1812-1815 [I.E. ACHTZEHNHUNDERTZWÖLF-ACHTZEHNHUNDERTFÜNFZEHN]:...

Theodor Rehtwisch

Digitized by Google

MICHIGAN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
3 1293 00696 7941

LIBRARY
Michigan State
University

Digitized by Google

75-

PLACE IN RETURN BOX to remove this checkout from your record.
TO AVOID FINES return on or before date due.

DATE DUE	DATE DUE	DATE DUE

MSU Is An Affirmative Action/Equal Opportunity Institution

Digitized by Google

Digitized by Google

Ruhmesmal der Leipziger Völkerschlacht

Sonderaufnahme für „1812—1815 Geschichte der Freiheitskriege"

Digitized by Google

1812–1815

Geschichte der Freiheitskriege

von

Theodor Rehtwisch

Zweite Auflage

Im kriegshistorischen Teil neubearbeitet

von

Karl Bleibtreu

Mit etwa 350 Abbildungen nach zeitgenössischen Gemälden, Stichen, Lithographien, Zeichnungen und Karikaturen

Zwei Bände in einem Band

Band I

Schlesische Verlagsanstalt G. m. b. H.

Berlin W 57

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.
Jedweder Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Übertragung in fremde Sprachen vorbehalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes

Seite

Einleitung des Bearbeiters zur 2. Auflage 7
Vorwort zur 1. Auflage 17
1. Kapitel. Der kleine Korporal 19
2. Kapitel. Preußen und Deutschland 47
3. Kapitel. Die eisernen Würfel 79
4. Kapitel. Die Völker regen sich 139
5. Kapitel. Der Aufmarsch 191
6. Kapitel. Der Vormarsch 215
7. Kapitel. Von Wilna bis Witebsk 232
8. Kapitel. Smolensk 254
9. Kapitel. An der Moskwa 276
10. Kapitel. Moskau 299
11. Kapitel. Dem Untergang entgegen 324
12. Kapitel. Krasnoi 342
13. Kapitel. Die Flügelheere 355
14. Kapitel. Beresina 366
15. Kapitel. Das Neunundzwanzigste Bulletin 385
16. Kapitel. Grenadier' im Weiberrock 390
17. Kapitel. Tauroggen 401
18. Kapitel. Der „Verrat" des Generals von York 416
19. Kapitel. Rüstungen und Ränke 429
20. Kapitel. Königsberg 447
21. Kapitel. Breslau 464
22. Kapitel. Der Aufruf 476
23. Kapitel. Die 32. Militärdivision 505
24. Kapitel. Vor Magdeburg 530
25. Kapitel. Scharnhorsts Kriegsplan 538
26. Kapitel. Österreich und die Rheinbündler 542
27. Kapitel. Der Kaiser 554
28. Kapitel. Das Hauptquartier des Kaisers 564

Digitized by Google

Einleitung des Bearbeiters zur 2. Auflage

Das iſt ein prächtiges Buch, mit ſo leichtflüſſiger Feder und ſo ſicherer Beherrſchung des reichen Quellenvorrats hingeworfen, daß man lebendigſte Anſchauung jener großen Zeit gewinnt. Ein Vorbild bot wohl Johannes Scherrs altes Blücherbuch, der noch weiter in die Vor-Vergangenheit zurückſtieg, um ſowohl den Revolutionszuſammenbruch der alten Geſellſchaft als das Emporkommen von napoleoniſcher Militärdespotie und das Erwachen des Völkerzorns gegen ſo unerbittlichen Druck zu erklären. Daß Rehtwiſch ſich all den moſchusduftigen Schmutz der Unſittlichkeit ſparte, den Scherr mit Wohlbehagen zuſammentrug, tut dem bunten Moſaik ſeiner Umweltſchilderung wahrlich keinen Abbruch. Sein maßvolles Abwägen zwiſchen konſervativen und demokratiſchen Elementen der Befreiungskriege entſpricht dem richtigen geſchichtlichen Standpunkt. Ohne daß er ein Blatt vor den Mund nimmt, damalige Fürſtlichkeiten und Höflinge wahrheitsgemäß zu konterfeien, bleibt er nie blind für die Tüchtigkeit der geſchmähten „Junker", verrät ſogar eine etwas übertriebene Vorliebe für franzöſiſche adlige Offiziere im Vergleich zu den von „unten" Aufgeſtiegenen. Der kleine Prozentſatz von Altadligen unter Napoleons höheren Führern (Davout, Marmont, Eugen Beauharnais, Grouchy, Laſalle, Nonfouty) gehörte aber nicht durchweg zu den ethiſch Bravſten wie Lannes und Drouot oder militäriſch Begabteſten wie Soult und Maſſena. Der Verfaſſer legt Gewicht darauf, jeden auftretenden franzöſiſchen Führer zu charakteriſieren, dies verleitet ihn aber zu unvollſtändigen und oft anfechtbaren Urteilen, da auch heute noch infolge immer neu zuſtrömender Einzelangaben die richtige Feſtſtellung nicht abgeſchloſſen ſcheint. Beſonders die zahlreichen Memoiren geben oft ein widerſprechendes Bild, ſo ſchildert z. B. Marbot den zweifellos üblen Augereau als bieder, Boucher des Portes den groben Vandamme als höflich, den höflichen Ney als grob und hochfahrend, und wenn Rehtwiſch die böſen Gloſſen Thiebaults über Davout für bare Münze nimmt, warum dann nicht auch das weit Schlimmere, was Thiebault über Macdonald äußert und dem wir aus mancherlei Gründen beipflichten? Lang und breit aus Macdonalds Memoiren zitieren, die auf uns den ungünſtigſten Eindruck machen, hat keinen Quellenwert, und wir ſehen nicht gern, daß Rehtwiſch bei „Tauroggen" den nobeln Sinn des Marſchalls betont, während deſſen Glattzüngigkeit vielmehr in freche Arroganz gegenüber York ausbrach und deſſen Rückſichtsloſigkeit rechtfertigt. Auch die herkömmliche Bevorzugung Reyniers in allen deutſchen Berichten widerſpricht verſchiedenen Tatſachen ſeiner Laufbahn. Die geringe Kenntnis einſchlägiger Literatur bei deutſchen Kriegsſchriftſtellern meldet ſich ergötzlich in Boguslawskis gelegentlicher Wendung: „bei dem anerkannt edlen Charakter des Marſchalls Saint-Cyr", während dieſer nach einſtimmiger Ausſage ein anerkannter Schuft war. Die einzigen wirklich leſenswerten Memoiren eines Marſchalls, die von Marmont, gelten zwar als die namhafteſten, dürften aber von wenigen gründlich oder nur mit voreingenommener Oberflächlichkeit geleſen ſein, indem man ſie einſeitig als Fundgrube für Napoleonanſchwärzung benutzt, was durchaus dem wahren Inhalt widerſpricht. Dieſer pſychologiſch intereſſanteſte Paladin des Korſen kommt bei Rehtwiſch entſchieden zu kurz.

Bei den Führern der Verbündeten oder ihren Staatsmännern fällt die Beurteilung leichter; indeſſen weiß Rehtwiſch nichts Genügendes über Wellington, und wenn Schwarzenberg von preußiſchen Hiſtorikern über Gebühr geſchmäht wird, ſo ſpielte er jedenfalls 1814 eine bedenkliche Rolle und ſeine gehäſſigen Briefe an Metternich über alles Preußiſche zeugen keineswegs von ſeinem gerühmten vornehmen Weſen. Herz-

Digitized by Google

erhebend wirken ja überhaupt nur die Gestalten Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Bülow, obschon letzterer so wenig persönlicher Eitelkeit und Rechthaberei entbehrte wie der von Rehtwisch treffend gezeichnete unerträgliche York. Reine Licht- und Idealmenschen darf man unter schwachen Sterblichen eben nicht suchen und Rehtwisch würdigt z. B. Friedrich Wilhelms III. vortreffliche Eigenschaften wie wir, verkennt aber nicht seine unliebenswürdigen Schattenseiten.

Jeder deutsche Geschichtschreiber gerät in besondere Klemme, wenn er heute unbefangen und ehrlich die Dinge betrachtet, durch das einzigartige Schauspiel, das den Befreiungskrieg Preußens zum poetischsten Drama der Weltgeschichte macht: Kampf eines begeisterten Volkes gegen einen so Gewaltigen, daß die innere Teilnahme des Unparteilichen, der sich von Chauvinismus lossagt, fortwährend hin und her schwankt. Wir sagen ohne Scheu: die Erhebung des preußischen Volkes steht ohnegleichen da, die Antike hat nichts, was sich an heldenhafter Aufopferung damit messen könnte, deshalb geziemt sich gerade heute, aus dieser Erinnerung die Hoffnung zu schöpfen, daß wahrer ethischer Idealismus, nicht eine vor Blut und Eisen zurückschreckende Maulideologie, unserer glorreichen Ahnen nicht ganz im Blut der Nachkommen erlosch. Wer aber den Franzosenhaß heute ebenso grimmig teilt wie jene einst, der wird sich freuen, daß diesmal die Gefühle sich nicht zu zersplittern brauchen wie damals, wo trotz aller vaterländischen Erbitterung — jedem guten Deutschen kocht das Blut in den Adern, wenn er an die unverschämte Bedrückung und Aussaugung denkt, die wir ja heute in fast vermehrter Auflage genossen — bei vielen scheue Napoleonsbewunderung diese übermenschlich wirkende Erscheinung gleichsam von den unterschiedslos gehaßten Franzmännern abtrennte. Mit der „kalten Dämonenbrut" meinte Heinrich von Kleist eigentlich nur diesen einen, der sich selbst den Letzten Römer nannte, und der im Sturz wahrlich noch mit römischem Hochmut sterben konnte, wie Kleists Varus: „Rom, wenn du fällst wie ich, was willst du mehr?" Nun sind aber die Worte „kalt" und „Dämon" viel zu eindeutig, um irgendwie Napoleons Wesen zu erschöpfen, auch darüber schrieb sein ältester Jugendfreund Marmont Beherzigenswertes. Daher darf man nicht glauben, daß Rehtwischs deutsches Herz sich dazu bequemte, den Titanen von allen Seiten seines Postaments zu beleuchten, er schaut die Marmorstatue nur aus bestimmter Sehrichtung an, etwa in Nachfolge Treitschkes, der ja auch von des Korsen angeborener Verlogenheit schwätzt. Der große Bulletinverfasser war sich jedoch seines Treibens so bewußt, daß er gestand: „Ja, es war Charlatanerie, aber von der höchsten Art". Klappern gehört nun mal zum geschichtlichen Handwerk immer und überall, auch Moltke meinte offen, die „Prestigen" müßten aufrechterhalten und die Tatsachen danach „appretiert" werden. Napoleons berüchtigte Bulletins übertrieben mit Vorbedacht nach solchem System, daß er z. B. außer sich geriet, als die Pariser Presse 1814 von seiner Minderzahl sprach, um seine Siege zu erhöhen. Nein, sie sollten lügen, daß er große Streitkräfte habe. Sein Prahlen entsprang also nicht Eitelkeit, sondern rein praktischen Absichten.

Jeder Oberst fiel in Ungnade, der ihm den richtigen geschmolzenen Regimentsetat vorlegte, woran er sich freilich seit 1812 gewöhnen mußte, und er mag nicht mal ganz unrecht gehabt haben, wenn er dies als Protest gegen zugemutete Strapazen auffaßte und an absichtliches Übertreiben des Strapazenabgangs glaubte. Jedenfalls besteht Zweifel, ob die „Kaiserlichen Musterrollen" jemals, besonders in Spanien, die Wahrheit enthielten, regelmäßig geben authentische Einzelangaben von Mithandelnden ein wesentlich anderes Bild viel geringerer Stärke. Gleichwohl schreiben alle nichtfranzösischen Historiker für Sommer 1813 die von Bernhardi aufgebrachten Ziffern nach, als ob Napoleons Korrespondenz hier in Erz gehauen Gewißheit biete, während er doch nur seinen Leuten durch übertriebene Selbstschätzung seiner Masse Mut machen wollte. Auch schneidet er noch ziemlich gut ab, vergleicht man die offiziellen Heerberichte der Gegner, wobei die Russen (bei denen laut Tschitschagows ungedruckten Memoiren Lügen zum Armeesystem gehört) und Engländer den Vogel abschossen. Für die Kämpfe von 1813 bestehen viele Legenden, denen Rehtwisch leider immer folgt, ermutigt durch die Veröffentlichungen der preußischen Generalstabsserie von 1904. Nichtsdestoweniger muß man einräumen, daß er sich trotzdem ehrlich bestrebte, die Gewaltigkeit Napoleons ins rechte Licht zu setzen. Dies erhöht den dramatischen Schwung seiner Darstellung.

1814/15 hätte nur besonderes Glück Napoleons verzweifelte Lage einrenken können, 1813 aber führte nur andauerndes Pech seine völlige Niederlage herbei, während die Verhältnisse ihn sonst zuversichtlich stimmten.

Digitized by Google

Nicht als ob er nicht selber Mitschuld am bösen Ausgang getragen hätte, doch es befriedigt, daß Rehtwisch betont, sein Genie habe immer noch auf der Höhe gestanden. Die durch Yorks bekanntes Buch „Napoleon als Feldherr" eingebürgerte Fabel vom Sinken seiner Feldherrnkunst seit 1807 entbehrt jeder Begründung. Nur eins bleibt wahr, daß seit Errichtung seiner absoluten Hegemonie stets der „Kaiser" dem „General" ins Handwerk pfuschte, der bittere Zwang, an allen Eroberungen festzuhalten, um sein Prestige in Frankreich selber zu wahren. Er focht im Grunde für den Bestand seiner Dynastie, wenn er alle Forderungen der Verbündeten abwies, die es ja auch mit Frieden nie ehrlich meinten, sondern auf seinen völligen Sturz hinarbeiteten und sich auch mit Erfüllung ihrer tatsächlich ungeheuerlichen Forderungen auf dem Prager Kongreß schwerlich auf die Dauer zufrieden gegeben hätten. Höchstens auf Österreichs schwankende Politik konnte er noch rechnen, um seinen Thron und einen schwachen Teil Gebietszuwachses zu retten, aber da Österreich auch von Englands Subsidien abhängig blieb und England bis zum äußersten durchhalten wollte, scheint diese Möglichkeit unsicher. Man geht daher auch fehl, die Invasion Rußlands als hirnverbranntes Abenteuer des Cäsarenwahns auszulegen. Wir wissen aus Talleyrands Memoiren, daß der Zar, auf den weit eher der Vorwurf überspannten Größenwahns paßt, schon in Erfurt an schneidenden Bruch mit dem Emporkömmling dachte und nur auf Gelegenheit lauerte. Dies war Napoleon wohlbekannt, obschon er sich blind stellte und diplomatische Maske vorband. Solange Rußland unheimlich im Hintergrund stand, drohte immer wieder die Gefahr europäischer Koalition, und indem es die für Napoleons politisches System unbedingt nötige Kontinentalsperre nicht mehr mitmachte, gab es triftigen Kriegsgrund für den Zweck, es endlich so zu schwächen, daß Österreich und Preußen nie wieder auf russische Hilfe bauen durften. Daß er letztere zwang, selber dabei Heeresfolge zu leisten, hatte den diabolischen Zweck, sie obendrein noch dauernd mit Rußland zu entzweien. Das fürchterliche Mißlingen des politisch ganz logischen Unternehmens kann man nicht einer Umdunklung des Genies in die Schuhe schieben, sondern dem vorbestimmten Walten unerforschlicher Mächte. Die Vorbereitung konnte an Sorgfalt nicht übertroffen werden, und daß sie so gar nicht ausreichte, lag in der Beschaffenheit des menschenleeren unbebauten Raumes und der barbarischen Hartnäckigkeit seiner Bewohner, die man in Paris unmöglich so kennen konnte. Die Unbilden der nordischen Witterung kannte man hingegen recht gut von 1807 her, wo die Franzosen sie doch „mit herkulischer Kraft" ertrugen, wie Prinz Eugen von Württembergs Memoiren bekennen. Was man dagegen nicht erwartete, war die gräßliche Hitze beim Vormarsch, die zerstörender wirkte als der Rückzug. Des neuen Attila Intellekt und eiserner Wille blieben bis zuletzt ungeschwächt; daß ein so kluger Beobachter wie Stendhal, der als Dragoner den Feldzug mitmachte, den Hintertreppenwitz verbreitete, „Napoleon sei beim Rückzug zeitweise geistesgestört gewesen und habe sich ‚Pompejus' unterzeichnet," beweist die Leichtgläubigkeit Fernstehender. Wichtiger ist ein Brief des begabten Erzherzogs Johann, wonach damals niemand am Sieg Napoleons zweifelte.

Das tat man auch nicht im Mai 1813, nur die wilde hochherzige Entschlossenheit des ganzen Preußenvolks mit Ausnahme des Hofes vertröstete sich damit, daß man mindestens mit Ehren untergehen werde und Verzweiflungskampf weiterem faulen Frieden vorziehe. Erst Österreichs Beitritt verschob die Lage zu ungunsten Napoleons, immerhin benutzte er die Waffenstillstandsfrist, um den Mangel an Kavallerie zu beheben, die Artillerie zu verstärken und eine neue Große Armee aus dem Nichts zu schaffen. So großartig diese Organisationsarbeit, wird man keinem Vernünftigen einreden, daß ihm möglich war, nach schwerem Frühjahrsverlust eine den verbündeten Streitkräften irgendwie ebenbürtige Stärke aufzubringen. Freilich machte die von Rehtwisch richtig hervorgehobene militärische Schwäche seines Milizaufgebots — anders kann man diese mobilisierten Nationalgarden und ungedrillten Rekruten nicht nennen — sich wenig geltend, da kriegerische Anstelligkeit, Vaterlandsstolz und noch unerschütterter Kaiserkult der Franzosen den moralischen Faktor aufrechterhielt, und drüben auch wenig „alte" Truppen ins Feuer kamen, zudem die Kriegserfahrenheit der napoleonischen Offizierkorps ins Gewicht fiel. Nur im Preußenheer gab es Führer von gleicher und sogar überlegener Tüchtigkeit den Marschällen und Divisionären gegenüber. Mit Ausnahme Soults waren doch alle großen Namen vereinigt und Napoleon selber trägt die Schuld, daß er für selbständige Kommandos schlechte Auswahl traf und die Begabtesten nicht an rechte Stelle setzte. Davout

Digitized by Google

und Gouvion Saint-Cyr verbrauchte er in den zwei Ecken seines Kriegstheaters mit geringen Kräften, den hochbegabten Marmont ließ er als bloßen Korpschef, während er dem unmöglichen Oudinot und dem fragwürdigen Macdonald zu unersetzlichem Schaden Heere anvertraute. Um so seltsamer, als der im äußeren Range neben Davout höchststehende Ney im Frühjahr die Hauptrolle spielte und trotz mancher Fehler sich ausgezeichnet hatte. Anciennitätsrücksichten können Napoleon nicht bestimmt haben, denn wenn Saint-Cyr erst 1812, so wurde Marmont schon 1809 Marschall wie Oudinot und Macdonald, der als Korpschef untergeordnete Victor schon 1807. Ganz verfehlt war Ernennung des Ingenieurs Bertrand zum Korpschef, der sich sogar in seinem Fach bei Wartenburg blamierte. Diese psychologischen Fehlgriffe unterhöhlten des Meisters strategisch günstige Stellung, nun zeigte sich so sehr die entscheidende Wichtigkeit der Besetzung hoher Kommandostellen auch auf verbündeter Seite. Nur die Tatkraft Blücher-Gneisenaus und Bülows entschied den Feldzug allen Mißgriffen Schwarzenbergs und Bernadottes zum Trotz. So geschah es erst recht 1815, wo der weltberühmte hochmütige Wellington zur Vernichtung reif gewesen wäre, wenn die Preußen ihn nicht herausrissen.

Rehtwisch tut zwar des Guten zuviel, wenn er Scharnhorst und Gneisenau für Ebenbürtige des Schlachtenkaisers hält; daran fehlte noch gar manches. Immerhin erhebt es das deutsche Gemüt, zu wissen, daß nur Preußen den Imperator fällte. Nie genug kann man Erinnerung an diese wirklich große Zeit erwecken und wachhalten, insbesondere heute, wo Deutschlands „tiefste Erniedrigung" sich traurig wiederholte und wir vielleicht einst Ähnlichem wie dem Völkerfrühling eines gewaltigen Befreiungskrieges entgegengehen.

Doch wenn Rehtwischs farbiges, lebenstrotzendes Gemälde wirklich abschließend und abgerundet sein soll, dann müssen viele kleine historische Schnitzer oder voreilige Urteile beseitigt werden. Weil er begreiflicherweise die einschlägige militärische Fachliteratur nur sehr bruchstückweise kennt, laufen nachgeschriebene Irrtümer aus offiziösen deutschen und russischen Quellen unter. Und da er mit so großem Eifer und Behagen die Persönlichkeiten auf französischer Seite und Napoleons Wesen und Treiben behandelt, so ziemt sich, hier außer mancher Berichtigung auch Lücken zu stopfen und neue Beleuchtungen zuzufügen.

Die von tausenden großer und kleiner Federn beschriebene Napoleonsära liegt selbst nach 100 Jahren nicht ganz klar vor Augen, allen Personen und Ereignissen klebt Irrtum aus Lobpreisung und Verkennung an. Gewinnt man da nicht einen Maßstab für die Unmöglichkeit, schon heute für den Weltkrieg etwas Abschließendes zu äußern? Nun, gründliche Prüfung, Statistik, Divination vermögen viel. So verdienen auch Marmonts Denkwürdigkeiten weder voreiliges Beiseiteschieben noch unbedingtes Vertrauen, wie Parteiinteresse ihm beides so reichlich zuteilte. Wieviel allzu menschliche Rücksichten müssen stets unbefangenem Aufschluß der Wahrheit entgegenarbeiten! In Marmonts Leben und traurigem Ende verbirgt sich eine Seelentragödie, Stoff für Shakespearische Weltironie. In Einzelheiten tendenziös subjektiv und nur dort vertrauenswürdig, wo seine eigenen Briefe und Akten den Beleg liefern, triumphiert über seine Verbitterung gegen Napoleon, „den Menschen, den ich am meisten liebte", sein ungewöhnliches Verständnis. Für Erkalten dieser Liebe hatte er genügenden Grund. Man begreift schwer, warum Napoleon seinem ältesten Freund und „Entdecker", der am frühesten Bonapartekult trieb, so wenig Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wer sich nur auf Napoleons Dienstkorrespondenzen verläßt und nicht Marmonts Antworten studiert, wird wie Napier, Houssaye und andere Napoleonsvergötterer blind auf des Kaisers Zornergüsse über Salamanca, Athis, Znaim schwören, doch Marmont hat viel dawider zu sagen. Zwar rühmt er sich zu beflissen seiner eigenen Gerechtigkeitsliebe. Seine gehässige Ranküne gegen Soult macht ihn verdächtig. Er verhöhnt Chateaubriand, dessen Poesie der Selbstanbetung ja nicht nach jedermanns Geschmack, doch einen literarisch und wissenschaftlich so hochgebildeten Mann, wie diesen weißen Raben Marmont unter den durchaus ungebildeten Marschällen (nur Saint-Cyr hatte gewisse intellektuelle Neigungen), sollte das doch nicht für den Stilzauber jenes bourbonischen Autor-Ministers blind machen? Uns kümmert nur sein Klarsehen oder Selbstblenden bezüglich Napoleons. „Ich bedaure nur Eins, daß ich Ihn nicht nach Elba begleitete, gleichviel welche Folgen mir daraus erwachsen wären", so räumt er sein besonderes Verhältnis zum Gestürzten ein. Kann er aber für sich dieselbe Anhänglichkeit bis zum Tode beanspruchen, wie der Elba- und Waterloogefährte Drouot („Drouot ist die Tugend" sagte Napoleon), der Edelste unter allen

Digitized by Google

Napoleoniſten, deſſen begeiſterte Treue menſchlich des Korſen reinſter Ruhmestitel bleibt? „Die Liebe entſchuldigt alles", doch die im Übermenſchen gepaarten Widerſprüche erſchweren ſelbſt dem kühlſten Realiſten das Urteil. Gewiß ſtand er nicht als Nietzſche-Ideal eines Ceſare Borgia jenſeits von Gut und Böſe, ſein Verachten und Verletzten konventioneller Moral entſprang nicht einer rundweg amoraliſchen Natur. Doch ſeine Anfälle von gefühlloſem Cäſarenwahn, nicht ohne eine gewiſſe antike Naivität, als ſei Auflehnung wider ihn Blasphemie und gebe Aufopferung für ihn erſt dem Leben eine Weihe, entſprangen zuletzt zweifellos antimoraliſcher Bosheit des Machtwillens.

Marmont unterſcheidet nun zwei Napoleone: Einen, den er ſchwärmeriſch über alles liebt, und Einen, den er haßt. Der eine, „nüchtern, gleichgültig gegen Materielles, gütig, gerecht, wahrer Zuneigung fähig, großmütig gegen ſeine Feinde", wie ſtutzen da wohl alle Napoleonhaſſer sans phrase über ſolche Dithyramben des Mannes, der ihn am längſten kannte. Aus dieſem Helden, Genie in allem, wird der andere: „ſinnlich, bequem, blaſiert, von ſataniſchem Hochmut, ſein Gefühl abgeſtumpft, ohne ihn zwar ſchon böſe zu machen, doch die Güte iſt nicht mehr aktiv, ſondern paſſiv, ſein Geiſt immer noch der umfaſſendſte und produktivſte, der je war, doch ohne feſten Willen, ſeine Beweglichkeit gleich der Schwäche." Iſt ſolche Problemſtellung, Vorwegnahme der Theſe vom Doppel-Ich, undenkbar? Kaum. Kann ein Superego übernatürlicher Kräfte und heroiſcher Idealität nicht mit dem „Andern" reinkarnierter Nervinſtinkte in Zwieſpalt geraten? Nachdem berauſchendes Glück ihm den Wirklichkeitsſinn raubte, beſſerte ſein prometheiſches Unglück nicht ſein Schwanken zwiſchen Wahrheit und Selbſttäuſchung, wo er ſich ſah wie er ſein ſollte, es aber nicht geworden war, unter Verirren und Verſinken in Äußerlichkeit und Weltlichkeit. (Übrigens endete auch Cäſar nach Ferreros Darſtellung in phantaſtiſchem Größenwahnſinn.) Doch ſelbſt ſo noch blieb er ein Liebling des Schickſals, das ihn durch ausgleichende Strafe erſt der Welt teuer machte, und ſein Hinſcheiden mit ſo unvergänglicher Glorie übergoß, daß er der hiſtoriſch Überlebende bis heute blieb. Überſpannte Napoleonsmythologie darf nicht ins entgegengeſetzte Extrem moralinſaurer Philiſterei verfallen wie Taine, Lanfroy und Genoſſen; was man Arges in den Lettres inédites fand, würde man vielleicht noch bei jeder Geſchichtsgröße finden, wenn es dort noch unveröffentlichte Briefe gibt! Doch ſtrenge Kritik, ſoweit ſie ehrlich und begründet, an ſeinem Allzumenſchlichen iſt nützlich, ſofern ſie maßloſem Geniekult ſteuert, den ſich ja auch jeder Mindere anmaßen könnte. Wenn Goethe ihn gleichſam als verkörperte Idee und Hegel gleichſam als fleiſchgewordene Vernunft der Weltphänomenologie anſehen, ſo kann man gleichwohl bei ihm auch Unvernünftiges beobachten und zwar gerade im Verhältnis zu Marmont. „Er hat Talent, zu viel Talent", ſpielte dieſe Zweideutigkeit auf Marmonts unbotmäßige Selbſtüberhebung an?

Man wird nicht behaupten, daß er ſich derlei gegen den Meiſter zuſchulden kommen ließ, wohl aber bat er ſich freimütige eigene Meinung aus, und dieſe ſelbſtändige Urteilsſucht verbat ſich der Kaiſer, vielleicht hielt er deshalb ſeinen „Freund" vom Pariſer Hof fern, verbannte ihn auf „unbedeutenden Poſten" der Illyriſchen Provinzen, obſchon er es mit dem Herzogstitel Raguſa verſüßte. Daß er 1805 ſein Korps nur kampflos ſpazieren führte, war ſein gewöhnliches Pech, aber daß Napoleon ihn militäriſch erſt 1809 verwertete, als es zur Verteidigung Illyriens nicht mehr zu umgehen war, mußte der ehrgeizige Mann als Kränkung empfinden. Wie muß es an ihm gefreſſen haben, nur als kaiſerlicher Günſtling zu gelten, was er gar nicht war, dagegen ein großes militäriſches Talent, was niemand wußte, weil er ja bei keiner der weltberühmten Aktionen mitwirkte. So genoß er bei der Armee kein Anſehen, ſelbſt bei Wagram verfolgte ihn das Pech, denn er ſelbſt macht jedem Zweifel ein Ende, daß Napoleon ſeinen Vorſchlag, Oudinots Linke zu decken, abſchlug, weil er eine ganz unberührte Truppe behalten wollte. Deshalb mußte man das dem nichtfechtenden Marmont verliehene Marſchallspatent als bloße Gunſtlaune betrachten, denn ſein glänzender vorheriger Feldzug gegen den Banus von Kroatien blieb unbekannt. Als dann ſein Ehrgeizeifer ihn zu iſoliertem Vorgehen bei Znaim verlockte, rüffelte ihn der Kaiſer übermäßig, zumal Marmont ſeine Gefechte an ſich vortrefflich leitete, mit dem groben Wink: „wenn Sie nicht mal 12000 führen können, wie ſollte es erſt mit 120000 werden!" Alſo hat wohl der „Freund" anſpruchsvoll ſich in die Bruſt geworfen, was dem Kaiſer zu Ohren kam. Wer Marmonts Antworten zu Rate zieht, wird nicht poltern, weil er ſtatt am 23.

erſt am 26. in Graz einzog, und Broussiers ihm nicht gehorchen wollte, wie ihn denn auch Vizekönig Eugen ziemlich reſpektlos behandelte. Aber Napoleon war ſtets mit dieſem Getreuen unzufrieden: als er eine gewiſſe Zögerung auf ſeinen unfähigen Diviſionär, den alten Montrichard, abwälzte, fuhr Napoleon ihn an: er könne ſich alſo nicht Gehorſam verſchaffen. Wenn er ihm aber ſchrieb, ſein kleines Korps enthalte die beſten Kerntruppen der ganzen Armee, ſo bedeutet dies doch Huldigung vor Marmonts Ausbildungsgaben und man darf ſich hier erinnern, daß ſein anderer Diviſionär Clauzel nachher in Spanien der bekannteſte Korpschef wurde, in Marmonts Schule gebildet. Wenn Napoleon ihm an den Kopf warf, er habe abſichtlich bei Znaim den älteren Marſchall Davout nicht um Hilfe angerufen, um ſeinem Ehrgeiz zu frönen, ſo darf man die würdevolle Verſicherung, er habe nie Egoismus gekannt, wohl belächeln, ohne aber blind dafür zu ſein, daß ſeine Verteidigung richtig ſein kann. Sachunkenntnis macht nur zu oft den Fehler, hiſtoriſch nicht beide Parteien zu hören. Wenn Marmont ſich auf ſeinen Freimut etwas einbildet, ſo fehlt es ſeinen Rapporten nicht an demütiger Überſchwenglichkeit, wohl ernſtgemeinter Begeiſterung.

Jedenfalls ließ Napoleon keine Gelegenheit vorübergehen, den „Freund" fühlen zu laſſen, daß er keinerlei Günſtlingſchaft erwarten dürfe. Man darf hier nicht an Unterdrückung ſelbſtändiger Begabungen denken, wie man es kritiklos Saint-Cyr nachſchreibt, ſondern ängſtliches Vermeiden jeder Günſtlingſchaft. Seine Intimſten, Duroc und Junot, durften ihre Ranganſprüche nie zum „Marſchall" erheben, Duroc blieb nur Hofmarſchall, Junot nur General, wurde auch nur deshalb aktiv verwendet, weil er bei den Truppen beliebt war. Sonſt freilich kann man ſich des Eindrucks nicht erwehren, daß ſeine Getreuen Napoleon minder liebten als er ſie. Lannes und Beſſières fielen zu früh, um die Feuerprobe der Verſuchung zu überſtehen, Berthier erlag ihr. Übrigens empfahl Marmont erſt Duroc an Bonaparte, doch Durocs Einfluß half nie ſeinem Lebensfreunde, ſein kaltes Weſen ließ keine Herzenswärme zu. Wenn Marmont ſeine Meinung über alle Kreaturen und Marſchälle nicht verheimlicht, auch vom Vizekönig den Legendenflor abſtreift, ſo ſickerte allmählich zu viel durch, als daß wir nicht ſelbſt ihm hierin beipflichten müßten. Napoleon hatte offenbar das ſeeliſche Bedürfnis ſich einzubilden, es gebe noch treue Herzen, doch „Unſer vielgeliebter Sohn Eugen", an dem er ebenſo hing wie an der Joſefinenlegende, war kein Denkmal der Aufopferung, ſondern hintertrieb und unterſchlug drei Befehle Napoleons, mit 38000 alten Soldaten zu ihm zu ſtoßen, nachher machte er aus der Not eine Tugend. Trotz berechtigter Verärgerung (ſein wildgereizter Brief vom 20. Oktober 1813 ſcheint den Kaiſer eher verſtimmt als gebeſſert zu haben, denn das Bulletin am 15. Februar 1814 ſchweigt ſchon wieder Marmonts großartige Leiſtungen tot und Napoleon leiſtete nie Abbitte für „die Demütigung, ſich ſo vergeſſen zu ſehen") errichtete Marmonts Ehrgefühl ſeinem Idol einen Tempel in dieſen Memoiren, deren Schmerz unglücklicher Liebe von Unlauteren mißbraucht wird; man zitiert ihn immer nur da, wo es in den Kram paßt.

Doch er ſetzt uns in Verlegenheit in Sachen Soult, er, der Meiſtverleumdete, wurde hier ſelbſt zum Verleumder. Seinen Feldzug gegen Soult ſetzte er ſogar noch in Wien durch belehrende Vorträge vor Napoleons Sohn fort, wo er ſeine bête noire zur Zielſcheibe wirrer Gehäſſigkeit erkor. Da er nie mit Soult zuſammen diente, urteilt er nur vom Hörenſagen, alles iſt falſch. Sein Gewährsmann Junot, wahrlich kein Heiliger, gehörte zur Clique Berthier-Murat, die nichts Wichtigeres zu tun hatte, als gegen Soult ihren Haßneid auszuſpritzen, deſſen Berühmtheit und überragende Größe der Stein des Anſtoßes war. Warum tobt er nicht gegen Räuber und Reklameſtreber wie Maſſena und Bernadotte? Marmont macht ſich zum Sprachrohr ſolcher Erbärmlichkeiten leider auch nur aus Neid, ſeine einzige Berührung mit Soult zur Rettung von Badajoz gibt ihm Anlaß zu giftiger völlig ſinnloſer Verdächtigung. Er entblödet ſich ſogar nicht, den Überfall von Arogo Molino zu beſpötteln, als ob Soult für ſeine Unterführer verantwortlich und als ob Marmont nicht etwas Ähnliches von unvergleichlich ſchlimmerer Bedeutung perſönlich bei Lawn zugeſtoßen wäre! Wer im Glashauſe ſitzt ... Auch den auffälligen Verleumdungsverzicht auf die Fabel, Soult habe 1810 abſichtlich Maſſena im Stich gelaſſen, durchſchauen wir: es ſoll durchleuchten, wie konfus Napoleon aus der Ferne die Dinge gehen ließ, Maſſenas „Unfähigkeit" ſoll aber nicht durch Soults angebliches Verſchulden entlaſtet werden. Wir haben für ſo hämiſche Verhetzungen nur ein Pfui. Wieviel „Hiſtoriker" ſchöpften aber ihre Soult-Kenntnis aus Marmonts Memoiren! Aus Napier konnte dieſer

Digitized by Google

ſich ja unterrichten, wie der Feind die Dinge anſah. Sogar in Seydlitz' Tagebuch von 1812 ſieht zu leſen, die franzöſiſchen Offiziere hätten von Davout und allen andern geringſchätzig, nur von Soult mit hoher Anerkennung geſprochen. Wenn Marmont ſich über Zurückſetzung beſchwert, was ſollte dann erſt Soult ſagen, der ſich mit dem nichtsſagenden Titel „Herzog von Dalmatien" begnügen mußte, während Davout „Herzog von Auerſtädt, Fürſt von Eggmühl", Ney „Herzog von Elchingen, Fürſt von der Moskwa", Maſſena „Herzog von Rivoli, Fürſt von Eßling" hießen, ihn an Rang und Dotation überſtrahlten, während ſein Todfeind Berthier ſich als „Fürſt von Wagram (!), ſouveräner Fürſt von Neufchâtel" aufs höchſte Pferd ſetzte! Ihn aber, der am wenigſten Grund hatte, für Napoleon zu ſchwärmen, bei Waterloo bis zuletzt an deſſen Seite zu ſehen, dies ſchöne Hiſtorienbild wurmte Marmont wohl am meiſten!

So wird alſo die immanente Gerechtigkeit der Dinge gerettet: Marmonts Schickſal lag in ſeinem durchaus vornehmen, doch durch ungeſättigten Ehrgeiz verdüſterten Charakter. „Auch dieſer hat ſeinen Glücksſtern!" rief er bei Elboden aus, Verzweiflungsſchrei aller Verkannten, die keine Fortunate ſind! Auch über Wellington urteilt er trocken abſprechend von oben herab. Niemand hoffe, von ihm Lobſprüche zu hören! Die bittere Ironie, womit er die Widerſprüche in Berthiers Anordnungen ſtreift, verſteigt ſich zur Drohung: „Ich weiß nicht, was ich tun werde, um mich vor jeder Art falſcher Anſchuldigung zu ſchützen" (2. März 1812). Berthiers Antwort am 12. iſt kalt und formell, enthält aber keine neuen Unanſtändigkeiten, um ſo unanſtändiger Marmonts Verhöhnung Soults, der ihn am 11. kameradſchaftlich einlud: „Mir wäre es eine große Freude, Sie hier umarmen zu können." Indeſſen fiel es Marmonts gerechtem Unwillen ſchwer, Geduld zu bewahren, wenn Berthier ihn anſchnauzte, er habe den Sinn der Ordres mißverſtanden, weil er nur zu gehorſam ſchroffe beſtimmte Weiſungen ausführte. Noch 1810 entwarf Napoleon die Operation Maſſena-Soult klar und genial mit übernatürlichem Ferngeſicht aus Paris, nur unberechenbare Widerwärtigkeiten (alle Kuriere an Soult von Guerilla abgefangen!) und Irrungen Maſſenas aus ſchmutzigen Gründen vereitelten den Plan. Jetzt aber verfiel der Meiſter in den Fehler eines Theoretikers am grünen Tiſch, der mit Truppen wie mit Bleiſoldaten hin und herſpringt, während jede Bewegung in Spanien aufreibende Schwierigkeiten mit ſich brachte. Zwar bewies er auch hier die Vorausſicht, daß Marmont „Unfälle erleiden werde", doch ſein verdunkelter Wirklichkeitsſinn erlag zügellos dem Wahn, man könne aus Paris die ſpaniſchen Angelegenheiten ſo überſchauen, wie die Einbildung es wolle. Hätte übrigens Marmont bei Salamanca anders gehandelt, ſo hätte ihm Napoleon den Kopf gewaſchen, daß man ſo günſtige Gelegenheit entſchlüpfen ließ. Seine Ausrede an Jomini: „Ich überließ mich in Spanien denſelben Kombinationen, die uns anderswo ſo gut gelangen" richtet ſich ſelbſt.

Wenn unterm Scheinwerfer der Wahrheit manches Preſtige verdunkelt und mancher Unbekanntere in hellem Licht erſtrahlt (Weltkrieg), ſo darf man auch nie unbedingt mit Marmonts Angaben einig gehen. „Daß die Schlacht bei Valencia nur aus Attacken der 8. Huſaren, 13. Küraſſiere beſtand, erfindet er für Suchets „Mittelmäßigkeit". Lobt er Montbruns „hohe militäriſche Bildung", will er damit nur dem kaiſerlichen Günſtling Laſalle ans Leder, obwohl auch wir Bedenken gegen den noch von Thoumas betriebenen heutigen Laſallekult haben. Davout ohne weiteres als „mittelmäßig" abtun, iſt auch ein ſtarkes Stück und deſſen oft zitiertes Sklavenbekenntnis, er würde Weib und Kind für den Gebieter opfern, ſtammt wieder aus Marmonts vielgeleſenen Memoiren. Nur ſeltſam, daß Davout ein beſonders zärtlicher Gatte und Vater war! Man ſoll nicht alle Kinder mit dem Bade ausſchütten, dann ſeien wohl Marmonts ſämtliche Urteile mit Vorſicht zu genießen, denn meiſt trifft er das Rechte. Aber wenn er Grouchy 1814 vorwirft, daß er entweder zum Kaiſer ſtoßen, oder Marmont decken ſollte, doch keines von beiden tat und man hier ſchon Pflichtloſigkeit des Zauderers von 1815 entdeckte, ſo würden wir bedauern, dies unſern Anklageakten gegen Charras' Reinwaſchungsverſuche nicht beigefügt zu haben, wenn für wir obige Beſchuldigung nur irgendwelchen poſitiven Anhalt finden könnten. Und wenn Marmont geſteht, ihm bekanntgewordene Tatſachen hätten Grouchy-Verurteilung für 1815 beſtätigt, ſo ſollte er nicht das Märchen nachſchreiben, Grouchy habe zweimal umſonſt Verhaltungsbefehle geheiſcht. (Freilich bedurfte es 50 Jahre, um deſſen Winkelzüge und Fälſchungen zu entlarven, auch heute plärrt man ſie nach.) Was ſoll man ferner davon denken, daß Marmont den kleinen ſchmächtigen Maſſena wie einen Rieſen „mit eiſernem Körper" malt?

Digitized by Google

Da fällt uns freilich ein, daß Arndt gleichfalls York als riesigen Eisenfresser erwähnt, während alle andern Augenzeugen ihn als so klein wie Bülow schildern, daß man sich den kleinen Lannes als martialischen Heros denkt und Berthiers „kurze gedrungene Gestalt" (J. v. Müller) bei andern als hochgewachsen auftaucht! Technisch betrachtet, bedeuten Marmonts Glossen gegen Soult 1812 die gröbste Ungerechtigkeit: ersterer hatte mit 8 Divisionen nur die Strecke Valladolid-C. Rodrigo zu decken, letzterer mit 9 ganz Südspanien und dabei Cadix zu belagern; daß er dies 2 Jahre durchführte, ist bewundernswert.

Napoleons Verkennen der Lage 1813 schreibt er Maret zu, Abgötterei eines beschränkten Schmeichlers, doch weder gestattete Napoleon solchen Einfluß, noch verkannte er die Gefahr, wie seine eigenen „Notizen" dartun, und redete ihm Maret nach dem Munde, so war dies nur Echo des kaiserlichen Gedankens, daß man nichts dabei gewinne, sich unters kaudinische Joch zu beugen. Wenn Marmont ferner von uns den Glauben verlangt, er sei unfähig zu „falschem Ehrgeiz" und „Insubordination" (Napoleons Vorwürfe), dann sollte er sich doppelt schämen, daß Soult 1812 nie über Marmonts Niederlage höhnte und raste, obschon sie ihm seine liebste Hoffnung raubte und ihm Räumung Südspaniens bescherte. Der stolze, berühmte Marschall gehorchte dem unfähigen Josef, obwohl sein Scharfblick gewiß erkannte, daß Notwendigkeit nicht vorlag und Wellington seinen Siegeszug über Madrid einstellen mußte, solange Soult ihm im Süden auf rückwärtiger Flanke hing. Daß er auf Hilfeschrei seines Erzfeindes Josef sein „Königreich" Südspanien preisgab, ohne daß Napoleon selber es ihm anbefahl, und zur Rettung der Portugal-Armee den gemeinsamen Feind im Norden bekämpfte, rührt als strenges Pflichtgefühl und Seelengröße. Das hieß wahrlich persönliche Interessen zum Heil des Ganzen hintansetzen. Mit aufopfernder Selbstverleugnung unterwarf er sich dann dem alten Jourdan, so daß Unterlassungssünden bei Wellingtons Verfolgung überhaupt nicht ihm zur Last fallen, wie Marmont höhnt. Geradezu komisch wirkt die Fabel von Soults Zaghaftigkeit, der die größten Wagnisse übernahm. Wenn Marmont über Soults Alburra-Bericht spottet, so ist das eben so unwahr wie der Hohn, Soult habe in den gewonnenen Pyrenäenschlachten, einer der wildesten Offensiven auf schwierigstem Gelände, nutzlos die Hälfte seines Heeres vor Pampeluna geopfert, vielmehr glich nach unserer eindringenden Berechnung beiderseitiger Verlust sich aus. Die Schlachten bei St. Pierre 1814 zeugen von gleichem entschlossenen Offensivgeist, und was der neidische Kollege über „Toulouse" nörgelt, erinnert an Soults feine Ironie: „Bin ich Kriegsminister, gewann ich bei Toulouse; bin ich außer Amt, verlor ich." Ausgerechnet bei Toulouse erschien er in vorderster Reihe am gefährdetsten Punkt, den auch von Thiebault kolportierten Vorwurf persönlicher Mutlosigkeit widerlegte er übrigens schon früh bei Fleurus und Genua als Divisionär, während er als Feldherr dies nicht für nötig hielt mit richtigerer Ansicht von Wesen und Pflichten des Oberführers.

Das Charakterologische bei Toulouse bestand aber darin, daß er die Schlacht nur schlug, um vielleicht dem Kaiser in Fontainebleau Luft zu machen, treu dem gegebenen Wort: „Ich und mein Heer werden sich stets Ihres höchsten Vertrauens würdig zeigen", worauf Napoleon: „Ich schenke Ihnen mein ganzes Vertrauen, mehr habe ich nicht." Soult zog nachher nur ab, weil er Waffenstillstand und Abdankung nicht mehr verleugnen konnte, die er beide gekannt haben soll. Dies Verhalten in verzweifelter Lage hat etwas von antikem Heroismus. Wenn er 1815 wieder zum Kaiser hielt, an den ihn keinerlei Dankbarkeit für Wohltaten kettete (Napoleon benahm sich gegen ihn stets mißgünstig), so geschah dies ohne Illusionen einfach als Patriot. Die Legende, daß er „am meisten Plünderer" war, entstand offenbar durch seine Aneignung spanischer Gemälde für seine Kunstgalerie (der „ehrliche" Macdonald gesteht Ähnliches für seine Münzsammlung, seine „Uneigennützigkeit" klagt herzbeweglich über zu geringe Dotation!). Soults Adjutant Graf St. Chamans, der ihm übelwollte, weiß trotzdem gar nichts von Soults materiellem Eigennutz; er und später Flügeladjutant Baudus sind in ihren Memoiren voll notgedrungener Anerkennung, und „kalter Egoismus" ist eine Redensart, die am liebsten Selbstsüchtige im Munde führen. St. Chamans bekräftigt, daß unter Soult in Südspanien eine Ordnung und Rechtlichkeit herrschte wie nie zuvor, in unvergleichlich schwierigerer Lage, als Marmonts anerkennenswerte, doch friedlich ungestörte Verwaltungsarbeit in Ragusa sie vor sich hatte. Wenn er sich über Napoleons grobe Winke erbost „die Rechnungen werden hier in Paris durchgesehen", was wieder mal die Sage niederschlägt, er habe seinen „Günstling" zur Selbst-

Digitized by Google

bereicherung dorthin geschickt, und wir Marmonts Abwehr richtig finden (seine Aktenstücke im Anhang sind immer psychologisch wichtiger als der Text), so bringt Rodier Dokumentäres über seine verschwenderische Prachtliebe, die ihn, auch in der Ehe sehr unglücklich, manchem Verdacht aussetzte. Jedenfalls sollte er aus eigener Erfahrung wissen, daß die Welt nicht nur das Strahlende, sondern auch das Allzumenschliche zu schwärzen liebt. Ja, unzweifelhaft, als im November 1812 mindestens 80000, wovon 12000 Reiter, mit 120 Kanonen, gegen Wellingtons 64000 mit 70 Kanonen vereinigt waren, hätte eine Entscheidungsschlacht ganz andere Ergebnisse gebracht als bei Salamanca. Aber daß dies nicht eintraf und Wellingtons Heer in Zerrüttung nach Portugal entkam, so daß er erst im Sommer 1813, gestützt auf eine Flottenbasis bei Santander, seinen Einbruch gegen die Douro-Ebro-Linie wagen konnte, war die Kausalfolge der Weltzustände, des „Königs" Joseph neben dem königlichen Marschall Soult und der Nötigung, diesen nach Deutschland zu berufen. So hängen alle Erfolg-Faktoren zuguterletzt nur von den unerforschlichen Mächten ab und man soll sich über die Verkettung der Umstände nicht den Kopf zerbrechen. Wäre Soult in Spanien geblieben, so gab es keine Schlacht von Vittoria, aber es *sollte* eben so sein. Und als Napoleon 1810 mit Massena dessen früheren Flügeladjutanten, den früheren Zivilisten Karl St. Croix, als blutjungen General nach Portugal schickte, um ihn zum Marschall vorzubereiten, wie er öffentlich für das von ihm auf der Lobau entdeckte Genie versicherte, da zog zwar der geniale Jüngling bei Busacco Massena aus der Klemme, aber fiel plötzlich angesichts Torres Vedras, das er zuerst entdeckte. Diese sinnbildliche Warnung, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, erschreckte Napoleon im Augenblick, doch Gras wuchs darüber, man vergißt Gräbergras so leicht. Und doch spielte ihm das Schicksal da einen bübischen Streich, denn wenn St. Croix „nicht der Blitz auf seinem Wege traf", wie Napoleon ahnungsvoll seufzte, so wäre vielleicht der Portugalfeldzug, gewiß aber der russische oder deutsche anders verlaufen, da St. Croix an Stelle Oudinots, Victors, Macdonalds, Neys bei irgendwelchem Armeekommando solche Fehler vermieden hätte. So erlag Napoleon — man denke St. Croix 1815 an Stelle Grouchys — zuletzt bestimmten Eingriffen desselben Schicksals, für dessen Urheber er sich hielt. Heute liegen jene Zeiten hinter uns, und man kann seinem einzigartigen Leben gerecht werden, ohne im geringsten den deutsch-patriotischen Gefühlspunkt abzuschwören.

Natürlich erlaubte der Herausgeber sich keinerlei wirkliche Eingriffe in Rehtwischs Stil und Inhalt. Hier sind nur Druck- und Schreibfehler oder kleine Unebenheiten ausgemerzt, auch die etwas kleinbürgerliche ewige Titelwiederholung beschnitten, der man am allerwenigsten in militärischen Werken begegnet, wo ein bekannter General stets nur mit Namen und nicht mit Titeln genannt wird. In den kriegshistorischen Partien sind innerhalb des alten Textes sehr viele Unrichtigkeiten geändert und ergänzt, sonst aber überall neue Stücke eingefügt, manchmal recht umfangreiche, wo das rein Militärische der Vorgänge nicht zu seinem Rechte kam. In dieser Beziehung scheint uns Rehtwisch auch keine genügende Ökonomie der Einteilung befolgt zu haben, denn wenn man Wagram und Vittoria einigermaßen behandelt, darf man nicht über Aspern mit ein paar Worten hinweggehen, und Salamanca überhaupt nur erwähnen oder Eylau fast ausführlicher schildern als das für Preußen wichtigere Jena-Auerstädt. Daß „Friedland" kaum erwähnt wird, haben wir nicht ergänzt, weil dies nicht unbedingt nötig, aber es geht z. B. doch nicht an, 1809 den Feldzug Eugens von Verona bis Raab einfach auszulassen, da dessen Mitfechten bei Wagram nur so verständlich wird. Und wenn man den russischen Feldzug mit so genauer Ausführlichkeit schildert, dann ist ganz unangebracht, die spanischen Feldzüge 1809/10 mit einigen Sätzen abzutun, da diese doch für Napoleon fast geradeso untergrabend und erst recht Befreiungskriege waren. Mit grundfalscher Talavera-Angabe füllt man nicht so schreiende Lücken, und 1814 darf man nicht den bedeutendsten Nebenakt Soults vergessen, wenn man Augereau erwähnt. War sich Rehtwisch doch selber seiner Nichtbeherrschung des rein Kriegshistorischen bewußt, denn er betont in einer Vorrede, daß er Sebastiani 1813 fallen läßt, weil er ihn mit Bessières verwechselt, allerdings ein böser lapsus calami. (Die Anhalterin Katharina II. als „Anspacherin" ist auch nicht übel usw.) Doch genug von derlei kleinen Flecken, die in keiner Weise die schöne volkstümliche Leistung verunreinigen. Im Gegenteil, gerade aus Pietät für den verblichenen begabten Verfasser, um sein Werk gesäubert und klar als volles Wahrheitsbild herauszuputzen, unternahmen wir unsere Überarbeitung.

Digitized by Google

Möge dieſe umfangreichſte und beſtgeſchriebene Darſtellung der „Franzoſenzeit“ das heutige Geſchlecht, über das ſo ſchwere Prüfung dahinging, zu ernſtem Nachdenken anregen, nicht zu chauviniſtiſchem Hurra, ſondern zu feſter Entſchloſſenheit, die deutſche Würde zu wahren und deutſche Größe zu erneuern wie unſere braven Ahnen, die unter viel mißlicheren Umſtänden ihr Schwert ſchliffen und ſchwangen. Wir erlebten ein neues Tilſit, mögen wir auch die Zeit erleben, wo nicht länger ein neuer diesmal ſlawiſcher „Rheinbund“ unter Frankreichs Protektorat unſere Marken beraubt und bedroht! Napoleon verlangte wenigſtens nicht, daß man in Tilſit die eigene „Schuld“ als Friedensbrecher bekenne, wofür das bekannte Wort gilt: „Schuldig iſt nicht, wer den Krieg erklärt, ſondern wer den Krieg unabwendbar macht.“ Auch dieſe Selbſterniedrigung haben Verſailler Daumſchrauben uns abgepreßt, aber dieſe erpreßte Lüge wird darum nicht wahrer als die Lüge franzöſiſcher Reklame über ihre Ritterlichkeit und Hochherzigkeit. Nicht Napoleons, ſondern Frankreichs Nationalwille iſt der wahre Urheber jedes Raubmörderfriedens von Tilſit bis Verſailles, ewig unbelehrbar wird er Louis XIV. Elſaßraub als heiliges Recht behaupten, obſchon Biſchof Fénelon es damals als rohe Gewalt brandmarkte, ewig wird er ſchreien, wie der Offizier im „Deveroux“ Bulwers: „Unſere Kriege waren gerecht, wir eroberten.“ Ungerecht ſind nur die Kriege, in denen Frankreichs Raubſucht mit Zinſen heimgezahlt wird! Nicht Napoleonhaß — der wirkt immer kindiſch, weil nur Gott ihn richten durfte —, ſondern Franzoſenhaß mag man aus dieſem beredten Buche ſchöpfen, denn eine ſchmutzigere frechere Geſellſchaft als dieſe Marſchälle und Intendanten hat ſelbſt beim Ruhrdurchfall der Schwarzen Schande nie deutſche Erde beſudelt.

Digitized by Google

Vorwort zur 1. Auflage

Ein Vorwort ist eigentlich immer ein Nachwort, das geschrieben wird, wenn das Buch fertig ist, — ein Rückblick auf eine Wegstrecke, die man zurückgelegt hat.

Die Geschichte der zwei Jahrzehnte von 1795 bis 1815 ist im Grunde die Geschichte Napoleons. Man mag jene Epoche betrachten, wie man will: Immer tritt die untersetzte Gestalt im Dreispitz und rehfarbenen Mantel vor uns hin und sagt: C'est moi!

So war es nötig, dieser Geschichte der Freiheitskriege eine Einführung zu geben, die in knappem Umriß die Geschichte des Korsen gibt. Ebenso notwendig aber war es, als Vorspiel zu dem großen Völkerringen der Jahre 1813 bis 1815 den russischen Feldzug von 1812 zu schildern. Wir wollen uns nicht darüber täuschen: nur der Zusammenbruch der großen Armee in Rußland ermutigte die zögernden Fürsten Preußens und Österreichs, ihre Völker aufzurufen. Ohne ein 1812 war ein 1813 nicht möglich. Es wurde ja so noch schwer genug, mit dem Imperator fertig zu werden.

Seit jener Zeit, als in einem ungerechten Krieg und für den unersättlichen Ehrgeiz eines fremden Eroberers hunderttausend Söhne deutscher Mütter in Rußlands Sommerhitze und in Rußlands Schnee und Eis elend zugrunde gingen, ist durch unsere deutsche Geschichte ein Ragender geschritten, des starker Wille uns geeinigt hat. Auf den Schlachtfeldern Frankreichs anno 1870 fochten Deutschlands Stämme, — „ein einig Volk von Brüdern".

„Es heißt meines Erachtens der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung und Erniedrigung, die die Preußen durch einen fremden Gewalthaber erlitten, nicht hinreichend gewesen seien, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle anderen Gefühle übertäubt werden zu lassen." — Otto von Bismarck hat diese Worte 1848 im ersten preußischen Landtag dem Abgeordneten von Saucken entgegengerufen, als dieser aussprach: daß das preußische Volk im Jahre 1813 aufgestanden sei gegen den Korsen, den Unterdrücker der Monarchie, um sich eine freiheitliche Verfassung zu erobern. In jenen Worten des großen Deutschen blitzt der seltene Wirklichkeitssinn auf, der ihn Zeit seines Lebens nie verließ. Gerechter Zorn und heiliger Haß — hier darf man von *heiligem* Haß wohl reden — ließen dieses preußische Volk aufstehen, um seine Bedränger vom Boden des Vaterlandes fortzuschleudern. Wir sprechen vom *preußischen* Volk, weil es ein großes *deutsches* Volksbewußtsein an den Thronen der Fürsten und in den breiten Massen noch nicht gab. Dieses Volksbewußtsein, wie es seitdem so herrlich emporgediehen ist, lebte damals nur in den Herzen der wenigen Hoffenden.

Aber mögen die letzten Gründe dieser unerhörten Volksbewegung gewesen sein, welcher Art sie wollen, sie selbst verfolgte die reinsten Ziele, und ihre Träger suchten und fanden in der Liebe zum Vaterlande die starken Wurzeln ihrer Kraft. In jenen Tagen der Erhebung und der Opfer ohnegleichen hat Preußens Volk einen Wechsel auf die Zukunft in das Schuldbuch Deutschlands eingetragen, — sein Verfalltag war der 2. September 1870, der Tag von Sedan.

Wir wollen die Hände heben, daß das Werk des größten Deutschen niemals zerfalle, daß jede Wandlung der Geschichte uns wiederfinde Schulter an Schulter, schwertgegürtet und zur Wehr bereit!

Friedenau, im September 1908

Theodor Rehtwisch

Digitized by Google

1. Kapitel

Der kleine Korporal

Das alte Europa ſchrieb in ſeinen Kalendern den 10. Auguſt des Jahres 1792 nach Chriſti Geburt. Über das hochgetürmte Paris gellte das Geheul der Sturmglocken dahin. Die weichende Nacht hatte neuen Aufruhr geboren. Die Vorſtädte Saint-Antoine und Saint-Marceau marſchierten gegen den König, mit ihnen jene entſchloſſene Schar der ſechshundert Marſeiller, die nach Paris gekommen war, dem „Monſieur Capet-Veto" das Handwerk zu legen. — Schon war das erſte Blut gefloſſen. Der königstreue Kommandant der Nationalgarde Mandat lag ermordet auf den Stufen des Stadthauſes, und ſein Haupt wanderte, nach der rauhen Sitte jener Tage, auf einer Pike durch die Gaſſen, umringt von wütenden Haufen der Hefe des Pariſer Pöbels.

In den hohen Gemächern des Tuilerienſchloſſes, zu dem einſt die ränkevolle Katharina von Medici den Grundſtein gelegt, ſaß der königliche Bourbon, der ſechzehnte Ludwig. Die fleiſchigen Hände auf die Knie geſtützt, vor ſich den heftig geſtikulierenden Procureur-Syndikus Roederer, ratlos, ſchwankend ſaß er da, in ſeiner breiten Bruſt wohnte keine Spur von jener Herrſchgewalt, welche die Völker bändigt. So ſpielte ſich hier in der Frühe des Auguſttages jene letzte matte Szene ab, in welcher der Enkel von ſechzig Königen ſeine Krone preisgab, — preisgab ohne Schwertſchlag, ohne Flintenſchuß.

Roederer geſtikulierte und redete:

„Eure Majeſtät hat keine fünf Minuten Zeit zu verlieren. Nur in der Nationalverſammlung iſt noch Sicherheit für Ihre Perſon. In den Höfen ſind nicht Mannſchaften genug, um das Schloß zu verteidigen, und die Geſinnung der Leute iſt nicht gut. Ja, die Kanoniere haben ſogar die Ladung aus den Geſchützen gezogen!"

Der König ſah dem Syndikus voll ins Geſicht: „Ich habe auf dem Karuſſelplatz nur wenig Menſchen geſehen."

„Sire, dort ſtehen zwölf Kanonen, und aus den Vorſtädten naht eine ungeheure Menſchenflut."

„Wohlan, ſo haben wir doch unſere Schweizergarden!" rief zornfunkelnden Auges die Königin.

„Madame," ſagte achſelzuckend der Syndikus, „ganz Paris iſt im Anmarſch." Und dann zum König in dringendem Tone, „Sire, die Stunde drängt, wir ſprechen keine Bitte mehr aus, wir wollen uns auch nicht erlauben, noch einen Rat zu geben; in dieſem Augenblicke gibt es für uns nur noch einen Entſchluß: Geben Sie uns die Erlaubnis, Sire, Sie von hier fortzuſchleppen!"

Der König ſah den beredten Syndikus noch einige Minuten prüfend und unverwandt an, ein Ratloſer den andern Ratloſen. Dann wandte er ſich zur Königin und ſprach gelaſſen jenes unſelige: „Marchons!"

Und bald ſahen erſtaunte Augen von den Fenſtern der Tuilerien aus, wie Ludwig mit den Seinigen, von Roederer und einigen Garden begleitet, dem Eingang des Saales der Nationalverſammlung zuſchritt. Die ſtolze Königin aus dem alten Blut der Habsburger blickte finſter zu Boden, die hellen Augen der Schweſter Eliſabeth Bourbon gingen wie neugierig und ſuchend umher, auf den breiten Zügen des Königs aber lag eine müde Gleichgültigkeit. Er führte ſeinen jungen Sohn, den Erben Frankreichs, an der Hand. Spielend wirbelte der Dauphin mit ſeinen kleinen Füßen die welken Blätter empor, die ein früher Herbſt-

Huſar Infanteriſt Artilleriſt

Ruſſiſche Soldatentypen

Nach Gottfried Schadows Zeichnung geſtochen von Buchhorn

wind zu Boden geworfen hatte. Der Weg, den dieſer König von Frankreich zu vollenden hatte, war nur kurz. Durch den Sitzungsſaal der Nationalverſammlung, durch die düſteren Räume des Temple führte er aufs Schaffot. Wenige Monde ſpäter zeigte Samſon, der Scharfrichter, das blutende Königshaupt dem Volke von Paris. Eine uralte Bourbonenkrone war in den Staub gerollt. Wer war da, ſie aufzuheben?

Unter der großen Menge der Zuſchauer, die dies Schauſpiel vom 10. Aug. herbeigelockt hatte, war auch ein junger Leutnant, einer von den vielen, die in das gärende große Paris gekommen waren, um zu ſehen, ob das gewaltige Kreißen der Revolution nicht auch ſie an die Oberfläche werfen würde. In ſeiner verſchliſſenen Uniform, vermutlich die Arme übereinander geſchlagen, wie er das auch in ſpäteren Jahren zu tun liebte, ſtand er da und beobachtete ſcharf das Treiben um ſich her und den Kampf der Schweizergarden mit dem herandrängenden Pöbel. Das kalte marmorne Antlitz mit dem olivenfarbenen Teint regte ſich in keinem Zuge. Aber aus den verſchleierten Augen ſchoſſen raſche Blicke, die alles das, was da vorging, in nackter Wirklichkeit maßen. Er ſah, wie die bewaffneten Volksrotten mit Wutgeſchrei und Gejohle heranſtürmten, er ſah, wie einige voreilige Kanoniere der Nationalgarde abprotzten und die Kugeln raſſelnd auf das Dach der Tuilerien ſchlugen. Er ſah, wie zwei rollende Salven der rotröckigen Schweizer den Aufrührern bleiche Furcht einjagten und den weiten Platz leer fegten wie mit eiſernem Kehrbeſen, — bis auf die Toten und Verwundeten, die ächzend auf dem Pflaſter lagen. Hier regte ſich der Soldat in ihm, und der Wunſch, an der Spitze jener tapferen Rotröcke zu ſtehen und den Pöbel zu Paaren zu treiben, mag heiß in ſeiner ſüdlichen Bruſt erwacht ſein. — Schon am 20. Juni, als der Pöbel gewaltſam in die Tuilerien einbrach und dem königlichen Bourbon die rote Mütze der Bagnoſträflinge aufſtülpte, hatte er vom Schaufenſter eines Broſchürenladens aus dem Treiben kopfſchüttelnd zugeſehen und einem Vertrauten erregt zugeraunt: „Warum fegt man nicht vier- oder fünfhundert von dieſen Kanaillen mit Kanonen hinweg? Die übrigen würden dann raſch genug davon laufen!“ Und an dieſem zehnten Auguſtabend — er hatte mit eigener Hand einen Schweizer vom Tode errettet — ſchrieb er, der Eindrücke noch voll, an ſeinen Bruder: „Hätte der König ſein Pferd beſtiegen, — der Sieg würde ſein geweſen ſein.“

Zwanzig Jahre ſpäter und zweihundert deutſche Meilen fern von jenem erregten Mittelpunkt der Stadt Paris bot ſich den Augen der Welt ein anderes Bild. Nahe dem kleinen Orte Kowno an Rußlands Grenzen waren über den Njemen drei Brücken geſchlagen. Stundenlang ſchon hallten ſie wider vom Tritt der Regimenter, vom Hufſchlag der Kavallerie, vom dumpfen Rollen der Kanonenräder. Inmitten eines glänzenden Stabes hielt auf weißem Roß ein kleiner unterſetzter Mann. Er trug die grüne Uniform der Jäger zu Pferde, darüber einen einfachen grauen Wettermantel mit dem Stern der Ehrenlegion, den feinen weichen Dreimaſter ſchmückte nur die trikolore Kokarde. Die zierliche wohlgepflegte Hand ruhte, läſſig den Zügel führend, auf dem Knopf des Sattels. Die ganze Geſtalt war fett, vorn übergeneigt in bequemer Haltung. Das Antlitz war wohlgenährt, wenngleich ſich die cäſariſche Prägung der Züge nicht verkennen ließ. Das Auge blickte verſchleiert und kalt auf die Szenen da vor ſich und auf die großen Truppenmaſſen, die vorbeidefilierten. Das immer und immer wieder erſchallende, donnerähnliche „vive l'Empereur“ erſchütterte wohl die Luft, nicht aber das Herz des kalten Gebieters. Aus jenem jungen Leutnant, der vor zwei Jahrzehnten als Augenzeuge den Untergang der Bourbonen erlebt, war ein allmächtiger Imperator geworden. Als die Krone der Capetinger in den Staub der Gaſſe rollte, hob dieſer heimatloſe Korſe ſie auf und ſchmiedete ſie mit gewaltigen Schlägen zu einer Kaiſerkrone um, der eine Welt von Vaſallen und Völkern gehorchte.

Welch eine Wandlung! Himmel und Erde, welch ein Aufſtieg! Dieſer Wahlkaiſer, dem ſich die franzöſiſche Nation nach unſäglichen Schreckensjahren der Revolution in die Arme geworfen hatte, war nicht ihres Stammes. Kein Tropfen franzöſiſchen Blutes floß in ſeinen Adern, er war ein Italiker pur sang.

Digitized by Google

Am Ufer des Njemen. 25. Juni 1812
Nach einer Zeichnung von Faber du Faur lithographiert von Fr. Federer

Digitized by Google

Charles Buonaparte, Napoleons Vater

Als ſein leichtſinniger Vater ihn auf die Kriegsſchule nach Brienne brachte, ſprach der Knabe kein Wort franzöſiſch. Wo des Mittelmeers blaue Wogen an die korſiſche Küſte ſchäumen, in Ajaccio, hatte ſeine Wiege geſtanden. Man ſagt, daß ſein Geſchlecht aus Florenz ſtammt, wo ſich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein Ghibellin mit Namen Guilelmo den Zunamen Buonaparte gab. Von den Guelfen vertrieben, floh dieſer Buonaparte mit den Seinigen in das toskaniſche Dorf Sarzena, wo die Familie durch faſt drei Jahrhunderte in namenloſer Dunkelheit lebte. Dann tauchte aus dieſem Dunkel ein Francisco Buonaparte auf, der im Jahre 1512 als Kondottiere der genueſiſchen Republik mit einer Söldnerſchar in Korſika landete und den Zweig der Familie nach dort verpflanzte. Hier zeigt ſich ein Tropfen Erobererblut. Aber das hat durch Generationen geſchwiegen, denn dieſes Franciſco Nachkommen waren Händler, Kaufleute und Advokaten. Zur Advokatengilde gehörte auch des Kaiſers Vater Carlo Buonaparte. Von hier aus mag ſich in ſeinen Charakter jene große Kunſt der Herrſchaft über die Phraſe eingeſchaltet haben, die in ſeinen Bulletins ſo gut wie in ſeinen Audienzen hervortrat, und die ihm ſiegen und überwinden half, ſo gut wie ſeine Bajonette und Batterien. „Im Lügen," ſagte ſtolz ſein Onkel, der Abbé Feſch, von dem jungen Napoleon, „im Lügen iſt er uns allen über, er wird Erfolg haben."

Das ſtärkere Erbteil wurde ihm dennoch zweifellos von ſeiner Mutter. Sie war eine geborene Ramolino. Madame Lätitia ſtammt mütterlicherſeits aus der alteingeſeſſenen rein korſiſchen Familie Pietro Santa, vom dunkelſten Teile der Inſel, wo die Blutrache ſeit Urzeiten heimiſch und unausrottbar war, wo das Stilet ſeine ſchweigende Arbeit tat. Die Geſchichte weiß, wie gefährlich dieſer korſiſche Mann war, wenn er haßte oder ſeine Macht angetaſtet glaubte. Im Feſtungsgraben von Vincennes floß das Blut des unſchuldigſten der Bourbonen, des Herzogs von Enghien; auf dem Glacis von Braunau ſtarb der deutſche Buchhändler Johann Philipp Palm; auf den Wällen von Weſel fielen unter franzöſiſchem Blei elf preußiſche Offiziere. Vendetta, — Blutrache, — nur die Toten kehren nicht wieder.

Als der grundehrliche wortkarge Hudſon Lowe Gouverneur von Sankt Helena wurde und dem gefallenen Imperator ſeinen Antrittsbeſuch machte, ſandte der Korſe dem Briten einen ſeiner lauernden Senkblicke zu:

Lätitia Buonaparte, Napoleons Mutter
Nach einer Lithographie von Dupré geſtochen von C. Spieß

Digitized by Google

„Die Korſikaner ſind ein böſes Volk, ſie führen das Stilet, nicht wahr?“ — „Sie führen es nicht mehr“, entgegnete Lowe trocken, „ſie haben dieſe Gewohnheit abgelegt, ſeitdem ſie in unſeren Dienſten ſtehen.“

Dennoch: Auch ſein beſtes hatte dieſer Kaiſer von ſeiner Mutter. Neben der düſteren Glut korſiſcher Rachſucht loderte in ſeinem Innern die reinere Flamme eines kraftvollen unbeugſamen Willens und einer jähen erſtaunlichen Entſchlußkraft. Das Programm ſeiner Politik war von furchtbarer Kürze. „Ich will nicht oder ich will, das iſt meine Politik!“

Von ſeinem Vater ſprach er nicht ehrerbietig. Er nennt ihn in ſeinen Erinnerungen einen vergnügungsſüchtigen Lebemann und wirft ihm Verſchwendungsſucht vor. „Aber in ſeinen letzten Augenblicken konnte er gar nicht genug Prieſter und Kapuziner um ſich haben. Mein Vater hatte ein ſo gottſeliges Ende, daß man überall in Montpellier ſagte, er wäre ein Heiliger!“ Carlo Buonaparte ſtarb, kaum vierzig Jahre alt, in der berühmten Ärzteſtadt Montpellier, wo er Heilung vom Magenkrebs geſucht hatte. Als er ſtarb, war ſein zweiter Sohn Napoleon Kadett auf der königlichen Militärſchule zu Paris. Aber herriſch nahm der Sechzehnjährige die Zügel des Familien-

Louis Bonaparte, ſpäter König von Holland

Joſeph Bonaparte, ſpäter König von Spanien

regiments in die Hand, und Lätitia und ihre anderen Kinder unterwarfen ſich dem ſtarken Willen, der hier keimte. Der junge Artillerieleutnant vom Regiment La Fère in Valence galt ſchon damals als das Haupt der Familie Buonaparte oder Bonaparte, wie er ſich, ſeit er Obergeneral in Italien wurde, ſchrieb. Er hat, wie alle Korſen, treu zu ſeiner Sippe gehalten. Von ſeiner knappen Leutnantsgage gab er den Brüdern, und als ſein Geſchick ihn in raſchem Fluge emportrug, und die Reihe an ihm war, Königreiche zu verſchenken, da zögerte er nicht, einen Sack voll Kronen über ſeine Leute auszuſchütten. Nicht immer zu ihrem Glück, aber er wollte es ſo. Die ſchnelle Entſchließung, die ihm eigen war, verlangte er auch von andern. Als Joachim Murat kaum in ſeinem neugebackenen Großherzogtum Berg warm geworden war, ſtellte ihm plötzlich ſein kaiſerlicher Schwager die Königskronen von Portugal und Neapel zur Auswahl zur Verfügung. Der Kurier ſollte gleich auf Antwort warten. „Die Sache muß innerhalb vierundzwanzig Stunden erledigt ſein!“ Joachim Murat wählte die Krone Neapels, die ihm dann ſpäter den Tod auf dem Sandhaufen einbrachte.

Digitized by Google

Lucian Bonaparte

Seine Mutter ehrte und achtete der Kaiſer hoch, er ſchätzte in ihr den ſcharfen Verſtand, die Seelenſtärke, den ausgeprägten Ordnungsſinn, ſein eigenes mütterliches Erbteil. Madame Lätitia wurde von ihrem großen Sohne ſtets mit Ehrfurcht behandelt. Er ehrte in ihr das alte korſiſche Blut, das ihm die Kraft lieh. Sie war wohl die einzige Perſon, die ihm hoch ſtand und von der er wollte, daß ſie ihm hoch ſtünde. Von eigentlicher Liebe kann man auch hier kaum reden. Dies Gebiet des Herzens war ihm fremd, und er wußte genau, daß er falſch in die Saiten griffe, wenn er dieſe fremde Melodie ſpielen wollte. — Er war ſo kalt in ſeinem Herzen, daß ſelbſt die kleinen Zuneigungsbeweiſe, die er ſeinen Vertrauten zu geben liebte, leicht zur Grimaſſe wurden. Gegen ſeine Geſchwiſter war er immer herriſch und wirbelte mit ihnen herum, wie es ihm gerade in ſeinen Kram paßte. Seinem Bruder Lucian, der übrigens in den Geſichtszügen, wie im Charakter die größte Ähnlichkeit mit ihm zeigte und am Tage des Staatsſtreichs gegenüber dem Rat der Fünfhundert vielleicht durch ſeine Entſchloſſenheit die Situation rettete, hat er nie die Heirat geringen Standes verziehen. Aber Lucian gehorchte nicht. Er willigte in keine Scheidung und blieb bei ſeiner Witwe Jouberthon, der ehemaligen Wechslersgattin. Alle anderen Geſchwiſter tanzten nach der Pfeife des großen Bruders.

Mit ſtändigem Mangel kämpfend, unter den Franzoſen ein Fremdling, der ſich ſchwer anſchloß, und des ledernen Garniſondienſtes herzlich ſatt, warf ſich ſeine drängende, nach Taten dürſtende Phantaſie ganz auf die Befreiung ſeiner wogenumſpülten Heimatinſel aus franzöſiſchen Banden. „Ich ward geboren", ſchrieb er damals an den alten korſiſchen Freiheitshelden Pasquale Paoli, „als das Vaterland verendete. Dreißigtauſend Franzoſen auf unſere Küſte hingeſpien, den Thron der Freiheit mit Strömen von Blut beſudelnd, — das war der haſſenswerte Anblick, den meine erſten Blicke trafen. Das Geſchrei der Sterbenden, das Stöhnen der Unterdrückten, die Tränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege ſeit meiner Geburt." Das alles lieſt ſich ja wunderſchön, aber es war eitel Phantaſie und Phraſenſchwall. Carlo Bonaparte, der Vater, hatte im kritiſchen Moment das gute Geld Frankreichs dem Exil vorgezogen. Er verſtand es ausgezeichnet, während die eine Hand flott ausgab, die andere begehrlich offen zu halten. Seine beiden

Pauline Bonaparte, Prinzeſſin Borgheſe

Digitized by Google

älteſten Söhne, Joſeph und eben dieſer Napoleon, wurden vom König Ludwig verſorgt und ſolange der Hof zahlen konnte und ſolange Carlo Bonaparte die Hand offen halten konnte, ging zu Haus alles ganz gut. In einem Buch, das er ſchreiben wolle, ſo hieß es in jenem Briefe des jungen Napoleon an Paoli weiter, wolle er „mit dem Pinſel der Entehrung diejenigen ſchwärzen, die die gemeinſame Sache verraten haben", zu welchen nach ſeiner Meinung ſein eigener Vater gehörte, deſſen Angedenken ihm nur bitter war. In Pasquale Paoli ſah er das Licht und Heil Korſikas, ſo lange wenigſtens, als er den Freiheitshelden nicht perſönlich kannte. Als ſie im Sommer des Jahres 1790 auf dem Schlachtfelde von Pontenuovo, wo Paoli vor zwanzig Jahren von den Franzoſen gänzlich geſchlagen war, zuſammentrafen, beſchrieb der begeiſterte greiſe Kriegsdilettant dem gebornen jungen Feldherrn, der da vor ihm ſtand, die Stellung, die er damals eingenommen hatte. „Das Reſultat dieſer Aufſtellung", ſagte dann Napoleon mit trockenem Hohn zu ſeinem Bruder Joſeph, „war etwas, was ſicher zu erwarten ſtand!" Der Nimbus Paolis war dahin.

Eliſa Bonaparte, Großherzogin von Toscana

Caroline Bonaparte, Königin von Neapel

Das ganze verworrene Ränkeſpiel einer nackten Realpolitik, das der franzöſiſche Artillerieleutnant Bonaparte mit ſeiner Sippe und ſeiner zahlreichen Vetternſchaft zuerſt im Bunde mit dieſem Pasquale Paoli gegen Frankreich und ſpäter im Bunde mit dem Konventskommiſſar Salicetti gegen Paoli ſpielte, iſt dunkel geblieben wie ſolche Verſchwörungen meiſtens. Aber für Bonaparte und die Seinen war der Reſt, daß ſie von ihrer korſiſchen Volkſchaft geächtet und für ehrlos erklärt, den Boden Frankreichs betraten. Das Band zwiſchen Korſika und ſeinem großen Sohne war zerriſſen. Ein landflüchtiger Mann verließ Napoleon Bonaparte im Hafen von Toulon die rettenden Planken des Schiffes, das ihn von Korſika herübergetragen hatte. Fortan war die Familie Bonaparte, wenigſtens Lätitia mit ihren jüngeren Kindern, auf die

Digitized by Google

kargen Unterstützungen der französischen Republik und auf das, was ihr zweiter Sohn von seinem Solde abgeben konnte, angewiesen. Haus und Besitz daheim in Korsika waren niedergebrannt und verwüstet, ihre Habe konfisziert. — Als der gestürzte Imperator nach seiner ersten Abdankung brütend in Fontainebleau saß, zog er plötzlich in gallenbitterer Laune ein blankes Fünffrankstück aus der Tasche, das seines eigenen Bildnisses Prägung trug. „Mit soviel bin ich nicht nach Frankreich gekommen, also habe ich immerhin noch ein ganz gutes Geschäft gemacht."

Aber dieser junge Korse, der damals, schiffbrüchig in seinen Plänen, den Boden des gesegneten Frankreich betrat, glaubte felsenfest an seinen Stern, ein Kondottiere, der nichts mehr zu verlieren hatte, wohl aber alles zu gewinnen. Man sollte nicht denken, daß ein so unsäglich klarer scharfer Verstand, wie er diesem Napoleon innewohnte, jemals dem Aberglauben auch nur eine Türritze geöffnet hätte. Aber es ist unleugbar, daß es dennoch so war. In späterer Zeit, als Bonaparte schon Kaiser war, stand er einst mit dem guten Onkel und Kardinal Fesch am Fenster. Der Himmel da draußen war dicht umwölkt. „Siehst du meinen Stern dort?" fragte Napoleon. Fesch schüttelte den Kopf: „Ich sehe nichts." — „Aber ich sehe ihn," sagte in bestimmtem Tone der Gebieter Frankreichs und wandte sich kurz ab. — Er glaubte auch an die besondere Kraft seines Geburtstages, des 15. August, des Napoleontages, und daran, daß sich glückliche Schlachtentage am selbigen Datum mit ebensoviel Glück wiederholen könnten. Er fühlte sich als Sohn des Glücks und glaubte an solche Zeiten sein Leben lang.

Merkwürdig: sein Stern sollte über eben jenem Toulon, das den Landflüchtigen gastlich aufnahm, emporsteigen. Sein Geschick und des Konventskommissars Salicetti Gunst warfen ihn wenige Monate später zwischen das Belagerungsheer, das die erzürnte Republik um das abtrünnige Toulon, das von Royalisten und Engländern besetzt war, versammelt hatte. Als er hinkam, fand er elende sechs Geschütze vor. In wenig Wochen waren es aber zweiundfünfzig gutpostierte todbringende Mörser und Kanonen, ein sicher und erfolgreich arbeitender Artilleriepark, den er sich selbst schuf und von nah und fern zusammenschleppen ließ. Nun war er in seinem Element, seine Tatkraft spannte sich, er schlief unter seinen Kanonen. Und die ersten Genossen seines Glücks sammelten sich hier um ihn: Marmont und Junot. — Sergeant Andoche Junot schrieb inmitten des Bombardements für den Kommandanten Bonaparte einen Befehl nieder. Das Blatt war noch feucht und Junot wollte eben nach dem Sandfaß greifen. In dieser Sekunde schlug in unmittelbarer Nähe eine Granate ein und ihre Splitter warfen den nötigen Sand auf das Blatt. „So können wir unseren Sand sparen!" sagte Junot trocken und stellte die Streubüchse kaltblütig wieder auf ihren Platz. Seitdem glaubte der Korse an diesen Mann, der unter dem gleichen Stern mit ihm focht — und er ließ nie von ihm. Junot wurde Herzog von Abrantes und Generaloberst der kaiserlichen Armee, obgleich er eigentlich keine Feldherrngaben besaß, sondern nur die Tapferkeit eines Landsknechts.

Es ist keine Frage, daß Napoleon Bonaparte und nur Napoleom es war, der Toulon bezwang, daß der Kriegsrat, die Konventskommissare und die älteren Generale schließlich das beschlossen, was dieser junge Korse schon wochenlang vorhergesagt und angestrebt hatte: die Eroberung des weit ins Meer vorgeschobenen, die Reede von Toulon beherrschenden Forts l'Eguilette. Dem jugendlichen Artillerieoffizier stand weder Kriegserfahrung noch auch der Rat erfahrener Generale zur Seite, aber er kannte die Wucht seiner Waffe, und der Blick des geborenen Feldherrn sagte ihm, daß die Stärke Toulons nicht in den Mauern und Wällen, die nach der Landseite lagen, zu suchen sei, sondern in der drohenden Britenflotte, die auf der Reede ankerte und deren Stützpunkt eben jenes Fort l'Eguilette war. — Aber er wußte auch, daß für den, der vorwärts will, Klappern zum Handwerk gehört. Seine langen Berichte aus jenen Tagen an den Wohlfahrtsausschuß zu Paris sind im Eigenlob durchaus nicht sparsam. Er war kein Cincinnatus, kein George Washington, die zum Pflug zurückkehrten, als sie ihren Dienste am Vaterlande getan hatten. Mit Verachtung spricht er in einem seiner Berichte, von „dem Haufen von Ignoranten im Generalstab, mit denen man immer kapitulieren und dogmatisieren muß, um ihre Vorurteile zu zerstören und durchzusetzen, was Wissenschaft und Erfahrung jedem aufgeklärten Offizier als Axiom dargetan haben". — Die Tatsachen gaben ihm recht. Mit einem Tigersprung nahm er das die Reede beherrschende Fort. Seine Batterien bestrichen den Hafen von Toulon, Alt-England lichtete bestürzt die Anker und überließ die unglückliche Stadt ihrem blutigen Schicksal. — Napoleon Bonaparte aber wurde Brigadegeneral. „Befördert ihn, sonst wird er sich selbst befördern", schrieb General Dugommier trocken an die Machthaber in Paris.

Seit jenen Tagen von Toulon hatte man ein Auge auf diesen seltsamen Mann geworfen, den man für einen Jakobiner hielt, denn er hatte sich in seiner Schrift: Le Souper de Beaucaire durchaus für die Grundsätze der Bergpartei ausgesprochen. Wer steigen wollte, mußte in jenen Tagen zum Berg schwören, denn der Berg beherrschte die Lage, und die Männer der Gironde irrten, verfolgt wie wilde Tiere, durch ihres Vaterlands Gefilde. Bonapartes klugem, durch kein Gran Ideologie getrübten Verstande war es klar, daß die Jakobiner für die kommenden Monde, vielleicht auch für Jahre, am Ruder sitzen würden und daß es nützlich sei, sich mit ihnen zu stellen. Er hatte die Schrift in Avignon drucken lassen, das Be-

Digitized by Google

General Bonaparte ſchlägt den Aufſtand vom 13. Vendémiaire 1795 nieder
Nach einer Lithographie von J. N. Geiger

zahlen aber vergessen, und wovon sollte dieser arme Offizier, der in einer völlig abgenutzten Uniform herumlief, denn auch wohl Druckrechnungen bezahlen? Als er wenige Jahre später Konsul war, hat er die Auflage vorsichtig aufkaufen, der Witwe des Druckers einen hohen Preis dafür bezahlen und die Exemplare vernichten lassen.

Damals gewann ihm diese Schrift das Herz des jüngeren Robespierre, der aber dennoch nicht ohne Argwohn blieb. Die militärischen Verdienste Bonapartes, deren er vor Toulon selbst Zeuge gewesen, waren unzweifelhaft. So rühmte Augustin Robespierre in einem Brief an seinen allmächtigen Bruder Maximilian den jungen General sehr, aber er fügte einschränkend hinzu: „Er ist ein Korsikaner und bietet nur die Gewähr eines Angehörigen jener Nation, der den Schmeicheleien Paolis widerstanden hat, und dessen Eigentum von jenem Verräter geplündert worden ist." Man traute überhaupt diesem korsischen Emigranten nicht allzuviel. „Dieser Offizier," sagte General Scherer, unter dem Bonaparte in Italien einige Monate kommandiert hate, „ist General der Artillerie, und in dieser Waffe besitzt er gründliche Kenntnisse, aber er hat zuviel Ehrgeiz und sucht durch Ränke emporzusteigen."

Vor allen Dingen lag es dem General Bonaparte daran, nicht auf längere Dauer von Paris abgedrängt zu werden. Ein schlechter Feldherr ist der allerdings, der sich von seiner Operationsbasis abdrängen läßt. Für diesen Korsen aber war das große, brodelnde, wandlungsfähige Paris, diese Stadt unbegrenzter Möglichkeiten, damals die günstigste Operationsbasis, die man sich denken kann. Irgend etwas mußte sich seinen spähenden Augen hier bieten. Er hatte die Witterung, und er ließ sie sich nicht stören. Ein Kommando, als Infanteriegeneral in die Vendée zu gehen, lehnte er ab: er fühle sich krank. Er war es in der Tat. In den nassen Biwaks vor Toulon, wo er bei seinen Kanonen zu schlafen pflegte, hatte er sich ein schleichendes Fieber zugezogen. Er war stark gemagert, und seine Augen glommen hohl über gelblich blassen Wangen. Ob ihn aber sein Zustand davon abgehalten hätte, ein gutes Kommando zu übernehmen, das ihm zusagte, ist sehr fraglich. Er suchte Arbeit, wo er sie finden würde, aber solche Arbeit, die ihn vorwärts brachte. Er hoffte sogar, daß ihn der Wohlfahrtsausschuß in die Türkei senden würde, um die Artillerie des Sultans zu organisieren.

Aus jenem Sommer 1795 ist eine Schilderung der Person der Generals Bonaparte überliefert, die von einer Dame aus der guten, einflußreichen Pariser Gesellschaft stammt, in welche der General Eintritt suchte. Sie lautet:

„Er war der magerste und eigenartigste Mensch, der mir je in meinem Leben begegnet ist. Nach der damaligen Mode trug er sein Haar an beiden Seiten des Kopfes übertrieben lang, so daß es ihm bis über die Schultern herabhing. Man nannte diese Haartracht ‚Hundsohren'. Seine seltsamen, zuweilen etwas düsteren Italieneraugen vertrugen sich gar nicht recht mit diesem überlangen Haar. Anstatt den Eindruck eines Mannes voll Geist und Feuer zu haben, geriet man leicht auf den Gedanken, daß es ratsam sei, *diesem Menschen bei Nacht im Walde nicht zu begegnen*. Der Anzug des Generals Bonaparte war nicht dazu angetan, einen sicherer zu machen. Sein Überrock war derartig abgetragen und sah so schäbig aus, daß ich anfangs kaum glauben wollte, dieser Mann sei ein General. Eins aber glaubte ich auf den ersten Blick zu erkennen, nämlich daß er ein bedeutender oder mindestens eigenartiger Mensch sei ... Übrigens hatte der junge Bonaparte sehr schöne Augen, die beim Sprechen lebhaft wurden. Wenn er nicht abgemagert gewesen wäre, so daß er leidend und besorgniserregend aussah, hätte man die Feinheit seiner Züge wohl mehr beachtet. Besonders sein Mund hatte eine überaus graziöse Linie. Ein Maler aus der Schule Davids erklärte, daß seine Züge klassischen Schnitt hätten. — Ich kann mich entsinnen, daß der General sehr anregend von der Belagerung von Toulon erzählte und daß uns überhaupt seine Unterhaltung in hohem Grade fesselte. Er sprach viel und redete sich in Wärme hinein, aber an manchen Tagen war er auch wieder nicht aus seinem dumpfen Stillschweigen zu wecken. Er galt für sehr arm und war dabei stolz wie ein Grande. Er weigerte sich, als General in die Vendée zu gehen und aus der Artillerie auszuscheiden. Sie ist meine Waffe, wiederholte er uns oft."

Sie war seine Waffe. Der eherne Mund der Geschütze redete eine überzeugende Sprache: die *Sprache der Gewalt*. Und sie war das Abc dieses hageren, schlecht bekleideten Mannes, der an nichts dachte als an seinen Aufstieg. Seine Kanonen hatten vor Toulon die Entscheidung gebracht, seine Kanonen sollten sie hier in Paris bringen, als sie am 13. Vendémiaire den von Royalisten angezettelten Aufstand gegen den Konvent zersprengten. Derselbe Mann, der vor drei Jahren mit verschränkten Armen dabei gestanden hatte, als der sechzehnte Ludwig seine Schweizer führerlos dem wütenden Pöbel überließ, — derselbe Mann hatte hier eine vierfache Übermacht gegen sich, aber er kannte sich und seine Waffe. Er wußte, wie man des Aufruhrs Massen bändigt. Was nach seinen Kartätschensalven auf den Stufen der Kirche von Saint-Roche lag, was zerschossen auf den Gassen zusammenbrach, zeugte für den furchtbaren Ernst des Mannes, der hier das Kommando führte. „Es ist nicht wahr," sagte Bonaparte später trocken, „daß wir zuerst blind geschossen haben; das wäre eine Verschwendung von Menschenleben gewesen." —

Digitized by Google

Wieder taucht hier ein Name auf, der unter dem Stern des Korſen berühmt werden ſollte vom Tajo bis zur Bereſina: Joachim Murat. So hieß der flinke Eskadronschef im 21. Regiment Jäger zu Pferde, der es verſtand, ſich auf Befehl Bonapartes ſchnell des Artillerie-Parks zu verſichern, bevor die Aufſtändiſchen Hand darauf legen konnten. Als dieſer junge Murat, der Sohn eines Weinküfers und Gaſtwirts aus dem Lot-Departement, die Soutane des Klerikers abwarf und den Torniſter umhängte, wußte er nicht, daß unter deſſen rauhem Kalbfell ſich ein Königreich barg.

Als Bonaparte den Vorſtoß der Gegenrevolution blutig niedergeworfen hatte, ernannte ihn der Konvent zum General des Innern. Damals erſchien in ſeinem Vorzimmer eines Tages der junge Vicomte Eugen de Beauharnais, um ſeines Vaters Degen zurückzufordern, der bei den ſtrengen Hausſuchungen nach Waffen beſchlagnahmt worden war. Sein Vater gehörte zu jenen Revolutionsgeneralen, die ihr Unglück vor dem Feinde unter dem Fallbeil büßen mußten. Seine Mutter war die ſchöne Creolin Joſephine Beauharnais, geborene Taſcher de la Pagerie. Bonaparte willfahrte dem Wunſch des Knaben und wurde von der Mutter eingeladen. — „Sie behandelte

Joſephine Beauharnais, erſte Gemahlin Napoleons
Nach einem Miniaturporträt von Iſabey, lithographiert von F. Krätzſchmer

Hortenſe Beauharnais, Stieftochter Napoleons Gemahlin Ludwig Bonapartes, Königs von Holland

mich ausgezeichnet, ich mußte neben ihr ſitzen, ſie kokettierte mit mir. Sie war eine liebenswürdige Dame, aber eine große Intrigantin. Ich lud ſie ebenfalls zum Diner ein, ich hatte Barras zu Tiſch: Kurz und gut, die Geſchichte machte ſich und wir verliebten uns ineinander. Barras hatte mir einen Dienſt geleiſtet, indem er mir riet, ſie zu heiraten. Er ſagte, ſie hätte Verbindungen mit dem ancien régime und auch mit den neuen Machthabern. Ihr Haus wäre das beſte in Paris und man würde mir meinen korſiſchen Namen nicht mehr vorhalten; mit einem Wort, ich würde durch dieſe Heirat ganz und gar Franzoſe werden.“ So erzählte der Kaiſer ſpäter auf St. Helena. Der Vicomte de Barras wußte ganz gut, was er tat, wenn er Bonaparte zuriet, die Madame Beauharnais zu heiraten: er verſorgte eine ſeiner Maitreſſen. Bonaparte, der die Vicomteß mit ſüdlichem Feuer leidenſchaftlich liebte, hat von dieſem Verhältnis zu Barras kaum etwas gewußt, obgleich es in Paris die Spatzen auf den Dächern pfiffen. Aber was dieſer Mann nicht wiſſen wollte, das wußte er nicht. Übrigens wäre ihm die Tatſache kaum ein Hindernis geweſen. Barras ſaß im Direktorium, Barras war

Digitized by Google

mächtig, Barras konnte ihm die Leiter halten. Und er hielt ſie ihm. Vierzehn Tage vor ſeiner Hochzeit wurde Bonaparte Obergeneral der Armee von Italien. Allerdings wäre ohne die Zuſtimmung des großen Carnot, des „Organiſators des Sieges", des beſten Mannes in Frankreich, dieſe Ernennung, die den jungen Korſen an die Spitze einer Anzahl älterer, kriegserfahrener, tüchtiger Generale ſtellte, kaum erfolgt. Aber Lazare Carnot hatte mit kundigem Blick die außerordentliche Feldherrnbegabung dieſes Bonaparte längſt erkannt. Es handelte ſich da um einen Feldzugsplan von genialem Wurf für die Armee von Italien, den Bonaparte dem Direktorium vorgelegt hatte. Der Plan war nicht neu. Schon ſeit Jahr und Tag trug ſich Bonaparte mit ſolchen Entwürfen für einen Feldzug gegen Sardinien und Öſterreich. Als er noch unter General Scherer ſtand, hatte er ſchon vertrauten Kriegsgenoſſen die Pläne, die ſein ganzes Ich erfüllten, vorgetragen. „Während Bonaparte dieſes ſtrategiſche Meiſterwerk vor unſern Augen entwickelte", berichtete ein Zeitgenoſſe, „ſprach er wie von höherer Eingebung begeiſtert. Noch ſehen wir, wie ſeine abgezehrte Geſtalt im Gefühl ihrer Macht emporwuchs, wie die eingeſunkenen bleichen Wangen vor Begeiſterung erglühten, die Falkenaugen bei dem Anblick des hilfloſen kaiſerlichen Wildes Blitze ſprühten, während er uns auf der Karte von Piemont und der Lombardei die Züge zeigte, die einen kühn Entſchloſſenen begünſtigten, dicht an die Tore Wiens heranzudringen. Der ſpätere Glanz des Kaiſerhofes in den Tuilerien erſcheint flitterhaft und abgeſchmackt im Vergleich mit der geiſtigen Größe, welche die ſchlichte Wohnung in Nizza mit ihren erſten Strahlen erhellte". —

Eins allerdings hatte der ehrliche Carnot wohl nicht bedacht, als er, von Bewunderung für den Kriegsplan fortgeriſſen, Bonaparte nach Italien ſchickte, nämlich, daß er einen „politiſchen General" an die Spitze einer Armee ſtellte, was ſich ſogleich erweiſen ſollte. Kaum in Nizza angekommen, erließ er ſeinen berühmten Aufruf an die Armee, aus dem jeder Kundige deutlich herausliest: von mir, dem General Bonaparte, erwartet alles, nichts von der Regierung von Paris! Es war der erſte Buhlruf dieſes neunmal Klugen um die Gunſt der Bajonette, die ihm das Direktorium anvertraut hatte. — „Soldaten, Ihr ſeid nackt und verhungert. Die Regierung ſchuldet Euch alles, aber geben kann ſie Euch nichts. Eure Geduld, Euer Mut inmitten dieſer Felſen ſind bewunderungswürdig, aber ſie bringen Euch keinen Ruhm, keinen Gewinn, kein Glanz ſtrahlt auf Euch zurück. Ich werde Euch in die fruchtbarſten Ebenen der Welt führen, blühende Städte, reiche Provinzen werden in Eurer Gewalt ſein; dort werdet Ihr Ehre, Ruhm und Reichtümer finden. Soldaten der italieniſchen Armee, ſollte es Euch an Mut und Ausdauer fehlen?" — Man darf annehmen, daß den ſtarren Republikaner Carnot ein eigentümliches Gefühl beſchlichen hat, als er dieſen Aufruf vernahm, der einen ſo bedenklichen, politiſchen Beigeſchmack hatte. Aber es war zu ſpät, den General zurückzurufen. Ihrer Fünfzigtauſend jubelten dem neuen Feldherrn zu, und um ihn ſammelten ſich die Geſellen ſeiner Siege. Er hatte Junot, Marmont und Murat mitgenommen, und als Generalſtabschef den General Berthier. Alexander Berthier war damals ſchon ein gereifter Mann, Mitte der Vierzig. Er hatte unter Lafayette in Nordamerika gefochten. Am Ohio wurde er zum Oberſten befördert. Unter dem alten Marſchall Luckner, deſſen weißes Haupt ſpäter unter dem Fallbeil fiel, war er Generalſtabschef, Luckner ſchätzte dieſen Berthier ſehr. Seit dem Tage von Lodi, wo Berthier nach dem Berichte ſeines Obergenerals zugleich „Kanonier, Reiter und Grenadier" war, trennte ſich Bonaparte nicht mehr von dieſem Mann. In all den großen Schlachten des Kaiſerreichs, von Auſterlitz bis Eylau, von Wagram bis Leipzig, finden wir Berthier an des Kaiſers Seite. Berthier beſaß die glückliche Gabe eines außerordentlich guten Gedächtniſſes. Er behielt die raſch gegebenen Befehle Bonapartes ſämtlich im Kopf und gab ſie präziſe und ſchnell an die Unterfeldherren weiter. Er erriet des Kaiſers Gedanken beim erſten Wort und überſetzte ſeinen Willen pünktlich in Befehle. Seine Arbeitskraft war enorm, er ward dem Kaiſer unentbehrlicher wie jeder andere, — wie unentbehrlich, ſollten erſt ſpäter die hundert Tage zeigen, als Berthier nicht mehr war.

Bei der italieniſchen Armee fand der junge Obergeneral auch jene drei Soldaten des Glücks vor, die in ſeinen Schlachten zu den höchſten Ehren emporſteigen ſollten, Andreas Maſſena, Peter Augereau und Johann Lannes. Sie kamen aus der Heſe des Volkes, aber mit dem Schwert in der Hand bahnten ſie ſich ihren Weg zum Ruhm, und ihre Scheitel ſollten einſt Herzogshüte decken.

Ehre, Ruhm und Reichtümer, das waren die drei Schlagworte, mit denen der kluge Korſe ſich ſeine Leibgarde von Prätorianern ſchuf. Bewundernswert iſt der ſichere Griff, mit dem er die Fähigen aus der Maſſe herausholte. Allerdings, die Grundlage ſeiner Menſchenkenntnis war eine ungeheure Menſchenverachtung. „Mich ſoll irgendein Menſch hintergehen! Da müßte einer ſchon ein ungeheurer Schurke ſein, um ein ſolcher Schurke zu ſein, wie ich ihn in jedem Menſchen vermute." Er hat ſeine Leute immer richtig eingeſchätzt, der kalte Rechner. Als dem Marſchall Johann Lannes bei Aſpern beide Beine zerſchmettert wurden, ſtammelte der ſchwer Getroffene ſeinem Kaiſer mit brechender Stimme zu: „In einigen Stunden haſt Du Deinen beſten Freund verloren, den Mann, der Dich am meiſten geliebt hat." Und als Michel Ney, „le plus brave des braves", am 14. März 1815 bei Auxerre dem von Elba zurückkehrenden Kaiſer

Digitized by

Napoleon

Nach einem Gemälde von Paul Delaroche gestochen von Aristide Louis

by Google

begegnete, ging er trotz aller Eide, die er den Bourbonen geschworen hatte, mit fliegenden Fahnen zu dem über, den er „in einem Käfig" nach Paris führen wollte. Und wie dachte Napoleon in Wirklichkeit von diesen beiden Treuen? Er hat es auf Helena zu Gourgaud gesagt: „Lannes und Ney waren imstande, einem den Bauch aufzuschlitzen, wenn sie ihren Vorteil dabei fanden, — aber auf dem Schlachtfelde waren sie unbezahlbar."

Bis zu diesem glänzenden Feldzug in Italien von 1796 war die Laufbahn Bonapartes eigentlich sehr wechselvoll gewesen, ein ständiges Auf und Ab, wie bei einem Spieler, der bald gewinnt, bald verliert. Im Grunde war ja auch dieser Mann eine Spielernatur im allergrößten Maßstabe. In den korsischen Wirren zuerst einer der Hauptführer seiner Landsleute, auf den das ganze Volk große Hoffnungen setzte, warf ihn seine Zweideutigkeit plötzlich aus dem Sattel. Er rettete, ein Geächteter, von der Heimatinsel kaum das nackte Leben. Dann erntete er vor Toulon reichen Feldherrnruhm, sein Stern ging auf. Der Wohlfahrtsausschuß schrieb ihm das Generalspatent. Wenige Monde später nur saß der jäh Gestiegene hinter den Mauern des Forts Antibes, als Anhänger der gestürzten Robespierres, reif für die Guillotine und seines Generalsranges entkleidet. Aber das Geschick sparte ihn. Mochte der Kommissar Salicetti seine schützende Hand über ihn gehalten haben, mochte man ihn, während die Wogen der Rache in Paris hochgingen, vergessen haben, — das Geschick sparte ihn. Als er dann in Paris monatelang weilte und durchaus nicht als Infanteriegeneral in die Vendée gehen wollte, unter dem Vorgeben, er sei leidend, strich ihn die Zentralgewalt kurzerhand aus der Liste der Generale. Am 15. September war Bonaparte ein rangloser Mann und seine Karten lagen schlecht. Sechs Wochen später war er Obergeneral des Innern, war der Sieger vom 13. Vendémiaire und stand an der Spitze von 140 Bataillonen Nationalgarde, die er mit kluger Menschenkenntnis an sich zu fesseln wußte. Dies Auf und Ab in seinen Anfängen ist wie ein Vorspiel zum Drama seines Lebens, zu jenem riesengroßen Auf und Ab, das ihn von Moskau nach Elba, von Waterloo nach St. Helena warf.

Er war so schnell gestiegen, daß er, der Artillerieoffizier, niemals Gelegenheit gehabt hatte, den inneren Dienst, das Abc des Kommiß, kennen zu lernen. „Ich befand mich," berichtete Thiébault in seinen Memoiren, „eines Tages auf dem Büro des Generalstabes, als Bonaparte eintrat. Er näherte sich einem alten General, namens Krieg, einem Manne, der sich durch seine außergewöhnlichen Kenntnisse über alle Einzelheiten des Dienstes auszeichnete und auch ein Kriegshandbuch für republikanische Soldaten geschrieben hatte. Bonaparte setzte sich mit der Feder in der Hand neben Krieg und begann eine Reihe von Fragen an ihn zu richten, die sich auf den Dienst bezogen. Viele von diesen Fragen bewiesen eine so vollkommene Unkenntnis über die einfachsten Dinge, daß mehrere meiner Kameraden ein Lächeln nicht unterdrücken konnten. Ich war über die Menge, die Reihenfolge und die Raschheit der Fragen betroffen. Ebenso über die Art, wie die Antworten erfaßt wurden und wie sie zu einer neuen Reihe von Fragen Veranlassung gaben. Was mich aber noch mehr verblüffte, das war die Gleichgültigkeit, womit dieser kommandierende General seine Unwissenheit in den allereinfachsten Dingen und in Gegenwart seiner Untergebenen verriet, aber diese Tatsache ließ ihn in meinen Augen nur noch größer erscheinen." — Zu den großen Künsten dieses Korsen gehörte auch das Fragen. Mit unglaublicher Virtuosität hat er diese Kunst geübt und wehe denen, die nicht antworten konnten. Es war schon besser, man log, als daß man schwieg. Thiébault selbst wurde während des italienischen Feldzuges eines Tages mit einer Anzahl Fragen überschüttet, als er im Auftrage des Generals Massena dem Obergeneral eine Depesche überbrachte. „Wieviel Mann hat die Division Massena unter den Waffen? Wieviel dies, das, jenes Regiment? Wie steht's mit der Bekleidung, der Armierung, dem Schuhwerk? Ist die Verpflegung geregelt? Sind Brot, Wein, Fleisch, Futter gut? Welche Stellung nimmt die Division ein? Wo stehen die Vorposten des Feindes? Wo seine Hauptkräfte? Was sagen die letzten Nachrichten?" Thiébault war wie aus den Wolken gefallen, er war kaum zwei Tage bei der Armee und mußte ein häufiges „Ich weiß nicht" sagen. Er wußte auch noch nicht, „daß es dem General Bonaparte gegenüber ratsamer sei, aufs Geratewohl, aber bestimmt zu antworten, als merken zu lassen, daß man etwas nicht weiß, und daß man vor allen Dingen nicht zögern dürfe, „ein Gaukelspiel zu treiben, das, wie ich bestimmt weiß, vielen armseligen Persönlichkeiten sehr nützlich gewesen ist, dessen ich jedoch unfähig war".

Aber dieser Bonaparte, der sich trotz des Lächelns seiner Untergebenen nicht scheute, einem alten General die Formeln des Gamaschendienstes abzufragen, verstand es, kraft seines Genies den großen Krieg ohne Formeln zu führen. Die Grundzüge seiner Strategie, die er in allen Feldzügen verfolgte, traten in diesem ersten italienischen schon deutlich zutage. Wie er politisch Zeit seines Lebens das „Divide et impera" befolgte, so folgte er auch in seinen Kriegen dem Grundsatze „Trenne und siege". Er schob seine italienische Armee aus der Ebene von Nizza über Savona gegen die Bormida vor. Seine Absicht war, die sardinischen und österreichischen Truppen zu trennen. Er bedrohte so gleichmäßig die Lombardei und Piemont, er konnte sich auf Mailand werfen wie auf Turin. Er hatte zwei Möglichkeiten, zwei Eisen im Feuer. Der

Digitized by Google

Durchbruch durch die Mitte, das Festhalten der feindlichen Flügel ist das A und O seiner meisten Schlachten gewesen. „Der Krieg ist eine ganz eigne Kunst. Ich habe sechzig Schlachten geliefert; nun, ich versichere Sie, ich habe nichts gelernt, was ich nicht gleich bei der ersten wußte. Nehmen Sie zum Beispiel Cäsar: er schlägt sich das erstemal genau so wie das letztemal!" So der gefangene Kaiser auf Sankt Helena, zwanzig Jahre nach den Tagen von Montenotte und Millesimo.

Sieg auf Sieg heftete sich an die Trikoloren der Republik, aber mit jedem Sieg wuchs der Soldatenkaiser empor, der in wenig Jahren eben dieser Republik den Gnadenstoß geben sollte, wenn ihre Zeit da war. Der Tag von Lodi trug dem kühnen Führer den Ehrennamen „der kleine Korporal" ein, — ein Titel, der ihn dem Heere enger verband, als später der kaiserliche Purpur. Er ließ seiner Soldateska die Zügel locker, Plündern und Marodieren war an der Tagesordnung, der Krieg mußte den Krieg ernähren. Manch einer von den Unterfeldherren hat hier in Italien den Grundstock zu späterem großen Reichtum geschaffen. Millionen in gutem Golde und Silber gingen an die Regierung in Paris, an eine ausgepowerte Regierung, die seit Jahren durch einen Papiergeldsumpf wanderte und münzbare Edelmetalle nur noch vom Hörensagen kannte.

Der Raub wurde im großen betrieben. „Gestern", so schrieb der General aus Bologna,

Joachim Murat, König von Neapel
Nach einer Lithographie von Albert Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Eugen Beauharnais, Vizekönig von Italien

„sind achtzig Wagen mit Hanf und Seide von hier abgegangen, sie sollen nach Nizza gebracht werden, wo der Hanf zur Verfügung des Marineministers stehen wird. Was man mit der Seide anfangen soll, werdet Ihr befehlen! In Portona lasse ich alles Silberzeug und die Juwelen sammeln, die ich Euch über Chambéry nach Paris senden werde; ich hoffe, daß diese Sendung allein fünf bis sechs Millionen Livres abwerfen wird. Ich werde im gleichen Betrage gemünztes Geld beifügen, und alles folgen lassen, was man nur zusammenbringen kann." Der olivenfarbene Kondottiere der Republik verstand sein Geschäft wie nur einer. Natürlich alles das in Form Rechtens, in Gestalt von Verträgen, Lieferungsabschlüssen, Kriegskontributionen, und alles zum Besten der „Freiheit Italiens", die dieser große General aus den Falten seiner Toga schüttelte. Wer konnte sich, das Bajonett an den Rippen, solchen Verträgen entziehen? Der Papst Pius II. wurde vergewaltigt, nachdem man „diesen alten Fuchs", wie Bonaparte höchst unehrbietig das Haupt

Digitized by Google

Lazare Carnot
Nach einem Stich von A. Bolliy

der katholiſchen Kirche nannte, monatelang über die wahren Abſichten der Republik getäuſcht hatte. Der Schatzmeiſter der Armee, Emanuel von Haller drang, den Hut auf dem Kopfe, in das Frühſtückszimmer ſeiner Heiligkeit ein, ließ ſich die Koſtbarkeiten, die der alte Mann zur Hand hatte, herausgeben und ging ſo weit, dem Greiſe zwei wertvolle Ringe vom Finger zu ziehen und ihm ſelbſt die Schnupftabaksdoſe wegzunehmen. Der Papſt weigerte ſich, Rom zu verlaſſen: ſein Gewiſſen gebiete ihm, auf dem Stuhle Petri auszuharren, man möge ihn doch in Rom ſterben laſſen. „Sterben können Sie überall," ſchrie der wütende Haller, „Sie reiſen gutwillig oder gezwungen, wählen Sie!"

Ein ſchmählicher Verrat half die tauſendjährige Republik Venedig zu Boden zu treten. Das ehrwürdige Staatsweſen wurde zu einem Tauſchobjekt bei dem Feilſchen um den Frieden zwiſchen Frankreich und Öſterreich. Die Kunſtſchätze und Handſchriften, ſelbſt die ehernen Pferde vom Markusdom wurden fortgeſchleppt, um in Paris der ſchauluſtigen Menge ausgeſtellt zu werden. Eine ſogenannte „Kunſtkommiſſion" unterſtützte den Eroberer bei der Auswahl des Raubes an Kunſtſchätzen. Sie raubte in Parma, Modena, Mailand, Bologna und Ferrara über hundert Gemälde von unermeßlichem Werte zuſammen. Rom mußte ſein Beſtes hergeben. Der Papſt geſtand zu, nach Auswahl der Kunſtkommiſſion „hundert Gemälde, Büſten, Vaſen oder Bildſäulen, unter denen ſich insbeſondere die Bronzebüſte des Junius Brutus und die Marmorbüſte des Markus Brutus befinden ſollten, ſowie fünfhundert ſeltene Manuſkripte auszuliefern". Dieſer in Form von Verträgen und Abtretungen ſanktionierte Diebſtahl an Kunſtſchätzen Italias iſt unerhört in der Weltgeſchichte. Wie in Flammenſchrift leuchteten hier in Italien die Grundzüge eines Syſtems auf, das durch faſt zwei Jahrzehnte zur Geißel des alten Europa werden ſollte. Die geſegneten Gefilde der Lombardei, der Kirchenſtaat, die Terra ferma Venetiens wurden zum Herd eins Feuers, deſſen Lohe verzehrend über den alten Erbſtaaten zuſammenſchlagen ſollte. — Graf Stanislaus Girardin erzählt in ſeinen Memoiren, daß er einſt mit dem erſten Konſul das Grab Rouſſeaus beſucht habe. „Es würde für Frankreichs Ruhe", meinte Bonaparte, „beſſer geweſen ſein, wenn dieſer Mann nie geboren worden wäre." — „Wieſo, erſter Konſul?" fragte Girardin. — „Er hat die franzöſiſche Revolution vorbereitet!" — „Ich dächte, erſter Konſul, Sie hätten keine Veranlaſſung, über die franzöſiſche Revolution zu klagen." — „Nun," erwiderte Bonaparte nachdenklich, „die Zukunft wird zeigen, ob es für die Ruhe der Welt nicht beſſer geweſen wäre, wenn weder ich noch Rouſſeau gelebt hätten." —

Aber dieſer Kalte liebte auch den Sarkasmus. Er ſandte den Fünfmännern des Direktoriums hundert edle Pferde, damit ſie fortan nicht mehr „elende Klepper" vor ihre Staatskaroſſen zu ſpannen brauchten. Aber während die Direktoren mit ihren hundert geſchenkten Roſſen durch Paris kutſchierten, bei feierlichen Gelegenheiten ihre Plüſchmäntel umtaten und mit wallenden Federn am Hute repräſentierten, während in den Salons des ci-devant Vicomte Paul de Barras üppige Gelage ſtattfanden, während dort in Paris von den fünf Männern der Schein der Macht gewahrt wurde, wohnte die Macht in ihrer Wirklichkeit ganz wo anders.

Sie wohnte im Hoflager des Bürgergenerals Bonaparte im Schloſſe zu Montebello bei Mailand. Ihre Grundveſten waren keine beeinflußten und mit Mühe durchgedrückten Wahlakte, keine geſchmeidigen Zeitungsartikel, keine tönenden Worte, die hohl klangen, weil ihr Reſonanzboden längſt unterwühlt war, — ihre Grundveſten waren ſechzig ſiegreiche Schlachten und Gefechte, zweitauſendfünfhundert erbeutete Kanonen und hunderttauſend gefangene Feinde, die blitzenden Bajonette eines ſiegberauſchten beuteberadenen Heeres. Wer war es, der im Kampf um die Macht gewinnen würde? Bonaparte war darüber keinen Augenblick im Zweifel. „Glauben Sie etwa," ſagte er ſpöttiſch zu Miot de Mélito, dem franzöſiſchen Geſandten in Florenz, während eines Spazierganges im Park von Montebello, „glauben Sie etwa,

Digitized by Google

Tiddy-Doll, der große französische Pfefferkuchen-Bäcker, zieht einen neuen Schub frischgebackener Könige aus dem Ofen
Sein Geselle, der hinkende Talley (Talleyrand) mischt inzwischen den Teig
Englische Karikatur auf Napoleons Königsmacherei aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von H. Buhrig, Leipzig

Digitized by Google

meine italieniſchen Triumphe ſeien da, um die Advokaten des Direktoriums, dieſe Carnots und Barras, groß zu machen? Was ich bis jetzt getan habe, iſt nichts, meine Laufbahn hat erſt begonnen. Glauben Sie etwa, ich hätte geſiegt, um die Republik zu befeſtigen? Eine Republik von 30 Millionen Menſchen! Welch eine Idee bei unſern Sitten und unſern Laſtern! Das iſt eine Chimäre, für welche die Franzoſen zurzeit begeiſtert ſind, die aber vorübergehen wird, wie ſo vieles andere der Art. Die Franzoſen brauchen Ruhm, brauchen Befriedigung ihrer Eitelkeit, aber von der Freiheit verſtehen ſie nichts. Blicken Sie auf die Armee! Die Erfolge, die wir davongetragen haben, unſere glänzenden Siege haben dem franzöſiſchen Soldaten ſeinen wahren Charakter wiedergegeben. Ich bin ihm alles. Möge das Direktorium ſich einfallen laſſen, mir das Kommando zu nehmen, und es wird bald ſehen, wer der Herr iſt! Die Nation braucht ein Oberhaupt, ein vom Ruhm umſtrahltes Oberhaupt und nicht etwa Theorien, Phraſen, ideologiſches Geſchwätz, von dem die Franzoſen nichts verſtehen. Man gebe ihnen Kinderklappern, das genügt. Damit werden ſie ſich amüſieren und ſich leiten laſſen, wenn man ihnen nur das Ziel, wohin man ſie führt, geſchickt verhüllt."

Zwiſchen jenem Junitag, wo im lieblichen Parke von Montebello unter Italias köſtlicher Sonne der Bürgergeneral Bonaparte dem überraſchten Miot de Mélito dieſe ſeltſamen Eröffnungen machte und jenem Frühmorgen des 23. Juni 1812, an welchem der Kaiſer Napoleon in polniſcher Verkleidung das Dorf Rogariski verließ, um an den melancholiſchen Ufern des Njemen entlangreitend, die paſſende Stelle für einen Brückenſchlag zu ſuchen, lagen fünfzehn Jahre, ein halbes Menſchenleben. Aber wie war dies halbe Menſchenleben ausgefüllt! Hundert, ja tauſend Menſchenleben können ausgelebt werden bis an die bibliſche Grenze, und ſie bringen nicht das an Taten ein, was dieſer Menſch in dieſen drei Luſtren geleiſtet hatte. „Das Glück iſt ein Weib, und je mehr es für mich tut, deſto mehr will ich von ihm fordern!" Das kühne Wort hatte der Korſe an Marmont gerichtet, als ſeine ſiegreichen Kohorten in Mailand einzogen. Und wahrlich, er hatte viel gefordert von ſeinem Glücke. Aber mehr, als er zu fordern vermochte, hatte das Glück ſeinem Schoßkind gegeben. Die Kaiſerkrone Frankreichs und Italiens Königskrone deckten ſeinen Scheitel. Seines Sohnes Mutter war eine Kaiſertochter aus Habsburgs altem Stamme. Seines Kaiſerreichs Grenzen erſtreckten ſich im Norden bis zur Elbe, ja bis zur Oſtſee. Die drei großen Emporen der einſtigen Hanſa, Lübeck, Hamburg und Bremen mit ihren Gebieten waren franzöſiſche Städte, an der Travemünder Meeresbucht patrouillierten franzöſiſche Douaniers. Das Herzogtum Oldenburg und das preußiſche Oſtfriesland waren einverleibt, einverleibt waren Holland und Belgien. Der Rhein bildete die glatte Grenze, das ganze linke Rheinufer gehörte zu Frankreich. Aus Kurheſſen, Hannover und den eroberten preußiſchen Gebietsteilen links der Elbe hatte des Kaiſers Fauſt das Königreich Weſtfalen zuſammengeballt, wo ſein Bruder Jérôme das Zepter führte. Die neugebackenen Königreiche Bayern, Württemberg und Sachſen, das Großherzogtum Baden und die kleinen deutſchen Staaten, welche bei der großen Umpflügung noch übrig geblieben waren, bildeten den Rheinbund unter dem allergnädigſten Protektorat des Kaiſers der Franzoſen. In Nord-Italien, im ſogenannten Königreich Italien, ſchaltete als Vizekönig Eugen Beauharnais, Joſephinens Sohn aus erſter Ehe, derſelbe, der als Knabe dem General Bonaparte ſeines Vaters Degen abgefordert hatte. Über Süd-Italien, genannt das Königreich Neapel, herrſchte Schwager Joachim Murat. Spaniens Krone — ach, eine Dornenkrone — trug Joſeph Bonaparte, des Kaiſers älterer Bruder. Und all dieſe Könige und Königlein gehorchten dem Winke des Gewaltigen, — Satrapen waren ſie, nichts mehr. So ein König ſtand in den Augen des Korſen und ſeiner Leute niedrig genug im Werte. Als Ludwig von Wolzogen, damals in württembergiſchen Dienſten, für ſeinen nagelneuen König in Würzburg, wohin ihn der Kaiſer befohlen hatte, Quartier machen wollte, bat er den Marſchall Lannes, doch für den König ſein Quartier frei zu machen. Aber der hochmütige Marſchall, deſſen Vater noch als Stallknecht unter dem ancien régime die Pferde geſtriegelt hatte, ſchrie den armen Wolzogen an: „Scheren Sie ſich zum Teufel, Ihr Herr iſt ja weiter nichts als ein König, ich aber bin ein Marſchall des Kaiſerreichs!"

Ja, dieſer Advokatenſohn aus Korſika hatte recht, als er damals zu Miot ſagte: „Dies iſt nur der Anfang meiner Laufbahn." Wie jäh und ſchnell ſie anſteigen würde, hat er dennoch kaum geahnt. Wohl hatte er den Wagemut des großen Spielers um alles, und er durfte ihn haben kraft des Genies, das in ihm wohnte. Aber jener große Mut, der das Leben für eine Idee einſetzt, fehlte ihm gänzlich. Georg Danton ſprach, als ſeine Freunde ihm zur Flucht rieten, das erſchütternde Wort: „Wenn das freie Frankreich mich verſtößt, ſo gibt es jenſeits der Grenzen für mich nichts als Ketten. Man trägt ſein Vaterland nicht an der Schuhſohle mit ſich." Bonaparte aber ſagte: „Ich bin die Republik." Er ſetzte ſein Leben nicht für Frankreich ein, er ſetzte ſein Leben für ſein Ich ein. Sein Mut, der unleugbar iſt, denn er hat ihn in hundert Schlachten bewieſen, kaltblütig bewieſen, war dennoch kein Mut, der aus dem Herzen quoll, ſondern ein Mut des Verſtandes. Wenn die mathematiſche Formel ſeines Kalküls nicht glatt aufging, konnte ſeine Geiſtesgegenwart verſagen. Es iſt für den Gang der Geſchichte dieſer Jahre wichtig, das hier feſtzuhalten, denn es wird von

Digitized by Google

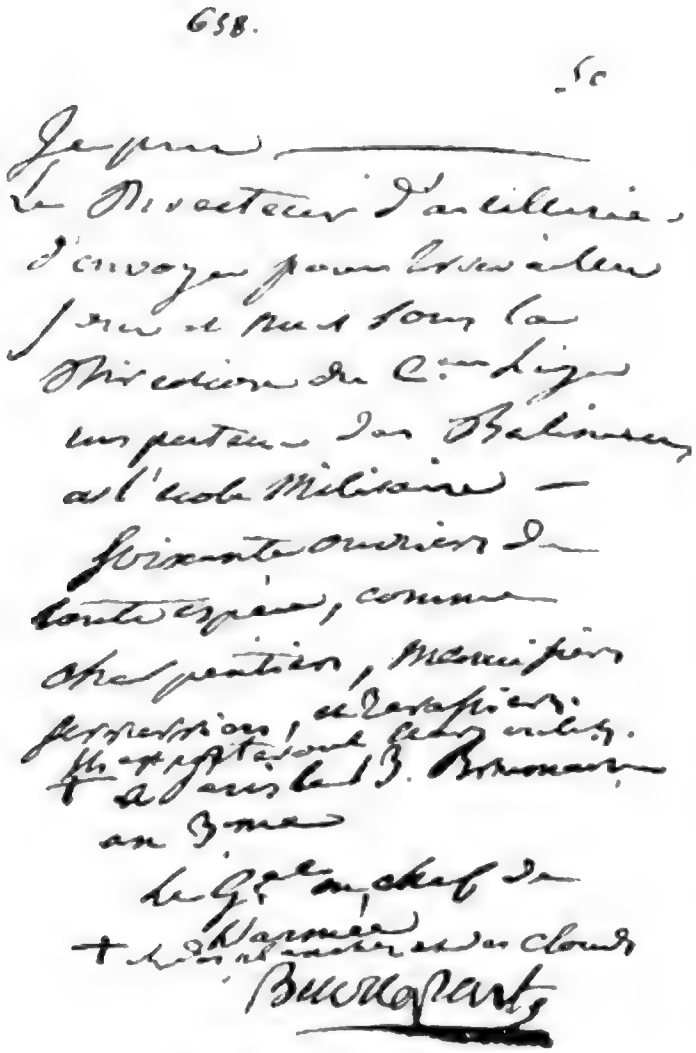
Epiſoden ſeines Lebens bezeugt. Er hatte die Gewohnheit, dem Direktorium, ſobald es ſich ſeinem Willen nicht fügen wollte, mit ſeinem Rücktritt zu drohen. Das verfing in den meiſten Fällen, und er ſah dieſe Drohung nur noch als ein Zwangsmittel an, ſich durchzuſetzen. Kurz vor ſeiner Abreiſe nach Ägypten, im Frühjahre 1798, gab es wieder einen ſcharfen Zuſammenſtoß, und es beliebte dem Obergeneral, jenen Zorn zu zeigen, auf deſſen ſchauſpieleriſche Darbietung er ſich ſo meiſterhaft verſtand. „Wohlan, Ihr Bürger Direktoren," polterte Bonaparte, „ſo werde ich mein Kommando niederlegen." Aber diesmal blieb der Präſident des Direktoriums Jean Baptiſte Rewbell, ein Republikaner vom reinſten Waſſer, Herr der Lage. Kaltblütig ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch, ſchrieb das Entlaſſungsgeſuch und ſagte mit feſter Stimme: „Unterzeichnen Sie, Bürger General." Der aufs tiefſte erſchrockene Bonaparte wußte, daß er mit dieſem einen Federſtrich ſeine ganze Macht vernichten würde, er hütete ſich zu unterzeichnen und ging betreten fort. Tagelang ſchlich er bedrückt umher, da er fürchtete, man würde ihn durch Gift oder Dolch beiſeite ſchaffen. — Ein ähnlicher Fall, wo der Kalkül zu verſagen drohte, wurde an jenem 19. Brumaire des Jahres 1797 beobachtet, der in ſeinem Ausgang Bonaparte an die Spitze der Macht ſtellen ſollte. So wohl vorbereitet dieſer ganze Staatsſtreich war, es gab an jenem Tage Minuten, wo das Geſchick Bonapartes wieder bedenklich zwiſchen Auf und Ab ſchwankte. „Vom Triumph zum Fall iſt nur ein Schritt. Ich habe geſehen, daß in den größten Angelegenheiten eine Kleinigkeit wichtige Vorgänge entſchieden hat," ſo ſchrieb der Korſe ſchon einige Jahre zuvor und zeigte damit, daß er an einen Zufall im Glück oder Unglück glaubte. Für alle Fälle ſtand an jenem Novembertage der ſechsſpännige Reiſewagen des Mitverſchwörers Sieyès fertig angeſchirrt zur Flucht bereit. Als der General Bonaparte in den Sitzungsſaal des Rates der Fünfhundert trat, begegneten ihm ſchon die Rufe: Verfaſſung oder Tod! Nieder mit den Diktatoren! Sein Bruder Lucian, welcher der Verſammlung präſidierte, konnte des Tumults nicht Herr werden. In dieſem Augenblick bemerken einige Abgeordnete durch die Türfenſter die Uniformen und Bärenmützen der Grenadiere. Ein wütender Lärm entſteht alsbald. Wie, man will uns durch Grenadiere zwingen? Bewaffnete im Hauſe des Geſetzes? Nieder mit dem Tyrannen, hors la loi! hors la loi! Als dies furchtbare Wort ertönt, das die Männer der Gironde heimatlos und gejagt wie wilde Tiere in die Wälder trieb, das den allmächtigen Robespierre mit ſeinen Genoſſen auf das Schafott ſchleuderte, erbleicht Bonaparte, ſeine Faſſung verſagt, halb ohnmächtig zerrt ihn die kräftige Hand des General Lefebvre aus dem Gedränge ins Freie. Lucian Bonaparte zerreißt in der Verzweiflung ſein Amtskleid, Grenadiere, die in den Saal dringen, retten ihn aus den Händen der erbitterten Deputierten. Als das hors la loi! nach draußen ſchallt, ſtutzen ſelbſt die Grenadiere vor der Macht dieſes Wortes. Bonaparte ſteht wie betäubt da, und Lucian iſt es, der zuerſt die Faſſung gewinnt. Er zückt in dramatiſcher Stellung ſein Schwert auf die Bruſt des Bruders und ruft: „Ich bin der erſte, der ihn erſticht, wenn er je etwas gegen die Freiheit unternimmt." Der heißblütige Murat befiehlt Trommelwirbel, die Soldateska iſt gewonnen und das Geſetz weicht dem Bajonette. — Am nächſten Tage allerdings hatte der General Bonaparte ſeine Kaltblütigkeit wiedergewonnen, er nahm, wie ſelbſtverſtändlich, den Präſidentenſtuhl des Konſulates ein, und der immer ſchlagfertige Sieyès ſagte nach der Sitzung zu Talleyrand: „Wir haben einen Herrn, der alles kennt, alles kann und — alles will!"

Wenn der alte Revolutionstheoretiker und Konſtitutionsmacher Emanuel Joſeph Sieyès jemals in ſeinem Leben die politiſche Lage richtig gekennzeichnet hatte, ſo war es mit dieſen Worten: Frankreich hatte einen Herrn, der alles konnte, alles wußte und alles — wollte. Und zwar im vollen Umfange der Worte. Ein ſtaatsmänniſches Genie allererſten Ranges ſtand jetzt an der Spitze Frankreichs und hielt mit der ſtarken Hand, die in Italien und Ägypten nach Lorbeeren gegriffen hatte, die Zügel des Regiments, die den Bourbonen und den Revolutionsmännern entſunken waren.

Napoleon Bonaparte wußte ganz genau, was er wollte, als er, von Ägypten zurückkehrend, Frankreichs Boden wieder betrat: Wie geſchickt er's vermochte, ſein Schiff durch

Sieyès
Nach einer Lithographie von Delpech

Digitized by Google



Ein Faksimile Napoleon Bonapartes

die Brandung der Parteien in den Hafen zu steuern, das hat er mit trockenen Worten etliche Jahre später der Frau von Remusat vertraut: Das Direktorium zitterte vor meiner Rückkehr, aber ich nahm mich sehr in acht: es war eine jener Epochen meines Lebens, wo ich der Geschickteste war. Ich sah den Abbé Sieyès und versprach ihm die Ausführung seiner wortreichen Konstitution. Ich empfing die Führer der Jakobiner, die Agenten der Bourbons; niemandem versagte ich Ratschläge, aber ich gab sie natürlich lediglich im Sinne meiner Pläne. Ich verbarg mich vor dem Volk, weil ich wußte, daß, wenn meine Zeit da sein würde, die Neugier, mich zu sehen, meine Schritte kreuzen könnte. Jeder fing sich an meinen Angeln, und als ich Staatsoberhaupt wurde, gab es keine Partei in Frankreich, welche nicht irgendeine Hoffnung auf meinen Erfolg setzte."

Mochten nun auch allerlei Ränke und Schliche, die einmal in seiner korsischen Natur lagen, mitgeholfen haben, ihn an die Spitze des Staates zu stellen, — jetzt, als er da stand, zeigte er sich als der einzige Mann, der den Verhältnissen gewachsen war. Die erste Zeit seines Konsulats zeigt Bonaparte von seinen besten Seiten. Das französische Volk in allen seinen Schichten sehnte nach den verworrenen blutigen unsicheren Revolutionsjahren, nach der Lotterwirtschaft der Direktorialzeit, einen Zustand der Ordnung und Gesetzmäßigkeit herbei, den nur ein ganz Starker schaffen konnte. Diesen Staat, der verrenkt und aus den Fugen war, wieder einzurenken, bedurfte eines Herkules an Geist, Arbeitskraft und Wirklichkeitssinn. Und die Arbeit, die dieser schmächtige Konsul Bonaparte in wenig Monaten leistete, war gewaltig und weit über Menschenmaß hinausragend; Ehre dem, dem Ehre gebührt.

Der Geist Mirabeaus, der einst seinen Sekretär auf den Einwand „Impossible, Monsieur le Comte" die Antwort zugeschleudert hatte: „Unmöglich? sprechen Sie mir dies Vieh von einem Wort nicht aus"; der dem Tag gezürnt hatte, weil er nur vierundzwanzig Stunden zählte, schien in diesem Korsen erwacht zu sein. Bonapartes Arbeitstag zählte zwanzig Stunden, kein Minister hatte Ruhe vor ihm. Er fragte seinen Beamten die Seele aus dem Leibe. „Mit seiner unermüdlichen, auf das Einzelne gerichteten Tätigkeit, mit seiner geistigen Rastlosigkeit, die ihn immer drängte, sich neue Sorgen zu schaffen, herrschte er nicht nur, er regierte auch; er versah nicht nur ununterbrochen den Dienst des Premierministers, sondern tat dies gründlicher als jeder andere Minister."

Und welche Zustände fand Bonaparte vor! Charakteristisch ist seine Unterredung mit dem Kriegsminister Dubois-Crancé. Dieser konnte weder über die Kopfzahl, noch über die Aufstellung der Armee Auskunft geben. „Sie bezahlen doch die Armee, so geben Sie mir wenigstens die Soldrechnungen!" — „Wir bezahlen die Armee nicht." — „Sie verpflegen doch die Armee, geben Sie uns die Rechnungen des Verpflegungsamtes." — „Wir verpflegen sie nicht." — „Aber Sie kleiden die Armee, geben Sie mir die Rechnungen des Bekleidungsamtes." — „Wir bekleiden sie nicht." — General Berthier wurde sofort zum Kriegsminister ernannt. Eine Schar von Stabsoffizieren mußte in Eilposten und auf schnellen Rappen durch Frankreich rasen, um festzustellen, was, wie und wo die Armee sei.

Mit der Souveränität des Volkes, diesem Hauptglaubensartikel der Revolution, räumte der erste Konsul gründlich auf. Der große Autokrat, der in ihm steckte, trat hier unverschleiert hervor. Ordnung,

Digitized by Google

Kaiſerin Marie Luiſe
geborene Erzherzogin von Öſterreich, Napoleons zweite Gemahlin
Gezeichnet und geſtochen zu St. Cloud von F. Godefroy (1810)

Digitized by Google

Ordnung und nochmals Ordnung sollte werden, und er war der Mann, sie rücksichtslos zu schaffen. Der allmächtige Präfekt, der Vertreter der obersten Gewalt, trat in seine Rechte und mit ihm ein Beamtenheer, das nichts kannte als den Gehorsam gegen die Zentralgewalt in Paris, mochte sie nun erster Konsul oder Kaiser heißen. Bonaparte wollte nicht den Schein der Macht, er wollte die uneingeschränkte wirkliche Macht. Er war die Revolution, er war die Republik; er war das Kaiserreich.

Der unermüdliche Sieyès, der nunmehr in zehn Jahren seine vierte Konstitution gebaut hatte, wollte ihr als Gipfelpunkt und Staatsoberhaupt einen Grand-Electeur geben. Dieser Grand-Electeur war eine echte und unverfälschte Ausheckung des ci-devant Abbé, eine seiner vielen Unmöglichkeiten, die er in die Welt gesetzt hatte. Dieser Grand-Electeur sollte zwei Konsuln unter sich haben, einen Kriegskonsul und einen Friedenskonsul, dazu einen Senat, der aber das verzwickte Recht hatte, den regierenden Grand-Electeur unter gewissen Umständen abzusetzen. Bonaparte war über diesen Grand-Electeur wütend: „Wenn Ihr Grand-Electeur sich streng an die Befugnisse hält, die Sie ihm geben, so wird er der Schatten, der beinlose Schatten eines Königs Nichtstuer (roi fainéant) sein. Kennen Sie irgendeinen Menschen, dessen Charakter niedrig genug wäre, um sich in einer solchen Afferei zu gefallen? Will der Grand-Electeur aber seine Vorrechte mißbrauchen, so hat er eine unbeschränkte Gewalt. Wäre ich Grand-Electeur, so würde ich bei der Ernennung der beiden Konsuln sagen: Wenn Sie irgendeinen Minister ernennen, oder irgendein Aktenstück ohne meine Genehmigung zeichnen, so setze ich Sie ab. Nun können Sie sagen: In diesem Falle wird der Senat den Grand-Electeur absetzen: Wohlan, dies Heilmittel ist schlimmer als das Übel selbst. Niemand hat Bürgschaften nach diesem Plan. Welches wird anderseits die Stellung dieser beiden Konsuln sein? Der eine wird die Minister der Justiz, des Innern, der Polizei, der Finanzen, des Schatzes unter seinen Befehlen haben; der andere die der Marine, des Kriegs, der auswärtigen Angelegenheiten. Der erste wird umgeben sein von Richtern, Verwaltungsbeamten, Finanzmännern, Leuten in langem Talar; der zweite wird nur Leute mit Epaulettes und Degen um sich sehen; der eine wird Geld und Rekruten für seine Armeen haben und der andere wird sie ihm nicht geben wollen. Solch ein Regiment ist eine ungeheuerliche Schöpfung aus widersprechenden Ideen zusammengesetzt, in denen keine Vernunft ist. Es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß der Schatten einer Sache deren Wirklichkeit vertreten kann."

Dieser gewaltige Wirklichkeitsmensch wollte keine Senatspuppe sein, sondern sein Wille, der seine ganz allein sollte gelten, soweit die Grenzen Frankreichs reichten. „Der erste Konsul," so lauteten seine Sonderrechte, „veröffentlicht die Gesetze; er ernennt und besetzt nach Belieben die Mitglieder des Staatsrats, die Minister, die Gesandten und anderen Oberbeamten des Auswärtigen, die Offiziere des Land- und Seeheeres, die Mitglieder der öffentlichen Verwaltungen und die Kommissare der Regierung bei den Gerichten. Er ernennt ohne Widerruf alle Straf- und Zivilrichter." Das sah anders aus, als die Komödie vom Grand-Electeur. Hier waren, scharf umrissen, die Machtbefugnisse eines Monarchen und nur noch der Hermelin, das äußere Zeichen der Herrschgewalt, fehlte. Was der erste Konsul in Paris dekretierte, pulsierte in raschem Instanzenzug durch die Präfekturen und Unterpräfekturen der Departements, durch die Mairien der Städte und Dörfer, von den rebenumstandenen Hügeln des Rheins bis zur Küste, die des Ozeans Wogen bespülten. In seiner Hand lag die Zivilgewalt in ihrem ganzen Umfange. — Und sein Befehl galt für den Wachtposten, der sein Schilderhaus am Gestade des Südens aufgerichtet hatte so gut wie für die Teerjacken der Marine, die im Hafen von Boulogne ihre kräftigen Hände regten. Er galt ihnen als der Eine, der sie alle schützte und nährte, als der kleine Korporal, der auf der Brücke von Arcole die Fahne vorangetragen hatte, als der unerschrockene Feldherr, der in der Wüste Afrikas die Jahrtausende alten Pyramiden zu Zeugen ihres Ruhmes aufgerufen hatte.

Wahrlich, dieser Mann verstand es, seine gewaltige Macht zu gebrauchen. Er verstand es, mit eiserner Hand gegen jedes Gesetz, brutal bis zum äußersten, zuzugreifen, wo er seine eigene Macht oder die Macht des Staates, den er in seiner Person verkörpert sah, verletzt und angegriffen glaubte. Dann wallte das korsische Blut in ihm auf, und seine Rache war furchtbar. — Am Weihnachtsabend des Jahres 1800, als er in die Oper fuhr, explodierte unmittelbar hinter seinem Galawagen eine Höllenmaschine. Die Scheiben seines Wagens zersprangen, er selbst aber blieb unverletzt, da der Kutscher in rasendem Tempo fuhr. Dagegen wurden eine Reihe Passanten getötet und schwer verletzt. Kurz zuvor war erst eine wirkungslose jakobinische Verschwörung entdeckt, und ihre Urheber hatten auf dem Schafott gebüßt, jetzt schob Bonaparte den Jakobinern auch diese neue Tat in die Schuhe. Seine Mitkonsuln, der Staatsrat, die zuständigen Behörden sträubten sich, gesetzlos vorzugehen. Sie schlugen ein Ausnahmegericht vor, aber Bonaparte wollte von nichts wissen. „Hier handelt sich's nicht um gerichtliche Metaphysik. Die metaphysischen Geister haben seit zehn Jahren in Frankreich alles verdorben. Als Männer des Staates müssen wir die Lage betrachten und als Männer von Entschluß Abhilfe schaffen. Die anständigen Leute, die beständig zittern müssen, werden sich beruhigen und sich einer Regierung anschließen, welche die Kraft gezeigt hat, sie zu schützen. Hier gibt es keine Wahl: entweder muß man alles verzeihen wie Augustus, oder eine Rache üben, die rasch, schrecklich

Digitized by Google

und dem Verbrechen angemeſſen iſt. Man muß ſo viel Schuldige treffen, als es Opfer gegeben hat. Man muß fünfzehn bis zwanzig dieſer Schurken erſchießen und zweihundert von ihnen über die See ſchicken. Durch dies Mittel wird man die Republik von den Brandſtiftern erlöſen, die ſie unglücklich machen, wird ſie reinigen von einem blutigen Abſchaum."

Joſeph Fouché

Die harte logiſche Staatsraiſon des erſten Konſuls ſiegte. Der verderbte Fouché war ſein Werkzeug, derſelbe Fouché, der einſt im Dienſte des Schreckensregiments in Lyon ſchreckliches Gericht halten mußte, wurde jetzt von Bonaparte gezwungen, gegen ſeine eigenen Geſinnungsgenoſſen, die Jakobiner, vorzugehen. Dieſer Mann brachte alles fertig: „Dieſe Leute," ſo legte er dem Staatsrat ſeine Scheingründe dar, „ſind nicht ergriffen worden den Dolch in der Hand, aber ſie ſind ſämtlich allgemein bekannt als Leute, die fähig ſind, ihn zu ſchärfen und zu führen. Für ſolche Leute ſind die ſchützenden Formen der Geſetze nicht gemacht." — Fouché wußte genau, daß die Jakobiner mit dem Komplott nichts zu tun hatten. Dennoch gingen in der erſten Hälfte des Januars 1801 drei Schiffsladungen mit Jakobinern in See. Erſt auf dem Meere durften die Kapitäne ihre Beſtimmungsordre öffnen. „Die trockene Guillotine," die Fiebersümpfe der franzöſiſchen Tropenkolonien waren ihr Ziel. Kaum zwanzig der Verbannten ſahen ihr Vaterland wieder. Als dann die Schiffe auf hoher See waren, hielt Fouché es für an der Zeit, die wirklich Schuldigen zu verhaften: die Royaliſten Carbon und Saint-Réjant, die ihr Verbrechen nach kaum vierzehn Tagen auf dem Schafott büßten. Aber auf das Geſchick der Deportierten hatte das keinen Einfluß mehr. Im Gegenteil, es wurde unter der Hand flott weiter verſchickt. Bonaparte ſelbſt hat in ſpäteren Jahren dem öſterreichiſchen Geſandten Graf Bubna geſagt, daß er mehr als ſechshundert „Sergeanten der Revolution" auf dieſe Weiſe unſchädlich gemacht habe. So ſchwer traf der einſtige Parteigänger der Robespierre und Genoſſen den Jakobinismus.

Louis Philipp d'Orléans
ſpäter König Louis Philipp

Nicht minder furchtbar ſollte ſeine blinde Rache den Royalismus treffen. Er wollte gegenüber den Bourbonen nicht die Rolle ſpielen, die General Monk einſt geſpielt hatte, als er die Stuarts auf den engliſchen Thron zurückführte. Was er geſät hatte, wollte er allein ernten und mit ſeinen Ellenbogen nach links die Jakobiner, nach rechts die Bourbonen zurückſtoßen, um ſich den Weg zum Thron zu ebnen. Er beging die ungeheure Taktloſigkeit, dem Grafen von Provence, der ſich als legitimer Nachfolger des enthaupteten königlichen Bruders „Ludwig der Achtzehnte" nannte, eine jährliche Penſion von zwei Millionen Franks anzubieten, wenn ſämtliche bourboniſche Kronprätendenten auf ihre Rechte an Frankreichs Thron verzichteten. In tiefer Entrüſtung wies der ahnenſtolze Bourbone dies ſchmähliche Anerbieten zurück. „Als Nachkomme Ludwigs des Heiligen," erklärte er, „werde ich mich bemühen, ſeinem Beiſpiele nachzuahmen, indem ich mir auch in der Verbannung die Selbſtachtung bewahre; als Nachfolger Franz des Erſten werde ich zum mindeſten danach ſtreben, mit ihm ſagen zu können: Wir haben alles verloren, nur unſere Ehre nicht!" — Dieſer würdigen Erklärung ſchloſſen ſich die ſämtlichen Agnaten

Digitized by Google

des Hauſes Bourbon, der Graf von Artois, der Herzog von Berry und die drei Condés, deren jüngſter ſich Herzog von Enghien nannte, einmütig an. Auch Louis Philipp von Orléans, Egalités Sohn, der einſt bei den Jakobinern Säue gehütet hatte, trat mit ſeinen beiden jungen Söhnen der Erklärung bei. So konnte Bonaparte alſo nichts ausrichten, er mußte es anders anfangen, und ſeine Verſchlagenheit fand einen Weg. Ein agent provocateur, namens Méhée de la Touche, an deſſen Händen von den Septembermorden des Jahres 1792 Blut klebte, beſorgte mit großem Geſchick die Aufpäppelung einer royaliſtiſchen Verſchwörung, die ſich gegen das Leben des Konſuls richten ſollte.

Mit einer Verſchlagenheit ſondergleichen legte Bonaparte ſeine Gegenminen, und er hat nach ſeinem eigenen Geſtändnis tatſächlich niemals in wirklicher Gefahr geſchwebt, weil ſeine Agenten und Polizeiſpione alle Zettelungen und Pläne der Verſchwörer genau überwachten. Der unverſöhnliche Chouan, der vierſchrötige Bauer aus der Vendée, Georges Cadoudal, wurde nach wütender Gegenwehr in ſeinem Verſteck verhaftet. Dieſer Parteigänger der Bourbonen, treu wie eine Dogge, aber auch zornwütig wie ſie, legte ſelbſt in den Verhören ſeiner Leidenſchaft keine Zügel an. „Jawohl, ich habe Bonaparte mit eigener Hand ermorden und des enthaupteten Königs Bruder als Ludwig XVIII. zum König ausrufen wollen.“ — Charles Pichegru, der glorreiche Eroberer von Holland, der in den ſchweren Zeiten der Not mit ſtarkem Arm die Feinde Frankreichs von den Grenzen zurückgetrieben hatte, einer der glücklichſten Generale der Republik, wurde durch den Verrat eines Freundes ausgeliefert. — Jean Victor Moreau, der Sieger von Hohenlinden, der Abgott aller Republikaner, wurde auf Befehl des erſten Konſuls verhaftet wegen Verdachts, an der Verſchwörung teilzuhaben. Bonaparte haßte dieſen Mann unſäglich. Er ſah in dem ſtarren Republikaner, deſſen Stirne Feldherrn-Lorbeer ſchmückte, ſtets einen Rivalen, und ſchwer gereizt hatte der General den Korſen, als er das rote Band der Ehrenlegion, die der erſte Konſul neu begründet hatte, ſeinem Hunde umhing. Cadoudal ſtarb nach regelrechtem Prozeß mit ſeinen Genoſſen auf dem Blutgerüſt. Pichegru war ein Mann mit politiſcher Vergangenheit, — er wußte viel; war es klug, einen ſolchen Mann im Saale der Juſtiz öffentlich reden zu laſſen? Man fand den General eines Morgens erdroſſelt in ſeiner Gefängniszelle vor. Ob er den Römertod durch eigene Hand ſtarb, ob Bonapartes Mamelucken ihn ſtumm machten, man weiß es nicht, die Toten reden nicht. Schwieriger ließ ſich mit Moreau fertig werden. Der tapfere Moreau hatte wohl die Beſuche ſeines alten Waffengenoſſen Pichegru empfangen, aber er hatte jede Teilnahme an einer Verſchwörung zugunſten der Bourbonen empört abgelehnt. Zwar: verraten hatte er den alten Kameraden nicht, — dem Manne war Ehre alles. Hier ſetzte die von Bonaparte mit Hochdruck beeinflußte Juſtiz ihren Hebel an: konnte ein „guter Bürger“ ſich entſpinnende, das Leben des Staatsoberhauptes bedrohende Komplotte dulden? Der erſte Konſul rechnete beſtimmt auf ein Todesurteil, aber der Name Moreau ſtand ſo hoch in Frankreich, daß trotz allen Drucks von oben von den Richtern nur zweijähriges Gefängnis ausgeſprochen wurde. Bonaparte war hierauf klug genug, dem Sieger von Hohenlinden Begnadigung anzubieten, wenn er ſich entſchlöſſe, nach Amerika zu gehen. So ſchüttelte denn Jean Victor Moreau den Staub des Vaterlandes von ſeinen Sohlen und ſchiffte ſich nach dem Lande der Freiheit ein, wo er während des nächſten Jahrzehntes zurückgezogen lebte.

Immerhin: Der Prozeß Cadoudal, der Prozeß Moreau hielten ſich in den geſetzlichen Grenzen und ſelbſt, wenn Pichegru, was nicht erwieſen iſt, dem Meuchelmord zum Opfer fiel, wenn die Häupter der Jakobinerpartei ohne Richterſpruch auf Nimmerwiederkehr deportiert wurden, ſo waren das innere Angelegenheiten Frankreichs, die ſchließlich niemanden außerhalb der Grenzen etwas angingen. Die Ordnung des Staates und ſeine eigene Sicherheit verlangten gebieteriſch vom erſten Konſul, daß er ſcharf zugriff, um ſich der Feinde von rechts und links zu erwehren.

Aber während der Prozeß gegen die Royaliſten noch ſchwebte, zerriß plötzlich ein grell aufleuchtender Blitz das dunkle Gewölk, das ſich am politiſchen Horizont des alten Europa zuſammengeballt hatte und zeigte Völkern und Fürſten, weſſen man ſich von dieſem Korſen, dem die höchſte Macht in Frankreich anvertraut war, zu verſehen hatte. Durch ſeine Spione hatte Bonaparte erfahren, daß der junge Herzog von Enghien, der letzte Bourbon aus der Linie Condé, der ſeit einigen Jahren im badiſchen Städtchen Ettenheim, nahe der franzöſiſchen Grenze lebte, mit dem großen Verräter Dumouriez öfter im geheimen zuſammenkomme. Wohl war der alte Abenteurer, der einſt, kurz entſchloſſen, den franzöſiſchen Kriegsminiſter mitſamt den unverletzlichen Konventskommiſſaren verhaftete und an Öſterreich auslieferte, ein gefährlicher Mann. „Wie,“ rief der erſte Konſul wütend aus, „bin ich ein Hund, daß man mich auf der Straße totſchlagen laſſen will? Sind meine Mörder Heilige? Sie wollen ſich an meiner Perſon vergreifen. Wohlan, ich werde Krieg mit Krieg vergelten.“ Die Blutrache loderte in dieſem Korſen auf und er duckte ſich zum Tigerſprunge. Mit dreihundert Dragonern brach Oberſt Orderer, ein Troupier, der nichts kannte als ſeinen Befehl, in das Großherzogtum Baden ein, beſetzte bei Nacht Ettenheim und hob den Herzog, der im Bette lag, auf. Graf Caulaincourt war inzwiſchen nach Karlsruhe abgeſandt, um den Großherzog Friedrich über den ungeheuren Bruch des Völkerrechtes, ſo gut es ging, zu beruhigen.

Digitized by

Die franzöſiſche Republik, ließ Bonaparte dem Großherzog ſagen, könne keine Emigrantenanſammlung an ihrer Grenze dulden und müſſe zur Selbſthilfe greifen. Friedrich von Baden war ein ehrlicher deutſcher Mann und ihm wird der Vorgang weh genug getan haben. Aber was konnte in jenen Zeiten der Zerſtückelung ein deutſcher Großherzog anders tun als ſich ducken, wenn der allmächtige Konſul der franzöſiſchen Republik die Stirn in Falten zog?—Man ſchleppte den unglücklichen Herzog von Enghien nach Straßburg und von dort nach Vincennes. Hier ſtellte ſich alsbald heraus, daß von einer Konſpiration mit dem gefährlichen Dumouriez gar nicht die Rede geweſen war. Der große Verräter, auf deſſen Kopf der erzürnte Konvent einſt eine Prämie von 300 000 Livre geſetzt hatte, ſaß wohlgeborgen in London, und der Verdächtige, der beim Herzog von Enghien aus- und eingegangen war, führte nur einen ähnlich lautenden Namen: Marquis von Thumery. Es wurde ferner erwieſen, daß der junge Herzog ganz und gar nichts mit der Cadoudal-Verſchwörung zu tun hatte, und wenn der erſte Konſul nun menſchlich und gerecht verfahren wollte, ſo blieb ihm nichts übrig, als den Prinzen mit höflichem Bedauern über den Irrtum freizulaſſen. Aber Bonaparte war feſt entſchloſſen, dieſen Bourbon ſeinem Rachegefühl gegen das ganze Haus zum Opfer zu bringen, ſo leicht kam ihm ein Bourbon nicht wieder ins Garn. Alles wurde in echt korſiſcher Tücke geheim betrieben, der Gouverneur des Schloſſes Vincennes kannte nicht einmal den Namen ſeines Gefangenen. Joachim Murat erhielt den Befehl, ein Kriegsgericht zu berufen. „Was, will er meine Uniform beſudeln?“ rief empört der tapfere Degen. Aber ein zweiter ſchärferer Befehl machte ihn gefügig. Der Vorſitz des ſogenannten Kriegsgerichts wurde dem General Hulin, einem ehemaligen Uhrmachergeſellen, der ſich aber beim Baſtilleſturm und in den Läuften der Republik als ein Mann von Menſchlichkeit erwieſen hatte, übertragen. Hier mußte er ſeinen ehrlichen Namen beflecken, hier ſank er zu einer Kreatur Bonapartes herab. Dennoch verſuchte Hulin den Herzog zu retten, dadurch, daß er vor Vollſtreckung des Urteils für eine Unterredung des Herzogs mit dem erſten Konſul ſtimmte, um die Begnadigung zu erwirken, die bei einer Zuſammenkunft nicht ausbleiben konnte. Aber ſchon war Savary zur Stelle, — Savary mit ſeinen Gendarmen und mit gemeſſenen Befehlen Bonapartes. Savary riß dem General Hulin das noch feuchte Urteil aus der Hand mit den Worten: „Ihre Arbeit iſt getan, das andere iſt meine Sache!“ In der Morgenfrühe des 21. März ſank im Schloßgarten von Vincennes der letzte Condé unter den Kugeln der Gendarmen. Savary erlaubte ſeinen Leuten, Kleider, Uhr und Geld des Erſchoſſenen an ſich zu nehmen, wie das ſo Sitte war. Aber keine franzöſiſche Hand regte ſich nach ſolchem Gewinn. — Der Enkel und Erbe eines der ruhmvollſten Namen der franzöſiſchen Geſchichte, ein Condé, war unter franzöſiſchen Kugeln gefallen, ſtolz mit edlem Mut, bis zum letzten Worte wahrhaftig, — erſchoſſen auf den Mordbefehl eines fremden Emporkömmlings, in deſſen Adern kein

Karl Philipp von Bourbon, Graf von Artois
ſpäter König Karl X.

Louis Stanislaus Xaver von Bourbon, Graf von Provence
ſpäter König Ludwig XVIII.

Digitized by Google

Lafayette
Nach einer Lithographie von Delpech

Tropfen Franzoſenblut floß. Ein Schrei der Empörung gellte durch ganz Europa. Hier war, entgegen allem Völkerrecht, entgegen jedem Geſetz, ein ungeheurer, unſühnbarer Mord geſchehen. Selbſt denen, die Bonaparte am nächſten ſtanden, die es am beſten mit ihm meinten, die ihn bis zuletzt angefleht hatten, ſeinen ſtolzen Namen nicht zu beflecken, erſtarrte das Blut in den Adern. Als der Graf von Caulaincourt, der Sohn eines alten Geſchlechtes, aus Karlsruhe zurückkehrte und erfuhr, in welcher Sache er dem Konſul gedient hatte, brach er ohnmächtig zuſammen. Joſephine machte ihrem Gatten bittere Vorwürfe, daß er gerade dieſen Mann, deſſen Familie einſt den Condés nahe geſtanden hatte, mit ſolcher Sendung betraut habe, aber Bonaparte zuckte kühl die Achſeln und antwortete: „Ich wußte das nicht, aber was liegt daran? Wenn Caulaincourt bloßgeſtellt iſt, wird er mir um ſo treuer dienen und die entgegengeſetzte Partei wird ihm verzeihen, daß er Edelmann iſt.“ Obgleich dieſer Caulaincourt einer der treueſten Diener des Kaiſers blieb, man kann ſagen, bis zum Rande voll von Aufopferung, hat er dennoch ſtets in tiefſter Seele einen Stachel behalten, der ihn zu ſeltſamen Widerſprüchen trieb. In einer der Schlachten des Jahres 1813 warf er in einem kritiſchen Augenblick ſein Pferd zwiſchen den Kaiſer und eine explodierende Granate, um Napoleon zu ſchützen. Ein junger Offizier ſagte ihm bewundernde Worte über ſeine tapfere edle Handlung. Da ſchüttelte Caulaincourt ſchwermütig den Kopf und ſagte: „Das iſt wohl wahr, — und dennoch würde ich nicht glauben, daß ein Gott im Himmel lebt, wenn dieſer Menſch auf dem Throne ſtürbe.“ — Die kühle Staatskunſt aber — Talleyrand oder ein anderer — prägte das vielſagende Wort: „Die Tat war ſchlimmer als ein Verbrechen, — ſie war ein Fehler.“

Kaum acht Wochen nach dem Tode des Herzogs von Enghien, am 18. Mai 1804, übertrug der Senat dem erſten Konſul die erbliche Würde eines „Kaiſers der Franzoſen“. Die Ironie des Schickſals wollte es, daß gerade Cambacérès, der zweite Konſul, der vor zwölf Jahren für den Tod des ſechzehnten Ludwig geſtimmt hatte, hier den Wortführer ſpielen mußte, als es galt, in Frankreich eine neue Monarchie zu errichten. Er ſtolperte bei ſeiner Anrede bedenklich über die Titel „Sire“ und „Votre Majeſté“, die der Sturm der Revolution fortgefegt hatte und die ein ſouveränes Volk zum alten Eiſen geworfen hatte. Aber der geſchmeidige Bonaparte half ihm ſchnell aus der Verlegenheit. „Alles,“ antwortete er elegiſch, „was zur Wohlfahrt des Vaterlandes beitragen kann, gehört weſentlich zu meinem Glück. Ich nehme den Titel an, den der Senat für den Ruhm der Nation nützlich erachtet.“ — Die Wahl des Senats wurde ſanktioniert durch die große Volksabſtimmung, die ſofort, am 19. Mai 1804, allerorts in Frankreich einſetzte. Die allmächtigen Präfekten, die Unterpräfekten und Maires arbeiteten mit unfehlbarer Sicherheit. Millionenfach hallte aus allen Ecken und Enden Frankreichs das „Ja“ nach Paris. Drei und eine halbe Million Stimmen traten mit „Ja“ auf, — dagegen nur armſelige 2500 mit „Nein!“ Aber vielleicht wogen dieſe wenigen Tauſende ſchwerer als jene von dienſtwilligen Präfekten und Maires zuſammengebrachten Millionen. Jedenfalls lag eine Summe von Mannesmut in jedem einzelnen „Nein!“ Dem alten ſtählernen Marquis Lafayette hatten ſieben Jahre öſterreichiſchen Kerkers den Nacken nicht zu beugen vermocht: er ſagte „Nein.“ Und „Nein“ ſagte der „Ci-Devant“ Biſchof Henri Grégoire, ein Mann, der nichts kannte als ſeine reine unverbrüchliche Überzeugung. „Nein,“ ſagte der große Carnot und wählte ein freiwilliges Exil.

Aber über alle jene, die gefügig waren, begann ſich alsbald ein Füllhorn von Ehrenämtern und Würden auszuſchütten. Geweſene Jakobiner und bekehrte Royaliſten, Conſtituants und Ci-Devants tanzten in buntem Reigen den Tanz um das goldene Kalb des Erfolges. Unter den Bourbonen ward die Bauchrutſcherei ſo emſig nicht betrieben wie unter dieſem neugebackenen korſiſchen Kaiſer. Der Advokatenſohn begann ſich als Nachfolger Karls des Großen zu fühlen. Nach dem Ornate des großen Karl wurde der Krönungsmantel entworfen, der goldene Adler im blauen Felde, der das Wappenſchild Karls zierte, wurde

Digitized by Google

auch ſein Wahrzeichen. Ein Erzkanzler, ein Erzſchatzmeiſter, ein Connetable und ein Grand Electeur waren die nächſten an den Stufen ſeines Thrones. Am Tage der Krönung trugen drei Ehrenmarſchälle die Kaiſerkrone, das Reichsſchwert und das Zepter vor ihm her. Pius VII. hatte die beſchwerliche Reiſe von Rom gemacht, um aus geweihter Phiole das heilige Öl auf den Scheitel des Mannes zu träufeln, an deſſen Händen das Blut des Herzogs von Enghien klebte. Aber der Papſt *mußte*, und ſie alle, die an dieſem großen Dekorationsſchauſpiel der Kaiſerkrone teilnahmen, ſie alle *mußten*. Der ſtarke Wille dieſes einen Mannes regierte ſie alle. Gewiß, der Spott ſchwieg nicht. In der Nacht vor dem Krönungstage konnte man an vielen Straßenecken der Stadt Paris auf großgedruckten Affichen leſen: „Letzte Vorſtellung der franzöſiſchen Revolution zum Beſten einer verarmten korſiſchen Familie".

Seltſamer Wandel! Mit einem Schlage ward hier eine neue Ariſtokratie von kaiſerlichen Prinzen und Prinzeſſinnen, von Herzögen, Großoffizieren, Grafen und Marſchällen geſchaffen. All das, was vor kaum einem Dutzend Jahren die große Revolution mit ihrem Wirbelſturm hinweggefegt hatte, ſtand plötzlich wieder auf, als habe es nie eine Revolution gegeben. Zwar, wer die Sturmjahre miterlebt hatte, wer ſich von der Vergänglichkeit alles Irdiſchen ſo handgreiflich hatte überzeugen laſſen müſſen, der konnte nicht ohne Zweifel über den Beſtand die neue Kaiſerherrlichkeit betrachten. „Unter dieſen Leuten," ſchreibt Henry Beyle, „die ſozuſagen in den Tuilerien zu Hauſe waren, die plötzlich elegante Equipagen und auf ihren Wagenſchlägen ſchöne Wappen beſaßen, waren viele, die dieſe Dinge nur für eine Laune Napoleons und zwar für eine verwerfliche Laune hielten. Die Ruhigſten von ihnen ſahen darin eine gefährliche Phantaſterei. *Nicht einer von fünfzig glaubte an ihre Dauer.*"

Kulturträger der Grande Nation
Nach einer Lithographie

Und der Kaiſer ſelbſt, der kleine Korporal, der Abgott der Soldaten? Einhundertundfünfzigtauſend Bajonette ſtanden im Lager von Boulogne bereit, auf ſeinen Wink zu marſchieren, gegen wen er zu marſchieren befahl, und jeden Widerſtand zu brechen. Sein Hirn war voll ungeheurer Pläne. Der Gedanke, eine Weltmacht zu gründen, nahm mehr und mehr von ihm Beſitz. Am Morgen nach ſeinem Krönungstage hatte er mit dem Marineminiſter Decrès eine höchſt eigentümliche Unterredung. Die Hände auf dem Rücken, ging er mit ſeinen kurzen, feſten Schritten im Zimmer auf und ab, alſo räſonierend: „Ich kam zu ſpät. Die Menſchen ſind zu klug. Es gibt nichts Großes mehr zu vollbringen." — „Wie, Sire?" rief der erſtaunte Miniſter, „Ihre Stellung hat nicht Glanz genug? Kann es Größeres zu vollbringen geben, als wenn man als einfacher Artillerieoffizier angefangen hat, den erſten Thron der Welt zu beſteigen?" — „Eh bien," war die merkwürdige kaiſerliche Antwort, „ich habe eine hübſche Karriere gemacht, das gebe ich zu, aber welch ein Unterſchied gegen das Altertum! Sehen Sie Alexander! Nachdem er Aſien erobert hatte und ſich dem Volke als Sohn des Jupiter ankündigte, glaubte der ganze Orient daran, mit Ausnahme allerdings ſeiner Mutter Olympia, die wohl wußte, was daran war, und des Ariſtoteles und einiger atheniſcher Gelehrter. Nun wohl, und ich? Wenn ich mich heute als Sohn des ewigen Gottes ankündigen würde und ihm im öffentlichen Gottesdienſt dafür zu danken ginge, ſo würde mich jedes Fiſchweib auslachen, das mir begegnete. Die Völker ſind heutzutage zu aufgeklärt, es läßt ſich da nichts mehr machen!"

Der Kaiſer ſchätzte die Niederträchtigkeit nach Gebühr: auf die Vorausſetzung, daß in einem jeden ein gut Teil davon ſtecke, gründete ſich ſeine Behandlung der Menſchen. Aber was er dem Pariſer Fiſchweib dennoch nicht zutraute, das ſollte er anno 1812 bei einer Feſtvorſtellung im lieben Deutſchland in Dresden

Digitized by Google

erleben. Irgendein Schweifwedler ſchlimmſter Sorte hatte es fertig gebracht, einen Sonnentempel auf die Bühne zu ſtellen, mit der niederträchtigen Inſchrift: „Weniger groß und glänzend als Er iſt die Sonne.“ So weit hatten es die Deutſchen gebracht. Solche Kundgebungen konnten öffentlich erfolgen zur Glorie eines Menſchen, der ſeinem innerſten Weſen nach der ſchlimmſte Feind unſeres Vaterlandes war, und der ſeit einem Jahrzehnt ſeine Geißel über Deutſchlands Gaue ſchwang. Wir aber wollen am Schluſſe dieſes Kapitels einen Zeugen aufrufen, zu dem heute Alldeutſchland in heiliger Ehrfurcht aufblickt, einen der großen Erzieher unſeres Volkes, deſſen ſittliche Kraft unſere Herzen täglich neu erobern ſollte. Friedrich Schiller, hinter dem nach dem Zeugnis ſeines großen Freundes im weſenloſen Scheine das lag, was uns alle bändigt, und was auch dem Korſen ſtets das Bändigungsmittel für die Menſchheit war — das Gemeine, Friedrich Schiller ſagte einmal in einem Geſpräch über den Konſul Bonaparte: „Wenn ich mich nur für ihn intereſſieren könnte! Alles iſt ja ſonſt tot, aber ich vermag's nicht. Keine einzige heitere Äußerung, kein einziges gutes Wort vernimmt man von ihm; — dieſer Charakter iſt mir durchaus zuwider!“

gitized by Googl

2. Kapitel

Preußen und Deutſchland

Um die Mittagszeit des 16. Auguſt 1786 befand ſich Gabriel Honoré Riquetti Graf von Mirabeau, ſeines Zeichens damals geheimer Agent in Dienſten der franzöſiſchen Regierung, auf dem Wege von Berlin nach Potsdam. Da begegnete ihm in wütendem Galopp ein königlicher Leibpage, — ein Pferd zuſammengeritten, das zweite ſchaumbeſprüht, ventre à terre zwiſchen den Schenkeln, raſte er dahin. Landleute umſtanden das zuſammengebrochene Pferd. Der franzöſiſche Graf radebrechte mit dem Landvolk, ſo gut er konnte. „Der König in Sansſouci iſt ſchwer krank, der Page iſt unterwegs zum Leibarzt Selle nach Berlin.“ Nun wußte Mirabeau genug: ſein Kurier konnte reiten, ſeine Brieftauben fliegen, — vorausgeſetzt, daß er Geld genug hatte, die Unkoſten zu bezahlen. Das hatte er aber gewöhnlich nicht, auch diesmal nicht. Denn Miniſter Calonne hielt ihn knapp, es war ihm gerade recht, den gefährlichen Mann fern von Paris zu wiſſen. So mußte ſich Mirabeau darauf beſchränken, am Abend desſelben Tages im Schloß Schönhauſen bei einer Soiree der Königin mit dem franzöſiſchen und dem engliſchen Geſandten „zu flüſtern“. Aber beide wollten ihm nicht glauben. Dennoch behielt er recht: In der Nacht vom 16. zum 17. Auguſt, um zwanzig Minuten nach zwei Uhr, ſtarb in Sansſouci König Friedrich der Zweite von Preußen, den die Geſchichte den Großen nennt.

Während Mirabeau auf der Abendgeſellſchaft Ihrer Majeſtät der Königin, die von der ſchlimmen Wendung im Befinden des Königs keine Ahnung hatte, mit den beiden Geſandten raunte und flüſterte, ſehr lebhaft jedenfalls und mit vieler Geſtikulation, wie das bei einem Mirabeau nicht anders ſein konnte, keuchte das Leben des großen Königs ſeinem Ziele zu. Zu Häupten ſeines Lehnſtuhles ſchlug die Wanduhr. „Was iſt die Glocke?“ — „Elf Uhr, Ew. Majeſtät.“ — „Um vier Uhr will ich aufſtehen.“ — Um vier Uhr, mein König? Nicht um vier Uhr und niemals mehr. Morgen werden Deine pünktlichen Sekretäre vergeblich kommen. — Eins ſeiner Windſpiele fröſtelte. Der König gebot, es mit einem Kiſſen zuzudecken. Ein heftiger Huſtenanfall erſchütterte den ſterbenden Körper. Als er überſtanden war, ſeufzte der König erleichtert: „La montagne est passée, nous irons mieux.“ Ja, mein König, der Berg iſt überwunden, der gewaltige, ſteile, von wilden Klüften zerriſſene, von ſcheinbar unüberſchreitbaren Abgründen durchfurchte Berg Deines Königlebens iſt in nimmermüder Arbeit überwunden, und Du kannſt ſchlafen gehn.

Drei Stunden noch hielt ſich der Atem in der mühſam ringenden Bruſt. Der Kammerhuſar Strutzky, ein Menſch von unendlicher Treue, kniete an der Erde und hielt den ſterbenden König auf ſeinem Schoß, daß ihm die Atemzüge leichter würden, — drei bange Stunden lang. Als in armſeliger Wochenſtube in irgendeinem armen Dorf die Wehemutter dich dem Licht entgegen hob, war es zu dieſem Werk, o Strutzky? Wohl wenigen, die in dieſe bunte Welt gerufen, war ähnliches beſchieden. Seltſam ſind der einzelnen Namenloſen Geſchicke. Auch du warſt namenlos bis zu dem Augenblick, da du einen ſterbenden König auf deine Kniee hobſt. Und nun führt die Geſchichte in ihren Blättern deinen, der Zunge ſo ſtörrigen Namen neben dem eines der Größten, von dem ſie zu melden weiß ſeit Anbeginn der Dinge.

Als der Kammerhuſar Strutzky ſeinen toten König auf das ſchlichte Feldbett legte, ſchlug dröhnend das Tor der Zeit hinter einem glorreichen Jahrhundert der preußiſchen Geſchichte zu, allerdings nicht hörbar den Ohren der Menſchen. Die horchten erſt auf, als der Kanonendonner von Jena herüberdröhnte. Die glaubten, nun käme eine freiere, glücklichere, ſonnigere Zeit, als unter dem ſtraffen Regiment des unbeugſamen Herrſcherwillens, der jetzt erloſchen war. In weiten Kreiſen der Gebildeten atmete man, wie von einem Druck befreit, auf, aber man vergaß völlig, welch ein Genius hier von ſeinem Werk geſchieden war. Wer war da, Friedrich den Zweiten zu erſetzen?

Der Mann, der jetzt in der Garniſonkirche von Potsdam den ewigen Schlaf ſchlief, war ein geborener König, ein Herrſcher von Geblüt, ein Kriegsgenie erſten Ranges, ein Staatsmann, der ſich den Reſpekt

Digitized by Google

einer Welt erzwungen und dabei der erſte Diener ſeines Staates, der unermüdlichſte Arbeiter, deſſen gewaltige Arbeitskraft bis zwei Tage vor ſeinem Ende nicht erlahmte. Am 15. Auguſt früh fünf Uhr empfing er zum letzten Male ſeine drei Kabinettsſekretäre.

Wer um alles in der Welt war da, dieſen Mann zu erſetzen? Etwa ſein Nachfolger an der Krone, Friedrich Wilhelm der Zweite? Es ſoll geſagt ſein, daß dieſer König beſſer war, als ſein Ruf: ein wohlmeinender, großmütiger Fürſt, ein offener Kopf, der gute Gedanken hatte, ein warmblütiger Charakter, großen Entwürfen leicht zugeneigt. Aber wo wor die Tatkraft, die Zähigkeit, die Arbeitsfreudigkeit, wo waren alle dieſe Tugenden, die erforderlich ſind, um die leicht beieinander wohnenden Gedanken in Taten umzuſetzen? Die Gedanken blieben vielfach Gedanken und kamen nicht weiter als aufs Papier, oder wenn ſie ausgeführt wurden, ſo wurden ſie übereilt ausgeführt. Die Entwürfe, die dem König vorgelegt wurden, konnten ſchnelle begeiſterte Aufnahme finden, aber ſobald Schwierigkeiten eintraten, die der Bequemlichkeit des korpulenten Herrn zuwider waren, blieben die Dinge auf halbem Wege ſtehn. Die königliche Großmut, die in Friedrich Wilhelm dem Zweiten wohnte, wurde ausgenutzt. In ſeiner raſchen ſanguiniſchen Weiſe ließ er ſich dazu überreden, die von Friedrich eingeführten Staatsmonopole auf Tabak und Kaffee, die dem Volke verhaßt waren, kurzerhand zu beſeitigen. Aber wo ſollte der Staat jetzt die anderthalb Millionen Taler hernehmen, welche dieſe vom alten König aufs ſtrengſte durchgeführten Monopole den Staatskaſſen zuführten? Die Folge war einfach, daß jetzt Salz, Brot, Zucker und Bier herhalten mußten, um den Ausfall zu decken. Statt der Luxusartikel wurden Bedarfsartikel beſteuert; was der alte König den wohlhabenden Kreiſen genommen hatte, mußten jetzt die ärmeren Kreiſe mittragen. Zwölf Tage nach dem Tode des alten Königs ſchon begann dieſe Reform, die nichts eintrug als einen empfindlichen Mißerfolg. Und ſo ging es mit einer ganzen Reihe von Maßnahmen der inneren Politik, nicht nur auf materiellem, auch auf idealem Gebiet. Unter König Friedrich konnte ein jeder nach ſeiner Faſſon ſelig werden, nach dem eigenen Worte des Königs. Sein Nachfolger erließ, beeinflußt von ſeinem ehemaligen Lehrer und Staatsminiſter Wöllner ein Edikt gegen die Freigeiſterei und Aufklärung, um dieſem „Unweſen in ſeinen Staaten ſchlechterdings zu ſteuern". Alles gut gemeint, alles böſe hinauslaufend. Dieſer Nachfolger des großen Königs hatte manche Ähnlichkeit mit Kaiſer Joſeph dem Zweiten. Allerdings, was die religiöſe Seite angeht, in gerade entgegengeſetztem Sinne. Der alte Fritz hatte von ſeinem Gegner Joſeph geſagt: „ſehr begabt, ja; aber er hat den Fehler, daß er gewöhnlich den zweiten Schritt tut, ohne den erſten getan zu haben." Genau das konnte man von Friedrich Wilhelm ſagen.

Gabriel Honoré Riquetti Graf von Mirabeau
Nach einem Stich von Beiſſon

In militäriſcher Hinſicht war der neue König perſönlich ein mutiger Mann, er hielt die Tradition ſeines Hauſes hoch, folgte den Truppen in ihre Feldzüge, und teilte die Strapazen des Felddienſtes wie jeder Offizier. Während der Schlacht von Valmy am 20. September 1792, ſo erzählt Goethe in ſeinen Feldzugserinnerungen trug der König von Preußen trotz des ſtrömenden Regens, der einen bis auf die Haut durchnäßte, keinen Überrock, weswegen denn auch die franzöſiſchen Prinzen von Geblüt, die in ſeinem Stabe ritten, es nicht wagten, ihre Überröcke anzuziehen. Alſo ein ſoldatiſcher Mann. Aber die Kriege, die er führte, der Zug nach Holland 1787, der Zug nach Frankreich 1792, die Kriege am Rhein, ſie waren übereilt angefangen, ſie wurden ſchlaff geführt; ſie brachten der Monarchie nur Schaden und nicht einen Deut Nutzen, ſie erſchöpften den Kriegsſchatz, den Friedrich der Große ſorgſam gehäuft, ſie führten ſchließlich zu dem erbärmlichen Frieden von Baſel, der Preußen förmlich iſolierte.

Während der erſten Jahre nach Friedrichs Tode führte der Miniſter Hertzberg, der dem alten König Jahrzehnte lang gedient hatte, die äußere Politik. Er war ſeinem Herrn ſtets ein geſchickter, brauchbarer und zuverläſſiger Diener geweſen, mehr nicht, irgendeinen Einfluß aber hatte er niemals gehabt. Er war ein wohlgeſchulter Kabinettsrat, nicht ohne gute Ideen, aber ein Mann der Theorie. Das Wollen hatte er

Digitized by Google

wohl, beim Vollbringen haperte es. Nun, in seinem neuen Ansehen eines Wissenden, gab er sich daran, den Zauberlehrling zu spielen und die Besen aus den Ecken aufzurufen, aber es war kein Meister mehr da, der im Augenblick der Not das beschwörende Wort hätte sprechen können. So schwankte während des Hertzbergschen Regiments die preußische äußere Politik schon bedenklich hin und her, ganz aus dem Geleise geriet sie aber, als Bischoffwerder den alten Hertzberg aus der Gunst des Königs verdrängte und die Bündnispolitik zwischen Preußen und Österreich anbahnte, welche zum gemeinschaftlichen Kriege gegen Frankreich führte, der so unrühmlich für Preußen verlief.

Der Fürstenbund aber, das letzte große Werk friderizianischer Politik, ging ganz in die Brüche. Und dennoch lag in diesem Fürstenbund der gesunde Gedanke, der ein Jahrhundert später zur Schöpfung unseres geeinigten Deutschland geführt hat. Als unter dem unruhigen Regiment Kaiser Josephs des Zweiten der Besitzstand Bayerns dauernd beunruhigt wurde, begründete König Friedrich gemeinsam mit Sachsen und Hannover und einer Reihe andrer deutscher Kleinstaaten diesen Fürstenbund, der den Zweck hatte, der österreichischen Ländergier ein Ziel zu setzen. Dies war der letzte große Schachzug, den Friedrich in der Staatskunst vollbrachte. Gewiß hat der klarblickende, in allen Künsten der Diplomatie kundige König nicht allzuviel von der Wirkung eines solchen Bundes gehalten; er wußte, daß nur Preußens eigene Kraft das unbedingt verläßliche Moment, der rocher de bronce, sein würde, auf den er sich im Falle erneuten Zweikampfes mit dem Erzhaus verlassen müßte. Dennoch aber konnte, wenn ein starkes Preußen das Rückgrat für einen solchen Fürstenbund bildete, wenn dies Preußen öffentlich die Führung der mittleren und kleinen Bundesstaaten übernahm, ein nützliches wehrhaftes Ganze daraus werden. Die Mehrheit der deutschen Kurfürsten konnte die deutsche Kaiserkrone dem Hause Habsburg entziehen und sie einem rein deutschen Fürsten aufs Haupt setzen. Dieser Fürstenbund hatte weite Ziele, konnte sie haben, wenn in Preußen klare Politik gemacht wurde. Mit großer Aufopferung hat sich der tüchtige deutsch denkende Karl August von Sachsen-Weimar, Goethes Landesfürst, nach des großen Königs Tode der Ausbreitung und Festigung dieses Fürstenbundes angenommen. Aber Friedrich Wilhelm der Zweite, der als Prinz für dies Werk der Staatskunst seines großen Oheims Feuer und Flamme gewesen, war der Sache längst müde, und Hertzberg nannte den Bund sogar „das Kreuz der großen Politik". So wurde trotz der guten Aussichten, welche die emsige Tätigkeit Karl Augusts von Weimar dem Gedeihen des Bundes eröffnet hatte, nichts Rechtes aus ihm. Ohne ein in seiner Politik zielbewußtes Preußen ging's nicht, und dies Preußen irrlichterierte hin und her.

Friedrich II., König von Preußen
Nach einem Gemälde von J. C. Frisch gestochen von L. Buchhorn

Der neue König, der als Prinz schon höchst leichtsinnig gelebt hatte, ließ leider von seinem bedenklichen Lebenswandel auch nicht ab, als sein hohes Amt ihn an die Spitze des Staates stellte. Sein ehebrecherisches Verhältnis zur Frau seines Kammerdieners Rietz, der schönen Tochter eines Trompeters, die er später, als sie am Hofe von Neapel eingeführt zu werden wünschte, kurzerhand zur Gräfin Lichtenau beförderte und mit einigen Gütern beschenkte, — dies fatale Verhältnis war eines preußischen Königs mindestens unwürdig. Ebensowenig sittlich erlaubt waren seine Ehen zur linken Hand mit dem Fräulein von Voß und der Gräfin von Dönhoff, die ein willfähriges Kirchenregiment leider Gottes in tiefster Devotion billigte. Der König, den man bei seinem Regierungsantritt gleich Ludwig dem Fünfzehnten als den „Vielgeliebten" begrüßt hatte, sank infolge seines Wandels bald in der öffentlichen Achtung. Vieles, was da geschah, mag man, wenn

Digitized by Google

man die Sitten jener Zeit betrachtet, vielleicht milder ansehen, aber daß es am Hofe eines Hohenzollern geschehen konnte, war unerhört. Zwar: Das Gerücht vergrößerte, die Pamphletliteratur wuchs mächtig an, skandalsüchtige Skribenten fischten im Trüben, und leider: es gab genug zu tadeln und zu schelten.

Was dem Hofe recht erschien, erschien der Berliner Gesellschaft billig. Das Beispiel der höchsten Kreise wirkte ansteckend auf die oberen Zehntausend und auch tiefer hin, wenn es da noch viel anzustecken gab. Denn schon während des letzten Jahrzehnts der Regierung des großen Königs hatten es die besitzenden Kreise mit ihrer Lebensführung längst nicht mehr genau genommen. Als die Wunden des siebenjährigen Krieges einigermaßen vernarbt waren, als der Volkswohlstand sich sicher und stetig zu heben begann, machte sich allmählich auch eine Üppigkeit in der Lebenshaltung geltend, die mit einer schlaffen Moral Hand in Hand ging. Unkraut wuchert, überwuchert, wo kein Jäter ist, auch die im Schweiße des Antlitzes mühsam bestellte Saat. Und wenn hier der erste Mann im Staate ein schlechtes Beispiel gab, wenn die hohe Geistlichkeit, die Hüterin der Sitte und Tugend, die Heiligkeit der Ehe so gering achtete, daß sie sich den Wünschen des Königs so leicht beugte, was sollte da das Bürgertum sagen! Der Umschlag war zu groß. Fast drei Jahrzehnte lang hatte in der ersten Hälfte des scheidenden Jahrhunderts Friedrich Wilhelm der Erste, der Schöpfer des preußischen Heeres, der geniale Volkswirt, sein preußisches Volk zur Einfachheit, zur Sittenstrenge und zur Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit erzogen. Und fast durch fünf Jahrzehnte hatte dann sein großer Sohn Friedrich der Zweite, in schweren Kriegen, in verzweifeltem Ringen um die Existenz seines Staates, von diesem Volke fordern müssen, was es in der Schule seines Vaters, des großen Erziehers, an Tüchtigkeit und Opfermut erworben, — und dieses Volk hatte nicht versagt. Aber der König, der es durch dieses halbe Jahrhundert führte, war dem Volke ein Beispiel, ein Vorbild in Pflichttreue und Arbeit. Was forderte er wohl von dem einzelnen, was er nicht zehnfach selbst geleistet hatte? Stolzes Wort, das er sprach: „Ich bin der erste Diener meines Staates!" Und nach diesen beiden Männern, nach diesem Vater und diesem Sohn, vor denen kein Preuße tief genug den Hut ziehen kann, ein König, der nicht die innere Kraft aufbrachte, seine guten Anlagen zu verwerten, der über die Anläufe nicht hinauskam, der zu rasch war, wo er hätte bedächtig sein müssen, zu schwankend, wo die Tat am Platze war, der sich in seinem Privatleben mit Maitressen und Günstlingen umgab, der mystische Sitzungen mit Geisterbeschwörern abhielt und das Gebimmel einer Glasharmonika und die quäkende Stimme eines Bauchredners als Offenbarungen hinnahm, — der Umschlag war zu groß. Das Fundament, an welchem zwei weise Herrscher ihr Lebelang gearbeitet hatten, die Selbstzucht des preußischen Volks, bröckelte.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen
Nach einem Gemälde von A. Graff gestochen von Jakob Adam

Aus jenen Tagen sind uns Berichte überkommen, die mehr beweisen, als uns lieb ist, bewiesen zu sehen. „Unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten ging der Hof in allem, was Luxus, Verschwendung, Üppigkeit und Hintansetzung aller Sittlichkeit genannt werden konnte, voran. Die Hauptstadt stimmte mit ein, und die Provinzen folgten bald nach. Man hat in der Residenz die physischen Genüsse bis zum höchsten Raffinement gesteigert. Es gibt eine Menge Leute aus dem Militär-, Zivil- und Handlungsstande, die ein

wahres Studium daraus gemacht haben, das Leben zu genießen. Des Morgens werden die Italiener besucht, die Delikatessen des Auslandes nach den verschiedenen Jahreszeiten recht frisch verschlungen und die feinsten Weine aus den heißen Zonen dazu genossen, um den Magen in Spannung zu erhalten. Des Mittags nimmt man ein üppiges Mahl bei einem französischen Koch ein und verweilt dabei so lange, bis es Zeit ist, ins Schauspiel oder zu einer Spiel- oder Teegesellschaft zu gehen. Im Theater oder bei den Tees bestellt man eine Zusammenkunft mit verliebten Weibern. Beim Spiel setzt man den höchsten Point aus, um entweder sein Vermögen zu verdoppeln oder zu verlieren. Das Verderben der Sitten hat sich auf diese Weise allen Ständen mitgeteilt." Die zweite Hälfte des recht ins einzelne gehenden Berichtes dieses Zeitgenossen wollen wir hier lieber verschweigen, es ist immer gut, von solchen Berichten die Hälfte abzuziehen: denn selbst, wenn wir diese intimen Details getrost im Tintenfaß lassen und nicht in Druckerschwärze verwandeln, bleibt noch genug übrig. Wohl aber mag hier noch ein Zeuge auftreten, der gewohnt, seine ehrliche Meinung in gutem derben Deutsch auszudrücken. Der alte aufrechte Gottfried Schadow, der sagte in spätem Alter, seiner Verantwortlichkeit wohl bewußt, einmal zu dem Chronisten Varnhagen von Ense: „Zur Zeit Friedrich Wilhelms des Zweiten herrschte die größte Liederlichkeit. Alles besoff sich in Champagner, fraß die größten Leckereien und frönte allen Lüsten. Die Leute, die das wüste Leben mitgemacht haben, sind alle früh gestorben, zum Teil elendiglich, der König an der Spitze. Man kann sich jetzt (anno 1841, als Schadow das erzählte) gar nicht mehr vorstellen, wie wohltätig auf solche Üppigkeit das Beispiel Friedrich Wilhelms des Dritten kam, die stille Häuslichkeit, die Schönheit und Bravheit der Königin."

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen
Nach einer Zeichnung von F. Bolt gestochen von H. Meyer

König Friedrich Wilhelm der Dritte bestieg am 16. November 1797 den Thron, er war damals 27 Jahre alt. Friedrich Wilhelm war ein Mann von tiefem, frommem und ernstem Gemüt, peinlich gewissenhaft in der Erfüllung seiner Herrscherpflichten, wahrhaftig und nach seinen menschlichen Kräften gerecht denkend, keusch und sittenrein, ein sparsamer Haushalter, ein guter, liebevoller Gatte und Vater, — ein Mann, dem Ehre alles war, wortkarg und gediegen. In tiefen Friedenszeiten an die Spitze eines übersichtlichen und gesicherten Staatswesens gestellt, wäre dieser Fürst der beste Herrscher gewesen, den man sich denken kann. Er strebte danach, auch als König einfach und wie ein Privatmann zu leben. „Der König wird von den Einkünften des Kronprinzen leben müssen," sagte er gleich am Anfang seiner Regierung. Er scheute sich davor, dem Lande die Kosten einer prächtigen Hofhaltung aufzuerlegen. Als der Hofmarschall am Tage nach seiner Thronbesteigung der Mittagstafel zwei Gerichte hinzugefügt hatte, wehrte der König lächelnd ab mit den Worten: „Wozu das, habe ich denn seit gestern einen größeren Magen bekommen?" Und als ein eifriger Kammerdiener beim Eintritt in den Speisesaal statt des einen Flügels beide Türflügel aufwerfen wollte, sagte der König: „Sag mal, bin ich denn seit gestern so dick geworden, daß eine Tür nicht mehr genügt?"

Aber bei aller bürgerlichen Bescheidenheit hatte der König dennoch ein ausgeprägtes Bewußtsein seiner königlichen Würde. Die Majestät „von Gottes Gnaden", die ihm die Geburt verliehen hatte, war ihm heilig und er hielt streng darauf, daß sie in seiner Person geachtet wurde. Weil aber sein nüchterner klarer Geist nur ein kleines Gebiet beherrschte, und ihm der Schwung der großen Ideen durchaus fehlte, war der Verkehr mit ihm für die vielen hochbegabten, schöpferisch veranlagten Männer, welche die Wogen der Zeit besonders in den Jahren nach dem Zusammenbruch ihm zuführten, nicht immer leicht. Aber es muß hier gleich gesagt sein, daß dieser Herrscher im Laufe seiner Regierung in seine Aufgaben hineinwuchs und sich schließlich auch mit all den Reformen und Neuschöpfungen, die seine ihn überragenden Staatsmänner für notwendig erklärten, abfand. Denn in dieser verschlossenen, sich nach außen so ungern öffnenden Königsseele lag ein ansehnliches Quantum gesunden Menschenverstandes verborgen. Er nahm nichts urteilslos hin, er versuchte alles

Digitized by Google

genau zu durchdringen und zu ermeſſen, und ſeine Einwände waren häufig genug ſtichhaltig, ſeine Einſicht hat ſelbſt jene Männer ſeines Rates, die ihm geiſtig weit überlegen, oft überraſcht. Aber er liebte es nicht, öffentlich zu reden, die Gabe der Rede war ihm verſagt, er ſprach knapp, lakoniſch, im Infinitiv, und bei aller Herzensgüte, die dieſem Monarchen innewohnte, klang ſein Wort vielfach barſch und rauh.

Ein halbes Jahr, bevor Friedrich Wilhelm den Thron beſtieg, berichtete der franzöſiſche Geſandte Caillard an das Direktorium in Paris über eine Unterredung, die er mit dem Prinzen Heinrich, dem Bruder Friedrichs des Großen und Großoheims des Kronprinzen, über dieſen gehabt hat. Prinz Heinrich war gewiß ein ſcharfer Beurteiler, der gern die Schwächen ſeiner Mitmenſchen zu geißeln pflegte und von dem ein günſtiges Urteil daher doppelt wiegt. „Der Kronprinz," ſo hat nach Caillards Bericht Prinz Heinrich ſich geäußert, „hat keine beſonderen Umgangsformen, er iſt etwas rauh, weiß ſich nicht elegant und fließend auszudrücken. Er hat in ſeinem Weſen eine gewiſſe Strenge, die man verſucht ſein könnte, für Unhöflichkeit und Schroffheit zu nehmen, aber bei einem Manne, der andere regieren ſoll, fallen die äußeren Formen nicht ins Gewicht, wenn der innere Kern nur wahrhaft gut iſt und der iſt beim Kronprinzen ausgezeichnet. Das Glänzende des Geiſtes erſetzt bei ihm ſehr viel geſunder Verſtand, ſeine ſcheinbare Strenge ruht auf dem Grunde eines ſtark ausgebildeten Sinnes für Gerechtigkeit, Ordnung und Sparſamkeit. Über die Lücken ſeines Wiſſens gibt er ſich keiner Täuſchung hin, aber glauben Sie nicht, daß er ſich ohne Nachdenken der Meinung ſeiner Umgebung unterwerfe; erſt will er aufgeklärt und überzeugt ſein, denn er entſcheidet ſich nur auf gute Gründe hin und pflegt alle Einwände, die ſich ſeinem Verſtande darbieten, erſt zu erſchöpfen."

Der König hatte auch jenen den Gliedern des Hohenzollerngeſchlechtes vielfach eigenen Wirklichkeitsſinn, der den Dingen mit einer guten Doſis Humor entgegentritt und ihren Kern ſicher trifft. Als zu Anfang des Jahrhunderts Jean Paul in Berlin eine Gaſtrolle gab und von der Königin und den Damen der Geſellſchaft ſehr, vielleicht etwas überſchwenglich, gefeiert wurde, denn es wird berichtet, daß man ſich nicht nur um die eignen Haare des Dichters, ſondern auch um die ſeines Pudels bewarb, ſagte der König lakoniſch: „Höre, daß man dieſen Jean Paul gar zu ſehr herausſtreicht, mag ganz gute Romane geſchrieben haben, für die Liebhaber wenigſtens, ſind mir ein bißchen gar zu kraus. Immerhin ein gewiſſes Verdienſt, läßt ſich aber doch ſehr halten. Was ſoll erſt werden, wenn von einem großen Staatsmann oder von einem Helden die Rede iſt, der das Vaterland gerettet hat? Damen verſtehen das Maßhalten nicht." — Und faſt, wie wenn der Große Friedrich ſie geſprochen, lauten des Königs Worte über Johann Gottlieb Fichte, als der große Philoſoph, von der Orthodoxie aus Jena vertrieben, ſich nach Berlin wandte und beim König eine Beſchwerde eintraf, daß man ihm dort den Aufenthalt geſtattet habe. „Iſt's wahr", meinte der König trocken, „daß der Fichte mit dem lieben Gott in Feindſeligkeiten begriffen iſt, ſo mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen. Mir tut das nichts."

Friedrich Wilhelm lebte in äußerſt glücklicher Ehe mit ſeiner Königin Luiſe. Denn hier war der ſeltene Fall, daß zwei fürſtliche Menſchen durch einen Herzensbund vereinigt waren. Friedrich Wilhelm hatte, als er mit ſeinem Vater 1792 in den franzöſiſchen Revolutionskrieg zog, die junge Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz in Frankfurt am Main kennengelernt und alsbald tief empfunden, daß gerade dieſe eine die rechte für ihn ſei. Er hat in ſpäteren Jahren, als ſchon längſt das Eheband durch den Tod zerriſſen war, dem Biſchof Ellert einmal erzählt, daß der erſte Augenblick des Sehens auch die gegenſeitige Zuneigung hervorgerufen habe: Eine innere Stimme habe ihm geſagt, „die iſt es oder ſonſt keine auf Erden". „Habe mal," ſo fuhr der König fort, „über dieſe wunderbare wechſelſeitige Sympathie, in welcher verwandte Seelen ſich gleich beim erſten Blicke begegnen, etwas ſehr Schönes in Schillers Schriften geleſen, wo treffend und wahr bezeichnet iſt, wie mir und meiner ſeligen Luiſe zumute war, als wir uns zum erſtenmal ſahen und wie wir uns das nochmals oft bekannt haben. Es war keine verliebte Sentimentalität, ſondern ein beſtimmtes klares Bewußtſein, das gleichzeitig ihre und meine Augen mit einer Träne netzte." Die wundervolle Stelle aus der Braut von Meſſina, die der König hier erwähnt, mag hier Platz finden, denn ſchließlich iſt der Dichter ſelbſt der berufenſte Interpret menſchlicher Gefühle.

Als ich die Augen wandte, ſtand ſie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar ergriff
Im tiefſten Innerſten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange ſchweben,
Selbſt nicht der Glanz der göttlichen Geſtalt —
Es war ihr tiefſtes und geheimſtes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen ſcheinen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel geiſtig zu berühren,
Als ſich mein Atem miſchte mit dem ihren;
Fremd war ſie mir und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt ich's in mir werden,
Die iſt es oder keine ſonſt auf Erden.

Königin Luiſe von Preußen

Nach einem Gemälde von Schröder geſtochen von J. Ruſchewey

In der Tat muß die Königin Luiſe eine Erſcheinung von ſeltener Schönheit und Holdſeligkeit geweſen ſein. Goethe berichtete in ſeiner Wahrheit und Dichtung von dem Eindruck, den Königin Luiſe und ihre Schweſter, die dem Prinzen Ludwig von Preußen, dem Bruder des Königs vermählt wurde, auf ihn machten.

„In mein Zelt eingehaftelt," ſchreibt er, „konnte ich ſie vertraulich mit den Herrſchaften auf und nieder und nahe vorübergehend auf das genaueſte beobachten, und wirklich mußte man dieſe beiden jungen Damen für himmliſche Erſcheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöſchen wird."

Inmitten eines frivolen Hofes, inmitten einer ſittenloſen, prunkſüchtigen bürgerlichen Geſellſchaft lebte das junge prinzliche Paar ein vorbildliches, reines, glückliches Familienleben, das auf Thronen ſelten, und bei den oberen Zehntauſend nicht eben häufig iſt. Und als Friedrich Wilhelm dann zur Regierung kam, war es ihm, der ſelbſt ſchwer genug unter den Zuſtänden am Hofe ſeines Vaters gelitten hatte, die erſte Pflicht, gründlich aufzuräumen. Die „Maîtresse en titre", die Gräfin Lichtenau, alias Madame Rietz, wurde verbannt, mit ihr eine Reihe ihrer Kreaturen. Vieles wurde anders, die Fenſter weit aufgeſtoßen und gründlich gelüftet. Am Hofe wehte fortan eine reine keuſche Luft. Leider war es keineswegs ſo in den Schichten der ſogenannten guten Geſellſchaft, leider nicht ſo bei dem flott verdienenden Bürgertum, leider hielten ſelbſt viele Beamtenfamilien das nicht für notwendig, dem ſparſamen haushälteriſchen Beiſpiel am Königshofe nachzuleben. Wohl ſagt des alten Sprichworts Wahrheit, daß böſe Beiſpiele gute Sitten verderben, aber tauſendmal ſchwerer iſt es, daß gute, reine Beiſpiele verdorbene Sitten emporheben. Die von dem alten Schadow in ſo derber Form gekennzeichnete Völlerei und Vergnügungsſucht blieb bei. Den Familien, die zur Geſellſchaft gehörten, wurde es natürlich ſchwer, ſich ihren vermeintlichen Pflichten zu entziehen, auch wenn das Einkommen keine großen Sprünge zuließ. Welche Zuſtände dann ſchließlich im Innern der Familie entſtanden, das ſchildert der unbeſtechliche Fichte in einem Briefe an ſeine Frau ſehr anſchaulich.

„Ich kenne," ſchrieb er, „hier einen Kriegsrat, der achthundert Taler Beſoldung hat und einen Bedienten in prächtiger Livree. Dieſer kocht verwichenen Sonnabend für die Familie ein halb Pfund Rindfleiſch und für ſechs Pfennige Kartoffeln und Mohrrüben zum Mittageſſen. Es findet ſich, daß das Fleiſch nicht weich gekocht iſt, ſonach wird nur das Gemüſe verſpeiſt und das halbe Pfund Fleiſch am anderen Tag wieder gekocht zum Sonntageſſen. Die Frau Kriegsrätin wäſcht das Hemd, das ſie am Sonntag tragen will, Sonnabend ſelbſt in ihrer Stube aus und — geht indes ohne Hemd."

Ein Stern am Himmel der Berliner Geſellſchaft jener Zeit war Prinz Louis Ferdinand von Preußen, ein Sohn des jüngſten Bruders Friedrichs des Großen, jenes tapferen Prinzen Ferdinand, der in der blutigen Schlacht von Breslau anno 1757 ſeiner Brigade, hinein in den dichten Kugelregen, die Fahne voraufgetragen hatte.

Sechs Fuß hoch aufgeſchoſſen,
Ein Kriegsgott anzuſchaun,
Der Liebling der Genoſſen,
Der Abgott ſchöner Frau'n.
Blauäugig, blond, verwegen
Und in der jungen Hand
Den alten Preußendegen,
Prinz Louis Ferdinand.

So ſingt Theodor Fontane von ihm. In dieſes Prinzen Adern floß ein ſtarker Tropfen vom Blute des großen Königs. Sein reger begehrlicher Geiſt ſog förmlich alles Schöne in ſich auf, ſprühender Witz war ihm eigen, ſeine Hand meiſterte die Taſten, man ſagt, daß er ein muſikaliſches Genie geweſen. Ein glänzender Turner, Schwimmer und Fechter, der beſte Reiter in der Armee, militäriſch ſowohl wie politiſch weitſehend und von ſicherem Blick und reger Unternehmungsluſt, wäre er gewiß, rechtzeitig vor größere Aufgaben geſtellt, ein Feldherr geworden, den man auf dem Schachbrette des Krieges mit guter Hoffnung ſelbſt einem Napoleon hätte gegenüber ſtellen können. Schon ſchmückten des Krieges Lorbeeren ſeine junge Stirn; bei der Belagerung von Mainz hatte er anno 1792 an der Spitze ſeines Regiments die Schanzen von Zahlbach geſtürmt, als noch der Flaum der Jugend ſeine Lippe deckte. Aber dieſer Prinz paßte nicht in die Umgebung des Königs. Die beiden Vettern verſtanden ſich nicht. Der König, nüchtern denkend, peinlich gewiſſenhaft, Schritt für Schritt ſorgſam wägend, ſittenſtreng, der Prinz überſchäumend, vorwärts ſtürmend, in ſeinen Sitten allzu locker, das gab keine Harmonie. So kam es, daß die Kräfte des Prinzen brach lagen und daß während ſeiner Entwicklungsjahre die fruchtbringende Saat und buntes Unkraut jäh durcheinander wucherten. Dennoch ein ganzer Mann, ein edles Reis am Stamme der Hohenzollern. Glühende Vaterlandsliebe, rauſchende Tatkraft wohnten in ſeiner Bruſt, und hätte man auf ihn gehört, rechtzeitig, ſtatt auf die Haugwitze und Köckeritze, wäre Preußen ſchon 1805 mit 200 000 Streitern losgebrochen, wären vielleicht die Jahre ſchwerer Schmach von dem Staate abgewendet worden, — vielleicht aber auch die Jahre ſittlicher Erneuerung und innerer Erſtarkung nicht erſchienen. „Das hiſtoriſche Urteil," ſagt Heinrich von Treitſchke, „vermag nicht abzuſehen, wie die Demütigung von 1806 der alten Monarchie hätte erſpart werden können."

Digitized by Google

Der König Friedrich Wilhelm der Dritte war ganz gewiß in tiefſter Seele von der großen Verantwortung, die in ſeinem königlichen Amte lag, bewegt. Es drängte von allen Seiten in jener gärenden Zeit ſo heftig auf ihn ein, daß er, der nur das Nächſte überſehen konnte, der von Natur veranlagt war, die Dinge ſchwarz zu ſehen, wahrlich oft Urſache zu verzagten Stimmungen hatte. Einſt, im letzten Sommer ſeines Lebens, hatte der große König bei einem Spaziergang im Park von Sansſouci zu ſeinem jungen, damals ſechzehnjährigen Großneffen Friedrich Wilhelm geſagt: „Ich bin am Ende meiner Karriere und mein Tagewerk iſt bald getan, ich fürchte aber nach meinem Tode wird's pêle mêle gehen. Überall liegen Gärungsſtoffe und leider nähren ſie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, ſtatt ſie zu beruhigen und auszurotten. Die Maſſen fangen ſchon an, von unten auf zu drängen, — und wenn dies zum Ausbruch kommt, iſt der Teufel los!"

Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunſchweig
Nach einem Gemälde im Nationalmuſeum zu Verſailles

Zu bald nur war das eingetroffen, was der alte Fritz prophetiſchen Blickes vorhergeſagt. Seit 1789 war in Frankreich der Teufel los. Nein nicht nur der Teufel, ſondern eine ganze Hölle von Teufeln. Die Monarchie der Bourbonen war zertrümmert. Der Enkel von ſechzig Königen war gerichtet von einem Heer von Advokaten, von Gevatter Schneider und Handſchuhmacher. Kein Stein des alten Staatsbaues war auf dem andern geblieben. Scharen ihres Beſitzes beraubter Seigneurs waren über den Rhein gejagt, lungerten an den Fürſtenhöfen und Edelſitzen herum und gar manche von ihnen, deren Vorfahren durch Jahrhunderte in Frankreichs Kriegen das Lilienbanner und das Schwert geführt hatten, mußten ſich jetzt als Haarkräuſler und Garköche ernähren. — Im Feldzug von 1792 hatte Friedrich Wilhelm auch jene Truppen der Revolution kennen gelernt, die ſchlecht bekleidet, ſchlecht genährt, zuſammengelaufen aus allen Ecken und Enden Frankreichs, von vor Patriotismus weißglühenden Konventsrepräſentanten in den Kampf getrieben wurden mit den Worten: Mit Brot und Stahl kommt Ihr bis nach China! Tut Eure Pflicht! Das waren dieſelben Truppen, die von Schlacht zu Schlacht ziehend, einſt den Kern bilden ſollten zu jenen ſiegreichen Kohorten, mit denen der geniale Korſe das alte Europa überſchwemmte. Und auf dem Huldigungsfeſte ſeiner jungen Königsherrlichkeit hatte Friedrich Wilhelm es erleben müſſen, daß inmitten der monarchiſchen altpreußiſchen Verſammlung der Abgeſandte eben jener Republik erſchienen war, in einfach bürgerlichem Rock, von der breiten trikoloren Schärpe der Republik umgürtet, mit ungepudertem Haar, der ci-devant-Abbé und Generalvikar Emanuel Sieyès, der in jener furchtbaren Nacht, da über das Schickſal des ſechzehnten Ludwig entſchieden wurde, das kurze

harte Wort gesprochen: La mort sans phrase! Konnte der Glückwunsch dieses Königsmörders aus ehrlichem Herzen kommen?

Was Wunder, daß der junge König gegen grundlegende Reformen starke Bedenken hatte! Die revolutionären und republikanischen Ideen spukten in vielen Köpfen. Ihre suggestive Kraft schaffte ihnen auch dort Eingang, wo eigentlich altgeheiligte Traditionen hätten Halt gebieten sollen. Der erste General der preußischen Monarchie, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig stand ganz öffentlich im Rufe eines entschiedenen Freidenkers, ja, die französische Republik hatte sogar diesem Manne im Jahre 1792 das Generalkommando über ihre Heere angeboten, demselben Manne, der einige Monate später die verbündeten monarchischen Truppen gegen eben dieselbe Republik führte und ein wütendes Kriegsmanifest losließ, in welchem er damit drohte, daß in Paris kein Stein auf dem andern bleiben sollte, wenn dem gefangenen König Ludwig auch nur ein Haar gekrümmt würde. So seltsame Widersprüche zeitigten selbst gescheite Köpfe!

König Friedrich Wilhelm hielt sich all diesen Einflüssen ängstlich fern. Er hatte sich, als er den Thron bestieg, fest an den General von Köckeritz angeschlossen, zu welchem er ein unbegrenztes Zutrauen hatte. Dieser Köckeritz war seinerzeit dem jungen Prinzen als Adjutant zuerteilt worden, und Friedrich Wilhelm hatte an seinem Adjutanten gerade die Eigenschaften kennen gelernt, die ihm menschlich besonders zusagten. Noch am Abend des Tages seiner Thronbesteigung schrieb der König an diesen Getreuen, wie folgt: „So lange ich Sie nun kenne, vorzüglich aber in den letzten Jahren, wo ich Sie täglich zu sehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt, habe ich mich immer mehr in der Idee bestärkt gefunden, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir dereinst durch seinen Biedersinn, richtige Beurteilung, natürlichen Verstand, festen Charakter und die erprobteste Rechtschaffenheit ganz vorzügliche Dienste zu leisten imstande sein wird. — Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht von unredlichen Menschen betrogen zu werden; ihm muß daher jeder gute Rat, sobald er redlich gemeint ist, willkommen sein. Diesen guten Rat erwarte ich aber vorzüglich von Ihnen. Ich bitte Sie daher, bleiben Sie immer mein Freund, so wie Sie es bis jetzt gewesen sind; verändern Sie nicht Ihre Art gegen mich, zu denken und seien Sie überzeugt, daß ich immer derselbe bin, mag sich auch mein Titel verändern wie er will! In meiner künftigen Lage brauche ich einen wahren Freund und Ratgeber, mehr als jeder andere. Nichts ist aber alsdann schwerer, als einen solchen zu finden." — Der Brief geht alsdann weiter, weist dem General von Köckeritz eine ganze Reihe von Aufgaben und Befugnissen zu, gesteht in königlichem Freimut, daß „sich niemand mehr irrt in der Beurteilung der Menschen als ein Fürst", und schließt mit der Bitte: „Bleiben Sie daher immer der nämliche redliche Mann."

Selten wohl ist von fürstlicher Hand ein rührenderer Brief geschrieben worden als dieser. In ihm spricht sich der ganze Friedrich Wilhelm aus: ehrlich vom Scheitel bis zur Sohle, das beste Wollen, echt wie Gold. Und gewiß ist uns auch, daß Herr von Köckeritz derselbe redliche Mann geblieben ist, der seinen königlichen Herrn nach besten Kräften beraten hat. Aber diese Kräfte waren nur schwach, allzu schwach. Die ungeheuer wichtige Stellung des ersten Ratgebers eines Königs von Preußen lag in den Händen einer Null. Der Freiherr von Stein hat in seiner frischen Knappheit und Kürze den armen Köckeritz treffend charakterisiert. „Er war," schreibt Stein, „ein ehrlicher, wohlmeinender, nach seiner Überzeugung dem König ratender Mann, aber von eingeschränkten Begriffen, ohne Bildung. Er hatte sein ganzes Leben mit dem kleinen Dienst in der Potsdamer Garnison zugebracht, wo mit der größten Strenge auf Vernichtung der Selbständigkeit, auf Hingebung und Mönchsgehorsam hingewirkt wurde. Hier bildete sich natürlich sein beschränkter Kopf zum Repräsentanten der Gewöhnlichkeit und Untergebenheit aus, der, nur der flachsten Ansichten fähig, nichts wünschte, als Ruhe und Frieden von außen, Verträglichkeit im Innern, um ungestört seine Spielpartie und Tabakspfeife genießen zu können. Wie sollte ein solcher Automat Gefühl haben für Nationalehre und Selbständigkeit; wie sollte er begreifen, daß in dieser Krisis unseres Zeitalters solche Güter nicht anders als durch Kampf und Anstrengung erhalten werden konnten und daß Lagen eintreten konnten, wo es Pflicht war, zu einem solchen Kampf mit Aufopferung seiner Behaglichkeit und Unterbrechung des gewöhnlichen Ganges seines Vegetierens zu raten."

Dieser Köckeritz, so sehr er auch in Hofkreisen als Dummkopf galt, — der Herzog von Braunschweig nannte ihn in scharfem Spott „einen ausgeschnittenen Kürbiskopf ohne Licht im Innern", — saß warm in der königlichen Gunst. Er pflegte täglich am Mittagsmahl der königlichen Familie teilzunehmen, und da er seine gewohnte Pfeife nach Tisch nicht zu entbehren vermochte, genoß er sogar das Recht, dieselbe auch im königlichen Speisezimmer zu rauchen. Der gutmütige Mann wurde von Bittstellern und Schmeichlern gehörig ausgenutzt und er war zu schwach, um nicht zu alledem, was ihm gewandt vorgetragen wurde, ja zu sagen. So wurde allmählich die Kabinettspolitik, der Einfluß der Kabinettsräte überwuchernd. Unter Friedrich dem Großen waren diese Herren nichts gewesen als schreibende Sekretäre, als ausführende Subalternbeamte, die das blaue Auge des großen Königs jupiterhaft angeblitzt haben würde, wenn sie sich irgend-

Digitized by Google

welchen Rat oder selbständige Meinung erlaubt hätten. Unter der neuen Ära aber entwickelten sich diese subalternen Schreiber allmählich zu Beratern der Krone und es entstand jene bedenkliche Kabinettsregierung, gegen die erst der große Freiherr von Stein erfolgreich kämpfen sollte, nachdem er ihr vorher zum Opfer gefallen war.

Der beste unter diesen Kabinettsräten war noch Anastasius Ludwig Mencken, ein philosophischer Kopf von aufgeklärten Ansichten, der redlich bestrebt war, Reformen in der inneren Verwaltung durchzuführen. Dieser Mencken hatte eine Tochter Wilhelmine, die im Jahre 1806 die Frau des Rittmeisters Ferdinand von Bismarck wurde und 1815 am 1. April den gewaltigen Mann gebar, der fünfzig Jahre später Deutschland in den Sattel setzen sollte. Menken drang mit seinen Vorschlägen nicht durch, auch dann nicht, als er den Kriegsrat Friedrich Gentz ans Licht zu ziehen versuchte und dessen Reformvorschläge dem König unterbreitete. Aber für Köpfe wie Gentz, der, ein begeisterter Freund der englischen Verfassung, durchgreifende Neuerungen anstrebte, war in Preußen kein Platz. Vor solchen Leuten hatte der biedere Köckeritz eine unüberwindliche innere Angst. Plänemacher wie Gentz und „Verschemacher" wie der geniale Heinrich von Kleist waren dem guten Herrn unheimlich. So wurde mit dem geheimen Kabinettsrat Beyme, der übrigens ein studierter Mann war, ein tüchtiger Jurist, und seinen Platz in späteren Jahren gut ausfüllte und mit Lombard, dem ehemaligen Protegé der Gräfin Lichtenau, dem Sohn eines Friseurs — er pflegte zu sagen „mein Vater gepuderten Andenkens", — so gut es gehen wollte, fortregiert. Beyme besorgte das Innere, Lombard das Äußere. Der Minister Graf von Haugwitz, der verantwortliche Redakteur des bösen Friedens von Basel, blieb auch unter dem neuen König im Amt. Er war ganz in den Händen seines Lombard, den er längst nicht mehr entbehren konnte. In jenen Kreisen der Monarchie, in denen reges Verantwortlichkeitsgefühl wohnte, sprach man von dem Triumvirat Haugwitz, Beyme und Lombard nicht gut. Besonders der Prinz Louis Ferdinand verachtete diese Männer aufs tiefste. Aber was war zu tun? In dem König lebte ein starkes Majestätsbewußtsein und er wachte eifersüchtig darüber, in allen Dingen durch sein königliches Wort die letzte Entscheidung zu geben. Heute machten sich bei ihm diese Einflüsse geltend, morgen jene, und so kam er, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit alles prüfend, überlegend und, wie jener Franzose sagte, „alle Einwürfe erschöpfend, die sich seinem Geiste darboten", aus dem Schwanken nicht heraus.

Karl Freiherr vom und zum Stein
Nach einer zeitgenössischen Lithographie

Reformen? Eine Neugestaltung des Staates von Grund aus? Ja, die konnte man unter solchen Verhältnissen nicht erwarten. Denn wo lag in einer solchen Regierung die unerschütterliche Kraft und Festigkeit, grundlegende Reformen durchzuführen? Es schien ein ungeheures Wagnis, — und auch jetzt noch muß ein gerechtes geschichtliches Urteil ein solches zugeben, — ein ungeheures Wagnis, an dem Staatsbau zu rütteln, den zwei große überragende Monarchen aufgerichtet hatten. Der König selbst sah im Grunde viel weiter als alle die Männer, die ihn in jenen ersten Jahren seiner Königschaft umgaben, er hat in ehrlicher Weise über Reformen und die Ziele neuer Bahnen nachgedacht. Aber er hätte selbst einen Riesengeist

Digitized by Google

in sich fühlen müssen, um solche neue Bahnen zu wandeln, den aber spürte er nicht. So blieb so ziemlich alles beim Alten, abgesehen von etlichen Anläufen, von etlichem mühsam hergestellten Flickwerk. Man schrieb, schrieb, schrieb. Mit Grausen sah der Freiherr von Stein in diesen verhärteten Bureaukratismus hinein, als er 1804 als Finanzminister nach Berlin berufen wurde. „Sie erheben ihr Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben, schreiben im stillen, mit wohlverschlossenen Türen versehenen Bureau, unbekannt, unbemerkt, ungerühmt und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Schreibmaschinen auf."

Der König, der fleißig und gewissenhaft arbeitete und sich redlich mühte, alle Regentenpflichten zu erfüllen, mochte doch im innersten fühlen, daß vieles, was geschehen mußte, ungeschehen blieb, daß weite Gebiete des Staatslebens, die dringend ihrers Pflügers harrten, brach lagen. Er pflegte dann seine Erholung in seinem Familienkreise zu suchen, bei seiner schönen Königin, bei seinen Kindern. Da konnte er ganz er selbst sein, ein Mensch unter Menschen, da warf er aufatmend den Hermelin des Herrschers ab. „Ich bin von allen Seiten ohnehin schon genug beengt und molestiert, in meinem ehelichen und häuslichen Leben will ich wenigstens meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben, die ein jeder Privatmann genießt." — Solange es Gott gefällt und dem Schwert des Korsen, mein König, nicht länger!

Karl August, Herzog zu Sachsen-Weimar und Eisenach
Nach einer Zeichnung gestochen von E. Müller

Trotzdem das Jahrzehnt der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten durch die leichtsinnig begonnenen Feldzüge in Holland, in Frankreich und am Rhein dem Lande unverhältnismäßige und nutzlose Opfer auferlegte, die linksrheinischen Gebiete den Franzosen auslieferte und den Kriegsschatz leerte, muß dieser König, rein äußerlich angesehen, dennoch wunderbarerweise ein Mehrer des Reiches genannt werden. Unter seiner Regierung trat im Jahre 1791 Fürst Karl Alexander die deutschen Kulturlande Ansbach und Bayreuth gegen eine Jahresrente an Preußen ab, unter seiner Regierung gelangten bei der dritten Teilung Polens die großen Gebiete Podlachien und Masovien mit der Hauptstadt Warschau an Preußen. In den zehn Jahren seiner Regierung wuchs das preußische Gebiet um 2000 Quadratmeilen, um den dritten Teil seines ganzen Bestandes; das Preußen, das er seinem Sohn hinterließ, umfaßte 5600 Quadratmeilen mit nahezu 9 Millionen Einwohnern. Allerdings über ein Drittel dieser Einwohner waren Slaven, denen jedes preußische Nationalgefühl fremd war. Der ganze Verwaltungsapparat, der die weiten neuerworbenen Gebiete mit den alten Provinzen zu einem starken organischen Körper zusammenfassen sollte, genügte längst nicht. Provisorische Verwaltungen mußten aushelfen; Minister von Hardenberg regierte in Ansbach und Bayreuth, Graf Hoym in Südpreußen, ausgestattet mit der Gewalt eines Vizekönigs. Friedrich Wilhelm der Zweite und nicht weniger sein Nachfolger waren zu gutmütig, als daß sie mit jener harten und unerbittlichen Strenge, wie sie dem großen König eigen war, die Verwaltung gehandhabt hätten. Besonders schlaff wurde die Besteuerung betrieben. Die großen polnischen Provinzen steuerten zum Staatshaushalt kaum zweimalhunderttausend Taler dazu, und die wohlhabenden fränkischen Gebiete gebrauchten unter Hardenbergs Verwaltung sogar noch einen Zuschuß. — Dazu kam, daß in den polnischen Gebietsteilen ein ständiger zäher Widerstand gegen die Staatsgewalt zu bekämpfen war. Der anmaßende hochfahrende

Digitized by Google

Schlachzig, der in der polnischen Zeit durch sein Veto jede Königswahl zunichte machen konnte, war jetzt von einem eigenwilligen polnischen Herrn zu einem preußischen Untertan geworden. Diese Leute waren zum großen Teil so ausgepowert und verlumpt, daß kein preußischer Kätner mit ihnen hätte tauschen mögen, aber sie waren auch so erpicht auf ihr Herrenrecht, daß Groll und Gift gegen das preußische Regiment in ihnen fortbrodelte. In den Bauernkreisen aber war der Kaplan an der Arbeit. Das Aufwiegeln und Aufhetzen nahm kein Ende. Denn während die Russen in ihren neuen Gebietsteilen mit Strick und Knute regierten und jeden Widerspenstigen einfach in die Bleibergwerke Sibiriens schickten, versuchten es die Preußen mit Menschenfreundlichkeit und Milde. Sie machten schlechte Geschäfte dabei: die polnischen Rekruten, die an den Rhein gesandt worden, mußten schließlich mit Ketten aneinander gefesselt werden, damit sie nicht desertierten. Dieser übermäßige Gebietszuwachs an polnischen Provinzen war zu billig zu haben gewesen. Er war nicht wie die schlesischen Lande in jahrelangen harten Kämpfen errungen, er war wie ein Lotteriegewinn dem preußischen König in den Schoß gefallen. Die polnischen Lande waren ein Pfahl im Fleische des preußischen Staates.

J. W. von Goethe
Nach einem Gemälde von J. Stieler auf Stein gezeichnet von J. G. Schreiner

Aber weit schlimmer für die Weltstellung Preußens, ein viel größerer politischer Fehler als die Erwerbung eines Stücks von der polnischen Beute, war das Aufgeben der deutschen Westgrenze im Frieden zu Basel. Noch auf dem Sterbebette hat Friedrich Wilhelm der Zweite den Beginn des Krieges gegen die französische Republik seinem Minister Haugwitz gegenüber beklagt. Aber es muß zur Ehre dieses Königs gesagt werden, daß er sich gegen den Baseler Frieden bis zum äußersten gewehrt hat. Der war das ureigenste Werk von Haugwitz und von Hardenberg. Die Diplomaten glaubten, daß sie den Friedensgelüsten der gebildeten und maßgebenden Kreise Preußens und Norddeutschlands nachgeben müßten. So verließen sie kühl die Bahn der großdeutschen Politik, die Friedrich der Zweite im Fürstenbund gekrönt hatte, zogen sich hinter ihre Demarkationslinie zurück, die den norddeutschen Staaten die Neutralität sicherte und ließen Süddeutschland im Stich. An den Kaiserhöfen von Wien und Sankt Petersburg herrschte über diese Wendung in der preußischen Politik, die dort als Treulosigkeit erscheinen mußte, helle Entrüstung. Das Erzhaus konnte nun mit schöner Geste an seine Brust schlagen und sich als den Befreier Deutschlands aufspielen und so seine Ländergier und Eroberungslust geschickt verbergen. Mit Rußland und England im Bunde warf es seine Heere gegen den Rhein, während die preußischen Truppen ruhmlos hinter ihre Demarkationslinien zurückgingen. Als nun gar in dem Erzherzog Karl dem Hause Habsburg ein Feldherr erwuchs, der zu siegen verstand und die Generale der Republik, Moreau und Jourdan, über den Rhein zurücktrieb, als die bewaffneten Bauern des Schwarzwaldes Schulter an Schulter mit den Weißröcken die sansculottischen Marodeure zu Paaren trieben, festigte sich zwischen den süddeutschen Völkern und dem Hause Österreich jene tiefgewurzelte Sympathie, die durch Menschenalter vorgehalten hat, bis 1866 Preußen unter Bismarcks Führung sich wieder auf seine großdeutschen Pflichten besann.

Indessen: Wir haben heute gut reden. Heute kann die Geschichte weiter blicken, als damals, wo die norddeutschen Kreise von Bildung und Besitz mit dem Frieden von Basel viel gewonnen zu haben glaubten und seelenvergnügt im Schutze der Neutralität hinter ihrer Demarkationslinie saßen. Der alte Imanuel Kant

Digitized by Google

sandte seinen berühmten philosophischen Versuch „vom ewigen Frieden“ in die Welt hinaus und Weimar erlebte seine größte Zeit. Goethe schuf den Roman der Romane — seinen Wilhelm Meister, vollendete den ersten Teil des Faust. Schiller ließ eins seiner großen Dramen dem andern folgen, die höchste Blüte deutscher Dichtkunst fiel in jene zehn Jahre preußischer und norddeutscher Neutralität. — Aber auch der Wohlstand wuchs. Handel und Schiffahrt nahmen in Preußen einen außerordentlichen Aufschwung, das Geld rollte, der Zinsfuß fiel. Grund und Boden stieg im Wert. Nach England gingen im Jahre 1800 für annähernd 15 Millionen Taler Ausfuhrwaren, die Einwohnerzahl hob sich von Jahr zu Jahr. Mit dem Wohlstand wuchs überall auch das Behagen und der Luxus des Lebens; der Bürger glitt allmählich in jene friedensduselige Stimmung hinein, die gern in behaglicher Weinecke davon erzählen hört, wenn draußen weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen, im übrigen aber den Frieden und die Friedenszeiten segnet. Ja, wenn das Waffengerassel wenigstens da unten in der Türkei gewesen wäre, aber es gellte zu deutlich aus den süddeutschen Bruderstaaten herüber.

„Nicht das Weltmeer hemmt das Kriegestoben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.
Zwo gewaltige Nationen ringen,
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.
Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen eh'rnen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.
Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.“

So singt Schiller um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts. Durfte das Schwert eines großen ruhmbedeckten Staates, wie es das Preußen Friedrichs des Großen war, bei solch eisernem Würfelspiel in der Scheide rosten?

Genau einen Monat vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Dritten, am 17. Oktober 1797 unterzeichnete nach seinem glorreichen Feldzug in Italien der Bürgergeneral Napoleon Bonaparte im Hauptquartier Passariano den Frieden mit Österreich, der nach dem neutralen Dorfe Campo Formio genannt wird. Ein diebischer Friede! Ein Friede, würdig des Generals Bonaparte und würdig der österreichischen Hauspolitik, ein Friede, der Mummenschanz trieb, denn unter seiner weißen Toga barg sich, leis klirrend, die Panzerrüstung des Mars. Venedig, die alte ehrwürdige Aristokratenrepublik, einst die Königin der Meere, eine Empore des Welthandels, war elendiglich vergewaltigt und zum Tauschobjekt bei diesem großen Schacher geworden. Bonaparte warf diesen leicht errungenen Raub dem Habsburger Doppeladler in die Fänge, wogegen Österreich die Lombardei, Belgien und das linke Rheinufer, das Erbgut deutscher Reichsfürsten, an Frankreich abtrat. Außerdem wurde dem Kaiser Franz zugestanden, das reiche Erzbistum Salzburg einzuziehen und sich ein Stück von Bayern (bis zum Inn) anzueignen. Bonaparte wußte ganz genau, was er wollte. Er hat das in späteren Jahren auch offen ausgesprochen: „Die Republik Venedig war durchaus aristokratisch; die Kabinette von Saint-James und Sankt Petersburg nahmen das größte Interesse an ihr; wenn Österreich sich Venetiens bemächtigte, so mußte dies die höchste Unzufriedenheit und Eifersucht jener Kabinette erregen. Der Senat von Venedig hatte sich gegen Frankreich sehr schlecht, gegen Österreich sehr gut benommen. Welche Meinung mußten die Völker gewinnen von der Moralität des Kabinettes von Wien, wenn sie sahen, wie dieses sich an den Ländern seines Verbündeten, des ältesten Staates im modernen Europa vergriff, ohne Vorwand, rein nach eigenmächtigem Belieben. Welch eine Lehre für Bayern und die anderen Staaten zweiten Ranges! Der deutsche Kaiser sollte gezwungen werden, die Festung Mainz, die er doch nur in Verwahrung hatte, an Frankreich auszuliefern, er sollte die Kriegsbeute deutscher Fürsten an sich reißen, deren Beschützer er doch war und deren Truppen in seinen Reihen kämpften. Das hieß den Blicken von ganz Europa die unbeschränkten Regierungen und die ganze europäische Adelsherrschaft im Zerrbild zeigen. Welch schlagenderen Beweis konnte man von ihrer Altersschwäche, ihrem Verfall und ihrer Rechtswidrigkeit geben!“

Allerdings, einen schlagenderen konnte niemand erbringen, das Advokatenblut in diesem Bonaparte versagte nicht. Das ausgeplünderte Venedig kam an Österreich. Vorher hatten die edlen Söhne der einen und unteilbaren französischen Republik noch die Untat begangen, das Staatsschiff Venedigs, den „Bucentaur“, dasselbe Staatsschiff, auf welchem der Doge alljährlich am Himmelfahrtstage auf die blauen Fluten der Adria hinauszufahren pflegte, um sinnbildlich durch Versenken eines Ringes die Republik dem Meere

Digitized by Google

zu vermählen, rein auszurauben und dann anzuzünden. Der letzte Doge Venedigs, Ludovico Manin, ein neunzigjähriger Alter, brach tot zusammen, als er die Schwurfinger hob, um dem Erzhaus den Treueid zu schwören. Sic transit gloria mundi! — Während die schwarzgelben österreichischen Fahnen an den Masten des Markusdomes emporstiegen, ließ Kaiser Franz, getreu dem 13. Geheimartikel des faulen Friedens, seine Truppen die Festung Mainz, Ehrenbreitstein, Philippsburg, Mannheim, Königstein, Ulm und Ingolstadt räumen und gab damit das alte Reich dem lüsternen Erbfeind preis. Ende November hatte der Reichsfriedenskongreß von Rastatt seinen Anfang genommen, nachdem der deutsche Kaiser die Reichsstände eingeladen hatte, „sie möchten dem großen Erhaltungsgesetz der Einheit und Gesamtheit des deutschen Reiches in gesetzlicher Verbindung mit dessen Oberhaupt unverrückt getreu, das gemeinsame Wohl des deutschen Vaterlandes mit edlem Pflichtgefühl und deutscher Standhaftigkeit wirksamst unterstützen, und vereint mit ihrem Reichsoberhaupt den längst erwünschten, auf die Basis der Integrität des Reichs und seiner Verfassung zu gründenden billigen und anständigen Frieden befördern und beschleunigen". Die geheimen Artikel von Campo Formio, die das Reich um den Judaslohn von Venetien und Salzburg verrieten, wurden sorgfältig verschwiegen. Als Judas den Herrn verriet, küßte er ihm die Wange. „Sie kennen das Wiener Kabinett nicht," sagte einst Bonaparte seinem Direktorium, „es ist das gemeinste und hinterlistigste von allen."

Friedrich von Schiller
Nach einer Lithographie von J. Chevalier

Am 26. November 1797 traf der Korse, von Mailand kommend, in Rastatt ein, um mit den österreichischen Staatsmännern die Ratifikationen des Vertrages von Campo Formio auszutauschen. Er fand die Herren noch nicht dort und hatte so einige Tage Zeit, mit seinen Falkenaugen sich die deutschen Zustände anzusehen. Er sah genug, um zu erkennen, daß diese ganze Reichsherrlichkeit in den letzten Zügen lag. Der ländergierigste von allen war der Kaiser selbst, der „Schützer und Mehrer" dieses Reichs. Wie konnte es denn da anders sein, daß jeder der Reichsstände auch nach einem Teil Beute schnappte? Frankreich verlangte vom Reich das ganze linke Rheinufer, den Rhein als Grenze. Die Reichsstände links des Reichs, die auf solche schmähliche Weise enteignet wurden, sollten rechts des Rheins für ihren Gebietsverlust entschädigt werden. Das war nicht anders möglich als durch die Einziehung geistlichen Gebietes, durch die sogenannte Säkularisation oder Verweltlichung, Umwandlung und Zurücknahme geistlichen Gebietes durch den Staat. So begann unter den Augen des mit Verachtung auf das Treiben blickenden Korsen die „große Auktion" in Rastatt. Aber als er seine Verträge ausgetauscht hatte, trieb es ihn, den Ruhelosen, andern fernen Zielen zu. Der Kampf gegen das mächtige England schien ihm damals lohnender als die Mitarbeit an der Zertrümmerung des brüchigen römischen Reiches deutscher Nation. Er überließ den Schacher den Bevollmächtigten des Direktoriums Treilhard und Bonnier. Jeder der reichsständischen Gesandten umwedelte und umschmeichelte diese beiden französischen Advokaten, um möglichst viel für sich herauszuschlagen. Bestechungen, Intriguen, lichtscheue Minierarbeit aller Art fanden hier ihre Stätte. Das dynastische In-

Digitized by Google

tereſſe der einzelnen kleinen Fürſten überwog alles andere, an Deutſchland und ſeinen Beſtand dachte kein Menſch mehr. Der von Preußen entſandte Bevollmächtigte Chriſtian Wilhelm von Dohm, ein fähiger Kopf von weiterem Blick, ſchlug dem Berliner Hof zwar vor, die franzöſiſchen Intriguen dadurch lahm zu legen, daß Preußen als kräftiger Staat und geſtützt auf ſeine anſehnliche Militärmacht, die Säkulariſation geiſtlichen Gebietes im großen Maßſtabe ſelbſt in die Hand nehme und die Gebiete den kleineren Fürſten zuerteile, um ſie ſo an ſich und ſeine Politik zu feſſeln. Aber das Berliner Kabinett, mit anderen Worten Köckeritz, war für irgendeine großzügige Politik damals nicht zu haben. So ließ man die Dinge gehen, wie ſie gehen wollten. Und da Preußen weder ſein politiſches Schwergewicht, noch auch ſein Schwert in die Wage zu werfen bereit war, drängten ſich alle die kleineren und kleinen unter den Fürſten an Frankreich heran, das zunächſt wenigſtens viel verſprach. So ſchleppten ſich die Raſtatter Händel über ein Jahr fort bis hinein in den März 1799, bis die von Miniſter Thugut zuſammengebrachte ſogenannte zweite Koalition, Öſterreich, Rußland und England, verſuchte, den Knoten mit dem Schwert zu durchhauen. Es war eine der günſtigſten Stunden, die franzöſiſche Republik nicht nur in die Schranken zurückzuweiſen, nein, die gewaltige Kriegsmacht, die von allen Seiten gegen Frankreich heranzog, konnte bei richtiger Führung die Republik zerſchmettern und auf Jahre hinaus bändigen.

Franz II., Deutſcher Kaiſer, ſpäter als Kaiſer von Öſterreich Franz I.
Nach einem Gemälde von P. Krafft lithographiert von C. Agricola

Bonaparte hatte ſich, nach Frankreich zurückgekehrt, Hals über Kopf in das ägyptiſche Abenteuer geſtürzt. Neben kalter Berechnung wohnte in dieſem ſeltſamen Menſchen der Rauſch der Stunde. Es war eine Tat der Verwegenheit, aber eine Tat, die das Genie ins Werk ſetzte. Mit hundert Kriegsſchiffen und vierhundert Transportſchiffen, mit 35000 Mann und einer Reihe erprobter Generale ſetzte der kühne Eroberer nach Alexandrien über. Unterwegs wurde Malta überrumpelt. Alexandrien wurde im erſten Anſturm genommen und die Mameluken-Beys mit wuchtigen Schlägen ins Innere getrieben. Im Treffen von Embabeh, am 21. Juli 1798, wurde die Hauptmacht der Mameluken zerſprengt und der Einzug in Kairo erzwungen. „Soldaten, viertauſend Jahre ſehen auf Euch herab", rief der Obergeneral der Orientarmee, als er ſeine Linien gegen den Feind führte. Das war die von ihm ſo klangvoll getaufte Schlacht „bei den Pyramiden". Ihr ſagenhafter Glanz umwob durch zwei Jahrzehnte ſeine Heere, die ſpäter bei Auſterlitz und Jena, die an der Moskwa ſiegten, mit einem Nimbus der Unüberwindlichkeit. Bonaparte träumte nach ſolchen Erfolgen ſich hinein in einen ſeltſamen Rauſch. „Ich ſchuf eine Religion, ich ſah mich auf dem Wege nach Aſien, auf einem Elefanten reitend, den Turban auf dem Haupt, in der Hand einen neuen Koran, den ich ſelbſt verfaßt hatte. Ich hatte in meinen Unternehmungen die Erfahrungen in zwei Welten vereinigt, hatte das Erbteil, das uns die Geſchichte gibt, verwertet, die Macht Englands in Indien zerſchmettert und durch dieſe Eroberung meine Verbindung mit dem alten Europa neu geknüpft." — Aber während er die Mameluken beſiegte, hatte der engliſche Kontreadmiral Horatio Nelſon bei Abukir die franzöſiſche Flotte vernichtet und dem franzöſiſchen Eroberungsheer den Rückzug abgeſchnitten. Wochen-

Digitized by Google

lang hatte der Engländer die französische Expeditionsflotte im Mittelländischen Meer gesucht, er war gereizt wie ein Tiger. Am Abend des 1. August 1798 entdeckte er sie vor Abukir, breit hingelagert und nach der Seeseite zu zum Kampf gerüstet. „Morgen, meine Herren," rief der kühne Mann seinen Offizieren zu, „habe ich ein Grab in Westminster oder den Pairstitel!" Er ließ sechs seiner Linienschiffe ganz nahe am Ufer hinsegeln, um den Franzosen in den Rücken zu fallen. Das erste, „Culloden", lief auf, die andern kamen durch. In der Front und im Rücken angegriffen, wurde die französische Flotte vernichtet. Nur vier Schiffe kamen davon. Bonaparte mit seinem Heer war in Ägypten festgebannt, ein ganzes Jahr lang mußte er sich am Nil und in Syrien mit den Türken und Mamelucken herumschlagen, unter furchtbaren Strapazen und Entbehrungen, aber dieses Jahr härtete den Mann, wie die Weißglut des Feuers den Stahl härtet. Nach der Erstürmung von Jaffa ließ er 3000 Kriegsgefangene, die er nicht mitführen konnte und nicht entlassen wollte, über die Klinge springen.*) Als er die Belagerung von Accon aufgeben mußte, lagen die Lazarette des Belagerungsheeres voll Verwundeter und Pestkranker; sie auf dem Rückzuge nach Ägypten mitzuschleppen, war unmöglich. Als der Oberarzt sich weigerte, die Verlorenen durch Opium von ihren Leiden zu befreien, befahl Bonaparte, daß dies Mittel neben jedes Bett gestellt werde, damit jeder seinen Tod freiwillig verrichten konnte, denn es war bekannt, daß die Türken den gefangenen Franzosen die Köpfe abzuschneiden pflegten. Hier, vor furchtbar harte Notwendigkeiten gestellt, senkte sich in das Gemüt des Korsen jene Verachtung des einzelnen Menschenlebens, die ihn mit Menschen nur noch rechnen ließ wie mit Zahlen, und die in einer späteren Stunde, brutal hervorgesprudelt, den Grafen Metternich auf den höchsten Augenblick seines Lebens heben sollte — anno 1813 in Dresden.

Der erste General der Republik, den das eifersüchtige Direktorium so gern auf eine Zeitlang los geworden war, saß nun also in Ägypten, zwischen sich und Frankreich das von englischen Fregatten und Kreuzern eifrig bewachte Mittelmeer; seine Flotte verbrannt, entmastet, zerstört, keine Möglichkeit, hinüber zu kommen. Und in Deutschland, der Schweiz und Italien entbrannte aufs neue der Krieg gegen die Republik. Ein ganz seltsamer Krieg, der so recht zeigte, wie vollständig unhaltbar die inneren Verhältnisse des römischen Reiches deutscher Nation eigentlich waren. Die Republik führte den Krieg gegen den Erzherzog Franz von Österreich, beileibe nicht gegen den deutschen Kaiser Franz; mit dem deutschen Kaiser Franz lebte sie in den schönsten Friedensverhandlungen, mit den Feldherren des Erzherzogs Franz von Österreich rauften sich ihre Generale. Graf Lehrbach, der Diplomat, der auf dem noch immer fortdauernden Friedenskongreß in Rastatt den Erzherzog Franz von Österreich vertreten hatte, reiste am 11. März 1799, als die Generale der Republik Jourdan und Bernadotte den Rhein überschritten hatten, ohne Erklärung aus Rastatt ab; der Generalbevollmächtigte des deutschen Kaisers Franz dagegen, Graf Metternich der Ältere, blieb in Rastatt und verhandelte ruhig weiter. An eine offizielle Auflösung des Kongresses war auch nicht zu denken, da Preußen und die norddeutschen Staaten ihre Gesandten nicht zurückziehen wollten, denn was gingen diese, durch die Demarkationslinie in ihrer Neutralität gesicherten Staaten die Händel des österreichischen Erzhauses an? Die Gesandten der französischen Republik, Bonnier, Roberjot und Jean Debry, blieben im Gefühle ihrer Unverletzlichkeit ruhig in Rastatt und hetzten die Reichsstände gegen den Kaiser auf. In München saß der Franzose Alquier, in Regensburg Bacher, in Stuttgart Trouvé und besorgten dieselben Geschäfte. Als der Erzherzog Karl nun gegen die Westgrenze vordrang, wollte er natürlich französische Spione nicht im Rücken haben und wies die drei Bürger der Republik aus. Ein schlimmeres Schicksal wurde den drei Rastatter Gesandten; der französische Minister des Äußeren, Talleyrand, hatte ihnen in kluger Berechnung empfohlen, nur der Gewalt zu weichen. „Halten Sie sich bis zum Äußersten in Rastatt, und verlassen Sie es nur unter Protest." So geschah es. Als aber am 28. April 1799 bei Anbruch der Nacht ihre Reisewagen vom Rheinauer Tor aus die Stadt verließen, wurden sie wenige hundert Schritt vom Stadttor durch Szekler-Husaren überfallen, aus den Wagen gerissen, vor den Augen ihrer Frauen zu Boden geschlagen, ausgeplündert und ihrer Gesandtschaftspapiere beraubt. Bonnier und Roberjot blieben tot auf dem Platze, Jean Debry, obwohl schwer verwundet, besaß die Geistesgegenwart, sich in einen Graben kollern zu lassen und entging so dem Tode. Diese Tat erregte zu jener Zeit ein ungeheures Aufsehen in der zivilisierten Welt, denn der Bruch des Völkerrechts war offenkundig; aus guten Gründen ließen die Beteiligten die Tat im Dunkel, das sich bis heute noch nicht gelichtet hat. Eine Lesart nimmt an, daß die österreichische Regierung sich in den Besitz von Papieren setzen wollte, die den Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern politischer Umtriebe zum Schaden des Reiches überführen sollten, aber unter den Dokumen-

*) Das war kriegsjuristisch berechtigt, da die Türken seinen Parlamentären die Köpfe abschlugen und weil besagte Verteidiger frühere Gefangene waren, die sich verpflichteten, nicht mehr zu fechten. Bezüglich der Pesthospitale darf man nicht vergessen, daß Bonaparte furchtlos vorher die Säle durcheilte und jeden aufforderte, ins Freie zu kommen, wer noch dazu fähig sei.

Erzherzog Karl von Öſterreich
Nach einem Gemälde von Monſorno geſtochen von Weiß

ten nicht gefunden wurden. Nur der Dokumentenraub, ſagt dieſe Lesart, nicht der Mord, ſei befohlen. Aber er war jedenfalls wohl auch nicht verboten. Von anderer Seite wird dieſer politiſche Mord als ein Rachewerk der franzöſiſchen Emigrantenpartei an den Jakobinern aufgefaßt. Aber nach der erſten Erregung ging die waffenklirrende Zeit mit dröhnenden Schritten über den Vorfall hinweg. Die damalige Unterſuchung verlief im Sande und die Geſchichtsforſchung der Nachwelt hatte einen dankbaren Stoff mehr.

Mit 90 000 Mann marſchierte Erzherzog Karl gegen den Rhein, General Jourdan hatte kaum die Hälfte. Bei Oſtrach und Stockach warf er die Franzoſen und trieb ſie über den Rhein zurück. Warum er ſie bei ſeiner gewaltigen Übermacht nicht gepackt und vernichtet hat, iſt nicht zu verſtehen; wenn er wirklich der fähige Feldherr geweſen wäre, der Held, zu dem die Geſchichte ihn geſtempelt hat, ſo hätte er hier Erfolge erringen müſſen, die ausſchlaggebend für den ganzen ſüddeutſchen Feldzug wurden, denn er führte Kerntruppen allererſten Ranges. Aber der Erzherzog war viel zu ſehr Kriegstheoretiker, viel zu wenig Praktiker. „Erſtens," ſo urteilt Karl von Clauſewitz über den Erzherzog, „fehlt es ihm an Unternehmungsluſt und Siegesdurſt. Zweitens hat er bei einem ſonſt treffenden Urteil doch in der Hauptſache eine grundfalſche Anſicht von der Strategie: er nimmt das Mittel für den Zweck, und den Zweck für das Mittel. Die Vernichtung der feindlichen Streitkraft, für die im Kriege alles geſchehen ſoll, exiſtiert in ſeiner Vorſtellungsweiſe als eigentümlicher Gegenſtand gar nicht, ſie beſteht für ihn nur ſo weit, als ſie auch Mittel iſt, um den Feind von dieſem oder jenem Punkt zu vertreiben; dagegen ſieht er alle Erfolge einzig und allein in der Gewinnung gewiſſer Linien und Gegenden, die doch nie etwas anderes ſein können als ein Mittel zum Siege, das heißt: zur Vernichtung der feindlichen phyſiſchen und moraliſchen Kräfte. Die Folge dieſer falſchen Richtung iſt, daß der Erzherzog nicht bloß das eigentliche Schlagen unterläßt, ſondern daß er auch unaufhörlich mit Kombinationen von Zeit und Raum und mit der Richtung von Straßen, Flüſſen, Höhenzügen beſchäftigt, dieſen Dingen bis in ihre kleinſten Züge Wert beilegt, den ſie höchſtens in ihren großen haben können, und vergißt, daß die kleinen Hinderniſſe dieſer Art leicht überwunden, kleine Nachteile leicht ausgeglichen ſind." Dieſe überaus klare Charakteriſtik des Erzherzog Karl als Feldherr aus der Feder des großen Klaſſikers der Kriegskunſt wollen wir uns merken, um noch ſo manches zu verſtehen, von dem ferner die Rede ſein wird.

Da war der alte prächtige Suworow, der zähe Moskowiter, der mit dem ruſſiſchen Hilfsheer in Norditalien gegen die Franzoſen und ihre neugegründeten Tochterrepubliken losbrach, ein ganz anderer Kerl. Der Türkenbeſieger und Polenbezwinger, damals ein Greis von ſiebenzig, kannte keine Niederlage, ſein Wahlſpruch war: Coup d'oeil, vitesse, vigueur! — Augenmaß, Schnelligkeit, drauf! Als ihm einſt der öſterreichiſche General Chaſteler beſcheiden riet, eine Rekognoſzierung vorzunehmen, rief Suworow empört: „Rekognoſzierungen? Davon will ich nichts wiſſen. Sie dienen nur feigen Menſchen und verraten dem Feind, daß man naht. Den Feind findet man immer, wenn man will. Kolonnen formiert, Bajonett aufgepflanzt, die blanke Waffe und der Angriff, mit dem Bajonett dem Feind auf den Leib, — das ſind meine Rekognoſzierungen!" So hatte er Polen und Türken beſiegt, ſo beſiegte er auch die freien Söhne der einen und unteilbaren Republik. Schade, daß dieſer Mann niemals mit Bonaparte zuſammengeprallt iſt. Der einzige General, der in jener Zeit dem Korſen wenigſtens im Kriegshandwerk annähernd ebenbürtig war, in ſeiner Art ein Genie, wie der Korſe in der ſeinigen. Ein Augenzeuge jener oberitalieniſchen Tage hat den Sieger in Mailand einreiten ſehen. — „Suworow, hinter ihm Melas (der verbündete öſterreichiſche General) mit ſeinem Gefolge ritten durch mehrere Straßen der Stadt, bis Suworow eine offene Kirchentür erblickte. Hurtig ſprang er vom Pferde, drängte ſich durch die Menge, lief an den Hochaltar und warf ſich dort der

Digitized by Google

Länge nach platt auf den Bauch. Nachdem er so einige Minuten gelegen hatte, sprang er in die Höhe, erteilte seinem Gefolge den Segen, lief wieder zur Kirche hinaus, setzte sich auf sein Pferd und ritt, indem er mit seiner rechten Hand, über deren Handgelenk der Kantschu hing, fortwährend dem Volke und den aus den Fenstern Zuschauenden links und rechts den Segen austeilte, seinem Quartier zu. Hierbei denke man sich den General auf einem Kosakenpferde sitzend, worauf ein abgenutzter deutscher Sattel lag. Kleine Stiefel deckten seine Füße, über welche die Strümpfe vom Knie herabhingen. Die kurzen Beinkleider von gestreiftem weißen Zeuge waren unter dem Knie mit einer Schnalle leicht befestigt, die Knöpfe aber nicht zugemacht. Ein Hemd ohne Krause mit offenem Halskragen gab der Luft Raum, es aufzublasen. Über demselben trug er ein offenes weißes Hausleibchen mit kurzen Patten. Die Kopfzierde bestand aus einem Helm aus schwarzem Leder mit schwarzgelber Kammquaste."

Generalfeldmarschall Graf Suworow
Nach einem Gemälde von Jos. Kreutzinger gestochen von Joh. Neidt

Unaufhaltsam drang Suworow vor, sein Heer bestand zu einem Drittel aus Russen, zu zwei Dritteln aus Österreichern, im ganzen 52000 Mann. Unter ihm kommandierte der alte General Melas, der ebenfalls sieben Jahrzehnte auf dem Rücken hatte. Bei Cassano am 27. April 1799 schlug er in einem harten Gefechte den tapferen General Moreau, bei demselben Cassano, wo vor über 90 Jahren ein ähnlicher Charakter wie dieser Suworow, wo der alte Leopold von Dessau mit seinen Preußen wie ein Rasender gefochten hatte, wo zum ersten Male der alte historische Dessauer Marsch unter dem Gebrüll von Kanonen und Musketen erklungen war. Der zweite Gewaltstoß richtete sich gegen Macdonald, der von Neapel zu Hilfe herbeigeeilt war. In dreitägiger Schlacht, vom 17. bis 19. Juni, wurde er an den Ufern der Trebbia entscheidend aufs Haupt geschlagen. Suchte sich denn dieser Suworow für seine Schlachten nur klassische Stätten aus? Hier an der Trebbia schlug vor zwei Jahrtausenden der Karthager Hannibal den römischen Konsul Sempronius Longus.

Der dritte schwere Stoß traf am 15. August 1799 die Franzosen bei Novi; die österreichischen Generale Melas und Kray waren es, die hier die Hauptlorbeeren ernteten. Aber dieser Unglückstag der französischen Waffen war, wenn man genau zusieht, ein Glückstag für Bonaparte, sein Geburtstag, der spätere Napoleonstag, — ein Tag, an den der Korse stets fatalistisch glaubte. Denn hier bei Novi fiel im Tirailleurgefecht der jugendliche Feuerkopf General Joubert, der künftige Mann für die Partei des ci-devant-Abbé Sieyès, mit dessen Hilfe dieser das Direktorium stürzen wollte. Joubert war bereits im Juli zum Kommandanten von Paris ernannt, und wer weiß, welche Lage Bonaparte in Frankreich nach seiner Rückkehr aus Ägypten vorgefunden hätte, wenn ein siegreicher, tatenfreudiger Joubert an die Spitze der Militärgewalt getreten wäre, während er im Orient verzweifelt focht. So aber fiel Joubert am Napoleonstag bei Novi und wieder einer von denen war weggeräumt, die Bonapartes Weg hätten kreuzen können.

Unter Suworows Schlägen brachen in Italien die Tochterrepubliken Frankreichs rasch zusammen; alles, was Bonaparte im Feldzuge von 1799 erreicht hatte, ging verloren. In Neapel, der sogenannten „parthenopäischen Republik", gab es eine blutige Gegenrevolution. Die Anhänger der Republik mußten sich nach tapferem Kampfe dem Prälaten Kardinal Ruffo und seinen Bauernscharen ergeben, allerdings erst, nachdem ihnen durch Vertrag freie Einschiffung nach Frankreich zugesichert war. Aber Horatio Nelson, der mit seiner Flotte auf der Reede vor Neapel erschien, übernahm wohl die Einschiffung, achtete aber den gültigen Vertrag nicht, sondern ließ die gefangenen Republikaner zu Dutzenden an den Raaen seiner Schiffe aufknüpfen, allen voran den greisen Admiral Caracciola. So befleckte dieser kühne Brite seinen Feldherrnruhm unauslöschlich: der Sohn des freien England gab sich zum Henker her der verfaulten Bourbonendynastie und der römischen Priesterherrschaft.

Inzwischen hielt sich, obgleich vom Erzherzog Karl hart bedrängt, in der Schweiz der zähe Andreas Massena, „l'enfant chéri de la gloire", des Ruhmes Liebling. Da brachte es die intrigante Politik der Wiener Hofburg fertig, den Siegeslauf des Feldmarschalls Suworow in Italien aufzuhalten, um den ihr un-

bequemen Mann dort los zu werden; denn Österreich suchte in Italien das seine, nämlich die Vergrößerung der Hausmacht des Erzhauses, Suworow aber hatte von seinem Kaiser Paul den gemessenen Befehl, die von Bonaparte vertriebenen Dynastien wieder einzusetzen — unvereinbare Gegensätze also. Die Hofburg nahm voreilig den Erzherzog Karl mit der Hälfte der gegen Massena stehenden Truppen aus der Schweiz zurück und Suworow sollte jetzt den Feldzug gegen Massena zu Ende bringen. Erst ließ sich der alte Moskowiter lange nötigen; dann aber überstieg er plötzlich, kurz entschlossen, mit 24000 Mann die Alpen und vollführte jenen grandiosen Marsch über den Sankt Gotthard, der seinen Namen noch weltberühmter gemacht hat, als seine vielen Siege es vermochten. Ein zweiter Hannibal! Unter ständigen Kämpfen mit den Franzosen des General Lecourbe drang Suworow durch die Täler und Pässe des Gebirges vor, pünktlich, wie es die Abrede war, stand er am 26. September in Altdorf und Flüelen am Vierwaldstätter See. Hier war jede passierbare Straße zu Ende. Aber dieser Mensch, der keinen Widerstand kennen wollte, befahl den Vormarsch über den steilen, eis- und schneebedeckten Rotstock. Auf Pfaden, die sonst nur von Gemsenjägern betreten wurden, mußte sein Heer herumklettern, um in Schwyz rechtzeitig die Vereinigung mit den Generalen Korsakow und Hotze zu erreichen. Zu spät: schon war Andreas Massena bei Zürich und General Soult an der Linth über die beiden Generale hergefallen und hatten sie entscheidend geschlagen. Als unter dem mörderischen Feuer der feindlichen Artillerie bei dem Sturm auf die Schanzen vor Zürich seine Regimenter zu wanken begannen, warf sich Massena mitten unter die Fliehenden. „Ihr Lumpengesindel, Ihr besitzt keinen Sou und keinen Strohhalm, und ich — ich habe Millionen! Vorwärts, Grenadiere!" Nach diesen Worten sprengte der General direkt gegen die Batterien, und seine Grenadiere folgten und siegten. Die Millionen hatte der große Räuber in Italien erpreßt und gestohlen.

Dem alten Suworow blieb nun nichts übrig, als seinen Spaziergang über die Alpen fortzusetzen; er ging über Glarus, Graubünden und über den völlig verschneiten Panix-Paß unter ständigen Kämpfen und Schneestürmen an den Bodensee hinab, um dort Winterquartiere zu nehmen. Es war für seine gänzlich erschöpften Truppen allerdings die höchste Zeit, — Geschütze, Munition, Gepäck, alles war zum Teufel. Dieser tolle Alpenmarsch hatte fast drei Wochen gedauert, militärisch — grandios, praktisch — ohne jeden Nutzen, über ein Drittel seiner Soldaten waren in den fortwährenden Kämpfen gefallen, in den Abgründen verschwunden, in Schnee und Eis erstarrt. — Der Feldmarschall selbst wurde wenige Wochen später von seinem über die österreichische Politik wütenden Kaiser Paul zurückberufen und starb im März 1800 zu Petersburg, natürlich in Ungnade, weil er irgendeinen geringen Fehler im armseligen Gamaschendienst begangen hatte.

Während Suworow im Schnee der Alpen herumstapfte, kreuzte Bonaparte, von Ägypten kommend, auf dem Mittelmeer, stets in Gefahr, von den Engländern abgefaßt zu werden. Seine letzte große Waffentat im Lande der Pharaonen vollbrachte er in der Schlacht von Abukir, in welcher er am 25. Juli 1799 — 18000 Türken mit nur 6000 Mann angriff und vollständig vernichtete. Bei Gelegenheit der Auswechselung einiger Gefangener gab der englische Commodore Sir Sidney-Smith dem französischen Parlamentär boshafter Weise ein Paket neuer Zeitungen mit, die von den Niederlagen der französischen Republik in Italien und Deutschland im Mai und Juni berichteten. Das war für Bonaparte das Signal, daß seine Stunde gekommen sei. Die Republik in schweren Nöten? Die Birne war reif! Mit dem Sieg von Abukir in der Tasche konnte er die Landung in Frankreich riskieren, obgleich seine heimliche Entfernung von der Orient-Armee einer Fahnenflucht sehr ähnlich sah. Politisch allerdings war sie anders aufzufassen. Am 9. Oktober, dem Tage, an welchem Suworow mit seinen abgehetzten Truppen am Bodensee erschien, stieg Bonaparte mit seinen Getreuesten zu Fréjus ans Land. Vier Wochen später, am 11. November, konnte Emanuel Sieyès seinen bekannten Ausspruch tun: „Wir haben einen Herren, der alles kennt, alles kann und — alles will!"

Als Bonaparte an der Spitze der Macht stand, blies er zunächst die Friedensschalmei, — ein Virtuos auch auf diesem Instrument, wenn er es wollte.

„Durch den Willen der französischen Nation berufen," so schrieb er am 25. Dezember 1799 an den König von England persönlich, „das oberste Staatsamt der Republik einzunehmen, halte ich beim Eintritt in dies Amt für angemessen, davon Ew. Majestät unmittelbar Kenntnis zu geben. — Soll dieser Krieg, der seit acht Jahren die vier Weltteile verheert, ewig dauern? Gibt es denn kein Mittel der Verständigung? Wie können die beiden aufgeklärtesten Nationen Europas, die mehr Macht und Stärke haben, als sie für ihre Sicherheit und Unabhängigkeit gebrauchen, das Gedeihen von Handel und Wandel, ihre innere Wohlfahrt, das Glück der Familien dem Wahne leerer Größe opfern? Wie können sie verkennen, daß der Friede das erste der Bedürfnisse wie der erste aller Ansprüche auf Nachruhm ist? Dem Herzen Ew. Majestät, die eine freie Nation regiert, und zwar nur in der Absicht, sie glücklich zu machen, können solche Gefühle nicht fremd sein. — In dieser Eröffnung wird Ew. Majestät nichts erblicken, als mein aufrichtiges Verlangen, zum allgemeinen Frieden ein zweites Mal beizutragen durch einen raschen Schritt, durchaus vertrauensvoll und entkleidet aller jener Förmlichkeiten, die vielleicht notwendig sind, die Abhängigkeit schwacher Staaten

Digitized by Google

zu verſchleiern, bei ſtarken Staaten aber nur die Abſicht, ſich gegenſeitig zu täuſchen, kund tun. — Durch den Mißbrauch ihrer Kräfte könnten Frankreich und England den Krieg zum Unheil der Völker noch auf lange Zeit hinausſchleppen, aber ich wage es zu ſagen, daß das Geſchick aller geſitteten Nationen von der Beendigung eines Krieges abhängt, der die ganze Welt in Brand ſteckt."

Und am ſelben Tage ging aus Paris ein Kurier ab nach Wien, mit einem Brief an Kaiſer Franz.

„Jedem Trachten nach eitlem Ruhm abhold, richtet ſich mein höchſter Wunſch darauf, Blutvergießen zu vermeiden, denn es läßt ſich vorherſehen, daß ein neuer Feldzug großer und geſchickt angeführter Heere die Zahl der Opfer verdreifachen wird, welche die Wiederaufnahme der Feindſeligkeiten bereits erfordert hat. Ew. Majeſtät bekannter Charakter läßt mich am Wunſche Ihres Herzens nicht zweifeln. Hören Sie auf ihn allein, ſo erkenne ich die Möglichkeit, die Intereſſen der beiden Nationen zu verſöhnen."

Lord Horatio Nelſon
Nach einem zeitgenöſſiſchen Stich

Dieſe Friedensnoten des erſten Konſuls an die Höfe von London und Wien waren diplomatiſche Meiſterſtücke. Seht auf mich, Ihr Franzoſen, konnte er ſagen, Ihr habt einen Mann des Friedens an die Spitze des Staates geſtellt! Aber daß er in Wirklichkeit an den geringſten Erfolg ſeiner Friedensbriefe irgendwie glaubte, das kann man von dieſem Realpolitiker sans phrase beim beſten Willen nicht annehmen. Der öſterreichiſche Miniſter Thugut war klug genug, ſich ſo anzuſtellen, als glaube er an die Aufrichtigkeit des erſten Konſuls. Aber ſchon aus der Antwort, die aus Paris kam, lugte die ſcharfe Kralle des Korſen hervor: Zu den Bedingungen des Friedens von Campo Formio könnt Ihr den Frieden haben. Campo Formio? Das hieß, die ganzen Eroberungen Suworows und Melas' in Oberitalien, das ganze linke Rheinufer ohne Schwertſchlag wieder preisgeben. Zu ſolchen Bedingungen war Öſterreich nicht zu haben. Nur noch der äußerſte Küſtenſaum der Riviera war in den Händen der Franzoſen unter Andreas Maſſena; mit ſiebzigtauſend Mann ſtand Melas bereit, gegen Maſſena vorzudringen, der kaum die Hälfte an Truppen hatte. Die Ausſichten des Erzhauſes ſtanden alſo günſtig und Thugut lehnte höflich, aber entſchieden jede weitere Verhandlung ab.

Vierſchrötiger war Englands Antwort. Nicht der König Georg der Dritte ließ ſich herbei, dem erſten Konſul zu antworten, ſondern Lord Granville ſchrieb an den Miniſter des Auswärtigen Talleyrand: Auf allgemeine Verſicherungen friedlicher Geſinnungen könne ſich König Georg nicht einlaſſen; das beſte Unterpfand für den Frieden ſei die Zurückrufung des angeſtammten Fürſtenhauſes der Bourbonen. — Das war ein Schlag ins Geſicht des ganzen Frankreich, das feſtigte die Stellung Bonapartes mehr wie alles. Was, die Bourbonen zurück, den Provence, den Artois, die Condés, das Emigrantengeſindel? Niemals! Und mit ſcharfem Hohn konnte Napoleon jetzt dem engliſchen König ſchreiben, daß Georg III. nicht auf andere Völker eben den Grundſatz anwenden dürfe, nach welchem er ſonſt die vertriebenen Stuarts auf den Thron von Großbritannien zurückrufen müßte! — William Pitt der Jüngere aber ſprach das ciceroniſche Wort: Pacem nolo, quia infida, ich will den Frieden nicht, weil er unehrlich iſt, — und von neuem loderte der Kriegsbrand empor. Der alte Melas, des Erzhauſes Obergeneral, war diesmal flinker als der erſte Konſul hoffte; die Armee Maſſenas wurde durchſtoßen, General Suchet gegen Nizza zurückgedrängt und Maſſena ſelbſt mit 20000 Mann nach Genua hineingeworfen. Hier wehrte ſich der lederzähe Schmugglersſohn bis aufs äußerſte. Bei ihm waren die Diviſionsgenerale Oudinot und Soult, beide wie er, ein paar wütende Eber, damals im Anfang ihrer Ruhmeslaufbahn. Unter den Belagerten brach eine furchtbare Hungersnot aus, ſcharenweiſe folgten die Einwohner den Ausfalltruppen, um Neſſeln, Gras und Blätter abzuraufen, die ſie dann in ihrem Hunger verſchlangen. Dieſe Verteidigung Genuas iſt eine der glänzendſten in der Kriegsgeſchichte. Am 4. Juni 1800 verließ Andreas Maſſena mit 8000 Mann, dem Reſt ſeiner Truppen, die Feſtung. Das Wort „Kapitulation" hatte er ſich ſtreng verbeten: er würde ſich, falls man ihn nicht ziehen ließe, mit dem Bajonett den Weg bahnen. „Herr General", antwortete ihm darauf Lord Keith,

Digitized by Google

Lannes
Nach einem zeitgenössischen Stich

„Ihre Verteidigung war so heldenmütig, daß man Ihnen nichts abschlagen kann!" Das war derselbe Lord Keith, der fünfzehn Jahre später als Admiral der Kanalflotte den entthronten Kaiser nach Sankt Helena einschiffte.

Inzwischen war Napoleon Bonaparte mit einer Armee von 40 000 Mann über den Sankt Bernhard in Italien eingedrungen. Die strategische Notwendigkeit zwang ihn zu diesem Zug, aber zugleich steigerte dies blitzartig durchgeführte Unternehmen — in sieben Tagen war er jenseits der Alpen — seinen Ruhm gewaltig. Nun hatte auch die französische Nation ihren glänzenden Alpenübergang, zu dem großen Karthager Hannibal, zu dem großen Moskowiter Suworow gesellte sich als dritter Alpenbezwinger jetzt der erste Konsul und Oberfeldherr der einen unteilbaren Republik, Napoleon Bonaparte, oder Bunabarde Jildirim, „Bonaparte Blitzstrahl", wie ihn die Mohammedaner jenseits des Mittelmeeres nannten. „Nous sommes tombés ici comme la foudre, — wir sind heruntergefahren wie der Blitz, der Feind hat uns schlechterdings nicht hier erwartet und will kaum glauben, daß wir da sind. Große Ereignisse bereiten sich vor. Die Resultate werden, so hoffe ich, bedeutend sein für das Glück und den Ruhm der Republik." So schrieb Bonaparte am 24. Mai 1800 aus Aosta an seinen Bruder Joseph. Für das Glück und den Ruhm der Republik? Nur dafür? —

Johann Lannes führte die Vorhut; sein derbknochiges Antlitz war noch von Ägyptens Sonne gebräunt, noch brannte seine schwere Wunde von Abukir. Bei Montebello fiel er am 9. Juni den österreichischen General Ott an, der mit dem freigewordenen Belagerungsheer von Genua anmarschierte. Am 14. Juni hielt er bei Marengo sieben Stunden lang einer Kanonade von 80 Geschützen stand. Aber schließlich mußte er zurück. Um 2 Uhr war die Schlacht von Marengo für die Österreicher gewonnen. Die Divisionen Victor, Lannes, Mannier und die Konsulargarde des ersten Konsuls selbst waren im unaufhaltsamen Zurückweichen, Bonaparte der Verzweiflung nahe. Wieder so ein Tag wie der 18. Brumaire, wo Dritte ihn retten sollten. Um 5 Uhr nachmittags erscheint der junge Desaix mit 5000 Mann auf dem Schlachtfeld. Er war dem Kanonendonner nachmarschiert. „Was meinen Sie, Desaix?" fragte hastig Bonaparte. Desaix zuckt die Achseln. „Die erste Schlacht scheint verloren, erster Konsul, aber es ist noch früh genug, eine zweite zu gewinnen, doch es ist nötig, den Angriff mit einer Kanonade zu eröffnen." Nun gewinnt Bonaparte seine Entschlossenheit wieder. Auf seinen Befehl rafft Marmont achtzehn Geschütze zusammen und fährt sie vor St. Giuliano in günstiger Stellung auf, dahinter stellt sich Desaix mit seinen Fünftausend. Und nun geht's los. Auf die mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zur Verfolgung anrückenden Grenadiere des Generals Zach — der alte Melas, zweimal verwundet und von des Tages Hitze ermüdet, hatte sich leider nach Alessandria zurückbegeben — bricht plötzlich Eisenhagel herein, Desaix tirailliert

Desaix
Nach einem Stich von J. A. Darnstedt

Digitized by Google

Am Vorabend der Schlacht
Nach einer Zeichnung von Raffet

Digitized by Google

Charles Maurice de Talleyrand-Périgord
Nach einem Stich von Bosselmann

munter darauf los, ihn selbst aber trifft beim Vordringen die tödliche Kugel. Der besten Franzosen einer ließ hier sein Leben für die Republik — für Bonaparte. Brigadier Kellermann, der Sohn des Siegers von Valmy, vollendet den Sieg: er macht so etwas, wie einst Seydlitz bei Roßbach; mit seiner schweren Kavallerie bricht er im richtigen Moment den österreichischen Kolonnen in die Flanke. Spät abends melden keuchende Staffetten dem armen alten Melas seine gänzliche Niederlage.

Während der Tag von Marengo den Feldzug in Italien entschied, brachte der Sieg des Generals Moreau über die Österreicher und ihre deutschen Hilfstruppen am 3. Dezember 1800 bei Hohenlinden die Entscheidung in Deutschland. Österreich war diesseits und jenseits der Alpen mattgesetzt. Der Friede von Luneville vom 9. Februar 1801 brachte den Handel zu Ende. Bezahlen mußte das deutsche Reich: der Rhein war fortan Deutschlands Grenze, das ganze linke Rheinufer, ein Gebiet von 1150 Quadratmeilen und fast vier Millionen Einwohnern fiel an die französische Republik. Jene deutschen Reichsfürsten, welche am linken Rheinufer Gebietsverluste erlitten hatten, sollten nun auf Kosten des Reichs rechtsrheinisch entschädigt werden. Das sollte und konnte nur geschehen durch die Aufteilung der geistlichen und reichsstädtischen Gebiete. Der Schacher von Rastatt wurde jetzt in Paris von neuem fortgesetzt. Die Minister und Agenten der deutschen Fürsten, ja zum Teil die Throninhaber selbst, begannen in Paris den Wettlauf um die Gunst des ersten Konsuls und seines Machers, Ehren-Talleyrand. Selbst die Hintertreppe, die zu dem Schreiber Talleyrands, dem Elsässer Mathieu, hinaufführte, wurde fleißig benutzt. Das Seinebabel, in dem es jetzt wieder sehr lustig und ausgelassen zuging, denn seit am 25. März 1802 auch der Friede von Amiens zwischen England und Frankreich geschlossen war, strömten die britischen Lords und was sonst zu den upper tens gehörte, scharenweise in die leichtlebige Weltstadt, — dies Seinebabel war sozusagen die Vorbörse für den großen deutschen Länderschacher. Der Preis für einen Fürstenhut im heiligen deutschen Reiche war bekannt, er stieg und sank wie an einer Börse, je nachdem Napoleon Bonaparte und Monsieur Talleyrand ihre Brauen runzelten oder glätteten. Der deutsche Hochadel antichambrierte im Vorzimmer der Maitresse des ehemals hochehrwürdigen Bischofs von Autun, besonders eifrige tätschelten sogar seinen Schoßhund, damit ihnen der Happen deutschen Landes größer zugeschnitten wurde. Das gute deutsche Geld, das daheim der fleißige Bürger, der sparsame Ackersmann aufbringen mußten, floß hier in die Taschen fauler französischer Coulissiers und Gauner.

Das Schlimmste war, daß ein jeder gezwungen mitmachen mußte, weil er fürchten konnte, daß sein nächster Nachbar ihm sonst den Bissen wegschnappen würde. Das widerwärtige Feilschen und Intrigieren deutscher Landesfürsten erregte das Gelächter einer Welt. Hatte irgendeiner von diesen deutschen Herren noch Gewissensbedenken, so pflegte Talleyrand achselzuckend zu sagen: „Il faut étouffer les regrets."

Schließlich wurde der fertige Brei, der in Paris zusammengerührt war, der Reichsdeputation zu Regensburg vorgesetzt. Und dort kam schließlich, nachdem der Zank noch eine Weile fortgetobt hatte, der Reichsdeputationshauptschluß zustande, nach welchem 112 geistliche Staaten und reichsstädtische Gebiete dem Untergang verfielen und ihre insgesamt 2000 Quadratmeilen mit drei Millionen Einwohnern unter die weltlichen Fürsten verteilt wurden. Preußen, das damals in scheinbar innigster Freundschaft mit der französischen Republik und dem ersten Konsul lebte, machte mit das beste Geschäft. Für die am linken Rheinufer abgetretenen 48 Quadratmeilen erhielt es 240 solcher zurück: damals kamen die Stiftslande, Münster, Paderborn, Hildesheim, Erfurt, das zum Mainzer Bistum gehörige Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen und Verden, dazu die freien und Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar unter die Herrschaft der Hohenzollern. Der kluge preußische Gesandte in Paris, Marquis Luccheſini, hatte mit gutem Erfolg seine Regierung vertreten, allerdings in einem Geschäft, das gen Himmel stank. Dies große, dem äußern Anschein nach damals noch stahlgepanzerte Preußen Friedrichs des Einzigen hatte nicht rechtzeitig das Schwert gezogen, als das Reich in Nöten war, hatte nicht die innere Kraft und den

Digitized by Google

Der andere Tag
Nach einer Zeichnung von Raffet

Digitized by Google

Mut beſeſſen, erneut mit den übrigen deutſchen Stämmen den Erbfeind vom heiligen deutſchen Boden zu vertreiben, ſondern bequem hinter ſeiner Demarkationslinie geſeſſen und, das Schwert in der Scheide, dem Ausgang zugeſehen. Wohl aber hatte es hernach an dem großen Beutezug im deutſchen Lande ſelbſt teilgenommen, eine ſolche Politik mußte früher oder ſpäter ſich rächen.

Mit ebenſo viel Glück wie der preußiſche Geſandte hatte der bayriſche Miniſter Graf Montgelas gearbeitet. Das Haus Pfalz-Zweibrücken debütierte unter Maximilian I. Joſeph glänzend. In dieſem Länderſchacher gewann der alte Kurſtaat 320 Quadratmeilen mit dreimal hunderttauſend Einwohnern, wofür allerdings die linksrheiniſchen Erblande der Pfalz an Frankreich kamen. Bayern trieb ganz im Fahrwaſſer des erſten Konſuls. Lange genug hatten ſeine Agenten in dieſer Richtung gewirkt und gebohrt. „Bayern kann nur durch Frankreich groß werden," war immer der Refrain ihres ſtändigen Sirenenliedes. „Frankreich und Frankreich nur allein kann Sie auf der Höhe Ihrer Macht erhalten, nur bei Frankreich kann Bayern Schutz finden." So ſchrieb Napoleon perſönlich an den Kurfürſten Maximilian.

Maximilian I. Joſeph, König von Bayern
Nach einem Gemälde von Stieler geſtochen von Heß

Und ähnlich ſtand es mit den anderen mittleren und kleineren Staaten Deutſchlands. An den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, einen tüchtigen Landesfürſten und einen Mann von ſtreng rechtlicher Geſinnung, dem dieſer ganze Raubzug im Innerſten zuwider war, — er hatte ſchließlich als naher Verwandter des ruſſiſchen Kaiſerhauſes recht reichliche Entſchädigung erhalten, — richtete Bonaparte einen Glückwunſch, in welchem es hieß, daß das Haus Baden nun endlich den Rang erlangt habe, den ſeine vornehme Verwandtſchaft und das wahre Intereſſe Frankreichs erheiſchten.

Das wahre Intereſſe Frankreichs? Allerdings, denn der in ſeiner Politik ſo bewundernswert ſicher arbeitende erſte Konſul knetete bereits vorſorglich jenes Gebilde von deutſchen Kleinſtaaten zuſammen, das er bezeichnend „la troisième Allemagne", das dritte Deutſchland, nannte, und aus welchem der Rheinbund geformt werden ſollte. Bonapartes ganzes Streben ging dahin, die beiden großen deutſchen Mächte Öſterreich und Preußen mehr nach Oſten zu ſchieben und zwiſchen der Rheingrenze und ihnen ein Bollwerk gefügiger deutſcher, einzeln hilfloſer Kleinſtaaten aufzurichten. Wie zielbewußt er dieſe Politik verfolgte, geht ſchon daraus hervor, daß er während der Teilungsverhandlungen dem preußiſchen Staat empfahl, Mecklenburg an ſich zu reißen und die Herzöge dafür in den preußiſchen Rheinlanden zu entſchädigen, wodurch er einen weiteren Zuwachs für ſeinen Rheinbund erhalten hätte. Aber der ehrliche König Friedrich Wilhelm der Dritte weigerte ſich dieſes Rechtsbruches entſchieden.

Nach dem Reichsdeputationshauptſchluß blieb von den geiſtlichen Fürſten nur einer übrig, Karl Theodor von Dalberg, dem die Würde eines Kurfürſten, Reichskanzlers und Primas von Deutſchland zuteil wurde. Dieſer unbegreifliche Mann, der ein aufrichtiges, deutſch fühlendes Herz in der Bruſt trug, der Freund Goethes, der Förderer Schillers, war ein unbedingter Bewunderer Napoleon Bonapartes, von dem er alles Heil Deutſchlands erhoffte, während er ſelbſt doch dem klugen, kalten Korſen nur ein brauchbares Werkzeug für ſeine Pläne war. Außerdem ließ man den Hochmeiſter des Deutſchordens in Mergentheim

und den Großprior des Malteſerordens in Heitersheim in ihren Ämtern und Würden, ja, ihren Orden wurde noch eine Vermehrung von Gütern und Einkünften zugeſchanzt, denn, wo um alles in der Welt ſollte man wohl mit den Söhnen des deutſchen katholiſchen Adels bleiben, nachdem 720 Domherrnpfründen durch die Säkulariſation eingezogen waren. — Von den freien und Reichsſtädten behaupteten ſechs ihre Stellung, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Bremen, Hamburg und Lübeck. Die altehrwürdigen Kurfürſtentümer Köln und Trier waren Frankreich zur Beute gefallen: Salzburg, Württemberg, Baden, Heſſen-Kaſſel wurden mit dem Kurhute belegt. Von den zehn Kurfürſten waren jetzt ſechs proteſtantiſch, nur noch vier katholiſch und im Fürſtenrate ſtanden 53 evangeliſche gegen 29 katholiſche Stimmen.

Tief hatte die harte Fauſt des Korſen die Pflugſchar durch Germaniens Boden geſtoßen, aber ſeine Kraft, die für unſer deutſches Vaterland das Böſe wollte, ſchaffte dennoch das Gute. Gerade, daß die vielen kleinen Herren, die nur Rechte kannten und des nationalen Pflichtgefühls völlig ermangelten, ihre Gebiete auf dem Zwangswege an größere Staatengebilde abtreten mußten, gerade dieſer Umſtand erleichterte es, zwei Menſchenalter ſpäter, das neue deutſche Reich zu gründen. Allerdings ahnte damals niemand, daß auf dieſem gewaltſam umgeſtürzten Acker dereinſt die junge Saat der deutſchen Einheit emporſprießen würde. Was die Zeitgenoſſen vor Augen hatten, war der unleugbare Zuſammenbruch des alten römiſchen Reichs deutſcher Nation. Durch die Einſchluckung der geiſtlichen und reichsſtädtiſchen Gebiete waren 45 freie Reichsſtädte aus der deutſchen Geſchichte verſchwunden und die Landesherrſchaften von 296 auf 82 herabgeſunken. Der Einfluß des öſterreichiſchen Erzhauſes auf die Reichspolitik war hierdurch bis zur Bedeutungsloſigkeit geſchwächt, die kaiſerliche Gewalt gänzlich unterhöhlt. — Indeſſen, das Verſchlingen der Kleinen durch die Großen, das ſo glatt vonſtatten ging, ſchärfte manchem Fürſten den Appetit auf noch mehr. Manche von ihnen begannen die gewaltſame Enteignung im Beſitz und Recht wohnender erbeingeſeſſener Grafen und Herren, ohne ſich irgendwie um den Einſpruch von Kaiſer und Reich zu kümmern. Als der Fürſt von Naſſau auch dem alten reichsfreiherrlichen Hauſe derer vom Stein Gewalt antun wollte, griff der Freiherr Karl vom und zum Stein zur Feder und richtete einen flammenden Proteſt gegen ſolches Tun: „Wenn die wohltätigen großen Zwecke der Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit Deutſchlands erreicht werden ſollen, ſo müſſen die kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Exiſtenz die Fortdauer des deutſchen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorſehung gebe, daß ich dieſes glückliche Ereignis noch erlebe.“ Wermut für den Naſſauiſchen Herrn, aber es lag dennoch Prophetengeiſt in dieſen Worten des Freiherrn: er hat es nicht erlebt, aber zwei Menſchenalter ſpäter fiel dies Naſſau, das ſich damals ſo ſtark auf Koſten der Kleinen vergrößert hatte, ſelbſt in die Hände eines ganz Großen.

Karl Theodor von Dalberg
Nach einem Stich von J. N. Jaly

Der Schlag von Marengo war geführt und General Moreau ſiegreich in Süddeutſchland vorgedrungen; jetzt hielt Bonaparte es für an der Zeit, den Kaiſer Paul den Erſten von Rußland ganz für ſich zu gewinnen, um ihn gegen England auszuſpielen. Denn nur das britiſche Reich war bis dahin in ſeiner Macht ungeſchwächt und führte den Krieg erbittert fort. Das franzöſiſche Heer in Ägypten war abgeſchnitten, Malta von Nelſon hoffnungslos eingeſchloſſen. Konnte er nun dem Inſelreich, geſchützt durch Meer und Flotte, nicht an den Leib, ſo wollte er doch die Schiffahrt, in welcher er den Lebensnerv Britanniens ſah, vernichten. Die Kontinentalſperre, die er einige Jahre ſpäter verfügte, begann bereits in ſeinem Kopfe zu ſpuken. Zar Paul war leicht zu gewinnen, wenn man nur den richtigen Draht berührte. Ein nervöſes, vom heißen Haß zur brünſtigen Liebe jäh überſpringendes Temperament. Bonaparte bot ihm, dem Großmeiſter des Malteſerordens, Malta an, eine heiße Kaſtanie, denn die Inſel lag unter Nelſons Kanonen. Aber zugleich ließ der erſte Konſul 10000 ruſſiſche Gefangene völlig neu einkleiden, in Aachen ſammeln und dem Zaren anbieten, „als ein ganz beſonderes Zeichen der Hochachtung, welche der erſte Konſul jederzeit vor der tapferen

Digitized by Google

ruſſiſchen Armee habe, und des Wunſches, welchen er hege und ſtets hegen werde, Seiner kaiſerlichen Majeſtät Angenehmes zu erweiſen". Das wirkte. Derſelbe Zar, der ſich vor Wut nicht zu laſſen gewußt, als Bonaparte Malta beſetzt hatte, derſelbe Zar, der ſeinen großen Suworow mit einem ruſſiſchen Heer gegen die Republik ausgeſandt hatte, um die alte Ordnung der Dinge wieder herzuſtellen, der Verfechter des bedingungsloſen Legitimitätsprinzips, machte einen Purzelbaum in ſeinen Anſchauungen und Grundſätzen und warf ſich an die Bruſt des korſiſchen Emporkömmlings. „Bürger, erſter Konſul! Ich ſchreibe Ihnen nicht, um mit Ihnen eine Erörterung zu beginnen über Menſchen- und Bürgerrechte: jedes Land regiert ſich, wie es ihm gut dünkt, wo ich aber an der Spitze eines Landes einen Mann erblicke, der zu regieren und zu ſchlagen weiß, da wendet mein Herz ſich ihm zu. Ich ſchreibe Ihnen dies, damit Sie die Verſtimmung begreifen, die ich gegen England hege, das alle Rechte der Völker zertritt und ſich nur durch ſeine Selbſtſucht und ſein Intereſſe leiten läßt. Ich will mich mit Ihnen verbünden, um den Ungerechtigkeiten dieſer Regierung ein Ziel zu ſetzen." Die Suggeſtion, die Bonaparte auf den leicht erregbaren Zaren ausübte, war vollkommen. Der kranke Holſtein-Gottorp träumte von einer Eroberung Indiens, von einer zwiſchen ihm und dem erſten Konſul geteilten Weltherrſchaft. Den Grafen von Provence, der ſich unter dem Titel Ludwig der Achtzehnte in Mitau aufhielt, und eine Anzahl ſeiner Anhänger verwies er des Landes, obgleich er ihnen einſt Zuflucht angeboten hatte. Dann ließ er auf das Betreiben Bonapartes den bewaffneten Neutralitätsbund, den ſeine Mutter, die große Katharina, einſt gegen die Willkür Englands zur See zuſammengebracht hatte, von neuem wieder aufleben. Dänemark, Schweden und ſpäter auch Preußen traten ihm bei, aber bevor noch die Bundesflotte ſich in der Oſtſee ganz verſammelt hatte, erſchienen die engliſchen Admirale Sire Hyde Parker und Horatio Nelſon mit ſiebzehn Linienſchiffen vor Kopenhagen und ſchoſſen eine Anzahl däniſcher Schiffe in den Grund. Das war am 2. April 1801. Zehn Tage früher, am 23. März, war Kaiſer Paul der Erſte geſtorben — wie eben ruſſiſche Zaren nicht ſelten zu ſterben pflegen.

Kaiſer Paul I. von Rußland
Nach einem zeitgenöſſiſchen Stich

Die Willkür des Zaren hatte zuletzt keine Grenzen mehr gekannt, ſie trieb die wunderlichſten Blüten; es kam vor, daß jemand aus den höchſten Ehrenämtern plötzlich herausgeriſſen wurde und in derſelben Stunde ſchon unterwegs nach Sibirien war, um unterwegs von Kurieren eingeholt zu werden und ſich von neuem in der höchſten Gnade des Kaiſers zu ſonnen. Nur mit Furcht und Zittern näherten ſich die Würdenträger und Generale den hohen Flügeltüren, die in das Audienzzimmer des Kaiſers führten, niemand wußte, was jenſeits der unheimlichen Türen für ein Schickſal ſeiner harrte. Prinz Eugen von Württemberg, der Lieblingsneffe des Zaren, erzählt in ſeinen Erinnerungen, wie er mit ſeinem Gouverneur, dem alten biederen Hans Ehrenfried von Diebitſch, zur erſten Audienz ſich dieſen verhängnisvollen Flügeltüren näherte. Die Hand, mit welcher ſein Gouverneur die ſeinige umſchloſſen hielt, war eiskalt und zitterte, und mit einem: „Nun ſei Gott uns gnädig!" legte Diebitſch die Hand an den Türgriff. Der Kaiſer verliebte ſich alsbald derart in ſeinen jungen Neffen, daß er ihn adoptieren und zum Thronfolger machen wollte unter

Digitized by Google

Übergehung seiner Söhne Konstantin und Alexander. Diese beiden mitsamt ihrer Mutter wollte er einsperren lassen und unschädlich machen. Zu seiner Maitresse, der schönen Fürstin Gagarin, sagte er eines Tages: „Binnen kurzem werde ich mich genötigt sehen, Köpfe fallen zu lassen, die mir einst teuer waren." Wer war da seines Lebens noch sicher! Die Mißvergnügten, die sich längst gefunden hatten, wurden zu Verschwörern und gingen ans Werk. Der Vizekanzler Graf Panin und der Polizeiminister und Gouverneur von Petersburg, Graf Pahlen, derselbe Mann, dem Leben und Sicherheit der kaiserlichen Majestät anvertraut war, der dem Kaiser alles verdankte, waren die treibenden Kräfte. Großfürst Alexander wußte darum, aber man hatte ihm natürlich gesagt, daß es sich nur um eine Zwangsabdankung seines kaiserlichen Vaters handelte, die um seiner und der Seinigen Sicherheit für Leib und Leben erfolgen müsse. — Von einem Champagnergelage kommend, halb trunken, die Abdankungsurkunde in der Tasche, begaben sich die Verschworenen um Mitternacht in das Michailowsche Palais, wo der Zar residierte. Der wachhabende Generaladjutant Argamakow führte sie bis zum Schlafzimmer. Aber die beiden Leibhusaren vertraten ihnen den Weg. Kaiser Paul, der einen leichten, argwöhnischen Schlaf hatte, hört das Geräusch, springt aus dem Bett und verkriecht sich hinter einen Wandschirm. Die Verschworenen dringen ein, General Bennigsen und Fürst Platon Subow an der Spitze. Das Bett ist leer; aber als man den Wandschirm beiseite rückt, steht der Kaiser im Hemde da. Fürst Subow, einst der Bettgenoß der kaiserlichen Katharina, beginnt die Abdankungsurkunde vorzulesen. „Was tust du, Platon," schreit wütend der Kaiser, „hab ich dich darum aus der Verbannung zurückgerufen?" Auch im Hemde bleibt die Majestät Majestät und dieser war Katharinens Sohn, — Fürst Subow zittert, ihm versagt die Stimme. Der Niedersachse Bennigsen bleibt fest, er zieht den Degen. „Sire, Sie sind verhaftet!" Der Kaiser schreit nach Hilfe. Man packt ihn. Er entwindet sich seinem Angreifer, ein Tumult entsteht, das Licht fällt um und erlischt. Der Kaiser ist hinter die Fahnen der Garderegimenter geschlüpft, die in seinem Schlafzimmer aufbewahrt wurden, von dort in den Kamin gekrochen und einige Fuß hinaufgekrallt. Die Verschworenen sind ratlos vor Schrecken. Wie, wenn der Kaiser entkommen wäre? Man macht von neuem Licht, man sucht. Bennigsen steht mit gezücktem Degen an der Tür, daß keiner der Verschwörer fliehe. Man sucht nach Geheimtüren, leuchtet unters Bett, in den Kamin, kräftige Fäuste zerren den unglücklichen Mann aus seinem Versteck hervor. Über und über mit Ruß bedeckt, schwarz wie ein Schornsteinfeger, steht der allmächtige Zar vor seinen Henkern. Bennigsen ruft: „Sire, verhalten Sie sich ruhig, es gilt Ihr Leben." Aber der Kaiser zeigt Mut, er weigert jede Unterschrift, greift den Fürsten Jaszwil an die Brust, stößt ihn zurück und will sich zur Tür drängen. Da schreit der wütende Jaszwil: „Du hast mich tyrannisch behandelt, du mußt sterben," und im wilden Ringen kollern Kaiser und Fürst am Boden herum. Man reißt dem Leutnant Skarätin die Schärpe vom Leibe und schlingt sie dem Kaiser um den Hals. Als es zu diesem Äußersten kommt, wollen einige der Verschwörer das Zimmer verlassen, aber Bennigsen hält ihnen die Degenspitze entgegen: „Meine Herren, jetzt gibt es kein Zurück mehr." So starb Zar Paul der Erste.

Alexander I. Pawlowitsch, der älteste Sohn des Ermordeten, schritt über den Leichnam seines Vaters hinweg auf den Thron. Nach langem Zögern hatte er in die zwangsweise Entthronung seines Vaters eingewilligt, nur in die Abdankung, nicht in den Mord. Aber mußte er, der dreiundzwanzigjährige, der frei genug war, die Gesinnungen der adligen Verschwörer einzuschätzen, mußte er sich nicht sagen, daß Leute wie Pahlen und Subow auch vor dem Äußersten nicht zurückschrecken würden? Als man in einer der geheimen Zusammenkünfte das Bedenken geltend machte: „Wie, wenn Kaiser Paul nicht gutwillig seine Unterschrift gäbe?" hatte Pahlen zynisch ausgerufen: „Quand on veut faire des omelettes, il faut casser des oefs, wenn man Eierkuchen backen will, so muß man die Eier zerschlagen." Diese Praxis war befolgt. Als man Alexander mitteilte, daß sein Vater am Schlagfluß gestorben sei, rief er schaudernd aus: „Ich will die blutige Krone nicht —", und niemals in seinem Leben hat der Zar die furchtbare Stunde vergessen können, die ihn auf den Thron rief. Mit dem zunehmenden Alter wuchs seine Verdüsterung mehr und mehr, er verlor sich in Mystik und Frömmelei, vergebens, die Schatten wichen nicht. — Die Widersprüche, die von außen und innen auf diesen schwanken, weichen, gefühlsselig angelegten Geist eindrangen, waren schon in der Jugend allzu einschneidend. Um sich her sah er neben den eleganten französischen Umgangsformen des ancien régime, neben freigeistiger Bildung und vorwärtsstürmenden Ideen beweglicher Köpfe das willkürliche, grausame und unerbittliche Regiment der Knute. Er selbst, der einst die unumschränkte Gewalt eines Selbstherrschers aller Reußen in sich verkörpern sollte, er selbst wurde von seinem Erzieher Cäsar Laharpe in Rousseauschen Ideen aufgezogen. Der große Erdenker des contrat social, auf welchen sich die französische Revolution gründete, der Ideolog für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wurde durch diesen Laharpe der geistige Nährvater des absolutesten Herrschers in Europa. In einen moskowitischen Ast wurde ein jakobinisches Reis hineinokuliert, seltsames Spiel der Dinge! Schon der junge Großfürst hatte seinem Freund, dem Polenprätendenten Fürst Adam Czartoryski, anvertraut, daß er die harte Polenpolitik seiner Großmutter Katharina und seines Vaters Paul nie gebilligt habe, daß er für die Polen und ihr ruhmvolles

Digitized by Google

Kämpfen insgeheim gebetet habe; er gab sich im Grunde seines Herzens als einen Anhänger der großen französischen Revolution zu erkennen, dem Despotismus war er innerlich abhold, träumte von der Befreiung seiner unterdrückten Untertanen, von einem russischen Wahlkaisertum, von einem freien Willen der Nation und bewegte sich, in seinen Träumen wenigstens, wie ein Nachtwandler auf einem schwanken Seil. Adam Czartorysli, der die ganzen Greuel der polnischen Anarchie durchgemacht hatte und in dieser Beziehung kein Ideal davongebracht, war ehrlich genug, dem vertrauenden Freunde zu widersprechen, war überhaupt ein ehrlicher Mann, auch in seinem Preußenhaß. — Der Sohn und Erbe Kaiser Pauls war, wir sagten es, von Gemüt weich und sentimental, überlegenem Einfluß leicht zugänglich, in gewisser Hinsicht und im Festhalten einmal gefaßter Entschlüsse wiederum zäh und ausdauernd. Dem Blute der Holstein-Gottorps und der großen Ausbacherin war noch ein starker Tropfen Moskowiterblut beigemischt aus den Adern der Anna Petrowna, seiner Urgroßmutter, der Tochter des großen Peter und seiner Katharina. Er war schlau und versteckt, und obgleich er sich zu geben liebte, als böte er den Freunden sein ganzes Herz, dennoch nicht offen, leicht mißtrauisch, innerhalb weniger Stunden völlig verwandelt, wenn er vor die rechte Schmiede kam; edelmütig mit Aplomb, zu hoher Selbsteinschätzung geneigt, Schmeichlern nur zu leicht verfallen, — alles in allem ein Mann, mit dem schwer zu rechnen war.

Kaiser Alexander I. von Rußland
Nach einem Kupferstich von Heinrich Schmidt

„Großartige, seinen vorwiegend guten, edelmütigen Empfindungen entspringende Ideen und die Absicht, diesen einen Teil seiner kaiserlichen Macht zu opfern, hatten wirklich das Gemüt des Kaisers beschäftigt, aber sie entsprangen mehr den phantastischen Vorstellungen eines Jünglings als dem entschiedenen Willen eines Erwachsenen. Der Kaiser liebte die Formen der Freiheit, wie er das Theater liebte. Es machte ihm Vergnügen und schmeichelte seiner Eitelkeit, den Schein einer freien Regierung in seinem Reiche zu sehen; aber alles, was er in dieser Beziehung wünschte, war Form und Schein; er erwartete nicht, daß diese zu Wirklichkeiten werden möchten. Er würde gern damit einverstanden gewesen sein, daß jedermann frei wäre, unter der Bedingung, daß er freiwillig täte, was der Kaiser wünschte." So hat Fürst Czartorysli geurteilt, der Alexander genau kannte. So geartet und in solchen ganz und gar der russischen herben Wirklichkeit widersprechenden Anschauungen erzogen, bestieg Alexander I. den Thron, um über ein Volk zu herrschen, das in seinen Massen völlig unreif war für Neuerungen und Freiheiten, wie der Zar sie erträumte, das sich am wohlsten fühlte unter der Wucht der Adelsherrschaft in der Hörigkeit, und das ohne gelinde Anwendung der Knute gar nicht regiert werden wollte. An den Stufen seines Thrones aber standen mit blutbefleckten Händen die Panin, die Pahlen, die Subow und Bennigsen. Erst im Jahre 1804 vermochte er sich von ihnen, die ihm stets Grauen einflößten, zu befreien. Panin und Pahlen schieden aus dem Dienst, Bennigsen ging als Gouverneur nach Litauen. Aber der zähe Niedersachse, der anno 1796 bei Derbent in Persien Lorbeeren geerntet hatte, wußte genau, daß seine Stunde wiederkam, und sie kam wieder.

Noch zu Lebzeiten des Kaisers Paul hatte Friedrich Wilhelm der Dritte in seiner bedächtigen Art es versucht mit Rußland ein Bündnis anzuknüpfen. Denn längst war dem sorgenden König von Preußen das

Digitized by Google

Übergewicht, welches die französische Republik unter der Herrschaft des ersten Konsuls gewonnen hatte, bedenklich geworden; er suchte eine Rückendeckung und glaubte sie in dem gewaltigen Zarenreiche zu finden. Er war der Gründer jener Politik, welche die preußischen Könige während des 19. Jahrhunderts nicht mehr verließen. Noch auf seinem Sterbebette sagte Wilhelm der Erste seinem Enkel: „Mit dem russischen Kaiser mußt du immer Fühlung halten, da ist kein Streit notwendig." — Am 10. Juni 1802 trafen sich Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm in Memel. Diese Zusammenkunft, bei welcher auch die schöne junge Königin Luise zugegen war, begründete einen Freundschaftsbund zwischen den beiden Monarchen, dem Friedrich Wilhelm sich mit der ganzen Ehrlichkeit seines Herzens hingab und dem auch Alexander zunächst mit der ihm eigenen Überschwenglichkeit und so viel Gefühlstiefe, als er überhaupt aufzubringen vermochte, sich weihte. Auf den Wunsch des Königs, der auch für die in Regensburg bevorstehenden Verhandlungen über die Aufteilung der geistlichen und reichsstädtischen Gebiete unter die weltlichen Fürsten einen Sekundanten suchte, sagte der Kaiser die Teilnahme an den dortigen Beschlüssen zu. So deckte sich Friedrich Wilhelm gleichzeitig gegen die Übergriffe Bonapartes, wie auch gegen die Böswilligkeit des Wiener Kabinetts, das Preußen keinen Geviertfuß Gebietszuwachs gönnte.

In der Tat ließ das unruhige Schalten und Walten Bonapartes befürchten, daß er nicht am Rhein Halt machen würde. Nur zu deutlich ward sein Bestreben erkennbar, mit den süddeutschen Mittelstaaten eine Politik des do ut des, „ich gebe, damit du mir gibst", zu treiben. Nicht umsonst hatte bei der großen Länderauktion der erste Konsul bei Baden, Württemberg und Bayern dafür gesorgt, daß man mit ihm zufrieden war. Sein Verhältnis zu Preußen war um jene Zeit allerdings scheinbar gut; er hielt den Staat Friedrichs des Großen noch für eine gewaltige Militärmacht, mit der anzubinden erst dann gut sein würde, wenn er sich in den süddeutschen Staaten sichere Bundesgenossen geschaffen haben würde. So lange galt es, keinen Bruch herbeizuführen, und in der Tat, Preußen saß so ruhig hinter seiner Demarkationslinie, daß von ihm nichts zu fürchten schien. „Alle Welt weiß," hatte der König Friedrich Wilhelm gesagt, und dies war Bonaparte wohl bekannt, „daß ich den Krieg verabscheue und kein größeres Gut auf dieser Erde kenne, als die Erhaltung des Friedens und der Ruhe, weil dies das einzige System ist, welches die Menschheit glücklich machen kann. Daher denn auch, wenn ich mich je gezwungen sehe, wider Willen die Waffen aufzunehmen, daß es nicht ein Krieg der Laune, sondern ein Krieg von Nation gegen Nation sein würde: die Nation würde kämpfen für Haus und Herd, und ich zweifle nicht im mindesten, daß sie in diesem Falle wie ein Mann aufstehen würde, um einen verwegenen Angriff zurückzuweisen." Mit solchen Gesinnungen, die dem grundehrlichen Gemüt eines seiner Verantwortlichkeit so tief sich bewußten Königs entsprangen, konnte Bonaparte stets rechnen. Und er rechnete damit.

Papst Pius VII.
Nach einem Stich von Amsler

Seine Aktien standen gut. Im Frieden von Lunéville vom 9. Februar 1801, den sein Bruder Joseph mit so vielem diplomatischen Geschick unter Dach und Fach gebracht hatte, war ein Teil von Belgien, das ganze linke Rheinufer, waren Savoyen, Nizza und Piemont an Frankreich gefallen. Die französische Republik zählte nunmehr beinahe 40 Millionen Einwohner. Der zweite große Erfolg war der Abschluß des sogenannten Konkordates mit dem Oberhirten der römischen Kirche, das ebenfalls wieder von Joseph und dem Kardinal Consalvi am 15. Juli 1801 zu Paris unterzeichnet wurde. Der Nachfolger Pius des Sechsten, den die Vertreter der französischen Revolution so elend behandelt hatten, war der Kardinal Graf Barnaba Luigi Chiaramonti, der als Pius VII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Ein kluger, wägender Politiker, der wohl einsah, daß es besser sei, Napoleon zum Freunde als zum Feinde zu haben. Im Frieden von Lunéville hatte der erste Konsul den größten Teil des Kirchenstaates wieder an den Papst zurückgegeben, das war der Preis für die Willfährigkeit Pius VII. in dem Konkordatshandel. Bonaparte gebrauchte die katholische Religion, deren Einrichtungen von der Revolution überrannt, deren Güter konfisziert waren, — gebrauchte sie, um auch für die Herrschaft über die Geister ein Machtmittel zu haben. Aber er verstand es auch, eben dieser Religion Fesseln anzulegen, die ihr jede Gefährlichkeit nahmen. In scharf gefaßten Paragraphen wurde die Staatsgewalt gegenüber der Kirche aufrecht erhalten. Die Regierung der Republik erkannte die katholische, apostolische und römische Religion lediglich als die Religion der großen Mehrheit der

Digitized by Google

Franzoſen an, nicht etwa als Staatsreligion. Auf jegliche Rückgabe der vom Konvent eingezogenen Kirchengüter verzichtete der Papſt und geſtand ausdrücklich zu, die Käufer und Beſitzer dieſer veräußerten Kirchengüter, ſowie deren Rechte und Einkünfte für ſich und ſeine Nachfolger als rechtsgültig anzuerkennen. Das waren zwei wichtige, klare, den Frieden ſichernde Zugeſtändniſſe des heiligen Stuhls. Wichtiger faſt war es aber, daß die Ernennung der ſämtlichen Erzbiſchöfe und Biſchöfe lediglich durch den erſten Konſul erfolgen konnte, wichtiger, daß es wortwörtlich hieß: „Keine Bulle, kein Breve, kein Reſkript, kein Dekret, kein Mandat, keine Proviſion oder als Proviſion dienende Signatur, noch irgendeine andere Ausfertigung des römiſchen Hofes kann empfangen, bekannt gemacht, gedruckt, noch anderweitig in Ausführung gebracht werden ohne Ermächtigung der Regierung.“ Auf ſolcher Grundlage wurde nach langwierigen Verhandlungen das Konkordat abgeſchloſſen und der Friede zwiſchen der einen und unteilbaren Republik und der alleinſeligmachenden Kirche wieder hergeſtellt. Das war ein neuer Sieg für den erſten Konſul; nun war er vom Papſt ſelbſt anerkannt, war der Wiederherſteller der katholiſchen Religion in Frankreich, eine Tatſache, die ſeine innere Machtſtellung unwägbar feſtigte. — Auch der Vorfrieden mit dem britiſchen Inſelreich ward am 1. Oktober 1810 zu London unterzeichnet; aus ihm erwuchs dann einige Monate ſpäter der Friede von Amiens, den wiederum Joſeph Bonaparte mit Lord Cornwallis abſchloß, demſelben Cornwallis, der anno 1781 Yorktown an George Waſhington übergab. Es war kein günſtiger Friede für England. Mit vollem Recht konnte Bonaparte im Jahresbericht ſeiner Regierung ſagen: „Mit ſüßer Genugtuung legt die Regierung der Nation das Bild der Lage Frankreichs im abgelaufenen Jahre vor. Nach innen und außen hat alles ein neues Geſicht gewonnen und wohin die Blicke ſich wenden mögen, eröffnet ſich ein weiter Ausblick der Hoffnung und des Glücks.“

Digitized by Google

3. Kapitel

Die eiſernen Würfel

Der Friede von Amiens währte nicht ſo lange Zeit, als es gekoſtet hatte, ihn mit Mühe und Not zuſtande zu bringen. Bereits am 13. März des Jahres 1803 bei Gelegenheit des großen Empfanges ſämtlicher Geſandten der ausländiſchen Mächte im Tuilerienſchloß zu Paris fuhr der Konſul in ſeiner brüsken Weiſe den engliſchen Geſandten Lord Whitworth barſch an: „Sie ſcheinen zum Krieg entſchloſſen?“

„Nein, erſter Konſul, wir kennen die Vorteile des Friedens nur zu gut.“

„Wozu ſind dieſe Rüſtungen, gegen wen dieſe Vorſichtsmaßregeln? Ich habe nicht ein einziges Linienſchiff in den franzöſiſchen Häfen, aber wenn Sie rüſten, werde auch ich rüſten und wenn Sie durchaus kämpfen wollen, werde auch ich kämpfen. Vernichten können Sie Frankreich vielleicht, aber niemals wird es Ihnen gelingen, es zu demütigen!“

„Wir wünſchen,“ ſagte der Engländer kalt, „weder das Eine noch das Andere.“

„Dann müſſen Sie Ihre Verträge achten; wehe denen, die keine Verträge achten. Sie werden ſich dafür vor ganz Europa zu verantworten haben. Fünfzehn Jahre haben wir uns ſchon geſchlagen; mir ſcheint, daß in London ein Sturm heraufzieht und man will, daß wir uns weitere fünfzehn Jahre ſchlagen. England muß Malta räumen. Seine Majeſtät hat ſich dazu durch Vertrag verpflichtet. Sollte es wirklich zum Kriege kommen, ſo fiele die Schuld vor Gott und den Menſchen ganz allein auf die, die ihre Unterſchrift verleugnen und ſich weigern, Verträge auszuführen!“

Bonaparte hatte das alles in ſeiner Wut vor den Geſandten ſämtlicher Mächte herausgekollert. Er wollte den Bruch, oder, wenn es denn ſchon ſein mußte, wenigſtens, wie immer, offenſiv ſein. Der Lord antwortete nicht mehr und der erſte Konſul ging wütend durch den Audienzſaal in ſein Kabinett. Wohl woben ſich die Verhandlungen einſtweilen noch hin und her und Talleyrand erhielt vom erſten Konſul dieſe gemeſſenen Verhaltungsmaßregeln: „Zeigen Sie ſich gegen den Lord zurückhaltend und ſtolz. Wenn die Note der engliſchen Regierung das Wort Ultimatum enthält, ſo machen Sie ihm klar, daß dieſes Wort den Krieg bedeutet; wenn ſie aber das Wort nicht enthält, ſo veranlaſſen ſie ihn, es einzufügen und bemerken Sie, daß wir endlich wiſſen wollen, woran wir ſind; aber am Ende der Konferenz zeigen Sie ſich milder, laden Sie ihn nochmals zu einer Beſprechung ein, bevor er an ſeinen Hof ſchreibt.“

Vergeblich bemühte ſich Joſeph Bonaparte, dieſen Vertrag von Amiens zu retten, ganz vergeblich! Der große Bruder wollte nicht hören. Er raſte ſich allmählich in eine Wut hinein, die er nun einmal zu gebrauchen glaubte, um andere mit ſich fortzureißen oder einzuſchüchtern. General Junot, der alte Waffenkamerad von der Belagerung Toulons her, derſelbe, der ſein Diktat mit dem Streuſand einer krepierenden Bombe getrocknet hatte, wurde fürchterlich angefahren, als er ſich weigerte, ſämtliche in Paris wohnenden Engländer feſtzunehmen.

„Sie bauen zu ſehr auf meine Freundſchaft,“ ſchrie Napoleon den General an, „ſobald ich in die Ihrige Zweifel hege, iſt es mit der meinigen vorbei.“

Dieſe Gewaltmaßregel, durch die Tauſende engliſcher Staatsangehöriger auf Wochen hinaus der Freiheit beraubt wurden, glaubte der Konſul verfügen zu müſſen, weil zwei franzöſiſche Handelsſchiffe von engliſchen Fregatten aufgegriffen waren. Er war im Unrecht. Schon am 2. Mai hatte Lord Whitworth die Päſſe verlangt, am 17. Mai lag die engliſche Kriegserklärung vor und erſt am 20. Mai, vier Tage nach derſelben, alſo im Kriegsrecht, war die Aufbringung der Handelsſchiffe erfolgt. Dieſe Beleidigung einer großen, ſtolzen Nation war unſühnbar. Niemals hat der liberalſte Whig, der konſervativſte Tory dieſe Beleidigung vergeſſen, und gerade dieſe Tatſache, daß ſich Napoleon Bonaparte mit klarem Bewußtſein in eine Wut hineinraſte, die ihn nachher ſelbſt mit fortriß, zu einer unerhörten Handlung fortriß, um das „Krämervolk“ jenſeits des Kanals empfindlich zu treffen, gerade dieſe Tatſache hat die Stimmung in England gegen den

Korſen ſo verſchärft und allmählich ſo unverſöhnlich werden laſſen, daß nur ſeine vollſtändige Niederwerfung der endliche Ausgang des nun entbrennenden zwölfjährigen Krieges ſein konnte. Dieſer Schlag in das Antlitz der britiſchen Nation iſt ihm nie vergeſſen worden. Sankt Helena war die notwendige Folge dieſer unerhörten Tat. — Seine Brüder Joſeph und Lucian, die ſich dem Bruch des Friedens von Amiens aufs äußerſte widerſetzten, aber natürlich nicht durchdrangen, haben hier politiſch einen viel beſſeren, weitertragenden Blick bewieſen als Napoleon ſelbſt. Beide Brüder verſuchten ihn nochmals davon abzubringen, aber er war durch den Widerſtand, den er in der nächſten Familie fand, ſchon zu ſehr gereizt. Er empfing ſie im Bade ſitzend, einem jener brühheißen Bäder, wie er ſie liebte und ſeiner Geſundheit für außerordentlich zuträglich hielt. Der Streit wurde ſo heftig, daß Napoleon plötzlich in der Badewanne aufſprang und ſich dann mit ſolcher Wucht niederfallen ließ, daß ſein Bruder Joſeph über und über von dem heißen Waſſer beſpritzt wurde und ſich friſch anzuziehen genötigt war. Im Salon wurde die Unterredung fortgeſetzt. Lucian lief die Galle über: „Wenn ich nicht dein Bruder wäre, würde ich dein Feind ſein!“ „Du, mein Feind,“ ſagte Napoleon, „das iſt doch ziemlich ſtark, du und mein Feind! Ich würde dich zerbrechen wie dieſe Doſe!“ Und er warf in der ihm eigenen Theatermache ſeine koſtbare Schnupftabakdoſe auf das Parkett. Das Bild Joſephinens, das die Doſe trug, ſprang ab und zerbrach.

„Schade,“ höhnte Lucian jetzt, „vorläufig haſt du mich noch nicht zerbrochen, ſondern nur das Bild deiner Frau!“

Der Ausbruch des Krieges mit England hatte als erſte Tat einen tödlichen Schlag gegen die Neutralität Norddeutſchlands, die unter Preußens Schutz ſtand, zur Folge. Zehn Tage ſchon nach der engliſchen Kriegserklärung rückte der General Mortier mit zwölftauſend Mann franzöſiſcher Truppen in Hannover ein, um ſich des Stammlandes der engliſchen Könige zu bemächtigen und zugleich den Handel Groß-Britanniens und Norddeutſchlands zu unterbinden. Das war für Preußen eine ungeheure politiſche Niederlage. Dicht vor den Wällen ſeiner Feſtung Magdeburg ſtand ein franzöſiſcher General mit zwölftauſend Mann.

Aber was war zu tun? Zwar war dieſes Hannover ein deutſches Kurfürſtentum, aber mit dem Kurhut zugleich vereinigte der dritte Georg die britiſche Königskrone. So glaubte der Korſe, dieſe hannoverſchen Lande ſeien im Kriegsfall mit dieſem britiſchen Georg für ihn vogelfrei. Das Reich tat nichts. Kaiſer Franz ſah vielmehr ſchadenfroh zu, wie dem preußiſchen Staat eine Verwicklung mit dem allmächtigen erſten Konſul drohte. Die ſüddeutſchen Herren ſcharwenzelten um Bonaparte herum und hatten gar keine Urſache, ſich an den heißen Kaſtanien, die in Hannover gebacken wurden, die Finger zu verbrennen. Und wer konnte ihnen das verdenken? Was hatte wohl das große Norddeutſchland, was hatte das wehrmächtige Preußen getan, als ihnen da unten jenſeits des Mains das Meſſer an der Kehle ſaß? Das tollſte aber war, daß die engliſche Regierung kaltblütig erklärte: „Wir, unſererſeits legen gar keinen Wert auf die Verbindung mit dem Kurfürſtentum Hannover, ſein Geſchick kann keinen Einfluß auf die Entſchließungen der engliſchen Krone ausüben.“ Herr von Ompteda, der damals als Geſandter Hannovers in Berlin war, verſuchte eine Intervention Preußens herbeizuführen. Aber Miniſter von Haugwitz wollte nicht heran, wollte es mit dem erſten Konſul nicht verderben. Überdies war im hochadligen hannoverſchen Kabinett ſtändige Eiferſucht vorhanden. „Sie haben mit Ihren Umtrieben,“ ſagte Haugwitz kühl zu dem Geſandten, „nur erreicht, daß wir Sie jetzt den Franzoſen überlaſſen.“ Dabei gab es am preußiſchen Hofe Leute genug, die ſehr wohl einſahen, was die Vergewaltigung Hannovers beſonders für Preußen zu bedeuten hatte, aber keiner von ihnen trat energiſch an den friedliebenden Friedrich Wilhelm III. heran, um ihm zu ſagen: „Sire, jetzt iſt es genug, das Maß bonapartiſcher Willkür iſt voll, jetzt laſſen Sie die Waffen ſprechen.“ Es blieb ſeitens Preußen bei einer ſchwächlichen Vermittlung, die der Kabinettsrat Lombard dem erſten Konſul überbrachte. Seine Waffe war nichts als ein ſentimentaler Brief des preußiſchen Königs, der alſo ſchloß:

„Wenn ich in der Antwort, die Lombard zurückbringt, die Verſicherung finde, daß jetzt nach der Beſetzung des Kurfürſtentums Ihre Gerechtigkeit alle anderen Folgen dieſes unglücklichen Krieges vom Norden fernhalten wird, daß der Schwache nicht ſeine Schwäche beklagen muß, der Starke ſich ſeiner Sicherheit freuen darf, daß Sie jede Maßregel zurückweiſen, welche die britiſche Seemacht herausfordern könnte, die Freiheit der Ströme zu bedrohen, und die Sicherheit des Handels zu vernichten, dann werde ich glauben, meiner Pflicht nichts weiter ſchuldig zu ſein, als wie Ihre Freundſchaft. Ihr Wort wird dann für mich ſo viel gelten, als anderen ein feierlicher Vertrag.“

Worte? Verträge? Als ob Bonaparte jemals dieſe oder jene länger wert und heilig gehalten hätte, als es ihm in ſeinen Kram paßte. Aber es lag ihm durchaus nichts daran, mit Preußen vorzeitig zu brechen. Der glatte Lombard wurde vom erſten Konſul in Liebenswürdigkeiten eingewickelt und gewann den Eindruck, daß Bonaparte aus lauter Wahrhaftigkeit, Loyalität und Freundſchaft für den König von Preußen zuſammengeſetzt ſei. Er glaubte an ſeinen Hof berichten zu dürfen, daß der erſte Konſul „niemals weiter gehen würde, als Friedrich Wilhelm es im Ernſte zulaſſen wolle“. Seltſame Auslegung des Kernes der

Digitized by Google

napoleonischen Erklärung! Denn diese lautete: „Was wollen Sie? General Mortier ist in Hannover eingerückt, wie ein dreister Gassenjunge (comme un polisson). Die Hannoveraner hätten diese meine Armee ganz gut hinausjagen können, allerdings — ich würde dann eine zweite und stärkere hingeschickt haben, die ihren Zweck erreicht haben würde."

William Pitt
Nach einem Gemälde von Reynolds gestochen von Lud. Hoffmann

Das Hinausjagen der frechen Eindringlinge fingen die hannoverschen Generale allerdings auf eine ganz eigene Art an. Der Krieg wurde nicht mit der Waffe, sondern durch Erlasse geführt. Zwar ist der historisch überlieferte wunderliche Befehl: „Den Franzosen gegenüber sei das Bajonett nur im dringendsten Notfalle und mit Moderation zu gebrauchen" dem Wortlaut nach wohl in das Reich der Anekdote zu verweisen. Aber der wirklich gegebene Befehl an die Vorhut, „daß sich die Patrouillen mit den Franzosen nicht in ein Handgemenge einlassen sollten, daß sie vielmehr den sich noch außer Schußweite befindenden französischen Truppen einen Parlamentär entgegenschicken sollten, um ihnen eine angemessene Verwunderung über den Friedensbruch auszudrücken," das übersteigt denn doch an Schlappheit alles Dagewesene. Und dabei waren diese hannoverschen Offiziere tapfere, ihrer Ehre sich bewußte Männer, dabei waren diese Soldaten Kerntruppen allerersten Ranges; bei einer entschlossenen Führung hätten sie den „polisson" Mortier mit samt seinen zwölftausend Franzosen zu allen Teufeln gejagt. Diese Männer haben hernach im spanischen Krieg unter Wellington als deutsche Legion ihren Wert tausendfach bewiesen. Hier aber mußten sie dem schlaffen Regiment der Kielmannsegge und Konsorten nachgeben und in der Kapitulation von Suhlingen sich verpflichten, über die Elbe nach Lauenburg abzuziehen. Nicht einmal mit diesem Erfolg war Bonaparte zufrieden, er wollte, daß Mortier seinem knappen Befehl auf den Buchstaben nachkäme, und dieser Befehl lautete: „Marchez, serrez l'armée hannovrienne et faites-lui mettre bas les armes." Er verwarf einfach die Kapitulation von Suhlingen und bestand auf gänzlicher Auflösung der Armee. Viele der braven Offiziere und Soldaten, die auf diese Weise um ihre Ehre gebracht wurden, flohen über Holstein nach England und wuschen ihren Schild hernach in den Kriegen der Halbinsel wieder blank. Sie gehörten jenen Regimentern an, die heute noch auf ihren Fahnenbändern und an ihrer Uniform das Ehrenzeichen Peninsula tragen. Und wir werden noch von ihnen hören. — Das Kurfürstentum Hannover wurde als ein erobertes Land behandelt und Mortier, der in diesem faulen Krieg sicher keine Soldatenehren errungen hatte — er war überhaupt kein Genie — verstand nun wenigstens das Geschäft, das folgte. Dem Lande wurden unerhörte Opfer auferlegt: Innerhalb der sechsundzwanzig Monate, während welcher die Franzosen Hannover besetzt hatten, wurden 26 Millionen Taler erpreßt. Mortier selbst ist dort zum reichen Manne geworden und man sagt auch, daß die splendid in den Tag hineinlebenden Damen der Familie Bonaparte einen nicht geringen Teil der Beute dieses Raubzuges verjubelt haben. Es ging den Hannoveranern wie in den Tagen des großen Marodeurs Marschall Richelieu anno 1757. Noch stand der vom Berliner Volkswitz palais d'Hannovre genannte Palast in Paris, den sich Richelieu aus seinen hannoverschen Beutegeldern gebaut hatte. Aber kein König Friedrich lebte mehr, der das Raubgesindel mit des Schwertes Schärfe hinaustrieb, wie einst bei Roßbach. — Rücksichtslos wurden dann auch das Amt Ritzebüttel und Cuxhaven besetzt, obgleich es zum Gebiete der freien und Reichsstadt Hamburg gehörte. Damals schickte Friedrich Wilhelm seinen Kabinettsrat Lombard zum ersten Konsul nach Brüssel, und Lombard kam mit der Antwort zurück, die wir kennen. Wem die Augen über die Ziele Bonapartes noch nicht aufgegangen waren, dem konnten sie jetzt aufgehen. Einer von diesen war der alte Herzog von Braunschweig, der Generalissimus des preußischen Heeres. „Geben Sie acht," sagte er nachdenklich zu Herrn von Ompteda, „geben Sie acht, der Kerl, der Bonaparte wird uns noch allen auf die Nase spucken!"

Inzwischen sammelte der erste Konsul im Lager von Boulogne allmählich eine Armee von einhundertundsiebenzigtausend Mann, die er auf einer ebenfalls in den nördlichen Häfen Frankreichs gesammelten Flotte von über 1300 Transportschiffen an die Küsten Englands zu werfen gedachte. „Sind wir nur zwölf

Stunden lang Herren des Kanals, ſo hat England gelebt!“ Ein ſtolzes Wort, aber zweifellos ein Wort, das militäriſch ſeine große Berechtigung hat. Das geniale Organiſationstalent Napoleons feierte in den Vorbereitungen dieſer geplanten Landung wiederum einen Triumph. In zwei Stunden konnte das ganze Fußvolk, die ganze Reiterei, Artillerie und Train an Bord ſein und in 24 Stunden bei Dover ans Land ſteigen. Über zwei Jahre lang dauerten dieſe Truppenanſammlungen, dauerten die Pläne und Entwürfe Napoleons, von hier aus durch eine Landung dem verhaßten Britannien den Todesſtoß zu verſetzen. In dieſem Lager von Boulogne wurde die große Armee, la grande armée, geboren, gedrillt und geſchliffen, die hernach für ein Jahrzehnt Europa in ſeinen Grundfeſten erſchüttern ſollte. Während dieſer Boulogner Zeit wurde aus dem erſten Konſul der Kaiſer der Franzoſen, der Soldatenkaiſer, der Abgott der Armee. Aber der allmächtige Mann, mochte er den Landkrieg noch ſo meiſterhaft verſtehen, den Seekrieg, der doch eine Landung in England jedenfalls hätte einleiten müſſen, unterſchätzte er. Alle Fachmänner jener Zeit rieten ihm von einem Landungsverſuch mit den großen, flach gebauten Transportſchiffen, die zum größten Teil nur eine Kanone an Bord führten, die nicht manövrierfähig waren, die dem Steuer nur ſchwerfällig gehorchten, entſchieden ab. Man ſprach ſogar in den Pariſer Cafés in bezug auf den Canal la Manche von einem „Don Quichote de la Manche“, aber dieſem Menſchen war ſchon ſo Unglaubliches gelungen, wer konnte wiſſen, ob nicht auch die Niederwerfung des ſtolzen England geglückt wäre. Mit raſendem Eifer wurde der Ausbau der franzöſiſchen Flotte beſchleunigt. Aber ſo ſchnell, wie ſich ſchließlich Schiffe bauen laſſen, ſind brauchbare Seeleute nicht erzogen. Hier mangelte es. Die Matroſen auf der Flotte des Admirals Villeneuve waren, wenn die See hoch ging, mit den Soldaten um die Wette ſeekrank, während die engliſchen Seeleute durch jahrelangen Dienſt mit Wind und Wogen, Raaen und Segeln vertraut waren und den Seekrieg in hundert Schlachten gelernt hatten und — ein Nelſon führte ſie. Indes, der Kaiſer Napoleon vertraute auch hier auf ſeinen Stern. Zweijährige Übungen und Manöver hatten die im Lager von Boulogne verſammelten Heeresmaſſen zu einer Waffe erzogen, die in den Händen dieſes erſten Feldherrn unwiderſtehlich ſein mußte. Am 3. Auguſt 1805 traf er in Boulogne ein; die Frontlinie ſeiner Soldaten, die er hinabritt, war über zwei Meilen lang. Aber vergeblich erwartete der Kaiſer ſeinen Admiral im Ärmelkanal. Villeneuve konnte nicht vorwärts. Er ſchlug ſich mit Wind und Wellen herum, büßte Raaen und Segel ein und mußte nach Cadix zurück. Der Kaiſer war gezwungen, endlich von dem Landungsverſuch in England abzuſehen, denn im Oſten Europas zog ſich ein Gewitter zuſammen, das ſeine Blitze gen Frankreich zu ſenden drohte. William Pitt hatte die dritte Koalition gegen Bonaparte zuſammengebracht.

Noch waren die Blicke der Nationen auf Boulogne gerichtet und allerorts war man begierig, zu ſehen, wie dieſes gegen England gerichtete Unternehmen ausfallen würde, als ſchon Napoleon den raſchen und mit ſeiner glänzenden Tatkraft durchgeführten Entſchluß gefaßt hatte, die Koalition der Mächte in ihren Anfängen zu zerſprengen. „Ich kann auf der See wohl Unglück haben, aber nie auf dem Lande; außerdem werde ich in der Lage ſein, loszuſchlagen, bevor die alte Koalitionsmaſchine fertig iſt. Die Könige beſitzen weder Schnelligkeit im Handeln, noch Entſchiedenheit des Charakters; ich habe vor dem alten Europa keine Furcht.“ In ſieben Kolonnen ließ der geniale Feldherr „die große Armee in Deutſchland hineinpirouettieren“, ſieben neue Marſchälle des Kaiſerreichs kommandierten die ſieben Armeekorps: Marmont, Davout, Soult, Lannes, Ney und Augereau, dazu Bernadotte, der während der letzten Monate das Kommando in Hannover gehabt hatte; Schwager Joachim Murat kommandierte die Kavallerie, Beſſières die Kaiſergarde. In Eilmärſchen ſchoben ſich die Kolonnen gegen den Rhein vor. Duroc, der Getreueſten einer, ging nach Berlin, um Friedrich Wilhelm zum Bundesgenoſſen zu gewinnen, Bertrand nach München, um den Kurfürſten Max Joſeph zu ködern. Aber trotz aller glänzenden Verſprechungen — der Kaiſer ließ dem König von Preußen Hannover anbieten — wollte Friedrich Wilhelm III. kein Bündnis. Duroc erreichte nichts, als die Zuſage der Neutralität. Neutralität und immer wieder Neutralität! Und doch hatte einſt der große Kurfürſt, der Schöpfer preu-

Pierre François Charles Augereau
Marſchall des Kaiſerreiches, Herzog von Caſtiglione
Nach einer Lithographie von Delpech

ßischer Macht, gesagt, daß für seinen Staat, der von Feinden umringt war, Neutralität das verderblichste aller politischen Systeme sei.

Indessen, Friedrich Wilhelm, der nun einmal den Frieden für die Wohlfahrt seines Volkes unentbehrlich glaubte, war in seiner neutralen Haltung grundehrlich. Er verwehrte sogar mit Waffenmacht der russischen Hilfsarmee, die nach Österreich eilen wollte, den Durchzug durch preußisches Gebiet, trotz seiner innigen Freundschaft mit dem Kaiser Alexander.

Wie ein Heuschreckenschwarm brach jetzt die große Armee, durch das hannoversche Korps unter Bernadotte auf zweimalhunderttausend Mann verstärkt, über die süddeutschen Gauen herein. Rings um Stuttgart sah man nichts wie Himmel und Franzosen. Am 2. Oktober 1805 kam mit Kurierpost der General-Adjutant des Kaisers, Georges Mouton, in Ludwigsburg an und meldete dem Kurfürsten von Württemberg Friedrich Wilhelm Karl die bevorstehende Ankunft seines Herrn. Mit diesem Mouton hatte es eine besondere Bewandtnis. Als der neugewählte Kaiser der Franzosen die Front des Regiments des Obersten Mouton abschritt, riefen die Soldaten: „Vive l'empereur!" Aber Mouton, ein Jakobiner von Gesinnung, brüllte plötzlich mit furchtbarer Stimme: „Still da!" Was geschah? Napoleon Bonaparte machte diesen Mann sofort zum Brigadegeneral und Generaladjutanten. In allen deutschen Kriegen des folgenden Jahrzehnts ist General Mouton stets unmittelbar um die Person des Kaisers gewesen. So bekehrte der kluge Korse seine Jakobiner in der Armee und machte sie zu den Getreuesten.

Michael Ney
Marschall des Kaiserreiches, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa
Nach einer Lithographie von Delpech

Am Abend desselben Tages traf der Kaiser persönlich in Ludwigsburg ein. Die erste Bitte, die er aussprach, war die, der Kurfürstin vorgestellt zu werden, einer Tochter seines intimen Feindes, Georg des Dritten von England. Er ließ bei dieser Gelegenheit seine ganze Liebenswürdigkeit spielen, lobte die Engländer, ihre Sitten, ihre Literatur, und die Kurfürstin war alsbald von diesem Bonaparte, den sie sich ganz anders vorgestellt hatte, sehr entzückt. Wir haben aus jener Zeit übrigens eine Schilderung seiner Persönlichkeit, die aus englischer Feder stammt und hier Platz finden mag: „Er ist zart und graziös gebaut. Sein kurzgeschorenes, dunkelbraunes Haar ist dünn und schlicht, die Farbe seines glatten Gesichtes bleich und gelblich, seine Augen sind grau, aber sehr lebendig, seine Augenbrauen hellbraun, dünn und hervorstehend. Alle seine Gesichtszüge, besonders Mund und Nase, sind fein, scharf geschnitten und unbeschreiblich ausdrucksvoll. Was drücken sie aus? Nichts vom percé, wie es in Druckschriften behauptet wird, noch weniger etwas vom méchant; auch hat sein Blick nichts, was die Welt mit Furcht erfüllen könnte. Der wahre Ausdruck seines Gesichts zeigt eine milde Schwermut, die, wenn er spricht, in das angenehmste und graziöseste Lächeln übergeht, das man sich denken kann. Dazu kommt der Ausdruck tiefen, ernsten Denkens, aber vor allem ein Blick ruhiger, gesammelter Entschlossenheit und Unerschrockenheit, die nichts menschliches außer Fassung bringen können. Sein Verkehr mit Menschen ist von der feinsten Art, die ich je kennen gelernt habe, und Leute, die gereist sind, behaupten, daß er darin nicht nur jeden jetzt lebenden Fürsten und Herrscher, sondern alle übertrifft, deren Andenken uns überliefert ist. Er besitzt mehr ungesuchte Würde, als ich mir

Digitized by Google

bei einem Menſchen vorſtellen konnte. Sein Geplauder iſt ſo freundlich und gewinnend, wie man ſich nur denken kann; er wird dabei unterſtützt durch ſeinen ungemeinen Reichtum an levées-Unterhaltungsſtoff, wie ihn nach meiner Meinung kaum ein anderer beſitzen kann. Er ſpricht überlegt, aber ſehr fließend, mit eigentümlicher Betonung und ziemlich leiſer Stimme. Während er ſpricht, ſind ſeine Züge noch ausdrucksvoller als ſeine Worte."

Am nächſten Tage fand zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten eine fünfſtündige Unterredung ſtatt, zwiſchen beiden allein und bei verſchloſſenen Türen. Die Unterredung dauerte ſo lange, daß es den Generalen Caulaincourt und Savary angſt und bange wurde, daß der Kurfürſt den Kaiſer beiſeite geſchafft habe. Sie fragten den dienſthabenden württembergiſchen Offizier von Wolzogen wiederholt, ob das Zimmer noch andere Ausgänge habe, was Wolzogen bejahte und was natürlich die Beſorgnis der Generale noch ſteigerte. „Endlich verließ," erzählt Wolzogen in ſeinen Memoiren, „der Kurfürſt ganz erſchöpft die Zimmer Napoleons und verſicherte uns ſogleich, daß ihm ſeit Friedrich dem Großen niemand von ſolcher Beredſamkeit vorgekommen ſei, und daß der Kaiſer, ſonderbar genug, auch ungefähr dieſelbe tournure d'esprit wie der große Friedrich habe. — Bald erfuhren wir auch das nähere Reſultat dieſer Konferenz: Der Kurfürſt war Napoleons Alliierter und ließ ſeine Truppen, zirka zehntauſend Mann ſtark, ſobald als möglich gegen Öſterreich marſchieren. Napoleon hatte ihm die Unmöglichkeit auseinandergeſetzt, neutral zu bleiben, wie er es im Sinne gehabt; bei großen Weltbegebenheiten müſſe jedermann Partei ergreifen, er — der Kurfürſt — ſei offenbar der klügſte und kräftigſte Fürſt in Deutſchland, und Württemberg ſei für ſeinen Geiſt zu klein; es müſſe ihm daher ein größeres Reich und eine Königskrone werden und dazu wolle er ihm verhelfen."

Das wirkte natürlich. Dennoch mochte dem Kurfürſten das deutſche Gewiſſen ſchlagen. Er berief ſich darauf, daß ſeine Landſtände ſchwerlich in eine Alliance mit Frankreich einwilligen würden. „Ihre Stände?" rief der Kaiſer, „chassez donc ces bougres!" „Jagen Sie doch die Schufte zum Teufel!" — So wurde der eifrigſte Satrap für den Rheinbund gewonnen, ſo begann die Hetze Deutſcher gegen Deutſche.

Und dieſer Fürſt Friedrich Wilhelm Karl von Württemberg war der Sohn jenes Mannes, der die großen Reiterſchlachten des ſiebenjährigen Krieges unter Friedrich dem Großen ſchlug, der bei Leuthen focht und bei Kunersdorf, des Prinzen Eugen von Württemberg, deſſen Ruhm unauslöſchlich geſchrieben ſteht in den Blättern preußiſcher Geſchichte. Seine Wiege ſtand in Treptow in Hinterpommern, ſeine Mutter war eine Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt. Aber die Königskrone von Napoleons Gnaden, die ihm hier winkte, ſchien ihm alle Bedenken zu erſticken. „Il faut étouffer tous les regrets!" Talleyrands Rat galt auch hier. Der Württemberger war und blieb der eifrigſte Diener des Korſen. Selbſt noch im Jahre 1814, als die Fremdherrſchaft vom deutſchen Boden hinweggefegt war, fingen Winzingerodes Koſaken einen Brief des Königs an Napoleon auf, in welchem er ihn zu den Februarſiegen von 1814 gegen die Verbündeten beglückwünſchte und die Hoffnung ausſprach, daß „auch er bald unter ſeine glücklichen Fahnen zurückkehren werde". Dabei war dieſer Fürſt ein kluger, ja geiſtreicher Mann, aber er war hochmütig, leidenſchaftlich, deſpotiſch und roh in ſeinen Sitten. „In ſeinen eigenen Angelegenheiten," ſagte Wolzogen von ihm, „gab er ſelten ſeinem ſonſt ausgezeichneten Verſtande Gehör und nur über Fremde hatte er faſt immer ein treffendes Urteil. — Man möchte daher beinahe Humes Urteil über Heinrich den Achten von England anwenden, welches lautet: Dieſer Herr hat während ſeines Lebens nie etwas Unvernünftiges geſagt und nie etwas Vernünftiges getan." — Seine Meinung über Napoleon ſollte er allerdings bald genug Gelegenheit haben, zu ändern. Nach jener Zuſammenkunft mit Napoleon in Würzburg, wo über die Verſchacherung der Prinzeſſin Katharina von Württemberg an den liederlichen Prinzen Jérôme verhandelt wurde, der ſich von ſeiner Eliſabeth Patterſon ſcheiden laſſen mußte, ſagte der König zu Wolzogen: „Ich weiß gar nicht, wo ich früher meine Ohren hatte, es iſt gar nicht derſelbe Mann mehr." Begreiflich! In Ludwigsburg hatte der große Schauſpieler die Rolle des Unwiderſtehlichen geſpielt. Nach dem Schlage von Auſterlitz, der ihm die ganzen ſüddeutſchen Fürſten auf Gnade und Ungnade in die Hände lieferte, durfte er getroſt den geſtrengen Herrn herauskehren, ſein Repertoire war ſo groß — er verſtand ſich auf jedes Rollenfach.

Karl Friedrich von Baden hatte 3000 Mann geſtellt, Maximilian Joſeph von Bayern 25000 und die anderen kleinen Staaten Süddeutſchlands konnten ebenfalls ihre Kontingente nicht verweigern. Bonaparte ſprach einfach das Wort: „Wer nicht iſt für mich, der iſt wider mich." Die armen Herren zitterten für ihre Throne.

So durch deutſche Hilfstruppen noch verſtärkt, warf Napoleon die öſterreichiſchen Armeen mit Gewaltſtößen gegen Wien zurück. General Mack, ein Günſtling des Kaiſers Franz, wurde in Ulm eingeſchloſſen und mußte kapitulieren. Öſterreichs beſten Feldherrn, den Erzherzog Karl, hatte man nach Italien geſchickt. Maſſena lieferte ihm die unentſchiedene Schlacht bei Caldiero, wo die Öſterreicher ihre Waffenehre beſſer behaupteten als bei Ulm. Dort ſcheiterte vorübergehende Gelegenheit, ſich am Norduſer der Donau durchzuſchlagen, am kräftigen Widerſtand der vereinzelten Diviſion Dupont, während Ney am Süduſer

Digitized by Google

bei Elchingen ſich den Herzogtitel erwarb. Der mit ihm hadernde Murat rieb Macks Überreſte, die über Nördlingen entkommen wollten, durch meiſterhafte Handhabung ſeines großen Kavalleriekorps auf. — Durch einen kecken, in ſeiner Art unerhörten Handſtreich bemächtigten ſich Joachim Murat und Johann Lannes, beide ſchlaue Gascogner, der Brücke, welche bei dem Orte Spitz nahe Wien über die Donau führte und deren Beſitz für die franzöſiſchen Vortruppen außerordentlich wichtig war, denn es galt die Öſterreicher und Ruſſen auf dem Zuge nach Mähren zu verfolgen, um ſie zu faſſen, bevor Erzherzog Karl aus Italien heran war. Die Verteidigung dieſer Brücke war einer Infanteriediviſion von ſechstauſend Mann und einer ſtarken Abteilung Artillerie anvertraut, Graf Auersperg kommandierte die Truppen. Die Brücke war mit Zündſtoffen, Werg und Teerfäſſern belegt und konnte jeden Augenblick verbrannt werden. Bei der ſehr ſchwierigen Paſſage, die gerade hier der breite Donauarm bietet, wäre das Vorrücken der kaiſerlichen Truppen tagelang aufgehalten worden, wenn die Brücke rechtzeitig niedergebrannt wurde. Aber die beiden Gascogner kannten ihre Leute. Sie legten in das Ufergebüſch am jenſeitigen Ufer einige Kompanien von Oudinots Grenadieren und gingen dann mit einigen deutſchſprechenden Offizieren, ſchlendernd, als wenn es weiter nichts auf ſich hätte, über die Brücke. Als die Poſten ſchießen wollten, winkte man ihnen ab; man wolle den Fürſten Auersperg ſprechen. Auersperg wurde herbeigeholt und nun redeten die Franzoſen auf den Fürſten ein, erzählten von einem Waffenſtillſtand und dergleichen mehr. Lannes ſetzte ſich ſogar ganz ruhig auf eine Kanone, Murat nahm wie ſpielend einem Sergeanten die Zündſchnur aus der Hand. Allmählich erſchienen erſt einzeln, als gingen ſie ſpazieren, dann in immer dichteren Trupps von jenſeits der Brücke, Oudinots Grenadiere. Sie ſtoßen wie unabſichtlich mit dem Fuß die Zündſtoffe von der Brücke, ein alter öſterreichiſcher Feldwebel ſieht das, merkt die Falle, tritt auf den Fürſten Auersperg zu und ſagt erregt: „Durchlaucht, man betrügt Sie, ſoll ich feuern laſſen?“ Da ſpringt Johann Lannes von ſeiner Kanone auf und ruft: „Was, Exzellenz, hier dürfen Feldwebel dreinreden? Iſt das die berühmte öſterreichiſche Disziplin?“ Der Fürſt wird wütend, ſchreit den Feldwebel an, befiehlt ſogar, ihn feſtzunehmen und inzwiſchen haben ſich ſtarke Abteilungen franzöſiſcher Grenadiere unter die Öſterreicher gedrängt — die Brücke iſt verloren. Das war ſo ein kecker Streich, wie ihn die Marſchälle des Kaiſerreichs in ihren Feldzügen auszuführen nicht unter ihrer Würde hielten — im Ehrenpunkt gewiß höchſt bedenklich, im Erfolg ſehr erfreulich, und der Erfolg rechtfertigte bei Napoleon alles. In der Tat war die Eroberung der Brücke unſchätzbar für den ſchnellen Vormarſch der franzöſiſchen Armee, denn es waren für den Kaiſer trotz ſeiner raſchen Erfolge damals kritiſche Tage. Etappen und Flankendeckung verſchlangen die meiſten Kräfte. Obſchon Soult bei Ulmingen und ſpäter Augereau in Vorarlberg noch zwei öſterreichiſche Korps aufhoben, die ohne Schwertſtreich die Waffen ſtreckten, mußten Ney, Davout, Augereau und der ſpät nachrückende Marmont die Strecke Nikolsburg—Tirol ſichern, Bernadotte und Bayern auch Böhmen. Ein ungeſichertes Korps Mortier erlitt ſogar beim Marſch nach Wien eine Schlappe durch plötzlichen Überfall Kutuſows auf Rat des fähigen öſterreichiſchen Stabschefs Schmidt. Von Italien her marſchierte Erzherzog Karl mit achtzigtauſend Mann heran und die bewaffnete Intervention Preußens war jeden Augenblick zu erwarten. Indes der Kaiſer wußte genau, was ein raſcher und entſcheidender Sieg bedeutete. Darauf ſteuerte er zu. Der alte General Kutuſow, der die vereinigte ruſſiſch-öſterreichiſche Armee kommandierte, beabſichtigte ſich auf Ungarn zurückzuziehen und dort die Vereinigung mit dem Erzherzog zu ſuchen. Inzwiſchen hätte Preußen mit über zweimalhunderttauſend Mann eingreifen können und dem Franzoſenkaiſer die Verbindung nach Weſten hin abſchneiden. Dann ſtand Bonaparte mit ſeinen ſtrapazierten und durch Entſendungen geſchwächten Armeen zwiſchen zwei gewaltigen, ihm an Zahl dreifach überlegenen Heeren. Die ſüddeutſchen Staaten hätten vor einem energiſchen Auftreten Preußens gekuſcht, die Hilfsmittel für die Weiterführung dieſes Krieges wären ihm abgeſchnitten geweſen, der Ausgang des Krieges nicht zu ermeſſen. Aber er wußte Rat. Den preußiſchen Geſandten Graf Haugwitz empfing er mit eiſiger Kälte. Er kannte ſeinen Mann und ſchüchterte den ängſtlichen Haugwitz gründlich ein. Gleichzeitig ſandte er ſeinen Savary zu den ruſſiſchen Vorpoſten und bat um eine Unterredung mit dem Kaiſer Alexander. Alexander kam nicht ſelbſt, er ſchickte den Fürſten Dolgorucki. Dem gegenüber tat nun Napoleon ſo, als fürchte er eine Schlacht, als ſehne er ſich nach Frieden. Das gab im ruſſiſchen Hauptquartier den Ausſchlag: Bevor Erzherzog Karl heran war, wollte der junge Kaiſer die Schlacht ſchlagen, um die Lorbeeren allein zu pflücken. Seine Nachhut unter Bagration wehrte ſich noch tapfer hinter Wien bei Hollabrunn gegen Soult, deſſen Adjutant St. Chamans ſich über dies Nachtgefecht köſtlich äußert: Die Franzoſen fechten eben bei Nacht nicht ſo gut wie am Tage, wo ſie geſehen würden. Indeſſen gingen die Verbündeten über Brünn bis Olmütz zurück, Napoleon folgte nach Mähren nur mit Murat, Soult, Lannes, Garde, berief aber Bernadotte und Teile Davouts rechtzeitig zu ſich.

Am 2. Dezember, dem erſten Jahrestag ſeiner Kaiſerkrönung, einem ſeiner Schickſalstage, denen Napoleon ſtets beſondere Kraft zumaß, kam es nahe Auſterlitz zur Schlacht. Es ſtanden ungefähr achtzigtauſend Franzoſen gegen neunzigtauſend Ruſſen und Öſterreicher. Kutuſow beabſichtigte, den rechten ſich

by Google

an Sokolnitz anlehnenden Flügel der Franzoſen zu umfaſſen, während er auf den Höhen von Pratzen eine ſtarke Zentrumsſtellung halten wollte, bis die Fortſchritte bei Sokolnitz ſüdlich am Goldbach einen allgemeinen Vorſtoß rechtfertigten. Aber der Kaiſer Alexander, der erſt vor wenigen Tagen eine Parade über die achttauſend Mann ſtarke, prächtige kaiſerlich ruſſiſche Garde abgenommen hatte, ſchwelgte derart in Siegeshoffnungen, daß er nicht zu warten vermochte. Der junge Fürſt ritt, begleitet vom Kaiſer Franz, und einer glänzenden Suite, ſelbſt die Schlachtordnung ab. Auf den Höhen von Pratzen fand er den General Kutuſow noch abwartend ſtehen. Die Gewehre waren noch zuſammengeſetzt. Kutuſow war überhaupt gegen die ganze Schlacht, aber jetzt, wo er ſich ſchlagen mußte, wollte er es an Vorſicht nicht fehlen laſſen. Er wußte nur zu gut, daß jede Blöße gegenüber dem raſchen, ſprungbereiten Manne da drüben die bedenklichſten Folgen haben konnte. „Warum rücken Sie nicht vor, General?" fragte der Kaiſer. Kutuſow richtete das eine geſunde Auge, das er noch beſaß, feſt und ruhig auf ſeinen Monarchen. „Ich warte, Sire, bis alle Truppen vereinigt ſind." — „Aber wir ſind hier doch nicht auf dem Exerzierplatze, wo man das Eintreffen aller Truppen abwartet, bis man die Parade beginnt," — ſo der junge Kaiſer. — „Sire", ſagte Kutuſow trocken, „gerade weil wir nicht auf dem Exerzierplatz ſind, fange ich nicht an. — Übrigens befehlen Sie ſelbſt, Sire."

Michael Ilarionowitſch Goleniſchtſchew Kutuſow
Kaiſerlich ruſſiſcher Feldmarſchall
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin
geſtochen von F. Vendramini

Lechzend nach Feldherrnruhm befahl der Kaiſer. Der voreilige Anmarſch aber erleichterte Napoleon den gewaltigen Stoß gegen das ruſſiſche Zentrum, den er während der Nacht ſchon vorſichtig vorbereitet hatte und ungeſäumt ausführte, als um 10 Uhr morgens der dichte Nebel wich und die Sonne von Auſterlitz ſiegreich über dem Blachfeld aufſtieg, — die „Sonne von Auſterlitz", die ſpäter ſo oft in den berühmten Bulletins der napoleoniſchen Kriege als Begeiſterungswort diente.

Napoleon hatte in der Anlage der Schlacht alles auf eine Karte geſetzt, aber dieſe Karte wurde in ſeiner ſicheren Hand zum ſiegreichen Trumpf. Zur Linken beſchäftigte Lannes und Murat die Ruſſen Bagrations und die ſtarke auſtro-ruſſiſche Reiterei Liechtenſteins, auf der rechten Flanke fingen Soults Diviſion Legrand und die in unerhörten Gewaltmärſchen von Nikolsburg angelangte Diviſion Friant (Davout) die übermächtigen Umgehungskolonnen bei Telwitz auf, die zu weit geſpreizte Feindeslinie durchbrach Soult im Zentrum mit Diviſion St. Hilaire und Vandame bei Pratzen, durch die gebrochene Lücke drangen die Garde unter Junot und Oudinots Grenadiere nach, doch nur Artillerie kam zum Schuß, denn der Feind floh, die drei Umgehungskolonnen wurden bei Sokolnitz umfaßt und vernichtet. Auch Korps Bernadotte, obſchon deſſen Reklameſucht ſich einen Hauptanteil am Siege zuſprach, focht faſt nicht, ſelbſt ſeine Artillerie kaum (Rapport Senarmont). Nachdem die ruſſiſche Garde bei Auſterlitz zerſprengt war, ergriff auch der ruſſiſche Reſt die Flucht, Liechtenſtein deckte noch den großen Reiterkampf, in dem beſonders Murats leichte Brigaden ſchwer litten. Gneiſenaus Satz, wie Onken ihn überliefert, man habe von der Bravour der Franzoſen nie etwas bemerkt, wurde ſchon hier widerlegt, beſonders Diviſion St. Hilaire beſtand einen wahren Heldenkampf. (Thiebaults Memoiren.) Nach wenig Stunden verließen Ruſſen und Öſterreicher fluchtartig das Schlachtfeld. Ihre Verluſte waren furchtbar: über fünfundzwanzig tauſend Tote und Verwundete und hundertunddreiunddreißig Kanonen*). Der Zar war ſo erſchüttert, — von höchſter Hoffnung bis zu tiefſter Zerknirſchung war bei ihm ſtets nur ein Schritt — daß er auf der Flucht plötzlich vom Pferde ſtieg, ſich unter einen Baum auf die feuchte Erde warf, das Haupt verhüllte und bitterlich weinte. Mit Mühe brachte ihn der Major Toll dazu, wieder zu Pferde zu ſteigen und ſich in Sicherheit zu bringen.

*) 78 500 Franzoſen verloren (Thiers 7000, Berndt 6800) 8500 Das berühmte Ertrinken zahlloſer Ruſſen durch Kugelſprengung eines gefrorenen Teichs iſt durch Peter Elovacs' Berufung auf die Fiſchhändler inſofern nicht geklärt, als man das Verſinken von 18 Geſchützen mit Bemannung und Beſpannung zugibt. Artillerieoberſt Seruzier, ein höchſt ehrlicher Mann, beſtätigt in ſeinen Memoiren die angebliche Lüge Napoleons.

Auſterlitz
Nach einer Lithographie von Marthen

Digitized by Google

Napoleon hatte mit dieſer Schlacht die dritte Koalition zerſprengt. Am Biwakfeuer bei der Mühle von Naſedlowitz empfing er den Kaiſer Franz. Der Habsburg-Lothringer ließ die Unterlippe noch länger hängen, als ſie von Natur ſchon hing. Er erſchien wie ein Supplikant vor dem übermütigen Sieger und mußte vieles einſtecken, denn Bonaparte konnte je nach den Umſtänden höflich, aber auch tief verletzend und brutal ſein. Franz I. ſog aus dieſer erſten Begegnung einen Haß gegen den „korſiſchen Abenteurer" in ſich hinein, den er niemals wieder verloren hat. Auch dann nicht, als dieſer Napoleon der Gemahl ſeiner Tochter und der Vater ſeines Enkelſohnes wurde. Seine Abneigung faßte der knochentrockene Mann in ſeiner Wiener Mundart zuſammen in die Worte: „Jetz, weil I'n g'ſögn habn, jetz kann ihn gar nimmer leiden."

Die erſte Bedingung der Friedensverhandlung, die Napoleon ſtellte, war der vollſtändige Abzug der Ruſſen aus Öſterreich, das Verbot jedes weiteren Bündniſſes, der ſchleunigſte Abſchluß des Friedens ſelbſt, — denn Eile ſchien dem franzöſiſchen Kaiſer dringend geboten. Graf Haugwitz mit dem preußiſchen Ultimatum ſaß noch in Wien, und Erzherzog Karl ſtand mit achtzigtauſend friſchen Truppen einen Tagemarſch vor Wien. — Aber Kaiſer Franz und ſeine Ratgeber waren zu jeder Demütigung bereit. Voreilig war der Krieg begonnen, voreilig die Entſcheidungsſchlacht geſchlagen, voreilig ward dieſer Friede geſchloſſen. Öſterreich verlor Venetien, Iſtrien, Friaul und Dalmatien, Tirol und die ſchwäbiſchen Gebiete, faſt ein Fünftel ſeiner ganzen Länder. Dazu zahlte es hundert Millionen Frank Kriegskoſten und ſagte zu allen Gebietsverſchiebungen und zu allen Gewaltmaßregeln, die Napolean jetzt beging, von vornherein ſein Ja und Amen. Natürlich wurden vor allen Dingen die napoleoniſchen Satrapen bedacht: Bayern erhielt Tirol, und das dem preußiſchen Staat abgedrängte Ansbach, Württemberg erhielt die ſchwäbiſchen Beſitzungen Öſterreichs, Baden den Breisgau und die Stadt Konſtanz. Zugleich nahmen die Kurfürſten von Bayern und Württemberg den Titel eines Königs an, der von Baden wurde zum Großherzog gemacht. Am 27. Dezember 1805 dekretierte Napoleon von Schönbrunn aus: „Die Dynaſtie der Bourbonen in Neapel hat zu regieren aufgehört." Sein Bruder Joſeph Bonaparte wurde König von Neapel.

Das Herzogtum Kleve — dem König von Preußen abgezwungen — und das Herzogtum Berg, gegen das Bayern Ansbach eingetauſcht hatte, wurden zu einem Großherzogtum Berg, mit der Hauptſtadt Düſſeldorf, zuſammengeballt und dem Schwager Napoleans, Joachim Murat verliehen. Sein Vater war Gaſtwirt und Weinküfer in la Baſtide-Fortunière am Lot; Joachim, der Sohn, erſt geiſtlicher Novize, dann Jäger zu Pferde und dann im ſchnellen Aufſtieg Großherzog von Berg und deutſcher Reichsfürſt! — Der Halbonkel des Korſen, Joſeph Feſch, wurde vom Reichserzkanzler Freiherrn von Dalberg zu ſeinem Koadjutor und Nachfolger ernannt, trat alſo auch in die Reihe der deutſchen Fürſten und erhielt als Nachfolger Dalbergs die Anwartſchaft auf den alten ehrwürdigen Fürſtenthron, mit dem ſeit Jahrhunderten das erſte Reichsamt des Erzkanzlers des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation verbunden war. Auch eine ſeltſame Karriere, die dieſer Feſch hinter ſich hatte. Er war der Sohn eines ſchweizeriſchen Kapitäns, der in franzöſiſchen Dienſten ſtand, gelegentlich nach Korſika kam und dort die Witwe Ramolini, Napoleons Großmutter, heiratete. Er trat in den geiſtlichen Stand, wurde Archidiakonus, dann 1796 Erzbiſchof von Lyon, 1803 Kardinal und Geſandter am päpſtlichen Stuhl, 1804 Groß-Almoſenier des Kaiſerreiches, Graf und Senator. Als er nach dem glücklichen Kriege von 1805 ſogar Koadjutor Dalbergs und deutſcher Fürſt wurde, ſprach er noch immer keine Silbe deutſch! Im übrigen war dieſer Feſch, ebenſo wie Murat, das, was man einen guten Kerl nennt, leichtlebig, mit ziemlich weitem Gewiſſen, von Bonaparte zu vielem zu gebrauchen, dabei aber gutmütig und für das Leben und Lebenlaſſen.

Es war nur natürlich, daß Bonaparte ſeine junge Dynaſtie, jetzt, wo er gefürchtet und mächtig daſtand, durch fürſtliche Heiraten zu ſtützen ſuchte. Der tapfere, ſoldatiſche Eugen Beauharnais erhielt Prinzeſſin Amalia Auguſta von Bayern, Prinz Karl von Baden wurde mit Stefanie Beauharnais, der Nichte Bonapartes, bedacht und Jérôme Bonaparte mußte ſeiner Frau Elizabeth Patterſon den Abſchied geben, um Katharina von Württemberg zu heiraten. Mit welcher Naivität Bonaparte Menſchenſchickſale durcheinanderwürfelte, Ehen und Verlöbniſſe ſchied und ſchloß, wie er es für ganz ſelbſtverſtändlich hielt, daß alles, was zu ſeiner Sippe gehörte und was er mit ſeinem Schwert unterworfen hatte, nun auch nach ſeiner Pfeife tanzte, zeigen deutlich einige Zeilen, die er an Joſeph Bonaparte ſchrieb, die datiert ſind vom 31. Dezember 1805, alſo am Sylveſtertag des großen Siegesjahres, aus München: „Mein Bruder," heißt es da, „ich habe die Prinzeſſin Auguſte, die Tochter des Kurfürſten von Bayern, die eine ſehr hübſche Perſon iſt, für den Prinzen Eugen als Gattin *verlangt*, die Vermählung iſt beſchloſſen. Eine andere Prinzeſſin habe ich für Jérôme *verlangt*. Da Sie den letzteren geſehen haben, ſo laſſen Sie mich wiſſen, ob man darauf zählen kann, daß der junge Mann tun wird, was ich wünſche. Ebenſo habe ich im Werk, Ihre älteſte Tochter mit einem kleinen Prinzen zu verheiraten, der eines Tages ein großer Fürſt ſein wird."

Für ſeine Getreuen ſchuf er in Italien ſogenannte Reichslehen, mit denen der Herzogstitel und ein Jahreseinkommen von rund hunderttauſend Frank verbunden war. Einige von ihnen wurden zu ſouveränen Fürſten gemacht. Der unentbehrliche Berthier wurde Fürſt von Neufchâtel, Bernadotte, der Deſirée Clary,

Digitized by Google

Napoleons Jugendgeliebte, geheiratet hatte, wurde Prinz von Pontecorvo, und Ehren-Talleyrand, der Neunmalkluge, Fürſt von Benevent, wofür er allerdings nur ein ſkeptiſches Lächeln hatte.

Nachdem Bonaparte mit den ſüddeutſchen Fürſten allerlei Familienbande geknüpft hatte und ihnen die verheißenen Königskronen aufs Haupt geſetzt, gab er dem Heiligen römiſchen Reich deutſcher Nation, deſſen Oberherr und Kaiſer er am Biwakfeuer von Naſedlowitz abgekanzelt hatte wie einen Schulbuben, — gab er dieſem alten Staatenbau, der morſch war bis ins Innerſte, den Todesſtoß. Im Juni 1806 unterſchrieben eine Reihe deutſcher Fürſten, allen voran Bayern, Württemberg und Baden, die ſogenannte Rheinbundsakte: la troisième Allemagne wurde dadurch begründet. Dieſe Rheinbundfürſten waren durchaus ſouverän, aber ſie waren verpflichtet, ihrem Protektor, wie ſich Bonaparte nannte, für alle ſeine Kriege Hilfstruppen zu ſtellen, im ganzen wenigſtens dreiundſechzigtauſend Mann. So wurde auch in den ſüddeutſchen Staaten das Proſkriptionsſyſtem eingeführt, das in Frankreich zur Beſchaffung neuer Heere ſich ſo außerordentlich bewährt hatte. Für die Dienſte ſeiner Vaſallenſtaaten ließ ſich der Kaiſer Napoleon zu manchem Zugeſtändnis gern herbei; er hatte nichts dagegen, daß ſeine Rheinbundfürſten die innerhalb ihrer Herrſchaftsgebiete gelegenen bisherigen unmittelbaren Reichsſtände und Reichsritterſchaften ſich einverleibten, mediatiſierten. Das wurde natürlich von den Fürſten gründlich beſorgt. Wiederum fand wie im Jahre 1803 ein großes Verſchlingen der Kleinen durch die Großen ſtatt; wiederum verſchwanden ſiebzig ſouveräne Herrſchaften von der Landkarte des deutſchen Reiches; die alten erbeingeſeſſenen Geſchlechter der Hohenlohe, Leiningen, Sayn-Wittgenſtein, Solms, Löwenſtein, Schwarzenberg, — ſie alle mußten von ihren kleinen Thronen herunter. Die freie Reichsſtadt Augsburg war ſchon im Frieden von Preßburg an Bayern gefallen und das alte Nürnberg wurde jetzt auch übergeſchluckt. Die deutſche Treue ſtand verzweifelt tief im Kurs.

Jérôme Napoleon
König von Weſtfalen
Nach einem Gemälde von Kinſan geſtochen von L. Buchhorn

Aber dennoch: dieſe Sache mit dem Rheinbund hatte auch noch ein anderes Geſicht. Die deutſche Geſchichtsſchreibung iſt mit dieſen Vaſallenfürſten, die der Korſe durch ſeine endloſen Kriege ſchleppte, die mit ihm in den Bruderkrieg gegen Öſterreich und Preußen folgten, gelegentlich ſehr hart verfahren. Wir ſind heute hundert Jahre weiter, wir ſind uns unſerer geeinten Kraft bewußt geworden, um es mit einem Wort zu ſagen: wir haben Bismarck erlebt. Es ſteht uns nicht an, über jene, die damals dem furchtbaren Menſchen wehrlos gegenüberſtanden, allzu hart zu urteilen. Leopold von Ranke hat in knappen Sätzen ein klares Charakterbild des Korſen entworfen: „Wir nehmen," ſagte er, „in Napoleon Größe der Geſichtspunkte, Folgerichtigkeit der Ausführung wahr, den Blick und den Flug des Adlers nach ſeiner Beute; ſo ſcharf überſieht er den ganzen Horizont, ſo geradezu ſtürzt er auf den entſcheidenden Punkt. Allein die Erhabenheit perſönlicher Geſinnung, die einer Stellung wie der ſeinen entſprochen hätte, läßt er vermiſſen, jenen Stolz eines großen Herzens, das ſich mit dem Gemeinen nicht befleckt. Ihm iſt der Zweck alles. Doch nicht ein jeder läßt ſich mit Gewalt erreichen; dann iſt ihm kein Mittel zu ſchlecht, keine Maßregel zu kleinlich, er ſcheut keine langwierige und gehäſſige Tyrannei, um ſeinen Gegner herabzuwürdigen und, wie man ſagt, mürbe zu machen; endlich in geſchmeidigen Windungen fährt er heran, ihn zu erdrücken."

So war es und nicht anders! Mit einem ſolchen Menſchen hatten jene Fürſten zu rechnen. Mit kaltem Blut verfügte er: Das Haus Bourbon in Neapel hat aufgehört zu regieren. Ihm hätte es nichts verſchlagen, bei dem geringſten Widerſtand, dem ihn irgendein deutſcher Fürſt geleiſtet hätte, mit einem Federzug zu dekretieren: Das Haus Wittelsbach hat aufgehört zu regieren, oder das Haus Zähringen oder das Haus Heſſen. Und wenn er das tat, wer war da, das Recht zu ſchützen? Öſterreich etwa? Das Haus Habsburg hatte ſeit Jahrhundert n nach bayriſchem Beſitz geſchielt. Und Preußen? Friedrich Wilhelm verfolgte bei ſeinem Regierungsantritt eine Politik des Friedens um jeden Preis. Wer war da, die ſchirmende Hand über die kleineren und mittleren Staaten zu halten, wenn es Napoleon einfiel, den Widerſtand ein-

fach durch Entthronung zu brechen, um irgendeinen Bonaparte oder Bernadotte oder Murat an die Stelle des Entkrönten zu setzen? Gewiß bleibt es immer schmerzlich, den gänzlichen Verfall des Reiches zu sehen, zu sehen, daß sich eine Reihe deutscher Fürsten, gezwungen oder aus Vorsicht und Furcht scheinbar freiwillig, dem Erbfeind verbanden, daß in Mordschlachten Deutsche gegen Deutsche fochten. Aber ungerecht wäre es, alle Schuld auf diese Rheinbundfürsten zu wälzen. Schuldig waren sie, das ist unbestreitbar, aber ebenso schuldig war ihr Oberherr und Kaiser, ebenso schuldig das wehrmächtige Preußen, das seit einem Jahrzehnt eine schlaffe Politik trieb und nur noch Pflichten gegen sich selbst und seine unmittelbaren norddeutschen Bundesgenossen zu kennen schien.

Der Zusammenbruch der kaiserlichen Herrlichkeit, die allerdings keine Herrlichkeit mehr war, sondern nur noch wie ein beinloser Schatten durch die Geschichte des letzten Jahrhunderts gespukt hatte, dieser Zusammenbruch stand unmittelbar bevor. Kaiser Franz konnte nichts mehr tun, als den kaiserlichen Purpur von seinen Schultern gleiten zu lassen und das Diadem schweigend beiseite zu legen. Aber ach — nicht einmal das vermochte der vorteilhafte Mann! Wenn schon die Kaiserei ein Ende haben sollte, warum nicht ein Geschäft dabei machen und möglichst ein recht gutes? Metternich mußte nach Paris, um dort die kaiserliche Würde recht hoch anzurechnen, keine Abneigung gegen die Abtretung zu zeigen, vielmehr die Bereitwilligkeit dazu zu erklären, jedoch nur gegen möglichst große, für das Erzhaus zu erreichende Vorteile. „Der Zeitpunkt zur Abtretung der Kaiserwürde ist jener, wo die Vorteile, die aus solcher für meine Monarchie entspringen, durch die Nachteile, die durch eine fernere Beibehaltung derselben entstehen könnten, überwogen werden." So schrieb der Kaiser Franz seinem Metternich. Es steckte in diesen Lothringern denn doch ein eingewurzelter Handelsgeist. Selbst die Entäußerung kaiserlichen Hermelins, das Aufgeben einer durch ein Jahrtausend geheiligten Tradition mußte in klingende Münze verwandelt werden, mußte greifbare Vorteile einbringen. Der erste Lothringer auf dem Kaiserthron, der Großvater dieses letzten Kaisers, Franz I., Theresiens Mann, hatte an die, gegen das Erzhaus im Felde stehende preußische Armee während des siebenjährigen Krieges Lebensmittel verkauft. „Wir bekommen einen großen Teil unseres Mehles von ihm," sagte spöttisch König Friedrich. — Aber Metternich kam zu spät. In Paris war beim besten Willen kein Geschäft mehr zu machen. Die Rheinbundakte war vollzogen. Am 1. August erklärte der französische Gesandte am Reichstage zu Regensburg, daß der Kaiser Napoleon ein deutsches Reich nicht mehr anerkenne. Zu gleicher Zeit kündigten die Rheinbundstaaten ihren Austritt aus dem Reichsverband an. Sang- und klanglos ging das Reich zu Grabe. — Um jene Zeit erschien eine kleine Streitschrift unter dem Titel: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung." Der Buchhändler Johann Philipp Palm zu Nürnberg war ihr Verleger. Die Schrift, welche sich scharf gegen die Übergriffe der französischen Soldateska aussprach, fiel einem französischen Obersten in die Hände. Palm wurde verhaftet, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Napoleon vor ein Kriegsgericht gestellt und innerhalb 24 Stunden auf den Wällen der Festung Braunau erschossen. Mit diesem frevelhaften Justizmord begann der Schirmherr des Rheinbundes, „dessen Ansichten in beständiger Harmonie mit dem wahrhaften Interesse Deutschlands standen", wie es in der Denkschrift der Rheinbundfürsten so schön hieß, seine Schirmherrschaft über das geknebelte Deutschland!

Jean Baptiste Jules Bernadotte
Marschall des Kaiserreiches, Prinz von Pontecorvo, später Kronprinz von Schweden
Nach einer Lithographie von Delpech

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen wollte, wie wir aus seinen eigenen Worten wissen, einen Krieg nur dann führen, wenn es sich um Sein oder Nichtsein des preußischen Staates handelte, wenn es ein frevelhafter Angriffskrieg war, den abzuwenden die äußerste Notwehr gebot. Jetzt war es so weit. Der Krieg um die Existenz des preußischen Staates stand vor der Tür. Wenige Tage nach der Schlacht von Austerlitz empfing der Kaiser Napoleon zu Schönbrunn den preußischen Gesandten Grafen Haugwitz.

Ehrlich befliſſen, ſeine Neutralität um jeden Preis aufrecht zu erhalten, hatte König Friedrich Wilhelm der ruſſiſchen Armee den Durchmarſch durch Schleſien verweigert, hatte ihn ſelbſt dann noch verweigert, als man von Rußland aus drohte, ihn mit Waffengewalt zu erzwingen, hatte ſogar einige Armeekorps an die ruſſiſche Grenze beordert, um der Gewalt mit Gewalt begegnen zu können. So ſtand Kaiſer Alexander, fürchtend, daß ein unzeitiger Bruch mit Preußen erfolgen möge, welcher dieſen befreundeten Staat in die Arme Frankreichs getrieben haben würde, von einem Überſchreiten der preußiſchen Grenze ab. Aber mit einem Schlage änderte ſich die ganze Sachlage, als das Korps des Marſchalls Bernadotte von Hannover gegen Süddeutſchland vorbrach und ohne zu fragen gegen den Einſpruch der Behörden durch das preußiſche Ansbach marſchierte. Der König Friedrich Wilhelm war tief beleidigt und in Berlin flammte die nationale Entrüſtung über dieſen Friedensbruch an allen Ecken auf, die Kriegspartei bekam wieder Oberwaſſer. Den Ruſſen wurde der bisher verweigerte Durchzug durch Schleſien geſtattet, das preußiſche Heer wurde mobil gemacht und beſetzte unverzüglich Hannover. Am 25. Oktober 1805 traf auf ſeiner Durchreiſe zum Heere der ruſſiſche Kaiſer in Berlin ein. Die bisher von einem franzoſenfreundlichen Kabinett ſtark beeinflußte Politik des Königs geriet in ein anderes Fahrwaſſer. Auch Erzherzog Anton, der Bruder Kaiſer Franz des Erſten, kam in Begleitung des Grafen Metternich nach Berlin, und am 3. November ſchon wurde der „Potsdamer Vertrag" geſchloſſen, der die bewaffnete Vermittlung Preußens zwiſchen Napoleon und der dritten Koalition herbeiführen ſollte: Weigerte ſich der Franzoſenkaiſer, an einem Friedenskongreß teilzunehmen, ſo marſchierte Preußen ungeſäumt. Das Eingreifen dieſes Staates durch Waffengewalt war für den 15. Dezember feſtgeſetzt. Eine ganz beſondere Weihe ſuchte der ſchwärmeriſch veranlagte Kaiſer Alexander dieſem Bündnis dadurch zu geben, daß er das Königspaar bat, mit ihm gemeinſam die Gruft Friedrichs des Großen zu beſuchen. Der aufgeregte, für ſolche theatraliſchen Augenblicke ſehr empfängliche Zar küßte den Sarg des großen Preußenkönigs und reichte ſeinem Nachfolger darüber die Hand hinweg zum ewigen Bündnis. Das war in der Nacht zum 4. November. Aus der Gruft zurückkehrend, beſtieg Kaiſer Alexander ſeinen Reiſewagen und fuhr zur Armee nach Mähren. Vier Wochen ſpäter war er der Beſiegte von Auſterlitz. Inzwiſchen war Graf Haugwitz mit dem preußiſchen Ultimatum in Brünn beim Kaiſer Napoleon eingetroffen. Der Empfang, wir ſagten es ſchon, war kühl, „von eiſiger Kälte", wie Haugwitz ſelbſt berichtete. Der preußiſche Miniſter ſtand nach einer langen Unterredung, die er mit dem Kaiſer hatte, unter dem beſtimmten Eindruck, daß Napoleon, ſobald Haugwitz mit dem Ultimatum der bewaffneten Vermittlung herausgekommen ſein würde, ohne zu ſäumen um jeden Preis einen Sonderfrieden mit Öſterreich geſchloſſen und ſich mit ſeiner ganzen Heeresmacht auf Preußen geworfen haben würde. Graf Haugwitz iſt wegen des trüben Erfolges ſeiner Sendung von der Geſchichte hart getadelt worden, aber wenn man gerecht ſein will, ſo muß man zugeben, daß er hier den Kaiſer ziemlich richtig beurteilte. Jedenfalls war Napoleon in ſeinen Entſchlüſſen ſo unberechenbar und in ſeiner Ausführung ſo blitzartig, daß ein ſolcher Ausgang durchaus im Bereiche der Möglichkeit lag. Am Abend des Tages der erſten Unterredung, nachdem Napoleon ihn gründlich ausgeholt hatte und wußte, woran er war, wurde Graf Haugwitz durch Caulaincourt nach Wien abgeſchoben; dort nahm ihn Talleyrand in Arbeit, und Talleyrand konnte bald an Napoleon ſchreiben: „Ich bin mit Monſieur Haugwitz ſehr zufrieden." Daß unter ſolchen Umſtänden ein ängſtlicher Mann, der ſeinem Lande den Frieden erhalten wollte, nach der Schlacht von Auſterlitz völlig umgewandelt wurde, iſt ſonnenklar. In den Audienzen, die nach Auſterlitz zwiſchen dem ſiegreichen Kaiſer und dem preußiſchen Unterhändler ſtattfanden, ging es Haugwitz herzlich ſchlecht. Der empörte Imperator warf dem Geſandten des preußiſchen Staates ſeinen Hut ins Geſicht und überhäufte ihn mit Schmähungen; er wußte ganz genau, daß er jetzt von dieſem Mann alles würde haben können, wenn er die Sache richtig anfinge. Als Haugwitz den Glückwunſch ſeines Königs zum Siege von Auſterlitz überbrachte, rief Napoleon höhniſch: „Das iſt ein Glückwunſch, deſſen Adreſſe das Glück geändert hat. Würden Sie auch nach einer Niederlage von Freundſchaft geſprochen haben?" Nachdem er in wiederholten, heftigen Konferenzen den preußiſchen Geſchäftsträger vollends mürbe gemacht hatte, kam er, wie das ſeine kluge Art war, plötzlich mit dem Vorſchlag eines Bündniſſes zwiſchen Frankreich und Preußen heraus, welches dem armen Haugwitz unter dieſen Umſtänden wie eine Gnade des Himmels erſchien. Preußen ſollte das Kurfürſtentum Hannover erhalten und dafür die viel kleineren Gebiete Ansbach, Kleve und Neufchâtel abtreten. Das eine ſah Haugwitz deutlich ein: hier war nur die Wahl, *entweder Bündnis oder ſofortiger Krieg*. Er wählte das erſtere und zeichnete den Vertrag von Schönbrunn am 15. Dezember 1805, einen Vertrag, der mit einem Schlage den Staat Friedrichs des Großen, der vor wenig Tagen noch als vermittelnde Macht ſein ſtattliches Heer in die Wagſchale des europäiſchen Gleichgewichts werfen wollte, auf die Stufe eines Vaſallenſtaates des ſiegreichen Imperators hinabſtieß. Dieſer diplomatiſche Sieg wog für Napoleon viel ſchwerer noch als die Schlacht von Auſterlitz. Er ſpielte ſofort Preußen gegen Öſterreich aus, denn mit dieſem Bündnisvertrag von Schönbrunn in der Taſche zwang er die öſterreichiſche Diplomatie durch jedes Joch, das er ihr aufrichtete. „Bin ich Preußens ſicher," ſagte der Kaiſer am 14. Dezember zu Talleyrand, „ſo muß Öſterreich hingehen, wohin ich es haben will. Gleichzeitig

aber werde ich Preußen gegen England ausspielen." So geschah es. Österreich schloß den schmachvollsten Frieden, den jemals die Habsburger geschlossen haben, und Preußen wurde durch den Besitz Hannovers in einen Krieg gegen England getrieben. Als Preußen im Frühjahr 1806 Hannover in Besitz nahm, brachten die englischen Kriegsschiffe innerhalb weniger Wochen über vierhundert preußische Kauffahrer auf, und die Verluste des preußischen Handels beliefen sich auf ungefähr sieben Millionen Taler.

William Pitt befand sich schwer leidend in Bath. Die Austerlitz-Botschaft erschütterte ihn, der Abfall Preußens, der Verlust Hannovers und der Zusammenbruch der dritten Koalition gaben ihm den Rest. Fiebernd kehrte er nach London zurück. In seinem Schlafzimmer hing eine große Karte Europas. „Roll up that Map, it will not be wanted these ten years." „Rollt die Karte zusammen, sie wird während des kommenden Jahrzehntes nicht gebraucht werden!" Am 23. Januar 1806 schloß der große Brite die Augen. „O my country, how I leave my country!" „O mein Vaterland, wie verlasse ich dich!"

Graf Haugwitz mit seinem Danaergeschenk von Bündnisvertrag zweifelhaftesten Wertes wurde in Berlin schlecht empfangen. König Friedrich Wilhelm war über seinen Unterhändler aufs tiefste erzürnt, aber was war hier zu tun? Am 25. Dezember traf Haugwitz in Berlin ein, am 26. Dezember schloß Österreich den Frieden von Preßburg, und die Russen befanden sich im vollen Rückmarsch in ihre Heimat. Ein siegreiches, kampfbereites Heer unter dem ersten Feldherrn der Welt war zu jeder Stunde bereit, in Preußen einzubrechen, wenn Friedrich Wilhelm den Vertrag verwarf. Drei Wochen zur Ratifikation seitens des Königs von Preußen hatte Napoleon als äußerste Frist bedingt. Die Ratlosen im Berliner Kabinett und besonders der König selbst schwankten zwischen Ablehnung und Annahme, kamen aber endlich überein, von Napoleon einige Änderungen zu verlangen, welche zu erreichen sich Haugwitz auf den Weg nach Paris machte. Napoleon war noch in München als Heiratsvermittler tätig, aber Talleyrand ließ in einem besonders wohlwollenden Schreiben das Berliner Kabinett wissen, daß der Kaiser den Minister von Haugwitz in Paris empfangen würde und daß eine Verständigung zweifellos erzielt werden würde. Auf dies Schreiben hin befahl Friedrich Wilhelm die Abrüstung der Truppen. Es war eine große Voreiligkeit. Wieder einmal war das preußische Kabinett auf die glatte Zusicherung Talleyrands und seines Meisters hineingefallen. In Paris wurde Graf Haugwitz vom Kaiser selbst und von Talleyrand in ein Kreuzfeuer genommen. Er brachte einen noch schlechteren Vertrag nach Hause, und dem Berliner Kabinett blieb nun nichts weiter übrig, als diesen bedingungslos anzunehmen. Das Königreich Preußen wurde so zu einem Spielball in der Hand Napoleons. Jahrelang hatte der Beherrscher Frankreichs gezögert, mit Preußen vorzeitig anzubinden. Der Ruhm preußischer Waffen, der durch Jahrzehnte die Welt erfüllt hatte, ließ auch Bonaparte glauben, daß ihm hier eine unüberwindliche Macht entgegentreten könnte. Er hatte auch mit seinem sichereren Blick die Lage richtig eingeschätzt, die eingetreten sein würde, wenn ein anderer Vermittler als gerade Haugwitz in Brünn bei ihm erschienen wäre und statt zu zögern und zu verhandeln ein scharfes Entweder — Oder ausgesprochen hätte. Zweimalhunderttausend Mann Preußen von Sachsen her in Bayern einbrechend hätten dem ganzen Jahre 1805 ein anderes Gesicht geben können. Von dem Augenblicke an, wo ihm, dem Wohlunterrichteten, der Bundesvertrag Preußens mit Rußland und Österreich bekannt wurde, der eintreten sollte, wenn Preußens bewaffnete Vermittlung keinen Erfolg hätte, — von diesem Augenblicke an ging seine ganze Politik darauf hinaus, Preußen zu isolieren, wehrlos zu machen und dann über das entwaffnete herzufallen. Die Aufgabe löste er glänzend. Den Unterhändler Haugwitz hatte er ganz in der Tasche. Der schwache Haugwitz glaubte nur zu gern der Versicherung des Kaisers, daß er ihn für den ersten Diplomaten Europas hielte. Napoleon wußte recht gut, daß Minister Hardenberg im November und Dezember 1825 der Träger der Bündnispolitik seines Staates mit Rußland, Österreich und England gewesen war und darum haßte er ihn. Im April 1806 erschien plötzlich im Leiborgan des Kaisers, im Moniteur eine sogenannte Enthüllung, die Hardenberg als einen von England erkauften Mann, als den Prostitué der englischen Re-

Graf von Haugwitz
Nach einer Zeichnung von Mlle. de Rotterre gestochen von P. Taffaert

gierung bezeichnete. Der Artikel entsprang einem abscheulichen diplomatischen Vertrauensbruch, den sich die englischen Diplomaten hatten zuschulden kommen lassen. Es handelte sich um intime Verhandlungen zwischen Hardenberg und dem englischen Gesandten im Dezember 1805, als der preußische Minister noch gar nichts von dem Bundesvertrag, den inzwischen Haugwitz mit Napoleon in Schönbrunn geschlossen hatte, wußte und wissen konnte. Trotzdem tat dieser Moniteur-Artikel seine Wirkung. Der Schein war gegen Hardenberg. Der treue Mann fiel; er mußte unter den obwaltenden Verhältnissen geopfert werden und Haugwitz trat an seine Stelle. So hatte Napoleon jemand an der Spitze der preußischen Geschäfte, mit dem er nach Belieben umspringen konnte und er benutzte die Gunst der Umstände, um dem preußischen Staat einen Schlag um den anderen ins Gesicht zu versetzen. Als er aus dem österreichischen Feldzug von Wien nach Paris zurückreiste, war der Krieg gegen Preußen in seinem Herzen längst eine beschlossene Sache. Er ließ seinen ganzen Marstall in Straßburg zurück, seine siegreichen Truppen blieben in Süddeutschland marschbereit in Kantonnementsquartieren stehen, keine Rede davon, kein Gedanke daran, sie zurückzuziehen. Darin schon lag eine beständige Bedrohung Preußens. Marschall Augereau stand mit seinem starken Korps in Frankfurt mit nahezu zwanzigtausend Mann, Lefebvre mit dem größten Teil seines Korps in Nassau. — Sobald der ritterliche William Pitt in seinem einstigen Gegner Charles James Fox einen Nachfolger erhalten hatte, dem Tory ein Whig gefolgt war, versuchte die Politik des Kaisers einen Ausgleich mit England. Und das Unerhörte geschah. Das eben erst kraft eines gültigen, von beiden Regierungen genehmigten Vertrages an Preußen abgetretene Kurfürstentum Hannover bot der Kaiser kurzerhand den Engländern wieder an! Als der englische Diplomat Lord Yarmouth etwas zweifelhaft äußerte, daß Hannover ja von Preußen besetzt sei, sagte Talleyrand trocken: „Ach was, Hannover wird uns keine Schwierigkeiten machen!“ — Joachim Murat, der inzwischen als deutscher Reichsfürst in sein neugebackenes Großherzogtum Berg eingezogen war, ließ einfach die westfälischen Abteien Essen, Elten und Verden, die in dem großen Länderschacher Preußen zugesprochen waren, von seinen Truppen besetzen. Die Stiftung des Rheinbundes, die für Preußen doch einen sehr wichtigen und bedrohlichen Schritt bedeutete, wurde nur so nebenbei, wie verspätet, in Berlin angezeigt. Gegen die Bildung eines norddeutschen Bundes, wie ihn Friedrich Wilhelm jetzt tatkräftig einzutreiben für nötig befand, intrigierte die Diplomatie des französischen Kaisers unausgesetzt. Dem Kurfürsten von Hessen, der unmittelbar an seinen Grenzen ein französisches Armeekorps stehen hatte, wurde nahe gelegt, dem Rheinbund beizutreten. Nach dem sächsischen Hof hin spannen sich gleiche Fäden. Jetzt gingen auch Haugwitz die Augen auf, und man muß es dem Manne lassen, er hat jetzt das getan, was ihm als aufrichtigen Preußen zu tun noch übrig blieb. „Wie groß das Interesse Preußens unstreitig ist,“ schrieb er an den König, „mit Frankreich in Frieden zu bleiben, um diesen Preis wäre er zu teuer erkauft, weil selbst ein unglücklicher Krieg ihm nicht größeren Schaden täte, als dieses System versteckter Angriffe, welches Preußen seiner Stützen beraubt und schließlich dahin bringen wird, daß es ohne Hilfe und ohne Ehre unterliegt, während es in einem ritterlichen Kampf, den es für die Unabhängigkeit Norddeutschlands durchfechten müßte, außer seinen eigenen bedeutenden Streitkräften und denen seiner Verbündeten auch die mächtige Hilfe Rußlands, wahr-

Carl August Freiherr von Hardenberg
Nach einem Gemälde von H. Schröder gestochen von Sindenich

Digitized by Google

scheinlich die Schwedens und Dänemarks, vielleicht sogar die Österreichs und die Geldmittel Englands für sich haben wird."

Für ein Schutzbündnis mit Rußland hatte der geängstigte König, der dem Kaiser Napoleon längst nicht mehr über den Weg traute, durch seinen entlassenen Minister Hardenberg, der von seinem Gute Tempelberg aus die Verhandlungen führte, schon gesorgt. — Am 5. August empfing Friedrich Wilhelm die Nachricht seines Gesandten Lucchesini in Paris, daß zwischen Frankreich und England bereits ein Vertragsentwurf über die Rückgabe Hannovers vorläge und daß Frankreich in Norddeutschland an den Höfen der Mittelstaaten und selbst mit Rußland Intrigen gegen Preußen zu spinnen suche. Das waren Nachrichten, die auf den friedliebendsten aller Könige denn doch wie ein Peitschenschlag wirkten und das Hohenzollernblut in Wallung brachten. „Hannover", so sagt Kabinettsrat Lombard in seinen Denkwürdigkeiten, „konnte der König nicht wieder verlieren, ohne alles zu verlieren,— den Preis für zwanzig Opfer, die letzte Bürgschaft seiner Sicherheit und die letzte Rechtfertigung, die seiner Ehre blieb. War die Absicht Frankreichs erwiesen, so lag in den Augen des Königs ein meuchlerischer Überfall im strengsten Sinne vor, für ihn hatte jede andere Rechnung aufgehört. Was lag ihm von diesem Augenblicke an an der Unzulänglichkeit seiner Kräfte! Er hatte nur noch die Wahl, mit Ehren zu fallen oder mit Schanden zu stehen wie ein Feigling, um nachher doch vielleicht zu stürzen. Nachdem die Frage einmal so gestellt war, wurde dieser vorsichtige Mann der entschlossenste aller Menschen, die ganze Armee wurde an die Grenze gerufen."

Am 9. August 1806 befahl der König von neuem die Mobilmachung, und ganz Berlin, ganz Preußen sah in diesem Befehle die Kriegserklärung an Frankreich, die von weiten Schichten sehnsüchtig erwartet war. Der alte kriegerische Geist, der in den drei schlesischen Kriegen unter dem großen Friedrich gegen eine Welt von Feinden gerungen hatte, schien allerorten hell aufzulodern. Aber kein Friedrich stand mehr an der Spitze der Heerscharen, die sich sammelten, der schlief in der Garnisonkrche zu Potsdam den ewigen Schlaf. Wohl aber stand als Gegner kein Karl von Lothringen, kein Fabius cunctator Daun, kein Soubise den Preußen gegenüber, sondern ein Mann, der den Krieg verstand wie einer, der über ein wohlgeschultes, kriegserfahrenes, bewegliches und in neumodischer Fechtweise gedrilltes, gewaltiges Heer gebot, der sich in seinen Marschällen tüchtige, seinem Wink gehorchende Werkzeuge, die nicht leicht versagten, erzogen hatte. Die Partie stand von vornherein verzweifelt ungleich.

Inzwischen hatte der Kaiser Alexander den Frieden mit Frankreich, über den seit Monaten verhandelt war, abgelehnt und sich ganz auf die Seite von Preußen gestellt. So mußte es zum Kriege kommen, und der König mußte Partei ergreifen, ob er wollte oder nicht, denn ein Vertrag — so lag die Sache nun einmal und durchaus nicht anders — *ein* Vertrag verband ihn zur Heeresfolge Frankreichs gegen Rußland, ein *zweiter* verband ihn, Rußland Heeresfolge zu leisten gegen Frankreich. Die gute und entschlossene Stimmung des Königs, die Lombard in seinen angeführten Aussprüchen schildert, war leider nicht beigeblieben. Der König hegte mit Recht starke Befürchtungen für den Ausgang, er war von Natur schwarzseherisch veranlagt, was er nie verlor. Er meinte Hardenberg gegenüber: die Aussichten seien doch sehr mißlich. Man muß, um gerecht zu sein, sagen, daß damals nicht nur die Mehrheit der Kriegspartei, sondern selbst die Haugwitz und Lombard dem König, soweit es in ihren Kräften stand, guten Mut zu machen bemüht waren.

Am 1. Oktober 1806 überreichte der General von Knobelsdorff in außerordentlicher Sendung in Paris das Ultimatum des Königs, *das erstens den sofortigen Rückzug der französischen Truppen über den Rhein und zweitens die von Frankreich ungehinderte Bildung eines Nordbundes aller norddeutschen Staaten forderte.* Das war der Krieg, und Napoleon hatte nun den König so weit, wie er ihn haben wollte.

Über den Krieg von 1806 und besonders über die Schlachten von Jena und Auerstädt ist unendlich viel geschrieben worden: manches Berufene, — aber viel mehr Unberufenes. Wenn er alles, was da in gedruckten Buchstaben auf dem Papier steht, als bare Münze nimmt, so muß ein harmloser Leser zu dem Eindruck kommen, daß die damalige preußische Armee im Offizierkorps wie im Mannschaftsbestand von der höchsten Führung bis zum letzten Troßknecht aus lauter Schwachköpfen, Dummbeuteln, Prahlhänsen, Feiglingen und Schurken bestanden hätte. Eine gewisse Tendenz hat auf diesem Gebiete förmliche Orgien der Entstellung gefeiert; denn wenn das alles wahr gewesen wäre, so hätten einige Kompagnien Franzosen genügt, das preußische Heer zu zertrümmern und vor sich herzujagen. Gewiß, es war vieles faul im Staate Preußen und vieles faul in der alten, ruhmreichen Armee. Aber eine ganze Reihe einwandfreier Männer, deren Namen ruhmvoll auf die Nachwelt gekommen sind, haben uns mit wahrhaftigem Worte verbürgt, daß es im preußischen Heere doch wesentlich anders aussah, als eine leichtsinnige und böswillige Fama darüber berichtet. Karl von Clausewitz, der sich stets im Leben einen klaren und unbestechlichen Blick bewahrt hat, hat in jenen Tagen vor Jena und nach dem Gefecht von Saalfeld, das den preußischen Truppen die erste schwere Niederlage bringen sollte, an seine Braut geschrieben: „Die Truppen haben zum Teil wie Löwen gefochten, und dies ganze Gefecht, obgleich dies Korps vom Feinde gänzlich besiegt worden, gereicht doch

Digitized by Google

Trompeter der Karabiniers Huſar vom Ober-Rhein

Füſilier-Offizier Tambour-Major Infanterist

Franzöſiſche Soldaten aus dem Jahre 1806

Digitized by Google

ſo wenig zur Schande unſerer Truppen, daß wir vielmehr Ehre damit einlegen. Übermorgen oder in zwei bis drei Tagen wird es zu einer Schlacht kommen, der die ganze Armee mit Verlangen entgegenſieht. Ich ſelbſt freue mich auf dieſen Tag, wie ich mich auf meinen Hochzeitstag freuen würde, wenn er mich ſo glücklich machte, ſegnend jener Hand verbunden zu werden, von der ich den Ring trage. Ich hoffe auf den Sieg.“ Friedrich Gentz, der frühere preußiſche Kriegsrat, damals ſchon in öſterreichiſchen Dienſten, ſeiner hohen Wortbegabung wegen an das preußiſche Hauptquartier entſandt, um das vom Kabinettsrat Lombard franzöſiſch abgefaßte Kriegsmanifeſt in packendes Deutſch zu übertragen, wohnte in Erfurt dem Durchmarſch der Truppen bei. „Am 9. und 10. Oktober,“ berichtet er, „war ein immerwährender Truppenmarſch durch Erfurt. Am 10. Oktober ging das Zentrum und die Reſerve des Zentrums, ſowie der König und die Königin und das Hauptquartier ab, alles in der Direktion nach der Saale zu. An eben dieſem Tage ſah ich alle Hauptregimenter der Armee, die Garden, die Gardes du Corps, die Gensdarmes, das Regiment des Königs in prachtvoller Ordnung und ſo friſch, als wenn ſie eben vom Paradeplatz kämen, durch Erfurt paradieren. Die vortreffliche Verfaſſung der Armee, der große Geiſt, der ſie belebte, die Vereinigung ſo vieler geſchickter und entſchloſſener, in jeder Hinſicht achtungswerter Generale und Offiziere, die Feſtigkeit des Königs, der bewunderungswürdige Mut der Königin, die Tätigkeit und der Enthuſiasmus ſo vieler Provinzen, die echt militäriſche Phyſiognomie der ganzen Szene — hier waren Umſtände genug, die auch dem Furchtſamſten das Herz erobert hätten.“

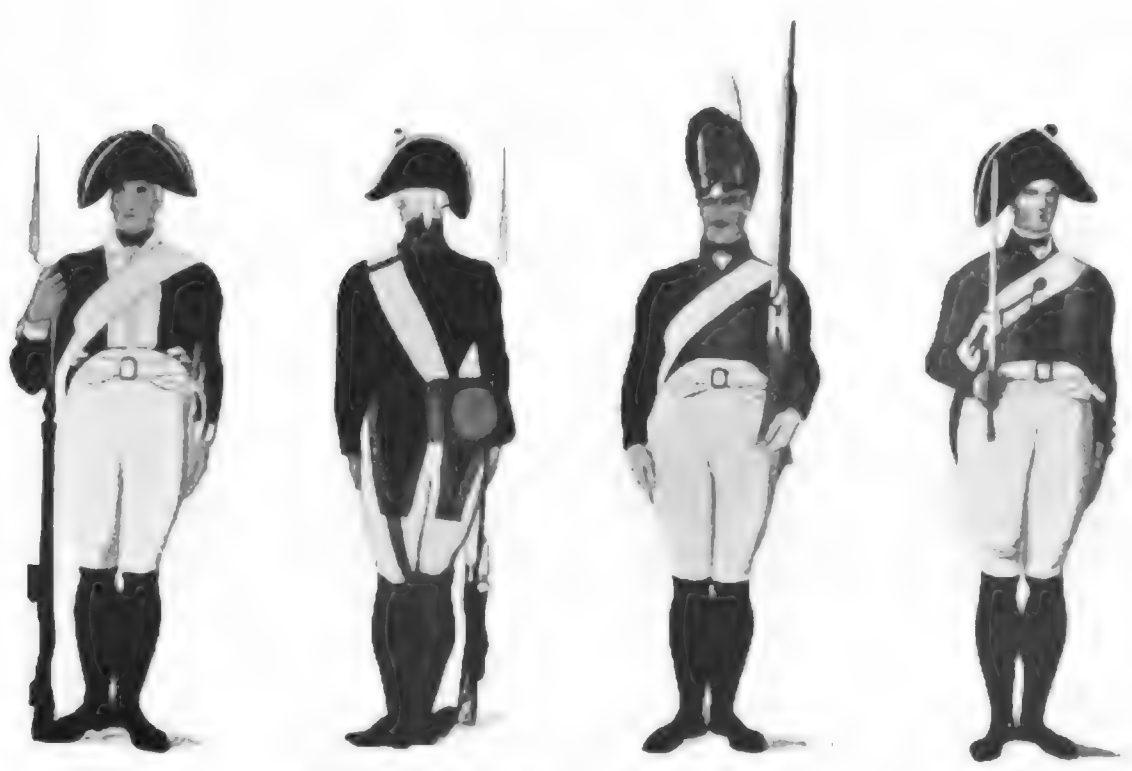
Und über das preußiſche Offizierkorps jener Tage hat ſich der große Scharnhorſt in ſeiner knappen Art ausgeſprochen und ſein Zeugnis gegeben, das gewiß vollgültig iſt. Vier Jahre nach dem Zuſammenbruch ſchrieb er: „An militäriſchem Geiſt, an Bravour, an gutem Willen fehlte es dem preußiſchen Offizier nicht — nur niederträchtige Verleumdung kann dieſe Worte ausſprechen — aber am Geiſtesmut, am Zutrauen zu außerordentlichen Hilfsmitteln, an Erfahrung, daran fehlte es!“ Und wenn man recht bedenkt: von den ungefähr ſiebentauſend preußiſchen Offizieren, die 1806 im Felde ſtanden, zogen noch viertauſend Mitkämpfer in die Freiheitskriege. Wie hätte denn nun die große Zeit von 1813 und 1814 werden ſollen, wenn dieſe Männer nicht ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit getan hätten? Und von jenen ſiebentauſend Offizieren, die im Feldzuge 1806—1807 mitfochten, blieben über elfhundert tot und verwundet, wahrlich ein ſtarker Prozentſatz, der den Vorwurf der Feigheit glänzend widerlegt. — Allerdings das preußiſche Offizierkorps war im Durchſchnitt viel zu alt. Die vierundfünfzig Regimentschefs der Infanterie ſtanden alle im ſiebenten Jahrzehnt ihres Lebens, ſechsundſechzig Jahre hatten ſie im Durchſchnitt auf dem Rücken, von den Majors waren die Hälfte über ſechzig. Was bei der Infanterie ſchlimm war, war bei der Kavallerie ſchlimmer. Als Seydlitz bei Roßbach ſeine ruhmvolle Attacke ritt, war er ſechunddreißig Jahre alt, aber dieſe alten Herren von 1806, welche die Kavallerie kommandierten, ſtanden meiſtens in der Mitte der Sechziger. Die Chefs der Artillerieregimenter desgleichen. Ja, im Ingenieurkorps kommandierten zwei Herren, die ſchon über die Siebenzig hinaus waren. Dieſes wichtige Korps wurde überhaupt in der preußiſchen Heeresverfaſſung über die Achſel angeſehen, zu den hohen Kommandoſtellen wurde kein Ingenieuroffizier zugelaſſen. Als Napoleon nach der Schlacht von Jena einen gefangenen preußiſchen Offizier fragte, wieviel Ingenieure — auf welche Waffe er ſehr große Stücke hielt — ſich unter den höheren Führern befunden hätten, ſagte der Preuße ſtolz: es ſei in der preußiſchen Armee nicht Sitte, die höheren Kommandoſtellen Ingenieuren anzuvertrauen. „C'est bien bête!“ „Das iſt eine große Dummheit!“ antwortete der Kaiſer kurz abbrechend. Was nun gar die preußiſchen Feſtungskommandanten angeht, ſo waren das zum größten Teile alte, ausgediente, invalide Generale. In Magdeburg kapitulierten zuſammen mit dem General von Kleiſt, dem Kommandanten, einundzwanzig Generale, die zuſammen ein Alter von dreizehnhundert Jahren hatten! Von den achtundzwanzig Feſtungskommandanten, die in Frage kamen, waren elf über ſiebenzig hinaus.

Dieſe ganze Überalterung der Stabsoffiziere und Kommandanten war unbedingt der ſchlimmſte Übelſtand im preußiſchen Heere. „Es iſt nicht zu beſtreiten,“ ſagte Freiherr von der Goltz in ſeinem vortrefflichen Werk: Von Roßbach bis Jena, „daß namentlich das höhere Offizierkorps ſich auf den Schlachtfeldern der Oktobertage von 1806 unbeholfen und ratlos gezeigt hat. Herausgeriſſen aus der Friedensroutine und der gewohnten Schablone der Revuen wußte die Mehrzahl nicht, ſich zurecht zu finden. Niemand wollte befehlen, niemand eine Verantwortung auf ſich nehmen; nur die mechaniſche Befolgung erteilter „Orders“ und zwar ängſtlich nach ihrem Wortlaut, lag innerhalb des Ideenkreiſes dieſer Männer, die wohl pflichttreu und tapfer, aber von einer uns heute nicht mehr begreiflichen Unſelbſtändigkeit waren.“

An der Spitze des Heeres ſtand der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig. Vor einem halben Jahrhundert 1757 bei Haſtenbeck und Krefeld hatte er als junger Führer große Energie und Tüchtigkeit bewieſen, Friedrich der Große hatte den Neffen gern. Er verglich ihn ſogar in begeiſterten Verſen mit den berühmten Feldherren Turenne, Bernhard von Weimar und Condé. Unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten leitete der Herzog die Expedition nach Holland anno 1787. Er galt ſeinerzeit für den erſten General Europas.

Digitized by Google

Gensd'armes | Regiment Winning | Leibhusaren-Regiment Rudorff | Jäger-Regiment York



Regiment Arnim | Regiment Prinz von Oranien | Regiment Latisch | Kanonier

Preußiſche Soldaten aus dem Jahre 1806
Nach Zeichnungen von W. Henſchel geſtochen von F. A. Henſchel

Digitized by Google

Ein seltsamer Zufall wollte es sogar, daß der revolutionäre jakobinische Konvent in Paris diesem Fürsten die Führung seiner Heere anbot, indes der Herzog zog es vor, anno 1792 die preußische Armee gegen den Konvent zu führen. Aber mit der Kanonade von Valmy erhielt dieser Feldzug des legitimistischen Deutschlands seinen unglücklichen Abschluß, obgleich er in seinem ganzen Plane nach den Anschauungen der damaligen Kriegskunst vorsichtig und klug angelegt war. „Nicht die Revolutionsheere besiegten damals Preußen, sondern die rote Ruhr," hat Bismarck mit vollem Recht gesagt, als er 1866 der umsichgreifenden Cholera wegen den schleunigen Friedensschluß mit Österreich herbeiführen wollte. Der Herzog war trotz seiner 72 Jahre von einer merkwürdigen Frische und Rüstigkeit des Geistes. Er war in der neuen Art der Kriegsführung genügend erfahren und unterschätzte seinen großen Gegner Napoleon durchaus nicht. Andere urteilsfähige Männer sahen den Herzog geringer an. Hermann von Boyen, der spätere Generalfeldmarschall und Kriegsminister, ein Mann von sicherem Blick und um ein rechtschaffenes Urteil gewiß bemüht, hat uns folgendes Charakterbild des Braunschweigers geliefert:

„Der Herzog von Braunschweig, welcher auf seiner ersten Kriegslaufbahn schöne Beweise persönlicher Entschlossenheit und kriegerischer Umsicht gegeben hatte, war gewiß einer der unterrichtetsten und achtenswertesten Fürsten, die es je gegeben hat; es werden wenige Menschen so geistvoll und verbindlich zu sprechen imstande sein, als dieser Herr. Der glückliche Feldzug in Holland und einzelne Teile seiner Heeresführung am Rhein hatten ihm einen so bedeutenden Feldherrnruf gegeben, daß diesen die unvollkommene Unternehmung nach der Champagne nicht zu verdunkeln imstande gewesen war.

Diesen schönen Eigenschaften traten dagegen nun aber andere minder vorteilhafte entgegen, die die Wirkung der ersteren fast ganz vernichteten. Einmal war der Herzog auf eine kaum glaubliche Weise durch das kleinliche Detail des Exerzierens und Gamaschendienstes befangen, selbst seine höheren Kriegsansichten wurden immer durch jene Brille gefärbt. Dann aber und das war allerdings das Üblere, beherrschte den Herzog eine Besorgnis für die Erhaltung seines bisherigen Ruhmes, die an allen seinen besseren Entschlüssen wie ein Zentner Blei hing. Durch seine Sitte gewöhnt, nur immer mit den höflichsten Worten zu sprechen, vielleicht auch bei seinem Eintritt in den preußischen Dienst von seinem großen Oheim Friedrich ein wenig strenge in Zucht gehalten und dadurch an einen untergeordneten Standpunkt gewöhnt, hatte sich zwischen ihm und dem Könige ein ganz ungewöhnliches, kaum glaubliches Verhältnis ausgebildet. Da, wo der erfahrene, hochgeachtete Feldherr, der regierende Reichsfürst, bestimmt und kräftig seine Meinung sagen konnte und mußte, da nahmen die höflichen Worte und die unmaßgeblichen Bemerkungen, die ehrerbietigen Anfragen kein Ende und setzten den von Natur unentschlossenen Monarchen, der eine Stütze suchte, in die peinlichste Lage; diese Unterwürfigkeit war aber nicht allein der Person der Königs gewidmet, nein, sie ging auch zu einem großen Teil auf dessen Adjutanten und Kabinettsräte über, denen der Herzog oft auf eine kaum glaubliche Weise den Hof machte.

Rechnet man hierzu nun noch das vorgeschrittene Alter dieses Fürsten und ein geteiltes Interesse, welches ihn auf der einen Seite an den ihm durch eine lange Reihe von Jahren und Familienbande wert gewordenen preußischen Dienst fesselte, von der anderen ihn eine friedliche Stellung für seine liebes Braunschweig wünschen ließ, so hat man wohl Materialien genug, um den kläglichen Zustand der Heeresführung zu begreifen, der sich im Namen des Herzogs hier ausbildete.

Da oft einzelne Handlungen den Menschen besser schildern als weitläufige Auseinandersetzungen, so glaube ich den folgenden Vorgang in Erfurt hier mitteilen zu müssen, da er für des Herzogs Handlungsweise sehr charakteristisch ist.

Während unseren Aufenthaltes in Erfurt versammelten sich jedesmal um 11 Uhr morgens die Generale, Stabsoffiziere und Adjutanten zum Empfang der Parole vor dem Quartier des Königs. Einen Vormittag indes, an dem vielerlei Nachrichten sich zu kreuzen anfingen, war der König zu dem Herzog geritten, man hatte mehrere Generale zu einer Konferenz gerufen, welche sich über die vorhin erwähnte Parolezeit ausdehnte, und dies ward die Veranlassung, daß nach und nach die vor dem Palais des Königs versammelten Offiziere vor das Quartier des Herzogs gingen. Der König, der dies aus dem Fenster bemerkte, gab dem Herzog sogleich die Parole, der zu diesem Zweck auf die Straße kam; mit großem Schrecken aber erblickte er sogleich, daß der Unteroffizier und vier Mann fehlten, die gewöhnlich um den die Parole empfangenden Kreis als eine Sicherheitswache, damit kein Fremder die Parole höre, ausgestellt werden; dies setzte den Herzog in eine kaum glaubliche Verlegenheit. Nach der nächsten Wache zu schicken, um die fehlende Mannschaft zu holen, dies wollte er nicht, da der König oben am Fenster stand, und dagegen die Parole, wie es sonst bei ungewöhnlichen Verhältnissen wohl geschieht, auch ohne jede Bedeckung auszugeben, dazu konnte sich sein an kleinliche Kriegsordnung gewöhnter Sinn auch nicht entschließen. Unentschlossen lief er herum, indem er sich laut über jenen Übelstand beklagte, bis ihm jemand den Vorschlag machte, die beiden vor seiner Türe befindlichen Schildwachen zu dem in Rede stehenden Zweck zu benutzen. Dies geschah sogleich, aber noch immer fehlte ein Unteroffizier und zwei Mann, und so gab es neue Unentschlossenheit. Endlich

ſchien ſich die Göttin der Kriegsordnung ihres alten Verehrers annehmen zu wollen, denn die Brotwagen eines Grenadierbataillons kamen eben mit einer kleinen Bedeckung vorbeigefahren, alle dienſtbaren Geiſter fuhren nun auf dieſe Mannſchaft los und holten die fehlende Zahl. Aber neue Verlegenheit, denn der Unteroffizier war nicht nach der damaligen Vorſchrift mit dem Kurzgewehr bewaffnet, ſondern hatte dies an den Wagen gebunden. Dies mußte alſo auf ſpeziellen Befehl des an alledem tätig teilnehmenden Feldherrn abgelöſt werden und erſt nachdem alle dieſe Hinderniſſe mühſam beſeitigt waren, trat der Herzog mit befriedigtem Geſicht in den Kreis und teilte die lang erſehnte Parole aus; auf die zahlreichen Zuſchauer dieſer buchſtäblich getreu erzählten Handlung machte dieſelbe doch einen ſehr peinlichen Eindruck; denn das war der Mann, der uns gegen Napoleon führen ſollte."

Der an nächſter Stelle unter Braunſchweig kommandierende General war der Fürſt Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen, damals ſechzig Jahre alt. Auch auf dieſen Offizier ſetzte Friedrich der Zweite große Hoffnungen, die ſich auch erfüllten. Im Rheinfeldzug der Jahre 1792—94 zeichnete ſich der Fürſt beſonders aus. „Der Prinz von Hohenlohe", ſchrieb Gebhard Leberecht Blücher, der damals unter ihm diente, in ſeinem Kampagne-Journal, „iſt über ein Lob erhaben; aber ich und alle unparteiiſch denkenden Brandenburger ſtimmen darüber überein, daß er ein General und ein Anführer iſt, worauf die preußiſche Armee ſtolz ſein kann." Der Fürſt war eine außerordentilch vornehme Natur, bei Offizieren und Soldaten ſehr beliebt. „Zu groß denkend, um je auf eigene Vorteile Rückſicht zu nehmen, und zu ſtolz, um begangene Fehler mit denen der Untergebenen zu rechtfertigen, gehört der viel verkannte und viel geſchmähte Fürſt von Hohenlohe jedenfalls zu den edelſten Naturen, die je einen Kommandoſtab führten." In den hinterlaſſenen Papieren des ſpäteren Generals Friedrich von der Marwitz, in den Jahren 1805 und 1806 der Adjutant Hohenlohes, findet ſich eine ſehr ſympathiſche Schilderung des Fürſten. Marwitz rühmt ihm ſeltenes Feuer, Raſchheit in den Entſchlüſſen und Handlungen nach und einen unerſchütterlichen Gleichmut, der auf ſeine Untergebenen vorteilhaft wirkte. „Er verſtand es", berichtete Marwitz, „einen ſtillen, edlen und ernſten Geiſt im Hauptquartier zu erhalten und beleben und wurde von allen, die ihn umgaben, wahrhaft kindlich geliebt und hochgeſchätzt." Seine perſönliche Liebenswürdigkeit, die ihn befliſſen machte gegen jeden, wes Standes er auch ſei, höflich zu ſein, machte ihn allerdings in der Handhabung der Geſchäfte einigermaßen umſtändlich: „Es ward z. B.", erzählt Marwitz, „ein wichtiger Befehl von ihm erteilt und das Nötige dem Adjutanten, der ihn niederſchreiben ſollte, ſo umſtändlich wie genau auseinandergeſetzt; trat nun ein anderer ein, ſo mußte derſelbe unfehlbar die ganze Geſchichte wieder mit anhören. Ehe ſie aus war, kam vielleicht ein Brief oder Rapport, der geleſen und durchgeſprochen ward. Nun überbrachte jemand einen mündlichen Rapport. Begann dieſer unglücklicherweiſe mit etwas Bekanntem, ſo nahm Hohenlohe das Wort: Mein Freund, ich werde Ihnen ſagen, was ich davon weiß! erzählte dann alles genau und ſchickte den Offizier gewiß fort, ohne ſeinen Rapport ausgehört zu haben. Natürlich ruhte das erſte Geſchäft noch immer, und die Zeit rückte heran, wo abgerückt werden mußte. Trat dann etwa der Stallmeiſter ein, ſo war man gänzlich verloren, denn nun kamen Beſtimmungen hinſichtlich aller vierundzwanzig Pferde. So mußten viele Geſchäfte liegen bleiben, und daher kam es, daß vieles nicht geſchah, was notwendig war, beſonders bei einer Armee, die nach langem Frieden wieder ins Feld rückt."

Friedrich Ludwig
Fürſt von Hohenlohe-Ingelfingen
Nach einem Stich von M. Haas

Ausgezeichnete Männer, wie der ſtrenge York, der von ſich und andern alles verlangte, wie Scharnhorſt, der gewiß nicht gegen ſeine Überzeugung ſprach, ſchätzten in Hohenlohe einen Feldherrn von bedeutenden Gaben. Allerdings dieſer Mann war damals ſchon kränklich, ſtark kurzſichtig und zu ſehr auf ſeinen ſogenannten Generalſtabschef Chriſtian von Maſſenbach angewieſen, einen eitlen, charakterloſen Querkopf, der leider Gottes den vornehmen Grandſeigneur Hohenlohe völlig beherrſchte. Sein Kriegsplan lieſt ſich ſo, als ſei er von einem Blödſinnigen verfaßt, und es iſt einfach unerfindlich, warum man dieſen Schwadroneur nicht rechtzeitig zum Teufel jagte. In dieſem Kriegsplan heißt es nämlich unter anderem: „Die Armee ſucht den Feind auf, er ſtehe, wo er wolle. Hat ſie ihn an der niederen Weſer gefunden und geſchlagen und es ſteht eine zweite feindliche Armee an der oberen Weſer, ſo marſchiert ſie nach gewonnener Schlacht dahin links ab; ſie überſchreitet dieſen Fluß und die Ems, um überall den Feind aufzuſuchen und zu ſchlagen. Sie ſchlägt, was vor ihr ſteht, unbekümmert um das, was ihr der Feind in die Flanken geworfen haben kann, wir haben keine Flanken und keinen Rücken, da wir leben, wo wir ſtehen. Wie ein reißender Strom wirft ſie alle Dämme, die der Feind ihr in der Front entgegenſetzt, nieder, die Flankenmanöver des Feindes werden bald wie ein Nebel zerſtieben."

Digitized by Google

Auch der alte Feldmarschall Möllendorff rückte noch ins Feld, derselbe Möllendorff, der vor fünfzig Jahren bei Leuthen den Kirchhof erstürmt hatte. Als damals das preußische Bataillon Garde vor dem furchtbaren Geschoßhagel und dem bajonettstarrenden Kirchhofstor eine Sekunde stutzte, warf sich Möllendorff mit dem Rufe: „Einen anderen Mann her, hier gibt's keine Bedenken!" gegen die Bajonette des Regiments Rot-Würzburg und nahm die letzte Position der Österreicher. Er focht bei Prag und Roßbach, bei Hochkirch und Torgau, er war es, der die Höhen von Burkersdorf am 16. August 1762 erstürmte. Als er in den Krieg von 1806 hinauszog, war er zweiundachtzig Jahre alt, aber noch straff und hoch von Wuchs, Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, gutmütig und menschenfreundlich. — Dann Ernst Philipp von Rüchel, nach dem Bericht von Zeitgenossen ein Mann von Feuer und lodernder Energie. Schon bei dem großen König hatte er in hohem Ansehen gestanden, man nannte ihn den „Johannes" König Friedrichs. Er war in jedem Blutstropfen ein Preuße. „Man hätte," schreibt Clausewitz, „den General von Rüchel eine aus lauter Preußentum gezogene, konzentrierte Säure nennen mögen." Aber auch dieser kundige Beurteiler, der nicht auf Rüchel eingeschworen war, gibt viele tüchtige, soldatische Eigenschaften diesem General ohne Einschränkung zu, seine kühne Zuversicht, seine Lebhaftigkeit des Geistes, seine unbedingte Offenheit und Bravour. Rüchel kommandierte an dem entscheidenden Tage von Jena die Nachhut des Hohenloheschen Korps. — Die Reserven der Hauptarmee, die bei Auerstädt fochten, kommandierte General Graf Kalckreuth. Dieser Kalckreuth war in jungen Jahren und in den entscheidenden Läuften des Siebenjährigen Krieges der Adjutant und Intimus des Prinzen Heinrich von Preußen gewesen: ein geborener Frondeur, vielleicht durch seinen hohen Freund und Gönner zu einem solchen erzogen. Keiner war vor seiner ätzenden Kritik sicher, denn er hatte einst selbst seinen Sarkasmus und seine Satire an dem großen Friedrich geübt. Aber es fehlte ihm keineswegs an Fähigkeiten und er besaß zweifellos Einsicht. Friedrich Gentz berichtet von einem Gespräch, das er mit Graf Kalckreuth wenige Tage vor der großen Entscheidungsschlacht pflog: in diesem Gespräch zog der Graf ganz fürchterlich über den Herzog von Braunschweig her und meinte dann, „so gut nun auch die Truppen seien, und der Geist, der die Offiziere beseele, seine Vorteile könnten unmöglich die Nachteile eines solchen Oberkommandanten aufwiegen; die Armee hege durchaus kein Vertrauen zum Herzog und werde und könne auch nie welches fassen. Wenn nicht binnen acht Tagen irgendein glücklicher Umstand einträte, der dem ganzen gegenwärtigen Zustand der Angelegenheit eine andere Gestalt gäbe, so werde dieser Feldzug zu Ende sein, ob nun durch einen ähnlichen Rückzug wie 1792 oder durch eine bedeutende Katastrophe, welche sogar den Eindruck der Schlacht von Austerlitz verwischen würde."

Wichard Joachim Heinrich von Möllendorff
Nach einem Gemälde von Cunningham gestochen von Townley

Diese Worte des Grafen Kalckreuth sind zu einer erfüllten Prophezeiung geworden: allerdings die Prophezeiung hätte sich ebenso gut nicht erfüllen können, denn weder das Heer, noch das Offizierkorps, noch auch die höheren Führer, die hier bei Jena und Auerstädt Napoleon gegenübertraten, waren, wie aus alledem hervorgeht, so untüchtig und morsch und von Gott verlassen, wie eine gefärbte Geschichtsschreibung, gestützt auf ungeheuerliche Berichte und Schilderungen unmittelbar nach dem unerwarteten Zusammenbruch des preußischen Staates, die Welt hat glauben machen wollen.

Das preußische Heer rekrutierte sich ungefähr zur Hälfte aus Landeskindern, zur Hälfte aus angeworbenen Söldnern. Aber die angeworbenen Soldaten fochten ebenso tapfer wie die Landeskinder. Auch die

Behandlung der Mannſchaften hatte ſich im Laufe der Zeit bedeutend gemildert; wohl ſpielten Stock und Fuchtel noch ihre Rolle, aber der König, die kommandierenden Generale und der größte Teil der Stabsoffiziere traten für eine humane Behandlung der Mannſchaften ein. Die Manneszucht ſelbſt war gut. Eins aber hatte ſich ſeit jenen Tagen, wo Preußen unter dem großen König in härteſtem Ringen um ſeine Exiſtenz focht, weſentlich verſchoben. Damals hatte der Soldat, der für die Grundbedingung des ganzen Staates, für die Unverſehrtheit des Vaterlandes focht, eine vorwiegende Bedeutung. Das änderte ſich bald nach dem Siebenjährigen Krieg, als der große König erkannte, daß vor allen Dingen die ſchweren Wunden, die das Kriegswüten dem preußiſchen Lande geſchlagen hatte, zu heilen ſeien. Der Bürgerſtand rückte allmählich wieder mehr in den Vordergrund, und es kam im Laufe der Friedensjahre ſo weit, daß der Soldat hinter dem Bürger arg zurückgeſetzt wurde. Es wurde vergeſſen, daß eben der Soldat es geweſen, der Leib und Leben eingeſetzt hatte und, für den Fall eines Krieges, wieder einſetzen mußte, um Handel und Wandel, Suppentopf und Silbergeſchirr des Bürgers zu ſchützen. Der behäbige Bürger, der Beamte, der Kaufmann, der Handwerker ſaßen friedlich im Beſitz und ſahen herab auf den Soldaten, der keine eigentliche Heimat hatte, und nichts beſaß als ſeinen kargen Sold und in der freien Zeit noch fronden mußte, um ſeine Einnahmen nur etwas aufzubeſſern. — In ſtrengen Verfügungen verbot König Friedrich Wilhelm ſeinen Offizieren ganz beſonders, jemals Bürger zu brüskieren und zu beleidigen, ja, die preußiſchen Behörden übten allenthalben eine gewiſſe Beaufſichtigung der Soldaten aus. Es ging ſo weit, daß der gemeine Mann ſich von dem Gaſtwirt, bei dem er zu verkehren pflegte, ein Wohlverhaltungszeugnis erteilen laſſen mußte, und beim Ausmarſch im Jahre 1805 mußten ſogar die Dorfſchulzen Zeugniſſe über die Führung der einzelnen Truppenteile ausſtellen. Bei Streitfällen, die zwiſchen Soldaten und Bürgern ausbrachen, konnte der Soldat gewöhnlich ſicher ſein, weit ſtrenger beſtraft zu werden als der Bürger. Dieſe ſtändige Beugung des Wehrſtandes vor dem Nährſtande zeitigte denn auch im Feldzug 1806 die eigenartigſten Früchte. Obgleich die Truppen hungerten und froren, wagte man nicht zu requirieren. Nach den Gefechten von Schleiz und Saalfeld litt die Armeeabteilung des Fürſten von Hohenlohe an allem Mangel. Zwar: Lebensmittel waren genug vorhanden und in Jena auf der Ratskammer lag ein großer Hafervorrat, aber es wurde nach Schema F zunächſt in Weimar angefragt, ob man ſich gegen Bezahlung den Hafer aneignen könnte. Als die Antwort dann kam, konnte man ihn nicht mehr gebrauchen, die Ereigniſſe hatten ſich überholt. Statt einen großen Haufen trockenen Holzes, der ſich nahe dem Lagerplatz bei Weimar befand, getroſt für die Biwakfeuer zu verwenden, ließ man die Truppen des Nachts frieren, denn man wagte nicht, das Holz anzutaſten. Ein alter Oberſt ſagte ſehr ſtolz zum Hauptmann von Boyen: „Sehen Sie, meine Leute ſtehen mitten in Kohlgärten im Lager, aber Sie können nachſehen, kein Kohlkopf fehlt.“ — „Wenn man ſich einmal entſchließt,“ bemerkt Boyen hierzu, „mit dem Opfer von einigen tauſend Menſchenleben eine ſtrittige Frage zu entſcheiden, dann kommt es wahrlich nicht auf ein paar Dutzend Kohlköpfe an.“ Schließlich halfen ſich die Leute ſelbſt, der Magen knurrte zu laut. Sie requirierten einfach und wo ſie auf Widerſtand ſtießen, nahmen ſie mit Gewalt, was ſie an Hammeln und Hühnern, Eiern und Mehl fanden. Zunächſt ſträubten ſich die Offiziere, denen man davon anbot, an dem ihrer Meinung nach unrechten Gut teilzunehmen, aber ſchließlich überwog der appetitliche Duft des brodelnden Eſſens und der Hunger trieb die alten Herren, jedwede Bedenklichkeit zu erſticken. —

Friedrich Adolf
Graf von Kalckreuth
Nach einem zeitgenöſſiſchen Kupferſtich

Prinz Auguſt von Preußen gehörte zu den vernünftigen Führern, die einſahen, daß der Soldat zunächſt eſſen muß, bevor er marſchieren und fechten kann. Er ließ ſeine Grenadiere in den umliegenden Dörfern requirieren; natürlich entſtand bei den Bauern ein Zetergeſchrei und es mußte Gewalt gebraucht werden, um ſich der Lebensmittel zu bemächtigen. Das empörte den alten Major von Rabiel aufs höchſte. Er bat Herrn von Clauſewitz ganz entrüſtet, dem Prinzen doch vorzuſtellen, daß ein ſolches Raubſyſtem in der preußiſchen Armee nicht herkömmlich und den Leuten ſelbſt zuwider ſei. Prinz Auguſt lachte darüber. Prinz Auguſt war überhaupt einer, der den Nagel auf den Kopf zu treffen verſtand. Als General Kalckreuth, in Sömmerda eintreffend, den großmütigen Befehl gab: „Es ſoll den Truppen Brot gegeben werden, und wenn kein Brot da iſt, ſo ſoll ihnen der Brotgroſchen gegeben werden,“ waren weder Brotwagen noch auch Regimentskaſſen vorhanden. „Gebt den Leuten Geld,“ ſagte darauf Prinz Auguſt ironiſch, — „gebt den Leuten Geld, was ihr nicht habt, damit ſie Brot kaufen können, wo keins zu kaufen iſt.“

Anders verſtand Napoleon den Krieg und das gewaltſame Fouragieren. Mit einer lächerlich kleinen Kriegskaſſe zog er in den Feldzug von 1806, er wußte ſeine Truppen zu behandeln, wußte, daß ſie in Deutſch-

land nicht verhungern würden. „Napoleon beſaß", erzählte General Marbot, „nämlich Aufzeichnungen über jeden einzelnen Truppenteil, die er ſehr geſchickt zu gebrauchen wußte, um die Eigenliebe der betreffenden Mannſchaften zu kitzeln. So rief er bei einem Anlaß dem 44. Linienregimente zu: „So viele ‚lange Latten' wie bei euch gibt es ſonſt nirgends im ganzen Heere; darum ſind auch eure drei Bataillone in meinen Augen ſoviel wert wie ſechs andere!" .... „Das ſtimmt!" klang es begeiſtert zurück, „vor dem Feinde wird man es ſehen!" Gegenüber dem 7. leichten Infanterieregiment, das ſich faſt ausſchließlich aus dem Nieder-Languedoc und den Pyrenäen ergänzte, bemerkte der Kaiſer: „Dies hier ſind die beſten Läufer im ganzen Heere; da bleibt kein einziger zurück, beſonders wenn es dem Feinde entgegengeht!" Dann fuhr er unter Lachen fort: „Doch, wenn ich euch volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen ſoll, ſo muß ich euch ſagen, daß ihr die ärgſten Schreier und die ſchlimmſten Langfingerimganzen Heere ſeid!" — „Jawohl, ſo iſt es!" rief die Mannſchaft dagegen, von der ein jeder eine Ente, ein Huhn oder eine Gans auf dem Torniſter hatte. Es war dies ein Mißbrauch, den man ſtillſchweigend dulden mußte, denn, wie ſchon früher bemerkt, empfingen die Truppen Napoleons, wenn ſie einmal im Felde ſtanden, nur noch höchſt ſelten Verpflegungsrationen, vielmehr mußte ein jeder zuſehen, wie er ſich aus der Umgegend den nötigen Unterhalt verſchaffte. Gewiß brachte dieſes Verfahren ſchwere Übelſtände mit ſich, doch hatte es einen ungeheuren Vorteil für uns im Gefolge, daß wir nämlich ſtets ohne jede Rückſicht auf die Verpflegung unbehindert vorzurücken vermochten. Dies verlieh uns eine gewaltige Überlegenheit über die Feinde, die bei allen ihren Bewegungen auf die Verpflegungseinrichtungen und Zufuhren Rückſicht zu nehmen genötigt waren."

So geſchah es, daß die unvernünftigen, hartköpfigen Bauern und Bürger den fremden Eindringlingen das Zehnfache geben mußten, was ſie den Schützern und Freunden weigerten.

Am 10. Oktober 1806 brach Marſchall Lannes gegen Saalfeld vor und ſtieß auf die aus preußiſchen und ſächſiſchen Truppen beſtehende Vorhut des Prinzen Louis Ferdinand. Der Prinz nahm ohne weiteres den Kampf an, obgleich er ſich ſagen mußte, daß ihm Übermacht entgegenſtehe, er hatte nur 8500 Mann. Indeſſen brachte Lannes nur ſeine Vorhut ins Feuer (Teile der Diviſion Suchet und 9., 10. Huſaren), verlor nur 200, der Prinz das Zehnfache. Infanterieregiment Müffling floh, die Niederſchleſiſche Füſilierbrigade wurde zerſprengt, während die Oberſchleſiſche und Regiment Zweifel unter Tauentzien am 9. bei Schleiz gegen Bernadottes Diviſion Drouet ſich beſſer hielten, aber preußiſche Huſaren und rote ſächſiſche Dragoner von den braunen 2. Huſſards ſogleich geworfen wurden. Der Rückzug wurde unvermeidlich. Um ſich möglichſt günſtig herauszuwickeln, entſchloß Prinz Louis Ferdinand ſich zu einem Vorſtoß, aber der mißlang gänzlich. Der Prinz geriet ins Handgemenge. Wohl hätte ſein ſchnelles Pferd ihn retten können, aber das Tier verwickelte ſich mit den Hufen in das Wurzelgeſtrüpp eines Gemüſegartens, und ein Sergeant von den 10. franzöſiſchen Huſaren hieb den Prinzen in den Hinterkopf. Man bot ihm Pardon, vergeblich. Louis Ferdinand ſetzte ſich wütend zur Wehr und fiel ſo unter den Stichen und Hieben der feindlichen Huſaren.

Vorauf den andern allen
Er ſtolz zuſammenbrach,
Prinz Louis war gefallen,
Und Preußen fiel ihm nach.

Die Leiche wurde ausgeplündert, man brachte den Orden des Prinzen dem Marſchall Lannes: „Diable, voilà qui est bon, cela fera une sensation à l'armée." „Den Teufel auch, das iſt gut, das wird bei der Armee Senſation machen." General Marbot erzählt in ſeinen Memoiren über den Fall:

Erſt nachdem die ganze Schlacht vorüber war, hatte man den Leichnam des Prinzen erkannt. Marſchall Lannes ließ ihn mit kriegeriſchen Ehren nach Schloß Saalfeld verbringen und der fürſtlichen Familie übergeben, die mit dem preußiſchen Königshauſe in engen Beziehungen ſtand. In deren Mitte hatte der Prinz den vorhergehenden Tag und Abend in froher Erwartung der Franzoſen verbracht, und ſogar, wie man ſagt, den Damen des Städtchens einen Ball gegeben. Und nun brachte man ihn als Beſiegten und als Leiche zurück! Am Tage darauf ſah ich den Toten. Sorgfältig von allen Blutſpuren gereinigt, lag er nackt bis zum Gürtel, dagegen noch mit Lederhoſen und Stiefeln bekleidet wie im Schlafe auf einem Marmortiſch. Er war wirklich ſchön! Unwillkürlich drängten ſich mir traurige Gedanken über die Unbeſtändigkeit alles Irdiſchen auf beim Anblick der Leiche dieſes jungen Mannes, der an den Stufen eines Thrones geboren und noch vor kurzem ſo ſehr geliebt, ſo umworben und ſo mächtig war! Die Todesnachricht rief im feindlichen Heere ebenſo wie im ganzen Lande die tiefſte Beſtürzung hervor, denn man hatte den Prinzen überall gleichermaßen vergöttert."

Die Zerſprengung der preußiſchen Vortruppen bei Saalfeld, die den beliebteſten General der Armee zum Führer gehabt hatten, und der Tod des Prinzen warfen dunkle Schatten auf die Siegeshoffnung, die

ſich in den Herzen ſo vieler braver Männer trotz aller Ratloſigkeit noch erhalten hatte. Aber es ſollte in wenigen Tagen ſchlimmer kommen. Im preußiſchen Hauptquartier wurde hin und her beraten, hin und her befohlen, man kam zu keinem Schluß. Es war als wenn die gewaltige Perſönlichkeit da drüben im franzöſiſchen Lager den Herren vom Oberkommando, dem Braunſchweiger und Hohenlohe, wie ein Alp auf der Bruſt lag. Den ergrauten Führern der preußiſchen Armee trat hier ein Mann entgegen, der noch die ganze Elaſtizität des Körpers und Geiſtes beſaß, und welch eines Geiſtes! Napoleon war damals 37 Jahre alt. Seine Marſchälle nicht älter. Davout 36, Lannes 37, Soult und Ney desgleichen. Der Senior unter ihnen, Augereau, war kaum 50, aber an Feuer und Draufgängertum ein Jüngling. Die Stabsoffiziere, die Oberſten, die Kapitäns waren vielfach zwiſchen zwanzig und dreißig. Die Herren da drüben im preußiſchen Lager konnten ganz gut ihre Großväter ſein. Und die Truppen, die der Kaiſer heranführte, die hatten an der Bormida, am Nil und an der Donau geſiegt. Die Pyramiden und Marengo, Hohenlinden und Auſterlitz hatten ihren Ruhm geſehen. Das zerſtreute Gefecht, die flinken, beweglichen Tirailleurs, die in aufgelöſten Schwärmen vorgingen und hinter jedem Baum, hinter jedem Stein, hinter jeder Erderhöhung gewandt Deckung ſuchten, machten ſich den viel ſchwerfälligeren preußiſchen Truppen äußerſt empfindlich. Die gingen zwar wie auf dem Paradefelde todesmutig, wohlausgerichtet vor, aber gerade dadurch boten ſie vorzügliche Scheiben für das heimtückiſche Blei aus dem Lauf der franzöſiſchen Gewehre. — Während im preußiſchen Hauptquartier, wie ein Augenzeuge berichtet, alles vollſtändig ratlos war und zum Beiſpiel der Herzog von Braunſchweig im Zimmer auf und ab laufend fortwährend nach einem Offizier rief, der neben ihm ſtand, rekognoſzierte der Kaiſer Napoleon perſönlich die feindlichen Stellungen. Das Schickſal des kommenden Tages, des 14. Oktobers, ſchien ſelbſt ihn, den ſchlachtgewohnten Führer, zu bewegen. Er ſchlief in jener Nacht wenig, zeigte ſich wiederholt im Lager und revidierte mit dem Marſchall Lannes und dem General Suchet nachts ein Uhr die Vorpoſten. Morgen ſollten zwiſchen ihm und dem berühmteſten Heere Europas die eiſernen Würfel entſcheiden. Sie entſchieden glänzend zu ſeinen Gunſten. Dennoch haben die preußiſchen Truppen in der Schlacht von Jena tapfer gekämpft. Aber Hohenlohe konnte im Grunde nichts, als um den Rückzug kämpfen, und ſein größter Fehler war, daß er das nicht rechtzeitig einſah und ſeine Abteilungen verzettelte, ſo daß ſie einzeln gepackt und geſchlagen wurden. Als die preußiſchen Linien mit glänzender Bravour und mit anfänglichem Erfolg gegen das Dorf Vierzehnheiligen ſtürmten, glaubte der General Grawert dem Fürſten Hohenlohe „zur gewonnenen Bataille" gratulieren zu dürfen, aber in wenigen Stunden, als die überlegenen Reſerven Napoleons heran waren, wurde aus der gewonnenen Bataille eine entſetzliche Niederlage.

Louis Nicolas Davout
Marſchall des Kaiſerreiches, Herzog von Auerſtädt, Fürſt von Eckmühl
Nach einem Stahlſtich

Rüchel, der auf Hohenlohes Benachrichtigung zur Unterſtützung herbeieilte, marſchierte bereits in eine verlorene Schlacht hinein. Seine Infanterie ſtürmte gegen die Höhen von Groß-Romſtedt, aber ſie wurde in Friſt von einer halben Stunde völlig geſchlagen, vernichtet. „Erſt 8000, dann 5000, dann 25 000, dann 12 000 bis 15 000 Mann hatten je eine kleine, abgeſchloſſene Schlacht für ſich geſchlagen, ohne Zuſammenhang, unter Ausführung einzelner ruhmvoller, aber nutzloſer Bravourſtücke. Sie waren — eine Gruppe nach der anderen — einem ſtärkeren Feinde erlegen. Sie wendeten die beſten taktiſchen Mittel an, die ſie kannten, um bald zu ſehen, daß dieſelben einer neuen Fechtweiſe des Feindes gegenüber wirkungslos ſeien. Dieſe erſchütternde Überraſchung hat wohl am meiſten dazu beigetragen, daß die Armee mit der einen Niederlage auch den Mut und das Vertrauen auf die Wiederkehr des Glückes zunächſt völlig verlor." So Freiherr von der Goltz.

Der Marſchall Davout, der von Napoleon die Order hatte, den Preußen in den Rücken zu fallen, ſtieß bei ſeinem Vormarſch auf Apolda auf das an Zahl überlegene preußiſche Hauptheer unter dem Herzog von Braunſchweig. Schnell entſchloſſen warf ſich der Marſchall, der nur eine Diviſion bei ſich hatte, in das Dorf Haſſenhauſen und klammerte ſich dort feſt. Braunſchweig erkannte, als ſich der Nebel hob, ſofort die Lage

Digitized by Google

und rief, mit erhobener Hand auf die Höhen deutend: „Das ist der Schlüssel zum Siege; wenn wir diese Höhen mit Infanterie und Geschütz besetzen, so ist der Sieg unser.“ Scharnhorst übernahm, als der Graf Schmettau tödlich verwundet wurde, die Führung dieser Division. Er griff ungesäumt das Dorf Hassenhausen an. Und das, obgleich bei der Hauptarmee achtzig Schwadronen Kavallerie standen, Davout hatte nur neun. Dennoch machte die Division Schmettau so gute Fortschritte, daß selbst ein sachverständiger Mann wie Scharnhorst ihr schon begeistert zurief: „Ihr habt die preußische Monarchie gerettet.“ Aber der zähe Davout hielt das Dorf und die Höhen fest und der Herzog ließ die Division Wartensleben aufmarschieren. Er befahl, das Dorf mit dem Bajonett zu nehmen, aber in diesem Augenblick traf den alten Welfen, der sich, um die Truppen vorwärts zu treiben, zu weit in die Feuerlinie gewagt hatte, eine Flintenkugel und riß ihm beide Augen fort. Zwei Offiziere stützten ihn. Auf seinem Pferde sitzend, wurde der blind Geschossene hinter die Front geleitet. Die Leitung der Schlacht hörte plötzlich auf. Der König Friedrich Wilhelm lehnte es ab, einzugreifen. Die preußischen Linien, die das Dorf Hassenhausen im Halbkreis umschlossen hatten, litten schwer unter dem Feuer, das ihnen aus Häusern, hinter Hecken und Mauern entgegensprühte, aber sie hielten aus, — hielten aus, bis Marschall Davout durch seine Divisionen Friant und Morand neue Unterstützungen erhielt und nun selbst vorstoßen konnte. Dabei standen einige tausend Schritt von der Front die Reserven unter dem Grafen Kalckreuth. Die konnten die Schlacht herstellen, die konnten den Sieg gewinnen, aber es geschah nichts. Der König sah alles zu schwarz, er glaubte nicht mehr an den Sieg. Er befahl den Rückzug; er beschloß, sich mit dem Heer Hohenlohe zu vereinigen und am nächsten Tag eine Schlacht zu schlagen. Ja, wenn ein Heer Hohenlohe noch vorhanden gewesen wäre! Als die beiden geschlagenen Armeen zusammen fluteten, brach der Strom über die Ufer und die Armee geriet in unerhörte Auflösung. Der König kam in Gefahr, gefangen genommen zu werden. Blücher ritt neben ihm. Als sie in Sömmerda eintrafen und einigermaßen in Sicherheit waren, sagte der König zu Blücher: „Wir können einander wirklich Glück wünschen, daß wir so durchgekommen sind.“

Doch ist Legende, daß Hohenlohe von doppelter Übermacht erdrückt wurde. Man rechnet da alle Teile Napoleons, die bis abend das Schlachtfeld betraten. Nicht mal 54 000, wie Lettow-Vorbeck angibt, konnte Napoleon einsetzen, sondern von eben 47 000 Anwesenden kamen nur 27 700 Inf., 7300 Kav., 2000 Art. mit 106 Geschützen gegen wahrscheinlich 57000 Hohenlohe und Rüchel (laut Lettow 53000) mit 175 Geschützen zu wirklichem Kampf (Korps Lannes, 9 Bataillone Augereau, 8 Soult, 2 Ney, 51 Schwadronen). Dagegen erweist sich die stete Behauptung als irrig, Napoleons Schützenschwärme hätten die preußische Lineartaktik spielend überwältigt, denn nach unserer Ergründung aus Martiniens Offizierstableau und genauen Einzelangaben verlor Napoleons Reiterei 1535, Infanterie 6000, Artillerie 100 (6 Offiziere), während die Preußen schwerlich mehr als 10 000 Tote und Verwundete einbüßten. Bei Auerstädt hatte Davout nur 24 200 („33 000“ ganz irrig), 44 Geschütze gegen „50 700“ Preußen (selbst Lettow hält dies für zu niedrig), 230 Geschütze! Die Preußen erlagen auch hier weniger der unleugbar großen Tapferkeit der Franzosen als ihrer eigenen elenden Führung, doch auch hier kostete jenen der Triumph gewaltige Opfer. Ihr 12., 85., 21., 25. Regt. verloren zusammen allein 110 Offiziere, das 12., 85. schmolzen auf ein Drittel, auch Piemontesisches 111. verlor 26 Offiziere, 13. Leichte über die Hälfte, 61. noch im Schlußkampf 26 Off., Davout überhaupt 7052, die Preußen schwerlich mehr als 9500, nur Div. Oranien anscheinend 40 %. Mehr als 13 000 Gefangene wird man bei Jena und Auerstädt französischerseits kaum eingeheimst haben, freilich 250 Geschütze. Daß „14 000 Mann Reserve“ bei Auerstädt gar nicht fochten, ist falsch, nur die Garden und Füsilierbrigade Ostwald kamen am Sonnenberg und bei Sulza wenig ins Feuer. Davouts Memoiren und Vigiers „Davout“ bringen viele Einzelheiten über die heldenhafte Haltung der Division Gudin, die lange allein bei Hassenhausen die Division Wartensleben und Schmettau sowie 20 Schwadronen Blüchers viermal abschlug. Indessen hatten Reitzensteinhusaren, Quitzowkürassiere, Irwing- und Königsdragoner einige Erfolge, Brigaden Wedell und Renouard nebst Grenadierbataillon Schack hatten glückliche Augenblicke, die nur nicht benutzt wurden, obschon Stabschef Scharnhorst und Generalstäbler Boyen sich beeiferten, der allgemeinen Verwirrung zu steuern. Die Generale Schmettau und Quitzow fielen, der greise Feldmarschall Möllendorff ward an der Spitze des Magdeburger Regiments Prinz Louis niedergeschossen. Jedenfalls wichen erst nach Eingreifen der im Laufschritt heraneilenden Div. Morand die Regimenter Braunschweig, Kleist, Owstien aus der Schlachtlinie. Auch war die Brigade Prinz Heinrich der Div. Oranien bei Poppel den Truppen Friants so nahe, daß der Adlerträger der Piemonteser um sein Panier ringen mußte, vier Grenadierbataillone unter dem heldenmütigen Prinzen August hielten sich wacker, Prinz Wilhelm attackierte mit bedeutenden Reitermassen das 51. Reg. Morands, wobei der Prinz vor seinen Leibkarabiniers und Blücherhusaren blutete. Nach Zerstäuben der Geschwader verließ aber die Gardekavallerie mit unanständiger Hast das Schlachtfeld. Die Feuerfestigkeit war so verschieden, daß Prinz Heinrichs Regt. Puttkamer (Brandenburg Nr. 36) 18 Offiziere verlor, sein Schwesterregt. Prinz Ferdinand (Ruppin Nr. 34) nur 8. Den ratlos herumirrenden Divisionär Prinz Oranien fuhr Generalstabsoberst Pfull unwirsch an: „Man wollte auf mich

Digitized by Google

Die Leipziger Jugend führt die angekommenen Franzosen in die Quartiere

Die französischen Soldaten untersuchen im Tor, ob keine englischen Waren hinausgebracht werden

Nach kolorierten Kupferstichen von Ch. G. H. Geißler

Digitized by Google

nicht hören", nachdem auch Brigade Lützow fruchtlos eingesetzt. Div. Oranien deckte den Rückzug bei Eckertsberga, bei Brig. Melschitzki wurde das Märkische Rgt. Zenge gänzlich aufgerieben, während das oberschlesische Rgt. Melschitzki Nr. 28 bei Auerstädt zersprengt wurde, 19 Off. tot und verwundet, und Rgt. 36 dort 3 Fahnen einbüßte. Davout, dessen Hut, Schal, Uniform von Kugeln durchlöchert (2 seiner Generale, 3 Obersten fielen), brachte den letzten Mann ins Feuer, preußischerseits verwendete man die doppelte Übermacht so ungleichmäßig, daß z. B. Grenadierbat. Osten noch mit 365 Gewehren bei Prenzlau kapitulierte, d. h. gar nicht litt, während daneben Grenadierbat. Hanstein und Rheinbaben aufgerieben. Daß dem Herzog Braunschweig beide Augen durchschossen wurden, schadete sicher nicht viel, da seine kurzsichtige Verblendung nichts überschaute. Der König, der sich trotz Tötung seines Pferdes keinen Augenblick aus dem Feuer entfernte, merkte sich heimlich alles, mit wortkarger Zurückhaltung jede Äußerung vermeidend, entwarf aber schriftlich ein klares Bild des kopflosen Wirrwars, welche gutgeschriebene Abhandlung 1906 aus dem Archiv veröffentlicht wurde.

Trägheit und kopflose Unschlüssigkeit Hohenlohes bei Jena fällt nicht ihm allein zur Last, sein Stabschef, der pedantische Quatschkopf Massenbach, hintertrieb jeden kräftigen Entschluß. In Verkennung der Lage, obschon Suchet am 12. bei Winzerlen Tauentzien auf Jena drängte, machte man Front nach Südwest, doch der in Begleitung Scharnhorsts Hohenlohe besuchende König ließ es dabei und Braunschweig untersagte am 13. jedes Hinabwerfen des 40. Regt. vom Landgrafenberg, was die Stellung um so mehr gerettet hätte, als nur Napoleons schwache Vorhut dort die Aussicht ins Saaletal versperrte, wo seine Kolonnen noch weit entfernt heranhasteten. Seine Berechnung „Wenn der Feind bei Erfurt ist, will ich ihn am 16. bei Weimar angreifen" (aus Gera an Murat) sah sich durchkreuzt, Vereinigungspunkt seiner 3 Kolonnen mußte an den Saalübergängen bei Jena, Dornburg, Kösen gesucht werden. Gleichwohl zögerte er nicht, bloß mit Korps Lannes sich vorwärts Raum zu schaffen, die von Goltz hervorgehobene Verzettelung der preußischen Streitkräfte in vereinzelten Kämpfen traf geradeso für die Franzosen zu, die nur tropfenweise den Kampf nährten. Trotz ungenügender Verpflegung brannten die Preußen auf Handgemeinwerden mit dem gehaßten Feind, dagegen drohte der sächsische Kommandierende mit Abzug, wenn er nicht Brot bekäme. Nur die sächsische Brigade Cerrini nahm anfangs am Gefecht teil, erst spät griff Augereaus Division Desjardins die Sachsen an. Wenn das 22. Bulletin feststellte, daß Div. Heudelet keinen Schuß tat, so trifft dies auch für Div. Leval, Legrand, Marchand zu, die Yorks „Napoleon als Feldherr", I 272, munter mitfechten läßt. Nur Soults Div. St. Hilaire und seine Kavallerie Margaron griffen bei Dornburg das Detachement Holtzendorf (Brig. Sanitz, Füsiliere Schimmelpfennig und Kürassiere) an, wobei Soult durch Todesdrohung von einem Pfarrer Umgehungsmöglichkeit durchs Rautal erpreßte, während ein geborener Deutscher, Adjutant Dentzel, dem Kaiser die Umgebung von Jena erläuterte, die er aus einstiger Studentenzeit kannte. Hohenlohe ließ Abteilung Tauentzien ununterstützt, Suchet und Gazan erdrückten sie gemeinsam bei Closewitz, Lützerode, Gospoda, die sächsischen Grenadiere in den Isserstädter Forst zersprengend. Doch hielten die Preußen, deren Gettkowhusaren glänzend attackierten, sich so brav, daß Claparèdes 17. Leichte schon 15 Off. verlor, sich verschoß und aus dem Feuer gezogen wurde. Beim Grenadierbataillon Herwarth trug Fähnrich v. Herwarth tapfer die Fahne voraus. Daß bei Tauentzien schon die Hälfte tot und verwundet, ist wohl übertrieben, er sammelte sich rückwärts, die Sachsenbrigade Dyherr und 13 sächsische Schwadronen deckten die entblößte Flanke, während ein Bat. Grawerts und 30 Schwadronen sich auf Vierzehnheiligen warfen, schon beim ersten Geschützlärm um 6 Uhr ohne Befehl aus dem Lager angerückt, während das Hauptquartier sich erst um 7 aufs Pferd warf. Lannes kam so ins Gedränge, daß sein 34. der Brigade Reille 30 Off. verlor. Soults Adjutant St. Chamans traf den Kaiser, in dessen Eskorte ein Gendarmenoffizier verwundet, in unmutiger Stimmung, erst um 10 Uhr langte Ney mit Colberts Reitern und 2 Voltigeurbat. (nicht 5) an. Colberts Husaren und Chasseurs drangen in die lästige Batterie Steinwehr ein, da Hohenlohes Zwölfpfünder lebhaft spielten, prallten aber am Gren.-Bat. Hahn ab und wurden von Henkelkürassieren und Prittwitzdragonern umgeritten. Noch immer dichter Nebel, den Hohenlohe sich verziehen lassen wollte, statt rücksichtlos mit dem Bajonett vorzubrechen, erst um 8 Uhr sah er sich bewogen, Rüchels Korps zu Hilfe zu rufen, der jetzt langsam herankam. Schon litten Neys zwei Vierecke, an denen die verfolgende preußische Reiterei zerschellte, so bedeutend unter Grawerts Linienfeuer mit Echelons vom linken Flügel („Nachlaß" v. d. Marwitz), daß 11 Offiziere seiner Handvoll Voltigeurs neben 18 Colberts bluteten. Jetzt setzte sich auch die sächsische Reiterei in Bewegung und richtete Lannes' vom Flügeladjutant General Bertrand herbeigeholte Reiterbrigade Treilhard übel zu (8 Off., 50 Mann gefangen). Sogar das unbeweglich zuschauende Gardefußvolk am Dornberg geriet in Verwirrung, Napoleon persönlich ordnete Vierecke. Um $^1/_2$ 11 ($^1/_2$ 10 verfrühte Angabe) avancierte Grawert mit klingendem Spiel, „gleichzeitig" brach Tauentzien wieder vor und warf die ankommende Brig. Boisnot Augereaus aus dem Isserstädter Forst. Die Nebelgardine der Tirailleure Lannes' durchstoßend, rollte die preußische Linie heran, Gazans 103. wich vor Grawert nach Krippendorf, der bis zur dortigen Windmühle seine Front verlängerte. Bei Lehesten schloß sich Holtzendorffs Brig. Sanitz an, von

Digitized by G

Erſtes Königl. Preuß. Infanterie-Regiment in k. franzöſiſchen Dienſten (ſog. „Löffelgarde"), organiſiert zu Leipzig durch den Fürſten zu Yſenburg

Durchzug der preußiſchen Gefangenen vom Hohenloheſchen Korps nach Frankreich

Nach kolorierten Kupferſtichen von Ch. G. H. Geißler

Digitized by Google

Dornburg her im Anzug, zur Überflügelung Lannes' strebte den von Soult bedrohten Flankenposten zu decken. Hier erklommen Soults 43., 55. ungehindert die Hochfläche, doch Grenadier-Bat. Borke, Losthin, Dohna wiesen zunächst am Heiligenholz alle Angriffe ab, Margerons berühmte 8. Huf. bluteten unter den Schwertstreichen der Holtzendorffkürassiere. „Bisher geht alles gut," meldete an Rüchel der mit hohem Mut in schärfstem Feuer Rgt. Sanitz und Zastrow ordnende Hohenlohe. Man schreibt dem sächsischen Stabschef Egidy nach, daß das stehende Feuergefecht den Preußen einseitig Opfer kostete, doch weder enormer Verlust des 103. (21 Off.), 34., im freien Felde noch erheblicher des 21. Leichten in Dorfdeckung und des als Reserve aufgesparten 40. scheinen danach angetan, dies wenig angebrachte vorschnelle Urteil zu bestätigen. Jetzt aber wurde der so geschwächte Tauentzien, dessen Füs.-Bat. Pelet sich zu Holtzendorff verirrte, vom 105. Desjardins, von Napoleon persönlich vorgeholt, bei Isserstädt überwältigt, die anschließenden Sachsen Dyherrns und Nehrhoffs beteiligten sich nur schlaff, die übrigen Sachsen am Schneckenberg sahen sich gefesselt durch 7. Leichte, 24. Heudelets, die am Flohberg aufmarschierten, jedoch Null verloren, also nur figurierten. Der Kampf war sonst so blutig, daß 16. Leichte 31 und Durasnells 7. Chasseurs 14 Off. verloren, größter Tagesverlust bei Infanterie und Kavallerie. Den Oberst der 20. Chasseure tötete eine Kanonenkugel. Tauentziens Füsilierbat. Rühle und Rabenau hielten sich sehr brav, Rgt. Zweiffel verlor 15 Off., wobei stets zu beachten, daß man etatmäßig viel weniger Offiziere hatte als die Franzosen. Nach 11 Uhr schien Korps Lannes zur Schlacke verbrannt, sein Stabschef Victor und zwei Brigadegenerale bluteten, ebenso Flügeladjutant General Lamarrois und Gardegeneral Lefort im kaiserlichen Gefolge. Doch Soults überraschender Andrang bei Rodigen brachte Entscheidung.

Sein Austerlitz-berühmtes 36. warf alles über den Haufen, 21 deutsche Schwadronen (dabei sächsische Klemenschevaulegers) zeigten zwar viel Entschlossenheit (St. Chamans), hatten aber wahrlich nicht „überlegene feindliche Reiterei" vor sich und rissen endlich schimpflich aus, Holtzendorff wich nach 1 Uhr auf Apolda, statt sich an Grawerts Linien anzuhängen, der sich nun bei Kapellendorf umwickelt und aufgerollt sah. Grawert selbst sank schwer verwundet. Hohenlohe suchte umsonst Rgt. Sanitz zum Stehen zu bringen, das niederschlesische Rgt. Hohenlohe löste sich auf, obschon ihm nur 9 Offiziere bluteten, nach 1 Uhr verwandelte sich das Weichen in allgemeine Flucht. Doch zahlte auch Soult, der mit Lannes' 64., 100. nachdrängte, schweren Siegespreis. Das 36. verlor den Oberst, 28 Off., 580 Mann (Historique), Margaron 275. Die Sachsen verhielten sich bisher recht still, doch ihre Reiterei deckte bis zuletzt musterhaft den rechten Flügel, während freilich Dyherrns fünf Bataillone, vom Fluchtschwall umringt, bald zersplitterten. Um 2 Uhr flutete man bei Klein-Romstadt dem Korps Rüchels entgegen, der durchaus nicht Hohenlohes Zuruf verdiente: „Sie sind ein rechtschaffener Freund," denn er kann erst sehr verspätet aufgebrochen sein, aber sonst wenigstens altpreußischen Rufes sich nicht unwürdig erwies. Entschlossen führte er sein Fußvolk zum Sperlingsberg hinauf. Doch er selbst fiel an der Spitze, durch die Brust geschossen, zwölf Offiziere fanden hier in kurzem Gefecht den Heldentod, vom östlichen Höhenrand des Werlitzgrundes ergoß sich mörderisches Kartätschfeuer. Grawerts Truppen, von dem Rgt. Grawert und Zastrow am längsten aushielten, auf die Hälfte des Bestandes geschmolzen, während das schon bei Saalfeld versagende Rgt. Müffling, bisher in Reserve, einfach ausriß, trugen Verwirrung in Rüchels Korps (wahrscheinlich 18 000, nicht 15 000). Seine frische Reiterei wurde plötzlich von fünf frischen Dragonerregimentern Murats (Div. Klein) niedergeritten, worauf die wieder gesammelten Oberschlesier (Sanitz) flohen, trotzdem Fähnrich Eberhard mit der Fahne vorsprang. So auch Fähnrich v. Sarnowski und Junker v. Poser bei Rgt. Tschepe (Nr. 37 Lissa) und den Berliner Regimentern Alt-Larisch und Winning, die fast alle Offiziere verloren und ganz zugrunde gingen, nachdem schon Rgt. Möllendorf und Wedel von Soult vernichtet worden waren. Rgt. Schenck deckte den Abzug Rüchels, der statt des um $^1/_2$3 unternommenen sinnlosen Vorstoßes besser sofort defensive Aufnahmestellung gewählt hätte. Hohenlohe rettete sich ins sächsische Grenadier-Bat. Winkel, das ungebrochen mit klingendem Spiel die Walstatt verließ. Sächsische Grenadiere schlossen sich später am Webicht der Reservebrigade Wobeser an, deren Rgt. Treuenfels (Nr. 29 niederschlesisch) und Füs.-Bat. Ernst die rastlose Verfolgung Murats eindämmten, bis dann noch 5 andere frische Reiterregimenter anlangten. Legrands Brigade Ledru rückte hier nach, Ledru erhielt leichten Streifschuß, laut einer Historique verlor man 40 Mann durch Fernkanonade, was aber gewiß noch nicht dazu berechtigt, Div. Legrand als mitfechtend zu rechnen, denn die Schlacht war schon längst vorüber. Der sächsische Höchstkommandierende Zeschwitz sah sich mit Brig. Nehrhof und Burgsdorf und dem preußischen „Detachement" Boguslawski am Schneckenberg abgeschnitten, wo Augereaus Tirailleure „mit ungemeiner Gewandtheit" (Jenaschrift von Leidolph) den steilen Abhang hinanstürzten. In Vierecken anfangs fest und ruhig abziehend, sahen sich die Sachsen plötzlich durch Murat den Weg versperrt, der teilweise mit Kürassieren und Dragonern umkehrte, während die leichten Geschwader Rüchel nachsetzten. Boguslawskis Preußen ließen sich niederhauen, 6000 Sachsen streckten die Waffen, Zeschwitz selber schlug sich mit 2 Schwadronen durch, die übrige sächsische Reiterei warf wiederholt die französische bis zu ihren Batterien zurück, die Dragoner von Polentz und Prinz Albrecht zeichneten sich am ganzen Tage aus. Wenn Durosnel ein ganzes

Digitized by Google

„preußisches" Fußregiment mit Musikkorps gefangen defilieren sah, so waren dies sicher kapitulierende Sachsen, doch diese hielten sonst ihre Waffenehre gerade so hoch wie die Preußen. Zwar übertreibt Thiers sehr, daß preußische Offiziere in ungewöhnlicher Zahl das Schlachtfeld bedeckten, nur 19 sächsische, 36 preußische fanden den Tod, ungerechnet Holtzendorffs und Boguslawskis starkgelichtete Scharen, doch die Zahl der Verwundeten (95 sächsische) war beträchtlich. Die Franzosen verloren 182 Inf.-, 102 Kav.-Offiziere, Murats Schlußkampf kostete auch noch 525 Köpfe (35 Off.), wir sagten schon, daß die Verlustangabe 4—5000 nicht stimmt, zumal dabei lächerlicherweise nur 735 Desjardins gerechnet sind, der auf 42 Off. mindestens 1500 verlor, da in diesem erbitterten Ringen sonst bei allen Einzelangaben 30—38 Mann statt der Normalziffer 1:20 und 15 Reiter statt 10 auf 1 Offizier kamen. Um 6 Uhr abends ritt Murat in Weimar ein (laut Masson 7. Chasseurs voraus), wo die bei Auerstädt Geschlagenen mit Hohenlohes Entscharten durcheinanderirrten, den seine Stabsoffiziere heraushieben, als alles in willenloser Panik auseinanderstiebte. Die vielen Polen und Ausländer, gepreßte und angeworbene Elemente, brachen das moralische Rückgrat. Dabei war man noch begünstigt worden durch Bernadottes schamloses Betragen, der weder seinen Kollegen Davout noch Soult aushalf, so Napoleon um einen wichtigen Faktor betrog und erst jetzt auf Sömmerda folgte. Da ihm ein Kriegsgericht drohte, nahm er sich fortan zusammen und vollzog gemeinsam mit Soult und Lannes erstaunliche Gewaltmärsche. Scharnhorst selbst, leichtverwundet, hinterließ jammervolle Berichte über die durcheinanderquirlenden Haufen, deren lächerlicher Offizierstrain alle Wege sperrte. Von 1500 Reitern, die Hohenlohe um sich sammelte, blieben ihm am andern Morgen 200.

Die ersten Franzosen in Leipzig 1806
Nach dem Leben gezeichnet und in Kupfer gestochen von Ch. G. H. Geißler

Indem wir so Foucards und Lettows Darbietungen durch manche Einzelheiten stark ergänzen, können wir jedenfalls Marbots Verleumdung entkräften, die Preußen hätten sich spottschlecht geschlagen, im Gegenteil bezeugt das Feldzugsjournal des Oberstabsarztes Percy: „Preußen und Sachsen fochten mit erstaunlicher Energie". Doch preußische taktische Erfolge hätten die strategische Lage nicht gebessert, die Napoleon dahin veranlagte, die Preußen mit verkehrter Front vom Hinterland abzudrängen. Da man es fertig brachte, von verfügbaren 215 000 nur 125 000 nach Thüringen zu bringen, so hätten Napoleons am 15. vereinte 160 000 dennoch die Preußen bei Weimar erdrückt. Er schwadronierte wieder mal von 200 000, die er wie ein Viereck handhabe, beides falsch, denn 167 000 Mann Sollstärke schmolzen schon durch höchst beschwerliche Gewaltmärsche und er marschierte in 3 Kolonnen zum Schnittpunkt Weimar.

Die beiden geschlagenen Heere kreuzten sich auf ihrer Flucht und es entstand ein unglaublicher Wirrwarr. „Besinnungslos", schreibt Boyen in seinen Erinnerungen, „lief der eine da-, der andere dorthin, einzelne Kanonen jagten in wilder Hast ebenso davon, oder die Fuhrleute hatten das Geschütz bereits stehen lassen und suchten sich im vollen Laufe mit ihren Pferden zu retten; nie werde ich diesen herzzerreißenden Anblick aus meiner Erinnerung verlieren. Das mühsam und unerschütterlich begründete Kriegsgebäude war hier in seinen Grundfugen erschüttert." Boyen war verwundet, er fand Aufnahme in einem Bauernhaus und seine Wirtin hatte, um ihn vor Plünderung zu schützen, die Tür hinter ihm zugeschlagen. Aber die Soldaten der „großen Nation" schlugen einfach die Tür ein. „Nun erzeigten mir bei meinem hilflosen Zustande zwei Soldaten wohl zuviel Ehre, indem sie mir ihre Bajonette auf die Brust setzten, um Geld und Uhr von mir zu verlangen. Natürlich gab ich ohne Weigerung einen gut gefüllten Beutel und eine recht hübsche Uhr hin; auch meine Schreibtafel, die ein Gegenstand ihrer Forderung war, konnte ich ruhig hingeben, da sie nichts von Bedeutung enthielt. Sie verließen mich, indem sie sagten, daß sie für mich und die übrigen Blessierten einen Wagen zum Weitertransport besorgen würden. Kurz darauf kam ein französischer Offizier in die Stube und war sehr ärgerlich, als er gewahr wurde, daß seine Untergebenen ihm in Ausübung privater Requisitionen bereits den Rang abgelaufen hatten. Mißmutig blickte er sich in der Stube nach anderweitigen

Digitized by Google

Gegenſtänden um, wobei ihm meine Stiefeln in die Augen fielen; er hob ſie auf, ſah blanke Sporen daran und fragte mich, ob dies Silber wäre. Ärger und Schadenfreude beſtimmten mich dazu, dies zu bejahen, und das Mitglied der großen Nation zog mit meinen Stiefeln und ein paar wohl polierten Stahlſporen ab."

Wie eine Räuberbande fielen die ſiegreichen Söhne der großen Nation über die Städte Jena und Weimar her. Der friedliche Muſenſitz und die altehrwürdige ſächſiſche Univerſitätsſtadt ſahen Plünderungsſzenen, wie ſie ſolche noch niemals erlebt hatten. Was irgendwie an Gold und Silberwert vorhanden war und ebenſo, was an Nahrungsmitteln und Wein ſich in Kellern und Vorratskammern vorfand, wurde geraubt, was ſich nicht fortbringen ließ, in raſender Wut zerſchlagen und zerſtört. Die Brote ſpießten die Marodeurs auf die Bajonette, den Wein ließ man in große Eimer laufen und ſchleppte ihn ins Biwak. Über Jena brach die Nacht vom 13. bis 14. herein, eine furchtbare Nacht, von der ſich durch Generationen ſchreckliche Schilderungen fortpflanzten. Wer nur ſeines Geldes, ſeiner Wertſachen, ſeiner Lebensmittel beraubt wurde, konnte von Glück ſagen. Es kamen ſchon damals abſcheuliche Greueltaten vor, wie ſie ſich ſpäter in Lübeck noch gräßlicher wiederholten. — Der Kaiſer ritt in der Nacht zum 14. durch Jena und man hoffte, daß ſeine Anweſenheit den Ausſchreitungen Halt gebieten würde; aber er nahm gar kein Quartier, er ritt durch das Erfurter Tor weiter zu ſeinen Vortruppen und weilte in der Nacht, wie ſchon erzählt, im Biwak in der Vorpoſtenlinie.

Dreimal vierundzwanzig Stunden
Plündert man in einem fort,
Alles, alles, was ſie funden,
Trugen ſie an ſichern Ort.
Gingen drei zur Tür hinaus,
Traten ſechſe in das Haus!

So beſingt ein Zeitgenoſſe in einem Bänkelſängerlied von ſiebenundſiebzig Strophen jene ſchrecklichen Tage von Jena.

Auf das Plündern verſtanden ſich die Kulturträger der „grande nation" überhaupt ſehr gut. In Weimar und Jena übten ſie es mit Meiſterſchaft. Dem alten Profeſſor Griesbach in Jena, der ein großer Theologe war, kamen auch ein paar ſolche Marodeure ins Haus. „Ich empfing ſie vollkommen gelaſſen und freundlich," berichtete Griesbach, „und demonſtrierte ihnen, ich ſei ein Gelehrter und die große Nation führe nicht mit den Wiſſenſchaften und den Dienern derſelben Krieg, ſondern ſchütze beide. Unterdeſſen holten ſie mir und dem alten O. Uhr und Börſe aus der Taſche und dem armen W., der gerade bei mir war, ſeine wenige Barſchaft, obgleich ich ſchrie, er ſei ein unglücklicher Blinder, worauf ich nur zur Antwort erhielt, ſie ſelbſt könnten aber recht gut ſehen. Dann ſetzten ſie mir auseinander, daß es ihr Metier ſei, Krieg zu führen und daß man das nicht umſonſt tun könnte!"

Nach der Schlacht brach auch das Verhängnis über Weimar herein. Man lebte in Weimar, während der Kanonendonner ſchon von ferne grollte, noch in froher Siegeshoffnung, und die Enttäuſchung war um ſo bitterer. Die Preußen retirierten zum Teil durch Weimar. Es war aber kein Rückzug mehr, es war ſchon eine Flucht, auf den Ferſen ſaßen ihnen die Reiter Murats. Die Sieger von Jena und Auerſtädt benahmen ſich nicht eben großmütig. Der Bericht eines Augenzeugen ſagt: „Die Türen, Fenſter, Schränke wurden von den Soldaten zerſchlagen und alles von Wert geraubt, was ſie nur vorfanden. Auf der Straße zogen ſie den Männern Kleidungsſtücke aus und mißhandelten die Frauen. Man ſah die Einwohner Weimars jammern und die Hände ringen, franzöſiſche Soldaten aber geplündertes Vieh und Waren tragen und, wohin man nur blickte, zerſchlagene Türen, Läden und Fenſter. Die Häuſer glichen Räuberhöhlen, manche waren auch öde und leer. Fortwährend erſcholl wüſtes, wildes Geſchrei der Plünderer und das Krachen eingeſchlagener Läden und Türen. Beim Reithauſe und im Parke befanden ſich Biwaks, dort wurde das geraubte Vieh geſchlachtet und gebraten. Die Kirchen und das Rathaus dienten zu Aufenthaltsorten gefangener Preußen. Selbſt die ſilbernen Kirchengeräte wurden von den Franzoſen geraubt." — Auch der alte Goethe wurde von Plünderern heimgeſucht, denn Marſchall Augereau, der im Goethehauſe Quartier machen wollte, kam nicht rechtzeitig. Das Haus hatte ſich mit Flüchtlingen aus der Stadt gefüllt, auch eine Anzahl franzöſiſcher Reiter waren eingedrungen, die aber nicht plünderten, ſondern nur ſchliefen. Kaum hatte der Altmeiſter ſich ſelbſt auch zur Ruhe gelegt, als zwei franzöſiſche Marodeure mit Kolbenſtößen gegen das Fenſter donnerten und Einlaß begehrten. Der deutſche Dichter fährt in den Schlafrock, ſteigt die Treppe herab, und die beiden wilden Geſellen laſſen ſich beruhigen, namentlich als man ihnen Wein vorſetzt. Aber dann, als ſie betrunken ſind, kommt die Raubluſt wieder über ſie, ſie ſtolpern die Treppe hinan, dringen in das Schlafzimmer Goethes hinein und bedrohen ihn mit dem Seitengewehr. Da im kritiſchen Augenblick wirft ſich die beherzte Chriſtiane Vulpius zwiſchen ihn und die Betrunkenen, ſchreit fürchterlich nach Hilfe, drängt die beiden Kerle aus der Tür und verriegelt das Zimmer. Ohne ihre Dazwiſchenkunft hätte es dem großen Manne das Leben koſten können. Dieſe gefahrvollen Augenblicke, wo die mutige Frau ihn rettete,

Digitized by Google

haben Goethe erkennen lassen, was er ihr schuldig sei, und Christiane hat sich auf diese seltsame Weise ihren Trauring erkämpft.

Die preußische Flucht ging weiter. Wie wütende Jagdhunde waren die französischen Marschälle mit ihren Korps dem fliehenden Heere auf den Hacken. Der Marsch ging geraden Wegs auf Berlin.

So gänzlich unerwartet war diese Niederlage von Jena und Auerstädt über Preußen hereingebrochen, daß alles den Kopf verlor. Wer Augen hatte, zu sehen und Ohren, zu hören, der mußte jetzt zu der Ansicht kommen, daß nicht nur in dem geschlagenen Heer, sondern daß in dem ganzen Zustande des preußischen Staates eine Vermorschung lag, die dem Sturm nicht standhalten konnte. „Beispiellos wie das Aufsteigen dieses Staates gewesen, sollten auch seine Niederlagen werden, allen kommenden Geschlechtern unvergeßlich, wie selbsterlebtes Leid, allen eine Mahnung zur Wachsamkeit, zur Demut und zur Treue."

Schon am 15. dekretierte der französische Kaiser noch von Jena aus, daß das Ergebnis der Doppelschlacht die Eroberung der dem König von Preußen gehörigen Länder diesseits der Weichsel sei. Zugleich verfügte er für die verschiedenen Gebiete neunzehn Kriegsschatzungen im Gesamtbetrage von fast 160 Millionen Franks. Berlin mußte zehn Millionen bezahlen. So faßte dieser große Kondottiere den Krieg auf. Als der Intendant Daru bei der Abreise von Paris den Kaiser gefragt hatte, ob er die Schatzkammer mitnehmen solle, verneinte Napoleon: er zog mit ganzen vierundzwanzigtausend Franks in den Krieg, so sicher war er seines Erfolges. —

Blücher hatte sich mit dem Reservekorps des Herzogs von Weimar vereint und muß ziemlich viel Truppen gehabt haben, seine Jägernachhut unter York hatte ein schwaches Gefecht bei Altenzaun, von dem man Wunderdinge fabelte, kein einziger Offizier Soults blutete, dessen Reiterei viele hunderte sächsische Dragoner widerstandslos aufgriff. Bedeutender verlief das oft unerwähnte Treffen bei Halle, wo schon am 17. gegen Bernadottes Div. Dupont das Reservekorps Herzog v. Württemberg (Vater des später so berühmten Prinz Eugen im russischen Dienst) äußerst schwächlich und matt die Saalebrücke verteidigte. Etwa 8000 Franzosen wurden mit geringem Verlust (24 Inf.-, 5 Kav.-Off., laut Thiers 600 Mann) der 16000 Preußen Meister, nur die weißen Aufschläge des Rgts. Treskow und die Blaupelze der Prittwitzhusaren färbten das mit ihren Leichen besäte Gefilde, wo sie allein ehrenvoll kämpften. Alles lief auseinander, 4000 ergaben sich. Am Schnittpunkt Wahren stießen Soult und Bernadotte am 1. November zueinander, wobei ihre Vorhut 8 Inf.-, 7 Kav.-Off. verlor, etwa 250 Mann, wenig genug für die auf York gehäuften Lorbeeren. Blücher entkam früher über Sondershausen, weil er dem biederen Elsässer Klein bei Weißensee angeblich Waffenstillstand vorspiegelte, die Kriegslist nützte aber wenig, da Soult unerbittlich nachdrängte. Nachdem Davout, Lannes und Garde am 20. Oktober bei Dessau und Wittenberg die Elbe überschritten, zog ersterer am 25. in Berlin ein, wo am 28. Napoleon durchs Brandenburger Tor, dessen Siegesgöttin er die Schwingen knickte, sich ins Hohenzollernschloß einlagerte, Lannes aber verfolgte mit Murat auf Prenzlau nordöstlich, wobei Voltigeurs sich hinten auf die Pferde der Reiter setzten und so 80 km zurücklegten. Reiterei Schimmelpfennig zerstob vor Lasalles leichter Reiterei, wobei die Standarte der Königindragoner mit dem Wappenschild der Hohenfriedberger Trophäen (einst Pommersche weltberühmte Bayreuthdragoner) verloren ging, am 27. ergab sich Rgt. Gendarmes, dessen Offiziere einst so übermütig auf der Schwelle des französischen Botschafterpalais ihre Klingen wetzten, feige der frisch angelangten Dragonerdiv. Grouchy bei Boizenburg, nur ein Grenadierbataillon streckte mit Prinz August erst nach namhafter Gegenwehr die Waffen. Der bei Prenzlau beschwindelte Hohenlohe focht übrigens doch noch etwas, wobei Gren.-Bat. Dohna sich gut schlug, Piemontesische 21. Dragoner richteten in Prenzlau ein Blutbad an, 6 Dragonerregimenter (alle, nicht bloß „800 Reiter") verloren 16 Off., Lannes keinen, doch Anwesenheit seiner Voltigeurs entnimmt man seinem bittern Brief an Murat, er dürfe sich nicht allein die Gloriole aneignen. Ob 16 000 oder eine geringere Zahl laut preußischen Quellen kapitulierten, sieht dahin. Am 29. hoben Milhauds 13. Chasseurs bei Pasewalk allein eine entwischte Abteilung von angeblich 5000 Mann (6 Kav.-Regimenter, 3 Bataillone) auf, die in grenzenloser Niedergeschlagenheit sich solcher Dreistigkeit nicht erwehrten. Nach dem Scharmützel bei Krieritz am 3. Nov., wo 9 französische Kav.-Offiziere bluteten, wurde Blücher am 6. bei Lübeck von Bernadottes Div. Drouet gestellt, sonst kam nur noch das 8. Rgt. Pacthod ins Gefecht, Soult diente nur als Zernierungsstatist, die Franzosen verloren 54 Inf.-, 4 Kav.-Offiziere, wohl über 1200 Mann. Zwei Stunden lang machte der Angreifer keine Fortschritte, obschon gleich anfangs Scharnhorst mit den Adjutanten Müffling und Goltz gefangen. Blüchers Artillerie richtete Verheerung an, den Artilleriechef Soults zerriß eine Granate. Füsilier-Brig. Oswald am Galgenberg und Brigade Braunschweig am Kirchhof vor dem Burgtor wehrten sich zähe, doch Rgt. Manstein und Füsilier-Bat. Ivernois und Kaiserling schlossen sich mürrisch den Marodeuren zum Plündern an. Trotz allen Eifers des Prinzen Braunschweig-Ols, des später historisch berühmten, der zu Fuß die Seinen ermunterte, mußte man zum Steindamm zurück, Drouet bedrohte vom Mühlentor, 8. Ligne vom Höchstertor in Flanke und Rücken, 10. Dragons warfen die Plötzhusaren, am Burgtor wurden Kaiserlings Füsiliere und 2. Bat. Braunschweig in die Trave versprengt, nach blutigem Handgemenge an

dem Rathaus flutete alles durchs Holstentor über die Trave bis Kattlau, Rgt. Kuhrheim deckte den Rückzug tapfer mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel. Da aller Schießvorrat in Lübeck zurückblieb, kapitulierten dann 14000, Davout schreibt 18000, und da nach Vereinigung mit Korps Winning (früher Weimar) 23 000 vorhanden, ist diese Ziffer wahrscheinlicher. Soults Adjutant St. Chamans spottete, daß 6000 Reiter, wie 12000 Infanterie und zahlreiche bespannte Artillerie in bestem Zustand, sich nicht durchgeschlagen hätten. Die einschließenden „60 000" sind Chimären, denn Soults und Bernadottes Anfangssollstärke betrug nur 52000, war aber durch unerhörte Gewaltmärsche (600 km in 30 Tagen, oft 52 km Tagesleistung) auf höchstens 40000 gesunken. Bernadotte, der im Lübecker Hafen 1200 Schwedische Grenadiere (Marbot sagt irrig „eine Division") höchst schmeichelhaft behandelte, was für später Früchte trug, beteiligte sich unter der Hand an der Plünderung Lübecks (Fezensac), wo angeblich Ungeheuerliches geschah. Schon Lettow-Vorbeck berichtet trocken, Soult, der schon am 21. im harten Tagesbefehl mit Todesstrafe für jede Ausschreitung drohte, unterdrückte die Exzesse sofort. St. Chamans, ein gründlicher Pessimist, veranschaulicht dies durch eigene Erlebnisse. Unwiderleglich steht die strenge Manneszucht unter Davout fest, auch Ney klagte zornig über Verwilderung, sogar für Augereau bezeugt Senarmont, daß er in diesem Feldzug Uneigennützigkeit bewies, in deren Ruf er sonst nie stand. Die Verbündeten in Frankreich, die Briten in Spanien waren auch keine Kostverächter im Raub- und Greuelfach, übrigens hausten die Rheinbündler in Preußen und Rußland roher als die Franzosen. Widerlich aber berührt die noch von Thiers mitgeschleppte diplomatische Gleißnerei, Geschäftskniffe mit ethischen Brusttönen als erhabenen Großmut preisend, z. B. Schonung des Herzogtums Weimar aus intellektueller Hochachtung, während die deutschen Fliegen doch nur im lauernden Spinnennetz gefangen wurden. Daß aber französische Historiker sich diesen Humbug zu eigen machen und sich noch heute über Preußens Annexionen entrüsten, entlastet Napoleon von jeder sittlichen Verantwortung, da er einfach altfranzösische Erbschaft aufnahm. Taufte sich doch schon Henri II. „Befreier Germaniens", als er Metz-Toul-Verdun stahl.

Auch mit dem Kurfürstentum Sachsen machte der Kaiser schleunigst Freundschaft und Frieden, allerdings nachdem er zunächst eine Kontribution von 25 Millionen Franks eingesäckelt hatte. Die sächsische Armee, die bei Jena tapfer gefochten hatte, wurde zurückgezogen, der Kurfürst Friedrich August von Sachsen wurde am 11. Dezember 1806 zum König gemacht und trat mit den anderen sächsischen Fürstentümern dem Rheinbund bei. Friedrich August wurde im Laufe der Jahre der treueste Vasall des Korsen. Als die Kunde der Niederlage nach Dresden kam, wollte der Kurfürst anfangs nach Preußen fliehen, aber der italienische Graf Marcolini, der als Günstling eine Rolle spielte, rief ganz wütend: „Bleibt Sie da, kurfürstliche Durchlaucht, kommt Napoleon, wird Sie nichts tun!" Und er behielt recht. Der Kaiser fügte dem Kurfürsten nichts zu als — den Königstitel und die Verleihung des Großherzogtums Warschau. Für Talleyrand soll bei dieser Gelegenheit ein Trinkgeld von rund einer Million abgefallen sein.

Die Kapitulation des Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau in der Uckermark war der verhängnisvollste Fehler, den der Fürst begehen konnte; er glaubte der Versicherung Murats, daß er von 100 000 Mann umzingelt sei, und sein Schafskopf von Stabschef, der Oberst Massenbach, bestätigte das, nachdem man ihn eingeladen hatte, die französischen Stellungen zu besichtigen. Alles blauer Dunst! Hätte Hohenlohe gefochten, so hätte er sich zweifellos durchgeschlagen, aber von seiner Seele hatte augenscheinlich eine verzweifelte Resignation Besitz ergriffen. „Ich meine," sagte er zu seinen Offizieren, „daß mein bisheriges Leben mich von der Notwendigkeit freispricht, durch die unnütze Aufopferung von mehrern tausend Menschenleben meinen persönlichen Ruhm auf eine dennoch zweideutige Weise zu begründen." Das war kein soldatisches Wort mehr: der arme Hohenlohe war zu einem resignierten Philosophen der Humanität geworden, und solcher taugt nicht im Kampf auf Leben und Tod.

Anders verstand Blücher den Krieg. Er suchte Stralsund zu gewinnen, und als das nicht mehr anging, marschierte er gegen Lübeck, auf seinen Fersen drei französische Marschälle. Mit ihm waren Oberst York und seine Jäger, mit ihm war Gerhard David Scharnhorst, und so befanden sich bei dieser versprengten Truppe jene drei Männer, deren Ruhm wenige Jahre später aufflammen sollte und deren Namen unauslöschlich eingegraben sind in die Tafeln preußischer Geschichte. Die retteten im alten Lübeck wenigstens die preußische Waffenehre. Blücher bestand darauf, unter die Kapitulation neben seiner Namensunterschrift die denkwürdigen Worte zu setzen: „Ich kapithullire, weill ich kein Brot und keine Muhnitsion nicht mehr habe."

Als auf dem Marktplatze der Oberjäger Meyer durch die Brust geschossen zusammenbricht, ruft er York zu: „Herr Oberst, ich bin blessiert." York wirft einen Blick auf den Verwundeten und sagt dann gerade heraus: „Lieber Meyer, mit Ihnen ist's vorbei, aber Sie sterben wie ein tapferer Mann, Gott befohlen!" „Na, wenn es denn doch gestorben sein muß," stöhnt der Oberjäger, „so will ich wenigstens noch einen Franzosen mitnehmen!" Spricht es, legt an und drüben stürzt ein Franzose tödlich getroffen zusammen. Auch York erhält einen Schuß in die Schulter. Ein riesiger Chasseur springt auf ihn zu, drückt ihn zu Boden und kniet auf seiner Brust. Ein französischer Offizier sieht es, reißt den Wütenden zurück und läßt den verwundeten

York in ein Haus tragen. Scharnhorſt wird in der Mühlenſtraße gefangen genommen, Blücher, ſelbſt an der Spitze ſeiner Truppen, ſchlägt ſich bis zum Holſtentor durch und marſchiert auf Travemünde, um dort noch eine Schlacht zu wagen: aber bei Ratekau erreicht ihn das Verhängnis.

Auch die Feſtung Kolberg hielt ſich, dort leuchtete der Name Gneiſenau auf, dem der alte knorrige Joachim Nettelbeck unermüdlich zur Seite ſtand. In Graudenz wehrte ſich der alte General Courbière. Als ihm die Belagerer hineinſagen ließen, „es gebe keinen König von Preußen mehr", rief der feurige Mann: „So bin ich König von Graudenz," — und der war auch 74 Jahre alt. Die kleine Feſte Koſel in Schleſien unter dem tapferen Oberſt Naumann und ſeinem Nachfolger von Puttkamer hielt ſich gegen die bayriſchen Hilfstruppen bis zum Friedensſchluß; auch Pillau hielt ſich. Es gab noch immer Preußen!

Inzwiſchen fielen die anderen preußiſchen Feſtungen ſchmählich in die Gewalt der Franzoſen. Die alten Grauköpfe, die hinter den Wällen kommandierten, hatten alle die Faſſung verloren. Zwar hatte der alte Kleiſt in Magdeburg, ein Greis Mitte der Siebenzig, vorher geſchworen, „er werde die Feſtung halten, bis ihm das Taſchentuch in der Taſche brenne". Aber als dann der Marſchall Ney vor die Stadt rückte, übergab er die Feſtung mit neun Generalen, „24000 Mann" und 600 Geſchützen. Und dabei waren ſo viele Vorräte, Lebensmittel und Munition in dem Feſtungsmagazin aufgehäuft, daß ſich Magdeburg monatelang hätte halten können. Erfurt fiel, Spandau, Küſtrin, Hameln, Stettin, ſie alle fielen — fielen, wenn nur ein Trompeter mit weißer Flagge an der Spitze von einigen hundert Reitern vor ihnen erſchien. Allerdings die franzöſiſchen Generale haben es bei dieſem Feſtungskriege an Schwindeleien nicht fehlen laſſen, aber waren denn dieſe preußiſchen Kommandanten verpflichtet, all die Gaskognaden und den blauen Dunſt, der ihnen vorgemacht wurde, zu glauben? Der Krieg, der ſich nachher da oben in Oſtpreußen entſpann, hätte eine ganz andere Wendung nehmen können, wenn die Kommandanten der Feſtungen ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit getan hätten, denn Napoleon wäre alsdann gezwungen geweſen, ganze Armeekorps zu entſenden, um die Belagerungen durchzuführen, und ſein Heer, das er gegen die Ruſſen führte, wäre ſtark geſchwächt worden.

„Mit Leonidas' Mut ſtarb er Leonidas' Tod" ſteht auf Prinz Louis Ferdinands Sarkophag, doch ſeine Leute bei Saalfeld waren nicht Thermopylenſpartaner und er ſelbſt nur ein tapferer Haudegen wie all die anderen kopfloſen Führer. Dagegen ſollen damals zwei blutjunge Fähnriche ſich mit einer Fahne ertränkt haben, um das Feldzeichen zu retten, und nichts iſt törichter, als von Feigheit der „Junker" zu ſchwatzen. Selbſt die greiſen Feſtungskapitulanten erlagen weniger einer Anwandlung von Feigheit als dem hypnotiſchen Bann eines Grauſens vor etwas Unheimlich-Unüberwindlichem. Was ſich von Trümmern nach Erfurt warf, kapitulierte am 15. vor Oberſt Prével der 3. Küraſſiere, wie ſpäter Stettin vor einer Huſarenbrigade, Küſtrin bloß vor dem 12. Ligne, Magdeburg mit 16 000 Mann (ſchrieb Davout, „24000" alſo wohl arg übertrieben) vor Ney, obſchon es ſich acht Wochen länger hätte halten können. Die Berennung von Graudenz kann nicht allzu ernſt geweſen ſein, denn die Belagerer verloren nur 7 Offiziere, dagegen ließen Italiener, Holländer, Thüringer 69 Offiziere vor Kolberg liegen, dies untrügliche Beweisdokument beſtätigt alſo den Ruhm Gneiſenaus, während Kalckreuths „heldenmütige" Verteidigung der ſtärkſten Feſtung Danzig mit ſehr ſtarker Beſatzung ſich gar nicht daneben ſehen laſſen kann. Friccius' Werk darüber läßt Kalckreuths Schwäche hervortreten. Lefebvres Franzoſen, Badenſer, Polen, Heſſen, Sachſen, 35 Bataillone, 17 Eskadron und das Deckungskorps Lannes verloren 104 Offiziere, höchſtens 2500 Mann, während die nur 13 Bataillone vor Kolberg ſchon 1500 einbüßten. Rheinbündler unter Jerome und Vandamme beſetzten Schleſien, wo der Landſturm Graf Goltzens ſich tapfer wehrte, während Parteigänger wie Hellwig und Schill dem Feinde manchen Schaden zufügten.

Wie die feige Übergabe von Feſtungen von den Truppen aufgenommen wurde, erzählt Adalbert von Chamiſſo, der die ſchmachvolle Kapitulation von Hameln als junger Offizier miterlebte, ſehr ergreifend. Er ſchreibt am Tage der Übergabe an ſeinen Freund Varnhagen von Enſe in Berlin: „Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutſchen Namen, es iſt vollbracht, das Schmachvolle, die Stadt iſt über. Sie ſchoſſen ihre Patronen dem feigen Kommandanten in die Fenſter, ſie ſchoſſen in Wut und Trunkenheit aufeinander, ſie zerſchellten ihre Gewehre an den Steinen, damit ſie nicht von fremder Hand rühmlicher geführt wurden, weinend nahmen die alten Brandenburger Abſchied von ihren Offizieren. In der Kompanie des Kapitäns von Britzka, Regiment von Haack, ſtanden zwei Brüder Warnawa, Soldatenſöhne; ſie ſetzten ſich wechſelſeitig das Gewehr auf die Bruſt, drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben. Offiziere und Gemeine hegten nur einen Gedanken: Es galt, bedrängt vom äußeren und inneren Feinde, den alten Ruhm zu behaupten, und nicht ein Rekrut, nicht ein Tambourjunge wäre abgefallen. Ja, wir waren ein feſtes, treues, ein gutes, ſtarkes Kriegsvolk. O, hätten Männer an unſerer Spitze geſtanden!"

Alles, was nach den verlorenen Schlachten und Kapitulationen an Preußen noch im Felde ſtand, betrug 20000 Mann unter dem General Leſtocq, die in Weſtpreußen ſtanden, um ſich mit den Ruſſen zu ver-

einen. Das war alles von einem Heer von über 200000 Mann! Der Zusammenbruch war ungeheuer. Schon in Wittenberg hatte Napoleon den Gesandten Lucchesini empfangen und als Grundlage für den Frieden die Elbe als die Westgrenze der preußischen Monarchie bezeichnet. Die starke Festung Magdeburg sollte bei Preußen bleiben. Diese Bedingungen schienen aber den preußischen Staatsmännern nach einer einzigen Niederlage all zu hart, man versuchte mildere zu erhalten. Aber bei den täglich einlaufenden Nachrichten von neuen Festungskapitulationen und Niederlagen steigerte natürlich der Kaiser seine Bedingungen von Tag zu Tag. Das Verhandeln mit ihm wurde immer schwieriger und dann: von Rußland winkte doch die ersehnte Hilfe. Kaiser Alexander versprach mit 180000 Mann in den Krieg einzugreifen. Diese 180000 Mann standen aber zunächst nur auf dem Papier da. In dieser Hinsicht waren die russischen Zustände genau so, wie sie heute sind.

Am 24. Oktober marschierten die ersten Franzosen in Berlin ein, an ihrer Spitze der General Davout, der Sieger von Auerstädt. Infolge dieses Sieges ernannte ihn der Kaiser zum Herzog von Auerstädt. Er war der fähigste Marschall des Kaiserreiches, auch in seinen Entschlüssen der selbständigste. Er entstammte einem altadligen Hause, seine Vorfahren hatten an den Kreuzzügen teilgenommen. In seiner Heimat Auxerre pflegte man zu sagen, „wenn ein Davout geboren wird, so fährt ein Degen aus der Scheide". Davout war einer der ergebensten Anhänger des Kaisers. Napoleon konnte sich in jedem Falle auf diesen Mann verlassen, obgleich er ihn im Grunde durchaus nicht liebte. Später, als die Schlacht von Waterloo geschlagen war, ist Davout es gewesen, der als Gouverneur von Paris die bitteren Worte gesprochen hat: „Was, Euer Bonaparte will nicht fort? Er muß uns von sich befreien; wenn er nicht freiwillig geht, verhafte ich ihn mit eigener Hand." So ändern sich die Zeiten!

Der Kaiser selbst traf am 25. Oktober in Potsdam ein. Er besuchte dort das Schloß Sanssouci und, in das Arbeitszimmer Friedrichs des Großen tretend, sprach er die Worte: „Meine Herren, dieser Ort verdient unsere Achtung!" Auch das Grab des großen Preußenkönigs in der Garnisonkirche zu Potsdam suchte er auf. Am Sarge stehend, sagte er ahnungsvoll: „Wenn der gelebt hätte, wäre ich nicht hier." Der Genius in ihm fühlte in seinen tiefsten Tiefen, daß hier der Staub eines jener Männer moderte, in dessen irdischer Hülle einst auch der Genius gewohnt hatte: Eines jener großen Einsamen, der einsam gewesen war, wie er selbst. Wir dürfen diese Worte im Arbeitszimmer und am Sarge Friedrichs des Großen als wirklich empfunden annehmen, denn so gut wie Friedrich II. seine Zeit um ein Gewaltiges überragte, so gut überragte dieser Korse alle die Könige und Fürsten und Marschälle und Staatsmänner, die um ihn waren. Einsamkeit ist das irdische Schicksal des Genies. Solche Empfindungen hielten aber leider Napoleon nicht ab, den Degen des großen Königs, seinen Kordon des schwarzen Adlers, seine Generalsschärpe, und die von der Garde im Siebenjährigen Kriege geführten Fahnen zu rauben und nach Paris zu schicken, wo sie im Hotel der Invaliden aufbewahrt werden sollten.

Am 27. Oktober hielt der Kaiser seinen Einzug in Berlin durch das Brandenburger Tor. Voran die Grenadiere zu Fuß und die Chasseurs von der kaiserlichen Garde, dann die Veteranenbataillone von Marengo und von Austerlitz, in ihrer Mitte der Kaiser. In seinem Gefolge sah man Davout, Berthier und Augereau; auch Duroc war unter ihnen. Wunderbar, seine Feldzüge bekamen dem Kaiser immer sehr gut. Sein Gesicht hatte nichts mehr von jener Hagerkeit seiner Generals- und Konsulsjahre, es sah rund und wohlgenährt aus. Seine ganze Statur war von behäbiger Fülle: er setzte Fett an. — Er wohnte einige Zeit im Charlottenburger Schloß. Leider hatte man bei der Flucht der königlichen Familie nicht einmal die Vorsicht gebraucht, die Privatpapiere an sich zu nehmen. So ließ Napoleon die Korrespondenz der Königin Luise durchstöbern und erhielt den Beweis dessen, was er allerdings schon wußte, daß die Königin zum Kriege getrieben hatte. Übrigens hatte man auch schon auf dem Leib des Prinzen Louis Ferdinand blutdurchtränkte Briefe gefunden, die dasselbe bewiesen. Er ließ in Anspielung auf jene Zusammenkunft Kaiser Alexanders mit dem preußischen Königspaar an der Gruft Friedrichs des Großen jene schwere Beschimpfung der Königin in die Welt hinausgehen, die am besten zeigt, wie leicht Zynismus und Gemütsroheit die Politur bei ihm durchbrachen. „Das Ergebnis," hieß es da, „des famosen Schwures über dem Grabe des großen Friedrich am 4. November 1805 ist die Schlacht von Austerlitz und die Räumung Deutschlands von den Russen gewesen. Man fertigte 48 Stunden später einen Kupferstich an, den man in allen Läden sieht und selbst das Gespött der Bauern erregt. Man sieht dort den schönen Kaiser von Rußland und neben ihm die Königin, auf der anderen Seite den König, der die Hand über dem Grabe des großen Friedrich erhebt. Die Königin selbst ist in einen Schal gehüllt, ungefähr wie Londoner Bilder die Lady Hamilton darstellen, legt die Hand aufs Herz und scheint den Kaiser von Rußland zu betrachten. Man begreift nicht, wie die Berliner Polizei die Verbreitung einer solch erbärmlichen Satire zulassen konnte. Jedenfalls konnte der Schatten des großen Friedrich nur empört über die Skandalszene sein." Dies abscheuliche Bulletin wurde auf Napoleons Befehl allenthalben verbreitet, in Berlin sogar öffentlich angeschlagen; eine schwerere Kränkung und scheußlichere Beleidigung der Königin konnte überhaupt nicht erdacht werden, denn der

hineingelegte Vergleich mit der Lady Hamilton, die als Mätreſſe von Hand zu Hand gegangen war, die beſonders bekannt war durch ihr Verhältnis zu dem Admiral Nelſon, iſt eine bewußte Gemeinheit ſondergleichen. Aber man ſieht ſo recht aus dieſer Handlung, zu welchen Mitteln der Mann kaltblütig griff, wenn es galt, ſeine Feinde zu treffen, und in der ſchönen Königin von Preußen glaubte er eine raſende Feindin zu beſitzen.

Die Berliner wunderten ſich über die Kleinheit der Franzoſen, der Oberſt eines bewährten Linienregiments war ein wahrer Zwerg. „Sie ſind alle ſo klein und ſchwach," ſchrieb ein Offizier, „daß unſereiner es mit vier von ihnen aufnehmen könnte, doch auf dem Schlachtfeld verwandelten ſie ſich gleichſam in übernatürliche Weſen." Von der Übertreibung abgeſehen, denn manche Franzoſen waren hölliſch martialiſche

Napoleon am Sarge Friedrichs des Großen
Nach einer Zeichnung von Döhling geſtochen von F. Jügel

Kerle, ſteckt hier die Wahrheit. So viel vermögen Führung und moraliſcher Faktor, den Napoleon im Verhältnis zur Materie wie 3:1 berechnete. Kriegführen iſt, ſo ſeltſam es klingt, eine weſentlich geiſtige Sache, auch eine „moraliſche".

Eine rein komiſche Epiſode, die ſich im Charlottenburger Schloß abſpielte, iſt übrigens bezeichnend für eine gewiſſe Furcht vor Attentaten und Überfällen, in welcher der Kaiſer ſowohl wie ſeine nächſten Getreuen beſtändig lebten. Schon Prinz Eugen von Württemberg erzählt uns, daß, als der Kaiſer nach Ludwigsburg kam (vor dem Feldzug von 1805, wie hier ſchon erzählt wurde), einige Kammerdiener und Polizeiagenten ihm vorausreiſten und ſeine ganzen Zimmer, Schränke, Betten, Stühle, Türen genau abſuchten, „es blieb zweifelhaft, ob nach Wanzen oder Meuchelmördern!" Als nun der Kaiſer im Charlottenburger Schloß ſchlief, ging plötzlich ein furchtbarer Spektakel los, Trompeten dröhnten durch die Stille der Nacht, alles, die Dienerſchaft, die Adjutanten, der Kaiſer ſelbſt fuhren aus den Betten und glaubten, daß ein Überfall auf die Perſon des Kaiſers im Anzuge ſei. Plötzlich iſt alles ſtill. Niemand weiß, wo die Trompeter geblieben ſind, die da geblaſen haben. Zur Vorſicht bleibt ein Teil der Dienerſchaft wach. Und ſiehe da! nach Verlauf von einer Stunde geht derſelbe Spektakel los, und was war es? Man entdeckte in einem der

Digitized by Google

nächsten Zimmer eine wundervolle Spieluhr, die Trompetenstücke zum besten gab. So wurde der Kaiser der Franzosen von einer harmlosen Spieluhr genarrt.

In Berlin kommandierte General Hulin. Er wurde wegen seiner großen Ruhe, seiner inneren Festigkeit und seiner unbedingten Ehrenhaftigkeit vom Kaiser gern als Gouverneur der eroberten Hauptstädte verwendet. Damals war er schon Graf; 1805 war er Kommandant von Wien, jetzt, 1806, von Berlin. Als Uhrmachergeselle war er einst von der Schweiz eingewandert. Seltsame Laufbahn, die der alte Bastillenkämpfer nun hinter sich hatte! Man hatte in Berlin eine Art Bürgergarde gebildet, die sich ihm zur Verfügung stellte. Die goldene Jugend drängte sich zu den Offizierstellen in dieser Truppe, der schönen Uniform wegen, und weil es schließlich für eine Ehre galt, so halb und halb unter dem großen Imperator zu dienen. Einer von diesen eitlen Grasaffen glaubte sich nun bei Hulin entschuldigen zu müssen, daß er einer Festlichkeit zum Geburtstag der Königin beigewohnt hatte. „Sie taten recht, Monsieur," sagte Hulin kalt, „ich selbst habe auf das Wohl der schönen Frau getrunken."

Es sah um den guten Geist des preußischen Volkes, wenigstens der „Oberen Zehntausend" schlecht genug aus. Die Napoleon-Schmeichelei nahm widerwärtige Formen an. Der Historiker Johannes Müller, von dem der ernste Niebuhr einst gesagt hatte, „daß in seinen Schriften der Lebensatem der Wahrheit überall fehle", war als preußischer Hofhistoriograph noch vor wenig Wochen ein wütender Gegner Napoleons gewesen. „Nie", so schrieb er kurz vor dem Zusammenbruch, „werde ich vor dem verächtlichen Abgott, den die Furcht und Kleinheit schuf, die Knie beugen." Und er war der erste, der sie beugte! Der charakterlose Mann, ein dickbäuchiger, kleiner Mensch, mit häßlichem Kopf, der „immer glühend war vom vielen Fressen und Saufen," war der allererste, der umfiel. Napoleon konnte solche Leute gebrauchen, verstand auch, sie zu gebrauchen. Er empfing den preußischen Hofhistoriographen in einer Audienz, und alsbald schrieb Johannes Müller von dem „verächtlichen Abgott": „Sein gediegener Verstand hat mich mit Bewunderung, sowie seine Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllt. Durch sein Genie und seine Güte hat er mich erobert." Als Parallele dazu muß man auch Napoleon hören, der an seinen Bruder Joseph schrieb: „Ich stelle die Gelehrten und die Menschen von Geist auf eine Stufe mit den Koketten. Man muß sie sehen, muß mit ihnen plaudern, aber man muß diese nicht heiraten und jene nicht zu Ministern machen." Dennoch wurde Johannes Müller Minister des neu zusammengekneteten Königreiches Westfalen und später Generaldirektor der Unterrichtsanstalten dieses Landes. Um gerecht zu sein: er war ein bienenfleißiger Mann. Um eine Weltgeschichte zu schreiben, hatte er in einem Vierteljahrhundert an zweitausend Quellenschriften durchstudiert und den Extrakt auf 17000 eng beschriebene Folioseiten zusammengetragen. Friedrich Gentz, früher sein bester Freund und Zechgenosse zusammen mit dem Prinzen Louis Ferdinand, schrieb empört: „Über Ihre frevelhafte Apostasie spreche ich ein unerbittliches Verdammungsurteil."

Anders trat der alte Jean Pierre Erman auf, der ehrwürdige Geistliche an der französischen Kirche in Berlin; der sagte beim Empfang des Kaisers gerade heraus: es würde einem Diener des Evangeliums schlecht anstehen, wenn er die Lüge sprechen würde, daß er sich über den Einzug des Feindes freue!

In Berlin hatte der Kaiser Napoleon im Schloß Wohnung genommen. Im Lustgarten hielt er eine Parade über seine Garde ab und die von den preußischen Regimentern erbeuteten Fahnen wurden im Triumph durch die Stadt getragen. Die Stadt blieb beim Einzug des Kaisers und auch während seines Aufenthaltes in Berlin ruhig und empfindungslos. Die berüchtigte Verfügung des Grafen von Schulenburg, die dieser sofort nach dem Eintreffen der Schreckenskunde von Jena erlassen hatte: „Der König hat eine Bataille verloren, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht: Ich fordere alle Bürger Berlins hierzu auf", hatte ihre Schuldigkeit getan. Übrigens waren die Volkskreise mehr als passiv. Als Prinz August von Preußen nach tapferem Widerstand — er hatte versucht, sich mit seinem Regiment durch die Feinde zu schlagen — gefangen wurde und auf seiner Reise nach Frankreich durch ein preußisches Dorf fuhr, mußte er das Empörende erleben, daß eine Krugwirtin, die den Prinzen allerdings nicht kannte, ganz getrost den Wunsch aussprach: „sie wollte, daß erst alle Preußen gefangen seien, damit der Krieg zu Ende käme." Nun, der preußische Bauer und Bürger sollten jeder am eigenen Leibe empfinden lernen, was französische Bedrückung und Einquartierung zu bedeuten hatten.

Vom königlichen Schlosse zu Berlin aus erließ der Kaiser der Franzosen seine Machtsprüche, durch die er drei deutsche Fürsten ihrer Länder enteignete. Der Kurfürst Wilhelm in Hessen, der allerdings eine klägliche Schaukelpolitik zwischen Frankreich und Preußen betrieben hatte, wurde aus seinem Lande gejagt, das Marschall Mortier besetzte. Der Herzog von Nassau, ein Verbündeter Preußens, wurde ebenfalls vertrieben. „Die Dynastien Hessen-Kassel, Nassau und Braunschweig-Lüneburg haben aufgehört zu regieren!" Der alte Herzog von Braunschweig, der bei Jena die tödliche Wunde erhalten hatte, war nach Ottensen bei Hamburg geflüchtet und daselbst am 18. November 1806 gestorben. Auf dem dortigen Friedhof liegt er auch begraben. Die Thronfolge ging auf seinen Sohn Friedrich Wilhelm über, der mit dem Blücherschen Korps bei Ratekau gefangen war, aber der Machtspruch des Korsen hatte ihm be-

Digitized by Google

reits den Weg auf den Thron ſeiner Väter verſperrt. Aus dieſem ſtolzen Welfen wurde ein ſtarker Haſſer. Die Geſchichte kennt ihn als den „ſchwarzen Herzog“ und er war der tapferſten einer. In dieſen Blättern wird noch manches von ihm zu berichten ſein.

Der ehrenhafte deutſche Karl Auguſt von Sachſen-Weimar entging nur mit genauer Not dem gleichen Schickſal. Seine tapfere Herzogin war es, die ihn rettete. Als Napoleon am Tage nach der Schlacht die Schloßtreppe von Weimar emporſtieg, trat ihm die Herzogin entgegen. Ein kurzes, barſches: „Wer ſind Sie?“ — „Die Herzogin von Weimar.“ — „Sie tun mir leid, ich werde Ihren Gemahl vernichten! Ich wünſche auf meinen Zimmern zu ſpeiſen!“ Damit drehte der Gewalthaber der entſetzten Frau den Rücken. Aber ſie ſuchte dennoch am nächſten Morgen eine neue Unterredung nach. Zuerſt ſchien der Kaiſer noch höchſt ungnädig. „Wie konnte Ihr Mann ſo toll ſein, mit mir Krieg zu führen?“ Aber die Herzogin verlor

Qui vive? Jott hab' er ſich nich', la vache!
Nach einem kolorierten Kupferſtich von Gottfried Schadow

die Geiſtesgegenwart nicht. „Der Herzog, mein Gemahl, ſteht ſeit 30 Jahren in preußiſchen Dienſten, er hat nur ſeine Pflicht als preußiſcher General getan. Wie würde Eure Majeſtät über einen Ihrer Verwandten gedacht haben, wenn er Sie beim Ausbruch des Krieges im Stich gelaſſen hätte? Würden Sie ihn nicht ehrlos genannt haben?“ — Der Korſe — das muß man ihm laſſen — war vernünftigen, klar und feſt vorgebrachten Einwendungen eigentlich nie unzugänglich, dazu war er ſelbſt ein viel zu logiſcher Kopf. Und dann, er zürnte nur ſo lange, als ſich jemand ihm widerſetzte, hatte er ſeinen Feind zu Boden geworfen, ſo war der Zorn ſchnell verraucht. Man könnte dafür tauſend Beiſpiele aus dem Leben dieſes ſeltſamen Mannes anführen. Der Zweck war ihm alles, der war hier erreicht. Aber es lag auch in ſeinem Charakter, daß er das letzte Wort behalten wußte: „Madame, Sie ſind wahrhaftig eine der achtungswürdigſten Frauen, die ich kennen gelernt habe, Sie haben Ihren Gemahl gerettet, um Ihretwillen verzeihe ich Ihrem Mann, denn was ihn ſelbſt betrifft, ſo taugt er nichts.“ Welch letzteres nur ſo hingeraſſelt war, denn Karl Auguſt taugte ſehr viel, und der Kaiſer wußte das recht gut. Dann kam noch als eine religiöſe Zugabe der Satz: „Croyez-moi, Madame, il y a une providence, qui dirige tout et dont je ne suis pas que l instrument.“ „Glauben Sie, Madame, es gibt eine Vorſehung, die alles regiert und deren Werkzeug ich nur bin.“ — Seltſames Werkzeug! Aber wer will bezweifeln, daß in dieſem Chaos von einem Menſchen plötzlich ein ſolcher Funke religiöſer Empfindung aufglühte? Zu dem hundetreuen General Rapp, der an jenem Tage um ihn war, ſagte er gleich nach dieſer Unterredung: „Voilà une femme, à laquelle pas même nos deux cents canons ont pu faire peur“ „Das iſt eine Frau, die ſelbſt vor zweihundert Kanonen keine Furcht hat.“

Digitized by Google

Aber Karl Auguſt mußte den König von Preußen um ſeine Entlaſſung bitten und mußte wohl oder übel hinein in den Rheinbund.

Vom Königsſchloſſe zu Berlin aus führte Napoleon auch jenen ſchweren Schlag gegen England und zugleich gegen den ganzen Feſtlandshandel, der als „Kontinentalſperre“ geſchichtlich geworden iſt. Mit einem Federzug ſperrte er dem britiſchen Inſelreich ſämtliche Häfen des Feſtlandes oder wenigſtens des Feſtlandes, das von ihm unterjocht war. „Jeder Handelsverkehr und jeder Briefwechſel“, hieß es da, „mit den britiſchen Inſeln iſt unterſagt, folgenderweiſe ſind die Briefe und Pakete, welche nach England oder an einen Engländer gerichtet ſind oder deren Adreſſen in engliſcher Sprache geſchrieben ſind, vom Poſtverkehr ausgeſchloſſen, und ſie alle werden konfiſziert. — Jeder Staatsangehörige Englands, wes Standes und Ranges er auch ſei, der ſich in den von unſeren und den Truppen unſerer Verbündeten beſetzten Ländern aufhält, wird zum Kriegsgefangenen erklärt. — Jedes Magazin, jede Ware, jedes Eigentum irgendwelcher Art, das einem engliſchen Untertanen gehört, wird als gute Priſe erklärt.“ — Der Handel mit engliſchen Waren iſt verboten, und jede Ware, die England gehört oder aus ſeinen Fabriken und Kolonien ſtammt, wird als gute Priſe erklärt.“ — Und ſo ging es weiter. Der franzöſiſche Kaiſer, der ſich allmählich in einen Allmachtsdunſel verrannte, wollte England mit dieſem Gewaltſtreich um jeden Preis treffen. Eine Unmöglichkeit ſollte es für ihn nicht mehr geben. Er war in die Stimmung Mirabeaus gekommen: „Impossible? Sprechen Sie dieſes Vieh von einem Wort nicht mehr aus!“ Allerdings: was konnte dem noch unmöglich ſcheinen, der vom kaſſierten Unterleutnant in zehn Jahren zum Kaiſer aufgeſtiegen war, zum mächtigſten Manne in Europa? Was konnte dem noch unmöglich ſcheinen, der auf untertänig gebeugte Häupter deutſcher Fürſten, deren Geſchlechter ſeit Jahrhunderten erbeingeſeſſen waren, Königskronen ſtülpte, der ſeine Verwandten, mochten ſie nun Schnittwarenkommis oder Böttcherſöhne geweſen ſein, zu Königen machte, der ſeine Vaſallen um das zerriſſene Gewand des deutſchen Reiches würfeln ließ, wie einſt die Kriegsknechte um Jeſu Kleider gewürfelt haben! Aber er konnte wohl dieſes England mit ſeinem Dekret ſchwer treffen, vernichten konnte er es nicht. Bis an die Grenzen der Möglichkeit war er gegangen. Doch er täuſchte ſich in den gewaltigen Hilfsmitteln dieſes ſtarken, ſtolzen Volkes. Es war denn doch nicht nur der Krämergeiſt, der drüben herrſchte. Dieſes Volk pflegte Schlag um Schlag zu vergelten.

Die königliche Familie war, als das Unheil hereinbrach, gen Oſten geflohen. Es war eine furchtbare Flucht, denn es war, wie wir aus Briefen der Königin Luiſe wiſſen, eine Flucht in die Hoffnungsloſigkeit. In jenen ſchweren Tagen haben ſich in ihrem großen Herzen zwei Pole berührt. Sie ſuchte in Marienwerder, am Klavier ſitzend, Troſt in Paul Gerhards wundervollem Lied „Befiehl du deine Wege“, ſie ſuchte Troſt in Goethes „Wilhelm Meiſter“, und in Ortelsburg, in einem armen Zimmer ſitzend, trug ſie in ihr Tagebuch ein:

„Wer nie ſein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!“

In jenen Stunden der Qual blieben ihr ſelbſt aus nächſter Nähe Vorwürfe nicht erſpart. Der König ſah alles ſchwarz, war kleinmütig, und Luiſe hatte viel mit ihm zu tun, ſeinen Mut wieder aufzurichten. Um jene Zeit ſchrieb Heinrich von Kleiſt an ſeine Schweſter: „An unſere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In dieſem Kriege, den ſie einen unglücklichen nennt, macht ſie einen größeren Gewinn, als ſie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man ſieht ſie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenſtand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; ſie, deren Seele noch vor kurzem mit nichts beſchäftigt ſchien, als wie ſie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie verſammelt alle unſere großen Männer, die der König vernachläſſigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um ſich; ja ſie iſt es, die das, was noch nicht zuſammengeſtürzt iſt, hält.“

Als die Königin am 9. Dezember in Königsberg eintraf, wurde ſie krank, am Typhus, der damals epidemiſch auftrat. „Nie“, ſchrieb der alte Hufeland, ihr Leibarzt, „werde ich die Nacht des 22. Dezember vergeſſen, wo ſie in Todesgefahr lag und ich bei ihr wachte und zugleich ein ſo fürchterlicher Sturm wütete, daß er den Giebel des alten Schloſſes, in dem ſie lag, herabriß.“ Trotz ihrer ſchweren Krankheit entſchloß ſich die Königin ſofort, als die Kunde kam, daß die Franzoſen ſchon nahe an Königsberg heran wären, weiter gen Oſten zu fliehen. „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieſer Menſchen fallen.“ Man trug die Kranke in einen Wagen und nun ging während dreier Nächte und dreier Tage die Flucht über die kuriſche Nehrung nach Memel. „Wir brachten“, ſchreibt Hufeland, „die Tage teils in den Sturmwellen des Meeres, teils auf dem Eiſe des Haffs, die Nächte in den elendeſten Quartieren zu. Die erſte Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenſter zerbrochen waren und der Schnee ihr aufs Bett geworfen wurde, ohne erquickende Nahrung. — Ich war dabei in der ſtändigen und ängſtlichen Beſorgnis, daß ſie ein Schlagfluß treffen

Digitized by Google

möchte, und dazu behielt ſie ihren Mut und das himmliſche Vertrauen auf Gott aufrecht und belebte uns alle.“ Bekanntlich iſt gerade für den Typhus ein jäher Temperaturwechſel, kalte, friſche Luft das beſte Heilmittel, und das bewährte ſich auch hier. Bei ihrer Ankunft in Memel befand ſich die Königin ſchon viel beſſer, und ſie erholte ſich verhältnismäßig ſchnell.

Aber leider hatte ſich gerade in jenen Tagen der ſchweren Krankheit der Königin der Bruch zwiſchen dem einzigen Mann, der Preußen erretten konnte, zwiſchen dem Reichsfreiherrn vom Stein und dem Könige vollzogen. Längſt wußte die Königin, daß Preußens ganze Hoffnung auf dieſem einzigen Manne ruhte, längſt hatte ſie darauf hingedrängt, dem Manne das Ruder des preußiſchen Staates anzuvertrauen. Nun wollte der König Stein als Miniſter der Finanzen und des Innern in einen Konſeil, in eine Art Staatsrat hineinhaben, den Stein aber nicht als voll anerkannte. Der aufrechte, ſeiner Verantwortung bis in die Fingerſpitzen hinein ſich bewußte Mann wollte keinen halben Kram, denn — der von Köckeritz war noch immer da. Außerdem hatte man um jene Zeit, ohne Vorwiſſen Steins, der doch Präſident der Seehandlung war, der Hofhaltung des franzöſiſchen Kaiſers 100 000 Taler auszahlen laſſen, um ſich den Kaiſer günſtig zu ſtimmen. Stein war eben der geweſen, der beim Hereinbrechen des Verhängniſſes den Kopf obenbehalten und die königlichen Staatskaſſen vor allen Dingen gerettet hatte. Und nun wurde trotz der Geldknappheit und der Zerrüttung der ganzen Verhältniſſe ſo mit dem Gelde umgegangen! Stein war mit Recht ungehalten, dazu war er leidend: „Beiſpiellos ſei es,“ meinte er, „daß man dem Sieger, der alle Hilfsquellen des Staates in ſeiner Gewalt hatte, nun auch freiwillig Beiträge aus mühſam geretteten Fonds leiſte.“ Kurz, die Sache ſpitzte ſich zu, und als der Freiherr dem General von Köckeritz rund erklärte, er betrachte überhaupt den Staatsrat als nicht konſtituiert, wurde der König ſehr heftig, denn er ſah ſich durch den ſtolzen Mann in ſeiner Autorität bedroht und ſandte ihm am 3. Januar 1807 einen ſchlimmen Brief:

Franzöſiſche Einquartierung
Nach Ludwig Burger

„Sie ſind,“ hieß es da, „ein widerſpenſtiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorſamer Staatsdiener, der auf ſein Genie und ſeine Talente pochend, weit davon entfernt iſt, das Beſte des Staates vor Augen zu haben, nur von Kapricen geleitet, aus Leidenſchaft und perſönlichem Haſſe handelt. Wenn Sie Ihr reſpektwidriges und unanſtändiges Betragen nicht zu ändern willens ſind, ſo kann ſich der Staat keine Rechnung auf Ihre ferneren Dienſte machen.“ Die beleidigte Majeſtät ſchoß mit dieſen Zeilen weit über das Ziel hinaus. So kanzelt man wohl einen Haugwitz oder einen Lombard ab, aber keinen Freiherrn vom Stein! Der Freiherr ging auf ſeine Güter an der Lahn. „Beide,“ ſo hat Hardenberg ſpäter geurteilt, „beide hatten Unrecht. Der König, daß er durchaus den ſo oft und von vielen Seiten erhobenen Stimmen der Wahrheit kein Gehör geben wollte und in ſo harten Ausdrücken an einen verdienſtvollen Mann ſchrieb, der Miniſter, daß er nicht mildere und ehrerbietigere Formen gegen ſeinen königlichen Herrn wählte.“ —

Der weitaus ſchwerere Teil des Feldzuges war der in Polens Schnee und Kot. „Das nennt dieſe polniſche Kanaille ein Vaterland!“ ſchrie empört der Marſchall Davout, als er mit ſeinen Reiterſtiefeln im durchweichten Boden ſtecken blieb. Es ließ ſich politiſch nicht umgehen, da Napoleon ein „unabhängiges“

Digitized by Google

Polen als Rückversicherung gegen Preußen gründen wollte. Napoleon erhielt viel Nachschub, auch durch Einsammeln von Marodeuren und Marschkranken (z. B. Davout jetzt wieder 23000), doch besaß er für Feldoperation nur 150000, Eugen v. Württemberg (Memoiren I, 100) schätzt die Russen auf 125000, das kleine preußische Korps L'Estocq auf 15000. Die von Hindenburg auf diesem ungangbaren Gelände ausgeteilten Vernichtungsschläge blieben aus, so tapfer Davouts Brave (sie nannten sich „Cäsars 10. Legion") an Wkra und Narew kämpften, nebst Napps Reiterei, dem am 26. Dezember bei Golynin eine Kugel den Arm zerschlug. Am gleichen Tage ließ sich der isolierte Lannes, der schwerlich mehr als 16000 unter Waffen zählte, von 48000 Russen bei Pultusk angreifen, hielt sich aber großartig, zuletzt unterstützt von Davouts Division Gudin. Natürlich unterbot 47. Bulletin den Gesamtverlust bei Golynin und Pultusk „800 Tote und 2000 Verwundete", denn so viel bluteten allein bei Pultusk, wofür Thiers Angabe 1500 lächerlich. Gazarus 88. verlor allein 40 Offiziere, Lannes laut Historique des 17. L. „700 Tote und 1500 Verwundete", Gudin 25 Offiziere 601. Bennigsen schob sich mit Unrecht den Sieg dazu, was ihm deutsche Autoren gern glauben, Lannes will sogar 2000 Gefangene gemacht haben, doch log man auf beiden Seiten. Mittlerweile mußte L'Estocq die Morastbrücken bei Soldau aufgeben, die Gefechte Neys und Bessières' waren aber unbedeutend. Was Thiers von erbitterten Stürmen und „unermeßlichem Verlust der Preußen" fabelt, ist kalter Aufschnitt. Napoleon durchstieß die polnischen Flußschranken und warf die Russen in undurchdringliche Wälder zurück, doch gerade diese schützten in unwirtlicher Schlammgegend, der viel zu weit gespreizte Stoß ging in die Luft. Bennigsen ging den Narew abwärts nach Ostpreußen mit 80000 Russen („63000" Erdichtung), ein falscher Vorstoß Neys gegen L'Estocq entblößte Bernadotte links von ihm, der am 25. Januar den Feind aufhielt, dann aber den befohlenen Rechtsabmarsch nicht ausführte. Napoleons rasche Flankenbewegung über Ortels- und Neidenburg und andere im Weltkrieg bekannt gewordenen Punkte zwang die Russen, nachdem Soults Division Leval den Alleübergang bei Bergfried glänzend erstürmte, auf Allenstein und Eylau auszubiegen, die Preußen zogen sich vor Soult und Ney langsam zurück unter erheblichem Verlust, ließen aber nur Nachhut unter General Plötz vor Ney, der sich täuschen ließ und Berthiers Mahnung „der Kaiser will seine ganze Armee bei sich haben" nicht beachtete. Am 6. Februar lieferte Murat den Russendivisionen Barclay und Baggowud ein heißes Treffen sehr zuungunsten der Russen, nachdem eine Brigade Soults eingriff. Am winterlichen Sternhimmel zuckte ein blutrotes Schwert (Meteor oder Nordlicht), als Vorzeichen schrecklichen Würgens. Am 7. warf Soult Barclay und Division Sonnow aus Ziegelhof, Kirchhof, Stadt Eylau, nächtlicher Gegenstoß führte zu furchtbarem Gemetzel. Einzelangaben und Statistik widersprechen sich; daß 28. oder 18. Ligne den Adler verlor durch Attacke des Generals Manteuffel (Thiers, St. Chamans, Berthezène, Pelleport), ist offenbar Sage, jedenfalls wurde Bagrations Reiterei geworfen, der verwundete Barclay räumte die Stadt.

Da Dysenterie und Fieber die Reihen schrecklich lichteten, so sank Napoleons Stärke nach unserer genauen Durchrechnung auf 47500 Infanterie (wobei wir sogar Soult viel höher schätzen als Thiers und St. Chamans), 11300 Kavallerie („24000" Berndts ganz lächerlich), 2700 Artillerie mit 200 Kanonen. Neys 10000 mitzuzählen ist zwecklos, nur so kämen 70000, 68000 Franzosen heraus, während freilich „56000, 54000" zu niedrig sind. Das könnte nur seine Richtigkeit haben, wenn man die Division Gudin abrechnet, die erst bei Schlachtschluß eintraf, oder unseren Ansatz für Soult und Augereau für zu hoch. Davout, dessen Bataillonsstärke kaum noch 600 betrug, Reiterbrigade Marulaz nur 300, dem 4 Bataillone fehlten, zählte auch nur 14000. 58000 Russen berichtigt auch schon Lettow-Vorbeck auf 72000 inkl. Kosaken, dazu 5600 Preußen.

Am 8. griffen seit 9 Uhr bis abends drei russische Divisionen umsonst Soults Divisionen Legrand und halbe Leval an, dessen Divisionen St. Hilaire und halbe Leval im Zentrum von Ruthenen her vorbrachen. Augereau schob sich in die Mitte ein, sobald seit 10 Uhr Davout am rechten Flügel vorging. Er verjagte Bagration aus Serpallen und wies eine große Reitermasse Fürst Galizins ab. Dagegen verirrte sich Augereau im orkanartigen Schneesturm zwischen 3 russische Divisionen und eine schwere Batterie von 72 Stück und zerstob nach verzweifeltem Widerstand in Fetzen und Trümmer. Beide Divisionäre, 5 Brigadegenerale tot und verwundet. 7. und 16. Leichte verloren allein 76 Offiziere, General Gerard sammelte die verirrten Scharen, nur 24. (55 Offiziere!), 14., deren Adler Adjutant Marbot rettete, gingen völlig unter. Augereaus Reiterbrigade Durosnel nahm Soult für sich weg, zu welchem Übergriff Napoleon Beifall rief; ihre Karabinersalven blitzten durchs Schneegestöber.

Russische Grenadiere und Reiter stürmten bis zu Napoleons Standort, doch seine dienstuenden Schwadronen und 3 Gardebataillone machten die kecken Einbrecher nieder, Lasalles leichte Reiterei (21 Schwadronen) hieb kräftig ein. Gleichzeitig stürzte sich Murat mit 44 Eskadrons, Kürassieren und Dragonern, die sich durch Bessières' Gardekavallerie und Lasalle bald auf 80 vermehrten, auf den verwirrten und stutzenden Feind, durchbrach zwei Treffen, brach sich zuletzt am dritten, fegte aber doch die nicht mehr schneeweiße, sondern mit roten Blutbächen berieselte Walstatt rein! Übrigens hielt Augereaus Artillerie Senarmont, nahe an den Feind herangefahren,

Napoleon reitet über das Schlachtfeld von Eylau
Nach einem Gemälde von Baron Gros

Digitized by Google

immer noch aus und richtete furchtbare Verheerung an. Bei Grouchys Dragonern ſtürzten 450 Pferde, ihn, ſelber blutend, befreite ſein junger Adjutant Marquis de Lafayette, Küraſſierdiviſionär Hautpoul fiel. Mit beſonderem Elan ſchlugen ſich rotgrüne Kaiſerjäger der Garde, ihr General Dahlmann ſtarb neben der goldbefranzten Standarte unter roten Turbanen und Scharlachhoſen der Mamelukenſchwadron. Die Grenadiere-zu-Pferd entführte ihr Heldengrimm bis ins Gehölz von Anklappen im Rücken der Ruſſen. Umzingelt, bahnten ſie ſich Rückzug durch alle 3 ruſſiſchen Linien, ihr Titularchef, der alte Elſaſſer General Ordener, erſchlug einen feindlichen General mit einem einzigen Hieb, ihren Oberſt Lepic begrüßte Napoleon ſofort mit der Anrede „General". Mit ihren hohen eisſtarrenden Bärenmützen ſahen ſie wie Schneeritter aus. Nach 1 Uhr glättete ſich das wüſte Getümmel, Murats ausgepumpte Pferde konnten nicht mehr, Augereau (ſelbſt ſchwerverwundet) war nicht mehr ſchlagfähig (vom 24. Ligne ſammelten ſich nur 200), auch Soult (deſſen 18. Regiment 44 Offiziere verlor, Oberſt Pelleport ertrug dreißig Säbelhiebe, acht Bajonettſtiche) beſaß keine Offenſivkraft, doch ſeine getrennte Hälfte bei Rothen erholte ſich wieder. St. Hilaire hatte zwar ſchwer gelitten, 1 General, 3 Oberſten fielen, das berühmte 36. verlor 33 Offiziere, doch gelang es, durch Kleins und Milhauds Dragoner herausgehauen, wie Diviſion Morand Anſchluß an Serpallen zu gewinnen und ſo in ſchrägem Stoß die zu weit vorgeprallten Zentrumsdiviſionen Tutſchkoff und Elſſen zu überwältigen. Während dieſes Großkampfes nach 2 Uhr erſtürmte Friant, Diviſion Barclay und Komenski zertrümmernd, das ſonſt von Diviſion Oſtermann verteidigte Kleinſausgarten und den Anklapper Buſch faſt ſchon im Rücken der Ruſſen. Davouts Feuerſchlünde vom Kregeberge brüllten Verderben und ſchoſſen Breſche, die Ruſſen flohen allenthalben in hellen Haufen, Oſtermann ſchmolz auf 2710 Mann. Da erſchienen nach 4 Uhr 9 Bataillone 30 Schwadronen Preußen unter Scharnhorſt rechtzeitig, um die völlige Rückenumfaſſung bei Kutſchitten zu verhindern. Den Pommern (Rgt. Rüchel) und Oſtpreußen (Rgt. Schöning nebſt Grenadierbataillon Fabecky) ſchloß ſich Regiment Wiborg an, bei einbrechender Nacht räumte Friants Brigade Lorchet den Ort, ihr General fiel, drüben Oberſt Hamilton der Oſtpreußen, die anfangs ſogar Kleinſausgarten wiedernahmen. 10 einhauende Schwadronen nahmen Morands 51. hart mit und eroberten den Adler (laut Lehmann, alle ſonſtige Aufzählung eroberter Adler iſt apokryph), doch verlor dies Regiment nur 500, während das 17. ſchon 35 Offiziere verlor. Morand ſelbſt ſchwerverwundet, ſein Brigadier Homicières fiel, die Preußen verloren nur 450, ihr Kampf war alſo nicht ſo heftig, wie man annimmt. Sausgarten und Anklapper Buſch blieben den Franzoſen, die der leichtverwundete Davout bis zuletzt anfeuerte, nachdem auch Gudins Vorderbataillone erſchienen. Neys Kanonendonner, die Abteilung Plötz vor ſich hertreibend, ſcholl ſchon bis Schloditten herüber, nur ſchleuniger Abzug aus zweifacher Umklammerung konnte das entnervte Moskowiterheer retten, nur vor Eylau ließ man noch Vorpoſten ſtehen und Biwakfeuer brennen, um Soult zu täuſchen, der aber ſchon 5 Uhr früh den Abmarſch bemerkte. Die Schlacht blieb alſo nicht „unentſchieden", ſelten wurde mehr gelogen als bei dieſer Fabel. „Der Sieg der Ruſſen war glänzend und entſcheidend" ſchrieb Rüchel an den König, von dem auch ein Handſchriftbrief ſolcher Art vorliegt. Selbſt franzöſiſche Memoiren lamentieren, beſonders die Savarys, der gar nicht dabei war und vom Hörenſagen ſein Sprüchlein herleierte. 3000 franzöſiſche, 7900 ruſſiſche Leichen (nach Bennigſens eigner Angabe, der dafür ſinnlos nur 12000 Verwundete zurechnet) bedeckte das weiße Laken der vom Rinnſal der Blutbahnen umſprudelten Schlachtbank. Laut Eugen von Württemberg kamen die Ruſſen mit 38000 nach Ludwigswalde, alſo iſt blanker Unſinn, daß ſie in der Schlacht nur 20000 verloren, außerdem war beim weiteren Rückzug die Zahl der Vermißten „unverhältnismäßig groß". Lettows Erhöhung der Verluſtziffer auf 26000 bleibt ſicher auch noch hinter der Wahrheit zurück, 30000 iſt das Minimum, z. B. ſchmolz Regiment Pawlow auf 200. Ob man von 300 Geſchützen nur 24 verlor, iſt auch zweifelhaft. Lettow erhöht nun Napoleons Verluſt auf 21998 Tote und Verwundete, ſein Gewährsmann Colonnel Foucard iſt aber bekannt für ſeine peſſimiſtiſchen Angaben, die Iſtſtärken nach einer Schlacht ſind nie maßgebend, da zahlreiche Verſprengte und Marodeure erſt ſpät wieder zur Fahne ſtoßen. So nennt St. Chamans von 7000 St. Hilaire nur 2000 am andern Morgen bei der Fahne, 150 Offiziere ſeien verſchwunden, tatſächlich verlor dieſe Diviſion nur 107 Offiziere, 2200 (36. Ligne nur 373 Köpfe). Nach gleichem Maßſtab verlor Morand (104 Offiziere) ſchwerlich mehr, nicht 2926 (Hiſtorique des 30. Ligne), bei Friant (nur 67) kommen beim am längſten fechtenden 108. nur 15 Mann auf den Offizier (17, 251), Soults am meiſten fechtenden 18., 4., 28. verloren zuſammen 1612, lange nicht 20:1. Augereau 240 Offiziere und gibt inkl. Artillerie und Kavallerie 5200 für ſich an, doch verlor ſein 63. nur 435 auf 27 Offiziere und das angeblich vernichtetete 24. laut Hiſtorique nur 850 inkl. 55 Offiziere, alſo wieder lange nicht 20:1. Gudin verlor nur 7, Ney 6 Offiziere, Gardeinfanterie nachweislich 400, die Reiterei (172 Offiziere) höchſtens 2000 (teils über, teils unter 10:1). Somit können wir nach genaueſter Durchrechnung nur 16000 Geſamtverluſt ſchätzen. Wenn Marbot von „15000" (ſtatt 10000, bei Parquin werden es ſchon 20000!) Augereau nur 3000 übrig bleiben läßt, ſo wird man ihn wahrlich nicht als klaſſiſchen Bürgen annehmen, wenn er „mindeſtens 20000 nach einer Schätzung" Geſamtverluſt zitiert. Daß 2 Marſchälle, 5 Diviſionärs, 16 Briga-

Napoleon empfängt im Schlosse Finckenstein den Persischen Gesandten (27. April 1807)
Nach einem Gemälde von Mulard

Digitized by Google

diers (laut Parey auch Ricard amputiert) tot und verwundet, beweist nur besondere Hingebung der Generalität, denn auch im Sieg bei Austerlitz bluteten 14, bei Jena-Auerstedt 12 Generale. Wenn Napoleon nach anderer Angabe nur 935 Offiziere (275 tot) verlor, bleibt es erst recht beim alten. Pfarrer Hildebrandts und Goltz' Eylauschriften 1907 enthalten manchen Irrtum. „Gudin fiel" (bekanntlich erst 1812); daß seine ganze Division angriff und seine 12. und 25. aus dem Anklapper Busch mit großen Verlusten vertrieben wurden, widerlegt sich durch Nullverlust, Höpfner spricht ganz richtig nur von Friant. „Ich bin in meinem Leben nie so erschüttert worden," sagte General Bertrand später, „wie damals, als der Kaiser auf dem Kirchhof von Eylau von der russischen Heersäule beinahe zertreten wurde, aber er wich nicht von der Stelle; er sagte nur kopfschüttelnd wiederholt ‚welche Kühnheit'." Zweimal ließ nach dieser Schlacht Napoleon dem König von Preußen Frieden bieten, aber Friedrich Wilhelm lehnte ab*). Er wollte zum Kaiser Alexander stehen, wie es ihm Pflicht schien und von einem Sonderfrieden nichts wissen. Der Kaiser Napoleon dagegen wünschte den Frieden sehr und hatte wohl allen Grund, ihn zu wünschen. „Generale, Obersten, Offiziere aller Grade," schrieb er am 1. März aus Osterode an seinen Bruder Joseph, „sind seit zwei Monaten nicht aus den Kleidern gekommen und ich selbst habe seit vierzehn Tagen meine Stiefel nicht ausgezogen. Mitten in Schnee und Dreck, ohne Brot, ohne Wein, ohne Branntwein, von Kartoffeln und schlechtem Fleisch lebend, haben wir weite Märsche und Gegenmärsche gemacht, ohne irgendwelche Ruhe und Erholung, uns aufs Bajonett schlagend und sehr oft im Kugelregen." — Am 1. April nahm der Kaiser das Hauptquartier im Schlosse des Grafen Dohna zu Finckenstein in Ostpreußen. Hier lebte er über 2 Monate in einem Liebesroman mit der polnischen Gräfin Wilewski und von hier aus versuchte er seinem geschwächten Heere neuen Ersatz zuzuführen. Schon muß er verfügen, daß bei der Aushebung der notwendigen 80000 Mann, die er gebrauchte, auf die Jahresklassen von 1808 vorgegriffen wird. Die Konskription wurde also um anderthalb Jahre verfrüht angesetzt. Er befahl, das Aushebungsgeschäft so zu beschleunigen, daß die junge Mannschaft bereits im Mai in den Depots verfügbar sei. Die Blutopfer, die Frankreich seinem Kaiser bringen mußte, stiegen von Jahr zu Jahr. Schon wurde junge „Pariser Garde" der Division Verdier einverleibt, zahlreiche Polen als „Nordlegion" eingestellt, das neue Korps Mortier enthielt auch Rheinbündler, die sonst nur als Belagerungs- und Besatzungstruppen verwendet wurden. — Im Schlosse zu Finckenstein war es auch, wo er am 27. April 1807 die persische Gesandtschaft empfing. Er wollte Persien gegen Rußland ausspielen, seine Orientpläne wurden wieder in ihm lebendig, — oder besser: sie haben nie geschwiegen.

König Friedrich Wilhelm hatte sich nicht in Unterhandlungen mit Napoleon eingelassen, so sehr verlockend und günstig der Abgesandte des Kaisers, General Bertrand, einen Sonderfrieden auch darzustellen versuchte. Der König wußte, daß seine letzte Hoffnung und Stütze in diesem Feldzuge bei Rußland lag, er blieb fest. Am 26. April 1807 wurde zu Bartenstein jener Bündnisvertrag zwischen Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander geschlossen, der bestimmte, daß die Waffen nicht eher niedergelegt werden sollten, bis Napoleon mit seinem Heere über den Rhein zurückgeworfen sei. Alle Großmächte Europas sollten zur Mitwirkung an diesem großen Ziele aufgerufen werden, — ach, es waren große Pläne, die in Bartenstein auf das Papier geschrieben wurden. Sechs Wochen später, am 14. Juni 1807, war das Blatt Papier mit samt dem ganzen Vertrag wertlos — zermalmend hatte bei Friedland der Franzosenkaiser das russische Heer getroffen. Auch sächsische Kürassiere fochten dort. Den Ausschlag gab nicht Ney, wie man wohl liest, sondern das von Victor geführte 1. Korps. Besonders zeichnete sich der schon vor Ulm hervorgetretene Dupont aus, der bald darauf ein schmähliches Ende nahm, fern im Süd das schöne Spaniens war sein Unglücksland, wer konnte damals im rauhen Norden so etwas ahnen! Übrigens fiel noch am 10. Juni das von Soult und Murat gelieferte Treffen von Heilsberg nicht zum Vorteil der Franzosen aus (Wietinghoff), laut Berechnungen nach Martinien verlor Napoleon in diesem wenig bekannten Kampfe volle 10000, auch die Gardefüsiliere Savarys litten arg. Nach Friedland aber schrieb Oberstabsarzt Perey „der Zar hat keine Garde mehr", so dicht lagen deren Totenhaufen. Damit brach alles zusammen. Danzig war über. Königsberg wurde besetzt, und am 19. Juni 1807 standen die Franzosen in Tilsit. Der König war bis an die äußerste Grenze seines Staates zurückgedrängt. Sein Königreich war ganz und gar in den Händen des Eroberers.

Und Kaiser Alexander war mürbe geworden und mürbe gemacht. Sein Bruder, der Großfürst Konstantin, trat nachdrücklich für den Frieden ein, denn weshalb sollten sich die Russen für die Preußen schlagen? Die Einflüsse, die auf den es ehrlich meinenden Alexander eindrangen, waren allerdings stark genug: die

*) Zum Teil wohl beeinflußt, wie ein erst neuerdings bekannt gewordener Brief lehrt, durch Bennigsens Lügen über seinen „entscheidenden Sieg" (Rüchel), über den alle Glocken in Königsberg läuteten wie einst beim Tedeum in Wien über Rußlands Sieg bei Zorndorf! Kein Napoleonisches Bülletin, so bissig z. B. General Wittes Schrift deren Eigenart zerfasert, widersprach so gründlich der Wahrheit wie die seiner Gegner, das muß leider festgestellt werden.

Digitized by Google

altruſſiſchen Generale wollten nicht mehr mitmachen und hielten zum Bruder des Zaren. Bennigſen, der immer ein politiſcher Mann war, tat zwar öffentlich wie ein Berſerker, ſchlug ſich aber aus guten Gründen insgeheim auf die Seite der Mehrheit, und dieſer Bennigſen war einer der Mörder des kaiſerlichen Vaters. Alexander, der gern ſein Wort gehalten hätte, ſtand ziemlich allein. Er mußte mit Palaſtrevolutionen und Gewalttaten rechnen. So ließ er mit blutendem Herzen den König von Preußen fallen. Schon zwei Tage nach der Schlacht von Friedland ſchrieb er dem König: „Grauſam, ſchmerzlich iſt es für mich, nicht mehr hoffen zu können, daß ich Ihnen nützlich ſein könnte, wie mein Herz es gewünſcht hätte und wie die Streitkräfte, die ich aufgeboten, es zu verheißen ſchienen.“ So ſank alle Hoffnung am preußiſchen Hoflager. Schon dachte die königliche Familie daran, die preußiſchen Staaten ganz zu verlaſſen und nach Riga zu fliehen. Alle Hoffnung ſchien der Königin Luiſe erloſchen, dennoch ließ ſie ſich in ihrem innerſten Herzen nicht brechen. „Zwei Hauptgründe habe ich“, ſchrieb ſie ihrem Vater nach der Schlacht bei Friedland, „die mich über alles erheben; der erſte iſt der Gedanke, wir ſind kein Spiel blinden Zufalls, ſondern wir ſtehen in Gottes Hand; der zweite, wir gehen mit Ehren unter und werden ewige Freunde haben, weil wir ſie verdienen. Ich ertrage alles mit einer ſolchen Ruhe und Gelaſſenheit, die nur Ruhe des Gewiſſens und reine Zuverſicht geben kann. Deswegen ſeien Sie überzeugt, beſter Vater, daß wir nie ganz unglücklich ſein können, und daß mancher mit Kronen bedrückt und beglückt, nicht ſo froh iſt, als wir es ſind. Auf dem Wege des Rechts leben, ſterben und, wenn es ſein muß, Brot und Salz eſſen; nie werde ich ganz unglücklich ſein; nur hoffen kann ich nicht mehr. Wer ſo von ſeinem Himmel heruntergeſtürzt iſt, kann nicht mehr hoffen.“

Und es war, wie die Königin richtig ſagte, „ſie ächzten alle nach dem Ölzweig“. Der Waffenſtillſtand zwiſchen Napoleon und dem Kaiſer Alexander war auf Drängen der Generale geſchloſſen und die Friedensverhandlungen begannen.

Während der Friedensverhandlungen und Zuſammenkünfte in Tilſit begab es ſich, daß eines Tages der Korſe das Glas hob und plötzlich dem König Friedrich Wilhelm die Geſundheit der Königin zutrank. Dieſen Vorgang, der ihnen günſtig ſchien, griffen nun etliche auf und vor allem war es der Graf Kalckreuth, der vorſchlug, eine Zuſammenkunft der Königin mit dem Kaiſer zu veranlaſſen. Selbſt Hardenberg war dafür. Der König, der tief gedemütigt und mutlos war, ließ ſich die Zuſtimmung abringen und ſchrieb in dieſer Sache an ſeine Frau. „Ich komme, ich fliege nach Tilſit, wenn Du es wünſchteſt, wenn Du glaubſt, daß ich irgendwie Nutzen ſtiften kann.“ So antwortete Luiſe, — und ſie kam. Die königliche Frau brachte durch dieſen Schritt ein Opfer, das, wir ſagen es getroſt, ſchwerer wog, als alle perſönlichen Opfer, die im Laufe dieſes traurigen Feldzuges gebracht worden ſind, denn man darf nicht vergeſſen, wie brutal und ſchamlos der Mann, zu dem ſieging, ihre Ehre getroffen hatte. Es will uns heute unbegreiflich ſcheinen, daß ſich preußiſche Männer damals dazu verſtehen konnten, zu einer ſolchen Zuſammenkunft zu raten, aber damals ſtanden dieſe Männer am Rande des Abgrundes, das darf man nicht vergeſſen. Wenn das Gebot Napoleons verfügte, „die Dynaſtie Hohenzollern hat aufgehört zu regieren“, ſo war niemand da, der hätte helfen können. Allerdings: dies beabſichtigte er um jene Zeit, wo die Zuſammenkunft Ereignis wurde, nicht mehr.

Er brauchte zwiſchen ſich und Rußland für die nächſten Jahre einen Wall und den ſollte das verſtümmelte Preußen bieten. Aber jene Männer, die den König und die Königin beſtimmten, mögen ſich wohl der Hoffnung hingegeben haben, daß die perſönliche bezwingende Erſcheinung Luiſens dem ſtarren Willen des korſiſchen Emporkömmlings noch einige für das Land und das Königshaus bedeutende Vorteile abringen konnte.

Königin Luiſe war die milde, engelgleiche Seele nicht, zu der ſie im Laufe eines Jahrhunderts die Überlieferung gemacht hat. Gewiß, ſie war gütig und edel und gottergeben, aber ſie hatte heißes Blut in ihren Adern, hatte Stolz und Temperament, konnte zu Zeiten zornig und heftig ſein, eine ſtarke, aufrechte Frauenſeele, und gegen dieſen Mann war ſie voll heiligen Zorns. Das alles mußte ſie niederdämmen und in ihre Bruſt zurückzwingen, wenn überhaupt eine ſolche Zuſammenkunft mit dem Machthaber einen günſtigen Verlauf nehmen ſollte. Sie ſtellte ſich den Kaiſer Napoleon auch anders vor. Er war ein Naturmenſch, der gar nicht anders ſein konnte, wie er war, und der ſich auch niemals Mühe gegeben hat, anders zu ſein, denn gerade in den Atomen, die Leid und Luſt in ihm geballt, lag ſeine Stärke. Selbſt ſeine Verſtellungskunſt, ſeine Schauſpielerei gehörten zu ſeinen urſprünglichen Eigenſchaften. Sie aber hielt ihn noch, als ſie ſich zu ihrem Bittgang nach Tilſit entſchloß, für das böſe Prinzip, und darin wieder unterſcheidet ſich der große Geiſt dieſer Frau weſentlich von dem der Männer, die zu dieſem Schritt rieten, denn ſie ſelbſt hoffte nichts davon. „Je ne me flatte de rien.“

„Sie wollte dies auch dulden,
Die viel geduldet ſchon,
Und trat in ihren Hulden
Hin vor Napoleon.“

Der treue Hardenberg hatte der Königin ungefähr eine Unterweisung gegeben, was sie dem Kaiser sagen sollte. Am 6. Juli 1807 traf sie in einem kaiserlichen achtspännigen Galawagen, geleitet von französischen Gardedragonern, in Tilsit ein. Sie trug ein helles, faltiges, reich mit Silber gesticktes Kreppkleid. Der Kaiser war von äußerster Höflichkeit. Er gefiel ihr weit besser, als sie geglaubt hatte. Sein Kopf mit den scharf geschnittenen, durchgeistigten Zügen erinnerte sie an das Haupt römischer Cäsaren und dazu seine eigentümlichen, schwermütigen, von schweren Lidern gedeckten Augen. Die königliche Frau mag in diesem Augenblick wohl empfunden haben, daß der Mann da vor ihr mehr war als alle die, die in Tilsit in bestickten Uniformen und goldenen Tressen und Federbüschen auf preußischer und französischer Seite herumliefen.

„Wie konnten Sie Krieg mit mir anfangen?"

„Sire, dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns überhaupt getäuscht haben."

Und nun sprach die schwer beleidigte Frau zu dem Überwinder ihres Landes, sprach wie „Gott es mir eingab": sie solle eigentlich über Politik mit ihm nicht reden, denn er habe ihr ja öffentlich den Vorwurf gemacht, daß sie sich zu viel um die Politik gekümmert habe, aber sie mache seine Bekanntschaft zu einer Zeit, wo das größte Unglück über Preußen und ihr Haus unverschuldeterweise hereingebrochen sei und die schrecklichen Ereignisse dieser Tage lehrten sie, daß sie Ursache habe, über die Existenz des Staates und ihrer Familie besorgt zu sein. Sie könne nur die Hoffnung hegen, daß der Sieger seinen Sieg nicht mißbrauchen werde, und dann bat sie für die Erhaltung der alten Provinzen, für die Lande links der Elbe, bat vor allen Dingen für Magdeburg.

Dem Kaiser war diese Wendung des Gespräches jedenfalls nicht angenehm, rasch, wie er sich ja immer rasch zu helfen wußte, begann er ihr schönes Kleid zu bewundern, fragte, ob es Krepp sei, und fing dann über die Kreppfabrikation zu sprechen an. „Sire," rief da die schöne Königin, „sollen wir in solchem Augenblick von Putz reden?" Der Kaiser war entwaffnet. Aber das ganze unsägliche Opfer war dennoch vergeblich gebracht. Am Tage nach der Unterredung schrieb er an seine Josephine nach Paris: „Die Königin von Preußen ist in der Tat reizend, von bezaubernder Freundlichkeit gegen mich, sie hat gehörig mit mir kokettiert, aber sei darum nicht eifersüchtig, ich bin wie ein Wachstuch, über das alles hinwegläuft; es würde mich auch zu viel kosten, wenn ich galant sein wollte." Und dem neuen Minister Graf Goltz sagte er rund heraus: was er der Königin gesagt, seien unverbindliche Höflichkeitsphrasen.

Den Frieden mit Preußen diktierte der Kaiser, Unterhandlungen gab es da nicht. Er kannte seine Stellung zu Preußen mit dem ihm eigenen, richtigen Instinkt sehr deutlich. Talleyrand hatte es gegen den Gesandtschaftssekretär Hugo ausgesprochen: „Mit Preußen kann sich der Kaiser nie versöhnen, das Gefühl der Preußen kann nur ein Verlangen nach Rache sein, und daß sie diese nicht ausführen, dafür wird der Kaiser sorgen." — Mit dem Minister Hardenberg zu unterhandeln, weigerte sich Napoleon, indem er einige hinfällige Scheingründe — Beleidigung eines Gesandten durch Hardenberg und dergleichen mehr — als Grund angab. Graf Goltz führte infolgedessen die Verhandlungen mit Talleyrand, die allerdings nur darin bestanden, daß der wandlungsfähige, ehemalige Erzbischof von Autun so nebenbei aus seinem Portefeuille einige beschriebene Blätter herauszog, welche die Bedingungen enthielten und dem Grafen erklärte, geändert würde kein Buchstabe. „Aus Rücksicht auf den Kaiser von Rußland willigte Kaiser Napoleon ein, dem König von Preußen die folgenden Länderteile zurückzugeben," so begann dieser ungeheuerliche Friedensvertrag mit dem unterworfenen Staat. Preußen verlor die Hälfte seiner Länder. Von 5600 Quadratmeilen blieben ihm nur 2800 Quadratmeilen, von 10 Millionen Einwohnern nur 5 Millionen. Aber die Lesart, daß der Korse gegen die preußische Monarchie, gegen den König persönlich voll Haß erfüllt war, und daß daraus seine überharten Bedingungen entsprangen, ist doch zu kindlich. Er tat mit dieser Zertrümmerung Preußens nur das, was ihm zur Befestigung seiner Macht, zur Verfolgung seiner großen politischen Weltmachtpläne nötig erschien und wie er geartet war — von solcher Notwendigkeit ließ er sich nichts abhandeln, keinen I-Punkt. — Das eine wußte dieser Sieger, das eine erkannte er deutlicher als sie alle, die um ihn waren, daß auch der Friedensvertrag mit Rußland nur ein Waffenstillstand sein konnte, mochte er auch jahrelang dauern, — nur ein Waffenstillstand, nichts weiter. Denn was war ihm, — dem großen Wirklichkeitsmenschen, — im Grunde all das Gerede auf dem Zeltfloß mitten im Njemen, demselben Njemen, den er fünf Jahre später, genau auf das Datum, mit sechshunderttausend Mann überschritt, um Rußland zu Boden zu werfen, — was war ihm all das Gerede, durch das er des russischen Schwärmers Herz gewann! „Ich hegte niemals gegen irgendeinen Menschen mehr Vorurteile als gegen ihn, aber nach einer dreiviertelstündigen Unterredung sind diese alle wie ein Traum geschwunden. Hätte ich ihn doch früher gesehen! Der Schleier ist fortgerissen und die Zeit des Irrtums ist vorbei." So der Zar aller Reußen! „Ach, du armer Zar! Leicht beieinander wohnen die Gedanken, und hart im Raume stoßen sich die Sachen! Nur ein Lustrum bleibt dazwischen und sie werden sich hart stoßen. In furchtbaren Mordschlachten, in sonn-

verſengten Steppen, auf vereiſten Bereſinabrücken, und wie eine Brandfackel über all das wird Moskau lodern, die heilige Stadt deiner Ahnen!

Das Machtwort des Kaiſers Napoleon hatte den Miniſter Hardenberg aus dem Rat des Königs entfernt,—aber hier ſcheint's, als ob durch die einzelnen Minuten der Weltgeſchichte ein leiſes, ironiſches Kichern ginge. Als der König dem übermütigen Korſen auf deſſen Gebot, Hardenberg zu entlaſſen, antwortete, er wüßte wirklich nicht, durch wen er dieſen Mann erſetzen ſolle, nannte ihm Bonaparte drei Namen: unter dieſen dreien den Freiherrn vom Stein. „Eh bien, Stein iſt ein geiſtreicher Mann." So empfahl der Unterdrücker dem Unterjochten den Helfer und Wiederaufrichter des preußiſchen Staates! Bevor Hardenberg abreiſte, nahm er noch Gelegenheit, an Stein, der ſeit ſeiner Entlaſſung daheim auf dem Stammſchloß ſeiner Väter an der Lahn zurückgezogen lebte, zu ſchreiben, und er ſchrieb: „Sie allein, lieber Freund, können in dieſem Augenblick retten, was Preußen bleiben wird. Sie allein können die Leiden lindern, die es zu Boden drückt — Sie werden jeder perſönlichen Empfindſamkeit Schweigen gebieten, — um einen Staat zu retten, dem Sie von Jugend auf Ihre Fähigkeiten gewidmet haben, Sie ſind wirklich und wahrhaftig der Einzige, auf den alle guten Patrioten ihre Hoffnung ſetzen. Würden Sie ſich weigern, ſie zu erfüllen? Ich verwerfe den bloßen Gedanken!"

Wahrlich, es war die höchſte Zeit, daß Preußens König einen Mann an die Spitze des zerbrochenen Staates ſtellte, der das Zeug beſaß, das auseinandergeborſtene Gefüge mit ſtarker Hand wieder einzurenken. Im Frieden zu Tilſit war die Hälfte der preußiſchen Lande von der alten Monarchie abgeriſſen, aber wenigſtens die vier alten, großen Provinzen, der Kern der Monarchie, Preußen, Pommern, Schleſien und die Mark Brandenburg, die blieben dem König. Dieſe alten deutſchen Kolonien auf ſlawiſchem Boden, einem Boden, von dem ſich das Deutſchtum in harten Kämpfen und nimmermüder Arbeit jeden Fuß breit errungen hatte, dieſe blieben beim Königshaus. Allerdings, auch durch ſie zogen ſich ſieben franzöſiſche Etappenſtraßen. Zu jeder Zeit ſtand das ſo geknechtete Land den Legionen des Kaiſers offen, und etwas Unglaubliches war geſchehen! Zwei Tage nach dem Friedensvertrag von Tilſit war zu Königsberg ein ergänzendes Abkommen geſchloſſen worden, ſozuſagen ein zweiter Vertrag dem erſten angeflickt, der beſtimmte, daß, ſolange nicht die Kontributionen bezahlt ſeien, die franzöſiſchen Truppen auf preußiſchem Boden ſtehenbleiben ſollten, und die preußiſchen Unterhändler hatten es unverantwortlicherweiſe verſäumt, die Höhe der Kontributionen und die Zahlungsfriſten feſtzulegen. So blieben drei franzöſiſche Armeekorps in den preußiſchen Gebieten ſtehen. Der größte Teil der Steuern wurde den königlichen Kaſſen vorenthalten, ſolange nicht der franzöſiſche Intendant Daru die ihm gebotene Sicherheit in vollem Umfange anerkannte. Alles lag an dem guten oder ſchlechten Willen des franzöſiſchen Intendanten, der wiederum nur ein willenloſes Werkzeug des Kaiſers Napoleon war. Die Not war aufs höchſte geſtiegen. Da überwand König Friedrich Wilhelm ſich ſelbſt; er rief den in Ungnade entlaſſenen Reichsfreiherrn vom Stein zurück. „Mein lieber Freiherr vom Stein, die jetzige Lage meines Staates und ſeine künftige Wiedereinrichtung macht eine gänzliche Einheit in der Verwaltung wünſchenswert; nach der Euch mündlich ſchon geäußerten Abſicht vertraue ich Euch hierdurch die Leitung aller Zwilangelegenheiten meines Staates an." Stein lag, als er damals Hardenbergs Zeilen erhielt, fieberkrank zu Bett. Er ſtand ſofort auf, zwang mit ſeinem ſtarken Willen das Fieber zurück und reiſte nach Memel ab. Am 9. Juli des Jahres 1807 war von den preußiſchen Unterhändlern der ſchmachvollſte Friede gezeichnet, den jemals der Hohenzollernſtaat geſchloſſen hat. Drei Monate ſpäter, am 9. Oktober, trat der Reichsfreiherr vom Stein ſein Amt an, und die Erneuerung Preußens begann.

Und hier iſt wieder ein großes, unermeßliches Verdienſt der Königin Luiſe zu verzeichnen. Sie war es geweſen, die mit Hardenberg im Bunde den König hauptſächlich zur Berufung des großen Mannes getrieben hatte. Sie war es auch, die jetzt in den erſten Wochen ſeiner Miniſterſchaft mit großem Geſchick

Kaiſerlich ruſſiſcher Leib-Koſak in Parade
Nach einem kolorierten Kupferſtich

und unter Einsetzung ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zwischen dem König und Stein vermittelte. „Ich beschwöre Sie," schrieb sie an Stein, „haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten, der König hält gewiß sein Wort, und Beyme kommt fort, aber erst in Berlin, so lange geben Sie noch nach, daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld über den Haufen falle, ich beschwöre Sie, um des Königs, des Vaterlandes, meiner Kinder und meiner selbst willen — Geduld!" Es war schwer, mit dem knorrigen, heißblütigen und genialen Manne auszukommen. Hardenberg war in seinem Verkehr mit dem König anders geartet: „Er machte seine Vorstellungen in einer Art, daß der König immer König blieb, und das ist viel, denn der König hängt an sanfter und ehrerbietiger Form sehr, und Hardenberg ist einzig darin." Aber sie erkannte, daß in dem Freiherrn vom Stein denn doch jene Kraft noch war, die befruchtend auf das ganze Land wirken mußte. „Der große Meister ist ja bei uns, der dies alles beleben kann und wird, da Talent, Willen, Kraft und Energie beisammen sind." Die Königin Luise hat in jenen Monaten eine politische Sendung erfüllt, die von unwägbarem Werte ist, dadurch, daß sie Stein hielt und für seine Ideen mit ihrer ganzen Persönlichkeit eintrat. Hier fanden sich zwei große Seelen, fanden sich in der Liebe zum preußischen Vaterlande. —

Wie der Kaiser Alexander sich leicht erwärmte, so pflegte er auch ebenso leicht wieder abzukühlen. So viel politische Einsicht besaß er denn doch, um ebenso wie Bonaparte zu erkennen, daß dieser Friede, der in dem romantischen Stelldichein auf den Fluten des Njemen seinen Anfang nahm, nur ein sehr schwacher Friede sein konnte. Er hatte damals selbst einem Vertrauten gesagt, daß er, wenn es sein müsse, den Krieg von neuem aufnehmen und ihn bis in die Wüsten Sibiriens hin führen werde. Er hat trotz aller Freundschaftsversicherungen und Schmeicheleien Bonapartes diesem niemals über den Weg getraut, und die Läufte der Zeit, die Wege, die der große korsische Kondottiere zu seiner steilen Höhe nahm, konnten den Zaren aller Reußen nicht darüber täuschen, daß die Zeit noch eine gewaltige Abrechnung zwischen der mächtig anwachsenden Westmacht Frankreich und dem großen Ostreiche Rußland in ihrem Schoße trüge. Alles andere, was sich zwischen diesen beiden großen Mächten befand, war zerquetscht und zu Boden geworfen. Die kleinen deutschen Fürsten waren zum Rheinbund zusammengeschweißt, der Österreich und Preußen gleichzeitig halb umklammerte, seitdem auch das Kurfürstentum Sachsen und die sächsischen Kleinstaaten dem Bunde beigetreten waren. Österreich war durch drei große Kriege schwer getroffen und geschwächt, Preußen aus der Reihe der Großmächte gestrichen, so tief gefallen, daß selbst hoffende Männer, daß selbst seine Königin an einem Wiederaufrichten zweifelten. Von allen diesen Staaten war, wenn Napoleon es an der Zeit hielt, von neuem gegen Rußland zu Felde zu ziehen, keine Hilfe zu erwarten: im Gegenteil, eine große Reihe deutscher Kleinstaaten leistete unbedingte Heeresgefolgschaft und dasselbe wenigstens von Preußen zu erzwingen, war dem Kaiser ein Leichtes. Alexander erkannte wohl, daß, wenn von neuem die Schwerter aus der Scheide fuhren, und die Verträge und Rosenketten des Friedens, die Bonaparte eifrig flocht, zerhieben und sich gegeneinander zückten, daß er dann mutterseelenallein stehen würde. Er war klug genug, um seine Politik danach einzurichten und die große Entscheidung hinauszuschieben, bis die Wunden des Kriegs vernarbt waren, und diejenigen in seinem eigenen Lager, die ihm jetzt ihren Willen aufgezwungen hatten, über die Pläne Bonapartes eine andere Ansicht gewonnen hatten.

Wer übrigens nicht vollständig vom Bonaparte-Enthusiasmus erfaßt war, mußte bald einsehen, wohin sein unbändiger Wille zur Macht diesen Mann trieb. Als, aus dem Bündnis von Tilsit erwachsend, die Zweimännerherrschaft, Napoleon und Alexander, ganz Europa bedrohte, ging es dem französischen Kaiser zunächst darum, alle unterworfenen und verbündeten Staaten in die „Kontinentalsperre" hineinzuzwingen. Aber das britische Inselreich war nicht gewillt, irgendeine Seemacht von Bedeutung im Fahrwasser des Franzosenkaisers zu sehen. Es wurde den Engländern bald bekannt, daß zwischen dem bisher neutralen Dänemark und dem Kaiser Napoleon Verhandlungen wegen des Beitritts zur „Kontinentalsperre" schwebten. Die Politik des englischen Ministeriums gab an Gewalttätigkeit der des ersten Konsuls nichts nach. Mit zweiunddreißig Kriegsschiffen und fünfhundert Transportschiffen, mit einem Landungsheer von 25000 Mann erschienen der englische Admiral Gambier und der General Cathcart Anfang September vor Kopenhagen. An Stelle des geisteskranken Königs Christian VII. regierte Kronprinz Friedrich, ein in seiner Art willenskräftiger Fürst. „Entweder Schutz- und Trutzbündnis oder Übergabe und sofortige Auslieferung der gesamten dänischen Kriegsflotte gegen eine entsprechende Entschädigung" lautete das englische Ultimatum. Der Kronprinz lehnte empört ab. Da warfen die Engländer ihre Truppen und Batterien ans Land, schossen Kopenhagen zusammen — vierhundert Häuser wurden eingeäschert, zweitausend Menschen getötet — und führten die dänische Flotte von über sechzig Kriegsschiffen und Kanonenbooten einfach hinweg. Was auf den Werften an Schiffen noch im Bau lag, wurde zerstört und innerhalb drei Tagen Dänemark aus einer ansehnlichen Seemacht in eine wehrlose Landmacht verwandelt. Allerdings trieb diese Gewaltpolitik das Königreich Dänemark in die Reihe der Verbündeten Frankreichs, und als infolgedessen England dem kleinen Staate den Krieg erklärte, traten auch Preußen, Rußland und Österreich mit einer Kriegser-

Digitized by Google

klärung gegen England hervor. Die fieberhaft arbeitende Politik Napoleons spielte fortwährend die eine dieser Mächte gegen die andere aus und schuf so ein ungeheures Wirrwarr von Kriegen. Wo sollte das hingehen?

Der Prinzregent Johann von Portugal, der mit England ein Bündnis unterhielt, ward von dem französischen Kabinett aufgefordert, diesem Bündnis zu entsagen, seine Häfen den englischen Schiffen zu sperren und seine Kriegsflotte mit der französischen zu vereinigen. Johann lehnte kurzerhand ab und nun wurde alsbald in Fontainebleau zwischen Spanien und Frankreich ein Teilungsvertrag geschlossen, der das Königreich Portugal zwischen beide Mächte aufteilte, wogegen Spanien sich mit Frankreich verbündete. Am 30. November 1807 überschritt General Andoche Junot mit dreißigtausend Franzosen die Grenze Portugals und zog wenige Tage später in Lissabon ein. Aber im letzten Augenblick hatte sich der Prinzregent Johann mit seiner geisteskranken Mutter, seinem Kronschatz und seiner Flotte unter dem Schutze englischer Kriegsschiffe nach Brasilien eingeschifft. Alsbald hallte durch Europa das Dekret Napoleons: „Das Haus Braganza hat aufgehört zu regieren." Das Land kam sofort in französische Verwaltung: Spanien erhielt kein Erdkrümel davon. — Und nun erfüllte sich auch in schneller Folge die Vergewaltigung Spaniens. Eins ist gewiß, die Bourbonen, die auf Spaniens Thron saßen, waren keinen Schuß Pulver wert. Karl der Vierte war eine traurige Königsfigur. Jagd, Jeu und Tischlerarbeit erfüllten seine Tage. Das Regieren besorgte, soweit überhaupt regiert wurde, Manuel Godoy, Herzog von Alcudia, dem der König den klangvollen Titel „principe della paco" Friedensfürst, verliehen hat. Dieser Godoy war der Günstling und Liebhaber der spanischen Königin Marie Louise und er lebte in bitterer Feindschaft mit dem Thronfolger Ferdinand, dem Prinzen von Asturien. Die höchst unerquicklichen Verhältnisse im spanischen Königshaus, — denn wie gesagt, wert war die ganze Gesellschaft nichts, — veranlaßten sowohl Godoy, wie auch den Thronfolger Ferdinand, sich an den Kaiser Napoleon als Schiedsrichter dieser Familienstreitigkeiten zu wenden. So setzte man im Sinne des Wortes „den Bock zum Gärtner". Bonaparte zeigte hier so recht, wie sehr er Meister auf allen Gebieten war, von der brutalsten Gewalttat bis zur abscheulichsten Hinterlist. Auf dem Schlosse Marac bei Bayonne kam es zwischen dem Kaiser Napoleon und dem spanischen Königshaus zur Auseinandersetzung. Immer unter dem Vorwande, es ginge gegen Portugal, hatte er allmählich ganze Armeekorps französischer Truppen nach Spanien hineinbugsiert. Über diese hatte Joachim Murat, der neue Großherzog von Berg, den Oberbefehl. Der persönlich sehr liebenswürdige, alles zusagende, aber nichts haltende Mann war für solche Mission besonders gut zu gebrauchen. Außerdem witterte Murat, daß hier ein neuer Königsthron feil würde, nach welchem ihm natürlich der Mund wässerte. Angesichts der bedrohlichen Heeresmacht, die trotz aller Vorstellungen sich über Spanien ergoß, faßte Minister Godoy endlich den Entschluß, den König, die Königin, und den störrigen Thronfolger nach Amerika zu schaffen. Aber Ferdinand, dem dieser Plan verraten wurde, putschte seine Partei und deren Anhänger gegen den königlichen Vater auf und es kam in Madrid zu einer starken Revolte. Godoys Palast wurde zerstört, er selbst schwer mißhandelt. Der alternde König entschloß sich nun, zugunsten seines Sohnes Ferdinand abzudanken, der sofort unter dem Jubel des Volkes zum König ausgerufen wurde. In diesem Augenblicke setzte die Aktion Joachim Murats ein und er rückte mit seinen Truppen in Madrid ein, genau nach der Vorschrift seines kaiserlichen Schwagers. „Fahren Sie fort, eine freundliche Sprache zu führen, beruhigen Sie den König, den „Friedensfürsten", den Prinzen von Asturien und die Königin. Die Hauptsache ist, daß Sie Madrid erreichen, ihre Truppen sich ausruhen lassen und ihren Kriegsvorrat ergänzen." Der Kronprinz, vielmehr jetzige König Ferdinand, glaubte sich am besten dadurch halten zu können, daß er, der jüngst Witwer geworden war, eine Prinzessin aus dem Hause Bonaparte zur Frau erbat. Er hatte deswegen bei Napoleon anfragen lassen. Das benutzte nun der Kaiser und schickte seinen gewiegtesten politischen Agenten, den General Savary, der vor keinem Mittel zurückschreckte, nach Madrid, um den Thronfolger nach Bayonne zu locken, wohin der Kaiser eigens zu diesem Zwecke kam. Das spanische Volk wollte seinen jungen König gar nicht aus dem Lande lassen. Es ging so weit, daß man in Vittoria die Stränge des königlichen Reisewagens zerschnitt, denn dieses Volk witterte Verrat. Aber Ferdinand, obwohl gewarnt, traute dem Kaiser und rannte geradewegs in sein Verderben. Nach Bayonne wurden dann auch der König Karl IV., seine Frau und Godoy gelockt. Napoleon brachte fertig, daß der alte König zu seinen Gunsten entsagte. Der erst ganz tapfer widerstrebende Ferdinand wurde endlich durch die wilde Drohung Napoleons, daß er ihn erschießen lassen würde, weil er seinen alten Vater verfolgt hätte, ebenfalls zur Nachgiebigkeit gezwungen. So wurde die Krone Spaniens frei und der Scheitel eines Bonaparte konnte wiederum mit königlichem Öl gesalbt werden. Die beiden Spanier dagegen wurden mit einigen Millionen und einigen Schlössern in Frankreich abgefunden. Es war ein Schelmenstreich niedrigster Sorte!

Eine Augenzeugin des furchtbaren Aufstandes, der am 2. Mai 1808 in Madrid losbrach, die spätere Gräfin Merlin, eine junge Kreolin aus Habana, gibt eine plastische Schilderung der Vorgänge in Spaniens Hauptstadt:

„Der Tumult griff um ſich, Verwirrung verbreitete ſich überall, und augenblicklich ſtand Madrid im Feuer. Flintenſchüſſe, entſetzliches Geſchrei, Gebrüll, Geheul, Geflucht und Gejammer drangen gleichzeitig in unſere Ohren. Unter Trommelgewirbel und Schüſſegeknall warf ſich das Volk, ſchnaubend vor Rachewut, blindlings auf die franzöſiſchen Soldaten, ohne ihre Zahl zu berückſichtigen. Jede Waffe war ihm recht, Meſſer, Stöcke oder Beile, und mehr als einen Tollkühnen ſah ich nur mit einem Dolch bewaffnet mitten in die franzöſiſchen Kolonnen ſich ſtürzen. Nie werde ich das Schauſpiel vergeſſen, welches die Straße Panaderos darbot. Soldaten drangen mit gefällten Bajonetten auf Männer, Greiſe und Kinder ein, welche gerächt wurden von den Unſeren, die ſich auf die Fremdlinge warfen, rechts und links mit blanker Waffe ſie durchbohrend. Zwanzig Schritte weiter erſtürmten franzöſiſche Voltigeurs ein Haus, aus welchem Schüſſe gefallen, und ließen die ſämtlichen Bewohner über die Klinge ſpringen. Furchtbares Geheul, Wutgeſchrei, gräßliche Flüche ſchlugen himmelan. Die beiden ſich miſchenden Sprachen waren in ihrem Ausdruck ſo ohr- und herzzerreißend, daß man ſie für das Geſchrei von Rotwild hätte halten können; ſie hatten nichts Menſchliches mehr. Plötzlich ſtürzt ſich mir gegenüber ein junges Mädchen, von franzöſiſchen Soldaten verfolgt, mit der Raſchheit und Leichtigkeit einer von der Meute verfolgten Hindin auf den Balkon, ſchwingt ſich über das Geländer, ſchwebt eine Augenblick in der Luft, fällt dann und zerſchellt den ſchönen Kopf auf dem Straßenpflaſter.“

13 Offiziere der Gardereiterei fielen der Volkswut zum Opfer, darunter der ſeit Auſterlitz bekannte grimme Leibmameluk Muſtafa. Daß 700 Franzoſen erdolcht ſeien, iſt wohl ebenſo Fabel wie das übermäßige Blutbad, das laut Sarazin unter den Meuchelmördern angerichtet wurde. Marbot ſpricht nur von 1500, die man der Schärfe des Schwertes überlieferte. Obwohl Grouchy ſtrenges Strafgericht forderte, dämpfte Murat den Aufſtand mit Milde, deſſen politiſche Korreſpondenz aus dieſer Zeit übrigens gutes Verſtändnis verrät.

Mit der freigewordenen ſpaniſchen Krone belehnte Napoleon ſeinen Bruder Joſeph, der bisher als König von Neapel funktioniert hatte. Joachim Murat, der in Spanien die Geſchäfte an der Spitze von hunderttauſend Mann beſorgt hatte, wurde aus einem Großherzog von Berg zu einem König von Neapel, nicht wenig verſtimmt darüber, daß nicht er, der übrigens zehnmal beſſer am Platze geweſen wäre, ſondern Joſeph die ſpaniſche Krone erhalten ſollte. Aber bevor Joſeph als König von Spanien noch den Boden ſeines neuen „Vaterlandes“ betreten hatte, loderte allerorten der wildeſte Aufſtand empor. Kaum über die Grenze gekommen, ſchrieb er ſchon von Vittoria aus am 12. Juni 1808 ſeinem kaiſerlichen Bruder: „Niemand hat bis heute Eurer Majeſtät die Wahrheit geſagt, es iſt Tatſache, daß kein einziger Spanier ſich für mich intereſſiert, ausgenommen nur die kleine Anzahl von Perſonen, die mit mir von Bayonne gekommen ſind. Die übrigen, welche ſich zu der dortigen Notabelnverſammlung eingefunden haben, haben ſich, auf ſpaniſchem Boden angelangt, ſofort verborgen und verloren, erſchreckt durch die einmütige Stimmung ihrer Landsleute.“ Und drohender noch klingt ſein Brief vom 22. Juni von Madrid, nachdem er dort eingezogen war: „Der hier herrſchende Geiſt iſt ſo ſchlecht wie möglich. Das iſt ein Feuer wie das von 1789 in Frankreich, das in den erſten Jahren ſeiner Revolution ſchon eine Million Bewaffneter aufbrachte. Warum ſollte Spanien, noch einmütiger in ſeiner Wut und ſeinem Haß, nicht eine halbe Million aufbringen? Ich wiederhole Ihnen, Sire, die Leute von der beſitzenden Klaſſe ſind für mich nichts mehr als Lumpen, und ich ſage Ihnen: Sie ſind im Irrtum, Ihr Ruhm wird in Spanien Schiffbruch leiden, die Nation iſt einſtimmig gegen uns. Sie haben 1789 und 1793 geſehen. Die Begeiſterung und die Wut iſt hier nicht geringer.“ Gewiß, Schattenkönig Papa ſuchte ſich umſonſt durch Errichtung einer Konventsſtatue beliebt zu machen. Doch ſeine glanzvollen Hofbälle bezauberten einen Teil der Miniſterialbeamten und aus Du Deſerts Studien über damaliges ſpaniſches Kulturmilieu der höheren Stände ergibt ſich ſolche Franzöſiſierung der Sitten, daß Napoleons Wort an Röderer „Spanien muß franzöſiſch werden“ nicht mehr ſo naiv erſcheint. Außerdem machte im Süden Soults Adminiſtration, wo man wie im tiefſten Frieden lebte, ſpäter großen Eindruck. Bei dieſem niederträchtigen Ränkeſpiel, durch welches der Korſe die Krone Spaniens für ſeinen Bruder Joſeph ſchamlos ergaunerte, hatte er nicht in Betracht gezogen, daß auch das ſpaniſche Volk mitzuſprechen hatte. Während beſtochene und vaterlandsverräteriſche Notabeln in Bayonne ſeinen Bruder Joſeph zum König wählten, flammte in ganz Spanien ein Volkskrieg gegen die franzöſiſchen Unterdrücker auf, der in den Bergen und Schluchten der alten Provinz Aſturien begann. Es hatten hier einſt die letzten Chriſtenſcharen der Spanier ihre Zuflucht geſucht, als die Mauren unter dem wilden Tarek das Land überſchwemmten, und hier wurde auch der Kreuzzug gegen die Fremdlinge begonnen, von hier hatte das ſpaniſche Volk ſich ſelbſt ſchon einmal zurück erobert. In einer Woche erhoben ſich die Städte Oviedo, Karthagena, Valenzia, Murcia, Saragoſſa, Sevilla und Granada. Die ganze innere unverbrauchte Kraft eines ſtarken Volkes, das einſt an der Spitze der europäiſchen Nationen marſchiert war, eines Volkes, deſſen König einſt ſagen konnte, „daß in ſeinem Reiche die Sonne nicht untergehe“, flammte hier auf, und Spanien war es, das wieder einmal dem anderen Europa voranging in einer Sache, welche im Grunde die Sache aller unter-

Das Mädchen von Saragoſſa
Nach einem Gemälde von David Wilkie

drückten Völker war. Ein eisiges Schweigen hatte am 20. Juli den armen Joseph Bonaparte bei seinem Einzug in Madrid empfangen. Er hielt sich nur acht Tage dort auf. „Er verließ", wie der Moniteur in Paris log, „die Stadt wegen der übermäßigen Sommerhitze". Allerdings: die Hitze war groß genug, der Boden begann den Franzosen unter den Füßen zu brennen. Von allen Seiten brach das Volk los. In der Nähe von Baylen wurde das Korps des Generals Dupont umzingelt und zur Kapitulation genötigt. Die schamlose Art, wie man diese Kapitulation brach und die Franzosen teils sofort teils langsam umbrachte, umwob diesen an sich so gerechten Befreiungskrieg mit fragwürdiger Weihe. Napoleon schäumte vor Zorn, „Dupont-Beylen" wurde ein Spitzname. Wie sich Dupont später als bourbonischer Satellit an seinem früheren Waffengefährten für sein Ausgestoßenwerden rächte, macht glaubhaft, daß seine militärisch verdammenswerte und keineswegs nötige Kapitulation aus heimlicher Privatneigung entsprang. Nach Savary kapitulierten 23000, nach Napier 18000, nach Foy 17000, die richtige Ziffer ist 17635, wobei 3000 Tote und Verwundete. Die Belagerung von Saragossa mußte aufgegeben werden. Verdier und Lefebre-Desnouettes verloren dort 3000, dagegen kostete ein abgeschlagener Sturm des Korps Moncay auf Valencia lange nicht 1000 (Sarrazin), geschweige 2000 (Foy), dagegen Gefechte von Reille und Dufosne in Katalonien etwas mehr. Bei Rio Secco zersprengte freilich Bessières mit 13000 (Infant. Mouton, Merle, Kavallerie Lasalle) 43000 Spanier mit Verlusten von nur 500 Mann, die Spanier verloren das Zwanzigfache. Hier hatten etwas Gardedragoner und polnische Gardechevaulegers mitgewirkt, nicht Gardechasseurs und Reitende Grenadiere (Picard, die Verlustliste überführt vom Gegenteil) jedenfalls hielt Napoleon schon für geboten, Gardereiterei zu senden. Es half nichts: Die französische Armee mußte hinter den Ebro zurück.—In Saragossa kommandierte José de Palafox y Melzi, der später zum Herzog von Saragossa ernannt wurde. Er rief in den tosenden Aufstand hinein das Wort, das noch mehr schürte: „Krieg bis aufs Messer", und die Männer, die um ihn waren, und selbst die Frauen verstanden, was er wollte. „Da es die Franzosen insbesondere", so berichtet der Geschichtsschreiber Toreno, „auf die Erstürmung des Tores del Portillo abgesehen hatten, so war das Wüten des Kampfes dort so schrecklich, daß zuletzt niemand die Verteidiger der äußeren Batterie, welche allesamt gefallen waren, zu ersetzen wagte. Da fand sich ein Mädchen aus dem Volke, Agostina Zaragoza geheißen, zweiundzwanzigjährig und schön von Antlitz und Gestalt. Sie trug den Verteidigern gerade Mundvorrat zu, als jener Posten verlassen wurde und in Gefahr war, verloren zu werden. Die Mutlosigkeit der Männer bemerkend, stürzt sich das tapfere Mädchen in die Batterie, reißt die noch brennende Lunte dem letzten zu Boden gestreckten Artilleristen aus den Hand, feuert das Geschütz ab und schwört, dasselbe nicht mehr zu verlassen, solange die Belagerung auch währen möge und sie am Leben bleibe. Solche Kühnheit eines Weibes belebte die Entmutigten aufs neue, sie eilten herbei, die Batterie füllte sich wieder mit Verteidigern und das Feuer hob energischer an als je zuvor."

Die französische Armee in Spanien bestand zum größten Teil aus sehr jugendlichen Truppen, die eben erst die Rekrutendepots verlassen hatten. Es war der Ersatz, den Napoleon nach der furchtbaren Schlacht von Eylau, von Finckenstein her, ausgeschrieben hatte. „Mein Nationalstolz", berichtet General Marbot, „fühlte sich verletzt, wenn ich die breitschultrigen und kräftigen Spanier, die uns umgaben, mit unseren schwächlichen Infanteristen verglich und wenn ich auch das Unglück noch nicht ahnte, das die schlechte Meinung, die sich die Spanier über unsere Truppen bildeten, auf uns herabbeschwören sollte, so bedauerte ich doch lebhaft, daß uns der Kaiser nicht einige der alten Regimenter von der in Deutschland stehenden Armee nach der Halbinsel geschickt hatte. Der Anblick der Mameluken erregte starkes Erstaunen, da die Spanier nicht begreifen konnten, daß die christlichen Franzosen Türken in ihre Reihen aufgenommen hatten, denn der Haß, den die Kämpfe mit den Mauren in den Völkern Spaniens vor Jahrhunderten erweckt hatte, war auch jetzt noch nicht erloschen." Es war ein grauenhafter Bandenkrieg, der die französischen Heere aufrieb. Die Volksleidenschaften wurden bis zum Wahnsinn gesteigert, der Mönch und der Priester schürten die Flammen der Volkswut. Der ganze Fanatismus eines bigotten Volkes, das durch Jahrhunderte die Inquisition zu seinen Einrichtungen gezählt hatte, durch dessen Geschichte tausende von Scheiterhaufen loderten, das sich in verzweifelten Kämpfen der heidnischen Mauren erwehrt, das seine Konquistadoren mit Kruzifix und Dolch gegen Amerika gesandt hatte, wurde hier von entschlossenen Kuttenträgern aufgestachelt und siehe da: gegen die Soldateska eines übermütigen Eroberers wurde eine Reihe von Siegen erfochten. Daß diese wesentlich Schein waren, die spanischen Linientruppen sich im offenen Felde ebenso schlecht schlugen wie die Milizen und die Franzosen nur ihrer numerischen Schwäche bei schlechter Führung solcher Nullen wie Bessières und Moncay, die Gott in seinem Zorn und Napoleon in seiner Sultansgnade zu Marschällen machte, nach Murats Abreise lähmte, konnte Europa nicht wissen. Deshalb schwoll nicht nur den Spaniern der Kamm, sondern alle Welt erhitzte sich in Bewunderung dieser Volkserhebung, deren Guerilla im Grunde doch nur einem Bergbanditentum glich. — Natürlich richteten sich die Augen ganz Europas auf dieses plötzliche Schauspiel, das in seinen Anfängen in Bayonne sich als Tragikomödie gab, aber in wenigen Wochen zur Tragödie werden sollte. In London horchte man auf. In den ersten Tagen des Augustes

ſtiegen an der Mondegomündung 12000 Mann britiſcher Truppen ans Land. Der ſie führte, hieß Sir Arthur Wellesley. Er ſchlug den talentloſen Junot bei Roliça und Vimeiro, und Junot unterzeichnete alsbald bei Cintra die Konvention, nach welcher er Portugal räumen mußte. Der arme Joſeph, der ſo ganz gegen ſeinen Willen aus dem ſchönen Neapel, wo das Volk ihn trotz ſeiner kurzen Regierung aufrichtig liebte, denn er war ein wohlwollender, ehrenhafter Mann, hinweggeholt und zum König von Spanien umgekrempelt war, ſchrieb um jene Zeit aus Burgos an ſeinen allmächtigen Bruder Worte, welche die ganze Lage knapp und treffend kennzeichnen: „Dieſes Volk," ſchrieb er, „iſt von kräftigerem Gefühle als irgendein anderes in ganz Europa, ſein Charakter hat eine Miſchung von Afrikaniſchem. Eure Majeſtät kann ſich gar keine Vorſtellung machen von dem Haß, der auf Ihrem Namen laſtet. Es bedarf zweimalhunderttauſend Franzoſen, um Spanien zu erobern, und es bedarf hunderttauſend Schafotts, um einen fremden Prinzen, welcher zum ſpaniſchen Thron verdammt iſt (armer König Joſeph!), auf demſelben zu halten. Sie kennen dieſes Volk nicht, Sire, jedes Haus iſt eine Feſtung, und ein Spanier ſteht für alle und alle für einen. Auch nach der Eroberung dieſes Landes wird kein einziger Spanier für mich ſein."

Was war unter ſolchen Umſtänden zu tun? Nur die Macht von einigen hunderttauſend Bajonetten konnte den Widerſtand eines ſolchen Volkes brechen. Aber dieſe Arbeit durfte Napoleon ſeinen Marſchällen nicht anvertrauen. Die Niederlagen Duponts und ſeines Jugendgenoſſen Junot hatten den Kaiſer tief verſtimmt. In Deutſchland und beſonders in Preußen ſtanden ſeine erprobteſten Legionen. In dem preußiſchen Staat zwiſchen Elbe und Weichſel ſtanden allein 160000 Mann, die von dem verarmten Staat und von den ausgeplünderten Einwohnern nun ſchon ein volles Jahr nach dem Friedensſchluß durchgefüttert wurden. Nach genauer Aufſtellung hatte Preußen bisher ſchon über 200 Millionen Francs aufbringen müſſen. Das waren 55 Millionen mehr, als die ausgeſchriebenen Kriegsſchatzungen überhaupt betrugen. Trotzdem ließ Napoleon noch jetzt weitere 150 Millionen fordern, denn er wußte wohl, daß dieſe Summe für Preußen einfach unerſchwinglich ſein würde und er hatte die Abſicht, ſeine große Armee auf dieſe bequeme Weiſe im Herzen Deutſchlands weiter zu erhalten, um jeden Augenblick nach allen Richtungen hin losſchlagen zu können. Da kam das ſpaniſche Abenteuer dazwiſchen und er mußte entweder die bedenkliche Schlappe dort hinnehmen oder ſeine Politik der Hinterliſt durch eine Politik der Bajonette ſtützen. Immerhin war es auch nicht unbedenklich, die Truppen aus Preußen und Deutſchland zurückzuziehen. Daß Preußen ſich nur knirſchend beugte, das wußte er. Er hatte dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem Bruder des Königs, der ſeit Monaten in Paris um eine Ermäßigung der überharten Forderungen unterhandelte, direkt ins Geſicht geſagt: „er werde immer gezwungen ſein, gegen Preußen unter den Waffen zu ſtehen und eine anſehnliche Truppenmacht in der Nähe von Berlin zu halten." Aber jetzt zwangen ihn die Verhältniſſe denn doch, möglichſt ſchnell mit dem Widerſtande in Spanien aufzuräumen, denn er wußte wohl. daß auch Öſterreich insgeheim von neuem rüſtete und daß unmittelbar nach Spaniens Unterwerfung ihm dort ein neuer Kampf bevorſtehen würde. Dennoch ſicherte er ſich gegen jedes Losbrechen von ſeiten Preußens. Dem erſchöpften Staat wurde die urſprüngliche Reſtforderung um 20 Millionen ermäßigt, die Räumung der Staaten zugeſagt —, aber die drei Oderfeſtungen Glogau, Küſtrin, Stettin ſollten eine franzöſiſche Beſatzung behalten. Außerdem wurde in einem geheimen Artikel feſtgeſetzt, daß Preußen während der nächſten zehn Jahre nur 42000 Mann Truppen halten dürfe. Die Unterhändler in Paris, der Prinz Wilhelm von Preußen und der Baron von Brockhauſen, hatten zunächſt die Bedingungen für unannehmbar erklärt, aber ihre Feſtigkeit wurde ſtark erſchüttert, als ihnen am 3. September der franzöſiſche Miniſter Champagny einen, von den Spähern des Marſchall Soult, der in Preußen kommandierte, aufgefangenen Brief des leitenden Staatsmannes in Preußen, des Reichsfreiherrn vom Stein, vorlegte, der allerdings verriet, daß die große Seele dieſes Mannes nicht gewillt war, das korſiſche Joch länger zu tragen, als die harte Notwendigkeit es gebot, daß ſich dieſer Mann mit Plänen trug, wie er ſein Vaterland losreißen könnte aus der Gewalt des franzöſiſchen Kaiſers. Es war ein privater Brief, den der Miniſter an den Fürſten von Sayn-Wittgenſtein, der ſich im Seebade Doberan zur Kur aufhielt, am 15. Auguſt geſchrieben hatte. „Die Erbitterung in Deutſchland nimmt täglich zu und es iſt ratſam, ſie zu nähren und auf die Menſchen zu wirken. Ich wünſchte ſehr, daß die Verbindung mit Heſſen und Weſtfalen erhalten würde und daß man ſich auf gewiſſe Fälle vorbereite; auch eine fortdauernde Verbindung mit energiſchen, gut geſinnten Männern erhalte, und dieſe wieder mit andern in Berührung ſetze. Die ſpaniſchen Angelegenheiten machen einen ſehr lebhaften Eindruck und beweiſen handgreiflich, was wir längſt hätten glauben ſollen! Es wird nützlich ſein, ſie möglichſt auf eine vorſichtige Art zu verbreiten. Man ſieht hier den Krieg mit Öſterreich als unvermeidlich an. Dieſer Kampf würde über das Schickſal von Europa entſcheiden und alſo auch über unſeres." Der Überbringer des Schreibens, der Miniſterialaſſeſſor Koppe, war den franzöſiſchen Spionen als Kurier in wichtigen politiſchen Angelegenheiten inzwiſchen verraten worden, und Soult ließ den Mann verhaften und ſeiner Papiere berauben. So kam der Brief nach Paris.

Am 3. September zeigte ihn Champagny dem Prinzen Wilhelm. Am 8. stand er bereits im „Moniteur“. Unter dem Druck dieses Briefes, der den Kaiser Napoleon zu den brutalsten Folgerungen verleiten konnte, schlossen die preußischen Unterhändler den Vertrag ab. Sein Entwurf gelangte nach Königsberg. Der klare Blick Steins erkannte sofort die Unannehmbarkeit des Vertrages, und er erklärte, die Wirklichkeit der Dinge richtig einschätzend, daß der König den Vertrag nur unterzeichnen könne, wenn er es tue mit dem Entschluß, ihn zu brechen, sobald Österreich den Krieg erkläre. „Soll es dem Kaiser Napoleon allein erlaubt sein, an der Stelle des Rechts die Willkür, der Wahrheit die Lüge zu setzen? Für den Redlichen ist kein Heil als in der Überzeugung, daß der Ruchlose zu allem Bösen fähig ist, und daß man nach dieser Überzeugung mit Schnelligkeit, Entschlossenheit und Beharrlichkeit handeln muß. Zutrauen auf den Mann zu haben, von dem man mit so vieler Wahrheit sagte, ‚er habe die Hölle im Herzen und das Chaos im Kopf‘, ist mehr wie Verblendung, ist hoher Grad von Torheit.“ So dachte um jene Zeit der große Deutsche von dem Korsen und von seinen Verträgen, die er den unterjochten Völkern rücksichtslos aufzwang, aber er fühlte dennoch, daß unter den vorliegenden Verhältnissen seine eigene Stellung erschüttert sei.

Er bat den König um seine Entlassung und erhielt sie auch, allerdings nachdem der König erst lange gezögert hatte. „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich,“ schrieb der König an seinen scheidenden Minister, „einem Mann Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrachtungen, sowie das Bewußtsein, den ersten Anstoß, die ersten Impulse zu einer erneuten, besseren und kräftigeren Reorganisation des in Trümmer liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich idealste Genugtuung und Beruhigung gewähren.“ Das war am 24. November 1807, und es war die höchste Zeit, daß Stein mit seinem König seine freiwillige Entlassung vereinbart hatte, denn schon am 16. Dezember erfolgte aus dem Hauptquartier Madrid das berüchtigte Achtungsdekret des erzürnten Korsen, der nichts vergaß. Siegreich in Spanien, konnte er jetzt Preußen wieder eine neue Schmach bieten. Sein Bannstrahl lautete: „Le nommé Stein, der namens Stein, welcher Unruhe in Deutschland zu erregen sucht, wird zum Feinde Frankreichs und des Rheinbundes erklärt. Die Güter, welche der besagte Stein, sei es in Frankreich, sei es in den Ländern des Rheinbundes, besitzt, werden mit Beschlag belegt. Der besagte Stein wird überall, wo er durch unsere und durch unserer Verbündeten Truppen erreicht werden kann, persönlich zur Haft gebracht.“

Nur wenige Wochen über ein Jahr hatte der Reichsfreiherr vom Stein in Preußen wirken können; aber diese Zeit war genügend gewesen, um die großen Ideen in die Staatsverwaltung hineinzuwerfen, die zur Erneuerung führen sollten. Sein erstes, großes Gesetzeswerk war das „Edikt über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums sowie die persönlichen Verhältnisse aller Landbewohner.“ Fortan konnte jeder Preuße, ob adlig oder bürgerlich, Landbesitz erwerben und ein Geschäft betreiben, wie es seinen Neigungen zusagte. Kein Untertänigkeitsverhältnis bestand vom Tage der Verordnung an mehr; weder durch Geburt, noch durch Heirat, noch durch freiwillige Unterwerfung, noch durch einen Vertrag konnte ein solches jemals wieder hergestellt werden, und so sahen die bisher unfreien Menschen im preußischen Staate die Möglichkeit vor Augen, durch Arbeit und Tüchtigkeit fortzukommen und für sich und ihre Kinder und Kindeskinder ein freies Eigentum zu erwerben, das ihnen niemand mehr streitig machen konnte. Es gab in Preußen fortan nur noch freie Leute. Mit einem Federstrich wurden 47000 bäuerliche Familien auf diese Weise selbständig, und die Grundfläche, die ihnen zum Eigentum wurde, betrug an 40 Millionen Morgen Land. So war das Fundament des Staates, der Bauernstand, mit einem Schlage erneuert. Man darf aber nur nicht glauben, daß sich die in Hörigkeit Aufgewachsenen diese neuen Freiheiten so leicht gefallen ließen. Es war nur natürlich, daß der Adel und besonders der märkische Adel dagegen tobte, als plötzlich vom grünen Tisch des Ministeriums her eine „ganz neue Menschenklasse“ geschaffen wurde, die sogenannten „Landbewohner“, aber auch die Bauern selbst rotteten sich in der Priegnitz zusammen und wollten diese neuen Freiheiten, die ihnen verliehen waren, durchaus nicht anerkennen. Der König mußte sogar Militär dorthin senden, um sie zur Raison zu bringen. — Diesem grundlegenden Gesetz folgte die berühmte Städteordnung vom 9. November 1808, die im städtischen Leben den Grundsatz der Selbstverwaltung wachrief und den Bürgersinn und Gemeingeist hob. Es gab fortan keinen Unterschied mehr zwischen den einzelnen Bürgerklassen. Sogenannte Groß- und Kleinbürger sollte es nicht mehr geben, sondern ein Bürgerrecht galt für alle, und dies Bürgerrecht schloß in sich die Befugnis, städtische Gewerbe zu betreiben, Grundstücke in der Stadt zu besitzen, schloß in sich das Wahlrecht und das Recht der Wählbarkeit zu städtischen Ämtern. Niemandem, der in der Stadt ansässig und unbescholtenen Wandels war, durfte das Bürgerrecht versagt werden. An die Spitze der Stadt wurde der Bürgermeister gestellt, und die Bürgerschaft wählte den Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung. So sollte, nach Steins Absicht, das Bürgertum in der Schule der städtischen Selbstverwaltung zu staatlicher Mitarbeit gebildet, rasch

Digitized by Google

mit Verſtändnis für das öffentliche Leben erfüllt und zu ſeinem Träger erhoben werden. — So hatte in zwei Geſetzen der große Staatsmann dem Volke die Selbſtverwaltung verliehen und den Keim zur Selbſtverantwortung gelegt, und von dieſen beiden großen Erneuerungen erwartete er die ſittliche Neubelebung des preußiſchen Volkes. — Aber auch die Verfaſſung der oberſten Verwaltung in der preußiſchen Monarchie reorganiſierte Stein. Es ſollte fortan kein Generaldirektorium und keinen Kabinettsrat mehr geben, ſondern ein Staatsminiſterium aus fünf, dem König verantwortlichen Fachminiſtern ſollte die oberſten Geſchäfte des preußiſchen Königreiches leiten. Auch dies trat ins Leben, aber an demſelben Tage, an welchem der König das „Edikt" unterzeichnete, am 24. November 1808, ſchied der Reichsfreiherr vom Stein für immer aus dem preußiſchen Staatsdienſt. Seinen letzten großen Plan, den dieſer Mann bei ſeiner Tatkraft gewiß durchgeführt hätte, die Schaffung einer Art von Parlament, konnte er nicht mehr verfolgen, und das preußiſche Volk mußte darauf noch vier Jahrzehnte warten. „Niemand," ſo ſchreibt Heinrich von Treitſchke, „war wie er für die Aufgaben des politiſchen Reformators geboren. Der zerrütteten Monarchie wieder die Richtung auf hohe ſittliche Ziele zu geben, ihre ſchlummernden, herrlichen Kräfte durch den Weckruf eines feurigen Willens zu beleben — das vermochte nur Stein, denn keiner beſaß wie dieſer die fortreißende, überwältigende Macht der großen Perſönlichkeit. Jedes unedle Wort verſtummte, keine Beſchönigung der Schwäche und der Selbſtſucht wagte ſich mehr heraus, wenn er ſeine ſchwerwiegenden Gedanken in markigem, altväteriſchem Deutſch ausſprach, ganz kunſtlos, volkstümlich derb, in jener wuchtigen Kürze, die dem Gedankenreichtum, der verhaltenen Leidenſchaft des echten Germanen natürlich iſt. Die Gemeinheit zitterte vor der Unbarmherzigkeit ſeines ſtachligen Spottes, vor den zermalmenden Schlägen ſeines Zornes. Wer aber ein Mann war, ging immer leuchtenden Blicks und gehobenen Mutes von dem Glaubensſtarken hinweg. Unauslöſchlich prägte ſich das Bild des Reichsfreiherrn in die Herzen der beſten Männer Deutſchlands: die gedrungene Geſtalt mit dem breiten Nacken, den ſtarken, wie für den Panzer geſchaffenen Schultern; tiefe, funkelnde, braune Augen unter dem mächtigen Gehäuſe der Stirn, eine Eulennaſe über den ſchmalen, ausdrucksvoll belebten Lippen; jede Bewegung der großen Hände jäh, eckig, gebieteriſch: ein Charakter wie aus dem hochgemuten ſechzehnten Jahrhundert, der unwillkürlich an Dürers Bild von Ritter Franz von Sickingen erinnerte — ſo geiſtvoll und ſo einfach, ſo tapfer unter den Menſchen und ſo demütig vor Gott — der ganze Mann eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Freiſinn und Gerechtigkeit, von glühender Leidenſchaft und billiger Erwägung — eine Natur, die mit ihrer Unfähigkeit zu jeder ſelbſtiſchen Berechnung für Napoleon und die Genoſſen ſeines Glücks immer ein unbegreifliches Rätſel blieb."

Sir Arthur Wellesley, Herzog von Wellington
Nach einem Gemälde von Th. Phillips

Schon war Stein auf der Rückreiſe von Königsberg nach ſeinen Gütern an der Lahn begriffen, als er in Berlin von dem Ächtungsdekret ſeines unerbittlichen Feindes Kunde erhielt. Nun änderte er ſeine Route und fuhr über Schleſien nach Öſterreich, wo er von Kaiſer Franz in Böhmen eine Zufluchtsſtätte erhielt. Als er im Begriffe war, die Grenze zu überſchreiten, ſchrieb der geächtete Mann an die Prinzeſſin Wilhelm von Preußen die folgenden Worte, die noch heute in jeder deutſchen Bruſt ein heißes Gefühl der Empörung

Digitized by Google

gegen den übermütigen Bonaparte aufflammen lassen, denn hier ging der besten einer des deutschen Volkes, durch den Machtspruch jenes Menschen heimatlos geworden, in das Exil. „In wenigen Stunden," schrieb Stein, „verlasse ich ein Land, dessem Dienste ich dreißig Jahre meines Lebens gewidmet habe, und worin ich nun meinen Untergang finde. Besitzungen, die seit sechshundertfünfundsiebzig Jahren in meiner Familie sind, verschwinden, Verbindungen jeder Art, die in jedes Verhältnis meines Lebens eingreifen, werden vernichtet und ich bin aus meinem Vaterlande verbannt, ohne jetzt noch für mich und die Meinigen eines Zufluchtsortes gewiß zu sein. Möchte mein Untergang in dem Sturm der Zeit meinem unglücklichen Vaterlande nützlich sein, so will ich ihn mit Freudigkeit ertragen."

Bevor der Kaiser Napoleon Preußen und Deutschland von Truppen entblößte, um sie über die Pyrenäen nach Spanien hineinzuführen, mußte er sich den Rücken gegen Österreich und Preußen decken. Der Kluge tat es dadurch, daß er den Kaiser Alexander von Rußland noch fester mit seinen Netzen zu umspannen suchte. Denn längst, wir sagten es schon, war das moskowitische Mißtrauen Alexanders wieder rege geworden. Es schien ihm mehr und mehr, daß bei der großen Verspeisung der Welt, die Napoleon ihm in Tilsit vorzugaukeln gewußt hatte, ihm, dem Kaiser aller Reußen, schließlich nur etliche Brosamen vom Tische des korsikanischen Advokatensohnes zugeworfen werden sollten. Die Zusammenkunft mit Alexander von Rußland, die er für durchaus notwendig hielt, kleidete der Kaiser in das Gewand des glänzenden Monarchen-Kongresses von Erfurt ein, und hier in Erfurt trafen am 27. September 1808 die beiden Kaiser zusammen. Der Fürstentag von Erfurt, der über vierzehn Tage währte, ist wohl die Zeit höchsten Glanzes, den die Kaiserzeit des Bonaparte erlebt hat. Er stand auf der Höhe seiner Macht; um ihn her wogte ein Heer von Trabanten, von Rheinbund-Königen, von gefürsteten Marschällen, von adligen, mit Goldtressen behängten Lakaienseelen aller Art. Es waren damals in Erfurt versammelt: zwei Kaiser, vier Könige, vierunddreißig deutsche Fürsten und Prinzen. „Sie spielen vor einem Parterre von Königen!" rief Napoleon dem berühmten Schauspieler Talma zu, der mit der Truppe des théâtre français nach Erfurt gekommen war, um dort seine Künste darzubieten. Die engen Gassen der nun französischen Stadt Erfurt, der Stadt, die einst in ihren Mauern den grübelnden Luther, den großen deutschen Reformator geborgen hatte, diese hochgiebeligen Gassen sahen in jenen Tagen einen unerhörten Prunk. Den französischen Reichsmarschällen gegenüber, die mit einem Wort über Provinzen geboten, spielten allerdings diese kleinen deutschen „Zaunkönige" eine traurige Rolle. Der Titel „König" galt selbst dem französischen Troupier wenig mehr. „Sie waren," wie ein Spötter jener Tage sagte, „in Erfurt gemein wie die Brombeeren." Der Tambour-Major der kaiserlichen Garde auf der Hauptwache von Erfurt fuhr die Tambours, die für den in vollem Prunk auffahrenden König von Württemberg den Kaiserwirbel schlagen wollten, wütend an: „Taisez-vous, ce n'est qu'un roi!" „Still, das ist ja nur ein König!"

Um den Glanz dieses Hoflagers von Erfurt zu erhöhen und seine Macht den anwesenden Fürsten, besonders dem Kaiser Alexander recht deutlich vor Augen zu führen, lenkte Bonaparte den Marsch seiner Gewaltkolonnen, die gegen Spanien marschierten, über Erfurt. Bei einer Parade über einige Regimenter, die in der Schlacht von Friedland gegen die Russen gesiegt hatten, sprengte Napoleon die Front entlang und ließ den Zaren mitsamt seinem Bruder Konstantin und den anderen Potentaten nachsprengen, als seien sie seine Adjutanten. Er hatte, trotz der Gesellschafts- und Anstandsschule, die er bei dem Schauspieler Talma durchgemacht hatte — Talma war es bekanntlich auch, der den Kaiser lehren mußte, wie man mit Anstand und Hoheit eine Treppe hinauf und hinunter steigt — also trotz dieses Unterrichts im guten Ton, hatte der Soldat im Kaiser oft Rückfälle in die Gewohnheiten und Späße des Lagerlebens, in welchem er groß geworden war. So ließ bei einem gemeinsamen Ritt Napoleon, der eigentlich kein besonderer Reiter war, sein wohlgeschultes Pferd mit Leichtigkeit einen Graben nehmen. Der Zar wollte das natürlich auch, aber sein Vollblutroß ward unruhig, trotzig und nahm dann unerwartet mit einem Satz das Hindernis. Hierbei entfiel dem Zaren sein Degen mit dem Portepee. Graf Caulaincourt sprang vom Pferde und hob den Degen auf. „Bringen Sie ihn mir," rief Napoleon funkelnden Auges und ließ sich den Degen aushändigen. Der Zar schwieg zu diesem Vorfalle, aber am Nachmittag noch ließ Napoleon mit vielen Komplimenten den Degen zurückgeben. — Bei einer der politischen Unterredungen vergaß sich Bonaparte soweit — oder er schauspielerte wieder einmal — daß er plötzlich seinen Hut zu Boden warf und ihn mit Füßen trat, wie ein eigensinniges Kind. Kaiser Alexander aber blieb auch hier ruhig, er lächelte nur ein wenig und sagte dann: „Sie sind heftig, Sire, und ich bin zähe. Zornige Ausdrücke nun gar vermögen nichts über mich. Lassen Sie uns ruhig reden und vernünftig erwägen, oder ich gehe." Mit diesen Worten wollte der Zar zur Tür schreiten, aber Napoleon faßte ihn beim Arm, zog ihn begütigend zurück und legte seinem Benehmen die notwendigen Zügel an. Solche kleinen Szenen, deren es hinter den Kulissen genug gab, verhinderten es natürlich nicht, daß vor den Kulissen, trotz des théâtre français, auch die beiden Monarchen ihre Schauspielerkünste der fürstlichen Menge darboten. Als an einem Abend Voltaires „Oedipus" gespielt wurde, war Napoleon, der neben dem Zaren saß, über dem langweiligen Stück halb eingeschlafen. Da

Digitized by Google

kam der Vers „l'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux“ „die Freundſchaft eines großen Mannes iſt ein Geſchenk der Götter.“ Alsbald faßte der Zar mit warmem Druck die Hand des franzöſiſchen Kaiſers, weckte ihn dadurch aus den Schlummer und in Gegenwart der großen Fürſtenverſammlung umarmten ſich an der Logenbrüſtung die beiden Kaiſer. In jenen Erfurter Tagen ſchon war es Talleyrand, der die feinſte Witterung hatte, daß nach dieſen ſieben Jahren ſtändigen Aufſtiegs, nach den ſieben fetten Jahren notwendigerweiſe die ſieben mageren folgen würden. Er hat, wie das aus Metternichs Memoiren verbürgt wird, er hat den Mut gehabt, den Zaren in ſeiner nur ihm eigenen Weiſe vor Napoleon zu warnen. „Wozu kommen Sie eigentlich hierher, Sire? Ihre Sache iſt es, Europa zu retten. Dies werden Sie nur erreichen, wenn Sie Napoleon Widerſtand leiſten. Das franzöſiſche Volk iſt ziviliſiert, ſein Souverän iſt es nicht. Der Souverän von Rußland iſt ziviliſiert und ſein Volk iſt es nicht. Folglich iſt es am Souverän Rußlands, der Verbündete des franzöſiſchen Volkes zu ſein; — der Rhein, die Alpen, die Pyrenäen ſind die Eroberungen Frankreichs, der Reſt iſt die Eroberung des Kaiſers. Frankreich geht das nichts an.“ So ſteht es wenigſtens in Talleyrands Memoiren, die auch ſchildern, mit welcher Verbindlichkeit der Imperator die „Akademiker von Weimar“, beſonders Wieland, behandelte und mit welcher Schroffheit die Fürſten, um zu unterſtreichen, daß er ſich einzig als Geiſteskaiſer fühle. Johanna Schopenhauer und Karoline Pichler mißfiel er, letztere ſpricht von ſeinem feiſten Prälaten- und Jérômes „geiſtreichem“ Geſicht; über Frauengeſchmack iſt nicht zu ſtreiten. Er ſelbſt nannte übrigens den „Gecken-Zar“ (Byron) rundweg einen „Griechen der Byzantinerzeit“. Als der Zar Alexander bei ſeiner Abreiſe den Fuß auf den Tritt des Reiſewagens ſetzte, nahm Talleyrand noch die Gelegenheit, ihm ins Ohr zu flüſtern: „Schade, Sire, daß Sie ſich nicht im Wagen geirrt haben.“ Aber trotz alles Kittens, und obgleich es Napoleon gelang, durch ſcheinbar große Zugeſtändniſſe in bezug auf Eroberungen in der Türkei und die Eroberung Finnlands den Zaren zunächſt in dem Schutz- und Trutzbündnis mit ſich zu erhalten, das er brauchte, um Öſterreich in Schach zu halten, ging dennoch ein tiefer, geheimer Riß durch den öffentlichen Einklang. „Napoleon iſt gegenwärtig zu mächtig“, ſagte Kaiſer Alexander zu dem König von Württemberg, ſeinem Mutterbruder, allerdings einem bedenklichen Vertrauten, denn er war dem Kaiſer Napoleon mit Leib und Seele ergeben, „um ihm mit Erfolg den Krieg zu erklären; er muß ſich erſt ſchwächen. In dieſer Hinſicht wird Spanien gute Dienſte leiſten — und ſein Ehrgeiz, der ihn von einem Krieg in den andern reißen wird, wird das übrige tun; die Zeit wird kommen, wo ich für die Rolle, die ich hier in Erfurt ſpiele, eine Entſchädigung fordern werde.“ Das Anſinnen, das die franzöſiſchen Diplomaten in jenen Tagen an Alexander ſtellten, dem Kaiſer Napoleon, der ſich wegen der Kinderloſigkeit ſeiner Frau Joſephine mit Scheidungsgedanken trug, eine ruſſiſche Prinzeſſin zur Frau zu geben, wurde ziemlich kühl abgelehnt. Indes eine Antwort, die den ſtolzen Bonaparte verletzen mußte, erfolgte dennoch: acht Tage nach dem Schluß des Kongreſſes verlobte ſich die einzige, heiratsfähige Schweſter des Kaiſers Alexander, Katharina, mit dem Erbherzog Peter von Oldenburg. Aber Napoleon ſtellte ſeine Rache kalt, ſo gut, wie Alexander es hier tat. Nach außen hin verlief der Fürſtentag von Erfurt in Glanz und Frieden und Freundſchaft. Richtig beſehen aber pflanzte er die ſchnell wuchernden Keime zu dem unauslöſchlichen Haß, den der fürſtlich geborene Alexander gegen den gekrönten Plebejer in ſich aufnahm.

Aber wir dürfen nicht vergeſſen, daß um dieſe Zeit, während Deutſchland blutend am Boden lag, Napoleon auch jene berühmte Begegnung mit Deutſchlands erſtem und größtem Dichter hatte, mit Johann Wolfgang von Goethe, Herzoglich Weimariſchem Geheimen Rat, vom Kaiſer aber kurz „Monſieur Goet“ genannt. — Die Unterredung mit „Monſieur Goet“ dauerte eine volle Stunde. Beſonders eingehend ſprach der Kaiſer über den Roman „Werthers Leiden“, von dem er behauptete, daß er ihn ſiebenmal geleſen habe, daß er aber nach ſeinem Empfinden wegen der Verquickung der Motive gekränkten Ehrgeizes und unſtillbarer Liebesleidenſchaft keine rein poetiſche Wirkung zulaſſe. Napoleon, hat Goethe ſpäter geſagt, ſei ihm vorgekommen wie ein kunſtverſtändiger Schneider, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Ärmel ſofort die feinverſteckte Naht entdeckt habe. Man ſprach auch von Goethes Trauerſpielen. „Das Trauerſpiel,“ rief der Kaiſer, „ſollte die Schule der Könige und Völker ſein. Das iſt das Höchſte, was es erreichen könnte, und Sie, Monſieur Goet, Sie ſollten den Tod Cäſars ſchreiben, auf eine würdigere, großartigere Weiſe als Voltaire es vermochte. Es könnte die ſchönſte Aufgabe Ihres Lebens werden; Sie müſſen dabei der Welt zeigen, wie Cäſar ſie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm die Zeit gelaſſen hätte, ſeine hochgeſinnten Pläne zu verwirklichen. Kommen Sie nach Paris, dort gibt es eine größere Weltanſchauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.“ — So verſuchte dieſer große Zweckmenſch, dem alles, auch die Unterredung mit einem Dichterfürſten zum Zweck werden mußte und unter den Händen zum Zweck wurde, auch Goethe für ſeine Ziele zu gewinnen. „Man müßte der Welt zeigen, wie Cäſar ſie beglückt haben würde,“ das heißt, aus der Blumenſprache in die Wirklichkeitsſprache überſetzt: „ich brauche einen Hofpoeten, verehrter Monſieur, der der Welt zeigt, wie ich ſie zu beglücken die Abſicht habe.“ — Immerhin, als die

Unterredung zu Ende war, wandte ſich der Kaiſer an die Diplomaten und Marſchälle, die der Unterredung beigewohnt hatten und ſagte: „voilà un homme.“ Goethe aber nahm aus dieſer Audienz einen heilloſen Reſpekt vor dem Bonaparte mit, einen Reſpekt, dem er auch, als es ſchon in Deutſchland gärte und wogte, noch durch das kalte Wort Ausdruck gab: „Rüttelt nur an euren Ketten, der Mann iſt euch zu groß,“ ein Wort, das er eigentlich erſt ſühnte, als er um Jahre ſpäter ſeinen Marmorvers hinwarf, der unter dem Blücherdenkmal in Roſtock ſteht.

Genug davon! Am Abend dieſes Tages wurde dem Kaiſer auf dem Hofball eine wunderſchöne Frau vorgeſtellt, Frau von der Recke. „Sind Sie Erfurterin?“ — „Nein, Sire, ich bin zu Stettin geboren.“ — „Alſo Preußin?“ — „Ja, Sire, und Preußin mit Herz und Seele.“

Es war um dieſelbe Zeit, daß auf dem Katheder im Saale der Berliner Akademie ein Mann ſprach, deſſen Stimme oft von franzöſiſchen Trommeln, die durch die Straßen dröhnten, übertäubt wurde, ein Mann, der wußte, daß unter ſeinen Zuhörern franzöſiſche Späher waren; der Mann aber ſprach: „Die Deutſchen ſind ein urſprüngliches Volk, welches die urſprüngliche Sprache eines germaniſchen Stammvolkes behalten und fortgebildet hat. Die Deutſchen ſind allein berufen, die Wahrheit innerlich zu erleben und ſelbſttätig zu geſtalten, wie insbeſondere ihre letzte große Welttat, die Reformation, gezeigt hat; ſie allein ſind freier Wiſſenſchaft, wahrhaft ſchöpferiſcher Dichtung fähig. Der deutſche Geiſt iſt ein Adler, der mit Gewalt ſeinen gewichtigen Leib emporreißt und mit ſtarken Flügeln unter ſich zwingt, um ihn näher zu heben zur Sonne, deren Anſchauung ihn entzückt. — Kein Menſch, kein Gott, keines von allen im Gebiete der Möglichkeit liegenden Ereigniſſe kann uns helfen, ſondern allein wir ſelbſt müſſen uns helfen, falls uns geholfen werden ſoll.“

Digitized by Google

4. Kapitel

Die Völker regen ſich

Mit einem Heer von faſt 250 000 Streitern, darunter natürlich das „Kanonenfutter“, die Rheinbundtruppen, die ihre deutſchen Schwarzwalddörfer und bayriſchen Alpen, ihre rheiniſchen Rebenhügel und ihr traulicheſ Thüringerland verlaſſen mußten, um da drunten in Spanien am Tajo und Ebro für die Gewaltherrſchaft eines Größenwahnſinnigen zu ſtreiten und zu bluten, warf ſich jetzt Napoleon über die Pyrenäen und zertrümmerte allen Widerſtand. Indeſſen befand ſich dabei als geſchloſſener Körper nur die deutſche Diviſion Leval, die nicht mal ganz aus Deutſchen beſtand. Weſtfalen und Heſſen-Darmſtädter ſtanden beim Korps St. Cyr in Catalonien, 1. Naſſau und das Thüringer „Fürſtenregiment“ dienten zu Garniſonzwecken gegen Guerillas erſt ſpäter, beim Korps Victor ſtand etwas Weſtfäliſche Reiterei. Zahlreich waren die Polen der „Weichſellegion“, die ſchon bei Friedland unter Dombrowski fochten, auch Ulanen dabei, während die polniſchen Gardechevaulegers noch keine Lanzen führten. Eine Neapolitaniſche Diviſion focht unter Suchet ganz wacker. Eine Schweizer Brigade ließ gleichfalls ihr Rot mit blauen Aufſchlägen neben dem Himmelblau mit gelben Aufſchlägen der Polen und dem Kornblumblau ihrer Reiter leuchten. Später erſchienen auch die Bergiſchen Lanciers aus dem annektierten Niederrhein, und einige „Fremdregimenter“ aus geworbenen Deutſchen und Iren waren auch dabei ſowie ſpaniſche Leibregimenter Joſeph Napoleon und Guadalaxara. Erſt alle dieſe Fremdelemente zu ammen bildeten 60 000 Mann, die große Maſſe blieben Franzoſen. Allerdings der Krieg, den er hier führen mußte, war denn doch ein ganz anderer als diejenigen, die er in den flachen Ebenen Deutſchlands gewohnt war zu führen. Denn es war ſeine Methode, mit zwei bis drei großen Schlägen die feindliche Streitmacht zu zerſchmettern und dann von der Hauptſtadt eines eroberten Reiches aus dem Monarchen den Frieden zu diktieren. Aber hier in Spanien hatte er keinen Monarchen vor ſich, ſondern der von ihm erſt geſchaffene König, ſein Bruder Joſeph Bonaparte war ſeine Kreatur, die er auf den Thron zurückführen wollte. Gegen ihn aber ſtand ein empörtes Volk, mit wem wollte er Frieden ſchließen? Ein Friede war nicht möglich. Wohl konnte er, und das geſchah auch, mit dem Bajonett allen Widerſtand niederwerfen, konnte eine Anzahl ſpaniſcher Granden als Hochverräter beſtrafen, aber einen Frieden ſchließen konnte er nicht. Spanien blieb im Aufſtand, Spanien blieb ein, wenn auch nach außen ſcheinbar erobertes, innerlich dennoch gänzlich unerobertes Land. Am 4. Dezember überlieferte ſich Madrid dem Kaiſer, und Bruder Joſeph konnte nun ſeinen wackeligen Thron beſteigen. Aber ſchon grollten über den unerwünſchten Dienſt auf dieſer Halbinſel die Marſchälle. Außer dem als Reichsverweſer in Deutſchland belaſſenen Davout (der Varus in Kleiſts Hermannsſchlacht) nahm er ſeine Berühmteſten mit: Soult, Ney, Lannes, den neugebackenen Marſchall Victor, ſogar den alten Lefebre und die bekannteſten Reitergenerale Laſalle, Latour-Maubourg, Auguſte Colbert, Milhaud, Franceſchi, Sebaſtiani (letzterer übernahm ſogar an Stelle Lefebvres ein Infanterie-Armeekorps), Kellermann den Jüngeren. Gingen auch Lannes, Laſalle, Montbrun, Mouton wieder zur Donau zurück, ſo blieb die Nötigung, die Mehrzahl bedeutender Führer in Spanien zu belaſſen, ſein Licht an zwei Enden anzuzünden. Schon grollten ſelbſt die Truppen, denn die Strapazen waren unerträglich. Es gab ja keine offenen Schlachten, nachdem alle ſpaniſchen Heere bei Eſpinoſa, Burgos, Tudela, Medellin, Ocanna zerſprengt, es war ein verſteckter, heimtückiſcher Krieg, den dieſes Volk führte. Als die Garden erfuhren, daß der Kaiſer abreiſen wollte und ſie dort in Spanien zurücklaſſe, hatten ſie Unwillen gezeigt; man meldete das dem Kaiſer. Da ließ er ſie zur Parade antreten, ſtürzte ſich in ſeiner exploſiven Art auf den Flügelmann, packte ihn bei den Schultern, rüttelte ihn hin und her und ſchlug ihm das Gewehr aus der Hand. Dann ſprang er vor die Front zurück und ſchrie mit wütender Stimme: „Was ſoll denn Euer Murren, von dem man mir geſprochen hat? Was, Ihr möchtet wohl zu Euren Frauenzimmern nach Paris zurück? Nichts da, das gibt's nicht! Ich werde Euch noch mit achtzig Jahren in

Reih' und Glied halten!" Das Wort des Mannes zog, wie seine Worte den Soldaten gegenüber immer, die Garde murrte nicht mehr. — Aber es kam andere schlimme Kunde aus Paris. Die Fouché und die Talleyrand hatten sich gefunden! Diese beiden großen Intriganten, der eine aus dem hohen, der andere aus dem niederen Klerus hervorgegangen, hatten sich bis dahin stets bekämpft,—Spinnefeindschaft war bislang für ihr Verhältnis ein Wort, das viel zu wenig besagte. — Graf Metternich, der damals die Hofburg in Paris vertrat, sagte von ihnen: „Seit lange habe ich auf das Vorhandensein einer Partei hingewiesen, die der Eroberungspolitik weit entgegen ist. Diese Partei erwog, fand sich und wuchs in der Stille, und wiederum war es Napoleon selbst vorbehalten, ihr Kraft und Zusammenhang zu verleihen. Derart werden stets die Folgen dieses so mißgegriffenen Unternehmens sein, wie es nach Entwurf und Ausführung der Umsturz in Spanien gewesen ist." Und dann führt Metternich weiter aus, daß die Gewalt- und Blutpolitik Napoleons allmählich im Volke einen Widerstand erwachen lasse, der nicht unbedeutend sei und in Talleyrand und Fouché seine Vertreter habe. Nun, die Zwecke und Machenschaften solcher Männer, wie Talleyrand und Fouché es waren, werden wohl stets dunkel bleiben. Aber Napoleon muß doch sehr ähnliche Berichte nach Spanien erhalten haben, ja, man raunte ihm zu, daß Joachim Murat, der ehrgeizige König von Neapel, der Dritte im Bunde sei und das sogar von Fouché zwischen Neapel und Paris Relaispferde für die Reise Murats nach Paris bereit ständen. Der Kaiser, der sich selbst durch einen Gewaltstreich in den Sattel geworfen hatte, wußte recht gut, was es mit solchen Machenschaften unter Umständen auf sich haben kann und daß der Erfolg alles heiligt und glatt macht. Kein Wunder, daß er raste, kein Wunder, daß er Hals über Kopf nach Paris zurückeilte und sich dort die beiden Ränkeschmiede vornahm. Besonders dem Fürsten von Benevent ging es sehr schlecht. Der Kaiser überschüttete ihn mitten in einem Kreise von Würdenträgern mit Schimpfreden und Vorwürfen. Als der Sturm ausgerast hatte und Napoleon wie gewöhnlich die Tür mit einem Knall hinter sich ins Schloß geworfen, wandte Talleyrand, der kühl bis ans Herz geblieben war und keine Silbe erwidert hatte, sich zu den Umstehenden: „Schade," sagte er kalt, „schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist!"

Wenigstens war er vorher die Briten los, die er nach Corunna auf ihre Schiffe verjagte und die nach seiner Abreise von Soult vernichtet worden wären, wenn nicht der ihm spinnefeinde Ney absichtlich zu langsam marschierte, um seinem Rivalen den Triumph nicht zu gönnen. Immerhin kehrten von 30 000 Streitern Sir John Morres, der tödlich getroffen fiel, nur Trümmer nach England heim. Diese traurige Erinnerung lebt in einem schönen Lied „Morres Begräbnis" fort. Indessen rüstete man ein neues Heer aus, und in Portugal übernahm Lord Beresford die Errichtung einer portugiesischen Milizarmee. Erneut sammelte der alte Cuesta eine spanische Angriffsmasse.

Der Kaiser hatte wenig Zeit für die Sorgen um das Innere Frankreichs. Österreich war aufgestanden, und Erzherzog Karl, der die Armee führte, rief in seiner Proklamation: „Die Freiheit Europas hat hinter Euren Bannern Zuflucht gesucht. Soldaten, Eure Siege werden Europas Ketten brechen; Eure deutschen Brüder, welche in den Reihen des Feindes sind, warten auf ihre Befreiung." Und wahrlich, es war eine große, starke, gewaltige Bewegung, diese österreichische Erhebung von 1809.

Die Seele der österreichischen Erhebung war der Graf Philipp von Stadion und neben ihm der geniale Friedrich Gentz. Schon während Napoleon in Erfurt Hof hielt und der Kaiser von Österreich dem Allgewaltigen durch seinen Gesandten Baron Vincent eine Ergebenheitsadresse übermitteln ließ, hatten in Wien geheime Verhandlungen stattgefunden, die ein Bündnis mit der preußischen Kriegspartei anstrebten. Der Freiherr vom Stein, Scharnhorst, Gneisenau drängten damals zum Anschluß an Österreich; sie trugen sich zu einer Zeit, wo noch Massen französischer Truppen auf preußischem Gebiet standen, wo die preußische Armee zu Tausenden noch kriegsgefangen bei Nancy in Frankreich lag, bereits mit Erhebungsgedanken. Wohl stand König Friedrich Wilhelm innerlich diesen Männern nahe; er verkannte nicht den hohen vaterländischen und sittlichen Flug, den ihre Seelen nahmen, aber er sah dennoch ein, daß ein zweiter Mißerfolg gegen Napoleon, ein zweites Jena, Preußens Untergang, das Ende der Monarchie bedeuten würde. Und so hat er jahrelang duldend und schweigend die Verkennung der Besten seines Volkes getragen, hat geduldig auf jene Stunde gewartet, wo es endlich Zeit war. Er vertrat stets die Ansicht, daß ein zweiter Krieg nur möglich sei im Bunde mit Rußland, und so viel traute er dem Zaren, daß dieser nicht bei Bonaparte ausharren würde, sondern daß seine besseren Eigenschaften sich bald mit Abscheu von dem übermütigen Manne, der Europa mit Füßen trat, abwenden würden. Das ganze alte Europa mußte, nach Friedrich Wilhelms Meinung, vereint in die Schranken treten, um den Korsen zu bändigen. So blieb Preußen zum Schmerze vieler Tausende guter Patrioten und deutsch Gesinnter neutral und behielt das Schwert in der Scheide, während Österreich den Verzweiflungskampf mit Napoleon aufnahm.

Das Erzhaus bot seine ganze, in den vier Friedensjahren gesammelte Kraft auf. Alle dienstfähigen Männer von 18 bis zu 25 Jahren, die nicht im Heeresdienst standen, wurden als Landwehr zur Verteidigung des heimischen Bodens aufgerufen. Aus Spanien kamen ermutigende Nachrichten. Selbst als Napoleon

Digitized by Google

mit Gewaltſchlägen das ſpaniſche Heer zertrümmerte, erloſch doch jenſeits der Pyrenäen der Krieg und der Aufſtand nicht. Leider waren die Rheinbundſtaaten zu feſt in den Banden des Kaiſers der Franzoſen. Alle Verſuche Stadions, Bayern auf die deutſche Seite hinüberzuziehen, führten zu keinem Ergebnis. Da ſtand das Land Tirol, das 1805 im Frieden von Preßburg, wie wir wiſſen, an Bayern gekommen war, auf wie ein Mann. Der General von Chaſteler rückte mit einem öſterreichiſchen Heer in Tirol ein. Auf allen Bergen flammten die Feuer empor. Die Flammenzeichen verkündeten, daß es an der Zeit ſei, loszuſchlagen. Und da es Zeit war, ſtand aus dem Volke Tirols ſein Held auf: Andreas Hofer, der Sandwirt von Paſſeier, wegen ſeines langen dunklen Bartes auch „Barbone" genannt. Sein Bart hatte ſeine Geſchichte; man trug in jenen Tagen ſonſt das Geſicht raſiert. Da kam eines Tages ein fremder Viehhändler ins Wirtshaus „zum Sand" und Hofer freute ſich über den ſchönen langen Bart, den dieſer Mann hatte. „Na, du läßt dir ja doch keinen ſtehen," rief ein Zechgenoſſe über den Tiſch, „das würde deine Frau auch nimmer erlauben." „Meine Frau hat nichts zu ſagen. Wetten?" Und die beiden wetteten um zwei Stück Vieh. Seitdem ließ Hofer den Bart ſtehen. — Der wohlorganiſierte Aufſtand der Tiroler hatte umgehende und glänzende Erfolge. Wohl ſtellte ſich die bayriſche Beſatzung auf dem Sterzinger Moos den Tiroler Schützen entgegen und bewarf die Andringenden mit Kartätſchenhagel, aber die Tiroler wendeten ein ſehr eigenartiges und zugleich ſehr wirkſames Mittel an. Sie ließen beladene Heuwagen gegen die Stellung der Bayern vorfahren, und einzig in der Kriegsgeſchichte iſt es wohl, daß zwei junge mutige Mädchen die Geſpanne führten. Hinter den Heuwagen verſteckten ſich die beſten Schützen und ſchoſſen nacheinander die Kanoniere ab. Innsbruck wurde genommen, und ſchon vier Tage nach dem Ausbruch des Aufſtandes waren die Generale Kinkel und Biſſon, über hundert Offiziere und über fünftauſend Soldaten, Bayern und Franzoſen, von den Tirolern abgeſchnitten und gefangen.

Die Einſegnung der öſterreichiſchen Krieger von 1809
Nach L. Burger

„Dort," ſagt ein Augenzeuge und Mitkämpfer jener Tiroler Tage, „ſtand nun Hofer in eigener Perſon, umgeben von ſeinem ‚lodenen' Generalſtab, und wies jede der vorübergehenden Heeresabteilungen entweder die eine oder andere Straße zu ziehen und ob ſie zum linken oder rechten Flügel unſerer Aufſtellung zu gehören habe; beide Hände in ſeine Gürteltaſchen verſenkt, bald den einen, bald den andern Fuß hebend, bezeichnete er mit dieſer Gebärde jeden ſeiner Befehle. ‚Des geht da 'nauf,' ſagte er zu mir, als ich mit meiner Kompanie vorübergezogen kam und wies mir mit ſeinem emporgehobenen Stiefel die Ellbögenerſtraße an. ‚Alſo werde ich die Avantgarde bilden?' fragte ich. — ‚Des ſeid halt die Erſten!' — ‚Und was habe ich zu tun, worauf iſt eigentlich unſerer Operationsplan begründet?' fragte ich weiter. — ‚Wenn oes die Bayern trefft, ſo ſchlagt halt drauf los und werft ſie über den Berg hinab!' lautete kurz und inhaltsſchwer der Beſcheid, der alle weiteren Bedenken zu Boden ſchlug. Ein Mann ohne Umſchweife und ohne Umſtände, der General ‚Barbone'. ‚Vertraut auf Gott und haltet Euer Pulver trocken', ſagte einſt der fromme Crom-

Digitized by Google

well auf Worceſter zu ſeinen Eiſenſeiten. ‚Vertraut's auf Gott und wöhrt's enk ſtandhaft!' ſagte ein frommer Hofer auf dem Berge Iſel zu ſeinen Tirolern."*)

Aber leider gingen in Deutſchland ſelbſt die Sachen viel ſchlechter. Der Bruder des Kaiſers, Erzherzog Karl, war an die Spitze des öſterreichiſchen Heeres geſtellt worden. Wir hatten ſchon bei anderer Gelegenheit das militäriſche Urteil über den Mann aus der Feder des Generals von Clauſewitz angeführt. Deutſchland erhoffte alles von ihm, und damit erhoffte es zu viel. Er war beileibe kein flinker Mann. Er war der Mann des „ſtrategiſchen Punktes", dem auch die Braunſchweig und Hohenlohe, die Maſſenbach und andere im preußiſchen Hauptquartier anno 1806 gehuldigt hatten, des ſogenannten ſtrategiſchen Punktes, auf den Napoleon Bonaparte ſein Leben lang gepfiffen hatte. Bei dem galt mehr als der ſtrategiſche Punkt ein blitzſchnelles Handeln von Fall zu Fall und dann die Verwendung einer gehörigen Menge Artillerie, gewaltiger Sturmkolonnen und des Kavallerieangriffs en masse.

Am 12. April erfuhr Napoleon den öſterreichiſchen Verſtoß gegen Bayern. Am 16. war er in Ludwigsburg. „Activité!" „Activité!" „Vitesse!" Das waren die Zauberworte, mit denen er ſeine Marſchälle anfeuerte. Er ſelbſt nahm ſein Quartier mitten unter den bayriſchen Truppen, wie ſonſt unter ſeiner Kaiſergarde. Das ehrte die Bayern, das trieb ſie an, dem großen Kriegsmeiſter zu zeigen, was ſie konnten. Innerhalb fünf Tagen hatte bei Abensberg, bei Landshut, Eggmühl und Regensburg der öſterreichiſche Oberfeldherr fünf Gefechte und Treffen verloren und von den 150 000 Mann, mit denen er hier ſtritt, ein Drittel eingebüßt. Der Mann, der mit einem ſtarken, kriegstüchtigen Heer auszog, in welchem eine Begeiſterung herrſchte, die in Öſterreich bis dahin noch niemals vorhanden war und ſeither nie wieder vorhanden geweſen iſt, der Mann, auf den Deutſchland hoffte, wie auf ſeinen Befreier, ſchrieb nach dieſen Niederlagen einen höchſt jämmerlichen Brief an den Kaiſer Napoleon, ſo daß man eigentlich nicht recht weiß, was man davon denken ſoll. „Er fühle," ſchrieb er, „ſich geſchmeichelt mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts zu kämpfen, er wäre glücklich, wenn das Schickſal ihn erleſen hätte, ſeinem Vaterlande einen dauerhaften Frieden zu ſichern und er würde ſich gleichmäßig geehrt fühlen, mit dem Degen oder mit dem Ölzweig in der Hand, Napoleon entgegenzutreten." Mit ſolchen Briefen richtete man aber einem Napoleon gegenüber nichts aus. In dem Treffen von Tann-Hauſen, wo Davout voll Umſicht und Tatkraft mit Minderzahl die Korps Hohenzollern und Roſenberg ſchlug, hielten ſich die öſterreichiſchen Soldaten gegen die berühmten Diviſionen Friant und St. Hilaire noch ziemlich gut, dagegen in den unter dem Titel „Abensberg" zuſammengefaßten Gefechten recht ſchlecht, bei Verteidigung von Landshut erbärmlich, wo Napoleon nach Erſtürmung der ſchon brennenden Brücke durch Flügeladjutant Mouton inmitten Bayriſcher Reiſigen einzog. Bei Eggmühl zeichnete ſich die Bayriſche Reiterbrigade Seydewitz ſehr aus, während die Württemberger nur ein Bataillon einſetzten, doch ihre Schwadronen an der großen Reiterſchlacht Nanſontys bei Köfering teilnahmen. Mondlicht verſilberte die Harniſche beider Parteien, Liechtenſteins Küraſſiere und Stutterheims Huſaren mußten aber zuletzt den Hieben Nanſontys weichen. Nachdem dann auch die grünen Meerfeldulanen mit krebsroten Hoſen und feuerroter Tſchapka hinter Regensburgs Wälle flüchteten, erklommen zuerſt Lannes' drei Adjutanten die Sturmleiter, bald wälzte ſich wilde Flucht der Weißröcke über die Donau. Nach Böhmen abgedrängt, überließ der Erzherzog dem Heeresteil Hiller die Sperrung der Enns und Traun. Von Napoleons 170 000 Mann, — der Gegner hatte im ganzen 190 000 — war die Garde noch gar nicht heran und 45 000 unter Maſſena traten erſt jetzt in Wirkſamkeit. Wredes Bayern traf ſchon früh unangenehme Begegnung mit Hiller bei Neumarkt, ſie bogen auf Salzburg ab, Maſſenas Vorhut aber ereilte Hiller, deſſen Nachhut dauernd der ſpäter ſo berühmt gewordene Radetzky mit Geſchick leitete, an der Ebelsberger Brücke, wo in der kriſtallklaren Traun zwei Siebenbürger Regimenter verſanken und trotz aller Tapferkeit der Wiener Freiwilligenbataillone Städtchen und Schloß von Oudinots Brigade Coehorn und Maſſenas Diviſion Legrand erſtürmt wurden. Hillers Linientruppen benahmen ſich ſchwach, ſeine traurige Führung, von Binder v. Kriglſtein ins rechte Licht geſetzt, verſäumte mit ſeiner Übermacht über den verwegenen Feind herzufallen, trotzdem verlangte er Rittergüter und Großkreuz des Thereſienordens für ſeine Dienſte. Die Hauptſtadt ließ er im Stich, die elend verteidigt wurde. Am 13. Mai ſtand der Kaiſer in Wien, während der Erzherzog mit ſeinem Heer am linken Donauufer auf dem weit hingedehnten Marchfelde ſeine Aufſtellung nahm. Am 21. und 22. Mai des Jahres 1809 wurde hier die Gewaltſchlacht von Aſpern geſchlagen. Nicht der Erzherzog gewann ſie, ſondern die Bravour der öſterreichiſchen Truppen. Die Öſterreicher ermannten ſich plötzlich und kämpften mit Energie, obwohl die taktiſche Führung viel zu wünſchen übrig ließ. Indeſſen verdienten die Franzoſen auch hier die Palme, beſonders am erſten Tage, wo nur 33 000 über den Strom ſetzten und ſich gegen dreifache Übermacht wehrten. Hillers Ungarn und Grenzer vermochten lange nichts, obwohl von Jägern und Infanterie Bellegardes und Hohenzollerns unterſtützt, gegen Maſſenas Diviſion Molitor und Carra St. Cyr,

*) Außer den bekannten älteren Schriften von Hormayr uſw. lieferte in neueſter Zeit vor dem Weltkrieg der öſterreichiſche Offizier und Dichter Bartſch eine nicht üble Studie über den Tiroler Volkskrieg.

Eßling hielt die von Lannes persönlich geführte Division Boudet gegen das stärkste Korps Rosenberg, die Attacken der piemontesischen Kürassierdivision Espagne und der leichten Reiter von Marulaz erschütterten, obwohl zuletzt abgeschlagen, das Korps Hohenzollern. Espagne fiel, ersetzt durch Arrighi, doch Fürst Liechtensteins eigenes Geständnis, daß „unser Feuer auf 50 Schritt nur wenig Schaden anrichtete", erledigt die Legende von Vernichtung der Kürassiere. An Marulaz' Attacken nahmen eine hessisch-badische Brigade und ein württembergisches Jägerregiment wesentlichen Anteil, erst am zweiten Tag die badische und hessische Infanterie, bei Massena verteilt. Hier auf dem Marchfelde war es, wo einst vor Jahrhunderten der erste Habsburger den König Ottokar von Böhmen schlug, hier sollte auch der erste Sieg österreichischer Waffen über den großen Meister der Kriegskunst stattfinden. Von der Donauinsel Lobau aus hatte der Kaiser Napoleon sein Heer auf das enseitige Ufer geworfen und die Dörfer Aspern und Eßling als zwei starke Flügelstellungen besetzen lassen.

Am 21. Mai um die Mittagszeit im hellen Sonnenschein ging das österreichische Heer mit fliegenden Fahnen und rauschender Feldmusik gegen die französischen Stellungen vor, am Abend war Aspern erobert. Eßling dagegen war von den Franzosen gehalten worden. Nun warf Napoleon die Korps Lannes, Oudinot, die Garde und Kürassierdivision St. Sulpice (Davout konnte wegen Brückenbruch nicht mehr hinüber, österreichische Historiker wie Angeli, Smekal usw. lassen natürlich die unmöglichsten Truppenkörper mitfechten) in der Nacht von der Lobau auf das Schlachtfeld. Am 22. Mai griff er mit erneuter Wut an, fünfmal wurde Aspern zurückerobert, fünfmal von den Österreichern wieder genommen. Vergebens ballte der Kaiser zehn Kürassier-Regimenter zu einem eisernen Rammblock zusammen und stieß sie gegen das österreichische Zentrum. Das Zentrum stand. Doch erst nach längerem Schwanken und Wanken, Fürst Hohenzollern mußte sich vor Lannes' staffelförmigem Angriff seit 9 Uhr weit zurückbiegen. Chlapowskis Memoiren 1908 bestätigen glänzend Marbots Angaben, daß Lannes erst mittags auf den Deichdamm zwischen den Dörfern zurückfiel, nicht schon vormittags nach zweimaligem Reißen der großen Brücke Wien-Enzersdorf, welche ein Hauptmann Magdeburg auf eigene Faust durch schwimmende Mühlen und Brander zerstörte. Lassalles Reiter brachen gleich anfangs bis Breitenlee durch. Doch Liechtenstein setzte rechtzeitig sein auserlesenes Grenadierkorps ein, und obschon auch hier Division Lindenau das Feld räumte vor dem Andrang der Veteranen St. Hilaires, keilförmig mit 105. voraus, drangen die Grenadiere zuletzt vor. St. Hilaire fiel. Das sogenannte Grenadierkorps Oudinot (lauter Rekruten) prallte an Bellegardes schwerer Kanonade ab, Oudinot und beide Divisionäre sanken verwundet, zuletzt wich alles hinter den Deichdamm zurück, wo in der Mühlau der bewährte Artilleur Seruzier eine starke Batterie aufstellte. Man hielt den Gegner im Schach, doch die doppelte Überzahl österreichischer Feuerschlünde machte sich geltend.

Karl Ludwig, Erzherzog von Österreich
Nach einem Gemälde von M. Kellerhoven

Dem Marschall Lannes, dem alten Waffengefährten des Kaisers vom Anfang seiner Laufbahn an, wurden von einer Kanonenkugel beide Beine fortgerissen. Der Marschall starb wenige Tage später. Als man dem Kaiser die Nachricht vom Tode Lannes' brachte, rief er düster aus: „Voilà donc, comme tout finit!"

Digitized by Google

„So endigt alſo alles einmal!“ Er verlor in dieſem Marſchall ſeinen erſten Avantgardenführer, einen Anbeißer und zähen Feſthalter, wie es wohl keinen zweiten unter ſeinen Marſchällen gab. Der alte Maſſena hatte aber einen Ruhmestag, oft zu Fuß an der Spitze bei Gegenſtößen auch des heſſiſchen Garderegiments von der Aſperner Schmiede und dem Ziegelofen. Obſchon die ihm unterſtellte Gardetirailleurbrigade Curial (lauter Rekruten) verſagte, hielt er ſich bis zum anderen Morgen gegenüber dem Eingang des niedergebrannten Aſpern, nachdem deſſen Kirchhof endlich von den Magyaren der Regimenter Giulay, Jordis, Benchowski erſtürmt. Hiller vermochte ihn dort aus einigen Steinhäuſern nicht zu vertreiben. Der verwundete Legrand ſchlug fortwährend Sturmmarſch auf einer Trommel, er bildete die letzte Nachhut zwiſchen Ziegelofen und Aue, Maſſena fuhr als letzter im Kahn zur Lobau hinüber. Dafür erhielt er den Titel „Fürſt von Eßling“, den eher Lannes verdiente, der Eßling unangetaſtet bis zuletzt hielt. Als endlich Aspres Grenadiere und Regiment Erzherzog Karl bis zum Speicher Schuttkaſten vordrangen, warfen die Gardetirailleurbrigade und ein Bataillon Alter Garde unter General Gros (Rapps Memoiren ſind hier die beſte Quelle), unter den Generaladjutanten Rapp und Mouton die Eindringlinge gründlich hinaus. Gros bekam dabei einen Bajonettſtich, Rapp eine Handwunde, Mouton den Titel „Graf von der Lobau“. Dies geſchah offenbar um 5 Uhr, nicht 3, wie einer dem anderen nachſchreibt und das Unding aufrechthält, daß ſchon ſo früh die Schlacht außer bei Dorf Aſpern erloſch. Die öſterreichiſche Kanonade rückte freilich ſo weit vor, daß ihre Geſchoſſe noch manchen Mann der Reſervediviſion Demont hinter Maſſena und ſogar der Alten Garde in der Mühlau durchbohrten. Doch iſt möglich, daß deren Verluſt (400) davon herrührt, daß die nachhauenden Küraſſierbrigaden Liechtenſteins, deſſen Leibregiment unter dem franzöſiſchen Emigranten Rouſſel ſich dabei auszeichnete, bis zum Standort Napoleons gelangten, den ſeine Grenadiere mit Gewalt auf den Armen forttragen wollten. Schon geſtern morgens beim Rekognoſzieren und abends beim Zurückfluten Espagnes geriet er in Gefahr, jedenfalls fielen geſtern oder heut Generaladjutant Durosnet und General Fouler in ſeiner Nähe in Gefangenſchaft. Laut Savary hätte Gardekavallerie ihn gedeckt, ſie verlor aber Null. Dagegen wurde dem Gardejäger Roemauf ſein Ehrenkreuz durch Säbelhieb geſpalten, ſo daß möglichenfalls öſterreichiſche Küraſſiere ſchon auf Alte Garde einhieben. Auch Beſſières geriet in Gefahr, mußte ſich durch Piſtolenſchüſſe befreien, perſönlich durch den kühnen Laſalle herausgehauen. Aber daß Liechtenſteins zerhauener grüner Federbuſch dem weißen Henry Quatres bei Ivry glich, immer mitten im Getümmel, änderte nichts am endlichen Mißerfolg; ſein Stabschef Goller bezeugt u. a.: „Unſere Grenadiere waren nur noch eine Handvoll, unſere Kavallerie auf die Hälfte geſchmolzen.“ Vielleicht übertrieben, doch ſchon die bekannten Einzelverluſte erreichen die Ziffer 1400, Blankenſteinhuſaren und Kneſevichdragoner litten am meiſten.

Der Erzherzog Karl war über dieſen eigenen Sieg gegen Napoleon ſo erſtaunt, daß er ſelbſt gar nicht daran glauben wollte, ja als die Öſterreicher bereits ſolche Vorteile errungen hatten, daß der Rückzug der Franzoſen unausbleiblich war, beabſichtigte der Erzherzog gerade ſelbſt den Befehl zum Rückzug zu geben. Da trat der Fürſt von Liechtenſtein vor und rief: „Was, zurückziehen? Warum nicht gar, die Schlacht iſt ja ſchon gewonnen! Die Franzoſen räumen das Schlachtfeld und gehen nach der Lobau hinüber!“ So mußte ſich der Erzherzog Karl wohl ſchließlich überzeugen, daß er geſiegt habe, zumal dem Feind der Schießbedarf ausging, den Davout vergeblich auf Kähnen zu ergänzen ſuchte.

Napoleon, der während der beiden Tage ſtets an den bedrohteſten Punkten gegenwärtig geweſen, hat ſpäter ſelbſt zu Murat geſagt, als dieſer über den gelinden Frieden räſonierte, den der Kaiſer Öſterreich zugebilligt hatte: „Was willſt Du? Du haſt die Öſterreicher von Aſpern nicht geſehen, — Du haſt nichts geſehen!“ Am Abend nach der Schlacht ließ ſich der Kaiſer in einem Kahn auf das rechte Donau-Ufer überſetzen, nahm im Schloſſe Ebersdorf Nachtquartier und fiel angeblich in einen totenähnlichen Schlaf, der ſechsunddreißig Stunden lang dauerte. Seine Marſchälle ſtanden beſtürzt, — was ſollte werden, wenn dieſer Mann, auf deſſen zwei Augen die ganze Armee ruhte, nicht wieder erwachte? Dieſe Mythe hat aber Binder-Kriglſtein entwurzelt.

Selbſt in dieſer Not hatte die Unkollegialität der Marſchälle zu bitterem Zank geführt. Der Höfling Beſſières, der mit Berthier, Duroc, Murat eine Kamarilla gegen Soult und Lannes bildete, beſchwerte ſich, dem Befehl Lannes' unterſtellt zu ſein, dieſer aber beſchuldigte ihn, am 21. nicht „bis aufs Äußerſte“ attackiert zu haben. Daraus ſollte ein Duell entſtehen. Dem ſterbenden Lannes, der ſeine Bahre verhüllen ließ, reichte er abgewendeten Geſichts die Hand, wie Rittmeiſter de Lawille berichtet. Übrigens litt ſeine Reiterei am zweiten Tag viel mehr als am erſten, Diviſion Sulpice mehr als Espagne, von dem die öſterreichiſchen Berichte immer reden, weil deſſen Attacke am Vortag ſchlecht endete. Löwenſteins Bericht über ſchwere Einbuße der 1. Küraſſiere (mit weißen Achſelbändern) wird durch deren Hiſtorique und Martiniens Tableau beſtätigt. Übrigens wurden auch die Württemberger Generale Neufer und Jett verwundet, die von Wien aus zum Häuflein Württemberger Reiter bei Marulaz eilten. Dieſe attackierten achtmal, während die Heſſiſch-Badiſchen Reiter am 22. im Intervall zur Donau rechts von Eßling die Flanke bewachten. Dortige Verſuche Fürſt Roſenbergs und ſeines Unterführers Klenau ſowie ſeines unternehmenden Reiterführers

Stutterheim ſcheiterten ſchon deshalb, weil eine ſchwere Gardebatterie von der Lobau her die Straße beſtrich.

Der Erzherzog Karl verfolgte ſeinen unerwarteten Sieg gar nicht, verfolgte ihn nicht, obgleich die Lage des geſchlagenen franzöſiſchen Heeres auf der Inſel Lobau einfach verzweifelt war. Der zähe Andreas Maſſena hatte den Rückzug geleitet und hatte, während der Kaiſer im Schloß Ebersdorf ſchlief, den Oberbefehl über die Truppen. „Man denke ſich," ſchreibt Marſchall Marmont in ſeinen Memoiren, „die furchtbare Lage der franzöſiſchen Armee: ſie war durch die Donau entzweigeſchnitten, die vor Wien ſehr breit iſt; zwiſchen beiden Teilen war eine nur ſeltene und unſichere Verbindung zu Schiff; der Teil, der ſich auf dem linken Stromufer befunden hatte, und durch den hitzigſten und mörderiſchſten Kampf zerſchmettert war, hatte auf der Inſel Lobau weder Schießbedarf, um ſich zu ſchlagen, noch Raum, um ſich zu bewegen. Vor ſich jenſeits eines Flußarmes, der die Breite eines Baches hatte, ſah er die feindlichen Streitkräfte, die ſiegreich und mit allem wohl verſehen waren. Hätte die öſterreichiſche Armee den Übergang auf die Inſel mit blanker Waffe erſtürmt, und zweifellos war ihr das möglich, hätte überdies ein Korps von 12 000 bis 15 000 Mann bei Krems die Donau überſchritten und wäre die Bevölkerung von Wien aufgeſtanden, wozu ſie ganz geneigt ſchien, ſo wäre alles, was auf der ſo berühmt gewordenen Inſel verſammelt war, das Korps Maſſenas, das von Lannes, die Gardereiterei, alle Truppen unfehlbar gefangen genommen oder vernichtet worden." Indeſſen rechnen vorſchnelle Urteile nicht damit, daß Erzherzog Karl nach eigener Angabe 26 000 (offiziell 23 000, das vielgeſchmähte Korps Roſenberg litt am meiſten) verlor, Napoleon nur 19000 laut amtlichem Ausweis des Kommandanten Saski. Binder-Kriglſtein und Hoen, ſo ſchwer es Öſterreichern ankommt, anerkannten unſre eigenen „verdienſtvollen Unterſuchungen" nach Martiniens Offizierstableau, wonach ſogar Thiers' zu niedrige Schätzung 15—16000 nicht gar ſo unmöglich ſchiene. Daß die kindiſche Lügenziffer 45000 noch von Berndt und vielen deutſchen Autoren nachgeſchrieben wird, iſt ein trauriges Zeugnis prüfungsloſer Ungründlichkeit, ebenſo wie die Lüge Krieghammers von 75 000 öſterreichiſchen Streitern, während heute erwieſen iſt, daß 105 000 mit 300 Geſchützen nicht 64 000 Napoleons mit 144 Geſchützen in die Donau werfen konnten. Clauſewitz' hartes Urteil geht zu weit. Der perſönlich überaus tapfere und theoretiſch hochgebildete Erzherzog wagte ſchon genug, dem „leibhaftigen Kriegsgott" (Clauſewitz) ſo zu Leibe zu gehen.

Erzherzog Karl heimſte den Lorbeer ein, den ſeine Truppen ihm mit ihrem Blute erfochten hatten. Immerhin hatte er, das ſchwarzgelbe Banner des wankenden Regiments Zach ergreifend, die Grenadiere perſönlich vorführend, auch den Angriff Marquarts auf Aſpern im dichteſten Kugelregen anfeuernd, den Löwenmut bewieſen, wie ihn das Wiener Denkmal auf dem Burgplatz darſtellt. Auf dem Schlachtfeld rief er dem Fürſten Hohenzollern zu: „Sie ſind ein wahrhaft braver Mann! Wenn ich dies ſage, ſo iſt dies mehr als alles!" Weiter kann man das Selbſtgefühl nicht treiben! Sein Heer ſchwärmte für ihn. „Tauſend Leben für unſeren Erzherzog!" rief ihm der ſtürmende Hauptmann Murmann zu, worauf er: „Wohlauf zum Siege, Major!" Als Feldherrn bedrückte ihn Kleinmut, weil er Napoleon für unüberwindlich hielt und am glücklichen Ausgang verzweifelte. Man dürfe den Furchtbaren jetzt nicht noch mehr reizen, jetzt werde er zum Frieden geneigt ſein! Da kannte er den ſchlecht, doch der aufſchäumende Tadel ſtammte zumeiſt von Hiller her, der ſich doch bei Landshut und Ebelsberg genügend blamierte, jetzt aber mit Triumphatormienen auftrat. Seiner ſchwülſtig byzantiniſchen „Relazion" Selbſtlobhudelei wirkt um ſo bemühender, als die anderen „Relazionen" fürſtlichen Korpschefs einen wohltuenden Gegenſatz vornehmer Beſcheidenheit bilden. Sie empfehlen zumeiſt ihre bürgerlichen Offiziere „der kaiſerlichen Gnade", während der bürgerliche, aus niederem Stand des ſpäter geadelten Vaters hervorgegangene Hiller nur an ſich ſelber dachte. Doch es ging wie immer in Öſterreich. Gegen alle Erzherzöge und Fürſten herrſchte in dieſem „feudalen" Staat ein Vorurteil, ein bürgerlicher Hiller und Benedek muß immer Vertrauen erwecken. Wie weit man damit kommt, zeigte das Beiſpiel des „genialen" Mack oder des Miniſters Thugut, während die Grafen Stadion, Fürſt Liechtenſtein, die Erzherzöge wirkliche begabte Arbeiter und eigentlich Erzdemokraten waren, wie Erzherzog Johann, der eine Poſtmeiſterstochter heiratete. Gneiſenaus Aufſatz 1808 gegen das Fuchteln entſprach nur dem Aphorismus Erzherzog Karls: „Es gibt Menſchen, die Roheit für militäriſchen Geiſt halten, doch jene iſt nur Ausartung dieſes." Sein damaliges Heer aber war ſein Werk, ſeines Reformeifers, dieſes Volksheers im beſten Sinne ſoll man mit Stolz gedenken. Durch ganz Deutſchland ging die Kunde von Aſpern. Ganz Deutſchland atmete auf, als es vernahm, daß Bonaparte zum erſten Male von deutſchen Waffen überwunden ſei. „Wo duftet, auf welchem Gipfel unverwelklich der Lorbeer, Dich, o Karl zu krönen, Überwinder des Unüberwindlichen!" ſo rief Heinrich von Kleiſt in einer Ode dem Erzherzog Karl zu. „Aſpern klingt's und Karl klingt's ſiegestrunken, wo nur deutſch die Lippe lallen kann!" ſang Theodor Körner. In Preußen brauſte die Kriegsſtimmung von neuem auf. Der Oberſt von Steigentesch, aus dem Hauptquartier des Siegers von Aſpern, ging in beſonderer Sendung nach Königsberg. Man hoffte allenthalben, daß dieſer glänzende Erfolg gegen Napoleon den preußiſchen Hof mit fortreißen würde. Der Erzherzog hatte ſeinem Geſandten die Weiſung mit auf den Weg gegeben: „Gehen Sie nur dem König keck zu Leibe (brusquez le roi), und wenn

er ſich nicht entſchließen will, ſo kompromittieren Sie ihn.“ In voller Uniform traf der Baron Steigentesch in Königsberg ein und trat dort ſo ſelbſtſicher auf, als beſtände bereits ein Bündnis zwiſchen Öſterreich und Preußen. Wenngleich der argloſe Friedrich Wilhelm der Dritte die geheime Order, die dieſer Vertrauensmann des Erzherzogs Karl erhalten hatte, auch nicht kannte und nicht ahnte, ſo erſah er doch aus dem Säbelgeraſſel des öſterreichiſchen Herrn, daß man ihn in den Krieg drängen wollte. Das war aber Friedrich Wilhelm gegenüber das allerfalſcheſte Mittel, das man anwenden konnte. Aber damals hat der König die ſchwerſten, innerſten Kämpfe durchmachen müſſen. Schon hatte er ſich, noch vor dem Tag von Aſpern, dem Kaiſer Alexander vertraulich offenbart, als er ihm ſchrieb: „Ich bin taub geblieben und habe lange Zeit allen Schritten widerſtanden, die teils von ſeiten Öſterreichs, teils von faſt der Geſamtheit meines Volkes getan worden ſind, um mich für den Anſchluß an Öſterreich zu beſtimmen. Die Geiſter ſind ſo erregt und der Aufruhr und die Gärung iſt ſo groß, daß ich alles aufs Spiel ſetze, wenn ich den Entſchluß nicht faſſe, den die ganze Nation verlangt.“ Wenige Tage nach der Schlacht von Aſpern, noch bevor Steigentesch in Berlin eintraf, ging die Antwort des Kaiſers Alexander ein. Sie hat den König beſtimmt, alle Zumutungen einer Erhebung abzulehnen. Der ruſſiſche Zar erklärte dem König, daß er ſelbſt gewiß nicht entfernt an einer Vernichtung Preußens mitwirken werde, aber die Vernichtung würde ſich vollziehen, ohne daß er es zu hindern vermöge, denn Öſterreich ſei ohne Rettung verloren, weil es keinen Feldherrn habe, der Napoleon die Spitze bieten könnte und mit Öſterreich ſei Preußen verloren, wenn es ſein Schickſal mit der Habsburgiſchen Monarchie verknüpfe. Preußen werde zu ſpät kommen, um Öſterreich zu retten, rechtzeitig genug aber, um mit ihm unterzugehen.

Wenn der König in ſeinem Brief an Alexander ſchrieb, daß allenthalben in ſeinem Preußenlande die Gärung und Aufregung gewaltig ſei, ſo hatte er damit recht. Er mußte ſich gegen ſeine eigene Königin, gegen ſeine erſten Ratgeber und Generale ſeiner Haut wehren, um nicht zum Kriege gedrängt zu werden. Scharnhorſt überreichte eine Denkſchrift und ſagte darin: „Ich will nicht entehrt ins Grab ſteigen, ſo aber würde ich es, wenn ich nicht Euer Majeſtät riete, den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen, um gegen Napoleon loszuſchlagen.“ Und der alte Feuerkopf Gebhard Leberecht von Blücher, der hoffte von Tag zu Tag, daß es losgehen würde. Er kommandierte damals in Stargard. Er hatte alles bis auf den letzten Hoſenknopf vorbereitet, um ſofort ins Feld rücken zu können. Als die Nachricht von Aſpern eintraf, da konnte der General ſich nicht enthalten, einen Kurier mit einem Brief an den König zu ſchicken, in dem es hieß: „Welchen Dank wird Ihnen, Sire, die ganze Nation zollen, wenn ſie einſieht, daß Sie entſchloſſen ſind, ſie von ihrem unerträglichen Joche zu befreien. Findet aber mein Vorſchlag nicht den allerhöchſten Beifall Eurer Majeſtät, ſo habe ich mein Herz erleichtert, und meinen Abſcheu, fremde Feſſeln zu tragen, dargetan: ich bin frei geboren und muß auch frei ſterben.“ So ſchrieb der freimütige Mann, deſſen tägliches Stoßgebet lautete: „Herunter muß der Bonaparte“, an ſeinen König. Aber offener noch trat er gegen Gneiſenau auf, dem er um jene Zeit einen Brief ſchrieb, in dem es alſo hieß: „Ich will meine Zeit nicht in Untätigkeit verträumen, während andere brave, deutſche Männer für die Befreiung ihres deutſchen Vaterlandes kämpfen. Nimmt der König keine Partei, tun wir keinen Schritt zur Zerbrechung unſerer Feſſeln, nun, ſo trage ſie, wer da will — ich nicht — — ich habe dem Staat alles geopfert und verlaſſe ihn, wie man aus der Welt ſcheidet, das heißt arm, nackend und bloß, aber mein Mut iſt unbegrenzt. Wohin ich gehe, wird ein beruhigendes Bewußtſein und eine Menge Redlicher mich begleiten. Grüßen Sie Scharnhorſt und treiben Sie vor mit der guten Sache.“ Und damals war es auch, als Heinrich von Kleiſt mit ſeiner glühenden Feder eingriff in die Bewegung ſeiner Zeit. Er ſchrieb ſeinen „Katechismus der Deutſchen, abgefaßt nach dem Spaniſchen zum Gebrauch für Kinder und Alte.“ Aus ſeinen Worten loderte jener Haß auf, der Hunderttauſende beſeelte, jener Haß, der in den meiſten Gemütern allerdings nur in unklarer Empfindung herrſchte, — hier aber fand er, da er aus eines großen, deutſchen Dichters Feder floß, das klar geprägte Wort eines Entweder — Oder, das durch die Luft fuhr, wie eine haarſcharf geſchliffene, blitzende Klinge. So ſchrieb Kleiſt:

Frage: Sage mir, mein Sohn, wohin kommt der, welcher liebt? In den Himmel oder in die Hölle?
Antwort: In den Himmel.
Frage: Und der, welcher haßt?
Antwort: In die Hölle.
Frage: Aber derjenige, welcher weder liebt noch haßt: wohin kommt der?
Antwort: Welcher weder liebt noch haßt?
Frage: Ja! — Haſt du die ſchöne Fabel vergeſſen?
Antwort: Nein, mein Vater.
Frage: Nun? Wohin kommt er?
Antwort: Der kommt in die ſiebente, tiefſte und unterſte Hölle!
Frage: Was hältſt du von Napoleon, dem Korſen, dem berühmten Kaiſer der Franzoſen?
Antwort: Mein Vater, vergib, das haſt du mich ſchon gefragt.
Frage: Das hab' ich dich ſchon gefragt? — Sage es noch einmal mit den Worten, die ich dich gelehrt habe.

Digitized by Google

Antwort: Für einen verabscheuungswürdigen Menschen, für den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht hinreicht, und den Engeln, einst am jüngsten Tage, der Odem vergehen wird.

Frage: Sahst du ihn je?

Antwort: Niemals, mein Vater.

Frage: Wie sollst du ihn dir vorstellen?

Antwort: Als einen der Hölle entstiegenen Vatermördergeist, der herumschleicht in dem Tempel der Natur und an allen Säulen rüttelt, auf welchen er gebaut ist.

Frage: Wann hast du dies im stillen für dich wiederholt?

Antwort: Gestern abend, als ich zu Bette ging, und heute morgen, als ich aufstand.

Frage: Und wann wirst du es wieder wiederholen?

Antwort: Heute abend, wenn ich zu Bette gehe, und morgen früh, wenn ich aufstehe.

Frage: Gleichwohl, sagt man, soll er viel Tugenden besitzen. Das Geschäft der Unterjochung der Erde soll er mit List, Gewandtheit und Kühnheit vollziehen, und besonders an dem Tage der Schlacht ein großer Feldherr sein.

Antwort: Ja, mein Vater, so sagt man.

Frage: Man sagt es nicht bloß; er ist es!

Antwort: Auch gut; er ist es.

Frage: Meinst du nicht, daß er, um dieser Eigenschaften willen, Bewunderung und Verehrung verdient?

Antwort: Du scherzest, mein Vater.

Frage: Warum nicht?

Antwort: Das wäre ebenso feig, als ob ich die Geschicklichkeit, die einem Menschen im Ringen beiwohnt, in dem Augenblick bewundern wollte, da er mich in den Kot wirft und mein Antlitz mit Füßen tritt!

Frage: Wer also, unter den Deutschen, mag ihn bewundern?

Antwort: Die obersten Feldherren etwa und die Kenner der Kunst.

Frage: Und auch diese, wann mögen sie es erst tun?

Antwort: Wenn er vernichtet ist!

Aber auch Schwerter fuhren in Norddeutschland aus der Scheide. Der Freiherr von Dörnberg, ein ehemaliger preußischer Offizier und bei Lübeck 1806 in französische Gefangenschaft geraten, war dann in westfälische Dienste getreten und Oberst der westfälischen Garde in Kassel. Dieser tapfere und im Herzen deutsch gesinnte Mann zettelte einen Aufstand gegen seinen neugebackenen Landesherrn, den gekrönten Handlungskommis Jérôme Bonaparte an. Er setzte sich an die Spitze von 8000 Bauern, um den König „Morgen wieder lustik" — das waren die einzigen deutschen Worte, die der König des urgermanischen Westfalen sprechen konnte — zu fangen und das Fürstenhaus Hessen wieder in seine Rechte einzusetzen. Aber die Sache mißlang vollständig. Als er seine Bauern gegen Kassel führte, stoben sie beim ersten Kartätschenhagel der französischen und westfälischen Truppen auseinander. Der Freiherr selbst mußte sich als Bauer verkleiden und nach Böhmen fliehen, wo er seinen Landesherrn aufsuchte. Es ist charakteristisch für seinen ehemaligen Kurfürsten von Hessen, daß er dem Freiherrn, der Kopf und Kragen für ihn eingesetzt hatte, als Lohn einen Tausendguldenschein anbot! — Dörnberg nahm Dienste beim Herzog von Braunschweig, „dem schwarzen Herzog". Dieser, wie wir wissen, der Sohn und Thronerbe des bei Auerstädt tödlich getroffenen alten Herzogs, der als preußischer General ebenfalls bei Lübeck mitgefochten hatte, war inzwischen durch ein Machtdekret des französischen Kaisers

Freiherr Wilhelm Kaspar Ferdinand von Dörnberg
Nach einem Stich von L. C. Grimm

Digitized by Google

aus seinem Lande vertrieben, das, wie bekannt, zum Königreich Westfalen geschlagen war. Tödlicher Haß gärte in dem Herzen des Braunschweigers. Er verpfändete seine Besitzung Oels an Preußen und warb in Österreichisch-Schlesien eine Freischar, mit der er unter österreichischen Fahnen gegen Bonaparte einen Kampf auf Leben und Tod unternehmen wollte. Seine Soldaten trugen einen schwarzen Waffenrock mit schwarzen Schnüren, einen schwarzen Tschako mit Roßbusch und einen Totenkopf, zum Zeichen dessen, daß sie weder Pardon gaben, noch auch nahmen. Der Volksmund nannte sie die „schwarze Schar", „die Legion der Rache". Gemeinsam mit österreichischen Truppen durchstreifte der Herzog während des Krieges Sachsen und die fränkischen Lande und schlug wiederholt die westfälischen Truppen, die ihm entgegentraten, aufs Haupt. Als dann später der Erzherzog Karl leider den Waffenstillstand von Znaim schloß, führte der schwarze Herzog den Krieg auf eigne Faust fort. Er durchquerte mit seiner mutigen Schar das Königreich Sachsen, erschien plötzlich an den Toren Leipzigs, erstürmte Halberstadt und stand bereits am 31. Juli vor den Mauern seiner Vaterstadt und Landeshauptstadt Braunschweig. Aber die Volkserhebung, die er durch seinen kühnen Zug zu wecken glaubte, die blieb vollständig aus. Ein westfälisches Korps von 5000 Mann unter General Reubell durchbrach er bei Delper mit kühnem Stoß und warf sich mit seiner Schar an die Weser. In vierzehn Tagen war diese Legion der Rache von Böhmen quer durch Deutschland, quer durch feindliches Gebiet marschiert, hatte 62 Meilen zurückgelegt und elf Gefechte bestanden. Am 7. Aug. 1809 schiffte sich der Herzog bei Elsfleth an der Wesermündung mit seinen Tapferen nach England ein. Als der Kaiser Napoleon von diesen Taten hörte, rief er bewundernd aus: „Fürwahr, ein tapferer Soldat!"

Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig
Nach dem Leben gezeichnet und lithographiert von Krafft

Zu diesen Kühnen, die da hofften, nur auf sich selbst und ihr Schwert gestellt, den Volkskrieg zu entzünden, gehörte auch der preußische Major Ferdinand von Schill. Schill war schon 1807 bei der Verteidigung von Kolberg als kühner Freischarenführer hervorgetreten. Mit den tausend Mann, die er damals zusammengerafft hatte, hielt er wochenlang mit Zähigkeit die Maikuhle westlich der Persante, und tat dem französischen Belagerungsheer viel Schaden. Sein Kolberger Ruf hatte seine schnelle Beförderung zur Folge, und als der Krieg von 1809 ausbrach, war er bereits Major des zweiten Husarenregiments in Berlin. Am 28. August 1809 führte er sein Regiment und eine Kompanie Fußjäger, als ginge es zu einem Feldmanöver, zum Hallischen Tore hinaus. Auf dem Exerzierplatz angekommen, teilte er seinem Regiment seine Absicht mit, gegen die Franzosen loszubrechen und den Volkskrieg zu entflammen. Alles jubelte ihm zu, keiner verließ ihn, kein Offizier, kein Mann. Er marschierte auf Dessau zu und erließ von dort einen Aufruf an das deutsche Volk. Am 5. Mai warf er in scharfem Gefecht bei Dodendorf eine westfälische Truppenabteilung zurück. Er wollte Magdeburg überrumpeln. Aber Schill hatte denn doch sich selbst und die ganzen Verhältnisse in Deutschland überschätzt. Das Schlimmste dabei war, daß Schill seinen Waffengenossen halb und halb gesagt hatte, er handle im Auftrage der Krone. Der König aber, der über die „unglaubliche Tat" aufs tiefste entrüstet war, der durch das Benehmen dieses Mannes kompromittiert schien, konnte nicht anders, als die ganze Strenge der militärischen Gesetze anwenden. Er mußte sich öffentlich von Schill lossagen und die Worte, die Schill seiner Schar zugerufen hatte, „lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken

Digitized by Google

ohne Ende", gingen in Erfüllung. Napoleon setzte einen Preis auf den Kopf des „Briganten" Schill. So blieb ihm nichts übrig, als sich mit seiner tapferen Schar kreuz und quer durch die Mark und Mecklenburg bis nach Stralsund zu schlagen. Dort, von vierfacher Übermacht angegriffen, fiel der verwegene Mann nach hartnäckigem Kampfe von mehreren Flintenschüssen durchbohrt. Er hatte gefochten wie ein Eber. Bereits schwer verwundet und blutüberströmt hieb er noch den holländischen General Cateret vom Pferde. Einige Hundert Reiter und Fußjäger schlugen sich durch, elf Offiziere und über fünfhundert Mann wurden gefangen genommen. Dem Leichnam Schills schnitten die Sieger den Kopf ab, auf den ja ein Preis gesetzt war. Er wurde später im Museum zu Leyden in Spiritus aufbewahrt. Im Jahre 1837 ist er dann in Braunschweig in einem besonderen Mausoleum beigesetzt worden. Glühende Vaterlandsliebe, das ist gewiß, trieb den Mann hinaus in den Kampf, aber die Tat, wie er sie vollbrachte, war militärisch durchaus nicht zu rechtfertigen, war, wie der König ganz richtig sagte, „eine unglaubliche Tat". „Denn was," so fragt Heinrich v. Treitschke, „was stand noch fest in dem unglücklichen Staate, wenn der Gehorsam des Heeres ins Wanken kam?" Schill selbst hat seine Schuld mit dem Tode gesühnt. Schwerer noch büßten die Offiziere, die er mit sich gerissen hatte. Sie wurden nach dem Buchstaben des Völkerrechts als Straßenräuber prozessiert. Elf von ihnen endeten auf den Wällen von Wesel unter französischem Blei. Als der letzte, ein Wedell, nach der Salve noch aufrecht stand, bot ihm der französische Kommandant Pardon. „Ich will keinen Pardon, ich will sterben wie meine Kameraden," war seine Antwort, und von neuem mußte das Kommando das Gewehr an die Wange legen, um den Jüngling in den Tod zu senden.

Dringend bitte ich das Corps der Offiziere, den Geist der Einigkeit zu befördern, der die Seele im Kriege ist.

Schill.

Der Kaiser Napoleon hatte längst erkannt, daß dies kein Krieg war, wie der von 1805 und der von 1806. Hofer, Speckbacher, der Kapuziner Haspinger in Tirol, Dörnberg, Schill, der Braunschweiger im nördlichen Deutschland, überall loderten die kleinen „Vendéen" auf, wie er zu seinem Minister Champagny bezeichnend sagte. Noch ein Tag wie der von Aspern, und er konnte erwarten, daß auch Preußen losbräche. Rußland, das verbündete, das sah er wohl ein, führte diesen Krieg unwillig und nur zum Schein. — Seit dem Tage von Aspern stand er mit seinem Heer auf der Insel Lobau. Seine Tätigkeit, die bei Aspern schartig gewordene Waffe wieder instand zu setzen und zu schleifen, war rastlos. Er zog den Vizekönig von Italien, Eugen von Beauharnais, mit seiner ganzen Armee an sich, er errichtete einen Geschützpark von 600 Geschützen, kurz, die sechs Wochen Zeit, die ihm der Erzherzog Karl unbegreiflicherweise ließ, um alles, was er zu einer Gewaltschlacht brauchte, heranzuholen, verstand er meisterhaft auszunutzen. Der talentvolle Erzherzog Johann hatte Eugen bis Verona gejagt, doch das in höchsten Tönen gefeierte Treffen bei Sacile war eigentlich ein Pyrrhussieg, 3 österreichische Regimenter verloren allein 2400, also ist das heutige Geständnis 4000 für Gesamtverlust zu niedrig. Sobald Eugens bisher unfertiges Heer sich verstärkte, folgte es Johann, der wegen der Hiobsposten von der Donau Anfang Mai abzog, und brachte ihm an der Piave eine Niederlage bei, Grouchys Dragoner heimsten Trophäen ein, die Sperrfortlinie der Kärntner Alpen durchbrechend, drang Eugen über Laibach bis Graz, wo seine 84. die Fahneninschrift „Einer gegen Zehn" erntete, wandte sich dann nach Ungarn, wo es am Jahrestag von Marengo und Friedland zur Schlacht bei Raab kam. Die ungarische Milizreiterei riß aus, dagegen nannte Eugen die Steiermärker Landwehr die „beste Feindestruppe".

Digitized by Google

Johann ging auf das von Bianchi verteidigte Preßburg zurück, den Eugen gängelte Napoleon väterlich durch tägliche scharfe Episteln zu sich heran. Bei Linz blieben nur Vandammes Württemberger, die dort ein heißes Gefecht gegen Kolowrat hatten, dessen Ertrag jedoch Bernadotte, soeben mit den Sachsen eintreffend, für sich mit Beschlag belegen wollte, kleine Vorübung für später. Kolowrat schloß sich wieder der Hauptarmee an, wo Hiller aus beliebten Gesundheitsgründen ausschied, weil seine Raunzerei dem Generalissimus mißfiel.

Erzherzog Karl stand indes wie unbeweglich, wie angenagelt auf dem Marchfelde, auf dem behaupteten Schlachtfelde von Aspern und Eßling. Friedrich Gentz erzählt, daß ihm einer der intelligentesten österreichischen Generale kopfschüttelnd gesagt habe: „Unser Generalissimus ist ganz und gar wie ein Hahn, welchen man auf einen Tisch legt und von dessen Schnabel aus man mit Kreide eine Linie zieht. Der Hahn wähnt sich an diese Linie angebunden, er glaubt den Schnabel nicht regen und bewegen zu können. So ein fataler Kreidestrich ist für den Erzherzog die Lobau!" In der Tat war alles, was Karl tat, daß er sich in seiner Stellung auf dem Marchfelde in den Verteidigungszustand setzte und im übrigen die Dinge an sich herankommen ließ. Er hatte im ganzen ungefähr 153000 Mann, wovon er 9000 unnützerweise vor Bisamberg als Seitenhut beließ, und 450 Geschütze, denen Napoleon 160000 Mann und 500 Geschütze entgegenstellen konnte, denn 100 Geschütze blieben auf der Lobau; Flotillen von Kanonenbooten deckten den Übergang, 6 Bataillone unter Reynier besetzten die Insel. Die Ziffern 180000 oder gar 202000 beruhen auf krasser Unkenntnis der wirklichen Frontstärken (vgl. dazu Brief Napoleons an Clarke, Gespräch Grouchys mit Metternich, Angabe Gouraincourts). — Der Herzog von Wellington hat einmal gesagt, daß die Anwesenheit Napoleons beim Heere allein 40000 Mann bedeute. Er hat aber denn doch, selbst ein Wäger und kühler Rechner, den Kaiser damit zu niedrig eingeschätzt. Gegenüber dem Erzherzog bedeutete Napoleon 100000 Mann, wie er sich selbst einschätzte. Indessen raffte sich Karl später zu starkem Entschluß auf, sein Stabschef, der „kleine gemütliche" Wimpfen entwarf eine von Karl zwar nicht diktierte, doch gebilligte Disposition: Die Rechte (Kolowrat-Klenau) sollte von Breitenlee auf Eßling vordringen, Mitte (Bellegarde-Liechtenstein) auf Raasdorf, die Linke (Hohenzollern-Rosenberg) auf Glinzendorf in Erwartung Erzherzog Johanns, um auch dort Napoleon zu umfassen und von der Lobau abzuschneiden. Aus solcher Doppelumfassung folgerten neueste Militärschriftsteller vor dem Weltkriege die Gründung einer neuen Moltkesystemschule, weil große moderne Heere einer breiteren Front bedürften und ihre Bewegung daher sich notwendig ausspreizen müsse. Jedenfalls standen sowohl der Feldherr als sein Heer bei „Wagram" höher als bei Aspern. Da aber die Welt, unfähig zu eigenem Urteil, nur nach äußerem Erfolg mißt, so kam Karl auf die Nachwelt als „Sieger von Aspern", wo er gar nichts tat, als die Zwangslage Napoleons schlecht auszunützen, dessen Übermut einfach die Losung ausgab, „über die Donau gehen und gegen den Feind marschieren", obschon vorheriger mißglückter Übergangsversuch an der Schwarzen Lake (St. Hilaire verlor dort 700 Abgeschnittene) ihn hätte belehren sollen, daß man angesichts eines großen Feindesheeres nicht so sorglos über einen so großen Strom setzen darf.

Ende Juni ließ der Kaiser die Vorbewegung seiner Massen gegen das Marchfeld beginnen. Er sammelte alles, was er zur Verfügung hatte, auf der Lobau, die zu einer von Geschützen starrenden Festung umgewandelt wurde. In der Nacht vom 4. zum 5. Juli ging bei Donner und Blitz während eines furchtbaren Unwetters und unterstützt durch ein starkes Geschützfeuer auf sechs Brücken die Armee des Kaisers auf das linke Donauufer über. Die österreichischen Truppen wurden gegen Wagram und Markgraf-Neusiedel zurückgedrängt. Der Übergang währte fast den ganzen Tag. Bei der französischen Armee befand sich ein Deutsch-Russe, der uns ein Momentbild des Kaisers übermittelt hat. „Wir waren," berichtet er, „glücklich hinübergekommen und mein Auge forschte nach ihm, der die Seele des Ganzen war. Da kam er, schweigend, aber heiter. Die Ergebnisse, die er um sich sah, mußten ihn zufriedenstellen: der Übergang war glücklich bewerkstelligt, in dem ungeheuren Gewühl die größte Ordnung, zahllose Massen wie an einem Faden von seinem Willen geleitet. Es war wunderbar, dieses stille Gesicht inmitten der vielen bewegten zu schauen: ein inkarnierter, fester Gedanke. Als er zu reden begann und gestikulierte und dabei sein Antlitz fast dasselbe unbewegte blieb, erschien er mir als ein entschlossener, von der Lust des Spiels unwiderstehlich ergriffener Spieler, der sich zur Zeit im Besitz unerschöpflicher Geldmittel sieht und meint: Der allerletzte Satz ist doch mein und damit der Gewinn."

Diesmal traf er seine Vorbereitungen so genau, daß nichts den Übergang auf Brücken, Flüssen und Platten hindern konnte, eines der größten Meisterwerke der Kriegskunst. Die schweren Lobaubatterien kämpften das Feuer sechs österreichischer Uferschanzen so bald nieder, daß Kugeln bis ins Lager Liechtensteins bei Raschdorf flogen (Christe). Zuerst erstürmte Massenas Oberst St. Croix Enzersdorf als Drehpunkt, dann kam Oudinot und Davout, zwei Kavalleriekorps griffen auf beiden Flügeln aus. Das starke Vorhutskorps Nordmann (geborener Elsässer, fiel hier) ließ Karl vereinzelt, weil seine Hauptmasse zu weit zurückstand, es wurde mit großem Verlust gesprengt, alle seine Geschütze zertrümmert. Mittlerweile rückte Berna-

dotte mit den Sachſen und franzöſiſcher Brigade Dupas zwiſchen Maſſena und Oudinot ein, ſpäter der Vizekönig, während Marmont und Wrede (erſterer aus Dalmatien, letzterer aus Salzburg hergeholt) erſt am 6. früh eintrafen.

Mit dem Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, war zugleich der General Macdonald an der Donau eingetroffen, ſeiner Herkunft ein Schotte. Seine Familie war mit dem letzten Stuart nach Frankreich geflüchtet. Seit fünf Jahren ſtand dieſer Macdonald, ein aufrechter, ehrenhafter Mann, bei dem Kaiſer in Ungnade. Als der Prozeß gegen den General Moreau ſich abſpielte, von dem hier erzählt wurde, war Macdonald entſchieden für Moreau eingetreten. Das hatte Bonaparte ſehr verdroſſen, und kurzerhand ſtellte er den General kalt und ließ ihn jahrelang ohne jede Beſchäftigung. Hier bei Wagram ſollte dem tüchtigen Manne die Gnadenſonne wieder aufgehen. Schon ging der Tag zur Neige, größere Erfolge waren gegen die Öſterreicher nicht erzielt worden. Macdonald hielt mit dem Vizekönig auf dem Schlachtfelde und beſprach die derzeitige Gefechtslage, als der Kaiſer plötzlich heranſprengte. „Er beachtete mich wiederum in keiner Weiſe," erzählt der General, „ich hörte aber, wie er ziemlich kurz angebunden zum Prinzen ſagte: ‚Laſſen Sie den General Macdonald ſogleich angreifen; er ſoll die Hochebene nehmen. Der Feind zieht ab, das iſt eine gute Gelegenheit, Gefangene zu machen.' Damit ritt er weiter und der Prinz kam zu mir. ‚Haben Sie gehört, was er geſagt hat?' — ‚Ja, jedes Wort.' — ‚Was meinen Sie dazu?' — ‚Ich meine, daß ſich der Kaiſer im Irrtum befindet, wenn er denkt, der Feind zöge ab; derſelbe hat ſich nur in ſeine Hauptſtellung zurückgezogen und wird nunmehr den Kampf energiſch fortſetzen. Er ſcheint ſich auf den Höhen ziemlich ſtark verſchanzt zu haben. Wenn man ſolch eine Stellung noch kurz vor Einbruch der Dunkelheit mit Ausſicht auf Erfolg angreifen will, dann iſt es nicht zu viel, die ganze Armee dazu einzuſetzen. Hoheit ſollten das dem Kaiſer vorſtellen.' Doch damit hatte ich eine wunde Seite des Prinzen berührt. Er war ſeinem Stiefvater gegenüber von einer ſonderbaren Ängſtlichkeit, und meine Zumutung, demſelben eine Vorſtellung machen zu ſollen, erſchreckte ihn förmlich. ‚Wo denken Sie hin!' wies er mich deshalb ab, ‚er hat befohlen, und es wird deshalb angegriffen!' — ‚Nun gut, ich werde es tun, fürchte aber, es wird ſehr ſchlecht ablaufen.' Und es kam, wie es kommen mußte."

Etienne Jacques Joſeph Alexander Macdonald
Marſchall des Kaiſerreichs, Herzog von Tarent

Die vom böhmiſchen Korps Bellegarde noch mangelhaft beſetzte Stellung am Rußbach, den Macdonalds Rapport irrig als „Kanal" nennt, wurde zunächſt von deſſen Vorderbrigade geſprengt, dann aber warf ſich Bellegardes zweites Treffen unter perſönlicher Ermunterung des Generaliſſimus, der einen Streifſchuß erhielt, mit ſolcher Wucht auf Diviſion Lamarque, daß ſie ganz überrannt wurde. Der Vizekönig brachte noch Teile des Korps Grenier hinüber und ließ ſogar Kavallerievorhut einhauen (Macdonalds Memoiren ſtellen ſich an, als ob er allein gefochten hätte), doch er mußte von allem Abſtand nehmen, denn ſeine beiden Flanken waren entblößt. Rechts ſcheiterte Oudinot vor Parbasdorf, glänzend durch Hardeggs Jäger und Landwehr verteidigt, der mit ſeinem Korps vorrückende Fürſt Hohenzollern machte perſönlich eine Flankenattacke, die weithin Schrecken verbreitete. Links gerieten die Sachſen, deren Albert-Dragoner zuvor die Albert-Küraſſiere warfen, vor Wagram in wilde Verwirrung, zwei Bataillone wurden ganz zerſprengt. Die Sage will, die Franzoſen hätten im Abenddunkel auf die Sachſen geſchoſſen, weil ſie wie Öſterreicher Weißröcke trugen. Der überſtürzt improviſierte Vorſtoß Napoleons zerſchellte auf der ganzen Linie und bewies, daß er nicht unfehlbar war. Als die Nacht zum 6. Juli hereinbrach, ſah die Sache für die Franzoſen keineswegs hoffnungsvoll aus. — Durch die Erfolge des erſten Tages ermutigt, ging am Morgen des 6. Juli Karl ſelbſt zum Angriff über, er rechnete mit dem rechtzeitigen Eintreffen ſeines Bruders Johann, der von Preßburg her mit 35000 Mann im Anmarſch war. Und wirklich, die öſterreichiſche

Digitized by Google

Armee, die mit wütender Tapferkeit focht, errang bedeutende Vorteile. Der schon gezeichnete Angriffsplan trat jetzt in Kraft, die Ausführung wurde aber durch schlechte Zeitfixierung für Aufbruch und Kampfbeginn der verschiedenen Korps nicht einheitlich erzielt, wofür Hoen die Stabschefs Wimpfen und Grünne bitter tadelt, der Erzherzog soll wie öfters einen epileptischen Anfall gehabt haben. Napoleon versammelte bei Nacht die Marschälle um sich und erkundigte sich unter beklemmendem Schweigen wiederholt: „Wrede, sind Sie da?" Er vereinte eine große Reitermasse unter Grouchy neben Davout, der auf Obersiebenbrunn die österreichische Linke umwickeln sollte, ehe Erzherzog Johann eintreffen könne. Obwohl die Verhältnisse viel besser lagen als bei Aspern, so blieb auch hier die Gefahr, an den Strom geklemmt zu werden. Die Österreicher waren guten Mutes. Bei Hohenzollerns siegreichen Homburghusaren diente der spätere Dichter v. Zedlitz, der einen Sonettenkranz aufs Helenagrab niederlegte, bei Bellegarde als Fähnrich der spätere Schriftsteller Varnhagen, dessen verworrene Schilderung die „Garde" am Rußbach stürmen läßt.

Fürst Rosenberg, früher ein kecker Reiterführer, verhielt sich bei Aspern keineswegs so schlapp, wie der böse Leumund behauptet. Diesmal ging er verfrüht so kräftig auf Glinzendorf vor, daß Napoleon selbst mit Arrighis Kürassieren und reitender Artillerie dorthin eilte. Doch da sich im Zentrum neben ihm nichts rührte, ging Rosenberg zurück und sein Angriff schlief ein, den nun seinerseits Davout begann, mit Morand und Friant in der Flanke, mit Gudin und Puthod frontal. Deutsche und Ungarn leisteten aber stolzen Widerstand, Hohenzollern unterstützte allmählich. Zwischen 53 französischen und 50 österreichischen Schwadronen begann eine lange Reiterschlacht.

Der Feldmarschalleutnant Graf Klenau, der die Rechte führte, nahm Aspern und Eßling im Sturm. Der alte Marengokämpfer Boudet (er brachte damals unter Desaix den Sieg) erlebte bittere Stunden und starb später aus Gram, der durch seine herrliche Verteidigung von Eßling ein besseres Los verdient hätte. Schon drohte Klenau in Napoleons Rücken, doch die Lobauartillerie gebot ihm Halt. Kolowrat war überhaupt erst im Vorrücken, auch Liechtenstein verspätete sich. Mittlerweile stieß Massenas andere Division Carra St. Cyr, dabei die Hessen, unvermutet auf den Feind, und erlitt eine blutige Niederlage, die ihn zwei Adler kostete. Das Zentrum unter dem Feldmarschall Bellegarde nahm Aderklaa, den Schlüsselpunkt der Stellung, und hielt es zähe gegen Legrand und Molitor fest. Der Kaiser selbst griff hier in die Schlacht ein. Zwei Gewaltstöße wurden hier von den Österreichern abgeschlagen. Die Sachsen versagten wiederum unter herben Verlusten, die französische Brigade Dupas opferte sich umsonst. Jetzt kam auch Kolowrat an. Massena, der wegen eines Sturzes mit dem Pferde in einer Kalesche unterm Kugelhagel umherfuhr, bildete auf Napoleons Befehl eine Hakenflanke und deckte sich durch Reitersturm Lasalles. Da warf Napoleon den General Macdonald mit einem Gewalthaufen gegen Süßenbrunn, eine Batterie von 100 Geschützen unterstützte den Angriff; die Karrees des Macdonaldschen Korps schlugen die Attacken der österreichischen Kavallerie ab und drückten Liechtensteins Grenadiere zurück. Hierdurch geriet er in eine feurige Sackgasse zwischen Bellegarde und Kolowrat, schritt aber rüstig vor. Die franko-italienischen Divisionen Lamarque und Broussiers fochten hier mit gewandter Entschlossenheit, keineswegs als tiefe Kolonne, wie die Fama fabelt, sondern regelrecht entwickelt. Zur Entlastung schob Napoleon das nachrückende Korps Grenier rechts und links heraus, Serras gegen Aderklaa, Durutte gegen Breitenlee, die mittags von Laurisson angehäufte Riesenbatterie erhielt auch Wredes bayrische Geschütze, die der Garde litten ganz außerordentlich. Schwarzenberg behauptet zwar, die Wirkung sei mehr moralisch als materiell gewesen, jedenfalls brach dieser Feuerorkan eine Gasse. Schon hatte Marschall Davout den linken Flügel der Österreicher bei Neusiedel zurückgedrängt. Gudin, der Held von Auerstädt, erstieg, dreimal verwundet, das Plateau in Hohenzollerns Flanke, Morand und Friant setzten mit geringen Opfern die Umgehung Rosenbergs fort, während Grouchy nach hartem Kampf, wobei die leichten Brigaden Montbrun und Pajol sich hervortaten, über den F.M.L. Nostitz Meister ward. Erzherzog Karl, der vergeblich auf das Eintreffen seines Bruders Johann gewartet hatte, mußte befürchten, vom linken Flügel her aufgerollt zu werden, und so befahl er den Rückzug. Zur selben Stunde, als die Rückzugsbewegung eingeleitet wurde, erschien Erzherzog Johanns Vortrupp, eine Stunde vom Schlachtfelde. Aber es war zu spät. Marschall Marmont berichtet von dem Schrecken, den die Patrouillen der erzherzoglichen Avantgarde den Franzosen einjagten. Offenbar Verwechselung mit der Panik am Vorabend, Davouts Kerntruppen waren keine Männer blasser Furcht, Marmont, der ja gar nicht dort war, erfand dies bloß für pessimistische Tendenzbetrachtung, trotzdem blieb dies bis heute ein Steckenpferd vieler Militärkritiker. Johann aber, der nur mit 20000 Mann von Marchegg aufbrach, konnte gar nicht rechtzeitig ankommen, weil er zu spät die Botschaft erhielt, wie Zwiedinek-Südenhorst längst bewies. Der Markgraf Wilhelm von Baden, der als Adjutant bei Massena war, wurde von dem hartbedrängten Massena, der am linken Flügel verzweifelt gegen Klenau focht, zum Kaiser Napoleon geschickt, um Unterstützung zu erbitten. „Nichts vermochte," schrieb der Markgraf in seinen Denkwürdigkeiten, „die Fortschritte des rechten österreichischen Flügels aufzuhalten. Gezwungen, den Österreichern Aspern zu überlassen, wurde die Division Boudet, zuletzt mit Verlust von 8 Geschützen, über Eßling

Digitized by Google

bis an den Brückenkopf der Lobau zurückgeworfen. In diesem Augenblick schickte mich der Marschall zum Kaiser, um ihm von der kritischen Lage des vierten Korps Meldung zu erstatten. Ich traf ihn mitten im heftigsten Kanonenfeuer bei der Division Lamarque vom Korps Macdonald. Nachdem ich meine Meldung erstattet hatte, fragte der Kaiser Berthier, wieviel Uhr es sei. ‚Zwölf Uhr, Sire.' — Worauf der Kaiser an mich die Worte richtete: „Allez dire au maréchal, que la bataille est gagnée, parce que l'archiduc Jean n'a pas encore paru.' ‚Eilen Sie dem Marschall zu sagen, daß die Schlacht gewonnen ist, weil der Erzherzog

Der Kaiser bei Wagram
Nach Charlet

Johann noch nicht erschienen ist.'" — Das war das Urteil des Kaisers, der gewiß die Sachlage übersah. — Von österreichischer Seite besitzt die Geschichte einen wertvollen Ausspruch, den der General Graf von Bubna zu Gentz getan hat. „Wenn der Erzherzog," sagte Bubna, „Alles an Alles hätte setzen wollen, so hätte er den Sieg gewinnen können und sogar einen vollständigen und entscheidenden Sieg. Aber falls es schief gegangen wäre, so wäre die Armee vernichtet und die Monarchie zum Teufel. Einmal entschlossen, kein so verwegenes Spiel zu spielen, mußte er den Kampf gerade in dem Augenblicke unterbrechen, in dem er es tat."

„Gegen drei Uhr nachmittags begann in fester, stolzer Ordnung der von den Franzosen wenig beunruhigte Rückzug der Österreicher." Der Kaiser Napoleon hielt in einem Karree seiner Garde und fertigte Kuriere mit der Siegesbotschaft ab. Dann stieg er vom Pferde, ließ von seinem Leibmameluken Rustan

Digitized by Google

einen Teppich auf dem Boden ausbreiten, warf ſich darauf nieder und ſchlief ſofort ein. Wie über alles, ſo hatte dieſer Menſch auch eine eigentümliche Gewalt über den Schlaf. Er konnte ſchlafen, wann er wollte und wo es auch ſein mochte. Um den ſchlafenden Kaiſer vor den ſengenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen, baute man eine Pyramide aus Trommeln auf, und ſeine Gardegrenadiere drängten ſich dicht um den Kaiſer, damit er vor dem Zertreten geſchützt ſei, wenn plötzlich noch ein öſterreichiſcher Rückſtoß erfolgt ſein würde. Bald darauf kam Marſchall Davout mit der Nachricht, daß die Öſterreicher in vollem Rückzug begriffen ſeien, die Schlacht war für den Kaiſer der Franzoſen gewonnen. — Der General Macdonald wurde auf dem Schlachtfelde zum Reichsmarſchall ernannt, wenige Tage ſpäter auch die Generäle Oudinot und Marmont.

So lautet die herkömmliche Phraſe. Jeder Vernünftige müßte ſich ſagen, daß ein raſches Abbrechen, wo man ſich ſo ſcharf verbiß, gar nicht möglich iſt. Das vereint ſich mit der Legende, als habe nur Davouts Umgehung die Schlacht entſchieden und der in Napoleons Bulletin betonte Zentrumsſtoß nie ſtattgefunden. Daß der nochmals verwundete Erzherzog, von ſeeliſchen Eindrücken beim Korps Roſenberg überwältigt, den Rückzug befahl, ſtimmt. Das iſt aber den Truppen nicht gleichzeitig zugegangen und jedenfalls nicht befolgt worden. Hohenzollern, obwohl Roſenberg von ſeiner Seite weggequetſcht, ging erſt um 4 Uhr auf Helmahof zurück, weil Gudin und Puthod ihm in die Flanke fielen. Bis dahin verteidigte er Parbasdorf gegen Oudinot, der ſchwerverwundet ſank. Vielleicht übernahm hier Marmont das Kommando, ſeine Memoiren ſagen nichts davon, ſein ſchwaches Korps blieb unberührt. Aber auch nach Hohenzollerns Abzug hielt ſich Bellegarde immer noch bei Aderklaa und Wagram, trotzdem auch rechts von ihm das Gebäude ins Wanken kam. Maſſena, Vedoutte, Schur hatten ſich zwiſchen Breitenborn und Leopoldsau eingebohrt, Kolowrat vom Königshügel vertrieben, die öſterreichiſche Rechte war in vollem Abzug. Da der berühmte Laſalle bei der Verfolgung einen Todesſchuß in die Stirn erhielt, ſo ſtürmte ſein Nachfolger Marulaz mit der leichten Reiterei nach, auch Küraſſierdiviſion St. Sulpice ſchloß ſich an. Sie hatte den früheren Flankenmarſch Maſſenas gedeckt, litt aber als Kugelfang ſo abnorm wenig, daß man daraus erſieht, wie irrtümlich man an großen Verluſt Maſſenas beim Vorüberzug von Aderklaa auf Enzendorf glaubt. Verfolgungskampf tobte hier bis 8 Uhr abends, wobei Marulaz zum Krüppel geſchoſſen. Kolowrat litt ſo wenig, daß man ſeine geringe Feſtigkeit erkennt. Liechtenſteins Grenadiere drückte Macdonald, der ſtets den Kirchturm von Süßenbrunn im Auge behielt, auf Gerasdorf zurück, ſie hatten jedoch früher eine heftige Attacke Ranſoutys abgeſchlagen, die ihm viele Leute und 600 Pferde koſtete. Macdonald beſchwert ſich, die Attacke gegen die Batterien bei Aderklaa ſei zu ſpät erfolgt, als der günſtige Augenblick verſtrich. Gleiches wirft er aber der leichten Gardekavallerie bei Geresdorf vor, deren hochmütiger Chef ſich dahinter verſchanzt habe, Garde werde nur auf beſonderen Befehl Sr. Majeſtät „gegeben". Mit dem „Zentrumsſtoß" iſt nicht „Kolonne" Macdonald gemeint, ſondern ſpäter Stoß des Vizekönigs auf Wagram mit ſeiner Reſervediviſion Pacthod, ſowie den Italienern von Severoli, vereint mit Davouts Diviſion Puthod, der quer übers Plateau von Parbasdorf auf Wagram ſeitwärts losging, während Oudinots Kavallerie Colbert (ſein Bruder Auguſte fiel bei Verfolgung der Briten auf Corunna) nach 4 Uhr auf Helmahof verfolgte (Parquins Memoiren). Dies letzte Ringen vor Wagram, wobei natürlich Puthod und Pacthod oft verwechſelt wurden, war für Pacthod ſehr blutig, er ſelbſt, ſchon vor Madrid verwundet, ſank ſchwergetroffen. Dieſer Durchbruch lockerte nun endlich Bellegardes eiſerne Front, um 5 Uhr ging er ſchachbrettförmig ab. Bis 7 Uhr wurde noch hart gefochten, die endlich folgende Gardekavallerie und Colbert litten noch erheblich, noch um 9 Uhr drängte Macdonald bei Gerasdorf, bis Mitternacht währte allerlei Schießerei.

Im Grunde war dieſe Schlacht dennoch in gewiſſem Sinne unentſchieden. Erzherzog Karl war eben nicht der Charakter, alles auf eine Karte zu ſetzen. Während die Öſterreicher „zwölf" franzöſiſche Adler erobert hatten, hatten ſie ſelbſt nur *eine* Fahne eingebüßt; jede Armee hatte der anderen ungefähr 7000 Gefangene abgenommen. Jedenfalls hatten ſich die öſterreichiſchen Truppen meiſt über alles Lob erhaben bei Wagram geſchlagen. Das Heeresmaterial des Kaiſers der Franzoſen war dagegen lange nicht mehr ſo gut, als einſt bei Auſterlitz und bei Jena und Auerſtädt. Es war bereits zu viel junger Erſatz unter ſeinen Truppen.

Beſonders ſeltſam hatte ſich mal wieder Bernadotte während der Schlacht benommen. Seine Sachſen waren es, die ſchon am Abend des erſten Schlachttages und am 6. Juni wiederum geworfen wurden — in ihrer Zerſprengung auch das Korps Maſſena in Gefahr brachten. Das Verhältnis zwiſchen dem Kaiſer und dem Prinzen von Pontecorvo war trotz aller Ehrenbeweiſe, die Napoleon Bernadotte immer gegeben hatte, eigentlich niemals gut. Bernadotte war ein *politiſcher* General, der noch außerhalb des Schlachtfeldes Ehrgeiz hatte, wie es Napoleon als General Bonaparte ſelbſt geweſen war, und ſolche Leute konnte der Kaiſer nicht leiden. Aus guten Gründen, wie man ſich denken kann! Am erſten Tage gleich nach dieſem Mißerfolg gegen Wagram hatte Bernadotte ſich über die Geſamtführung der Armee bitter beklagt. Das war dem Kaiſer zu Ohren gekommen. Er grollte. Als nun am 6. Juni ſeine Sachſen wiederum auf das Korps Maſſena zurückgeworfen wurden, traf ihn der Kaiſer gerade in einem Augenblick, wo er vergeblich

bemüht war, die Flüchtigen zu ſammeln und in das zurückflutende Getümmel geraten war. Der Kaiſer, der ſich die Gelegenheit zu einem Hieb nicht entgehen laſſen wollte, ſprengte auf den Marſchall zu: „Sie haben ja eine beſondere Art, eine Schlacht zu gewinnen. Iſt das Ihre vielgerühmte Führung? Ich enthebe Sie des Befehls über das Armeekorps, das Sie ſo miſerabel führen. Machen Sie, daß Sie mir aus den Augen kommen und verlaſſen Sie binnen 24 Stunden die Armee. Ich kann ſolche Dummköpfe nicht gebrauchen!" Bernadotte war wütend. Dennoch erließ er am nächſten Tage einen Tagesbefehl, der die Tapferkeit der Sachſen lobte. Das ſchlug dem Faß den Boden aus. Der Kaiſer tobte, und Bernadotte reiſte, in Ungnade gefallen, nach Paris ab. Bernadotte erwies ſich doch im Laufe der Zeit als der Klügere. Er war der einzige, der aus dem großen Würfelſpiel um die Welt ein Dauerndes davontrug, denn ſeine Enkel tragen noch heute die ſchwediſche Königskrone. Er haßte den Kaiſer ſtets — ſeit jener Stunde unverſöhnlich!

Übrigens hatten die Sachſen weder als Helden (Angeli) noch als Schwächlinge gefochten, denn wenn ſie auch viel Gefangene verloren, ſo doch noch mehr Tote und Verwundete. Um ihre Empfindlichkeit nicht zu verletzen, wurde der gegen Bernadottes unverſchämte Reklame gerichtete Tagesbefehl ihnen verheimlicht. Heſſen und Badenſer fochten brav wie bei Aſpern, die Bayern kamen faſt gar nicht ins Feuer, obſchon der vorausreitende Wrede durch Kanonenkugel ſchwer verwundet. Ihn und Reiterbrigade Preyſing ſowie Gardefüſilierbrigade Reille ſchob Napoleon als Rückhalt hinter Macdonald, ſie kamen nicht zur Verwendung, ſo daß der Kaiſer inkl. Marmont mindeſtens 20000 friſch hatte, während die Öſterreicher verbraucht bis zum letzten waren. Der bayriſche Schlachtenmaler Adam berichtet ausdrücklich, daß erſt im Abenddunkel die öſterreichiſche Kanonade ſich entfernte und die Bayern ins Treffen rückten. Macdonald, Chlapowskis Memoiren, der italieniſche Offizier Bevilaqua, Chriſte, Wiener Augenzeugen beſtätigen übereinſtimmend die lange Fortdauer des Kampfes. Die Erfahrungen der Schlacht hatten noch ein Nachſpiel, inſofern die weißröckigen Karabiniers mit rotem Helmkamm fortan Harniſche erhielten, um ſie gegen das Feuer beſſer zu ſchützen, und die polniſchen Gardechevauxlegers (mit roſaroten Hoſen und Aufſchlägen) Lanzen erhielten, weil ſie ſich dieſer heimiſchen Waffe beſſer bedienten, als ſie den Schwarzenbergulanen viele Lanzen im Gefecht entriſſen. Lanciers, aber mit neuem Helm, erſt ſpäter mit Tſchapka, gab es erſt 1812. Napoleon verlor 30000, nicht 25000, die Öſterreicher nach Strobl 36000, ihre Trophäen ſind fragwürdig, wir können nur 3 Adler erkennen. Der Rückzug aber löſte ſie derart auf, daß laut Binder-Kriglſteins Nachweiſen der Verluſt auf 80000 ſtieg durch Gefangene, Verſprengte.

Der Sieg von Wagram war alſo im Grunde kein entſcheidender Sieg. Noch ſtand eine achtunggebietende Waffenmacht gegen Napoleon im Felde. Der mit dem franzöſiſchen Kaiſer verbündete Zar, wir ſagten es ſchon, führte den Krieg in Galizien nur zum Schein, aber Erzherzog Karl ſchien waffenmüde. Nachdem bei Znaim in Mähren nochmals unentſchieden zwei Tage lang gekämpft worden war, wobei Maſſenas Heſſen und Badenſer und die Marmont unterſtellten Bayern mitwirkten (erſteren tadelte Napoleon, der mit 6000 Reitern herbeieilte: „In meiner Schule lernten Sie das nicht"), ſchloß der Erzherzog am 12. Juni 1809, ſehr gegen den Willen ſeines kaiſerlichen Bruders, den Waffenſtillſtand von Znaim, der ein ganzes Drittel der öſterreichiſchen Monarchie in die Hände Napoleons lieferte. So blieb dem Kaiſer Franz, der ſich in dieſen Wochen als ſehr zäh und der Fortſetzung des Krieges geneigt zeigte, ſchließlich nichts übrig, als in Friedensverhandlungen einzutreten. Dem Kaiſer der Franzoſen waren dieſe Verhandlungen außerordentlich willkommen, denn um jene Zeit kamen aus Spanien bedenkliche Nachrichten. Wohl hatte, ſozuſagen als Nachwirkung des vom Kaiſer ſelbſt geführten Gewaltfeldzuges gegen Spanien, der mit ſeines Bruders Joſeph Rückkehr nach Madrid endete, der Marſchall Lannes, der jetzt bereits wohl einbalſamiert in Straßburg von ſeinem wilden Kriegerleben ausruhte, am 21. Februar 1809 Saragoſſa erſtürmt und Leichen auf Leichen gehäuft, wohl hatte Marſchall Soult am 21. März 1809 Oporto gewonnen, ſeitdem aber das Auge des oberſten Kriegsherrn in Spanien fehlte, ging die ganze Sache allmählich rückwärts. Die franzöſiſchen Marſchälle fanden ihren Meiſter in Sir Arthur Wellesley. Wellesley näherte ſich in klug erſonnenen Schachzügen der Hauptſtadt Madrid. Im Mai ſchon hatte er Soult aus Oporto hinausgedrängt und ihn gezwungen, ganz Portugal zu räumen. Am 27. und 28. Juli 1809 kam es zu Talavera am Tajo zu einer ſcharfen Schlacht. Die Marſchälle Victor und Jourdan mit einem Verluſt von „17" Kanonen und „7000" Mann Toter und Verwundeter und Gefangener mußten das Schlachtfeld räumen. Leider ließ die ſpaniſche Armee den kühnen engliſchen Feldherrn im Stich. „Nach 10 Jahren kommt man noch auf ſolche Dummheiten", tadelte Napoleon Jourdans Maßnahmen, ſchrieb wütend an Joſeph: „Die Armee ſcheint von Poſtinſpektoren geführt", ein Brief aus Schönbrunn ſetzt lichtvoll auseinander, warum exzentriſche Trennung der Maſſe nie zum Ziel führe. Soult ſtand mit 50000 in Wellingtons rückwärtiger Flanke, kam aber durch Widerwilligkeit Neys zu ſpät, Jourdan wollte Wellington durch Schlacht feſſeln, hätte ihn aber lieber ſich weiter nachlocken ſollen, damit Soult dann die Klappe zumachen und den Briten mindeſtens von Portugal abſperren konnte. Die Franzoſen waren 42000 ſtark (48000, 56000 irrig), die Engländer nach nie-

drigſter eigner Angabe 20641, wobei aber nur Bajonette und Säbel gerechnet, ohne Offiziere, Artillerie uſw., wie die Headquarter-States dies immer belieben. Dazu 30—40000 Spanier, laut Berndt „die Zahl im Kriege“ 54000 Verbündete. Die Spanier benahmen ſich elend, wie immer in offener Feldſchlacht, nur ihre „Königsdragoner“ attackierten brav (Briefe Wellingtons an Villiers und Ferra), auch die Briten gerieten mehrfach in Unordnung, nur ihre außerordentlich ſtarke Stellung ſchützte ſie vor Überranntwerden, einmal trat eine große Kriſis ein, endete jedoch mit Zurückſchlagen der franzöſiſchen Diviſionen Lapiſſe und Sebaſtiani ſowie der „Deutſchen Diviſion“ Laval (Badenſer, Naſſauer, Frankfurter), die angeblich 1007 Mann verlor, bei Einzelangaben kamen nur 795 heraus. Überhaupt lauten die Verluſtangaben ſehr verſchieden: laut Hiſtorique des 28. Ligne 7200, Napier macht daraus 7389, nach anderer Quelle gar 8770, doch nach dem genau bekannten Offiziersverluſt dürfte offizielle Angabe 6498 durchaus ſtimmen. Daß die Schlacht heftig tobte, zeigen 5666 Kanonenſchüſſe, die der Artilleriekommandant Senarmont laut ſeinem Rapport löſte, er lobte beſonders die badiſche Artillerie. Leider fochten auch dort Deutſche gegen Deutſche. Die hannoverſchen 60. Riſles in Wellingtons Heer ſtießen auf Naſſauer. „Die Schlacht war verloren, wenn der Feind nur noch einmal angriff“, ſoll „jeder engliſche Offizier“ erklärt haben. Die Briten büßten laut Napiers Geſtändnis 6268 ein, Berndts Ziffer 6860 inkl. 1500 der auskneifenden Spanier iſt alſo falſch, Sarrazins „8000“ auch noch zu niedrig, da er nur 5367 Briten rechnet. Außerdem verloren die Spanier am Vortag 4000 Verſprengte und Gefangene. Obſchon 11 franzöſiſche Geſchütze ohne Beſpannung „verlaſſen“ wurden (Desprez, Memoiren König Joſephs, übrigens eroberten laut Girods Memoiren die Franzoſen 2), kann von Niederlage der Angreifer um ſo weniger die Rede ſein, als Wellington durch die blutige Schlacht viel Zeit verlor und ſich gleich darauf vor Soult Hals über Kopf nach Portugal retten mußte, das er bis 1811 nicht mehr verließ. Das ſpaniſche Heer lief auseinander, nur ein Teil erreichte Cadix, das Soult, jetzt „Majorgeneral“, d. h. Oberbefehlshaber in Spanien, bald darauf mit Korps Victor belagerte.

Die Dinge in Spanien waren ſehr geeignet, Napoleon zu beunruhigen. Er drängte auf den Frieden, ohne ſich das natürlich ſehr merken zu laſſen. Soults angebliches Streben, ſich zum Vizekönig in Portugal aufzuwerfen, ärgerte ihn, noch mehr die hochverräteriſchen Umtriebe des Philadelfenbundes, der allen Ernſtes mit Wellington in Verbindung trat. Rodier kolportierte die Fabel, Napoleon habe ſich des geheimen Oberhaupts der Philadelfen, Oberſt Oudet bei Wagram entledigt, indem er ihn bei der Abendverfolgung in einen Hinterhalt locken und angeblich durch Öſterreicher, in Wahrheit durch Franzoſen töten ließ. Die Hinfälligkeit dieſes Scherzes entpuppte ſich ſchon darin, daß man hier Oudet das 9. Regiment Brouſſiers verleiht, bei dem nächtlichen Verfolgungsabenteuer möglich, Ouidot war aber Oberſt des 17. bei Morand, wo man ſchon früh die Gewehre zuſammenſtellte. Er fiel dann in der Schlacht. Wahr iſt aber, daß die Philadelfen auf der Lobau ein Attentat beabſichtigten. Dazu kam ein Vorfall, der das Gemüt des Kaiſers tief erregte. Während er in Schönbrunn reſidierte, näherte ſich dem Kaiſer gelegentlich einer Parade am 12. Oktober ein 18jähriger Jüngling, namens Staps, der Sohn eines Geiſtlichen aus Thüringen, ein zarter, flaumbärtiger Burſche. Er gab vor, ein Bittgeſuch überreichen zu wollen. „Ich hatte,“ erzählt General Rapp, „an dieſem Tage Dienſt. Napoleon ſtand zwiſchen dem Fürſten von Neuchâtel und mir. Der junge Menſch ging auf den Kaiſer zu. Berthier glaubte, derſelbe wolle eine Bittſchrift überreichen und ſagte ihm, er möge dieſelbe doch an mich abgeben. Der junge Menſch antwortete, er wünſche Napoleon perſönlich zu ſprechen: es wurde ihm wiederholt, daß, wenn er irgendeine Mitteilung zu machen habe, er ſich an den dienſttuenden Adjutanten wenden müſſe. Er hatte die rechte Hand in einer Seitentaſche ſeines Rockes und ſah mich mit Blicken an, die mir auffielen, ſein Weſen erweckte bei mir Verdacht. Ich rief nun einen Gendarmerieoffizier herbei, ließ ihn arretieren und in das Schloß führen. Bald darauf erhielt ich die Meldung, daß man bei ihm ein langes, ſcharfes Küchenmeſſer gefunden habe. Ich benachrichtigte Duroc, und wir beide verfügten uns an den Ort, wohin man den jungen Staps geführt hatte. Er ſaß auf einem Bett, auf welches er das Porträt eines jungen Mädchens, ſein Notizbuch und eine Börſe gelegt hatte, welche einige Louisdors enthielt. Ich fragte ihn nach ſeinem Namen. — ‚Ich kann ihn niemandem ſagen als Napoleon.‘ — ‚Was für einen Gebrauch wollten Sie von dem Meſſer machen?‘ — ‚Ich kann es niemandem ſagen als Napoleon.‘ — ‚Wollten Sie das Meſſer verwenden, um ihn zu töten?‘ — ‚Ja.‘ — ‚Weshalb?‘ — ‚Ich kann es nur ihm ſagen.‘ — Ich benachrichtigte den Kaiſer von dem ſonderbaren Vorfall. Er ließ den jungen Mann in ſein Kabinett bringen. Zwei Gendarmen führten den Staps herein; die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden; er war durchaus ruhig; es machte nicht den geringſten Eindruck auf ihn, daß er dem Kaiſer gegenüberſtand, vor dem er ſich übrigens reſpektvoll verneigte. Napoleon fragte ihn, ob er franzöſiſch ſpräche. Er antwortete: ‚Sehr wenig.‘ In Napoleons Auftrage hatte ich folgende Fragen an ihn zu ſtellen: ‚Woher ſind Sie?‘ — ‚Aus Naumburg.‘ — ‚Was iſt Ihr Vater?‘ — ‚Proteſtantiſcher Geiſtlicher.‘ — ‚Wie alt ſind Sie?‘ — ‚Achtzehn Jahre.‘ — ‚Was hatten Sie mit Ihrem Meſſer vor?‘ — ‚Ich wollte Sie töten!‘ — ‚Sie ſind von Sinnen, junger Mann; Sie ſind ein Illuminat?‘ — ‚Ich bin nicht

von Sinnen. Ich weiß nicht, was ein Illuminat iſt.‘ — ‚Sie ſind alſo krank?‘ — ‚Ich bin nicht krank, ich bin geſund.‘ — ‚Weshalb wollten Sie mich umbringen?‘ — ‚Weil Sie das Unglück meines Vaterlandes verſchulden.‘ — ‚Habe ich Ihnen Schlechtes zugefügt?‘ — ‚Mir wie allen andern Deutſchen.‘ — ‚Von wem ſind Sie hierher geſchickt? Wer hat Sie zu dem Verbrechen angeſtiftet?‘ — ‚Niemand. Es iſt die innere, feſte Überzeugung, daß ich, indem ich Sie tötete, meinem Vaterlande und Europa einen großen Dienſt erweiſen würde, welche mir die Waffe in die Hand drückte.‘ — ‚Sehen Sie mich zum erſtenmal?‘ — ‚Ich habe Sie ſchon in Erfurt geſehen.‘ — ‚Hatten Sie damals ſchon die Abſicht, mich zu töten?‘ — ‚Nein; ich glaubte, Sie würden keinen Krieg mehr gegen Deutſchland führen: Ich war einer Ihrer größten Bewunderer.‘ — ‚Seit wann ſind Sie in Wien?‘ — ‚Seit zehn Tagen.‘ — ‚Warum haben Sie ſo lange gewartet, ehe Sie Ihr Vorhaben ausführten?‘ — ‚Ich kam nach Schönbrunn, es ſind 8 Tage her, mit der Abſicht, Sie zu töten, aber die Parade war ſchon vorüber, und ich verſchob mein Vorhaben deshalb bis heute.‘ — ‚Sie ſind von Sinnen, wie ich Ihnen ſagte, oder Sie ſind krank.‘ — ‚Weder das eine noch das andere.‘ — ‚Man ſchaffe Corviſart herbei.‘ — ‚Was iſt Corviſart?‘ — ‚Das iſt ein Arzt‘, antwortete ich. — ‚Ich bedarf keines Arztes.‘ — Als Corviſart nach einiger Zeit, während der wir ſchweigend daſtanden und der junge Mann in ſeiner Gleichgültigkeit verharrte, erſchien, ſagte ihm Napoleon, er möge dem Verhafteten den Puls fühlen. Während Corviſart es tat, fragte Staps: ‚Nicht wahr, mein Herr, ich bin nicht krank?‘ — ‚Dieſer junge Mann‘, erklärte Corviſart, ſich an den Kaiſer wendend, ‚befindet ſich wohl.‘ — ‚Ich habe es Ihnen ja geſagt‘, bemerkte voller Genugtuung Staps. Napoleon, ganz erſtaunt über dieſe Ruhe und Sicherheit, nahm ſeine Fragen wieder auf: ‚Sie ſind überſpannt; Sie werden Ihre Familie ins Unglück ſtürzen. Ich werde Ihnen das Leben ſchenken, wenn Sie des Verbrechens wegen, welches Sie im Begriff waren, zu begehen, Reue empfinden und um Verzeihung bitten.‘ — ‚Ich will keine Verzeihung. Es tut mir leid, daß ein Erfolg ausblieb.‘ — ‚Den Teufel auch. Gilt denn in Ihren Augen ein Verbrechen nichts?‘ — ‚Sie zu töten, iſt kein Verbrechen, es iſt Pflicht.‘ — ‚Wen ſtellt das Porträt vor, welches bei Ihnen gefunden wurde?‘ — ‚Ein junges Mädchen, das ich liebe.‘ — ‚Sie wird ſich über Ihr Beginnen grämen.‘ — ‚Sie wird ſich grämen, weil es mir mißlungen iſt, was ich wollte. Sie verabſcheut Sie ebenſo wie ich.‘ — ‚Nun, und wenn ich Sie begnadigte, würden Sie mir nicht dankbar ſein?‘ — ‚Ich würde Sie trotzdem töten.‘ — Napoleon wußte nicht mehr, was er ſagen ſollte und gab Befehl, den Staps fortzuführen. Am Abend ließ er mich rufen und ſagte: ‚Wiſſen Sie wohl, daß das Ereignis von heute ein ganz außerordentliches iſt? Ich ſehe in alledem Anſchläge, die von Berlin und Weimar ausgehen.‘ Ich ſuchte ihm dieſen Verdacht zu nehmen. ‚Die Frauen ſind zu allem fähig,‘ rief er. — ‚An keinem dieſer beiden Höfe ſind Männer oder Frauen, die eine ſo blutdürſtige Abſicht haben könnten.‘ — ‚Da ſehen Sie doch die Vorgänge mit Schill.‘ — ‚Das iſt etwas anderes; ſie haben mit einem Verbrechen wie dieſes nichts zu tun.‘ — ‚Mögen Sie ſagen, was Sie wollen, Herr General, *man liebt mich weder in Berlin, noch in Weimar*.‘ — ‚Das allerdings ſteht feſt. Aber können Sie denn erwarten, daß Sie von dieſen beiden Höfen geliebt werden? Weil man Sie nicht liebt, darum braucht man Sie doch nicht töten zu wollen.‘ — Napoleon gab mir Befehl, an den General Lauer zu ſchreiben, er möchte ein Verhör mit Staps anſtellen, um weiterer Eröffnungen willen. Staps aber blieb dabei, daß er aus eigener Entſchließung handle und daß ihn zu ſeinem Vorhaben niemand verleitet hätte. —

Die Abreiſe von Schönbrunn war auf den 16. Oktober feſtgeſetzt. Um 5 Uhr morgens ließ mich Napoleon rufen, wir gingen zu Fuß nach der großen Straße, um die Kaiſergarde, welche nach Frankreich abrückte, defilieren zu laſſen. Wir waren allein. Napoleon begann wieder von Staps zu ſprechen: ‚Es gibt wohl kein Beiſpiel, daß ein junger Mann in ſeinem Alter, ein Deutſcher, ein Proteſtant und wohlerzogen, ein ſolches Verbrechen hat begehen wollen. Suchen Sie zu erfahren, wie er geſtorben iſt‘.“

Selbſt mit ſeinem Heerinſtrument war er nicht mehr zufrieden, er ſah ein ſchlechtes Symptom in Notwendigkeit zu ſtarker Artillerieausſtattung. Bei Aſpern ſtand die Zahl der beiderſeits gelöſten Kanonenſchüſſe in gar keinem Verhältnis zum Patronenverbrauch, dies war noch eine richtige Infanterieſchlacht, ſchon hiermit zerſtiebt die Legende von der endloſen Kanonade ohne Kampf ſeit 3 Uhr. Bei Wagram aber löſte man 71000 Schuß nach Angabe Lariboiſſières, des oberſten Artilleriechefs. Solch übermäßige Geſchützverwendung nach den damaligen Begriffen betrachtete Napoleon mit dem Grundſatze: „Je ſchlechter eine Infanterie, deſto mehr Artillerie braucht ſie.“

Während der inzwiſchen zum Nachfolger des Grafen Philipp Stadion berufene Graf Clemens Metternich mit dem Miniſter Champagny in Altenburg über den Frieden unterhandelte, ſandte Kaiſer Franz ſeinen Generaladjutanten, den Grafen Bubna, nach Schönbrunn zum Kaiſer der Franzoſen, um die harten Bedingungen, die Napoleon geſtellt hatte, möglichſt herunterzuhandeln. Der Kaiſer ging dieſem Unterhändler gegenüber ſehr aus ſich heraus. Er geſtand dem Grafen, daß er ſich den Krieg gegen das alleinſtehende Öſterreich ſo ſchwer nicht gedacht habe. „Ihr ſeid teufelsmäßig ſtark. Im Bündnis mit Rußland habe ich nicht geglaubt, einen ähnlichen Kontinentalkrieg noch beſtehen zu müſſen und gar einen *ſolchen* Krieg!

Frankreich iſt heute, was es längſt geweſen ſein würde, wenn die Bourbonen zu regieren verſtanden hätten; aber es wird nicht immer ſo ſein, wie es jetzt iſt. Noch zehn oder fünfzehn Jahre und ich werde krepieren, und dann könnt Ihr von neuem machen, was Euch beliebt. Was mir meine Überlegenheit über Euch gab, war, daß ich unausgeſetzt in angreifender Bewegung blieb, wodurch ich Eure Bewegungen von den meinigen abhängig machte. Ich entwerfe nie einen Schlachtplan im voraus, nicht einmal am Vorabend einer Schlacht, ſondern immer erſt in dem Augenblick, wo ich die Lage des Feindes ſehe und ſeine Abſicht errate. Vielleicht werde ich einen Zug nach Indien unternehmen, ich nenne Indien, um etwas zu nennen. (Der Menſch wurde ſeine Orientgedanken niemals aus dem Kopfe los!) Aber ich ſehe es ſchon vorher, nachdem wir Frieden geſchloſſen haben werden, wird es nicht lange dauern, bis Ihr meine Pläne wieder durchkreuzt. Ich will annehmen, daß dieſer Friede etwa ſechs Jahre dauern wird, und dann werdet Ihr von neuem Händel mit mir ſuchen. Warum ſchlagt Ihr über den Verluſt einiger Länderfetzen einen ſolchen Jammer auf? Ihr erhaltet ſie ja doch eines Tages wieder zurück. So wie es jetzt iſt, kann es vielleicht bleiben ſo lange, wie ich lebe. Frankreich kann diesſeits des Rheines keinen Krieg führen. Ich habe es gekonnt, aber mit mir wird das und alles aus ſein und vorbei."

So dieſer große Ruheloſe, in deſſen Bruſt der ungeſtüm raſtloſe Wille geſenkt war, zu wagen, zu unterjochen, Reiche zu zertrümmern und Reiche zu ſchaffen, Hunderttauſende zu den äußerſten Anſtrengungen zu begeiſtern und Hunderttauſende auf ſeinen Schlachtfeldern verbluten zu laſſen, und dem zugleich der nackte Wirklichkeitsſinn gegeben war, mit ein paar knappen Sätzen, wie es hier geſchah, die ganze Nichtigkeit und Nutzloſigkeit des jahrzehntelangen Ringens um Kronen und Länder grell zu beleuchten.

Am 14. Oktober 1809 wurde der Friede geſchloſſen. Napoleon wollte den Frieden und gab um vieles nach. Dennoch mußte Öſterreich 2000 Quadratmeilen und mehr als 3 Millionen Bewohner daran geben, den Frieden zu erkaufen, der aber nicht einmal, wie Napoleon es eingeſchätzt hatte, ſechs Jahre dauern ſollte, ſondern knapp vier.

In Tirol loderte der Aufſtand trotz des Waffenſtillſtandes von Znaim in hellen Flammen weiter. Das treue Bergvolk wollte einfach an den Waffenſtillſtand und ſpäter an den Frieden nicht glauben, denn hatte nicht der Kaiſer Franz feierlich und vor Gott verſprochen, daß er nie einen Frieden eingehen werde, als einen ſolchen, der dieſes Land unauflöslich an ſeine Monarchie knüpfe? Nun war dennoch Waffenruhe geworden, und der Friede ſollte kommen, und Tirol wurde den Bayern und Franzoſen ausgeliefert! Von neuem drang der Marſchall Lefebvre mit 50000 Mann Bayern, Rheinbundstruppen, Franzoſen und Italienern in das Land, und nun geſchah das Unerhörte: das Bergvolk ſtand in dieſem Jahre zum drittenmal auf, wie ein Mann, ohne jede Hilfe von Öſterreich, nur auf ſich ſelbſt angewieſen. Andreas Hofer rief ſeine Paſſeier und Meraner, rief das ganze Etſchland bis Bozen hinunter zu den Waffen. Am 1. Auguſt 1809 brach der Herzog von Danzig aus Innsbruck auf. Sein Vortrupp bildete die Diviſion Rouyer und die Spitze das Regiment der Herzöge von Sachſen.

Auf Andreas Hofers Kopf war ein Preis geſetzt. Er mußte ſich verborgen halten, ſolange die Gefahr für ihn beſtand, gefangen zu werden. Aber ſein Aufruf an die „herzallerliebſten" Tiroler, der mit den klaſſiſchen Worten ſchloß: „Euer treues Herz, Andere Hofer, Oberkommandant von Paſſeier, dermal wo ich bin", wirkte Wunder. Das ganze Land war in Aufruhr. Alles eilte herbei, um ſich der Fremdherrſchaft zu erwehren. Der tollkühne Kapuziner Haſpinger, der aufrechte Peter Mayr, Wirt von der Mahr, und Joſef Speckbacher, der alte Wildſchütz und Kenner jeder Schliche im Gebirg, führten ihre Scharen gegen Sterzing und dann weiter in die Gegend von Mauls. Speckbacher und Mayr überwachten eine gewaltige Anlage von Steinlawinen und Verhauen. Es iſt der vierte Auguſt 1809. Die Vorhut der Truppen unter dem General Rouyer rückt jetzt an. Die Tiroler Schützen verteidigen ein Verhau nach dem andern, aber die tapferen Sachſen drängen mutig vor. Zwei Verhaue ſind ſchon erobert, die Tiroler Schützen weichen an die Felswand zurück und verſchwinden vor den Augen der Truppen. An der hohen, ſteilen Felswand läuft die Straße dahin, die gen Brixen führt, rechts die Felswand, links der toſende, von Regengüſſen ſtark angeſchwollene Eiſack. Als die Spitze der Kolonne unter der Felswand iſt, hören einige Soldaten plötzlich ſeltſame Worte von oben. — „Steffel, ſoll i nun abhacken?" — Alles lauſcht und macht unwillkürlich Halt. Ein Offizier ſprengt zurück und überbringt dem General Rouyer die Meldung über die geheimnisvollen Worte. Rouyer zuckt die Achſeln, ſieht nichts bedenkliches darin und befiehlt weiterzumarſchieren. Es wird wieder angetreten und — oben iſt alles bereit. Gewaltige, ſchwarze Lärchenbäume ſind gefällt, durch Stricke aneinandergefeſſelt, bepackt mit Erde, Baumſtämmen, Felsblöcken und ſchweren Steinen. Einige ſtraffe Seile verbinden die über der Straße ſchwebende Maſſe mit den noch feſtwurzelnden Bäumen, die man zu dem Zweck hat ſtehen laſſen. Jetzt iſt die ganze Avantgarde unter dem grauſigen Dach. Plötzlich ertönt von oben eine fürchterliche Stimme: „Hieſel, nu hau ab!" Hieſel haut und ſchwingt ſeine ſcharfe Axt mit den Worten: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!" Die Seile reißen, und mit

ed by Google

Kämpfende Tiroler
Nach einer Lithographie von A. Berthen

Digitized by Google

furchtbarem Krachen wirft ſich die ganze Maſſe von Baumſtämmen, Erdſchutt, Felsblöcken und Steinen hinab auf die Straße. Ein Schrei des Entſetzens, ſo grell und ſchrecklich, daß er ſelbſt das Toſen der Erdlawine und das Brauſen des Eiſacks übertönt, gellt durch die Luft, dann tiefe Totenſtille! Hunderte waren zerſchmettert, Hunderte über die ſchmale Landſtraße hinweg in die Abgründe und in den Eiſack geſchleudert.

Da hob der Berg zu dröhnen und zu wandern an
Und ging wie ein rollend Weltgericht
Hinunter in die Tiefe! — Alſobald
Klang ein erſchrecklich Wimmern aus dem Schlunde,
Geſchrei und Heulen, wie dicht bei uns, tönte,
Darauf ſtieg ein Dampf empor und rollte qualmend,
Die Schlucht bedeckend, bis zu unſern Füßen.
Wir aber ſchoſſen durch den Dampf hinab,
Daß, wer noch lebt', empfing vom Blei ſein Grab!
Wie nun der Staub vergangen war, ſo ſtiegen
Wir von dem Grat und gingen zu den Feinden.
Da ſahen wir nichts, als Stein getürmt auf Stein,
Gebrochene Augen, rauchendes Gebein,
Die Brücke lag in Trümmern und der Eiſack,
Von wild verſchränkten Totengliedern ſtarrend,
Sprang wie ein raſend Untier übers — Schlachtfeld!

General Rouyer, der ſeine Verbindung rückwärts mit Sterzing durch neu andringende Scharen gefährdet ſieht, tritt den Rückzug an. Das Regiment der Herzöge von Sachſen iſt abgeſchnitten. Bevor er abzieht, ſchickt Rouyer noch drei Bataillone zu Hilfe. Als dieſe neue Verſtärkung eintrifft, ſcheint es, daß die Tiroler vor der Übermacht ins Wanken kommen. Um ſie ganz mürbe zu machen, läßt der Regimentskommandeur Oberſt von Egloffſtein vier gefangene Tiroler vor den Augen ihrer Landsleute an die Felswand ſtellen und erſchießen. Aber dieſe brutale Mordtat erreicht nur das Gegenteil. Vor Wut heulend, ſtürzen ſich die Tiroler Schützen von neuem in den Kampf, und bis in die Nacht hinein wogt das Gefecht. Das eingeſchloſſene Regiment lagert während der Nacht auf der Straße zwiſchen den Weilern Unterau und Oberau. Der Himmel ſendet in all dieſe Schrecken noch ein furchtbares Gewitter hinein, der Sturmwind brauſt, die Blitze grellen und der Regen gießt in Strömen, ringsum die ſteilen, von Tirolern beſetzten Bergwände und zur Seite der wütende, dahintobende Eiſack. Am nächſten Morgen greifen die Tiroler von neuem an. Wohl glückt es dem Kommandeur, ſich mit zwei Geſchützen und einigen Kompagnien nach Sterzing durchzuſchlagen. Wäre er in die Hand der Wütenden gefallen, ſo wäre es um ihn geſchehen geweſen. Während des ganzen 5. Auguſt wird noch gekämpft. Die Bauern haben den Sachſen die Waſſerleitung nach dem Weiler abgeſchnitten, weder die Kämpfenden noch die Verwundeten können ihren quälenden Durſt löſchen. Da findet ſich ein Faß mit Landwein. Im Knäuel drängen die vor Durſt faſt wahnſinnigen Soldaten an das Faß heran: ein gutes Ziel für die Schützen auf der Felswand! Ihre Kugeln ſchlagen in den Haufen der Durſtigen hinein, und der rote Wein miſcht ſich mit rotem Blut. Dennoch halten ſich die Sachſen bis zum Abend, bis die letzte Patrone verſchoſſen iſt. Als aber dann die Schützen heranſtürmen und mit hochgehobenen Kolben ein Ende machen wollen, ergibt ſich die verzweifelte Schar. Jenen furchtbaren Kampfplatz hat ſeitdem der Volksmund Tirols die „Sachſenklemme" genannt. Es war ein Verhängnis, daß gerade dieſe tapferen Männer, dieſe kerndeutſchen Sachſen, die ſich im ganzen Inntal durch ihre muſterhafte Führung beliebt gemacht hatten, die erſten Opfer des Verzweiflungskampfes eines ſeine Freiheit über alles liebenden Volkes werden mußten.

Als der Marſchall Lefebvre von dieſem ſchweren Verluſt hörte, packte ihn die Wut, er ſelbſt wollte jetzt die Verbindung zwiſchen ſich und den von Italien her vorrückenden franzöſiſchen Truppen herſtellen. Er wollte den Durchbruch, den die Tapferkeit der Sachſen nicht hatte erkämpfen können, jetzt auf Tod und Leben erzwingen. Mit einem ſtarken Truppenaufgebot marſchierte er über den Brenner und drang bis Sterzing vor. Seine Vorhut erfocht gegen die Scharen des Kapuziner Haſpinger einige Vorteile, und Lefebvre glaubte jetzt, mit ſeiner Kavallerie den letzten Widerſtand brechen zu können. Er fuhr in einem Wagen inmitten ſeiner Schwadronen gegen Mittenwald voraus. Aber ſchon hatten ſich die Tiroler von neuem geſammelt. Mit dem Mut der Verzweiflung warfen ſie ſich den Reitern des Herzogs entgegen, der Pater Haſpinger mit erhobenem Kruzifix voran. Ihre Stutzenkugeln ſaßen, ihre Steinlawinen rollten von den Felswänden und warfen Reiter und Pferde zu Boden. Es gab eine furchtbare Panik, und in dieſer verworrenen Flucht ſah man den Herzog von Danzig zu Fuß den Rückzug antreten. Die Kugeln praſſelten um ihn her. Mit dem Degen in der Hand mußte er ſich durch ſeine eigenen Leute den Weg bahnen und erſt in Sterzing wurde wieder Halt gemacht. Ein Detachement, das er den Tirolern in den Rücken hatte ſenden wollen, war inzwiſchen vollſtändig vernichtet und zerſprengt. Schon drängten von allen Seiten die Bauernſcharen an Innsbruck heran; der Herzog mußte ſehen, wie er noch den Rückzug gewann. Im ſchützenden

Digitized by Google

Dunkel der Nacht zum 11. Auguſt eilte er über den Brenner zurück. Aber als der Morgen graute, ſtießen ſeine Vortruppen bei Matrei auf Widerſtand. Die flinken Tiroler hatten ihm den Weg verlegt. Von allen Felswänden ſauſten die Kugeln in die Reihen der Flüchtenden. Der Herzog, der fürchtete, daß ſeine reiche Marſchallsuniform ihn beſonders zur Zielſcheibe der Kugeln machen würde, warf den Mantel eines Dragoners um, zwiſchen zwei Pferden ſuchte er ſich zu decken. Er war ein tapferer, philiſtröſer Mann, dieſer Lefebvre, eines Poliziſten Sohn aus dem Elſaß, trotz ſeines ſtolzen Titels eines Herzogs von Danzig ſein Leben lang eine kleine, ſubalterne Polizeiſeele. Vor einem Jahre hatte er ſich noch in Spanien bei Durango und auf den Berghöhen von Gueñes herumgeſtritten, mit mehr Glück als jetzt, denn ſo etwas hatte er in Spanien nicht erlebt. Es drängte ihn aus dieſem „verdammten Lande, ce pays maudit," fortzukommen. — Innsbruck war nicht mehr zu halten. Am 14. Auguſt räumte Lefebvre die Stadt. Die Bauern ließen den Abziehenden ruhig gewähren, ſie waren froh, daß ſie ihn los waren. Als er in Schönbrunn vor dem Kaiſer ſtand und dieſem Bericht erſtatten wollte, ſagte Napoleon ſarkaſtiſch: „Nun, Herr Herzog, Sie haben wohl von den Tirolern die Taktik gelernt?"

Als die aufſteigende Sonne dem Sandwirt und ſeinen Kriegsgenoſſen den Abzug der bayriſchen und franzöſiſchen Kolonnen aus Innsbruck zeigte, ſanken ſie auf ihren Bergen in die Knie, und das ganze Volk betete laut und pries die Hilfe Gottes. Dann zogen ſie in Innsbruck ein, ſtill und feierlich, wie einſt vor Jahrhunderten die Kreuzfahrer in die eroberten Städte. Als ihnen die Studenten mit Fahnen und Muſik entgegenzogen, erhob Andreas Hofer abwehrend ſeine Hand: „Jetzt beten, nit ſchreien und nit muſizieren, i nit, oes a nit. Der da droben hat's getan." — Nun ſtand der einfache Bauernwirt und Viehhändler aus dem Paſſeiertal an der Spitze der Landesverwaltung von Tirol und nannte ſich „Andere Hofer, Oberkommandant von Diroll". Man drängte ihn, in der Innsbrucker Hofburg ſein Quartier zu nehmen, und er tat es. Er ließ aber ein großes Kruzifix in ſeinem Zimmer aufhängen, denn ſo meinte er: „A biſſ'l a chriſtlichs Zeichen kann hier a nit ſchaden!" Seinen Wein ließ er ſich von Hauſe ſchicken, und es lag ein Fäßchen Etſchtaler allweil in ſeinem Zimmer. Das Mittageſſen lieferte das nächſte Gaſthaus. Der Oberkommandant von Tirol koſtete ſeinem Vaterlande täglich 45 Kreuzer! Im Äußern gemahnt ſein Weſen in manchem Zug an Oliver Cromwell, wenngleich ſonſt der lebensluſtige und von Herzen fröhliche Tiroler Wirt mit dem finſteren, ſchottiſchen Genie natürlich nicht zu vergleichen iſt. Aber er ſang wie jener, bevor er ins Bett ging, mit ſeinen Adjutanten geiſtliche Lieder. Sein Haupt entblößte er vor niemandem, nur vor dem Ewigen und vor den geiſtlichen Herren. Als ihm etliche den Titel „Exzellenz", der ihm ſeinen Rang nach ſchließlich zukam, geben wollten, ſagte er einfach: „Ich heiße Andere, ich bin nicht beſſer wie die andern, denn wir alle ſind Bauern und keine Herren."

Dann aber kam der Friede, und Kaiſer Franz mußte ſein Wort gegen Tirol brechen und brach es auch ruhig, da ſeine Intereſſen es erheiſchten. Hofer und viele ſeiner Genoſſen wollten an dieſen für Tirol unglücklichen Frieden nicht glauben. „Wie könnte der Kaiſer einen ſolchen Frieden eingehen und Tirol ins Unglück ſtürzen!" rief Hofer aus und raufte ſeinen Bart, und ſein Benehmen war das eines Verzweifelten. Neue Truppenmaſſen drangen in Bayern ein. Der Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, erhielt vom Kaiſer den ſtrengen Befehl, jetzt mit dem Aufſtand ein Ende zu machen. Es war dem Sandwirt jetzt nicht mehr möglich, ſeine Streitkräfte geſammelt zu halten, alles drängte in die heimatlichen Täler und Dörfer zurück, um mit dem guten Stutzen den eigenen Kirchturm zu ſchützen. Hofer ſchwankte hin und her. Er war in die Gewalt einer Schar tollkühner Burſchen gefallen, die ihn förmlich zwangen, den Aufruhr fortzuſetzen. Man riet ihm dringend, nach Öſterreich zu fliehen, aber er wäre vor Heimweh geſtorben, er konnte nicht fort von ſeinem Vaterland. Da ließ der Obergeneral der franzöſiſchen Streitkräfte, Louis Baraguay d'Hilliers, ein vornehmer Mann edlen Charakters aus altem adligen Geſchlecht, dem Andreas Hofer durch einen Vertrauensmann ſein Wort verpfänden, daß ihm, wenn er ſich freiwillig ſtelle, kein Haar gekrümmt werden ſolle und daß er, der General Baraguay d'Hilliers, ihn ſelbſt auf die Ungnade des franzöſiſchen Kaiſers hin retten würde. Aber es war umſonſt. Weder ſtellte ſich Hofer dem General, noch ging er außer Landes. Er hatte ſich in einer alten Hütte oben im Hochland verſteckt. Eigentlich war das kein Verſteck, denn es wußten viele Landsleute um ſeinen Aufenthalt, und ſelbſt die bayriſche Obrigkeit, der Landrichter von Sankt Leonhardt, wußte ganz gut, wo Hofer ſteckte. Aber wer wäre der Schuft geweſen, die letzte Zuflucht des treuen Mannes zu verraten? Bis der Zufall einen armſeligen Menſchen namens Joſef Raffel das Verſteck Hofers entdecken ließ, der dann um den Judaslohn einiger tauſend Gulden zum Verräter wurde. Aber ſelbſt das Kriegsgericht in Mantua konnte nicht einig werden, erſt auf eine Anfrage beim Vizekönig in Mailand kam der Befehl, den Rebellen innerhalb 24 Stunden zu erſchießen. Es ſoll Napoleons eigenſter Befehl geweſen ſein. Hofers letzter Brief an ſeinen Freund Pichler ſchloß: „Ade, du ſchnöde Welt! So leicht kommt mir das Sterben an, daß mir nicht die Augen naß werden." Am 20. Februar 1810 ſtarb Andreas Hofer auf den Wällen von Mantua, ſtehend und die Augen unverhüllt. Unter den Kugeln von zwölf italieniſchen Grenadieren zerriß das kindlichſte und treuſte Herz, das in Tirol geſchlagen. Und am ſelben

Tage fiel ſein Kampfgenoſſe Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, in Bozen. Dem koſtete es ein Wort, am Leben zu bleiben. General Baraguay d'Hilliers wollte auch ihn retten. Er brauchte nur vor ſeinen Richtern zu ſagen, daß er das Dekret des Vizekönigs von Italien vom 12. November 1809, das allen Tirolern, die von dem Tage an die Waffen niederlegten, die Amneſtie verſprach, nicht gekannt hätte. Seine Frau, ſeine Kinder, ſeine Freunde flehten ihn an, die Kenntnis abzuleugnen, aber Peter Mayr ſagte: „Ich habe es geleſen, mit einer Lüge will ich mein Leben nicht retten." Und ſo ſtarb er.

Noch rollte dumpf der Widerhall der Schüſſe von Mantua und Bozen durch eine empörte Welt, als am 12. März 1810 die Glocken aller Kirchen der alten Kaiſerſtadt Wien feierlich läuteten, denn dort in der Hofburg fand die Vermählung der Kaiſertochter Maria Luiſe mit dem franzöſiſchen Kaiſer ſtatt. Die Stelle Napoleons vertrat bei der Trauung auf beſonderen Wunſch des Kaiſers der Erzherzog Karl von Öſterreich, der Held von Aſpern und Wagram. Am 13. März verließ die jugendliche Kaiſertochter, damals neunzehnjährig, ihre Vaterſtadt, um in Begleitung des Fürſten Neuſchâtel, des Marſchalls Berthier, nach Paris zu

Andreas Hofer wird auf der Baſtei von Mantua erſchoſſen
Nach einer Lithographie von Campe, Nürnberg, aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

reiſen. Wenige Wochen ſpäter wurden es vierzig Jahre, daß auch eine öſterreichiſche Prinzeſſin, Marie Antoinette, ihre Reiſe nach Frankreich antrat, die dann zwei Jahrzehnte ſpäter als entkrönte Königin, als verblühte „Witwe Capet" ihr Haupt auf den Block legen mußte. Viel Glück haben dieſe öſterreichiſchen Prinzeſſinnen in Frankreich nicht erlebt. Aber Bonaparte brauchte einen legitimen Thronerben, in deſſen Adern das Blut eines alten Monarchengeſchlechtes floß. Dem Kaiſer iſt der Wechſel nicht leicht geworden. „Wenn ich mich von meiner Frau trenne," ſagte er zu einem Vertrauten, „ſo verzichte ich auf vielerlei. Ich muß mich in den Geſchmack und die Gewohnheiten einer jungen Frau zu finden ſuchen. Joſephine paßt ſich mir in jeder Beziehung an, ſie verſteht mich vollſtändig." Bevor die Verhandlungen in Öſterreich zum Erfolg führten, hatte, wie wir wiſſen, Napoleon ſchon in Rußland beim Zaren angeklopft. Aber die damals heiratsfähige Schweſter Katharina wurde wenige Wochen ſpäter dem Erbherzog Auguſt von Oldenburg verlobt. Dennoch war auch jetzt der Verſuch in Rußland wiederholt worden. Es war noch eine junge Prinzeſſin in Petersburg, die Großfürſtin Anna, allerdings erſt fünfzehnjährig. Von Petersburg aus hatte man indes wiederum weder „ja" noch „nein" geſagt, aber man wich aus: „die Prinzeſſin ſei noch zu zart im Alter" und dergleichen mehr. Die Ablehnung ſah einem Korbe verteufelt ähnlich.

Indes, bevor jene Abſage aus Petersburg kam, hatte ſich Napoleon bereits für die öſterreichiſche Prinzeſſin entſchieden. Kaiſer Franz von Öſterreich, der zukünftige Schwiegervater des Kaiſers der Franzoſen,

faßte die Sache rein geschäftlich auf. „Meine Zustimmung zur Heirat," sagte er zum Grafen Metternich, „wird der Monarchie einige Jahre politischen Friedens sichern, die ich zur Heilung ihrer Wunden werde anwenden können. Der Wohlfahrt meiner Völker sind alle meine Kräfte geweiht, ich kann daher in meiner Entscheidung nicht schwanken." Unter den Ratgebern des Kaisers Napoleon, die besonders zu dieser österreichischen Ehe rieten, befand sich auch ein gewisser Pellenc, einst Sekretär des großen Mirabeau und später des Ministers Thugut in Wien. Er gibt eine Charakteristik und zugleich Personalbeschreibung der jungen Erzherzogin, in welcher auch ein Vergleich mit Marie Antoinette von Frankreich liegt. „Die Erzherzogin," sagt er, „war vor 8 Monaten noch sehr klein und kaum von einem mehr als mittleren Wuchs. Man erinnerte sich aber an die letzte Königin von Frankreich (also Marie Antoinette), die nach ihrer Heirat noch sehr stark wuchs und zunahm. Sie hat in hohem Maße das, was man bei den Deutschen Teint nennt. Ihre Züge sind regelmäßig, das Gesicht oval. Die Farbe der Haare steht in der Mitte zwischen hellerem Kastanienbraun und Blond. Die blauen Augen sind sehr schön, und der Blick der Augen ist noch schöner, als diese selbst. Auf dem Teint spiegeln sich sehr lebhafte Farben, aber zu viel von ein wenig zu tiefem Rot, ein Fehler, den in ihrer Jugend auch die erste Königin von Frankreich hatte. Sie geht sehr gut, jedoch mit mehr Würde als Grazie und kleidet sich ohne Geschmack. Man sagt von ihrem Geist weder Gutes noch Schlechtes. Einer ihrer Vorzüge aber ist der, daß sie einer Familie entstammt, in welcher die Fruchtbarkeit so gut wie gewiß ist.*)" Hierauf kam es dem Machthaber in Paris vor allen Dingen an, und er hatte Glück. Am 20. März des Jahres 1811 wurde der Prinz geboren, der unter dem Namen „König von Rom" und später Herzog von Reichsstadt nur ein kurzes Leben gehabt hat und schon als Jüngling im selben Zimmer zu Schönbrunn sterben sollte, wo einst sein mächtiger Vater den Frieden von Wien diktiert hatte. Der Archivdirektor Hormayr erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß damals, als die Kunde von der Geburt des Königs von Rom nach Wien kam, in einem Salon der Wiener Gesellschaft jemand ausrief: „Ist das nicht Gottes Finger? Sogar der Sohn, den er gewünscht hat, er hat ihn nun aufs erste Mal, der außerordentliche Mann. Worauf werden die Tollhäusler und Unruhestifter nun noch ihre Hoffnungen gründen?" Darauf sagte ein anderer trocken: „Warten Sie es ab! In zehn Jahren haben wir diesen König von Rom doch hier als — Bettelstudenten!" Welche Prophezeiung, wenn sie wirklich gesprochen wurde, in gewissem Sinne zur Wahrheit werden sollte. So schien, menschlichem Ermessen nach, die Dynastie der Bonaparte auf dem Kaiserthron von Frankreich gesichert. Auch das Bündnis mit der habsburgischen Monarchie schien jetzt, wo ein Enkel Franz des Ersten die Anwartschaft auf den Thron Frankreichs hatte, schon durch die engen, verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Kaiser so gut wie hergestellt. Jedenfalls setzte Napoleon selbst auf diese Großvaterschaft des Kaisers Franz die allergrößten Hoffnungen.

Der Graf Clemens Metternich wußte sich in der Beurteilung des politischen Wertes dieser Heirat mit seinem Kaiser Franz eins, — Metternich, der während seiner Gesandtenjahre in Paris diesen Napoleon Bonaparte „studierte, wie der Naturforscher eine Pflanze oder ein Insekt studiert". Er kannte ihn ganz und gar und konnte aus seinem Charakter auf seine politischen Ziele trefflicher schließen. „Die Zerstückelung Europas in Mächte, deren stärkste nur 3—4 Millionen zählte, war seit lange der Plan Napoleons geworden. Alle seine Unternehmungen, all seine kriegerischen Anstrengungen hatten einzig und allein dies Ziel im Auge, zumal seit ihm der unglückliche Krieg Österreichs im Jahre 1805 die Erreichung desselben erleichterte. Ein Riesenreich zu schaffen, Gebieter und Beschützer von 20—30 Kleinstaaten zu werden, war das Ziel, das Napoleon seitdem ins Auge faßte. Er scheute nicht die gräßlichsten Kämpfe, welche Europa erleiden mußte, bevor das gelang; er ward nicht zurückgehalten durch irgendein moralisches Prinzip, nichts konnte also seinen maßlosen Ehrgeiz dämmen, noch die Wirkungen der niedrigen Schmeicheleien seiner nächsten Umgebungen aufwiegen. Diese Staatenzerstückelung (morcellement) bis an die Ufer des Njemen, des Borysthenes und bis an die Grenzen Ungarns und der Türkei ausdehnen, die Unbesonnenheit des Kabinetts von Petersburg benutzen zur Zerstörung der ottomanischen Pforte, alsdann mit der ganzen Masse des alten Europa auf Rußland fallen und seine Macht in die Steppen der Tartarei und hinter die Wolga zurückschleudern, das ist der Plan der Weltherrschaft, den Napoleon verfolgt und in dem ihn ein Teil seiner Vertrauten bestärkt. — Wir setzen die Fürsten auf die Throne, die wir geschaffen — sagt sich die napoleonische Liga — sie sind gewissermaßen unsere Lehensleute; keiner wird mächtig genug sein, um sich an die Spitze eines Bündnisses gegen die Häupter des Bundes zu stellen! Die Eifersucht der Mitbrüder, die Kriegs- und Polizeimacht, die Frankreich über die Fläche des großen Bundesreiches ausgebreitet hat, wird die Minen bloßlegen und zerstören, bevor sie springen können. Wäre auch der Kaiser der Franzosen selbst ein Schwächling und ohne alle persönliche Kraft, so würde er doch die Ordnung aufrecht halten allein durch seine Stellung und durch das Bedürfnis, das die ganze Bundesgenossenschaft nach ihm und seiner Gewalt empfindet."

Wie sah nun die Welt zu der Zeit aus, als der Erbe der Weltmacht geboren wurde und ihm schon in der Wiege der stolze Titel eines „Königs von Rom" von Frankreichs Senat, dem gefügigen Werkzeug des Kaisers

*) Ein Bild Marie Luisens findet der Leser auf Seite 39 dieses Werkes.

Digitized by Google

beigelegt wurde? Auf der pyrenäiſchen Halbinſel tobte der Krieg weiter; es war ein Marſchallskrieg gegen den Herzog von Wellington. Andreas Maſſena ſtand in Portugal mit einem Heer erleſener Veteranen. Am Mondego und Tajo ließ Napoleon jetzt die alten, unter den Waffen grau gewordenen Männer fechten, die einſt mit ihm unter den Pyramiden Ägyptens geſtritten hatten. Soult und Michael Ney waren auch da. Aber dieſe Marſchälle des Kaiſerreichs waren unter ſich uneinig und aufeinander neidiſch wie ein Schoßhund auf den andern. Sie kannten ihren Herrn und Gebieter und wußten, daß nur der nackte Erfolg bei ihm galt und ihnen Titel und Reichtümer in den Schoß warf. Wir haben ſchon einmal, als er in Italien war, geſehen, wie dieſer Bonaparte ſeine Menſchen und Helden eigentlich einſchätzte. Seit den italieniſchen Tagen waren ein Dutzend Jahre dahingegangen, ſeine Schätzung hatte ſich nicht geändert. Als Marſchall Lannes bei Aſpern ſchwer verwundet wurde und die Amputation ſeiner zerſchoſſenen Glieder ſtattfinden ſollte, ging Bonaparte mit dem General Grafen Mathieu Dumas am grünen Ufergelände der Donau auf und ab.

Andreas Maſſena
Marſchall des Kaiſerreichs, Herzog von Rivoli,
Fürſt von Eßling
Nach einem Stich von Lambert

Dieſer Dumas war immer noch eine Art Idealiſt. Er hatte unter dem Marſchall Rochambeau anno 1780 für die Freiheit der Staaten von Nordamerika gefochten, war 1791 als Abgeordneter des nationalen Konvents für die konſtitutionelle Monarchie eingetreten, hatte dem Königsmord männlich widerſprochen und war während der Wandlungen der Republik wiederholt aus Frankreich verbannt. Napoleon ſchätzte ihn, denn Dumas war ein Mann, der ſeine Meinung ſagte, ſoweit es irgend anging. Während des Auf- und Abſchreitens blieb der Kaiſer plötzlich vor dem General ſtehen, legte die Hände auf den Rücken und ſagte: „General Dumas, Sie gehörten einſt zu jenen Dummköpfen, welche an die Freiheit glaubten." — „Ja, Sire, ich gehörte und gehöre noch zu denſelben." — „Und Sie haben wie die anderen aus Ehrgeiz an der Revolution mitgearbeitet?" — „Nein, Sire, ich hätte auch ſehr ſchlecht gerechnet, denn ich ſtehe heute noch gerade auf demſelben Punkt, wo ich im Jahre 1790 ſtand" (nämlich auf dem Standpunkt der konſtitutionellen Monarchie). — „Nun, Sie haben ſich Ihre Beweggründe nicht gehörig klar gemacht, ſie können von denen der andern nicht verſchieden ſein. Da ſehen Sie einmal den Maſſena, der hat genug Ruhm und Ehrenſtellen erobert und iſt doch nicht zufrieden. Er möchte Prinz werden wie Murat und Bernadotte. Der iſt imſtande, ſich morgen töten zu laſſen, nur um Prinz zu werden. Das iſt die Triebfeder der Franzoſen, die Nation iſt im Grunde furchtbar ehrſüchtig und eroberungsgierig."

In der Tat, die meiſten dieſer Marſchälle waren ſo. Sie gönnten einander nicht das Weiße im Auge. Das erleichterte auch dem Herzog von Wellington ſeinen Feldzug in Portugal und Spanien. Er fürchtete nur Soult, der ihm ſchon bei Oporto unter der Naſe entrann. („Unter einem beſſeren General als Wellington wäre dies ein neues Beylen geworden," geifert Sarrazin und geſteht, daß ohne des ihm verhaßten Soult „hervorragende Eigenſchaften kein Mann dieſer Armee entkommen wäre" bezüglich des berühmten Rückzugs durch unwegſame Sierra.) Doch Soult ſaß in Südſpanien und mußte erſt Badajoz wegnehmen, ehe er Maſſena vor Torres Vedras hätte die Hand reichen können. Daß dies aus Neid gegen Maſſena unterblieb, iſt ausnahmsweiſe unwahr. Hätte Maſſena beim Vormarſch nicht getrödelt und falſche Wege eingeſchlagen, was ihm obendrein die blutige Schlappe bei Buſacco eintrug, ſo wäre er rechtzeitig in die Linien von Torres Vedras eingedrungen, in denen es den Briten durchaus nicht wohl war. Hinter ihm in Liſſabon ſtarben angeblich 46 000 Menſchen an Hunger. Er ſelbſt ſchrieb an Lord Liverpool: „Meine Aufgabe iſt herkuliſch." Im Grunde ſcheiterte Maſſena nur, weil niemand gehorchen wollte, an der Cea Montbrun nicht Ney, bei Santarem Junot und Drouet, nicht Maſſena, der vor „Neys wohlbekanntem Charakter" warnte, „er erreicht den Klimax des Ungehorſams". Bei Fuentes gehorchte einfach niemand, auch Neys Erſatzmann Loiſon, der grauſame Einarm, war ſtörrig, ſonſt hätte Maſſena gewonnen. Im Mai 1811 räumte Andreas Maſſena endgültig nach mehreren unglücklichen Gefechten und Schlachten Portugal mit einem Verluſt von über

Digitized by Google

35 000 Mann. König Joſeph Bonaparte war des Treibens herzlich müde. Er war ja in dieſem Lande nichts als ein Scheinkönig, und im Mai 1811 hatte er die Sache ſo ſatt, daß er nach Paris fuhr und ſeinem Bruder erklärte, er wolle die Krone Spaniens jetzt niederlegen. Napoleon hatte Mühe genug, ihn davon abzuhalten, aber ſchließlich ließ Joſeph ſich breitſchlagen, denn wer konnte dieſem Bruder auf die Dauer widerſtehen, und ſpielte den König von Spanien noch eine Weile fort.

Dagegen war es Napoleon nicht gelungen, ſeinen Bruder Ludwig in Holland zu halten. Ludwig hatte ſich redlich bemüht, ſeinen Pflichten als König nachzukommen. Er ſah, daß die Stärke ſeines Reiches in einem blühenden Handel lag, und er weigerte ſich, die Kontinentalſperre ſo ſchroff aufrecht zu erhalten und durchzuführen, wie ſein Bruder es befahl. Er ſtellte ſich auf die Seite der Kaufleute ſeines Landes, und das gab natürlich allmählich zwiſchen den Brüdern ſehr böſes Blut, denn der Kaiſer hoffte von der Kontinentalſperre die endliche Niederwerfung und finanzielle Erſchöpfung des britiſchen Inſelreichs. Schließlich ſchickte er einfach ein Armeekorps von 20 000 Franzoſen nach Amſterdam. Da raffte der König von Holland ſich auf, nahm Extrapoſt und fuhr außer Landes. Das war am 1. Juli 1810. Er entſagte dem Thron zugunſten ſeines Sohnes und ſetzte ſeine Frau, die geborene Hortenſe Beauharnais, als Regentin ein. Später auf Sankt Helena hat der Kaiſer ſelbſt geſagt, als er über ſeine Brüder ſprach: „Wenn ich einen von ihnen zum König gemacht hatte, ſo bildete er ſich ſofort ein, er ſei ein König von Gottes Gnaden. Er hörte auf, mein Statthalter zu ſein, er vermehrte die Zahl meiner Feinde und zwang mich, vor ihm auf der Hut zu ſein.“ Nachdem König Ludwig außer Landes gegangen war, machte Napoleon kurzen Prozeß und vereinigte am 9. Juli 1810 das Königreich Holland mit dem franzöſiſchen Kaiſerreich. Ludwigs Königin, die ſchöne Hortenſe blieb, während ihr Mann ſeinen Aufenthalt in Graz in Steiermark nahm und dort als Graf von Saint-Leu bis 1813 lebte, in Paris und führte ſich dort in jener leichtſinnigen Weiſe auf, die nun einmal im Blute der Taſchers lag. Mit ſeiner Frau war der arme Ludwig Bonaparte ebenſo ſchlimm daran wie mit ſeinem Königreich. Die Welt klagte Hortenſe nicht kalter Strenge an. Der dritte Sohn Ludwigs, der ſpäter als Napoleon der Dritte 1852 den Kaiſerthron Frankreichs beſtieg, ſollte den Admiral Verhuel zum Vater haben. In Paris lebte die Königin ganz öffentlich mit ihrem Stallmeiſter, dem ſchönen Grafen Flahault. Ihm ſchenkte ſie den Grafen Morny, der ſpäter als Halbbruder des dritten Napoleon den Staatsſtreich von 1852 hauptſächlich ausführte, ein verwegener, zu allem fähiger Mann.

Jérôme Napoleon, König von Weſtfalen
Nach einem Gemälde von Madame Kinſon
geſtochen von J. G. Müller

Übrigens erlebte Belgien 1809 ein ſeltſames Vorſpiel zum Weltkrieg, England rüſtete eine große Expedition gegen Antwerpen. Dort zum Rechten zu ſehen beauftragte man in Abweſenheit des Kaiſers den geſchaßten Bernadotte als einzigen in Paris vorrätigen aktiven Marſchall. Nicht er, ſondern Fieberepidemien auf der Scheldeinſel Walcheren zerſtörten die britiſche Armada, von der nur ein Teil lebendig heimkehrte. Ungeheurer Aufwand ſchmählich war vertan, auch andere britiſche Landungstruppen in Sizilien und an Spaniens Südoſtküſte in folgenden Jahren ſchnitten ſchlecht ab. So ſchien das Glück überall den „Mann des Schickſals“ zu begünſtigen. Bernadotte aber, der zwar Untüchtige, aber Schlaue, fiel wie die Katze immer wieder auf beide Füße, gewann neue Reklame durch angebliche Verteidigung von Antwerpen und Napoleon war froh, ihn als alten Schweden loszuwerden. „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige.“

Bruder Jérôme in Weſtfalen war gefügiger als die beiden anderen. Bruder Jérôme tat alles, was der große Bruder in Paris verlangte, und amüſierte ſich in Kaſſel dafür nach Kräften. „Morgen wieder luſtik“ waren, wie wir ſagten, die einzigen drei Worte Deutſch, die er ſprechen konnte. Aber wir wollen hier ruhig den Schleier über die Liederlichkeit decken, die am Hofe in Kaſſel ihre Orgien feierte. Sie hat mit der Geſchichte nichts zu tun. Dieſer Jérôme, dieſer „zierliche, olivenfarbene und etwas wattierte“ König war im letzten Grunde ein ganz gutmütiger Menſch. „Laissez faire, laissez vivre,“ war ſein Wahlſpruch. Die Gewaltbefehle ſeines Bruders hat er, ſoweit er es vermochte, gemildert und oft genug nicht ausgeführt. Einſt hatte

ein Förſter aus dem weſtfäliſchen Dorf Dörnberg auf den König geſchoſſen. Aus Paris kam der ſtrenge Befehl, das Dorf niederzubrennen. Jérôme begnügte ſich damit, den Attentäter einzuſperren — er ließ ihn nach kurzer Haft wieder laufen — und die Kate des Mannes anzuzünden. Als ſie brannte, ſchickte er einen Kurier mit der Meldung nach Paris: „Dorf Dörnberg brennt.“ Durch die ganze Regierung ging überhaupt ein Zug des Wohlwollens, der manchmal allerdings ſeltſame Blüten trieb. Es wurde zum Beiſpiel verfügt, daß der Gebrauch des Wortes „Kotſaſſe“ verboten wurde, weil er menſchenunwürdig ſei, da er bedeute, daß „ein Menſch im Kot ſitze“. Die guten Franzoſen verſtanden nicht den wirklichen Sinn des Wortes und wußten nicht, daß ein Kotſaſſe dasſelbe ſei wie ein Kateninſaſſe, der Inhaber eines kleinen bürgerlichen Anweſens. Bei ſeinen Soldaten war Jérome ſogar außerordentlich beliebt. Die Mannſchaft wurde gut behandelt, und der König bekümmerte ſich, ſoweit ſeine Maitreſſenwirtſchaft ihm Zeit dazu ließ, gern um den einzelnen Mann. Aber auch von dem Königreich Jérômes, von dem eben erſt zuſammengeſtückten Königreich Weſtfalen, wurde zu geeigneter Stunde ein gehöriger Fetzen abgeriſſen. Im Dezember 1810 verfügte der Kaiſer Napoleon, um die Kontinentalſperre gegen England noch ſchärfer handhaben zu können, die Vereinigung der Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheins, der Weſer und der Elbe mit dem Königreich. Seine Senatsmaſchine arbeitete natürlich wie immer prompt, und am 13. Dezember wurde, nachdem Holland ſchon franzöſiſch war, nun auch von Nordweſtdeutſchland ein Gebiet von 600 Quadratmeilen mit über einer Million Einwohnern dem Kaiſerreich Frankreich einverleibt. Die alten deutſchen See- und Handelsſtädte Hamburg, Bremen, Lübeck ſamt ihren Gebieten, das Herzogtum Lauenburg, das Küſtenland zwiſchen Elbe und Ems, die nördlichen Teile von Weſtfalen und Hannover kamen an Frankreich. Auch das Herzogtum Oldenburg, das doch ſeinen rechtmäßigen Fürſten hatte, wurde kurzerhand annektiert, nachdem der Regent einen „Umtauſch“ gegen Erfurt entſchieden abgelehnt hatte. Das war wieder einmal ein Rechtsbruch ſondergleichen und ein Schlag ins Geſicht des mit den Oldenburgern nahe verwandten Kaiſers von Rußland. Aber was fragte der Kaiſer Napoleon jetzt überhaupt noch nach Recht und Völkergeſetz! Er ſpielte mit den Ländern und Gebieten, wie die Hand des Kindes mit einem Moſaikſpiel ſpielt, das es je nach ſeinem Belieben und Befinden willkürlich zuſammenſetzt.

Frankreichs Grenzen zogen ſich nunmehr von der Travemündung am linken Ufer der Elbe entlang bis hinab zu den Pyrenäen am Golf von Biscaya. Für alle Häfen des Kaiſerreichs Frankreich und der Staaten, die durch Vertrag mit ihm verbunden waren, galt jetzt die Kontinentalſperre und der Tarif von Trianon, den Napoleon am 5. Auguſt 1810 neu erlaſſen hatte. Der Tarif ſetzte auf alle wichtigen Kolonialwaren gewaltige Eingangszölle, Zölle, die gewöhnlich die Hälfte des Wertes des Eingangsgutes erreichten, wenn nicht überſtiegen. Der neue Tarif zwang die Kaufleute, alle in ihrem Beſitz befindlichen Kolonialwaren zu deklarieren und zu verzollen. Wer das nicht tat, konnte riskieren, daß ihm ſeine Waren einfach konfiſziert wurden. Alle Kolonialprodukte ſah Bonaparte eben als engliſche Produkte an, und da er durch die Kontinentalſperre die Einfuhr nicht zu Boden ſchlagen konnte, denn der Handel fand notgedrungen ſeine Schliche, ſo ſollte jetzt dieſes Dekret von Trianon das übrige tun. Scharen von Douaniers bewachten von Travemünde bis Biarritz die Küſten des Kaiſerreichs. Die Preiſe ſtiegen in den betroffenen Ländern bis zur Unerſchwinglichkeit. Das Pfund Zucker koſtete 7 Franken, das Pfund Kaffee 8 Franken, während man in England nur den zehnten Teil zahlte. Natürlich nahm der Schmuggel in demſelben Maße zu. All: möglichen Schliche und Ränke wurden ausgeſonnen, um den Douaniers und Zöllnern ein Schnippchen zu ſchlagen. Selbſt die Mode richtete ſich eine Zeitlang darnach ein. Die Frauen verbargen unter ihren Kleidern, was ſie irgend an Schmuggelwaren bergen konnten, ja, als ſchließlich die Beamten die nächſtliegenden Schliche des Schmuggels alle entdeckt hatten und ſich darauf einrichteten, geſchah es, daß in einer Vorſtadt Hamburgs, obgleich dort keine Epidemie herrſchte, die Leute maſſenhaft ſtarben und begraben wurden. Scheinbar wenigſtens, denn Leichenwagen mit Leidtragenden dahinter ſah man täglich in großer Anzahl, aber ſie waren in Wirklichkeit bis oben mit engliſchen Waren vollgeſtopft. Die Sandwagen, die von der Küſte den Kies in die Gärten fuhren, waren ebenfalls ein beliebtes Mittel, Kaffee und Zucker zu verbergen. Selbſt über die Türkei wurde der Zucker nach Deutſchland eingeführt. Der Koſtenaufwand, den die Einſchmuggelung des Zentners Zucker verurſachte, betrug nach unſerem Gelde ungefähr 400 Mark. Natürlich fand auch dieſe allzu ſtrenge Handhabung der Kontinentalſperre ihre Ventile. Dieſe beſtanden in Freibriefen. Kaufleute, die ſich darum bemühten, und es ſich etwas koſten ließen, erhielten insgeheim Freibriefe für die Einfuhr verbotener Güter. Die korrumpierten Beamten des Kaiſerreichs machten aus dieſen Freibriefen natürlich ein einträgliches Geſchäft, ja, es ſoll vorgekommen ſein, daß für einen einzigen Freibrief eine Summe von faſt einer Million in unſerem Gelde gezahlt wurde. Beſonders ſchwer litt gerade Deutſchland unter dieſen Maßnahmen der kaiſerlichen Willkür. „Von den 442 Zuckerſiedereien,“ berichtete damals der Buchhändler Perthes aus Hamburg, „waren nur noch wenige in Betrieb. Die Kattundrucker hatten ihren Betrieb ganz eingeſtellt. Die Tabakfabrikanten wurden von der Regierung ausgewieſen. Der Druck zahlloſer Steuern, wie die Tür-, Fenſter-, Kopf- und Grundſteuer, trieben die Einwohner faſt zur Verzweiflung.“ Unter dem Schutz eng-

liſcher Kriegsſchiffe wurde beſonders von der Inſel Helgoland aus der Schmuggel betrieben; mehr als 300 Kauffahrteiſchiffe liefen dort täglich aus und ein. Mit 20 000 Zollbeamten, ſo hatte man ausgerechnet, kämpften in jenen Jahren der ſchärfſten Durchführung der Kontinentalſperre über 100 000 Schmuggler. Der Schmuggel in ſo großem Maßſtabe betrieben, vergiftete ſchließlich weite Kreiſe des Volkslebens. Männer, die hieran teilnahmen, waren in ſpäteren Jahren vielfach für die bürgerliche ſolide Arbeit verloren. Die Bankrotte mehrten ſich allenthalben. Der Volkswohlſtand ſank ſichtbar und man darf wohl ſagen, daß die Kontinentalſperre viel dazu beitrug, den Haß der Völker gegen die napoleoniſche Bedrückung zu ſchüren. Denn hier wurde das Volk ſelbſt täglich in ſeinen Lebensbedürfniſſen getroffen. Der Reichsfreiherr vom Stein hatte auch hier den Nagel auf den Kopf getroffen, als er ſchrieb: „Das Ganze (das napoleoniſche Weltreich) beruht auf roher Kraft und dem Druck jeder Art. Napoleon bemüht ſich nicht, das Kaiſertum

Die Beſichtigung
Nach einer Zeichnung von Raffet

den Nationen ‚einzuzaubern', wie es das fünfzigjährige Streben eines Auguſtus war, nein, er läßt vielmehr keine Gelegenheit unbenutzt, um durch höhnenden Übermut und rauhe Formen, durch Kränkung jeden edlen Gefühls und Störung jeden Zwecks des Eigentums, den Druck des durch ihn herbeigeführten Zuſtandes unerträglich zu machen. Dieſe Handlungsweiſe wirkt wohltätig: ſie erhält in den Menſchen einen leiſen Unwillen, ein Streben nach dem Zerbrechen der Feſſeln und verhindert das Verſinken in Todesſchlaf." — So ſchrieb Stein. In Frankreich aber und den unterjochten Ländern, die dem Kaiſerreich einverleibt waren, gab es einen Katechismus, in welchem unter dem vierten Gebot die Pflichten gegen den Kaiſer behandelt wurden, und da hieß es denn: „Warum haben wir alle die Pflichten gegen den Kaiſer?" — „Weil Gott, welcher die Reiche ſchafft und nach ſeinem Wohlgefallen verteilt (!!), unſern Kaiſer in Krieg und Frieden mit ſeinen Gaben überſchüttet hat und zum Herrſcher über uns geſetzt und zum Diener ſeiner Macht und zu ſeinem Abbild auf Erden gemacht hat. Unſern Kaiſer ehren und ihm dienen, heißt ſoviel, als Gott ſelber ehren und ihm dienen."

Man ſieht aus dieſer Gegenüberſtellung, daß der Kaiſer der Franzoſen über ſich und ſein Wirken als „Gottes Abbild auf Erden" etwas anderer Anſicht war als der deutſche Reichsfreiherr, le nommé Stein, den ſein Machtſpruch von Haus und Hof hinaus in das Exil getrieben hatte.

Preußen hatte, soweit es dies unter den Augen der französischen Späher und unter dem Druck der Maßregel Napoleons, daß der Staat nur ein stehendes Heer von 42000 Mann halten durfte, tun konnte, seine Waffen geschärft. Zu seinem Waffenmeister hatte der König Friedrich Wilhelm der Dritte Gerhard David Scharnhorst berufen und ihn an die Spitze der Heeresreorganisation gestellt*). Scharnhorst war eines Bauern Sohn aus dem Hannoverschen. Sein Vater hatte ein kleines Vorwerk gepachtet, und der Junge erhielt seine ersten Schulkenntnisse in einer Dorfschule geringsten Grades; dabei war er in der Landwirtschaft seines Vaters tätig, hat auch wohl die Schafe gehütet, die Kühe getränkt und im Weiher eine Mittagsmahlzeit Fische geangelt. Aus diesem Landleben holte ihn sein Gönner Graf Wilhelm von Schaumburg auf seine Militärschule nach Wilhelmstal, wo der junge Mensch eine artilleristische Ausbildung empfing. In diesem deutschen Ländchen gab es damals schon eine allgemeine Waffenpflicht, und so gewann diese große Idee in Scharnhorsts Kopf ihren Boden. Den Feldzug des Jahres 1794 machte er in der hannoverischen Armee mit, nachdem er bereits als Lehrer der Kriegswissenschaft an der Artillerieschule in Hannover gewirkt und durch sein „Militärisches Taschenbuch zum Gebrauch im Felde" die Aufmerksamkeit maßgebender Kreise auf sich gelenkt hatte. Der Herzog von Braunschweig, der Generalissimus des preußischen Heeres, zog ihn in preußische Dienste. Im Jahre 1801 trat Scharnhorst als Oberstleutnant in das Feldartilleriekorps der Königlich preußischen Armee ein und wurde bald Direktor der Lehranstalt für jüngere Infanterie- und Kavallerieoffiziere. Er begründete die „Militärische Gesellschaft" und gab durch seine rege Tätigkeit dem ganzen militärischen Bildungswesen in Preußen einen neuen Schwung. Er verstand in großartiger Weise die Theorie mit der Praxis zu vereinigen. Allerdings schätzte man den Mann seinem Äußern nach mehr als einen „gelehrten Militär" ein, gegen welche Art von Soldaten die alten Haudegen und Rein-Praktiker stets eine starke Abneigung zeigten. Die Äußerlichkeiten, auf welche man damals am meisten bei den Soldaten zu sehen pflegte, die forsche Haltung, das kurze, energische Sprechen, das ganze Drum und Dran eines sogenannten „schneidigen Offiziers" besaß er nicht. Seine Haltung war lässig, er trug seinen Kopf gern vorn herüber gesenkt. Seine Sprechweise war schwierig, er war nicht Meister des Ausdrucks, aber wer seinen Ausführungen zu folgen verstand, der gelangte alsbald zu klaren Vorstellungen, zu einem reifen Kern. Es lag seinem ganzen Auftreten das Anmaßende völlig fern; obgleich er ein Genie ersten Ranges war, vermied er es doch ganz, sich als solches zu geben. Gerade seine ausgeprägte Bescheidenheit mag mit dazu beigetragen haben, daß er sich bald mit dem schwer zugänglichen König Friedrich Wilhelm ausgezeichnet stand. Ja, man kann sagen, daß er unter all den Genies, welche jene Zeit der Erneuerung gebar, der einzige war, der dem König wirklich nahe stand. „Dem Könige," sagt Heinrich von Treitschke in seiner wundervollen Charakteristik Scharnhorsts, „war die gleichmäßige Ruhe des Generals behaglicher als Steins aufregendes und aufgeregtes Wesen; keiner unter seinen Räten stand ihm so nahe. Scharnhorst erwiderte das Vertrauen seines königlichen Freundes mit unbedingter Hingebung; er fand es niedrig, jetzt noch vergangener Fehler zu gedenken, er bewunderte die Seelenstärke des unglücklichen Monarchen und hat in seiner Treue nie geschwankt, auch dann nicht, als manche seiner Freunde in ihrer patriotischen Ungeduld an dem bedachtsamen Fürsten irre wurden. Ein echt Niederdeutscher, war er schamhaften Gemütes, still und verschlossen von Natur; das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entwelhung der Freundschaft. Nun führte ihn das Leben einen rauhen Weg, immer zwischen Feinden hindurch. In Hannover hatte der Plebejer mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn jetzt das Vertrauen des Königs, die allgemeine Stimme der Armee an die Spitze des Heerwesens stellten, da mußte er fünf Jahre lang das finstere Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene zu beherrschen, und der einfache Mann, der für sich selber jeden Winkelzug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig. Mit einem raschen forschenden Blicke las er dem Eintretenden sofort die Hintergedanken von den Augen ab, und galt es ein Geheimnis des Königs zu verstecken, dann wußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte zu locken. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen Wilhelm von Oranien, der einst in ähnlicher Lage, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Oranier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden; sie hatte ihm während des jüngsten Krieges die Freundschaft des tatenfrohen Blücher erworben. Er kannte die Furcht nicht, er wollte nicht wissen, wie sinnbetörend die Angst nach einer Niederlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urteilsspruch immer der strengste, schonungslos hart gegen Zagheit und Untreue. Rätselhaft und doch harmonisch verbanden sich in der großen Seele kleinbürgerliche Schlichtheit und weltumspannender Weitblick, Friedenssucht und Kriegsmut, menschenfreundliche Herzensweichheit und die dämonische Kraft des Nationalhasses. Niemand vielleicht hat die

*) Ein Porträt Scharnhorsts findet der Leser auf Seite 449 dieses Werkes.

Digitized by Google

Bitternis jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahten ihm mit Ehrfurcht, denn sie fühlten unwillkürlich, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage."

Neben Scharnhorst stand Neidhardt von Gneisenau, der große Verteidiger von Kolberg, der, aus den Kolberger Tagen mit Ruhm bedeckt, nun auch in Memel eintraf. Ernst Moritz Arndt hat uns Gneisenaus Persönlichkeit in knappen Worten geschildert: „Gneisenau war sowohl in Charakter und Denkungsart wie in Haltung, Schritt und Gebärde eine durchaus ritterliche Erscheinung. Er war ein schöner Mann von stattlichem Bau, seine Glieder löwenartig, Schulter und Brust breit. Er stand und schritt wie ein geborener Held. Es krönte diesen Leib ein prächtiger Kopf mit offener, breiter Stirn, vollem, dunklem Haupthaar und schönen großen, blauen Augen, die ebenso freundlich blicken, als trotzig blitzen konnten. Er war eine leidenschaftliche und feurige Natur, und kühne Triebe und Gedanken fluteten in ihm hin und her und ließen auch nur selten seine Gesichtszüge stille stehen."

Scharnhorst und Gneisenau zur Seite stand der Major von Grolmann, ein Feuerkopf, ein Mann der Tat, für das Schlachtgewühl so gut geschaffen wie für den Rat des Königs. Auch der Ostpreuße Major von Boyen fand als Abteilungschef seinen Platz, ein wortkarger, gediegener Mann, der zu den Füßen Emanuel Kants gesessen hatte. Und endlich war es Karl von Clausewitz, der, als er mit dem Prinzen August aus der französischen Gefangenschaft zurück kam, hier ein neues Feld für seine bedeutenden Gaben fand. In wissenschaftlicher Bildung stand Clausewitz wohl Scharnhorst am nächsten, denn ein intimer Verkehr mit Preußens großem Waffenschmied hatte ihn in dessen neue kriegswissenschaftliche Theorien tief eingeführt.

Der alte Blücher, der in Treptow kommandierte, war mit der ganzen Seele bei der Sache dieser Männer, die er so hoch schätzte. Als Gneisenau den Ruf seines Königs erhielt, schrieb ihm der alte General einen prächtigen Brief:

„Gehen Sie hin, von meinen besten Wünschen begleitet. Ich ahne, wozu Sie bestimmt sind und freue mich darüber; grüßen Sie meinen Freund Scharnhorst und sagen ihm, daß ich es ihm ans Herz legte, vor eine Nationalarmee zu sorgen. Dieses ist nicht so schwierig, wie man denkt: vom Zollmaß muß man abgehen, niemand in der Welt muß exzimirt sein und es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat, es sei denn, daß ihn körperliche Gebrechen hindern. Die einmal wohl dressirten Soldaten müssen zwei Jahre zu Hause bleiben und nur das dritte eintreten, dann ist das Land soulagirt und es fehlt uns nicht an Leuten. Es ist auch nur Einbildung daß ein fertiger Soldat in zwei Jahren so alles vergessen soll, daß er nicht in acht Tagen wieder brauchbar wäre. Die Franzosen haben uns dieses anderst bewiesen, unsere unnützen Pedanterein mag der Soldat ganz vergessen. Die Armee muß in Diwisions getheilt werden, die Diwision von allen Sorten Truppen componirt seyn und im Herbst mit einander manövriren. Die alljährlichen müssen wegfallen. Da haben Sie mein Glaubensbekenntnis, geben Sie es an Scharnhorst und schreiben Sie mich beide Ihre Meinung. Wenn Sie General von York sehen, so grüßen Sie ihn und übrigens bleiben Sie Freund ihres Freundes Blücher."

Solche Männer gingen nun an die Arbeit, das Heer neu zu schaffen, den Bau neu aufzurichten, auf welchem seit einem Jahrhundert die Größe Preußens geruht hatte, bis die Zeit und der gewaltige Überwinder der Völker, Kaiser Napoleon, ihn zertrümmerte. In Blüchers Briefen finden wir das scharf umrissen, was jeder Einsichtige von dem Neubau der Armee fordern mußte. Vor allen Dingen gingen diese Vertrauensleute des Königs mit den Offizieren, die im Feldzuge von 1806 und 1807 vor dem Feinde feige gewesen waren und ehrlos kapituliert hatten, erbarmungslos ins Gericht. Sieben von diesen alten Generalen und Obersten wurden zum Tode verurteilt, wenn auch des Königs Güte und Einsicht die Urteile in Festungshaft umwandelte. Alle, die untauglich erschienen, wurden entlassen. Offizier sollte fortan nur der junge Mann werden, der die notwendigen Kenntnisse in einer besonderen Prüfung nachwies. Der König, der durch die Arbeit seiner Vertrauenspersonen lang gehegte Wünsche nun erfüllt sah, konnte sich selbst in der Mitarbeit nicht genug tun. Der Zopf, die Fuchtel, die unwürdigen Strafen wurden ein für allemal beseitigt. — Gneisenau war es, der in der Zeitschrift „Der Volksfreund" für die Freiheit der Rücken eintrat. „Die Proklamation der Freiheit der Rücken schien also der Verallgemeinerung der Waffenpflicht vorangehen zu müssen. Dünkt uns dies nicht möglich, nun so laßt uns Verzicht tun auf alle unsere Ansprüche an Kultur, und die Beweggründe zum Wohlverhalten noch ferner im Holz aufsuchen, da wir sie im Ehrgefühl nicht zu finden vermögen."

Der erste Paragraph, den Scharnhorst in seinen Entwurf zur Bildung einer Reservearmee hineinstellte, hieß: „Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben." Das war der erste Grundsatz, das war das Schöpfungswort, mit dem die Landwehr ins Leben gerufen wurde. Ausländer sollte es fortan im Heer nicht mehr geben. Aber um in dem Augenblick, wo die Stunde der Vergeltung schlug, eine ansehnliche Truppenmacht ins Feld stellen zu können, erfand Scharnhorst das berühmt gewordene „Krümper-System". Allmonatlich wurden neue Rekruten eingestellt und nach kurzer Einübung

zunächſt als Reſerviſten entlaſſen. Auf dieſe Art und Weiſe wurde das Machtgebot Napoleons, nur eine Armee von 42 000 Mann zu halten, klug umgangen. Das dauerte jahrelang, bis der franzöſiſche Geſandte und die Späher dahinterkamen. Erſt im Auguſt des Jahres 1811 ſchrieb der Geſandtſchaftsſekretär Lefèbvre nach Paris: „Auf dem Papier hat dieſe Armee ihren vorgeſchriebenen Mannſchaftsbeſtand nie verändert, das iſt wahr! Aber das iſt nur leerer Schein: wenn ihre Cadres immer die Anzahl Leute vorſtellen, ſo ſind es doch niemals dieſelben Leute. — Die Cadres leeren ſich und füllen ſich immer wieder mit anderen neuen Rekruten, die man im Gebrauch der Waffen unterrichtet und wieder zur Heimat entläßt, ſobald man ſie für genügend ausgebildet hält."

Am 23. Dezember 1809 zogen der König und die Königin von Preußen wieder in Berlin ein, nachdem ſie über drei Jahre in Königsberg ihren Hof gehalten. Der jetzigen Überſiedelung des königlichen Hofes nach Berlin waren lange Erwägungen vorangegangen. Der Kaiſer Napoleon ſelbſt hatte dem König ſagen laſſen, daß er es für ein Zeichen perſönlichen Vertrauens betrachten würde, wenn die Majeſtät Preußens wieder in Berlin reſidierte. Auch der Kaiſer Alexander hatte zugeraten. In gewiſſer Hinſicht war dieſe Unternehmung ein Wagnis. Solange der König in Königsberg blieb, war er ohne Frage weit unabhängiger vom franzöſiſchen Einfluß und von franzöſiſchen Übergriffen. War er aber einmal in Berlin mit ſeinem ganzen Hofſtaat, ſo ſaß er zwiſchen den Feſtungen Magdeburg, Stettin und Küſtrin wie im Netz einer Spinne; denn alle dieſe Feſtungen hatten franzöſiſche kriegsbereite Garniſonen. Niemand konnte ahnen, wie der Wind in Paris plötzlich wehen würde. Der Kaiſer Napoleon hatte ſchon zuviel ſtarke Proben ſeiner unerhörten Entſchlüſſe gegeben. Entthronungen waren in jener Zeit nichts Neues. Wenn alſo der preußiſche Hof ſeine Reſidenz in Berlin nahm, ſo überlieferte er ſich, bei der damaligen Lage der Dinge, im Grunde mit gebundenen Händen der Willkür Napoleons. „Jeden Augenblick," ſchreibt Boyen in ſeinen Erinnerungen, „konnte den König aus Paris das Urteil über ſeine Thronentſetzung ohne Anwendung von einer außerordentlichen Kriegsrüſtung erreichen. Bei einer derartig ſchnell eintretenden Kriſis hätte man allerdings, wenn der König einwilligte, es verſuchen können, ihn für ſeine Perſon zu retten. Aber die geſamte königliche Familie mit allen lamentierenden Kammerzofen und dem Regierungsperſonal durchzubringen, wäre in einer ſolchen Lage unmöglich."

Die Königin Luiſe hatte jahrelang Sehnſucht nach ihrem Berlin gehabt. Als die Rückkehr beſchloſſen war, jubelte ſie innerlich auf, ſie zählte die Tage. „Es wird einem ganz elend vor Seligkeit, wenn man recht daran denkt. Jetzt brülle ich, indem ich das ſchreibe. Gott! Allmächtiger! Stärke mich, daß ich unter den vielen Gefühlen des Glückes und des Unglückes nicht erliege." Dennoch wogten in ihr die Empfindungen ſtark auf und ab. „Kannſt Du Dir denken, Georg, daß mich inmitten dieſer unausſprechlichen Freude, bald wieder in meinem Berlin zu ſein, mich vereint zu wiſſen mit einem großen Teil meiner Familie, ein Herzkrampf packt, eine Herzbeklemmung, die mich Unglücksſchläge vor oder nach dieſem heiß erſehnten Augenblick befürchten läßt?" Ihr Herz wurde oft von dunklen Ahnungen gepeinigt. Die Niederwerfung Öſterreichs im verfloſſenen Jahre hatte ſie tief hoffnungslos gemacht. Denn ſie war es ſelbſt geweſen, die nach der Schlacht von Aſpern, als der Oberſt von Steigentesch in Königsberg erſchien, dieſem Hoffnungen auf ein Eingreifen Preußens gemacht hatte. „Man muß dem Könige," ſagte ſie damals zu Steigentesch, „einen Entſchluß nur nach und nach abgewinnen, auf dem er dann aber unabänderlich beſteht. Vertrauen Sie mir, wenn Sie auch ſonſt kein großes Vertrauen in unſere feſten und ſchnellen Entſchlüſſe haben ſollten, denn es iſt ja unſer aller Sache, und bedenken Sie, daß ich Mutter von Kindern bin, denen der König ſuchen muß, ihr Eigentum und das Erbe ihrer Väter zu erhalten." Dabei war die Königin ſo tief bewegt, daß ihre Augen ſich mit Tränen füllten, ihre Stimme verſagte und ſie den Oberſt von Steigentesch nur mit einem ſtummen Wink der Hand entlaſſen konnte.

Als die Königin am 23. Dezember in Berlin hineinfuhr, waren es gerade ſechzehn Jahre auf denſelben Tag, ſeitdem ſie hier als Braut ihren Einzug gehalten hatte. Welch einen ungeheuren Umſturz hatte doch die Welt ſeitdem durch einen einzigen Mann erfahren! In dieſer ſchwer beleidigten, nachher durch glatte Worte getäuſchten und gedemütigten Frau lebte ein tiefwurzelnder Haß gegen den Kaiſer Napoleon. In die erſten Monate des Jahres 1810 fiel, wie wir gehört, ſeine Brautſuche bei den europäiſchen Höfen: in Rußland, wo er einen Korb erhielt, in Öſterreich, wo er Glück hatte. Kaiſer Franz gab ihm ſeine Tochter, weil er, wie er ſagte, den Frieden, den er damit dauernd zu erkaufen glaubte, für ſeine Völker dringend gebrauchte. In ihrer durch das Unglück zu allerlei Nachdenken aufgeſcheuchten Phantaſie malte ſich damals die Königin den entſetzlichen Gedanken aus, daß ſie, wenn es das Geſchick gefügt, eine Tochter haben könnte, nach welcher der Korſe die Hand ausſtreckte. Sie malte ſich die Seelenqualen aus, die ihr das Herz zerfleiſchen würden, wenn ihre erſtgeborene Tochter, die tot zur Welt kam, am Leben geblieben wäre. „Denken Sie ſich nur recht lebhaft, teuerſter Vater," ſchreibt ſie damals, „wenn wir in dieſe Verſuchung gekommen wären! Auf einer Seite alle Empfindungen, die dem mütterlichen Herzen ſo natürlich ſind, und dieſe hätten unaufhörlich geſchrien: — nein, tue dieſe Untat nicht, mache dein Kind nicht zeitlich, vielleicht auf ewig un-

glücklich, und wieder auf der anderen Seite sechs Millionen Untertanen, die mit einem Ja aus Jammer, Elend, Tränen statt Brot in eine glückliche Lage gekommen wären durch ein einziges Geschöpf, das leidend sich opfert. Danken Sie Gott mit mir, daß er diesen Kelch vor dem guten König und mir hat vorübergehen lassen." Gewiß waren das Betrachtungen, die in der Wirklichkeit der Dinge nicht mehr mitsprechen konnten; aber man sieht doch hier so recht, wie geängstigt das Gemüt der Königin unter dem ständigen Druck des korsischen Machthabers litt.

Nicht ohne Grund, denn die Hand des Imperators lag schwer auf Preußen, schwerer als je. Das Land war völlig erschöpft. Napoleon hat später selbst einmal gesagt, daß er eine Milliarde aus Preußen gezogen habe. Die Bezahlung der noch rückständigen Kriegskosten von 140 Millionen Franken erschien eine Unmöglichkeit. Die Minister, die nach dem großen Freiherrn vom Stein gekommen waren, kämpften mit einem Defizit, das sich nicht fortbringen ließ. Der Freiherr Karl von Altenstein, der die Finanzen verwaltete, vermochte in den großen Bahnen Steins nicht fortzuwirken. Die ganze Reformarbeit, die der Neuschöpfer des preußischen Staates mit starker Hand begonnen, fing an, träge zu werden und geriet allenthalben ins Stocken. Von Paris aber drohte der Korse fortwährend. Man mußte fürchten, daß er entweder die Entlassung der ganzen Armee fordern oder daß er auf weiteren Gebietsabtretungen bestehen würde. Schließlich glaubte der Finanzminister von Altenstein doch, dem König die Abtretung Schlesiens an den Kaiser anraten zu müssen, um aus der drückenden Finanzlage herauszukommen. Da aber bäumte sich in Friedrich Wilhelm wieder der Hohenzoller auf. Wenn er auch sonst zu überlegen pflegte, lange zu überlegen, — hier war er auf der Stelle entschlossen. Und die ihn im Entschluß stärkte, das war die Königin Luise. Es mußte ein neuer Mann heran, der, weniger kleinmütig als Altenstein, das Finanzwesen in andere Bahnen lenkte und Rat schaffte, dem französischen Kaiser zu genügen, ohne daß von Truppenentlassungen und Gebietsabtretungen fürder mit einem Wort die Rede war. In ihrer Not schrieb die Königin an Hardenberg. Sie bat ihn, doch seine Besitzungen in der Mark bald einmal zu besuchen, und schloß: „Ihre Nähe kann nur erwünscht für uns sein. Ich will das als ein neues Zeichen Ihrer Freundschaft für mich betrachten. Fürst Wittgenstein wird Ihnen ausführlich davon sprechen. Großer Gott, in welchem Zustande befinden wir uns! Ich bin ganz krank! Gott möge die segnen, welche es ehrlich meinen! Das will sagen: ich bete für Sie!"

Wir wissen aus dem Verlauf der Dinge, daß Hardenberg nicht etwa gut beim Kaiser Napoleon angeschrieben war. Hatte ihm doch der Imperator zu gelegener Stunde durch seine Enthüllungen im Moniteur ein Bein gestellt und dem König seine Entlassung abgezwungen. Dennoch mußte alles versucht werden. Hardenberg hatte am 2. Mai 1810 mit dem königlichen Paare auf der Pfaueninsel bei Potsdam eine geheime Unterredung. Er sagte, daß er weder an Gebietsabtretungen noch an sonstige Demütigungen vor dem Kaiser Napoleon dächte, und daß er bestimmt hoffe, auf Grund eines neuen Finanzplanes die Forderung Frankreichs glatt abwickeln zu können. Aber wie die Sachen lagen, konnte ohne eine Einwilligung des Kaisers der Franzosen an eine Wiederberufung Hardenbergs gar nicht gedacht werden. Die ganze Situation stand so auf der Kippe, daß jede erneute Reizung des Gewalthabers an der Seine ängstlich vermieden werden mußte. Und da war es der französische Gesandte in Berlin, der Graf Saint Marsan, der hier dem Königreich Preußen den ersten wichtigen Dienst leistete. Graf Saint Marsan war früher sardinischer Minister gewesen, war ein hochgebildeter, liebenswürdiger und dem Kaiser Napoleon durchaus nicht besonders günstig gesinnter Mann. Er hatte sogar wiederholt den Eintritt in den französischen Staatsdienst abgelehnt und war schließlich nur gezwungen in denselben eingetreten. Warum Napoleon gerade diesen Mann auf den außerordentlich wichtigen Berliner Posten stellte, ist unerklärlich. Der Graf war vielleicht im letzten Grunde einer Schilderhebung des preußischen Staates gegen den Kaiser persönlich gar nicht so abgeneigt, hatte er doch eine Zeitlang die Absicht, sich in Schlesien einen größeren Gutsbezirk zu erwerben. Allerdings wußte er, und danach mußte er stets seine Schritte einrichten, daß in der Person seines Regierungssekretärs Lefèbvre ihm eine Art Spion beigegeben war. Jedenfalls erwies er sich bei dieser Berufung Hardenbergs als sehr nützlich. Hardenberg richtete einen Brief an den Grafen, in welchem er diesen seiner unbedingten Hingebung an ein aufrichtiges Zusammengehen mit Frankreich versicherte, denn ein solches sei „das einfachste Gebot des gesunden Menschenverstandes". Und der Graf Saint Marsan zögerte nicht, an seinen Kaiser nach Paris die vollständige Aufrichtigkeit des Königs, der Königin und Hardenbergs zu berichten, so daß Napoleon endlich verfügte: er habe gegen die Wiederberufung Hardenbergs ins Ministerium nichts einzuwenden. Am 4. Juni wurde Hardenberg zum Staatskanzler des Königreichs Preußen ernannt, und er säumte denn auch nicht, an den Kaiser nach Paris einen sehr unterwürfigen Dankbrief zu senden, in welchem er erklärte, daß „die Wiedergeburt Preußens wie die Sicherung seines Bestandes und seiner Ehre in Zukunft nur gedeihen könne bei gewissenhafter Befolgung des französischen Systems". Mit diesem Brief begann der große Feldzug der Heuchelei, den Hardenberg gegen den französischen Kaiser eröffnete und mit einem unsagbaren Geschick Jahre hindurch führte und so lange aufrecht erhielt und nährte,

bis überall in Deutſchlands Gauen die Waffen klirrten und nichts mehr zu verbergen war. Jetzt wurde der Kaiſer Napoleon mit den Waffen der Liſt bekämpft, mit denen er ſelbſt ſo erfolgreich zu kämpfen verſtand. Es iſt dennoch wohl kaum anzunehmen, daß Kaiſer Napoleon dieſen Verſicherungen Hardenbergs ſo ohne weiteres traute und ſie für bare Münze nahm, aber es paßte ihm, ſich ſo zu ſtellen. Einen Krieg mit Preußen wollte und konnte er jetzt nicht führen, wenn es ſich vermeiden ließ, denn das hätte einen vorzeitigen Bruch mit Rußland herbeigeführt, zu dem er ſich noch nicht gerüſtet hatte. Da konnte es ihm ſchließlich lieb ſein, wenn Preußen unter Hardenbergs Leitung ſeine Kriegsabzahlungen machte. Wie die Sachen lagen, war es dem Kaiſer der Franzoſen ja ein Leichtes, ſobald Hardenberg ihm nicht mehr paßte, den Mann wieder von ſeinem Poſten fortzuſtoßen. — Zweimal hatte die Hand der Königin Luiſe nach dem großen Zuſammenbruch von 1806 helfend, ja rettend in die Politik eingegriffen, das erſtemal, als ſie den König mit dem Freiherrn vom Stein wieder verſöhnte und den Neugewonnenen gegen alle Intrigen kräftig verteidigte; das zweitemal jetzt, wo ſie Hardenberg herbeirief, ihm die Wege ebnete und damit die Abtretung Schleſiens verhinderte. Ihre Freude über dieſe letzte Tat war unausſprechlich. Sie hatte ſchon längſt einen Beſuch bei ihrem Vater in Neuſtrelitz geplant, aber ſie hatte ihn aufgegeben, als dieſe Kriſis plötzlich eintrat. „Ich kann und darf den König nicht verlaſſen," ſchrieb ſie an ihren Vater, „denn er iſt ſehr unglücklich und bedarf einer treuen Seele, auf die er ſich verlaſſen kann. Nur in der ſtrengſten Befolgung meiner Pflichten kann ich Ihrer ganz würdig ſein. Es ſteht ſchlecht, das iſt wahr. Opfer und Aufopferung iſt mein Leben."

Aber über alles unausſprechlich war ihre Freude, als nach der glücklichen Überwindung der Staatskriſis der König ihr die Erlaubnis erteilte, ihren Vater zu beſuchen. „Ich bin ſo glücklich," ſchrieb ſie an ihre Geſchwiſter, „wenn ich daran denke, daß ich Euch beinahe acht Tage in Strelitz ſehen werde, ſo glücklich, daß ich ordentlich Krampolini kriegen könnte. Ich verkneip' mir aber wahrhaft die Freude, weil ſo oft, wenn ich mich gar zu ausgelaſſen gefreut habe, ein Querſtrich gekommen iſt, und ſolche Kreuz- und Querſtriche wären vraiment affreux jetzt. Huſſaſſa tralala! Bald bin ich bei Euch. In meinem Kopfe ſieht es aus wie in einem illuminierten Guckkaſten. Alle Fenſter mit gelben, roten und blauen Vorhängen ſind hell erleuchtet. Huſſa, Teufelchen! Wir bringen keinen Arzt mit. Wenn ich den Hals breche, ſo klebt mir ihn Hieronymi wieder an." Der Doktor Hieronymi war nämlich Leibarzt der mecklenburgiſchen Fürſtenfamilie, und dieſer arme Hieronymi ſollte bald ſchwere Stunden haben! Am Abend vor Luiſens Abreiſe am 24. Juni verſammelte das Königspaar im Schloſſe zu Charlottenburg eine große Geſellſchaft um ſich. Die Königin war durch die bevorſtehende Reiſe ſehr freudig erregt und unterhielt ſich lebhaft mit vielen der Beſucher. Der Abend war kühl. Luiſe ging ohne Schal auf der Terraſſe auf und ab, ſaß auch wohl eine Zeitlang. Dabei erkältete ſie ſich. Wenige Tage ſpäter kam der König nach Neuſtrelitz nachgereiſt. Die Freude der Königin war grenzenlos. Am Schreibtiſche des Vaters warf ſie auf ein Blatt Papier die rührenden Worte: „Mein lieber Vater, ich bin heute ſehr glücklich als Ihre Tochter und als Gattin des beſten der Männer. Neuſtrelitz, am 28. Juni 1810. Luiſe." Sie weilte mit dem Könige noch einige Tage in Hohen-Zieritz, erkrankte dort aber am 30. Juni an einer Lungenentzündung. Zunächſt erſchien die Sache ungefährlich, aber dann ſteigerte ſich die Krankheit. Der Leibarzt Hieronymi ließ den berühmten Doktor Heim aus Berlin holen, aber die Kunſt der Ärzte war vergeblich. Heim ſah ein, daß es zu Ende gehen würde. Der König wurde durch einen Kurier herbeigerufen. Er kam mit ſeinen beiden älteſten Söhnen. „Den Zuſtand, in dem ich mich befand, zu beſchreiben," hat ſpäter der König geſagt, „iſt unmöglich. Ich war wie wahnſinnig und wollte mir doch äußerlich nichts merken laſſen." Er fand ſeine Frau im höchſten Fieber. Ihr Ausſehen war furchtbar verändert. Sie griff mit glücklichem Lächeln nach ſeiner Hand, als er eintraf. „Es iſt doch beſſer, bei einander zu ſein; es iſt doch mehr Troſt." Die beiden Söhne warfen ſich weinend ans Bett. Als der König einen Augenblick das Zimmer verließ, ſagte er draußen zu einem Vertrauten: „Wenn ſie nicht mein wäre, ſo würde ſie gewiß leben bleiben, aber da ſie meine Frau iſt, ſo ſtirbt ſie ebenſo gewiß." Er ſah ſein Lebelang immer alles im finſteren Licht, der arme König. „Heim, bin ich nicht ein ſehr unglücklicher Mann"? fragte er mit zitternder Stimme den großen Arzt. Am Bett ſeiner Frau ſank er auf die Knie und ſchluchzte: „Du biſt ja mein einziger Freund, zu dem ich Zutrauen habe," und da ſprach Luiſe noch das Wort: „Und Hardenberg." Das iſt dem König ein heiliges Vermächtnis geworden. Er hat ſich von ſeinem Miniſter niemals mehr getrennt. Die ſchweren Bruſtkrämpfe, die ſchon im Jahre 1802 und ſpäter im Jahre 1805 die Königin wiederholt heimgeſucht hatten, und deren Urſache man nicht kannte, erneuerten ſich. Noch ſagte ſie dem König die tröſtenden Worte: „Fürchte dich nur nicht; ich ſterbe ja nicht," aber kurze Zeit danach war es dennoch vorbei. Die Todesurſache war, wie die Obduktion ergab, die fortgeſchrittene, der ärztlichen Kunſt überlegene, Lungenentzündung; auch ein Gewächs am Herzen wurde gefunden. Die Volksſtimmung jener Tage gab dem Kaiſer Napoleon auch den Tod der Königin Luiſe ſchuld. Gewiß hatte die edle Königin unter der Brutalität des Korſen unſäglich gelitten. Wenn man aber bedenkt, daß die Königin in beſter Geſundheit aus Berlin abreiſte und daß

dann eine akute Krankheit sie hinraffte, kann man der Auffassung kaum beistimmen, daß die seelischen Leiden ihren Tod herbeigeführt haben.

Am 27. Juli 1810 fand die feierliche Beisetzung der Königin in Berlin statt. Schleiermacher hielt die Trauerrede. Der Schmerz um den Verlust der Königin wogte weit über Preußens Grenzen hinaus durch ganz Deutschland. Professor Heinrich Steffens, der damals in Halle lehrte und später bei der Aufrüttelung des Volkes in Breslau so Hervorragendes leisten sollte, schrieb: „Es war eine Bewegung in der Stadt Halle, die nur mit derjenigen zu vergleichen war, die in den ersten Tagen der Überwältigung durch die Feinde stattfand. Der Schmerz malte sich auf allen Gesichtern; ein Gefühl schien jeden zu durchdringen, als wäre die letzte Hoffnung mit dem Leben der angebeteten hohen Frau entwichen. — Der Feind, sagte man sich, habe die Schutzgöttin des Volkes getötet." Friedrich Gentz aber schrieb aus Teplitz: „Der Tod der Königin Luise ist der härteste Schlag, der den Staat Preußen jetzt noch treffen konnte. Mit ihr verschwindet nicht allein das einzig wahre Lebenselement, das diese absterbende Maschine noch beseelte, sondern auch die einzige große Dekoration, die ihr ein gewisses äußeres Ansehen noch erhielt." Der alte Blücher aber, der in Stargard kommandierte, der war ganz außer sich. „Ich bin wie vom Blitz getroffen, der Stolz der Weiber ist nun also von der Erde geschieden! Gott im Himmel, sie muß vor uns zu gut gewesen sind! Schreiben Sie mich ja gleich wieder, alter Freund; ich bedarf Uffmunterung und Unterhaltung. Es ist doch unmöglich, daß einen Staat so viel aufeinanderfolgendes Unglück treffen kann, als den unsrigen. In meiner jetzigen Stimmung ist mich nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen vier Ecken und Enden." — Die Königin Luise wurde zunächst im Dom beigesetzt, bis das Mausoleum im Charlottenburger Park fertig war, das der König der teuren Toten errichten ließ. Am 23. Dezember 1810, ein Jahr nach dem Einzuge in Berlin, wurde dann der Sarg in das Mausoleum übergeführt. Der Bildhauer Christian Rauch hat später das wundervolle Grabdenkmal geschaffen, das jetzt noch der Wallfahrtsort für viele Tausende ist, die Berlin besuchen. Als er vor der Marmorbüste von Rauchs Meisterhand stand, sang Theodor Körner, die Gestorbene als Schutzgöttin des deutschen Volkes anrufend, seine begeisternden Verse:

Du schläfst so sanft! — Die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder.
So schlummre fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter.
Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft dein Volk; dann, deutsche Frau! erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache.

Der Minister von Hardenberg, der noch mit Hilfe Luisens in den Sattel gesetzt war, führte jetzt des Staates Zügel. Im Staatsrat hatte er den Vorsitz, er unterstand nur des Königs Befehl, und hatte „die Oberaufsicht und Kontrolle jeder Verwaltung ohne Ausnahme", hatte als sein eigenstes Gebiet die Oberleitung der auswärtigen Geschäfte, die Ministerien des Innern und der Finanzen und die Angelegenheiten des königlichen Hauses.

„Hardenberg*) mochte," so schreibt sein Zeitgenosse Boyen, „als er diese bedeutende Laufbahn antrat, nahe an 60 Jahre alt sein, doch war sein Körper, mit Ausnahme, daß er seit geraumer Zeit sehr schwer hörte, noch recht frisch und trug vollständige Spuren des früher schönen Mannes. Sein äußeres Benehmen war eine seltene Vereinigung von liebenswürdiger Sitte und nötiger Würde. Er hatte einen gutmütigen, wohlwollenden Charakter und war viel mehr geneigt, edelmütig zu verzeihen als sich wegen erlittener Beleidigungen zu rächen, doch war er gegen alles, was seine Stellung gefährden konnte, durch manche bittere Erfahrung gewitzigt, in der letzteren Zeit ziemlich mißtrauisch. Von der Natur mit einem leichten Sinn begabt, half ihm dieser durch eine Menge Schwierigkeiten seines Lebens und seiner Zeit, machte ihn aber zu gleicher Zeit auch zum Verschwender, das Geld hatte nur dann einen Wert für ihn, wenn es ihm fehlte. Hardenberg hatte einen schnellen und hellen Blick, doch blieb dieser mehr auf der Oberfläche der Erscheinungen, als daß er in ihre Tiefe drang; er begnügte sich mehr damit, schnell und gewandt aufzufassen, als über die Gegenstände anhaltend nachzudenken, und aus diesem Grunde wußte er auch die Personen recht geschickt zu behandeln, während seine eigentliche Menschenkenntnis ihn oft täuschte. Er war ein sehr unterrichteter, in den Staatswissenschaften und den neueren Verhältnissen wohl bewanderter Mann, der die Lage Europas genau kannte; die Notwendigkeit, den neueren Zeitbedürfnissen nachzugeben, hatte er klug erkannt. Obgleich dem Lebensgenuß ergeben, besaß er doch, was ihm unter diesen Verhältnissen hoch anzurechnen ist, große Pflichttreue und arbeitete, der darauf verwendeten Zeit nach, sehr viel, jedoch mehr dem Detail als

*) Ein Bildnis Hardenbergs findet der Leser auf Seite 93 dieses Werkes.

größeren Arbeiten zugewendet; er korrigierte sehr viel die ihm vorgelegten Konzepte und schrieb täglich eine große Zahl kleiner Billette, durch die er sich immer in Verbindung besonders mit Personen von einigem Einfluß zu halten strebte, worauf er, nach meiner Ansicht, sowie auf das geheime Nachrichtenwesen einen etwas zu großen Wert legte. Dem König und dem preußischen Staate war er wahrhaft ergeben, ihn belebte der edle Ehrgeiz, zu Erhebung des letzteren so viel als möglich beizutragen. Man wird aus dieser Charakterzeichnung sehen, daß Hardenberg unbestritten zu den bedeutenden Erscheinungen seiner Zeit gehörte. Mehrere seiner Fehler machten es ihm vielleicht nur allein möglich, die ihm zugefallene schwierige Aufgabe zu lösen, er stürzte sich wohlgemut in den vor ihm brausenden Strudel und erreichte an der Hand des Glückes, wenigstens in der Hauptsache, das gegenseitige Ufer, wo ein etwas ängstlich-gewissenhafter Mann unentschlossen stehen geblieben wäre."

Schon im Juli des Jahres 1809 hatte Wilhelm von Humboldt noch in Königsberg den Antrag an Friedrich Wilhelm III. gestellt, in Berlin eine Universität zu gründen. „Weit entfernt," schrieb er dem König, „daß das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einfluß Preußens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hatte, durch die letzten unglücklichen Ereignisse gesunken sei, — so ist es vielmehr gestiegen. Man hat gesehen, welcher Geist in allen neueren Staatseinrichtungen Eurer Königlichen Majestät herrscht und mit welcher Bereitwilligkeit auch in großen Bedrängnissen wissenschaftliche Institute unterstützt und verbessert worden sind. Sehr viel hat zu jenem Vertrauen der Gedanke der Einrichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin beigetragen. Nur solche höheren Institute können ihren Einfluß auch über die Grenze des Staates hinaus erstrecken. Wenn Ew. Majestät Macht nunmehr diese Anstalt förmlich bestätigten und die Ausführung sicherten, so würde sich aufs neue alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessiert, auf das festeste verbinden, einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen Ihrer Staaten erregen, und in einem Zeitpunkte, wo ein Teil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird, der deutschen Wissenschaft eine kaum jetzt noch gehoffte Freistatt eröffnen." „Es war, so schreibt Heinrich von Treitschke, „die erste königlich preußische Universität, und doch eine Stiftung für das gesamte Vaterland, das Werk einer freien und großen nationalen Gesinnung, welche die alten, durch römisch-kaiserliche Privilegien gestifteten Universitäten so nicht kannten. Als die neue Hochschule in ihr stattliches Prinzenschloß, dem Palaste des Königs gegenüber, einzog, da bekannte der preußische Staat, daß er fortan die deutsche Wissenschaft in sein Herz schließen und sich nicht mehr von ihr trennen wolle. Edler, würdiger konnte er seine geistige Überlegenheit dem prahlerischen Sieger nicht zeigen. Wo war in der großen Wüstenei des Imperatorenreichs ein Verein von Denkern, wie er sich hier um die Wiege der neuen Stiftung scharte: die Theologen Schleiermacher und Marheineke, die Juristen Savigny und Eichhorn, der Arzt Hufeland, der Landwirt Thaer, in der philosophischen Fakultät Fichte, Boeckh, Buttmann und vor allen andern doch Niebuhr, der mit seinen Vorlesungen über römische Geschichte dem Berliner akademischen Leben ein für allemal das Gepräge sittlichen Ernstes und wissenschaftlicher Strenge gab."

Wilhelm von Humboldt
Nach F. Krügers Porträt

Trotz der Geldnot, die in Preußen herrschte, bewilligte König Friedrich Wilhelm für den Unterhalt dieser neuen Hochschule einen Jahresbeitrag von 150000 Talern. Diese Gründung der Universität Berlin kann dem viel verkannten Könige gar nicht hoch genug angerechnet werden, denn sie zeigt deutlich, daß seine Kenntnis der Dinge um ihn her und sein Blick für die Notwendigkeiten des Staatslebens viel tiefer ging als seine Wortkargheit, sein abgebrochener Infinitiv es seine Zeitgenossen ahnen ließ. Von dieser Hochschule aus flossen in das politische Leben Preußens und ganz Deutschlands neue Ideen hinein. Mutige Männer er-

Digitized by Google

hoben ihre Stimme; Johann Gottlieb Fichte, Daniel Schleiermacher, Barthold Niebuhr, der von der schleswig-holsteinischen Halbinsel herübergekommen war in den preußischen Dienst, und der sich seinem neuen Vaterlande mit edler Wärme anschloß, sie alle erhoben ihre Stimme und sie fanden ein Echo bei den Besten der Nation.

Wir haben gehört, wie schon im Winter des Jahres 1808 Fichtes Reden an die deutsche Nation in Berlin eine atemlos lauschende Zuhörerschaft sammelten. Französische Späher saßen im Saale, französische Trommeln dröhnten draußen, und dennoch sprach er, wie es sein Herz und sein feuriger Geist ihm eingab. „Ich weiß wohl, was ich wage," schrieb er an den Kabinettsrat Beyme, „ich weiß, daß ebenso wie Palm ein Blei auch mich treffen kann, aber das ist es nicht, was ich fürchte, und für den Zweck, den ich habe, würde ich auch gern sterben." Dies zertrümmerte, von der Faust der Gewalt auseinandergerissene Volk, dessen Vaterland ein heimatloser italienischer Kondottiere zu Staaten zusammenflickte, wie es seinen Zwecken paßte, hatte nichts mehr gemeinsam als seine Sprache. Aus einer tausendjährigen Geschichte war ihm nichts geblieben als diese ganz allein. Von ihr, als von dem letzten und unverlierbarsten Eigentum des Volkes erwartete Fichte die Wiedergeburt. „Der Volksgeist," so rief er, „der in dieser Sprache redet, hat trotz aller Verbildung und Verzerrung sich bewahrt das Vermögen des Schaffens und den Trieb des Entdeckens. Der ausländische Genius wird die betretenen Heerbahnen des Altertums mit Blumen bestreuen und der Lebensklugheit, die ihm leicht für Philosophie gelten wird, ein zierliches Gewand geben. Dagegen wird der deutsche Geist neue Schachte eröffnen und Licht und Tag einführen in ihre Abgründe, und Felsmassen von Gedanken schleudern, aus denen die zukünftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen!" — Und Daniel Schleiermacher stand auf seiner Kanzel in der Dreifaltigkeitskirche, vor sich eng besetzte Bänke und eine dichtgedrängte Gemeinde. Seine Reden klangen biblisch, schlicht und einfach, jedem verständlich, aber jede dieser Predigten war ein Aufruf an das deutsche Volk. „Der ganze Wert des Menschen liegt allein in der Kraft und Reinheit seines Wollens und in der freien Hingabe an das große Ganze." Er mahnte an die Worte des Apostels, „daß Leben und Besitz nur anvertraute Güter seien, die der Mensch hingeben müsse für höhere Zwecke, und daß der Feind nicht zu fürchten sei, der doch nur den Leib töten könnte". Die Predigten des aufrechten Mannes erregten öfters den Argwohn der französischen Späher, aber er trat getrost vor den Gouverneur in Berlin hin und legte ihm seine Manuskripte vor und wies ihm nach, daß alles das doch nur biblisch sei. So mußte man ihn in Frieden lassen. — In Bayreuth aber hatte schon Jean Paul Friedrich Richter in seinen „Dämmerungen" für Deutschland offene Worte gesprochen, obgleich damals alldort der gestrenge Marschall Davout gebot. „Ich teile," schrieb Jean Paul an seinen Freund, den Buchhändler Perthes, „ich teile alle Ihre patriotische Glut und knirsche so oft mit den Zähnen, als irgendein Deutscher. Alle meine Werke sind wie mein Leben Freigeborene, keine Sklavenkinder irgendeiner knechtischen Habsucht." Und als der Philosoph Schelling in jener Zeit von den „fast göttlichen Rechten des Eroberers" gesprochen hatte, mit einem schielenden Blick auf den Beifall des Kaisers, da meinte Jean Paul, daß sich jeder Straßenräuber auf das göttliche Recht eines Eroberers berufen könnte. Mit Varnhagen von Ense zusammen hat der Dichter der „Flegeljahre" gehofft, daß sich einst die Deutschen gegen die Franzosen erheben würden, wie es die Spanier getan, und daß Preußen die ihm angetane Schmach rächen und Deutschland frei machen würde. Der Jahrestag der Schlacht von Jena, so sagte er, müßte fortan als Bußtag begangen werden, um am Schmerze des Verlustes den Mut zu entzünden, damit das ganze Volk in der Trauer sich aufrichte, seine Wunden gemeinsam zu heilen und sich zu neuem Kampfe zu rüsten.

Barthold Georg Niebuhr
Nach einer Zeichnung von J. Schnorr von Carolsfeld

In London erschien im Jahre 1809 das vom feurigsten, patriotischen Schwunge belebte Buch Ernst Moritz Arndts, der zweite Teil des Werkes vom „Geist der Zeit", dessen erster bereits 1806 erschienen war

Digitized by Google

und das hereinbrechende Verhängnis prophetisch verkündet hatte. Arndt wies dem deutschen Volke die Wege, wie es sich aus der Knechtschaft und Erniedrigung erlösen könnte, und er geißelte schonungslos die zärtliche Bildung, „die da wähne, daß Kriegsruhm wenig, daß Tapferkeit kühn, daß Männlichkeit zu trotzig, daß Festigkeit zu beschwerlich sei". Auch gegen ihn schleuderte Bonaparte die Acht. Aber das focht den kühnen Mann nicht an. Er war unermüdlich, gegen die Fremdherrschaft zu wirken und zu schüren. So regte sich's überall in deutschen Landen, und die besten Männer waren bereit, ihre kühnen Worte zu Taten werden zu lassen, wenn das Vaterland sie rief.

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher
Nach der Natur gezeichnet von Fr. Krüger, lithographiert von Gentili

Wir haben schon einmal gesprochen von dem gewaltigen Haß gegen Napoleon, der in Heinrich von Kleists Gedichten und Schriften lodert. Als Österreich den Verzweiflungskampf aufnahm, hatte dieser Dichter zu den Waffen gerufen.

Der Groll gegen die Fremdherrschaft entlud sich in dem wundervollen Drama: Die Hermannsschlacht. Sein ganzer Haß gegen Napoleon und seine Kohorten spiegelt sich in diesem Drama wider. Keine Literatur kennt ein Werk dieser Art, in welchem sich die politische Absicht in ein so hohes künstlerisches Gewand hüllt. Zwischen den Römern und den alten Germanen spielt sich die Handlung ab, aber jeder Leser weiß genau, daß hinter den „apenninischen Hunden" sich die übermütigen französischen Eroberer verstecken und daß unter dem Varus einer der französischen Marschälle, unter den römischen Zenturionen welsche Divisionäre oder Brigadiers zu verstehen sind. Die Deutschen aber will der Dichter aufrütteln, indem er ihnen die genial gezeichnete Figur des Cheruskerfürsten Hermann vor Augen stellt, damit sie wie dieser Cheruskerfürst mit Gewalt und List, mit einer Gesinnung, die nichts kennt als das Wohl des großen heiligen Vaterlandes, die nicht nach kleinen selbstischen Vorteilen schielt, die nicht von der Gnade eines frechen Fremdlings für sich einen fetten Bissen erschnappen möchte, sondern die das eigene Ich dem großen Ganzen unterordnet, dazu helfen, mit eisernem Besen den Fremdling hinauszukehren aus den Gauen Alldeutschlands. Dies Hermannsdrama ist ein rauschendes hohes Lied der Vaterlandsliebe, das uns entgegenquillt aus dem unendlich reichen Born eines dichterischen Gemüts, wie wir ihrer nur wenige haben in unserer deutschen Literatur. Es ist das gewaltige Epos, das abgestimmt ist auf den kappen Vers:

„Schlagt sie tot, das Weltgericht
Fragt nach euren Gründen nicht!"

„Einen glühenderen Freund des deutschen Vaterlandes hat es nie gegeben als ihn," schrieb der große Historiker Dahlmann, der Kleist genau kannte, „für sein bestes Werk halte ich die am meisten besprochene Hermannsschlacht. Es hat zugleich historischen Wert; treffender kann der hündische Rheinbundsgeist, wie er damals herrschte, gar nicht geschildert werden. Damals verstand jeder die Beziehungen, wer der Fürst Aristan sei, der zuletzt zum Tode geführt wird; wer die wären, die durch Wichtigtun und Botenschicken das Vaterland zu retten meinten — an den Druck des Werkes war 1809 gar nicht zu denken."

In den letzten Monaten seines Lebens hatte Heinrich von Kleist auch mit Gneisenau in Verkehr gestanden. War es dem Dichter vielleicht während der Stunde solchen Verkehrs, als ob ein Hermann vor ihm aufstünde? „Gneisenau," schrieb der Dichter in einem Brief, „ist ein herrlicher Mann. Ich fand ihn abends, da er sich zur Reise bereits anschickte, und in einer ganz freien Entfaltung des Gespräches nach allen Richtungen hin blieb ich wohl bis um zehn Uhr bei ihm; es ist gewiß, daß, wenn er den Platz fände, für den er sich geschaffen und bestimmt fühlt, ich in seiner Umringung den meinigen gefunden haben würde. Wie glücklich würde mich dies, in der Stimmung, in der ich jetzt bin, gemacht haben! Es ist eine Lust, bei einem tüchtigen Mann zu sein. Kräfte, die in der Welt nirgend mehr an ihren Orten sind, wachen in solcher Nähe und unter solchem Schutz wieder zu einem freudigen Leben auf. Doch daran ist nach allem, was man hier hört, kaum zu denken." So sollte dem Dichter auf Erden ein Erfolg nicht blühen. Von Krankheit und Schulden bedrückt (mit dem frühen Tode seiner edlen Gönnerin, der Königin Luise von Preußen, erlosch auch seine kleine Pension), durch das Verbot seiner „Berliner Abendblätter", die er seit dem 1. Oktober 1810 herausgab, schwer getroffen, wollte er es noch einmal mit dem Militärdienst versuchen. Aber die dauernden Rüstungen Napoleons gegen Rußland ließen ihn befürchten, daß er bald als preußischer Offizier unter französisches Kommando gestellt werden möchte, und das erschien dem feurigen Hasser als etwas unerträgliches. Am frühen Morgen des 21. November 1811 fand man die Leiche Heinrich von Kleists und seiner Todesgefährtin. Sie sind dort begraben, wo man sie fand, am kleinen Wannsee bei Berlin. Heinrich von Kleist war einer der größten Dichter, die unser deutsches Vaterland geboren hat. Einer, der ihn sicher tief verstanden hat, Friedrich Hebbel, schrieb über Kleist die erschütternden Verse:

Johann Gottlieb Fichte
Nach einem Gemälde von Dähling

Er war ein Dichter und ein Mann wie einer,
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen,
An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaub' ich, keiner.

Während verbrecherischer Cäsarenwahn im Zenit seines Sonnenflugs als Scheingott die Menschheit als Kanonenfutter für die Idee des Weltimperiums verbrauchte, fraß das spanische Krebsgeschwür weiter, im Norden brandig geworden durch giftige Hornissenbisse der Guerillas Minas und Empecinados. Die ganze Etappenstrecke zwischen Asturien und den Pyrenäen mußte dauernd durch eine besondere Nordarmee bewacht werden, erst unter Bessières, dann Dorsenne, Reille, Souham. Jeder Kurier brauchte große Bewachung. Im Süden freilich agierten Soult und Suchet noch unbeschränkt. Letzterer drang immer tiefer in den Südosten bis Murcia vor, während es sich für Soult, der bis Malaga und Teneriffa die Südküste be-

herrſchte, nur darum handelte, die Belagerung von Cadix und den Beſitz von Badajoz zu decken. Im Nordoſten ſchlug ſich der an Stelle St. Cyrs geſetzte Augereau mit Nordkataloniern und vor dem unbezwinglichen Gerona herum, er bekam zu den anderen Fronttruppen (1. Naſſauer, Schweizer, Italieniſche Diviſion Pino) nun das 4., 5., 6. Thüringer Regiment der ſogenannten Prinzendiviſion, deren 1. Regiment ſeit langem in der Granada-Ronde an Fieber und Mangel auf ein Zehntel hinſiechte. Schon viele Knochen von Rheiniſchen Bergenſern, Weſtfalen, Würzburgern bleichten vor Gerona, die Reſte der Heſſen lagen in Ciudad Rodrigo und Badajoz. Dahin war die Zeit für liebenswürdige Komplimente wie Victors: „Die Deutſchen ſind würdig, Bundesgenoſſen der Großen Nation zu ſein," die deutſche Diviſion Darmagnac kam nicht mehr in die Front, faulenzte bei Madrid in der „Zentrumsarmee", die nichts anderes bedeutete als eine Schutzgarde des keuſchen Joſeph (Lüdrian wie Jerome), der ſein Königſein außer durch Hofzeremonien durch Beläſtigung der Marſchälle herausbiß. Er verklagte Soult beim Kaiſer, der aber kühl an ſeinen größten Marſchall ſchrieb: „Ich erinnere mich an nichts als Auſterlitz." Neuer deutſcher Nachſchub ſchmolz alſo in Spaniens Sonne, man iſt entſetzt von 6 Thüringer Regimentern zu leſen, da doch im deutſchen Heer vor dem Weltkrieg nur 4 auf die Herzogtümer entfielen, wenn man die drei anhaltiſchen mitrechnet, die für Napoleon außerdem noch ein Reiterregiment ſtellen mußten. Feſtungsdienſt war in Spanien kein Ausruheposten. Belagerung von Ciudad Rodrigo koſtete im Juni—Juli 1810 dem Rey 50 Inf.-, 15 Art.- und 12 Kav.-Offiziere, vor Badajoz verlor Soult 70 Inf.- und Art.-Offiziere, und was vor Gerona fiel, läßt ſich gar nicht berechnen. Verteidigung aber durch franzöſiſche Garniſonen in Almeida Rodrigo, Badajoz führte zu Blutbädern. Der Krieg nahm immer ſchroffere Formen an, Maſſenas rachſüchtige Verwüſtung Portugals folgte militäriſch nur Wellingtons Beiſpiel, der dort ſchon jene barbariſche Methode einführte, deren Einfluß man ſpäter in Rußland kennen lernte. Die Verwaltung war kaum mehr zu regeln: nach Fuentes meldete der Artilleriekommandant Eblé, deſſen Pflichttreue Maſſenas Ungeduld früher beleidigte, er mache „Schwierigkeiten", totalen Munitionsmangel, der Intendant Abfahrt des ganzen Trains zum Brotholen. Seine Gardegeſpanne zu ſchicken verweigerte Beſſières, deſſen Ausflüchte ein vorwurfsvoller Brief Maſſenas am 29. April brandmarkte: „Sind nicht alle Truppen in Spanien von der ſelben Familie?" Bei Fuentes hielt man die eigene Soldtruppe „Hannoverſche Legion" für gegneriſche „Chaſſeurs Britanniques" (aus franzöſiſchen Überläufern gebildet), weil Loiſons Eigenſinn den neuuniformierten Hannoveranern verbot, ihre grauen Überröcke über die rote Uniform anzuziehen. Wenigſtens erſparte der Zufall dort dieſen Hannoveranern, ſich mit ihren Landsleuten auf britiſcher Seite herumärgern zu müſſen. Außer der deutſchen Legion fochten jetzt dort auch die Braunſchweiger unter ihrem Herzog, der in Wellingtons Lager den Prinzen von Oranien, ſpäteren König der Niederlande, als Freiwilligen begrüßte. Vor Cadix wandte zwar Soult eine neue Erfindung von Haubitzen an, die auf 3000 m Bomben warfen („1900 Toiſen" ſchreibt Sarrazin irrig, der außerordentliche Rapporteur Lejeune, Berthiers Adjutant, der bekannte Aquarelliſt von Schlachtbildern, zitiert 2568), doch das hinderte nicht einen Überfall durch 5000 Engländer Grahams (8000 Spanier taten wenig) bei Barosa am 5. März 1811, die Briten rannten Diviſion Ruffin mit dem Bajonett nieder, zwei Generale fielen nebſt dem Oberſt und 8 Offiziere des 8. Ligne, das ſeinen Adler verlor und 22 Offiziere 704 Soldaten, die übrigen drei Regimenter aber nur zuſammen 36 Offiziere 818 Soldaten, ſo daß man auch hier in engliſche Prahlereien nicht einſtimmen kann, da drüben 1242 Briten, 1500 Spanier

Jean Paul Friedrich Richter
Nach einer Zeichnung von C. Vogel geſtochen von S. Bendixen

Digitized by Google

Ernſt Moritz Arndt
Nach einer Lithographie von C. Engelbach

Digitized by Google

bluteten und die englische Ziffer wieder mal gefälscht ist, denn niemand wird glauben, daß nach anderer englischer Spezialquelle auf 122 Offiziere nur 1180 Gemeine bluteten! (Ingenieurgeneral Gerbe und Brief eines verwundeten Obersten reden von dreifacher Übermacht Grahams.) Später kostete die Belagerung noch ein kostbarstes Opfer: den berühmten Artilleur Senarmont, schlachtentscheidend bei Friedland, zerriß eine Bombe. Übrigens hieben bei Barosa auch 200 Husaren der deutschen Legion ein, ihr Führer Ponsonby machte schon bei Talavera eine unglückliche furiöse Attacke und endete bei Waterloo. Die Spanier blieben immer die gleichen, verleumdeten ihre Generale, kreuzigten oder verbrannten die Gefangenen.

Heinrich von Kleist
Nach einem Stiche von Sagert

Im freien Felde stand nur noch Blakes Armee vor Valencia, die Suchet immer mehr in die Enge trieb, nachdem auch Soult ihn im August völlig zersprengte. Der Milizhäuptling Ballesteros, der sich in der nie zur Ruhe kommenden Ronda (Roccas Memoiren) herumtrieb, fand regelmäßig, wenn man ihn verjagte, unter Gibraltars Kanonen einen Schlupfwinkel. Übrigens haßten die Spanier längst ihre englischen „Befreier", die sie wegen der Rotröcke „Rubio" nannten, was im Spanischen Volksmunde zugleich „Judas" bedeutete. Graham verließ wütend Cadix wegen gleichgültigen Übelwollens der Junta, beide Bundesgenossen warfen einander tolle Selbstsucht vor, beide hatten ja so recht! Außerdem litt Wellington an großen Widerwärtigkeiten daheim, was wenig bekannt; erst spät erkannte die Weltfirma England, daß ihr solidestes Papier auf dem politischen Börsenmarkt in „Despatches" (Heeresberichten) dieses ehrlichen Maklers stecke und man die Hauptfiliale ins Feldlager verlegen müsse. Das alles muß gerechtigkeitshalber gewertet werden, um seinen bizarren Wechsel starrer Defensiven und jähem Zuspitzen von Offensivstößen zu begreifen. Als die Stunde schlug, klebte er keineswegs an seiner Strandfestung Portugal, die Flotte hinter sich, er gab diesem Sprungbrett einen Stoß, als er endlich seine Waffen nach Spanien hineintrug, mit der Hand winkend: „Fahrwohl, Portugal!" Vorerst mußte er zwischen Soults „Armee des Südens" und der „Armee von Portugal" hin und hergondeln. Als Soult sich zwischen Cadix und Murcia beschäftigte, stieß der britische höchste Unterführer Beresford, „Marschall" der Portugiesen, gegen Olivenza vor, nachdem General Chamorin, ein alter Gardeheld von Eylau, mit seinen Piemontesischen Dragonern das Sperrfort Campo Mayor räumen mußte und fiel; seine Leiche wurde nackt ausgezogen und geplündert. (Vergl. Thoumas und Moyle, welch letzterer sich später schamrot an seine ritterliche Behandlung in französischer Gefangenschaft erinnerte, denn bei den Briten herrschte nichts als Brutalität.) Badajoz hielt aber der rührige Gouverneur Philippon, obwohl Soults Stellvertreter Girard die Einschließung nicht hindern konnte. Dieser junge General kommandierte das frühere Korps Mortier, dessen Marschall sich aus freier Hand Urlaub nach Frankreich nahm, Victor folgte dem Beispiel, weil beide sich nicht der Größe Soults unterordnen wollten, nacheinander reisten Junot, Reynier, Loison ab, der sehr überschätzte Reiterchef Kellermann d. J., der mal mit bloß fünf Dragonerregimentern ein ganzes spanisches Korps zersprengte (eine nur gegen Spanier mögliche und daher nicht besonders ruhm-

Digitized by Google

reiche Sache) und endlich auch Sebastiani, der Eroberer von Malaga, kamen um ihre Entlassung aus spanischen Landen ein. Augereau verfehlte später nicht, dem Pariser Klub ehemaliger Korps- und Divisionschefs spanischer Feldzüge beizutreten!

Soult lieferte jetzt, da er sich freie Hand verschaffte, 17 000 Streiter zu sammeln (nach St. Chamans 14 000, Marwell 18 000, Napier 23 000, alles gleich falsch) am 16. Mai die prozentual blutigste Schlacht des Halbinselkriegs bei Albuera gegen Beresfords 35 000 (n. Napier 32 000), die ihn zum kostbaren Wahrspruch bewog: „Die Engländer sind schlechte Soldaten, ich umging ihre Flügel, durchbrach ihre Mitte und doch wollten sie nicht weichen." Die unbezwingliche britische Infanterie behauptete zuletzt die Höhen, doch sie war nicht mehr, 75 Prozent lagen tot und verstümmelt. Soults Manöver, seine ganze Macht in langer Kolonne auf einen Punkt zu werfen, gelang anfangs, die ganze Division Stewart ging zugrunde, als Division Girard und 1. polnische Ulanen das Plateau erstiegen, später Brigaden Werlé und Broyer und Division Gazan. Die Spanier und Portugiesen hielten sich natürlich schlecht, die deutsche Legion hielt die Albuerabrücke gegen Brigade Godinot, die 28 Offiziere verlor, also ist Moylos Angabe, die Deutschen hätten nur 120 Mann verloren, echt englische Verleumdung. Die Walliserbrigade Myers brach aber zuletzt die zu dichtgepackten Sturmsäulen Girards entzwei, wobei der Adler des 55. in wildem Handgemenge kaum gerettet wurde. Die englische Artillerie schoß auch so kaltblütig, daß die französische 5 Offiziere verlor, die Kavallerie Lumly scheint sich heftig getummelt zu haben, denn die französische verlor nicht weniger als 74 Offiziere, die polnischen Ulanen unter ihrem Schweizer Obersten Voirol allein 14, Dragonerbrigade Bron 23. Nachdem die Husaren und Chasseurbrigaden Vinot und Briche (dabei 3., 4. spanische Chasseurs) ihren Stachel abgewetzt, deckten die 6 Dragonerregimenter Latour-Maubourgs (bei Friedland hervorragend) den Abzug Soults, der aber eroberte Fahnen, eine Haubitze und zahlreiche Gefangene mit sich nahm. Auf 240 Inf.-Offiziere kann er natürlich nicht unter 5000 eingebüßt haben (12. L. allein 29 Offiziere, 196 „Tote") und auch mehr, doch allgemeine Angabe 7000 Gesamtverlust ist zu hoch, er transportierte 4000 Verwundete, was auf höchstens 6000 Verluste schließen läßt. Napiers „8000" ist ebenso lächerlich, wie „7000" Beresford, der 9—10 000 eingebüßt haben soll, davon 4500 englische Infanterie. Wenn Soult falsch von „victoire signalée" redet, so erreichte er doch den wahren Zweck: Beresford hob eiligst die Belagerung von Badajoz auf und nahm „auf französisch" Abschied. Einen erneuerten Versuch Wellingtons selber, als er Soult wieder fern wußte, schlug Philippon gründlich ab. Und jetzt hatte die „Armee von Portugal" das Wort, wo für den endgültig kaltgestellten Massena, auf den Napoleon sonst große Stücke hielt und der eigentlich nur in diesem seinem letzten unglücklichsten Feldzug wirkliche Feldherrngaben bewies, Marmont eintrat. War diese Wahl glücklich? Ja und Nein. An Begabung stand er nur Soult, an Tapferkeit nicht einmal Ney nach, doch er war ein geborener Pechvogel, der bisher versauern und sein Talent vergraben mußte, jetzt aber vor die undenklichsten Aufgaben gestellt wurde. Er konnte freilich froh sein, daß er die alten Korpschefs los wurde, auch der widrige Loison, ein höchst verdächtiger Geselle, der 1809 in Oporto und beim Rückzug sich sonderbar gegen Soult benahm, reiste nach Hause. Die Reorganisierung des murrenden Heeres machte Marmonts Eifer alle Ehre, das er nicht mehr in Korps, sondern 6 Divisionen teilte, unter so ausgezeichneten Führern wie Clauzel, seinem früheren Divisionär in Illyrien, der vor Torres Vedras eigentlich Korps Junot führte, dem freimütigen und beim Kaiser beliebten Republikaner Foy, den tüchtigen Brennier und Maucune usw. Daß man ihn später nötigte, zwei Divisionen unter Montbrun völlig nutzlos nach Murcia zu schicken, lähmte ihn, dafür wurde ihm nicht untersagt, die „Nordarmee" Dorsenne an sich zuziehen. Jetzt lud ihn Soult ein, sich mit ihm bei Merida zu vereinen, um Wellington eine Entscheidungsschlacht zu liefern. Marmont tat dies auch, aber die Befehlsverhältnisse waren danach angetan, alle Kombinationen wirr und zusammenhanglos zu machen. Napoleons Zorn ergoß sich 1809 trotz eines „zerschmetternden Briefes", über den Soult „tiefbekümmert" war, wie sein Adjutant St. Chamans erzählt, nur über den Stabschef Ricard, vielmehr erntete Soult nicht Strafe, sondern Belohnung durch höchstes Vertrauen, indem er ihn zum „Major-General" erhob. Aber der jämmerliche Dilettant Joseph in Madrid schwatzte in alles hinein, die Marschälle waren froh, der Aufsicht Soults enthoben zu werden, und so „befahl" Soult nicht, sondern „war außer sich vor Freude und Dank", als Marmont eintraf. Dieser zeigte sich aber so widerspenstig, daß die Marschälle sich schon nach einer Woche trennten, obschon am 18. Juni hier endlich mal Übermacht versammelt war und es gut gewesen wäre, die Schlacht zu wagen. Marmont schob, als Wellington der Schlacht auswich und eine feste Stellung nahm, alle Schuld auf den durch Albuera gewitzigten Soult, erklärte die Gegend trotzdem als günstig für 7000 französische Reiter und schrieb, als andalusische Sorgen seinen Vorgesetzten persönlich nach Sevilla zurückriefen, einen unverschämten Drohbrief, um am 17. Juli in Erholungsquartier zu wandern. Dort vereinte Dorsenne mit ihm 60 000, so daß Wellington eiligst abzog. Am 25. holte Montbrun bei Elbodon die Nachhut ein, hatte zwar nicht „die ganze Reiterei", immerhin 40 Schwadronen, 14 Bataillone zur Hand. Das Fußvolk blieb aber zurück und engliche Berichte bauschten die Affaire auf, denn nur 25. Dragoner, 6., 15. Ligne verloren ein paar Mann, die Brigaden Alten (Deutsche) und Colville

Digitized by Google

ſchienen gar nicht attackiert, ſondern kanoniert worden zu ſein, da laut Alarments Rapport Montbrun ſeine Munition erſchöpfte. Was hier von 5. Northumberlandfüſilieren großſpurig ſchwadroniert wird, iſt offenbar ebenſo erfunden wie für die totgeſchwiegenen Braunſchweiger, denn Heldentaten gab es hier nicht. Allerdings räumte der Gegner unzeitig ſeine verſchanzte Stellung Guiraldo, man konnte friſchen Proviant nach C. Rodrigo werfen. Marmonts Debut war nicht glücklich, doch fanaroniert er an den Kaiſer: „Wir würden bis Liſſabon verfolgen, wenn der beſtimmte Augenblick gekommen wäre.“ Dorſenne fügte hinzu, keine Armee werde ſoviel Eifer zeigen, die Briten jetzt endlich ganz aus der Halbinſel zu verjagen. Eine Kopfwunde (Aſpern) griff ſein Gehirn an, bald darauf ſtarb er an der Operation. Nun geſchah überhaupt nichts mehr, nur daß Girards Brigade Dombrowski ſich am 28. Oktober überfallen ließ und den Oberſt Prinz Arenberg der 27. Belgiſchen Jäger mit vielen Gefangenen verlor. Der deutſche Prinz Salm, franzöſiſcher Brigadier, fiel vor Tarragona, deſſen Erſtürmung allein 328 Kanoniere auf 19 Offiziere und überhaupt 3000 koſtete. Billig war dagegen die Einnahme der kleinen Feſte Figueras, worüber Macdonald einen pomphaft ſpeichelleckerſchen Bericht an Napoleon ſchickte, worin er von 60000 Kanonenſchüſſen fabelte. Immerhin würde es Napier und Sarrazin überraſchen, daß 44 Offiziere dort bluteten. Macdonalds epiſtolariſchen Schwung, der ſich ſo gut wie ein anderer auf Reklame verſtand, belohnte Napoleon durch Abberufung, nichts iſt komiſcher als dies Vertrauen, das alle deutſchen Hiſtoriker dieſem Vater Biedermann ſchenken. Suchet, jetzt Herzog von Albufera, erſtürmte das uneinnehmbare Fort Monſerat (114. Fahneninſchrift) mit Verluſt von nur 2 Offizieren. Dagegen ſchlugen ſich 25 000 Spanier Blakes auf der alten Hannibalſtätte Sagunt (Murviedro) am 25. Oktober ausnahmsweiſe kräftig gegen 15000 Suchets (die von Napier zitierte Neapolitaner diviſion Palombini war nicht da), erſt die neuerrichteten 14. Küraſſiere und italieniſchen Napoleonsdragoner entſchieden, ſo daß zuletzt Sagunt kapitulierte, in das laut dem Sammelwerk Hiſtoriques de l'Armée wieder zuerſt 114. Ligne eindrang, das jedoch keinen einzigen Offizier verlor. Der Erfolg war nicht billig, Suchet verlor 2000 (nicht 1000, wie Napier ſagt), dagegen der nun folgende Triumph leicht, der moraliſch erſchütterte Blake kapitulierte am 8. Januar 1812 in Valencia. Wenn Suchets Züge „mit faſt eleganter Präziſion“ (Brandt) ineinandergriffen, ſo überſchätzt man doch dieſen Streber, dies war mehr oder minder nur Kleinkrieg, der freilich in Katalonien nie erloſch und ſogar bis Pampeluna reichte, der Norden blieb ſtets unſicher. In allerlei Gefechten auf der ſo langen Etappenlinie Tarragona-Pyrenäen bluteten nicht weniger als 155 Offiziere. Suchet behielt 1813 zuletzt nur 30 000 Franzoſen, 125000 Italiener; all ſeine Polen gingen wie die Soults zum ruſſiſchen Feldzug ab, ebenſo 32 franzöſiſche Bataillone. Das Schickſalsjahr brachte auch in Spanien dauernden Umſchwung der Lage, denn Marmont verfolgte ſein altes Pech. „Die glücklichen und für uns glorreichen Ereigniſſe“, auf die er am 16. Januar den Kaiſer „gefaßt machte“, fanden ſchon am 20. einen hinkenden Boten. Wellington benutzte eine Pauſe, wo Marmont aus Verpflegungsgründen ſeine Maſſe weit auseinanderzog, erſtürmte am 19. das lächerlich ſchwach beſetzte C. Rodrigo, wobei er freilich 1300 Mann und ſeinen beſten Diviſionär Crawford verlor, die berühmten 52er Oberſt Colborns drangen zuerſt ein. Marmont fand es „unbegreiflich“, doch die „nötigen Aufſchlüſſe“ lagen in ſeiner Nachläſſigkeit, die keinen Verkehr mit der Feſtung unterhielt. Hier verfängt ſeine Entſchuldigung nichts, daß die traurigen Proviantverhältniſſe zu fortwährender Zerſtreuung der Lager zwangen, dem kühlen Beobachter drüben durfte man keine Blöße geben. Jetzt gelang es auch Soult zu täuſchen, der ſtündlich Cadix zu Falle bringen wollte und deſſen Unterführer Drouet d'Erlon, durch Hill und Graham gefeſſelt, die böſe Abſicht nicht begriff. Mit unglaublicher Schnelle und rückſichtsloſer Gewalt ward Badajoz am 6. April nachts erſtürmt, nach heldenhafter Gegenwehr kapitulierten 2700, nachdem 1200 tot und verwundet, auch 910 Heſſen unter General Wiland lagen im Ort. Doch ganze engliſche Regimenter bezahlten den Sieg mit ihrem Daſein, man ließ 378 Offiziere, 5885 auf der Strecke (Napiers falſche Angabe 4179 bezieht ſich nur auf den letzten Sturm, auch 4552 iſt nach Offiziersmaßſtab zu wenig). Die „Befreier“ begingen tauſend Teufeleien gegen die unglücklichen Einwohner, die ſchon in C. Rodrigo dieſe losgelaſſenen Bluthunde zu allen Teufeln wünſchten und ihre „Unterdrücker“ zurückſehnten. Die viel zu geringe Beſatzung ſchlug ſich noch tapfrer als die wilden Scharlachſöldner; um Mitternacht blies die Leichte Diviſion, Wellingtons Kerntruppe, ſchon zum Rückzug, auch Diviſion Cole war ruiniert, merkwürdigerweiſe führten nur zwei Scheinangriffe zum Ziel. Mag anderweitige Angabe falſch ſein, daß vor Badajoz im Ganzen inkl. früheren Angriffen 1811 volle 3000 Tote, 7000 Verwundete den Blutzoll entrichteten, jedenfalls erzitterte ſelbſt Wellingtons eherne Seele tränenvoll ob ſolcher „bedächtig altväteriſcher“ (Treitſchke) Hinopferung koſtſpieliger Kriegsknechte, die Manneszucht konnte nur mit dem Galgen wieder hergeſtellt werden. Gouverneur Philippon entfloh nachher der Gefangenſchaft, böſe Stimmen ſchrieben ihm perſönliche Feigheit zu, tatſächlich mußte er ſpäter im deutſchen Feldzug penſioniert werden, Soults Ingenieurgeneral Lery ſpricht von „ſchlechter Verteidigung“; da er aber von „hinreichender Beſetzung“ ſchwärmt, „nie gab es eine Feſtung in beſſerem Zuſtand“, ſo darf man nichts darauf geben. „Das ſind die Folgen, daß wir keinen gemeinſamen Obergeneral haben,“ ſehr wahr, von rechtswegen hätte Marmont, deſſen Befehlskreis bis zum Tajo reichte,

Badajoz entſetzen ſollen durch ſtarkes Vorgehen gegen Portugal. Er vertrödelte aber die Zeit bis 12. April nebſt gutgemeinter Edelmutskomödie gegen zerſprengte portugieſiſche Milizen: Barmherzigkeit fängt aber am beſten beim eigenen Heere an, Charity begins at home, er hätte lieber für Sicherung ſeiner Flanke ſorgen ſollen. Am 19. zerſchnitt Hill nach ſiebentägigem Schnellmarſch jede Verbindung zwiſchen Marmont und Soult, Almaraz zerſtörend, den Tajobrückenkopf. Von Wellingtons 75000 Streitbaren gingen 25000 Hills im Süden ab, 17000 lagen in Hoſpitälern; erſt Mitte Juni machten Erſatzreſerven aus England ihn ſtark genug, gegen Salamanca vorzubrechen. Von Marmonts 62000 („Mann", nicht Gewehr und Säbel) ſtand ein Drittel in Aſturien, er mußte die drei Forts von Salamanca ihrem Schickſal überlaſſen, dort wehrten ſich 800 brav gegen die Diviſion Clinton, die 500 verlor, die tapfre Beſatzung ebenſoviel, nur ein Bruchteil ergab ſich, als die Forts mit Hurra genommen wurden. Jetzt folgten aber glänzende Manöver Marmonts an Douro und Guarena gegen Wellingtons Linke, die er mühſam mit Verluſt parierte, dann gegen ſeine Rechte auf C. Rodrigo.

Wellington beſaß 46400 Säbel und Bajonette, was 52000 Effektiv bedeutet, Marmont 42000 Mann, was nur 36000 Säbel und Bajonette ausmacht. Am 22. kam es vor Salamanca beim Dorfe Arapiles zur Entſcheidung.

Marmonts Stärke- und Verluſtangaben entſprechen unſerer eigenen Statiſtik, beides iſt grundfalſch in Berndts „Die Zahl im Kriege"; die Angabe Moyles über nur 3000 Gefangene entſpricht der Wahrheit. Marmonts Schlachtſchilderung iſt nicht ganz richtig, jedenfalls unvergleichlich richtiger als die ſchamloſe engliſche Prahlerei „des Schlagens von 40000 Mann in 40 Minuten", die übrigens nicht von Wellington herrührt, wohl aber der vorſchnelle Ruf „Marmont iſt verloren", wie der ſpaniſche Bevollmächtigte, General Alava, berichtet, als er Marmonts linke Flügeldiviſion an einer Bachrinne zu weit ausholen ſah. Das entſpricht ſeiner Wahrhaftigkeit und Beſcheidenheit ſpäter bei Vittoria an Mcolm: „Ich nahm den Burſchen mehr Geſchütze ab als den Indern bei Aſſaye mit wenig größerem Verluſt, ſie können uns überhaupt nicht widerſtehen", welcher Vergleich mit feigen Indern nach einem lange zweifelhaften und für ihn höchſt verluſtreichen Kampf uns genügend über ſeine Waterloolügen aufklärt. Dort redet er ſich z. B. heraus, er habe die ſonſt unvermeidliche Niederlage nur riskiert in feſtem Vertrauen auf preußiſche Hilfe, während er nur ein einziges Mal während der Schlacht auf das ihm als Notizbuch dienende Stück Eſelsfell an Vandeleur ſchrieb: „Die Preußen haben anſcheinend ein Korps bei St. Lambert." Bei Salamanca bewies er freilich hohe Geiſtesgegenwart und Entſchlußkraft. Nachdem Marmont ſchon um 2 Uhr nachmittags am ſüdlichen Arapilenhügel heftige Kanonade eröffnete, marſchierte ſeine Hauptmacht noch nordweſtlich durch die Wälder, als ſchon Pakenham und Leith auf die zu weit ausholenden linken Flügeldiviſionen Thomières und Sarrut fielen. Mit Wucht trampelte die leichte und ſchwere Reiterei gleichzeitig Thomieres, der fiel, unter ihre Hufe. Indeſſen fiel der Reiterchef Marchant, ſeine Regimenter ſchmolzen auf Schwadronen, die franzöſiſchen Chaſſeurs und Huſaren opferten ſich in ſcharfer Gegenattacke. Marmont ſank ſchon längſt ſchwerverwundet (andre Angabe „5" oder „6" Uhr iſt falſch), ſein Nachfolger Bonnet, deſſen 118., 122. die Portugieſen am nördlichen Arapilenberg warfen, übergab ſchwerverwundet Clauzel das Kommando, der eine neue Front herſtellte und die 4. Diviſion Cole über den Haufen warf und auch Leith erſchütterte. Leith, Cole, Marſchall Beresford ſelber ſanken ſchwergetroffen, ihre Truppen wurden von Diviſion Bonnet und Ferry zuſammengepreßt, Boyers Dragoner attackierten in die Zwiſchenräume. Doch die 6. Diviſion Clinton ſtellte das Gefecht wieder her, Ferry fiel. Doch friſtete Clauzel die Schlacht bis zur Nacht, Diviſion Foy rechts und Diviſion Maucune links brachen die Verfolgung, bis man den Tormesfluß zwiſchen ſich und den Feind brachte. Im Zentrum behauptete Diviſion Clauzel lange den Kapellenberg, bis das 6. Engliſche Regiment ihn abrang, die 7. Diviſion Beresford war völlig geſchlagen, 1. und Leichte konnten Foy nichts anhaben; am folgenden Tage aber hieben Bocks deutſche Dragoner ein Viereck Foys nieder, wobei ſie freilich 51 Tote liegen ließen, aber nur 66 Verwundete. Die Engländer (Napier und Maxwell) geſtehen für die Schlacht ſelber 294 Offiziere, 4931 Tote und Verwundete ein, Clinton allein verlor 1189, ſein 61. vier Fünftel, 24 von 27 Offizieren. Trotzdem 3000 friſche Engländer zu ihm ſtießen, fehlten Ende Juli 8000 von Wellingtons Schlachtſtärke, alſo 11000 und da er ſchwerlich ſo viel Kranke verlor, wird er wohl (ſiehe Offiziersziffer) 6000 verloren haben, wie Napier ſich ſelbſt verſchwatzt. So viel rechnet Marmont für ſich, „10000 Tote und Verwundete, 7000 gefangen" iſt Schwindel, von „11" eroberten Geſchützen ſind nur 5 bekannt (Sommerſets Gardedragoner) und die Artillerie verlor nur 5 Offiziere, ſo daß ihr Standhalten unter naher Gefährdung unwahrſcheinlich iſt. Bei 315 Infanterieoffizieren ſollen 136 meiſt bleſſiert gefangen ſein, die Einzelverluſte erweiſen ſich aber als ſehr gering, 27. Ligne der am meiſten leidenden Diviſion Clauzel verlor 139 Köpfe, nur 344 (23 Tote) das am meiſten leidende 15. der am längſten fechtenden Diviſion Maucune, und 32 die am ſchärfſten attackierenden 25. Dragoner, immer Gefangene inbegriffen. Man wird daher ſchwerlich mehr als 6—7000 alles in allem buchen dürfen. Ein Adler (Regiment 22) ging verloren; was darüber iſt, das iſt vom Übel, Sarruts 82. rettete den bedrohten Adler. Trotz vieler Verſprengter ſammelte Clauzel ſofort wieder 35000 Streitbare (um ſo kindiſcher, daß gewiſſe franzöſiſche Autoren Marmont auf 18000 ver-

ringern). Joseph aber, dessen „Zentrumsarmee" mit 20000 das Guadaramagebirge lange verteidigen konnte, ließ sofort den Kopf hängen und kniff mit 3000 Wagen seines Hofhaltes und 20000 spanischen Anhängern, darunter viel Frauen, eilig aus. Am 12. August zog Wellington in Madrid ein, kalt und stumm, die seine Steigbügel küssenden Freudetrunkenen keines Blickes würdigend. Nachher forderte er klingenden Dank, 2 Millionen Piaster. Sein Reitervortrab erlitt übrigens noch eine Schlappe, wobei Bergische Lanciers gegen deutsche Legionsdragoner anritten. In Retiro kapitulierten 2500 mit 180 Geschützen, die man statt der mitgeschleppten Wagenburg hätte retten sollen; der Kommandant fürchtete für seine gefüllten Pulvermagazine. Diese Unglücklichen ermordete nachher ihre portugiesische Eskorte. So verbreitete der elende Selbstling überallhin Verderben, seinen Flügeladjutanten Desprez mußte Napoleon nachher beruhigen, weil Joseph frischweg Soult des Verrates beschuldigte, der mit schwerem Herzen nun Südspanien freigab und im Meistermarsch zu Joseph heranrückte. Wellington beschwerte sich über die Spanier; da aber sein Generalauditeur Larpent an einem einzigen Tag 13 englische Raubmörder aufhängte, darf man sich nicht wundern, daß die Madrilenen sich nicht für solche Befreier erwärmten. So schmolzen Wellingtons Reihen erschreckend durch Mangel, von Burgos mußte er Ende Oktober beschämt abziehen, wo Dubreton mit nur 2000 die Zitadelle hielt und den Stürmern, besonders Garden und Deutschen, 3000 (allein 1980 beim letzten Sturm) außer Gefecht setzte. Clauzel brachte Wellington ins Gedränge, der elende Joseph ersetzte ihn aber durch den unfähigen Souham und schenkte dem Streber Drouet sein Vertrauen, hintertrieb Soults Umwicklungsmanöver, das am 10. November die Brigaden Hovard und Hamilton mit größten Verlusten aus Salamanca verjagte. So entrann Wellington, obschon ihm alle Transportmaultiere abhanden kamen, aufgelöst nach Portugal, nachdem er im letzten Rückzuge 7000, seit Burgos 15000 verlor.

Marmont war von jeder Schuld freizusprechen und seine Manöver teilweise musterhaft zu finden. Sein Flankenmarsch am Douro wurde auch englischerseits als technisches Meisterstück anerkannt und wenn Napier ihn „more shining than great" nennt, so begreift man Marmonts Zorn, der seinerseits Napiers bedeutendes Werk „sehr mittelmäßig" schimpft. Freilich bleibt Napier in echt britischer Selbstüberhebung befangen und möchte Wellingtons Überlegenheit herausstreichen, der seine Bagage schon nach C. Rodrigo vorausschickte, nur unter sehr günstigen Umständen schlagen wollte und an Green gestand, Marmont hätte ihm goldene Brücken bauen sollen.

Nebenbei aber treibt Napier grenzenlosen Napoleonskult und so sind des Kaisers harte Ausdrücke über die Salamancaschlacht für ihn Evangelium. Es steht indessen fest, daß Marmont keineswegs auf Verstärkung durch König Joseph rechnen konnte, der wie gewöhnlich seine Entschlüsse von einem Tag zum andern änderte, und daß er seine Arapilenstellung vortrefflich wählte und ganz richtig mit Linksschwenkung eine Schlacht liefern wollte. Daß er gerade im Augenblick, wo er diese Bewegung anordnete, fast tödlich verwundet wurde, d. h. vor Beginn der Schlacht durch einen einzelnen auf ihn gezielten Kanonenschuß, und daß seine Nachfolger sich nicht zurechtfanden, war wieder sein altes Pech und Wellingtons Glückspilzchance. Parquier, als unmittelbarer Augenzeuge (Eskorte des Marschalls) stellt den Vorfall geradeso dar und es gehört viel Brutalität dazu, einen Feldherrn für eine Niederlage verantwortlich zu machen, vor deren Beginn er schon auf dem Verbandsplatz war. Nichtsdestoweniger ließ ihn Napoleon, kaum daß er nach langem Siechtum genas, kriegsgerichtlich ins Verhör nehmen, wo er sich aber wohl überzeugend rechtfertigte, denn er kam sogar ohne Verweis davon, nachdem der Kaiser ihn brieflich unbarmherzig gerüffelt hatte. Wäre übrigens wahr gewesen, daß er sich der „Insubordination schuldig" machte, weil er auf Josephs unsicheres Eintreffen nicht warten wollte, um nicht unter dem Kommando dieses traurigen Dilettanten und seines unfähigen Beirats Jourdan, dieser verbrauchten, abgenutzten Ruine der Revolutionszeit leben zu müssen, so möchten wir ihm dies menschlich zugutehalten. Es heißt wirklich zu viel verlangen, wenn ein verbitterter Pechvogel wie Marmont die Frucht seiner Mühen und Talente sich entgehen lassen soll, damit ein „König" ihm entweder die Sache verpfusche oder sich selbst den Erfolg aneigne. Wenn die Sucht monarchischer Herren, überall Prinzen regierender Häuser in den Vordergrund zu stellen, oft genug üble Folgen hat und den Wirkungskreis wirklicher Generale beeinträchtigt, so berührt es bei Napoleon geradezu komisch, wie er darauf bedacht blieb, seine Brüder und Schwäger mit Operationen zu betrauen, denen sie in keiner Weise gewachsen waren. — —

Seit der Umarmung an der Logenbrüstung des Erfurter Theaters war zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Zaren Alexander eine stets wachsende Entfremdung eingetreten; geliebt hatten sie sich sicherlich beide niemals, aber solange die Politik sie verband, ging das alles. Zunächst war die Haltung Alexanders gegenüber der Kontinentalsperre sehr verschieden von der, welche Napoleon wünschte. Dem Dekret von Trianon, das alle Kolonialwaren mit immensen Zöllen belegte — wir hörten davon — hatte der Zar sogar direkten Widerstand entgegengesetzt. Einen schlimmen Riß hatte ferner die Vergewaltigung des Herzogs von Oldenburg, der ein Oheim des Zaren war, zur Folge gehabt. Der Zar ließ die französischen Produkte, besonders die Weine, mit starken Einfuhrzöllen belegen, dagegen ermäßigte er den Zoll auf Kolonialwaren, die gerade durch den englischen Handel nach Rußland gelangten, außerordentlich. „Der letzte Ukas Ew. Majestät," hieß es in einem Beschwerdebrief, den der Kaiser an den Zaren sandte, „ist in der Sache, aber nament-

Digitized by Google

lich in der Form, beſonders gegen Frankreich gerichtet. Zu anderer Zeit würden Ew. Majeſtät, bevor Sie eine ſolche Maßregelung gegen den Außenhandel ergreifen wollten, es mich haben wiſſen laſſen, und ich hätte Ihnen vielleicht Mittel angeben können, die den Hauptzweck erfüllt und dennoch verhütet hätten, daß das in den Augen Frankreichs als ein Wechſel des Syſtems erſchiene. So aber hat es ganz Europa angeſehen und in der Meinung Englands und Europas beſteht unſer Bündnis nicht mehr."

Auguſt Wilhelm Antonius Graf Neidhart von Gneiſenau
Nach einem Gemälde von A. W. Devis geſtochen von B. Smith

Die Schatten, die dieſe wachſenden Zwiſtigkeiten zwiſchen dem franzöſiſchen Kaiſer und dem ruſſiſchen Zaren vorauswarfen, ſenkten ſich zunächſt über das unglückliche Preußen, das zwiſchen den beiden Koloſſen eingekeilt lag. Denn ein Bruch des Bündniſſes von Tilſit brachte auch den Friedensvertrag von Tilſit in Gefahr, und in dieſem Friedensvertrag hieß es ausdrücklich, daß Napoleon nur in Rückſicht auf ſeinen neuen Freund Alexander dem König von Preußen die Hälfte ſeiner Länder „zurückgegeben" habe. Schon gleich nach dem öſterreichiſchen Feldzug hatte der Kaiſer den neuernannten Geſandten Preußens, Friedrich Wilhelm von Kruſemarck, als er dem Kaiſer des Königs von Preußen Glückwünſche zum Friedensſchluß mit Öſterreich überbrachte, angefahren: „Welch wunderbarer Einfall Eurer Regierung, inmitten der allgemeinen

Gärung Übungslager zu bilden! Ein besseres Mittel, sie zu steigern, gab es gar nicht. Ihr habt Eure Zahlungen in sehr ungeschickter Weise eingestellt, ich weiß, Ihr wollt mir den Krieg machen. Für das Übel, das Ihr mir nicht zugefügt habt, bin ich Euch keinen Dank schuldig. Euer Verdienst ist es nicht. Der Gipfel des Wahnsinnes wäre es gewesen, die Russen im Rücken, mir den Krieg zu machen!"

Es konnte dem Einsichtigen gar kein Zweifel mehr sein, daß Napoleon nur auf eine gute Gelegenheit wartete, dem preußischen Staat den Rest zu geben. Die ganzen Verhältnisse drängten immer mehr dem großen Weltreich zu, dessen Idee sich im Hirn des unbegreiflichen Mannes eingewurzelt hatte. Schon standen ganze spanische Provinzen unter der Verwaltung französischer Marschälle; König Joseph beklagte sich bitter darüber, aber was half's, er mußte schweigen. Die Einverleibung von Spanien und Italien war nur eine Frage der Zeit, und was die Rheinbundstaaten anging, so war man über ihr künftiges Schicksal in Paris durchaus nicht mehr im unklaren. Die Westfalen, die nach Paris kamen, wurden dort in den Salons scherzend als „français futurs", Zukunftsfranzosen bezeichnet. Einer der Grundsätze napoleonischer Politik war der, es dahin zu bringen, daß durch das Beispiel der an Preußen herangeschobenen Rheinbundstaaten, besonders des Königsreichs Westfalen, die Sehnsucht der Preußen nach napoleonischer Herrschaft wachgerufen werden möchte. „In der Tat," schreibt Heinrich von Treitschke, „galt das Staatsrecht des Königreichs Westfalen nicht bloß im Rheinbunde, sondern auch bei einem Teile der preußischen Patrioten als eine Musterverfassung. Wie stattlich erhob sich hier die Krone mit ihrem Scheinparlamente hoch über der eingeebneten, von allen Standesvorrechten völlig befreiten Gesellschaft; und zudem die Schlagfertigkeit der Präfekten, die raschere Rechtspflege, die ungewohnte Höflichkeit der meisten Beamten, die Beseitigung der Binnenmauten, die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Patrimonialgerichte und der gutsherrlichen Gewalt. Wer auf dem Lande wohnte, war paysan. Der vielgeplagte ‚Rustikalstand' befand sich in mancher Hinsicht wohler als vormals unter dem Regiment der hannoverschen Junker und der hessischen Soldatenverkäufer. Noch heute hat sich unter den kleinen Leuten des Göttinger Landes der Name ‚Pisanger' erhalten. Die Bauern fühlten sich geehrt, wenn ihre Repräsentanten im Schlosse zu Kassel unter den vornehmen Herren erschienen und von der Wache mit präsentiertem Gewehr begrüßt wurden. Nach Jahren noch gestanden die Pächter im Magdeburgischen dem preußischen Minister Klewitz treuherzig, eine solche Verfassung möchten sie wohl wieder haben." — Selbst Minister von Hardenberg konnte der Verfassung des Königreichs Westfalen seine Bewunderung nicht versagen.

Am 15. August 1811, dem Napoleonstage, brach in Paris das Gewitter los. Der Kaiser pflegte seine Kriege stets ja durch ein barsches Anlassen des jeweiligen Gesandten der gegnerischen Macht einzuleiten. „Ich bin nicht so töricht," herrschte er in öffentlicher Audienz den Fürsten Kurakin in seiner kollernden Weise an, „ich bin nicht so töricht, zu glauben, daß die Verstimmung des Zaren aus der Oldenburger Angelegenheit entspringt; ich sehe wohl ein, daß es sich um Polen handelt. Sie schieben mir Absichten zugunsten Polens zu, ich fange aber an, zu glauben, daß Sie selbst sich seiner bemächtigen wollen. Und wenn Ihre Armee auf dem Montmartre läge, ich würde nicht einen Zoll breit, nicht ein Dorf, nicht eine Windmühle von dem Warschauer Gebiet hergeben." Das war das Signal! Das war aber auch für Preußen ein Schreckschuß, denn was nun? Es schien tatsächlich so, als ob Preußen jetzt plötzlich vor ein unabwendbares Entweder — Oder gestellt sei. Entweder sofortige Erhebung oder Zertrümmerung. Von Kaiser Alexander war eine unmittelbare Hilfe nicht zu erwarten. Alexander hatte beschlossen, den Krieg in seinem eigenen Lande zu führen. So kam es, daß in Preußen die feurige Kriegspartei ihr Haupt erhob und, bevor Napoleon die Schlinge zusammenzog, um jeden Preis losschlagen wollte. Gneisenau war die Seele dieser Bewegung. Er wurde in den Staatsrat berufen, um die Rüstungen zu leiten. Scharnhorst und er standen Schulter an Schulter. Spandau sollte zu einem spanischen Torres-Vedras werden. Die Regimenter zogen von allen Seiten her in das feste Lager von Kolberg, wo Blücher befehligte. Schon waren in aller Stille die „Krümper" einberufen, es standen an 75000 Mann gegen Ende August unter den Waffen. Die kommandierenden Generale in den Provinzen erhielten außerordentliche Vollmacht, um sofort losschlagen zu können, wenn das Zeichen gegeben würde. Die Pfarrer sollten in den Dörfern den Landsturm aufbieten. Der ganz große gewaltige Erhebungsplan ward von Gneisenau in einer Denkschrift dem Könige vorgelegt, und Friedrich Wilhelm hat sie mit seinen charakteristischen Randbemerkungen versehen, die wiederum scharfe Schlaglichter auf den so klaren und kritischen Geist des Königs werfen. „Der seyn sollende Kampf der Verzweiflung ist allerdings besser und ehrenvoller als freiwillige Unterjochung." Mit diesen Worten leitete der König seine Randbemerkungen ein. „Was könnten," meint er, „Landwehr und Milizen ohne Intelligenz und Gewitztheit wohl verrichten, einige Flinten- oder Kanonenschüsse würden sie auseinander werfen und die Franzosen würden der Sache schnell den Garaus machen." Gneisenaus Ausführung, daß die Prediger allerorten den Kreuzzug gegen Frankreich predigen und sich an die Spitze der Landstürmer stellen sollten, daß sie in ihren Reden all die Unterdrückungen der letzten Jahre aufzählen und an die Helden der Bibel, die Makkabäer, erinnern sollten, hatte der König mit

Digitized by Google

Gebhard Leberecht von Blücher
Gemalt und auf Stein gezeichnet von F. T. Gröger

Digitized by Google

einem trockenen „als Poeſie gut, wenn aber ein Prediger erſchoſſen ſein wird, hat die Sache ein Ende“ abgetan! Hatte der König ſo unrecht? Er kannte doch ſeine Märker! Der König hatte es in jenen Tagen nicht leicht. Alle die Feuerköpfe, die ihre Ketten zerbrechen wollten, ſtürmten auf ihn ein. Auch Gneiſenau war mit dieſer Abweiſung noch keineswegs zufrieden. „Gewiß,“ meinte er, „wäre es, daß die Franzoſen ſtrenge und gewaltſame Mittel anwenden würden, um die große Bewegung im Keime zu erſticken; gewiß wäre es, daß ſie Blut nicht ſparen würden. Aber dies vergoſſene Blut würde nicht unnütz fließen, ſondern zur Rache reizen und ſtatt Furcht zu verbreiten, die Erbitterung ſteigern.“ Er lebte ganz in den Anſchauungen, daß aus dieſem Preußen ein Spanien, ein Tirol zu machen ſei, wenn die rechten Männer die Führung übernehmen würden. Und der alte Blücher aus ſeinem Kolberger Lager, der ſchob gehörig nach. „Machen Sie doch,“ ſchrieb er an ſeinen Gneiſenau, „daß der König all die Sicherheitskommiſſare und Faultiere von ſich entfernt; das Achſelzucken und Seufzen verrät faſt allemal einen Schuft.“ Noch einmal ſchrieb Gneiſenau an ſeinen König, und dieſer Brief des begeiſterten Mannes wird ſtellenweiſe für alle Zeiten das Dokument ſeiner hohen Geſinnung bleiben. Nachdem er in dieſem Briefe dem König klargelegt hatte, was Napoleons Ziele im Grunde wären und was von dieſem zu erwarten ſtünde, zeigte er in ſeinen Darſtellungen alle die großen Kräfte, die in dem zerriſſenen preußiſchen Staate ſchlummerten, zeigte, wie dieſe Wehrmittel zu nutzen wären. Es wohnte, das iſt keine Frage, in dieſem Gneiſenau ein Dichter. Er wußte ans Herz zu greifen. „Die Fürſten der Erde,“ ſo ſchließt ſein Brief an den König, „die Fürſten der Erde kennen nicht den Zauber, der in ihren freundlichen Worten und in ihrem Zorne liegt. Wenn Ew. Majeſtät ſich der unwiderſtehlichen Freundlichkeit bewußt wären, die Sie Ihren Zügen zu geben vermögen, wenn Allerhöchſtdieſelben dieſen Zauber anwenden wollten, um Ihren Thron, Ihren Staat, Ihre Kinder dem Schutze des Volkes zu empfehlen, Ew. Majeſtät würden Wunder tun und ſchlummernde Kräfte entwickeln, worüber die Welt erſtaunen ſollte. Es ſind nicht immer die ſtehenden Heere geweſen, die Throne und Staaten gerettet haben. Häufig war es die Liebe eines für ſeinen Herrſcher begeiſterten Volkes. König Alfred von England hatte nichts mehr übrig als ein Bauerngewand, und dennoch rettete er Thron und Volk aus der Gewalt der damals allfurchtbaren Dänen.

Ew. Majeſtät werden mir, indem ich dies ſchreibe, abermals Poeſie ſchuld geben, und ich will mich gern hierzu bekennen. Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend ſind nichts anderes als Poeſie; keine Herzenserhebung ohne ſie. Wer nur nach kalter Berechnung ſeine Handlungen regelt, wird ein ſtarrer Egoiſt. Auf Poeſie iſt die Sicherheit der Throne gegründet. Wie ſo mancher von uns, der mit Bekümmernis auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in ſtiller Abgezogenheit finden können, wie mancher ſelbſt eine glänzende erwarten dürfen, wenn er ſtatt zu fühlen nur berechnen wollte. Jeder Herrſcher iſt ihm dann gleichgültig. Aber die Bande der Geburt, der Zuneigung oder der Dankbarkeit feſſeln ihn an ſeinen alten Herrn; deſſen Unglück kettet ihn noch mehr an ſelbigen; mit ihm will er leben und fallen; für ihn entſagt er den Familienfreuden; für ihn gibt er Leben und Gut ungewiſſer Zukunft preis. Dies iſt Poeſie und zwar von der edelſten Art; an ihr will ich mich aufrichten mein Lebenlang.“

Auch der König ward von dieſem Brief augenſcheinlich tief bewegt. Er ſandte das Schreiben an den Staatskanzler von Hardenberg und fügte handſchriftlich an: „Meinen Gruß Ihrem Gaſte.“ In dieſen Worten liegt ſchon eine beträchtliche Gefühlswallung des wortkargen Königs verborgen.

Jedenfalls hatte das Schreiben, namentlich da am gleichen Tage beunruhigende Nachrichten aus Paris eintrafen, zur Folge, daß der König die Beſchleunigung der Rüſtungen befahl. Es wurde die Errichtung von 51 neuen Krümperbataillonen befohlen. Und da die Rüſtungen nun doch einmal vor den franzöſiſchen Spähern und Agenten nicht geheim zu halten waren, ſo hielt Hardenberg es für klug, dem franzöſiſchen Geſandten Grafen Saint Marſan mitzuteilen, daß Preußen auf alle Fälle entſchloſſen ſei, was da auch kommen möge, „mit den Waffen in der Hand zu fallen“. — Da Napoleon ſeine Politik ſo betrieb wie ſeine Kriege und ſich in ihr ebenſo wie in ſeinen Schlachten einrichtete wie ein gewandter Fechter, der den Vorteil des Gegners ſo gut beachtet wie ſeine Blöße, iſt es durchaus nicht unmöglich, daß die Rüſtungen Preußens auf ihn Eindruck machten. Er hatte längſt mit argwöhniſchem Blick auf das Anwachſen der nationalen Bewegung in Preußen hingeſehen. Die tiefen Quellen, welche dieſe Bewegung ſpeiſten, die allerdings blieben ihm verborgen. Der heimatloſe Mann konnte ein nationales Gefühl nicht verſtehen. Aber er hatte doch in Öſterreich bei Aſpern und Wagram die Aufopferung und Bravour der Soldaten kennen gelernt. Gleiche Zähigkeit und Aufopferung konnte ihm jetzt in Preußen begegnen. Das wäre ihm unbequem geweſen, denn er ſammelte ſeine ganze Kraft, um zuerſt Rußland zu Boden zu werfen. Da er es aber gewohnt war, für alle Fälle vorzuſorgen, ſo ließ er am 14. September 1811 dem Marſchall Davout, der in Hamburg kommandierte, ſeine genauen Befehle zukommen, was geſchehen ſolle, wenn Preußen ſeine Rüſtungen nicht einſtelle. „Mein Vetter,“ ſo ſchrieb der Kaiſer, „ich habe heute einen Kurier nach Berlin abgefertigt. Ich habe dem Grafen Saint Marſan befohlen, daß, wenn Preußen nicht aufhört, die Feſtungen Spandau, Kolberg zu befeſtigen und zu verſorgen und nicht alle ſeine Waffenrüſtungen einſtellt, er Berlin

Digitized by Google

verlaſſen ſoll. Meine Abſicht iſt, daß, wenn der Graf Saint Marſan Berlin verlaſſen hat, wovon er Sie zu unterrichten nicht ſäumen wird, Sie ſich mit Ihrer Armee in Perſon nach jener Hauptſtadt begeben. Sie würden Sorge tragen, die Diviſion des Generals Deſaix zu Stettin mit mehreren Brigaden Reiterei und einer Diviſion Fußvolk zu verſtärken, damit ſie ſtark genug ſei, um die Brücke zu zerſtören, welche die Preußen über die Oder haben, und den Verkehr auf dieſem Fluß zu unterbrechen. Sie würden in dieſem Falle den König von Weſtfalen unterrichten, welcher ſeine Truppen in Magdeburg vereinigen würde. Sie würden nach Sachſen ſchreiben, damit die ſächſiſchen Truppen ſich bei Glogau zuſammenzögen. Sie würden nach Dresden und nach Warſchau (mit Bezug auf die Armee des Großherzogtums) ſchreiben, damit auf der Weichſel aller Verkehr mit Truppen, Wagen, Schießbedarf unterbrochen, alle Truppen, die man fände, entwaffnet und gefangen genommen, alle Kanonen und alle Wagen weggenommen würden. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß Sie in Stettin, Glogau, Küſtrin, Danzig Wachſamkeit anzubefehlen haben. Nehmen Sie Ihre Maßregeln im voraus ſo, daß ich auf der Etappenlinie nicht einzelne Leute, Wagen, Züge und dergleichen habe, die geopfert wären. Wenn ich einen Mann oder ein Fuhrwerk verliere, ſo werde ich Anlaß haben, Ihnen meine Unzufriedenheit darüber auszuſprechen. Alles muß in den feſten Plätzen vereinigt und in Maſſen bereit ſtehen. Mein Entſchluß iſt ſo beſtimmt ausgeſprochen worden, daß ich hoffe, Preußen wird ſeine Ohnmacht und die Torheit ſeiner Anſprüche einſehen und der Graf Saint Marſan nicht nötig haben, abzureiſen. Meine Anſicht iſt im übrigen nicht, daß Sie eine Anſtalt treffen, welche drohend wäre. Ihre Truppen müſſen auf dem Sprunge ſein und unter dem Vorwand einer Heerſchau ihren viertägigen Bedarf an Lebensmitteln haben. Wenn Sie in Preußen eindringen, müſſen Sie keinen Aufruf erlaſſen, nichts ſagen, aber alles wegnehmen und entwaffnen und namentlich eine gute Manneszucht beobachten. Man müßte in dieſem Falle Spandau überrumpeln."

Scharnhorſt war nach Petersburg gereiſt, um den Kaiſer Alexander zu bewegen, daß er gleichzeitig mit Preußen den Krieg an Frankreich erkläre und ſchleunigſt ein ſtarkes Heer in Preußen einrücken laſſe, das dann Schulter an Schulter mit den Preußen fechten ſolle, aber Alexander wollte nicht. Der Zar war feſt entſchloſſen, einen Krieg mit Napoleon nur innerhalb ſeiner Landesgrenzen auszufechten und nur dann, wenn der franzöſiſche Kaiſer ihn angreifen würde. Die paar Bataillone und Schwadronen, die er Scharnhorſt zuſagte für den Fall, daß die Franzoſen an der Weichſel vordrängen und gegen Königsberg marſchierten, waren überhaupt von keiner Bedeutung. Der Zar war feſt überzeugt, daß Preußen im Falle eines Krieges ſofort überrannt werden würde und daß er ſeine Truppen beſſer im eigenen Lande gebrauchen könnte. Scharnhorſt ging nach Wien. Aber die Hofburg war ebenſowenig bereit, ſich an die Seite Preußens zu ſtellen. — Da erklärte der franzöſiſche Geſandte Graf Saint Marſan nun Ende Oktober in einer Zuſammenkunft mit dem Staatskanzler von Hardenberg, daß ſein Kaiſer zunächſt für den Krieg mit Rußland einer militäriſchen Unterſtützung Preußens nicht bedürfe, daß er aber Wert auf die Mittel lege, welche ihm die preußiſche Verwaltung geben könne, um ſeine Armee „wie einen reißenden Strom an den Njemen zu werfen". Daraus erſahen der König und Hardenberg, daß der Korſe zunächſt noch nicht die Abſicht hatte, Preußen den Hals abzuſchneiden. Er wollte es vorher noch gehörig ausnutzen. Und nun ging Friedrich Wilhelm mit ſich zu Rate. Die Verhandlungen Scharnhorſts in Petersburg und Wien hatten keinen Erfolg gezeitigt, wenn es zum Schlagen kam, ſo ſtand Preußen ganz auf ſich allein. In Potsdam war es, wo nach langen Erwägungen der König dann den Entſchluß faßte, ſich für Frankreich zu erklären. „Wenn ich auf die Stimme meines Herzens höre oder meiner Neigung oder meinem Gefühl folgen wollte," ſchrieb er in ſeinem Memorandum, „ſo würde die Frage bald entſchieden ſein; wenn ich aber die Vernunft und meine innerſte Überzeugung zu Rate ziehe, ſo glaube ich der Erhaltung meines Staates und meines Hauſes alles übrige opfern zu müſſen, und demnach muß ich mich, nach der jetzigen Lage des Staates und meines Hauſes, für erſteres (für Frankreich) entſcheiden." „Es ſchiene ihm," ſo fuhr er fort, „zu allen Zeiten jeder Krieg gegen das Genie und die Übermacht Napoleons ſehr bedenklich und ein ſolcher böte wenig frohe Ausſichten dar. Es wäre jedoch ein ſolches Haſardſpiel noch einmal zu wagen, wenn Rußland mit Öſterreich darüber einverſtanden ſeien, daß beide mit Anſtrengung aller Kräfte zu Werke gehen wollten, daß alsdann auch Preußen ſich füglich an ſie anſchließe und ſein Heil im Kriege zum letzten Male wagen dürfte; daß aber, ſolange dieſe beiden Hauptmächte nicht gemeinſame Sache machen wollten, jeder Krieg mit Frankreich, wenn Preußen auf die Seite Rußlands trete, den unausbleiblichen Untergang Preußens, wenn nicht mathematiſch gewiß, ſo doch gewiß höchſtwahrſcheinlich herbeiführen würde."

Es iſt ſicher, daß die Chancen eines Volkskrieges, einer ſtürmiſchen Erhebung, niemals zu ermeſſen ſind. Aber man muß ſich heute dennoch ſagen, daß Friedrich Wilhelms Beſtändigkeit damals den Staat vor ſeinem Untergang bewahrt hat. Er traute allerdings dem franzöſiſchen Kaiſer gar nicht mehr. Er wußte nach den Gewalttaten, die Napoleon gegen eine Anzahl Dynaſtien Europas verübt hatte, daß auch er ein ſchnelles Opfer ſein könnte und daß wahrſcheinlich er das nächſte Opfer ſein würde. Aber wenn er jetzt in Bündnisverhandlungen mit dem Kaiſer eintrat, ſo gewann Preußen zunächſt Zeit. Die Vernichtung des preußiſchen Staates und der Fall der Dynaſtie erfolgte dann nicht ſofort und, Zeit zu gewinnen, ſchien hier alles.

Digitized by Google

In der Hofburg zu Wien ſowohl wie im Winterpalaſt zu St. Petersburg erwartete man jeden Augenblick, daß die franzöſiſchen Heerſäulen Preußen überſchwemmen würden und daß die Aufteilung dieſes unglücklichen Staates nahe bevorſtände. Der öſterreichiſche Miniſter Metternich erwog ſogar ſchon, ob es für Öſterreich nicht geraten ſei, ſich durch ein kluges Verhalten gegenüber Napoleon das Anrecht auf die Provinz Schleſien zu ſichern.

Unter ſolchen Verhältniſſen gingen die Dinge ihren Gang. Die Verhandlungen zwiſchen Berlin und Paris wurden fortgeſetzt; wenn man überhaupt von Verhandlungen ſprechen kann, wo an 400000 Mann bereitſtanden, um auf den geringſten Wink des Imperators über Preußen herzufallen. Er ſchloß denn auch dieſen Bündnisvertrag ſo mit Preußen, wie er ſeine Verträge zu ſchließen pflegte. Am 22. Februar 1812 legte er dem preußiſchen Geſandten Kruſemarck den fertigen Vertrag vor und wünſchte die ſofortige Unterzeichnung. Kruſemarck erbat ſich eine Friſt von einem Tage, um doch wenigſtens den franzöſiſchen Entwurf mit dem preußiſchen zu vergleichen. Der franzöſiſche Miniſter Maret, Herzog von Baſſano, hatte ihm geſagt, daß er noch einige leichte Abänderungen vorgenommen hätte. Über dieſe „leichten Abänderungen" ſollten dem armen Kruſemarck allerdings die Augen aufgehen. Das Papier, das da vor ihm lag, war ein Vertrag, wie Napoleon ihn ſelbſt diktiert hatte. Der Kaiſer erklärte dem Geſandten ganz kurz, daß von der Annahme des Vertrages es abhängen werde, ob der Einmarſch der franzöſiſchen Truppen in Preußen ein feindlicher oder ein friedlicher ſein würde. So hatte Kruſemarck ein Ultimatum vor ſich. Er mußte unterzeichnen, mochte er wollen oder nicht. Schon während der Kurier mit dem Vertrage nach Berlin unterwegs war, rückten die Franzoſen in Preußen ein und man wußte überhaupt nicht, woran man war. Scharnhorſt und Gneiſenau glaubten nicht anderes, als daß es darauf abgeſehen ſei, ſich der Perſon des Königs von Preußen mit Waffengewalt zu bemächtigen. Schon traf man Vorbereitungen, ſich mit den vorhandenen Truppen durchzuſchlagen und die königliche Familie zu retten. Erſt das Eintreffen des Kuriers mit dem Vertrag zeigte an, daß es ſich um eine „friedlichen" Einmarſch handelte.

Das Bündnis mit Frankreich verpflichtete den König von Preußen, ein Hilfsheer von 20000 Mann gegen Rußland zu ſtellen, das als 27. Diviſion der großen Armee unter den Oberbefehl des Marſchalls Macdonald, Herzogs von Tarent, trat. Es war die Hälfte des preußiſchen Heeres, denn in dieſem neuen Vertrag war es wieder ausdrücklich ausbedungen, daß Preußen nicht mehr als 42000 Mann halten dürfe. Das ganze Land war überhaupt nur noch eine Etappenſtraße für den Durchmarſch der großen Armee, die ſich gegen die Grenze Rußlands wälzte. Die Naturalienlieferung, die Preußen aufgezwungen wurde, war ungeheuer. Das durch jahrelange Bedrückung ſchon ausgeſogene Land ſollte liefern: 200000 Zentner Roggen, 400000 Zentner Weizen (denn dieſe verwöhnte franzöſiſche Soldateska aß lieber Weißbrot als Schwarzbrot), 650000 Zentner Heu, 6 Millionen Scheffel Hafer, 44000 Ochſen, 15000 Pferde, 2 Millionen Flaſchen Bier, 600000 Pfund Pulver und 300000 Pfund Blei und ſo weiter. Dazu 3600 beſpannte Wagen für die Fuhren der Armee von Magdeburg bis an die ruſſiſche Grenze. Das war zahlenmäßig feſtgelegt, aber was nicht zahlenmäßig feſtgelegt war, war viel ſchlimmer. Jeder franzöſiſche Befehlshaber konnte, ohne ſich an jene Ziffern zu kehren, Lebensmittel, Wagen, Pferde, Pulver, Patronen, Heu, Stroh, Hafer beitreiben, je nach ſeinem Belieben und ohne Widerſpruch ſeitens der Behörden und der Bevölkerung. Der ganze Vertrag ſorgte ſomit für die allergründlichſte Ausplünderung und Wehrloſmachung des preußiſchen Staates. Die Feſtungen Spandau — Spandau war juſt ſo tüchtig befeſtigt und armiert worden, es ſollte ja für Gneiſenau ein Stützpunkt des Volkskrieges werden — und Pillau wurden von den Franzoſen beſetzt. Glogau und die übrigen Feſtungen, die noch franzöſiſche Beſatzungen hatten, blieben in franzöſiſchen Händen. Napoleon fürchtete, daß der Berliner Pöbel aufſtehen könnte, — der große Mann hat die Furcht vor Volksaufſtänden niemals verloren. Potsdam blieb frei. Dort reſidierte der König Friedrich Wilhelm, umgeben von wenigen hundert Mann ſeiner Garde. Er war jetzt ein Gefangener in ſeinem eigenen Lande. Es ſah im Grunde ſchlimmer aus als ſeinerzeit nach dem Frieden von Tilſit. Napoleon hatte es klug verſtanden, Preußen diesmal friedlich zu erobern, friedlich, aber dafür um ſo viel gründlicher. „Es kommt für uns jetzt darauf an," hatte Friedrich Wilhelm in ſeiner Denkſchrift vom November 1811 geſagt, als er ſich für Frankreich erklärte, „es kommt für uns jetzt nur darauf an, unſere politiſche Exiſtenz zu friſten." — Und nun war es wirklich ſo weit gekommen, daß Preußen „ſeine politiſche Exiſtenz friſtete", ſo lange, wie es dem Kaiſer Napoleon gefiel. Ein für Rußland glücklicher Krieg könnte das Elend wenden, ein unglücklicher dagegen, ein ſolcher, den Napoleon gewann, hatte die unausbleibliche Fortfegung Preußens von der Karte Europas zur Folge. Das war beim Kaiſer beſchloſſene Sache.

Man glaube aber nicht, daß Mißhandlung und Geringſchätzung Deutſchlands ſich auf franzöſiſche Arroganz beſchränkte. So behandelten die hochnäſigen Briten z. B. ihre deutſchen Soldtruppen von oben herab. Als bei Alba hannoverſche Scharfſchützen unter Hauptmann Blazier ſich hervortaten, verſchwieg es der Rapport: „Bah, Blazier iſt nur ein Deutſcher!" Bei Salamanca lobte zwar Wellington die Batterien der Deutſchen Legion: „Ihr wäret wert, Briten zu heißen" (!), aber in ſeinen Berichten ſchwieg ſo ſehr des Sängers Höflichkeit, daß nach der Niveſchlacht General Alten ſich heftig beſchwerte. Nur mit Groll und Scham darf der Deutſche an jene Zeit zurückdenken.

Digitized by Google

5. Kapitel

Der Aufmarsch

Schon im Frühjahr des Jahres 1811, als sich die Dinge immer mehr zuspitzten, hatten die Rheinbundsfürsten die geheime Order von Kaiser Napoleon erhalten, für die Rüstung ihrer Kontingente zu sorgen. Der Kaiser selbst aber machte in ganz Frankreich mobil, in ganz Frankreich, das will sagen: Frankreich selbst, Nordspanien, Italien, ein Teil der Schweiz, Holland und das ganze an die Nordsee grenzende nordwestliche Deutschland bis hinauf an die Travemündung. Bereits im Sommer des Jahres standen annähernd eine Viertelmillion Streiter ausgerüstet und marschfähig da, um in das heilige Rußland einzufallen, wenn es der Befehl des Kaisers Napoleon gebot. Am 12. Januar des Jahres 1812 konnte Fürst Kurakin aus Paris melden: „Der Krieg ist jetzt unzweifelhaft beschlossen. Die Rüstungen sind beendigt, die Märsche heben an. Der Kriegsminister hat zu einem Vertrauten gesagt, man sei noch nie auf einen Krieg so gut vorbereitet gewesen, wie gerade auf diesen." In der Tat ist der Aufmarsch zum russischen Feldzuge von 1812 in militärischer Hinsicht ein allererstes Meisterstück des großen Schlachtenkaisers. In allen Ecken und Enden seines gewaltigen Reiches und der mit ihm verbündeten Staaten wurde gerüstet, und als die Rüstungen vollendet waren, marschiert. Wie ein über den ganzen Horizont ausgebreitetes dunkles Wolkenmeer sich schließlich zu einem Gewitter zusammenballt, ballten sich diese Heeresmassen an der Westgrenze Rußlands zusammen, um ihre Blitze gegen den Zarenstaat zu senden. Man hat die Gesamtzahl aller Truppen, die im Laufe des Feldzuges die russische Grenze überschritten haben, auf 612000 Mann eingeschätzt, die mit fast 1400 Feld- und Belagerungsgeschützen versehen waren. Die Armee, Kavallerie, Artillerie und Fuhrpark eingerechnet, zählte über 180000 Pferde. Es war in der gewaltigen Masse wie ein babylonisches Sprachgewirr. Französischer Nationalität, eingeschlossen die zwangsweise naturalisierten Deutschen, Holländer, Belgier und Italiener, waren in dieser Armee ungefähr dreimalhunderttausend Soldaten, dazu kamen an zweimalhunderttausend deutsche Hilfstruppen, neunzigtausend Polen und Litauer und dreißigtausend Italiener, Illyrier, Spanier und Portugiesen.

Der junge Graf Karl Anton Wilhelm von Wedel, der von der Hörbank in die französische Armee eintrat, und bei dem neunten polnischen Lancier-Regiment Offizier wurde, schildert den Zustand seiner Kompagnie, der in kurzen Zügen ein Bild gibt, wie selbst in den einzelnen Kompagnien Offiziere aus aller Herren Länder zusammenkamen. Sein Rittmeister hieß Marquis Spinola, ein Genueser, etwa 24 Jahre alt. Er hatte nichts von einem Italiener, war lang, hager, blaß, hatte dünnes, schlichtes, blondes Haar, wenig Bart, schlaff, schwach und träge an Körper und Geist, dabei aber gutmütig und weich, das ganze Wesen das „Gepräge einer mühsam erhaltenen Treibhauspflanze". Vom Dienst verstand er nichts und war überdies ein furchtsamer Reiter. Dann kam Graf Wedel, ein Braunschweiger von Geburt. Nach ihm der Leutnant Thiele, etwa 40 Jahre alt, groß, breitschultrig, früher Leutnant in einem hannöverschen Dragonerregiment. Er sprach ein kauderwelsches Französisch, verstand selten den Sinn einer französischen Phrase richtig und hatte keine Idee von der Art des Dienstes bei der leichten französischen Kavallerie, auch durchaus keine Lust und Fähigkeit, ihn zu erlernen. Dann war ein ehemaliger Unteroffizier von den französischen Gardejägern da, namens Le Magnan, gebürtig aus Orleans, ein gefälliger gutmütiger Mensch, ein guter Reiter, verstand was vom Dienst, hatte aber bei seinen Leuten gar keinen Respekt. „Fast alle Nationen," schreibt Wedel, „waren in diesem Regiment vertreten; im ganzen waren es tapfere, verwegene, kriegserfahrene Soldaten, jeden Augenblick bereit, ihr Leben für nichts zu achten und es an irgendein Wagnis zu setzen, dabei aber rohe, wüste Leute: Diebe, Räuber, Mörder, wenn sie hoffen konnten, unbestraft zu bleiben, gegen Bürger und Bauer grob und hart, gegen ihre Vorgesetzten nicht selten widerspenstig, kurz, Soldaten, wie sie sich nur in langen Kriegen, besonders bei solchen Guerillakriegen wie in Spanien, bei laxer Disziplin bilden, und wie sie von Schiller in ‚Wallensteins Lager' beschrieben werden." — Zu diesen Leuten traten dann noch westfälische Kavalleristen, hamburgische Dragoner und ein Ersatz aus dem Herzogtum Bremen und Lüneburg, —

Digitized by Google

ein buntes Menſchenwirrſal, das in allen Idiomen ſprach und fluchte, vom derben Plattdeutſch bis zum melodiöſen Spaniſch, vom naſalen Franzöſiſch bis zum ſchmiegſamen Italieniſch. Dazu kam nachher noch eine Abteilung polniſcher Lanciers, die das neugebildete Regiment im Lanzenfechten ausbilden ſollten. So ſah dieſes Regiment aus und man kann daran abmeſſen, wie ſo viele Regimenter in dieſer großen militäriſchen Völkerwanderung, die ſich gegen Rußlands Grenze fortwälzte, ausſahen. — Natürlich waren auch die Armeekorps in ihren einzelnen Beſtandteilen bunt gemiſcht. Beim I. Korps ſtanden Franzoſen, Heſſen, Mecklenburger, Polen und Spanier, beim II. Schweizer, Italiener, Kroaten, Polen, beim III. Illyrier, Portugieſen und Württemberger, beim IV. waren die Hälfte Franzoſen, die Hälfte Italiener. Das Kavalleriekorps, das Napoleon zu einer großen Kavalleriemaſſe zuſammenzog, hatte hauptſächlich nur Franzoſen, das heißt Franzoſen, Holländer, Italiener und Spanier, ſowie Regimenter aus dem nordweſtlichen franzöſierten Deutſchland in ſeinen Reihen. Aber es waren auch polniſche, preußiſche, ſächſiſche, weſtfäliſche und ein württembergiſches Regiment darunter.

Beim Anblick dieſer ungeheuren Armee, einer Armee, wie ſie ſeit den Anfängen der Geſchichte die Welt noch nicht geſehen hatte, durfte der Imperator, der über dieſes alles gebot, wohl mit Recht ausrufen: „Avec de tels moyens nous dévorerons tous les obstacles!“ „Mit ſolchen Hilfsmitteln werden wir alle Hinderniſſe ‚verſchlingen‘!“ Allerdings das größte Hindernis, das trug dieſe Armee zunächſt in ſich ſelbſt und in ihren eigenen Reihen. Das wußte der Kaiſer auch. „Das Ergebnis aller meiner Bewegungen“, ſchrieb Berthier in ſeinem Auftrage an den Marſchall Davout, „wird 400000 Mann an einem einzigen Punkte vereinigen und da iſt dann von dem Lande nichts mehr zu hoffen. Man muß alles bei ſich haben.“ Der Kaiſer hatte befohlen, daß jeder Mann eine für vier Tage reichende eiſerne Ration mit ſich führen ſolle und daß außerdem den Truppen für den Marſch bis zum Njemen ein viertägiger Bedarf nachgeführt werden ſollte, zu welchem Zwecke Tauſende von Wagen der Armee folgten. Hatte man den Njemen überſchritten, ſo ſollten die franzöſiſchen Trainbataillone mit ihren 6000 Fahrzeugen der Armee den Proviant für ſechs Wochen nachführen. Zur Ergänzung der Proviantmaſſen ſollten in geeigneten Städten Magazine angelegt werden, das Hauptmagazin in Wilna, das durch eine Waſſerſtraße mit Danzig verbunden war und von dort ſtets Proviantnachſchub erhalten konnte. In Danzig und den Weichſelfeſtungen waren bereits gewaltige Vorräte aufgehäuft. Sie ſollten allmählich ſo vermehrt werden, daß ſie für eine halbe Million Menſchen und für ein ganzes Jahr ausreichten. Weil eine Unzahl von Pferden mit der Armee war, ſo hatte der Kaiſer den Ausbruch der Feindſeligkeiten ſo lange hingezögert, bis eine Grasfütterung für die Pferde möglich war. — In kluger Einſicht, aber zugleich auch notgedrungen, denn es war vorauszuſehen, daß der Heuſchreckenſchwarm ſehr bald das Land, durch das er zog, leer gefreſſen haben würde, hatte Napoleon zu dieſem Magazinſyſtem gegriffen. Ein ſolches Syſtem war aber für die franzöſiſche Armee etwas ganz Neues. In den bisherigen napoleoniſchen Kriegen, die ja mit ſolchen Gewaltmaſſen nicht geführt wurden, hatte der Krieg ſtets den Krieg ernährt. Die Einwohner der eroberten Länder und die Staaten ſelbſt hatten die Koſten der Zeche bezahlen müſſen. Hier war vorauszuſehen, daß das nicht möglich war, und ſo verfiel Napoleon auf die in großem Maßſtabe vorbereitete Magazinverpflegung. Aber ein Umſtand machte ſich ſehr bald bemerkbar. Die Verwaltung war für eine ſolche Verpflegungsart nicht geſchult. Um ſich in Rußland außerdem den notwendig werdenden freihändigen Einkauf von Lebensmitteln zu erleichtern, hatte der Kaiſer große Summen gefälſchten ruſſiſchen Papiergeldes anfertigen laſſen. Auch das half aber nicht viel, denn wo nichts mehr zu kaufen iſt, da nützen auch natürlich nicht noch ſo glänzend gefälſchte Rubelſcheine.

Polniſcher Lancier
Nach einer Studie von H. Vernet geſtochen

Digitized by Google

Sehr bald war daher die vormarſchierende Armee infolge der Verwaltungsmängel wieder auf das Requirieren angewieſen. Da nun aber der Soldat der großen Armee es bisher gewohnt war, in reichen Ländern zu ſiegen und zu hauſen, ſo artete natürlich das Requirieren in das längſt zur Gewohnheit gewordene Plündern aus. An Nachſicht hatte ſeit dem italieniſchen Kriege des Jahres 1796 der Kaiſer es nie fehlen laſſen. Er ließ ſeine Generäle und Marſchälle ſo gut plündern und ſtehlen, wie er es den gemeinen Soldaten nicht verwehrte. Die ſcharfen Erlaſſe, die ja zuweilen gegen das Plündern erſchienen, waren nicht gar zu ernſt gemeint; das war eitel Spiegelfechterei, und es iſt lächerlich, wenn mancher gutgläubige Deutſche aus jenen Tagen behauptet hat, der Kaiſer und ſeine Generäle hätten aus Menſchenfreundlichkeit nach Kräften geſucht, die Mannszucht aufrecht zu erhalten. Der große Eroberer dachte aber ganz anders. Daß die Völker unter den Ausſchreitungen ſeiner Soldateska bluteten und zugrunde gingen, war ihm höchſt

Königlich bayriſche Infanterie
Nach einer Radierung von J. A. Klein

gleichgültig. Wenn er ſchon gegen das Plündern einſchritt, ſo geſchah es nur in ſeinem eigenen Intereſſe, denn er wußte, daß zu viel Duldung in dieſer Hinſicht die Mannszucht lockere. Und das wollte er nicht und durfte er natürlich auch nicht leiden.

Als damals die Flut über die oſtpreußiſchen und polniſchen Provinzen gegen den Njemen vorbrach, ſah es in den Länderſtrecken, über die ſie ſich hinwälzten, bald ſehr böſe aus. „Das Herzogtum Warſchau“, ſchreibt der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Württemberg, der als Führer der württembergiſchen Hilfstruppen unter dem Marſchall Ney kommandierte, „ſowie ganz Oſtpreußen gleicht von der Weichſel an einer einzigen, mit Truppen, Geſchütz, Fuhrwerken aller Art bedeckten Straße. Wie die unglücklichen Bewohner dieſer Länder durch die allgemeine und gleichzeitige Bewegung, zu der ſo ganz und gar keine Anſtalten voraus getroffen waren, durch die Hinwegnahme ihrer Pferde und ihres ganzen Viehſtandes, der Fourage, des Mehls und aller Lebensmittel gelitten haben und noch infolgedeſſen leiden werden, davon iſt es ſchwer, einen vollſtändigen Begriff zu geben. Auch die zukünftige Ernte iſt bereits in Beſchlag genommen, indem nach einem Tagesbefehl des Kaiſers vom 6. Juni die ſämtliche Kavallerie der großen Armee bereits auf grüne Fourage geſetzt worden iſt und forthin keine Fouragewagen mehr bei den Kavallerieregimentern geduldet werden.“

Digitized by Google

Bataillonstambour der jungen Garde, Jägerfüsilier

Am 9. Mai hatte der Kaiser Paris verlassen und sich in Begleitung seiner Kaiserin mit einem glänzenden Hofstaat nach Dresden begeben, wo sich alles das, was König hieß und was sonst noch als Fürst unter dem Gebot des allmächtigen Mannes stand und ihm Heeresfolge leistete, einzufinden hatte. Es war ein überaus prunkvolles Hoflager, das sich während jener Maitage im alten Königsschloß zu Dresden auftat. Als der Graf Ségur bei Gelegenheit einer Sitzung etliche Minuten zu spät kam, traf ihn aus den Augen seines Gebieters der bekannte unwillige Blitz; aber Graf Ségur parierte schnell und glücklich: „Sire," sagte er, „es war in Ihren Vorzimmern ein solches Gedränge von Königen, daß ich nicht durchkonnte." — Der Schwiegervater aus Wien war auch gekommen. Napoleon hatte im Frühjahr mit Österreich bereits ein Bündnis abgeschlossen und auch Österreich war zur Heeresfolge mit 40 000 Mann verpflichtet. Der Kaiser Napoleon wünschte wohl, daß sein Gegner von Aspern und Wagram, der Erzherzog Karl, die Führung der österreichischen Truppen übernähme, aber Karl weigerte sich. Der Fürst von Schwarzenberg, der den Bündnisvertrag mit Frankreich geschlossen hatte und der etliche Jahre zuvor Gesandter in Paris gewesen, erhielt das Oberkommando über das österreichische Hilfskorps. — Der gute Kaiser Franz erzählte nach diesem Dresdner Aufenthalt seinem Bruder, dem Erzherzog Johann, daß er mit Napoleon sehr gut ausgekommen sei und murmelte wiederholt, wie Erzherzog Johann berichtet, zwischen den Zähnen: „Das ist ein ganzer Kerl!" Im übrigen glaubte er auch, sich überzeugt zu haben, daß der Kaiser Napoleon im Grunde ein gutes Herz habe, denn er habe Tränen in seinen Augen gesehen, als er ihm, dem Schwiegervater, versicherte, daß er mit seiner Frau Maria Luise sehr glücklich lebe; worauf Kaiser Franz natürlich sofort Gelegenheit nahm, wieder ein bißchen für die Vergrößerung seiner Hausmacht zu wirken. Er hatte alsbald dem Kaiser Napoleon gesagt: es sei doch sein eigenstes Interesse, wenn er Österreich wieder mächtig mache, weil er dann, wenn nach Napoleons eigener Meinung nach seinem Tode das große Franzosenreich auseinanderfalle, doch besser den Enkel schützen könne! Diese Unterredung muß sich der schlaue Korse sehr fest eingeprägt haben, denn als ihm ein Jahr später das Messer an der Kehle saß, hat er wiederholt an die Familiengefühle des Schwiegervaters und Großvaters appelliert. Aber da war Kaiser Franz anderer Ansicht geworden! Geschäfte waren in jener Zeit mit diesem Napoleon nicht mehr zu machen, und der kühle Rechner lehnte den häufigen Appell an seine Großvatergefühle mit den trocknen Worten ab: „Rödt's mier nit alleweil von dem Kind (König von Rom); bei mier z'Haus hab' I gar viel Kinder, an die I z'erst denken muß."

Auch König Friedrich Wilhelm III. mußte sich, gezwungen allerdings und höchst widerwillig, nach Dresden begeben; das brachte das fatale Bündnis nun einmal so mit sich. Als der arme König dem Kaiser gegenübertrat, richtete der Rohe die kalte Frage an ihn: „Sie sind Witwer?" und wühlte damit den ganzen tiefen Schmerz, den Friedrich Wilhelm um seine treue schöne Königin empfand, von neuem auf. Der Kaiser von Österreich wurde von seinem Schwiegersohn täglich zu Tisch gebeten; der König von Preußen und der König von Sachsen dagegen nur alle zwei Tage, weil sie Fürsten niederen Ranges waren. Schlimmer erging es natürlich den Herzögen und Fürsten, die keine Königskrone trugen, die konnten, während da drinnen im Speisesaal Kaiser und

Neapolitanischer Leibgardist König Murats

Digitized by Google

Könige tafelten, im Vorzimmer bleiben, auf den Wink des mächtigen Gebieters harrend. Friedrich Wilhelm hat von dieſer Dresdner Begegnung einen geſteigerten Haß gegen Napoleon mit hinweggenommen, wenn ſein Groll gegen den übermütigen Korſen ſich überhaupt noch ſteigern ließ.

Aus den Dresdner Tagen iſt uns noch eine intereſſante Notiz überliefert, die der Erzherzog Johann von Öſterreich in ſein Tagebuch eintrug. „Die Kaiſerin," heißt es da —, gemeint iſt die ſtolze Maria Ludovika von Öſterreich, Kaiſer Franzens dritte Frau, eine Prinzeſſin aus dem Hauſe Modena —, „die Kaiſerin, ſcheint mir, hat ſich in Dresden unklug benommen. Napoleon weiß ſehr wohl, daß ſie ihn haßt; er mag ſie nicht. Es iſt gut, daß ſie nicht kroch, doch dieſes zu ſehr zu zeigen und in das andere Extrem zu verfallen, iſt auch nicht gut. Ruhiges, ernſtes Benehmen iſt das Wahre hier jetzt." In demſelben Tagebuch finden wir auch einige Notizen über die Kaiſerin von Frankreich, Maria Luiſe, die, wie wir ſagten, ihren Gemahl in das Hoflager von Dresden begleitete. Dieſe Nichte des Erzherzogs, wie er ſie in ſeinem Tagebuch nennt: „nièce", hatte Johann in ſein Herz geſchloſſen. „Ihre Geſundheit", ſo ſchreibt er, „iſt meines Erachtens zerrüttet; das Gemüt wirkt auf den Körper, und dieſer hat gelitten. Sie weiß den Kaiſer im Feldzug und daß er fußleidend iſt; ſie weiß ihren Knaben krank, weil er Zähne macht und eine ſchlechte Amme hat; von beiden Seiten hat ſie lange keine Briefe erhalten. Die Menſchen gefallen ihr auch nicht; ſie denkt ihnen Gutes zu tun und ſie zu lieben, aber auf Dank glaubt ſie nicht zählen zu können. Sie ſagte, ſie habe es ſich zum Geſetze gemacht, bloß in Gegenwart ihres Gemahls, des Kaiſers, mit Leuten zu reden. Ich belobte das und riet, ſich bloß an ihn zu halten, an ihr Kind und an irgendeine Beſchäftigung; mehr bedürfe ſie nicht." Und dann noch eine andere Notiz: „Neipperg kam zu mir und ſprach über Schweden, über den Geiſt der Nation, wie der Kronprinz (der frühere Marſchall Bernadotte, Prinz von Pontecorvo, von welchem Klugen wir bald näheres hören werden) ein Mann von Charakter ſei und wie ihn die Nation liebe und ſchätze. Er erzählte mir auch von dem Kriechen der Fürſten. Mir fallen dabei die Königlein aus dem Evangelium ein und wie Napoleon ſie verachtet. Im Grunde hat er recht, denn wer ſich ſelbſt herabwürdigt, verdient es nicht beſſer." Dieſer Graf Neipperg hat ſpäter Maria Luiſe über die Verbannung und den Verluſt ihres kaiſerlichen Gemahls getröſtet. Wir werden davon in dieſen Blättern noch hören. Und wiederum einige Seiten ſpäter: „Ma nièce hat Nachrichten von Napoleon vom 6. von Thorn (wo wir ihn gleich ſehen werden), wo noch nichts geſchehen war; ich glaube aber, daß wir demnächſt etwas hören werden. Einer oder der andere wird anfangen müſſen (allerdings, kaiſerliche Hoheit, dies iſt zu erraten!); zu groß ſind die Streitkräfte, zu gering die Hilfsquellen des Landes, um ſie zu ernähren. Der Hunger wird zwingen, und ich denke an einen kurzen Krieg, ausgenommen die Ruſſen zögen ſich zurück und ließen ſich auf nichts ein. Allein an eine kluge Leitung der Operation bei dieſer Macht kann ich gar nicht glauben. Dieſer Kaiſer iſt bei dem Heere, und da Alexander kein Feldherr iſt, ſo iſt dies eher für ſie ſchädlich als nützlich zu erachten." So der Erzherzog Johann, der ſich keiner großen Geiſtesgaben rühmen konnte, wohl aber, wie aus dieſen Bruchſtücken ſeines Tagebuchs hervorgeht, einen ganz geſunden Menſchenverſtand ſein nannte.

Am 29. Mai 1812 verließ Napoleon Dresden. Sein Weg führte ihn über Thorn. Wir haben ein Momentbild ſeines Einzuges in Thorn aus den Papieren eines württembergiſchen Artillerieleutnants vom Korps des Marſchalls Ney, der den Kaiſer perſönlich am 2. Juni in Thorn einziehen ſah und deſſen Bericht allerlei zu denken gibt.

„Den 2. Juni gingen wir bei Thorn über die Weichſelbrücke. Thorn, dieſe ehedem unter der preußiſchen Regierung ſo wohlhabende und gewerbſame Stadt, iſt durch den Krieg ſehr heruntergekommen. Die Lage von Thorn iſt äußerſt romantiſch, beſonders iſt auf der Weichſel, unterhalb der Stadt, eine reizende Inſel. Ich ſah in dieſer Stadt den Einzug des Kaiſers. Wer dieſen Mann nach dem Ausdruck beurteilen wollte, den er ſeinem Geſichte gab, als er zur Stadt hereinritt, könnte nicht anders ſagen, als daß dieſe ſorgenlos lächelnde Miene und dieſe wohlbehagliche Haltung des wohlgenährten Körpers das Gepräge eines Mannes iſt, der ſich in ſeinem Leben um nichts anderes bekümmert hat, als um Eſſen und Trinken und andere ſinnliche Genüſſe. Übrigens ſchien mir die Art des Einzuges eines ſo großen Mannes höchſt unwürdig. Ehe er kam, jagten die polniſchen Lanciers von der Garde unaufhörlich die Straßen auf und ab und jagten die Leute aus dem Wege. Endlich ritt er, von einem nicht ſehr zahlreichen Gefolge begleitet, über die Brücke. Vor ihm her ging mit dem Anſtande eines Fleiſcherhundes, keuchend und ſchwitzend, mit bloßem Degen ein dicker Obriſt von der Gendarmerie d'élite, dicht hinter dem Pferde ein Kapitän von derſelben Truppe mit 6 oder 8, wahrſcheinlich gedungenen Gaſſenbuben. Dieſen Jungen rief von Zeit zu Zeit der Gendarmenkapitän zu, und zwar ſo laut, daß der Kaiſer es notwendig hören mußte: ‚Allons donc, criez!' Wenn nun die armen Teufel dies nicht ſogleich verſtanden, ſo gab er dem nächſten ein paar derbe Püffe unter die Rippen, worauf ſie dann in ein klägliches und ſchnell verhallendes Geſchrei: „Vive l'empereur!' ausbrachen. Und alles dies, um in die Zeitungen ſetzen zu können: ‚l'air retentissait des plus vives acclamations et des cris: vive l'empereur!'" „Die Luft widerhallte von den begeiſterten Zurufen: es lebe der Kaiſer!"

Digitized by Google

Dann ging es nach Danzig. Dort traf Napoleon mit dem König Joachim Murat und dem General Rapp, der in Danzig kommandierte, zusammen. Rapp schreibt über die Anwesenheit des Kaisers sehr interessante Seiten in seinen Denkwürdigkeiten. Wir wollen sie hören.

„Wir waren beide die ersten, die der Kaiser bei seiner Ankunft empfing, er wandte sich zunächst an mich mit der scherzhaften Frage: ‚Was machen die Danziger mit ihrem Gelde? Mit dem, welches sie verdienen und mit dem, welches ich bei ihnen ausgebe?' Ich bemerkte ihm, die Lage der Bevölkerung wäre durchaus keine günstige, im Gegenteil, die Leute hätten mit allerhand Elend zu kämpfen und wären so gut wie ruiniert. ‚Das wird sich ändern,' erhielt ich zur Antwort. ‚Das ist eine abgekartete Geschichte; ich behalte jetzt die Gelder für mich.' Er war ermüdet, und wir zogen uns zurück. Gleich darauf wurde ich jedoch wieder zurückgerufen; ich allein war zugegen, als er Toilette machte. Er richtete verschiedene Fragen an mich. Nachdem er sich angekleidet und der Kammerdiener sich entfernt hatte, sagte er: ‚Nun, Herr General Rapp, jetzt haben wir die Preußen zu Verbündeten; die Österreicher werden bald folgen.' — ‚Unglücklicherweise, Sire, tun wir unseren Verbündeten viel Schaden; es laufen von überall her Klagen über unsere Truppen ein!' — ‚Das ist ein augenblicklicher Zustand. Ich werde zusehen, ob Alexander wirklich Krieg will; wenn ich kann, werde ich den Krieg vermeiden.' Plötzlich begann er von Murat zu sprechen. ‚Haben Sie bemerkt, wie schlecht Murat aussieht? Er muß krank sein.' — ‚Krank wohl nicht, Sire, aber er hat Kummer.' — ‚Kummer? Worüber? Ist es ihm nicht recht, daß er König ist?' — ‚Er sagt, er fühle sich nicht zufrieden.' — ‚Warum begeht er als König so viele Dummheiten? Er soll Franzose sein und nicht Neapolitaner.'

General Rapp
Nach einem Stich von Forestier

Am Abend hatte ich die Ehre, beim Kaiser zu soupieren, und zwar zusammen mit dem Könige von Neapel und dem Fürsten von Neufchâtel. Ehe wir uns zu Tisch setzten, wurde über den bevorstehenden Krieg mit Rußland geplaudert. Plötzlich wurde der Kaiser eine Marmorbüste gewahr, die auf einer Konsole stand. ‚Wer ist diese Frau?' fragte er. — ‚Es ist die Königin von Preußen, Sire.' — ‚Ah! Herr General Rapp, Sie haben eine Büste der schönen Königin? Diese Frau war mir nicht gerade zugetan!' — ‚Sire, es ist doch erlaubt, die Büste einer hübschen Frau zu besitzen, außerdem ist die Dargestellte die Gemahlin eines Königs, der heute Ihr Verbündeter ist.'

Am andern Tage ritten wir aus. Napoleon sah sich Stadt und Befestigungen an; er schien, zufrieden mit den Arbeiten, plötzlich aber etwas zu bemerken, was ihm mißfiel. Er wurde ärgerlich und wandte sich in Gegenwart einer Menge Leute an mich mit der Bemerkung, er liebe es nicht, daß seine Gouverneure die Souveräne spielten: ‚Ich verlange, daß Bestimmungen strikte innegehalten werden!'

Es lag allerdings ein Verstoß vor, allein er war eigentlich nicht der Rede wert. ‚Ärgern Sie sich nicht über diese Vorwürfe,' sagte mir halblaut der König von Neapel; ‚der Kaiser ist übelgelaunt, er hat heute morgen unangenehme Briefe bekommen.' Wir kehrten bald darauf zurück. Napoleon empfing die Generale und Offiziere, die meinen Befehlen unterstanden, ebenso die Behörden der Stadt. An letztere richtete er verschiedene Fragen über Handels- und Finanzangelegenheiten und erwiderte auf die Klagen, es würde bald besser werden.

Am Abend hatte ich wiederum die Ehre, zum Souper hinzugezogen zu werden; wieder waren der König von Neapel und Berthier zugegen. Napoleon verhielt sich lange Zeit schweigend, plötzlich richtete er die Frage an mich: ‚Wie weit ist es von Danzig nach Cadix?' — ‚Jedenfalls sehr weit, Sire.' — ‚Ah, ich verstehe Sie, Herr General; in einigen Monaten werden wir noch viel weiter entfernt sein.' — ‚Um so schlimmer!' — Der König von Neapel und Fürst von Neufchâtel sagten kein Wort. ‚Ich sehe, meine Herren,' begann Napoleon wieder, ‚daß Sie zum Kriegführen keine Lust mehr haben: der König von Neapel will sein schönes Königreich nicht mehr verlassen, Berthier möchte in Grosbois jagen, Rapp in seinem prachtvollen Palais in Paris wohnen.' — ‚Sie haben recht, Sire. Euer Majestät aber haben mich nicht verwöhnt. Ich kenne die Vergnügungen der Residenz nur wenig.'

Murat und Berthier verharrten in ihrem Stillschweigen; sie schienen sich verletzt zu fühlen. Nach Tisch sagten sie mir, ich hätte recht daran getan, dem Kaiser so zu dienen.

Digitized by Google

‚Ja, meine Herren,' erwiderte ich ihnen, ‚dann hätten Sie mich doch nicht sollen allein reden lassen.'"

Am 21. Juni 1812 traf der Kaiser in Wilkowiczki ein. Von hier aus ging das erste Bulletin des Feldzuges in die Welt, das den Krieg aussprach:

„Soldaten! Der zweite polnische Krieg hat begonnen! Der erste endete zu Friedland und Tilsit. In Tilsit schwur Rußland ewiges Bündnis mit Frankreich und Krieg mit England, heute bricht es seine Eide! Es will sich über sein sonderbares Betragen nicht eher erklären, als bis die französischen Adler über den Rhein zurück und unsere Bundesgenossen daher in seiner Willkür sein werden. Ein unvermeidliches Geschick reißt Rußland mit sich fort, es kann seinem Schicksal nicht entrinnen. Sollte es wohl glauben, wir wären ausgeartet? Sollten wir nicht mehr die Soldaten von Austerlitz sein? Es stellt uns zwischen Entehrung und Krieg; die Wahl kann nicht zweifelhaft sein. Vorwärts also! Vorwärts über den Njemen, tragen wir den Krieg auf sein Gebiet! Der zweite polnische Krieg wird für Frankreichs Waffen ruhmreich wie der erste sein; aber der Friede, den wir schließen werden, wird seine Bürgschaft mit sich führen und dem hochmütigen Einfluß, den Rußland seit fünfzig Jahren auf die europäischen Angelegenheiten ausübte, ein Ziel setzen."

Gardereiter auf dem Marsche

Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Der Übergang über den Njemen stand jetzt unmittelbar bevor. Die lange Gewohnheit seiner Kriegsjahre hatte diesen großen Mann erkennen lassen, daß ein richtiger Feldherr, wenn er eben nicht jemanden unter seinen Generalen hat, dem er vertrauen kann, wie sich selbst, doch alles am besten persönlich macht. Hierin stimmte seine Meinung mit der des großen Preußenkönigs Friedrich II. überein. In polnischer Verkleidung ritt der Kaiser bei Kowno die Ufer des Njemen ab und ordnete selbst an, wie die Brücken zu schlagen seien. Im Morgengrauen stieg er zu Pferde und nur der General Haxo begleitete ihn. Einige Kilometer unterhalb des Dorfes Alexioten fand er die richtige Stelle für den Übergang und befahl, daß hier drei Brücken geschlagen würden. Bevor die Truppen den Übergang begannen, erließ der Kaiser noch einen zweiten Aufruf an seine Armee: „Soldaten! Schon macht man Euch den Tagesbefehl bekannt, den ich zu Wilkowiczki an Euch erlassen habe. Rußland will uns entehren; es will uns einen schmählichen Rückzug an die Ufer des Rheins diktieren, aber Weh' ihm! Ihr, meine Tapferen, habt zwischen dem Sieg und der Schande zu wählen. In wenig Tagen sind wir in Wilna, der großen Hauptstadt Littauens, im Lande Eurer treuesten Anhänger und Freunde. Gedenkt der Menge von Tagen, die uns zu glorreichen Siegen führten."

Wir haben unsere Leser durch anderthalb Jahrzehnte geführt und müssen bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß im Jahre 1796, als der General der Republik, Napoleon Bonaparte, in Italien eintraf und dort jenen Aufruf an seine Truppen erließ, der, wie wir erwähnten, dem starren Republikaner Carnot gar seltsam in die Ohren klang, — dieser Aufruf sehr ähnlich lautete wie der, welcher jetzt in der Flachebene Polens erlassen wurde. Damals hieß es: „Ich werde Euch in die fruchtbarsten Ebenen der Welt führen, blühende Städte, reiche Provinzen werden in Eurer Gewalt sein. Dort werdet Ihr Ehre, Ruhm und Reichtümer finden." Ist es nicht wie ein Echo? Wie ein Echo, das herüberklingt über eine ununterbrochene Reihe glorreicher aber blutiger Kriege? Es ist seltsam, wie dieser Mann immer wieder seine Soldaten zu begeistern wußte. Wie damals dem hageren, langhaarigen, dämonisch aussehenden General Bonaparte hunderttausend

Digitized by Google

Bajonetträger zujubelten, so klang es jetzt aus einer halben Million Soldatenkehlen brausend durch die Luft: „Vive l'empereur!“

In derselben Nacht ließ der Kaiser den Übergang beginnen. Der Graf Anton Wilhelm von Wedel, eben jener Offizier bei den polnischen Lanzenreitern, von dem wir schon einmal hörten, gibt uns einen lebhaften Bericht über den Tag und den Einbruch des gewaltigen Volksheeres in die Gefilde des heiligen Rußland, gibt uns einen Blick hinein in die Stimmung des einzelnen Soldaten.

„Am 23. Juli hatte sich zwischen Schirwindt und Kowno eine unzählige Masse von Truppen aller Art zusammengefunden. Die Dörfer konnten die Menge nicht fassen; soweit das Auge reichte, sah man das unermeßliche Heer, welches, wie die Rede damals unter den Truppen ging, Rußland zum Bunde mit Frankreich zwingen und dann, vereinigt mit den Russen, die Engländer in Ostindien angreifen sollte. Der französische Soldat, der keinen Begriff von Geographie hat, glaubte im Ernst an diesen abenteuerlichen Zug.

In diesem weiten Feldlager hörte man fast alle Sprachen reden, fast alle Staaten des europäischen Kontinents hatten Truppen gesandt. Der Däne stand neben dem Kroaten, der Preuße folgte mit verbissenem Ingrimm dem französischen Adler, der Holländer, der Bayer, der Württemberger, der Westfale, der Polack, der Italiener, alle folgten dem Befehl desselben Führers. Ein zahlreicheres und schöneres Heer, eine solche Artillerie, so viele berühmte, tapfere Generale hatte die Welt noch nie beisammen gesehen.

Drei Viertel des Heeres bestanden aus Nationen, deren wahren Interessen der beginnende Krieg schnurstracks entgegen war. Viele waren sich dessen bewußt und wünschten in der Tiefe der Brust mehr den Russen als sich selbst den Sieg, und dennoch war jede Truppe brav und focht am Tage der Schlacht, als gelte es ihre eigenen höchsten Interessen. Wer kein höheres Ziel vor Augen hatte, wer nicht, wie der Pole, fürs Vaterland kämpfte oder richtiger, Napoleons Versprechen trauend, fürs Vaterland zu kämpfen glaubte, wollte wenigstens seine eigene Mannesehre und die Ehre seiner Nation hochhalten, indem er keinem anderen den Vorzug einräumte. So entstand gerade aus dieser bunten Zusammensetzung des Heeres ein edler Wettstreit des Mutes und der Tapferkeit, und wie auch der einzelne sonst über Napoleon denken mochte, ob er ihn liebte oder haßte, so war doch wohl im ganzen Heere keiner, der ihn nicht für den größten und erfahrensten Feldherrn hielt und unbedingtes Vertrauen auf sein Talent und seine Kombinationen setzte. Wo sich der Kaiser zeigte, glaubte sich der Soldat des Sieges gewiß; wo er erschien, ertönte ein tausendstimmiges ‚Vive l'empereur!‘ Der blendende Schein seiner Größe überwältigte auch mich und riß mich hin zu Bewunderung und Enthusiasmus, daß ich aus vollem Herzen mit aller Kraft meiner Stimme einstimmte in das ‚Vive l'empereur!‘

Welch imposanter Anblick, dieses ungeheure prachtvolle, wohldisziplinierte Heer! Der Untergang Rußlands schien so gewiß wie Napoleons prophetischer Aufruf an die Armee ihn ankündigte.

Am Abend des 23. Juli (es war eine schöne warme Sommernacht) biwakierte das Regiment zum erstenmale zwischen Schirwindt und Kowno, unweit von einem mit allem, was ein Biwak bequem machen kann, versehenen Dorfe. Die Kampierpfähle wurden in die Erde gerammt, durch Querlatten und Stricke verbunden und die Pferde in langen Linien darangebunden. Einige Schritte hinter den Pferden bauten die Soldaten leichte Hütten aus Latten, die das Dorf lieferte, gegen die Windseite geschützt mit Stroh und Baumzweigen. Darunter fand man ein bequemes Lager auf Stroh oder Heu, in seinen neuen, guten Mantel gewickelt; bald brannten überall lustige Lagerfeuer, und jeder hatte außer der gelieferten Portion noch etwas in seinem Kochtopfe, um seinen Hunger zu stillen: ein Huhn, Schinken, Speck, Butter, einige Eier. Kurz, es fehlte den Soldaten an nichts. Alle waren froh und lustig, und wer es nicht war, schien es wenigstens zu sein.

Die Tausende der die ganze Gegend erhellenden Lagerfeuer machten in der dunklen Nacht einen fast noch mächtigeren Eindruck als der Anblick des Heeres bei Tage. Man sieht am Tage alles, während die Nacht nur einzelne Punkte zeigt und der Phantasie einen weiten Spielraum läßt. Dazu kam die lärmende Geschäftigkeit des Lagers, die Fröhlichkeit der bis dahin gut verpflegten Soldaten, das Stampfen und Wiehern mutiger Rosse, die Hoffnung auf Sieg, Ehre und Lohn im nahen Kampfe.

Alles dies ergriff mich und regte mich so auf, daß ich keine Ruhe auf meinem Lager fand; ich bestieg eine nahe Anhöhe, von der ich eine weite Aussicht ringsum hatte, und hoffte von da auch jenseits des Njemens die russischen Feuer zu sehen.

Aber ostwärts war nur finstere Nacht, von keinem Lichte erhellt. Erst als es im Lager stiller und stiller ward, suchte ich meine Hütte. Im warmen Heu, zwischen den wollenen Decken und dem Mantel ward es mir fast zu warm. Ich schlief bald ruhig und fest. Aber in der Frühe des St. Johannismorgens erwachte ich bebend vor Kälte. Die Sonne war aufgegangen, aber ein frostiger Morgenwind trieb einen kalten Nebel vor sich her; mich fror so sehr, daß ich eine Viertelstunde umherlaufen mußte, um das Blut in die erstarrenden Glieder zu treiben. So erging es mir beim ersten Biwak in einer warmen Sommernacht. Später litt mein abgehärteter Körper beim Rauhfrost der Herbstnächte nicht so viel.

Digitized by Google

Um 8 Uhr morgens ertönte das Signal zum Satteln, und bald ſtand das Regiment in Reih und Glied in Paradeuniform. Langſam bewegte ſich der Zug nach Kowno, je näher dem kleinen Orte, deſto dichter die Scharen, deſto öfter Stocken in den Kolonnen. Endlich waren wir durch die ſchmalen Gaſſen des Städtchens und aus einem Hohlwege auf ein Plateau debouchiert, welches dicht mit Truppen beſetzt war. Von hier überblickten wir den nahen Njemen, über welchen drei Schiffbrücken geſchlagen waren. Links von uns, an der anderen Seite des Hohlweges, ſtand ein großes Zelt, es war das des Kaiſers; ihn ſelbſt konnten wir in der Menge der das Zelt umſtehenden Offiziere nicht erkennen. Von dem Plateau zog ein Regiment nach dem anderen in die Ebene hinab, über die Brücken. Bald ſtanden auch wir auf ruſſiſchem Boden, das Vaterland war weit hinter uns."

Wir erſehen aus dieſem Bericht, daß der Soldat, gleichgültig ob kühles norddeutſches Blut in ſeinen Adern floß oder ob ſeine Wiege am Tajo geſtanden, ob er ſeine Jugend als Pariſer Gamin verlebt, ob die Sonne Neapels ſein Antlitz gebräunt, mit einem begeiſterten „Vive l empereur" den Fahnen dieſes Eroberers folgte. Winkten ihm nicht Erfolg und Ruhm? Trug er, wie es von jenen Tagen heißt, nicht den Stab eines Reichsmarſchalls in ſeinem Torniſter? Anders allerdings dachte das Volk, das von dem Ruhm des Krieges wenig, von den Nöten des Krieges viel wußte. Im Sommer des heißen Jahres 1811, deſſen glühende Sonne edlen Wein reifen ließ, ſtand ein gewaltiger Komet mit weithin ſichtbarem Flammenſchweif allnächtlich am Himmel. Und ſo ſchien es dem Volk, als ob ein gewaltiges Gottesgericht heraufſteige über dieſen Kaiſer und die Hunderttauſende, die er in die Steppen Rußlands hineinführte.

Franz Joſeph Lefebvre
Marſchall des Kaiſerreichs, Herzog von Danzig

Wenngleich der eiſerne Wille eines einzigen über die Gewappneten gebot, ſo iſt es doch wertvoll, daß wir jetzt die Männer kennen lernen, die unter dem Kaiſer ſeine Heere führten. — Das Korps der Kaiſerlichen Garde war in drei Abteilungen geteilt: in die alte Garde, die junge Garde und die Gardereiterei, zuſammen 60 000, dabei die Polniſche Garde-Weichſellegion und das Heſſendarmſtädter Kontingent, auch ein badiſches Bataillon als Bedeckung des Hauptquartiers. Die 1. Lanciers waren Polen, die 2. Holländer, ebenſo die neugebildeten 3. Grenadiere der alten Garde. — Die alte Garde, dieſe Elitetruppe, die in allen Feldzügen des Imperators um ihn ſelbſt war und die Ehrenwache für die kaiſerliche Perſon ſtellte, ſtand unter dem Kommando des Marſchalls Franz Joſef Lefebvre, des Herzogs von Danzig. Das war derſelbe Mann, der in Tirol, wie ſein Kaiſer ihn ironiſch fragte, „die Taktik gelernt hatte". Wir haben ihn eine ſubalterne Polizeiſeele genannt und wiſſen, daß er eines Poliziſten Sohn aus dem Elſaß war, aber er war ein verläßlicher Mann, ein Mann, auf den der Kaiſer bauen konnte, wie auf einen Felſen; beileibe kein Feldherr, nicht einmal ein Diviſionsgeneral. Und da die Garde des Kaiſers eigenſtem Befehl unterſtand und nur von ihm ſelbſt im äußerſten Notfall eingeſetzt wurde, ſo war der zuverläſſige Mann hier als Kommandeur durchaus am Platze. Er war aus dem Regiment der gardes françaises hervorgegangen. Nach zehn Jahren, nach ſtrenger Dienſtzeit war er Sergeant geworden. Vor der Revolution konnten nur die Söhne des Adels, die acht Generationen nachwieſen, Offizier werden. Dann, als die Revolution ausbrach und la carrière aux talents öffnete, wurde er im Jahre 1792 Kapitän im 13. Bataillon der leichten Infanterie. Dann kam ein ſchneller Aufſtieg. Zwanzig Jahre gebrauchte Lefebvre, um Kapitän zu werden, zwei Jahre nur, um es bis zum Diviſionsgeneral zu bringen! Wir erinnern uns des Staatsſtreiches vom 18. brumaire des Jahres 1799. Damals kommandierte der General die 17. Militärdiviſion in Paris und ſeine Hand war es, die den General Bonaparte zurückriß, als die Flut der empörten Deputierten ihn zu Boden zu werfen und mit Füßen zu treten drohte. Seit jener Stunde ſtieg ſein Stern um ſo raſcher. Der General Bonaparte war ein dankbarer Mann, wenn vielleicht, an ſeinem Charakter gemeſſen, auch nur dankbar aus Eigennutz. Das iſt dann derſelbe Unterſchied wie „Tugend iſt nur verfeinertes Laſter" (Larochefoucauld), denn die allermeiſten Menſchen ſind undankbar aus Eigennutz. So ſtieg denn auch Lefebvre und wurde bei dem großen Marſchallſchub des Jahres 1805 Reichsmarſchall des Kaiſerreiches, wurde, als der Graf Kalckreuth ihm anno 1807 die Stadt Danzig überliefern mußte, Herzog von Danzig. Hierbei

Digitized by Google

überwachte ihn Napoleon, riet dem Ängſtlichen: „Jagen Sie alle kleinen Kritiker mit einem Fußtritt in den Hintern davon!“ Seine Herzogin war einſt Wäſcherin geweſen, die ſchöne Cathérine Hübſcher, — ſo wechſeln die Schickſale der Menſchen!

Die drei Diviſionen der jungen Garde, die zu zwei Dritteln aus Franzoſen, zu einem Drittel aus Polen beſtanden, befehligte der Marſchall Mortier, der Herzog von Treviſo. Dieſer Mortier war auch kein Genie. Wir haben gehört, wie er im Jahre 1803 Hannover beſetzte und ausplünderte. Der Kaiſer verwendete den Mann hauptſächlich für ſolche Beſetzungsgeſchäfte, bei denen zwar wenig Ehren zu holen waren, aber auch keine Niederlagen. Militäriſch läßt ſich von dieſem Mortier wenig ſagen, als das, was einſt der General Kleber — derſelbe, welcher in Ägypten zurückblieb und durch den Dolch eines fanatiſchen Muſelmannes ſtarb — von ihm ſagte, „er bewies im Handgemenge Proben großer Kaltblütigkeit“. Nun, dasſelbe war vielleicht von Tauſenden von Sergeanten in dieſer großen Armee zu berichten. Bei Dürenſtein im Jahre 1805 hatte ihn der alte, ſchlaue Kutuſoff im Netz, nur die Tüchtigkeit und Geiſtesgegenwart des Majors Henriot half ihm aus der Patſche. Napoleon kannte ihn. „Wie ein Hanswurſt iſt General Mortier in Hannover eingerückt,“ ſagte der erſte Konſul zu dem Geſandten des Königs von Preußen, dem Kabinettsſekretär Lombard, als dieſer wegen Hannover Beſchwerde erhob. Als es mit Napoleon zu Ende war, wurde Mortier unter den zurückgekehrten Bourbonen Pair von Frankreich. Das war er jahrelang und — dazu eignete er ſich. Als am 29. Juli 1835 der König Louis Philippe, der letzte Orléans, eine Truppenbeſichtigung abhalten wollte, war auch Marſchall Mortier, ein Siebenziger faſt, unter dem Gefolge des Königs. Er wurde von einem Unwohlſein befallen und man riet ihm, zurückzubleiben. „Mein Platz,“ ſagte darauf Mortier, „iſt an der Seite des Königs,“ — und ritt direkt hinein in die Höllenmaſchine des Joſeph Fieſchi. Er ſtarb noch am ſelben Tage, ſtarb ſo wenigſtens mit einem Nachruhm, der etliche Tage durch die Pariſer Zeitungen hallte. Dieſer Fieſchi war ein Korſe und hatte auch den Feldzug gegen Rußland mitgemacht. So ſeltſam kreuzen ſich menſchliche Pfade! Übrigens war die Frau des Marſchalls Mortier ein Gaſtwirtstöchterlein vom deutſchen Rhein. Bevor ſie Frau Marſchallin und Herzogin von Treviſo wurde, hatte ſie den Gäſten des „wilden Manns“ in Koblenz Heurigen geſchenkt.

Eduard Adolph Kaſimir Joſeph Mortier
Marſchall des Kaiſerreichs, Herzog von Treviſo

Die Reiterei der kaiſerlichen Garde ſtand unter dem Befehl des Marſchalls Johann Baptiſte Beſſières, Herzogs von Iſtrien. Dieſer Mann ſtammte aus armſeliger Hütte. Was er mit auf die Welt brachte, was ihn in der Folge zum Herzog machte, war ein unglaublicher Mut, eine Tollkühnheit, die keine Grenzen kennt. Bei Rovereto am 14. September 1796 nahm er mit ſechs Jägern den Öſterreichern vier Geſchütze weg. Drei Tage ſpäter, vor Primolano, ſtürzte er ſich, nur von einem Jäger begleitet, auf eine Batterie. Als ſein Pferd getroffen war, ſprang er aus dem Sattel und ging zu Fuß gegen die Batterie vor. Infolge dieſes Bravourſtückchens wählte ihn der General Bonaparte zum Anführer ſeiner Leibwache. Er war und blieb dann einer von den Prätorianern des Kaiſers, die immer um ſeine Perſon waren. Feldherrngaben waren auch bei dieſem Beſſières nicht vorhanden, ein tüchtiger Haudegen, ein Draufgänger, der mit der Schärfe ſeines Schwertes ſein Glück machte, das war alles. Feldherrngaben waren auch nicht nötig, denn er unterſtand wie ſeine Kameraden Lefebvre und Mortier den unmittelbaren Befehlen des Kaiſers. Seine geprieſene „Humanität“ enthüllte ſich bös durch blutrünſtige Proklamationen in Spanien und ſeine unkollegiale Gehäſſigkeit gegen Maſſena trug ihm mildere Rüffel ſeines kaiſerlichen Gönners ein. Bei Fuentes biß Lapie, der Held von Eylau, ſich vor Wut in den Schwertgriff, weil er Beſſières Befehl gehorchen mußte, nicht mit ſeinen 1200 Gardereitern zu helfen, was die glückliche Attacke Montbruns zu völliger Niederlage Wellingtons geſtaltet hätte.

Das I. Korps der großen Armee, aus fünf Infanteriediviſionen beſtehend, mit Ausnahme von vier Regimentern (9000 Holländer, Hanſeaten, Mecklenburger, Spanier) lauter Franzoſen, im ganzen 67000 Mann, kommandierte der Marſchall Ludwig Nikolaus Davout, ſeit der Schlacht von Auerſtädt Herzog

Digitized by Google

von Auerſtädt und ſeit dem öſterreichiſchen Feldzuge von 1809 Fürſt von Eckmühl*). Er ſtammte aus einem alten Adelsgeſchlecht des Herzogtums Burgund. Seine Vorfahren hatten ſich ſchon als Kreuzritter hervorgetan. Der Stand des Soldaten war in ſeinem Geſchlechte üblich, und von ſeinem Hauſe, wir erzählten es ſchon, ging das Wort: „Wenn ein Davout geboren wird, ſo fährt ein Degen aus der Scheide.“ Er kam zur ſelben Zeit, als der junge Bonaparte die Militärſchule in Paris verließ, dorthin. Dann wurde er Kavalleriſt. In eine der Soldatenmeutereien verwickelt, die im Jahre 1789 am Vorabend der Revolution in der franzöſiſchen Armee epidemiſch waren, entließ ihn der Kriegsminiſter aus dem Dienſt, obgleich Davout ſchuldlos war. Aber die Erklärung Dantons, „das Vaterland iſt in Gefahr“, die gewaltige Werbung um ſtreitbare Kräfte, die laut hallend durch ganz Frankreich ging, rief den jungen Soldaten in die Front zurück. Bereits im Jahre 1793 war er Oberſt, wenige Monate ſpäter Brigadegeneral und General in der Moſelarmee. Mit dem General Bonaparte kam Davout erſt durch Vermittlung ſeines Kameraden Deſaix, der bei Marengo fiel, zuſammen. Er war mit in Ägypten und an einer Reihe von Gefechten, die im heißen Wüſtenſande des Orients ſtattfanden, nahm General Davout hervorragenden Anteil. Auch in der Schlacht von Abukir am 25. Juli 1799 focht er erfolgreich mit. Er war es, der die Übergabe des Forts Abukir und die Gefangennahme der 2000 Mann Beſatzung dort erzielte. Nun ging ſein Aufſtieg raſch vor ſich; bei Auſterlitz focht er mit Auszeichnung; die Schlacht von Auerſtädt gewann er, allerdings mehr dem Zufall dankend, als den tatſächlichen Verhältniſſen. Im Feldzug von 1809 gegen den Erzherzog Karl bei Eckmühl erfocht er neue Lorbeeren; bei Wagram entſchied er die Rieſenſchlacht. Neben ſeiner perſönlichen Tapferkeit beſaß er eine ungemeine Zähigkeit und Ausdauer, war bei aller Vorſicht dennoch kühn, war hart gegen ſich ſelbſt und verlangte von ſeinen Untergebenen dementſprechend viel. Man hat dieſen Davout geſchichtlich immer als einen grauſamen Mann hingeſtellt, beſonders nachdem er Hamburg bis zum äußerſten verteidigt hatte und dabei kein Mittel geſcheut. Er war es im Grunde nicht. Ein adliger Sinn verleugnete ſich nicht in dieſem Manne. Auch war er keiner von denen, die ſich durch Erpreſſungen bereicherten. Er führte eine einfache Lebensweiſe und ſtarb ohne Vermögen. Wie die napoleoniſchen Schlachten zeigen, wurde dieſer Marſchall Davout von dem Kaiſer ſtets vor ſchwierige Aufgaben geſtellt. Er hatte meiſtens das Kommando an demjenigen Flügel, der exponiert wurde. Er war in den Schlachten derjenige, der die Umgehungen der feindlichen Stellungen leiten mußte. Dennoch ſtand er dem Kaiſer niemals perſönlich und innerlich nahe, wie die Lannes, Junot, Marmont. Aber der Kaiſer hielt große Stücke auf dieſen Davout, und er konnte es getroſt, denn er wußte, daß die Befehle, die er ihm gab, in guten Händen lagen. Seine eigenen Memoiren und Briefe zeigen ihn als Mann von Herz, wie er ſich auch in der Bourboniſchen Reaktion als Schützer ſeiner Waffengefährten erwies. Dem Kaiſer war er faſt ſklaviſch ergeben und ſein Enkel Vigier weiſt entrüſtet die Legende zurück, er habe beim zweiten Sturz Napoleons ſich brutal von ihm abgewendet.

Charles Oudinot
Marſchall des Kaiſerreichs, Herzog von Reggio
Nach einem Stich von Az. Hubert

Marſchall Oudinot, der Herzog von Reggio, war es, der das II. Korps kommandierte. Das II. Korps umfaßte 37000 Mann und beſtand zum größten Teil aus Franzoſen und 13000 Holländern, Kroaten, Bremenſern, Portugieſen, Schweizern. Der Marſchall Oudinot ſtammte von der Tonbank her, aus einem Kaufmannsladen des kleinen Ortes Bar-ſur-Ornain. Mit ſiebzehn Jahren trat er in das Regiment Médoc ein und diente ſeine erſten Soldatenjahre noch unter dem Lilienbanner der Bourbons. Er war ein Haudegen sans phrase; er packte an, ſobald es ihm geheißen wurde, einer der brauchbarſten Korpskommandeure, die das Kaiſerreich hatte. Allerdings brauchbar nur unter dem Auge ſeines Herrn und Meiſters. Ein Stratege war er nicht, er wurde zaghaft, ſobald perſönliche Entſchlüſſe von ihm verlangt wurden. Bei

*) Ein Porträt von Davout findet der Leſer auf Seite 103 dieſes Werkes.

Digitized by Google

Wagram war er Marschall und Herzog von Reggio geworden. Als er in diesen russischen Feldzug hineinzog, trug sein Körper neunzehn Narben.

Das III. Korps, 36000 (dabei 6000 Illyrier, Portugiesen, Oldenburger), bei welchem auch 12000 Württemberger standen, führte Marschall Michael Ney, aus Saarlouis gebürtig, der Sohn eines Böttchers. Er war über den Schemel eines Advokatenschreibers als blutjunger Mensch auf den Husarensattel gekommen, wo es ihm besser behagte. Die Revolution brachte auch ihn weiter. Schon im Jahre 1796 war der Siebenundzwanzigjährige Brigadegeneral. Sein Obergeneral Kleber hatte ihn auf dem Schlachtfelde dazu ernannt. Man sagt, daß ihm schon vor diesem Tage das Patent des Brigadiers zugestellt war, aber Ney fühlte sich noch zu unsicher, um die Führung eines größeren Truppenkörpers zu übernehmen. Seine ersten Lorbeeren hatte er in den Kriegen am Rhein und in Süddeutschland erworben. Auf den italienischen Schlachtfeldern begegnen wir ihm nicht. Er kommandierte anno 1800 noch unter dem General Moreau. Der erste Konsul sah alle Leute Moreaus etwas mißtrauisch an. Aber nach dem Frieden von Luneville holte er sich den General Ney doch heran. Er köderte ihn mit einem Ehrensäbel, der einem ägyptischen Pascha gehört hatte, welcher auf der Wahlstatt von Abukir gefallen war; dazu verschaffte er ihm eine Frau, die den Beauharnais' eng befreundet war. Michael Ney ist dann einer der tapfersten Degen des Kaiserreiches geworden. Von eigentlicher Treue zum Kaiser kann man allerdings nicht sprechen, wenn man sein späteres Verhalten bei der Rückkehr Napoleons von Elba ansieht. Dieser prophezeite ahnungsvoll: „Ney hat etwas von einem Undankbaren und Verräter." Als besonderes Merkmal ist einzufügen, daß sein Ungehorsam und Größenwahn schon 1806/7 hervortrat, verbunden mit unkollegialem Haß gegen den beneideten Soult, was 1809 in Spanien schlimme Früchte brachte und was er 1811 auf Massena übertrug, der ihn des Kommandos entsetzte, worauf Ney disziplinwidrig einfach nach Hause reiste. Ney war eben ein Stimmungsmensch. „Niemals", sagt der Marschall Marmont in seinen Memoiren, „wurden seine Handlungen durch Berechnungen geleitet, sie waren stets die Folge eines augenblicklichen Gefühls und gleichsam eine Wirkung des jedesmaligen Zustandes seines Blutes. Er konnte sich ebensogut mit 50000 Mann vor 30000 Mann zurückziehen als 50000 Mann nur mit 20000 angreifen." Aber sein außerordentlicher Mut und eine ihm in hohem Maße eigene Besonnenheit im Moment der Gefahr, von welcher Besonnenheit Wunderdinge erzählt wurden, machten ihn zum Liebling der Soldaten. Wer unter Michael Ney focht, fühlte sich sicher und ruhig, denn hier war ein Führer, der es jedem Grenadier an Tapferkeit gleichtat, der sich nicht scheute, selbst zur Flinte zu greifen, wenn es sein mußte. Der Kaiser Napoleon überragte seine ganzen Marschälle und Generale so hoch und griff auch in jedes Detail wiederum so sehr hinein, daß die wenigsten von ihnen Gelegenheit hatten, sich als Feldherrn zu entwickeln und zu beweisen; er hatte sie immer alle am Zügel, wie ein feuriges Gespann. „Je ne suis qu'un fusil chargé, l'empereur commande — et le coup part." „Ich bin nichts wie ein geladenes Gewehr, der Kaiser befiehlt und — der Schuß geht los." So soll Ney in Erfurt zum Kanzler von Müller gesagt haben und so ähnlich wird es gewesen sein. Im Jahre 1805 bei Elchingen hatte der Sohn des Böttchers sich den Herzogshut geholt, „Herzog von Elchingen" hieß er seitdem. In dem Feldzug, der nun vor ihm lag, sollte er die größten Lorbeeren seines Lebens pflücken; als Fürst von der Moskwa sollte er als letzter den Boden Rußlands verlassen und hat, wie es wenigstens berichtet wird, den letzten Schuß aus einer französischen Flinte gen Osten getan. Seit jenem Feldzug trug er auch den Namen „le plus brave des braves", — „der Tapferen Tapferster", wie ihn Napoleon selbst begrüßte.

Der Vizekönig von Italien, Eugène Beauharnais, befehligte das IV. Korps: Franzosen, 30000 Italiener, 5000 Dalmatier, Spanier, Kroaten, bayrische Reiterei, im ganzen 44000 Mann. Diesem Beauharnais sind wir auf den ersten Blättern unserer Geschichte begegnet, als er, ein Knabe noch, von General Bonaparte, der damals gleich nach der Niederwerfung des royalistischen Aufstandes die Kommandogewalt in Paris hatte, den Degen seines Vaters zurückforderte, seines Vaters, des Vicomte Alexander de Beauharnais, der kaum 34 Jahre alt, als Revolutionsgeneral unter dem Fallbeil fiel, weil er beschuldigt wurde, mit General Custine zusammen Mainz verraten zu haben. Dann hatte, wir hörten es, seine Mutter Josefine Tascher, die schöne Kreolin, in zweiter Ehe den General Bonaparte geheiratet, und Eugène brachte es unter seinem Stiefvater in jungen Jahren schon zum kaiserlichen Prinzen und zum Vizekönig von Italien. Nach dem glücklichen Feldzug von 1805 „verlangte" der Kaiser von König Maximilian Joseph von Bayern eine Prinzessin für seinen Stiefsohn. Maximilian Josef gab darauf seine Tochter Amalie Auguste her, die gerade achtzehn Jahre alt geworden war. In jenen bunten Zeiten waren die heiratsfähigen Töchter der angestammten Monarchen vor einem Napoleoniden nie sicher. Diese Ehe war übrigens glücklich, denn dieser Beauharnais war ein höchst anständiger Mensch. Wer sich auf Physiognomik nur ein wenig versteht, wird das in den offenen Zügen des Bildes (Seite 33 dieses Werkes) bestätigt finden. Ein aufrichtiger, tapferer, humaner Mann, der auch als Soldat und Truppenführer alle Achtung verdient, wenngleich auch er kein Feldherr war. Es steckte doch aus dem alten Geschlecht der Beauharnais etwas Vornehmes in ihm, das laute Auftreten

Digitized by Google

der Marſchallparvenüs hatte er nicht. Er war in Benehmen und Sprache einfach und ſchlicht. Vor ſeinem Stiefvater aber — wir erinnern an die Szene in der Schlacht von Wagram zwiſchen dem General Macdonald und ihm — vor ſeinem Stiefvater hatte er einen heilloſen Reſpekt. Für ſeine Truppen ſorgte er, ſoviel es in ſeiner Macht ſtand. Bei den Bayern war er beſonders beliebt; er iſt es auch nach dem großen Zuſammenbruch geblieben, als er vom Vizekönig zum Herzog von Leuchtenberg hinabſtieg und im Vaterlande ſeiner Frau den Reſt ſeiner Tage beſchloß. Freilich darf man ſich auch von ihm nicht das Idealbild machen, das die Legende entwirft. 1804 ſcheint er in frivole Liebesintrigen verwickelt. Die phyſiſche Eigentümlichkeit, daß er als junger Mann keine Zähne mehr hatte, war keine pſychiſche: er hielt mit den Zähnen ſein Intereſſe feſt und ſteigerte abſichtlich Napoleons Mißtrauen gegen Murat. Seine Abſchiedsrede 1814 an ſeine italieniſche Armee, ſeine ſtolze Antwort an den Zaren, daß man ihm „Treubruch und Verrat" zutraue, täuſchen. Er verhandelte insgeheim, ob er ſein Vizekönigtum retten könne durch Abfall von ſeinem Stiefvater, der ihn vertrauensvoll zum Teſtamentsvollſtrecker auf St. Helena wählte. Im Privatleben ein guter Menſch, beſaß er keineswegs ſelbſtloſe Hingebung wie unſere preußiſchen Führer.

Das V. Korps beſtand aus reinen Polen, ungefähr 36000 Mann an Zahl. Der Fürſt Joſeph Poniatowski führte ſie. Der Fürſt war damals kein Jüngling mehr. Er war faſt 50 Jahre alt und hatte ſich anno 1794 unter Kosciuszky ſchon tapfer mit den Ruſſen und Preußen herumgeſchlagen. Er war der Neffe jenes Stanislaus Poniatowski, der als letzter die Krone Polens trug. So winkte dieſem Fürſten als hohes Ziel eine polniſche Königskrone, und er hoffte von dem mächtigen Kaiſer von Frankreich eine Wiederherſtellung des Reiches des weißen Adlers. Seine Hoffnung ſollte ſich nicht erfüllen. Napoleon liebte dieſe heißblütigen Völker nicht, die allzu leicht entflammten und Revolution machten; er, der mit eiſerner Fauſt ſelbſt eine Revolution niedergeworfen hatte, war im Grunde zu ſehr ein Mann der Staatsräſon, als daß er Experimente zu machen geneigt war. Der preußiſche Teil von Polen blieb unter dem Regiment des Königs Friedrich Auguſt von Sachſen ein Herzogtum Warſchau, eine ſächſiſche Provinz. Aber natürlich war Bonaparte viel zu klug, um nicht die Kräfte, die in Polen ruhten, für ſich auszunutzen. (Außer den Gardepolen befand ſich die Ulanendiviſion Roswieki nebſt 14. Polniſchen Küraſſieren bei Murats Reiterkorps Latour, ferner polniſche Infanterie bei Macdonald und Reſervekorps Victor, ſo daß im ganzen 47000 Polen fochten.) Er machte dieſen Poniatowski zum Kriegsminiſter, und Poniatowski ſchuf ein Heer, das fortan unter den Adlern des Kaiſers Schulter an Schulter mit den Franzoſen focht, tapfer und verzweifelt focht — für ein Nichts.

Die bayriſchen Truppen bildeten das VI. Armeekorps, 28 Bataillone und 16 Schwadronen, im ganzen ungefähr 25000 Mann. Die bayriſchen Diviſionsgenerale Graf Deroy und von Wrede kommandierten hier im Auftrage ihres Königs, dagegen befanden ſich 1. und 2. Chevauxlegers beim Reiterkorps Grouchy, 3., 4., 5., 6. beim 4. Korps. Das Oberkommando aber hatte der franzöſiſche General Gouvion Saint-Cyr, von Haus ein Maler, eine Künſtlernatur, ein Mann, der die Muſik liebte. Nach dem Toben einer Schlacht konnte er ſich in ſein Quartier zurückziehen und ſtundenlang die Geige ſpielen. In ſeiner Jugend hatte er etliche Jahre in Rom zugebracht. Dann fügte es ſich, daß er juſt nach Paris zurückkam, als dort der große Danton zu den Waffen rief: „Das Vaterland iſt in Gefahr." Auch Saint-Cyr warf Pinſel und Zeichenſtift beiſeite und trat in das Bataillon der „Jäger von Paris". Er diente der Reihe nach unter Cuſtine, Moreau und Lazare Hoche. Er blieb im Innerſten Republikaner. In ſelbſtändigem Kommando hatte er anno 1805 in Italien, 1808 in Spanien gefochten. Er war einer der fähigſten Generale, die Napoleon hatte, ein Mann von guter, wenn auch autodidaktiſcher Bildung, der ſich ſeiner Fähigkeiten wohl bewußt war und dies andere Kameraden, welche ihre Karriere lediglich perſönlicher Bravour verdankten, gern empfinden ließ. Zwiſchen dem Kaiſer und ihm gab es nie ein rechtes Verhältnis. Napoleon war dem Manne den „Marſchallstitel eigentlich längſt ſchuldig"? Er ſchuldete ihm nichts, St. Cyrs Wirken auf Nebenfronten beſonders in Katalonien fiel wohl

Laurentius Gouvion St. Cyr
Nach einer Lithographie von Delpech

Digitized by Google

genug aus im Vergleich zu Suchets gewandten Operationen trotz seinem prahlerischen Tagebuch und seiner lächerlichen Klagen, Napoleon wolle ihn absichtlich um seinen Ruf bringen. Daß dieser ihm grollte, war natürlich wegen St. Cyrs Umtrieben als Mitglied des republikanischen Philadelfenbundes. Im Gegenteil muß man staunen, daß Napoleon ihm 1812 ein so wichtiges Kommando verlieh. In der Armee war er allgemein verhaßt wegen seiner abscheulichen Selbstsucht. Später benahm er sich als bourbonischer Kriegsminister abscheulich, der Republikaner als Kriecher, ein fähiger Streber, nichts weiter. Aber erst hier auf den russischen Schlachtfeldern sollte Gouvion Saint-Cyr den Kommandostab eines Marschalls erwerben.

Achtzehn sächsische Bataillone und sechzehn Schwadronen (17000) bildeten das VII. Armeekorps. (Außerdem Sächsische Kürassierbrigade bei Reiterkorps Latour, eine Infanteriebrigade beim Korps Victor.) Hier kommandierte der General Graf Reynier, ein fähiger Mann, von Haus aus Ingenieur, aus Lausanne gebürtig. Er war mit dem General Bonaparte in Ägypten gewesen und war dort mit dem General Kleber zurückgeblieben. Die Entscheidung, die Kleber am 20. März 1800 bei Heliopolis erfocht, kommt auf Rechnung dieses Reynier. Der General nahm nicht „erfolgreich an der Schlacht von Wagram teil", sondern blieb auf der Lobau, kommandierte später in Portugal, wo seine Widersetzlichkeit mit den Verlust der Fuentesschlacht verschuldete und war jetzt vom Kaiser an die Spitze des sächsischen Korps gestellt.

Andoche Junot, Herzog von Abrantes
Nach einem Gemälde von Raverat

Die westfälischen und hessischen Regimenter bildeten das VIII. Korps (19000). Hier befehligte zunächst der General Vandamme, Graf von Hüningen. Er war einer der tüchtigsten Generale des Kaiserreichs, aber ein brutaler Mann, einer von denen (ach, es waren ihrer leider so viele!), die das Shakespearesche Wort: „Tu Geld in deinen Beutel" als den Hauptzweck dieser napoleonischen Kriege ansahen. „Hätte ich zwei Vandammes," sagte Napoleon, „so würde ich einen erschießen lassen!" Er wurde bald durch General Andoche Junot ersetzt, den alten Kriegskameraden des Artilleriehauptmanns Bonaparte vor Toulon. Militärisch ein Dummkopf, der Mann einer Frau, die dem Hause Bonaparte entfernt verwandt war, sittlich nicht mehr wert als Vandamme: auch ein Erpresser. Seine Ernennung zum Generalgouverneur von Portugal, die ihm zugleich den Titel eines Herzogs von Abrantes einbrachte, benutzte er in schamloser Weise zur Bereicherung. In den illyrischen Provinzen, wo er später Generalgouverneur wurde, machte er es nicht besser. Aber er war einer der Genossen des Glücks des ehemaligen Artillerieoffiziers Bonaparte; von denen ließ der Kaiser nicht, denen sah er alles durch die Finger, wenngleich er die militärischen Fähigkeiten Junots richtig einschätzte und derb genug beurteilte. Schon ging in diesem Schwachkopf alles drunter und drüber. Der Krakehler und Bandit Vandamme war ein tüchtiger Schläger, nichts weiter, besaß in seiner „Conduite" keine einzige namhafte Leistung. Daß Napoleon solchem Mann die tüchtigen „Westfalen" (d. h. Hessen, Hannoveraner, preußischen Elbsachsen, Westfalen) anvertraute, offenbart die Talentleere, da Soult, Massena, Marmont, Suchet nach Spanien verbannt und Napoleon sich nicht dazu aufraffte, jüngere, begabte Divisionäre zu Korpschefs zu ernennen.

Auch die preußischen Hilfstruppen waren französischem Oberbefehl unterstellt. Kaiser Napoleon war klug genug, das zehnte Korps, das aus 20 Bataillonen und 16 Schwadronen preußischer Hilfstruppen und nur 16 Bataillonen Franzosen und Rheinbundtruppen unter dem Divisionskommandeur Grandjean bestand, dem Befehl eines Mannes zu unterstellen, der seinem ganzen Charakter nach dazu geeignet war. Denn die preußischen Offiziere und auch die Soldaten fochten doch nur gezwungen Schulter an Schulter mit den Franzosen. Besonders bei den Offizieren herrschte viel Zähneknirschen und Ingrimm, daß in diesem Feldzug preußisches Blut für die Ziele des Mannes vergossen werden sollte, der den Staat Friedrichs des Großen zu Boden geworfen hatte und ihn so brutal knechtete. Der Obergeneral, der diese widersprechenden Elemente befehligen sollte, mußte ein Mann von Takt sein. Das war dieser Marschall von Macdonald, Herzog von Tarent, unbedingt. Er wußte sich durch richtiges Auftreten bei den preußischen Offizieren als Vorgesetzter beliebt zu machen. „Sein ganzes Wesen", heißt es in den Aufzeichnungen eines der Offiziere, die damals unter ihm dienten, „verkündigt den Mann von Ehre, von Verstand und von Wohlwollen; sein Anstand hat etwas Vornehmes, seine militärische Haltung erweckt Vertrauen." Ein anderer meint,

Digitized by Google

„daß der Umgang in der feinen Welt ihm tiefe Menſchenkenntnis und eine ſchöne Ruhe gegeben habe, ſo daß der Marſchall jederzeit und überall im Vorteile ſtehe; er ſei gegen jeden preußiſchen Offizier äußerſt artig und zuvorkommend.“ „Oft haben franzöſiſche Oberſten warten müſſen, weil er mir oder einem andern Preußen eine Anekdote erzählte. Das mag auch wohl etwas Politik ſein.“ Gewiß war das Politik. Der Marſchall war von ſeinem Kaiſer in dieſe heikle Stellung berufen, zu zwei Drittel Preußen zu kommandieren, in deren Gemütern es gegen den Unterdrücker gärte und wogte, und er mußte alle Künſte ſpielen laſſen, um ſich von vornherein in die richtige Stellung zu bringen. Es iſt dennoch die Frage, ob Napoleon den richtigen Griff hier getan hat. Der äußerſte linke Flügel der Armee hatte ſtrategiſch eine zu ſtarke Bedeutung, und mochte Macdonald noch ſo gut verſtehen, ſich durch perſönliche Liebenswürdigkeit und eine politiſche Haltung die Zuneigung der preußiſchen Offiziere zu gewinnen, — ein Feldherr war er nicht. Er hatte nur Routine. Wir haben in dieſen Blättern geleſen, daß es ihm anno 1799, als der große Ruſſe, als Marſchall Suworoff in Italien an der Trebbia gegen ihn heranzog, herzlich ſchlecht erging. Bei Wagram allerdings focht er mit Glück, focht aber, man darf das nicht vergeſſen, unter den Augen ſeines Kaiſers, und wenn der ſie dirigierte, wenn der als treibende Kraft hinter ihnen ſtand, dann hatten alle dieſe Marſchälle gewöhnlich Glück. Als er aber 1810 nach Katalonien geſchickt wurde, bei Figueras und anderswo, ging ihm manches verkehrt. Allerdings, er litt damals an Gicht und Fieber, mußte an zwei Krücken gehen und konnte ſich derſelben, wie er ſchreibt, erſt in Berlin, als er das Kommando des zehnten Korps antrat, entäußern. Sein Amt war das denkbar ſchwerſte. Er hat es gewiß getreu erfüllt, denn wenngleich, wie bei Saint-Cyr, auch zwiſchen Macdonald und dem Kaiſer kein innerliches Verhältnis beſtand, ſo war doch der Marſchall ein ehrenhafter Mann, der ſeine Soldatenpflicht kannte*).

Auf beſonderen Wunſch Kaiſer Napoleons hatte König Friedrich Wilhelm ſein Hilfskorps unter den Befehl des Generals von Grawert geſtellt, desſelben Grawert, der unter des Fürſten Hohenlohe Kommando bei Jena ſo unglücklich gefochten hatte. Der General galt als franzoſenfreundlich und war nebenbei ein ſchwacher Mann, der ſich von Macdonald und den franzöſiſchen Diviſionsgeneralen alles gefallen ließ. Das wußte König Friedrich Wilhelm, aber er konnte ja den Wünſchen des Kaiſers, die im Grunde doch nichts anderes waren als Befehle, keinen Widerſtand entgegenſetzen. Aber, — und wieder dies kennzeichnet deutlich, wie gut der König die ganze Lage überſchaute —, er konnte aus eigener Macht dem General Grawert einen zweiten Befehlshaber beigeben, der mehr Rückgrat hatte und auf deſſen preußiſche Geſinnung der König bauen konnte wie auf einen Felſen. Und dieſen Mann fand er in dem General von York. Seinem Berufungsſchreiben fügte der König die folgenden, ſeine Abſicht klar erkennen laſſenden Worte hinzu: „Es iſt mir äußerſt viel daran gelegen, daß Sie die Ihnen beſtimmte Stelle annehmen, da mir Ihre bewährte Treue, Anhänglichkeit und Kriegserfahrenheit zur Genüge bekannt iſt und ein ſolcher zuverläſſiger Mann bei dieſem Korps und unter ſolchen Umſtänden unumgänglich notwendig wird. Ich werde jede Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen dafür meine Dankbarkeit zu beweiſen!“ — Wer war dieſer General von York, den wir ſchon in Lübeck ſo tapfer fechten ſahen? („Lieber Meyer, mit Ihnen iſt's vorbei, aber Sie ſterben wie ein tapferer Mann, Gott befohlen!“ In Lübeck damals.) Die Überlieferung ſagt, daß ſein Geſchlecht, wie das des Generals Macdonald, dem er jetzt unterſtellt war, von den britiſchen Inſeln aufs Feſtland hinübergekommen ſei. Yorks Großvater war ein Prediger Johannes Yarcken in Rowe bei Stolpe. Jedenfalls war der Adel der Herkunft verbürgt. Yorks Vater ſtand als Offizier im Heere Friedrichs des Großen. Damals, als ihm ſeine Frau, eine Potsdamerin, Marie Pflug, eines Handwerkers Tochter, dieſen Sohn Hans David Ludwig ſchenkte, war der Vater Hauptmann und weilte im Feldlager des großen Königs in Sachſen. Das alte Adelswappen, ein blaues Kreuz im ſilbernen Schilde, das die Yorks führten, trägt den Wappenſpruch: „nec cupias, nec metuas“, „Begehre nichts und fürchte nichts“. Das war wohl ein guter Spruch für den Armeedienſt unter dem Soldatenkönig und unter ſeinem Sohn, dem großen König. Zu begehren gab es wahrhaftig für die Offiziere der damaligen Zeit nichts. Und zu fürchten? Beide Könige hätten einen Offizier, der auch nur eine Sekunde Furcht zeigte, infam kaſſiert. Dieſer York nun kam ſchon im 12. Jahre als Junker in den königlichen Dienſt, ein Knabe noch, aber ſchon war der eiſerne Wille in dieſem jungen Kopf, der eiſerne Wille und das Wagen, das in einem der ſchwerſten Augenblicke der preußiſchen Geſchichte dieſer eine ungeahnte Wendung geben ſollte. — Was lernten ſolche Junker? Reiten, Fechten auf Hieb und Stoß, Voltigieren, Tanzen; alles das lernte auch York. Weniger kam's auf die Wiſſenſchaften an. Es war ein Feldprediger da, der den Junkern den notwendigen Unterricht gab. Viel war's nicht. Und um jene Zeit herrſchte in der Armee ein ſonderbarer Dünkel: Es galt als forſch, unrichtig zu ſprechen. York war zu eigen angelegt, als daß er ſolchen Dünkel jemals geteilt hätte. Daß er ſeine Mutterſprache nicht richtig zu gebrauchen verſtand — es hat ihn ſpäter oft gewurmt. Er war darin anders geartet wie Blücher. „Die verdammten Mir und Michs“, ſagte er wohl, „beim Schreiben da geht

*) Ein Porträt des Marſchalls Macdonald findet der Leſer auf Seite 151 dieſes Werkes.

Digitized by Google

es noch; da macht man einen Zug und jeder kann es lesen wie er will; aber beim Sprechen, da muß man damit heraus." Im 18. Jahre war York Leutnant, zehn Taler monatlich, keinen Zuschuß von Hause. „Wenn ein Subalternoffizier", so pflegte der General später zu sagen, „hungern muß, so muß er in seinem Patent lesen und sich an der Phrase ergötzen, daß er alle Vorrechte seines Standes genieße." Das Scharfe, Entschiedene, Bittere, das diesem Mann zeitlebens zu eigen war, das mit den zunehmenden Jahren den Umgang mit ihm immer schwieriger machte, zeigte sich schon damals. Das Regiment, bei welchem er als Leutnant stand, war aus dem bayrischen Erbfolgekriege, dem sogenannten Kartoffelkriege, zurückgekehrt und es entstanden eines Tages auf der Parade zwischen den Offizieren allerlei Neckereien, denn man hatte sich mit Requirieren und Plündern durchhelfen müssen. Da hieß es denn von einem Stabskapitän, daß er eine Altardecke „mitgebracht habe". „Das ist ja gestohlen!" rief der heißblütige York. Der Stabskapitän beschwerte sich, aber das Ehrengericht nahm für York Partei. König Friedrich aber, dem jedes Blatt aus seiner Zivilverwaltung und seiner militärischen Verwaltung vorgelegt wurde, durchstrich das Urteil und schrieb an den Rand: „Geplündert ist nicht gestohlen; der Leutnant von York mag sich zum Teufel scheren." Aber der Junkertrotz war nicht leicht gebrochen. Als an einem der nächsten Tage jener Stabskapitän die Wache revidierte, stieß York sein Sponton, statt es zu präsentieren, zur Erde. Das wurde streng geahndet. Ein Jahr Festungshaft und Kassation. So endete zunächst die Laufbahn Yorks im preußischen Heere. Auf der Zitadelle von Königsberg hat er seine Strafe verbüßt. Als er sein Gefängnis verließ, sprach er fertig französisch, hatte gründlich Kriegsgeschichte studiert und sein allgemeines Wissen außerordentlich gefördert. So wurde dem echt und ernst angelegten jungen Menschen seine Haft zu Gewinn. Der Versuch seines Vaters, den Sohn wieder anzubringen, glitt an dem eisernen Willen des alten Königs ab, — „Kann Eurem Sohn nicht helfen," hieß es da, „ist wegen Insubordination kassiert; Wiederanstellung würde nicht von guten Folgen sein." Was nun? Im Mai 1781 verließ York sein Vaterland, segelte von Pillau nach Amsterdam und trat in den Dienst der holländischen Armee. Später ging er mit einem Regiment der ostindischen Kompagnie an das Kap der guten Hoffnung. Von dort ging's nach Ceylon, und hier lernte York den großen Admiral Suffren kennen.

„So kam York", schreibt Droysen, „in die Nähe eines der größten Seehelden aller Zeit, des größten, den Frankreich gehabt hat. Noch in späten Jahren gedachte er mit Stolz und Bewunderung des unvergleichlichen Suffren. Er hatte als Malteserritter im steten Kampfe gegen die Ungläubigen seine Schule gemacht; vierzig Jahre hatte er fast immer auf dem Meere zugebracht. Dann endlich 1781 war ihm die nach Indien bestimmte kleine Eskadre anvertraut worden, und von der Zeit an herrschte die Lilienflagge in den indischen Gewässern. Den Teufelsadmiral nannten ihn die Engländer. Bewundrungswürdig, wie er alles größte und kleinste umfaßte. Mit derselben Sicherheit ordnete er die kleinsten Ausbesserungen an Segel- und Tauwerk und die größten strategischen Entwürfe an. Und so vollkommen war er mit der Leistungsfähigkeit seiner Schiffe vertraut, seiner Leute gewiß, Meister seines Materials, daß er das Kühnste mit Zuversicht wagen durfte. Es war die Stärke des Charakters, die ihn unüberwindlich, unwiderstehlich machte. Wenn er ohne allen Prunk, über den langen Matrosenhosen das bloße Hemd, das Haar mit einem Segelgarn zurückgebunden, auf dem Deck umherging, strengsten Ernst im Blick, das glühende Auge überall, selten ein Wort sprechend und dann nur ein strenges, dann fühlte jeder die Gewalt des höheren, des zum Gebieten geborenen Geistes. Und im Sturm der Schlacht wuchs diese Gewalt mit der Gefahr, sie hätte Alle zu Allem entflammt."

Als der junge York diesen Suffren kennen lernte, befand er sich noch im eindrucksfähigsten Alter, war 24 Jahre alt. Es ist, als ob sich viele Linien dieses Charakters in dem späteren General York wiederfinden. Wir wollen seiner Gefechte auf dem Rückzug des Preußischen Korps nach Lübeck gedenken, seines Verhältnisses zu seinem Jägerbataillon, das er in nimmermüder Arbeit in Mittenwalde ausgebildet hatte. Dieser York konnte auch von seinen Jägern alles verlangen, konnte auch „Alle zu Allem" entflammen. Der gebietende furchtbare Ernst, der diesem Suffren eigen war, hat auch den General York sein Lebelang ausgezeichnet. Ein Mann, hart wie Granit, von sich selbst den letzten Rest verlangend, von jedem andern aber, der unter seinem Kommando focht, desgleichen. So war der Mann beschaffen, den König Friedrich Wilhelm mit kluger Ahnung dem franzosenfreundlichen General Grawert beigab — Grawert hatte als Kommandeur in Schlesien viel mit Davout zu tun gehabt und hatte in seiner dortigen Stellung fast täglich mit ihm verkehrt. Er bildete sich infolgedessen ein, durch den Marschall Davout Einfluß auf Kaiser Napoleon zu haben und dergleichen mehr. Leere Hoffnungen, die sich in jener Zeit der harten Wirklichkeit niemals erfüllten! Noch war aber Grawert nicht bei seinem preußischen Korps, als Davout es schon für angemessen hielt, sich in das Kommando einzumischen. Er machte brieflich York auf die Stimmung in dessen Offizierkorps aufmerksam, worüber die französischen Generäle stets durch Spione und Späher sich unterrichten ließen. Mit verbindlichster Höflichkeit, aber zugleich in eiskalter Form, lehnte York solche Einmischung des französischen Marschalls in seine Kommandobefugnis ab und gab sich damit gleich die richtige Stellung gegenüber fran-

Digitized by Google

Hans David Ludwig von York
Nach einem Gemälde von Gebauer

Digitized by Google

zösischen Übergriffen. Denn ein größerer Franzosenhaß, als er in der Brust dieses York wohnte, der durch seines Königs Befehl gezwungen war, als Verbündeter der Gehaßten zu kämpfen, wohnte sicherlich in keiner andern Brust. „Mit Resignation", schrieb er in der Antwort an seinen König, „folge ich in eine neue, weit untergeordnetere Bestimmung (denn York war bisher Generalgouverneur von Ostpreußen gewesen), obgleich mich dieselbe nach langen Dienstjahren der Kränkung aussetzt, hinter jeden französischen Brigadegeneral oder hinter jeden rheinbündischen Diwisionsgeneral zu treten, wovon mancher der letzteren vielleicht früher als subaltern unter mir gestanden hat. Nach der Lage der Provinz hoffte ich, auch hier Gelegenheit zu haben, gegen die Feinde Ew. Majestät fechten und meine Treue mit Blut und Leben besiegeln zu können. Eure Majestät haben aber anders beschlossen und ich folge als treuer Untertan ohne jede Weigerung, weil eine Weigerung in dem gegenwärtigen Augenblicke ein noch größeres Verbrechen als zu jeder anderen Zeit sein würde." So faßte York die Disziplin auf, die ein Heer beseelen soll.

Anders hatten andere preußische Offiziere gehandelt, anders handeln müssen. Der alte Blücher hatte entrüstet geschrieben, als der Bundesvertrag Preußens mit dem französischen Kaiser bekannt wurde: „Nach einer unglücklichen Schlacht schrieb Friedrich II.: Alles ist verloren, nur die Ehre nicht. Jetzt aber schreibt man: Alles ist verloren und die Ehre auch." Der alte General hatte sein heißes Blut nie zu zügeln vermocht und über seine Lippen war im Laufe der letzten Jahre so manches gekommen, das sich nicht vereinigen ließ mit einer Bundesgenossenschaft zwischen Napoleon und Preußen. Man drängte von seiten der französischen Gesandtschaft erst sanft und dann immer etwas schärfer, und Blücher mußte notgedrungen seinen Abschied nehmen. Er hätte es allerdings auch nimmer vermocht, unter französischem Kommando zu stehen. Eine solche Stellung wie York sie auf den Befehl seines Königs einnahm, eine Stellung, die kalte Besonnenheit und zugleich kein geringes diplomatisches Geschick erforderte, wäre für den weißhaarigen Alten eine Unmöglichkeit gewesen. Er ging nach Schlesien, wo ihm der König das Gut Kunzendorf geschenkt hatte. — Auch Gerhard David Scharnhorst begab sich nach Schlesien. Auch er war auf das Drängen des französischen Machthabers erst aus dem Kriegsministerium und dann aus dem Rate des Königs entfernt worden. Man überwachte diesen Scharnhorst seit langem. Boyen erzählte, daß der Fürst von Neufchâtel, Marschall Berthier, eine Art Bewachung Scharnhorsts eingeführt hatte. Wochenlang hatte ein französischer Offizier, ein Späher Berthiers, unter dem Vorwande, irgendwelche Heereseinrichtungen kennenzulernen, bei Scharnhorst verkehrt und auch an seinem Tisch gesessen. Aber eher hätte jener Spion von einem Birnbaum Äpfel pflücken können, als daß es ihm gelungen wäre, dem Gehege der Lippen dieses Scharnhorst auch nur ein unbedachtes Wort zu entlocken. Also auch Scharnhorst ging nach Schlesien, blieb aber im geheimen in Königlichem Dienst, denn der König wußte, daß er diesen Mann für die Stunde des Losbrechens notwendiger gebrauchte als jeden anderen. — Neithardt von Gneisenau hatte seine Entlassung genommen und erhalten. „Nicht willens, mich als Werkzeug dieses Unterwerfungsvertrages gebrauchen zu lassen, habe ich meine Entlassung gefordert." In diesem Kopfe schwiegen die Ideen eines Befreiungskrieges nicht. Unablässig rüttelten seine Gedanken an den schweren Ketten, die der Kaiser dem Staate Preußen angelegt hatte. Nun, wo Bonaparte seine ganze Heeresmacht über den Njemen werfen wollte und in Rußland den letzten Strauß um die Weltherrschaft ausfechten, nun hoffte Gneisenau von neuem, daß sich im Rücken dieser Armee die unterdrückten Staaten erheben könnten. Er gedachte England aufzurufen, er gedachte sich an Schweden zu wenden, wo jetzt der frühere französische Marschall Bernadotte als Kronprinz ein Wort mitzusprechen hatte. Diese beiden Staaten sollten nach Gneisenaus Plan geschulte Armeen in Deutschland landen lassen und im Anschluß an diese geschulten Armeen sollte der Volkskrieg entzündet werden, der dem Korsen und seinem Gewaltheer die Hilfsquellen abschneiden und das, was an Besatzungstruppen noch in Deutschland stand, vernichten sollte. Zunächst allerdings machte sich Gneisenau auf den Weg nach Rußland. Er wollte sehen, ob es nicht dort im russischen Heere für ihn zu tun gäbe, und ob nicht sein Rat willkommen sei. — Mit ihm verließen eine Anzahl preußischer Offiziere den Dienst und unter ihnen die besten, glühendsten Preußenherzen: das waren Karl von Clausewitz und Hermann von Boyen, das war Scharnhorsts Schwiegersohn Graf Friedrich von Dohna. Diese drei gingen ins russische Hauptquartier. Der feurige Grolmann war schon 1811 nach Spanien gereist und gebrauchte dort den Degen gegen die französischen Unterdrücker. Nur ungern hatte König Friedrich Wilhelm die Abschiede bewilligt. Sein schlichtes Herz hatte für den Begriff der Disziplin nur eine Deutung. Er konnte und wollte einen Unterschied zwischen der königlichen Person und dem Vaterlande Preußen nicht machen. Das Wort Gneisenaus: „Die Welt scheidet sich in Feinde und Freunde Bonapartes, auf das Gebiet der Länder kommt es dabei weniger an als auf das der Grundsätze," blieb dem König innerlich fremd.

Aber wenn man heute, wo das Für und Wider viel eher zu übersehen ist als damals, wo die Menschen mitten darin standen, und das Genie des Korsen jeden Augenblick neue Wendungen erwarten läßt, — wenn man heute alles erwägt, hatte der König mit seinem Standpunkt Unrecht? Heinrich von Treitschke gibt hierauf eine bemerkenswerte Antwort: „Die ungeheure Mehrzahl des Offizierskorps aber gab ihrem Kriegs-

Digitized by Google

herrn einen Beweis deutſcher Treue, der ſchwerer wog als manche glänzende Tat des Kriegsmutes. Kein Mann in dieſen Reihen, der den Krieg für Napoleon nicht verwünſchte und doch ſind nur 21 aktive Offiziere, darunter nur 3 Stabsoffiziere, infolge der franzöſiſchen Allianz freiwillig ausgeſchieden, um zumeiſt in die deutſch-ruſſiſche Legion einzutreten. Die anderen bezwangen ihren heißen Haß und ſie ſollten dereinſt

Karl von Clauſewitz
Nach einem Gemälde von W. Wach

noch Größeres vollbringen als dieſe Ungeduldigen. Es ſtand doch anders als Gneiſenau in ſeinem heiligen Eifer meinte. Der Krieg für das Recht der Nation verlangte nationale Heere; die Baſtardbildung der deutſch-ruſſiſchen Legion blieb ein Gemiſch der edlen und der gemeinen Elemente, ſie hat weder im ruſſiſchen noch im deutſchen Kriege eine bedeutende Rolle geſpielt. Der König nahm die Abſchiedsgeſuche ſehr unwillig auf. Clauſewitz und noch mehrere andere der Ausgeſchiedenen konnten nachher nur mit Mühe den

Digitized by Google

Wiedereintritt in die Armee erlangen; wie oft haben noch in späteren Jahren die Gegner der Reformpartei den Monarchen daran erinnert, daß einige der Freunde Scharnhorsts und Gneisenaus nicht bei der Fahne geblieben waren."

So fochten denn, der Not der Zeit gehorchend, die preußischen Hilfstruppen unter französischem Befehl und für den Unterdrücker des eigenen Landes. Es ist bekannt, daß Marschall Davout, von dem wir schon sagten, daß er dies preußische Korps zu überwachen für seine Pflicht hielt, den Kaiser wiederholt vor dem Geist, der unter diesen preußischen Truppen herrschte, gewarnt hat; aber der Kaiser war anderer Meinung. „Was sollte wohl", sagte er, „zu befürchten sein von einem so maßvollen, so vernünftigen, so kalten, so duldsamen Volke, dem jede Ausschreitung fern liegt, so daß noch niemals einer meiner Soldaten während des Krieges gemordet wurde?" Es ist auch nur aus dieser Anschauung des Kaisers zu verstehen, daß er an seinen äußersten linken Flügel ein Armeekorps stellte, welches zu zwei Dritteln aus Preußen bestand, denn es wäre ihm doch wahrlich ein Leichtes gewesen, diese preußischen Regimenter auf seine anderen Armeekorps zu verteilen. Wer wollte ihn daran hindern? Der Vertrag? Was galten ihm Verträge! Der Einspruch des Königs, der Regierung? Hardenberg mußte froh sein, wenn man ihn am Ruder ließ; wider den Stachel zu löcken, war höchst gefährlich: Ebensogut, wie der Kaiser gegen den Vertrag die Festungen Spandau und Pillau besetzen ließ, die erstere, um Berlin zu beherrschen, die zweite, um Königsberg in der Gewalt zu haben, ebensogut konnte er mit den preußischen Regimentern nach Willkür umspringen und sie in die zuverlässigen Verbände seiner großen Armee einzeln hineinstecken. Er tat es nicht, und beging damit, wie wir sehen werden, einen Fehler, der sich für ihn bitter rächen sollte.

Während am äußersten linken Flügel der großen Armee, mit der Direktion gegen Riga, die Preußen und eine französische Division unter Macdonald bei Tilsit standen, 30 000 Mann, hatten die österreichischen Hilfstruppen unter dem General der Kavallerie Fürsten von Schwarzenberg ungefähr 35 000 Mann stark, den äußersten rechten Flügel mit dem Hauptquartier Lublin. So erstreckte sich in der Luftlinie die Front der großen Armee, welche zum Einbruch in Rußland bereitstand, über 400 Kilometer oder 53 Meilen.

Inkl. Murats 40 000 in vier Reiterkorps hatte Napoleon 415 000, was aber hochgerechnet, dazu Nachschub 67 300 inkl. 9. Korps Victor, exkl. Division Loison, die kaum mehr zum Schlagen kam, und 30 000 Litauer, die als bloße Etappenposten bei Wilna nicht mitzählen. Somit zogen nur 482 000 nach Rußland. Schon ältere Autoren widerlegten Chambreys maßlose Ziffern bis über 600 000, wobei freilich Loison und Litauer mitgezählt. Fabrys Archivuntersuchungen stellen dies vollends in Frage. Es bleibt auch unsicher, ob wirklich 300 000 Fronttruppen den Njemen überschritten. Außer Preußen, Österreichern, Polen, Bayern, Sachsen, Württembergern, Westfalen, rund 167 000, außerdem 70 000 verteilt, 25 000 bei Victor.

Bevor Kaiser Napoleon den Njemen überschritt und damit den Angriffskrieg auf Rußland eröffnete, sandte er den Grafen Louis de Narbonne in das Hauptquartier des Zaren nach Wilna. Es war seitens des Kaisers Napoleon ein letzter Versuch, den Zaren, ohne daß ein Kanonen- oder Flintenschuß fiel, zur Nachgiebigkeit und unter seinen Willen zu zwingen. Louis de Narbonne hatte in seinem Leben schon manche schwierige Aufgabe gelöst oder — verspielt. Er war ein brauchbarer Mann; hatte er nicht, als es anno 1791 die höchste Zeit war, die alten Tanten des Königs Ludwigs XVI., die verblühten französischen Prinzessinnen, Fetzen, Wisch und Ferkelchen, wie ihr hochseliger Vater, der fünfzehnte Ludwig, sie zu nennen pflegte, wenn er gütig war und seinen selbstgebrauten Kaffee bei ihnen schlürfte, durch sein Geschick rechtzeitig über die Grenze gebracht? Hatte er nicht mit dem großen Verschwörer, dem General Dumouriez, so halb und halb unter einer Decke gesteckt? Hatte nicht Neckers geistreiche Tochter, Frau von Staël, ihn zur rechten Zeit verborgen, als die Jakobiner ihm an den Kragen wollten? In Bedientenkleidern war er damals mit Hilfe der Staël über den Kanal nach England geschmuggelt worden.

Nun saß er sicher in des Kaisers Gunst, der Vielgewandte, und seine arme Madame Staël irrte heimatlos umher. Was mußte sie auch, die schon im Backfischalter politische Denkschriften verfaßte, in ihrem Pariser Salon über eine freiheitliche Konstitution und andere ungehörige Dinge reden! Der Machtspruch des ersten Konsuls vergönnte ihr die Zeit, 40 Meilen fern von Paris darüber nachzudenken. Überhaupt hatte Bonaparte für diese Neckers nicht viel übrig. Den Vater Necker, den großen Mann, der einst als der Retter Frankreichs galt, hatte der erste Konsul, als er anno 1799 über die Alpen nach Italien zog, in Genf gesprochen. „Ein Bankier von beschränkten Ansichten, weit unter der Vorstellung, die ich von ihm gehabt habe; so geht es: die meisten Berühmtheiten können eine Betrachtung aus der Nähe nicht vertragen!" — Von so unbestechlichen Augen, wie du sie damals noch hattest, o Korse, sicherlich nicht. — Die Necker-Staël ging nach Deutschland und gewann Deutschland lieb. Als es ganz zertrümmert am Boden lag, als der Imperator auch den heldenmütigen Widerstand Alt-Österreichs gebrochen, da kam die mutige Frau nach Wien und schrieb ihr berühmtes Buch „Über Deutschland". Diese bedeutende Frau spürte das, was du nicht ahntest, o Korse, oder nicht ahnen wolltest, — das gewaltige Wehen des Geistes spürte sie, das über Deutschland dahinging und mächtig zum Sturm wachsen wollte. Aber wozu war Polizeiminister Savary da? Der

Digitized by Google

konnte ſolche Bücher, die gefährlich ſchienen, verbrennen laſſen, und er tat es. Nun wurde Neckers edle Tochter ganz aus Frankreichs Grenzen verbannt. Aus eben jenem Frühjahr 1812, als der allmächtige Kaiſer ſeine Heerſcharen gegen Rußland führte, gibt es einen Brief, einen Aufſchrei jener Frau, gerichtet an einen edlen Mann, der aus franzöſiſchem Emigrantenblut dennoch ſo ganz und ohne Reſt Deutſcher wurde, an Adalbert von Chamiſſo: „Ich ſchätze Sie als wahrhaften Charakter und tiefdenkenden Geiſt. Bei Ihnen handelt es ſich um das ganze Leben, und ich habe kein Leben zu vergeben in der Knechtſchaft und Verbannung. Und doch möchte ich, Sie blieben in meiner Nähe, um mich zu ſtützen, — aber erhoffte ich damit nicht zu viel Hingebung an eine ſo gebrochene, ſo unſtete und ſo zerſtörte Exiſtenz?" — So ſchrieb Neckers Tochter. Dem Vater hatte das franzöſiſche Volk einſt die Pferde ausgeſpannt, ihn auf den Schultern getragen, — dasſelbe Volk, das jetzt dem korſiſchen Gewaltmenſchen ſein „Vive l'empereur" zujubelte. —

Madame de Staël-Holſtein
geborene Necker
Nach einem Gemälde von Heſſe lithographiert von Delpech

Aber zurück zur Sache und ihrem Anwalt. Alſo Louis de Narbonne hatte viel erlebt und war die rechte Perſon, um den Zaren zur Raiſon zu bringen. Nur ſchade, daß er bereits zu ſpät kam, denn ſchon war der Freiherr von Stein beim Zaren und ſteifte dem die Ohren; ſchon lag Scharnhorſts Kriegsplan vor, nach welchem die Ruſſen einen Krieg führen ſollten, wie einſt die Parther gegen Craſſus, ſich ſtändig zurückziehend bis an die äußerſten Grenzen ihres Reiches, damit die gewaltige große Armee an ſich ſelbſt zugrunde ginge. Zar Alexander benahm ſich gut. Als er mit Louis de Narbonne unterhandelte, lag eine Karte Rußlands vor ihm. „Ich mache mir durchaus keine Täuſchungen vor," ſagte der Zar kühl, „durchaus nicht; ich weiß, daß Ihr Kaiſer ein großer Feldherr iſt, aber ich habe für mich Zeit und Raum. Es gibt in dieſen weiten Gebieten keinen ſo entlegenen Winkel, in welchen ich mich nicht zurückziehe, keinen noch ſo entfernten Poſten, welchen ich nicht verteidige, bevor ich einen ſchimpflichen Frieden eingehe. Ich greife nicht an, aber ich lege auch die Waffen nicht nieder, ſolange noch ein einziger fremder Soldat auf ruſſiſchem Boden ſteht." — Das war in der Tat eine Sprache, wie Napoleon ſie von dem Kaiſer Alexander ſein Lebtag nicht gehört hatte. Aber dieſe Sprache war natürlich auch das Signal zum ſofortigen Aufbruch gegen Rußland.

Gewiß war das eine feſte und tapfere Sprache, — aber wie ſah es mit der Streitkraft aus, die Kaiſer Alexander von Rußland einzuſetzen hatte? Die Geſamtzahl der ruſſiſchen Streitkräfte, die zunächſt für den Feldzug bereit ſtanden, betrug, einſchließlich 15 000 Koſaken, angeblich 190 000 Mann und etwas über 900 Geſchütze. Indeſſen meldet Eugen von Württemberg, der doch alle Akten kannte, 232 000, ferner 55 000 in der Walachei, die nach Friedensſchluß mit der Türkei flüſſig wurden, für ſpäter verfügbar 175 000 Rekrutenerſatz, der auch wirklich aufgeboten wurde. Das war immerhin eine Geſamtſtärke von rund 450 000. Bei Rußlands rieſiger Ausdehnung konnten aber die Truppen erſt allmählich ankommen, daher mußte Napoleon daran liegen, möglichſt ſchnelle Schläge zu führen. Die Armee war in gutem Stande, der gemeine Mann zwar ohne jede Bildung und Intelligenz, aber tapfer und auf dem Fleck, auf dem er einmal ſtand, ſtehen bleibend und fallend, dazu gehorſam und genügſam. Es lebte auch trotz ſeiner geiſtigen Stumpfheit in ihm das inſtinktive Bewußtſein, daß er ſich gegen einen ungerechten Feind wehrte, daß er für ſein Vaterland föchte. Wieviele in der großen Armee konnten das von ſich ſagen? Die Deutſchen, die Holländer, die

Digitized by Google

Spanier, die Italiener, die der Korse in diesen Krieg schleppte, kämpften doch nicht etwa für ihr Vaterland! Nein, indem sie Rußland bekämften, kämpften sie gegen die Interessen ihres Vaterlandes. Und gerade dies Bewußtsein gab dem russischen Soldaten eine Ausdauer und einen passiven Mut, der seinesgleichen in der Geschichte sucht. — Auch die große Masse der Offiziere in dieser russischen Armee waren ohne Bildung, waren taktisch nicht geschult, waren nichts als tapfere Frontsoldaten, als Draufgänger. Nur die Gardeoffiziere, die ausnahmslos aus dem Hochadel hervorgingen, und die Offiziere einiger bevorzugter Kavallerieregimenter machten hiervon eine Ausnahme. Jedenfalls bestand die Elite des Offizierskorps aus Ausländern, meistens aus Deutschen.

Das russische Heer war in drei Armeen geteilt. Die erste Westarmee stand unter dem Befehl des Generals der Infanterie Barclay de Tolly, der zugleich Kriegsminister war. Sie umfaßte ungefähr 110 000 Mann (n. a. 130 000). — Die zweite Westarmee kommandierte der General der Infanterie Fürst Bagration. Sie war annähernd 40 000 Mann stark (n. a. 45 000). Die dritte sogenannte Reservearmee, ebenfalls 40 000 (n. a. 48 000) Mann, befehligte der General der Kavallerie Graf Tormassow. Bei dieser Aufstellung vergißt man aber 20 000 in Kurland, die später gewaltig anschwollen. Über das Ganze aber hatte sich Kaiser Alexander den Oberbefehl vorbehalten. Er hatte zwar noch niemals eine Armee kommandiert — es sei denn, daß sein Befehl zum Angriff bei Austerlitz, der so schlimme Folgen hatte, hier gelten soll — aber er glaubte dennoch damit fertig zu werden, weil er sich seit mehreren Jahren durch den General Ludwig von Phull Stunden in der Kriegskunst hatte geben lassen. Wenn es einen ungeeigneteren Menschen auf der Welt gab, den Kaiser für seine gewaltige Aufgabe, als Gegner Napoleons aufzutreten, vorzubereiten, so war dies zweifellos der General Phull. Er kam aus preußischem Dienst, hatte in diesem Dienst die Katastrophe des Jahres 1806 mitgemacht und war bei Jena und Auerstädt der Berater des Königs gewesen. Da aber der König nicht eingriff, so kam auch Phull nicht zu seiner Tätigkeit. „Aber", sagt Clausewitz, „nach der ganzen Katastrophe brach seine Ironie gegen alles Geschehene plötzlich los; er lachte wie ein halb Wahnsinniger über die Niederlage unserer Heere, und anstatt jetzt, wo ein gewaltiges geistiges Vakuum eintreten mußte, hervorzutreten, seine praktische Tüchtigkeit zu bewähren, an die gesunden Fäden, die sich von dem zerrissenen Gewebe noch vorfanden, neue anzuknüpfen, wie es Scharnhorst getan hat, gab er übereilt das Ganze verloren und trat in den russischen Dienst. Hätte der Kaiser Alexander mehr Menschenkenntnis gehabt, so würde er natürlich zu den Fähigkeiten eines Mannes wenig Zutrauen gefaßt haben, der eine schlimme Sache so früh aufgab und sich dabei so ungeschickt benahm. Im Hauptquartier des Feldmarschalls von Möllendorf zu Hochheim anno 1785 sagte Phull: ‚Ich bekümmere mich um nichts mehr, denn es geht doch alles zum Teufel.' Im Jahre 1806 sagte er auf seiner Flucht, indem er hohnlachend den Hut abnahm: ‚Adieu, preußische Monarchie!' Im November 1812 in Petersburg, nachdem die französische Armee ihren Rückzug schon angetreten hatte, sagte Phull noch zum Verfasser: ‚Glauben Sie mir, aus der Sache kann niemals etwas Gescheites herauskommen.' Er ist sich also immer gleich geblieben. Unpraktisch, wie Phull war, hatte er in den sechs Jahren, die er in Rußland zugebracht, nicht einmal daran gedacht, Russisch zu lernen; ja, was viel nachteiliger war, er hatte auch nicht daran gedacht, die Hauptpersonen, welche in der Regierung Rollen spielten, kennenzulernen und ebensowenig die Einrichtungen des Staates und des Heeres." So äußerte sich Karl von Clausewitz über diesen Phull, der Alexanders Vertrauter war.

Während an der Grenze 190 000 Mann gegen Napoleon verfügbar waren, standen 600 000 auf dem Papier, wurden in den Listen geführt und — bezahlt. Karl von Clausewitz verbürgt dies. Und das geschah gegenüber einem Gegner, der mit gewaltiger Energie es verstand, jeden waffenfähigen Mann, dessen er habhaft werden konnte, für die große Entscheidung einzusetzen.

Der rechte Flügel der russischen ersten Westarmee unter Barclay de Tolly wurde von dem General Fürsten Wittgenstein kommandiert und stand am nördlichsten bei Keidany. Vorwärts von Wilna stand das Zentrum der Armee. Der linke Flügel unter dem General Dochturow stand bei Lida. Die Kosaken unter dem Hetmann Platow waren gegen Grodno vorgeschoben. Die Stellung bildete also einen Halbkreis, welcher ungefähr der nach Westen sich biegenden Krümmung des Njemen folgte. — Fürst Bagration hatte seine zweite Westarmee in Wolkowisk versammelt. Seine Kosaken standen bei Bialystok. Die ganze russische Aufstellung war viel zu gedehnt und mußte, nachdem er sie einmal erkannt hatte, Napoleon direkt herausfordern, sie in der Mitte zu durchstoßen und die einzelnen Armeen mit Übermacht anzugreifen und zu zertrümmern. Außerdem herrschte im Hauptquartier des Zaren in Wilna eine große Verwirrung der Meinungen. Gneisenau war dort eingetroffen und von dem Kaiser freundlich aufgenommen worden; aber er mußte einsehen, daß dort kein Boden für ihn war, zudem verstand er nicht russisch und konnte also ein eigenes Kommando nicht erhalten; im Hauptquartier des Kaisers zu bleiben, schien ihm auch nicht geraten, denn dies Hauptquartier strotzte von vornehmen Müßiggängern, und mit irgendeinem Rat, mit irgendeinem Plan hier durchzudringen, hätte ein starkes Talent zur Intrige vorausgesetzt, das Gneisenau am allerwenigsten besaß. Nachdem er Einblick in die Verhältnisse dort genommen hatte, konnte er sich von dem

Digitized by Google

Verlauf des Feldzuges nicht viel Günſtiges für die Ruſſen verſprechen und wandte ſich ganz ſeinen engliſchen und ſchwediſchen Plänen zu, von denen wir ſchon berichtet haben.

Ein eigentlicher Feldzugsplan war überhaupt von den Ruſſen nicht aufgeſtellt worden, wohl aber iſt es ſicher, daß Scharnhorſts Idee, Raum und Zeit als erſte Faktoren in den Verteidigungsplan Rußlands einzuſtellen, dem Kaiſer längſt übermittelt worden war. Das haben wir auch ſchon erſehen aus der klaren und ſtolzen Antwort, die Alexander dem Grafen Louis Narbonne gab, als dieſer ihn einſchüchtern wollte. Scharnhorſt ſah voraus, daß zunächſt das gewaltige franzöſiſche Heer dem ruſſiſchen weit überlegen ſein würde und daß die Ruſſen auf Waffenerfolge und Siege einſtweilen gar nicht rechnen konnten. Wenn nun aber die Heere des Zaren grundſätzlich jedem Zuſammenſtoß auswichen, ſich fortwährend zurückzogen und Bonaparte mit ſeinen Maſſen immer weiter in den ungeheuren Raum des ruſſiſchen Reiches hineinlockten, ſo mußte notwendigerweiſe die nach Hunderttauſenden zählende große Armee an ſich ſelbſt zugrunde gehen; denn die Strecken, die ſie durchzogen hatte, die waren abgegraſt, und wenn ſie ſo ſich mit jedem Tagesmarſch weiter von ihren Hilfsquellen, die doch hauptſächlich in Deutſchland lagen, entfernte, ſo mußte der Rückſchlag unbedingt erfolgen. Es mußte dann ein Augenblick eintreten, wo die Ruſſen, die ſich ſtändig zurückzogen, ihren natürlichen Hilfsmitteln immer näher kamen und ſtändig Reſerven an ſich heranziehen konnten, den Franzoſen in der Stärke gewachſen, wenn nicht überlegen waren. Jede verlorene Schlacht, die dann ſtattfand, wäre für das Heer Napoleons ein tödlicher Stoß geweſen, jeder Sieg nur ein Pyrrhusſieg. Brach überdies ein ſtrenger Winter herein, ſo mußte die Kataſtrophe unausbleiblich eintreten. Das war Scharnhorſts Anſicht. Der Flügeladjutant des Königs von Preußen, Major von dem Kneſebeck, hatte dieſen Plan der Kriegsführung von Scharnhorſt übernommen und ihn ſchon im März 1812 ganz insgeheim in nächtlichen Stunden im Petersburger Winterpalaſte dem Zaren dargelegt. Die einſichtigen ruſſiſchen Führer glaubten auch, daß dieſer Plan der allein richtige ſei. Der kluge Oberſt von Diebitſch, ein Schleſier von Geburt, antwortete, als ihn jemand fragte, was nun geſchehen würde, ganz kurz: „Wir werden uns zurückziehen, ſo weit, als es Napoleon belieben wird, uns zu folgen und wäre es bis an die Wolga.“

Kaiſerin Eliſabeth von Rußland
geborene Prinzeſſin von Baden
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin geſtochen von F. Bendramini

Von zwei Mächten hatte ſich der Kaiſer Napoleon eine Waffenhilfe für den großen Feldzug verſprochen: von der Türkei und von Schweden. Den ewigen alten Hader zwiſchen dem Reich des Halbmonds und dem Reich der Moskowiter hatte er ſeit Jahr und Tag eifrig geſchürt. Es war ihm daran gelegen, ſtets dort unten im Süden am Leibe Rußlands eine offene Wunde zu halten. Aber er verrechnete ſich. Der alte General

Digitized by Google

Kutuſow ſchlug die türkiſche Armee bei Slobodſei und ſchloß darauf einen Waffenſtillſtand, dem der Friede von Bukareſt im Mai 1812 folgte. Das war ein Strich durch die Rechnung des Kaiſers. Als er von dem Verluſt der erwähnten Schlacht vernahm, brauſte ſein heißes Temperament auf. „Conçoit-on ces chiens, ces gredins de Turcs, qui ont eu le talent de se faire battre de la sorte! Qui est-ce qui aurait pu le prévoir?“ Begreift man dieſe Hunde, dieſe Lumpe von Türken, die das Talent beſitzen, ſich auf ſolche Weiſe ſchlagen zu laſſen? Wer hätte das vorausſehen können?“ — Die andere Enttäuſchung bereitete ihm ſein ehemaliger Marſchall Bernadotte, der inzwiſchen Kronprinz von Schweden geworden war. Als im Jahre 1806 in den erſten Novembertagen Bernadotte gegen Lübeck marſchierte, gelang es ſeiner Vorhut, auf der Trave zwei ſchwediſche Schiffe abzufaſſen und ſechshundert Mann ſchwediſcher Truppen gefangen zu nehmen. Das gewinnende Betragen und die außerordentliche Liebenswürdigkeit, mit welcher der kluge Marſchall die ſchwediſchen Herren behandelte, machte ihm unter den Offizieren manche Freunde, die dann nachher, in ihr Vaterland zurückgekehrt, ſeinen Ruhm verkündeten. Bernadotte wußte ſich immer zu geben, wie es die jeweilige Lage erforderte. Das war ihm auch diesmal nützlich. Nachdem im März 1809 eine Adelsverſchwörung den König Guſtav IV. entthront hatte, und der kinderloſe König Karl XIII. einſtimmig von der Nation berufen war, die Regierung zu übernehmen, wurde es notwendig, einen Thronerben zu adoptieren. Zunächſt wählte die Ständevertretung einen Prinzen von Schleswig-Holſtein, aber der ſtarb bald nach ſeiner Wahl, und nun glaubten die Schweden, in dem Fürſten von Pontecorvo — Bernadotte war durch dieſen Titel kaiſerlich napoleoniſcher Prinz — den richtigen Thronfolger gefunden zu haben. Er wurde berufen und nahm natürlich ſofort an. Napoleon gab ſeine Einwilligung, gab ſie vielleicht um ſo lieber, als er damit aus ſeiner Nähe einen bedenklichen Mann los wurde. Aber Bernadotte war viel zu klug, als daß er nicht jetzt ſein Intereſſe allein in dem Lande, deſſen Thronfolger er war, geſucht hätte. Er gab, da der Handel in den letzten Jahren ſehr gelitten hatte, die ſchwediſchen Häfen für die Handelsſchiffe aller Nationen frei. Er knüpfte auch insgeheim mit England und Rußland Verhandlungen an. Als Napoleon von dieſen Umtrieben hörte, ließ er Schwediſch-Pommern beſetzen, eine Gewalttat, die lediglich zur Folge hatte, daß die Verhandlungen zwiſchen Rußland und Schweden noch lebhafter wurden. Seine Anſprüche auf Finnland gab Schweden auf, ſicherte ſich aber dafür Anſprüche auf Norwegen. So hatte der Zar die Armeekorps, die er ſonſt gegen Schweden und gegen die Türkei hätte ins Feld ſtellen müſſen, zur freien Verwendung und konnte alle ſeine Kräfte gegen Napoleon zuſammenfaſſen. Der ſchwediſche Kronprinz aber, der ehemalige Advokatenſohn aus Pau an der Pyrenäengrenze, zahlte ſo dem Kaiſer Napoleon die Szene von Wagram heim.

Am rechten Ufer des Njemen zieht ſich ein meilenbreiter Waldgürtel dahin, von der Oſtſee bis nach Wolhynien hinunter ſich erſtreckend; die Ortſchaften und Gehöfte liegen weit verſtreut, die Gegend iſt dürftig und arm. Durch dieſen Gürtel von Wäldern mußte ſich die franzöſiſche Armee in ihrem Vormarſch gegen Wilna zuerſt hindurchwinden. Der Juni 1812 und beſonders ſeine zweite Hälfte war glühend heiß; auf die Wälder und auf die ſchmalen ſandigen Wege brannte die Sonne herab, und ſo ging es vier Tage lang in Eilmärſchen, die Truppenkörper dicht aufeinanderfolgend, durch dieſe Wälder und Sandwege weiter. Man muß bedenken, daß alle dieſe Truppen ſchon monatelang faſt täglich marſchiert waren, daß die Kräfte der Infanterie ſchon, als man am Njemen ankam, ſtark mitgenommen waren, daß die Pferde beſonders gelitten hatten. Vor Hitze, Hunger und Durſt ſanken die Soldaten in den Gliedern zu Hunderten, zu Tauſenden nieder. Wie berichtet wird, hat dieſer Vormarſch auf Wilna dem Heere bereits 25 000 Mann gekoſtet, ohne daß bisher ein Gefecht ſtattgefunden hatte. Der Kaiſer ſah einen Soldaten ſeiner alten Garde ermattet auf einem Stein am Wege ſitzen, auf ſeinen Knien hatte der Menſch eine Landkarte, und ſehnſüchtig ſuchten ſeine Augen das Land Frankreich und ſeine ſchöne Heimat. „Mein Freund“, ſagte der Kaiſer zu ſeinem Gardiſten, „von Paris bis hierher iſt nur eine Etappe“.

Digitized by Google

6. Kapitel

Der Vormarsch

Nur eine Etappe! Gewaltig, ungeheuerlich wie das ganze Wollen dieses Mannes war der Maßstab seiner Sprache, wenn er aufrütteln wollte. Er wollte keine Grenzen kennen, wollte sie nicht kennen, obgleich in seinen dicht aufgeschlossenen Kolonnen täglich Hunderte, ja Tausende todmatt dahinsanken, obgleich Hunderte von Pferdekadavern täglich den Weg säumten und die Luft verseuchten. Aber es gab dennoch Grenzen seiner Macht: die eherne Wand, an der er sich den Kopf einrennen sollte, war vom Schicksal schon nahe vor ihm aufgerichtet. In jenem selben Juni, in welchem die Gewaltkolonnen des Korsen gen Wilna keuchten, wurde dem Zaren eine Denkschrift überreicht, in der unter anderem folgende höchst bemerkenswerte Sätze standen:

„Der Krieg hat seine Zufälle. Mit aller möglichen Vorsicht kann man nicht alles voraussehen, die Unfähigkeit eines Untergenerals, die Feigheit des einen, der böse Wille eines anderen können Unglück herbeiführen. Läßt man sich durch diese Unfälle niederschlagen, verzweifelt man an sich selbst, so verliert man dann auf immer mit der öffentlichen Meinung die Möglichkeit, sich aufzurichten, statt daß man mit Ausdauer, in der Erhebung seiner Seele und mit der Hingebung an eine heilige Sache unzählige Hilfsquellen findet. Vier verlorene, aber mit Weisheit geführte und mit Tapferkeit bestrittene Schlachten geben keineswegs Grund, an der Rettung Rußlands zu verzweifeln, und jedes Unglück kann durch Vollkraft ersetzt werden; aber zwei Siege über den Kaiser Napoleon davongetragen, können nebst dem Abfall seiner Verbündeten und mit den daraus unfehlbar folgenden Aufständen seinen völligen Untergang herbeiführen; daher also, wenn man ihm Ausdauer entgegensetzt, spielt er in diesem Kriege nicht das Ganze gegen das Ganze, sondern das Ganze gegen ein Nichts. — Alle Feldzüge des Kaisers Napoleon waren auf eine kurze Dauer berechnet. Sich rasch bewegen, den Feind durch Bewegungen umfassen, ihn im einzelnen schlagen, durch den Schrecken lähmen, und einen kurzen Krieg durch einen raschen Frieden endigen, der dem französischen Soldaten den Stolz des Siegers sichert, seiner Willkür die von ihm überschwemmten Länder überliefert, das ist die Art des Krieges, worauf der französische Kaiser ausgeht. Aber sobald man ihn zwingt einen langsamen Krieg zu führen, sobald man dem französischen Soldaten die Möglichkeit nimmt, auf Kosten eines unterdrückten Volkes zu leben, sobald man ihm einen langen und harten Kampf in Aussicht stellt: dann kann man sich schmeicheln, ihn bereits geistig besiegt zu haben, und selbst erfochtene Siege könnten ihn zu rückgängigen Bewegungen zwingen. Erinnere man sich an die Schlacht von Eylau, und damals gab es noch kein Spanien!"

Der Verfasser dieser Denkschrift hieß Neithardt von Gneisenau. Der kannte seinen Bonaparte, der wußte in klarer Schätzung die Stärke und die Schwäche dieses Gegners zu wägen, der hatte die ganzen Feldzüge und die ganze Laufbahn dieses Korsen schon studiert, als er damals noch als „ewiger Hauptmann" in Jauer stand, während der zehn Jahre jüngere Bonaparte in dem revolutionären Frankreich, damals dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, alle militärischen und politischen Rangstufen im Fluge durcheilte.

Keuchend marschierte in forcierten Märschen die Infanterie durch die Schwüle der Wälder. Die Anzahl der Kranken vermehrte sich von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde, und immer wieder hieß es: Vorwärts, vorwärts, dort liegt Wilna, dort sollt ihr ruhen!

Die Pferde der Reiterei gingen müde ihres Wegs. Die Sonne hatte die Gräser zum Teil verdorrt, die Fütterung war schlecht und wurde täglich schlechter. Die Tiere brachen unter ihren Reitern zusammen und blieben am Wege liegen. Ihre Kadaver, die sehr bald in Verwesung übergingen, verpesteten in der Schwüle der Wälder, wo kein Lufthauch ankommen konnte, den nachmarschierenden Truppen die Luft und benahmen ihnen das Atmen. Zehntausend Pferde allein sollen zwischen Kowno und Wilna zugrunde gegangen sein. Überhaupt waren die französischen Kavalleristen keine guten Pferdepfleger. Die deutschen waren da viel zuverlässiger. Viele der Pferde französischer Kavallerie waren sattelwund. Bereits in diesen Tagen, wenn es galt, Aufklärungsdienst zu tun, zeigte sich, daß der französische Kavallerist dem Kosaken längst

Digitized by Google

nicht gewachsen war. So manche Patrouille, die zur Aufklärung hinausgesendet wurde, kehrte nicht zurück; fortgewischt wie ein Kreidestrich von der Schiefertafel, verscharrt im russischen Sande oder nackt im Dickicht der Wälder Raubvögeln und wilden Tieren preisgegeben, — das war ihr Los. Auch wenn es zum leichten Geplänkel kam, waren die französischen Reiter viel im Nachteile gegen die Kosaken. Das erfuhr Murats Reiterei schon bald nach dem Überschreiten des Njemen. Der Kaiser befahl daher von Wilna aus, daß jeder Kavalleristenpatrouille Infanterie beigegeben werden sollte, um ihr bessere Deckung zu geben. Dadurch wurden natürlich diese Patrouillen sehr schwerfällig in ihrer Bewegung und der Aufklärungsdienst litt darunter sehr.

Wie es schon zu Anfang dieses Feldzuges aussah, mag ein Augenzeuge uns berichten:

„Bestimmte Wege gibt es in Litauen nicht; die Landwege wurden beim Regen durch das Geschütz ganz verdorben, unfahrbar für Wagen mit gewöhnlichem Gespann. Die Pferde lebten nur von grünem Futter, vom Grase und Korn auf den Feldern, und dieses mußte oft weit hergeholt werden. Die Avantgarde hatte zwar den Vorteil, zuerst zu kommen und noch manche Lebensmittel zu finden, welche der Feind und der fliehende Bauer zu verderben oder mitzunehmen versäumt hatten; aber sie mußte einem zu Überfällen sehr geneigten Feinde gegenüber in geschlossenen Gliedern bleiben und, wenn vom Feinde verfolgt, liegen lassen, was sie gut hätte brauchen können. Daher fehlte es oft an allem. Dann mußten Detachements zum Fouragieren ausgeschickt werden, welche weit seitwärts vordringen konnten, wenn sie an unberührte, solchen Besuch nicht erwartende Ortschaften gelangen wollten. Diese Abteilungen waren großen Gefahren und Beschwerden ausgesetzt und kehrten oft unverrichteter Sache wieder zurück; wenn sie Lebensmittel erbeutet hatten, fanden sie nicht Wagen und Pferd zu deren Transport, und kamen, wenn ihnen auch dieses geglückt war, oft erst nach mehreren Tagen zu ihren weitermarschierenden Regimentern zurück, wo dann das Gefundene ganz oder zum Teil verzehrt oder ihnen abgenommen oder verdorben war. Diese beschwerliche und unsichere Art der Verproviantierung hatte höchst nachteilige Folgen. Viele Leute erkrankten, die Pferde wurden gedrückt und marode. Die Leute lernten ordentlich auf eigene Hand Krieg zu führen, d. h. Dörfer zu überfallen, zu plündern und sich durch allerlei Ausschweifungen für die steten Entbehrungen schadlos zu halten. Viele blieben zurück, sammelten sich in Banden, wählten ihre Führer, quartierten sich in Dörfer und Schlösser ein und stellten Vorposten aus, gegen Russen wie gegen Franzosen, welche gleichmäßig ihre Feinde waren. Diese, von der Art Krieg zu führen, wie es bisher geschah, unzertrennlichen Unordnungen lockerten früh die Bande der Disziplin, verminderten die Zahl der Streiter, ruinierten die Hilfsmittel des Landes, erbitterten das zur Verzweiflung gebrachte Volk und reizten es zur Gegenwehr und oft zur martervollen Ermordung der Gefangenen. Der plündernde Soldat begnügt sich nicht mit dem, was er gebraucht: er zertrümmert, was er nicht fortbringen kann und mißhandelt die Einwohner. Nicht die strengste Manneszucht konnte Disziplin und Ordnung erhalten; denn diese sind nur möglich, wenn für die notwendigen Lebensbedürfnisse des Soldaten auf ordentliche Weise, durch regelmäßige Distributionen gesorgt wird. Der hungernde und darbende Soldat gehorcht nur dem Gebote der Not und des dringenden Bedürfnisses und hört nicht mehr auf die Stimme des Führers."

Die fünfzehn deutschen Meilen von Kowno bis Wilna wurden in vier Tagen zurückgelegt. Bereits am 27. Juni marschierten die Vortruppen in Wilna ein, und einen Tag später hielt auch der Kaiser an der Spitze polnischer Reiterei, seiner Garde und des Korps von Davout seinen Einzug in Wilna.

Der Jubel der Polen empfing den Kaiser, von dem sie alles hofften. Die Straßen und Plätze Wilnas waren mit Menschen gefüllt, die Häuser mit Teppichen behängt, mit Girlanden und Fahnen festlich geschmückt. Ganz Polen erhoffte die Befreiung des Vaterlandes. Der Reichstag zu Warschau beschloß etwas voreilig die Wiederherstellung des Königreichs Polen und entsandte eine Abordnung an den Kaiser nach Wilna, um von ihm das Machtwort zu hören, daß Polen neu erstanden sei. Schon hofften besondere Idealisten unter diesen Polen, daß fortan die Grenzen ihres Reiches sich bis an Smolensk ausdehnen würden, und daß der weiße Adler seine Flügel wieder über das verlorene Ostseegebiet schützend breiten würde. Die Antwort, die sie bekamen, war wunderschön mit Phrasen gespickt, besagte aber gar nichts. Der Kaiser gab der Abordnung zu verstehen, daß er die Polen gewiß schätze und ihres Vaterlandsgefühls wegen hochachte, daß er aber dem Kaiser von Österreich im Bündnisvertrag die Unverletzlichkeit seiner Staaten garantiert habe, und daß daher an ein Losreißen der Provinzen, die zu Österreich gehörten, nicht zu denken sei. Er empfahl ihnen indes — dieser große Taschenspieler! — die russischen Teile Polens in Aufruhr zu bringen, und, so meinte er, die Vorsehung werde die Heiligkeit ihrer Sache mit Erfolg krönen und die hingebende Vaterlandsliebe belohnen und den Polen auf seine Hochachtung und seinen Schutz den größten Anspruch geben. Seifenschaum! denn, was hatte derselbe Mann einige Monate früher zu Louis de Narbonne gesagt? „Ich meinesteils liebe die Polen auf dem Schlachtfelde: Sie sind eine tapfere Rasse. Aber was ihre Ratsversammlungen, ihr Veto angeht, ihre Reichstage zu Pferde und mit dem Säbel in der Faust, von all dem mag ich nichts wissen. An den tollen Cortes zu Cadix haben wir auf unserem Festlande gerade genug. Wenn ein

Digitized by Google

halb republikaniſches Polen heute wieder aufſtünde, ſo wäre das eine ſehr viel größere Verlegenheit, als wenn es ohne Unterbrechung beſtanden hätte. Man müßte heute die Häuſer der Nachbarn in Brand ſtecken, um ihm die ſeinigen zu ſichern. Nur durch eine teufliſche Propaganda könnte es Kraft gewinnen. Ich habe das wohl überlegt: Ich will in Polen ein Feldlager haben, aber kein Forum. Ich werde dem Kaiſer Alexander einen anſtändigen Krieg machen mit zweitauſend Feuerſchlünden und einer halben Million Soldaten, aber ohne Aufruhr. Ich werde ihm Moskau entreißen und ihn nach Aſien zurückwerfen, aber ich werde keinen Klub in Warſchau oder in Krakau oder ſonſt irgendwo in Polen dulden. Es iſt nicht meine Sache, einen republikaniſchen Herd in Europa wieder anzublaſen. Ich will Polen nur als diſziplinierte Macht, um, — nun, um ein Schlachtfeld auszuſtatten." So dachte der große Wirklichkeitspolitiker. Es iſt faſt hundert Jahre her, daß er ſo ſprach; die Gegenwart könnte bei ihm in die Schule gehen.

Bevor Kaiſer Alexander Wilna verließ, gab er noch dem Polizeiminiſter und Generaladjutanten Balaſchew den Auftrag, in das Hauptquartier Napoleons zu fahren und dort noch einmal einen Friedensverſuch zu machen. „Ich erwarte," ſagte Alexander, „von dieſer Sendung zwar kein baldiges Aufhören dieſes Krieges, doch ſoll es in Europa bekannt werden und als ein neuer Beweis dienen, daß nicht ich den Krieg begonnen habe." Noch in der Nacht zum 26. Juni ging der General Balaſchew aus Wilna ab und erreichte gegen Tagesanbruch das Dorf Riconti, das die franzöſiſchen Vorpoſten ſchon beſetzt hatten.

Donſcher Koſak
Nach einer Zeichnung von G. Schadow geſtochen von P. Buchhorn

Von zwei Koſaken und einem Trompeter begleitet, wurde er an der feindlichen Vedettenlinie aufgehalten und mußte hier bis auf weiteres verbleiben. Sowie der Vorpoſten-Kommandant von dem Eintreffen eines ruſſiſchen Parlamentärs Meldung erhalten hatte, kam er ſofort zu Balaſchew, um die nötigen Fragen zu tun, und ſendete alsdann einen Bericht an Murat, der unverzüglich einen ſeiner Adjutanten ſchickte und den ruſſiſchen General zu Davout bringen ließ. Unterwegs begegnete Balaſchew dem König von Neapel, der, von einer zahlreichen Suite umgeben, in einer koſtbaren, aber ſehr auffälligen Uniform geritten kam. Murat ſtieg vom Pferde, Balaſchew gleichfalls: der König bewillkommnete ihn mit den Worten: „Ich bin ſehr erfreut, Sie zu ſehen und Ihre Bekanntſchaft zu machen, General! Es ſcheint hier ſehr kriegeriſch auszuſehen." — „In der Tat, Ew. Majeſtät, es ſcheint, daß der Kaiſer Napoleon Krieg führen will," antwortete Balaſchew. — „Alſo Sie halten nicht den Kaiſer Alexander für den Urheber des Krieges?" — „Keinesfalls; ich habe den Beweis bei mir." — „Aber die Note, in der Sie gebieteriſch forderten, daß die franzöſiſchen Truppen Preußen räumen ſollten, paßt nicht zu Ihrer Erklärung." — „Soweit mir bekannt, Majeſtät, war dieſe Forderung nicht die hauptſächlichſte der Bedingungen, welche die Note enthielt." — „Wir konnten ſie nicht annehmen. Übrigens —" begann Murat weiter — „ich wünſche herzlich, daß die Kaiſer miteinander einig werden, und daß der Krieg, welcher wider meinen Willen begonnen hat, ſobald als möglich endigen möge. Ich will Sie nicht länger aufhalten, General! Setzen Sie Ihren Weg fort. Ich weiß wahrlich nicht, wo der Kaiſer iſt, aber wahrſcheinlich iſt er nicht weit von hier."

Im Stabsquartier des 1. Infanterie-Korps wurde Balaſchew mit einem gewiſſen Argwohn von dem finſteren Davout empfangen. „Ich weiß nicht, wo jetzt der Kaiſer iſt," ſagte der Marſchall: „Geben Sie mir Ihr Paket, ich will es ihm überbringen." — Balaſchew nahm einen Brief aus der Taſche, bemerkte aber dazu, daß ihm von ſeinem Monarchen befohlen worden ſei, dem Kaiſer Napoleon den Brief perſönlich zu überreichen. — „Das iſt ganz gleich!" — fiel ihm der Marſchall in die Rede — „tun Sie, was man von

Digitized by Google

Ihnen verlangt." — „Hier iſt der Brief," antwortete Balaſchew unwillig: „Es ſteht Ihnen frei, meine Perſon zu ignorieren, aber ich bitte, ſich zu erinnern, daß ich die Ehre habe, den Titel eines Generaladjutanten Sr. Majeſtät des Kaiſers Alexander zu führen." Davout entgegnete, daß ihm die ſchuldige Aufmerkſamkeit erwieſen werden würde, befahl alsdann das Diner, ſprach aber in der Folge wenig, gleich als wenn es ihm unlieb wäre. Des anderen Tages ſagte der Marſchall bei Tafel zu Balaſchew, daß er Befehl zum Vorrücken erhalten habe, und daß ihm Quartier, Reiſezeug und einer ſeiner Adjutanten zur Verfügung geſtellt werden würden. „Ich bitte Sie nur um eins," fügte der Marſchall hinzu, „ſprechen Sie mit keinem, außer mit meinem Adjutanten, und gehen Sie nicht über die Vorpoſtenkette hinaus." In dieſer Situation blieb Balaſchew bis zum 30. Juni, alsdann kam die Weiſung, ihn nach Wilna zum Kaiſer Napoleon zu ſenden. Dort wurde er in das Quartier Berthiers verwieſen, aber am folgenden Tage durch den Kammerherrn Grafen Turenne zu Napoleon gebracht, der ihn in demſelben Zimmer empfing, welches fünf Tage vorher der Kaiſer Alexander verlaſſen hatte.

Napoleon nahm Balaſchew höflich auf, erklärte ihm den Grund ſeiner Unzufriedenheit mit der ruſſiſchen Regierung und bemühte ſich, die Ruſſen als Urheber des Krieges gelten zu laſſen. Darauf antwortete Balaſchew, daß ſein Monarch über das Einrücken der franzöſiſchen Armee in das ruſſiſche Reich ohne Kriegserklärung und unter dem Vorwande, weil der Fürſt Kurakin ſeine Päſſe gefordert habe, womit der Kaiſer ſelbſt nicht einverſtanden, ſehr erſtaunt ſei. „Der Kaiſer hat mir befohlen, Ew. Majeſtät zu ſagen," fuhr Balaſchew fort, „daß er auch jetzt noch, wie früher, zum Frieden bereit iſt, aber nur unter einer Bedingung, und zwar unter der unwiderruflichen Bedingung, daß die Franzoſen unverzüglich über die Grenzen des ruſſiſchen Reiches wieder zurückgehen; gleichzeitig habe ich Befehl, Ew. Majeſtät zu verſichern, daß die ruſſiſche Regierung in keinerlei Verbindung mit England ſteht."

Nachdem Napoleon ſich über die angeblich durch den Kaiſer Alexander hervorgerufenen Urſachen zum Krieg weiter ausgeſprochen, antwortete er Balaſchew: „Es ſind bereits 18 Monate ſeit der Zeit verfloſſen, als ich von Rußland verlangte, ſich zu erklären. Haben Sie nicht von mir die Räumung Preußens gefordert? Solche Noten ſind unſtatthaft, ſogar den kleinſten Mächten gegenüber, und die franzöſiſche Regierung hat ſich niemals erkühnt, ein derartiges Verlangen zu ſtellen. Ich kann nicht darauf eingehen, und wenn Sie mir Petersburg und Moskau geben wollten. Haben Sie nicht zuerſt mit den Rüſtungen begonnen? Ihr Monarch iſt eher bei der Armee eingetroffen, als ich bei der meinigen. Ich wurde gezwungen, meine Reiſe nach Spanien aufzugeben. Sie haben mir große Koſten gemacht. Ich weiß, daß ein Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland keine Kleinigkeit iſt — weder für mich, noch für Sie. Aber ich habe große Vorbereitungen getroffen, und bin dreimal ſtärker als Sie. Ihre Streitkräfte ſind mir ebenſo gut als Ihnen bekannt, vielleicht noch beſſer. Der Kaiſer Alexander iſt von ſehr gewöhnlichen Leuten umgeben; bei ihm befinden ſich Armfeld, Stein und Bennigſen! Armfeld iſt ein verſchmitzter, gewiſſenloſer, ausſchweifender Menſch; Stein ein ſchlechter Menſch, der aus ſeinem Vaterlande verbannt iſt; Bennigſen hat ſeine Unfähigkeit 1807 bewieſen. Barclay de Tolly kenne ich nicht, aber ſeinen erſten Anordnungen nach zu urteilen, müſſen ſeine Talente ſehr beſchränkt ſein. Ihre Truppen bewegen ſich ohne einen beſtimmten Plan; ſie verbrennen ſelbſt viele ihrer Magazine, da wäre es doch beſſer geweſen, dieſelben gar nicht erſt zu errichten! Glauben Sie etwa, daß ich nur zu Ihnen gekommen bin, um mir den Njemen anzuſehen? Seit der Zeit Peters I. hat kein Feind Ihre Grenzen überſchritten, und ich bin jetzt bereits in Wilna. Sie hoffen vergeblich auf Ihre Soldaten; vor Auſterlitz hielten ſie ſich für unüberwindlich; jetzt ſind ſie im voraus davon überzeugt, daß meine Truppen ſie beſiegen werden." — „Ich wage es, Ew. Majeſtät zu verſichern" — unterbrach Balaſchew den Kaiſer — „daß die ruſſiſchen Truppen im Gegenteil mit Ungeduld eine Schlacht wünſchen und beſonders von der Zeit an, als unſere Grenzen bedroht ſchienen. Dieſer Krieg wird fürchterlich ſein, Ew. Majeſtät werden es nicht allein mit den Truppen, ſondern auch mit ſämtlichen Untertanen meines Kaiſers zu tun haben." Napoleon zeigte ſich hier mit Balaſchew nicht einverſtanden; er ſagte, daß in Rußland niemand den Krieg wolle, und indem er ſeine Streitkräfte nochmals aufzählte, bemerkte er, in ſeiner Armee wären allein 80000 Polen, welche durch Rekrutierungen bis auf 200000 Mann gebracht werden könnten. „Und ſie ſchlagen ſich wie die Löwen" — ſetzte er hinzu: — „Wenn Sie den Krieg fortſetzen, dann nehme ich Ihnen die polniſchen Provinzen. Ich verſichere Sie, daß Sie noch niemals einen Krieg unter für Sie ſo ungünſtigen Umſtänden begonnen haben." — „Wir hoffen, ihn glücklich zu Ende zu führen" — antwortete Balaſchew. — „Sie konnten nichts ausrichten, als Öſterreich auf Ihrer Seite war" — ſagte Napoleon — „und jetzt, wo ganz Europa mit mir geht, worauf wollen Sie nun noch hoffen?" — „Wir werden tun, was wir imſtande ſind" — antwortete Balaſchew. — „Bei Ihnen mangelt es an Leuten; wo wollen Sie Rekruten hernehmen? Und was ſind denn Ihre Rekruten wert? Wieviel Zeit iſt nötig, um aus ihnen Soldaten zu machen? . . . . Man ſagt, Sie ſchlöſſen mit den Türken Frieden; iſt das wahr?" Nachdem Napoleon eine bejahende Antwort erhielt, fuhr er in ſeiner Rede fort: „Wenn Sie auf die Moldau und Walachei Verzicht leiſten, alsdann wird ſich der Sultan mit Ihnen ausſöhnen; übrigens gebe ich weder

Digitized by Google

viel auf die Türken, noch auf die Schweden." Hierauf zählte er die Vorteile auf, welche für Rußland durch ein Bündnis mit Frankreich entstehen würden, drohte mit der Vernichtung Preußens und endigte seinen Redefluß mit der Erklärung, daß er dem Frieden nicht abgeneigt sei. — „Überzeugen Sie den Kaiser Alexander, daß ich ihm noch immer so ergeben bin, als früher; ich kenne ihn vollständig und weiß seine hohen Eigenschaften zu würdigen. Mein Gott! Wie vortrefflich wäre seine Regierungsweise gewesen, wenn er sich nicht mit mir entzweit hätte! . . . . Doch ich will Sie nicht länger aufhalten, General! Sie werden von mir einen Brief an Ihren Monarchen bekommen."

Als sich Balaschew von Napoleon verabschiedet hatte, wurde er bei seinem Weggange von Duroc im Namen des Kaisers um 7 Uhr zur Tafel geladen.

Während der Tafel, bei welcher außer dem Kaiser der Franzosen und Balaschew noch Berthier, Bessières und Caulaincourt anwesend waren, benahm sich Napoleon weit stolzer als zuvor. Unter anderem fragte er: „Wieviel hat Moskau Einwohner?" — „300000." — „Und Häuser?" — „10000." — „Und Kirchen?" — „Mehr als 240." — „Wozu so viel?" — „Die russische Nation ist gottesfürchtig." — „Herrscht bei Ihnen eine solche Gottesfürchtigkeit?" — „Erlauben Sie mir, Majestät" — sagte Balaschew — „man ist vielleicht in Deutschland und Italien wenig gottesfürchtig, aber in Spanien und Rußland ist man es noch sehr." Napoleon, unzufrieden mit diesem Winke in bezug auf den Widerstand in Spanien, ließ dieses Gespräch fallen, und wendete sich nun an Balaschew mit der Frage: „Auf welchem Wege kann man nach Moskau gehen?" — „Ew. Majestät setzen mich durch diese Frage in eine sehr große Verlegenheit" — entgegnete dieser: — „Die Russen wie die Franzosen sagen, daß man auf jedem Wege nach Rom gehen kann. Nach Moskau führen gleichfalls viele Wege. Karl der Zwölfte wollte dorthin über Pultawa."

Nach dieser Unterredung wurde die Tafel aufgehoben, und Napoleon begab sich mit sämtlichen Tischgästen in sein Kabinett, wo er abermals den Kaiser Alexander der Abneigung gegen seine Person beschuldigte. — „Er nähert sich meinen persönlichen Feinden, und kränkt mich persönlich. Ich bin im Rechte, wenn ich es ebenso mache. Ich vertreibe aus Deutschland alle seine Verwandten, die Württemberger, Badener, Weimaraner. Mag man ihnen einen Zufluchtsort in Rußland gewähren! . . . . Sie sagten mir, daß Ihr Herr das Oberkommando bei der Armee übernehmen wolle. Wozu dieses? Der Krieg — ist mein Handwerk; ich bin daran gewöhnt. Der Kaiser Alexander hat dieses nicht nötig; ihm gebührt es, zu regieren, aber nicht — Truppen zu kommandieren. Er wird vergeblich eine solche Verantwortlichkeit auf sich nehmen." — Alsdann ging Napoleon einige Male im Zimmer auf und ab, näherte sich Caulaincourt, klopfte diesen leicht auf die Backen und sagte zu ihm: „Nun, warum reden Sie nichts? Sind die Pferde für den General bereit? Geben Sie ihm die meinigen; er kann abreisen." *)

Während sich am linken Ufer des Njemen in der Gegend von Kowno die großen Armeemassen Kaiser Napoleons versammelten wie eine dunkle, drohende Gewitterwolke, war man im Hauptquartier des Zaren zu Wilna noch sehr im Zweifel über alles, was nun eigentlich zu geschehen hätte. „Als ich am 17. Juli in Wilna ankam," berichtet Oberstleutnant von Wolzogen, „fand ich daselbst neben einer unerklärlichen, in tausenderlei Lustbarkeiten sich ergehenden Sorglosigkeit die größte Verwirrung, weil der Kaiser jeden anhörte und ebenso viele verschiedene Meinungen existierten, als Ratgeber vorhanden waren. Der Graf Romanzow, Minister des Auswärtigen, glaubte nach wie vor noch gar nicht an den wirklichen Ausbruch des Krieges und hoffte den nur Demonstrationen machenden Napoleon immer noch beschwichtigen zu können. General Bennigsen wollte ihm bei Neu-Troki eine Schlacht liefern. Generaladjutant Armfeld, früher in schwedischen Diensten und ein berüchtigter Intrigant, hatte wieder eine ganz andere Ansicht. General Oppermann eine vierte, General Marquis Paulucci eine fünfte und Gott weiß was alle anderen Faiseurs sonst noch zur Vermehrung dieser Konfusion beitrugen. — So taumelte man im russischen Hauptquartier zwischen Tun und Lassen, Sorge und Leichtsinn, ratlos und ziellos umher, während Hannibal vor den Toren stand. Endlich wurde der Kaiser Alexander der ihn chaotisch umschwirrenden Meinungsstreitereien überdrüssig und faßte daher den Entschluß, seine sämtlichen Ratgeber unter dem Vorsitz seines Schwagers, des Prinzen von Oldenburg, zu einer großen Beratung zu vereinigen und auf diese Weise eine Aussöhnung zwischen ihnen zu bewirken. Mir aber trug er auf, in diesem Rat einen erschöpfenden Vortrag über den von ihm selbst adoptierten Phullschen Plan nebst vollständiger Darlegung aller Gründe für und wider zu halten, um die Widersacher dadurch endlich unter einen Hut zu bringen und zu überzeugen. Ich sah gleich ein, daß dieser Versuch zur Beschwichtigung aller dieser eitlen Intriganten eine reine Danaidenarbeit sein würde.

*) In seinem von herrlichen Genreszenen prangenden, historisch völlig wertlosen Romanpamphlet gegen die Westkultur „Krieg und Frieden" hat Tolstoi die ganze Unterredung aus Balaschews Bericht wörtlich abgeschrieben und sich dafür das Lob des dänischen Ästheten Brandes errungen: man glaube Napoleon leibhaftig reden zu hören. Ja freilich!

Digitized by Google

Ich vermochte meine innere Mißstimmung nicht länger zurückzuhalten und sagte dem Kaiser rund heraus daher folgendes: „Das, was Ew. Majestät mir da auftragen, führt zu nichts, und es gibt jetzt wichtigere Dinge zu tun, als Kontroversen anzuhören und zu bekämpfen. Über 300000 Franzosen stehen bereits in dem Winkel, den der Njemen bei Kowno bildet, und zwar in nur geringer Tiefe. Es ist unmöglich, daß dieser arme Landstrich eine so große Menschenmasse längere Zeit ernähre. Napoleon geht aber niemals zurück; das liegt nicht in seinem Charakter; er muß also vorwärts, und der Krieg ist unvermeidlich. Wahrlich, solchen Tatsachen gegenüber ist unsererseits kein Augenblick mehr zu verlieren; ein fester Plan muß auf der Stelle gefaßt werden! Ew. Majestät müssen Einem das Kommando über die Armee anvertrauen und dann auch nur diesen Einen hören. Hinsichtlich der jetzt weiter zu ergreifenden Maßregeln ist aber keine Wahl mehr übrig; die erste Westarmee ist um Wilna versammelt und besteht höchstens aus 120000 Mann, die auch noch nicht einmal alle konzentriert sind, sondern über 100 Werst in einer Linie von Lida bis Rossiena zerstreut stehen. Auch ist schwerlich mehr Zeit, ihre Konzentration zu bewirken, wenn man nicht eine Bewegung rückwärts macht; — und somit bleibt nichts übrig als sich dem bereits vorbereiteten Plane gemäß in das verschanzte Lager bei Drissa zurückzuziehen." —

Der Kaiser hatte mich gelassen angehört; nun suchte er mich zu beruhigen und entließ mich mit dem durch die Ereignisse schon so oft widerlegten Ausspruche: „So schnell wird Napoleon nicht sein!" —

Aber Napoleon war einmal wieder schneller, als sich Kaiser Alexander träumen ließ. Mochte nun der russische Vorpostenkommandeur nicht aufgepaßt haben oder mochten sonst Unterlassungssünden irgendeiner Art vorliegen: Die sehr wichtige Botschaft, daß die französische Avantgarde bereits in der Nacht vom 23. zum 24. Juni bei Kowno über den Njemen gegangen war, traf erst in der Nacht zum 25. in Wilna ein und zwar nicht durch militärische Stafetten, sondern durch — einen Kammerdiener des Ministers Grafen Romanzow. Dieser war nämlich von seinem Herrn aus Petersburg nach Wilna beordert worden, und die Poststraße dahin führte über Kowno. Als nun die Post in der Morgenfrühe zum 24. auf Kowno zufuhr, kam ein Jude an den Wagen gelaufen und sagte, daß die Franzosen Kowno in voriger Nacht besetzt hätten.

Kaiser Alexander empfing die Nachricht von der Überschreitung des Njemen auf einem glänzenden Ballfest, das der General Bennigsen — wir haben diesen General einst in einer blutigen Nacht kennen gelernt — auf seinem Schlosse Zacrett, eine halbe Stunde von Wilna entfernt, gab. Sobald der Kurier mit der Kunde eintraf, wurde das Fest abgebrochen und am nächsten Tage erließ Kaiser Alexander seinen Aufruf. „Indem der Kaiser der Franzosen," hieß es darin, „bei Kowno unsere Armee unversehens anfiel, hat er zuerst den Krieg erklärt. Angesichts der Tatsache, daß ihn nichts bestimmen kann, Frieden zu halten, bleibt uns nichts übrig, als unter der Anrufung der Hilfe des Allmächtigen, der Zeuge und Verteidiger der Wahrheit ist, der Streitmacht des Feindes die eigene Streitmacht entgegenzustellen. Es ist nicht nötig, die Oberbefehlshaber, die Korpsführer und die Soldaten an ihre Pflicht und Tapferkeit zu erinnern; das Blut der tapferen Slawen rollt in ihren Adern. Krieger, ihr verteidigt Religion, Vaterland und Freiheit. Ich will die Waffen nicht niederlegen, solange ein einziger feindlicher Soldat auf dem Boden meines Reiches steht."

Der General Phull, der Kaiser Alexander beriet, hatte vorgeschlagen, bei der Stadt Drissa, die nordöstlich Wilna an jener Biegung der Düna gelegen ist, wo diese sich gegen Westen wendet, ein großes befestigtes Lager anzulegen und dort die russische Hauptmacht zu vereinen. Das Lager spannte sich in einem flachen Bogen, der auf ungefähr achthundert Schritt Entfernung von Wald umgeben war, vor der halbkreisförmigen Krümmung der Düna östlich von Drissa. Der dichte, weite Wald erleichterte die Annäherung des Feindes, und der Fluß, auf welchen sich das Lager mit beiden Flügeln stützen sollte, konnte durchwatet werden, — „ein ganz meschantes Schlachtfeld," sagte Clausewitz mit vollem Recht. Außerdem lag dieses Lager von Drissa vier Meilen von der großen Heerstraße, die von Wilna nach Petersburg führt, und vierundzwanzig Meilen von derjenigen, die von Wilna über Witebsk nach Moskau führt. Es war eine ausgeklügelte Stellung, ein bloßes Phullsches Gedankenspiel, ein Plan, der denn auch im russischen Hauptquartier gar keinen Anklang fand. Die nationalen russischen Generale drängten den Zaren dazu, schon bei Wilna eine Schlacht anzunehmen. Aber dies wollte Alexander nicht, und so blieb es zunächst bei dem Lager von Drissa und hiermit wurde die große Rückzugsbewegung des russischen Heeres eingeleitet, die sich nachher als für den Krieg entscheidend erweisen sollte.

Über die Räumung Wilnas ist noch folgender für den kommandierenden General Barclay de Tolly charakteristische Zug zu berichten. Der General hatte sich schon über den schnellen und übereiligen Aufbruch des kaiserlichen Hauptquartiers und des bei demselben weilenden diplomatischen Korps gehörig geärgert, und als gar seine eigenen Adjutanten, besonders die jüngeren, des Kriegs noch ungewohnten, bei dem Herannahen des Feindes immer unruhiger wurden, ließ der kaltblütige Barclay, um diese zu schulen, sich nun gerade Zeit. Er betrieb die Rückzugsanstalten so langsam als möglich, ja, statt zu Pferde zu steigen, wie er es sonst stets tat (man sah ihn während der drei Kriegsjahre von 1812 bis 1814 niemals im Wagen, nur

Digitized by Google

immer zu Pferde), beſtellte er ſich heute ſeinen Wagen und nahm ganz gemächlich, nachdem er vorgefahren war, darin Platz. Er ließ ihn dicht vor ſeiner Arrieregarde im Schritt durch die Straßen Wilnas abfahren. Langſam ging es durch die faſt dreiviertel Stunden lange Vorſtadt Autokol. Hinter dem Wagen des Generals ritt das Leibkoſakenregiment unter dem Grafen Orlow-Deniſſow, eine kühne, bewährte Truppe. Am andern Ende der Stadt war bereits die Spitze der großen Armee, Chevaulegers, unter dem Oberſten Ségur, eingeritten. Die Diſtanz zwiſchen ihm und den Ruſſen war nicht gar groß. Allerdings konnte ſich in den engen Straßen der Vorſtadt ein Reitergefecht nicht entwickeln, aber ſobald Barclay de Tolly mit ſeiner Wache aus Wilna heraus war, ließ Graf Ségur ſeine Reiter debouchieren und verſuchte, dreifach in der Übermacht, die Ruſſen zu umzingeln. Das bekam ihm übel. Ohne ein Kommando abzuwarten, ſchwenkten die Leibkoſaken plötzlich herum und fielen mit wilder Wucht auf die Franzoſen ein. Eine vollſtändige Deroute unter dieſen war die Folge. Angeblich 300 Gefangene, unter ihnen der voreilige Oberſt Graf Ségur, fielen in die Hände der Koſaken.

Hauptquartier des Vizekönigs in Nowoi-Troki
Nach Alb. Adam aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

Der Graf Philipp Paul von Ségur, der damals am 28. Juni 1812 bei Wilna von den Ruſſen gefangen wurde, war ein Mann von außerordentlicher Bravour; er war mit dabei, als Montbrun mit Kraſinskis polniſchen Gardereitern im ſpaniſchen Feldzug 1808 gegen die Höhen von Somoſierra anſprengte, die dort poſtierten Batterien nahm und ſeinem Kaiſer ſo den Weg nach Madrid hinein öffnete. Hier erwarb er ſich den Rang eines Oberſten. Und dieſer Ségur war 9 Jahre alt, als die große Revolution in Paris losbrach und dieſer Ségur war neunzig Jahre alt, als die vierte franzöſiſche Revolution ausbrach im Jahre 1870, als die Kommune ihr rotes Banner erhob. Er hat es erlebt, daß der ſechzehnte Ludwig, von Gevatter Schneider und Handſchuhmacher gerichtet, das Schaffot beſtieg. Er hat es erlebt, daß der gewaltige Imperator nach dem Zuſammenbruch ſeiner Reiche auf den Felſen von St. Helena geſchleudert wurde und er hat es erlebt, daß der dritte Napoleon bei Sedan ſeinen Degen einem König von Preußen übergab. Vier Könige, zwei Kaiſer und vier Republiken fielen in den Zeitraum ſeines langen Lebens.

In Wilna wurde es nach den Erfahrungen, die man in den letzten Tagen gemacht hatte, nötig, einen ſehr ſtrengen Befehl gegen die Marodeure und Nachzügler zu erlaſſen. Dieſer Befehl wirft ein ſcharfes Licht auf die Zuſtände, die damals bereits herrſchten. Es wurde in Wilna ein beſonderes Kriegsgericht eingeſetzt, um die Plünderer und Marodeure ſtandgerichtlich abzuurteilen. Drei Kolonnen Gendarmerie zu je hundert Mann wurden abgeordnet, um auf die Plünderer und Nachzügler Jagd zu machen, die Straßen, Dörfer, Wälder nach ihnen abzuſuchen. Die Verurteilten ſollten innerhalb 24 Stunden erſchoſſen werden. Oberſt Chambray ſagt in ſeinen Memoiren: „Wäre dieſer Befehl ſtreng ausgeführt worden, ſo hätte man zehntauſend der Soldaten erſchießen müſſen, denn das Umherſtreifen war jetzt das einzige Mittel, nicht zu verhungern, weil Lebensmittel nicht mehr verteilt wurden. Man ſtellte nur die vor das Kriegsgericht, bei

Digitized by Google

denen man gestohlene Gegenstände fand. (Der Mundraub wurde also stillschweigend geduldet und nicht bestraft.) Man verurteilte ihrer 80 zum Tode, erschoß aber nur zwei oder drei ganz besonders Schuldige."

Kaiser Napoleon hielt sich achtzehn Tage lang in Wilna auf, um von dort aus die beste Angriffsgelegenheit zu erkunden. Er war zunächst über die Stellung der russischen Armee, schon wegen des Versagens der aufklärenden Kavallerie, durchaus im unklaren. Erst als er hörte, daß sich die 1. Westarmee unter General Barclay de Tolly auf Swenciany zurückzog, und der General, welcher inzwischen das Kommando vom Kaiser Alexander übernommen hatte, auch die übrigen Armeen nach dort heranziehen wollte, kam er zu dem Entschluß, den General Fürsten Bagration mit der 2. Westarmee abzuschneiden und einzeln zu vernichten. Er wollte den Fürsten Bagration zugleich in der Front und im Rücken angreifen, um ihn mit wenigen Zügen matt zu setzen. Bagration hatte von seinem Kaiser den Befehl erhalten, sich von Wolkowicz auf Minsk zurückzuziehen, und stand am 30. Juni mit seiner Armee bei Zelwa, zwei Meilen östlich von Wolkowicz. Am selben Tage gingen drei französische Armeekorps, das V. unter dem Fürsten Poniatowski, das VII. unter General Reynier und das VIII. unter dem General Vandamme, sowie 8000 Mann Reiterei unter dem Grafen Latour-Maubourg, im ganzen 80000 Mann, bei Grodno über den Njemen. Dieser Armee hatte Napoleon seinen Bruder Jérôme von Westfalen als Oberfeldherr gegeben. Jérôme spielte gerne Soldat, war auch bei seinen Truppen beliebt, war außerdem, wie die Sachen nun mal lagen, deutscher Reichsfürst. Und gerade das mag Napoleon mit bestimmt haben, ihm das Kommando zu geben, denn bei den Truppen befanden sich ungefähr 25 Regimenter deutscher, d. h. sächsischer und westfälischer Landeskinder. Aber Jérôme ließ sich Zeit. Während der letzten Versammlungsmärsche zum Njemen, Ende Juni, hatte jene tropenhafte Hitze geherrscht, die sogar den Söhnen einer südlicheren Sonne, den Italienern, zu viel war. Und nun setzte plötzlich ein Regen ein, der wolkenbruchartig acht Tage lang anhielt und die ohnehin schlechten Wege einfach grundlos machte. Auch verschlechterte der plötzliche Witterungsumschlag von trockener Hitze zu übermäßiger Nässe den Gesundheitszustand unter den Truppen sehr bedenklich. Das V. und VIII. Armeekorps verloren in diesen Tagen an 9000 Mann, ihre Kavallerie an 1000 Pferde. Das VIII. Korps unter General Vandamme bestand nur aus Westfalen. Vandamme hatte sich bei seinen Truppen trotz seiner äußersten Strenge außerordentlich beliebt gemacht. Der gemeine Mann spürte gar wohl, daß hier ein tüchtiger Soldat an der Spitze stand. Da nun aber auch ihr eigener König sich natürlich um seine Leute kümmerte, so gab es zwischen Jérôme und Vandamme sehr bald Streit. Der Kaiser konnte nicht anders, als für den König, den Landesherrn, Partei nehmen, obwohl er bereits wütend genug auf Jérôme war. So mußte Vandamme gehen, und damit verließ die beste militärische Kraft das Heer. Vier Wochen später ersetzte ihn der Herzog von Abrantes, General Junot, der an Fähigkeiten dem Vandamme nicht das Wasser reichen konnte und für die Vorgänge, die hier jetzt zu erzählen sind, ja auch noch gar nicht zur Stelle war.

„Die königlich westfälische Armee wurde durch die Konskription rekrutiert. Das Exerzieren, der Sold, die Verpflegung, die Bewaffnung, die Bekleidung, die Militärgesetze, Belohnung und Bestrafung (ohne Stockschläge), sowie die Pensionierung waren buchstäblich aus dem französischen Dienste übertragen, und im allgemeinen ist nicht in Abrede zu stellen, daß diese unendliche Vorzüge gegen die früheren deutschen Einrichtungen hatten. Überhaupt setzte man in dieser Armee alle Hebel in Bewegung, um durch das Ehrgefühl auf den Geist der Soldaten zu wirken; und selbst, daß derselbe während seiner Dienstzeit nicht heiraten durfte, keinen Urlaub bekam, sowie der Unterschied zwischen den Eliten- und Zentrumskompagnien trug hierzu bei, weil der Rekrut bald einsehen lernte, daß er sich seine sechsjährige Dienstzeit nur angenehm machen könnte, wenn er sich bemühte, Elite oder Unteroffizier zu werden, indem er weder als Soldat noch als Unteroffizier Urlaub erhielt. Der Elite wurde besser als der Füsilier oder Jäger bezahlt, trug Säbel, farbige Kordons auf dem Tschako und Epauletten, und als Unteroffizier hatte er nach Verhältnis seines Grades einen (besonders gegen die frühere Zeit berechnet) viel besseren Sold als jene. Außerdem erhielten alle Soldaten den Tag 2 Pfund Brot, aßen in ihren sehr gut eingerichteten Menagen, wozu sie täglich $^1/_2$ Pfund Fleisch bekamen, zweimal des Tages, und hatten einen Anzug, der sie gegen Regen und Frost gehörig schützte. Lauter Sachen, welche man in den früheren deutschen Armeen fast gar nicht kannte. Selbst die Strafen gingen von dem Grundsatze aus, das Ehrgefühl der Soldaten zu fördern, und waren bei Entwendungen, besonders aber beim Kameradendiebstahl, von Sachen, die nicht verschlossen werden konnten, sehr strenge. Die Form, daß man dem Verbrecher sein Urteil auf einem öffentlichen Platz vor dem dazu ausgerückten Regimente vorlas, sowie daß man ihm mit den Worten: „Und nie wirst du wieder das Kleid der Ehre tragen" die Uniform auszog, sowie Säbel und Patronentasche über Kopf und Schultern streifte, machte einen so tiefen Eindruck auf die Soldaten, daß in der letzten Zeit des westfälischen Dienstes nicht mehr der dritte Teil solcher Bestrafungen, wie in den zwei ersten Jahren desselben stattfand; und wenn daher die Behauptung einiger in der westfälischen Armee als Stabsoffiziere dienender Franzosen richtig war, daß der Franzose im allgemeinen nicht so wie der

Digitized by Google

Deutſche zum Diebſtahl geneigt ſei, indem ſolche Verbrechen wenig in der damaligen franzöſiſchen Armee beſtraft wurden, ſo war dieſes die Frucht ihrer Militärinſtitutionen und nicht die des beſſeren Nationalgefühls. Zu allem dieſem kam dann noch, daß ein jeder Rekrut, welcher bei dem ſo großen Abgang mit einiger Bildung in die Armee trat, ſicher auf ſchnelles Avancement, ſelbſt zum Offizier, rechnen konnte, wobei die Geburt gar keinen Unterſchied machte." — So berichtet ein weſtfäliſcher Stabsoffizier über die Armee des Königreichs Weſtfalen.

König Jérôme fehlte aber durchaus jene wilde Energie, wie ſie ein Davout hatte, ein Lannes einſt hatte; er war ein weichmütiger Mann, der ſeinen Truppen keine übergroßen Anſtrengungen zumuten mochte, hatte auch gar keine Erfahrung, denn 1807 im Kriege mit Preußen hatte ihm ſein Bruder nur ein kleines Kommando anvertraut, und im Jahre 1809, als er in Sachſen gegen den Herzog von Braunſchweig kämpfte, ſchnitt er miſerabel ab. Ein franzöſiſcher Offizier, der damals 1809 in Sachſen mit dabei war, gibt folgende ſeltſame Schilderung des Königlich Weſtfäliſchen Hauptquartiers: „Als Napoleon den in Sachſen eingedrungenen feindlichen Truppen ein Armeekorps entgegenſtellen wollte, marſchierte Jérôme an der Spitze ſeiner Soldaten nach Sachſen. Nie wurde eine Armee ſchlechter geführt als dieſe. Des Morgens ſchon brach man mit Nachzüglern und Marodeuren auf, und ſo gelangte man des Abends auch an. Alles gab Befehle und niemand wollte einen empfangen haben. Die Kriegskommiſſare plünderten, die Offiziere ſoffen, die Soldaten marodierten, die Generale ſpielten Haſard und balgten ſich mit Mädchen herum. Niemand wußte, wer eigentlich befehle. Der König ließ ſich von einem Teil ſeines Hofſtaats begleiten, und es gab da eine Menge Wagen, Pferde und ganz unnützer Leute. Glücklicherweiſe ſtieß man nicht mit den Feinden zuſammen. Ich erinnere mich aber eines Biwaks in der Nähe der böhmiſchen Gebirge und einer plötzlichen grundloſen Unruhe, die alles in Bewegung ſetzte. Da ſah man die Kammerherren in ſeidenen Strümpfen und geſtickten Uniformen herumlaufen. Wahrhaftig, nur der Schatten eines Braunſchweigers hätte hingereicht, die ganze Armee zu zerſprengen." Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß es 1812 im Hauptquartier von Grodno nun ebenſo ausſah. Aber Schlüſſe laſſen ſich doch aus dieſer Beobachtung ziehen. Es wurden vier bis fünf Tage bei Grodno vertrödelt, und von einem forcierten Vormarſch gegen die Front Bagrations war keine Rede.

Anders verſtand der Marſchall Davout, der Sieger von Auerſtädt und Eckmühl, ſeine Aufgabe zu löſen. Mit ſeinem Armeekorps, das vom Kaiſer für dieſen wichtigen Zweck noch durch die Garde-Lancier-Brigade Colbert und die Diviſion Claparède, die ſogenannte Weichſellegion, verſtärkt war, marſchierte Marſchall Davout in Eilmärſchen auf Minsk. Seine Aufgabe war, wie ſchon bemerkt, dem General Fürſten Bagration in den Rücken zu kommen. Am 2. Juli ging der Herzog von Auerſtädt aus Oſzmiana ab. Noch goß der Regen in Strömen und die Wege waren durchweicht. Aber plötzlich am 6. Juli ſetzte wieder dieſe fatale ruſſiſche Siedehitze ein. Der Marſch ging Tag und Nacht fort, die Ruhe wurde der Infanterie nur ſtundenweiſe zugemeſſen, die Pferde bekamen die Sättel gar nicht vom Rücken. In fünf Tagen wurden die 150 Kilometer nach Minsk durchmeſſen. Die Hitze war ſo groß, daß der Marſchall, als er am 8. Juli in Minsk eintraf, vier Tage gebrauchte, um ſeine atemloſen Truppen wieder zu ſammeln. Ihr Zuſtand grenzte förmlich an Auflöſung, aber der Marſchall verſtand es mit ſeiner eiſernen Strenge, die Mannszucht wiederherzuſtellen und ſein Korps wieder ſchlagfertig zu machen. Zwölf beim Marodieren abgefangene Küraſſiere fielen durch Pulver und Blei. Allerdings, er war angeblich mit rund 43000 Mann abmarſchiert und hatte angeblich ein Viertel ſeiner Leute eingebüßt. Das darf man natürlich nie wörtlich nehmen, die Nachzügler ſtießen eben ſpäter wieder zu den Fahnen, auch war nach den „Feuilles d'Appell" (Muſterrollen) der Krankenbeſtand nicht übermäßig. Nur für die Pferde (6000 fielen ſchon in Wilna) war der Abgang unheilbar, und unbotmäßige Plünderung lichtete die Reihen (Fezenzac und Brief Napoleons vom 8. Juli), das holländiſche 33. L. verbannte Davout nachher zur Etappe als unwürdig, an der Kampfehre teilzunehmen. Übrigens darf man auch Bagrations Gewaltmarſch (360 km in 23 Tagen) Anerkennung nicht verſagen. Was in Minsk am 11. Juli bereit ſtand, um die ruſſiſche Weſtarmee, die König Jérôme ihm zutreiben ſollte, zu empfangen, waren 30000 Mann, aber nur deshalb, weil Davout Div. Friant und Morand nordweſtlich vorſchob.

Der Fürſt Bagration hatte inzwiſchen den Befehl erhalten, zum Rückzug die Straße über Nowogrodok und Wilcyka auf das Lager von Driſſa zu nehmen, wo ſich die ganze Armee ſammeln ſollte. Am 3. Juli in Nowogrodok ankommend, traf Bagration mit dem Koſakenhetmann Platow zuſammen, der von Grodno aus vor den Vortruppen des Königs Jérôme zurückgewichen war. Dieſer Anſchluß des klugen, tatkräftigen Platow war für Bagration ſehr viel wert.

Der Fürſt Peter Iwanowitſch Bagration ſtand damals im Alter von 47 Jahren. Er war ein Georgier von Geburt aus dem uralten Königsgeſchlecht der Bagratiden, mittelgroß, mit ſcharf markiertem, dunklem Geſicht und mit Augen, in denen aſiatiſches Feuer leuchtete; ſanft, leutſelig, großherzig, ritterlich, tapfer ward er von jedermann geliebt und ſeine Soldaten vergötterten ihn. Er war ein gewiſſenhafter Vorhut-

Digitized by Google

führer, war beim Vortrapp wie beim Nachtrapp ſtets in Perſon zur Stelle. Er kannte im Kriege keine Ermüdung, wenige Stunden Ruhe genügten ihm. Er hatte an der Adda und Trebbia im Jahre 1799 unter dem alten Suworow gefochten, der ſein beſonderer Gönner geweſen war. Von dem alten Feldherrn hatte Bagration viel gelernt, aber die gewaltige Tatkraft, die in dem alten Moskowiter ſchlummerte, fehlte dieſem ſchönen Georgier vom Kaukaſus, ſonſt wäre es Davout vermutlich übel ergangen.

Als Bagration vor Nikolajew eintraf, um dort über den Njemen zu gehen, erfuhr er, daß Davout mit einem ſtarken Korps bereits in Wolozin ſtände. Er ſchätzte die Stärke des franzöſiſchen Marſchalls weſentlich höher ein als ſie wirklich war, und wich zurück, um über Nieswicz und Slutzk, Bobruiska und Mohilew die Verbindung mit Barclay de Tolly zu gewinnen. Bei Mir ſtießen ſeine Vortruppen und die Koſaken unter dem Hetmann Platow auf die Spitze der Armee des Königs von Weſtfalen, die von Grodno vorrückte. Der Koſakenhetmann ſtellte hier bei Mir dem Feinde eine ſchlau angelegte Falle, und hier bekamen die Franzoſen zuerſt den Vorſchmack des Koſakenkrieges. Eine Abteilung von 100 Koſaken ſtellte Platow auf die Heerſtraße und dieſe hatten den Befehl, den Feind anzulocken. Sie wichen vor den nachdrängenden polniſchen Ulanenregimentern der Diviſion Rosniecki langſam zurück, und die Polen wurden in der Verfolgung hitziger. Zu beiden Seiten der Straße aber, im gedeckten Terrain, waren auch je 100 Koſaken aufgeſtellt, alles erleſene Leute, und in Mir ſtand ein ganzes Regiment bereit, den Angriff zu unterſtützen. Als nun die hitzigen polniſchen Ulanen Rosnieckis über den Hinterhalt hinausgeraten waren, brach es plötzlich von allen Seiten auf ſie los. Die Polen wehrten ſich tapfer, aber was half das, ſie waren völlig überraſcht. 248 Gefangene, darunter ſechs Stabsoffiziere, fielen in die Hände der Ruſſen. Faſt alle Gefangenen waren verwundet, ſo tapfer hatten ſich die Polen gehalten. Von den Koſaken waren nur wenige gefallen. „Das kommt," ſchreibt Platow, „weil wir den Feind nicht beſchoſſen, ſondern gleich wacker mit den Lanzen bearbeitet haben." Das war am 9. Juli. Am nächſten Tage ſchickte König Jérôme Verſtärkungen gegen Mir vor, aber denen erging es nicht viel beſſer. Auch ſie wurden von drei Seiten angegriffen. Es waren ſechs Kavallerieregimenter, die Jérôme eingeſetzt hatte, mit ſtarken Verluſten wurden ſie gegen die Vorhut zurückgeworfen. Nun wurde Jérôme kopfſcheu und ließ Bagration einige Tage Zeit, ſich in Nieswicz zu ruhen. Dann tauchte der Fürſt mit ſeinen Truppen in den Wäldern der Bereſina unter und erſchien am 21. am Dnjepr, an deſſen weſtlichem Ufer er nordwärts marſchierte. Aber ſchon hatte Marſchall Davout ſich ihm bei Mohilew abermals in den Weg gelegt. Indes waren beide Feldherren, Davout ſowohl wie Bagration, über ihre beiderſeitigen Stärkeverhältniſſe durchaus im unklaren, der Ruſſe glaubte den Franzoſen weit ſtärker, als er war, und umgekehrt. Davout hatte ſich eingeſchanzt, hatte vor der Front und am rechten Flügel große Waldungen, welche den Ruſſen den Gebrauch der Artillerie bedeutend erſchwerten, und obgleich der Ruſſe eine mehr als doppelte Übermacht hatte — er hatte über 40000 Mann bei ſich, während Davout über kaum 20000 verfügte — wäre es ihm dennoch ſchwer geworden, den zähen und als Feldherrn tüchtigeren Davout über den Haufen zu rennen oder beiſeite zu ſchieben. Außerdem hatte Bagration einen Brief des Kaiſers erhalten, in welchem ihn dieſer ermahnte, es nicht an Vorſicht fehlen zu laſſen und nicht wegen eines einzigen Tages die Mittel zur wirkſamen Fortſetzung des Krieges aufs Spiel zu ſetzen. „Unſer ganzer Plan", ſchrieb der Kaiſer, „muß darauf hinausgehen, Zeit zu gewinnen." Der Fürſt wollte alſo an dieſer Stelle ein ernſthaftes Engagement mit Davout vermeiden. Er ließ durch das Korps des Generals Rajewski die franzöſiſche Stellung angreifen, und dieſer Angriff richtete ſich beſonders auf die Brücke bei Saltanowska. General Rajewski und ſeine ſämtlichen Stabsoffiziere ſtiegen von ihren Pferden und ſetzten ſich an die Spitze des Regiments Smolensk, das den Sturm führen ſollte. Das Regiment hatte in Italien und in den Alpen unter Suworow gefochten. Auf ſeinen Fahnen war der Ruhm aus jenen

Fürſt Peter Bagration
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin
geſtochen von F. Bendramini

Digitized by Google

Tagen zu lesen. Aber Davout schlug die Angriffe der Russen ab. Die Russen hatten 16 Stabsoffiziere verloren und 550 Tote. Hier zeigte sich die furchtbare Entschlossenheit der Russen, ihren Boden gegen die Franzosen zu verteidigen. „Ich habe selbst gesehen," schrieb General Rajewski in seinem Bericht, „daß viele Offiziere und Soldaten zwei Wunden erhielten, daß sie sich aber wie zu einem Vergnügen sofort wieder in das Getümmel stürzten, nachdem ihre Wunden verbunden waren." Davout blieb ruhig in seiner wohlbefestigten Stellung. Nur fünf seiner Regimenter hatten Verluste, sehr geringe. Er erwartete für den nächsten Tag einen zweiten Angriff der Russen. Der Fürst Bagration aber ließ bei Staroi-Bichow eine Brücke schlagen und marschierte, östlich ausweichend, über Mstislawl auf Smolensk.

Während das russische Heer über den Dnjepr defilierte, traf im Hauptquartier des Fürsten Bagration der Oberstleutnant von Wolzogen ein, der im Auftrage des Generalkommandierenden Barclay de Tolly kam. Er langte gerade zur rechten Zeit an, um allzu selbständige Pläne, die der Fürst hatte, zu verhindern. Man war im russischen Hauptquatier mit Bagration gar nicht zufrieden, man hatte dort unbedingt erwartet, daß er gegen Davout bei Minsk den Durchbruch erzwingen würde. Der Fürst war in seinem Kommando der zweiten Westarmee völlig unabhängig. Er war gegen Barclay de Tolly der an Rang ältere Offizier, wenngleich Barclay in seiner Eigenschaft als Kriegsminister ihm wiederum vorgesetzt war. Wolzogen hatte genug mit dem Fürsten zu tun, um ihn davon abzuhalten, daß er nicht über Sosch in die Ukraine zurückging, um sich dort mit seinen Truppen zu erholen und neue Truppen heranzuziehen. Aber Wolzogen verstand es gut, den Fürsten zu behandeln. Er stellte ihm vor, daß man nur durch Vereinigung beider Armeen eine Aussicht habe, dem Kaiser Napoleon zu widerstehen und Moskau zu schützen. Der Umstand, daß er als älterer General dem Kommando Barclays unterstellt wäre, dürfe ihn nicht verhindern, in einer für das Vaterland so ernsten Stunde den Gehorsam zu weigern, denn ob er ein solches Tun gegen den Kaiser und das Vaterland verantworten könne, das müsse ihm sein eigenes Ehrgefühl sagen. Unterstützt wurden die Bemühungen Wolzogens durch eine Kunde, die aus dem Lager des Marschalls Davout kam. Ein in russischen Diensten stehender polnischer Edelmann war als Gärtner verkleidet mit einem Korb voll Früchten in das Hauptquartier Davouts geschlichen und hatte dort erfahren, daß Davout sich nicht stark genug fühle, in die Offensive überzugehen, sondern daß er entschlossen sei, bei Mohilew stehenzubleiben. So war denn auch der Einwand, den Bagration machte, daß Marschall Davout sich ihm vor Smolensk von neuem in den Weg legen würde, widerlegt. Fürst Bagration fügte sich also den Befehlen Barclays und marschierte auf Smolensk. Daß Davout nicht sofort nachstieß, nahm ihm Napoleon übel, „er tat sehr unrecht", er schalt auch unwirsch über Poniatowskis Schlappheit (n. Brandt). Vielleicht schüchterten die fortwährenden Überfälle bei Vorhutscharmützeln ihn ein, da auch seine 3. Husaren 300 Gefangene und den Obersten verloren.

Matwei Iwanowitsch Platow,
Hetmann der Donschen Kosaken
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin
gestochen von F. Bendramini

Als Kaiser Napoleon erfuhr, daß durch das Zögern seines Bruders Jérôme die zweite russische Westarmee nicht rechtzeitig gegen Minsk getrieben sei, wo Davout sie in Empfang nehmen sollte, war er außer sich. Er stellte sofort den König von Westfalen unter den Befehl des Marschalls Davout. Das kränkte aber Jérôme so tief, daß er das Heer verließ und mit seinen Garden nach Kassel zurückmarschierte. — Über den Vormarsch der dem Kommando des Königs Jérôme bis dahin unterstellten Armeekorps wollen wir einige Notizen hören, die der als Stabsoffizier beim westfälischen Korps befindliche Oberstleutnant von Loßberg allabendlich in sein Tagebuch geschrieben hat: „Bei Jesiorn, den 6. Juli. Um 2 Uhr morgens das Biwak bei Grodno verlassen. Marsch von 8 Stunden und bis 12 Uhr mittags unterwegs; mit den Polen, in westlicher Kolonne und mehrstündiger Entfernung voneinander, in der Direktion nach Minsk vorgegangen. Es war eine so drückende Hitze, daß alle Regimenter durch Erschöpfung Leute verloren. In unserem Regiment fiel ein Offizier um, der auf der Stelle tot war. Einige

Digitized by Google

Stunden nach dem Einrücken in das Biwak meldete mir der bei der Bagage kommandiert gewesene Offizier, daß ein Regiments-Fouragon (Gepäckwagen) wegen eines Radbruches eine Viertelstunde habe zurückbleiben müssen und von polnischen Trainsoldaten angefallen und teilweise beraubt sei, während die beiden Fuhrknechte und ein dabei kommandierter Unteroffizier auf das gröblichste mißhandelt worden waren. Unter den gestohlenen Sachen befand sich der größte Teil meiner Effekten, worunter meine beste Uniform, Epauletten und Leibwäsche, bis auf einige Hemden und Strümpfe, welche ich glücklicherweise heute früh vor dem Abmarsch meinen Bedienten an sich hatte nehmen lassen." — — — „Bei Bielitza, 9. Juli. Vielleicht 7 bis 8 Stunden Terrain gewonnen, indem wir von 1 Uhr nachts bis 11 Uhr morgens marschierten. Es war wiederum eine solche Hitze, wie man sie bei uns gar nicht kennt und wodurch es bei den langen Wintern in Polen nur möglich ist, daß die Früchte in diesem Land in einer um ein bis zwei Monate kürzeren Zeit, wie bei uns, reif werden. Beim Einrücken in das Biwak kamen mehrere polnische Offiziere zu denen meines Bataillons, um uns mit einem Labetrunk zu erquicken. Unter anderem sprengte ein Stabsoffizier zu Pferde in Karriere auf mich ein, wie ich gerade im Begriffe stand, das Bataillon auseinandergehen zu lassen und präsentierte mir eine Bouteille nebst dem Glase mit den Worten: „Errlauben Sie, Kamerrad, serr heiß, Glas Wein gut bekömmt!" Er nahm darauf, nach meinem herzlichen Dank, meinen Bedienten mit sich und führte ihn zu einem polnischen Marketender, wodurch ich noch einige Bouteillen Wein für mein Geld erhielt. Dieser echt kameradschaftliche Soldatensinn stimmte mich so dankbar, daß ich mich mit der polnischen Nation in Gedanken wieder auszusöhnen vermochte. Wir hatten uns nie gesehen." — — — „Biwak bei Nowogrodok, 11. Juli. Nowogrodok, vielleicht halb so groß wie Grodno, von den Polen ausgeplündert. Auch die nachfolgenden Westfalen (das Hauptquartier des Königs ist darin) sind nicht ganz leer ausgegangen. Unsern Marketendern ist es indes gelungen, einige Lebensmittel und besonders Bier und Branntwein, ja selbst etwas Wein von den Marodeurs zu erhandeln. Nach der Versicherung jener ist mehr zerschlagen, als genommen worden, und die Getränke sollen in mehreren Kellern geschwommen haben, welche, wenn denn einmal den Untertanen alles genommen werden soll, doch zum Besten der Truppen hätten verwendet werden können, die bei der seltenen Regelmäßigkeit der stattfindenden Lieferungen an Lebensmitteln größtenteils auf sich selbst angewiesen sind. Meine Strohhütte ist so reizend unter einigen hohen Buchen an einem kleinen Bach gelegen, der eine Mühle treibt und sich durch den Wiesengrund schlängelt (Ach, du deutsches Herz!), daß ich mich ordentlich behaglich fühle, besonders da das Regiment eine Viehherde besitzt und sich den Bedarf an Fleisch selbst verschaffen kann und wir heute einmal Brot und Branntwein ausnahmsweise geliefert erhalten haben, so daß alles rings um mich ißt und trinkt. Ich erwarte auch die meisten Offiziere des Regiments heute nachmittag zu einem Picknick bei mir in meiner Strohhütte, indem ich Tee und Wein, andere Brot, Porter, Bier, Erdbeeren und Heidelbeeren geben und sogar ein Kapitän recht gute Krebse bekommen hat. So gemeinschaftlich mit kameradschaftlichem Sinn lebend, läßt sich viel Ungemach ertragen und schnell vergessen. — Soeben, einige Stunden später nach dem Weggehen der Picknickgesellschaft, teilt mir der Oberst noch mit, daß die Arrieregarde von Bagration zwei zu hitzig vorgehenden polnischen Kavallerieregimentern bei dem kleinen vor uns liegenden Städtchen Mir eine kleine Korrektion gegeben habe." (Ach, es war eine gehörige Schlappe, — Platow und seine Leute vom Don — wie wir schon vernommen haben.)

Den Armeekorps folgten sich allmählich immer mehr vergrößernde Viehherden. Jedes Regiment hatte seine Herde, die aus den verschiedensten Haustieren bestand, bei der des Regiments, in welchem Loßberg diente, gingen sogar zwei Auerochsen im Zuge. Jede dieser Viehherden wurde von einigen Wachmannschaften unter dem Kommando eines Unteroffiziers geleitet und folgte dem Armeekorps mit einem Abstand. Ging das Korps ins Biwak, so wurden für die Herden einigermaßen geeignete Weideflächen ausgesucht; alsdann wurde eine Anzahl der Tiere geschlachtet, verteilt und das Fleisch den Korporalschaften ausgehändigt, damit gleich beim Eintreffen im nächsten Biwak abgekocht werden konnte. — Unter dem 16. Juli trägt Loßberg in sein Tagebuch ein, daß der König Jérôme infolge des Befehles seines kaiserlichen Bruders, der ihn unter das Kommando des Marschalls Davout stellte, nach Kassel abzureisen im Begriffe stände. Er nahm verschiedene Offiziere mit sich, unter anderem auch den Grafen von Wellingerode, der früher Meyronnet geheißen hatte und im Jahre 1809 vom Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig in Halberstadt mit samt seinem Regiment gefangengenommen wurde. Hier hatte dieser Meyronnet als Brigadegeneral unter Jérôme befehligt. Er war ein besonderer Günstling des Königs und Oberhofmarschall am Hofe zu Kassel. So weit hatte es der einstige Schiffsjunge gebracht. Als Friedrich Wilhelm von Braunschweig den Oberst mit seinem Regiment gefangen hatte und in der Höflichkeit seines Herzens dem Kriegsgefangenen sein Bedauern über sein Unglück aussprach, war Wellingerode im höchsten Grade unverschämt und hochmütig. Während der Herzog höflich seine Mütze zog, fiel dies dem Obersten zunächst gar nicht ein. Er nahm seinen Hut erst vom Kopfe, als einige Offiziere

Digitized by Google

des ſchwarzen Korps ihn derb an die Pflicht des Anſtandes mahnten. Nun konnte auch Friedrich Wilhelm ſich nicht verſagen, dem frechen Franzoſen eine Lektion zu erteilen und es entſpann ſich folgendes Geſpräch zwiſchen dem ahnenſtolzen Herzog und dem neugebackenen Grafen von Jérômes Gnaden: „Sie heißen?“ — „Graf von Wellingerode.“ — „Wenn Sie erlauben, heißen Sie ſchon lange ſo?“ — „Anderthalb Jahre.“ — „Was ſind Sie?“ — „Kommandeur des 5. weſtfäliſchen Infanterieregiments.“ — „Wenn Sie erlauben, das waren Sie, jetzt kommandieren meine Schwarzen das Regiment. Wie hießen Sie, ehe Sie ſich Wellingerode nannten?“ — „Meyronnet!“ — „Meyronnet? Doch nicht der Schiffskapitän Meyronnet, der Jérôme von Amerika nach Frankreich brachte?“ — Der Franzoſe wurde höflicher: „Durchlaucht aufzuwarten, ſo iſt es.“ — Der Herzog: „Das iſt ja charmant, da ſind Sie ein erfahrener Seemann. Ich habe jetzt eine kleine Reiſe nach England vor, und wenn Sie erlauben, mache ich Sie zu meinem Schiffskapitän.“

Außer dieſem Wellingerode nahm König Jérôme noch einige andere aus Franzoſen in deutſche Grafen verwandelte Würdenträger ſeines Hofes mit ſich. Seine Garden mußten auch mit ihm marſchieren; aber nach wenigen Tagemärſchen rief Napoleon dieſe Truppen zurück und ließ dem König nur die notwendigſten Leibgarden. So endete hier in Nieswicz die Feldherrnlaufbahn Jérômes, die anno 1809 gegen den Braunſchweiger ſo unglücklich begonnen hatte. Das Amüſieren in Kaſſel konnte wieder losgehen!

Marcellin Marbot

Das II. Armeekorps unter Marſchall Oudinot war ſofort nach dem Übergang gegen Janowo marſchiert, um mit Hilfe Macdonalds, der über Tauroggen und Szawly den rechten ruſſiſchen Flügel umfaſſen ſollte, gemeinſam zu operieren. Der Generalmajor Kulnew kommandierte die Nachhut Wittgenſteins und hatte vor Wilkomir eine Stellung bezogen. Er kommandierte über zwei Jägerregimenter, vier Schwadronen Grodnoſcher Huſaren und drei Sotnien donſcher Koſaken, dazu hatte er ſechs Geſchütze.

In der Morgenfrühe des 28. Juni entdeckte eine ruſſiſche Patrouille den Feind auf dem Wege gegen Deweltowo. Kulnew ließ ſofort gegen die an der Spitze reitende franzöſiſche Kavallerie einige Attacken reiten und warf ſie auf die Infanterie zurück. Der General Marbot, der damals als Kommandeur die 23. Chaſſeurs führte, mag hier ſein Erlebnis über das Gefecht von Wilkomir erzählen. „Die Ruſſen“, ſo ſchreibt Marbot in ſeinen Memoiren, „ließen den Vormarſch der Armee ganz unbehelligt, erſt bei der Beſetzung von Wilna, der Hauptſtadt Litauens, kam es zu einem Kavalleriegefecht, und an demſelben Tage, an welchem der Kaiſer in dieſe Stadt einzog, zum erſten, ernſten Kampf bei Wilkomir, wo unſer Korps mit dem Wittgenſteins zuſammenſtieß. Ich hatte bis jetzt den Marſchall Oudinot im Gefechte noch nicht kennengelernt. Dieſe erſte Gelegenheit beſtätigte wohl die hohe Meinung, die ich von ſeiner Tapferkeit hatte, gab mir aber eine ſchwächere über ſeine Fähigkeiten als Führer.

Einer der größten Fehler der Franzoſen in der Kriegführung iſt der, daß ſie ohne jeden Grund von der minutiöſeſten Vorſicht zur grenzenloſeſten Vertrauensſeligkeit übergehen. So gehörte es jetzt bei gewiſſen Offizieren zum guten Ton, ein ſehr abſprechendes Urteil über die Ruſſen zu fällen, und ſpöttiſch zu behaupten, ſie würden immer fliehen und niemals ſtandhalten, da ſie uns bis jetzt, ohne Widerſtand zu leiſten, hatten vorrücken laſſen. Der Generalſtab Oudinots und der Marſchall ſelbſt ſprachen oft in dieſer Weiſe und hielten Ausſagen von Landleuten über eine große, bei Wilkomir ſtehende ruſſiſche Truppenmaſſe für eine Räubergeſchichte. Dieſe Ungläubigkeit war nahe daran, uns verhängnisvoll zu werden. Die Sache lag ſo: die leichte Kavallerie, das Auge der Armee, befand ſich in der Regel weit voraus oder auf den Flanken. Demzufolge war auch mein Regiment etwa eine kleine Stunde vor der Infanterie des Korps, als ich, nicht mehr weit von Wilkomir ohne etwas vom Feinde geſehen zu haben, an einen ſehr großen Wald kam. Er war hochſtämmig und geſtattete kleineren Abteilungen freie Bewegung, ließ aber nicht erkennen, was in oder hinter ihm ſtecke. Einen Hinterhalt befürchtend, machte ich deshalb mit

Digitized by Google

dem Regiment halt, und sandte eine Eskadron unter einem sehr findigen Rittmeister zur Rekognoszierung vor. Dieser kehrte nach Verlauf einer Viertelstunde mit der Meldung zurück, daß jenseits des Waldes in der Richtung auf Wilkomir beträchtliche feindliche Kräfte zu bemerken seien, die das Gelände besetzt hielten. Um selbst zu sehen, begab ich mich hierauf ungesäumt, so schnell ich konnte, nach dem äußersten Saum des Waldes. Ich sah daselbst Wilkomir auf Kanonenschußweite vor mir, gedeckt durch einen kleinen Fluß und eine Hügelkette, auf und neben der sich Truppen aller Waffen, nach meiner Schätzung etwa 25000—30000 Mann, in Stellung befanden.

Man wird sich wundern, daß diese Truppen weder Vorposten noch Patrouillen vor sich hatten, doch lieben es die Russen, wenn sie eine gute Stellung innehaben, den Feind ohne vorherige Warnung ruhig bis auf gute Schußweite herankommen zu lassen und ihn dann plötzlich mit einem Massenfeuer aus Geschützen und Gewehren zu empfangen. Diese Methode, welche den Angreifer von vornherein meist so erschüttert, daß sein erster Ansturm ins Stocken gerät, ist von den Russen oft mit gutem Erfolge angewandt worden, und General Wittgenstein schien nach allem, was ich sah, auch uns einen Empfang dieser Art bereiten zu wollen.

Diese Entdeckung erschien mir so wichtig, daß ich, mein Regiment an einer geschützten Stelle aufstellend, eiligst zurückritt, um dem Marschall Oudinot persönlich meine Wahrnehmungen zu melden. Ich traf ihn unweit des Waldes, auf freiem Felde. Er hatte das Korps halten lassen, war selbst vom Pferde gestiegen und befand sich im Kreise seines Stabes in munterster Laune beim Frühstück. Ich erwartete, daß ihm bei meiner Meldung der Bissen im Munde steckenbleiben und er aus seiner falschen Sicherheit und Ruhe herausgerissen werden würde, aber er sah mich nur mit einem ungläubigen Lächeln an und rief, mich auf die Schulter klopfend: „Potztausend, Marbot, 30000 Mann haben Sie aufgestöbert!?" General Lorencez, der Schwiegersohn und Generalstabschef Oudinots, war der einzige, welcher die Sache ernst nahm, indem er bemerkte, wenn man die Meldungen der Offiziere der Aufklärungskavallerie nicht respektieren wollte, so könnte dies großes Unheil herbeiführen. Insbesondere sollte doch der Kommandeur eines Regiments, der selbst käme und sagte: „Ich habe es gesehen," Glauben finden. Diese Äußerung machte den Marschall nachdenklich, und er begann, mich näher auszufragen. Währenddem kam der Hauptmann Duplessis vom Generalstab herangesprengt und berichtete, daß er die ganze Umgegend und den Wald durchstreift, aber nichts vom Feinde gesehen hätte. Der ganze Stab brach in Lachen aus, und die auf mich gerichteten Blicke zeigten mir ein gewisses Mitleid. Es kochte in mir, aber ich sagte nichts und ritt wieder zurück, indem ich dachte: „Ihr werdet die Wahrheit bald genug kennenlernen."

Als das Korps wieder aufbrach, nahm auch ich meinen Vormarsch wieder auf, und zwar quer durch den Wald, da ich voraussah, was kommen mußte, wenn wir, der feindlichen Aufstellung gerade gegenüber, aus dem Walde heraustraten. Trotz der von mir gemachten Bemerkungen zog Oudinot es aber vor, einem sehr breiten Wege zu folgen, der den Wald schnurgerade durchschnitt. Mit seinem ganzen zahlreichen Stabe an der Spitze seiner Truppen reitend, hatte er sich kaum dem Waldrand genähert, als die dem Ausgang der Straße gegenüber aufgestellten feindlichen Geschütze losdonnerten und in der glänzenden, eben noch so heiteren Kalvakade ein fürchterliches Durcheinander hervorriefen. Glücklicherweise kam hierbei kein Mensch zu Schaden, aber eine Menge Pferde wurden getötet, darunter auch das des Marschalls und des Generalstabsoffiziers Duplessis. So hatte ich meine Genugtuung und freute mich zu sehen, wie die, welche vorher über mich gelacht hatten, in wilder Hast über die Gräben sprangen und hinter den starken Baumstämmen Schutz suchten. Der gute General Lorencez, den ich zurückgehalten und gebeten hatte, tiefer im Walde zu bleiben, lachte herzlich mit mir über diese amüsante Szene. Ich muß dem Marschall Oudinot Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, daß er nunmehr sofort zu mir herankam, mir sein Bedauern über sein vorheriges Verhalten aussprach, und mich aufforderte, ihm Auskunft über die Stellung des Feindes zu geben, sowie ihm die Richtungen im Walde zu bezeichnen, in denen er die Infanterie am besten zum Angriff vorgehen lassen könnte.

Ich bestimmte sogleich einige Offiziere des Regiments, die ich schon am Morgen den Wald in bezug auf seine Ausgänge hatte untersuchen lassen, die Truppenabteilungen zu führen, doch konnte dadurch natürlich nicht vermieden werden, daß sie bei dem Heraustreten aus dem Walde und der Entwicklung zum Angriff von einem mörderischen Feuer empfangen wurden. Hätte man meiner Meldung die ihr gebührende Beachtung geschenkt, so wäre es noch Zeit gewesen, den Hauptangriff auf eine Flanke der feindlichen Stellung zu dirigieren, jetzt aber war es dazu zu spät, und der Marschall mußte, wohl oder übel, den Stier bei den Hörnern fassen.

Er tat dies nunmehr auch mit aller Entschlossenheit. Unsere braven Truppen drangen todesmutig vor und nach zweistündigem harten Kampfe trat der Feind den Rückzug an. Letzterer bot insofern doppelte Schwierigkeit, als dabei die Stadt, und hinter ihr eine Brücke passiert werden mußten, die über einen hocheingedämmten Fluß führte! Der Rückzug begann in bester Ordnung, mit dem Moment jedoch,

Digitized by Google

da unsere leichte Artillerie auf einer die Stadt dominierenden Anhöhe Stellung genommen und das Verfolgungsfeuer begonnen hatte, stürzte alles in wildem Durcheinander nach der Brücke und jenseits derselben in regelloser Flucht weiter. Ein einziges Regiment, wie ich hörte aus Tula, nahm zur Deckung des Rückzuges vor der Brücke Aufstellung. Der Marschall, welcher seinen Sieg auszunützen wünschte und dazu den Flußübergang möglichst schnell in seine Hände bekommen wollte, wartete ungeduldig auf das Eintreffen der Infanterie. Diese hatte aber kaum die Vorstadt erreicht und konnte vor einer Viertelstunde nicht eintreffen. Mein Regiment, welches am Eingang der Stadt einen glücklichen Angriff gemacht hatte, hielt nicht weit vom Fluß auf der Promenade. Da dem Marschall jeder Augenblick kostbar war, ließ er mich heranholen, befahl mir zu attackieren, die Brücke zu nehmen, und sofort dem fliehenden Feind nachzuhauen. Ich war mir der Schwere des Auftrages völlig bewußt, doch hier galt es zu zeigen, was ich konnte, und meinem Regiment voraus stürmte ich auf die russischen Grenadiere los. Sie empfingen uns mit der Spitze ihrer Bajonette, doch war unser Anprall so heftig, daß wir die Reihen durchbrachen und zusammenhieben, was uns vor die Klinge kam. Vergebens versuchten sie über die Brücke zu entkommen und sich uns jenseits wieder entgegenzustellen, denn meine Jäger räumten furchtbar auf. Der russische Oberst fiel, und als ich noch Unterstützung durch unsere Voltigeure erhielt, streckte der entmutigte Feind die Waffen.

Ich hatte nur einen Verlust von 7 Toten und 20 Verwundeten, eroberte eine Fahne und machte 2000 Gefangene. Unmittelbar nach diesem glänzenden Erfolge sprengte ich zur Verfolgung des abziehenden Korps davon und nahm ihm außer einer großen Zahl Gefangener noch mehrere Kanonen und viele Pferde weg.

Marschall Oudinot, der von einer Höhe aus den ganzen Vorgang beobachtet hatte, sprach dem Regiment alsbald seine größte Zufriedenheit aus. Es verdiente aber auch jedes Lob. Ich war stolz darauf, solche brave Burschen zu kommandieren und als mir der Marschall mitteilte, daß er meinen Vorschlag zum Oberst sofort wieder erneuern würde, fürchtete ich nur das eine, daß mir der Kaiser am Ende ein anderes vakantes Regiment geben könnte." Alles sehr schön, aber der Prinz von Württemberg schreibt: „Bei Wilkomir unbedeutendes Engagement," Marbot übertreibt sichtlich, so glatt ließen sich Russen nicht 2000 Gefangene abnehmen!

Vergeblich hatte der Obergeneral Barclay de Tolly in Swenciany auf das Herankommen Bagrations gewartet. Man mußte im russischen Hauptquartier befürchten, daß der sehr unerwartete Übergang über den Njemen und der energische Vormarsch auf Wilna unmittelbar weitere Gewaltstöße Napoleons zur Folge haben würde und so zog sich die erste russische Westarmee in das Lager von Drissa zurück. Aber der Kaiser Napoleon verzögerte seinen Vormarsch. Er sandte, wie wir gehört haben, nur den Marschall Davout mit einem Armeekorps gegen Minsk und dieser Stoß, den er gegen Bagration führen wollte, gelang nicht, wenngleich Bagration dadurch aus seiner Marschrichtung gedrängt wurde und erst nach einem gewaltigen Umwege sich mit dem General Barclay de Tolly bei Smolensk vereinigen konnte.

Die russische Westarmee wich nun langsam bis in das Lager von Drissa zurück, obwohl es den meisten Offizieren des Hauptquartiers und vor allem dem General Barclay de Tolly unklug schien, sich in diesem Lager einem Angriff Napoleons auszusetzen. Es kam zu langen Hin- und Herberatungen, bis schließlich der Oberst Michaud, ein Ingenieuroffizier, der aus sardinischen Diensten nach Rußland gekommen war und außerordentliche Fähigkeiten besaß, dem Kaiser Alexander so entschieden von einer Behauptung des Lagers zu Drissa abriet, daß der Kaiser, trotz seiner Vorliebe für den General Phull, davon absah, das Lager zu behaupten und hier die erste Schlacht zu liefern. — Am 16. Juli begann die russische Hauptarmee ihren weiteren Rückzug gegen Osten gen Witebsk.

Während die russische Hauptarmee sich gegen Witebsk zurückzog, blieb der General Fürst Wittgenstein mit seinem Armeekorps bei Polozk stehen, um den rechten Flügel gegen den Vormarsch Oudinots zu decken. Es war eine schlechte Stimmung zu jener Zeit im russischen Hauptquartier, wie sie wohl bei jedem Heer eintritt, das sich tatenlos vor einem anmarschierenden Feinde zurückzuziehen genötigt ist. Besonders die um den Zaren beständig versammelte Partei der Franzosenfreunde drängte den Kaiser, mit Napoleon auf irgendeine Weise Frieden zu machen, bevor eine Katastrophe über die russischen Heere hereinbräche. Aber jetzt zeigte sich die Zähigkeit Kaiser Alexanders. Er weigerte sich entschieden. Daß er hier so entschlossen auftrat, ist nicht zum mindesten mit das Verdienst des Freiherrn von Stein, der seinen ganzen Einfluß geltend machte und seine ganze feurige Beredsamkeit spielen ließ, um dem Kaiser den Rücken zu stärken. Alexander hatte sich inzwischen vom Heere fortbegeben und war nach Moskau gegangen. Der Kaiser, in welchem stets ein starker Zug der Romantik lebendig war, fühlte sich nach Moskau hingezogen; diese Stadt war ihm das Herz des Reiches. Wohl konnte er als unumschränkter Selbstherrscher gebieten und befehlen, aber er befahl nicht; er wandte sich in seinem Aufruf an den freien und begeisterten Willen seines Volks. Sein „Allerhöchstes Manifest" lautete:

Digitized by Google

„Der Feind ist in Unser Reich eingedrungen und trägt seine Waffen nach dem Innern Rußlands; er will mit Gewalt und durch List die Ruhe dieses großen Staates erschüttern und hat die böswillige Absicht, das Ansehen und den Wohlstand des Landes zu zerstören. Mit Arglist im Herzen und Lächeln im Gesicht, will er das Land für ewig in Ketten und Banden legen. Wir haben Gott zu Hilfe gerufen, und Unsere Truppen, deren brennende Tapferkeit den Feind vernichten soll, unter seinen Schutz gestellt. Wir verlassen Uns auf ihre Stärke und auf ihre Festigkeit, können und wollen aber Unseren getreuen Untertanen nicht verhehlen, daß die von Unserm Feinde aus vielen Ländern zusammengezogenen Streitkräfte zahlreich sind, und seine Kühnheit eine unaufhörliche Wachsamkeit erfordert. Uns auf die Tapferkeit Unseres Kriegsheeres verlassend, halten wir es aber für unumgänglich notwendig, im Innern des Reiches frische Streitkräfte zu bilden, welche dem Feinde neuen Schrecken einjagen, der Armee ein Stütze sein und zum Schutze der Häuser, Frauen und Kinder dienen sollen.

„Wir haben bereits einen Aufruf an Unsere erste Hauptstadt Moskau erlassen, und tun es jetzt an alle Unsere getreuen Untertanen, an alle geistlichen und weltlichen Stände und fordern sie zugleich zum gemeinsamen Handeln gegen den Feind auf. Möge er bei jedem Schritt die ersten Söhne Rußlands antreffen, die ihn mit allen Mitteln und Kräften vernichten werden und sich von seiner List nicht täuschen lassen.

„Edelleute! Ihr waret zu allen Zeiten die Retter des Vaterlandes. Heiliger Synod und Geistlichkeit! Ihr habt immer durch Eure inbrünstigen Gebete den Allmächtigen vermocht, Seinen Segen über Rußland auszubreiten. Russische Nation! Tapfere Nachkommen der tapferen Slawen! Du hast mehrmals die Zähne der Löwen und Tiger zerbrochen, die es wagten, über Dich herzufallen, vereiniget Euch alle: mit dem Glauben im Herzen und den Waffen in der Hand wird keine menschliche Macht Euch widerstehen können."

Als der Kaiser am 24. Juli in Moskau eintraf, wurde ihm ein begeisterter Empfang zuteil. Tausende von Menschen wogten unter geistlichen Gesängen und Hurrageschrei auf der Straße, die von Smolensk nach Moskau führt. Über zwei Meilen weit vor die Stadt wanderte Moskaus Volk seinem Kaiser entgegen. Schon war die Sonne gesunken und erst gegen 10 Uhr abends kamen Kuriere mit der Nachricht, daß des Zaren Majestät in Perchuschkow, der letzten Station vor Moskau, eingetroffen war. Hier empfing den Kaiser der Generalgouverneur von Moskau Graf Rostoptschin. Auf dem Wege kam dem Kaiser ein Dorfpope entgegen, begleitet von einem Diakon, der eine brennende Kerze trug, die ihren magischen Schein durch die Nacht sandte. Der Pope bot auf silberner Schüssel dem Zaren ein Kruzifix dar. Alexander stieg aus dem Wagen, neigte sich zur Erde und küßte unter tiefem Seufzen das Kreuz des Erlösers. Diese gläubige Handlung, die übrigens sicherlich aus innersten Herzen kam, verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter der Menge. Die Liebe und Begeisterung zum Zaren stieg. Während der ganzen Nacht wogte das Volk durch Moskaus Straßen, und die weiten Höfe des alten Kreml füllten sich mit einer tausendköpfigen Menge. Als der Kaiser am andern Morgen früh auf einen Balkon hinaustrat, begrüßte ihn der Ruf des Volkes: „Führe uns, wohin du willst; führe uns, unser Vater! Laß uns sterben oder siegen."

Hier wurden die tiefsten Empfindungen der Volksseele gelöst, hier erwachten jene Kräfte, die Kaiser Bonaparte in sein Kalkül nicht eingestellt hatte. In feierlicher Prozession ging es zum Dom von Moskau. Als das Hochamt beendet war, donnerten die Kanonen, und ein öffentliches Dankgebet, bei welchem Tausende die Knie beugten, fand statt für den Friedensschluß mit der Türkei.

Am 27. Juli versammelte sich aller Adel und der Kaufmannsstand im Slobodskischen Palais, und der Generalgouverneur Graf Rostoptschin machte das Allerhöchste Manifest bekannt, und forderte in feuriger Rede einen jeden auf, an der Verteidigung des Vaterlandes mitzuhelfen. Sofort beschloß der Adel, eine Landwehr von 80000 Mann auszuheben, und die Kaufleute veranstalteten eine Sammlung, die sich schnell füllte und hohe Beträge ergab. Dann trat der Kaiser in den Saal, und als man ihm von den Entschlüssen des Adels und der Kaufmannschaft Mitteilung machte, sprach er, der für solche Reden eine besondere Ader hatte und der kaiserlichen Würde seltene Anmut zu einen verstand, die schlichten Worte: „Etwas anderes, meine Herren, habe ich von Ihnen auch nicht erwartet und mochte es nicht erwarten. Sie haben die Meinung, die ich über Sie hatte, gerechtfertigt. Ich bin fest entschlossen, eher alle Kräfte meines großen Reiches zu erschöpfen, als mit dem übermütigen Feinde Frieden zu machen." Da rief der hochbejahrte ehrwürdige Metropolit von Moskau, Platon, feierlich in die Versammlung hinein: „Hosianna, gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Mag der verwegene Goliath kommen, der Glaube, diese Schleuder des russischen David, wird die Stirn des blutigen Übermutes zerschmettern!"

In Moskau wurden in der Zeit von zwei Stunden anderthalb Millionen Rubel gezeichnet, und Moskaus Beispiel fand Nachahmung in den anderen Provinzen. Der Adel von Smolensk rüstete 20000 Mann aus, der Adel von Nowgorod, Twer und Jaroslaw, der drei Provinzen, über welche der vertriebene Herzog von Oldenburg residierte, stellte 10000 Mann, und die Kaufmannschaft jener drei Provinzen

Digitized by Google

gab 2000 Silberrubel her. Außer diesen freiwilligen Opfern und Militäraufgeboten wurde allenthalben rekrutiert. So wurde der große Widerstand, der Nationalkrieg entfesselt, mit welchem Bonaparte nicht gerechnet hatte. Ein Nationalkrieg zwar, der keine großen Schlachten gewann, der aber den Franzosen dennoch unermeßlichen Schaden tun mußte und tat. „Ich bin entschlossen," hatte der Kaiser vor vierzehn Tagen an Barclay de Tolly geschrieben, „die Nation zur Vernichtung des Feindes, der unsere Grenzen überschritten hat, aufzurufen; dies verlangt auch unser Glaube, und ich hoffe, daß wir in dieser Beziehung nicht hinter Spanien zurückstehen." Diese Hoffnung des Kaisers schien sich nach den Vorgängen in Moskau und den übrigen Provinzen zu erfüllen.

Den Direktor der Waffenfabrik von Tula, General Woronow, ließ der Kaiser nach Moskau rufen und gab ihm persönlich den Auftrag, für des Kaisers eigene Rechnung monatlich 13000 Gewehre — das war die größte Leistung — zu liefern. „Wenn Sie aber", sagte der Kaiser, „es durch geschickte Anordnung möglich machen können, monatlich noch mehr zu liefern, so werde ich dies als ein besonderes Zeichen Ihrer Ergebenheit zu mir und dem Vaterlande aufnehmen."

Aus Bukarest war inzwischen der Türkensieger, der alte General Kutusow — wir kennen ihn von Austerlitz her — eingetroffen, und ihm wurde der Schutz der Reichshauptstadt Petersburg übertragen. Das dort stehende Infanterie-Regiment Woronesch, dazu zwei Marine-Regimenter und einige Bataillone finnischer Truppen, das Dragoner-Regiment Mitau und vier Artillerie-Kompagnien bildeten den Stamm dieses Korps, ungefähr 10000 Mann. Kutusow konnte seine ganze Aufmerksamkeit gegen die Franzosen richten, denn seit dem Übereinkommen mit Schweden brauchte Alexander um Finnland nicht mehr besorgt zu sein. Ja, Ende August hatte der Zar eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden in Abo in Finnland. Der in einen Kronprinzen von Schweden verwandelte Advokatensohn aus Pau fühlte sich durch diese Zusammenkunft und die ganze Behandlung, die der große Zar ihm angedeihen ließ, sehr angenehm berührt. Der kluge Alexander wußte seine Leute zu nehmen. Er machte dem Kronprinzen, der am 27. August ans Land gestiegen war, *zuerst* seinen Besuch. Dabei überreichte ihm der Kaiserliche General-Adjutant das Großkreuz von St. Andreas. Die Stadt hatte illuminiert, alle Kriegsschiffe geflaggt. Ja, Kaiser Alexander schien ganz die eigene hohe Stellung gegenüber dem neugebackenen Kronprinzen zu vergessen. Er erging sich in Lobeserhebungen der Kriegstaten des ehemaligen Marschalls und bat ihn um seinen Rat für die weitere Verteidigung des russischen Reichs gegen Napoleon. Die Sprache, die der Zar hier führte, klang wahrhaftig anders als die, welche vor drei Jahren sein einstiger Gebieter, Kaiser Bonaparte, auf dem Schlachtfelde von Wagram gegen ihn geführt hatte. Die beiden Neuverbündeten verabredeten, daß zunächst mit Hilfe Rußlands Norwegen für Schweden erobert werden sollte, und daß dann eine gemeinsame Landung russischer, schwedischer und englischer Truppen in Deutschland erfolgen sollte, um die große Armee Napoleons im Rücken zu fassen und ihr die Verbindungen abzuschneiden. Dies zwar blieben Pläne, denn die Ereignisse in Rußland selbst überholten sich und Alexander konnte gar nicht daran denken, dem Kronprinzen Karl Johann das versprochene Hilfskorps zu stellen. Aber immerhin ist die Zusammenkunft zwischen Bernadotte und dem Holstein-Gottorp von großer Bedeutung für die nächsten Jahre des Befreiungskampfes gegen Napoleon geworden.

England hatte sich, wie wir schon hörten, zu einer Subsidienzahlung von siebenmalhunderttausend Pfund Sterling verpflichtet. Der noch immer schwebende Seekrieg zwischen Rußland und England, in welchen Napoleon den Zaren durch die Kontinentalsperre hineingehetzt hatte, war durch den Frieden von Örebro beendigt. Alexander öffnete dem englischen Handel wieder seine sämtlichen Häfen, und Ende Juli traf der General Viscount William Cathcart als Botschafter in Petersburg ein. Anfang August kam auch der Kaiser von seiner Moskauer Reise wieder in die Stadt Peters des Großen. Es war der Geburtstag seiner Zarin. „Meine Reise nach Moskau", schrieb Alexander an den Grafen Soltikow, „war von großem Nutzen. Der Adel in Smolensk hat sich erboten, 20000 Mann zu bewaffnen und auch sofort damit begonnen. Das Gouvernement Moskau allein stellt 80000 Mann; an Geld opfert der Adel drei Millionen, die Kaufmannschaft bis zehn Millionen — mit einem Wort, man wird bis zu Tränen gerührt, wenn man die Begeisterung sieht, die alle beseelt, den Eifer und die Bereitwilligkeit wahrnimmt, womit ein jeder für das allgemeine Beste wirken will."

Digitized by Google

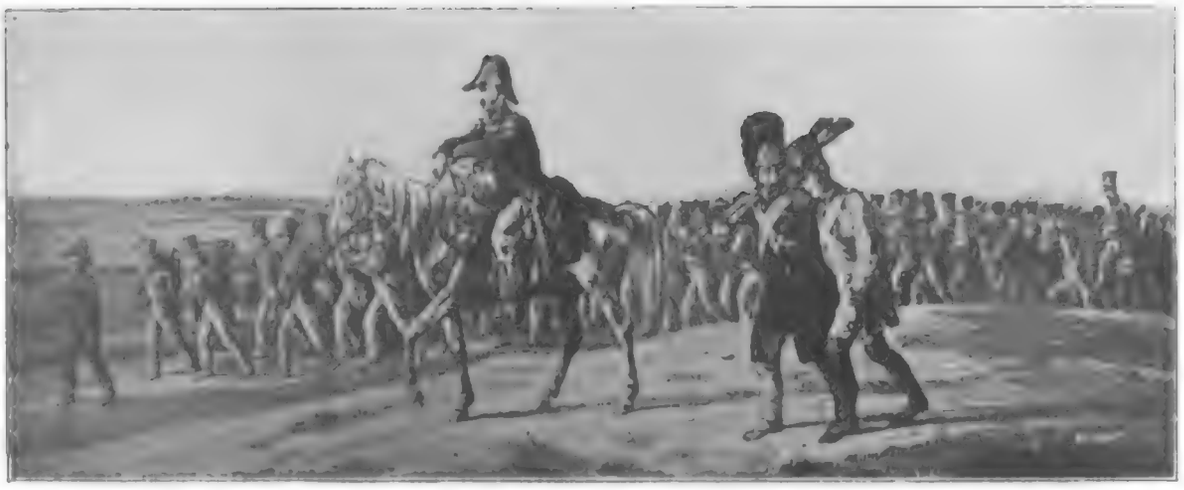
7. Kapitel

Von Wilna bis Witebsk

Napoleon war am 16. Juli aus Wilna aufgebrochen. Er hoffte noch immer, die Russen rechtzeitig zu packen und zur Schlacht zu zwingen. Mehr aber hoffte er auf eine russische Offensive. Beides blieb aus, nur, wie wir schon berichtet hatten, stieß Oudinot bei Wilkomir auf die Nachhut Wittgensteins. Wittgenstein hatte sich auf Polozk zurückgezogen, Barclay mit der Hauptarmee auf Witebsk, und Bagration marschierte, wir wie hörten, über Mstislaw auf Smolensk. So ergab sich am 26. Juli, während der Kaiser Alexander in Moskau weilte, die folgende Stellung der beiden Armeen. Der linke französische Flügel unter Marschall Macdonald stand mit 20 000 Mann vor Riga und 10 000 Mann in Jakobstadt. Ihm folgte am Dünalauf entlang bei Polozk Oudinot mit 40 000 Mann, der den russischen General Wittgenstein mit 30 000 Mann sich gegenüber hatte. Der Kaiser Napoleon selbst stand mit 180 000 Mann bei Witebsk, vor sich Barclay de Tolly mit 75 000. Der General Gouvion Saint-Cyr stand bei Uszacz und bildete eine Reserve, die sowohl von Napoleon, als auch von Oudinot herangezogen werden konnte. Davout hatte sein Korps bei Mohilew wieder auf 50 000 Mann verstärkt. Hinter ihm stand nahe Beresino der Fürst Poniatowski mit 44 000 Mann. Das VIII. westfälische Korps stand, 17 000 Mann stark, bei Borissow und hatte die Richtung gegen Orsza. Bei den Westfalen traf am 30. Juli der Nachfolger des Generals Vandamme, General Andoche Junot, Herzog von Abrantes, ein. Fürst Schwarzenberg mit seinen Österreichern, 34 000 Mann stark, stand bei Slonim und General Reynier mit seinen Sachsen, 17 000 Mann stark, bei Chomsk gegenüber dem russischen General Tormassow, der über angeblich nur 35 000 Mann gebot und bei Kobryn stand. General Reynier und General Tormassow hatten also eine verkehrte Front: Reynier hatte den Osten, Tormassow den Westen im Rücken. Aus dieser ganzen Aufstellung der französischen Korps erkennt man deutlich, daß sich jetzt schon eines der gewaltigen Verteidigungsmittel, auf die sich Rußland stützen konnte, bemerkbar machte, — der Raum. So waren am 26. Juli also die Stellungen; wie nun die Erfolge, die Napoleon aufzuweisen hatte? Ach, von eigentlichen Erfolgen konnte man beim besten Willen nicht reden. Zwar war Russisch-Polen erobert, aber die Kräfte dieses Landes wurden nicht ausgenutzt. Wir haben gehört, was der Kaiser im Frühjahr zu Narbonne gesagt hatte, und der Staatsmann in Napoleon trat hier dem Feldherrn hindernd in den Weg, indem er die polnische Nation als Ganzes nicht weckte, begeisterte und bewaffnete, wie es entschieden von großem Vorteil für den Feldzug gewesen wäre.

Zunächst hatte sich der Vormarsch Napoleons, der am 13. Juli von Wilna aus angetreten wurde, gegen das Lager von Drissa gewendet, da er hoffte, daß ihm die russische Hauptarmee dort standhalten werde. Doch bevor der Kaiser noch selbst aus Wilna abreiste, erfuhren seine Vortruppen einen empfindlichen Schlag. Michael Ney führte die Avantgarde; bei der war auch das Kavalleriekorps Montbrun, zu welchem die Division des Generals Sebastiani gehörte. Dieser Sebastiani war wie sein Kaiser aus korsischem Blut. General Kulnew, der die Vorhut Wittgensteins führte und von Dünaburg aus am linken Ufer flußaufwärts marschierte, erfuhr von seinen Kosaken, daß Druia vom 11. reitenden Chasseurregiment und vom 10. polnischen Husarenregiment unter General Saint-Geniest besetzt sei. Er nahm den günstigen Augenblick wahr, ließ durch eine Sotnie Kosaken die französische Kavallerie angreifen und im Gefecht beschäftigen und sandte dann den Oberstleutnant Rüdiger mit seinem Husarenregiment Grodno durch eine Furt der Düna dem Feinde in den Rücken. Die beiden französischen Kavallerieregimenter wurden vollständig zersprengt, verloren an Toten und Verwundeten über 300 Mann, und an 200 Gefangene mitsamt dem Brigadegeneral Saint-Geniest fielen in die Hände der Russen. „Die Niederlage der feindlichen Regimenter", schrieb General Kulnew in seinem Rapport an den Grafen Wittgenstein, „war vollständig. Ich lege Euer Exzellenz das Verzeichnis der in Gefangenschaft gekommenen Feinde bei. Der ganze Weg bis Chernonda war mit Toten bedeckt, 47 Verwundete starben in Druia und viele mußten wegen Mangel an Transportmitteln am Wege liegengelassen werden. Ich halte es für meine Pflicht, Eurer Erlaucht den tapferen Oberstleutnant Rüdiger zu empfehlen, welcher das mir anvertraute Husarenregiment Grodno kommandierte und dem ich für den

Digitized by Google



Die Diviſion Pino (italieniſche Truppen) auf dem Marſche
Nach Alb. Adam aus dem hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

vollſtändigen Sieg verpflichtet bin.“ Kaiſer Napoleon, als er dies hörte, war auf ſeinen Sebaſtiani wütend. Aber was half's, die empfindliche Schlappe hatte er weg! — Auch der brave Marſchall Oudinot rannte ſich ſeinen Kopf an der Feſtung Dünaburg ein, ohne Erfolg zu haben. So leicht, wie es anno 1806 die betagten, verängſtigten preußiſchen Feſtungskommandanten den Franzoſen machten, wenn ſie ſchwachen Kavallerieabteilungen die Feſtungstore öffneten, machten es dieſe Ruſſen ihren Feinden denn doch nicht. Auch hier bei Dünaburg, das er auf den erſten Anlauf einzunehmen hoffte, ließ Marſchall Oudinot nur ein Kavallerieregiment vorgehen. Marcellin Marbot erzählt:

„So traf Oudinot vor Dünaburg, einem alten befeſtigten Platze, ein. Er hoffte, ohne großen Widerſtand auf der Brücke der Stadt das andere Ufer zu gewinnen, und dann Wittgenſtein im Rücken angreifen zu können. Dieſer aber hatte in Dünaburg eine ſtarke Beſatzung mit zahlreicher Artillerie zurückgelaſſen. Mein Regiment bildete wie gewöhnlich die Vorhut, welche Marſchall Oudinot an dieſem Tage in eigener Perſon führte.

Dünaburg liegt auf dem rechten Ufer; die über den hier ſehr breiten Fluß führende Brücke war auf dem linken Ufer durch einen ſtarken Brückenkopf geſchützt.

Eine Viertelſtunde von den Feſtungswerken, von denen Oudinot behauptete, daß ſie nicht mit Artillerie beſetzt ſeien, ſtieß ich auf ein feindliches Bataillon. Es lehnte ſich mit ſeinem linken Flügel an den Fluß und hatte vor ſeiner Front die Holzbaracken eines verlaſſenen Lagers. Trotzdem dieſe den Angriff ſehr behinderten, wurde er doch von Oudinot befohlen. Ich überließ es meinen Offizieren, ſich den beſten Weg zwiſchen den Baracken hindurch zu wählen, und brach los. Kaum war es aber geſchehen, als ſich auch ſchon das uns empfangende Feuer der Infanterie in den Donner der Geſchütze von den Wällen miſchte. Mein Angriff gelang nicht und koſtete mich mehrere Leute und meinen Trompeter, der an meiner Seite fiel; ich mußte zurück und ſuchte hinter den Baracken Deckung.

Marſchall Oudinot ließ nunmehr ein portugieſiſches Bataillon, welches der Vorhut zugeteilt und inzwiſchen herangekommen war, vorgehen. Dieſe Ausländer aber, frühere Kriegsgefangene, welche ſich nur ſehr widerwillig in die franzöſiſche Armee hatten einreihen laſſen, griffen ohne jede Energie an und kamen nicht vorwärts. Da hierdurch mein Regiment, beſonders auch durch das Geſchützfeuer, ſchwer zu leiden begann, erbat ich vom Marſchall, der ruhig im Kugelregen hielt, die Erlaubnis, mich noch einmal auf den Feind werfen zu dürfen. Ich ordnete eine Schwärmattacke an und befahl meinen Reitern, vom Flecke aus ſich unaufhaltſam in die feindlichen Reihen zu ſtürzen. Bei ſolchem Kampf, Mann gegen Mann, mit dem Feinde untermiſcht, mußte die Artillerie der Feſtung ſchweigen, wenn ſie nicht ihre eigene Truppe ſchwer ſchädigen wollte. Von meinen Leuten niedergeritten und niedergeſäbelt, floh der Gegner in größter Unordnung nach dem Brückenkopf. Doch deſſen Verteidiger, noch junge Soldaten, ſchloſſen aus Sorge, daß bei der Verfolgung auch Truppen von uns mit eindringen könnten, die Tore. Hierdurch wurden die Fliehenden genötigt, ſich nach der Schiffsbrücke zu wenden, um auf dieſer das jenſeitige Ufer und die Stadt zu erreichen.

Die Brücke hatte kein Geländer, die Kähne ſchaukelten, der Strom war breit und tief und auf der anderen Seite bemerkte ich die Beſatzungstruppen in Bereitſchaft. Mit meinen Pferden über die ſchwankende Brücke dem Feinde zu folgen, erſchien mir eine Torheit. In der Meinung, getan zu haben, was ich konnte, ließ ich alſo ſammeln und eine gedeckte Aufſtellung nehmen. Da aber kam plötzlich der Marſchall angeſprengt und

Digitized by Google

Übergang der Vorhut der großen Armee über die Düna am 24. Juli 1812 bei Beszenkowiczi
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

rief: „Tapfere Jäger, macht es wie bei Wilkomir, fort, über die Brücke, sprengt die Tore, bemächtigt euch der Stadt!" Vergeblich bemühte sich General Lorencez dem Marschall vorzustellen, daß hier die Verhältnisse ganz anders liegen, und ein Kavallerieregiment doch keine, wenn auch noch so schlecht verteidigte Festung angreifen könnte, an die es zu zweien unter dem feindlichen Feuer über eine schwankende Pontonbrücke heranreiten müsse. Doch jeder Einwand war umsonst, der Marschall beharrte auf seinem Befehl, indem er meinte, es wären schon andere Dinge ausgeführt worden, und Schrecken und Verwirrung des Feindes würden helfen.

Ich setzte mich also an die Spitze des Regiments und befahl, daß es mir zu Zweien mit einer Pferdelänge Rottenabstand über die Brücke folgen solle. Es war ein Todesritt; nicht allein dem Feuer von den Wällen in der Front ausgesetzt, erhielten wir auch Rückenfeuer vom Brückenkopf. Glücklicherweise wurde schlecht geschossen, immerhin trafen einzelne Kugeln und bei der Unruhe einiger Pferde stürzten zwei mit ihren Reitern in den Strom und ertranken. Inzwischen hatte der Marschall ein Einsehen gewonnen; ich erhielt Befehl zur Rückkehr. Bei den großen Rottenabständen, die ich hatte nehmen lassen, machte die Kehrtwendung auf dem engen Raum keine Schwierigkeit, doch verschärfte sich nun das feindliche Feuer. Als ich mich ihm endlich entzogen hatte, zählte ich 30 Tote und viele Verwundete. Während dieses unklugen, ganz fruchtlosen Unternehmens war die Infanterie des Korps ganz allmählich herangekommen. Der Marschall griff nunmehr mit ihr den Brückenkopf an. Obgleich vom Kaiser gar nicht damit beauftragt, hatte er sich doch in den Kopf gesetzt, Dünaburg zu nehmen. Er erlitt hierbei schwere Verluste, ohne seinen Zweck zu erreichen und wurde hinterher vom Kaiser stark getadelt."

Das Gefecht bei Drula hatte indes eine für die Entwicklung des Feldzuges sehr bedeutende Wirkung: Napoleon glaubte, aus diesem plötzlichen Vorstoß über die Düna, daß er eine allgemeine Angriffsbewegung der russischen Hauptarmee erwarten könnte. Er wollte infolgedessen seine Armee fester zusammenhalten und gab den einzelnen Korps Befehl, einen Tag zu halten. Dieser Tag ging verloren und Barclay de Tolly gewann genügend Vorsprung, um vor Napoleon in Witebsk einzutreffen. Als die französische Armee in dicht gedrängten Kolonnen durch Beszenkowiczi marschierte, sah eine ihrer Patrouillen noch die starken Massen der russischen Nachhut. Der Vizekönig von Italien mit seinen Truppen traf zuerst ein und besah die Bescherung. Noch wollte der Kaiser nicht glauben, daß Barclay de Tolly ihm entwischt sei, aber Eugen Beauharnais ließ sofort eine Abteilung leichter Reiterei, die bayrische Brigade Preysing, über die Düna setzen und eine Erkundung gegen Osten vornehmen. Der Kaiser selbst, der soeben beim Korps des Vizekönigs eingetroffen war, ritt mit dieser Brigade zwei Stunden weit den Russen nach. Es war das Armeekorps des russischen Generals Dochturow, das als Nachhut der russischen Hauptarmee die Straße gegen Witebsk verfolgte und so war der Plan des Kaisers, die beiden Armeen zu trennen, hierdurch vereitelt. Es blieb nun nichts anderes übrig, als dem Feind dicht auf den Fersen zu bleiben.

Die große Kavalleriereserve der französischen Armee unter Joachim Murat, dem König von Neapel, bildete jetzt die Avantgarde. Dann folgte Eugen Beauharnais mit dem vierten Korps, dann die Garden,

Digitized by Google

Vormarsch von Beszenkowiczi gegen Oſtrowno am 25. Juli 1812
Nach Alb. Adam aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

Digitized by Google

die Diviſionen Friant und Gudin aus dem Korps Davout und ſchließlich das dritte Korps, dabei die Württemberger unter dem Marſchall Michael Ney. Unter dieſen Diviſionen waren die alten Pyramidenſoldaten, — die von Marengo, von Jena, von Auſterlitz und Wagram. Das Heer marſchierte in eng aufgeſchloſſener Kolonne, um ſich jeden Augenblick in Schlachtaufſtellung auseinander ziehen zu können.

Joachim Murat war es, der zuerſt mit ſeiner Kavallerie bei Oſtrowno auf die Ruſſen ſtieß. Wir wollen verſuchen, den Mann mit einigen Strichen zu zeichnen. Er war eines Schankwirts Sohn aus La Baſtide im Lot-Departement. Sein Vater hatte ihn für den geiſtlichen Stand beſtimmt. Schon trug er die Soutane, als ihm eines Tags in Toulouſe ein Regiment Chasseurs à cheval in den Weg ritt. Kurz entſchloſſen warf er das geiſtliche Gewand von ſich und trat in das Regiment als Gemeiner ein. Seine guten Schulkenntniſſe und ſeine ſchmucke ſoldatiſche Erſcheinung ſtanden ihm im Avancement bei; er ward bald Quartiermeiſter, mußte dann aber in den Anfangszeiten der Revolution, als es auch im Heer allenthalben gärte und meuterte, infolge eines Vergehens gegen die Subordination das Regiment verlaſſen. Nun ſtand er eine Zeitlang im Krämerladen eines Verwandten hinter dem Ladentiſch. Dann kam die Revolution zur Herrſchaft und Murat trat wieder in die Armee. Er avancierte ſchnell; für ſeinen Ehrgeiz aber dennoch nicht ſchnell genug. Als er Eskadronschef im 21. Regiment Jäger war, lernte Thiébault, der ſpätere General, Murat kennen. Thiébault ſtand damals ſchon im Generalſtab. „Ich entſinne mich," ſchreibt er in ſeinen Erinnerungen, „daß mich dieſer mit ſeiner Stellung unzufriedene, arme Murat um die meine beneidete. Eines Tages verſuchte er mir zu beweiſen, daß ich im Generalſtab hunderte Gelegenheiten hätte, die Aufmerkſamkeit auf mich zu lenken, mich auszuzeichnen und vorwärts zu kommen, während ſo ein Regiment nur eine Sackgaſſe ſei, dort verliere man ſich in der Maſſe und wenn es einem wirklich gelänge, ſich bemerklich zu machen, ſo verhindere der Neid der anderen, daß von einem geſprochen werde." „Wie oft habe ich mich dieſes Geſpräches erinnert," fügt Thiébault hinzu, „hernach, als ich ihn mit der Schnelligkeit des Orkans alle Rangſtufen erſteigen und von den Schwingen des Kaiseraars getragen, mit einigen Flügelſchlägen auf die höchſte Spitze menſchlicher Größe gehoben ſah; indeſſen muß ich ausſprechen, daß er niemals die Liebenswürdigkeit und das Wohlwollen verlor, die in ſo ſchönem Einklang mit dem Mitteilungsbedürfnis ſeiner Seele und ſeinem ritterlichen Feuer ſtanden." Er war im italieniſchen Feldzuge Adjutant des Generals Bonaparte.

Joachim Murat

Damals erkältete ſich das Verhältnis zwiſchen den beiden bedenklich, denn Joachim Murat, der nicht dicht halten konnte, rühmte ſich bei einem Trinkgelage, daß er ſich der Gunſt der Generalin Bonaparte erfreut hätte und daß Joſephine perſönlich ihn gerade dieſe Bowlenart, die man trank, bereiten gelehrt hätte. Als Bonaparte, immer eiferſüchtig und argwöhniſch auf die leichtſinnige, ſchöne Frau, dies Renommieren Murats erfuhr, war er ſehr erzürnt und es fehlte nicht viel, daß er den Schwätzer hätte fallen laſſen. Aber in der heißen Schlacht von Abukir nahm der kühne Reiteroberſt mit eigener Hand den Paſcha Seraskier gefangen, obwohl ihm dieſer mit einem Piſtolenſchuß die Kinnlade zerſchoſſen hatte. Dies und ſpäter die Bemühungen der klugen Joſephine, allen Argwohn zu zerſtreuen, beſänftigten den Zorn Bonapartes, und er gab ſogar dem Gaſtwirtsſohn aus La Baſtide die Hand ſeiner Schweſter Karoline. Murat war fünfzehn Jahre älter als ſeine Frau, aber das junge Ding war bis über die Ohren in den ſchönen Mann verliebt. Denn Murat war einer der ſchönſten Offiziere der franzöſiſchen Armee: ſchlank gewachſen, von ſchönem Ebenmaß der Glieder, im Weſen jenen Stolz, der den Frauen gefällt und jenen kordialen Ton, der die Männer gewinnt, gefiel er allen beiden. Allerdings er war und blieb Soldat. Die Sitten des Lagerlebens ließen ſich nicht ſo ohne weiteres vergeſſen. Die Würde, die ein König zeigen muß, blieb ihm fremd; zudem war der Einfluß Karoline Bonapartes auf dieſen offenen, leichtblütigen Mann gar nicht gut. Sie ſtachelte ſeinen Ehrgeiz und ließ ihm mit ihren Plänen keine Ruh; der kühne, ſtolze Reiter, der im Schlachtgedränge immer voran war und ſich in das dichteſte Getümmel ſtürzte, war zu Hauſe ein ausgemachter Pantoffelheld. — Der König

Digitized by Google

Gefecht von Oſtrowno um die Mittagszeit des 26. Juli 1812
Nach Alb. Adam aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

von Neapel pflegte ſich ſehr phantaſtiſch zu kleiden. Sein Anzug war keineswegs eine regelrechte Uniform, — alles Liebhaberei, höchſt bunt und auffallend; er hätte ganz gut in einem Zirkus auftreten können. „Der Mann muß merkwürdige Liebe für ſeltſamen Anzug haben," ſagte König Friedrich Wilhelm von Preußen kopfſchüttelnd, als er Murat zum erſten Male ſah, zu einem Vertrauten. Nichtsdeſtoweniger einer der größten Reitergenerale aller Zeiten! Seine Verfolgung nach Ulm und Jena einfach klaſſiſch, ſeine ſchnelle Handhabung in Vereinung großer Maſſen bei Auſterlitz, Eylau, Heilsberg vorbildlich. Die Vorwürfe in Rußland, er habe die Reiterei abgehetzt, ſind ebenſo einſeitig wie die umgekehrte Klage Davouts, er habe die Infanterie ausgenützt, um ſeine Reiter zu ſchonen.

Gleich hinter Oſtrowno ſtieß das Kavalleriekorps des Generals Nanſouty, von Murat perſönlich geführt, auf einige ruſſiſche Regimenter unter dem General Oſtermann-Tolſtoi, der das vierte ruſſiſche Armeekorps führte. Das Infanteriekorps dieſes Generals war verſtärkt durch die Dragonerregimenter Ingermanland und Neſchinsk, durch das Huſarenregiment Sum und das Garde-Huſarenregiment. Der Obergeneral Barclay de Tolly war nämlich entſchloſſen oder doch halb entſchloſſen, hier vor Witebsk eine Schlacht anzunehmen, denn er erwartete beſtimmt (und hatte auch die allerdings falſche Nachricht erhalten), daß Fürſt Bagration mit ſeiner zweiten Weſtarmee bei Mohilew durchgebrochen ſei und rechtzeitig zu ihm ſtoßen würde. So gab er dem Grafen Oſtermann Befehl, auf Oſtrowno zurückzumarſchieren und den Feind aufzuhalten. Gleich im erſten Anſturm nahm die Kavalleriebrigade des Generals Piré ſechs ruſſiſche Geſchütze, die unter der Deckung von nur zwei Diviſionen Leibgardehuſaren vorgeſchickt waren. Das Dragonerregiment Ingermannland, welches die franzöſiſche Kavallerie in der linken Flanke packen wollte, wurde von polniſchen Ulanen und Huſaren mit Wut angegriffen und geworfen; es gab einen hartnäckigen, ſtundenlangen Kampf. Als die Meldung einging, daß einige ruſſiſche Regimenter durch das Kartätſchenfeuer des Feindes ſchwer litten und die Frage getan wurde, was geſchehen ſolle, antwortete Graf Oſtermann achſelzuckend: „Nichts machen, ſtehen bleiben und ſterben!" Im ſcharfen Galopp kam ein Batterie-Kommandant angeſprengt, um den Rapport zu erſtatten, daß der größte Teil der Bedienungsmannſchaften der Geſchütze gefallen ſei und die Geſchütze ſelbſt zum Teil demoliert ſeien. „Was befehlen Euer Erlaucht?" fragte er den General. „Mit den übrigen ſchießen", antwortete trocken der Graf. Bis zum Abend behauptete Oſtermann ſeine Poſition, dann ging er in guter Ordnung langſam zurück und wurde von der Diviſion Konownitzyn aufgenommen.

Am nächſten Morgen gegen 8 Uhr ging die Sache von neuem los. Die Infanteriediviſion Konownitzyn hatte das vierte Korps aufgenommen und etliche Kilometer öſtlich, gegen Witebsk zu, eine Stellung beim Dorfe Kakuwatſchino eingenommen. Die franzöſiſchen Vortruppen hatten vom Vizekönig beträchtliche Verſtärkungen erhalten und Napoleon ſelbſt ritt auf das Schlachtfeld. „Es fochten 20 000 Franzoſen gegen kaum 12 000 Mann Ruſſen." Das darf man ruſſiſchen Quellen nicht nachſchreiben, denn es fochten nur 5 Inf.-Regimenter des Vizekönigs, 6 Kav.-Regimenter Bruyères, ſchwerlich mehr als 12 000, während

Digitized by Google

3 ruſſiſche Diviſionen und Reiterkorps Pahlen ſchwerlich unter 20 000 ausmachten, man muß die Ziffern genau umkehren. Bis 5 Uhr abends wehrten ſich die Generale Oſtermann und Konowniţyn gegen die „Übermacht". Nach erbittertem Kampf hatten die Franzoſen drei Geſchütze gewonnen, aber das Regiment Tſchernigow, das Graf Oſtermann perſönlich vorführte, eroberte die Geſchütze mit dem Bajonett wieder. Dann gingen die Ruſſen wiederum etliche Ki'ometer gegen Witebsk zurück. Der franzöſiſche Kaiſer übernachtete in dem Dorfe Kakuwatſchino in der Nähe der Heerſtraße unter einem Zelt. Murat ging mit ſeiner Kavallerie bis Dobreika vor. „Ich habe niemanden Schande gemacht," ſchrieb Graf Oſtermann an ſeine Frau, „ich war mit den Plänklern voran und hatte zwei Korps, ja, Bonaparte ſelbſt gegen mich; ich ſah ihn ſogar auf ſeinem kleinen Schimmel, — was auch mit den Ausſagen der Gefangenen übereinſtimmt. Von früh 8 bis nachmittags um 5 Uhr habe ich mit vier Regimentern und zwei kombinierten Grenadierbataillonen gekämpft; ich ſage es dir, ich habe niemandem Schande gemacht, weder du noch meine Kinder brauchen meinetwegen zu erröten. Ich habe Napoleon, der in Witebsk zu Mittag ſpeiſen wollte, einen ganzen Tag lang aufgehalten. Er konnte weder in der Nacht noch am anderen Tage ſein Ziel erreichen. Die Unſrigen kämpften wie die Löwen. Wir befinden uns in einer ſchlimmen Lage, vielleicht rettet uns Gott unſichtbarerweiſe, denke du nicht ..... Ich mache keinem Schande und ſterbe gern für mein Vaterland. Die Kinder und dich verläßt Gott nicht und das Vaterland erinnert ſich vielleicht meiner. — Stelle dir vor, daß bereits zwei meiner Batterien genommen waren, da erſchien ich in den vorderſten Reihen; alles wurde niedergemacht und — die Kanonen unverſehrt .....!" — Dieſer Alexander Iwanowitſch Oſtermann-Tolſtoi war ein Weſtfalenenkel. Seines Großvaters Wiege hatte in Bochum geſtanden. Der war als junger Student nach einem Duell aus Jena entflohen, war in den ruſſiſchen Seedienſt getreten, dann unter der erſten Katharina, des großen Peters Frau, zu Ehren gekommen, Reichsvizekanzler, Graf; dann unter Eliſabeth, der catin du nord, wie der große Friedrich ſie nannte, Todesurteil und Verbannung nach Sibirien, alſo die regelrechte Laufbahn eines ruſſiſchen Staatsmannes in jener Zeit. Dieſer hier, der bei Oſtrowno focht, war ſein Enkel, ein Tolſtoi ſein Vater, alſo weſtfäliſcher Moskowite, hart, kaltblütig, zäh — und doch durchzittert dieſen Brief an ſein Weib noch tiefes, deutſches Gefühl. — Die Truppen, die unter ihm fochten, waren die Enkel derer, die bei Zorndorf und Kunersdorf gegen den alten Fritz ſtanden und ſich reihenweiſe totſchießen ließen, ohne zu wanken. Ob ſich der Mann, der drüben auf dem weißen Schimmel hielt, nicht Gedanken gemacht hat, als er dieſen Widerſtand ſah?

General Alexander Iwanowitſch
Graf von Oſtermann-Tolſtoi
Nach einem Stich von J. G. Mansfeld

Der Kaiſer ſelbſt war in die Feuerlinie geritten, Joachim Murat fortwährend, den Degen in der Fauſt, an den Fronten ſeiner Kavallerie entlang geſprengt, die Mannſchaften anfeuernd, und dennoch war der Boden nur Schritt für Schritt gewonnen. Die Verluſte der Franzoſen waren aber keineswegs „höher" als die der Ruſſen, die ſich in beſter Ordnung zurückgezogen haben. Das iſt ebenſo wahrheitswidrig wie die „4 Regimenter", mit denen Oſtermann gekämpft habe, denn er hatte keine Diviſion, ſondern ein ganzes Korps bei ſich.

Hier wollen wir nach dem Bericht des Lancieroffiziers Grafen von Wedel einige Momentbilder vor uns aufſteigen laſſen:

„Am rechten Ufer des Fluſſes hielten einige hundert Koſaken, die uns beobachteten und zuweilen mit Gewehrſchüſſen begrüßten. Am Tage vorher hatten ſich die Ruſſen von jenem Ufer des Fluſſes nach Polozk zurückgezogen; es lag dem Könige von Neapel daran, genauere Auskunft über ihre Stellung zu erhalten und zu erfahren, welchen Weg ſie genommen. Er erteilte daher dem Oberſten Gobrecht den Befehl, mit dem Regimente durch den Fluß, der hier eine Furt hatte, zu reiten, die Koſaken zu verjagen und zu rekognoſzieren.

Während die Tête der Kolonne, von einem der Furt kundigen Bauern geführt, in den Fluß ritt, gelang es den Koſaken, von denen viele mit langen Flinten verſehen waren, den Führer, auf den ſich ihr Feuer

Digitized by Google

Gefecht vorwärts Oſtrowno am 26. Juli 1812
Nach Alb. Adam aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

vornehmlich richtete, niederzuſchießen. So mußte die Kolonne, welche die Furt verfehlte, umkehren, da die Vorderſten von der Flut weggeriſſen wurden, während ihre loſen Pferde ans jenſeitige Ufer ſchwammen, wo ſie von den Koſaken mit Jubelgeſchrei in Empfang genommen wurden. Das Regiment ward nun am Ufer wieder aufgeſtellt, und diejenigen Lanciers, welche mit Karabinern bewaffnet waren, mußten abſitzen, um ſtatt der fehlenden Infanterie durch Gewehrfeuer die Koſaken vom Ufer zurückzutreiben. Der Oberſt befahl mir, das Kommando dieſer Leute zu übernehmen; während ich nun ein tüchtiges Karabinerfeuer am Ufer unterhielt, ging das Regiment mit einem neuen Führer wieder in den Fluß. Da hörte ich hinter mir eine Stimme: ‚Tirez là, Lieutenant!‘ Als ich mich umſah, woher der Befehl komme, ſah ich hinter mir, auf einem Falben, den kleinen, gedrungenen Mann mit rehfarbenem Überrock, den kleinen dreieckigen Hut tief ins Geſicht gedrückt, mit der Hand links zeigend, wo ein dem Anſcheine noch höherer ruſſiſcher Offizier hielt. Ich erkannte ſofort den Kaiſer, den ich jetzt zum erſten Male ſah. Zugleich ertönte das Vive l'empereur. In demſelben Augenblicke verſchwand er hinter den nahen Hecken, und das Regiment, angefeuert durch den Ruf, ſtieg ſchon am jenſeitigen ſteilen Ufer hinan, welches die Koſaken in geſtrecktem Galopp verließen, um in einem nahen Fichtengehölz zu verſchwinden.“ . . .

„Am 25. Juli, als wir in den Gärten eines Dorfes an der Dwina (oder Düna) im Biwak lagen, ſprengte ein Unteroffizier des 7. Huſarenregiments heran und brachte dem Oberſten den Befehl, das Regiment raſch nach Oſtrowno zu führen, wo die Diviſion verſammelt ſei und es den Anſchein habe, daß die Ruſſen ſtandhalten und eine Schlacht annehmen würden. Der breiten, mit Birken bepflanzten Heerſtraße am linken Ufer folgend, ſahen wir ruſſiſche Kolonnen am andern Ufer in derſelben Richtung wie wir ziehen. Nachdem wir etwa $1^1/_2$ Stunde marſchiert waren, vernahmen wir Kanonen- und Kleingewehrfeuer vor uns und gingen in raſcherer Gangart weiter, um zeitig einzutreffen. Bald ſahen wir einzelne Verwundete zurückkommen und Tote am Wege liegen. Einer der erſten war der Unteroffizier des 7. Huſarenregiments, der uns 2 Stunden vorher den Befehl zum Aufbruch überbracht hatte. Eine Kanonenkugel war ihm durch den Bauch gefahren, die blutigen Eingeweide lagen im Staube des Weges. Der Anblick des verſtümmelten Leichnams eines Mannes, den wir kurz vorher mutig und freudig nach der nahen Schlacht verlangend geſehen hatten, machte einen ſchaurigen Eindruck auf die meiſten jungen Soldaten, aber es ging in raſchem Trabe vorbei. Einzelne Kanonenkugeln ſchlugen durch die Bäume des Weges und warfen Äſte und Zweige auf uns herab; neben uns ſchlugen Granaten in den moorigen Grund, wühlten ſich ein und zerſprangen dann, indem ſie die aufgewühlte Erde weithin warfen.

Da hörten wir vor uns einen gewaltigen Lärm, und plötzlich ſahen wir, bei einer Biegung des Weges, in wildeſter Flucht einen unordentlichen Haufen auf uns zueilen. Es waren aber keine Truppen, wie es von fern ſchien, ſondern der Troß: Marketender, Reitknechte, Geſindel, wie es den Truppen folgt, welche in der Meinung, es werde nur ein leichtes Vorpoſtengefecht und dann Gelegenheit zum Plündern geben,

Digitized by Google

Am Abend des 26. Juli 1812 zwischen Ostrowno und Witebsk
Nach Wld. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

zu nahe herangekommen waren. Einige Granaten, die unter sie gefallen, hatten einen panischen Schrecken verbreitet, und sie eilten mit lautem Geschrei, sich der Gefahr so schnell wie möglich zu entziehen. Der Oberst ließ die Lanzen des ersten Zuges fällen und befahl niederzurennen, was in den Weg komme. Da machte der tolle Haufen Platz, indem er sich rechts und links von dem breiten Heerwege teilte, auf dem wir im Trabe vorwärtseilten.

Noch einige hundert Schritt weiter erreichten wir den Kampfplatz, und ein Adjutant wies uns den Platz zur Aufstellung am linken Flügel an. Uns gegenüber war ein stellenweise mit niedrigem Gestrüpp bedecktes Terrain, in welchem Tirailleurs steckten, welche uns einige Leute verwundeten. Indes gelang es uns bald, sie daraus zu vertreiben und eine Stellung einzunehmen, wo wir weniger zu leiden hatten und außer Schußweite standen.

Murat hatte die russische Arrièregarde erreicht, welche hier eine feste Position genommen hatte und entschlossen zu sein schien, den Weitermarsch der französischen Armee wenigstens einige Zeit aufzuhalten.

Mit Ungeduld erwartete der König von Neapel die Ankunft der Infanterie, weil er mit der Kavallerie allein gegen die im Holze versteckte Infanterie der Russen nichts ausrichten konnte. Nach etwa einer Stunde langte ein leichtes italienisches Regiment im Laufschritt an und ward sogleich zum Angriff geführt. Jetzt wurde das Gefecht lebhafter und allgemeiner, zumal da bald Artillerie und mehr Infanterie ankam. Das niedrige Gebüsch vor uns ward gänzlich gesäubert, und wir konnten uns im freien Felde aufstellen, von wo aus das ganze Gefecht zu übersehen war. Murat hielt nicht weit von uns, ohne das feindliche Feuer, dem er ausgesetzt war, im mindesten zu beachten.

Da wurde das vor uns stehende italienische Infanterieregiment durch das heftige feindliche Feuer, besonders zweier an der Ecke eines Holzes aufgestellten Geschütze, stark mitgenommen, wankend und begann zu weichen, als plötzlich hinter dem Holze ein russisches Dragonerregiment hervorbrach, sich auf die weichende Infanterie warf und dieselbe zur Flucht brachte, auch ein großes Blutbad unter ihr anrichtete. Der ganze Flügel geriet durch dieses Weichen in Gefahr. Murat sah dieses; wie ein Pfeil schoß er herbei und setzte sich an die Spitze unseres zunächststehenden Regimentes. Seine mächtige Stimme schallte laut durch das Getöse der Schlacht: ‚Braves chevau-légers! suivez-moi, chassons ces bougres-là. En avant! au galop! marche!' Durch sein Beispiel enthusiasmiert, stürmte das Regiment fest geschlossen mit eingelegter Lanze im schnellsten Laufe auf den andringenden Feind. Bald war alles durcheinander; im Staub und Pulverdampf konnte man seinen Nebenmann nicht erkennen; nach kurzem Handgemenge ergriff der Feind die Flucht. Wir folgten lebhaft. Da donnerte es dicht vor uns: wir waren den beiden Geschützen ganz nahe gekommen, welche früher nicht hatten feuern können, ohne die eigenen Dragoner zu treffen. Wir waren einmal im Lauf: ehe die Artillerie zum zweiten Male laden konnte, wurde sie zusammengehauen, und die Geschütze waren unser.

Wir brachten eilig das eroberte Geschütz in Sicherheit und nahmen unsere Position etwas weiter rückwärts vom Holze wieder ein.

Dies war die erste Waffentat des neuen Regiments; es machte sich dadurch einen guten Namen in der Armee, und der König von Neapel rühmte es im Rapport über das Gefecht; aber es hatte auch in dem

Digitized by Google

kurzen Kampfe viel gelitten. Der Eskadronschef Lafitte war mit drei Subalternoffizieren und mehr als 30 Soldaten geblieben, 6 Offiziere und an die 40 Mann waren blessiert. Der Eskadronschef Marquis de Vitré hatte einen Säbelhieb durch sein dickes rotes Gesicht, dessen Narbe ihn nachher schrecklich entstellte. — Das Gefecht dauerte noch einige Zeit, bis die Russen sich gegen Abend zurückzogen. Sie hatten ihren Zweck erreicht, die Verfolgung der retirierenden Armee einen Tag aufgehalten. Wir biwakierten auf dem Kampfplatze. Es war dies die Schlacht von Ostrowno, einer kleinen, am linken Ufer der Dwina gelegenen Stadt, in welcher Murat sein Hauptquartier aufschlug."

Noch immer hoffte Barclay de Tolly, daß der Fürst Bagration rechtzeitig eintreffen werde, und daß er, durch diesen verstärkt, sich auf eine Schlacht vor Witebsk würde einlassen können. Wir haben Barclay auf dem Rückzug aus Wilna gesehen, wo ihm die französische Avantgarde unmittelbar auf den Fersen war; durch Ruhe und Gleichgültigkeit gegen jede Gefahr bewährte sich der russische Obergeneral in allen Lagen. Barclay de Tolly entstammte einer schottischen Familie, die in Livland eingewandert war, deren einer Zweig in Riga Handel trieb, deren anderer Zweig auf protestantischen Kanzeln der Ostseeprovinzen seinen Beruf gefunden hatte. Auch dieser Barclay war in einem Predigerhause geboren. Er hatte von der Pike auf gedient. Man sagte, daß er vierzehn Jahre lang in einem Dragonerregiment gestanden und es bis zum Unteroffizier gebracht hatte. Fürst Repnin der Ältere, der Türkensieger, hatte als Generalgouverneur der Ostseeprovinzen diesen Barclay ans Licht gezogen, als er bei irgendeiner Gelegenheit seine Fähigkeiten erkannt hatte. Bei Pultusk im Jahre 1806 kommandierte er als Oberst auf dem rechten Flügel der russischen Armee und hielt nachher bei Janko und Landsberg den Vormarsch der Franzosen glücklich auf. In der schweren Schlacht von Preußisch-Eylau, wo zum erstenmal der Siegeszug Napoleons gehemmt wurde, erlitt Barclay eine schwere Verwundung. Seit jenem Kriege, in welchem er sich wiederholt mannhaft benommen hatte, wurde die Aufmerksamkeit des Zaren auf ihn gelenkt und er stieg schnell, innerhalb sechs Jahren vom Obersten zum General der Infanterie und zum Kriegsminister. Von den vielen Schlachten, die er in dieser langen und mühseligen Dienstlaufbahn mitgemacht hatte, zeugten die Narben, die seinen Körper bedeckten. Der rechte Arm war kaum gebrauchsfähig, dazu lahmte er auf einem Bein. Er sprach das Russische fertig, aber er sprach es mit stark deutschem Akzent. Er war ein praktischer, tüchtiger Soldat, gewissenhaft bis in die Fingerspitzen, unerschütterlich in seiner Ausdauer, und die Ordnung, die er unter seinen Truppen hielt, war musterhaft. Der große Zug zum Feldherrn allerdings fehlte ihm, aber Kaiser Alexander wußte recht gut, daß er hier ein schweres Amt den besten Händen anvertraute. — Barclay de Tollys Stellung wurde allerdings sehr erschwert, weil er kein Nationalrusse war und weil er nicht zu dem Hochadel des Landes gehörte.

General Barclay de Tolly
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin
gestochen von F. Bendramini

Als Generalstabschef war dem Obergeneral der Generalleutnant Jermolow beigegeben, ein Vollblutrusse, der von der Artillerie kam, ein Mann von ehrgeizigem, heftigem und starkem Charakter, mit klarem Verstand und guter Bildung, ein Mann, der durchgreifen konnte und wohl geeignet war, den Befehlen des Generalkommandos Gehorsam zu verschaffen, eine Eigenschaft, die bei dem ruhigen und gütigen Wesen des Obergenerals vorteilhaft und ausgleichend wirken mußte. — Daneben stand im Stabe als Generalquartiermeister der Oberst Toll, ein Deutschrusse aus den Ostseeprovinzen, erst im Anfang der dreißiger Jahre stehend. Er hatte unter Suworow anno 1799 in Italien und unter Kutusow anno 1805 bei Austerlitz gefochten. Er hatte sich mit den neueren Ideen der Kriegskunst, wie Bonaparte sie betrieb, vertraut gemacht. Wenn er auch kein schöpferischer Geist war, so wußte er doch einigermaßen Bescheid. Es kam zwischen ihm und Barclay de Tolly allerdings zu keinem rechten Verhältnis; Barclay war zu nüchtern, Toll entbehrte des feinen Taktes, den eine Stellung, wie die seinige, erforderte, er war nach unten und oben derb.

Digitized by Google

— Lediglich als gelegentlicher Ratgeber war der Oberſt von Wolzogen im Hauptquartier Barclays. Wolzogen war der Fähigſte und Tüchtigſte und hätte ſich wohl zum Generalquartiermeiſter am allerbeſten geeignet. Dies war derſelbe Wolzogen, den wir einſt im Dienſte des Königs von Württemberg geſehen haben; — derſelbe, den Marſchall Lannes einſt ſo anſchnauzte: Ihr Herr iſt nur König, ich aber bin ein Marſchall de l'empire! — er war der Erzieher des jungen Eugen von Württemberg geweſen und mit dieſem zuſammen nach Rußland gekommen. Das württembergiſche Königshaus, das jetzt ſeine tapferen Truppen gegen Rußland marſchieren ließ, war dem Zarenhaus durch enge Verwandtſchaft verbunden. Oberſt von Wolzogen ſtand beim Kaiſer Alexander ſehr gut angeſchrieben, wie überhaupt ſo viele der deutſchen Herren, aber den eingeborenen Ruſſen waren dieſe meiſtens ein Dorn im Auge. Es herrſchte eine ſtarke Eiferſucht auf die Deutſchen, die allerdings mit daraus entſprang, daß ſie meiſtens eine höhere Bildung hatten und infolgedeſſen auch eine höhere Einſicht entwickelten. Aber darüber hinaus muß man bedenken, daß im Heere Bonapartes über 150 000 Mann deutſcher und öſterreichiſcher Truppen, kommandiert von deutſchen Generalen, gegen Rußland marſchierten. Der Argwohn, daß zwiſchen dieſen deutſchen Generalen und den im ruſſiſchen Heere ſtehenden deutſchen Offizieren Verbindungen, die Rußland zum Schaden gereichen könnten, beſtünden, war ſchließlich zu verſtehen. Herr von Wolzogen hatte beſonders darunter zu leiden, denn General Barclay ſchenkte ihm ſein volles Vertrauen. Wie groß die Eiferſucht der ruſſiſchen Herren auf die deutſchen war, beweiſt der Ausruf des Generals Jermolow, den er einſt dreiſt an den Zaren richtete, als dieſer ihm eine Beförderung verhieß. „Machen Euer Majeſtät mich zum Deutſchen," ſagte Jermolow, „das iſt die größte Beförderung!" Mit dieſem ſarkaſtiſchen Worte erwarb ſich der General ſeine weitverbreitete Popularität in Rußland.

Der arme Barclay de Tolly hatte es wirklich nicht leicht. Nicht allein, daß unter ſeinem unmittelbaren Generalſtab Uneinigkeit herrſchte, es war auch, nachdem der Kaiſer das Hauptquartier verlaſſen hatte, eine ganze Anzahl jener vornehmen Müßiggänger zurückgeblieben, die in Wilna bereits herumlungerten, und vor allen Dingen der Großfürſt Konſtantin, hinter dem man ſich verſtecken und decken konnte. Der alte General Bennigſen, den wir aus der Schreckensnacht im Schlafzimmer des Kaiſers Paul kennen, war auch da. Er wartete nur darauf, daß der Zar ihn berief, Barclay im Oberbefehl zu erſetzen. Seine Tätigkeit beſtand darin, beſtändig zu allem was geſchah, den Kopf zu ſchütteln, alles zu tadeln und was ſchief war, noch ſchiefer zu machen. „Die Kunſt im ruſſiſchen Heere emporzuſteigen," bemerkt ſarkaſtiſch Toll in ſeinen Memoiren, „beſteht hauptſächlich darin, daß man bei größter Pünktlichkeit dennoch nie und unter keiner Bedingung irgendeine Verantwortlichkeit übernimmt und es auf dieſem Wege vermeidet, ſich eine Blöße zu geben, woher es denn auch kommt, daß im ganzen Heere durch alle Grade eine gewiſſe Abneigung vorherrſchend iſt, ſelbſtändig aufzutreten und zu handeln."

Natürlich ſchwirrten jetzt, wo bei Witebsk infolge der unmittelbaren Nähe der beiden großen Heere die Entſcheidung vor der Türe zu ſtehen ſchien, die Ratſchläge und Meinungen noch mehr durcheinander wie ſonſt. Im Heere ſelbſt herrſchte Zuverſicht und Kampfſtimmung. Man wollte ſich nun nicht mehr zurückziehen, man wollte dieſem Bonaparte endlich einmal ſtandhalten und ihm die Zähne zeigen. Hatten ſich denn die Truppen unter Graf Oſtermann und Konowniţyn bei Oſtrowno nicht tapfer geſchlagen? Beſonders der Onkel des Kaiſers, der Herzog Alexander von Württemberg, der Gouverneur von Witebsk riet dringend, bei Witebsk in einer Stellung, geſtützt auf die Düna und die Luczeſſa, eine Schlacht anzunehmen. Barclay konnte ſich ſehr ſchwer entſchließen, er wußte wohl: alle dieſe Herren hatten gut reden, aber wenn es nachher zur Entſcheidung kam und ſie unglücklich ausfiel, ſo trug er allein die Verantwortung und in der Tat konnte er zur Zeit, ohne Bagrations Unterſtützung, dem Kaiſer Napoleon, der über 135 000 Mann gebot, höchſtens 75 000 entgegenſtellen, weil er Wittgenſtein gegen Oudinot abzweigte. Garde, Ney, Eugen, Nanſouty, Montbrun und Davout zählten am Njemen 185 000, ſchmolzen alſo um 50 000, Zelle wies aber ſchon nach, daß dieſe Ziffer ſich auf die ganze Armee bezieht, man kann dieſen Abgang nicht außerordentlich nennen für ſo ungünſtige Verhältniſſe, zumal die Nachzügler meiſt wieder eingeſammelt. Übrigens legten die Ruſſen von Wilna bis Witebsk nur 16 km pro Tag zurück, während Napoleons Heer durchſchnittlich $21^3/_5$ km pro Tag marſchierte.

Hier muß es geſagt werden, daß Generalleutnant Jermolow entſchieden abriet. Er glaubte, in dieſer Stellung liege eine Gefahr für den Rückzug und überhaupt eine Gefahr der Niederlage. Im Kriegsrat, den der Obergeneral berief, ſtimmten die meiſten Offiziere ihm zu. Nur ein General ſchlug vor, zunächſt in der Stellung zu bleiben. Da rief Jermolow erregt aus: „Wer ſteht uns denn dafür, daß wir nicht heute abend ſchon geſchlagen ſind? Oder hat ſich Napoleon etwa verbindlich gemacht, uns bis zur Nacht in Ruhe zu laſſen?" Inzwiſchen kam auch ein Adjutant des Fürſten Bagration, der Leutnant Fürſt Menſchikow, beſtaubt und atemlos im Hauptquartier an: Botſchaft vom Fürſten Bagration, „daß er bei Mohilew auf das Korps Davout geſtoßen und nach rechts abgedrängt ſei. Kaum möglich, daß ſelbſt bei Smolensk eine Vereinigung der Armeen erzielt würde." Nun entſchloß ſich Barclay zum Rückzug gegen Smolensk.

Digitized by Google

Aber der große Schlachtenmeiſter ſaß der ruſſiſchen Armee ſo hart auf den Hacken, daß ſelbſt der Rückzug gefährdet war. Um ihn zu ſichern, machte Barclay de Tolly eine Angriffsbewegung vorwärts Witebsk. Generalmajor Graf Pahlen ging mit 4000 Mann Infanterie, 32 Schwadronen und 2 Koſakenregimentern, ſowie 40 Geſchützen bis auf eine Meile von Witebsk vor. Vor der Front hatte Pahlen ein kleines Nebenflüßchen der Düna; die darüber führende Brücke war abgebrochen. Auf dieſe Truppen ſtieß am Morgen des 27. Juli die Diviſion Brouſſier, die als Avantgarde der Hauptmacht der franzöſiſchen Armee vorging. Napoleon ſelbſt war bei den Vortruppen. Er ſah, daß auf dem Plateau hinter der Luczeſſa die Hauptmacht der Ruſſen in Schlachtſtellung ſtand und hoffte nun den Entſcheidungsſchlag führen zu können. Er war ungeduldig, faſt fieberhaft, als er endlich die Gelegenheit mit Händen greifen zu können ſchien. Zunächſt galt es, die Brücke herzuſtellen. Die ruſſiſche Artillerie ſuchte den Brückenbau des Feindes durch ein wohlgezieltes Feuer zu verhindern. Aber die Brücke wurde fertig. Sofort ging das 16. Regiment Chasseurs à cheval über; die Infanterie Brouſſiers folgte. Zwei Kompagnien des 9. Linienregiments ſtanden unter dem Schutze der reitenden Jäger etwas weit links von den übrigen Truppen. Das benutzte Graf Pahlen geſchickt: er warf ſeine Leibkoſaken und zwei Schwadronen Huſaren gegen die Chasseurs à cheval. Die Karabinerſalve, die ihnen entgegenkrachte, hielt die ruſſiſchen Reiter nicht ab. Sie ſtürzten ſich ungeſtüm auf die reitenden Jäger, warfen ſie gegen den Fluß und attackierten nun die beiden feindlichen vereinzelt ſtehenden Voltigeur-Kompagnien. Aber die Voltigeurs, Vollblutfranzoſen, Erſatz Paris, lauter Gamins, wußten ſich zu wehren. Sie ballten ſich zu kleinen Trupps, Rücken an Rücken, Gewehr an die Hüfte, Bajonette vorgeſtreckt, wie die geſträubten Igel. So zogen ſie ſich langſam gegen das Soutien zurück. Der Kaiſer ſah das mit an. Er ritt in die Schußlinie vor und erkundigte ſich bei den Leuten: „Was für ein Regiment?“ — „9tes Linien-Infanterie-regiment, Sire, alles Pariſer.“ — „Tapfere Burſchen, jeder Einzelne von Euch hat ein Kreuz verdient.“ Und durch die Reihen der Franzoſen, längs der ganzen Schlachtlinie, ging ein brauſendes „Vive l'empereur!“

General Peter Petrowitſch Graf Konowuitzyn
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin
geſtochen von F. Bendramini

Als Graf Pahlen die Unmöglichkeit einſah, ſich noch länger gegen die andrängende Übermacht zu halten, ging er gegen 5 Uhr nachmittags zurück. Barclay hatte aus ſeiner Hauptſtellung heraus eine Scheinbewegung gegen den franzöſiſchen rechten Flügel gemacht, damit wollte er die tapfere Gegenwehr Pahlens unterſtützen, aber dann, um die Zeit, wo Pahlen zurückging, ließ Barclay auch den Rückzug antreten. In drei Kolonnen marſchierte er auf Smolensk. Graf Pahlen mit ſeiner Nachhut blieb bis zum nächſten Morgen hinter der Luczeſſa ſtehen. Während der Nacht brannten auf den verlaſſenen Lagerplätzen, weithin ſichtbar, die ruſſiſchen Wachtfeuer. Der nächſte Tag, ſo hoffte der Kaiſer, werde die Entſcheidung bringen, aber er brachte ſie nicht. Der bedächtige Barclay hatte den Imperator gründlich getäuſcht. Dieſe drei Gefechte vor Witebsk koſteten viel Blut, die Verluſte waren aber nicht gleich, ungefähr 4000 Ruſſen, nach Offiziersmaßſtab 2000 Franzoſen (1500 ſetzt Thiers zu niedrig), da dieſe zuletzt mit großer Überzahl auch an Artillerie fochten.

Am 28. Juli zog Kaiſer Napoleon mit ſeinen Truppen in Witebsk ein. Dort machte er Halt. Die Ruſſen waren ihm entkommen. Eine Verhinderung der Vereinigung beider ruſſiſcher Weſtarmeen war nicht mehr möglich und er mußte Halt machen. Die Not war entſetzlich. Die dauernde übergroße Hitze — als die Armee nach dem anſtrengenden Treffen vor Witebsk der Stadt entgegenkeuchte, zeigte das Barometer 28 Grad Reaumur — hatte die Truppen furchtbar mitgenommen. Das Heer war jetzt 50 Meilen vom Njemen entfernt, hundert Meilen von den Vorratskammern, die in den Weichſelfeſtungen lagerten. Die Verpflegungskolonnen hatten der Armee nicht folgen können. Die Verwaltung verſagte gänzlich. Die Not war ſo groß, daß ſelbſt die ſtolzen Soldaten der alten Garde ſich aufs Plündern legen mußten. Aber wenn in Witebsk nur etwas zu holen geweſen wäre, die Stadt war wie ausgeſtorben! Das Land

Digitized by Google

ringsum war arm. Von den 220000 Mann, die der Kaiser selbst über den Njemen geführt hatte, waren in Witebsk keine 150000 versammelt. Hinter dem Heere schleppten sich 50000 Marodeure her; es war der Anfang vom grausigen Ende. — General von Kerner von den Württembergern berichtet um jene Zeit:

„Manchen Selbstmord führte das Elend herbei, und die marschierenden Kolonnen glichen mehr einem Krankentransport als einer Kriegerschar. Marschall Ney sah vor einigen Tagen unsere Division seit langer Zeit wiederum einmal vor seinem Quartier defilieren. Er hatte zuvor schon eine sehr gemäßigte Beschreibung ihres Zustandes von mir erhalten; man erwartete daher nichts anderes, als daß er durch den Anblick dieser schwankenden Schatten sehr überrascht werden würde, wie auch durch die Abnahme der Division; allein es befremdete ihn keineswegs, und er sagte nur zu Seiner Durchlaucht dem Prinzen Adam und zu Generalleutnant von Scheler, wir sollten unsern Soldaten mehr Freiheit lassen, um sich Lebensmittel zu suchen, damit sie sich besser ernähren könnten; übrigens gehe es anderen Divisionen nicht besser. Dieses aber war nur eine façon de parler, weil der Marschall wohl eingesehen hat, daß eine etwaige Hilfe nunmehr zu spät kommen würde und weil er nicht zu helfen wußte. — Als die 10. und 11. Division vor dem Quartier des Marschalls defilierte und derselbe sich zeigte, so schrien die Franzosen mit solchen derben Ausdrücken und Vorwürfen nach Brot, daß der Herr Marschall für gut fand, sich zurückzuziehen, ohne etwas zu antworten. Seine Durchlaucht Prinz Adam und Generalleutnant von Scheler gehen, so oft sich Gelegenheit bietet, zu dem Herrn Marschall, um ihm Visite zu machen, wobei er sich jedesmal sehr geneigt gegen die Division zeigt; auch kann man nicht umhin, ihm bezeugen zu müssen, daß er uns in Einrichtung der Märsche alle Freiheit gestattet. Wenn Marschall Ney nur einigermaßen von den französischen Divisionen Ordnung fordern würde, so könnte das Korps gut gepflegt sein, allein die Vorangehenden dürfen ungeahndet alles plündern und verbrennen."

Ein anderer Mitkämpfer, ein westfälischer Stabsoffizier, berichtet:

„Seit unserem Abmarsch von der Weichsel waren fast sechs Wochen vergangen. Noch hatten wir, mit Ausnahme von wenigen Kosaken, keinen russischen Soldaten gesehen und doch befand sich das Korps bei der Ankunft am Dniepr infolge der anstrengenden Märsche zur Verfolgung Bagrations und der schlechten Verpflegung, zu deren Regelung es ebensosehr an Fürsorge wie an Zeit gefehlt hat, in höchst bedenklichem Zustande, denn die Bataillone waren auf die Hälfte der Stärke zusammengeschmolzen. Viele Soldaten waren, weniger aus Krankheit als aus Ermattung, zurückgeblieben; nun wurden Offiziere nach rückwärts geschickt, um sie zu sammeln, was auch so viel nutzte, daß nach einiger Zeit die Kopfstärken bedeutend zunahmen. Da es den anderen Armeekorps nicht besser gegangen war und sich gewiß alle aufgelöst hätten, wenn die Bewegung noch weiter fortgesetzt worden wäre, so ließ Napoleon einen allgemeinen Stillstand des Vormarsches eintreten. Ein Tagesbefehl ordnete an, daß die Korps sich sammeln, die Verluste an Material, Munition und Pferden ersetzen und mit Lebensmitteln sich versehen sollten. Dieser Befehl tönte aus hundert Kehlen und Federn wieder, aber kein Mensch bekümmerte sich um seine Ausführung, weil diese einfach unmöglich war. Mein General wurde von den Kommandeuren täglich und stündlich mit Anfragen bestürmt, wo sie dies und jenes hernehmen, wie sie dies und jenes anfangen sollten, um den Befehlen nachzukommen. Er selbst fragte wiederum bei den höheren Befehlshabern an, jagte uns Adjutanten halbtot, erhielt aber nie eine befriedigende Antwort und konnte so auch den Truppen keine geben und ihnen ebensowenig helfen. So standen wir der kommenden Dinge harrend bei Orscha. In den letzten Julitagen fiel ein anhaltender Regen, und der voraufgegangenen Hitze folgte eine so rauhe Witterung, daß die Soldaten vor Frost bald erstarrten und dazu in dem weichen Boden des Lagers beinahe umkamen. Um Lebensmittel herbeizuschaffen, wurden aus allen Waffen zusammengesetzte Abteilungen vier bis fünf Meilen weit in die Umgegend geschickt, die oft einige Tage ausblieben. Gelang es diesen Kommandos auch, Lebensmittel aufzutreiben, so verzehrten die ausgehungerten Soldaten unterwegs schon einen bedeutenden Teil derselben, ehe sie ins Lager zurückkamen; ihre Führer vergaßen nicht, für sich selbst zu sorgen, denn schon erzeugte die Not den verderblichsten Egoismus; so war das, was für die Truppen wirklich eingebracht wurde, nicht der Rede wert. Mangel an Beförderungsmitteln erschwerte die Fouragierungen nicht wenig, denn wo sie hinkamen, fanden sie keinen Menschen, die Russen waren in der Regel schon dagewesen und hatten entweder das Vorhandene verzehrt und verheert, oder, wenn noch etwas sich fand, fehlten Pferde und Wagen zum Fortschaffen."

Besonders litten die Württemberger, die beim Korps des Marschalls Ney marschierten und dort eine Zeitlang immer die Nachhut bildeten, so daß sie stets auf Flächen kamen, die gänzlich abgegrast waren. Bereits haben wir General von Kerner gehört. Wir wollen auch hören, was der kommandierende General von Scheler damals an seinen besorgten König berichtete. Scheler sucht die Gründe in so manchem, nicht zum wenigsten in der großen Verschiedenheit der Franzosen und Deutschen. Er schreibt:

„Was die außerordentliche Verminderung des königlichen Armeekorps betrifft, so ist es allerdings gewiß, daß der Mangel an Lebensmitteln die erste Ursache ist, aber Eurer königlichen Majestät kann ich nicht unter-

Digitized by Google

Napoleon begleitet die bayrische Reiterbrigade Preysing auf ihrem Rekognoszierungsritt am 27. Juli 1812
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Digitized by Google

laſſen, alleruntertänigſt zu verſichern, daß von ſeiten des Korpskommandeurs kein Mittel verabſäumt worden, das Möglichſte zu tun. Ganz aus den nämlichen Quellen, aus denen die große Armee geſchöpft, aber auch dieſe große Armee hat durch eben dieſen Mangel unendlich gelitten, obſchon nicht zu verkennen iſt, daß die deutſchen Truppen, worunter auch vorzüglich die königlich bayriſchen, im Verhältnis ziemlich mehr geſchwächt worden als die franzöſiſchen.

Hiervon iſt aber die Urſache bei weitem zum größten Teil in der Verſchiedenheit der Natur des deutſchen und franzöſiſchen Soldaten zu ſuchen. Schon bei Paſſierung der Weichſel hat alle regelmäßige Verpflegung, jede ordentliche Austeilung aufgehört, und von da bis nach Moskau wurde im Weg der geſetzlichen Austeilung oder der regulären Faſſung kein Pfund Fleiſch oder Brot, kein Glas Branntwein gefaßt. Über der Weichſel wurde, ſobald die wenigen Vorräte aufgezehrt waren, gleichſam das Loſungswort gegeben: Jeder nehme, wo er findet, und lebe ſo gut oder ſchlecht als er kann.

Da Polen und hauptſächlich dieſer Teil Polens, durch welchen das Armeekorps marſchierte, arm und wenig bevölkert iſt, ſich überdies die Einwohner, vorzüglich in dem ruſſiſchen Anteil, mit ihren Habſeligkeiten in die Waldungen geflüchtet hatten, auch daraus an keinem einzigen Ort eine Zivilobrigkeit oder auch nur ein Schatten von Landesadminiſtrationsbehörde zur Verpflegung mitwirkte, ſo beſtand das einzige Mittel darin, täglich Detachements in die ſeitlich gelegenen Dörfer und Waldungen zu ſchicken und durch ſelbige nehmen zu laſſen, was ſie fanden.

Nunmehr aber zeigte ſich der Unterſchied in der Induſtrie und dem Benehmen zwiſchen dem deutſchen und franzöſiſchen Soldaten ſehr auffallend und zum großen Nachteil des erſteren. — Der franzöſiſche Soldat zeigte hierin eine außerordentliche Fertigkeit und lebte bei dieſen fatiguanten Detachements ganz für das Wohl der Kameradſchaft, beinahe ſich ſelbſt verpaſſend. Er begnügte ſich, Lebensmittel gefunden zu haben, packte ſchnell auf, lief damit dem Regiment nach, nahm mit wenigen Stunden Schlaf vorlieb, achtete wenig die Ermüdung. Wenn er bei Tag nicht eher eintreffen konnte, ſo lief er die Nacht hindurch und fühlte ſich durch den Dank ſeiner Menagekameraden belohnt.

Ganz anders war es bei den Deutſchen, leider zu großer Demütigung des gebildeten Teils. Der Detachements waren zu viele nötig, als daß jedes durch einen Offizier konnte geführt werden, und auch ſelbſt in dieſem Falle war die Zerſtreuung der einzelnen unvermeidlich; daher der Soldat, ſich ſelbſt überlaſſen, zuerſt ſeiner eigenen Sättigung lebte, wenn er etwas gefunden hatte. Im Auffinden ſelbſt war er viel zu langſam, weil er ſich gelegentlich mit zu viel anderen Dingen beſchäftigte, die ihm nichts nützen konnten. Statt mit einer kurzen Erquickung vorlieb zu nehmen, wollte er zuerſt förmlich abkochen; auf zwölf Stunden Wachen wollte er ebenſo lange ſchlafen; ſomit verſpätete er ſich, konnte das Regiment, das inzwiſchen fortmarſchierte, nicht mehr einholen, lief ſich entweder marode und blieb ganz zurück, oder er warf ſeine Beute hinweg, um ſich zu erleichtern, und kam mit nichts oder wenigem beim Regiment an.

Selbſt das Mitgeben von Fuhrwerk konnte nichts beſſern und die Strenge und Beſtrafung, welche ſehr häufig angewandt wurden, zeigten ſich fruchtlos. Die Leute blieben zwar nach Anwendung von Strafen weniger zurück, brachten aber auch keine Lebensmittel und konnten immer die Entſchuldigung haben, daß ſie keine gefunden. Die vielen Motive, den Ehrgeiz, den guten Willen und die Ambition des Soldaten zu erwecken, hat die deutſche Diſziplin nicht die wie franzöſiſche, daher die Mittel, auf den Soldaten einzuwirken, ganz erſchöpft waren, ſobald die wirklich in ſehr hohem Grad angewandte Strenge ſich fruchtlos zeigte. Somit blieb bei dem kontinuierlichen Marſchieren leider kein Mittel mehr übrig, als die Subſiſtenz größtenteils dem Zufall oder dem Eifer einzelner zu überlaſſen. Denn das Abſchicken des Detachements mußte ganz unterlaſſen werden, weil dadurch eine Menge Leute, ohne etwas zu nützen, verloren ging, während die franzöſiſchen Fourageurs beladen dem Lager zuſtrömten.

Ich ermangelte nicht, nach dem Beiſpiel einzelner franzöſiſcher Regimenter, berittene Fourageurs zu errichten, allein ſelbſt dieſes, was den Franzoſen mündlich zuſtatten kam, war ganz fruchtlos, weil die Natur des deutſchen Soldaten gar nicht dazu taugt, dieſes Fouragierungsgewerbe mit derjenigen Liſt, Geſchwindigkeit, Selbſtentſagung und Kameradenſinn zu treiben, als hier die Eile der Märſche und der ſeltene Stillſtand erforderte, und ſomit wurden die Leute bei ununterbrochenem Marſchieren aus Mangel an Lebensmitteln entkräftet. Hierzu kam die Hitze bei Tag und die Kälte bei Nacht, das unvorſichtige Trinken des ſchlechten Waſſers, beſtändiges Biwakieren, häufig bei Regen. Diarrhöe und Ruhr ſtellten ſich ein, welchen nicht durch Ruhe und Verpflegung begegnet werden konnte, eine Menge geſchwächter Leute blieb täglich auf dem Wege liegen. Kommandierte dabei zu laſſen, wäre doppelte Schwächung geweſen; alle nachzuführen, dazu fehlten die Transportmittel. Sie blieben daher größtenteils zurück, ſtarben auf dem Wege oder ſuchten Ruhe und Erholung auf den Dörfern, daher die große Zahl der auf dem Marſche Zurückgebliebenen kommt, deren Schickſal bis dato ganz unbekannt iſt.

Die Offiziere litten bei dieſem Zuſtand der Dinge ebenſoſehr wie die Soldaten, indem ſie keine anderen Lebensmittel als dieſe hatten, daher die Sorge für die Selbſterhaltung jeden anſpornte, in Rückſicht auf

Verpflegung kein Mittel unversucht zu lassen, wenn ihn hierzu nicht höhere Rücksichten vermocht hätten, so daß also schon aus diesen Gründen nichts versäumt worden. Der Kredit aber, welcher dem königlichen Kriegskommissariat allergnädigst gegeben wurde, konnte da nichts mitwirken, wo nichts zu kaufen war. Denn alle Mühe mußte öfters angewendet werden, nur einige Maß Branntwein und wenige Pfund Brot bei Marketendern für Kranke zu erhalten, da die Offiziere das Pfund Brot sehr gerne um 1 Gulden 12 Kreuzer, einen Schoppen Wein um 1 bis 4 Gulden und einen Schoppen Branntwein um 2 Gulden bezahlten, wenn sie diese Gegenstände nur haben konnten. Allein während der Hälfte des Marsches waren diese Dinge um keinen Preis zu erhalten und statt des Brotes bedienten sich Offiziere und Soldaten des geröfteten Roggens, welchen sie mit den Pferden teilten.

Vorstellungen bei den französischen Behörden waren ganz fruchtlos; sie wiesen uns nur auf die allgemeine Quelle hin, welche aller Versuche ungeachtet der deutsche Soldat seiner verschiedenen und unabänderlichen Natur nach nicht so gut zu benützen verstanden hat wie der Franzose; wobei übrigens, wie es immer das Los der alliierten Truppen ist, diesen die Benutzung dieser Quelle auch mehr erschwert wurde als den Franzosen selbst, indem wir häufiger an der Queue der Kolonne als an der Tête marschieren mußten, und daher auch mehr ausfouragiertes Land vor uns fanden.

Nur die Erlaubnis zur Ruhe und zum Stillstand hätte dem Ruin der königlichen Truppen zuvorkommen können; allein diese zu begehren, da man den Feind vor sich hatte, dagegen stritten die delikateren Gefühle der Ehre und Pflicht, den erworbenen Ruhm der königlichen Waffen selbst mit aller Aufopferung aufrecht zu erhalten. — So mußte jeder Befehlshaber mit Schmerz die progressive Verminderung des Trupps, dessen tägliche Abnahme an Kräften und Gesundheit, die tägliche Vermehrung des Stumpfsinnes und der Gleichgültigkeit gegen alles, durch Apathie hervorgebracht, und die dadurch immer mehr zunehmende Desorganisation in den vielfachen Dienstverhältnissen, wozu sich noch der Kampf mit den Mängeln der auf diese Lage nicht berechneten inneren Organisation des Korps gesellte, ansehen, ohne mit allem Willen oder aller bereitwilligen Aufopferung helfen zu können." So berichtet General von Scheler. Die Entschuldigung verfängt aber nur zum Teil, augenscheinlich lockerte sich die Manneszucht unter Ney noch früher als beim aufgebrachten Davout, der eben viel viel weniger Fremdvölker bei sich hatte. Wereschtschagin betont im Textbuch zu seinen Bildern, die Deutschen hätten ein schlimmeres Andenken hinterlassen als die Franzosen; unsere Historiker hüten sich, dieses Thema anzuschneiden, doch unparteiliche Geschichtschreibung erheischt nichts als Wahrheit. Von den mutwillig sich verkrümelnden Marodeuren blieb ein gut Teil in Rußland als Deserteure, lauter Fremdtruppen. Daß von 8800 Württemberger Infanterie nur 3800 nach Smolensk kamen, erinnert leider daran, daß sie schon in Insterburg auf preußischem Boden sich skandalös aufführten. Ney schickte zwei Generale in Strafarrest und bat am 2. Juli, ihn von diesem Raubgesindel zu befreien.

Um jene Zeit, im Mitsommer 1812, trat auf Rügen in das Haus des Pächters Ruge ein reisender Schweizer. „Was gibt's denn Neues", fragte der Hauswirt, „ist Er noch immer siegreich?" — „Napoleon?" — „Wer sonst denn? Er kippt doch noch einmal um, aber die Russen freilich, die werden ihn wohl nicht schlagen." — „Rußland ist eine Wüstenei," sagte darauf der Schweizer, „er dringt immer tiefer hinein und er kommt mir ganz so vor, wie Karl der Zwölfte; wenn alles verhungert und erfroren ist, dann hilft ihm kein Kommando mehr. Seien Sie überzeugt, er pfeift auf dem letzten Loche." — „Mir ganz aus der Seele gesprochen," rief lachend Ruge, „darauf wollen wir eins trinken."

Es mutete bedenklich an, daß 100 Kanonen und 500 Pulverwagen in Wilna wegen Bespannungsmangel zurückblieben. Die dortige Verwaltung von Maret und Hegendorp besserte sich kaum, als Napoleon dorthin Jomini sandte, um nach dem Rechten zu sehen; auch er benahm sich so faul, daß Napoleon ihn anherrschte, er möge gefälligst früher aus dem Bett aufstehen. Indessen erbeutete Davout bei Minsk und Mohilew bedeutende Vorräte, daher glauben wir nicht an Ségurs Fabel, daß bei einem einzigen Tagemarsch dort 300 Hungers starben. Ségur opfert in seinem malerisch-dramatischen Opus alles dem theatralischen Effekte, während Tourgauds nüchternes „Examen Critique" aus dem Buchhandel verschwand. Daß nur noch 20000 Kavalleriepferde schon damals dienstauglich blieben, widerlegt sich schon dadurch, daß bei Borodino sich mehr als 30000 Reiter tummelten.

Während bei Ostrowno und vor Witebsk die hartnäckigen Kämpfe der französischen Avantgarde gegen die russische Nachhut stattfanden, schwiegen auch an der Düna die Flinten nicht. Hier kommandierte gegen den Marschall Oudinot der Graf Wittgenstein, ein tüchtiger, unternehmungslustiger Mann, voller Regsamkeit und von bestem Willen beseelt, Vorzüge, welche denen Oudinots wenigstens gleichkamen. — Ihm zur Seite stand als Chef der Generalstabs der Generalmajor d Auvray, ein Sachse von Geburt, aus einem alten französischen Refugiégeschlecht, ein vornehmer, mit gutem Verstand und reicher Bildung begabter Mann, etwas zu gutmütig für den harten Soldatenberuf, denn er verstand nicht zu schelten und die Zügel straff zu ziehen, wie das nötig war. — Der Generalquartiermeister des Wittgensteinschen Hauptquartiers hieß von Diebitsch. Der war die eigentliche Seele des Dünakrieges, zugleich wohl der fähigste Offizier des

Digitized by Google

ganzen russischen Heeres. Wir entsinnen uns, in den Blättern dieser Geschichte schon einem Diebitsch begegnet zu sein, dem alten Hans Ehrenfried von Diebitsch. Das war im Vorzimmer des Kaisers Paul. Er hielt die Hand eines jungen Knaben in der seinigen, des Prinzen Eugen von Württemberg, dessen Gouverneur er war. Der junge Prinz fühlte, wie die Hand seines Führers eiskalt und feucht war und zitterte. Und als der General die zitternde Hand an die Klinke der Tür legte, die zum Gemach des kranken Holstein-Gottorp hineinführte, seufzte er bedrückt: „Nun sei Gott uns gnädig." Dieser Diebitsch hier im Hauptquartier an der Düna war der Sohn des alten Hans Ehrenfried, ein geborener Schlesier, aus Groß-Leipe, erzogen im Kadettenhaus zu Berlin. Er war damals erst 27 Jahre alt und schon Generalmajor, ein feuriger, rasch entschlossener, festbleibender Mann von klarem Verstand, der zu befehlen wußte, durch eigenes Beispiel die anderen mit sich fortreißend; dabei offen und ehrlich, keine Spur von Intrigue. Man wird bei diesem Diebitsch in manchem Zug an Gneisenau erinnert, wenngleich die großen Gaben des letzteren einem weiteren Vergleich von selbst die Grenzen stecken.

Jedenfalls war das Hauptquartier des Grafen Wittgenstein wohl das am besten geleitete der ganzen Armee. Es wurde kein Vorteil aus dem Auge gelassen. Jede Gelegenheit, die sich bot, den Franzosen zu schaden, wurde schnell zugreifend ausgenutzt. Generalmajor Kulnew, der unerschrockene kühne Feldsoldat, ein Avantgardenführer ersten Ranges, hatte das Kommando der russischen Vortruppen. Immer in den Kleidern, immer im Sattel, oft betrunken, wie es heißt — denn nach Marbots Bericht soll er dem Wutki sehr ergeben gewesen sein — aber sonst ein Soldat vom Scheidel bis zur Sohle, ein Vollblutvertreter des national-russischen Charakters. Furchtbar gutmütig, seine Gage rann ihm nach allen Richtungen durch die Finger; tapfer wie ein Löwe, Soldat mit seinen Soldaten. Er trug das einfache Uniformtuch des Gemeinen; er aß mit dem Mann im Gliede seine Lieblingsspeise, einen Grützbrei. Im französischen Lager nannte man ihn den russischen Lasalle, nach jenem kühnen Reiterführer der napoleonischen Armee.

Nachdem Marschall Oudinot das befestigte Lager von Drissa auf Befehl seines Kaisers planiert hatte, marschierte er stromaufwärts gegen Polozk, ohne von Wittgenstein viel belästigt zu werden, und wendete sich dann auf der Petersburger Straße gegen Norden. Graf Wittgenstein hatte die Absicht gehabt, von Osweia, wo er seine Truppen versammelt hatte, auf Sebesch zu marschieren, um hier dem französischen Marschall die Straße nach St. Petersburg zu verlegen, aber da Oudinot die günstige Hauptstraße bereits betreten hatte, so mußte Wittgenstein fürchten, daß der Marschall vor ihm in Sebesch anlangen und die Vereinigung mit dem Teile des Korps Macdonald, das von Jakobstadt im Anmarsch war, erzielen würde. Kurz entschlossen nahm sich der russische Obergeneral also vor, die Franzosen im Marsch anzugreifen. Am 30. Juli, morgens um 11 Uhr, kamen die Truppen der französischen Vorhut, die 6. Infanteriedivision Legrand und die 5. leichte Kavalleriebrigade Castex bei Kliastitza an. Der Marschall wußte nicht recht, wo die Russen geblieben waren. Er sandte daher eines seiner Infanterieregimenter gegen Sebesch vor, und stellte sich mit den übrigen Truppen beim Dorfe Jakubowo auf. Westlich Jakubowo liegen die gewaltigen Wälder der Swolna. Aus diesen traten um 2 Uhr nachmittags zwei Schwadronen des russischen Husarenregiments Grodno hervor, die Spitze der Avantgarde Kulnews. Das Gros der Avantgarde stand noch jenseits des Waldes. Und nun begann es: Vorpostengeknatter, zu Kulnew zurücksprengende Husaren: „Der Feind steht in Jakubowo!" Kulnew geht ohne weiteres mit seinen zwei Jäger-Regimentern und seinen Husaren und Kosaken und seiner Artillerie durch den Wald, wirft die französische Plänklerkette zurück und nimmt auf den Höhen vor Jakubowo eine Stellung ein. Graf Wittgenstein schickt Hilfstruppen, noch zwei Jäger-Regimenter, noch eine Artillerie-Kompagnie und befiehlt, daß ohne weiteres mit voller Wucht angegriffen wird. Mit seiner Hauptmacht rückt er nach.

Am ersten Tage, dem 30., behauptete sich die Vorhut Kulnews in zähem Kampfe in ihrer vor Jakubowo eingenommenen Stellung. Es war ein unentschiedener Tag. Aber der zweite Tag der Schlacht, der 31. Juli, als Wittgenstein mit seiner Hauptmacht heran war, wurde für die Russen zum Siege. Oudinots Vorstoß gegen Sebesch war abgeschlagen, und er mußte auf Polozk zurück. Der Marschall Oudinot hielt die Armee des Fürsten Wittgenstein für viel stärker als sie eigentlich war. Es hatten hier 17000 Russen gegen 20000 Franzosen gefochten. Der Herzog von Reggio hielt sich für zu schwach, in das stark bewaldete Gebiet nördlich gegen Petersburg weiter vorzudringen und er hätte dies ja auch nur vermocht, wenn er vom Marschall Macdonald Unterstützung erhalten hätte. Er zog sich also hinter die Drissa zurück und nahm dort eine gut gedeckte Stellung ein. Wittgenstein schickte General Kulnew zur energischen Verfolgung des Feindes aus. Noch in der Nacht ging Kulnew über die Furt der Drissa, denn er vermeinte, der Marschall Oudinot sei schon viel weiter fort. Was nun am 1. August geschah, mag uns der tapfere Marbot erzählen, der als ein Hauptakteur dabei mit war.

„Bei Anbruch der Nacht meldeten die an der Drissa aufgestellten Vorposten, daß der Feind über das Wasser käme. Oudinot begab sich persönlich an den betreffenden Punkt und stellte fest, daß acht russische Bataillone mit 14 Geschützen übergegangen waren und nahe dem Fluß biwakierten. Das Gros ihrer

Digitized by Google

Truppen war auf dem anderen Ufer geblieben und wollte wahrscheinlich am nächsten Morgen das Wasser überschreiten. Der Kommandeur auf dem diesseitigen Ufer war der General Kulnew, ein sehr unternehmender Mann, aber, wie damals die meisten russischen Offiziere, dem Branntwein sehr ergeben. Er muß an diesem Abend stark betrunken gewesen sein, denn anders läßt es sich kaum erklären, daß er sich mit seinen 8 Bataillonen unmittelbar vor ein ganzes feindliches Armeekorps zu legen und etwa 200 Schritt hinter sich einen Fluß zu lassen wagte, der seinen Rückzug aufs äußerste gefährden mußte, weil er außer auf einer einzigen Furt, wegen seiner steilen, 15 bis 20 Fuß hohen Ufer keinen anderen Übergang gestattete. Auch muß man sich wundern, daß General Wittgenstein eine solche Tolldreistigkeit zuließ und überhaupt seine Vorhut einem Manne anvertraute, dessen Unzuverlässigkeit er doch kennen mußte. (Allerdings kannte Graf Wittgenstein seinen Kulnew — aber gewiß nicht als unzuverlässig, sondern als höchst tapfer, zuverlässig und entschlossen.)

In unserem Lager herrschte über die uns so nahe auf den Leib gerückten Russen eine ziemliche Unruhe und Verwirrung. Selbst der sonst so kühne Marschall zeigte große Unentschlossenheit; er schwankte hin und her, ob er die Unverschämtheit des Feindes durch einen Angriff bestrafen oder ob er weiter zurückgehen solle. Sein Kopf war von dem Unglück, mit welchem der Tag abgeschlossen hatte, völlig benommen, er wußte sich augenblicklich keinen Vers zu machen, wie er den Befehl des Kaisers: die Russen mindestens bis Sebesch und Newel zurückzuwerfen, ausführen sollte. In dieser Not begrüßte er daher eine ihm in der Nacht zugehende Depesche, die ihm die bevorstehende Ankunft eines bayrischen Korps unter dem General Saint-Cyr anzeigte, mit großer Freude. Das Natürliche unter den vorliegenden Umständen wäre gewesen, diese bedeutende Unterstützung in einer festen Stellung abzuwarten; unglaublicherweise aber schien der Marschall geneigt, dem Vorschlag des Artilleriegenerals Dulauloy Gehör schenken und den Bayern bis nach Polozk entgegengehen zu wollen. Diese ganz absurde Idee fand aber den lebhaftesten Widerspruch aller anderen Generale, und General Legrand erklärte, daß die Ausführung eines derartigen Planes nur von der übelsten Wirkung auf den Geist und das moralische Gefühl der Truppe sein und den Bayern den Eindruck machen würde, als wolle man bei ihnen Zuflucht suchen. Schon der bloße Gedanke hieran müsse jedes französische Herz empören. — Eine solche Sprache verfehlte ihren Eindruck nicht. Der Marschall gab seinen beabsichtigten Rückzug auf.

Jakob Petrowitsch Kulnew
Nach einer Zeichnung von L. de Saint-Aubin
gestochen von F. Bendramini

Nun hieß die Frage: Was tun? Da war es wiederum Legrand, der den Ausschlag gab. Seine Anciennetät, seine anerkannten Verdienste, seine Kriegserfahrung übten ihren Einfluß. Er schlug vor, den groben Fehler des russischen Generals auszunützen, ihn zu überfallen und über das Wasser zurückzuwerfen. Der Marschall war damit einverstanden und übertrug Legrand die Ausführung des Unternehmens.

Unser Lager befand sich in einem hochstämmigen, gelichteten Walde, der nach dem Flusse zu freies Feld vor sich hatte. Sein halbkreisförmiger Saum lehnte sich mit seinen Enden so nahe an die Drissa, daß diese die Sehne des Bogens bildete. Das Biwak des Feindes lag unweit davon mit seiner Mitte vor der Furt; 14 Kanonen schützten die Front.

Behufs Ausführung des Überfalles bestimmte General Legrand, daß je ein Regiment der Brigade Albert im Walde zu beiden Seiten an der Drissa vorgehen und dort abwarten sollten, bis sie das 24. Regiment Jäger zu Pferde, welches den Auftrag erhielt, direkt in die feindliche Front einzubrechen, angreifen hörten. Mit diesem Moment sollte die Infanterie gleichzeitig aus dem Walde in die Flanken des Feindes vorbrechen.

Da die Kavallerie unmittelbar vor den Mündungen der 14 Geschütze über freies Feld vorgehen mußte, war ihre Aufgabe bei weitem gefährlicher.

Mein Regiment wurde angewiesen, sich einstweilen, des beschränkten Raumes wegen, in der Reserve zu halten. Im letzten Augenblick änderte sich dieser Befehl aber, indem ich an Stelle der 24er mit dem

Digitized by Google

Frontalangriff betraut wurde, und dieſe eine andere Verwendung erhielten. Oberſt A. . . war nämlich zu Oudinot gegangen und hatte dieſem die Befürchtung ausgeſprochen, General Wittgenſtein könnte, während wir ſeine Vorhut angriffen, an einer Furt, die etwa drei Stunden flußaufwärts liegen ſollte, übergehen, uns in Rücken und Flanke anfallen und ſich unſeres Trains bemächtigen. Es möchte deshalb ratſam erſcheinen, dieſe Furt durch ein Kavallerieregiment beobachten und ſichern zu laſſen. Der Marſchall pflichtete dem bei und der Oberſt, deſſen Regiment ſchon bereit ſtand, rückte ungeſäumt nach dieſer von ihm ſo rechtzeitig entdeckten Furt ab, nachdem er mir noch in aller Eile die Abänderung des erſten Befehls mitgeteilt hatte. Bald darauf erſchienen auch der Marſchall und General Legrand auf dem Aufſtellungsplatz meines Regiments, um mir noch nähere Inſtruktionen zu erteilen.

Zu jener Zeit hatten alle franzöſiſchen Regimenter, mit Ausnahme der Küraſſiere, eine ſogenannte Elitekompagnie, welche aus ausgeſucht tüchtigen Leuten beſtand und ſtets den rechten Flügel bildete. So war es auch bei mir. General Legrand beſtimmte aber, daß dieſe Kompagnie für das bevorſtehende Unternehmen die Mitte nehmen ſollte, da man vorausſichtlich gerade an ſie die höchſten Anforderungen von Unerſchrockenheit und Umſicht würde ſtellen müſſen. Trotz meiner Verſicherung, daß in meinem Regiment eine ſolche Maßnahme nicht erforderlich ſei, beſtand der General doch auf ſeinem Befehl, und die Umrangierung mußte ſtattfinden.

Als die beiden Vorgeſetzten das Regiment wieder verlaſſen hatten, nahm ich meine Offiziere zuſammen, gab ihnen die nötigen Direktiven und ſagte zum Schluß, daß, da nur die äußerſte Vorſicht und Stille das Gelingen des Überfalls ſichern könne, ich als einziges Zeichen zum Einbruch in das feindliche Lager das kurze Kommando: „chargez!“ geben würde. Hierauf begab ich mich vor die Mitte der Elitekompagnie und ließ die Vorwärtsbewegung mit dem erſten Schimmer der Morgendämmerung beginnen. Es war mir ein eigentümliches Gefühl, nicht den Säbel ziehen zu können, denn ich mußte mit der rechten Hand die Zügel führen; jedenfalls eine unangenehme Sache für einen Kavallerieoffizier, der im Begriffe iſt, ſich auf den Feind zu ſtürzen. (Marbot war ja verwundet.)

Im Lager der Ruſſen herrſchte tiefe Stille. General Kulnew ſchien gar keine Kavallerie bei ſich zu haben, denn wir ſahen nirgends Vedetten, ſondern bemerkten nur bei dem ſchwachen Schein der Biwakfeuer ganz vereinzelte Infanterieposten, die dem Lager ſo nahe ſtanden, daß ihr Alarm bei unſerer Entdeckung zu ſpät kommen mußte, um den Schläfern noch Zeit zu geben, ſich in Verteidigungszuſtand zu ſetzen. Da tauchten auf einmal, kaum 30 Schritt vor uns, zwei infame Kerle von Koſaken vor uns auf, betrachteten uns einen Augenblick und ſtoben dann unter einem Höllengeſchrei davon. Dies war ein böſer Querſtrich, doch da wir nun einmal entdeckt waren, galt es, dem Feinde ſo ſchnell als möglich auf den Hals zu kommen. Ich ſetzte daher meinem Pferde die Sporen ein und jagte mit dem lauten Ruf: „chargez!“ wie das Wetter dem Lager zu, dicht gefolgt von meinen braven Chaſſeurs. Trotz aller Schnelligkeit hatten aber doch die neben ihren Geſchützen liegenden Artilleriſten, durch einen Koſaken auf die Beine gebracht, noch die Lunten an die Zündlöcher zu legen vermocht. Alle 14 Geſchütze ſpien faſt gleichzeitig ihre Kartätſchenladung auf uns und warfen mir auf der Stelle 37 Reiter, darunter meinen beſten Offizier und lieben Freund, den Rittmeiſter der Elitekompagnie, tot aus dem Sattel. Zum zweitenmal zu laden fanden die Artilleriſten aber keine Zeit; wie der Blitz fuhren wir über ſie her, und während ein Teil meiner Mannſchaft ſie niederhieb, ſtürmte ich mit all meinen anderen Pferden weiter hinein in die erſchreckten Haufen der nach ihren Waffen wild durcheinanderſtürzenden Ruſſen. Nur einigen gelang es, ſie zu erreichen, denn ganz beſonders hatte ich meinen Leuten eingeſchärft, ſich gerade auf die Gewehrreihen zu werfen; und mitten in das tobende Wirrſal brachen nun auch vom Walde her im Laufſchritt die Infanteriebataillone auf beiden Seiten ins Lager. Alles, was Widerſtand zu leiſten verſuchte, wurde niedergemacht. Ein großer Teil floh nach dem Fluß. Vor Schrecken blind, verfehlten viele die Furt, ſtürzten das hohe Ufer hinunter und kamen dabei um. General Kulnew, aus ſeinem Rauſche aufgerüttelt, hatte ſich mechaniſch einer ſtarken Kolonne angeſchloſſen, welche nach der Furt drängte. Nach dieſer hatte ich aber gleich anfangs einen großen Teil meiner Mannſchaft, darunter auch die Elitekompagnie, dirigiert. Sie rächte den Tod ihres Führers an dieſer Stelle in furchtbarer Weiſe. Auch General Kulnew fand dabei ſeinen Tod. Obwohl er auf ſeinem Pferde taumelte, hatte er doch verſucht, ſich durchzuſchlagen. Der Unteroffizier Legendre von der Elitekompagnie hieb ihn vom Pferde. Ségur läßt in ſeiner Geſchichte des Feldzuges 1812 den ſterbenden General nach dem Muſter der Helden Homers eine Rede halten. Ich befand mich nur wenige Schritte von ihm, als er fiel, und kann bezeugen, daß er keinen Laut mehr von ſich gab.

Unſer Sieg war vollſtändig. Der Feind hatte wenigſtens 2000 Tote und Verwundete, und außerdem büßte er beinahe 4000 Mann ein, die wir gefangen nahmen. General Wittgenſtein trat, als er von dem Schickſal ſeiner Vorhut hörte, den Rückzug auf Sebeſch an.

Marſchall Oudinot, den dieſer glänzende Erfolg wieder zu ſich ſelbſt gebracht hatte, ging ſofort an die Verfolgung; um aber der Brigade Albert und meinem Regiment nach den Anſtrengungen des Kampfes einige Ruhe zu geben, ließ er uns zur Bewachung der Furt zurück.

Digitized by Google

Ich benutzte die Ruhe zur Ausführung einer pietätvollen Handlung, wie sie in damaliger Zeit im Kriege nur selten vorgenommen wurde: ich schickte mich an, meinen braven Gefallenen die letzte Ehre zu erweisen. Ein großes Grab nahm alle auf. Rittmeister Courteau, der tapfere Führer der Elitekompagnie, und sein Leutnant begannen die Reihe und die anderen folgten wie in Reih und Glied. Die 14 Kanonen, welche meine Chasseurs erobert hatten, erhielten ihren Platz vor diesem Soldatengrab.

Nach Beendigung des Begräbnisses wollte ich mir meine Wunde von gestern verbinden lassen, die mir entsetzliche Schmerzen verursachte. Auf dem Wege zum Arzt bemerkte ich unter einer mächtigen Tanne einen jungen Bataillonskommandeur, der an den Stamm gelehnt und von zwei seiner Leute gestützt, mühsam ein kleines Paket schloß, dessen Adresse mit Blut geschrieben war. Dieser Offizier von der Brigade Albert hatte einen Bajonettstich in den Unterleib erhalten. Die Wunde war tödlich, und der Unglückliche wußte das. Er hatte soeben einer Dame, die er liebte, ein letztes Lebewohl gesagt, nachdem er aber geschrieben, wußte er nicht, wen er mit der Ablieferung des Briefes betrauen sollte, als der Zufall mich zu ihm führte. Wir kannten uns nur vom Sehen, aber gedrängt durch die Annäherung des Todes, bat er mich mit erlöschender Stimme, ihm zwei Wünsche zu erfüllen. Er ließ die beiden Soldaten wegtreten und sagte dann, auf das Päckchen zeigend, mit Tränen im Auge: „Es ist ein Bild drin." Darauf übergab er es mir. Ich mußte ihm versprechen, es heimlich in die betreffenden Hände zu legen, wenn ich so glücklich wäre, eines Tages Paris wiederzusehen. „Übrigens," fügte er hinzu, „hat es keine Eile, denn besser ist es, sie erhält meinen letzten Gruß erst lange, nachdem ich nicht mehr bin." Ich versprach ihm, den Auftrag getreulich auszuführen, freilich gelang es mir erst zwei Jahre später, 1814.

General Graf Wittgenstein
Nach einem Stich von F. Bendramini

Seine zweite Bitte betraf seine Beerdigung. Es quälte ihn der Gedanke, daß seine Leiche von Wölfen zerrissen werden könnte. Er bat mich, dafür zu sorgen, daß er bei meinen Leuten, deren Bestattung er aus der Ferne mit angesehen hatte, begraben würde. Ich konnte ihm diese Bitte schon nach Verlauf von zwei Stunden erfüllen."

Wir müssen wohl annehmen, daß die lebhafte französische Phantasie diesen Bericht etwas gefärbt hat; wenigstens scheint der Tod des tapferen Generals Kulnew auf eine andere Weise erfolgt zu sein. Nach russischen Nachrichten stieg der General vom Pferde und begab sich an die Queue seiner flüchtenden Kolonne, um die Artillerie zu retten. Dort riß ihm die Kanonenkugel beide Beine fort. Er nahm das Georgenkreuz von seiner Brust, gab es einem Soldaten und sagte: „Bewahr mir das Kreuz, damit der Feind nicht bemerkt, daß er einen russischen General getötet hat." So starb Kulnew.

Marbot schildert konfus und abenteuerlich. Am 29. nahm Wittgenstein auf Oudinots linker Flanke ihm 1000 Gefangene ab, am 30. bedrängte er zur Rechten Brigade Maison, den die 24. Chasseurs herausshieben, am 31. warf er die Portugiesen zurück, doch nur zur Verschleierung des Rückzugs. An und für sich wollte er nicht mehr angreifen, erst als Oudinot unvorsichtig nachdrängte, kehrte er um und brachte am Ausgang eines langen Sumpfdammes den Feind in böse Lage. Zweifellos entfaltete er auch Beweglichkeit und Gewandtheit, die wohl auf Diebitsch' Konto zu setzen ist.

Inzwischen war am selben Morgen der Graf Wittgenstein mit seiner Hauptmacht bis Golowtschiza vorgerückt, wo er von dem Unglück hörte, das seine Vorhut betroffen hatte. Sofort nahm er eine Verteidigungsstellung ein, ordnete die zurückflutenden Truppen der Avantgarde von neuem, und nahm entschlossen den Vorstoß Oudinots an. Die VIII. französische Infanterie-Division Verdier griff siegesgewiß an. Der soeben gegen die russische Avantgarde errungene Erfolg begeisterte sie, weitere Erfolge zu erringen. Aber drei sehr günstig postierte Batterien Wittgensteins wiesen den Angriff zurück und nun ging die russische Streitmacht selbst vor. Die Division Verdier wurde auf beiden Flügeln geworfen, umsonst entwickelte sich Legrand aus dem Sumpfloch, wobei 23. Chasseurs allein 55 verloren, umsonst zeichnete 56. Ligne sich aus, das allein unter allen Regimentern „Eßling" auf der Fahne trug. Brigade Albert konnte nur den Ab-

Digitized by Google

zug decken, der alte Friedlandkämpfer Verdier sank schwer getroffen. Als der Russe mit Gewalt losbrach, sah sich Oudinot über die Drissafurt zurückgeschleudert. Er verlor über 3000 Tote und Verwundete, auch wurden vorher nicht 4000, sondern 2000 Russen gefangen. Eingeschüchtert wie er war, fand er in Polozk an der Düna nur 15000 (u. a. gar 11000) Bayern, die ohne jedes Gefecht ungebührlich um zwei Fünftel schmolzen, weil sie sich im Un- und Widerwillen, geplagt von Heimweh, marodierend zerstreuten. Dagegen tat lange Rast in Witebsk den andern Truppen so wohl, das selbst das am meisten heruntergekommene Korps Ney kühn vornean aushielt, als Napoleon seinen großartigen Flanken-Gewaltmarsch begann, den der Meister selbst für seine größte Operation erklärt und Binder-Krigistein zu den Wundern napoleonischer Kriegführung rechnet. Dazu mußte er seine Leute auch ganz fest in der Hand haben.

Während derselben Tage, an welchen die Generale Ostermann und Konownitzyn vor Witebsk jeden Fuß breit Boden gegen die Franzosen tapfer verteidigten, hatte der russische General Tormassow, der auf dem äußersten linken Flügel stand, bei Kobryn einen schönen Erfolg gegen seine unmittelbaren Gegner, die sächsischen Hilfstruppen unter dem General Reynier. Napoleon, der immer auf eine rasche Entscheidung drängend, es vor allen Dingen für notwendig hielt, seine Hauptarmee zu verstärken, hatte auch dem österreichischen Heerführer, General Fürst Schwarzenberg, den Befehl geschickt, sich mit dem österreichischen Heerkorps auf den Marsch gegen Witebsk zu machen, um sich mit dem Hauptheer zu vereinigen. So blieb dem General Reynier mit seinem sächsischen Armeekorps die Aufgabe, sich gegen Tormassow allein zu halten und ihm den Weg nach Norden zu verlegen. Es war eine schwierige Aufgabe, die der General Reynier zu erfüllen hatte, denn er sollte mit seinen 16000 Mann und seinen 50 Geschützen eine fast sechzig Meilen lange Front von Brest-Litewski über Pinsk bis Mozyr decken. Dort waren die unwegsamen Sümpfe des Pripet und ein außerordentlich schwieriges Terrain; dazu kam, daß Tormassow doppelt so stark war wie Reynier. Sobald sich ihm nun eine Gelegenheit bot, umzingelte der kluge Tormassow die Vorhut des sächsischen Korps, die Brigade Klengel in Kobryn, bevor noch Reynier mit dem Korps herankommen konnte und zwang sie, sich nach hartnäckiger Gegenwehr zu ergeben. General Klengel selbst mit 77 Offizieren, 2400 Mann, 4 Fahnen und 8 Geschützen mußte sich den Russen ergeben, und die Truppen wurden sofort nach Kiew in die Kriegsgefangenschaft abgeführt. — Als der preußische Oberst von Boyen damals inkognito über Österreich nach Rußland hineinreiste, beauftragt mit geheimer Instruktion für den Zaren, kam er über Kiew und wollte sich bei dem dortigen Kommandanten seinen Paß visieren lassen. Als er in den Kommandanturgarten eintrat, wo sich der Russe befand, wurde er von den Klängen einer lebhaften Musik begrüßt. Der Moskowiter ließ sich nämlich gerade von den gefangenen Hoboisten des sächsischen Regiments Rechtern ganz behaglich zur Tafel aufspielen!

Dieser Erfolg der russischen Waffen veranlaßte den General Reynier zum Rückzug gegen Slonim, um sich mit dem Fürsten Schwarzenberg und seinen Österreichern zu vereinigen. So mußte Schwarzenberg, der bereits seine Marschbefehle zum Vormarsch auf Nieswicz gegeben hatte, dieselben zurücknehmen, um den äußersten rechten Flügel der großen Armee gegen Tormassow und seine Russen zu sichern.

In der Tat wurde durch diesen Erfolg der russischen Waffen bei Kobryn die Rückzugslinie und die Etappenstraße der großen Armee heftig bedroht. Schon stießen die leichten Truppen des General Tormassow bis Warschau und Bialystok vor. General Loison, der französische Gouverneur von Königsberg, hielt es sogar für notwendig, mit einem Korps von 10000 Mann auf Rastenburg vorzumarschieren, um für den Notfall zur Stelle zu sein. Übrigens wurden die Unternehmungen Tormassows gegen die Magazine der großen Armee durch den hartnäckigen Widerstand der polnischen Bevölkerung außerordentlich gehemmt. Das polnische Volk wappnete sich und trat überall den russischen Armeeabteilungen bewaffnet entgegen. In der Zähigkeit dieses polnischen Widerstandes erkennt man deutlich, von welch ungeheurem Nutzen für Napoleon ein Entflammen des Polentums für diesen Feldzug gewesen wäre. Aus welchem Grunde er sich nicht dazu entschließen konnte, die Polen aufzurufen, haben wir an anderer Stelle schon erzählt.

Auch auf dem äußersten linken Flügel der großen Armee, der unter dem Marschall Macdonald am baltischen Meer focht, waren französische Waffenerfolge von Bedeutung nicht zu verzeichnen. Der franzosenfreundliche General von Grawert war mit seinen Preußen gegen Riga vorgerückt und schickte — ganz im Stil der von Humanitätsdusel ergriffenen Offiziersgeneration vom Jahre 1806 — ein Schreiben an den Kommandanten Rigas, den General Grafen Essen, in welchem er diesen zur Übergabe aufforderte. „Es scheint," so schrieb der gute Grawert, „daß es unter den gegenwärtigen Verhältnissen sowohl in bezug auf die Humanität als auf die Pflichten, die Sie Ihrem Monarchen gegenüber zu erfüllen haben, für Eure Exzellenz eine Notwendigkeit ist, Riga die Schrecknisse einer Belagerung zu ersparen, welche bei der Schwäche des Platzes nicht lange Zeit dauern und infolgedessen Tausende von unschuldigen Bürgern ins Elend stürzen wird, ohne den Interessen Ihres Monarchen hierdurch zu nützen. Wenn Eure Exzellenz meine Gefühle teilen, die lediglich nur auf die Humanität gegründet sind, alsdann bin ich bereit, einen mit der nötigen Voll-

Digitized by Google

macht verſehenen Offizier zu Ihnen zu ſenden, um die Bedingungen abzuſchließen, auf Grund derer Sie die Stadt und die Zitadelle übergeben wollen."

Man möchte gegenüber dieſer unerhörten Zumutung des Generals von Grawert fragen, wozu denn eigentlich Feſtungen gebaut werden und wozu die Monarchen Kommandanten in dieſe Feſtungen ſetzen, wenn nicht zu dem einzigen Zwecke, die Stadt und die Beſatzung auf Tod und Leben bis zum letzten Gran Pulver zu verteidigen? Man muß es dem General Graf Eſſen laſſen, er fand auf dieſe ſeltſame Aufforderung Grawerts die einzige und richtige Antwort. „Wenn ich glauben könnte," ſo entgegnete er, „daß ein preußiſcher General nach eigener Überzeugung einen ſolchen Brief zu ſchreiben vermag, wie ich von Ihnen einen erhalten habe, würde ich es unter meiner Würde betrachten, darauf zu antworten. Da ich aber einen fremden Stil darin erblicke, ſende ich dieſe Zeilen als Antwort auf Ihren Brief, in der feſten Meinung, daß Sie nichts ſind als das Organ einer deſpotiſchen Macht, der Sie unbedingten Gehorſam ſchuldig zu ſein glauben."

Es iſt ein Glück geweſen, daß der General von Grawert bald darauf erkrankte und den Oberbefehl des Korps nun an den General von York abgeben mußte. Was hätte wohl werden ſollen, was hätte werden können, wenn wenige Monate ſpäter in der Stunde der Entſcheidung ein Grawert an der Spitze des preußiſchen Hilfskorps geſtanden hätte!

Als Napoleon am 28. Juli nach den hartnäckigen Kämpfen zwiſchen Oſtrowno und Witebsk in die hochgetürmte Stadt am rechten Ufer der Düna einzog, gebot er zunächſt dem Vormarſch ſeiner Heere ein allgemeines Halt. „Es iſt Torheit", ſoll er geſagt haben, „weiter vorzurücken, hier in Witebsk müſſen wir Halt machen und unſere Kräfte ſammeln." Wohl mag ein bitteres Nachdenken über die Verhältniſſe in der Bruſt des Kaiſers erwacht ſein. Die franzöſiſche Hauptarmee, die er über den Njemen geführt hatte, war furchtbar zuſammengeſchmolzen, ohne daß eine große Schlacht ſtattgefunden hatte. Die Gewaltmärſche vom Njemen bis Wilna, von Wilna bis Witebsk, die völlig verſagende Verpflegung, die furchtbare Sommerhitze, unterbrochen von einer wolkenbruchartigen Regenperiode Ende Juni und Anfang Juli hatten unglaubliche Opfer gekoſtet. Was an Kranken, Wegemüden, Nachzüglern, Verwundeten und Toten auf dieſem Wege von ſechzig Meilen zurückgeblieben war, was die zähen Kämpfe von Oſtrowno bis Witebsk an Toten, Verwundeten und Gefangenen gekoſtet hatten, betrug über 100000 Mann. Das waren Menſchenopfer, wie ſie dieſem Kaiſer ſeine Feldzüge in Italien und Deutſchland niemals gekoſtet hatten; nur Spanien hatte dieſen Menſchentribut gefordert. — Und was war erreicht worden? Der Feind hatte ihm bis Witebsk im ganzen ſechzig Meilen ſeines Gebietes überlaſſen, ſechzig Meilen verwüſteten, ausgeſogenen Landes mit einer Bevölkerung von Todfeinden; denn Todfeinde waren der ruſſiſche Bauer und Bürger jedem einzelnen Soldaten dieſer großen franzöſiſchen Armee, die über das heilige Rußland wie eine Räuberſchar hergefallen war. Noch hatte der Kaiſer ſiebenzig Meilen zu durchmeſſen, bis er an die Tore von Moskau gelangte. Und daß dies nicht ohne harten und härteſten Widerſtand geſchehen würde, das hatten ihm die Gefechte zwiſchen Oſtrowno und Witebsk klar gemacht, und er ſelbſt, der ſeine Kriege durch raſche Gewaltſchläge zu endigen pflegte, er ſelbſt ſagte hier in Witebsk zu ſeinen Marſchällen: „Eine Expedition wie die unſrige gelingt nur in einem Zuge oder nie, nichts iſt uns gefährlicher als ein verlängerter Krieg."

Digitized by Google

8. Kapitel

Smolensk

Allerdings: wollte er den Marsch über Smolensk nach Moskau fortsetzen, wollte er die alte heilige Zarenstadt gewinnen und von hier aus, vom Kreml aus, dem Zaren den Frieden diktieren, so durfte er nicht zögern, aufzubrechen, denn der Anfang des August war da und es war nur noch mit kaum zwei Monaten günstiger Witterung zu rechnen.

Die russischen Streitkräfte unter dem General Barclay de Tolly hatten sich indes in und um Smolensk vereinigt. Wir hörten, daß der Fürst Bagration, nachdem er vergeblich Davout bei Mohilew beiseite zu schieben versucht hatte, nach Osten ausgewichen und Anfang August in Smolensk eingetroffen war, wo er Barclay schon vorfand. Auch der General Dochturow mit seinem Korps war den Franzosen glücklich entgangen, und der verwegene Kosakenhetmann Platow fehlte nicht bei Smolensk. Im ganzen hatte General Barclay de Tolly ungefähr 130000 Mann unter seinem Kommando. Die eigentliche Armee Barclays, die erste Westarmee zählte 78000 Mann, die zweite Westarmee unter Fürst Bagration 44000 Mann, dazu kamen 8000 Mann Kosaken. Diese russische Armee war vom besten Geiste erfüllt, war kampflustig bis zum äußersten. Von Ostrowno bis an Witebsk heran war sie nur unter zähen Kämpfen Schritt für Schritt der französischen Übermacht gewichen. Eine Niederlage hatte sie nicht erlitten, ja, von den abgezweigten Armeen kamen Siegesnachrichten. Wittgensteins Truppen hatten bei Kliastitza, Tormassows Truppen bei Kobryn schöne Erfolge erzielt. Alle diese Nachrichten steigerten das Selbstgefühl des russischen Soldaten und dann trat hier Unwägbares in die Erscheinung: man hatte wohl die Außenwerke ohne zur Entscheidung führenden Widerstand aufgeben können, man hatte wohl die polnischen Provinzen dem Feinde überlassen können, ohne das russische Volksbewußtsein zu tief zu treffen, aber dies Smolensk war die Grenzstadt des alten Rußland, war der Schlüssel zum Besitze von Moskau. „Wer Smolensk hat," so lautet ein russisches Sprichwort, „der ist auch der Herr von Moskau." Hier in der Kathedrale von Smolensk stand ein wundertätiges Marienbild, dessen Ruhm in allen Flecken und Dörfern Rußlands verbreitet war; es hieß das religiöse Gefühl des Volkes treffen, wenn Smolensk nicht verteidigt wurde. — Dazu kam, daß der Kaiser Alexander, ob aus eigenem Antrieb oder irgendwie beeinflußt, ein persönliches Schreiben an den General Barclay richtete, in welchem er die Hoffnung aussprach, daß jetzt nach Vereinigung der russischen Hauptarmeen der Rückzug aufhören und die Offensive ergriffen werden würde.

„Ich kann es nicht mit Stillschweigen übergehen," schrieb Alexander, „daß, obgleich verschiedene Ursachen und Umstände bei Beginn der Operationen es nötig machten, die Grenzen unseres Reiches aufzugeben, mich es doch bisweilen mit Kummer erfüllt hat, daß diese Rückzugsbewegung bis Smolensk fortgesetzt wurde. Sie haben bei Ihren Operationen vollständig freie Hand, und ich hoffe, daß Sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen werden, die Pläne des Feindes zu durchkreuzen und ihm allen möglichen Schaden zuzufügen. Mit Ungeduld erwarte ich die Nachricht von Ihren Offensivbewegungen."

Aber nicht nur der Kaiser, auch das eigene Hauptquartier, besonders die altrussischen Herren drängten den Obergeneral zur Offensive. Am 5. August fand im Regierungsgebäude zu Smolensk ein Kriegsrat statt, an welchem der Großfürst Konstantin, des Zaren Bruder, der Fürst Bagration, die Generale Jermolow, Wistitzky, Saint-Priest, der Oberst Toll und der Oberstleutnant von Wolzogen teilnahmen. Der Großfürst trat sehr lebhaft für eine sofortige Angriffsbewegung ein, da er der Ansicht war, die zerstreute Stellung und die körperliche Ermattung der französischen Truppen sei einem Angriff außerordentlich günstig.

Barclay de Tolly selbst war bedenklich. „Als der Kaiser, unser Herr", erklärte er, „mir bei Polozk die Armee übergab, sagte er mir, es sei die einzige, die er vor der Hand gegen Napoleon ins Feld stellen könne, ich müsse sie nur mit der größten Vorsicht gebrauchen und eine Niederlage auf alle Weise zu vermeiden suchen. Sonach werden Sie, meine Herren, es erklärlich finden, daß ich das Ergreifen der Offensive nicht für ganz unbedenklich halten kann."

Digitized by Google

Oberſt von Wolzogen, der das Terrain im Vorjahr genau ſtudiert hatte, hielt dasſelbe nicht für geeignet zur Anbietung einer erfolgreichen Angriffsſchlacht. Er empfahl dringend Smolensk zu befeſtigen und die ganze Verteidigung Moskaus auf Smolensk zu ſtützen.

So ſchieden ſich die Anſichten. Allerdings unterſchätzten jene Herren, die für eine Angriffsbewegung eintraten, die Truppenzahl, die Napoleon für eine Schlacht heranziehen konnte, um 40—50000 Mann. Napoleon hatte nicht, wie die Ruſſen glaubten, nur 150000 Mann, ſondern faſt 200000 Mann, die er für den Notfall einſetzen konnte. Seit ſeinem Einzug in Witebsk hatte er ſeinen Truppen Ruhe gegönnt, hatte eifrig an der Heranziehung der Nachzügler gearbeitet und Verpflegung beſchafft, ſo gut wie es gehen wollte. Seine Garden und eine Diviſion des Korps Davout ſtanden in Witebsk, wo der Kaiſer ſelbſt im Hauſe des Gouverneurs ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Der Vizekönig Eugen Beauharnais ſtand zwiſchen Suraſch und Janowiczi, Joachim Murat mit ſeiner Kavallerie bei Rudnia. Die Vorhut des Generals Sebaſtiani war bis Inkowo vorgeſchoben; hinter dem großen Kavalleriekorps von Murat ſtand der Marſchall Ney bei Liozna; in der Nähe von Dubrowna auf dem linken Ufer des Dniepr lagen vom Korps Davout die Diviſion Claparède, die ſogenannte Weichſellegion und die Küraſſierdiviſion Valence. Bei Orsza ſtand Generaloberſt Junot mit dem weſtfäliſchen Korps, bei Mohilew der Fürſt Poniatowski mit ſeinen Polen, noch tiefer ſüdlich zur Beobachtung der Feſtung Bobruisk das Kavalleriekorps Latour-Maubourg und die polniſche Diviſion Dombrowski.

Aus dieſer Stellungsüberſicht der franzöſiſchen Heeresmacht geht hervor, daß in der Tat ein gut angelegter Angriff auf einzelne Abteilungen wohl Erfolg haben konnte. Das Ergebnis des ruſſiſchen Kriegsrates war alſo: einen Vorſtoß gegen das exponierte franzöſiſche Zentrum bei Rudnia zu wagen.

Am 8. Auguſt in der Morgenfrühe marſchierte die ruſſiſche Armee gegen Rudnia vor. General Barclay ſelbſt war bei der Vorhut und befahl den Vorpoſten, die Graf Pahlen kommandierte, ſich mit dem Koſakenhetmann Platow zu vereinigen und die franzöſiſchen Vortruppen aus Inkowo zu vertreiben. Das war Waſſer auf der Mühle Platows. Mit Wucht warf er ſich auf Inkowo, überraſchte die Reiterei Sebaſtianis ſo vollſtändig, daß er 600 Mann gefangennahm, darunter zwei Oberſten, einen ſpaniſchen und württembergiſchen Herrn, und die Gefangenen alsbald im Triumph zur Armee zurückbrachte. General Sebaſtiani ſelbſt hätte faſt ein gleiches Schickſal ereilt, wie dieſe beiden Oberſten, was für ihn perſönlich vielleicht ein Glück geweſen wäre; denn als ruſſiſcher Gefangener irgendwo in den Steppen Süd-Rußlands untergebracht, hätte er nicht Gelegenheit gehabt, an der Katzbach in Napoleons Ungnade zu fallen. Jedenfalls erwiſchten die Koſaken ſein Gepäck und ſeine Brieftaſche und es fand ſich darin ein Zettel des Königs von Neapel, der alſo lautete: „Soeben erfahre ich, daß die Ruſſen eine gewaltſame Rekognoſzierung in der Richtung auf Rudnia vornehmen wollen, ſeien Sie auf Ihrer Hut und ziehen Sie ſich bis auf die Infanterie, die Ihnen zur Unterſtützung gegeben iſt, zurück.“ Dieſen Zettel mußte Sebaſtiani erſt in dem Augenblicke erhalten haben, als er überfallen worden war. — Verrat im ruſſiſchen Lager, im Hauptquartier, in der Nähe Barclays? Der arme Oberſt von Wolzogen war, wie wir hörten, nicht gerade beliebt bei den ruſſiſchen Herren. Man bezichtigte den Deutſchen, daß er die Kunde von dem Angriff des ruſſiſchen Heeres an König Murat verraten habe. Wolzogen hatte infolgedeſſen ſchwere und trübe Tage. Als die Geſchichte von dieſem Warnungszettel infolge eines Berichtes des Großfürſten Konſtantin nach Petersburg in das Kabinett des Kaiſers gelangt war, riet der oberſte Palaſtmarſchall Graf Tolſtoi dem Kaiſer: „Wenn Euer Majeſtät dem Oberſt von Wolzogen und noch einigen anderen Verrätern den Kopf jetzt nicht vor die Füße legen laſſen, ſo muß Ihre Armee zugrunde gehen.“ Der Freiherr von Stein, der gerade zugegen war, verbürgte jedoch ſofort ſeine Ehre für die Unſchuld Wolzogens, und Alexander ließ ſich nicht irre machen. Wer aber war der Verräter? Seltſames Spiel des Zufalls: es war der Schwiegerſohn des blutdürſtigen Grafen Tolſtoi, der Fürſt Lubowmirski. Seine Mutter, die Fürſtin, befand ſich auf ihrem Schloſſe zu Ljadni, wo Murat ſein Hauptquartier hatte. Dieſer ſchickte nun der Fürſtin eine Warnung, ſie möge ſich ſchleunigſt durch die Flucht retten. Auf dieſe Weiſe kam natürlich Murat hinter das ruſſiſche Geheimnis. Der Vorfall wirft jedenfalls ein eigentümliches Licht auf das Treiben im ruſſiſchen Hauptquartiere.

Aber das ganze Unternehmen gegen das franzöſiſche Zentrum von Rudnia kam über dieſen Vorſtoß gegen Inkowo nicht hinaus. Während des Vormarſches erhielt Barclay de Tolly die Nachricht — eine falſche Nachricht, — daß Kaiſer Napoleon auf der Straße von Porietſchie vorginge, um den rechten Flügel der ruſſiſchen Stellung zu umfaſſen. Es will faſt ſo erſcheinen, als ob Barclay, der nur gezwungen dem Drängen des Kriegsrates, beſonders des Großfürſten Konſtantin und des feurigen Fürſten Bagration, nachgegeben hatte, dieſe Meldung ganz gerne empfing, da er nun einen Grund hatte, den Vormarſch und den Angriff abzubrechen. Die Verantwortung, die auf dem armen General Barclay de Tolly lag, war wahrhaftig nicht klein. Er trat hier zum erſten Male dem großen Schlachtenkaiſer ſelbſt gegenüber und der vorſichtige Mann erkannte vielleicht beſſer wie die unverantwortlichen Ratgeber in

Digitized by Google

seinem Hauptquartier, daß Napoleon außer seinem Feldherrngenie auch noch überlegene Kräfte einzusetzen vermochte.

Tatsächlich dachte Napoleon überhaupt gar nicht daran, eine Umgehung des rechten russischen Flügels auszuführen, denn er hätte in solchem Falle nach gewonnener Schlacht nichts erreicht, als die russische Armee nach Süden zu drängen, gerade dahin zu drängen, wo reiche Hilfsmittel ihr zu Gebote standen. Er hätte sich das Operationsfeld sehr erschwert. Übrigens stand nur das Korps des Vizekönigs so gelegen, daß es über Porietschie schleunigst vordringen konnte; auf diese Weise hätte sich aber Beauharnais stark isoliert und er wäre der Letzte gewesen, den Napoleon mit einer solchen Aufgabe betraute.

Immerhin: Barclay war die Ausflucht willkommen, er ließ die zweite Westarmee unter dem Fürsten Bagration auf der Straße nach Rudnia stehen und brach mit der ersten Westarmee in der Richtung nach Porietschie auf. So kam der russische Angriff völlig ins Stocken. Gegen Barclay aber wurde im Hauptquartier ein an Meuterei grenzender Unwille laut. Man klagte den Mann, der persönlich einer der Tapfersten war, der Feigheit an und bezichtigte ihn, daß er sich ganz und gar von dem Obersten von Wolzogen abhängig mache. Ja, der Fürst Bagration war so aufgebracht, daß er ohne alle Verabredung einfach nach Smolensk zurückmarschierte und keine Befehle von Barclay mehr annehmen wollte.

Aber durch diesen Vorstoß vom 8. August gegen Rudnia war der korsische Tiger gereizt. Er gab sofort Befehle zur Konzentration seines Heeres gegen Smolensk. Der große Schlachtenmeister verstand denn doch, sein Instrument besser zu gebrauchen, als die hochwohlweisen Herren im russischen Hauptquatier, die Barclay aufstachelten, glaubten. Selbst wenn bei einer Schlacht am 10. August die Russen Vorteile erlangt hätten, am 11. August hätte ihnen Napoleon sicher wenigstens ein Wagram bereitet. Wenn Barclay also vorsichtig war, so tat er nichts weiter als seine Pflicht. Aber wie gesagt, der Tiger war gereizt. Der Schlag, den er jetzt, nachdem er seine 190000 Mann, darunter 32000 Mann Kavallerie zusammengezogen hatte, gegen das russische Heer führte, richtete sich aber nicht gegen den rechten, sondern gegen den linken russischen Flügel. Dieser Vormarsch über Orsza und Dubrowna gegen Smolensk kam den Russen völlig unerwartet. Während Barclay de Tolly auf das Drängen seines Hauptquartiers nochmals einige Vormärsche gegen Rudnia tat, nordwestlich Smolensk, brach von Südwesten das Unheil herein. Bei Chomino wurden Brücken geschlagen und die französischen Vortruppen gingen auf das linke Ufer des Dniepr oder Borysthenes über. Allen voran Joachim Murat mit 15000 Reitern, ihm folgte Michael Ney, dann Marschall Davout, dann der Vizekönig Beauharnais und der Kaiser mit der Garde. Poniatowski mit seinen Polen und Junot mit seinen Westfalen marschierten auf Nebenstraßen rechts neben den französischen Hauptkolonnen.

Auf dem linken Ufer des Dniepr kam man in eine weite, an Dörfern reiche und gut bebaute Ebene. Die Armee lebte ja seit Wochen nur noch vom Marodieren, hier lohnte sich die Sache wenigstens, denn schon hatten die Ernten begonnen. Allerdings verjagte der Anmarsch des Feindes die Bauern von ihrer Arbeit, aber auf den Feldern stand doch Korn und die Scheuern in den Dörfern waren gefüllt, man konnte die Pferde wieder reichlich füttern. In breiter Front marschierten die Kolonnen gegen Smolensk. Rechts und links von der Straße war das Korn bis auf dreihundert Schritt niedergetreten. — So zog Kaiser Napoleon der längst ersehnten Schlacht entgegen, in welcher er, wie er hoffte, das russische Heer zerschmettern würde. Er glaubte, am Napoleonstage, dem 15. August, einem Tage, dem er, wie wir wissen, Glückskräfte beimaß, diese Schlacht zu schlagen.

Mit Tagesanbruch des 14. August stieß Murat auf die feindlichen Vorposten des Generalmajors Olenin, warf sie und setzte seinen Marsch auf Krasnoi fort. Ney folgte mit seiner Infanterie. Um die dritte Nachmittagsstunde traf man vor Krasnoi ein. Hier siehst du, o Michael Ney, dies Krasnoi an der Spitze noch stolzer Infanteriekolonnen zum ersten Mal, sieh es dir recht an und merke dir alles, was du siehst. Nach drei Monaten wird es dein Schicksal sein, hier wiederum zu fechten, aber nicht mit geschlossenen Kolonnen, nicht mit wohlgewappneten Kriegern, nein, nur mit etlichen Mann, eingewickelt in Lumpen und schlecht bewehrt; vielleicht möchte es dann sein, daß du wünschtest, statt eines Marschallrockes das Schurzfell eines Böttchers zu tragen und in deines Vaters Werkstatt Reifen um ein Faß zu legen.

Vor Krasnoi stand der General Newerowski, der eine Division des Korps Rajewski führte, 7000 Mann stark. Newerowski traf, als seine Posten ihm den Anmarsch des Feindes meldeten, sofort seine Vorkehrungen. Er ließ ein Bataillon in Krasnoi stehen und postierte sich mit seinen übrigen Truppen jenseits Krasnoi hinter einem Bach, 10 Geschütze auf dem linken Flügel unter dem Schutze eines Dragonerregiments. Kaum hat er Zeit, seine Stellung einzunehmen, als auch schon Michael Ney an der Spitze einiger Kompagnien des 24. leichten Regiments sich in die Stadt wirft und die Besatzung hinausdrängt. Schon reitet Murat gegen die Stellung Newerowskis an, die russischen Dragoner wollen die Attacken parieren, aber das Ungestüm des Königs von Neapel wirft sie und seine Reiter erobern im

Digitized by Google

erſten Anlauf fünf von den zehn Geſchützen; kaum, daß die Dragoner ſich ſelbſt und die zweite Hälfte ihrer Geſchütze auf der Straße nach Smolensk in Sicherheit bringen.

Nun ſteht Newerowski mit ſeiner Infanterie allein, keine Schwadron mehr, die ihm helfen könnte, ringsum blitzt es von Waffen und Küraſſen, der König von Neapel pflegt nicht zu ſäumen. Aber Newerowski behält ſein kaltes Blut. „Kinder", ſagte er zu ſeinen Leuten, „denkt an das, was wir euch gelehrt haben, Kavallerie kann euch nicht beſiegen, übereilt euch nicht mit dem Schießen, immer ruhig zielen und daß mir niemand ohne mein Kommando feuert." So zieht ſich der Ruſſe mit ſeinen Leuten im Schritt zurück. Sobald die franzöſiſche Reiterei Attacke reitet, macht Newerowski Halt und Front und ſchießt. Geſtürzte Pferde und darunterliegende Reiter ſind jedesmal der Erfolg; verſuchte dennoch einer unverletzt in das Karree einzubrechen, ſo traf ihn ſicher ein ruſſiſches Bajonett. „Gut, Kinder," ſagte Newerowski, „ſehr gut, Kinder, ihr ſeht, wie leicht man mit Kavallerie fertig wird, ich gratuliere euch!" So zog ſich dieſe Infanteriemaſſe Schritt vor Schritt, hart mitgenommen, aber nicht zerſprengt, bis an ein Walddefilee zurück, wo die Verfolgung durch die franzöſiſche Kavallerie ein Ende haben mußte. Immerhin verloren die Ruſſen über ein Drittel ihrer Mannſchaft und wenn Joachim Murat ſeine Hitze gezügelt und eine überlegte Umgehungsbewegung ausgeführt hätte, während Ney die Front angriff, ſo wäre es wohl mit der Diviſion Newerowski ganz zu Ende geweſen. Das Krasnoigefecht iſt inſofern legendär, als man von 120 Schwadronen Murats redet und deſſen großen Verluſt, weil er ungeduldig nicht Artilleriewirkung abwartete. Doch die reitenden Batterien der vier Reiterkorps ſpielten nicht aus dem einfachen Grunde, weil die Korps ſelber gar nicht da waren, ſondern nur Neys Württemberger Reiterbrigade, deren reitende Batterie ſofort ſchoß (Rotenhan), unterſtützt von Davouts 4. Chaſſeurs, im ganzen nur 12 Schwadronen („120" Null zu viel!) attackierten, erſt bei Schlußverfolgung 12 weitere (Spitze Montburn und zwei Regimenter Davouts), Geſamtverluſte nur 21 Offiziere, höchſtens 250 Köpfe. Alles eher als ein Beweisſtück für Überlegenheit der Infanterie bei damaligen ſchlechten Gewehren.

Im Kampfe um Smolensk
Nach Faber du Faur

In der Nacht zum 15. Auguſt traf die Kunde von dieſem plötzlichen Vormarſch des Kaiſers über Orsza gegen Smolensk bei Barclay de Tolly ein. Der Fürſt Bagration hatte ſich inzwiſchen bewogen gefühlt, einem gütigen Zureden willig nachgebend, wieder von Smolensk abzumarſchieren und nordweſtlich die Vereinigung mit Barclay zu ſuchen. Aber als dieſe Kunde eintraf, befahl er dem General Rajewski, ſofort nach Smolensk zurückzumarſchieren und den General Newerowski zu unterſtützen. In der erſten Morgenfrühe des 15. Auguſt traf Rajewski wieder in Smolensk ein. Er nahm die Diviſion Newerowski auf und hatte nun 16000 Mann beiſammen.

Die Stadt Smolensk, wir ſagten es ſchon, galt den Ruſſen als das Tor des heiligen Rußland. Sie zählte damals ungefähr 20000 Einwohner, und liegt ſechsundfünfzig deutſche Meilen von Moskau entfernt, am linken Dnieprufer auf einem Hochplateau, das bei der Stadt ſich ſteil zum Fluß hinunterſenkt; auch an der Südſeite wellt ſich das Erdreich ſanft in die Ebene hinab; ſo liegt die Stadt hoch und hoch ragen die vielen Kirchen und Klöſter mit ihren grünen und vergoldeten Türmen hinter der gewaltigen, vierzig bis fünfzig Fuß hohen und im Fundament faſt achtzehn Fuß dicken mongoliſchen Mauer hervor. Dieſe berühmte Wallmauer von Smolensk zierten ſechsunddreißig Türme. Nach Weſten zu lag die Zitadelle, ein mit Baſtionen verſehenes Erdwerk. Drei Tore führten durch die Mauer, nach Süden zwei, ein drittes nach Norden auf die Straße von Petersburg und Moskau. Wohlgefüllte ruſſiſche Magazine befanden ſich in dieſer Stadt, wohl wert, allein ihretwegen eine Schlacht zu wagen.

Um 5 Uhr nachmittags hörte man in Smolensk den erſten Kanonenſchuß; gleich darauf ſprengte auf raſchem Roß ein Koſak in die Stadt, der die Meldung brachte, daß das franzöſiſche Heer im Anmarſch

sei. Als sich die Schatten der Nacht senkten, stand schon das große Kavalleriekorps Joachim Murats vor der Stadt und die dichten Infanteriemassen Neys waren ebenfalls eingetroffen. In weitem Bogen um Smolensk spannten sich die Biwakfeuer der französischen Truppen.

Um dies alte Smolensk, dessen trutzige Mauern noch zur Zeit des Zaren Godunow erbaut worden waren, hatten schon so oft Kämpfe der Russen mit den Polen stattgefunden. Zweihundert Jahre früher, im Jahre 1611, eroberte der Polenkönig, Sigismund der Dritte, die Stadt, aber russische Tapferkeit hatte sie wiedergewonnen. — Rajewski traf seine Verteidigungsanstalten und schickte dann Botschaft an den Fürsten Bagration, seinen Obergeneral, mit der Bitte um Verstärkung. Als schon das erste Grollen der Schlacht anhob, traf von Bagration ein Billett ein, das lautete: „Mein Freund, ich gehe nicht, ich laufe; ich wünschte mir, Flügel zu haben, um mich so schnell als möglich mit Dir vereinigen zu können, halte Dich, Gott ist Dein Beistand!"

General Rajewski faßte seine Aufgabe sehr ernst auf. „Ich schlug mich", hat er später in sein Tagebuch eingetragen, „mit der festen Überzeugung, daß ich auf diesem Posten zugrunde gehen würde." Und wirklich, die gewaltige Übermacht, die Napoleon am 16. August vor und um Smolensk zusammenzog, konnte den Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft machen.

In der Morgenfrühe am 16. August erschien König Murat mit seinem Reiterkorps und Marschall Ney mit seiner Infanterie vor Smolensk; um 9 Uhr kam auch der Kaiser selbst. Aber der Kaiser zögerte noch, die Stadt mit allen Kräften anzugreifen; hätte er das getan, so wäre es ihm möglich gewesen — vermutlich wenigstens — die Stadt im Besitz zu haben, bevor Barclay de Tolly und Bagration noch heran waren. Der Kaiser aber wollte erst seine gesamten Streitkräfte vor Smolensk versammeln, denn er hoffte, daß Barclay durch die Stadt marschieren und ihm vor den Toren derselben eine Schlacht anbieten würde. Sie kamen auch alle, nur Junot blieb aus. Generaloberst Junot hatte zwar die klare Order erhalten, auf Smolensk zu marschieren, aber er war nicht eingetroffen, seine Truppen bewegten sich sechzehn Stunden lang im Kreis und gewannen auf diese Weise nur vier Stunden Terrain. Verwechselung von polnischen und russischen Ortsnamen oder die Böswilligkeit irgendeines Führers sollte schuld sein. Aber auch am 17. machte Junot gar keinen Ernst: er verweilte, obgleich der Kanonendonner von Smolensk schon herübertönte, ganz ruhig auf einem Schlosse und aß gut zu Mittag, bis ihn dann ein energischer Ordonnanzoffizier des Hauptquartiers aufrüttelte und zum Vorgehen brachte. Als die Westfalen, welche gegen die linke Flanke Barclays operieren sollten, ankamen, war alles zu Ende.

Am 16. August hatte der Kaiser hauptsächlich nur eine Kanonade gegen Smolensk unterhalten. Am 17. erst, als das Heer, bis auf Junots Korps, versammelt war, machte der Kaiser Ernst. Marschall Davout stürmte die Krasnoier Vorstadt, fand eine furchtbar hartnäckige Gegenwehr und mußte die Schanzen, Mauern und Häuser fußbreit für fußbreit erobern; erst nach dreistündigem Kampfe und starken Verlusten faßten die Franzosen festen Fuß in der Vorstadt. Aber dann scheiterten alle Versuche an der Festigkeit der furchtbaren Innenmauern. Selbst der eiserne Davout konnte nichts dagegen ausrichten.

Sechsunddreißig Stück schwerer Geschütze, welche aufgefahren wurden, vermochten nicht in diese Mauern Bresche zu legen. Nun begannen die Haubitzbatterien zu spielen und warfen Granaten in die Stadt. Ein Haus nach dem anderen geriet in Brand, schließlich leuchtete ein Flammenmeer über den Mauern auf.

Noch am Abend des 16. August waren Barclay de Tolly und Bagration vor Smolensk eingetroffen und beide Feldherren beschlossen, daß Bagration mit der zweiten Westarmee auf der Straße nach Moskau gleich hinter dem Flüßchen Kalodnia eine Aufnahmestellung einnehmen sollte, während Barclay einstweilen vor Smolensk stehenbleiben und einen Teil seiner Armee in die Stadt hineinwerfen sollte. Bagration machte sich in der Morgenfrühe des 17. August auf den Weg. „Ich hoffe," schrieb der Georgier seinem Kaiser, „daß der Kriegsminister (also Barclay), dessen ganze erste Armee für ein tätiges Eingreifen vor Smolensk bereit steht, die Stadt halten wird. Ich aber werde den Feind, wenn er versucht, die Stadt zu umgehen und gegen Moskau vorzudringen, zurückschlagen." — Barclay aber wußte wohl, was er rührte, wenn er Bagration gegen Moskau vorausschickte. Er war einen Dränger los. Er demonstrierte zwar zunächst nördlich von Smolensk, ließ eine starke Batterie auffahren und die französischen Batterien beschießen; im übrigen vermied er sorgfältig ein größeres Engagement. Es geschah ihm auch nichts, weil der Herzog von Abrantes, der ihm in die Flanke kommen sollte, einstweilen gemächlich Tafel hielt, anstatt zu marschieren.

Nach Smolensk hinein warf Bagration 20000 Mann unter dem General Dochturow. Dieser tapfere Dochturow hatte ein hitziges Fieber überstanden und war durch die Krankheit sehr geschwächt, er lag noch zu Bett. Aber als Barclay de Tolly zu ihm schickte und ihm den Befehl anbot, sprang der Russe auf und rief: „Brüderchen, wenn ich nun mal sterben soll, dann will ich lieber auf dem Feld der Ehre als ehrlos im Bett sterben." Noch in der Nacht rückte er mit seinem Korps in Smolensk

Digitized by Google

ein und löſte den tapferen Rajewski ab. Zwiſchen dieſem Dochturow und den franzöſiſchen Führern Davout, Ney, Poniatowsky entſtand das Ringen am 17. Auguſt. Es führte trotz des furchtbaren Bombardements zu keinem eigentlichen Erfolge für Napoleon. Trotz großer Verluſte hatte er die innere Stadt nicht gewonnen. Unmutig ritt er am Abend in das Hauptquartier, das er inmitten ſeiner Garden aufgeſchlagen hatte.

Barclay de Tolly glaubte nun das Seine getan zu haben. Auf eine Entſcheidungsſchlacht wollte er ſich nicht einlaſſen. Der Dniepr hier bei Smolensk war für Napoleon paſſierbar. Der franzöſiſche Kaiſer ſtand mit 170000 Mann gegen kaum 90000 Ruſſen. Eine Entſcheidung hier zu ſuchen war demnach für Barclay außerordentlich gefährlich, er durfte es einfach nicht! — Da ſandte Bagration, der inzwiſchen ſeine Aufnahmeſtellung an der Moskauer Straße eingenommen hatte, ein dringendes Schreiben an den Obergeneral und beſchwor ihn, die Verteidigung von Smolensk fortzuſetzen; aber kaum hatte Barclay den Brief empfangen, als er, der an ſeine eigene beſſere Einſicht glaubte, dennoch die Räumung der Stadt befahl, indem er zugleich gebot, die ſämtlichen Magazine, ſoweit ſie noch nicht brannten, anzuzünden. Indes war der Inhalt des Schreibens von Bagration im Hauptquartier kein Geheimnis geblieben. Der Großfürſt Konſtantin und der alte, unruhige General Bennigſen wiegelten eine Anzahl der Generale förmlich auf, ſich den Rückzugsbefehlen Barclays zu widerſetzen. Barclay hatte ſchwere Stunden: vor ſich den Feind, im eigenen Lager einen an Meuterei grenzenden Widerſtand. Aber der Mann blieb feſt.

An den Mauern von Smolensk am 18. Auguſt 1812 abends 5 Uhr
Nach Faber du Faur

Bis um 2 Uhr nachmittags zeigte der Kampf um Smolensk irgendwelche auf eine Entſcheidung drängenden Ereigniſſe nicht, Gewehrgeknatter und Kanonengebrüll, das war alles. Um die Mittagszeit empfing Napoleon die Nachricht von ſtarken Truppenbewegungen auf der Moskauer Straße. Er begab ſich ſofort nach dem Dorfe Schein-Oſtrog und ſah hier, daß ein großer Teil der ruſſiſchen Armee auf Moskau zurückzog. Das waren die Truppen Bagrations. Jetzt, wo er die Gewißheit hatte, daß die ruſſiſchen Feldherren ihm vor Smolensk keine Entſcheidungsſchlacht liefern wollten, dachte er daran, die ganze Armee öſtlich Smolensk über den Dniepr zu werfen und mit ſchnellem Stoß die ruſſiſchen Armeen zu trennen. Hier drohte unbedingt der bei Smolensk ſtehengebliebenen Armee des Generals Barclay de Tolly eine furchtbare Gefahr für den Fall, daß Napoleon eine Furt über den Dniepr fand. Aber er ſuchte vergeblich, eine Furt fand ſich nicht, und ein Brückenſchlag war bei der unmittelbaren Nähe der ruſſiſchen Armee einfach unmöglich — nun blieb dem Kaiſer der Franzoſen nur noch die Erſtürmung von Smolensk übrig.

General Dochturow hatte auf der Terraſſe des Malachowskiſchen Tores diniert und ſich dann, um etwas zu Mittag zu ſchlafen, unter eine Türe gelegt, die ihm einige Artilleriſten als Schutz aufgerichtet hatten; neben ihm ſtanden vier Geſchütze. Sein Stab ſtand plaudernd und guter Dinge in Gruppen umher und nur ein deutſcher Herr, der frühere preußiſche Kapitän von Lützow, ſuchte durch ein Fernrohr das Terrain ab. Er bemerkte ein lebhafte Bewegung in den ſtarken Gebüſchen, welche die Vorſtädte gegen Krasnoi zu umſäumten und meldete dies dem General. Gleichzeitig kam auch ſchon der Oberſt Monachtin, der ſich bei den ruſſiſchen Plänklern des rechten Flügels aufgehalten hatte und rief: „Die Franzoſen, ſcheint es, ſetzen ſich in Bewegung.“ Kaum hatte der Oberſt die Worte ausgeſprochen, als auch ſchon auf dem franzöſiſchen linken Flügel eine Rakete aufſtieg und der Vormarſch dichter Kolonnen bemerkbar wurde. In den Vorſtädten Ratſchenka und Nikolskoi brach infolge der in die Stadt geworfenen Granaten zuerſt das Feuer aus. Der Fürſt Poniatowski mit ſeinen Polen nahm die Gelegenheit wahr und ſtürmte dieſe Vorſtädte. Mutig drangen die Söhne des weißen Adlers bis zur großen Stadtmauer vor, da ſie aber keine Leitern hatten, um die Mauern zu erſteigen, wurden ſie mit ſtarken Verluſten zurückgeſchlagen.

Ney drang von Weſten her in die Vorſtadt Krasnenkoj ein. Davout, unter der Führung des Kaiſers ſelbſt, warf ſeine Diviſionen Gudin, Morand und Friant auf das Malachowskiſche Tor. Die Stadtmauer, welche die innere Stadt einſchloß, war den Verteidigern ein unüberwindliches Hindernis. Schließlich brüllten 150 Geſchütze gegen dieſe ſtarken Tartarenmauern.

Digitized by Google

General Dochturow, der die Gewalt des Angriffs erkannte, schickte seinen Oberquartiermeister zu Barclay und bat um Verstärkung. Barclay ließ ihm sagen, daß von seiner und seiner Truppen Tapferkeit die Erhaltung der ganzen Armee abhänge und sandte zugleich den Prinzen Eugen von Württemberg, der mit seiner Division am nächsten stand, in die Stadt hinein.

„Meine Division", so berichtet Prinz Eugen, „stand zu eben dieser Zeit in Kolonnen hinter dem kommandierenden General und ich erbot mich selbst, in die Stadt zu eilen, um ihm über die wahre Lage der Dinge zu berichten. Jenseits der Brücke befand ich mich alsbald von einer bedrängten Masse von Verwundeten umgeben, daß mir das Durchwinden fast unmöglich wurde, man konnte sich nicht leicht etwas Gräßlicheres denken als dieses Schauspiel. Zerfetzte Gesichter, zerschossene Glieder und Blut in Strömen bezeichneten den Zug dieser aus dem Treffen weichenden Menschenmenge. Ich fand den General Dochturow dicht hinter dem Malachowskischen Tor, von seinem Gefolge umgeben, im ärgsten Kugelregen. General Konowniţyn war sehr tätig und eifrig, doch schien ihm bei gänzlicher Entblößung von frischen Truppen die Stadt unwiederbringlich verloren. „So ist es und nicht anders," rief er mir zu, „ein Blick auf den Feind wird Sie davon überzeugen!" Wir drängten uns nun durch das Gewühl unter dem Tore auf die Brücke, die über den Stadtgraben führte. Hier zerschlug eine Flintenkugel dem General Konowniţyn den Griff seines Degens. Man sah, daß der Feind die jenseitigen Häuser besetzte. Dies gab Hoffnung zum Zeitgewinn."

So standen also die Sachen auf russischer Seite, und am Abend des Tages nach blutigem Ringen kehrte, wie wir schon hörten, Napoleon unmutig und enttäuscht in das Biwak zurück. Die Verluste der Franzosen, als der Angreifer, waren angeblich doppelt so hoch als die der Russen, 12000 gegen 6000. Besonders das polnische Korps Poniatowski hätte außerordentlich schwer gelitten. Das sind prüfungslose Nachschreibereien, bei den Polen dadurch veranlaßt, daß viele von ihnen in den Flammen umkamen. Am 16. griff Neys Division Ledru (nicht Razout, wie Marbot schreibt) die Zitadelle umsonst an, verlor also keine Zeit, aber außer Murat kam nur ein wenig Artillerie an, so daß Napoleon überhaupt nicht ernstlich angreifen konnte. Man verlor etwa 1000 (20 Offiziere, 350 von 46. Ligne). Am 17. hatten 130000 Russen nicht „185000" vor sich, sondern nur 113000. Denn Ney ließ sein Illyrisches und Oldenburger Regiment auf Etappenposten, Poniatowski Division Dombrowski in Minsk, bei Murat fehlten Korps Latour-Maubourg und Division Doumerc und Sebastiani nebst einigen Entsendungen, bei Davout Division Compans und Desaix. Er hatte noch 55600, schmolz also sehr wenig wegen seiner eisernen Manneszucht, Ney, der hier nur noch 23000, Poniatowski 17500, Murat 16500, überall zu viel Kavallerie, mit 342 Geschützen, die dann noch aus der anlangenden Gardeartillerie verstärkt wurden. Von noch nicht mal 80000 Infanterie kamen aber höchstens 45000 ins Feuer, von Ney wieder nur Ledru und einige Württemberger, Verlust etwa 800, von Davout nur Morand ganz, Gudin teilweise, Friant nur mit 15. L., Verlust 144 Offiziere, 3200, Poniatowski 69 Offiziere, 1200 (Oginskin), Murat demonstrierte nur (laut Masson 1. Lanciers brav), Total höchstens 5500, nicht 7—12000, selbst Thiers schätzt zu hoch, wohl Neys Sturm am 16. mitrechnend oder aber ahnend, daß auch am 18. noch gefochten wurde, wovon man nirgends liest. Hier verlor Ney nochmals 47 Offiziere (18 Razout), 12. Gudins 9, außerdem bluteten 9 Artillerieoffiziere Neys, 3 Davouts, überhaupt im ganzen 74 Offiziere, wobei 3 Generäle. Somit trifft Berndts Ziffer 8000 zu, weil er den 18. einbezieht, sicher ohne obige Begründung aus Martiniens Offizierstableau zu kennen. Wenngleich eine Eroberung der Stadt nicht erfolgt war, erkannte der General Barclay de Tolly dennoch ganz klar, daß er die Stadt aufgeben und den weiteren Rückzug gegen Moskau antreten mußte. Zwar ging, wie wir schon sagten, die Opposition des Hauptquartiers außerordentlich weit; Großfürst Konstantin und Bennigsen begaben sich mit einer Anzahl der ersten Führer zu Barclay und versuchten in heftiger Weise eine Zurücknahme seines Rückzugsbefehles zu veranlassen, aber Barclay blieb bei seinem Entschluß. Selbst dem Bruder des Kaisers gegenüber blieb er fest. Er wies die Herren mit Ernst und Würde in ihre Schranken zurück und entledigte sich dann auf eine sehr feine Weise des Mannes, der hier den Kristallisationspunkt aller Unzufriedenen bildete und hinter dessen hoher Würde sich alle, die mit Barclays Oberkommando unzufrieden waren, deckten: des Großfürsten Konstantin. Er sagte dem Großfürsten: er habe dem Kaiser Papiere von solcher Wichtigkeit zu übersenden, daß er sie nur dem kaiserlichen Bruder anvertrauen könne, in einigen Stunden würde er die Ehre haben, diese Papiere seiner kaiserlichen Hoheit einhändigen zu lassen. Der Großfürst verstand den Wink und reiste ab. Ihm folgte bald General Bennigsen und einige andere der Hauptdränger.

Barclay überließ also die Stadt Smolensk den Franzosen und zog sich einen Tagemarsch auf der Straße nach Porietschie zurück. Die Mutter Gottes von Smolensk oder vielmehr die zwei Mütter Gottes von Smolensk, deren eine der Sage nach vom Evangelisten Lukas selbst gemalt sein sollte und sich in der Kathedrale „Zur Himmelfahrt Mariä" befand, ließ der Obergeneral mitführen und durch eine Ehren-

Digitized by Google

Vormarsch der Franzosen aus Smolensk
Nach Alb. Adam aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

wache im Zuge des Heeres geleiten. General Konownitzyn führte bei seiner dritten Division diese beiden Heiligenbilder mit sich und sie begleiteten vom 18. August bis zum 18. November das Heer, an welchem Datum sie von neuem in Smolensk wieder aufgestellt wurden. Barclay richtete ein schlichtes Schreiben an seinen kaiserlichen Herrn, in welchem er die Aufgabe von Smolensk eingehend begründete. Er klagte darin lebhaft über die Anfeindungen und Intrigen, die seine Befehlsführung so sehr erschwerten. „Wenn ich mich", so schreibt er, „durch blinden, törichten Ehrgeiz hätte leiten lassen, dann hätte vielleicht Eure Kaiserliche Majestät Berichte von Schlachten empfangen, — dennoch aber befände sich der Feind heute unter den Mauern von Moskau!" Aber man hatte dem trefflichen Barclay zu Petersburg den Nachfolger schon gegeben. Am 20. August hatte der Kaiser den alten einäugigen Kutusow zum Obergeneral der vereinigten russischen Armeen ernannt. Die Altrussen hatten so lange gedrängt, bis sich der Kaiser entschloß, dies Moskowitische Vollblut von einem Kutusow an die Spitze der Armee zu stellen. Wir werden von Kutusow, wenn er in Wirksamkeit tritt, noch zu reden haben, hier mag nur erwähnt sein, daß, als Kutusow zur Armee abging und ein Neugieriger aus seiner Verwandtschaft den Feldmarschall fragte: „Wann gedenken Sie, mein Cousin, den Kaiser Napoleon zu schlagen?" der alte, schlaue, halbblinde Polyphem entgegnete: „Schlagen? Gar nicht schlagen werde ich ihn, aber zu täuschen gedenke ich ihn."

Bevor wir hier in unserer Erzählung fortfahren, wollen wir uns von Feldgenossen noch etliche Episoden aus dem blutigen Kampfe um Smolensk erzählen lassen. In dem folgenden Bericht des Grafen Wedel wohnt dicht neben schöner Menschlichkeit das Grausen und Entsetzen. Hier ist er:

„Am 16. August abends trafen wir vor Smolensk ein, dessen buschreiche Umgebung vom Feinde stark besetzt war. In der sichern Erwartung, daß es hier an der Grenze des alten Rußlands zur Schlacht kommen werde, hatte der Kaiser die Massen nachrücken lassen und es war am 16. abends eine unabsehbare Anzahl von Truppen versammelt. Von den hohen krenelierten Mauern der alten Feste Smolensk sahen die Russen dieses Heer sich vor ihnen ausbreiten. Wohl schwerlich vertrauten sie auf die Festigkeit dieser alten Stadt, die keine andere Werke hat, als eine hohe Mauer von Backstein, welche alle paar hundert Schritt von einem hohen Turm mit plattem Dache unterbrochen wird und einen tiefen trockenen Graben rund um die Mauer.

Am Nachmittage dieses Tages hatten wir eine seltsame Szene. Die Division Bruyère war am linken Flügel in drei Linien hintereinander aufgestellt, in der vordersten stand die Brigade Jacquinot; ich befand mich mit meinem Zuge bei den Tirailleurs, uns gegenüber schwärmten Dragoner und Kosaken. Bald griffen sie die Tirailleurs an, bald wichen sie zurück und lockten uns zu den Büschen, in denen Infanterie steckte, die dann Feuer gab und uns zum raschen Rückzug nötigte. Diese gegenseitigen Neckereien dauerten so eine Zeitlang. Da hörten die Russen auf zu feuern, stellten ihre Tirailleurs in Distanzen von 15—20

Digitized by Google

Schritt auf und steckten zum Zeichen, daß sie nicht mehr fechten wollten, die Säbel ein. Wir folgten dem Beispiele und stellten unsere Tirailleurs ihnen etwa 100 Schritt gegenüber ebenso auf, mit dem Befehle, nicht zu schießen und ruhig zu stehen. Bald ritt ein russischer Dragoneroffizier einige Schritte vor, grüßte und winkte mit einer Flasche. Ich folgte dem Beispiel und stellte mich auch vor unsere Tirailleurlinie. So näherten wir uns etwa auf 30 Schritt, da rief der Russe:

„Mon camarade! il est inutile, de fatiguer nos cheveaux et de tuer nos gens pour rien. Buvons plutôt la goutte ensemble; il nous restera assez de temps pour nous battre après.“*)

Wir näherten uns einander und tranken ganz freundschaftlich, während in der Ferne das Gefecht zwischen anderen Truppen ungestört fortging. Bald kamen noch einige russische Offiziere heran; ich wollte mich zurückziehen, aber der Dragoneroffizier sagte mir: „Je vous engage ma parole d'honneur, qu'ils ne vous feront pas de mal.“**)

Ich blieb und wir sprachen ganz freundschaftlich. Ich fand seinen Rum gut, konnte ihm aber keinen wiedergeben. Bald kamen noch mehr Offiziere von beiden Seiten; auch unsere Marketenderin Madame Ehmke, eine hübsche Frau, die stets zwischen den Tirailleurs herumritt und zwei Fäßchen Branntwein auf ihrem Pferde hatte, kam herbei und schenkte den Russen gratis ein, während sie uns ihr Getränk teuer verkaufte. Ein junger Leutnant unseres Regiments, Piessac, der ein schönes, mädchenhaftes Gesicht hatte, ward von einem bärtigen, alten Russen sogar geküßt. Ein russischer Ulanenoffizier, geborener Pole, der uns nach der Uniform für Polen hielt, weil wir deren Uniform trugen, wollte sich nach seinen Landsleuten erkundigen, und als er hörte, daß allerdings ein polnisches Lancierregiment im zweiten Treffen hinter uns halte, ritt er voll Vertrauen, so schnell sein Pferd laufen konnte, auf das Regiment zu. Wir glaubten, er wolle desertieren, das war aber keineswegs seine Absicht, nur seine Landsleute wollte er sehen. Bei ihnen hat er seine Galle gegen die ruhmlose Art, Krieg zu führen, die Barclay de Tolly, der russische général en chef gewählt habe, Luft gemacht. Die ganze Armee brenne vor Begierde, sich mit uns auf Tod und Leben zu messen. Als ihm erwidert ward, auch wir wünschten nichts sehnlicher als eine Hauptschlacht, die das Schicksal des Krieges entscheide und seien des Umherziehens in einem Lande, welches so wenig Ressourcen darbiete, herzlich müde, entgegnete er: wenn wir etwa hofften, daß es hier bei Smolensk zu einer Schlacht kommen solle, so sei unsere Hoffnung vergebens; er wolle die höchste Wette eingehen, daß wir morgen in Smolensk einrücken, sie aber wie bisher zurückgehen würden, ohne geschlagen zu haben.

Unterdes hatte der General Bruyère, der ziemlich entfernt war, die Szene bemerkt und einen Adjutanten abgeschickt, um die Offiziere auf ihre Posten zurückzurufen und den Russen anzudeuten, sich ebenfalls hinter ihre Tirailleurlinie zu begeben, widrigenfalls man auf sie feuern werde; den polnischen Offizier, der ins zweite Treffen geritten war, befahl er, zu arretieren. Der Adjutant ritt aber, ohne Zweifel absichtlich, so langsam, daß der Pole, vorher von einem andern Offizier aufmerksam gemacht, eiligst davon ritt.

Wir standen nun noch mehrere Stunden bis zum Abend einander gegenüber; aber die einmal geschlossene Freundschaft dauerte fort und es fiel kein Schuß mehr, bis wir uns gegenseitig zurückzogen. — —

Am 19. gingen wir über das Leichenfeld von Smolensk. Mehrere tausend Tote bedeckten es, aller Kleidung beraubt, unter den Strahlen der Augustsonne in schnelle Verwesung übergegangen, die Leiber blau, hoch aufgetrieben, die Glieder geschwollen, ein grausiger Anblick. Das Innere von Smolensk war nicht weniger geeignet, Entsetzen zu erregen. Die meisten Häuser waren in Flammen aufgegangen, die hölzernen bis auf den Boden verbrannt, die steinernen ganz ausgebrannt. Die abziehenden Russen hatten alles verwüstet, was irgend hätte von Nutzen sein können. Leichen überall, aber welche Leichen! Niemand hatte Zeit und Lust gehabt, sie aus dem Wege zu räumen, und gleichgültig, durch Gewohnheit des täglichen Anblicks und eigenen Leidens, gegen das, was in anderen Zeiten den Gefühllosesten mit Schauder erfüllt haben würde, waren Geschütz, Bagage, Pferde und Fußvolk zweier Armeen über Tote und Verwundete hinweggezogen. Die Körper waren zerschmettert, platt gefahren und getreten. Das Blut hatte sich mit dem Staube vermischt und war mit demselben zu einer festen Masse zusammengeknetet; die Straßen waren wie mit einem dicken weichen Teppich bedeckt. Mit Schaudern dachte man: das waren Menschen wie du, das kann auch aus dir werden! Auch ich zog darüber hinweg, wie Tausende vor und nach mir, als ich zwischen zwei niedergebrannten Häusern einen schmalen Garten bemerkte, in welchem unter Obstbäumen, die verkohlte Früchte trugen, fünf oder sechs im eigentlichen Sinne des Wortes gebratene Menschen lagen. Wahrscheinlich waren es Schwerverwundete, die man, ehe es ge-

*) Mein Kamerad, es ist unnütz, für nichts unsere Pferde zu strapazieren und unsere Mannschaften zu töten; trinken wir lieber zusammen! Nachher wird uns noch Zeit genug verbleiben, uns zu schlagen!

**) Ich verbürge mich mit meinem Ehrenwort, daß sie Ihnen nichts Böses zufügen werden!

Digitized by Google

brannt, unter dem Schatten der Obſtbäume niedergelegt hatte. Die Flamme hatte ſie nicht unmittelbar berührt; aber die Hitze hatte die Sehnen der Arme und Beine zuſammengezogen und in gräßlicher Verzerrung krumm gegen die ſchwarz geſengten Leiber gebogen. Die Lippen waren von den weißen, ſchrecklich hervorſtehenden Zähnen zurückgezerrt, und tiefe, finſtere Löcher bezeichneten die Stelle der Augen.

In dieſem Kriege war es überhaupt nicht Sitte, die Leichen zu begraben. Der tägliche Anblick verſtümmelter, von Tieren benagter Körper, das Jammergeſchrei Verwundeter und Sterbender, denen man nicht helfen konnte und an denen man, ohne ihr Flehen zu beachten, vorüberziehen mußte, hatte Herz und Gefühl gegen fremdes Leid abgeſtumpft und verhärtet. Aber der Anblick dieſer bei langſamer Glut geröſteten Menſchen ließ uns dennoch erbeben und machte uns die Haare ſträuben.

Wir waren froh, auf der anderen Seite von Smolensk wieder reine Luft atmen zu können. Kaum eine Viertelſtunde vor dem Tore kam uns ſchon eine große Menge friſch Verwundeter entgegen. Eine Stunde von dort hatte ſich ein lebhaftes Gefecht angeſponnen. — Dies war das Gefecht von Walutina-Gura.

Hören wir nun auch, was der weſtfäliſche Stabsoffizier Herr von Loßberg in ſeinen Briefen in die Heimat über die Erlebniſſe jener Tage berichtet:

„Da wir auf dem Platze, wo wir die Nacht um 12 Uhr angekommen ſind, heute bleiben, ſo benutze ich die Zeit, um da fortzufahren, wo ich geſtern ſtehengeblieben bin. Kaum mochten wir eine Stunde auf dem Marſche zurückgelegt haben, ſo trieb uns der Wind den Rauch von Smolensk entgegen, welche unglückliche Stadt, nach Verſicherung mehrerer hin- und herſprengenden Adjutanten von der einige Stunden vor uns marſchierenden leichten Kavallerie, ſchon ſeit zwei Tagen in hellen Flammen ſteht, wovon wir uns bei der Fortſetzung des Marſches immermehr überzeugten. Ununterbrochener Kanonendonner, wozu auch zuletzt ein ſehr ſtarkes Kleingewehrfeuer kam, verkündete uns ein ernſtes Begegnen mit dem Feinde. Um 10 Uhr abends näherten wir uns dem linken Flügel der in Maſſe geſchloſſenen franzöſiſchen Garden, welche hinter vier ebenſo geſchloſſenen Armeekorps ſtehen, wovon ſich zwei (das I. und III.) den 16. und den 17. vergeblich geſchlagen haben, um Smolensk im Sturm zu nehmen, was Bagration, unterſtützt von Barclay, der ſich auf dem rechten Ufer mit dem größten Teil der ruſſiſchen Armee befindet, verteidigt hat.

Wie ſoll ich aber ein Schauſpiel (ein ſo großes Ernſtfeuerwerk), welches auf dem Kontinente wohl wenig geſehen worden iſt, beſchreiben, das ſich unſeren Blicken, ſobald wir uns den Garden näherten, darſtellte. — Um mich kurz zu faſſen, ſo denke man ſich eine mit vielen Kirchen und Türmen gebaute ziemlich hoch liegende Stadt, von 18 000 bis 20 000 Einwohner, in lichten Flammen ſtehen: um ſie herum nahe an 400 000 Ruſſen, Franzoſen und Rheinbundstruppen auf einen verhältnismäßig ſehr engen Raum beſchränkt, (teilweiſe durch den Dniepr getrennt) bei Hunderttauſenden von Biwaksfeuern gelagert, einen großen Teil auf und vor den Wällen mit Geſchoſſen aller Art ſich ſchlagend, ſo daß oft Hunderte von leuchtenden Kugeln, aus Mörſern und Haubitzen abgeſchoſſen, ſich begegneten. Alle, auch die älteſten franzöſiſchen und polniſchen Offiziere verſicherten, nie ein ſo imponierend ſchönes, zugleich aber auch ein ſo gräßliches Schauſpiel geſehen zu haben, welches an Großartigkeit ſelbſt den Ausbruch eines feuerſpeienden Berges übertreffe. Nimmt man noch hinzu, um was es ſich in dieſem Rieſenkampfe handelt, der in ſeinem Beginnen ſo furchtbar ſich verkündete, ſo mag man die außerordentliche Spannung begreifen, welche ſich der Gemüter allgemein bemächtigte.

Was die Gefühle eines Soldaten (der nur als ſolcher ſein ſtrenges Pflichtgefühl vor Augen hat) am höchſten hierbei ſteigern mußte, war die Grabesſtille, die wir ſowohl in den Biwaks der Garden, welche das Zelt ihres Kaiſers umgaben, als bei allen den Armeekorps fanden, die wir ſo ziemlich vom äußerſten linken nach dem äußerſten rechten Flügel durchkreuzten. Hier ſtellten wir uns hinter den Polen in geſchloſſene Bataillonsmaſſen auf, wo wir uns jetzt noch befinden, ſo daß ſich auf einem ſehr engen Raume die Garden und die Korps von Murat, Davout, Ney, Poniatowski und Junot vereinigt haben, die in einem Halbkreiſe (mit beiden Flügeln an den Dniepr geſtützt) Smolensk auf dem linken Ufer einſchließen. Nie werde ich den Augenblick vergeſſen, als ich das Zelt Napoleons, mit zwei davorſtehenden Grenadieren von der Garde, ganz nahe mit dem Bataillon paſſierte und ein Offizier aus demſelben ſtürzte, welcher die größte Stille befahl, weil der Kaiſer ſchlafe. Alsbald verſtummten die Kriegsgeſänge der Soldaten und ſtill zogen wir am Zelte des Kaiſers vorüber, das ſich durch Umfang und Höhe auszeichnete und vor welchem zwei hell leuchtende Laternen, für diejenigen, welche den Kaiſer in der Nacht ſuchten, aufgerichtet waren.

Übrigens beſtätigte ſich vorzugsweiſe auf dieſem Marſche, beſonders beim Paſſieren der vielen Biwaksfeuer, wo oft in Rotten marſchiert wurde, welche Aufmerkſamkeit erfordert wird, um das Austreten der erſchöpften Soldaten aus den Gliedern zu verhindern; ich kam deshalb auch heute nie hinter dem Bataillon weg, und machte nur eine Ausnahme davon beim Paſſieren des kaiſerlichen Zeltes. Ich hatte aber auch die Genugtuung, daß bei der Ankunft auf dem Platze, der uns für die Nacht angewieſen wurde, nur wenige Leute vom Bataillon fehlten, welche ſich, durch Unteroffiziere geführt, wieder bei demſelben ſehr frühe am Morgen einfanden. Bei mehreren Bataillonen der Armee aber, wo man keine zweckmäßigen Anordnungen

Digitized by Google

dieserhalb getroffen hatte, fanden sich die Zurückgebliebenen in großer Menge erst am Nachmittag ein, so daß diese, wenn wir uns den Morgen mit dem Feinde geschlagen hätten, was wir doch gestern annehmen mußten, gefehlt haben würden. —

Mit Anbruch des Tages stand das Armeekorps unter dem Gewehre und es wurde uns bald nachher offiziell verkündet, daß die Stadt auf dem linken Ufer von den Russen, wahrscheinlich spät in der Nacht, geräumt und von den Franzosen besetzt worden sei, so wie ich ferner erfuhr, daß die zwei Armeekorps, den 16. das III. und den 17. das I. Armeekorps sich sehr brav geschlagen, aber auch sehr viele Menschen, besonders die Württemberger, am 16. verloren haben.

Die Stadt ist diesseits von einer zirka 40 Fuß hohen und einer halb so breiten Mauer, mit Zinnen und vielen Türmen umgeben, wovor ein verfallener trockener Graben liegt. Mit mehreren Offizieren des Armeekorps so weit vorgehend, daß ich die Werke von Smolensk und die Umgegend einigermaßen zu übersehen vermochte, bemerkte ich auch diesseits der Stadt, auf dem Wege nach Orsza hin, ein Erdwerk in Form eines Ravelins und dahinter zur Seite selbst ein geschlossenes Werk, welches nach Versicherung eines polnischen Stabsoffiziers, den ich hier fand und der Smolensk aus früheren Zeiten kannte, die Zitadelle sein soll, die aus mehreren Bastionen zusammengesetzt, ein Polygon bildet.

Die äußersten Vorposten der Franzosen, welche in der Nacht bis nahe am Grabenrande standen, sollen mit Tagesanbruch sehr überrascht gewesen sein, gegenüber keine Bajonette mehr bemerkt zu haben. Wirklich fanden sie, nachdem sie weiter vorgegangen waren, sämtliche Werke vom Feinde verlassen und die französischen Garden haben hierauf die Stadt in Besitz genommen."

Napoleon hatte also ein loderndes, brennendes Smolensk erobert; er selbst verglich die brennende Stadt in seinem Bulletin mit einem Ausbruch des Versuv. In dieser Stadt war seines Bleibens nicht. Das Wort, das er noch in Witebsk zu Duroc gesagt hatte: „Wir müssen marschieren oder sterben. Ein Kaiser stirbt stehend und solange er steht, stirbt er nicht, wir müssen marschieren oder handeln," — dies Wort wurde nicht nur von Tag zu Tag, sondern von Stunde zu Stunde mehr als notwendig für ihn. Es war sein einzigstes Glaubensbekenntnis noch, wenn er nicht zurückwollte. Aber er konnte ja gar nicht zurück, sein ganzes Kaiserreich war aufgebaut auf die Erfolge seiner Waffen; er konnte vor die unterworfenen Völker nicht hintreten als ein Mann, dem sich das Ziel versagt hatte, denn er mußte annehmen, daß alsbald an allen Ecken und Enden seines großen Gewaltreiches die Empörung auflodern würde, wenn er sein Glück in Rußland ließ.

Vor allen Dingen galt es für ihn jetzt, dem Feinde auf den Fersen zu bleiben, ihn sich an der Klinge zu halten. Während des 18. August stand Barclay de Tolly, wir wie gehört haben, noch an der Straße von Porietschie. Einesteils wollte er nicht den Eindruck hervorrufen, als sei er geschlagen, dann aber gebrauchten auch die Truppen, durch die scharfen Märsche der vorhergehenden Tage ermüdet und mitgenommen durch den heißen Kampf um Smolensk, dringend einige Ruhe; erst in der Nacht zum 19. August brach Barclay auf. Er bog, um nicht allzu nahe am Dniepr entlang marschieren zu müssen, nördlich nach Stabnia aus, um auf diesem Umweg die Moskauer Straße zu gewinnen. Er bildete unter dem Kommando des Generals Tutschkow eine starke Avantgarde und vertraute dem General Korff eine starke Nachhut an. Aber es geschahen auf dem Abmarsch und im Dunkel der Nacht so mancherlei Fehler, so daß der Rückzug starke Verzögerung erlitt. Dies erleichterte es Napoleon, sich die Russen an der Klinge zu halten.

Vigier-Davout überliefert falsch, Friant habe schon am 18. im Morgendämmern alle Mauern geräumt gefunden, deren Türme Davouts Zwölfpfünder anzündeten (Girod de l'Ain), vielmehr meldet Prinz Württemberg, daß er sogar die Krasnoivorstadt wieder besetzte. So genau muß man allen Historien auf die Finger sehen, denn nun wird auf einmal klar, warum Ney, Murat, Davout erst am 19. vormittags den Dniepr überschreiten konnten. Da Barclay vor straßenbeherrschender Kanonade auswich und erst bei Lubino auf die Moskauerstraße wieder einbiegen wollte, so mußte der Rückzug gefährlich werden, falls Junot rechtzeitig sperrte. Dieser aber rührte sich nicht, Murat ließ nur Kav.-Division Bruyère auf der russischen Linken etwas plänkeln. Napoleon beehrte in Smolensk Gudins neuerrichtetes 127. Hanseatenregiment, das sich beim Sturm besonders auszeichnete, mit ergreifender Ansprache und Adlerverleihung. Jetzt kam Gudin erneut scharf ins Feuer. Auf seine 7000 bezieht sich mit die falsche Ziffer 28 000 für Ney und Teile Murats, während die Russen nach und nach weit mehr als 23 000 verwendeten nebst „formidabler Artillerie".

Am 19. August in der Morgenfrühe um 3 Uhr war der Schlag von zwei Brücken über den Dniepr vollendet; sofort ging das Korps des Marschalls Ney über die Brücke, während der König von Neapel mit seiner Reiterei eine Furt gefunden hatte, die er watend und schwimmend passierte. Ihnen folgte der immer eifrige Davout, während der Generaloberst Junot am südlichen Ufer des Dniepr hinaufzog, um bei Pruditschewo überzugehen, wo sich ebenfalls zwei Furten gefunden hatten. Seine Garden, den Vizekönig mit dem italienischen Korps und das polnische Korps behielt der Kaiser bei sich. Murat, Ney, Davout sollten den Feind stellen und Junot sollte ihm in den Rücken kommen. Der Kaiser selbst ging, nachdem er seine Anordnungen

Digitized by Google

getroffen hatte, nach Smolensk zurück. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß in diesen Tagen von Smolensk Napoleon nicht der alte war!

Wenn so die französischen Marschälle auf Befehl ihres kaiserlichen Herrn versuchten, sich den Feind an der Klinge zu halten, hatte der Obergeneral Barclay de Tolly mit seinem Nachtmarsch wenig Glück. Es entstand, man weiß nicht woher, eine eigentümliche Konfusion, und es ging ganzen Abteilungen seines Heeres ähnlich, wie es dem französischen General Junot einige Tage früher auf seinem Anmarsche gegen Smolensk ergangen war: sie marschierten in den Wäldern die Kreuz und Quer und kamen trotz angestrengter Märsche nicht recht von der Stelle. In der sechsten Morgenstunde früh trat die Kolonne des Herzogs Eugen von Württemberg nahe dem Dorfe Gedeonowo aus dem Walde heraus und war so nur anderthalb Werst von der Petersburger Vorstadt entfernt, wo der Marschall Ney, der den Dniepr überschritten hatte, sich bereits befand. Barclay de Tolly war zur Stelle. Er erkannte sofort die große Gefahr, in welcher seine Nachhut unter dem General Korff schwebte, und er schickte dem Prinzen Eugen von Württemberg durch seinen Adjutanten die Order, die Position von Gedeonowo unter allen Umständen solange als möglich zu halten, „da von seinen Truppen das Heil der Armee abhänge".

Marschall Ney, der bisher der Meinung gewesen war, daß die russische Armee längst auf der Straße nach Moskau in vollem Abmarsch sei und der seinem Kaiser eine solche Botschaft gesandt hatte, war äußerst erstaunt, als er plötzlich auf Widerstand stieß. Hier trat eine der Neyschen Stimmungen ein, von denen uns schon sein Kollege Marmont berichtet hat: er wagte nicht, energisch einzugreifen. Seine ersten Plänkler stießen auf ein Bataillon des Regiments Tobolsk, das ein außerordentlich tüchtiger Offizier kommandierte: der Major Baron von Lüdinghausen, genannt Wolf. Dieser Mann leistete den Neyschen Versuchen, ihn über den Haufen zu rennen, einen ungeahnten Widerstand. Der Marschall schickte zum Kaiser und wieder zum Kaiser, aber Napoleon ließ nicht viel von sich hören. Es entspann sich ein hartnäckiges Plänklergefecht, aber Ney kam nicht recht vorwärts. General Korff mit der russischen Nachhut ließ sich noch immer nicht sehen. Endlich gegen 11 Uhr traf Korff ein; er löste die stark mitgenommenen Abteilungen des Prinzen von Württemberg ab und nahm den Kampf auf.

Jedenfalls erwies es sich jetzt als Glück, daß Barclay unter dem Kommando des Generals Tutschkow III. eine Vorhut auf der Moskauer Straße vorgeschoben hatte. Tutschkow hatte sich zur Deckung dieser Straße hinter der Kalodnia an der Straße von Smolensk nach Moskau festgesetzt. Hier wurde er gegen Mittag von der Division Razout des Neyschen Korps angegriffen. Schritt für Schritt verteidigte Tutschkow den Boden und behauptete sich bis gegen 3 Uhr nachmittags, zu welcher Stunde er sich hinter den Straganbach, östlich des Fleckens Walutina-Gora, zurückzog. Hier wurde er von frischen Kräften aufgenommen und an der Schlacht von Walutina-Gora nahmen nun ungefähr 23 000 Mann des russischen Heeres teil. Murat und Ney verfügten zunächst über 28 000 Mann. Es kam zu einem außerordentlich blutigen Kampfe. General Barclay de Tolly selbst leitete auf der russischen Seite die Schlacht, während der Kaiser Napoleon nur kurze Zeit selbst zur Stelle war und dann nach Smolensk zurückritt. Er überließ es seinen Marschällen, die Schlacht zu Ende zu führen. Er wußte in jenen Stunden nicht, daß er unter Umständen die Armee Barclays durch einen kühnen Schachzug von der Bagrations trennen und einzeln schlagen konnte. Er glaubte, daß es sich für Barclay nur um ein Arrieregardengefecht handle, um seinen Rückzug nach Moskau zu sichern. Bevor der französische Kaiser das Schlachtfeld verließ, machte er noch einen bösen Fehler. Bereits holte die Division Morand vom Korps Davout zu einer Flankenbewegung aus, als der Kaiser sie zurückrufen ließ, da er befürchtete, sie zu gefährden. Schließlich war er doch genötigt, da die Russen einen dauernden Widerstand leisteten, den General Gudin mit seiner Division Marschall Ney zu Hilfe zu schicken. Um 5 Uhr nachmittags traf Gudin ein und griff sofort die halbzerstörte Brücke über den Straganbach an. Er stieg vom Pferde und stellte sich an die Spitze des 7. leichten Infanterieregiments, ließ das Bajonett fällen und führte sein Regiment über die Brücke, ohne einen Schuß zu tun, gegen das lebhafte Plänklerfeuer und die russischen Batterien an. Jenseits der Brücke hielt er und ließ unter dem lebhaften Ruf „Vive l'empereur" die übrigen Regimenter an sich vorbeidefilieren, als ihm ein Granatsplitter das Bein zerschmetterte und ihn tödlich verwundete. An seine Stelle trat General Gérard. Mit diesem Gudin fiel einer der bravsten Führer der großen Armee, schon in seiner Jugend wohlbekannt als Erstürmer der Grimsel und Verteidiger der Teufelsschlucht am Gotthard unter Lecourbe.

So heftig in der Front angegriffen, hätte eine Umgehung des rechten russischen Flügels unbedingt zu einer schweren Niederlage der im Kampf befindlichen russischen Armeekorps führen müssen, ja unter Umständen wäre die Trennung Barclays von Bagration die Folge gewesen. — Der Kaiser Napoleon selbst war nicht zur Stelle, er war unbegreiflicherweise, wie wir hörten, nach Smolensk zurückgeritten. Gewiß ist, daß Marschall Ney und König Murat das Ihrige taten, aber wer nicht das Seinige tat, das war wiederum einmal Junot. Die linke Flanke Barclays war nur durch vier Husarenregimenter gedeckt und Junot mit seinem Korps tapferer Westfalen, ungefähr 15 000 Mann an Zahl, die bisher noch gar kein Gefecht mit-

Digitized by Google

gemacht hatten und zum Schlagen erzbereit waren, ſtand kaum eine halbe Stunde Wegs vor dieſem ruſſiſchen linken Flügel. Er hatte ſeine Truppen gedeckt hinter dem Gehölz von Tebenkowo aufgeſtellt; aber ſo ſehr den Marſchall ſeine eigenen Generale drängten, er blieb untätig ſtehen und überließ es ſeinen Kollegen, wie ſie mit den Ruſſen fertig würden.

Da ſprengte Joachim Murat plötzlich heran und ſchon hofften die tapferen Weſtfalen, daß ſie jetzt auf den Feind losgelaſſen würden. „Was machſt Du denn eigentlich, warum greifſt Du nicht an?“ rief Murat dem Andoche Junot zu. Sie ſtanden ſich alle auf du, dieſe alten Soldaten des Glücks. „Ach was,“ ſagte Junot mürriſch, „meine Weſtfalen, die wollen nicht recht draufgehen!“ Das war blanker Unſinn, denn das ganze weſtfäliſche Korps brannte auf die Schlacht. „Wart nur, ich werde ihnen Feuer machen!“ rief Murat, ſetzte ſich an die Spitze einiger Schwadronen weſtfäliſcher Kavallerie und ritt gegen die Ruſſen. Er warf im erſten Anſturm ein ruſſiſches Reiterregiment und feuerte von neuem ſeinen alten Kameraden an. „Siehſt Du, Dein Marſchallſtab iſt zur Hälfte gewonnen, jetzt gehe ſelbſt vor und hole ihn, dort liegt Dein Ruhm, die Ruſſen ſind verloren.“ Junot aber, dem dieſes Drängen unbequem zu ſein ſchien, ſagte mürriſch: „Ich ſtehe hier auf den Befehl des Kaiſers ſelbſt und weiß wohl, was ich zu tun habe.“ Auch der weſtfäliſche General Ochs drängte vergeblich. Junot blieb untätig. (Laut Fabry müßte man freilich dies Urteil etwas revidieren, der um ſo vertrauenswerter, als ſeine Studien genau unſere Schätzung des Smolenskverluſtes beſtätigen.) Die Ruſſen konnten die Scharte, die ihnen Murat auf dieſem Flügel gegeben hatte, wieder auswetzen, ſich ſammeln und ſich von neuem feſtſetzen. So kam es nicht zu einer Umfaſſung des linken ruſſiſchen Flügels und Ney und Murat mußten ſich in der Front weiter mühen. Als ſchon die Dunkelheit einbrach, ſammelte Marſchall Ney nochmals ſeine vier Diviſionen zu einem wütenden Sturm, den er durch einige Zwölfpfünder-Batterien unterſtützte. Hier wurde der General Tutſchkow gefangen, aber er ergab ſich erſt, als er einen Bajonettſtich in der Seite und eine Kopfwunde hatte. General Konowniţyn deckte den Rückzug. Der heiße Tag hatte viel Blut gekoſtet.

Man ſollte ſich nicht auf ruſſiſche Prahlereien verlaſſen wie die Buturlins. Daß die Franzoſen 10000 Mann in dieſem großen Nachhutgefecht einbüßten, iſt lächerlich anzuhören. Ney verlor 68 Offiziere (35 Razout), höchſtens 1500. Daß die Württemberger Infanterie laut Miller 726 verlor, ginge mit Wunderdingen zu, da kein Offizier dort blutete, offenbar ſind ſämtliche Verluſte bei Smolensk hier zuſammengerechnet. Nur die Württemberger Reiter kämpften, im ganzen mögen 250 Kav. inkl. Bruyère und Junots weſtfäliſchen Gardereitern geblutet haben. Junot verlor nur 6 Offiziere, alſo gewiß nicht 300 Mann (Laßberg), ein leichtes Bataillon „faſt ganz vernichtet“ (Kleinſchmidt), Gardechevaulegers um 8 Offiziere, 134 gelichtet (Hohenhauſen)! Gudin trug die Hauptlaſt des Treffens, nur ſeine Hamburg-Lübecker blieben diesmal in Reſerve, 7. L. 12. verloren 41 Offiziere, das 21. allein 35, von dem nirgends die Rede iſt, während das berühmte 12., deſſen Oberſt fiel und deſſen Leutnant Etienne den General Tutſchkow fing, 30 Ehrenkreuze erhielt. Daß es laut Historique allein 1500 (n. a. 1200) verlor, begreift offenbar den Verluſt ſeit 17. mit ein. Freilich muß man bedenken, daß man hier mehr Mannſchaft rechnen darf, weil ſchon bei Smolensk ſo viel Offiziere verloren gingen, doch Davouts altfranzöſiſche Regimenter hatten jedes 5 Bataillone, ſo daß ihre Einbuße ſtets dem Verhältnis von zwei ſonſtiger Regimenter entſpricht. Auf 80 Offiziere verlor Gudin ſchwerlich mehr als höchſtens 2000, ſo daß wir im ganzen höchſtens 4000 annehmen, nicht 7000 (Chambray und Vigier mit tendenziöſer Abſicht). Gegenbeweis fällt leicht; am 2. September zählte die jetzige Diviſion Gérard noch 5064 Infanterie in Reih und Glied, dazu noch eine Menge „Fourageurs“, trotz Abgang ſo vieler Fußkranken. Man darf alſo nicht ſchätzen, daß Napoleon ſeit 16. um 20 000 geſchwächt wurde, ſondern nur um 12000, wie die Ruſſen für ſich zugeſtehen; wahrſcheinlich war ihre Einbuße größer. — 1. Gardediviſion Delaborde hielt in Smolensk nebſt 3 Bataillonen Eugens, deſſen Diviſion Pino nach Witebsk abging. Mit Abzug dieſer 13 000 brach Napoleon noch mit 160 000 von Smolensk auf, nicht 130 000, aus dem einfachen Grunde, weil er noch mit 134000 vor Borodino anlangte, obwohl der Marſch dorthin Blut und viel Strapazenabgang koſtete, ſowie Detachierung von Etappenpoſten, indem auch von 607 Geſchützen 20 ſteckenblieben. Keineswegs nur politiſche Erwägungen bewogen zum Weitermarſch, im ausgebrannten Smolensk hätte man die Verpflegung kaum beſſer geordnet als in Witebsk. Moskau verſprach Beſſeres.

„Wir gingen jetzt in raſcher Gangart vorwärts,“ ſo fährt Graf Wedel in ſeinem Bericht fort, „trafen immer mehr und mehr Verwundete und bald zeigte uns der Anblick zahlreicher Toter, daß hier das Gefecht begonnen habe. Es war dies die blutige Schlacht von Walutina-Gora. Sobald wir Poſition in der Schlachtordnung genommen hatten, erhielt die Schwadron, bei der ich ſtand, den Befehl, die Tirailleurs der ruſſiſchen Jäger, welche mit ihrem Feuer unſerer Linie läſtig wurden, zu vertreiben. Als wir auf ſie losgingen, liefen ſie in einen Haufen zuſammen und bildeten ein unregelmäßiges Karree, welches ſich mit großem Mute eine Zeitlang verteidigte, ſo daß unſere Leute ſtutzten. Da riß der Eskadronchef Deſeffy einem Lancier die Lanze aus der Hand, ſchleuderte dieſelbe wie einen Wurfſpieß in das Karree, ſpornte ſein Pferd und ſtürzte ſich mitten in den feindlichen Haufen, die Schwadron ihm nach und in einem Augenblick war alles nieder-

Digitized by Google

Auf der Straße nach Wiäsma am 20. August 1812
Nach Alb. Adam aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

geritten. Ein Offizier wollte ſich in ein nahes Gebüſch retten, ich holte ihn ein, nahm ihn gefangen und ſorgte, daß ein rechtlicher Lancier ihn zurückbrachte.

Sechs- bis ſiebentauſend Tote bedeckten das Schlachtfeld. Wir kampierten die Nacht auf demſelben. Nicht zwanzig Schritt von meiner Lagerſtelle lag ein ſchwerverwundeter Koſak, der einen Schuß durch die Bruſt hatte und jämmerlich ſtöhnte. Dicht neben ihm lag ſein totes Pferd. Ich ließ ihm ein bequemes Lager bereiten und legte ihn, damit er beſſer Atem holen könne und den Kopf hoch habe, mit dem Rücken gegen ein Pferd, breitete etwas Stroh unter ihm aus und deckte ihn mit einer wollenen Decke zu. „Dobre, Franzuski, dobre!“ ſtammelte er mit mattem, dankendem Tone. Er ſtarb die Nacht, und als unſere Leute ſeinen Leibgürtel unterſuchten, fanden ſie darin eine anſehnliche Summe in Fünf- und in Zwanzig-Franks-ſtücken. Geſtern hatte er es vielleicht einem Toten oder Gefangenen abgenommen, heute ward es ihm abgenommen: heute mir, morgen dir, ſo geht's im Kriege.“

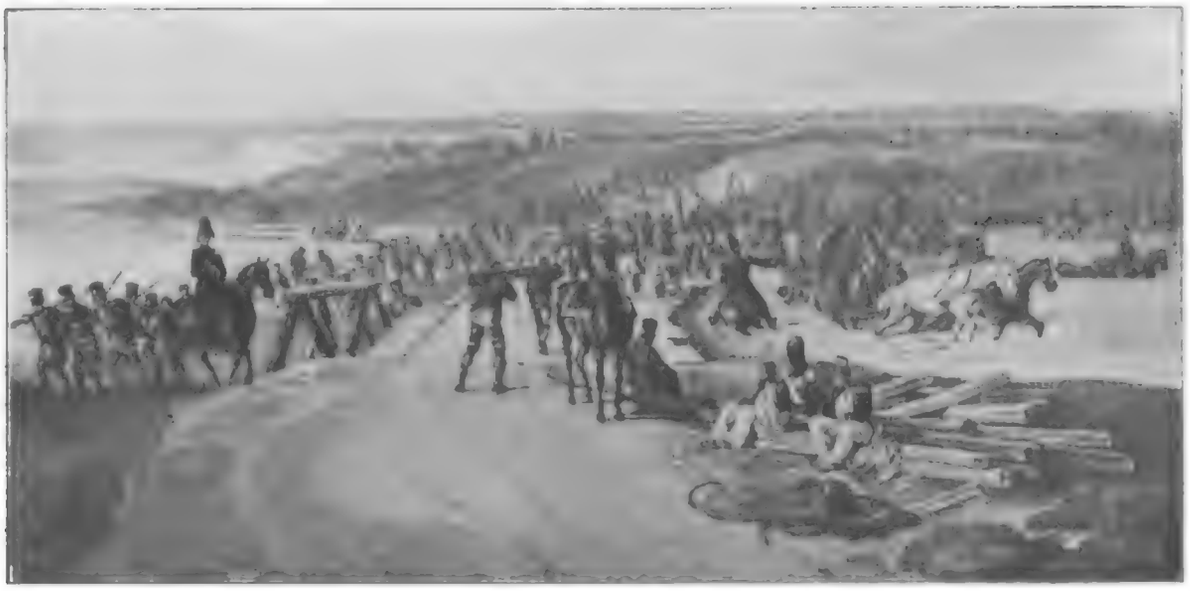
In der Morgenfrühe des nächſten Tages um 3 Uhr ritt Napoleon auf das Gefechtsfeld. Er ließ ſich von König Murat die Schlacht beſchreiben. Der König verſuchte Junots Fehler zu bemänteln, aber der Kaiſer erkannte mit klarem Blick die Gefechtslage und war auf Junot im höchſten Grade wütend. „Nicht an der Brücke,“ rief er aus, „ſondern hier bei dem Dorfe, wo Junot ſtand, lag die Schlacht. Junot hat für immer ſeinen Marſchallſtab verſcherzt“, und zum General Rapp gewendet: „Ich übergebe Ihnen das Kommando über das weſtfäliſche Korps, Sie ſprechen die Sprache dieſer Leute, Sie werden ihnen als Beiſpiel dienen und ſie dazu bringen, daß ſie ſich ſchlagen!“ — Als ob die tapferen Söhne der roten Erde ſich auch nur einen Augenblick geweigert hätten, ſich zu ſchlagen! Generaloberſt Junot allein war Schuld, aber er war auch wieder nicht ſchuld, denn er war krank; allerdings der Kaiſer und die Kameraden wußten das noch nicht. Der Marſchall Berthier, der dem Herzog von Abrantes ſtets wohlwollte, König Murat, Ney, General Rapp legten ſich nun dem Gewaltigen gegenüber aufs Bitten. Es lag ſchließlich, obgleich ſie ſich jeden Erfolg neideten und nur von der feſten Hand des Kaiſers zuſammengehalten einer den andern unterſtützte, dennoch ein gewiſſer Korpsgeiſt in dieſer Marſchallsgeſellſchaft und dieſer Andoche Junot, der Streuſand-Junot vom Lager von Toulon, war ein luſtiger Burſche und ein guter Kamerad all ſeine Tage geweſen. Er war in ſeinen geſunden Tagen unglaublich verwegen, war der beſte Piſtolenſchütze in der ganzen Armee. Napoleon ließ ſich in dieſem Falle nur zu gern erbitten, zunächſt wehrte er ſich noch. „Er iſt ſchuld daran,“ grollte er, „daß die ruſſiſche Armee nicht die Waffen geſtreckt hat. Ich bin vielleicht dadurch verhindert, überhaupt nach Moskau zu kommen, kurz, Sie treten an die Spitze der Weſtfalen!“ Nun erinnerte General Rapp daran, daß Junot ein mit Wunden bedeckter, tapferer Offizier geweſen, daß er in Syrien und Ägypten ſich ausgezeichnet habe und mit ihm baten Berthier und der getreue Caulaincourt, kurz, der Kaiſer ließ Junot dort, wo er war, an der Spitze der Weſtfalen.

Digitized by Google

Aber im ferneren Verlauf des Feldzuges zeigte sich wiederholt die Minderwertigkeit Junots derart, daß Napoleon ihn auf sein Gouvernement in Illyrien nach Hause schickte. Es ging bergab mit Junot. Auf einem großen Ball, den er als Gouverneur veranstaltete, erschien er in höchst seltsamem Aufzuge. Er trug blankgeputzte Schuhe, weiße Handschuhe, den Hut unter dem Arm, das Wehrgehäng an der Seite und an einem breiten Band um den Hals alle seine Orden, — weiter nichts, er war bis auf diese Dinge ganz nackt. Das machte ihn unmöglich. Er starb dann ein Jahr später im Juli 1813 in seinem Heimatsorte Mont-Bard in geistiger Umnachtung durch Selbstmord.

Wieder einmal war der große Erfolg, auf den der Kaiser gerechnet hatte, ausgeblieben. Er hatte selbst am allermeisten schuld, denn warum blieb er nicht auf dem Schlachtfeld, warum leitete er selbst nicht die Operationen? Sein ganzes Wesen, wir sagten es schon, zeigte in diesen Tagen von Smolensk und Walutina-Gora eine seltsame Ermüdung. Es ist verbürgt, daß er lebhaft an den Frieden dachte. Wir hörten, daß der General Tutschkow III. — es waren mehrere Tutschkows bei der Armee, mehrere Brüder, — verwundet wurde. „Der König von Neapel", berichtete Tutschkow in seinem Tagebuch, „befahl sofort seinem Arzte, meine Wunden zu untersuchen und zu verbinden." Als dies geschehen war, fragte er mich, wie stark wir im Gefecht gewesen wären und als ich antwortete, 15 000 Mann, lächelte er ungläubig und sagte: „Erzählen Sie das anderen, Sie waren viel stärker!" — Nach Verlauf einiger Stunden ließ Napoleon bei mir anfragen, ob es mein Zustand erlaube, daß ich zu ihm geführt werden könne. Ich ließ ihm zur Antwort sagen, daß ich zwar noch sehr schwach sei, aber daß dennoch meine Vorstellung möglich sei. — Der Kaiser schickte den Oberst Grafen Flahault — wir haben von diesem Grafen Flahault gehört, er war der Geliebte der Hortense Beauharnais, der Königin von Holland, zu Tutschkow und ließ ihn holen. Napoleon wohnte im Hause des Gouvernements. Als Tutschkow zu ihm geführt wurde, mußte er sich durch eine zahlreiche Schar von Offizieren und Soldaten und Posten winden. Am Eingang des Hotels hielten zwei gardes à choval. Der Kaiser hatte vor sich eine Karte Rußlands liegen, auf welcher die Truppenstellungen durch bunte Fahnen mit Nadeln festgehalten waren. Nahe dem Fenster stand Marschall Berthier, im Zimmer vor seinem Kartentisch der Kaiser. Nun entspann sich folgendes Gespräch: „Von welchem Korps?" — „Vom zweiten Korps, Sire." — „Ach, dies ist das Korps Baggehuffwudt?" — „So ist es, Sire." — „Ist der Korpskommandant Tutschkow ein Verwandter von Ihnen?" — „Er ist mein Bruder." — „Ich brauche Sie nicht über die Stärke Ihres Heeres zu fragen. Es ist mir bekannt, daß Ihr Heer aus 8 Armeekorps besteht, jedes Korps aus 2 Divisionen, jede Division aus 6 Infanterieregimentern, jedes Regiment aus 2 Bataillonen. Ich kann Ihnen sogar sagen, wie stark Ihre Kompagnien sind." — „Ich sehe wohl, daß Eure Majestät über alles sehr gut unterrichtet sind." — „Das ist nicht schwer; beinahe kein Tag vergeht, wo wir nicht Gefangene machen. Es gibt vielleicht keines Ihrer Regimenter, von welchem wir nicht einige gefangene Soldaten hätten. Wollen Sie eine Hauptschlacht liefern oder wollen Sie noch weiter zurückgehen?" — „Der Kriegsplan des Obergenerals, Sire, ist mir nicht bekannt." — Nach dieser Einleitung sprach der Kaiser langes und breites über die Strategie Barclay de Tollys und gab dann plötzlich folgende seltsame Erklärung: „Ihren Kaiser liebe ich, er ist mein Freund ungeachtet des Krieges, denn der Krieg kommt hier nicht in Betracht. Die staatlichen Vorteile können auch leibliche Brüder trennen. Der Kaiser Alexander war und wird mein Freund bleiben." Tutschkow blieb reserviert und vorsichtig. Der schlaue Russe konnte sich wohl denken, was jetzt kommen würde und es kam. Napoleon schlug dem General vor, an seinen Kaiser zu schreiben. „Ich wage es niemals," entgegnete Tutschkow, „Seiner Majestät mit meinen Briefen beschwerlich zu fallen und besonders in meiner jetzigen Lage." Nun meinte Napoleon, er könnte ja dann durch seinen Bruder oder durch den Obergeneral oder durch den Großfürsten Konstantin oder wie es sonst am besten ginge, dem Zaren mitteilen, daß Napoleon nichts sehnlicher wünsche wie den Frieden. „Wir haben", fuhr der Kaiser fort, „bereits genug Pulver verknallt und Blut vergossen. Ich hege keinen Groll gegen Rußland; wenn ich mit den Engländern zu tun hätte, so wäre das eine andere Sache, aber Rußland ist mir eigentlich kein Feind. Sie wollen Kaffee und Zucker haben? Nun wohl, Sie werden es haben. Mögen die Generale, die besonders bei Ihnen im Ansehen stehen: Bagration, Dochturow, Ostermann, Ihr Bruder und andere zu einem Kriegsrate zusammentreten und die beiderseitigen Verhältnisse der Armeen näher betrachten. Wenn sie dabei finden, daß auf russischer Seite mehr Wahrscheinlichkeit des Erfolges ist, so können sie ja bestimmen, wo und wann es ihnen vorteilhaft erscheint, sich zu schlagen. Wenn sie aber zu der Überzeugung kommen, daß alle Vorteile auf meiner Seite sind, wie dies doch wirklich der Fall ist, wozu sollen wir alsdann noch länger Blut vergießen?" Die Unterredung zwischen dem Kaiser Napoleon und dem General Tutschkow dauerte länger als eine Stunde. Der Kaiser befahl, dem gefangenen Offizier seinen Degen zurückzugeben. General Tutschkow schrieb den Inhalt der ganzen Unterredung an seinen Bruder und übergab das Schreiben dem Marschall Berthier, der es in das russische Hauptquartier sandte. Der Brief blieb unbeantwortet. Kaiser Alexander wollte eben nicht unterhandeln, solange noch ein feindlicher Soldat auf dem Boden seines Reiches stand.

Digitized by Google



Übergang über den Dnepr bei Dorogobusch
Nach Wld. Adam aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

Es iſt kein Zweifel, daß die Siege von Smolensk und Walutina-Gora für Napoleon eigentlich nichts waren als Pyrrhusſiege, denn jede dieſer blutigen Schlachten zehrte am Marke ſeines Heeres. Er dachte anfangs lebhaft daran, hier in Smolensk ſtehenzubleiben und für ſeine Heere Winterquartiere zu ſichern; er blieb fünf Tage in Smolensk, arbeitete daran, die Verbindungen mit Litauen und den Magazinen an der Weichſel zu ſichern und Verſtärkungen an ſich zu ziehen. Für die Marſchbataillone wurde eine andere Etappenſtraße gewählt, die über Smorgoni, Minsk und Orsza führte und den Truppen mehr Sicherheit für ungehindertes Herankommen an die Hauptarmee bot. In Smolensk wurden für die vielen Tauſende von Verwundeten Lazarette errichtet, aber leider mangelte es am Nötigſten, an Medikamenten, an Lebensmitteln, ja, es fehlte ſogar an Leinwand, die Wunden zu verbinden und man mußte aus den Archiven der Behörden Papier dazu nehmen. Die Wundärzte arbeiteten Tag und Nacht; ihre Kräfte waren aber zu ſchwach, um all die Tauſende zu verbinden und zu verſorgen. So ſtarben viele dieſer Männer, die bei guter und regelrechter Pflege wohl am Leben erhalten worden wären. Die Hitze war ſo ſtark, daß man damals in Smolensk noch 26° Reaumur maß, und da die Toten nicht umgehend begraben werden konnten, ſo entſtanden verderbliche Miasmen und anſteckende Krankheiten.

Die Marſchälle und Generale hofften, daß der Kaiſer ſeinen Plan, bei Smolensk ſtehenzubleiben, ausführen würde, ja, als am Tage nach der Schlacht von Walutina-Gora der Kaiſer auf Junot ſchalt und ihm ſchuld gab, daß er nun nicht nach Moskau gelangen könnte, ſagte der gerade Rapp, daß die Armee eine Expedition nach Moskau ja gar nicht mehr erwarte. Der Kaiſer blieb einen Augenblick nachdenklich, ſagte dann aber kurz: „Der Wein iſt eingeſchenkt, er muß getrunken werden.“ Seine Worte zeigen an, daß der Kaiſer dennoch nicht von ſeiner alten Weiſe laſſen konnte und wollte, durch einen endgültigen Sieg dem Gegner den Frieden aufzuzwingen. Die Politik zwang hier den Staatsmann einen Fehler zu machen, den der General nicht hätte machen dürfen. Im ganzen verfügte Napoleon damals noch über ungefähr 150 000 Streitbare. Damit glaubte er den großen Wurf wagen zu können. Von Dorogobusch aus, wo er am 26. Auguſt eintraf, befahl er dem Herzog von Belluno, dem Marſchall Viktor, mit ſeinem Reſervekorps, das ſich inzwiſchen an der Weichſel neu gebildet hatte, gegen Wilna vorzumarſchieren. Von ſeinen Rheinbundfürſten, ſeinen deutſchen Vaſallen, forderte er Ergänzungstruppen und ſie willfahrteten nochmals. In Frankreich ſelbſt ließ er eine neue Konſkription von 140 000 Mann ausſchreiben und der Senat entſprach ſeinem Wunſche; denn welchem kaiſerlichen Wunſche hätte dieſer Senat wohl nicht entſprochen?

Aber dennoch ſah es in Paris mit der Stimmung insgeheim nicht ſo gut aus. Der Polizeipräfekt von Paris, Pasquier, begegnete in jenen Tagen, als die Order zur abermaligen Konſkription in Paris eintraf, dem Marineminiſter Decrès, demſelben Decrès, mit dem der Kaiſer einſt jenes eigentümliche Geſpräch nach ſeinem Krönungstage geführt hatte, in welchem von der Gottheit Alexanders des Großen und der Aufgeklärtheit der Pariſer Fiſchweiber die Rede war. Decrès galt viel beim Kaiſer, und Pasquier, der dem Miniſter ſonſt perſönlich fern ſtand, war tief erſchrocken über die ſeltſame Sprache, die Decrès führte. „Was jedermann ſieht,“ ſagte der Marineminiſter zu Pasquier, „der Kaiſer ſieht es nicht oder er iſt wahnſinnig,

Digitized by Google

daß er alles von ſich fern hält, was ihn in ſeinen vermeſſenen Entwürfen zu ſtören ſcheint. Unterdeſſen läßt Marmont ſich in Spanien von Wellington ſchlagen. Dieſer Niederlage von Salamanca im Juli wird vielleicht binnen ſechs Monaten der Verluſt ganz Spaniens folgen, aber das alles macht dem Kaiſer nichts aus und wird ihm niemals etwas ausmachen, er wird immer denken, daß er einfach neue Rekrutenaushebungen zu befehlen braucht, denn ſoeben hat ihm der Senat ja wieder 140 000 Mann bewilligt, das macht im Laufe dieſes Jahres insgeſamt 440000 Mann! Wird ein Bogen, der in ſolcher Weiſe angeſpannt wird, nicht bald brechen? Ich ſage Ihnen, er iſt ein verlorener Mann!" — So ſprach der Marineminiſter Decrès zum Polizeipräfekten Pasquier, und wie dieſer Decrès dachten ſchon viele einſichtige Männer in Paris, dachten ſelbſt viele Marſchälle, viele Generale und Stabsoffiziere im Hauptquartier des Kaiſers.

Aber der Kaiſer Napoleon ging den Weg, den er gehen mußte, den ſeine ganze Natur und ſein Schickſal ihm vorſchrieben; nach ſeiner Meinung gab es kein Zurück mehr für ihn, denn wie ſollte es mit dem gewaltigen Vaſallenreich werden, wenn er ein Unternehmen ohne Erfolg fallen laſſen mußte, auf welches die ganze Welt ihr Auge gerichtet hatte! Die Bajonette hatten geholfen, ſein Kaiſerreich aufzurichten, die Bajonette mußten ihm helfen, es zu halten.

Er ſtand noch ſechsundfünfzig Meilen, und wenn er drei Meilen Tagemarſch rechnete, alſo ſiebzehn bis achtzehn Tagemärſche von Moskau. Er hatte von Kundigen auf Grund der Wetterbeobachtungen von 30 Jahren einen Voranſchlag machen laſſen, wie lange er wohl noch Zeit haben würde, den Krieg bei erträglicher Witterung fortzuführen und es war ihm herausgerechnet worden, daß er noch über zwei Monate, alſo über die Monate September und Oktober, verfügen könne. Dieſe Zeit ſchien ihm genug, um endlich den Widerſtand des Zaren zu brechen und Alexander zum Frieden geneigt zu machen. Er wußte, daß eine einzige entſcheidende Schlacht ihn zum Herrn von Moskau machen würde und von dem Beſitz von Moskau erhoffte er einen ehrenvollen Frieden. Dieſes glänzende, hochgetürmte Moskau, dieſe uralte Zarenſtadt pries er ſeinen Soldaten als das Ziel und zugleich das Ende ihrer Anſtrengungen. Damit peitſchte er ſie an, ihr Letztes in anſtrengenden Märſchen herzugeben und in bevorſtehenden Schlachten ihr Leben für dies Ziel einzuſetzen.

Hier hinter Dorogobuſch vorwärts von Wiäsma ſah ein Augenzeuge die prachtvollen kaiſerlichen Garden:

Der Kaiſer iſt in der Nacht bei unſerem Biwak, in dem wir zu beiden Seiten der Moskauer Straße ſtehen, vorbeigekommen. Gegen Mittag marſchierten erſt die franzöſiſchen Garden ab. Ich ſah ſolche zum erſten Male und werde den Eindruck, den die Grenadiergarde auf mich machte, nie vergeſſen. Das ſind dem Äußeren nach, worauf ich mich nur hier beſchränken will, Soldaten im vollkommenſten Sinne des Wortes! Ich habe wohl im allgemeinen, der Taille nach, größere Soldaten, aber nie eine ſo große Anzahl bärtiger, ſonnenverbrannter und ſpiritueller Geſichter vereinigt geſehen. Viele mochten wohl darunter ſein, die nicht über ſieben Zoll maßen, aber dieſe waren durch einen ſehr kräftigen und muskulöſen Körper entſchädigt; ich ſah dieſe verſuchten, des Krieges gewohnten Soldaten im Feldſchritte paſſieren und hatte die beſte Gelegenheit, zu beobachten, mit welcher militäriſchen Gewandtheit und Leichtigkeit ſie daherſchritten und Gewehr und Torniſter trugen; auch ſöhnten mich dieſe Soldaten mit den Bärenmützen (gewiß eine recht zweckloſe militäriſche Kopfbedeckung) einigermaßen wieder aus, weil ſolche mir gewiſſermaßen die Überzeugung aufzudringen ſchienen, daß auf dieſe Geſichter Bärenmützen gehören und ſie dieſe als eine Zierde trugen, weil ſie einen Feind im Kampfe erlegt hatten."

Die große Moskauer Heerſtraße hatte eine beträchtliche Breite und war mit einer doppelten Allee von Birken beſetzt; ſie führte über eine weite Ebene dahin und an ihr lagen blühende Städte: Dorogobuſch, Wiäsma, Gſchatsk, die damals je 12—15 000 Einwohner hatten. Überall war die Ernte geſchehen und die Ernährung des Heeres ließ ſich jetzt beſſer durchführen als vordem in Litauen.

In dicht gedrängten Kolonnen wurde der Vormarſch angetreten. Zunächſt wie immer König Joachim Murat mit ſeiner Reitermaſſe, dann Marſchall Ney, dann Davouſt und die Kaiſergarde. Die Nachhut bildeten die Weſtfalen unter Andoche Junot. Rechts der großen Heerſtraße ging Fürſt Poniatowski mit ſeinen Polen vor, links der Vizekönig Eugen Beauharnais mit ſeinen Italienern. Das Kavalleriekorps des Generals Latour-Maubourg deckte nach rechts die Flanke der Armee und marſchierte über Jelnia. Der Waldbeſtand dieſer Gegend war viel geringer als bisher an den Ufern der Düna und Dniepr. So wurde die Überſicht erhöht und der Marſch fand keine Schwierigkeiten.

„Am 27. Auguſt", berichtet Graf Wedel, „ſtießen wir bei Ribety auf den Feind, Murat war bei der Spitze der Avantgarde. Nachdem er dieſelbe hatte halten und aufmarſchieren laſſen, ritt er in Begleitung eines einzigen Adjutanten weit voraus auf eine Anhöhe, von wo er mit dem Fernrohre nach allen Seiten ausſchaute. Nach etwa 10 Minuten kehrte er im geſtreckten Galopp zurück, als dicht hinter ihm eine Granate einſchlug. Augenblicklich hielt er ſein Pferd an, ſah ſich nach der Kugel um und ritt im Schritt weiter, bis ſie geplatzt war; dann erſt jagte er im Galopp auf uns zu. Ein tauſendſtimmiges, begeiſtertes ‚Vivo

Digitized by Google

le roi de Naples!' tönte aus den Reihen der Truppen, welche mit Staunen dieſe kühne Verachtung der Gefahr geſehen hatten.

Gleich darauf rückten wir in Front aufmarſchiert vorwärts, bis wir an eine Schlucht kamen, hinter welcher auf erhöhtem Terrain Infanterie-Tirailleurs waren und uns mit ihrem Feuer beläſtigten. Murat, der beim Oberſten hielt, befahl dieſem ein Peloton abzuſenden, ‚pour chasser cette canaille-là du bord du ravin.'*) Der Oberſt entgegnete: ‚Deux pelotons feraient meilleur effet!'**)

‚Ils ne valent qu'un!'***) antwortete Murat. Ich ward beordert, mit meinem Zuge den Befehl auszuführen. Auf den Feind gerade loszugehen, war unmöglich, weil das Terrain frei, die Schlucht tief und das jenſeitige Ufer höher war. Ich ritt daher im Trabe erſt zurück, dann links ab, fand, vom Feinde unbemerkt, in einem kleinen Gebüſch eine bequeme Paſſage durch die hier nicht tiefe Schlucht und fiel mit lautem Hurra über den erſten Flügel der Tirailleurs her, der dem Buſche zunächſt ſtand. Die vorderſten warfen ſich auf die Erde; weil wir aber aus Erfahrung wußten, daß ſie bald wieder aufſtehen und hinter uns herfeuern würden, ſo hatte ich ſchon vorher befohlen, alles, was am Boden liege, mit der Lanze zu durchſtechen. Während wir ihnen ſo viele Leute töteten oder bleſſierten, liefen die übrigen nach der Mitte zu auf einen Haufen zuſammen, waren jedoch nicht ruhig genug, um ihren Schuß zu behalten, ſondern richteten ſchon aus der Ferne ein unſicheres Feuer auf uns, das uns keinen Schaden tat. Ich führte nun meinen Zug im geſtreckten Lauf auf dieſen Haufen und war ſo glücklich, ihn gleich im erſten Chok niederzureiten. Es ward nun niedergehauen und -geſtochen, was Säbel und Lanze erreichen konnte. Da fiel plötzlich ein Kartätſchſchuß unter uns: — wie man auf einen Wolf ſchießt, der mit einem Menſchen im Kampfe iſt, auf die Gefahr hin dieſen zu treffen, ſo ſchoſſen die Ruſſen auf uns, ohne ſich um die eigenen Leute zu kümmern; — gleich darauf fiel ein zweiter Schuß, der vier Pferde niederwarf und in geringer Entfernung ſprengte ein ſtarker Haufen Koſaken auf uns ein, auch richteten die Tirailleurs, welche ſich in die Schlucht gerettet hatten, ihr Feuer auf uns. Jetzt rief ich meinen Leuten zu: ‚Auseinander! alle einzeln zurück, ſo gut jeder kann!' Nach dem Holze, wo wir hergekommen waren, konnten wir nicht zurück, weil von dort her die Koſaken kamen. Auf meinen Ruf verſchwanden meine Leute in der Schlucht, gerade als ein dritter Kartätſchſchuß auf uns abgefeuert wurde.

Als wir an der anderen Seite der Schlucht an dem ſteilen Ufer, dieſer zu Fuß, ſein Pferd nach ſich ziehend, jener zu Pferde, wie jeder der Kraft ſeines Tieres traute und das Terrain es erlaubte, hinaufkletterten, erſchienen Koſaken am andern Ufer und feuerten einige unwirkſame Schüſſe auf uns ab. Ich hatte vier Pferde und zwei Mann verloren. Als ich einrückte und dem König von Neapel ſalutierte, ſagte er: „C'est bien! vous les avez vigoureusement chassés!'†) Zum Oberſten ſagte er: ‚Notez-le pour la croix; vous voyez qu'un peloton a suffi; avec deux, vous auriez perdu plus de monde. Soyez avare avec vos gens!'††) Das Terrain, wo dies kleine Scharmützel vorfiel, lag höher und konnte von der Diviſion überſehen werden; ſo war dies eine von den glücklichen Gelegenheiten, wo ein Offizier mehr durch Zufall, als durch eigenes Zutun ſich Lob und Auszeichnung erwirbt. Ich habe den Orden der Ehrenlegion dafür erhalten."

Auf das ruſſiſche Volk machte die Übergabe von Smolensk an die Franzoſen einen tiefen Eindruck. Die altruſſiſche Grenzſtadt, das Tor des Landes in Feindeshand, das war bitter. Gefliſſentlich hatte die ruſſiſche Regierung bis jetzt immer nur die Nachrichten von Siegen in das Volk dringen laſſen und die glücklichen Gefechte des Wittgenſteinſchen Korps an der Düna, ſowie der Erfolg der Generals Tormaſſow gegen die Sachſen bei Kobryn waren zu großen Siegen aufgebauſcht und öffentlich waren Dankfeiern mit Tedeum für dieſe Erfolge der ruſſiſchen Waffen abgehalten. Immer hieß es: „Smolensk wird das Grab der Franzoſen ſein" — und dennoch war jetzt die Stadt in den Händen des franzöſiſchen Kaiſers und 4000 Mann ſeiner jungen Garde lagen innerhalb ihrer Mauern.

Natürlich ſuchte der Ruſſe, der Soldat ſowohl wie der Bürger, für das ſtändige Zurückgehen der Armee einen Sündenbock und natürlich war es kein anderer als Barclay de Tolly, der angeſchuldigt wurde, ſeine Pflicht nicht getan zu haben. Im Heere herrſchte ein tiefer Unmut gegen dieſen General und am Hofe zu Petersburg beſorgten Großfürſt Konſtantin und General Bennigſen und ihre andern Helfer, daß nach Kräften gegen Barclay intrigiert wurde. Kaiſer Alexander war nicht ſo leichtgläubig, alles das, was ihm zugetragen wurde, für bare Münze zu nehmen; er wußte ganz gut, was er an dem General Barclay de Tolly hatte, er wußte auch, daß er zur Zeit keinen beſſern Mann an die Spitze des Heeres ſtellen konnte, aber er mußte auf der einen Seite mit dem immer lauter werdenden Volkswunſch nach einem Nationalruſſen als

*) Um jene Kanaillen dort zu verjagen.
**) Zwei Pelotons werden mehr Erfolg haben!
***) Nicht mehr als eines!

†) Sehr gut! Sie haben ſie gehörig gejagt. —
††) Notieren Sie ihn für das Kreuz (der Ehrenlegion)! Sie ſehen nun, daß ein Peloton genügte; mit zweien würden Sie nur mehr Leute verloren haben; ſeien Sie ſparſam mit den Leuten!

Digitized by Google

Oberfeldherrn rechnen und auf der anderen Seite ſich hüten, die kleine mächtige Partei, die ſich um den Großfürſten Konſtantin geſchart hatte, ſich zur Feindin zu machen. Ein dritter, nicht zu unterſchätzender Grund aber war der, daß in Kutuſow an die Spitze der Armee ein Mann geſtellt wurde, zu dem jeder gemeine Soldat ein unbedingtes Vertrauen hatte.

Dem Kaiſer Alexander wurde die Wahl des neuen Oberfeldherrn der ruſſiſchen Armee herzlich ſchwer; zudem waren aus der Armee ſelbſt lebhafte Wünſche nach Petersburg gedrungen, daß Fürſt Bagration, der ſich bisher dem General Barclay freiwillig untergeordnet hatte, das Oberkommando übernehmen ſolle. Bagration ſelbſt war ein ſo vornehmer Charakter, daß es ihm ganz fern lag, gegen Barclay zu hetzen und zu intrigieren, aber er mußte es wiederum für ſeine Pflicht halten, ſeine Meinung ganz frei auszuſprechen und das hat er in ehrlicher Weiſe getan. „Die ganze Armee", ſchrieb er nach Petersburg, „hat mich einſtimmig gebeten, daß ich das Oberkommando übernehmen ſolle, ich habe aber nichts darauf erwidert, weil mir der Wille des Monarchen höher ſteht; man mag mich um Gotteswillen ſenden wohin man will und wenn es als Regimentskommandeur nach der Moldau oder dem Kaukaſus ſei: hier kann ich nicht bleiben, das ganze Hauptquartier iſt hier ſo mit Deutſchen angefüllt, daß es einem Ruſſen unmöglich iſt, zu exiſtieren. Kaiſer Alexander legte ſchließlich die Wahl eines neuen Oberfeldherrn in die Hände eines Komitees, und die hohen Herren, die dieſem angehörten, einigten ſich auf den alten Kutuſow, der, lorbeerumkränzt, gerade aus der Türkei zurückgekehrt war. Das ſchien der richtige Mann. Hatte ihn nicht die große Katharina, die Anhalterin, „mein Kutuſow" genannt? Wenige Tage, bevor ſich das Komitee auf Kutuſow einigte, hatte Kaiſer Alexander, der ſich wohl denken konnte, auf wen die Wahl fallen würde, den Beſieger der Türken zum Fürſten ernannt. Am 20. Auguſt, dem Tage nach der Schlacht von Walutina-Gora, ließ der Kaiſer den General zu ſich rufen, und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber aller Armeen und der geſamten ruſſiſchen Landwehr. Ganz Rußland jubelte über dieſe Ernennung, denn hier waren alle Bedingungen erfüllt. Ein Vollblutruſſe, welcher der Welt gezeigt hatte, daß er zu ſiegen verſtand, zugleich aber der an Rang älteſte General der Armee übernahm den Oberbefehl, und aller Orten hoffte man, daß jetzt die Dinge eine andere Wendung nehmen würden.

Michael Ilarionowitſch Goleniſchtſchew Kutuſow war, als er an die Spitze der ruſſiſchen Heere trat, 67 Jahre alt. Ein ſehr verwickelter Charakter, dieſer Kutuſow; perſönlich tapfer und die Gefahr für nichts achtend, war er im Grunde kein Draufgänger, wie der alte Suworow, den er gern zu kopieren liebte. Es war nicht ſeine Art, alles auf eine Karte zu ſetzen; aber er war klug genug, alle ſich irgendwie bietenden kleinen Vorteile gegen den Feind zu nützen. Er einte in ſich zugleich die Eigenſchaften eines Feldherrn und eines gewiegten Diplomaten, er war ein feingebildeter Hofmann und verſtand den Zaren richtig zu behandeln, obgleich Alexander dieſen Mann nicht gerade liebte und ein Freund der Deutſchen war. „Der Kaiſer", ſo ſchreibt Oberſt von Wolzogen, „willigte nur ungern ein, da er für ſeine Perſon kein beſonderes Vertrauen in Kutuſow ſetzte, ihn vielmehr als einen unmoraliſchen Intriganten, ja gefährlichen Charakter perſönlich verachtete." Aber all dieſen altruſſiſchen Herren war ja der Zar mehr das „Väterchen" als die Majeſtät. Barclay und den deutſchen Herren, höchſtens mit Ausnahme des alten in allen Sätteln gerechten Generals von Bennigſen, blieb der Zar immer die weſteuropäiſche Majeſtät, der man diente, ehrlich und aufopfernd diente, der man aber als aufrechter Mann ſchließlich nicht die letzte Willensfaſer beugte. Bei dieſen Ruſſen war das anders. In ihrem Verhältnis zum Zaren beſtand eine gewiſſe Vertraulichkeit, erzeugt durch jahrhundertelange Gewaltherrſchaft, die auch den Verdienteſten heute noch nach Sibirien ſchleudern konnte, um ihn in wenig Wochen vielleicht wieder zu rufen und an die erſte Stelle zu ſetzen. Man wußte in dieſen Kreiſen, daß das, was heute Geſetz war, morgen nicht mehr gelten konnte. Man duldete vom Zaren das Undenklichſte und erlaubte ſich auf der anderen Seite wiederum die allergröbſten Vertraulichkeiten, wie ſie Weſteuropa ſelbſt bevorzugten Monarchengünſtlingen nicht geſtattete, denn dieſe ruſſiſchen Herren wußten immer, daß ſie als letztes Mittel Verſchwörungen und Staatsſtreiche hatten. — In ſolchem Verhältnis ſtand auch Kutuſow zum Kaiſer Alexander. Wir entſinnen uns des Augenblicks, der auch in dieſen Blättern geſchildert wurde, als bei Auſterlitz der Zar mit Kutuſows Anordnungen nicht zufrieden war und der General ſeinem Oberherrn kurz antwortete: „Dann befehlen Sie, Sire". Auf der anderen Seite aber zeigte er eine Unterwürfigkeit und eine Kunſt der Schmeichelei gegenüber dem Kaiſer und einflußreichen Perſonen des Hauptquartiers, die ein Deutſcher nie fertig gebracht haben würde. In einer Epiſode des Krieges, ſo wird erzählt, empfahl man dem Feldmarſchall einen beſonderen Artilleriekommandanten zu ernennen. „Aber gewiß," ſagte Kutuſow, „hierzu eignet ſich am beſten Rieswij, der hat Verſtand, Erfahrung und kennt dies Geſchäft beſſer als alle anderen." Kaum hatte Kutuſow dieſe Worte geſprochen, in welchen doch eine Ernennung lag, als ein Generaladjutant des Kaiſers eintrat und zu dem Feldmarſchall ſagte: „Seine Majeſtät der Kaiſer wünſcht, daß das Kommando der geſamten Artillerie einer Perſon übertragen wird, die Wahl ſei Euer fürſtlichen Durchlaucht überlaſſen. Seine Majeſtät glaubt aber, daß für dieſen Platz der General Jermolow ſehr geeignet wäre." — „Aber fragen Sie nur den Herrn hier," antwortete Kutuſow blitzſchnell,

Digitized by Google

indem er auf den General zeigte, der soeben die Ernennung Rieswijs entgegengenommen hatte, „fragen Sie nur den Herrn, wir haben soeben verabredet und ich selbst wollte Seine Majestät darum bitten, daß General Jermolow Artilleriekommandant werden möchte. Kann man denn überhaupt eine bessere Wahl treffen?“ So war Kutusow. Der alte 67jährige Herr war also ein guter Komödiant und verstand sich auf manches Rollenfach. In seiner neuen Stellung als Oberkommandant der russischen Armee hielt er es für gut, den großen Suwarow zu mimen. Am 29. August traf er bei der Armee in Zarewo-Saimischtsche ein. Ganz Suwarow. Sein Rock hatte keine Epaulettes, eine Ledermütze ohne Schirm bedeckte seinen Kopf, über der einen Schulter hing lässig die Schärpe, über der anderen der historische Kantschu, aber leider konnte er nicht wie sein Vorbild Suwarow dauernd zu Pferde sitzen. Ausschweifungen und Schlemmereien, die er bis in dies hohe Alter nicht lassen konnte, hatten den Körper arg mitgenommen, dennoch lief es wie ein Lauffeuer durchs Lager: „der alte Kutusow ist gekommen, um die Franzosen zu schlagen“ und das war viel. Als Kutusow auf seiner Reise ins Hauptquartier der Armee zu Gschatsk Generalstabsoffiziere antraf, die zur Erkundung von Stellungen an der Moskauer Straße ausgesandt waren, herrschte er sie an: „Rückwärts, meine Herren, brauchen wir keine Stellungen mehr, wir sind ohnehin weit genug rückwärts gegangen.“ Als der einäugige Feldherr, er hatte schon als junger Mensch in einer Türkenschlacht sein rechtes Auge verloren, dann mühsam zu Pferde sitzend, in einem Aufzuge à la Suwarow durch das russische Lager ritt, brach von allen Seiten der Jubel der Soldaten aus. Als er an den Reihen der Truppen entlang ritt, sagte er wie im Selbstgespräch, aber natürlich so laut, daß jedermann es hören konnte: „Nun, wie kann man mit solchen jungen Leuten zurückgehen!“

Michael Ilarionowitsch Golenischtschew Fürst Kutusow

Obgleich Fürst Kutusow viel zu klug war, um nicht zu wissen, daß auch für ihn ebenso wie für seinen Vorgänger Barclay de Tolly zunächst das Heil in einem vorsichtigen Zurückgehen liegen würde, tat er, da ganz Rußland doch eine Schlacht wünschte und nach einer Kraftprobe zwischen seiner Armee und den Franzosen dürstete, zunächst so, als sei er entschlossen, vorzugehen und anzugreifen, oder doch in der Stellung, die er bei Zarewo-Saimischtsche vorfand, dem Feinde die Schlacht anzubieten. In Begleitung Barclays beritt er die Stellung der Armee, hielt sie für günstig und fest und befahl, mit den Schanzarbeiten fortzufahren. Aber dann plötzlich schlug seine Stimmung um. Mit ihm war so mancher zurückgekommen, welchen die Festigkeit Barclays allmählich aus dem Hauptquartier entfernt hatte. Als Generalquartiermeister brachte Kutusow auch den General von Bennigsen mit, der immer seine Lust im Verneinen und Intrigieren fand und ein persönlicher Feind Barclays war. Der und andere Besserwisser veranlaßten Kutusow, diese Stellung aufzugeben, indem sie ihm beibrachten, daß es für seinen Ruhm doch nicht vorteilhaft sei, sich in einer Stellung zu schlagen, die sein Vorgänger für ihn aufgesucht habe, kurz, Kutusow, der bei seinem Eintreffen großartig jedes Zurückgehen abgeschworen hatte, mußte jetzt selbst die Befehle zum weiteren Rückzug geben. Indessen muß man, um Kutusow gerecht zu werden, erwähnen, daß von anderer Seite berichtet wird, er habe den Plan, sich auf den Höhen von Borodino zu schlagen, schon von Petersburg her mitgebracht. Da er es nun durchaus nicht liebte, seine Entschlüsse nur eine Minute früher, als es ihm Zeit schien, kundzutun, so ließ er ruhig an den Verschanzungen der von Barclay gewählten Stellung weiter arbeiten und gab dann plötzlich im letzten Augenblick erst seinen Entschluß kund, sich noch weiter gegen Moskau zurückzuziehen. Außerdem hatte er die Absicht, die Verstärkungen, die der General Miloradowitsch ihm zuführte, an 15000 Mann, noch an sich zu ziehen, bevor er die Entscheidungsschlacht vor den Toren Moskaus lieferte. Denn die Kämpfe um Smolensk und das heftige Treffen bei Walutina-Gora hatte der vereinigten russischen Armee doch starke Verluste gebracht. Eine Schlacht, das erkannte Kutusow, mußte geliefert werden, schon der ganzen Volksstimmung wegen und weil auch das Heer sie verlangte. Das ständige Zurückziehen hatte auf den Geist der Truppen, wenigstens in vielen Regimentern, nicht gut gewirkt. Die Regimentskommandeure waren machtlos gegen das Marodieren, das inzwischen auch im

Digitized by Google

ruſſiſchen Heere einriß. Kutuſow erwähnt in einem Armeebefehl, daß an einem Tage 2000 in der Gegend umherſtreifende Soldaten, die ſich ohne Erlaubnis von ihren Regimentern entfernt hatten, von der Gendarmerie aufgegriffen wurden. Er will gegen die Ergriffenen dies eine Mal Gnade für Recht ergehen laſſen, droht aber an, ſie in Zukunft wegen Landſtreichens mit dem Tode zu beſtrafen. Man darf aber aus dieſen Erfahrungen nicht etwa auf den Geiſt der ganzen Armee ſchließen, der war einwandfrei und gut. — Prinz Eugen von Württemberg ſchreibt über die Qualität der ruſſiſchen Soldaten bemerkenswerte Worte:

„Den eigentlichen Gehalt der ruſſiſchen Truppen zu prüfen, fand ich hinlänglich Gelegenheit und überſchätze ihn wohl nicht in folgenden Angaben: Der junge Rekrut iſt gewöhnlich duldſam, ſehr gelehrig und findet ſich leichter in ſein unabwendbares Schickſal als es in andern Ländern mit Gewalt ausgehobene, ihrem gewohnten friedlichen Lebenskreiſe entriſſene Landleute tun würden. Im Verlauf einiger Zeit wird das Regiment ſein neues Vaterland, und von dem Grade der Anhänglichkeit, deſſen ein ruſſiſcher Soldat für das ſeinige beſeelt ſein kann, muß man Zeuge geweſen ſein, um daran glauben zu können. Kein Wunder alſo, daß ſich mit ſolchen Geſinnungen der ruſſiſche Soldat gut ſchlägt. Auch iſt er zu einem Grade von Anhänglichkeit an ſeinen Anführer, den er einmal liebgewonnen hat, fähig, der meines Erachtens nach in keiner anderen Armee übertroffen werden kann. Soviel darf ich als für die Maſſe geltend anerkennen. Der Subalternoffizier iſt durchſchnittlich ſehr tapfer; nur in den allerſeltenſten Fällen habe ich davon Ausnahmen erkannt, wenigſtens wäre es einer feigen Natur ſchwer geworden, ſich unter den Kameraden zu erhalten, und es mag daher gekommen ſein, daß ich in der Linie faſt lauter mutige, oft tollkühne Offiziere erkannte."

Der neue Oberfeldherr befehligte alſo nach dieſen Darſtellungen ein ausgezeichnetes Menſchenmaterial; dazu kam, daß er die Verſtärkungen Miloradowitſchs und allmählich auch bereits ausgerüſtete Abteilungen der ruſſiſchen Landwehr an ſich heranziehen konnte, ſo daß ſich die Verluſte, die bei Smolensk und auf dem weiteren Rückzug eingetreten waren, nicht nur ausglichen, ſondern die ruſſiſche Armee ſich ſogar verſtärkte. — Der Kaiſer Napoleon dagegen hatte einſtweilen Verſtärkungen nicht zu erwarten. Die Verluſte in den Schlachten und die Verluſte auf dem Marſch konnte er nicht erſetzen, vielmehr war er gezwungen, auch noch Beſatzungen zu detachieren, die auf dem Schlachtfelde bitter notwendig waren. Und jeder Tag des Vormarſches koſtete Menſchen. Die ruſſiſche Hitze hielt an; unter 26° Reaumur gab es längſt nicht. Alles was an Ernährung für die Soldaten der großen Armee noch aufgetrieben wurde, beſtand in einer Handvoll Mehl und einem Stück Rindfleiſch von den Schlachtherden, die im Train geführt wurden. Salz, um Fleiſch und Mehl zu würzen, gab es überhaupt nicht mehr. Dabei fehlte es an Waſſer. Die Ruſſen pflegten ihre Biwaks und Lager am öſtlichen Ufer der Flüſſe zu beziehen, ſo daß die nachdrängende Vorhut der Franzoſen nicht heran konnte; was in Tümpeln und Teichen den Franzoſen erreichbar war, war meiſtens verdorben. Die Verluſte wurden allmählich unheimlich. Die Mordbrennerei in der Armee oder vielmehr zur Seite der Armee nahm immer mehr überhand. „Wohin das Auge blickt," ſchreibt Oberſtleutnant von Loßberg aus Dorogobuſch, „ſieht man brennende Dörfer und ich finde darin die Beſtätigung, daß dieſe von den Einwohnern, ſobald die ruſſiſche Armee zurückgeht, verlaſſen und wenn nicht vorſätzlich, unſererſeits durch Unvorſichtigkeit oder aus Nachläſſigkeit angezündet werden. Letzteres geſchieht dadurch, daß in allen Wohnungen der Ruſſen ſich Backöfen befinden, daß unſere Soldaten, beſonders die Nachzügler und Marodeure, von allen Armeekorps, die Backöfen zum Brotbacken benutzen und dann das entzündete Feuer nicht wieder auslöſchen, oft aus Ärger darüber, weder Menſchen noch Nahrung noch ſonſt etwas von Wert in den Häuſern gefunden zu haben. Von den zu beiden Seiten der Straße befindlichen Schlöſſern und adligen Höfen ſieht man nur noch die Trümmer und wenn ſie noch nicht abgebrannt ſind, ſo findet man trotzdem gewiß keine Dielen und keine Möbel, welche nicht aufgehoben oder zerſchlagen ſind, weil die Marodeurs koſtbare Gegenſtände oder Geld darin geſucht haben. Ebenſo ergeht es den Tapeten und beſonders den Spiegeln, die in tauſend Fetzen und Stücken in den Zimmern umherliegen. Das Herz blutet einem, wenn man dieſe Greuel ſieht, welche ſo ganz nutzlos und ſelbſt zum größten Nachteil unſerer eigenen Subſiſtenz ausgeübt werden und woraus uns beſonders der Nachteil erwächſt, daß bis zu unſerem Armeekorps als dem allerletzten in der Nachhut befindlichen Korps der großen Armee nur höchſt ſelten eßbare Gegenſtände gelangen." — Als am 2. September Junot einen genauen Rapport über die Stärke ſeines Armeekorps an das kaiſerliche Hauptquartier entſenden ſollte, waren 8400 Mann in Reih und Glied! So ſah es bei den Weſtfalen aus, ähnlich zum Teil ſchlimmer aber bei den meiſten Armeekorps der großen Armee.

Von Tag zu Tag hoffte Napoleon, daß es endlich zu einer Schlacht kommen würde. Wohl niemals in ſeinen Feldzügen hat der Kaiſer eine Schlacht ſo ſehnlichſt herbeigewünſcht als damals jene vor den Toren Moskaus, die ihm den Beſitz der Hauptſtadt des ruſſiſchen Reiches einbringen ſollte, denn von dieſem Beſitz erhoffte er alles, erhoffte er vor allen Dingen einen günſtigen Frieden, welcher ihm aus der Klemme, in welche er täglich mehr geriet, helfen ſollte.

Digitized by Google

So hielten sich die französischen Vortruppen unter Joachim Murat und Davout auf den Fersen der russischen Nachhut des Generals Konownitzyn. Dieser Konownitzyn hatte Mühe, sich der fortdauernden Angriffe der französischen Marschälle zu erwehren, aber Peter Petrowitsch Konownitzyn verstand sein Geschäft. Prinz Eugen von Württemberg, der in Smolensk an der Seite dieses Konownitzyn gefochten hatte, sagt von ihm: „Er war ein Mann, der seinen Eigenschaften nach den leuchtendsten Gestirnen der Napoleonischen Glanzepoche hätte an die Seite gestellt werden dürfen, ohne ihren Ruhm zu beschatten." Fast täglich kam es zu Gefechten, fast täglich mußte Konownitzyn Front machen und die Zähne zeigen. Generalmajor Kreuz, der unter seinem Kommando stand, hatte die Aufgabe, mit einem Dragoner- und Kosakenregiment die rechte Flanke der Nachhut zu decken. Dieser tapfere Kreuz hat auch das Undenklichste vollführt. Als Konownitzyn zu ihm schickte und ihm sagen ließ, er müßte irgendeine Brücke halten, bis die ganze Arrieregarde hinüber sei, müßte sie halten und wenn er mit seinen Leuten auf seinem Posten sterben müsse, entwortete Kreuz lakonisch: „Ich bin derselben Ansicht." Aber es ging alles gut. Als General Kreuz an das Ufer gedrängt wurde, passierte er mit seiner Kavallerie schwimmend den Fluß und dann ging es über Hecken und Planken querfeldein, bis es ihm sogar noch gelang, dem Feind einen Hinterhalt zu stellen und ihm einen Verlust von 500 Mann zuzufügen.

Am 1. September traf der Kaiser Napoleon in Gschatsk ein. Hier brachte ihm Murat die Nachricht, daß General Kutusow den Oberbefehl über die Russen übernommen habe und bei der Armee eingetroffen sei. Napoleon frohlockte. Das war der alte Gegner von Austerlitz. Nun glaubte er die ersehnte Schlacht und den Sieg dazu in der Tasche zu haben. Sofort gingen an alle Korps die Befehle, die Truppen einen Tag ruhen zu lassen, alle Nachzügler heranzuziehen, eine Besichtigung abzuhalten und die Listen der Bestände einzureichen. Der Kaiser wollte eine genaue Übersicht seiner Kräfte, bezeugte dem Generalstab höchste Unzufriedenheit, er sei „so eingerichtet, daß man nichts bei ihm voraussieht" (2. Juli), „unmöglich, schlechtere Ordnung zu finden" (2. September). Ney wurde am 3. gerüffelt: „Sie verlieren mehr Menschen durch Marodieren als eine Schlacht kosten würde." Da Napoleon **nicht** „fast 300000", sondern 260000 Mann Hauptarmee über den Njemen führte, davon aber 3 ganze Divisionen und andere 5 Regimenter, ebenso 12 polnische Schwadronen auf den Etappen zurückblieben, so wäre ein Gesamtabgang von etwa 85000 in 10 Wochen nichts Ungewöhnliches, außerdem wurde ein erheblicher Teil der Kranken und Nachzügler als „Marschbataillone" wieder dienstfähig. Dagegen hätten die Russen Barclay-Bagrations anfangs im Juni 170000 gezählt (Herabschrauben auf 135000 ist falsch), erhielten jetzt 18000 Mann, Miloradowitsch 16000 Milizen Verstärkung und besaßen laut Eugen von Württemberg bei Borodino noch 96000 Infanterie, 18300 Kavallerie, 7000 Kosaken, 15000 Milizen, also 136000 mit 640 Geschützen, schmolzen also bis dahin um 70000. Hätten sie nur noch „121000 gehabt", so wäre das Ergebnis noch kläglicher, dies alles beleuchtet die falschen Vorstellungen, die man russischen Autoren entnimmt. — Während des dreitägigen Aufenthaltes in Gschatsk goß es in Strömen und die Temperatur sank bedenklich. Die Wege wurden aufgeweicht und grundlos, die Nächte in den feuchten, kalten Biwaks vermehrten die Krankheiten, die ohnehin schon bestanden, und die Pferde stürzten auf den schwierigen Wegen vor Entkräftung zu Hunderten, ja zu Tausenden. Seine Marschälle machten dem Kaiser dringende Vorstellungen, daß es unmöglich sei, weiter zu marschieren ohne die völlige Auflösung der Armee herbeizuführen. Ney, Murat, Berthier, selbst Davout waren sich über die Unmöglichkeit, auf so durchweichten Wegen weiter vorzurücken, einig. „Nun," sagte darauf Napoleon, „wenn sich das Wetter morgen nicht ändert, so gehen wir nicht weiter!" Aber — das Wetter änderte sich. Am 4. September früh ging die Sonne in vollem Glanze auf und der Kaiser befahl seiner Avantgarde, gegen Mittag aufzubrechen, da er voraussah, daß die Sonne die Wege einigermaßen trocknen würde. So marschierte die Armee Napoleons von neuem vorwärts, — der großen Schlacht entgegen.

Digitized by Google

9. Kapitel

An der Moskwa

Die Scharmützel zwischen Murats Reitern und den Kosaken der russischen Nachhut wurden täglich lebhafter; schon waren die französischen Kavalleristen und die gewandten schnellen Steppenreiter der Russen gute Bekannte geworden; wenn sie der Kosaken ansichtig wurden, so pflegten die Franzosen zu rufen: „Moskau! Moskau!“ und als Antwort darauf kam von russischer Seite: „Paris! Paris!“

König Murat war immer der Erste des Morgens, der durch sein Erscheinen vor der Front das Zeichen zum Vormarsch gab. Er verstand es so, seine Truppen zu begeistern, daß Franzosen, Deutsche und Polen, ja selbst die Preußen in die Zurufe mit einstimmten, die ihn begrüßten. In seiner bunten Kunstreiterkleidung kam er dahergeritten. Er trug eine grüne, reich mit goldenen Litzen besetzte Kutka, einen breiten goldenen Gürtel, an welchem ein kurzes, scharfgebogenes Schwert hing. Auf seinem goldverzierten Hute stand ein Federbusch, den vier schwankende Reiherfedern einfaßten; dazu trug er blanke, mit Pelz eingefaßte Reiterstiefel und rote Reithosen. Eine grün-, rot- und goldgestickte Schabracke deckte seinen Sattel. Auch das Gefolge war zum Teil phantastisch gekleidet und reich mit Tressen und Gold besetzt. Ein pechrabenschwarzer Mohr in der Tracht eines Mameluken ritt auf schwarzem Pferd dazwischen. Die Kosaken selbst hatten an diesem bunten Aufzug des Königs Murat, ihres flinken Feindes, ein unverhohlenes Behagen, ein kindliches Vergnügen förmlich; sie waren so sehr an seine Gegenwart gewöhnt, daß das Geschrei, mit welchem sie ihn zu empfangen pflegten, mehr nach Beifall klang als nach feindlichem Haß. Sie nannten den bunten Mann den König „Franconi“.

Der alte Fürst Kutusow trat so eigentlich das unversehrte Erbe an, das General Barclay de Tolly ihm überlassen mußte. Die große Gewissenhaftigkeit Barclays hatte dem Zaren das russische Heer erhalten. Wie wäre es wohl gekommen, wenn Barclay sich, dem Drängen seines Hauptquartiers nachgebend, zur unrechten Zeit, zu früh in eine Entscheidungsschlacht eingelassen hätte, als die Übermacht Napoleons noch zwei- bis dreifach war! Sein ständiges Zurückziehen, bei welchem er aber dennoch in den vielen und zähen Nachhutgefechten die Absicht der Russen kundgab, sich bis aufs äußerste zu wehren, war der Armee zum Heil geworden. Zunächst mußte der alte Kutusow auch das Erbe der Taktik seines Vorgängers antreten. Er mußte sich ebensogut weiter zurückziehen, wie Barclay das getan hatte, trotz der pomphaften Rede, mit welcher er die Stabsoffiziere in Gschatsk abgefertigt hatte: daß es für die Russen im Rücken der Armee keine Stellungen mehr gebe. In mancher Beziehung war Kutusow allerdings seinem Vorgänger überlegen. „Kutusow“, sagt Clausewitz, „war in seiner Jugend ein tüchtiger Haudegen gewesen und hatte damit eine große Geistesgewandtheit und Anlage zur Klugheit und List verbunden, das gibt immer einen guten General. Kutusow hätte gewiß die Schlacht von Borodino nicht geliefert, von der er doch wahrscheinlich keinen Sieg erwartete, wenn ihn nicht die Stimmung des Hofes, des Heeres und des ganzen Rußland dazu genötigt hätte. Er sah diese Schlacht vermutlich nur als ein notwendiges Übel an. Er kannte die Russen und wußte sie zu behandeln. Mit unerhörter Dreistigkeit betrachtete er sich immer als Sieger, verkündigte überall den nahen Untergang des feindlichen Heeres und gab sich bis auf den letzten Augenblick das Ansehen, als wolle er Moskau durch eine zweite Schlacht schützen, ließ es an Prahlerei keiner Art fehlen. Durch diese Art schmeichelte er der Eitelkeit des Heeres und des Volkes; durch Proklamationen und durch religiöse Anregungen suchte er auf das Gemüt zu wirken, so entstand eine neue Art von Vertrauen, freilich nur ein erkünsteltes, welches sich aber im Grunde an wahre Verhältnisse anknüpfte, nämlich — an die schlechte Lage der französischen Armee. So war der Leichtsinn und die Marktschreierei dieses alten Schlaukopfes in der Tat nützlicher als Barclays Ehrlichkeit es gewesen wäre. Kurz, der einfache, ehrliche, tüchtige, aber ideenarme Barclay, unfähig, die große Tatsache bis auf den Grund zu durchblicken, wäre von dem moralischen Gewicht des französischen Sieges erdrückt worden, während der leichtsinnige Kutusow ihm eine dreiste Stirn und einen

Digitized by Google

Haufen Prahlerei entgegensetzte und so glücklich in die ungeheure Lücke hineinsegelte, die sich bereits in der stolzen französischen Armada befand."

Eine Schlacht vor den Toren von Moskau mußte also geschlagen werden und es lag dem Obergeneral der russischen Armee ob, während des Rückzuges und stets gedrängt von der bissigen französischen Vorhut, eine Stellung zu finden, in welcher er die Schlacht anbieten konnte. „Rußland", schreibt Clausewitz, „ist sehr arm an Stellungen. Da, wo es noch große Moräste gibt, ist das Land so bewaldet, daß man Mühe hat, Platz zur Aufstellung einer bedeutenden Truppenzahl zu finden; wo die Wälder gelichtet sind, wie zwischen Smolensk und Moskau, ist der Boden flach, ohne bestimmt ausgesprochene Bergrücken, ohne tief eingeschnittene Täler, die Äcker sind ohne Einfriedigungen, folglich überall zu passieren, die Dörfer von Holz zur Verteidigung nicht geeignet. Dazu kommt, daß man doch auch in diesen Gegenden selten eine freie Umsicht hat, weil sich überall kleinere Waldpartien befinden. Man hat also keine große Wahl unter den Stellungen. Wenn nun, wie dies bei Kutusow der Fall war, ein Feldherr sich ohne Zeitverlust schlagen, folglich innerhalb einiger Märsche die Gelegenheit dazu finden soll, so sieht man wohl ein, daß man noch mehr vorlieb nehmen muß."

Mit Hilfe seines Generalstabschefs, des Generals der Kavallerie Graf Bennigsen — dem der alte Russe übrigens keine Minute über den Weg traute, da er stets glaubte, daß Bennigsen ihm den Kommandostab aus der Hand zu intrigieren beabsichtigte — mit Hilfe Bennigsens also und des Generalquartiermeisters des Generals Barclay, Oberst Toll, wurde nun eine Stellung hinter der Kalotscha, vor der Front des Zentrums, das Dorf Borodino, ausgewählt. Der rechte russische Flügel bog sich in der Front gedeckt durch die Kalotscha bis an die Moskwa heran. Die Moskwa ist hier infolge ihrer Tiefe nicht passierbar. Hier auf dem rechten Flügel kommandierte der General der Infanterie Miloradowitsch, derselbe, welcher die Verstärkungen dem russischen Heere zugeführt hatte. Dieser rechte Flügel stand südlich der Straße, welche bei Borodino über die Kalotscha führt, das Dorf Gorki durchläuft und weiter über Moschaisk nach Moskau führt. Dies ist die Moskauer Hauptstraße. Südlich dieser Straße stand das russische Zentrum. Hier kommandierte General Dochturow. Das Oberkommando über den rechten Flügel und das Zentrum als die Hauptteile der ersten Westarmee hatte General Barclay de Tolly, der stillschweigend und dem Befehl des Zaren gehorsam, in das Kommando der ersten Westarmee zurückgetreten war. — Den linken Flügel kommandierte Fürst Bagration. Das VII. Infanteriekorps des Generals Rajewski verlängerte etwas zurückgebogen das Zentrum und lehnte sich links an das Dorf Semenowskoie. Südlich dieses Dorfes stand das VIII. Infanteriekorps unter Generalleutnant Borosdin. Die alte Smolensker Straße, welche im äußersten linken Flügel dieser Stellung über Utiza nach Moskau führt, wurde von dem III. Infanteriekorps unter Generalleutnant Tutschkow I. (dem Bruder des gefangenen Tutschkow III., dem, wie wir hörten, Napoleon in Smolensk einen gewissen Auftrag gab) gedeckt. Seine Divisionsgenerale waren Strogonow und Konowniţyn. Weiter zurück standen 15000 Mann Landwehr, die allerdings hauptsächlich nur mit Piken bewaffnet waren.

Biwack von Gschatsk 2. September 1812
Nach Faber du Faur

Diese Stellung also deckte, mit dem rechten Flügel an der Moskwa, mit dem äußersten linken Flügel, den die Kosaken General Karpows bildeten, über die alte Smolensker Straße hinausgehend, beide gegen Moskau führende Straßen, die sich übrigens bei Moschaisk vereinigen. Der rechte Flügel parallel mit der Kalotscha laufend, die zwischen hohen Ufern dahinfließt, und in der äußersten rechten Flanke durch die nicht passierbare Moskwa gedeckt ist, hatte eine ausgezeichnete Position. Er war einfach unangreifbar. Weniger gesichert dagegen war die Aufstellung des Zentrums und nach dem linken Flügel zu wurde die Sache immer unsicherer. Die Hauptreserven, die russischen Garden und zwei Kürassierdivisionen hatte man hinter dem Dorfe Knäskowo aufgestellt. Der linke Flügel dagegen hatte keine eigentlichen Reserven; er hatte auch keine Anlehnung. Sein Schicksal konnte vorausgesehen werden, wenn Kaiser Napoleon einen wuchtigen und nachhaltigen Angriff gerade gegen ihn richtete.

Digitized by Google

Als der russische Generalstab am 4. September die Stellungen beritt, erkannte Fürst Bagration sofort die Schwäche des linken Flügels. Kutusow und Bennigsen aber meinten, daß der große Wald von Utiza den Flügel genugsam decke. General Barclay de Tolly immer offen, immer ehrlich, nahm nun aber entschieden die Partei des Fürsten Bagration, von dem er doch wahrhaftig genug Ärger erlebt hatte. Barclay erklärte, daß eine Umgehung des linken Flügels durch die Wälder sehr zu befürchten sei und daß eine Aufrollung desselben dann wahrscheinlich würde. Die Folge war, daß Schanzen angelegt wurden. Auf dem Höhenzuge, westlich von Semenowskoie, zwischen diesem Dorf und Utiza wurden drei Schanzen angelegt, die den Namen „Bagrationsschanzen" führten. Eine weitere Verschanzung wurde nördlich Semenowskoie gegen Borodino vorgeschoben, nach dem Führer des VII. Infanteriekorps „Rajewskischanze" genannt. So lag, während der rechte Flügel eigentlich ganz in Sicherheit stand und Napoleon an einen Angriff desselben gar nicht denken konnte, die Sicherung des linken Flügels hauptsächlich nur in diesen Schanzen und — in der Bravour ihrer Verteidiger. „Diese Schanzen", so berichtet Clausewitz, „lagen im Sandboden, waren nach hinten offen, entbehrten aller äußeren Verstärkungsmittel und konnten also nur als einzelne Punkte von einer etwas erhöhten Widerstandsfähigkeit betrachtet werden, einen ernstlichen Sturm konnte keine aushalten. Daher auch die meisten zwei- oder dreimal verloren gingen und wiedergenommen werden mußten. Aber man muß doch sagen, daß sie das ihrige zu dem kernigen, herzhaften Widerstande der Russen beigetragen haben; sie waren ja für den linken Flügel der einzige Vorteil der Lokalität, der den Russen blieb."

War also der rechte Flügel unangreifbar aufgestellt, so war der linke Flügel nur zu sehr angreifbar. Ein weiterer Fehler der russischen Aufstellung war der, daß die Kavallerie der einzelnen Korps und die Reserven zu nahe an die Front herangeschoben waren. Die Folge davon war, daß Kavallerie und Reserven, ohne zu einer Tätigkeit zu kommen, schon von vornherein sehr stark unter dem feindlichen Feuer leiden mußten. Gewiß lag in der Tiefe der russischen Aufstellung eine Gewähr stärkeren Widerstandes; aber sie wurde durch die ungeheuren Verluste denn doch viel zu teuer bezahlt.

Der Kaiser Napoleon gebot nach den Feststellungen seiner Generale, die er für den 2. September sich ausgebeten hatte, im ganzen über ungefähr 134000 Mann und 587 Geschütze. Das war alles, was er von den Gewalthaufen, die er im letzten Junidrittel selbst über den Njemen führte, noch übrig hatte. Zwar bestand diese französische Armee durchweg aus alten gedienten Soldaten, aus abgehärteten Kriegern, denn natürlich waren die an Willen und Körper schwächeren Elemente zuerst zurückgeblieben, gestorben und verdorben. Was die französische Armee an Kriegstüchtigkeit und Schlachtengewohnheit mehr einzusetzen hatte, das wurde sicher ausgeglichen durch minderwertige französische Artillerie und durch die abgetriebene Kavallerie, deren Pferde in der bevorstehenden Schlacht das letzte hergeben mußten, wenn überhaupt durch ihre Attacken etwas erreicht werden sollte. Jedenfalls war durch den ständigen Rückzug Barclays und durch die beiden großen Bundesgenossen, die Kaiser Alexander vor wenig Monaten dem Grafen Louis Narbonne genannt hatte, durch den Raum und die Zeit allmählich ein Gleichgewicht der Kräfte herbeigeführt, so daß sich hier bei Borodino an der Kalotscha zwei Heere maßen, deren keines eine eigentliche Übermacht gegenüber dem anderen besaß*).

Von den Höhen von Walujewo aus rekognoszierte Napoleon die russischen Stellungen. Er widmete ihnen ein eingehendes Studium, denn er war es nicht gewohnt, sich blind in eine Aufgabe zu stürzen. Darin glich er ganz Friedrich dem Großen. Er erkannte mit seinem Feldherrnblick sofort, daß der rechte russische Flügel in fast unangreifbarer Stellung stand, daß die Moskwa ohne Brücke nicht zu passieren sei und daß ein Angriff auf den rechten russischen Flügel allzuviel Blut kosten würde, wenn er überhaupt gelänge. Das Zentrum dagegen, sowie der linke Flügel schienen ihm mit gutem Erfolg angreifbar. Er erkannte auch, daß es vor allen Dingen galt, die Schanzen, die vorwärts des linken russischen Flügels bei Schewardino aufgeworfen und mit Geschütz besetzt waren, zu nehmen. Er traf sofort seine Vorkehrungen, dies Werk anzugreifen. Fürst Poniatowski erhielt den Befehl, südlich Schewardino in den großen Wald von Utiza einzudringen und diese Schanzenstellung zu flankieren. Drei Reiterkorps unterstützten seine Bewegung; es waren die der Generale Nansouty, Montbrun und Latour-Maubourg. Während diese bedrohliche Bewegung gegen den Rücken der vorgeschobenen russischen Position geschah, gingen die Divisionen Compans, Friant und Morand über die Kalotscha — der Fluß war leicht zu durchwaten — gegen Schewardino vor. Mit einer starken Kanonade gegen das nur halbfertige, in aller Eile flüchtig aufgeworfene Werk begann das Ringen um diesen Außenposten der russischen Schlachtlinie. Doronino und Alexinki wurden erobert. Die Redoute von Schewardino dagegen war nicht so leicht zu haben. Fürst Bagration in Person befand sich

*) Diese allgemein beliebte Auffassung gründete sich aber auf falsche Stärkeziffern. Denn da 125 000 für Flügel und Etappe abgehen, ist für die übrigen 290 000 Mann Abgang von 155 000 in 12 Kriegswochen um so weniger etwas Besonderes, als sicher 50 000 davon als höchst lebendige Nachzügler umherirrten. Daß die Invasionsarmee auf so endloser Strecke mehr schmolz als die russische im eigenen Lande, die keiner rückwärtigen Etappenposten bedurfte, ist selbstverständlich.

Digitized by Google

Vor der Schlacht an der Moskwa am Abend des 5. September 1812. Kampf um Schewardino
Nach Alb. Adam aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

hier auf dem Poſten. Kaum hatte Compans die Redoute erſtürmt, als der Fürſt ſich ſelbſt, den Degen in der Hand, an die Spitze ſeiner Kolonnen ſtellte und ihn wieder hinauswarf. Dieſe leicht angelegte und in ihrem natürlichen Widerſtand durchaus nicht feſte Poſition wurde verzweifelt verteidigt. Wo ein Bagration und ein Davout ſich gegenüberſtanden, da ging es gewiß nicht gelinde zu. Schließlich als der Kaiſer, der unter keinen Umſtänden es zulaſſen durfte, daß die Schlacht mit einem Mißerfolg einſetzte, immer mehr Truppen über die Kalotſcha warf und als Poniatowski, begleitet von ſtarker Kavallerie die linke Flanke bedrohte, befahl Kutuſow dem tapferen Fürſten Bagration, auf die Hauptpoſition von Semenowskoie zurückzugehen. Ernſtlich fochten aber nur Compans und 17. Ligne Morands, Neys 10. Huſaren und Poniatowskis Reiter, der unmöglich 1000 (Uminski) verlor. Der Kampf hatte ungefähr 9 Stunden gedauert. Die Verluſte waren auf beiden Seiten ſchwer, man ſagt, daß 6000 Ruſſen und angeblich 4000 Franzoſen auf dem Platze blieben, es laſſen ſich aber nur 2000 erkennen.

Der Kaiſer Napoleon erkannte nun, daß ihm ein zäher und furchtbar erbitterter Feind gegenüberſtehen würde und daß er von vornherein ſeine ganze Kraft einſetzen müſſe, wenn es ihm überhaupt gelingen ſollte, den ruſſiſchen Damm, der ſich hier zwiſchen Moskau und ſeine Armee geſchoben hatte, zu durchſtoßen oder zurückzudrängen.

Wie tief und ſtark dieſer Damm war, das zeigte die hereinbrechende Nacht, als längs der Kalotſcha von der Moskwa bis hinunter nach Utiza die ruſſiſchen Wachtfeuer aufflammten, ein gewaltiger breiter Bogen wohlunterhaltener dicht nebeneinander lodernder Lagerfeuer. Die franzöſiſche Armee dagegen war erſt nach dem Erfolg von Schewardino eilig in ihre Biwacks gerückt und die Linien ihrer Biwakfeuer waren nur dünn. Im Zentrum der franzöſiſchen Stellung und nach dem linken Flügel zu mangelte es außerdem an Holz und, wenn ein Feuer mühſam in Gang gebracht worden war, ſo konnte es leicht wieder durch den feinen Regen und den empfindlich kalten Wind gelöſcht werden. Hier traten ſchon die Vorboten auf, daß in Rußland der Herbſt nach heißem Sommer früh einzutreten pflegt.

Als Kutoſow und ſeine Berater, einmal durch den Gewaltſtoß, den der franzöſiſche Kaiſer bereits am 5. September gegen Schewardino geführt hatte, und dann durch die außerordentlich ſtarke Anhäufung der franzöſiſchen Truppenmaſſen im Zentrum und auf dem rechten Flügel einſahen, daß vermutlich der franzöſiſche Stoß dem ruſſiſchen linken Flügel gelten ſollte, wurde beſchloſſen, daß die nördlich Gorki an die Moskwa gelehnte Stellung geräumt werden oder doch nur ſchwach beſetzt bleiben ſollte, und das Dorf Gorki der Anlehnungspunkt des rechten ruſſiſchen Flügels werden ſollte, um die ganze Stellung mehr nach Süden zu verſchieben und den linken Flügel weſentlich zu verſtärken. Aber dieſe Anordnung kam nicht mehr zur Ausführung. Es war ſo viel anderes noch zu tun. In Begleitung einer Popenſchar und der beiden heiligen wundertätigen Marienbilder, die Barclay de Tolly aus Smolensk mitgeführt hatte, durchzog der alte Feldmarſchall das Lager. Er hielt es für gut, beſonders das religiöſe Gefühl in ſeinen Scharen wachzurufen; der Kluge erkannte, welch ein ſtarkes Moment in dieſem religiöſen Gefühl für ſeine Ruſſen lag. Dieſer Kutuſow war auch ein Mann, der über die Macht des Wortes gebot. Sein Aufruf, den er an die Truppen richtete, iſt — man mag ſonſt über Kutuſow denken, wie man will, — einfach klaſſiſch.

Digitized by Google

„Brüder und Waffengefährten! Durch dieses von Euch hochverehrte Bild rufen wir den Himmel an, sich mit den Menschen zu verbinden gegen den Tyrannen, der die ganze Welt beunruhigt. Nicht zufrieden, Millionen von Geschöpfen, die Ebenbilder Gottes, zu vernichten, dringt dieser Erzempörer gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze mit bewaffneter Hand in unsere Heiligtümer, befleckt sie mit Blut, stößt Eure Altäre um und setzt sogar die Bundeslade des Herrn, die wir in diesem heiligen Bilde verehren, der Gefahr aus, durch Zufälle, durch die Elemente und durch ruchlose Hände entweiht zu werden. Befürchtet aber nicht, daß der Gott, dessen Altäre durch diesen Wurm, den seine Allmacht aus dem Staube erhob, entweiht wurden, nicht mit Euch sei. Besorget nicht, daß er sich weigere, seinen Schild über Eure Reihen auszubreiten und seinen Feind mit dem Schwerte des heiligen Michael zu bekämpfen.

In diesem Glauben will ich schlagen, siegen und sterben, überzeugt, daß meine brechenden Augen den Sieg sehen werden. Soldaten! tut Eure Schuldigkeit, denkt an das Opfer Eurer in Flammen aufgegangenen Städte und an Eure Kinder, die Euch um Schutz anflehen. Denkt an Euern Kaiser, Euern Herrn, der Euch als den Nerv seiner Kraft ansieht und morgen, bevor die Sonne untergegangen, werdet Ihr Euren Glauben und Eure Treue auf dem Boden des Vaterlandes mit dem Blute des Angreifenden und seiner Krieger gezeichnet haben."

Über die Pflege dieser geistigen Güter vernachlässigte der alte Feldmarschall auch nicht den Leib. Er hatte dafür gesorgt, daß aus dem Gouvernement südlich Moskau starke Zufuhren an Lebensmitteln und Getränken — der Wutki wird nicht vergessen worden sein — im russischen Lager anlangten. Während dieser zwei Tage vor der Schlacht lebten die russischen Truppen im Überfluß. Als besondere Mär aber durchlief das Lager, als die eigenste Erfindung des Oberfeldherrn, daß am Morgen des 6. September ein Adler das Haupt des Fürsten umschwebt habe, ein unzweifelhaftes Vorzeichen für den Sieg.

Dergleichen Märchen wagte allerdings Napoleon seinen Franzosen nicht aufzutischen. Wir erinnern daran, daß er schon die Intelligenz der Fischweiber für zu groß hielt, um Übernatürliches zu glauben. Aber es war vieles in diesem Kaiser wiedererwacht, das an die alten großen Zeiten von Lodi und Marengo, von Austerlitz und Jena erinnerte, seine Spannkraft war sichtlich gehoben, seine Tätigkeit am 6. September, dem Vortage der Schlacht, unermüdlich. Schon um 3 Uhr früh, als kaum der Morgen graute, saß Bonaparte im Sattel. Er ritt zur Rekognoszierung der russischen Stellungen hinaus, von der geheimen Furcht beseelt, daß ihm Kutusow noch im letzten Augenblick entwischen könnte. Für ihn konnte es zurzeit nichts Schlimmeres geben, als einen abermaligen Verzicht auf die Entscheidungsschlacht. Er war vergnügt, als er sah, daß der Russe noch in seinen Stellungen stand. Sein Feldherrnblick spähte über den Woinabach, der vor Borodino vorüber in die Kalotscha hineinfließt, er maß die steil abfallenden Kalotschaufer, keine Geländefalte entging seinem scharfen Auge. Von diesem linken Flügel ging er über das Zentrum vor. Er inspizierte die eroberte Redoute von Schewardino und bestieg südlich des Dorfes Doronino die Höhen, von wo aus er die Stellung des linken russischen Flügels recht gut beobachten konnte. — Als er dann nochmals gegen Borodino zurückkehrte, fielen von dort einige Schüsse. Der Kaiser wandte sein Pferd und ritt in sein Zelt zurück, das in einem Viereck der alten Garde stand. Während er hier den Angriff ausarbeitete, traf aus Paris der Palastoffizier Monsieur Bausset ein, welcher Briefe von Marie Louise und ein neues Bild des kaiserlichen Sohnes, des Königs von Rom, brachte. Der Kaiser war über diese Gabe höchst erfreut. Er mag ihrem Eintreffen in so entscheidungsvoller Stunde eine gewisse Bedeutung beigemessen haben. Er ließ das Bild auf einen Stuhl vor sein Zelt stellen, damit sich die alten Grenadiere seiner Garde daran erfreuten, und bald umstanden dichte Gruppen der getreuen Männer das Bild des kaiserlichen Prinzen. Aber dieser Glückspost folgte umgehend eine Hiobspost. Aus Spanien traf der Oberst Favrier ein und brachte die Kunde von der Niederlage des Marschalls Marmont bei Salamanca durch Herzog Wellington. Aber der Kaiser war nicht der Mann, sich durch Unglücksnachrichten in einem Unternehmen, das er vorhatte, hemmen zu lassen; wenn er hier eine glückliche Schlacht schlug, wenn ein entscheidender Sieg den Zaren zwang, Frieden zu machen, so konnte er Spanien in wenig Monaten von neuem unterjochen. Sieg war für ihn jetzt alles! Und um diesen Sieg sich nicht entgehen zu lassen, um die Russen unter allen Umständen festzuhalten, beging der Kaiser an diesem Abend des 6. September einen bedenklichen Fehler, als er den Vorschlag seines fähigsten Generals, des Marschalls Davout, ablehnte und auf seiner eigenen Meinung, die einem ausgesprochenen Frontangriff zuneigte, bestand. — Davout hatte nämlich die außerordentliche Schwäche des linken russischen Flügels erkannt und schlug dem Kaiser vor, ihm eine Umgehung dieses Flügels anzuvertrauen. Davout wollte seine fünf Divisionen, lauter Kerntruppen, in einem Nachtmarsch südlich durch die Wälder von Utiza gegen die Smolensker Straße führen, mit hartem Griff die äußerste linke Flanke der Russen anpacken und dann mit Hilfe des französischen Zentrums, das die Front angreifen sollte, die ganze russische Stellung so aufrollen, daß die Armee in das Delta der Kalotscha und der Moskwa gedrängt würde. Aber Kaiser Napoleon wollte dies nicht riskieren. Er fürchtete, daß Kutusow, von einer solchen Umgehungsbewegung bedroht, sich noch vorzeitig zurückziehen würde, denn ihm stand, wenn

Digitized by Google

er gegen Davout ſchnell einige Korps aufſtellte, ja noch immer die große Moskauer Straße frei, und ihm, ſo nahe dem Ziele, nochmals entwiſchte. Der zweite Grund war der, daß er fürchtete, ſeine eigene Armee auf dieſe Weiſe zu trennen und ſo zu ſchwächen, daß ein plötzlicher Vorſtoß der Ruſſen ihm gefährlich werden konnte. So rückten denn in der Stille und im Dunkel der Nacht die franzöſiſchen Truppen in die ihnen vom Kaiſer angewieſenen Stellungen ein. Um 3 Uhr morgens war alles pünktlich vollführt. Der Gewalthaufe ſtand dem Dorfe Semenowskoie gegenüber; das waren die Diviſionen Morand, Deſaix und Compans, gleich hinter ihrer Mitte das Korps Ney. Dahinter Junot mit ſeinen Weſtfalen, der dem Kommando des Marſchalls Ney unterſtellt war, damit er ferner keine Dummheiten mache. Sechstauſend Schritt hinter Junot ſtand die junge Garde, die Gardekavallerie, und wiederum einige tauſend Schritt zurück die alte Garde, verſammelt vor Fomkino um die Zelte des Kaiſers. Dies war der Gewalthaufe des Kaiſers, der durch unermüdliche und immer wiederholte Stöße die ruſſiſche Stellung durchbrechen und zertrümmern ſollte. Das große Kavalleriekorps ſtand unmittelbar hinter den Diviſionen Deſaix und Compans; hier war alles zuſammengeballt, die Kavallerie von Ney, Davout, Nanſouty, Montbrun und Latour-Maubourg. Fürſt Poniatowski mit ſeinen Polen marſchierte gegen Utiza. Gegenüber Borodino ſtand der Vizekönig Eugen Beauharnais, unterſtützt von der Kavallerieabteilung des Generals Grouchy. Dieſe Aufſtellung war das Reſultat der unermüdlichen Tätigkeit, die Napoleon am 6. September entfaltet hatte*). Noch in der Nacht trieb es ihn wieder von ſeinem Lager auf und er ritt nochmals die Stellungen des italieniſchen Armeekorps ab, um ſich zu überzeugen, ob alles in Ordnung ſei, und ob Kutuſow inzwiſchen irgendwelche Bewegungen gemacht hätte, die ſein Kalkül ändern könnten.

Aber der alte Kutuſow hatte an den Stellungen ſo gut wie gar nichts geändert. Er hatte vor Heiligenbildern gekniet, ſeine Soldaten geſegnet, ſeine wunderſchöne Anſprache gehalten und ſich dann darauf beſchränkt hinter der Front des Heeres gut zu frühſtücken. Er konnte die Gepflogenheiten eines Lebemannes auch im Feldlager in den bedrohteſten Situationen nicht laſſen; er liebte die Tafelfreuden und zog — der alte abgelebte Faun — auch gern die Frauen ſeiner Offiziere an die Tafel, bei welcher er dann die Unterhaltung durch leichten Witz belebte. Er hatte ſich mit einem Stab von vornehmen jungen Ruſſen umgeben, die auf ihn eingeſchworen waren. An einen Sieg ſeiner Waffen glaubte er ſicherlich nicht. Es gelang ihm auch genug, wenn die Bravour ſeiner Ruſſen die Entſcheidung zweifelhaft machte oder ſchließlich zu einem geordneten Rückzug führte. Das Übrige, ſo ſagte ſich der leichtſinnige Mann, würde dann die Zeit tun, denn der ruſſiſche Winter rückte heran und Kutuſow hielt es, wie wir gehört haben, hauptſächlich nur für ſeine Aufgabe, den Kaiſer zu täuſchen, nicht ihn zu beſiegen, — ihn zu täuſchen und immer weiter heranzulocken an den großen Abgrund, bis er mit ſamt ſeinem Heere unausbleiblich hinabſtürzen mußte.

Erſt nach Mitternacht ſuchte Napoleon, von den Italienern zurückkommend, ſein Zelt wieder auf. Sein Hauptquartier lag, wie geſagt, vorwärts Fomkino, das von Kutuſow in Tartarinowo. Zwiſchen dieſen beiden Orten lagen in Biwaks über ein Viertelmillion Menſchen verſammelt, die, von Waffen ſtarrend, ſich gegenſeitig zu vernichten gedachten. Noch ſchliefen dieſe Hunderttauſende und nur die Vorpoſten wachten an ihren Lagerfeuern; für ſo manchen aber, der da auf der Streu oder auf der bloßen Erde im Biwak lag und, unter dem Kopf den Torniſter oder den Mantelſack, ruhig ſchlief, ſollte dies der letzte Schlaf im Leben ſein, ſollte dies das Vorſpiel nur ſein zu einem ewigen Schlaf.

Aus dieſer Vornacht zur großen Schlacht leuchtet blitzartig eine kleine Szene auf, die vieles zeigt und ahnen läßt: inmitten ſeiner Garden in ſeinem Zelt ſchlief, den treuen Rapp zur Seite, der Kaiſer Bonaparte, der Eroberer und Unterdrücker. Um die ſchlecht unterhaltenen Wachtfeuer gelagert, ruhte eine Gruppe von Offizieren der Weichſellegion. „Im Geſpräche über Vergangenheit und Zukunft," berichtet einer von ihnen, „brachte man die Zeit hin, bis Ermüdung die Augen ſchloß. Doch ſchon um Mitternacht regte es ſich wieder. Empfindliche Friſche ſcheuchte viele wieder vom feuchten Boden auf. Es mochte drei Uhr in der Frühe geworden ſein. Hinter unſerm Lager marſchierten lange Züge Kavallerie auf den rechten Flügel zu, — es waren Franzoſen, Deutſche und Polen. Vor einem Regiment ſang eine ſonore ſchöne Stimme Schillers Reiterlied aus Wallenſteins Lager, ein geſchulter aber ſchwacher Chor wiederholte den Refrain der letzten Strophe:

Aus der Welt die Freiheit verſchwunden iſt,
Man ſieht nur Herren und Knechte, —

*) Die Schlachtordnung muß genauer feſtgelegt werden. Linker Flügel: 24000 inkl. ſtarke Bayriſche Reiterbrigade, dazu Kav.-K. Grouchy 3000. Hiervon Brouſſiers und Grouchy 11 400 als zweites Treffen. Zentrum: Div. Morand 6000, Gérard 6560 inkl. eingerückter „Fourageurs", rechts davon Compans 9500, Deſaix 5500, zweites Treffen 7800 Friant, dazu 4500 Kav. und Art. Davouts. Rechts: Poniatowski 10 000. Von dieſen 77 000 ſind 25 000 erſt in der zweiten Schlachthälfte verwendet. Drittes Treffen ſtaffelförmig: Ney 13000, Junot 9000 (4 Bat. zurückgeblieben). Murat 13 400. Große Reſerve: Garde 21 000. Letztere von 103 000 Inf. und Art. 30 600 Kav. abzuziehen als nicht fechtend, von den Ruſſen kamen höchſtens 5000 nicht ins Feuer. Murats abgehetzte Schwadronen ſchmolzen in letzter Zeit erheblich, ſo preußiſche Huſaren auf 285, Montbruns preußiſche Ulanen auf 200, Württemb. Louisjäger auf 160.

Digitized by Google

ſchallte es zu uns herüber, als ſie unſerm Regiment gegenüber waren. Ich ließ fragen, was das für Truppen ſeien und erfuhr, daß es Preußen waren."

Noch ſchwiegen auch die ehernen Münder der 1200 Geſchütze, die, wohl poſtiert, aufgefahren waren, um auf den Wink der Feldherren ihr Brüllen anzuheben. Wohl waren die Ruſſen mit ihrer Artillerie im Vorteile, aber die ganze, dichte Aufſtellung der ruſſiſchen Armee ließ dann am Tage der Schlacht die Artillerie längſt nicht ſo zur Entwicklung kommen, wie ſie eigentlich hätte kommen müſſen. Napoleon und ſeine Generale verſtanden es viel beſſer ihre Artillerie zu verwenden, „ſie iſt meine Waffe!" Auch die ruſſiſche Reiterei war beſſer imſtande, die Pferde viel beſſer gepflegt, viel leiſtungsfähiger. Schon hatte bei den Franzoſen der König von Neapel, Joachim Murat, ſich bitter beklagt, daß die Pferde von Tag zu Tag ſchwächer würden und die Attacken daher nicht mehr die richtige Kraft hätten. „Woran wird das wohl liegen, Euer Majeſtät?" entgegnete hierauf der General Nanſouty, „einfach daran, daß die Pferde keinen Patriotismus haben; unſere braven Soldaten ſchlagen ſich auch ohne Brot, aber die Pferde wollen nichts tun ohne Hafer."

Der General Rapp hatte als Generaladjutant ſeinen Dienſt beim Kaiſer, er erzählt:

„Die Nacht brach herein. Ich hatte den Dienſt. Ich ſchlief im Zelte Napoleons. Die Stelle, an welcher ſein Feldbett ſtand, war gewöhnlich durch eine leinene Zwiſchenwand von dem übrigen Raume getrennt. Napoleon ſchlief ſehr wenig; ich mußte ihn aber trotzdem verſchiedene Male wecken, um ihm die Vorpoſtenrapporte mitzuteilen; aus denſelben ging hervor, daß die Ruſſen erwarteten, angegriffen zu werden.

Um 3 Uhr morgens rief der Kaiſer einen ſeiner Kammerdiener und ließ ſich Punſch bringen; ich hatte die Ehre, zu dem Frühſtück eingeladen zu werden. Er fragte mich, ob ich gut geſchlafen hätte; ich erwiderte ihm, die Nächte wären ſchon recht friſch, ich wäre oft aufgewacht.

„Wir werden alſo heute," ſagte er, „mit dieſem famoſen Kutuſow zu tun haben. Sie werden ſich ohne Zweifel erinnern, daß er es war, der bei Braunau während des Auſterlitzer Feldzuges kommandierte! Er iſt in drei Wochen in Braunau verblieben, ohne auch nur ein einziges Mal ſein Zimmer zu verlaſſen; er iſt nicht einmal zu Pferde geſtiegen, um ſich die Befeſtigungen anzuſehen. Der General Bennigſen, obwohl er ebenſo alt iſt, iſt doch ein ganz anderer Kerl! Ich kann mir nicht erklären, weshalb Alexander nicht den Hannoveraner an Stelle von Barclay geſtellt hat."

Er trank ſein Glas aus, las einige Berichte und fuhr fort:

„Nun Rapp, was meinſt Du? Werden wir heute gute Geſchäfte machen?" — „Kein Zweifel, Sire! Außerdem ſind wir gezwungen zu ſiegen."

Nachdem Napoleon ſich nochmals eine Weile in die Berichte vertieft hatte, fuhr er wieder fort:

„Das Glück iſt nichts als eine Dirne. Ich habe es oft behauptet und fange an, es zu ſpüren." — „Sie werden ſich erinnern, Sire, daß Sie mir bei Smolensk ſagten, der Wein wäre eingegoſſen, er müßte getrunken werden. Das iſt jetzt mehr denn je nötig. Zeit zum Zurückweichen gibt es nicht mehr. Auch die Armee weiß, daß ſie ihre Subſiſtenzmittel nur in Moskau finden kann und daß es bis dahin nur noch 30 Lieues ſind." — „Dieſe Armee," rief Napoleon, „wie iſt ſie reduziert! Was noch übrig blieb, aber iſt gut.....meine Garde allein iſt, ſo wie ſie war, immer die alte."

Er ließ den Fürſten von Neufchâtel rufen und arbeitete mit ihm bis $5^1/_2$ Uhr. Dann ſtiegen wir zu Pferde: die Trompeten ſchmetterten, die Trommeln wirbelten, untermiſcht mit den Jubelrufen der Soldaten.

„Das iſt dieſelbe Begeiſterung, wie bei Auſterlitz. Laſſen Sie den Armeebefehl vorleſen, Rapp!"

Derſelbe lautete:

„Soldaten! Die Schlacht, nach welcher Ihr ſo lange verlangt habt, ſteht bevor: an Euch iſt es nun, den Sieg zu erringen. Er iſt notwendig für uns; er wird uns Überfluß an Allem bringen, gute Winterquartiere und eine glückliche Rückkehr in die Heimat. Benehmt Euch ſo wie bei Auſterlitz, Friedland, Witebsk und Smolensk. Möge die fernſte Nachwelt noch von Eurer Haltung in dieſer Schlacht erzählen, möge man von jedem unter Euch ſagen: auch er war bei dieſer großen Schlacht unter den Mauern von Moskau."

Die Zurufe verdoppelten ſich: die Truppen drängten zum Kampfe und bald begann derſelbe." — Soweit Rapp, die treue Seele. —

Der Morgen des 7. September war ein ſchöner, klarer Herbſtmorgen, die Luft ging friſch; als der Kaiſer aus ſeinem Zelt trat, rief er den Herren ſeines Stabes die Worte zu: „Sehen Sie, meine Herren, welch ſchöne Sonne! Das iſt die Sonne von Auſterlitz!" Er ſtieg zu Pferde und ritt mit ſeinem Gefolge in die Schanzen von Schewardino, welche General Compans zwei Tage vorher erobert hatte. Es war gegen 6 Uhr. Schon befand ſich die Diviſion Compans auf dem Marſche durch das Gehölz von Utiza gegen die ſüdlichſte der drei Bagrationſchanzen vorgehend; links von ihr, etwas zurück und zunächſt durch den Wald gedeckt, marſchierte die Diviſion Deſaix, als Soutien folgte nahe hinter Compans der General

Digitized by Google

Auf dem Schlachtfelde an der Moskwa vor Semoncwskoie den 7. September 1812. — Murat greift ein russisches Karree an
Nach Faber du Faur

Google

Friant. Der General Sorbier mit drei starken Batterien unterstützte seit Punkt 1/16 den Angriff der Divisionen. Die Batterien waren 102 Geschütze stark, richtiger 110, später eröffneten auch Murats reitende Batterien ihr Feuer, zuerst noch Zwölfpfünder und Haubitzen der Garde, die heut 6800 Schüsse lösten (Girod und Memoiren Seruzier). Drouot verließ später seinen eingerichteten Erdeinschnitt, auf nahe Entfernung die Schanzen mit Geschossen überschüttend. Marschall Davout selbst leitete den Angriff. Als Compans aus dem Walde heraustrat und vor sich die Schanze hatte, empfing ihn ein unheimliches Kartätschenfeuer. Die russischen Geschütze, schwere Zwölfpfünder, hatten eine viel größere Tragkraft als die französischen. Die 102 Kanonen, die auf französischer Seite ein furchtbares Gebrüll anhoben, taten zunächst wenig Schaden, wohl aber wüteten die russischen Geschütze unter den Angreifern; aber es waren Elitetruppen, welche hier vor die Bagrationschanze geführt wurden, sie versagten nicht, sie durchschritten den ausgetrockneten Kamenkabach und gingen sofort zum Sturm gegen die Schanze vor. Um die zuerst angegriffene Schanze entstand ein wütendes Handgemenge. Es waren Woronzows Grenadiere, die darin steckten und sich ihrer Haut verzweifelt wehrten. Schwer verwundet sanken die beiden Divisionäre Compans und Desaix vom Pferde. Marschall Davout befand sich bei der Batterie Sorbier, als er ein Schwanken unter den Truppen bemerkte, hervorgerufen durch das Fallen beider Führer. Sofort setzte sich der Marschall an die Spitze des 57. Linienregiments und drang nach. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen, er stürzte so schwer, daß eine Pistole in seinem Sattelgurt zersprang. Schon hatte General Sorbier, der dies sah, einen reitenden Boten an Napoleon geschickt, mit der Kunde, daß der Fürst von Eckmühl gefallen sei. Napoleon schickte den General Rapp, um sein Kommando zu übernehmen. Aber schon hatte Davout sich unter seinem Gaul wieder hervorgekrabbelt und sich auf ein neues Pferd gesetzt. Er führte die Brigade Teste von neuem vor, General Teste selbst war schwer getroffen. Inzwischen war auch Rapp da. Rapp führte das 61. Regiment Linie, dasselbe, das er schon in Ägypten geführt hatte, gegen die Schanze; aber dieser Rapp war der reine Kugelfang, er hatte immer Pech: er erhielt einige Streifschüsse, die ihm Uniform und Hemd vom Arm rissen, und wurde dann von einer Kartätschenkugel, deren Splitter seine linke Hüfte trafen, vom Pferde geworfen. Es war seine zweiundzwanzigste Verwundung. Inzwischen hatte Napoleon das durch die starken Führerverluste hervorgerufene Stocken des Angriffs wohl bemerkt und sofort befohlen, daß Marschall Ney vorginge. Das war um 7 Uhr. Um 1/28 Uhr war Davout im Besitze der ersten linken Schanze.

Als Fürst Bagration sah, daß die Franzosen mit großer Übermacht und Entschlossenheit auf der ganzen Linie gegen seine Schanze vorbrachen — auf dem rechten Flügel ging inzwischen auch der Herzog von Abrantes vor — raffte er zusammen, was er eben zur Hand hatte. Er warf gegen die eroberte Schanze den General Neverowski — wir kennen diesen tapferen Neverowski von Krasnoi her — mit seiner 27. Division; gleichzeitig ging General Rajewski vor und Prinz Karl von Mecklenburg. Die Franzosen wurden aus der blutig eroberten Schanze wieder hinausgeworfen.

Aber schon war Ney da, an der Spitze des 24. leichten Regiments. Die beiden Divisionen Davout griffen ebenfalls von neuem an und mit überwältigend raschem Vorstoß wurden die Russen aus allen drei Schanzen vertrieben. Fürst Bagration zog heran, was er konnte. Die Division Konownitzyn, die General Tutschkow bei Utiza dringend nötig hatte, wurde herbeigerufen, und der stolze Georgier verstand sich dazu, den General Barclay de Tolly um Unterstützung zu bitten. Barclay hatte von dem Fürsten Bagration wahrhaftig Ärger genug gehabt und nicht zum wenigsten dem Einfluß des Fürsten hatte er es zu verdanken, daß ihm das Kommando genommen worden war. Aber der Georgier war, wenn auch heißblütig und rasch in seinem Haß, doch eine zu vornehme Natur, als daß er nicht hier, wo das Geschick des Vaterlandes auf dem Spiele stand, unbedingt das getan hätte, was die Pflicht ihm gebot. Zu dem alten Kutusow, der mit seinem Generalquartiermeister Bennigsen und seinem glänzenden Gefolge vornehmer Nichtstuer auf der Höhe von Gorki hielt, sandte Bagration gar nicht erst, er sandte direkt zu Barclay, und Barclay half ungesäumt. Er ließ sofort aus Knäskowo 3 Garderegimenter und 8 Grenadierbataillone, sowie 24 Zwölfpfünder nach Semenowskoie zur Unterstützung Bagrations abmarschieren, Eilmarsch, Halblaufschritt! Und das Korps Baggehuffwudt ging zu General Tutschkow auf den äußersten linken Flügel ab, um die Division Konownitzyn zu ersetzen.

Aber inzwischen hatte Fürst Bagration schwere Zeit. Die Franzosen hatten starke Kavalleriemassen ins Gefecht geworfen und die russische Infanterie war aus den Schanzen bis in den Grund der Semenowka zurückgewichen. Da brach die zweite Kürassierdivision Duka vor, zugleich ging Neverowski mit seiner ganzen Infanteriedivision zum Angriff über. König Murat selbst geriet ins Handgemenge. Schon hatte ihn ein Russe beim Kragen, als der gewandte König Joachim vom Pferde sprang, sich den Griffen des Russen entwandte und sich in die linke Schanze zu einem württembergischen Bataillon rettete, welches die Schanze mit Zähigkeit festgehalten hatte. Dies ist der Augenblick, den auch General von Scheler in seinem Bericht über Borodino schildert, wie wir noch hören werden. — Die Marschälle Davout und Ney hatten dem

Digitized by Google

Kaiser die Eroberung der Schanzen sofort gemeldet, aber zugleich bekannt gegeben, daß sie nicht in der Lage seien, sich ohne Verstärkungen zu halten. Der Kaiser aber zögerte, Verstärkungen abzusenden. Es war eben 9 Uhr früh und wer konnte wissen, was dieser Entscheidungstag noch bringen würde! Napoleon zeigte in diesem Augenblicke eine sonst nie bei ihm gekannte Scheu, mehr Truppen einzusetzen; aber die Vorstellungen des Ordonnanzoffiziers waren zu dringend und der ganze Erfolg gegen die Schanzen in Frage gestellt, wenn nicht sofort Verstärkung geschickt wurde. Der Kaiser befahl, daß die Division Claparède, die Weichseldivision der jungen Garde, eingreifen sollte. Aber kaum war der Offizier fortgesprengt, als ihm schon ein anderer nachritt, um ihn zurückzurufen. Der Kaiser ging unruhig auf dem Hünengrabe von Schewardino, auf welchem die Schanze angelegt war, hin und her und beriet mit dem Generalmajor Berthier was zu tun sei. Was niemals vorgekommen war, das kam hier vor. Eine halbe Stunde lang zögerte Napoleon, eine halbe Stunde lang beriet der sonst so blitzschnell Entschlossene. Es sind eine Menge Vermutungen über den Grund zu dieser nie gekannten Unentschlossenheit des Kaisers ausgesprochen worden: Krankheit, man sagt, er war stark erkältet, Abspannung von den Anstrengungen des gestrigen Tages, Verminderung der Entschlußkraft, hervorgerufen durch die zunehmende Korpulenz, — all das aber will uns nicht zutreffend dünken. Jemand, der nicht zu große Geldmittel hat, ist notgedrungen gezwungen, sparsam zu sein, und so ging es hier in bezug auf Truppen dem Kaiser. Er durfte seine Reserven nicht zu früh angreifen. Schließlich bestimmte Napoleon die Division Friant, die noch als Soutien der bereits engagierten Divisionen Compans und Desaix am Waldrande hielt, dem Marschall Ney zu Hilfe zu kommen.

Inzwischen, bevor noch der tapfere Friant — „so tapfer wie Friant," hieß ein geflügeltes Wort im französischen Heere — zur Stelle war, unternahm Fürst Bagration mit dem eingetroffenen 17. Bataillon der Garde einen neuen Angriff gegen die Schanzen. Der französische General Pèler, welcher hier an dieser Stelle mitkämpfte, schreibt: „In dem Maße, wie die Unterstützungstruppen Bagrations eintrafen, gingen sie mit der größten Kühnheit über die Leichname der Gefallenen zur Wiedereroberung der verlorenen Schanze vor. Die russischen Kolonnen bewegten sich genau nach dem Kommando ihrer Führer, selbst lebendige Schanzen; sobald sie auf das freie Terrain kamen, wurden sie von unsern Kartätschen niedergeschmettert, wurden von Reiterei und Infanterie angegriffen, aber die tapferen Krieger ließen sich durch nichts stören, sie drangen auf uns ein, wie zuvor, und bei diesem erneuten Angriff wurde Fürst Bagration auf den Tod verwundet." Ein Kartätschensplitter zerschmetterte ihm das Bein, er sank vom Pferde und wurde bewußtlos hinweggetragen. Er starb 10 Tage später an seiner schweren Wunde, nachdem er vorher noch dem General Barclay de Tolly die Hand zur Versöhnung geboten hatte. — Die Verluste der Russen waren ungeheuer. Oberst Wolzogen erzählt in seinen Erinnerungen, daß er einem Leutnant begegnete, der einen Trupp von 30 bis 40 Mann aus der Schlachtlinie führte. Unwillig forderte Wolzogen den Offizier auf, sich wieder in sein Regiment zu stellen. „Dies ist mein Regiment," sagte der Leutnant, „alles andere ist tot und verwundet." Vom Regiment Litauen blieben in einer Stunde 956 Mann auf dem Platze.

Als die Division Friant eingriff, gegen $11\frac{1}{2}$ Uhr, eroberten die Franzosen zum vierten Male die Bagrationschanzen zurück und stießen nun auch über die Höhen von Semenowskoie gegen das Dorf selbst vor. Eine gewaltige Kavalleriemasse unter Murat unterstützte den französischen Angriff; wiederholt wurden die Franzosen zurückgeschlagen, aber schließlich bemächtigte sich Friant des lichterloh brennenden Dorfes, während die Kavallerie von Nansouty und Latour-Maubourg in wütendem Angriff auf die zurückweichenden Russen eintritt. Hier war die Unordnung der russischen Regimenter so groß, daß ein Nachdringen mit frischen französischen Truppen unvermeidlich die Auflösung dieses Teils der Armee zur Folge gehabt hätte; aber auch die Divisionen der Marschälle Ney und Davout waren so erschöpft, daß sie auf weiteren Vorstoß verzichten mußten, denn der Kaiser wollte seine Garde zur Verstärkung nicht heransenden.

Der taktische „Clou" der Schlacht bestand darin, daß die stärkste Stellung bei Gorki am russischen rechten Flügel mit Barclays Truppen vollgepackt und erst nach und nach aufgelöst wurde, während Napoleon vordrückend auf das russische linke Zentrum fiel. Die russische Artillerie bestrich nicht nur verderblich den ersten Staffelangriff Davouts, sondern bald auch den zur Artilleriedeckung vorrückenden Murat, so daß zwei Generalen die Pferde und Montbrun selbst getötet wurden. Die sonstige russische Geschützwirkung blieb aber schwach, denn Drouot verlor nur 100 Mann. Laut Pion des Loches feuerte die Hälfte der Gardeartillerie nicht, laut Generalinspekteur Laribrisière verfeuerte man nur 44000 Schuß, eine andere Angabe mit 60000 ist wohl richtiger, da bei Wagram 71000 Schuß fielen. Napoleons Artillerie war nicht im Material, doch an Treffsicherheit weit überlegen, die russischen Massen schmolzen vor ihr wie Schnee in der Sonne. Drei russische Divisionen gingen in den drei Schanzen unter, deren Linke das alte berühmte 57. unter Davouts persönlicher Führung erstieg. Doch konnten seine zuletzt von Brigadegeneral Friedrichs geführten zwei Divisionen sich schwer behaupten, seine Kavalleriebrigade Girardin wurde von Dukas Kürassieren geworfen, auch Neys Württemberger und Holländer Reiter wichen nach Anfangserfolg, aber der schon nach 8 Uhr vorrückende Ney erzwang noch $\frac{1}{2}$ 10 den Besitz aller Schanzen, wobei die nur noch als ein Re-

giment von 1465 Mann formierten Württemberger die rechte Schanze nahmen. Schon bluteten Korpschef Gortschakow, und alle drei Divisionäre sowie Graf Siewers, dessen Reiterkorps sich aufs äußerste mit Davouts 4 und Neys 6 Reiterregimentern maß, die nicht weniger als 80 Offiziere (2 Obersten tot) verloren. Ney ließ sich nicht stören, auch noch mit Razouts 4., 18. Regiment Semenowskoie zu stürmen, wurde aber von der frischen Division Konownitzyn von dort verjagt, zwei seiner Brigadegenerale fielen. Da aber Bagration mit 3 Grenadieroberſten getötet, Stabschef St. Priest schwerverwundet, riß Verwirrung ein. Die Grenadierdivision Woronzoff war ganz vernichtet, von Prinz Mecklenburgs 4000 Grenadieren nur noch 200 übrig mit einem einzigen Stabsoffizier, das französische Fußvolk litt ungleich weniger, nur II. 61 soll völlig niedergemacht sein, 57. (41 Offiziere) drei Viertel verloren haben, wofür es fortan das Ehrenkreuz auf den Uniformknöpfen trug. Dochturow an Stelle Bagrations rief eine Brigade seiner Division Wassiltschikow herbei, auch die 2. Gardebrigade und Kürassierbrigade Borosdin erschienen. An Ney hängte sich Junots Division Tharreau rechts an, während dessen andere Division Ochs sich zwischen Davout und Poniatowski einschob, letzterer schlug sich bis abends mit Grenadierdivision Strogonow, einer Jägerbrigade, Division Olsuwiew (von Barclay zur Hilfe geschickt) und 3000 Kosaken Karpows, sowie dem Milizkorps Tolstoi herum, fesselte also viele Kräfte am Utizawald im Verein mit Ochs, seine 1700 Reiter verloren 29 Offiziere, seine und die westfälische Artillerie 22, Ochs' Fußvolk aber nur 23 und im ganzen blieb der Verlust hier unerheblich. Ney und Murat verlangten stürmisch Verstärkungen, um 11 Uhr griff daher Friant ein und Ney zog Tharreau heran, der 56 Offiziere einbüßte. Bis 1 Uhr tobte grimmiger Kampf, in dem wieder zwei Brigadegenerale Neys bluteten, außerdem Mouriez seiner Reiterei und bei den Württembergern ihr Divisionär Scheler, General Breunig und zwei Obersten getötet. Indessen verloren nur 4., 72. zusammen 60 Offiziere, die Portugiesenbrigade 35, die übrigen 3 französischen Regimenter nur 56, Württemberger nur 260 Köpfe, 600 Württemberger Reiter 270 (23 Offiziere), der Verlust war also nicht übermäßig. Wohl aber bei Friant, dessen 15. Leichte, 33. Ligne mittags Semenowskoie erstürmten, bei 15. Leichte lagen 40 Offiziere in ihrem Blute, bei 33., 48. auch 60. Da 33. um 1000 Köpfe schmolz (Historique), 48. um 850 (Pelet), so kann man sich das übrige denken. Friant, dessen Sohn fiel, kommandierte schwerverwundet, von einer Sänfte, und die Stellung, dreimal den Besitzer wechselnd, blieb endgültig in seiner Hand. Hier fiel General Tutschkow, Bruder des bei Walutina gefangenen, von Regiment Reval, drei Gardeobersten bluteten; der russische Verlust vergrößert sich, indem jetzt 80 Geschütze am Höhenrand des Semenowskatales auffuhren und das rechte Zentrum (Korps Rajewski) im Rücken beschossen. Hiermit war die Schlacht entschieden, es änderte nichts daran, daß Fürst Galitzins Gardereiterei heftig auf Tharreaus Westfalen einhieb. Tharreau fiel, überhaupt wurden vier westfälisch-hessische Brigadiers außer Gefecht gesetzt, wie auch Poniatowskis Divisionär Kresinski. Drüben fanden Korpschef Tutschkow ebenso den Tod, wie seine Brüder vor Semenowskoie, ebenso Brigadegeneral Orchus. Inzwischen tobte ununterbrochene Reiterschlacht, die man verworren als eine einzige Riesenattacke darstellt, während sie in viele Phasen zerfiel. Nachdem Girardin (der keineswegs fiel, wie man Beitzke nachschreibt) erst Duca zwang, vom Einhauen auf Compans abzulassen, dann geworfen und von Bruyère aufgenommen wurde, stürzte sich Korps Nansouty durch die Zwischenräume der Schweizer vor rechts von Neys erstem Vorstoß auf Semenowskoie. Dies endete schlecht, Nansouty, St. Garcin und zwei Brigadegenerale verletzt, 6. polnische Ulanen stechen zu tief in den Feind, nur noch 150 Lanzen aus der Schlacht zurückbringend. Murat befahl nun Montbruns leichter Division Pajol nebst westfälischer Brigade Wolf sich zu entwickeln, änderte aber launisch, Montbruns Kürassiere sollten vorgehen, als sich aber diese in Bewegung setzten, drängten Latour-Maubourgs polnische Ulanenregimenter sich vor, gefolgt von sächsischer Kürassierbrigade Thielmann und 14. polnischen Kürassieren, just als Friants Trommeln zum Sturm schlugen. Überraschend brausten sie links von Ney herein und ritten alles durcheinander. Rechts davon warfen sich westfälische Gardechevaulegers auf die Russen. Endlich legte sich Dimitri Galitzin mit 5 schweren Kürassierregimentern ins Mittel. Die Franzosen behaupten (Thoumas), Pajol habe unbeweglich in schrecklicher Kanonade gehalten, das ist ebenso falsch wie die Angabe, Pajol sei von 2500 (?) Säbeln auf 900 geschmolzen. Tatsächlich erhielten seine 5. Husaren, 11. Chevaulegers die Standarteninschrift „La Moscowa" und Pajol nahm die in den Grund von Doronino zurückflutenden Geschwader Latours auf, wobei die preußischen Ulanen polnische Ulanen befreiten, ihrerseits durch westfälische Kürassierbrigade Lepel vor Galitzins Leibkürassieren gerettet. In diesem Getümmel blutete Galitzin, fiel Lepel. Murat sammelte inzwischen Nansouty aufs neue und brach mit ausnehmender Wildheit los, brach sich erst zuletzt an den Gardevierecken der Regimenter Ismailow, Litauen, Finnland und mußte sich auch hier vor verfolgenden Dragonern in ein Viereck Friants retten. Um 2 glätteten sich die Wogen, auch die angrenzenden Hügel von Semenowskoie wurden gewonnen, die letzten Trümmer Konownitzyns, Neuerowskys, des Dragonerkorps Siewers, der Kürassierdivision Duca und Depreradewitsch konnten erst bei Einbruch der Dunkelheit bei Kniaskowo-Pfarrewo sich sammeln, wo 17 Gardebataillone eine neue Schlachtreihe bildeten. Dort stürzten die Reihen kompagnieweise nieder, die neue Massenbatterie Sorbiers wirkte zu fürchterlich,

Digitized by Google

doch die ruſſiſchen Feuerſchlünde arbeiteten fort, drei franzöſiſche Artillerieoberſte fielen auf der Höhe von Semenowskoie, ſeit 3 Uhr erloſch hier jedes Infanteriegefecht. Die ruſſiſche Kanonade reichte ſo weit, daß Polengenerale Sokolniki und Chlopiki im Gefolge des Kaiſers und zwei Generale der Jungen Garde am Fuße der Bagrationſchanzen ſanken. Dies zerreißt ſogleich den Nebel zweier Mythen: Napoleon habe den ganzen Tag mürriſch und verdroſſen im Schnupfenfieber an der Schewardinoſchanze gelehnt und Murats Stabschef Belliard jede Verwendung der Garde verweigert. Er ritt vielmehr um $^1/_2$2 bis Semenowkoie vor, wo er auch Friants Spanier des Regiments Joſeph Napoleon (weiß mit grünem Kragen) aufſtellte und Gardediviſion Roguet als Reſerve hinter Ney vorſchob. Er ſandte ſogar die polniſche Gardediviſion Claparède zum äußerſten linken Flügel, wo ſich ein ſeltſames Intermezzo abſpielte.

Zu gleicher Zeit als die Diviſionen des Korps Davout die Bragrationſchanzen angriffen, in der Morgenſtunde um 6 Uhr, war der Vizekönig Eugen Beauharnais mit ſeinen Kolonnen gegen das Dorf Borodino vorgebrochen. Die italieniſchen Regimenter von der Diviſion Delzons, in dichtem Handgemenge mit den ruſſiſchen Gardejägern, drangen über die Kalotſchabrücke durch den jenſeits des Ufers emporſteigenden Hohlweg gegen den Hügel von Gorki vor. Das Ungeſtüm des Angriffs war ſo groß, daß eine auf dem Hügel haltende Batterie beſtürzt abfuhr, ohne einen Schuß getan zu haben. In dieſem Augenblick griff der General Barclay, der zur Stelle war, perſönlich ein. Er warf den Feinden neue Regimenter entgegen und es gelang auch, den Anſturm abzuſchlagen und die Italiener ſogar über die Kalotſchabrücke nach Borodino zurückzuwerfen. Das 106. Verona erlitt hier die blutigſte Niederlage, 50 Offiziere bluteten, General Plauzona fiel. Doch 92. Mailand (8 Offiziere, 67 Tote) und Grouchys Bayriſche Reiterbrigade, die ſich hier im Karabinerſchießen übte, trieben den Feind aufs Oſtufer zurück. Das Dorf ſelbſt konnte nicht wieder erobert werden, dies hielt Delzons mit ſeinen Truppen zähe feſt. Inzwiſchen war die ebenfalls dem Befehl Eugen Beauharnais' unterſtellte Diviſion Morand über das ausgetrocknete Bett des Semenowkabaches vorgegangen und ſchon befanden ſich ihre Plänklerketten am Fuße der Anhöhe, auf welcher die Rajewskiſchanze errichtet war. Als Beauharnais ſah, daß ein Angriff von Gorki aus zu große Schwierigkeiten biete, überſchritt er mit ſeinen beiden Diviſionen Brouſſier, lauter Italiener, Gérard, lauter Franzoſen, ſeinen Garden und dem Reiterkorps Grouchy auf drei Brücken die Kalotſcha und rückte gegen die Rajewskiſchanze vor. Die Schanze war mit einer Batterie geſpickt; an ihrem Fuße ſtanden, wohl poſtiert, ruſſiſche Jägerregimenter, rechts und links von den Batterien je vier Infanteriebataillone, die unter Umſtänden den angreifenden Feind in die Flanke nehmen konnten. General Rajewski ſelbſt kommandierte hier. Das Feuergefecht der Diviſion Morand gegen die Jäger kam nur langſam vorwärts; erſt als der Vizekönig ſtarke Artillerie auffahren ließ, wurden die Jäger durch das Bett der Semenowka gegen die Höhen zurückgedrängt. Der Übergang über den Fluß verzögerte indeſſen den Hauptangriff gegen die Schanze, ſo daß erſt um 10 Uhr Morand eingreifen konnte, unterſtützt von wütendem Artilleriefeuer. Die Brigade des Generals Bonami, beſtehend aus dem 30. franzöſiſchen Regiment, brach gegen die feuerſpeienden Berge der Rajewskiſchanze vor. Als man auf dem Entſcheidungspunkt ſtand, begann den Ruſſen die Munition zu mangeln, ihre Kanonen wurden infolgedeſſen ſtumm und — der Feind hatte die Schanze.

Dieſer ſtarke Erfolg des Vizekönigs konnte, wenn er mit Nachdruck ausgenutzt wurde, die allerſchlimmſte Wendung für die Ruſſen haben, denn ihre Stellung war hier durchbrochen. Es war um dieſelbe Zeit, als Ney mit furchtbarem Ungeſtüm zum dritten Male um die Schanzen Bagrations warb, um dieſelbe Zeit, als der tapfere Führer Bagration zu Tode getroffen ſank. — Hier ſollte der kühne Mut des Generals Jermolow helfen. Vergeblich hatte ſich Barclay de Tolly bemüht, die Flüchtigen des Regiments Paskewitſch, die von der Rajewskiſchanze zerſprengt zurückfluteten, von neuem zu ſammeln. Der alte Kutuſow, der auf der Gorkihöhe hielt, auf einem Schimmel inmitten eines glänzenden Gefolges, „ließ", wie Clauſewitz treffend bemerkt, „diejenigen gewähren, welche gerade die Sache in Händen hatten". Da traf bei dem Fürſten die Meldung ein, daß Marſchall Ney die Bagrationſchanzen zum dritten Male genommen habe, daß Fürſt Bagration ſelbſt bewußtlos aus der Schlacht getragen ſei. Kutuſow wandte ſich mit der trockenen Bemerkung an den General Jermolow — wir haben ſchon von ihm gehört, von dieſem Vollblutruſſen — und ſagte: „Mein Lieber, ſieh' mal zu, ob ſich dort nichts tun läßt." Jermolow gab ſeinem Pferde die Sporen und ſprengte in der Richtung des linken Flügels davon. Er traf den Oberſten Mikitin: „Nehmen Sie drei reitende Batterien und verlieren Sie mich nicht aus den Augen!" Auch der junge Generalchef der Artillerie Graf Kutaiſow ſchloß ſich den beiden an. Da, im Augenblick, als ſie zwiſchen Knäskowo und der Rajewskiſchanze dahinſprengten, wogten in der größten Unordnung die ruſſiſchen Truppen von dort zurück. Jermolow erkannte, daß die Rajewskiſchanze genommen ſei und daß für den Augenblick nichts ſo nützlich ſein könnte, als ſie mit Gewalt zurückzuerobern. Er ließ die Batterien, die ihm folgten, ſofort gegen die Franzoſen auffahren und ihr Feuer gegen die Schanze eröffnen. Wohl hatte die Brigade Bonami in den Schanzen achtzehn ruſſiſche Geſchütze erobert, aber — wie wir ſchon hörten, fehlte die Munition. Die franzöſiſche Artillerie war aber noch nicht in den Schanzen eingetroffen. Nichtsdeſtoweniger türmten ſich dort Leichen

auf Leichen der Division Paskewitsch und Wassiltschkow, und das Zurückfluten geschah keineswegs nach Verlassen der Schanze, in der Morands Truppen viele Stunden aushielten, sondern viel später durch fürchterliches Kreuzfeuer von der Kalotscha und von Semenowskoie. Dies allein ergibt den richtigen Zeitpunkt. Jermolow raffte, als die Batterien zu schießen begannen, alles, was er an Truppen fassen konnte, zusammen — zunächst war es nur ein drittes Bataillon des Regiments Ufa — sammelte die Fliehenden und machte wütende Bajonettangriffe gegen die Schanze. In dem Augenblick erhielt er auch von General Barclay de Tolly zwei Jägerregimenter zur Unterstützung. Ohne einen Schuß zu tun, stürmten die Russen vor, sie ließen nur das Bajonett sprechen. Das Morden war entsetzlich. Die Brigade Bonami wurde vollständig aufgerieben, die Toten lagen zu Haufen. Der tapfere General Bonami blieb mit zwanzig Wunden besät in der Schanze liegen. — General Barclay war selbst bei den Vordersten, man sagt, daß er, der jetzt an allem verzweifelte, den Tod dort suchte. Aber der war ihm versagt. Einer, der ihn dagegen nicht suchte, war der junge, hoffnungsvolle Graf Kutaisow. Er war noch nicht dreißig Jahre alt und schon General. Er hatte in Barclays Armee die Stelle eines Artilleriechefs, und daß dieser hochbegabte Mann hier fiel, war ein starker Verlust für die Russen und besonders für das Geschick des Tages verhängnisvoll, denn die Artillerie wurde lange nicht so ausgenutzt, wie es sicher unter Kutaisows Befehl geschehen wäre. Dieser Kutaisow hatte übrigens jene bekannten Ahnungen, wie sie so oft vorkommen. Er zeigte am Vorabend der Schlacht einen tiefen Ernst und sagte zu seinen Kameraden: „Ich glaube nicht, daß ich morgen Abend noch am Leben bin."

Also die Rajewskischanze war jetzt wieder in den Händen der Russen. Aber die Marschälle Ney und Davout hatten das Dorf Semenowskoie in Händen und auf den dortigen Höhen starke Batterien auffahren lassen. Der linke Flügel der Russen war aufs schwerste bedroht. Um jene Zeit kam der Prinz Eugen von Württemberg mit vier Linienregimentern, an Zahl noch ungefähr 3600 Mann (2400 Jäger bei Gorki zurückgeblieben) durch die Büsche von Knäskowo, um im Zentrum eine Lücke auszufüllen. Während er noch im Walde marschierte, schlugen schon die Kanonenkugeln von Semenowskoie her in seine Reihen ein. Auch die Batterien des Vizekönigs beschossen die heranrückenden russischen Soutiens. Mit seinem ganzen Gefolge ritt Barclay de Tolly selbst vor, wie immer das Bild eiserner Ruhe und voller Geistesgegenwart. Aber gerade, als der Prinz seine Reihen gegen die Rajewskischanzen vorführen wollte, waren schon Jermolow und Kutaisow eingedrungen und hatten ihm seinen Lorbeer vorweggenommen. Barclay de Tolly teilte dem Prinzen dies mit, während der Krater von Semenowskoie her seine Lava über die Regimenter ausschüttete. General Barclay befahl dem Prinzen, eine starke französische Infanteriekolonne anzugreifen, die zwischen der eroberten Rajewskischanze und Semenowskoie hervorbrach. Glückte es ihr, durchzubrechen, so war es um den ganzen linken russischen Flügel und das Zentrum geschehen. „An sich," so berichtet der Prinz, „war dies ein Schritt in die Hölle. Vor uns stand nämlich eine Masse von nicht zu überschauender Tiefe, aber schon in der Front imposant genug, links von uns eine Batterie, deren Ausdehnung sich gar nicht schätzen ließ, deren Bestand die Franzosen aber auf 80 Geschütze angegeben haben, und von allen Seiten lag überdies feindliche Reiterei auf der Lauer, um uns den Rückweg abzuschneiden. Zur Sicherung dieses Rückzuges mußte sich hinter dem entwickelten Regiment Wolhynien je ein Bataillon Tobolsk an dessen Flügel angliedern. Im zweiten Treffen folgte in einiger Entfernung die zweite Brigade in Kolonnen. In dieser Ordnung ging es nun in gerader Richtung gegen die feindliche Masse vor, während uns die gewaltige Batterie mit ihren Kugeln überschüttete. In dieser gräßlichen Kanonade wurden die Generale Schröder und Rossy schwer verwundet. Von den beiden Regimentern Wolhynien und Tobolsk blieben mehrere hundert Mann tot auf dem Platze und mir wurden innerhalb ganz kurzer Zeit drei Pferde unter dem Leibe erschossen, — das letzte zugleich mit dem Bataillonsadjutanten, der abgesprungen war, um mir das seinige anzubieten. Das ganze schaurige Bild dieser Blutszene würde mein Gedächtnis zu den bösen Träumen zählen, wenn nicht solche besondere Haltepunkte ihm in dem Glauben an die Wirklichkeit des Geschehenen zu Hilfe kämen. Trotz dem ungeheuren Verluste rückte die Division dennoch vor, und die feindlichen Kolonnen warteten uns nicht ab, sondern zogen sich wieder die Höhen herab, während unsere Dragoner an uns vorbeieilten und die feindlichen Batterien und ihre Flanken bedrohten."

Hier herrscht das so oft bei Schlachtberichten übliche Verwischen der Zeitdaten, wonach die Schanze schon um 10 Uhr von Dochturows Division Lichatschew zurückerobert sei. Nun marschierte ihr aber die von Miloradowitsch gesandte Division Württemberg voraus und diese geriet in höllisches Kreuzfeuer des Vizekönigs und der Semenowskoiebatterien Neys, kann also erst vor 2 Uhr aufmarschiert sein, Ausläufer der großen Reiterschlacht brandeten auch an sie heran. Jetzt erst teilte Barclay persönlich dem Prinzen Württemberg mit, die Kurganschanze sei wiedergewonnen. Der Vizekönig stampfte auch nicht tatenlos den Boden, sondern aus des Prinzen eigenem Bericht ergibt sich, daß in der zwischen Kurganschanze und Semenowskoie entstandenen Lücke „starke Infanterie die Anhöhe hinaufrückte", offenbar Division Gérard, denn es wird bezeugt, daß dessen 7. Leichte alle russischen Reiterstürme am Abhang abschlug, welche nach Wiedereroberung

Digitized by Google

der Schanze begannen. Diese erklomm zuerst Barclays Flügeladjutant Löwenstern; Regimenter Tomsk und Ufa metzelten das 30. nieder, 52 Offiziere und $^3/_4$ der Mannschaft lagen verblutend umher, abends sammelten sich nur 11 Offiziere, 257 Mann um den Adler. Das nirgends genannte 17. litt aber noch mehr (54 Offiziere, wohl der höchste je unter Napoleon erreichte Regimentsverlust), Morand selbst sank schwerverwundet. Sogleich überschwemmte das frische Reiterkorps Kreuz die Abhänge, so daß Gérard halt machte, 1. 4. Reiterkorps sammelte Murat erst wieder im Doroninotale, Nansouty hatte sich viel weniger angestrengt als Latour, nur 9. Hamburger Lanciers führte Oberst Gobrecht so prächtig, daß ihm 14 Offiziere bluteten. Es wäre anständig gewesen, ihm Standarteninschrift zu verleihen statt 6 Kürassierregimentern, die recht wenig litten; doch die Deutschen wurden eben stets stiefmütterlich behandelt. Auch die (laut Hohenhausen) noch wohlerhaltene Westfälische Leichte Kavallerie verlor 49 Offiziere. Jetzt aber mischten sich Montbruns zwei noch unverbrauchte Kürassierdivisionen ein. Marbot erzählt, Montbrun habe mit dem Fernrohr erspäht, daß die Kurganschanze eine weite Rückenkehle hatte, und gewünscht, dorthin die Attacke zu leiten. Doch er sank längst tot vom Sattel, ehe er seine Panzerreiter ordnete, an deren Spitze ihn Zelle so irrig fallen läßt. Daß Auguste Caulaincourt (1809 in Spanien zum Divisionär erhoben, also nicht „Brigadegeneral") das Korpskommando übernahm, scheint romantisch erfunden, um hintereinander beide Korpschefs den Heldentod sterben zu lassen. Viel wahrscheinlicher leitete Sebastiani, der gleich darauf das Korps führte und sich schon mit Recht gekränkt fühlte, als ruhmgekrönter Korpschef in Spanien hinter Montbrun und Latour zurückgesetzt zu sein. Seine bisherige leichte Division unter Pajol war wohl vorher zuletzt am Feind, denn ihre Württemberger Prinz-Louis-Jäger prallten (tragischer Zufall) von dem Württemberger Prinzen Eugen ab.

Zu dieser Zeit rüstete der Vizekönig den zweiten Sturm gegen die Rajewskihöhen. General Miloradowitsch glaubte, um Verstärkung bitten zu müssen, und Barclay, der dem Herzog hier mitten im Feuer zum dritten Mal begegnete, befahl, die zweite Brigade, die das Treffen bildete, mehr nach rechts zu ziehen, um Miloradowitsch zu unterstützen. In dem Augenblick kam auch schon der Adjutant dieses Generals, Alexander Bibikoff, ein Mann, der sich um die russischen Landwehren und deren Ausbildung ein außerordentliches Verdienst erworben hatte, zum Prinzen von Württemberg gesprengt und entbot ihn dringend zu seinem General. „Wo steht Seine Exzellenz?" rief Prinz Eugen. Alexander Bibikoff hebt den Arm und deutet nach dem Standpunkt des Generals. Da zerfleischt ihm ein Granatsplitter den erhobenen Arm und zerschmettert den Knochen. Bibikoff, gelassen im Sattel sitzend, hebt den andern und sagt: „Dort, mein Prinz, eilen Sie."

Inzwischen waren durch die Lücke von Semenowskoie her unter dem Schutz der wütend brüllenden Batterien fortwährend scharfe Stöße der französischen Kavalleriemassen unter Murat, Montbrun, Latour-Maubourg gegen die russischen Regimenter geführt worden. Die russischen Generale Barclay de Tolly, Miloradowitsch, Rajewski mußten wiederholt in den Bataillonskarrees der Brigade Wolf Schutz gegen den Ansturm der französischen Reiterei suchen. Aber die Rajewskischanze war zurückerobert, wurde gehalten und über Semenowskoie konnte Marschall Ney mit seiner Reiterei nicht vordringen, denn diese war von der furchtbaren Blutarbeit zu erschöpft und der Kaiser versagte jede weitere Unterstützung.

Kutusow hielt inzwischen auf seinem Schimmel noch immer auf der Höhe von Gorki, ohne sich viel um das, was um ihn vor ging, zu kümmern, fast apathisch. Dabei ließ sich der Mann einen außerordentlichen Vorteil, der sich unverhofft bot, vollständig entgehen. Der Kosakenhetmann Graf Platow hatte nämlich schon morgens früh sich eine Furt durch die Kalotscha gesucht und als er den Fluß passiert hatte, fand er zu seinem höchsten Erstaunen, daß dem rechten russischen Flügel überhaupt nichts gegenüberstand, außer einer schwachen Kavalleriebrigade unter dem General Ornano vom italienischen Korps. Sofort ließ Platow seinen Adjutanten, den Prinzen von Hessen-Philippsthal, nach Gorki zurücksprengen, um sich von Kutusow Unterstützungen auszubitten und den sichtlichen Vorteil auszunutzen. Dem Obersten Toll, der neben dem Fürsten hielt, leuchtete die Sache ein und er glaubte, daß hier ein Erfolg zu erzielen sei. Fürst Kutusow selbst aber hörte all den Reden und Beratungen teilnahmslos zu, „wie einer (nach Clausewitz), der nicht recht weiß, wie ihm der Kopf steht," und sagte nur von Zeit zu Zeit: „c'est bon, faites-le! oder eh bien, prenez-le!" Und alles, was der General reiten ließ, waren 2500 unter General Uwarow. Bevor dieses Reiterkorps mit zwölf Geschützen noch den Fluß passiert hatte, wurde es fast Mittag. Schon hatte der Vizekönig zum zweiten Sturm auf die Rajewskischanze seine Massen zusammengezogen, als ihm plötzlich die Kunde kam, daß seine linke Flanke und das Dorf Borodino bedroht seien. Er erschrak und ritt sofort mit einigen Stabsoffizieren über die Kalotscha zurück, um nach dem Rechten zu sehen. Gleichzeitig ließ er die italienischen Garden wieder auf das linke Ufer der Kalotscha übergehen. Prinz Württemberg bemerkt, daß man den langen Reiterschweif von 7000 Kosaken und Dragonern genau übersah, von Überraschung war also keine Rede, der ganze Vorgang wird übertrieben aufgebauscht. Gerade als Eugen Beauharnais an der bedrohten Stelle eintraf, erfolgten die ersten russischen Anritte. Beauharnais mit seinem Adjutanten

Digitized by Google

mußte sich in das Karree des 84. Linien-Infanterieregements retten, um nicht überritten zu werden. Doch 8. L. 84. (Franzosen) und die Kroaten, deren Flankenfeuer gut saß (Thiers), verloren keinen einzigen Offizier, ebensowenig Lechis Italienische Garde. Nur Ornanos schwache franko-italienische Chasseurs (19. Piacenza erhielten Fahneninschrift) und die Bayrischen Chevaulegers warfen sich entgegen, zogen sich mittags in die Kalotschaschlucht zurück, Uwarow beschoß Borodino, doch seine stattlichen 8 Dragonerregimenter und Plotows Pulks und Sotnien standen schon um 1 Uhr von jedem weiteren Beginnen ab. Das Abenteuer diente höchstens dazu, Delzon und Lecht am Nordwestufer zu fesseln, wo sie ohnehin zur Beobachtung der 4 Gorkischanzen nötig waren. (Höchst tadelnswert nennt Graf York die vorgeschobene Kurganschanze Rajewskis „Schanze von Gorki".) Da Uwarow ohne gehörige Unterstützung von Artillerie und Infanterie gegen das Dorf Borodino nichts ausrichten und auch den Übergang über die Woina nicht wagen konnte, angesichts der französischen Truppen, die schnell zur Unterstützung der bedrohten Position herbeizogen, so kam die ganze Bewegung der Generale Platow und Uwarow nicht in Fluß. Wie gefährlich ein wuchtiger Vorstoß der Russen an dieser völlig ungedeckten Flanke des französischen Heeres hätte werden können und wie günstig für zwei bis drei Stunden ihre Aussichten hier waren, geht angeblich am besten daraus hervor, daß Napoleon selbst, sobald er von der Bewegung hörte, sich an Ort und Stelle begab, um nach dem Rechten zu sehen. Aber er überzeugte sich bald, daß nichts Ernstliches vorlag, und daß eine Wiedereroberung der Rajewskischanze die Russen von selbst nötigen würde, den Versuch gegen seine wegen Störung der Etappenbasis empfindliche linke Flanke und Borodino aufzugeben. Das ist jedoch ebenso erfunden (denn Napoleon ritt ganz wo anders hin) wie daß Claparèdes' Polen dort 200 verloren (Brandt), sie stellten sofort jede Bewegung ein, weil sich Grundlosigkeit der Befürchtung ergab. Die Diversion verzögerte auch nicht des Vizekönigs Vorgehen, das angesichts der rasenden Kanonade Barclays verfrüht gewesen wäre, ehe nicht Semenowskoie endgültig fiel.

Gegen 2 Uhr mittags befahl der Kaiser dem Vizekönig, die Rajewskischanze von neuem anzugreifen, dies auf lockeren Sand schlechtgebaute Bollwerk. Gegen die Front wurde aus den Divisionen Broussiers, Morand, Gérard eine Sturmkolonne gebildet, welche zugleich in der Front und in der rechten Flanke angreifen sollte. Gegen die linke Flanke dieser russischen Stellung dagegen in der Rajewskischanze, welche unaufhörlich von den bei Semenowskoie aufgefahrenen Batterien des Korps Ney bespieen wurde, ließ der Kaiser nur starke Kavalleriemassen reiten. Voran die Division Wathier vom Korps Montbrun, welche Graf Caulaincourt der Jüngere anführte, der Bruder des Oberstallmeisters und Günstling des Kaisers, denn Montbrun war nicht mehr.

General Barclay de Tolly hatte die Anstalten wohl bemerkt und alles, was er an Truppen noch fassen konnte, zusammengerafft, um dem Sturm zu begegnen. Graf Ostermann mit dem 4. Infanteriekorps mußte unter starken Verlusten durch die feuerspeienden Batterien bei Semenowskoie in die Schlachtlinie einrücken. Die Regimenter Preobraschensk, Semenow wurden herangezogen und was an Kavalleriereserven noch verfügbar war, mußte reiten. Furchtbar waren die Verluste, die diese Reserven erlitten, als sie in ihre Stellungen einrückten. Auch die Batterie des Obersten Nikitin — sie war es, wie wir wissen, die auf General Jermolows Wunsch die Wiedereroberung der Schanzen einleitete — stand noch immer im Feuer, sie hatte bereits 93 Kanoniere und 113 Pferde verloren, 7 Geschütze waren zusammengeschossen und unbrauchbar.

Als er die Infanteriekolonnen vorschreiten sah, gab Graf Augustin Caulaincourt seiner Division Wathier ein Zeichen zum Angriff. Die Rajewskischanze rechts flankierend, brachen diese Geschwader vor und es gelang ihnen auch im ersten Ansturm von hinten in die Schanze hineinzureiten, aber in diesem Augenblicke des Sieges zerriß dem Führer eine Flintenkugel die Pulsader am Halse und warf den tapferen Mann aus dem Sattel. Erst jetzt gingen die drei westfälischen Husarenregimenter ins Vordertreffen, jedenfalls führten sie neben 2. Korps Montbrun die neue Attacke mit aus, Teile Nansoutys und Latours strebten erst regimenterweise der Hochfläche zu. Murat sandte aber auch Botschaft ans 3. Kav.-Korps Grouchy, es solle gleichfalls vorbrechen, so daß sich nun die größte Reiterschlacht aller Zeiten erhob. Eben um $^1/_2$4, was allen Märchen über frühes Abbrechen der Schlacht ein Ende macht. So lange wartete der Vizekönig, vor dessen Granathagel jetzt das ganze Korps Rajewski fassungslos zurückstürzte. Nur Korps Dochturow fing mit hartnäckiger Festigkeit das eiserne Verderben auf, als auch noch Montbruns Eisenreiter über den blitzenden Flammengürtel von 36 Gardezwölfpfündern vorbrachen, die Sorbier im Galopp heranführte. Schon rückte auch Broussiers an, seine 9. Ligne begrüßte die vorüberjagenden Kürassiere. Der Württemberger Heldenprinz widerstand, obgleich er schon 500 Tote verlor, dagegen ward Division Lichatschew II. niedergeritten, ihr Chef vom Pferde gehauen. Doch die Dragoner des Baron Kreuz, der sich selber verwundet nicht mehr im Sattel hielt, stürzten sich wütend zwischen die französischen Massen, die über Leichenberge abwärts wichen. Gleich darauf vertrieben gesammelte Kürassiere von Deperadowitsch die polnischen Lanciers Roswieckis, eine dichte Hecke hemmte Pajol. Daß seine 10. Polnischen Husaren aufgerieben und 11. Chasseurs ihre Standarte einbüßten, stimmt schwerlich, dagegen verloren 12. Chasseurs 17, 11. polnische Lanciers 23 von

Digitized by Google

Erſtürmung der Rajewski-Schanze
Nach Alb. Adam aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

26 Offizieren und die Hälfte der Mannſchaft (Oginski). Erneuter Andrang der Küraſſiere änderte aber die Lage, Regiment Prerau und 33. Jäger wurden niedergehauen, Wathiers 5. 8. Küraſſiere ſtürzten von der offenen Kehlſeite her in die Kurganſchanze, Pajols 5. Huſaren nahm an der Waffentat teil. Diviſion Lichatſchew wurde durchbrochen. Doch mit grimmer Gewalt warf ſich das friſche Kav.-Korps Korff entgegen, Kapzewitſch' friſche Bataillone ſtürmten erneut in die Schanze. Zuletzt wich Murats ganze Reiterei. Der Tod Caulaincourts brachte Verwirrung in die Reihen der Reiter und die Wogen von Küraſſen ebbten unter dem ſcharfen Feuer ruſſiſcher Infanterie zurück. Aber ſchon nahten die ſächſiſchen Gardes du Korps, ſchon nahten weſtfäliſche und polniſche Reitergeſchwader. Latours Diviſion Lorga erſetzte das erſchöpfte 2. Kavallerie-Korps, wo zwei Brigadiers Pajols verwundet, bei den Küraſſieren ein Brigadier, zwei Oberſten, 5. Küraſſiere um 16, 1. Karabiniers war um 11 Offiziere gelichtet. Vier Oberſten fielen, darunter der Weſtfale v. Gilſa. Drüben bluteten die Reiterdiviſionäre Kretow und Alekſopol; dem Diviſionär Lichatſchew I. ein Bein weggeriſſen. Murats Flügeladjutant fiel neben ihm, der König ſchwebte in ſteter Gefahr, die Attacke gab dem Vizekönig Zeit, nunmehr mit Brouſſiers und Gérard, die ſich nicht aus der Umgebung der Schanze verdrängen ließen, den Sturm zu erneuern. General Thielmann von den Sachſen ſetzte, in der Front auf die Schanze zureitend, hinein in das Werk und verwegenen Gardeküraſſieren gelang es zuerſt, ſich in der Schanze zu halten. Für dieſe Tat ernannte der König von Sachſen den braven Thielmann zum Generalleutnant und erhob ihn ſpäter in den erblichen Freiherrnſtand.

Nun brach von allen Seiten Infanterie und Kavallerie über die Schanze herein. Was an Ruſſen noch darin war, wehrte ſich verzweifelt. In einer Ecke des Werkes, obwohl krank und ermattet, aber ungebrochenen Geiſtes ſaß der General Lichatſchew. Mit matter Stimme verſuchte er den Donner der Kanonen, das Knattern der Gewehre, das Feldgeſchrei der Kämpfenden zu übertönen. Als er ſah, daß alles vergeblich ſei, ſprang er von ſeinem Feldſtuhl auf, ſammelte die letzten Verteidiger der Schanze und warf ſich mit ihnen gegen die feindlichen Bajonette, um zugleich mit dem anvertrauten Werk auch ſein Leben zu laſſen. Schwer verwundet fiel er in die Hände der Feinde und ſtarb einige Monate ſpäter auf dem Transport nach Frankreich in der Feſtung Königsberg.

Dieſer Kampf um die Rajewskiſchanze und die von ihr geſtützte ruſſiſche Stellung währte kaum eine Stunde; ein zäher, wilder Kampf, ein Handgemenge aller Truppengattungen gegeneinander. Barclay de Tolly ſelbſt war beſtändig im Gedränge und mußte oft den Degen ziehen, um ſich ſeiner Haut zu wehren. Schritt für Schritt wurde der Boden hier verteidigt und um 5 Uhr nachmittags trat bei den Franzoſen wie bei den Ruſſen eine ſolche Ermattung ein, daß nur noch die Kanonade der Artillerie unterhalten wurde.

9. Mailand, 35. Bologna, 53. Forli rangen ſehr brav, während 18. L. Grenoble und das ſpaniſche Regiment in Reſerve blieben und Gérard auffallend wenig litt. Die Korps Dochturow und Oſtermann gingen abwechſelnd vor und zurück unter betäubendem Kreuzfeuer, das ihre Reihen unabläſſig lichtete. Da geſchah

Digitized by Google

das Fabelhafte, daß die sächsische Kürassierbrigade, siehe oben, wie ein Pfeil stracks gradaus auf die Schanze losschoß, über Gräben und zerwühlte Brustwehr wegsetzte. Christofes 5. Kürassiere waren nun von hinten in die offene Kehle eingeritten, nur von ihnen weiß französische Historie, während nur die Sachsen etwas wirklich Außerordentliches taten. Der Vizekönig benutzte dies Wunderbare mit rühmlicher Geistesgegenwart, persönlich mit 9. 35. erklomm er die Schanze, Kapzewitsch hinaustreibend unter grausem Gemetzel. Es wird $^1/_{25}$ (nicht $^1/_{23}$) gewesen sein, als die Russen endgültig gegen Gorki wichen, doch Kapzewitsch zunächst nur 300 Schritt, bald darauf brach Grouchys Dragonerdivision Lahoussaye über sie herein. Noch fünfmal rannte Korps Ostermann gegen die Schanze, dreimal kreuzte Korff mit Grouchy die Klingen. Gérard ging jetzt gegen die neuformierte Schlachtlinie am Gorutzkojgrund vor, wo Barclay nur noch 4 Jägerregimenter und die Chevaliergarde des Zaren frisch hatte. Das 127. Hanseatische ließ seinen erworbenen Adler heut wenig sehen, so daß es hier wahrlich nicht des Einsetzens von Napoleons Garde bedurfte, denn auch der sehr erschöpfte Broussiers, dessen 9. allein 44 Offiziere verlor, hatte noch vier fast unberührte Bataillone. Napoleon kundete daher persönlich aus, um auch noch die Gorkistellung anzugreifen, ein Oberst Gérards entfernte ihn mit Gewalt aus dem Gewehrfeuer. Daß die Schlacht um 5 oder gar 3 Uhr erlosch, ist nur grober Unfug russischer Autoren (Buturlin, Danilewski, Bogdanowitsch), nur zwischen Semenowskoie und Knäskowo beschränkte man sich auf Kanonade, die u. a. sechs Gardebataillonen Preobraschensk und Sanjänow, die nur als Staffage am Kamenzlagrund standen und nie am Kampf teilnahmen, 600 Tote kostete. Kutusows Zentrum war völlig durchbrochen, um 2000 Schritt zurückgeworfen, auf der linken Seite wich man bis Abend um 1800, die auf der Rechten eingekeilten, zusammengequetschten Massen um 1600. Doch fehlte es an Stoßkraft, den Todesstoß zu geben? Der Vizekönig hatte noch frische Kräfte, warum zog er nicht Delzons aufs Südufer, auch 2500 Ital. Garde war noch ganz heil. Doch die Erschöpfung nahm überhand, bei Broussiers lagen drei Brigadiers auf der Walstatt. Trotzdem kämpfte man wahrscheinlich bis 7 Uhr am Gorutzkoygrund, „der letzte Teil des Gefechts auf dieser Seite war noch sehr heftig" gesteht Prinz Württemberg, besonders durch Grouchys wilde Attacken mit solchem Verlust, daß er nicht in kurzer Frist erfolgt sein kann. Lahoussaye und 3 Dragonerobersten bluteten, 7. Dragoner verloren 14 Offiziere, leichte Division Chastel allein 79 (15 der 25. Neapolitanischen-Jonischen Ch., 13 der 6. Ch.). Von den sächsischen Prinz-Albrecht-Chevaulegers blieben nur 83 von 200 übrig, von den bayrischen 1. 2. Chevaulegers nur 200 unter einem Major, die 1. verlor 17 Offiziere, ihr Oberst fiel. Bei des Vizekönigs 3., 4., 5., 6. Bayrischen Chevaulegers begruben Eisenballen einen Großteil. Zwei französische Brigadiers bluteten hier, ein Oberst, der 6. Ch. fiel, Grouchy selbst bekam Schuß in die Brust, neben ihm sank sein tapferer junger Sohn als Adjutant. Ihm ging es also schlimmer als Latour-Moubourg (60 Offiziere, wovon 37 der sächsischen Zastrowkürassiere und Garde du Korps, mit mindestens 500 von 800, Oberst Trutzschler fiel). Rechts davon raffte Murat noch zusammen, was reiten konnte, sogar die Toskanischen Jäger des Hauptquartieres mußten heran (6 Off.), Pajols brandenburgisch-schlesische Ulanen unter Major v. Werder kamen erst sehr spät mit 166 Lanzen von 290 aus der Mordschlacht. Entscheidendes Ergebnis blieb aus, doch auch Kutusows Rechte war nun so tief erschüttert, daß der Rückzug unvermeidlich und und weiteres Setzen vor Moskau unmöglich war.

Seit Stunden schon hatten seine Marschälle, vor allen Dingen König Murat und dann auch immer dringender werdend Davout und Ney den Kaiser gedrängt, für einen letzten Angriff zur völligen Zertrümmerung der russischen Armee seine Garden einzusetzen. Der Kaiser, der sonst in seinen Schlachten oft in der Front zu erscheinen pflegte, um Fehler zu verbessern, Batterien selbst zu richten und den Gang der Dinge an den entscheidenden Punkten selbst zu leiten, hielt sich an diesem Tage nur auf dem Hünengrabe von Schewardino auf und ging in der Schanze, die am 5. September dem Fürsten Bagration entrissen war, auf und ab. Das entkräfteten wir schon, er ritt nachmittags und abends ins Feuer. Außerdem kam er mittags vielleicht von Schewardino fort, als die Kunde zu ihm drang: die Russen wollten einen Vorstoß gegen seinen linken Flügel, über die Kalotscha hinweg, unternehmen. Er überzeugte sich, wie wir hörten, persönlich, daß nichts daran war, dann kehrte er in die Schanze von Schewardino zurück, blieb aber nicht während des ganzen Tages dort, also nicht stets ziemlich weit hinter der eigentlichen Schlachtlinie. Noch standen seine ganzen Garden unberührt da. Er hatte nur einige Gardebatterien gegen General Uwarow vorgeschickt. Setzte er jetzt, wo die russische Stellung schwer erschüttert, am linken Flügel bei Semenowskoie bereits durchbrochen war, seine 20 000 Mann Garden, diese frischen Truppen, seit zwanzig Jahren auf den Schlachtfeldern Italiens, Ägyptens, Österreichs und Preußens erzogen, setzte er diese Gewaltmassen energisch ein, so wurde aus dem zu drei Vierteilen bereits errungenen Sieg ein entscheidender, — eine schwere Niederlage für die russische Armee, eine Niederlage, aus welcher Kutusow kaum feste Truppenverbände mehr hätte retten können. König Murat drängte, die Marschälle, die in der Front gefochten hatten, drängten, aber in diesem Augenblick, als der Kaiser schon halb entschlossen war, durch seine Garden den letzten Stoß zu tun, als man schon den Befehl zum Vorrücken erwartete, trat Marschall Bessières vor. Es war derselbe Bessières, der anno 1796 bei Primolano mit dem Degen in der Hand ganz

Digitized by Google

allein eine Batterie eroberte, ein Mann, an deſſen Mut und Entſchloſſenheit keiner zweifeln konnte. So wogen die Worte, die er jetzt zum Kaiſer ſprach, doppelt ſchwer. „Sire", ſprach Beſſières, „ich möchte mir erlauben Sie daran zu erinnern, daß wir in dieſem Augenblick 600 Stunden von Frankreich entfernt ſind." Marſchall Berthier ſtimmte ihm bei. Der Kaiſer überlegte noch einen Augenblick und gab dann den endgültigen Beſcheid: „Je ne ferai pas démolir ma garde. A huit cents lieues de France, on ne risque pas sa dernière reserve." „Ich werde meine Garden nicht ſchädigen, 800 Meilen von Frankreich riskiert man nicht ſeine letzten Reſerven."

„Eine auffallende Erſcheinung iſt mir die Verſicherung mehrerer Generale und unterrichteter Offiziere, daß man das Benehmen des Kaiſers am Schlachttage in der franzöſiſchen Armee beſonders und in den Hauptquartieren von Davout, Ney und Murat laut tadelt und auch ich kann nur dem Urteile derer beipflichten, welche behaupten, daß derſelbe mit den Garden zu weit hinter der Armee ſtand, von welcher er den ganzen Tag nicht weggekommen ſein ſoll, was die nachteilige Folge hatte, daß alle Meldungen von den Armeekorps, welche im Feuer ſtanden, ihn zu ſpät erreichten. Hätte er dieſe Garden nicht zu ſehr geſchont, ſo würde die Schlacht viel entſcheidender geworden ſein. Ferner ſagen jene Tadler: Daß die ruſſiſche Stellung nach Davouts Vorſchlage durch eine Umgehung des Waldes auf deren linken Flügel mit Benutzung der alten Straße von Smolensk nach Moskau hätte forciert werden müſſen." So lautete eine anmaßende Tagebucheintragung des Subalternoffiziers Loßberg, der doch die Dinge nicht überſchauen konnte.

Barclay de Tolly, der die tiefe Erſchütterung ſeiner Regimenter nur zu gut erkannte, erwartete um jene Zeit in tiefſter Befürchtung den Angriff der kaiſerlichen franzöſiſchen Garden. Warum er nicht erfolgte, haben wir ſoeben gehört. Als Barclay de Tolly nun ſah, daß weder ein anderer Angriff gegen ſeine Front geſchah, noch auch, daß von der linken Flanke aus eine Umgehung drohte, ſandte er den Oberſten von Wolzogen zum Fürſten Kutuſow, um ſich weitere Verhaltungsbefehle auszubitten, nachdem er ihm genau die Stellung der beiden ruſſiſchen Heere geſchildert hatte. „Laſſen Sie ſich die Antwort aber jedenfalls ſchriftlich geben," fügte Barclay hinzu, „denn mit Kutuſow muß man vorſichtig ſein." Was der ehrliche Wolzogen mit dem ruſſiſchen Oberfeldherrn erlebte, das mag er ſelbſt erzählen: „Ich ritt lange, ehe ich den Fürſten fand; endlich traf ich ihn und ſeine Suite, die ſo zahlreich war, daß ſie mir wie ein Hilfskorps erſchien, auf der Landſtraße nach Moskau, etwa eine halbe Stunde hinter der Armee. Dieſe Suite beſtand faſt nur aus jungen, reichen, vornehmen Ruſſen, die in allerlei Genüſſen ſchwelgten und an dem furchtbarn Ernſte des Tages in keiner Weiſe teilnahmen; — auch Oberſt Toll befand ſich darunter und verzehrte ſoeben einen Kapaun. Als ich meine Meldung mit einer Schilderung über die Stellungen und den Zuſtand des ruſſiſchen Heeres anfing und ſagte, daß außer auf dem rechten Flügel und zur Linken der Landſtraße alle wichtigen Poſten verloren gegangen ſeien und ſich die Regimenter ſämtlich in der größten Erſchöpfung und Zerrüttung befänden, ſchrie mir Kutuſow entgegen: ‚Bei welcher hundsföttiſchen Marketenterin haben Sie ſich beſoffen, daß Sie mir einen ſo abgeſchmackten Rapport machen? — Wie es mit der Schlacht ſteht, muß ich doch wohl ſelbſt am beſten wiſſen! Die Angriffe der Franzoſen ſind überall ſiegreich zurückgeſchlagen worden, ſo daß ich mich morgen ſelbſt an die Spitze der Armee ſetzen werde, um den Feind ohne weiteres von dem heiligen Boden Rußlands zu vertreiben!'" — Dabei ſah er ſeine Umgebung herausfordernd an, und dieſe nickte ihm begeiſterten Beifall zu. —

Ich war über dieſen ſchimpflichen Empfang um ſo mehr entrüſtet, als ich nur das berichtet hatte, was ich im Gewühle der Schlacht mit eigenen Augen geſehen und andererſeits von Kutuſow wußte, daß er ſich den ganzen Tag über im Rücken der Armee unter Champagnerflaſchen und Delikateſſen aufgehalten. — Bald indeſſen gewann ich die Faſſung wieder, indem ich Kutuſows ſchlaue unlautere Abſicht, die ihm dies Benehmen gegen mich diktiert hatte, vollkommen durchſchaute. Gewiß — ſagte ich mir — ſoll ſeine Umgebung den wahren Zuſtand des Heeres nicht erfahren und, um ſein präpariertes Schlachtbulletin nicht Lügen ſtrafen zu können, in dem Glauben gelaſſen werden, daß die Ruſſen einen glorreichen Sieg erfochten haben. Dabei ſetzte er allerdings richtig voraus, daß Napoleon, da er ſeinerſeits von morgens früh 6 Uhr bis nachmittags um 5 Uhr gleichfalls keinen vollſtändigen Sieg zu erfechten vermocht, ſondern vielmehr das Gefecht abgebrochen hatte, dasſelbe auch nicht wieder aufnehmen und das Schlachtfeld von den Ruſſen daher die Nacht über würde behauptet werden können. Da ich ſomit das Motiv ſeiner heftigen Rede gegen mich richtig durchſchaut zu haben überzeugt war, ſo entgegnete ich ihm in aller Gelaſſenheit, daß ich ihm überlaſſen müſſe, meinen Rapport nach Gefallen aufzunehmen; der General Barclay wünſche indeſſen, durch eine ſchriftliche Ordre zu erfahren, ob er das Gefecht fortſetzen, oder was ſonſt geſchehen ſolle. — Hierauf ging Kutuſow mit dem Oberſten Toll auf die Seite und beſprach ſich mit ihm. Nach einiger Zeit hatte letzterer eine Ordre an Barclay aufgeſetzt, die erſterer unterſchrieb und mir übergab. Ich ritt nun ſogleich zu Barclay zurück und traf bei der Batterie, welche ſich vor dem Hügel von Gorki befand, wieder mit ihm zuſammen. Die Ordre enthielt die Anweiſung, daß, wenn Napoleon das Gefecht nicht wieder eröffne, ruſſiſcherſeits auch nichts weiter geſchehen ſolle. Indeſſen möchte Barclay die Armee in eine Stellung zu

Digitized by Google

bringen ſuchen, deren rechte Seite ſich an den Hügel von Gorki anlehne, die linke aber ſich in der Richtung nach einer Waldſpitze jenſeits der alten Smolensker Straße hinſtrecke, welcher Wald durch das Korps von Baggehuffwudt behauptet werden müſſe. An des gefallenen Bagration Stelle ſolle Dochturow das Kommando des linken Flügels der Armee übernehmen. Übrigens aber müſſe für den morgenden Tag alles vorbereitet werden, damit Kutuſow die Franzoſen angreifen könne. — Barclay ſchüttelte den Kopf und ſagte mir, er wiſſe nicht wo er morgen dazu noch Kräfte herbekommen ſolle; wollte man die Franzoſen gleich auf der Stelle abermals angreifen, ſo wäre dies vielleicht noch eher ausführbar; morgen aber würde die Erſchöpfung der Soldaten, die zwölf Stunden hindurch ohne alle Nahrungsmittel die größten Anſtrengungen gehabt und nun auch während der Nacht nichts bekommen könnten, ſo groß ſein, daß an einen wiederholten Angriff gar nicht mehr zu denken wäre."

Auf dem äußerſten linken Flügel der ruſſiſchen Stellung beim Dorfe Utiza und dem großen Hünengrab öſtlich von Utiza, hinter welchem die ruſſiſchen Milizen verborgen waren, wogte noch der Kampf. Fürſt Poniatowski hatte das Dorf am frühen Morgen ſchon angegriffen und genommen, aber er wurde um 8 Uhr früh bereits wieder hinausgejagt und erſt die Unterſtützung durch die Weſtfalen machte ihn ſtark genug, das Dorf von neuem zu nehmen. Um jene Zeit wurde auch General Tutſchkow I. genötigt, ſeine Diviſion Konownitzyn zur Verſtärkung der Stellung bei Semenowskoie abzugeben. Das Waldgebiet bei Utiza erſchwerte das Gefecht ſehr. Poniatowski, der über Utiza hinaus Boden zu gewinnen ſuchte, kam nicht recht vorwärts. Aber immerhin war die Lage des Generals Tutſchkow höchſt bedenklich und er ſtand in Gefahr abgeſchnitten zu werden. Da ſandte General Barclay de Tolly ihm das Korps Baggehuffwudt zur Unterſtützung, auch die Diviſion Konownitzyn wurde wieder herangezogen. Als für den Kampf um Semenowskoie genügend Reſerven eingetroffen waren, als auf der ganzen Linie ſchon der Kampf mehr und mehr ſchwieg, nachmittags um 4 Uhr führte der weſtfäliſche General von Ochs noch perſönlich ſeine Weſtfalen vor und verſuchte Baggehuffwudt, der auf dem Hünengrab hinter Utiza Aufſtellung genommen hatte, von links zu flankieren. Hier ſpielte ſich eine kleine Szene zwiſchen Andoche Junot und dem Stabsoffizier von Loßberg ab, die zeigt, daß man dem tapferen Herzog Unrecht tat, wenn man ihn der „Feuerſcheu" bezichtigte. Loßberg ſagt: „Hierbei fällt mir ein, daß ich auch während der Schlacht und zwar als ich das Regiment vor dem Holze (nachdem ich dasſelbe eben verlaſſen hatte) in Linie aufmarſchieren ließ, um nicht in der Kolonne durch Kartätſchenfeuer noch größeren Verluſt zu erleiden, mit Junot folgende Unterredung hatte. Derſelbe befand ſich ungefähr 20 Schritt vom rechten Flügel des Regiments, wo er, indem ich mich ihm näherte, um ſchneller ſeine etwaigen Befehle ausführen zu können, zu mir ſagte: „On a bien fait, de mettre le Regiment en ligne; comment s'appelle le Capitaine de vos Grenadiers?"*) — Meine Antwort war: „De Loeffen, mais il n'est que Lieutenant." Worauf er mir gleich in das Wort fiel und entgegnete: „Cet Officier a beaucoup de sang froid, il merite d'être decoré." — Dieſer Offizier füllte nämlich in dem Augenblicke mit der größten Ruhe wieder die Rotten und ließ die Kompanie links (nach der Mitte des Bataillons) ſchließen, indem kurz zuvor mehrere Grenadiere durch eine Lage Kartätſchen darin gefallen, wobei ihm ſelbſt zwei Kartätſchen durch den Tſchako gegangen waren, was Junot bemerkt hatte. — Dieſe paar Worte ſind mir deshalb auch merkwürdig, weil ſie mein Urteil beſtätigten: Daß der Herzog nichts weniger als feuerſcheu geweſen iſt, was ihm nach ſeinem Benehmen bei Smolensk Schuld gegeben wird; nur zu ſeiner höheren Intelligenz als Heerführer habe ich nicht das mindeſte Vertrauen." — Nein, ein Heerführer war er nicht, der ehemalige Sergeant von Toulon, aber „feuerſcheu" — Andoche Junot? — Niemals! — Baggehuffwudt hielt die dort erſcheinende Kolonne zunächſt für Ruſſen, aber Prinz Eugen von Württemberg hatte junge Augen und rief dem General zu, daß die Kavallerie weiße weſtfäliſche Mäntel trüge. Es wurde beraten, ob die Stellung auf dem Hünengrab aufgegeben oder gehalten werden ſollte, denn Poniatowski, die weſtfäliſche Unterſtützung erkennend, griff jetzt von neuem das Hünengrab an. „Nun," rief Baggehuffwudt, „ſo will ich denn eine Handvoll Grenadiere nehmen und den Plunder damit feſthalten." Dieſer General war auch ein Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, ein Mann, der dem Tod ohne Wimpernzucken ins Auge zu ſehen pflegte. Im Krieg des Jahres 1807 ſtand er einſt mit ſeinem 4. Jägerregiment bei Zegrz am Narew auf Vorpoſten. Mit den gegenüberſtehenden franzöſiſchen Feldwachen war ein kurzer Waffenſtillſtand verabredet. Ohne dies zu wiſſen, ſchoß ein dummer Rekrut auf einen franzöſiſchen Offizier; vom jenſeitigen Ufer des Narew erſcholl alsbald ein wütendes Geſchrei: „Verrat und Rache!" Baggehuffwudt, ein Mann von gewaltigem Wuchs und ſtarker Korpulenz — er war in dieſer Beziehung wohl der umfangreichſte Offizier der ruſſiſchen Armee — ritt ſogleich perſönlich faſt an den Uferrand heran und rief hinüber: „Es war ein Mißverſtändnis. Bedürfen Sie aber einer Repreſſalie, nun wohl, ſo bin ich deshalb hier. Schießen Sie auf mich, Sie ſehen, ich bin kein ſchwer zu treffendes Ziel!" — Sofort ging drüben ein franzöſiſcher Tirailleur

*) Man hat wohlgetan, das Regiment in Linie aufmarſchieren zu laſſen; wie heißt Ihr Grenadierkapitän?

Digitized by Google

in Anſchlag, aber ein Offizier hinderte ihn am Schießen mit den Worten: „Sur tout autre, mais pas sur ce brave homme!“ „Auf jeden andern, aber nicht auf dieſen tapferen Mann.“

Prinz Eugen von Württemberg bot ſich ſofort an, dem Fürſten Poniatowski entgegen zu gehen, aber der Pole griff mit Ungeſtüm an, es blieb den Ruſſen nichts anderes übrig, als die Stellung am Hünengrab aufzugeben. Damit war auch der äußerſte linke ruſſiſche Flügel zurückgedrängt und die Schlacht auf der ganzen Linie zugunſten des Kaiſers Napoleon entſchieden.

Wie aus jenem Bericht Wolzogens hervorgeht, wollte Kutuſow den Erfolg der Schlacht als einen Sieg aufgefaßt haben und in der Tat waren ſchon ſeit Stunden ſeine Feldjäger mit einem ſchönen Siegesbericht an den Kaiſer nach Petersburg unterwegs. Wohl war es Sitte, daß ein höherer Stabsoffizier, der an der Schlacht teilgenommen und ſich beſonderes Verdienſt erworben hatte, mit ſolchen Siegesbotſchaften in die Hauptſtadt abritt. Aber der alte Kutuſow konnte einen Wiſſenden nicht gebrauchen. Seine Feldjäger mußten weit hinter der Front in Moſchaisk ſich aufhalten und der Fürſt beſorgte ihre Inſtruktion perſönlich, damit nur ja nichts verſehen würde. Dieſer General war immer mehr Diplomat und Politiker als Feldherr. Hiervon weiß auch der General von Boyen etwas zu berichten, der ein Jahr ſpäter, als der Krieg ſich ſchon nach Deutſchland hinübergeſpielt hatte, bei Kutuſow Dienſt tat. „Natürlich,“ ſchreibt Boyen, „war es für Kutuſow nicht unwichtig, daß alle Dinge nur nach ſeiner Anſicht vorgeſtellt wurden, und um dies zu erreichen, verfuhr er in der folgenden Art: wenn irgendein Bericht angekommen war, ließ er mich rufen, erzählte mir den Vorgang und trieb mich dann anſcheinend nach Hauſe zu eilen, um dem König Bericht abzuſtatten. Wenn ich dann aber an der Tür war, rief er mich zurück, ſtellte ſich über jede mögliche Verzögerung beſorgt und bot mir, um dieſe zu vermeiden, ſein Papier und Petſchaft an und ich mußte mich neben ihn ſetzen, um an den König zu ſchreiben, er übernahm noch obendrein die Beſorgung des Briefes.“ — So klug war alſo Kutuſow und ſo klug war er auch nach der Schlacht von Borodino. Sein Rapport an den Kaiſer war in einer äußerſt geſchickten Weiſe redigiert. „Geſtern bei Tagesanbruch,“ heißt es in demſelben, „um 4 Uhr dirigierte der Feind, den Nebel benutzend, alle ſeine Streitkräfte gegen den linken Flügel unſerer Armee. Die Schlacht wurde allgemein und währte bis zur Nacht; der beiderſeitige Verluſt iſt groß; der Verluſt des Feindes muß, nach ſeinen hartnäckigen Angriffen auf unſere verſchanzte Stellung zu urteilen, den unſrigen um viel überſteigen. Die Truppen Ew. Kaiſerlichen Majeſtät haben ſich mit unglaublicher Tapferkeit geſchlagen: die Batterien gingen aus einer Hand in die andere, und es endigte damit, daß der Feind mit ſeinen überlegenen Streitkräften nirgends, auch nicht einen einzigen Schritt Boden gewann. Ew. Kaiſerliche Majeſtät geruhen zuzugeben, daß nach einer blutigen, fünfzehn Stunden lang fortgeſetzten Schlacht, unſere und die feindliche Armee in Unordnung geraten ſein mußten, und infolge des Verluſtes, der an dieſem Tage ſtattfand, war die früher eingenommene Stellung natürlich zu weitläufig geworden und der Stärke der Truppen nicht entſprechend, und daher, da es ſich hier nicht um den Ruhm gewonnener Schlachten handelt, ſondern das Ziel des ganzen Beſtrebens auf die Vertilgung der franzöſiſchen Armee gerichtet iſt, faßte ich den Entſchluß, nachdem ich die Nacht auf dem Schlachtfelde zugebracht hatte, 6 Werſt zurückzugehen, was bis jenſeits Moſchaisk ſein wird, und nachdem ich die durch die Schlacht in Unordnung geratenen Truppen geſammelt, meine Artillerie erneuert, und mich durch die Moskauiſche Miliz verſtärkt habe, werde ich, im glühenden Vertrauen auf die Hilfe des Allerhöchſten und auf die bewieſene, unglaubliche Tapferkeit unſerer Truppen, ſehen, was ich gegen den Feind unternehmen kann.“

Über dieſen ſo hübſch redigierten Sieg „der ruſſiſchen Waffen“ herrſchte im ganzen Zarenreiche unendlicher Jubel und überall im Reiche wurde das Tedeum angeſtimmt und der glorreiche Sieg von Borodino gefeiert. Im letzten Grunde, das muß man ſagen, hatten übrigens weder Napoleon noch auch der Kaiſer Alexander eine Urſache, ein Tedeum ſingen zu laſſen und Siegesfeſte zu feiern. Es war ein furchtbar blutiges Ringen um nur einige Werſt des ruſſiſchen Bodens geweſen, was da bei Borodino am 7. September ſtattfand. Die Verluſte auf beiden Seiten waren entſetzlich. Der franzöſiſche Kaiſer hatte hier die blutigſte Schlacht ſeiner Feldzüge geſchlagen. Der Kaiſer hat ſpäter auf St. Helena dem General Gourgaud wiederholt erklärt, daß die Schlacht von Borodino oder vielmehr, wie die Franzoſen ſie nannten, „die Schlacht an der Moskwa“ ſeine bedeutendſte geweſen ſei. „Von allen meinen Schlachten, die ich geführt habe, war die vor den Toren Moskaus die bedeutendſte, die Franzoſen zeigten ſich ihrer würdig, den Sieg davonzutragen und die Ruſſen erwarben ſich ein Recht ‚die Unbeſiegten‘ genannt zu werden. Von meinen 50 Schlachten traf ich in dieſer Schlacht auf den größten Widerſtand und errang den geringſten Erfolg.“

Hier auf dem Blachfelde von Borodino an den Ufern der Moskwa hatten ſich eine Viertelmillion Streiter gegenüber geſtanden. Aus den Berichten, die Napoleon ſich geben ließ, geht hervor, daß an 60 000 Artilleriegeſchoſſe verbraucht wurden, daß faſt zwei Millionen Gewehrpatronen verſchoſſen wurden, und damals hatten die Soldaten nicht wie heute Hinderlader oder Magazingewehre, die im Raum einer Minute eine Anzahl von Geſchoſſen ausſpieen, ſondern jeder Schuß mußte einzeln von vorn hineingeladen werden, und dabei faſt zwei Millionen Schüſſe, nur auf franzöſiſcher Seite! Dies muß man bedenken, um abzuſchätzen, wie

ungeheuer die Blutarbeit von Borodino war. Es gab auf französischer Seite Kompanien, die nur noch zehn Gewehre zählten. Man sagt, daß ein russisches Kürassierregiment nach der Schlacht einen Bestand von fünf Mann hatte.

Ziemlich schwer waren die Verluste der handvoll Württemberger, die gefochten hatten wie die Löwen und denen Murat seine Rettung dankte. Ihr General von Scheler berichtete an seinen König:

„Was das Benehmen der königlichen Truppen anbelangt, so hat dieser kleine Rest bewiesen, daß er den Kern der königlichen Truppen enthält. Während der ganzen Dauer der Schlacht kam er keinen Augenblick aus dem Kanonenschuß. Aber selbst wenn die Kugeln und Granaten in die Kolonnen schlugen, in welcher Formation sehr häufig selbst im Kartätschenfeuer marschiert werden mußte, so wurde auch keinen Augenblick die Ruhe und Haltung gestört. Viele französische Offiziere bezeigten laut ihre Achtung. Seine Majestät der Kaiser schickte während der Bataille einen Adjutanten an den General Marchand und ließ denselben nach dem Gang der Dinge fragen; General Marchand sagte dem Adjutanten: „Melden Sie dem Kaiser, daß die Württemberger die Schanze, welche von dem 57. und 72. Regiment verlassen wurde, behauptet und dadurch Seine Majestät den König von Neapel von der Gefangenschaft befreit haben.

Unter den Offizieren ist keiner, welcher nicht jeden Auftrag mit Unerschrockenheit und Mut ausgeführt hätte und alle teilten von Anfang an bis ans Ende die Gefahr mit dem Soldaten und sorgten durch möglichste Aufmerksamkeit für dessen Erhaltung. Nur wenige hundert Schritte vom Lager entfernt kam sofort die ganze Division in das Kanonen- und Kartätschenfeuer der feindlichen Batterien, in welchem Feuer zirka 1000 Schritte bis zu der Redoute marschiert werden mußte, woselbst alsdann auch ein starkes Gewehrfeuer des Feindes bei dessen Angriff auf die Redouten uns in die Flanke faßte. Auf dieser Strecke ist es vorzüglich gewesen, wo die königliche Division, wie auch die beiden anderen des Korps die größten Verluste erlitten. Je geringer aber der Zeitraum des größten Verlustes war, desto mehr wurde die Haltung der Truppen erprobt, die sich im Avancieren keinen Augenblick aufhalten ließen und immer Reih und Glied hielten. Kaum waren wir bei der Schanze angelangt, und kaum hatte ich die Infanterie zu deren Besetzung befehligt, so erhielt ich eine Gewehrkugel am Hals, welche mich vom Pferde stürzte, so daß ich besinnungslos hinweggebracht wurde. Zu derselben Zeit wurden in der Nähe einer Reihe von Offizieren die Pferde erschossen, in den Gliedern fielen öfters mehrere Rotten zugleich. (Brave Schwaben, — aber — o Gott! — wofür blutetet ihr eigentlich?)

Als ich wiederum zur Besinnung gekommen und verbunden war, übernahm ich das Kommando noch während der Schlacht und habe solches, da ich keine weiteren Folgen empfinde, bis dato behalten. Seine Majestät der König von Neapel kam bei dem Rückzug der Kavallerie in ein sehr starkes Gedränge, indem derselbe durch mehrere Kürassiere und Kosaken persönlich verfolgt wurde. Seine Majestät ritt auf unsere Infanterie zu, welche plötzlich auf die Verfolgenden Feuer gab und durch Herunterschießen von mehreren Seiner Majestät Luft machte. Da die feindliche Kavallerie sich bereits im Rücken und Flanke zeigte, so warf sich der König in die Redoute hinein und vertraute sich somit unserem Schutz, indem derselbe zugleich Zeuge des guten Benehmens der Truppen war, welchen er vielen Beifall zu erkennen gab." — Wie bunt die Weltgeschichte die Menschen zusammenwürfelt! Der Gastwirtssohn von La Bastide-Fortunière im Karree der treuen Schwaben als Majestät von Neapel! —

Das Blut von Zehntausenden tränkte den Boden dieser furchtbaren Wahlstatt. Das russische Heer war fast um die Hälfte seines Bestandes geschwächt. Getötet waren drei Generale und über 200 Stabsoffiziere, verwundet 14 Generale und über 1200 Stabsoffiziere. An 10000 Unteroffiziere und Soldaten lagen tot, 10000 waren verwundet, 10000 wurden vermißt. Dies alles nur von der ersten unter Barclays Kommando stehenden Westarmee. Die Verluste der zweiten Armee, unter Bagration, waren im Verhältnis noch viel größer, man kann sie auf 20000 Mann anschlagen. Berichte existieren nicht, da alle Regimentskommandeure tot und verwundet vor dem Feinde blieben. Mit welcher Tapferkeit und Ausdauer gefochten wurde, zeigte sich darin, daß die Franzosen angeblich nur 100 Gefangene machten, nur 12 Geschütze eroberten. — Als der Oberst Toll im Auftrage des Fürsten Kutusow sich von den Stellungen am Abend der Schlacht überzeugt hatte, begegnete ihm eine Truppe, die er für die Reste eines Regiments hielt. „Was ist das für ein Regiment?" fragte Toll? — „Das ist die zweite Grenadier-Division!" war die Antwort.

Der tapfere Georgier Fürst Peter Bagration wurde nach Moskau geschafft und von dort weiter nach dem Dorfe Simi, wo er nach furchtbaren Leiden an seiner schweren Wunde starb. Kurz vor seinem Tode traf ein Handschreiben Kaiser Alexanders bei ihm ein, das seine Verdienste warm anerkannte, zugleich schenkte ihm der Kaiser 50000 Rubel, — dem armen sterbenden Manne!

Wahrlich diese Schlacht vor den Toren Moskaus hatte eine grauenhafte Zahl von Opfern gekostet! Die russische Lügenfabrik gab selber 42500 Mann Verlust zu, was die Mithandelnden, Toll und Hofmann,

Digitized by Google

auf 52000 erhöhen. Laut Prinz Württemberg verließen nur noch rund 52000 von 114300 Linientruppen Moskau, somit kann der Verlust inkl. Kosaken und Miliz nur über 60000 betragen haben. Prinz Eugens 3600 verloren 2300, er fügt hinzu, daß andere Truppen „wo nicht mehr, sicher nicht weniger litten". Auf notorisch 10000 Tote kann man auch kaum weniger als 50000 Verwundete und Vermißte rechnen. Napoleon verlor kaum die Hälfte. Berndt zählte 31 Generale tot und verwundet, ältere Quelle 43, es waren 49 (12 tot), aber nicht dabei Gérard, Wathier, Defrance, von denen man dies früher sagte. Die Reiterei verlor 6500, am meisten die Leichte (Chastel 800, Pajol 650, Bruyère 500, Neys Reiter 700, westfälische 500, Bayrische 500, Polnische 800, Davouts 300) nach Offiziermaß 1 : 10, bei einigen kleiner, so preußische Husaren auf 5 Offiziere nur 32, 3. Württ.-Jäger auf 7 nur 49, und die Etats bis Anfang und Mitte Oktober beweisen, daß die Karabinierbrigade noch 450 Säbel stark blieb, also auf 20 verlorene Offiziere nur 150 verlor, westfälische Kürassiere noch 325 (Exner), die westfälischen 10 Husarenschwadronen noch 775 von 900! Was Linsingen und Kleinschmidt vom großen Verlust der Westfalen, auch der Infanterie erzählen, ist Fabel, letztere verlor 1700, was zu du Casse und späterem Bestande stimmt, Poniatowski 1500, Eugen 3000, auf 154 Offiziere, vermutlich weniger, da ihm am 20. September nur 3100 fehlten, Ney 3800 auf 134, wahrscheinlich weniger, da 4. Regiment Anfang Oktober noch 900 zählte (Fesenzac), 18. (Polleport) nur 600 auf 42 Offiziere verlor, Württemberger noch mit 1197 Inf. (385 Kav.) in Moskau einrückten (Miller, Pfister). Endlich mit 461 Offizieren Davout 10000, wahrscheinlich weniger, da Gérards 21. am 15. September noch 1600 zählte, inkl. 1500 Art. also 28000, wie Denié angibt. Die völlige Zerrüttung der Russen war verhältnismäßig wohlfeil erkauft. Man sollte denken, daß „30000" (Segur, Thiers) richtiger wäre, doch wohin man blickt, findet man Anzeichen des Gegenteils. Die vier französischen Kür.-Divisionen geben genauen Verlustausweis: 111 Offiziere 1078, also nicht 1:10. Allerdings sächsische Kürassiere nach Dittfurt 35 Offiziere 611, doch diese Ziffern klingen noch unglaubwürdiger als 7, 107 der polnischen Kürassiere (15:1), auch waren es laut anderen Angaben 37 oder 42 sächsische Offiziere und nach einem Dresdner Extrablatt nur 500 Köpfe. Außerdem muß diese Attacke besonders opferreich gewesen sein. Zudem zählte Latour am 20. September noch 1775 Säbel, also kann er, selbst wenn wir nur 125 Marschverlust rechnen, nur 1200 auf 115 Offiziere in der Schlacht verloren haben bei einem Bestand von 3000. Das ist abschließend. Man bedenke immer, daß Pferdelose nicht mehr in der Liste geführt wurden, so daß überhaupt keine Differenzen des Bestandes vom 20. September und 14. Oktober rückwirkende Kraft auf die Schlacht haben, da außer natürlichem Strapazenabgang noch Desertion der Fremden hinzukommt, was sich auch bei den Polen stark ausbildete. Im Ganzen aber deckt sich alles genau; deutsche Blutopfer vergrößerte man absichtlich, so daß von 286 württembergischen Leibchevaulegers 223 tot und verwundet, unsinnige Übertreibung, oder daß von 125 westfälischen Husaren pro Schwadron nur 8 übrigblieben! Statt dessen waren sie nach Krauß am 18. noch 800 stark, verloren somit bis dahin nur 450, ganz entsprechend 49 (nach Martinien nur 43) Offizieren! Was geht aus diesem Zifferngebäude hervor? Die riesige taktische Überlegenheit der westeuropäischen Krieger, was sich im Weltkrieg erst recht bewahrheitete. Die Schlacht ist auch ruhig und sicher geleitet worden: was Segur, Bausset, Marbot usw. über Napoleons leidende Untätigkeit oder seine Unempfindlichkeit für die gräßliche Wahlstatt fabeln, wird von Gourgaud, Pelet, Lejeune, dem württembergischen Leutnant Suckow, Ordonnanz Neys, polnischem Ordonnanzoffizier Soltyk mit Entrüstung widerlegt.

In dem Tagebuch des westfälischen Stabsoffiziers von Loßberg — die Westfalen blieben in und um Moschaisk, nahe dem Schlachtfeld — steht Schaudervolles über den Befund der Wahlstatt:

„Das, was für die unglücklichen Verwundeten geschehen konnte, war leider wenig, denn es gebrach an allen Anstalten zu ihrer Hilfeleistung. Gleich wie alles auf die Erhaltung der Armee bezügliche bekanntlich von Hause aus gänzlich außer Augen gelassen war, ebenso schlecht war es auch mit dem Lazarettwesen bestellt. Die Wundärzte der Truppen und der fliegenden Feldlazarette verbanden und amputierten zwar während der Schlacht wie in den folgenden Tagen eine große Menge Verwundeter, aber Tausende blieben ohne Verband und starben. Es fehlte an Beförderungsmitteln, sie fortzuschaffen, denn in den verheerten und verlassenen Ortschaften ließen sich Wagen nicht auftreiben; deshalb blieben auch die meisten derjenigen, welche bereits verbunden waren, liegen und kamen um. Die leicht Verwundeten und die, welche nur einigermaßen kriechen konnten, schleppten sich den Truppen nach oder gingen auf gut Glück zurück, bis sie irgendwo eine elende Hütte oder gleichfalls den Tod fanden. Viele suchten in den seitwärts des Schlachtfeldes liegenden, oft meilenweit entfernten Ortschaften Unterkunft, wo sie später von den Einwohnern umgebracht oder den umherschwärmenden Kosaken ausgeliefert wurden.

Wir standen einige Tage, von Leichen und Sterbenden umgeben, auf dem Schlachtfelde, mußten aber des Geruchs wegen mehrmals den Platz wechseln. Die Szenen des Jammers und des Elends, die sich hier auf Schritt und Tritt darboten, spotten jeder Beschreibung; das Ächzen und Stöhnen der Verstümmelten und Sterbenden, das uns selbst dann noch verfolgte, als wir uns etwas weiter entfernten und das besonders bei Nacht schrecklich für das Ohr war, erfüllte das Herz mit Grausen. Ich habe gesehen, daß Soldaten solchen

Digitized by Google

Unglücklichen, die weder leben noch ſterben konnten, auf ihre Bitten mit abgewandtem Geſicht durch eine Kugel den Tod gaben. Bald betrachteten ſie das als eine Pflicht des Mitleids und wurden von den Offizieren dazu angeregt, ſolche, die nicht mehr zu retten waren, aufzuſuchen und von ihren Qualen zu befreien. Als ich am fünften Tage abermals das Schlachtfeld beritt, fand ich, mit Schaudern ſchreibe ich es nieder, Unglückliche neben Pferdekadavern liegen, an deren Fleiſch ſie nagten. Nachts ſah man viele einzelne matte Flammen auf dieſen Gefilden des Todes emporleuchten; ſie rührten von Feuern her, die ſolche Unglücklichen, welche zuſammengekrochen waren, angezündet hatten, um ſich vor der Kälte der Nacht zu ſchützen oder ein Stück Pferdefleiſch zu röſten."

General von Clauſewitz, der ſich, wie wir wiſſen, damals auf ruſſiſcher Seite befand und der auch um die Mittagszeit den Flankenangriff bei den Generalen Uwarow und Platow gegen den linken Flügel des Vizekönigs Eugen Beauharnais und das Dorf Borodino mitmachte, hat, mit ſeinen klugen Augen alles beobachtend, den Stand der Dinge am Abend der Schlacht richtig eingeſchätzt; hier iſt ſeine Meinung:

„Obgleich man in der Armee glaubte, über das Reſultat dieſer Schlacht noch zweifelhaft ſein zu dürfen, obgleich man viel davon ſprach, man müſſe das Schlachtfeld, welches man doch eigentlich noch nicht verloren hatte, behaupten und durch Standhaftigkeit den Sieg erzwingen, weil die Franzoſen auch ſehr erſchöpft ſchienen: ſo war doch die Sache eigentlich völlig entſchieden, und der ſchlaue Kutuſow nicht mehr zweifelhaft, was er zu tun hat. Die Überlegenheit der Franzoſen, welche vor der Schlacht ſchon merklich geweſen war, war durch die Schlacht ſelbſt gewachſen, weil die Ruſſen allerdings mehr verloren hatten als die Franzoſen; in dem zehnſtündigen Kampfe war die Wage keineswegs im völligen Gleichgewicht geblieben, ſondern ſie war zum Nachteil der Ruſſen merklich geſunken; bei Erneuerung des Kampfes ließ ſich ein beſſeres Reſultat nicht erwarten; die Stellung war ſchon ganz verſchoben, die Rückzugsſtraße bedroht, und die nächſte Station des Unglücks wäre eine völlige Niederlage geweſen. Jetzt war das Heer noch in Ordnung, man konnte in Ordnung abziehen. Kutuſow beſchloß, den Rückzug in der Nacht anzutreten, und er tat unſtreitig nur, was die Klugheit gebot.

Bonaparte ſeinerſeits konnte den Rückzug Kutuſows erwarten; hatte er ſich darin geirrt und dieſer wäre am 8. noch auf dem Schlachtfelde geweſen, ſo mußte er ihn freilich wieder angreifen und es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß er es getan haben würde. Eine andere Frage iſt, ob Bonaparte, da noch Zeit genug übrig war und er noch eine ſtarke Truppenmaſſe ganz intakt hatte, nicht am 7. noch größere Anſtrengungen hätte machen und den Sieg bis zu einer völligen Niederlage des Feindes ſteigern ſollen. Unſtreitig wäre dies in dem Geiſte desjenigen Verfahrens geweſen, dem er ſo große Erfolge in der Welt verdankte. Vielleicht hätte er durch neue Angriffe mit allen Waffen neue Erfolge erhalten und wäre dann auf den Punkt gekommen, wo die Maſſe der Kavallerie im Verfolgen die Zerſtörung der ruſſiſchen Armee vollenden konnte. — Denkt man ſich aber in den augenblicklichen Standpunkt Bonapartes ganz hinein, erinnert man ſich nämlich, wie groß das ganze Unternehmen war, wie groß die Kräfte, welche er dazu aufgeboten hatte, und dieſe Kräfte bis dahin ſo über alle Erwartung ſchnell zuſammengeſchmolzen waren, daß er anfangen mußte, zu befürchten, er werde nicht ausreichen, ſo begreift man, daß von nun an die Erhaltung ſeiner Armee bis zu dem Augenblick, wo von Frieden die Rede ſein werde, ihm als Hauptſache erſcheinen konnte. Den Sieg hatte er, in Moskau durfte er hoffen einzuziehen, ein mehreres mit Daranſetzung des Letzten zu erzielen, ſchien ihm weder Not noch Rat."

Digitized by Google

10. Kapitel

Moskau

Alles, was Fürſt Kutuſow aus dieſer Mordſchlacht von Borodino oder an der Moskwa, wie die Franzoſen ſie tauften, heimbrachte, waren 52000 Mann. Die Hälfte des ruſſiſchen Heeres lag auf der Wahlſtatt, war tot, verwundet oder verſprengt. Der ruſſiſche Obergeneral konnte es unter dieſen Umſtänden nicht wagen, dem Feinde noch eine zweite Schlacht vor Moskau anzubieten. Am 13. September traf die ruſſiſche Armee auf ihrem Rückzuge vor Moskau ein und beſetzte die Höhen vor der Stadt. General Bennigſen hatte eine neue Schlachtſtellung ausgeſucht, aber abgeſehen von der geſchwächten Truppenzahl, die man Napoleon nur noch entgegenſtellen konnte, ſchien auch den ſämtlichen Generalen des ruſſiſchen Hauptquartiers dieſe Poſition unhaltbar. Beſonders General Jermolow gab ſeinem Zweifel in ſeiner lebhaften Weiſe zum Ausdruck. Fürſt Kutuſow, der bis zuletzt den Schein wahren wollte, denn er ließ ſeine Umgebung immer gern bis zum plötzlichen Entſchluß im Dunkel über ſeine Abſichten, faßte den lebhaften Jermolow ſcherzhaft an der Hand und fühlte ihm den Puls: „Biſt Du geſund, mein Lieber?“ Der Bau der Verſchanzungen wurde inzwiſchen fortgeſetzt und die Generale verſammelten ſich auf dem Großberg vor Moskau um Kutuſow. Der Prinz Eugen von Württemberg kam auch hinzu und ſchildert dieſe Szene ſehr anſchaulich:

„Kutuſow ſaß in einem Lehnſtuhle auf einer kleinen Erhöhung an der Straße, von einer zahlreichen Generalität umgeben. Soviel ich bemerken konnte, herrſchte unter dieſer Verſchiedenheit der Meinungen. Barclay, der überhaupt wenig ſprach, hatte die richtige Anſicht: daß hier, wo man ſtände, keine Annahme des Treffens möglich ſei, und man alſo vor- oder zurückgehen müſſe. Kutuſow, dem man die innere Unruhe deutlich anſah, hörte ſchweigend viele der gefällten Urteile an. Es gehörte auch wohl wahrlich kein geringer Entſchluß dazu, um, der Meinung und des Heeres des Volkes zum Trotz, ſich kühn über alle Verantwortlichkeit zu erheben und dem Feinde die alte Hauptſtadt des Reiches nach einer Schlacht zu überlaſſen, die man für gewonnen ausgegeben, — nach einem Rückzug, den man freiwillig unternommen hatte — und mit einer Armee, von der behauptet wurde, daß ſie hier, — die Miliz und Koſaken mit inbegriffen, — wieder 90000 Streiter zählte.

In dieſem an ſich ſelbſt ſchon ergreifenden Momente ſchallte plötzlich der Donner der Geſchütze von dem Nachtrab her und verkündete die Annäherung des Feindes. Die Möglichkeit des ferneren Zurückweichens ſchien den meiſten durch die Schranken der Ehre verſperrt. Nach ihrer Anſicht war, ſo wie die Tiefe des Grabes dem irdiſchen Wandler, auch Moskau das Ziel und das Grab des ruſſiſchen Kriegers. Das Jenſeits liege in einer anderen Welt. — In den örtlichen Beziehungen, in denen ſich hier das Heer befand, war natürlich eine Niederlage vorauszuſetzen. Während ich im Jahre 1810 in Garniſon in Wilna ſtand, wo Kutuſow damals Kriegsgouverneur war, beſaß ich ſeine Gewogenheit. Ich erinnere mich hier noch ſehr wohl ſeiner an mich gerichteten Worte, als er jetzt die Verſammlung verließ und mich auf ſeinen bereits gefaßten Entſchluß des Rückzuges hinwies. ‚Mein Kopf, mag er nun dumm oder klug ſein, iſt's ſchließlich allein, auf den ich mich verlaſſen muß‘ — Graf Roſtoptſchin, Kriegsgouverneur von Moskau, kam kurz darauf an mich heran und ſagte mir mit dem lebhafteſten Eifer: „Würde ich gefragt, ſo rief ich: ‚Vernichtet die Hauptſtadt, ehe ihr ſie dem Feinde preisgebt!‘“ — „Dies iſt die Anſicht des Grafen Roſtoptſchin. Was den Gouverneur der Stadt betrifft, der dazu berufen iſt, für ihr Heil zu wachen, ſo kann dieſer einen ſolchen Rat nicht geben.“ — Es hatte dieſer Gedanke mich gleich ſo ergriffen, daß ich zum Biwak der Diviſion zurückkehrend, ihn allen meinen Umgebungen mitteilte. „Es iſt kaum glaublich!“ rief ich, „es wäre eine Rieſentat, aber das wahre Kraftmittel in dieſer entſetzlichen Kriſe.“

Am ſelben Abend fand noch ein Kriegsrat ſtatt, in welchem die Meinungen abermals aufeinanderplatzten. Endlich, als es zu keinem Reſultat kommen wollte, raffte Kutuſow ſich auf und tat ſeinen längſt gefaßten Entſchluß mit den folgenden Worten kund: „Mit dem Verluſte Moskaus iſt Rußland noch nicht verloren.

Digitized by Google

Ich aber halte es für die erſte Pflicht, die Armee vor dem Untergange zu bewahren, ſich den Unterſtützungen zu nähern und ſelbſt durch die Räumung Moskaus den Feind dennoch in ſein unvermeidliches Verderben zu ſtürzen. Ich beabſichtige daher, durch Moskau und auf der Straße nach Riäſan zurückzugehen. Ich fühle ſehr wohl, daß ich es bin, der alles wird bezahlen müſſen, aber ich opfere mich für das Wohl meines Vaterlandes. Ich befehle den Rückzug!"

Bis zuletzt, ſo wird geſagt, hatte Kutuſow den Grafen Roſtoptſchin, den Gouverneur von Moskau, in dem Glauben gelaſſen, daß er vor den Toren der Stadt noch eine Schlacht liefern werde. Jetzt erfuhr aber Roſtoptſchin durch einen Dritten den Entſchluß des Feldherrn, und ſein heftiger Charakter trieb nun auch ihn zu einem Entſchluſſe, den er, wie wir hörten, dem Prinzen von Württemberg tags zuvor ſchon angedeutet hatte. Der Graf war ein Mann von weſteuropäiſcher Bildung, wenngleich ſein Wiſſen nicht gerade ſehr tief war. Aber für einen Poſten, wie er ihn als Gouverneur von Moskau innehatte, genügte ja ein ſtarker Wille und eine aus dieſem hervorgehende, nicht verſagende Entſchlußkraft. Er war Nationalruſſe vom Scheitel bis zur Sohle, dem Kaiſer grenzenlos ergeben und voll heißer Liebe zum heiligen Rußland. Sein Name und ſeine Perſönlichkeit hatten Gewicht in Moskau und es war ihm gelungen, die Einwohnerſchaft bis zuletzt zu beruhigen, daß kein Franzoſe Moskau betreten würde. Die Schlacht von Borodino hatte ihm Kutuſow wie einen Sieg geſchildert. Am 11. September erließ Roſtoptſchin eine Proklamation, in der es hieß: „Der durchlauchtigſte Fürſt iſt nach Moſchaisk zurückgegangen, um ſich ſobald wie möglich mit ſeinen ihm entgegenrückenden Unterſtützungen zu vereinigen. Er hält eine feſte Stellung beſetzt und der Feind wird es nicht wagen, ihn anzugreifen. Der Durchlauchtigſte hat erklärt, daß Moskau bis zum letzten Tropfen Blut verteidigt werden ſolle und wenn man ſich in den Straßen ſchlagen müſſe." Und noch am 13. September, alſo an demſelben Tage, wo Kutuſow den Rückzug befahl, Roſtoptſchin aber noch nichts davon wußte, ſchrieb dieſer an den Kaiſer Alexander, daß er bis zuletzt alle Mittel zur Beruhigung der Einwohner angewendet habe, daß aber der eilige Rückzug des Heeres und das Ankommen ſo vieler Verwundeter, deren Züge alle Straßen verſtopften, Schrecken errege. „Da ich ſelbſt überzeugt bin," fuhr der Gouverneur fort, „daß das Schickſal Moskaus von einer Schlacht abhängt, werde ich alles tun, um die noch zurückgebliebenen Einwohner aus der Stadt zu entfernen. Ich bürge mit meinem Kopfe dafür, daß Bonaparte Moskau ebenſo leer finden ſoll, als Smolensk." Und nun plötzlich, in der Nacht vom 13. zum 14. wurden die Einwohner mit der furchtbaren Botſchaft aus ihrem Schlafe geſchreckt, daß ſie in wenig Stunden Moskau zu verlaſſen hätten. Denen, die dieſem Befehl nicht folgten, wurden harte Strafen angedroht.

„Man denke ſich eine Bevölkerung von faſt 300000 Menſchen, die plötzlich unter dem größten Tumulte aus dem Schlafe mit der Ankündigung aufgeſchreckt wird, in wenigen Stunden ihre Häuſer und ihre ganze Habe im Stiche laſſen zu müſſen, ohne zu wiſſen, wohin! — Transportmittel für die Rettung des Eigentums waren außer denen, die der einzelne beſaß, nicht vorhanden und trotzdem wurde dem Befehle vom größten Teil der Bewohner pünktlich Folge geleiſtet. — In welchem traurigen Zuſtand dies jedoch geſchah, läßt ſich denken. Es war ein herzzerreißender Anblick, Greiſe, Wöchnerinnen und Kinder bunt durcheinander, beladen mit allem, was ſich irgend in der Eile fortſchleppen ließ, unter hellen Tränen ihre Häuſer verlaſſen und in die weite Einöde des ruſſiſchen Reichs ziel- und obdachlos hinausziehen zu ſehen!" Alles raffte die wertvollſte Habe zuſammen und beeilte ſich, dem Befehl des Gouverneurs nachzukommen. Was dennoch nicht folgte, oder wegen Krankheit und aus anderen Gründen nicht folgen konnte, verkroch ſich auf dem Hausboden und in den Kellern. Das Schlimmſte war, daß gar keine Wagen und Pferde zu bekommen waren, um die Habe der Einwohner fortzubringen. Die Polizei hatte ſich auf Befehl des Gouverneurs an die Tore begeben, um die Kolonnen des Heeres in Empfang zu nehmen und zu führen. Dieſe Abweſenheit der Polizei benutzte der Pöbel, um plündernd in die Häuſer einzudringen. Es waren aber auch Kaufleute da, welche die Soldaten und wer ſonſt daran teilnehmen wollte, aufforderten, ihre Kaufläden zu plündern, bevor der Feind dies beſorge. Lieber wollten ſie ihr Waren den Landsleuten gönnen, als den feindlichen Truppen. Alle Hauptſtraßen waren mit Fuhrwerken vollgeſtopft und es gelang den Fußgängern nur mit Mühe, ſich durchzudrängen. Man ſah Familien auf den Straßen umherirren, die nicht wußten, wo hinaus ſie ſollten, um dem Feinde nicht in die Hände zu fallen. Was die Stadt verließ, ſuchte in den nächſten Dörfern Unterkunft, viele aber mußten die Nächte auf der Landſtraße zubringen. Von den 300000 Einwohnern, die Moskau hatte, blieben kaum 14000 in der Stadt; dies waren fremde Kaufleute und Moskauer Pöbel.

Schon in der Nacht vom 13. zum 14. September hatte der Durchmarſch des ruſſiſchen Heeres durch Moskau angefangen. Der Train, eine ungeheure Maſſe von Fuhrwerken, rollte während der ganzen Nacht durch die Straßen. Gegen 3 Uhr früh, der Tag graute kaum, ritt die Kavallerie ein, alsdann die Landwehr, dann Infanterie, Artillerie und zuletzt die Koſaken. Die ganze Armee marſchierte in einer Kolonne durch die Stadt, weil nur eine Brücke zur Verfügung ſtand. Man hatte den Truppen geſagt oder angedeutet, daß

Digitized by Google

man ſie nur durch Moskau hindurchführe, um durch einen Flankenmarſch den Gegner von neuem anzugreifen. Dennoch fiel Tauſenden dieſer Männer die Ahnung ſchwer auf die Bruſt, daß die heilige Stadt der Zaren ohne Schwertſtreich aufgegeben werden ſollte. In der Kolonne war natürlich ein fortwährendes Stocken. Wolzogen ſah, daß große Truppenmaſſen, Infanterie, Artillerie und Kavallerie untereinander, an den Ufern der Moskwa ſtanden und nicht hinüber konnten. Er riet, da die Moskwa nicht ſehr tief iſt, den Kavallerieführern an, ihre Leute hindurchreiten zu laſſen, und als die Kavallerie das Beiſpiel gab, zogen auch ſofort die Landwehren ihre Stiefel aus, krempelten die Hoſen auf und wateten „gleich den Kindern Israels“ ungefährdet durch den Fluß.

Fürſt Kutuſow, der dieſe ganze Unordnung ſah und der wohl ſeeliſch tief ergriffen ſein mochte, denn es iſt bezeugt, daß ihm die Übergabe Moskaus furchtbar nahe ging, ſagte zu dem Fürſten Galitzin, der Moskau genau kannte: „Führe mich ſo, daß wir mit niemandem zuſammentreffen.“ An der Brücke, wo ſich alles ſtaute, traf er dennoch auf den Gouverneur Roſtoptſchin, der mit einem Kantſchu in der Hand mitten unter den Truppen ſtand, und die Brücke für die Artillerie frei zu machen ſuchte. Beide ſprachen kein Wort miteinander. Inzwiſchen ließ Barclay de Tolly, der beſchloſſen hatte, ſofort nach dem Durchmarſch durch Moskau ſein Kommando über die 1. Weſtarmee niederzulegen, auf einem großen freien Platze die Regimenter an ſich vorbeidefilieren. Er ſaß ſeit 18 Stunden im Sattel und entwickelte in dieſen letzten Tagen ſeines Kommandos eine außerordentliche Tätigkeit, um die Reſte der 1. Weſtarmee, die ihm einſt vom Kaiſer anvertraut war, möglichſt ungefährdet hinter Moskau zu bringen. Er war der letzte Führer, der mit ſeiner Suite gegen 11 Uhr mittags aus der Stadt ritt. Oberſt von Wolzogen war bei ihm, auch Graf Roſtoptſchin hatte ſich angeſchloſſen. Da bemerkte Wolzogen in einiger Entfernung von der Straße eine Menge Fuhrwerke, die unter Bewachung von Soldaten ſich langſam fortbewegte. Als er hinzuritt, bemerkte er, daß es die Feuerſpritzen der Stadt Moskau waren. Befremdet fragt er den Grafen Roſtoptſchin, warum er denn dieſe mitgenommen habe. „Dazu habe ich meine guten Gründe,“ entgegnete trocken Roſtoptſchin; „indeſſen für meine Perſon habe ich nichts aus der Stadt mitgenommen, als das Pferd, auf dem ich reite und den Anzug, den ich auf dem Leibe trage.“

Die Nachhut des Heeres befehligte der General Miloradowitſch, derſelbe, der bei Borodino den rechten Flügel führte, ein Serbe.

„General Miloradowitſch,“ ſagte Eugen von Württemberg, „war eine ſeltene militäriſche Erſcheinung. Er war ein Ritter im ſtrengſten Sinne des Wortes, an Tapferkeit nicht zu übertreffen, ſein Gleichmut in Gefahren war groß über alle Maßen und ſo überraſchend, daß man Augen und Ohren nicht zu trauen glaubte. Im ärgſten Feuer blieb ſein Witz unerſchöpflich und er zwang damit ſeinen Zuhörern ſelbſt im Momente des nahen Todes noch ein unwillkürliches Lächeln ab. Er zürnte und ſtrafte nie anders als durch beißende Satire, verlor ſelbſt im ärgſten Getümmel und im Augenblicke allgemeiner Zerrüttung nicht die Faſſung, und lachte in ſolchen Fällen noch herzlich über das eigene Mißgeſchick. Seine Tagesbefehle von 1812 waren allerdings in ihrer Originalität zuweilen unverſtändlich. Selten wußte man, wo er ſein Hauptquartier genommen hatte, aber auf die erſten Kanonenſchüſſe war man ſicher, ihn anſprengen zu ſehen. Auch dann folgte nach ſeinem gewöhnlichen freundlichen Willkommen die Verſicherung an den Kommandierenden: „Handeln Sie ganz nach Ihrem Belieben, betrachten Sie mich nur als Ihren Gaſt.“ — Er hatte den Befehl von Kutuſow, den Feind ſo lange wie möglich aufzuhalten und er ſtand gut anderthalb Meilen vom Dragomilowskiſchen Tore, nahe an den berühmten Porzellanfabriken Moskaus. Das war am 14. September, um dieſelbe Zeit, als der volle Rückzug der Hauptarmee im Gange war. Gegen Mittag näherte ſich der König Joachim Murat mit der Spitze ſeiner Reiterei der Stellung, die Miloradowitſch eingenommen hatte. Der Ruſſe geſtand ſich, daß er in eigner Lage ſei. Hielt er die Stellung feſt, ſo konnte er von ſeiner Rückzugslinie abgeſchnitten werden, zog er ſich aber eilig zurück, ſo erfüllte er den Zweck nicht, den zu erfüllen er hier aufgeſtellt war: den Rückzug der Armee zu ſichern. So entſchloß er ſich klug, mit Murat in Unterhandlungen einzutreten, und rief den Stabsrittmeiſter Akinſow, der fertig franzöſiſch ſprach, zu ſich. Dieſer

Michael Miloradowitſch, General der Infanterie
Nach einer Zeichnung von V. de Roſſi geſtochen von F. Vendramini

mußte zum König von Neapel reiten und ihm erklären, daß die Franzosen, wenn sie Moskau in unversehrtem Zustande besetzen wollten, den abziehenden Truppen Zeit lassen müßten, die Stadt zu passieren. Andernfalls würden sie sich bis zum letzten Mann schlagen und dem Feinde nur Ruinen hinterlassen. Einer seiner Adjutanten bemerkte: „Exzellenz, man spricht nicht auf solche Weise mit den Franzosen!“ worauf Miloradowitsch kalt zur Antwort gab: „Was ich tue, ist meine Sache; Ihre Sache ist — zu sterben.“ Akinsow erhielt außerdem noch die Weisung, sich so lange wie möglich beim Feinde aufzuhalten, um Zeit zu gewinnen. Der Rittmeister trug auch den Brief bei sich, den Kutusow aus dem Hauptquartier geschickt hatte, in welchem die 9000 verwundeten und kranken Russen, die in Moskau lagen, der Großmut des Feindes empfohlen wurden. Akinsow nahm einen Trompeter mit sich und ritt zu den feindlichen Vorposten, wo er sich beim General Sebastiani meldete. Der schickte ihn zum König Murat selbst. Als Akinsow weiterritt, bemerkte er, daß bereits fünf Kavallerieregimenter in Schlachtordnung aufmarschiert waren und zum Angriff bereit schienen. Er fand den König von Neapel in seiner bekannten phantastischen Kleidung, umgeben von einer großen Suite von Stabsoffizieren. Murat hob theatralisch sein federgeschmücktes Barett, er liebte die Pose: „Kapitän, was bringen Sie?“ Der Russe übergab das Schreiben Kutusows. „Es ist unnötig,“ rief Murat, „die Verwundeten und Kranken der französischen Großmut zu empfehlen, wir betrachten Gefangene nicht als Feinde!“ Als der Rittmeister dann den Vorschlag des Generals Miloradowitsch vortrug, zögerte Murat anfangs, seine Zustimmung zu geben, sah aber dann doch ein, daß es wohl so am besten sein würde und erklärte sich einverstanden. Er gab seinen Vortruppen den Befehl, Halt zu machen und das Feuer einzustellen. Dann richtete er an Akinsow die Frage: „Kennen Sie Moskau?“ — „Ich bin geborener Moskauer“, entgegenete Akinsow ihm. — „So bitte ich Sie,“ rief Murat, „den Einwohnern zu sagen, daß sie ruhig in ihren Häusern bleiben sollen, wir werden ihnen nichts tun und nicht die geringste Kontribution von ihnen erheben, wie werden sie in jeder Weise schützen.“ Dann stieg in ihm ein unheimlicher Argwohn auf, und er fragte plötzlich: „Moskau ist doch nicht etwa von den Einwohnern verlassen? Wo befindet sich Graf Rostoptschin?“ — Akinsow blieb kalt und ruhig: „Ich war beständig bei der Arrieregarde, Majestät, und weiß daher weder über Moskau noch über den Grafen Rostoptschin etwas.“ — „Es ist ein beschwerlicher Krieg,“ seufzte König Murat jetzt, an sein Neapel und den sonnigen Süden denkend. — „Wir schlagen uns für das Vaterland,“ entgegnete der Russe, „und fühlen daher nicht die Härte des Feldzuges!“

Inzwischen hatte der General Sebastiani eine Unterredung mit Miloradowitsch. Der Oberst von Clausewitz war hierbei zugegen. „Der Kaiser,“ rief General Sebastiani wiederholt aus, „wird seine Garde an die Spitze der Armee setzen, um jede Art von Unordnung von vornherein unmöglich zu machen.“ — „Es mochte etwa 3 Uhr nachmittags sein,“ erzählt Clausewitz, „als wir in Moskau einzogen und zwischen fünf und sechs Uhr, als wir jenseits der Stadt aufmarschiert waren. Moskau hatte ziemlich das Ansehen einer verlassenen Stadt. Ein paar hundert Menschen von der geringsten Klasse kamen dem General Miloradowitsch entgegen und flehten um seinen Schutz. In den Straßen sah man hin und wieder einen Haufen derselben versammelt, die unserem Durchzug mit wehmütigen Blicken zusahen. Übrigens waren die Straßen mit flüchtendem Fuhrwerk noch so angefüllt, daß General Miloradowitsch ein paar Regimenter Kavallerie voranschicken mußte, um Platz zu schaffen. Am schmerzlichsten war der Anblick einer Menge Verwundeter, die in langen Reihen längs den Häusern lagen und vergeblich gehofft hatten, weggeschafft zu werden. Diese Unglücklichen sind wohl alle ein Opfer des Todes geworden. Als General Miloradowitsch am Kreml vorüberritt, sah er, wie der Kommandant der Moskauer Garnison, Generalleutnant von Brosin, mit zwei Bataillonen aus dem Kreml abmarschierte und zwar unter klingendem Spiel. „Was für eine Kanaille hat Ihnen befohlen, mit Musik auszurücken?“ schrie empört Miloradowitsch. Treuherzig meinte Brosin: „Wenn die Garnison bei Übergabe einer Festung freien Abzug erhält, rückt sie mit klingendem Spiele aus, das steht im Dienstreglement Peters des Großen.“ Miloradowitsch runzelte die Brauen. „Steht denn in Peters des Großen Dienstreglement auch irgend etwas von der Übergabe Moskaus? — Ich befehle Ihnen, daß Ihre Musik schweigt.“ Gleich hinter Moskau hatte Miloradowitsch noch eine Unterredung mit dem General Sebastiani. Infolge des Zeitverlustes, den das Passieren der vielen Fuhrwerke durch die Stadt mit sich brachte, hatte der Durchmarsch der russischen Nachhut länger gedauert, als die Franzosen dachten, und Sebastiani stand plötzlich mit einigen Regimentern ganz nahe der russischen Stellung. Miloradowitsch selbst ritt jetzt zum General Sebastiani und machte ihn auf die Gefährlichkeit der gegenseitigen Truppenannäherung aufmerksam. Der Franzose deutete lächelnd auf die Fuhrwerke und die vorübermarschierenden Truppen und sagte: „Ew. Exzellenz müssen zugestehen, daß wir rechtschaffene Leute sind; alles dies könnte unser sein!“ — „Sie irren sich,“ entgegnete der Russe kalt, „Sie würden dies nicht eher in Ihre Hände bekommen, als nachdem Sie über meine Leiche geschritten wären, und die 100000 Mann, die hinter mir stehen, würden meinen Tod rächen.“

Auch bei dieser Unterredung war Herr von Clausewitz zugegen. Plötzlich hörte er in nächster Nähe von einem Ulanen-Regiment ein Kommando herüberschallen, das ganz die Berliner Mundart trug, und es

Digitized by Google

waren wirklich, was Clauſewitz ſehr ſchmerzlich berührte, zwei preußiſche Regimenter, brandenburgiſche Ulanen, deren eines ſeine Garniſon in Berlin gehabt hatte.

Der ruſſiſche Rückzug bewegte ſich nicht weiter öſtlich, ſondern er bog von Moskau aus auf der Straße nach Riäſan ſüdlich ab. Dieſer Plan, nicht weiter nach Oſten vorzurücken, ſondern nach Süden auszubiegen und ſich allmählich an die Rückzugsſtraße des Feindes dicht heranzuſchieben, war in der Lebhaftigkeit eines Geſprächs mit dem Generalquartiermeiſter Oberſt Toll dem Kopfe Clauſewitz' entſprungen. Er hatte das Bild gebraucht, daß Rußland mit ſeinem gewaltigen Raum ja genügend Gelegenheit böte, „mit dem Feinde Zeck zu jagen," ſo daß man alſo, wenn man immer im Rückzug bliebe, am Ende wieder an der Weſtgrenze zugleich mit ihm ankommen könne, denn der ungeheure Raum des ruſſiſchen Reiches mache es dem Angreifenden unmöglich, durch bloßes Vorwärtsmarſchieren die zurückgelaſſenen Länderſtrecken gleichzeitig zu decken und ſtrategiſch zu beſitzen. Dieſer ſpielend hingeworfene Gedanke war dann ſo lange in den Kreiſen der ruſſiſchen Generalſtabsoffiziere behandelt worden, bis ſich auch Kutuſow ſeiner bemächtigte und ſich ſchließlich immer mehr nach Weſten ſchob, um am 20. September bei Tarutino an der Nara ein Lager zu beziehen.

Um 2 Uhr nachmittags, während die Kavallerie an der Spitze ſich den Toren Moskaus näherte, ritt Kaiſer Napoleon den Poklonberg oder Grußberg hinan, von deſſen Höhe aus man die alte Zarenſtadt vor ſich ausgebreitet ſieht. Den Kaiſer begleitete eine glänzende Suite. „La voilà donc enfin cette fameuse ville! il était temps!" „Da iſt ſie endlich, dieſe berühmte Stadt! — Es war Zeit!" Mit dieſen Worten wandte ſich der Kaiſer an ſeine Umgebung, dann ſtieg er vom Pferde. Der Plan von Moskau wurde auf der Erde vor ihm ausgebreitet und mit Hilfe ſeines Sekretärs Lelorgne, der ruſſiſch verſtand, ſuchte er die wichtigſten Punkte in und um Moskau auf. Es dauerte längere Zeit, bevor er ſeine Truppen verteilt hatte. Als er mit dieſer Arbeit fertig war, gab ein Kanonenſchuß das Signal an die Heereskolonnen, den Marſch gegen Moskau fortzuſetzen. Am Dragomilowskiſchen Tor erwartete der Kaiſer die Abgeſandten der Stadt. Er war in dieſer Beziehung verwöhnt. Alle die großen Hauptſtädte Europas: Mailand, Wien, Berlin hatten ihm als Sieger gehuldigt; ſtets waren Deputationen erſchienen, würdige Männer, die mit tiefen Verneigungen und gebeugtem Rücken die Schlüſſel ihrer Stadt dem Kaiſer überlieferten und in wohlgeſetzter Rede um Schonung für die Stadt und die Einwohner baten. Aber hier vor Moskau war das alles ganz anders. Keine Abgeſandten kamen, vergeblich wartete Napoleon ſtundenlang; er zeigte bereits eine bedenkliche Ungeduld. Endlich kam ein Offizier von den Vortruppen angeſprengt und machte dem Kaiſer die Meldung, daß die große, weite Stadt völlig verlaſſen ſei. „Moscou déserte! Quel événement invraisemblable. Il faut y pénétrer. Allez et amenez moi les boyards!" „Wie, Moskau verlaſſen! Welch unwahrſcheinliches Ereignis. Gehen Sie der Sache ſofort auf den Grund und ſchaffen Sie mir die Bojaren her," wandte ſich der Imperator an den Intendanten der großen Armee, den Grafen Daru. Daru ſprengte davon und überzeugte ſich von der Richtigkeit dieſer Meldung des Offiziers. Moskau war verlaſſen. Nur Pöbelhaufen und eine Anzahl Ausländer, Franzoſen und Deutſcher, die dort Handel trieben, befanden ſich noch in der Stadt. Daru kannte den Kaiſer und ſammelte einige Kaufleute, die er vor Napoleon brachte und die Moskaus Räumung beſtätigten. Der Kaiſer wandte ſich von dieſer kläglichen Deputation entrüſtet ab, ſtieg wieder zu Pferde und ritt in die Vorſtadt hinein, wo er ſich mit ſeinem Gefolge in einigen Privathäuſern einquartierte, die von niemand bewohnt waren, als von vier Türhütern. Und in dieſem Quartier traf der Kaiſer die erſten Anordnungen: Marſchall Mortier wurde Generalgouverneur von Moskau, General Durosnel Kommandant und der frühere franzöſiſche Konſul in St. Petersburg Leſſeps Intendant des Gouvernements Moskau. Dieſer Leſſeps hatte ſchon als 18jähriger Jüngling den berühmten Geographen Lapérouſe auf ſeiner Reiſe um die Welt begleitet, anno 1784. Sein Sohn war der berühmte Leſſeps, der den Suezkanal gebaut hat. — Den Aufruf an die Einwohner, den Leſſeps verfaſſen ſollte, unterließ er, weil — keine Einwohner mehr vorhanden waren. König Murat erhielt den Befehl, der ruſſiſchen Armee zu folgen und ſich feſt an ihre Ferſen zu heften. Seine Regimenter zogen zuerſt in Moskau ein. Das allererſte Regiment, das in die verlaſſene Zarenſtadt einzog, war ein preußiſches Ulanenregiment.

Nachdem Napoleon die erſte Nacht in der Vorſtadt Moskaus zugebracht hatte, bezog er in der Morgenfrühe des nächſten Tages den alten Zarenpalaſt, den Kreml. Sein Hauptquartier und ein Teil ſeiner Garden zogen mit ihm dahin. Es wohnte ſich in dieſem gewaltigen Palaſt durchaus nicht bequem; die Unterkunft war ſchlecht und General Rapp, der noch an ſeiner Wunde von Borodino her litt, mochte gar nicht dort ſein. Aber bequem oder nicht bequem, Kaiſer Napoleon und ſein Heer, ſoweit es noch vorhanden war, hatten das Ziel ihrer Wünſche, wochenlanger Hoffnungen und monatelanger Beſchwerden endlich erreicht. So wie dieſes Heer die Stadt mit ihren vielen vergoldeten Kuppeln begrüßte, ſo mögen einſt nach endloſer Wüſtenwanderung die Kreuzfahrer Jeruſalem begrüßt, ſo mögen die Seeleute, die mit Kolumbus durch den weiten, wogenden Ozean geſegelt waren, die Küſten Amerikas begrüßt haben. Hier in Moskau mußten unerſchöpfliche Hilfsquellen ſein, hier in Moskau, in der Stadt, wo die Zaren Rußlands ſich die Krone aufs Haupt zu

Digitized by Google

setzen pflegten, wo die Gebeine ihrer Väter begraben lagen, hier mußte auch der Frieden geschlossen werden zwischen Napoleon und dem Kaiser Alexander, denn die Franzosen standen jetzt im Herzen des russischen Reiches.

Für die Folge hatte nun aller Mangel und alle Not, wie es schien, ein Ende, denn hier war alles in Fülle vorhanden. Lebensmittel, Wein, Branntwein, Fourage für die Pferde, Kleidung, Leder für die Sättel und Sielenzeug, Leinwand für die armen Verwundeten, kurz, das geschwächte Heer konnte sich hier vollständig ausruhen und erneuern und zum Frühjahr wieder kampfgerüstet und gestärkt auf den Plan treten, wenn eben der Kaiser Alexander nicht vorzog, den Frieden so rasch wie möglich zu schließen.

Ja, das alles konnte eintreffen, wenn das Geschick und der Graf Rostoptschin es nicht anders bestimmt hätten!

Aber schon in der ersten Nacht, während Napoleon im Kreml schlief, wurde es klar, was Graf Rostoptschin damit gemeint hatte, als er Herrn von Wolzogen erklärt hatte, er habe für die Fortschaffung der Feuerspritzen „seine guten Gründe". Plötzlich brannte es an verschiedenen Stellen der Stadt. Zuerst ein großer Basar, ein großes Kaufhaus, dann die Börse, die Bank, dann Privathäuser. Zuerst glaubte man, daß es Zufall sei, daß Soldaten schlecht mit Feuerung und Licht umgegangen seien, wie das ja in diesem Kriege nicht zum erstenmal vorkam; aber die Flammen loderten an den verschiedensten Enden der Stadt empor, bald hier, bald da. Die Brandherde lagen so weit auseinander und schienen so planmäßig verteilt, daß man bald begann, an verabredete Brandstiftung zu glauben, und das war es auch. Der Gouverneur von Moskau hatte auf den Höfen seiner beiden Paläste gewaltige Massen von brennbaren Stoffen anhäufen lassen; eine Anzahl gedungener Personen, man sagt auch, daß sich viele Polizeisoldaten daran beteiligt hätten, trugen von diesen brennbaren Stoffen in die Häuser und zündeten sie an. Ganz klar aber wurde die Absicht den Franzosen, als sie vergeblich nach Feuerspritzen und Löschvorrichtungen suchten; nichts war zu finden und es war ganz unmöglich, das Feuer einzudämmen.

Schließlich wurden die Bemühungen der Franzosen, den Brand zu löschen, immer lauer und man ließ dann brennen, was da brennen wollte. Bald loderte der größte Teil der Stadt, ein heftiger Nordweststurm, der sich am Morgen des 16. September erhob, entfachte das Feuer immer gewaltiger. Man sagt, daß das Hin- und Herwogen der ungeheuren Feuersbrunst ein dem Donner ähnliches Getöse erzeugte, in welches sich das Zischen der Flammen und das Knistern und Krachen des einstürzenden Gebälks zu einer unheimlichen Musik mischte.

Der Kaiser Napoleon stand stundenlang an einem offenen Fenster des Kreml und starrte in diesen ungeheuren Brand, der seine Hoffnungen auf reichliche Winterquartiere in Moskau zu begraben schien. Welche Gedanken mögen damals sein Hirn durchzuckt haben! Er trat hier einer Gewalt gegenüber, die ihm bis zu dieser Stunde nicht begegnet war. Hier war allerdings die Tat eines einzelnen Mannes die Ursache der furchtbaren Feuersbrunst, aber dennoch prägte sich in diesem Nationalrussen Rostoptschin, der Moskau entzündet hatte, der Wille eines ganzen Volkes aus, das zum Widerstand bis zum äußersten entschlossen schien.

Die wohl von Goritzki-Cornitz stammende Fabel, er sei kreischend hinausgestürzt: „Tötet alle, diese Barbaren sind nicht wert zu leben!", gehört zum eisernen Inventar der Antinapoleon-Legende, die das Heroenpiedestal schleimig umkriecht und die Vandomesäule beschmutzt, da man sie nicht stürzen kann. Napoleons Sünden, alles im Kolossalstil, braucht man nicht zu schonen, man darf sie als Deutscher sogar doppelt unterstreichen, doch ihm lauter kleinliche Züge eines zuchtlosen Wildlings anzudichten, ist geschmacklos.

Das Feuer wütete während des 16. September so arg, daß schließlich der Kreml, in welchem Napoleon sich einquartiert hatte, nur noch eine Insel in diesem glühenden Meer bildete. Schon flogen die Brände auf die Dächer der Pferdeställe und Verwaltungsgebäude des Kreml und entzündeten sie; der Zeughausturm wurde mit Mühe gerettet. Im Keller des Kreml befanden sich große Pulvermassen, in den Höfen waren die Parks der Gardeartillerie aufgefahren mit ihren zahlreichen Munitionswagen; die höchste Gefahr bestand, daß der Kreml mitsamt dem Kaiser in die Luft flog, wenn er sich nicht entschloß, ein anderes Quartier zu wählen. Es ging ihm sehr wider den Strich, den Kreml zu verlassen; vergeblich baten ihn Eugen Beauharnais und die Marschälle Bessières und Lefebvre. Schließlich sagte ihm der Major-General Berthier, daß er, wenn die Russen das IV. Korps angriffen, von der Armee abgeschnitten werden könnte. Das bewog dann den Kaiser, den Kreml zu verlassen. Er ließ nur ein Bataillon Garde zur Bewachung der Burg zurück. Schon war der Weg zum IV. Armeekorps, zu welchem er sich begeben wollte, sehr schwierig geworden. Bei jedem Schritt stieß Napoleon auf brennende Trümmer und Schutthaufen. Erst gegen sechs Uhr abends traf er im Schloß Petrowskoje ein, wo er mitten unter den Biwaks des IV. Korps Quartier nahm.

Aber selbst diese Feuersgluten von Moskau, die wie tausend Fackeln emporloderten und dem Kaiser der Franzosen den Abgrund zeigten, auf den er zutaumelte, vermochten nicht, die Pläne dieses seltenen Kopfes zu hindern. In Petrowskoje tauchte in dem kaiserlichen Hirn plötzlich der gewaltige Plan auf, das

Digitized by Google

In Moskau am 20. September 1812
Nach Alb. Adam aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

brennende Moskau Moskau ſein zu laſſen und ſich in Gewaltmärſchen mit dem Reſte ſeines Heeres nach Petersburg zu werfen. Unmöglich ſchien dieſem Manne nichts. „Impossible" une bête du mot." („Unmöglich" ein Vieh von einem Wort".) So dachte der große Mirabeau, ſo dachte dieſer Bonaparte, der von den Felſen ſeiner Heimatinſel Korſika herabgeſtiegen war, um eine Welt zu erobern. Sollte, ſo kalkulierte er, ſelbſt dieſer Vormarſch gegen Petersburg den Zaren noch nicht beugen und zum Frieden geneigt machen, ſo wollte er ſeine ganze Operationsbaſis verſchieben, alle Hilfskorps und die vier Korps Macdonald, Oudinot, Saint-Cyr und den im Anmarſch begriffenen Viktor mit ſeinen 35000 Mann an ſich ziehen und das Heer Wittgenſteins von ſeinen Verbindungen abſchneiden, vernichten und eine neue Front bilden, die von Smolensk bis Riga reichte. Ein gewaltiger Plan, das iſt gar keine Frage, ein Plan, der, wenn man das Genie Bonapartes in die Rechnung ſetzt, auch unbedingt Ausſicht hatte auf Erfolg. Aber dieſe 100000 Soldaten, die er in Moskau noch bei ſich hatte, alſo ein Drittel nur noch des Gewalthaufens, den er ſelbſt vor drei Monaten über den Njemen geführt hatte — dieſe Soldaten waren alle Menſchen von Fleiſch und Blut, die eſſen und trinken, die ſchlafen und ruhen mußten, um überhaupt feldfähig zu bleiben; hatten nicht dieſe drei Monate ſchon zweimal hunderttauſend Mann gekoſtet? Seine Marſchälle ſtellten ihm das vor, ſeine Marſchälle hatten unter dieſem außerordentlichen Mann ſeit fünfzehn Jahren im Felde geſtanden. Jeder Schritt, den er tat, jede Schlacht, die er ſchlug, mit Ausnahme wohl nur derjenigen von Aſpern, war ein Erfolg geweſen. Sie glaubten alle an ſein Glück und ſie trauten ihm Kräfte zu, die nicht verſagten, aber dies ganze ruſſiſche Unternehmen ſah denn doch zu bedenklich aus. In keinem der Feldzüge waren die Truppen auf einem ſiegreichen Vormarſch in dieſem Maßſtabe zuſammengeſchmolzen; und nun plötzlich mit dem Drittel Soldaten, das noch vorhanden war, mit einer völlig heruntergekommenen Artillerie dies Unternehmen gegen Petersburg, das Gewaltmarſch auf Gewaltmarſch erforderte! Seine Marſchälle rieten ab ſo viel ſie konnten, nur Eugen Beauharnais nicht. Eugen Beauharnais, dies tapfere Soldatenblut, war bereit, mit ſeinem Stiefvater durch Dick und Dünn zu gehen, aber was Davout und Berthier ſagten, hatte doch mehr Gewicht, als was Eugen ſagte. „Er iſt tapfer, aber er iſt ein Querkopf," meinte der Kaiſer einſt ſelbſt über dieſen Eugen.

Das Feuer in Moskau wütete fort. Während des 17. und 18. September war es am ſchlimmſten. Wie eine gewaltige Brandfackel leuchtete die heilige Stadt Rußlands über dem weiten Lande auf. Der rotflammende Himmel, der über Moskau ſich ſpannte, erfüllte die Herzen der Soldaten und Bauern mit

Digitized by Google

wilden Rachegefühlen gegen diesen Feind, welchen sie für den Urheber dieser Zerstörung hielten. Von den 4000 steinernen Häusern, die Moskau damals besaß, brannten alle bis auf 200 nieder, von 8000 Holzgebäuden blieben nur 500 stehen, alles andere wurde zu Asche und schwelenden Trümmern. Auch die 1600 Kirchen brannten zur Hälfte aus. Nur 100 blieben unbeschädigt, und das Gräßlichste war, daß Hunderte von russischen und französischen Verwundeten, die sich nicht retten konnten, in den Flammen umkamen.

Um von den Schätzen, die Moskau barg, aus den Feuersgluten doch wenigstens das zu retten, was noch zu retten war, wurde erst den Garden und später den anderen Regimentern die Plünderung erlaubt. Und so zerstreute sich schon am 16. September die Soldateska in der brennenden Stadt, um Lebensmittel, Kleider, Geld, Silbergeräte und was irgend sich finden ließ, zusammenzuraffen. Wir werden einige Augenzeugen über diese Plünderungsszenen noch hören.

Endlich am 19. September ließ das Feuer etwas nach, und sobald Aussicht vorhanden war, daß der Rest Moskaus, der noch stand, erhalten werden würde, kehrte der Kaiser in den Kreml zurück. Es lag Napoleon daran, festzustellen, daß die Russen selbst ihre Hauptstadt dem Feuer überliefert hatten. Es waren einige zwanzig Menschen verhaftet worden, die zum Teil auf der Tat ertappt waren, wie sie brennbare Stoffe in die Häuser getragen und entzündet hatten. Einge davon waren Moskauer Polizeisoldaten, andere gehörten dem Handwerkerstand an und einer war der Diener eines russischen Fürsten. Sie wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zehn von ihnen erschossen, die anderen aber ins Gefängnis gesperrt, um sie unschädlich zu machen. Über die Entstehung dieses Moskauer Brandes, von dem die schreckliche Kunde alsbald durch die ganze zivilisierte Welt ging, ist man lange Jahre hindurch in Zweifel gewesen. Graf Rostoptschin hatte, wie wir schon hörten, zu dem Prinzen Eugen von Württemberg sehr eigentümliche Worte gesprochen. Er hat später jede Anstiftung zu diesem Brande entschieden abgeleugnet, aber seine Aufrufe an die Bevölkerung des Gouvernements Moskau, die er später erließ, zeugen von einem so harten Fremdenhaß, daß er schon der Mann war, dem Kaiser Napoleon die Stadt über dem Kopfe anzuzünden. „Die Persönlichkeit des Grafen Rostoptschin," sagt Clausewitz, „war nicht von der Art, um glauben zu lassen, daß eine bis zur Schwärmerei gesteigerte Empfindung oder roher Fanatismus die Federkraft zu dieser Tat abgegeben habe. Er besaß das Wesen und die Bildung eines gewandten Weltmannes, gepfropft allerdings auf eine stark russische Natur. Mit Kutusow lebte er in entschiedener Feindschaft und klagte ihn laut an, daß er mit frecher Falschheit bis zum letzten Augenblick ihn und alle Welt habe glauben machen, er werde noch eine Schlacht für die Rettung Moskaus wagen. In jedem Falle ist es wohl eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte, daß eine Tat, welche nach Meinung der Menschen von so ungeheurem Einfluß auf das Schicksal Rußlands gewesen ist, wie eine Frucht verbotener Liebe vaterlos dasteht und allem Anschein nach ewig mit einem Schleier bedeckt bleiben wird." „Ich habe," sagte Rostoptschin später, als er sich zur Kur in Baden-Baden aufhielt und dort auch dem Schriftsteller Varnhagen von Ense begegnete, „ich habe die Gemüter der Menschen entzündet, und an diesem furchtbarsten aller Feuer entzünden sich die Pechfackeln leicht." Und zu einem Freunde, dem Medizinalrat Formey in Berlin sagte er, als Formey im Vertrauen fragte, wie es eigentlich mit dem Brande Moskaus gewesen wäre: „Mein lieber Formey, danach hat mich bis heute selbst Kaiser Alexander nicht gefragt und ich bin daher niemandem eine Antwort schuldig."

Aber auch die zerstörte Stadt bot noch, wie wir aus Berichten von Zeitgenossen erfahren, Mittel genug, das Heer auf Wochen hinaus zu ernähren und zu kleiden; denn in den Kellern, die vom Brande nicht gelitten und den Häusern, die von den Flammen nicht ergriffen waren, fanden sich reichliche Vorräte von Lebensmitteln, von Branntwein, Wein, Tuchen, Leder, Pelzen und Kleidungsstücken jeder Art. In den Gewölben des Kreml standen 150 Geschütze, dazu fand sich ein gewaltiger Vorrat von Gewehren und Patronen. In einem Pulvermagazin, das abseits der Stadt lag, wurden 40000 Pfund Pulver und eine Unmenge Schwefel und Salpeter zur Pulverfabrikation entdeckt. So konnte das Heer auch seine Munition ergänzen. Die Kronen der Zarinnen Anna und Elisabeth und des zweiten Peter, die Kronen von Sibirien, Kasan und Astrachan, goldene Gefäße, Schüsseln, Becher, goldene und silberne Leuchter, das alles wurde im Kreml vorgefunden. — Was aber in dem Flammenmeer völlig verbrannt war, das war wichtiger als all der Gold- und Silberkram: ein unermeßlicher Vorrat von Fourage für die Pferde war untergegangen. Die Tiere litten selbst hier in Moskau Not. Es kam dazu, daß die Franzosen längst nicht so gute Pferdepfleger waren, wie die Deutschen. Ein deutscher Offizier brachte seine drei Pferde durch den ganzen Feldzug mit zurück über die Grenze, weil er für seine Tiere mehr sorgte, wie für sich selbst. Er hatte, als die Not aufs äußerste gestiegen war, das dichte Dachstroh von den Dächern heruntergebrochen und seine Tiere damit gefüttert.

Militärisch war die Lage noch nicht beunruhigend. Aus Erzherzog Johanns Tagebuch erhellt, daß die Militärs damals noch weiteres Vordringen für möglich hielten. Kosakenwolken umschwärmten den Vormarsch vor und hinter Moskau, Platows Pulks und Miloradowitsch' Jäger belästigten dauernd Lahussaye

Digitized by Google

(an Stelle Grouchys), Pajol und Diviſion Dufour (an Stelle Friants), 11. Chaſſeurs in einer Waldung ſchon am 8. überfallen, Pajol am 9. verwundet, ſein Nachfolger Exelmans ſpäter auch am 4. Oktober, nachdem am 10. September noch heftiger Kampf Dufours 36 Offiziere koſtete, wobei 48. Polks 340, die Spanier 265 (Boppe) einbüßten. Nachdem Murat auf die Kalugaſtraße abſchwenkte und am 4. Oktober durch Kaltblütigkeit „die Kavallerie abbriſierte“ (Thoumas), verlor er jede Spur und bei Herumſtreifen zur Futterſuche ſchmolz der Pferdebeſtand ſo arg, daß 1. 2. bayeriſche Chaſſeurs nur noch 80, ſächſiſche Albertchaſſeurs 50 Pferde hatten, ſächſiſche Küraſſierbrigade 171. Da aber dokumentärer Nachweis des Generalintendanten Daru vorliegt, man habe in Moskau Verpflegung für ein halbes Jahr, ſah Napoleon ſeine Lage inſofern als geſichert an, als auch die Flügelarmeen Erfolge hatten, obſchon der Feind dort zuſehends wuchs.

Graf Feodor Waſiljewitſch Roſtoptſchin
Nach einem Gemälde von E. Gebauer geſtochen von J. Meyer

Indes, das in Moskau gelandete Heer des Kaiſers Napoleon und der Kaiſer ſelbſt mußten ſich mit den Verhältniſſen ſo abfinden, wie ſie einmal lagen. Nach den Gewaltmärſchen in der ſommerlichen Hitze war den Truppen Ruhe und Erholung das allererſte Bedürfnis und bis auf die Avantgarde unter dem König Murat, die ſüdlich von Moskau dem Feinde unmittelbar gegenüberſtand und oft genug beunruhigt wurde, fanden die Truppen dieſe Ruhe und Erholung, fanden auch genügend Lebensmittel, um den geſchwächten Körper wieder zu heben. Hier mögen die Berichte der Augenzeugen folgen, die ein lebhaftes Bild geben von dem Augenblicke an, wo Moskau vor deren Augen lag, bis hinein in die Tage des Brandes und der Plünderung und was ſonſt noch von Belang iſt.

Zunächſt ein Bericht des württembergiſchen Regimentsarztes Roos:

„Eine Stadt mit hundert vergoldeten Turmſpitzen kommt in Sicht,“ mit dieſer frohen Kunde ſprengt der Leutnant Finkh von den Louisjägern am 14. September um die Mittagszeit zurück zum Regiment. Die brigade étrangère befand ſich wiederum an der Spitze von Murats Reiterei; dieſe Reiter: Polen, Württemberger, Preußen waren die erſten, welche die Hauptſtadt des Feindes, das heilige, glänzende Moskau erblickten, die erſten auch, welche in die Stadt einritten.

Die brigade étrangère, das württembergiſche Louisjägerregiment unter dem Major von Lützow, das preußiſche Ulanenregiment unter dem Major von Werther und das polniſche Huſarenregiment unter dem Oberſt Uminski, ſtand alſo im Angeſicht von Moskau. Geſpannt blieben alle unſere Erwartungen, weil wir jetzt das große Moskau in einer Ausdehnung, wie ich ſie bei großen Städten noch nie geſehen haben, etwa eine halbe Stunde entfernt vor Augen hatten. Bald betraten wir die Hauptſtraße wieder und rückten auf derſelben vor.

Rechts auf dem Felde, nahe an der Straße, ritt Napoleon im grauen Überrock auf einem Schimmel; er war heute bis zur vorderſten Spitze der Avantgarde gekommen, mit ihm ein kleines Gefolge, und an ſeiner linken Seite ging ein langer polniſcher Jude in ſeiner Nationaltracht. Napoleon hatte ſeine Blicke auf die jetzt noch näher vor uns liegende Hauptſtadt gerichtet, und der Jude machte Deutungen und Explikationen, die ſich auf gewiſſe Punkte der Stadt zu beziehen ſchienen. Als wir den erſten Häuſern der Stadt ganz nahe gekommen waren, machte ſich Murat an die Spitze der Diviſion, und Napoleon ritt von der Straße rechts ab, als ob er die Abſicht hätte, ſich dort in ein nahes Landhaus zu begeben.

Digitized by Google

Das 10. polnische Husarenregiment unter Oberst Uminski rückte zuerst in die Stadt, darauf folgten die preußischen Ulanen; dann kamen die württembergischen Jäger zu Pferde Herzog Louis. Hinter uns ritten die vier französischen Husaren- und Jägerregimenter unserer Division; reitende Artillerie und weitere Divisionen folgten. — Die ernste Aufmerksamkeit auf das, was sich nun ergeben würde, der Gedanke, nach so vielen Leiden, Entbehrungen und Mühen, diesen Tag erlebt zu haben und zu den ersten zu gehören, die in diese interessanten Mauern einzogen, ließ uns das Vergangene jetzt vergessen. Mehr oder weniger war jeder von Siegesstolz erregt, und wo solcher sich nicht zeigte, fehlte es nicht an Offizieren und alten Kriegern, welche die Wichtigkeit des Ortes und der Zeit durch ernste Worte hochgeltend zu machen wußten.

Es war an unsere Division der strengste Befehl gegeben worden, daß unter keinem Vorwand, bei unausbleiblicher Todesstrafe, es jemand wagen sollte, abzusitzen oder aus den Reihen zu reiten. — Während wir die Straße bis zum Flusse Moskwa durchritten, war keine menschliche Seele von Einwohnern zu sehen. Die Brücke war abgerissen, wir ritten durchs Wasser. Jenseits des Wassers trafen wir einige Menschen an, die unter ihren Türen und an den Fenstern standen, jedoch schienen sie nicht sonderlich neugierig zu sein. Weiterhin fanden sich schöne Gebäude von Stein und von Holz aufgeführt, mitunter auch Herren und Damen auf den Balkonen.

Unsere Offiziere salutierten freundlich; es wurde artig wiedergegrüßt. Doch sahen wir immer noch sehr wenig Einwohner und bei den Palästen nur Leute, die wie Diener aussahen. Tief in der Stadt trafen wir auf müde russische Soldaten, Nachzügler zu Fuß und zu Pferd. Alles dies ließ man passieren. Unser Marsch ging langsam mit vielen Krümmungen durch die Straßen, in welchen die Menge der Kirchen, ihre uns fremde Architektur unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Wir kamen über einen Marktplatz, fanden dessen hölzerne Buden offen, die Waren in Unordnung zerstreut und auf der Straße liegend, als ob Plünderer da vor uns gehaust hätten.

Murat ritt an unseren Reihen bald rück-, bald vorwärts, war äußerst ernst und tätig, und wo er nicht selbst hinkam, da waren seine Blicke. Er war an der Spitze, als wir zwischen großen alten Gebäuden am Arsenal anlangten. Viel lärmendes Volk sammelte sich hier, Waffen schleppend. Ein paar Kanonenschüsse, die Murat abbrennen ließ, verscheuchten die Menge. — Ruhig ging unser Marsch weiter durch die größte der Städte, die ich je gesehen. Jetzt ging freundlich die Sonne unter, als wir aus der Stadt wieder ins Freie ritten; drei Stunden hatte unser Durchmarsch gedauert. Russische Reiter, Kosaken und andere waren da, welche mit unseren Leuten Hände schüttelten und in Schnaps fraternisierten; bald aber ritten Dragoner vorüber und warfen feindliche Blicke zu uns herüber. Wir blieben, die Russen zogen ab.

Rechts der Straße, die nach Wladimir und Kasan führt, bezogen wir mit einer Kürassierdivision und etwas Artillerie ein Lager. — Es war längst Nacht geworden; wir waren alle noch munter, da entstand, ich glaube, es war in der Mitte der Stadt, eine Explosion von so schreckbarer Gewalt, daß bei jedem, der dies mit ansah oder hörte, der erste Gedanke der sein mußte, es sei ein Munitionsmagazin, ein Pulverturm in die Luft gesprengt oder eine sogenannte Höllenmaschine von großem Umfang losgebrannt. Aus einem plötzlich entstandenen Flammenmeer stiegen in großen und kleinen Bogen Feuerkugeln auf. Nach wenigen Minuten sahen wir in verschiedenen Gegenden der Stadt Feuerflammen aufsteigen; wir zählten deren achtzehn, später noch mehrere.

Vom ersten Anfang an sahen wir diese grauenvolle Szene ganz deutlich, denn unser Lager war höher als die Stadt. Es war Mitternacht geworden, die Flammen hatten so um sich gegriffen, daß sie wie ein Feuermeer über den Koloß von Stadt hinwogten."

Nach diesem württembergischen Herrn mag der Ostfriese Graf von Wedel von den Lanciers erzählen:

„Am 14. hatte die Division Bruyère die Avantgarde. Wir zogen durch ein niederes Gehölz, welches von Retranchements durchschnitten war, die aber der Feind aufgegeben hatte, dann einen Hügel hinan, auf welchem ebenfalls verlassene Schanzen errichtet waren. Mir schien diese Position sehr stark zu sein; ich hörte später, daß sie leicht zu umgehen und strategisch schlecht gewählt sei, weshalb auch die Russen sie aufgegeben hätten.

Als wir oben auf dem Hügel angekommen waren, sahen wir im hellen Sonnenschein zu unseren Füßen eine ungeheure Stadt mit Hunderten von Türmen und Türmchen in der weiten Ebene vor uns. Moscou! Moscou! tönte es durch die Reihen. Ist das wirklich Moskau? Ja, es ist Moskau, das langersehnte! Tausendstimmiger Jubel ertönte durch die Glieder! Wir sind am Ziele! Der Krieg hat ein Ende. Die versprochenen Winterquartiere liegen vor uns. — Alle Mühseligkeiten, alle Not, alle Leiden waren vergessen. Wir, die wir uns täglich tapfer unter Murats Augen geschlagen hatten, wir, deren Reihen auf die Hälfte herabgesunken sind, wir werden unter Murats Schutz in Moskau bleiben. Die Truppen hinter uns, die wenig vom Kriege gelitten haben (das glaubten wir), werden in die Umgegend gelegt werden. Unser warten jetzt Belohnungen, sie werden kaiserlich ausfallen, nach Verhältnis unserer Mühen und Gefahren. Unser warten Beförderungen, sie müssen bedeutend sein, denn es sind ja so viele Vakanzen. Aus Mühe und Not wird jetzt Freude und Überfluß erwachsen.

Digitized by Google

Napoleon in Moskau

Nach Alb. Adam aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

So war unſer Gedankengang, ſo redeten wir uns zu, als wir die ungeheure Stadt mit ihren vergoldeten Türmen, mit ihren rot und ſchwarz gemalten Dächern, mit ihren Paläſten und niederen Häuſern, mit den großen grünen Parks innerhalb der Stadt, die keine Ähnlichkeit mit unſeren Städten und einen ganz orientaliſchen Charakter hat, vor uns ausgebreitet ſahen.

Plötzlich ſprengte ein Ordonnanz-Offizier des Kaiſers an uns vorbei und gleich nachher erſchallte das Kommando: Colonne halten! Da zogen die kaiſerlichen Garden en grande tenue wie zu einer Parade an uns vorüber. „Voilà cette garde, qui ne s'est point battue pendant toute la guerre. Elle va faire belle jambe à Mouscou. Nous, la canaille, nous n'y mettrons pas le nez! C'est indigne! c'est une horreur!*) riefen ſich die Offiziere zu. Mit innerer Wut ſahen wir dieſe prächtige, beneidete, bevorzugte Garde an uns vorüberziehen und unſere ſchönen Phantaſiebilder begannen bereits zu zerrinnen.

Von der Höhe des Sperlingsberges, auf der wir hielten, ſahen wir jenſeits Moskaus in der Ebene lange ſchwarze Züge; mit Fernrohren erkannten wir, daß es Maſſen von Volk zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen waren, welche die Stadt verließen. Kein Schornſtein rauchte. Sollten die Einwohner entflohen ſein? Iſt es möglich, daß 300000 Einwohner ihre Heimat verlaſſen, wie ein paar hundert ihr Dorf?

Während wir ſo Moskau betrachteten und die verſchiedenſten Gefühle uns aufregten, zeigten ſich links von uns größere Abteilungen von Koſaken. Tête de colonne à gauche! Marche! Adieu Moscou! Wir hinter den Koſaken her, die durch die Moskwa reiten, wir nach durch den Fluß und bald waren ſie uns aus den Augen entſchwunden.

Wir bezogen ein Biwak dicht vor einer Vorſtadt, auf einem Hügel an der großen Heerſtraße nach Petersburg. Es war diesmal eine beſondere Lebhaftigkeit im Lager. Jeder war aufgeregt durch die Nähe der Stadt, durch die Hoffnung auf den Frieden, durch den Verdruß über die vermeintliche Zurückſetzung gegen die Garden, die als bloße Paradetruppen betrachtet wurden.

---

*) Seht dieſe Garde, die ſich während des ganzen Krieges nicht geſchlagen hat! Sie wird in Moskau ſchöne Beute machen. Wir, die Kanaille, wir werden die Naſe nicht hineinſtecken! Das iſt niederträchtig! Das iſt ein Skandal!

Digitized by Google

Als die Offiziere so in Gruppen im lebhaftesten Gespräch zusammenstanden, sahen wir südlich im entgegengesetzten Teile der Stadt schon am 14. September gegen Abend Rauchsäulen von brennenden Häusern aufsteigen. Wir waren in gewaltiger Aufregung. Wenn Moskau in Feuer aufgeht, wie alle Städte bisher, so schließt der Kaiser Alexander keinen Frieden! Mit Moskau brannte Wohnung, Kleidung, Nahrung, alles, was wir bedurften; das begriff jeder, der Soldat so gut wie der Offizier. Was soll aus uns hungrigen, abgerissenen, ermatteten Menschen mit unseren abgetriebenen Pferden werden, wenn das ganze Volk fanatisiert zu den Waffen greift und mit den russischen Truppen zusammen über uns herfällt? Hier, Hunderte von Meilen vom Vaterlande und von unseren Hilfsquellen! Wir waren in höchst niedergeschlagener Stimmung.

Es war zwischen 6 und 7 Uhr, als wir am 14. das erste Feuer sahen; in der Nacht brachen Feuer an mehreren Stellen aus, und am 15. wuchs die Feuersbrunst zu großem Umfange.

Mein Bursche war mit dem Handpferde seit dem 13. verschwunden. Ich erbat mir vom Obersten Urlaub, nach Moskau hineinreiten zu dürfen; mir war vorzüglich daran gelegen, Reis und Rotwein zu bekommen, was mir der Arzt als bestes Mittel gegen mein Übel angeraten hatte, und das hoffte ich in Moskau zu finden. In den Vorstädten waren fast alle Türen und Läden verschlossen und keine Einwohner zu sehen. Weiter in der Stadt hatten die Soldaten die Häuser erbrochen; aus den Läden wurden Lebensmittel aller Art und Getränke zu den Fenstern hinaus verteilt. Das Gedränge war so arg, daß ich weiter ritt, in der Hoffnung, für mich Nützliches zu finden. Weiterhin waren alle Häuser erbrochen. Außer hin und wieder einem lumpigen Bettler sah man keinen Russen. Die Soldaten liefen auf den Straßen umher mit allerlei Beute. Da will es ein glücklicher Zufall, daß ich an einem Geländer vor einem Hause Josephs Klepper und mein Handpferd angebunden finde. Es war ein Krämerladen. Auf dem Handpferd lag ein Sack, gefüllt mit harten Gegenständen, wie Bücher in Oktavformat anzufühlen. Ich trat ins Haus und rief laut: Joseph! Er kam. Was hast du da in dem Sack? fragte ich ihn. Von dem schönen Honigkuchen, der in Wiasma so gut schmeckte, antwortete er. Ich stieg ab, ließ ihn mein Pferd halten und ging ins Haus. Ich fand eine ganze Kiste voll Reis, warf sofort die Honigkuchen weg, füllte den Sack mit Reis, etwas Zucker und anderen nützlichen Lebensmitteln und trat den Rückweg zum Regimente an. Unterwegs kaufte ich noch von einem Soldaten für 5 Franks einige Flaschen Rotwein. Auch von anderen wurden allerlei Vorräte ins Biwak geschafft, wo jetzt ein Überfluß herrschte, den wir seit langem nicht gewöhnt waren. Nach dem Genuß von Reis, Reiswasser, Rotwein und Kaffee hörte meine Krankheit, zumal da wir schönes, warmes Wetter hatten, ganz auf.

Vier Tage hatten wir hier gelegen, als wir Befehl erhielten, zum Korps des Königs von Neapel zu stoßen, der schon früher mit unserer 2. und 3. Brigade und anderen Truppen durch Moskau dem Feinde nachgezogen war. Wir fanden nicht ohne Mühe einen Weg durch das jetzt an allen Ecken brennende Moskau, dessen Rauchsäulen bei gänzlicher Windstille schnurgerade in die Höhe stiegen und, erst durch den Luftzug in den höheren Regionen gebogen, kompakt bis an den äußersten Horizont zusammenblieben. Die Nacht wurde durch den Brand hell erleuchtet.

Wir erreichten bald das Korps unter Murat.

Die aus Moskau mitgenommenen Vorräte waren in wenigen Tagen verzehrt. Der Mangel an Lebensmitteln und Fourage stieg aufs höchste. Die Russen, die vor uns hier gelegen hatten, hatten alles zerstört, was nur irgend hätte brauchbar sein können. Dabei täglich Märsche und Kontermärsche, fortwährend Scharmützel, nie, auch nicht nachts etwas Ruhe, da die Kosaken und leichte russische Kavallerie uns alarmierten und überfielen, wo sie nur konnten. Die Reihen lichteten sich auf eine erschreckende Weise. Das Wetter war bei Tage schön, aber die Nächte begannen bei klarem Sternenhimmel empfindlich kalt zu werden. Was im Anfange des Feldzuges die wohlgenährte, gutgekleidete Truppe ertragen konnte, dazu war der ausgehungerte, abgerissene, ermattete Soldat bei größerer Anstrengung und ohne alle Verpflegung nicht mehr fähig.

Nicht der Verlust vor dem Feinde, der uns nur beunruhigte, aber nie ernstlich angriff, sondern Hunger und Strapazen lichteten unsere Reihen.

Die Pferde wurden schwach und elend; es ist ein entmutigendes Gefühl für den Reiter, wenn er das Vertrauen zur Kraft seines Pferdes verliert und dennoch kämpfen soll. Die Pferde wurden garnicht mehr abgesattelt; der Eiter, der aus den Wunden der Satteldruckstellen floß, verbreitete in den Biwaks einen abscheulichen Gestank und zerfraß die Satteldecken.

Am 29. September kam es wieder einmal bei Czerikowo zu einem lebhaften Gefechte, wo wir viele Leute einbüßten, welche bei den Chargen stürzten oder nicht folgen konnten, wenn wir, was jetzt häufiger der Fall war, geworfen wurden.

Am Tage nach diesem Gefechte bemerkten wir in der Ferne auf einer die Gegend dominierenden Höhe ein in italienischem Stil erbautes prächtiges Schloß. Wir hofften dort zu finden, was wir bedurften. Näher

Digitized by Google

Moskauer Szene am 23. September 1812
Nach Alb. Adam aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

gekommen, ſahen wir, daß es ausgebrannt war und nur die Mauern noch ſtanden. An die Hauptfaſſade war eine ausgehobene Tür gelehnt, auf welcher, mit Kreide groß und deutlich geſchrieben, folgende Worte zu leſen waren:

Le comte Rostoptchine, Gouverneur de Moscou, propriétaire de ce château, l'a incendié de sa propre main, afin qu'aucun chien de français ne puisse y loger!*)

Dieſe Inſchrift, Beweis eines fanatiſchen Haſſes, machte auf uns einen widrigen Eindruck. Sie ſchien uns der Ausdruck der Stimmung des ganzen Volkes. Überall war das Volk geflohen, hatte alles hinter ſich verbrannt und verwüſtet und lauerte im Verſteck auf jeden, der ſich von der Truppe entfernte, um ihn grauſam zu ermorden. Von Städten und Dörfern exiſtierten nur noch ausgebrannte Ruinen.

Wir wußten, daß auch Moskau von den Ruſſen ſelbſt angezündet war, und daß alle Anſtrengungen des Kaiſers, alle Füſſladen der Brandſtifter unvermögend geweſen waren, der Ausbreitung des Brandes Einhalt zu tun. Es war alſo klar, die ganze Nation war fanatiſiert; man machte ſie gefliſſentlich glauben, daß wir Moskau angezündet, daß wir überall Brand, Mord und Verwüſtung verbreiteten. Daß der Kaiſer Alexander, ſelbſt wenn er wollte, bei dieſer Stimmung ſeines Volkes einen Frieden nicht ſchließen könne, war uns unzweifelhaft. Wir hatten nicht bloß Krieg mit den Soldaten; das ganze Volk war gegen uns in Waffen, der Adel, der Bauer, der Städter. Wir ſahen alle Greuel des ſpaniſchen Krieges auf uns hereinbrechen, aber in furchtbarerer Geſtalt, bei einem ungünſtigen Klima, in einem wüſten, aller Hilfsmittel baren Lande, zehnmal ſo weit vom Vaterlande entfernt, welches unerreichbar ſchien." Alſo kurz: — der Anfang vom Ende!

Ein dritter Augenzeuge jener Moskauer Zeit, der Stabsoffizier Herr von Loßberg vom weſtfäliſchen Korps ſtand mit ſeinem Regiment noch bei Moſchaisk vor Moskau. Er ſchrieb an ſeine Frau:

„Im Schloſſe ſprach ich einen vom Moskau kommenden franzöſiſchen General, welcher erzählte, daß Murat mit der Avantgarde ſich mehrere Stunden jenſeits Moskau befände und der Kaiſer geſtern Nachmittag um 4 Uhr ſeinen Einzug in dieſe Stadt unter dem größten Jubel der Einwohner gehalten habe. Die frohe Stimmung, welche ſich über dieſe Mitteilung in den vier Bataillonen Weſtfalen verbreitet hat, läßt ſich nicht

*) Der Graf Roſtopſchin, Gouverneur von Moskau, Beſitzer dieſes Schloſſes, hat es mit eigener Hand angezündet, damit kein Hund von Franzoſe darin wohnen möge.

Digitized by Google

beſchreiben. Sowohl der Offizier als der Soldat ſieht hier das Ende aller gehabten Leiden und verſetzt ſich in der Phantaſie in die angenehmſten Lagen, indem er den Frieden als gewiß annimmt. — Nichts iſt amüſanter, als die Anhörung der verſchiedenſten Wünſche, welche zum Vorſchein kommen. Von den Offizieren bekomplimentiert ſich einer mit ſeinem Wirte in Moskau und hört denſelben fragen: Welchen Wein er trinke? Ob er eine Matratze dem Federbett vorzöge? — Ein anderer findet in ſeinem Quartier Deutſche, auch artige Damen, welche muſikaliſch ſind; der dritte geht in die Komödie; der vierte iſt auf einen Ball gebeten, und ſo geht das bei den Offizieren bis ins Unendliche fort. Der Soldat hält ſich dann mehr an das Materielle; dieſer ſpricht nur vom guten Eſſen, von Wein, Bier und Branntwein.

Die vier weſtfäliſchen Bataillone ſtanden geſtern und vorgeſtern auf einem Kartoffelfelde, was Veranlaſſung gab, daß eine Kompagnie des Regiments den üppigen Verſuch anſtellte, Kartoffeln in Champagner kochen zu wollen, welches ich durch die allgemeine Fröhlichkeit noch zur rechten Zeit gewahr wurde und verhinderte, indem ich derſelben auch begreiflich machte, daß man mit Spirituoſen nichts zum Kochen bringen könne.

Ich habe mir einen bedeutenden Vorrat von allen Lebensmitteln, insbeſondere Wein, Kaffee, Tee und Zucker geſammelt, um der Zukunft mit einiger Zuverſicht entgegenſehen zu können; desgleichen habe ich mir eine bequeme Reiſekaleſche und Droſchke verſchafft, welche beide Wagen nur mit Mühe aus einem brennenden Wagenfabrikgebäude gezogen worden ſind, bevor ſie der Brand ergriff. Wie viele Fabrikgebäude habe ich in dieſer Weiſe nutzlos verbrennen ſehen! Auch der Luſt, einen engliſchen Flügel aus einem brennenden Palaſte in mein Quartier tragen zu laſſen, konnte ich nicht widerſtehen, und wenn ich darauf die bekannten Sachen ſpiele und Dich in Gedanken akkompagniere, ſo denke ich: Warum höre ich nicht Deinen Geſang bei meinem einfachen Inſtrumente in der Heimat und warum muß ich ſolche Greuel ſehen!

Der Himmel iſt in der Richtung nach Moskau ganz gerötet und eine ungeheure Rauchſäule ſteigt auf. — Es iſt ein ſchrecklicher Gedanke, daß dieſe Stadt dasſelbe Schickſal, wie alle Orte von Smolensk bis hierher, haben könnte! — Wie wären da alle unſere Wünſche vernichtet!

Meine bangen Ahnungen von geſtern ſind in Erfüllung gegangen und ich kann es mir nicht anders denken, als daß der franzöſiſche General, welcher uns den vom Jubel der Einwohner begleiteten Einzug Napoleons in Moskau erzählt hat, ſelbſt getäuſcht worden iſt. Die große unglückliche Stadt von 300000 Einwohnern ſteht in vollen Flammen und wird ausgeplündert. Man behauptet, von ruſſiſcher Seite wären Brander in die Häuſer gelegt worden, welches den Kaiſer, darüber aufgebracht, veranlaßt habe, die Plünderung zu befehlen; jedoch ſind dies nur Sagen.

Wir ſtehen nach einem Marſche von neun Stunden in einer Vorſtadt, genannt Smolensk, auf einem Felde und zwar in den Ringmauern der Stadt, nicht weit vom Tore und in der Nähe einer Kirche.

Da alles plündert, ſo haben wir ebenfalls mehrere Offiziere und per Kompagnie zwölf Mann hineingeſchickt, die Gott weiß was alles aus der menſchenleeren Stadt herausſchleppen und wir ſind auf einmal in den höchſten Überfluß verſetzt, die feinſten Weine, beſonders viel Champagner, trinken die Soldaten. Zur Ehre derſelben muß ich jedoch anführen, daß ich zwar ſehr viele derſelben recht munter, aber nicht einen einzigen betrunken gefunden habe. Die Vorſtadt, worin wir biwakieren, iſt nach Verſicherung der zum Marodieren kommandiert geweſenen Offiziere durch eine Brücke, welche über die Moskwa führt, von der eigentlichen Stadt getrennt.

Das Plündern wird in der unglücklichen Stadt, ſo wie geſtern, fortgeſetzt und die ganze Armee nimmt Anteil daran. Es ſoll zwar ein kaiſerlicher Befehl exiſtieren, daß ein jeder Soldat, der beim Plündern ergriffen wird, arretiert werden ſoll, allein die Sache wird ſo ſyſtematiſch betrieben, daß es unmöglich ſein würde, dieſen Befehl auszuführen; denn nicht einzelne Leute, ſondern geſchloſſene Abteilungen, mit Stabs- und Subaltern-Offizier an der Spitze, von allen Nationen, woraus die große vereinigte Armee zuſammengeſetzt iſt, die in und um Moskau ſteht, gehen von Haus zu Haus, oder, wenn dieſe bereits abgebrannt ſind, von Keller zu Keller, indem ſie den Schutt wegräumen und die Eingänge dazu aufzufinden wiſſen. Auf dieſe Weiſe werden auch Souterains gefunden, worin die Fabrikanten und die Kaufleute ihre Warenlager nach der hieſigen Sitte en gros und en détail aufgeſtellt haben, welches nicht verborgen bleiben konnte, indem ein Kamerad dieſes dem anderen, gleichviel von welcher Nation, mitteilte.

Übrigens halten wir die ſtrengſte Ordnung in unſerer Vorſtadt, und noch ſtehen alle Häuſer unverſehrt; auch in der Stadt diesſeits des Kremls, ſowie links zur Seite davon hat die Feuersbrunſt noch nicht um ſich gegriffen, aber jenſeits der Zarenburg ſowie rechts davon brennt es an allen Orten.

Unſer Regiment und die zwei leichten Bataillone haben die Kirche und die nebenſtehenden Häuſer in der Vorſtadt belegt. Ich bin in einem ſolchen Hauſe auf die bequemſte Weiſe eingerichtet und es fehlt mir an nichts; beſonders bin ich mit Kolonialwaren und mehreren Sorten Seefiſchen verſehen und da wir auch Wein, Fleiſch und Brot haben, ſo beſitzen wir alles, was wir nur wünſchen können. Worauf ich nicht einen minderen Wert lege, daß die in die Stadt geſchickten Detachements mehrere Souterrains mit gewöhnlichen

Digitized by Google

Tuchen zu Hosen und Mänteln, sowie Leder, worunter viel Juchtenleder, vorzüglich aber Sohlleder zur Fußbekleidung gefunden haben und daß ich Handwerksstuben habe einrichten können. — Die 850 Mann, woraus das Regiment mit seiner Artillerie besteht, werden in allen diesen Stücken neu gekleidet; dieses glückliche Los teilen auch die zwei leichten Bataillone mit dem Regimente. Ziemlich gute Leinwand haben wir ebenwohl gefunden.

Erhielten wir nur nicht alles auf eine so gräßliche Weise! Wie viele Familien werden nicht von der höchsten Stufe menschlichen Glückes zur tiefsten Armut herabgesunken sein!

Mehrere französische Offiziere, welche zum III. Armeekorps gehören, haben mir versichert, daß, als sie den 17. zur Unterstützung Murats in die Stadt einmarschiert wären, noch viele Einwohner sich in derselben befunden hätten, wo ihnen von mehreren (Deutschen und Franzosen von Geburt) erzählt worden sei, wie sie keine Ahnung von dem Einzuge der Franzosen gehabt und die Feuersbrunst sie so überrascht habe, daß die meisten Einwohner in der größten Hilflosigkeit mit Frauen und Kindern aus ihren Häusern geflüchtet waren und alles preisgegeben hätten.

In dem Hause, wo ich wohne, lebt noch eine alte Frau, deren Stube ich aus Besorgnis, daß sie vor Hunger sterben würde, mit Gewalt habe erbrechen lassen, indem sie ihr Dasein darin durch heftiges Schreien und Schelten, sobald man sich ihrer Tür nahte, kund gab. Im Bette liegend empfing sie mich und meinen Dolmetscher (denselben Unteroffizier von der Artillerie, welcher mir so gute Dienste beim Pferdekauf in Warschau getan hatte) mit einer Flut von Schimpfworten, was mich aber nicht abzuhalten vermochte, ihr Suppe und Fleisch mit einer guten Bouteille Wein vorzusetzen, womit ich, solange wir Hausgenossen sind, fortfahren werde. Ob sie gesund oder krank ist, vermochte auch der Regimentsarzt, welchen ich kommen ließ, nicht auszumitteln, indem sie uns den Rücken zukehrte, mit geballten Fäusten um sich schlug und wie eine Besessene schrie.

Marschall Mortier ist zum Gouverneur der Stadt ernannt worden, welche dieser in eine Menge Bezirke eingeteilt und einem jeden derselben einen Kommandanten vorgesetzt hat.

Napoleon hat bereits gestern Morgen den Kreml, welchen derselbe bewohnte, verlassen und ein Landhaus bezogen, welches eine halbe Stunde vor der Stadt auf dem Wege nach Petersburg liegt."

Der Leutnant von Martens vom württembergischen Kontingent, ein geborener Italiener, gibt seine Erlebnisse sehr fesselnd wieder. Er erzählt:

„In Gesellschaft einiger Kameraden verließ ich am frühen Morgen unser Lager, um Moskau vor dem gänzlichen Untergange näher zu betrachten, denn noch glänzten, von den nächtlichen Feuersäulen schöner als von der Sonne beleuchtet, die vielen goldenen Kuppeln der dem Feuer trotzenden Kirchen und Türme. Ein widerlicher durchdringender Brandgeruch hatte sich schon überall gelagert, von der Vorstadt, die ich gestern betrat, war beinahe keine Spur mehr sichtbar. Im Innern der Stadt wähnte ich noch ganze Straßen unversehrt zu sehen, doch die meisten Häuser waren bereits ausgebrannt und auch die noch stehenden rein ausgeplündert. Unsere Pferde mußten über heiße Aschen- und Schutthaufen, herabgestürzte eiserne Bedachung, tote Pferde und Leichname schreiten. Viele der unglücklichen Einwohner schreiten, vom grenzenlosen Jammer ganz abgestumpft, in den Straßen herum, während Soldaten verschiedener Nationen in ganzen Gruppen auf Beute ausgingen. Besonders viele Leute der Stadt bemerkte ich auf den Stufen eines großen Tempels versammelt; von den Franzosen wurden viele von ihnen genötigt, die Beute ins Lager zu tragen, wer gute Stiefel hatte, mußte sie gegen die abgetragenen der Soldaten austauschen. Sehr bedenklich wurde meine Lage, als ich mich unvorsichtigerweise in den noch brennenden Teil der Stadt begab. Wie schrecklich schlugen da die Flammen aus den Fensteröffnungen und Türen, das Pflaster leckend, heraus, da trieb der hierdurch verursachte Luftzug mir glühende Asche von verbrannten Gegenständen ins Gesicht, zugleich fiel ein vom Feuer aus seinen Fugen emporgehobenes Kupferdach krachend in die Straße, ein gleiches Stück hing, wie Damokles Schwert, noch über meinem Haupte, und ich hatte nichts eiliger zu tun, als mich von dieser gefährlichen Stelle zu entfernen. Auf einem, vom Feuer noch verschont gebliebenen freien Platze angelangt, entwickelten sich vor meinen Augen Szenen ganz neuer Art. Vor einem Weinkeller wimmelte es von zum Teil schon berauschten Franzosen, sie gaben sich nicht die Mühe, die Pfropfen der Champagnerflaschen zu lösen, sondern sie schlugen mit dem Säbel ihnen die Hälse ab und schnitten sich beim Trinken so in die Lippen, daß Schaum mit Blut vermengt auf ihre Montur herunterlief. Vor dem Hinabsteigen in den Keller wurde ich von einem gutmütigen Franzosen ernstlich gewarnt, mit ausgespreizten Füßen stand er über einem Vorrat solcher Flaschen, und überließ mir gerne zwei derselben, die ich auf meinem Pferde befestigte. Über diesen gutherzigen Menschen mußte ich lachen; selbst ziemlich angetrunken, hatte er seine Freude, andere in ihrer totalen Trunkenheit im Weinkote sich wälzen zu sehen. Der Tag neigte sich und mahnte zur Rückkehr, allein, wohin ich mich in der Richtung unseres Lagers wandte, stand nun alles in Flammen, ich wählte zum Leitfaden einen mit Beute beladenen Wagenzug, doch auch dieser konnte nur bis auf einen freien Platz gelangen. Mir klebte bei dieser Feuersglut die Zunge am Gaumen; ich löschte meinen brennen-

Digitized by Google

den Durſt mit dem erhaltenen Champagner, allein der noch ſo mäßige Genuß dieſes ſo ungewohnten Getränkes hatte ſo üble Folgen, daß ich ohne Hilfe einiger Offiziere das Lager nicht wieder erreicht hätte.

18. September. So hell wie der Tag war in unſerem Lager auch die vergangene Nacht, vom Flammenmeer beleuchtet, ein Schauſpiel voll Entſetzen und Erhabenheit, wie nicht ſeinesgleichen zu erleben iſt; in dieſem hellen Schein trug ich wieder, wie ſonſt am Biwakfeuer, die Tagesbegebenheiten in mein Tagebuch ein, denn nur nächliche Muße blieb mir zu dieſem Geſchäfte.

Meine Neugierde war noch nicht befriedigt und ſtatt müßig im Lager zu verweilen, benützte ich die erhaltene Erlaubnis, wieder die brennende Stadt zu durchwandern, meine Kameraden hatten jedoch vom geſtrigen Tage genug und ſo nahm ich heute meinen ebenfalls berittenen Diener mit. Die losgelaſſenen, durch die bisherige Zurückhaltung und die leeren Verſprechungen ſchon ganz mißmutigen Soldaten überließen ſich nun der zügelloſeſten Plünderung, ſie durchſuchten alle Häuſer und Tempel, die von den Flammen noch nicht ergriffen waren, mit Beute beladen trieben ſie die aus ihren Verſtecken hervorgeholten Einwohner vor ſich her und luden ihnen auf, was ſie ſelbſt nicht tragen konnten. Bei dieſen Greueln kamen viele derſelben ums Leben; ſo ſah ich heute inmitten zerſchlagenen Hausgeräts eine Frau mit einem Kinde im Kot zertreten. Auch viele dieſer Plünderer, vom ungewohnten Genuß des Tabaks, Weins und ſonſtiger geiſtiger Getränke berauſcht, erſtickten im Rauche oder kamen in den Flammen um. Ich vermied heute ſorgfältig die brennenden Stellen und ging den wütenden Horden aus dem Wege. Kleidungsſtücke, Bücher, Inſtrumente ſah ich oft im Kot liegen und manchmal ſtutzte mein Pony vor einem toten Pferde oder einer Leiche, die verbrannt oder überfahren, kaum zu erkennen waren. Durch ein Doppeltor gelangte ich zufällig auf einen ſehr großen Platz zwiſchen dem Kreml und einem großartigen Kaufhauſe, es war die Stelle im chineſiſchen Stadtteil, wo der Pöbel unſerem Vortrab einigen Widerſtand leiſtete. — Vom Lager aus führte mich der Weg über die Moskwa und durch das St. Nicolastor, welches die Vorſtadt (Sloboda) vom erſten Stadtteil Belaigorod, der vom Neglinaja-Fluß durchſtrömt wird, trennt. Mit Staunen betrachtete ich den mit feſten Mauern und Türmen eingeſchloſſenen Kreml, der in ſeiner morgenländiſchen Pracht noch ganz unverſehrt vor mir ſtand. Der Eintritt in ſein Inneres wurde mir von der kaiſerlichen Wache verwehrt, da Napoleon morgen wieder in dieſe Mauern einziehen werde, und ſo wandte ich mich nach dem im Feuer aufgehenden Kaufhaus, deſſen reichhaltige Läden von einer Menge Soldaten ausgeleert wurden, noch ehe die Flamme ſie ergriff. Auch im Hofe dieſes mächtigen Gebäudes ging es ſchauerlich zu, hier lagen erſchlagene Ruſſen, die ſich wahrſcheinlich ihres Eigentums noch wehren wollten; aus einem unterirdiſchen Gewölbe ſchleppten Soldaten metallene Platten herauf, jeder glaubte hier Silber in Maſſe zu finden und das Gedränge war fürchterlich. — Von dieſem wüſten Treiben fiel mein Blick auf eine Gruppe italieniſcher Soldaten, welche ganz gemütlich Waſſermelonen verzehrten; zu ihnen geſellte ich mich und bekam von dieſer ſo lange nicht mehr genoſſenen Frucht in dieſen nördlichen Regionen wider Vermuten zu genießen. Feigen und Datteln, eingemachte Pfirſiche und anderes Obſt von den ſeltenſten Sorten waren hier reichlich vorhanden, ebenſo Kaffee und Zucker, nirgends aber Mehl und Brot, was aber das Unentbehrlichſte von allem geweſen wäre. Alle Fäſſer waren zertrümmert, ihren Inhalt ſah man auf dem Boden zerſtreut. In einem anderen Teile des Gebäudes waren Soldaten mit Aufladen von Tüchern beſchäftigt, einen Ballen graues Tuch nahmen wir mit, um uns im Lager Schutz gegen die feuchtkalten Nächte zu verſchaffen, ein guter Vorrat von dem eingemachten Obſte wurde ebenfalls aufgepackt. Als es Abend wurde, dachte ich an die Rückkehr; an der Barriere angelangt, fand die Wache Anſtand, meine beſcheidene Beute durchzulaſſen, allein der Offizier, an den ich mich wandte, ließ mich ungehindert weiterziehen. Unſere Soldaten hatten ſich indeſſen auch nicht vergeſſen, aber ſtatt Lebensmitteln ſuchten ſie Schätze zu ſammeln, die ſie ſpäter doch nicht verwerten oder mitnehmen konnten."

Den Schluß dieſer Reihe von Augenzeugen-Berichten mag Herr von Borcke machen. Er kam aus preußiſchem Dienſt nach der Kataſtrophe von 1806/07 in das weſtfäliſche Heer, deſſen Kontingent, wie ſchon erwähnt, in Moſchaisk vor Moskau ſtand. Er ſchreibt:

„Unſer Leben in Moſchaisk war ein beſtändiger Kampf um den Unterhalt. Einwohner gab es nicht, nicht ein einziger Hund oder ein anderes lebendes Tier war zurückgeblieben; zwar fanden ſich in Häuſern und Kellern oder an abgelegenen Orten vergraben noch einige Vorräte, die aber nur dem Finder zugute kamen, während das Städtchen für die Maſſe der Hungernden eine Wüſte war. Die Gegend im weiten Umkreis mußte das, wie gewöhnlich, büßen; man ſchickte Verpflegungsbeamte, geſchützt durch kleine Kommandos, aus, um Lebensmittel herbeizuſchaffen. In der erſten Zeit hatte dieſe Maßregel guten Erfolg und mittelſt der geſammelten Vorräte fand eine regelmäßige Verpflegung ſtatt. Aber ſchon längſt gewohnt, nur dem Triebe der Selbſterhaltung zu folgen, dachte jeder an ſich; vom höchſten bis zum unterſten Offiziere ſchickte man unter der Hand ſeine Leute zur Einholung von Lebensbedürfniſſen aus, wobei es nicht ſelten zu Mord und Totſchlag kam. So trug jeder, den Hamſtern gleich, möglichſt viele Vorräte für den nahenden Winter zuſammen. Marketender und Spekulanten, ja Offiziere von hohem Range, begaben ſich nach Moskau, um

zed by Google

aus der allgemeinen Plünderung Nutzen zu ziehen und sich in den Besitz feinerer Bedürfnisse wie Kaffee, Zucker, Tee, Wein u. a. m. zu setzen. Sie kauften dort von den französischen Soldaten für wenig Geld diese Dinge und außerdem die größten Kostbarkeiten, wie Gold- und Silbergeschirre, Zobelpelze, ganze Equipagen und brachten dies alles nach Moschaisk zurück. Das bekannte System der Franzosen, die Truppen nach dem Verlassen des Vaterlandes nicht mehr zu löhnen, hatte das bare Geld sehr selten gemacht, denn seit sechs Monaten hatten wir keinen Sold empfangen; so läßt sich wohl verstehen, was für Wunder ein Fünffrankenstück oder gar ein Napoleonsd'or tat! Ganz unerklärlich war es, welche Vorräte an Eßwaren, feinen Genußmitteln und Luxusgegenständen aller Art trotz der Zerstörung von Moskau den Franzosen noch in die Hände gefallen waren und ihre Wirkung bis zu uns, bis in das acht Meilen entfernte Moschaisk, ausübten. Ich war so glücklich, durch einen Zufall in den Besitz meines ganzen rückständigen Gehaltes zu gelangen, und verschaffte mir nun für wenige Franken einen solchen Vorrat von Kaffee, Tee und Zucker, daß ich während des ganzen Aufenhaltes keinen Mangel litt, anderen davon abgeben konnte und beim Abmarsch noch für einige Wochen genug hatte. Auch kaufte ich mir von einem Offizier für einen Napoleonsd'or einen Zobelpelz, der vielleicht fünfzig wert war und der mich gegen den Winter schützen sollte. Leider sollte er seine Bestimmung nicht erfüllen, wie ich später berichten werde. So war während des ganzen Aufenthaltes eigentlicher Mangel nicht zu spüren, nur das zur Ernährung Notwendigste, Fleisch und besonders Brot, war für die Masse der Soldaten keineswegs hinreichend vorhanden. Es waren vielleicht zehn Tage vergangen, als die Verbindung zwischen uns und Moskau, sowie die nach Wjäsma und Dorogobusch durch Kosaken und bewaffnete Bauern unterbrochen wurde, obgleich an verschiedenen Punkten Detachements zur Aufrechterhaltung derselben zurückgeblieben waren. Ordonnanzen blieben aus, es kamen keine Genesenen mehr an, die Nachrichten wurden immer seltener, und mehrere nach Lebensmitteln ausgeschickte Abteilungen wurden ganz oder zum Teil aufgehoben. Unsere Lage erschien mit jedem Tage mißlicher und die Sicherheit war zuletzt unmittelbar vor dem Orte so gefährdet, daß nur größere Abteilungen ihn verlassen konnten. Auch einzelne Offiziere, die in der Nähe spazieren oder auf die Jagd gegangen waren, verschwanden. Als in der Nacht vom 9. zum 10. Oktober endlich ein ganzes Bataillon, welches als Seitenposten in Wereia stand, überfallen und niedergemacht oder gefangen worden war, mußten wir uns in Moschaisk selbst mit Wachen und Posten umgeben." — Soweit die Augenzeugen.

Die erste Kunde von der Übergabe Moskaus an die Franzosen und von dem gewaltigen Brande drang durch einen aus dem Gouvernement Moskau entflohenen Gutsbesitzer nach Petersburg. Die Schlacht von Borodino war in Petersburg nur als Sieg bekannt; sie war öffentlich durch ein Tedeum gefeiert. Der Kaiser Alexander hatte dem Fürsten Kutusow ein Handschreiben voll höchster Anerkennung gesandt und ihm ein Geschenk von 100000 Rubeln gemacht. Als zweite Kunde traf aber ein Schreiben des Grafen Rostoptschin ein, der Kutusow die kampflose Räumung der Stadt nicht verzeihen konnte. „Majestät," schrieb Rostoptschin, „ein Adjutant des Fürsten Kutusow hat mir ein Schreiben überbracht, in welchem der Fürst Polizeioffiziere verlangt, um die Armee durch die Stadt Moskau auf die Straße nach Riäsan zu führen. Der Fürst sagt, daß er Moskau aufgeben müsse. Ew. Majestät, das Benehmen Kutusows entscheidet über das Schicksal der Hauptstadt und des ganzen Reiches. Rußland wird schaudern, wenn es die Räumung Moskaus erfährt, woselbst sich die ganze Größe Rußlands vereinigt und der Staub der Vorfahren Ew. Majestät ruht. Ich folge der Armee. Ich führe alles mit fort: mir bleibt nur übrig, das Vaterland zu beweinen."

Nach Empfang dieser Nachricht, die den Zaren aufs tiefste erregte, sandte Alexander sofort seinen Generaladjutanten Fürsten Wolkonski ab, um sich im Hauptquartier Kutusows über die Lage des Heeres und die Ursache der Aufgabe Moskaus zu überzeugen.

Aber schon zwei Tage später traf der Kurier Kutusows selbst ein, der Oberst Michaud, derselbe, welcher so dringlich von der Behauptung des Lagers von Drissa abgeraten hatte. Der Kaiser empfing ihn gütig in seinem Kabinett. „Sie bringen mir traurige Nachricht, Oberst," sagte Alexander. — „Sehr traurige, Ew. Majestät," entgegnete Michaud, „den Verlust Moskaus." — „Aber warum hat man meine alte Hauptstadt übergeben, ohne eine Schlacht zu wagen?" — „Sire, die Umgebung Moskaus bot keine Stellung dar, um eine Schlacht gegen die stärkeren Kräfte des Feindes zu wagen. Der Feldmarschall hat geglaubt, Ew. Majestät die Armee erhalten zu sollen, denn der Verlust derselben wäre, ohne Moskau dennoch retten zu können, von viel größerer Bedeutung gewesen. So wird sich die Armee durch die Verstärkungen, die von allen Seiten herzuziehen, vermehren und wir werden bald die Offensive ergreifen können und den Feind aus dem Herzen Rußlands wieder vertreiben." Der Kaiser atmete tief auf. „So steht der Feind in Moskau, Herr Oberst?" — „Ja, Sire, und Moskau liegt in Asche, seitdem er einzog. Als ich abreiste, stand ganz Moskau in Flammen." Bei diesen Worten füllten sich die Augen des Kaisers mit Tränen. Dann faßte er sich. „Nach Ihrer Beschreibung, Herr Oberst, ersehe ich, daß die Vorsehung große Opfer von uns fordert und besonders von mir. Ich unterwerfe mich dem Willen der Vorsehung, aber

Digitized by Google

ſagen Sie mir, wie hielten ſich die Truppen, als ſie, ohne einen einzigen Schuß getan zu haben, durch Moskau zogen? Waren ſie nicht niedergebeugt?" — „Ew. Majeſtät," fragte nun Michaud, „erlauben Sie mir, daß ich als Soldat offen reden darf?" — „Ich fordere immer Aufrichtigkeit," entgegnete der Kaiſer freundlich, „aber jetzt bitte ich Sie, Herr Oberſt, ſagen Sie mir aufrichtig die ganze unverhüllte Wahrheit." — „Majeſtät, ich muß geſtehen, ich verließ die Armee vom Feldmarſchall Kutuſow bis zum letzten Soldaten in einer unbeſchreiblichen Furcht . . . . ." — „Wie ſagen Sie, meine Ruſſen in Furcht? So ſind ſie durch das Unglück gebrochen?" — „Nein, Ew. Majeſtät, wir alle fürchten nur, daß Sie in der Güte Ihres Herzens Frieden ſchließen möchten und daß wir alle der Erfüllung unſeres heißeſten Wunſches beraubt werden würden, uns mit dem Feinde zu ſchlagen und Ew. Majeſtät unſere Ergebenheit zu beweiſen."

Der Kaiſer, indem er Michaud auf die Schulter klopfte, ſagte: „Sie erleichtern mein Herz; Sie beruhigen mich. Kehren Sie zur Armee zurück und ſagen Sie meinen Soldaten und meinen treuen Untertanen, wo Sie irgend Gelegenheit haben, daß, wenn mir kein Soldat mehr bleibt, ich meine getreuen Edelleute und meine guten Bauern aufrufen, mich an ihre Spitze ſtellen und alle Mittel meines Reiches erſchöpfen werde. Rußland bietet mir mehr Hilfsmittel, als der Feind glaubt. Aber, wenn meiner Familie, durch das Schickſal und die Vorſehung der Götter, nicht mehr vergönnt iſt, auf dem Throne meiner Vorfahren zu regieren, alsdann laſſe ich, nachdem ich alle Kräfte erſchöpft habe, meinen Bart ſo lang wachſen (indem er mit der Hand auf den Leib zeigte) — und es iſt beſſer, im Innern Sibiriens trocknes Brot zu eſſen, als die Schande meines Vaterlandes und meiner getreuen Untertanen, deren Opfer ich zu würdigen weiß, zu unterſchreiben. Die Vorſehung prüft uns, wir wollen hoffen, daß ſie uns nicht verläßt." Bei dieſen Worten ergriff der Kaiſer Michauds Hand und fuhr fort: „Vergeſſen Sie nicht, was ich Ihnen jetzt ſage; vielleicht werden wir eines Tages mit Freuden daran denken: Napoleon oder ich, ich oder er — aber zugleich können wir nicht regieren. Ich kenne ihn; er wird mich nicht mehr täuſchen." — „Gnädigſter Herr!" — antwortete Michaud — „Ew. Majeſtät unterſchreiben in dieſer Minute den Ruhm der Nation und das Heil Europas." — „Möchte Ihre Prophezeiung in Erfüllung gehen," ſagte der Monarch — „ruhen Sie jetzt aus, und ſeien Sie alsdann bereit, zur Armee zurückzukehren."

So empfing Kaiſer Alexander den Kurier Kutuſows, ſo entſchloſſen war der Zar zur Fortſetzung des furchtbaren Krieges.

Kaiſer Alexander hat in dieſen Stunden jene Zähigkeit gezeigt, die ihm trotz ſeines weichen Gemüts eigen war, ein Erbteil alten moskowitiſchen Herrſcherblutes. Übrigens waren auch die Holſtein-Gottorps eigenſinnig und die Willenskraft ſeiner Großmutter Katharina, der großen Anhalterin, ließ ebenfalls nichts zu wünſchen übrig. Dies Erbteil machte ſich jetzt geltend. Alexander blieb feſt, obgleich am Hofe unter Führung des zariſchen Bruders, des Großfürſten Konſtantin, eine ſtarke Strömung für den Frieden war. Selbſt die Kaiſerin-Mutter, die Württembergerin, eine Schweſter des Königs von Württemberg, des treuen Verbündeten Napoleons, die ſonſt den Kaiſer der Franzoſen tief haßte, neigte ſich dem Frieden zu. Die Strömung, die auf den Frieden drang, war außerordentlich ſtark. Um jene Zeit kam Herr von Wolzogen nach Petersburg und wurde von dem Kaiſer empfangen.

„In Petersburg," ſo berichtet Herr von Wolzogen, „traf ich auch den Miniſter von Stein wieder, welcher damals einen großen Einfluß auf den Kaiſer Alexander ausübte und der einzige von ſeiner Umgebung war, der zur Ausdauer und Fortſetzung energiſcher Maßregeln riet. Ich halte es daher für ein großes Glück, daß dieſer im übrigen ſo ſchroffe Mann gerade in dieſer kritiſchen Epoche das Ohr des Monarchen hatte, weil ſein Charakter für Alexander wie geſchaffen war und den feſten Grundſtein bildete, auf dem ſich eine glücklichere Zukunft Europas aufbauen ſollte." Und ſo war es denn dieſer große Deutſche, deſſen Haß gegen den korſiſchen Unterdrücker ſo gewaltig war, wie die Liebe zu ſeinem Volke und ſeinem Vaterlande, der die Energie des Kaiſers Alexander ſtählte und in unermüdlicher Tätigkeit die Stimmung der ruſſiſchen Großen, der Orlow und Soltikow, der Uwarow und Liewen zur Fortſetzung des Krieges wachhielt. Auch der Gouverneur Roſtoptſchin ließ es nicht daran fehlen, in zündenden Aufrufen das Volk gegen die Feinde anzuſtacheln. „Der Feind der menſchlichen Geſellſchaft, die Strafe Gottes für unſere Sünden, die teufliſche Verführung, der franzöſiſche Böſewicht," ſo hieß es in einem ſolchen Aufruf Roſtoptſchins, „iſt in Moskau eingedrungen und hat es dem Schwert und den Flammen überliefert. Er plündert die Tempel Gottes, er entweiht die Altäre durch ſein unſittliches Leben, ſchändet die heiligen Gefäße durch ſeine Völlerei und ſeinen Spott, er benutzt die heiligen Meßgewänder zu Pferdedecken, reißt die Rahmen von den Heiligenbildern und nährt ſein Biwakfeuer damit. Seine Pferde ſtellt er in unſere Kirchen, unſere Häuſer plündert er, beſchimpft unſere Frauen und Töchter; er reißt die Knochen unſerer Väter aus dem Boden unſerer Kirchhöfe und zerſtreut die ehrwürdigen Gebeine auf der Erde, er nimmt euch die letzte Brotkrume und läßt euch den Hungertod ſterben, er betrügt euch durch Verſprechungen und, wo er Geld gibt, iſt es gefälſcht. Vertilgt dies ausländiſche Ungeziefer, Rechtgläubige, und übergebt die Leichname den Wölfen und den Raben! Dann wird Moskau wieder erſtehen, wird ſich wieder ſchmücken mit ſeinen goldenen Turm-

Digitized by Google

ſpitzen und ſeine ſteinernen Häuſer zeigen und von allen Seiten wird die ruſſiſche Nation herbeiſtrömen. Der Feind verzehrt alles wie eine Heuſchrecke und ſeine unbegrabenen Leichname bilden förmliche Mauern; wohin er geht, türmen ſich Grabhügel auf von Lebenden und Toten. In noch nicht zwei Wochen wird er um Gnade bitten, ihr aber, Rechtgläubige, werdet ihn nicht hören!" Eine ſolche Sprache mußte das ſchwer beleidigte Volk bis zum äußerſten reizen und aus ihr erklären ſich die Untaten und Greuel, die in dem jetzt entbrennenden Parteigängerkrieg und Bauernkrieg an den gefangenen Franzoſen und ſelbſt an den Verwundeten begangen worden ſind. An den Rändern der franzöſiſchen Truppenſtellungen entbrannte überall der hartnäckige Krieg, den geworbene Freiſcharen und bewaffnete Bauern unter verwegenen Führern unternahmen. Fortwährend wurden ſchwache Abteilungen überfallen, aufgehoben, gefangen weggeführt oder ermordet. Die Wagentransporte, welche der Armee Lebensmittel und Bedarfsmittel nachführten, wurden abgefangen, Kuriere aus dem Sattel geſchoſſen, kurz — die Beunruhigung der franzöſiſchen Armee wuchs von Tag zu Tag. Die ruſſiſchen Freiſcharen umgaben die ganze franzöſiſche Armee förmlich wie mit einer Poſtenkette und erſchwerten das Fouragieren dermaßen, daß die hierzu kommandierten Abteilungen ſich nur noch in bedeutender Stärke und bisweilen ſogar Artillerie mit ſich führend, vom Lager entfernen mochten. Die Fürſorge für die Pferde litt hierunter beſonders und mit jedem Tag kamen die armen Tiere in eine ſchlechtere Verfaſſung; ſie ſtarben zu Hunderten, ohne daß auch nur eine Möglichkeit des Erſatzes vorhanden geweſen wäre. Einer dieſer kühnen Führer, der Kapitän Figner, in deſſen Bruſt ein beſonderer Haß gegen den Kaiſer Napoleon loderte, hatte ſich, als der Krieg begann, durch inneres Gelöbnis dem Tode geweiht und fürchtete nun gar nichts. Er zog franzöſiſche Uniform an, die von Gefangenen oder Toten genommen war und ritt, bald als Küraſſier, bald als Lancier verkleidet, ganz getroſt an marſchierende Trupps oder Patrouillen heran, um ſie auszukundſchaften und ſich dann ſeine Wiſſenſchaft für Überfälle zu nutze zu machen. Dieſer Figner ritt eines Tages mit einem Huſarenleutnant des Regiments Sum, beide als franzöſiſche Offiziere verkleidet, in das Dorf Woronowo, wo ſich damals das Hauptquartier Murats befand. Sie ſchlichen unbemerkt durch die Vedettenlinie und ritten über eine Brücke, jenſeits welcher ſie franzöſiſche Biwakzelte erblickten. Eine Schildwache rief ſie an und verlangte das Feldgeſchrei. Kapitän Figner, der dies nicht kannte, ſchrie den Wachtpoſten an, wie er dazu käme, die Offiziersrunde anzurufen, und der Soldat war ſo erſchrocken, daß er die beiden ruhig paſſieren ließ. Figner ritt ganz kaltblütig an eine Gruppe franzöſiſcher Offiziere heran, ſprach mit ihnen über alles mögliche — er ſprach fließend und ohne jeden Akzent das Franzöſiſche — und ritt dann im Schritt ſeinen Weg zurück. Ein Rapport dieſes Figner vom 23. September über ſeine Tätigkeit lautet: „Ich habe betreffend den dem Feinde zugefügten Schaden das Folgende zu berichten: 1. In der Umgebung Moskaus ſind alle Lebensmittel vernichtet. 2. In den zwiſchen der Tulaer und Swenigorodskiſchen Landſtraße gelegenen Dörfern habe ich an 400 Franzoſen getötet. 3. Auf der Moſchaisker Straße habe ich einen Artilleriepark in die Luft geſprengt und 6 Geſchütze unbrauchbar gemacht; gefangen wurden bei den Geſchützen 4 Offiziere und 48 Mann, getötet 3 Offiziere und eine große Anzahl Mannſchaften."

In ähnlichem Maßſtabe, wie Kapitän Figner, wirkten eine ganze Reihe bedeutender Parteigänger- und Bauernführer. Die Verbindung des weſtfäliſchen Armeekorps, welches in und um Moſchaisk ſtand, mit Moskau wurde ſtark bedroht, ja bisweilen unterbrochen. Es kam häufig vor, daß Offiziere oder Mannſchaften, die, ſpazierengehend oder mit Angeln oder ſonſtwie beſchäftigt, ſich nur wenige hundert Schritt vom Kantonnement entfernt, nicht wieder zurückkamen. Dieſe fortwährende Beunruhigung wurde dem franzöſiſchen Heere ſehr empfindlich. Aber es war gar nichts dagegen zu tun, die Kavalleriepferde waren ſo mitgenommen, daß ſich ſtärkere Kavalleriedetachements zur Verfolgung von Parteigängertrupps nicht mehr aufbringen ließen. Wohl verfuhr man mit ſolchen Bauernführern, wenn man ſie fing, ſehr ſtreng, — aber „die Nürnberger hängen keinen, ſie hätten ihn denn zuvor". Der Gutsbeſitzer Engelhardt, ein alter Oberſtleutnant a. D. und der Kollegienaſſeſſor Schubin, beide aus dem Gouvernement Smolensk, wurden aufgegriffen, vor ein Kriegsgericht geſtellt und am 15. Oktober in Smolensk erſchoſſen. Gegen dieſen Engelhardt, der einen deutſchen Namen trug, handelte man höchſt ſeltſam. Bevor er zur Exekution hinausgeführt wurde, verſuchte man ihn zu überreden, mit dem Grade eines Oberſten in die Dienſte des Kaiſers Napoleon zu treten; aber der Mann widerſtand allen Verſuchen, riß, als man ihm die Binde vor die Augen legte, dem Sergeanten die Hand fort und rief: „Schießt nach mir!" — Der kleinſte Dienſt, den irgendein Bauer den Franzoſen erwies, galt als Landesverrat. Es ereignete ſich, daß die Bauern eines Dorfes, welches von den Franzoſen überraſcht wurde, in ihrem Schrecken die Ankömmlinge, wie es ruſſiſche Sitte iſt, mit Salz und Brot begrüßten. Als die Franzoſen aus der Gegend vertrieben waren, erſchienen auch die Bauern dieſes Dorfes eines Sonntags in der nächſten Kirche zum Gottesdienſt. Aber der Geiſtliche jagte ſie hinaus. „Ihr gehört nicht zu uns, ihr habt euch nicht als rechtgläubige Ruſſen gezeigt, ſondern ihr habt die Franzoſen aufgenommen, wie man einen Gaſt aufzunehmen pflegt." Jedes dieſer kleinen ruſſiſchen Dörfer wurde zu einem wütenden, biſſigen Hunde, der dem Feinde entgegenfuhr, ſobald er ſich

Digitized by Google

zeigte. In wenig Wochen waren an 5000 französische Soldaten, die vereinzelt oder als Patrouillen umherritten, auf diese Weise aufgehoben und gefangen fortgeführt oder getötet.

Zu diesem aufreibenden Krieg, der die große Armee, Offiziere sowohl wie Soldaten, in starke Aufregung und Unsicherheit trieb, kam noch infolge der Plünderung in Moskau der Überfluß, dem sich auf Tage wenigstens sehr viele Truppenteile ergeben konnten, denn man fand namentlich große Weinvorräte, viel Champagner und viel Wutki, so daß die innere Disziplin sich arg gelockert hatte. Die Soldaten vom Plündern abzuhalten, war den Offizieren gar nicht mehr möglich. Die Soldaten achteten kaum noch auf die Befehle ihrer Offiziere und deren Gegenwart hielt sie nicht ab, Unordnungen zu begehen. Es ist bezeichnend, daß der Kaiser schon am 29. September den folgenden Erlaß ausgeben lassen mußte: „Alle Offiziere, welchen Grades sie auch sein mögen," hieß es da, „müssen vor Seiner Majestät mit dem Säbel salutieren, sobald sie Truppen vor dem Kaiser vorüberführen. Es ist dies heute auf der Parade wieder nicht geschehen. Der Marschall, Herzog von Danzig, muß die Herren Offiziere an ihre Pflicht erinnern und die Korpskommandanten haben deren Ausübung zu überwachen."

Während aber, wie wir erfahren haben, Kaiser Alexander in Petersburg entschlossen war, lieber den Bart sich bis auf den Nabel wachsen zu lassen und mit seinen Bauern in Sibirien Kartoffeln zu essen, bevor er Frieden schlösse, trug sich der Kaiser der Franzosen lebhaft mit Friedenshoffnungen. Die Dinge verkehrten sich: der Besiegte wollte keinen Frieden, der Sieger begann ihn nachzusuchen. Es traf sich, daß ein Moskauer Edelmann namens Jakowlew, als die Bewohner Moskau verließen, sich zu spät auf den Weg gemacht hatte und mit seinem Wagen, seiner ganzen Bagage Soldaten in die Hände fiel, die ihn vollständig ausplünderten. Nun irrte er ohne Mittel mit den Seinen in Moskau umher und konnte ohne Erlaubnis des Kaisers die französischen Vorposten nicht passieren. Napoleon, dem der Name Jakowlew bekannt war, denn ein Bruder war russischer Gesandter in Stuttgart gewesen, ließ den Edelmann rufen und sprach unter Dolmetschung seines Sekretärs Lelorgne mit ihm. Der Kaiser beklagte sich lebhaft über den Brand Moskaus und nannte den Grafen Rostoptschin einen Wahnsinnigen. Er gab in seiner Unterredung ferner zu verstehen, daß er gar nicht abgeneigt sei, mit dem Kaiser Alexander Frieden zu machen. „Wenn der Kaiser Alexander den Frieden wünscht," sagte Napoleon, „braucht er mich nur davon zu benachrichtigen (was Alexander gar nicht einfiel!) Ich sende ihm dann irgendeinen meiner Adjutanten, den Grafen Narbonne oder den General Lauriston und wir könnten sofort Frieden schließen. Wenn er aber den Krieg will, so soll es geschehen. Meine Truppen bitten mich, sie nach Petersburg zu führen (was wiederum den französischen Truppen gar nicht einfiel!). Nun, meinetwegen, wir werden auch dorthin marschieren, und in diesem Falle wird Petersburg das gleiche Schicksal wie Moskau haben." Als der Kaiser eine Prise Tabak nahm, benutzte der Russe den Augenblick, um zu fragen, wo denn eigentlich die russische Hauptarmee sei. „Ihre Hauptarmee?" entgegnete Napoleon, „nun wohl auf der Rjäsaner Straße. Wittgenstein steht in der Richtung auf Petersburg, aber mein Marschall Saint-Cyr hat ihn vollständig geschlagen. Ihre Soldaten," fuhr er fort, „sind ausgezeichnet und Ihre Offiziere tapfer, aber sie sind nicht imstande, das zu ertragen, was die meinigen zu ertragen vermögen, die auf gleiche Weise sowohl Kälte als Hitze und jede Art von Entbehrung erdulden können. (Wo sind denn die zweimal hunderttausend Menschen geblieben, die du tot, krank und wegemüde auf den Straßen vom Njemen bis hierher zurückgelassen hast, o Kaiser?). Sie wollen Moskau verlassen? Wohlan, ich genehmige es, aber unter der Bedingung, daß Sie sich nach Petersburg begeben und Ihrem Kaiser erzählen, was Sie hier gesehen haben. Es kann Ihrem Monarchen nur angenehm sein (sehr fraglich!), von einem Augenzeugen das zu erfahren, was in Moskau geschehen ist." Der Russe entgegnete, daß er in seiner Stellung es niemals hoffen dürfe, dem Kaiser vorgestellt zu werden, aber Napoleon wußte Rat. Er kannte jedermann am Petersburger Hof und war über die Gesinnungen der einzelnen ausgezeichnet unterrichtet. Graf Tolstoi war einer von denen, die den Zaren am meisten zum Frieden drängten. „Wenden Sie sich an den Hofmarschall Grafen Tolstoi," sagte Napoleon, „ich kenne ihn als einen braven Mann. Lassen Sie sich durch den Kammerdiener beim Kaiser melden oder suchen Sie ihn zu treffen, wenn er spazieren geht." — Muß man sich nicht wundern über diesen Bonaparte, der einem Untertan so taktlose Zudringlichkeiten anrät, um zum Frieden zu kommen? Jakowlew mochte die Seltsamkeit seiner Lage empfinden. „Ich bin in Ihrer Gewalt, Sire," sagte er ausweichend, „aber ich bin ein Untertan des Kaisers Alexander und bleibe es bis zum letzten Blutstropfen. Fordern Sie nicht das von mir, Sire, was ich nicht wage, Ihnen versprechen zu können!" Napoleon sah den Russen einen Augenblick forschend an und brach dann die Unterredung ab mit den Worten: „Gut, ich werde an Ihren Kaiser schreiben; sagen Sie ihm, daß ich Sie zu ihm sende!" Und wirklich, Jakowlew ging nach Petersburg und überlieferte den Brief Napoleons einem Generaladjutanten Alexanders. Aber der Zar verweigerte es, diesen Gesandten auch nur zu empfangen. Den Brief las er und gab ihn auch dem schwedischen Botschafter zu lesen, damit er seinem Kronprinzen berichten könne, daß in ihm nichts stünde, als „Großsprecherei".

Digitized by Google

Zwar stellte sich Kaiser Napoleon so, als ob er in Moskau den ganzen Winter zubringen wollte, um mit dem Frühjahr, nachdem er Verstärkungen aus Frankreich, Italien, Deutschland, Holland herbeigezogen habe, den Feldzug von neuem zu beginnen. Es geschah alles mögliche, um die Russen in dieser Richtung zu täuschen und zugleich auch die eigenen Truppen über die wirkliche Lage der Dinge, die dem Kaiser mit jedem Tage klarer wurde, im Dunkeln zu lassen. Sogar eine französische Schauspielertruppe wurde aus Paris verschrieben und gab in dem zu vier Fünfteln niedergebrannten Moskau ihre Vorstellungen. Aber das konnte ein so klarer Kopf wie Bonaparte sich selbst nicht verbergen: seine Lage in Moskau war sehr schwierig und wurde täglich unhaltbarer. Die Transporte für die Armee, die Marschbataillone und was sonst noch nach Moskau unterwegs war, konnte nur unter starker Bedeckung und mit außerordentlicher Vorsicht marschieren. Die große Heerstraße von Smolensk bis Moskau war ständig bedroht. Die große Armee mit ihrem Kaiser befand sich in diesem Moskau wie auf einer Insel, die ein brausendes Meer, ein empörtes Volk, umwogte. Eine Katastrophe wurde unausbleiblich, wenn nicht schnell der Frieden geschlossen oder ohne Aufenthalt der Rückzug angetreten wurde.

Napoleon dachte an beides. Er ließ dem Herzog von Bassano, — mit seinem bürgerlichen Namen Minister Maret —, der in Wilna residierte, eingehende Instruktionen über den Transport der Lebensmittel zukommen, die aus Danzig, Kowno, Wilna herbeigeschafft wurden. Aus Paris traf das Muster einer Handmühle ein, nach welcher allenthalben in Wilna, Minsk, Warschau und Königsberg Handmühlen angefertigt werden sollten, damit die einzelnen Kompagnien sich das Getreide selbst mahlen und schroten konnten. Der Kaiser ließ in Deutschland große Mengen von Kleidungsstücken, Lazarettbedürfnissen und Munition aufkaufen, um sie der Armee zuzuführen. Für die Kavallerie und Artillerie sollten 14000 Pferde aufgekauft werden. General Broussier ging zu diesem Zweck nach Wilna, ausgerüstet mit einer Summe von vier Millionen Franks. Nach Paris ging an den Kriegsminister Clarke, Herzog von Feltre, die Weisung, 22 Kompagnien Artillerie zu sammeln und ausmarschieren zu lassen zur Verstärkung der Batterien in den Elb- und Oderfestungen für den Fall, daß in Preußen Unruhen entstünden. Der Kaiser dachte an alles. „Wie lange wird es dauern, bis die Lazarette alle geräumt sein werden?" fragte er den Generaladjutanten Daru. — „Wenigstens 45 Tage, Sire!" — „Ach was, das ist zu viel, Ihre Berechnungen sind übertrieben. Nach der Erfahrung befindet sich drei Monate nach einer Schlacht kaum der sechste Teil der Verwundeten noch in den Lazaretten. Teilen Sie alle Verwundeten in zwei Abteilungen. Zuerst zählen Sie alle diejenigen, welche nach Verlauf eines Monats imstande sind, zu marschieren, sowie die noch nicht transportablen Schwerverwundeten, zur zweiten alle übrigen. Über die erste Abteilung machen Sie sich überhaupt keine Sorgen, sondern wenden Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit der Entlassung der anderen zu. Sie sehen, daß Ihre angegebene Frist sich abkürzen läßt und wir an Zeit, die uns so viel wert ist, gewinnen können."

Hier schätzte der Kaiser den Wert der Zeit hoch ein, seltsam, daß er sie dennoch in Moskau verlor, ohne daß man recht weiß, warum. Die Truppen lagen jetzt gute 14 Tage in Moskau, waren erholt, ausgeruht und einigermaßen verpflegt. Warum blieb der Kaiser also länger in Moskau, als es notwendig war? Hoffte er auf den Frieden? Hatte er andere Hoffnungen? Er konnte sie kaum noch haben. Die Strategie, sagt Gneisenau, ist die Lehre von dem richtigen Gebrauch der Zeit und des Raumes. Auf die erstere aber ist der größte Wert zu legen, denn sie kann nicht wieder eingebracht werden.

Napoleon faßte nun den Beschluß, seinen treuen Grafen Caulaincourt zum Zaren nach Petersburg zu senden, mußte aber auf die Vorstellungen des Grafen hin sich endlich überzeugen, daß der Schritt aussichtslos sein und immer mehr Zeit kosten würde. Er wollte es denn zuerst mit Kutusow versuchen. — Am 5. Oktober kam der General Lauriston bei den russischen Vortruppen an, und als Kutusow dies gemeldet wurde, schickte der zunächst den Fürsten Wolkonski zu seiner Avantgarde, um dort den französischen Parlamentär zu empfangen; aber Lauriston bestand darauf, zum Obergeneral geführt zu werden, indem er vorgab, mit ihm im Auftrage des Kaisers über die Auswechslung der Gefangenen unterhandeln zu sollen. Fürst Kutusow empfing den Franzosen nur höchst ungern, er fürchtete, daß in seinem Hauptquartier von den Nationalrussen Vorwürfe gegen ihn laut würden, wenn er sich in irgendwelche Unterhandlungen einließe; da er aber über den von Lauriston vorgebrachten Gegenstand schließlich eine Unterredung nicht wohl ablehnen konnte, es auch für ganz politisch hielt, einmal zu sehen, was Napoleon eigentlich wollte, denn daß die Sendung dieses Generals, der jahrelang Botschafter am Hofe zu Petersburg gewesen war, nicht nur der Gefangenenauswechslung halber erfolgte, konnte sich der Fürst wohl sagen, und als kluger Spieler mischte er nun sofort seine Karten. Er gab Order, daß man den Grafen Lauriston bis in die Nacht hinein an den Vorposten aufhalte, ließ seine Truppen einige Bewegungen machen, durch welche das Lager noch weiter ausgedehnt wurde und ließ außerdem an vielen Stellen Wachtfeuer anzünden, wo überhaupt keine Truppen standen. Nachdem er sich so wohl präpariert hatte, zog der alte, klapprige, einäugige Herr zum erstenmal während des Krieges seine prächtigste Staatsuniform an, hübsch wattiert und die ganze Brust mit Orden

Digitized by Google

behängt, um dem Franzosen gründlich zu imponieren. Gegen 11 Uhr nachts fand die Begegnung des kaiserlichen Generaladjutanten mit dem alten Fuchs von Kutusow in einer armen Bauernstube des Dorfes Tarutino statt. Der Obergeneral empfing aber den französischen Herren ohne Zeugen. Er war viel zu mißtrauisch gegen seine gesamte Umgebung, als daß er jemand in den Stand gesetzt hätte, den Bericht an den Kaiser anders zu gestalten, wie er es wünschte. Es liegen also über die denkwürdige Unterredung der beiden Herren zwei Berichte vor, einer von Kutusow, einer von Lauriston. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen.

Zunächst machte der Gesandte Napoleons den Vorschlag, die Gefangenen auszuwechseln, aber Kutusow lehnte denselben schlankweg ab. Hierauf tadelte Lauriston die Kriegführung der Russen, den Brand Moskaus, die Verheerung so weiter Landstrecken, beklagte sich auch über die unerhörten Grausamkeiten, die durch die Bauern und Freischärler an den Franzosen ausgeübt worden seien. Der Russe antwortete, daß, wenn er auch die Absicht habe, zu helfen und zu bessern, er dies durchaus nicht vermöge, das liege außerhalb seiner Kraft, das Volk fasse diesen Krieg auf wie einen Tartarenkrieg, und so müsse er ertragen werden.

Nun endlich ging Lauriston auf den eigentlichen Zweck seiner Sendung ein, auf die Anbahnung einer Friedensvermittlung. „Die Freundschaft," sagte der Franzose, „die zwischen Ihrem Monarchen und dem Kaiser Napoleon besteht, ist unglücklicherweise durch das Spiel des Zufalls gestört worden, und es ist jetzt die beste Gelegenheit dazu, sie wieder herzustellen. Dieser außergewöhnliche Krieg, dieser unerhörte Krieg, soll er denn ewig dauern? Der Kaiser, mein Herr, hat den aufrichtigen Wunsch, diesen Streit zwischen zwei großen und edelmütigen Nationen für immer zu beenden."

Nach dieser Rede wußte der kluge Kutusow Bescheid. Er hatte schon von dem Versuche gehört, den der Kaiser Napoleon durch den Edelmann Jakowlew erfolglos in Petersburg angestellt hatte; daß sich der stolze Kaiser der Franzosen jetzt dazu verstand, nochmals durch einen Unterhändler bei dem Obergeneral anzuklopfen, zeigte deutlich, wie sehnlich er den Frieden herbeiwünschte und, vermutlich durch die Umstände gedrängt, herbeiwünschen mußte.

„Ich habe hierzu keinen Auftrag," entgegnete der Russe kühl, „und als ich zur Armee entsandt wurde, ist das Wort ‚Frieden' nicht ein einziges Mal erwähnt worden. Übrigens — alle diese Worte, die ich jetzt von Ihnen gehört habe, mögen sie nun von Ihnen selbst herrühren oder einen höheren Ursprung haben, mag ich meinem Kaiser gar nicht berichten. Die Nachwelt würde mich verfluchen, wenn man mich als den ersten Urheber irgendeines friedlichen Übereinkommens betrachtete, denn derart ist gegenwärtig der Geist unserer Nation." Nun zog Lauriston einen Brief aus der Tasche, um ihn im Auftrage des Kaisers dem Feldmarschall zu überreichen. „Ich sende einen meiner Generaladjutanten zu Ihnen," hieß es in dem kaiserlichen Schreiben, „um mit Ihnen mehrere wichtige Gegenstände zu besprechen. Ich wünsche, daß Eure Durchlaucht seinen Worten glauben und besonders, wenn er die Gefühle der Hochachtung und der Zuneigung kundgeben wird, die ich seit langer Zeit für Ihre Person hege. Ich bitte Gott, mein Fürst, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme." Der französische General erklärte nun, daß Napoleon ihn persönlich bestimmt habe, zum Kaiser Alexander zu fahren und in Petersburg wegen des Friedens zu unterhandeln. Er bat Kutusow, die Genehmigung Kaiser Alexanders dazu einzuholen. Zugleich schlug er einen Waffenstillstand vor, bis die Antwort des Kaisers da sei und die Unterhandlungen eingeleitet werden könnten. Lauriston drängte sehr, und Kutusow merkte natürlich daraus immer mehr, wie hoch dem Kaiser Napoleon das Wasser an der Kehle stand. Es mag dem Fürsten schließlich bedenklich gewesen sein, mit dem Franzosen so lange allein zu bleiben, und er ließ den Generaladjutanten des Kaisers, den Fürsten Wolkonski, hereinholen, um sich zu decken. „Hier steht Fürst Wolkonski," sagte Fürst Kutusow, „der hierher gesandt wurde, um mir den allerhöchsten Willen kundzutun, nach dem mir verboten wird, das Wort ‚Frieden' oder ‚Waffenstillstand' auch nur auszusprechen."

Wenngleich nun Kutusow recht wohl wußte, daß sein Zar nichts vom Frieden wissen wollte, hielt er es doch für politisch, den Kaiser Napoleon hinzuhalten; das lag auch ganz in der Taktik, die er bisher verfolgt hatte, und wir haben ihn in diesen Blättern sagen hören, als er aus Petersburg abreiste, daß er Napoleon nicht schlagen, daß er ihn täuschen wollte. Jedenfalls hat der General Lauriston die Unterredung so dargestellt, daß Kutusow allerdings selbst irgendwelche Verhandlungen abgelehnt habe, daß er aber bestimmte Hoffnung ausgesprochen, es werde ein Leichtes sein, die Zwistigkeiten zwischen beiden Monarchen zu schlichten und bald zu einem Frieden zu kommen, da sich Kaiser Alexander gewiß allen Bedingungen, die ihm von „seinem erhabenen Freunde" Kaiser Napoleon gemacht würden, fügen würde. Er wolle sofort, trotz der schlechten Wege, den Generaladjutanten Fürsten Wolkonski nach Petersburg schicken, um dem Kaiser die Vorschläge Lauristons zu unterbreiten.

Jedenfalls muß diese Unterredung Lauristons mit Kutusow im Kaiser die Hoffnung erweckt haben, daß man zur Einleitung der Friedensverhandlungen kommen würde, sonst ist es einfach unverständlich, daß er sich nach diesem 4. Oktober noch 14 Tage lang in Moskau aufhielt und nicht sofort Befehl zum Rückzug

ed by Googl

gab. Aber selbst wenn dieser Versuch bei Napoleon solche Hoffnungen erweckte, selbst dann war es ein gewaltiger Fehler des Kaisers, die Zeit in Moskau zu verlieren.

Trotzdem hielt es Napoleon, als Lauriston von Kutusow zurück war und nichts Greifbares aufzuweisen hatte, nicht einmal einen Waffenstillstand mitbrachte, für notwendig, seine Rückzugsstraße über Smolensk zu sichern. Er befahl dem Marschall Victor, dem Herzog von Belluno — sie hatten alle so wunderschöne, klangvolle Herzogstitel, diese Marschälle des Kaiserreichs — mit dem Hilfskorps, das er heranführte, auf Orsza zu marschieren, um sich zwischen die russischen Flügelarmeen zu schieben und im Notfalle den Marschällen Oudinot und Saint-Cyr gegen den Grafen Wittgenstein oder dem Fürsten Schwarzenberg gegen Admiral Tschitschagow zur Hilfe zu kommen, denn die größte Gefahr für die Rückzugsstraße der großen Armee lag jetzt darin, daß sich Wittgenstein und Tschitschagow hinter ihrem Rücken die Hand reichten. Die beiden russischen Generale hätten dann einen Gewalthaufen von über 100000 Mann zur Verfügung gehabt, ihre Verbindung mußte also verhindert werden. — Ferner galt es aber auch, an der Rückzugsstraße Proviant anzuhäufen und genügend Fuhrwerke zu sammeln, um die Verwundeten und Kranken aus den Hospitälern mitzuführen. Der Generaloberst Junot, der mit seinem westfälischen Korps in Moschaisk stand, und der General Baraguay d'Hilliers, der in Smolensk kommandierte, erhielten den ausdrücklichen Befehl, alles zusammenfahren zu lassen, was sie nur in der Gegend an Fuhrwerken auftreiben konnten.

Marquis de Lauriston
Nach einer Lithographie von Delpech

Für das Gelingen des Rückzuges aber war außer dem schleunigsten Beginn desselben auch noch die Wahl der richtigen Straßen von Bedeutung. Drei Straßen standen dem Kaiser Napoleon zur Verfügung; eine nördliche über Wolokamsk und Bieloi auf Witebsk, eine mittlere über Moschaisk, Wiäsma, Dorogobusch auf Smolensk und eine südliche über Kaluga, Juchnow, Jelnia ebenfalls auf Smolensk. Die nördliche Straße führte durch menschenleere arme Gegenden, war aber bisher vom Kriege noch gänzlich unberührt: außerdem: der Kaiser hatte, wenn er diese Straße wählte, einen gehörigen Vorsprung vor der russischen Hauptarmee. Es war die gegebene Straße. Wäre der Kaiser auf ihr rechtzeitig, als die Witterung noch gut war, zurückmarschiert, so hätte er sicher seine 100000 Mann ziemlich unversehrt nach Witebsk gebracht und an der Spitze dieser Hunderttausend, der Verstärkungen, die Marschall Victor heranführte, der Truppen, die Saint-Cyr und Macdonald noch hatten, wäre dieser Feldherr, der erste seiner Zeit, ein bedrohlicher Gegner geblieben.

Die zweite Straße, die mittlere, war eben jene große Heerstraße von Smolensk nach Moskau, auf welcher das Heer vorgerückt war; an ihr lagen die Schlachtfelder von Borodino und Smolensk, sie war mit Leichen und Trümmern besät, die Gegend verwüstet und niedergebrannt. Sie war für den Rückzug am wenigsten geeignet, denn auf ihr mußte das Heer zugrunde gehen. Das erkannte der Kaiser, und so wählte er die dritte Straße, die zunächst nach Süden auf Kaluga führte. Hier traf er auf reiche, wohl angebaute Gegenden, die ebenfalls vom Krieg noch unberührt waren; aber diese südliche Straße war diejenige, die ihm von Kutusow und seiner Heeresmacht am leichtesten gesperrt werden konnte. Wollte er diese der drei Straßen wählen, so mußte er gewärtig sein, daß die Russen sich ihm entgegenstellten, und nur eine günstige Schlacht konnte ihm dann die Straße öffnen.

Einige Tage schwankte Napoleon betreffs der Wahl der Straße. Auch darüber verging Zeit, und die Zeit drängte. Am 15. Oktober fiel der erste Schnee und zeigte das Nahen des russischen Winters. Am 13. ging Lauriston nochmals zu Kutusow. Der Fürst empfing den Gesandten und erklärte ihm, daß eine Antwort vom russischen Zaren noch nicht eingegangen sei, aber er gestand eine Waffenruhe bis zum Eingang dieser Antwort jetzt zu. Am nächsten Tage war sie da. Der Zar dachte nicht an Frieden. „Als Sie," schrieb er, „zu der Ihnen anvertrauten Armee abgingen, haben Sie von mir selbst gehört, daß es mein Wunsch sei, alle Unterhandlungen mit dem Feinde und alle friedlichen Beziehungen zu vermeiden. Nach-

dem, was sich nun zugetragen hat, muß ich Ihnen heute wiederholen, daß der von mir gefaßte Vorsatz in seiner ganzen Tragweite von Ihnen streng aufrecht erhalten werden muß. Alle an Sie von mir abgehenden Befehle und Verfügungen, mit einem Worte alles, was Sie von mir hören, muß Sie von meinem festen Entschluß überzeugen, daß in der gegenwärtigen Zeit kein Vorschlag des Feindes den Kampf unterbrechen und die heilige Verpflichtung schwächen kann, das beleidigte Vaterland zu rächen." So schrieb Kaiser Alexander.

Nahe gegen die russische Stellung vorgeschoben, knapp eine deutsche Meile vor den russischen Vorposten stand als Avantgarde des französischen Heeres König Joachim Murat mit ungefähr 20000 Mann und einem Artilleriepark von 187 Geschützen, der ihm infolge der miserablen Bespannung aber nur eine Last war. Ebenso war seine Kavallerie sehr schlecht beritten. Die meisten dieser Pferde waren wenig verwendungsfähig, den Grund dafür haben wir oft genug erörtert. Er stand also hier bei Winkowo unmittelbar am Feind. Das nächste Truppenkantonnement stand zwei Meilen zurück bei Woronowo. Murat hatte das Hauptheer Kutusows in fünffacher Überlegenheit sich gegenüber. Wie immer waren die Franzosen überaus sorglos in ihrem Vorpostendienst, und dann war dieser Vorpostendienst ja allmählich zu einer ständigen Lebensgefahr geworden. Am meisten hatte das Muratsche Korps unter dem Parteigängerkrieg gelitten. — Im russischen Hauptquartier erkannte man, und besonders der Oberst Toll war es, der den Plan verfolgte, die gefährliche Stellung des Königs von Neapel, und man beschloß, ihn zu überfallen und aufzuheben. Alles wurde recht gut geplant und vorausbedacht. Die drei Infanteriekorps der Generale Baggehuffwudt, Tutschkow und Ostermann sollten mit zahlreicher Reiterei den linken französischen Flügel umgehen und im Augenblick der gelungenen Umgehung sollte das Gros des russischen Heeres die Stellung Murats bei Winkowo in der Front angreifen. Er sollte so, völlig von gewaltiger Übermacht umzingelt, gezwungen werden, die Waffen zu strecken. Alles war, wie erzählt wird, sehr fein eingeleitet und für den 17. Oktober schön geplant. Als aber zur gegebenen Stunde Fürst Kutusow rechtzeitig auf dem Platze erschien, um den Oberbefehl zu übernehmen, fand er niemand vor. Er war der einzige, der zur Stelle war. Das ganze Heer schlief noch und es stellte sich heraus, daß General Jermolow sich bei einer Kneiperei so betrunken hatte, daß er ganz vergessen hatte, die Befehle an die Truppen auszugeben. Der Fürst war wütend. Er entsetzte Jermolow, der seine Befähigung „zum Deutschen befördert zu werden" jedenfalls dadurch erweisen wollte, daß er, wie die alten Deutschen, immer noch eins trank, sofort des Kommandos als Generalstabschef und gab dem General Konownitzyn diesen Posten. Die Ausführung des Planes wurde auf den nächsten Tag verschoben. Der Vormarsch zur Umgehung sollte während der Nacht geschehen. Die Tambours und Hornisten mußten im Lager bleiben und zur gewohnten Stunde Zapfenstreich und Reveille blasen. Die Lagerfeuer wurden wie gewöhnlich angezündet. Inzwischen marschierten die Truppen durch den Wald oder vielmehr: sie tappten im Wald umher. Der alte Bennigsen, ebenfalls an die Siebziger wie der Oberfeldherr, hatte die Leitung dieses Unternehmens; aber die Kolonnen kamen auf ihrem Waldmarsche im Dunkel so durcheinander, daß sie sich wie ein Knäuel verhedderten und gar nicht wieder zu entwickeln waren. Es gab viel Streit bei dieser Gelegenheit zwischen den russischen Herren, die da kommandierten. Zwischen dem Oberst Toll, dem Vater der ganzen Idee, und dem General Baggehuffwudt, der sich, ohne daß er dafür konnte, verspätet hatte, kam es zu einer furchtbar heftigen Szene. Der Vollblutrusse Baggehuffwudt geriet in eine solche Wut, daß man ihn, der sonst sanft und liebevoll war, gar nicht wiedererkannte. Er lehnte jedes fernere Kommando ab. Er sagte zu dem Prinzen Eugen von Württemberg: „Machen Sie alle Ihre Dispositionen nach Ihrer Einsicht, mein Prinz, ich bleibe hier bei meinen Jägern, dies Volk ist mit mir aufgewachsen und kann auch mit mir sterben. Ich bin der Erste auf der feindlichen Batterie!" Dann reichte er dem Prinzen Eugen die Hand und drückte sie heftig: „Ich habe eine Ahnung," sagte er und rief dann im Davonsprengen, „Ihr Freund, mein Prinz, bis in den Tod!"

Es gelang das Reiterkorps des General Sebastiani zu überfallen. Dieser Sebastiani war ein schrecklich leichtsinniger Mensch, er ließ sich immer überfallen, er war ebenso leichtsinnig wie tapfer, er lernte auch in diesem russischen Kriege nichts dazu. Er wurde also überfallen. Seine Geschütze und seine ganze Bagage gingen darauf. Aber wenn Kosaken eine Bagage abfangen, dann begeben sie sich sofort ans Plündern und haben zu weiteren Angriffen keine besondere Lust mehr. So ging es auch hier. Joachim Murat saß, als die Affäre anfing, sofort im Sattel, raffte von seiner abgetriebenen maroden Reiterei alles zusammen, was noch im Sattel saß und ritt mit verwegenem Mut gegen die aus dem Walde hervorbrechenden zwei Jägerregimenter des Generals Baggehuffwudt an. Gleichzeitig spieen die wohlpostierten französischen Batterien Tod und Verderben. Baggehuffwudt fiel bei der zweiten Salve. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Allerdings, wenn einer wütend und isoliert an der Spitze seines Regiments gegen eine Batterie vorgeht, so haben Ahnungen dieser Art es leicht, in Erfüllung zu gehen. Es gelang dem König Murat, dem mit fünffacher Überlegenheit ausgeführten Angriffe zu begegnen, und er machte einen ganz anständigen Rückzug. Obwohl die Reiterei nur ein abgezehrtes Gerippe früher so kraftstrotzender Gebilde, gereichte der

Digitized by Google

Überfall bei Tarutino dem K. Sebaſtiani, der ſich mit großer perſönlicher Tapferkeit Bahn brach, nur zur Ehre. Murat, halb angekleidet, mit reichem Federturm ſeines Pelzhutes, focht heroiſch an der Spitze der Karabiniers, ſein Flügeladjutant fiel, ſein Stallmeiſter rettete ihn vor Gefangennahme, 6. Küraſſiere Nanſoutys deckten den Rückzug, Fußvolk „opferte ſich" nicht, nur 2. Weichſelregiment verlor 2 Offiziere tot, obſchon Poniatowskis Stabschef fiel. Nur 21 (nach Röder 17, keinesfalls 40) Geſchütze gingen verloren und Vergleich ſpäterer Etatſtärken ergibt, daß Murat höchſtens 1200 verlor, nach Spezialausweis Sebaſtiani 806, Nanſouty 122. Bei 90 verlorenen Offizieren muß man beachten, daß bei der Schwäche der Mannſchaft oft nur 5:1 Offizier kamen. General Konowniţyn erklärte infolge dieſer ruſſiſchen Mißerfolge ganz laut, daß das Gefecht eine Schmach für die ruſſiſchen Waffen ſei. General Bennigſen glaubte, daß Kutuſow, der infolge der mißglückten Umgehung keinen Frontangriff gewagt hatte, ihn abſichtlich im Stich gelaſſen hatte. Es entſtand eine Todfeindſchaft zwiſchen ihnen. Der Schlachtbericht, den Bennigſen an Kutuſow ſandte, war wie von Nadeln des Spottes geſpickt. Kutuſow wurde wütend und enthob Bennigſen der Funktionen eines Generalſtabschefs. Nun rächte ſich dieſer alte Intrigant durch einen geheimen Bericht an den Zaren, in welchem er den Fürſten Kutuſow beſchuldigte, daß er ihn während des Gefechtes bei Tarutino abſichtlich im Stich gelaſſen habe. — Er entblödete ſich auch nicht, das Privatleben des Obergenerals anzuſchwärzen. Er trug dem Zaren den Klatſch zu, daß Kutuſow im Hauptquartier ein junges Mädchen, als Koſak verkleidet, mit ſich führe. Alexander war viel zu vornehm, ſich auf Zuträgereien einzulaſſen und ſchickte den Brief Bennigſens, ohne ein Wort hinzuzufügen, an Kutuſow. Infolgedeſſen verließ Bennigſen wegen „zerrütteter Geſundheit" das Heer. Der unermüdliche Intrigant, Verſchwörer und Kaiſermörder ſchied auf dieſe ruhmloſe Weiſe zunächſt aus der Armee und nahm an dem Feldzug nicht ferner teil oder doch nur als Zuſchauer. Der junge Graf Wedel, von dem wir ſchon ſo manches gehört haben, begegnete ihm als ruſſiſcher Gefangener in Witebsk. Er nahm ſich Wedels ſehr liebenswürdig an und gab ihm 20 Dukaten. Er war nach Wedels Schilderung ein großer, hagerer Mann mit hoher Stirn und ſehr ernſtem Blick. Als ſein Gegner Kutuſow tot war, erhielt Bennigſen wieder ein größeres Kommando. Bei Leipzig, ein Jahr ſpäter und gerade am Jahrestage der Schlacht von Tarutino, 18. Oktober 1813, befehligte er den rechten Flügel der Verbündeten und erſtürmte einen Tag ſpäter das Grimmaiſche Tor. Er war es auch, der Davout in Hamburg belagerte. Wir werden alſo noch manches von ihm hören. Er war einer von denen, die, wenn ſie fallen, immer auf die Füße fallen.

11. Kapitel

Dem Untergang entgegen

Diese Schlappe, welche die Armee des Königs Murat bei Winkowo erlitt und die zu einer völligen Umzingelung und Aufhebung hätte führen können, wenn die Russen ihre Sache richtig gemacht hätten, zeigte denn doch dem Kaiser Napoleon, wie ernst die Lage für ihn war und daß er auf Frieden nicht hoffen konnte. So beschleunigte er den Rückzug. Die Armee hatte jetzt fast 5 Wochen in und um Moskau gestanden und war, wenngleich an ihren Rändern fortwährend den Angriffen der Freischaren ausgesetzt, gut ausgeruht. Es hatten sich ja auch trotz des Brandes genug Vorräte in Moskau vorgefunden, und die Ernährung des Heeres war während dieser Zeit reichlich und in mancher Hinsicht üppig gewesen. Zwar ein großer Fehler war gemacht worden: die Vorräte waren nicht regelmäßig verteilt. So geschah es denn, daß der Kaiser selbst, durch die Reihen der Biwaks reitend, Überfluß und Mangel in seltsamer Weise gemischt fand. So hatte das eine Regiment Reis und Grütze in großer Menge, aber nicht die geringste Quantität von Gewürzen gehabt, ein anderes Champagner und gute Weinsorten, aber kein Fleisch und kein Brot. Es war überhaupt stets Fleischmangel vorhanden gewesen, die toten Pferde hatten schon ergiebig herhalten müssen, aber im großen und ganzen war doch die Armee erholt, und da sie noch über 100 000 Mann zählte, alles alte erprobte Truppen, die an ihrer Spitze den ersten Feldherrn der Welt hatten, so war sie immerhin noch ein gefährlicher Gegner. Nur die Reiterei war schlecht beritten, die Pferde meistens heruntergekommen, und ebenso war die Artillerie schlecht bespannt. Diesen beiden großen Übelständen war nicht mehr abzuhelfen. Kavallerie und Artillerie mußten sich so gut schlagen, wie es ging. Napoleon arbeitete in Moskau unverdrossen mit gewohnter Emsigkeit. „Zu wenig Eifer in Artilleriewerkstätten" (3. Oktober an Lariboisière) und doch war die Munitionsfülle bei Borodino ein wahres Wunder gewesen. „Was auch komme", müßten bis 13. alle Verwundeten abgeschoben werden. Aus vier abgesessenen Kavallerie-Regimentern ohne Pferde wird eine Garnisonbrigade in Moskau gebildet, 13 Batterien aus norddeutschen Festungen sollen nachrücken. Tatsächlich wollte er schon am 28. von Moskau abrücken, doch zureichende Gründe hielten ihn fest, von politischen ist in seiner „Notiz" keine Rede. Am 11. schrieb er an Viktor „Der Feind, aufs Herz getroffen, amüsiert sich nicht mehr an den Extremitäten", doch am 24. Oktober ging der rekonvaleszente Ransouty zu Victor ab, um persönlich die verschlimmerte Lage zu erläutern. „Der Kaiser vertraut auf Ihr Talent," hieß es am 11. November, doch wo war dies Talent? am 25. folgte ein scharfer Rüffel. Die schon durch Napoleons Brief an Massena April 1809 sattsam widerlegte Fabel, er habe Selbsttätigkeit der Unterführer unterbunden, empfängt neue Abfuhr durch Brief an Macdonald: „Der Kaiser gibt Ihnen keine positive Order, nur allgemeine Direktiven," doch wo blieb Macdonalds Selbsttätigkeit, der in keiner Weise St. Cyr unterstützte? Murat ließ sich durch Kutusows Waffenstillstands- und Friedensanerbieten in Sicherheit wiegen. Seine 27 000 Mann (die Reiterkorps, Poniatowski, Dufour, Claparède) schmolzen schon auf 22 300, während Kutusow 50 000 Verstärkungen erhielt und so auf 116 000 inkl. Kosaken anschwoll. — Am 19. Oktober wurde der Marsch auf der alten Straße nach Kaluga angetreten. An der Spitze marschierte das vierte Armeekorps, die Italiener unter dem Vizekönig. Dies Korps war noch am besten erhalten und an 25 000 Mann stark. Hinter ihm marschierte Marschall Ney, dessen Korps rund 10 000 Mann zählte. Dann folgte die alte Garde; sie hatte noch keine Schlacht mitgemacht in diesem Feldzuge. Bonaparte hatte diese Elitetruppe geschont wie seinen Augapfel. Während sie in den Schlachten und Gefechten immer in Reserve stand, war sie an der Krippe und in den eroberten Städten die erste. Das ganze Heer hatte einen Haß auf diese anmaßenden Garden, denen sozusagen alles in den Schoß fiel. Weil sie nie ins Feuer gekommen waren und also keine Verluste und Wunden davontrugen, nannte man sie spöttisch „die Unsterblichen". An Fußtruppen zählte die Gardedivision noch 18 000 Mann, an Kavallerie noch etwa 4500 Reiter. Die Pferde dieser Gardekavallerie waren wesentlich besser imstande wie die der übrigen Armee. Hinter der Garde marschierten 2 Divisionen des Korps Davout, dann die Division Roguet von der jungen Garde mit den Tro-

Digitized by Google

Napoleon verläßt Moskau am 19. Oktober 1812
Nach Faber du Faur

Digitized by Google

phäen, die Napoleon aus dem Feldzug nach Paris heimbringen wollte. Die Nachhut bildete die Division Morand vom Korps Davout und die Gardereiterbrigade Colbert.

Dies war das Heer, welches zunächst aus Moskau auszog. Aber nun standen bei Woronowo noch die Truppen Murats, die Weichsellegion, das fünfte Armeekorps unter dem Fürsten Poniatowski und die Reservekavallerie des Königs von Neapel, welch letztere etwa 5000 Mann stark war. — Außerdem stand bei Moschaisk noch das westfälische Korps unter dem Generaloberſten Junot, welcher Order hatte, sich über Wereia an die Hauptarmee heranzuziehen. Die Westfalen zählten noch 5000 Mann Infanterie und fast 800 Reiter.

In Moskau ließ Napoleon den Marschall Mortier mit der Division Laborde von der jungen Garde, mit 5000 Mann Kavallerie und einige Sappeurkompanien, sowie 4000 Mann unberittener Kavallerie zurück. Der Marschall hatte den Auftrag, den Kreml in die Luft zu sprengen, bevor er Moskau verließ. Er hat diesen Befehl verständigerweise nur sehr unvollkommen ausgeführt. Das gesamte französische Heer, was sich nun gegen Kaluga wandte, bestand aus rund 118 000 (nicht 108 000) Mann, wovon noch 15 000 Reiter waren. Die Armee führte einen ungeheuren und im Verhältnis zu ihrer Stärke viel zu großen Geschützpark mit sich. Es waren 569 Geschütze, die mitgeschleppt wurden, dazu kamen über 2000 Fuhrwerke der verschiedensten Art. Man hatte dem Kaiser den Vorschlag gemacht, doch von den Kanonen die Hälfte zurückzulassen und die übrigen besser zu bespannen, aber sein harter Kopf wies den Vorschlag rundweg ab; er erklärte dies als der ruhmreichen französischen Armee unwürdig. Von den Reitern, wir sagten es schon, war nur noch die Gardereiterei einigermaßen imstande, die übrigen 11000 Mann Kavallerie waren von bedenklich geringer Verwendbarkeit. Ein ausreichender Patrouillen- und Aufklärungsdienst war nicht mehr durchzuführen. Dieser heruntergekommenen Kavallerie hatten aber die Russen eine vortreffliche und äußerst zahlreiche Reitermasse entgegenzustellen, was sich schon vom ersten Tage des Rückzuges an als ein sehr empfindlicher Vorteil des russischen Heeres erwies.

Augenzeugen haben schon damals, als das Heer aus Moskau auszog, gesagt, daß es weniger einer Kriegsarmee als einem wandernden Volkshaufen geglichen hätte. Alles, was irgendwie laufen und kriechen konnte, wollte mit fort, aus Moskau, denn man fürchtete nur zu berechtigterweise die Rache der zurückkehrenden Bevölkerung und der russischen Soldateska, weil die Russen, Volk und Heer, in dem Glauben erhalten waren, daß Napoleon Befehl gegeben habe, die Stadt anzuzünden. Der Gedanke an blutige Vergeltung für diese vermeintliche Untat lebte in Hunderttausenden von Herzen im Volke und im Heer. Also keiner wollte zurückbleiben, nur 2000 verkrüppelte und schwer verwundete Menschen blieben in Moskau, alles andere zog aus. Ganze Schwärme von Kranken und Verwundeten und Fliehenden schlossen sich dem Heere an. Dazu kam, daß auch von den Schätzen, die in Moskau erbeutet worden waren, von all den verschiedensten Dingen, die zur Zeit, wo man um Haupt und Leben fechten mußte, gar keinen Wert hatten und das Fortkommen des Einzelnen sehr erschwerten, niemand etwas zurücklassen wollte. Der Kaiser hätte in früheren Feldzügen eine so unkluge Bepackung des einzelnen Mannes niemals geduldet, aber er glaubte wohl, um das Heer bei gutem Mute zu erhalten, die Leute nicht um ihre Beute bringen zu dürfen, und er drückte ein Auge zu. Die Infanteristen und auch die Pferde der Kavalleristen keuchten förmlich unter der Beute, die sie mitschleppten. Ebenso waren Tausende von Fahrzeugen, die in der Armee mitmarschierten, selbst die Munitionswagen und die Proviantrains, die Feldlazerettwagen mit Beute bepackt. Viele Regimenter führten auch noch kleinere Herden von Rindvieh mit sich. Dies alles geht das Heer an. Aber die Marschälle, Generale und Stabsoffiziere hatten für ihren Privatbedarf noch viele Staatswagen und Equipagen aus Moskau mit fortgeführt, denn es fanden sich in der Stadt außerordentlich viele Wagen dieser Art. Und dann die Fremden, die in Moskau ansässig gewesen waren und jetzt die Flucht vorzogen; auch sie bildeten einen langen Wagenzug und schleppten fort, was irgendwie an beweglicher Habe sich mitführen ließ. Wo es die Straße ermöglichte, fuhren vier Reihen Wagen nebeneinander, aber natürlich mußte bei jeder Verengerung oder scharfen Biegung oder Brücke eine Stockung eintreten, die das Vorwärtskommen des Ganzen hinderte. Man hat die Zahl der Nichtstreiter und den ganzen Troß des Heeres, die Verwundeten, die Zivilisten und was sonst noch da war, auf über 30 000 Mann geschätzt. Es werden aber höchstwahrscheinlich mehr gewesen sein. Man kann rechnen, daß diese ganze Menschenmasse, die sich da aus Moskau fortbewegte, Heer und Troß, wohl an 150 000 Menschen umfaßte.

Fürst Kutusow erfuhr unbegreiflicherweise ziemlich spät von dem Abmarsch der Franzosen aus Moskau, denn trotz ihrer vorzüglichen Kavallerie hatten die Russen einen schlecht bedienten Vorpostendienst. Es wurde nun in einem Kriegsrat auf Antrag des Obersten Toll beschlossen, sich der abziehenden großen Armee bei Malo Jaroslawetz in den Weg zu stellen. Aber als die russische Vorhut unter Dochturow am 24. Oktober mit Tagesanbruch diese Stadt erreichte, fand sie dieselbe schon durch zwei Bataillone der Division Delzons vom italienischen Korps besetzt. General Dochturow ging entschlossen zum Angriff über, warf das 33. Jägerregiment in die Stadt und drängte das 106. bis an die Brücke zurück, ähnliche Schlappe wie an der Kolodscha,

Digitized by Google

bis die 1. Kroaten hinüberstürmten. Eugen Beauharnais, der mit seinen übrigen drei Divisionen unweit der Stadt Biwak bezogen hatte, hörte das Schießen, setzte sich aufs Pferd und sprengte mit seinem ganzen Stab gegen Malo-Jaroslawetz vor. Am Eingang der Stadt traf er den General Delzons. Sofort erhielt der General Befehl, mit seiner ganzen Division den Fluß zu überschreiten und in die Stadt zu rücken. Zwei französischen Geschützen gelang es, über die Brücke vorzudringen. Auf der anderen Seite sandten die Russen noch zwei Jägerregimenter in die Front. General Jermolow kommandierte bei den Russen.

Als der Divisionär Delzons in die Front ritt, um seine Leute zum Aushalten anzufeuern, traf ihn eine Kugel und warf ihn tot aus dem Sattel. Der Brigadier Guilleminot übernahm das Kommando; er warf die russischen Jäger aus der Stadt, besetzte Kirchen und Häuser mit Tirailleurs und gab ihnen den Befehl, ihre Posten auf jeden Fall zu halten. Nun schickte Dochturow noch einige Linienregimenter ins Feuer, und diese gingen, das Gewehr ungeladen, ohne Hurrageschrei mit dem Bajonett vor. Einige russische Batterien wurden aufgefahren, die drei Jägerregimenter gingen von neuem gegen den Feind vor, und Guilleminot mit seiner Division wurde aus der Stadt geworfen und konnte nur noch den Kirchhof halten. Die russische Artillerie war hier der französischen vollständig überlegen. Der Vizekönig wagte nicht, seine Batterien auf das rechte Ufer des Flusses überzuführen, denn bei der elenden Bespannung lief er Gefahr, sie bei einem Rückzug zu verlieren. Die Russen bekamen wachsende Übermacht, auch Broussiers erschöpfte seine Kraft. Der Vizekönig setzte nun noch seine dritte von Witebsk hergeholte Division Pino ein. Es waren italienische Truppen, die während des ganzen Feldzuges noch nicht im Gefecht gewesen waren. An der Spitze ihrer Regimenter marschierten die Offiziere des Generalstabes, alles italienische Nobili mit alten historischen Namen. Unter dem Ruf „Vive l'Empereur" nahm die Division Pino die Anhöhen, erlitt aber schwere Verluste. Die Russen setzten alles ein, was sie an Kräften zur Hand hatten; aber Kutusow war zu vorsichtig, als daß er mit der Hauptmacht, die nur eine knappe Meile entfernt vom Schlachtfelde stand, eingegriffen hätte.

Um die Mittagszeit traf der Kaiser Napoleon selbst auf den Anhöhen von Malo-Jaroslawetz ein. Ein Generalstabsoffizier, der ihm entgegensprengte und von der schwierigen Lage des vierten Korps Meldung machte, erhielt zur Antwort: „Reiten Sie zum Vizekönig zurück und sagen Sie ihm, da er den Kelch an den Mund gesetzt habe, er ihn nun auch austrinken möchte; ich habe Davout befohlen, ihn zu unterstützen." Compans und Gérard bedrohten die Russen in der Flanke. Es war schon Abend, sie verloren nur 15 Offiziere und Grouchy, der angeblich laut Picard „fast vernichtet wurde" war überhaupt nicht da. Ebenso hingebend opferten sich Lechis italienische Garden. Sogar die Kaiserjäger der Dienstschwadronen verloren 4 Offiziere durch frechen Kosakenüberfall Platows, der Napoleon in solche Gefahr brachte, daß die vornehmen jungen Herrn seines Stabes (altfeudale Herzoge und Grafen) ritterlich für ihren Kaiser das Schwert brauchten. Es war eine furchtbar hartnäckige Schlacht, diese Schlacht von Malo-Jaroslawetz. Die Stadt ging achtmal von einer Hand in die andere über, schließlich war sie nur eine Brandstätte, bedeckt von ganzen Haufen von Verwundeten und Toten, welche die Passage der Straßen derart verstopften, daß die Artillerie über sie hinwegrasen mußte.

Auch der alte Kutusow war an das Schlachtfeld herangeritten. Als er die starke Bedrängnis seiner Truppen sah, wandte er sich an General Konownitzyn, der neben ihm ritt, und sagte: „Du weißt, mein Lieber, daß ich Dich gern schone und Dich oft genug gebeten habe, Dich nicht auszusetzen, aber jetzt bitte ich Dich die Stadt zu reinigen." Konownitzyn ging mit einigen Grenadierregimentern vor, aber die Stadt zurückgewinnen konnte er nicht. Er war einer der letzten, der die Stadt verließ. Der Kampf ließ erst spät in der Nacht nach; noch um Mitternacht hörte man Kanonengebrüll und Gewehrfeuer. Der Kampf hatte 18 Stunden gedauert. Der Vizekönig beklagte 244 Offiziere, zumeist Italiener, seine Gardejäger allein 35 Offiziere, außer Delzons auch Broussiers und Pino, 5 Brigadiers, 6 Obersten, 85 Majore tot und verwundet, außerdem 20 Artillerieoffiziere, 10 Adjutanten des Stabs. Es war ein Ehrentag der Italiener und Eugens, er verlor 400 Tote, 3100 Verwundete, also weniger als nach Offiziersmaßstab anzunehmen, mit Davout nur 4000 (nicht 5000), die Russen gestehen selber 7000 für sich ein. Napoleon schrieb am 23.: „Wir gehen gerade auf Kaluga-Jelnia", Berthier an Junot: „Will der Feind Kaluga decken, werden wir Schlacht liefern." Man hat also wirklich durchbrechen wollen und die Medynstraße stand offen. Daß die französische Armee immer noch keine Schlacht zu fürchten brauchte, war bewiesen, doch Murat, Mouton, verspätete Aufklärung, sowie Aufhebung von 580 Polen durch Kosaken auf dem Weg Medyn-Wereja bewogen Napoleon, trüben Sinnes auf die große Reichsstraße Mojaisk-Smolensk zurückzuwandern, 370 km verheerten Gebiets, von wo Wilna noch 500 km entfernt, fernere fast 300 bis Königsberg!

Die Sache stand so, daß der Generalquartiermeister von Toll seinem Oberfeldherrn den Vorschlag machte, Napoleon am nächsten Tage mit allen Kräften anzugreifen und ihn über die Luscha zurückzuwerfen; aber der alte Kutusow war dazu gar nicht geneigt, er gab sich alle Mühe, von dem großen Einfluß Tolls, den dieser auf den Fürsten hatte, frei zu kommen. Da kam der hagere General Bennigsen hinzugeritten. Die beiden waren sich seit der Affäre von Winkowo spinnefeind, aber noch hatte der alte Kutusow den in-

Digitized by Google

triganten Brief Bennigſens an den Kaiſer nicht erhalten. „Ich wünſche Euer Durchlaucht den Erfolg einer zweiten Schlacht von Eylau. Wie es ſcheint, will der Kaiſer Napoleon Malo-Jaroslawetz um jeden Preis behaupten und Sie morgen angreifen.“ — „Hörſt Du?“ das fragte Kutuſow nun, die Gelegenheit klug benutzend, ſeinen Toll, „dieſer erfahrene General berichtet mir, daß der Feind mich morgen angreifen will und Du, Du ſchlägſt mir vor, daß ich handeln ſoll, wie ein verzweifelter Huſar? Nein, es iſt ſchon beſſer, wir machen uns bereit, den Feind zu empfangen.“ Das ſagte Kutuſow wohl, aber er dachte gar nicht daran. Er wollte ſich durchaus nicht mit dieſem gefährlichen Kaiſer einlaſſen, vor dem er eine geheime Furcht hatte. Noch hatte Kutuſow Auſterlitz nicht vergeſſen, auch Borodino nicht, wo er doch ſchließlich der Unterliegende geweſen war. Vergeblich ſuchten General Jermolow und Oberſt Toll ihn zum Angriff oder doch wenigſtens zum Standhalten bei Malo-Jaroslawetz zu überreden; ſchließlich kam der alte Herr ſo ins Gedränge, daß er die Schlacht verſprach, aber dennoch nur eine ſtarke Abteilung unter General Miloradowitſch gegenüber Malo-Jaroslawetz zurückließ und ſelbſt mit ſeiner Hauptmacht auf Gontſcharewo zurückging, faſt drei Meilen vom Schlachtfelde.

Der Kaiſer Napoleon nahm am Abend dieſer Schlacht inmitten ſeiner Garden im Dorfe Gorodnia Quartier. Er fand Unterkunft in der armſeligen Hütte eines Leinwebers. Er ließ den König von Neapel, den Major-General Berthier, die Marſchälle Beſſières, Davout, Eugen Beauharnais und den General Mouton, Grafen von der Lobau zu ſich rufen und fragte ſie um ihre Meinung. Sonſt pflegte der Kaiſer ſich blitzſchnell ſelbſt zu entſcheiden, aber es war als ob ſeine Spannkraft gelitten hätte. Er hörte ſeine Generale; nur König Murat ſoll geſagt haben, daß nichts übrig bleibe, als anzugreifen, und daß hier die Verwegenheit zugleich die weiſeſte Vorſicht ſei. Der Kaiſer hörte ſie alle. Viel Rat gab es nicht. Napoleon ſaß, den Kopf in beide Hände geſtützt, vor ſich die Karte auf dem ſchlechten Tiſch des armen Zimmers und ſtarrte ſchweigend wohl eine Stunde lang auf die Landkarte da vor ſich. Seine Führer harrten in ſtummer Erwartung, was der Kaiſer beſchließen würde. Aber der hob dann plötzlich den Kopf, ſah die Herren halb erſtaunt an, und ſagte: „Es iſt gut, Meſſieurs, ich werde mich dann entſcheiden.“

Am nächſten Morgen gegen 5 Uhr traf der Ordonnanzoffizier Gourgaud von den Vorpoſten her ein und brachte die Meldung, daß die Ruſſen noch dieſelbe Stellung inne hätten. Die Meldung war falſch. Nur die ruſſiſche Nachhut unter General Miloradowitſch ſtand, wie wir wiſſen, noch vor Malo-Jaroslawetz. Noch einmal rief der Kaiſer in dieſer Morgenfrühe ſeine Führer zuſammen. Sie rieten jetzt alle von einer Schlacht ab; die Pferde der Reiterei und die Artillerie, meinten ſie, ſeien in ſo ſchlechtem Zuſtand, daß ſie verſagen würden und daß ſelbſt ein Sieg, wenn er möglich ſei, nur den Untergang der beiden Waffengattungen zur Folge haben würde. Der Graf von der Lobau — wir ſind dieſem unerſchrockenen Mann, dieſem General Mouton, ſchon einmal in dieſen Blättern begegnet — riet dringend zum ſofortigen unaufhaltſamen Rückzug gegen den Njemen. „Kein anderes Heil,“ meinte Mouton, — er riet es wiederholt. Der Kaiſer, der auf dieſen Mann große Stücke hielt, ſchien erſchüttert zu ſein, dennoch wollte er ſelbſt zunächſt noch einmal rekognoſzieren. Es tagte kaum, als Napoleon zu Pferde ſtieg. Caulaincourt, Berthier, Beſſières, Rapp ritten mit ihm. Plötzlich brachen aus einem Walde Reiter hervor. Caulaincourt, der dem Kaiſer am nächſten ritt, rief: „Sire, da kommen Koſaken!“ — „Unmöglich,“ meinte der Kaiſer. Aber ſchnell und unter lautem Geſchrei kamen die Reiter heran. Rapp nahm das Pferd des Kaiſers am Zügel und drehte es herum. — „Aber es ſind die Unſrigen!“ — „Nein, Sire, es ſind Koſaken, ſchnell fort!“ General Rapp ſetzte ſich an die Spitze der Stabswache und ritt gegen die Angreifer vor. Dann kam Beſſières und warf ſie zurück. Trotzdem war es nahe daran, daß Napoleon gefangen worden wäre. Er verlor durch dieſen Überfall einige Stunden Zeit. Um 10 Uhr ritt er von neuem gegen die ruſſiſche Stellung vor und rekognoſzierte von den Höhen von Malo-Jaroslawetz aus. Aber auch er konnte nichts anderes erſpähen, als ihm in der Morgenfrühe gemeldet worden war. Er glaubte, daß Kutuſow mit ſeiner ganzen Macht noch gegen ihn ſtände. Der Ruſſe hatte an 90 000 Mann zur Verfügung, denen der Kaiſer hier nicht mehr als 63 000 gegenüberſtellen konnte. Seine Generale rieten nochmals entſchieden von einem Angriff ab und der Kaiſer faßte nun den folgenſchweren Entſchluß über Borowsk auf Moſchaisk zurückzugehen und von dort aus die Straße gegen Smolensk zu verfolgen, — die völlig verwüſtete, leere Straße, die über die Schlachtfelder von Borodino und Smolensk führte, die mit Toten und Trümmern beſät war und den Truppen gar keinen Unterhalt bot.

Da, als ſchon die Rückzugsbefehle gegeben waren, traf im kaiſerlichen Hauptquartier die Nachricht ein, daß Fürſt Kutuſow mit ſeiner Hauptarmee ſich nach Gontſcharewo zurückgezogen habe! Das war ein unerhörtes Glück für den Kaiſer. Ohne nochmals eine Schlacht zu wagen, hatte ſich der Ruſſe in geheimer Furcht vor dem Genius des großen Gegners zurückgezogen und die Straße über Medyn und Juchnow freigegeben. Nur die vor Malo-Jaroslawetz ſtehende Nachhut unter Miloradowitſch war beiſeite zu ſtoßen, und der Weg nach Smolensk lag frei vor ihm: er war viel kürzer als der Umweg über Moſchaisk und er führte durch angebaute reichere Gegenden.

Digitized by Google

War das zu lange Bleiben in Moskau und das Verlieren von unersetzlichen vierzehn Tagen der erste Fehler, den der Kaiser machte, so war hier das Auslassen der Gunst des Augenblicks und das Festhalten an dem Entschluß, über Moschaisk zurückzugehen, der zweite schwere Fehler, der in seinen Folgen die große Armee dem Untergange zuführen sollte. Als der Kaiser aus Moskau abmarschierte, hatte er noch immer bei seinen Truppen — die Generale und Stabsoffiziere glaubten nicht daran — den Glauben aufrecht zu erhalten gesucht, daß es sich nur um einen Vorstoß gegen die russische Armee handle und daß man, nachdem ein Sieg erfochten sei, nach Moskau zurückkehren werde. So hatte er es verstanden, auch diesem Rückzug zunächst den Charakter eines Vormarsches zu geben. Die Armee hatte bei Malo-Jaroslawetz die russischen Angriffe abgeschlagen, es war also bis dahin der Zug der Franzosen ein Vormarsch, eine Angriffsbewegung gewesen, aber jetzt, wo man gegen Norden bog und auf Moschaisk marschierte, begann der ausgesprochene eigentliche Rückzug, der fortan unaufhörlich und atemlos sich bis über die preußische Grenze fortsetzen sollte. Unter furchtbaren Verhältnissen mußte das Heer von diesem Tage ab mehr als 140 deutsche Meilen durchmessen, größtenteils unter hartem Winter, in Schnee und Eis, in klingender Kälte und auf einer Straße, an welcher man nur Trümmer ausgebrannter Dörfer und Städte fand, so daß dies heruntergekommene und erschöpfte Heer aus einem Biwak in das andere ziehen mußte. Es ist keine Frage: die Vernichtung der großen gewaltigen Armee, die um Mitte des Juni über eine halbe Million Mann stark gegen Rußland vorbrach, ist nicht allein dem russischen Winter zuzuschreiben, das ist eine Legende, die der Kaiser Napoleon und seine dienstfertigen Zeitungsschreiber und Historiographen der Welt auftischten. Die tatsächlichen Verhältnisse waren so, daß der furchtbar heiße Sommer und der zähe Widerstand, das Niederbrennen der Dörfer, das Fortrasieren aller Subsistenzmittel durch die sich zurückziehenden Russen, die miserable Verpflegung seitens der Armeeverwaltung, daß diese Faktoren hauptsächlich zum Untergange der Hunderttausende beitrugen und daß der Rückzug durch Eis und Schnee des strengen russischen Winters nur die letzten Hunderttausend auftrieb, das allerdings so gründlich, daß Kutusow mit voller Berechtigung das Wort aussprechen konnte, wenn man ihn drängen wollte, er solle den Kaiser angreifen: „Tout cela se fondra sans moi.“ „Das alles wird ohne mein Zutun zugrunde gehen.“

Die Nachhut der großen Armee führte einstweilen Marschall Davout. Er hatte genug zu tun, sich den General Miloradowitsch vom Leibe zu halten. Auch Platow mit seinen 10 000 Kosaken und leichten Kavallerieregimentern, sowie mehreren Parteigängertrupps beunruhigten fortwährend den Rücken und die Flanke der großen Armee. Kutusow hatte beschlossen, den Rückzug ständig durch einen Parallelmarsch zu begleiten und den Kaiser Napoleon so den Flügelarmeen, welche Graf Wittgenstein nördlich und Admiral Tschitschagow südlich der großen Rückzugsstraße kommandierten, entgegenzutreiben. Die Voraussetzung war allerdings, daß Wittgenstein das Korps von Saint-Cyr und die heranmarschierende Hilfsarmee unter dem Kommando des Marschall Victor zurückdrängte und daß Admiral Tschitschagow dauernde Vorteile gegen den Fürsten Schwarzenberg und den General Reynier gewann. Die Kämpfe dieser Flügelarmeen werden hier seinerseit noch geschildert werden müssen. Zunächst aber liegt es uns ob, den Zug des Hauptheeres zu verfolgen.

Am 27. Oktober nahm der Kaiser sein Hauptquartier in Wereia zwischen Borowsk und Moschaisk. Hier stieß der Marschall Mortier zu ihm, der von Moskau mit seinen 8500 Mann eingetroffen war, und ebenso der Fürst Poniatowski mit seinem polnischen Korps. Der Herzog von Treviso, der hühnenhafte Mortier, hatte in Moskau den Grafen Wintzingerode und seinen Adjutanten, den Fürsten Narischkin, gefangen genommen. Wintzingerode war zu früh in die Stadt gedrungen, nach seiner Aussage allerdings als Parlamentär, um den Marschall zur Übergabe aufzufordern, aber er hatte keinen Trompeter bei sich gehabt, sondern nur einen Kosaken, der an seine Lanze ein weißes Taschentuch gebunden hatte. Der Kaiser Napoleon führte dem Grafen gegenüber eine sehr eigentümliche Szene auf, die seinen eigenen Marschällen und Generalen höchst peinlich war. Inmitten seines ganzen Stabes empfing Bonaparte die beiden Gefangenen. „Sie dienen dem russischen Kaiser?“ fragte er Wintzingerode. — „Ja, Sire.“ — „Und wer hat Ihnen dies erlaubt?“ fuhr Napoleon ihn an, „Nichtswürdiger, der Sie sind! Ich stoße überall auf Ihre Person; warum kamen Sie nach Moskau? Jedenfalls um zu spionieren, was dort geschah.“ — „Nein, ich kam als Parlamentär und zählte auf die Rechtschaffenheit Ihrer Truppen.“ — „Und was wollten Sie von meinen Truppen? Spionieren wollten Sie nichtswürdiger Mensch! Sie sind es, der den Kaiser Alexander überredet hat, gegen mich den Krieg zu führen, ich weiß dies, Graf Caulaincourt hat mir das gesagt! Sie haben auf räuberische Weise meine Soldaten an den Landstraßen getötet, Ihr Urteil ist gesprochen! Erschießt ihn, Gensdarmen! Befreit mich von ihm! Ich lasse nicht mit mir scherzen. Binnen sechs Wochen werde ich in Petersburg sein. Aber man mag ihn sofort erschießen oder meinetwegen ein Kriegsgericht einsetzen; wenn er Sachse oder Bayer oder deutscher Untertan ist, so gehört er mir, ist er das nicht — nun, so ist es eben eine andre Sache!“ Diesem Ausbruch der kaiserlichen Raserei stand Wintzingerode kühl gegenüber. „Ich erwarte den Tod von einer französischen Kugel bereits seit 25 Jahren,“ sagte der Graf ruhig, „ich bin zu allem bereit, für meine Frau

Digitized by Google

und Kinder sorgt der Kaiser Alexander." Trotzdem wiederholte der Kaiser noch mehreremale, daß er den Grafen erschießen lassen würde, wenn er bayrischer oder sächsischer Untertan sei. Der Kaiser wandte sich dann an Narischkin. „Wenn man den Namen Narischkin führt," so rief er theatralisch aus, „so dient man nicht einem solch Nichtswürdigen, solch einem Überläufer!" Die Marschälle und Generale des Kaisers waren über diesen Auftritt sprachlos. Natürlich legten sie sich ins Mittel und verhinderten jedes Kriegsgericht und jeden weiteren Übergriff. Sie wußten ganz gut, daß ihnen das Messer an der Kehle saß und was hätte wohl werden sollen, wenn Napoleon in seiner Raserei einen russischen General erschießen ließ und die Russen Gleiches mit Gleichem vergolten hätten, denn sie alle konnten jeden Augenblick dasselbe Schicksal erleiden, wie es Wintzingerode hier drohte! Schon jetzt war Kaiser Alexander aufs tiefste verletzt und erzürnt, als er von der Gefangennahme und der Bedrohung Wintzingerodes hörte. Der sonst so weichmütige Mann schrieb empört an Kutusow: „Wenn Napoleon in seiner Böswilligkeit so weit geht, Wintzingerode erschießen zu lassen, so geben Sie die Erklärung ab, daß man dasselbe mit dem General Ferrière tun würde. Erfahren Sie aber, daß Wintzingerode erschossen ist, so ist auch Ferrière unverzüglich zu erschießen, und berichten alsdann in das feindliche Lager, daß künftig für einen jeden, der russische Uniform trägt und erschossen wird, jedesmal fünf Franzosen mit dem Leben büßen sollen und zwar von den höchsten Graden angefangen, alle, die sich in der Gefangenschaft befinden, ohne Ausnahme." — Wintzingerode blieb am Leben und es geschah weiter nichts. Aber man sieht aus dieser Stimmung auf beiden Seiten, zu welch entsetzlicher Bitterkeit dieser Krieg gediehen war.

Und nun trat der furchtbare Verbündete, der Winter, auf die Seite der Russen. In der Nacht zum 28. Oktober sank das Thermometer auf 4 Grad Reaumur unter Null. Zwar das Wetter am Tage war noch gut. Die gefrorene Landstraße ermöglichte ein schnelleres Marschieren, aber die Biwaks forderten schon ihre Opfer. Am 28. Oktober ging die Spitze der Kolonnen durch Moschaisk und über das Schlachtfeld von Borodino.

Hier mag Herr von Borcke vom westfälischen Korps seine Beobachtungen mitteilen:

„Am 28. langte Napoleon mit seinen Garden, von Borowsk kommend, in Moschaisk an. Schon seit einigen Tagen hatten wir den Befehl, den Garden, wenn sie kämen, Platz zu machen, indessen konnten wir diese Bewegung nicht mit den soeben erfochtenen Siegen und der Verheißung, uns in die Winterquartiere nach den südlichen Provinzen zu führen, zusammenreimen. Jedenfalls brach an demselben Tage, dem 28. Oktober, das westfälische Korps gegen Mittag von Moschaisk auf. Bis zum letzten Augenblick vor dem Abmarsch ließ man uns in Ungewißheit über den einzuschlagenden Weg, obgleich nunmehr kein Zweifel mehr über die Richtung desselben obwalten konnte. Ein Unglück ahnendes Gefühl bemächtigte sich eines jeden, als wir den Ort verließen und den wohlbekannten Weg über das Schlachtfeld nach dem Kloster Kolotzkoje einschlugen, wo das große Hospital gewesen war und mehrere tausend Verwundete und Kranke lagen. So betraten wir denn als Vortrab der Franzosen wieder die unglückliche Straße, auf welcher wir vor zwei Monaten gekommen waren, auf der wir die gräßlichsten Spuren der Verheerung zurückgelassen und Elend und Entbehrungen aller Art ertragen hatten. Einige Tausend unberittene Kavalleristen aller Gattungen in ein besonders Korps formiert folgten uns unmittelbar, auf diese der Kaiser Napoleon mit seinen Garden. Der Herzog von Abrantes hatte den Befehl erhalten, das Hospital im Kloster Kolotzkoje aufzuräumen, alle reisefähigen Kranken mitzunehmen und in Ermanglung von aufzutreibenden Wagen sich derjenigen der Korps zu bedienen, von denen jeder, selbst die der Generale, eine bestimmte Anzahl dieser Unglücklichen aufnehmen sollte. Dies geschah nun zwar, soweit die Ausführung des Befehls überhaupt möglich war; doch die größere Zahl der Schwerverwundeten blieb liegen. Was von diesen nur irgend kriechen oder sich fortschleppen konnte und keinen Platz fand, hängte sich eine Zeitlang an Wagen und Geschützen an, bis am Ende alle ohne Ausnahme, der eine früher, der andre später, durch die zunehmende Not, durch Hunger, Kälte und Entartung des Gefühls ihrer Kamaraden im Stiche gelassen, umkamen oder den Russen in die Hände fielen. Unser Korps war beim Abmarsch noch etwa 5000 Mann stark; einige Detachements, welche schon während des Vorrückens von Dorogobusch an zurückgelassen waren, schlossen sich jetzt wieder an.

Wenn der Winter auch heranrückte und schon in den letzten Tagen vor dem Ausmarsch etwas Schnee gefallen war, so blieb vorerst das Wetter doch heiter und schön, so daß uns selbst während der nächtlichen Biwaks die Kälte wenig belästigte. Unsere Leute waren noch ziemlich gut gekleidet, der lange Aufenthalt in Moschaisk hatte ihnen gut getan, es herrschte volle Ordnung und Disziplin, so daß man das kleine Häuflein eine Achtung gebietende Truppe nennen konnte. Mich traf gleich nach dem Abmarsch ein empfindlicher Schlag. Kaum einige Stunden von Moschaisk verlor ich meinen Wagen, den ich mir während der Ruhezeit angeschafft und mit drei herrlichen russischen Pferden bespannt hatte. Es brach ein Rad, welches sich nicht ersetzen ließ. Obgleich die Landstraße breit genug war, kam der Wagen durch die große Menge der von Anbeginn an ohne Ordnung folgenden Fahrzeuge ins Gedränge, die Beutelustigen, welche Lebensmittel darin witterten, fielen darüber her und plünderten ihn so rein aus, daß der Mann, den ich dabei hatte, mit den leeren Pferden zu

Digitized by Google

mir kam. Außer einem kleinen Mantelſack, welchen der mich begleitende Reitknecht auf dem Pferde trug, büßte ich alle meine Habſeligkeiten ein, darunter auch den ſchönen Zobelpelz, den ich aus der Moskauer Plünderung für einen Spottpreis erſtanden hatte; doch der Verluſt der Lebensmittel erſchien empfindlicher als alles andere und brachte mich faſt zur Verzweiflung, da ich das ſpätere unſagbare Elend nicht ahnen konnte. Aber ſchon nach wenigen Tagen war der Kummer verſchmerzt; denn als die Geſchütze der Pferde bedurften, nahm man dieſe, wo man ſie zunächſt fand, und ſo verlor ich auch meine drei Wagenpferde; damals blieben unzählige Luxuswagen ſtehen, welche Marſchällen und Generalen gehörten. Immer noch war ich glücklich daran, denn ich beſaß drei Reitpferde und einen Mantelſack mit einiger Wäſche. Der verlorene Prachtpelz ward bald durch einen gewöhnlichen Bauernſchafspelz erſetzt, welchen ich einem Franzoſen abkaufte und der mir vortreffliche Dienſte leiſtete; ſo war ich in einer beneidenswerten Lage."

Ein anderer Augenzeuge: „Moſchaisk war noch mit Verwundeten angefüllt und es mangelte an Fuhren, um ſie fortzubringen, und alle, die zu gehen imſtande waren, folgten uns, viele auf Krücken geſtützt. Die andern überließ man der Großmut des Feindes und ihrem Elende, das nicht größer als das der mit uns Ziehenden ſein konnte. Je mehr wir uns dem Schlachtfelde näherten, um ſo mehr war dieſe Gegend in Trauer gehüllt. Menſchen, Pferde und Geſchütze hatten ſchon früher zu Tauſenden dieſe Felder zertreten und zuſammengefahren. Nichts gewährte aber einen gräßlicheren Anblick als die Menge von Toten, die ſeit zweiundfünfzig Tagen hier gelegen und kaum noch ein menſchliches Ausſehen hatten. Als wir uns der großen Verſchanzung bei Borodino näherten (der Rajewskiſchanze nämlich), wo der Kampf am furchtbarſten gewütet hatte, fanden wir noch an derſelben Stelle eine Menge Leichen von jenen, die ſich auf dieſem kleinen Raum um den Beſitz der Schanze erwürgt hatten. Soweit das Auge reichte, ſahen wir zur linken Seite über das ausgedehnte Schlachtfeld zerſtreut nichts als tote Menſchen, Pferde und Waffentrümmer aller Art. Die Sonne ſchien hell am wolkenleeren Himmel, aber die Luft war bereits ſo kalt, daß man ſich auf jede mögliche Weiſe Schutz verſchaffen mußte. Gegen Abend erreichten wir das altbekannte Kloſter Kolotzkoi, deſſen Räume mit kranken und verwundeten Soldaten angefüllt waren. Napoleon erteilte den ſtrengen Befehl, daß jeder an Kolotzkoi vorbeifahrende Wagen einige Verwundete aufnehmen ſollte und infolgedeſſen waren wir an dieſem Morgen die Zeugen eines beiſpielloſen Tumults. Eine hier beſonders aufgeſtellte Wache hielt jeden Wagen, der vorbei wollte, an, und mit Gebrüll drängten ſich die Verwundeten und Verſtümmelten heran, denn jeder wollte aufgenommen ſein, aber nur den wenigſten gelang es, hinaufzukommen; wie ſchon in Moſchaisk blieben viele zurück und viele andere folgten der Kolonne zu Fuß. Nach einer ſehr froſtigen Nacht, wo wir kein Stroh zum Liegen und kein dürres Holz zum Feueranmachen bekommen konnten zogen wir weiter. Der Himmel war heiter, die Luft aber eiſig kalt. Wir marſchierten durch Gridnewo, wo ich mich während der Schlacht befand, und auch heute erlebten wir wieder ſchauderhafte Szenen. 2000 gefangene Ruſſen marſchierten, da der Feind ſich jetzt in unſerer Flanke und im Rücken zeigte, vor unſerer Kolonne, und jene unter ihnen, welche nicht weiter kommen konnten und erſchöpft zu Boden fielen, wurden auf der Stelle niedergeſchoſſen, und ſo ſahen wir mehrere der Unglücklichen mit zerſchmettertem Haupte am Boden liegen. In der Umgebung des Kaiſers wagte nur der menſchlich denkende Caulaincourt ſeinem empörten Gefühle Luft zu machen. Er nannte dies Verfahren eine unverantwortliche Grauſamkeit und fragte, ob das etwa die Ziviliſation ſei, die wir den Ruſſen brächten. Mit Recht fügte er hinzu, daß der Feind ſeine Repreſſalien nehmen werde, und nicht lange fanden wir denn auch Franzoſen, welche durch Koſaken auf die ſchauderhafteſte Weiſe verſtümmelt waren." — Das war alſo der Krieg in ſeiner furchtbarſten Geſtalt und die nackte Vernichtung ohne jede Eindämmung, der Krieg bis aufs Meſſer.

Das Thermometer ſank. Als am 31. Oktober Wiäsma erreicht wurde, waren 8° Kälte. Der Kaiſer, welcher die Hitze gut vertragen konnte — er nahm bekanntlich mit Vorliebe brühendheiße Bäder und verweilte ſtundenlang darin — war gegen die Kälte empfindlich. Er zog ſeine Uniform aus und legte einen ſchönen warmen Pelz an, von erbsgrüner Farbe mit goldenen Schnüren und Troddeln verziert und mit Marder beſetzt, trug eine Pelzmütze und Pelzſtiefel. Seine Garde lachte, als ſie den „kleinen Korporal" in dieſem Aufzug zu Pferde ſitzen ſah. Er aber lachte mit ihnen. Allerdings die Folge davon war, daß jeder Offizier, jeder Soldat, der eines Pelzes habhaft werden konnte, ſich denſelben anzog. Im übrigen trug Bonaparte ein völlig gleichgültiges Benehmen zur Schau. Selbſt der Franzoſe Thiers, ein großer Verehrer des Kaiſers, ſchreibt in ſeiner Geſchichte Napoleons: „Inmitten ſeiner Garde, die an der Spitze marſchierte, das Wenige was von Lebensmitteln vorhanden war, aufzehrte und den Nachfolgenden nur tote Pferde überließ, ſah Napoleon nichts von dem Rückzuge und wollte nichts davon ſehen, dadurch wäre er ja genötigt geweſen, den ſchrecklichen Folgen ſeiner Mißgriffe nahe zu ſein. Er zog vor, dieſelben zu leugnen und beharrte dabei — zwei Meilen von der Nachhut entfernt und ohne Kenntnis ihrer Bedrängnis — über dieſelbe zu ſchelten, ſtatt ſie zu führen."

Die Nachhut führte alſo Marſchall Davout. Er mußte fortwährend die Koſaken und leichten ruſſiſchen Vortruppen abwehren und oft in Schlachtſtellung aufmarſchieren. Überdies war der Marſchall ſo gewiſſen-

haft, daß er kein Gepäckstück und keine Kanone verlieren wollte. So kam er nur sehr langsam vorwärts. Die große Heereskolonne war ganz und gar auseinandergezerrt. Sie bedeckte mit ihrem Troß eine Wegstrecke von 12 Meilen.

Wieder einige Bilder aus dem Tagebuche eines Mitkämpfers:

„Am 1. November kamen wir in Wiäsma an. Bis dahin war der Marsch in ziemlicher Ordnung vonstatten gegangen, obgleich schon vor und hinter uns die Explosionen der nicht fortzuschaffenden Pulverwagen ertönten und eine Masse von vereinzelten Soldaten, Marketendern und Fuhrwerken aller Art sich zwischen die Kolonnen drängte und Unordnung verursachte. Tote und sterbende Menschen und Pferde, umgestürzte Geschütze und Wagen bezeichneten bereits den Weg, der stets neue Bilder des Jammers darbot und das Herz mit Schauder und trüben Ahnungen für die nächste Zukunft erfüllte. Trotzdem wir die am weitesten vorn Befindlichen waren, erkannten wir die Stellen kaum wieder, wo nahe der Landstraße Dörfer und Häuser gestanden hatten. Die Trümmer der Stadt Gschatsk, welche schon beim Vorbeimarsch ein Raub der Flammen geworden war, rauchten von neuem, Wiäsmas Reste brannten, und mit vieler Mühe und Gefahr, der Pulverwagen halber, mußten wir uns durch die brennenden Trümmer hindurchwinden. Unsere Soldaten zehrten zuerst noch von den aus Moschaisk mitgenommenen geringen Vorräten an Brot und Mehl, und hielten sich so während des Tagemarsches selbst bei ihren Fahnen. Aber wenn derselbe vollbracht war und die Truppen sich zum Biwak einrichteten, verließen schon vom zweiten Tage ab, außer den auf gut Glück zur Suche von Lebensmitteln ins Land hineingeschickten Abteilungen, viele Soldaten während der Nacht den Lagerplatz, um Nahrung zu suchen, wenngleich sie noch nicht gerade der Hunger, sondern mehr die Sorge um die Zukunft dazu zwang. Es konnte nicht fehlen, daß ein Teil sich verirrte und den überall lauernden Kosaken und Bauern in die Hände fiel; so fehlten denn morgens beim Abmarsch täglich einige. Den Pferdebesitzern blieb gleichfalls nichts übrig, als ihre Leute zum Fouragieren fortzuschicken, wenn die Tiere nicht verhungern sollten; so kam es, daß mancher Offizier seinen treuesten Diener, oft seine einzige Hilfe verlor.

Am 2. November erreichten die Russen den französischen Nachtrab bei Wiäsma und es kam dort an diesem Tage und am 3. zu heftigen Gefechten, infolge deren die französischen Korps den Rückzug mehr beeilten, da das Drängen hinter uns her und damit die Unordnung größer wurde. Bis zum 3. war das Wetter schön gewesen, aber am 4. fiel starker Schnee, und die Kälte stieg von nun an mit jedem Tage so sehr, daß schon Verwundete und Kranke, die sich bis dahin mitgeschleppt hatten, durch den Frost umkamen. Auf den Biwakplätzen lagen jeden Morgen Leichen; die Pferde, nur auf das wenige Futter, was ihnen vielleicht die Fouragierungen brachten, oder auf etwas Stroh von den Dächern angewiesen, widerstanden der Kälte noch weniger, als die Menschen, die solange, als noch etwas zu finden möglich war, dem Triebe der Selbsterhaltung nachgingen. Der Mangel am Beschlage trug viel zum massenhaften Eingehen der Pferde bei, denn sobald sich der Weg mit Glatteis bedeckte, raubte das Ersteigen der geringsten Anhöhen, der stumpfen Eisen wegen, ihnen die letzten Kräfte. Kanonen und Wagen wurden im Stiche gelassen, Pulverwagen in die Luft gesprengt; der Reiter, wie der General, ließ das Pferd, das er vielleicht schon tagelang am Zügel hinter sich hergezogen hatte, endlich entkräftet mitten auf der Landstraße stehen. Beim Aufbruch aus den Biwaks lagen die Pferde der Kavallerie reihenweise, wie sie abends gestanden hatten, steif gefroren da."

Hier bei Wiäsma hatten sich die beiden Korps des Vizekönigs Eugen Beauharnais und des Fürsten Poniatowski zusammengeschoben. Davout mit der Nachhut folgte dicht hinter ihnen her. Diese drei Korps waren aus Moskau 74 000 Mann stark abmarschiert. Diese drei Wochen hatten ihnen die Hälfte ihres Bestandes gekostet, wohlgemerkt in Reih und Glied, denn große Massen Nachzügler folgten abseits. Als Davout aus dem Dorfe Fedorowskoi heraustrat, sah er sich plötzlich von dem General Miloradowitsch und dem Prinzen Eugen von Württemberg heftig angegriffen. Der Marschall kam in die größte Gefahr, abgeschnitten zu werden, und es war nur ein Glück, daß Eugen Beauharnais noch zu rechter Zeit die Not der Nachhut bemerkte. Er schickte die Divisionen Guilleminot und Broussier, sowie das Korps des Fürsten Poniatowski sofort zur Hilfe. So konnte Davout sich hinter die Flügel der zu seiner Hilfe neu aufmarschierenden Divisionen zurückziehen. Der alte Kutusow stand mit seiner Armee nicht weit davon, aber er schickte keine Unterstützung. General Miloradowitsch wandte eine besondere List an, um sich für seinen Angriff die Erlaubnis des alten Fürsten einzuholen. Er teilte ihm mit, daß der Feind in starker Unordnung vormarschiere, ein Angriff daher vorteilhaft sein würde und fügte als Schluß hinzu: „Ich versichere Ew. Durchlaucht, daß uns nicht die geringste Gefahr bevorsteht." Dann sagte er zu seinem Gefolge: „Wäre Suwarow an Kutusows Stelle, so hätte ich nur geschrieben: ich ziehe zum Angriff aus, und Suwarow hätte mir geantwortet: ‚Mit Gott,' — allein mit Kutusow da muß man anders verfahren." — Als dies Billett des Generals Miloradowitsch im Hauptquartier ankam und von dem General du jour Konownitzyn geöffnet wurde, war es — leer.

Digitized by Google

Die Fahne
Nach einer Zeichnung und Lithographie von Debricourt

Aber auch ohne die Hilfe des Feldmarschalls fügten die russischen Generale besonders Davout Verluste zu. Marschall Ney, der auch Halt gemacht hatte und nach Wiäsma zurückgeritten war, wurde Augenzeuge, wie das Korps Davout ziemlich aufgelöst durch Wiäsma ging. „Das Schlimmste, was dieser Tag bewirkt hat," berichtet Ney an den Kaiser, „ist, daß meine Truppen Augenzeugen der Unordnung des 1. Korps waren. Ein so unheilbringendes Beispiel lähmt die moralische Kraft des Soldaten. Bessere Anordnungen hätten ein günstigeres Resultat ergeben." — Allerdings Marschall Ney hatte gut reden, und es ist fraglich, ob es ihm in Davouts Lage viel besser ergangen wäre.

Dem um den Hals gehängten Thermometer des Generalarztes Larrey verdankt man die einzigen sichern Auskünfte über wechselnde Kältegrade, meist nur bei Nacht, am Tage meist sehr warm. Nur am 7. November angeblich —15°, starker Schneefall. Fesenzac, Bousset, Vigier widersprechen sich. Nicht Frost, sondern Hunger rieb den stolzen Kern dieser Legionen auf, Biwaks auf Eisboden lähmten die Glieder in Todesstarre, die voraufziehenden Garden, Polen, Westfalen zehrten den Proviant auf. Ohne jedes Gefecht siechten Hessen, Westfalen, Württemberger dahin ohne Willenskraft in stumpfem Brüten. Italiener und Spanier benahmen sich auch besser als die Polen. Wie widrige Schmeißfliegen schwärmten die Kosaken, von allen Wehrfähigen abgeschüttelt, wofür sich die biedern Steppensöhne und treuherzigen Muschiks durch Martern der Kranken und Verwundeten rächten. Der unermeßliche Wagenzug mit Moskauer Beute hemmte Davouts Bewegung, der mit 37 500 in Reih und Glied (3060 Säbel inkl. 300 Bayern, bei Ney 657 Säbel laut Rödder), 392 Geschützen die Nachhut bildete, dazu wohl ebensoviele meist noch bewaffnete „Isolierte". Falls der schmucke Miloradowitsch mit 5 Infanterie-Divisionen, 2 Reservekorps nur noch 23 000 und 3000 Kosaken (laut Chambrey 25 000, 8000 Kosaken) bei Wiäsma führte, so beginnt schon jetzt die befremdliche Erscheinung, daß die Verfolgung im eigenen Lande die Russen nicht minder angriff als die Verfolgten. Daß Davouts Bedrängnis bedeutend übertrieben wird, geht klar daraus hervor, daß vornehmlich nur Compans (44 Offiziere), Friederichs (28), Morand (20) litten, vom unermüdlichen Gérard nur 21. (16). Compans und Morand leiteten pflichttreu mit verbundenem Kopf und Arm in der Binde. Außerdem 84. Guilleminots (14), Ney und Poniatowski so wenig wie sonstige Infanterie des Vizekönigs und Division Dufour. Nur Eugens zehn Schwadronen (Reste von 10 Regimentern) verloren 18 Offiziere, somit Gesamtverluste nur 1800 (Thiers), doch griff man in nächsten Tagen 3000 Nachzügler auf (Jonini). Die Russen verloren mindestens 3000 (n. Thiers 5000). Bataillonssalven der Veteranen wirkten so mörderisch, daß Regiment Kremendschuk an einer Stelle gleich 13 Offiziere liegen ließ. Neys Rolle, der Davouts

Digitized by Google

Maßnahmen bekrittelte, während Davouts Stabschef Lejeune ihn lobt, wird hier sehr überschätzt; als man ihm die Nachhut übertrug, marschierte er auch nicht schneller.

Der Kaiser war erzürnt auf Davout, es kam zwischen beiden zu einer erregten Szene, und Napoleon übertrug jetzt dem Marschall Ney die Führung der Nachhut. Es sah um jene Zeit schon sehr bedenklich um die Truppen aus. „Die Truppen," sagt ein Augenzeuge, der Regimentskommandeur Fezensac vom Neyschen Korps, „schienen von den erlittenen Anstrengungen entmutigt und entkräftet. Eine zahlreiche Menge Nachzügler folgte, zum größten Teile ohne Waffen. Viele von ihnen biwakierten zugleich mit uns in dem Walde von Wiäsma. Ich bemühte mich, sie noch vor dem Anrücken der Nachhut zum Aufbruche zu veranlassen. Wir mußten sie so weit wie möglich zurückhalten, denn man konnte es nicht zulassen, daß sie sich in unsere Reihen drängten und diese dadurch in Unordnung brachten. Es begann kaum zu tagen, als das III. Korps aus seinem Biwak aufbrach. Zugleich verließen auch diese Nachzügler ihre Lagerfeuer. Die Kranken und Verwundeten lagen noch um dieselben herum und baten uns, sie nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Wir aber, die wir keine Transportmittel hatten, stellten uns, als wenn wir ihre Bitten nicht hörten. Da viele von diesen Nachzüglern noch kampffähig waren und trotzdem ihre Fahnen verlassen hatten, so war ich so unwillig darüber, daß ich meinen Leuten befahl, sie mit Kolbenstößen fortzujagen und im Falle eines Zusammenstoßes mit dem Feinde ohne weiteres auf sie zu schießen, wenn sie die Bewegung des Regimentes hindern würden." So weit war es also damals bei Wiäsma schon gekommen, aber es sollte noch viel schlimmer kommen.

Mit dem 4. November setzte der russische Winter streng ein. Es fiel Schnee und das Thermometer sank auf 12° unter Null. Tagelang schneite es nun ununterbrochen bei starker Kälte. Bald lag der Schnee fußhoch und der einsetzende rauhe Wind wehte Schanzen auf, die freigewehten Stellen waren vereist und der Marsch durch die Schneemassen und über das Glatteis war namenlos beschwerlich. Während des 8. November und der darauffolgenden Nacht fiel der Schnee in so dichten Massen, daß er bald halbmannshoch lag. Dabei ging ein kalter, schneidender Nordwind und die Kälte stieg bis auf 15 ja bis auf 18° unter Null, und so mußten nun diese Reste der großen Armee, des stolzen Heerkörpers, die vor wenig Monaten über Rußlands Grenzen vorgebrochen waren, durch diese Winterwüste zurückwandern auf vereisten Straßen, durch fußhohen Schnee, bei kaltem, schneidendem Nordwind. Die Biwaks glichen bald Schlachtfeldern. In der Nacht zum 9. November, wo das Thermometer 15° unter Null zeigte, erfroren auf einem einzigen Biwakplatz 300 Menschen. Und trotzdem konnten diese wankenden, übermüdeten Krieger nur in Biwaks rasten. Die Dörfer, die an dieser Heerstraße lagen, waren bereits während des Vormarsches im Sommer niedergebrannt und boten nur wenig Schutz gegen den kalten Winterwind. Wenn einer den Rest einer zusammengebrochenen Mauer erreichte und sich dahinter verkriechen konnte, so war er schon gut daran. Mit erfrorenen Wangen und Nasen, mit erfrorenen Händen und Füßen, gehüllt in bunte Lumpen, zog diese Kriegerschar dahin. Von einer Armee war wenig mehr zu erkennen. Die Russen waren diesem regellosen Menschenhaufen fortwährend auf den Fersen. „Es fiel heute auf," schreibt Eugen von Württemberg, „daß unter den Toten, die am Wege lagen, viele gar keine Wunden zeigten. Am 6. November, wo wir im steten Schneegestöber vorwärts marschierten, kostete es Mühe, all die Hindernisse zu übersteigen, welche uns die Zerstörung des Feindes selbst entgegenstellte. Unübersehbare Haufen von Leichen, tote Pferde, umgeworfene Kanonen und Wagen, zerstörte Waffen, vorzüglich an den Übergängen über Flüsse, beschwerten unser Fortschreiten. Die Kälte war sehr empfindlich."

Scharenweise erschienen diese unglücklichen, verfrorenen Menschen an den Biwakfeuern der Russen, und diese ließen sie gutmütig gewähren und kümmerten sich überhaupt nicht um sie. Aber wenn dann die russischen Soldaten fortzogen, so fielen die meisten dieser Nachzügler in die Hände der russischen Bauern, die nicht eben glimpflich mit ihnen verfuhren. Diese aufs tiefste erbitterten russischen Bauern, die auf dem Vormarsch von den siegreichen Franzosen so viel Unbill erlitten hatten, überließen sich jetzt einem wilden Rachegefühl. Sie rissen den frierenden kümmerlichen Gefangenen ihre letzten Lumpen und Kleider vom Leibe und trieben sie, splitternackt ausgezogen, dann rudelweise dem Heere nach. Aber das war noch die mildeste Form ihrer Rache. Ein Augenzeuge sah einen Bauern, der triumphierend umhertanzte und, ein langes blutiges Messer schwingend, verkündigte, daß er soeben 20 Franzosen hintereinander geschlachtet habe. Selbst die Weiber beteiligten sich an diesen Morden, aber es ist zu gräßlich, um zu erzählen, was sie nach der Überlieferung vollbracht haben sollen. Der englische General Wilson, der mit den Russen zog, sah auf seinem Wege in dieser Schneewüste eine junge Französin nackt und blutüberströmt liegen, der man ihr junges Kind geraubt hatte. „Rendez-moi mon enfant! rendez-moi mon enfant!" war der einzige Schrei, den sie fortwährend ausstieß.

In einem Dorfe hatten die Bauern 50 Franzosen gefangen und beschlossen, diese in ihrer Gewalt befindlichen Menschen lebendig zu begraben. Es wurde eine große Grube aufgeworfen und die Unseligen wurden gezwungen, hinein zu marschieren. Alles sträubte sich, bat, flehte, winselte, aber da plötzlich raffte

Digitized by Google

Epiſode aus dem Feldzug in Rußland
Nach einer Zeichnung von Eberlet lithographiert von Raffet

Digitized by Google

ſich ein kleiner, halbwüchſiger Tambour auf, griff zur Trommel, ſchlug den Takt und führte ſo die dem Tode geweihte Schar hinein in das lebendige Grab. Dies wird erzählt und berichtet. Dennoch wollen wir glauben, daß es nicht geſchehen ſei. Wir wollen der Menſchheit wegen glauben, daß das Gerücht hier vergrößert hat, wie es ja vielfach zu tun pflegt.

Aber das, was der Stift einwandfreier Augenzeugen feſtgehalten hat, das iſt immer noch entſetzlich genug, um ſagen zu können: ein ſolches Drama, wie es ſich hier in den Schneefeldern Rußlands abſpielte, iſt in den Jahrtauſenden der Geſchichtsſchreibung kaum je verzeichnet worden.

Hier iſt der Bericht des württembergiſchen Leutnants von Martens — ein kleiner Auszug nur:

6. November. Der Grund zu den folgenden namenloſen Leiden wurde an dieſem Tage von der Natur gelegt, die Witterung nahm eine furchtbare Wendung, der Himmel verfinſterte ſich, ſchwere Wolken ſenkten ſich tief herab und der bisherige Regen ging in anhaltendes Schneegeſtöber über. Große Scharen von Krähen flogen mit dem Sturm daher; auch dieſes luſtige Geſindel ſchien über das Unrecht, welches wir dem ruſſiſchen Volke zugefügt haben, empört zu ſein; es erwartete nur den Augenblick, über die Leichname herfallen zu können. Bald nach dem Aufbruch des frühen Morgens gelangten wir mit dem Krankenfuhrwerk durch das zerſtörte Städtchen Dorogobuſch, woſelbſt die Leichen der früher Dahingeſchiedenen bereits eingeſchneit waren; eine Notbrücke brachte uns über den Dniepr; gegen Abend fuhr die Wagenburg beim Dorfe Pnewa auf. In welchem Zuſtand ſich aber hier die unglücklichen Verwundeten befanden, vermag ich kaum zu ſchildern; da lagen ſie gleich eingeſchneiten Toten auf den ruſſiſchen Wägelchen, mehrere wurden als völlig tot befunden in den Schnee heruntergeworfen, der nun ihr Grab wurde. Wir ſuchten für dieſe Nacht unſere Zuflucht unter den Wagen. Bereits am erſten Schneetag ſanken Hunderte vor Ermattung nieder und ſtanden nicht mehr auf; ſterbend wandte ſich ihr Blick, Hilfe flehend, zu den Vorüberziehenden, dann hüllte Nacht ihr Auge ein und die Qual war von ihnen genommen. Anfangs bezeichnete ein Schneehügel die Stelle, wo der Tote lag, aber bald war jede Spur in der unabſehbaren Schneewüſte verſchwunden.

7. November. Es ſchneite die ganze Nacht unaufhörlich fort und die Kälte ſtieg bereits auf einen hohen Grad. Durch Schnee und Feuer waren meine Stiefel bereits zugrunde gerichtet und recht froh konnte ich ſein, ein zweites Paar ſchon in Moskau mitgenommen zu haben. Smolensk ſollte heute erreicht werden, wo beſſere Pflege den Unglücklichen zuteil werden konnte, aber viele waren nicht ſo glücklich, dieſes heiß erſehnte Ziel zu erreichen. Mit Hornſtein eilte ich voraus, um daſelbſt die Ankunft dieſes Wagenzuges beizeiten anzuzeigen.

Schlecht gekleidet, meiſt ohne gute Fußbekleidung, ohne Nahrung und ohne ſtärkende Getränke zog alles ſtumm über die weite Schneefläche hin; wir kamen am Schlachtfeld von Smolensk vorbei, aber tiefer Schnee deckte ſchon die Tauſende zu, welche hier gefallen waren. Dieſe unerhörten Leiden mußten endlich alle kriegeriſche Haltung brechen, welche das Heer noch behauptet hatte. Niemand befahl, niemand gehorchte mehr; ſelbſt der ſtolze Napoleon ſtreckte nun ſeine Hand aus, nicht zum Befehl, ſondern ſie zu erwärmen. In dem ſchauerlichen Schneeſturm dieſes Tages bemächtigte ſich eines Jeden der Drang nach eigener Rettung, der ruſſiſche Winter löſte vollends alle Ordnung auf und die Truppen der verſchiedenen Nationen mengten ſich untereinander; Maſſen von Schneeflocken wurden durch den gewaltigen Sturm aus der Luft und vom Boden herauf uns ins Geſicht gepeitſcht und mechaniſch folgen wir dem Menſchentroß. Wagen und Geſchütze blieben ſtehen, die gefallenen Pferde ſtanden nicht mehr auf. Nachmittags um 1 Uhr erreichten wir Smolensk, und da wir uns beim Vortrab befanden, war der Andrang noch nicht ſo bedeutend. Gegen unſere Erwartung fanden wir in der oberen Stadt noch ganze Straßen, die nicht abgebrannt waren, eine der längſten führte uns zum württembergiſchen Spital, wir kündigten daſelbſt die baldige Ankunft der Kranken aus Moskau an und bezogen ein Parterrezimmer rechts am Eingange dieſes großen Gebäudes; in den Stallungen des Hinterhauſes konnten auch unſere Pferde untergebracht werden, ſie bekamen wieder ordentliches Futter und wir lang entbehrtes köſtliches Brot und Fleiſch, womit wir wieder auf menſchliche Weiſe unſern Hunger ſtillen konnten.

Das Gefühl der Kameradſchaft wich von Tag zu Tag mehr aus den Reihen dieſer Unglücklichen, die teilnahmslos dahintrabten. Jeder war nur mit ſich beſchäftigt. Die Leiden ſeines Mitmenſchen rührten ihn gar nicht mehr. Sobald einer in den Schnee ſank, machten ſich zwei oder drei andere darüber her, ihn ſeiner Kleidungsſtücke zu berauben, denn er galt ihnen als ein verlorener Mann. Es ſtreckten ſich den Weitermarſchierenden flehende Arme aus dem Schnee entgegen, aber einige kurze Seitenblicke, das war alles, was ſo ein Unglücklicher erhaſchen konnte. Wieder einer! Nichts neues mehr! blieben doch täglich Hunderte, ja Tauſende auf dieſe Weiſe liegen, um unter der weißen Decke in das Jenſeits hinüber zu ſchlummern. Es gab auch Szenen von unerhörter Tragikomik. Sank da ein franzöſiſcher General ermattet in den Schnee. Alsbald trat ein Grenadier an ihn heran und begann ihm die Stiefel auszuziehen. „Mais je ne suis pas mort!“ Aber ich bin nicht tot! rief der General, und der andere antwortete: „Eh bien, mon général, j'attendrai!“ Nun wohl, mein General, ich werde warten!

Digitized by Google

Am 7. November 1812
Nach einer Zeichnung von Faber du Faur lithographiert von Emminger

„Doch bei all diesem Jammer und Elend fehlte es an einzelnen humoristischen Szenen nicht. So erinnere ich mich eines Hauptmanns von meinem Regiment, klein von Gestalt, aber groß als Gourmand, von uns allen als solcher längst gekannt, der am nächtlichen Biwakfeuer, wo er oft nicht über das Fragment eines Pferdeschenkels zu verfügen hatte, in dem Vorschmack der Genüsse schwelgte, welche ihm nach Zurückkunft in seine liebe Garnison Gmünd bevorstanden und ihn entschädigen sollten für die namenlosen Entbehrungen, welche er in diesem vermaledeiten Rußland erleiden mußte. Seine Phantasie malte sich die Vorbereitungen, welche jenem projektierten lukullischen Mahle vorausgehen sollten, lebhaft aus. „Ich setze mich in den Gasthof zur Post oder zum Rad an einen schön gedeckten Tisch, verlange vom Kellner die Speisekarte und wähle das Delikateste aus, was sie enthält. Dazu nun einen Schoppen Uhlbacher — denken Sie sich, meine Herren, einen Uhlbacher! Sie kennen ja alle diesen vortrefflichen Rebensaft!" — So und ähnlich fuhr er fort, glücklich zu träumen. Der Refrain lautete aber immer: „Vor allem muß mir meine Frau, sowie ich nach Hause komme, sogleich einen Zwiebelkuchen backen." Sehr übel pflegte er es aufzunehmen, wenn wir ihm erwiderten, die Zwiebeln zu jenem Kuchen dürften wohl kaum schon gepflanzt sein. Und doch hatten wir leider recht. Der Arme starb in der Gefangenschaft im Spital zu Wilna, ohne Gmünd, Gattin und Zwiebelkuchen jemals wieder zu sehen.

Das folgende Bild ist ähnlich, wenn auch drastischer. — Ein trüber, schneeiger Abend war es, an welchem mich der Zufall an das durch einige bayrische Chevaulegers der dichten Schneeflocken wegen nur spärlich unterhaltene Biwakfeuer führte, wo nicht nur ich, sondern auch der dem württembergischen Armeekorps attachierte Generalauditor von Kapf durch diese gutmütigen Bursche die gastfreundlichste Aufnahme für diese Nacht finden sollten. Das heftige Schneegestöber verhinderte das helle Auflodern einer erwärmenden Flamme, und trübe gestimmt, vom Frost durchschauert, im tiefen Schweigen, schauten alle in das rauchende Feuer. Da erschallte plötzlich eine dumpfe Stimme aus unserem Kreise; es war diejenige eines Chevaulegers, welchen ich mit A. bezeichnen will. A.: „Aber das ist ä Sauleben!" — Sein Kamerad B. antwortete: „Das ist freilich a rechts Sauleben." — A.: „Jetzt möcht' i no beim Storchenwirt sitzen in Augsburg." — B.: „I wollt' emal gar nix sagen vom Storchenwirt, wenn i no beim Bräu säß!"

Digitized by Google

In einer solch außerordentlich kalten Nacht, es war die Nacht zum 7. November, hatten sich einige württembergische Generale einen armseligen Raum erobert, wo sie die Nacht zubringen konnten, ohne zu frieren. Draußen um die Feuer hatte sich ihre Mannschaft gelagert. General Kerner, welcher früh aufwachte, trat in die Morgendämmerung des 7. November hinaus und sah um die erloschenen Biwakfeuer ein furchtbares Bild. Er floh in die Hütte zurück und man bemerkte an ihm eine Gemütsbewegung, als ob er eine große Angst überstanden hätte. Endlich fand er die Worte wieder und sagte: „Nun habe ich das Schrecklichste in meinem Leben gesehen. Draußen auf der Ebene liegen unsere Leute, wie sie sich abends um die Feuer gelagert haben, erstarrt, erfroren und tot umher."

Aus jenen Novembertagen berichtet Herr von Loßberg noch einiges, das wir hier notieren wollen. „Das Armeekorps (die Westfalen nämlich) passierte Dorogobusch, und wir biwakierten eine Stunde davon im Walde. Das Armeekorps wird keine 3000 Mann mehr in Reih und Glied zählen (es war über 16000 stark in Rußland eingerückt). Seit mehreren Tagen leben die meisten Regimenter nur noch vom Fleische der Pferde und Hunde, welch letztere oft auf den Brandstätten der auf dem Wege und zur Seite liegenden Dörfer gefunden werden. Die Kleidungsstücke, besonders die Mäntel und Schuhe der Soldaten, leiden bei den Biwakfeuern sehr; man findet schon sehr bunte Anzüge in der ganzen Armee, wovon die französischen Garden keine Ausnahme machen . . .

Das Armeekorps marschierte heute bei Schnee und rauhem Winde fünf Stunden lang, passierte eine Poststation (ein einzelnes großes Gebäude: Michailewka genannt) und stellte sich eine Stunde jenseits für die Nacht auf. Die vorhergehende Nacht war sehr empfindlich kalt gewesen, denn es war etwa fußhoher Schnee gefallen und der Boden mit Eis bedeckt. Noch hat das Regiment Kompagnien von 40 bis 60 Mann. Das Regiment wird heute wohl das letzte Kuhfleisch essen. (Hier muß bemerkt werden, daß Herr von Loßberg von Anfang des Feldzuges an mit rühmenswerter Gewissenhaftigkeit seines Amtes als Kommandeur gewaltet hatte und sein Regiment daher viel weniger Not gelitten, als so viele andere) . . .

Wir haben heute acht Stunden unter heftigem Schneegestöber marschiert und biwakierten im Walde drei Stunden von Smolensk. Es ist heute bedeutend kalt geworden und es fehlt an allem. Am allerunangenehmsten war es, daß wir, nur auf feuchte Birken angewiesen, mehrerer Stunden Zeit bedurften, um die Biwakfeuer in Gang zu bekommen. Die Soldaten des Regiments essen gegenwärtig auch Pferde- und Hundefleisch. Meine kleinen Vorräte an gesalzenem Fleisch und getrockneten Fischen (die er sich von Moskau mitgenommen hatte) sind mit Hilfe so vieler hungriger Kiefer zu Ende gegangen. Mit Pferdefleisch habe ich einen Versuch gemacht, zu dem Hundfleisch, wogegen ich den größten Widerwillen habe, überzugehen, wird mir sehr schwer fallen. Diese armen Tiere werden gewöhnlich auf den Brandstätten von den Soldaten eingefangen, welche sie mit Stricken oft mehrere Stunden, ja selbst tagelang hinter sich herschleifen und sie dann, die Stricke über einen Baumast werfend, endlich erdrosseln; viele werden auch erschossen oder mit Säbeln getötet. — Den Pferden geht es noch schlimmer. Diese, meistenteils Truppenpferde, vom Reiter verlassen, kraftlos, und instinktmäßig der Kolonne folgend, um sich den Menschen zu nähern, wovon sie Pflege und Futter erwarten, werden, um ein Stück Fleisch zu bekommen, auf die gefühlloseste Weise getötet; wie ich denn selbst manches Pferd am Wege gefunden habe, dem ein Schenkel abgeschnitten war und welches noch lebte . . .

Am 9. November. Wir passieren heute das Schlachtfeld vom 19. August (das von Walutino-Gora), auf welchem die an jenem Tage Gebliebenen noch ebenso lagen, als sie gefallen waren, nur daß mehrere von den Geschützen und Fuhrwerken so in den Boden hineingetrieben waren, daß nur noch einige Teile ihres Körpers sichtbar sind. — Wahrlich, es gehört viel Seelenstärke dazu, dieses Elend täglich sehen zu können, ohne den Verstand zu verlieren, oder wenigstens gemütskrank zu werden. Auch ich bin überzeugt, daß diese letztere Krankheit namentlich manchem gebildeten und feinfühlenden Menschen den Tod gebracht hat, sowie noch bringen wird. — Nach einer genaueren Inspizierung fand ich das Regiment nur noch 302 Mann stark, also hat dasselbe nach dem Abmarsche von Moschaisk (in 14 Tagen also) bereits 665 Mann verloren, wovon bestimmt der größte Teil tot ist. In dem heute morgen verlassenen Biwak sind wiederum einige 40 Mann liegen geblieben, welchen ich auch nicht die mindeste Hilfe zu geben imstande war, und so ist das Regiment auch nicht eine Stunde auf den letzten drei Märschen fortgeschritten, ohne einige Leute verloren zu haben . . .

Am 10. November. (In Smolensk.) Der Marsch durch die Stadt stellte so ein trauriges Bild der Gegenwart und Zukunft dar. Wir sahen eine Armee, welche der völligen Auflösung nahe war. Die vor den Toren aufgestellten Wachen der Kaisergarde konnten nur mit der größten Anstrengung die überall eindringenden Nachzügler von allen Armeekorps abhalten; es regnete hier Kolbenschläge und Bajonettstiche. Auch mit uns suchten sich eine größere Anzahl Soldaten zu Fuß und zu Pferde, mit und ohne Waffe, sowie auch eine Menge Fuhrwerke einzudrängen, welches ich beim Regiment schon darum nicht zugab, um so viel als möglich aufgeschlossen zu marschieren."

Digitized by Google

Unter solchen Umständen konnte das Wort des Generals Kutusow, der mit seinem Hauptheer wie ein dunkler Schatten immer nur ein bis zwei Tagemärsche parallel der französischen Armee dahinmarschierte, eine unheimliche Bedeutung gewinnen, — dies kurze, kühle, sorglose Wort: „Tout cela se fondra sans moi.“ (All das wird ohne mein Zutun zugrunde gehen.)

Die Stadt Smolensk, welche den Truppen seit langem als Rettungshafen vorschwebte, war schon am 8. November vollgestopft mit Nachzüglern, die durchaus nicht weitermarschieren wollten, denn sie waren so heruntergekommen und erschöpft, so krank und siech, daß sie wußten: jenseits Smolensk auf der verheerten Straße wartet unserer nichts als der grinsende Tod.

Am 9. November traf Napoleon selbst in Smolensk ein. Auf dem Wege dahin hatte ihn eine Nachricht getroffen, die ihn eigentümlich berühren mußte, eine Nachricht aus dem Zentrum seiner Macht, aus dem Herzen Frankreichs, aus Paris.

Der General Malet, ein seit Jahren der politischen Polizei als verdächtig bekannter Mann, der fortwährend schon Zettelungen gegen die Kaiserherrschaft Bonapartes vorgehabt hatte und infolge dieser Machenschaften ins Gefängnis La Force eingesperrt war, hatte es verstanden, sich krank zu stellen und auf dem Wege über das Lazarett seine Freiheit wiederzugewinnen. Mit einigen Gleichgesinnten verband er sich, den Kaiser Napoleon zu stürzen. Ein Rechtskandidat namens Boutreux und ein Korporal namens Rateau, sowie ein spanischer Priester waren seine drei ersten Mitverschworenen. Es wurden Briefe gefälscht, es wurde ein genauer Plan entworfen, und in der Tat gelang es diesem Malet, den man für geistig erkrankt hielt und auch wohl halten darf, den Oberst Soulier zu gewinnen und sich durch diesen Soldaten zu verschaffen, deren er vor allen Dingen für sein Unternehmen gebrauchte. Oberst Soulier glaubte diesem Menschen jedes Wort. Malet erzählte, daß der Kaiser tot sei, daß ein Senatsbeschluß ihn an die Spitze des Heeres gestellt habe und dergleichen Fabelhaftes mehr. Soulier glaubte alles, und als Malet nun die Truppen hatte, darunter 12 Offiziere, säumte er nicht, seinen Plan auszuführen. Für wenige Stunden schien das Unglaubliche gelingen zu wollen. Der Polizeiminister, der allmächtige spitzbübische Savary, Herzog von Rovigo, wurde verhaftet und ins Gefängnis La Force geworfen, ebenso der Polizeipräfekt von Paris, Pasquier, ein nüchterner und zuverlässiger Mann. Pasquier durchschaute allerdings diesen Betrug und erklärte sofort, daß er nicht glaube, daß der Kaiser tot sei und daß der Senatsbeschluß, der ihm vorgelegt worden, eine Fälschung sei, aber was sollte er tun? Er mußte der Gewalt weichen. Malet ernannte den General Labori zum Polizeiminister und den Rechtskandidaten Boutreux zum Polizeipräfekten. Dann begab er sich zum Gouverneur von Paris, dem tatkräftigen General Grafen Hulin. Wir hörten in diesen Blättern schon von ihm, es war der alte Barrikadenstürmer und aus der Schweiz zugezogene Uhrmachergeselle Hulin, aber ein Mann von Tatkraft. Mit dem wollte Malet etwas kürzer verfahren. Er schoß ihm einfach eine Kugel ins Gesicht. Aber als er dann mit dem Generalstabschef Doucet das Gleiche machen wollte, kam er an den Falschen. Der Adjutant Laborde fiel ihm in den Arm, entwaffnete ihn, und der Spuk, der einige Stunden gedauert hatte, war nun zu Ende. Das Kriegsgericht machte es kurz, wenige Tage später fielen Malet und seine Mitverschworenen unter den Kugeln eines Grenadierpelotons. Aber daß überhaupt in Paris dergleichen möglich war, nachdem die Dynastie Bonaparte seit 9 Jahren auf dem Kaiserthrone Frankreichs saß und der Sproß des Kaisers, ein Enkel des Hauses Habsburg und der Erbe dieser Dynastie, in seinem vergoldeten Bettchen lag, daß man das alles in jenem Augenblick vergessen zu haben schien, war ein bedenkliches Zeichen.

Als Kaiser Napoleon diese Vorgänge erfuhr, war er aufs tiefste bestürzt; er konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. „Was ist das? Eine Verschwörung! Attentate! Savary im Gefängnis La Force? Der Polizeiminister ins Gefängnis geworfen? Es ist ja nicht glaublich! Konnte er sich denn nicht lieber töten, als sich ins Gefängnis sperren zu lassen? Wahrhaftig, Doucet und Hulin haben mehr Mut bewiesen!“ In diesem Augenblick bemächtigte sich des Kaisers der Gedanke, daß seine Anwesenheit in Paris notwendiger sei, als sein Verbleiben beim Heere. Was konnte er als General an der Spitze dieser zerrütteten Armee wohl noch ausrichten? Er gehörte, das erkannte er deutlich, als Kaiser in die Tuilerien nach Paris. Seine Dynastie ruhte auf seinen zwei Augen und auf den Bajonetten eines neuen Heeres, das er in Paris aus dem Boden stampfen mußte, der Senat mochte wollen oder nicht, der Senat sollte seine starke Hand schon wieder fühlen lernen! Der Gedanke an eine Abreise vom Heer hat ihn seit dem Augenblick, wo er diese Nachrichten empfing, nicht mehr verlassen.

Allerdings, zwischen dem Kaiser und Paris lag, als er in Smolensk einzog, noch ein gewaltiger Raum und seine Lage war so, daß er kaum hoffen durfte, auch nur einen einzigen Mann über den Njemen zurückzubringen. Denn nicht allein von Paris waren ungünstige Nachrichten eingetroffen. Der Kaiser hatte, als er nach Smolensk marschierte, unterwegs an den Marschall Victor, Herzog von Belluno, welcher mit frischen Truppen unterwegs war, einen Hilferuf gesandt, der den sonstigen Bulletins, die aus dem kaiserlichen Hauptquartier kamen, sehr unähnlich war. „Die Armee und der Kaiser,“ hieß es da, „werden morgen

Digitized by Google

in Smolensk sein, aber sehr ermüdet durch einen Marsch von 120 Stunden ohne Aufenthalt. Schreiten Sie sofort zum Angriff; das Heil der Armee hängt daran. Jeder Tag des Aufschubs ist ein Unglück; die Reiterei geht zu Fuß, der Frost hat alle Pferde getötet." Als Antwort auf diesen Hilferuf empfing er in Smolensk die Nachricht, daß Marschall Victor bei Czasniki vom Grafen Wittgenstein zurückgeschlagen war, und ferner ging die Nachricht ein, daß die rechte Staffel der Ersatzdivision, welche General Baraguay d'Hilliers heranführte, an 1800 Mann stark bei Liaskowa an der Chaussee Jelnia-Smolensk vom Parteigänger Orlow-Dennisow umzingelt und vollständig gefangen genommen worden war. Diese Brigade war von dem General Augereau, einem Bruder des Marschalls, kommandiert worden; ihre Gefangennahme war ein Triumph für die Russen. „Dieser Sieg," schrieb Kutusow an den Zaren, „ist besonders dadurch bemerkenswert, daß zum ersten Male in diesem Feldzuge ein feindliches Heer vor uns die Waffen gestreckt hat." Er nahm wie gewöhnlich den Mund voll, es war nur eine armselige Marschbrigade von Rekonvaleszenten und gesammelten Marodeuren, natürlich auch keine „Adler" dabei. Der Kaiser war über diesen Vorfall furchtbar aufgeregt. Der tapfere General Baraguay d'Hilliers, der durchaus keine Schuld hatte, mußte büßen. Der Kaiser tobte förmlich gegen ihn und schickte ihn nach Hause. Ohnehin leidend, überlebte Baraguay diese Entehrung nicht. Er starb auf dem Rückwege nach Frankreich zu Berlin. Es war derselbe Baraguay, der 1809 in Südtirol kommandiert hatte und sich zugleich durch Tüchtigkeit und Menschlichkeit ausgezeichnet hatte.

Aber was sich hier in Smolensk sammelte, was Baraguay an Verstärkungen herbeigeführt hatte, und was man als Besatzung in Smolensk noch vorfand, im ganzen 7500 Mann, zählte doch nicht gegenüber den schrecklichen Verlusten, welche die Armee seit ihrem Abmarsch aus Moskau, also innerhalb drei Wochen, erlitten hatte. In 22 Tagen waren 42000 Menschen verloren gegangen, davon 33000 Nachzügler. Der kleinste Teil von diesen war in den Gefechten geblieben, die meisten waren dem Hunger, der Kälte, den furchtbaren Anstrengungen erlegen, lagen tot unter Schnee und Eis oder waren in Gefangenschaft geraten. Außerdem folgten dem Heere, verfroren und krank, rund 35000 Mann, die aufgelöst an den Rändern und an der Queue, teilweise auch vorauseilend, nur die Widerstandskraft des Heeres schwächten. Die meisten davon hatten ihre Waffen fortgeworfen und machten nicht im geringsten mehr den Eindruck von Soldaten, sondern nur noch von heruntergekommenen Landstreichern. Welche Energie dennoch in den Kolonnen lag, die sich zusammenhielten, und welche Energie die Führer zeigten, beweist am besten, daß trotz dieser Zustände bis jetzt nur ungefähr der vierte Teil der Geschütze verloren war. Nur 140 Kanonen waren in den Händen der Feinde und unterwegs stecken geblieben. Allerdings mußten jetzt in Smolensk weitere 140 Geschütze zurückgelassen werden, weil es an Bespannung fehlte.

Napoleon hielt sich fünf Tage in Smolensk auf. Den Platz zu halten und, gestützt auf Smolensk, eine neue Verteidigungslinie zu bilden, das hatte er natürlich von vornherein aufgegeben, aber er wollte doch wenigstens das Heer einigermaßen wiederherstellen, bevor er weitermarschierte. Seine Tätigkeit in diesen Tagen war rastlos und bewundernswert. Einige Tausend von den Aufgelösten wurden hier wieder gesammelt und eingereiht. Die Truppen erhielten neuen Schießbedarf, für jedes Gewehr 50 Patronen und, soweit es anging, Lebensmittel. Es kam, wenngleich in kleinen Quantitäten, nur noch Fleisch, Mehl, ungemahlenes Korn und Branntwein zur Verteilung. Die Garde wurde auch hier bevorzugt, obgleich sie im Kriege noch keinen Schuß getan hatte. Sie erhielt für vierzehn Tage Lebensmittel, die übrigen Korps für nur sechs Tage. Das Resultat dieser Smolensker Tage war den Verhältnissen nach günstig. Das Heer, das sich unter den Waffen befand, wurde im ganzen auf 57000 (wir folgen Rembowski, Welden, Pion, Gourgaud, nicht 45000, Fain u. a.) gebracht, wovon 14000 Mann Garde-Infanterie und 2000 Mann Garde-Kavallerie nebst 2014 Unberittenen waren. Das erste, dritte und vierte Armeekorps zählten je 12000, 8000 und 7000 Mann, das fünfte und achte Korps nur noch 800 und 700 (nach Du Chasse 2320) Mann. 1200 Mann Kavallerie war das Ganze, was sich auf diese fünf Armeekorps verteilte. 2400 Latour-Maubourg (500 Unberittene). Abgesehen von der kaiserlichen Garde sah es mit dieser Kavallerie elend genug aus. Die kaiserliche Garde-Reiterei war noch einigermaßen beritten, aber die 1200 Mann Kavallerie der übrigen Armeekorps saßen auf elenden, ausgehungerten, gedrückten Pferden. Die Artillerie, welche das Heer mitführte, war im Grunde viel zu stark. Sie zählte 370 Geschütze (127 Davout, 116 Garde, die Polen schleppten noch 45 Geschütze mit) und 7000 Mann. Die Munition, die man für sie mitführen konnte, stand in gar keinem Verhältnis zu der großen Anzahl der Geschütze. Wir wissen durch Fesenzac, Pelleport, Pelet, daß ihre 4., 18., 48. zusammen noch 1750 zählten, ein anderes Regiment 900, also schätzen wir Ney nicht zu hoch, der sich durch 3 Polenbataillone Smolensker Garnison und die früher zurückgelassenen Oldenburger, Illyrier, Mecklenburger verstärkte, mit 30 Geschützen. Davout zog seine 33. L. sowie 9 Marschkompanien an sich und litt seit Wiäsma am wenigsten. Übrigens waren bei Ney noch 300 Württemberger vorhanden, andere 300 wurden mit dem Park nach Orsza vorausgeschickt. Den Franzosen sank der Mut (Constant, Tagebuch Francis'), doch in gleicher Frist (seit 18. Oktober) sank Kutusow um 64000, denn er kam mit nur noch 52000 bis Krasnoi.

Digitized by Google

Dem Kaiser brannte in Smolensk der Boden unter den Füßen, aber er war dennoch genötigt, das Eintreffen seines Stiefsohnes, des Vizekönigs Eugen Beauharnais, zu erwarten. Beauharnais hatte unter furchtbaren Verlusten den Wop-Fluß passiert. Er hatte Tausende von Nachzüglern, fast sein ganzes Gepäck und seine sämtlichen Geschütze verloren. Der Kosakenhetmann Platow war ihm ständig auf den Fersen gewesen und hatte ihm keinen Augenblick Ruhe gelassen. „Nach solchen außerordentlichen Erfolgen," rühmte Kutusow die Vorteile, welche Platow über Eugen Beauharnais davontrug, „die durch uns täglich und überall über den Feind errungen werden, bleibt uns nur noch übrig, ihn lebhaft zu verfolgen, alsdann wird die russische Erde, welche er unterjochen wollte, mit seinen Knochen besät sein. Es naht der Winter mit seinen Frösten und Schneegestöbern: Fürchtet Ihr denselben, Ihr Kinder des Nordens? Eure Eisenbrust bebt nicht, weder vor der Strenge der Jahreszeit, noch vor den bösen Taten der Feinde, sie ist die feste Mauer des Vaterlandes, an welcher alles zerschmettert." — Er hatte einen guten Stil, dieser Kutusow, und war, wie man sieht, der Worte mächtig, im übrigen aber beschränkte er sich darauf, daß „tout cela se fondra sans moi". Mit einigen wuchtigen Schlägen dem zerrütteten Heer des Kaisers Napoleon den Garaus zu machen, dazu konnte sich Fürst Kutusow nicht aufraffen. Man darf allerdings nicht vergessen, daß trotz der stilistisch gewiß sehr schönen „nicht bebenden Eisenbrust" die Russen ebenfalls unter der starken Kälte empfindlich gelitten hatten. Aber diese Truppen befanden sich in vortrefflicher Verfassung. Kutusow hatte viele Ruhetage eingeschoben und für Bekleidung und Verpflegung — der Kaiser Alexander hatte dafür gesorgt, daß ein großer Teil seiner Soldaten sogenannte leichte Halbpelze trug, — wo es nur anging, Fürsorge getroffen. Die russische Kavallerie war ausgezeichnet und zahlreich, die Artillerie zählte an 500 Geschütze. Es ist wohl keine Frage, daß, wenn Kutusow sich der französischen Armee in den Weg gelegt und entschlossen seine ganzen Kräfte eingesetzt hätte, die Niederlage der großen Armee hier gleich hinter Smolensk besiegelt worden wäre.

Der Abmarsch der Franzosen aus Smolensk, der am 12. November begann, wurde von einer strengen Kälte — das Thermometer zeigte 17—18 Grad unter Null — begleitet. Die lange Marschsäule zerhackte sich dreifach: Kopf voraus auf Orsza (5., 8. K., Park, Latour-Maubourg), Kern bei Krasnoi (Garde), Schweif (1., 3., 4. K.) fast schon abgeschnitten zwischen Smolensk und Krasnoi. Diese 27000 mußten sich durchschlagen, zunächst tat dies am 16. Eugen.

Der längere Aufenthalt des Kaisers in Smolensk hätte also den Fürsten Kutusow wohl verlocken können, sich der großen Armee rechtzeitig in den Weg zu legen und ihr eine ernsthafte Schlacht zu liefern. Vergeblich drängten seine Generale den alten Fürsten, jetzt mit der Vernichtung der Trümmer der französischen Armee Ernst zu machen. Besonders General Jermolow drängte fortwährend. Aber obgleich dem alten vorsichtigen Herrn von allen Seiten die weit vorgeschrittene Auflösung der großen Armee gemeldet wurde, er konnte sich nicht entschließen, seinen alten Gegner von Austerlitz anzupacken. „Tout cela se fondra sans moi," „dies alles wird ohne mich zu Grunde gehen," blieb sein Wahlspruch. Er brauchte sechs Tage, um einen Marsch von 13 Meilen zurückzulegen. Er liebte es, sich bequeme Schlösser für sein Hauptquartier auszusuchen, wo er sich dann länger aufhielt als nötig war, und sein Heer teilte die Ruhetage, die der Oberfeldherr sich gönnte. „Kutusows Zögerung," sagte Prinz Eugen von Württemberg in seinen Denkwürdigkeiten, „wurde von der ganzen russischen Armee verurteilt; doch sie war planmäßig. Was trotzdem geschah, ward größtenteils nur durch den Eifer einzelner herbeigeführt. Ich glaube mit Bestimmtheit versichern zu können, daß das feindliche Heer schon bei Wiäsma ganz unterlegen wäre, wenn eine kräftigere Hand bei uns das Kommando geführt hätte. Ob aber im weiteren Verfolg selbst eine solche Begebenheit alle ferneren Resultate allein zu bewirken imstande gewesen und ob ohne die in die Berechnung verwebten Nebenumstände der Erfolg so entscheidend geworden wäre, bedarf wohl keiner besonderen Beurteilung, da ja Napoleon selbst Kutusows schlauem Benehmen das blinde Vertrauen und die Vernachlässigung der letzten Hilfsmittel zuschreibt, deren er sich später beschuldigte. Er hätte in jenen Fällen (wenn nämlich Kutusow bei Wiäsma schon mit ganzer Macht angegriffen hätte) sein Armeekorps gleich ganz verloren und deshalb um so schneller seine Garde gerettet, was ihm ohne den verderblichen Aufenthalt in Smolensk und durch Anschließen an die Korps von Victor, Baraguay und Oudinot einen großen Teil der Armee erhalten hätte, der später in dem allgemeinen Elend erlag." Das stimmt vielleicht, damit hätte er aber sein Feldherrnprestige verloren, wozu er sich noch nicht entschließen konnte. Übrigens wird *jeder* Rückzug verderblich bei entfesseltem Volkskrieg, vgl. über Spanien und Kalabrien „40 Jahre aus dem Leben eines Toten" 1915, eine noch nie gewürdigte Quelle; Rußlands Klima an sich war nur eine Beigabe des ohnehin Unvermeidlichen.

Digitized by Google

12. Kapitel

Krasnoi

Ob nun solche Berechnung Kutusows oder ob die Furcht vor dem großen immer noch gefährlichen Gegner ihn am energischen Handeln verhinderte, mag dahingestellt sein. Napoleon konnte jedenfalls damals mit diesen beiden Faktoren nicht rechnen, sondern mußte zusehen, wie er sich seiner Haut wehrte und seine Armee weiterbrachte. Die Armee war staffelweise aus Smolensk abmarschiert. Zuerst am 12. November die auf 800 Mann zusammengeschmolzenen Westfalen unter Generaloberst Junot, denen sich 500 Reiter ohne Pferde angeschlossen hatten. Am 13. folgte General Claparède mit der Weichsellegion und den Trophäen, die in diesem Feldzug erbeutet waren. Am 14. folgte Napoleon mit den Garden und der Kavallerie, die er noch hatte. In Smolensk blieben zurück der Vizekönig Eugen Beauharnais, der Marschall Davout und Marschall Ney, der die Nachhut führte. Diese drei Korps waren seit Wiäsma fortwährend hart bedrängt worden und hatten schwer gelitten, waren auch später als der Kaiser in Smolensk eingerückt und hatten mit dem zufrieden sein müssen, was die Garde und die anderen Divisionen ihnen übrig gelassen hatten.

Am 15. November traf Napoleon mit der Garde in Krasnoi ein. Die Westfalen waren schon einen Tag früher dort gewesen, aber durch kühnes Drauflosgehen des russischen Parteigängers Ozarowski hinausgetrieben worden. Ozarowski stand kaum eine Stunde vor der Stadt. Napoleon, der sich entschlossen hatte, hier bei Krasnoi Halt zu machen, um die drei noch von Smolensk in Anmarsch befindlichen Korps aufzunehmen, befahl nun in der Nacht zum 16. November der Division Roguet von der Garde, den Parteigänger Ozarowski zu überfallen. Der Überfall gelang glänzend. Ozarowski wurde zurückgeworfen und eine ganze Anzahl gefangener Russen kam in die Hände der Franzosen. Diese Schlappe, die einer seiner Unterführer erlitt, machte natürlich den alten Kutusow noch vorsichtiger und dies kam den Franzosen zugute. Als am nächsten Tage der General Miloradowitsch und mit ihm der Prinz von Württemberg bei Merlino standen zwischen Krasnoi und den anmarschierenden französischen Kolonnen, kamen gegen vier Uhr nachmittags Kosaken auf der Straße von Smolensk daher, die sozusagen als Spitze den Vortrupp des 4. französischen Korps unter dem Vizekönig bildeten. Die Franzosen erwehrten sich dieser unliebsamen Begleiter, indem sie ständig Schüsse abgaben, um die Steppenreiter in Respekt zu halten. Das Korps des Vizekönigs, jetzt noch 5000 Mann stark mit einem ganzen Schweif Unbewaffneter, rückte heran und erhielt sofort einen warmen Empfang. Der Prinz Eugen von Württemberg hatte zu jeder Seite der Straße Batterien auffahren lassen und seine Division sowie eine Reiterabteilung den Franzosen in den Weg gestellt. Dennoch gingen die französischen Truppen, obgleich in dreifacher Minderzahl, mit heftigem Angriff gegen die russische Stellung vor. Was blieb denn Beauharnais auch anderes übrig, als sich durchzuschlagen? Hier konnte der tapfere Mann wieder einmal zeigen, daß er des väterlichen Degens wert war, den einst der erste Konsul dem Knaben zurückgegeben hatte, als er darum bat. Beauharnais focht also so gut wie er konnte. Natürlich vergeblich. Schließlich war er genötigt, das Gefecht hinzuhalten, bis die Dunkelheit hereinbrach, und den linken Flügel der Russen umgehend, erreichte er spät abends Krasnoi. Es war ein jammervoller Marsch, den der Vizekönig von Smolensk nach Krasnoi zurückgelegt hatte, und es ist ein Wunder, daß diese Truppen noch so mutig fochten, daß der alte kühne Geist der großen Armee dennoch in diesen Trümmern lebte. Überall, bei jedem Schritt, waren seine Kolonnen den Spuren der Auflösung begegnet. Die Straße war mit toten Pferden, mit Fuhrwerken, mit festgefrorenen Geschützen, mit Kürassen, Tschakos, Waffen, Gewehren bedeckt; an den erloschenen Feuern der Biwaks lagen Reihen von Erfrorenen. In den Gräben und Geländeeinschnitten fand man Haufen von Toten, die dort hingeworfen waren, um die Passage den Fuhrwerken zu erleichtern. Und dennoch hatten sie gefochten, als ihre Führer es befahlen, hatten ausgehalten unter dem verheerenden Feuer von 44 Kanonen, die Prinz Eugen von Württemberg gegen sie spielen ließ. Besonders tat sich hier der zähe General Guilleminot hervor, der mit seiner Division so lange stand hielt, bis die übrigen Truppen sich in Sicherheit gebracht hatten. Als die Lage der Franzosen kritisch wurde,

Digitized by Google

ſchickte General Miloradowitſch den Oberſten Fürſten Kudaſchew als Parlamentär zu Guilleminot und ließ ihn auffordern, die Waffen zu ſtrecken, da doch das Korps des Vizekönigs mit 20000 Mann umſtellt ſei. Der Parlamentär verſprach dem General die vorteilhafteſten Bedingungen, aber Guilleminot antwortete kurz: „Kehren Sie um, Herr Oberſt, und ſagen Sie dem, der Sie geſandt hat, daß, wenn Sie 20000 Mann haben, wir alsdann über 80000 verfügen.“ Im Augenblick, als der Prinz von Württemberg bei der beſten Arbeit war, kam Befehl von Miloradowitſch, dem Feind eiligſt die Straße freizugeben, ſo daß Eugen bei ſich ſagte: „was muß der Feind wohl von uns halten!“ Am andern Tage klärte Miloradowitſch den Prinzen auf: „Des Alten Anſicht,“ ſo ſagte er, „iſt die: bringen wir den Feind zur Verzweiflung, ſo koſtet es auch uns unnützes Blut; laſſen wir ihn aber laufen und geben ihm nur gehörig das Geleite, ſo geht er im Verlauf einiger Tage ſelbſt zugrunde, denn der Menſch lebt ja nicht von der Luft, der Schnee iſt kein heimiſches Lager und ohne Geſpanne läßt ſich Munition und Geſchütz nicht transportieren.“ So zog der Vizekönig ſich auf die Garde bei Krasnoi zurück und marſchierte mit ſeinen ſchwer erſchütterten Truppen — er hatte Durchſchlupf auf Fominka gefunden — gegen Liady weiter. Verluſt Eugens 1500 laut Chambray (tatſächlich litten nur Brouſſiers 35. und 53. (39 Offiziere). Thiers' Angabe, daß Brouſſiers 2600 von 3000 verlor, iſt Blague, obwohl 300 Reſt Delzons bis zum letzten Mann fielen und eine Menge Iſolierter mit ſoldatiſchem Inſtinkt wieder zu den Waffen griffen. Davout kam am 16. durch mit minimalem Verluſt. — Napoleon blieb noch in Krasnoi ſtehen; noch waren die Korps von Davout und Ney nicht heran. Alles was der Kaiſer an Truppen hatte, beſtand in 14000 Mann Garde-Infanterie, 1800 Mann Garde-Kavallerie, dem Korps der Unberittenen, den Sappeurs des Artillerieparks. Dazu verfügte der Kaiſer über 50 Geſchütze. Dieſe unmittelbare Nähe des Kaiſers war es wohl hauptſächlich, welche den alten Fürſten Kutuſow ſo ängſtlich machte, daß er ſeinen Generalen ſogar befahl, den Vizekönig durchzulaſſen. Nun kam die Meldung in das Hauptquartier des Fürſten Kutuſow, daß Napoleon abgezogen ſei. Es war eine falſche Nachricht, denn nicht der Kaiſer ſelbſt, ſondern das 4. Korps des Vizekönigs war auf der Straße nach Liady, wie wir hörten, weitergezogen. Immerhin, die Nachricht ermutigte den alten Herrn nun doch, dem fortwährenden Drängen ſeiner Generale und beſonders des engliſchen Militär-Bevollmächtigten Sir Robert Wilſon nachzugeben und die noch rückſtändigen Korps von Davout und Ney abzufangen. Es wurde im Hauptquartier ein entſprechender Schlachtplan entworfen, nach welchem der General Tormaſſow, der das Kommando der 3. Armee abgegeben hatte, und hier unter Kutuſow jetzt ein Korps kommandierte, auf Dobroie marſchieren ſollte, um ſich dem Feind in den Weg zu ſtellen. General Miloradowitſch ſollte auf Larinowo marſchieren, um Davout vorbeizulaſſen, und ihm dann in den Rücken zu kommen, während Fürſt Galitzyn mit dem Zentrum über Uwarowo direkt gegen Krasnoi vorgehen ſollte. So ſollte der Feind von drei Seiten umfaßt und vernichtet oder zur Waffenſtreckung gezwungen werden. So war der Plan. Aber, wie geſagt, Kutuſow ſetzte dabei voraus, daß Napoleon ſelbſt nicht mehr zur Stelle war; er glaubte, es bei dieſer Operation, die er ſich abringen ließ, nur mit dem Marſchall Davout zu tun zu haben.

Aber die Sache kam anders, denn der Kaiſer war zur Stelle. Eigentlich brauchte Kutuſow nichts zu fürchten, denn er hatte außer der 17000 Mann ſtarken Macht von Miloradowitſch über 35000 Mann zur Stelle, hatte alſo eine dreifache Übermacht. Aber plötzlich in der Morgenfrühe ſchon um 5 Uhr ließ Kaiſer Napoleon durch ſeine junge Garde das Dorf Uwarowo angreifen und nehmen. Mit ſcharfem Stoß wurde das ruſſiſche Infanterie-Regiment Tſchernikow, welches Fürſt Galitzyn in das Dorf geworfen hatte, hinausgeſchleudert. Die alten Garden marſchierten auf, in Regimentskolonnen formiert, und eine Batterie von 12 Geſchützen der reitenden Artillerie, deren Garde-Artilleriſten allerdings keine Pferde mehr hatten, ſpie ihr Feuer gegen die Ruſſen. Bei der Batterie ſtand der Kaiſer Napoleon zu Fuß in ſeinem grünen, verſchnürten Pelz und ſeiner Pelzmütze. Er ſtand im Bereich der feindlichen Kugeln. Berthier, der mit ihm war, warnte ihn vor der Gefahr. „Eh bien,“ rief Napoleon an den Degen greifend, „j'ai assez fait l'empereur; il est temps, de faire le général“ (Wohlan, ich bin lange genug Kaiſer geweſen, es iſt an der Zeit, daß ich wieder General werde).

Während ſo Napoleon die Schlacht ſelbſt eröffnete, war Marſchall Davout aus ſeinem letzten Biwak von Korytnia am frühen Morgen aufgebrochen und in ſcharfem Marſch an den ruſſiſchen Linien vorbeimarſchiert. Der Prinz von Württemberg, der mit ſeiner Diviſion die neue von Kutuſow vorgeſchriebene Stellung bezog, begegnete den feindlichen Kolonnen und warf ſich ihnen entgegen. Aber alsbald kam von Miloradowitſch der ausdrückliche Befehl, daß der Feldmarſchall verboten habe, hier ein Gefecht einzuleiten und daß der Prinz die Franzoſen vorbeilaſſen möchte. So kam Davout unzerzauſt davon und konnte ſich, über die Losmina gehend, mit Napoleon vereinigen.

Die erſte Diviſion des Marſchalls Davout, die auf der Smolenſker Heerſtraße heranmarſchierte, wurde zwar von der Batterie des Oberſten Nikitin bei dem Überſchreiten der Losmina gehörig mit Kartätſchen beſchoſſen, aber ſie kam dennoch zurecht, um in das Treffen einzugreifen. Sie flankierte ſofort das Dorf Uwarowo und machte ſich in dem Kampfe ſehr nützlich. Fürſt Galitzyn, welcher das Zentrum führte, be-

Digitized by Google

schloß einen Gegenangriff und erteilte dem General Grafen Stroganow den Befehl, das ganze dritte Infanterie-Korps heranzuführen, um gegen das Dorf vorzugehen und es zurückzugewinnen. Mit zwanzig Geschützen vor der Front rückte Stroganow heran. Da warf sich mit ungeheurer Bravour das erste Garde-Voltigeur-Regiment den Russen entgegen und stürmte die Batterien. Zwei Kürassier-Regimenter unter dem General Duca brachen gegen die Voltigeurs heran, aber im festgeschlossenen Karree wiesen die Gardesoldaten jeden Angriff zurück.

Dennoch wäre, wenn Kutusow seine ganze Masse eingesetzt hätte und der Operationsplan glatt durchgeführt wäre, das Endergebnis der Schlacht kaum zweifelhaft gewesen, aber der große Name des Kaisers tat hier seine besonders lähmende Wirkung auf den alten, vorsichtigen russischen Fürsten. Es ward um jene Zeit ein bayrischer Offizier gefangen eingebracht und vor Kutusow geführt. Der alte Fürst sprach geläufig deutsch; vor allen Dingen wollte er gern wissen, wer wohl bei Krasnoi den Oberbefehl führe. Nun hatten die allerwenigsten Offiziere der großen Armee den Kaiser von Angesicht zu Angesicht gesehen. Der Bayer sagte also, er habe den General wohl gesehen, kenne ihn aber nicht. Der schlaue Russe wollte sich wohl gegenüber den Offizieren, die daneben standen, keine Blöße geben und nicht gerade aussprechen, was ihm am Herzen lag, er versuchte daher auf Umwegen zu seinem Ziel zu gelangen und fing an, dem Bayer Napoleons Signalement abzufragen. „Ist er brünett? Welche Augen hat er?" usw. Nun kam es, daß Kutusow ein oder zweimal Antworten erhielt, die ihm bedenklich schienen, und sobald das geschah, wendete er sich mit einem Gesicht, auf welchem der Schrecken nur allzu deutlich zu sehen war, zu seiner Umgebung und sagte bestürzt: „C'est lui!" (Das ist er.) Dann fragte der Feldmarschall weiter: „Ist er klein von Wuchs?" — „Nein, er ist sehr groß," entgegnete der Bayer, der jedenfalls die Hünengestalt des Marschalls Mortier an der Spitze der jungen Garde gesehen haben mochte. Da klärten sich Kutusows Züge auf und mit großer Befriedigung sagte er zu den Offizieren, die ihn umstanden: „Non, ce n'est pas lui." (Nein, das ist er nicht!) Aber diese Überzeugung wurde dem alten Fürsten bald wieder genommen, als ein Bauersmann herbeigeführt wurde, der aus Krasnoi entlaufen war. Dieser sagte bestimmt aus, daß der Kaiser Napoleon selbst in der Stadt sei, welche von Leuten mit Bärenmützen besetzt sei. Kein Zweifel, das war die alte Garde und man wußte, daß der Kaiser von dieser unzertrennlich war. Außerdem war ja auch aus der zielbewußten Anlage der Schlacht, welche mit sicherem Stoß die schwächste Stelle der Russen, das Zentrum, getroffen hatte, zu ersehen, daß hier ein Meister vom Fach tätig war. Keine Einreden, gar nichts half jetzt bei Kutusow mehr. Seine Adjutanten mußten satteln und nach allen Richtungen hin galoppieren, um Tormassow, Miloradowitsch und den anderen Generalen den Befehl zu überbringen, im Marsch einzuhalten und die Straße nach Orsza dem Feinde freizugeben. Die Aufregung des alten Kutusow war so groß, daß alle russischen Offiziere, die dabei standen, peinlich berührt wurden. Solches vollbrachte der große Name des Korsen.

Indes sah Napoleon wohl ein, daß er mit dieser Aufnahme des Korps Davout das äußerste getan hatte und daß es ihm bei seinem vollständigen Mangel an Kavallerie und Geschützen an Hals und Kragen gehen könnte, wenn er noch jetzt einen Tag lang auf Ney warten wollte. Er brach also am Nachmittag das Gefecht ab und zog sich zurück. Die weiteren Divisionen Davouts, die während der Schlacht heranmarschierten, waren gleich auf der Straße nach Liady weiter beordert. In strammer Ordnung gingen die Gardetruppen zurück. Die erste Division der jungen Garde unter dem General de Laborde erhielt vom Marschall Mortier den Befehl, sich langsam aus der Feuerfront zurückzuziehen. De Laborde sprengte heran und rief seinen Soldaten zu: „Der Marschall hat befohlen langsam, also gewöhnliches Marschtempo, Soldaten!" Und so geschah es, obwohl die russischen Batterien und die hier vertriebenen Tirailleurschwärme des Fürsten Galitzyn mit dem Feuer nicht sparten. Jetzt mußte auch das 1. Garde-Voltigeur-Regiment seine Zeche bezahlen, das am Morgen so kühn in die Batterie eingedrungen war. Zwei russische Infanterie-Regimenter und zwei Kürassier-Regimenter, dieselben, die am Morgen abgeblitzt waren, warfen sich auf das Karree und sprengten es; besonders ein alter russischer Wachtmeister vom Kürassier-Regiment Nowgorod, ein narbenbedeckter Graukopf war es, der sich hier hervortat. Mit den Worten: „Einmal muß die Sache doch ein Ende nehmen," warf sich der Tapfere in die Bajonette des Karrees und starb für seinen Zaren.

Die Division Friederichs vom Korps Davout bildete die Nachhut und hatte die Aufgabe, Krasnoi so lange wie möglich zu behaupten, um das Nachdringen der Russen zu verhindern, während Napoleon mit seinen Garden auf der Straße nach Orsza abmarschierte. Bei Uwarowo verloren Infanterie und Artillerie der jungen Garde nur 13 Offiziere, dazu 6 Dragoneroffiziere der unberittenen Fußkavallerie unter Sebastiani und 9 des großen Parks (Sappeurs und Train), der nach Orsza voraufging und von russischen Säbeln durch Alte Garde befreit wurde. Im Hauptkampf am 17. zog Davout unter Schutz der Garden nahe heran, dessen Division Dufour aber zur Aufnahme Neys an der Losmina blieb. Morands wiedergefüllte Reste vom 17., 30., Gérards 7. L., 127. Hanseaten erkämpften sich leicht den Abzug, dann Compans, dann räumte Friederichs nachmittags Krasnoi, alles mit ganz geringem Verlust; Oberst von 111. Piemontesen gefangen. Als letzte Nachhut opferte sich das berüchtigte Marodeurregiment 33. Leichtes, bisher aus der Front ver-

Digitized by Google

bannt, mit ſolchem Scham- und Ehrgefühl, daß keiner dieſer Holländer die Heimat wiederſah. Alle 52 Offiziere deckten ſterbend und verſtümmelt das Schlachtfeld, nur ein Reſt von 80 Mann ergab ſich. Auch 3. Holländiſche Grenadiere (weiß mit Scharlachaufſchlägen) der Alten Garde ſchmolzen anſehnlich im Vorkampf, doch ſchwerlich von 305 auf 36, denn ſie erreichten ſogar Wilna mit 80! Heſſiſche Gardebataillone verloren 11, 142, 2. Diviſion junger Garde nur 30 Offiziere, 1. Diviſion Roguet laut deſſen Memoiren 2261 auf 42 Offiziere, Martinien weiß nur von 36, alſo darf man wohl 6 als gefangen rechnen. Der Hauptſtoß Fürſt Galitzyns traf hier 1. Voltigeurs (23 Offiziere mit Oberſt Mallot), die von 400 auf 64 ſchmolzen, ganz unſtimmig iſt aber, daß die 1. Tirailleurs und Füſilier-Grenadiere auf 15 Offiziere ſo viel verloren, daß von beiden nur 86 übrig blieben. (Bionnets Erinnerungen.) Und da Roguet erwieſenermaßen nur ſo viele Leute hatte, als er verloren haben will, ſo ſchwafelt er. Auch iſt falſch, daß Claparèdes Gardepolen Krasnoi gegen Roſen verteidigten, Verluſt Null, erſt am 18. machte 3. Weichſelregiment gegen verfolgende Reiterei Front (13 Offiziere). Inkluſive 2 Offiziere Gardejäger, 3 Artillerie (alſo unwahr, daß die Garde „kein einziges Geſchütz" beſaß, weil ſchon alles nach Orsza vorausging) und einigem Kanonadeverluſt am 18. (Generale Ornano und Simmer verwundet) dürfte der Krasnoikampf ſeit 16. höchſtens 6500 gekoſtet haben, die Ruſſen litten ſicher nicht weniger. Ihre Prahlerei, zwiſchen Smolensk und Krasnoi 112 Geſchütze und am 17. nochmals 70 aufgegabelt zu haben, richtet ſich ſelbſt. Von wem denn, zumal ſie ſchon zuvor 221 aufgeleſen haben wollen? Dann wäre Napoleons Artillerie ganz vernichtet worden, Girod und Pion beweiſen dokumentär das Gegenteil.

Biwak bei Krasnoi
Nach Faber du Faur

Hier mögen die perſönlichen Erinnerungen des Herrn von Borcke, von den Weſtfalen, Raum finden. Er ſchreibt:

„Wir kamen am 15. in Krasnoi an und brachten dort mit einem Teil der nachgerückten Garden und mit vielen Vereinzelten und Dienſtunfähigen, deren Menge ſich ſtündlich vergrößerte, den Tag zu. Aus unſern Bataillonen waren ſchwache Kompagnien geworden; die beiden Huſarenregimenter, die Garde-Chevauxlegers zählten zuſammen noch hundert Pferde. Der General von Hammerſtein führte dieſe Truppe und hielt ſie dadurch einigermaßen zuſammen und in guter Haltung, daß er ſie durch Einſchlagen von Seitenwegen dem Strudel des Rückzugs nach Möglichkeit entzog und die Nächte abſeits der großen Straße zubrachte, wo ſich auf Futter und Lebensmittel noch eher rechnen ließ. Kälte und Hunger machten nun täglich weitere gräßliche Fortſchritte; auf dem Marſch ſah man Soldaten, die anſcheinend geſund in Reihe und Glied marſchierten, plötzlich ſtehen bleiben, einige Augenblicke wie betrunken hin und her ſchwanken und dann erſtarrt zuſammenſtürzen. Die Kranken und Verwundeten waren längſt umgekommen oder in Gefangenſchaft geraten. Der Kamerad, der Freund, beraubte im Augenblick des Todes den fallenden, erſtarrten Freund, den er bis dahin mit ſich fortgeſchleppt hatte, um ein Kleidungsſtück oder die wenigen Eßwaren, die der Geſtürzte etwa bei ſich trug, zu erlangen. Bald ſah man die Gräben der Landſtraße mit nackten menſchlichen Körpern ausgefüllt; ſelbſt das Hemde, welches einer oder der andere dieſer Unglücklichen noch an ſich hatte, fand früher oder ſpäter einen Liebhaber; was aber die Plünderer der eigenen Armee etwa liegen ließen, das fiel ſicherlich den Kolonnen der auf beiden Seiten des Weges folgenden Koſaken und bewaffneten Bauern in die Hände. Pferdefleiſch, welches ſchon lange einen Teil der Nahrung von Offizieren und Soldaten ausmachte, ward nunmehr die einzige und allgemeine. Die Menge der gefallenen Pferde bot bald ſogar Überfluß. Selten ſah man ein Pferd liegen, dem nicht ein Teil der Bruſt oder die Keulen ausgeſchnitten geweſen wären; Zunge und Leber galten als Leckerbiſſen.

Als wir am 16. morgens von Krasnoi ausmarſchierten, fanden wir ein ruſſiſches Korps einige Werſt ſeitwärts des Weges, nach Liady zu, vor uns, welches gegen die Straße vorrückte und ſo der ganzen Armee mit ihrem noch immer großen Troß den weiteren Rückzug ſtreitig zu machen drohte. Es war die Avantgarde der großen ruſſiſchen Armee von Kutuſow, die ſich unſerer Rückzugslinie genähert hatte, während das Gros langſamer folgte. Wir waren daran gewöhnt, von Koſaken umſchwärmt zu werden, aber dieſe

Digitized by Google

begleiteten den Zug, solange sie Bajonette sahen, stets in angemessener Entfernung und brachen nur da ein, wo es im allgemeinen Chaos einen Wagen oder etwas anderes zu plündern gab. Nun hatte ein reguläres feindliches Korps die Spitze der Avantgarde erreicht und war im Begriff, sich auf unserer Rückzugslinie aufzustellen und so unseren Untergang herbeizuführen. Dieser schien gewiß und besonders für die Westfalen unvermeidlich, deren geschlossene Abteilungen kaum noch der Rede wert waren; außerdem war anzunehmen, daß die den Angriff unternehmenden Russen stärker als die ihnen gegenüberstehenden Truppen waren. Doch Napoleon war bei uns; er zeigte sich, als unser schwaches Häuflein Krasnoi verließ und wir vor dem Orte die Garden in dichten Massen aufmarschiert fanden. Noch war das Vertrauen zu ihm nicht erloschen, wenn auch Zweifel an seiner Unfehlbarkeit auftauchten; seine Nähe, die Ruhe seiner Gesichtszüge und Bewegungen richteten jeden von uns auf, der Gedanke, er könne das unmöglich Scheinende möglich machen, nahm selbst den Verzagtesten ein und erfüllte alle mit neuem Mut und mit Begeisterung. Es war eine entsetzliche Kälte am Morgen des denkwürdigen 16. November. Die Truppen bildeten dichte Karree-Massen, gleich einer beweglichen Festung, und setzten sich so, um sich durchzuschlagen, in Marsch. Napoleon, im grauen Überrock kaum zu erkennen, einen Stock in der Hand, befand sich mit vielen Generalen und Offizieren, die kein Kommando mehr hatten, in einer dieser Kolonnen, welche dicht aneinandergedrängt, ihn umgab und ihn, sowie alles, was sich in ihrer Mitte befand, den Augen des Feindes entzog, da jeder zu Fuß war. Auch wir, mein General mit seinem Stabe und den Reitpferden, waren in dem Karree, welches diesen großen Mann einschloß; unser Glücksstern hatte uns hineingebracht, und so hing unser Schicksal, unser Ende von dem seinigen ab. Die große Masse wälzte sich, unbegreiflicherweise ziemlich unangefochten, auf der großen Straße fort. Die leichten Truppen der Russen, welche sich entgegenstellten, wurden überrannt und wichen aus; man kanonierte uns, aber die Kugeln taten wenig Schaden, und wir kamen bald durch. Die feindlichen Kolonnen hielten sich entfernt, und so gelang es der Spitze, glücklich durchzubrechen, während einige nachfolgende Karrees der Garden lebhafter angegriffen wurden, wobei etwa 1500 Mann den Untergang fanden. Außerdem fiel den Russen eine große Menge Unbewaffneter, sowie zahlreiche Bagage in die Hände."

Zwei Generale, 57 Stabsoffiziere und 6000 Mann fielen in die Hände der Russen, nämlich alle Toten und Verwundeten gezählt, die man natürlich nicht transportieren konnte, dazu 45 unbespannte Geschütze und außerdem, ein besonderer Triumph, der Marschallstab des Fürsten von Eckmühl, Nikolaus Davout. — Der alte Kutusow machte natürlich wieder einen wunderschönen Bericht an seinen Zaren und erhielt den Ehrennamen: Smolenski. Er hatte übrigens dem Prinzen Eugen von Württemberg gegenüber, dem er sehr gewogen war, für seine ganze Art der Kriegsführung eine Entschuldigung, die hier angeführt werden muß, denn sie erklärt vieles. „Unsere jungen Feuerköpfe," sagte Kutusow, „zürnen dem Alten, daß er dem Fluge ihrer Wünsche einen Zügel anlegt. Sie bedenken nicht, daß die Umstände für sich allein schon mehr tun, als unsere Waffen. Wir selbst dürfen an der Grenze (Deutschlands nämlich) nicht als abgemagerte Landstreicher anklopfen." Hier spielt also, wie man aus diesem Ausspruch erkennt, die politische Erwägung in der ganzen Kriegsführung Kutusows eine starke Rolle.

Dieser Waffenerfolg erregte in Petersburg den höchsten Jubel. Der preußische Oberst von Boyen war um jene Zeit in geheimer Sendung in Petersburg und wohnte dem Dankgottesdienst bei, der in der Hofkirche stattfand. „An diesem Nachmittage," schreibt Boyen, „kam es auch zu einem Volkstumult in Petersburg, den ich als einen sprechenden Beitrag zu der damaligen Stimmung hier erwähnen zu müssen glaube. Das Publikum hatte nach beendetem Gottesdienst die Erlaubnis bekommen, die in der Kirche ausgestellten eroberten französischen Adler und den Marschallstab von Davout zu sehen. Dies zog natürlich eine außerordentliche Menschenmenge herbei und in diesem Gedränge war auf einmal jener Marschallstab verschwunden. Wie das zugegangen, ist mir freilich heute noch ein Rätsel, denn als ich diese Gegenstände sah, waren sie so hoch aufgestellt, daß ein Mensch sie füglich nicht erreichen konnte. Genug, der im Gepäck erbeutete Marschallstab war weg, und auf einmal hieß es, daß er bei einem Mitgliede der in Petersburg befindlichen französischen Schauspielergesellschaft gefunden worden sei. Diese Pariser Künstler waren schon längst ein entschiedener Gegenstand des Volkshasses und nur der Kaiser hatte sie aus einer wohl unzeitigen Liebhaberei dort behalten. Jetzt aber, nachdem jener wahre oder vielleicht auch nur erdichtete Fleck auf einem Mitgliede sich der öffentlichen Meinung bemächtigt hatte, mußte selbst der kaiserliche Wille dem immer stärker werdenden Volksunwillen nachgeben. Noch im Laufe desselben Tages wurden alle Mitglieder der Gesellschaft ihrer eigenen Sicherheit wegen eingeschifft, nach Kronstadt gebracht und von dort über Finnland nach Schweden befördert." Am Abend dieses selben Tages hatte Oberst von Boyen eine Unterredung mit Kaiser Alexander. Ein Generaladjutant hatte ihm eine geheime Tür des Winterpalastes bezeichnet, wo er sich in der Dunkelheit des Novemberabends einfinden sollte. Ein alter Kammerdiener führte den preußischen Offizier geheimnisvoll über dunkle Flure, Gänge und Treppen, und plötzlich stand Boyen in einem erhellten Zimmer dem Kaiser Alexander gegenüber. Der Kaiser saß an einem mit Landkarten bedeckten Tisch und öff-

Digitized by Google

Marſchall Ney bei Krasnoi
Aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

nete gerade Briefe. Die Unterredung, die Alexander mit Boyen hatte, dauerte lange und behandelte ſehr eingehend die kriegeriſchen und politiſchen Verhältniſſe. Der Kaiſer ſicherte Boyen zu, daß er die Waffen nicht eher niederlegen würde, als bis in Deutſchland und Europa die politiſche Lage wieder auf ihren alten Stand zurückgeführt ſei. Beſonders verbürgte er ſich dafür, daß der König von Preußen ſeinen früheren vollſtändigen Länderbeſitz, oder wo dies nicht anging, doch einen genügenden Erſatz dafür wieder erhalten ſollte. „Ich weiß," ſagte Alexander wörtlich, „daß man in Europa beſorgt geweſen iſt, daß ich nicht Ausdauer genug haben und einen unzeitigen Frieden machen würde. Ich glaube aber jetzt durch das Preisgeben meiner Hauptſtadt meine Ausdauer genügend bewieſen zu haben und gezeigt zu haben, zu welchen Zielen, wenn man mich unterſtützt, ich den Krieg führen werde. Die Befreiung Europas von dem Joche Napoleons, eine den heutigen Bedürfniſſen der Zeit angemeſſene Geſtaltung desſelben, — dies ſind meine Zwecke."

Im Laufe des 17. November war Napoleon mit ſeinen Garden und dem größten Teil des Korps Davout glücklich nach Liady gelangt, wo er Eugen Beauharnais ſchon antraf. Als er dort eintraf, rief er aus: „Oh, mon étoile!" und wahrhaftig, dieſen Ausruf konnte der Kaiſer mit vollem Recht tun, denn er hatte bei Krasnoi ein unmenſchliches Glück gehabt, dieſer Liebling des Glücks. Dennoch plagte ihn die bange Sorge um den Marſchall Ney und ſein Korps. „Ich würde die zweihundert Millionen Franks, die ich in den Tuilerien liegen habe, hergeben, um Ney zu retten," ſagte der Kaiſer zu dem treuen General Rapp, der während des Rückzuges von Krasnoi an der Spitze der Garde neben dem Kaiſer ritt.

Aber es bedurfte dieſes kaiſerlichen Opfers nicht. Ein Mann, wie Marſchall Ney, wenn er nur den Degen in der Fauſt hat, hilft ſich ſelbſt. Er war, wie wir hörten, der letzte, der Smolensk verließ. Im ganzen hatte Ney 8000 Mann Infanterie unter Razout und Ricard (an Stelle Ledrus), 300 Reiter (laut Spezialquelle auch 28. toskaniſche Ch. des Hauptquartiers) mit ſich. Das war der feſte Kern ſeiner Truppen. Später ſtieß zu ihm Diviſion Dufour (früher Friant), den Davout zur Aufnahme an der Losmina zurückließ und die ſo den Vortrab bildete. Dazu kamen noch ungefähr 7000 Nachzügler und Marode, die an ſeinen Rändern und an der Queue ſich mitſchleppten, ein Schweif, der natürlich das Fortkommen ſehr erſchwerte. Es war Ney indes möglich geweſen, in Smolensk für Mäntel, Fußzeug, Patronen und einen dreitägigen Beſtand an Proviant zu ſorgen. Er hatte vom Kaiſer den Befehl erhalten, bevor er Smolensk räumte, die dort zurückgelaſſenen Geſchütze zu vernageln, die Vorratshäuſer abzubrennen und die Mauern zu ſprengen. Das alles koſtete Zeit. Aber auf eine Depeſche des Marſchalls Davout hin, der ihn zur Eile mahnte, rief Ney entrüſtet aus: „Was, dieſe paar Koſaken ſollen mich nicht veranlaſſen, von dem kaiſerlichen Befehl abzu-

Digitized by Google

weichen!" Er vollbrachte also alles, so gut wie er konnte. In der Nacht zum 17. November marschierte er von Smolensk fort. Mehr als 4000 Kranke und Verwundete mußte er zurücklassen.

Der im Stich gelassene Ney hatte schon am 15., wie aus Martinien hervorgeht, und 17. Zusammenstöße, wobei die bisher am Krieg unbeteiligten Oldenburger 12 Offiziere verloren. So erst begreift man, warum sie allein die Inschrift „Krasnoi" erhielten, wie früher Davouts Hanseaten allein die Inschrift „Smolensk", beide sollten aber als annektierte naturalisierte „Franzosen" ausgezeichnet werden. Übrigens ist möglich, daß die Oldenburger sich am 17. durchschlugen und entkamen, denn wir finden sie nochmals an der Beresina. Ob unsere im Weltkrieg so hervorragenden 91er und Hanseatischen 75er, 76er sich noch ihrer Verdienste unter den französischen Adlern erinnern?

Die Kälte hatte dem Tauwetter Platz gemacht und die Wege fingen an, schwierig zu werden. Am 18. November, gegen 3 Uhr nachmittags, überschritt Division Dufour (nicht Ricard) bei dichtem Nebel die Losmina und stieß auf einen unbewachten Artilleriepark, an welchem sie glücklich vorbeimarschierten. Es schien, als ob alles gut gehen wollte; aber plötzlich erfolgte bei den Russen Alarm und es fuhr nun eine starke Artillerie auf, die sofort ihr Feuer eröffnete. Zwei russische Divisionen gingen alsbald vor, und vor allem war es der General Paskewitsch mit der 26. Division, der den Franzosen mit Wucht in die linke Flanke fiel. General Dufour wurde verwundet und die Avantgarde gegen die nachfolgenden Truppen, welche Ney führte, zurückgeworfen. Die Russen versperrten nun mit großer Übermacht dem Marschall die Straße. Es mochten an 40 000 Russen sein, die hier den Vormarsch des Fürsten von der Moskwa hemmten. Ney aber hatte nur noch 7000 Soldaten unter den Waffen, einen einzigen Zug Kavallerie und 12 Geschütze. Dennoch befahl er sofort der Division Razout, anzugreifen. Im Augenblick, als diese vorgehen wollte, kam vom General Miloradowitsch der Major Rennenkampf mit der Aufforderung zu Ney, die Waffen zu strecken, da aller Widerstand angesichts der russischen Übermacht nutzlos sei. Während des Parlamentierens fielen von der russischen Seite einige Schüsse. Sofort ließ Ney den Parlamentär verhaften und befahl der Division Razout wiederholt den Angriff. Er ließ von seinen Geschützen sechs auffahren und den ungleichen Kampf mit 60 russischen Kanonen aufnehmen, die mit dem Rücken nach Krasnoi aufgefahren standen. 10 von ihnen hatte der tapfere alte General Barbanègre, der früher Hanseaten und Oldenburger dem Heere zuführte, mit 15. L. 33. in die Losminaschlucht abgestürzt und zweimal Paskewitsch' 3500 Grenadiere durchbrochen, doch er stürzte verwundet, die alte Elitedivision Friant (bei ihr noch 23 Offiziere, 70 Mann Spanier u. Boppe) ging hier völlig zugrunde. Es ist irrtümlich, daß Division Ricard den ersten Hauptstoß führte. Gleichzeitig ging Division Razout mit einer starken Plänklerkette vor der Front über die Losmina, warf die russischen Schützen zurück und marschierte stracks gegen die Batterie an. Zwei Sappeurkompanien folgten den Plänklern, dann zwei illyrische Regimenter in Regimentskolonne, das letzte Bataillon Württemberger, alles, was von ihnen noch übrig war. Unter dem furchtbaren Kartätschenfeuer der russischen Batterie marschierten diese Truppen auf. Die Sappeurs an der Spitze fielen alle, die Illyrier verdienten sich Frankreichs Dank, 32 ihrer Offiziere sanken (18 tot), überhaupt bluteten 78 Offiziere Razouts (32 tot). Es fehlte nicht viel und die Batterie wäre genommen worden, da entschloß sich Miloradowitsch, seine Artillerie zurückzunehmen und warf nun eine große Infanterie-Übermacht den Franzosen entgegen. Die russischen Garde-Ulanen stürzten sich auf das 18. französische Linienregiment, eroberten im ersten Ansturm zwar die Geschütze und den Adler, aber die folgenden Attacken wurden von dem Karree des Regiments kaltblütig abgewiesen. Bei der fünf- bis sechsfachen russischen Übermacht konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Was hier von dem Marschall und seinen Truppen überhaupt geleistet wurde, daß sie überhaupt zwei fast erfolgreiche Angriffe fertig brachten, ist ein unverlöschliches, militärisches Ehrenzeugnis für die Bravheit dieser Truppen, Offiziere und ihres Führers. Der Divisionsgeneral Razout und der ebenso gelehrte wie heldenhafte Oberst Pelet wurden schwer verwundet. Pelet hielt sich auf seinem Pferde, obgleich ihm beide Beine und ein Arm zerschmettert waren. Er riet dem Marschall dringend, zurückzugehen, nach Norden auszuweichen und einen Übergang über den Dnieper zu suchen. Von seinen 48. blieben 550 von 650 auf dem Platze mit allen 35 Offizieren. Inzwischen durchbrach auch Ricard dreimal die russische Linie, doch Rajewskis Reserven kamen immer dichter. Ricard blutete, schon wurde hier ein Brigadier gefangen. Es war unmöglich den Ring zu sprengen, 200 brüllende Kanonen zu überspringen. 4. Ligne sank von 500 auf 120, 18. von 600 auf 36. Alles, was Marschall Ney noch an den Dnieper brachte, betrug vielleicht 3000 Mann; so schwer waren die Verluste in diesem Treffen an der Losmina gewesen. In der Nähe von Syrokorenie fand Marschall Ney eine Übergangsstelle über den Dnieper. Gegen Mitternacht ließ er die Truppen unter das Gewehr treten, um den Fluß zu überschreiten. Schon hatte das anbrechende Tauwetter das Eis zermürbt, die Pferde brachen sofort ein und es kamen nur wenige an das jenseitige Ufer, die Geschütze mußte man zurücklassen, auch viele Verwundete, die auf den Fuhrwerken lagen und sich nicht bewegen konnten. Da natürlich jeder zuerst über den Fluß wollte, so brachen viele der Mannschaften ein, gerieten unter die Eisdecke und ertranken. Als der Fluß passiert war, wurde der Marsch auf dem rechten Ufer des Dnieper

Digitized by Google

gegen Orsza fortgesetzt. In einem verlassenen Dorf fanden die Flüchtigen große Vorräte von Mehl und Kartoffeln; sofort wurde Feuer gemacht, um abzukochen und in der Aussicht, sich aus den Händen der Russen zu retten, wurde die Stimmung der Soldaten inmitten dieser Wildnis und trotz aller Beschwerden und Nöte gleich wieder sanguinisch und hoffnungsvoll. „Bah! il saura bien nous tirer de ce chien de pays.“ (Nun was denn, er wird uns schon aus diesem hündischen Lande wieder herausbringen), hieß es in diesem Kreise der biwakierenden Truppen. Über den Weitermarsch mag uns ein Offizier vom 3. württembergischen Bataillon näheres erzählen:

„Nach dem Übergang von Warysky setzte man ohne Ordnung den Marsch auf dem rechten Ufer des Dnieper gegen Orsza fort. Nachdem man ungefär sechs Stunden lang auf diese Art in einem Wald marschiert war, kam man an dessen Ende in ein Dorf, wo der Marschall halten ließ, um die Truppen zu sammeln. Kaum hatte man hier zwei Stunden geruht, da erschienen die Kosaken Platows in der Frühe des 19. November. Mit seiner zahlreichen Reiterei schloß der Kosakenhetman das kleine Häufchen des III. Korps vollständig ein und erwartete ruhig, ohne die Franzosen anzugreifen, was der Marschall beschließen würde. Dieser ließ seine Truppen ruhig abkochen, dann unters Gewehr treten und sofort Vierecke bilden. Nachdem die Truppen sich einige Male geübt hatten, aus der geöffneten Kolonne das Viereck zu bilden, trat Ney seinen Marsch an.

Das 3. württembergische Bataillon, welches mit dem illyrischen Regiment zusammen ein Viereck gebildet hatte, marschierte an der Spitze. Sobald dieses Viereck gegen die russische Reiterschar anrückte, teilte sich diese und zog sich hinter das nächste Dorf zurück. Kaum aber hatte die Spitze des III. Korps dieses Dorf passiert, so fingen die Russen an, dasselbe mit Kugeln und bald auch mit Kartätschen zu beschießen. Zum Glück lag das Dorf nicht weit von dem Eingang eines Holzes, welches das III. Korps bald erreichte und somit der größten Wirkung des russischen Geschützes entging. In diesem Walde setzte Ney seinen Marsch bis zum Einbruch der Nacht fort, um welche Zeit er mit dem Korps an einem breiten Graben ankam und im nämlichen Augenblicke vom jenseitigen Rande dieses Grabens abermals mit Kartätschen empfangen wurde. Ney, welcher sich selbst bei der Vorhut, bei dem württembergischen Bataillon und dem illyrischen Regiment befand, befahl sogleich, daß diese mit großem Geschrei in den Graben stürzen und die Russen vom jenseitigen Rande vertreiben sollten.

Die Württemberger und Illyrer vollzogen diesen Befehl im Augenblick und vertrieben die Russen aus ihrer Stellung, worauf das übrige Korps den Graben ebenfalls passierte und den Marsch noch in der Nacht fortsetzte, bis ein breiter und tiefer Bach dasselbe abermals aufhielt. Während das ganze Korps nach und nach aufrückte, Ney aber einen Punkt zum Übergang aufsuchen ließ, drängten die Kosaken ungestüm die Kolonne des III. Korps gegen den Bach, so daß die Württemberger und Illyrier mit Gewalt in den Bach gesprengt wurden, aus welchem sich nur wenige retteten und das jenseitige Ufer erreichten. Die französische Kolonne hatte sich ebenfalls in den Bach gestürzt und Ney setzte hierauf mit dem kleinen Rest, der das jenseitige Ufer erreicht hatte, den Marsch bis in das nächste Dorf fort. Dieses Dorf wurde zur Deckung angezündet und Ney erwartete hier den Anbruch des Tages. Von den Württembergern hatten noch 18 Mann, von den Illyriern noch 40 dies Dorf erreicht; in gleichem Maße war überhaupt das ganze Korps geschmolzen.

Sobald der Morgen des 20. November anbrach, trat Ney den Marsch an. Kaum hatte er jedoch einige Stunden Wegs zurückgelegt, als sich die Kosaken abermals zeigten. Ney bildete nun aus dem Rest seiner Truppen zwei Vierecke und setzte seinen Marsch unter dem stärksten Artilleriefeuer fort. Gegen Abend drängten die Russen wieder von allen Seiten heran, sprengten ein Viereck und hieben die Mannschaften nieder; mit dem zweiten Viereck glückte es dem Marschall, ein nahes Holz zu erreichen. Die Russen hatten aber dies Gehölz bald völlig eingeschlossen und beschossen es von allen Seiten. Nunmehr entschloß sich Ney, zum Schein Unterhandlungen anzuknüpfen, um sich dem mörderischen Artilleriefeuer zu entziehen. Er brauchte hierzu jenen russischen Major, den er als Gefangenen mit sich führte. Die Unterhandlungen dauerten bis in die Nacht. Um diese Zeit kam ein Adjutant des Marschalls Ney und ließ die Mannschaft ganz in der Stille antreten. Währenddessen erschien der Marschall selbst vor der Front und forderte die Offiziere auf, Gewehre zu nehmen und die Plänklerlinie der Kolonne zu formieren. Sobald dies geschehen war, stellte sich Ney an die Spitze, rückte in aller Stille gegen das russische Lager, durchbrach es ohne bedeutende Verluste und bald darauf traf der Rest des Korps auf vier französische Grenadierkompanien, welche Napoleon dem Marschall Ney von Orsza aus entgegengeschickt hatte.“

Dieser Zug des Marschalls Ney ist weltberühmt geworden. Von den 8000 Regulären, mit welchen er aus Krasnoi zog, brachte er im ganzen 900 (n. a. 1100) nach Orsza zurück. Hauptmann Fridolin von den Württembergern hatte von den 900 Mann seines Bataillons noch sieben übrig, als man in Orsza eintraf. Die ungeheure Kühnheit Marschall Neys hatte es verhindert, daß die Russen sich rühmen konnten, ein ganzes französisches Korps mit einem Marschall an der Spitze gefangen zu haben.

Allerdings, was an isolierten waffenlosen Mitläufern und Nachzüglern bei dem Korps gewesen war, wie wir berichteten im ganzen 7000 Menschen, war völlig aufgerieben und gefangen genommen. Eigentlich

kann man von einer „Gefangennahme“ gar nicht mehr sprechen, die verhungerten, verfrorenen und entblößten Menschen stellten sich scharenweise selbst. Wir hörten schon, daß sie sich an den russischen Wachtfeuern einfanden und von den gut genährten und gekleideten Russen oft genug Brot und andere Lebensmittel erhielten. Es war so weit gekommen, daß diesen armen Menschen gutes geschah, wenn man sie nur gefangen nahm, dann hatten sie schließlich eher Aussicht, am Leben erhalten zu werden, als wenn sie weiter durch diese Winterwüste wanderten. Nach dem Treffen von Krasnoi, das mit Neys Rückzug gegen den Dnieper endete, wurde General Rajewski, der sein Quartier in einem nahen Dorfe hatte, in der Nacht geweckt mit der Kunde, daß zwei Offiziere und 5000 Franzosen verschiedener Waffengattungen da seien, die sich ihm ergeben wollten. Einer dieser französischen Subalternoffiziere war früher Kammerdiener bei Rajewskis Bruder gewesen und hatte seinen Leidensgenossen vorgeschlagen, sich diesem General zu ergeben. „Auf diese Weise“, meinte Rajewski lachend, „nahm ich 5000 Mann gefangen, ohne vom Bette aufzustehen.“

So weit vorgeschritten war also die Auflösung der stolzen „großen Armee,“ daß sich bereits Tausende waffenloser Truppen gefangen gaben, nur um das Leben zu retten. Mit Schaudern sah der Kaiser, wie ihm das Heer unter den Händen zusammenschmolz. Selbst die Garde war nach diesem starken Stoß, den sie bei Krasnoi erlitten hatte, aus den Fugen gegangen. Auf dem Marsche nach Orsza in der Gegend von Dubrowna ließ der Kaiser das Fußvolk seiner alten Garde in ein Viereck zusammentreten und begab sich, vom Pferde steigend, in die Mitte des großen Karrees. „Grenadiere meiner Garde,“ rief Napoleon, „ihr seid Zeugen der Auflösung der Armee. Durch ein beklagenswertes Verhängnis ist es so gekommen, daß die meisten Soldaten ihre Waffen fortgeworfen haben. Wenn auch ihr diesem unseligen Beispiel folgen würdet, so wäre jede Hoffnung für uns verloren. Das Heil der Armee ist euch anvertraut, ihr werdet die gute Meinung rechtfertigen, die ich stets von euch gehabt habe. Es ist nicht genug, daß die Offiziere eine strenge Disziplin aufrechterhalten, auch die Soldaten unter sich müssen strenge Manneszucht üben und diejenigen, die sich aus dem Gliede entfernen wollen, selbst bestrafen.“ Das waren die kaiserlichen Worte an seine Garde in der Gegend von Dubrowna. Aber es waren nur leere Worte, die in der Macht der Elemente verhallten, als wären sie nicht gesprochen. Es war ein unerhörtes und ihm wohl selber unbegreifliches Glück für den Kaiser, daß der alte Kutusow nach der Schlacht von Krasnoi, obwohl ihm die rapide Auflösung der französischen Armee genau bekannt war, ihn nicht heftiger verfolgte. Wir haben über die Gründe des Fürsten schon wiederholt berichtet. Kutusow schien das Wort seines Lehrmeisters Suwarow, dem er's doch sonst recht gut abgeguckt, „wie er sich räuspert und wie er spuckt,“ ganz vergessen zu haben, das da lautete: „Ein Hauptschlag erspart 3 Jahre Blutvergießen.“ In der Geschichte jener Zeit hätte gerade jenes Wort Suwarows eine nie geahnte Erfüllung finden können; denn so war es: selbst wenn man die Tapferkeit der noch zusammenhaltenden Armeereste, wenn man die Entschlossenheit der höheren Offiziere vom Schlage Neys, Davouts, Beauharnais' und anderer in Betracht zieht, selbst wenn man die Meisterschaft Napoleons in der Kriegskunst voll bewertet, — alles, was da noch marschierte und sich fortschleppte, wäre verloren gewesen, wenn Kutusow und seine Unterführer die Verfolgung und Umzinglung tatkräftig aufnahmen. Dann wären diese letzten Trümmer der großen Armee von der russischen Flut verschlungen worden und in russische Kriegsgefangenschaft geraten, an die Grenze Sibiriens transportiert, um hier festgehalten zu werden, bis der Friede geschlossen war. Wenn man annahm, daß es trotzdem dem Kaiser gelungen wäre, wie er es ja später tat, dem Heere vorauseilend, sich in Sicherheit zu bringen, woher hätte er den Stamm von Offizieren und Unteroffizieren nehmen sollen, um das neue Heer auszubilden, mit welchem er nur wenige Monate nach diesem völligen Zusammenbruch in Rußland auf den Schlachtfeldern Sachsens erschien? Daß Kutusow nicht einsah, wie sehr er den Kaiser mit seinen Armeetrümmern in der Hand hatte, kann man nicht annehmen, denn er hatte unzweifelhaft einen guten Feldherrnblick und wußte sicher auch genau, woran er war. So ist es nicht anders: der alte Fürst ließ sich stets von politischen Erwägungen stark leiten und die waren hier vermutlich ausschlaggebend. Er wollte nicht, was er schon dem Prinzen Eugen von Württemberg gesagt hatte, „daß seine Truppen wie abgemagerte Landstreicher an die deutsche Grenze klopfen sollten.“ Und zu dem Bevollmächtigten Englands, dem General Sir Robert Wilson, sagte der alte Russe gerade heraus: „Ich glaube nicht, daß die Vernichtung der napoleonischen Herrschaft für Europa vorteilhaft sein würde: an Stelle Frankreichs käme alsdann England an das Ruder.“

Aber mögen die Entschließungen Kutusows und seine Gedanken, die er ängstlich vor jedem im tiefsten Busen verbarg, gewesen sein wie sie wollen, seine Verfolgung der französischen Armeetrümmer war schlapp, die Kosaken und die Parteigänger besorgten das allein, zu einem Hauptschlage konnte sich Kutusow nicht entschließen.

Hier bei Orsza sah der Lancieroffizier Graf von Wedel den Kaiser zum letzten Male. Auf dem Marsche, der nun angetreten wurde, geriet Graf Wedel in russische Gefangenschaft, die ihm vielleicht das Leben rettete. Wie das zuging, mag der Graf hier selbst erzählen:

Digitized by Google

„Am 19. November morgens, zu Orsza, sah ich Napoleon zum letzten Male. Er trug eine polnische, mit Pelz besetzte Kutka von grünem Sammet und eine dazu passende Pelzmütze. Er hatte in dem Städtchen Orsza, dessen Häuser noch standen, übernachtet und hielt zu Pferde zwischen seiner Garde, um weiter zu marschieren. Auf dem Marsche nach Liadi gesellte sich zu mir der Leutnant Flohr aus Hamburg, von unserem Regimente. Er war ein langer, schlank aufgeschossener Mensch; demontiert wie ich, aber weniger kräftig, begann er über Erschöpfung zu klagen und den Mut zu verlieren, ins Vaterland zurückzukommen. Er schimpfte über den tollkühnen und unüberlegt geführten Feldzug, auf den Kaiser, der warm gekleidet, wohl genährt, auf raschen Pferden dahinziehe und uns gleichgültig sterben sehe, auf den Obersten, der noch Handpferde habe und uns zu Fuß laufen lasse.

Vor uns wankten einige Ermattete, die von Zeit zu Zeit sich niederlegten und nicht weiter konnten. „Sieh," sagte er, „die sind glücklich, sie haben ausgelitten, sie werden jetzt vor Müdigkeit einschlafen, um nie wieder aufzuwachen. So wird es auch uns gehen, mir vielleicht morgen, dir, Wedel, in ein paar Tagen, denn du hast noch etwas mehr Kräfte, aber ausreichen werden sie auch nicht."

Während solcher und ähnlicher Gespräche erblickten wir von einer Höhe, über die der Weg führte, ein Dorf, noch wohl erhalten, etwa zehn Minuten bis eine Viertelstunde rechts vom Wege.

„Mich hungert," sagte Flohr; „laß uns nach dem Dorfe gehen, es sieht aus, als wäre dort noch etwas zu finden, vielleicht entdecken wir auch noch ein Pferd, Kosaken werden dort nicht sein; links haben wir vorher welche gesehen, aber dort rechts kann man weithin sehen, es regt sich nichts. Was riskieren wir? Schlagen uns die Bauern tot, so brauchen wir nicht Hungers zu sterben." Flohr war entschlossen, auch allein hinzugehen; nach langem Zureden willigte ich ein, ihn zu begleiten, mehr um ihn nicht allein zu lassen als in der Hoffnung, etwas zu finden. Nach einer Viertelstunde hatten wir das Dorf erreicht; auf dem Wege dahin hatten wir ein paar Schüsse im Dorfe gehört und gleich darauf Schweine quieken.

„Wir kommen zu spät," sagte ich, „entweder sind schon Marodeurs darin, die alles weggenommen haben, oder es sind gar Russen dort, dann sind wir verloren." — „Es sind Marodeurs, Hungrige wie wir," antwortete Flohr; „die Russen werden doch im eigenen Lande den Bauern nicht die Schweine totschießen!" Wir klopften an die verschlossene Tür des ersten, nahe bei der Kirche gelegenen Hauses. Die Tür öffnete sich und ein großer Mann in dunkler Kleidung stand vor uns, etwa fünfzig Jahre alt mit einem wohlwollenden offenen Gesicht. „Pastor loci," sagte er uns, französisch verstand er nicht; ich redete ihn daher ebenfalls lateinisch an, was er verstand. „Dura necessitas et magna ineda nos cogunt implorare benevolentiam tuam; da cibum esurientibus, Deus de fortunabit!"*)

Der Mann führte uns mit anscheinender Rührung in sein Haus, holte Brot und Butter herbei und entfernte sich, um, wie er sagte, einige Eier zu kochen. Flohr verschlang in aller Eile einige Stücke Brot und Butter, wollte aber nicht länger warten, sondern in das niedriger gelegene Dorf gehen, um zu sehen, ob er ein Pferd auftreiben könne. Ich bestand darauf, er solle bleiben und erst essen. Er eilte aber hinweg. Ich habe nie wieder von ihm gehört. Ich war beschäftigt, meinen Hunger zu stillen, als der Pastor wieder kam und mir ein paar Eier und etwas Käse brachte. Auf meine Frage, ob wohl im Dorfe ein Pferd für Geld zu haben sei, antwortete er, er glaube es nicht; die Bauern hätten, als sie Kunde vom Anmarsch der Franzosen erhalten, alles in Sicherheit weiter ins Land gebracht; auch seien Franzosen im Dorf, die wohl was noch geblieben sei, schon weggenommen hätten. Er erzählte mir dann, er sei Pole und katholischer Priester und habe unseren Waffen mehr Glück gewünscht. Wäre Napoleon in Smolensk geblieben, hätte er das alte Königreich Polen wieder hergestellt und sei dann im nächsten Frühjahr nach Moskau gezogen, so würde er Rußland bezwungen haben.

Plötzlich sprang er auf, trat ans Fenster und rief: „Cosaki adsunt! Cosaki adsunt! veni, si vis servari!"**) Dabei faßte er mich am Arme und suchte mich aus dem Zimmer zu ziehen. Ich ergriff meine Pistolen und erblickte in demselben Augenblick durchs Fenster etwa 50 Kosaken, die gerade aufs Haus zusprengten. Jetzt gab ich mich verloren und folgte willenlos dem Pastor durch ein Hinterzimmer über einen kleinen Hof in eine Scheune, die er hinter mir verschloß. Ich verbarg mich in Stroh. Hier saß ich also in der Falle, die Türe hinter mir verriegelt. Ich hatte nur kurze Zeit über mein Schicksal nachzudenken. Meint der Priester es ehrlich, wird er mich versteckt halten, oder mich den Kosaken oder gar den Bauern ausliefern? Da hörte ich schon Pferdegetrappel auf dem Hof, und der Riegel wurde zurückgeschoben. Ich hatte meine Pistolen gespannt, entschlossen, mein Leben so teuer zu verkaufen, wie ich nur könne. Da wurden die Spitzen von etwa zwanzig Lanzen in die Tür der Scheune gehalten, der vielstimmige laute Ruf ertönte: Pardon! Franzuski, Pardon! und der Priester rief: Procede! vita salva erit, si armis tuis non uteris!***) Kein Kosak hatte sich in die

*) Die harte Notwendigkeit und der große Hunger zwingen uns, deine Wohltätigkeit anzurufen, gib den Hungernden Speise, Gott wird dich segnen!

**) Kosaken sind da, komm, wenn du dich retten willst!

***) Komm hervor, dein Leben ist dir sicher, wenn du deine Waffen nicht gebrauchst!

Digitized by Google

Scheune gewagt, sie mochten wohl denken, daß der da drinnen bewaffnet und verzweifelt sei. Ich besann mich nicht lange; an Gegenwehr, wenigstens an eine mit glücklichem Ausgange, war nicht zu denken. Ich trat hervor, warf die Pistolen von mir und übergab mich wehrlos den Kosaken, die nun ihre Lanzen fallen ließen und über mich herfielen, um mich von meinen überflüssigen Kleidern und sonstigen Habseligkeiten zu befreien. In einem Augenblick, viel kürzer, als meine Erzählung dauert, hatte der eine die Tschapka, die mit silbernen Tressen und Fangschnur besetzt war, ein anderer meinen Mantel, ein Dritter meinen Überrock, ein Vierter meine Epauletten mir abgerissen. Jetzt glaubten sie, daß die stark versilberten Knöpfe von echtem Silber seien und im Augenblick waren alle Knöpfe verschwunden und Löcher zu schauen, wo vorher Knöpfe saßen. Selbst das schwarzseidene Halstuch banden sie mir ab. Einer faßte mich am Arme und führte mich auf den Hof, wo er sein Pferd bestieg und mich anwies, daß ich ihm folgen solle. Die anderen ritten davon. Ich folgte meinem Führer. Der Pastor rief mir zu, ich möge ihm nicht grollen; er habe nicht anders gekonnt und mein Leben gerettet, da die Kosaken mich ohne sein Fürwort getötet hätten.

Mein Führer, ein junger Kosak, hatte ein volles gutmütiges Gesicht. Seine Mienen schienen Mitleid auszudrücken, als ich im bloßen Kopfe, ohne Halstuch, mit einer Uniform, die nicht zugeknöpft werden konnte, vor Kälte zitterte. Er zog eine Serviette heraus, warf sie mir zu und wies mich an, sie um den Hals zu binden, was ich auch sogleich tat. Nicht weit davon stand ein Bauer, der mich schadenfroh anblickte und mir höhnend etwas zurief, wovon ich die Worte verstand „Franzusky kaput marosz" — ich glaube, er drückte seine Freude aus, daß der Franzose vor Kälte kaput gehe. Dabei ergriff er einen Stein und warf nach mir. Der Kosak sprengte mit zornigen Worten auf ihn los und als der Bauer heftig antwortete, hieb er ihm mit dem Kantschu über den Kopf und Rücken, worauf der Bauer schwieg und seinen schmutzigen Schafspelz auszog, den er dem Kosaken übergab und dann rasch davonlief. Der Kosak warf mir den Schafspelz zu, den ich sofort anzog. Dann klopfte ich leicht das Knie des Kosaken und rief ihm zu: „Dobre Kosak, dobre" — gut Kosak, gut — worauf er mir freundlich zunickte und auf die Schulter klopfte. Unter uns beiden war Freundschaft geschlossen.

Der Kosak ist, was man auch sonst gegen diese rohen Kinder der Natur sagen mag, weniger schlimm gegen seine Gefangenen als der gebildete Franzose oder der Deutsche. Er dient ohne Sold und ist nur auf die Beute angewiesen, betrachtet daher den Gefangenen als sein rechtmäßig erworbenes Eigentum mit allem, was derselbe besitzt. Er hat das Beispiel der Sklaverei ja täglich vor Augen. Sein Kaiser, so meint er, hat ihm das Recht gegeben, zu nehmen, was er bei den Gefangenen oder überhaupt beim Feinde findet. Widersetzt sich dieser der Ausübung des Rechtes, so ist er im Unrechte; der Kosak mißhandelt ihn oder schlägt ihn tot, wenn es nicht anders gehen will und glaubt dabei in der Ausübung seines Rechtes zu sein. Ergibt sich aber der Gefangene geduldig in sein unvermeidliches Schicksal, so erkennt der Kosak in ihm einen verständigen Menschen, dem er, weil dieser sich ihm ergeben, Schutz schuldig ist.

Der Kosak führte mich zu dem Sammelplatze seines Pulks, wo an 200 Gefangene, meist ausgehungerte Jammergestalten, zusammenstanden. Flohr war nicht darunter. Ich erfuhr von den Gefangenen, daß die Kosaken sie auf dem großen Heerwege, wo sie als Nachzügler ohne den Schutz eines geschlossenen Korps ihres Weges gezogen seien, überfallen, zusammengetrieben und hierher gebracht hätten. Der Führer oder Oberst der Kosaken — Illowaisky, wie ich nachher hörte — hielt nahe bei mir und betrachtete die Gefangenen, als ein Kosak herbeikam, der meine Tschapka in der Hand hielt. Die schöne Kopfbedeckung fiel dem Obersten in die Augen, der dabei einige Worte ausrief, wovon ich zu verstehen glaubte: Polsky Ulansky Officirrs Tschapka. Da trat ich hervor und machte bemerklich, daß es meine Tschapka sei. Er redete mich jetzt auf polnisch an und auf meine Antwort: „Nie Polsky, Nimietz" — was bedeuten sollte: „Kein Pole, ein Deutscher," rief er einen Dragoneroffizier, der dort hielt und der mich in gutem Deutsch fragte, wer ich sei, woher, und in welchem Regiment ich gedient. Als ich meinen Namen nannte, nahm das Gesicht des Kosakenchefs einen Ausdruck des Erstaunens und der Neugier an und rasch sagte er dem Dragoneroffizier einige Worte auf russisch. Dieser fragte mich nun, ob ich ein Verwandter des tapferen Generals Wedel, des Freundes Friedrichs des Großen, sei. „Das war mein Großvater", antwortete ich, ohne mich zu besinnen, „hat der Herr General — so nannte ich den Kosakenchef — von ihm gehört?" Der Dragoneroffizier erwiderte, nachdem er meine Antwort dem Chef übersetzt: „Der Oberst hat eine russische Geschichte Friedrichs des Großen gelesen und ist der größte Bewunderer desselben. Er interessierte sich deshalb für Sie wegen ihres berühmten Großvaters!" Nun ließ mir der Oberst sagen, es tue ihm sehr leid, mich in dieser Lage zu sehen, aber er freue sich, daß er Gelegenheit habe, mir zu helfen.

Auf meine Klage, die Kosaken hätten mir Geld, Uhr und Kleider abgenommen, zuckte er die Achseln und ließ mir sagen, das sei das Recht des Kosaken, er könne nichts dagegen tun; wieviel Geld ich gehabt hätte? Ich sagte: Etwa 30 Napoleonsd'or. Darauf ließ er mir einige Geldscheine reichen und rief einer Ordonnanz etwas zu, welche rasch wegritt und bald nachher mit einem Pferde, einem großen blauen Offiziers-

Digitized by Google

mantel und dem Überrock eines polnischen Artillerieoffiziers wiederkam. Die Kleidungsstücke schenkte mir der Oberst, das Pferd hieß er mich besteigen und ihm folgen.

Ich war jetzt wieder ganz anständig gekleidet, man hatte mir noch eine Lagermütze polnischen Schnittes gegeben, dazu den Überrock und Mantel, der meine zerrissene Uniform bedeckte. Auch mein Halstuch hatte mir ein Kosak wiedergegeben, welches ich über meine Serviette band. Die Serviette, die ich aufbewahrt habe, ist von feinem Damast; ein Schloß und eine Jagd sind darin eingewirkt und eine Inschrift in russischen Lettern. Offenbar hatte mein Freund sie irgendwo gestohlen und spielte die Rolle des heiligen Crispinus.

Nachdem wir etwas weiter geritten, konnten wir den ganzen Weg übersehen, auf welchem die Reste der einst großen Armee dahinzogen. Bald darauf ritten wir landeinwärts. Nach etwa einer Stunde ward Halt gemacht. Die Offiziere stiegen ab und forderten mich auf, dasselbe zu tun. Es wurde ein Tischlaken auf der Erde ausgebreitet; ein gewaltig dicker Kosak trat mitten darauf und band seinen Gürtel los. Ich war sehr erstaunt über diese Art der Vorbereitung, aber noch erstaunter, als der dicke Kerl mit einem Male ganz schlank wurde und aus den niederfallenden Schößen seines langen Gewandes Würste, Koteletten, Brot, Käse usw. auf das Tischlaken stürzten. Auch Wein und Likör wurde daraufgestellt. Das Tischlaken war so fein, der Wein und Likör so vortrefflich, daß ich mein Erstaunen dem Dragoneroffizier äußerte: einen besseren Wein und besseren Curaçao hätte ich in meinem Leben nicht getrunken. Die Offiziere lachten, und mir ward das Rätsel gelöst. Vor einer Stunde hatten sie einen Packwagen des Königs von Neapel genommen, woraus alle die guten Dinge stammten. Das Tischtuch trug das Zeichen J (=Joachim) mit der Königskrone. Ich freute mich jetzt, daß der tapfere König so gut für sich gesorgt hatte, und jetzt ward mir auch klar, was er meinte, als er uns zurief: „Ayez l'âme trempée de fer, Habt eine Seele hart wie Stahl und Ihr werdet Euch gegen die Widrigkeiten des Schicksals aufrechterhalten; wer den Mut verliert, ist selbst verloren." Das bedeutete: Habt immer eine Flasche Bordeaux, Koteletten und Bratwürste und einen guten Likör, so werdet ihr stark bleiben; wer aber Wurst und Wein verliert, der ist selbst verloren, — es liegt eine tiefe Wahrheit darin, das wird jeder alte Soldat bezeugen.

Meinen armen Leidensgefährten war es nicht so gut ergangen wie mir, sie mußten hungrig und schlecht gekleidet ihren Weg ins Land hinein fortsetzen. Und welchem Umstande verdankte ich mein Glück? Der Oberst hatte kürzlich die ins Russische übersetzte Geschichte des siebenjährigen Krieges gelesen, den Namen Wedel bei dem des großen Königs gesehen, und ich hatte ihm dreist ins Gesicht gelogen, daß dieser Wedel mein Großvater sei!

Ich habe mir leider nie Gewissensskrupel über diese Lüge machen können, sondern oft mit Freude daran gedacht."

Napoleon hatte in Orsza, so gut es gehen wollte, die sich sammelnden Reste seiner Armee neu gegliedert. Es ergingen die strengsten Befehle für die Nachzügler, sich zu ihren Regimentern oder Korps zu begeben. Natürlich half das nicht viel, aber diejenigen, die einsehen mußten, daß sie in fester Gliederung gesicherter marschierten und eher Proviant erhielten als die Nachzügler, fanden sich dennoch ein. Der Kaiser ließ auch Waffen und Schießbedarf verteilen. Besonders wichtig war es, daß Eblé, Direktor des großen Parks, in Orsza 36 Kanonen vorfand, denn der größte Teil der Artillerie war seit Krasnoi verloren gegangen. Auch 2 Pontonparks waren in Orsza. Wollte man nun die Pontons mitnehmen, so mußten die Geschütze zurückbleiben, denn für beide waren Pferde zur Bespannung nicht da. Der Kaiser entschloß sich, die Pontonparks zurückzulassen und bespannte die Kanonen. Hier bei Orsza ließ der Kaiser auch sämtliches überflüssiges Fuhrwerk verbrennen; er wollte die Reste seiner Armee möglichst bewegungsfähig erhalten und außerdem, die Pferde, welche bisher elegante Equipagen und Generalswagen durch Schnee und Eis geschleppt hatten, waren besser zu verwerten. Es war auch reichlich Proviant in Orsza vorhanden, so daß die Verpflegung der Truppen erfolgen und ihnen auch noch Proviant mit auf den Weg gegeben werden konnte. Alles, was der Kaiser an kampffähigen Truppen hier in Orsza zusammenbrachte, waren angeblich nur rund 15 000 Mann; davon waren 5000 Mann Garde-Infanterie und 1100 Garde-Reiter. Das 1. Korps unter dem Marschall Davout wurde auf 5000 Mann verstärkt und übernahm die Nachhut. In den Rest von rund 4000 Mann teilten sich die übrigen Korps. Diese Ziffern sind jedoch zu niedrig, denn von 50 000 Gesammelten löste sich wohl nur die Hälfte gleich wieder in Isolierte auf. Außerdem verstärkten 2800 Mann der Orsza-Garnison.

Napoleon ging in Orsza mit dem Plan um, auf Minsk zu marschieren, wo große Magazine lagen. Aber bevor er aus Orsza abmarschierte, erhielt er die Nachricht, daß General Tschitschagow Minsk genommen habe und auf Borisow marschiere. Das war eine höchst bedrohliche Nachricht. Wenn nun auch noch Wittgenstein den Marschall Victor zurücktrieb, so konnte es kommen, daß die beiden russischen Flügelheere sich wie eine Mauer vor die Rückzugsstraße des Kaisers schoben, die ihm an den Ufern der Beresina jeden Ausweg versperrte.

In den uns zugänglich gewordenen „Unpublizierten Memoiren" Tschitschagows berechnete ein Brief des Zaren vom Herbst Wittgenstein auf 45 000, Steinheil gegen Macdonald auf 35 000, Tschitschagow

Digitized by Google

gar auf 80 000! Dieſer hatte aber im Oktober nur noch 52 000, während er und Tormaſſow urſprünglich 100 000 hatten, ſo rieſig ſchmolzen auch die ruſſiſchen Streitkräfte, ſpäter auf einmal wieder 58 000, weil ihn 15 000 Mann des Streifkorps Hertel verſtärkten. Es iſt alſo ſicher falſch, daß er nur mit 25 000 nach Minsk zog, die ſonſtige Angabe 33 000 iſt ſicher richtiger. Wittgenſtein war im Oktober eingeſtandnermaßen 50 000 ſtark und Tſchitſchagow gibt ihm fälſchlich noch 45 000, offenbar um ihm die Schuld an der Bereſina aufzuhalſen. Offenbar ſchmolz Wittgenſtein bis 28. auf 35 000 und drunter, wie er angibt. Auf ihn hatte Napoleon urſprünglich fallen wollen, wie Macdonald ſchon im Oktober riet. Wäre man damals über die Düna ſeitwärts zurückgegangen, ſo behielt man den beſſeren Rückzug nach Königsberg ſtatt des längeren Smolensk-Wilna und Kutuſow hatte das Nachſehen. Aber damals ſahen die Dinge noch nicht ſo tragiſch aus, Napoleon wollte die gewaltigen in Smolensk und Wilna angehäuften Magazine nicht verlieren. Übrigens wurde Wittgenſtein ſo konfus, daß er beim Marſch zur Bereſina ſchrieb, Napoleon wolle gegen ihn ausbiegen, nachher an den Zaren, er habe Napoleon zum Überſchreiten der Bereſina gezwungen, während er doch das Gegenteil bewirken ſollte! Damals fragte Oberſt Orlof im Namen Kutuſows an, wo Tſchitſchagow ſei: 6 Tagesmärſche voneinander entfernt, Schwarzenberg damals aber nur drei von Boriſow, er benahm ſich alſo wie ein Vorbild Grouchys bei Waterloo. Später vordatierte Kutuſow eine Depeſche an Tſchitſchagow um 5 Tage, damit er ſich reinwaſche. Während ſich alſo das Netz um den Imperator zuſammenzog, leuchtete immer noch ſein Stern durch den geiſtigen Nebel ſeiner Gegner.

Digitized by Google

13. Kapitel

Die Flügelheere

Während wir Napoleon auf der Straße von Orsza gegen die Bereſina marſchieren laſſen, wollen wir die Gelegenheit wahrnehmen, zu ſehen, wie es bei den franzöſiſchen und ruſſiſchen Flügelheeren eigentlich ſtand. Der Obergeneral der vereinigten öſterreichiſchen und ſächſiſchen Hilfstruppen, Fürſt Schwarzenberg, führte, wie wir hörten, den Krieg nicht eben ſcharf. Geheime Inſtruktionen des Wiener Hofes banden ihn, und nachdem er bei Grodeczna einen Sieg über den General Tormaſſow erfochten und damit die Schlappe von Kobryn, die dieſer den Sachſen zugefügt, ausgewetzt hatte, blieb da unten in Wolhynien ſo ziemlich alles ſtill. Im September dann, während Napoleon in Moskau weilte, erfolgte die Vereinigung der Moldau-Armee unter dem Admiral Tſchitſchagow mit der Armee von Wolhynien, welche bisher Tormaſſow befehligt hatte. Nun waren die Ruſſen an 70000 Mann ſtark und dem Korps von Schwarzenberg und Reynier weit überlegen. Der Admiral Tſchitſchagow war ein Liebling des Kaiſers Alexander, der auf ſeine ſoldatiſchen Fähigkeiten große Stücke hielt und ihn alsbald zum Oberbefehlshaber der vereinigten Armee ernannte, während General Tormaſſow, ſeit langer Zeit leidend, zur Armee Kutuſow geſandt wurde, um dort den bei Borodino gefallenen Fürſten Bagration zu erſetzen. Gegenüber dieſer ruſſiſchen Übermacht hatte Fürſt Schwarzenberg nun auch militäriſch den allerbeſten Grund, zurückzuweichen. Wohl folgte Admiral Tſchitſchagow zunächſt, aber als Schwarzenberg fortwährend auswich und ſich, das Herzogtum Warſchau preisgebend, bis Bialyſtok zurückzog, wollte der Ruſſe nicht länger folgen. Es war ein Krieg, der ein beſonderes Intereſſe nicht in Anſpruch nehmen kann, ein Hin- und Herſchieben von Truppenkörpern, wie von Schachfiguren auf dem Schachbrett, ohne daß es jemals hieß: „Gardez la reine," oder „Schach dem König". Das Endreſultat war, daß, als der Kampf um den Bereſina-Übergang vor der Tür ſtand, Admiral Tſchitſchagow die für Napoleon ſehr wichtige Stadt Minsk nahm, während Schwarzenberg noch bei Slonim ſtand. In dieſen Tagen kam es plötzlich und für Schwarzenberg ſehr überraſchend zu einer Schlacht. Der Fürſt hatte den General Graf Reynier mit ſächſiſch-öſterreichiſchen Truppen in der Stärke von 12000 Mann bei Wolkowisk ſtehen laſſen, um den ruſſiſchen General Baron Sacken zu beobachten. Baron Sacken war ein alter Herr in der Mitte der Sechziger, aber von kriegeriſchem Feuer erfüllt und voll Tatkraft, — es war derſelbe Baron Sacken, der ein Jahr ſpäter Blücher ſo tüchtig an der Katzbach unterſtützte. — Sacken alſo hielt die Gelegenheit für günſtig, dem General Reynier eins auszuwiſchen. Am 15. November in der Morgenfrühe um 3 Uhr brachen die Ruſſen mit Übermacht in die Stadt Wolkowisk ein, die nur mit wenig Kanonen beſetzt war; alles kam in die größte Verwirrung. Kaum konnte ſich die Generalität ſelbſt retten. Graf Reynier raffte, als der Tag anbrach, die Truppen, die ihm zur Hand waren, zuſammen und eroberte Wolkowisk zurück, aber dann kam es zu einer Schlacht, die recht heiß wurde. Baron Sacken verſuchte beſtändig den linken Flügel Reyniers aufzurollen, um ihn von dem Fürſten Schwarzenberg, der von Slonim im Eilmarſch heranrückte, zu trennen, aber die Sachſen und die aus Fahnenflüchtigen in Frankreich zuſammengetriebene Diviſion Durutte (urſprünglich 13400 Mann ſtark) hielten tapfer ſtand, und als Schwarzenberg mit 18000 Mann auf dem Schlachtfelde erſchien und Sacken in den Rücken zu kommen drohte, mußte dieſer die Schlacht preisgeben. Die Ruſſen hatten an Toten, Verwundeten, Gefangenen, an Geſchütz und Gepäck große Verluſte. Aber dennoch hatte dieſes Gefecht von Wolkowisk für die ruſſiſche Sache einen mittelbaren Erfolg. Der unachtſame Schwarzenberg, 1809 nur als Reiterführer ohne namhaftes Verdienſt hervorgetreten und hier plötzlich zum „Sieger von Iſabelien" erhoben, anſtatt Reynier allein die Verfolgung des ſehr geſchwächten Barons von Sacken zu überlaſſen, nahm ſelbſt daran teil und folgte dem geſchlagenen Korps bis nach Kobryn, wo ihn dann eine Depeſche des Herzogs von Baſſano aus Wilna erreichte, die ihm befahl, ſchleunigſt gegen Minsk zu marſchieren. Das hätte Schwarzenberg gleich nach dem Gefecht von Wolkowisk tun ſollen, denn die Kaiſerliche General-Ordre, die er beſaß, lautete

ausdrücklich: „Handeln Sie so, daß es den Russen, die Sie vor sich haben, nicht möglich wird, gegen mich zu marschieren.“ Nun war es aber zu spät, denn von Kobryn bis zur Beresina war es weit, dort war längst die Entscheidung gefallen, und Admiral Tschitschagow hatte in derselben Stunde freie Hand gehabt, wovon wir noch hören werden.

Während dieser Vorgänge an der südlichen Grenze des gewaltigen Operationsfeldes fochten im Norden an der Düna die Russen unter General Graf Wittgenstein und die Franzosen unter Marschall Oudinot und General Saint-Cyr mit wechselndem Erfolg. Der Kaiser Napoleon konnte auf die Vorgänge bei diesen Korps nicht einwirken. Seine Marschälle waren sich selbst überlassen. Wohl waren sie alle bereit, dem unmittelbaren Befehl des Kaisers zu folgen, aber unter sich waren sie sich meistens durchaus nicht einig und keiner gehorchte gern dem anderen. Die ganze Streitmacht, welche Napoleon am Laufe der Düna stehen hatte, war sehr beträchtlich. Zu Anfang des Feldzuges verfügte Marschall Oudinot über nahezu 40000 Mann, General Gouvion Saint-Cyr, welcher die bayrischen Hilfstruppen kommandierte, über 25000 und Macdonald, unter welchem die Preußen standen, über 32000. Natürlich hatten die Märsche und Schlachten auch hier schwere Verluste gebracht, aber man kann doch rechnen, daß insgesamt noch wenigstens 60000 Mann in festen Truppenverbänden an der Düna standen, ohne so zur Verwendung zu kommen, wie der Kaiser es dringend wünschen mußte. Zuerst war Marschall Oudinot der Angreifende gewesen, dann aber wandelte sich die Sache und Wittgenstein trat in die Offensive. Wir haben von dem wechselvollen Kampf bei Kliastitza gehört, wo der tapfere General Kulnew, dies ehrliche Soldatenblut, sein Leben ließ.

Marschall Oudinot marschierte dann auf Polozk zurück, wo auch die von Grouchy abgezweigte Kürassierdivision Doumerc mit 3000 Pferden zu ihm stieß, und was sich nun am Napoleonstag, am 15. August, und während des nächsten Tages begab, das mag uns General Marbot schildern, der mit dabei war.

„Am 15. August, dem Geburtstag des Kaisers, traf das Korps vor Polozk sehr niedergeschlagen ein und fand dort das 6. Korps vor. Dieses bestand aus zwei Divisionen Bayern, deren Kommandeur General von Wrede dem Oberbefehl des französischen Generals Gouvion Saint-Cyr unterstellt war. Die Unterstützung betrug 8 bis 10000 Mann, und Oudinot würde sich darüber mehr gefreut haben, wenn er nicht die Kontrolle ihres Führers gefürchtet hätte. Dazu hatte er auch allen Grund, denn Saint-Cyr war in der Tat eine militärische Kapazität ersten Ranges. Ein Zeitgenosse und Nacheiferer von Moreau, Hoche, Kléber und Desaix, hatte er schon mit Erfolg einen der Flügel der Rheinarmee kommandiert, als Oudinot noch kaum Oberst oder Brigadegeneral war. Ich habe nie einen Führer kennen gelernt, der seine Truppen auf dem Schlachtfelde besser leitete als Saint-Cyr. Er war von großer Gestalt, hatte aber mehr das Aussehen eines Schulmeisters als das eines Militärs. Hierzu mochte allerdings die Gewohnheit beitragen, die er von den Generalen der Rheinarmee angenommen hatte, weder Uniform noch Epauletten zu tragen, sondern einen einfachen blauen Überrock.

Unmöglich konnte man einen Menschen von stoischerer Ruhe sehen. Nichts vermochte seinen Gleichmut zu erschüttern. Die größten Gefahren und Widerwärtigkeiten, Erfolge oder Niederlagen machten scheinbar gar keinen Eindruck auf ihn. Er stand jedem Ereignis wie ein Eiszapfen gegenüber. Diese Sondereigenschaft eines Führers, verbunden mit der Neigung zum Studium und zu tiefem Denken, setzte ihn in großen Vorteil gegenüber den meisten seinesgleichen. Aber er hatte auch schlimme Fehler. Mißgünstig auf die Erfolge anderer Truppen hielt er die seinen oft zurück, wo Hilfe dringend not tat und griff erst ein, wenn er erkannte, daß er allein den Ruhm des Tages ernten konnte. Mit diesem kalten Egoismus verband sich eine absolute Gleichgültigkeit für das Wohl seiner Untergebenen. Er kümmerte sich gar nicht um ihre materiellen Bedürfnisse und zeigte ihnen nie das geringste Interesse; all dies überließ er seinen Unterführern. Er verlangte von diesen, daß sie ihre Truppen stets kampfestüchtig und in gutem Zustand erhielten, wie sie das aber machten, war ihre Sache. Die Truppen dann auf dem Schlachtfelde zu Ruhm und Ehre zu führen, blieb wiederum seine Sache. Diese Eigenart seines Wesens hatte Saint-Cyr schon viel geschadet. So sehr jedermann zur Anerkennung seiner außergewöhnlichen Führertalente gezwungen war, so wenig war sein unliebenswürdiger Charakter geeignet, sich Freunde und Zuneigung zu erwerben. Wo überall er bis jetzt auch gewesen war, nirgends hatte er die Liebe seiner Untergebenen besessen oder mit Gleichgestellten und Vorgesetzten auf gutem Fuß gestanden. Vielen der letzteren war er ein höchst unbequemer Untergebener, ja seiner geistigen Überlegenheit wegen geradezu ein Dorn im Auge. Daher hatten sich auch die verschiedenen Regierungen, die in Frankreich einander gefolgt waren, seiner nur in der Not bedient, und Napoleon hatte es ebenso gemacht. Er benutzte Saint-Cyr, weil er sich eines so hervorragenden Führertalentes nicht entschlagen wollte, im übrigen aber war er ihm durchaus abgeneigt. Bei Verleihung des Marschallstabes zog er ihm lange Zeit Generale vor, deren Verdienste den seinen weit nachstanden. Das war der Mann, den Oudinot zu seinem größten Ärger unter seinen Befehl gestellt sah.

Wir zählten jetzt bei Polozk mit dem bayrischen Korps zusammen 52000 Mann. Am 16. August griff uns die 60000 Mann starke Armee Wittgensteins an.

Digitized by Google

Die Stadt liegt auf dem rechten Ufer der Düna und war von alten Erdwällen umgeben. Vor der Hauptfront des Platzes befanden sich Gemüsefelder, die von einer Menge Furchen zur Ableitung des Wassers durchzogen waren. Obgleich derartig angebautes Land für Artillerie und Kavallerie kein eigentliches Hindernis bietet, so erschwert es doch die Beweglichkeit. Die Felder dehnten sich wohl eine halbe Stunde vor der Stadt aus. Zu ihrer Linken erstreckte sich am Flußufer entlang eine breite, weite Wiesenfläche. Hätten die Russen diese gleich von vornherein zu ihrem Angriffsfeld erwählt, so würden sie sehr bald die schwache Schiffbrücke, welche unsere einzige Verbindung mit dem linken Ufer bildete, unter ihr Feuer bekommen und uns dadurch den Verkehr mit unseren Trains unterbunden haben. General Wittgenstein zog es aber vor, den Stier bei den Hörnern zu fassen und seine Hauptkräfte durch das angebaute Land direkt auf die Front der Wälle zu dirigieren, die für den Verteidiger den Vorteil in sich schlossen, daß sie das Vorgelände überhöhten und beherrschten, im übrigen aber nur leicht zu ersteigende Böschungen waren. Der Angriff war sehr heftig, doch hielt unsere Infanterie in den Gemüsegärten tapfer stand und brachte dem Feinde, durch das Artilleriefeuer von den Wällen, bei welchem auch die von meinem Regiment eroberten 14 Geschütze mitwirkten, aufs beste unterstützt, so schwere Verluste bei, daß der Ansturm nicht glückte, und die feindlichen Massen in völliger Auflösung zurückprallten, um sich außer Schußweite von neuem zu formieren.

Es spielte sich nunmehr wieder das alte Schauspiel ab: Oudinot verließ seine feste Stellung, ging sofort zur Verfolgung über und wurde seinerseits wieder blutig abgewiesen und zum Rückzug gezwungen. Ein Teil des Tages verging mit stets erneuten Angriffen seitens der Russen auf der nämlichen Stelle und ihrer jedesmaligen Flucht bis über die Gemüsefelder hinaus. Während diesem Hin und Her befand sich Saint-Cyr stets im Gefolge des Marschalls und sah allem mit der ihm eigenen kalten Ruhe und seinem eisigen Schweigen zu. Er brach es nur, um Oudinot, wenn dieser ihn um seine Meinung befragte, unter einer sehr ehrerbietigen Verbeugung zu antworten: „Monseigneur le maréchal!" . . womit er wohl ausdrücken wollte: Da man dich zum Marschall gemacht hat, mußt du doch alles besser verstehen als so ein simpler General wie ich; sieh selbst zu, wie du dich aus dieser Affäre ziehst!

Wittgenstein, der nach seinen wiederholt abgeschlagenen Angriffen auf die Front der Werke endlich einsah, daß er so zu keinem Resultat gelangen würde, tat nun das, was er von Anfang an hätte tun sollen, d. h. er ließ nunmehr das Gros seiner Truppen links von der Stadt über die Wiesenfläche vorgehen. An dieser hatten bis jetzt unsere Zwölfpfünderbatterien und die gesamte Kavallerie in Bereitschaft gestanden, ohne zur Verwendung gekommen zu sein. Der Artilleriegeneral Dulauloy, der jetzt aber um seine Geschütze besorgt wurde, machte dem Marschall den Vorschlag, nicht allein die schweren Geschütze, sondern auch die ganze Kavallerie auf das linke Ufer zu senden, da beide Waffen auf ihrem augenblicklichen Platze den Bewegungen der Infanterie hinderlich sein könnten. Oudinot fragte Saint-Cyr, was dieser darüber dächte, der aber hatte wiederum nur seine tief ergebene, stereotype Antwort: „Monseigneur le maréchal!" . . . und das Ende vom Liede war, daß der Marschall trotz aller Gegenvorstellungen seines Generalstabschefs dem Vorschlag des Generals Dulauloy Folge gab und den Übergang der schweren Artillerie sowie der gesamten Kavallerie auf das andere Flußufer befahl."

So weit die Erzählung Marbots, der stets die Schwäche hat, die französische Tapferkeit besonders zu preisen und die Erfolge ein wenig schönfärbend zu vergrößern. Denn nur die Bayern wehrten sich hervorragend und verloren nach Krauß schon heute 2 Generale, 37 Offiziere, 550 Tote und Verwundete. Aber diese Ausführungen sind immerhin bezeichnend für das Verhältnis der beiden französischen Führer zueinander. An diesem Tage wurde Oudinot von einer Kugel im Schultergelenk getroffen und mußte schwer verwundet zum Glück der Franzosen vom Oberbefehl zurücktreten, den nun Saint-Cyr übernahm. Der General Gouvion Saint-Cyr war von den beiden der weitaus Fähigere. Er beschloß für den 17. August, den nächsten Tag, einen Gegenangriff und setzte denselben trotz alles Einredens seiner Unterführer durch.

In diesen Gefechten bei Polozk kamen besonders die Bayern ins Treffen und hatten schwere Verluste. Gouvion Saint-Cyr machte seine Sache sehr geschickt. Er leitete eine Rückzugsbewegung ein, ließ die sämtliche Bagage und Munitionsreserven auf das linke Dünaufer übergehen und gab den Russen, die das von ihrer erhöhten Stellung aus gut beobachten konnten, das Schauspiel eines Rückzugs. Das alles geschah am Morgen und in den Mittagsstunden des 18. August. Aber gegen 5 Uhr nachmittags griffen die Franzosen und die Bayern plötzlich die Stellung des Grafen Wittgenstein in Spas an. Der bayrische General Graf Wrede hatte eine Batterie von 32 Geschützen günstig auffahren lassen und der erste Kanonenschuß, der losging, warf sein Geschoß so glücklich, daß die Kugel die Wände des Saals durchfuhr, in welchem Graf Wittgenstein mit seinem Stabe gerade zu Mittag speiste. Man bemerkte alsbald von der bayrischen Batterie aus eine starke Aufregung im Hauptquartier des russischen Oberbefehlshabers. Sofort gingen unter dem Schutz der starken Batterien die Divisionen Wrede und Deroy, beides bayrische Divisionen, sowie die französische Division Legrand gegen Spas und Prismenitza vor. Die Russen waren vollständig

Digitized by Google

überraſcht, aber ſie wehrten ſich tapfer. „Die Ruſſen zeigten," berichtet Saint-Cyr ſelbſt, „in dieſem Gefecht eine ungewöhnliche Tapferkeit und Unerſchrockenheit, wovon man wenig Beiſpiele bei den Armeen anderer Nationen findet. Ihre Bataillone, die unerwartet überfallen und durch unſern Angriff voneinander getrennt wurden, verloren ihre Haltung nicht, ſondern kämpften tapfer und gingen nur ganz langſam zurück, ſich nach allen Seiten wehrend." Saint-Cyr, ſchlauer als die meiſten Geſchichtsſchreiber, übertreibt abſichtlich die ziemlich mäßige ruſſiſche Leiſtung, wie er dies ſchon mit den Kataloniern machte, worüber Napier mit Recht ſpottete: je braver der Feind, um ſo größer der Ruhm des Siegers. Die Schlacht wird inſofern falſch dargeſtellt, als am 16. nur ein Zehntel Oudinots ins Feuer kam, Diviſion Merle's Schweizer und Kroaten blieben ganz außer Schuß. — Als die Diviſion Legrand ſtürmend in eine ruſſiſche Batterie einbrach, behielten die tapferen Artilleriſten trotzdem ihre Haltung und wehrten ſich, als es zu ſpät war, ihre Seitengewehre zu ziehen, mit den Setzkolben der Geſchütze. Da plötzlich führte der Oberſt Protaſow die ruſſiſchen Gardereiter vor und der Anſturm der wenigen Schwadronen, die er zur Hand hatte, war derart, daß für Augenblicke eine völlige Panik unter den Angreifenden erfolgte. Selbſt General Saint-Cyr, der ſich zur Leitung des Angriffs ziemlich vorn befand, wurde über den Haufen geritten. Während zuvor 7. Ch. des Oberſt Chamans allein 1500 Ruſſen niedergehauen und gefangen haben wollen, flohen jetzt 20. Ch., 8. Lanciers „in größter Unordnung", die ganze Brigade Corbineau wandte den Rücken. Da brauſten Doumercs 4. Küraſſiere heran, auch Brigade Caſter warf die roten Gardekoſaken.

Saint-Cyr, in ſeinem ſchlichten blauen Überrock ohne jedes Abzeichen, blieb ſtill liegen, als die Panzerreiter ihn erreichten und dieſe, die ihn wohl für tot oder für einen einfachen Verwaltungsbeamten hielten, ſetzten, ohne ihm weitere Beachtung zu ſchenken, ihre Verfolgung fort. Übrigens verloren ſeine Kavallerie und Artillerie an beiden Tagen wenig (je 8 Offiziere), dagegen währte das Infanteriegefecht mit äußerſter Erbitterung, beſonders 19. Legrands und 2. Maiſons (an Stelle Verdiers) drangen durch mit großem Erfolg und Verluſt, beim 124. Holländiſchen fielen nacheinander vier Adlerträger, doch ſtimmt ſeine ſchreckliche Einbuße (Historique) keineswegs zu Martinien's Ausweis. Auch bei den Bayern bluteten wieder 5 Generale.

Aber das Ganze endete mit einer Niederlage der Ruſſen, und es blieb dem Grafen Wittgenſtein nichts übrig, als ſich zurückzuziehen. Beide Armeen hatten bis zur Erſchöpfung gekämpft. Die Ruſſen hatten in dieſen Gefechten bei Polozk an 9000 Mann verloren, hatten 1500 Gefangene und 21 Kanonen in den Händen der Gegner gelaſſen. Daß Wittgenſtein „größtenteils vernichtet und desorganiſiert" ſei (St. Chamans), iſt übertrieben, natürlich darf man aber ihm nicht trauen, daß er nur 2000 Tote und Verwundete und „mehr Gefangene" verlor. Ebenſo lächerlich iſt aber Thiers' Ziffer 1000 für Oudinots Verluſt, der 164 Infanterie-Offiziere (62 vom 2., 19.) betrug, alſo ſicher 3000 inkl. Artillerie und Kavallerie, freilich verloren die Bayern an beiden Tagen auf 155 Offiziere nur 1308, allerdings ſollen auch 500 gefangen ſein. Bayriſcher Tapferkeit war dieſer Erfolg von Polozk in erſter Linie zu danken. Bei dem Anſturm auf die ruſſiſchen Batterien war der allgemein geehrte General Graf Deroy ſchwer verwundet, und der alte ſiebzigjährige Mann ſtarb wenige Tage ſpäter an den Folgen ſeiner Wunden. Dieſer Deroy war derſelbe bayriſche General, der im Jahre 1809 das harte Gefecht bei Innsbruck am Berge Iſel mit den Tirolern beſtanden hatte. Er mußte den tapferen Söhnen der Berge damals weichen. Es iſt in dieſen Blättern davon erzählt worden. Hier an der Düna ſollte er ſeine Kugel finden. Auch der bayriſche General Siebein fiel. Er ſtarb noch in der Nacht nach der Schlacht. Die beiden bayriſchen Herren wurden auf dem Kirchhof zu Spas unter dem Geknatter der Salven in die Erde geſenkt. Ein Grab in bayriſcher Erde war ihnen verſagt.

Für dieſen Sieg von Polozk erhielt der mißliebige Saint-Cyr ſofort den Marſchallſtab. Es regnete überhaupt auf die Offiziere und Mannſchaften Auszeichnungen und Kreuze der Ehrenlegion. Der ſonſtige Günſtling Wrede aber ging leer aus, obgleich er eigentlich erwarten durfte, daß das Großkreuz der Ehrenlegion, welches durch den Tod des Generals Graf Deroy vakant geworden war, ihm verliehen werden würde. General Wrede war durch dieſe Vernachläſſigung tief gekränkt. Sie trug nicht gerade dazu bei, ihn der franzöſiſchen Sache anhänglicher zu machen, der er ſonſt ſo untertänig diente.

Nach dieſem Kampf an der Düna trat zwiſchen beiden Heeren eine Ruhepauſe ein, die bis in die Mitte des Oktober hinein dauerte. Obgleich der jetzige Marſchall Saint-Cyr jetzt ſtärker war als Wittgenſtein, wagte er es nicht, ſich auf weitere Schlachten einzulaſſen. Er überſchätzte wohl die Stärke des Gegners, mochte ſich auch wohl einer Niederlage nicht ausſetzen, um den neugewonnenen Ruhm nicht wieder zu verlieren. Viele ſagten von ihm, daß er ein ſehr bequemer Herr ſei; aber das war er wohl eigentlich nicht, er war mehr ein Sonderling, der ſich gern weit von allem, was aufregen konnte, zurückzog. Er bewohnte ein gewaltiges Kloſtergebäude in Polozk, das mehr als hundert Zimmer enthielt. In irgendeinem der Zimmer ſaß er und ſpielte ſeine Violine. Er gab nicht einmal die Erlaubnis, daß in dieſem großen Kloſter Verwundete untergebracht wurden, er wollte ganz für ſich ſein. Seine Soldaten, bei denen er nicht ſonderlich beliebt war, nannten ihn ‚die Eule'. — Übrigens herrſchte in den Reihen ſeiner Truppen die rote Ruhr, hervorgerufen durch den immerwährenden bloßen Fleiſchgenuß, denn alle anderen Vorräte waren ſehr

Digitized by Google

knapp. Die Hospitäler von Polozk waren überfüllt; Medikamente, um der Krankheit zu steuern, waren nicht vorhanden. Nach dem Bericht eines bayrischen Offiziers verlor die Armee Bayerns allein täglich vierzig bis fünfzig Mann durch diese Krankheit. Saint-Cyrs Memoiren versichern aber, daß schon beim Sommervormarsch täglich 800 Kranke und Marodeure wegfielen, jetzt starben sie zu Tausenden. Wir würden an Desertion glauben, doch unter Saint-Cyrs Nachlässigkeit schwanden reißend auch französische Frontstärken, so 56. Ligne von 2650 auf 1300.

Durch diese Waffenruhe des Atemschöpfens hatte Graf Wittgenstein Gelegenheit, sich ständig zu verstärken. Bereits Anfang Oktober betrug die Gesamtzahl seiner Truppen wieder 40000 Mann mit 150 Geschützen. Dazu führte General Steinheil Verstärkungen aus Finnland heran und auch die Milizen aus Petersburg und Nowgorod trafen ein, die militärisch bereits eine ganz gute Verwendbarkeit erlangt hatten. In kurzem konnte Graf Wittgenstein erwarten, daß er wenigstens 50000 Mann in Händen haben würde. Der französische Marschall, der ihm in Polozk verschanzt gegenüberstand, hatte dagegen kaum die Hälfte verwendbarer Feldtruppen. Die Lazarette hatten im Laufe der Zeit eine Unmenge Menschen gekostet. Es konnte daher, wenn es zum Schlagen kam, kaum ein Zweifel sein, daß Wittgenstein den Sieg haben würde. Saint-Cyr hatte längst die Gefahr seiner Lage erkannt und für ausreichende Verschanzung der Stadt und der auf dem rechten Ufer der Düna liegenden Höhen gesorgt. Um die Mitte Oktober mußte er jeden Tag erwarten, daß Graf Wittgenstein von neuem zum Angriff übergehen würde. Und dies geschah denn auch um dieselbe Zeit, als Napoleon beschloß, seinen Rückzug von Moskau anzutreten. Als der Generalleutnant Graf Steinheil mit 10000 Mann regulärer Truppen und 20 Geschützen heranrückte und mit seiner Avantgarde bereits bei Uszacz gelangt war, also bald im Rücken Saint-Cyrs stand, während in der Front der Franzosen 40000 Mann unter Wittgenstein von Osweia heranrückten, fühlte Saint-Cyr, daß seine Stellung unhaltbar war. Er begann daher schon, Reiterei, Bagage und den Wagenzug seines Korps auf das linke Dünaufer übergehen zu lassen. Er hatte nur noch 17000? Nachweislicher Irrtum, wie schon der Kavalleriebestand zeigt: Doumerc 1367 Berittene, 23. Ch. und unter ihrem trefflichen Führer Curély 20. Ch. noch in merkwürdig hoher Stärke (Marbot und de Brock). Freilich sammelten sich hinten in Lepel 9000 pferdelose Kavalleristen, doch auf den Etappen herrschte noch solche Ruhe, daß z. B. 30 Depotchasseurs vollzählig mit allen Pferden eintrafen. Jedenfalls hatte Saint-Cyr noch 23500, dabei 2300 Bayern (bei „1823" sind 500 Artillerie vergessen).

Am 18. Oktober, am selben Tage, wo Fürst Kutusow und General Bennigsen bei Winkowo über Joachim Murat herfielen, eröffnete Graf Wittgenstein den Angriff auf die Verschanzungen um Polozk. Aber trotz sieben Stürmen, welche die russischen Truppen mit größter Bravour ausführten, gelang es Wittgenstein nicht, die Stellungen der Franzosen und Bayern zu nehmen. Zähe verteidigte Wrede die „Bayernschanze", Merles Schweizerbrigaden die brennende Holzstadt. Einmaliges Eindringen ins Barackenlager wiesen der Veterane Legrand mit 26. L. und der fähige Maison mit 11. L. (Korsen, schweizer Walliser, „Tirailleure des Po") wacker ab. 123. Holländer retteten den neben ihrem Oberst Avizard verwundeten Marschall, 128. Bremen hielt sich gut. Letztere beiden ehrte Fahneninschrift „Polozk", weil sie eben „Franzosen" sein sollten, die Schweizer erhielten keinen Dank, man nannte stets nur eigne Truppenkörper, um die Ehre der Bundesgenossen zu schmälern, d. h. immer dort, wo nicht Napoleons wachsames Auge aufmerkte. Auch Marbot verunglimpfte die Alpensöhne, die aber aufopfernd die brennenden Brücken deckten, während bei Räumung die Stadt in Flammen aufging und dort viele stürmende Russen verbrannten. Über blutige Kämpfe brach die Dunkelheit herein und die Russen hatten keinen Fuß breit Boden gewonnen. Indessen sah Saint-Cyr wohl ein, daß er zurück müsse und daß er es nicht darauf ankommen lassen konnte, sich einschließen zu lassen. Er ging daher unter dem Schutze der Nacht mit seinem Heer über die Düna zurück. Am 20. Oktober gegen 5 Uhr morgens, nachdem Saint-Cyrs gesamte Reiterei schon am 19. den am linken Ufer heraufziehenden Steinheil bei Ekmania anpackte, erledigte General Wrede mit seinen Bayern plötzlich die Avantgarde des Grafen Steinheil mit solcher Wucht, daß er sie gänzlich zersprengte. Über 1800 Gefangene fielen in seine Hände. Aber diese beiden Kampftage hatten wiederum furchtbare Verluste auf beiden Seiten mit sich gebracht, bei den Russen gegen 12000 Mann, bei den Franzosen angeblich 7000 Mann, nach russischer Phantasie (4600 Tote und Verwundete, 2500 gefangen). Nun ließen freilich 1., 2. Schweizer 78 Offiziere, 1230 auf dem Platze (Isler), 3. Regiment auch noch 37, 4. Regiment übernahm zuletzt die Nachhut, doch daß drei Fünftel der 4000 Schweizer bluteten, ist unglaubhaft und Franzosen (11. L. nur 10 Offiziere) und Bayern litten sogar auffallend wenig. Im Gefecht vom 18. aber war auch Saint-Cyr schwer verwundet. Er gab daher den Befehl an den ältesten Divisionsgeneral Legrand ab. Nach bayrischem Bericht war diese Wunde, die Saint-Cyr erhalten hatte, gar nicht so schlimm; es war nur eine unbedeutende Kontusion am rechten Fuß, die wohl Schmerzen machte, aber jedenfalls nicht gefährlich war. Vielleicht war der Kluge klug genug, sich zu sagen, daß hier an der Düna keine Ehre mehr zu holen sei und daß die heiße Suppe ein Anderer für ihn ausessen könne. Über die Frage indes, wer den Marschall Saint-

Digitized by Google

Cyr im Oberkommando ersetzen sollte, entstanden alsbald scharfe Streitigkeiten. Der bayrische General Wrede war der älteste General im Kommando und ihm stand der Oberbefehl fraglos zu. Aber die französischen Divisionäre wollten sich nicht gefallen lassen, daß ein Ausländer über sie kommandiere. Als Saint-Cyr endlich, um der Sache ein Ende zu machen, dem Divisionsgeneral Legrand den Oberbefehl übertrug, trennte sich Wrede alsbald ganz von dem Korps und marschierte nach Wilna zu. Die Bayern hatten furchtbar gelitten. 25000 Mann stark waren sie nach dem Bericht des Fürsten von Thurn und Taxis am 14. Juli vor Napoleon vorbeidefiliert. Mitte August, als die Kämpfe an der Düna anfingen, waren nur noch 9000 Bayern da und jetzt nur noch 2000. Um indes sich dem Hauptquartier des Kaisers gegenüber für sein Tun zu rechtfertigen, sandte General Graf Wrede den Fürsten von Thurn nach Wilna zum Herzog von Bassano, um ihm über die Lage der Dinge Bericht zu erstatten. Der Fürst traf in Wilna den Marschall Oudinot, dessen Wunde sich zwar einigermaßen gebessert hatte, aber noch längst nicht ausgeheilt war. Der Marschall hatte sich aus Paris seine blutjunge Frau kommen lassen, die Tag und Nacht gereist war, um ihren Mann in Wilna zu pflegen. Aber sobald der Marschall von der Bedrängnis und der Verlegenheit seines Armeekorps hörte, und daß es ohne eigentlichen Kommandeur sei, zögerte er trotzdem nicht, sofort abzureisen, um den Oberbefehl wieder zu übernehmen. Dieser Oudinot war einer der pflichttreuesten und tapfersten Degen des Kaiserreiches. Wie sehr er dem Kaiser Napoleon an der Beresina jetzt nützlich werden sollte, werden wir noch hören.

Bei diesem Rückzug der Bayern fielen in dem Gefechte bei Uszacz die sämtlichen 22 Fahnen, mit einer Batterie und der gesamten Bagage des Korps in die Hände des Feindes. Russische Ulanen waren es gewesen, welche die Wagenkolonnen, die in vollständiger Sicherheit dahin zu fahren glaubten, überfielen und diese kostbare Beute einheimsten, ohne auch nur einen Mann zu verlieren, zum großen Schmerz der bayrischen Offiziere und Soldaten. Das ist um so auffälliger, als Wrede eigenmächtig auch Kavalleriebrigade Corbineau mitnahm, die später noch bei Lepel ein glänzendes Gefecht gegen „fünfmal" zahlreichere Kosaken lieferte, wobei Oberst St. Chamans durch Lanzenstich so schwer verwundet, daß man ihn nach Gumbinnen transportierte. Wrede stieg im November durch Rekonvaleszenten und Ersatztruppen (Bayern schickte im ganzen 10000 Nachschub, so daß es im ganzen inkl. der Reiterei bei Eugen und Grouchy fast 40000 aufbrachte) wieder auf 5000, rührte sich aber nicht vom Fleck. Die Bayern waren eben der Sache müde.

General Graf Wittgenstein betrieb die Verfolgung der zurückweichenden französischen Armee nur sehr lässig, obgleich er jetzt die mehr als zweifache Übermacht hatte. Erst am 31. Oktober traf der russische Feldherr vor Czasnicki ein, wo inzwischen der Marschall Victor sein IX. und das II. führerlose Korps vereinigt hatte. Der Herzog von Belluno hatte sein Korps bei Tilsit gesammelt. Es war dies das einzige Verstärkungskorps, das der französischen Armee nachmarschierte, um die Rückzugsstraße zu sichern. Siebzehn dieser Bataillone waren Franzosen und bildeten die 12. Infanteriedivision unter dem General Partouneaux, die übrigen 23 Bataillone, Deutsche und Polen, unter den Generalen Dändels und Girard. Dazu kamen 15 Schwadronen Kavallerie; alles in allem hatte Marschall Victor 33000 Mann, als er über den Njemen rückte und in ziemlich starken Märschen gegen Smolensk marschierte. Am 27. September, während der Kaiser noch in Moskau war und auch an der Düna bei Saint-Cyr die Sachen nicht günstig standen, war das Korps Victor in Smolensk eingetroffen. Natürlich hatten die starken Märsche viele Verluste mit sich gebracht, aber die Ruhe in Smolensk tat den Mannschaften sehr gut und das Korps war in jeder Beziehung schlagfähig. Nur hatte es zu wenig Kavallerie. Je nach den Umständen sollte Victor die Unternehmungen des Fürsten Schwarzenberg oder die Unternehmungen des an der Düna stehenden Korps von Saint-Cyr unterstützen. Sobald aber der beträchtlich verstärkte Graf Wittgenstein die Offensive ergriff und in der zweiten Hälfte des Oktober den Marschall Saint-Cyr über die Düna zurückdrängte, mußte Victor es für geraten halten, sich an dies Korps anzuschließen; er gab also Smolensk auf und vereinigte sich hier bei Czasnicki mit dem zurückweichenden II. Korps. Die ganzen Umstände erheischten es dringend, daß Victor angriff. Der Herzog von Belluno hatte in mancher Hinsicht das Zeug zu einem guten Feldherrn in sich, er hatte schon mit dem jungen Bonaparte gemeinsam bei Toulon gefochten, hatte mit ihm zusammen unter dem Befehl des Generals Scherer in Italien gestanden, focht als Divisionär sowohl an der Trebbia wie bei Marengo, hatte später als Generalstabschef des Marschalls Lannes den preußischen Feldzug von 1806 mitgemacht (gefangen und gegen Blücher ausgewechselt) und in der Entscheidungsschlacht von Friedland an Bernadottes Stelle sich ausgezeichnet. Das trug ihm den Marschallstab ein. In Spanien entfaltete er einen gewissen trotzigen Stil bei Talavera usw., benahm sich auch freundlich gegen die Deutsche Division, der er bei Mezza d'Ibor und Medellin den Preis zuerkannte. Die Soldaten nannten den Duc de Belluno wegen seines feisten Vollmondsgesichts „belle lune" (schöner Mond). Offenbar nahm sich Saint-Cyr nur deshalb Urlaub nach Frankreich, um den Befehl weder an Oudinot noch Victor abtreten zu müssen, welchen mittelmäßigen älteren Marschällen er sich nicht unterordnen wollte. Oudinot aber war auch mißvergnügt, mochte unterm älteren Marschall Victor (Marbot hält ihn nun für den Älteren) nicht dienen

Digitized by Google

und vereinte ſich erſt am 14. November mit Victor. Von dieſem hätte man hier bei Czasnicki mehr erwarten können, aber da infolge eines Irrtums die Diviſion Dändels nicht rechtzeitig eintraf, ſo glaubte der Marſchall den Angriff, der für den 31. Oktober feſtgeſetzt war, um einen Tag verſchieben zu müſſen, und das war ſein Unglück. Wittgenſtein erhielt ſo die Vorhand und griff noch am ſelben Tage das II. etwas iſoliert ſtehende Korps an und drängte es über den Lukomliabach zurück. Als Wittgenſtein angriff, wußte er noch gar nicht, daß Victor mit dem 9. Korps zur Stelle war und ihm jeden Augenblick in die Flanke kommen konnte. Hier entging alſo dem franzöſiſchen Marſchall ein leichter Sieg. Der Herzog von Belluno war über dieſes kühne Draufgehen der Ruſſen ſo ſehr verblüfft, daß er ſich noch in der Nacht, ohne weiteres zu unternehmen, auf Lenno zurückzog. Durch dieſen Rückzug gab der beſtürzte Marſchall dem Grafen Wittgenſtein die Straße zur Verbindung mit dem von Süden gegen Minsk marſchierenden Admiral Tſchitſchagow vollſtändig frei. Allerdings erkannte er ſeinen Fehler bald und legte ſich den Ruſſen in den nächſten Tagen wieder bei Czereia in den Weg. Aber die Folge dieſer verlorenen Tage war der Verluſt von Witebsk, das Wittgenſteins General Harpe am 7. September beſetzen ließ. Dieſe Einnahme von Witebsk, wo große Vorräte lagerten, war für Napoleon ſehr bitter, denn ſie zwang ihn, von Smolensk nach Krasnoi einzubiegen und über Orsza zu marſchieren. Unter welchen Schwierigkeiten dies geſchah, haben wir bereits erzählt. Seit lange drängten ſich ruſſiſche Streifkorps in die Etappen ein. Das begann ſchon am 11. Oktober, als der Parteigänger Deniſof bei Wereja die weſtfäliſche Beſatzung aufhob, jetzt ſcheuchte vom 13. bis 21. November Tſchitſchagows Reiterchef Lambert die polniſchen Etappenpoſten bis zur Bereſina auf.

Bei Czereia erreichte den Marſchall Victor der Brief des Kaiſers, welcher ihm den Angriff befahl und mit den anfeuernden Worten ſchloß: „Das Heil unſeres Heeres hängt davon ab, jeder Tag Verzögerung iſt ein Unglück! Vorwärts! Es iſt der Befehl des Kaiſers und der Notwendigkeit.“ Inzwiſchen war Marſchall Oudinot bei dem zweiten Armeekorps wieder eingetroffen. Der Herzog von Reggio hatte ſich erſt bei Wagram den Marſchallſtab verdient, war alſo in der Anciennität der jüngere Marſchall. Er ſchnitt dazu ein ſo ſaures Geſicht wie ſpäter bei Dennewitz. Wieder trat hier jene Zwiefältigkeit im Kommando ein, die ſo häufig den franzöſiſchen Unternehmungen ſchadete, wo die Marſchälle nicht unmittelbar unter dem Kaiſer kommandierten.

Der Kaiſer ſelbſt hatte den Marſchall Victor darauf hingewieſen, daß er durch ſeine Flankierung des ruſſiſchen Korps am allererſten den Erfolg erzielen werde, den Grafen Wittgenſtein gegen die Düna zurückzudrängen. Der Herzog von Belluno, der ſich nun ſeit vierzehn Tagen mit Wittgenſtein herumſchlug, kannte auch ganz gut die feſte Stellung, welche der ruſſiſche Obergeneral bei Czasnicki einnahm. Er wollte demnach durch einen Marſch auf Boiszikowa dem Korps Wittgenſteins in den Rücken kommen, aber der Herzog von Reggio, der alte Haudegen Oudinot, war für einen Frontangriff. Marſchall Victor war es, der nachgab. Am 14. November kam es zum Treffen von Smoliany. Die franzöſiſche Infanterie eroberte das Dorf, aber der rechte Flügel und das ruſſiſche Zentrum hielten ſtand. Victors IX. Korps mußte die Hauptarbeit tun, denn Oudinot beſchränkte ſich hauptſächlich nur auf eine Kanonade, ſtatt, wie es hätte ſein müſſen, den rechten ruſſiſchen Flügel zu umgehen; das Ende war, daß die Ruſſen Smoliany zurückeroberten und die Franzoſen am nächſten Tage den Rückzug antraten. Ein Mißerfolg der franzöſiſchen Waffen, aber dennoch ein Erfolg, denn Wittgenſtein wurde durch den erſten heftigen Angriff, den Marſchall Victor gegen Smoliany richtete, ſtutzig und, ſich über die Stärke der franzöſiſchen Korps täuſchend, blieb er untätig bei Czasnicki ſtehen. Wäre Graf Wittgenſtein, der über eine Übermacht von wenigſtens 10000 Mann verfügte, energiſch darauflos gegangen, ſo hätte er dem Kaiſer mit den Trümmern der großen Armee die Straße von Orsza auf Boriſow verſperren können, denn jenes Treffen von Smoliany fand am 14. ſtatt, während Napoleon erſt am 19. November in Orsza eintraf, nachdem er die ſchweren Kämpfe von Krasnoi hinter ſich hatte. Alles, was er an jenem Tage in Orsza hineinbrachte, waren 18000 Mann, in wie kläglichem Zuſtande, haben wir wiederholt geſchildert. Aber dieſe 18000 Mann hielten wenigſtens noch Waffen in den Händen. Die Garden und das erſte Korps unter Davout hatten noch einigermaßen Halt; zwar die Kavallerie war vollſtändig heruntergekommen und kaum noch nennenswert, die Artillerie ſchleppte noch einige Geſchütze mit ſich, die aber kaum nach verwendbar waren. Marſchall Ney kämpfte und irrte um jene Zeit noch bei Krasnoi und an den Ufern des Dnieper herum; wir hörten, daß er von den 8000 Mann noch in Reih und Glied befindlichen Truppen, die er aus Smolensk führte, ganze 900 Mann nach Orsza brachte. Durch das Verbrennen vieler Wagen und Equipagen, der beiden Pontonparks, brachte es der Kaiſer fertig, die 36 Geſchütze, die ſich in Orsza vorfanden, wieder neu zu beſpannen. Wohl ſammelte und gliederte Napoleon während des Tages ſeines Aufenthaltes in Orsza, ſoviel er nur konnte, aber man braucht einfach die Zahlenverhältniſſe um jene Zeit gegeneinander zu ſtellen, um einzuſehen, daß bei tatkräftigem, rückſichtsloſem Vorgehen der geſamten ruſſiſchen Streitkräfte ſchon auf dem Wege zwiſchen Orsza und der Bereſina die letzte Kataſtrophe hätte erfolgen müſſen. Die Hauptarmee der Ruſſen unter

Kutuſow zählte damals noch 40000 Mann; Wittgenſtein ſtand bei Caczniczki mit 30000 Mann und Admiral Tſchitſchagow bei Minsk mit wenigſtens 30000 Mann. Das waren alſo rund gerechnet 100000 Mann, denen Napoleon 20000 (nicht 15000) unter ſeinem eigenen Befehl und unter den Marſchällen Oudinot und Victor allenfalls 20000 Mann entgegenſtellen konnte. Erdrückende Übermacht war alſo auf ſeiten der Ruſſen —, war dort auf ſeiten der Ruſſen, wo um jene Zeit die letzte Entſcheidung fallen mußte, in der Nähe der Straße von Orsza auf Boriſow an der Bereſina. Die Korps Schwarzenberg und Graf Reynier ſpielten bei dem großen Keſſeltreiben an der Bereſina gar keine Rolle mehr, denn, wie wir hörten, marſchierten Schwarzenberg und Reynier hinter dem General Sacken her und waren faſt 50 Meilen vom Schauplatz der Entſcheidung. — Und der Herzog von Tarent, Marſchall Macdonald, hatte ſein Hauptquartier nach Stalgen verlegt und ſich dort ganz häuslich eingerichtet unter der beſonderen Obhut eines preußiſchen Regiments. Der Marſchall hatte große Schlachten und Entſcheidungen mit eigenen Augen geſehen. An der Trebbia in den furchtbar blutigen Juniſchlachten des Jahres 1799 hatte ihm der alte Ruſſe Suwarow ſiegreich gegenüber geſtanden und ihm Reſpekt vor den ruſſiſchen Waffen beigebracht und 1809, am 6. Juli, führte er mit ſeinen gewaltigen Sturmkolonnen unter den Augen des Kaiſers ſelbſt die Entſcheidung bei Wagram teilweiſe herbei. Was war ihm dieſer ganze nordiſche „Brückenkopfkrieg", wie er dieſen Feldzug in Rußland nannte. Zwiſchen der Trebbia und Wagram hatte ein Luſtrum der Entfremdung zwiſchen ihm und dem Korſen gelegen. Verdächtig, mit dem gehaßten Moreau und dem alten Waffengenoſſen Pichegru, deſſen Avantgarde er einſt im Winter 1794/95 geführt hatte, konſpiriert zu haben, ſtellte Bonaparte ihn kalt und holte ihn erſt wieder, als 1809 Mangel an Fähigen da war und er ſeinem Stiefſohn Eugen Beauharnais einen vernünftigen Berater geben wollte. Hier in Stalgen ſah er, während der Kanonendonner von den Ufern der Eckau herüberdröhnte und die Preußen und Ruſſen tapfer miteinander rangen, gleichgültig zum Fenſter hinaus, als ginge ihn das alles gar nichts an. Es war, als ob die Jahre der Dunkelheit und höchſten kaiſerlichen Ungnade ihm lieber geweſen waren als dies Zerren von einem Krieg zum andern. Bei Wagram hatte er ſich den Marſchallſtab geholt und in Hiſpanien — die Gicht; er humpelte noch bedenklich, als er in Berlin eintraf, um das Kommando zu übernehmen. Was war hier in der Ecke am äußerſten linken Flügel, fern von den großen Entſcheidungen, auch viel zu holen? Er wurde eigentlich nur warm, wenn er von ſeinem ſchönen Schloſſe, ſeinem grünen Park und ſeinen Schafherden ſprach. Er war perſönlich ein höchſt ſympathiſcher Mann von feiner Bildung und angeborenem Takt, ſein Verhältnis zu den preußiſchen Offizieren ermaß er ganz richtig. Als die preußiſchen Herren einſt bedauerten, daß er nach einer Inſpektion in Mitau nicht in ihrer Mitte bleiben wollte, ſagte er: „Meine Herren, ich weiß recht gut, daß ich überall läſtig bin, daß ich geniere und mich ſelbſt genieren muß und ich ziehe es vor, einſam auf dem Lande zu leben." Infolgedeſſen hatte ein witziger Kopf ſeinen ſtolzen Namen Herzog von Tarent in „Herzog von Terrain" gewandelt. Dennoch hatte er eine Vorliebe für die preußiſchen Offiziere — denn er kannte das Gelichter, das in den franzöſiſchen Reihen das Portepee trug, zu gut — und zog die Preußen gern an ſeine Tafel. Es ging ſehr mäßig zu bei ihm, ſelbſt bei größerer Tafelrunde gab es nur wenige Flaſchen Wein, obgleich Champagner und ſchwere Sorten genug in den Weinkellern dieſer ruſſiſchen Edelſitze lagen. Aber das Raubſyſtem der meiſten ſeiner Herren Marſchall-Kollegen war dieſem Macdonald fremd. Perſönlich war dieſer franzöſiſche Herr vielleicht bei den preußiſchen Offizieren beliebter als der eigene General, der alte Iſegrimm York. Aber dies Verhältnis zu Macdonald ließ dennoch den inneren Grimm gegen die Fremdherrſchaft, der in den meiſten dieſer preußiſchen Herren wohnte, nicht erlöſchen.

Die Pflicht der Waffenbrüderſchaft mit den Franzoſen, die König Friedrich Wilhelm III. infolge ſeines Allianzvertrages mit Bonaparte von ſeinen Truppen fordern mußte, wurde von vielen, ob General, Offizier oder Gemeiner, ſchwer getragen, aber kein Menſch konnte ſagen, daß dieſe Preußen die ihnen aufgezwungene Pflicht nicht mit militäriſcher Ehrenhaftigkeit erfüllt hätten. Der „Krieg der Brückenköpfe" brachte doch auch manche ernſte und blutige Affäre mit ſich. Als der ruſſiſche General Steinheil mit Verſtärkungen in Riga eintraf, gab es eine Periode des Krieges, wo die in und um Riga verſammelten ruſſiſchen Truppen faſt doppelt ſo ſtark waren als die Preußen, die ſie in Schach halten ſollten. Um jene Zeit war ein ſtarker franzöſiſcher Artilleriepark unter dem General Campredon eingetroffen, welcher die Beſchießung Rigas vornehmen ſollte, denn die Belagerung Rigas war noch nicht aufgegeben. Der Park war bis Ruhental gekommen, das weſtlich Bauske an der Aa liegt. General York hatte dem franzöſiſchen Artilleriekommandanten die Mitteilung gemacht, daß angeſichts der in Riga angekommenen Verſtärkungen jedenfalls ein ruſſiſcher Vorſtoß zu erwarten ſei. Und in der Tat, am 26. September in den Vormittagsſtunden wurde die preußiſche Vorhut nahe Dahlenkirchen mit großer Übermacht angegriffen und geworfen. York gab daher den Befehl zum Rückzug, den er ſehr umſichtig leitete; aber wer an einen Rückzug nicht gedacht oder ihn vergeſſen hatte, das war der General Campredon mit ſeinem Artilleriepark bei Ruhental. Was war zu tun? Es waren franzöſiſche Geſchütze und den verbündeten Preußen lag die Pflicht ob, dieſe nicht im Stich zu laſſen, andererſeits ſetzte ſich York mit ſeinem Korps einer großen Gefahr aus, wenn er bei

Digitized by Google

Ruhental in schlecht gedeckter Stellung und nur zum Zwecke, den Park zu schützen und zu retten, eine Schlacht annahm. Er rief seine Offiziere zu einem Kriegsrat zusammen, und die meisten der Herren waren der Meinung, daß die französischen Herren von der Artillerie die Suppe, die sie sich durch ihre Nachlässigkeit eingebrockt, nun auch ausessen möchten, und daß es Pflicht der preußischen Offiziere sei, ihrem König und ihrem Vaterlande das Korps zu erhalten. Sie alle ahnten, daß dies französische Bündnis nicht lange mehr dauern würde und daß sie vielleicht bald an der Seite der Russen gegen Napoleon kämpfen würden. Wozu also um 100 französischer Kanonen willen das ganze preußische Korps aufs Spiel setzen! Da trat Graf Brandenburg vor, der junge, eben erst zwanzigjährige Rittmeister à la suite im Stabe Yorks, ein Hohenzoller, ein Sohn aus der morganatischen Ehe Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Dönhoff. Der trat vor und sprach es kühn und entschieden aus, daß die Ehre der preußischen Waffen hier engagiert sei, daß alle politischen Rücksichten schweigen müßten und daß der Park bei Ruhental unter allen Umständen bis auf den letzten Mann zu verteidigen sei. Das war dem General York aus der Seele gesprochen. Das preußische Korps wurde bei Ruhental gesammelt, um den Park zu retten, und nun kam es zu den fünftägigen Gefechten in der Gegend von Bauske, die sich vom 29. September bis zum 3. Oktober hinzogen und damit endeten, daß die Preußen am 3. Oktober das ganze Terrain wiedergewonnen hatten, das die Russen bei ihrem ersten Vorstoß gewannen. Man hatte auf preußischer Seite in jenen Tagen wiederholt Gelegenheit, zu erkennen, wie es mit der französischen Manneszucht eigentlich bestellt war und mit welcher zweifelhaften Gesellschaft man hier Schulter an Schulter focht.

Es waren französische, holländische und korsische Landeskinder in buntem Gemisch, die bei diesem großen Artilleriepark dienten. Auch Sappeure von der Insel Elba waren zugegen. Einer dieser Holländer, der vor Yorks Tür die Schildwache hatte, war auf dem wichtigen Posten so fest eingeschlafen, daß die Adjutanten, die zum General wollten, über ihn stolperten. Bei einer Paroleausgabe lief eine Herde Schweine plötzlich über den Versammlungsplatz und alsbald begannen die französischen Artilleristen auf die Tiere Jagd zu machen, so ohne jede Rücksicht auf die versammelten Offiziere, daß den Herren, wie ein Augenzeuge erzählt, buchstäblich die Kugeln um die Ohren pfiffen. Die Preußen machten ihre französischen Kameraden auf diesen unglaublichen Unfug aufmerksam, aber die Offiziere der grande nation mochten winken, schreien, fluchen, soviel sie wollten, die Artilleristen ließen sich in ihrer Jagd nicht stören. Endlich sprang ein französischer Offizier hinzu und stach einen der nächsten Kerle einfach nieder, womit dann die seltsame Jagd ihren Abschluß fand.

Die Russen hatten sich nach diesen fünf Kampftagen bei Bauske auf Riga zurückgezogen, und York mit seinem Korps hatte das Feld behauptet. Der Eindruck, den dieser preußische Sieg im französischen Hauptquartier machte, war außerordentlich günstig. In einem Bulletin, welches Napoleon am 14. Oktober, wenige Tage vor seinem Abmarsch aus Moskau, von dort noch erließ, wurde das Verhalten Yorks und seiner Preußen besonders gelobt. „Die Schlacht von Bauske," hat General York später selbst gesagt, „vom 29. September 1812 und die mit derselben verbundenen fünftägigen Gefechte und Operationen waren für Preußens Politik von der höchsten Wichtigkeit; für mich waren sie von der größten Genugtuung, sie wangen Napoleon, der mich haßte, zu der Anerkennung, daß ich Soldat sei."

Der General York war sich seiner eigentümlichen Stellung wohl bewußt und sein verschlossener Charakter ließ ihn alles, was er durchzukämpfen hatte, mit sich selbst abmachen. Das machte ihn jedenfalls noch schroffer und unzugänglicher, als er schon von Natur war. Ihm war vom König dieses preußische Korps, als es zusammentrat fast die Hälfte der ganzen preußischen Armee darstellend, anvertraut worden. Er hielt es für seine Pflicht, dies Korps dem Vaterlande und dem König zu erhalten. Er war ein Franzosenhasser, wie es neben ihm kaum einen zweiten in diesem Korps gab. Er wußte auch, wie die französischen Herren dachten. Sein König, so sagte er sich, Friedrich Wilhelm III., war zwar ein von dem übermütigen korsischen Kaiser tief gedemütigter und der Hälfte seiner Länder beraubter Mann, aber er war doch immer ein König von Preußen und kein willfähriger rheinbündischer Satrap. Diese Grenze zwischen der Stellung der Rheinbündischen zum kaiserlichen Heere und der Stellung der preußischen Truppen wußte York scharf zu ziehen und aufrecht zu erhalten. Keine Liebenswürdigkeit des französischen Marschalls, des Herzogs von Tarent, konnte General York bestechen. Den feinen verbindlichen Formen Macdonalds setzte der Preuße immer nur die Gleichmäßigkeit dienstlicher Förmlichkeit entgegen. Es gab von Anfang an, seit General von Grawert die Armee verlassen hatte und York den Oberbefehl erhielt, zwischen ihm und dem Marschall Meinungsverschiedenheiten, die sich hauptsächlich infolge der Schärfe Yorks immer mehr zuspitzten.

Aber es war nicht nur gegenüber Macdonald, daß York sich unzugänglich zeigte, auch gegenüber allen Einflüssen, die von Berlin herkamen, zog er sich in sich zusammen, wie ein stachliger Igel, der ganz allein weiß, was er zu tun hat. Der Graf Henckel von Donnersmarck kam im Auftrage des Königs am 19. Oktober zu York und überbrachte ihm für die Siege bei Bauske die allerhöchste Anerkennung, sowie den roten Adler-

Digitized by Google

orden. Er hat diesen Empfang bei dem General erzählt. „Der General," berichtet Graf Henckel, „empfing mich kalt und trocken. Nachdem ich ihm die Depesche überreicht, ließ er mich an der Tür stehen und ging ans Fenster, um sie zu lesen. Er schien nicht zufrieden, obgleich der König ihm ein eigenhändiges Schreiben beigefügt und darin mit den gnädigsten Ausdrücken bedauert hatte, bei den jetzt so erschöpften Kassen nicht mehr schicken zu können, aber gewiß bei günstigen Verhältnissen daran denken werde, noch mehr zu tun. (Der König hatte nämlich für die Verwundeten 3000 Taler übersandt.) Auf einmal fing York an: ‚Was wollen Sie eigentlich hier, was stellen die Herren Adjutanten hier vor?' Meine Antwort: ‚Des Königs Majestät Wille ist es, daß wir das Glück haben sollen, unter Euer Exzellenz den Kampf führen zu lernen.' — ‚Dem ist nicht so, mein Herr Graf, der König schickt Sie her, um zu spionieren, wie die Sachen hier betrieben werden und Rapports von den Details zu machen, die ich vielleicht nicht berichte.' Ich muß gestehen, daß mich diese Ansicht etwas verblüffte und ich vielleicht unziemlich antwortete: ‚Euer Exzellenz, zu den widerwärtigen Geschäften eines Spions lasse ich mich nicht gebrauchen.' York machte mir nun eine Verbeugung und ging hinaus."

Dies Ereignis ist bezeichnend dafür, wie York seine Stellung auffaßte. Er wußte, daß jede Minute ihn zum Träger eines großen gefährlichen Geheimnisses machen konnte, das er tief in seiner Brust zu begraben hatte. Nachdem der Gouverneur General Essen in Riga Kunde von den Vorgängen bei der Hauptarmee des Kaisers Napoleon erhalten hatte, säumte er nicht, den General York durch Vertrauensleute davon in Kenntnis zu setzen, wie es bei dieser großen Armee, die vor wenig Monaten in so gewaltiger, stolzer Zahl den Njemen überschritten hatte, nun eigentlich aussah. York erfuhr Anfang November auf diese Weise, daß die Auflösung des großen Heeres ständig zunehme und daß die russischen Flügelheere und Graf Wittgenstein und Admiral Tschitschagow bereits die Rückzugsstraße des Kaisers stark bedrohten. Ganz gerade heraus forderte der General Graf Essen in Verfolg dieser Mitteilung den General York schon damals auf, von der französischen Verbindung abzufallen, den Herzog von Tarent in Stalgen festzunehmen und ihn mit allem Zubehör nach Riga zu schicken. General York antwortete auf dieses Schreiben nicht, sandte es aber durch den Grafen Brandenburg an den König nach Potsdam. Wenige Tage darnach wurde der Graf in Riga durch den General Paulucci, einen klugen Italiener, der in sardinischen, französischen und österreichischen Diensten gestanden hatte und jetzt seine Karriere in Rußland suchte, ersetzt. Dieser glaubte die Überredungsversuche des Generals von Essen, York zum Abfall von der französischen Sache zu bewegen, fortsetzen zu müssen. Er schrieb am 14. November einen längeren Brief an York, in welchem es unter anderem wörtlich heißt: „Die beifolgenden Bulletins werden Ihnen die verzweifelte Lage Napoleons zeigen. Dieser Umstand setzt Preußen in den Stand, der Schiedsrichter über Europa zu werden und Sie, der Befreier Ihres Vaterlandes zu sein. — Zwei Wege zeigen sich Ihnen, zu diesem Ziel zu gelangen. Der erste wäre: die Truppen, die Euer Exzellenz befehligen, mit den meinigen zu vereinigen, Macdonald und die Führer der französischen Partei festzunehmen und vorzurücken, um Ihren König zu befreien. In diesem Falle werde ich Sie mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen. — Der zweite Weg wäre: mit Berufung auf die wachsenden Niederlagen der französischen Armee und ihres unaufhaltsamen Rückzuges zu erklären, daß Sie die Grenzen ihres Vaterlandes decken wollen, Ihre Truppen hinter die Memel zurückzuziehen und sich jede Bewegung zu versagen, die man von französischer Seite von Ihnen fordert." Der Brief schließt dann: „Die glorreiche Rolle des unsterblichen La Romana ist Ihnen bestimmt; diese mit Erfolg erfüllend, werden Sie von der Nachwelt in die Reihe der großen Männer gezählt werden, welche die Retter ihres Vaterlandes waren." Der kluge Italiener hatte diesen Brief auf das Gemüt eines tapferen, vaterlandsliebenden Haudegens abgestimmt, für welchen er nach all den Schilderungen, die er empfing, diesen General York hielt. Wie mußte er erstaunen, als er einige Tage später von York eine Antwort empfing, wie sie der beste Diplomat nicht vorsichtiger und andeutender abfassen konnte. „Ich bitte Euer Exzellenz," schrieb York, „sich zu überzeugen, daß ich kein anderes Interesse kenne, noch je kennen werde, als das meines Königs und meines Vaterlandes. Aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß der durch Erfolg gereifte Mann nie dieses heilige Interesse durch eine selbstwillige oder noch unreife Handlung aufs Spiel setzen darf. — Das Beispiel von Romana paßt nicht auf mich. Romana wußte ausdrücklich, was sein Vaterland von dem Verbündeten zu erwarten hatte, mit dem er sich vereinigte, — die Sache war ausgesprochen und entschieden. Aber sein Unternehmen wird immer das vollkommene Muster der Loyalität des Geheimnisses und der Vorsicht von beiden Seiten sein." Zwischen diesen wenigen Zeilen stand unendlich viel zu lesen. Die Russen wußten nun, woran sie mit York waren: er verlangte zunächst eine unbedingte Sicherheit und ein Versprechen des Zaren Alexander selbst, daß die Sache Preußens die seinige sein würde, wenn York den schweren Entschluß des Übertrittes faßte. Indes, die Fäden waren geknüpft, und sie spannen sich im Laufe der kommenden Wochen immer fester, während sich das persönliche Verhältnis zum Marschall Macdonald stets verschlechterte. Am 27. November, während sich an der Beresina die furchtbaren Szenen abspielten, zu deren Schilderung

Digitized by Google

wir bald gelangen werden, kam an der Düna zwischen Macdonald und York „die Bombe zum Platzen", wie der Marschall sich in einem Schreiben an den Minister Maret ausdrückte. Die bittere Kälte, welche die französische Armee in den Novembertagen auf ihrem Marsche begleitete, hatte sich auch an der Düna eingestellt und auch dort waren die Verpflegungsverhältnisse schlecht. General York aber wachte eifersüchtig darüber, daß seine Preußen nicht hinter den Franzosen und Rheinbundtruppen zurückstanden. Von allen Seiten kamen in jenen Tagen Klagen an York, daß es mit der Verpflegung für die preußischen Truppen schlecht bestellt sei. Auf die verschiedenen Beschwerden, die York, immer in kalter aber höflicher Form, an Macdonald richtete, erhielt er gar keine Antwort. Endlich schrieb er dem Herzog, daß er diesen Ungebührlichkeiten nicht länger zusehen könne, sowohl wegen der Erhaltung seiner Truppen, als auch der Pflichten, die er gegen seinen König habe. Nun benutzte Marschall Macdonald die Gelegenheit, sich seines Grolls gegen York in einem von Schimpf und Hohn strotzenden Briefe zu entleeren. Man sagt dem Charakter des Marschalls nach, daß sich dieser aus einem gewissen Phlegma der Bonhomie zu raschen Handlungen aufzuraffen pflegte. Er mußte es für geraten halten, den Bruch mit York gewaltsam herbeizuführen, um durch diesen vielleicht eine Änderung im Oberbefehl der preußischen Truppen zu erzielen, kurz, der Brief, den Macdonald an York schrieb, war mit persönlichen Beleidigungen gespickt.

Er zieh den preußischen General in grober, ironischer Weise der Lüge, des Betruges, des Verrates und schloß dann mit den Worten: „Ich besitze so viel freimütige Offenheit, als daß ich Ihnen nicht mitteilen sollte, daß ich Seiner Majestät dem Kaiser über das Betragen und die Gesinnung des gegenwärtigen Chefs der preußischen Truppen Rechenschaft geben werde, die man nicht unterlassen wird auch Ihrem Könige vorzulegen, und um die Wahrheit meiner Berichte zu bezeugen, werde ich kein anderes Zeugnis aufrufen, als die Meinung der preußischen Truppen. Ich muß damit enden, um mich des Ausdrucks Euer Exzellenz zu bedienen, daß, wenn die preußischen Pferde „krepieren", dies nicht aus Hunger, sondern — aus Dickleibigkeit (Embonpoint) geschehen würde und ich würde dasselbe von den Mannschaften hinzufügen, wenn von denen die Rede wäre. Genehmigen Sie, Herr General, die Versicherung meiner hohen Achtung." — Dieser Schlußsatz des Briefes war nach alledem, was der Brief selbst enthielt, ein schneidender Hohn, der nicht übertroffen werden konnte. Und mit diesem Schreiben begab sich einer der aufdringlichsten Adjutanten, die Macdonald zur Hand hatte, ein Mann, den er selbst den „Lästigen" nannte, der Oberst Terrier, zu York. Er kam in der Nacht in Mitau an und ließ York, der bereits zu Bett war, wecken, um ihn persönlich zu sprechen. Wohl war dieses Schreiben Macdonalds darauf angelegt, selbst einen ruhigen Mann in Aufregung zu bringen. Aber General York erkannte sofort, was alles auf dem Spiele stand und blieb Herr der Lage. Der Franzose verlangte, nachdem der General den Brief gelesen hatte, eine sofortige Antwort. „Die Sache ist für mich nicht dringend," sagte York trocken, „ich werde die Antwort schon geben, wenn es mir Zeit scheint." Terrier, der über die Fassung des Generals aufs äußerste erstaunt war, fragte nun: „Was werden Euer Exzellenz jetzt tun?" York sah den Zudringlichen nur groß an und sagte: „Sobald Sie die Tür von draußen zugemacht haben, werde ich ruhig weiter schlafen!"

Wenn Macdonald durch diesen beleidigenden Brief den General York zwingen wollte, das Kommando des preußischen Korps niederzulegen, so irrte er sich in dem Charakter Yorks vollständig. Der merkte die Absicht des Marschalls deutlich, wurde aber nicht verstimmt und trat mürrisch zur Seite, sondern ergriff die Zügel des Kommmandos nur um so fester, weil er sich klar sagte, daß niemand da war, der ihn ersetzen konnte. Wenn es noch irgendeines Anstoßes bedurft hätte, York der französischen Sache zu entfremden, so wäre dieser Brief Macdonalds geeignet gewesen, aber eines solchen Anstoßes bedurfte es gar nicht mehr, York war Franzosenhasser durch und durch. Wohl aber hatte er nach diesem Brief auch dem Marschall gegenüber nicht die geringste innere Verpflichtung mehr. Die Verhältnisse um ihn mochten sich wandeln, wie sie wollten, Marschall Macdonald setzte er in seine Berechnungen als Faktor nicht mehr ein. So stand es bei diesem X. Armeekorps, welches die äußerste linke Flanke der großen Armee zu decken bestimmt war. Eine Einwirkung zugunsten des Rückzugs ihrer Trümmer war nicht mehr möglich. Aber in dem Augenblick, wo die große Armee ganz vernichtet war, schwebte dieses X. Korps in der Luft und diese Stellung an der Dünamündung wurde unhaltbar. Die Nachrichten, die allmählich von der großen Armee durchsickerten und zur Kenntnis des Generals York gelangten, mußten sein Handeln bestimmen. In welcher Weise sie es bestimmten, das gehört einem anderen Abschnitt unserer Geschichte an. Wir müssen jene Dinge an der Düna einstweilen sich selbst überlassen und uns zu dem flüchtigen Heere begeben, welches der Beresina zustrebte.

Digitized by Google

14. Kapitel

Beresina

Im letzten Drittel des November wälzte sich die ehemalige große Armee auf der Straße von Orsza auf Borisow fort. Sie bestand noch aus einem festen Kern waffentragender Truppen, der sich aber von Tag zu Tag mehr auflöste, und einem gewaltigen Schweif waffenloser, verwundeter, erfrorener, siecher und wegmüder Nachzügler. Fünfundachtzig deutsche Meilen hatten diese Menschen in Schnee und Eis auf glatten oder schlammigen Landstraßen, Nacht für Nacht unter freiem Himmel biwakierend, ohne ausreichende Nahrung, ohne warme Kleidung zurückgelegt. Über die Hälfte, ja, wenn man den ganzen Troß dazu rechnet, fast zwei Drittel von denen, die aus Moskau auszogen, waren unterwegs verdorben und gestorben und jetzt ging es einem Schicksal entgegen, das von Stunde zu Stunde ungewisser wurde. Minsk, auf welches Napoleon zunächst zu marschieren die Absicht gehabt hatte, war von Tschitschagow besetzt. Dem sorglosen Schwarzenberg entschlüpfend, bemächtigte er sich dieses Magazindepots und vorher Maßlofs, die polnischen Garnisonen unter Korfanti und Bronikowski retteten sich zu Dombrowsky, 7000 Polen konnten 16 000 Russen Lamberts nicht hindern. Daß Kutusow gestissentlich zauderte und Wittgenstein sein Glück nicht verstand, war Napoleons Rettung. Denn er konnte im Norden Oudinot loslösen und an sich ziehen, 10 000 (Ende Oktober 14 000) inkl. 1400 Reiter Doumerc und Corbineau, welch letzterer sich von Wrede freimachte. (Picard, Berthezène, Jomini geben zu geringe Ziffern.) Dombrowsky konnte auch noch litauische Schützen und Ulanen, polnische Gendarmen an sich ziehen. Diese Polen und Oudinots Truppen machten ja die Rückzugsschrecken nicht mit, besonders Corbineaus 7., 20. Ch. waren guten Mutes, sie und 8. polnische Lanciers zählten am 1. November noch je 3—400 Säbel, Curélys Ausruf „Man geht überallhin mit 800 Säbeln" bezeichnet also Corbineaus Stärke, ferner behauptet Marbot, daß er noch 500 wohlversorgte 23. Ch. im Sattel hatte. Somit können Oudinots Reiter, da auch Doumerc schwerlich schon auf „700" schmolz, noch über 2000 gezählt haben. Schon standen aber russische Vortruppen in der Nähe von Borisow, bei welchem Ort die einzige Brücke über die Beresina führt. Dieser Fluß, diese Beresina legte sich mit ihren hohen Uferrändern und breiten Sümpfen quer über die Rückzugsstraße dieser Armeetrümmer, und alles kam darauf an, ob ein Übergang gelingen werde.

Der Kaiser hatte, die Wichtigkeit Borisows und des Brückenkopfes am jenseitigen Ufer der Stadt richtig einschätzend, dem polnischen General Dombrowsky befohlen, mit seiner Division Borisow und den Brückenkopf zu besetzen und zu halten. Die Truppen Dombrowskys waren noch frisch; er hatte 5500 Mann und 20 Geschütze bei sich. In Borisow fand der General noch ein Bataillon vom 23. französischen Regiment vor, welches den Brückenkopf bereits besetzt hatte und außerdem das 7. württembergische Regiment unter dem französischen Oberst Lalance, im ganzen noch 484 Mann (n. a. nur 200) stark. Aber bereits am 21. November ging Tschitschagow gegen die Stellung von Borisow, diesen wichtigen Posten, mit Übermacht vor.

In der Tagesfrühe des 21. November griff der russische General Lambert die Stellung der Franzosen bei dem Brückenkopf am westlichen Ufer der Beresina gegenüber Borisow mit Energie an. Es war eine Art Überfall, denn es gelang, die französischen Vorposten und Feldwaffen so zu überrumpeln, daß sie keinen warnenden Schuß mehr tun konnten. So hatten sich die Russen gegen 6 Uhr früh bis auf Flintenschußweite den Flügel-Redouten des Brückenkopfs genähert. Mit wütendem Hurrageschrei stürzten zwei russische Jägerregimenter mit gefälltem Bajonett in die Schanzen; aber das erste polnische Linienregiment unter Oberst Malachowski, das seit Mitternacht unter dem Gewehr stand, um kampfbereit zu sein, warf sich gegen das 38. Jägerregiment und trieb es aus der Schanze, es bis an das Ravin verfolgend. Da griff Generalmajor Engelhardt mit dem 7. Jägeregiment ein; er eroberte die Redoute zurück, fiel aber an der Spitze seines Regiments. Trotz aller Tapferkeit der polnischen Truppen, des schwachen französischen Bataillons und vor allen Dingen des 7. Regiments Württemberger unter Oberst Lalance, gelang es dem General Lambert,

Digitized by Google

als er seine starke Artillerie ins Treffen führte, den Brückenkopf zu nehmen. Aber erst gegen 3 Uhr nachmittag waren die Russen im Besitz der Stellung. Es war ein blutiges, verlustreiches Treffen, dies Gefecht am Brückenkopf von Borisow, auf jeder Seite blieben an Toten und Verwundeten bis zu 2000 Mann (so gesteht Tschitschagow selber, der 700 Polen „getötet", 2300 gefangen haben will, worunter immer Tote und liegengebliebene Verwundete mitgezählt). Das württembergische Regiment verlor 314 Mann, fast zwei Dritteile seines Bestandes. „Ich kann bei meinen Pflichten versichern," schrieb Oberst Lalance an seinen König, „daß das Regiment, welches von früh 7 Uhr bis nachmittags 2 Uhr im anhaltenden Feuer stand, seine Schuldigkeit vollkommen getan und mehr geleistet hat, als man von demselben nach einer durch schlechte Nahrungsmittel und durch außerordentlich ermüdenden Dienst allgemein gewordenen Entkräftung erwarten konnte. Wenn ich diejenigen nennen sollte, welche gegen die große feindliche Übermacht brav gefochten haben, so müßte ich sämtliche Offiziere und Mannschaften namhaft machen."

Am nächsten Tage bereits überschritten zwei russische Infanteriekorps die Brücke von Borisow, marschierten durch die Stadt und schoben sich einige Werst gegen Bobr vor. Admiral Tschitschagow selbst nahm sein Hauptquartier in Borisow. Der Admiral, ein besonderer Günstling des Zaren, der selbst Grobheiten von Tschitschagow hinnahm, war gewiß ein tüchtiger Seemann, aber daß ihn der Kaiser nun mit der Führung eines Landheeres betraute, welches eine so schwierige Aufgabe hatte, war sicher nicht richtig. Tschitschagow verstand es, sich in Szene zu setzen, er hatte sich eine Art ritterlicher Redlichkeit angewöhnt und war stolz auf seine Entschlossenheit, Festigkeit und sein gerades Wesen. Er schien hier nach dem Ruhm zu dürsten, Napoleon selbst zu fangen und erließ an alle Korpskommandanten, Parteigänger und Patrouillenführer die folgende Bekanntmachung:

> Die napoleonische Armee ist auf der Flucht, der Urheber des Elends in Europa mit ihr. Wir befinden uns auf seinem Rückzugswege. Es kann leicht sein, daß es dem Allerhöchsten gefällt, in seinem Zorne nachzulassen und uns den Flüchtling zu überliefern. Ich wünsche daher, daß die Personenbeschreibung dieses Mannes jedem bekannt werde: Er ist von kleinem Wuchse, wohlbeleibt, von blasser Gesichtsfarbe, hat einen kurzen starken Hals, großen Kopf und schwarze Haare. Ich halte es infolgedessen künftig für notwendig, alle gemachten Gefangenen, die klein von Statur sind, mir vorzuführen. Von der Belohnung für diesen Gefangenen rede ich nicht. Die bekannte Freigebigkeit unseres Monarchen antwortet dafür."

Inzwischen war auf den dringenden Befehl des Kaisers der tapfere Marschall Oudinot in Eilmärschen von Czereia her angerückt und stand am 21. bereits in Bobr. Er hatte vom Kaiser den Befehl, die Straße über die Beresina freizuhalten. Er kam zu spät; in Bobr vernahm er schon, daß Borisow in feindlichen Händen sei. Sogleich sandte er dem Kaiser einen Kurier mit dieser Botschaft entgegen. Napoleon stampfte wütend mit dem Stock, den er trug, auf den Boden und rief erregt aus: „Aber ist es denn ausgemacht, daß wir nichts als Dummheiten begehen!" Aber sofort hatte auch dieser klare Cäsarenkopf die Lage erfaßt. Er befahl dem Herzog von Reggio, sofort gegen Borisow vorzugehen und den Admiral Tschitschagow anzugreifen. Schon am 23. November stieß Oudinot auf die Vorhut Tschitschagows, welche Graf Pahlen befehligte. Pahlen, welcher sich Lorbeeren holen wollte, griff sofort und ohne weitere Verstärkung abzuwarten, an, wurde aber mit scharfem Stoß und unter Verlust von 800 Gefangenen auf Borisow zurückgeworfen, und die Russen, welche sich in der Stadt der größten Sorglosigkeit hingegeben hatten, gerieten jetzt in arge Bestürzung. Es fehlte auch sehr an einem energischen Kommando. Alles suchte, über die Beresinabrücke hinweg den Brückenkopf am westlichen Ufer zu gewinnen. Es entstand ein furchtbarer Wirrwarr. Besonders 4. Kür., 24. Ch. überrumpelten den Feind. So winzig Oudinots Verlust, ist der von Paul Pahlen mit 600 viel zu niedrig angesetzt, wie die naive Zahlenfälschung selber lehrt, Tschitschagow habe von „25 000" nachher in der Beresinaschlacht nur 20 000 gehabt, verlor also schon 5000. Außerdem erbeutete Oudinot riesige Mengen Lebensmittel, Stiefel, Pelze, gute Pferde, was die Stimmung hob. Der Oberfeldherr selbst, der vor wenig Tagen Napoleon schon in der Tasche zu haben glaubte, machte mit seinem ganzen Stabe, daß er über die Brücke davon kam. Mehrere Bataillone der Pahlenschen Vorhut wurden ganz abgedrängt und mußten bei Studienka über eine Furt die Beresina passieren. Besonders groß wurde die Bestürzung des Admirals, als ihm einige gefangene Franzosen keck vorlogen, der Kaiser wäre mit einer Armee von 100 000 Mann auf dem Marsche gegen Borisow. In seinem Schrecken ließ Tschitschagow die Brücke zum Teil abwerfen. Das Selbstvertrauen, das sich in den Tagen vorher so stark gezeigt hatte, war aufs tiefste erschüttert. Nach den Schilderungen, die man ihm gemacht hatte, war der Kaiser mit einem Haufen verhungerter und verfrorener Landstreicher auf dem Wege zur Grenze, sodaß es dem Admiral an der Zeit schien, einen so schönen Steckbrief zu schreiben, wie wir ihn hier wiedergegeben haben. Und nun plötzlich zeigte das französische Heer noch eine so empfindliche Stoßkraft.

Diese Wiedereroberung von Borisow war in der Tat für die Folge von außerordentlicher moralischer Bedeutung. Tschitschagow hatte eingesehen, daß man sich von diesen Franzosen, unter günstigen Umständen für sie, noch Schläge holen konnte und sich diese zu holen, glaubte der eitle ruhmsüchtige Admiral

Digitized by Google

keine Urſache zu haben. Er wurde alſo vorſichtig, vorſichtiger jedenfalls, als ſeine Aufgabe, dem Grafen Wittgenſtein die Hand zu reichen und in Gemeinſchaft mit ihm Napoleon den Rückzug abzuſchneiden, es ihm erlaubte.

Hier an der Bereſina zwiſchen Boriſow und Weſelowo, auf einer Wegſtrecke von knapp drei deutſchen Meilen zog ſich nun das ganze Kriegstheater zuſammen; auf dieſem kleinen Fleck der Welt ſpielte ſich jenes Drama ab, das weltgeſchichtlich als der Übergang über die Bereſina eine ſchauerliche Berühmtheit erlangt hat. Von Weſten, von Oſten und von Norden rückten die verſchiedenen Armeen gegen die Straße vor. Drei ſtarke ruſſiſche Heere umſchloſſen die letzten Korps der großen Armee wie ein Netz. Wenn die Feldherren, welche dieſe Heere kommandierten, das Netz mit feſtem Griff ſchnell entſchloſſen zuzogen, ſo gab es für Napoleon kaum ein Entrinnen. Tſchitſchagow ſtand am Brückenkopf von Boriſow, hatte die einzige Brücke, die dort über den Fluß führte, zum Teil abgebrochen und war bereit, jeden Verſuch des Brückenſchlages mit Waffengewalt und mit einer überlegenen Artillerie zu verhindern; Graf Wittgenſtein ſtand am 23. November bereits in Czereia, ja, er hatte ſeine Avantgarde ſchon bis gegen Baturi vorgeſchoben und den General Fock mit der Reſerve bei Kolopenicʒi aufgeſtellt. Marſchall Victor, der von Napoleon den Befehl erhalten hatte, Wittgenſtein unter allen Umſtänden aufzuhalten, mußte hier Schritt für Schritt weichen. Von Weſten her marſchierte General Miloradowitſch. Er marſchierte allerdings langſam; erſt am 23. überſchritt er den Dnieper bei Kopys. Nur der flinke Koſaken-Hetmann Platow war den Franzoſen nachgerückt und ſtand bei Nacza ungefähr fünf Meilen von Boriſow.

Napoleons Gegenwart allein ſtellte das Vertrauen wieder her, denn Murats Löwenzorn war verraucht, ſelbſt Davout zeigte wenig Faſſung, nur Oudinot zeigte plötzlich ſeltene Spannkraft, die ihn für ſpätere Feldzüge nur zu ſehr empfahl. Die ſtrategiſche Kriſe war erſchreckend. Natürlich machte ſich der Meiſter kein Hehl daraus, daß man nicht auf 90 Meilen Vorſprung im Zentrum vorprallen kann, wenn die rückwärtigen Flügel des Dreiecks Riga—Moskau—Breſt auf beiden Schenkeln 110 und 130 Meilen zurückhingen. Doch die ſolide Baſis Riga—Breſt betrug nur 75 Meilen und ſchien nebſt dem Innern oberhalb der Baſis Anfang November noch ausgiebig gefüllt. Jetzt aber waren die Schenkel eingedrückt, das Innere unterhöhlt, die Magazine verloren, die Kampffähigkeit verzehrt. Ein übermenſchlicher Wille gehörte dazu, den Kopf oben zu behalten. Die Leiden der auf 130 km geſpreizten und in ſich zerriſſenen Heeresſäule bis Smolensk waren überſtanden, und was noch bei den Adlern weilte, war zum Äußerſten entſchloſſen. Einen Wald verwaiſter Adler von vernichteten Regimentern bewachte eine „heilige Schar" von führerloſen Generalen, Oberſten und anderen Offizieren unter dem wundfiebrigen Grouchy, die unberittenen Kavalleriſten ſtanden feſt zuſammen unter Sebaſtiani.

Schon in der Nacht zum 23. November, bevor der Kaiſer noch in Bobr war, hatte er nach eifrigem Studium der großen ruſſiſchen Landkarte dem Marſchall Oudinot den Befehl gegeben, bei Weſelowo mit dem Brückenſchlag zu beginnen. Die ſämtlichen bei der Armee noch befindlichen Pontoniere, 400 Mann ſtark, und Sappeure, 450 Mann ſtark, da Jomini ſchon am 17. aus Wilna mit 3 Sappeurkompagnien hereilte, kommandiert vom Direktor des Großen Artillerieparks Eblé und Ingenieur-General Chaſſeloup, mit ihrem ſämtlichen Handwerkszeug wurden an Oudinot abgeſandt. Leider Gottes hatte man in Moskau und ſpäter in Orsza, wie wir hier berichteten, die Pontonparks verbrannt, und es waren daher keine Brückenkähne mehr vorhanden; hätte man ſtatt der Kanonen von Orsza die Brückenkähne mitgeführt, ſo wäre der Bau in zwei Stunden ausführbar geweſen. Ein Glück war es nur, daß der umſichtige General Eblé (Maſſenas Artilleriechef in Portugal) aus dem ganzen Zuſammenbruch noch zwei Feldſchmieden, zwei Wagen mit Kohlen, genügendes Handwerkszeug, eiſerne Verbindungsſtücke, einen großen Vorrat von Nägeln und dergleichen gerettet hatte. Es mußten ſogenannte Bockbrücken gebaut werden, die aber nur bei einem flachen Waſſer errichtet werden können, und ſo galt es vor allen Dingen, eine Furt zu finden, wo das Waſſer ſeicht war. Der Marſchall hatte Glück, denn gerade in dem Augenblick, als der Fluß nach einer Furt abgeſucht werden ſollte, meldete ſich bei ihm der General Corbineau, der die Bereſina unter Führung eines Bauern bei Studienka paſſiert hatte, wo das Waſſer kaum drei Fuß tief war. Der Brückenſchlag bei Studienka wurde ſofort beſchloſſen.

Es galt nun vor allen Dingen, den Feind über die Wahl der Übergangsſtelle zu täuſchen. Der Stabschef des Marſchalls Oudinot, ſein Schwiegerſohn, der General Lorencez, machte dies ſehr geſchickt; er ließ mehrere Juden rufen, die, je nachdem man ſie bezahlte, bei Franzoſen und Ruſſen Kundſchafterdienſte leiſteten, und befragte ſie ſehr genau nach einer Furt, die ſich am unteren Lauf der Bereſina ſüdlich von Boriſow, nahe Ukoloda befinden ſollte. So erweckte er bei dieſen zweifelhaften Leuten den Glauben, daß dort der Übergang geplant ſei, und als er ſie gar noch bei dem Gott ihrer Väter ſchwören ließ, nichts zu verraten, begaben ſie ſich natürlich ſpornſtreichs zu Tſchitſchagow und Kutuſow und brachten dort ihre Wiſſenſchaft gegen klingende Münze an den Mann. Ob nun dieſe von den Juden gebrachten Nachrichten gewirkt haben, ob Tſchitſchagow ſich ſonſt irgendwie durch Patrouillen über die Abſichten vergewiſſert hatte, ob eine

Botschaft vom Grafen Wittgenstein, daß der französische Rückzug sich nach Süden richte, oder ob von Kutusow sebst eine Andeutung dieser Art einging, ist wohl schwer festzustellen. Jedenfalls aber entschloß sich der Admiral, mit seiner Hauptmacht am 25. November den Abmarsch nach Szabaszewicki anzutreten, da er glaubte, daß hier der Mittelpunkt der Strecke läge, die er sichern sollte. Man gewinnt allerdings den Eindruck, daß der brave Tschitschagow auf gute Manier dem gefährlichen Napoleon aus dem Wege gehen wollte. Seitdem er wenige Tage vorher bei Borisow von dem verwundeten Löwen den heftigen Tatzenschlag erhalten hatte, war er scheu geworden; auch soll er die Macht Napoleons viel höher eingeschätzt haben, wie sie wirklich war, kurz, Tschitschagow zog nach Süden. Am Brückenkopf von Borisow blieb nur der General Marquis Langeron mit einem schwachen Korps stehen, und gegenüber Studienka stand eine noch schwächere Abteilung unter dem General Tschaplitz.

Es schien, als ob sein altes Kriegsglück den Kaiser hier von neuem begünstigen sollte, wie einst in alter italienischer Zeit, bei Marengo und auf der Brücke von Lodi. Der Kaiser war um die Morgenzeit des 25. November mit seiner Garde in Borisow eingetroffen und hatte das Korps des Marschalls Oudinot abgelöst, welches mit Einbruch der Dämmerung gegen 4 Uhr nach Studienka abmarschierte, um den Übergang vorzubereiten. Schon waren die Pontoniere, Sappeure und Mineurs seit Stunden an der Arbeit; man hatte die Häuser des Dorfes Studienka, die aus Balken erbaut waren, abgerissen, um das Brückenmaterial zu gewinnen. Schon waren zwanzig Böcke fertiggezimmert, als sie sich plötzlich als zu schwach erwiesen, und die Arbeit mußte nun von neuem begonnen werden. Während der ganzen Nacht zum 26. wurde gehämmert, gehobelt, gesägt. Drüben auf dem westlichen Ufer der Beresina lohten die Wachtfeuer der Russen deutlich auf. Mußten die dort Lagernden den Lärm nicht hören? Konnten ihre flinken Reiter nicht die ganze Macht Tschitschagows schnell herbeirufen, um den Übergang mit Waffengewalt zu wehren? Und was mochte dort drüben in den dunklen Wäldern, die sich meilenweit ausbreiteten, noch an russischen Truppen stecken? Alles war ungewiß wie das Dunkel der Nacht, das alle Besorgnisse vergrößerte. Die Stimmung der französischen Führer war aufs äußerste gespannt, doch nicht von der Hoffnung, sondern von der Furcht, daß hier kein Entrinnen mehr sei. „Wenn Napoleon aus dieser Klemme herauskommt," sagte König Murat zum General Rapp, „so hat er den Teufel im Leibe."

Noch in früher Morgenstunde rückte der Kaiser mit seinen Garden heran. Die Generale hatten Rat gehalten und seine Getreuesten rieten durch Joachim Murats Mund dem Kaiser, sich mit Hilfe einiger zuverlässiger Polen über den Fluß zu retten, damit wenigstens er dem allgemeinen Untergang entkomme. Der Kaiser wies den Vorschlag kurz ab, er wollte nicht schimpflich fliehen, wo seine Person notwendiger sei als je; er ordnete an, daß Oudinots Artillerie, verstärkt durch eine Abteilung der Garde-Artillerie, auf den Uferhöhen von Studienka auffahren sollte, um, wenn es sein müßte, das Artilleriefeuer, das man sicher mit Anbruch des Tages vom jenseitigen Ufer erwartete, zum Schweigen zu bringen.

Als aber der Tag emporstieg und die Novembernebel über der Beresina sich hoben und das andere Ufer dem Auge entschleierten, stand da drüben fast kein Feind mehr, nur etliche Kosakenpatrouillen hielten am Rande des jenseitigen Waldes. General Tschaplitz hatte den Befehl erhalten, sich noch näher an den Brückenkopf von Borisow heranzuziehen, weil Admiral Tschitschagow, verleitet durch Scheinbewegungen, die am untern Laufe der Beresina stattfanden, mehr wie je überzeugt war, daß Napoleon südlich von Borisow übergehen werde.

So einfach freilich, wie man es hinstellt, verlief die Sache nicht, im Pariser Kriegsarchiv liegt genaue Schilderung des Übergangs vom Stabschef Eblés. „Kosaken zeigten sich in großer Zahl, wurden aber von unseren Tirailleuren und Batterien im Zaun gehalten." Bei 8 Grad Kälte, doch Sonnenschein, vollzog Eblé (Girods Biographie) allein die große Arbeit. Nachher erhob Marquis de Chasseloup nebst Oudinots Ingenieur-General Daude den Hauptanspruch, sein Brief an Graf Gassendi umschrieb dabei den verfemten Namen Napoleons mit „Der, der das Heer befehligt." Eblé starb nämlich bald an Folgen der Überanstrengung, Tote können sich nicht mehr wehren.

Als der Kaiser sah, daß das westliche Ufer der Beresina gegenüber von Studienka von Truppen entblößt war und Tschitschagow also in die Falle, die man ihm gestellt hatte, hineingegangen war, rieb er sich vor Vergnügen die Hände und sagte wiederholt zu seiner Umgebung: „C'est bien, ich habe den Admiral gehörig getäuscht." Er nannte Tschitschagow immer der Kürze wegen „den Admiral", weil seine korsische Zunge des schweren russischen Namens nicht Meister werden konnte.

Seine Ordre an Oudinot durch Flügeladjutant Flahault war ebenso kurz wie klar. Adjutant Jaqueminot (als Lancieroberst bei Waterlooo Zeuge eines größeren Unglücks) warf sich zuerst in den Fluß, einige Reiter ertranken, ein böses Omen. Auch die ganze Artillerie arbeitete schon in fieberhafter Unruhe, der sonst so trutzige Lauriston beschwor Eblé weinend, zu eilen. Da man das Schärfen der Hufe unterließ, konnte man beeiste Abhänge bei Smolensk nicht überschreiten (Pion des Loches) und die Russen mögen wirklich „455" nicht gesprengte Stücke seit Oktober aufgelesen haben. Aber es war jetzt doch noch eine ansehnliche Geschützmenge vorhanden.

Digitized by Google

Sofort ließ der Kaiser 40 auserwählte Kavalleristen, deren jeder hinter sich auf der Croupe des Pferdes einen gewandten Voltigeur hatte, durch den Fluß gehen und auf einigen Flößen, die man schnell zusammenzimmerte, folgten 400 Tirailleurs von der polnischen Division Dombrowsky. Die Kosaken am jenseitigen Ufer leisteten keinen Widerstand; die zwei Geschütze, welche sie auffahren ließen und nur einmal abfeuerten, wichen sofort zurück, als drüben das Feuer der starken französischen Batterien einsetzte.

Gleichzeitig hatten die Pontoniere und Sappeure, unterstützt von Artilleristen, mit dem Brückenbau begonnen. Die 46 Böcke, welche für die Brücken gezimmert waren, wurden in das Wasser eingelegt und mit dem Belag beschlagen. Für den Belag waren nur dünne Bretter, Stangen und Heu vorhanden, womit man die Lücken stopfte. In den letzten Tagen, seit man aus Orzsa marschiert war, hatte Tauwetter geherrscht und dem Fluß starke Wässer zugeführt, so daß er über 100 Meter breit war, dazu war Eisgang und seit der letzten Nacht auch wieder Frost eingetreten. Die Kälte betrug 8°. Unter diesen schwierigen Umständen, bei Eisgang und bitterer Kälte, mußten die Pontoniere arbeiten, General Eblé legte selbst mit Hand an. Bis an die Schultern standen diese tapferen Männer im eisigen Wasser des Flusses, sechs bis sieben Stunden lang angestrengt arbeitend. Viele erfroren, viele wurden von den Eisschollen fortgerissen, viele kamen wohl mit dem Leben davon, aber sie hatten ihr Teil weg und saßen in späteren Jahren mit versteiften Gliedern auf den Altersbänken des Invalidenhauses von Paris, — und die Brücken, die wurden fertig.

Der Kaiser war fortwährend am Uferrand, ordnete an und munterte auf. Dann, als die erste Brücke so weit gediehen war, daß der Übergang bald erfolgen konnte, schritt er die Front der Regimenter ab und unterhielt sich mit den Offizieren und Mannschaften. Joachim Murat ging neben ihm. Der Kaiser war frisch und munter, — Joachim Murat war wortkarg und niedergeschlagen; er dachte nur noch an sein schönes Königreich Neapel und wie er sich wohl aus dem allgemeinen Zusammenbruch, den er voraussah, die blanke goldene Königskrone retten könne.

Die beiden Brücken lagen ungefähr 200 Schritt weit auseinander, sie waren nur schmal, und die Brücke für das Fuhrwerk hatte nur gut die Spurbreite eines Geschützes, sie waren auch, weil knapp Material vorhanden war, so schwach gebaut, daß sie sich unter der Last der Masse oft bis unter den Wasserspiegel bogen, ein Geländer hatten sie nicht; der Bau einer dritten Brücke, die anfangs geplant war, mußte, weil es an Holz fehlte, unterbleiben.

Wie groß war noch Napoleons Streitmacht? Fain 40750 nebst 45000 Nachzüglern, Gourgaud 45000, Vaudoncourt 80000 unter Waffen viel zu hoch, doch Chambrays 37000 beziehen sich irrig nur auf Napoleon ohne Victor. Die Isolierten sollen freilich auf 65000 gewachsen sein, „35000" ist viel zu wenig, diese Masse sah aber aus der Ferne wie eine geschlossene Truppenmacht aus, auch dies mag den Feind getäuscht haben. Die Summe der Waffenführenden wird aber tendenziös zu niedrig geschätzt. Daß Davout auf 1500 schmolz (Wilson u. a.), entspricht seiner eigenen Angabe (Vigier), mit den Überresten des 3., 4. und 8. Korps 6000. Alte Garde 3500 (Thiers 4500, Berthezène 1500, beide unbrauchbar), Junge 2200, Claparèdes Gardepolen 1900, Poniatowski, Mohilewgarnison (1300) und Dombrowsky 10000 Polen zusammen. Mit Oudinot 30000 Infanterie und Artillerie, 7000 Kavallerie inkl. Unberittene und „heilige Schar".

Um 1 Uhr nachmittags war die Brücke für die Infanterie fertig. Es ging wie ein Aufatmen durch die harrende Menge. Wieder schien das Glück, das Gelingen mit diesem kleinen korpulenten Mann im grünen betreßten Marderpelz zu sein. Selbst der Frost setzte zur rechten Zeit wieder ein und bedeckte die Ufersümpfe der Beresina mit einer Eisschicht, die den Übergang erleichterte. — Zuerst ging das Korps des Marschalls Oudinot über. Die Truppen zeigten noch eine feste Haltung, geschlossen defilierten sie vor dem Kaiser vorüber und durch ihre Reihen ging zum ersten Male seit Wochen wieder der Ruf: „Vive l'Empereur!", das alte sieghafte Feldgeschrei von Austerlitz und Jena. — Mit großer Mühe zwar, aber dennoch gelang es, auch auf dieser Fußgängerbrücke 2 Kanonen mit Pulverwagen und Patronenwagen für die Infanterie hinüber zu schaffen.

Sobald der Marschall mit seinen Truppen drüben war, tat er alles zur Sicherung seiner Stellung. Er sandte sofort ein Detachement gegen Zembin vor, um die Straße und die Brücken, welche über die Gainasümpfe führten, zu sichern. Mit seinem Gros dagegen marschierte er sofort gegen Stachow vor, um den General Tschaplitz in Schach zu halten. Der russische General hatte auf die Meldung der Kosaken Kehrt gemacht und befand sich auf dem Wege zwischen Stachow und Brili, als er auf Marschall Oudinot stieß. Obgleich General Langeron vom Brückenkopf Borisow einige Verstärkungen schickte, hatte Tschaplitz doch nicht mehr als insgesamt 8000 Mann, zur Hälfte Infanterie, zur Hälfte Kavallerie. Mit der Kavallerie ließ sich in dem Terrain nicht viel anfangen und seine Infanterie schien ihm gegenüber der Oudinots zu schwach. Außerdem sah er von drüben die starke Batterie herüberdrohen und er wagte es daher nicht, ernstlich Widerstand zu leisten. General Langeron traf erst ein, als die Dunkelheit dem Kampf schon ein Ende gemacht hatte, und der Obergeneral Admiral Tschitschagow war auf die dringenden Nachrichten, welche Tschaplitz sandte, zwar umgekehrt, aber nur bis Borisow gekommen.

Digitized by Google

Um 4 Uhr nachmittags war die zweite größere Brücke für die Artillerie, die Reiter und den Fuhrpark fertig. Noch immer fürchtete der Kaiser, daß Graf Wittgenstein plötzlich erscheinen möchte, um den Übergang zu stören. Erst als die Dunkelheit ganz hereingebrochen war, ging das Polenkorps des Marschalls Ney, Infanteristen und 300 Kavalleristen, hinüber. Vorher war die Artillerie Oudinots und die der Garde über die große Brücke gegangen und es mag sein, daß sich durch diese Last Schäden eingestellt hatten, denn während das neue Korps Ney überging, brach die Brücke zweimal und die Wiederherstellung kostete jedesmal drei bis vier Stunden*). — Inzwischen hatten sich während des 26. November die übrigen Heeresteile immer näher an die Beresina herangezogen. Der Vizekönig Eugen Beauharnais stand in Niemanitza, nur eine Meile von Borisow, Davout war in Losnitza eingetroffen, kaum zwei Meilen von dort, Marschall Victor traf am selben Abend in Borisow ein und ließ die Division Partouneaux bei Losnitza stehen, um an Stelle des Korps Davout die Nachhut zu übernehmen. Alle diese Truppenteile waren natürlich von Schwärmen Isolierter umgeben und sie alle wollten über jene leicht gebauten Brücken hinüber, welche zum andern Ufer führten, zum Ufer, das für sie das Gestade der Hoffnung war.

Obschon die Reihen stündlich durchs schlechte Beispiel der Nachzügler schmolzen, hat man Beweise, daß manche auf den Etappen Zurückgebliebenen sich wieder anschlossen. So erreichten noch 200 Preußische Husaren und Ulanen die Beresina, obschon sie in viel geringerer Stärke aus Moskau abrückten. Diese fochten am Ostufer bei Victor zusammen mit Regimentsresten Latours, der also bestimmt nicht bloß „300" gehabt haben kann. Die Russen hatten natürlich ein Interesse daran, ihre eigenen Streitkräfte möglichst gering anzugeben. So will Wittgenstein nur 14000 ins Feuer gebracht haben, womit er sich nur selbst belastet, es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß er seine „35000" nicht verwendete. Tschitschagows „16000" muß man wohl als 26000 lesen, sintemal er von früher 33000 nicht auf so wenig eingeschrumpft sein kann.

Man mußte wohl mit dem Tagesanbruch des 27. November einen scharfen Kampf erwarten. Aber es wurde wider alles Erwarten nicht schlimm. General Tschaplitz konnte bei Stachow gegen Oudinot nichts ausrichten und die beiden Infanterie-Regimenter, welche Langeron zu Hilfe schickte, nutzten auch nicht viel. „Die Nacht zum 27. November," berichtet der General Arnold, der damals als russischer Offizier an der Beresina mitfocht, „machte dem Kampf ein Ende und als der Morgen anbrach, standen sich die beiderseitigen Truppen kaum auf Flintenschußweite gegenüber. So verging auch der ganze Tag, der 27. November. Niemand hatte Neigung, das Gefecht zu beginnen. Wir waren sehr schwach, obgleich in der Nacht zwei Regimenter aus Borisow zu uns gestoßen waren, und die Franzosen beeilten sich überzugehen und waren daher zufrieden, wenn sie nicht beunruhigt wurden." Es ist und bleibt unbegreiflich, aber es ist nun einmal Tatsache: Admiral Tschitschagow traf erst am Spätabend des 27. November an dem Brückenkopf bei Borisow ein, so daß Marschall Oudinot, unterstützt von den Truppen Neys, die sich hinter ihm in Reserve aufstellten, das Feld bequem behaupten konnte, während die Reste der großen Armee die Beresina überschritten.

Der Kaiser selbst überwachte bei Studienka den Übergang und hielt die Ordnung aufrecht. Zunächst ließ er am Morgen des 27. November einige tausend Isolierter die Brücke überschreiten. Die Ordnung unter denselben war schwer aufrecht zu erhalten, aber es ging doch noch eingermaßen, weil das Auge des Kaisers selbst wachte. Es war um die Mittagszeit, als Napoleon selber mit seinen Garden, im ganzen noch 5700 Mann Infanterie und 1400 Reiter, die Beresina überschritt. Er nahm drüben sein Hauptquartier unmittelbar an der Straße nach Wilna in Saniwki. Auf dem linken Ufer befanden sich jetzt noch das Korps Victor, angeblich 8—11000, doch siehe Anmerkung unten, und die Korps des Marschalls Davout und des Vizekönigs, endlich die traurigen Reste des einstigen westfälischen Korps unter Generaloberst Junot. Auch diese drei letzten Korps gingen am Spätabend des 27. über die Brücke. Der Kaiser gab den Befehl, daß sie sofort auf der Straße nach Wilna weitermarschieren und an Fuhrwerken, Nachzüglern, Maroden alles sammeln sollten, was sie auf ihrem Wege fanden.

Unterdessen wurde die Brücke von Isolierten nicht leer; alles drängte sich heran und es wurde den Wachen schwer, ja es war ihnen unmöglich, Ordnung zu halten. Auch die für Fuhrwerke und Artillerie bestimmte Brücke wurde von unzähligen Fußgängern bestürmt. Alles drängte sich in buntem Durcheinander zu dem Eingang und suchte die Brücke zu gewinnen. Plötzlich um 4 Uhr brach sie zum dritten Male ein und es dauerte zwei bis drei Stunden, ehe sie von neuem hergestellt wurde. Natürlich erhöhte dieser Unfall in der Dunkelheit des Novemberabends die Verwirrung aufs höchste und es spielten sich schon jetzt wüste Szenen genug ab, ihren Höhepunkt aber sollten sie doch erst am nächsten Morgen erreichen, als Wittgenstein herandrängte.

*) Das ist ganz natürlich, wenn laut Aussage aller Mithandelnden „25c" Geschütze übergingen. Davon sind zu ermitteln 71 Garde, 79 Oudinots, 49 Polen 36 neu = 235. Außerdem hatte Victor noch 54 (von 84) Geschütze, von denen nur 15 zuletzt über die Brücke entkamen, „250" also genau richtig. Victor hatte noch 12500 (französische Div. 4000 laut Historique des 125., deutsche 4800, polnisch-sächsische 2300, Kav. 800, Art. 700), Napoleon zusammen also rund 50000 inkl. 500 Reitern Latours, die sich Victor anschlossen.

Digitized by Google

Zwei Tage lang hatten die Ruſſen den Übergang nicht ſonderlich geſtört. Erſt am 28. November wurde es bitterer Ernſt. Napoleon hatte ſich entſchloſſen, die Brücke auch am 28. noch ſtehen zu laſſen, um möglichſt viele der Iſolierten und Nachzügler zu retten. Graf Wittgenſtein wußte längſt, durch den Kanonendonner und durch Koſaken unterrichtet, daß der Übergang Napoleons zwiſchen Studienka und Weſelowo ſtattfand. Aber er wich dem Kaiſer aus. Er glaubte, daß Napoleon noch ein Heer von 60000 Mann unter den Waffen habe und wollte ſich wohl einer Niederlage nicht ausſetzen. Er ſchützte daher die ſchlechten Wege vor und marſchierte anſtatt gegen Studienka gegen Boriſow. Der Marſchall Victor hatte hier bei Boriſow den General Partouneaux mit ſeiner Diviſion ſtehen laſſen, um Wittgenſtein zu täuſchen. Als die Avantgarde Wittgenſteins am 27. November nachmittags 3 Uhr bei der Meierei von Stary-Boriſow aus dem Walde heraustrat, ſtieß ſie auf die Vorpoſten der Diviſion Partouneaux. Der General erkannte ſofort ſeine gefahrvolle Lage und beſchloß, ſich nach Studienka durchzuſchlagen. Er hatte 4000 Mann unter den Waffen und eine kleine Kavallerieabteilung, die ehemalige Brigade Delaitre, 400 Mann ſtark, bei ſich. Aber ſein Angriff wurde durch eine regelloſe Maſſe von Nachzüglern, denn er bildete ja die Nachhut der großen Armee, furchtbar erſchwert. Endlich kam er auch noch vom Wege ab. Vollſtändig umzingelt, wurde er auf Boriſow zurückgedrängt und mußte, in der Front und im Rücken angegriffen, ſchließlich kapitulieren. Ein einziges Bataillon, III 55, 120 Mann ſtark, ſchlug ſich durch. Vielleicht auch ſächſiſche Johanndragoner, die nur 4 Offiziere verloren, während die Bergiſchen Lanciers mit 22 Offizieren und Oberſt v. Neſſelrode „ihr Grab in der Bereſina fanden“ (Fleffé). In ruſſiſche Gefangenſchaft aber kamen angeblich 4 Generäle, 240 Stabs- und höhere Offiziere und beinahe 8000 Mann, wovon allerdings 4000 als Nachzügler zu rechnen ſind.“

So prahlen die Ruſſen, in Wahrheit lag das ganze Offizierskorps (125) ſterbend oder verſtümmelt auf der Wahlſtatt, nur 400 mit dem alten Diviſionär Partouneaux (führte ſchon 1799 bei Nervi eine Diviſion) kapitulierten. Beim 29. Leichten der Brigade Billiard finden alle 45 Offiziere den Heldentod, beim Holländiſchen 125. der Brigade Blaimont 35, mit dem Oberſten und General, beim Holländiſchen 126 III. der Brigade Lecamus auch 25, von ungefähr 1200 Holländern ergaben ſich nur 4 Offiziere 260, alle mit Wunden beſät. Sie verbrannten ihre Fahnen und warfen die Adler in die Bereſina, ihre neuen Fahnen trugen die Inſchrift „Bereſina“. Dieſe Kapitulation war ehrenvoller als ein Sieg, eine feige Iſoliertenhorde hatte den Abmarſch gelähmt. Da aber 13 Bat. im Durchſchnitt (346 vom III. 126) und 400 Reiter im ganzen doch nur 2500 Tote und Verwundete verloren haben können, dazu 400 Kapitulanten mit 4 Geſchützen, ſo müſſen noch reichlich 1500 entkommen ſein. Die zehnfache ruſſiſche Übermacht litt ſicher erheblich durch ſo heroiſchen Widerſtand. Auf dieſe Schreckenskunde mußte Victors Deutſche Diviſion, die ſchon die Brücke überſchritt, ſich finſter mannhaft darin ergeben, nochmals aufs Oſtufer zurückzumarſchieren, wobei man Verwundete und Kranke des immer noch am Oſtufer trödelnden Trains rückſichtslos beiſeite warf.

Nachdem der Admiral Tſchitſchagow bei Boriſow eingetroffen war, hatte er ſchleunigſt die halb zerſtörte Brücke erneuern laſſen, und ſich mit dem General Wittgenſtein über die weiteren Unternehmungen mündlich geeinigt. Graf Wittgenſtein gab dem Admiral, der ſich für zu ſchwach hielt, noch einige Verſtärkungen ab, indem er den von Kutuſow eintreffenden Vortrab des Generals Jermolow und den Koſakenhetmann Platow mit ihren Truppenteilen auf das rechte Ufer ſchickte. Und nun begann der gemeinſame Angriff auf beiden Ufern der Bereſina, während ein ſtarker kalter Nordwind daherblies und ein heftiges Schneetreiben den Truppen die hartgefrorenen, ſpitzen Flocken ins Geſicht peitſchte. Trotz der Ungunſt der Witterung ſchlug man ſich auf beiden Seiten mit größter Zähigkeit und Wut. Schon früh um 8 Uhr griff Tſchitſchagow auf dem rechten Ufer des Fluſſes die Korps der Marſchälle Oudinot und Ney an. Die Stellung, welche die Franzoſen gewählt hatten, war vortrefflich, das günſtige Terrain mit großem Geſchick benutzt. Gleich im Anfang des erbitterten Kampfes empfing der Herzog von Reggio, an der Hüfte getroffen, ſeine zwanzigſte Wunde. Nun übernahm der Fürſt von der Moskwa das Oberkommando. Den hochſtämmigen Schneewald von Stachow, wo durch zu hohes Schießen der ruſſiſchen Feuerſchlünde abgeriſſene Äſte umherſtoben, und wo die Baumrieſen ſo weit auseinanderſtanden, daß nachher Reitergeſchwader mitten zwiſchen die Tannen vorbrechen konnten, betupften wie mit Blutflecken die weithin ſichtbaren Rotröcke der Schweizer. Ihr ſeit Buſacco einarmiger Diviſionär Merle ſtürzte, der allverehrte Legrand endete hier, zum Krüppel geſchoſſen, ſeine militäriſche Laufbahn. Seine 56. focht nicht ſtandhafter (18 Offiziere) als 3. Portugieſen (36). Merles 123. Holländiſches ſchlug ſich bis zur Vernichtung und 42 Offiziere ſtarben auf dem Feld der Ehre. Oberſt Awizard rettete den Adler bis Elbing beim 124. Holländiſchen Maiſons, deſſen 37. Franzoſen ſich auch nicht lumpen ließen, 3. Kroaten ſchoſſen luſtig weiter. Die roten Schweizer hatten ihren beſonderen Ehrentag, 83 Offiziere ſanken, beim 4. Regiment allein 22 tot. Auch die Artillerie verlor 8 tote Offiziere, zwei Brigadiers ſanken. Gegen 2 Uhr nachmittags ließ der Admiral noch zwei Diviſionen aufmarſchieren und es ſchien, als ob jetzt der Vorteil ſich zur ruſſiſchen Seite neigte, aber es ſchien nur ſo, denn Michael Ney war auf dem Poſten. Die wankende Infanterie vom Korps Oudinot zog ſich auf die Reſerven des Korps Ney zurück und in demſelben Augenblick befahl der Marſchall dem Reſt der Küraſſierdiviſion Doumerc den

Angriff. Es war ein Bravourstück, welches die „500 Reiter" (wahrscheinlich 700) hier leisteten. Sie ritten mit solcher Wucht auf die russische Infanterie ein, daß alles ins Wanken kam und daß 1500 Mann von diesen 500 zu Gefangenen gemacht wurden. Das Feuergefecht währte bis in die Nacht hinein. Die Russen verloren die Hälfte ihrer Truppen und die Franzosen behaupteten siegreich sich in der angegriffenen Stellung. Das geschah auf dem rechten Ufer der Beresina. — Auf dem linken stand nur noch der Marschall Victor, dessen Division Partonnaux in der Nacht vorher abgeschnitten war und kapitulierte hatte. Er hatte angeblich noch 6000 Mann und einige hundert deutscher Reiter bei sich. Überhaupt bestanden die beiden Divisionen des Korps Victor zum größten Teil aus Deutschen. Es waren 7 Bataillone Badenser unter dem Generalmajor Markgrafen Wilhelm von Baden, 4 Bataillone Berger und 4 Bataillone Sachsen, außerdem 6 Bataillone Polen. Deutsche und Polen waren es also, die hier an der Beresinabrücke Wittgenstein aufhielten, bis alles, was hinüber wollte, einigermaßen in Sicherheit war. Angeblich 6000 Deutsche und Polen standen unter französischen Fahnen hier gegen angeblich 14000 Russen. Und besonders der Markgraf Wilhelm von Baden war es, der sich mit deutscher Tatkraft und Zähigkeit den heftigen Angriffen Wittgensteins widersetzte. Im ersten Ansturm hatte die russische Übermacht auf dem rechten Flügel, wo die Badenser standen, den Schlüsselpunkt der Stellung, ein Wäldchen, genommen. Aber der Markgraf führte seine Reserven vor, setzte sich selbst an ihre Spitze, verbot alles Schießen und warf mit dem Bajonett die Russen wieder hinaus. Als auf dem linken Flügel ein Einbruch der Russen in die deutsche Stellung drohte, brach das arme Häuflein badischer und hessischer Kavallerie, im ganzen 350 Mann stark, gegen die russische Infanterie vor und zersprengte sie völlig. Sieben Stunden lang hielt sich das Korps Victors gegen die russische Übermacht.

Da Victor am 20. bestimmt noch 13500 hatte, so ist unmöglich, daß er am 28. nur noch 6000 besaß, mag Marbot „10000" auch überschätzen, es liegt auf der Hand, daß man sonst „14000 Russen" nicht so lange siegreich widerstehen konnte. Der badische Markgraf, der an Stelle des Holländers Dändels führte, gibt sich auf 2240 Badenser, 2560 Bergenser an, dazu sicher noch 1800 Sachsen und Polen. Abgänge seit 25. berechnet, 450 Artillerie, 350 badische Husaren und hessische Chevaulegers, Summa 7400. Daß „40000" Russen am Ostufer standen, wäre nur erklärlich, wenn wirklich Jermolow und Oscherowski als Vorhut Kutusows bei Borisow eintrafen, was fraglich, indessen war Platow dort, der sich aber nur mit Eintreiben der Isolierten beschäftigte. Jedenfalls ist es mit bloß 14000 Russen wohl kaum getan und Wittgensteins angebliches Zurückhalten seiner Truppen nur zur Verschleierung dafür erfunden, daß 3—4fache Übermacht die heldenhaften Deutschen nicht zu brechen vermochte. Am Mittag des 28. sollten die Brücken geräumt sein, es wurde Abend, es wurde Nacht, noch immer standen und starben diese ehrenwerten Badenser, Rheinländer, Sachsen, weil Napoleon und Eblé sich unzeitig der waffenlosen Kanaille erbarmten, die seit zwei Tagen die Brücke verstopfte.

Da Victor seine Linke schräg an den Fluß lehnte, seine Mitte durch eine tiefe schneegefüllte Schlucht und seine Rechte durch starke Gardebatterien Drouots am Ostufer deckte, die übers Wasser Wittgensteins linke Flanke bearbeiten, so begreift man sein Ausharren. Nicht aber, daß Fourniers Reiterhäuflein solche Wunder allein tat. Französische Berichte, daß auch Latour-Maubourgs Reste dort mitfochten, verdienen Glauben, da 9. Hamburger, 2., 4., 5. Lanciers und die Dragoner zusammen 27 Offiziere verloren und deutsche Quelle weiß, daß westfälische Kürassiere, französische Dragoner und preußische Ulanen-Husaren, teilweise zu Fuß, dort kämpften. Fournier verlor 14 Offiziere, wovon badische Husaren 10, was schwerlich dazu stimmt, daß er 250 Reiter verlor, Thoumas verleiht ihm 800 Säbel und als Divisionär (er empfing vor 8 Tagen das Patent) verfügte er wohl über obengenannte Reste mit. Seruziers französische Batterien litten hart: 14 Offiziere, die deutsche Artillerie verzeichnet auch 5, daher ist erfunden, sie sei wegen Nachzügler-schwall am Westufer aufgehalten worden. Solche Ungenauigkeit macht auch sonstige Angaben des tapferen Markgrafen von Baden verdächtig, als ob die Bergenser 4 Regimenter Mann für Mann sich opferten, Rest 150. Auf 52 Offiziere wäre ein Verlust von 2000 (normal 1000) gar zu abnorm, bei „1200" aber wäre der Rest nicht „150". Badenser „1100" mit 68 Offizieren klingt glaubhafter, da ihr 1., 2. Regiment zusammen 44 Offiziere verloren. Daß nur 300 Polen, 200 Sachsen übrig blieben, ist sicher übertrieben für 30 polnische, 21 sächsische Offiziere, denn bei dem allen würde das alte Normalmaß 1:20 bestehen, während es bei solchem Schwinden der Mannschaft oft nur 1:5—10 betrug. Vermutlich überträgt man spätere Auflösung Victors auf die Schlacht selber, denn wäre er schon dort so arg geschwächt worden, hätte er nicht so ruhigen Abzug behalten.

Am Ostufer, wo der vorwärtsdrängende Oudinot schon den langen Knüppeldamm von Zembin, die freiliegende Rückzugsstraße erreichte, und offenbar Davout mit den Korpsresten schon abzog, ging es besonders immer noch blutig her im Tannenwald von Stachow.

Während dieses Kampfes hatte der Übergang der Isolierten, Waffenlosen, Nachzügler, der Marketender, Weiber und Kinder, des Wagentrosses fortwährend angedauert. Als die ersten Kanonenschläge Wittgen-

Digitized by Google

steins am Morgen laut wurden, drängte sich alles den Brücken zu, um hinüber zu kommen. Es war ein solcher Strom von Menschen, daß die Brückeneingänge sich bald verstopften. Ganz schlimm wurde es, als Wittgenstein auf dies Knäuel von Menschen, Wagen, Pferden sein Geschützfeuer richtete. Viele Menschen wurden in dem Gedränge, das nun entstand, zerquetscht, zertreten und in die Beresina gestoßen, wo sie im Eisgang unrettbar den Tod fanden. Es häufte sich vor den Brücken ein solcher Wirrwarr von Trümmern, daß der General Eblé schließlich einen Laufgraben anlegen lassen mußte, um überhaupt zu den Brücken zu gelangen. Als Marschall Victor am Spätabend um 9 Uhr seinen Rückzug antrat und zunächst seine Artillerie übergehen ließ, kostete es furchtbare Mühe, um über die vielen Pferdekadaver, die im Weg lagen, hinwegzukommen. Die Reste seines Korps ließ der Marschall der Artillerie folgen. Seine Nachhut aber blieb bis zum nächsten Morgen am linken Beresinaufer zurück, denn es war die Absicht des Kaisers, die Brücke erst im letzten Augenblick zerstören zu lassen. Noch lagerten am linken Beresinaufer in Schnee und Eis an spärlichen Wachtfeuern Tausende von Menschen, die krank, verwundet und wegemüde sich nicht mehr vom Fleck rühren mochten. Um 1 Uhr nachts, als der Übergang des Korps Victor vollendet war, waren die Brücken vollständig frei. Aber niemand ging hinüber. Vergeblich ließ der General Eblé von Wachtfeuer zu Wachtfeuer schicken, um den Menschen sagen zu lassen, daß er Befehl habe, die Brücken am nächsten Morgen abbrechen zu lassen. Nur ganz wenige folgten seiner Aufforderung, die anderen blieben liegen, wo sie lagen. Viele mochten sich auch nicht von dem Gepäck, den Wagen und Pferden oder was sie sonst an Habe hatten, trennen. Viele waren auch so stumpf, daß sie gar nicht mehr wußten, was eigentlich um sie her vorging. Der Oberst Marbot, der ein Packpferd suchte, ritt an jenem Abend mit einigen Begleitern noch wieder zurück und sah nun drüben die Lagerfeuer. Er erzählt: „In der Nähe der Brücken angekommen, war ich erstaunt, dieselben völlig leer zu finden, dagegen bemerkte ich in einiger Entfernung jenseits eine Unzahl von Lagerfeuern. Dies bestimmte mich, meinen Weg zu ihnen zu nehmen. Bald hatte ich sie erreicht, und was sich da meinen Augen bot, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Bis jetzt war ich noch nie diesen so oft erwähnten, unglücklichen Nachzüglern von Moskau begegnet, jetzt befand ich mich mitten unter ihnen. Tausende und Tausende dieser Jammergestalten lagen da vor mir an den Feuern und rösteten sich Pferdefleisch. Keiner dieser Armsten hatte eine Ahnung, daß ein Fluß vor ihnen lag, den sie notwendig noch heute hätten überschreiten müssen, ehe sie ihren Tagesmarsch beschlossen. Und kein Adjutant, kein Generalstabsoffizier, niemand war da, der diese Leute zurechtgewiesen, sie über die Gefahr ihrer Lage aufgeklärt hätte. Mir blutete das Herz, als ich die so schmählich Verlassenen näher betrachtete. Fast nichts an ihnen erinnerte noch an den Soldaten. Von Waffen war keine Rede mehr, nur dicke Knüttel waren vertreten; ihre Kleidung bestand in losen Fetzen, ihr Fußzeug zum Teil in einem mit Bindfaden notdürftig zusammengehaltenen Stück Tuch oder in einem untergebundenen Stück Leder. Selbst Offiziere sah ich in keiner besseren Verfassung, teilnahmslos in sich zusammengesunken unter diesen wild lärmenden Horden, deren Sprachengewirr der ganzen Szene ein noch schauerlicheres Gepräge gab. Ich versuchte mit der geringen Mannschaft meiner Begleitung die Leute zu bewegen, ihr Lager jenseits des Wasserlaufes zu nehmen, indem ich mich bemühte, ihnen alle Gefahren, die ihnen am folgenden Tage bevorstanden, klarzumachen, doch nur ein geringer Teil folgte mir."

Hier mag die Erzählung eines der Miterlebenden Platz finden, der anschaulich über seine Beresinafahrt berichtet. Es ist der Leutnant von Suckow von den Württembergern, der hier seine Leiden und seine Rettung erzählt:

„So näherte ich mich, wenn auch nicht einsam, so doch allein, langsam, denn meine Füße erlaubten mir nur kleine Tagemärsche, jenem ebengenannten Flusse, der für die Armee so verhängnisvoll werden sollte, indem Tausende in und an demselben ein schmähliches Ende fanden. Ein ebenso unbedeutender als glücklicher Zufall, der ja oft bei den wichtigsten Momenten unseres Lebens entscheidet, fügte es, daß ich das nasse Grab jener Unglücklichen nicht mit ihnen teilen durfte. Am 25. November, bei der nunmehr wieder sehr strengen Kälte, kam, wie bekannt, das Gros der französischen Armee — wenn man mit Ausnahme der Garden Trümmerhaufen so nennen darf — am linken Ufer des Flusses an; erst am 26. abends erreichte ich dasselbe in der Nähe jener zwei geschlagenen Brücken, über welche der Übergang schon mit dem frühesten Morgen begonnen hatte, und fand für die Nacht gastliche Aufnahme an dem Biwakfeuer einiger bayrischer Chevaulegers, die ihrem Namen als solche übrigens nur noch zur Hälfte entsprachen. Legers waren sie allerdings, denn sie trugen gar nichts mit sich als jeder einen großen Knüttel als Wanderstab; ihre Pferde aber hatten sie ihrer Erzählung nach schon längst teils vor dem Feinde, teils durch den Hunger eingebüßt. Man merkte bei ihren Mitteilungen diesen braven Bayern so recht deutlich an, wie ihnen, den guten Soldaten, dieser Verlust empfindlich zu Herzen ging.

Noch spät am Abend gesellte sich zu uns jener kleine Hauptmann meines Regiments, von dem ich schon früher erwähnte, daß er im nächtlichen Biwak seine Kameraden oft dadurch belustigte, wenn er durch Worte und Mienen im Vorgenuß jenes Zwiebelkuchens schwelgte, welchen er sich sogleich nach seiner Rückkehr in die Garnison von der Gattin backen zu lassen beabsichtigte. — An einen Übergang am heutigen Tage war gar nicht zu denken, wenn man, wie wir, Zeuge war, wie es an und auf der uns nächstgelegenen Brücke zu-

Digitized by Google

An der Bereſina

Nach einem Gemälde von Raffet gezeichnet von E. Le Roux

Digitized by Google

ging, — ein Gedränge jener Unglücklichen, die heute noch das jenſeitige Ufer zu erreichen ſuchten, fluchend, ſchimpfend, heulend und mit Knütteln oder was ſie ſonſt zu dieſem Zweck geeignet in Händen trugen, nach dem Nachbar ſchlagend, der ſie in ihrem Vorſchreiten hinderte, bis er umſank, wodurch dann, wenn auch nur für Augenblicke, einige Zoll Raum gewonnen wurden. So war dies gräßliche Bild, das ſich durch tauſenderlei Szenen des Jammers, welche ſich am folgenden Tage, wo auch ich die Staffage desſelben bilden helfen mußte, in meiner Nähe begaben, noch viel herzzerreißender geſtaltete.

Ich durchwachte eine der peinlichſten Nächte meines Lebens, denn wie konnte bei dieſer Kälte, vereint mit meiner Aufregung, meinen Befürchtungen für den nächſten Tag, und endlich bei dieſem Höllenlärm, Geſchrei, Gekreiſch und Fluchen von Schlafen die Rede ſein! — Napoleon, der an dieſem Tage mit den Garden keineswegs in der Ruhe und Ordnung, wie man ſie an letzteren ſonſt zu ſehen gewohnt war, das verhängnisvolle Waſſer überſchritten hatte, gab noch vorher den Befehl, alle Wagen, namentlich die Maſſe von Chaiſen, Fourgons und die in Moskau gefundenen Stadtwagen der Herren Marſchälle und Generale zu verbrennen, welche großenteils, mit ſehr wertvollen Dingen, ebenfalls in der genannten Stadt von ihren nunmehrigen Beſitzern gefunden, beladen waren und jetzt das Gedränge bedeutend vermehrten. Eine Menge kleiner helllodernder Feuer, für die Beteiligten keineswegs Freudenfeuer, zeugten bald von der pünktlichen Ausführung des kaiſerlichen Befehls.

Viele meiner Kameraden, glücklicher oder intelligenter als ich, hatten übrigens heute das jenſeitige Ufer erreicht, namentlich ſolche, welche in früher Stunde die elenden, vom ſchlechteſten Material konſtruierten Brücken in dem Augenblick erreichten, als Napoleon ſeine Garden darüber defilieren ließ. So der Major von Grüneberg eines unſerer Jägerbataillone, ein kleines vor Froſt zitterndes Windſpiel unter dem Mantel tragend, der nahe an dem Kaiſer vorüber die Brücke paſſierte. Der große Feldherr, der Tauſende und aber Tauſende ſchon zur Förderung ſeiner ehrgeizigen Pläne dahinſchlachten ließ, hatte in dieſem Augenblick Mitleid mit einem armen Tierchen und beklagte es in dieſer menſchlichen Regung gegen den Beſitzer mit der beigefügten Frage, ob er es ihm nicht abtreten wolle? — Major von Grüneberg erwiderte dem Kaiſer: „Sire, dieſes Hündchen hat alle Leiden des ganzen Feldzuges mit mir geteilt; es iſt mir ein wertes Andenken an dieſelben und deshalb möchte ich es wohl bewahren. Doch, wenn es Eure Majeſtät zu beſitzen wünſchen, ſo ſteht es Ihnen zu Befehl!“ worauf Napoleon ſichtlich gerührt dem Major entgegnete: „Ich begreife Ihre Anhänglichkeit an dieſes kleine Geſchöpf und ehre dieſelbe. Behalten Sie es, ich darf Sie deſſen nicht berauben!“ Dieſe Unterhaltung mit dem Kaiſer erzählte mir Herr von Grüneberg wörtlich während eines der nächſten Märſche, wo ich ihn zum letztenmal ſah; denn nach wenigen Wochen ſtarb er und wahrſcheinlich auch ſein Hündchen in der Gefangenſchaft im Hoſpital zu Wilna.

Am 27. November in früher Morgenſtunde brach ich in Begleitung meines kleinen Hauptmanns auf, um nun womöglich das rechte Ufer des Fluſſes zu gewinnen, und mit der Hoffnung, daß heute das Gedränge an den Brücken doch minder groß ſein werde, als am geſtrigen Tage. Eitle Hoffnung, wie ich mich bald überzeugen ſollte, indem die vielen Tauſende, welche ebenſo wie ich für heute zum Übergang auf günſtigere Gelegenheit gezählt hatten, nun allzumal und in der größten Aufregung die Brücken paſſieren wollten! — Ich näherte mich dieſem koloſſalen Menſchenknäuel, konnte mich aber, da ich ſah, wie haarſträubend es darin herging, nicht entſchließen, mich demſelben anzureihen. Denn war dies einmal geſchehen, ſo konnte von keiner Umkehr mehr die Rede ſein, indem ſich in wenigen Sekunden Maſſen von Hunderten nachdrängten und dieſelbe abſolut unmöglich machten. Anders mein kleiner Hauptmann. Halb unwillkürlich wurde er in dieſen Menſchenſtrudel hineingeriſſen und verſchwand ſomit bald aus meinen Augen. In Gedanken hielt ich ihm bereits die Grabrede, denn wie konnte ich glauben, daß dieſes kleine zarte Männchen das jenſeitige Ufer unter dieſen Umſtänden glücklich erreichen werde! Und doch war es ſo, wie ich ſpäter von ihm ſelbſt in Wilna erfuhr, wo er jedoch, wie viele unſerer Kameraden, als Gefangener im dortigen Hoſpital ſtarb.

Ich kehrte alſo an mein nunmehr halb erloſchenes und von meinen bayriſchen Chevaulegers verlaſſenes Biwakfeuer zurück, an welchem ſich bereits andere Jammergeſtalten, ſehr zerlumpte franzöſiſche Infanteriſten, häuslich niedergelaſſen hatten. Auch ſie beabſichtigten gleich mir im Laufe des Tages einen günſtigeren Moment zum Übergang abzuwarten. Fortwährend hatten wir deshalb die nächſtgelegene Brücke im Auge — die entferntere wurde immer noch, wenn auch ihrer elenden Konſtruktion wegen nicht ohne große Gefahr, für Fuhrwerk uſw. benützt, — um zu ſehen, ob das Gedränge ſich nicht endlich etwas vermindern werde. Schon war es ungefähr um die Mittagsſtunde und ich wollte doch, wenn immer möglich, heute noch die Brücke paſſieren, denn wer wußte, ob es morgen noch geſchehen konnte. Allerdings war ich namentlich durch meine körperlichen Zuſtände (mit Füßen voller Froſt, die mir kaum das Gehen geſtatteten) vollkommen berechtigt, dieſen immer wieder ſich neu gebärenden Maſſen an der Brücke mich nicht leichtſinnig anzuſchließen, wenn ich nicht einem ſicheren Untergang entgegengehen wollte, das heißt erdrückt, durch einen freundlichen Nachbarn niedergeſchlagen, oder wenn ich die Brücke glücklich erreichte, in den Fluß hinabgedrängt zu werden, wie dies Hunderten meiner Unglücksgefährten während der Tage des Überganges

geschah. Zu allem Unglück hatte ich, sei es aus Indolenz, oder weil mir die Gelegenheit dazu mangelte, es versäumt, mir einen tüchtigen Prügel als Wanderstab beizulegen, wie ich ihn in der Hand des Marschalls so gut wie in der des Tambours und des früheren Reiters häufig genug sah. Ein vortreffliches Instrument zu jener Zeit, so ein tüchtiger Knüttel, sehr angemessen à deux mains zu gebrauchen — nämlich um bei der oft spiegelglatten Landstraße sich darauf zu stützen und nötigenfalls, wie dies oft geschehen sein mag, im Gedränge einen unliebsamen Nachbarn damit zu beseitigen.

Diesen wahren Schatz entbehrend, war ich demnach stütz- und wehrlos und saß nun in der mir gar nicht angenehmen Gesellschaft dieser ausgehungerten und zerlumpten französischen Burschen an dem spärlich unterhaltenen Biwakfeuer, die nahe Brücke beobachtend, als meine Aufmerksamkeit von dieser ebenso unwillkommen als unerwartet auf etwas anderes geleitet wurde. Ein Kanonenschuß dröhnte hinter uns aus weiter Ferne an unser Ohr. Wer war es, der sich in Begleitung dieser Musik uns nahte? Damals wußte ich es nicht, denn ich war gar zu sehr beschäftigt mit der Salvierung meines werten Ich, um noch Zeit und Lust zu haben, die strategischen Pläne des Feindes zu studieren, abgesehen davon, daß meine bescheidene Leutnantsstellung die Gelegenheit dazu auch nicht gerade begünstigte. Jetzt weiß ich es freilich, denn die Kriegsgeschichte dieses denkwürdigen Feldzuges hat auch jenen wichtigen Moment desselben der Nachwelt aufbewahrt. Kutusow, Tschitschagow, Wittgenstein usw. zogen heran, sich freundlichst die Hand zu bieten und uns, soweit es möglich war, förmlich zu umzingeln. Also rechts, links und rückwärts der Russe und vorn die Beresina mit ihren elenden Brücken, welche jeden Augenblick zu brechen drohten. Wahrlich keine beneidenswerte Lage für uns, die wir noch auf dem linken Ufer uns befanden und voraussichtlich auch die folgende Nacht noch dort zubringen mußten. Dazu entschloß auch ich mich, sobald ich sah, daß auf diesen Kanonenschuß, wie auf ein gegebens Signal, Tausende sich in der größten Aufregung der Brücke zudrängten, um dieselbe noch heute zu passieren.

Ich blieb also, und meine Franzosen mit mir, während der Nacht vom 27. auf den 28. November an unserem Biwakfeuer, und nicht wir allein, denn ringsum loderten solche überall, an welchen Unglückliche lagerten, die, ebenso wie wir auf den nächsten Morgen hoffend, unser Los teilten. Einigermaßen beruhigend war es, daß jenem Kanonenschusse nur wenige aus weiter Ferne folgten und solche gänzlich aufhörten, nachdem die Nacht eingetreten war. — Mein Hunger an diesem Abend war groß. Nichts Eßbares weit und breit, auch nicht einmal der elende Fetzen eines gefallenen Pferdes! Denn wo ein solcher heute etwa zu entdecken gewesen, da war er gewiß bei der großen Masse Hungernder auf kleinem Raum bereits bis auf die letzte Faser konsumiert.

Um den Hunger in etwas zu vergessen, begann ich eine Konversation mit meinen Franzosen, bei welcher ich mich vorzugsweise mit einem jungen freundlichen, etwa zwanzigjährigen Bürschchen unterhielt. Es erzählte mir, wie schmerzlich es ihm gewesen sei, sich von seinen Eltern — der Vater war ein maître tailleur in Lyon — zu trennen, und wie unendlich er sich freue, la chère mère wiederzusehen. Wenn nur nicht, meinte er, Napoleon nun seine Armee noch nach Petersburg führen werde! Als ich ihm über diese gefürchtete Eventualität die beruhigendsten Versicherungen gab, ward der gute Junge so erfreut und gerührt, daß er zu meiner Überraschung ein ziemlich großes Stück Brot aus seinem grauleinenen Schnappsack zog, etwas davon abschnitt und es mir präsentierte. Ich gestehe, daß mich dieser Akt kindlicher Liebe wahrhaft rührte, denn sicher nur, weil ich ihn in seinen Hoffnungen, die chère mère vielleicht bald wieder umarmen zu dürfen, durch meinen Zweifel an Napoleons Zug nach Petersburg bedeutend bestärkt hatte, teilte er das Teuerste, was er jetzt besaß, sein Brot, mit mir! Nicht einmal eine kleine Entschädigung wollte dieser gute Sohn seiner Mutter für dies mir gebrachte, unter den jetzigen Verhältnissen bedeutende Opfer annehmen. Er habe, versicherte er, am heutigen Morgen einen ganzen Laib dieses köstlichen Mannas von einem Landsmann, der bei der Feldbäckerei angestellt gewesen sei, zum Geschenk erhalten — hatte denn diese noch etwas zu backen? — und bereits seinen hier anwesenden drei Kameraden ebenfalls davon mitgeteilt; mit dem Rest desselben hoffe er jusqu'à l'autre côté des Flusses ausreichen zu können und dort werde es denn doch Lebensmittel genug geben. Die große Not, meinte er, werde ja einzig nur durch die Anhäufung der Menschenmassen am diesseitigen Ufer hervorgerufen. —

Das Schweigen der fernen feindlichen Kanonen hatte mich noch mehr bestimmt, für heute wiederum auf meinen Übergang, in Erwartung einer günstigeren Gelegenheit am anderen Morgen, gänzlich zu verzichten, und ruhig blieb ich deshalb mit meinen vier französischen Schlafkameraden für die nächste Nacht an unserem Biwakfeuer, durch das Treiben an und auf den nahen Brücken ebenso wie in der vergangenen Nacht bedeutend behelligt. Doch die Natur forderte bald ihr Recht, und es wurde mir vergönnt, trotz des uns umwogenden Tumultes, trotz der Kälte und meines Hungers mich einige Stunden des erquickenden Schlafes erfreuen zu dürfen. —

Der Tag des 28. November brach an, und mit ihm begannen alle jene Schrecknisse, welche während der nun darüber hingegangenen fünfzig Jahre so viele Federn zu ihrer Schilderung, so viele Griffel zu ihrer Darstellung in Tätigkeit setzten. Mag im einzelnen von diesen vielleicht dann und wann etwas übertrieben

Digitized by Google

sein — ich gebe es zu, denn ich las ja erſt vor einigen Jahren noch eine darüber neu erſchienene Schrift, die von Hunderten umgekommener Weiber, von Dutzenden zerdrückter und zertretener Kinder erzählt, was ich denn doch in ſo großer Anzahl nicht beſtätigen könnte — das Geſamtbild, wie es ſich damals darſtellte, iſt bei dem kühnſten Fluge einer lebhaften Phantaſie keiner Übertreibung fähig.

Schon in den früheſten Morgenſtunden hörte man eine ferne Kanonade; unſere Arriere-Garde unter Marſchall Victor und General Dombrowsky ward mit den Ruſſen in ein heftiges Gefecht engagiert. Der Geſchützdonner näherte ſich, ein Beweis, daß unſere beiden Verteidiger zurückgedrängt ſeien, und ſonach war nun wohl der letzte Augenblick nahe, der noch eine Rettung von ſchmählicher Gefangenſchaft ermöglichte. Immer ſchneller näherte ſich das feindliche Geſchoß und ſchon ſchlugen am diesſeitigen Ufer deſſen Kugeln ein, als ich mich nach einem kurzen Abſchied von meinen Franzoſen, die nun auch ſchleunigſt aufbrachen, der Brücke, welcher ſich jetzt Tauſende von Wehrloſen in Angſt und Schrecken zudrängten, ebenfalls zu nähern ſuchte.

Noch bevor ich den an derſelben zuſammengepreßten koloſſalen Menſchenhaufen erreichte, ſollte ich Zeuge eines wahrhaft herzzerreißenden Auftritts ſein. Eine für damalige Verhältniſſe elegante, mit zwei Pferden beſpannte Chaiſe, die Gott weiß durch welchen Zufall oder unter welchem Vorwand dem von Napoleon über ſie und ihresgleichen verhängten Autodafé glücklich entgangen war, kam eiligſt daher gefahren, um ſich mit ihren Inſaſſen, einer Frau und zwei Kindern, zu retten, als eine feindliche Kanonenkugel eines der Pferde an dem Wagen zerſchmetterte. Die Frau ſprang heraus, die Kinder auf den Armen, flehte weinend die Vorübereilenden um Schutz und Hilfe an, aber keiner von allen in paniſchem Schrecken Davoneilenden nahm ſich auch nur die Zeit, ihr einige Troſtesworte zu ſagen, vielweniger die geringſte Hilfe zu leiſten. Nur wenige Schritte war ich an ihr vorüber, als ihre weinende, jammernde Stimme verſtummte, und wie ich mich teilnehmend nach ihr umſah, waren ſie und ihre Kleinen verſchwunden — das heißt: zu Boden geworfen und wohl ſchon nach wenigen Augenblicken von den Fliehenden um ſie her zerquetſcht oder zertreten.

Bald hatte ich mich der großen Flüchtlingskolonne angereiht, von welcher ich nicht lange der letzte ſein durfte, denn von Minute zu Minute vergrößerte ſich dieſelbe durch die herzuſtrömenden Nachzügler, ſodaß ich mich bald nicht nur von beiden Seiten, ſondern auch und noch mehr von den von rückwärts Nachdrängenden förmlich eingekeilt fand. Die Momente, welche ich nun in dieſer geſchloſſenen Geſellſchaft bis zu meiner Ankunft am jenſeitigen Ufer durchlebte, waren die ſchrecklichſten meines ganzen Lebens. Alles ſchrie, weinte, fluchte und ſchlug um ſich nach den Nachbarn.

Der letztere Liebesdienſt wurde namentlich ſoeben einem meiner Kameraden von einem franzöſiſchen Infanteriſten mit Hilfe ſeines Gewehrkolbens erzeigt. Ein durchdringender Schmerzensſchrei nämlich, begleitet vom Ausruf meines Namens, erregte meine Aufmerkſamkeit, ich ſah zur Seite und mein Blick fiel auf die Jammergeſtalt eines lieben Freundes, des Leutnants von Podewils unſerer Kavallerie, von dem ich früher erwähnte, daß ihm in der Schlacht von Moſchaisk eine Kanonenkugel das Fleiſch bis auf den Knochen vom Arme riß, ohne denſelben zu verletzen, und der im Spital Selſo-Charaſchin, zu welchem ich während jener Zeit kommandiert war, teilweiſe Heilung gefunden hatte, und nun auf einem elenden ruſſiſchen Bauernpferdchen ebenſo wie wir alle, der nicht einladenden Eventualität zu entgehen ſtrebte, nähere Bekanntſchaft mit dem Lande Sibirien machen zu müſſen. —Was konnte aber ich in dieſem Augenblicke zum Schutze des unglücklichen Freundes tun, obgleich ich mich nur wenige Schritte von ihm befand? Waren doch dicht gedrängte Maſſen von Menſchen zwiſchen uns, und wäre ich auch ganz in ſeiner Nähe geweſen, was hätte ich, wehrlos wie ich war, weiter für ihn tun können, als die Kolbenſchläge jenes Franzoſen mit ihm brüderlich zu teilen! Ich gab ihn damals verloren, aber, dank der Vorſehung, mit großem Unrecht, indem ich nach eingetretenem Frieden noch manches Jahr mich ſeines kameradſchaftlichen Umganges in der Garniſon Ludwigsburg erfreuen durfte.

So ward ich denn fortgeſchoben, fortgeſtoßen und teils auch fortgetragen, denn — es iſt keine Übertreibung — oftmals berührte ich, feſt in die mich umgebende Menſchenmaſſe eingeklemmt, den Erdboden nicht. Dieſen deckten Menſchen und Tiere, tot und lebend, wenn auch nicht zu Hunderten, wie jene oben erwähnte Schrift erzählt, ſo doch in großer Anzahl, was allerdings das Fortkommen ſehr erſchwerte; denn über die Leichname und toten Tiere ſtolperte ich jeden Augenblick und wäre ſicher auch längſt dabei zu Boden gefallen,wenn es mir nicht glücklicherweiſe zum Umfallen faſt immer nach allen Seiten an Raum gefehlt hätte. Noch peinlicher, noch gefährlicher war es, wenn man dahingedrängt, den Fuß auf noch lebende Weſen ſetzen mußte, die in dem Beſtreben, ſich aufzuraffen, durch heftige Bewegungen den Schritt noch unſicherer machten. So erinnere ich mich heute noch, daß ich unter anderem auf ein noch lebendes Weib trat. Ich fühlte die Bewegung ihres Körpers unter meinen Füßen, ich hörte ihren Schmerzensruf: „Oh! ayez pitié pour moi!“ welchen ſie emporröchelte, und dennoch konnte ich ſie erſt nach einer ziemlich langen Pauſe, indem ich weiter geſchoben wurde, von meiner Laſt befreien. Oft ſchon dachte ich mir die Möglichkeit, daß ich durch dieſen furchtbaren Fußtritt einen Mitmenſchen unwillkürlich getötet haben könne, eine traurige Vorſtellung, Vermutung, in welcher ich dadurch noch beſtärkt wurde, daß, noch bevor ich meine Füße von dem Körper der Unglücklichen zurückziehen konnte, jede Bewegung desſelben aufgehört hatte, jeder Klageruf aus ihrem Munde verſtummt war. —

Übergang über die Bereſina den 28. November 1812
Nach einem Gemälde von Faber du Faur

Digitized by Google

Je näher ich der Brücke kam, deſto größer wurde das Gedränge von rückwärts, indem man ſich, wie natürlich, dem heftigen, feindlichen Geſchützfeuer möglichſt bald entziehen wollte, wogegen zahlreiche franzöſiſche Gendarmen mit gezogenem Pallaſch, von welchem ſie ſchonungslos gegen die unglücklichen Flüchtlinge durch flache und ſcharfe Hiebe Gebrauch machten, an der Brücke aufgeſtellt waren, um dem zu großen Andrang zu derſelben zu ſteuern. Sie war, wie geſagt, von ſo elendem Material konſtruiert, daß man jeden Augenblick den Einſturz befürchten mußte. — Ich geſtehe es, in dieſem qualvollen Moment verzweifelte ich völlig an meiner Rettung, trotz meines Humors, der mich während des ganzen Feldzuges und in den peinlichſten Lagen bisher nie verließ. —

Wenige Schritte weiter geſchoben und ich trat wiederum auf ein lebendes Weſen; diesmal war es ein Pferd. Dasſelbe, ich ſehe es heute noch vor mir, ein Fuchs von Farbe, lag auf der Seite und bewegte unter mir, wohl in der Todesangſt, heftig ſeine Flanken, was, wie natürlich, meinen unfreiwilligen Standpunkt ſehr gefährdete. Doch, ich ſollte desſelben nur zu bald enthoben werden! Ein heftiger Stoß von einem der Nachdrängenden trifft mich, mit beiden Füßen rutſche ich ab von dem glatten Haare des Tieres und bin im Begriff, rücklings überzufallen, um dann wohl bald das Los jener beiden unglücklichen Weſen zu teilen, welche ich durch meine Gegenwart für einige Augenblicke ſo ſchwer behelligen mußte und wo dann dieſe Zeilen vermutlich nie geſchrieben worden wären. Doch hier bewährte ſich nun das alte Sprichwort: „Wo die Not am größten, da iſt die Hilfe am nächſten!“ auf das glänzendſte. In dieſem Augenblick, in Gedanken von allen Freuden und Leiden dieſer argen Welt ſchmerzlich Abſchied nehmend, greife ich unwillkürlich oder wohl mehr inſtinktmäßig mit der Hand vorwärts und erfaſſe — den Kragen eines blauen Mantels.

Der Träger desſelben, ein koloſſaler franzöſiſcher Küraſſieroffizier, noch mit dem Helm bedeckt, einen ſeinem Umfange angemeſſenen Prügel in der Hand, verwendet letzteren erfolgreich, indem er damit unbarmherzig auf ſeine Umgebung losſchlägt. Nachdem ich nun dieſes treffliche Talent, ſich Raum zu verſchaffen, genügend gewürdigt hatte, war mein erſter Gedanke, welchem alsbald die Tat folgte: „bei dieſem lieben Manne bleibſt du.“ Das heißt, ich hielt den Mantelkragen, für mich ein köſtliches Kleinod, das ich in dieſem Augenblick mit keinem andern der Welt vertauſcht haben würde, fortwährend feſt in meiner Hand und ließ mich ſonach von dem Träger desſelben gleichſam bugſieren.

Aber leider merkte mein vortrefflicher Vorkämpfer nur zu bald meine Anhänglichkeit an ſeinen Mantelkragen, welche allerdings ſeine Schritte bedeutend hemmte, und ſuchte dieſelbe deshalb durch Hilfe ſeines Prügels, mit welchem er nun auch nach rückwärts gegen mich ſchlug, ſchleunigſt zu beſeitigen. Aber ſeine desfallſigen Bemühungen waren vergebens. Handelte es ſich doch für mich vorausſichtlich um Sein oder Nichtſein; und deshalb hütete ich mich wohl, mein teures Fauſtpfand ſo leichten Kaufs aus der Hand zu geben. Mit vieler Gewandtheit, wie ich ſie mir ſelbſt nicht zugetraut hätte, wußte ich ſeinen nach mir geführten Streichen auszuweichen, ſo daß ſolche mich entweder gar nicht oder doch nur leicht berührten. Da er ſich nun überzeugt haben mochte, daß ſeine allerdings ſehr handgreiflichen Demonſtrationen nicht genügten, um mich zu beſeitigen, verſuchte er es zuerſt mit einer Anzahl Flüchen, und als auch dieſe nicht halfen, legte er ſich auf das Bitten. Mit der ſanfteſten Stimme, wie er ſolche in ſeiner gewiß großen Aufregung nur immer moderieren konnte, richtete er die Worte an mich: „Monsieur, je vous conjure, lâchez moi donc; car sans cela nous serons perdus tous les deux!“*) Ich aber dachte vielleicht bei dieſen Worten: „Soll es mein letzter Lebensgang ſein, ſo habe ich auf demſelben doch eine ehrenhafte Begleitung!“

So kam ich nun allerdings, von vorne halb gezogen, von rückwärts geſchoben, meinem Ziele langſam näher; aber auch das Gedränge ſteigerte ſich noch von Minute zu Minute in ſolchem Grade, daß ich trotz der Hilfe meines kräftigen Vorſpanns vollkommen daran verzweifelte, die Brücke lebendig zu erreichen. Dazu kam noch, daß ich durch die Strömung, welche das Gedränge nahm, immer näher an den Fluß hingedrückt wurde. In dieſer kritiſchen Lage ſah ich von mehreren meiner Leidensgefährten ein Experiment üben, das allerdings ebenſo unangenehm war als gefährlich werden konnte, aber dennoch ihre Rettung immer noch wahrſcheinlicher machte, als wenn ſie es verſuchten, mit dieſem Klumpen durch Angſt und Schrecken zum halben Wahnſinn geſteigerter Unglücklicher, bei welchen in jenen Momenten Mord und Totſchlag an der Tagesordnung war, die Brücke lebendig erreichen zu wollen.

Hart an den Fluß gedrängt, ſah ich nämlich mehrere meiner Nachbarn, wohl daran verzweifelnd, die Brücke zu Lande zu erreichen, ſolches zu Waſſer verſuchen, indem ſie das flache Ufer verließen und freiwillig in die Flut ſchritten, welche hier, ſo nahe am Lande, nachdem das Eis gebrochen war, nur etwa 2 Schuh tief ſein mochte. Mein Küraſſier, nun immer mehr gehindert, vorwärts Boden zu gewinnen, fluchte, tobte und ſchlug in ſeiner Aufregung immer heftiger gegen mich, und ich ſah deshalb voraus, daß ich durch ihn und mit ihm die Brücke nicht erreichen werde. Hier galt es einen raſchen Entſchluß, der denn auch, da ich keine Wahl hatte, bald gefaßt war. Ich entließ ihn aus meinen Händen, den mir bis jetzt ebenſo nützlich

*) Mein Herr, ich beſchwöre Sie, laſſen Sie mich los oder wir ſind alle beide verloren!

Digitized by Google

als teuer gewordenen blauen Mantelkragen, ein kühner Schritt und ich befand mich bei etwa 20 Grad Kälte bis über das Knie in der Bereſina. Ein arg kaltes Bad war es, und heute noch friert es mich an meinem Ofen, wenn ich daran zurückdenke!

So watete ich denn in zahlreicher Geſellſchaft, denn immer mehrere wählten nunmehr dieſen Weg zu ihrer Rettung, ſo nahe wie möglich dem Lande fort, der Brücke zu, welche ich bald glücklich erreichte und leicht erkletterte, indem ſie wegen der flachen Ufer des Fluſſes nur etwa 2 Schuh hoch über das Niveau desſelben geſchlagen war. Wie erſtaunte ich, als ich ſie, wohl infolge der Pallaſchhiebe jener vorerwähnten Gendarmen, verhältnismäßig leer fand, ſo daß ich mit aller Bequemlichkeit hinüberſchreiten konnte. Ich war alſo nun der Gefahr enthoben, in der Bereſina zu ertrinken oder an deren Ufer erdrückt oder zertreten zu werden! Sage man, was man wolle, — ein eignes Gefühl iſt es doch, die Pforte des Jenſeits ſo nahe vor uns weit geöffnet, aber unerwartet ſich wieder ſchließen zu ſehen, bevor wir ihre Schwelle überſchritten!

Mit triefenden Pantalons, die bald zu einer Eiskruſte froren und dadurch meine Haut verletzten, erreichte ich das jenſeitige, nunmehr für mich, gottlob, diesſeitig gewordene Ufer des Fluſſes. Mit einem Gefühl der Genugtuung über meine Rettung — bleibt doch der Menſch überall mehr oder minder Egoiſt! — warf ich einen Blick zurück auf das jenſeits immer noch fortdauernde jammervolle Gewühl, vernahm ich von dorther das Angſtgeſchrei der Unglücklichen, welche nach dem Vorrücken der ruſſiſchen Geſchütze durch deren Feuer immer mehr bedroht, ja ſelbſt immer mehr gefährdet wurden. Verirrte ſich doch bereits eine Kugel derſelben auf das diesſeitige Ufer und ſchlug wenige Schritte von mir in die Erde. Wie unbedeutend war übrigens die Bereſina zu jener Zeit, kaum ſo breit wie der Neckar bei Cannſtatt. Und doch ſo viel Jammer während dreier Tage an ihren Ufern, ſo viele Menſchenopfer für ihre Fluten! —

Ganz erſchöpft, wie ich es von dem mehrſtündigen Ringen zwiſchen Leben und Tod war, reichte mir auf meine Bitte ein alter bärtiger Grenadier von jenen Gardeabteilungen, welche am diesſeitigen Ufer des Fluſſes zur Verteidigung der Brücke en tirailleur aufgeſtellt waren, in ſeiner Feldflaſche einen kühlen Trunk, den er aus der Bereſina ſchöpfte, in welcher tauſende ſeiner Kameraden den Tod gefunden hatten. Gierig ſchlürfte ich das mir dargereichte ſchmutzige Waſſer, das dennoch, trotz dieſer widerlichen Beſchaffenheit, ein behagliches Gefühl in mir erregte, ſehr verſchieden von jenem Schauder, den ich fühlte, als ich vor wenigen Augenblicken dasſelbe durchwatete.

Wohl ſehnte ich mich nach einem jener Biwakfeuer, die ich rechts und links der Straße hell lodern ſah, um meine erſtarrten Glieder zu erwärmen, mein durchnäßtes Pedal möglichſt zu trocknen; aber dennoch konnte ich es mir nicht verſagen, meinen Küraſſieroffizier, der immer noch, wie ich dies deutlich ſah, am jenſeitigen Ufer, mit ſeinem Knüttel bewaffnet, eifrig bemüht war, ſich zu der nahen Brücke Bahn zu brechen, zu erwarten, um ihm einige Worte des Dankes dafür zu ſagen, daß er, wenn auch ſehr gegen ſeinen Willen, weſentlich zu meiner Rettung beigetragen habe. Verdankte ich es doch ſeinem Mantelkragen, daß ich der Brücke ſo nahe gekommen war! — Bald ſah ich ihn denn auch über dieſe daher ſchreiten. Ich ſagte ihm meinen Dank franzöſiſch, er dagegen erwiderte mir im reinſten Deutſch: „Ich höre an Ihrem Akzent, daß Sie ein Deutſcher ſind. Ich bin Ihr Landsmann, ein Hamburger, heiße Schmidt und bin Kapitän im 3. Küraſſierregiment. Es freut mich, wie Sie mir ſagen, zu Ihrer Rettung beigetragen zu haben. Adieu.“ — Und fort ſtürmte er wieder, dieſer, trotz aller Strapazen und Entbehrungen noch ſehr rüſtige Mann, in geſteigertem Schritt, der, wenn er denſelben beibehalten hat, ihn wohl viel früher an die ruſſiſche Grenze gefördert haben wird, als ich mit meinen froſtigen, wunden Füßen dieſelbe zu erreichen hoffen durfte.

Auch ich ſäumte nun nicht, den Ufern des unheilvollen Fluſſes auf Nimmerwiederſehen Valet zu ſagen, um für die bevorſtehende, vorausſichtlich ſehr kalte Nacht in dem noch ziemlich fernen, an der Straße gelegenen, ausnahmsweiſe noch nicht verbrannten Dorfe ein Unterkommen zu finden. Auf meinem Wege dorthin geſellte ſich zu mir ein noch gut berittener preußiſcher Kavallerieoffizier, ein Leutnant von jenem einzigen preußiſchen Regiment, welches, gleichſam detaſchiert von ſeinem Korps — dasſelbe ſtand unter Marſchall Macdonalds Befehl — ebenſo wie die Truppen meines Königs dem 3. Armeekorps einverleibt war. Oft hatte ich während des Feldzuges Gelegenheit, mit dieſen ſehr lieben preußiſchen Kameraden in Berührung zu kommen, und ich kannte daher nicht nur den erwähnten Offizier, ſondern noch mehrere andere, worunter auch den Regimentskommandanten, auf deſſen Namen ich mich jedoch nicht mehr zu beſinnen weiß, der, wie ich ſpäter erfuhr, im Feldzug 1813 durch einen Sturz mit dem Pferde leider das Leben verlor. Es war ein ſehr humaner Mann, der ſich namentlich gegen mich immer ſehr freundlich zeigte, vielleicht weil er wußte, daß auch ich noch vor wenigen Jahren ſeinem Könige diente. — Der preußiſche Leutnant und ich gratulierten uns nun wechſelſeitig, dieſem verdammten Fluß, wie er ihn nannte, glücklich entronnen zu ſein. Seinen Mitteilungen nach hatte übrigens für ihn, noch mit einem kräftigen Pferde beritten, der Übergang über denſelben bedeutend weniger Schwierigkeiten gehabt als für mich, den armen Fußkranken.“ — So weit Herr von Suckow, der hochbetagt in württembergiſchen Dienſten ſtarb.

Am nächſten Morgen, am 29. November, gegen 7 Uhr früh nahm der Marſchall Victor ſeine Vorpoſten zurück und ließ ſeine Nachhut übergehen. Der General Eblé hatte den Befehl, die Brücken ſchon in der Nacht

Digitized by Google

um 2 Uhr sofort nach Sicherung des Korps Victor anzuzünden. Aber er wartete bis 9 Uhr. Als sich dann die ersten Russen zeigten und die Brücken in Flammen standen, wurden diese Nachzügler von ihren wärmenden Feuern endlich aufgescheucht. Viele von ihnen versuchten noch mitten durch die Flammen zu kommen, andere wollten über das zusammengeschmolzene Eis laufen; einigen mochte es gelingen nach drüben zu kommen, die meisten gingen bei diesem Versuche zugrunde. Wohl an 5000 Nachzügler wurden abgeschnitten und fielen den Russen in die Hände. Auch die sämtlichen Schwerverwundeten des Korps Victor blieben am linken Ufer der Beresina zurück. Es war in der Nacht furchtbar kalt gewesen, das Thermometer zeigte 20° unter Null. Und so ist es wohl anzunehmen, daß die meisten dieser unglücklichen Verwundeten schon in der Nacht durch die Kälte von ihren Leiden erlöst wurden.

Es war ein furchtbarer Nachlaß, den die große Armee mit ihren Tausenden von Nachzüglern der Beresina und ihren Ufersümpfen in den Tagen vom 26. bis zum 29. November überantwortete. Noch einem Jahrzehnt noch sah der preußische Major Blesson, der die Gegend besuchte, allenthalben die Spuren der grauenhaften Katastrophe. Bei den Dörfern Studienka und Weselowo lagen im Ackerboden und jährlich durch den Pflug wieder aufgeworfen, die Reste von Uniformen, Waffen, Lederzeugstücken, Tschakos, Sätteln und was sonst noch zur Ausrüstung von Infanteristen und Reitern gehört. In den Sümpfen lagen diese Reste zu ganzen Haufen und zwischen sie mischten sich die Knochen von Menschen und Pferden. Wo die zweite Brücke für Geschütz und Fuhrwerk gestanden hatte, die, wie wir sagten, dreimal unter der Last brach, waren so viele Wagen, Pferde und Menschen versunken, daß eine Insel entstanden war, die man bei seichtem Wasser aus dem Fluß hervorragen sah. Auch drei Hügel von Morast, etwas unterhalb dieser Insel waren entstanden aus Menschenleichen und Trümmern aller Art. Blesson erzählt, daß aus diesen furchtbaren Gräbern noch Menschengebeine hervorragten und daß die ewige Natur, wie sie an Sümpfen zu tun liebt, auch hier mitten zwischen diese jammervollen Überreste Gras und blaue Vergißmeinnicht emporsprießen ließ, ein Kontrast, der dem Reisenden wohl die Seele erschauern lassen konnte.

Doch das Heer entkam. Lanskois Reiterei mit 6 Geschützen kam zu spät, die endlos langen Dammbrücken von Zemebin zu zerstören, die nachher Eblé abbrach, sobald die letzte Nachhut (Schweizer und einige Spanier) hinüberging. Der geistreiche Admiral, der auch spottet: „Man weiß heut, was es mit dem Sieg bei Polozk auf sich hat" und allgemeine Lügerei im Russenheer feststellt, bemäntelte nicht seine Niederlage. Aber er selbst redet sich mit Truppenschwäche heraus, die er nicht hatte, und will nur 100 Kanonen verwendet haben. Auch das wäre ja genug, wenn Napoleon so schwach an Geschützen gewesen wäre, wie man wähnt. Den so weit zurückgedrückten Tschaplitz läßt er 9 Offiziere der Garde gefangen nehmen! Erfolgreiche Attacke der Pawlowgradhusaren ist freilich möglich, denn Napoleons Reiterei litt durchweg, vielleicht gab es auch Reitergefechte in Richtung Borisow zum Schutz der Isolierten. Tschaplitz und Rudzowitsch seien geworfen, dann Langerons Division Karoluw. Bei erneutem Vorgehen sei Tschaplitz verwundet, Tscherbetow beinahe gefangen, Division Sabaniew habe sich zu früh in Schützen aufgelöst, Division Woinew sei den Kürassieren erlegen.

Die französische Armee büßte an der Beresina angeblich 30000 Menschen ein. Selbst die Garde, welche gar nicht ins Gefecht kam, schmolz durch allgemeine Auflösung um 1500 Mann. Diese Zahlen sind natürlich nur schätzungsweise, denn was an erfrorenen, ertrunkenen und verhungerten Menschen am Fluß, in den Biwaks, in den Wäldern zurückblieb, läßt sich ja gar nicht zählen. Aber, wenngleich die Verluste ungeheuer waren und der „großen Armee", wenn sich von einer solchen überhaupt noch reden läßt, den Rest gaben, — militärisch lag für Napoleon ein Erfolg vor. Die Russen konnten ihn abschneiden und hatten es nicht vermocht. Es war ihm gelungen, noch sehr viel Infanterie und 2000 Mann Reiter in festen Truppenverbänden über den Fluß zu bringen, dazu fast 30000 Aufgelöste und Nachzügler. Das war unter den Verhältnissen, die er vorfand, eine außerordentliche Tat.

. . . Oudinots war der bitterste Kampf, wobei erschreckend die Toten überwogen (185 tote, 125 verwundete Infanterieoffiziere). Die russischen Reserven wollten das Spiel gewinnen, die Kosaken wurden so frech, daß einer den jungen Herzog von Noailles, Berthiers Ordonnanz, vor der Front Marbots erstach, wovon freilich dessen Memoiren nichts melden. Da griff Ney an, mit unwiderstehlicher Gewalt schlug er die Russen nieder, vier seiner französischen Losminareste ließen noch 43 Offiziere bluten, davon die Oldenburger allein 22 tot, die also noch eine namhafte Gruppe bildeten. Dagegen litt bei Dombrowsky nur das litauische Jägerregiment, 23 Offiziere deckten hier die heimische Erde. Bei Claparède, den man schwerverwundet forttrug, sanken 43 Offiziere des 1., 2. Weichselregiments, beim Mohilewer 17. Garnisonregiment 16, beide Divisionäre Poniatowskis lagen in ihrem Blut, besonders der Nestor des Heeres, Zayontschek, mit zerschmettertem Bein. Vier französische und polnische Brigadiers verwundet. Auch Davouts Regimenter, die man für aufgelöst hält, nahmen teil (13 Offiziere), bei Eugen (10) und besonders Junot (17 vom 4., 5. Regiment) ward beim Vorüberzug noch gefochten, sogar attackierten italienische Königindragoner und Davouts 3. Ch. Gar nicht heran brauchte die Garde, unbeweglich an der Brücke, wo ihr Kanonade

Digitized by Google

Der Rückzug aus Rußland

Nach einem Gemälde von A. Adam lithographiert von F. Adam

Digitized by Google

13 Offiziere wegputzte. 12 tote und verwundete Gardereiteroffiziere gehörten wohl zu den Fußschwadronen, denn es ist sicher, daß die roten holländischen Gardelanciers (6) nicht attackierten, sonst hätte Fieffés „Geschichte der Fremdtruppen" es angeführt. Überhaupt weiß niemand, wieviele der von Martiniens Archivausweis festgestellten Offiziere sich unter Nachzüglern und Mannschaftslosen befanden, wie mancher als Gemeiner Patronen abbiß, da von vielen Bataillonen nur Offiziere übrig waren. So können auf 483 verlorene (92 polnische) Infanterieoffiziere höchstens 5000 gerechnet werden, denn es ist sicher, daß spätere niedrige Mannschaftsstärken bis 5. Dezember wenig vom Blutverlust, das meiste von Biwaks herrührten. Oudinots und Dombrowskys leichte Kavallerie verlor 40 Offiziere, Neys 11. holländische Husaren 9, portugiesische und toskanische Jäger 7, Doumercs Kürassiere 50, Davout 6 tote Kavallerieoffiziere, inkl. Garde insgesamt 124, höchstens 650 Reiter mit 5:1, Artillerie auf 56 Offiziere (7 Garde) 500, Train 200. Sapeurs 21, auch noch 400. Total inkl. Victor (3000 Infanterie, 200 Artillerie, 400 Kavallerie) 8000 Infanterie, 1100 Kavallerie, 1100 Artillerie usw., immerhin weit mehr als man gewöhnlich annimmt. Bezeichnend sind hier statistische Widersprüche bezüglich der Schweizer, die laut Isler am 12. Oktober von 2500 auf 1300 gesunken wären, nachdem vorher ohne Gefechte bis Mitte August 5500 wegschmolzen, doch plötzlich macht er sie am 28. November wieder 1200 stark, die angeblich auf 300 sanken! Alle solche Ansätze sind handgreiflich falsch. Bei Polozk müssen aber die Schweizer noch 4000 stark gewesen sein und auf 122 Offiziere, tot und verwundet, kämen schon hier nur 12—13 auf 1 Offizier, da 2. Regiment laut Isler nur 630 auf 46 Offiziere verlor, daher können an der Beresina kaum noch 1:10 gerechnet werden, d. h. etwa 750 Verlust. Nun kamen aber vom 1. Regiment noch 150 in Wilna an, 400 Schweizer kehrten in die Heimat zurück trotz aller späteren Mühsal, also werden sie am 28. November richtig noch 1800 gezählt haben (Zelle). Wir rechneten 400 Kavallerie bei 35 Offizieren Victors, weil Martinien die preußischen vergißt, von deren Husaren Oberst Czernowski, Major Zieten und andere Offiziere beim Abzug von der Beresina samt 20 Husaren verschlungen wurden; was soll man aber dazu sagen, daß angeblich immer noch 102 Husaren, 82 Ulanen nach Preußen zurückkehrten? Auch die 400 Pionierhelden verloren zwar alle ihr Leben, doch die Hälfte davon starb erst später an Folgen der Überanstrengung, wie der höchste Artilleriechef Lariboisière am 21. Dezember, Eblé am 30. Auch von den Nachzüglern sind wohl nur 10000 an der Brücke umgekommen, was übrigens ziemlich genau der russischen Angabe entspricht, daß sie im ganzen an der Beresina 7000 Tote, 17000 „Gefangene", worunter sie alle Blessierten verstehen, dem Feinde abnahmen, denn inkl. Partonnaux verloren Napoleons Streiter ja anscheinend 14000. Der Russenverlust an beiden Ufern kann nicht unter 15000 am 29. betragen haben, dabei 600 Gefangene durch Fournier, der 6 Vierecke sprengte und zuletzt noch russische Kürassiere warf, und 500 (n. a. 1000) durch die von Leritier geführten 700 Kürassiere Doumercs, die mitten durch die weit auseinanderstehenden Waldbäume heranbrausten und deren 7. Kürassiere allein wie schon bei Aspern-Eßling die Fahneninschrift „Beresina" erhielten, bei der Infanterie nur die Holländer, Hanseaten und Oldenburger. Das Bulletin lobte auch Fourniers Deutsche besonders, des Antibonapartisten: wo Napoleon selber anwesend, gab es wirklich Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person, wie Foy von ihm rühmt. 6 Geschütze, 2 Fahnen eroberte der sofort zum General erhobene Oberst Dubois der 7. Kürassiere, während die Russen nur 3 demontierte Stücke Victors auflasen. Karl von Clausewitz hat in knappen Worten das Fazit dieses Beresinaüberganges gezogen:

„Niemals war der Fall leichter möglich, eine Armee zur Kapitulation zu zwingen, als hier. Die Beresina, teils von Morästen, teils von dichten Waldungen begleitet, bietet nur an wenigen Punkten die Mittel dar, überzugehen und nach dem Übergange seinen Weg fortzusetzen.

Der Zufall hat Bonaparte unstreitig etwas begünstigt, darin, daß er in der Nähe von Borisow noch einen so vorteilhaften Punkt fand, wie es der von Studienka für den Übergang selbst war; aber die Hauptsache hat der Ruf seiner Waffen getan, und er zehrte also hier von einem längst zurückgelegten Kapital. Wittgenstein und Tschitschagow haben ihn beide gefürchtet, ihn, sein Heer, seine Garden; ebenso wie Kutusow ihn bei Krasnoi gefürchtet hat. Keiner wollte sich von ihm schlagen lassen. Kutusow glaubte den Zweck auch ohnedies zu erreichen. Wittgenstein wollte den eben erworbenen Ruhm nicht daran geben, Tschitschagow nicht eine zweite Schlappe erleiden.

Mit dieser moralischen Macht war Bonaparte ausgerüstet, als er sich aus einer der schlimmsten Lagen zog, in welcher sich je ein Feldherr befunden hat. Aber freilich machte diese moralische Macht nicht alles; die Stärke seines Geistes und die kriegerische Tugend seines Heeres, die auch von den zerstörendsten Elementen nicht hatten ganz überwunden werden können, mußten sich hier noch einmal in vollem Glanze zeigen. Nachdem er alle Schwierigkeiten dieses gefährlichen Augenblickes überwunden hatte, sagte Bonaparte zu seinen Umgebungen: „Vous voyez, comme on passe sous la barbe de l'ennemi." „Sie sehen, wie man noch unter dem Bart des Feindes zu entschlüpfen vermag!"

Digitized by

15. Kapitel

Das Neunundzwanzigste Bulletin

Der Kaiser selbst — trotz des famosen Steckbriefes von Tschitschagow — seine Marschälle, seine Korpskommandanten, die meisten seiner Generäle und höheren Offiziere, 200 Geschütze, die Kriegskasse und ein großer Gepäcktroß waren gerettet und konnten ihren Marsch gegen die Grenze fortsetzen. Den Russen waren sie entkommen, der furchtbaren Kälte aber, die jetzt einsetzte, mußten dennoch die meisten erliegen. Noch waren es vierzig Meilen zur Grenze. Wer von dieser verhungerten, frierenden, zerlumpten Menschheit sollte wohl dazu kommen, den Njemen zu überschreiten? Der russische Winter zeigte sich in seiner ganzen Strenge. Während der Beresinatage hatte die Kälte 8° betragen, jetzt stieg sie von Tag zu Tag. Am 3. Dezember zeigte das Thermometer 16°, am 4. 20° und es stieg zum 6. auf 24°, zum 8. auf 29°. Was noch geschlossen unter den Waffen an das linke Ufer der Beresina gelangt war, schmolz jetzt zusammen wie ein Schneeball in der heißen Hand des Kindes. Die letzten Spuren kriegerischer Ordnung hörten auf, der Kampf um die eigene Erhaltung wuchs von Tag zu Tag, selbst die Säulen der Armee, denen die Disziplin in Fleisch und Blut übergegangen war, konnten sie auf Augenblicke außer acht lassen. Bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser, so wird erzählt, stopfte sich der Marschall Davout fortwährend Brot in den Mund und verschlang es mit wahrem Heißhunger, während der Kaiser mit ihm sprach.

Napoleon sah ein, daß seine Aufgabe hier in Rußland erfüllt sei; was wollte er noch bei einer Armee, die längst keine Armee mehr war? Im Mittelpunkt seines Kaiserreichs, in Paris, war jetzt sein Platz. Denn es galt, ein neues Heer aus dem Boden zu stampfen, um der Welt von Feinden, die er jetzt nach dem Zusammenbruch in Rußland fürchten mußte, gewappnet entgegenzutreten.

Am 3. Dezember trafen an 40 Staffetten aus Paris ein, die den Kaiser allenthalben gesucht hatten. Man wußte seit drei Wochen in Europa nicht mehr, was eigentlich bei dieser großen Armee vorging.

Um jene Zeit wurde der bayrische Major, Fürst von Thurn und Taxis, von Wrede in das Hauptquartier des Kaisers Napoleon geschickt, das er aber mühsam aufsuchen mußte. Es war am 3. Dezember, zwei Tage vor der Abreise des Kaisers von der Armee. Der Fürst hatte verschiedene Irrfahrten zu bestehen, bevor er das Hauptquartier Napoleons fand. Es sind einige Momentbilder, die der Fürst von dem Zustand der Dinge gibt, und die mit ihrem Licht und Schatten wohl zur Abrundung des ganzen Bildes beitragen mögen, wenngleich sie an sich belanglos sind. Der Fürst suchte also das kaiserliche Hauptquartier. „Am 2. Dezember," schreibt er, „ward ich von Wileika abgeschickt, um das große Hauptquartier aufzusuchen, dort Rapport über unsere (die bayrische) Aufstellung abzustatten und fernere Dispositionen einzuholen. Ich ritt über die Wiliabrücke und von dort durch einen großen Wald, der von niemand besetzt war. Ich folgte dem Weg, der mir der betretenste schien. Ich wendete mich rechts durch das Holz und fand endlich einen ganz einsam gelegenen Bauernhof. Dort gab ich von ungefähr zu verstehen, daß ich die Direktion auf Malodeczno nehmen wollte, die mir auch ziemlich richtig angegeben wurde. Erst als die Sonne schon untergegangen war, kam ich auf eine Hauptstraße und fand einige privatisierende Franzosen (womit der Fürst die einzeln marschierenden losgelösten Soldaten bezeichnet), die mir sagten, daß ich noch ungefähr eine Stunde von obengenanntem Städtchen entfernt sei. Ich langte auch bald dort an und dirigierte mich nach dem zwar hölzernen, jedoch sehr ansehnlichen Schlosse des Grafen Oginski. Ich fand am Eingang italienische Grenadiere. Der Vizekönig war ein paar Stunden zuvor dort angelangt. Ich ließ mich melden, da ich von ihm die besten Notizen zu erhalten hoffte, wo ich das große Hauptquartier eigentlich treffen könne. Er behielt mich bei Tische und gab mir über den Zustand der Armee so befriedigende Details, daß ich leicht annehmen konnte, daß eigentlich von einer Armee gar nicht mehr die Rede sei. Den Ort, wo ich den Fürsten von Neufchâtel, Major-General Berthier, finden würde, wußte der Prinz nicht mit Namen, riet mir aber, nur der Richtung der Biwakfeuer auf der kleinen Straße zu folgen, was ich denn auch tat. Ich konnte den Weg nicht leicht verfehlen, da ich nur immer in der Richtung fortzureiten brauchte, in welcher mir die Pri-

Digitized by Google

vatisierenden, deren Anzahl damals bedeutend größer war, als die der Kombattanten, entgegenkam. Dies waren nämlich solche, die noch mehr Kräfte fühlten und also die Nacht durchmarschierten, weil sie so mit Grund vermuten konnten, daß, wenn noch Lebensmittel zu finden waren, solche ihnen zuteil werden würden, da sie des Morgens dorthin kamen, wo das Gros der Armee erst gegen Abend anlangte. Es hatte inzwischen am Abend stark gefroren, so daß die Straße, weil es in den letzten Tagen getaut hatte, so glatt war wie ein Spiegel. Ich zog es daher vor, zu Fuß zu gehen. Nachdem ich ungefähr sechs Stunden Wegs zurückgelegt hatte, kam ich bald nach Mitternacht zu einem Biwak von Grenadieren der französischen Garde und es wurde mir ein Gehöft links von der Straße gewiesen, wo ich das kaiserliche Hauptquartier finden würde. — Ich fand es auch dort, freilich nicht ganz so brillant etabliert, wie ich es das letztemal in Witebsk (also Ende Juli des Jahres) verlassen hatte. Am Eingang des Hofes waren wie sonst zwei reitende Grenadiere postiert, allein der eine schlief auf seinem Pferde und der andere hatte das seine angebunden und war wahrscheinlich davongegangen, um sich zu wärmen. Die zwei Garde-Grenadiere zu Fuß, die vor die Haustür gehörten, waren wohl seinem guten Beispiel gefolgt, denn ich fand niemanden, alles schien öde, nur zwei Wagen standen im Hofe. Der Mameluk Rustan aber wachte und machte Ronde um das Gebäude. Sobald er mich sah, ging er rasch auf mich zu und fragte, was ich wollte. Ich sagte es ihm ganz kurz. Darauf führte er mich in die Tenne, wo Berthiers Adjutanten schliefen. Er selbst war bei Napoleon über Karten beschäftigt, kam aber gleich zu mir herüber und schien sehr vergnügt, daß wir Bayern noch in einem erträglichen Zustande seien, machte dem Kaiser darüber Rapport und schrieb nachher auf dessen Befehl in seinem Kämmerchen, das er übrigens mit dem König von Neapel teilte, eine Antwort an den General von Wrede." — General Wrede erhielt den Befehl, die Wiliabrücke so lange wie möglich zu halten, um der Armee das ungehinderte Überschreiten zu ermöglichen. Prinz von Thurn und Taxis ritt alsdann zu seinem General zurück und schilderte dem bayrischen Herrn den Zustand der großen Armee, worüber General Wrede in ein lebhaftes Entsetzen geriet.

Hier in seinem Hauptquartier nahe Malodeczno, am 3. Dezember, faßte der Kaiser endgültig den Entschluß, die Armee schleunigst zu verlassen, „denn," sagte er, „ich bin stärker, wenn ich von meinem Thron in den Tuilerien zu Paris spreche, als an der Spitze einer Armee, die von der Kälte vernichtet ist." — Es ist gewiß ein eigener Gedanke, daß dieser Mann, nachdem er so viele Hunderttausende nach Rußland geführt hatte, die für ihn in blutigen Schlachten, in der Hitze des Sommers, in Schnee und Eis und in den Fluten der Beresina zugrunde gegangen waren, jetzt die Trümmer dieser Armee ihrem Schicksal überließ. Aber man muß dem entgegenhalten, daß Napoleon, wie das Geschick ihn nun einmal geführt hatte, jetzt an erster Stelle nicht mehr General, sondern Kaiser war. Die Verschwörung des Generals Malet kam ihm nicht mehr aus dem Sinn. In Paris waren Hunderte, waren Tausende gefährlicher Leute. Am gefährlichsten waren jene ehemaligen Priester, dieser Fouché und Talleyrand. Wohl hatte er den habsüchtigen Fouché mit Schätzen überhäuft, aber der Duc d'Otranto blieb immer ein gefährlicher Mensch, dem nicht zu trauen war. Das Gleiche galt von dem Fürsten von Benevent, zu welchem Range er den hinkenden Talleyrand erhöht hatte. Daß diese beiden längst an den Fäden zu einem Netz gegen ihn woben, das wußte der Kaiser. Als Sieger brauchte er sie nicht zu fürchten, als Besiegter konnten sie ihm gefährlich werden.

Als er den Entschluß zur Abreise gefaßt hatte, übergab der Kaiser den Oberbefehl über die Reste der Armee seinem Schwager Joachim Murat. Der König, der ohnehin seinen kaiserlichen Schwager nicht mehr liebte, und der, wie wir schon sagten, immer nur daran dachte, sich die Krone Neapels zu erhalten, war von dem Auftrage herzlich wenig erbaut. „Man müßte diesem Menschen, diesem Wahnsinnigen, nicht mehr dienen!" rief er einem Vertrauten gegenüber aus. Murat fühlte deutlich, daß er der Sündenbock für den Untergang der großen Armee werden sollte. Noch war in Deutschland, in Frankreich, nicht allzuviel bekannt geworden. Man glaubte allenthalben, daß doch noch eine Armee vorhanden sei. Die Kämpfe an der Beresina waren in klugen Bulletins als große Siege ausgegeben worden. Von Dresden aus, von der Hauptstadt des allergetreuesten Verbündeten Seiner Majestät des Kaisers, gingen diese Bulletins in die Welt. „Die unter dem unmittelbaren Befehl Seiner Majestät des Kaisers," hieß es in einem solchen Machwerk, „von verschiedenen Korps der großen Armee binnen fünf Tagen ausgeführten Manöver sind am 28. November durch eine große Niederlage des Feindes gekrönt worden. Das unter dem Namen der Moldauarmee bekannte und von dem Admiral Tschitschagow kommandierte Armeekorps und die von dem Grafen Wittgenstein angeführte Armee hatten sich an der Beresina unweit Borisow vereinigt. Sie sind geschlagen worden und haben 9- bis 10000 Mann an Gefangenen, 12 Kanonen und 8 Fahnen verloren. — Die sämtlichen alliierten französischen Armeen haben nach dem glorreichen Sieg am 29. November die Winterquartiere bezogen und werden jene dem Vernehmen nach von des Königs von Neapel Majestät kommandiert."

Die Winterquartiere? Wenn der Kaiser Napoleon, wie sein Halbonkel Fesch ihm nachsagte, bereits in der Jugend vortrefflich lügen konnte, so hatte er es in dieser Kunst jetzt, wo er Kaiser war, jedenfalls bis zur Vollendung gebracht. Winterquartiere? Bei klingender Kälte, verfroren, ausgehungert, in Lumpen

Digitized by Google

gehüllt und ohne Schuhzeug, ohne Waffen, wankte ein Kern von etlichen tausend Truppen, umgeben von einem Schweif elender und kranker Nachzügler, der preußischen Grenze entgegen. Und dieser Mensch sprach in seinen Bulletins noch von „sämtlichen alliierten französischen Armeen"! Oder war er wirklich, wie Murat sagte, ein Wahnsinniger? Es kam um jene Zeit vor, daß Napoleon einem Marschall den Auftrag gab, mit seinem Korps diese oder jene Stellung gegen den Feind einzunehmen. „Majestät," sagte der Marschall betroffen, „ich habe ja keine Mannschaften mehr." — „Was ist das, mein Herr," rief der Kaiser, „wollen Sie mir meine Ruhe rauben?" — „Aber ich muß wiederholen, Sire, ich habe keine Soldaten mehr unter den Waffen." — „Taisez-vous, monsieur, warum wollen Sie mir meine Ruhe rauben?"

Dies Erbe also trat Joachim Murat an. Einen Menschen, der weniger zu solcher Aufgabe geeignet war, konnte sich der Kaiser allerdings unter seinen Generalen nicht auswählen. Der flotte, bunte, an der Spitze einer glänzenden Reiterschar verwegene Murat mochte in offener Feldschlacht mit seinen Reitern Tüchtiges leisten; eine Armee zu sammeln, die geschlagen war, die sich ohne Waffen, in Lumpen dahin schleppte, dazu war er nicht der Mann. Kein anderer von ihnen war geschickt dazu: Eugen Beauharnais nicht, und selbst Michael Ney nicht. Der Einzige für eine solche Aufgabe wäre noch der Marschall Davout gewesen. Aber mit dem stand sich der Kaiser um jene Zeit gar nicht. Also Murat erhielt das Danaergeschenk, den Befehl über eine Armee zu übernehmen, welche keine Armee mehr war. Er sollte diese „Nicht-Armee" in Wilna sammeln, die Stadt halten, Winterquartiere beziehen und was sonst noch alles mit ihr ausrichten. Selten hat wohl ein so bunter Sterblicher wie Joachim Murat eine so verzwickte Aufgabe zu lösen bekommen. Murat gab sich auch gar keine Mühe damit. Sobald er konnte, machte er sich davon und überließ Eugen Beauharnais, dem treuen Soldatenblut, das traurige Geschäft.

Am 5. Dezember, gegen 11 Uhr nachts, bestieg Napoleon in Smorgoni einen mit Pelz gefütterten Wagen, den ein polnischer Edelmann hergeliehen hatte, um seine Reise nach Paris anzutreten. Mit ihm im Wagen saß Graf Caulaincourt, der Herzog von Vicenza; unter dessen Namen reiste der Kaiser auch. Auf dem Bocke saß ein polnischer Gardeulanen-Kapitän, der das Dolmetscheramt versah, und der Leibmameluk Rustan. In einem Schlitten folgten dem Kaiser der Großmarschall des Palastes Duroc und der kaiserliche Generaladjutant Mouton, Graf von der Lobau. Ein Zug Lanciers geleitete den Kaiser. Schon waren die Kosaken unter Oberst Seslawin bis nahe an Oszmiana vorgedrungen. Kaum eine Stunde von der Straße hatte Seslawin Biwak bezogen. Wenn er gewußt hätte, welch kostbarer Fang so nahe an ihm vorbeirollte!

Fast hätte in dieser Nacht, als der Kaiser wenige Stunden in dem Städtchen Oszmiana weilte, ihn der Tod eines Cäsar oder eines Wallenstein getroffen und der Welt drei blutige Kriegsjahre, ihm aber ein langsames Verlöschen auf St. Helena erspart. Die Division Loison war unter dem Befehl des Generals Gratien hier in Oszmiana eingetroffen. Sie bestand aus dem 113. französischen Regiment, fast lauter Piemontesen und mit dem Herzen keineswegs bei der kaiserlichen Sache, ferner aus zwei Bataillonen neapolitanischer Veliten*) und zehn Bataillonen deutscher Rheinbundtruppen, frankfurtische, thüringische und anhaltische Soldaten. Als Napoleon angekommen war, wurden zur Bewachung seines Quartiers sofort die sämtlichen Grenadierkompagnien der deutschen Regimenter zusammengezogen und vor dem Hause als Ehrenwache aufgestellt. Da trat plötzlich der Major Lapie von jenem 113. Linien-Regiment zu den Deutschen heran und sagte: „Maintenant, messieurs, ce serait le moment!" (Meine Herren, jetzt ist der Augenblick da.) — Der Augenblick? Wozu? Unnütze Frage! Niemand von all diesen Herren war sich darüber unklar, was gemeint war. Es gab ein heftiges Drängen rund um Lapie und hastiges, leises, flüsterndes Beraten. Es wurde beschlossen, daß der älteste der anwesenden Hauptleute mit seiner Kompagnie in das Haus eindringen, den die Tür hütenden Mameluken niederstoßen und dann vor allen Dingen Napoleon selbst ermorden sollte. Dann wollten die deutschen Regimenter mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zu den Russen übergehen. Auch die Piemontesen, deren Major ja selbst den Rat gegeben hatte, wollten folgen. Die Ausführung war spottleicht. Kaum eine Meile entfernt stand ja jener Russe Seslawin mit seinen Kosaken. Der im Rang älteste deutsche Herr war der Hauptmann von S. von den sächsisch-weimarischen Grenadieren; ihn traf also das Los. Aber wie weit ist in solchem Fall der Weg vom Gedanken zur Tat! Hauptmann von S. war weder ein Butler noch ein Casca. Ihm fiel plötzlich ein, daß die Tat, die man ihm zumutete, denn doch bei Licht besehen ein Mord sei und nichts weiter, und daß sich ein solcher mit der Ehre eines deutschen Edelmannes und Offiziers schlecht vertrage. Er meinte, Lapie, der den Vorschlag gemacht habe, möge auch die Ausführung übernehmen. Aber der Major Lapie entgegnete, daß er keine Kompagnie befehle und daher keine so sicheren Leute habe wie ein kompagnieführender Hauptmann. Während sich so Herr von S. und Major Lapie gegenseitig die Tat zuschieben wollten, trat plötzlich Graf Caulaincourt in die Tür, klatschte in die Hand und rief ungeduldig: „Eh bien, pourquoi ne partons-nous pas?" — Gleich darauf fuhr des Kaisers Wagen und Schlitten vor. Die Offiziere, die eben noch mordlustig geflüstert hatten,

*) Eine Art Kadetten, die eigentlich noch nicht dienstpflichtig waren.

Digitized by Google

bildeten Spalier, und Napoleon setzte sich, sorgfältig in Pelze gehüllt, mit Caulaincourt in seinen Wagen und fuhr davon. Der „moment" war verloren.

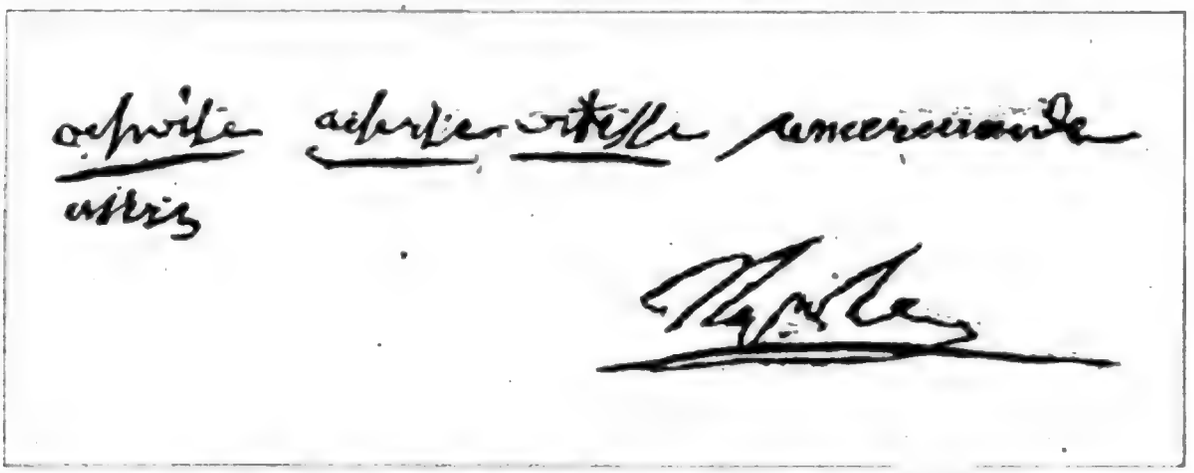
Der Kaiser flog auf der Straße nach Wilna weiter. Er wollte die Stadt selbst aber nicht passieren. Er bestellte den Herzog von Bassano, seinen Minister Maret, in ein Haus jenseits der Stadt, um sich dort mit ihm zu besprechen. Der Kaiser war dieser Kreatur gegenüber offen. „Was das Heer angeht," so sagte er, — „es gibt keins mehr, denn man kann einen solchen Haufen Auseinandergelaufener, die umherirren, um Nahrung und Obdach zu suchen, nicht ein Heer nennen. Wohl könnte man noch eine Armee daraus bilden, wenn es möglich wäre, auf irgendeinen Punkt Brot, Schuhe und Kleidung zu schaffen für Menschen, die hungern und mit ihrer schlechten Fußbekleidung auf dem Eise nicht mehr fortmarschieren können bei dieser Kälte von mehr als 20°. Aber was hilft das? Meine Kriegsverwaltung hatte eben nichts bedacht und meine Befehle sind in keiner Weise vollzogen worden." Minister Maret hörte den Vorwurf des Kaisers an, gab aber alsbald die Antwort, daß in Wilna ungeheure Vorräte seien; so viel Brot, Zwieback, Mehl, Fleisch, ganze lebende Viehparks, so viel Bier und Branntwein, daß 100000 Mann auf sechs Wochen genug hätten, dazu wären 30000 Paar Schuhe und 30000 Gewehre, ferner eine große Menge Monturen und Armaturstücke vorhanden. — Der Kaiser schien über diesen Bericht hocherfreut. „Sie geben mir das Leben wieder," rief er, „bleiben Sie hier, bis Murat kommt und geben Sie ihm in meinem Namen den Befehl, sich in Wilna wenigstens 8 Tage lang zu halten, um die Armee wieder nach Möglichkeit zu sammeln." Damit fuhr er von dannen. Am 10. Dezember, am frühen Vormittag, kam er in Warschau an. Sein dortiger Gesandter, der Erzbischof von Mecheln, de Pradt, wurde eiligst in das Hotel d'Angleterre geholt, wo der Kaiser abgestiegen war. Auch einige polnische Beamte und der Finanzminister des Herzogtums Warschau, Matuschewitsch, mußten zum Kaiser kommen. Bonaparte redete in seiner hastigen Art vieles durcheinander, was gar nicht zusammengehörte; es lag ihm jedenfalls daran, diese bestürzten Herren nicht erst zum Fragen kommen zu lassen. „Sie werden sich wundern, meine Herren," sagte er, „mich hier zu sehen. Ich war nicht imstande, mit den Elementen Krieg zu führen. Ich habe alle meine Kavallerie und beinahe meine ganze Artillerie und alle Fuhrwerke verloren. Ich habe mich überzeugt, daß die Franzosen noch bei einer Kälte von 7° Krieg führen können, die Deutschen vertragen nicht mehr als 5°. (Diese seltsame „Überzeugung" zu gewinnen, hatte dreimal hunderttausend Menschen gekostet!) Ich habe einen Fehler begangen, indem ich unnötigerweise 14 Tage zu lange in Moskau blieb; man hat mich hingehalten, indem man mir versicherte, daß die Bojaren auf meine Seite treten und die Bauern zu mir flüchten würden, um aus der Sklaverei zu kommen. (Alles aus den Fingern gesogen! Niemand hatte ihm das versichert, niemals hatte er auch darauf gerechnet, noch darauf rechnen können, als er die Art des ganzen Krieges schon in Smolensk erkannte.) Wir müssen sofort 10000 polnische Kosaken ausheben, um damit die Russen aufzuhalten. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Sie hofften mich an der Beresina abzuschneiden, aber ich habe mir diesen Esel von Admiral (Tschitschagow! mon empereur, aber du kannst es nicht aussprechen, so gut und glatt du auch sonst zu reden vermagst!) vom Halse zu schaffen gewußt. Ich habe noch 120000 Mann Infanterie (keine 12000 mehr!), ich habe die Russen stets geschlagen; jetzt gehe ich nach Paris, um 100000 Mann auszuheben und in sechs Monaten werde ich wieder am Njemen stehen. Ich befinde mich nie besser, als wenn ich aufgeregt bin. Nur die königlichen Nichtstuer werden in ihren Palästen fett. Ich bin für den Sattel und das Lager gemacht. Der König von Neapel wird sich in Wilna behaupten. Die Politik ist eben ein großes Spiel, — wer nicht wagt, gewinnt nicht. Ich habe mich niemals wohler befunden!" So irrlichterierte die kaiserlich bonapartische Majestät vor seinem Gesandten de Pradt und den Räten des Herzogtums Warschau herum.

Über Glogau und Dresden ging der Flug des kaiserlichen Schlittens durch Deutschland. In Dresden stattete Napoleon seinem allergetreuesten Vasallen, dem König Friedrich August von Sachsen, einen kurzen Besuch ab. Man hörte den Kaiser, als er die Treppe des königlichen Palastes hinanstieg, einen Pariser Gassenhauer trällern. Von Dresden aus ließ er auch jene Bulletins über den Sieg an der Beresina hinausgehen, die hier bereits wiedergegeben wurden. Das Hauptbulletin aber, welches der Kaiser schon im Hauptquartier von Malodeczno, wo ihn Thurn und Taxis traf, am 3. Dezember diktiert hatte, erschien am 17. Dezember im Pariser Moniteur. Es wird in diesem berüchtigten Bulletin manches zugestanden, aber längst nicht alles. Geschickt wird der Untergang des Heeres lediglich der Kälte zugeschoben. Es ist in dem Bulletin auch mehr von den Pferden, den Geschützen und den Fuhrwerken die Rede, als von den Menschen. Der Untergang einer halben Million Menschen war hier in tönende Phrasen eingewickelt, die wieder einmal den starken Tropfen Advokatenblutes bewiesen, welcher im Kaiser steckte. Hier ist ein Auszug jenes 29. Bulletins, das manches, aber längst nicht alles eingestand:

„Die Straßen bedeckten sich mit Glatteis; die Pferde der Kavallerie, der Artillerie und des Trains starben allnächtlich nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden, insbesondere die Pferde aus Frankreich und Deutschland. In wenig Tagen kamen 30000 Pferde um; unsere ganze Reiterei sah sich plötzlich unberitten; unsere

Digitized by Google

Geſchütze und Fuhrwerke ohne Beſpannung. Wir mußten einen großen Teil unſerer Stücke und unſerer Schieß- und Mundvorräte zurücklaſſen und zerſtören. Dieſe Armee, am 6. nach ſo ſchön, war ſeit dem 14. ganz verändert, faſt ohne Reiterei, ohne Geſchütze, ohne Fuhrwerk. Ohne Reiterei konnten wir aber nicht auf eine Viertelſtunde weit aufklären; und wiederum konnten wir ohne Artillerie keine Schlacht wagen und ſtehenden Fußes den Feind erwarten. Wir mußten marſchieren, um nicht zu einer Schlacht gezwungen zu werden, die der Mangel an Schießbedarf uns zu wünſchen hinderte; wir mußten einen beſtimmten Raum einnehmen, um nicht umgangen zu werden, und das ohne Reiterei, die die Kolonnen aufklären und verbinden konnte. Dieſe Schwierigkeit verbunden mit einer plötzlich eingetretenen maßloſen Kälte, machte unſere Lage traurig. Menſchen, welche die Natur nicht hinreichend geſtählt hatte, um über alle Wechſelfälle des Geſchicks erhaben zu ſein, ſchienen erſchüttert, verloren ihre Heiterkeit, ihre gute Laune und träumten von nichts als Unheil und Kataſtrophen; diejenigen, die ſie allem überlegen geſchaffen hat, bewahrten ihre Heiterkeit und ihre gewöhnliche Haltung und erblickten einen neuen Ruhm in der Überwindung verſchiedener Schwierigkeiten." Neuer Ruhm? Jedenfalls eine ſehr unfreiwillige und aufgezwungene Art des Ruhms.



Faksimile einer Handſchrift Kaiſer Napoleons auf ſeiner Flucht aus Rußland
Die drei erſten Worte ſollen wohl vitesse vitesse vitesse! bedeuten
Aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

Das Ungeheuerlichſte aber an dieſem Machwerk war der kontraſtierende Schlußſatz, der in ganz Europa einen furchtbaren Eindruck machte. Hunderttauſende von Menſchen waren in Rußlands Erde verſcharrt oder lagen den Raben und Wölfen zum Fraß tot und nackt umher oder waren von den Kanonenrädern und den ſchweren Wagen der Fuhrparks in den Boden hineingeſtampft. Und dieſer Kaiſer, der ſie in das Verderben hineingeführt hatte, ſchrieb am Schluſſe dieſes Bulletins den Satz: „Die Geſundheit Seiner Majeſtät iſt niemals beſſer geweſen."

Freilich läßt ſich dieſem anſcheinenden Fauſtſchlag ins Geſicht der Menſchheit eine andere Erklärung abgewinnen. Er war ja nur für Frankreich berechnet und da ſollte er bedeuten: Fürchtet nichts; Ich, Euer Halbgott, auf dem Eure Größe beruht, bin noch friſch und munter! So hätte auch Louis XIV. geſprochen. Auch hier verwechſelt man Napoleon mit echtfranzöſiſcher Art, auf die man den Hauptteil des Napoleonhaſſes abzuwälzen hat. Daß er nicht wiſſentliche Brutalität beabſichtigte, kann man ſich ſelber denken und das Gewollte ſchlug ein: in Paris allgemeines Aufatmen. Er gerettet, Alles gerettet! Im übrigen herrſchte 1810—13 bei Napoleon ein völlig naiver Cäſarenwahn, als ob Er Vizekönig Gottes auf Erden ſei!

Dies Bulletin erſchien alſo am 17. Dezember im Moniteur und erweckte in den Herzen von Millionen ein ſchauderndes Echo. Am Spätabend des 18. Dezember fuhr Napoleon ſelbſt in Paris ein und empfing ſchon am nächſten Morgen ſeinen Erzkanzler Cambacérès und ſeine Miniſter. Ohne Raſt begab ſich dieſer Mann, der eine halbe Million Menſchen verloren hatte, an die Schaffung neuer nach Hunderttauſenden zählender Heere. Während er nur von wenig Getreuen und einigen ſächſiſchen Gardereitern begleitet durch Deutſchland flog, hatte ſich keine Hand wider ihn erhoben und verhallt war das Wort Heinrichs von Kleiſt: „Schlagt ihn tot, das Weltgericht fragt nach euern Gründen nicht."

Digitized by Google

16. Kapitel

Grenadier' im Weiberrock

Gleich nach der Abreise des Kaisers aus Oszmiana, wo ihn fast sein Geschick ereilt hätte, trafen die ersten Gestalten der großen Armee waffenlos und zerlumpt, verhungert und verfroren in Oszmiana ein. Den Regimentern der Division Loison entfiel der Mut, als sie das grenzenlose Elend sahen. „Es war", berichtet ein Augenzeuge, „eine Herde halb irrsinnig gewordener Flüchtlinge, nur noch von dem krassen Egoismus der Selbsterhaltung beseelt. Von dem Anblick wie gelähmt, blieben die deutschen Regimenter stehen. Das Mitleid der germanischen Rasse verleugnete sich nicht in diesen Momenten. Da die Korps von Oudinot und Victor, welche seither die Nachhut gebildet, ebenfalls vollkommen aufgelöst und in die allgemeine Unordnung mit hineingerissen waren, so erkannte die Division princière (so genannt, weil aus den Kontingenten der kleinsten Rheinbundfürsten zusammengesetzt), daß sie jetzt die einzige bewaffnete Truppe der Armee sei und daß die Rettung der flüchtenden Trümmer zum großen Teil von ihrer Haltung abhängen werde. — Die Leute unserer Division waren bis jetzt gut genährt und vortrefflich diszipliniert gewesen, vor ganz kurzer Zeit hatte man noch Begeisterung empfunden. Aller Halt schien aber jetzt auf einmal aus den Leuten gewichen. Stumm schlichen sich viele Leute aus den Gliedern, setzten sich in den Schnee und waren in wenigen Minuten erstarrt. Der Anblick des ungeheuren Elends wirkte augenscheinlich ansteckend auf unsere Leute. Wenige Hauptleute vermochten ihre Leute zusammenzuhalten. Wohl aber schritt eine bekannte, in kurzen Pelzrock gehüllte Heldengestalt zu Fuß mit den Truppen fort, sie in gebrochenem Deutsch anfeuernd. Es war der Marschall Ney. Aber auch die Gegenwart dieses hervorragenden Führers erwies sich nicht mehr stichhaltig, um den Truppen einen Rest von moralischer Kraft einzuflößen."

So sah es also um die „große Armee" aus. Alles, was in diesen Strudel gezogen wurde, wurde erbarmungslos mit hinabgerissen in das Elend und den Untergang. Was konnten 9000 Gewehre wohl noch ausrichten? Marschall Ney war bestimmt, die Nachhut zu führen und Marschall Ney stellte sich denn auch an die Spitze dieser frischen Truppen, die aber schon auf dem Wege von Wilna nach Oszmiana durch die furchtbare Kälte große Verluste gehabt hatten. Die Kälte ließ nicht nach. Und wenngleich an der Straße, auf welcher man jetzt marschierte, gut gefüllte Magazine aufgehäuft waren, die nachdrängenden leichten russischen Truppen ließen den Flüchtlingen nicht Zeit, sich zu sammeln, zu ruhen und zu nähren. Man mußte die Magazine im Stich lassen und hungernd und frierend weiter fliehen, solange die Kräfte es vertrugen. Man wußte ja nie, welches das Schicksal sein würde, wenn man sich gefangen gäbe. Nicht jeder hatte es so gut wie Graf Wedel, in die Hände eines gutmütigen Kosaken zu fallen. Mit zu vielen nur machte ein rascher Lanzenstoß ein Ende. Dennoch ließen sich, wie ja auch in diesen Blättern schon erzählt wurde, Tausende, die nicht weiter konnten, gefangen nehmen. Diese Gefangenen hatten es im Innern Rußlands zum großen Teil recht gut. Viele der besseren Familien hielten sich einen oder mehrere Franzosen und machten sich ihre Kenntnisse und Fähigkeiten zunutze. Besonders gern sahen es diese Russen, wenn der Franzose ihren Kindern seine Sprache beibrachte. So verband man das Nützliche mit dem Angenehmen. Indessen, manchmal sah es um das Französische dieser „Franzosen" recht arg aus. Zu Frankreich gehörte ja damals das ganze linke Rheingebiet und ein großer Teil Nordwestdeutschlands. Diese Mußfranzosen verstanden natürlich bitterwenig und hatten sich im Laufe ihrer Dienstzeit höchstens einige Dutzend Worte aufgesammelt, so daß sie ihres Amtes als Präzeptor junger Russen, wenigstens was die französische Sprache anging, nicht recht froh wurden.

Was nicht am Wege liegen blieb und elend tot fror, was nicht in die Hände der Feinde fiel, das wankte auf zerrissenen Sohlen, vermummt und auf einen schweren Stab gestützt, gegen die Grenze weiter. Wie es in Wilna aussah, wo so gewaltige Magazine angesammelt waren, mag ein Augenzeuge erzählen:

„Einzelne Flüchtlinge, die dem Übergang und dem Rückzug der französischen Armee über die Beresina beigewohnt und die schaudervolle Kunde nach Wilna gebracht hatten, waren anfänglich als Ausreißer

Digitized by Google

In der Gegend von Oszmiana am 4. Dezember 1812
Nach einem Gemälde von Faber du Faur

Digitized by Google

verhaftet und ihre Erzählungen als Lügen und Unwahrheiten verachtet worden. Jetzt wurde die dumpfe Sage von einem möglichen Rückzuge der großen Armee ernster und lauter. Man raunte sich furchtbare Ereignisse in die Ohren und die Besorgnisse wuchsen. Die Flüchtlinge, die erst einzeln gekommen waren, zogen jetzt in ganzen Trupps einher und über den wahren Zustand der französischen Armee war denn endlich auch der hartnäckigste Zweifler belehrt.

Der erste Akt des großen Trauerspiels auf der Wilnaer Bühne begann.

Versuche es nicht, schwache Feder, die Szenen zu schildern, die nur ein Hogarth zu zeichnen, nur ein Shakespeare zu malen versteht. Das Höchstkomische war mit dem Höchsttragischen gepaart. Der ganze Rückzug der französischen Armee durch Wilna glich genau einer großen Fastnachtsmummerei.

Die Karikaturen, die über diesen Gegenstand in London und Petersburg späterhin erschienen, enthalten durchaus keine Übertreibungen.

So sah ich z. B. französische Offiziere in Weiberjaloppen gehüllt, den Kopf mit einer russischen Priestermütze bedeckt, die Füße mit Bastmatten umwickelt — mit dem Degen in der Faust, ihre bunten, ähnlich vermummten Haufen anführen.

Ein Tambour der sonst so gefürchteten kaiserlichen Fußgarde war mit dem bunten Meßgewand eines russischen Popen bekleidet. Die Generale und Stabsoffiziere hatten sich in das Kostüm polnischer Juden und Bauern geworfen.

Die Kavallerie kam ohne Pferde, die Infanterie ohne Gewehre, die Artillerie ohne Kanonen an.

Der größte Teil dieser Unglücklichen litt Mangel an Bekleidung und man hatte in dieser Hinsicht alles ergriffen, um sich nur einigermaßen vor dem Eindringen der furchtbaren Kälte zu sichern. — Die wenigen Lumpen, die diese lebendigen Gerippe umgaben, waren von den Wachtfeuern versengt und verbrannt. Mit von Ruß und Schmutz geschwärzten Gesichtern, von der Kälte aufgesprungenen, blutigen und verbrannten Händen, ohne Speise, ohne Trank irrten diese Gespenster jammernd in den Straßen umher und versuchten sich an den Feuern zu erwärmen, die zu diesem Behuf von den mitleidigen Bewohnern Wilnas auf allen öffentlichen Plätzen angezündet worden waren.

Von Stunde zu Stunde mehrte sich die Menge der Flüchtigen. Alle Straßen waren mit halberfrorenen und erstarrten Menschen bedeckt, die, kaum noch lallend, die Vorübergehenden um etwas Speise und Trank anflehen konnten.

Die Kaffeehäuser und Hotels wimmelten von Offizieren aller Grade, die teuer über teuer alles bezahlten, was unter diesen Umständen noch Genießbares aufzufinden war. Erdäpfel wurden schon als ein Leckerbissen 10 Stück um einen polnischen Gulden verkauft. Die Not zu vollenden, stieg die Kälte von Minute zu Minute. Ein furchtbarer Sturmwind brüllte und von Zeit zu Zeit warf der Himmel ganze Schneelawinen herab.

Die National-Bürgergarde löste am Abend dieses Tages die hier in Garnison gestandenen Truppendepots ab und versah die Nachtdienste innerhalb der Stadt, während die Tore und äußersten Posten von Rheinbündnern besetzt wurden.

Am 8. Dezember, früh um 9 Uhr, langte der Kaiser bei den Toren von Wilna an. Eine kurze Unterredung mit dem Herzog von Bassano — und er flog davon, der Straße nach Kowno zu.

Abends rückten die Überbleibsel der kaiserlichen Fußgarde und gegen Mitternacht und Morgen unser Regiment ein. Das letztere war, sowohl durch die gräßliche Kälte, als auch durch die Nachtmärsche, von 1500 Mann auf höchstens 800 zusammengeschmolzen.

Unterdessen war die Not in Wilna aufs Höchste gestiegen.

Die zahllose Menschenmasse, die sich in den Mauern dieser Stadt aufgehäuft hatte, veranlaßte den größten Mangel an Lebensmitteln.

Unter den französischen Kriegern war längst, seit dem furchtbar gräßlichen Rückzug über die Beresina, alle Ordnung und Subordination aufgelöst und die heiligsten Bande der Freund- und Kameradschaft zerrissen worden. Um ein Stückchen Brot, um eine Kartoffel, um einen Fingerhut voll Branntwein rauften sich oft die wärmsten Freunde.

Die Meierhöfe und Dörfer auf vier Meilen um Wilna in die Runde waren rein ausgeplündert und dann, wie überall, den Flammen preisgegeben.

Wehe dem Offizier, der diesen Verwirrungen Einhalt zu tun versuchte! Er wurde mißhandelt und nicht selten ein blutiges Opfer seiner edlen Absichten.

Das Elend in den Lazaretten überstieg alles Denkbare. In dem sogenannten Judentempel und den dazugehörigen Gebäuden lagen mehrere Tausende, die um Nahrung, ärztliche Hilfe und Rettung vergebens flehten.

Die meisten von diesen Unglücklichen litten an erfrorenen Gliedern, die, brandig geworden, ihnen teilweise abfaulten.

Ohne Speise und Trank, ohne Arzeneien lagen diese Elenden und hauchten auf den Leichen ihrer Kameraden ihr klägliches Leben aus. Mehrere Tage lang wurde ihr Jammergeschrei gehört — und niemand konnte

Digitized by Google

In der Gegend von Oszmiana am 4. Dezember 1812
Nach einem Gemälde von Faber du Faur

Digitized by Google

helfen. — Endlich wurde es still, still wie im Grab. — Schichtenweise lagen sie in den schaudererregendsten Gruppen übereinander, den fürchterlichsten Todeskampf auf ihren verzerrten Gesichtern ausgedrückt. — Das Blut gerinnt zu Eis, wenn man an diese scheußlichen Szenen zurückdenkt!

In Wilna herrschte ein grauenhaftes Lazarettelend, worüber wir ebenfalls die Aufzeichnungen eines Miterlebenden besitzen und hier anführen:

„Ich war in den letzten Tagen des Monats Dezember auf einem Bauernschlitten in das Kloster Debraczyn gebracht worden. Gleich der Eintritt stimmte meine Erwartungen herab. Haufen von Kot und Kehricht bedeckten die Stufen, die zu dem Innern führten. In dem Hofraum waren Pyramiden von nackten menschlichen Leichnamen aufgetürmt, die über Nachtzeit in die Wilna gestürzt wurden. Der faulende Geruch von so viel modernden Körpern duftete mir schon eine Straße weit davon entgegen. Der Saal Nr. 9, der mir zum Aufenthalt angewiesen wurde, wimmelte von Kranken aller Art.

Der Platz, der mir eingeräumt wurde, mußte erst von einer Leiche befreit werden, die am vorigen Tage hier verschieden war. Die Kälte, die im Saale herrschte, war über alle Begriffe. Den Nächsten an den Türen und Fenstern gefroren ihre Arzeneien.

Ich war so glücklich, durch die Güte eines Wilnaer Bürgers einen alten Schafpelz zu erhalten, der mich doch einigermaßen gegen das Eindringen der Kälte sicherte; dessenungeachtet erfroren mir an beiden Füßen die Zehen.

Einige Stunden nach meiner Aufnahme verschied mein Nachbar. Ein Jude erhandelte von dem Lazarettwärter die wenigen Lumpen, mit welchen der Tote bedeckt war. Die Leiche wurde auf der Stelle entkleidet, den anderen Morgen aber erst abgeholt.

So mußte ich eine ganze Nacht in Gesellschaft meines nackten toten Nachbars zubringen.

Man nahm sich indes nie die Mühe, die toten Körper die Treppe hinabzutragen, sondern man fand es weit bequemer, sie durch ein geöffnetes Fenster in den Hofraum hinabzustürzen.

Das ewige Ächzen und Stöhnen der Sterbenden quälte mich Tag und Nacht auf das Schrecklichste. An keine Minute Schlummer war des Nachts zu denken, — Klagen, Verwünschungen, Töne des Schmerzes und der Verzweiflung hallten von allen Seiten wider. Fühllos schnarchte der ewig berauschte Wärter unseres Saales dazu, und oft verlosch dabei die einzige Lampe, die diesen ungeheuren Saal erleuchten sollte. Wagte es dann einer, diesen Unmenschen zu wecken, so ergriff er fluchend die Knute, die er immer bei sich führte, und hieb schonungslos auf die Jammernden ein, um sie zum Schweigen zu bringen. Klagen und Beschwerden über eine solche abscheuliche Behandlung führten zu nichts, als die Wut und Unmenschlichkeit dieses Barbaren nur noch zu vermehren. Mein Unglück zu vollenden, brachen in diesen Tagen meine früheren, an der Beresina erhaltenen Blessuren wieder auf. In die eiternden Wunden, um welche wochenlang kein frischer Verband gelegt worden war, setzte sich gar bald eine Menge Ungeziefer, das sich, da ich die Wäsche nicht wechseln konnte und überhaupt zu schwach war, um mich reinigen zu können, täglich mehrte und mir die unaussprechlichsten Leiden verursachte. An frisches Lagerstroh und Reinigung des Ortes war gar nicht zu denken. Ich lag monatelang auf demselben, wo mein Vorgänger geendigt hatte.

Die Beköstigung der Kranken, sowie die ärztliche Pflege stand im Verhältnis zu dem Übrigen. Eine Schale Buchweizengrütze, ein Stück russischen Zwieback (Zukary genannt), Sonntags zwei Lot Pökelfleisch, ein Maß Quas waren die allgemeinen Nahrungsmittel, ohne Rücksicht auf die Umstände der Kranken. Oft reichten die Gefäße und Geschirre nicht aus und einer mußte auf den anderen warten. Nie wurde die Schale oder der gebrauchte Löffel wieder gereinigt, sondern der Nachfolgende erhielt sein Anteil gleich auf die Reste, die sein Vorgänger übrig gelassen hatte. Der Arzt, welcher uns besuchte, sowie der schmutzige Apotheker, welcher die Heilmittel mischte, stehen mir beide noch lebhaft vor Augen.

Der Erstere, ein Franzose, hüpfte, seinen Marseiller Marsch pfeifend, in den Saal hinein, erkundigte sich nach diesem und jenem Befinden, kostete die Arzeneien, zog eine gelehrte Miene, zuckte die Achseln und verließ uns gewöhnlich ebenso schnell, als er gekommen war.

Der Zweite, ein Pole, hatte in der unteren Etage des Gebäudes einen Branntweinschank errichtet, wurde selten nüchtern und vernachlässigte seine eigentlichen Geschäfte ganz.

Der Typhus befreite uns von beiden. Sie waren die ersten, die von dieser Seuche ergriffen wurden.

Ein Kurländer ersetzte die Stelle des Franzosen, sowie ein gefangener Deutscher die Stelle des Apothekers.

Beide waren in ihrem Fache rechtliche und brauchbare Männer, die späterhin vielen wesentlichen Nutzen stifteten."

Es war natürlich gar nicht daran zu denken, Wilna zu halten. Murat war nur anderthalb Tage in der Stadt und setzte sich schon in der Morgenfrühe des 10. Dezember wieder in Marsch. Von den Resten der alten Garde begleitet, zogen alle die großen Namen der napoleonischen Geschichte aus den Toren von Wilna hinaus: der Fürst von Neufchâtel Major-General Berthier, der Vizekönig von Italien, der Herzog von

Digitized by Google

Die Reſte der „großen Armee"
Nach einem farbigen Kupferſtich

Danzig Marſchall Lefèbvre, der Herzog von Iſtrien Marſchall Beſſières, der Herzog von Treviſo Marſchall Mortier, der Herzog von Auerſtädt Marſchall Davout, und wie ſie alle hießen. Alles, was dieſer erlauchten Herzogs- und Marſchallsgeſellſchaft an Truppen nachfolgte, betrug etwas über 4000 Mann. Von fünf ſtolzen Korps, die dieſe Herzöge des Kaiſerreichs vor kaum ſechs Monaten, faſt eine Viertel Million ſtark, über den Njemen führten, waren im ganzen 300 Mann unter Waffen übrig! Von den Garden, zur Zeit des Auszuges an 50000 Mann ſtark, im ganzen 1500 Menſchen noch unter den Waffen! Die Diviſion Loiſon und das bayriſche Korps Wrede, vor vierzehn Tagen noch an 14000 Soldaten ſtark, zählten kaum noch 2500 Mann*). Mit dieſen Reſten der Diviſion Loiſon und des Korps Wrede verſah Marſchall Ney die Nachhut. Anderthalb Stunden hinter Wilna führt die Straße auf Kowno über den ſteilen Hügel von Ponari. Es war ein ſteiler Hohlweg, der hinaufführte und jetzt durch die Kälte vollſtändig vereiſt war. Ney hatte mit der Nachhut hier Aufſtellung genommen, um den Durchmarſch der Marſchälle mit ihren Heeresträmmern zu decken. Es war aber unmöglich, mit den heruntergekommenen Pferden dieſe Höhe zu nehmen. Der ganze Troß blieb hier ſtecken. Der König von Neapel und die Marſchälle mußten ihre Wagen verlaſſen und ſich ſeitwärts der Straße einen Weg durch den Wald bahnen. Was bis dahin vom Train noch gerettet war, was noch an Artillerie, Gepäck und aus Moskau geraubten Trophäen vorhanden war, fiel hier wieder in die Hände der Ruſſen. Es war auch eine Kriegskaſſe von 10 Millionen Franks bei dem Train. Der Marſchall Ney ließ kurzer Hand die Kaſten aufbrechen, und nun füllten ſich die Soldaten ihre Taſchen mit Goldſtücken. Auch eine Menge verwundeter Offiziere blieben hier zurück, die ſich bis dahin auf Wagen gerettet hatten.

Der Oberſt Marbot, der für ſeine reitenden Jäger während des Feldzuges ſo vorzüglich geſorgt hatte, daß er zum Erſtaunen Murats ſelbſt an der Bereſina noch 500 Mann in Reih und Glied zuſammen hatte, war auf die Idee gekommen, ſeine Leute auf Schlitten zu ſetzen. Da faſt jedes Ruſſenhaus, an welchem man vorüberkam, einen Schlitten hatte, ſo geſtattete auch General Caſtex den zwei Reiterregimentern ſeiner Brigade, Schlitten zu beſteigen. Jeder dieſer reitenden Jäger hatte zwei Infanteriegewehre und reichliche

*) Daß aber eine friſche Neapolitaniſche Brigade in einem einzigen Biwak erfror, iſt um ſo unglaubhafter, als neapolitaniſche Offiziere auf feurigen apuliſchen Roſſen des Kaiſers Fahrt über die Grenze begleiteten.

Digitized by Google

Munition, und man konnte sich die Kosaken, welche stets vor scharfen Schüssen einen großen Respekt hatten, gut vom Leibe halten. Während der Nacht trugen diese Schlitten auch wesentlich zum Schutze der Biwaks bei. Sie wurden in ein großes Viereck zusammengefahren und in diesem Viereck die Wachtfeuer angezündet. Marschall Ney und General Maison kamen oft in dieses Viereck, um einige Stunden in Ruhe und Sicherheit zuzubringen.

Kaum waren die Franzosen aus Wilna heraus, als am 11. Dezember auch schon die Donauarmee unter Admiral Tschitschagow einrückte. Der Oberfeldherr der Russen, Kutusow, kam ebenfalls nach Wilna und verlegte sein Hauptquartier nach dort. Er war früher Gouverneur in Wilna gewesen und liebte diese Stadt sehr. Admiral Tschitschagow empfing den alten Kutusow in der Galauniform eines Admirals und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt. Er erwartete Vorwürfe von dem Oberfeldherrn wegen der Vorgänge an der Beresina. Aber Kutusow begnügte sich mit einer scharfen Spitze, die der Admiral sofort heimzahlte. Wir hörten, daß der Marschall Oudinot Tschitschagow aus Borisow hinausjagte und daß in dem Wirrwarr, der dort entstand, ein großer Teil des russischen Trains verloren ging. Kutusow sagte nun: „Wir haben den Gepäck- und Küchenwagen, den Euer Exzellenz in Borisow verloren, den Franzosen wieder abgenommen, er wird Euer Exzellenz wieder zugestellt werden." Worauf Tschitschagow rasch antwortete: „Wollen Euer Durchlaucht damit sagen, daß ich kein Tafelgeschirr habe? O, ich könnte Euer Durchlaucht im Gegenteil mit allem versorgen, selbst wenn Sie beabsichtigten, größere Diners zu geben." Er liebte das Dinieren nur zu sehr, der alte Kutusow, und der Gegenhieb saß. Fürst Kutusow gab jedenfalls dem Admiral Tschitschagow für das Entschlüpfen des Kaisers und seiner Armeereste schuld. Er tat das in der ihm eigenen Art und Weise, indem er ein Selbstgespräch so laut führte, daß es alle hörten. Bei Gelegenheit eines Festmahles in Wilna wurde ein Hoch auf den Besieger Napoleons ausgebracht. „Ach," meinte Kutusow in erwähnter Weise, „es ist nicht alles geschehen! Wäre der Admiral nicht gewesen, alsdann hätte der schlichte pskowskische Edelmann (womit er sich selbst meinte) wohl sagen können ‚Europa atmet frei auf'!"

Marschall Ney kämpfte indes mit seiner Nachhut unermüdlich gegen die nachdrängenden Russen: Von der Division Loison, die, 11000 Mann stark, vor wenig Wochen aus Wilna marschiert war, waren 1000 Mann geblieben. Die Bayern waren fast vollständig aufgerieben. General Wrede brachte von seiner 12000 Mann starken Division nur 20 über den Njemen zurück. Von den 24 Schwadronen der sechs bayrischen Chevauleger-Regimenter sahen ganze drei Dienstpferde das Bayernland wieder! Am 14. Dezember wich der tapfere Marschall mit seinen letzten Leuten bei Kowno vor der russischen Übermacht hinter den Njemen zurück. Es waren fast zwei Monate verflossen, seit die große Armee über 100000 Mann stark aus Moskau abmarschiert war. Sie hatte in dieser Zeit 115 deutsche Meilen zurückgelegt (in der Luftlinie, in Wirklichkeit sind 140—150 zu rechnen), fortwährend verfolgt, und wie wir gesehen haben, unter undenklichen Schwierigkeiten. Es waren nur noch tausend Mann der alten Garde, worunter sechshundert Kavalleristen, die in Reih und Glied die preußische Grenze gewannen. Die übrigen Korps zählten Trupps von 50 bis 60 Mann, welche sich um ihre Adler vereinigt hatten. Von den fast 1400 Geschützen kamen 9 zurück.

Mit dem gewaltigen Heer von angeblich 612000 Mann (in Wahrheit um 200000 weniger) war Napoleon im Juni über die Grenze marschiert. Nur die beiden Flügelheere unter dem Fürsten Schwarzenberg und dem Marschall Macdonald waren jetzt noch in kampffähigem Zustand. Sie zählten zusammen etwas über 60000 Mann. Alles, was sich jenseits des Njemens in Trupps von 30, 20, 10 und weniger Menschen sammelte, kann angeblich 40000 Menschen betragen haben. Der Rest war in Rußland geblieben. Man kann rechnen, daß die Russen vielleicht 100000 Gefangene gemacht haben und daß in den Lazaretten wohl an 50000 Verwundete und Kranke lagen. So blieb an Toten, an Gefallenen, an ihren Wunden Gestorbenen, an Erfrorenen, Ermordeten, Verhungerten und Ertrunkenen und Versunkenen die grauenhafte Zahl von 350000 Menschen, die ihr Vaterland, ihre Väter und Mütter, ihre Weiber und Bräute niemals wiedersahen. Das Schicksal der wenigsten von diesen ist bekannt geworden. Ihre Leichname lagen unbegraben auf den russischen Gefilden umher. Es ist nachgewiesen, daß in der ersten Hälfte des Jahres 1813 in Rußland die Leichen von beinahe einer Viertelmillion Menschen begraben und verbrannt worden sind. Von den übrigen 100000 läßt sich auch das nicht einmal feststellen. Jawohl, weil die Ziffer zu hoch ist und bei den Leichen die Mehrzahl Russen waren!

An Pferden sind fast 160000 auf der Heerstraße, in den Schlachten und in den Wäldern Rußlands geblieben. Dazu an 30000 Fuhrwerke und über 1200 Geschütze.

So gründlich hatte Gottes Gericht diese große Armee vernichtet. In jammervollen kleinen Trupps wankten die einst so stolzen Krieger durch die preußischen Grenzstädte und waren auf das Mitleid der Bürger und Bauern, die sie einst so hart bedrückt hatten, angewiesen. Sechs Jahre lang hatte die Bedrückung und die Aussaugung des preußischen Staates gedauert, sechs Jahre lang hatte dieses preußische Volk Bedrückung, Gewalttat und Schimpf hinnehmen müssen. Wäre es ein Wunder gewesen, wenn jetzt in den Städten und Dörfern die Männer dieses Volkes zur Axt und zur Heugabel gegriffen hätten, um ihre Feinde vollends zu

Digitized by Google

vertilgen? Aber es war wohl so, daß die Männer empfanden: hier hat Gott gerichtet und es ist nicht gut, in dieses Gericht hineinzugreifen. Die wegemüden, erfrorenen Glieder durften diese Unglückseligen in deutschen Betten ruhen und deutsche Frauenhände verbanden ihnen die eiternden Wunden.

Es war um jene Zeit, als im Winterpalast zu Petersburg große Galatafel war, zur Feier des Erfolges der russischen Waffen. Ein Kurier war dem andern gefolgt und hatte nach Petersburg die Kunde gebracht von dem immer mehr wachsenden Verderben der großen Armee. Diejenigen, die vor zwei Monaten noch verzagt dem Zaren zum Frieden geraten hatten, waren jetzt am zuversichtlichsten geworden. Unter ihnen auch die Kaiserin-Mutter, die Württembergerin, die Todfeindin Napoleons. „Wenn jetzt noch," so rief sie aus, „auch nur ein französischer Soldat durch die deutschen Gaue entrinnt, so würde ich mich schämen, eine Deutsche zu sein!" Da erhob sich der Reichsfreiherr von Stein, die Zornesader an der hohen Stirn geschwollen, und sprach: „Eure Majestät haben sehr unrecht, so etwas hier auszusprechen, auszusprechen über ein großes, treues und tapferes Volk, welchem Sie anzugehören das Glück haben. Sie hätten sagen sollen: nicht des deutschen Volkes schäme ich mich, sondern meiner Herren Brüder, Vettern und Genossen, der deutschen Fürsten. Ich habe die Zeit durchlebt, ich lebte in den Jahren 1791—1794 am Rhein; nicht das Volk war schuld; aber man wußte es nicht zu gebrauchen. Hätten die deutschen Fürsten ihre Schuldigkeit getan, niemals wäre ein Franzos über die Elbe, die Oder oder die Weichsel gekommen!"

Allerdings, dieser selbe Reichsfreiherr von Stein in seiner starken Entschlußkraft wäre der Mann gewesen, in diesem Kampf um Sein oder Nichtsein des deutschen und preußischen Volkes die letzten Schlußfolgerungen zu ziehen. Der Zündstoff des Hasses im preußischen Volke war vorhanden, trotz des Mitleids, das man den einzelnen Leidenden nicht versagte, trotz der sorglichen Pflege, die diesen einzelnen zuteil wurde. Aber es war niemand vorhanden, diesen Haß, der zur Axt und zur Heugabel gegriffen hätte, zu entflammen. „Die Stimmung," schrieb der Regierungspräsident von Schön aus Gumbinnen an den Staatskanzler, „die Stimmung ist so, daß nur ein Funke nötig ist, um die Flamme zu haben, und die Franzosen fürchten, auf der Retirade erschlagen zu werden. Die Stimmung ist allen Ständen gemein." Dies Gumbinnen war nämlich der Sammelpunkt, der erste Halt der Reichsmarschälle, höheren Offiziere und kleinen Trupps, die sich hier allmählich einfanden. Als der Reichsfreiherr von Stein und sein Sekretär, der deutsche Ernst Moritz Arndt, im Januar 1813 auf der Reise von Petersburg nach Königsberg hier in Gumbinnen einkehrten, berichtete der Regierungspräsident von jenen Dezembertagen. „Die französischen Nachzügler," so erzählte von Schön, „selbst die vornehmsten kamen in einem so armseligen, jämmerlichen Aufzug hier an, zersprengt, einzeln und so alles generalischen und marschallischen Prunkes ledig, fern von all dem Glanz und Stolz, mit welchem sie vor sechs Monaten über Weichsel und Njemen gegen Osten gezogen, daß sie von ein paar hundert lustigen und wohlberittenen Husaren leicht alle hätten gefangen und zusammengehauen werden können. Das Volk war dazu wohl lustig und nach den Mißhandlungen und Schändungen, die es von ihnen erlitten hatte, auch wohl berechtigt. Hätte nur einer der Oberen die Trompete geblasen: Schlagt tot! schlagt tot! Von den Tausenden dieser Generale und Offiziere wäre kein Mann über die Weichsel gekommen." — „Aber warum haben Sie die Kerle nicht totschlagen lassen?" fragte der Freiherr von Stein. — „Nein," entgegnete Schön, „so zornig Sie auch bei Gelegenheit werden können, ich glaube, das hätten Sie auch nicht getan." — Stein sah einen Augenblick stirnrunzelnd und ernst vor sich hin und sagte dann ganz trocken: „Hm, ich glaube, ich hätte blasen lassen."

Hier in Gumbinnen fand sich um die Mitte Dezember auch Marschall Michael Ney ein. Er hatte in den letzten Kämpfen bei Kowno, wo er mit nur 30 Mann die Njemenbrücke verteidigte und selbst wie ein Grenadier schoß, diese Deutschen und ihre unerhörte Tapferkeit kennengelernt. Bayern, Württemberger und Lippische Leute waren es, die er zuletzt um sich geschart hatte, lauter Deutsche. Mit tiefer Ergriffenheit hatte er den württembergischen Offizieren Lebewohl gesagt und nun trat er hier zu dem kranken General Dumas ins Zimmer. Als plötzlich ein ihm anscheinend wildfremder Mensch mit langem Stoppelbart, pulvergeschwärzt und in einen zerlumpten Mantel gehüllt, bei ihm eintrat, fuhr General Dumas erschrocken vom Bette auf und rief: „Wer sind Sie denn?" — „Was," sagte der andere, „Sie kennen mich nicht, General Dumas? Ich bin die Nachhut der großen Armee, der Marschall Michael Ney."

Es bedarf durchaus näheren Eingehens auf diese Schlußphase durch nachprüfende Statistik.

Se. Hoheit Fürst Alexander Berthier hielt es unter seiner Würde, unter einem Mindern als einem Makkaronikönig zu dienen; so zwang er Napoleon, den wegen seiner Schimpfereien von Davout derb angefahrenen Murat zum Stellvertreter zu ernennen, d. h. den Bock zum Gärtner zu machen. Auch Victor knickte zusammen und weigerte sich, die Nachhut zu übernehmen. Der verwundete Oudinot mußte sich Verfolger mit Pistolenschüssen vom Leibe halten, Maison und Gérard hielten trotzig aus, ein Gewehr in der Hand, am 5. Dezember bei Smorgony sammelte Davout noch „einige 1000" (Vigier) seiner Reste, Ney schlug finster und stolz alle Reiter Drurks und Pahlens ab. Caster und Corbineau blieben noch ganz munter, obwohl Curélys 20. Ch. nur noch 100 Säbel zählten. Noch fehlte es nicht an Pflichttreue. Der

Digitized by Google

verwundete alte General Barbanègre, der die Hanseaten nach Rußland führte, und der vor Erschöpfung halb ohnmächtige Duc de Plaisance, Flügeladjutant Napoleons, erretteten Jonini mit persönlicher Aufopferung. Das Badenser Leibbataillon bewachte bis zuletzt den Kriegsschatz; ihren Markgrafen trugen die Badenser, ihren Prinzen Emil die Hessen, ihre Chefs Legrand und Zoyontschek die Ihren auf Gewehren. Napoleon selber tat alles nur Mögliche für Verpflegung, doch die ungeheuren Vorräte in Wilna verfielen der Plünderung. Selbst eine dort ansässige Litauer Schwadron erlag der heimischen Kälte, geradeso wie zwei italienische Brigaden und neapolitanische Gardereiter der Division Gratien (Loison erkrankte schon). Wrede, der lange faulenzte, statt Napoleon zur Beresina entgegenzurücken, was diesem vielleicht kampflosen Übergang gestattet hätte, büßte durch jähen Untergang der Bayern. Die früher schmeichelnden Juden benahmen sich geradeso scheußlich gegen die Hospitäler in Wilna (Tagebuch Bourgogne) wie die einrückenden Russen, deren meiste Regimenter nur noch 50 Mann zählten (Wilson) und selber 18000 Schwerkranke in Wilna abluden. Von 10000 Ersatznachschub starben unterwegs 8300. So zählten Kutusow, Tschitschagow, Wittgenstein von 200000 im Oktober nur noch 50000 trotz vielen Nachschubs! Wo ist da großer Unterschied zum Todesfühlen unter den erfrierenden Franzosen und Deutschen, wo 1000 Gardereiter, 10000 Franzosen, Thüringer, Frankfurter, Bayern in 3 Tagen umkamen! Am 16. gab es noch 300 Bayern, 600 Thüringer, 100 Hessen, am 20. noch 1471 Gewehre der Garde. In Kowno lagen noch 400 Lippe-Waldecker und Reuß-Schwarzburger, Berthier schickte Ney Reste des 19. Ligne (Thiers schreibt mal wieder falsch 29.), Marschall Ney sank zum Kompagnieführer herab.

Wenn laut Tschoukowitsch 135635 Napoleonische *getötet* wurden, während in Schlachten und Gefechten nur etwa 110000 tot *und verwundet*, so beweist dies nur, daß ein gut Teil der Gefangenen, über deren Zahl sich Wilson und Tschoukowitsch so wenig einig sind (1298 Offiziere, 167510 oder 4068, 210530!) gemordet wurden. Dorochow und Denisow „verloren" grundsätzlich ihre Gefangenen, Jermolow ließ sie bei strengster Kälte ohne Feuer biwakieren, so daß von 3000 Sachsen einmal 1700 umkamen, ein andermal von 2000 nur 2 ihr Leben behielten. Die desertierten Fremdtruppen blieben in Rußland, doch nur 30000 Franzosen kehrten aus Gefangenschaft heim. Wieviele Fremdtruppen entrannen, steht keineswegs fest, die Polen machten sich massenweise heimlich davon, die Deutschen verließen auch diesseits der Grenze die Fahnen, „60" gerettete sächsische Reiter in Reih und Glied beweisen so wenig wie Vernichtung der bayrischen Reiter, daß nicht noch viele sich versteckten, um nicht mehr dienen zu müssen. Wenn von 3000 Spaniern nur 224 in ihr Vaterland heimkamen, wie konnten noch so viele 1814 in der Jungen Garde dienen! Übertreibung allerorts! Wenn *alle* Badenser umkamen, wie ihr Markgraf berichtet, konnten sich nicht 76 Offiziere, 145 wieder einfinden; wenn 11 Bergenser „lebend" Rußland verließen, warum sammelten sich noch 64 Offiziere 130 in Düsseldorf! Daß von 1700 Mecklenburgern nur 20 Offiziere 11 Mann heimkehrten, löst sich sehr einfach, weil sie mit Mann und Maus desertierten. Daß 182000 Deutsche umkamen, ist sicher unrichtig, mindestens die Hälfte entfällt auf Desertion. Von 36 französischen und italienischen Regimentern nach Rousset nur 674 Offiziere, 3019 übrig? Laut Zelle 2000 Offiziere, 4500, dazu 400 Offiziere, 1600 Garde. Allerdings sollen vom 56. nur 15 mit dem Adler entkommen sein, vom 25. aber *die Hälfte*, 2. Ligne verzeichnet in Historique 62 verlorene Offiziere, diese sind aber sämtlich für Schlachten nachweisbar, also kein sonstiger Verlust. Macdonalds Division Grandjean (Polen, Westfalen, Bayern) kam noch mit 5000 nach Danzig (Friccius), wo Rapps Garnison ununterbrochen bis auf 35000 anschwoll und obendrein noch 5000 abschob, 1600 Offiziere und Unteroffiziere bildeten dort ein Regiment „König von Rom". 400 Freischar Chambure bestand aus Franzosen. Dazu 12000 von Augereaus unberührter Division Heudelet. Ferner retteten sich 15000 französische Reiter (2800 Garde, 50 Offiziere, 363 der polnischen Gardelanciers, 200 Litauer Elitegendarmen). So erstaunlich diese Ziffer klingt, so hat man Einzelbelege: 8. Husaren noch 146, 16. Ch. 64, 23. Ch. 693 in Dessau. Auch kehrten nicht 136 Gardekanoniere heim, sondern nach Eblés genauem Bericht 330 mit 9 Geschützen 5 Protzen. Daß so ausgezeichnete Generale sich alle retteten, war von großer Bedeutung. Der „junge brillante" Girard erhielt am Ostufer der Beresina eine schwere Wunde, es sollte nicht seine letzte sein, seinem mit ihm verwundeten Brigadegeneral Devillers begegnen wir neben ihm noch bei Ligny und schon im nächsten Frühjahr blutete der kühne Kämpe wieder! Betrachten wir aber den Endverlust vieler Reiterregimenter, die oft 800—1100 Säbel Anfangssollstärke (mit Nachschüben) hatten, so kommt der größte Teil davon auf wirkliche Gefechte. Was ist übrigens dabei, daß von 250 preußischen Artilleristen der Reiterkorps nur 30 heimkehrten? Selbst bei Normalverhältnissen rechnet man 15% Abgang pro Monat, hier bei 7 Monate Feldzug wären dies schon weit mehr. Legen wir 23. Ch. zugrunde, so verloren diese 165 Tote und Verwundete, 104 vermißt, 77 gefangen, d. h. ein Viertel Blutverlust, ein Zehntel gefangen, ein Achtel an Strapazen verunglückt ist für 7 Monate sehr wenig! Da außerdem viele Nachzügler des Sommervormarsches sich truppweise über die Grenze davon machten, so ist eine Februarliste über 60000 gerettete Franzosen inkl. Heudelet durchaus glaubwürdig. So blieb Napoleon am Schluß stärker als Rußlands Wehrmacht, das im ganzen 450000 Bewaffnete aushob und davon

Digitized by Google

nur ein Zehntel behielt. Denn 14000 Reynier blieben auch noch heil. Als Cäsar den Rubikon = Njemen überschritt, hätte sein Faustschlag aufs Herz Rußlands, Moskau, jedes andere Reich im Lebensnerv getroffen, nur durch Wachrufen barbarischer Instinkte erholte sich kleinmütige Erstarrung ganz wie in Spanien. Rostoptschins Tollhausstreich sollte ein Nordlicht wilder Verzweiflungsgröße sein, doch Marbot hat Recht, daß Moskaus Selbstentvölkerung nur Napoleons Interessen diente, da man dort so keiner Bewachung bedurfte. Vielleicht hätte man besser getan, dort zu überwintern, statt die viel größere Rückzugsqual auf sich zu nehmen, nur die Raumausdehnung wurde zum Verhängnis. Napoleon hatte nichts versäumt, ungeheure Vorräte in Smolensk-Witebsk und Minsk-Wilna angehäuft, doch alle diese Punkte blieben vom Operationsfeld durch solche Zwischenräume getrennt, daß sie zuletzt nichts halfen. Dennoch schlug das Schattengespenst der Großen Armee noch im Umsinken den tönernen Koloß um; Rußland spielte im folgenden Befreiungskriege nicht mehr die tonangebende Rolle. Nur laienhafte Vorstellungen können Napoleons Strategie beim Einmarsch bekritteln, vgl. Bonal, „Manœuvre de Wilna". Sein Instrument, das Heer, überstand jede Prüfung (Schlumberger, „Les vieux soldats de Napoleon"), bis die Elemente das letzte Wort sprachen. Wenn das deutsche Heer im Weltkrieg besser abschnitt, so kam es aber nie über Riga-Wilna-Brest hinaus, nicht mal Minsk wurde erreicht, die Bedingungen waren gänzlich andere, Bahn und Telegraph nebst Aviatik erleichterten die Kriegsführung, ebenso die nationale Einheitlichkeit. Napoleon konnte voraussehen, daß es sich bei unglücklichem Feldzuge rächen mußte, Kontingente aus aller Herren Länder mitzuschleppen. Alles, was man über die Rheinbündler zusammentrug (Thiers, Chabe usw. über die Westfalen, Berweys, Darmstädter über die Frankfurter, Schmidt über die Bergenser, Souzey „Les Allemands sous les aigles" und vieles andere) belegt nur, daß die Deutschen sich vielfach hervorragend schlugen — wir belegten es neu für Hanseaten und Oldenburger —, aber daß sie keineswegs mit dem Herzen dabei waren, für bloße militärische Ehre Hekatomben zu opfern, was ihnen nur französische Selbstsucht zum Vorwurf macht. Im übrigen bleibt staunenswert, daß man unter nie dagewesenen Widerwärtigkeiten 1200 km von Moskau bis Kowno in 58 Tagen zurücklegte, selbst dieser gräßliche Rückzug bleibt noch ein Ruhmesblatt.

Da 10 Bataillone in die preußischen Festungen verlegt, lauter Regimentsreste, 6000 Offiziere und Unteroffiziere nach Frankreich behufs Ausbildung zurückgingen, 10000 unberittene Kavalleristen sich in Hannover sammelten, 3000 Polen sich Reyniers Rückzug anschlossen, andere Modlin und Zanosk besetzten, Tschernitschew noch 1500 des einstigen Korps Davout zersprengte, so ergibt sich ansehnlicher Überschuß der Legendenziffern. Übrigens reiste der Querkopf Reynier Hals über Kopf nach Frankreich ab, was Napoleon nicht bestrafte, sondern nur sofortige Rückkehr befahl. Es ist also verkehrt, Reynier als besonders pflichttreu zu bebelobigen, das verdient er so wenig wie Macdonald oder Saint-Cyr. Tatsächlich hielten Ney und Davout am stolzesten den Kopf oben. Aus den Memoiren von Boisreinart vom 124. erhellt, daß schon wegen der Grenzdepotposten, wo viele Nachzügler landeten, mehr Leute als man glaubt, sich retteten. Die französischen „Verlorenen" fanden sich meist im Oktober an der Grenze wieder ein, die Fremdtruppen blieben einfach als Deserteure zurück. Genauem Studium der „Feuilles d'Appell" entnimmt man, daß beim Vormarsch nur 25% Abgang zu rechnen; der abnorm geringe Abstrich an Offizieren lehrt obendrein, daß es sich dabei größtenteils nur um Marodiere handelt. Erinnerungen des Hauptmanns Wagerier vom 125. unterrichten uns über die scheußliche Behandlung der französischen Gefangenen in Rußland, sowie Cares Biographie der famosen weiblichen Dragonerordonnanz Therese Figeuer, Bericht gefangener Offiziere vom 59. Ligne und Moyles verlogene Geständnisse uns die gleiche Gemeinheit auf englischer Seite klarmachen. Gerade deshalb wird die gutmütige Schonung der „Moskauer Simpel" auf deutschem Boden besonders rührend.

Während dieser Dezembertage stand der General York an der Dünamündung auf treuer Wacht. Es waren nur Gerüchte nach dort gelangt, keine Gewißheit. Um diese zu erlangen, sandte der General den Leutnant von Canitz nach Wilna. Der Leutnant kam am 8. Dezember zu seinem General zurück und sein Bericht war so furchtbar, daß er alles Erwarten Yorks übertraf. „Unablässig", so erzählte Canitz, „zogen die Revenants ein: Gestalten, wie sie im wirren Traum die seltsamste Phantasie kaum aussinnen könnte, fuhren, ritten, gingen in fast ununterbrochener Reihe einher. Mehrere lagen hilflos in den Straßen und mit stumpfsinniger Gleichgültigkeit gingen alle anderen an ihnen vorüber. Leute sterben zu sehen, machte kaum so viel Eindruck in diesem stumpfen Zug des Todes, wie der Anblick eines Betrunkenen auf einem polnischen Jahrmarkt zu machen pflegt; diese Szenen waren von Moskau her allen alltäglich geworden. — Wer aber urplötzlich, wie ich, hineintrat in diesen gräßlichen Zug, den mußte ein tiefer Schauder erfassen bei der Betrachtung dieses unermeßlichen Elends, und wenn Europa, und Preußen vor allem, jubelnd in dem Untergang dieses Heeres die Morgenröte einer besseren Zeit erkannte, so erbebte doch die menschliche Natur, selbst die verhaßtesten Feinde so untergehen zu sehen. Der Zug der Flüchtlinge dauerte unablässig fort. Unter Hunderten hatte kaum einer ein Gewehr. Unter den Fußgängern erinnere ich mich kaum einen Bewaffneten gesehen zu haben, nur von denen, die auf Schlitten fuhren, hatte hier und da einer ein Gewehr bei sich. Nicht einem Heereszuge, nicht der Flucht einer geschlagenen Armee sah dieses Schauspiel mehr

Digitized by Google

ähnlich: es war nur noch eine Schar mehr oder weniger hilfloser Geschöpfe, die nichts mehr zu einem Ganzen verband. — Es ward mir hier klar," schloß Canitz seinen Bericht, „daß es dem General York binnen kurzem sehr gleichgültig sein konnte, ob Marschall Macdonald und ob der Kaiser mit ihm zufrieden sei oder nicht."

Als York diesen Bericht empfangen hatte, erkannte er sofort, daß jetzt er und seine 20000 Preußen eine ungeahnte Macht geworden waren. Hier, unter seinem Befehl, stand ein schlagfertiges, in seiner Tüchtigkeit vom Kaiser Napoleon und dem französischen Marschall anerkanntes, erprobtes Korps. Seiner Obhut war es anvertraut. Er war dem König, der selbst in Potsdam in unmittelbarer Nähe einer starken französischen Garnison unfrei war, für dieses Korps' Unabhängigkeit verantwortlich. Besorgt verschloß York alles, was er über diese Dinge in Wilna gehört hatte, tief in seiner Brust und verpflichtete auf Ehrenwort den Leutnant von Canitz, daß nur General Kleist und Oberst Röder Kenntnis von der Lage der Dinge erhielten. Die Stunde des Handelns war dem General nähergerückt als je und seine Verantwortung ins Unermeßliche gestiegen. Das Band des Offizierkreuzes der Ehrenlegion, das ihm der Kaiser Napoleon noch von Moskau aus gesandt hatte, die Dotation von 20000 Franken, die verheißene Ernennung zum Marschall des Kaiserreichs waren für diesen Preußen Spinneweben — sie banden ihn gewiß nicht an die Sache des Kaiserreichs. Das kleine preußische Hilfskorps, in dem gewaltigen Bau der großen Armee vor wenig Monaten nur eine unbedeutende Truppenzahl, war jetzt durch den jähen Wechsel der Verhältnisse zu einer entscheidenden Figur auf dem Schachbrett der europäischen Politik geworden. Je nachdem der General York diese Figur schob, konnte es nach abermals wenigen Monaten heißen: Schach dem Kaiser! — aber ebensogut konnte es heißen: Die Dynastie Hohenzollern hat aufgehört zu regieren.

„Die Dinge liegen der Entscheidung nah, doch ungewiß verhüllt ist der Erfolg!" Auf deinem Wappenschild, o York, steht geschrieben: nec metuas — wohlan, wappne dein Herz, du „Essigblicker", du Mann „scharf wie zerhacktes Eisen" —, es wird nötig sein.

Digitized by Google

17. Kapitel

Tauroggen

Der Kaiser Napoleon schätzte seine Menschen eben nicht hoch ein. Ruhm, Gold, äußere Vorteile, das waren nach seiner Meinung die Triebkräfte für menschliche Handlungen und Entschlüsse. Wie seine Marschälle erschien ihm auch der General von York als ein Soldat des Glücks, den er mit Würden und Dotationen fest an sich ketten könnte. Nach den Schlachttagen von Bauske war dem General aus dem Hauptquartier zu Moskau das Offizierkreuz der Ehrenlegion mit einer Jahresrente von 20000 Franks verliehen. Dazu war ihm das Kommando über ein eigenes Korps und der Marschallstab in Aussicht gestellt. Auch General von Kleist erhielt die Ehrenlegion. Was taten diese Preußen? York legte das Kreuz beiseite und hat es nicht ein einziges Mal getragen, Kleist hing es einer Gipsbüste Napoleons um.

Kein andrer als Scharnhorst war es, der zur rechten Stunde den rechten Mann an seine Stelle schob. Als General von York im Mai des Jahres 1811 das Militärkommando über Westpreußen mit den ausgedehntesten Vollmachten erhielt, als ihn des Königs Befehl in jenen kritischen Tagen vor eine so verantwortungsvolle Aufgabe stellte, hatte er sich, wenngleich in seinem Ehrgeiz aufs höchste geschmeichelt, dennoch gesträubt, eine solche Aufgabe anzunehmen. Er hatte Scharnhorst beschworen, noch einmal mit schonungsloser Strenge zu prüfen, ob der König nicht zu *gut* von ihm denke. Aber Scharnhorst antwortete ihm: „Sie haben den Ruhm eines Militärs von seltener Entschlossenheit *auf der Stelle*, eines fähigen, klugen Mannes, der die Menschen und die Welt kennt und mit diesen Eigenschaften die richtigsten Ansichten über die Art, wie der Krieg geführt werden muß, verbindet." Und Scharnhorst war es auch gewesen, auf dessen Rat der König dem schwächlichen General von Grawert diesen York beigegeben hatte.

Wir wollen hier zwei Zeitgenossen aufrufen, die viel mit dem General von York zu tun hatten und, beide gute Beobachter, uns einen scharfen Umriß seiner Persönlichkeit geben können. Der eine, Graf Henckel von Donnersmarck, General-Adjutant König Friedrich Wilhelms III., hatte, wie wir in diesen Blättern schon erfuhren, keinen besonders freundlichen Empfang bei York genossen. „Er war," schreibt Henckel, „nicht groß, mager, gewöhnlich sehr ernst, hatte ein durchdringendes Auge und sehr viel Mienenspiel, daher konnte man, wenn man ihn studiert hatte, jede innere Bewegung gleich äußerlich an ihm erkennen. Er hatte wenig Haar, welches er von hinten nach vorn kämmte, um seine Platte zu bedecken, und ging etwas nachlässig, doch immer reinlich angezogen. Gefürchtet war er über alle Maßen, denn er hatte das Talent, einem mit schneidender Kälte die härtesten Dinge zu sagen. Stolz, nie sich hingebend, war er eigentlich nie geliebt. Der konnte von Glück sagen, und gewiß ist das nur wenigen widerfahren, der nicht gleich beim ersten Male von ihm angefahren wurde (Graf Henckel hatte das praktisch durchgemacht). Es schien dies eine Art System bei ihm zu sein, denn er sagte mir einmal später, als ich mehr in Gunst bei ihm kam und mir die Freiheit nahm gelegentlich etwas darüber zu äußern — ‚der kommt mir nun gewiß ein Vierteljahr lang nicht mehr in die Quere'. — Überglücklich war man, wenn er einmal freundlich mit einem sprach. Wiewohl er nun die strengste Subordination handhabte, so war ihm doch jeder fatal, der *über* ihm war, und er gehorchte stets nur mit Widerwillen. Franzosenhasser bis zum Exzeß, gefiel ihm daher seine jetzige Stellung gar nicht. Mit dem kommandierenden General des französischen Armeekorps, Marschall Macdonald, lebte er stets auf einem gespannten Fuße und tat gewöhnlich nicht mehr, als er eben mußte, ja, war es nur irgend möglich, so widersetzte er sich seinem Befehle geradezu. Aber *die* Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, so hart er war, so wüßte ich doch nicht, daß er jemanden unglücklich gemacht hätte." Soweit Graf Henckel. Und Karl von Clausewitz, der York vielleicht noch besser kannte, ergänzt diese Charakteristik. „General York," so sagt er, „ist ausgezeichnet durch Bravour und kriegerische Tüchtigkeit; ein heftiger, leidenschaftlicher Wille, den er aber in anscheinender Kälte, ein gewaltiger Ehrgeiz, den er in beständiger Resignation verbirgt, und ein starker, kühner Charakter zeichnen diesen Mann aus. General York ist ein rechtschaffener Mann, aber er ist finster, gallsüchtig und versteckt, und darum ist er ein schlimmer

Digitized by Google

Untergebener. Persönliche Anhänglichkeit ist ihm ziemlich fremd, und was er tut, tut er seines Rufes willen und weil er von Natur tüchtig ist. Das Schlimmste ist, daß er bei einer Maske von Derbheit und Geradheit im Grunde sehr versteckt ist."

Also ein knorriger, schwer zu behandelnder Mann, ganz Eigengewächs. Versteckt? Sicher bis zu einem gewissen Grade, jedenfalls kein Mann, der sein Herz auf der Zunge trug. Was ihn in jenen Tagen bewegte, das begrub er tief in seiner Brust und ließ es dort reifen bis zur Stunde der Entscheidung. Ein Mann von schöner Verschwiegenheit, die hier zur Zeit mehr am Platze war, als sonst in irgendeinem andern Winkel der Erde.

Gewiß, der Herzog von Tarent hatte es mit diesem Preußen nicht leicht. Als er ihn nicht gewinnen konnte, führte er fast gewaltsam ein Zerwürfnis herbei, um den unheimlichen Mann auf diese Weise vom Korps zu entfernen. Wie wenig es aber gelang, den General von York aufzureizen und zu unbedachtem Tun zu verleiten, das haben wir gesehen. „Was werden Ew. Exzellenz jetzt tun?" fragte der neugierige Oberst Terrier, den Macdonald gesandt hatte: „Vorderhand weiterschlafen, wenn Sie die Tür von draußen zugemacht haben", antwortete York.

Zwischen dem Herzog von Tarent und dem preußischen General gab es keine Verbindung mehr. Die Befehle, die Macdonald zu geben hatte, empfing der Stabschef des Yorkschen Korps Oberst von Röder. Wurde es nötig, daß Herr von Röder nach Stalgen zum Marschall reiten mußte, so waren die Verhandlungen dort kurz, und Macdonald empfing den Preußen mit gemessener Kälte. „Es war deutlich zu merken," berichtet Graf Henckel Anfang Dezember an den König, „daß man den General von York zu einem falschen Schritt verleiten möchte, weil man sich übereilt hat und nun gern einen gültigen Grund haben möchte, ihn anzuklagen. Der General tut aber im strengsten Sinne das, was ihm befohlen wird, und bleibt ruhig. Dies ist auch platterdings das einzige Mittel, um es grell darzutun, daß bei ihm nur die Pflicht obwaltet und schließt jeden Grund aus, ihn einer Nichterfüllung derselben zu zeihen."

Am 8. Dezember war der Leutnant von Canitz aus Wilna zurückgekommen. Seine Botschaft hörten wir. Nun wußte General von York, wie es um die große Armee stand, wußte, daß sein kleines Korps ein Schwergewicht in der Schale der Entscheidung geworden und damit seine Pflicht gegen König und Vaterland noch gewachsen war. Macdonald hatte nicht die genauen Nachrichten wie York, und als dieser ihm seine Kunde, wenn auch nicht in der krassen Einzelschilderung, sondern nur im allgemeinen vom Rückzug der großen Armee durch Wilna mitteilen ließ, stellte sich Macdonald höchst gleichgültig. Er ließ das Herrenhaus in Stalgen neu tapezieren, als ob er den Winter dort zubringen wollte. Als aber die von russischer Seite ausgehenden Armeekundgebungen über den Verfall der großen Hauptarmee ungeheuerliche Dinge meldeten, wurde Macdonald im Innersten besorgt um das seinem Befehl unterstellte Korps. Vergeblich wartete er auf Nachrichten von dem Herzog von Bassano aus Wilna; schließlich sandte er seinen Stabschef, den uns schon bekannten Oberst Terrier aus, um die große Armee aufzusuchen, es koste, was es wolle.

Im russischen Lager drüben in Riga kannte man längst das Zerwürfnis zwischen General von York und dem französischen Marschall. Der russische General, Marquis Paulucci, hatte schon wiederholt Botschaften an York gesandt. Er drängte jetzt lebhafter, um York von der französischen Sache abwendig zu machen. „Gewiß," schrieb er am 7. Dezember an den preußischen General, „werden Ew. Exzellenz Gründe haben, noch zu zögern, aber ich gestehe mit der Freimütigkeit eines Soldaten, daß die Zeit, die Ew. Exzellenz zum Überlegen brauchen wollen, besser zum Handeln verwendet werden würde. Der gegenwärtige Augenblick wird niemals wiederkommen zum Unheil für die, welche ihn nicht zu benutzen verstehen." Der Marquis schlug in diesem Briefe dem General York eine persönliche Zusammenkunft vor. Der Brief ging am selben Tage bei York ein, als der Leutnant von Canitz, aus Wilna zurückkehrend, ihm seinen Bericht erstattete. Er lehnte in einem klugen Brief eine Zusammenkunft mit Paulucci als zu gefährlich ab; auch eine Vertrauensperson wollte er nicht senden. Sein Adjutant von Seydlitz war nach Berlin, um die Befehle des Königs einzuholen; einem andern aber wollte er sich in dieser gefährlichen Angelegenheit nicht anvertrauen. Marquis Paulucci aber drängte weiter. „Im Namen der Menschheit," schrieb er an York, „im Namen Ihres Vaterlandes, im Namen Ihres eigenen Ruhms lade ich Sie noch einmal ein, angesichts der Unmöglichkeit, die Befehle aus Berlin zu erwarten, auf Ihre eigene Verantwortlichkeit über die folgenden Vorschläge zu entscheiden." Hierauf schlug Paulucci dem General von York den offenen Übertritt auf die russische Seite vor, um alsdann vereinigt mit der Garnison von Riga den Marschall Macdonald zu schlagen, sich hierauf mit Wittgenstein zu verbinden und gegen die Trümmer der französischen Hauptarmee zu marschieren, um alles zu zersprengen und zu vernichten, bevor der Kaiser Napoleon Gelegenheit habe, sich jenseits der russischen Grenze in Preußen zu sammeln.

York erhielt die Korrespondenz zwar aufrecht, hütete sich aber, irgend etwas Bindendes zuzusagen, ohne vorher Weisung aus Berlin erhalten zu haben. Sein Adjutant von Seydlitz war nach Berlin zum König gefahren. Er traf in der Nacht zum 13. Dezember in Berlin ein. Dort war inzwischen ein Brief

Digitized by Google

Trümmer der großen Armee auf der Königstraße in Berlin
Nach einem Stich von E. Kuhbeil

des Kaisers Napoleon eingetroffen, den dieser von Dresden aus an den König geschrieben hatte. Der Kaiser verlangte in diesem Schreiben, nachdem er seiner Überzeugung von der Bundestreue des Königs Ausdruck gegeben hatte, die Verstärkung des preußischen Hilfsheeres auf 30000 Mann. Er lobte in seinem Schreiben die Führung der preußischen Truppen, lobte die Loyalität und Beharrlichkeit des Königs und wünschte, daß die preußischen Truppen in Schlesien einen Grenzkordon gegen die verfolgende russische Armee bilden möchten. Der Adjutant von Seydlitz hatte in Berlin einen schweren Stand. Schnelle Entschlossenheit war König Friedrich Wilhelm III. nicht eigen.

Während Seydlitz in Berlin auf die Entschlüsse der königlichen Brust wartete, spitzten sich an der Grenze Rußlands die Sachen immer mehr zu. Es kamen versprengte Offiziere vom Korps Oudinot in Mitau an. Die Berichte und Gerüchte über das Schicksal der großen Armee mehrten sich von Tag zu Tag. Aus Tilsit kam eine Stafette bei York an, welche meldete, daß die Trümmer der großen Armee in furchtbarem Zustande die preußischen Grenzen überschritten. Schon streiften, hieß es, bei Georgenburg russische Kosaken über die Grenze und trieben den Einwohnern das Vieh weg. Der Major von Schenk meldete insgeheim an York, daß er mit Depeschen des Majorgenerals Berthier an den Marschall Macdonald unterwegs sei, und daß das kaiserliche Hauptquartier bereits in Kowno eingetroffen sei. Am 12. Dezember war Major von Schenk in Wilna abgefertigt, am 18. erst traf er bei Macdonald in Stalgen ein. Major von Schenk hatte den Umweg über Tilsit und Rossieny gemacht und war unterwegs schon wiederholt von Kosaken belästigt worden. Er war mit dem General Rapp, der nach Danzig ging, um dort die Verteidigung zu übernehmen, zusammen im Wagen gefahren. Er gab dem Marschall eingehenden Bericht über die furchtbaren Zustände, die bei den Resten der großen Armee herrschten. Als Macdonald hörte, daß die Kosaken schon seine Verbindungen bedrohten, tat er ungläubig. „Enfin vous me direz", sagte Macdonald, „que se trouvent des cosaques au bois de Boulogne (Schließlich werden Sie mir noch sagen, daß die Kosaken bereits im Bois de Boulogne sind)." Aber ein französischer Ordonnanzoffizier, der Kowno zwei Tage später verlassen hatte, bestätigte alles, was Schenk gemeldet. Nun beschloß der Marschall den schleunigen Rückzug. Noch am 18. Dezember ließ er die schwere Artillerie unter Bedeckung von Infanterie und Kavallerie nach Memel abrücken. Dieser folgte alsbald die Division Grandjean, bei welcher sich je 4 Schwadronen preußischer Dragoner und Husaren befanden. Am 19. früh brach der preußische General von Massenbach mit seinen Truppen auf. Bei ihm blieb der Marschall. York sollte den Rückzug sichern. Am Sonntag Abend des 20. Dezember nahm er seine Posten zurück und trat den Nachtmarsch an. Es waren 24° Kälte, Glatteis, starker Schneefall. Die Hufe der Pferde wurden auf der vereisten Straße bald stumpf und man mußte, um die Geschütze weiter zu bringen, immer eine Kanone um die andere ausspannen. Das war furchtbar mühsam. Trotzdem wurden in dieser kalten Nacht 4 Meilen zurückgelegt, bevor York bei Kalwa Biwak beziehen ließ.

Digitized by Google

Marschall Macdonald mußte seine Absicht, das Korps dicht zusammenzuhalten, aufgeben, weil die russischen Vortruppen des Grafen Wittgenstein bis an seine Rückzugsstraße heranstreiften. Bei Koltiniani stieß der Leutnant von Saucken, den Macdonald auf Rekognoszierung ausgeschickt hatte, bereits auf den Feind und machte Gefangene. So mußte 2 Tage angestrengt marschiert werden, um die preußische Grenze zu erreichen. Die aus Franzosen, Holländern und Rheintruppen bestehende Division Grandjean hatte die Spitze. Einen Marsch dahinter marschierte General von Massenbach, dann folgten in zwei Kolonnen die Generale von York und von Kleist. Es ging durch eine hügelige Gegend, die viele Hohlwege hatte, in denen der Schnee hoch aufgeweht war. Die Pferde stürzten und mancher Wagen mußte im Stich gelassen werden. Zu den Kranken, die man aus Mitau mitgeführt hatte, kamen täglich neue, die vor Frost und Ermattung hinsanken. Die Wagenkolonne war fast eine Meile lang. Die Nähe des Feindes zwang außerdem dazu, des Nachts Biwak zu beziehen.

„Den ganzen Tag," so erzählt einer, „fast ununterbrochen marschierte unser Regiment und fast bis Mitternacht. Schon am Tage konnte wegen des Glatteises nur sehr langsam marschiert werden, noch viel langsamer und beschwerlicher wurde der Marsch in der Nacht. Viele Soldaten stürzten auf diesem Marsche nieder, teils infolge des glatten Weges, teils vor Müdigkeit, denn schon seit mehreren Tagen hatte keiner schlafen können. Manche marschierten schlafend fort, blieben dann plötzlich auf der Stelle stehen, so daß der Hintermann, der das nicht vermutete, an sie anprallte und nun meist beide zugleich niederstürzten und mit ihren Bajonetten den Nebenmann oft gefährlich verwundeten."

Am Weihnachtstage gegen 4 Uhr nachmittags, eine Meile von Koltiniani, stießen die Vortruppen Yorks auf überlegene russische Kosaken, welche die Höhen besetzt hatten. Zu gleicher Zeit ging bei York die Meldung ein — wir hörten es schon, daß die maschierende Kolonne eine beträchtliche Länge hatte —, daß die Nachhut ebenfalls von russischen Truppen bedrängt sei. Kein Zweifel mehr, das Yorksche Korps war vom Marschall Macdonald abgeschnitten.

Es waren die Vortruppen des Korps Wittgenstein unter dem Befehl seines Stabschefs, des Generals von Diebitsch, die sich hier vor Koltiniani zwischen Macdonald und York geschoben hatten, 1300 Mann Kavallerie, 120 Jäger und 6 Geschütze reitender Artillerie. Da die preußische Kavallerie, die Dragoner und Husaren, zur Zeit bei der Division Grandjean standen, so verfügte York über nur wenig Reiterei; man konnte daher keine Gewaltrekognoszierung gegen die russische Stellung vornehmen, und war zunächst im preußischen Hauptquartier ungewiß, wieviel Russen man da drüben sich gegenüber hatte. Dazu waren die preußischen Truppen, wie wir hörten, durch die anstrengenden Tag- und Nachtmärsche bei klingender Kälte sehr erschöpft. So wurde bei dem Vorwerk Kiaukalek eine Stellung bezogen und daselbst biwakiert.

General Diebitsch schickte einen Parlamentär, und York erklärte sich bereit, zwischen den Vorpostenketten zu verhandeln. Es galt vor allen Dingen, zwischen den beiden Nationen, die sich jetzt hier unter den Waffen gegenüber standen und deren Interessen doch so eng gemeinsam waren, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. So trafen sich die beiden Generale am Abend des 25. Dezember, und Diebitsch tat von seiner Seite alles Mögliche, das Vertrauen des Generals von York zu gewinnen. Er hatte seine Truppen so verdeckt als möglich aufgestellt und hätte wohl, wie die französischen Marschälle es mit Vorliebe, besonders im Kriege von 1806, zu tun liebten, den Gegner über seine Stärke gehörig anlügen können; aber Diebitsch — es war deutsches Blut in seinen Adern, seine Wiege hatte in Schlesien gestanden — verschmähte jedes unedle Treiben. Er sagte York offen heraus, wieviel Truppen er zur Stelle habe und fügte hinzu, daß er nicht daran denken könne, ihm den Weg zu versperren, wenn er durchbrechen wolle. Allerdings würde er, wenn York sich auf feindlichen Fuß stelle, seinen Train- und seinen Artilleriepark nach Kräften zu schädigen suchen. — Mehr als die militärische wurde aber die politische Seite erörtert. „Der Kaiser," so sagte Diebitsch, „wolle nicht, daß die Preußen feindlich behandelt würden, denn die Zeit sei doch nahe, wo das alte freundschaftliche Verhältnis sich wiederherstellen müsse und der Kampf Schulter an Schulter gegen Napoleon bevorstände." So erklärte sich Diebitsch bereit, mit York einen Neutralitätsvertrag abzuschließen und zugunsten desselben seine militärischen Vorteile aufzugeben. York erklärte sich noch nicht bestimmt; wohl zeigte er Neigung zu einem solchen Vertrage, aber er hielt die Stunde nicht reif; „seine ganze Lage," meinte er, „sei zur Zeit nicht hoffnungslos genug, um einen solchen Vertrag vom militärischen Standpunkte aus zu rechtfertigen." Man verabredete hierauf, daß während der Nacht nichts unternommen werden sollte, und daß York am anderen Morgen seinen Marsch gegen Laskowo richten solle, während Diebitsch sich ihm bei Schelell wieder in den Weg legen solle. Am Schlusse der Unterredung sagte York zu Diebitsch: „Ihr habt ja so viele ehemals preußische Offiziere bei Euch, schickt mir doch künftig einen solchen, ich habe dann doch mehr Zutrauen."

Im Gefolge des General von Diebitsch war an jenem Abend Karl von Clausewitz. Clausewitz war, wie wir in diesen Blättern schon berichteten, mit verschiedenen anderen preußischen Offizieren aus dem preußischen Heere geschieden, als der König gezwungen ward, mit den Franzosen im Frühjahr 1812 den Bündnis-

Digitized by Google

vertrag zu schließen. Zwei seiner Brüder standen drüben bei York. Clausewitz war es nun, der sich bereit erklärte, die Verhandlungen mit York weiter zu führen.

„Als wir nach Koltiniani zurückritten," erzählt Clausewitz, „war es spät, vielleicht schon 10 Uhr abends geworden. General Diebitsch sprach mit mir über die Verhältnisse und fragte mich, was ich wohl von der Absicht des Generals York hielte, und was für eine Art Mann er sei. Ich konnte nicht umhin, ihn vor der Verstecktheit Yorks zu warnen" (dies deckt sich mit der Charakteristik, die Clausewitz uns hier bereits von York gab; wir unsererseits vermögen eine solche Verstecktheit nicht in York zu entdecken. Indes muß Clausewitz, ein gewissenhafter Mann, ja irgendeinen Anhalt für seine Meinung gehabt haben). „Ich fürchtete daher," so fährt Clausewitz fort, „daß York die Nacht benutzen möchte, uns über den Haufen zu werfen und dann seinen Weg zu Macdonald fortzusetzen und empfahl daher die größte Wachsamkeit. General Diebitsch ließ nun zwei Regimenter Kosaken gegen den General York stehen, das dritte eine Stellung im Rücken gegen Schelell nehmen, und behielt das Husarenregiment im Orte selbst, der ziemlich geräumig war. Die Kavallerie mußte die Pferde am Zügel behalten und ebenso war den Ordonnanzen des Hauptquartiers untersagt, abzuzäumen. Wir waren in einem Hause abgestiegen, hatten uns in voller Kleidung auf die Streu gelegt und eben die Augen geschlossen, als Pistolenschüsse im Ort und zwar von hinten her gefeuert wurden. Es waren nicht bloß einzelne Schüsse, sondern ein Feuern, das einige Minuten anhielt. Wir sprangen auf, und ich sagte zu mir selbst: das ist York, der uns von hinten anfällt, du hast ihn gut erraten. Wir stiegen zu Pferde, ein paar Schwadronen Kavallerie wurden nach dem Ausgang von Schelell geführt, es fand sich aber kein Feind, sondern nur das Kosakenregiment, das uns den Rücken hatte decken sollen. Von diesem ging die Meldung ein, daß ein feindlicher Kavallerietrupp mitten zwischen sie gesprengt sei und sie auf das Dorf geworfen habe. In der Tat war es eine Patrouille von 50 preußischen Dragonern gewesen, welche General Massenbach unter dem Rittmeister Weiß von Schelell gegen Koltiniani gesandt hatte, um ein Schreiben des Marschalls Macdonald an den General York zu überbringen; sie sollte sich den Weg zu ihm mit Gewalt bahnen, fand aber doch den Feind zu stark, drehte daher, nachdem sie die Kosaken wirklich bis nach Koltiniani hineingeworfen hatte, wieder um und machte sich aus dem Staube, ehe man eine Spur von ihr auffinden konnte."

Allerdings war der Herzog von Tarent in lebhafter Sorge um das Schicksal Yorks. Zwei Patrouillen waren bereits von den Kosaken angegriffen und unverrichteter Sache zurückgekehrt. Da ließ der Marschall jene 50 Dragoner reiten, um sein Schreiben, es koste was es wolle, an York zu bringen; dies verursachte den Alarm, den Clausewitz so argwöhnisch deutete. Macdonald machte am 26. Dezember nur einen ganz kleinen Marsch. Da seine Patrouillen nicht durchgedrungen waren, versuchte er es, auf andere Weise York Nachricht zu geben und Kunde von ihm zu erhalten. Es wurden mehrere Leute aus jener Gegend, besonders Juden, mit kleinen Zetteln versehen, des Inhalts: „le Général York est attendu avec impatience à Tilsit." „Der General York wird mit Ungeduld in Tilsit erwartet." Die Boten gingen ihres Wegs und versuchten, auf allen möglichen Wegen und Stegen durchzukommen, aber keinerlei Kunde war von York zu erlangen. Und Macdonald hatte selbst keine Zeit mehr zu verlieren. Schon war Tilsit von den Russen besetzt. Als die Vorhut der Division Grandjean, preußische Reiter und die preußische Batterie Graumann von Tauroggen aufbrachen, fanden sie die Straße nach Tilsit bereits verlegt. Die Stimmung unter den preußischen jüngeren Offizieren war längst so, daß sie lieber heute als morgen dem französischen Bündnis entsagt hätten; sie dachten stark an einen Übertritt zu den Russen. Schon hatten die westpreußischen Dragoneroffiziere insgeheim einen Kameraden zum russischen Oberstleutnant Tettenborn geschickt und mit ihm Verhandlungen angeknüpft. Tettenborn war Deutscher von Geburt und er ging lebhaft auf die Vorschläge der preußischen Herren ein. Aber wenn auch die Jungen wollten, die alten Herren lebten in anderen Begriffen und waren so leicht nicht mitzuziehen. „Meine Haare sind in treuem Dienste grau geworden," sagte kopfschüttelnd der alte Kapitän Graumann von der reitenden Batterie, „fordert nicht von mir, Ihr Herren, daß ich nach meinem Sinne handele, wenn meine Pflicht gegen den König widerspricht." — Auch mit dem „tollen Manstein", der als Rittmeister eine Schwadron der westpreußischen Dragoner kommandierte, war nichts anzufangen. Ein heißblütiger, jähzorniger Haudegen, dieser Manstein, wie sein Vater, der einst bei Colin sein Blut nicht bändigen konnte und zu früh, verhängnisvoll für die Schlacht, angriff, und dann wenige Tage später im Engpaß von Welmina trotz seiner schweren Wunden mit dem Degen in der Hand fiel. Kein Pardon, diese Mansteins, keine Gefangenschaft, alles andere eher; man fand in jenen bedrängten Tagen diesen Rittmeister von Manstein im Stall zwischen seinen Pferden kniend, heftig und laut betend. Er habe es, so betete er, gegen seinen Gott durch seine Sünden verdient, daß es ihm übel gehe, und er habe kein Recht, zu hoffen, daß er zu Weib und Kind durchkomme, wenn Gott ihm aber Gnade geben wolle, so sei es ein ehrlicher Tod auf dem Schlachtfeld, ja er wolle dankbar sein, wenn er zum Krüppel geschossen nach Hause komme, daß ihn hinfort seine Kinder auf einem Wäglein umherfahren müßten zum Mitleid aller Menschen, „aber wenn du mich gefangen werden läßt, Herr Gott," — und Manstein begann zu

Digitized by Google

fluchen und Himmel und Erde zu verwünschen, wenn das geschähe. Was war mit einem solchen Manstein zu machen? Er hörte den Kameraden, der ihm vom Übertritt sprach, ruhig an, dann aber sagte er fest: „Wenn der König befiehlt, daß ich meine Frau und meine sieben Kinder niedersäbeln soll, so tue ich es, — aber desertieren kann ich nicht." —

Am nächsten Tage sollte dem armen Manstein sein Gebet erfüllt werden. Das an der Straße nach Tilsit liegende Dorf Piktupönen war von den Russen besetzt: einige Jägerbataillone, Husaren, ein Kosakenpulk und 2 Geschütze stellten sich hier der Vorhut Macdonalds in den Weg. General Bachelu kommandierte hier. Macdonald mußte auf diesen Bachelu immer gewisse Rücksichten nehmen, obwohl er gar nichts von ihm hielt; denn Bachelu war einer der Liebhaber der Fürstin Pauline Borghese, der Lieblingsschwester Napoleons; er haschte immer nach Lorbeeren. Hier befahl er den Angriff und die preußischen Schwadronen lieferten ein glänzendes Gefecht; Rittmeister von Manstein mit seiner Schwadron sprengte ein russisches Jägerkarree. Der Ansturm seiner Reiter war so gewaltig, daß die russischen Jäger buchstäblich totgeritten wurden, aber Manstein selbst fiel im Getümmel. Man legte seinen Körper auf eine erbeutete Kanone und führte ihn in Begleitung der Kriegsgefangenen zum Kirchhof von Piktupönen, wo man ihn begrub; so erfüllte sich Mansteins Gebet.

Die französischen Generale Bachelu und Grandjean und nicht weniger der Marschall selbst waren über die Tapferkeit der Preußen sehr erfreut, sie sahen in dieser Aufopferung der preußischen Schwadronen eine Bürgschaft für deren Treue.

Obgleich nach diesem Treffen bei Piktupönen die französischen Führer mit Recht glauben konnten, daß die preußischen Truppen und Offiziere ihnen nach wie vor ergeben und bündnistreu seien, wurde der Marschall Macdonald dennoch die Unruhe um das Verbleiben Yorks nicht los.

„Er hatte," schreibt einer der preußischen Offiziere seiner Umgebung vom 27., „in Piktupönen durch eine Mitteilung des Königs von Neapel den trostlosen Zustand der Armee, die Flucht des Kaisers erfahren; er ahnte es wohl, daß die französische Macht rettungslos gebrochen, das Reich in seinen Grundfesten erschüttert sei. Im höchsten Verdruß äußerte er sich über den König von Neapel, der ihm Komplimente und Phrasen schreibe, wo er Vorschriften, Maßregeln und Hilfe von ihm erwartete, und mit tiefem Seufzen rief er, der ungeheuren Katastrophe nachsinnend, mehrmals aus: une armée si belle! Die stolze Ruhe, mit der er in Stalgen unserm kleinen Krieg zugesehen, war ihm völlig verschwunden, und in verzweifelnder Unruhe rief er öfter: daß er sein ganzes Vermögen, daß er die Hälfte seines Blutes darum geben möchte, wenn er sein Armeekorps vereinigt über den Njemen geführt hätte. Mit großen Versprechungen wurden Boten an den General York ausgesandt; keiner brachte eine Nachricht von ihm. Macdonald vermutete ihn in Murdeln (hart an der Grenze), berechnete auf alle mögliche Art, was für Umstände seinen Marsch verzögert haben könnten, und hörte jeden gern an, der eine tröstliche Wahrscheinlichkeit aufstellte. So rücksichtslos er in dem aufgeregten Gemütszustande sich über viele Verhältnisse aussprach, so hat doch niemand eine Äußerung gehört, die darauf deutete, daß er den Schritt, den York wirklich getan, für möglich hielt. Wenn der General mit seinen Truppen nur erst zu ihm gestoßen wäre, hielt er das Schlimmste seiner Lage überwunden; dann, sagte er, wolle er mit dem noch schlagfertigen X. Armeekorps den Kern der großen Armee bilden. Bei diesem Gedanken erheiterte er sich, und die Erinnerung früherer Siege schien ihn tröstend und stärkend zu erheben."

Also dies kleine preußische Korps war nach dem Ausspruch des Marschalls nun der letzte Halt der stolzen, großen Armee, die vor wenig Monaten über eine halbe Million Menschen stark nach Rußland hinein marschiert war. Macdonald hatte, wie wir schon erwähnten, stets eine warme Sympathie für die Preußen, mehr wie für die Rheinbundtruppen und die Polen. Von den letzteren dachte er überhaupt sehr gering. Er hatte die Gesellschaft kennen gelernt, als er in Kurland hineinrückte und diese polnischen Schlachzizen nun haufenweise gelaufen kamen, um Pfründen und Verwaltungsstellen zu erhaschen. „Voyez ces gueux! ils n'ont pas la chemise et crient: vive l'indépendance." „Sehen Sie nur diese Lumpen, sie haben kein Hemd auf dem Leibe und schreien: es lebe die Unabhängigkeit," pflegte er zu den preußischen Herren zu sagen.

In Tilsit wohnte der Marschall in demselben Hause, in welchem vor fünf Jahren Kaiser Napoleon den Frieden unterzeichnet hatte, der das Königreich Preußen zu Boden warf. Hier war auch der Kommandant des großen Belagerungsparkes, General Campredon, eingetroffen, der die großen Geldsummen mit sich führte, die aus den Kontributionen Kurlands stammten. Bis hier hatte man die Kassen gerettet, aber bei der Nähe der Russen, und weil man über die Stärke der russischen Vortruppen ganz im Unklaren war, wagte Macdonald nicht, diese großen Geldsummen aus Tilsit fortzuschicken. Es hatte sich seiner eine merkliche Unruhe bemächtigt. Er ließ die Pferde vor den Kassenwagen vier bis fünf Mal anspannen und wieder abspannen. Endlich fand er einen Ausweg und ließ den preußischen und Rheinbundtruppen den rückständigen Sold bezahlen, um die Summen etwas zu verringern und einen Teil wenigstens auf diese Weise nützlich zu verwenden.

Digitized by Google

Aber York kam nicht, und, wie wir hörten, eine Nachricht an ihn war nicht durchzubringen, noch auch eine von ihm zu erhalten. York marſchierte auf der Straße nach Schelell weiter. Zu ihm hatte ſich bereits, von dem Marquis Paulucci aus Riga geſendet, der Graf Friedrich Dohna geſellt, ein Schwiegerſohn Scharnhorſts. Die ruſſiſchen Herren begannen wegen des lockenden Fanges auf einander eiferſüchtig zu werden. Beſonders dieſer Marquis Paulucci, der allerdings die erſten Verhandlungen gepflogen hatte, gönnte es nun dem General von Diebitſch nicht, daß er mit York eine Kapitulation ſchlöſſe. Es war gut, daß Graf Dohna ſich im Gefolge Yorks befand, denn da York die mit Diebitſch verabredete Richtung auf Lafkowo infolge der ſchlechten Wege nicht einhalten konnte, wurden Diebitſch und Clauſewitz wiederum argwöhniſch. Die Preußen ſtießen auch bald auf Koſakenvorpoſten, die an der Straße ſtanden und den Durchgang verweigerten. Nun ritt Graf Dohna an die Spitze und verhandelte mit den Koſaken. Es ſtellte ſich heraus, daß Freiherr von Dörnberg, der alte Mitkämpfer Yorks im Straßenkampf von Lübeck, derſelbe Dörnberg, der den berühmten Zug mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig durch Deutſchland mitgemacht hatte, dieſe Koſaken und Baſchkiren kommandierte. Sofort ritt Dörnberg zu York. Die Koſaken kamen aus ihren Quartieren und miſchten ſich unter die marſchierenden Preußen. Und nun verbreitete ſich bei den Truppen Yorks die Nachricht, daß es mit der Franzoſenfreundſchaft ein Ende haben ſolle.

Am 27. ſandte York den Grafen Henckel von Donnersmarck mit Nachrichten an den König ab. Der General war ſich nach einer abermaligen langen Verhandlung mit dem Oberſtleutnant von Clauſewitz klar geworden, daß er unter allen Umſtänden ſein Korps nicht noch für die verlorene Sache der Franzoſen einſetzen dürfe, ſondern daß er es durch einen Neutralitätsvertrag dem König zu erhalten habe. Außer einer ſchriftlichen Mitteilung wurde der Graf Henckel noch mündlich ſehr eingehend inſtruiert. Die ganzen Unterhandlungen, welche York bereits ſeit Wochen mit dem Marquis Paulucci gepflogen hatte, und ſeine jetzige Lage gegenüber General von Diebitſch und der Vorhut des Wittgenſteinſchen Korps wurden dem Grafen Henckel anvertraut. Am Mittag machte ſich der Graf, begleitet von einem Koſaken, — einem ſogenannten falſchen Koſaken, denn es war ein Bürgersſohn aus St. Petersburg, der ſehr gut deutſch ſprach, — auf den Weg nach Berlin. Als er vor Memel ankam, fand er es bereits von den Ruſſen beſetzt. Der dortige Kommandant Major von Trabenfeld hatte ſehr unzeitig und voreilig mit 800 Mann kapituliert und die Beſatzung kriegsgefangen gemacht. „Ich ging," berichtet Henckel, „ſogleich mit meinem Koſaken zum Marquis von Paulucci, um mich zu melden und zeigte meinen Paß vom General von Diebitſch vor. Der Marquis, in voller Uniform, aber wegen Gichtſchmerzen in Pantoffeln, empfing mich äußerſt barſch und erklärte: ich ſei ſein Gefangener. Er ſchien mir beſonders darüber entrüſtet, daß ihm verſchiedene Verſuche von Riga aus, den General von York zu einer Übereinkunft zu bewegen, nicht gelungen, und dieſe Ehre nun dem General von Diebitſch zuteil geworden war. In der Stube fand ich den Major von Seydlitz, erſten Adjutanten meines Generals, der als Kurier von Berlin zurückgekommen, und den Rittmeiſter Grafen Brandenburg, die in Memel arretiert worden waren. Ich erwiderte mit aller der Achtung, die ich dem General Paulucci ſchuldig war, indem ich meine Uhr herausnahm, daß von „gefangen ſein" nach meinem Paſſe hier gar nicht die Rede ſein könne, und ich mich daher erdreiſten müſſe, ihn für jede Minute, die er mich hier länger aufhalte, verantwortlich zu machen. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er über ſeinen Unmut Herr werden konnte. Er wollte dem Koſaken 100 Prügel geben laſſen und ſich auf nichts einlaſſen. Ich ſtand immer mit meiner Uhr in der Hand, mit jeder Minute ihn auf den Aufenthalt aufmerkſam machend. Er zeigte mir die Vollmacht ſeines Kaiſers, mit General von York oder mit wem es ſonſt ſei, unter jeder

General von Diebitſch
ſpäter Feldmarſchall Graf von Diebitſch-Sabalkansky
Nach einem Stich von Steinmetz

Digitized by Google

Bedingung einen Vertrag schließen zu können, und behauptete, General Diebitsch könne eine solche Vollmacht nicht aufzuweisen haben. Endlich sagte er: „Allez!“, ließ mir meinen Paß weiter visieren und unterzeichnete ihn. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er nun auch die Gnade haben müsse, da wir doch nicht mehr Feinde wären, die beiden anderen preußischen Offiziere sogleich zu entlassen; er tat es, und wir gingen alle drei vergnügt nach dem Posthause, wo wir uns trennten. Ich ging über das kurische Haff, eine etwas halsbrechende Reise, nach der Nehrung. Mein Kosak begleitete mich noch drei Stationen; er wollte mit aller Gewalt mit mir nach Berlin, und ich mußte alles aufbieten, um ihn davon abzubringen.

In Mülsen fand ich zum Glück die Bagage und wurde so meines Wagens und meines Dieners habhaft. Am Ende der Nehrung traf ich auch den Major von Borcke in Sarkau mit dem pommerschen Füsilierbataillon und etwas Kavallerie, den ich von allem in Kenntnis setzte. Dieser hatte in und bei Schlock vor Riga gestanden und war zur Deckung der Bagage, wie schon früher gesagt, den geraden Weg über Memel gegangen, hatte sich aber von da gleich wieder in Marsch gesetzt, als er vernahm, was man dort beabsichtige. In der Nacht vom 29. zum 30. kam ich in Königsberg an, wo der König von Neapel sein Hauptquartier hatte, und der Postdirektor von Madeweiß, ein überaus treuer Patriot, mich sehr freundlich empfing.

Ich ließ sogleich den General von Bülow wecken, um ihn von allem in Kenntnis zu setzen, worauf dieser auch wenige Tage nachher abmarschierte.

Es herrschte eine solche Verwirrung in der retirierenden französischen Armee, daß ich auch nicht einen Augenblick aufgehalten wurde und keiner nach mir frug, obgleich ich bis Marienwerder durch die ganze Armee durchfuhr, die sich in dem erbärmlichsten Zustande befand, ohne Waffen, beinahe ohne Bekleidung, auf Schlitten, an Krücken, ohne Schuhe, mit verbundenen Köpfen, kurzum in einem Zustande, der dem Maler manches seltene Bild geliefert haben würde. Wenn die Dahinziehenden nicht aus dem Wege wollten, hieben die Postillons ihnen zu meinem Schrecken die Peitschen um die Ohren.

Am 31. kam ich in Marienwerder an, wo der Vizekönig von Italien und Marschall Victor waren. Hier, wo ein großer Andrang von Marodeuren stattfand, indem dort vier Armeekorps gesammelt werden sollten, herrschte eine solche Verwirrung, daß mich kein Mensch anhielt. Ich hatte, da ich bei Tage eintraf, die Leder meines Wagens zugezogen, und der neugierige Postmeister kam heran, um Neuigkeiten zu erfahren. Meine Antwort war: „Der Teufel holt Sie, wenn ich nicht in fünf Minuten Pferde habe!“

Der Übergang über die Weichsel bei Neuburg war schwierig, weil für den Augenblick Tauwetter eingetreten war. Diesseits der Weichsel war noch kein Franzose, und nun konnte ich endlich, bis dahin in fortwährender Anspannung und dadurch übermäßig ermüdet, ausruhen.

Zwischen Friedeberg und Landsberg begegnete ich meinem Kameraden, dem Flügeladjutanten von Luck, der zum König von Neapel geschickt worden war, um das Yorksche Korps unter seinen Befehl zu stellen.

Ich tat alles nur mögliche, um am 1. Januar, als dem Geburtstage meiner Frau, in Berlin einzutreffen: es war aber nicht zu bewerkstelligen und so kam ich dann erst am 2. Januar 1813 durch Berlin, wo ich mich in der Geschwindigkeit auf der Post etwas umzog, und um $3^1/_2$ Uhr nachmittags in Potsdam im neuen Garten anlangte, wo der König in der Orangerie gegessen hatte. Zeitlebens wird mir der Empfang der königlichen Kinder unvergeßlich bleiben; denn man hatte mich den Tag vorher totgesagt, und nun empfing mich ein Jubel, der mir in diesem Augenblicke vor Rührung die Worte benahm.

Der König ging gleich mit mir beiseite; wie sehr er durch meine Nachrichten überrascht wurde, läßt sich denken. Es war aber auch eine ganz eigene Aufgabe, sich, umgeben von Franzosen, nun zu benehmen. Wir fuhren sogleich nach der Stadt, und hier mußte ich nun nochmals alles erzählen, was und wie es vorgefallen war. Der König schickte alsbald den Major von Natzmer als Kurier ab, um den Generalen von York und von Massenbach bekannt zu machen, daß sie von ihrem Kommando abgesetzt seien und der König ein Kriegsgericht über sie halten lassen wolle. Das Kommando sollte General von Kleist übernehmen. Der Adjutant kam späterhin unverrichteter Sache zurück, da die Russen ihn nicht durchgelassen hatten. Über alles dieses war es spät geworden und der König befahl mir, nach Berlin zu gehen, um den Staatskanzler von Hardenberg von allem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen; nachts gegen 2 Uhr kam ich am Dönhoffsplatze und der Wohnung des Staatskanzlers an. Er war nicht zu Hause; ein Bedienter führte mich zu ihm hin. Des Morgens nach 5 Uhr war ich wieder in Potsdam. Der König befahl mir, nach Charlottenburg zu gehen, mich einige Tage da auszuruhen, überhaupt aber Stillschweigen über alles Vorgefallene zu beobachten und mich vorderhand nicht viel sehen zu lassen. Die Sache gelang so gut, daß der französische Gesandte Saint-Marsan dem Kaiser zwar meldete, daß ich von der Armee angekommen sei, aber gar nichts Neues mitgebracht hätte.

Nachdem ich dem König den Zustand der aufgelösten französischen Armee geschildert, bat ich ihn, die Gnade zu haben, mir ein Kavallerieregiment zu geben; unfehlbar würde ich ihm dann einen Teil der Marschälle, Generale und Stabsoffiziere bringen: es sollte dem Kaiser doch schwer werden, diesen Mangel gleich wieder zu ersetzen. Er erwiderte mir darauf: „Für Sie wäre das ganz schön, für mich aber malhonnête.“

Digitized by Google

In Memel begegnete alſo, wie wir aus dieſem Bericht erſehen, der Graf Henckel dem Major von Seydlitz, den Marquis Paulucci aus Ärger darüber, daß ihm der Ruhm, York zu den Ruſſen hinübergezogen zu haben, genommen war, für gefangen erklärt hatte. Paulucci konnte aber nicht umhin, dem Major von Seydlitz noch einen Brief mitzugeben, in welchem er ſozuſagen als Gegenleiſtung dafür, daß er Seydlitz freigelaſſen hatte, nun auch verlangte, daß York mit ihm, dem Marquis Paulucci, die Konvention ſchließen möchte. „Ew. Exzellenz," ſchrieb Paulucci, „haben nur noch eine Stunde Zeit, um ſich zu entſchließen, und wenn Sie den Wunſch haben ſollten, mit mir zu ſprechen, ſo werde ich mich nach dem Punkte hinbegeben, wo Sie wünſchen, etwa auf dem halben Wege zwiſchen unſerm Korps." Aber der General York hatte zu den preußiſchen Offizieren, zu Herrn von Clauſewitz, zu ſeinem alten Freunde Dörnberg und zu Diebitſch wohl mehr Vertrauen als zu dem italieniſchen Marquis. Außerdem ſah es militäriſch natürlich ganz anders aus, wenn der preußiſche General mit dem Korps, das ſich ihm in den Weg ſtellte, und vorausgeſetzt, daß Wittgenſtein zur rechten Zeit die Stellung einnahm, die General d'Auvray in ſeinem Schreiben bezeichnet hatte, wegen der Konvention verhandelte, als mit einem verfolgenden Feinde.

Inzwiſchen war Diebitſch argwöhniſch geworden und hatte Clauſewitz zu York geſendet. York empfing Clauſewitz nicht perſönlich, ſondern ließ die Verhandlungen durch Graf Dohna, der mit Clauſewitz eng befreundet war, beſorgen. York wollte und mußte alles vermeiden, was nach freiwilliger Übergabe ausſah. Seine Kapitulation, die in ſeines Herzens Grunde ſchon feſt beſchloſſen war, ſollte der Welt gegenüber ſo erfolgen, daß ſie als gezwungen galt oder doch gelten konnte, denn das forderte die preußiſche Waffenehre, das forderte ſeine eigene Sicherheit. Außerdem erwartete York ſehnſüchtig ſeinen Adjutanten von Seydlitz, der jeden Tag von Berlin eintreffen mußte.

Es wurde dem General Diebitſch gewiß nicht leicht, fortwährend ſich vor York herſchiebend, zurückzugehen. Mit jedem Marſche ſchob er ſich näher an Tilſit heran. Schließlich am 28. ſtand Diebitſch in Wilkiſchken nur zwei Meilen von Tilſit zwiſchen York und Macdonald. York war in Tauroggen angekommen und es wäre ihm nun leicht geworden, durch die dünne Koſakenkette, die Diebitſch ihm entgegenſtellte, durchzubrechen. Natürlich drängte jetzt der ruſſiſche General mehr und mehr. York mußte ſich entſcheiden. Aber auch der Kurier aus Berlin war eingetroffen ohne jede beſtimmte Weiſungen. Vergeblich hatte Seydlitz auf ſolche gedrungen. König Friedrich Wilhelm hatte nur geſagt: „York ſoll nicht über die Schnur hauen!" Auf die verſchiedenen Vorſchläge des Marquis Paulucci, welche York nach Berlin berichtet hatte, kam gar keine Antwort. „Napoleon ſei ein großes Genie und wiſſe auch in ſeiner jetzigen Lage immer noch Hilfsmittel genug aufzufinden." Und als Seydlitz, ſoviel es der Majeſtät gegenüber angemeſſen war, um eine beſtimmte Antwort gebeten hatte, fand Friedrich Wilhelm doch nur das Wort: „Nach den Umſtänden handeln." So war alſo der General ganz und gar auf ſeine eigenen Entſchlüſſe geſtellt. Die Ruſſen drohten. Marquis Paulucci, ſowie General Diebitſch wollten jetzt endlich die Früchte ihrer Mühen pflücken. Von neuem wurde Clauſewitz am Mittag des 29. Dezember zum General York geſchickt. Er hatte diesmal zwei Briefe mit ſich, einen des Generalſtabschefs vom Korps Wittgenſteins, des Grafen d'Auvray, welcher meldete, daß die Vortruppen Wittgenſteins unter General Scheppelow am 31. bei Schillupiſchken an der Straße von Tilſit nach Königsberg eintreffen würden. Vor dem 30. abends aber konnte York jetzt nach glücklichem Durchbruch durch die Koſakenkette nicht mehr in Tilſit ſein. Führte alſo der General Wittgenſtein dieſe Bewegung pünktlich aus, ſo konnte York vermutlich nur nach ſehr hartnäckigem Kampf gegen eine Übermacht noch durchdringen. Wollte er es darauf ankommen laſſen, ſo konnte ihm allerdings dies Schreiben des Generals d'Auvray nicht weiter imponieren. Aber dennoch lag in dieſer Truppenverſchiebung für alle Fälle eine militäriſche Rechtfertigung für York, und gerade dieſe war es, auf welche er denken mußte.

Der zweite aber war ein von den Koſaken aufgefangener Brief des Marſchalls Macdonald, vom 10. Dezember datiert, aus dem Hauptquartier Stalgen. Er war an den Herzog von Baſſano noch Wilna gerichtet. Der Brief lautete:

„Mein lieber Herzog! Sie geben mir keine Nachrichten und ſo bin ich genötigt, ſie zu ſuchen. Ein Offizier, welcher von Wilna ankam, hat uns die unglaublichſten Nachrichten aus dieſer Stadt gebracht. Ich kann alles das, was ich in den ruſſiſchen Kundgebungen leſe, nicht glauben, obgleich ſie von Perſonen beſtätigt werden, von denen ich weiß, daß ſie tatſächlich zum II. und IX. Korps gehörten. Ich warte ſehnlichſt von einem Augenblick zum andern, daß Sie mir Aufklärung geben.

Endlich iſt hier die Bombe mit dem General York geplatzt. Ich habe geglaubt, daß ich unter den jetzigen Umſtänden ſolchen Gerüchten, wie ſie die Herren vom preußiſchen Generalſtab in Umlauf bringen, ſtatt ſie zu unterdrücken, mehr Feſtigkeit gegenüberſetzen ſollte. Das Korps iſt gut, aber man verdirbt es. Der Geiſt iſt wunderbar verändert. Aber einige Gnadenbezeigungen, einige Belohnungen, und ich werde die Sache leicht wieder ins Geleiſe bringen, vorausgeſetzt, daß die Offiziere, welche ich

bezeichne, schleunigst aus dem Kommando entfernt werden. Man wird das nicht bedauern, denn zwei Drittel der Armee verabscheuen sie.

Im Namen Gottes, mein lieber Herzog, schreiben Sie mir ein Wort, daß ich weiß, welche Vorkehrungen ich eigentlich treffen soll. In Freundschaft Sie umarmend

Macdonald."

Dieser Brief mußte dem General von York deutlich zeigen, welche Absichten der Marschall mit ihm und den meisten Offizieren eigentlich hatte. Er war wohl geeignet, all den Groll und die Bitterkeit, welche sich in Yorks Seele gegen Macdonald und die Franzosenherrschaft gehäuft hatten, von neuem zu erregen. Aber es war gleichzeitig einer der Boten Macdonalds durchgekommen, welcher den bekannten Befehl: „Der General von York wird mit Ungeduld in Tilsit erwartet," überbracht hatte. Das war für York wiederum sehr störend, denn nun hatte er einen klaren Befehl des Herzogs von Tarent in Händen, der gar keine Deutungen zuließ. Und jetzt kam auch Clausewitz und drängte auf Entscheidung.

Als Clausewitz zum General York ins Zimmer trat, rief ihm dieser entgegen: „Bleibt mir vom Leibe, ich will nichts mehr mit Euch zu tun haben. Eure verdammten Kosaken haben einen Boten Macdonalds durchgelassen, der mir den Befehl bringt, auf Piktupönen zu marschieren, um mich dort mit ihm zu vereinigen. Nun hat aller Zweifel ein Ende, Eure Truppen kommen nicht an, ihr seid zu schwach, ich muß marschieren und verbitte mir jetzt alle weiteren Unterhandlungen, die meinen Kopf kosten würden." Clausewitz sagte, daß er hierauf dem General nichts entgegnen wolle, daß er ihn aber bitte, Licht geben zu lassen, weil er ihm einige Briefe mitzuteilen habe; und da der General noch zu zögern schien, setzte Clausewitz hinzu: „Ew. Exzellenz werden mich doch nicht in die Verlegenheit setzen wollen, abzureisen, ohne meinen Auftrag ausgerichtet zu haben." Der General York ließ hierauf Licht geben und aus dem Vorzimmer seinen Chef des Generalstabes, den Obersten Röder, hereintreten. Die Briefe wurden gelesen. Nach einem augenblicklichen Nachdenken sagte General York: „Clausewitz, Sie sind ein Preuße; glauben Sie, daß der Brief des Generals d'Auvray ehrlich ist und daß sich die Wittgensteinschen Truppen am 31. wirklich auf den genannten Punkten befinden werden? Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?" Clausewitz erwiderte: „Ich verbürge mich Ew. Exzellenz für die Ehrlichkeit des Briefes nach der Kenntnis, die ich vom General d'Auvray und den übrigen Männern des Wittgensteinschen Hauptquartieres habe; daß diese Dispositionen so ausgeführt sein werden, kann ich freilich nicht verbürgen, denn Ew. Exzellenz wissen, daß man im Kriege mit dem besten Willen oft hinter der Linie zurückbleiben muß, die man sich gezogen hat." Der General schwieg noch einige Augenblicke ersten Nachdenkens, reichte dann Clausewitz die Hand und sagte: „Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh auf der Mühle von Poscherun sprechen wollen, und daß ich jetzt fest entschlossen bin, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen." Es wurde die Stunde auf 8 Uhr morgens festgesetzt. Als dies feststand, sagte der General York: „Ich werde aber die Sache nicht halb tun, ich werde Euch auch den Massenbach verschaffen." Er ließ hierauf einen Offizier hereintreten, der von der Massenbachschen Kavallerie und eben angekommen war. — Ungefähr wie Wallenstein sagte er, im Zimmer auf und niedergehend: „Was sagen Eure Regimenter?" Der Offizier ergoß sich sogleich in Enthusiasmus über den Gedanken, von dem französischen Bündnisse loszukommen und sagte, so fühle jeder einzelne ihrer Truppen. „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Altem aber wackelt der Kopf auf der Schultern!" erwiderte York.

Es war Leutnant von Wernsdorf, der jetzt mit einem Befehl an den General von Massenbach abgeordnet wurde, sich sofort der Konvention anzuschließen und sich mit den Yorkschen Truppen zu vereinigen. Alsdann ließ der General seine Offiziere zusammentreten und setzte sie durch eine Ansprache von seinem Entschluß in Kenntnis:

„Meine Herren, das französische Heer ist durch Gottes strafende Hand vernichtet; es ist der Zeitpunkt gekommen, wo wir unsere Selbständigkeit wiedergewinnen können, wenn wir uns jetzt mit dem russischen Heere vereinigen. Wer so denkt, wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an; wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unserer heiligen Sache mag sein, wie er will, ich werde auch den stets achten und ehren, der nicht meine Meinung teilt und zurückbleibt. Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht vergeben, geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen."

Am nächsten Morgen, am 30. Dezember, einem Mittwoch, fand sich der General von Diebitsch, begleitet von Clausewitz und Graf Friedrich Dohna in der Poscheruner Mühle ein. Über eine Stunde lang ließ York auf sich warten. Waren ihm neue Bedenken aufgestiegen? Schon glaubten die drei Herren, daß sich im letzten Augenblicke noch alles zerschlagen würde. Endlich kam der General, begleitet von seinem Stabschef Oberst von Röder und seinem Adjutaten von Seydlitz. York war kalt und gemessen. Die ganze Verhandlung wurde durch manche Meinungsverschiedenheiten sehr erschwert. Manchmal schien es fast, als

Digitized by Google

ob noch in letzter Minute alles vergeblich werden könnte. Mit höchster Gewissenhaftigkeit wahrte York die preußischen Interessen. Er wollte, daß die Konvention sein Korps völlig neutral zwischen die Russen und Franzosen stelle, jeden Augenblick frei für die Befehle des Königs von Preußen. — So war der Inhalt der Konvention:

Das preußische Korps besetzt den preußischen Landstrich, der zwischen Memel, Tilsit und dem Haff liegt, und dieser Landstrich wird während der preußischen Besetzung als neutral betrachtet mit der Einschränkung, daß den russischen Truppen der Durchmarsch auf der von Kurland nach Königsberg führenden Straße gestattet ist. Das preußische Korps bleibt neutral und wartet die Befehle des Königs von Preußen ab. Es verpflichtet sich jedoch, wenn der König die Rückkehr zur französischen Armee befehlen sollte, bis zum 1. März nicht gegen Rußland zu dienen. Wird die Konvention vom Zaren oder vom König von Preußen verworfen, so darf das Korps ungehindert auf dem nächsten Wege an den Ort marschieren, den der König bestimmt. Allen Zufuhren, Verstärkungen, die sich zu diesem Korps begeben wollen, wird von den Russen freier Durchmarsch gestattet. Erreichen die Befehle des Generals von York noch den General Massenbach rechtzeitig, so sind dessen Truppen in die Konvention eingeschlossen. Es soll dem preußischen Korps freistehen, seine Verpflegung mit der Provinzialregierung Ostpreußens, selbst wenn dieses von der russischen Regierung besetzt werden sollte, zu regulieren.

Der Adjutant von Seydlitz hatte diese Konvention niedergeschrieben, und als sie von den Anwesenden unterzeichnet war, umarmten sich die beiden Generale, so den längst ersehnten Beschluß besiegelnd. Am selben Abend noch berichtete der General von York an den König nach Berlin und sandte den Major Thile mit dem Schreiben ab.

„An Se. Majestät den König. Tauroggen, den 30. Dezember 1812.

Durch einen späteren Abmarsch wie der Marschall, durch die vorgeschriebene Marschdirektion von Mitau auf Tilsit, bloß um den Rückzug der siebenten Division zu decken, durch böse Wege und endlich durch ungünstige Witterung in eine höchst nachteilige Lage versetzt, habe ich mich genötigt gesehen, mit dem kaiserlich russischen General-Major von Diebitsch die Konvention abzuschließen, welche ich Ew. Majestät hiermit alleruntertänigst zu Füßen lege.

Fest überzeugt, daß bei einem weiteren Marsch die Auflösung des ganzen Korps und der Verlust seiner ganzen Artillerie und Bagage ebenso unausbleiblich gewesen sein würde, wie bei der großen Armee, glaubte ich als Untertan Ew. Majestät nur noch auf Allerhöchstdero Interesse und nicht mehr auf das Ihres Verbündeten sehen zu müssen, für den das Korps nur geopfert wäre, ohne ihm in seiner Lage noch wahre Hilfe leisten zu können.

Die Konvention läßt Ew. Majestät in Höchstihren Entschließungen freien Willen; sie erhält aber Ew. Majestät ein Truppenkorps, was der alten oder einer etwaigen neuen Allianz Wert gibt und Allerhöchstdieselben nicht unter die Willkür Ihres Alliierten setzt, von dem Sie die Erhaltung oder Retablierung Ihrer Staaten als Geschenk annehmen müßten.

Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Untertan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermütigen Forderungen eines Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in einem mit Recht Besorgnis erregenden Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt.

York."

Während dieser Vorgänge saß der Herzog von Tarent in Tilsit, noch immer von Stunde zu Stunde hoffend, daß die Spitze der Yorkschen Truppen eintreffen würde. Der Rittmeister à la suite des Yorkschen Korps Graf Brandenburg kam mit Depeschen aus Berlin über Tilsit, weil Memel bereits von den Russen besetzt war. Er war es, der dem Marschall aus persönlicher Anschauung den Zusammenbruch der großen Armee schilderte. „So ist es nur noch Preußen," rief Macdonald erschüttert aus, als er die Mitteilungen des Grafen Brandenburg hörte, „das uns retten kann! Wo ist die große Armee? Sie besteht aus dem X. Korps." Er hatte nicht das geringste Mißtrauen gegen die Preußen, wohl aber hatten die beiden Generale Grandjean und Bachelu ihre stillen Besorgnisse. Sie sammelten ihre polnischen und bayrischen Bataillone und ließen sie in der Stadt und an den Ufern des Njemen Alarmplätze beziehen. Sie hatten außerdem an verschiedenen Stellen polnisches Geschütz auffahren lassen und den preußischen Posten polnische Verstärkungen gegeben. Die beiden Franzosen richteten so eine Art Überwachung der preußischen Truppen ein. Der Leutnant von Wernsdorf war im Laufe des 30. Dezember mit dem Briefe Yorks bei General von Massenbach eingetroffen. „Ich habe den Stab gebrochen," schrieb York, „und mit unsern bisherigen Feinden eine Konvention abgeschlossen, nach welcher das mir untergebene Armeekorps bis zur Entscheidung

Digitized by Google

Sr. Majestät des Königs neutral gestellt und dem Vaterlande erhalten wird, während gleichzeitig die Greuel des Krieges von der vaterländischen Provinz entfernt werden. Indem ich auf diese Weise Ew. Exzellenz nichts mehr direkt zu befehlen habe, kann ich es nur Ihrem Ermessen überlassen, welche Schritte Sie zur Erhaltung der Ihrem Befehl untergeordneten Truppen tun wollen, wobei ich noch bemerke, daß Sie sich in allen Ihnen zweifelhaft erscheinenden Fällen auf den Major von Zielinsky verlassen können, der mit meinen Absichten vertraut ist."

General von Massenbach sandte auf Yorks Brief sofort eine zustimmende Antwort, und nun traten seine Offiziere insgeheim mit ihm zusammen, um zu beraten, wie der Abmarsch zu bewerkstelligen sei. Seine Absicht, noch in derselben Nacht zu marschieren, mußte Massenbach aufgeben, weil die argwöhnischen französischen Generale, wie wir hörten, die Polen und Rheinbundtruppen in Alarmlager gelegt hatten, so daß die Preußen förmlich umstellt waren. Die Lage war infolgedessen höchst bedenklich geworden und General von Massenbach war seinem Charakter nach kein Mann, der sich leicht zu kühnen Schritten entschloß. Das sagte sich auch York, und um seinen Untergeneral jeder Verantwortung zu überheben, sandte er durch den Kapitän von Brandenstein noch in derselben Nacht den ausdrücklichen Befehl an Massenbach, daß er sich mit seinen Truppen an York anzuschließen habe. Gegen 5 Uhr früh, am 31. Dezember, traf Kapitän von Brandenstein in Tilsit ein und ging in das Quartier des Leutnants von Below, wo sich auch Graf Brandenburg, der Halbbruder des Königs, in jener Nacht befand. Alle drei eilten nun zu Massenbach und weckten ihn. Die Stabsoffiziere wurden gerufen, und man zeigte ihnen den Befehl des kommandierenden Generals. Die Herren waren jeder eigenen Verantwortung überhoben, und das war ein Glück, denn schon fragte der sonst so tapfere und sich nachher in der Schlacht von Möckern glänzend auszeichnende Major von Sjöholm, ob denn das, was man vorhabe, mit Wissen und Willen des Königs geschähe.

Der Abmarsch wurde am hellen Tage bewerkstelligt. Gegen 9 Uhr rückte die preußische Infanterie in geschlossenen Kolonnen aus der Stadt, ging über das Eis der Memel und sammelte sich jenseits am Brückenkopf. Die Batterie Graumann unter Bedeckung von zwei Schwadronen Dragonern marschierte auf dem Weg nach Insterburg zu den nächsten russischen Vorposten. Die Kavallerie passierte ebenfalls an den, ihrem Lager zunächst liegenden Stellen den festgefrorenen Strom. Der Abmarsch fand keinerlei Störung. Als die Batterie Graumann an dem Biwak der Westfalen vorbei marschierte, sandten diese Söhne Deutschlands den glücklicheren Preußen sehnsüchtige Blicke nach. Nur ein Adjutant des Hauptquartiers, der Genieoberst Marion, war aufmerksam geworden und über den Strom geritten, um zu sehen, was es denn eigentlich gäbe. Ihm übergab der General von Massenbach den Brief Yorks und seinen eigenen Abschiedsbrief an Macdonald.

Der Marschall saß, während diese Dinge vor sich gingen, am Frühstückstisch und hatte soeben den General Bachelu empfangen, der mit seiner Brigade von Ragnit eingetroffen war. Macdonald war ärgerlich über die Verspätung dieses Generals, den er, wie wir hörten, ohnehin schon nicht besonders liebte. Er fuhr Bachelu heftig an und ließ ihn eine Zeitlang gar nicht zu Worte kommen. Bachelu erklärte seine Verzögerung damit, daß er auf dem Sammelplatz keine preußischen Truppen vorgefunden habe und daß die Zeit mit der Erwartung und Erkundigungen dahingegangen sei. Jetzt wurde der Herzog von Tarent aufmerksam. „Aber das ist doch sonderbar! Ist denn die Kavallerie auch nicht da?" — „Nicht ein Mann," entgegnete Bachelu. In diesem Augenblick trat der Genieoberst Marion in das Zimmer und überbrachte die beiden Briefe. In festen und würdigen Worten nahm der General York seinen Abschied von dem französischen Marschall.

„Gnädiger Herr," schrieb er, „nach sehr mühseligen Märschen ist es mir nicht möglich gewesen, sie fortzusetzen, ohne auf den Flanken und im Rücken gefährdet zu werden. Dies hat die Vereinigung mit Ew. Exzellenz verzögert, und da ich zwischen der Alternative wählen mußte, den größten Teil meiner Truppen und alles Material, welches allein meine Subsistenz sichern konnte, zu verlieren, oder alles zu retten, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, eine Konvention zu schließen, nach welcher die Sammlung der preußischen Truppen in einem Teile Ostpreußens, der sich durch den Rückzug der französischen Armee in der Gewalt der russischen befindet, stattfinden soll.

Die preußischen Truppen werden ein neutrales Korps bilden, und sich gegen keinen Teil Feindseligkeiten erlauben. Die künftigen Begebenheiten, Folge der Verhandlungen, welche zwischen den kriegführenden Mächten stattfinden müssen, werden über ihr künftiges Schicksal entscheiden.

Ich beeile mich, Ew. Exzellenz von meinem Schritte in Kenntnis zu setzen, zu dem ich durch gebieterische Umstände (par des circonstances majeures) gezwungen bin.

Welches auch das Urteil sein mag, das die Welt über mein Verfahren fällen wird, ich bin darüber wenig in Unruhe. Die Pflicht gegen meine Truppen und die reiflichste Erwägung schreiben es mir vor, die reinsten Beweggründe, wie auch immer der Schein sein mag, leiten mich.

Digitized by Google

Indem ich Ihnen, gnädiger Herr, diese Erklärung mache, entledige ich mich der Verpflichtung gegen Sie und bitte Sie, die Versicherung der tiefsten Hochachtung zu genehmigen.

York."

Viel wärmer lautete das Schreiben des Generals von Massenbach, welches eine hohe Wertschätzung der Persönlichkeit Macdonalds bezeichnete.

„Gnädiger Herr. Das Schreiben des Generals von York wird Ihnen schon bemerklich gemacht haben, daß mein letzter Schritt mir vorgeschrieben worden ist, und daß ich nichts daran hätte ändern können, weil die Vorsichtsmaßregel, die Ew. Exzellenz diese Nacht ergreifen ließ, mir verdächtig schien, daß Sie mich vielleicht mit Macht zurückhalten oder meine Truppen in dem gegenwärtigen Falle entwaffnen wollten. Ich mußte die Partei, welche ich jetzt genommen habe, ergreifen, um meine Truppen der Konvention anzuschließen, die der kommandierende General unterzeichnet hat, und von der er mir diesen Morgen Kunde und Weisung gegeben hat. Ew. Exzellenz verzeihen, daß ich nicht selbst gekommen bin, Sie von diesem Vorgange zu benachrichtigen; es geschah, um mir eine für mein Herz sehr peinliche Begegnung zu ersparen, weil die Empfindungen der Verehrung und Hochachtung für Ew. Exzellenz Person, die ich bis an das Ende meiner Tage bewahren werde, mich gehindert haben würden, meine Pflicht zu erfüllen."

Als der Herzog von Tarent diese beiden Briefe gelesen hatte, war er aufs Tiefste erschüttert, aber er faßte sich sofort und tat das, was er als Soldat zunächst zu tun hatte: er gab Befehl, die Truppen, die ihm noch übrig geblieben waren, sofort zu sammeln und zum Abmarsch bereit zu halten. Die Zeit drängte, denn er lief Gefahr, abgeschnitten zu werden. Der Leutnant von Korff, welcher die Stabswache beim Marschall hatte und sich mit 32 Dragonern stets um seine Person befand, war Zeuge dieses Auftritts, des tiefen Erschreckens Macdonalds und der Lebhaftigkeit, mit welcher die beiden Franzosen sich äußerten. Er verstand wenig französisch und als die erste Aufregung sich gelegt hatte, ließ Macdonald dem preußischen Herrn den Vorgang verdolmetschen. Der Marschall zeigte sich als ein vornehm denkender Mann. „Die Lage der Sache," sagte er zu Korff, „ist nicht der Art, daß Sie jetzt noch bei mir bleiben können. Ich bitte Sie, mit Ihrem Kommando über die Memel zurückzugehen, wo Sie Ihr Korps wieder vorfinden werden." Dann ließ der Herzog dem Leutnant von Korff 600 Franks als Geschenk für seine Dragoner aushändigen und bat ihn selbst, die gleiche Summe zur Beschaffung eines Pferdes anzunehmen. Zugleich bat er Herrn von Korff, dem gesamten preußischen Korps seinen Dank für die Unterstützung während des Feldzugs auszusprechen. Tief ergriffen gab er zum Abschied dem Leutnant die Hand. „Es ist möglich," sagte er, „daß sich die Umstände noch ändern. Dann sehen wir uns wahrscheinlich bald wieder. Ist es aber nicht der Fall, so sehen wir uns auf dem Felde der Ehre wieder. Leben Sie wohl, mein Herr." Wie Macdonald die Preußen hochschätzte, so schätzten auch ihn die meisten Offiziere nicht weniger hoch. „Keinem Preußen," so schreibt einer der Herren aus seiner Umgebung, „konnte es einfallen, ein Unrecht in dem Schritt zu finden, der uns der fremden Knechtschaft entzog und uns dem Könige und dem Vaterlande wiedergab, das unserer wohl bedurfte. Aber wer den Marschall näher kennen gelernt hat, den wird ein betrübendes Gefühl anwandeln, daß gerade dieser Mann mit einer bitter gekränkten Empfindung uns verließ, die ihm nicht zu ersparen war, die aber jeder ihm gern erspart hätte."

Russisch-preußische Waffenbrüderschaft
Nach einem zeitgenössischen Kupfer

Das ist alles gut und schön, doch in seinen Memoiren urteilt Macdonald kaum weniger parteilich als Ségur: das Blut von 600 Bundesgenossen ver-

Digitized by Google

klage York, daß er nicht wenigstens für Deckung Macdonalds Sorge trug und ihn russischer Einkreisung überlieferte, durch die er sich bei Libau Bahn brechen mußte. In der Tat hätte militärisches Ehrgefühl hier Schonung der verlassenen Waffengenossen erfordert.

In wenig Stunden marschierte der Rest des X. Korps aus Tilsit ab, nur noch einige tausend Mann Fußvolk, bestehend aus Polen, Bayern und Westfalen. Der Marsch wurde von Kosaken fortwährend bedrängt. Ihrer sich tatkräftig zu erwehren, war dem Marschall nicht möglich, da ihm die Kavallerie ja völlig fehlte. In Eilmärschen marschierte Macdonald in der Richtung auf Königsberg ab, um sich nun selber, die Befehle des Königs Murat nicht achtend, gegen Elbing zu wenden und Danzig zu gewinnen.

Am nächsten Tage, am 1. Januar des Jahres 1813, des Jahres, das für unser Vaterland von so gewaltiger Bedeutung werden sollte, zog General von York mit seinen Truppen in Tilsit ein. Unterwegs hatten sich die Massenbachschen Regimenter mit ihm vereinigt. Mit Jubel hatten die preußischen Truppen schon die Nachricht von dem endgültigen Abschluß der Konvention von Tauroggen empfangen, mit Jubel begrüßten sie York, den „Alten", der, nachlässig im Sattel sitzend, wie es seine Gewohnheit war, mit strengem, ernstem Blick die Einmarschierenden musterte. Mit tausendstimmigem Hurra hatten schon unterwegs seine Preußen die schwarzweißen Grenzpfähle ihres Vaterlandes begrüßt.

Aber nun galt es, sich dem König gegenüber zu rechtfertigen. Noch am 1. Januar sandte York den Grafen Brandenburg mit einem zweiten ausführlichen Schreiben nach Berlin. Dies lautete:

„Ew. Königlichen Majestät melde ich alleruntertänigst, daß ich nun in weiterer Ausführung der abgeschlossenen Konvention mit dem Grafen von Wittgenstein mit dem ganzen Korps bis auf das Füsilierbataillon von Bartka, was schon früher mit der großen Bagage über Memel und die kurische Nehrung gezogen war, in und um Tilsit die Kantonnierungsquartiere bezogen habe. Die 6 Bataillons Infanterie, 6 Eskadrons Kavallerie und 2 reitende Batterien, so unter dem Generalleutnant von Massenbach mit dem Marschall Macdonald vereint waren, sind alle zum Korps gestoßen. Diese Vereinigung ist mit einer Klugheit eingeleitet und ausgeführt, wie die Geschichte kein Beispiel dieser Art hat. Der Rittmeister Graf von Brandenburg wird Ew. Majestät das Detail davon mündlich machen. Der Generalleutnant von Massenbach hat sich so weise und bestimmt dabei benommen, daß er die höchste Achtung verdient.

Der Schritt, den ich getan, ist ohne Befehl Ew. Majestät geschehen. Die Umstände und wichtigen Rücksichten müssen ihn aber für die Mit- und Nachwelt rechtfertigen, selbst dann, wenn die Politik erheischt, daß meine Person verurteilt werden muß. In der Lage, wo sich das Korps befand, war es mit mathematischer Gewißheit zu berechnen, daß es durch Gewaltmärsche und verzweiflungsvolles Schlagen wo nicht gänzlich vernichtet, doch aufgelöst an der Weichsel ankommen mußte. Der Rückzug des Marschalls, der eine gänzliche Flucht war, die letzten Gefechte, so die französischen Generäle angeordnet, bestätigen das Gesagte und zeigen deutlich, was zu erwarten stand. In dieser Alternative blieb mir nur der Weg offen, den ich eingeschlagen.

Auf vaterländischem Boden hätten Ew. Majestät Untertanen ihr Blut für die Rettung der Banden, die das Vaterland als Feinde und als Verbündete verwüstet haben, vergeuden sollen, um dann noch ohnmächtiger die Fesseln eines bis zum Wahnsinn exaltierten Eroberers tragen zu müssen. Solange Napoleon noch eine Kraft in Deutschland hat, ist die erhabene Dynastie Ew. Königlichen Majestät gefährdet; sein Haß gegen Preußen kann und wird nie erlöschen. Die aufgefangenen Briefe von Napoleon an Bassano werden Ew. Majestät zeigen, was von diesem Alliierten zu erwarten war. Wäre die französische Armee nur noch so stark, daß sie bei einer Negotiation das kleinste Gewicht in die Wagschale werfen könnte, die Staaten Ew. Majestät würden das Lösungspfand zum Frieden werden.

Das Schicksal will es anders. Ew. Königlichen Majestät Monarchie, obgleich beengter als im Jahre 1805, ist es jetzt vorbehalten, der Erlöser und Beschützer Ihres und aller deutschen Völker zu werden. Es liegt zu klar am Tage, daß die Hand der Vorsehung das große Werk leitet. — Der Zeitpunkt muß aber schnell benutzt werden. Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wieder zu erlangen, ohne zu große und zu blutige Opfer bringen zu müssen. In dem Ausspruch Ew. Majestät liegt das Schicksal der Welt. Die Negotiations, so Ew. Majestät Weisheit vielleicht schon angeknüpft, werden mehr Kraft erhalten, wenn Ew. Majestät einen kraftvollen und entscheidenden Schritt tun. Der Furchtsame will ein Beispiel, und Österreich wird dem Wege folgen, den Ew. Majestät bahnen.

Ew. Königliche Majestät kennen mich als einen ruhigen, kalten, sich in die Politik nicht mischenden Mann. Solange alles im gewöhnlichen Gange ging, mußte jeder treue Diener den Zeitumständen folgen; das war seine Pflicht. Die Zeitumstände aber haben ein ganz anderes Verhältnis herbeigeführt, und es ist ebenfalls Pflicht, diese nie wiederkehrenden Verhältnisse zu benutzen. Ich spreche hier die Sprache eines alten, treuen Dieners; und diese Sprache ist die fast allgemeine der Nation. Der Ausspruch Ew. Majestät wird alles neu beleben und enthusiasmieren; wir werden uns wie alte echte Preußen schlagen und der Thron Ew. Majestät wird für die Zukunft felsenfest und unerschütterlich dastehen.

Digitized by Google

Ich erwarte nun sehnsuchtsvoll den Ausspruch Ew. Majestät, ob ich gegen den wirklichen Feind vorrücken oder ob die politischen Verhältnisse erheischen, daß Ew. Majestät mich verurteilen. Beides werde ich mit treuer Hingebung erwarten, und ich schwöre Ew. Königlichen Majestät, daß ich auf dem Sandhaufen ebenso ruhig, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem ich grau geworden bin, die Kugel erwarten werde. Ich bitte daher Ew. Majestät um die Gnade, bei dem Urteil, das gefällt werden muß, auf meine Person keine Rücksicht nehmen zu lassen. Auf welche Art ich sterbe, ich sterbe immer wie

Ew. Majestät

alleruntertänigster und getreuester Untertan

York."

Indessen heischt historische Forschung hier die Glosse, daß über der Freiwilligkeit Yorkscher Entschlüsse, woran alle Welt glaubt, undurchdringliches Dunkel lastet. In Seydlitz' Tagebuch, der einzigen Quelle über jene Vorgänge, schimmerte die Wahrheit durch, was der König sich verbat und Eingriffe ins Manuskript machte: es dürfe sein Mitwissen nie angedeutet werden. Es scheint aber sicher, daß er insgeheim durch Präsident Schoen als dauernden Mittelsmann und Graf Lehndorff als Befehlsüberbringer selber Yorks Handeln veranlaßte, natürlich ziemlich verschleiert, wie des Königs eigene peinliche Lage es gebot. Außer politisch-höfischen Gründen, weil er sich nicht mit diesem Verrat belasten wollte und deshalb standhaft die Legende von Yorks selbständiger Insubordination aufrecht hielt, empörte es wohl nachher seine strenge Korrektheit, daß York Macdonalds Rückzug preisgab. Der Fall blieb ungeklärt, doch viele Verdachtindizien sprechen dafür, daß der König seine Hand im Spiele hatte, Yorks offizieller Brief nur für öffentliche Blendung bestimmt und im Einvernehmen mit Schoen, d. h. dem Berliner Hof, so abgefaßt war. Jedenfalls werden wir auch sehen, daß der König nicht überrascht war und das Geschehene freudig billigte.

Am selben Tage, als York mit seinem Korps in Tilsit einzog, am Neujahrstage 1813, stand der König von Neapel, Joachim Murat, der jetzige Oberkommandierende der französischen Armeetrümmer, am Fenster des königlichen Schlosses zu Königsberg. Draußen auf dem Schloßplatz waren einige hundert neu einberufene preußische Rekruten und Krümper aufgestellt, um ihren Standquartieren zuerteilt zu werden. Ein französischer Gendarm kam des Wegs daher und suchte durchzukommen. Er fand aber bei den jungen Preußen nicht das Entgegenkommen, auf das er als Mitglied der grande Nation Anspruch hatte, und wollte sich nun in seinem Übermut mit Gewalt den Weg bahnen. Er wählte hiezu ein bei der verrohten französischen Soldateska besonders beliebtes Mittel: er trat dem Nächsten, der vor ihm stand, mit solcher Gewalt vor den Leib, daß der Rekrut laut aufschreiend zusammenbrach. Wutentbrannt fielen nun die Kameraden des Schwerverletzten über den Franzosen her und schlugen ihn vor den Augen des Königs Murat tot. Der König schickte, um Ruhe zu stiften, einige französische Offiziere hinunter. Vergeblich, die Träger des kaiserlichen Portepees wurden sofort angefallen, die Hüte und Epaulettes wurden ihnen heruntergerissen, die Degen zerbrochen. Durch eilige Flucht nach der Schloßtreppe mußten sie ihr gefährdetes Leben retten. Die Schloßwache trat ins Gewehr, die Ladestöcke rasselten, aber der König verbot, Feuer zu geben. Nun wollte man den Unteroffizier, der die preußischen Rekruten führte, verhaften, um wenigstens einen Schuldigen richten zu können. Aber vor den Augen des Königs Murat befreite die aufgeregte Schar den bereits Verhafteten. Sah es so in Preußen aus? Es war dem König Murat zu Mute, als dröhnte der Boden unter seinen Füßen, als drängte vulkanische Gewalt in diesem Volke unter dünner Oberschicht zum Durchbruch. Sah es so in diesem Preußen aus? Der König von Neapel verließ die Hauptstadt Ostpreußens so schnell er konnte.

Digitized by Google

18. Kapitel

Der „Verrat" des Generals von York

„Der König, unser Vater, war eben im Begriff, mit dem Kronprinzen, dem Prinzen Friedrich und mir seinen gewöhnlichen Nachmittagsspaziergang vorzunehmen, als — gegen 3 Uhr — Graf Henckel vor der Orangerie des neuen Gartens, in der das Diner eingenommen worden war, mit seinen Depeschen eintraf und sofort von dem Könige, der uns warten ließ, demselben nach einer entfernteren Stelle des Parkes zu folgen befehligt wurde. Ungefähr nach einer halben Stunde, welche Zeit wir in der äußersten Spannung verbrachten, kam der König zurück und zwar mit einem Ausdruck der Befriedigung, den wir seit lange nicht an ihm bemerkt hatten und der uns um so mehr in Erstaunen setzte, als er mit der jetzt an uns und die umgebenden Adjutanten und Gouverneure gerichteten Äußerung in offenem Widerspruch zu stehen schien. ‚Graf Henckel,' sagte der König, ‚hat mir eine schlimme Nachricht gebracht, York hat mit seinem Korps kapituliert und ist dasselbe also in russischer Gefangenschaft; die Zeit von 1806 scheint sich wiederholen zu sollen.' Wir waren wie versteinert. Der König aber befahl nun, während Graf Henckel nach Berlin gesandt wurde, die Promenade anzutreten und erzählte uns während derselben, mit welchem Geschick und welcher Schnelligkeit General Diebitsch das Yorksche Korps mit starken Truppenmassen umgangen, ihm den Rückzug abgeschnitten und es so zur Kapitulation genötigt habe. Dem ungeachtet aber dauerte die gehobene Stimmung unseres Vaters sichtlich fort und verriet sich im Laufe des Tages noch durch einen anderen kleinen Vorfall. Wir waren abends zu einem Ball beim Oberpräsidenten von Bassewitz eingeladen, hatten aber beschlossen, nach Eingang einer so schmerzlichen Nachricht nicht hinzugehen. Als der König uns nun zur Teestunde eintreten sah, fragte er: ‚Ich denke, ihr geht zum Balle?' und als der Kronprinz den Grund angab, warum wir nicht gehen wollten, antwortete er: ‚Das hätte euch nicht abhalten sollen.' Diese Äußerung, zusammen mit der erwähnten heiteren Stimmung, die den ganzen Abend ungestört fortdauerte, machte uns beide so verwirrt, daß wir nach dem Tee unsere Gouverneure um eine Erklärung befragten, dieselbe aber auch von ihnen, die von dem wahren Verhalt der Sache keine Ahnung hatten, nicht erhalten konnten. Dagegen erzählten sie uns am andern Morgen von einem seltsamen Gerücht, das auf dem Ball ausgesprochen worden sei — und das natürlich nicht minder unglaublich klang als die Kapitulation — dem Gerücht, York habe gar nicht kapituliert, sondern sei zu den Russen übergegangen, oder habe mit ihnen Frieden auf eigne Hand geschlossen. Und in der Tat war dies die Auffassungsweise, in der sich durch verschiedene von Graf Henckel mitgebrachte und aus Unvorsicht sogleich verteilte Privatbriefe die Nachricht von Yorks Entschluß bereits in weiteren Kreisen verbreitet und überall, namentlich auf dem Ball, einen unverhohlenen Jubel erregt hatte, den der König, obgleich innerlich ihn teilend, doch jetzt noch weniger als zuvor öffentlich verraten durfte. Vielmehr schien es, falls man nicht Frankreich voreilig reizen und namentlich seitens des Marschalls Augereau einen plötzlichen, Stadt, Land und Thron gefährdenden Gewaltstreich hervorrufen wollte, dringend notwendig, daß der König seine (scheinbare) Mißbilligung der Kapitulation sofort öffentlich und energisch aussprach. Dies aber geschah bereits am folgenden Tage, am 3. Januar, in der Weise, daß, als man sich (nach damaligem Dienste) um 11 Uhr zur Paroleausgabe beim Könige versammelte, dieser in sehr ernstem Ton den Kommandanten Obersten von Kassel folgendermaßen anredete: ‚Ich höre, daß auf dem gestrigen Balle ganz falsche Nachrichten über das Yorksche Korps verbreitet worden sind; ich allein habe die richtige Nachricht: York hat kapituliert und wird vor ein Kriegsgericht gestellt; sorgen Sie dafür, daß diese allein richtige Nachricht verbreitet werde und jedes andere Gerücht verstummen muß.' Gleich darauf indessen nahm der König seine heitere Stimmung wieder auf, und jedermann verstand, wie seine Worte gemeint gewesen seien — nur wir jugendliche Gemüter noch eine Weile nicht, bis auch uns nach und nach von unseren Gouverneuren das Geheimnis unter dem Siegel der Verschwiegenheit erklärt wurde."

Digitized by Google

Aus diesen Erinnerungen des alten Kaisers Wilhelm I. geht sehr deutlich hervor, wie sein königlicher Vater die Kunde vom „Verrat“ des Generals von Yorks innerlich aufnahm. Daß der König aber nach außen hin die Konvention von Tauroggen weder militärisch noch politisch billigen konnte, lag in den Verhältnissen, die hier zur Genüge klargestellt sind. Ihnen gemäß mußte natürlich der dritte Friedrich Wilhelm auch sein ganzes Verhalten einrichten gegenüber den Franzosen, dem Gesandten, dem Marschall und den anderen. Einen Tag später traf denn auch die Botschaft Macdonalds in Berlin ein.

Am Abend des 4. Januar war bei dem Herzog von Castiglione, dem Marschall Augereau, in Berlin eine Tischgesellschaft, an welcher der Staatskanzler Graf Hardenberg, Fürst von Hatzfeld, der französische Botschafter in Berlin, Graf Saint-Marsan, und der Generaladjudant Kaiser Napoleons, Graf Louis Narbonne, der sich um jene kritische Zeit in Berlin aufhielt, um die Schritte des Gesandten zu überwachen, teilnahmen. In später Abendstunde noch ließ sich ein Kurier melden, der mit Depeschen vom Herzog von Tarent aus Ostpreußen kam und sich durchaus nicht abweisen lassen wollte. Graf Saint-Marsan nahm die Depeschen entgegen, und ihr Inhalt ließ ihn erblassen. Marschall Macdonald meldete offiziell den Verrat des Generals von York. Natürlich entstand über diese Nachricht bei den französischen Herren eine gewaltige Aufregung. Graf Hardenberg mußte alles daran setzen, die Wirkung der Nachricht abzuschwächen. Er eilte morgens zum König nach Potsdam und war noch in der Nacht wieder in Berlin. Hardenberg war durch den König selbst, dessen Auffassung wir aus der vorhergehenden Erzählung seines Sohnes kennen, genau über die Sachlage unterrichtet gewesen und die Kunde, welche die Franzosen wie ein Donnerschlag traf, kam ihm durchaus nicht unvorbereitet. Auf das Wohlwollen des Grafen Saint-Marsan konnte der Staatskanzler außerdem rechnen. Noch spät in der Nacht kam er aus Potsdam vom König zurück und berichtete dem französischen Gesandten, daß des Königs erste Worte gewesen seien: „Da möchte einen ja der Schlag rühren! Was ist da zu tun?“ — „Der König,“ so berichtet Hardenberg, „habe alles genehmigt, was an Maßregeln nötig sei, um die völlige Unschuld des Königs an der Handlungsweise Yorks darzutun.“ Der König hatte sofort auf den Vorschlag Hardenbergs die Entsendung des Fürsten von Hatzfeld nach Paris zum Kaiser Napoleon beschlossen und hatte den Major von Natzmer mit einem eigenhändigen Schreiben an den König von Neapel abgesandt, worin es hieß: „Diese Maßregel des Generals York hat meine Entrüstung ebenso sehr, als mein Erstaunen hervorgerufen. Mein Adjutant, Major von Natzmer, der diesen Brief an Ew. Majestät abgeben wird, überbringt meine Befehle an den General von Kleist, unverzüglich den Oberbefehl über mein Armeekorps zu übernehmen, den General von York abzusetzen und ihn verhaften zu lassen. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich die Konvention nicht genehmige. Was die Bestimmungen über die Truppen betrifft, so stehen dieselben nach dem Bündnisvertrage Seiner Majestät dem Kaiser und jetzt Ew. Majestät, als dessen Stellvertreter zu. Sie wollen deshalb den General von Kleist mit Ihren Befehlen versehen und diese dem Major von Natzmer zu erkennen geben.“

Der Major von Natzmer aber hatte zugleich eine geheime Sendung an den Kaiser Alexander. Er entledigte sich in Elbing seines Auftrages an den König Joachim Murat, dem, wir wissen, in Königsberg der Boden zu heiß geworden war. Hier traf der preußische Major auch andere Größen des napoleonischen Kaiserreichs. Major-General Berthier war da, General-Intendant Daru und der Herzog von Treviso, Marschall Mortier. Die Franzosen behandelten den preußischen Major sehr höflich und entgegenkommend. Natzmer entledigte sich seines Auftrages und reiste dann über das Dorf Neukirch, wo er den schwergekränkten und tief verstimmten Macdonald antraf, weiter nach Tilsit. Der russische General Graf Wittgenstein hatte sein Hauptquartier schon in Heilsberg. Zu ihm begab sich Natzmer, um die Erlaubnis zur Weiterreise nachzusuchen. Als Wittgenstein hörte, daß er den königlichen Befehl habe, York des Kommandos zu entsetzen, verweigerte er ihm seine Erlaubnis zur Weiterreise. Als aber Natzmer dann erklärte, daß er außerdem noch ein Handschreiben seines Königs an den Kaiser Alexander zu überbringen habe, ließ Wittgenstein sofort einen Schlitten vorfahren und nun setzte der preußische Major in Begleitung eines russischen Offiziers seine Reise zum Kaiser Alexander fort.

In der Tat war der König, nachdem die Kunde von der Kapitulation Yorks den Franzosen bekannt geworden war, genötigt, alles zu tun, um die Sache schleunigst zu regeln, denn man konnte nicht wissen, welche geheimen Befehle der Herzog von Castiglione vom Kaiser hatte für den Fall, daß Preußen sich auflehnte. In Berlin und Spandau standen 12000 Mann französischer Truppen, kaum 1200 Preußen umgaben die königliche Person in Potsdam. Ein schneller Gewaltstreich, wie Marschall Augereau einen solchen nicht zum ersten Male in seinem Leben ausgeführt hätte, wäre genügend gewesen, den König zum Gefangenen der Franzosen zu machen. Der König von Preußen aber als Geisel für die Ruhe seines Landes in den Händen der Franzosen, das wäre ein harter Schlag gegen die Wiederaufrichtung des preußischen Staates gewesen. Die Politik des Augenblicks gebot Klugheit, und daß diese Klugheit geübt wurde, ist ganz natürlich.

Vielleicht hätte bei der Kunde von dem Verrat Yorks ein anderer französischer Gouverneur, ein Vandamme oder Davout, sofort Maßregeln getroffen, sich der Person des Königs zu versichern. Der Herzog

Digitized by Google

von Castiglione tat nichts. Er glaubte den Zusicherungen Hardenbergs oder er stellte sich so, als wenn er ihnen glaubte. Pierre Augereau hatte keine rechte Neigung mehr, sich für diesen Bonaparte noch großen Aufregungen und Fährlichkeiten auszusetzen. Der ehemalige Pariser Gamin war vom Geschick durchs Leben geschleift wie nur einer. In früher Jugend hatte der Herzog mit dem stolzen Namen seiner Mutter die Apfelkörbe auf den Pariser Markt tragen helfen. Dann blutjung als Kavallerist im Sattel, dann Deserteur, Fechtmeister in Neapel, Soldat bald in diesem, bald in jenem Heer; dann Revolutionsgeneral, am Po — auf der Brücke von Lodi —, mitten hinein in die Kugeln, die wie Hagelschloßen fielen; Marschall des Kaiserreichs, bei Eylau in der Winterkälte fieberkrank in den Sattel, auf seinem Pferde festgebunden — eigentlich war es jetzt genug. Er ging den Sechzigen entgegen; seine Brust machte Schwierigkeiten. Er war asthmatisch. Für seinen Säckel hatte er immer gesorgt. Der Gepäckwagen Augereaus war in der Armee berühmt wegen der gestohlenen Schätze, die er barg. Mit dem Herzen war er nie bei der Sache Napoleons. Und jetzt der völlige Zusammenbruch der großen Armee! Neue Schlachten, neue Kriege, neues Wagen? Es schien diesem Augereau an der Zeit, das, was er sich erkämpft und erraubt hatte, in Ruhe zu genießen.

Außerdem: was allmählich an Armeetrümmern in Berlin eintraf, das mußte die französischen Machthaber glauben lassen, daß jetzt das Ende ihrer Herrlichkeit gekommen sei. Gerade diese Parvenüs, zu denen auch Augereau gehörte, standen bereits stark isoliert da. Die Anhänger der Bourbons gewannen mehr und mehr an Boden und jene Großen des Kaiserreichs, die nur ihr Degen hoch gebracht hatte, taten gut, zur rechten Zeit zu den Bourbons abzuschwenken. Die Menge der Bourbonisten zeigte sich bereits als sehr groß. Man hörte häufig das Wort: „Il est noble, un ancien gentilhomme!" Diese Männer bildeten eine große Gruppe unter den Flüchtlingen, die eng zusammenhielt und auf die Wiederherstellung der alten bourbonistischen Regierung hoffte, ohne welche nach ihrer Meinung doch kein Frieden kommen könne. „Wir waren alle verrückt," sagte ein hervorragender General, der Genieoffizier Camberlhiac — derselbe, der anno 1807 gegen Gneisenau in Kolberg gestanden hatte — „verrückt durch die Narrheit des Kaisers, der durch Pomp und glänzende Siege uns die Meinung einflößte, wir seien zu Weltorganisatoren bestimmt und nur allein im Militär sei Ehre und fortune zu erlangen. Aber wir sind von der Narrheit kuriert; indem wir beides verloren haben, finden wir uns als elende Menschen wieder, die ganz von dem Ziele ihrer Bestimmung gewichen sind." Ja, der gewaltige Zusammenbruch in Rußlands Steppen und in Rußlands Schneefeldern hatte viele dieser Herren bescheiden gemacht. Von Tag zu Tag mehrten sich die elenden Reste der großen Armee und zeigten sich auf den Straßen und Plätzen Berlins. „Der Anblick der Unglücklichen," schildert der damals jugendliche Rellstab in seinen Erinnerungen, „war grausenerregend, und selbst die aufatmende Freude über das Ereignis im großen mußte in solchen Augenblicken dem Eindruck weichen, den das namenlose Elend hervorbrachte, das die unschuldigen Einzelnen, die Opfer der Unersättlichkeit des Führers, erduldet hatten, und noch erduldeten. Erbarmen trat an die Stelle des Hasses. Öfters habe ich gesehen, wenn die mit Stroh gefüllten Bauernwagen, auf denen die gräßlich entstellten Unglücklichen lagen, irgendwo anhalten mußten, weil in der Enge der Straße eine Stopfung der Fuhrwerke entstand, wie die Hausbewohner mit Erquickungen, Kleidungsstücken, wärmenden Getränken herbeieilten, um die halberstarrten Opfer zu beleben, durch Bouillon, Kaffee, oder was eben zur Hand war, oder sie mit Geld zu unterstützen. Entsetzlich war der Geruch, den diese Transporte verbreiteten. Die faulig-eiternden, vielleicht brandig gewordenen Wunden hauchten einen wahren Pestdunst aus, der in der scharfen kalten Luft um so weiter getragen, um so widriger empfunden wurde. Ein Grausen durchrieselte alle, die solcher Szene beiwohnten. Aber die waltende Hand des Himmels empfand man auch in diesen Schreckbildern, und der Zorn gegen den, der in seiner noch nie in der Welt erhörten Überhebung alles dies Elend verschuldet hatte, schwoll immer heftiger an. In den Schulen wurde das verhängnisvolle Ereignis von den Lehrern besprochen, auf die Folgen desselben für das Vaterland hingedeutet. Wir waren zwar noch in der Macht der Franzosen, aber ihre Macht war nicht mehr in ihrer Hand. Sie ertrugen vieles, sogar von einzelnen, und schienen froh zu sein, wenn sich nicht die Gesamtheit gegen sie richtete. — Es ist freilich nicht rühmlich, den hilflosen Feind zu verspotten, doch kann ich uns Knaben nicht davon freisprechen, mich selbst am wenigsten. Ich benutzte mein geringes Französisch vielfach, um den Soldaten, die bei uns im Quartier lagen oder die ich sonst sah, die Schicksale ihrer Armee in Rußland vorzuhalten und den Schrecken zu schildern, der die sonst so Unbesiegbaren ergriffen hatte. Das war alles nicht löblich, allein aus der Stimmung der Zeit nur allzu begreiflich. Und wurde uns doch sogar das öffentliche Beispiel gegeben! Das namenlose Elend der großen Armee, welches man schon in den einzelnen Splitterchen davon nur mit Grausen gesehen, und das man freilich nie anders, als mit der menschlichen Teilnahme für menschliches Leid hätte besprechen und behandeln sollen, entging nicht dem bittersten Hohn. Man sah in allen Bilderläden, ja auf der offenen Straße selbst, in den damals üblichen Straßen-Bildergalerien, wo die schlechten Kupferstiche und sonstigen Schildereien zwischen Bindfadenleinen an die Mauern der Häuser befestigt waren, eine Karikatur und Abbildung des Schicksals der Armee in Rußland. Es war ein Trupp Soldaten dargestellt in dem elendesten Zustande.

Digitized by Google

Ein Marſchall auf einem, nur noch in der Haut hängenden verhungerten Pferde ritt voran; ihm folgten Offiziere und Soldaten, alle mit erfrorenen Naſen und Ohren, in die abenteuerlichſten Kleidungsſtücke gehüllt, in Judenpelze, Weiberröcke oder zuſammengeraffte Lumpen, zwiſchen denen die militäriſchen Abzeichen und Uniformen durchblickten. An ein im Schnee liegendes gefallenes Pferd hatte ſich die Schar der Hungrigen gemacht und hieb begierig die edle Speiſe mit den Säbeln herunter. Über der, trotz des Verſuchs der lächerlichen Darſtellung, grauenhaft blickenden Gruppe ſchwebte ein hungriger Adler, aus deſſen Schnabel ein Papierſtreifen mit den Worten: „Ça ira! Ça ira!“ hing. — Die Vorübergehenden blieben, und wir Schulknaben zumal, vor dieſem Jammerbilde ſtehen und weideten ſich, manche ſogar ſpottend, an der Gräßlichkeit des Elends;—das Elend aber, welches ſie im Bilde verhöhnten, vermochten ſie, wenn es ihnen in der Wirklichkeit entgegentrat, nicht zu ertragen. In dem Verwundeten und Kranken ſahen ſie, ſolange er litt, nicht mehr den Feind, ſondern nur den unglücklichen Menſchen. Gerade die, welche vor dem Bilde am herzloſeſten geſpottet hatten, zeigten ſich am liebevollſten, wenn ſie die Not der Verwundeten und Kranken lindern konnten.“

In der Tat hat es um die Reſte der franzöſiſchen Armee ſchlimm ausgeſehen und es iſt wohl anzunehmen, daß kaum ein Mann den Rhein erreicht haben würde, wenn Preußen ringsum aufgeſtanden wäre. Der feurige Herr von Marwitz ſchrieb am letzten Tage des Jahres 1812 die folgenden Worte nieder: „Es bleibt nur ein einziges Mittel und durchaus keine Wahl: Uns ſelber dazu zu tun und die erſte Rolle zu ſpielen. Daneben iſt der gewiſſe Untergang. Die Sache iſt nicht ſchwer. Der König von Preußen, wenn er nicht zaudert, hat einen großen Vorſprung vor Napoleon. Dieſer muß die zerſtreute, waffenloſe Armee ſammeln, im Innern Frankreichs Beſorgniſſe ſtillen und ein neues Heer aufrichten. Der König hat das ſeine fertig in Schleſien und kann alle Hilfsmittel des nördlichen Deutſchlands für ſich gewinnen, auf die Napoleon rechnet. Es handelt ſich darum, ob der König von Preußen den Thron ſeiner Väter wiedererlangen will oder nicht: Sein Großoheim hätte nicht einen Augenblick gezweifelt. Der Augenblick des Ruhmes iſt gekommen; er weilt nicht. Wer zaudert, hat ihn verloren und geht zugrunde.“ Das waren wohl entſchloſſene und echt preußiſche Worte. Wenn an der Spitze des Yorkſchen Korps um jene Zeit ein Gneiſenau, ein Scharnhorſt oder ein Blücher geſtanden hätte, — dieſe Männer hätten es ſich nicht genügen laſſen, eine Konvention für die Neutralität des Korps abzuſchließen, ſie hätten ſich ohne Zweifel ſofort den Ruſſen ganz angeſchloſſen und wären mit ihnen zu Felde gezogen. Kaum wäre dann Marſchall Macdonald entkommen, kaum ſo mancher der übrigen Marſchälle und ſelbſt König Murat mit den paar tauſend Mann, die er in Thorn geſammelt hatte. Der Herzog von Tarent ſelbſt hatte, als er durch den Abfall Yorks in jene bedenkliche Lage verſetzt wurde, die lebhafteſten Befürchtungen, die anderen Herren auch. Als Macdonald in Elbing mit König Joachim Murat zuſammentraf, war dieſer im Begriff, zu Pferde zu ſteigen, und er hatte es ſehr eilig, weiter zu kommen. Macdonald hatte dem König vorgeſchlagen, alle feſten Plätze in Polen und im Königreich Preußen bis zur Weichſel ohne weiteres zu räumen, die ganzen Garniſonen ſchleunigſt zuſammenzuziehen, und die ſo gewonnenen Truppen hinter der Oder aufmarſchieren zu laſſen. Man könnte ſo, meinte Macdonald, aus den Feſtungen ein in jeder Hinſicht kriegstüchtiges Heer von 60—70000 Mann zuſammenziehen. Dazu war von Italien her die Diviſion Grenier unterwegs, an 20000 Mann ſtark. Ihre Brigaden erreichten nacheinander in der zweiten Hälfte des Dezember Augsburg und konnten um Mitte Januar in Brandenburg ſein. Unbedingt war dieſer Plan des Marſchalls Macdonald gut. Aber was tat Murat? Anſtatt ſelbſtändig zu handeln, ſandte er den ihm im Vertrauen mitgeteilten Plan des Herzogs von Tarent an den Kaiſer nach Paris und bat von dort um Befehle. Es gab in Elbing infolgedeſſen einen ſehr erregten Auftritt zwiſchen dem buntgekleideten König, der bereits den Fuß im Bügel hatte, und dem Marſchall. Auf Macdonalds Frage entgegnete Murat: „Ich habe mich nicht für berechtigt gehalten, über ſo eingreifende Dinge eine Entſcheidung zu treffen. Das kann nur der Kaiſer und ich habe ihm daher den Plan eingeſandt. Späteſtens in drei Tagen denke ich, Antwort zu haben.“ — „Wie?“ rief Macdonald entrüſtet, „meinen Plan haben Sie dem Kaiſer geſendet? Er bildete doch nur eine vertrauliche Äußerung meiner Anſichten! Der Kaiſer, dem wahrſcheinlich die letzten Ereigniſſe ihrem ganzen Umfange nach noch nicht zur Kenntnis gekommen ſind (der Verrat Yorks nämlich und die damit unmittelbar zuſammenhängenden forcierten Vormärſche), wird mit Recht über meine Vorſchläge außer ſich ſein (war er auch), falls ihm nicht für dieſelben gleichzeitig eine eingehende Erklärung gegeben worden iſt.“ — „Ich habe mich darauf beſchränkt, den Kaiſer um ſeine Befehle zu bitten,“ erwiderte Murat kalt. — „Und in drei Tagen, wo werden wir da ſein und wie wird es da um uns ſtehen?“ rief Macdonald erregt aus. — So dachte ein ſonſt kaltblütiger General, der ſelbſt unmittelbarer Gefahr gegenüber ſtets ein gewiſſes Phlegma bewies, über die Lage der franzöſiſchen Armeereſte. Als König Murat nach dieſer Unterredung Elbing verließ, johlte ſchon der Janhagel hinter ihm her, der ſich beſonders über die Kunſtreiterkleidung des Königs amüſierte. Macdonald blieb mit einem Regiment zurück, um die Magazine der Stadt vor Plünderung zu ſchützen, aber er konnte doch nicht verhindern, daß einige derſelben erbrochen

wurden. Er führte dann seine beiden Divisionen in Eilmärschen nach Danzig und übergab sie dort dem Gouverneur der Stadt, General Rapp.

Gewiß hätte also in jenen Dezembertagen eine Volkserhebung in Preußen, geleitet von starker Hand, die französischen Heere wie die französischen Korps und Festungsbesatzungen vom Boden des Staates hinwegwischen können, ohne daß ein Mann über den Rhein davon gekommen wäre. Aber König Friedrich Wilhelm war nicht starken Entschlusses, hatte auch Ratgeber um sich, die gegen ein rasches Erheben der preußischen Nation fortwährend ihre Bedenken geltend machten, weil sie die Persönlichkeit und die Machtmittel des Kaisers Napoleon fürchteten. Besonders war es der Staatsrat Ancillon, der sich mit dem Flaumachen der königlichen Stimmung beschäftigte. In einer Denkschrift, welche Ancillon um die Wende des Jahres verfaßte, sagte er unter anderem: „Aber Preußen kann die Initiative zu dieser großen Bewegung nicht ergreifen; Preußen ist zu sehr geschwächt durch die feindlichen Erpressungen in den Kriegs- und Friedensjahren, welche Napoleon gegen Preußen ausgeübt hat, um jetzt als erster Staat die Fahne zu erheben. Wohl darf es sich in Bereitschaft setzen, um als erste Macht den von dritter Seite kommenden Anstoß zur Freiheitsbewegung zu empfangen, es darf die Ideen verbreiten und benutzen, aber es darf diesen Anstoß nicht selbst geben. Heute kann Preußen zweifellos ein großes Gewicht an Streitkräften und flüssigen Geldern in die Wagschale nicht werfen." An den Rand dieser Ancillonschen Zeilen schrieb König Friedrich Wilhelm die Worte: „Sehr richtige und unantastbare Wahrheit". Wohl wogte es in der Brust des Königs bei dem außerordentlich großen Verantwortungsgefühl, das dieser Monarch in sich barg, als von allen Seiten die Besten der Nation zum Losschlagen drängten, aber die Erlebnisse der schweren Jahre 1806 und 1807 und der siebenjährige Druck, der auf dem um die Hälfte verkleinerten Staate lag, gab reichliches Gegengewicht. Als er von der Flucht Napoleons aus Rußland hörte, und als dieser von Dresden aus die kurze Forderung nach der Aufstellung einer größeren Truppenzahl zu seinen Gunsten verlangte, trübte sich dem König der Blick in die Zukunft bedenklich. Er empfand mehr als je, daß dies verkleinerte Preußen, dieser schmal sich dahin erstreckende Staat, eine Art von Prellbock sei zwischen dem gewaltigen Russenreich und dem Kaiserreich Napoleons. „Unzweifelhaft," so seufzte er, „werden die Verlegenheiten an allen Ecken und Enden wieder beginnen, und unsere Lage wird nur noch peinlicher werden. Gott allein weiß, wie dies noch alles enden wird." Er traute ebenso wie sein furchtsamer Rat Ancillon dem Genie des Korsen neue Wege und neue Hilfsmittel zu, so sehr auch der Zusammenbruch jetzt, wo das ganze Elend der großen Armee von Tag zu Tag bekannter wurde, vor aller Augen lag. Noch Ende Dezember, als bereits die Konvention von Tauroggen zwischen York und Diebitsch so gut wie geschlossen war, schrieb der König in sein Tagebuch: „Nimmt Napoleon gemäßigte Bedingungen an und der allgemeine Frieden — denn nur von diesem kann die Rede sein, — kommt bis zum April zustande, so ist der größte aller Zwecke erreicht." Man sieht hieraus am besten, wie wenig der König an eine allgemeine Volksbewegung dachte, wie wenig er damals gesonnen war, die militärischen Machtmittel Preußens in die Wagschale zu werfen. „Wo sind," so fragte er zweifelnd, „die Köpfe oder vielmehr der Kopf, der die Sache leiten muß?"

Die königliche Brust mochte auch wohl im allergeheimsten fürchten, daß durch eine solche Volksbewaffnung Kräfte entfesselt würden, die nachher nicht mehr einzudämmen seien. Vielleicht spürte Friedrich Wilhelm III. ebenso wie König Murat, als er in Königsberg am Fenster des alten Krönungsschlosses stand, das Dröhnen der preußischen Erde unter seinen Füßen. Denn die besten Männer führten in der unerhörten Not des Augenblicks eine Sprache, wie sie gegenüber einem absolutistischen Regiment in Jahrhunderten nicht geführt worden war. „Es ist die Stimme des Volkes," schrieb der Präsident des Landesökonomie-Kollegiums, Generalkommissar von Lüttwitz aus Breslau, schon im November des Jahres 1812, „es ist die Stimme des Volkes, daß, wenn auch der König seine Selbständigkeit aufgeben wollte, dennoch der Anspruch des Volkes auf Unabhängigkeit ein nicht zu verjährendes Recht des Volkes verbleibt. Ich setze hinzu, daß aus diesem Rechte die Verpflichtung der Nation folgt, auch ohne Verlangen des Königs demselben die verlorene oder aufgegebene Selbständigkeit wieder mutig zu erringen." Solche Sprache schien dem König, schien selbst dem aufgeklärten Staatskanzler von Hardenberg zu frei. Graf Kalckreuth, der Gouverneur von Breslau, ein durch und durch franzosenfreundlicher Mann, erhielt mittelst königlicher Kabinettsordre den Befehl, Herrn von Lüttwitz, der solcher Sprache sich erkühnte, in Haft zu nehmen. Und dennoch konnten nur Männer, welche wie Lüttwitz dachten, welche national fühlten, den gewaltigen Kampf mit dem Korsen aufnehmen. Aber der König und seine Ratgeber glaubten, daß nur allein ein Bündnis aller Mächte den übermächtigen Kaiser der Franzosen zu Boden werfen könnte. Ohne Rußland und Österreich wollte König Friedrich Wilhelm nichts unternehmen.

So war es natürlich, daß die Tat des Generals von York dem König und seinen Räten ihre Kreise bedenklich störte und daß sie zunächst alles zu tun für gut hielten, um den Kaiser Napoleon zu beschwichtigen. Die Entsendung des Fürsten von Hatzfeld nach Paris wurde, wie wir hörten, beschlossen. Der ordentliche preußische Gesandte Herr von Krusemark hatte sich in Wilna beim kaiserlichen Hauptquartier aufgehalten

Digitized by Google

und war mit demſelben zurückgegangen, um jetzt am 4. Januar nach Paris abzureiſen. Da der offizielle Bericht aber erſt am Abend des 4. Januar in Berlin eintraf, ſo war der Geſandte ohne jede Kunde von den Vorgängen bei Tauroggen, und war aufs höchſte erſtaunt, als er, am 12. Januar in Paris eintreffend, in dem amtlichen Moniteur des Kaiſerreichs den Bericht über die Konvention Yorks las und zugleich las, daß der Senat auf den Antrag des kaiſerlichen Kabinetts eine neue Aushebung von dreimal 100000 Mann beſchloſſen hatte.

Damit war das ganze Programm Kruſemarks, mit welchem er von Berlin abgereiſt war, eigentlich über den Haufen geworfen. Er ſollte die Antwort des Königs Friedrich Wilhelm auf die Forderung des Kaiſers nach Vermehrung des preußiſchen Hilfskorps auf 30000 Mann überbringen, ſollte die Zuſtimmung des Königs hierzu geben, ſollte aber zugleich auf die Rückzahlung der Vorſchüſſe in Höhe von faſt 100 Millionen Franks dringen, welche Preußen während des Jahres 1812 für die Einquartierung, Verpflegung, für Fuhrwerke und überhaupt während des Durchmarſches der großen Armee geleiſtet hatte. Und jetzt zeigte es ſich, daß der General des preußiſchen Hilfskorps einen offenkundigen Verrat an der franzöſiſchen Sache begangen hatte! Schon in der Nacht zum 10. Januar war der Bericht Macdonalds über die Vorgänge bei Tauroggen in den Tuilerien eingetroffen. Der Kaiſer Napoleon und ſein Miniſter Maret, Herzog von Baſſano, ware daher viel beſſer unterrichtet, als General von Kruſemark. Am 15. hatte der preußiſche Geſandte eine lange Audienz beim Kaiſer. Er verſuchte es, York als einen vortrefflichen Offizier und einen ehrenhaften Charakter in Schutz zu nehmen und der Kaiſer hörte auch mit ruhiger Kälte den Vortrag Kruſemarks an. Er hatte beſchloſſen, ſo richtig er auch die Sachlage beurteilen mochte, zunächſt keinen Bruch mit dem preußiſchen Kabinett herbeizuführen. „Ich beurteile den General nach ſeinem Brief an den Herzog von Tarent anders als Sie," entgegnete Napoleon auf Kruſemarks Vorſtellung, „ſeine eigenen Worte verurteilen ihn und beweiſen, wie es ſteht. Aber dem ſei, wie ihm wolle, jedenfalls iſt es das beklagenswerteſte Ereignis, welches eintreten konnte, wenngleich ich weiß, daß es vom militäriſchen Standpunkte aus weniger zu bedeuten hat, als vom politiſchen, denn es verwandelt das Anſehen der Dinge vollſtändig und es wird dazu dienen, den Krieg zu verlängern, und hat mich eben dadurch, daß es die Ruſſen in ihrem Widerſtande ermutigt und vielleicht andere Treuloſigkeiten herbeiführt, zu eben den Maßregeln veranlaßt, die ich ſonſt nicht ergriffen hätte. Wahrſcheinlich hätte ſich die Linie des Niemen behaupten laſſen, denn die Ruſſen ſind nicht ſtark und haben ſelbſt furchtbare Verluſte gehabt. Aber jetzt läßt ſich gar nicht abſehen, wie weit der Kriegsſchauplatz ſich noch ausdehnen wird! Ich ſelbſt wünſche den Frieden, obgleich ich die Fortſetzung des Krieges nicht fürchte. Ich habe zu ſchmerzliche Erfahrungen gemacht, um nicht genug zu haben. Ich ſtimme meine Anſprüche herab; ich bin bereit, Frieden zu machen, aber nicht unter entehrenden Bedingungen. Der Friede erſchien mir wohl möglich *vor* dem Abfall des General Yorks; in dieſer Stunde glaube ich aber nicht mehr daran. Dieſer Vorfall wird dem ruſſiſchen Kabinett den Kopf ſchwindeln machen. Dies unſelige Beiſpiel wird den Dünkel der Ruſſen mit Trugbildern erfüllen, und daher iſt es ein großes politiſches Ereignis."

Sicherlich war der General von Kruſemark kein hervorragendes diplomatiſches Licht, aber ſo viel ſagte ihm ſein geſunder Menſchenverſtand: Der Kaiſer und das offizielle Frankreich, Miniſter Maret, ſein Moniteur universel, gingen darauf aus, dieſen Verrat des Generals York in flüſſiges Kapital umzuſetzen, die gewaltigen Aushebungen, welche der Kaiſer, um ſich zu halten, den Franzoſen jetzt wieder zumuten mußte, ſollten durch den Abfall Yorks begründet werden. Der Moniteur ſchlug Lärm und bauſchte die Tat von Tauroggen ungeheuer auf, tat ſo, als ſei der ganze Zuſammenbruch in Rußland hauptſächlich dieſem Abfall von kaum 20000 Preußen zuzuſchreiben. Der durch die Präfekten und Unterpräfekten, durch den ganzen wie geölt arbeitenden Apparat der kaiſerlichen Verwaltung beſorgte Adreſſenſchwindel trieb ſeine ſchönſten Blüten. „Das ganze Reich", ſagte z. B. die Adreſſe des Generalrates in Paris, „beeilt ſich, einen einſtimmigen Kriegsruf auszuſtoßen." Die Kredite, die Aushebungen wurden vom Senat glatt bewilligt. Noch gab der Kaiſer keinen Fußbreit Land verloren, und wenn er auch innerlich die ſchwerſten Bedenken haben mochte, äußerlich zeigte er die alte Zuverſicht auf ſeinen Stern und Frankreichs Ergebenheit.

„Selbſt wenn ich," ſo ſagte er zu Kruſemark im weiteren Verlauf dieſer Unterredung, „das Allerſchlimmſte vorausſetzen wollte, nämlich, daß ſich Deutſchland gegen mich erhöbe, daß Preußen, Öſterreich und Dänemark ſich gegen mich erklärten, nun, ſo würde ich mich hinter den Rhein zurückziehen und den Verlauf der Dinge abwarten. Ich werde ſchon den Augenblick finden, ihn mit Erfolg von neuem zu überſchreiten. Wer weiß überhaupt, ob dies für meine Größe nicht die Chance wäre, die am meiſten vorzuziehen iſt? Das Glück hat mich wirklich im Laufe meines Lebens gut genug behandelt, um vermuten zu dürfen, daß ein ſolcher anſcheinender Mißerfolg nur ein Mittel wäre, um mich fortan noch mehr zu begünſtigen. Meine Hilfsquellen ſind unermeßlich, mein Budget wird bei der Eröffnung der geſetzgebenden Verſammlung ergeben, daß ich in dieſem Jahre über 1100 Millionen Einkünfte verfügen kann. Die Franzoſen ſind mutig und ſtrotzen von Taktraft, — *und ſie werden alles tun, was ich will.* Man hat ja auch nicht ge-

glaubt, daß ich die Aushebungen durchsetzen würde, die jetzt im Werke sind. Ja, wenn es darauf ankommt, werde ich noch mehr Mittel aufzutreiben wissen, in der Not werde ich schließlich die Weiber bewaffnen."

Wieviel von diesen Reden lediglich auf das Konto leerer Prahlerei zu setzen war, wieviel sich wider Erwarten erfüllen konnte, das war bei diesem seltsamen Manne nie zu sagen. „Napoleon ein großes Genie sein, immer Hilfsmittel zu finden wissen," hatte der infinitwische König Friedrich Wilhelm III. noch vor wenig Wochen zu Yorks Adjutanten von Seydlitz gesagt. Aber, wie gesagt, es lag jetzt Kaiser Napoleon daran, den König von Preußen, so lange wie es anging, beim Bündnis zu erhalten. „Wenn der König fest bleibt," sagte er zu Krusemark, „so wird ihm das Vorteil bringen. Ein Bollwerk gegen Rußland ist durchaus nötig." — „Ew. Majestät," entgegnete hierauf der preußische Gesandte, „hat Preußen so viel Böses zugefügt, daß dieses Bollwerk recht schwach geworden ist und bei der Gärung, die jetzt unter den Geistern herrscht, kann der König für die Zukunft wenig Bürgschaft leisten." —

„Sprechen wir nicht von dem, was vergangen ist," wich Napoleon diesem Thema aus, „der Prinz Louis war schuld am Kriege; seine gefährlichen Scherze, sein Säbelgerassel und andere Vorfälle dieser Art haben das Unheil damals angerichtet. Mit etwas Energie hätte man ihn unschädlich gemacht. Gerade so ist es jetzt. Mit Energie bändigt man die Geister und lenkt die öffentliche Meinung. Der König muß vor allen Dingen seiner eigenen Familie Vernunft predigen und ihr klar machen, daß sein Wille allein Gesetz ist, er sieht die Dinge richtiger, als seine Umgebung. Preußen hat kein größeres Interesse, als das, in jedem Fall dem System Frankreichs zu folgen, weil nur dieses ihm schließlich dazu verhelfen kann, wieder eine politische Existenz zu erlangen. Wenn der König mir verbündet bleibt, und ich glaube das, denn an seiner Treue habe ich nicht gezweifelt, so wird er unbedingt am ehesten seine politische Existenz wiedererhalten. Wenn er aber das Bündnis aufgiebt, — wer weiß, wie's dann kommt! Unter der ersten Voraussetzung werde ich selbst sehr interessiert sein, beim Friedensschluß Frankreich einen Verbündeten zu erhalten, der ihm nützlich sein kann. Der König darf überzeugt sein, daß ich, wenn ich auf ihn zählen kann, ihm ferner kein Böses, sondern nur noch Gutes tun werde und daß ich ihn lieber in Deutschland herrschen sehe als einen französischen Prinzen, der nichts als Ärgerlichkeiten und Dummheiten vollbringt und dessen ich müde und verekelt bin bis zum äußersten," — womit Seine Majestät König „Morgen wieder lustig" von Westfalen gemeint war. Also mit Westfalen sollte König Friedrich Wilhelm geködert werden, sollte statt des liederlichen Patrons, der in Kassel jeder Schürze nachlief, fortan über das aus Preußen und den ehemaligen Landesteilen, die Napoleon ihm 1806 genommen hatte, und einem Stück Hessen, Braunschweig und Hannover bestehende Gebiet regieren als ein König von Napoleons Gnaden, wie die anderen deutschen Rheinbundkönige.

Diese Taube auf dem Dache, deren Besitz übrigens alles andere als beneidenswert war, bot Napoleon dem preußischen Gesandten dar, während doch ein Sperling in der Hand, nämlich eine entsprechende Abschlagszahlung auf die fast 100 Millionen Franks betragenden baren Auslagen, die der verarmte preußische Staat während der letzten Jahre für Frankreich geleistet hatte, dem König von Preußen viel wünschenswerter sein mußte. In allem, was er tat und was seine Kreaturen taten, lag System. Man hatte den preußischen Staat nach allen Regeln der Kunst ausgesogen. Sollte man jetzt, wo man nicht wissen konnte, wie alles kam, eben diesem Preußen Rückzahlungen machen, und ihm so die Mittel in die Hand geben, die es zu seinen Rüstungen brauchte? — „Ich werde sehen, was sich tun läßt," sagte der Kaiser flüchtig zu Herrn von Krusemark, „ich habe das Detail nicht zur Hand, sprechen Sie mit Bassano."

Das war das einzige Resultat dieser ersten Unterredung vom 15. Januar zwischen dem Kaiser und dem preußischen Gesandten.

Krusemark sprach mit dem Herzog von Bassano, der einst vor der Revolution Advokat am Parlament zu Paris war und mit seinem bürgerlichen Namen Hugues Bernard Maret hieß. Er hatte anno 1790 zur Partei der Feuillants gehört, zu der konstitutionell-monarchischen Gruppe der Nationalversammlung. Zweifellos wäre sein Kopf, wie so viele andere Köpfe unter der Schreckensherrschaft, von der allein seligmachenden Guillotine abgesäbelt worden, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, als Gesandter der Republik in Neapel anno 1793 von den Österreichern gefangen zu werden, um für zwei Jahre einen unfreiwilligen Aufenthalt in Kufstein zu nehmen. Dieser Maret war es, der dann 1795 gegen Maria Thereſe, der Tochter Ludwig XVI., an Frankreich wieder ausgeliefert wurde. Unter dem Konsulat und dem Kaiserreich stieg er schnell; Bonaparte lernte bald die außerordentliche Arbeitskraft und diplomatische Geschmeidigkeit dieses Mannes kennen, er knetete ihn ganz für seinen Bedarf zurecht, er schleppte ihn auf all seinen Feldzügen mit. Maret war es, der die famosen Bulletins des kaiserlichen Hauptquartiers redigierte. Seit 1808 der Bruch mit Talleyrand erfolgt war, stieg die Bedeutung Marets für den Kaiser noch mehr; seit dem Jahre 1811 war der ehemalige Parlamentsadvokat Senator des Kaiserreichs, Herzog von Bassano und Minister des Auswärtigen. Aber während Talleyrand doch seine persönliche Bedeutung gehabt hatte und dem Kaiser gegenüber durchaus nicht widerspruchslos geblieben war, kam der Herzog von Bassano nicht über die Bedeutung einer napoleonischen Kreatur hinaus. Sonst war er persönlich ein hochgebildeter Mann von den

Digitized by Google

elegantesten Manieren und von humaner Gesinnung, indes: er wuchs nicht mit seinen höheren Zwecken. „Bassanos Eifer," sagt der Polizeipräfekt Pasquier, „war nicht weniger aufrichtig, als der seiner Vorgänger, aber er verband damit eine geradezu begeisterte Bewunderung für das Genie seines Herrn und Meisters. Er glaubte an Napoleon sozusagen wie der glühendste Katholik an die Unfehlbarkeit seiner Kirche. Zu dieser leidenschaftlichen Ergebenheit brachte er als weitere wertvolle Eigenschaften geistige Weitsichtigkeit und große Arbeitskraft mit. Niemand ist daher beim Kaiser so beständig in Gunst gewesen wie Maret. Die Begeisterung des Herzogs von Bassano für Napoleon erregte mein Mißtrauen, denn er verlor vor lauter Bewunderung das ruhige Urteil. Die Heirat des Kaisers hatte ihm die Augen ganz verblendet, besonders, seitdem der König von Rom geboren war; von nun an drohte seiner Meinung nach Napoleons Glück überhaupt keine Gefahr mehr. Diese Stimmung war aber recht verhängnisvoll bei einem Mann, der es sich zur Pflicht hätte machen müssen, seinem Herrscher die kleinsten Umstände vorzutragen, die demselben irgendwelche Aufklärung geben konnten, bei einem Mann, der alles hätte hören und bemerken müssen. Allerdings nur wenige vermochten sich gegenüber einem Herrscher, dem alles glückte, ihr eigenes Urteil zu bewahren."

Hugues Bernard Maret, Herzog von Bassano
Nach einer Lithographie von Delpech

Drei Tage nach der Unterredung mit Napoleon sprach also Krusemark mit dem Herzog von Bassano und setzte ihm das Recht Preußens auf Rückzahlung der gewaltigen Vorschüsse klar auseinander. Der Minister konnte gegen die Beweisführung des preußischen Gesandten nichts sagen, denn das gute Recht des preußischen Staates, gutwillig und im Vertrauen geleistete Vorschüsse einzutreiben, war nicht anzuzweifeln. Minister Maret verstand es wohl, ein großes Entgegenkommen zur Schau zu tragen, aber zu haben war von ihm ebensowenig wie vom Kaiser. „Ich muß die Befehle Sr. Majestät des Kaisers abwarten," entgegnete er achselzuckend. Und nun begann dies unverschämte Spiel Napoleons und seiner ministeriellen Kreatur mit der vermeintlichen Ohnmacht Preußens. Der Kaiser sagte: „Sprechen Sie mit meinem Minister." Der Minister sagte: „Ich habe noch keine Befehle vom Kaiser." Alle Bemühungen Krusemarks, eine größere Abschlagszahlung zu erhalten, scheiterten also an diesem Doppelspiel.

Inzwischen beobachtete der preußische Gesandte die Stimmung, die in Paris herrschte. Hier sind einige Auszüge aus seinen Berichten:

„Das neue Aufgebot," heißt es da, „hat allgemeine Bestürzung hervorgerufen; es herrscht eine Trauer und eine Unzufriedenheit, die dem gewaltsamen Enthusiasmus der patriotischen Adressen geradezu widerspricht. Man murrt überall, aber trotzdem wird man marschieren und den Befehlen des Kaisers gehorchen. Durch das Gerede, daß die Tat des Generals York dies alles nötig gemacht habe, hat sich hierorts niemand täuschen lassen, man wußte recht gut, daß die Vorlage über die Aushebungen längst fertig war, bevor die Nachricht von Yorks Tat hier eintraf. Kam sie nur wenige Tage später, so wäre sie nicht mehr rechtzeitig gekommen, um zur Begründung der Vorlage zu dienen. Der Aufmarsch der Truppen, der Ankauf der Pferde, die Bildung der Reiterei wird sehr eilig betrieben. Schwierigkeiten und Bedenken halten nicht auf, kein Mittel wird gescheut, um ans Ziel zu kommen, gleichwohl hält man es für sehr schwierig, wenn nicht für unmöglich, daß der Kaiser vor dem Mai sich in einer Achtung gebietenden Verfassung befinden wird. Die Begeisterung, welche die Zeitungen ausdrücken, teilt übrigens kein Mensch, denn zu oft schreiben diese gerade das Gegenteil von der allgemeinen Ansicht. Man kennt das Mißvergnügen, mit welchem die Kohorten mehrerer Provinzen sich zur Armee begaben und man weiß sehr gut, daß verschiedne Opfergaben und Adressen auf höheren Befehl diktiert worden sind, oft ohne Wissen derer, deren Namen darunter verzeichnet waren. Diese Tatsache allein trägt viel zur Erhöhung der Unzufriedenheit bei, welche durch die erlittenen Unglücksfälle hervorgerufen ist. Man beklagt sich bitter über die großen und zahlreichen Opfer, die von neuem gefordert worden sind, aber während man lauter als je vorher redet und schreit, versäumt man nicht, den Befehlen der Regierung pünktlich zu gehorchen, man marschiert und zahlt gezwungen, als ob man es freiwillig täte."

Und darauf, daß Frankreich dem Willen seines Imperators nochmals gehorchte, darauf kam alles an. Mochte der Geist, der diese jungen Rekruten beseelte, auch nicht der alte sein, der dem General Bonaparte

Digitized by Google

auf den Schlachtfeldern Italiens zugejubelt hatte, der bei Austerlitz unter den Adlern des Kaiserreichs mit donnerndem vive l'empereur vorwärts gestürmt war, mochte die Mache eifriger Präfekten und Maires alles aufgeboten haben, um den Schein der Begeisterung zu wahren, — der Gehorsam gegen die kaiserlichen Befehle war einstweilen noch vorhanden. Allerdings, aus der alten Bretagne, aus der bourbonisch gesinnten Vendée kamen bedenkliche Nachrichten; die Dörfer und Städte hatten ihre Konskribierten nur höchst widerwillig fortgelassen, allerlei Kunstgriffe und Beruhigungsmittel hatten, gepaart mit Strenge, herhalten müssen, um die Aushebungen durchzusetzen. Es war nicht zu leugnen, daß die Volksstimme sich laut gegen die Fortsetzung eines Krieges ohne Ende aussprach, daß selbst die Person des Kaisers, besonders in Paris, Tadel genug empfing. „Niemals hat man Reden gehört," berichtet Krusemark weiter, „wie sie heute geführt werden, und was mir am meisten auffällt, das ist ein Erschlaffen in allen Dingen und ein dumpfes Grollen der Geister, das mir sehr gefährlich erscheint. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß dieses Mal noch alles nach den Wünschen der Regierung vonstatten gehen wird und an eine Auflehnung glaube ich nur, wenn den Kaiser fern von Frankreich neue Schicksalsschläge treffen; dann allein würde die Gefahr groß sein, und wie die Vorwegnahme der Staatseinkünfte das alte Regime der Bourbonen gestürzt hat, so ist es denkbar, daß diese immer wiederholte Vorwegnahme der Bevölkerung dem neuen Kaiserreich Verderben bringen könnte."

Bevor noch diese Stimmungsberichte des Generals von Krusemark in Berlin eintrafen, war der Fürst Franz Ludwig von Hatzfeldt in Paris angekommen. Es war ein kluger Schachzug des Staatskanzlers von Hardenberg, gerade diesen Mann nach Paris zu senden. Hatzfeldt hatte keine Ahnung von den inneren Gesinnungen König Friedrich Wilhelms und Hardenbergs; er gehörte jener Richtung an, die für Preußen von einem Bündnis mit dem französischen Kaiser alles Heil erwartete. Anno 1806, als bei Jena der preußische Militärstaat zusammenbrach, war Hatzfeldt Zivilgouverneur von Berlin, ein schlaffer, furchtsamer Mann, der sich wahrhaftig in jenen Tagen kein Ehrendenkmal gesetzt hatte. Als damals, am 22. Oktober, der Major von Pirch aus Küstrin mit dem königlichen Befehl in Berlin anlangte: Der Gouverneur solle sofort die im Zeughaus lagernden 40000 neuen Infanteriegewehre verladen und fortschaffen lassen, um sie vor den Feinden zu retten, weigerte sich der Fürst, dies ohne einen nochmaligen schriftlichen Befehl des Königs zu vollbringen, weil sonst der Stadt „ein unabsehbares Unglück bevorstände". Diese Weigerung nannte einige Tage später ein französischer Offizier einen „prétexte aux coeurs lâches et aux ambitieux vulgaires", „eine Ausflucht feiger Herzen und niedriger Gesinnung". Und in jenen Tagen, wo jeder Nerv des einzelnen Bürgers sich spannen mußte, um dem König und dem Vaterlande zu geben, was seine Kraft vermochte, hatte Fürst Hatzfeldt für Berlin nur den schwachherzigen Rat: „Ruhige Fassung ist derweilen unser Los. Unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unsern Mauern vorgeht: dieses ist nur unser einziges höheres Interesse, mit welchem wir uns allein beschäftigen müssen." Es war ein Hohn des Schicksals, daß gerade dieser Mann, der so um Leib und Leben, um Hab und Gut besorgt war, beinahe das erste Opfer der französischen Invasion Berlins geworden wäre. Ein ganz allgemein gehaltener Brief des Fürsten über die militärische Lage und den Anmarsch des Feindes an den König wurde von einer flinken Patrouille Murats aufgefangen und dem Kaiser Napoleon übersandt. Der Kaiser hatte nichts eiligeres zu tun, als dem Marschall Davout zu befehlen, den Fürsten sofort zu verhaften und ihn „comme traître et espion" durch ein Kriegsgericht abzuurteilen. Es waren schlimme Stunden für Hatzfeldt, denn man kannte die Gewaltjustiz des Korsen, seitdem der ganz unschuldige Herzog von Enghien ein Opfer derselben geworden war. Indes, hier kam es nicht so weit. Die Fürstin Hatzfeldt warf sich dem Kaiser zu Füßen und Bonaparte spielte den Großmütigen und gab der Fürstin das belastende Dokument heraus, das diese alsbald vor seinen Augen an einer Kerze verbrannte. So kam Fürst Hatzfeldt mit dem Schrecken davon, während eine feile Presse den Edelmut Napoleons nach Kräften lobte. Hatzfeldts Franzosenfreundschaft schien durch diesen Vorgang noch gesteigert zu sein. Er gehörte, wie wir schon sagten, jener Partei an, die in einer engen Anlehnung an Frankreich ihr Heil suchte. — Der Fürst war am 10. Januar aus Berlin gereist, nachdem er noch am Tage vorher gemeinsam mit dem Grafen Saint-Marsan beim Staatskanzler von Hardenberg gespeist hatte. „Saint-Marsan und Hatzfeldt aßen bei mir," schreibt Hardenberg in sein Tagebuch. „Notwendigkeit, dem ersten das wahre System zu verbergen, so wie es gegen Goltz und gegen alle geschehen ist. Hatzfeldt soll von nichts anfangen, überhaupt ist seine Sendung eine Maske." Dies wußte allerdings Hatzfeldt selbst am allerwenigsten; sein Auftrag ging hauptsächlich dahin, Napoleon über York und Tauroggen zu beruhigen und in ehrerbietigster Dringlichkeit um die Begleichung der 94 Millionen Franken zu bitten, die Napoleon Preußen schuldig war.

Daneben lief noch ein Anderes. Wir haben in der Gesellschaft Hardenbergs den Grafen Louis de Narbonne gesehen, an jenem Abend, als der Kurier des Herzogs von Tarent mit der Botschaft von Yorks Verrat kam und sich nicht abweisen lassen wollte. Narbonne war aus altem französischen Hochadel, war früher einer der geistreichsten und glänzendsten Kavaliere am Hofe des sechzehnten Ludwig gewesen, — wir hörten in

Digitized by Google

dieſen Blättern ſchon von ihm. Er war es, der die drei alten Tanten des Königs mit Gefahr ſeines Lebens rettete, war nachher mit Hilfe der Madame de Staël über den Kanal gekommen und hatte jahrelang als Emigrant in der Fremde gelebt, bei den Bourbonen nicht eben beliebt, weil er als intimer Freund Talleyrands galt, dem man damals noch lange nicht alles verziehen hatte. Übrigens war Narbonne ein ehrenhafter Mann und diente dem Kaiſer in ſeiner Weiſe. Er hatte den Plan ausgeheckt (oder Hardenberg ſelbſt war es geweſen, der ihm den Plan ſuggeriert hatte), daß der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, des Königs älteſter Sohn, der ſpätere geiſtreiche Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen, ſich mit einer kaiſerlichen Prinzeſſin, einer Beauharnais oder einer Murat verheiraten ſollte. Jedenfalls war Graf Narbonne, der durch eine ſolche Heirat die Stellung der Dynaſtie Bonaparte zu den alten regierenden Häuſern zu befeſtigen glaubte, Feuer und Flamme für dieſe Angelegenheit; nicht weniger der Graf Saint-Marſan, der überhaupt für die preußiſche Königsfamilie eine ſtarke Schwärmerei hatte.

König Friedrich Wilhelm ſelbſt wollte von dieſem Plane nicht viel wiſſen. Eine inſtinktive Antipathie, die nur zu berechtigt war und im Laufe der Unterdrückungsjahre täglich Nahrung erhalten hatte, wohnte zu tief in der königlichen Bruſt, und ſein Empfinden ließ eine ſolche Verbindung eines Hohenzollernſproſſen, eines Sohnes der Königin Luiſe, mit dieſer korſiſchen Abenteurergeſellſchaft nicht zu. Trotzdem hatte Hardenberg es für politiſch klug gehalten, auch dieſen Faden weiterzuſpinnen. Graf Saint-Marſan berichtete in jenen Tagen vertraulich nach Paris, daß der König und Hardenberg dieſem Heiratsplan mehr geneigt ſeien, als ſie ſich den Anſchein gäben. Zwar werde Fürſt Hatzfeldt nicht ſelbſt davon anfangen, aber wenn man darauf einginge, ſo würde das vielleicht Erfolge haben; allerdings wäre die Vorausſetzung ſolcher Verhandlungen eine durch den Kaiſer garantierte Wiederherſtellung der preußiſchen Monarchie. Heute darf man von dieſem Heiratsplan wohl getroſt annehmen, daß er nichts war als ein Köder der preußiſchen Diplomatie, auf den ſich Narbonne und Saint-Marſan feſtbiſſen; er diente nur zur Stimmungsmache, um über die Klippe von Tauroggen wegzukommen, und man hörte nichts mehr von ihm, als er dieſen Zweck erfüllt hatte.

Die Verteilung der Welt
Nach einer Karikatur von G. Schadow,
veröffentlicht unter dem Namen des engliſchen Stechers Gillray

Der König ſelbſt unterſtützte ſeinen Kanzler durch Bearbeitung der franzöſiſchen Geſandten. Es mag Friedrich Wilhelm, der ein grundehrliches Herz hatte, ſchwer gefallen ſein, dies Doppelſpiel zu treiben, denn längſt war es bei ihm beſchloſſene Sache, das Schwert nicht in der Scheide zu laſſen, ſondern es im richtigen Augenblicke zu ziehen und zwar — gegen Frankreich. Bevor er noch eine Ahnung hatte von den Dingen, die ſich beim Korps ſeines Generals York im äußerſten Oſten der Monarchie abſpielten, am 28. Dezember 1812, hatte er dem Kanzler auf eine Denkſchrift erwidert: „Schlagen muß man und vernichten," aber ebenſo klar war es ihm, daß die politiſche Klugheit es gebot, eine Scheinpolitik zu treiben, die ſo lange an dem franzöſiſchen Bündnis feſthielt, bis die Vorbereitungen, zu welchen der König auch Schutz- und Trutzbündniſſe mit Rußland und Öſterreich rechnete, ſo weit gediehen waren, um losſchlagen zu können. Bis dahin hielt Friedrich Wilhelm es nach ſeinen eigenen Worten für unbedingt notwendig, äußerlich nach wie vor mit Frankreich auf dem Fuße vollkommenſter Harmonie zu bleiben. So unterſtützte der König ſeinen Kanzler in dieſer Trugpolitik, ſo gut er es vermochte. „Es iſt wahr," ſagte er zu dem Grafen Saint-Marſan, „daß der größte Teil meiner Untertanen gegen die Franzoſen aufgebracht iſt, aber wenn ſie nicht durch Forderung von unerſchwinglichen Opfern aufs äußerſte gebracht werden, werden ſie ſich nicht regen. Man darf ſich nicht wundern über das, was geſchieht, wo die Ruſſen vordringen, aber an eben dieſen Orten haben dennoch die Behörden und die Einwohner das franzöſiſche Heer auf das beſte bewillkommnet, indem ſie lebhaft mitfühlten, was es gelitten hat, — und das beweiſt wohl am beſten die Reinheit meiner Abſichten und den Gehorſam gegen meine Befehle. Ich glaube, ſichere Data zu haben, daß Öſterreich feſt an dem

Digitized by Google

Bündnis mit Frankreich halten wird; wäre dies aber auch nicht der Fall, so ist meine Lage sehr verschieden von der Lage von Österreich. Ich bin der Verbündete Frankreichs. Änderte ich mein System, so würde ich meine Lage nur verschlimmern und würde dem Kaiser das Recht geben, mich als Feind zu behandeln. Ich weiß, daß es Narren gibt, welche Frankreich für zu Boden geworfen halten; aber sie werden sehen, daß es in kurzer Zeit ein Heer von 300000 Mann, ebenso glänzend als das erste, aufstellen wird. Ich glaube, daß ich noch trübe Augenblicke haben und Opfer zu bringen haben werde; ich werde diejenigen, welche nur immer zu tragen sind, tragen, um die Ruhe und die künftige Wohlfahrt meiner Familie und meines Volkes zu sichern. Sagen Sie dem Kaiser, daß ich keine Geldopfer mehr bringen kann, läßt er mir aber Geldmittel zukommen, so kann ich ihm 50—60000 Mann für seinen Dienst ausheben und bewaffnen. Übrigens ist es bei den gegenwärtigen Umständen ein Glück, daß Preußen ruhig ist, denn wenn es in diesem Lande einen Aufstand gäbe, so wäre dies der Funke, der ganz Deutschland entzünden würde."

In dieser Form hat sich nach dem Gesandtschaftsbericht des Grafen Saint-Marsan König Friedrich Wilhelm in jenen Tagen geäußert. Zugleich mit diesem Bericht ging in Paris auch eine Depesche des Herzogs von Castiglione, des alten Fuchses, des Marschalls Augereau, ein, welche dieser an den Major-General Berthier gerichtet hatte, und die Berthier wichtig genug erschien, sofort nach Paris weitergegeben zu werden. „Ich habe das höchste Vertrauen," heißt es in dieser Depesche Augereaus, „in die Anhänglichkeit des Königs von Preußen an seine Majestät den Kaiser, aber man sollte doch auch etwas mehr Zutrauen zu ihm haben, denn, wenn man allen Einflüsterungen Gehör geben will, so wird man immer Menschen finden, die ein Bedürfnis haben, zu intrigieren, in Verwirrung zu bringen und alles verdächtig zu machen, was zwischen Himmel und Erde ist. Dieses Land wird nur durch die ruhige Haltung seines Monarchen friedlich erhalten. Es war die ganze Klugheit und Weisheit eines solchen Königs nötig, um die Ordnung bis auf diesen Tag aufrecht zu erhalten."

Darin, daß es mit der Stimmung in Preußen höchst bedenklich aussah, und daß nur die ruhige Haltung des Königs und seines Kanzlers bis heute einen Ausbruch gegen die Franzosen verhindert hatten, — darin hatten der Gesandte und der Herzog zweifellos recht. Eine weitere Beruhigung mochte es für Napoleon sein, daß man ihm so ungefähr den franzosenfreundlichsten Geschäftsträger schickte, den man ausfindig machen konnte. Als Fürst Hatzfeldt sich beim Kanzler zur Abreise nach Paris meldete, war gerade Staatsrat von Hippel im Arbeitszimmer Hardenbergs, um mit dem Kanzler über den großen Volkserhebungsplan zu beraten. „Lassen Sie den ja nichts merken," raunte Hardenberg dem Staatsrat zu, „der darf am allerwenigsten wissen, was hier vorgeht."

Hatzfeldt traf in Paris ein und wurde vom Kaiser in Audienz empfangen. Napoleon war außerordentlich liebenswürdig. „Fürst Hatzfeldt," rief er dem mit tiefen Verneigungen sich nähernden Gesandten entgegen, „ich bin entzückt, Sie bei mir zu sehen. Sie sind ein braver Mann. Ihrem Souverän haben Sie beständig Proben der Ergebenheit bewiesen und auch ich finde Sie immer und bei jedem Anlaß meinen Interessen treu, weil Sie glauben, ganz richtig glauben, daß diese von denen ihres Landes nicht zu trennen sind."

Der Kaiser konnte zugleich dem Fürsten die Mitteilung machen, daß der Major von Natzmer, welcher York die Absetzung übermitteln sollte, von den Russen aufgefangen und an der Durchführung seines Befehles verhindert sei. Daß Herr von Natzmer, allerdings mit russischer Begleitung, zum Zaren weiter gereist war, davon hatte der Kaiser keine Ahnung. „Dadurch sei," führte der Kaiser aus, „die Ausführung der Befehle des Königs an das Yorksche Korps vereitelt und seine Mitwirkung für die Sache des Kaisers verloren, wie er das gleich bei der Kunde von Yorks Verrat vorausgesehen und vorausgesagt habe." Hierauf forderte der Kaiser, sein Vertrauen auf die Bündnistreue König Friedrich Wilhelms beteuernd, dreierlei: Die Abberufung des preußischen Gesandten aus Stockholm, also die Kriegserklärung an Schweden, den Verzicht auf jede eigne Verhandlung mit Rußland, und die Aufstellung eines beträchtlich verstärkten Hilfskorps.

Der Fürst Hatzfeldt ergriff auf Grund dieser kaiserlichen Forderungen die Gelegenheit, Napoleon sein ganzes Herz auszuschütten. Er stellte dem Kaiser in längerer Rede dar, wie nach seiner Meinung die ganze Stimmung in Preußen sei und daß es den geheimen Umtrieben einer Anzahl gefährlicher Männer gelungen sei, den Boden zu unterwühlen, so daß es dem König bitterlich schwer werde, die Ruhe aufrecht zu erhalten. Hatzfeldt stand dem Kaiser in gewisser Hinsicht sehr nahe; er fürchtete persönlich den jungen, frischen Geist, der sich allenthalben in Preußen und auch an den nichtpreußischen Universitäten in Deutschland kundgab und glaubte wohl aus innerster Überzeugung, daß nur Heil von der Zukunft zu erwarten sei, wenn die Regierung die Zügel in Händen behielte, er fürchtete also diese „geheimen Gesellschaften" ebenso wie der Kaiser Napoleon sie fürchtete. Es mag aber auch sein, daß er diese ihm bekannte Sorge Kaiser Napoleons zur Erreichung seiner Zwecke zu steigern suchte. Dieser Korse, aus einem Volke hervorgegangen, dem Verschwörungen und geheime Zettelungen als Erbteil der Natur im Blut steckten, war ein Zeitgenosse der großen Revolution, war ihr Geschöpf, allerdings auch ihr Bändiger, aber er hat nie aufgehört, vor Geheimklubs

Digitized by Google

und revolutionären Gesellschaften zu zittern. Stets war seine glänzend organisierte geheime Polizei, waren Fouché und später Savary mit Tausenden von Spionen und Agenten auf der Jagd nach Verschwörern und Meuchlern.

Diese leicht vibrierende Saite der kaiserlichen Psyche schlug nun Herr von Hatzfeldt an. Die „Sekten" mußten herhalten. „Groß sind die Verzweigungen der Sekten," sagte Hatzfeldt, „und sie haben unter der Maske der Treue zum König, den sie vorgeblich gegen seinen Willen retten wollen, erfolgreich gearbeitet. Wer weiß, ob sie nicht sogar Verbindungen mit den Jakobinern Frankreichs haben, denn ihre Absichten sind ganz und gar dieselben. (Aus diesem Satz scheint uns besonders hervorzugehen, daß Hatzfeldt den Kaiser bange machen wollte.) Preußen, geschwächt durch einen unglücklichen Krieg und durch die langen Leiden jeder Art, die er verursacht hat, ist heute nach meiner innigen Überzeugung der Leitstern auf dem Wege, den ganz Deutschland einschlagen wird. Wenn Preußen sich rührt, wenn es den Pfad der Volkserhebung beschreitet, so folgt ihm die ganze Nation. Das ist unabwendbar, und es wird sich rühren, wenn Eure Majestät dort neue Requisitionen vornehmen will und wenn der König seinem Volke neue Lasten auferlegen muß. Als das Bündnis mit Euer Majestät abgeschlossen wurde, hat die Regierung bei uns alles getan, um dies System beliebt zu machen, und ihre Bemühungen hätten Erfolg gehabt, wenn alle Punkte des Bündnisvertrages erfüllt, wenn nicht Opfer, die über unsere Kräfte gingen, gefordert worden wären. Heute, Sire, haben wir nicht bloß die Rückstände unserer Kriegskontribution getilgt, sondern Eure Majestät schuldet Preußen den Betrag von 94 Millionen. Sire, ich sage es mit dem Freimut eines Mannes von völliger Ergebenheit: Wenn Eure Majestät uns nicht zur Hilfe kommen, wenn Sie uns nicht nach dem Wortlaut des Vertrages wenigstens eine beträchtliche Abschlagssumme auszahlen lassen, um den König zur Organisation der ihm noch verbliebenen Streitkräfte die Mittel zu schaffen, ohne daß er die Nation von neuem belastet, so kann Preußen in seinem gegenwärtigen System sich nicht halten trotz der Überzeugung und des guten Willens des Königs und — ich spreche es mit Schmerz aus, aber die Wahrheit zwingt mich dazu — es ist unmöglich, die unheilvollen Ereignisse vorauszusehen, die daraus folgen werden. Wie können die Preußen sich an ein System fesseln, in welchem aller Vorteil ausschließlich für Frankreich und alle Opfer ausschließlich auf Preußens Seite wären, wenn Eure Majestät die Zahlungen versagen, welche Preußen vertragsmäßig und von Rechts wegen zustehen? Es gibt nur ein Mittel, Preußen zu retten und das allgemeine System Eurer Majestät zu erhalten; das besteht darin, uns eine beträchtliche Abschlagszahlung zu machen. Alsdann wird die öffentliche Meinung umschlagen und man wird sich bei uns bald überzeugen, daß nur die Allianz mit Eurer Majestät nicht bloß für die Zukunft nützlich werden kann, sondern daß sie uns auch für die Gegenwart keine unerträglichen Lasten auferlegt. Der König, Sire, hat mir befohlen, auf all diesen Betrachtungen mit Entschiedenheit zu bestehen. Wohl fühlt er, daß die großen Maßregeln, welche Sie jetzt ergreifen müssen, auch von Ihrer Seite große Opfer fordern und er ist daher rücksichtsvoll genug, nicht auf Zahlung der ganzen Summe zu bestehen, die uns nach unserer Rechnung zukommt. Ich habe in dieser Hinsicht keine besonderen Befehle, doch glaube ich sicher, daß sich der König für den Augenblick mit einer Abschlagszahlung von 25—30 Millionen Franks begnügen wird, die für Eure Majestät nichts sind, für Preußen aber alles. Dann, glaube ich, mit meinem Kopfe dafür stehen zu können, daß keine Volkserhebungen ausbrechen und Eure Majestät werden Preußen in den Stand setzen, Ihren Interessen wirksam dienen zu können. (Worauf die Preußen auch wahrhaftig gerade noch warteten!) Sie werden, Sire, uns in Deutschland vor der Geißel der Revolution bewahren, deren Nähe Ihnen nicht gleichgültig sein kann. — Sire," so schloß der Fürst seine lange Rede, „als der König mich hierher sandte, geschah es in dem Glauben, daß die Sprache eines, Ihren wie seinen Interessen gleich ergebenen Mannes Eindruck auf Sie machen

Franz Ludwig Fürst von Hatzfeldt
Nach der im Hohenzollern-Museum befindlichen Photographie eines Ölgemäldes

Digitized by Google

würde. Ich wage mir zu schmeicheln, daß Sie keinen Verdacht hegen, ich wollte hier Phrasen machen, um für Preußen einige Zahlungen herauszuschlagen, — ich habe die Wahrheit gesagt und gebe mich gern dem Glauben hin, daß sie Eurer Majestät nicht mißfallen hat."

Die Sprache eines Diplomaten, der mit kleinen Künsten diesen in allen Sätteln gerechten Korsen zur Hergabe von 30 Millionen zu kirren suchte! Wir wollen glauben, daß der Fürst von Hatzfeldt hier wirklich seine Überzeugung aussprach, aber was dann? Waren, wenn die Zustände in Preußen tatsächlich den Schilderungen Hatzfeldts entsprachen, waren dann 30 Millionen längst geschuldete Franks, das knappe Drittel einer 100 Millionenschuld, wirklich das Mittel, alle Risse im preußischen Staatskörper zu kitten? Konnten durch die gnädige Herablassung Napoleons — denn weiter war es doch eigentlich nichts — mit der Bezahlung seiner Schulden ernstlich den Anfang zu machen, die gewaltigen Wogen, die allenthalben in Preußen hochgingen, besänftigt werden? Es lag denn doch in diesen Ausführungen Hatzfeldts eine ganz bedenkliche Logik. Mit seinem Kopfe wollte der Fürst dafür bürgen, daß einige Kisten goldener Franksstücke alles wieder gut machen sollten, was der kleine korpulente Mann in sieben Jahren dem preußischen Staate und dem preußischen Volke Böses zugefügt hatte? Wie klein und arm schätzte doch dieser Fürst, der im Auftrage des preußischen Königs sprach, die glühenden Herzen ein, die in eines Blücher, eines Scharnhorst, eines Gneisenau Brust schlugen, die in Hunderttausenden von Preußen mutig an die Rippen pochten! Dennoch war dies eine Sprache aus dem Munde eines so ergebenen Franzosenfreundes wie Hatzfeldt, welche der Kaiser bisher noch nicht gehört hatte. Die Schilderungen Hatzfeldts deckten sich mit den Berichten, welche dem Kaiser aus Berlin und anderen Städten Preußens zugingen. Nur das Verhalten des Königs, hatte Pierre Augereau geschrieben, halte eine große Volksbewegung nieder. Wenn der Kaiser nun, wie Hatzfeldt forderte, die 30 Millionen hergab, um die Reorganisation des preußischen Heeres zu ermöglichen, so wußte er ja im Grunde gar nicht, ob er nicht dieses Heer *gegen* sich selbst bewaffnete? Außerdem gab Napoleon überhaupt höchst ungern her, was er einmal hatte.

„Was Sie mir eben über die Gefahr einer Volksbewegung in Deutschland gesagt haben," entgegnete der Kaiser dem preußischen Gesandten, „ist nur zu wohl begründet und es wäre das größte Unglück, das Ihnen begegnen könnte. Ich kenne den verderblichen Einfluß der Sekten; sie haben überall mit mehr oder weniger Erfolg gewühlt und ich habe deshalb schon den Befehl gegeben, daß keine Requisitionen mehr vorgenommen werden. *Was die Zahlung angeht, die Sie von mir verlangen, so werde ich darüber nachdenken.* Sie reisen ja noch nicht ab, sprechen Sie also darüber mit dem Herzog von Bassano. Wir werden uns schon verständigen. — Glauben Sie mir übrigens, daß ich wegen solcher Bewegungen bei mir zu Hause vollkommen ruhig bin. Ich fürchte sie ganz und gar nicht. Daß der Franzose räsonniert und schimpft, das können Sie alle Tage hören. Das eine Mal wollen sie, daß ich China und Ägypten erobere, ein anderes Mal, daß ich ruhig hinter dem Rhein bleibe. Aber das alles sind nichts als leere Redensarten. *Die Franzosen tun alles, was ich will, und das genügt.*"

Der kurze Sinn der langen Rede Hatzfeldts war: Zahlen Sie uns auf Ihre Schuldsumme eine Rate von 30 Millionen Franks, so bleibt bei uns zu Hause alles ruhig und der König unverbrüchlich bündnistreu. Weigern Sie die Zahlung, so können wir für nichts stehen. Aber diese dringliche Vorstellung des preußischen Gesandten glitt, wie aus der Antwort des Kaisers hervorgeht, vollständig an Napoleon ab. Ob in Preußen und Deutschland Revolutionen ausbrachen, schien ihm gleichgültig. Seiner Franzosen war er augenscheinlich sicher und seine Millionen — die behielt er lieber in der Tasche. „Sprechen Sie mit Bassano!" Was diese Redensart bedeutete, das haben wir bereits bei Krusemarks Auftreten erlebt.

Es ist seltsam, wie sehr dieser scharfsichtige, alles so schnell und treffsicher erfassende Mensch sich über die Stimmung der preußischen Nation täuschte. Der „Verrat" des Generals York, dies erste vernehmliche Grollen, das vom Osten der preußischen Monarchie herdrang und das heraufziehende Gewitter ankündigte, war ihm nur ein Mittel, um im Senat erhöhte Kredite und Aushebungen durchzudrücken, um die nationale Leidenschaft der Franzosen zu neuer Glut zu entfachen. Daß auch preußische Seelen nationaler Leidenschaft fähig seien, glaubte er nicht. Als bereits in Breslau die Wogen der Begeisterung hoch gingen und alles den nahen Sturm kündete, vierzehn Tage vor der Kriegserklärung, sagte er noch verächtlich zu dem Grafen Bubna, dem österreichischen Gesandten: *„Die Preußen sind keine Nation, sie haben keinen nationalen Stolz, sie sind die Gascogner Deutschlands, vom Zufall abhängig, wir haben sie immer verachtet. Überhaupt, der Deutsche ist nicht genug Mörder, um Revolutionen zu machen."*

Digitized by Google

19. Kapitel

Rüſtungen und Ränke

In der Tat wog ſeit Jena die politiſche Macht Preußen nur noch leicht in der Wagſchale der kaiſerlichen Entſchlüſſe. Rückſichten zu nehmen, hielt Napoleon dieſem Staat gegenüber nicht weſentlich für nötig. Überhaupt ſind die ganzen Verhandlungen, die er mit den preußiſchen Geſandten pflog, die er mit den Geſandten Württembergs und anderer Rheinbundſtaaten, ja ſelbſt mit dem Geſchäftsträger ſeines Schwiegervaters, Kaiſer Franz von Öſterreich, pflog, ſo außerordentlich bezeichnend für ſeinen Charakter, den er nie zu verleugnen vermochte, daß es wohl gut iſt, hier einige Zeilen aus Taine nachzuleſen, die manches verſtehen laſſen:

„Ich ſtehe abſeits von allen und richte mich nach niemand," ſagte er von ſich ſelbſt. Er kennt weder irgendwelche Verpflichtung, noch erkennt er Geſetze, nicht einmal ſolche der allgemeinen Höflichkeit, an, die die urſprüngliche Roheit mildern und den Menſchen ermöglichen, ohne Anſtoß miteinander zu verkehren. Für ſolche Vorſchriften hat er kein Verſtändnis und ſie ſind ihm zuwider. „Ich mag das unbeſtimmte und nivellierende Wort Konvenienz nicht," ſagt er, „das ihr bei jeder Gelegenheit anführt, Dummköpfe haben es erfunden, um Leuten von Geiſt ein wenig näherzukommen, es iſt eine Art Knebel, der den Starken hindert und nur dem Mittelmäßigen dient .... Ach! Und der gute Geſchmack! Das iſt auch eines jener klaſſiſchen Worte, die ich nicht gelten laſſe." — „Er iſt Ihr perſönlicher Feind," ſagte eines Tages Herr von Talleyrand zu ihm; „könnten Sie ſich ſeiner durch Kanonenſchüſſe entledigen, ſo exiſtierte er längſt nicht mehr." — Denn der gute Geſchmack iſt das erhabenſte Werk der Ziviliſation, das intimſte Kleidungsſtück menſchlicher Nacktheit; es haftet jedem einzelnen am feſteſten an und wird als letztes behalten, nachdem alle anderen bereits abgeworfen ſind. Für Napoleon bedeutet dies zarte Gewebe noch eine Feſſel mehr, er meidet es inſtinktmäßig, weil es ihn in ſeinen unwillkürlichen Bewegungen hindert, dieſen ungezügelten, herrſchſüchtigen, wilden Bewegungen des Siegers, der den Beſiegten zu Boden ſchlägt und in der Gewalt behält. Ein ſolches Benehmen iſt in keiner Geſellſchaft möglich, beſonders nicht unter unabhängigen, gewaffneten Perſönlichkeiten, die Nationen und Staaten vertreten, darum iſt es in der Politik und in der Diplomatie auch verpönt. Jedes Oberhaupt oder jeder Vertreter eines Landes vermeidet es wenigſtens ſeinesgleichen gegenüber aufs ſorgfältigſte. Es iſt gezwungen, ſie als Ebenbürtige zu behandeln, ihre Empfindlichkeit zu ſchonen, ſich alſo nicht von perſönlichen Leidenſchaften und der Erregung des Augenblicks hinreißen zu laſſen, ſondern ſich beſtändig zu beherrſchen und ſeine Worte abzuwägen. Daher der Ton der Manifeſte, der Protokolle, Depeſchen und der anderen öffentlichen Schriftſtücke, der vorſchriftsmäßige kalte, trockne, matte Kanzleiſtil, die wohlüberlegten, gemilderten Ausdrücke, jene endloſen, immer nach demſelben Muſter, wie mechaniſch gedrechſelten Redensarten, eine Art Wattebauſch und internationaler Stöpſel, der ſich zwiſchen die Widerſacher ſchiebt, um ihre Stöße abzuſchwächen. Zwiſchen Staat und Staat gibt es ohnehin genug gegenſeitige Reibungen, genug ſchmerzhafte, unvermeidliche Zuſammenſtöße und Urſache zu Streitigkeiten. Und weil die Folgen eines Konfliktes ſchon an ſich ernſt genug ſind, darf man nicht noch willkürlich andere Intereſſen hineinziehen, ohne Gefahr zu laufen, Widerſtand und Groll zu erhöhen. — Ganz entgegengeſetzt iſt es bei Napoleon: ſeine Haltung bleibt ſelbſt bei friedlichen Unterhaltungen drohend und herausfordernd. Er hebt bald unwillkürlich, bald abſichtlich ſeine Hand, man fühlt, daß er zuſchlagen will und inzwiſchen beleidigt er. In ſeinem Briefwechſel mit gekrönten Häuptern, in ſeinen offiziellen Kundgebungen, in ſeinen Geſprächen mit den Geſandten, ſelbſt in ſeinen öffentlichen Audienzen provoziert, bedroht und reizt er ſeinen Gegner, er behandelt ihn von oben herab, beſchimpft ihn offen und ſchleudert ihm die beleidigendſten Beſchuldigungen ins Geſicht; er enthüllt die Geheimniſſe ſeines Privatlebens, ſeines Kabinetts und ſeines Schlafzimmers, verleumdet oder ſchmäht ſeine Miniſter, ſeinen Hof und ſeine Gemahlin; er verletzt ihn gerade an ſeinem empfindlichſten Punkt, gibt ihm zu verſtehen, daß er ihn für betrogen, für einen Hahnrei, einen Meuchelmörder halte, ſchlägt ihm

gegenüber den Ton eines Richters an, der einen Schuldigen verurteilt, und spricht wie ein Vorgesetzter, der einen Untergebenen schilt oder am liebsten wie ein Schulmeister, der einen Schüler zurechtweist. Mit mitleidigem Lächeln erklärt er ihm seine Schwäche, seine Unfähigkeit und bereitet ihn auf seine gewisse Niederlage und bevorstehende Demütigung vor."

Von dieser Verachtung aller diplomatischen und gesellschaftlichen Formen hatte ihn auch die tiefe Erschütterung, die seine Machtstellung in Europa durch den unglücklichen Ausgang des russischen Feldzugs erlitten hatte, nicht zurückgebracht. Wir sehen das aus der ganzen Behandlung, die der Kaiser den Gesandten der einzelnen Länder zuteil werden ließ. Gegen die dringlich vorgebrachten Forderungen der preußischen Herren, die besonders aus dem Munde des Fürsten Hatzfeldt fast drohend, fast wie ein „entweder — oder" klangen, wenn man die sonstige Stellung dieses Fürsten zum Kaiser und seinen Interessen in Betracht zieht, stellte Napoleon sich einfach harthörig. Was wollte dieses Preußen auch tun? Aus dem ganzen Benehmen des Kaisers gegen Preußen in jenen Tagen geht hervor, daß der Argwohn des Generals von York, dem Kaiser sei Preußen nur noch ein Tauschobjekt für die Friedensverhandlungen, nur zu begründet erscheint. Aber auch sonst trat, wie schon bemerkt, der Kaiser gegen seine Partner durchaus nicht entgegenkommend und freundlich auf, der herausfordernde, brüskierende Ton, die kalte Nichtachtung, welche er von jeher gezeigt, verließ ihn nicht.

Das Gefühl, welches ihn in Smorgoni dazu trieb, die Trümmer der großen Armee ihrem Schicksal zu überlassen, war richtig gewesen. Es war die höchste Zeit, daß der Kaiser nach Paris zurückkehrte. Ministerpräsident Maret hatte aus Malodeczno — dem kaiserlichen Hauptquartier, von wo das berüchtigte 29. Bulletin geschrieben wurde —, ein kaiserliches Handbillett erhalten, welches ihm gleichzeitig mit Empfang dieses Bulletins, das der geschickte Mann jedenfalls umredigieren sollte, Stillschweigen auferlegte: „Halten Sie reinen Mund, lassen Sie nichts durchsickern, zehn Tage Ruhe und Lebensmittel in Überfluß werden die Mannszucht wieder herstellen." Dies Bulletin wurde denn auch so lange geheim gehalten, bis er den Tag seiner Ankunft in Paris abschätzen konnte. Der Kurier, welcher die Schreckenskunde nach Paris trug, machte den Umweg über Berlin, wo um die Mitte des Dezember sein niederschmetternder Inhalt bereits Eingeweihten bekannt wurde.

In Paris war bis zum 17. Dezember, an welchem Tage der Moniteur das 29. Bulletin brachte, amtlich noch nichts bekannt gegeben. Aber durch Privatbriefe, welche aus Rußlad ankamen, spannen sich Gerüchte über den Zustand der großen Armee. Fast jeder dieser Briefe berichtete von Tod, Verwundung, Krankheit und Elend. Viele der Toten und Verschollenen waren Persönlichkeiten von Rang und im gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt gut bekannt, viele der großen Familien des Kaiserreichs hatten schon Väter, Söhne, Brüder verloren; mit Angst öffnete man die Briefe, vor neuem Unglück bebend. An jeden dieser Briefe knüpfte sich gleich das Gerücht, seine vergrößernden Schatten werfend. Man stellte sich die prächtige Armee entblößt, aufgerieben, verfroren und verhungert vor Augen und kam mit diesen Vorstellungen ja ungefähr der entsetzlichen Wirklichkeit nahe. In den Salons der vornehmen Gesellschaft wurde das Elend der Armee in den grellsten Farben geschildert. Von Tag zu Tag wuchs die Unruhe der Bevölkerung in Paris. Die amtlichen Nachrichten blieben ganz aus; seit elf Tagen war selbst die Kaiserin Marie Luise ohne eine Zeile von ihrem Gemahl. Man sagte, der Kaiser sei umzingelt, mit seiner ganzen Armee gefangen genommen, zum schimpflichen Frieden gezwungen. Vergeblich bemühten sich die von der Regierung beeinflußten Zeitungen, die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Kriegsvorgänge in Spanien zu richten. Man war schon zu lange an das wechselnde Glück des spanischen Krieges gewöhnt, um die augenblicklichen Erfolge hoch einzuschätzen: die Sorge um die Armee in Rußland überwog alle sonstigen Interessen der Pariser.

In diese hochgespannte Stimmung platzte das 29. Bulletin hinein, das in seiner verschleiernden Form längst nicht alles, wohl aber vieles zugestand. Am 17. Dezember stand es im Moniteur, am 18. Dezember nachts gegen 12 Uhr traf der Kaiser selbst ein. Es war ein Trick, den sich Napoleon mit voller Berechnung leistete, wie eine Bombe wollte er in die Pariser Stimmung hineinfahren. Das Überraschende macht Glück. „Niemand hatte die Rückkehr des Kaisers erwartet," berichtete der österreichische Botschaftssekretär Lefèvre von Rechtenburg, „und allgemein war das Erstaunen. Ich weiß nicht, ob Napoleon die Wirkung berechnet hat, welche die Schnelligkeit seiner Reise auf die öffentliche Meinung haben würde, aber gewiß ist, daß eben diese einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht hat. Alles, was die Pariser verblüfft, erobert sie auch, und als man erfuhr, der Kaiser habe die Reise von Dresden nach Paris in vier Tagen gemacht, war man außer sich. ‚Er ist und bleibt ein außerordentlicher Mensch in allen Stücken', wiederholte ein jeder Mund. Mit einem Schlage waren alle Klagen vergessen, die man noch am Tage vorher gegen ihn erhoben hatte, und die Phrase, ‚er ist ein außerordentlicher Mensch' blieb. Es ist schwer, eine Tatsache zu erklären, die man zu glauben selber Mühe hat, aber, ohne mir völlig Rechenschaft über das Warum geben zu können, muß ich sagen: Die Ankunft Napoleons hat im ersten Augenblick auf die öffentliche Meinung eine im hohen

Digitized by Google

Maße aufrichtende Wirkung geübt. Alle Welt schien beruhigter, vielleicht auch deshalb, weil man mit dem Gedanken an die nächste Zukunft zu sehr beschäftigt war, um der Vergangenheit nachzuhängen."

Mehr wie alles zeigt dieser Bericht des Botschaftssekretärs an den Fürsten Metternich, wie sicher und lückenlos der Kalkül Napoleons gewesen war, als er zu seinem Gesandten in Warschau gesagt hatte: „Ich werde nur eine Stunde in Dresden bleiben, um mit dem König zu sprechen und dann Tag und Nacht durchreisen nach Paris: dort werde ich um Mitternacht einschlagen wie eine Bombe. Am anderen Morgen wird man verblüfft sein über meine Rückkehr. In der Hauptstadt und in ganz Frankreich wird man von nichts anderem sprechen und — man wird vergessen, was geschehen ist!" — Der kannte seine Franzosen! „Ich bin entzückt," sagte er einst zu Fouché, „wenn Sie mich versichern können, daß Faubourg Saint-Germain zufrieden ist. Und ich will Ihnen gestehen, daß ich in allen Schlachten, in den größten Gefahren, ja mitten in der Wüste immer die Gedanken erwäge: ‚Was wird Paris sagen — und vor allem Faubourg Saint-Germain?"

Noch in derselben Nacht stand der Erzkanzler des Kaiserreichs, Cambacérès, Herzog von Parma, vor dem Kaiser! Es fand eine geheime Konferenz statt, was nun zunächst zu tun sei. Der Begründer des revolutionären Wohlfahrtsausschusses und Schöpfer des Code Napoleon hatte vergeblich von dem russischen Abenteuer abgeraten. Er war ein gemäßigter, juristisch hochbedeutender und arbeitstüchtiger Mann, dieser Cambacérès, er galt als einer der „Königsmörder" aus jener gespenstischen Nachtsitzung des Konvents, in welcher der sechzehnte Ludwig zum Tode verdammt wurde. Napoleon pflegte wohl den Erzkanzler am Ohrläppchen zu zupfen und ihn zu necken: „Cambacérès, wenn die Bourbonen wiederkommen, werden Sie gehängt." Zwischen ihm also und dem Kaiser wurden die ersten Beratungen gepflogen und für den nächsten Morgen ein Ministerrat berufen — das große Paris ahnte noch nichts von der Rückkehr des Kaisers. Erst am nächsten Tage mittags verkündete der Kanonendonner den Parisern das Ereignis. Alsbald sammelten sich denn auch Volkshaufen auf der Terrasse der Tuilerien und brachten dem zurückgekehrten Imperator ihr vive l'empereur dar.

Am 20. Dezember, mittags 12 Uhr, empfing der Kaiser, auf dem Thron sitzend, in feierlicher Audienz den Senat. Diese Sache war natürlich sehr gut vorbereitet. Von Rüstungen und Opfern war zunächst nicht die Rede, ja, es ging das Gerücht, daß der Kaiser geäußert habe, er brauche vor dem kommenden Herbst keine Aushebungen und Gelder. Dies Gerücht wurde in Paris geflissentlich verbreitet; in der öffentlichen Audienz aber wurde viel von der Verschwörung des Generals Malet geredet, obwohl die Sache von völliger Bedeutungslosigkeit gewesen war, denn dieser General Malet war geisteskrank. Aber natürlich konnte es Napoleon und seinen Kreaturen nicht daran liegen, vor den Ohren ganz Europas über den Untergang der großen Armee zu verhandeln; ein Thema aber mußte sein und daher mußte die Verschwörung Malets herhalten. Dem Kaiser schien die Gelegenheit überdies günstig, einen Treueid auf seinen Sohn herauszuschlagen. „Menschen, die dem Gefängnis entsprungen waren," rief der Redner des Senats, „das kaiserliche Gnade ihnen angewiesen hatte, um sie der verdienten Todesstrafe zu entziehen, haben es gewagt, die Ruhe und Ordnung dieser großen Stadt zu stören; sie haben aber ihre Strafe für diese neuen Verbrechen davongetragen." Alsdann führte der Redner weiter aus, daß die monarchische Verfassung eines Staates das beste Unterpfand für die Ruhe und Sicherheit seiner Bürger sei und daß eben diese monarchische Verfassung in der Erblichkeit der Thronfolge ihre Wurzel habe. Nichts dürfte verabsäumt werden, um diese Bürgschaften zu festigen. „In den ersten Zeiten unserer französischen Geschichte", sagte der Senatsmann, „kam es mehr als einmal vor, daß der Herrscher befahl, durch einen feierlichen Schwur die Franzosen aller Stände zum voraus an den Erben der Krone zu ketten. Wenn das Alter des jungen Prinzen es zuließ, wurde zuweilen eine Krone auf sein Haupt gesetzt als ein Unterpfand für seine zukünftige Herrschermacht und ein Symbol für die ununterbrochene Fortdauer der Regierung."

Über die ungeheuren Opfer aber, die der Feldzug in Rußland gekostet hatte, gingen diese obersten Behörden Frankreichs, Staatsrat und Senat, sanft gleitend hinweg. Man hatte für alle die Greuel, die sich in den Schneefeldern Rußlands und im Eise der Beresina abgespielt hatten, Entschuldigungen und Beschönigungen und machte dem Kaiser seine Antwort herzlich leicht. — Er führte aus, daß sein Feldzug gegen Rußland nur politische Ziele gehabt habe und daß er sich frei wüßte von jedem persönlichen Groll. Wenn er gewollt hätte, so würde er den größten Teil der Völker Rußlands gegen den Zaren aufgerufen und die Aufhebung der Leibeigenschaft proklamiert haben, dann wäre die Auflösung des russischen Reiches sicher gewesen. Nicht einen Sieg hätten die Russen über ihn erfochten und seine Armee hätte nur durch die Unbilden des nordischen Klimas Verluste erlitten. Er ging über die ganze gräßliche Verwüstung jener Hunderttausende von Menschenleben leicht hinweg, aber über die Verschwörung des wahnsinnigen Generals Malet ließ er sich um so länger aus. „Der schönste Tod," rief er, „den ein Soldat haben kann, ist der auf dem Schlachtfeld, aber rühmlicher noch ist der Tod einer Obrigkeit in der Ausführung ihres Amtes; durch Feigheit und Furchtsamkeit der Soldaten können die Völker ihre Unabhängigkeit verlieren, aber ängstliche Be-

Digitized by Google

amte zerstören die Herrschaft der Gesetze, die Rechte des Thrones, ja, sogar die ganze gesellschaftliche Ordnung; das größte Bedürfnis eines Staates ist eine mutige Obrigkeit. Als ich es unternahm, ein neues Frankreich zu schaffen, da bat ich die Vorsehung, mir noch eine Reihe von Jahren zu gönnen; man kann in einem Augenblick zerstören, aufzubauen vermag man nicht ohne Hilfe der Zeit. Zur Zeit unserer Väter rief man: ‚Der König ist tot, es lebe der König!' In diesen paar Worten liegen die Hauptvorzüge der monarchischen Staatsform klar zutage. Ich glaube, den Geist, der meine Völker während der letzten Jahrhunderte beseelte, sorgfältig studiert zu haben, ich habe über die Vorgänge nachgedacht, die sich in den verschiedenen Zeiträumen unserer Geschichte abgespielt haben. Wenn das Volk heut so liebevolle Anhänglichkeit an meinem Sohn bezeugt, so geschieht das aus unbewußter Überzeugung von den Wohltaten der Monarchie."

Alles Phrasen, Schaumschlägerei. Er hatte die „verschiedenen Epochen unserer Geschichte", von denen er sprach, überhaupt nicht studiert, er richtete sich in der Behandlung der Franzosen nach seinen Urempfindungen, nach seiner intuitiven Erkenntnis, um es kurz zu sagen: nach den lebhaften Instinkten seines beweglichen Geistes. Er brauchte sich um die „Vorgänge in der Geschichte" auch wirklich nicht zu kümmern. Er wußte, daß, wenn er über den Sankt Bernhard ging und plötzlich „comme la foudre" in Italien einbrach, Frankreich aufhorchte und staunte. Er wußte, daß er den Franzosen mit dem Orden der Ehrenlegion, mit dem dicken Schweif von Herzogshüten, Marschallsstäben und äußerer Pracht Augenweide schaffte, den Kindern Spielzeug gab, das sie beschäftigte. Er wußte, daß seine blitzschnelle Reise von Polens Grenze bis Paris, sein Hineinplatzen wie eine Bombe in Paris Aufsehen machte und Faubourg Saint-Germain günstig stimmte — und daß eine gute, straff gehaltene Verwaltung, ein Senat und ein Staatsrat, welche nicht muckten, sondern, wenn man auf den Knopf drückte, automatisch mit dem Schweif wedelten, das Übrige besorgten. „Ich habe gewollt," sagte er nach Veröffentlichung des 29. Bulletins, „daß man die Wahrheit erfahre, aber wehe dem, der sich Kommentare darüber gestatten wird."

Und dennoch fühlte dieser Kaiser, daß er im Grunde nicht schob, sondern von den Verhältnissen geschoben wurde. „Wohl hatte ich das Steuer in der Hand," sagte er später auf Sankt Helena, „aber wie stark diese Hand auch war, die vielen plötzlichen Sturzwellen waren noch viel stärker, und ich war so klug, ihnen lieber nachzugeben, als zu kentern, indem ich zu hartnäckig widerstrebte. Ich war deshalb niemals mein eigener Herr, sondern bin immer durch die Umstände getrieben worden, so sehr, daß, wenn im Beginn meines Aufstiegs unter dem Konsulat aufrichtige Freude und begeisterte Anhänger mich manchmal fragten, in der besten Absicht und um selbst ein Ziel zu haben, zu welchem Ziel ich eigentlich strebte, ich ihnen immer antwortete, davon wisse ich selbst nichts. Das verblüffte sie wohl und machte sie vielleicht unzufrieden, und dennoch: Ich sagte ihnen die Wahrheit. Später, unter dem Kaiserreich, wo es weniger Vertraulichkeit gab, schienen viele Gesichter wieder dieselbe Frage an mich zu richten, und ich hätte ihnen dieselbe Antwort geben können. Ich war nie der Herr meiner Handlungen, weil ich nie so töricht war, die Ereignisse meinem System unterwerfen zu wollen."

Wie die Sachen auch immer liegen mochten, was der Kaiser jetzt gebrauchte, um von neuem eine „drohende Stellung" einzunehmen, waren Soldaten und Geld — Geld und Soldaten. Am 11. Januar 1813 stellte der Senatsbeschluß dem Kriegsminister 350000 Mann zur Verfügung, nämlich 120000 bereits einberufene, in Kohorten ausgebildete Rekruten, 100000 noch nicht einberufene Militärpflichtige, die aus den Aushebungen der Jahre 1809—1812 restierten und 130000 Mann des Jahrganges 1814. Der ganze Jahrgang 1813 war bereits im Laufe des russischen Feldzuges einberufen. Von Moskau aus hatte Napoleon selbst am 22. September 1812 die Einstellung von 120000 Mann des Jahrganges 1813 angeordnet. Die in Kohorten ausgebildeten Soldaten durften dem Gesetz nach nur im Innern Frankreichs verwendet werden, aber infolge jenes Senatsbeschlusses wurden sie jetzt der aktiven Armee zugeteilt und dem Kaiser jenseits der Grenzen für seine Schlachtfelder zur Verfügung gestellt.

Wir haben schon erwähnt, daß in manchen Provinzen, in der Vendée, in der alten Bretagne, die Aushebungen auf einigen Widerstand stießen. Aber die Energie des Kriegsministers Clarke, Herzogs von Feltre, überwand alle Hindernisse. Seit 1807 war dieser Clarke Kriegsminister. Er stammte aus einem irischen Hause. Als das Direktorium der Republik nach dem glänzenden Feldzug des Generals Bonaparte in Italien anno 1797 lebhafte Besorgnisse über die Absichten des erfolgreichen Generals hegte, besonders Carnot, sandte man Clarke, um den ehrgeizigen Mann zu überwachen. Aber das scharfe Auge des Generals Bonaparte durchschaute die Sache schnell. „Er ist ein Spion," sagte er damals über Clarke zu einem Vertrauten, „den mir die Direktoren als Aufpasser geschickt haben. Er ist ohne Talent, nur eingebildet." Indes, wie der schlaue Korse jeden zu benutzen verstand, der ihm über den Weg lief, so auch diesen Clarke. Er gewann ihn ganz und gar, und der Vertraute des Direktoriums sandte keinen Bericht nach Paris, den der General Bonaparte nicht gelesen und gebilligt hatte. Später erkannte Napoleon dann, daß dieser „Spion" doch bedeutende Talente habe, nicht als Heerführer zwar, wohl aber als Verwaltungsmann. Er setzte ihn

Digitized by Google

auf bedeutende Verwaltungsposten; Clarke war 1805 Gouverneur von Wien, 1806 von Erfurt und Berlin. Dann wurde er Kriegsminister und 1809 Herzog von Feltre. Er war es, der 1806 den Berliner Behörden den berüchtigten Eid abnahm, durch welchen dieselben ihrem König und Landesvater förmlich abschwören mußten; nämlich, „daß sie alles ausführen wollten, was man ihnen französischerseits befehlen würde und weder Briefwechsel noch irgendeine Art von Verbindung mit den Feinden der Franzosen eingehen wollten". Diese Feinde der Franzosen aber waren ihre eigenen Landsleute, ihr König, ihre Königin, ihre Brüder und Schwestern. Clarke nahm diesen schmählichen Eid in einem Saal des königlichen Schlosses an den Stufen eines rotbeschlagenen Thrones für den Kaiser Napoleon ab. Er war ein strenger Mann und geeignet für die Verwaltung und Auspressung eroberter Gebiete. Er besorgte das allerdings nicht selbst, sondern hatte seine Kreaturen dazu. Der Stadtdirektor von Berlin, Gubitz, erzählt, daß der Franzose Estève von ihm in Gegenwart Clarkes die Fälschung von 15 Millionen Taler in Kassenscheinen erzwingen wollte. In Berlin war Clarke sonst nicht unbeliebt; er stolperte ein wenig in der deutschen Sprache umher, was dazu beigetragen haben mag, daß er hier und da vermittelnd wirken konnte. Ein deutscher Zeitgenosse schildert ihn als einen Mann von stattlicher Gestalt und würdiger Haltung, dessen feines und anmutiges Benehmen notwendig Zutrauen und Sicherheit einflößen mußte. Obgleich er dem Kaiser als Kriegsminister unschätzbare Dienste erwiesen hat, war er ihm im Innern fremd. Als der Zusammenbruch des Kaiserreichs eintrat, hielt er die Treue auch nicht eine Minute länger als es sein eigener Vorteil verlangte, — wie so viele der anderen.

Was es übrigens heißen wollte, unter Kaiser Napoleon sieben Jahre als Kriegsminister zu dienen, ist kaum auszudenken. Ein stets wachsender Menschenbedarf, nur noch nach Hunderttausenden zählbar, ein fortwährendes atemloses Ausheben, Rekrutenpressen, Einkleiden, Bewaffnen, — eine haarsträubende Arbeitsleistung. Der Staatsmann Pasquier rechnet aus, daß im Jahre 1813 vom 11. Januar bis 7. Oktober, also in rund 9 Monaten, 840000 Rekruten verlangt und bewilligt wurden. „Niemals," so ruft Pasquier aus, „glaube ich und in keinem Lande hat man ähnliches erlebt; niemals ist einer Nation zugemutet worden, sich in derartigen Massen zur Schlachtbank führen zu lassen. Frankreich konnte nicht mehr."

Wer Kriegsminister war, mußte zu den bedenklichsten Mitteln seine Zuflucht nehmen, um den Bedarf an Menschen zu decken und die Kadres zu füllen. Man mußte eben die Leute nehmen, woher man sie bekommen konnte. Marcellin Marbot erzählt hier manches Interessante: „Jedes der damals bestehenden 108 Departements besaß seit mehreren Jahren eine sogenannte compagnie départementale, eine Art Leibwache der Präfekten. Diese Herren fanden ein besonderes Vergnügen darin, ihre Prätorianer unter den schönsten und ansehnlichsten jungen Männern ihres Verwaltungsbezirks zu wählen. Die Leute verließen niemals die Hauptstadt ihres Departements, lagen in vortrefflichen Kasernen, wurden gut verpflegt und bekleidet, taten wenig Dienst und schonten dabei ihre Kräfte. Die meisten befanden sich schon seit 6—7 Jahren in diesem angenehmen Verhältnis, und da sie regelmäßig in allen Zweigen des Waffendienstes geübt wurden, so fehlte ihnen zu einer ausgezeichneten Truppe nichts — als die Feuertaufe. Je nach der Größe der Departements waren die Kompagnien 150—250 Mann stark. Der Kaiser reihte sie sämtlich in die Linieninfanterieregimenter ein. — Andrerseits hob man eine große Anzahl Rekruten aus, die in früheren Jahrgängen, teils infolge von Protektion, teils infolge einer gelungenen List oder wegen allgemeiner Körperschwäche zurückgestellt worden waren. Das war gesetzlich. Ungesetzlich dagegen verfuhr man, indem man auch alle jene Männer zur Gestellung zwang, die sich früher freigelost hatten. Darüber wurde gemurrt, aber es wurde gehorcht. Dieser gute Erfolg ließ nun die Regierung noch weiter gehen. Sie berief auch alle diejenigen zur Fahne, die, wie es dem Gesetz nach zulässig war, sich einen Stellvertreter gekauft hatten. Hiervon wurden viele Familien, die den Loskauf ihrer Söhne nur mit den größten Opfern erwirkt hatten, sehr schwer betroffen. Ein solcher Stellvertreter kostete damals 12 bis 20 Tausend Franken, die bar bezahlt werden mußten. Und nun kam es vor, daß ein junger Mann in ein und derselben Kompagnie zusammen diente — mit seinem teuer bezahlten Stellvertreter! — Aber diese ungeheure Ungerechtigkeit und Härte hatte ihren guten Grund: sie war den Köpfen des damaligen Kriegsministers Clarke und des Polizeiministers Savary entsprungen. Diese hielten die Maßregel für das beste Mittel, irgendwelche politischen Umtriebe während des Krieges zu verhindern. Die Söhne der einflußreichsten Familien in den Händen des Kaisers mußten gute Geiseln abgeben gegen alle im Rücken der Armee etwa beabsichtigten regierungsfeindlichen Unternehmungen. In diesem Sinne wurde die Sache dem Kaiser plausibel gemacht und er ging auch darauf ein. Er errichtete aber, um der despotischen Maßregel wenigstens einigermaßen den Stachel zu nehmen, unter der Benennung „Gardes d'honneur" vier leichte Kavallerieregimenter, in welche diese Söhne aus den guten Familien aufgenommen wurden. Die Regimenter erhielten eine prächtige Husarenuniform und wurden von Generalen kommandiert. — Neben diesen mehr oder weniger gesetzlichen Komplettierungen der Armee lief noch eine vorzeitige Rekrutenaushebung und die Einstellung von Matrosen und sonstigen Schiffsmannschaften der Marine. Hierdurch gewann der Kaiser 30000 Mann dienstgeschulter Leute, die bisher müßig in den Häfen umherliegend, nichts sehnlicher gewünscht hatten, als im Landheer Verwendung

zu finden und an dessen Ruhm teilnehmen zu können. Diese Marinesoldaten wurden bald ganz ausgezeichnete, durch Mut und Tapferkeit hervorragende Infanteristen. — Endlich, zu jedem Mittel greifend, seine Armee in Deutschland wieder so stark wie möglich zu machen, entzog der Kaiser aufs neue der Armee in Spanien nicht allein einige tausend Mann zum Ersatz für seine Garde, sondern auch noch mehrere vollständige Divisionen, deren alte Soldaten mit dem Krieg nach jeder Richtung hin vertraut waren."

Mochte die Notwendigkeit nun auch die mannigfachen Übergriffe bei den Rekrutierungen gebieten — sie machten doch viel böses Blut, besonders die Sache mit der Ehrengarde, durch welche die einflußreichen Familien so empfindlich getroffen wurden. „Keine Maßregel," schreibt Pasquier, „hat Napoleon so viel unversöhnliche Feinde geschaffen, wie diese, sein Sturz wurde nun in tausenden der angesehensten Familien mit glühender Sehnsucht herbeigewünscht."

Trotzdem gab es bedenkliche Meutereien bei den Rekrutierungen eigentlich nicht. Nur an einem einzigen Orte in einem nordholländischen Departement entstanden Unruhen. Aber mit eiserner Strenge wurden dieselben sofort unterdrückt. Es wurden aus den benachbarten Garnisonen Truppen herbeigezogen und als Kommissar der Regierung ein entschlossener alter Revolutionsmann, Monsieur Réal, vom Herzog von Rovigo hingesandt, um an Ort und Stelle eine scharfe Untersuchung zu führen und dafür zu sorgen, daß die Meuterer nach der Strenge des Gesetzes bestraft würden. Monsieur Réal ließ binnen 24 Stunden zehn der Rädelsführer erschießen und die Ordnung war sofort wiederhergestellt. „Ich hörte," erzählt Pasquier, „den Bericht mit an, den Réal dem Polizeiminister erstattete, und mir war es, als hörte ich einen jener revolutionären ‚Repräsentanten des Volkes', wie er dem Wohlfahrtsausschuß seine Meldung machte. Sogar der Herzog von Rovigo wurde peinlich davon berührt (was bei diesem Henkersknecht des Napoleonismus viel sagen wollte). Er sagte zu mir, als Monsieur Réal gegangen war: ‚Die Kaltblütigkeit, womit dieser Mann über eine derartige Sendung berichtet, kann einem übel machen, aber so sind diese Revolutionsmänner alle.'"

Auch der alte Marschall Kellermann mußte seine Erfahrung und seine Organisationsgabe wieder in den Dienst des Vaterlandes stellen, — der alte Franz Christoph Kellermann, der Sieger von Valmy. Er war ein geborener Elsässer aus sächsischem Stamm, deutsches Blut in seinen Adern, der alte Mann. Seine Laufbahn reichte noch weit in das ancien régime zurück. Anno 1759 im siebenjährigen Kriege focht er als junger Leutnant unter dem Marschall Broglie gegen den älteren Braunschweig; er war schon ein Graukopf und an die Sechzig, als die Republik ihn rief, um den alten Luckner, den man auf republikanische Weise ins Jenseits befördert hatte, im Oberbefehl der Zentrumsarmee zu ersetzen. Er war es, der sich in den Pässen der Argonnen gegen den jüngeren Braunschweig und seine Preußen aufstellte und ihm den Weg nach Paris versperrte. Wie hätte es anders kommen können an jenem Tage von Valmy, wenn Kellermann ein anderer war, als er war, und die Höhen von La Lune preisgab; wenn Braunschweig die Schlacht gewann und seine Scharen gegen Paris führte? Aber Braunschweig siegte nicht. Wohl donnerten seine Geschütze vom Wirtshaus La Lune herüber, warfen einen Pulverwagen in die Luft und töteten Kellermann das Pferd unter dem Leibe. Aber als dann die preußischen Kolonnen vorbrachen, um die Verwirrung des Augenblicks auszunutzen, und nach der prahlerischen Meinung einiger emigrierter Grandseigneurs „die Sanskulotten wie Federvieh auseinander zu scheuchen", hatte Kellermann seinen großen Augenblick. „Kameraden," schrie er mit Donnerstimme in den Trubel hinein, seinen Generalshut auf der Degenspitze schwenkend, „Kameraden, es lebe das Vaterland! Laßt uns für das Vaterland siegen oder sterben!" Wie Granit festgeschlossene Reihen empfangen den Vorstoß der Preußen und aus zehntausend Kehlen dröhnt das „vive la patrie" des Generals nach. Der Angriff wurde abgeschlagen, ein zweiter, den der Herzog von Braunschweig am Abend unternehmen ließ, desgleichen. — In der Geschichte ist dieser Tag berühmt als die Kanonade von Valmy. Wolfgang von Goethe war im Gefolge des Herzogs von Weimar mit dabei. Der große Beobachter menschlichen Lebens wollte gern wissen, was es mit dem Kanonenfieber auf sich habe. „Von jeder Seite," schreibt er in seinen Feldzugserinnerungen, „wurden an diesem Tage 10000 Schüsse verschwendet, von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf, denn man schoß mit Kanonen völlig, als wäre es Pelotonfeuer. Nachmittags um 1 Uhr war es am gewaltigsten. Die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung. Niemand wußte, was daraus werden sollte. — Ich hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen, wie es eigentlich damit beschaffen sei. Langeweile und ein Geist, den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleitete mich, ganz gelassen nach dem Vorwerk La Lune hinaufzureiten. Dieses war wieder von den Unsrigen besetzt, gewährte jedoch einen gar wilden Eindruck: Die zerschossenen Dächer, die herumgestreuten Weizenbündel, die darauf hier und da ausgestreckten tödlich Verwundeten und dazwischen noch manchmal eine Kanonenkugel, die, sich herüberverirrend, in den Überresten der Ziegeldächer klapperte. Ganz allein, mir selbst gelassen, ritt ich links auf den Höhenweg und konnte deutlich die glückliche Stellung der Franzosen überschauen; sie standen amphitheatralisch in größter Ruhe und Sicherheit, Kellermann

Digitized by Google

jedoch auf dem linken Flügel eher zu erreichen. Ich war nun vollkommen in die Region gelangt, wo die Kugeln herüberſpielten; der Ton iſt wunderſam genug, als wär er zuſammengeſetzt aus dem Brummen des Kreiſels, dem Butteln des Waſſers und dem Pfeifen eines Vogels. Sie waren weniger gefährlich wegen des feuchten Erdbodens; wo eine hinſchlug, blieb ſie ſtecken, und ſo ward mein törichter Verſuchsritt wenigſtens vor der Gefahr des Rikoſchettierens geſichert. Unter dieſen Umſtänden konnte ich jedoch bald bemerken, daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf und doch würde ſich die Empfindung nur gleichnisweiſe mitteilen laſſen. Es ſchien, als wäre man an einem ſehr heißen Orte und zugleich von derſelben Hitze völlig durchdrungen, ſo daß man ſich mit demſelben Element, in welchem man ſich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke noch Deutlichkeit, aber es iſt doch, als wenn die Welt einen gewiſſen braunrötlichen Ton hätte, der den Zuſtand, ſowie die Gegenſtände noch apprehenſiver macht. Von wegen des Blutes habe ich nichts bemerken können, ſondern mir ſchien vielmehr alles in jener Glut verſchlungen zu ſein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man dieſen Zuſtand ein Fieber nennen könne. Bemerkenswert bleibt es indeſſen, daß jenes gräßlich Bängliche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird. Denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft iſt doch eigentlich Urſache an dieſen Empfindungen. — Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand ich bemerkenswert, daß alle jene Glut ſogleich erloſchen und nicht das Mindeſte von einer fieberhaften Bewegung übriggeblieben ſei. Es gehört übrigens dieſer Zuſtand unter die am wenigſten wünſchenswerten, wie ich denn auch unter meinen lieben und edlen Kriegskameraden kaum einen gefunden habe, der einen eigentlich leidenſchaftlichen Trieb hiernach geäußert hätte."

Franz Chriſtoph Kellermann
Marſchall des Kaiſerreichs, Herzog von Valmy
Nach einer Lithographie

So weit Goethe über den Tag von Valmy und ſeine Empfindungen, als er in das Bereich der Kanonenkugeln ritt. Da in dieſen Blättern ſchon viel von Kanonen und Schlachten die Rede geweſen iſt und noch ferner ſein muß, mögen dieſe Aufzeichnungen eines Weltdichters immerhin das Intereſſe unſerer Leſer in Anſpruch nehmen. Aber nicht nur der Beobachter, auch der Seher war an dieſem denkwürdigen Tage in unſerem Goethe lebendig. Als die preußiſchen Sturmkolonnen aus dem Feuer zurückgezogen wurden, trat überall die größte Beſtürzung ein. Man hatte am Morgen nicht anders gedacht, als die ſämtlichen Franzoſen aufzuſpießen und aufzuſpeiſen, und nun kam es ſo ganz anders. Drüben Kellermann mit ſeinem Hut auf der Degenſpitze und ſeinem „vive la patrie" und hier im preußiſchen Lager Entmutigung, verfrorene und durchnäßte Krieger. „Wir hatten eben," ſagt Goethe, „als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geſchloſſen, in deſſen Mitte aber nicht einmal, wie gewöhnlich, ein Feuer angezündet werden konnte; die meiſten ſchwiegen, einige ſprachen, und es fehlte doch eigentlich einem jeden Beſinnung und Urteil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt; diesmal ſagte ich: Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeſchichte aus und ihr könnt ſagen, ihr ſeid dabei geweſen." Dieſe Worte waren prophetiſch: Am nächſten Tage, am 21. September 1792, erklärte der Nationalkonvent zu Paris Frankreich zur Republik. — Um jene Zeit, während Kellermann mit ſeinen begeiſterten Truppen auf den Höhen von Valmy ſtandhielt, bekam ein gewiſſer Korſe ſein Hauptmannspatent und ging bald darauf in ſeine Heimat, ſein Glück dort zu verſuchen. Zwanzig Jahre ſind ſeitdem dahin: verrauſcht, getragen von Frankreichs Sieg und Ruhm. Die Epoche, die Goethe verkündet hatte, ging mit ſchnellen Schritten ihrem Ausgang entgegen und Kellermann war alt, war Herzog von Valmy und nannte das herrliche Schloß Johannisberg am Rhein mit ſeinen geſegneten Weinbergen ſein eigen. Die Kellermanns ſaßen warm in der Gunſt des Kaiſers; der Sohn Kellermann hatte bei Marengo den Sieg erritten. Jetzt lieh der alte Mann ſeinen Arm zu neuer Wappnung Frankreichs, er hatte das Oberkommando über die Reſervearmeen, die ſich an Frankreichs Grenzen neu bildeten.

Digitized by Google

Aber es war nicht nur des Kaisers Aufgabe, neue Heere aus der Erde zu stampfen, — größer fast war die, in der Diplomatie die Fäden zu spinnen, um die Bündnisse, deren Bestand durch den Zusammenbruch bedenklich erschüttert war, wieder neu zu knüpfen. Preußen hatte durch seine Gesandten die beruhigendsten Versicherungen gegeben, und wenngleich der „Verrat" Yorks dem Kaiser politisch bedenklich erschien, militärisch war er schließlich leichter zu verschmerzen. Also über die Haltung Preußens war Napoleon beruhigt. Als Fürst Hatzfeldt ihm meldete, daß der König die Absicht habe, nach Breslau zu gehen, um dort die preußischen Rüstungen — natürlich zugunsten Frankreichs — eifriger betreiben zu können, entgegnete Napoleon nur: „Ah, Ihr König will nach Breslau? Das finde ich sehr am Platze."

Wie stand es nun mit dem zweiten großen Verbündeten Napoleons, mit Österreich? Das Kaiserreich Österreich stand seiner ganzen Lage nach, im Vergleich mit Preußen, völlig unabhängig da. Kaiser Franz saß gemächlich und sicher in seiner Hofburg zu Wien und brauchte nicht zu fürchten, daß ihn plötzlich der Gewaltstreich eines französischen Marschalls aufhöbe, wie das dem König von Preußen, solange er sich in Potsdam aufhielt, täglich passieren konnte. Auch gab ihm das verwandtschaftliche Verhältnis als Schwiegervater Napoleons und Großvater des Erben der französischen Kaiserkrone eine ganz andere Stellung zu Frankreich. Zwar traute Kaiser Franz seinem Schwiegersohn nicht über den Weg (und er hatte auch nicht die geringste Ursache dazu), aber er war dennoch weit davon entfernt, jetzt in Verbindung mit Preußen und Rußland das Schwert gegen Napoleon zu ziehen. Von Dresden aus, auf seiner Schlittenflucht, hatte Napoleon, wie an den König von Preußen, so auch an den Kaiser Franz geschrieben und die Verstärkung des österreichischen Hilfskorps gefordert. Das lag nun gar nicht im Sinne des österreichischen Kabinetts. Die Pläne des Grafen Metternich gingen in jenen Stunden schon weit über die seines Kaisers hinaus. Metternich war nicht gesonnen, die furchtbare Schwächung, die Napoleons Macht durch den russischen Feldzug erlitten hatte, ungenutzt vorübergehen zu lassen. Er sandte den Grafen von Bubna nach Paris zum Kaiser und wählte damit eine Persönlichkeit, welche den preußischen Herren an diplomatischen Fähigkeiten weit überlegen war. Graf Bubna war von Haus aus Offizier, war jung zur Fahne gekommen und hatte eine für österreichische Verhältnisse glänzende Militärlaufbahn hinter sich. Er war ein Mann von schöner Bestimmtheit und kluger Einsicht. „Meine Aufgabe war," sagte Bubna selbst, „*den Kaiser reden zu machen*." Der Graf überbrachte ein Handschreiben seines Souveräns, — ein Schreiben, in welchem nichts stand wie leere Worte, alles übrige sollte Bubna mündlich abmachen. Am 30. Dezember, um dieselbe Zeit, als General von York und General von Diebitsch in der Poscheruner Mühle bei Tauroggen die weltbedeutende Konvention schlossen, traf der Reisewagen des österreichischen Gesandten in Paris ein. Am Neujahrsabend empfing der Kaiser den Grafen. Die Unterredung dauerte über zwei Stunden. Die Berichte des Grafen Bubna, welche nach Wien gelangten, waren immer hochinteressant. Ein so feiner Kenner wie Wilhelm von Humboldt war stets entzückt, wenn Graf Metternich ihm aus einem der Berichte Bubnas vorlas, denn diese standen stilistisch und inhaltlich auf gleicher Hö he, so daß es ein Genuß war, sie zu hören.

Was Bubna zu hören bekam, war allerdings höchst überraschend und schmeckte durchaus nicht nach Frieden. „Was die Ereignisse im Norden angeht," sagte der Kaiser, „so hat mein Bulletin sie ohne Rückhalt bekannt gemacht. Ich bin nach Moskau gegangen, um durch eine große Schlacht den Frieden zu erkämpfen. Ich habe mich dort vierzehn Tage zu lange aufgehalten. Nach dem Brande von Moskau, nach Beseitigung aller Mittel, die einen Winteraufenthalt möglich gemacht hätten, mußte ich umkehren in dem Augenblicke, als ich erkannte, daß der Friede nicht zustandekommen werde. Aber dieser Entschluß wurde mir zu schwer und ich brachte es auch nicht über mich, 2000 tapfere Soldaten und Verwundete zurückzulassen. Ich habe gezögert, der Winter stellte sich früher ein als sonst, er überraschte mich und statt der 2000 Verwundeten, die ich nicht opfern wollte, hat er mir diesen großen Verlust verursacht. Wenn sich das Wetter nur sechs Tage länger günstig gehalten hätte, so hätte ich mich noch herausziehen, mich an der Düna, zu Smolensk und am Dnieper behaupten können. Ich habe die Russen bei Malo-Jaroslawetz geschlagen, sie wagten es nicht, mir näher auf den Leib zu rücken, sie folgten meinen Bewegungen nur aus der Ferne. Zwar die Kosaken haben mich geplündert und mir meine Nachzügler geraubt, die Kälte hat mich zu früh überrascht, sie war entsetzlich, sie stieg auf 20° und darüber und hat meinen Soldaten den Verstand verwirrt. Weder an eine solche Lage noch an ein solches Klima gewöhnt, versäumten sie es, sich mit Schnee zu reiben, näherten sich unvorsichtig dem Feuer und vermehrten dadurch noch ihre Leiden, so kam es, daß vielen von ihnen Hände und Füße erfroren. Das Heer zieht sich jetzt hinter den Njemen zurück und die Verfolgung der Russen kann sich höchstens bis zur Weichsel ausdehnen. Die Russen sind nicht weniger erschöpft als ich; ihre Infanterie ist ganz vernichtet; ich habe nichts mehr zu fürchten als höchstens noch einige Kosakenangriffe. Glauben Sie mir, die Russen sind nicht mehr, was sie früher waren, ihr Fußvolk ist nicht mehr das alte, ich achte sie geringer als je. — Im Krieg ist das nun einmal nicht anders, man gewinnt Schlachten und man verliert sie. In Wahrheit habe ich gegen die Russen keine einzige Schlacht verloren, die Elemente waren es,

Digitized by Google

die mich überwältigten." Und so weiter. Der Kaiser legte es darauf an, wie es seine Art war, dem österreichischen Gesandten, wie man sagt, ein Loch in den Leib zu reden; ein Gran Wahrheit und ein Berg Falsches, geschickt gemischt und advokatorisch beredt vorgetragen, sollte auch hier seine Wirkung tun, wie bisher so oft. Aber Bubna traf in seiner Entgegnung geschickt einen wunden Punkt. „Die plötzliche und unvermutete Abreise Euer kaiserlichen Majestät von der Armee hat in Deutschland einen sehr üblen Eindruck gemacht und die allgemeine Vermutung bestätigt, daß die große Armee vernichtet sei." Kaiser Napoleon war von diesem Einwurf offenbar sehr peinlich berührt, aber um eine Ausrede war er durchaus nicht verlegen. „Ich bin nur zurückgekommen," sagte er, „weil ich im Innern meines Reiches Anordnungen zu treffen hatte, die mich selbst dann auf 6 Wochen heimzukehren genötigt hätten, wenn der Rückzug meiner Armee auch nicht stattfand. (Mit unerhörter Frechheit sprach dieser Mann noch fortwährend von einer „Armee", obgleich von einer solchen doch überhaupt keine Rede mehr war. Er hielt diese Fiktion so lange aufrecht, als es nur irgend anging.) Die Engländer haben über meine Person die albernsten Gerüchte ausgesprengt: Sie haben behauptet, ich sei tot, da habe ich ihnen und meinem Volke beweisen wollen, daß ich mich sehr wohl befände, wovon ja auch Sie sich jetzt überzeugen können."

Ferdinand Graf von Bubna
Nach einem Stich von J. G. Mansfeld

Hierauf entwickelte der Kaiser in großen Zügen dem österreichischen Gesandten seine neuen Pläne. Er wollte zwei Armeen aufstellen, die eine bei Hamburg, die andere bei Berlin. Die Könige von Dänemark und Preußen hielten am französischen Bündnis fest, Dänemark würde ihm 8000 holsteinische Pferde liefern; Preußen wolle sein Kontingent um 10000 Mann vermehren. Im Frühjahr würde er von neuem 400000 Mann unter den Waffen haben, um Rußland wieder anzugreifen. Frieden würde er nur machen unter ehrenhaften Bedingungen. Er rechne bestimmt darauf, daß Kaiser Franz von Österreich ebenso bündnistreu sein würde wie die übrigen Souveräne — und daß selbst die schönsten Versprechungen Rußlands und Englands ihn nicht bestimmen würden, von Frankreich abzufallen.

Diese kriegerische Sprache des Kaisers veranlaßte nun den Grafen Bubna, mit der Erklärung hervorzutreten, daß die Bestrebungen des Kaisers Franz nur auf den Frieden gerichtet seien und daß er für den Krieg nicht einen Schritt mehr tun könnte als der jetzige Vertrag mit Frankreich ihn zu tun verpflichte.

Napoleon horchte bei dieser Erklärung scharf auf. „Warum", rief er, „kann der Kaiser von Österreich für den Krieg nichts tun? Ihr habt ja genug Truppen und eure Armee in Galizien ist schon mobil. Ich wünsche nur 30000 Mann mehr, darunter 12000 Mann Reiterei. Habt ihr kein Geld, gut, so werden wir ein neues Abkommen treffen, und ich verpflichte mich, euch Geld zu schaffen." „Sire," entgegnete hierauf Graf Bubna ernst, „es ist nicht bloß der Mangel an Geld, der uns zurückhält, sondern mein Herr und Kaiser schätzt das Leben seiner Untertanen zu hoch, um sie in einem Krieg zu opfern, der in unsern Augen kein Ziel mehr hat, und die Meinung unserer Völker spricht sich laut gegen die Fortdauer der Unterstützung aus, welche wir Frankreich in diesem Kriege gewähren können." „Wohlan," sagte Napoleon, „machen wir Frieden, weiteres verlange ich nicht. Möge Ihr Kaiser laut mit Rußland reden."

Dieser Audienz des Grafen Bubna folgte ein Handschreiben des Kaisers Napoleon an seinen Schwiegervater, das hier im Auszug wiedergegeben werden mag, da wir ja schon aus der vorhergehenden Unterredung mit dem General Bubna die Ansichten und die Beweisführung Napoleons kennen.

Paris, den 7. Januar 1813.

Mein Herr Bruder und lieber Schwiegervater, ich erhalte den Brief Ihrer Majestät aus Wien vom 20. Dezember. Ich habe den Generalleutnant Grafen Bubna gesprochen. Nach dem, was er sagte, schien es, daß man in Wien vielen Dingen Glauben schenkt, die die russischen Bulletins fälschlich berichtet haben. Ich bin nie auf die russische Armee gestoßen, ohne sie zu schlagen. Die Russen haben mir keine Kanonen und keinen einzigen Adler genommen. . . . . Meine Garde hat nie gekämpft. Sie hat

Digitized by Google

keinen Schuß abgegeben und keinen Mann vor dem Feind verloren. Die Unterstellung, daß man dem Herzog von Elchingen 11000 Mann genommen habe, ist wahnsinnig. Die Geschichte von Krasnoi, wo ich mich im Galopp zurückgezogen hätte, ist eine glatte Erfindung. Die angebliche Affäre vom Vizekönig ist falsch. Es ist wahr, daß vom 7. November bis zum 16., als 18 und sogar 22 Grad Kälte waren, 30000 Pferde der Kavallerie und Artillerie gefallen sind; ich mußte mehrere tausend Ambulanzen, Gepäckwagen aus Mangel an Pferden im Stiche lassen. Die Wege waren mit Glatteis bedeckt. In diesem schrecklichen Frost und Sturm wurde das Biwak für meine Leute unerträglich; viele entfernten sich abends, um Häuser und Zufluchtsstätten aufzusuchen; ich hatte keine Kavallerie mehr, um sie zu decken. Die Kosaken haben ein paar Tausend aufgegriffen . . . Ich habe große Verluste erlitten, aber die Russen können sich dessen in keiner Weise rühmen. Niemals hat sich ihre Infanterie und Kavallerie schlechter geschlagen als in diesem Feldzug. Ihre Kosakenkorps haben sich noch am besten gehalten in der Art des Krieges, für die sie zu gebrauchen sind . . .

Meine Armee hat ohne Zweifel gelitten, sie hat große Verluste an Material gehabt; aber wären diese Verluste noch viel größer, so sind die Ersatzmittel in unseren Arsenalen von Danzig und den Plätzen an der Oder und am Rhein, die meinen Bedürfnissen zehnfach genügen. Ich habe 20000 Pferde gekauft, die in den Depots von Hannover, Berlin, Glogau, Elbing, Königsberg, Posen, Warschau gesammelt sind. Ich habe 60000 Mann in meinem Reiche ausheben lassen. Sie werden im Februar über den Rhein gehen.

Das ist die gegenwärtige Lage der großen Armee, die ich zwischen Minsk und Wilna verlassen habe. Sie hat zur Unzeit Wilna verlassen, wo sie hätte bleiben können; aber die Kälte war auf 26 Grad gestiegen und die Position hinter Wilna bot keine Dörfer, die Vorhut hatte viele Erfrorene und ein großer Teil suchte Schutz in der Stadt; das alles bestimmte den König von Neapel, den Njemen zu überschreiten, um Quartier zu nehmen.

Ich habe Maßregeln getroffen, um die für den Ersatz meiner Verluste notwendigen Verstärkungen zu organisieren und in Rußland beim nächsten Feldzuge mit einem Drittel mehr Truppen einzutreten . . . Meine Finanzen sind gut. Mein Budget von 1812 sichert mir 1100 Millionen Franken. Wenn, wie ich nicht zweifeln kann, Österreich, Dänemark und Preußen ihre Haltung nicht ändern, so werde ich den Krieg mit meinen gewöhnlichen Hilfsmitteln führen . . . Es folgt aus diesem Stand der Dinge, daß das Resultat des nächsten Feldzuges nicht zweifelhaft sein kann. Vom Juli bis zum Oktober ist man sicher, im russischen Klima keine ungewöhnliche Kälte zu erleiden.

Die Folge aller dieser Umstände ist, daß ich keine Schritte zur Erlangung des Friedens tun werde. Da die letzten Ereignisse zugunsten Rußlands ausgefallen sind, so ist es Sache dieses Kabinetts, Schritte zu tun. Ihre Majestät weiß, unter welchen Bedingungen ich mit England Frieden schließen kann, da sie den Brief gesehen hat, den mein Minister vor unserer Dresdner Entrevue an den englischen Minister geschrieben hat.

Was Rußland betrifft, so widerstrebe ich nicht einem für alle kriegführenden Parteien ehrenvollen Frieden. Nur ist es ersichtlich, daß es außerhalb meiner Macht steht, Bestimmungen, die durch unsere Gesetze festgelegt sind, zu ändern. Keins der durch Senatsbeschlüsse vereinigten Länder kann Gegenstand der Verhandlungen mit Rußland und England sein. Ich will vom Vertrag von Tilsit diejenigen Gebiete abtreten, die die völlige Unabhängigkeit Rußlands gefährden können, aber ich lasse kein einziges Dorf vom Herzogtum Warschau und dulde nicht, daß Rußland sich durch einen Teil von Österreich, Preußen, der Türkei oder Schwedens bereichert. Seine Majestät kennen jetzt meine Angelegenheiten und meinen Standpunkt so gut wie ich. Ich hoffe, daß dieser Brief und die Gefühle, die ich Seiner Majestät anvertraue, zwischen uns bleibe, aber Majestät kann, in Verfolg dieser Kenntnis, im Interesse des Friedens handeln, wie es ihr passend erscheint. — — — —

Es liegt klar am Tage, daß dieser Brief Napoleons an seinen Schwiegervater, dies Aufzählen seiner Streitkräfte, seiner Kredite, im letzten Grunde eine Drohung war. Jedenfalls klang durch den ganzen Brief sehr wenig Vertrauen in die österreichische Politik durch. Kaiser Franz und sein Metternich konnten, wenn sie sich nicht dem rabiaten Schwiegersohn in Paris ducken wollten, nur eine Sprache sprechen, die zwei Deutungen zuließ. Der Kurier, der die inhaltsschweren beiden Briefe, welche der Kaiser jetzt durch Graf Bubnas Vermittlung an Napoleon richtete, mit sich trug, ritt am 25. Januar aus Wien ab. Die besonderen Instruktionen, welche Metternich außerdem an Bubna gelangen ließ, gingen dahin, daß der Graf alle französischen Forderungen höflich aber bestimmt ablehnen solle: erstens den Durchmarsch französischer Truppen durch österreichisches Gebiet, zweitens die Verdoppelung des österreichischen Hilfskorps, und drittens den angebotenen Subsidienvertrag.

Die berühmte Audienz des Grafen Bubna, die derselbe nach Empfang dieser Briefe seines Kabinetts mit Napoleon hatte, fand am 3. Februar um 9 Uhr früh statt.

Digitized by Google

Kaiſer Franz I. von Öſterreich
Nach einem Gemälde von Th. Lawrence

Digitized by Google

„In einem Augenblicke so hohen Ernsts," war in dem Brief des Kaisers Franz zu lesen, „in einer Epoche, in der die Geschicke Österreichs, Frankreichs und ganz Europas gleichmäßig die Eintracht der Souveräne fordern, habe ich, mein Herr Bruder, mit einer peinlichen Empfindung zu bemerken geglaubt, daß Ew. Majestät mir nicht das volle Vertrauen schenkt, das allein geeignet ist, die Beziehungen zweier Großmächte erster Ordnung zu befestigen, und daß meine Grundsätze, wie — ich wage das zu glauben — die wiederholten Beweise der freundschaftlichen Sorge um Ihre Person und Ihre Interessen, von Ihrer Seite zu beanspruchen mir ein Recht geben; daß desgleichen Ew. Majestät meiner Weise, den Gang der Ereignisse zu betrachten, Ihr Vertrauen vorenthält. Fern von mir ist jeder Irrtum: damit will ich sagen, wie wenig ich der Berechnung und dem militärischen Verdienst des Feindes Unglücksfälle zuschreibe, die nur das Ergebnis von Umständen sind, die außerhalb aller Menschenmacht lagen. Die Mitteilungen, welche mein Kabinett dem Kabinette Ew. Majestät gemacht hat, können Ihnen ebenso zur Bürgschaft dafür dienen, daß ich, weit entfernt, die Hilfsmittel Frankreichs zu bezweifeln, vielmehr auf ihr Vorhandensein gerade die schmeichelhafteste Hoffnung gründe, die mich erfüllen kann, das ist die Hoffnung auf Frieden."

Der ganze Brief des österreichischen Schwiegervaters ließ immer wieder durchklingen, daß er mit Freuden die Bereitwilligkeit Napoleons, den Frieden zu schließen, annähme, im übrigen aber war viel Greifbares nicht in diesem geschickten Schriftstück Metternichs. Graf Bubna war sehr zurückhaltend und gab zu dem Schreiben seines Kaisers nur knappe Erläuterungen. Er ließ den Brief selbst wirken, und siehe da, Napoleon fing an, nervös zu werden. Er empfand, daß der Brief vom 7. Januar und das Protzen mit seinen Streitkräften in seiner jetzigen Lage doch nicht am Platze gewesen sei. Er schickte einen Sekretär, das Konzept seines Briefes an Kaiser Franz herbeizuschaffen und sagte zu Bubna: „Ich werde den Brief mit Ihnen durchgehen, um zu sehen, inwiefern er zu Mißdeutungen Anlaß gibt." Als er an die Stelle kam, wo die Hilfsquellen Frankreichs genannt werden, und eine neue gewaltige Rüstung in Aussicht gestellt, rief er: „Ach was, das ist eine Dummheit von mir! Man wird sie für eine Drohung genommen haben. Es war ganz überflüssig, die Hilfsquellen Frankreichs aufzuzählen; der Kaiser kennt sie gut genug. Tragen Sie Sorge, Herr Graf, ihm mitzuteilen, daß mir nichts ferner lag, als die Absicht, zu drohen; ich habe das alles nur so hingeschrieben in einem Augenblick, als mir das Herz überfloß im völligen Vertrauen zu Ihrem Kaiser!"

Aber der Graf Bubna hatte noch einen zweiten Pfeil im Köcher, und dieser traf gut. Man hatte in Wien die Nachricht, daß König Joachim Murat — wir haben ihn in Königsberg am Fenster des Schlosses gesehen, und haben mit ihm gefühlt, wie die preußische Erde unter seinen Füßen dröhnte — daß König Murat also plötzlich die sogenannte „große Armee" verlassen hatte und spornstreichs nach seinem schönen südlichen Neapel gereist war. Es war dies ein ziemlich starkes Stück von Murat, denn das Vertrauen des Kaisers hatte ihm die Sorge für die Armeetrümmer übertragen, die Napoleon noch immer als eine „große Armee" betrachtet haben wollte. Nun plötzlich lief Joachim Murat davon, — natürlich knüpften sich an seine Fahnenflucht die bedenklichsten Gerüchte. Als Napoleon die Kunde erhielt, war er wütend. Er wollte zwar keinen Bruch mit seinem Schwager, aber die Zeilen, die er aus Fontainebleau am 24. und 26. Januar an seine Schwester Karoline Murat und seinen Schwager richtete, zeigen deutlich, wie fatal ihm diese ganze Sache war.

„Der König," so schreibt der Kaiser an die energische Karoline, „hat am 16. die Armee verlassen. Ihr Gatte ist sehr tapfer auf dem Schlachtfeld, aber er ist schwächer als ein Weib oder ein Mönch, wenn er den Feind nicht sieht. Er hat keinen moralischen Mut. Er hat Furcht gehabt und nicht gewagt, das zu verlieren, was er nur durch mich und mit mir halten kann. Zeigen Sie ihm seine Torheit. Als er die Armee ohne meinen Befehl verließ, sah ich voraus, welche schlechten Ratschläge man ihm geben würde. Etwas mehr befriedigt bin ich von der Botschaft, die er mir durch Sie zukommen ließ. Bereut er aufrichtig, so soll er den Augenblick abpassen, daß er nicht ebenso undankbar wie weichherzig ist. Ich kann ihm auch das Schlimme, das er mir getan hat, verzeihen."

Dieser Aufforderung an die gestrenge Frau des Königs, ihren Gatten einmal coram zu nehmen und ihm die Leviten zu lesen, folgte eine zweite an Murat selbst:

„Ich spreche zu Ihnen nicht von meiner Unzufriedenheit mit Ihrem Verhalten, das Ihrer Pflicht gerade entgegengesetzt war. Das erklärt sich aus Ihrer Charakterschwäche. Sie sind ein guter Soldat auf dem Schlachtfelde, aber darüber hinaus haben Sie weder Kraft noch Charakter. Machen Sie Ihren Verrat, den ich nur der Furcht zuschreibe, wieder gut durch ein gutes Einvernehmen. Ich zähle auf Sie, auf Ihre Reue, auf Ihr Versprechen. Stände es anders, Sie müßten es bereuen. Ich nehme doch an, Sie gehören nicht zu denen, die da meinen, der Löwe sei tot. Rechnen Sie so, so wäre Ihre Rechnung falsch. Sie haben mir alles mögliche Schlimme seit Ihrer Abreise aus Wilna getan; aber sprechen wir nicht mehr davon. Der Titel König hat Ihnen den Kopf verdreht; wenn sie ihn behalten wollen, so verhalten Sie sich gut und halten Sie Ihr Wort."

Es war dem Kaiser recht fatal, daß seine widerwilligen Verbündeten aus dieser Muratschen Fahnenflucht so eilig Kapital schlugen.

Digitized by Google

Nun hatte ſich dieſer öſterreichiſche Hof, dem Napoleon von jeher weniger traute als allen anderen Höfen, ſchnell die Verſchiebung der Lage zunutze gemacht und an den Fürſten Schwarzenberg, welcher dem direkten Oberbefehl Napoleons und ſeines Statthalters unterſtand, dennoch einen Befehl von Wien aus erlaſſen, wonach Fürſt Schwarzenberg ermächtigt wurde, mit den Ruſſen einen Waffenſtillſtand zu ſchließen und ſich nach Krakau zurückzuziehen.

In einem zweiten Briefe verſuchte Kaiſer Franz dieſen Übergriff — denn angeſichts des Bündnisvertrages zwiſchen ihm und Napoleon war es ein ſolcher — als durchaus harmlos hinzuſtellen. „Der Kurier," ſo ſchrieb Kaiſer Franz, „der meinen vorhergehenden Brief empfangen hatte, war im Begriff abzureiſen, als ich durch Berichte aus Dresden erfuhr, daß der König von Neapel durch dieſe Stadt gereiſt ſei, nachdem er, wie man mir verſichert, in Poſen dem Vizekönig von Italien den Oberbefehl über die Armee überlaſſen. Die Nachrichten, die mir von allen Seiten zukommen, laſſen mich nicht mehr zweifeln, daß die untere Weichſel an mehreren Stellen durch ruſſiſche Armeekorps überſchritten worden iſt. Das Ausbleiben aller Nachrichten vom Fürſten Schwarzenberg ſeit dem 15. Januar beweiſt mir, daß die Rückwärtsbewegung ihm nicht angekündigt worden, daß vielmehr der Marſch der Ruſſen auf Plock die Verbindungen zwiſchen beiden Hauptquartieren unterbrochen hat. In einem ſo dringenden Fall, wie dieſem, wo der Stellvertreter Ew. Majeſtät ſeine Armee verlaſſen hat, hielt ich es für nötig, durch unmittelbare Verfügungen für das Wohl meines Hilfskorps Sorge zu tragen. Demgemäß habe ich an den Fürſten die Befehle gerichtet, welche der Graf Bubna die Ehre haben wird, Ihnen mitzuteilen, mein Herr Bruder. Ich zweifle nicht, mit den Beſtimmungen, die ſie enthalten, den Abſichten Ew. Majeſtät begegnet zu ſein."

‚Mein Herr Bruder' Napoleon Bonaparte durchflog nach Bubnas Bericht dieſen zweiten Brief des Kaiſers mit ungeduldiger Haſt. Schon während des Leſens ging dem blitzartig ſchnell denkenden Kaiſer wohl die Ahnung auf, daß hier ein falſches Spiel getrieben worden war. Sein klarer Kopf ſah ſofort die ganze Landkarte jenes Kriegsſchauplatzes vor ſich und ſchnell maßen ſeine Gedanken die Entfernungen und Möglichkeiten. Er rechnete in wenigen Sekunden aus, daß ein ſolcher Befehl aus Wien bedeutungslos geworden ſein müſſe, weil der Adjutant des Vizekönigs, Oberſt Labédoyère, deſſen Befehle ſchon vor Eintreffen des Wiener Befehls an Schwar enberg überbracht haben mußte. Aber zornig wurden ſeine Züge, als Graf Bubna nun mit der Abſchrift des Befehls ſelbſt herausrücken mußte, und der Kaiſer ſah, daß die Sache keineswegs harmlos war, denn in dieſer kaiſerlichen Order an Schwarzenberg hieß es, daß er alle Befehle des franzöſiſchen Major-Generals, Fürſten Neufchâtel, den Weiſungen aus Wien unterordnen ſolle. Erregt fuhr Napoleon auf:

„Mein Herr," rief er, „das iſt ein böſes Stück! Das iſt ein erſter Schritt zum Abfall! In meiner Armee kann es nicht zweierlei Oberkommandos geben. Sie haben mir dies Hilfskorps geſtellt, um gegen Rußland zu fechten; es iſt zu meiner Verfügung geſtellt worden. Wenn Ihr Hilfskorps nun von meiner Armee getrennt wird, ſo wird es für mich bedeutungslos, wird zur Null für meinen Zweck. Ebenſo gern verzichte ich ganz darauf, denn dann weiß ich wenigſtens, woran ich bin. Ich erkenne wohl: Sie haben das Syſtem gewechſelt. Jede Hoffnung auf Frieden iſt jetzt dahin, denn die Engländer und die Ruſſen werden ſich den Wechſel Ihrer Geſinnungen merken. Sie wollen auch nur Ihr Hilfskorps aus dem Spiel herausziehen. Sie haben Ihre Vermittlung für den Frieden angeboten und ich habe Sie angenommen, aber ein bewaffneter Vermittler paßt mir nicht. Es wird notwendig ſein, daß der Vizekönig jetzt Warſchau räumt, die Weichſel verläßt und hinter die Oder geht. Das wird in meiner Armee und in Frankreich ein ſchlimmes Aufſehen machen. Ich werde darüber zu meinem Volke reden und neue Aushebungen machen. Ich werde mich mit den Ruſſen jetzt verſtändigen, zwei Großmächte finden immer Mittel zur Verſtändigung, — und Sie können nicht mehr auf mich zählen."

Der Kaiſer war über dieſe Eröffnung in die heftigſte Aufregung geraten. Aber es war, wie der kühle Beobachter Graf Bubna gut bemerkte, keine jener Wallungen des Jähzorns oder des geſpielten Zorns, die dem Korſen ſo eigentümlich waren, es war eine tiefe Beſtürzung, die den Ernſt der Dinge klar erkannte. Graf Bubna verſuchte natürlich, zum Guten zu reden und wiederholte dem Kaiſer, daß von einer Entziehung des Befehls über das Hilfskorps nicht die Rede ſei und daß er ſeine Befehle durch den Major-General auch ferner an Fürſt Schwarzenberg geben könne.

Der Kaiſer hatte ſich während der Ausführungen des Grafen ziemlich beruhigt. Er zeigte gegen das Ende der dreiſtündigen Unterredung eine merkliche Kälte und ernſte Ruhe. „Man hält mich für einen Hitzkopf, Bubna," ſagte er, „das bin ich nicht. Ich bin ein Rechner, der ſeine Mittel ſo gut wie die der anderen abwägt. Wohlan, General Bubna, wir wollen das Beſte hoffen."

Und der Rechengeiſt im Kaiſer Napoleon ſiegte dann auch über die erſten Aufwallungen des Zornes. „Der Kaiſer," ſo ſchrieb Bubna in ſeinem Bericht an Metternich, „wird nichts brüskieren. Er wird tun, als betrachte er die Schritte des Kaiſers von Öſterreich als gerechtfertigt durch die Umſtände. Er wird ſogar

sich jeder Klage enthalten, aber der Keim des Mißtrauens sitzt einmal in den Falten seines Herzens und dieser Gärungsstoff wird mit dem Laufe der Ereignisse wachsen oder schwinden."

Seine erste Absicht, „über den Fall," wie er Bubna drohte, „mit seinem Volke zu reden und neue Aushebungen zu machen," vollführte der Kaiser jedenfalls nicht. Über den „Verrat Yorks" hatten er und seine Offiziösen genug Spektakel gemacht, und diesen Verlust von knapp 20000 preußischen Hilfstruppen als Grund dafür angeführt, die französischen Aushebungen um fast zweimal hunderttausend Menschen zu verstärken. Dennoch war der Abfall Yorks nur die Handlung eines preußischen Feldherrn, die, wie wir gesehen haben, dieser auf seine eigene Gefahr beging. Der König von Preußen als solcher, als Verbündeter Kaiser Napoleons, hatte sich, wie Graf Saint-Marsan und Marschall Augereau berichteten, auf das Schärfste über Yorks Tat geäußert (Da möchte einen ja der Schlag rühren!) und ihn sogar des Oberkommandos öffentlich entsetzt. Hier aber, im Fall Schwarzenberg, hatte der verbündete Wiener Hof selbst den Pakt gebrochen, indem Kaiser Franz den Befehl zum Rückzug gab und durch die Bestimmung, daß seine Befehle denen des Major-Generals vorgingen, sein Hilfskorps treuloserweise dem Oberkommando des Kaisers entzog. Hier lag also viel mehr Grund vor, Lärm zu schlagen und an das französische Volk zu appellieren. Kaiser Napoleon tat es nicht. Er tat es nicht, weil er wollte, daß zunächst ein Bruch mit Österreich vermieden werden sollte. Er wog seine Mittel, wie die der andern, und kam zu dem Ergebnis, daß sie zu ungleich seien, um voreilig zu brechen. Erst wenn hinter ihm wohlgewappnete und einexerzierte Hunderttausende standen, wollte er seine Sprache und sein Auftreten ändern.

Allerdings hatte sich nach dieser Unterredung mit dem Grafen Bubna in Napoleon ein Grimm aufgespeichert, den der Graf Wintzingerode, Württembergs Gesandter, entgelten mußte, der am selben Tag eine Audienz beim Kaiser Napoleon hatte.

Der Protektor des Rheinbundes war mit dem Verhalten seines Satrapen, König Friedrichs von Württemberg, durchaus nicht zufrieden. Von dem französischen Gesandten in Stuttgart, Dumoustier, kamen wenig befriedigende Nachrichten über das Betragen des württembergischen Hofes. Die Stuttgarter Zeitung hatte in ihrer ersten Nummer des Jahres 1813 die folgende Notiz gebracht: „An dem heutigen Neujahrstage wurde das Andenken der angenommenen Königswürde früh 8 Uhr durch hundert Kanonenschüsse, das Geläute aller Glocken und einen hierauf abgehaltenen feierlichen Gottesdienst in der hiesigen Residenz erneuert; alle übrigen, an diesem Tage sonst üblichen Festlichkeiten, namentlich auch die feierliche Gratulation vor dem Thron von seiten des königlichen Hofes, der Militärs und der höheren Zivilautoritäten hatte Seine Königliche Majestät für dies Mal abzubestellen geruht." Hatte dieses Absagen jeder Festlichkeit den Kaiser schon geärgert, so war der Ärger noch gestiegen durch die Veröffentlichung der Verlustliste im russischen Feldzug. Das kleine württembergische Land hatte entsetzlich gelitten. Mehr als 14000 Landessöhne waren in Rußlands Schneefeldern geblieben. Die Kriege in Spanien hatten seit Jahren schwere Opfer gekostet. Jene Verlustliste traf natürlich hauptsächlich die besten Familien des Landes, den Adel, und das gebildete Bürgertum. Von 375 Offizieren waren über 200 geblieben.

Es zeigten sich auch schon in Württemberg eine ganze Anzahl mit der napoleonischen Politik des Königs höchst unzufriedene Männer. Zwar überwachte der Gesandte Dumoustier mit seinen Spionen und Geheimpolizisten, von denen es in jeder der Rheinbunds-Residenzen Dutzende gab, die öffentliche Meinung und machte es den Patrioten unmöglich, sich so auszusprechen und zusammenzuscharen, wie sie es wohl von Herzen wünschten. Das führte denn dazu, daß sich geheime Gesellschaften bildeten, und ein Zeitgenosse hat uns eine solche Gesellschaft geschildert, die sich in Marbach, dem Geburtsorte Schillers, zusammenfand.

„Die Mitglieder, dem größeren Teil nach hochgestellt im Staats- und Militärdienste, waren Männer von ausgezeichneter Bildung, das Unglück der Zeit tief fühlend, entrüstet über die Bedrückungen, welche fremde und, unter ihrem Schutze, einheimische Gewalt über das Vaterland häufte, und nicht verzweifelnd an einem Umschwung der Dinge, durch den seinerzeit die Unbilden der Gegenwart gerügt und der Anbruch einer besseren Zukunft eingeleitet würde. Hier ward für uns alle, denen, sobald sie das Haus und den Familienkreis verließen, die Vorsicht das strengste Verstummen gebot, das Bedürfnis befriedigt, in einem größeren Zirkel unterrichteter Männer die Eindrücke mitzuteilen, welche die Ereignisse der Zeit auf uns gemacht, und von Freunden, mit denen eine genaue Geistesverwandtschaft uns verknüpfte, zu vernehmen, wie ihnen die an dem politischen Horizont auf und nieder gehenden Zeichen erscheinen; und dieser vertraute und doch offene Wechsel der Ansichten gab uns das angenehme Gefühl einer wenigstens augenblicklichen Entbindung von dem Zwange, der an allen Orten und Enden auf den Geistern lag, und nie schieden wir voneinander, ohne unseren Sinn für Recht und Wahrheit gestärkt und uns in dem Vorsatze befestigt zu fühlen, den Übeln der Zeit, jeder in seinem Bereiche, entgegenzuwirken und sich von ihren Verderbnissen unbefleckt zu erhalten.

Was hier erzählt, geurteilt, gewünscht und gehofft wurde, gab uns allerdings nach der damals geltenden kabinettsrichterlichen Praxis, ohne Ausnahme, die vollkommene Qualifikation zum Asperg; aber da alles,

Digitized by Google

was wir verhandelten, bei verschlossenen Türen geschah und von den Mitgliedern des Zirkels als unverletzliches Geheimnis treu bewahrt wurde, so war es der Spionerie, obgleich unser abgeschlossenes Zusammentreten von ihr nicht unbeobachtet blieb, unmöglich, einen Verdacht gegen dasselbe zu begründen und wir hatten das Vergnügen, unsere Versammlungen so lange fortzusetzen, bis nach den Unfällen in Rußland auch in anderen die Hoffnungen rege wurden, welche damals in ganz Europa aufgingen, endlich den Sturz Napoleons bei offenen Türen feiern zu können."

Am selben Tage also, am 3. Februar, an welchem Österreichs Gesandter von ihm empfangen worden war, gewährte Napoleon auch dem Grafen Wintzingerode eine Audienz. Der in der Besprechung mit Bubna zurückgedrängte Grimm des korsischen Machthabers kam hier zum Ausbruch. Er überließ sich gegenüber Wintzingerode ganz seinem Zorn und rief:

„Ihr König reizt sein Land auf, er bringt es in Erregung gegen mich; er tut unrecht, denn er wird selbst das erste Opfer sein. Das könnte mir gleichgültig sein; im Gegenteil, ich könnte dabei nur gewinnen; denn wenn er sich seines Besitzes beraubt haben wird, sich selbst und seine Familie, so wird niemand ihn beerben als ich. Aber ich finde in diesem Verhalten nicht mehr jenen Geist, jene Vorzüge, welche ich an ihm bis dahin kennen gelernt habe; er besitzt reiche Gaben, aber um so unbegreiflicher ist sein Verhalten! Ja, wenn er einer von jenen schwachen, energielosen, unbefähigten Fürsten wäre, deren es heute eine so große Anzahl gibt, dann könnte ich ihn verstehen. Aber zu diesen gehört Ihr König nicht. Also muß ihm bei seinem Verhalten ein bestimmtes Ziel vorschweben.

Aber welches? Will er sich zum Verbündeten der Engländer, der Russen machen, dieses Herrn von Stein, aller dieser unruhigen Köpfe, welche Deutschland in Revolutionen stürzen wollen? Will er sich an die Spitze der deutschen Erhebung stellen? Gut, es sei! Er soll sich erklären, daß er nicht mehr innerhalb des Rheinischen Bundes stehen will und wir werden ja sehen. Aber er könnte sich täuschen. Ich bin noch nicht so schwach, als er sich vorstellt; noch vor dem Frühjahr werden Engländer, Russen, Schweden und wie sie alle heißen, weggefegt sein bis zur Weichsel."

„Aber wenn das nicht seine Wünsche sind," fuhr der Kaiser fort, gewissermaßen als Antwort auf den Ausdruck der Verwunderung im Antlitz des Gesandten, „wenn das nicht seine Wünsche sind, was will er dann? Was sollen dann diese abbestellten Festlichkeiten bedeuten, diese Publikationen und Anreden, mit denen er mich anklagt vor seinen Untertanen, vor allen verbündeten Völkern, durch welche er zugleich die allgemeine Unzufriedenheit steigert? Das alles unternimmt er doch nicht, um mir angenehm und förderlich zu sein.

Er hat ja viel verloren. Gut. Wir haben alle verloren. Hat man deshalb an einem andern Hof Festlichkeiten abbestellt? Hat man wo anders den Untertanen gesagt, daß man nur mit Bedauern neue unverschuldete Lasten auflege? Hat man wo anders in den öffentlichen Blättern die Namen erfrorener Offiziere vier Seiten lang lesen können? Ist der jetzige Augenblick geeignet für derartiges? Der König von Bayern hat noch viel mehr verloren als der Ihrige, er hat zweimal sein Kontingent erneuert; der König von Dänemark ist von allen Seiten bedroht und eingeschlossen. Wohl; und doch geben mir beide nur Grund zur Zufriedenheit; der letztere sogar erklärt, daß er lieber sterben, als mir untreu sein wolle. Alle meine Verbündeten haben ihren Eifer und ihre Aufmerksamkeit verdoppelt; der König von Württemberg ist der einzige, der mich verlassen hat."

Hier endlich fand Wintzingerode Gelegenheit, einzuwerfen: „Majestät, ist es mir erlaubt, ein Wort zu reden?" Auf die Bejahung hin sagte der Gesandte: „Jeder Ausdruck für sein Erstaunen fehle ihm. Der König wisse, daß einzelne seiner Maßnahmen falsch gedeutet, des Kaisers Unwillen erregt haben, lebe aber des Glaubens, diesen ausgeglichen zu haben durch die abgegebenen Erklärungen; er ahne diese schimpfliche Auffassung seines Handelns, wie sie eben zum Ausdruck gekommen sei, nicht im mindesten und keiner der Verbündeten verdiene derartige Verdächtigungen weniger. Seine Vertragstreue sei bekannt, er brauche gar keine Sicherheit zu geben, aber wenn das doch nötig werden sollte — hier, Majestät, ist mein Kopf!"

Der Gesandte ging nun daran, dem Kaiser die einzelnen Beschwerden, die er vorgebracht, näher zu beleuchten. Über die Abbestellung der Festlichkeiten zu Neujahr sagte Napoleon wenig; wegen der neuen Steuer wußte er nur zu erinnern, daß eine Besteuerung des Kapitalvermögens stets unbeliebter sei als diejenige des Einkommens: bitter aber sprach er sich wegen der öffentlichen Todesanzeigen aus: „In den früheren Kriegen hatte das nichts zu bedeuten, weil wir Sieger waren und weil Sie fast nichts verloren hatten; aber diesmal hätte man merken sollen, daß man sich anders und viel umsichtiger verhalten mußte. — Sind denn die Handlungen Ihres Königs nicht deutlich genug? Lassen Sie sich einmal die Berichte des Herrn Dumouſtier geben; Sie werden sehen, daß diese voll Lobeserhebungen des Königs sind. Aber wenn der Gesandte unnötig geschwatzt hat, ist jetzt der Augenblick, sich darum zu bekümmern und eine große Staatsangelegenheit daraus zu machen? — Sie halten auch unnötige Reden (propos); ihr alle räsonniert; kümmere ich mich darum? Ist der jetzige Augenblick richtig gewählt, um sich mit dem Gesandten Frankreichs

Digitized by Google

zu überwerfen? Zwei Personen arretieren zu lassen, weil sie in sein Haus kommen? Sein Haus von der ganzen Stadt meiden zu lassen? Führt man sich so auf seinen Freunden gegenüber, wenn sie im Unglück sind? Ist das zartfühlend?

Will denn Ihr König, indem er sich so öffentlich gegen mich erklärt, sein Volk aufwiegeln und alle Unzufriedenen um sich versammeln? Ich werde meinen Gesandten nicht zurückziehen und wenn man ihn zwingt, Stuttgart zu verlassen, so wird kein anderer mehr dorthin gehen. Wenn mir der König sein Kontingent verweigert hätte, wäre es mir nicht so nahe gegangen, als es jetzt sein Verhalten tut. Wenige Generale ausgenommen, sind eure Leute lauter Räsonneure."

Mit neuem Anlaufe in seiner komödienhaft gesteigerten Entrüstung wandte sich nun der Kaiser den beiden Generalen von Woellwarth und von Walsleben zu, die er wegen ihrer unzuverlässigen politischen Gesinnung im Sommer 1812 von der Armee entfernt habe, deren Namen er nicht auszusprechen vermöge; zugleich berührte er die Isolierung des Gesandten Dumoustier in Stuttgart.

„Diese zwei Generale habe ich von der Armee entfernt, und der König stellt sie wieder im aktiven Dienst an. Will der König mich verhöhnen, will er sich über mich lustig machen? Der Löwe ist noch nicht tot, so daß man über ihn hinunterspucken könnte. Wenn der König mir diese beiden Schurken wieder zur Armee schickt, werde ich sie erschießen lassen; aber, bei der Armee oder nicht, ich werde sie zu finden wissen. Ihr König muß sich für recht mächtig halten, um sich öffentlich gegen mich zu erklären, aber er soll sich in acht nehmen. Wenn er sein Benehmen nicht ändert, werde ich von meinen Rechten als Protektor Gebrauch machen und die württembergischen Landstände wieder herstellen, zugleich mit den Rechten der Reichsritterschaft. Wenn in Ihren Zeitungen noch ein einziger Artikel erscheint, der gegen mich gerichtet ist, so wird der Moniteur damit ins Gericht gehen. Kein einziger meiner Verbündeten hätte durch sein Verhalten mich so entrüsten können, als es Ihr König durch das seinige getan hat. Auf ihn hielt ich am allermeisten; er ist es, für den ich am meisten getan habe, und er gerade ist der einzige, der mich verläßt. Sagen Sie ihm das und sagen Sie ihm zugleich, daß ich auf sein Kontingent verzichte. Er soll mir ein paar Regimenter Reiterei geben, das übrige mag er zurückbehalten."

Wintzingerode hielt dem allen ruhig entgegen: Wenn das Haus des französischen Gesandten in Stuttgart vereinsamt sei, so geschehe das ohne Zweifel deshalb, weil die königlichen Diener nicht die Ausdrücke des Gesandten über ihren Herrn hören wollen.

„Nein," sagte der Kaiser, „man hat es ihnen verboten."

Wintzingerode kam nun auf die zwei Generale zu sprechen; er erinnerte sich, daß während seines Aufenthaltes in Stuttgart die zwei auf die Festung geschickt und vor Gericht gestellt worden seien. Seien sie freigesprochen worden, so sei das sicher wegen mangelnder Beweise geschehen.

Noch drückte den Gesandten der vom Kaiser ihm persönlich gemachte Vorwurf, daß auch er sich ungehörige Ausdrücke erlaube, er bat deshalb um Aufklärung.

„Ganz wohl," lautete die Antwort Napoleons, „wenn Sie es nicht selbst sind, so sind es Ihre Kinder. Man erkennt die Gesinnungen des Vaters aus denen der Kinder."

„Majestät — was können meine Kinder wohl gesagt haben?"

„Ach was! Sie seien Deutsche!"

„Majestät," erwiderte Wintzingerode mit Lachen, „meine Kinder sind sechs und acht Jahre alt."

„Daraus sieht man klar, daß es nicht ihre eigene Meinung ist, die sie ausplaudern, sondern die ihrer Eltern."

In den weiteren Ausführungen wiederholte der Kaiser, daß er auf das, was man ihm hinterbracht habe, keinen Wert lege; er entließ den Gesandten, dem er nochmals wiederholte: „Sagen Sie Ihrem König, er sei der einzige, der mich verlassen hat."

Es liegt zutage, diese Unterredung zwischen Napoleon und dem Grafen Wintzingerode kam fast einem Bruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Württemberg und Frankreich gleich. Es charakterisiert den Kaiser Napoleon, daß er besonders eine Stelle in dem Handschreiben König Friedrichs von Württemberg sehr ärgerlich aufgenommen hatte. Um den Kaiser von seiner Bündnistreue zu überzeugen, hatte Württembergs König von sich aus die Treue und Anhänglichkeit seines Volkes gelobt, auf welche er bauen könne. „Seit 800 Jahren," hieß es in dem Briefe, „an die Familie seiner Fürsten gewöhnt, ist seine Treue über jeden Zweifel erhaben. Davon konnte ich mich überzeugen, als in den letzten Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts die revolutionäre Regierung Frankreichs die Völker gegen ihre Fürsten aufzuwiegeln suchte; in Württemberg hat sich nicht ein einziges Dorf, nicht ein einziger Weiler dazu hergegeben, den Wünschen der Aufwiegler zu willfahren."

Und gerade dieser Satz von der 800 Jahre alten Dynastie hatte den Korsen sehr verletzt, denn er glaubte daraus einen Stich gegen sich und seine junge Dynastie herauszulesen. „Der Kaiser," sagte der Herzog von Bassano zu Wintzingerode, „ist als Souverän doch älter als Ihr König. Der König ist ja nur Souverän durch

Digitized by Google

den Kaiser geworden." (Nämlich König von Württemberg statt vorher Herzog.) Kurz, politische und persönliche Einschläge hatten das Verhältnis zu König Friedrich von Württemberg sehr zugespitzt, und wie es mit solchen Verhältnissen zwischen dem Imperator und seinen Rheinbund-Satrapen aussah, schätzt man am besten ein, wenn man sich vergegenwärtigt, daß selbst unmündige Kinder auf eine Frage nicht mehr erklären durften: „Wir sind Deutsche." So jammervoll stand es in jenen Tagen um das Volksbewußtsein unseres großen, starken deutschen Volkes.

Jedenfalls geriet König Friedrich von Württemberg über den Ausgang dieser Audienz seines Gesandten in große Aufregung. Er hatte auch wohl Ursache dazu, denn leider Gottes stand es ja so, daß damals immer einer der deutschen Fürsten neidisch auf den Besitz des anderen schien. In dem großen Würfelspiel um Königskronen und Länderstrecken konnte es durch einen Machtspruch Napoleons leicht vorkommen, daß König Friedrich plötzlich kein König mehr war, und Baden, Bayern und Frankfurt sich in sein Gebiet teilten, oder daß gar ein französischer Prinz oder Marschall Souverän Württembergs wurde. Der König tat also das, was er für notwendig hielt; er schickte seinen Minister des Äußeren, den Grafen Zeppelin, als außerordentlichen Gesandten nach Paris.

Auf seiner Reise von Stuttgart nach der Seinehauptstadt machte Graf Zeppelin bemerkenswerte Beobachtungen. „Auf meiner Reise nach hier," so schreibt er an den König, „habe ich Gelegenheit gehabt, mehrere französische Truppenabteilungen, welche nach Mainz marschierten, zu sehen. Kein einziger Soldat konnte 18 Jahre alt sein, und diese jungen Knaben unterlagen unter der Last ihrer Gewehre und Tornister. Paris hat von seiner Lebhaftigkeit sehr verloren; der Unterschied ist mir bedeutend aufgefallen. Die Stimmung ist im allgemeinen traurig und von keiner Karnevalsbelustigung in Privathäusern die Rede. — Der Kaiser wünscht die Krönung der Kaiserin und des Königs von Rom in einem sehr hohen Grade; die Weigerung des Papstes und die Ungewißheit, in welcher der Kaiser über das künftige Verhalten Österreichs ist, verhindern ihn allein an diesem Vorhaben."

Graf Zeppelin hatte alsbald nach seiner Ankunft eine Unterredung mit dem Herzog von Bassano. Vor allen Dingen verlangte Maret auf Wunsch des Kaisers, daß sofort sechs Bataillone württembergischer Truppen nach Würzburg marschierten. „So sehr ich überzeugt bin," schreibt Graf Zeppelin hierüber an seinen König, „daß die Anforderung Ew. Majestät höchst unangenehm sein wird, so wenig kann ich es unterlassen, Ew. Majestät ehrerbietigst zu bemerken, daß nach meiner unmaßgeblichen Meinung eine abschlägige Antwort nicht ratsam und selbst gewagt sein würde."

Etwas zaghaft ging der Graf Zeppelin dem Empfang beim Kaiser entgegen, der ihm am 15. Februar gewährt wurde. Er war auf eine heftige, aufgeregte Szene gefaßt und hatte sich auf eine solche auch innerlich gewappnet und gerichtet. Aber er wurde höchst angenehm enttäuscht. Der Kaiser spielte diesmal nicht den Zornigen, sondern den milden, fast sentimentalen Freund des Königs von Württemberg. Fast elegisch lauteten des Kaisers Worte an den Grafen. „Sie wissen," sagte er, „Graf Zeppelin, und die ganze Welt weiß es, daß ich unglücklich gewesen bin, daß ich meine Armee verloren habe, daß ich nach Paris zurückgekehrt bin, das Herz voll Weh über all das Unglück. (Er trällerte auf der Dresdner Schloßtreppe einen Gassenhauer!) Der Augenblick war entscheidend, es war der Prüfstein für die Treue meiner Verbündeten, und ich erwartete Trost zu finden, der nicht seine Quelle in der Höflichkeit oder in politischen Rücksichten, sondern in der Teilnahme des Herzens hatte. Alle haben das getan, alle haben mir Briefe geschrieben — — ich wollte ja nichts weiter — (solltest du, mein Kaiser, nicht wirklich noch etwas mehr gewollt haben? Etliche marschbereite Infanterieregimenter oder Kavalleriebrigaden, welche deinem praktischen Sinn doch stets wertvoller waren als Briefe und Beteuerungen irgendwelcher Art?) voll von dem Mitgefühl der Freundschaft und Versicherungen der Teilnahme. Alle haben dieselben Verluste gehabt, wie Ihr König. Er allein hat kein Wort für mich und er ist es doch gewesen, dem ich die unzweideutigsten Proben meiner Freundschaft gegeben habe; er war es allein von allen Fürsten des Rheinbundes, zu dem ich über meine Entwürfe, über meine Politik sprach. Mein Vertrauen in seinen Charakter mußte schon deshalb ungewöhnlich stark sein, weil ich in ihm den Bruder meiner geschworensten Gegnerin, der Kaiserin-Mutter von Rußland, erblicken mußte, und in den Reihen aller jener Armeen, die ich zu bekämpfen hatte, seine Brüder in Waffen gegen mich fand. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich von jener Zeit an das Verhalten gegen mich in Zusammenhang brachte mit den Maßnahmen, die Ihr König zu Hause tat und mit der von ihm ausgehenden Behandlung meines Geschäftsträgers in Stuttgart. „Niemand," so schloß der Kaiser, „hat etwas zu fürchten, solange ich im Glück bin, aber im Unglück bin ich außerordentlich empfindlich wegen jeder Aufmerksamkeit."

Die ganze Affäre zwischen dem Kaiser und dem König von Württemberg schloß dann mit einem höflichen Handschreiben Napoleons, in welchem er „seinen Herrn Bruder" der besten Gesinnungen gegen sein Haus versichert. Das ganze Komödienspiel, das der Kaiser hier mit den beiden Gesandten Württembergs aufführte, diente ja doch nur dazu, von dem verbündeten König das letzte Bataillon, die letzte Schwadron und

Digitized by Google

die letzte Kanone herauszupreſſen. Infanterie, Artillerie, Kavallerie und nochmals Kavallerie, das war das, was der Kaiſer gebrauchte. „Es iſt ſchwer," äußerte der damalige Kronprinz von Württemberg in Erkenntnis des ganzen Syſtems, „mit Lachen an ſich zu halten, wenn man dieſe kleinlichen Kunſtgriffe ſieht und dieſen Mangel an Aufrichtigkeit, um an ſein Ziel zu kommen."

An jenem 3. Februar, als der Kaiſer ſich in Paris mit dem Grafen Bubna und dem Grafen Wintzingerode in ſo bedeutungsvoller Weiſe über die politiſche Lage unterhielt, erfolgte in Breslau, im Herzen Schleſiens, der berühmte Aufruf des Königs zur Bildung von freiwilligen Jägerkorps. „Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staates," ſagte der königliche Erlaß, „erfordert eine ſchnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanzverhältniſſe keinen großen Koſtenaufwand geſtatten. Bei der Vaterlandsliebe und treuen Anhänglichkeit an den König, welche die Bewohner der preußiſchen Monarchie von jeher beſeelt, und die ſich in den Zeiten der Gefahr immer am lebhafteſten geäußert haben, bedarf es nur einer ſchicklichen Gelegenheit, dieſen Gefühlen und dem Durſte nach Tätigkeit, welcher ſo vielen jungen Leuten eigen iſt, eine beſtimmte Richtung anzuweiſen, um durch ſie die Reihen der älteren Verteidiger des Vaterlandes zu verſtärken und mit dieſen gemeinſchaftlich in der ſchönen Erfüllung der erſten aller uns obliegenden Pflichten zu wetteifern. In dieſer Abſicht haben Seine Majeſtät der König die Formierung von Jäger-Detachements bei den Infanteriebataillonen und Kavallerieregimentern der Armee zu befehlen geruht, um beſonders diejenige Klaſſe der Staatsbewohner, welche nach den bisherigen Kantongeſetzen vom Dienſte befreit und wohlhabend genug ſind, um ſich ſelbſt zu bekleiden und beritten zu machen, in einer ihrer Erziehung und ihren übrigen Verhältniſſen angemeſſenen Form zum Militärdienſt aufzufordern und dadurch vorzüglich ſolchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bildung und ihren Verſtand ſogleich ohne vorherige Dreſſur (was nach altem Muſter beſagen will: Ausbildung) gute Dienſte leiſten und demnächſt geſchickte Offiziere und Unteroffiziere abgeben können."

Das war der erſte Stoß in die Kriegsdrommete, den Preußen tat. Mit keiner Silbe war hier geſagt, gegen wen dieſe Wappnung geſchähe, und dennoch wußte es jeder der Jünglinge und Männer, die zur Fahne ſtrömten, daß es gegen Frankreich, — gegen den Kaiſer Bonaparte ging!

Digitized by Google

20. Kapitel

Königsberg

„Ihr König will nach Breslau? Ich finde das sehr am Platze," hatte Napoleon am 29. Januar während der Audienz zum Fürsten Hatzfeldt gesagt. König Friedrich Wilhelm III. war schon in Breslau. Um die Mitte Januar waren in Berlin und Potsdam hartnäckige Gerüchte aufgetaucht, daß die Franzosen beabsichtigten, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Es galt nun, den noch immer unentschlossenen König zu dem Entschluß zu treiben, Potsdam zu verlassen und seine Residenz nach Breslau zu verlegen. Anderes blieb gar nicht übrig, wenn er frei und Herr seiner Handlungen sein wollte. Auch hier muß es als Hardenbergs Verdienst bezeichnet werden, die Abreise des Königs nach Breslau, die nicht ohne Gefahr war, ins Werk gesetzt zu haben, denn schon lagen in Köpenick die Vortruppen der italienischen Division des Generals Grenier.

Um jeden Verdacht des Marschalls Augereau und der französischen Gesandtschaft einzuschläfern, veröffentlichte der Staatskanzler in den Berliner Zeitungen vom 19. Januar die königlichen Befehle, welche Major von Natzmer dem General von York hatte überbringen sollen, — wenn die russischen Kosaken ihn nicht abgefangen hätten, was für Natzmer, wie wir schon hörten, sehr angenehm war und ganz dem Programm entsprach. „Der König," so hieß es in jener Kundgebung der Berliner Zeitungen, „hat die unerwartete Nachricht von der Kapitulation des Yorkschen Korps mit dem höchsten Unwillen aufgenommen und hat, seinem Bündnis mit Frankreich getreu, nicht allein die Konvention nicht ratifiziert, sondern auch verfügt, daß dem General York das Kommando der preußischen Truppen abgenommen und dem General Kleist übertragen werde; daß der General York sogleich verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt werde; daß der General Massenbach, welcher sich der Kapitulation angeschlossen habe, gleichfalls suspendiert und in Untersuchung gezogen werde, und daß endlich die Truppen selbst nach dem Inhalte des mit Frankreich abgeschlossenen Bündnisses zur alleinigen Disposition des Kaisers Napoleon oder seines Stellvertreters, des Königs von Neapel, verbleiben sollten. (Welcher König von Neapel indes bereits vorgezogen hatte, sich schleunigst aus dem Staube zu machen.)

„Es ist," so lautete der Schluß dieser königlichen Verfügung, „für Seine Majestät sehr schmerzlich gewesen, daß ein Armeekorps, welches während des ganzen Feldzuges so viele erprobte Beweise seiner Tapferkeit und Treue gegeben hat, in einem so entscheidenden Momente untätig geworden ist. Seine Majestät haben den Fürsten von Hatzfeldt nach Paris geschickt, um Ihrem hohen Alliierten über diesen unerwarteten und höchst unangenehmen Vorfall die nötige Aufklärung vorzulegen."

Diese in den Berliner Zeitungen veröffentlichte Allerhöchste Kundgebung sollte den Franzosen also deutlich zeigen, wie bündnistreu der König im Grunde sei, und sollte die Abreise maskieren. Gleichzeitig aber ließ Hardenberg, wie Boyen in seinen Erinnerungen erzählt, durch Spione dem französischen Generalkommando die Nachricht bringen, daß ein nächtlicher Überfall im Werke sei, wodurch sich die Franzosen veranlaßt fühlten, besondere Vorkehrungen, Alarmquartiere, Verstärkungen der Posten und anderes vorzunehmen. Die Umgebung des Königs wiederum mußte aus diesen von Hardenberg ganz geheim betriebenen Maßnahmen schließen, daß die Franzosen tatsächlich etwas gegen die Person des Königs vorzunehmen gedächten.

Übrigens bestand diese Befürchtung nicht nur in Berlin. In den täglich erregter werdenden Provinzen gewann sie Boden. „Nehmen die Franzosen," so sagte York zu einem russischen Oberst, „unseren König gefangen, so ist unser Entschluß gefaßt. Einer unserer Prinzen wird uns kommandieren und wir werden das Beispiel der Spanier nachahmen: Weiber, Kinder, alle werden zu den Waffen greifen." Dennoch hat es sehr schwer gehalten, Friedrich Wilhelm zu dem Entschluß, nach Breslau abzureisen, zu bringen. Erst das Eintreffen des Majors von Natzmer, der in der Nacht zum 20. Januar von seiner Sendung an Kaiser Alexander von Rußland zurückkam, übte starke Wirkung auf den König, denn Alexander erklärte sich mit

Digitized by Google

Freuden bereit, ein Bündnis mit Preußen zu schließen, riet aber gleichzeitig dem Könige dringend, Potsdam, wo die Königliche Majestät nicht sicher sei, sofort zu verlassen und sich in der Residenz Breslau die Freiheit des Handelns zu wahren. Auch aus Wien waren Meldungen gekommen, daß der preußische Gesandte von Knesebeck, wenn auch keinerlei bindende Zusagen, so doch entschiedenes Wohlwollen gefunden habe, daß Österreich gegen ein Bündnis Preußens mit Rußland nichts einzuwenden habe und daß von seiten des Wiener Hofes die Anwesenheit des Königs in Breslau gewünscht werde.

So reiste der König am 22. Januar am hellen Tage aus Potsdam ab, nachdem am 21. Januar noch eine Abendmahlsfeier zur Einsegnung des Kronprinzen gemeinsam abgehalten worden war. Die königlichen Garden waren zum Teil schon abmarschiert, um die Straße gegen irgendwelche Gewalttat zu decken. Mit dem König reiste der Kronprinz und die königlichen Prinzen und Prinzessinnen. Alles ging ganz öffentlich vor sich und die ganze Regie macht Hardenberg alle Ehre. Der kluge Staatsmann trug am selben Tage in seinem Notizbuche ein: „Kleines Diner bei mir; die Marschälle Augereau, Ney, die Generale Sebastiani und der Gesandte Saint-Marsan waren zugegen. Ich zeigte den Herren die Abreise des Königs an, welche am Morgen des Tages unter Begleitung der Truppen, und ohne Berlin zu berühren, stattgefunden habe. Als Vorwand gab ich an: die Bildung einer neuen Armee für das französische Hilfskontingent." Gleichzeitig lud der Staatskanzler den Grafen Saint-Marsan und den österreichischen Gesandten Grafen Zichy ein, das königliche Hoflager nach Breslau zu begleiten.

In jenen Januartagen traf der Oberst von Boyen mit seinen Papieren wieder in Deutschland ein — wir haben von der geheimen Unterredung Boyens mit dem Zaren gehört. Er reiste mit falschem Passe und traf in Ratibor mit Scharnhorst zusammen. Sein Bericht über jene Tage gibt ein anschauliches Bild, wie gefahrvoll die geheimen Verhandlungen Hardenbergs und die Abreise des Königs in jenen Tagen im Grunde waren.

„Am 6. Januar 1813 kam ich in dem mir angewiesenen Ratibor an, trat dort, in Übereinstimmung mit meinem Passe, als ein Gutsbesitzer aus der Bukowina auf, der Pferde- und Vieheinkauf beabsichtige; dies machte meinen plauderhaften Gastwirt sehr gesprächig, ich war bald von Gutsbesitzern und Pferdehändlern heimgesucht, die mir ihre Ware anpriesen, während ich, ärgerlich über das Lügengewebe, das ich nun fortspinnen mußte, mit doppelter Sehnsucht die Ankunft des mir verheißenen Vertrauten erwartete.

Endlich nach ein paar langweiligen Tagen tat sich an einem Morgen die Tür meines Zimmers auf, und mein lieber, hochverehrter Scharnhorst trat, ebenfalls unter einem fremden Namen, zu mir herein, da er derjenige war, der den Auftrag erhalten hatte, sich mit mir weiter zu besprechen. Daß dieses Zusammentreffen uns persönlich sehr glückliche Augenblicke gab, bedarf wohl keiner weiteren Beteuerung. Ich übergab nun dem General meine aus Petersburg mitgebrachten Papiere, die Anträge des Kaisers von Rußland, meinen Bericht an den König über meine Reise und meinen Briefwechsel mit den österreichischen Behörden, sowie Beobachtungen über Rußland und den Gang des Feldzuges. Scharnhorst teilte mir dagegen die mir noch fremden neueren Nachrichten aus dem Vaterlande mit, die leider nur einseitig gut zu nennen waren. Denn wenn man von der Stimmung des Volkes und des Heeres nichts als Lobenswertes sagen konnte, so war die Unentschlossenheit des Königs, bearbeitet durch jene, die ich früher als Maulwürfe bezeichnete, doch so groß, daß man nicht allein ein trauriges Festhalten an der französischen Partei, sondern dadurch auch einen sehr besorglichen Konflikt mit der ganz entgegengesetzt ausgesprochenen öffentlichen Meinung ernstlich befürchten konnte. Scharnhorst hatte gleich nach dem Eintreffen der ersten bestimmten Nachrichten von dem Unglück an der Beresina, und nachdem Napoleon die Armee verließ, den König und den Staatskanzler von Breslau aus, wo sich der General damals aufhielt, dringend beschworen, die Armee in den Grenzen der vorrätigen Streitmittel zu verstärken: der König brauchte dabei sich noch gar nicht von der französischen Allianz zu trennen, er konnte dieses zum Schutz seiner durch die Russen bedrohten Staaten, die die Trümmer der französischen Armee nicht zu verteidigen imstande waren, ganz öffentlich tun. Wurde dadurch, da alles vorbereitet war, in 4—6 Wochen, wie es auch der Erfolg gezeigt hat, ein Heer von mindestens 150000 Mann aufgestellt, so gab dies eine Macht, die stärker wie die französischen oder russischen Streitkräfte jener Zeit waren. Preußen stand durch diese einfache Maßregel auf einmal als der Schiedsrichter da, indem beide Teile bei einer derartigen Vorbereitung um den König buhlen mußten. Allein trotz dieser so einfachen und einleuchtenden Ansicht war, wie ich dies späterhin leider noch ausführlicher berichten muß, die Unentschlossenheit des Königs doch nicht zu besiegen, er hatte Scharnhorst gar nicht geantwortet, und nur der Staatskanzler hatte demselben von jenem Verhältnis einen Wink gegeben.

Natürlich konnte ich nun von meinen Anträgen und Nachrichten, die noch dazu durch Österreich so unverantwortlich aufgehalten waren, auch wenig hoffen, und es schien bei der großen Wichtigkeit des Augenblicks notwendig, alles aufzubieten, um den Staatskanzler zu unterstützen. Mich verpflichtete nicht allein das von dem Kaiser Alexander verlangte Versprechen, persönlich dem König alles, was ich gesehen hatte, und das Gefährliche seiner politischen Lage vorzustellen, sondern ich hielt es auch für meine besondere,

Digitized by Google

Gerhard David von Scharnhorſt
Nach einem Gemälde von Gebauer

Digitized by Google

durch meine früheren Verhältnisse verstärkte Pflicht, dem König alle jene Vorstellungen zu machen, die seine außerordentliche Lage erheischte. Ich beschloß daher, mit Zustimmung von Scharnhorst, mit der größten Vorsicht persönlich nach Potsdam zu eilen, um dem König alles das mündlich zu sagen, was ich in dieser Lage tief in meiner Brust für ihn empfand. Um dabei indes das mir anbefohlene Geheimnis so viel als möglich zu beachten, wählte ich zu dieser Reise nicht die große über Breslau führende Straße, sondern nahm meinen Weg durch das Gebirge über Neiße, Frankenstein, Hirschberg, Bunzlau, Crossen usw. Trotz dieser Vorsicht hatte ich aber auch hier in Hinsicht der Bewahrung meines Inkognitos mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Es gelang mir indes noch so ziemlich, mich vor einer gänzlichen Entdeckung zu hüten, und so kam ich, mitten unter den im elendesten Zustande zurückkehrenden französischen Kriegern, wohlbehalten in Frankfurt an der Oder an, wo ich mich dem mir bekannten Postmeister entdeckte und durch ihn einen Brief an den Staatskanzler beförderte, dem ich den Zweck meiner Reise schrieb und ihm anzeigte, daß ich nach dem Städtchen Köpenick gehen und dort seine weitere Direktion erwarten würde. So fuhr ich ganz vergnügt von Frankfurt über Fürstenwalde ab, nicht ahnend, daß mir, da ich mich am Ziel meiner Reise wähnte, noch ein paar recht unangenehme Stunden bevorständen. Ich kam ungefähr nach Mitternacht in Köpenick an, alles war auf den Straßen totenstill und keine Spur von Soldaten zu sehen. So gelangte ich vor das Gasthaus und bekam nach langem Klopfen die Nachricht, daß ich unterkommen könnte; in dem Hausflur war nichts, was meine Aufmerksamkeit erregte, aber wie mußte ich erstaunen, als der Wirt mich eine Treppe hinauf nach dem für mich bestimmten Zimmer führte, und ich den oberen Flur voll von französischen Gewehren und Soldatengepäck fand! Als ich den Wirt nach diesem ungewöhnlichen Hausgerät fragte, sagte mir dieser ganz unbefangen: ‚Es ist gestern eine frische italienische Division bei uns eingerückt, und da liegt der General mit seinem Stabe und 30 Mann hier in Quartier.' Dies war wirklich eine gefährliche Nachbarschaft: kehrte ich um, so konnte dies nur Aufsehen auf meine Person erregen, auch konnte ich nicht füglich dies Gasthaus verlassen, da ich es dem Staatskanzler einmal bezeichnet hatte. So mußte ich also, so unangenehm es auch war, mich auf mein gutes Glück verlassen, ich ging anscheinend ruhig auf mein Zimmer, stellte mich krank und erwartete nicht ohne Besorgnis meine Erlösung aus dieser eigentümlichen Lage, da, wenn ich wirklich bei den Franzosen als ein Verdächtiger bezeichnet war, eine Entdeckung meiner Person mir höchst nachteilig werden konnte. Nach doppelt lang gewordenen Stunden kam um 3 Uhr nachmittags der damalige Feldjäger, jetzige Oberrechnungsrat Greulich zu mir, der mir von seiten Hardenbergs sagte, daß der König endlich diese Nacht nach Breslau abreisen würde, daß ich sogleich dahin folgen solle, aber bei Dyhernfurth über die Oder gehen müßte und dort eine weitere Direktion erhalten würde.

Mein guter Greulich bestellte mir so schnell als möglich Postpferde, ich schlich, aufs beste in meinen Mantel gehüllt, aus meinem Zimmer und atmete ein ganzes Teil freier, als mein Wagen bereits außer dem Bereich der Stadt fortrollte.

Der Entschluß des Königs, nach Breslau zu gehen, hatte sich, trotzdem daß man bemüht gewesen war, ihn möglichst zu verheimlichen, doch mit einer unglaublichen Schnelle über die ganze Provinz verbreitet und überall eine freudige Zustimmung erhalten. Die Landleute riefen es sich beim Begegnen zu, daß der König abreisen wolle, überall frug man mich in den Wagen hinein, ob er schon abgereist sei, und wenn ich dies bestätigte, so begleiteten eine Menge kerniger Adjektiva Napoleon und seine Zukunft. Die einzelnen französischen Reisenden wurden auf eine unglaubliche Art von der zusammengelaufenen Jugend geneckt, sie wagten es kaum, auf den Stationen ihren Wagen zu verlassen, da die dort gewöhnlich durch die Zeit aufgeregte gaffende Menge sich im Spott gegen die Fremdlinge überbot. Mehr als einmal haben sich auf dieser Tour einzelne französische Offiziere an mich gewandt, damit ich sie beschützen möge.

In dem Benehmen der Franzosen war eine große Veränderung zu bemerken; an die Stelle des sonst anmaßenden Tones war eine oft bis zum Lächerlichen ausgedehnte Schüchternheit und Besorgnis getreten. So z. B. kam ich in der Nacht nach Crossen, wo ein paar hundert Wagen mit französischen Offizieren und Beamten, die erfreut über ihre Rettung von der Armee nach Frankreich eilten, um die Gunst der frischen Pferde bei dem durch diesen Andrang ärgerlich gewordenen Postmeister buhlten. Bei dem Hin- und Herreden kam aber auf einmal, sichtbar aus Mutwillen ausgesprengt, das Geschrei: ‚Die Kosaken sind vor der Stadt.' Es war dies eigentlich damals noch gar nicht möglich, erregte aber nichtsdestoweniger einen unbeschreiblichen Schreck in dieser zahlreichen Versammlung, von der schon mehrere sich anschickten, ihre Wagen im Stiche zu lassen und ihr Heil in der Flucht zu suchen. Gewiß waren unter dieser aufgeschreckten Herde viele ehrenwerte Degen, die vor wenig Monaten noch tapfer kämpften und denen nur, nachdem ihr früherer stolzer Übermut unerwartet gebrochen war, eine innere moralische Stütze mangelte. Ich setzte meine Reise unter ähnlichen Ereignissen nach dem mir angewiesenen Dyhernfurth fort, wo mir der schon erwähnte Feldjäger Greulich entgegenkam und mich nach dem nahe bei Breslau gelegenen Dorf Scheitnig führte, wo mir der Oberpräsident Merkel sein daselbst gelegenes Landhaus freund-

Digitized by Google

schaftlich eingeräumt hatte. Hardenberg ließ mir zugleich sagen, daß ich nur immer des Abends, wenn es ganz dunkel sei, zu ihm kommen und mich dabei eines Nebeneinganges bedienen sollte; diese Vorsicht war bei dem unentschiedenen Zustande unserer Angelegenheiten, und da der französische Gesandte Marsan mit nach Breslau gekommen war, allerdings sehr notwendig.

Den Staatskanzler fand ich bei unserer ersten derartigen nächtlichen Zusammenkunft ganz ungewöhnlich von dieser unentschiedenen Lage und den dadurch möglichen Unfällen ergriffen, er erzählte mir mit der höchsten Bewegung, daß er bei einem Vortrage in Charlottenburg, nachdem er alle seine Gründe, um den König zu einem Entschluß, er möge sein, welcher es wolle, zu bringen, vergeblich erschöpft hatte, fortgerissen von der Größe des Augenblicks vor dem König auf die Knie gefallen sei und seine Hand mit Tränen bedeckt habe, ohne indes, obgleich der König auch bewegt worden sei, von ihm einen festen Entschluß erhalten zu können. Späterhin habe ich noch aus ganz sicherer Quelle erfahren, daß, nachdem diese Unentschlossenheit des Königs auch nach dem so entscheidenden Schritte des Generals York dieselbe blieb und alle eingehenden Regierungsberichte die steigende Unzufriedenheit in den Provinzen bezeichneten, der Staatskanzler eigentlich die Abreise des Königs herbeigeführt hat. Er ließ zuerst durch seine Doppelspione dem französischen Generalkommando in Berlin die Besorgnis vor einem nächtlichen Überfall einflößen, und als dieses nun dagegen Vorkehrungen durch nächtliches Zusammenrücken der Truppen und Ausstellung von Außenposten auch auf dem Wege nach Potsdam traf, wurde in jener Stadt wiederum mit einiger Wahrscheinlichkeit das Gerücht ausgesprengt, daß die Franzosen eine nächtliche Expedition, um sich des Königs zu bemächtigen, beabsichtigten; dies beschleunigte die Abreise nach Breslau."

Aber wie sah es, während in Paris Herr von Krusemarck und Fürst Hatzfeldt Napoleon zu beruhigen suchten, während in Breslau die ersten königlichen Verfügungen erschienen, wie sah es um diese Zeit in Königsberg aus? In der alten Krönungsstadt der preußischen Könige war die Nachricht von der Konvention von Tauroggen um die Mittagszeit des 1. Januar 1813 eingetroffen. In Königsberg kommandierte General von Bülow. Als die Kunde kam, daß York übergetreten sei, ließ er sofort alles, was von preußischen Truppen, Rekruten und Kriegsmaterial in der Stadt war, aufbrechen und marschierte schleunigst auf Seitenstraßen nach Graudenz. Am nächsten Tage schon traf der Marschall Macdonald, seinen Bataillonen vorauseilend, in Königsberg ein. Er fand die Stadt geräumt. Wir hörten bereits, daß Joachim Murat sie nach dem bösen Vorgang vor den Fenstern des Königsschlosses schleunigst verlassen hatte. Am Vormittag des 4. Januar kamen die Reste des X. Korps am Königstore an. Die Marschälle Macdonald und Ney, der ebenfalls zur Stelle war, führten sie schleunigst und still durch die Stadt. Um die zwölfte Stunde in der Nacht marschierten die letzten Truppen der großen Armee durch das Brandenburger Tor davon, während von der anderen Seite der Stadt schon Kosaken einritten, mit Jubel begrüßt als Königsbergs Befreier. Allerdings begannen diese Steppensöhne sofort zu plündern. „5. Januar. Jubel. Russische Plünderungsszene," so berichtet ein zeitgenössisches Tagebuch in knapper Form.

Am nächsten Abend zog Graf Wittgenstein in Königsberg ein. Alle Straßen waren erleuchtet, und der russische Feldherr wurde von der freudig erregten Menge durch die Straßen bis an das königliche Schloß geleitet, wo ihm Zimmer bereitet waren. Der Graf empfing alsdann die Behörden der Stadt in Audienz wie ein Eroberer. Im Theater war Festvorstellung und Wittgenstein erschien in der Königsloge. Als er das Theater verlassen wollte, spannte man ihm die Pferde aus und zog den Wagen im Triumph zum Schlosse. Die Russen als Befreier —: Festlich erleuchtete Fenster, Fackeln, seine Equipage von begeisterten Menschen gezogen, so wurde Wittgenstein empfangen.

Am Freitag, den 8. Januar, während der russische General und sein Stab im Deutschen Hause einen Ball mitmachten, ritt unbemerkt und spät abends General York mit 50 Husaren in Königsberg ein. Am nächsten Tage verbreitete sich in Königsberg das Gerücht von Yorks Anwesenheit. Die Studenten der Albertina waren die Ersten, die ihn am Abend des 9. Januar feierlich begrüßten. Hans von Auerswald, des Präsidenten Sohn, war der Sprecher. Es war derselbe Auerswald, der im Jahre 1848 vor dem Friedberger Tor von Frankfurt von Mörderhand fiel. Bewegt hörte York die Rede des jungen Studenten an. Nach den schweren inneren Kämpfen, die er während der letzten Wochen durchgemacht hatte, war es dem verschlossenen Mann wohltuend, daß ihm die Herzen der preußischen Jugend so warm entgegenschlugen.

Aber bald sollte seine Stimmung auf das Bitterste getrübt werden. Am 10. Januar kamen die ersten Posten aus Berlin, die meldeten, daß Yorks Konvention vom König nicht genehmigt sei, und daß der Flügeladjutant Major von Natzmer unterwegs sei, um die Verhaftung der beiden Generale York und Massenbach zu veranlassen. Von Tilsit aus hatte York den General von Kleist zum Kaiser Alexander nach Wilna geschickt. Dort war der preußische General höchst ehrenvoll, ja, vom Großfürsten Konstantin sogar mit offenen Armen empfangen worden. General von Kleist brachte an York die Zusicherung des Kaisers, daß er 500000 Rubel gegen Yorks Quittung sofort zu zahlen bereit sei, um die Bedürfnisse des preußischen Korps zu decken. Kaiser Alexander, die Großfürsten, der Feldmarschall Kutusow, sie alle waren gleich

Digitized by Google

erfreut und hoffnungsvoll gewesen über die Tat Yorks. Ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers Alexander an den König Friedrich Wilhelm III., das Kleist mitbrachte, wurde durch einen Kurier nach Berlin befördert.

Aber diese Kundgebungen von russischer Seite konnten York nicht darüber hinwegtäuschen, daß er vom König — wenigstens nach dem scheinbaren Willen desselben — seines Kommandos entsetzt sei und gewärtig sein konnte, das Korps werde ihm nicht mehr gehorchen. Schon wurde der Oberst von Below, der mit seiner Brigade bei Königsberg stand, bedenklich und machte Schwierigkeiten, vom General von York weitere Befehle entgegen zu nehmen. So entschloß sich York, den General Kleist zur Übernahme des Kommandos aufzufordern. Aber Kleist weigerte sich entschieden. Er sei nicht weniger strafbar als York, meinte er. Nun erklärte York, daß er alsdann die Truppen antreten lassen werde und vor der Front sein Kommando an Kleist übertrage. Aber General von Kleist entgegnete, daß er selbst dann das Kommando nicht übernehmen werde und daß niemand im Korps sei, der es übernähme. So blieb York nichts übrig, als an der Spitze der Truppen zu bleiben und die Befehle des Königs, die ihm allerdings nur durch Dritte bekannt waren, nicht zu beachten. Noch war kein Flügeladjutant bei ihm gewesen, der ihm den Willen des Königs persönlich überbracht hatte.

General von Bülow, später Graf Bülow von Dennewitz
Nach einem Gemälde von Dähling gestochen von Bollinger

Am 12. Januar kam der Rittmeister von Auer mit Nachricht vom General von Bülow, der seinen Anschluß an York erklärte. Das war wieder ein Trost für den von schweren Zweifeln geplagten General von York, von dem ein Augenzeuge aus jenen Tagen sagt: er sähe nicht aus wie ein Held, der Europa befreit, sondern wie ein Missetäter, der sein Urteil erwartet. So stark war in diesem Manne das Treugefühl für den König, dessen Entschlüsse er nicht kannte, so stark auf der anderen Seite das Gefühl für die Schmach seines Vaterlandes, daß er von bangen Zweifeln fortwährend hin- und hergeworfen wurde. Wo sollte alles dies hinausführen? Die Provinz fing an zu gären, und von Berlin kam noch immer keine Kunde, daß der König loszuschlagen gewillt sei.

„Was für Ansichten hat man in Berlin?" schrieb York als Antwort an Bülow. „Ist man schon so tief gesunken, daß man es nicht wagen darf, die Sklavenketten zu zerbrechen, die wir seit fünf Jahren so demütig tragen mußten? Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wieder zu erlangen. Die Vorsicht zeigt uns den Weg; wir sind unwürdig ihres Beistandes, wenn wir ihre Wohltaten von uns weisen. Unser Gegner gewinnt bei unserm Zögern nur Zeit, wir verlieren sie, jeder Monat ist ein unersetzlicher Verlust. Mit blutigem Herzen zerreiße ich die Bande des Gehorsams und führe den Krieg auf meine eigene Hand. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen. Ich werde in kurzem mit 50000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen: ‚Hier, Sire, ist Ihre Armee und hier ist mein alter Kopf'; — dem König will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt sich York nicht richten und verurteilen! Ich handle kühn, aber ich handle als treuer Diener, als wahrer Preuße und ohne alle persönlichen Rücksichten.

Die Generale und alle wahren Anhänger des Königs und seines Dienstes müssen jetzt handeln und kraftvoll auftreten. Jetzt ist der Zeitpunkt, uns ehrenvoll neben unsere Ahnen zu stellen — oder, was Gott nicht wolle, schmählich von ihnen verachtet und verleugnet zu werden. Erkämpfen, erwerben wollen wir unsere nationale Freiheit und Selbständigkeit; sie als ein Geschenk annehmen und erhalten, heißt die Nation an den Schandpfahl der Erbärmlichkeit stellen, und sie der Verachtung der Mit- und Nachwelt preisgeben.

Handeln Sie, General, es ist absolut notwendig, sonst ist alles auf ewig verloren. Glauben Sie es mir, die Sachen stehen hier sehr schlimm. Entferne ich mich von hier, so ist das Korps aufgelöst und die Provinz in Insurrektion. Wo kann das hinführen? Das ist nicht zu berechnen.

Königsberg, 13. Januar 1813. York."

Digitized by Google

Und in der Tat, die Lage Yorks war nicht leicht, die Dinge waren allzu verwirrt. Die Festung Pillau, welche nach dem Vertrag mit Frankreich seit Beginn des russischen Feldzuges von 1812 den Franzosen eingeräumt war, aber mit der Bedingung, daß von den Wällen nur die preußische Flagge wehe, hatte hinter ihren Wällen noch 1800 Mann französischer Besatzung unter dem General Castella, allerdings zum größten Teile Polen. Außerdem lagen unter dem unmittelbaren Befehl des preußischen Kommandanten von Pillau, Oberstleutnant von Treskow 600 Preußen in der Festung. General Castella wurde aufgefordert, die Festung zu räumen, wogegen ihm freier Abzug seiner Garnison zugesichert wurde. Aber Castella weigerte sich, und York konnte die Hände nicht rühren, denn über all dem schwebte immer die bange Frage: Wie denkt der König?

„York hatte den ersten Schritt getan," so schreibt ein Zeitgenosse, „und von ihm wurden auch die ferneren Schritte erwartet. Und diese Erwartung stieg noch höher, als er am 8. Januar nach Königsberg kam und hier die oberste Leitung der auf den Krieg und das Heer sich beziehenden Angelegenheiten der Provinz übernahm. Aber allem, was nicht zu den gewöhnlichen Pflichten seines Dienstes gehörte, schien er nur eine geringe Aufmerksamkeit zu widmen und sich allein mit der Ergänzung des erlittenen Abganges in seinem Heere zu beschäftigen, welches, so vollständig es auch sein mochte, doch seinem bestimmten Umfange nach immer unbedeutend gegen das wahrscheinliche Bedürfnis war. So vergingen die Tage, und eine bange Besorgnis, die Gunst des vielleicht nie wiederkehrenden Augenblicks zur Wiedererlangung der Selbständigkeit und Freiheit zu verlieren, bemächtigte sich der Gemüter."

Daneben aber wurde es nur zu deutlich erkennbar, daß verschiedene russische Generale, besonders der über den Verlauf der Konvention sehr ärgerliche Marquis Paulucci sich Übergriffe zu erlauben anfingen. Sie nahmen das besetzte preußische Gebiet einfach in russische Verwaltung. „Die Stadt Memel," hieß es in einer Erklärung Pauluccis, „wird provisorisch im Namen des Kaisers aller Reußen verwaltet." Der Militärkommandeur Oberst Eksparre und der Intendant von Foelkersam, welche Paulucci eingesetzt hatte, fingen an, die Dinge wie in einem eroberten Lande zu behandeln. Sie entbanden die Behörden von ihren Verpflichtungen für den König von Preußen, belegten die öffentlichen Kassen mit Beschlag, zogen die Steuern für russische Rechnung ein und untersagten sogar jede amtliche Verbindung der Behörden mit dem Regierungspräsidenten von Gumbinnen. Der aufrechte Regierungsrat Schulz traf in Memel ein und fand diese Zustände vor. „Man kann," schrieb er, „bei dieser Erscheinung in einer preußischen Stadt rein des Teufels werden." Er nannte auch dem russischen Militärkommandeur gegenüber die Dinge beim Namen. „Wir hassen," sagte Schulz, „die asiatische Apathie nicht minder als die französische Despotie, und das Land, welches die russischen Truppen als Erretter und Befreier empfangen hat, wird sich bald feindlich gegen sie erheben."

Kurz, man wußte in keiner Weise, wo die Dinge eigentlich hinauswollten. Zwar hatte der General von York vom König die ausdrückliche Weisung erhalten, beim Überschreiten der Grenze wieder die alten Vollmachten als Generalgouverneur der Provinz Ostpreußen zu übernehmen, aber zwischen diesem königlichen Befehl und dem Jetzt lag die Konvention von Tauroggen mit ihren Folgen. General von York war nach den Briefen und Gerüchten, welche aus Berlin kamen, ein abgesetzter Mann. Er vermied es ängstlich, seine Befugnisse zu überschreiten und in die Zivilverwaltung einzugreifen. Diese lag in den Händen der drei Regierungspräsidenten Auerswald für Ostpreußen, Schoen für Litauen und Wißmann für Westpreußen. Hans Jakob von Auerswald hatte zurzeit das größte Gewicht, denn als Landhofmeister von Preußen gehörten die ständischen Angelegenheiten zu seinem Wirkungskreis. Aber weder Herr von Auerswald noch Herr von Schoen waren bei aller Vortrefflichkeit ihrer Gesinnungen, bei aller Tüchtigkeit ihrer Person die Männer, eine Volksbewegung in Ostpreußen zu entfachen. Dazu bedurfte es einer anderen geistigen Gewalt, und es war ein Glück für die ganze Bewegung in Preußen, daß der Mann, welcher diese besaß, schon unterwegs war.

Der Freiherr von und zum Stein war am Abend des 5. Januar mit seinem Ernst Moritz Arndt, seinem treuen Helfer, aus Petersburg abgereist. Der deutsche Freiherr hatte am russischen Kaiserhofe und beim russischen Adel eine viel bessere Aufnahme gefunden, als jemals am preußischen Königshofe. Der „Jakobiner", der „schlechte Mensch", wie Napoleon ihn zu betiteln pflegte, derselbe Mann, den, trotz seiner unschätzbaren Verdienste um den Staat, selbst in Preußen in maßgebenden Kreisen so viele mit argwöhnischen Augen ansahen, mit dem auch König Friedrich Wilhelm niemals warm wurde, hatte bei den autokratischen Moskowitern herzliche Freundschaft gefunden. Die Kotschubey, die Uwarow, die Nowosiltzow bewahrten ihm zeitlebens ein freundschaftliches Gedenken, und der Fürst Uwarow ließ in seinem Garten sogar einen Tempel errichten, mit der Inschrift: Patriae columen, amicorum decus*). „Ich habe Petersburg mit Bedauern verlassen," schrieb der Freiherr an seine Frau, „und ich nahm daraus eine sehr dankbare Erinnerung

*) Des Vaterlandes Stütze, der Freunde Zierde!

Digitized by Google

mit für die wohlwollende Aufnahme, die man mir allenthalben bereitete, und für die Zeichen von Güte und Freundschaft, die man mir während dieses Aufenthaltes und bei meiner Abreise gegeben hat. Die ganze kaiserliche Familie ist außerordentlich gnädig gewesen gegen mich; ich bin davon tief durchdrungen und ich werde ihr durch die Gefühle tiefster Ehrerbietung tief verbunden bleiben. Der Kaiser Alexander hat sich das Recht auf die Bewunderung aller Menschen erworben, welche freisinniger und edler Gefühle fähig sind, durch die Weisheit seiner Maßregeln, seine Beharrlichkeit während der großen Gefahr, worin sein weites Reich sich befunden hat und die Mäßigung, womit er sich seines Sieges bedienen wird." Stein reiste ins kaiserlich-russische Hauptquartier.

„Wir fuhren," erzählt Arndt, „in Litauen vom Kopf bis zu den Füßen alle gehörig bepelzt. Der Minister und ich saßen im Innern des Wagens, vor uns zwei Bediente. Der eine, ein ehrlicher Böhme, der sich als österreichischer Grenadier ehrenvolle Wunden und Denkmünzen verdient hatte, ward eben aus Verehrung dieser nur von seinem Herrn gehegt; denn bei großer ganz unbedientlicher Ungewandtheit hatte er den Fehler, sich oft im Stillen ein Räuschchen zu zeugen. Dies war denn auch auf dieser Reise der Fall, wo er fast auf jeder Station ein wenig abseits schlich. Er hatte aber bei alledem für seinen lieben Herrn viele Sorge und machte, sobald er ihn eingeschlummert merkte, immer sogleich den ledernen Vorhang unseres inneren Wagens zu. Der Minister aber war dessen sehr ungeduldig und gab ihm, sobald er erwachte, mit den Worten: ‚Hat er mich schon wieder in den Affenkasten gesperrt?' einen derben Stoß in den Nacken. Nun begab es sich eine Nacht, als ähnliches vorfiel, daß der Böhme trotz aller Püffe sich nicht rührte. Dies machte auch mich aufmerksam, und wir bemerkten, daß der vom Branntwein etwas beschwerte Gesell eingeschlafen und fast erstarrt war. Ich und der zweite Bediente rissen ihn also aus dem Wagen und schleppten ihn mit uns fort, indem ich dem Herrn zurief: ‚Wir wollen ihn durch Laufen schon wieder gelenkig machen!' Und so brachten wir ihn endlich wieder zum Laufen auf glattem Eise, denn wir fuhren eben über einen gefrorenen See. Indem wir so mit ihm beschäftigt waren und er seiner Knie wieder mächtig zu werden anfing, sehen wir mit einem Male den Minister ohne Pelz und Pelzstiefeln hinter uns herlaufen, weder der kalten Nacht noch seines Podagra gedenkend. Er war außer sich vor Freuden, als er seinen alten Grenadier wieder stappeln sah. So marschierten wir wohl eine halbe Stunde miteinander neben unserm Schlitten her. Auf der nächsten Station ward für den Patienten gekocht und gebraten, und statt der Püffe von wegen des gesperrten Affenkastens bekam er wohl zwei drei zärtliche Händedrücke und Umarmungen."

Die Erschöpfung der Pferde in Litauen machte die Reise langwierig; sie erreichten Wilna erst am Abend des 11. Januar. „Hier bin ich wieder zurück," schrieb Stein seiner Frau, „nachdem ich in den letzten sechs Monaten einen ewig denkwürdigen Kreis von Tätigkeit, Bewegung und Ereignissen durchlaufen habe; möge er das Glück unseres Vaterlandes und das Deinige, meine liebe und vortreffliche Freundin, herbeiführen! . . . Ganz Deutschland muß mit Trauer bedeckt sein. 80000 junge Männer aus dem unglücklichen Lande sind umgekommen oder sterben noch täglich in den Hospitälern, einem fauligen Nervenfieber zur Beute, dem die durch Hunger, ungesunde Nahrung von gefallenem Vieh, der einzigen, die übrig war, entkräfteten Körper nicht widerstehen können. 15000 Kranke lagen allein in den Hospitälern von Wilna. Man sieht nichts als Karren voll Leichname, die man, teils von Wölfen angefressen, auf den Heerstraßen sammelt und aus den Hospitälern wegführt, oder Züge von Gefangenen, mit Lumpen bedeckt, ausgemergelt durch Leiden aller Art, hohläugig, mit blaugrauer Haut, in dumpfem Schweigen den Tod erwartend. Diese Unglücklichen verbreiten die Pest, wohin sie kommen; man stößt sie zurück und mit Recht; die Einwohner betrachten sie mit Abscheu als die Schlachtopfer, welche durch einen grausamen Tod das abscheuliche Verbrechen sühnen, Mitschuldige und Werkzeuge der Zerstörungsmaßregeln Napoleons gewesen zu sein. Es ist durch die achtungswürdigsten Zeugnisse beglaubigt, daß im Übermaß des Elends, welches das französische Heer litt, französische Soldaten sich von den Leichnamen ihrer unglücklichen Kameraden genährt haben, und mit der Zubereitung dieser scheußlichen Speise am Feuer beschäftigt gefunden worden sind. Die leibliche und sittliche Erschöpfung und Vernichtung dieser Unglücklichen war so groß, daß ein Zug von zweitausend Mann sich einem russischen Gesundheitsbeamten ergeben hat, der in seiner Kalesche reiste; daß der Pöbel von Wilna, großenteils aus Juden bestehend, auf den Nachzug des Heeres gefallen ist und eine Anzahl Gefangener von der Kaisergarde gemacht hat. Es ist der Wille der Vorsehung, der sich aufs offenbarste und schlagendste in dieser furchtbaren Schicksalswendung gezeigt hat; es ist die Verblendung des Verbrechens und des tollsten Hochmuts, der Napoleon fortgerissen hat in dieser Unternehmung, welche zu seiner Schande ausgeschlagen ist und seine Vernichtung zur Folge haben wird. Diese gräßlichen und ungeheuren Ereignisse waren oft von kleinen Zügen begleitet, welche lächerlich erscheinen, wenn man dafür empfänglich sein könnte inmitten eines ungeheuren Kirchhofs oder umgeben von entfleischten und sterbenden Gespenstern. So erinnert man sich hier mit Verachtung und Unwillen, wie Berthier beim Schall einer schlechten Trommel zirka 60 Menschen versammelte, um die Flüchtigen aufzuhalten, die sich beim Erscheinen einer Handvoll Kosaken nach den Toren von Wilna stürzten; wie Murat, in einen Schal gehüllt, eine Kutschermütze auf dem Kopfe,

Digitized by Google

mit einem Stocke in der Hand nach Wilna hereinkam, Narbonne zu Fuß von Moskau bis Smolensk durch den Schnee marschierte, Napoleon, durch Wilna kommend, seine Schande und seine Wut hinter den aufgezogenen Fenstern seines Wagens verbarg, und alle seine Adjutanten demütig, unterwürfig, dankbar, wenn man ihnen ein Stück Brot anbot."

„Zerrissene, erfrorene, bläuliche, unglückliche Pferdefleischfresser," so schilderte Arndt das grauenhafte Elend, dem die Reisenden unterwegs begegneten, „schienen sie kaum noch Menschen. Vor unsern Augen starben ihrer in Dörfern und vor den Posthäusern. Kranke lagen im Schlitten auf Stroh übereinander. Sowie einer starb, warf man ihn seitwegs in den Schnee. An den Straßen lagen die Leichen, wie anderes Aas, unbedeckt und unbegraben. Kein menschliches Auge hatte ihre letzte Not beweint. Wir sahen sie, zum großen Teil mit blutigen Gliedern, denn auch Erschlagene hatte man als gräßliche Wegezeichen an Bäumen aufgerichtet. Sie und gestürzte Pferde bezeichneten den Weg nach Wilna; auch der des Weges Unkundigste hätte schwer irre gehen können. Unsere Pferde schnoben und bäumten sich häufig, indem sie dazwischen, wohl auch darüber hinspringen mußten. Das war aber nicht das Grauen vor den Leichen, sondern die Witterung der Wölfe, die wir hin und wieder oft in Scharen von zehn oder fünfzehn mit dem Genuß ihrer Beute beschäftigt sahen und die nur wenige Schritte vor uns über den Weg strichen."

In Wilna spielte sich auch eine Szene ab, welche den tiefen Ernst des Freiherrn von Stein kennzeichnete, womit er stets der Vaterlandslosigkeit begegnete. Am Tage nach seiner Ankunft ließ sich ein Deutscher bei ihm melden, einer der Offiziere, welche von den Russen gefangen waren und sich nun in Wilna in Not befanden. Stein nahm den Besuch an, und ein stattlicher junger Mann betrat das Zimmer. Auf die Frage des Freiherrn nach seinem Namen nannte sich der Offizier von Mosel aus dem Herzogtum Cleve. Als er diesen Namen hörte, wurde Stein ungemein freundlich. „Ich habe Ihren Vater und Ihren Oheim sehr wohl gekannt; brave, wackere Leute!" Der Freiherr lud den Offizier ein, am Frühstück teilzunehmen. Und nun kam der junge Mann mit seinen Bitten heraus. „Ich habe gehört, daß Ew. Exzellenz besonders deswegen in Rußland weilen, um sich der unglücklichen deutschen Gefangenen anzunehmen?" — „Ja," entgegnete Stein, „eines jeden Deutschen, ob er nun gefangen ist oder ungefangen, nehme ich mich gern an." Hierauf fragte er nach Mosels Verhältnissen. „Ich war Offizier im Regiment von Schenk," entgegnete der junge Offizier, „als Preußen zugrunde ging. Dann ging ich nach Hause, wurde aber bald der Untätigkeit müde und bat infolgedessen um Anstellung in französischen Diensten. So ging ich mit einem französischen Regiment nach Spanien" — — So weit war der junge Herr in seinem Bericht gekommen, als der Freiherr plötzlich aufsprang. Das Gesicht ganz blaß vor Aufregung und besonders seine mächtige Nase blaß, was stets ein Zeichen äußersten Zornes war, rief Stein: „Mein Herr, ich habe Besseres in der Welt zu tun, als mich solcher deutschen Edelleute anzunehmen, die aus Langeweile gegen Spanien fechten gegangen sind. Gott hat im Leben verschiedene Straßen aufgestellt, gehen Sie Ihren Weg und wenn er Sie nach Sibirien führte! Ich gehe den meinigen!"

Als Stein im russischen Hauptquartier eintraf, lagen die Sachen so: York mit seinem Korps stand kaltgestellt bei Königsberg, in bangen Zweifeln darüber, was werde sollte. Die Russen hatten sich in Memel unter dem Oberst Eksparre höchst unbeliebt gemacht, und es war, wie bereits erzählt wurde, zu einem scharfen Auftritt zwischen dem preußischen Regierungsrat Schulz und dem russischen Kommandeur gekommen. Die Regierungspräsidenten von Auerswald und von Schoen, welche Stein beide als tüchtige Männer kannte, wagten es nicht, über ihre Befugnisse hinauszugehen und der großen Zeit angemessene große Mittel aufzubieten. Aber Stein kannte auch den König Friedrich Wilhelm. Stein wußte, daß nur die Entfachung einer großen Volksbewegung den zögernden König schließlich mitreißen würde. So säumte denn der deutsche Reichsfreiherr nicht, seine Person abermals einzusetzen für Deutschlands Befreiung, mochte ihm später Dank blühen oder Undank.

Er erwirkte vom Kaiser Alexander eine Generalvollmacht, kraft deren er die Generalverwaltung von Ost- und Westpreußen im Auftrage des Zaren übernahm.

„Wir, Alexander der Erste, von Gottes Gnaden Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen usw. usw., tun durch Gegenwärtiges kund, daß, da Ost- und Westpreußen von Unseren Heeren besetzt gehalten werden und dadurch von dem Mittelpunkt ihrer Regierungen getrennt sind, indem die Verhältnisse zu Seiner Majestät dem König von Preußen noch unentschieden bleiben, Wir für unumgänglich notwendig gehalten haben, vorläufige Maßregeln der Aufsicht und Leitung zu treffen, um die Provinzialbehörden zu leiten und die Hilfsquellen des Landes zugunsten der guten Sache nutzbar zu machen.

Infolgedessen haben Wir beauftragt und beauftragen durch Gegenwärtiges den Freiherrn Heinrich Friedrich Carl vom Stein, Ritter des roten Adlerordens, sich nach Königsberg zu begeben und dort von der Lage des Landes Kenntnis zu nehmen, um die Kriegs- und Geldmittel zur Unterstützung Unserer Unternehmungen gegen die französischen Heere in Tätigkeit zu setzen. Wir beauftragen ihn außerdem,

Digitized by Google

darüber zu wachen, daß die öffentlichen Einkünfte des besetzten Landes mit Treue verwaltet und dem erwähnten Zwecke gemäß verwendet werden, daß das Eigentum der Franzosen und ihrer Verbündeten mit Beschlag belegt, daß die Bewaffnung der Landwehr und des Landsturms nach den von Seiner Majestät dem König von Preußen im Jahre 1808 entworfenen und gebilligten Plänen in möglichst kürzester Zeit eingerichtet werde, und die nötigen Lieferungen von Lebensmitteln, Transportmitteln für das Heer mit Ordnung und Schnelligkeit erfolgen. Zu diesem Zwecke bevollmächtigen wir den benannten Freiherrn vom Stein, alle Mittel zu ergreifen, welche er zur Vollziehung dieses Auftrages nötig halten wird, sich der Beamten zu bedienen, welche ihm die geeignetsten scheinen werden, um Unsere Absichten zu vollziehen, diejenigen, welche er für unfähig und böswillig halten wird, zu entfernen, die Verdächtigen aber überwachen und selbst verhaften zu lassen. Wir erteilen ihm das Recht, seine Stelle durch einen Mann seines Vertrauens vertreten zu lassen. Seine Sendung wird in dem Augenblick beendigt sein, wo Wir ein endliches Abkommen mit dem König von Preußen getroffen haben werden. Dann wird die Verwaltung der Provinz ihm zurückgegeben werden und der Freiherr vom Stein zu Uns zurückkehren. Übrigens versprechen Wir auf Unser Kaiserliches Wort, alles zu genehmigen, was in Kraft der gegenwärtigen Vollmacht beschlossen und ausgeführt werden wird. Zu Beglaubigung dessen haben Wir diese Vollmacht unterzeichnet und mit Unserm kleinen Siegel versehen lassen.

Gegeben zu Raczki am 6. Januar des Jahres der Gnade Eintausendachthundertdreizehn, Unserer Regierung im 13. Jahre.

(L. S.) (eigenhändig) Alexander."

Es war also kein Fremdling, kein russischer Würdenträger, der hier in Preußen die Verwaltung für den Zaren übernehmen sollte, sondern ein getreuer preußischer Untertan, und hieraus zeigt sich, wie ehrlich Kaiser Alexander es meinte. Das russische Heer, das jetzt allmählich an der Weichsel eintraf, war bis in seine Grundvesten erschüttert. Kälte, Mangel, Krankheit hatten die russischen Sieger ebenso hart angefaßt, wie die Besiegten der großen Armee. Staat war jedenfalls mit den russischen Truppen zur Stunde nicht zu machen, und wie langsam die Erneuerung bei den Russen vor sich zu gehen pflegte, das hatte man oft genug erlebt. Preußen war es, das seine Kräfte aufbieten mußte, wenn dem französischen Kaiser bei seiner Wiederkehr mit neuen Truppenmassen wirklicher Widerstand entgegengesetzt werden sollte. Daß der Kaiser Napoleon in Paris seine Stunden nicht ungenutzt vorübergehen ließ, das konnte sich jeder Einsichtige sagen. So drängte die Zeit und es mußte Hilfe werden; die schlummernden Kräfte der von französischem Druck befreiten preußischen Lande mußten mit aller Tatkraft geweckt werden. So ging Stein mit seiner kaiserlich russischen Vollmacht nach Königsberg. In der preußischen Grenzstadt Lyck trennte er sich von dem Kaiser und fuhr in der Begleitung seines getreuen Arndt weiter.

Auf dem Marktplatze der Stadt Lyck war Kaiser Alexander vom Superintendenten Gisevius in feierlicher Begrüßung empfangen worden. „Sie, Allergnädigster Herr," hatte Gisevius in seiner Ansprache ausgerufen, „kommen nicht zu uns, zu zerstören, sondern zu beglücken, nicht zu unterjochen, sondern zu befreien, nicht zu verderben, sondern Erquickung und Heil zu bringen der geschlagenen Menschheit." Hier unterbrach der Kaiser den Redner und sagte: „Ja, ich bin der Freund Ihres Königs und des Volkes," und damit reichte er Gisevius die Hand.

In Gumbinnen hatte Stein eine Unterredung mit seinem früheren Mitarbeiter, dem Regierungspräsidenten Schoen. Damals erzählte Schoen viel von dem Rückzug der Trümmer der großen Armee und es spielte sich zwischen Stein und Schoen jene Szene ab, von der wir erzählten, wo Stein kaltblütig meinte: „Hm, ich glaube, ich hätte blasen lassen."

Am 22. fuhren Stein und Arndt in Königsberg ein. Der Bevollmächtigte des russischen Kaisers nahm Quartier beim Buchhändler Nikolovius. „Hier in Königsberg gab es nun ein ganz neues gewaltiges Leben der Freuden und Wonnen und auch des buntesten Getümmels, Lärms und Wirrwarrs, in dessen großen Knäuel ich gottlob nicht eingewickelt war, aber den ich stets wickeln und abrollen sah, und von dem auch mir bei Gelegenheit einige Fädchen um Stirn und Nase schwirrten, auch sie zuweilen wohl etwas empfindlich streiften, denn ich ward, wie es in solchem mächtigen Wirrwarr zu geschehen pflegt, von manchen in manchen Dingen, von welchen ich weder Schuld noch Wissen mit mir trug, mitschuldig und mitwissend geglaubt; sehr begreiflich, denn ich war mit dem Höchsten hergekommen und wohnte mit ihm unter einem Dache." So Ernst Moritz Arndt.

„Ja, Königsberg gab jetzt auf seine Weise auch ein recht lebendiges Bild des Kriegslebens: wechselweise die tapferen Regimenter des Generals York in und bei der Stadt, russische Generale und Offiziere, zum Teil sogar noch solche, die als preußische Gefangene oder Verwundete hierher gebracht waren und die nun, ohne daß die Lage der Dinge zwischen Rußland und Preußen erklärt und abgeklärt war, doch als bei er-

Digitized by Google

klärtem Frieden und Bündnis frank und frei umhergingen; auch Durchführungen und Durchtreibungen unter dem Knall der Kosakenpeitschen unglücklicher einzelner Trupps französischer Gefangener; zu diesen die meist unter lautem Jubel einziehenden Scharen von Jünglingen, welche das Yorksche Heer ergänzen und verstärken sollten; dazu das Getümmel um die mit deutschen, russischen, auch noch hin und wieder mit einzelnen französischen kranken oder verwundeten Kriegern gefüllten Kriegslazarette, auch hier der viele Tod, doch keine so greuliche Erscheinung als in Wilna; doch wie der viele Tod mit seinen Seuchen immer den Krieg begleitet, hatte die Plage auch in der Stadt um sich gegriffen, oft so schlimm, daß in den Lazaretten die Hälfte der Ärzte gestorben war. Nun war auch Stein dazu gekommen, und die Augen aller Menschen waren auf ihn gerichtet, aus allen Enden des Landes strömten die Männer herbei, teils in des eigenen Herzens Angelegenheiten, teils zu dem großen von Stein veranlaßten preußischen Landtage gelockt und berufen.

Man begreift, daß dieses alles zusammengenommen die Stadt in die außerordentlichste lebendigste Bewegung und alle Herzen in eine ungewöhnliche Teilnahme versetzt hatte. In diesem Ozean von stürmischer Bewegung und Leben schwamm ich, ein glücklicher Tropfen, so mit, allen hohen Versammlungen und dem Landtage und allen öffentlichen Festlichkeiten und Ehren- und Freudengelagen fast immer mit beiwohnend und in meinen Mußestunden mich der freundlichsten Treue und Liebe gleichgesinnter Genossen, alter und neuer Freunde in der Wonne des aufgehenden deutschen Morgenrots so jugendlich erfreuend, als wäre ich plötzlich aus meinen Vierzigen in meine Zwanziger versetzt worden.

In diesem Leben und Weben der Dinge und Menschen war Stein der Morgenstern der Hoffnung, wohin alle blickten; um ihn rissen sich Freunde und Feinde — ich sage auch Feinde; denn die Feinde kamen auch wohl heran, aus Furcht und für den Schein, oft mehr als Lauscher, Späher und Berichterstatter. Der große Mann sollte nun in allem sein, bei allem sein, er konnte vor Festschmäusen und Mittagstafeln, meistens doch von seinen Getreuesten angerichtet, sich kaum retten, wich den meisten aus, weil er dafür weder Zeit noch Gesundheit übrig hatte, wo er aber erschien, war jetzt durch ein in den deutschen Grenzen gleichsam mächtiger erglühtes und erblühtes Leben in ihm verkörpert, die Lust der Mutigen, der Schrecken der Feigen, durch Schritt und Tritt und Blick und Rede war er den Kühnsten voran."

So war Stein denn wieder in Königsberg angekommen, — demselben Königsberg, das er im Jahre 1808 als verabschiedeter preußischer Minister verlassen hatte, in die Verbannung gehend, von dem im höchsten Glanze sich sonnenden Kaiser Napoleon geächtet: „Le nommé Stein." Derselbe Mann, der einst mit gewaltigem Wurf Preußen eine neue freiheitliche, die Volkskräfte weckende Verfassung gegeben hatte, der „Jakobiner Stein" kam jetzt als Bevollmächtigter des starrsten Selbstherrschers, des Zaren aller Reußen.

Und es war in der Tat die höchste Zeit, daß eine entschlossene Hand die Lenkung der Dinge in Ostpreußen übernahm. Schon hatte eine kurzsichtige Bureaukratie, wenn auch in wohlmeinender Absicht, die ersten Regungen zur Zerreißung der Ketten unterdrückt. Als ein Adliger, von der Groeben, mit mehreren Gleichgesinnten auf eigene Faust eine Berufung für eine sogenannte „Generalkonvention aller Kreise" ausgehen ließ, berufen auf den Geburtstag Friedrichs des Großen, den 24. Januar, hielt die Behörde es für das Beste, den Voreiligen festzusetzen. „Die Manen unseres großen Friedrich werden versöhnt sein, wenn wahre Vaterlandsliebe und hoher Gemeinsinn an diesem Tage unsere Beschlüsse leiten werden," hatte Groeben in seiner Aufforderung an die Landräte und Magistrate begeistert ausgerufen, — der Landhofmeister von Ostpreußen sperrte ihn dafür ein.

Wo die Autoritäten der Regierung so versagten, war allerdings ein Mann wie Freiherr vom Stein notwendiger als je. Das erste, was er noch seinem Eintreffen in Königsberg tat, war die dringliche Aufforderung an Herrn von Auerswald, einen außerordentlichen Landtag einzuberufen. Vor allen Dingen schien es Stein notwendig, die Nation zu wappnen, und er sah wohl ein, — denn dazu kannte er die Bureaukraten zu gut — daß der Beamtenapparat nur unter dem Drucke einer mächtigen Körperschaft funktionieren würde. Es war Auerswald zweifellos ein Greuel, sich dem Verlangen Steins zu fügen, denn nur der König konnte nach den Gesetzen von 1810 eine außerordentliche ständische Versammlung einberufen, aber das kaiserlich russische Edikt klang klar und bündig, und die Persönlichkeit Steins war nicht derart, daß man sich ihr leicht widersetzen konnte. Der Freiherr war ein Mann, geboren zum Gebieten. In seines getreuen Arndt Schilderung tritt er lebendig vor uns hin: „Auf dem oberen Teil seines Antlitzes," sagt Arndt, „wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter. Seine prächtige breite Stirn, seine geistreichen, freundlichen Augen, seine gewaltige Nase verkündeten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Teil seines Gesichtes einen großen Abstich. Der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und fein geschnitten. Auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jähzorn ihr Spiel und die oft plötzliche Heftigkeit, die gottlob, wenn man ihr fest begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber das ist wahr, daß, wenn dieser schwächere untere Teil im Zorn zuckte, und der kleine bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Aussprudelungen vollführte, die oberen Teile wie ein schöner sonniger Abglanz noch zu lächeln und selbst die

Digitized by Google

blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen; so daß, wer vor der unteren Macht erschrak, durch die obere Macht getröstet ward. Sonst sprach aus allen Zügen, Gebärden und Worten des herrlichen Mannes Redlichkeit, Mut und Frömmigkeit. Er war ein herrischer Mann, wäre ein geborener Fürst und König gewesen. — Kurz, ein Nummer-Eins-Mann". Was sollte wohl ein Auerswald diesem Manne gegenüber tun? Des Königs von Preußen Befehle einzuholen war unmöglich, man war von Berlin abgeschnitten. Das altpreußische Pflichtbewußtsein gegen den königlichen Herrn mag in dem Präsidenten von Auerswald einen harten Kampf gekämpft haben, ehe er ja sagte. Stein, dem das alles nicht schnell genug ging, der im Augenblicke, wo er den Befehl aussprach, auch am liebsten Ausführung und Tat gesehen hätte, — hierin hatte der deutsche Reichsfreiherr eine verwandte Ader mit seinem unversöhnlichen Gegner, dem Korsen, — Stein nannte den Oberpräsidenten ohne weiteres „eine alte Schlafmütze ohne Mut und Feuer". Das war nun der Oberpräsident keineswegs, wenngleich er kein kühner, feuriger Renner war, der mit kühnem Satze die Schranken königlicher Herrschgewalt übersprang.

„Euer Exzellenz ersuche ich," so lautete Steins Befehl, „zufolge der mir von Seiner Majestät, dem Kaiser Alexander erteilten Generalvollmacht einen Generallandtag auf den 5. Februar auszuschreiben, um mit den ostpreußischen und litauischen und diesseits der Weichsel belegenen Herren-Ständen über die Errichtung eines Landsturms und einer Landwehr zu beratschlagen und einen Entschluß zu fassen."

Auerswald fügte sich. Am 23. Januar erließ er an die Regierungen und Landräte die Wahlverfügungen für den Landtag. Allerdings nannte man das Ding, um das Gefühl des Königs zu schonen, eine „Versammlung ständischer Abgeordneter".

Inzwischen hatten sich aber auch die Anhänger des Herrn von Groeben hinter Stein gesteckt. Der Freiherr geriet in schweren Zorn, als er von Groebens Verhaftung hörte. Nachdrücklich forderte er vom Präsidenten Auerswald, daß dieser Konvokation, die patriotisch gesinnte Männer für den 24. Januar geplant hatten, keine Hindernisse in den Weg gelegt würden. „In diesem Augenblick der Gefahr und der Krise," schrieb der große Mann an Auerswald, „kommt es darauf an, den Gemeingeist zu erhalten, zu beleben, das Interesse und die Tätigkeit vieler Männer und Staatsbürger in die große Angelegenheit des Kampfes der Guten gegen die Schlechten zu verflechten und Formen in Hinsicht der Größe des Zwecks und der Reinheit der Gesinnungen zu verlassen." Das war eine deutliche und entschiedene Absage an die Bureaukratie, der Appell, im Augenblicke der Gefahr den leidigen Formeln zu entsagen.

Wieder fügte sich Auerswald. Dennoch bedurfte es energischen Einspruchs Steins und der Königsberger Patrioten, daß der Einberufer, Feuerkopf von Groeben, aus der Haft entlassen wurde.

So waren die Anfänge Steins in Königsberg gut. Allerdings regte sich alsbald in den hochfeudalen Kreisen des Landes, welche Stein schon zur Zeit seiner Ministerschaft einen Jakobiner gescholten hatten, wieder das stärkste Mißtrauen. Graf Dönhoff-Friedrichstein bezichtigte den Freiherrn offen der Adelsfeindschaft; zu Preußens Unheil sei er jetzt zurückgekommen, und das von ihm geplante Aufgebot der Landwehr und des Landsturms sei nichts als die phantastische Idee eines egoistischen Despoten.

Aber mochte ein mißverstehender Bruchteil des Adels auch scheel sehen, das Bürgertum, die Kaufmannschaft jubelte Stein wie einem Befreier zu, als er die unerträgliche Schranke der Kontinentalsperre beiseite stieß und den unerschwinglichen Zolltarif abschaffte. Obgleich seit vier Wochen die Franzosen die Provinz verlassen hatten, war von den schwierigen Behörden nichts geschehen, um die Fesseln der Fremdherrschaft, diese verhaßte Hafensperre, die drückenden Zölle, abzuschaffen. „Die Sperre der Häfen," so führte Stein in seinem Bericht an Kaiser Alexander aus, „hatte den Wert der Landgüter so weit herabgedrückt, daß selbst reiche Familien in die Unmöglichkeit gerieten, die Zinsen ihrer Hypotheken zu bezahlen oder Aufwendungen für ihre durch den Krieg verwüsteten Güter zu machen. Die Erpressungen Napoleons für den Feldzug von 1812 an Pferden, Rindvieh, Korn, die Plünderungen seiner Marschälle und des ganzen Haufens betitelter und unbetitelter Gauner hatten die Landschaft in einer Weise erschöpft, von der man sich keine Vorstellung machen kannte. Allein die sofortige Wiedereröffnung der Häfen, die Abschaffung der wahnsinnig hohen Steuergefälle konnte dem Lande seine Kraft, dem Handel seine Beweglichkeit wiedergeben. Besonders von der Weizenausfuhr hing der ganze Wohlstand der Provinzen ab. Während der Jahre der Unterdrückung machten die Marschälle, Generale, Intendanten und Konsuln auf diese Weise unerhörte Wuchergeschäfte. „Er hat," schrieb Stein, „Befreiungen von seinen verruchten Gesetzen unter dem Namen Lizenzen verkauft, er hat den Handel seiner eigenen Vasallen geplündert und seine Marschälle und Konsuln haben sich die Erlaubnis zum Betruge mit Gold aufwiegen lassen."

Die erste Frucht dieser entschlossenen Tat, die Straße des Meeres dem preußischen Handel wieder zu öffnen, war ein Anlehen von 300000 Talern, welche die Kaufmannschaft von Königsberg ohne weiteres dem Freiherrn vorstreckte, um das Yorksche Korps neu zu organisieren.

Aber dennoch wurden die Behörden von Tag zu Tag verstimmter über Steins entschlossenes Auftreten. Er hatte kurzerhand gefordert, daß jede Verbindung mit Berlin abgebrochen würde und daß man sich nur

Digitized by Google

seinen Weisungen fügte. Er hielt den König und das Kabinett in Berlin, dessen Abreise nach Breslau ja erst am 22. erfolgte, in Königsberg also noch nicht bekannt war, für unfrei und unter dem französischen Machtwort stehend. Auerswald aber und die beiden anderen Präsidenten hielten sich durch ihre Instruktionen für gebunden und schielten nach Berlin. — Das gegenseitige Mißverständnis wurde noch erhöht, als am 24. Januar die Berliner Zeitungen nach Königsberg kamen, jene Zeitungen, welche da meldeten, daß der König den General von York des Kommandos enthoben habe, daß General York verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte, und daß die Truppen zur Verfügung des Kaisers Napoleon stünden. Das war eine arge Botschaft, die klar zu zeigen schien: der König und sein Kabinett stehen noch auf französischer Seite. In den Kreisen Königsbergs wuchs über diese Kunde das Mißvergnügen, und es entstand eine bittere Stimmung. General von York hatte schwere Stunden durchzumachen. Zwei Tage lang schwankte der General, schwankten die Behörden, welche den Landtag auf Steins Befehl einberufen hatten, und sich nun, bei der augenscheinlich franzosenfreundlichen Haltung des Königs, ihrer Verantwortung bewußt wurden, in banger Erwartung, was da kommen würde. Sollte General von York dem Aufruf in den Berliner Zeitungen folgen? Er sagte sich klar, daß sein weiterer Ungehorsam gegen die öffentlich bekannt gemachten königlichen Befehle von den schwersten Folgen für ihn sein könnte, sagte sich aber auch, daß sein Rücktritt vom Kommando unmittelbar zu noch größeren Schwierigkeiten führen müßte. Die Auflösung des Korps, die Insurrektion der Provinz sah er in diesem Falle voraus.

Endlich, nach zwei bangen Tagen, kam der Major von Thile aus Berlin zurück. Er war es, den York an jenem bedeutungsvollen 30. Dezember an den König gesandt hatte. Major von Thile hatte nur die Meldung zu überbringen, daß der König am 22. Januar nach Breslau abgereist sei, weiter nichts. Aber er war ausdrücklich angewiesen worden, *diese Meldung an York persönlich zu machen*. So konnte York seinen Entschluß fassen.

Am 27. Januar stand in der Königsberger Zeitung zu lesen: „Nach einem Artikel in einigen Exemplaren der Berliner Zeitungen vom 19. d. Mts. soll der Major und Flügeladjutant von Natzmer an den Herrn Generalmajor von Kleist abgeschickt worden sein, um ihm den Befehl zu überbringen, mir das Kommando des königlichen Armeekorps in Preußen ab- und dagegen es selbst zu übernehmen. Herr von Natzmer ist jedoch weder zu dem Generalmajor von Kleist noch auch zu mir gekommen, und ich werde daher auch um so unbedenklicher fortfahren, das Generalkommando des Korps und die anderen Funktionen nach den Bestimmungen der königlichen Kabinettsorder vom 20. Dezember ferner auszuüben, *als im preußischen Staate eine Zeitung bekanntlich kein offiziöses Staatsblatt ist und bis jetzt noch kein General seine Verhaltungsbefehle durch die Zeitungen erhalten hat. Um jede Irrung zu verhüten, habe ich für nötig erachtet, diese Erklärung öffentlich bekannt zu machen.*“

Das klärte die militärische Lage der Dinge völlig, aber nicht sowohl die Zustände der inneren Verwaltung; denn jetzt, da der König in Breslau war und fortan fern von französischem Einfluß, da er frei war und Herr seiner Handlungen, hatten die Zivilbehörden guten Grund, sich die Einmischung Steins als russischen Bevollmächtigten nicht mehr gefallen zu lassen. Besonders trat dies zutage, als Stein die Einführung russischen Papiergeldes zu einem gewissen Wertsatze verfügte. Es war eine heikle Sache. Die russischen Truppen erhielten ihre Löhnung in Papiergeld, sie konnten also folgerichtig die Bedürfnisse, die sie hatten, nur mit Papiergeld bezahlen. Nun aber war die Maßregel, so notwendig sie auch war, sehr zweischneidig, denn die Rückeinführung dieses Papiergeldes nach Rußland war gesetzlich verboten. Es war ein Notmittel, aber wiederum war die Königsberger Regierung furchtsam und schwierig, es zu billigen. Auerswald und seine Räte befürchteten, daß die in Berlin kürzlich ausgeschriebenen zehn Millionen Tresorscheine durch die Zulassung russischen Papiergeldes in ihrem Umlauf geschmälert werden würden. Wie weitsichtig und nur den großen Zielen folgend Stein hier wiederum war, ergibt sich jedem Klarblickenden von selbst. Wie gefügig hatten nicht diese preußischen Präsidenten und Räte sein müssen, als der Kaiser Napoleon und seine Marschälle die Geißel über ihnen schwangen und Requisitionen über Requisitionen, Erpressungen über Erpressungen stattfanden, ohne daß sie mucksen durften, und jetzt, wo es galt, den als Freund und Befreier kommenden Russen die Zirkulation der Soldatenlöhnungen zu ermöglichen, machten sie Schwierigkeiten. Stein brauste auf. Er wies es weit zurück, auf eine Entscheidung aus Berlin oder Breslau zu warten. „Ich bin nicht imstande,“ schrieb er, „den Wunsch einer königlichen Regierung zu erfüllen und die Bekanntmachung der Verfügung wegen des Verhältnisses der russischen Münze zur preußischen von der Genehmigung der dieser vorgesetzten oberen Behörde abhängig zu machen. Dieser mein Entschluß gründet sich auf den Zustand der preußischen oberen Behörden, *auf den Drang der Umstände, auf die Zwecke des Krieges*. Die preußischen Behörden stehen noch unter französischem Einfluß, sie sind noch nicht fähig zu einem selbständigen freien Entschluß; eine Maßregel, wie die in Rede stehende, kann also von ihrem gebundenen Urteil nicht abhängig gemacht werden. Der Drang der Umstände ist zu groß, die russische Armee erhält Sold und Löhnung in Papiergeld. Dieses ist das hauptsächlichste Zirkulationsmittel im russischen

Digitized by Google

Reich. Der Offizier und Soldat muß in den Stand gesetzt werden, alle die mannigfaltigen Bedürfnisse sich anzuschaffen, die nicht vom Lande geliefert werden, und die russischen Staatskassen müssen in eine Lage gesetzt werden, die ihnen die Führung eines auswärtigen Krieges möglich macht.

Zu allem diesen kommt aber der Zweck des Krieges. Es ist nicht Rußlands Selbständigkeit, denn die furchtbaren Ereignisse des gewaltigen Feldzuges beweisen, daß diese gesichert ist. Der Zweck dieses Krieges sind nicht Eroberungen (dies verbürgen die Erklärungen und die edlen Gesinnungen Seiner Majestät des Kaisers Alexander); er ist die Wiederherstellung der Selbständigkeit Deutschlands und Preußens, und zur Erreichung dieses Zweckes ist jeder Kräftige und Verständige Gut und Blut aufzuopfern verpflichtet. Nur aus diesen Gründen wiederhole ich meine Aufforderung an das hiesige Regierungskollegium, die Bekanntmachung der Verfügung wegen der russischen Münze noch heute zu erlassen."

Das war eine Sprache, der das Regierungskollegium sich ohne weiteren Widerstand beugte. Der Tarif wurde unverzüglich veröffentlicht, das russische Papiergeld erlangte somit in Ostpreußen seine gewisse Geltung.

In alledem, was der Freiherr vom Stein hier in Königsberg vollbrachte, lag der große Zug eines Geistes, der nur das einzige Ziel kannte: Niederwerfung des korsischen Unterdrückers mit gemeinsamer Macht, Schulter an Schulter mit Rußland. Es war ein Segen für Ostpreußen, daß dieser einzige Mann als Bevollmächtigter des Zaren kam. Wie hätte sich wohl, mit einer starken Vollmacht ausgerüstet, ein russischer General, ein Marquis Paulucci oder ein anderer benommen? Der Zauber, der von diesem Manne ausging, beherrschte sie alle. „In Ihre Meinung," so schrieb Kutusow bewundernd, „setzen wir unser ganzes Vertrauen. Alles ist Tätigkeit in dem, was Sie unternehmen!" Ja, es war alles Tätigkeit, was in diesem Manne loderte und lebte, getragen von dem großen sittlichen Feuer einer großen Seele, die sich auch in den kleinsten Dingen zeigte.

War da eines Tages der Freiherr, der, wie Arndt so treffend schreibt, von Diner zu Diner geschleppt wurde, Gast bei dem russischen Oberst Tettenborn (ein Deutscher, dieser Tettenborn, ein geborener Hamburger; wir werden noch von ihm hören). Es waren eine Menge Gäste anwesend, viele russische und preußische Offiziere. Als die Tafel zu Ende ging, ließ der Gastgeber einen kleinen französischen Burschen auftreten, einen zwölfjährigen Knaben, den man auf der Franzosenjagd in Litauens Schneefeldern zwischen den erfrorenen Eltern, ebenfalls halb erfroren, auf einem Marketenderkarren vorgefunden hatte. Man hatte ihn wieder aufgewärmt und er befand sich nun im Gefolge Tettenborns. Der Knabe war jedenfalls im französischen Feldlager groß geworden und verstand es, eine Reihe von Lagerliedern zu singen, die er mit einer gewissen Meisterschaft vortrug. Der Inhalt aber war frivol, leichtfertig, ja roh; von Kinderlippen vorgetragen, eine Versündigung. Aber alles lachte und amüsierte sich darüber. Stein hörte selbst einen Augenblick zu und lachte mit, dann aber, als ob er über sein eigenes Lachen erzürnt sei, fuhr er auf Tettenborn wütend los: „Den Jungen hätten Sie nur lieber mit den anderen Franzosen im litauischen Schnee sitzen lassen können, das wäre besser für ihn gewesen, als eine solche Verwendung. Wenn Sie nicht einen liederlichen Bösewicht aus dem Bengel groß ziehen wollen, so wenden Sie jährlich dreißig Taler an und tun Sie ihn zu einem ehrlichen Dorfschulmeister und lassen ihn, statt der Lagerlieder, arbeiten und beten lernen, wenn's nicht schon zu spät ist."

Erneuten Widerstand fand der große Mann bei Auerswald und den Regierungspräsidenten, als es sich darum handelte, einen Vorsitzenden für den zusammenberufenen Landtag in Königsberg zu gewinnen. Der Reichsfreiherr erkannte mit seinem feinen Gefühl sofort, daß es für ihn selbst nicht gehörig sei, der auf seinen Befehl berufenen Versammlung vorzusitzen. Er stand in russischen Diensten, es war nicht seines Amtes, es war eine Sache der preußischen Behörden und Autoritäten.

Der Vorsitz des Landtages gehörte gesetzmäßig dem Oberpräsidenten von Auerswald, aber der wurde im entscheidenden Momente krank. „Herr von Auerswald, die Rückkehr der Franzosen fürchtend, legte sich zu Bett," hat Stein noch in späteren Jahren bitter gesagt. Sein heiliger Zorn schützte ihn nicht vor Ungerechtigkeit. Nun mußte aber für den Vorsitz ein großzügiger Mann gewonnen werden, der schließlich die Versammlung mit sich fortriß. Wer war da? Auerswald hatte als seinen Stellvertreter den Justizrat Brandt ernannt, einen Mann, der Stein durchaus nicht paßte. So rief der Freiherr den Regierungspräsidenten Schoen aus Gumbinnen herbei. Der Regierungspräsident Schoen war nach Arndts Schilderung ein schlanker hübscher Mann mit fester, ruhiger Haltung und klarer, heiterer Miene in Blick und Gebärde, oft ein ironisches Lächeln auf den Lippen, ein mathematisch logischer Kopf. — Kein Hinreißer jedenfalls und kein Draufgänger, wie Stein ihn zu brauchen glaubte; aber wer war da? Dieser Herr von Schoen hatte sich in schwerer Zeit bewährt. Kurz, der Freiherr forderte ihn auf, sofort nach Königsberg zu kommen, um die Leitung der ständischen Versammlung zu übernehmen.

Als Schoen, diesem Rufe Folge leistend, nach Königsberg kam, fand er gerade keine erquicklichen Zustände vor. „Nach meiner Ankunft in Königsberg," schreibt er in seinen Erinnerungen, „sprach ich zuerst

Digitized by Google

den Oberpräsidenten. Dieser teilte mir die Differenzen und heftigen Szenen, welche er mit Stein gehabt hatte, mit und schloß damit, daß er keinen Teil an den Steinschen Operationen nehmen könnte, weil diese für die große Sache nur verderblich sein könnten" (was immerhin bei uns den Verdacht bestärken muß, daß Auerswald sich verärgert und überdrüssig zu Bett legte).

York war aufgeregt gegen Stein und nannte ihn einen verbrannten Kopf, der alles gegen sich aufrege und dadurch die Stimmung des Landes, dessen Teilnahme an dem großen Schritt, den er durch seine Konvention gemacht habe, abschwäche. Graf Dohna, das Haupt der Stände, klagte bitter über Steins Unklarheit und über die Heftigkeit seiner Zumutungen, doch war ihm dieser Graf Dohna noch am nächsten geblieben. „Stein selbst fand ich in höchster Spannung scheltend und tobend auf alle Autoritäten in Königsberg."

Schoen hatte nun nicht den Mut, hier in die Bresche zu treten. „Ich fand für mich keine Befugnis, mich in ständische Angelegenheiten, die nicht zu meinem Offizio gehörten, hineinzumischen." So wandte sich Stein denn an York, dem er als Urheber der Konvention von Tauroggen wohl die nötige Kurage zutraute. Schoen war bei dieser Zusammenkunft Yorks mit Stein, die beide schon auf einem gespannten Fuße standen, als Vermittler zugegen. Wo ein solcher Feuer-Stein und ein York, ein Mann, scharf „wie gehacktes Eisen", zusammenprallten, mußte es notwendigerweise Funken geben. Stein forderte, daß York die Versammlung mit einer Ansprache eröffne, in welcher die Notwendigkeit der Aufrufung der Landwehr und des Landsturms dargelegt würde. York aber erachtete die Einmischung in ständische Angelegenheiten als nicht zu seinem Amt gehörig und weigerte sich. „Sie müssen den Landtag eröffnen," rief der Freiherr, „es ist Ihre Pflicht und Schuldigkeit." — „Ich muß nicht und will nicht," sagte York, „die Versammlung ist auf Ihr Betreiben zusammengekommen, sehen Sie zu, wie Sie damit fertig werden." — „Sie müssen, sag' ich," ruft Stein, „oder Sie haben mit Ihrer Konvention von Tauroggen etwas angefangen, was Sie nicht durchführen wollen und können." York wird wütend, steht von seinem Stuhl auf und will sich empfehlen, aber schon kocht in Stein der höchste Zorn. „Ich werde Waffengewalt anwenden," donnert er. Schon ist York in der Tür, aber er wendet sich um und ruft: „Wohl, so werde ich Generalmarsch schlagen lassen und Sie können ja dann zusehen, wo Sie mit Ihren Russen bleiben!" So wird erzählt.

Der „mathematisch logische" Schoen hatte alle Hände voll zu tun, den Riß wieder zu überkleistern. Was sollte werden, wenn des Staates beste Männer sich im Augenblicke der Entscheidung in den Haaren lagen und förmlich rauften! Der Augenblick war im höchsten Grade kritisch. Nur wenige Stunden noch und die Versammlung der Stände trat zusammen und mußte von autoritativer Seite erfahren, warum sie eigentlich zusammentrat. York fühlte sich durch die vorhergegangene Szene tief gekränkt, die schwarze Galle war ihm ins Blut gestiegen und er sah alles durch die dunkelste Brille. Er kam zu Schoen und klagte, daß ihm alles mißlingen wolle und daß, wenn das Land sich nicht laut und entschieden für ihn erkläre, so müsse auch der König ihn fallen lassen. Schon sah er keinen andern Ausweg mehr, als Flucht nach England, um einer schimpflichen Verurteilung zu entgehen. Es blieb Schoen nichts übrig, als den Freiherrn vom Stein zu bewegen, seinerseits selbst eine Kundgebung an die Landesversammlung zu erlassen, um ihre Verhandlungen in die geordneten Bahnen zu leiten. Endlich, nach langen mühsamen Verhandlungen, bei denen Herr von Schoen sein Bestes tat, kam man zu einem Kompromiß. Stein sollte an den Landtag ein Schreiben richten, den Vorsitz des Geheimen Justizrats Brandt anerkennen, und York sollte alsdann durch einige Deputierte gerufen werden, um in der Versammlung für die Bewaffnung der Landwehr und des Landsturms zu sprechen.

Und so geschah es. Am 5. Februar trat die Ständeversammlung zusammen. York wurde gerufen und York kam. Als die Deputation der Versammlung, ein Graf Dohna, ein Graf Lehndorff-Steinort und der erste Bürgermeister Königsbergs, Heidemann, sich zu York begaben, um ihn zu rufen, trat ein großer Augenblick ein. Diese ersten Männer des Landes erklärten sich durch diesen Schritt solidarisch mit dem öffentlich abgesetzten General, — es gab kein Zurück mehr!

Der General von York ging alsbald mit den Herren in die Versammlung der Stände. Seine Ansprache war kurz, militärisch knapp und zur Sache. „Als Generalgouverneur," so führte er aus, „trete ich in Ihre Mitte und als treuester Untertan des Königs nehme ich Ihre Treue und Anhänglichkeit an König und Vaterland in Anspruch. Da die Verbindung mit Seiner Majestät dem Könige gehemmt ist, so kann ich nur nach den Umständen und kraft der mir als Generalgouverneur erteilten Autorität handeln. Kraft derselben werde ich, wie bisher, im Namen Seiner Majestät mit aller Treue und Ergebenheit und mit voller Verantwortung für meine Schritte handeln. Meine Pläne und Vorschläge kann ich nicht der gesamten Versammlung hier in ihren Einzelheiten entwickeln. Ich bitte um die Wahl eines Ausschusses, der meine Vorschläge anhört und das Ergebnis einer Vorberatung der Versammlung vortragen wird. Ich hoffe," schloß der General mit erhobener Stimme, die Franzosen zu schlagen, wo ich sie finde; ich rechne hierbei auf die

Digitized by Google

kräftige Teilnahme aller. Iſt die Übermacht zu groß, nun, ſo werden wir ruhmvoll zu ſterben wiſſen.“ Die Verſammlung brach bei dieſen Worten des Generals in laute und begeiſterte Zurufe aus, und als York ſich zur Tür wandte, folgte ihm ein jubelndes: „Es lebe General York!“ Da wandte er ſich und, mit ernſter Stimme Stille gebietend, ſagte er: „Auf dem Schlachtfelde bitte ich mir das aus.“

Am ſelben Abend noch kam der Ausſchuß in Yorks Wohnung zuſammen. Schon hatte die Provinz, welche damals nur knapp über eine Million Einwohner zählte, 30000 Krümper und Rekruten hergeben müſſen. So beſchränkte ſich York darauf, 20000 Mann Landwehren und 10000 Mann Reſerven auf Koſten der Provinz zu verlangen. Daneben lief eine Forderung nach Reiterei, nach Errichtung eines Korps oſtpreußiſcher Nationalkavallerie im Beſtand von tauſend Pferden. Auch dieſer Antrag ward ohne weiteres angenommen. Ein Mann wie York, der ſonſt ſo karg war mit ſeinem Lobe und ſchwer aus ſich herausging, richtete am 8. Februar die Worte an die Ständeverſammlung: „Erhaben und der Achtung der Nachwelt würdig ſpricht ſich in dieſem hochwichtigen Augenblick im Königreich Preußen der Geiſt der Liebe und Treue gegen Monarchie und Vaterland durch die Repräſentanten der Nation aus. Bereit, kein Opfer zu ſcheuen, wodurch dem Vaterlande ſeine Selbſtändigkeit, das Palladium der Privatwohlfahrt wiedergewonnen werden kann, ſehe ich mich nicht allein kräftig unterſtützt in meinem Wirken, ſondern erhalte auch noch Anerbietungen, welche das Gepräge der reinſten Vaterlandsliebe, der edelſten Selbſtverleugnung tragen.“

Der Freiherr vom Stein aber, wenngleich er in ſchöner Reſignation an den Verhandlungen nicht teilnahm, war dennoch der eigentliche Urheber des Wehrgeſetzes, der Schaffung der Landwehr und des Landſturms. Oberſt von Clauſewitz, der ſich damals im Hauptquartier Wittgenſteins befand, hat auf Steins Wunſch die vierzehn Paragraphen über Landwehr und Landſturm niedergeſchrieben. Clauſewitz, beſeelt vom Geiſte Scharnhorſts und ſein vertrauteſter Schüler, war der einzige, dem Stein ſolch Werk anvertrauen konnte. Die Vorlage wurde in Bauſch und Bogen angenommen; ſie wurde Geſetz unter Vorbehalt der Sanktionierung durch den König. In jenen Tagen in Königsberg hat auch Arndt auf Steins Wunſch ſeine Schrift über Landwehr und Landſturm geſchrieben: „Was bedeutet Landſturm und Landwehr?“

„Jetzt iſt Bonaparte durch Gott geſchlagen, es iſt kein franzöſiſches Heer mehr, er bedarf Monate, um wieder ein neues aufzurichten, ſeinen Ruhm aber und den Wahn, woraus ſeine Siege hervorgingen, vermag er nimmer wieder aufzurichten. Nun, da Gott den Weg gewieſen hat, müſſen alle Völker ſich erheben, vor allem aber muß in allen Landſchaften, Kreiſen und Gauen das deutſche Volk ſich erheben, denn kein Volk iſt von ihm mehr geſchunden und gemißhandelt worden, als gerade das deutſche Volk. Weil er aber, wenn man ihm Zeit gibt, alle Kräfte aufbieten und wieder neue Haufen von Menſchen an ſich ziehen würde, ſo iſt die größte Geſchwindigkeit not, daß man die Länder und Feſten vor ihm gewinne und ihm die Hilfe abſchneide; auch iſt es nicht genug, daß auf das ſchnellſte die ſtehenden Heere gebildet, ergänzt, vermehrt werden, ſondern, weil er die ganze Volkskraft in die Hand nimmt, und wie er will, gebraucht, ſo muß das deutſche Volk gegen ihn in die Waffen gerufen werden. Wenn das geſchieht, ſo iſt es nicht zweifelhaft, daß für Gott, Freiheit und die gerechte Sache geſiegt werden wird gegen die Tyrannei und Ungerechtigkeit. —

Dieſe Volksbewaffnung, die alle wehrhaften Männer des ganzen deutſchen Volkes ſogleich verſammeln muß, umfaßt vom zwanzigſten bis ſechzigſten Jahre alles, was nicht durch Ämter oder körperliche Gebrechen am Dienſt gehindert wird. Sie zerfällt in zwei Teile, in die Landwehr und in den Landſturm. —

Die Landwehr beſteht aus den jungen Männern vom zwanzigſten bis dreißigſten oder fünfunddreißigſten Jahre, doch mag von den älteren ein jeder freiwillig beitreten. Sie wird ordentlich ſoldatiſch geübt und bewaffnet und iſt beſtimmt, nicht allein die Landſchaft, wo ſie errichtet wird, zu verteidigen, ſondern auch weiter auszuziehen und das wirkliche Kriegsheer zu verſtärken. Sie iſt die Wehr des Vaterlandes in Zeit des Krieges, beſonders wenn ein feindliches Volk mit zahlreichen Haufen ſich heranwälzt und das Vaterland zu unterdrücken droht. —

Der Landſturm beſteht außer und neben der Landwehr aus allen waffenfähigen Männern, ohne Unterſchied des Alters und des Standes. Er iſt bloß beſtimmt, die Landſchaft und den nächſten eigenen Herd zu beſchützen, und wird nicht aus der Landſchaft in entfernte Grenzen geführt. Wo der Feind ein- und andringt, da ſammeln ſich die Männer, fallen auf ihn, umrennen ihn, ſchneiden ihn ab, überfallen ſeine Zufuhren und Rekruten, erſchlagen ſeine Kuriere, Boten, Kundſchafter und Späher, kurz, tun ihm allen Schaden und Abbruch, den ſie ihm nützlicherweiſe tun können, welches ihnen durch die Kenntnis von Stegen und Wegen und von allen Gelegenheiten und Schlupfwinkeln möglich iſt. Sie ſind dem Feind ein furchtbares Heer, weit furchtbarer als ordentliche Soldaten, weil ſie allenthalben und nirgends ſind, weil ſie immer verſchwinden und wiederkommen. Dieſer Landſturm ſteht nun auf, wenn der Feind da oder dort nahe iſt; wenn die Gefahr vorüber, ſo geht jeder, wie ihm gefällt, wieder in ſein Haus, an ſeine Arbeit, an ſein Geſchäft. Er gebraucht alles, was Waffen heißt, und wodurch man Überzieher und Bedränger ausrotten kann: Büchſen, Speere, Flinten, Keulen, Senſen uſw.; auch ſind ihm alle Kriegskünſte, Liſten und Hinterliſten

Digitized by Google

erlaubt, wodurch er mit der mindesten Gefahr bei Tag und Nacht den Feind vertilgen kann; denn der Räuber und Überzieher hat in seinem Lande nichts zu tun. — Jeder, der mit seinem Volke nicht Glück und Unglück, Not und Tod teilen will, ist nicht wert, daß er unter ihm lebt und muß als ein Bube oder ein Weichling von ihm ausgestoßen werden. — Wollen deutsche Männer künftig in Ehren leben, so müssen die uralten deutschen Grenzen, soweit Gott in deutscher Zunge angebetet wird, wiedererobert werden; der Rhein und die schönen deutschen Landschaften jenseits des Rheins müssen wiedergewonnen werden. Bleibt der Rhein französisch, so steht das treulose und räuberische Volk immer noch nicht nur auf Deutschlands, sondern auch auf Europas Nacken."

Am 13. Februar reiste Graf Ludwig Dohna nach Breslau ab, um dem König die Adresse der Stände und ein Schreiben Yorks zu überbringen. Graf Dohna war selbst als erster in die Landwehr eingetreten. Er kam mit vollem Herzen und mit vollen Händen zum König. „Auch nicht ein Widerspruch," schreibt York, „sobald von darzubringenden Opfern die Rede war, hat diesen schönen Verein Eurer Königlichen Majestät getreuer Untertanen getrübt, so schwer auch der Druck der Ereignisse der letzteren Zeit von diesen empfunden wird." In der Tat hat die Provinz Ostpreußen, der Herd der Erhebung, für den Staat Ungeheures getan. Aus dieser Provinz sind im Jahre 1813 über 70000 Männer in die Linie und die Landwehr eingetreten; von je hundert Männern trugen fünfundvierzig Waffen.

Die Kräfte der Provinz entfesselt zu haben, mit starkem Ruck hier die Dinge zum Rollen gebracht zu haben, das war ohne Zweifel Steins Verdienst und sein Verdienst allein. Als er kam, war York infolge der seltsamen Nachrichten aus Berlin tief niedergedrückt. Er kümmerte sich um sein Militär und nichts weiter. Die Behörden, Auerswald und die anderen Präsidenten, wagten nicht, über die Schranken ihrer Befugnisse hinauszugehen. In tausenden von Patriotenherzen glühte wohl der Brand heiligen Feuers, aber erst Stein war es, der, in seiner heißen und hitzigen Art allenthalben anstoßend, aber auch allenthalben vorwärtstreibend, die Glut zur heiligen Flamme entfachen konnte. — Damit war sein Werk getan. Ärger hatte er genug gehabt; seine starke Nase war oft genug vor Zorn weiß geworden. „So ist einmal der große Mensch," sagt Arndt, „der sogleich alles loslassen und fliegen lassen möchte; aber die menschlichen Dinge laufen nicht so, auch die Gewaltigsten müssen ihrer Zwischenläufe und Erfolge warten, müssen den Verhältnissen oft nur zu sehr folgen und gehorchen." Als die Annahme des Wehrgesetzes geschehen war, verließ Stein Königsberg am 7. Februar 1813. „Stein reiste ab," schreibt Schoen in seinen Erinnerungen, „und ich muß ausdrücklich bemerken, daß er mir niemals größer als in dem Momente des Verzichtes erschienen ist. Der Ruhm, die Preußen bewaffnet und Landwehr und Landsturm errichtet und dem Gang der europäischen Angelegenheiten einen andern Weg gewiesen zu haben, stand vor ihm und er sollte darauf Verzicht leisten! Nur sein unbedingtes Leben für die Idee des Vaterlandes und das Aufgehen seines ganzen Lebens in dieser Idee vermochte ihn dazu. Der Kampf in ihm war groß, aber sein herrlicher Geist siegte und er trat nicht kleinmütig, sondern wie ein großer Charakter zurück. Ehre ihm!" Stein selbst hat wohl dennoch anders gedacht, wie Schoen hier ehrend verzeichnet hat. Er wußte, wie nötig er im Hauptquartier des Zaren war, wieviel vom Vorwärtstreiben und Anfeuern abhing. Er war wie ein Brandpfeil, den Kaiser Alexander abschoß, um allenthalben zu zünden. „Das wesentlichste Ziel, das man sich setzen muß," sagte er dem Zaren, als er in Plozk ankam, „ist, den Schwankungen Preußens ein Ende zu machen und so viel Terrain wie möglich in Deutschland zu gewinnen." Mit dem Hauptquartier des Kaisers rückte Stein durch Polen in der Richtung auf Breslau vor. Er lebte in vorzüglichem Einvernehmen mit dem Kaiser und den russischen Großen. Wiederholt forderte ihn Alexander auf, doch ganz in Rußlands Dienste zu treten, aber der Deutsche weigerte sich. „Mein Plan," so schrieb er an seine Frau, „ist nach Beendigung des Krieges Ruhe und Unabhängigkeit; ich kann auf den Schutz und das Wohlwollen des Zaren rechnen, dessen edle Denkungsart mir die sicherste Gewähr meiner Ruhe ist." In jenen Tagen war seine Gesundheit gut, die Podagra plagte ihn wenig. Es kam vor, daß der Reichsfreiherr, wie der Wechsel des Krieges es mit sich brachte, in einer Nacht mit einem polnischen Bauern, seiner Frau und seiner Großmutter zusammen in einer Kammer schlief, ein anderes Mal aber in den vergoldeten Betten eines polnischen Edelsitzes. Er war mit der Haltung des russischen Hauptquartiers sehr zufrieden. Er lobte die große Ruhe und Einheit der Ansichten und Pläne, die er nach den Königsberger stürmischen Tagen jedenfalls äußerst wohltuend empfand. „Die Sachen gehen gut," schrieb er, „und man muß glauben, daß die Vorsehung sie zu einem guten Ende leiten wird. In jedem Falle seien wir den Grundsätzen der Ehre und der Pflicht gegen unser Vaterland getreu. Ahmen wir die großen Beispiele nach, deren Zeuge wir gewesen sind, preisen wir den Himmel, daß wir zu der kleinen Zahl derjenigen gehören, die sich nicht vor dem abscheulichen Tyrannen gebeugt haben, daß wir nicht zu den zahlreichen Helfershelfern seiner Verbrechen gehören."

Digitized by Google

21. Kapitel

Breslau

Wie aber sah es inzwischen in Breslau aus? Der König war am 25. Januar daselbst eingetroffen, der Staatskanzler Graf Hardenberg einen Tag später. Der König sowohl wie sein Kanzler waren zum Systemwechsel entschlossen, aber beiden fiel es schwer, den Entschluß in die Tat umzusetzen. „Die Haltung Preußens," führte der Freiherr vom Stein dem Zaren aus, „hat ihren Grund in der unglücklichen Neigung des Königs, sich nicht zu entschließen und in der Neigung Hardenbergs, sich nur langsam zu entschließen." Vor allen Dingen wollte König Friedrich Wilhelm den Krieg an Frankreich nicht erklären, bevor er der Kriegshilfe Rußlands und Österreichs bombensicher war.

Der Hauptunterhändler, dem der König besonders vertraute, war Oberst von dem Knesebeck. Man hat in so mancher Geschichte jener Tage diesem Mann in der Beurteilung unrecht getan, wenn man ihn als einen charakterlosen Schwächling und Zauderer hingestellt hat. Mag sein, daß der prachtvolle, zu Zeiten derbe Scharnhorst nicht ganz unschuldig an der Beurteilung ist. Man sah bei der kriegerisch gesonnenen Partei nicht gern, daß Knesebeck beim König so viel galt. „Weh uns!" soll Scharnhorst ausgerufen haben, „eben ist Knesebeck bei dem König gewesen, er hat seine Hämorrhoiden wieder und da sitzt sein Mut in den Hosen!" Knesebeck war ein hochgebildeter und dabei aufrichtiger Mann, neigte sogar in den Revolutionsjahren sehr den republikanischen Bestrebungen der bedeutenden Franzosen zu. Er war auch theoretisch ein sehr tüchtiger Soldat. Wir werden noch bei Gelegenheit der Schlacht von Bautzen von seinem besonderen Verdienste hören. Leider war er aber häufig kränklich und seine Stimmung war dann von melancholischer Schwarzseherei erfüllt. Jedenfalls war der Mann ein hochachtbarer und treuer und gewissenhafter Diener seines Herrn. Wenn ihn der große Schwung des Geistes nicht erfüllte, wie wir ihn bei Scharnhorst und Gneisenau, bei Stein und Blücher finden, so war das nicht seine Schuld; aus seiner Haut konnte er nicht heraus.

Übrigens hatte er in Wien bei Metternich keine sonderlichen Erfolge erzielt. Er war fast drei Wochen in Wien gewesen, aber alles, was er in mühsamen Unterredungen erreicht hatte, war die Zusicherung einer wohlwollenden Neutralität, wenn Preußen mit Rußland gemeinsame Sache machen würde. „Hätten wir," sagte Metternich, „300 000 Soldaten auf den Beinen und unsere alten Bankbillette noch, so würden wir eine andere Sprache führen." Knesebeck kam am 3. Februar von Wien nach Breslau zurück, am selben Tage, als der König den Aufruf an die Freiwilligen unterschrieb. „Österreich," so berichtete er seinem Monarchen, „ist nicht vorbereitet in diesem Augenblicke, es hat nur 50 000 Mann unter den Waffen. Erklärt es sich mit einem jetzt gleich gegen Frankreich, so ist es ganz klar, daß der Krieg allein auf Österreich fällt. Es ist Frankreich am nächsten und die ganze französische Heeresmacht, die Kontingente der Rheinbundstaaten, des Südens, würden Österreich sogleich anfallen. Das würde zur Folge haben, daß seine Kriegsvorbereitungen gar nicht erst auf die Beine kämen. Preußen könnte zur Zeit mit seiner Hilfe erst spät auftreten und Rußlands Heer würde sich, statt sich mit den Preußen zu verbinden, in Österreich schlagen müssen. Ja, es würde höchst zweifelhaft sein, ob die Russen in solchem Falle überhaupt vordringen würden. Ganz Süddeutschland würde aber mit Lebhaftigkeit am Kriege gegen Österreich teilnehmen. Der große Zweck, den die Welt in diesem Augenblicke hofft, würde also so nicht erreicht werden. Mehr als wahrscheinlich vielmehr würde es sein, daß er ganz verfehlt würde, und der Krieg mit dem Verlust einer österreichischen Provinz endigte."

Diese Darlegungen Knesebecks, nach welchen Österreich, wenngleich wohlwollend und geneigt, falls Napoleon auf die Friedensvorschläge des Wiener Kabinetts nicht eingehen würde, sich den Preußen und Russen anzuschließen, klangen immerhin nicht sehr ermunternd. Vor Ende März konnten nach Metternichs Meinung kaum 100 000 Mann auf den Beinen sein. Die russische Armee war erschöpft und atemlos an der Grenze angekommen, selbst durch den furchtbaren Winter innerlich tief erschüttert und wenig zahlreich.

Digitized by Google

Es war nach alledem nicht anders: Preußen ſtand, wenn es ſich erhob, in der Hauptſache allein auf ſich ſelbſt. Was das einem Gegner, wie Kaiſer Napoleon gegenüber, heißen wollte, erkannte der König nur zu gut, und es iſt ihm nicht zu verdenken, wenn er und ſeine Miniſter noch immer zögerten, die Bündnisbeziehungen zu Frankreich abzubrechen. Schon witterte der kluge Kaiſer in Paris Unheil. Am ſelben Tage, an welchem er die beiden großen Audienzen mit Graf Bubna und Graf Wintzingerode gehabt hatte, am 3. Februar ſchrieb er an den Miniſter Maret: „Der Vizekönig ſchreibt mir am 27. Januar, daß der General von Bülow nur dreihundert Mann Reiterei habe, daß Preußen alſo nichts tun will, um uns ſein Land verteidigen zu helfen und den Verrat des Generals York wieder gut zu machen. Zweitauſend Mann Reiterei ſchließen ſich in den ſchleſiſchen Feſtungen ein, als hätten ſie Angſt vor uns, ſtatt uns zu helfen und ihr Land zu decken.“ Wirklich wurden die Nachrichten, die vom Vizekönig Eugen Beauharnais und neuerdings auch von anderen Seiten in Paris eingingen, ſehr bedenklich. Preußen rüſtete, und wie es ſchien, mit aller Kraft. Zwar hatte der Kaiſer Napoleon ſelbſt die Verſtärkungen des preußiſchen Hilfskorps dringend gewünſcht, aber jetzt wurden ihm dieſe Rüſtungen doch unheimlich. Am 10. Februar befahl er dem Miniſter Maret, einen Kurier nach Breslau an den Geſandten Grafen Saint-Marſan zu ſchicken: er möge dem preußiſchen Kabinett erklären, daß die große Aushebung, die man in Preußen veranſtalte, zumal mit Offizieren, denen der König nicht trauen dürfe (womit beſonders Scharnhorſt gemeint war), den Kaiſer beunruhigen müſſe, und daß der Kaiſer wünſche, daß alles in Preußen ruhig bleibe.

In der Tat hatte Graf Saint-Marſan inzwiſchen in Breslau etwas erlebt, das auch ihn ſtark beunruhigen mußte. Am Tage des Erſcheinens des königlichen Aufrufs zur Bildung von freiwilligen Jägerkorps hatte der Breslauer Profeſſor Henrich Steffens unter gewaltigem Zulauf in öffentlichem Auditorium eine Rede gehalten, die wie ein Fanale der ganzen Stimmung des preußiſchen Volkes aufleuchtete. Der Profeſſor ſelbſt hat jene Ereigniſſe niedergeſchrieben, und wir wüßten hier keinen beſſeren Gewährsmann aufzuführen, als ihn ſelbſt: „Ich brachte die Nacht in wilden, unruhigen Träumen zu und erwachte, um mich ſo viel wie möglich für einen Vortrag über Naturphiloſophie vorzubereiten, der um acht Uhr ſtattfinden ſollte. Indeſſen ging, was ich erfahren hatte, mir durch den Kopf und plötzlich — meine Familie hatte ich, wie gewöhnlich, noch nicht geſprochen — ergriff mich ein Gedanke: ‚es ſteht ja, dachte ich, bei dir, den Krieg zu erklären, deine Stellung erlaubt es dir, und was der Hof beſchließen wird, wenn es geſchehen iſt, kann dir gleichgültig ſein.‘ Ich zweifelte gar nicht an dem Entſchluß des Königs, ſich mit Rußland zu verbinden. Daß man unmöglich die Jugend auffordern konnte, für Frankreich zu kämpfen, war mir völlig klar: man konnte aber mir verborgene und, ich geſtehe es, unbegreifliche Gründe haben, den Feind, welcher freilich nach dem Aufrufe völlig enttäuſcht ſein mußte, hinzuhalten. Es kann geſchehen, erwog ich, daß man die noch nicht ausgeſprochene Stellung gegen den Feind zu behaupten, deinen Schritt öffentlich mißbilligt, ja beſtraft. Du wirſt dann wahrſcheinlich ins Gefängnis gebracht, vielleicht nach einer Feſtung geſchickt. Wie unbedeutend erſchien mir dieſes in einer ſolchen Zeit. — Daß ich nach kurzem wieder entlaſſen würde, verſtand ſich, wie ich glaubte, von ſelbſt. Mein Hörſaal war nicht ſtark beſetzt, die Studierenden hatten keinen rechten Begriff von der Naturphiloſophie, und die Begeiſterung einer früheren Zeit war verſchwunden; außerdem entleerte die gewaltſame Aufregung der Zeit alle Hörſäle. Ich war ſchon in meiner neuen Amtswohnung eingerichet, der Hörſaal war in dieſer, in dem Flügel, in welchem der phyſikaliſche Apparat ſtand und wo meine Studierſtube lag. Einen zweiten Vortrag über die phyſikaliſche Geographie ſollte ich von 11 bis 12 Uhr halten. Der erſte naturphiloſophiſche fand vor den wenigen verſammelten Zuhörern ſtatt, und ich glaube nicht, daß irgend jemand ahnte, was mich innerlich bewegte. Der erſte Gegenſtand, den ich behandelte, hatte mich ſeit vielen Jahren innerlich beſchäftigt, ja wenn ich kämpfte, ſo war es, um für ihn freien Platz zu gewinnen. Als ich den Vortrag geſchloſſen hatte, wandte ich mich noch an die wenigen Verſammelten und ſprach ſie folgendermaßen an:

‚Meine Herren, ich ſollte um elf Uhr einen zweiten Vortrag halten, ich werde die Zeit aber benutzen, um über einen Gegenſtand mit Ihnen zu ſprechen, der wichtiger iſt. Der Aufruf Sr. Majeſtät an die Jugend, ſich freiwillig zu bewaffnen, iſt erſchienen oder wird noch heute an Sie ergehen. Dieſer wird Gegenſtand meiner Rede ſein. Machen Sie meinen Entſchluß allenthalben bekannt. Ob die übrigen Vorträge in dieſer Stunde verſäumt werden, iſt gleichgültig. Ich erwarte ſo viele, als der Raum zu faſſen vermag.‘

Die Bewegung in der Stadt war grenzenlos, alles wogte hin und her, jeder wollte etwas erlauſchen, irgend etwas vernehmen, welches der immer ſtärker heranwachſenden Gärung eine beſtimmte Richtung geben konnte; Unbekannte ſprachen ſich an und ſtanden ſich Rede, die vielen Tauſende, die aus allen Gegenden nach Breslau ſtrömten, wogten mit den aufgeregten Einwohnern auf den gefüllten Straßen, drängten ſich zwiſchen heranziehenden Truppen, Munitionswagen, Kanonen, Ladungen und Waffen aller Art; ein ausgeſprochenes Wort, wenn es irgendeine Beziehung auf die Angelegenheiten des Staates hatte, ward urplötzlich und wie mit gewaltiger, lauter Stimme von allen gehört. Noch waren die zwei zwiſchenliegenden Stunden kaum zur Hälfte verfloſſen, als eilig und mit heftiger Aufregung eine große Maſſe meiner Woh-

Digitized by Google

nung zuſtrömte. Der Hörſaal war gedrängt voll. In den Fenſtern ſtanden viele, die Türe konnte nicht geſchloſſen werden, auf dem Korridor, auf der Treppe, ſelbſt auf der Straße bis in bedeutende Entfernung von meinem Hauſe wimmelte es von Menſchen. Es dauerte lange, ehe ich den Weg zu meinem Katheder fand. Noch hatte ich an dieſem Tage meine Frau nicht geſehen. Mein Schwiegervater, der mit Frau und Tochter nach Breslau gekommen war, wohnte eine Treppe höher bei Karl von Raumer, die Schwiegermutter bei uns. Das Zuſtrömen der ungeheuren Menge Menſchen war ihnen unbegreiflich; ſie mochten wohl eine unbeſtimmte Ahnung von meinem Entſchluß haben. Meine Frau wagte ſich nicht heraus; durch die zu Erkundigungen abgeſandte Magd ließ ich ſie auf eine ſpätere Stunde vertröſten; dann, verſprach ich, ſolle ſie alles erfahren. Ich hatte dieſe zwei Stunden in einem ſeltſamen Zuſtande zugebracht; was ich ſagen wollte, regte mein ganzes innerſtes Daſein auf, ich ſollte jetzt und unter ſolchen Verhältniſſen ausſprechen, was fünf Jahre hindurch zentnerſchwer auf meinem Gemüte gelaſtet hatte; ich ſollte der erſte ſein, der nun öffentlich laut ausſprach, wie jetzt der Rettungstag von Deutſchland, ja von ganz Europa da war; die innere Bewegung war grenzenlos. Vergebens ſuchte ich Ordnung in meine Gedanken zu bringen, aber Geiſter ſchienen mir zuzuflüſtern, mir Beiſtand zu verſprechen, ich ſehnte mich nach dem Ende dieſer quälenden Einſamkeit; nur ein Gedanke trat vorherrſchend hervor: ‚Wie oft haſt du dich beklagt,‘ ſagte ich mir, ‚daß du hier in dieſe Ecke von Deutſchland hingeſchleudert wurdeſt; und ſie iſt der jetzt alles ergreifende, begeiſternde Mittelpunkt geworden: hier fängt eine neue Epoche in der Geſchichte an; und was dieſe wogende Menſchenmenge bewegt, darfſt du ausſprechen.‘ Tränen ſtürzten mir aus den Augen, ich fiel auf die Knie, ein Gebet beruhigte mich. So trat ich unter die Menge und beſtieg mein Katheder. Was ich ſprach, ich weiß es nicht, ſelbſt wenn man mich nach dem Schluſſe der Rede gefragt hätte, ich würde keine Rechenſchaft davon ablegen können. Es war das drückende Gefühl unglücklich verlebter Jahre, welches jetzt Worte fand; es war das warme Gefühl der zuſammengepreßten Menge, welches auf meiner Zunge ruhte. Nichts Fremdes verkündete ich. Was ich ſagte, war die ſtille Rede aller, und ſie machte eben deswegen, wie ein Echo aus der eigenen Seele eines jeden, einen tiefen Eindruck. Daß ich, indem ich die Jugend ſo aufforderte, zugleich meinen Entſchluß erklärte, mit ihnen den Kampf zu teilen, verſteht ſich von ſelbſt. — Nach geſchloſſener Rede eilte ich zu meiner Familie, um ſie zu beruhigen; dann nach wenigen Minuten ſtand ich wieder in der einſamen Stube. ‚Das iſt nun getan,‘ ſprach ich und fühlte mich erleichtert, als wäre eine ſchwere Laſt mir von der Bruſt gewälzt. Aber eine neue Sorge drängte ſich mir auf. ‚Jetzt,‘ ſagte ich mir, ‚nach dieſer Stunde iſt deine ganze Stellung im Leben verändert, du biſt durch dein Verſprechen ein Krieger geworden, und wie ſoll der Entſchluß ausgeführt werden? was muß nun weiter geſchehen?‘ Ich konnte mir keine deutliche Vorſtellung davon machen. Ich hatte mich keinem anvertraut, ich ſtand völlig ratlos da. Plötzlich ging mir ein Licht auf. ‚Zu Scharnhorſt mußt du eilen, er, wenn irgendeiner, wird deine Tat billigen, er wird dir am beſten ſagen, was du zu tun haſt.‘ Schon ergriff ich den Hut, um fortzugehen, als Deputierte der

Karl Friedrich von dem Kneſebeck
Nach einem Gemälde von Gebauer

Digitized by Google

Studierenden erſchienen. Sie forderten mich auf, die Rede in einem größeren Saale zu wiederholen; ſie ſchlugen den Fechtſaal, der wohl 5 bis 600 Zuhörer faſſen konnte, vor, und ich mußte, obgleich ungern, das Verſprechen geben. Es brannte mir unter den Sohlen, aber ich konnte nicht fort. Nun ſtrömte die Maſſe der Müßigen in meine Stube herein: mir ſchmeichelten dieſe Beſuche keineswegs; hätte ich ihnen nur das Wort aus dem Munde genommen, dann hätten ſie es für ſich behalten, als ihr heiligſtes Eigentum, mir nur für die kurze Stunde anvertraut. Noch waren dieſe Beſuche nicht verſchwunden, faſt eine unglückliche Stunde war verfloſſen, als Profeſſor Auguſti, der damalige Rektor der Univerſität, erſchien. Er habe, ſagte er, etwas äußerſt Wichtiges mit mir allein zu ſprechen. Obgleich dieſe Anrede mich gewiſſermaßen beunruhigte, war ich doch zufrieden, als ich meine Stube von der läſtigen Menge der Beſucher befreit ſah. Auguſti gehörte zu meinem nähern Umgange, wir lebten im freundſchaftlichſten Verhältnis. ‚Ich komme,‘ ſagte er mir in einem feierlichen Tone, ‚von dem Staatskanzler.‘ Saint-Marſan, der franzöſiſche Geſandte, war, als er das laute Gerücht von meiner Rede vernommen hatte, zum Staatskanzler geeilt. Wenige Tage nachher teilte mir dieſer ſelbſt den Inhalt des Geſprächs mit. ‚Sagen Sie mir,‘ hatte er geäußert, ‚was das zu bedeuten hat? Wir glauben mit Ihnen in Frieden zu leben, ja, wir betrachten Sie als unſere Bundesgenoſſen, und nun wagt es ein Univerſitätslehrer unter den Augen des Königs uns den Krieg zu erklären!‘ — Hardenberg antwortete dem wohlwollenden Freunde, deſſen bedenkliche Stellung er auf jede Weiſe zu ſchonen ſuchte, folgendermaßen. ‚Die Geſinnung des Volkes, der Jugend, kann Ihnen kein Geheimnis ſein; die Rede konnten wir nicht verhindern; daß ſie gehalten wurde, erfuhren wir erſt, als ſie geendigt war. Der König desavouiert ſie. Fordern Sie Genugtuung, die ſoll Ihnen werden. Aber wir dürfen Ihnen nicht verheimlichen, daß ein jeder Schritt gegen den übereilten Redner ihn in einen Märtyrer verwandeln und eine Bewegung erregen wird, die uns in große Verlegenheit ſetzen würde und die wir ſchwerlich zu hemmen vermögen.‘ — Mich ließ der Staatskanzler durch den Rektor wiſſen, wie er vernommen, daß ich, dazu aufgefordert, morgen die Rede zu wiederholen dächte. Er wollte nun zwar, meine individuelle Überzeugung zu äußern, mich nicht hindern, bäte mich aber, Napoleons Namen nicht zu nennen. Aus einer Art von Inſtinkt hatte ich dieſes auch in der erſten Rede vermieden. Ich befürchtete, daß die Nennung des Namens die Rede der großartigen nationalen Objektivität berauben und mich zu unſchicklichen, leidenſchaftlichen Äußerungen verleiten könnte. Mein Freund entfernte ſich, und endlich konnte ich noch zu Scharnhorſt eilen. Obriſt v. Boyen (Kriegsminiſter), einer der wichtigſten, tätigſten und umſichtigſten der ſtillen Verbrüderung, war eben angekommen und beſuchte ſeinen Freund; ich trat herein, und kaum erblickte mich Scharnhorſt, als er auf mich zueilte, mich umarmte und in tiefer Bewegung ausrief: ‚Steffens, ich wünſche Ihnen Glück! Sie wiſſen nicht, was Sie getan haben!‘“

Und wahrlich, ſolche Helfer wie Steffens mußten dem großen Scharnhorſt willkommen ſein, Helfer, welche durch ihr Wort die Herzen zu entzünden vermochten. Endlich war für Gerhardt David Scharnhorſt die langerſehnte Stunde gekommen, wo er das „unſichtbare Heer“ auf die Beine bringen konnte, wo auf ſeinen Wink ſich all die Tauſende erheben ſollten, die nur dieſes Winkes warteten, um gegen Napoleon zu Felde zu ziehen.

„Scharnhorſts eigentlicher Verteidigungsplan,“ ſchreibt ſein treuer Geſinnungsgenoſſe Hermann von Boyen, „war folgender: er wollte die mobile Armee bis zu 100 000 Mann vermehren, wozu durch die Maſſe der ausexerzierten Krümper und die hinreichend vorrätige Bewaffnung alles vorbereitet war, alles, was dann noch von jungen Leuten eingezogen würde, ſollte die zahlreichen Beſatzungen und die Einſchließung der von den Franzoſen beſetzten Feſtungen bilden und demnächſt in jedem landrätlichen Kreiſe eine nach Maßgabe der Bevölkerung aus Fußvolk und Reiterei beſtehende Landwehrdiviſion gebildet werden, deren Hauptzweck der kleine Krieg geworden wäre. Scharnhorſt, der ebenſowenig der Ausdauer der Kabinette als der gegen Napoleon überlegenen Heeresführung ganz traute, hatte die Abſicht, nach dem Beiſpiele von Spanien dem kleinen oder Guerillakriege eine ſolche Ausdehnung zu geben, daß ſelbſt eine hin und wieder verlorene Schlacht nicht einen übereilten Frieden herbeiführen konnte. Der Gang der Begebenheiten hat dieſe Art der Kriegführung nicht notwendig gemacht, aber wenn ich die damaligen Verhältniſſe und beſonders den Charakter der einflußreichſten Perſonen jener Zeit mir noch ins Gedächtnis zurückrufe, ſo kann ich nicht anders ſagen, als daß der von Scharnhorſt vorgeſchlagene Plan als der umfaſſendſte und ſicherſte erſchien. Scharnhorſts Plan, der auf die ſo ſchnell als möglich zu gewinnende Selbſtändigkeit von Preußen und Deutſchland berechnet war, erſchien den ängſtlichen Hofleuten als viel zu demokratiſch, weshalb denn auch Scharnhorſt und meine Wenigkeit mit der wirklich nicht verdienten Benennung „Jakobiner“ häufig belegt wurden. Bei dieſer Differenz der Meinungen war es daher ein großer Fortſchritt, daß Scharnhorſt vom König am 3. Februar den Aufruf wegen der Freiwilligen und am 9. die Aufhebung aller bisherigen Kantonsexemtionen erhalten hatte. Beide Geſetze waren notwendig, wenn eine wirkliche Volksbewaffnung ſtattfinden ſollte. Durch die Freiwilligen haben wir nicht allein den nötigen Erſatz für unſer ſo bedeutend vermehrtes Offizierkorps erhalten, ſondern dieſe Detachements haben auch ganz un-

glaublich verbessernd auf die Sitten des Soldatenstandes gewirkt; so wurden z. B. die gewöhnlich schmutzigen Lieder, welche bis dahin das Lagerleben notdürftig erheiterten, sehr bald durch die von den Freiwilligen mitgebrachten neueren Kriegsgesänge verdrängt, deren innerer Wert auch den anscheinend rohen Sinn unserer alten Soldaten ansprach."

Noch immer war König Friedrich Wilhelms Gemüt von Zweifeln umfangen. So sehr verläßlich dieser König war, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, so schwer war es, ihn zu einem Entschluß zu bringen. Der Aufruf vom 3. Februar, den wir bereits im Wortlaut anführten, war nicht vom König selbst, sondern nur von Hardenberg unterzeichnet. Ja, Friedrich Wilhelm hatte noch keinen rechten Glauben an die Wirksamkeit dieses Aufrufs. Scharnhorst mußte ihm seine Einwilligung dazu förmlich abpressen, aber als dann wie elektrisiert alles aufstand und den Fahnen zueilte, da gewann der König eine bessere Einsicht. Es war wenige Tage nach jenem Erlaß, als der König, am Fenster des Breslauer Schlosses stehend, einen Wagenzug vorüberziehen sah, der Hunderte von Freiwilligen herbeiführte. Es waren gegen achtzig Wagen, alles Berliner Kinder, die drin saßen. „Sind Majestät nun überzeugt?" fragte Scharnhorst. Da brachen dem Könige die Tränen aus den Augen und heiß wallte es auf in dem königlichen Herzen, als Friedrich Wilhelm diese Treue und Begeisterung seines Volkes gewahrte. Die meisten unter diesen Freiwilligen waren junge Leute, welche nach den bisherigen Gesetzen vom Dienst befreit waren. Es galt auf ihre Ausbildung andere Grundsätze anzuwenden, wie sie im alten Heer, wo der Korporalstock und die Fuchtel noch wirkten, Sitte waren. Auch hier hat Scharnhorst Worte gefunden, den Offizieren ihr Pflichten gegen die Blüte preußischer Jugend klarzulegen. „Es soll," verfügte er, „in der äußeren Behandlung dieser jungen Männer auf eine ihrer bisherigen Bildung und künftigen Bestimmung gleich angemessene Weise verfahren werden; es soll darauf gesehen werden, daß ihnen der Dienst auf keine Weise verleidet, aber zu gleicher Zeit auch nichts verabsäumt werde, um in ihnen den jeglichem Kriegsheere unentbehrlichen Geist der Disziplin und Kriegszucht tief und unauslöschlich zu begründen, es sollen ihnen demnach keine ungesetzmäßigen Handlungen nachgesehen werden, keine zweckwidrigen Ungebundenheiten gestattet werden: sie sind in diesem Punkte gerade so streng wie das übrige Militär zu behandeln. Dagegen muß ihre Zurechtweisung bei Unwissenheit und Unbeholfenheit im Dienste jederzeit auf eine liebreiche und väterliche Art geschehen; bei ihrer begreiflichen Unbekanntschaft mit dem Wesen und den Verhältnissen des Dienstes muß nicht gleich alles auf einmal verlangt, zumal im Anfang mancher Fehlgriff übersehen und ihnen das, was sie erlernen sollen, nach und nach infolge rechter Ordnung beigebracht werden."

Heinrich Steffens
Nach der Natur gezeichnet von F. Krüger, lithographiert von Jentzen

War der Aufruf des Königs zur Bildung freiwilliger Jägerkompanien ein Appell an die reine und opferwillige Vaterlandsliebe, und schallte gleich das Echo desselben bald durch ganz Preußen, so konnte doch die oberste Militärbehörde nicht wissen, wie tief die Begeisterung gehen würde und ob sie auch den ganzen Kern des Volkes packen würde. Es mußte aber, um den großen Kampf gegen den Korsen aufzunehmen, jeder, der eine Flinte tragen konnte, in den Dienst des Vaterlandes gestellt werden. Noch bestanden aus den alten

Digitized by Google

Geſetzen eine Menge von Ausnahmen, die Tauſende und Zehntauſende vom Kriegsdienſt befreiten. So folgte denn dem Aufruf des Königs an die Freiwilligen am 9. Februar die königliche Kabinettsorder, welche alle Ausnahmen von der Verpflichtung zum Militärdienſt für die Dauer des Krieges aufhob. Dieſer königliche Befehl rief alle Preußen, ſoweit ſie geſund waren, zwiſchen dem 17. und 24. Lebensjahre ohne Unterſchied zu den Waffen. Wohl mag hierdurch die Begeiſterung, welche die Jünglinge gleich nach dem erſten Aufruf an die Freiwilligen zu den Fahnen trieb, hier nicht genügend gewürdigt ſein, aber die eiſerne Notwendigkeit, das darf man nicht verkennen, veranlaßte den Staat, alles einzuſetzen, um das Heer zu mehren. Wenngleich überall die Vaterlandsliebe ihre rauſchenden Wogen ſchlug, der nüchterne Staat mußte mit Zahlen rechnen, mußte einen Zwang ausüben und konnte irgendwelche Ausnahmen von der Heeres-pflicht nicht mehr geſtatten. Zwar ſtand den jungen Männern frei, ſich innerhalb acht Tagen nach Erlaß des Aufrufs freiwillig bei den Jägerdetachements zu melden, wer das aber nicht tat, ging dieſes Rechtes verluſtig. Allerdings wurde dieſe letztere Verfügung milde gehandhabt, und ſelbſt den bereits in Reih und Glied geſtellten — es waren viele, welche jene Verordnung nicht kannten — wurde nachher noch die Frage vorgelegt, ob ſie zu den freiwilligen Jägerabteilungen übergehen wollten oder nicht. Die Regierungs-präſidenten mußten für ihre Diſtrikte Marſchkommiſſare ernennen, welche nun allerorten die jungen Frei-willigen ſammelten und zu ihren Abteilungen führen mußten.

Auf den Landſtraßen des Königreichs entſtand nun überall ein lebhaftes Wandern und Marſchieren. Das unſichtbare Heer, von welchem Scharnhorſt einſt geſprochen, ſtand jetzt in dieſem Preußen auf. In Oſt- und Weſtpreußen, in Litauen, in Pommern, in der Mark und nicht zum wenigſten in Berlin wurde es lebendig. Die Studenten verließen ihre Hörſäle; die Primaner und Sekundaner, denen kaum der erſte Flaum auf den Lippen ſaß, warfen den Ovid und den Cäſar beiſeite, und ihre junge Hand vertauſchte den Gänſekiel mit dem Schwert. Unter denen, die zu den Fahnen eilten, fand man Jünglige, die kaum ſechzehn waren, fand man Männer, die längſt das fünfte Jahrzehnt überſchritten hatten. „Mir hat man," ſchrieb auf dem Marſch nach Breslau im Februar 1813 der Freiherr de la Motte Fouqué, der liebenswürdige Dichter, „etwa ſiebzig Freiwillige zu Roß und zu Fuß als einem ſechsunddreißigjährigen, wieder zur Standarte ſich meldenden Reitersmann anvertraut, der ſchon im Jahre 1794 ſeine Sporen als Küraſſier-Kornet am Rhein verdiente. Nun habe ich mich als reitender Jäger gemeldet und ſoll die Jünglingsſchar — es ſind aber auch einige bärtige darunter — unſerm lieben Könige nach Breslau zuführen. Gott Lob! ich darf mich dieſer erſten Berufspflicht herzlich freuen. Eingeſegnet in dem Augenblick des Abmarſches in Potsdam an des großen Friedrichs Grabſtätte mit Flammenworten des Geiſtes, angeſtrahlt von einer Februar-ſonne, mild wie im Mai, geleitet von dem Nachruf einer jubelnden Menge aus allen Städten, wie hätten da meine Jäger nicht voll edelſter Kampffreudigkeit ausrücken ſollen auf die ernſte Fahrt."

Es war auf dieſem Marſche, als Fouqués munteres Jägerlied entſtand:

„Friſch auf zum fröhlichen Jagen,
Es iſt ſchon an der Zeit,
Es fängt ſchon an zu tagen,
Der Kampf iſt nicht mehr weit.
Auf! laßt die Faulen liegen,
Gönnt ihnen ihre Ruh,
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat geſprochen:
Wo ſind meine Jäger nun?
Da ſind wir aufgebrochen
Ein wackeres Werk zu tun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all das deutſche Land,
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüſtig ſtarker Hand."

Während der tapfere Fouqué ſeine Schar durch die milden Februartage von Berlin gen Breslau führte, eilte auch von Königsberg her ein Mann mit Kurierpferden nach Schleſiens Hauptſtadt, der Graf Ludwig Dohna, des Miniſters Bruder, der am 20. Februar in Breslau eintraf und dem König die Kunde von den dortigen Vorgängen brachte. Während am Hoflager zu Breslau noch immer der franzöſiſche Geſandte ein- und ausging, während der Schein eines Bündniſſes mit Napoleon durch die preußiſche Diplomatie noch aufrechterhalten wurde, ſtand bereits die Provinz Oſtpreußen in hellen Flammen offener Rebellion gegen die franzöſiſche Herrſchaft. Der Verehrer des großen Königsberger Philoſophen Kant, Regierungs-präſident von Schoen, ſchrieb in jenen Tagen folgende Worte: „Kant lebt noch und nur weil er lebte, iſt

Digitized by Google

das Leben da. Dieser Landtag ist wichtiger, als der Brand von Moskau. Die Yorksche Konvention wäre nur ein Schattenspiel, wenn der Landtag nicht so war, wie er war; er gab ihr erst das Fundament und die Kraft. Das Vorrücken der Russen war eine Kosakenoperation, die ebenso schnell zurück, als vorwärtsgehen konnte, wenn das Volk auf dem Landtage nicht sprach, wie es sprach."

Nun brachte Graf Dohna von den Beschlüssen dieses Landtages die Kunde nach Breslau. Die verarmte, durch den Heuschreckenschwarm der großen französischen Armee, der sich über Ostpreußen gegen die russische Grenze gewälzt hatte, ausgesogene Provinz wollte mit gewaltiger Anstrengung eine Streitmacht von 30 000 Mann auf die Beine stellen. Hier wurde die allgemeine Landesbewaffnung zur Tat, hier war die Geburtsstätte der preußischen Landwehr. „Wir wollen alle Krieger sein, aber Bürger bleiben!" rief Graf Dohna aus. Die ausgesogene Provinz brachte für die Wappnung ihrer Söhne allein über eine Million Taler auf. Die alte Krönungsstadt am Kurischen Haff war für Wochen das Herz Preußens, welches das Blut durch die Adern des erstarrten Staates trieb. „Das waren Tage," rief Arndt aus, „ja, das waren herrliche, leuchtende Tage! Die junge Lebens- und Ehrenhoffnung sang und klang auf allen Gassen und tönte begeistert von Kanzel und Katheder. Der Bücherstaub der Gelehrsamkeit ward von dem Sturmwind des Tages abgeweht und der goldene Blütenstaub des fröhlichen Maientages der Hoffnung und des Mutes fiel auf die Stirnen, die jener sonst umgraut hatte. Auch die Kältesten wurden warm, auch die Steifsten wurden gelenkig. Sie glühten und zitterten in der allgemeinen Bewegung mit fort."

Der Direktor des Königsberger Gymnasiums, Professor Delbrück, lud Arndt zu einer Feier in der Prima ein, denn sämtliche Primaner wollten ins Feld. Graf Lehndorff hatte ein freiwilliges Reiterregiment gebildet und zu diesem wollten die Jünglinge sämtlich treten. Delbrück ließ bei dieser Abschiedsfeier Klopstocksche Oden, Gleimsche Lieder und die Hermannsschlacht vortragen.

„Ha, dort kommt er, mit Schweiß, mit Römerblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt; so schön war
Hermann niemals, so hat's ihm
Nimmer vom Auge geflammt!"

Ein Primaner sollte diesen Vers vorsprechen, aber er blieb ihm in der Erregung des Augenblicks in der Kehle stecken. Da riß der begeisterte alte Delbrück den Vers an sich und die Worte sprangen ihm mit so erschütternder Bewegung über die Lippen, daß alle Zuhörer in lauten Jubelruf ausbrachen.

Schon hatte, wie wir berichteten, der französische Kaiser die Rüstungen in Preußen mit Mißtrauen beobachtet. Seine Verfügungen an seinen Gesandten Grafen Saint-Marsan und an den Vizekönig von Italien haben wir hier mitgeteilt. Aber Eugen Beauharnais, der in Köpenick bei Berlin residierte, versuchte vergeblich den Abmarsch von Freiwilligen-Trupps zu verhindern. Selbst die Bedrohungen mit Waffengewalt nutzten nichts, die jungen freiwilligen Jäger zogen durch die Tore, ohne sich an den Einspruch der französischen Wachtposten zu kehren. Die Stimmung war längst in Gärung, bevor noch die königlichen Erlasse erschienen waren. Schon Anfang Februar wird über die Stimmung der Einwohner in Potsdam folgendes geschrieben: „Die Hoffnung einer baldigen Erlösung von den bisher erlittenen Drangsalen belebt von neuem den Mut. Es ist ein Vergnügen, zu bemerken, mit welch rühmlichem Eifer und Gemeinsamkeit jetzt alles betrieben und unterstützt wird. Bei der Aushebung der Pferde für die vaterländischen Truppen hat sich überall ein redlicher, guter Wille und eine wahrhaft herzliche Stimmung der Landleute gezeigt. Auch die ausgehobenen Krieger und Kantonisten sind mit ungewöhnlich frohem Gemüt ihrer Bestimmung entgegen gegangen. In den Provinzialstädten sind Bürgergarden organisiert worden, die sich die Achtung der Franzosen zu erwerben wissen. In Tangermünde wollte ein französischer Führer, der die Kosaken schon nahe glaubte, das dortige Magazin anzünden und befand sich unter einer großen Menge seiner Kameraden, welche seinem Entschluß beigepflichtet hatten. Sogleich war ein Unteroffizier mit vier Mann von der uniformierten Bürgergarde kommandiert, um den Führer aus der Mitte seiner Kameraden heraus zu arretieren, und der Auftrag wurde mit gezogenem Seitengewehr mit der unerschrockensten Entschlossenheit ausgeführt.

In Berlin wurden während des Februar an 9000 junge Männer in die Liste der Freiwilligen eingetragen. Das Feuer eines allgemeinen Aufstandes glomm unter der Asche. In den Kreisen der Franzosen und ihrer Freunde fürchtete man allgemein den Ausbruch einer sizilianischen Vesper, eines großen Massenmordes. Die vom Könige eingesetzte Berliner Regierungskommission fürchtete für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Ihr Vorsitzender, Staatsminister Graf von der Goltz, geriet in einen unüberwindlichen Zwiespalt zwischen den ihm vom König übertragenen Pflichten und der rauhen Wirklichkeit. Als der Februarerlaß auf Befehl Hardenbergs in den Berliner Blättern erscheinen mußte, wurden natürlich der Mar-

Digitized by Google

ſchall Augereau und der franzöſiſche Geſandtſchaftsſekretär Lefebvre höchſt mißtrauiſch. Graf von der Goltz half ſich mit allerlei Ausflüchten ſo gut wie er vermochte: „Alles, was ich tun konnte," ſchrieb er an Hardenberg, „war, daß ich mir Mühe gab, dem Marſchall von Caſtiglione und dem Herrn von Lefebvre begreiflich zu machen, die neue Aushebung beabſichtige nur die Neubildung unſeres Kontingents zu beſchleunigen und zu erleichtern und außerdem dem Könige die Mittel zu verſchaffen zur Sicherheitspflege in dem Innern und an den Grenzen in einem Augenblick, wo die Hälfte der Monarchie ſich in den Händen der Ruſſen befindet, die andere eine Beute der einbrechenden Koſakenſchwärme und auf verſchiedenen Seiten von feindlichen Angriffen bedroht ſei. Daneben habe ich die Notwendigkeit betont, einer großen Anzahl überſpannter, ſchwer zu regierender Müßiggänger eine beſtimmte Beſchäftigung anzuweiſen, bei der ſie nunmehr überwacht und ſtreng zu ihrer Pflicht angehalten werden könnten. Meine Vorſtellungen haben aber wenig gefruchtet (allerdings zu denken, denn der Herzog von Caſtiglione, dieſer Pariſer gamin, der in aller Herren Länder den Wind hatte pfeifen hören, hätte ein blöder Dummkopf ſein müſſen, wenn er das hätte glauben wollen, was Goltz in ſeiner Angſt ihm aufband). Der Schlag iſt gefallen und der Marſchall, der bisher noch in guter Stimmung war, iſt plötzlich vollſtändig umgeſchlagen und macht eine Schwierigkeit nach der anderen. Zeugnis deſſen iſt der barſche Widerſtand, den er heute dem Ausmarſch und der Ablöſung der hier verbliebenen Gardekompanie entgegengeſetzt hat. Was unſere Verlegenheit aufs äußerſte bringt, das iſt der maßloſe Enthuſiasmus, der ſich unſerer jungen Leute bemächtigt hat. Sie verlaſſen die Univerſität, die Kollegien und ſelbſt die Departements, um ſich in das neue Korps einreihen zu laſſen. Sie verlangen, daß man ihnen geſtatte, ſich hier zu bewaffnen, zu ſammeln und in Banden abzuziehen; und was ihren Eifer erhöht, den ſie durchaus nicht verheimlichen, *das iſt ihre Hoffnung, gegen die Franzoſen zu ziehen*. Wir tun das Unmögliche, um dieſes gefährliche Ungeſtüm zu bändigen, aber ohne ſtrenge Mittel werden wir auf die Länge nichts dagegen ausrichten können."

Nicht die ſtrengſten Mittel hätten hier aber gefruchtet. Der Strom war entfeſſelt, und ſich ihm entgegenzuſtellen nutzlos. Er riß Regierung und König mit. Der hannoverſche Geſandte von Ompteda ſchrieb in jenen Tagen aus Breslau: „Der König iſt nicht mehr imſtande, den Enthuſiasmus zu meiſtern, der ſich faſt aller Köpfe bemächtigt hat und der ſich in wahrhaft achtbarer Weiſe offenbart. Wenn der König ſich ſträuben ſollte, die Mittel zu brauchen, die ſeine Untertanen ihm nach dem allgemeinen Willen der Nation zur Verfügung geſtellt haben, oder wenn er auch nur zögert, die Anſtrengungen zu unterſtützen, welche Rußland macht, um die preußiſche Monarchie wiederherzuſtellen, ſo erachte ich die Revolution als unausbleiblich, und wahrſcheinlich würde die Armee ſelber ihr erſtes Beiſpiel und ihr erſtes Zeichen geben."

Um dieſelbe Zeit berichtete der württembergiſche Miniſter aus Berlin:

„Der Zulauf von denjenigen, welche dem von Breslau ergangenen allgemeinen Aufgebot Folge leiſten, vermehrt ſich täglich aus allen Ständen und Klaſſen, ſo daß ſchon mehrere Gewerbe, namentlich das Bäckerhandwerk, wegen Mangel an Arbeitern notleiden. Man ſieht auf den Straßen von Berlin faſt nichts als ſolche Freiwilligen mit Säbeln und Flinten bewaffnet, die ſich zum Auszug nach Schleſien oder neuerdings auch nach Kolberg vorbereiten. Alles, was die Gemüter noch mehr erhitzen kann, wird dabei in Bewegung geſetzt. Kirche und Theater werden dazu benutzt. So hat am vorigen Sonntag in der Dreifaltigkeitskirche der Prediger *Schleiermacher*, ein bekannter, höchſt eifriger Anhänger des Tugendbundes, an etlich und dreißig ſolcher Vaterlandsverteidiger, welche in Begleitung einer großen Anzahl, namentlich weiblicher Familienmitglieder das heilige Abendmahl genoſſen, eine feurige, den Geſinnungen dieſer jungen Leute entſprechende Rede gehalten, worin das Feierliche der kirchlichen Handlung mit der gegenwärtigen Lage des Vaterlandes und dem erhabenen Beruf, ſolches vom fremden Joche zu befreien, in Verbindung gebracht wurde.

Am Abend des nämlichen Tages ward im Schauſpielhaus Johann von Monfaucon aufgeführt, wo bei einer jeden nur auf das entfernteſte zu einer Anſpielung auf gegenwärtige Zeiten ſich eignenden Stelle der größere Teil des Publikums, beſonders die im Parterre verſammelte kriegsluſtige Jugend, den lauten Beifall mit Ungeſtüm und langdauerndem ſtürmiſchem Jubel zu erkennen gab. Da dieſe immer allgemeiner werdende Stimmung ſich hier in Berlin unter den Augen der franzöſiſchen Militärbehörde ſo hervortut, ſo läßt ſich erwarten, daß ſie in Schleſien, wo dieſelbe ſich noch freier ergießen kann, bald zu ernſthaften Auftritten Veranlaſſung geben werde.

Die Berliner Anhänger dieſer ſich täglich vergrößernden Bewegung ſind auch innigſt überzeugt, daß ihre Erlöſung von Schleſien her in ganz kurzer Zeit anrücken und die Franzoſen zum Rückzug nötigen werde; daß man ſich an die Ruſſen anſchließen und die Verfolgung des für gemeinſam zu erklärenden Feindes bis an den Rhein vollenden werde, wobei auf den Beiſtand, welchen man von den Mißvergnügten in Weſtfalen, im Bergiſchen, längs des Rheins und in *ganz Deutſchland* erwartet, mit lautem und zuverſichtlichem Vertrauen gerechnet wird."

Digitized by Google

Aber wenn auch die Begeiſterung hoch auflohte in Preußen, wenn auch Jünglinge und Männer ſich zu Zehntauſenden dem Vaterlande darboten, wie ſollte der verarmte Staat einen Krieg führen ohne Geldmittel? Der franzöſiſche Kaiſer hatte nur mit dem Zauberſtab ſeines energiſchen Willens an die ſich immer zum Öffnen bereite Felswand ſeines Senats geklopft und der Kredit von 1100 Millionen Franken war auf der Stelle da. So ging das in Preußen nicht. Hier war der verarmte Staat angewieſen auf die Gaben ſeiner Bürger, ſeiner Bauern, ſelbſt der Knechte und Mägde. Wir wollen hier einen zeitgenöſſiſchen Bericht einfügen, der zeigen ſoll, wie ungeheuer die franzöſiſchen Vampyre während der Bedrückungsjahre das Land ausgeſogen hatten. „Das bißchen Plündern und Mißhandeln," ſo ſagt der Gewährsmann, „hätte man abgeſchüttelt, wie ein Unwetter, doch das übelſte der Übel war das Syſtem, das dieſe Fremden mitbrachten und auf die Verhältniſſe, die ſie vorfanden, impften. Ihre Kommiſſare, Receveure und Direkteure liebten weder Axtſchläge auf die noch gefüllten Kiſten, — nein, ſie ſtellten Schildwachen davor — noch begünſtigten ſie die Plünderer, nein, ſie trieben ſie wohl mit Klingenhieben fort und zwangen ſie, was ſie aus den Speichern auf die Gaſſen geworfen hatten, ſelbſt wieder zurückzutragen, denn was ſie retteten, retteten ſie für ſich; die Beſitzer wurden ihre Verwalter. Das war der feuchte Nebelregen, der in alle Poren des Landes drang, das Spinnengewebe der franzöſiſchen Beamten mit höflichen Redensarten und lächelnden Mienen, aber mit Argusaugen und den Klauen des Luchſes. Sie drangen bis ins Herzblut und hatten ſich eingewühlt und gefreſſen wie die Maden in alle Teile des Leibes. Nicht an einem Aderlaß ſollte das Opfer verbluten, nein, ſie pflegten und hätſchelten es, damit es wieder Kräfte bekäme, und dann zapften ſie langſam und ſicher Tropfen um Tropfen ab. Das war der Schrecken der Schrecken, weil man es nicht ſah und es doch in jeder Fiber fühlte, dies ſyſtematiſche Ausſaugungsſyſtem, das von der Hauptſtadt auslief, bis es mit ſeinen Schlingen und Faſern das letzte Haus des letzten Dorfes umſpannte."

Man muß ſich dieſe Schilderung vor Augen halten und muß bedenken, daß durch ſieben lange Jahre dieſes ſyſtematiſche Ausplündern beſtanden hatte, daß jene 1100 Millionen Franken, die Napoleon jetzt von ſeinem Senat in Paris verlangte, nicht zum kleinſten Teile aus den preußiſchen Landen während der Okkupation erpreßt waren. Wir wiſſen, daß der Kaiſer ſelbſt die Summe, die er mindeſtens aus Preußen gezogen hat, auf eine Milliarde einſchätzte. Und nun ſchwang ſich dieſes ausgepowerte Land, deſſen Saaten noch im Jahre 1812 von den Hufen der franzöſiſchen Kavallerie zerſtampft waren, deſſen junges Grün vor der Frucht abgeſchnitten war, als Fourage für die hunderttauſend Pferde der Reiterei der großen Armee zu dienen, deſſen Häfen abgeſperrt waren vom Welthandel, deſſen Gewerbefleiß gezwungen darniederlag, nun ſchwang ſich dieſes Preußen zu ungeheuren Opfern auf, Bürgeropfern, wie ſie kaum in gleicher Weiſe die Geſchichte der Welt erlebt hat.

Das treue Volk wartete nicht einmal den Aufruf vom März ab; es gab gleich nach dem königlichen Februarerlaß, der doch nur davon ſprach, daß die Finanzverhältniſſe des Landes keinen großen Koſtenaufwand verſtatteten. Aber es galt, die Jünglinge und Männer, die zu den Fahnen der freiwilligen Jäger-Detachements ſtrömten, einzukleiden, denn es gab ihrer noch viele, welche die vorgeſchriebene Ausrüſtung nicht ſelbſt beſchaffen konnten.

Hunderte erboten ſich, auf ihre Koſten freiwillige Jäger einzukleiden. In den Berliner und Breslauer Zeitungen erſchienen damals unter der Überſchrift „Vaterlandsliebe" lange Verzeichniſſe von ſolchen Opfergaben, die ſich von Tag zu Tag ſteigerten, und als endlich im März der königliche Aufruf: „An mein Volk" erſchien, nie erwartete Fülle annahmen. „Der Weltgeſchichte," ſagt ein Hiſtoriker, „kann allerdings nicht angeſonnen werden, bei jeder heiß geweinten Träne, bei jedem Blicke der Liebe, bei jeder Aufwallung bewegter Herzen zu verweilen, wenn ſie auf ehernem Wagen und fliehenden Jahrhunderten und untergegangenen Millionen dahinfährt: die wahre Heimat des Waldbächleins iſt zuletzt doch das Weltmeer, wie die des einzelnen Menſchengeiſtes der Weltgeiſt; aber fragt nur den rauſchenden Wildbach, wenn er mit ſeinen Perlen und Tränen in den unendlichen Ozean verrinnen muß, ob er ſich nicht zurückſehnt nach ſeiner rauſchenden Jugend, die ihn durch das lichte Grün der Wälder führte? und möge es auch dem Frühjahr 1813, obwohl von der gewaltigen Strömung der Weltgeſchichte früh fortgeriſſen, vergönnt ſein, ſich hier noch einmal ſeiner Jugend zu erinnern."

Dies Frühjahr 1813 war hoffnungsfroh, wie nur die Jugend ſein kann. Während des ganzen Jahres 1813 floſſen die Gaben und zwar ſo reich, daß allein in den Monaten Februar und März an einhalb Million Taler aufgebracht wurden, wenn alle Werte der Darreichungen eingeſchätzt wurden. „Der Aufruf der Freiwilligen," heißt es in einer amtlichen Kundgebung, „hat Wunder gewirkt. Was dadurch der Staatskaſſe an Ausrüſtungskoſten erſpart worden iſt, kann zwiſchen 3 bis 500 000 Taler angenommen werden. In den Händen eines einzigen Beamten, der nicht einmal die Einnahme von ganz Schleſien verwaltet und wenig aus anderen Provinzen erhalten hat, beträgt die Barſumme der Beiträge zur Ausrüſtung unbemittelter freiwilliger Jäger ſeit fünf Wochen ſchon 28 000 Taler. Alle dieſe Wunder leiſtet ein Staat,

Digitized by Google

deſſen Wohlſtand in ſeinen Grundfeſten durch ſiebenjährigen Druck untergraben, deſſen Land ſeit zwölf Monaten eine einzige Militärſtraße geweſen iſt. Er leiſtet ſie, weil aller Gemüter ſich der lebendige Glaube bemächtigt hat, daß nur durch die äußerſten Anſtrengungen und Opfer aller Art und durch blinden Gehorſam gegen die Befehle eines im Geiſte ſeines Volkes handelnden Königs Freiheit und Glück errungen werden kann."

In dieſen Tagen bewahrheitete ſich das Wort: „Doppelt gibt, wer ſchnell gibt," und hier wetteiferten eben alle Stände des Volkes ohne Unterſchied. Beamte verzichteten zugunſten des Staates auf ein Viertel, auf die Hälfte ihres Gehaltes. „Für die Entbehrung einiger Bequemlichkeiten und Genüſſe, die nicht zu den notwendigen Bedürfniſſen des Lebens gehören, werde ich durch das reine Bewußtſein mich belohnt fühlen, meinem Könige und meinem Vaterlande nach Kräften gedient zu haben," ſchrieb der Profeſſor Gravenhorſt in Breslau und tat Verzicht auf die Hälfte ſeines Einkommens. Profeſſor Hermſtaedt verzichtete auf 250 Taler, die er als Profeſſor an der mediziniſchen Militärakademie bezog. Der Direktor des Berliner Nationaltheaters Iffland und ſeine Mitglieder ſpendeten 350 Taler. Ein Beamter gab den vierten Teil ſeines Vermögens, volle 1000 Taler her, um zu helfen; ein Kaufmann ſandte aus einer vom Feinde noch beſetzten Provinz die große Summe von 4000 Talern. Nun, das alles waren ſchließlich Leute, die geben konnten und die die Pflicht hatten, zu geben, aber auch hier waren die Ärmſten zugleich die Reichſten im Geben. Der Feldwebel Heldt, ein Veteran, der ſchon 31 Jahre unter den Waffen ſtand, der noch bei Valmy und Jena gefochten hatte, ſandte von ſeinem monatlichen Solde die Hälfte, drei Taler und ſechs Groſchen. Ein Invalide ſandte eine goldene Medaille mit den Worten: „Mir ein teures Andenken, ich bringe es dennoch dar." Drei ungenannte Dienſtmädchen, die ihr bißchen Hab und Schmuck ſich doch in ſaurer Arbeit verdient hatten, brachten es dem Vaterlande dar. Sie hatten aus ihren Kommodenſchubladen einen ſilbernen Becher, eine Nadelbüchſe aus Silber, etliche Medaillen und 25 preußiſche Taler zuſammengeſcharrt. Die Kinder leerten ihre Sparbüchſen. Da gingen Groſchen, Münzen, Medaillen, Taler von allen Ecken und Enden ein. Ein Kind war darunter, eine „kleine Marie", die gab 1 Taler und 8 Groſchen, die für eine Wachspuppe geſchenkt waren. „Freudig," ſo ſchrieb ein Vater, „leerten meine ſechs Kinder ihre Sparbüchſen für den heiligſten Zweck," und er ſandte 1 Dukaten und 10 Taler. Und ein zehnjähriger Knabe ſandte ſeine 7 Groſchen, die er zuſammengeſpart hatte, mit dem Motto: „Alle Sparbüchſen müſſen jetzt geleert werden."

Wir, die wir um ein Jahrhundert ſpäter leben, in einer Zeit der Skepſis, wo des Volkes Puls nur matt ſchlägt, was wiſſen wir von der reinen und kindlichen und doch zugleich wunderbaren Begeiſterung jener Tage! Wenn heute ſelbſt für große nationale Ziele geſammelt wird, ſo findet man in den Zeitungen die Liſten und vor den Zahlen noch die Anfangsbuchſtaben und damit gut. Jene Zeit wollte mehr geben, als nur Silber und Gold, die Menſchen, die in ihr lebten, wollten von dem Überſchwang, der ihre Herzen bewegte, ebenſo gut mitteilen, wie von dem Inhalt ihrer Truhen und Sparbüchſen; ſie fügten den Gaben, die ſie ſandten, Worte bei, die den Wert erhöhen ſollten. Da ging ein Trauring ein mit den Verſen:

„Du biſt mir wert ſeit fünfundzwanzig Jahren,
Und ſollteſt mich bis in mein Grab begleiten,
Doch geh! ich weihe dich den Jünglingsſcharen,
Die für des Vaterlandes Freiheit ſtreiten.
Verwandle dich, o Ring, jetzt in ein Schwert,
Dir bleibet auch als Stahl dein heiliger Wert!"

Eine Witwe aber ſandte, als ihr Mann nach vierzigjähriger Ehe von ihr gegangen war, den „Ring der Treue, den ich in der bangen Sterbeſtunde meines Mannes gegen den meinigen auswechſelte, um lebenslang dabei ſeiner ſeltenen Tugenden eingedenk zu ſein. Ich gab das Teuerſte, was ich zu geben vermag, als ein kleines Scherflein für mein geliebtes Vaterland."

Von einem zehnjährigen Jungen kam eine ſilberne Uhr mit den Worten: „Da ich leider noch zu klein bin, um ſelbſt mitzugehen, ſo bringe ich gern alles, was ich habe." — Da war auch ein in den Schlachten Preußens zerſchoſſener Offizier, jedenfalls ſeit Jahren mit Not und Sorgen ringend. Auch der gab ſeine beiden goldenen Trauringe: „Das Einzige, was ich noch beſitze, ich lege es mit Freuden auf den Altar des Vaterlandes." — Da war auch einer, dem während der Franzoſenzeit ſein Vater erſchlagen war. Der ſandte 50 Taler, erlöſt aus dem Verkauf einer goldenen Medaille. „Weder die Jahre jugendlichen Leichtſinns," ſo rief er, „noch die Jahre der Not konnten dies Andenken meiner geliebten Mutter mir entreißen, es war zu einem edleren Zweck beſtimmt. Nehmt es, Ihr Freiheitskämpfer und rächt meinen Vater!" — Von zwei Frauen gingen goldene Fingerhüte ein mit den Worten: „Meſſingene tun es auch." Allerdings! — „Aus Vergnügen über etwas" gingen aus Rathenow 6 Taler ein. — Ein Paket enthielt goldene Ohrringe, einen Fingerhut, ein Teeſieb, ſilberne Stricknadeln und dazu den Vers: „Alles, was ich habe, iſt dieſe ganze

Digitized by Google

kleine Gabe; wär' die Zeit jetzt nicht so schwer, gerne, gerne gäb' ich mehr!" — Von einer Frau aus dem Volke gingen 10 Taler ein, sie hatte sie sich für einen Kleiderrock erspart, aber „die Jäger brauchen es notwendiger als ich".

So flossen, wie kleine Rinnsale zu Waldbächen und wie Waldbäche zum Strom werden, aus Stadt und Land diese Opfergaben an Geld, Silber und Geldeswert herbei. Aber zugleich flossen auch andere Spenden herbei: Tuch zur Kleidung, Wäsche, Hemden, Stiefel, Strümpfe, Charpie, die geschlagenen Wunden zu verbinden. Da kamen von einer alten Soldatenwitwe zwei Paar wollene Socken: „Das letzte bißchen Armut." Ein Schuhmacher sandte drei Paar neue Stiefel, ein Blinder erbot sich, wenn man ihm Leinwand liefern wolle, Charpie zu zupfen. Allerorten taten sich Frauenvereine auf, die emsig nähten und strickten, um den Söhnen des Vaterlandes etwas Warmes auf den Leib zu schaffen. Als der Aufruf des Königs erschienen war, stellten sich acht deutsche Prinzessinnen an die Spitze eines vaterländischen Frauenvereins, der besonders den Zweck verfolgte, Kleidungsstücke, Leibwäsche und Lazarettbedarf zu beschaffen.

Besonders viel geschah auch für die Einkleidung derjenigen freiwilligen Jäger, welche sich nicht selbst zu bekleiden vermochten. Die erste Spende für diesen Zweck ging von dem Vorsteher der Breslauer Judenschaft Gumpertz ein. Der zahlte 300 Taler Kurant zur Equipierung unvermögender Freiwilliger. Aus dem Bergwerksbezirk Waldenburg traten Bergleute und Bergeleven als Freiwillige ein, die Knappschaft aber sammelte an 221 Taler, um ihre Kameraden auszurüsten. Der Professor Steffens, von dessen schönem Auftreten wir hier erzählten, war selbst vom Katheder heruntergestiegen und als Freiwilliger ins Heer eingetreten. Die Städte und besonders Berlin rüsteten Tausende von freiwilligen Jägern aus.

„Heute, Sonnabend," hieß es in einer Berliner Anzeige, „den 13. März, wird Herr Jacobi besonders schöne Arien vortragen. Die Einnahme ist für die Kassen des neuarmierten Jägerkorps bestimmt, daher wird der Beitrag an der Kasse einem jeden edeldenkenden Menschenfreunde selbst überlassen."

Ein Schneidermeister namens Behr stellte ein Kosakenpferd mit Sattel und dem Saumzeug zur Verfügung (weiß Gott, wie der Mann dazu gekommen ist!) und equipierte seinen Bruder als Jäger. — Der Bauer Meyer aus Elsholz hatte nur zwei Pferde, um sein Feld zu bestellen, aber das bessere gab er dem König. — Der Erbschulze Landsfeldt aus Weisselsdorf in Schlesien brachte ein stattliches Kavalleriepferd herbei mit der Erklärung: Fünf solcher Staatstiere haben die Franzosen mir genommen, so will ich ihnen denn das sechste nachschicken."

So wogte und rauschte allenthalben die Begeisterung und spendete dem Vaterlande, was sie konnte. Zwei Züge aber greifen besonders an unser Herz. Das war das Umtauschen der Trauringe gegen eiserne Ringe, auf welchen die Worte standen: Gold gab ich für Eisen. Über 100 000 solcher Trauringe sollen sich damals in preußischen Landen in Eisen verwandelt haben.

Hier sei auch der Opfer gedacht, die die Familie des pensionierten Obersten von Schmettau auf Bergel brachte und vor allen Dingen Ferdinande von Schmettau, die ihr schweres blondes Haar abschneiden ließ dem Vaterlande zum Opfer. Damals stand in dem Amtsblatt des Kreises Oppeln zu lesen: „Dem pensionierten Oberst Herrn von Schmettau auf Bergel hat das Glück elf Kinder geschenkt. Jedes von ihnen sendet einen Taler ein, und der sechzigjährige Vater einen Malter Hirse mit dem Wunsche, daß dem Staat im Lauf des Krieges so viele glückliche Ereignisse zuteil werden mögen, als dieser Körner enthält." — Der Kommissionsrat Karl Heun war damals im Auftrage des Staatskanzlers in Breslau beschäftigt, die öffentlichen Liebesgaben entgegenzunehmen. Er hat später in der Spenerschen Zeitung den Vorfall berichtet, und wenn man den etwas süßlichen Stil, der schon an die späteren Romane erinnert, die Heun unter dem Namen Clauren schrieb, in den Kauf nimmt, so bleibt immer noch genug, um dies edle Opfer einer schönen Mädchenseele zu würdigen.

„Als ich in Breslau," schrieb Heun, „das Aushebungsgeschäft der unbemittelten freiwilligen Jäger besorgte, kamen einst mehrere junge Damen von dem Lande nach der Stadt. Sie hatten von der allgemeinen Bereitwilligkeit, mit der die Ausrüstung der freiwilligen Jäger unterstützt ward, gehört und eine jede gab, was sie nur irgend entbehren konnte, nur das eine Fräulein — Nanny — hatte nichts, gar nichts. Der Purpur der Unschuld, der ihre Wangen rötete, war ihr einziger Schmuck, die Tränen, die in diesem Augenblick über das bittre Gefühl der Armut in ihren Augen glänzten, ihre einzigen Perlen. ‚Ich werde auch etwas geben,' sagte sie endlich nach langem, stillen Kampf mit sich selbst, entfernte sich in ein Nebenzimmer, ließ ihr langes, seidenes Haar abschneiden, verkaufte es für 2 Taler, kam mit dem leichten Lockenköpfchen geschmückt wieder in die Gesellschaft und legte mit fröhlicher Herzlichkeit den Ertrag ihres großen Opfers zu den gesammelten Beiträgen. Alle Umstehenden waren von dem herrlichen Zug des deutschen, wahrhaft edlen Mädchens überrascht und in Bewunderung versunken. Unseren jungen Kriegern muß im Gefecht das Herz höher schlagen; denn wenn deutsche Minne dem Streiter so zu opfern vermag, wie mag sie dem Sieger lohnen! Dieses Haar konnte ich nicht in den Händen des Käufers lassen, in diesen hätte es gedient zur Täuschung, ach! und es ist ja der Preis der köstlichsten Wahrheit. Durch die Vermittelung einer gütigen

Digitized by Google

Freundin hatte ich es wiedererhalten; ſie kannte das Haar genau, denn in ihrem Hauſe hatte Fräulein Nanny das ſeltene Opfer gebracht. Ich habe daher Uhr-, Arm- und Halsbänder, Ringe, Schnüre uſw. daraus anfertigen laſſen: das Gold der eingeſandten Trauringe — lauter Gaben der heiligen Treue — iſt mit zu dieſen Arbeiten verſchmolzen worden und ſo ſind aus dem ſchönen Haar der liebreizenden Nanny und aus den Trauringen manch ehrenwerten Paares mehrere dieſer Schmuckſachen entſtanden, die für gutgeſinnte Menſchen jeden Standes, Alters und Geſchlechts zur Erinnerung an die Zeit des heiligen Krieges bleibenden Wert behalten werden, ſie ſind mit verſchiedenen paſſenden Deviſen und mit der ewig denkwürdigen Jahreszahl 1813 verſehen und — um allen Verfälſchungen vorzubeugen — mit dem preußiſchen Adler geſtempelt."

Das Beiſpiel der Ferdinande von Schmettau blieb in preußiſchen Landen nicht ohne Nacheiferung und es hat manches Mädchen, manche Frau entſchloſſen zur Schere gegriffen.

Nach dieſen Mollakorden, die Karl Heun in ſeiner Schilderung der Tat Ferdinande von Schmettaus angeſtimmt hat, wollen wir hier noch Akkorde aufrauſchen laſſen, die beſſer zur Lage taugen. Da kam, fürwahr eine ſeltene Gabe, von einem Offizier „ein ſilbernes Degengefäß, einem franzöſiſchen Oberſt in der Schanze von Kolberg 1807 abgenommen, nachdem ich ihn mit eigener Hand erdroſſelte," und aus der treuen Provinz Weſtfalen, die unter Jerômes leichtfertigem Zepter ſeufzte, gingen ein: fünfzig blanke Säbelklingen, Solinger Stahl: „Laßt Euch von ihnen freie Bahn nach dem Rhein machen!"

Digitized by Google

22. Kapitel

Der Aufruf

Während sich so Hunderttausende von Händen im Dienste des Vaterlandes erhoben, fanden sich in Breslau auch die Führer des Volkes in Waffen ein. Vor allem war es der alte Blücher, den es auf seinem Gute Kunzendorf nicht mehr litt, der dabei sein wollte, wenn es galt, die Franzosen zum Lande hinauszujagen. Aber noch schwankte die Wage bedenklich und niemand wußte recht, wo die Politik Hardenbergs eigentlich hinauswollte, ob das Bündnis mit dem Kaiser der Franzosen fester geknüpft werden, ob es getrennt werden sollte. Am 5. Januar hatte Blücher an Scharnhorst geschrieben, wie ihm ums Herz war. „Mich juckt es in allen Fingern," heißt es in dem Brief, „den Säbel zu ergreifen. Wenn es jetzt nicht Seiner Majestät unseres Königs und aller übrigen deutschen Fürsten und der ganzen Nation Fürnehmen ist, all das Schelmfranzosenzeug mitsamt dem Bonaparte und all seinem Anhang vom deutschen Boden wegzutilgen, so scheint mir, daß kein deutscher Mann mehr des deutschen Namens wert sei. Jetzt ist es wiederum die Zeit, das zu tun, was ich schon anno 1809 angeraten habe, nämlich die ganze Nation zu den Waffen aufzurufen, und wann die Fürsten nicht wollen und sich dem etwa entgegensetzen, sie mitsamt dem Bonaparte wegzujagen, denn nicht nur Preußen allein, sondern das ganze deutsche Vaterland muß wiederum heraufgebracht und die Nation wiederhergestellt werden."

So feurig schlug dies alte Heldenherz in diesem Mann, der einst in schwerer Zeit nach dem Zusammenbruch des preußischen Staates die Waffenehre des Heeres hochgehalten hatte und bei Ratekau erst dann kapitulierte, als er kein Brot und keine Munition mehr hatte. Er kam nach Breslau, aber die Dinge, wie sie dort betrieben wurden, gefielen ihm nicht, viel zu viel Federgekritzel für den alten Draufgänger, viel zu viel Diplomatie für diesen geborenen Zerhauer gordischer Knoten. Der alte Herr wurde in den Weinstuben und bei den öffentlichen gesellschaftlichen Veranstaltungen bedenklich laut damals. Scharnhorst, ja! das war sein Mann, aber die meisten andern? Seine Husarenflüche und seine heißen Wünsche, daß das Schwert aus der Scheide fahren möchte, machten den Franzosenfreunden, die um den König waren, viele Not. Auch Scharnhorst hielt es damals noch nicht an der Zeit, das Spiel aufzudecken. Er versuchte es wohl bei Gelegenheit, den alten Leu streichelnd zu beschwichtigen, aber Gebhardt Leberecht von Blücher antwortete knurrend in seinem unverfälschten Blücherstil, denn diese Husarenhand hatte es nicht gelernt, richtig deutsch zu schreiben; bei Büchern und auf Bänken war der Mann von jeher wenig zu Haus gewesen.

„Ich kan alleweille nich still sitzen," schrieb er, „und nich die zene zußamen Beissen wan eß Sich um daß Vatterlandt und die freyheit Handelln duht. lasst das lauße und sch... Zeugh von diplomahtiker zu Allen teuffeln faren; warum soll nich alles Auffsitzen und loß auff die Frantzoßen wie daß Heylige donnerwetther. Die den könig vohr schlagen noch lenger zu zauhtern und mit den Bonapartte friden zu Hallten sind ferräther an ihn und daß gantze deuttsche vatterlandt und deß tohtschissens wert, denn derweill wihr hihr schwazzen duhn ann Statt die Nation auff und in krig zu ruffen haben die Franzosen zeytt und Gelägenheyt iren dinst und armäh wider her und ein zu Richtten und dahrum so sag Ich, marrsch und auff und mitt den Degen den feindt inn die ribben."

„Mit einem scharfen, durchdringenden Verstand," schreibt sein Adjutant, der spätere General von Müffling, „war Blücher ohne alle wissenschaftliche Ausbildung geblieben, allein in dem Umgange mit Menschen, sich leicht in jedes Verhältnis findend, in jedem mit Festigkeit auftretend und mit großem Takt sich bewegend, erwarb ihm seine unerschöpfliche Heiterkeit und anspruchslose, gutmütige Haltung überall Freunde. Er verspottete nie das Wissen, aber er überschätzte es auch nie. Er sprach ohne Rückhalt über die Vernachlässigung seiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut, was er ohne diese Ausbildung leisten konnte. Seine Unerschrockenheit in gefährlichen Lagen, seine Ausdauer im Unglück und sein bei allen Schwierigkeiten wachsender Mut gründeten sich auf das Bewußtsein seiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Überzeugung geworden,

Digitized by Google

daß es keine militärische Verlegenheit gebe, aus der man sich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. Von einem Offizier, der diese Ansicht nicht teilte, hatte er keine große Meinung.

Tapferkeit mußte nach seiner Ansicht den militärischen Ruf geben und daß der Tapfere ihn verlieren könne, schien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm auch nur die leiseste Besorgnis ein, daß ein Rückzug oder eine verlorene Schlacht ihm den seinigen nehmen könnte. So war der Wunsch, große Heere zu befehligen, ihm völlig fremd; er setzte sich als Feldmarschall ebenso gern vor eine Schwadron, als an die Spitze einer Armee.

Den Offizieren seiner Umgebung schenkte er sein Zutrauen nur dann, wenn er sie für unternehmend hielt, dann aber und wenn sie dies Zutrauen einmal hatten, war es unbedingt. Er ließ sich ihre Entwürfe zu Märschen, Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte alles schnell auf, und hatte er sie gebilligt und die Disposition unterschrieben, so nahm er keinen fremden Rat an und keine geäußerten Besorgnisse machten den geringsten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee, wenn er sie gut geheißen hatte, ganz wie seine eigene aus. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß der Feldmarschall infolge seines Temperaments in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Sobald die Truppen ihre Befehle hatten, konnte er die Ausführung kaum erwarten und alle Bewegungen schienen ihm zu langsam. Es war nicht ratsam, ihm den Entwurf zu einer Schlacht vorzulegen, deren Dauer auf den ganzen Tag und die Entscheidung auf den Abend berechnet war. Sein Charakter verlangte schnellere Entscheidung.

Die Reiterei war seine Lieblingswaffe. Er begünstigte sie zwar nie auf Rechnung der übrigen, allein eine Schlacht, in welcher die Kavallerie nicht entschieden hatte, schien ihm für sie ein Vorwurf zu sein und er erwähnte ihrer nicht gern. Dies mag es erklären, weshalb er von der Affäre bei Haynau, welche doch nicht zu den entscheidenden Kriegsbegebenheiten gehörte, lieber sprach, als von seinen großen Schlachten."

Zur Ergänzung dieser Schilderung Müfflings mag eine Aufzeichnung Ernst Moritz Arndts dienen, die den alten Gebhardt Leberecht lebendig vor uns hinstellt: „Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel fast wie eines Jünglings, scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Er hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten; auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen, um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage, in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermut, die ich der schwarzdunklen Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermut nennen möchte, denn wie freundlich diese Augen auch zu laufen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. — Mund und Kinn gaben aber einen ganz andern Eindruck, obgleich in den äußern Formen mit den oberen Teilen des Gesichts in Übereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauert."

Während der alte herrliche Blücher in Breslau vernehmlich mit dem Säbel klirrte, böse Musik in den Ohren der Franzosenfreunde, die noch immer geschäftig um den König waren, wurden auch die andern preußischen Führer ungeduldig und wandten sich in Briefen und Denkschriften an den König.

General von Bülow, der am 2. Januar mit seinen Truppen Königsberg verlassen und jetzt sein Hauptquartier bereits in Neu-Stettin aufgeschlagen hatte, richtete an den König eine Denkschrift, in der es hieß: „Man kann hoffen, daß die neueren Ereignisse, die so sichtbar durch die Hand der Vorsehung herbeigeführt sind, dazu dienen werden, den Staat wieder groß und blühend herzustellen. Die ganze Nation hat nur eine Stimme, Krieg gegen Frankreich ist der Wunsch aller. Dies wird Sache der Nation sein, freiwillig werden die größten Opfer gebracht werden und Quellen werden sich öffnen, die man längst versiegt glaubte."

Noch feuriger wurde der alte General von Borstell, der im befestigten Lager von Kolberg kommandierte. Der hatte sich, wie es schien, ganz gewandelt. Anno 1808, als Scharnhorst, Gneisenau, Boyen und die andern sich an die Erneuerung des Heers machten, war Borstell unwillig über die Neuerungen, im Zorn aus der Heereskommission ausgeschieden. Nun hatte er schon einen Offizier nach England gesandt, um durch die Vermittlung des Oberst von Gneisenau von dort Waffenlieferungen zu erhalten, und um Gneisenau selbst in das Vaterland zurückzurufen. „Wenngleich er selbst," so schrieb Borstell, „älter und höher an Rang stehe als Gneisenau, so werde er dennoch gern unter ihm dienen, so hoch achte er ihn und den Augenblick."

Aber schon war Neithardt von Gneisenau unterwegs. Es litt ihn nicht länger an den britischen Gestaden, seit er wußte, daß Deutschland seiner bedurfte. Schon bevor dieser Held den Boden Deutschlands wieder betrat, war seine Stimme herübergeschallt über das Meer. „Bei der Asche unserer Königin," so klang von England sein Ruf an Hardenberg, „beschwöre ich den König, sich und sein Volk aus der Skla-

Digitized by Google

Preußiſche Soldaten von 1813
Nach Aquarellen von Fr. Walter

verei zu retten. Gott hat ihn auf den Thron geſetzt, um zu handeln und nicht, um zu dulden.“ Er hatte jenſeits des Kanals alle Kraft daran geſetzt, auch den kalten Britengeiſt zu größerer Tatkraft zu entfachen: „Keinen halben Erfolg!“ ſo lautet der Schluß ſeiner Denkſchrift an das engliſche Miniſterium. „Die Waffen nicht eher niedergelegt, als bis dieſer Uſurpator ausgerottet iſt, das iſt das Ziel, welches uns die Politik zeigt.“ Seine Worte fanden im Tory-Miniſterium des Sir Robert Banks Jenkinſon Earl of Liverpool das verſtändnisvollſte Echo. Hier ſaßen unverſöhnliche Feinde das Korſen, zähe Männer, welche wohl wußten, daß nur ein Sturz Napoleons Sühne ſein würde für die ſchweren Wunden, die ſeine Handelspolitik dem Inſelreich geſchlagen hatte.

Mit Meithardt von Gneiſenau betrat der Mann den Boden Deutſchlands wieder, der in den nun beginnenden Kämpfen zum gefährlichſten Gegner Napoleons werden ſollte. Faſt ein Jahr war vergangen, ſeit der Verteidiger Kolbergs ſein Vaterland verlaſſen hatte, weil ihm das Bündnis Preußens mit Napoleon eine Schmach dünkte. Man hatte ihm in England Dienſte angeboten, denn dieſe Briten ſchätzten ſeinen Wert hoch ein, man bot ihm auch Geld, man warb um ihn, aber Gneiſenau, deſſen große Seele fühlte, daß ſeine Lebensaufgabe nicht in Indien oder Spanien ſeiner harrte, ſondern auf den Schlachtfeldern Deutſchlands, lehnte alles ab. Er erklärte, daß er ſeinem „alten Herrn“ gehöre, wenngleich, ſo fügte er hinzu, er nicht wiſſe, ob ſein alter Herr ihn, den verlorenen Sohn, auch wieder in ſeine Dienſte aufnehmen werde. König Friedrich Wilhelm war dieſen großen, überragenden Geiſtern gegenüber ſtets zurückhaltend, befangen, eng. Gneiſenau ſelbſt hat dies oft genug bitter empfinden müſſen, aber er hatte die große Gebärde, all das widrige wie mit einer Handbewegung von ſich fortzuſchieben und nur ſeinem großen Ziele nachzugehen.

Das war der Mann, der gleich nach ſeinem Eintreffen in Kolberg auch den tapferen Borſtell mit ſich riß. Den Mahnungen von York und Bülow hatte Borſtell widerſtanden, zu marſchieren und ſich mit ihnen zu vereinigen, Gneiſenau aber gab er nach und marſchierte. Er teilte dem König das mit und ſchloß ſeinen Bericht mit den Worten: „Ich flehe Ew. Majeſtät fußfällig an, laſſen Sie uns los!“

Inzwiſchen war von Breslau aus der preußiſche Unterhändler, Oberſt von dem Kneſebeck, am 9. Februar in das Hauptquartier Kaiſer Alexanders abgereiſt. Wir wiſſen, daß einer der erſten Grundſätze Napoleons der war: Preußen darf keine direkte Unterhandlung mit Rußland führen. Zwar war der Korſe insgeheim längſt bereit, vieles zu verſtehen und vieles zu verzeihen, aber man wußte dennoch nie, woran man mit ihm war. So reiſte Kneſebeck im tiefſten Geheimnis mit dem Paſſe eines Kaufmanns Edeling. Das preußiſche Kabinett wahrte noch immer den Schein, hatte auch wohl die gewichtigſten Gründe dazu; denn ſelbſt ein Mann wie Scharnhorſt hielt es für gut, den nächſten Verwandten gegenüber ſeine wahre Geſinnung zu verhüllen. „Einer albernen Schwärmerei,“ ſchrieb er noch am 12. Februar an ſeine Tochter, die Gräfin Julie von Dohna, „die nie zum Guten führen kann, überlaſſen ſich hier manche Menſchen. Dergleichen verfliegt aber gemeiniglich wie Seifenblaſen. Nur der Feldmarſchall Kalckreuth und der General Grawert ſind vernünftig, aber auch der erſtere wird ſchon angeſteckt und erlaubt ſich unkluge Redensarten über das Unglück der Franzoſen. Die Verräterei des Generals York wird hier verabſcheut, ebenſo wie die Broſchüren von Arndt, die durch verräteriſche Poſtmeiſter hierher ſpediert ſind.“

Und doch war dieſer Mann, der ſelbſt im Briefwechſel mit ſeiner gleich hoch geſtimmten Tochter ſo große Vorſicht walten ließ, der Dränger des Königs und des Kanzlers, der große unermüdliche Vorwärtstreiber, das A und O der gewaltigen Volkswappnung, die im Gange war. Die Früchte mühevoller, gefährlicher Jahre durfte ſeine ſichere Hand noch pflücken, er durfte das „unſichtbare Heer“, die Kraft, die Jugend,

Digitized by Google

Preußiſche Soldaten von 1813
Nach Aquarellen von Fr. Walter

die Blüte des Volkes um ſich aufſtehen ſehen, durfte das Rauſchen der Begeiſterung mitfühlen, durfte den Sieg ahnen, — ſehen ſollte er ihn nicht.

Wenn irgendein Kopf in Preußen ſich über das, was geſchehen mußte, bis auf den i-Punkt klar war, ſo war es der des Generals Scharnhorſt. Kaum hatte der König ihn wieder zu ſich gerufen, als auch ſchon der Operationsplan des Generals in wenigen Tagen vorlag. Scharnhorſt war der unermüdlichſte Treiber zum Anſchluß an Rußland: erkläre der König ſich ſogleich für die Partei Rußlands, ſo ſtünde dem Vorrücken der ruſſiſchen Armee nichts mehr im Weg. York und die andern preußiſchen Generale, ſie alle, denen der Degengriff in der Hand brannte, konnten ſich den Ruſſen anſchließen. Die Oderfeſtungen, noch in franzöſiſchen Händen, waren nicht genügend mit Proviant verſehen und mußten eine nach der andern fallen, Danzig, das eine viel zu große Beſatzung hatte, vermutlich zuerſt. Noch ſteckte den Trümmern der großen Armee das grauenhafte ruſſiſche Elend in den Gliedern; der Koſakenſchrecken hatte ſie wochenlang aufgepeitſcht und war noch längſt nicht verwunden. An Artillerie und Kavallerie fehlte es, zwei große und nur allmählich zu erſetzende Mängel. Die Flüſſe, welche ſich heute noch zwiſchen die Ruſſen und Franzoſen ſchoben, waren feſt zugefroren und daher leicht paſſierbar, ein Umſtand, der die Verfolgung weſentlich erleichterte. Bevor ſich die Franzoſen noch bei Berlin ſammelten und dort eine größere Armee aufſtellten, konnte man ſie über die Elbe treiben und Norddeutſchland vom Feinde ſäubern. „Handle Preußen nicht ſchnell, ſo gingen die wichtigſten militäriſchen Vorteile verloren, Preußen bleibe in der Gewalt des Kaiſers Napoleon und ſpiele alsdann, ſeiner eigenen Hilfsmittel beraubt und allein von Rußland abhängig, nur eine untergeordnete Rolle.“

Wir haben hier aus der Feder Boyens in kurzen Zügen den Scharnhorſtſchen Bewaffnungsplan kennen gelernt. Sein Operationsplan für die nächſte Gegenwart entſprach jenem. Er rechnete mit Tagen. „Wir können,“ ſchrieb er, „nur im Beſitz der Länder des Königs, mit engliſchen Subſidien, zu einer politiſchen Wichtigkeit gelangen. In unſerm Intereſſe liegt es mithin, den Kaiſer Alexander zu vermögen, ſchnell vorzugehen und uns mit ihm zu vereinigen. Gehen nur die Korps Wittgenſteins und Tſchitſchagows mit 10000 Koſaken vor, folgt ihnen der General York, vereinigen ſich mit dieſen 15—20000 Mann aus Schleſien und 10000 aus Kolberg, ſo wird der Feind höchſtwahrſcheinlich über die Elbe getrieben werden. Unterdeſſen formieren wir in Pommern, Preußen und Schleſien neue Korps und die ruſſiſche Hauptarmee rückt bis an die Oder vor, welches ſie nicht unter andern Umſtänden tun möchte. Kommt hierzu noch eine ſchwediſch-engliſche Landung, ſo laſſen ſich glückliche Reſultate mit vieler Wahrſcheinlichkeit hoffen.“ — „Allerdings,“ fügt Scharnhorſt in dem Begleitbrief zu ſeiner Denkſchrift an Hardenberg hinzu, „allerdings muß man wagen. Ohne dies kann man aber in dieſer Welt nicht große Zwecke erreichen und ohne alles Vertrauen zum Glück von ihm nicht begünſtigt werden.“

So tüchtig und gewiſſenhaft Oberſt von Kneſebeck auch war, ſo ſehr ergeben er ſeinem König ſein mochte, der Mann, welcher in einer Zeit, wo jeder Tag zählte, für das ruſſiſche Hauptquartier ſich eignete, war er nicht.

Dazu hatte dieſer Unterhändler, welchen Zar Alexander mit brennender Ungeduld erwartete, noch den unglücklichen Auftrag, einen Umweg zu machen, um über die Stellung der Ruſſen und Franzoſen Kundſchaft einzuziehen; er reiſte über Liegnitz, Bunzlau, Croſſen. Kneſebeck ſah aber auf ſeinem Wege nicht viel, nur in Zielenzig ſtieß er auf die Avantgarde des Korps Grenier, welche zur Aufnahme des Vizekönigs heranmarſchierte; die Equipage des Vizekönigs ging gleichzeitig durch Zielenzig. Eugen Beauharnais

hatte seine Stellung bei Posen aufgegeben, weil er glaubte, daß ihm ein weit überlegener Feind entgegenstände. Er beschloß, mit den Resten seines Korps auf Frankfurt an der Oder zurückzugehen.

Inzwischen hatte auch der General Wintzingerode das siebente Korps des Generals Reynier bei Kalisch in seinen Kantonnements angegriffen und zurückgeworfen. Die tapferen Sachsen hatten hierbei große Verluste. Graf Reynier marschierte gegen Glogau, um sich hier zu sammeln. So konnte das kaiserlich russische Hauptquartier von Plotz nach Klodawa und von dort nach Kalisch vorgehen.

Der vielleicht etwas übereilte Rückzug des Vizekönigs und dieser Vorstoß gegen das 7. Korps Reynier standen im engen Zusammenhange mit der Preisgabe Warschaus durch Fürst Schwarzenberg. Der Fürst hatte noch 24000 Mann gut disziplinierter Truppen bei sich, denn die Österreicher hatten in diesem ganzen Feldzug am wenigsten gelitten. Wenn es ihm Ernst gewesen wäre, hätte er die Stellung ganz gut halten und den Russen arg zu schaffen machen können. Aber er fügte sich den geheimen Befehlen des Wiener Hofs und zog sich über die Pilica zurück, um, wie es hieß, die Provinz West-Galizien zu decken. Der Fürst selbst ging nach Wien und überließ dem Feldmarschall-Leutnant Baron Frimont das Kommando. So kam das ganze Herzogtum Warschau ohne wesentlichen Widerstand in die Hände der Russen. „Mein Herr, das ist ein böses Stück," hatte Napoleon, die hinterhaltige Politik des österreichischen Hofes blitzartig erkennend, am 3. Februar dem Grafen Bubna zornig zugerufen, als dieser ihm dosisweise das Ränkespiel mit Schwarzenberg beibrachte. — Es war ein böses Stück!

Sir Robert Banks Jenkinson Earl of Liverpool
Nach einem Gemälde von Th. Lawrence gestochen von J. R. Jackson

Aber niemand war um die Mitte des Februar erfreuter und hochgemuter als Kaiser Alexander von Rußland. Der schöne Erfolg von Kalisch, ein sächsischer General, 40 Offiziere, über 1000 Mann mit 2 Fahnen gefangen, Graf Reynier im Rückzug, der Vizekönig im Rückzug, Fürst Poniatowski mit seinen Polen, Fürst Schwarzenberg mit seinen Österreichern ebenfalls, was konnte man angesichts der schwer erschütterten und an Zahl geringen russischen Armee mehr verlangen, als daß sie so leichten Kaufs Polen säuberte.

Jetzt galt es, Preußen mit hineinzureißen in den Krieg, gleichgültig, ob mit oder ohne Bündnisvertrag. Bevor noch Knesebeck im Hauptquartier eingetroffen war, schrieb Zar Alexander an den König, setzte ihn von dem Rückzug des Generals Reynier nach Schlesien in Kenntnis und beschwor ihn, zu verhüten, daß die Trümmer des Reynierschen Korps die Besatzung von Glogau verstärkten. Die Festung Glogau hätte zwar längst an Preußen zurückgegeben sein müssen, aber Bonaparte hatte sich dessen noch immer geweigert. „Ich beschwöre Sie," schrieb der Zar, „diesen Platz sofort durch die Truppen einschließen zu lassen, die Sie in jener Gegend zur Verfügung haben und durch alle Mittel zu verhindern, daß die Reste des Korps Reynier uns entrinnen." — Eine Nachschrift zu diesem Brief kündigte dem König an, daß Herr von Knesebeck soeben eingetroffen sei.

Friedrich Wilhelm wich dem Ansinnen des Zaren aus. Die Einschließung der Festung Glogau hätte den sofortigen Ausbruch des Krieges mit Frankreich bedeutet und ohne einen ausdrücklichen Vertrag mit dem Zaren wollte König Friedrich Wilhelm solches Wagnis nicht eingehen.

Der erste Bericht, den Knesebeck über seine Zusammenkunft mit dem Zaren an Hardenberg einsandte, klang sehr hoffnungsvoll. „Ich kann die Ehre haben, Ihnen zu versichern," heißt es da, „daß der König

Digitized by Google

von seinem alten Freunde alles erwarten kann. Ich habe den Kaiser für Preußen noch günstiger gestimmt gefunden, als wir erwartet hatten. Die vollständige Wiederherstellung des alten Glanzes dieser Macht und selbst noch mehr, wenn die Erfolge den Anstrengungen entsprechen, — das sind die Wünsche und die Worte dieses Souveräns. Er hat sie mir in der positivsten Weise ausgesprochen, indem er mir sagte, der Tag, an welchem er den König wieder in seine angestammten Besitzungen eingesetzt sähe, würde der schönste und süßeste Tag seines Lebens sein. Dieselben Gesinnungen habe ich in der Umgebung des Monarchen gefunden, so habe ich die besten Hoffnungen."

Aber die Stimmung, welche der preußische Unterhändler aus dieser ersten Zusammenkunft mitnahm, flaute bald ab und machte einem Mißtrauen gegen die Pläne des Zaren Platz, welches die Verhandlungen wesentlich erschwerte. Wohl betonte er wiederholt in seinen Berichten, daß er der tiefinneren Überzeugung sei, Alexanders Herz schlüge wahrhaft groß und sei unfähig, das preußische Kabinett zu einem Schritt zu verleiten, der es bloßstellen könnte. Aber es störte ihn wiederum sehr, daß der Freiherr vom Stein, gegen dessen Auftreten in Königsberg er auf Wunsch des Königs eine bittere Beschwerde führen sollte, bereits im Hauptquartier war und hier seinen Einfluß geltend machen konnte. Stein war entschlossen, die Flammen zu schüren; jeder Versuch einer Unterhandlung mit Napoleon, wie der geheime Kabinettsrat Ancillon und die französische Partei in Breslau sie noch wollten, schien ihm unwürdig. „Herr von Stein," schrieb Knesebeck, „läßt mich deutlich merken, daß das Los Preußens ihn sehr wenig kümmert, wenn nur der Krieg in Deutschland ausbricht." Mit Angstlichkeit drang Knesebeck darauf, daß die großen polnischen Länderstrecken, welche unter dem zweiten Friedrich Wilhelm bei der letzten Teilung Polens an Preußen gefallen waren und eigentlich nur einen Pfahl im Fleisch der preußischen Monarchie bedeuteten, nach dem Friedensschluß wieder an Preußen zurückfallen sollten; selbst das Gebiet um Bialystock, das Preußen im Frieden von 1807 an Rußland abgetreten hatte, forderte er wieder zurück. Dem gelehrten, peinlich gewissenhaften Mann schien das, was er in emsigem Studium ausgetiftelt hatte, Naturgesetz zu sein. Er behauptete, die natürliche Grenze des preußischen Staates läge in den Sümpfen des Narew. Er berauschte sich an seinen eigenen Worten: Die Schriftzüge der Natur, die auch hier mit mütterlicher Hand für den Schutz ihrer Kinder sorge, habe diese Grenze vorgezeichnet. Er war, wie wir schon sagten, der allerungeeignetste Mann, dem in dieser das Entweder-Oder gebieterisch fordernden Stunde die Vertretung Preußens übertragen werden konnte. Er wollte um das Fell des korsischen Tigers streiten, bevor noch der Tiger selbst erlegt war. Jeder größere Gesichtspunkt fehlte ihm.

Es lag König Friedrich Wilhelm im Grunde wenig daran, ob er ein Stück Polen mehr aus dem Vertrag rettete. Er hielt nicht viel von der polnischen Treue zum preußischen Königshause. „Danke schön! Schon genug haben von dieser Sorte," pflegte er wohl ärgerlich zu sagen. — Man wurde im preußischen Hauptquartier in Breslau sehr besorgt, als die Verhandlungen zwischen Knesebeck und den Russen nicht zu Ende kommen wollten. Hardenberg drängte fortwährend: „Eilen Sie, abzuschließen," denn schon zeigte sich, daß es für Preußen unmöglich sein würde, mit dem Kaiser Napoleon Frieden zu halten. Vergeblich drängten Krusemark und Hatzfeldt in Paris fortwährend auf die teilweise Zahlung der Schuldsumme. Sie erhielten von dem Herzog von Bassano nichts als leere Versprechungen, und auch sonst dachte Napoleon gar nicht daran, Wort zu halten. Wohl hatte er dem Fürsten Hatzfeldt ausdrücklich versprochen, daß fortan gewaltsame Requisitionen in Preußen nicht mehr stattfinden sollten, insgeheim befahl er aber dem Vizekönig, munter darauf los zu requirieren, denn im Weigerungsfalle würde die französische Militärmacht Grund haben, von dem Lande Besitz zu ergreifen. Sein Generalintendant Dumas hatte mit preußischen Lieferanten Lieferungsverträge abgeschlossen. Wütend schrieb der Kaiser: „General Dumas scheint den Kopf verloren zu haben mit seinen Ankäufen. Er scheint zu glauben, ich fände das Geld auf der Straße. Man muß tüchtig im Land requirieren, Magazine anlegen und Bons ausgeben, wie es der Feind zu tun pflegt." Vor allen Dingen befahl der Kaiser die gewaltsame Verproviantierung der Oderfestungen. Als dies zu Ohren des Königs Friedrich Wilhelm kam, erkannte er, wie es wirklich mit dem französischen Bündnis stand. Am 23. Februar war der Tag, wo Scharnhorst mit seiner Ansicht durchdrang, daß der Bruch mit Frankreich nicht länger zu verschieben sei. „Im engsten Vertrauen," berichtete der Hannoveraner Ompteda, Scharnhorsts Landsmann, „hat mir der General Scharnhorst versichert, daß der Minister Hardenberg nach langem, inneren Kampfe endlich seiner Ansicht völlig beigetreten sei. Was den Ausschlag gegeben hat, wollte er mir nicht sagen, aber darauf gab er mir sein Wort, daß der König jetzt entschlossen sei, mit Frankreich zu brechen, und wenn dieser Fürst erst einmal einen Entschluß gefaßt habe, dann dürfe man auch darauf zählen, daß er ausgeführt würde." Und der österreichische Gesandte Graf Zichy schrieb an seinen Hof: „Die Geister sind in einer Gärung, die schwer zu beschreiben ist. General Scharnhorst übt unbegrenzten Einfluß. Die Militärs und die Häupter der Sekten (die Sektenfurcht spukte überall, in Paris so gut wie in Wien und in Berlin) haben sich unter der Maske des Patriotismus der Zügel der Regierung vollständig bemächtigt, der Kanzler wird vom Strom fortgerissen." — In der Tat war Scharnhorst in jenen Tagen der allmächtige

Digitized by Google

Preußiſche Soldaten von 1813
Nach Aquarellen von Fr. Walter

Mann. Sein Wort erregte die Wogen, aber ſein Wort glättete ſie auch. So war in Berlin die Spannung aufs höchſte geſtiegen. Schon hatten ſich — wie wir hören werden, — die erſten Koſaken gezeigt: Straßenkämpfe und andere Aufregungen. Die Ober-Regierungskomiſſion, an der Spitze Graf von der Goltz, war in höchſten Nöten. Die königliche Weiſung, das freundſchaftliche Einvernehmen mit dem kaiſerlich franzöſiſchen Heer aufrecht zu erhalten, hatte dieſer eine Tätigkeit aufgebürdet, welche derjenigen der Danaiden nicht unähnlich war. Jede Kunde von den Zuſtänden in Königsberg und Breslau wurde mit Jubel aufgenommen. Es regnete Satiren und Spottbilder auf Napoleon. Viel verbreitet war ein Bild, auf welchem ein Affe eine Katze bereden will, für ihn die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. „Von dem Könige," ſo ſchreibt ein Zeitgenoſſe, „erwartet man, daß er die Gunſt des Schickſals nicht verkennen wird, und auf das erſte Signal vom veränderten Syſtem iſt man zu einer ſizilianiſchen Veſper bereit, um jeder Reue den Rückweg zu verſperrn." Aber noch immer ſtand der Vizekönig mit einer Armee von faſt 30 000 Mann in und um Berlin. Verzweifelt ſchrieb ſchließlich Goltz an Hardenberg, daß er für nichts mehr einſtehe, und Scharnhorſt mußte dann herhalten und einen Vertrauten nach Berlin ſchicken, um die Hitzköpfe zu beſchwichtigen. „Ihre Wünſche," lautete darauf das Echo aus Berlin, „ſind uns wie allen wahren Freunden des Vaterlandes Geſetz."

Während Scharnhorſt nun endlich den König ſo weit hatte, war man im Hauptquartier von Kaliſch ungeduldig geworden. Mit dieſem Kneſebeck ließ ſich gar nichts anfangen. Stein war es wiederum, der ſich jetzt ins Mittel legte und dem Zaren vorſchlug, ihn mit dem Freiherrn von Anſtett nach Breslau zum Könige zu ſchicken. So geſchah es. Der wagemutige Freiherr und der tüchtige Diplomat Herr von Anſtett reiſten im Auftrage des Zaren nach Breslau, um den König endlich fortzureißen. Der Brief, den Alexander eigenhändig an den König ſchrieb, ſchmeckt ſehr nach dem Einfluß Steins. Hier ſind wieder fortreißende Gründe, hier wird auf den Kernpunkt des Ganzen hingedeutet und das Übrige der Zukunft überlaſſen. Der Zar klagte über Kneſebeck und ſein Zögern und ſein Mißtrauen. „Ein Augenblick Verluſt," ſchreibt er, „auf unſerer Seite iſt mehr als ein Augenblick Gewinn für den Feind, und das in dieſer großen Kriſis, wo alle Ausſichten ſo günſtig erſcheinen, daß eine Unterhandlung, die nur zur Verſchleppung führen könnte, mir gänzlich gegen das Intereſſe der Sache zu ſein ſcheint, die wir hoffentlich gemeinſam behaupten. Sie wollen, Sire, dem Vorwurf der Treuloſigkeit entgehen? Welch ein Vergleich kann ſtattfinden zwiſchen Ihrem Verhalten und dem eines Souveräns, der Ihnen gegenüber jeden Artikel des Tilſiter Friedens und zwar in der unerhörteſten Weiſe gebrochen hat? Der Gewalt der Umſtände konnten Sie ſich beugen, aber Ihr Recht, die günſtigen Umſtände, die ſich darbieten, zur Befreiung von einem erdrückenden Bündnis zu ergreifen, iſt unbeſtreitbar. Wir werden, ſo hoffe ich, über dieſe Punkte einig ſein und ich ſchmeichle mir, daß wir uns ebenſo über die anderen einigen werden. Freundſchaft, Vertrauen, Ausdauer und Mut, das Übrige wird die Vorſehung tun."

Und nun kommen warme, wohltuende Worte, die der Zar ſeinem Schreiben hinzufügte und die den Freiherrn vom Stein edelmütig gegen alle jene Vorwürfe und Verdächtigungen ſchützen ſollten, welche die preußiſche Hofklique gegen ihn erhoben hatte: „Der Baron Stein benutzt dieſe Gelegenheit, um ſich perſönlich Ew. Majeſtät zu Füßen zu legen. Er iſt ſicherlich einer der treueſten Untertanen, die Sie beſitzen. Nahezu ein Jahr hindurch, da er bei mir war, habe ich ihn immer beſſer kennen und achten gelernt. Er iſt in alle meine Pläne und Ideen hinſichtlich Deutſchlands eingeweiht und kann Ihnen darüber getreu Bericht erſtatten."

Fünf Tage lang hatte man in Breslau nichts mehr von Knesebeck gehört, als am 25. Februar plötzlich Baron Anstett und Freiherr vom Stein dort eintrafen, um dem König den Vertrag vorzulegen. Der Freiherr glaubte jedenfalls, daß sein Feuereifer auch hier helfen möchte, denn er konnte aus den zögernden Verhandlungen mit Knesebeck noch nicht wissen, wie weit Scharnhorst inzwischen den König gebracht hatte. Er achtete einer schweren Erkältung nicht, er setzte auch hier wieder Gesundheit, ja fast das Leben ein, um der großen, allgemeinen Sache zu dienen. „Stein fuhr," so berichtet der spätere Kriegsminister von Boyen, ein in jeder Hinsicht einwandfreier Zeuge, denn er war selbst in Breslau, „im Reisewagen sofort vor dem Palais des Königs vor, ließ sich sogleich bei ihm anmelden und zeigte ihm in dieser Audienz so kräftig das Gefährliche seines Zaudersystems, daß der Staatskanzler schnell herbeigeholt wurde und der Abschluß der Allianz nach dem Vorschlage des Kaisers Alexander angenommen wurde." Auch der hannoversche Gesandte Freiherr von Ompteda, der sonst durchaus zuverlässig ist, schreibt in seinem Tagebuch, daß Stein am Morgen seiner Ankunft eine Audienz beim König hatte. Davon weicht indessen der eigenhändige Brief des Königs vom 27. Februar, in welchem er dem Zaren die Annahme des Vertrages mitteilt, ganz klar ab, denn in diesem Briefe heißt es: „Den Baron vom Stein habe ich noch nicht sehen können, weil er durch Unwohlsein an das Zimmer gefesselt ist, aber mit Vergnügen werde ich ihn wiedersehen und Ihre Ansichten über Deutschland von ihm vernehmen." Jedenfalls bleibt es unaufgeklärt, ob Stein schon vor seiner Erkrankung den König sprach oder nicht.

Der Freiherr wurde gleich nach seiner Ankunft in Breslau von einem schweren Nervenfieber ergriffen und lag auf den Tod. Es wird erzählt, daß er, vom Schloß kommend, vergeblich nach einem Quartier gesucht habe und daß der Freiherr von Lützow es war, der ihm schließlich im Wirtshaus „Zum Szepter", in dessen Erdgeschoß die Werbung für das Lützowsche Freikorps stattfand, eine Dachstube verschaffte. Der Professor Steffens, der ihn aufsuchte, fand ihn in einer kleinen, höchst unansehnlichen, ja fast unsauberen Kammer. Da der König sowohl wie auch Minister von Hardenberg den Freiherrn ignorierten und nicht einmal nach seinen Befinden fragen ließen, kann man sich denken, was die Hofschranzen taten. Niemand kümmerte sich um Stein. Der beste Mann Deutschlands wurde von dieser Hofgesellschaft wie ein Pestkranker gemieden. Aber es gab Gott sei Dank noch manche in Breslau, die solche Schmach nicht teilten. Der königliche Leibarzt Hufeland widmete dem Schwerkranken die größte Sorgfalt. Prinz Wilhelm und Prinz August von Preußen, der Bruder des Prinzen Louis Ferdinand, ließen ständig nach dem Befinden fragen oder besuchten den Kranken selbst. Der alte Blücher kam, Scharnhorst kam. Die Prinzessin Wilhelm sandte täglich Krankenspeise aus ihrer Küche. Und wie mit einem Schlage änderte sich das Benehmen der Höflinge, als Kaiser Alexander am 15. März in Breslau eintraf, sofort zu dem Freiherrn ins Krankenzimmer eilte, ihn umarmte und eine lange Unterredung mit ihm hatte. Auch Frau von Stein und ihre Kinder waren eingetroffen. Der Zar begegnete ihnen aufs freundlichste und zeigte hier wie so oft eine große, freie Seele.

Der Freiherr von Stein selbst war, wie er das seiner großen Feuerseele gemäß auch gar nicht anders sein konnte, natürlich wütend über das Schranzentum, das eilfertig gelaufen kam, als der allmächtige Zar durch seinen Besuch den Freiherrn sozusagen wieder „hoffähig" gemacht hatte. Als der Oberhofmeister des Königs, Fürst von Wittgenstein, sich bei ihm melden ließ, rief Stein wütend aus: „Gut, der Fürst mag kommen, aber er wird es mir nicht verdenken, wenn ich ihn die Treppe hinunterwerfen lasse." Dieser Wittgenstein, eine Günstlingskreatur, war dem stolzen Freiherrn überhaupt von je ein Dorn im Auge: „Ein leichtsinniger Junge, der in allen Bädern und Spielhöllen die Reste seines Vermögens verfumfeit hatte. Eine Kreatur der Gräfin Lichtenau, die ihm als königliches Kebsweib aus dem Gefängnis der Festung St. Goar half, wo er wegen eines Briefwechsels saß, den er mit den Jakobinern geführt haben sollte": — „So ist er (Stein später zu Arndt, als in der Reaktion der zwanziger Jahre Wittgenstein am preußischen Königshofe eine bedenkliche Rolle spielte) durch eine schlechte Schürze heraus und heraufgehoben und dann mit anderen ähnlichen Kreaturen allmählich weiter gekrochen. Ach! die armen Fürsten! Von wie vielen solchen Würmern werden sie bekrochen! Ein lächelndes, freundliches, weibisches Armsündergesicht, aber listig und still geruhig, wie ein Maulwurf grübelnd und wühlend. Es ist ein Jammer, aber selbst gute Könige gewöhnen sich zuletzt an solche lächelnde Altweibergesichter; es ist ihnen oft bequem, auch solche um sich zu haben, denen sie in übler Laune nötigenfalls einen Fußtritt geben können."

Das ist keine Frage, daß man dem herrlichen deutschen Mann in jenen Breslauer Krankheitstagen von seiten des Kabinetts und des Hofs schmachvoll begegnete. Aber man muß der Gerechtigkeit wegen doch auch die ganze Lage ins Auge fassen. Noch war die preußische Politik in ein Intrigenspiel verwickelt, das nichts weniger als schön war. Täglich beteuerte der Staatskanzler Herr von Hardenberg dem französischen Gesandten die unentwegte Bündnistreue des preußischen Kabinetts, und täglich geschahen in allen Ecken und Enden Preußens, ja in Breslau unter den Augen des Gesandten, Taten, welche nicht nach Frieden und Freundschaft mit dem Kaiser Napoleon schmeckten. Wie, wenn nun noch zu alledem das Erscheinen

des vom französischen Kaiser beſtgehaßten Mannes, des le nommé Stein, im Auftrage Kaiser Alexanders bekannt wurde? Es war jene Zeit, von der Heinrich von Treitschke die folgenden Sätze schrieb:

„Nichts ist unheimlicher im Leben der Völker, als das langsame Nachwirken der historischen Schuld. Wie viel schwere Arbeit war nun schon aufgewendet von den besten Männern des deutschen Nordens, um die Unterlassungssünden des unseligen Jahrzehntes vor 1806 zu sühnen! Fester denn je stand die alte Königstreue der Preußen, ein neuer freier Geist belebte das Heer und die Verwaltung; was aber in Friedrichs Tagen der schönste und eigentümlichste Vorzug der preußischen Politik gewesen, die stolze, freimütige Offenheit des Handelns blieb dem gedrückten Staate versagt. Als die Krone sich endlich anschickte, Gewalttat und Treubruch mit dem Schwerte abzuwehren, den wagnisvollen Kampf für die Herstellung Deutschlands und die Freiheit der Welt zu beginnen, da fand sie sich außerstande, das Gerechte und Notwendige mit Gradsinn und Würde zu tun. Sie war gezwungen zu einem zweizüngigen Spiele, das Tausende ehrlicher Gewissen beirrte und quälte, viele der Treuesten zu einem eigenmächtigen, für den Bestand der monarchischen Ordnung hochgefährlichen Vorgehen nötigte."

General von Köckeritz
Nach einem Gemälde von W. Ternite

Noch immer waren in Breslau in ihren Anschauungen tiefgespaltene politische Parteien. Wir wollen den Oberst von Boyen hören, der sich stets als ein klarer Beobachter der Dinge, die um ihn vorgingen, erwiesen hat: „Breslau," so schreibt er in seinen Erinnerungen, „hatte zu jener Zeit durch den ungewöhnlichen Zusammenfluß von Menschen eine ganz veränderte Physiognomie bekommen. Mit dem König war eine Menge Beamte, ein Teil der in Berlin anwesenden Gesandten, ferner ein großer Teil des schlesischen Adels und außerdem noch viele, die Anstellung suchten, sonstige Spekulanten und Menschen, die die Entscheidung des großen Schauspiels in der Nähe sehen wollten, in der schlesischen Hauptstadt eingezogen. Diese bunte, sich bis dahin noch vielfach fremde Masse hatte der Stadt eine nicht gewöhnliche Tätigkeit gegeben. Der Krieg um Preußens sowie Europas Zukunft war zwar der alles übrige verdrängende Gegenstand jedes Gesprächs, doch sprach sich hier noch nicht die Entschlossenheit gegen Frankreich zu kämpfen, wie ich es in der Mark gefunden hatte und wie die täglichen Berichte aus Ostpreußen sie schilderten, aus. Zu dieser anscheinenden Unentschiedenheit wirkten mehrere Ursachen. Einmal die Anwesenheit des Königs, über dessen Ansichten man täglich die widersprechendsten Meinungen hörte, da eine jede Partei einzeln gehörte Worte nach ihrer Ansicht ausbeutete und verbreitete. Die Meinung vieler Menschen wurde dadurch gelähmt, so daß sie nicht die ihrige aussprechen mochten. Ein großer Teil des anwesenden Adels war zwar nicht, wie sich dies nachher auch ausgewiesen hat, gegen den Krieg, wohl aber waren sie dem Staatskanzler und Scharnhorst abgeneigt, die sie als die Hauptbeförderer liberaler Ideen und namentlich der Verleihung des bäuerlichen Eigentums haßten. Unter den Gewerbetreibenden sowie Beamten und Landleuten gab es überdies auch noch mehrere, die, durch die bisher einem Teil von Schlesien zugestandene Neutralität verleitet, in ihrer Unschuld die Fortdauer dieses Zustandes bei dem wiederausbrechenden Krieg wünschten und daher auch für möglich hielten. Zwischen diesen angegebenen großen, eigentlich noch in sich unentschiedenen Schattierungen bewegte sich nun eine französische und antifranzösische Partei, und jede suchte durch Verbreitung ihrer Ansichten und Meinungen sich so viel Anhänger, als möglich unter den Neutralen zu werben und dadurch die noch immer zögernde königliche Entscheidung, so gut es anging, auf ihre Seite zu lenken. Dies erzeugte einen Meinungskampf, der bei dem geringsten besorgten oder erhofften Erfolg mit jeder Stunde heftiger wurde. Um die französische Partei richtig zu schildern, muß man sie in zwei Abteilungen zerlegen. Die ersteren waren und blieben entschiedene, ja laut eingestandene Anhänger Napoleons; sie schilderten nun das Abgehen von seiner Allianz für eine entschiedene Ruchlosigkeit und die dem französischen Kaiser übrig gebliebenen, durch seine Genie in Tätigkeit zu setzenden Streitmittel so groß, daß es eine Absurdität und ein Verrat sei, gegen diese Richtung etwas unternehmen zu wollen. Graf Kalckreuth war unbestritten der Tätigste dieser Partei. Graf Saint-Marsan, der französische Gesandte, stand allerdings von Amts

Digitized by Google

wegen in den Reihen dieſer Partei, doch erfüllte er in der Tat die ihm vorgeſchriebenen Pflichten mit ſo großer Mäßigung, daß ſich aufs neue der Gedanke bei mir erzeugte, daß er nur ſtrenge ſeiner Amtspflicht nachleben wollte, und daß ſein piemonteſiſches Herz ſich über den Untergang Napoleons tröſten würde. Wichtig für dieſe Partei war auch die unerwartete Ankunft des Grafen Haugwitz, ehemaliger Kabinettsminiſter (des Unglücksmenſchen von 1805 und 1806). Er kam von ſeinen Gütern aus Oberſchleſien und Warſchau, um den König zu begrüßen.

Die zweite franzöſiſche oder antiruſſiſche Partei ſagte jedermann, jedoch im größten Vertrauen und bei gut zugemachten Türen, daß ihr deutſches oder preußiſches Herz dem Napoleon aufs Äußerſte abgeneigt ſei, daß aber ſeine Macht doch noch zu groß ſei, als daß Preußen etwas gegen ihn unternehmen könne. Der alte General Köckeritz, vieljähriger Generaladjutant des Königs, wahr wahrſcheinlich der ehrlichſte in dieſer Partei, da ſein friedlicher, aber beſchränkter Blick das, was ihm andere vorſagten, in der Regel als Wahrheit annahm. Ob Kneſebeck und Ancillon, die als Wortführer jener Partei angeſehen werden konnten, es ebenſo feſt glaubten, oder ob ſie ſich durch dieſe Meinung nur gegen den immer ſtärker ausgeſprochenen Franzoſenhaß des Volkes in etwas ſicher ſtellen, ein juste milieu bilden wollten, dies will ich nicht weiter prüfen. Beide Parteien vereinigten ſich indes, den König von einem Anſchluß an Rußland abzuhalten und in der Verbindung mit Frankreich zu erhalten. Die aus Frankreich ankommenden Nachrichten über angeordnete Rüſtungsmaßregeln und den dort im Volke herrſchenden Enthuſiasmus wurden möglichſt vergrößert bei uns ausposaunt. Man hatte nicht ungeſchickt einen dieſen Parteien angehörenden ehemaligen Rittmeiſter dem Staatskanzler zu einer Reiſe nach Paris vorgeſchlagen, und dieſer brachte nun eine von ihm angefertigte Denkſchrift aus Paris mit, nach der man in wenig Wochen Napoleon mit einem der Rüſtung des Xerxes beinahe gleichen Heere an der Weichſel ſehen würde. Die bewaffnet gebliebenen Überreſte der franzöſiſchen Armee, welche ſich in Poſen geſammelt hatten und nun fortdauernd, von dem Feinde gedrängt, ihren Rückzug über Glogau nach der Elbe oder über Küſtrin nach Berlin fortſetzten, wurden, da ein paar neue Diviſionen ihnen entgegengerückt waren, als eine Armee angegeben, die der ruſſiſchen vollkommen gewachſen ſei und ſich jetzt nur ſtrategiſcher Zwecke wegen nach der Elbe zöge.

Dieſem ſchroff entgegengeſetzt ſtand nun die antifranzöſiſche oder Kriegspartei, die ſich wiederum in zwei Hauptabteilungen zerlegte: Die erſten oder radikal Heftigen, zu denen ich allerdings auch gehört habe (ehrlicher Boyen, ihr hattet dreimal recht!), wollten ein Losſchlagen auf der Stelle; ſie glaubten, daß die vorrätigen Streitmittel in Vereinigung mit der Volksſtimmung hinreichend wären, um die kleinen, in ihrem Innern aufgelöſten zurückgehenden franzöſiſchen Abteilungen gänzlich aufzureiben. Sie glaubten, daß es dadurch möglich ſein würde, den größten Teil der oft einzeln zurückkehrenden franzöſiſchen Generale einzufangen, das weitere Verproviantieren der von den Franzoſen beſetzten Feſtungen zu hemmen, und daß es dadurch ausführbar ſein würde, mit den ruſſiſchen und preußiſchen Streitkräften über die Elbe zu gehen, ſich bis zum Herankommen der Verſtärkungen und bis zur Eröffnung des Feldzuges in Sachſen zu etablieren und von hier aus durch vorgeſendete Detachements die erſte, ſich jetzt laut ausſprechende Aufregung in Deutſchland zu einer allgemeinen Teilnahme zu bringen.

Die zweite Kriegspartei, an deren Spitze Scharnhorſt und Hardenberg ſtanden, widerſprach zwar den Vorteilen einer augenblicklichen Eröffnung der Feindſeligkeiten nicht, glaubte aber der entgegenſtehenden Schwierigkeiten wegen die Sache nicht ausführbar und beſchränkte ſich auf die möglichſte Erweiterung unſerer Rüſtungen und die Beförderung des Abſchluſſes einer Verbindung mit Rußland." —

Dieſen Abſchluß mit Rußland, der ſo dringend notwendig war, um endlich einmal das Gewirr der Meinungen fortzufegen und klaren Tiſch zu bekommen, beſorgte nun General Scharnhorſt ſelbſt. Er reiſte mit dem Baron Anſtett in das ruſſiſche Hauptquartier und brachte den vom König von Preußen unterzeichneten Bündnisvertrag mit.

Der brave Kneſebeck „finaſſierte", wie Stein ihn beſchuldigte, in Kaliſch noch immer weiter und war wie aus den Wolken gefallen, als Alexander ihn am Morgen des 28. Februar mit den Worten empfing: „Wohlan, mein Herr, der König hat mehr Vertrauen zu mir als Sie und hat den Vertrag gezeichnet, ohne ein Wort zu ändern." Dennoch faßte ſich der preußiſche Unterhändler und entgegnete höflich: „Sire, der König iſt Herr, um das Los meines Vaterlandes dem hochſinnigen Herzen Eurer Majeſtät anzuvertrauen, und da ich Ihre wohlwollenden Geſinnungen für Preußen kenne, ſo wünſche ich dem Könige und meinem Vaterlande Glück dazu."

Kaiſer Alexander ſelbſt war über den glücklichen Ausgang der Verhandlungen tief ergriffen. „Das iſt eine Hilfe," rief er aus, „die mir die Vorſehung ſendet. Aber der König kann auch ſicher ſein, daß ich eher ſterben als ihn verlaſſen werde."

Wenn je ein Ausruf ernſt gemeint war und aus dem tiefſten Herzen kam, ſo war es gewiß dieſer des Kaiſers Alexander von Rußland. Es ſtand verteufelt ſchlecht um Stärke und Beſchaffenheit der ruſſiſchen Armee, welche ſich mit der Gebärde einer Befreierin Europas vom Joche des Korſen Deutſchlands Grenzen

Digitized by Google

näherte. Von den über 200 000 Mann, die noch Ende Juni 1812 unter den Waffen waren, hatte die Armee faſt 170 000 eingebüßt, alles, was man beim Einzug in Wilna noch zuſammen hatte, waren an 40 000 Mann. Faſt 50 000 Mann lagen in den Lazeretten, die übrigen waren erſchoſſen, verfroren, — tot. Stein, der große Treiber zu dieſem Bündnisabſchluß, hat zehn Jahe ſpäter ſelbſt geſagt: „Der Beitritt Preußens zu dem von Rußland begonnenen Kampfe war gewagt, denn ſeine eigenen Kräfte waren beſchränkt und nicht entwickelt und die ruſſiſchen noch ſchwach, da zwiſchen Oder und Elbe nicht einmal 40 000 Mann ſtanden; ihnen gegenüber Napoleon mit allen Kräften Frankreichs, Italiens und des Rheinbundes."

Der alte Fürſt Kutuſow perſönlich zeigte überhaupt keine Luſt, den Krieg zugunſten Deutſchlands fortzuführen. „Fürchtet nichts," ſagte er zu ſeinen Offizieren, „wir werden uns nicht zu weit verlaufen, ich bin nicht jünger geworden." Er hatte nach ſeiner Meinung Ruhm genug eingeheimſt und machte jetzt in geſchickter Weiſe für ſich Reklame. „Dieſer Bonaparte," rief er aus, „dieſer ſtolze Eroberer, dieſe Geißel der Menſchheit läuft einige hundert Werſt weit vor mir her, wie ein Kind vor ſeinen Schulmeiſter davonläuft." Hier erreicht wohl die Anmaßung des alten Moskowiters ihren Gipfel. Das bekannte „c'est lui", das er noch im tiefen Schrecken bei Krasnoi ſtammelte, als man ihm Napoleons Gegenwart meldete, hatte er augenſcheinlich völlig vergeſſen. Allerdings hatte ihn ſein Kaiſer Alexander gründlich verwöhnt, wenngleich er insgeheim, wie wir aus Wolzogens Bericht wiſſen, von Kutuſow nicht viel hielt. Zwar war der verſchlagene, liſtige, in allen Intrigen des Hofes erfahrene Mann, der klug genug war, nie zu klug zu ſein, auch einer anderen Tonart fähig, wie es eben die Lage ergab. Als man über die preußiſche Grenze rückte und die ruſſiſchen Offiziere über die gewaltige Bewegung der preußiſchen Volksſeele tief erſtaunt waren, ſagte Kutuſow plötzlich mit ſalbungsvollem Blick gen Himmel: „Gott belohnt mich für die Einfalt meines Herzens." Damals war er ſchon krank und fühlte die Abnahme ſeiner Kräfte. „Sein Scheiden," ſagt ein enthuſiasmierter Biograph, „war ſchön, ähnlich dem Untergange eines Geſtirns, welches auf ſeiner Bahn einen prachtvollen Tag beleuchtet hat. Das Bild der Nichtigkeit aller Erdengröße ſtand jedesmal vor meiner Phantaſie, wenn — —." Genug, denn es ſtanden bisweilen auch andere Bilder, nicht der Phantaſie, ſondern der handgreiflichſten Wirklichkeit vor den Augen dieſes begeiſterten Erzählers. „Bekanntlich," berichtet er, „war der Fürſt eine großer Verehrer des ſchönen Geſchlechts. Einſtmals auf einem Balle in Kaliſch ging ich aus dem Tanzſaal in entferntere Zimmer, in denen ſich niemand befand; plötzlich erſchallt in einem derſelben ein Gelächter, ich wende mich dorthin, und was erblicke ich? den lorbeerumkränzten Feldmarſchall, welcher die Schuhbänder der ſchönen ſechzehnjährigen Polin Majatſchewski zuknüpfte." — Konnte bis an das Ende ſeiner Tage von den Weibern nicht laſſen, der alte Viveur.

Um jene Zeit, Ende Februar, war alſo der große Gerhard David Scharnhorſt in Kaliſch und fühlte den ruſſiſchen Generalen auf den Zahn. Was er da ſah, mochte den preußiſchen General nicht eben erfreuen. Die ruſſiſchen Bataillone ſahen ſehr abgeriſſen aus, wenngleich eifrig an neuen Uniformen geſchneidert wurde, um dem kritiſchen Blick des Königs von Preußen zu begegnen, deſſen ſcharfes Soldatenauge für das Detail bekannt war. Wir werden noch hören, was der König in Kaliſch ſah.

Scharnhorſt bemühte ſich redlich, das ruſſiſche Heer in Bewegung zu bringen. Was nutzten die ſchwachen Koſakenſchwärme, die allenthalben vorpreſchten, ſich als Befreier aufſpielten, um ſchließlich zurückweichen zu müſſen und die erregten Einwohner zu Kundgebungen veranlaßten, welche die Waffenloſen nur der Rache der Franzoſen preisgab. Freilich hatte ſich Scharnhorſt die ruſſiſche Armee nicht ſo zerrüttet vorgeſtellt, wie ſie wirklich war; dennoch verſuchte er es, durch ſeine Ratſchläge dem Kriege ſtrategiſche Linien zu geben. Er hatte es ſchwer genug mit Kutuſow, denn dem alten Herrn gefiel es in Kaliſch ganz gut, und er hielt es für am beſten, daß die Preußen zunächſt die Kaſtanien aus dem Feuer holten. Scharnhorſt glaubte, daß es durch Gewaltmärſche noch möglich ſein würde, den Feind von der Elblinie abzudrängen und vielleicht ſogar Abteilungen desſelben abzuſchneiden. Es wurde verabredet, daß General Wittgenſtein, gefolgt von York, umgehend ſeinen Marſch auf Berlin richte und von dort gegen Magdeburg vorſtoße. Der General Blücher ſollte dann mit ſeinem bei Breslau geſammelten Heerhaufen unter Anſchluß des ruſſiſchen Generals Graf Winzingerode auf Dresden marſchieren und ſo den rechten Flügel des Feindes packen. Als Reſerve ſollte die ruſſiſche Hauptarmee dem General Blücher in einem Abſtande von drei Tagemärſchen folgen. Das alles plante Scharnhorſt, und die Einzelheiten des Planes wurden mit Kuſuſow genau verabredet, — verabredet, aber nicht gehalten. Denn ſobald Scharnhorſt den Rücken gewendet hatte, gab der alte Fürſt nach allen Richtungen hin Conterorder. Den Vortrab und die Koſakenpulks ließ der alte Feldherr vorgehen. Das Gros, die Hauptarmee blieb ſtehen. Dennoch hatte die Anweſenheit Scharnhorſts im ruſſiſchen Hauptquartier ihre große Bedeutung: Man hatte vom Kaiſer bis zum letzten Ordonnanzoffizier, der mit ihm zuſammenkam, dieſen preußiſchen General Scharnhorſt ſchätzen gelernt. „Er beſitzt," ſchrieb damals Freiherr vom Stein in ſchöner Einſchätzung der großen Eigenſchaften Scharnhorſts, „einen richtigen, ruhigen, verſöhnlichen Geiſt, einen reinen edlen Charakter. Sie haben ihm ein ſehr großes Vertrauen des Kaiſers und der ruſſiſchen Generale erworben, welches niemand erſetzen kann." — Scharnhorſt hatte jenes richtige

geiſtige Augenmaß, dem wir in unſerer ſpäteren deutſchen Geſchichte bei Otto von Bismarck wieder begegnen: Er wollte nur das Erreichbare. Daß er hier in Kaliſch nicht einmal das Erreichbare erlangte, iſt nicht ſeine Schuld, ſondern iſt allein der Hinterhaltigkeit des ruſſiſchen Obergenerals zuzuſchreiben. Erſt als König Friedrich Wilhelm Anfang April ſelbſt nach Kaliſch kam, ſetzte er das Vorrücken der ruſſiſchen Hauptarmee durch. Man empfing den König in feierlicher Parade. Die Garden und Grenadierregimenter, dazu zwei Küraſſierdiviſionen und vier Gardebatterien waren auf den Höhen vor der Stadt in Parade aufgeſtellt. Alle Soldaten hatten ihre ſchönen neuen Monturen an und machten einen ganz ſtattlichen Eindruck, aber der König von Preußen erſchrak dennoch tief, als er ſah, wie ſchwach und dezimiert dieſe Schwadronen und Bataillone eigentlich waren. Der alte Fürſt Smolenski ſtand an der Spitze dieſes Schauſpiels, allerdings zu Fuß, denn er konnte nicht mehr aufs Pferd kommen. Der König tat ſein möglichſtes, dem alten Kunktator den Vormarſch abzuſchmeicheln. Der ſchwarze Adlerorden, die Überreichung einer koſtbaren Tabatière und wiederholte perſönliche königliche Beſuche hatten denn auch zur Folge, daß Kutuſow endlich marſchierte. Als der König am 5. April aus Kaliſch abreiſte, durfte er der Überzeugung ſein, daß die ruſſiſche Hauptmacht ihm unmittelbar auf dem Fuße folgte, — zwar die ganze Herrlichkeit beſtand aus nur 17 000 Mann.

Theodor Körner.

Ebenſowenig wurden die Abmachungen des Vertrages von Kaliſch von den Ruſſen gehalten. Der König von Preußen hatte ſich verpflichtet, 80 000 Mann ins Feld zu ſtellen. In Wirklichkeit aber ſtellte dies kleine Preußen, das kaum 5 Millionen Einwohner zählte, 271 000 Kämpfer. Auf je ſiebzehn Einwohner kam ein Soldat. Rußland dagegen hatte 150 000 Mann verſprochen, konnte aber für den ſehr wichtigen Frühjahrsfeldzug kaum ein Drittel davon auf die Beine bringen. Wir ſagten es ſchon, das Wort Kaiſer Alexanders „das iſt eine Hilfe, welche mir die Vorſehung ſendet," war keine Phraſe.

Es iſt gut, ſich jetzt wieder nach den Vorgängen in Breslau umzuſehen, die ſich Ende Februar und im Laufe des März dort abſpielten.

Während der Freiherr vom Stein in dem oberen Dachſtübchen des Gaſthauſes „Zum goldenen Szepter" krank auf Leben und Tod darniederlag, wogte es in den unteren Räumen im Erdgeſchoß von jungen begeiſterten Männern, die ſich als freiwillige Jäger zum Dienſt des Vaterlandes meldeten, denn hier hatte der Major von Lützow ſein Werbebureau für ſeine „ſchwarze Schar" aufgeſchlagen. Der König hatte den Majoren von Lützow, von Sarnowski und von Petersdorff erlaubt, ein Freikorps zu errichten, das vornehmlich aus Ausländern geworben werden ſollte, die ſich ſelbſt bekleidet und beritten machten, während der Staat nur die Waffen hergeben ſollte. Hier ſammelte ſich denn die Blüte deutſcher Jugend, hier ſtrömten auch die Studenten der nichtpreußiſchen Univerſitäten zuſammen.

Aus Wien kam Theodor Körner herbeigeeilt. Seine Gedanken, die ihn leiteten, hat er ſelbſt wunderſchön in einem Brief an ſeinen Vater ausgeſprochen: „Deutſchland," ſo ſchreibt er, „ſteht auf, der preußiſche Adler erweckt in allen treuen Herzen durch ſeine kühnen Flügelſchläge die große Hoffnung einer deutſchen, wenigſtens norddeutſchen Freiheit. Meine Kunſt ſeufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger ſein. Ja, liebſter Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und ſorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, ſei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht Übermut, Leichtſinn, Wildheit — vor zwei Jahren hätt' ich es ſo nennen laſſen — jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in dieſem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glückes in ſchöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt iſt es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt iſt es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß ſei für das höchſte menſchliche Glück, für ſeines Volkes Freiheit. Vielleicht ſagt dein beſtochenes väterliches Herz, Theodor iſt zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde

Digitized by Google

Wichtigeres und Bedeutenderes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig. Aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu. Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr geltend machen kann? Eine große Zeit will große Herzen und ich fühl die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? Soll ich Komödien schreiben auf dem Spottheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? Ich weiß, du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen. Gott tröste sie! Ich kann's euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt, es wird mich jetzt nicht verlassen! Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebt, euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden kann."

Und an seinen Freund, den jungen Förster, schrieb er aus dem Leben und Treiben des Lützowschen Korps: „Nirgends auf der Welt findest du solche Gesellen beisammen als bei unserer schwarzen Schar. Das Korps zählt jetzt schon an 1000 Mann, ein Wallensteinsches Lager in einer erhöhten Potenz. Zusammengeschneit aus aller Herren Ländern sind wir, das ist wahr; auch fehlt es nicht an lustigen Brüdern, da alle Universitäten uns ihre flottesten Burschen geschickt haben, allein Roheit und Gemeinheit sind gebändigt durch die heilige Weihe unseres Berufs."

In der Tat war hier eine Waffenbrüderschaft zusammengekommen, die aus allen Lebenskreisen stammte. Neben dem Professor stand da der Handwerksgeselle, neben dem Studenten der Handlungsgehilfe, neben dem wohlhabenden Bauernsohne irgendein Habenichts von der Landstraße, dem sein besseres Ich von neuem erwacht war. Über diesen Reihen der Vaterlandsverteidiger schwebte Schillers Geist, der Geist der Völkerfreiheit, der schon während der Unterdrückungsjahre insgeheim geglüht hatte und jetzt in helle Flammen ausbrach. „Am gewaltigsten", schreibt Karl Immermann aus jenen Tagen, „wirkte Schiller auf uns. Unsere Begeisterung für ihn ging bis zur Andacht. Es war uns wunderbar, daß ein solcher Mann hatte sterben können. In einer unserer Zusammenkünfte, es mochte sieben Jahre nach seinem Tode sein (also im Jahre 1812) rief einer von uns plötzlich aus: „Wenn er noch lebte, wollte ich gern einen Finger meiner rechten Hand darum geben." Wohl, Friedrich Schiller war tot, aber seine hohe begeisternde, getragene Muse lebte weiter in den Zeitgesängen von Ernst Moritz Arndt, von Friedrich Rückert und in den Schwert- und Kriegsliedern Theodor Körners, der ja seine erste Jugend noch im Schatten des großen Dichters verlebt hatte. Theodor Körner war der Sänger der Lützowschen Schar. — „Vergegenwärtigen wir uns", so schreibt Förster, der Waffengenosse Körners, „eine Szene aus einem Biwak der Freiwilligen jener Zeit. Die älteren Kameraden wissen schon mit dem Bau der Strohhütte, mit dem Kessel und Kochgeschirr am Wachtfeuer Bescheid. Ohne Rücksicht auf die Schonzeit wird noch ein Häschen erlegt. Erfindungsreich haben die Einen eine, nicht ganz kunstmäßig zugerichtete Gans mit einem Bastseile an einem herabgebogenen Aste aufgehängt, um sie über einem hochaufgeschichteten Kohlenfeuer langsam zu braten. Andere mehr der Überlieferung folgend, halten den Bratspieß für das sicherste Kücheninstrument. Der Ladestock wird dazu mit Glück verwendet; ein Huhn, auch wohl zwei junge Hühner werden, in Speck wohl eingehüllt, daran befestigt. Aus vier anderen Ladestöcken werden zwei Gabeln gebildet, auf welchen der Bratspieß gedreht werden kann. Und da die Zähne der Jäger noch manche harte Nuß zu knacken haben dürften, versuchen sie sich einstweilen am zähen Fleisch. Um den größeren Kessel aber, in welchem für die ganze Kompanie ein halber Ochse zu schmackhafter Suppe gekocht wird, stehen mit Näpfen, Töpfen und Schüsseln nach ihren Sektionen angetreten, die „Heurichs" (wie man damals allgemein die Freiwilligen nannte) und fassen es gleich beim ersten Mal, was es heißt, zum „Fassen" kommandiert zu sein. Nun haben sie Suppe nebst Fleisch gefaßt. So manches verwöhnte Muttersöhnchen hebt die Zähne sehr hoch, da trifft zur guten Stunde die Marketenderin mit reich beladenem Esel ein. Sogleich wird das harte Rindfleisch preisgegeben, einen Kessel mit Würsten tut die Gustel von Blasewitz auf und ihr Flaschenkorb ist bestens versehen. Zwar:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden, doch seine Weine trinkt er gern."

Ob es nun wirklich ein echter Burgunder, ob vielleicht der berühmte Grüneberger Siebenmännerwein auf unseren Patriotismus spekuliert, das lassen wir lieber ununtersucht und vertagen die Entscheidung noch auf die kurze Frist, wo wir in Frankreich an der Quelle des Burgunders den Becherspruch darüber fällen können. — Neugierig haben sich aus der benachbarten Ortschaft Zuschauer eingefunden, darunter auch so mancher schmucke Bursch, der noch nicht recht weiß, wie, wo oder wann er beitreten soll. Man trinkt auf gute Kameradschaft, man probiert dem einen Rekruten den Czako auf, dem andern wird ein Hirschfänger,

Digitized by Google

Im Lager der freiwilligen Jäger
Nach einem zeitgenöſſiſchen Kupferſtich

dem dritten eine Büchſe umgehangen; noch ſind nicht alle Bedenken beſeitigt, — da hört man am erſten Wachtfeuer ein lautes „Willkommen!“ und den Freudenruf: „Körner bringt uns ſein neuſtes Lied!“ — „Hier iſt es!“ ruft Körner, der wildeſte und ſchmuckeſte der ſchwarzen Jäger, die mit Perlen geſtickte Brieftaſche, ein Geſchenk ſeiner Braut, hoch in der Hand haltend: „Ich ſinge es euch nach einer bekannten Weiſe, ſtimmt in den Chor ein und ſingt den Rundreim kräftig mit!“ Und mit freierer Stimme beginnt er:

Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los,
Wer legt noch die Hände feig in den Schoß?
Pfui über die Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen:
Biſt doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht!
Ein deutſches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutſches Lied erfreut dich nicht,
Und deutſcher Wein erquickt dich nicht!
Stoßt mit an, Mann für Mann,
Wer den Flamberg ſchwingen kann!

Der König ſelbſt hatte, als der Vorſchlag des Freiwilligen-Aufrufs gemacht wurde, zweifelnd geſagt: „Freiwillige aufrufen, ganz gute Idee, aber keiner kommen.“ Nun da er ſah, wie ſich alles zu den Fahnen drängte, nahm er gern perſönlichen Anteil an der Einſtellung. „Der König,“ ſo erzählt ſein Generaladjutant, Graf Henckel von Donnersmark, „ließ ſich die jungen Freiwilligen jedesmal vorſtellen, ſprach faſt mit einem jeden und ſagte ihm gewöhnlich am Ende der Vorſtellung einige freundliche Worte. Zwei Vorfälle kann ich nicht unterlaſſen mitzuteilen, die abermals dartun, welch ein Herz der König hatte.

Ein Leutnant von Gliſchinsky, der beim Regiment Prinz Ferdinand in Ruppin geſtanden und nach der Kampagne von 1806 nicht wieder angeſtellt war, hatte den König mehrere Male um Wiedereinſtellung gebeten und, da keine Antwort erfolgte, hatte ihn der alte Feldmarſchall von Möllendorf als freiwilligen Jäger equipiert; ſo kam er in Breslau an und, da er ein alter Bekannter von mir war, zu mir. Ich war verwundert, ihn nicht als Offizier zu ſehen; er erzählte mir, wie es ihm gegangen ſei. Ich ging ſogleich zum König, um ihm dies mitzuteilen und er befahl mir, ihn morgen bei der Vorſtellung daran zu erinnern. Dies geſchah und ſogleich ſagte ihm der König: „Ich muß Sie ſehr um Verzeihung bitten, daß im Drange der ſehr überhäuften Geſchäfte es überſehen worden iſt, Ihnen zu antworten, es ſoll dies aber ſogleich verbeſſert werden; in einer Stunde ſollen Sie eine andere Anſtellung haben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß

Digitized by Google

Sie nicht freiwilliger Jäger bleiben können." Dem jungen Manne stürzten die Tränen vor freudiger Rührung aus den Augen. Der König bemerkte es und wiederholte nochmals: „Ich muß wirklich um Verzeihung bitten." In einer Stunde war er als Premierleutnant eingestellt, und der König gab mir 40 Friedrichsdor, um sie ihm zur Equipierung einzuhändigen. Er wurde im Laufe der Kampagne sehr schwer verwundet und da der König ihn nicht aus den Augen verloren hatte, so erteilte er ihm eine Postmeisterstelle.

Bei einer anderen Vorstellung frug er auch einen jungen Menschen: „Wie heißen Sie?" — „Massenbach." — „Wer ist Ihr Vater?" — Der junge Mensch wurde feuerrot, ihm traten die Tränen in die Augen und er antwortete mit bewegter Stimme: „Der Oberst.*) Ich werde es aber Ew. Majestät beweisen, daß ich nicht unwürdig bin, in Preußen geboren zu sein!" Und der König antwortete sogleich: „Und ich werde Ihnen dartun, daß ich stets die Person von den Sachen und Verhältnissen zu unterscheiden weiß!"

Der junge Mann besiegelte es als Offizier mit seinem Tode, daß er sein Wort gehalten hatte. Solcher schöner, herzerhebender Augenblicke gab es viele in dieser Zeit. Wer hätte nicht gern den letzten Blutstropfen für solch einen König gegeben!"

Lützows wilde verwegene Jagd, wie später Theodor Körner von der Freischar sang, wuchs sehr bald zu einer ganz respektablen Macht an. Der Führer hatte schließlich 3 Bataillone, fünf Schwadronen und acht Geschütze zusammen. Trotz der Begeisterung, die in diesen Lützowjägern wohnte und trotz der Leistungen des Korps, auf welches Napoleon und seine Generale bald ihren besonderen Haß warfen, sahen manche preußische Heerführer der älteren Schule diese Freischar bedenklich an. Es war einmal Sitte in der Armee, daß man über diese Freikorps seit den Tagen Friedrichs des Großen, der ja im siebenjährigen Kriege verschiedene solche Korps verwendete, militärisch nicht besonders hoch dachte. Zugegeben sei, daß der Major von Lützow, bei aller schrankenlosen persönlichen Bravour, sich als ein besonders fähiger Führer nicht erwies. Aber ein Mann wie Neidhart von Gneisenau, der den Geist der Truppe einzuschätzen wußte, hat dennoch freudigen Auges auf diese Lützower geblickt. „Es ist eine große und herzerhebende Zeit", schrieb er damals, „ich habe Eckart und Jahn, Friesen und die anderen in ihrer Militärkleidung gesehen. Es wird mir schwer, mich der Tränen zu enthalten, wenn ich all diesen Edelmut, diesen hohen deutschen Sinn gewahr werde. Ihr Berliner entbehrt das begeisternde Schauspiel, die Jugend eurer edleren und höheren Stände, in Bataillone und Kompanien eingereiht und ihre früheren Verhältnisse vergessend, die Befehle ihrer Offiziere vernehmen zu sehen. Öfter führt mich mein Weg in die Straße, wo sich diese edlen Jünglinge melden. Welch hohes Gefühl ergreift mich, wenn ich dieses Schauspiel gewahr werde. Welches Glück, so lange gelebt zu haben, bis diese weltgeschichtliche Zeit eintrat. Nun mag man sterben! Wir hinterlassen unsern Nachkommen die Unabhängigkeit!"

Wenngleich nun auch die Berliner ihre Freiwilligen und Rekruten nicht unter den Augen der Franzosen einexerzieren konnten und sich eines Anblicks erfreuen, wie Gneisenau ihn in Breslau hatte, denn wir haben in diesen Blättern bereits geschildert, wie Minister von der Goltz in tausend Angsten war, weil der Herzog von Castiglione über den Lärm in Berlin bedenklich mit den Augen rollte, so wehte doch auch in Berlin die frische Zugluft der Freiheit durch alle Gassen und Kammern. „Prima leerte sich fast ganz," schreibt Rellstab, „Sekunda halb und aus Tertia traten auch einige zu den Waffen. Die, welche wir gestern noch mit der Schulmappe unter dem Arme dem Gebote des Lehrers unterworfen gesehen, sahen wir heute mit der Büchse in der Hand, dem Gebote des Vaterlandes folgen. Wie groß, auf welcher Gipfelhöhe des Lebens erscheinen sie uns! Die Schüler der Tertia, die schon im kampffähigen Alter standen, waren bis dahin gewiß nicht der Ruhm der Klasse gewesen. Jetzt plötzlich war ihre ganze tadelvolle Vergangenheit ausgelöscht, war vergeben und vergessen, und sie standen im Glanz vor uns. Denn die säumig, die träg gewesen waren in den Pflichten der Schule, sie waren nicht säumig und nicht träg in den Pflichten gegen das Vaterland. Dieselben Lehrer, die ihnen sonst nur Tadel zuwandten, drückten ihnen jetzt die Hand und schlossen sie ans Herz, als sie in die Klassen traten, Abschied zu nehmen von den andern Schülern, die traurig zurückblieben. Tränen innerster Bewegung füllen mir noch heute die Augen, wo ich mit ergrautem Haar, der Neige des Lebens nahe, diese Zeilen der Erinnerung niederschreibe an die schweren, und doch so unvergeßlich hohen Stunden der Jugend- und Knabenzeit."

Der Professor Johann Gottlieb Fichte, der einst in der schwersten Zeit unter dem Dröhnen französischer Trommeln seine „Reden an die deutsche Nation" hielt, schwieg nicht, da jetzt die Zeit der Vergeltung gekommen war. Am 19. Februar brach er seine Vorlesungen ab und rief in sein Auditorium die Worte hinein: „Wer möchte im Falle, daß das Unternehmen scheitern sollte, den Gedanken auf sich laden, daß durch sein Sichausschließen und das Beispiel, das er dadurch gegeben habe, das Mißlingen veranlaßt sei? Das Bewußtsein: Meine eigene Streitkraft ist nur klein, selbst wenn es so wäre, kann uns dabei nicht beruhigen:

*) Der Oberst von Massenbach, der als Generalstabschef des Fürsten Hohenlohe am Verlust der Schlacht von Jena und an der Kapitulation von Prenzlau schuldig war.

Digitized by Google

denn wie, wenn nicht auf dieſe Streitkraft allein, als vielmehr auf den durch das Ganze zu verbreitenden Geiſt gerechnet wäre, auf das große den verbrüderten deutſchen Stämmen zu gebende Beiſpiel eines Stammes, der einmütig und in allen ſeinen Ständen ohne Ausnahme ſich erhebt, um ſich zu befreien?"

Wie ſich die Bänke der Schulklaſſen leerten, ſo leerten ſich auch die Auditorien der Profeſſoren. Schon bis zum 16. Februar hatten ſich an 300 Studenten gemeldet, und die Profeſſoren blieben nicht zurück. Die jüngeren traten in die Freiwilligenkorps, in die Landwehr, darunter der Breslauer Karl von Raumer, von dem wir gleich noch hören werden. Die älteren Semeſter dagegen gingen zum Landſturm. Hier trafen ſich neben den Gelehrten auch Männer aus anderen Lebensberufen. Der vorlaute, wenn auch gutmütige Berliner Volkswitz konnte natürlich nicht ſchweigen und ſtellte Vergleiche mit den Rekruten des Sir John Falſtaff an. Da waren „Schimmelich" und „Schwächlich", „Warze", „Bullenkalb" und „Schatten". Der Hiſtoriker Niebuhr, großen Geiſtes, aber von kleiner Statur, ſtellte in dieſer Parallele den „Schwächlich" dar. Der dicke Verlagsbuchhändler Reimer mit freiem Hals und langem Haar hieß „Bullenkalb". Der blaſſe Blondling Horn „Schimmelich". Daniel Schleiermacher, ein Rieſe an Beredſamkeit auf der Kanzel, von Geſtalt indes klein und etwas ſchief in der Schulter, ſollte „Warze" ſein. Zeune endlich, der Direktor der Blindenanſtalt, der auf eigene Koſten ſchon verſchiedene Freiwillige ausgerüſtet hatte, ein zarter blaſſer Mann mit geröteten Augenlidern (der edle Blindenpfleger hatte ſpäter das ſchwere Geſchick, ſelbſt blind zu werden), hieß im Volkswitz „Schatte". Auch von dem Profeſſor Fichte gibt es aus jener Zeit ein Bild, das ihn als Landwehrmann darſtellt, zwei Piſtolen im Gurt und einen gewaltigen Kavalleriеſäbel an der Seite, dazu das ſcharfe Gelehrtengeſicht und die unentbehrliche Brille auf der Naſe. Alle dieſe Leute waren gewiß keine Heldengeſtalten, und wenn unbefangene Zuſchauer ſie mit den markigen Troupiers, den harten und wetterfeſten Soldatenphyſiognomien verglichen, welche durch Berlin zogen, um dem Kaiſer in Frankreich ein neues Heer ſchaffen zu helfen, ſo fiel der Vergleich nicht eben günſtig und hoffnungsvoll aus. Aber in all dieſen Männern, die ihr behäbiges Embonpoint oder ihre nur zu ſchlanke Taille mit dem Landſturmſchwert gürteten, war der Geiſt lebendig. Und wahrlich, es war ein anderer Geiſt, wie er in Falſtaff und ſeinen Rekruten lebte. Wohl lächelten und ſpöttelten ſie ſelbſt über ihre beſondere Ausrüſtung, und als der Schauſpieldirektor Iffland mit ſeiner Schar Mimen auf den Apellplatz kam, in Ritterrüſtungen und mit roſtigen Bühnenſchwertern — er ſelbſt, ſo ſagt man, trug den Bruſtharniſch und den Schild der Jungfrau von Orleans — als Gottfried Schadow, deſſen feiner Griffel in jenen Tagen ſo manches Spottbild auf die Franzoſen entworfen hat, mit ſeinen Akademieſchülern, ebenfalls romantiſch angetan, antrat, da wird aus ihren eigenen Reihen manches gute Witzwort gefallen ſein, aber der Ernſt der Stunde lag doch über ihnen allen. An ihren Hüten und Helmen ſaß die ſchlichte ſchwarz-weiße Kokarde, — die ruhmreichen Farben der Fahnen, die Friedrichs Siegen vorangeweht hatten. „Das war kein Leben," ſagt ein Zeitgenoſſe, die ganze Stimmung jener großen Tage zuſammenfaſſend, „mit ſechs Alltagen und einem Sonntag, ſondern ein Leben in faſt ununterbrochen feſtlicher Stimmung. Die Vergangenheit lag wie ein abgeſchüttelter, böſer Traum hinter uns, die Zukunft ſchmückte ſich mit Bildern von Verwirklichung der edelſten und tiefſten Gedanken über würdige, menſchliche und ſtaatliche Zuſtände, und jeder Wohlmeinende fühlte ſich berufen, zu dieſer Verwirklichung mit Hand anzulegen. Die Schranken, welche die Menſchen in gewöhnlichen Verhältniſſen voneinander entfernt hatten, waren gefallen; die Gleichgeſinnten erkannten ſich nach wenigen Bemühungen, weil jeder ſeine Gedanken und ſein Herz offen vor ſich hertrug. Man reichte ſich die Hand als Verbündete; das entfernthaltende „Sie" mußte dem enganſchließenden „Du" ſelbſt zwiſchen Männern weichen, die erſt vor wenigen Tagen miteinander bekannt geworden waren; die Unterſchiede der Stände und des Alters glichen ſich unter beſcheidener Berückſichtigung des durch ein natürliches

Gottfried Schadow
Nach einem Kupferſtich

Digitized by Google

Gefühl Gegebenen zum guten Teil aus und so entstand nicht nur für den geselligen Verkehr, sondern auch für das Wirken und Schaffen eine freudige Gemeinschaftlichkeit, welche das Leben höher hob und die Kräfte zum Handeln verdoppelte."

Das sind gewiß schöne und hohe Worte, und sie machen dem Herzen des Mannes, der sie 50 Jahre später niederschrieb, gewiß Ehre. Ferne sei es von uns, den Geist der Zeit, den Frühlingssturm, der über Deutschland dahinbrauste, zu bekritteln: indes wir schreiben Geschichte und die Summe der Geschichte, wie sie sich uns darstellt, wird von Menschen gelebt und erlebt. So ganz glatt ging doch nicht immer alles ab, und wir wollen hier zwei Männer hören, welche die Dinge in ihrer besonderen Weise sahen. Der Breslauer Bergrat und Professor Karl von Raumer erzählt: „Von zusammenströmenden Freiwilligen wimmelte die Stadt, Steffens und ich allein hatten 16 Jünglinge im Hause, meistens uns Verwandte. Ich stand am Scheidewege. Sollte ich den Fahnen folgen oder mich zu denen gesellen, welche, nach Schleiermachers Ausdruck, daheim Krieg gegen das Schlechte und Ungerechte führen sollten. Was mich zweifelhaft machte, war vor allem die Frage, ob ich denn zum Kriegsdienste irgend tauglich sei. Doch dies Bedenken trat bei näherer Erwägung zurück. Seit dem Jahre 1800 hatte ich alljährlich Fußreisen gemacht, besonders geognostische Untersuchungsreisen, durch welche ich einen großen Teil Deutschlands mehr oder minder genau kennen lernte. Ich hegte die stille Hoffnung, ein Freund bestärkte mich in derselben, daß ich durch diese Kenntnis des Vaterlandes im Kriege nützen könnte. Überdies war ich durch jene Reisen abgehärtet und an Entbehrungen gewöhnt — die so allgemeinen Bedürfnisse, Kaffee, Tabak, geistige Getränke, fielen auch für mich weg. So reifte mein Entschluß, aber neuer Zweifel stieg auf. Lützows Freischar ward in Breslau organisiert; ihr schlossen sich die trefflichsten Männer und Jünglinge an, zum Teil mir noch Befreundete, sollte ich mich ihnen nicht zugesellen? Es wurde aber zu gleicher Zeit die schlesische Landwehr ausgerüstet, Breslau stellte zwei Bataillone; sollte ich mich diesen anschließen? Lange schwankte ich, zuletzt entschied ich mich für die Landwehr. Der Aufruf des Königs zur Bildung derselben bestimmte mich sowohl, als auch das Bedenken, ob es überhaupt nicht besser wäre, wenn jene trefflichen Männer der Lützowschen Freischar, statt sich abzusondern, in die Landwehr träten als ein Salz der Masse.

Es empörte mich, daß in so ernster Zeit eitle persönliche Ansprüche sich geltend machten; meinen vollen Widerwillen recht entschieden an den Tag zu legen, erklärte ich: daß ich der Kapitänsstelle entsage und ebensogern Premierleutnant sein wollte. Da dies nicht half, so degradierte ich mich zum Sekondeleutnant — sie hätten mich bis zum Gemeinen in kürzester Frist bringen können, doch besannen sie sich nun. Eins bedingte ich mir nur aus: daß ich in die Kompagnie des als dramatischer Dichter bekannten Hauptmanns Schall einträte und mit mir zugleich 10 Seminaristen aus dem protestantischen Schullehrerseminar, dem mein lieber Freund Harnisch vorstand. Dieser war im Begriff selbst einzutreten, als ihm vom Ministerium befohlen wurde (mit Recht), in seinem so wichtigen Amte auszuharren, weil er nicht ersetzt werden könne. Wir Universitätslehrer dagegen waren zu Hause entbehrlich, da die Auditorien schon längst leer waren. Nun folgte eine Zeit, in der wir auf die Probe gestellt wurden: ob unser Entschluß, in den Krieg zu ziehen, nur aus der Aufregung des Momentes hervorgegangen, oder ob es uns andauernder Ernst sei. Wir wurden nämlich einexerziert. Die Zeit brachte es so mit sich, daß von uns das Wort gelten konnte: Was sie heute gelernt, — das wollen sie morgen schon lehren!"

Noch ein anderer meldete sich für die Landwehr, ein Stockjunker aus der Mark, aber ein prachtvoller Mensch, ein Rassemann, aus demselben Holze, aus dem später die Geschichte einen Bismarck schnitzte: Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Zwischen Hardenberg und ihm jahrelang bittere Feindschaft. Er wollte die großen Segnungen, welche die Steinsche, und von Hardenberg zum Teil wenigstens ausgeführte, Landgesetzgebung gebracht hatte, nie wahr haben, aber jetzt kam er. Ein Mann, der kein Blatt vor den Mund nahm und, wie man so sagt, seiner Wesensart nach aufs Ganze ging. Er war schon im Dezember zu Hardenberg gestürmt, um ihn aufzuwiegeln, sofort zu den Waffen zu greifen und die Trümmer der französischen Armee abzufangen und zu vernichten. Hardenberg aber verfolgte, wie wir aus diesen Blättern gehört haben, andere Ziele. Als Herr von der Marwitz nach Breslau kam, Hardenberg hatte ihn gerufen und Scharnhorst, den er nie geliebt hatte, hatte ihn ebenfalls eingeladen, war er von der dortigen Lage der Dinge gar nicht befriedigt. Er fand kein feuriges Draufgehen, er fand ein zögerndes Tändeln zwischen den Verhältnissen. Man machte, wo doch jeder brave Mann, der kam, willkommen sein mußte, noch allerhand Schwierigkeiten wegen seiner Wiederanstellung im Dienst. „Er sei," so sagte man ihm, „doch immer eine Art von Rebell (Marwitz hatte infolge seiner Opposition gegen die Hardenbergischen Reformen in Spandau eine Haft verbüßt) und könne nicht verlangen, daß der König jetzt den ersten Schritt gegen ihn tue." Aber in dem Edelmann war der große Zug. „In diesem hochwichtigen Moment," sagte er, „war es schließlich ein Geringes für mich, des Königs und Hardenbergs kleinliche Eitelkeit zu befriedigen. Ich bot also meine Dienste schriftlich an, jedoch mit der Klausel, ‚gegen Frankreich', denn damals war noch nichts erklärt." Marwitz trat hernach in die Landwehr ein und übernahm eine Brigade. Wir werden

Digitized by Google

von ihm noch manches hören. Zunächſt iſt es hier für uns intereſſant, zu erfahren, wie dieſer helle märkiſche Kopf die ganze Lage der Dinge anſah, mag das Urteil auch ein ſtark perſönliches ſein:

„Die Allianz war geſchloſſen und der Krieg ſollte losgehen. Hardenberg war des Beitritts der Öſterreicher gewiß, und wahrſcheinlich hat ihm nur dieſer Glaube den Entſchluß zum Kriege gegeben. Der öſterreichiſche Kaiſer Franz war aber ein Mann, auf den noch weit weniger zu rechnen war, wie auf unſern König. Er hatte dieſelben bürgerlichen Anſichten, dieſelbe bürgerliche Lebensart, aber nicht den Eigenſinn und die Ausdauer unſeres Königs. Wenn er heute etwas verſprochen hatte, ſo konnte man ihn dahin bringen, daß er es morgen zurücknahm, ſagend ‚Es tut mir leid, aber, halter, es geht nit!‘ — Sein Miniſter, der Fürſt Metternich, war ein Kerl wie Hardenberg, aber viel ſchlechter; ebenſo liederlich, ebenſo unordentlich, ebenſo diſſipiert, aber mit weniger Ehrgefühl und mehr Pfiffigkeit. Dieſer machte Hardenberg glauben, er werde mitgehen, rüſtete deshalb, ging aber eigentlich nur darauf aus, während wir, Frankreich und Rußland, uns ſchwächten, die Richterwage in die Hände zu bekommen und dann durch vorteilhafte Unterhandlungen etwas Kleinliches für Öſterreich zu erlangen.

F. A. L. v. d. Marwitz.

Nach einer Zeichnung von Franz Krüger

Für unſer Land war es das größte Glück, daß Hardenberg ein ſo arger Windbeutel war und allen Schein für Wahrheit nahm. Dieſer fünfundſechzigjährige Jüngling rettete das Vaterland als ein blindes Werkzeug des Allmächtigen, da ein beſonnener und redlicher Miniſter es würde verdorben haben. — Er glaubte, daß Bonaparte ſo herunter ſei, daß er keine Armeen mehr wieder zuſammenbringen könne. Er glaubte, die Ruſſen kämen mit 200 000 Mann. Er glaubte, Öſterreich werde ihm beitreten. Er glaubte, der Krieg würde ein leichter Siegeszug ſein bis an den Rhein und dort einen hübſchen Frieden, das Unterpfand aller Glückſeligkeit, zur Folge haben. Ein erfahrener Staatsmann würde gewußt haben, daß Napoleon ſchon wieder 100 000 Mann auf den Beinen hatte, und zu Ende April damit in Thüringen erſcheinen würde; er würde gewußt haben, daß die ruſſiſche Armee nur auf dem Papier exiſtierte und um die nämliche Zeit noch nicht 40 000 Mann von ihr in Sachſen würden ſtehen können; ein weiſer Miniſter würde eingeſehen haben, daß Öſterreich es nicht redlich meine, und daß alle deutſchen Staaten (durch die öſterreichiſche Kraftäußerung von 1809 irregeleitet), ſo wie er ſelbſt getan, ſich nach dem Beiſpiele Öſterreichs richten und unterdeſſen von Bonaparte fortgeriſſen werden würden; ein redlicher und kluger Diener Friedrich Wilhelms hätte unter dieſen Umſtänden, und die Perſönlichkeit ſeines Herrn kennend, daß er die Hauptſache immer von anderen erwartet, ihm niemals zum Kriege raten können, denn er hätte glauben müſſen, daß die Schlacht in Sachſen verloren gehen, Napoleon uns überlaufen, und, durch alle ſeine Feſtungen geſichert, bis an die Weichſel vordringen würde, wo dann ein für uns höchſt nachteiliger Friede zuſtande gekommen wäre. Der leichtſinnige Hardenberg, alles falſch ſehend, alles falſch kalkulierend, ſtürzte ſeinen Herrn in dieſen Krieg, welchen die Weisheit Gottes, der Enthuſiasmus der Nation (den Hardenberg ſelbſt durch ſeine verkehrteſten Maßregeln nicht hatte dämpfen können), die Tapferkeit der Armee und der redliche Eifer Scharnhorſts und derer, auf denen nach ſeinem Tode ſein Geiſt ruhte, zum glücklichen Ziel brachten.“

In den Straßen Berlins ſollte das erſte Blut fließen, das in dieſem nun beginnenden Freiheitskampf Deutſchlands vergoſſen wurde. Der Oberkommandierende der franzöſiſchen Truppen Eugen Beauharnais konnte die Weichſellinie nicht mehr halten oder glaubte wenigſtens, dies nicht zu können, weil er ſich dem unmittelbaren Angriff überlegener ruſſiſcher Truppenmaſſen gegenüber glaubte. Im Grunde hatte er

Digitized by Google

es allerdings nur mit Kosaken zu tun, aber diese traten tatsächlich in größeren Verbänden auf und verschleierten die Bewegungen der russischen Korps. Die Reste der bayrischen Division Rechberg hatten bei Gnesen auf Vorpostendienst täglich ernster werdende Scharmützel mit den Kosaken gehabt, und als der Vizekönig vergeblich den preußischen General Bülow zum Eingreifen hatte bewegen wollen, zog er es vor, sich gegen die Oder zurückzuziehen. — Der Vizekönig befahl dem Marschall Gouvion Saint-Cyr, welcher die Division Charpentier und Grenier kommandierte, bei Wriezen, Freienwalde und Straußberg Stellung zu nehmen. Der Divisionsgeneral Girard, einer der Lieblinge des Kaisers, warum weiß man eigentlich nicht, mußte in und bei Küstrin Stellung nehmen. Die Division Gérard und die Reste der französischen Garden blieben in Frankfurt an der Oder, woselbst auch der Vizekönig sein Hauptquartier nahm.

Aber schon hatten die Kosaken, durch ständige Erfolge bei ihren Streifereien kühner geworden, unter Tschernitscheff, Tettenborn und Benkendorff am 17. Februar die Oder bei Zellin, Frankfurt und Schwedt überschritten. Tschernitscheff und Tettenborn vereinigten sich in der Gegend von Wriezen. Hier wurde am selben Tage ein Bataillon Westfalen angegriffen und fast ganz aufgelöst. Es blieben 600 Gefangene in den Händen der Kosaken. „Das westfälische Bataillon", so hieß es, „habe sich gegen die Russen, die Befreier Deutschlands, nicht mehr schlagen wollen." Überhaupt war die Kosakenfurcht groß. Selbst einem so eisernen Manne wie dem Marschall Davout, der die Reste des ersten französischen Korps, welche für Stettin bestimmt waren, führte, passierte am 5. Februar ein böses Unglück. Der Marschall selbst hatte sich zur Inspektion der Oderfestungen nach Küstrin begeben, als plötzlich Hunderte von Flüchtlingen jener Kolonne am Abend des 6. Februar in Küstrin eintrafen. Einer kleinen Schar von 40—50 Kosaken war es gelungen, die starke Übermacht in Verwirrung zu bringen und nach kurzem Gefecht in die Flucht zu schlagen. Die Bauern der Dörfer Staffelde, Massin und Vietz machten große Augen, als sie plötzlich ohne vielen Grund die große französische Kolonne, welche eben erst in guter Ordnung ihre Dörfer passiert hatte, aufgelöst zurückfluten sahen. Der Marschall war wütend. Er befahl sofort, den Oberst Durunne, welcher die Kolonne geführt hatte, vor ein Kriegsgericht zu stellen und zum Tode zu verurteilen. Was sollte wohl werden, wenn solche Vorfälle wie dieser von Staffelde, die Bauern ermutigten, zum Dreschflegel und zur Forke zu greifen? Dennoch immer wichen die Kosaken dort, wo man ihnen entschlossen gegenübertrat, zurück, die Söhne der Steppe hatten ein berechtigtes Mißtrauen gegen die französische Feuerdisziplin und begaben sich nicht gern in den Schußbereich. Am 17. Februar stieß der Major von Benkendorff mit 800 Kosaken beim Dorfe Blumberg, kaum 2 Meilen nordöstlich von Berlin, auf eine 2 Bataillone und hundert Mann Kavallerie starke Abteilung der Division Lagrange und wurde mit Verlust zurückgeworfen. Es waren Würzburger, also deutsche Hilfstruppen. Am nächsten Tage stießen Tschernitscheff und Tettenborn auf diese selben Würzburgischen Truppen. Die Russen wichen über Alt-Landsberg aus.

Aber da kam plötzlich ein Schreckschuß für die Franzosen. Der General Poinçot blieb nach diesen Erfolgen bei Werneuchen stehen, während die Kosakenvortruppen bis Pankow bei Berlin vordrangen. Der flotte Tettenborn konnte es sich nicht versagen, mit einem Pulk in Berlin hineinzusprengen. Als so die Kosaken auf ihren schnellen Rossen plötzlich ganz unerwartet in den Straßen der Hauptstadt erschienen, zum Teil vermischt mit freiwilligen Jägern, gab es wilde Szenen. Man meinte nicht anders, als daß die russische Armee vor den Toren stände, und die Befreiung vom Joche für Berlin gekommen sei. Schon seit Tagen hatte man durch Landleute aus den umliegenden Dörfern, die teils flüchtig, teils mit Lebensmitteln nach Berlin kamen, erfahren, daß die russischen Vortruppen nahe seien. Diese Bauern erzählten Wunderdinge von den Kosaken, ihren langen Bärten und ihren zottigen Rossen. Einige junge Freiwillige, der frühere Schill-Offizier Leutnant Bärsch, die jungen Herren von Dobeneck (später preußischer General) und Alexander von Blomberg und wohl noch mehrere andere, die als freiwillige Jäger eingekleidet waren, ritten den Russen bis Landsberg entgegen und waren auch in ihren Reihen, als Tettenborn in Berlin eindrang. Ja, man darf annehmen, daß die Schilderung der jugendlichen Feuerköpfe von dem Franzosenhaß der Berliner Bevölkerung dazu beigetragen haben mag, Tettenborn überhaupt zu dem Handstreich zu veranlassen. Am Tage vorher zwar hatte Tschernitscheff bereits durch einen Parlamentär die naive Aufforderung an den Generalgouverneur Berlins und der Marken, Marschall Peter Augereau, Herzog von Castiglione, ergehen lassen, die Stadt Berlin zu räumen. Der Herzog, der an 6000 Mann Infanterie und 40 Geschütze in der Stadt hatte, war natürlich für solchen Vorschlag nicht zu haben.

Gegen Mittag des 20. Februar war es dann, als die Kosaken zunächst vom Oranienburger Tor, aber ziemlich gleichzeitig auch durch die anderen Tore in die Stadt eindrangen. Viele von ihnen jagten in schnellem Ritt bis auf den Alexanderplatz. Natürlich drängten sich alsbald aus allen Häusern die Bürger auf die Straßen, empfingen jubelnd die Kosaken, und die französischen Soldaten, die sich sammeln wollten, wurden einzeln angegriffen und gefangen. Aber der Marschall ließ Generalmarsch schlagen, die Hauptplätze besetzen, Kanonen auffahren und die Straßen säubern. Dieser alte einstige Fechtlehrer verstand es denn doch, sich zu wehren, wenn man ihm unverschämt in die Parade fuhr.

Digitized by Google

Hier mögen einige Berichte von Zeitgenoſſen ein Bild des Straßenkampfes geben, wie er in Berlin an jenem 20. Februar 1813 herrſchte. Einer ſchreibt ſeinem Freunde:

„Denke dir, dieſe verwegenen Koſaken, vielleicht kaum 150 Mann, ſprengten durch die verſchiedenen Tore in die Stadt hinein, ohne von den verdutzten franzöſiſchen Torwachen aufgehalten zu werden, bis zum Alexanderplatze. Hier teilten ſie ſich; ein Teil ritt nach dem Schloßplatze, ein anderer verirrte ſich bis zum Dönhofsplatze; ſelbſt unter den Linden will man ſie geſehen haben. Unterdeſſen hatten die Franzoſen die Schloß- und Schleuſenbrücke mit Kanonen beſetzt, in der ganzen Stadt wurde Alarm geſchlagen und württembergiſche leichte Kavallerie verfolgte die Ruſſen. Wäre die Sache beſſer vorbereitet geweſen und vor Tagesanbruch, nicht am hellen Mittag, unternommen worden, ſie hätten das ganze franzöſiſche Hauptquartier gefangen nehmen können, und wahrſcheinlich hatten Tſchernitſcheff und Tettenborn auf einen Aufſtand der Bürger gerechnet. Am guten Willen und Mut fehlte es hier wahrlich nicht, und ich ſelbſt war Zeuge eines Auftritts, der genugſam beweiſen kann, weſſen ſich die Franzoſen hier zu verſehen haben, wenn ſie ſich nicht bald empfehlen. Da ich mehrere Freiwillige in der Jägeruniform auf der Straße ſah, zog ich auch meinen grünen Rock an, nahm den Hirſchfänger um und ſchloß mich an die anderen an; wir zogen nach dem Schloßplatze. Hier kam uns ein anderer Haufen entgegen mit mehreren ſchwer verwundeten Bürgern. Bald erſcholl der Ruf: ‚Nieder mit den Hunden, den Franzoſen, ſie ſchießen auf die Bürger.‘ Aus der Breiten Straße kam jetzt ein Trupp Handwerker, von einem Grobſchmied angeführt. Er ſchwang einen großen Hammer und rief: ‚Folgt mir, wir wollen ihnen die Kanonen vernageln!‘ Nun zogen wir nach der Langen Brücke, wo zwei Kanonen ſtanden. Unſer Schmied fackelte nicht lange, zwei Schläge rechts und links, und zwei franzöſiſche Kanoniere lagen am Boden; die andern ergriffen die Flucht, da alles auf ſie losſchlug. Jener langte ein paar Radnägel aus der Taſche und ſchlug ſie in das Zündloch der Kanonen. Unterdeſſen kam Verſtärkung von der anderen Seite. ‚Die will ich ſchon ſo lange aufhalten, bis ihr aufgeräumt habt!‘ rief der Schmied uns zu und warf ſich, ein zweiter Horatius Cocles, zur Verteidigung der Brücke den Feinden entgegen. Noch einige Franzoſen ſanken von ſeinen Hammerſchlägen darnieder, da wurde er von zehn Bajonetten niedergeſtochen. Es gelang dennoch, die Franzoſen zu verjagen, und wir trugen den tapferen Vorkämpfer auf einer Tragbahre nach der Königlichen Reitbahn in der Breiten Straße. An der Schleuſenbrücke iſt es ebenſo munter hergegangen; eine Kanone nebſt Pulverkarren wurde in den Kanal geſtürzt.“

Leutnant Bärſch erzählt ſeine Erlebniſſe wie folgt:

„Im erſten Anlaufe wurde das Bernauer, Schönhäuſer und Landsberger Tor genommen. Ich ſelbſt erſtürmte mit einem Trupp Koſaken das Landsberger Tor, entwaffnete die Torwache, die nur wenige Schüſſe gab, und ſperrte ſie in die Wachtſtube ein. An meiner Seite befand ſich mein lieber Freund Alexander von Blomberg, den ich aber im Gewühle bald verlor. Erſt längere Zeit nachher erfuhr ich, daß er, von einer feindlichen Kugel getroffen, den Heldentod auf vaterländiſcher Erde gefunden. Die Ruſſen ſammelten ſich auf dem Alexanderplatz; Tettenborn wagte aber nicht, weiter vorzugehen, weil er fürchtete, daß die Koſaken ſich in der großen Stadt zerſtreuen und dann ſchwer wieder zu ſammeln ſein möchten. Da ich als ein geborener Berliner das Terrain genau kannte, befahl mir Tettenborn, mit einigen Koſaken vorzugehen und Nachrichten über die vom Feinde getroffenen Maßregeln, beſonders über die Stellung des Geſchützes, einzuziehen. Ich ritt die Schönhauſer Straße hinunter bei Monbijou vorbei, durch die Friedrichſtraße und einen Teil der Linden. Mehrere franzöſiſche Patrouillen, auf welche ich ſtieß, wurden auseinandergeſprengt und niedergehauen. Bei dem Durchgange zwiſchen dem Palais des Königs und des Prinzen trat eben eine Kompagnie Franzoſen an. Mit einem Hurra! ſprengte ich mit meinen Koſaken auf ſie zu und warf ſie auseinander, nachdem nur einige Schüſſe von den erſchrockenen Feinden mit unſicherer Hand und daher ohne zu treffen, abgefeuert waren. Nun ritt ich nach der Kronenſtraße, vor dem Hauſe meines Vaters, an der Ecke der Markgrafenſtraße, vorbei und nahm einen franzöſiſchen Oberſt Lambert gefangen. Meine Frau wohnte einige Häuſer weiter. Einen erſchütternden Eindruck machte es auf mich, daß auf dem Hausflur ein Sarg ſtand; zu meiner Beruhigung erfuhr ich, daß meine Frau wohl und geſund mit einigen Freundinnen nach dem Turme der Marienkirche gegangen ſei, um von dort aus das Gefecht zu beobachten. Nun ſtürmte ich auf die von 30 Franzoſen beſetzte Wache an der Dreifaltigkeitskirche. Nachdem die Beſatzung einige Schüſſe getan, mußte ſie das Gewehr ſtrecken und wurde in die Wachtſtube eingeſperrt. Die Gewehre wurden der Bürgergarde übergeben. Gleiches Schickſal hatte die aus 15 Mann beſtehende Wache am Potsdamer Tor. Die Wache am Halleſchen Tor war ſchon im Begriff, die Waffen zu ſtrecken, als ſie eine bedeutende Verſtärkung, wenn ich nicht irre, aus Würzburg'ſcher Kavallerie beſtehend, erhielt, was mich veranlaßte, mich zurückzuziehen. In der Meinung, daß Tettenborn auf mehrere Meldungen, welche ich ihm von Zeit zu Zeit durch die Koſaken gemacht, vorgerückt und die Stadt in den Händen der Ruſſen ſei, ritt ich gegen Mittag mit den wenigen Koſaken, welche ich bei mir hatte, zur Wohnung meiner Frau, um mich und meine ermüdeten Leute zu erquicken. Mehrere Schüſſe, welche auf Koſaken, die noch in der Stadt herumritten, fielen, veranlaßten mich, wieder aufzuſitzen und mit meinen Koſaken vorwärts zu gehen. Nun erfuhr ich, daß die

Digitized by Google

Ruſſen, aus der Kaſerne am Frankfurter Tor mit Kartätſchen beſchoſſen, ſich zurückgezogen und die Stadt verlaſſen hatten. Ich hoffte noch das Potsdamer Tor forcieren und mich dort durchhauen zu können, wurde aber von einem heftigen Gewehrfeuer empfangen und mußte mich zurückziehen. Nun wandte ich mich zum Köpenicker Tore und griff die Wache an, da mir aber 20 Mann Würzburger Kavallerie in die Flanke kamen, ſo mußte ich mich auch hier zurückziehen. Mit meinen Koſaken hielt ich mich nun in der Nähe des Köpenicker Feldes und warf noch einige franzöſiſche Patrouillen zurück. Als es anfing dunkel zu werden, ſammelten ſich einige Bürger um mich, baten mich, doch nicht unnütz mein und meiner Leute Leben aufzuopfern, und führten mich und meine Leute in eine geräumige Scheune. Die Bürger verteilten die Koſaken unter ſich und verſprachen, ſolche ſicher zu verbergen und mit allem Bedarf gehörig zu verſorgen. Ich erhielt einen Kittel und einen Blechhelm, den Anzug, den damals die Spritzenleute trugen, und ging zu meinem Schwager, dem Direktor der Porzellanfabrik, der damals am Dönhofsplatze wohnte. Dieſer führte mich auf Umwegen nach der Porzellanfabrik und ließ mich in einen Brennofen ſteigen, der nicht mehr im Gebrauch war."

Aus der Wohnung des berühmten Arztes Geheimrat Doktor Heim wurde ein franzöſiſcher Oberſt herausgeholt und gefangen abgeführt. Auch in das von Reckſche Haus in der Leipziger Straße, wo ein General wohnte, wollten die Koſaken eindringen, aber der Mann wehrte ſich, aus dem Fenſter ſchießend, ſo tatkräftig, daß man von dem Verſuch abließ. Die Verwirrung unter den Franzoſen war ſehr groß. Sie ſchoſſen auch in der Erregung ſchlecht. Oberſt von Tettenborn, der an der Spitze einer Offizierſuite an einer Kaſerne vorbeiſprengte, deren Fenſter dicht mit franzöſiſchen Tirailleurs beſetzt war, erhielt auf 15 Schritt eine Gewehrſalve, die aber trotzdem niemand traf. Ein Koſak durchſprengte im erſten Anlauf ein ganzes Infanteriebataillon. Aber ſchließlich gelang es denn doch den ſehr energiſch getroffenen Maßregeln des Marſchalls, die Stadt wieder zu ſäubern, und Tettenborn zog ſich auf Tſchernitſcheff zurück. Die Franzoſen drängten nach, zogen es aber wegen Mangels an Kavallerie doch vor, wieder in die Stadt zurückzugehen und beſchränkten ſich darauf, die Tore zu verrammeln. Die Garniſon blieb unter Waffen, und das, in dieſen Jahren ſo heimiſch gewordene „Qui vive" ſchrillte fortwährend durch die Nacht: wenn nicht gleich Antwort kam, von ſcharfen Schüſſen begleitet.

Dieſes Koſakenattentat auf Berlin hatte manches Opfer gekoſtet. Verſchiedene Bürger, die ſich an dem ruſſiſchen Angriff beteiligt oder ſich allzu neugierig hervorgewagt hatten, wurden getötet. Der erſte Freiwillige, der ſein Leben für Deutſchland ließ, war der junge Herr von Blomberg. Er fiel in der Nähe des Königtores, wo ihm dann eine Gedenktafel errichtet worden iſt. Auch während der Nacht wurden noch einige Einwohner, die auf den Anruf der Patrouillen nicht gleich befriedigende Antwort gaben, erſchoſſen.

Der Oberſt von Tettenborn war ſehr erzürnt, daß man ihn ſeitens der Einwohner Berlins ſo ungenügend unterſtützt hatte. „Die Berliner," ſchrieb er an den Freiherrn vom Stein, „ſind Beſtien, die kein Blut, ſondern Waſſer in den Adern haben. Der Polizeipräſident le Coq, der ſelbſt mit Augereau herumritt, um die Verteidigungsanſtalten zu machen, erſtickte noch den wenigen Geiſt, indem er viele Leute verhaften ließ, die ſich für uns erklärten. Daß dieſer Racker an den Galgen muß, werden Eure Exzellenz einſehen, und ich hoffe, Hochdieſelben werden ihm dieſen Ehrenplatz verſchaffen. Die Damen haben uns am beſten empfangen, denn als ich hineinſprengte, flogen mir aus allen Fenſtern Schnupftücher entgegen. Aber die Männer wollten nicht zuſchlagen, und das war das Wichtigſte. Der arme Blomberg, mit dem ich unendlich zufrieden war, fiel gleich am Tore. Gott hab' ihn ſelig.'"

Wenn ein Davout oder ein Vandamme an Stelle des Marſchalls Augereau in Berlin reſidiert hätte, ſo wäre vielleicht dieſer Koſakenſtreich für die Hauptſtadt von den ſchlimmſten Folgen geweſen. Aber dieſer Marſchall — wir führten das ſchon aus — war im Grunde ſeines Herzens des Treibens müde und gab der verängſteten Oberregierungskommiſſion die beruhigende Verſicherung, daß er keine Repreſſivmaßregeln ergreifen werde.

Immerhin waren dieſe Vorgänge in Berlin für den Vizekönig ein Schreckſchuß. Er kannte den Wunſch des Kaiſers, Berlin ſo lange als möglich zu halten, und er hielt es wohl für notwendig, ſeine geſamte Truppenmacht in und um Berlin zu vereinigen. Eugen Beauharnais iſt wegen ſeines Aufgebens der Oderlinie von franzöſiſcher Seite ſcharf getadelt worden. Selbſt ein ſo bedeutender Mann wie der franzöſiſche Militärſchriftſteller Charras ſagt tadelnd: „Er verzichtete vollſtändig darauf, die Oderlinie zu halten. Er verzichtete darauf, während der Fluß vom Eiſe frei war, er drei ſtarke Plätze an demſelben und alle Übergänge in Händen hatte. Er verzichtete darauf, durch lärmende Gerüchte über einige Tauſend Koſaken faſſungslos geworden." Wir wiſſen aus den Blättern unſerer Geſchichte ſelbſt, daß dieſer Beauharnais ein tapferes ehrliches Soldatenblut war, aber kein Mann, dem in außergewöhnlichen Lagen auch außergewöhnliche Hilfsmittel zur Verfügung ſtanden. Es bleibt immer ein Rätſel, warum der Kaiſer nicht längſt Davout mit dem Oberbefehl über die Streitkräfte im Oſten Deutſchlands betraut hatte, der denn doch eine viel größere militäriſche Fähigkeit und Entſchlußkraft beſaß. Aber es iſt ſehr die Frage, ob ſelbſt ein Davout die Oderlinie hätte halten können angeſichts der Kriegslage, die ſich von Tag zu Tag zu Ungunſten der Franzoſen verſchob.

Digitized by Google

Über Preußens Stimmung konnte sich kein Sehender mehr täuschen. Man hatte die Russen in der Front, die schlesischen Truppen unter Blücher in der rechten Flanke, die Truppen Bülows und Yorks, die Borstells in der linken Flanke. Dennoch war der Marschall Gouvion Saint-Cyr der Meinung, daß Berlin zu halten sei. „Welch ein Unterschied," hat er später geschrieben, „wäre es für Napoleon gewesen, wenn er den Feldzug an der Oder hätte beginnen können, statt ihn an der Saale eröffnen zu müssen, wozu er dann genötigt war."

Zunächst ging Beauharnais auf den Rat Saint-Cyrs mit der Absicht um, Berlin um jeden Preis zu halten, wenigstens schien es so. Die Divisionen Gouvion Saint-Cyr und Division Girard mußten auf Berlin zurückgehen, wohin der Vizekönig am 21. Februar mit der Garde unter dem General Roguet folgte. Beauharnais nahm sein Hauptquartier in Köpenick. Der Marschall Augereau wurde durch Gouvion Saint-Cyr im Gouvernement abgelöst. Die französische Garnison in Berlin, die seit dem 20. Februar unter Gewehr war und in den Straßen biwakiert hatte, wurde auf 14000 Mann verstärkt. Ein böser Schlag traf die Franzosen am 22. Februar. Das Regiment 4. italienische Jäger zu Pferde wurde vom General von Benkendorff bei Tempelberg, nahe Müncheberg, angegriffen und zersprengt. Das Regiment verlor 22 Offiziere und 600 Mann, ein Verlust, der bei dem großen Mangel an Reiterei auf französischer Seite doppelt und dreifach empfindlich war. Ende Februar hatte der Vizekönig die Division Lagrange, Grenier, Charpentier und Girard die Gardedivision Roguet bei Berlin zusammengezogen, im ganzen an 30000 Mann mit 60 Geschützen. Dazu stand in Frankfurt an der Oder General Girard mit 2500 Mann. Von diesen Divisionen war nur die Division Grenier neugebildet, die anderen Divisionen bestanden aus Heeresresten, waren aber gut erholt und widerstandsfähig. Die Artillerie genügte, aber sehr schlimm sah es um die Kavallerie aus, welche nur etwas über 500 dienstfähige Pferde hatte. Der Marschall Saint-Cyr riet dringend dazu, das in Magdeburg in der Bildung befindliche Korps Lauriston zur Verstärkung heranzuziehen. Der Vizekönig befahl denn auch, daß 3000 Mann von Magdeburg gegen Brandenburg vorgeschoben wurden. Die Division Poinçot legte 4 Bataillone in die Dörfer Glienicke, Nowawes und Neuendorf. Die bisher für neutral erklärte Stadt Potsdam wurde in den Bereich der französischen Kanonen bezogen. Da wurde Saint-Cyr krank. In Berlin grassierte der Typhus und ergriff auch den Marschall. Er konnte seinen Einfluß im Rat des Vizekönigs nicht mehr vertreten, und die Stimmen, welche für eine Räumung Berlins waren, besonders die des Marschalls Augereau, gewannen die Oberhand. Hier hatte der Prinz Heinrich von Preußen seine besonderen Verdienste. Der Prinz hatte es verstanden, sich mit dem Herzog von Castiglione stets gut zu stellen, und er machte dem französischen Marschall jetzt klar, daß die ganze Stellung der Franzosen in und um Berlin nicht günstig sei, sich gegen die Russen zu verteidigen. Er bat ihn ausdrücklich, auf die Stadt Rücksicht zu nehmen, „denn", so führte der Prinz aus, „schließlich könne niemand dafür bürgen, daß das Volk nicht im entscheidenden Moment aufstünde und zu den Waffen griffe". Noch galt amtlich für den Vizekönig und den Marschall der König von Preußen als ein Verbündeter des Kaisers. Die Oberregierungskommission und die preußischen Behörden hatten sich ehrlich bemüht, das gute Einvernehmen zwischen den Einwohnern und den Franzosen aufrecht zu erhalten. So war das Resultat des französischen Kriegsrates der Beschluß, Berlin aufzugeben, bevor es zu ernsten Kämpfen kam. Schon stand die Vorhut des Fürsten Wittgenstein unter dem Generalmajor Fürsten Repnin vor den Toren. Wittgenstein selbst mit der Hauptmacht rückte heran. Der Vizekönig befahl dem Divisionsgeneral Grenier, mit den Russen ein Abkommen zu schließen, welches den ungehinderten Abmarsch der Franzosen verbürge. In der Morgendämmerung des 4. März zogen die französischen Kolonnen in der Richtung auf Wittenberg ab. Es war ausgemacht, daß die Russen nicht früher als 6 Uhr an demselben Morgen einziehen durften.

„Am 4. März," so berichtet die Spenersche Zeitung, „räumte die französische Garnison vor Tagesanbruch die Stadt und defilierte zum Halleschen Tore hinaus. Während dies auf der Südseite geschah, drang von Norden her die russische leichte Kavallerie unter dem General Tschernitscheff gegen das Oranienburger Tor. Die Kosaken ebneten mit Hacken und Schaufeln augenblicklich die von den Franzosen veranstalteten Erdaufwürfe und Gräben und zogen um 6 Uhr unter Anführung des kommandierenden Generals in die Stadt. Ihr Einmarsch ging durch die gedrängten Reihen des Volkes, das von allen Seiten hinzuströmte und ihnen den freundlichsten Willkomm entgegenbrachte." — Das 18. Kosakenregiment Grekow hatte zur Versicherung seiner friedlichen Gesinnung die preußische Nationalkokarde angesteckt, und aus den Reihen der russischen Reiter ertönte wiederholt in gebrochenem Deutsch der Ruf: Es lebe König Friedrich Wilhelm III! Darauf erwiderten die frohen Bürger mit einem Hoch auf den Kaiser Alexander.

„Mir stehen," schreibt Rellstab, „noch lange Züge von Kosaken und Baschkiren lebendig vor Augen, welche die Friedrichstraße vom Oranienburger Tor herabmarschierten. Fast an jedem Steigebügel hingen sich ein paar Jungs, neben jedem Sattel marschierten als Seitentrabanten Berliner Bürger mit lautem Jubelgeschrei. Sie drückten den Reitern die Hände, zogen sie halb herab, um sie zu küssen, und unablässig gingen die gefüllten Flaschen mit Branntwein und Bier von einer Hand in die andere. Daß die Bewohner der asiatischen Steppe nicht in der strengsten militärischen Haltung und Subordination in die Hauptstadt

Digitized by Google

einrückten, läßt sich begreifen." — Ganz Berlin war auf den Beinen. Die schönen Frauen der vornehmen Berliner Gesellschaft brachten den verwilderten struppigen Kerlen selbst Erfrischungen ins Lager. Der Abend brachte eine Illumination, die nicht befohlen war. Berlin strahlte plötzlich, wie durch ein geheimes Einverständnis, in allen Fenstern auf. Im Schauspielhaus war das Shakespearesche Trauerspiel „Othello" angesetzt, aber wer wollte an diesem Tage, wo das Herz vor Freuden überquoll, den eifersüchtigen Mohren auf der Bühne herumtoben sehen? So entschloß sich Iffland, eine leichte Oper und ein Ballett zu geben, und damit traf er jedenfalls auch für den Geschmack der russischen Herren das Richtige. Der Fürst Repnin übernahm, da preußische Truppen nicht in der Stadt waren, zunächst das Kommando. Er und sein Stab zeigten sich in der Oper und wurden vom Orchester mit einem Tusch empfangen. Die Nacht wurde den Berlinern zum Tage. Alles Leid schien vergessen, aber am nächsten Morgen sah man am Horizont dunkle Rauchwolken aufsteigen, die an den Ernst des Krieges mahnten: die Vorstädte der Festung Spandau, von den Franzosen angezündet, gingen in Flammen auf.

Der Monat März 1813 wurde für die Berliner zu einem Wonnemonat. Ein Freudenfest löste das andere ab. Am 11. März zog der General Graf Wittgenstein in Berlin ein, vom Prinzen Heinrich von Preußen persönlich eingeholt. Wittgenstein hatte vom Dünafeldzug her einen guten militärischen Ruf, und er war es ja auch, zu dem York in der Konvention von Tauroggen übergetreten war. Aber, wenngleich schon bei Wittgensteins Einzug selbst die Dächer mit Menschen besetzt waren, mit noch größerer Spannung erwartete man den Einzug des Generals York, dessen kühne Tat von Tauroggen den Stein ins Rollen gebracht hatte. Die Berliner überliefen förmlich das Hauptquartier des Grafen Wittgenstein, um die Stunde zu erfahren, in welcher York mit seinem Korps in Berlin einziehen würde.

Der König hatte, infolge der Abmachungen von Kalisch, dem General York den Oberbefehl über die Truppen in Pommern und Ostpreußen übertragen, ihn aber wiederum dem Grafen Wittgenstein unterstellt; York hatte wieder einmal Ursache gehabt, sich über allerlei zu ärgern. Besonders darüber, daß man ihm seinen vertrauten persönlichen Adjutanten, den Major von Seydlitz, genommen hatte. Seydlitz sollte Kommandeur des Gardejägerbataillons werden. Eine Eingabe Yorks half nichts, es blieb bei dem Befehl. Der treffliche Major von Hiller wurde zum Adjutanten des Generals ernannt. Der erste Empfang Hillers war sehr schroff. „Ich brauche keine Adjutanten mehr," sagte York, „wenden Sie sich an den Generalsstabschef." Aber auch Hiller war nicht gewohnt, ein Blatt vor den Mund zu nehmen. „Ich habe mich durchaus nicht gefreut, Euer Exzellenz Adjutant zu werden," sagte er, „aber diesen Krieg gegen Frankreich mache ich mit Freuden mit, und müßte ich als Tambour dienen!" Diese kecke Antwort brach Bresche. Von diesem Herrn von Hiller werden wir noch manches hören. „Ich habe mir Yorks Vertrauen erkämpft," pflegte er zu sagen, „aber nachdem ich unter des eisernen Mannes Augen die Feuerprobe bestanden habe, bin ich von ihm als Hammer und Zange, als gutes Werkzeug gegen den Feind gebraucht worden."

Es lag auch eine gewisse Gefahr darin, dem reizbaren York die Generale Borstell und Bülow zu unterstellen. Zwar Borstell war an das glatte Parkett des Hofs gewohnt und wußte Yorkschen Vorstößen auszuweichen. Bülow aber war ein ganz Eigner. Als dieser Offizier im Jahre 1811 in der kritischen Zeit, wo York Oberkommandierender in Westpreußen war, als Brigadier nach Marienwerder kam, schrieb York an Scharnhorst: „Ich lasse meine alten Kuchenreuther-Pistolen sofort instand setzen, denn ich bin wie von meiner Existenz überzeugt, daß Bülow und ich keine acht Tage zusammen sein werden, ohne uns bei den Haaren zu haben." Scharnhorst beruhigte: „Bülow ist ein braver und gescheiter Mann, aber — ein Bülow; alle Bülows sind eigen, für ihre Meinung eingenommen und nicht sehr verträglich." General Bülow war als überaus hastig und aufbrausend bekannt. Er hatte als junger Hauptmann und Adjutant des Prinzen Ludwig Ferdinand (waren ja auch zwei Hitzköpfe, die da zusammengespannt waren) gegen den Prinzen den Degen gezogen. Er pflegte in seiner aufbrausenden Heftigkeit mit allen möglichen Sachen um sich zu werfen. Den Generalarzt seines Armeekorps, mit welchem er aus irgendeinem Grunde unzufrieden war, bombardierte er eines Tages vom Bett aus mit allen möglichen Gegenständen, die er zur Hand hatte. Dem ins Zimmer Tretenden flogen umgehend Bücher, Leuchter, Lichtschere, Stiefelknecht, Pantoffeln, begleitet von einem Strom heftiger Scheltworte, entgegen. Der Professor Rust aber blieb ruhig stehen und erklärte, als Bülow fertig war, die Sache auf, und ebenso leicht wie er gekommen, war der Zorn des Generals verraucht, ohne daß je ein Groll zurückblieb. — „Dies an den Kopfwerfen von Sachen," so berichtet ein Biograph des Generals, „übte Bülow häufig auch bei Meldung schlimmer Nachrichten, natürlich ohne allen Bezug auf die Personen, die solchen treffenden Entgegnungen so gut es ging, auszuweichen suchten."

So war der tapfere Bülow, dem später die Geschichte den Namen „Dennewitz" bringen sollte. Übrigens ging es mit dem Verhältnis zwischen ihm und York, solange sie zusammen waren — Bülow kam ja im Herbst zur Nordarmee unter Bernadotte — durchaus gut. Es herrschte unter den Führern in jenen Frühjahrstagen der deutschen Erhebung eine Einigkeit, wie sie leider später im Herbstfeldzuge nicht mehr zu finden war, namentlich dann, als jeder von ihnen schon seine Erfolge gegen die französischen Waffen

Digitized by Google

gehabt hatte. Es war als ob in jenem Frühjahr, als von ferne, von Paris her, noch der gewaltige Koloß von einem Feldherrn drohte, dessen Machtentfaltung noch niemand ermessen konnte, alle diese Preußen einsahen, daß nur Einigkeit stark macht. Als sie dann später in erfolgreichen Schlachten der großen marmornen Kolossalstatue Splitter und Glieder abgehauen hatten, wurde das anders, wie wir noch hören werden.

General von York war mit seinen Truppen in Weißensee vor Berlin eingetroffen. Hier war Rasttag, und an diesem 16. März konnte York endlich seinen tapferen Bataillonen und Schwadronen, seinen Offizieren, die in Treue zu ihm gehalten hatten, den seit Monaten ersehnten Armeebefehl verlesen lassen, der ihn rechtfertigte und von aller Schuld freisprach.

„Nachdem Ich", hieß es in diesem Armeebefehl, (ein kriegsgerichtliches Erkenntnis war ausdrücklich vermieden) „durch die vom Generalleutnant von York eingereichte Rechtfertigung der mit dem Russisch Kaiserlichen General von Diebitsch in Tauroggen abgeschlossenen Konvention und durch das Urteil der zur Untersuchung dieser Sache ernannten Kommission, aus dem Generalleutnant von Diericke und dem Generalmajor von Schuler und von Sanitz bestehend, Mich überzeugt habe, daß der General von York wegen jener Konvention in jeder Hinsicht ganz vorwurfsfrei und zu ihrer Annahme nur durch die Umstände, welche den verspäteten Abmarsch des 10. Armeekorps aus seiner Stellung vor Riga veranlaßten, durch die gänzliche Trennung des 10. Armeekorps in sich und durch die in jener Lage sehr vorteilhaften Bedingungen der ihm angetragenen Konvention bewogen worden ist, so mache Ich solches der Armee hierdurch bekannt, mit dem Beifügen, daß Ich den Generalleutnant von York solchem nach nicht nur in dem Kommando des ihm untergebenen Armeekorps bestätige, sondern ihm zum Beweise Meiner allerhöchsten Zufriedenheit und meines ungeteilten Vertrauens auch noch den Oberbefehl über die Truppen des Generalmajors von Bülow übertragen habe."

Am nächsten Tage fand der Einzug des Generals in Berlin statt. Schon am frühen Morgen war die ganze Hauptstadt auf den Beinen. Jeder wollte den Mann sehen, der aus eigenem Willen den Bruch mit dem Feinde vollzogen hatte, als die rechte Stunde da war. Prinz Heinrich von Preußen, Graf Wittgenstein, Fürst Repnin eilten dem Korps entgegen, um es in die Stadt zu führen. Vor dem Königstore standen einige Hundert freiwillige Jäger, die sich in Parade aufgestellt hatten. Das waren die einzigen bewaffneten Preußen, die es in Berlin gab, bevor York mit seinem Korps einzog. Am Tor löste sich York von der Suite des Prinzen, setzte sich mit seinem Stabe an die Spitze seines Korps und ritt durch die Straßen der befreiten Stadt. Alle Fenster dicht besetzt, Tücherschwenken, Hurras und ein Jubel, der nicht enden wollte, und durch diesen Jubel ritt, wie ein Augenzeuge sagt, „der General selbst, ein Bild stolzer Strenge und Kälte, ohne den Blick auf die jubelnde Menge rechts und links zu wenden."

An jenen Tagen war auch Karl von Raumer in Hardenbergs Auftrag in Berlin. Er hatte sich mit Schleiermacher und Reimer beim Einzug immer nahe an York gehalten und war mit ihm in den Schloßhof gelangt. „Ein grimmiger Ernst", sagt Raumer, „war auf sein Gesicht geschrieben; hatte der König gleich vor einigen Tagen seinen entscheidenden Schritt gutgeheißen, so lastete doch die ungeheure Aufgabe auf ihm, jenen Schritt durch Besiegung des mächtigen Feindes tätlich zu legitimieren." — So lag es in der Tat, und das wußte und empfand niemand besser als York selbst. Rasche Erfolge der Waffen, und alles war gut, der Erfolg rechtfertigt alles. War auf diesem Leitsatz nicht die ganze glänzende Karriere des korsischen Kaisers gegründet, der ganze Weg aus dem Saal des Rats der Fünfhundert, wo Lefebvres Arm ihn vor den Fäusten der Abgeordneten rettete, bis hinauf zum Kaiserthron, zur Herrschaft über die halbe Welt? York kannte den König. Diese Sache von Tauroggen war, wenngleich durch Kabinettsorder vergeben, dennoch nicht vergessen. Als nach der Schlacht von Bautzen zwei Monate später, der zweiten verlorenen Schlacht, die Sachen nicht eben günstig standen, empfing er denn auch richtig den königlichen Lakonismus: „Haben all diesen Wirrwarr verschuldet!" Es war — wir schreiben Geschichte und schielen weder nach rechts noch nach links — nicht leicht, es dem König Friedrich Wilhelm III. recht zu machen, noch auch dauernd sein Herz zu gewinnen. York hat das nie vermocht, trotz der Tat von Tauroggen (oder aber wegen dieser nicht —), trotz der Lorbeeren, die er nach Tauroggen in heißen Schlachten erstritt. Wohl wurde ihm in schneller Folge das neugestiftete Eisenkreuz 2. und nach Großgörschen 1. Klasse. Aber, — wenngleich er auch später in einer Randbemerkung zu den Memoiren des Grafen Ségur Yorks Tat geschichtlich billigte, — nie konnte der König vergessen, daß York einst seinem eigenen Willen vorgegriffen hatte. Es mag in königlicher Brust so eine Art Gefühl gelebt haben, wie Ferdinand von Österreich es gegen Wallenstein empfand. Die ganze Karriere, die Konduite des Generals lag, wie man so sagt, dem König nicht. Jenes Wort eines Zeitgenossen, daß in York entweder ein großer General oder ein großer Räuberhauptmann stecke, war wohl nicht ganz ohne Grund. Wenngleich der General von seinem Offizierkorps unbedingte Subordination forderte, ihm selbst lag sie nicht im Blut. Wir werden da noch manche Vorgänge im Blücherschen Hauptquartier kennen lernen; also ein Mann, nur zu geneigt, „über die Schnur zu hauen", was dem dritten Friedrich Wilhelm allemal ein Greuel war. Zu gerecht, um dem Verdienste öffentlich die Krone zu versagen, war der König dennoch zu eng, um Yorks Verdienst an seiner Persön-

Digitized by Google

lichkeit zu messen. Dazu gehörte ein weiterer Blick, wie ihn Blücher und Scharnhorst, wie ihn selbst Gneisenau, trotz bitterster Feindschaft mit York, stets bewies. Auf dies Verhältnis Yorks zum König hier hinzuweisen, schien uns nötig, denn über das Gehege von Yorks Zähnen kam nie ein Wort darüber. Am 22. März, als der König nach Potsdam gekommen war, hatte der General eine Audienz. Am Tage vorher hatte Scharnhorst dem General York einen hohen russischen Orden geschickt, begleitet von einem schmeichelhaften Handschreiben Kaiser Alexanders. Scharnhorst selbst hatte einige Zeilen beigefügt: „Mit unbeschreiblichem Vergnügen," schrieb der große Mann," übersende ich Ihnen den Alexanderorden; der Kaiser Alexander spricht von Ihnen mit der größten Achtung, er sieht Sie an als einen Mann, dem wir unendlich viel zu verdanken haben, und der König stimmt damit ein. Ich bitte Sie daher inständigst: Setzen Sie sich über alle kleinen Unannehmlichkeiten hinweg: ich lebe nur allein in solchen." — Der kannte seinen Mann, jedenfalls waren diese Zeilen eine kleine Präparation für die bevorstehende Audienz beim König. York ging dem Augenblick nicht ohne Sorgen entgegen. Man will im Vorzimmer des Königs zunächst einen lauten Wortwechsel gehört haben, dann ruhiges Sprechen. Andere Augenzeugen wollen nichts gehört haben, auch Yorks Adjutant nicht. „Der eiserne Mann", sagt dieser, „ließ sich nicht ausforschen. Nur soviel glaube ich bemerkt zu haben, daß bei der Revue vor seiner Majestät nach der Audienz York ganz heiter schien, so gedankenschwer er auch in das Königliche Schloß gegangen war."

An demselben Tage, an welchem York mit der 1. Division seines Korps in Berlin einzog, am 17. März, war auch in Breslau ein großer Tag. Dort erschienen die berühmten königlichen Erlasse „An Mein Volk" und „An Mein Kriegsheer". Schon mit dem Augenblicke, wo der Kaiser Alexander von Rußland als treuer Verbündeter des preußischen Königs in Breslau vom Jubel des Volkes begrüßt war, als der russische Kaiser den von Napoleon geächteten Freiherrn von Stein persönlich aufsuchte, gab es kein Geheimhalten der immer mehr anschwellenden Volksbewegung Preußens gegen die Franzosen mehr.

Bis zuletzt war es Hardenberg gelungen, den französischen Gesandten über Preußens Bündnisstellung zu täuschen. Noch Mitte Februar hatte er eine Unterredung mit Graf Saint-Marsan gehabt, die sich zuzuspitzen drohte, trotz des ausgezeichneten Verhältnisses, welches sonst zwischen Hardenberg und dem Franzosen bestand. Die ungeheuer aufregende Wirkung der Freiwilligen-Aufrufe vom Februar hatte den Gesandten stutzig gemacht. „Das Alles", sagte er zu Hardenberg, „wird der Kaiser ansehen als einen entscheidenden Schritt Preußens, die Allianz zu brechen, und das wird die schlimmsten Folgen haben. Wollen Sie sich wirklich in eine unabhängige Lage versetzen, nun wohl, dann nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht schließlich als die Geprellten dastehen. Mir scheint, daß Sie Ursache haben, Österreich zu mißtrauen, das insgeheim immer um Ihr Schlesien buhlt und den günstigen Augenblick sich schon ersehen wird. Von der Politik des russischen Kabinetts haben Sie längst überzeugende Belege. Wenn der Kaiser sieht, wie Sie vorgehen, so wird er sich schließlich mit Rußland verständigen und die Mächte werden Frieden schließen auf Ihre Kosten, ohne daß Sie imstande sein werden, den richtigen Weg wieder zu gewinnen, den Sie verlassen, um ihren Untergang zu finden." In dieser Äußerung Saint-Marsans lag eine versteckte Drohung, die Hardenberg für den Augenblick erregte und ihn aus seiner wohlgeführten Reserve lockte. „Wenn Frankreich", so entgegnete er, „wirklich die Absicht haben sollte, einen Frieden auf Kosten Preußens zu schließen und das Land zu teilen, so wage er mit Sicherheit dafür Bürgschaft zu geben, daß der Kaiser Napoleon in Preußen ein zweites Spanien finden werde, bereit zu jedem Opfer, und daß der König, umgeben von seinen treuen Untertanen, sich gegen den ungerechten Angreifer bis zum letzten Blutstropfen wehren werde."

Der Bericht, den Graf Saint-Marsan über diese Unterredung nach Paris sandte, ist nicht bekannt geworden. Möglich, daß Hardenberg gefürchtet hat, Saint-Marsan könne, stutzig gemacht durch seine Äußerung über ein preußisches Spanien und durch das immer mehr anwachsende Kriegstreiben in Breslau, sein Wohlwollen verlieren und einen ungünstigen Bericht nach Paris senden. Er machte dem Grafen am 15. Februar einen Besuch und gedachte, das etwaige Versehen durch erneuerte Beteuerungen gut zu machen. Der Bericht, den Saint-Marsan an diesem Tage nach Paris sendet, ist denn auch wieder durchaus wohlwollend gehalten. „Ich habe bemerkt", schreibt Saint-Marsan, „daß der Staatskanzler fürchtet, daß mein Eifer, den ich ihm bei der Aufrollung schreckensvoller Bilder von dem Untergange Preußens zeigte, auf meine Depeschen Einfluß haben, und daß, wenn ich die Sachen unter einem dringenden Gesichtspunkte vorstellte, Seine Majestät der Kaiser sich sofort zu einigen gewaltsamen Maßregeln bestimmen und die Verbindung zerreißen könnte, welche Hardenberg zu erhalten wünscht, indem er sie fortwährend für die einzige hält, welche den wahren Interessen Preußens angemessen ist. Noch heut hat der Baron Hardenberg mir es zwanzigmal zugeschworen, daß sich das System nicht geändert hat, daß mit Rußland weder direkte noch indirekte Unterhandlungen stattgefunden haben. Er sagte mir, daß er mit einer Ungeduld und Unruhe sondergleichen eine Antwort aus Paris erwarte, da, wenn in Erwägung der Umstände der Kaiser den für die Neutralität Schlesiens getanen Schritt billige (wofür Hardenberg die Bewaffnung der Freiwilligen und die ganze rege Rüstung allenthalben ausgab) und Preußen einige Unter-

Digitized by Google

ſtützung gewähre, das Syſtem gefeſtigter ſei als jemals, da einzig und allein nur die Verzweiflung Preußen in die Arme Rußlands treiben würde. Er wiederholte mir, wie ſehr das Benehmen des Königs ſeit dem Rückzuge der großen Armee ſeine Redlichkeit beweiſe, daß, wenn er das Syſtem hätte ändern wollen, er nicht bis jetzt gewartet, ſondern die ſich ihm früher darbietende Gelegenheit benutzt haben würde. Ich darf glauben, daß der gegenwärtige Plan ſo iſt, wie ihn Baron Hardenberg angekündigt hat. Allein ich weiß nicht, ob er dabei wird beharren können, ob man der Gewalt, im Falle Kaiſer Alexander deren ſofort anwendet, und ob man den freundſchaftlichen Anträgen, welche durch die uns hier feindliche Partei unterſtützt werden, widerſtehen wird, wenn nicht Seine Majeſtät der Kaiſer es für angemeſſen findet, Preußen einiges wirkſame Wohlwollen zu erzeigen. Ich weiß aus guter Quelle, daß der König von neuem zu dem Glauben gebracht worden iſt, welche Opfer er auch immer bringe, ſein Untergang ſei dennoch entſchieden. Die Weigerung jeder Abſchlagszahlung (wir wiſſen, wie vergeblich ſich Hatzfeld und Kruſemark in Paris bewarben, eine ſolche auf die 94 Millionen zu erhalten), der Lärm, der über den Fall York erhoben worden iſt, ganz beſonders aber die Verſagung der Erlaubnis, über die Neutralität Schleſiens zu unterhandeln, haben ſeine Beſorgniſſe nur geweckt. — Gerade nachdem ich gegen dieſe Unterhandlung mit Rußland meinen Widerſpruch eingelegt habe (am ſelben Tage, an welchem dieſer Bericht des Grafen Saint-Marſan aus Breslau fortging, traf Kneſebeck beim Kaiſer Alexander ein. Er reiſte unter dem Namen eines Kaufmanns Edeling), hat man der Aushebung der jungen Leute größeren Umfang gegeben, wie Eure Exzellenz (der Herzog von Baſſano) aus den Zeitungen von Breslau vernommen haben wird. — Trotz alledem wird es, wenn Seine Majeſtät der Kaiſer es in ſeinem Intereſſe findet, ſich das Bündnis Preußens zu erhalten und nur etwas für Preußen tut, ſehr leicht ſein, den König bei dem Syſtem feſtzuhalten, das er bisher befolgt hat. Man zügelt ſchon die vorlaute Sprache der jungen Leute und hat ſogar einem Profeſſor (wir erinnern uns des braven Henrich Steffens) einen ſtrengen Verweis erteilt, da er ſich erlaubt hatte, ſeine Hörer gegen die franzöſiſche Armee als den wirklichen Feind aufzuhetzen." So ſchrieb noch am 15. Februar der Graf Saint-Marſan an den Herzog von Baſſano nach Paris.

Abſchied von den Seinen
Nach einer Zeichnung von L. Wolf, geſtochen von Jügel

Gleichzeitig, wenige Tage ſpäter, ging auch ein Brief des Geſandten an den Vizekönig von Italien ab, der damals noch in Frankfurt a. O. ſtand. Hier berichtet Graf Saint-Marſan ähnlich, aber der Brief an den Vizekönig hat einen merkwürdigen Schluß: „Im übrigen," heißt es da, „beträgt man ſich bis jetzt uns gegenüber ſehr rückſichtsvoll, das heißt von ſeiten der Regierung, — denn die ganze Nation iſt des Teufels."

Sie war des Teufels. Ein Blinder, um dies abgehetzte Bild zu gebrauchen, mußte mit dem Krückſtock fühlen, wie die Sache in Preußen ſtand. Wußte Saint-Marſan in der Tat nicht, woran er war? „Wenn ich den perſönlichen Charakter des Grafen Saint-Marſan," ſchreibt der damalige Oberſt von Boyen in ſeinen Erinnerungen, „mir zurückdenke und erwäge, daß er ein geiſtreicher Mann war, daß er in Breslau unter Menſchen lebte, die beſonders in der letzten Zeit ſehr offen ihre Meinung ausſprachen, ſo kann ich nicht glauben, daß der kluge Piemonteſe, der nur gezwungen in Napoleons Dienſte getreten war, ſich eigentlich habe täuſchen laſſen. Es iſt ihm wahrſcheinlich ganz recht geweſen, die wörtlichen Äußerungen Hardenbergs in ſeinen Depeſchen ohne eine weitere Kritik ſeinem Gebieter mitzuteilen und ſo ohne Verantwortlichkeit Napoleon einzuſchläfern: Der ehemalige ſardiniſche Miniſter hat ſich gewiß nicht geärgert, wenn auf dieſem Wege der Fall des korſiſchen Kaiſers beſchleunigt wurde."

Und ſelbſt wenn Saint-Marſan mehr blind als ſehend geweſen wäre, die Tatſachen, die ſeit Anfang März um ihn niederpraſſelten, mußten ihm die Augen öffnen, wohin die Politik Preußens trieb. Als Karl von Raumer in der Nacht zum 10. März Breslau verließ, um nach Berlin zu fahren (wir ſahen ihn dort), hatte

Digitized by Google

er im Poststädtchen Neumarkt eine sehr interessante Begegnung. (Kleine Städte haben ihre besondere Geschichte. Hier in diesem Neumarkt weilte Friedrich der Große am Vorabend der Schlacht von Leuthen, hier empfing er die frohe Nachricht, daß die Österreicher das sichere Lager von Breslau verlassen hatten und ihm entgegenzögen, „der Fuchs hat sein Loch verlassen, meine Herren, nun werden wir ihm das Fell ausklopfen!") Also dies Neumarkt. „Hier fanden wir," sagt Raumer, „in der Poststube Offiziere; einer von ihnen zog durch sein außerordentlich imponierendes Ansehen meine Blicke auf sich. Es war, wie ich erfuhr, Gneisenau, der nach Breslau eilte." So war denn auch dieser „strategische Besieger" Napoleons auf dem Wege zu seiner Aufgabe. Er traf am Geburtstage der verstorbenen Königin in Breslau ein. Der König hatte an diesem Tage die Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes erlassen. Aber es war noch anderes im Werke, und zwar der „Aufruf an mein Volk". Man hatte die Abfassung desselben dem Legationsrat Ancillon übertragen, der wohl einen öligen Wortschwall, aber nichts Packendes zustande brachte. Gneisenau kam zur rechten Zeit, um mit seinem klaren Blick für die Wirklichkeit und seinem entwickelten dichterischen Gefühl für das Echte hier einzugreifen, damit nicht dieser Wischwasch des vertrockneten Schönredners, des „Beichtvaters", wie Gneisenau ihn nannte, in die Öffentlichkeit kam. In unendlicher Länge führte dies Manifest die viele Mühe auf, die Preußen sich gegeben habe, um die Zuneigung Napoleons zu gewinnen. Es war mehr die detaillierte Anklageschrift eines peinlichen Advokaten mit Phrasen geschmückt, die nichts sagten, als der Ruf zur Notwehr an ein ganzes seit sieben Jahren geknechtetes Volk. Das Machwerk war reicher an Worten als an Gedanken, und da Ancillon von Beruf Prediger und jetzt Erzieher des Kronprinzen, sie auch noch im Kanzelpathos vortrug, schlief der von übermäßiger Arbeit ermüdete Scharnhorst über dem Wortgeklingel ein. Gneisenau erfaßte sofort mit souveränem Witz die Lage und sagte trocken: „Ich stimme für die Arbeit des Herrn Legationsrat, denn sie wird unsere Feinde einschläfern." — Dem Staatskanzler aber schrieb er alsbald sein kurzes Urteil: „Phrasen glänzen, wo Gefühle, lang zurückgehaltene Gefühle, sprechen sollten. Man hat kleine Beschwerden hervorgesucht, wo ein langes Unrecht uns angetan worden ist."

Übrigens ward auch Gneisenau von dem König nicht besonders liebenswürdig empfangen. Er war einer von den 1812, als das Bündnis mit Frankreich geschlossen wurde, aus der Armee geschiedenen Offizieren. „Der König empfing mich," schrieb er an seine Frau, „mit einigen Worten des Tadels über meinen Dienstaustritt." Er war auch einer von denen, für deren geistiges Maß und besonderen Charakter der bürgerliche König kein Verständnis zeigte. „Man versteht diese Widersprüche nur," sagt der Biograph Gneisenaus, Hans Delbrück, „wenn man sich klarmacht, daß der König mit einer Art von Gewalt durch einige wahrhaft große Männer unter seinen Dienern und jetzt auch durch den gewaltsam ausbrechenden Instinkt seines Volkes zu der rettenden Tat des Freiheitskrieges gezwungen wurde. Er verkannte nicht ganz, daß es nichts als die echte deutsche Treue war, die ihm diese Gewalt antat, aber er empfand den Zwang, der ihm geschah, doch mit Mißbehagen und Widerwillen. Er hatte es Gneisenau persönlich übelgenommen, daß er 1812 seinen Abschied gefordert, und konnte sich nicht versagen, ihn das merken zu lassen. Er hatte aber doch geduldet, daß Hardenberg ihn mit jenen geheimen Aufträgen versah, und gönnte ihm auch, da jetzt die Entscheidung für den Kampf gefallen war, einmal einen freundlichen Händedruck." Gneisenau machte sich nun mit dem Regierungsrat Theodor Gottlieb Hippel daran und es entstand der berühmte „Aufruf an mein Volk", der in seiner Form ebenso mustergültig wie in seinen Gedanken tief, knapp und schlagend ist. Die privilegierte schlesische Zeitung von Sonnabend 20. März 1813 brachte an ihrem Kopfe in fetter Schrift die Botschaft: „Seine Majestät der König haben mit Seiner Majestät dem Kaiser aller Reussen ein Off- und Defensiv-Bündnis geschlossen." Dann folgten in demselben Blatte nacheinander die Aufrufe: „An mein Volk", „An mein Kriegsheer" und die „Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes".

Mit der Veröffentlichung dieser Aufrufe war die Kriegsstandarte gehißt und flatterte lustig im Sturm, zu dem sich der frische Wind, der seit Anfang Februar durch Preußen ging, allmählich entfacht hatte. Graf Saint-Marsan erhielt seine Pässe und der achtungswerte Mann gewann es über sich, dem früheren Verbündeten und guten Freunde noch warnende Worte zu sagen. „Bedenken Eure Exzellenz", rief Saint-Marsan, „die großen Hilfsmittel Frankreichs und das Feldherrngenie Napoleons, und setzen Sie die Existenz des Königs und des Landes, das ich lieb gewonnen habe, nicht leichtsinnig aufs Spiel, denn alle diese Knaben und Jünglinge, die ich hier in Breslau habe heranziehen sehen, werden Preußen vor der Übermacht Napoleons nicht retten."

Die Kriegserklärung, die General von Krusemark am 27. März in Paris überreichte, war lang und breit gehalten und führte alles Mögliche an, nur traf sie nicht den springenden Punkt, nämlich, daß Preußen ganz einfach zu den Waffen griff, um für seine Existenz zu fechten. Die Kriegserklärung machte dem französischen Kaiser und dem Herzog von Bassano, seinem Minister, eine Antwort leicht. Zählte Preußens Manifest alle die Sünden auf, die Frankreich in den letzten Jahren gegen Preußen verübt hatte, so antwortete Napoleon mit einem Sündenregister der preußischen Monarchie, welches mit der Losreißung Schlesiens von

Digitized by Google

Preußiſche Soldaten 1813
Nach Fr. Walter

Öſterreich begann und mit Yorks Abfall endigte. Es war darauf abgeſehen, durch dieſe Gegenerklärung Preußens Politik vor aller Welt der fortgeſetzten Treuloſigkeit zu verdächtigen. „Was bleibt für Preußen übrig?“ hieß es da. „Es hat nichts für Europa, es hat nichts für ſeinen alten Alliierten getan, es will nichts für den Frieden tun. Eine Macht, deren Verträge bloß bedingt ſind, kann niemals ein nützlicher Vermittler werden, ſie garantiert nichts, ſie iſt nichts weiter als ein bloßer Geſprächsgegenſtand, ſie iſt nicht einmal eine Barriere. Der Finger der Vorſehung hat ſich in den Ereigniſſen des vergangenen Winters gezeigt, er hat ſie herbeigeführt, um falſche Freunde zu entlarven und getreue kennen zu lernen. Der Himmel hat Seiner Majeſtät dem Kaiſer hinreichende Macht gegeben, um den Triumph der einen und die Züchtigung der anderen zu ſehen.“ — Man war in Europa ſchon zu ſehr an die großen Worte der Napoleoniſchen Manifeſte gewöhnt, um ſie ſeitens der Kabinette ſehr ernſt zu nehmen. Im Sturmwind aber, der durch Preußen brauſte, verhallte jedes Wort dieſes franzöſiſchen Kriegsmanifeſtes. Die begeiſterten Männer und Jünglinge, die ſich im Waffendienſt übten, fühlten alle, daß hier nicht mehr die Diplomatie, ſondern das Schwert entſcheiden müſſe.

Napoleon ſelbſt nahm die Erklärung Kruſemarks kalt entgegen. „Der König von Preußen,“ ſagte er achſelzuckend, „iſt als Privatmann ein guter, loyaler und honetter Menſch. Was aber ſeine Politik betrifft, ſo fügt er ſich der Notwendigkeit: man kann ihm nur gebieten, ſolange man die Gewalt hat und die Hand zum Schlage ausholt. Übrigens iſt mir ein erklärter Feind lieber als ein Freund, welcher immer auf dem Sprunge ſteht, mich zu verlaſſen. Dieſer Abfall iſt die Strafe dafür, daß ich in Tilſit den Fehler beging, das Haus Hohenzollern wieder auf den Thron zu ſetzen und es ſogar meiner Allianz zu würdigen. Es iſt nicht das erſtemal, daß in der Politik die Großmut eine ſchlechte Ratgeberin iſt.“

Der Kaiſer ahnte damals nicht, welch ein Feind ihm in dieſem gedemütigten Preußen entſtand. Er hielt nach dem unglücklichen Feldzuge von 1812 wohl Rußland für einen gefährlichen Gegner, namentlich wenn eine Allianz mit Öſterreich zuſtande kam, die er aber zunächſt auf jede Weiſe politiſch zu hintertreiben ſuchte. Daß aber das geſchwächte und ausgeſogene preußiſche Königreich der Vorkämpfer werden würde, das ahnte er nicht. Nicht im entfernteſten dachte er daran, daß dies Land eine Truppenmacht von faſt 300000 Menſchen ins Feld ſtellen könnte. „Vergiß nicht,“ ſchrieb er beruhigend an den Vizekönig von Italien, „daß Preußen nur vier Millionen Einwohner zählt; es hatte auch in ſeinen günſtigſten Zeiten nie mehr als 150000 Soldaten, jetzt wird es nicht mehr als 40000 haben.“

Unterſchätzte aber der Kaiſer ſo ſehr ſchon die Zahl der preußiſchen Truppen, wie unterſchätzte er da den Geiſt, der die Hunderttauſende beſeelte. Nie hat ſich wohl ein Gegner ſo ſehr über den andern getäuſcht, wie hier der Kaiſer über Preußens Wehrkraft. Indes, wie konnte der Sohn der Republik es ahnen, daß auf des Königs Ruf in Preußen jeder zu den Waffen griff, der nur ein Gewehr tragen konnte, daß ſelbſt die zarte Gelehrtenhand, ſonſt nur des Federkiels gewohnt, zur Muskete griff?

„Ich komme von einem Geſchäft,“ ſchrieb Niebuhr damals in jenen entſcheidenden Tagen, „wovon du dir ſchwerlich vorſtelleſt, daß ich es treibe: vom Exerzieren. Schon vor dem Abzug der Franzoſen fing ich

Digitized by Google

an, das Exerzieren heimlich zu treiben; ein einzelner aber kann nichts Ordentliches lernen. Seitdem die Franzosen fort sind, exerziert eine Gesellschaft von einigen zwanzig Männern in einem Garten, und nun sind wir schon über das Schwierigste hinweg. Wenn meine Vorlesungen zu Ende sind, d. h. vom Anfang der künftigen Woche an, werde ich suchen, an den Vormittagen mit ordentlichen Rekruten zu exerzieren, und so oft als möglich nach der Scheibe schießen. Es ist sehr viel wert, in dieser Zeit ein regelmäßig wehrhafter Mann zu sein; aber es kann auch absolut unentbehrlich werden. Täglich können wir die Publikation eines Gesetzes über Landwehr erwarten. Es ist noch ungewiß, ob ihre Bestimmung bloß ist, sich zu formieren, um eventuell aufstehen und sich der Armee anschließen zu können, wenn der Feind wieder vordringen sollte, oder ob man mit diesem Aufgebot, sobald es gebildet ist, die reguläre Armee ergänzen und verstärken will. Das Letzte scheint mir bei weitem das Beste; haben die Franzosen im Revolutionskriege uns mit Massen geschlagen, so müssen wir sie nun, beides, mit der vortrefflichen regulären Armee, welche sie damals nicht hatten, und mit Massen schlagen. Es scheint beschlossen, daß vorläufig der vierzigste von der ganzen Bevölkerung zur Landwehr durchs Los genommen werden soll. Nur die, welche körperliche Unfähigkeit beweisen können, sowie Prediger und Lehrer sind eximiert; sonst müssen alle Männer vom 18. bis 45. Jahre losen. Offizianten werden vielleicht Stellvertreter nehmen dürfen, nach der vorläufigen Anzeige. Da ich nun aber in der Wahrheit kein Offiziant bin, so hinge auf jeden Fall mein Gehen oder Bleiben vom Lose ab; und da scheint es mir richtiger und anständiger, das Los des Gehens freiwillig zu ziehen, d. h. mit andern Freunden, ehe es zum Losen kommt, den Bürgern das Beispiel eines freiwilligen Anerbietens zu geben. In vier Wochen hoffe ich so gut eingeübt zu sein, als irgendein Rekrut, den man als ausexerziert anerkennt. Das schwere Gewehr machte mir anfangs so viel zu schaffen, daß ich fast verzweifelte, ob es g hen würde; allein man findet die Kräfte wieder, die durch Nichtübung eingeschlafen waren. —Ich freue mich, daß sich nun schon Schwielen an den Händen bilden; denn solange ich eine zarte Gelehrtenhaut hatte, schnitt das Gewehr gewaltig ein.

Das ist nun freilich ein ernster Schritt, wenn die Sache vom Staat so ernsthaft gemeint ist, wie sie es sein sollte; und weil unsere Kriegsmaßregeln vom General Scharnhorst ausgehen, so kann man hoffen, daß, was geschehen sollte und das Beste ist, auch wirklich geschieht. Wenn aber die durch Gottes wunderbare augenscheinliche Fügung dargebotene Befreiung — nachdem er uns für unsere eingewurzelten Sünden genug gezüchtigt — uns nicht bereit fände, daß jeder sich hingäbe, so können wir nicht gerettet werden. Wir müssen nicht von der Armee fordern, daß sie uns die Freiheit erfechte, unter der Leitung unserer älteren und geschickteren Brüder müssen wir es auch selbst tun."

Und noch ein anderer, der damals durch die preußischen Lande reiste, um sich auf den voraussichtlichen Kriegsschauplatz zu begeben, nachdem er seine Beobachtungsreise im Auftrage seiner Regierung ausgeführt hatte, ein anderer, der dem Kaiser wohl hätte verraten können, wie es eigentlich in Preußen stand. Es war ein Mann, der nach wenig Jahren diesem Gewaltigen nur zu bekannt werden sollte: der englische Oberst Hudson Lowe, der die Dinge um sich mit scharfen und aufmerksamen Augen zu betrachten pflegte. Er kam von einer Reise nach Rußland zurück, wo er die deutsche Legion besichtigt hatte. Es handelte sich um englische Unterstützungsgelder für die Bewaffnung und Ausrüstung der in Deutschland fechtenden Truppen. Er fand die russische Armee in einem höchst bedenklichen Zustande: die Korps derselben immer nur ein Drittel so stark wie sie wirklich sein sollten. Aber was er in Preußen sah, das sah anders aus. Da fand er ein Volk in Waffen, alles exerzierte zu Fuß und zu Pferde, um sich für den großen Kampf um die Freiheit vorzubereiten. An 500 englische Meilen reiste er durch Preußen, von Königsberg bis hinunter auf den Kriegsschauplatz in Sachsen. Jedes Dorf, jede Stadt war bissig geworden und starrte vor Waffen. Schon stand das Heer im Felde, hier bildete sich der Nachschub, die Landwehr. Noch immer glaubte man in England, daß Rußland nach dem Ausgang des Jahres 1812 die eigentliche Macht sei, um Napoleon zu Boden zu schlagen. Aber jetzt zeigte sich dem englischen Oberst ein neues Bild. Diese Erhebung, so fand er, war ganz verschieden von der in Spanien, hier war keine anarchische Erhebung des Volkes, sondern sie war monarchisch und militärisch bis in die Knochen. Die Männer und Jünglinge, die hier exerzierten, hielten es für notwendig, Uniform zu tragen, sich in feste Verbände zu schließen und gehörig gedrillt zu werden, bevor sie in den Kampf zogen. „Dies Heer," — zu dem Resultat kommt Hudson Lowe — „ist viel besser als unter König Friedrich, denn alle sind Eingeborene, beseelt von Hingebung und Vaterlandsliebe. England kann nicht zu große Opfer zur Unterstützung Preußens bringen, es ist der einzige Hebel außer Österreich, der mit Erfolg zum Umsturz der französischen Macht in Deutschland angesetzt werden kann. Die Interessen aller Staaten zweiten Ranges verdienen keinen Augenblick Beachtung, bevor Preußen in vollster Ausdehnung unterstützt ist und jede mögliche Hilfe an Menschen, Geld und Talent, welche England gewährleisten kann, sollten zu seiner Unterstützung gestellt werden."

Er hatte scharfe Augen, dieser Hudson Lowe, ein Mann, der sich nicht täuschen ließ, wohl wert, einst jemanden zu bewachen, der es wiederum wohl wert war, recht scharf bewacht zu werden.

Digitized by Google

23. Kapitel

Die zweiunddreißigste Militärdivision

Nachdem der Vizekönig Eugen Beauharnais Berlin nach Meinung des Kaisers zu früh aufgegeben hatte, galt es die Elblinie zu halten. Die Flügelpunkte dieser Linien waren südlich die Hauptstadt Sachsens, Dresden, nördlich das französisch gewordene Hamburg, den Mittelpunkt bildete Magdeburg. Der Vizekönig hatte sein Hauptquartier nach Leipzig verlegt. Die Verteilung der französischen Macht war nun die folgende: Den rechten Flügel bei Dresden und Meißen bildete das VII. Korps unter dem General Grafen Reynier. In diesem Korps waren die Reste der sächsischen Truppen, die Division Durutte und einige Regimenter polnischer Truppen, meistens Rekruten, unter dem tapfern General Dombrowski vereinigt. Die von Napoleon durch einen Erlaß vorgeschriebene Einteilung der neugebildeten großen Armee ließ sich so ohne weiteres noch nicht streng einhalten. Leute, wie Marschall Davout, mußten dort verwendet werden, wo sie am Platze waren. So wurde denn der Fürst von Eckmühl mit 4500 Mann zur Verstärkung an den rechten Flügel nach Dresden geschickt. Hierher war der erste Stoß der vorrückenden Russen und Preußen zu erwarten. Der Marschall übernahm das Oberkommando über den rechten Flügel, der sich von Dresden über Meißen bis Torgau erstreckte.

In Torgau stand der sächsische Generalleutnant von Thielmann; wir kennen diesen Thielmann von Borodino her, wo er an der Spitze seiner sächsischen Reiter die Rajewski-Schanze stürmen half. Sein Ruhm war ihm zu Kopfe gestiegen; seine persönliche Bravour war noch das Beste an ihm, aber es drängte ihn jetzt danach, eine politische Rolle zu spielen. Er bildete in Torgau ein neues Korps, einschließlich der Rekruten hatte er 6000 Mann zusammen. Er hatte aber vom König von Sachsen, der um jene Zeit eine ganz eigentümliche Rolle spielte, den Befehl, die Tore der Festung Torgau hübsch verschlossen zu halten und weder Russen noch Preußen noch Franzosen hinein zu lassen. Napoleon hatte befohlen, die Festung Torgau auf 6 Monate zu verproviantieren. Dies war wohl geschehen, aber Thielmann weigerte sich, den französischen Kommissar Lemur, der sich überzeugen sollte, überhaupt in die Festung einzulassen. Wir werden aber auf diese sächsischen Verhältnisse noch eingehender zurückkommen müssen, da sie durch die Schaukelpolitik des Königs Friedrich August und seiner Räte sehr verwickelt waren. Zunächst handelt es sich hier für uns darum, die französischen Stellungen an der Elblinie weiter zu verfolgen.

Der Vizekönig hatte bei Leipzig die Gardedivision Roguet, um Mitte März zirka 3000 Mann Infanterie und 1000 Pferde stark, zusammengezogen.

Bei Magdeburg sammelte sich das in Neubildung begriffene Observationskorps an der Elbe unter dem General Graf Lauriston; wir kennen ihn als Friedensboten des Kaisers an den alten Kutusow, bei dem er aber kein Glück hatte. Hier bei Magdeburg trafen fortwährend die neu herangeführten Marschbataillone aus Frankreich ein, um Mitte März zählte das Korps schon über 25000 Mann. Es war bestimmt, für den Feldzug das V. Armeekorps zu bilden, seine 2 Divisionen waren nördlich bis Tangermünde und südlich bis Dessau für den Beobachtungsdienst verteilt. In Magdeburg selbst und bei Stendal hinter diesem Beobachtungskorps sammelte sich das 2. Korps unter dem Marschall Victor, Herzog von Belluno. Das Korps zählte an 10000 Mann.

Das bisherige Avantgardekorps wurde, nachdem der Marschall Saint-Cyr erkrankt war, vom Divisionär General Grenier kommandiert. Es stand an der Straße von Leipzig nach Wittenberg und hatte an der Strecke Wittenberg—Aken, wo die Elbe die Biegung von Osten nach Westen macht, den Avantgardendienst. Die Festung Wittenberg, Stadt Dessau, Roßlau und Aken waren besetzt. Hier konnte man am ersten die über Berlin hinaus vordringenden Russen erwarten, und es galt, die Elbübergänge zu verteidigen.

Marschall Davout hatte auf seiner Linie an 18000 Mann und 81 Geschütze zur Verfügung. Im Zentrum der Elbstellung, von Torgau (dies ausschließlich) bis Tangermünde hinauf, standen, einschließlich der Gardetruppen bei Leipzig, an 55000 Mann Infanterie und Artillerie mit für die Verteidigung aus-

Digitized by Google

reichenden Geſchützparks; aber ſchlimm ſah es um die Kavallerie aus. Alles, was ſich bei der Gewaltkolonne des Vizekönigs an der Elbe befand, war etwas über 4000 Pferde ſtark. Davon waren 1000 Gardereiter beim Vizekönig, während der tapfere Graf Latour-Maubourg mit 1400 Reitern bei Wittenberg, der General Sebaſtiani mit 1800 Mann Kavallerie bei Magdeburg ſtand. Sehnſüchtig ſchielte das franzöſiſche Oberkommando nach dem ſchon wieder auf 2300 Pferde angewachſenen ſächſiſchen Reiterkorps. Aber König Friedrich Auguſt hütete ſich, dies an ſeinen getreuen Verbündeten abzugeben. Seine Reiterei begleitete den König zunächſt bis Plauen und dann ſogar bis Regensburg und Prag, wie wir noch hören werden. Alles Drängen des Marſchalls Ney, des Herzogs von Baſſano, des Kaiſers ſelbſt, nützte nichts: der König gab ſeine teure Reiterei nicht her.

Aber während die Stellung im Zentrum der Elbe, wenigſtens der Truppenzahl nach, ſtark genug erſchien (wie wenig ſie dem Kaiſer Napoleon gefiel, werden wir gleich hören), ſtand es um den linken Flügel an der Unterelbe ſehr ſchlecht. In Hamburg, dieſem wichtigen Punkte, ſtand unter dem General Carra Saint-Cyr nur eine ganz geringe Garniſon, die einſchließlich der Douaniers und Gendarmen 1000 Mann zählen mochte. Von Stralſund her war der Diviſionär General Morand im Marſch auf Hamburg. Er hatte zwiſchen 2 und 3000 Mann bei ſich, das war alles, was ſich um Mitte März an beweglichen franzöſiſchen Kolonnen auf dem rechten Elbufer befand. Hamburg, Lübeck, Bremen, dieſe 1810 mit Gewalt dem Kaiſerreich einverleibten Gebiete, waren ja allerdings franzöſiſche Städte. In Hamburg war der Hauptplatz der 32. Militärdiviſion, aber wie es um die Geſinnung in dieſen getreuen Städten ſeiner Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen ausſah, werden wir in Kürze hören.

Der Kaiſer Napoleon war mit den Berichten, die ihm Eugen Beauharnais über ſeine Stellungen an der Elblinie zugehen ließ, durchaus nicht einverſtanden. Der große Stratege hatte die Landkarte Deutſchlands zu genau im Kopfe (und außerdem lag ſie ſorgfältig mit Fähnchen beſteckt ſtets auf einem großen Tiſch in ſeinem Arbeitszimmer), als daß er nicht ſofort die Schwächen der Beſetzung der Elblinie erkannte. „Ihre Armee“, ſchrieb er ärgerlich, „ſteht wie eine Arrieregarde oder wie eine Avantgarde, es fehlt an jeder gründlichen Dispoſition. Was ſollen denn die Marſchälle Davout und Victor und ihre Generale tun, wenn der Feind über die Elbe geht, ein Fluß iſt kein Hindernis, und den Übergang können Sie nur verwehren, wenn Sie ſtarke Truppen am jenſeitigen Ufer in Brückenköpfen aufſtellen, welche bei dem Beginn des Übergangs den Feind ſofort anzugreifen haben. Will man ſich aber auf eine reine Defenſive beſchränken, ſo muß man die Truppen möglichſt in Maſſen vereinigen und über den im Übergang befindlichen Feind herfallen.“

Das waren allgemeine Inſtruktionen; und nun folgen die den genialen Blick des Kaiſers ſo recht zeigenden Details. Die Schwäche der Elbſtellung jenſeits Tangermünde und Stendal war dem Kaiſer nicht entgangen. „Was wollen Sie machen, wenn der Feind ſich gegen Havelberg wendet und zwiſchen Magdeburg und Hamburg die Elbe überſchreitet? Der Feind wird längſt in Hannover ſein, bevor Sie noch eine einzige Bewegung gemacht haben. Wie wird man ſich in Dresden ſchlagen, um die Brücke zu verteidigen, wenn der Feind mit 50000 Mann gegen dieſe Stadt marſchiert? Ich weiß ſehr wohl, daß es eine Hauptfrage iſt, was mit Dresden geſchehen ſoll, aber da läßt ſich nichts ändern. Die von Ihnen getroffenen Vorkehrungen decken die Stadt nicht. Will der Feind ernſtlich auf Dresden marſchieren, was machen dann die 31. Diviſion und die 6 Bataillone, welche Sie dem Fürſten von Eckmühl gaben? Die bedeuten ganz und gar nichts: ſie verteidigen Dresden nicht und ſetzen ſich einem kompromittierenden Schlage aus, wenn der Feind dort ſtark vorgeht. Liegt es nicht in der Abſicht des Feindes, ſich mit Gewalt Dresdens zu bemächtigen, ſo genügt General Reynier mit ſeinen, wie ich annehme, auf 12000 Mann ſtark ergänzten Kräften. Ein Rückzug des Generals Reynier von Dresden wird weder für uns eine Schande noch für Europa eine Neuigkeit ſein, es würde nur die Folge ſeiner früheren rückläufigen Bewegung ſein. Der des Fürſten von Eckmühl würde ein wirklicher Schimpf ſein, er würde zeigen, daß wir Dresden haben verteidigen wollen, es aber nicht konnten! Um Dresden zu verteidigen, müßten Sie ſich mit allen Ihren Truppen dort aufſtellen, ſo wie ich es Ihnen für Magdeburg befohlen habe, dann aber würden Weſtfalen, Hannover und die 32. Militärdiviſion (alſo Hamburg, Bremen, Lübeck, Lüneburg uſw.) ungedeckt ſein. Dies ſind jedoch die wichtigſten Punkte, und ich würde es vorziehen, den Feind in Leipzig, Erfurt und Gotha zu ſehen, als in Hannover oder Bremen. Es iſt ein Unglück, daß die beiden Obſervationskorps vom Rhein und das von Italien noch nicht imſtande ſind, auf Dresden zu marſchieren, aber ich will nicht das ganze Geſchick des kommenden Feldzuges aufs Spiel ſetzen, dadurch, daß ich Korps vorſchicke, deren Artillerie noch nicht vollſtändig und deren Kavallerie noch zu ſchwach. Die Bildung eines Lagers bei Magdeburg iſt an ſich das beſte Mittel, um Dresden zu verteidigen, indem dem Feinde die Luſt benommen wird, dorthin zu gehen, da derſelbe befürchten muß, daß wir von Magdeburg gegen Stettin vorgehen, und dies iſt auch das einzige Mittel, um die Armee zu reorganiſieren.“

Es ſind wundervoll klare Anweiſungen, welche dieſer Meiſter der Strategie hier dem Schüler (nur keinem ſehr gelehrigen) gibt: Verteidigung der nördlichen Elbe, Offenhaltung eines Angriffs auf Preußen,

Digitized by Google

wenn er notwendig wurde, was der Kaiser allerdings damals noch nicht wußte, denn die Kriegserklärung wurde von Krusemark ja erst 14 Tage später überreicht. Die Entscheidungsschlachten mochten dann in Thüringen oder Sachsen fallen, wie es der Vormarsch der Russen mit sich brachte. Allerdings rechnete Napoleon damals noch auf Österreichs Bundesgenossenschaft. „Der Feind", so hieß es in dem Brief an Beauharnais weiter, „hat lange nicht so viel Truppen als Sie, da er genötigt ist, Kräfte den Österreichern und den festen Plätzen an der Oder gegenüber zu lassen. Die Österreicher haben ein Beobachtungskorps in Böhmen (ein sehr bedenkliches Beobachtungskorps, mein Kaiser, das dir noch zu schaffen machen wird!) und beim Vormarsch auf Dresden werden die Russen gezwungen sein, ein Korps zur Beobachtung der böhmischen Pässe zurückzulassen."

Mag nun der Kaiser wirklich geglaubt haben, die Österreicher ständen noch ganz auf seiner Seite, was seit der Unterredung mit dem Grafen Bubna allerdings eine seltsame Selbsttäuschung gewesen wäre, mag er diese Zeilen nur geschrieben haben, um dem armen Vizekönig Mut zu machen — bereits rächten sich die schwächlichen Anordnungen, die Beauharnais für das Gebiet der unteren Elbe getroffen hatte, denn innerhalb der 32. Militärdivision brachen Unruhen aus.

Wir haben in diesen Blättern von dem großen Notstand gelesen, der infolge der Kontinentalsperre über Norddeutschland und insbesondere über die Handelsstädte hereinbrach, Hamburg hatte furchtbar gelitten. Wir haben von dem Schmuggel erzählt, der in den Elbgebieten in grandioser Weise betrieben wurde. Es war ein ständiger, harter Kampf zwischen den französischen Douaniers und den Schiffern und Schmugglern. Der Wohlstand Hamburgs war tief gesunken, das Proletariat bedenklich vermehrt, mehr oder minder herrschte Not in allen Schichten; es war Zündstoff genug da, um einen Aufstand emporflackern zu lassen, sobald die Gelegenheit günstig schien. Um die Mitte Februar kam, um den Befehl über die Besatzung zu übernehmen, der Divisionär Carra Saint-Cyr nach Hamburg, — ein neuer Mann, der Verhältnisse nicht gewohnt.

Wir berichteten bereits, daß der Kaiser auf Anraten Savarys in ganz Frankreich die gesetzlich nur für den inneren Dienst der Stadt bestimmten Präfekturgarden der Linie einverleiben ließ, um die Armee zu verstärken. Da viele der in der Präfekturgarde dienenden jungen Männer den besseren Ständen angehörten, so machte diese Maßregel schon in Frankreich selbst viel böses Blut, wieviel mehr aber in diesen rein deutschen, mit Gewalt zu Frankreich geschlagenen Gebieten! Diese jungen Männer von der Nordküste Deutschlands waren noch unter dem altehrwürdigen Hamburger Stadtwappen, den drei Türmen, geboren, und jetzt sollten sie ihre Pflicht gegen ein aufgezwungenes Vaterland erfüllen, das überall in Hamburg seine Kaiseradler an die öffentlichen Gebäude geheftet hatte.

Der General Carra Saint-Cyr fürchtete mit Recht, jetzt, wo in Rußland die große Armee zugrunde gegangen war, wo die Kosaken schon in Berlin eingebrochen waren, auf Unbotmäßigkeit und Widerstand zu stoßen. Er befahl daher, daß die aus norddeutschen und hamburgischen Landeskindern bestehende Präfekturgarde auf das linke Elbufer übergesetzt werden sollte, um sie aus der Stadt zu entfernen. Aber er stieß auf Widerstand. Der 24. Februar, der Tag der Einschiffung, brachte eine Revolte mit sich. Hafenarbeiter, Handwerker, auch wohlhabende Bürger, verstärkt vom Pöbel, sammelten sich am frühen Morgen am Einschiffungsplatze, trieben die französischen Soldaten und Douaniers mit Ruderstangen und andern improvisierten Waffen vom Platze, wobei es Verwundete und Tote gab. Gleichzeitig brach nahe dem Altonaer Tore ein Krawall aus, der sich gegen die Douaniers richtete. Der Kapitän, welcher sie führte, befahl zu feuern und dies regte das Volk noch mehr auf. Der Mann wurde ergriffen und totgeschlagen. Der Aufstand wuchs. Der vom Gouvernement eingesetzte Maire Abendroth, als abtrünniger Deutscher tief verhaßt, kam kaum mit dem Leben davon, sein Haus wurde gestürmt und demoliert. Dieser Mann war seit langem eine Zielscheibe des Hohnes und der Verachtung. Als ihm vom Kaiser Napoleon der Orden der Ehrenlegion verliehen wurde, konnte man an allen Ecken der Straßen den Spottvers lesen:

„Des Himmels Abendrot zeigt uns den Stern der Liebe, —
Doch Hamburgs Abendroth zeigt uns den Stern der Diebe."

Ähnlich wie dem Maire erging es dem Polizeikommissar Rohr, der sich durch die Einrichtung eines widerwärtigen Spitzeltums verhaßt gemacht hatte. Die Seeleute und Schmuggler mischten sich in den Handel hinein, es gab eine wilde Douanier- und Gendarmenjagd, die Kaiseradler, die verhaßten französischen „Kuckucks", wurden herabgerissen und durch den Schmutz geschleift. Eine Anzahl von Konskribierten, die gerade auf dem Rathaus versammelt waren, wurden mit dem Rufe: „Brüder, ihr seid jetzt frei" davongeführt. An der Alster stieg auf einer Fahnenstange die hamburgische Flagge in die Luft, und ein grenzenloser Jubel brach aus, als sich die alten drei Türme wieder zeigten.

Die erschrockenen Franzosen verschanzten sich in ihren Wachthäusern, und schließlich mußte, damit in der Stadt keine Anarchie einträte, die hauptsächlich aus Hamburger Kaufleuten bestehende Bürgergarde

Digitized by Google

zuſammentreten, um die Ordnung wieder herzuſtellen. Auch der däniſche Kommandant in Altona, der General Ewald, fühlte ſich berufen einzugreifen, weil befürchtet wurde, daß eine Revolution in Hamburg auf die Schweſterſtadt Altona und das däniſche Gebiet übergreifen könnte. Er ließ eine Schwadron Huſaren in Altona einrücken, welche die Aufſtändiſchen auseinandertrieb. Sobald General Carra Saint-Cyr auf dieſe Weiſe wieder Oberwaſſer erhielt, ging er ſtreng vor. Die Stadt wurde in den Belagerungszuſtand erklärt, ein Kriegsgericht eingeſetzt und eine Menge Verhaftungen vorgenommen. Das erſte Opfer war de: Kaufmann Kupfer; angeklagt, eine ruſſiſche Proklamation verbreitet zu haben, wurde er am Morgen des zweiten März vom Standgericht zum Tode verurteilt und wenige Stunden ſpäter erſchoſſen. Dasſelbe Los traf noch ſechs andere hamburgiſche Bürger. Keiner war ſicher. Wer auf den Anruf der franzöſiſchen Schildwachen nicht ſofort Antwort gab, konnte einer Kugel gewiß ſein. Durch dies Schreckensregiment hielt der General die Stadt wohl einige Tage im Zaum, aber dann legte ſich die Bürgergarde ins Mittel. Zwei entſchloſſene Männer, der Buchhändler Perthes und der Dr. Heß, welche das Kommando der Bürgerwehr übernommen hatten, machten dem General begreiflich, daß die Bürgergarde, wenn ſie die Franzoſen vor den Übergriffen des Pöbels ſchützen ſollte, auch den Schutz ihrer Bürger beanſpruchen müſſe. Gleichzeitig machte der däniſche Geſchäftsträger dringende Vorſtellungen, daß, bei der Nähe der Ruſſen, eine Räumung der Stadt ſeitens des franzöſiſchen Militärs das Geratenſte ſei. So räumte Carra Saint-Cyr am 12. März die Stadt, nachdem er vorher die Bürgerſchaft noch ausdrücklich ermahnt hatte, „Seiner Majeſtät dem Kaiſer der Franzoſen auch ferner treue Anhänglichkeit zu bewahren". Die Räumung ſeitens des Generals war vom militäriſchen Standpunkte aus verfrüht. Der Kaiſer war wütend, als er die Kunde erhielt und beſchuldigte den Gouverneur der Feigheit, denn von Stralſund her war doch General Joſef Morand mit 1600 Sachſen, 450 Franzoſen unterwegs. Ja, General Morand, ein entſchloſſener Troupier, hatte nicht übel Luſt, trotz der Räumung durch Saint-Cyr die Stadt von neuem zu beſetzen. Aber der däniſche General Ewald wurde durch den Oberſt von Tettenborn dahin beeinflußt, den Durchmarſch durch das holſteiniſche, damals alſo däniſche Gebiet den Franzoſen nicht zu geſtatten. Wenngleich der Kaiſer Napoleon den König von Dänemark auch als ſeinen Verbündeten anſah, das Kabinett von Kopenhagen war dennoch ſchwankend geworden, zu wem es unter den bewandten Umſtänden halten ſollte. Alſo General Morand überſchritt, ohne das holſteiniſche Gebiet zu verletzen, am 17. März bei Zollenſpieker die Elbe, nachdem er am Tage vorher an der däniſchen Grenze nahe Bergedorf einen Zuſammenſtoß mit den Ruſſen gehabt hatte. General Morand, mochte er nun über die Stärkeverhältniſſe der Ruſſen nicht genügend unterrichtet ſein, mochte er die Übermacht an Reiterei fürchten, die Tettenborn hatte, — 1300 Koſaken, denen Morand nur 200 Reiter entgegenſetzen konnte, — zog es vor, zurückzuweichen und mußte ſogar bei Zollenſpieker 6 Geſchütze im Stich laſſen. Deutſche Autoren verwechſeln ihn ſtets mit ſeinem berühmten Namensvetter, Davouts Diviſionär bei Auſterlitz, jetzt dem neuen Korps Bertrand zugeteilt.

So gewann Tettenborn freien Eintritt in Hamburg. Er hatte vom Hauptquartier des Grafen Wittgenſtein den Befehl: „Hamburg zu beſetzen, die Einwohner dieſer Stadt und des Landes am linken Ufer der Elbe gegen die Franzoſen zu bewaffnen und die Depots und Vorräte des Feindes im nördlichen Deutſchland zu zerſtören." Mit 1300 Koſaken! Das war wieder ſo ein Koſakenvorpreſchen ohne den gehörigen Nachdruck ſtarker Linienkolonnen. Dieſe mit Jubel begrüßten Befreier ſtifteten im Grunde nichts als namenloſes Unheil und Unglück. Beſonders bedenklich war die Erklärung Tettenborns, die er einer Hamburger Deputation in Bergedorf gab, daß er der Einladung eines von Frankreich eingeſetzten Maires nicht Folge leiſten könne, daß er aber, wenn ſie zu ihrer alten Verfaſſung zurückkehrten, ſich von Frankreich losſagten und einen ehrlichen deutſchen Bürgermeiſter wieder einſetzten, gern in der Stadt erſcheinen und der Stadt ſeinen Schutz angedeihen laſſen würde. Dadurch aber, daß ſich die Hamburger hierauf einließen, wurden ſie, wie die Sachen lagen, zu Rebellen gegen das Kaiſerreich Frankreich, dem ſie politiſch angehörten. — Der Abend des 17. März brachte ein Vorſpiel zu dem Empfang Tettenborns, denn es ritten 12 Koſaken als Plänkler in die Stadt. Man riß dieſe verwilderten bärtigen Krieger vor Freude förmlich von den Pferden, man umarmte ſie, liebkoſte ſie, bewunderte ſie und trank mit ihnen ſo lange die Geſundheit des Kaiſers Alexander, bis dieſe dem anregenden Getränke nur allzuſehr zugänglichen Steppenſöhne ſchwer betrunken unter ihren kleinen Pferden lagen. Was dann am andern Tage, den 18. März, der Koſakenoberſt ſelbſt erlebte, mag uns Varnhagen von Enſe erzählen, der dabei war: „Geſtern gegen Mittag hielten wir unſeren Einzug, und ich glaube nicht, daß ich jemals in einer Schlacht, unter dem dichteſten Gedränge der Feinde in ſolche Lebensgefahr kommen werde, als ich mich hier im Gedränge und unter den Begrüßungen der Freunde befand. Sapperment! Die Hamburger führen einen Händedruck, an den ich Zeit meines Lebens denken werde! Solange Hamburgs Wälle ſtehen, war ſolch ein Tag der Freude nicht erlebt worden; nur die Befreiung von einem ſo ſchmählichen Joche konnte ſo unendlichen Jubel erzeugen. Bis auf zwei Meilen von Hamburg waren 30 Bürger zu Pferde den ruſſiſchen Truppen entgegengeritten, um ihre Führer zu ſein. Nach und nach, als der Zug der Stadt näher kam, vermehrten ſich die Begleiter und zogen unter

Digitized by Google

Jauchzen und Hurra vor der Kolonne her. Da wo der Nebenweg, den die russischen Truppen gingen, in die Hauptstadt fällt, stand die Bürgergarde zu Pferde aufmarschiert und setzte sich an die Spitze der Kolonne, und in einiger Entfernung von da schloß sich die Schützengilde dem voranmarschierenden Ehrenzuge an. Bis auf eine halbe Meile von der Stadt waren die Einwohner den Truppen entgegengekommen und füllten rechts und links alle Wege, Häuser und Gärten. Ein fortwährendes Hurra! begleitete den Zug, während die Kosaken ihre fröhlichen Nationallieder sangen (‚Schöne Minka, ich muß scheiden' und dergleichen Weisen, die damals halbwegs auch zu Volksliedern in Deutschland wurden). In einiger Entfernung vom Tore überreichte eine Deputation dem Obersten die Schlüssel der Stadt. Im Tore selbst erschienen 30 weißgekleidete Mädchen und bekränzten den Anführer unter freundlichsten Begrüßungen und unter lautem Beifallrufen des Volkes, das hier in Masse versammelt war und dessen Jubel sich zu einer Begeisterung steigerte, die alles mit sich fortriß: Vivat Alexander! Vivat Friedrich Wilhelm! Unsere Erretter, unsere Erlöser. Es lebe Rußland! Es lebe Preußen! Old England for ever! Es lebe Hamburg! Hurra!, Hurra riefen viele tausend Stimmen ohne Aufhören, so daß die Luft erzitterte. Unzählige Tücher wehten aus allen Fenstern und aus allen Wagen; die voranziehenden Zünfte schwenkten ihre bunten Fahnen; Hüte mit grünen Zweigen sah man auf hohen Stangen oder Degenspitzen getragen oder jauchzend durch die Luft geschleudert; alle Glocken läuteten, überall Freudenschüsse aus Flinten und Pistolen, und überall Hurra und Vivat von tausend und abertausend Stimmen. Von allen Seiten drängte das Volk heran und schmückte die Pferde der voranreitenden Offiziere mit grünen Zweigen, und die Damen warfen Blumen und Kränze. Viele sah man vor Freude weinen, Bekannte und Unbekannte umarmten sich und wünschten sich Glück, diesen Tag erlebt zu haben." (Armes Hamburg, zu früh deine Freude, — es gibt einen Marschall Davout, mit den stolzen Titeln Fürst von Eckmühl und Herzog von Auerstädt, — er wird dir andere tränenvolle Tage bringen!)

„Alles", — sagt Varnhagen weiter, „schien verbrüdert und von Entzücken berauscht. Am Abend war die Stadt erleuchtet und im Theater ward das jeden Hamburger elektrisierende Volkslied: ‚Auf Hamburgs Wohl!' gesungen. Als der Oberst Tettenborn aus dem Theater fahren wollte, spannte ihm das Volk die Pferde aus und zog ihn nach Haus, wo man ihn im Triumph auf den Schultern die Treppe emportrug. Die Beleuchtung dauerte bis drei Uhr, bis dahin waren die Straßen von unermeßlichem Jubel erfüllt. Wenn man einen solchen Tag erlebt, dann muß man Glauben an das Vaterland und die Zukunft gewinnen!

Friedrich Karl Freiherr von Tettenborn
Kaiserlich russischer General
Nach einer Lithographie

Dies Beispiel wird noch mächtiger auf das übrige Deutschland wirken, als die Erhebung Preußens, denn hier steht weder eine Schlacht von Jena, noch der Befehl eines Königs im Hintergrunde, — was hier geschieht, geschieht im Geiste einer freien deutschen Stadt, einer Republik! Möge nun das übrige Deutschland sich an diesen Geist anschließen, damit sich dereinst Preußen nicht rühmen möge, das Werk der Befreiung allein vollbracht zu haben. Soll uns der Kampf wahrhaft frommen, so müssen alle mithelfen, alle selbst Hand anlegen, wie es die braven Hamburger tun. Der guten Sache sehr förderlich ist es, daß Tettenborn ein Deutscher ist und meistenteils deutsche Offiziere in seiner Umgebung hat." —

Es scheint uns denn doch, daß Varnhagen die ganze Lage durch eine rosenrote Brille ansah oder daß der Bordeauxwein in Hamburg ausgezeichnet war. Befreit man damit ein Volk, daß man andauernd „Hurra" schreit, Hüte auf die Degen steckt und Pistolen in die Luft feuert, daß man einen Kosakenpulkführer, wie den Herrn von Tettenborn, unter Kränzen erstickt und seine Leute betrunken macht? Den guten Ham-

Digitized by Google

burgern war der Jubel über ihre vermeintliche Befreiung vom französischen Joch nicht zu verdenken; aber weder sie noch auch ihre Befreier haben sich hernach, als Davout und Vandamme vor ihren Toren hielten, auf der Höhe ihrer Aufgabe gezeigt. Was ist dieser fruchtlose Jubel der Hamburger im Vergleich zu den Taten, die in Ostpreußen, in Schlesien und überall in Preußen geschahen? Erst Davout mußte den Hamburgern zeigen, was ein Wille vermochte, als er sie zu Zehntausenden schanzen ließ.

Das erste, was der Oberst von Tettenborn erließ, war ein Befehl des kommandierenden russischen Generals Grafen von Wittgenstein, daß die Schiffahrt mit England wieder freigegeben sei. Im übrigen aber versuchte Tettenborn, so gut es ging, Hamburg in Verteidigungszustand zu setzen, und er rief daher schon am Tage nach seinem Einzug die Bürger zu den Waffen. Wie sollte er wohl, wenn die Franzosen einen neuen Vorstoß auf diesen von dem Kaiser selbst als hochwichtig bezeichneten Platz machten, mit seinen 1300 Kosaken und seinen paar Geschützen eine Stadt von dieser Größe und Ausdehnung halten können? Aber schon war dem ersten Freudentaumel die Ernüchterung gefolgt. Der friedliche Bürger wollte nicht gern seine eigene Haut zu Markte tragen. Man gründete eine hanseatische Legion aus Freiwilligen, aber nicht einmal die Geldopfer, welche dies erheischte, gingen so reichlich ein, wie es der Hamburger Geldbeutel wohl erlaubt hätte. „Die Hamburger Bürger," sagt ein Geschichtsschreiber, „wollten nicht selbst das Schwert in die Hand nehmen, weil es ihnen ungewohnt und unbequem war. Sie wünschten wohl die Freiheit und wollten dafür zahlen, aber es sollte auch nicht zu viel kosten." Man warf seitens der Bürgerschaft zunächst nur 200000 Taler für die Bildung dieser hanseatischen Legion aus. Das war bei einem Bestande von 2000 Mann für den Mann 100 Taler! Man rechne! Viel schlimmer sah es um die freiwilligen Beiträge aus, von denen nach einem Bericht der Berliner Vossischen Zeitung im ganzen 3000 Mark und ein paar hundert Goldstücke in den ersten vierzehn Tagen eingingen. Welche unerhörten freiwilligen Opfer brachte das verarmte Preußen gegen die, wenn auch im Handel zurückgekommene, so doch reiche Handelsstadt. Als General Vandamme von Bremen her anzumarschieren drohte, begann in Hamburg alsbald wieder Zittern und Zagen. Man gründete nun „auf Befehl des Obersten von Tettenborn" ein hamburgisches Bürgerkorps, zu dem alle Bürger vom 18. bis zum 45. Lebensjahr, also im Stile der preußischen Landwehr, eintreten sollten. Unter dem Drucke der Gefahr füllten sich denn auch die Reihen dieser Bürgerbataillone, aber es fehlte durchaus an militärischer Disziplin, an Eintracht und Unterordnung. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin ließ Ende März zur Unterstützung sein Gardebataillon von 400 Mann in Hamburg einrücken. Dazu kamen 200 Mann preußischer Freiwilliger unter dem Hauptmann von Lucadou. So bildete sich hinter den Mauern der alten Hansastadt ein buntes Gemisch von Verteidigern, von denen der größte Teil erst ausgebildet werden mußte. Es sah daher für den Fall, daß der Kaiser Napoleon eine festgeschlossene Waffenmacht gegen Hamburg warf, sehr bedenklich um die Verteidigung der wertvollen Stadt aus.

Inzwischen war auch Lübeck von den Russen besetzt worden. Oberstleutnant von Benkendorff war es, der mit seinen 300 Kosaken in das Mühlentor einrückte. Der Empfang und Jubel waren ähnlich wie in Hamburg. Weißgekleidete Ehrenjungfrauen mit Blumen und Lorbeerkränzen (welche, wie man sieht, damals für die russischen Parteigänger sehr billig zu haben waren), die Gewerke, Schützengilden, Gymnasiasten und Waisenkinder, selbst die Judengemeinde mit ihrer Bundeslade zogen den Russen entgegen.

Überall im Gebiet der 32. Militärdivision flammte der Aufstand empor. Im Lauenburgischen, im Hannöverschen, im Bremischen und in den oldenburgischen Landen wurde es lebendig. Besonders im Arrondissement Oldenburg. Bis in die Nähe von Bremen vorpreschende Kosakentrupps hatten die ganze Gegend beunruhigt und die von der Hoffnung getragene Meinung hervorgerufen, daß nun die Befreiung vor der Türe stände. Zwar in Bremen hielt der General Carra Saint-Cyr, der sich dorthin zurückgezogen hatte, die Ordnung aufrecht; auch General Morand nahm seinen Rückzug auf Bremen. Aber in Blexen und Edwarden kam es zu Revolten. Die Kommandanten der für den Schutz des Kontinentalsperregesetzes aufgeführten befestigten Batterien wurden vertrieben. Allenthalben hatte die Kontinentalsperre tiefe Wunden geschlagen, allenthalben konnte man ihre Abschaffung nicht erwarten. Als nun gar die Kunde kam, daß eine englische Brigg Truppen gelandet habe, ließ sich das Volk in Oldenburg nicht mehr zurückhalten, in Tossens, Ovelgönne, Brahe und Elsfleth wurden Gendarmen, Zollbeamte, selbst die Maires mißhandelt und vertrieben. Plünderungen der Zollmagazine blieben nicht aus, denn es mischten sich unter die vom ehrlichen Zorn getriebenen Bürger auch Elemente, die ihre Hände nicht rein halten konnten; außerdem verwischt ja auch ein lange genährter und aufflammender Zorn nur zu leicht die Grenzen des unmittelbaren Rechtes, das nun einmal besteht, und dies Recht war kaiserlich-französisch, es waren französische Gebiete, wenn auch mit Gewalt einverleibt, und, die sich hier empörten, waren nach dem nackten Gesetz Rebellen und Meuterer gegen die Staatsgewalt. Wir müssen uns dies vor Augen halten, um an die zu erzählenden Vorgänge den richtigen Maßstab legen zu können.

In der Stadt Oldenburg hatten, als ringsum die Unruhen ausbrachen, der Unterpräfekt Baron Frochot (sein Vater war Seinepräfekt gewesen und hatte sich durch seine Schlaffheit beim Ausbruch der Verschwörung

Digitized by Google

des Generals Malet die kaiserliche Ungnade zugezogen) und der Maire Erdmann, ein aufrechter Deutscher, eine Bürgergarde gebildet, die gemeinsam mit den Gendarmen die Ordnung aufrechterhielt. Als aber diese den Befehl erhielten, die Bremer Garnison zu verstärken und bereits auf dem Schloßplatz aufmarschiert standen, um abzurücken, kamen just einige Kolonnen Neukonskribierter an, Söhne der Marsch, die nur gezwungen zu den Waffen traten. Mit dem Ruf: „Die Kosaken sind vor Bremen, es gibt keine Konskription mehr, wir sind frei," lösten sich diese Konskribierten plötzlich auf, mischten sich unter die Menge und im Nu gab es einen Krawall. Das Pflaster wurde aufgerissen, ein Steinhagel richtete sich auf die Gendarmen, die in ein Stallgebäude retirierten und auch dann nur mit Mühe sich den Weg zum Tore hinausbahnen konnten. Der folgende Tag brachte einen Angriff der Volksmassen auf das Douanenmagazin mit sich. Nur mit unsäglicher Mühe gelang es der Bürgergarde, die bereits begonnene Plünderung zu verhindern. Da kam am 19. März ein Gendarmenkommando zurück, um den Unterpräfekten und die sämtlichen französischen Beamten nach Bremen zu geleiten. Dies Ausrücken der französischen Beamtenschaft, wenn Gefahr drohte, war immer ein Wetterglas für die Stimmung. Der Maire Erdmann erklärte denn auch dem Unterpräfekten, daß sein Abzug mit der Beamtenschaft als eine Aufgabe der Stadt betrachtet werden würde und bat um seine Entlassung. Auch die Bürgergarde legte die Waffen nieder und es war vorauszusehen, daß eine Anarchie einreißen würde. Baron Frochot, der zur Vermeidung einer solchen etwas tun zu müssen glaubte, setzte aus eigener Machtbefugnis jetzt eine Regierungskommission aus fünf Mitgliedern ein, angesehenen Oldenburger Bürgern: von Finckh, von Berger, von Nägelein, Klävemann und Bulling. Dann reiste er mit seinen Beamten eiligst davon. Am selben Abend noch erließ diese Fünfmännerkommission eine Bekanntmachung, — denn was sollte sie, von den französischen Behörden im Stich gelassen, sonst tun als Bekanntmachungen erlassen? — durch welche der bisherige Munizipalrat in eine Stadtkommission umgewandelt wurde, die Landmaires als Gemeindekommissare bestätigt wurden, die Einwohner zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung aufgefordert und die Staatsgläubiger durch das Versprechen des Verkaufs der in den Zollmagazinen befindlichen Waren beruhigt wurden. Alles, was die arme Regierungskommission in den drei Tagen ihrer Wirksamkeit überhaupt vollbrachte, war diese wirkungslose Kundgebung, an die sich niemand kehrte. Die sich befreit glaubenden Oldenburger Bürger waren in einem Freudenrausch, machten Umzüge, beleuchteten ihre Häuser und hißten auf dem Schloßturm die alte Herzogsfahne.

General Dominique Joseph Vandamme
Graf von Hüningen

Aber schon zog das Unwetter herauf. Über den unbotmäßigen Landen hing das Kriegsgesetz, schon war eine Colonne mobile in der Stärke von 1500 Mann unterwegs, um die Ruhe wieder herzustellen. Mit den kleinsten Ortschaften wurde kurzer Prozeß gemacht. Blexen, wo es besonders aufgeregt zugegangen war, wurde von der Soldateska geplündert, einige angesehene Einwohner mit nach Oldenburg geführt und zwei derselben dort ohne weiteres standrechtlich erschossen. In Oldenburg selbst gab es nichts mehr zu tun. Schon hatte der Maire Erdmann auf den Befehl des Präfekten Graf Arberg in Bremen die Leitung der Geschäfte wieder übernommen, die Regierungskommission war verschwunden, die oldenburgische Fahne auch, und nachdem der Kommandant der Kolonne eine Brandschatzung von 3000 Talern erhoben hatte, schien das Unwetter über Oldenburg dahingezogen zu sein.

Schien — denn nun trat einer auf den Schauplatz, der keinen Spaß verstand. Wesel, die französische Grenzfestung, schützte die Verbindungsstraße der französischen Elbarmee. Hier war General Vandamme

Digitized by Google

damit beschäftigt, zwei Divisionen zu sammeln und zu organisieren, als ihn der Befehl des Kaisers traf, die aufständischen Gebiete der 32. Militärdivision zu pazifizieren. Ein Kind der großen Revolution, dieser Vandamme. Ein zwanzigjähriger Krieg hatte ihn zu dem erzogen, was er war. Noch unter Robespierre war der Zweiundzwanzigjährige General der Republik geworden. Diese Revolutionsmänner verstanden sich auf das „Pazifizieren". Man stellte einige angesehene Bürger, ob schuldig oder nicht, an eine Mauer und ließ ein Peloton aufmarschieren: Salvengeknatter, und die Leute, die vor den Gewehrmündungen standen, waren für alle Ewigkeit pazifiziert.

Wir sind Vandamme in Rußland begegnet, wo er die Westfalen kommandierte, sich aber mit dem König Jerome nicht vertragen konnte. Herr von Loßberg, der damals ein Regiment unter sich hatte, hat uns den Mann geschildert: „Nie sah ich einen Mann, der ein so kraftvolles militärisches Äußeres hat, als General Vandamme. Wahrlich, er gleicht einem Kriegsgotte, der aber das Wort ‚Mitleid' durchaus nicht kennt. Alle seine Bewegungen verraten, daß er unter Robespierre zum General avancierte, indem sich eine rohe, eine wilde Kraft darin ausprägt. Ich schätze ihn, zu Fuß neben ihm an der Front des Bataillons heruntergehend, für einen Mann von sechs Fuß, der verhältnismäßig stark gebaut ist. Die Grundzüge seines Gesichts sind sehr schön gezeichnet, mit einer schöngeformten römischen Nase, großen schwarzen Augen und dunklen Haaren. — Ebenso derb und kräftig, aber ebenso lichtvoll ist seine Sprache, obgleich ihm die Worte nur so aus dem Munde strömen." Wir werden diese lichtvolle, fließende Sprache gleich in einem Aufruf hören, den der Graf von Hüningen in jenen Tagen erließ. Vandamme war bei seinen Soldaten beliebt. Er hatte eine seltsame Art, jovial zu sein, die er sich vielleicht in den französischen Kolonien des ancien régime angeeignet hatte. Die Späße, wie dieser General sie liebte, waren allerdings eigentümlicher Art, aber bei den Soldaten und auch wohl Offizieren trugen sie ihm ein gewisses Renommee ein. Bei einer Revue, die Vandamme einst abhielt, sah Herr von Loßberg das folgende seltsame Schauspiel: „Vandamme, im Begriff von einem in Linie stehenden Gardebataillon zu dem nächsten zu gehen, sieht einen anständig gekleideten Bürger zwanzig Schritt vor dem rechten Flügel dieses Bataillons, den die Neugierde so weit vorgetrieben hatte, stehen. Stillschweigend verläßt der General seine Umgebung, umgeht den Mann, der das nicht bemerkt, da er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Militärmusik gerichtet hat, und versetzt ihm dann von hinten einen Fußtritt, daß jener mit der Nase auf das Pflaster stürzt und die Beine in der Luft herumdreht. Dann begibt sich der General wieder in seine Umgebung und setzt, ohne auch nur während und nach dieser Handlung eine Gesichtsmuskel zu verziehen oder ein Wort darüber zu sprechen, seine Inspektion fort."

Wenn man sich indes jenseits von Gut und Böse stellt und sich sagt, daß die Aufgabe, welche Vandamme zu erfüllen hatte, einen ganzen und zugleich rücksichtslosen Mann erforderte, so konnte Kaiser Napoleon keine bessere Wahl treffen. Als der General am 26. März Wesel verließ, setzte er zunächst in Wesel, Münster, Osnabrück und Bremen Kriegsgerichte ein. Der Schrecken ging vor ihm her. Am 27. März schon war er mit Eilpost in Bremen eingetroffen: „In der Lage," so lautete sein Tagesbefehl vom 3. April, „worin sich das Armeekorps befindet, welches der Kaiser mir anvertraut hat, sehe ich mich genötigt, außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, welche die Umstände mir vorschreiben und meine Pflicht mir gebietet. Seit dem Anfange meiner kriegerischen Laufbahn an alle Wechsel des Krieges gewöhnt, habe ich früh gelernt, nichts zu fürchten und mich stets über die Ereignisse zu stellen. Der Posten, welchen ich bekleide, legt mir schwere Pflichten auf, aber umgeben und unterstützt von ausgezeichneten Beamten, die mit mir die Verantwortlichkeit teilen, unserem erhabenen Herrscher treu zu dienen, habe ich die feste Überzeugung, daß der Feind das teuer bezahlen dürfte, was er gegen uns zu unternehmen wagte. Glücklich in allen meinen Unternehmungen, habe ich keiner Widerwärtigkeiten mich zu erinnern. Ich werde dem Lande kein anderes Leid zufügen, als welches ich ihm zuzufügen nicht umhin kann. Aber in den Grundsätzen der reinsten Ehre auferzogen, werde ich niemals meiner Pflicht etwas vergeben. Ich werde in allen Stücken das Beispiel von dem geben, was wir dem Herrscher und dem Vaterlande schuldig sind. Ich hoffe so sehr als ich wünsche, daß die Einwohner des Departements, deren Oberkommando mir anvertraut ist, sich mit aller Klugheit und Umsicht betragen werden, welche ihre Lage erfordert. Ich rechne besonders auf den Eifer und die Ergebenheit der guten Stadt Bremen. Ich darf es nach dem Eidschwur, den ich darüber durch das Organ ihres ehrwürdigen Maire erhalten habe. Niemand wird hoffentlich das unsinnige Benehmen der Hamburger nachahmen, welche vom Wahnsinn ergriffen scheinen. Gut und bieder von Charakter (klebten an deinen Händen nicht silberne Löffel, Vandamme, — sagte dein Kaiser Napoleon nicht, dein ‚erhabener Herrscher': Wenn ich zwei Vandamme hätte, so würde ich einen von beiden erschießen lassen?), gerecht durch Gewohnheit, werde ich schrecklich durch Pflicht. Ganz Soldat und den Pflichten meines Standes ergeben, schone ich nichts, wenn der Wille meines Kaisers, das Wohl des Vaterlandes und der Ruhm unserer Waffen es erfordert!"

Man muß sagen, eine Sprache, die nach Pulver und Blei schmeckte. Am 3. April erschien dieser „lichtvolle" Aufruf (lichtvoll im Sinne der Brandfackel). Am 4. wurden die unglückseligen Mitglieder der

Digitized by Google

Fünferkommission in Oldenburg verhaftet und alsbald nach Bremen geschleppt. Vandamme empfing sie mit den schrecklichen Worten: „Je vous ferai fusiller à soir", „Ich werde Sie heute abend noch erschießen lassen", worauf der Vorsitzende der Kommission, Herr von Berger, fest entgegnete: „Excellence, nous étions placés à la brêche par le souspréfet," „Exzellenz, wir waren von dem Unterpräfekten in die Bresche gestellt." — „Eh bien," entgegnete kalt Vandamme, „si vous étiez placés à la brêche par un misérable souspréfet, vous auriez dû y périr." „Nun wohl, wenn Sie von einem elenden Unterpräfekten in die Bresche gestellt waren, hätten Sie dort sterben müssen." Am 9. trat das Kriegsgericht zusammen, am 10. fielen die Herren von Finckh und von Berger unter französischem Blei, mit ihnen 22 andere Verurteilte. Außer diesen zum Tode Verdammten wurden noch viele zu Gefängnis, zu Galeeren und zu hohen Geldstrafen verurteilt. Der Mann des Kaisers verstand sein Geschäft. Er erstattete auch einen höchst scharfen Bericht über das Benehmen des General Carra Saint-Cyr, der Hamburg zu früh aufgegeben hatte. „Der General", schrieb er an Berthier, „mußte an der Elbe bleiben und Morand nicht verlassen. In den Mängeln seines Charakters liegt es mehr als in andern Ursachen, daß die Unruhen in Hamburg ausgebrochen sind. Er ist nicht imstande Truppen in gefährlichen Momenten zu führen. Er ist verbraucht und eine Null ohne Charakter."

Vandamme hatte alle Hände voll zu tun, um seine Truppen instand zu halten. „Ich habe keine Artillerie, den Bataillonen fehlen Offiziere, ich habe keinen Brigadegeneral, keinen Generalstabsoffizier, kein Verwaltungspersonal für mein Armeekorps." Angesichts solcher Schwierigkeiten muß man gestehen, daß dieser Vandamme seine Aufgabe schnell und tatkräftig löste, wenngleich unser deutsches Herz blutet über die Opfer, die damals um ein Nichts fielen.

Aber über diese Vorgänge am linken Flügel seiner Stellung war der Vizekönig besorgt geworden. Er befahl dem General Morand sofort auf Lüneburg zu marschieren und die Stadt zu besetzen, denn auch diese alte ehemalige Hansestadt war insurgiert. Bürger und Handwerker hatten sich, unterstützt von einem Zug Kosaken, zusammengetan und die französischen Beamten und Zollbehörden verjagt. Sie hatten ihre alte Obrigkeit, Bürgermeister und Ratsmänner, wieder eingesetzt und sogar ein Scharfschützenkorps zur Sicherung der Stadt gebildet. Ein Landsturm war in der Entwicklung. Ja, mit dem Erfolg, ihre Stadt von den Franzosen gereinigt zu haben, waren die Lüneburger nicht zufrieden. Sie griffen am 28. März sogar einen Zug feindlicher Kavallerie von der Division Wathier an, der sich von Ülzen her der Stadt näherte.

General Morand schien zunächst auf Hamburg zu marschieren und trieb unter ständigen Scharmützeln die Kosaken und bewaffneten Landsturmscharen gegen Harburg zurück. Plötzlich aber wandte er sich gegen Osten und drang auf Lüneburg vor. Seine Division zählte ungefähr 2800 Mann, Sachsen und Franzosen, fast alles Fußtruppen, denn der General hatte nur 75 Reiter bei sich, bunt zusammengewürfelt aus Dragonern, Chasseurs und berittenen Zollwächtern. Am 1. April drangen die Franzosen in die Stadt ein, säuberten im leichten Gefecht die Straßen und entwaffneten die Bürger, die aus den Fenstern auf sie geschossen hatten. Die Wut der Truppen führte zu starken Ausschreitungen. Es wurden an 50 Bürger mit den Waffen in der Hand gefangen genommen und über deren Haupt schwebte das Schicksal, welches Finckh, Berger und Genossen wenige Tage später in Bremen traf. Es war die höchste Zeit, daß Entsatz kam, sonst stand es schlimm um die, nach den Gesetzen des Kaiserreiches, rebellische Stadt und ihre Bürger. Aber schon rückten von Osten die Russen heran. General Freiherr von Dörnberg war es, dem wir hier wieder begegnen, derselbe tapfere Dörnberg, der einst gegen König Jerome revoltierte und dann anno 1809 mit dem tapfern Braunschweig zusammenging. Zunächst mußte Dörnberg noch auf das Eintreffen des russischen Generals Tschernitscheff warten. Die Kräfte waren ungleich. Verstärkt durch das preußische Füsilierbataillon und ein russisches Jägerbataillon hatten die Angreifenden im ganzen 2000 Mann Kavallerie und 1100 Mann Infanterie mit 6 Geschützen. Morand war also an Infanterie 900 Mann stärker, aber mit der Kavallerie sah es bei ihm schlimm aus. Der Freiherr von Dörnberg erkannte wohl die Schwäche des verbündeten Korps, denn es war mißlich, eine Stadt, in der fast 2000 Mann Infanterie steckten, mit nur 1100 Mann anzugreifen.

Am 2. April früh konnte man rings um Lüneburg ein starkes Kosakenschwärmen beobachten. Die französischen Generale hatten aber während des russischen Krieges, wenngleich der gemeine Mann stets eine Kosakenfurcht in den Gliedern hatte, die Kosaken als Feldsoldaten verachten gelernt. Wurde es zu arg, so richtete man einige Kanonen auf sie und war eigentlich stets des Erfolges sicher, daß sie ihre flinken Pferde schnell zur Flucht wandten. Vergebens machte der Major von Ehrenstein, der Kommandeur der beiden sächsischen Bataillone vom Regiment Prinz Max, seinen Divisionär auf die bedeutende Stärke der Kosakenschwärme aufmerksam, und daß sie vielleicht doch eine ernsthafte Angriffsbewegung verschleiern möchten. Aber Morand, statt alles an die Verteidigung der Stadt zu setzen, ließ aus dem südlichen Tor einfach zwei Kanonen vorfahren unter Bedeckung des bunten Kavalleriegewürfels, was er bei sich hatte: Einige Schüsse, und dies Kosakengesindel floh zu allen Teufeln; man kannte das. Aber plötzlich brachen von Osten her

Digitized by Google

wohldisziplinierte russische Husaren vor, zersprengten die paar Mann Kavallerie und nahmen die beiden Geschütze.

Zugleich begann der General von Dörnberg den Angriff auf die Tore. Der General Morand kannte wohl die Stärke seiner Infanterie: das waren die beiden zähen sächsischen Bataillone vom Regiment Prinz Max. Diesen tapferen Sachsen war die Verteidigung der östlichen Tore anvertraut. Ein französisches Bataillon von der 54. Kohorte hatte er aus dem nordwestlichen Neuen Tor entsendet, um die schwärmenden Kosaken in Zaum zu halten. Dies Bataillon verhielt sich aber der starken feindlichen Reiterei gegenüber nur in der Abwehr und nahm auf einer Anhöhe eine Stellung ein.

Inzwischen hatten sich die Fußtruppen der Verbündeten, allen voran das preußische Füsilierbataillon des 1. pommerschen Regiments, gedeckt durch ein günstiges Gelände, der Stadt rasch genähert. Mit wuchtigem Anprall warf sich das Bataillon Borcke gegen das Lünertor. Es kam zu einem wütenden, fast 2 Stunden lang währenden Kampf. Endlich drangen die preußischen Füsiliere durch und warfen sich dem sächsischen Bataillon, welches das Altenbrückertor gegen die russischen Jäger verteidigte, in den Rücken. In dem hartnäckigen Straßengefecht, das sich jetzt entspann, griffen auch die Bürger der Stadt zu den Waffen und schossen aus Häusern und Türen. Die Verluste wurden so groß, daß General Morand den Rückzug befahl. Mit den zwei Geschützen, die er noch besaß — sächsische Artillerie — deckte er den Rückzug und vereinigte sich vor dem Neuentor mit dem dort haltenden noch intakten französischen Bataillon. Aber schon hatten, von einem Einwohner geführt, russische Reiter mit 4 Geschützen ihm den Weg nach Reppenstedt, seine Rückzugsstraße, verlegt. Aber General Morand dachte auch gar nicht an den Rückzug, er war verwundet, wütend wie ein gereizter Tiger, der angeschossen ist. Dazu kam, daß das eine sächsische Bataillon noch in der Stadt steckte und verzweifelt um sein Durchkommen rang. Ein Bataillon im Stich zu lassen, war nicht die Art dieser französischen Troupiers. Kurz entschlossen warf sich der General mit den 1000 Mann, die er noch um sich hatte, von neuem gegen die Stadt. Sein Tun war nicht aussichtslos. Im Straßenkampf konnte die russische Reiterei nicht allzuviel ausrichten, und säuberte Morand die Straßen und verrammelte die Tore, so hatten Preußen und Russen einstweilen das Nachsehen. Von Bremen, Ülzen, Hannover konnten Verstärkungen herbeigezogen werden, und Vandamme war gewiß nicht der Mann, der auf sich hätte warten lassen. Ja, schon stand Davout bei Dannenberg, die Kavallerie unter dem General Montbrun an der Spitze.

Da waren es eine Handvoll preußischer Füsiliere, welche die Ehre des Tages retteten. Als die feindliche Flut gegen das Neuetor heranbrach, — General Morand selbst, obgleich verwundet, führte den Sturm, den Degen in der Hand, — war das Neuetor von Verteidigern fast entblößt. Die verbündete Infanterie hatte genug zu tun, um mit dem in der Stadt noch verzweifelt kämpfenden sächsischen Bataillon fertig zu werden. Da raffte Major von Borcke 150 Füsiliere zusammen und warf sich zwischen dem Neuentor und dem Graben den Anstürmenden entgegen. Es gelang ihm, den ersten Angriff abzuwehren; aber dann trat ein Augenblick ein, der für den Ausgang des Gefechtes im höchsten Grade kritisch war: die Füsiliere hatten sich verschossen. Aber wie es einst im Freiheitskampf der Spanier, in Saragossa, ein heldisches Mädchen gab, das mit eigener Hand die Kanone bediente, so war auch hier ein Mädchen die Helferin in der Not. Man sah plötzlich hinter der Schützenlinie der Verteidiger, auf dem kastanienbraunen Haar das weiße, in jener Gegend übliche Häubchen, ein schlankes Mädchen auftauchen, welches aus einem verlassenen französischen Pulverwagen Patronen herbeitrug. Sie füllt ihre Schürze mit Patronen und eilt unerschrocken, obwohl die feindlichen Kugeln ihre Kleider zerreißen, mit ihrer Last an die Schützenlinie und verteilt, mit den Zähnen die Zipfel ihrer Schürze haltend, die kostbaren Patronen an die Füsiliere. Dies war Johanna Stegen, die sich also in der Geschichte ihres Vaterlanes einen Namen gemacht hat.

„In den Lüneburger Toren
Ward ein seltner Kampf gesehen,
Daß der Kampf nicht ging verloren
Ist durch Mädchendienst geschehen."

Während Morand sich vergeblich bemühte, mit seiner Sturmkolonne den Eingang in die Stadt von neuem zu erzwingen, hatte sich in seinem Rücken im Westen der Stadt russische Kavallerie und Artillerie aufgestellt, so daß er völlig eingekreist war. Seine Reserve vor dem Tor muß Vierecke bilden, um sich der Reiterangriffe zu erwehren. Noch einmal rafft der entschlossene Mann eine Schar zusammen und versucht, sich Luft zu machen, da fällt er selbst, tödlich getroffen, und nun ist alles verloren. 500 der Seinen schon tot und verwundet, die Reste seiner Division mußten sich ergeben. 1500 Gefangene, 8 Geschütze und einige Fahnen waren die Trophäen des Tages. Morand starb drei Tage später in Boitzenburg an der Elbe.

Aber auch die Verbündeten hatten schwere Verluste — gegen 300 Mann. Das preußische Füsilierbataillon allein verlor 5 Offiziere und 41 Mann. Unter den Gefallenen befand sich auch der jugendliche Sohn des Regierungsrats Haase in Berlin. Der Schluß der Todesanzeige, welche die Eltern erließen, ist bezeichnend

Digitized by Google

für den Geiſt, welcher durch Preußen wehte: „Der Verluſt eines ſolchen Kindes iſt hart, aber es iſt für uns ein Troſt, daß auch wir einen Sohn geben konnten zu dem großen heiligen Kampfe.“

Die tapfere Johanna Stegen hatte hernach viel unter der Verfolgung der Franzoſen zu leiden, bis man ſie nach Berlin brachte, wo ſie ſich verheiratete. Sie wurde die Frau des ehemaligen freiwilligen Jägers Hinderſin und lebte in glücklicher Ehe in Berlin, wo ihr auf dem alten Sophienkirchhof in der Bergſtraße in neueſter Zeit von Patrioten ein Denkmal errichtet wurde.

Die Bedeutung des Tages von Lüneburg liegt darin, daß hier von den Verbündeten, Ruſſen und Preußen, der erſte Sieg gegen einen tüchtigen franzöſiſchen General und eine an Infanterie weit überlegene Truppe erfochten wurde: eine franzöſiſch-ſächſiſche Diviſion wurde vollſtändig aufgerieben. Es war ein ſchöner Sieg, der überall in Norddeutſchland Jubel erregte. Allerdings nur ein Sieg an ſich, denn irgendwelche ſtrategiſche Bedeutung für den Feldzug hatte er nicht. Denn als am nächſten Tage die Vorhut des Korps Davout unter dem General Montbrun 6000 Mann ſtark anrückte, mußte die mühſam eroberte Stadt Lüneburg wieder aufgegeben werden. Am 4. April traf Davout ſelbſt in Lüneburg ein und hielt ſich dort mehrere Tage auf. Die Generale der Verbündeten konnten unter dieſen Verhältniſſen nicht mehr tun, als eine Drohung in das franzöſiſche Hauptquartier ſenden, daß ſie für jeden Bürger, der erſchoſſen würde, ihrerſeits einen der gefangenen Offiziere ohne Unterſchied des Ranges ebenfalls erſchießen laſſen würden. Mag dieſe Drohung gewirkt haben, — ſie war zweiſchneidig, denn auch die Franzoſen machten Gefangene — oder mögen den Herzog von Auerſtädt andere Erwägungen geleitet haben, er ließ ſich daran genügen, mit Erſchießen zu drohen und ließ eine Anzahl von Bürgern verhaften, aber er erſchoß keinen und trat mit Mäßigung auf. —

Bevor der Herzog von Auerſtädt vom Kaiſer den Oberbefehl über die 32. Militärdiviſion erhielt, hatte er, wie wir hörten, an der Elblinie zwiſchen Dresden und Torgau befehligt. In Dresden ſelbſt ſtand der General Reynier, der den Befehl hatte, beim Nahen der Ruſſen die Elbbrücke zu ſprengen. Aber die Stimmung in Dresden war den Franzoſen nicht mehr günſtig. Der König war mit ſeinem Hof, ſeinem Kronſchatz und ſeiner Kavallerie nach Plauen gereiſt und hatte ſeinen Untertanen nichts hinterlaſſen als einen Abſchiedsbrief, aus welchem man ſchließlich allerlei herausleſen konnte. So fand Reynier die Stimmung nicht günſtig, ja ſie wurde geſpannt und gefährlich, als Reynier die Elbbrücke abſperren und mit dem Aufreißen der Pflaſterſteine beginnen ließ. Es kam am Morgen des 10. März zu Revolten: Bürger, Handwerker, Arbeiter rotteten ſich zuſammen und widerſetzten ſich der Brückenzerſtörung. Als ein größeres Kommando erſchien, um die Volksmenge zu zerſtreuen und ein franzöſiſcher Offizier einen Meßapparat aufſtellte, wurde ihm derſelbe entriſſen und über das Brückengeländer geworfen. Das Gedränge des Volkes wurde immer dichter und die Lage höchſt gefährlich, als es zwiſchen franzöſiſchen Sappeurs, die Reynier geſchickt hatte, und der Menge zum Zuſammenſtoß kam. Schließlich kam ein Zug ſächſiſcher Küraſſiere. Als der Rittmeiſter, der ſie führte, Befehl zum Einhauen gab, ſprang ein Maurergeſelle vor und rief: „Halt, Kameraden, wir ſind ja Landsleute, wir wollen lieber zuſammenhalten und die Franzoſen totſchlagen!“ Die Küraſſiere warfen ihre Säbel klirrend wieder in die Scheide und machten kehrt. Nun zog die immer mehr anwachſende Menge zum Brühlſchen Palais, wo der General Reynier ſich einquartiert hatte. Selbſt die Beliebtheit und Achtung, die ſich dieſer General durch ſein maßvolles Auftreten erworben hatte — er führte, wie wir wiſſen, das ſächſiſche Korps im ruſſiſchen Feldzug — ſchützte ihn nicht vor Inſulten. Man warf ihm die Fenſter ein und entwaffnete ſogar die Schildwachen, die vor ſeiner Tür den Poſten hatten. Es blieb dem Grafen Reynier nichts übrig, als um Verſtärkung an den Marſchall Davout nach Meißen zu ſenden, um der Sache ein Ende zu machen. Davout kam ſelbſt; begleitet von einem Regiment bayriſcher Kavallerie ritt er am 14. März in Dresden ein. Seine Infanterie, ungefähr 6000 Mann ſtark, war ſchon am Tage vorher eingetroffen. Den Unruhen wurde ſchnell durch zahlreiche Verhaftungen ein Ende bereitet und um die gefährdeten Stellen der Stadt ſtarke Poſtenketten gezogen, um das Brühlſche Palais wurden Kanonen aufgepflanzt, durch die Straßen ritten Kavalleriepatrouillen, und ſobald ſich ein paar Menſchen neugierig irgendwo aufpflanzten, wurden ſie auseinandergetrieben. — Inzwiſchen traf der Marſchall alle Vorkehrungen zur Brückenſprengung, die am 19. März in der Frühe erfolgte.

„Davout,“ ſo erzählt unſer Augenzeuge, „hatte Bergleute aus Freiburg kommen laſſen, die einen tiefen Schacht mit mehreren Gängen in den dritten Pfeiler vom Schloſſe ab treiben mußten. Geſtern Abend (den 18. März) ſah ich ſpät noch mit Fackeln auf der Brücke hin und her gehen; die Neugier trieb mich hin und ſo kam ich zu einer Szene, welche des Pinſels eines Rembrandt würdig geweſen wäre.

Davout hatte dem Gouvernement die Sprengung der Brücke als unwiderruflich für den nächſten Morgen angekündigt und zwar recht höhniſch, wie die Hinrichtung eines Patrioten am hellen Tage. „Die Brücke wird morgen früh geſprengt werden; ich will der rebelliſchen Bürgerſchaft dies Schauſpiel nicht vorenthalten.“ Nun hatte man in aller Eile den Herrn Chriſtus vergeſſen, ich meine das vergoldete Kruzifix, welches grad auf dem dritten Pfeiler ſteht. Erſt ſpät am Abend war es einem frommen Bergmann einge-

Digitized by Google

fallen, daran zu erinnern, und so konnte nur mit Mühe noch von dem Marschall die Erlaubnis, den Erlöser in Sicherheit zu bringen, ausgewirkt werden. Bei dieser Abnahme vom Kreuze war ich gegenwärtig. Die Nacht war dunkel und still; nur die Wellen des Stromes schlugen unten an den Pfeiler mit schadenfroh rauschendem Vorgefühl. Die flackernde Flamme der Pechfackel warf grelle Streiflichter auf die Szene. An das Kreuz waren Leitern angelegt; auf der einen stand ein alter Schlosser mit rußigem Gesicht und brauner Pelzmütze und zog mit seiner Zange die Nägel aus Händen und Füßen. Ein paar handfeste Sappeurs faßten den Leichnam und wurden dabei von einigen Bergleuten unterstützt; unten standen vier Portechaisen-Träger mit einer Bahre, über welche weiße Tücher gebreitet waren. Ein Offizier im faltenreichen, blauen Mantel hatte zwei Damen am Arme, welche sich der Tränen nicht erwehren konnten, als das Kruzifix fortgetragen wurde und somit die letzte Hoffnung, die Brücke erhalten zu sehen, verschwand.

In den frühesten Morgenstunden am 19. März wurde eine gedruckte Bekanntmachung des Stadtrates in jedem Hause abgegeben, worin „auf Befehl des Fürsten von Eckmühl (Davout) allen Einwohnern zur Beachtung bekannt gemacht wurde, daß, sobald heute morgen drei Kanonenschüsse fallen, jedermann sich schleunigst nach Hause zu begeben und nicht eher als drei Stunden nach Ablauf dieser Kanonenschüsse seine Wohnung zu verlassen habe.

Die große Glocke der Frauenkirche mußte heute den Dienst des Armesünderglöckchens verrichten; kaum daß sie acht Uhr geschlagen, verkündigte dreimaliger Kanonendonner, daß die Exekution vor sich gehen werde. Alles stürzte von den Straßen in die Häuser, um bei der Explosion unter Dach und Fach zu sein; dennoch fehlte es nicht an einzelnen verwegenen Zuschauern. Ich eilte in den Garten meines Nachbars (in Neustadt-Dresden, im blauen Stern), von wo man die Aussicht auf die Brücke hat. In der von dem Schloßportale zu der Brücke geführten Rinne schlängelte sich das aufblitzende Zündpulver wie eine feurige Schlange zum dritten Pfeiler hin, wo sie mit züngelnder Flammenspitze den giftigen Biß tat. Alsbald bedeckte ein schwarzer Qualm die Brücke, dann stieg ein weißer Strahl empor, darauf eine Feuersäule. Ein dumpfer Donner dröhnte herüber, der Pfeiler schien sich zu dehnen und Flammen fuhren aus den geöffneten Fugen, die beiden anliegenden Bögen hoben sich, und als in den nächsten Augenblicken Pfeiler und Bögen unter entsetzlichem Gekrach in die empörten Fluten gestürzt waren, verhüllten schwarze Rauchwolken eine Zeitlang die geöffnete Kluft. — Welch ein gräßlicher Anblick eröffnete sich meinen Augen, als der Rauch sich zerstreute! Die schöne Reihe der Pfeiler, die fest und blendend, wie eine Reihe der schönsten Zähne, so oft den schäumenden Wellen und den andauernden Eisschollen Trotz geboten, ist durchbrochen, eine schwarze Lücke entstellt die schönste Brücke Europas, den Stolz der königlichen Hauptstadt Sachsens."

Der Marschall marschierte nach geschehener Tat mit seinem Gewalthaufen auf Wittenberg. Unterwegs erreichte ihn seines Kaisers Befehl, das Gouvernement über die unteren Elbgebiete zu übernehmen. Wir verließen ihn zürnend in Lüneburg und werden ihn dort später wiederfinden, nachdem wir gesehen haben werden, was in Sachsen inzwischen vor sich ging.

In Dresden verblieb der General Durutte mit seiner französischen, ungefähr 3000 Mann starken Division und ungefähr 1500 Mann Sachsen unter dem General Le Coq. — Schon am nächsten Tgge, am 20. März, erschienen die ersten Streifpatrouillen der Kosaken vor den Toren der Neustadt. Sie waren der Vorhut unter dem General Graf Wintzingerode vorangeeilt und standen unter dem Befehl des Obersten Dawidow. Es hieß alsbald in Dresden, daß die vereinigten Russen und Preußen, 20 000 Mann stark, vor den Toren ständen. Der General Durutte hielt es für das Beste, mit dem russischen Führer einen Waffenstillstand abzuschließen und die Neustadt zu räumen. Das hatte mit seinen Grund darin, daß ein Befehl des Königs von Sachsen einging, der die sächsischen Truppen unter dem General Le Coq nach Torgau senden wollte, um sie dort, wie er an Napoleon schrieb, zu „reorganisieren", in Wahrheit aber nur, um sie dem Befehl des Kaisers zu entziehen, und sich nachher mit seiner in Torgau gesammelten Heeresmacht der Partei zuzuwenden, in deren Wagschale das Schlachtenglück stieg. So gewann der französische General Zeit, in Ruhe abzuziehen, er konnte seine Kranken, sein Heergerät in Sicherheit bringen, konnte sogar die sämtlichen Elbkähne, die zum Bau einer Schiffsbrücke hätten dienen können, noch zerstören lassen. Gedeckt durch die bayrische Division Rechberg, zog General Durutte auf Wilsdruff ab.

Der Graf Wintzingerode, der schon allenthalben Anstalten getroffen hatte, um Dresden einzuschließen und die schwache Garnison abzufangen, war über das eigenmächtige Verhalten Dawidows wütend, entsetzte ihn des Kommandos und übertrug dasselbe dem geborenen Tiroler, Oberst Prendel. — So lagerten denn die Söhne der russischen Steppe vor den Toren Dresdens, und es lohnt sich, einen Blick in das Lager zu tun, das sich hier den Augen der guten Dresdener auftat: „Ihr Lager," sagt ein Berichterstatter, „vor dem Weißen Tore hatte mehr das Ansehen eines Jahrmarktes, auf welchem polnische Juden ihre mannigfaltig zusammengeklaubten Herrlichkeiten auf dem Rasen ausgebreitet hatten, als das eines Feldlagers. Denn der Kosak schachert gern, und da hier Ruhetag und Waffenstillstand war, wurden die in den Sätteln und Säcken verborgenen Schätze ausgekramt und feilgeboten, worunter sich noch manches Beutestück aus dem

Digitized by Google

Nachlaß der Franzoſen in Moskau und Smolensk, auch manches in den preußiſchen Quartieren fortſtiebitzte Andenken befand. Ein ſpitzbübiſcheres Völkchen, als dieſe Koſaken, kann es nicht geben; wer ſich mit ihnen in einen Tauſchhandel einließ, kam ſelten gut davon. Sie feilſchten nicht lange, gaben für ein altes Piſtol oder für ein Jagdgewehr oft den koſtbarſten türkiſchen Shwal hin: aber kaum, daß man ſich mit dem eingetauſchten Gut entfernte, ſo kamen andere, die den Tauſch für ungültig und für Betrug erklärten und das Tuch fortnahmen, ohne daß ſie das Gewehr oder was man ſonſt dafür eingetauſcht hatte, zurückerſtatteten. Um das Bild des Jahrmarktes zu vervollſtändigen, fehlte es nicht an einem aus Polen mitgebrachten Tanzbären, an einem Kameel mit einem Affen auf dem Höcker, an Geſang und Muſik auf ſchnarrenden und pfeifenden Inſtrumenten, nach welchen die überluſtigen Krieger hier noch nie geſehene Tänze aufführten." So ſah es alſo im Lager dieſer „Befreier Deutſchlands" aus.

Dies Korps des Grafen Winzingerode, deſſen Vortruppen am 22. März die Dresdener Neuſtadt beſetzten, bildete wiederum die Avantgarde der Blücherſchen Armee. Dieſe Avantgarde war ungefähr 13 000 Mann ſtark, beſtand zum größten Teil aus Kavallerie und führte 72 Geſchütze mit. Der General von Blücher ſelbſt mit ſeinem preußiſchen Korps ſtand am 17. März marſchbereit weſtlich Breslau an der Straße, die nach Dresden führt. Das preußiſche Korps zählte bei ſeinem Ausmarſch aus Schleſien rund 27 000 Mann mit 100 Geſchützen.

Am 28. Februar endlich hatte der ungeduldige Blücher ſeine Berufung zum Obergeneral der preußiſchen Truppen in Schleſien erhalten. „Der wichtige Auftrag," hieß es in der königlichen Berufung, „der Ihnen hierdurch zuteil wird, wird Sie überzeugen, welches Vertrauen Ich in Ihre Kriegserfahrenheit und in Ihren Patriotismus ſetze, und Ich bin verſichert, daß Sie demſelben ganz entſprechen und Mir und dem Vaterlande dadurch Veranlaſſung geben werden, Ihnen unſere beſondere Erkenntlichkeit zu bezeigen."

Es hatte noch ein langes Hin und Her gegeben im Königlichen Rat, wer von den älteren Generalen denn nun das Kommando der preußiſchen Truppen führen ſolle. Der bedeutendſte Mann in der Armee war zweifellos der General von Scharnhorſt. Aber dieſer Große trat der Sache wegen beſcheiden zurück. „Ich habe auf mich nicht Rückſicht genommen," ſchrieb er Anfang März an ſeine Tochter, „ich habe in reinem Sinn allein fürs Vaterland gehandelt und werde es auch ſolange ich lebe tun. Ich habe kein Kommando nehmen können; ich habe mich nur begnügt, gute, brauchbare Leute hervorzuziehen. Ich konnte dies nur durchſetzen, wenn ich ſelbſt allem entſagte."

Es machten ſich im königlichen Kabinett genug Einflüſſe von allen Seiten geltend. General von Tauentzien, der das beſondere Vertrauen des Zaren genoß, wurde in Vorſchlag gebracht. Für General von Rüchel, den unglücklichen Helden von Jena, wurde Stimmung gemacht. Ja, ſelbſt der Graf Kalckreuth, der Franzoſenfreund, hatte ſeine Fürſprecher, obgleich ihm Napoleon noch vor Jahresfriſt in ziemlich brutaler Weiſe die Felddienſtfähigkeit abgeſprochen hatte, als der Graf an der Frühſtückstafel ein Glas ſchweren Burgunders, das ihm der Kaiſer eingeſchenkt hatte, auszutrinken zögerte. Aber Scharnhorſt ſetzte es durch, daß der einzige Mann, den Preußen gerade für dieſen Befreiungsfeldzug hatte, an ſeine Stelle kam. War er es doch, dem Scharnhorſt ſchon vor Jahr und Tag geſchrieben hatte: „Sie ſind unſer Anführer und Held, und müßten Sie auf der Sänfte uns vor- und nachgetragen werden, nur mit Ihnen iſt Entſchloſſenheit und Glück."

Den Oberbefehl über die ganzen verbündeten Truppen mußte man natürlich dem alten Kutuſow überlaſſen, ſchon aus Rückſicht auf die ruſſiſche Bundesgenoſſenſchaft. Aber auch für den Fall, daß das nördliche Flügelkorps, das Graf Wittgenſtein im Oberbefehl kommandierte, gemeinſam mit dem ſüdlichen unter Blücher wirken ſollte, wurde abgemacht, daß der ältere General Blücher dem jüngeren Wittgenſtein unterſtellt wäre. Nun, Gebhard Leberecht, dem es vor allen Dingen darauf ankam, an den Feind zu kommen, machte hier keine Schwierigkeiten: freiwillig erklärte er, ſich Wittgenſteins Oberbefehl zu fügen.

Das Amt des Generalquartiermeiſters im Stabe Blüchers übernahm Scharnhorſt, an zweiter Stelle Neithard von Gneiſenau: Sie dachten die Schlachten, die der greiſe Feuerkopf ſchlug.

Während der Tage vom 16.—24. März ſetzte ſich die Armee Blüchers nach der Elbe hin in Bewegung. „Es waren dieſe Tage," ſchreibt Karl von Plotho, „Tage der Feier für das ganze Land. Jedes Regiment oder Bataillon, an ſeiner Spitze die Blüte der Jugend, die ſich freiwillig zur Verteidigung des Vaterlandes gerüſtet hatte, wurde unter freiem Himmel von Geiſtlichen eingeſegnet; eine unermeßliche Menge Volks, die Angehörigen und Verwandten, ſprachen mit ihnen inbrünſtige Gebete, und darauf zog das vaterländiſche Kriegsheer unter dem feierlichen Geläute aller Glocken und von den heißeſten Segenswünſchen begleitet in den gerechten Krieg. Oh, wer dieſe ſchöne Zeit nicht gelebt hat im Vaterlande, der hat nichts Großes und Außerordentliches erlebt! Es ſchleichen Jahrhunderte langſam vorüber, voll gewöhnlichen Tuns und Treibens der Menſchen, hat aber eine ſolche Begeiſterung ein Volk ergriffen, dann tritt alles Handeln und Wirken der Menſchen aus der gewöhnlichen Ordnung heraus."

Da General Scharnhorſt einſtweilen noch durch dringende Geſchäfte in Breslau zurückgehalten wurde, zog als Stabschef nur Gneiſenau mit dem Heere aus. Der ſchöne, hochgewachſene Mann ſah, nach dem

Digitized by Google

Zeugnis eines Mitkämpfers, aus „wie ein Gott in seiner Generalsuniform“. — „Nie, mein edler Freund,“ schrieb Gneisenau damals an den Freiherrn von Dörnberg, denselben, den wir jetzt bei Lüneburg fechten sahen, „hat es einen glücklicheren Sterblichen gegeben. Ich befinde mich auf dem Marsche, um endlich gegen unsere Unterdrücker fechten zu dürfen. Wir kommen mit den schönsten Truppen an. Wir bringen 7000 Mann der besten Reiterei. Jedesweden Herz ist hochgestimmt. Mein munterer Feldherr ist neu begeistert. Scharnhorst, unser erster Generalquartiermeister, leitet uns. An der Spitze der Brigaden und Regimenter sind tüchtige Leute; der Soldat ist schlagfertig und erbittert. Als unsere Kavallerie aus Breslau abzog, flog in derselben Richtung ein Schwarm Krähen. ‚Ha‘, sagten die Soldaten, ‚diesen Krähen hat das Franzosenblut gut geschmeckt, sie folgen uns nach, um noch mehr davon zu fressen.“

Zunächst war also Scharnhorst noch in Breslau gefesselt, um alles ins Geleise zu bringen, damit im Laufe des Krieges nichts stockte und zögerte. Scharnhorst hatte es wahrlich nicht leicht. Wenn er York bat, sich über die Unannehmlichkeiten des Tages hinwegzusetzen und resigniert hinzufügte: „Ich lebe nur in ihnen,“ so traf er damit den Nagel auf den Kopf. Noch immer wurde dieser seltene Mann leider von vielen mißverstanden, aber sein reiner Wille überwand sich zum großen Besten des Ganzen, selbst den Gegnern die Hand zu reichen. Besonders zwischen ihm und Kneseбeck waren fortwährend Unstimmigkeiten, und da der König Kneseбeck trotz des Abratens von Hardenberg zu seinem Generaladjutanten machte und ihn immer um seine Person hatte, so war der Einfluß des schwierigen Mannes groß und hindernd für Scharnhorsts Bestrebungen. Kneseбeck konnte einen Argwohn gegen die Scharnhorst-Partei nie unterdrücken. Der beim König so einflußreiche Mann liebte es, die Freunde und Parteigänger Scharnhorsts kaltzustellen. Ein Urteil Rühles von Lilienstein, der allerdings Partei ist, denn er war der persönliche Adjutant Scharnhorsts, mag hier angeführt sein, weil er doch ein scharfes Licht auf das ganze Verhältnis wirft: „Kneseбeck ist ein Mann, der sehr viel geschadet hat und noch mehr geschadet hätte, wenn er imstande gewesen wäre, etwas zu kommandieren und nicht im schlimmsten Moment immer krank geworden wäre. Er ist durchaus unentschlossen, weitläufig, ohne gesunde Ansichten, weise, kleinlich und eifersüchtig. Scharnhorst hat er z. B. in Breslau bis aufs Blut geärgert. Er war auch Schuld, daß der Kriegsminister Scharnhorst zum Chef des Generalstabs eines Armeekorps degradiert wurde.“ Das Urteil, wie gesagt, ist einseitig. Scharnhorst hatte sich den Posten des Stabschefs bei Blücher vorbehalten, und wo war dieser Mann wohl besser am Platze? Wo trieb ihn wohl sein heiliger Wunsch mehr hin als an die Front, Aug in Aug gegenüber dem Korsen? Auch muß man sagen, daß Kneseбeck gewiß kein boshafter Mann war und am Tage von Bautzen zweifellos einen Rat gab, der die verbündete Armee der drohenden Umklammerung entzog. Aber wenn man dies und jenes abzieht, so wirft doch Rühles Urteil ein eignes Licht auf jene Breslauer Tage und zeigt, mit welcher zähen Energie Scharnhorst für seine Ideen kämpfte. Er erprobte Goethes Wort: „Wer überwindet, der gewinnt.“

Das stehende Heer unter Blücher, York, Bülow, Borstell war im Vorrücken gegen die Elbe begriffen. Landwehr und Landsturm so weit zu fördern, daß sie in kurzer Frist kampfbereit waren, sah Scharnhorst in jenen Wochen als seine Hauptaufgabe. „Mein Wirkungskreis,“ schreibt er einem vertrauten Freunde, „gab der ganzen Rüstungsangelegenheit das Leben; ich suche sie, soweit ich kann, zu beenden, bevor ich abgehe. Ich ordne die Ausführung so an, daß sie nicht unterbrochen werden kann; ohne dies würde die Landwehr nicht zustande kommen, die anderen Formationen vielleicht erst in mehreren Monaten.“ — Die ganze Kraft, die ganze Wucht des Willens, die in einer ihrer Befreiung zudrängenden Nation schlummerte, mußte entfesselt werden, um den Krieg bis aufs Messer siegreich zu bestehen. Wohl niemand war in Preußen und im Rate des Königs, der die gefährliche Gegnerschaft Napoleons klarer erkannt hatte als Scharnhorst und mit ihm allerdings Gneisenau. „Ein Krieg wie der gegenwärtige ist nicht ein gewöhnlicher Krieg,“ heißt es im Entwurf für die Bewaffnung des Volks, den die beiden großen Männer dem Könige vorlegten, „nicht etwa um eine Provinz wird gekämpft, sondern für die Sicherheit des Thrones, für die Unabhängigkeit der Nation, für die heiligsten Güter des Lebens, für die Befreiung von einem scheußlichen Joch, das jeden Wohlstand der Nation vernichtet, ihr Blut zur Unterjochung fremder Völker erfordert, sie um jede edlere Kultur bringt und sie in den Stand der Roheit zurückwirft. In einem solchen Kampfe muß daher die größte Anstrengung entwickelt werden: Jeder Staatsbürger, er gehöre zur Armee oder nicht, muß daran teilnehmen, sei es auf eine mittelbare oder unmittelbare Weise, nur eine solche Anordnung, welche die Gesamtkräfte der Nation in Bewegung setzt, kann den Thron und unsere Unabhängigkeit sichern, die Sicherheit des Königs und der nationalen Unabhängigkeit allein dem stehenden Heer anzuvertrauen, ist immer gefährlich, zumal bei einem Gegner, wie der ist, der uns entgegensteht, der alles wagt, um alles zu gewinnen. Sollte abermals das Glück in einigen Schlachten gegen uns entscheiden, so wird er uns zertrümmern, wofern wir nicht jetzt schon die sämtlichen Nationalkräfte gegen ihn aufbieten. Ohne eine solche Entwicklung aller uns zu Gebote stehenden Verteidigungsanstalten, die nicht allein das stehende Heer, sondern auch die physischen und moralischen Kräfte der gesamten Nation in Anspruch nimmt, können wir nicht für den Erfolg stehen.“

Digitized by Google

Koſaken finden willkommene Beute
Nach einer Radierung von J. B. Klein

So gewiß wie Scharnhorſt aber ſeiner Sache war, daß nur ein Volk in Waffen ſich des übermächtigen Feindes erwehren konnte, — „nichtswürdig iſt die Nation, die nicht ihr Alles freudig ſetzt an ihre Ehre“ — ſo gewiß war er auch ſeiner Sache, daß der Sieg bei den preußiſchen und verbündeten Waffen ſein würde. „Mag Napoleon noch ſo oft Schlachten gewinnen, die ganze Anlage des Krieges iſt ſo, daß im Verlaufe des Feldzuges uns ſowohl die Überlegenheit als auch der Sieg nicht entgehen kann.“

Am 23. März hatte General von Blücher die ſächſiſche Grenze überſchritten. Sein ſtellvertretender Stabschef Generalmajor von Gneiſenau hatte vom Hauptquartier Bunzlau eine Proklamation an die Bevölkerung Sachſens erlaſſen. „Ich habe,“ ſchrieb Gneiſenau an Hardenberg, praktiſch wie immer, „derſelben einen etwas poetiſchen Schwung gegeben, weil ſie für die große Maſſe des Volkes, nicht für die höheren Stände allein beſtimmt iſt, die durch Erziehung und Egoismus häufig den poetiſchen Sinn verloren haben, dahingegen jenes in den faſt einzigen Büchern, mit denen es vertraut iſt, in der Bibel und im Geſangbuch, an poetiſche Bilder gewöhnt iſt und Gefallen darin findet.“ „Sachſen!“ lautet es darin, „Wir Preußen betreten Euer Gebiet, Euch die brüderliche Hand bietend. Im Oſten von Europa hat der Herr der Heerſchaaren ein ſchreckliches Gericht gehalten und der Todesengel hat dreimalhunderttauſend jener Fremdlinge durch Schwert, Hunger und Kälte von der Erde vertilgt, welche ſie im Übermute ihres Glücks unterjochen wollten. Wir ziehen, wohin der Finger der Vorſehung uns weiſet, um zu kämpfen für die Freiheit der alten Throne und unſere Nationalunabhängigkeit. Mit uns kommt ein tapferes Volk, das die fremde Unterdrückung trotzig abgewieſen hat und im Hochgefühl ſeiner Siege den unterjochten Völkern Befreiung verheißt. Wir bringen Euch die Morgenröte eines neuen Tages. Die Zeit iſt endlich gekommen, ein verhaßtes Joch abzuwerfen, das uns ſeit ſechs Jahren furchtbar drückte. — Sachſen, Ihr ſeid ein edles, aufgeklärtes Volk, Ihr wißt, daß ohne Unabhängigkeit alle Güter des Lebens für edelgeſinnte Gemüter keinen Wert haben, daß Unterjochung die höchſte Schmach iſt. Ihr könnt und werdet die Sklaverei nicht länger ertragen. Ihr werdet nicht länger dulden, daß eine argliſtige, gleißneriſche Politik für ihre ehrſüchtigen und raubgierigen Entwürfe das Blut Eurer Söhne fordere, die Quellen Eures Handels austrockne, Euren Kunſtfleiß lähme und Euer einſt ſo glückliches Land zum Schauplatze des Krieges mache. Schon hat der Vanda-

Digitized by Google

lismus der Euch unterdrückenden Fremdlinge Euer schönstes Monument der Baukunst, die Brücke zu Dresden, unnötig und mutwillig zerstört. Auf, vereinigt Euch mit uns, erhebt die Fahne des Aufstandes gegen die fremden Unterdrücker!" — Zum Schluß dieses Aufrufs heißt es dann: „Den Freund deutscher Unabhängigkeit werden wir als unseren Bruder betrachten, den Irregeleiteten mit Milde auf die rechte Bahn weisen, den ehrlosen verworfenen Handlanger fremder Tyrannei aber als einen Verräter am Vaterlande strenge verfolgen."

Gewiß ein schwungvoller, gutgemeinter und seinem Zweck auch völlig angepaßter Aufruf, aber, daß wir's gestehen, er wirkte leider herzlich wenig. Das sächsische Volk dachte gar nicht daran, sich zu erheben, und wenn auch in edlen Herzen edle Begeisterung für des gemeinsamen deutschen Vaterlandes Sache glühte, die Menge blieb unberührt. Indes eine sehr hübsche Beobachtung machte Herr von Boyen während dieses Vormarsches, die, wenngleich sie keinen Edelsinn und keine Aufklärung verrät, denn doch die „Helligkeit" der Sachsen kund tut:

„Von diesem Vorrücken auf Dresden," erzählt Boyen, „fällt mir noch eine unbedeutende Anekdote ein, die ich aber doch hier anführen will, da sie als Beitrag zur Politik der sächsischen Bauern angesehen werden kann. Man trug in Preußen damals allgemein die soeben eingeführte Nationalkokarde; nun bemerkte ich auf einem der Märsche in einiger Entfernung vom Wege mehrere Vorspannwagen, bei denen die Fuhrleute alle die preußische Kokarde trugen. Ich ritt sogleich an sie heran und fand schon unterwegs, daß das Zeichen der Kokarde nur mit Kreide ganz geschickt auf den Hut gemacht war, während der Dialekt der Antwort dieser Männer mir deutlich zeigte, daß sie Sachsen waren, und auf mein Befragen, wie sie denn zu der preußischen Kokarde kämen, antwortete mir der eine mit einem schalkhaften Lächeln: ‚I nu! Die Herren Kosaken gehen dann besser mit uns um. Dagegen ließ sich auch nicht viel einwenden."

So machten sich diese hellen Sachsen die preußische Nationalkokarde klug zunutze. Das schwarz-weiße Stückchen Band, das der Philosoph Fichte stolz eine „Negation des Scheines" nannte, wurde hier zur Bejahung des Scheines, indem sie die Träger vor den Kosakenpeitschen schützte.

Indes mochte die Stimmung in Sachsen noch so kühl und gleichgültig sein: als der alte Blücher mit den Brüdern des Königs an der Spitze seiner stattlichen Kriegsschar und den schmucken freiwilligen Jägern in Dresden einzog, brauste ihm lauter Jubel entgegen. Allerdings nur das Volk selbst bot ihm diesen Willkommen, die oberen Zehntausend, die vom König eingesetzte Immediatkommission, die Beamten und Schranzen blickten höchst sauertöpfisch und bedenklich. War nicht der Kottbuser Kreis, den Napoleon 1806 kurzerhand zu Sachsen schlug, wieder von den Preußen in Besitz genommen? Waren nicht dort die Beamten auf den König von Preußen sofort vereidigt, die preußischen Adler an allen Gebäuden wieder aufgerichtet? Verlangte nicht Blücher für die Verpflegung des Heeres die nötigen Mittel, die im Wege der Requisition ausgeschrieben wurden? Und bei allem Wohlwollen, bei aller gütigen Gesinnung seines Herzens war der preußische Feldherr nicht der Mann, der in militärischen Dingen mit sich scherzen ließ; wo es die Erhaltung und Verpflegung seiner Truppen galt, pflegte er durchzugreifen. Er verwies der sächsischen Regierungsbehörde ihr unziemliches Benehmen, bestand auf den notwendigsten Lieferungen und verfügte, daß sein Schreiben im Dresdener Wochenblatt veröffentlicht wurde. Alle Vorstellungen der Regierungsbehörde halfen nichts, preußische Wachen besetzten die Druckerei und sorgten dafür, daß die Verfügung des Generals zum Abdruck und zur Verteilung kam.

Der preußische Feldherr ließ sich aber durch den Widerstand der Kommissare nicht aufreizen, sondern behandelte in sicherer Ruhe das deutsche Sachsenland, dessen Beitritt zum Bündnis gegen Napoleon sehnlichst erwartet wurde. Er ließ sich gern bewegen, getreu seiner Zusicherung, „daß jeder, auch der Geringste, sich mir vertrauensvoll nähern kann, daß jeder Zutritt zu mir hat, daß ich jede Klage hören werde, jede Verletzung der Manneszucht streng bestrafen werde," Schutzwachen zu stellen, wo es nur verlangt wurde. Besonders war dies nötig gegen die Übergriffe der russischen Bundesbrüder, vor allem der Kosaken, denn um so musterhafter das Betragen der Preußen war, um so schlimmer war die Aufführung gerade der als Befreier begrüßten Kosaken. Diese Steppensöhne, jeder geographischen Vorbildung bar, konnten sich nicht vorstellen, daß sie noch immer nicht im Lande der „Franzuski" seien, um sich nach Belieben der Plünderung und anderer Gewalttat zu überlassen. Diese ursprünglichen Menschen hatten die Kinder sehr lieb und wußten sie für sich einzunehmen. „Es war," sagt ein Zeitgenosse Ernst Rietschel, der damals ein Junge von acht Jahren war, „ein wahres Entzücken, als die ersten Kosaken, verschiedene kleine Pikets, welche von Kamenz aus das Terrain rekognoszierten, ankamen. Wir wurden aus der Schule entlassen und trieben uns zwischen den Pferden und ihren Reitern, welche nach Juchten rochen, umher. Dieser Geruch war so neu und energisch, daß er uns als ein wunderbares Odeur anzog und die Kosaken in einen geheimnisvollen Äther einhüllte. Hatten sich doch dieselben durch vorlaufende Gerüchte zu Wesen ganz besonderer Art gestaltet, wilde kecke Reiter, abenteuerlich, roh, gutmütig, aus Himmelsgegenden, die tausende von Meilen entfernt sein sollten. Da sie Kinder sehr liebten, bestrebte sich jedes von uns, von irgendeinem derselben einen Kuß zu erhalten.

Digitized by Google

Koſaken auf einem Bauernhof
Nach einer Radierung von J. A. Klein

Als ſie uns aber gar in Reih und Glied ſtellten und wir auf Kommando „Hurra Alexander" rufen und die Mützen in die Höhe werfen mußten, war des Jubels kein Ende, und ich konnte nicht begreifen, wie meine Eltern, als ich ihnen zu Hauſe mein Glück erzählte, nicht einſtimmen wollten und mich einen dummen Jungen nannten." Leider beſchränkte ſich das Zärtlichkeitsbedürfnis der Steppenſöhne nicht auf die Kinder, ſie waren arge Schürzenjäger, dieſe Koſaken. Es kam öfter vor, daß die ſchönen Sächſinnen auf offener Straße von irgendeinem Baſchkiren oder Kalmücken umarmt wurden; ja, die Bauernmädchen in den Dörfern mußten zu Schornſteinen und Backöfen ihre Zuflucht nehmen, um ſich der unliebſamen Annäherung dieſer fremden Freier zu erwehren. Aber was wußten wohl dieſe aſiatiſchen Reiter von der Begeiſterung und dem heiligen Ernſt, der ihre Bundesgenoſſen zum Krieg trieb? Daß dieſe Leute, an rauhe Sitten gewöhnt, ſeit Monaten im Sattel, im Biwak, den Franzoſen auf den Ferſen, die Gunſt der Minute ſuchten und plünderten wo ſie konnten, — wer will da richten? Hatten die Franzoſen, hatten ſelbſt die deutſchen Rheinbundtruppen in den Kriegen des letzten Jahrzehnts anders gehauſt? Ein rauh gewaltſam Handwerk iſt der Krieg!

Deſto leuchtender aber iſt die Kundgebung, die Blücher in einem Heerbefehl ſeinen Preußen zurufen konnte: „Ich danke Euch, weil ihr bislang euch als Krieger gehalten habt, wie es uns geziemt, die wir für die edelſten Güter, für Freiheit und Vaterland kämpfen. Sucht auch ferner durch Mäßigung in euren Forderungen, durch eine ſchonende und milde Behandlung die Bewohner deutſcher Länder davon zu überzeugen, daß wir als ihre deutſchen Brüder, als ihre Befreier und nicht als ihre Unterdrücker zu ihnen gekommen ſind."

Der alte ſchlachtenfrohe Blücher wußte aber auch mit ſicherm Blick das einzuſchätzen, was die Stimmung ſeiner Truppen heben konnte. Da hatte die vorſichtige ſächſiſche Zenſur den Druck einer Reihe von Freiheitsliedern verboten, die ein junger Philoſophiedoktor, namens Förſter, ein Freund Körners, geſchrieben hatte. Allerdings muß man ſich fragen, welche Freiheit zu beſingen damals in Sachſen erlaubt ſein konnte? Kein Menſch wußte ja, wie die Entſcheidung König Friedrich Auguſts ſchließlich fallen würde. Entſchloſſen wandte ſich daher Förſter an den General von Blücher und bat um die Erlaubnis, ſeine Lieder drucken laſſen zu können. Da war kein langweiliges Zögern, ſondern alles ging ſchnell bei dem alten Feuerkopf. Schon

Digitized by Google

am nächsten Morgen hatte Förster den Bescheid, daß der General ihn nicht allein autorisiere, sondern auch auffordere, die Lieder dem Druck zu übergeben. Förster zog sogleich seinen Frack an, suchte Blücher in seinem Hauptquartier auf und wurde auch sofort vorgelassen. Da gab es keine Förmlichkeiten und Vorsäle und Hofzeremoniell. Der alte General saß beim Frühstück, trank Rotspon und ließ sich seine Rapporte erstatten. Als sich Förster ihm vorstellte und seinen Dank für die Druckerlaubnis abstattete, blitzten ihn die hellen Blücheraugen freundlich an, der General klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Man immer munter druff losjesungen, mein Lieber, das bringt Feuer unter die Leute. Jetzt muß ein jeder singen, wies ihm ums Herz ist: Der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel." — „Exzellenz," entgegnete Förster, „ich denke nicht daran, unter den Schnabelsängern zu bleiben, ich erwarte nur das Lützowsche Freikorps, um in dessen Reihen einzutreten." — „Desto besser," rief der alte Feldherr, „da können wir ja gleich auf gute Kameradschaft anstoßen."

Inzwischen war von den verbündeten Monarchen für die okkupierten Gebiete ein Verwaltungsrat eingesetzt, an dessen Spitze Freiherr vom Stein trat. Diesem Manne fielen immer die undankbarsten Aufgaben zu. Seinen Sitz hatte er in Dresden, aber das Verwaltungsgebiet erstreckte sich auch über Teile von Thüringen, Anhalt und das in der 32. Militärdivision okkupierte Gebiet Hamburg und Lübeck. Die Gewalt, welche Stein in die Hände gegeben war, stützte sich besonders auf den energischen Aufruf an die Deutschen, welchen der Fürst Kutusow im Auftrage der verbündeten Monarchen von Kalisch aus am 25. März erlassen hatte. „Und so fordern sie denn" (die verbündeten Monarchen nämlich), hieß es da sehr streng, „treues Mitwirken besonders von jedem deutschen Fürsten und wollen dabei gern voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen." — Das war wohl eine Drohung, die den armen Rheinbundfürsten und besonders dem König Friedrich August von Sachsen in die Knochen fahren konnte, denn sie sprach klipp und klar ohne Umschweife aus, daß, wer nicht von Napoleon sich lossage und zur Sache der Verbündeten überträte, des Thrones verlustig gehen würde. Die Proklamation drohte wohl, aber im Grunde versprach sie nichts. Kutusow und seine Ratgeber hatten vergessen (oder vergessen wollen), den Fürsten eine Frist zu stellen und ihnen, wenn sie innerhalb derselben zur verbündeten Sache übertreten würden, den Besitzstand ihrer Staaten zu gewährleisten, wie das ausdrücklich vereinbart war. So blieb dieser Aufruf eine Drohung, die im Grunde ihren Zweck verfehlte. Napoleon hatte den Rheinbundstaaten den Besitz ihrer Länder garantiert, wenn sie bei ihm blieben, und sie durften erwarten, im Falle, daß er siege, ihren Besitzstand noch durch Länderfetzen, die er ihnen von der Beute zuwarf, zu vergrößern. Die Verbündeten dagegen forderten kategorisch alles, versprachen aber im einzelnen nichts.

Man kannte an den deutschen Höfen auch die Gesinnung des Freiherrn vom Stein nur zu gut. In einer Denkschrift, die er dem Kaiser Alexander seinerzeit überreichte, war sie deutlich ausgesprochen. „Was die übrigen deutschen Fürsten betrifft," heißt es da, „so haben sie — was auch ihr Betragen sein mag, sei es daß sie sich widersetzen oder sich sogleich unterwerfen — kein Recht, die Beibehaltung oder Wiederherstellung ihrer Oberherrlichkeit zu verlangen. Sie sind jetzt im feindlichen Stande und im Augenblick des Eintrittes der verbündeten Heere können deren Fürsten eine solche Anwendung des Eroberungsrechtes machen, wie ihr eigener Vorteil ihnen anzeigen wird. Selbst die vertriebenen Fürsten haben kein Recht, ihre Wiedereinsetzung zu verlangen, da es ausschließlich von den verbündeten Mächten abhängt, welchen Gebrauch sie von ihren Erfolgen machen wollen, wenn sie die Franzosen aus Deutschland gejagt haben; denn sie sind keineswegs die Verbündeten dieser Fürsten und haben ihnen keine Gewähr gegeben." — Auch der Aufruf von Kalisch bot keine Gewähr, ja, da die Heere der Verbündeten viel zu langsam vordrangen, um solchen papierenen Proklamationen gleich Nachdruck zu geben, war er mehr schädlich als nützlich. Man erzählte sich in den süddeutschen Staaten Wunderdinge von den großen Rüstungen des französischen Kaisers. Am Rhein, an der Mainlinie, um Erfurt sammelten sich seine Regimenter, und seine Gesandten an den Rheinbundhöfen nahmen den Mund sehr voll und schüchterten die bisherigen Satrapen gehörig ein.

Das einzige Land, welches bisher von der Waffenmacht der Verbündeten überzogen war, war Sachsen. Trotzdem hatte der Freiherr vom Stein, der seit dem 9. April in Dresden residierte, von seinem schweren Amt mehr Ärger als Freude. Er durfte nicht, wie er wollte, die Gewalt anwenden, die ihm in der Blücherschen Militärmacht zu Gebote stand, aus Sachsen die Hilfsmittel herauszuholen, die es besaß. Denn noch immer hofften die Monarchen, ohne Gewalt den König Friedrich August auf ihre Seite hinüberzuziehen. „Unter Steins Leitung," schreibt Ernst Moritz Arndt in seinen Erinnerungen, „war nämlich ein solcher Verwaltungsrat oder Zentralverwaltungsausschuß errichtet, um in den, über die Franzosen und ihren Anhang mit dem Schwert geöffneten und eroberten deutschen Landen die Verwaltung und Benutzung aller Hilfsmittel derselben zu übernehmen und die Ausrüstung und Bewaffnung der Jugend in denselben für das deutsche Vaterland zu leiten und zu ordnen. Alles dies war freilich tausendmal leichter zu entwerfen als

Digitized by Google

auszuführen, aber es mußte doch mit einem deutschen Gedanken, der da hieß: ‚Alle für Alle,‘ angefangen werden. Daß der deutsche Rheinbund ohne Schwert zerstört und wiedergewonnen werden könne, welcher verständige Mann konnte sich das einbilden? Die Fürsten mit ihrer sogenannten Souveränität hatten sich zu fest mit ihrem Treiber Napoleon verklebt. Dergleichen Herrschaftsverklebung reißt sich nicht los. — Diese sächsischen Dinge und Verhältnisse und die hin und herlaufenden Verhandlungen mit Österreich, kurz die vielfältigen und vielfältigst verflochtenen und verfitzten diplomatischen Federkünste und die Lockerheit und Unbestimmtheit so vieler flutenden und schwebenden Dinge zerquälten das ungestüme Gemüt Steins, aber oft zeigte es sich doch liebenswürdig und heiter; so hatte es Gott ihm ins Herz geblasen oder so schien er doch eine göttliche Weissagung von Glück und Sieg in der Brust zu tragen. Wenn er im Ärger über die Schlechtigkeit, Jämmerlichkeit und Feigheit der Menschen oft auch überreizt war, immer sprach er mit unerschütterlichster Hoffnung aus seinen blitzenden Augen und von seiner schönen Stirn auf uns andere herab. O, von wie vielen diplomatischen Künsten und anderen schlimmsten Hemmketten hatte sich dieser Löwe wohl häufig mit grimmem Schmerze gebunden gefühlt! Ja, was würde dieser mutigste, stahlfesteste aller Männer nicht getan haben, wie würde er eingegriffen und durchgegriffen haben, wenn er die letzten Spitzen der deutschen und europäischen Zügel in Händen gehalten hätte! Es war dies gewiß eine der schwersten Zeiten für ein solches Herz.“

König Friedrich August von Sachsen
Nach einem kolorierten Kupferstich

Ja, wenn man bedenkt, wie Napoleon dieses große Verwaltungs- und Organisationstalent seines allerintimsten Feindes verwertet hätte, wenn er es zur Verfügung gehabt, so muß man den Kopf schütteln, wie wenig die verbündeten Monarchen diesen einzigen Mann zu nutzen verstanden. Aber man band ihm die Hände, wo man nur konnte. Der Freiherr vom Stein schätzte die Leistungsfähigkeit Sachsens ganz richtig ein. „Ich glaube,“ schrieb er an den Grafen Nesselrode, „Sachsen kann eine Kriegssteuer von 5 Millionen Talern bezahlen, 4000 Pferde liefern und die Heere während ihres Aufenthaltes hier unterhalten. Es hat 1806 an Napoleon $6\frac{1}{2}$ Millionen Taler bezahlt und monatlich 60000 Taler zur Unterhaltung der im Lande befindlichen Hospitäler, Garnisonen usw. gegeben und dazu noch 6000 Mann Truppen bei dem französischen Heere unterhalten. Es hat ein Einkommen von 7 Millionen Talern, es kann beim Unterhalte seines Heeres $1\frac{1}{2}$ Millionen sparen, 1 Million beim Bau der Festung Torgau, mithin bleiben ihm nur $2\frac{1}{2}$ Millionen tatsächlich zu liefern. Ich bitte Eure Exzellenz, mir Ihre Meinung hierüber zu sagen, denn man muß sich über diese Frage mit der Immediatkommission einlassen, die sich sehr sträuben wird.“

Ach, und wie sträubte sich diese königlich sächsische Immediatkommission, wie jammerte sie, als Stein zunächst ein Angeld von $\frac{1}{2}$ Million Taler forderte, zahlbar innerhalb zehn Tagen. Mit scharfer Ironie charakterisierte der Freiherr die Herren, welche die Geschäfte des Landes an Stelle der allerhöchsten Person zu führen berufen waren: Der Minister Herr von Globig, ein schwacher, verlegener, verknöcherter Mann, dessen Geist unter den pedantischen Schwierigkeiten des Regensburger Reichstags vergraben ist, Herr von Friesen, ein braver Mann, aber halb Landbauer, halb Höfling, der seine Unterredungen in jedem Augenblicke mit dem Ausrufe unterbricht: „Schaffen Sie uns unsern guten König wieder.“ (Ach, der gute König sehnte sich ja durchaus nicht danach, wieder herbeigeschafft zu werden. Der saß in Sicherheit in Regensburg und suchte, schwirrend wie eine Windfahne, von woher der Wind wohl am stärksten wehen möchte.) Der dritte im Bunde, Herr von Manteuffel, ein ehrgeiziger, flacher Bureaukrat, der seine Kollegen durch Grobheit und Heftigkeit beherrschte und zwischen Russen und Preußen Zwietracht zu säen suchte; der vierte, Herr von Zeschwitz, wenigstens ein wohlgesinnter Mann und ein guter Arbeiter, — wahrhaftig, es war schwer genug, mit dieser Kommission fertig zu werden, die in jeder Handlung Steins und der preußischen Militärbehörden eine Verletzung der Majestätsrechte ihres Souveräns sah.

Auch im königlichen Hauptquartier zu Breslau fürchtete man natürlich, daß die wilde Energie des Freiherrn vom Stein in Sachsen etwas verderben könnte. Seine Gehilfen, die Herren von Schön und

Digitized by Google

Rehdiger, erhielten eine Inſtruktion, die weit gelinder war als Steins Vorſchläge an Neſſelrode. So blieben denn auch trotz aller Anſtrengungen die Summen, die man aus den okkupierten Ländern herausholte, weit hinter dem Anſchlage Steins zurück. Bis zum Oktober 1813 liefen durch die Kaſſe dieſes Verwaltungsrates kaum 650 000 Taler, von denen die preußiſchen und ruſſiſchen Armeeintendanten, die ſich fortwährend in Geldnot befanden, den Löwenanteil erhielten. Nur etwa 26000 Taler konnten anderweitig verwendet werden. Hiervon ſchaffte man dem Freikorps der Lützower eine Batterie an und ſetzte eine, wie es heißt, namhafte Summe aus für — „Einbalſamierung und Transportierung der Leiche des Feldmarſchalls Kutuſow von Bunzlau nach Warſchau". Er war nämlich plötzlich in Bunzlau von einem heftigen Fieber ergriffen und hatte ſeine Augen, oder vielmehr ſein eines Auge, am 29. April für Zeit und Ewigkeit geſchloſſen. Wie hier gleich bemerkt ſein mag, wurde Graf Wittgenſtein ſein Nachfolger. „Kutuſow," ſagt Boyen, der damals in ſeinem Gefolge war, „bedeutete unbeſtritten, ſowohl ſeiner Bildung als ſeinen geiſtigen Anlagen nach, mehr als Wittgenſtein. Und doch halte ich es eine Gunſt der Vorſehung, daß gerade hier das Leben des grauen Helden endete: Tatkräftige Entſchlüſſe möchten wohl nicht mehr von ihm ausgegangen ſein." — Allerdings nicht, denn wir haben ja ſchon gehört, wieviel Mühe es Scharnhorſt ſowohl wie dem König Friedrich Wilhelm gekoſtet, den alten Moskowiter zum Vormarſch aus Kaliſch zu bewegen.

Stand es ſchon ſo unbefriedigend um den Eingang der Kontributionen, ſo ſtand es noch ſchlechter um die Aushebung und Errichtung von Linienbataillonen und Landwehren aus ſächſiſchen Landeskindern. Der Verwaltungsrat hatte ausdrücklich die Weiſung, das Intereſſe des Königs Friedrich Auguſt möglichſt zu ſchonen. Noch am 9. April hatte der König von Preußen den Generalmajor von Heiſter mit einem Kabinettsſchreiben, in welchem er König Friedrich Auguſt beſchwor, auf die Seite der Verbündeten zu treten, nach Regensburg geſandt.

Der Brief war ernſt gehalten und forderte eine klare Antwort; aber dieſe zu geben hütete ſich der König, oder vielmehr ſein Miniſter Graf Senfft von Pilſach. Es lag alſo gar kein Grund vor, noch länger zu zaudern und Sachſen zu ſchonen. Aber was ſollte Stein tun, denn trotz ſeiner Vollmacht hatte er in dieſem Lande keine königliche Gewalt. Man drängte ihn dennoch von allen Seiten, daß er mit den Aushebungen beginnen ſollte und die ſächſiſche Jugend zu den Fahnen zu rufen, denn es waren auch in Dresden und Leipzig viele Jünglinge, die ſich dazu drängten, für Deutſchlands Freiheit zu fechten.

„Ich und mein Freund Steffens, der Breslauer Profeſſor," erzählt Arndt, „jetzt ſtatt ſeines Philoſophenmantels in Jägeruniform, Offizier von freiwilligen Studenten, welche er gleich andern Profeſſoren vom Katheder zu den Waffen aufgerufen hatte, führten vor ihm auch ein Geſpräch eben über jenes Stück Sachſen, in deſſen Hauptſtadt wir drei eben ſaßen, wie ſchade es doch ſei, daß man ſo zaudere: 15 000 bis 20 000 ſächſiſche Jünglinge ausgehoben, dann geübt und mit den rechten Offizieren an der Spitze würden ebenſo gut für ihr deutſches Vaterland ſtreiten als Pommern und Mecklenburger. Wir waren bei ihm zu Mittag eingeladen geweſen und wagten ſolches Geſpräch nach der Tafel. Da erzürnte er ſich, ſprang auf und rief mit einer Gebärde und einem Ton, als wenn er uns zur Türe herauswerfen wollte: ‚Gehen Sie, meine Herren, ſo klug wie Sie bin ich auch, aber ich bin weder der Kaiſer von Rußland noch der König von Preußen!" —

So ſah dieſer große Mann wohl ein, wie ſeinem Willen Grenzen geſteckt waren, wie die Diplomatie und der Einfluß Mächtiger (z. B. ſeines Gegners Kneſebeck beim König Friedrich Wilhelm) nicht nur an die große Tat der Befreiung Deutſchlands dachten, ſondern ihre kleinen Nebenziele über dieſem großen Zweck, dem der Freiherr diente, nicht aus den Augen ließen. Er hielt nicht viel von diplomatiſchen Künſten, dieſer Freiherr, er wußte, daß nur des Schwertes Schärfe Deutſchlands Feſſeln zerbrechen konnte. Es liefen viele Briefe ein, Fragen, Klagen, Bitten, Anträge, Entwürfe, Pläne, ſo viel, daß der Freiherr oft im Grimm den ganzen Stoß mit einer raſchen Armbewegung vom Schreibtiſch warf und zu Arndt ſagte: „Leſen Sie und ſehen Sie nach, ob irgend etwas eine Antwort verdient oder verlangt." Unter dieſer Flut von Briefen waren wohl auch Vorſchläge und Entwürfe, die nach einem ganz beſtimmten Syſtem das Vaterland retten wollten. Dann pflegte Stein kopfſchüttelnd zu rufen: „Zum Teufel mit den verdammten Narren, die nicht ins Eiſen beißen wollen und die deutſchen Wunden mit Aktenſtößen meinen heilen zu können." Alſo war vor Bismarck ſchon einer da, der den rechten Kitt der Einheit kannte!

Unter dieſen Plänemachern war auch ein Profeſſor der Mathematik zu Olmütz, der hatte ſich den Bau einer gewaltigen magnetiſchen Batterie ausgedacht, welche an der Spitze des Heeres geführt werden ſollte und durch ihre allmächtige Anziehungskraft alle feindlichen Kugeln an ſich heranziehen und unſchädlich machen ſollte. „Ein Narr, der es wohlmeint," rief Stein, nachdem er von dieſem Plane Kenntnis genommen hatte, „wenn Gott uns nur die gehörigen Beeſter geſchaffen hätte, einen ſolchen fabelhaften magnetiſchen Berg zu bewegen: coelum ipsum petimus stultitia. Schreiben Sie dem Narren, er ſoll mal herkommen und ſich als Kugel in eine Kanone laden und gegen ſeinen Magnetberg ſchießen laſſen, damit wir ſehen, ob das Ding die Probe aushält." (Großer Freiherr, wenn du heute aus deinem jahrzehntelangen Schlummer erwachteſt

Digitized by Google

und sähest, in welch unheimlich raffinierter Rüstung wir heute ins Feld zu ziehen bereit sind, mit kleinkalibrigen, unerschöpflichen Büchsen, mit Maschinengewehren, mit Rücklaufgeschützen, mit Panzerautomobilen, wenn du sähest, wie ganze Industrien sich mühen, die Mordkraft der Waffen zu verstärken, wenn du das gewaltige Luftschiff sicher dahinsteuern sähest, das vielleicht berufen ist, in wenigen Stunden Kriegerabteilungen mitten in das Feindesland hineinzutragen, der wohlmeinende Narr aus Olmütz erschiene dir vielleicht in einem andern Licht!)

Aber der Freiherr fand nicht nur geißelnden Spott, er fand auch ernste Worte, die herüberklingen mögen zu uns aus jener Zeit. Da bewarben sich wohl junge Leute um eine Anstellung bei dem Verwaltungsrat als Vorstufe zu ihrer späteren diplomatischen Laufbahn. Dann pflegte der Minister wütend aufzuspringen und zu rufen: „Was, ich soll Diplomatenschulmeister werden? Wir haben jetzt ganz andere Schulmeister nötig, die mit eisernen Federn schreiben lehren. Die jungen Leute haben jetzt etwas Besseres zu lernen, — auf den Fechtboden, auf das Schlachtfeld mit ihnen! Das ist die Schule des Tages, sie sollen lernen fürs Vaterland fechten und sterben."

Wir hörten schon, daß auch Professor Steffens in seiner grünen Jägeruniform hier in Dresden durch Arndts Vermittlung mit dem Freiherrn bekannt wurde. Er war von Haus aus Naturphilosoph, dieser Steffens, und ein spekulativer Kopf, hatte aber in Breslau seine große patriotische Tat vollbracht, die ihm nie vergessen werden darf. Hören wir, was er jetzt am Mittagstisch des Ministers vom Stein erlebte. Die kleine Episode ist bedeutend genug, erzählt zu werden, weil sie zeigt, welch ein besonderes Menschenmaterial in diesen grünen Jägerröcken und preußischen Linien- und Landwehruniformen steckte.

„Hier trat ich," erzählte er, „dem großen Deutschen zuerst näher. Wer ihn gekannt, der weiß, wie man ihm entschieden entgegentreten mußte, sollte man sich von ihm nicht durchaus überwältigen lassen ..... Er, der mächtige Mann der unmittelbaren Tat, der den Augenblick, wie er ihm vorlag, ergriff, durchschaute und zu beherrschen wußte, war, oder äußerte sich wenigstens als ein Feind der Spekulation und griff mich als einen spekulativ Konstruierenden geradezu schonungslos an. Ich ward einigemal in Dresden zu ihm zu Tische geladen; nur Moritz Arndt und ich waren die Gäste. ‚Eure Konstruktionen a priori', sagte er, ‚sind leere Worte, armseliges Schulgeschwätz, recht eigentlich dazu gemacht, alle Taten zu lähmen.' — ‚Exzellenz', antwortete ich, ‚wenn ich auch a priori konstruiere, was ich keineswegs zugebe, so hätte doch diese vermeintliche Konstruktion eine praktische Richtung; ich würde sonst nicht das Glück haben, in diesem Augenblicke in diesem Kleide Ihnen gegenüberzustehen. Aber die Bemühung, alles, was man innerlich erfährt, alles, was man wahrhaft erlebt als das, was es ist, nicht bloß, was es scheint, in geistiger Einheit zu erkennen, ist nicht eine willkürliche Geburt von diesem oder jenem, es ist eine wahrhaft deutsche, und wenn mein Lehrer und Freund Schelling die tiefe, nationale Richtung beherrscht, so ist es, weil er, wie alle Herrscher, aus ihr hervorgegangen ist.' — ‚Ja', antwortete Stein, ‚das weiß ich wohl, daß die deutsche Jugend von dieser leeren spekulativen Krankheit angesteckt ist; der Deutsche hat einen unglücklichen Hang zur Grübelei, daher begreift er die Gegenwart nicht und ist von jeher eine sichere Beute seiner schlaueren und gewandteren Feinde geworden.' — ‚Exzellenz', antwortete ich, ‚wer ist kühner hervorgetreten, wer hat das Volk entschiedener entflammt, als es galt, den Feind mit geistigen Waffen zu bekämpfen, als die zwei spekulativ grübelnden Deutschen Fichte und Schleiermacher? Das a priori-Konstruieren', fuhr ich fort, ‚findet oft da statt, wo man es eben bekämpft und Ew. Exzellenz haben ein zu großartig tätiges Leben geführt, als daß Ihnen viel Zeit bleiben sollte, sich um unsere Grübeleien zu bekümmern; doch selbst unpraktisch scheint es mir, eine Geistesrichtung zu übersehen, die, wie Sie bekennen und beklagen, ein wesentliches Element der Nation ist.' Ich erschrak fast über die etwas derbe Freimütigkeit, mit der ich mich geäußert hatte. Stein polterte und tat zornig, lachte aber dabei laut auf. ‚Am Ende,' rief er aus, ‚bin ich selbst ein unpraktischer Grübler, der sich über das Grübeln in unnütze Grübeleien verliert.'"

Wo in aller Welt wurden in jenen Tagen des Waffengetöses und mitten im Zentrum des auflodernden Krieges wohl Gespräche geführt, wie dies zwischen Steffens und Stein? Gewiß kein philosophisches Gespräch, das in die Tiefen drang, aber dennoch eins, das wie ein Scheinwerfer die Kräfte zeigt, die in dieser Nation lebendig wurden. Kräfte, die dem französischen Kaiser fremd waren — fremd, wie jenes Land, aus des Gebiet kein Wanderer wiederkehrt.

An jenen Tagen kam auch der Wirkliche Geheime Rat Exzellenz von Goethe nach Dresden. Er befand sich auf seiner alljährlichen Reise nach Teplitz und Karlsbad. Die alte Exzellenz war, wie wir wissen, durch die Bajonette einiger betrunkener französischen Marodeure Anno 1806 sehr unsanft an gewisse Pflichten gegen eine gewisse Christiane Vulpius gemahnt worden und hatte sich damals in aller Stille mit ihr trauen lassen. Das böse Kriegsjahr 1806 bedrohte ja die Existenz seines herzoglichen Freundes aufs äußerste. Wir erinnern an die Begegnung zwischen dem französischen Gewalthaber und der tapferen Herzogin. Die Kriegsjahre und der Wandel der Dinge hatten den alten Goethe sehr mitgenommen. Er zog sich mehr und

Digitized by Google

mehr auf sich selbst zurück. Er förderte die noch im Kriegsjahr 1806 begonnene Gesamtausgabe seiner Werke, als deren 8. Band der „Faust" erschien, „die deutscheste Schöpfung des deutschesten aller unserer Dichter." Aber eben dieser blickte damals mit ungläubiger Hoffnungslosigkeit in die Zukunft. Damals hat er das Wort gesprochen — es war in einem Gespräch mit dem Vater Körner, und Goethe deutete auf das Schwert des Sohnes, das an der Wand hing —: „O, ihr Guten, schüttelt nur immer an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen, der Mann ist euch zu groß."

Inzwischen schielten die Verbündeten mit sehr verlangenden Blicken nach der Festung Torgau, wo sich über 11 000 Mann sächsischer Truppen gesammelt hatten. Hier kommandierte, wie wir wissen, der General von Thielmann, der Rajewskischanzen-Thielmann, er war aus kleinem bürgerlichen Hause, sein Vater, einst Kurfürstlicher Hofbettmeister, hatte aber ein ansehnliches Vermögen zusammengescharrt und war durch Gunst und Glück Geheimrat geworden, — auch eine Karriere. General von Thielmann war jahrelang ein blinder Verehrer Napoleons, seit 1809 Ritter der Ehrenlegion und des Westfälischen Kronenordens. Aber nach dem Feldzug von 1812 witterte er doch wohl den Untergang des Kaisers, und der Trieb, eine politische Rolle zu spielen, erwachte in ihm. Er verkehrte oft im Körnerschen Hause. Die Unterhandlungen wegen der Übergabe der Festung Torgau an die Verbündeten gingen hin und her. Stein nahm lebhaften Anteil. „Sie werden sich doch wohl nicht bedenken und sich mit uns verbünden!" sagte er zu Thielmann, worauf dann dieser kurz erwiderte: „Ich bin kein General York." (Nicht der hundertste Teil von einem General York, guter Thielmann!) Stein kehrte auf diese Antwort hin dem General kurz den Rücken und sagte: „Mit dem ist nichts anzufangen." Später meinte der Freiherr: „Sein Betragen ist weder das eines Deutschen, noch das eines seinem Herrn blind ergebenen Sachsen. Er ist eitel und redensartenliebend. Übrigens soll er ein guter Offizier sein."

Diese 11 000 tapferen Sachsen und die Festung Torgau waren ohne Zweifel ein starkes Gewicht in der Wagschale des Krieges zugunsten der Verbündeten, wenn sie zu gewinnen waren. Man umwarb den Gouverneur, und besonders der Kaiser Alexander von Rußland sparte Schmeichelworte und Versprechungen nicht, aber der General, der, wie er selbst sagte, „kein York war", zog es vor, ein Illo oder Terzky zu werden, bei welcher Gelegenheit er auf einen starrköpfigen Buttler stoßen sollte, wodurch die ganze Unternehmung: Übergabe der Festung Torgau und Übertritt der Truppen zu den Verbündeten, in die Brüche ging. —

Am 27. April, seinem Geburtstage (Thielmann wurde an diesem Tage 48 Jahre), plante er so eine Art Gastmahl Wallensteinscher Generale. Von vornherein saßen an den Bankettafeln zwei Parteien. Die jüngeren Herren waren ziemlich einstimmig für Thielmann und seinen Plan, die älteren Stabsoffiziere dagegen hatten von ihren Pflichten gegen den König eine andere Ansicht. Als schon der Wein die Gemüter erhitzt hatte, stand Thielmann auf und hob einen mit dem Bildnisse des Königs geschmückten Pokal und trank das Wohl des Landesherrn. Darauf ging er aber auf die Politik über und erklärte, seinen Degen niemals wieder für Frankreich ziehen zu wollen. Dieser Toast endete mit einem Hoch auf die Waffen der Verbündeten. Jubelnd sprangen jetzt die meisten jüngeren Offiziere von ihren Sitzen, schwangen ihre Becher und vergaßen in ihrer Freude die Disziplin so weit, daß sie sogar dem General um den Hals fielen. Aber plötzlich dröhnten in dies Getöse starke Faustschläge, welche der General von Sahr der Tischplatte versetzte, um sich Gehör zu verschaffen. „Mein Herr General," begann Sahr seine Rede mit rotem Kopf und schwerer Zunge, „ich habe wohl ein Glas Wein mehr getrunken als meine Gewohnheit ist und habe nicht die Sammlung, mich ganz so auszudrücken, wie ich es wünschte. Ja, General, wir werden fechten und mit möglichster Tapferkeit, mit den Franzosen gegen Russen und Preußen, mit Russen und Preußen gegen die Franzosen — wie es unser König befehlen wird, aber nichts von Politik! Nur unser König soll leben!" — Nachdem Generalmajor Sahrer von Sahr diese Worte feurig hervorgestoßen hatte, entstand ein wildes, tumultuierendes Schreien rings umher; ein allgemeines Hochrufen, bald auf den König, bald auf General von Sahr, bald auf General von Thielmann tobte durcheinander. Thielmann legte einen schriftlichen Entwurf seiner Rede nieder, und das Blatt ging alsbald von Hand zu Hand, immer so im Stil Wallensteins, wie man sieht. Was York bei Tauroggen schweigend in tiefer Brust begrub und im entscheidenden Moment mit zusammengebissenen Zähnen tat, das wurde hier im wilden Meinungsstreit verfahren und erstickt. Die beiden Generale schrien gegeneinander an, weil Sahr aber die kräftigere Stimme hatte, so blieb er in diesem edlen Wettkampf im Vorteil. „Morgen," rief Sahr, „werde auch ich meine bestimmte Erklärung abgeben, heute nichts von Politik! Soweit des Königs Wille reicht, gehen wir mit, nicht weiter. Es lebe der König!"

Trotz dieser Widerspenstigkeit des Generals Sahr und seines Anhanges stand die Sache für Thielmann durchaus nicht schlecht. Die ganze Bürgerschaft und der größte Teil der jüngeren Offiziere stand auf seiner Seite, man brachte dem General am Abend einen Fackelzug und veranstaltete im Gasthofe „Zum Anker" einen Ball. Der General erschien am Arme des Hauptmanns von Weyrach, eines preußischen Offiziers, der vom General von Bülow als Parlamentär gesandt worden war. So endete dieser 27. April schließlich mit einem halben Siege für Thielmann.

Digitized by Google

Kosakenvorhut mit Führer
Nach einer Radierung von J. A. Klein

Aber am nächsten Tage wendete sich das Blatt bedenklich zu seinen Ungunsten. Die Generale Steindel und Sahr stellten in ihrer Erklärung die öffentliche Forderung auf, bis auf weiteren königlichen Befehl gegen niemand einen offensiven Schritt zu tun, die Festung gegen jedermann bis aufs äußerste zu verteidigen und abzuwarten, welche Partei der König in seiner Weisheit (die arme schwankende Wetterfahne!) ergreifen würde. In einer Nachschrift fügte Sahrer von Sahr ausdrücklich hinzu: „Nie habe ich für die Franzosen gern und aus freiem Willen gefochten; ich wünsche, wie jeder Deutsche, daß es nie wieder geschehen möge, und daß ich vielmehr auf meines Königs Befehl die Waffen gegen sie führen könnte. Sollte aber der König anders befehlen, so werde ich, treu den Pflichten gegen meinen Herrn, auch mit Frankreich als für die Sache meines Königs fechten." — Man sieht, dieser General Sahrer von Sahr war ein Mann, der wußte, was er wollte. Er hat sein Wort, das er hier gab, bei Großbeeren blutig eingelöst. Statt daß nun General von Thielmann, wozu er an jenem Morgen noch die Macht in Händen hatte, seine Unterführer einfach aufheben ließ, tat er nichts, und die Stimmung schlug um. Thielmanns Vorhaben kam nicht mehr zur Ausführung. Torgau mußte beim ersten Schlachtenglück den Franzosen zufallen und 11 000 tapfere Sachsen mit verzweifeltem Mut ihr Blut für eine verlorene Sache verspritzen.

Seit dem 24. April waren die verbündeten Monarchen, Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III., in Dresden. Die beiden Majestäten in knappen Waffenröcken, die Brust mit Ordenssternen bedeckt, auf ihren stolzen Pferden, nahmen sich sehr kriegerisch aus. Natürlich strömte eine ungezählte Volksmenge herbei, einst hatte sie dem Korsen zugejubelt, jetzt dem Zaren.

Wie oft stiegt ihr hinan auf Mauern und auf Zinnen,
Auf Türme, Fenster, ja auf Feueressen,
Die Kinder auf dem Arm, und saßet da
Den lieben langen Tag, geduldig wartend,
Bis durch die Straßen Roms Pompejus zöge?
Und legt ihr nun die Feierkleider an?
Und spart ihr nun euch einen Festtag aus?
Und streut ihr nun ihm Blumen auf den Weg?
Der siegreich den Pompejus überwand?

Digitized by Google

Natürlich fehlte es nicht an Ehrenpforten, an Laubgewinden, an Geiſtlichen in ſchwarzen Talaren und Mädchen in weißen Kleidern. Man las dem König von Preußen ein ſchlechtes Gedicht vor, worin etwas vorkam von einer Adlerbahn, die er denn doch beim beſten Willen bis heute nicht durchkreiſt hatte. Man überreichte dem Monarchen auf einem ſeidenen Kiſſen zwei Lorbeerkränze, — etwas verfrüht, wie die Schlachten von Lützen und Bautzen nur zu deutlich zeigen ſollten.

Mochte nun ein ſolcher Empfang das Herz der Monarchen erfreuen und mit Hoffnung auf den Beitritt Sachſens erfüllen, es blieb dennoch bei den Worten, Taten bekamen ſie ſchließlich nicht zu ſehen.

Friedrich Auguſt von Sachſen hatte ſich, um aus irgendeinem Loch hinauszukommen, ſchließlich nach Prag begeben und dort mit Öſterreich eine Konvention abgeſchloſſen, nach welcher er den Friedensvermittelungen des öſterreichiſchen Kabinetts beitrat und für den Kriegsfall ſeine Truppen unter Öſterreichs Oberbefehl ſtellte. Sein Miniſter von Senfft hatte ihn hauptſächlich zu dieſem Schritte bewogen, denn der König ſelbſt hing im Innerſten ſeines Herzens noch Napoleon an. Er richtete an den König von Preußen alsbald einen Brief, in welchem er etwas ſteifnackig erſuchte, den Kriegszuſtand in ſeinen Ländern aufzuheben und beſonders den Kottbuſer Kreis, der ja in preußiſche Verwaltung genommen war, wieder herauszugeben. Das war nun freilich ein Verlangen, für welches der König von Preußen nur ein Achſelzucken haben konnte, aber in einem andern Falle gelang es König Friedrich Auguſt doch, ſeinen königlichen Bruder von Preußen ſchwer zu ärgern, was denn zu einer kleinen Kataſtrophe führte, die hier erzählt ſei. „Der König," ſchreibt Boyen, „empfand das Benehmen des Königs von Sachſen begreiflicherweiſe ſehr tief und benutzte eine Gelegenheit, um dies noch vor dem Ausmarſch aus Dresden ziemlich laut auszuſprechen. Ich glaube, es war am zweiten Tage unſeres Aufenthaltes in Dresden, als ich mich nachmittags in der Gemäldegalerie befand, wo auch bald der König eintrat und, indem ich mich nun an ſein Gefolge anſchloß, die Sammlung beſah, während um den König ſich die Zahl der ſtädtiſchen Zuſchauer in den Sälen immer mehr anhäufte. Jeden Augenblick ſtießen wir bei unſeren Wanderungen auf einen leeren Raum, wo das Bild, welches ſonſt dahing, kürzlich weggenommen war, dies kam nur zu häufig vor, als daß es nicht dem König auffallen ſollte, und nach vielen Komplimenten mußte der ſchon etwas in Angſtſchweiß geratene Galerieinſpektor mit den zierlichſten Redensarten geſtehen, daß man aus Vorſicht, wegen zu beſorgender Kriegsereigniſſe, die wichtigſten Gemälde nach dem Königſtein gebracht habe. Dies nahm nun der König gewaltig übel und ſagte ſehr laut: ‚Es iſt niemals meine Manier geweſen, anderen ihr Privateigentum zu nehmen, und es iſt dies eine Beleidigung meiner Geſinnungen und der des Kaiſers von Rußland; doch muß man ſich nicht wundern: der König von Sachſen hat, wie ich zu meinem Schaden erfahren habe, ſchon lange die Grundſätze ſeines Verbündeten angenommen, und da iſt denn ein Mißtrauen wegen verdienter Repreſſalien wohl zu erwarten.' — Die ſehr zahlreichen Zuſchauer in der Galerie ſchienen über dieſe Äußerung nicht wenig betreten und wußten eigentlich nicht recht, in welche Falten ſie ihre Geſichter legen ſollten." —

Bereits Mitte April war das ganze Königreich Sachſen von den Verbündeten beſetzt. Blücher marſchierte nach kurzem Aufenthalt in Dresden über Freiberg und Chemnitz an die Ufer der Mulde. Leipzig war bereits am 3. April durch ein ruſſiſches Detachement beſetzt. General Graf Wintzingerode mit der Vorhut ſtand am 4. April in Grimma. Während der zweiten Hälfte des April hatte Blücher ſein Hauptquartier in Altenburg. Der alte Herr fieberte förmlich danach, an den Feind zu kommen. Aber da die ruſſiſche Hauptarmee noch weit zurück war, ſo konnte er ein weiteres Vordringen nicht wagen. Die Hauptarmee war erſt am 7. April aus Kaliſch aufgebrochen. Wohl hatte Scharnhorſt in Kaliſch mit dem Fürſten Kutuſow vereinbart, daß die Ruſſen 3 Tagemärſche hinter Blücher folgen ſollten, aber wir wiſſen, daß der alte Kutuſow in ſeinem nichts durchbohrenden Gefühle ſehr bald an ſeine Unterführer Konterorder gab und noch über 14 Tage in Kaliſch ſtehen blieb, bevor er abmarſchierte. So kam es, daß zwiſchen Blücher und der ruſſiſchen Hauptarmee 16 Tagemärſche, faſt 50 deutſche Meilen, lagen. Selbſtändig unternehmen konnte der preußiſche General daher nichts. Bei Erfurt ſammelten ſich franzöſiſche Maſſen, deren Stärke man nicht genau einſchätzen konnte, wie denn überhaupt durch franzöſiſche Agenten in den Reſidenzen der Rheinbundfürſten übertriebene Gerüchte über die franzöſiſchen Rüſtungen ausgeſprengt wurden.

„Man muß recht ſehr bedauern," ſagte Boyen, „daß die ruſſiſche Reſervearmee nicht gleichzeitig mit Blücher von Kaliſch aufbrechen konnte oder wollte. War dies der Fall und man begnügte ſich nur mit derſelben bis Dresden zu gehen und ein Zwiſchenkorps bis Chemnitz vorzuſchieben, ſo behielten die möglichen Operationen von Blücher und Wittgenſtein dadurch einen viel freieren Spielraum. Beide konnten ſich vereinigen, um den Vizekönig durch ihre Überlegenheit gänzlich aus dem Felde zu treiben und ebenſo hinterher die Anſammlungen bei Erfurt zu ſtören, wobei dem neuzubildenden Heere Napoleons ein wichtiger Teil der Streitkräfte entzogen und die öffentliche Meinung in Deutſchland zum Widerſtand gegen Frankreich bedeutend angefeuert worden wäre." Aber es fehlte im ruſſiſchen Hauptquartier durchaus an einer zielbewußten Kriegsführung. Kutuſow, wie wir wiſſen überhaupt kein Freund dieſer ganzen Vorwärtsbewegung zur Elbe, war bereits recht leidend und wurde dem Heere in einer Droſchke nachgefahren. Der

Digitized by Google

Kaiser Alexander aber betätigte seinen kriegerischen Drang nach Boyens Bericht in einer ganz besonderen Weise: „Der Kaiser Alexander, der damals noch in voller Lebenskraft auftrat und gern mit der öffentlichen Meinung kokettierte, machte jeden dieser Märsche in einem Galopp, so daß von Distanz zu Distanz frische Pferde für ihn hingestellt waren, auf die er sich, zum Ärger seines Gefolges, schnell hinaufschwang und den Kurierritt fortsetzte. In seinem neuen Quartier angekommen, mußte die eine Kompanie starke Wache schon bereit stehen, und er exerzierte diese dann mit einem beinahe komischen Eifer noch eine halbe Stunde; deswegen hätte er freilich nicht so eilig reiten dürfen. Alsdann wurde die Parole ausgegeben und hinterher noch gewöhnlich dem griechischen Gottesdienst in der in einem besonders eingerichteten Zelt befindlichen Feldkapelle beigewohnt. Als das erste Mal bei Austeilung des Segens alle Russen niederknieten, wollte mein durchaus protestantisches Gemüt dies nicht tun, da ich aber sah, daß der englische Gesandte Cathcart und der schwedische Löwenhielm mit bemerkbarem Eifer dies ausführten, so schloß ich mich ihnen auch pflichtschuldigst an."

Nach russischen Berichten war diese Hauptarmee, einschließlich der von General Miloradowitsch geführten Avantgarde, bei ihrem Aufbruch ungefähr 30 000 Mann stark. Aber sie bestand aus vorzüglichen kriegsgewohnten Truppen — die russischen Garden waren dabei —, hatte eine gute Kavallerie und eine ungefähr 300 Geschütze starke Artillerie.

Solange also diese Verstärkungen nicht heran waren, mußte der ungeduldige Blücher sehr zu seinem Verdruß warten. Er begnügte sich damit, einige Kavallerieabteilungen möglichst weit vor die Front zu schieben. Oberstleutnant von Hobe stand mit Kavallerie in Plauen, seine Patrouillen gingen bis an Hof heran. Er hatte den Rittmeister von Schwanenfeld über Saalfeld hinausgeschickt, um die aus Süddeutschland erfolgenden Anmärsche feindlicher Truppen zu beobachten. Der Rittmeister gab denn auch bald die Nachricht, daß in Meiningen der Divisionsgeneral Souham mit 12 000 Mann Infanterie und 1000 Mann Kavallerie eingetroffen sei. Aber dem Rittmeister wurde das reine Beobachten zu langweilig, es reizte ihn, nach dem berühmten Muster von Seydlitz, einen Handstreich auf Gotha zu führen. Er brach in der Nacht zum 12. April in Gotha ein, um den französischen Gesandten von Saint-Aignau zu fangen. Dem Gesandten glückte es, sich zu verstecken, aber der Legationssekretär mit 10 Mann Bedeckung und einer Anzahl wichtiger Papiere fiel in die Hände der preußischen Husaren.

Der Sohn des Generals, der Major von Blücher, stand seit dem 11. April in Weimar. Von ihm ging die Meldung ein, daß die Festung Erfurt nur schwach besetzt sei. Am 13. erhielt er den Wink, daß bei Gotha ein Bataillon des herzoglichen Rheinbundkontingents stände, welches nur auf das Vordringen der Preußen wartete, um sich zu ergeben. Schleunigst machte sich der Major mit einer Eskadron auf den Weg, um das Bataillon aufzuheben, aber er fand den Handstreich schon ausgeführt durch den Leutnant Graf Pinto, der mit 15 Husaren vorausgeschickt worden war. Ohne Widerstand hatte sich dieses des fremden Dienstes müde Bataillon der kleinen preußischen Patrouille ergeben. Der Major von Blücher gewann in Gotha reiche Waffenvorräte, die er sofort nach Weimar schaffen ließ.

Auch der schon aus dem Kriege 1806 bekannte Major von Hellwig zeichnete sich hier wiederum aus. Es war derselbe Hellwig, der nach der Schlacht von Jena einen Gefangenentransport überfiel und 1500 Preußen befreite. Der Major erhielt die Kundschaft, daß eine ungefähr 2000 Mann starke bayrische Abteilung mit 6 Kanonen von Sondershausen nach Langensalza marschiere. Sofort war er entschlossen, den Feind anzupacken. Er ritt mit seiner Eskadron 18 Stunden lang, umritt die Stadt, und warf sich mit seinen 90 Reitern gegen das Mühlhauser Tor. Die Wachen werden zurückgetrieben, Hellwig nimmt 5 Geschütze und 32 Pferde. Die Bayern hatten einen Verlust von 40 Toten und 12 Gefangenen. Diese erfolgreichen Handstreiche trugen sehr dazu bei, das Bewußtsein der preußischen Truppen zu heben. Aber Blücher und sein Generalstab durften sich dennoch nicht zu einem größeren Vorstoß entschließen. Täglich mehrten sich die Nachrichten über den Vormarsch der französischen Armee. Wie wir bereits hörten, stand General Souham mit seiner Division als Avantgarde bei Meiningen, hinter sich die Division Marchand und Bonnet. Marschall Marmont marschierte mit seinem Korps von Vacha kommend auf Eisenach; einschließlich einer Division kaiserlicher Garde sollte dies Korps 18 000 Mann stark sein. Auch der Fürst von der Moskwa war am 14. April aus Würzburg aufgebrochen. So lagen also die Dinge bei dem Blücherschen Korps, und so gern der Alte auch den Degen gezogen und sein „Vorwärts" kommandiert hätte, — es ging nicht. Scharnhorst war froh, daß der größere Teil Sachsens einstweilen im Besitz der Verbündeten war, und vertrat die Meinung, daß größere Operationen vor der Ankunft der russischen Armee nicht gut seien. „Weiter vorzugehen," schreibt Gneisenau in jenen Tagen, „würde so manchem unruhigen Gemüt zusagen, aber ein weiteres Vorschreiten liegt weder in den strategischen Verhältnissen noch in den Kombinationen der Politik. Die Dinge liegen in der Krisis der Entwicklung, es wäre gefährlich, solche zeitigen oder stören zu wollen. Wenige Tage werden vielleicht klarer sehen lassen."

Digitized by Google

24. Kapitel

Vor Magdeburg

Mehr Glück als der General von Blücher hatte, was die kriegerischen Aktionen angeht, zunächst der Mann von Tauroggen. Sein Vormarsch von Berlin aus wurde nötig, als von Magdeburg die Kunde kam, daß französische Truppen die Elbe überschritten hätten und bis Möckern vorgedrungen seien, augenscheinlich in der Absicht, einen Vorstoß gegen Berlin zu machen. Das war aber blinder Lärm. Allerdings hatte der Vizekönig 3 Divisionen und etwas Reiterei, womit er wegen des Mangels sparsam umgehen mußte, um zu rekognoszieren und Proviant für die Festung einzusammeln, gegen Möckern vorgeschickt, aber als er auf starke Kosakenpulks stieß, nahm er seine Truppen nach wenigen Tagen zurück.

Man wußte leider im Hauptquartier des Generals Wittgenstein nicht die Stärke der Franzosen bei Magdeburg. Es hieß, daß an 80—100 000 Mann da versammelt seien, was zweifelos eine starke Überschätzung war, denn Mitte April wurde von einem Unteroffizier des erwähnten Major von Hellwig zwischen Sondershausen und Nordhausen einer feindlichen Stafette eine Depesche abgenommen, nach welcher der Vizekönig nur wenig über 40 000 Mann, darunter nur 2000 Reiter, bei sich hatte. Allerdings trafen von rückwärts her ständig Verstärkungen ein, und die Zahlenverhältnisse verschoben sich von Tag zu Tag günstiger.

Am 27. in der Morgenfrühe trat das Korps des Generals York auf dem Schloßplatze zu Berlin an. Der Feldprediger Schultze hielt eine ergreifende Rede und segnete die Truppen ein. Gerade als er den Segen aussprach, brach über dem alten Dom die Sonne aus den Wolken hervor. Dann trat York selbst an den Feldaltar und nahm das Wort zu einer kurzen Ansprache: „Kameraden," rief er, „drei Tugenden sind des Soldaten höchster Ruhm: Tapferkeit, Ausdauer und Manneszucht. Von uns aber, die wir in den Kampf für eine heilige Sache ziehen, erwartet das Vaterland noch etwas Höhers; ein edles, menschliches Betragen selbst gegen den Feind. Um aber das höchste der Güter, die Befreiung des Vaterlandes zu erkämpfen, müssen wir auch bereit sein, das Höchste einzusetzen. Von diesem Augenblicke gehört keinem von uns mehr sein Leben, keiner muß darauf rechnen, das Ende des Kampfes erleben zu wollen; ein jeder freudig bereit sein, sein Leben dahinzugeben für das Vaterland und den König." Dann trat er zurück und stellte sich an den Flügel des Leibregiments: „Soldaten, jetzt geht es in den Kampf! Ihr sollt mich an eurer Spitze sehen, tut eure Pflicht: Ich schwöre euch, mich sieht ein unglückliches Vaterland nie wieder." Da warf sich in tiefer Ergriffenheit der alte Horn, der das Leibregiment führte, dem General an die Brust und rief: „Das gelobe ich: Ich und das Leibregiment, wir wollen dem Beispiel unseres Generals folgen." Da rief es aus den Reihen: „Das soll ein Wort sein." Und im Chor klang's zurück: „Ja, das soll ein Wort sein." — Seit jenem Tage trug York Gift bei sich.

Es waren Kerntruppen, die hier mit York marschierten: Brigade Hünerbein und Brigade Horn. Die Mehrzahl von ihnen hatte den Feldzug in Kurland mitgemacht, die Mannschaften kannten ihre Offiziere, und die Offiziere ihre Mannschaften. Durch die politische Lage genötigt, hatten diese Truppen unter dem Oberbefehl eines französischen Marschalls gekämpft. Gezwungen und erbittert. Jetzt ging es gegen den Feind des Vaterlandes in einen heiligen Krieg.

Sie sollten unter Führern fechten, die den Krieg verstanden. Da war der alte Horn, ein hochgewachsener, kräftiger, derber Mann von unerschütterlicher Festigkeit, für seine Soldaten sorgend wie ein Vater. Er zeigte ihnen, wie man seine Streu macht, wie man sein Essen kocht, wie man wunde Füße behandelt. Im Gefecht tapfer wie nur einer, im Dienst streng und scharf, war er im Verkehr außerhalb des Dienstes gütig und herzlich, voll Erbarmen gegen Kranke und Gefangene. — Ein anderer Mann war der General Hünerbein, ein Hofmann aus der Zeit Friedrich Wilhelms II. Geistreich, witzig, von eleganter Bildung. Im Frieden ein Freund frivolen Lebens und reich besetzter Tafeln, war er im Krieg bedürfnislos und Soldat

Digitized by Google

mit seinen Soldaten. Er saß mit ihnen am Biwakfeuer und teilte mit ihnen ihr Kommißbrot. Im Gefecht zeigte er einen raschen, das Richtige treffenden Blick. York schätzte ihn als Offizier hoch, sah ihn auch als Gesellschafter gern um sich, aber er verhielt sich gerade gegenüber Hünerbein dienstlich stets sehr reserviert. Er kannte die etwas saloppe Art des Generals, der keinen Witz, mochte er gut oder schlecht sein, verkneifen konnte. Man erzählte nach der Schlacht von Wartenburg folgende bezeichnende Episode: General Hünerbein, dessen Brigade in der Reserve gestanden hatte, war verdrießlich, an den Lorbeeren des Tages nicht persönlich teil zu haben. Als York ihn fragte, ob er Verluste gehabt, entgegnete er, daß nur einem einzigen krummbeinigen Packknecht durch eine Kugel die Kaldaunen in Unordnung gebracht seien. York maß ob dieser rohen Rede den General mit strengem Blick und entgegnete kalt: „Herr General, dem Packknecht sind seine Kaldaunen genau ebenso lieb gewesen, wie Ihnen die Ihrigen, ich verbitte mir ein für alle Mal im Dienst jeden Witz, bei Tisch werde ich ihm gern sein Recht lassen." Sprach's und ging, was ihm dann von seiten Hünerbeins den Beinamen „Alte Warnungstafel" eintrug.

Der Vormarsch gegen die Elbe ging über die sandbedeckte Brust der Mark. Noch gab es keine Chausseen. Die durch Kiefernwaldungen führenden Wege waren so sandig, daß die Soldaten bis an die Knöchel einsanken, so ging der Marsch nur langsam vor sich.

Inzwischen war aber auch der General von Borstell, der in Gemeinschaft mit General von Bülow an der pommerschen Grenze die Wacht gehalten hatte, und bestimmt war, durch Mecklenburg zu marschieren, für Magdeburg frei geworden, da ja inzwischen die Herzöge Mecklenburgs vom Rheinbunde abgefallen und zu den Verbündeten übergetreten waren. Wir wissen, daß der Schweriner Herzog 400 Mann seiner Garden nach Hamburg entsendet hatte. Da Lübeck, Hamburg und die nordelbischen Gebiete (auch Lüneburg damals noch) vom Feinde frei waren, so wurde Borstell über Havelberg gegen die Elbe dirigiert. Er sollte den Truppen Dörnbergs, dessen Kampf um Lüneburg wir berichtet haben, folgen. So war Borstell für Magdeburg am ersten disponibel.

Ihm folgte General von Bülow, der von Stettin herkam, in dessen Beobachtung und Belagerung ihn der General von Tauentzien abgelöst hatte. Obgleich Bülow gemessene Befehle hatte, die Feindseligkeiten nicht vor der Kriegserklärung zu eröffnen, hatte der ungeduldige Mann an den Gouverneur von Stettin schon am 15. März die Aufforderung getan, Stettin zu übergeben. In Stettin lag unter dem Kommando des Generals Dufraisse (der erste Kommandant General Grandeau war krank) eine gemischte Garnison, bestehend aus Westfalen, Holländern und Franzosen, im ganzen ungefähr 7500 Mann Infanterie, 2 Artilleriekompanien und ganze 12 Mann Kavallerie. In der Festung herrschte außerdem ein schlechter Gesundheitszustand, die Garnison hatte viele Kranke, aber der französische General war ein anderer Mann als einst Romberg im Jahre 1806. Bülow mußte auf seine Aufforderung eine würdige Antwort einstecken. „Für Männer in unserm Stande," schrieb ihm der Franzose, „gibt es nur zwei Arten aus dem Leben zu scheiden, entweder durch einen ehrenvollen Tod oder durch Ehrlosigkeit. Ich weise das letztere Mittel zurück, und Sie können, ohne mich durch ihre wenig großmütigen Drohungen zu erschrecken, die Festung, welche mir anvertraut ist, angreifen. Meine Kommandeure und ich werden uns bis aufs äußerste verteidigen." Die Festung hielt sich denn auch bis zum 30. November 1813.

General von Borstell, welcher, wie wir hörten, zuerst auf dem Platze war, erhielt von York den Befehl, seine Vorposten so nahe als möglich an Magdeburg heranzuschieben, damit der Feind aus der Festung keinen unbemerkten Vorstoß machen könne. Am 31. März stand Borstell mit seinem Gros bei Möckern, die Vorposten bis Nedlitz vorgeschoben. Bei Königsborn, also unmittelbar vor der Festung, stand ein Kosakendetachement. Der Feind hatte an diesem Tage seine Vorposten sämtlich zurückgezogen. Aber in der Nacht zum 1. April ging französische Infanterie und Kavallerie auf der Straße nach Burg vor, um zu rekognoszieren. Der Rittmeister von Trotha ging mit seinem aus Dragonern und Grenadieren bestehenden, in Burg liegenden Kommando dem Feinde entgegen. Infolge der Nachrichten aus Lüneburg herrschte unter der Bevölkerung schon eine bedenkliche Aufregung, und es bildete sich eine Zusammenrottung von Bürgern und Bauern, die sich, so gut es ging, bewaffneten und den regulären Truppen folgten. Die Franzosen gingen infolgedessen zurück, aber General Borstell trug mit Recht Bedenken, den Aufstand und die Bewaffnung der Bürger und des Landvolks zu fördern, bevor nicht eine genügende Truppenmasse Magdeburg von dieser Seite eingeschlossen hatte und jeden Ausfall auf das rechtselbische Gebiet verhinderte, denn es war zu fürchten, daß ein über die Elbe vorbrechender Feind für jede Teilnahme einer Ortschaft am Krieg durch Brand und Plünderung schwere Rache nehmen würde. Indes schob der General, als der Feind zurückgegangen war, seine Vorhut bis Königsborn und nahm sein Gros nach Nedlitz. Borstell fühlte wohl, daß er auf exponiertem Posten stand. Er hatte kaum 3000 Mann bei sich und nur 12 Geschütze. „Ich bin," schrieb er am 2. April, „wie der Vogel auf dem Dache plaziert, um Magdeburg so eng als möglich einzuschließen." Seine nächsten Stützpunkte standen noch weit zurück. Bülow in Brandenburg, 9 Meilen entfernt, und York in Belzig, sechs Meilen entfernt. In Belzig war auch das Hauptquartier des kommandierenden

Digitized by Google

Generals Graf Wittgenstein. Hier traf am 1. April Scharnhorst ein, um sich mit Wittgenstein zu bereden. Der Generalstabschef des Blücherschen Hauptquartiers war der Meinung, daß an der Elbe irgend etwas geschehen müsse. Er wollte die Korps von Blücher und Wittgenstein möglichst nahe aneinander ziehen, so daß Blücher, der am 1. April noch in Dresden stand, auf Leipzig marschierte und Wittgenstein bei Wittenberg über die Elbe ging. Dieser Plan war in Belzig verabredet und Scharnhorst teilte ihn auch dem Generaladjutanten von Knesebeck mit.

Aber ein inzwischen beim Vizekönig von Italien eingegangener Brief des Kaisers Napoleon änderte die militärische Lage. Es war als ob der große Stratege in Paris bereits den Plan des großen Strategen im Hauptquartier Blüchers gewittert hätte, denn er wies seinen Stiefsohn an, gerade das zu tun, was den Scharnhorstschen Plan durchkreuzte. Er befahl dem Vizekönig, 4 Meilen vor Magdeburg, also auf der Sehne des Bogens, den die Elbe dort macht, ein verschanztes Lager in gesunder Gegend anzulegen; zwischen Roßlau und Aken und ebenfalls an der Mündung des Plauenschen Kanals nahe Parey starke Brückenköpfe zu errichten, so daß sein rechter Flügel nur einen Marsch von Wittenberg, sein linker nur einen Marsch von Brandenburg stand. So konnte also der Vizekönig, die innere Linie beherrschend, seine Truppen schnell zusammenziehen und einem Angriff der Verbündeten begegnen.

Eugen Beauharnais, soldatisch pünktlich, führte den Befehl seines kaiserlichen Herrn schon am nächsten Tage, am 2. April, aus und brach mit 3 Divisionen des 5. Korps über die Elbe vor. So sah sich General Borstell, „der Vogel auf dem Dache," plötzlich mit starker Übermacht angegriffen. Am Morgen des 2. April rückte die 16. Division auf die in Königsborn stehenden schwachen Vorposten Borstells. Eine ganze Division gegen ein Bataillon Infanterie, ein Kosakenregiment und einen Zug Artillerie. Trotz dieser Übermacht hielten sich die Borstellschen Vorposten mehrere Stunden. Der General nahm seine Vorhut auf Nedlitz zurück, vereinigte sie mit dem Gros und hielt sich die Nacht in Nedlitz. Am nächsten Tage mußte er auf Möckern zurück, denn die französische Übermacht war allzu groß. Als York und Wittgenstein die Meldungen über das Vordringen der Franzosen erhielten, faßten sie den Plan, daß der General Borstell und der heranmarschierende General Bülow den Feind in der Front beschäftigen, ihn langsam zurückgehend an sich ziehen sollten, während York, über Zerbst und Leitzkau vorgehend, seine linke Flanke angriff, um ihn möglichst von Magdeburg abzudrängen.

Am 5. April hatten sich die Truppenbewegungen so zurechtgeschoben, daß die feindlichen Vorposten bereits in Möckern standen, während die sechs Infanteriedivisionen und drei Kavalleriedivisionen sich auf die zwischen Magdeburg und Möckern liegenden Dörfer verteilten. Der Vizekönig hatte an 45 000 Mann über die Elbe genommen, darunter 3000 Mann Kavallerie und 106 Geschütze. Schon am 4. April war mit den Verschanzungen begonnen worden und am 5. April wurden die Arbeiten sehr tatkräftig fortgesetzt. Noch am 4. hatte sich Eugen Beauharnais selbst an die Spitze seiner Kavallerie gesetzt, um dem General Borstell den Rückzug abzuschneiden, aber Borstell war einer Überflügelung ausgewichen und bis auf Gloina zurückgegangen.

Alles, was Wittgenstein und York gegen die starke Macht des Vizekönigs einzusetzen hatten, waren nur 20 000 Mann mit 130 Geschützen, die Preußen hatten an Kavallerie 2500 Mann, dazu kamen einige Kosakenregimenter, die für den Aufklärungsdienst von größter Wichtigkeit waren. — Wittgenstein glaubte, den Angriff auf den 6. April verschieben zu können, da aber in der Morgenfrühe des 5. Nachrichten eingingen, welche einen Rückzug der Franzosen gegen Magdeburg vermuten ließen, wurde der Angriff schon am Morgen des 5. unternommen. York, dessen Avantgarde der General Hünerbein führte, marschierte von Zerbst auf Dannigkow. Die russischen Truppen unter dem General Berg sammelten sich bei Lietze, marschierten auf Ladeburg. Die Vorhut des Generals Bülow stand eine Meile vorwärts Ziesar und marschierte auf Möckern, das Gros folgte unter dem Prinzen von Hessen-Homburg, aber erst in einer Entfernung von drei Marschstunden. General von Borstell brach um 11 Uhr aus Gloina auf, nahm seine Richtung gegen Vehlitz.

General Hünerbein hatte den Befehl, von Leitzkau über Dannigkow noch Gommern vorzugehen, sich aber in ein ernsthaftes Gefecht nicht einzulassen, sondern den Feind nur zu beschäftigen, bis York mit dem Gros seines Korps heran war. Das Dorf Dannigkow, welches in dem rechten Winkel des Ehleflüßchens liegt, wo dieses sich gegen Norden wendet, bildete den Außenposten des rechten Flügels der französischen Stellung und war trotz seiner Wichtigkeit viel zu schwach besetzt. Es lagen dort zwei Kompanien des Linieninfanterieregiments Nr. 154 und am Wege nach Leitzkau 100 Mann Kavallerie. Die Vorpatrouille der Hünerbeinschen Streitmacht meldete dem General die Lage, und Hünerbein ließ alsbald zwei Eskadrons seiner Leibhusaren und einige Geschütze gegen das Dorf vorgehen. Die feindliche Schwadron wurde ohne weiteres geworfen, und die Husaren, einmal in der Fahrt, folgten in das Dorf. Aber alsbald erhielten sie sehr starkes Feuer von den feindlichen Tirailleurs. Hünerbein ließ sofort einen Schützenzug nachrücken. Die Preußen drangen mit Wucht in das Dorf, nahmen einige Häuser und gelangten bis zur Brücke, die

Digitized by Google

über die Ehle führte. Weiter ging's aber nicht. Man ſah im Eilmarſch überlegene franzöſiſche Infanterie der 31. Diviſion anrücken, und ſelbſt die Unterſtützung, die das 2. Bataillon durch ſeine Füſiliere den fechtenden Kameraden lieh, nützte nichts. Hünerbein ließ eine halbe reitende Batterie ſüdweſtlich vom Dorf auffahren und die feindlichen Soutiens beſchießen. Vergeblich. Die Preußen wurden zurückgedrängt, denn auch von der 18. franzöſiſchen Diviſion, welche nordweſtlich Gommern ſtand, kam Unterſtützug. Der Feind hielt die Brücke, warf eine friſche Beſatzung in das Dorf und richtete ſich für die Verteidigung ein. Der General Hünerbein hatte ſich alſo trotz des erhaltenen Befehls, jedes ernſthafte Engagement zu vermeiden, dennoch in einen ernſten und ungleichen Kampf begeben. „Nun war," ſagt Hünerbein in ſeiner Rechtfertigung,

Auszug der Freiwilligen
Nach einer Lithographie von Adolf Menzel

„die Sache offenbar zur Ehrenſache, zur heiligen Sache des Vaterlandes geworden, und ich konnte den Befehl, ein Gefecht zu vermeiden, nicht mehr befolgen. Es war das erſte ernſthafte Gefecht in dieſem Kriege, und Sieg oder Tod mußte hier offenbar die Loſung ſein; ich mußte, ſo ſchwach ich war, auf den alten Mut der preußiſchen Truppen und die Unterſtützung der Feldherren, die mich befehligten, rechnen." Ein nüchterner Geſchichtsſchreiber könnte hier allerdings etwas anders denken, könnte denken: Ich, der General Hünerbein, ein ehrgeiziger Mann, in deſſen Suite nebenbei noch der junge Graf Brandenburg war, ein Hohenzoller, wie wir wiſſen, wollte gerne ſchnell Lorbeeren erhaſchen, bevor „die alte Warnungstafel" heran war. — Denn das eine muß man ſich doch klar machen: Wenn drüben auf der franzöſiſchen Seite die entſchloſſene Führung war, die nicht dort war, wenn die 12000 Mann der beiden franzöſiſchen Diviſionen, die unmittelbar herangezogen werden konnten, mit Wucht gegen das Dorf geworfen wären, wenn von Gommern her eine Flankenbewegung ausgeführt wäre, ſo wären die preußiſchen Vortruppen ſicher unter ſtarken Verluſten gegen das im Anmarſch befindliche Gros zurückgeworfen und York hätte eine ſchöne Beſcherung erleben können. Daß die Sache gut ging, iſt jedenfalls nicht der Taktik Hünerbeins, ſondern der unendlichen Bravour ſeiner Soldaten und Offiziere zu danken.

Digitized by Google

Als die Franzoſen das Dorf wiedergewonnen hatten, befahl der General dem Major von Lobenthal, mit den beiden Musketierbataillonen ſeines 1. oſtpreußiſchen Regiments das Dorf im Sturm zu nehmen. Lobenthal ordnete den Angriff ſehr geſchickt, drang von zwei Seiten in das Dorf, während die Tirailleure, durch die Ehle watend und ſcharf plänkelnd, den Angriff unterſtützten. Zugleich ging die Batterie unter dem Schutz der Dragoner zur Seite des Dorfes vor, um dem Feinde die Flanke abzugewinnen. Die erſte Angriff wurde zurückgeſchlagen. Das diente aber nur dazu, die Wut der Angreifer zu entfachen, und mit einem zweiten furchtbaren Bajonettangriff drangen die Truppen im Sturmſchritt in das Dorf und nahmen es. Über die Brücke weiter vorſtürmend, warfen ſie den Feind auf 300 Schritt aus dem Dorf hinaus, aber hier ſetzten ſich die Franzoſen von neuem feſt und leiſteten tapfere Gegenwehr. Ein dritter Angriff zerſprengte ſie ſchließlich. Dann aber zeigten ſich auf franzöſiſcher Seite Kavallerie und Artillerie, ſo daß Lobenthal in das Dorf zurückging, ſich dort zur Verteidigung einrichtete und es hielt. Vier Stunden lang ſtand Lobenthal mit ſeinen 2 Bataillonen im Bajonettkampf und im Feuergefecht. — Der Auftrag, den Major von Crammon hatte, mit dem oſtpreußiſchen Füſilierbataillon und 20 Huſaren über Gommern vorzudringen, um Dannigkow zu flankieren, war mißglückt. Wohl warf er mit heftigem Angriff den Feind aus dem Fichtenwäldchen ſüdlich von Gommern, und ſeine Tirailleure drangen bis auf den Markt des Städtchens vor, aber dann mußte er der Übermacht weichen. Zwei Bataillone und zwei Schwadronen ſtark drangen die Franzoſen nach, aber Crammon mit ſeinen Füſilieren ging nur Schritt vor Schritt zurück, immer im Feuergefecht, unerſchütterlich. Als die Franzoſen dann mit plötzlichem Vorſtoß ſich gegen das Bataillon warfen, gelang es ſogar einige Gefangene zu machen, darunter auch Offiziere. „Da dieſelben indes," ſagt Crammon in ſeinem Bericht, „keinen Pardon nehmen wollten, und die Zeit zu kurz war, um ſich länger mit ihnen abzugeben, ſo ſind ſie erſtochen liegen geblieben."—Um 5 Uhr nachmittags kam York mit dem Gros von 6 Bataillonen, 4 Schwadronen und 3 Batterien vor Dannigkow an. Er ließ ſofort 2 friſche Bataillone in das Dorf einrücken und ſeine Batterien zu beiden Seiten auffahren. Der Geſchützkampf dauerte bis zur einbrechenden Nacht. — Dies war das Gefecht von Dannigkow, ein Teilgefecht der Kämpfe um Möckern. York ſäumte nicht, den voreiligen Angriff ſeines Unterführers ſcharf zu tadeln, aber General Hünerbein wußte die Rüge ſeines Vorgeſetzten geſchickt zu parieren. „Graf Brandenburg," ſchloß ſeine Entgegnung, „hat mir die Ehre erzeigt, mich bei dieſer Expedition zu begleiten und hat mit einer Tätigkeit und Unerſchrockenheit mich unterſtützt, die dem Dienſt ſeiner Majeſtät ebenſo erſprießlich als unwiderruflich ein Zeugnis war, welch ein edles Blut in ſeinen Adern fließt." — Man ſieht, der glatte Hünerbein hatte nicht vergeblich auf dem Parkett des Hofes chaſſiert.

General L. von Borſtell
Nach dem Leben gezeichnet von Prof. Herbig
lithographiert von C. Krafft

General von Borſtell, welcher von York dem Befehle Bülows unterſtellt war, rückte gegen Zeppernick vor. Da er aber von ſeinen Patrouillen erfuhr, daß Möckern noch vom Feinde beſetzt ſei, machte er zunächſt in Zeppernick Halt und ritt nach Hohen-Ziatz, wo er die Avantgarde Bülows antraf und den General ſelbſt. Hier traf um jene Zeit der Befehl des Hauptquartiers ein, auf Zehdemick zu marſchieren und möglichſt die linke Flanke des Feindes zu umgehen, um ihn zu beſchäftigen, während York die rechte Flanke angreifen wolle, — und ſich im übrigen „nach dem Kanonendonner zu richten". Borſtell eilte ſofort zu ſeinen Truppen zurück, gab die notwendigen Marſchbefehle und eilte mit einem Dragonerregiment und einigen Geſchützen gegen Vehlitz, aus welcher Richtung der Kanonendonner zu kommen ſchien. Hier ſtanden Truppen der 35. franzöſiſchen Diviſion, deren Gros auf dem Plateau von Nedlitz lagerte. Die Ruſſen unter dem General von Berg waren ſchon heran, als Borſtell eintraf. Ihre Geſchütze ſpielten bereits gegen das Dorf. Sobald die Infanterie Borſtells ebenfalls heran war, begann der Angriff. Hauptſächlich die pommerſchen Bataillone taten hier ihre gute Arbeit, ſie durchwateten die 3 Fuß tiefe Ehle und die Tirailleure unter dem Kapitän von Meyer nahmen zwei Geſchütze. Da ſprengte eine feindliche Reiterabteilung vor, um die Ka-

Digitized by Google

nonen herauszuholen, aber ſchnell ſtießen die Pommern ihre Bajonette in die Zündlöcher und brachen ſie ab; wenn ſie die Kanonen auch nicht davon bringen konnten, ſo konnten jedenfalls deren eherne Rohre keinen Schaden mehr tun.

Von Norden her ging das 2. Bataillon des I. pommerſchen Regiments gegen das Dorf vor. Kaum hatte es, bis zum Bauch, ja bis an die Schultern durch die Ehle watend, die Gewehre hoch, den Fluß durchſchritten, um ſich zum Angriff zu formieren, als franzöſiſche Kavallerie der 3. leichten Diviſion in ſtarken Geſchwadern anritt. Noch triefend von dem Bad in der Ehle bildeten die tapfern Pommern entſchloſſen Karree und gaben auf 40 Schritt wohlgezieltes Feuer. Es war ein buntes Gemiſch von Reiterei, dieſes franzöſiſche Marſchregiment, das hier angriff. Lauter verſchiedene Waffengattungen und kein innerer Zuſammenhang. Das Karreefeuer ſprengte die Maſſe auseinander, und alsbald griff auch preußiſche und ruſſiſche Kavallerie ein. Die franzöſiſche Reiterei wurde völlig zerſprengt, und der flüchtige Reſt von vielleicht 100 Mann lief dem Koſakenregiment in die Lanzen, welches Hünerbein zur Deckung ſeiner rechten Flanke detachiert hatte. Inzwiſchen hatten die preußiſchen Bataillone, unterſtützt von ruſſiſchen Jägern und einem Milizbataillon, das Dorf Vehlitz von drei Seiten gepackt und erſtürmt. Der Feind wurde aus dem Dorfe hinaus und gegen den Windmühlenberg zurückgeworfen, wo er ſich von neuem ſetzte. Aber auch aus dieſer Poſition wurde er bis Einbruch der Dunkelheit verdrängt.

Adolph Friedrich von Oppen
Nach einem Stich von Bollinger

Ein zu rechter Zeit erfolgender Angriff Bülows, der von Hohen-Ziatz heranmarſchierte, auf Möckern und Zehdemick hätte vermutlich die bereits erfochtenen Vorteile zu einem ganzen Erfolge werden laſſen. Aber der General, der, wir wir wiſſen, ſeinen eigenen Kopf hatte, brach erſt zwei Stunden nach dem von York erhaltenen Befehl auf, vielleicht wollte er erſt das Herankommen ſeines Gros unter Heſſen-Homburg erwarten. So kam er, als ſchon der Feind Möckern geräumt hatte, nur mit ſeiner Avantgarde zum Eingreifen. Bei Zehdemick ſtand die erſte leichte Diviſion franzöſiſcher Reiterei, ebenfalls ein aus ſieben verſchiedenen Regimentern zuſammengeſetztes Gemiſch, dazu eine leichte Batterie und ſechs in Karrees aufmarſchierte franzöſiſche Kompanien. General von Oppen erhielt ſofort von Bülow den Befehl, mit ſeiner Kavallerie anzugreifen. Die litauiſchen Dragoner wurden von dem Major von Platen, „dem tollen Platen“, wie man ihn nannte, kommandiert. Er warf ſeinen Leuten eine kurze Anſprache zu und rief: „Ein braver Dragoner muß die Pfeife noch brennen haben, wenn nach der Attacke Appell geblaſen wird.“ Mit lautem Hurra und in ſauſendem Galopp ging es über drei Gräben gegen den Feind. „Und ſo hieb,“ ſagt Platen in ſeinem Bericht, „dies nur 200 Pferde ſtarke Regiment auf drei aus Chaſſeurs, Lanciers und Huſaren zuſammengeſetzte Regimenter, gewiß 1000 Pferde ſtark, dergeſtalt ein, daß die 3 Regimenter aufgerollt und vor ſich her getrieben wurden. Wie wenig das Regiment ſich mit Gefangennehmung einzelner Leute abgab, beweiſt, daß es nur 86 Gefangene machte, hingegen gewiß noch einmal ſoviel niedergehauen wurden, indem die Erbitterung ſo groß war, daß anfänglich gar kein Pardon gegeben wurde.“ — Major von Platen, die brennende Pfeife im Munde, ſprengte auf einem Schimmel ſeinen Reitern voran. Da ritt ihm im Getümmel ein rieſiger franzöſiſcher Lancier mit eingelegter Lanze entgegen und verſuchte den Major aus dem Sattel zu werfen. Es gelang ihm auch, den linken Arm des Majors zu treffen. „So 'ne Fliege,“ rief Platen, und ſein ſchwerer Säbel traf mit Wucht das Geſicht des Lanciers. Aber der blieb feſt im Sattel, da ſprengte der Leibtrompeter heran und ſchlug den Franzoſen mit ſeiner Trompete derart über den Kopf, daß er vom Pferde ſtürzte. „Den haſt du gut heruntergeblaſen,“ rief der Major vergnügt ſeinem Trompeter zu.

So wurde auch dieſe Kavalleriemaſſe bei Zehdemick auseinandergeſprengt, und unter mühſamer Deckung ſeitens der Infanterie bewerkſtelligten die franzöſiſchen Führer den Rückzug gegen Nedlitz. — Wenn man bedenkt, mit welcher Übermacht — mehr als doppelte Übermacht — der Vizekönig trotz ſeiner gutgewählten Stellung hier eine empfindliche Schlappe erlitt, ſo muß man den größten Teil des Erfolges auf Rechnung

Digitized by Google

der wilden Kampfesluſt der preußiſchen Truppen ſetzen. Die Ruſſen hatten an dem Treffen nur geringen Anteil, ſie dienten bei Vehlitz hauptſächlich als Reſerve. — Ja, es wurde mit großer Erbitterung gekämpft. Beauharnais ſelbſt gibt in ſeinem Bericht ſeinen Verluſt auf 19 Offiziere und 680 Tote und Verwundete an. Davon waren 235 tot, ein ſehr ſtarker Bruchteil. Im Gefecht von Dannigkow wurden 200 Gewehre erbeutet, aber — keine Gefangenen. Im ganzen wird die Zahl der gefangenen Offiziere und Soldaten auf annähernd Tauſend angegeben, darunter ſehr viel Kavallerie. Das ſtimmt aber nicht, da Brupères Reiter zwar 10 Offiziere tot und verwundet, doch nur 86 Gefangene verloren. Der General Graf Grenier, welcher die hauptſächlich zur Verwendung gekommenen Diviſionen des 11. franzöſiſchen Korps befehligte, erhielt einen Schuß durch beide Wangen. — Dem Vizekönig mußte die außerordentliche Bravour, mit welcher ihm die Preußen entgegentraten, auffallen. Dennoch mag er ſich bewußt geweſen ſein, daß er ſeine ſtarken Kräfte nicht richtig einſetzte. Er ſchrieb noch am ſelben Abende an den Kaiſer eine Art Entſchuldigung: er habe nichts riskieren wollen, da ihm, beſonders wegen mangelnder Kavallerie, der Ausgang zweifelhaft geweſen ſei. Er halte es für ſeine Pflicht, nichts aufs Spiel zu ſetzen, bevor ſich eine gute Gelegenheit böte. Nun, dieſe Gelegenheit hatte ſich ihm am 5. April glänzend geboten, aber er verpaßte ſie; wieder ein Beweis dafür, daß Eugen Beauharnais keine Feldherrngaben beſaß. Er ließ bereits in der Nacht zum 6. mit dem Rückzug beginnen und nahm ſeine Truppen auf das linke Ufer der Elbe zurück.

Dieſe drei verſchiedenen Gefechte hat die Kriegsgeſchichte die Gefechte von Möckern vor Magdeburg genannt. Es war eine glänzende Waffenprobe für die junge preußiſche Armee, die wenig Monate ſpäter bei einem anderen Möckern noch eine ganz andere Probe auf ihre Tüchtigkeit beſtehen ſollte.

Wohl hatte auch den preußiſchen Truppen dieſer Tag harte Verluſte gebracht: Man zählte über 400 (600?) Tote und Verwundete, aber dennoch herrſchte in den Biwaks und Kantonnements am Abend des 5. April ein fröhliches und hoffnungsvolles Treiben und die Erlebniſſe des Tages gingen von Mund zu Mund. Der harte Strauß gegen eine bewußte ſtarke Übermacht hatte den Preußen eine freudige Zuverſicht gegeben. Beſonders die ſtarke Verwirrung und Auseinanderſprengung der franzöſiſchen Kavallerie wurde belacht und beſpöttelt. Da hatte der am Fuß verwundete Feldchirurg Kuhn, als er vom Dorfe Gommern nach Dornburg zurückhumpelte, noch ſchnell fünf franzöſiſche Huſaren gefangen genommen, die ſich am Förſterhauſe verſteckt hatten. Ein pommerſcher Königsdragoner, der als Ordonnanz einem Koſakenoberſt beigegeben war, ſprengte auf zwei Chaſſeurſchwadronen ein, hieb zwei Offiziere vom Pferde und hob ſich, als ihn eine Überzahl verfolgte, während des Davonreitens im Sattel, indem er mit nicht mißzuverſtehender Geſte ſeinen Verfolgern den unteren Teil ſeines Rückens zeigte. — Der „tolle Platen" hatte im Handgemenge einen eleganten Lanzenſchuh von Pariſer Lackleder einem franzöſiſchen Reiter entriſſen, der nun als Becher von Mund zu Mund ging, gefüllt mit einem feinen Kümmel, den man damals „Offizier" zu nennen pflegte.

In dem erhitzten Geblüt des Generals von Oppen tobte die Schlacht im Traum fort. „Der Prinz von Heſſen-Homburg," wird erzählt, „und General von Oppen hatten nebſt ihren Adjutanten nach beendetem Gefecht ihr Nachtquartier in einem Bauernhauſe genommen, deſſen Wohnſtube aber nur einen alten ledernen Großvaterſtuhl und eine leere zweiſchläfrige Bettſtelle enthielt. Da der Prinz von der Bettſtelle keinen Gebrauch machen wollte und nur auf den Stuhl Beſchlag legte, nahm General von Oppen in jener Platz und lud einen der Adjutanten des Prinzen ein, ſich neben ihn zu legen. Der General war aber an dieſem Tage ſehr tätig geweſen, er hatte unter anderem in der Hitze des Gefechtes einem franzöſiſchen Offizier einen Hieb gegeben, der vom linken Ohr bis zum Unterkiefer drang. Später, nachdem derſelbe zurückgebracht war, nahm er ſich ſeiner an und wünſchte, daß der Generalarzt Doktor Büttner ihn womöglich eben ſo ſchnell wie er verwundet war auch wieder herſtellen möchte. In der Nacht nun träumte der General von dem beſtandenen Handgemenge; er griff um ſich und würgte ſeinen Bettgenoſſen dermaßen, daß dieſer um Hilfe rufen mußte, wodurch das ganze Haus in Alarm geſetzt wurde."

Infolge dieſer Kämpfe um Möckern und des Rückzugs der Franzoſen auf das linke Elbufer war die Lage um Mitte April ungefähr die folgende: General von York hatte die Elbe bei Deſſau überſchritten und ſtand in Köthen. Seine Patrouillen ſtreiften bis Bernburg. Wittgenſtein hatte ſein Hauptquartier in Deſſau genommen. Es ſchien als ob der Flußkrieg, den er im Vorjahre an den Ufern der Düna geführt hatte, wieder in ihm lebendig würde und ihn zu neuem Wagen reizte. Er plante einen Flankenſtoß gegen die rechte Flanke des Vizekönigs über Aſchersleben, während York über Bernburg gegen das Zentrum vorbrechen ſollte. Aber er gab es dann auf, weil ihm infolge der Übermacht des Vizekönigs die Sache ſchließlich bedenklich ſchien. Auch mußten die Truppen möglichſt zuſammengehalten werden, weil bei dem General von Bülow, der vor Magdeburg Wacht hielt, die Nachricht eingegangen war, daß Marſchall Davout auf Magdeburg marſchieren und über die Feſtung hinaus einen Vorſtoß gegen Berlin machen wolle. — Indes trug ſich der Sieger von Auerſtädt mit ſo kühnen Plänen nicht. Wohl hatte er unter dem General Poinçot einen ſtarken Poſten nach Grieben nahe dem Elbdelta, das ſich aus zwei Elbarmen und dem Plauenſchen Kanal

Digitized by Google

bildet, gelegt, von wo es kaum drei Tagemärſche nach Berlin iſt. Er ſelbſt aber zog ſich mehr ſüdlich über Celle und Gifhorn an den Vizekönig heran, den Befehlen des ängſtlich gewordenen Beauharnais folgend. Der Stiefſohn des Kaiſers hatte die ſcharfen Biſſe von Möckern und Dannigkow noch nicht verſchmerzt. Seine Operationen waren höchſt unſicher. Wie ſehr Scharnhorſt mit ſeinem weitausgreifenden Feldzugsplan, von dem wir gleich ſprechen werden, das Richtige traf, zeigt Beauharnais' zögerndes Hin und Her in jenen Tagen. Von Saint Cloud aus, wo der Kaiſer noch reſidierte, gingen Verhaltungsmaßregeln ein. Zunächſt zeigte der Kaiſer dem Vizekönig an, daß er bald mit 200 000 Mann in Erfurt ſein würde. — Ferner heißt es: „Ich weiß nicht recht, was Sie tun werden. (Ja, wenn Beauharnais das nur ſelbſt gewußt hätte!) Manövrieren Sie deshalb und handeln Sie ſo, daß unſere Kommunikationen miteinander geſichert ſind." Der Marſchall Davout, ſo befiehlt der Kaiſer, hat unbeſchränkte Vollmacht über das Gebiet der 32. Militärdiviſion. Sein beſtändiges Ziel ſoll ſein, Hannover, Bremen, das Elb- und Weſergebiet und Holland zu verteidigen. „Mit dem 5., dem 11. Korps und aller Kavallerie halten Sie ſich (der Vizekönig) mit mir in Verbindung und bereit, alle von mir befohlenen Manöver auszuführen. Sorgen Sie für eine viertägige Brotportion. Sobald ich in Erfurt angekommen bin, laufen unſere natürlichen Verbindungen hinter der Saale." Seufzend, ſo dürfen wir als ſicher annehmen, wird Beauharnais den kaiſerlichen Brief aus der Hand gelegt haben, ſeufzend: Wenn er nur erſt da wäre, der kleine fette Mann im grauen Rock mit dem fahlen Cäſarenantlitz.

Digitized by Google

25. Kapitel

Scharnhorsts Kriegsplan

Wenn im Herzen des Vizekönigs der bange Wunsch aufgestiegen wäre, den wir am Schluß des vorigen Kapitels andeuteten, so hätte es dazu alle Ursache gehabt. Über seinem Haupte schwebte, ohne daß er es ahnte, halbwegs ein Verhängnis, denn da drüben im Lager der verbündeten Monarchen war ein Feldherr, wie uns scheinen will, ebenbürtig dem schlaggewaltigen Korsen — wie jener aus dem Volke hervorgegangen, — ein Mann eigener Kraft wie jener: Gerhard David Scharnhorst, der niedersächsische Bauernsohn.

Wir wollen uns nicht sagen lassen, daß uns die Liebe zu diesem großen Manne verführt, ihn, den genialen Organisator, den Schöpfer des „unsichtbaren" Heeres, das im Frühjahr 1813 in Preußen aufstand, als Feldherrn höher einzuschätzen als er es verdient. Wir haben uns gerade dem Feldzugsplan Scharnhorsts gegenüber befleißigt, ruhig und nüchtern zu prüfen, ob er, so wie er von diesem seltenen Hirn geboren wurde, ausführbar war oder nicht, und wir müssen sagen, daß wir die Überzeugung gewonnen haben: dieser Plan des Generalquartiermeisters im Blücherschen Hauptquartier war in seiner Anlage ebenso wundervoll, wie er möglich war in seiner Ausführung, wenn — aber es gibt hier nur dies eine Wenn — Scharnhorst selbst oder der alte Blücher die Obergenerale des verbündeten Heeres gewesen wären.

Scharnhorst erkannte eben so deutlich wie jener andere, der da drüben in Paris am Schachbrett des Krieges saß, wie ungeheuer wichtig der Besitz der nördlichen Gebiete Deutschlands, des Harzes, Hannovers, der Elb- und Weserdistrikte für Freund und Feind war. Hatte der Kaiser Napoleon nicht an Beauharnais geschrieben, daß er den Feind lieber in Dresden und Erfurt stehen haben wolle, als in Hannover, Hamburg und Bremen? Man mußte, so folgerte Scharnhorst, bevor noch der Herr und Meister selbst heran war, den Vizekönig angreifen und vernichten, Norddeutschland revoltieren und sich dann mit starker Macht auf die Rückzugsstraße des Kaisers selbst werfen.

Bei aller Kühnheit seines Planes legte Scharnhorst demselben dennoch ein kühle Berechnung zugrunde. Er setzte die Stärkeverhältnisse der kriegführenden Parteien als nüchterne Zahlen ein. Der Vizekönig hatte, wenn man die 12 000 Mann des Marschalls Davout und die 8000 Mann starke Besatzung von Magdeburg in Abrechnung brachte, im ganzen noch 34 000 Mann für die Operationen im freien Felde zur Verfügung. Gegen ihn konnten sich mit einer Rechtsschwenkung Wittgenstein, York und Blücher, vereinigt über 60 000 Mann stark, wenden. Hier schien ein Erfolg sicher und die Niederlage des Vizekönigs gewiß. Anders sah die Sache aus, wenn man das Herankommen der russischen Hauptarmee abwartete und alsdann dem Kaiser eine offene Feldschlacht anbot. Ließ man die Vereinigung der unter dem Fürsten von der Moskwa, Marschall Ney, heranmarschierenden 70 000 Mann, der 25 000 Mann italienischer Truppen, die General Bertrand brachte, des ungefähr 10 000 Mann starken bayrischen Kontingents und endlich der erwähnten vizeköniglichen Armee zu, so hatte man es (immer vorausgesetzt, daß die russische Hauptarmee zur Stelle war) in der ersten Feldschlacht mit einer Übermacht von 30 bis 40 000 Mann zu tun.

Daher verwirft Scharnhorst die Defensive aufs entschiedenste. „Eine solche Schlacht," sagt er, „würde mit gelähmten Kräften geliefert werden, und es ist also wenig oder gar keine Aussicht, daß man sie gewänne. Denn hätte der Feind nur 1000 Schritt Terrain in einer unserer Flanken gewonnen, so würde man in Besorgnis wegen des Rückzugs sein (der Mann kannte seine Leute durch und durch!) und den Befehl dazu erteilen, ehe man das Letzte versucht hätte und — *ohne das Letzte versucht zu haben, gewinnt man keine Schlachten.*"

Viel höher schätzte der Generalquartiermeister eine Offensivschlacht. Er will sich mit vereinter Kraft auf den im Marsch befindlichen Feind werfen, einen Teil seiner Kolonnen anfallen und sie vernichten: „Von den augenblicklichen Verhältnissen, vom Glück und vom Zufall wird es abhängen, ob man mit mehr oder weniger Truppen des Feindes es zu tun haben würde. Hier ist ein Sieg möglich, *wahrscheinlich* wird

Digitized by Google

er durch unſere moraliſche Überlegenheit und durch die Überlegenheit unſerer Kavallerie" (dieſer zweite Plan wurde bei Groß-Görſchen zum Ereignis, wenn auch nicht zum Erfolg).

Nach Erwägung dieſer zwei Möglichkeiten kommt der preußiſche Feldherr aber zu ſeinem großen Flankenplan, der mit kühnem Schachzug dem Kaiſer die ganze Operationsbaſis verwirren ſollte: „Ganz anderer Natur," heißt es in Scharnhorſts Entwurf, „iſt eine große Flankenoperation, eine Offenſive in die Flanken des feindlichen Kriegstheaters. Die rechte Flanke kann man nicht dazu wählen, weil man dadurch die neutrale Linie von Böhmen unwirkſam machen (der brave Kaiſer Franz und ſein kluger Metternich warteten ja noch immer ab, wie der Haſe wohl laufen würde) und in der Folge Bayern, als feindlich geſinntes Land,

Feldſchmiede der Koſaken
Nach einer Radierung von J. A. Klein

hinter ſich bekommen würde. Auf der linken Flanke iſt es anders. Dort bekommt man das weitläufige, für unſere Sache mit Enthuſiasmus beſeelte Norddeutſchland, nämlich die Provinzen von der Elbe bis zur Weſer und zum Rhein hinter ſich und findet an den Schweden und Dänen Reſerve" (was durchaus anzunehmen war, wenn der Vizekönig aufs Haupt geſchlagen wurde und die Verbündeten einen Sieg in der Taſche mitbrachten. Wir haben bei den hier erzählten Hamburger Ereigniſſen die Zweideutigkeit der däniſchen Politik erkannt).

„Folgende Operation würde dazu führen:

In dem Augenblick, wo die feindliche Hauptarmee von Erfurt gegen die mittlere Saale vordringt und an dieſen Fluß gekommen iſt, marſchiert der General Blücher rechts ab, vereinigt ſich mit dem General Winzingerode, hierauf mit dem Grafen Wittgenſtein, fällt über den Vizekönig her, ſchlägt ihn, reibt ihn auf und marſchiert zwiſchen Magdeburg und dem Harz durch, wendet ſich dann links und geht auf der Straße von Frankfurt nach Eiſenach. Unterdeſſen zieht ſich der General Miloradowitſch (mit der ruſſiſchen Hauptarmee), wenn er gedrängt wird, hinter die Elbe zurück und beſetzt dieſen Fluß von Mühlberg bis Dresden.

Die Möglichkeit dieſer Operation iſt leicht zu beweiſen. Solange der Feind die Saale nicht paſſiert hat, hindert nichts den General von Blücher, ſich mit Wittgenſtein zu vereinigen und den Vizekönig anzugreifen.

Digitized by Google

Lassen diese Korps einen Teil ihrer Kavallerie gegen die feindliche Hauptarmee stehen, so kann diese ihren Marsch unmöglich so schnell erfahren, daß sie den Angriff auf den Vizekönig verhindern könnte. Sie wird wenigstens um einige Tage zu spät kommen. — Die Schlacht gegen den Vizekönig kann bei der Überlegenheit unserer Truppen überhaupt und der Kavallerie insbesondere in jenen Gegenden nicht zweifelhaft sein. Sogar die Aufreibung der Armee muß man als gewiß annehmen, wenn sie nicht, was doch nicht wahrscheinlich ist, ihre Zuflucht in Magdeburg sucht. — Kann uns diese Armee aber nicht in unserem Marsch aufhalten, so gibt es auch nichts, was diesen Marsch verhindern könnte. Der Kaiser Napoleon kann, sobald er diese Operation gewahr wird, nicht mit vereinter Kraft auf die obere Elbe gehen, um die russische Hauptarmee zu schlagen. Denn diese dürfte im schlimmsten Falle sich nur gegen Schlesien und ihre Verstärkungen zurückziehen; so würde dem Kaiser Napoleon die Möglichkeit genommen, hier einen entscheidenden Schlag zu tun. Er kann überhaupt nicht an der oberen Elbe operieren, während eine Armee von 60—70000 Mann (Wittgenstein, Blücher, York) auf seiner Rückzugslinie über Eisenach steht. — Der Kaiser wird sich also mit einem Teile seiner Macht links wenden müssen, um uns zu folgen, und mit dem andern die Russen an der Elbe beobachten müssen. — Nun würde die Sache also zwischen Kassel und Eisenach zur Entscheidung kommen sollen. Hier aber wird die Wittgensteinsche Armee, die man doch nach ihrem Verlust in der Schlacht auf noch 60000 Mann annehmen darf, dem Kaiser Napoleon an Zahl schon ziemlich gewachsen sein. Hielte sie es aber für zu gefährlich, sich in eine Schlacht einzulassen, so bliebe ihr ein weites, durch nichts beengtes Rückzugsfeld, um Zeit zu gewinnen, die Kavalleriedetachements von 6—7000 Pferden und die neuen Formationen von 10—12000 Mann Infanterie an sich zu ziehen und die Schweden und Dänen, sowie die österreichische Erklärung abzuwarten. — Vorteile dieser Operationen sind: Man gewinnt eine Schlacht gegen den Vizekönig; man hat die Möglichkeit, einen entscheidenden Schlag aufzuschieben, bis die anderen Mächte auf dem Kriegstheater erschienen sind; man befördert die Organisationen in Norddeutschland; man teilt die Hauptmacht des Kaisers in zwei Teile, davon er doch nur einen selbst kommandieren kann (allerdings ein ganz wesentlicher Erfolg, denn dieser Kaiser wurde auf eine Armee eingeschätzt!). Ferner: Man wirkt auf die Meinung teils durch die Schlacht, teils durch das unerwartete Vorrücken. Beim Heer des Kaisers muß der Rückmarsch, womit er den Feldzug anfangen muß, gleich einen sehr nachteiligen Eindruck hervorbringen und das ohnehin schon geschwächte Vertrauen ganz erschüttern. Man versetzt den Krieg aus Sachsen an den Main, denn es ist sehr unwahrscheinlich, daß die in Sachsen zurückbleibende Macht der russischen Hauptarmee widerstehen werde, wenn diese es für gut befindet, vorzurücken."

In der steilen und wuchtigen Durchführung dieses Feldzugsplans lag höchst wahrscheinlich das Gelingen. Es läßt sich zu dem Entwurf des großen Mannes nichts erläutern, denn alles ist von ihm selbst klar und überzeugend gesagt worden. Kein Zweifel, daß eine Niederlage des Vizekönigs die unter der Asche der verbrannten Dörfer („Lilienthal a été brulé presque entier" meldete Vandamme in brutaler und lakonischer Kürze am 21. April aus Bremen) glimmende Volkswut zur lodernden Flamme entfacht hätte. Kein Zweifel, daß die dänische Regierng unter dem Druck eines solchen Sieges sich anders besonnen hätte, daß Hamburg und das Gebiet der 32. Militärdivision für den Kaiser verloren gewesen wären. Und dann die Rheinbundfürsten. Ach, sie waren alle nicht sehr willig, neue Opfer für ihren Treiber zu bringen; nur die Furcht um ihre Kronen und Krönlein, die der Gewaltige ihnen vom Haupte reißen könnte, wenn er siegte, hielt sie bei seinem System. So hatte der Scharnhorstsche Plan neben seiner großen strategischen auch eine hohe politische Bedeutung für die ganze Lage. — Im Blücherschen Hauptquartier war man natürlich mit dem Vorwärtsstürmen höchst einverstanden. Gneisenau schrieb empfehlende Worte an Hardenberg: „Der Plan umfaßt alle Bedingungen und gibt bei aller Kühnheit den sichersten Erfolg, einen Erfolg, der auf die ganze Dauer des Krieges entscheidet. Er ist dem Feind unerwartet und ist darauf berechnet, ihn zur Verzweiflung zu bringen. Diejenigen, die eine gemeine oder verschrobene Ansicht des Krieges haben, werden ihn freilich verwerfen, aber dies ist gerade dessen Vorzug."

So erkannte ein Kopf wie Gneisenau klar die Bedeutung des großangelegten Planes. Allerdings wäre es notwendig gewesen, daß für die Durchführung selbst nur ein einziger Wille sorgte. „Wäre ich der kommandierende General der Armeen," schrieb Scharnhorst, als er seinen Plan an Knesebeck einsandte, „so marschierte ich heute noch auf Halle mit allem, was ich hätte, vertriebe den Vizekönig und wendete mich nachher gegen die anmarschierende Armee. So aber wird wahrscheinlich alles, was wir tun, zu spät kommen und das Projekt, welches ich erwähnt, nicht mehr ausführbar sein." So sehr lag dem schöpferischen Geist sein Kriegsplan am Herzen, daß er sich selbst zu Wittgenstein nach Leipzig und ins Hauptquartier zu Dresden begab, um für die Ausführung zu wirken. Aber weder Wittgenstein noch auch der General von Toll, der als Kutusows Generaladjutant jetzt viel beim Kaiser galt, wollten sich auf kühnes Wagen einlassen. Toll hatte gerade beim Kaiser Alexander seine Idee durchgesetzt, nämlich, daß alle Truppen bei Altenburg versammelt werden sollten. Auch bei Knesebeck, dem zögernden Mann, konnte Scharnhorst nicht durchdringen. Der vorsichtige Generaladjutant des Königs hatte ein geheimes Grauen vor der Festung Magdeburg, die

Digitized by Google

ja im Rücken der Operationsarmee liegen bliebe, die dem Vizekönig, wenn er auswich, schließlich eine Zuflucht bieten könnte. Kurz, es gab bei den ganz klugen Leuten über den Plan Scharnhorsts ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Übrigens hat auch Karl von Clausewitz in seiner späteren kritischen Behandlung dieser Epoche die Ansicht vertreten, daß ein Vorbrechen der Wittgensteinschen Armee gegen den Vizekönig nur eine den Verbündeten ungünstige Verschiebung des Kriegstheaters zur Folge gehabt haben würde. Allerdings setzt Clausewitz voraus, daß der Vizekönig dem Stoße ausgewichen wäre. Natürlich war die Grundlage des Ganzen, die Vorbedingung des Erfolges, eine zielbewußte, glänzende Führung, ein jäher Sprung an die Gurgel des Vizekönigs, der gar nicht zum Ausweichen kommen durfte. Das wäre bei der flinken und überlegenen Kavallerie wohl möglich gewesen. Aber die Langsamkeit, mit welcher die russische Hauptarmee gegen die Elbe anrückte, und andererseits der schnelle Anmarsch der französischen großen Armee, die von Tag zu Tag sich dem Vizekönig mehr näherte, verschob die Lage.

Kurz der Kriegsplan Scharnhorsts wurde abgelehnt und resigniert konnte der große Mann ihn zu den vielen anderen Entwürfen hohen Fluges legen, die sein Geist in all den Jahren des Emporringens gezeitigt. — An Stelle kühner Offensive wurde jetzt eine matte Defensive beschlossen: Aufschluß der gesamten verbündeten Armee zwischen Leipzig und Altenburg und Abwarten der weitern Ereignisse.

Scharnhorsts großer Seele war jede Kränkung fremd; er suchte zu bessern und zu steuern, wo er nur konnte. Sein Herz *hörte nicht auf zu hoffen*. Eine besondere Freude war es ihm, als in Dresden Hardenberg ihm die Depesche des preußischen Gesandten in Wien, Wilhelm von Humboldt, zeigte, daß der Beitritt Österrichs zum Völkerbunde so gut wie gesichert sei, und daß Ende Mai 200 000 österreichische Soldaten kriegsbereit daständen. Wohl ahnte er, als er die verkehrten Anstalten sah, bei der gefährlichen Nähe des Schlachtenkaisers nahe bevorstehende Unglücksfälle. Auf dem Wege von Dresden ins Hauptquartier Blüchers nach Altenburg schrieb er an seine Tochter: „Die Zukunft hat sich von der Donau her bestimmt aufgeklärt; *sie kann nicht anders als glücklich sein, wenn auch momentan Unglücksfälle eintreten sollten*. Sollte ich das Ende des Feldzugs nicht erleben, so sterbe ich in der festen Überzeugung, daß diesmal die Freiheit und Selbständigkeit Preußens und Deutschlands siegt."

Inzwischen war durch den Tod des alten Kutusow das Oberkommando der vereinigten Armeen an den Fürsten Wittgenstein übergegangen. Man darf aber nicht glauben, daß nun alle Drähte der großen Heermaschine sich in dieser Hand einigten und nur von ihr geleitet wurden, wie es drüben beim kaiserlich-französischen Heer der Fall war. Im Hauptquartier der Verbündeten kommandierte jeder ein wenig mit, der den Beruf dazu in sich fühlte und das Ohr eines der Monarchen hatte, besonders des Kaisers Alexander. Eins, und zwar ein Großes, setzte indes Scharnhorst bei seiner Anwesenheit in Dresden durch. Er trat entschieden dafür ein, daß das große Hauptquartier der Monarchen in das Zentrum der Heeresaufstellung verlegt würde und nicht meilenweit zurückbleiben dürfe, denn ihre Weisungen mußten immer eingeholt werden, und aus dem Zeitverlust konnten die bedenklichsten Unglücksfälle entstehen. Der Zar, bei dem Scharnhorst überhaupt viel galt, folgte sofort dieser Anregung; König Friedrich Wilhelm dagegen, der sich sehr ungern bevormunden ließ, etwas zögernd. Im übrigen wurde aber auf den Rat der begabten Köpfe des Blücherschen Hauptquartiers wenig gehört. Am 25. April schrieb Reidhardt von Gneisenau aus dem Blücherschen Stabsquartier zu Altenburg an den Staatskanzler von Hardenberg: „Die Feinde kommen über die Saale herüber, zwar noch in kleinen Haufen, aber dennoch zeigen sie sich an allen Saaleübergängen. *Ich denke, wir stehen am Vorabend großer Begebenheiten, und da wird Tapferkeit entscheiden, wo die Intelligenz mangelt.*"

Digitized by Google

26. Kapitel

Österreich und die Rheinbündler

Wie eine gewaltige Sphinx, von Waffen starrend, täglich seine Rüstungen mehrend, lag das Ostreich, die Monarchie der Habsburger, da. Jenem fabelhaften Wesen gleichend, das die Menschen an sich lockte und ihnen Rätsel aufgab und jene, die Antwort schuldig blieben, mit scharfem Tatzenschlag zerfleischte. Der Fürst Clemens Metternich war die Seele dieser österreichischen Sphinx. Er hatte in der Vorzeit des Jahres 1809 durch seine Berichte aus Paris den Krieg, der Österreich zu Boden warf, entzündet. Er war nachher als Minister der beste Friedensförderer geworden, den man sich denken konnte. Jetzt galt es für ihn, die Karten der Diplomatie so geschickt zu mischen, daß Österreich das Spiel in der Hand behielt.

Rußland war erschöpft und keuchend nach dem harten Winterfeldzug an den Ufern der Elbe angekommen. Preußen machte in seinen Rüstungen unerhörte Anstrengungen, hatte schon in zwei Monaten über das Doppelte der russischen Streitkraft zum Schlagen bereit, aber die völlige Erschöpfung des Staates in seinen Finanzen konnte trotz der großen Opfer, welche patriotische Begeisterung aus Schloß und Hütte darbot, nicht die Mittel für die Rüstungen herbeischaffen, die nun einmal notwendig waren, sie aufs äußerste zu fördern. Der Staatskanzler stand wegen der so dringend erforderlichen Hilfsgelder mit England in Unterhandlung, aber obgleich das Krämervolk jenseits des Kanals nur eines wünschen mußte: die Niederringung des Korsen, die englische Regierung griff nicht so willig in den Säckel, wie es die Not der Zeit gebot. Wir kommen auf diese englische Hilfsgelderfrage noch zurück; hier mag die Feststellung genügen, daß der französische Kaiser Aussicht hatte, eine bedeutende Übermacht gegen die verbündeten Russen und Preußen marschieren zu lassen.

Bei Österreich schien in jenen Frühjahrstagen die Entscheidung des ganzen Feldzuges zu liegen. Kein Wunder, daß man von Seiten Rußlands und Preußens sowohl wie von seiten des französischen Kaisers um Österreichs Teilnahme am Kriege warb. — Zwar hatte Napoleon den Grafen Bubna zuerst heftig angelassen und schroff erklärt: „Eine bewaffnete Vermittlung des Friedens paßt mir nicht"; aber seitdem hatte er in Erkenntnis der Sache sehr viel sanftere Töne angeschlagen und vieles, was ihm von seinen Agenten über die österreichischen Ziele zugetragen wurde, überhört, um nicht zu diplomatischen Handlungen gedrängt zu werden, die das Wiener Kabinett auf die Seite seiner Feinde treiben könnte.

Aber Metternich, der den Kaiser während seiner Pariser Gesandtenzeit nach seinem eignen Ausspruch „genau studiert hatte, wie man ein Insekt studiert", wollte nichts mehr von einem faulen Frieden wissen, da ein solcher zwischen Napoleon und dem übrigen Europa ja doch nur immer einen Waffenstillstand bedeutete. Er wollte jetzt, wo Österreich als bewaffnete, vermittelnde Macht zwischen den Parteien stand, ganze Arbeit tun, um dem erschöpften, mit Blut gedüngten alten Europa endlich eine Friedensära zu verschaffen, die von Dauer war. Dieses große Ziel mit zäher Tatkraft verfolgt zu haben, ist, man mag sonst über die Persönlichkeit des glatten Diplomaten denken wie man will, ein unbestreitbares Verdienst des österreichischen Ministers, dessen Einfluß über ein halbes Jahrhundert die innere und äußere Politik der europäischen Hauptmächte leitete.

Der Fürst setzte als den Hauptfaktor den Charakter des Kaisers Napoleon in diese Rechnung richtig ein und ließ sich durch keine Seitensprünge der kaiserlichen Politik, durch keine Lockungen, durch keine diplomatischen Finessen, durch keine noch so fetten Köder von der Verfolgung seines Zieles abbringen. Zugleich aber wurde in diesem vielgeschmähten Manne eine Idee wach, die, wenngleich sie nur dem Nützlichkeitsstandpunkte entsprungen sein mochte, später in einem Größeren, in Bismarck, ihre Wiederbelebung gefunden hat. Metternich erkannte klar, daß, um dem Übergewicht Rußlands und Frankreichs zu begegnen, Österreich und Preußen Schulter an Schulter stehen mußten. „Das Festland," so führt Metternich in einer Denkschrift aus, „bietet (wir sehen hier von Spanien und der Pforte ab) nur noch vier Mächte dar, welche

Digitized by Google

in Anſehung ihres Umfangs, ihrer Bevölkerung und ihrer örtlichen Lage unbeſtreitbare Rechte auf Unabhängigkeit beſitzen, aber die wechſelſeitige Haltung dieſer Mächte iſt ſehr verſchieden, je nach ihrer geographiſchen Lage. Frankreich und Rußland haben eine einzige, kaum verwundbare Grenze. Der Rhein mit ſeiner dreifachen Bruſtwehr von feſten Plätzen ſichert dem Innern Frankreichs die Ruhe vollſtändig. Ein ſchreckliches Klima, das kaum drei Monate offener Kriegsführung geſtattet, macht aus dem Njemen eine nicht minder ſichere Grenze für Rußland. Öſterreich und Preußen dagegen ſind als zentrale Mächte auf allen Seiten den Angriffen ihrer Nachbarn ausgeſetzt, das Übergewicht der beiden Kaiſerreiche iſt als ſolches für ſie eine beſtändige Gefahr; eine Bürgſchaft ihrer Ruhe können ſie nur finden in einer weiſen und maßvollen Politik, in Beziehungen des Wohlwollens unter ſich und mit ihren Nachbarn; ihre Unabhängigkeit aber, dieſes koſtbare, auf die Dauer für die Exiſtenz der Reiche ſelbſt unentbehrliche Gut kann ihnen ſchließlich nur durch ihr eigenes Gewicht ſichergeſtellt werden.

Jede Schwächung einer der Mittelmächte iſt der unmittelbarſte Schlag auf das Daſein der anderen. Ohne Rivalität unter ſich, verknüpft durch die vollkommene Ähnlichkeit ihrer politiſchen Lage kann es natürlichere Beziehungen kaum geben als die, welche ſeit der maßloſen Vergrößerung Frankreichs und ſeit den Ereigniſſen des letzten Feldzuges, deren notwendige Folge das Gefühl der Unverwundbarkeit Rußlands war, zwiſchen Öſterreich und Preußen beſtehen; dieſe Beziehungen haben weder der Verträge noch ſelbſt wechſelſeitiger Gewährleiſtung bedurft. Die Stimme der Völker ſelbſt hat das Gefühl dieſer Wahrheit in den Kabinetten beſtärkt."

Clemens Wenzel Lothar Fürſt von Metternich
Nach einem unbekannten Stecher

Dieſem politiſchen Programm Metternichs entſprechend wurde auch der Fürſt Schwarzenberg inſtruiert, der auf ſeinen früheren Geſandtenpoſten nach Paris zurückkehren ſollte. Wohl nicht ohne Grund. Schwarzenberg hatte das Vertrauen des Kaiſers Napoleon und konnte ſchließlich am erſten die bedenklichen militäriſchen Operationen rechtfertigen, deren das mit Frankreich verbündete Öſterreich ſich in der letzten Periode des ruſſiſchen Feldzuges ſchuldig gemacht hatte. Er ſollte dem Kaiſer knapp erklären, daß die Intereſſen der Staaten Öſterreich und Preußen dem Kaiſerreich Frankreich gegenüber ſolidariſch ſeien. Der Sieg Preußens ſei Öſterreichs Wunſch, niemals würde es zur Unterwerfung des Nachbarſtaates das Schwert ziehen. Vergeblich ſeien alle Verſuche, dies Bündnis zu lockern.

Dieſer feſte Standpunkt Metternichs war für die ganze Koalition der Mächte höchſt wertvoll. Der Kaiſer hatte Mitte März einen ſeiner geſchickteſten, — ſagen wir negativ geſchickteſten Diplomaten, den Grafen Louis von Narbonne (den königlichen Tantenentführer und Protegé der Madame Staël, wir kennen ihn ſchon), nach Wien geſchickt. „Er iſt gekommen," ſchrieb Metternich, „ohne Inſtruktion, ohne Geſichtspunkte, ohne Geld, mit einem Worte: ganz ſo, wie ich vorhergeſehen, daß der Mann ankommen würde, von dem mir Napoleon einſt zu Dresden geſagt hatte: „er ſchicke ihn nur, wenn es nicht auf Unterhandlungen, ſondern auf Phraſen abgeſehen ſei". — Dennoch bekam Louis de Narbonne wenige Tage nach ſeiner Ankunft eine hochwichtige Depeſche des Herzogs von Baſſano, die Napoleon als Trumpf auszuſpielen gedachte, um Öſterreich auf ſeine Seite hinüberzuziehen. „Rußland," ſo lautete dieſe Inſtruktion, „hat

Digitized by Google

Preußen zum Abfall gedrängt, um mit ihm einen Feldzug zu machen, im Fall des Erfolges seine polnischen Pläne auszuführen (eine Drohung für Österreich) und im Falle des Mißerfolges Preußen zu opfern, wie es das zu Tilsit getan hat. Triumphiert es, so wird es das ganze linke Weichselufer nehmen und Preußen in Deutschland entschädigen (wieder eine Drohung für Österreich). Da Österreich den Frieden will, so muß es sofort handeln, sich an Rußland wenden und alsbald Eröffnung der Unterhandlungen verlangen. Die Unterhandlung würde kurz sein. Weigert sich der Kaiser Alexander, so schlagen wir vor: Österreich muß sich in diesem Falle auf den Untergang Preußens gefaßt machen. Die Bevölkerung der preußischen Monarchie zählt fünf Millionen Seelen. Man würde daraus drei Lose machen. Eine Million bliebe Preußen auf dem rechten Ufer der Weichsel; zwei Millionen würden mit Österreich, die beiden andern mit Sachsen und Westfalen vereinigt werden. Der schönste Anteil würde Österreich zufallen. Schlesien, das sich an Böhmen lehnt und den besten und schönsten Teil der preußischen Monarchie ausmacht, hat einen ganz anderen Wert als die Gebiete, welche den andern Verbündeten seiner Majestät des Kaisers abgetreten würden."

Faule Fische! Der Köder verfehlte denn auch völlig seine Wirkung, und am nächsten Tage ging der Fürst Schwarzenberg über München und Stuttgart nach Paris ab. Der österreichische Botschafter sollte sich in beiden Residenzen je einen Tag aufhalten und die Stimmung der Höfe sondieren. Gleich in München führte Schwarzenberg eine sehr deutliche Sprache gegenüber dem französischen Gesandten Grafen Mercy d'Argenteau. Er wolle den Kaiser für den Frieden gewinnen, sagte er. Frankreich sei stark genug hinter seiner Rheingrenze und sein Einfluß auf Deutschland sei unnatürlich. Der Rheinbund müsse aufhören, die Fürsten unabhängig sein, die Hansestädte frei werden. Auch verlange Österreich Illyrien zurück (Illyrien, in dessen Residenz der arme kranke Statthalter des Kaisers, Generaloberst Junot, wohlfrisiert, mit blankgewichsten Schuhen, Wehrgehenk und Orden, aber sonst splitternackt auf die Bälle ging). Der gegenwärtige Zustand Europas sei unhaltbar. Dem Grafen Mercy d'Argenteau sträubten sich ob solcher Reden des österreichischen Herrn die Haare. Mit fliegender Hand warf er diese entsetzlichen Ansichten des Fürsten Schwarzenberg aufs Papier und ließ seine Kuriere satteln. Was war das? Was würde der Kaiser sagen?

Schwarzenberg reiste nach Stuttgart weiter. Auch hier ließ er Andeutungen fallen, die nicht mißzuverstehen waren. Dann kam er nach Paris, wo schon die Münchner Depesche des Grafen Mercy am Tage vorher eingetroffen war. — Der Kaiser wußte also Bescheid. Aber so wenig wie er aus dem Rückzug des österreichischen Hilfskorps eine Kriegsfrage gemacht hatte, so wenig war er jetzt gesonnen mit Österreich vorzeitig zu brechen. Er rechnete bestimmt mit einem nahe bevorstehenden Sieg über die Russen und Preußen und glaubte ebenso sicher, daß Metternich in diesem Augenblick, wo das Waffenglück für Frankreich entschied, eine Schwenkung ins französische Lager vollziehen werde. Noch konnte er ja auch nicht wissen, wie der Köder betreffs der Eroberung Schlesiens gewirkt hatte. Dem Herzog von Bassano, mit welchem der Fürst Schwarzenberg die ersten Unterredungen pflog, hatte Österreichs Abgesandter sich sehr versöhnlich und freundschaftlich gezeigt. Es war kein Ultimatum, welches er ihm gegenüber aufstellte, sondern er brachte nur allgemein menschliche Gründe vor, die für den endlichen und dauernden Frieden in Europa sprachen.

Am 9. April trat der österreichische Botschafter in Saint-Cloud vor den Kaiser. Napoleon legte es darauf an, liebenswürdig, ja bestrickend zu sein, keine Andeutung irgendeiner Verstimmung zu zeigen. „Vous avez fait une belle campagne," rief er dem Fürsten gleich beim Eintritt zu und wiederholte dann lächelnd mit ironischer Anspielung auf sich selbst: „Vous!". Die Unterredung, die nun folgte, dauerte an vier Stunden. Auch dem Kaiser gegenüber milderte der Fürst sehr die Form des Auftrags, den er von Metternich hatte. Er zog es vor, hauptsächlich den Kaiser sprechen zu lassen und selbst nur dann zu reden, wenn irgendein grundlegender Einwurf notwendig wurde. „Was verlangt man von mir?" rief der Kaiser. „Ich bin bereit Frieden zu machen, aber ich kann die ersten Schritte dazu nicht tun. Das sähe ja aus, als ob ich in einer Festung säße und kapitulieren müßte. Wenn ich einen unehrenhaften Frieden abschlösse, so würde ich damit meinen Sturz besiegeln. Ihr habt Unrecht, wenn Ihr glaubt, ich hätte nicht den ehrlichen Willen zum Frieden, aber meine Lage ist schwieriger als die einer alten Monarchie, wo die Bande zwischen Volk und Herrscher seit Jahrhunderten fest sind. Der kann, wenn es sein muß, entehrende Bedingungen unterzeichnen, aber ich bin ein Emporkömmling, ich habe Rücksicht auf die öffentliche Meinung zu nehmen, denn ich gebrauche sie. Würde ein Friede, der Verluste mit sich bringt, geschlossen werden, so würde man im ersten Augenblick allerdings nur Freudengeschrei hören, aber bald würde scharfer Tadel gegen meine Regierung laut werden. Ich verlöre die Achtung und das Vertrauen meines Volkes, denn die Franzosen haben eine lebhafte Phantasie, sie lieben den Ruhm, die Begeisterung, sie sind empfindlich. Kennen Sie die Grundursache des Sturzes der Bourbonen? Er datiert von Roßbach her!"

Indes meinte der Kaiser, daß ein unüberwindliches Hindernis für den Frieden in der Abneigung und Eifersucht Englands zu suchen sei. England werde mit Frankreich keinen Frieden schließen, solange das letztere mehr als 30 Kriegsschiffe unterhalte. „In England laufen die tollsten Gerüchte über mich, jede

Digitized by Google

Abgeschmacktheit findet Glauben. Man verbreitet: ich sei tot, wahnsinnig, hätte beide Beine verloren und den Kopf obendrein. Sie glauben, Frankreich sei zu Boden geworfen, sie werden Belgien verlangen." Schwarzenberg entgegnete, daß England zwar die Selbständigkeit Hollands wünschen möchte des dauernden Friedens wegen, daß es aber an Belgien nicht dächte. Napoleon schüttelte den Kopf. „Aha, die Engländer kennen zu gut die Wichtigkeit der Schelde und Antwerpens. Die Masse der Nation, ermutigt durch die Erfolge der Russen, atmet jetzt nichts als Zerstörung Frankreichs. Einige Leute von Geist sehen weiter, aber was bedeutet das gegen die Masse! Glaubt denn Ihr Wiener Kabinett an die Möglichkeit eines Friedens mit England?" — Der Botschafter entgegnete, daß man in Wien an solcher Möglichkeit nicht zweifle.

Aber hier täuschte sich das argwöhnische Gemüt des Kaisers nicht. Der österreichische Gesandte, Baron von Wessenberg, war seit Anfang März in besonderer Mission in London, um die Zustimmung Englands zur Friedensvermittlung Österreichs zu gewinnen. Schon sein Empfang beim Kabinett von Saint James war kühl, sehr kühl. An diesem selben 9. April, an welchem Fürst Schwarzenberg die Unterredung mit dem Kaiser hatte, erhielt Wessenberg in London die Ablehnung aller österreichischen Vorschläge. Kühl bis ans Herz machte Lord Castlereagh dem österreichischen Gesandten die Eröffnung, daß an Frieden mit England nicht zu denken sei, solange die bonapartische Dynastie in Spanien regiere und regieren werde. „Solange der Herrscher Frankreichs," hieß es in der englischen Absage, „fortfährt zu erklären, daß keines von den, dem französischen Reiche willkürlich einverleibten Territorien Gegenstand der Verhandlungen werden dürfe, ist die Hoffnung vergeblich, daß sich die wohlwollenden Absichten Seiner Kaiserlichen Majestät von Österreich auf dem Wege der Verhandlungen erfüllen könnten. Seine Kaiserliche Majestät möge erwägen, ob nicht nach einer im Charakter einer Herausforderung gehaltenen Erklärung von seiten des Herrschers Frankreichs, einer Erklärung, die für Seine Kaiserliche Majestät in hohem Maße beleidigend sein muß, da doch Napoleon dessen Friedensvermittlung vorher angenommen hat, für alle Großmächte Europas der Augenblick gekommen sei, für ihre gemeinsamen Interessen und ihre Ehre sich zum gemeinsamen Handeln zu vereinigen. Um für ihre Staaten das zu erreichen, was den Namen ‚Frieden' verdient, müssen sie wieder darauf Bedacht nehmen, das politische Gleichgewicht Europas herzustellen." Also eine glatte Ablehnung jeder Vermittlung, — nur ein kaiserliches Österreich, welches das Schwert gezogen hatte, war den zähen Briten willkommen. Übrigens wußte Napoleon genau von dieser geheimen Sendung Wessenbergs nach London. Er hatte der Hamburger Polizei einen Wink gegeben, sich an die Pässe dieses Mannes gar nicht zu kehren, ihn festzunehmen und seine Papiere genau zu durchsuchen. Natürlich fand man nichts bei ihm. So dumm war Fürst Clemens Metternich denn doch nicht, daß er seinem Gesandten die geheime Instruktion in die Tasche steckte, da gab es andere Wege, diese über den Kanal zu bringen. Die französische Regierung mußte sich schließlich wegen des „Mißgriffs" der Polizei ihrer guten Stadt Hamburg entschuldigen.

Lord Castlereagh
Nach einem Gemälde von J. A. Jackson

Digitized by Google

Im weiteren Verlauf der Audienz des Fürſten Schwarzenberg kam Napoleon natürlich auch auf die Teilung Preußens. „Mein Entſchluß iſt gefaßt. Man kann zwar die Haut des Bären nicht teilen, bevor er erlegt iſt, aber in dieſem Falle verfüge ich über die preußiſchen Staaten!“ Bei dieſer Wendung des Geſprächs wurde der Kaiſer erregt, und nur haſtig und unverſtändlich kam ſein Teilungsplan heraus. Der Fürſt bekannte dieſen Vorſchlägen des Kaiſers gegenüber nicht ſo offen Farbe, wie es ſeine Inſtruktion verlangte, ſo daß der Kaiſer ſich wohl in die Täuſchung verfangen mochte, Öſterreich ſei für dieſe Lockſpeiſe zu haben und es bedürfe nur eines Sieges, um es ganz auf ſeine Seite zu ziehen.

Der Fürſt hatte aus der ganzen langen Unterredung den Eindruck, daß der Kaiſer ſich ſchwere Gedanken über die Abſichten des öſterreichiſchen Kabinetts machte. Er gab ſich während der Zeit ſehr milde, faſt weich gegenüber dem Fürſten, gebrauchte ſtändig die Anrede „Mein lieber Freund“ und rief im Laufe des Geſprächs aus: „Ihr könnt Euch auf die Seite meiner Feinde ſtellen. Das würde ich als ein großes Unglück betrachten, als das größte, was mir begegnen könnte. Ich wüßte dann in der Tat nicht, wie die Sache enden würde. Es wäre ſehr grauſam für mich, zu kämpfen gegen Öſterreich, gegen den Vater meiner Frau, gegen die Macht, deren Freundſchaft ich mir erworben zu haben glaubte, als ich mich durch Familienbande mit ihr vereinigte!“ Von dem Krieg gegen die Ruſſen und Preußen, der bevorſtand, ſprach der Kaiſer hoffnungsvoll. Er würde die Verbündeten ſchlagen trotz ihrer ſtarken Übermacht an Reiterei. Dann plötzlich: „Ah, wenn ich unglücklich wäre, ich ſtände für nichts ein, ich weiß nicht, was aus meiner Dynaſtie werden würde. Die Bourbonen habe ich nicht zu fürchten, aber — die Jakobiner würden ſich Frankreichs bemächtigen und dann könnte man nicht berechnen, wo der Brand enden würde.“ Alſo wieder eine ſeiner ſtändigen Drohungen mit dem Jakobinismus, um die monarchiſchen Kabinette Europas einzuſchüchtern.

Irgendein tatſächliches Ergebnis iſt aus dieſer Konferenz nicht abzuleiten. Der Kaiſer war ſchon mit den Gedanken bei ſeiner Armee in Deutſchland, war willens, das ganze diplomatiſche Gewebe mit dem Schwert zu zerreißen. Die ganzen Friedensvermittlungsverſuche Öſterreichs waren ihm nichts als eine Farce. Er machte wohl gute Miene zu dem böſen Spiel, aber er wußte, daß ein oder zwei gewonnene Schlachten der ganzen politiſchen Lage ein anderes Geſicht geben würden. Seine alte Luſt am Spiel — hier zwar nur mit Worten — wachte zu Ende der Unterredung auf. Fürſt Schwarzenberg war in der Uniform eines öſterreichiſchen Feldmarſchalls vor dem Kaiſer erſchienen und trug als Abzeichen den Kommandoſtab. Des Kaiſers Wunſch hatte ihm den Rang eines ſolchen verſchafft. Als nun der Fürſt ſich verabſchiedete, rief Napoleon ihm ſcherzend zu: „Vous avez le bâton de Maréchal, — le bâton, cela veut dire ‚schlagen‘ celui qu'on a devant soi.“ — „Oui, Sire,“ entgegnete der Fürſt ſchlagfertig, „il faut le désirer; il s'agit de le ‚pouvoir‘!“*)

Il s'agit de le pouvoir! Das war's. Schwarzenberg, den das Vertrauen der verbündeten Monarchen wenige Monate ſpäter an die Spitze ihrer Armeen rief, hat ſelbſt nie geglaubt, daß er es könnte. Er war kein blinder, wohl aber ein aufrichtiger Bewunderer der kaiſerlichen Feldherrnkunſt, und der öſterreichiſche General Meerveldt traf das Richtige, wenn er am Abend der Schlacht von Leipzig zu Napoleon ſagte: „Sire, niemand bewundert Ihre militäriſchen Talente mehr, niemand erkennt Ihre Überlegenheit mehr an als der Fürſt.“ — Hieraus iſt es auch zu verſtehen, daß Fürſt Schwarzenberg nicht die Sprache führte, die Metternich wünſchte. Er ſelbſt ſagt in ſeinem Bericht an den Miniſter nach Wien, daß Napoleon durch dieſe Zuſammenkunft beruhigt ſei. Jedenfalls konnte der Kaiſer aus dem Auftreten Schwarzenbergs nicht den Eindruck gewinnen, daß das Wiener Kabinett entſchloſſen ſei, mit den Verbündeten durch dick und dünn zu gehen und daß Metternich ſchon insgeheim ſo bindende Zuſagen an Preußen und Rußland gegeben hatte. Napoleon tat dem öſterreichiſchen Geſandten gegenüber ſo, als ob er ſicher auf die fernere Mitwirkung des öſterreichiſchen Hilfskorps rechnen könnte und noch heute befugt ſei, dem ſtellvertretenden erſten Kommandierenden, Baron Frimont, Befehle zu erteilen. Noch rechnete er, wie geſagt, immer auf einen ſchnellen Sieg, der ihm Öſterreich in die Arme treiben würde.

Und die Rheinbundſtaaten? Pah, mit dieſen wurden weniger Umſtände gemacht als mit dem ſtarken Kaiſerſtaat an der Donau. Baden lag unmittelbar unter den Kanonen von Straßburg; war der Großherzog nicht willig, ſo brauchte man Gewalt und ließ eine Diviſion marſchieren. Wie der Kaiſer den württembergiſchen Geſandten behandelte, haben wir in dieſen Blättern geleſen. Der Riß zwiſchen dem König und dem Kaiſer war notdürftig zugekittet und der dicke Beherrſcher Württembergs wurde ſtändig von dem franzöſiſchen Geſandten in Angſt erhalten. Anfang April kam der Fürſt Hatzfeld auf ſeiner Rückreiſe von Paris durch Stuttgart. „In Stuttgart,“ berichtet Hatzfeld, „hat mir der König durch den Miniſter des Auswärtigen, Grafen Zeppelin (wir begegneten dem tüchtigen Mann ſchon im Kabinett Napoleons) ſagen laſſen, er ſei in Verzweiflung darüber, daß er mich nicht empfangen könne, aber ich würde ſelbſt fühlen, daß,

*) „Sie tragen den Marſchallſtab, den Stab, das heißt ‚ſchlagen‘ den, welchen man vor ſich hat.“ — „Ja, Sire, es wäre zu wünſchen, aber es handelt ſich nur darum, es zu können.“

Digitized by Google

da er den Grafen du Mouſtier als franzöſiſchen Miniſter am Hofe habe, ‚l'homme le plus turbulent et le plus tracassier de France', ‚den größten Wühler und Stänker von ganz Frankreich', er nicht unzeitig Verdacht erregen dürfe." Zeppelin erzählte dem Fürſten Hatzfeld manches Intereſſante: Der König ſei entſchloſſen, ſeine Truppen nicht außer Landes marſchieren zu laſſen. Dieſe Erklärung hätte der König auch dem franzöſiſchen Geſandten abgegeben. Das war ſchon an ſich ein Heldenſtück der dicken Majeſtät, denn dieſer du Mouſtier war in der Tat ein widerwärtiger Kerl, der ſeine Aufgabe hauptſächlich nur im Ausſpionieren und Intrigieren ſuchte. Es war ein Glück für Hardenberg und Metternich, daß ſie an ihren Höfen in dem Grafen Saint-Marſan und dem Grafen Otto vornehm denkende Geſandte hatten, denn eine ſolche Kreatur wie du Mouſtier wäre ſehr bald hinter die Schliche gekommen, die ſie anwandten, den Kaiſer zu täuſchen.

Die Lage dieſer armen Rheinbundfürſten war in jenen Tagen wirklich nicht beneidenswert. Sie hatten dem Ehrgeiz des korſiſchen Kaiſers furchtbare Opfer an Gut und Blut gebracht. Von den Zehntauſenden der Söhne ihres Vaterlandes, welche dieſe Rheinbundfürſten zur großen Armee geſtellt hatten, waren nur wenige zurückgekommen. Die Mehrzahl hatte ihr Grab in Rußland gefunden, viele lebten gefangen in dem ſibiriſchen Oſten des großen Reichs, das Herz voll Heimweh nach der deutſchen Heimat, und ihre Briefe, die nach Deutſchland gelangten, erzählten nichts als von unerhörten Leiden, ſo daß in den Städten, Städtchen und Weilern, wo ſo ein Brief eintraf, Trauer herrſchte, und ſich zornige Fäuſte gegen den Fronherrn in Paris ballten. Fürſt Hatzfeld weiß in ſeinem Bericht denn auch von ſtarker Begeiſterung, die er überall in Baden und Württemberg für die Sache der Verbündeten fand, zu erzählen. Selbſt König Friedrich von Württemberg war über die Stimmung in ſeinem Kronlande gut unterrichtet. „Ich kann Ihnen nicht bergen," heißt es in einem eigenhändigen Briefe des Königs an ſeinen Pariſer Geſandten, „daß das Mißvergnügen mit allem, was franzöſiſch iſt, in Stuttgart und auf dem platten Lande täglich ſteigt. Die Rückkehr der Offiziere, mehrerer Kranken, Verkrüppelten und Dienſtuntüchtigen, die man hat entlaſſen müſſen, welche alle das erlittene Ungemach und die erduldeten Greuelſzenen aller Art unumwunden den Fehlern und dem Eigenſinn eines einzelnen zuſchreiben, bringt täglich mehr eine Stimmung hervor, welche mich zwar in betreff der Treue und Anhänglichkeit gegen mich und mein Haus nichts befürchten läßt, deren Einfluß aber auf Offiziere und Soldaten mehr als Beſorglichkeit erregen muß. Die Mißhandlung (nämlich die hier erzählte Audienz des Grafen Wintzingerode bei Napoleon), die ich in der Perſon meines Geſandten habe erfahren müſſen, die Äußerungen wegen meiner Braven, die Drohungen gegen mich und einzelne Diener des Staates haben kein Geheimnis bleiben können. Der Hof und die Tafel ſind vielleicht die einzigen Orte, wo man dieſe Geſinnungen nicht laut werden läßt. Aber ſelbſt die Gemäßigtſten ſcheinen durch Überdruß ihren bisherigen Charakter zu verleugnen. Man fängt an, an verſchiedenen Orten auf dem Lande, unter anderen zu Biberach, Aufrufe an das Volk anzuſchlagen, worin man von Befreiung von dem drückenden Joch unter Mithilfe von Öſterreich ſpricht."

Man kann nicht ſagen, daß der Geiſt der Auflehnung, der ſich im Volk bemerkbar machte, den Fürſten beſonders willkommen war. Man fürchtete den Umſturz, der dahinter lauerte, und der Kaiſer Napoleon verſtand es gut, gerade hier einzuſetzen und die Kronenträger bange zu machen. Er hatte ſchon am 18. Januar aus Paris an ſeine verſchiedenen Satrapen ein Rundſchreiben erlaſſen, in welchem er ſie zunächſt über die militäriſche Lage zu beruhigen, dann aber mit der Gefahr eines Aufruhrs innerhalb ihrer Volksſchaften zu ängſtigen ſuchte. Die große Armee, ſo führt der Kaiſer in dieſem Rundſchreiben aus, habe noch ohne die Reiterei eine Stärke von 200 000 Mann und 300 Kanonen (wovon gar keine Rede war, aber es hörte ſich gut an). „Ich habe," heißt es dann wörtlich weiter, „alle Maßregeln ergriffen, um die Grenzen des Rheinbundes zu decken, aber alle verbündeten Staaten müſſen mit mir die Notwendigkeit fühlen, auch ihrerſeits den Umſtänden entſprechende Anſtrengungen zu machen. Sie müſſen ſich nicht bloß gegen den äußeren Feind ſicherſtellen, ſie haben einen viel gefährlicheren zu fürchten, den Geiſt des Aufruhrs und der Anarchie.

Der Kaiſer von Rußland hat den Baron vom Stein zum Staatsminiſter ernannt; er zieht ihn in ſeine vertrauteſten Beratungen, ihn und alle jene Menſchen, welche darnach ſtreben, die Zuſtände in Deutſchland umzugeſtalten und dies ſchon ſeit langer Zeit durch Umſturz und Revolutionen zu erreichen ſuchen. Wenn dieſe Menſchen, die ſich jedenfalls bemühen werden, feindliche Verbindungen im Rheinbunde anzuknüpfen, dort den nämlichen Geiſt, der ſie beſeelt, einzuflößen vermögen, ſo können zahlloſe und unermeßliche Übel plötzlich über den Bund hereinbrechen. Von der Energie, welche die Fürſten entwickeln werden, hängt ſowohl die Ruhe der Völker, als das Daſein der Häuſer ab, welche über die verſchiedenen verbündeten Staaten herrſchen. Ich habe den Thron ihrer Fürſten gewährleiſtet ſowohl gegen ihre äußeren Feinde, als auch gegen diejenigen, welche im Innern ihre Rechte angreifen ſollten. Ich werde meinen Verpflichtungen nachkommen; die großen Opfer, die ich meinen Völkern auferlege, die großen

Digitized by Google

Maßregeln, die ich getroffen habe, haben keinen andern Zweck, als diese Verpflichtungen zu erfüllen. Aber wenn ich alles für die verbündeten Fürsten tue, darf ich hoffen, daß sie sich nicht selbst aufgeben und ihre eigene Sache nicht verraten werden. Sie würden sie verraten, wenn sie nicht mit mir mit allen ihren Mitteln einträten, wenn sie nicht die wirksamsten Maßregeln ergriffen, um ihre Infanterie, ihre Artillerie und vor allem ihre Reiterei in den besten Stand zu setzen, wenn sie nicht alles täten, was von ihnen abhängt, um den Krieg von Deutschland fernzuhalten und alle Pläne des Feindes zu vereiteln. Sie würden sie auch dann verraten, wenn sie nicht die Aufwiegler jeder Art in die Unmöglichkeit versetzten, zu schaden; wenn sie zuließen, daß Zeitungen die öffentliche Meinung durch lügnerische Nachrichten irre führen oder durch verderbliche Lehren vergiften; wenn sie die Predigten, den Unterricht und alles, was irgend Einfluß auf die öffentliche Ruhe ausüben kann, nicht mit ängstlicher Sorgfalt überwachten."

So stellte der Schutzherr des Rheinbundes seinen Satrapen den Freiherrn vom Stein als den schwarzen Mann hin, um sie bange zu machen. Er fand in den Herzen der Gekrönten leicht ein Echo und selbst, wenn sie die Absicht merkten, daß des Kaisers Brief nur darauf hinauslief, neue Truppenkontingente und vor allen Dingen Kavallerie zu erpressen, so wirkte dennoch der Name Stein stark genug, um ihnen eine Gänsehaut überzujagen. War dies nicht der Mann, der an der bedrohlichen Proklamation Anteil hatte, welche aus dem russischen Hauptquartier hervorging und die Rheinbundfürsten, wenn sie nicht sofort die Partei der Verbündeten ergriffen, mit dem Verlust ihrer Länder bedrohte? Hatte nicht selbst sein eigner König, Friedrich Wilhelm III., vor diesem Manne stets eine heimliche Scheu gehabt? Der Freiherr und sein Anhang galten besonders in der Schicht der Höflinge, die am Fuße der Throne stand, von jeher als Umsturzmänner, als „deutsche Jakobiner". Fürst Clemens Metternich teilte diese Ansicht durchaus. „Der revolutionäre Geist," heißt es in seinen Aufzeichnungen, „der im Jahre 1807 den Mantel preußischen Patriotismus und später die teutonischen Farben (schwarz-rot-gold) angenommen hatte, wurde in den Jahren 1812 und 1813 durch den Freiherrn vom Stein, den General Gneisenau und durch andere preußische und deutsche Flüchtlinge in den Rat des Kaisers von Rußland übertragen. Das Verwaltungskomitee wurde unter dem Vorsitz des Freiherrn vom Stein eingesetzt (nachdem die Schlacht von Leipzig geschlagen war), aber ich konstatierte gegenüber dem Monarchen (Kaiser Alexander) meine Voraussicht der bedauerlichen Folgen, welche für die künftige Gestaltung Deutschlands der Einfluß eines Mannes haben mußte, der selbst unter den unmittelbaren Einwirkungen der revolutionären Partei stand. Diese Administration war es, welche die Revolution organisierte, die ohne die späteren Anstrengungen der verbündeten Höfe zur eigenen Rettung und zu der ihrer Völker unfehlbar in Deutschland ausgebrochen wäre." —

Es ist lehrreich, zu sehen, wie sich auch hier — wie allenthalben — die Extreme berühren, wie Metternich und Napoleon, der Kabinettsminister einer absoluten Monarchie und der Sohn der Revolution, der einstige Parteigänger der Robespierres, die geheimen Gewalten der Volksseele fürchteten, die sich im Freiherrn vom Stein und seinen Leuten verkörperten. Was Wunder, wenn sich die kleinen deutschen Potentaten nicht minder vor Revolution und Aufstand fürchteten und ihre Kronen und Krönlein zugleich von innen und außen bedroht sahen. Sie waren rein in einer Zwickmühle, diese Herren. Aus Kalisch an der Ostgrenze kam die drohende russische Proklamation, in den Städten und Dörfern des eigenen Landes zeigte sich gefährliche Erregung, und im Westen sammelte der Imperator seine Gewaltkolonnen zu neuem Vorstoß. In Preußen sah man einen bisher unerhörten Aufschwung, der aber nach Meinung kopfschüttelnder Minister seine letzten Wurzeln im revolutionären Jakobinismus hatte, und Österreich, auf welches wenigstens der Süden seine Hoffnungen setzte, regte sich zwar und rüstete, aber die Ziele der Politik des Wiener Kabinetts ließen sich schwer erkennen. Ergriff der Staat der Habsburger im letzten Augenblick noch Partei für Frankreich, so stand es schlimm mit jedem Rheinbundfürsten, der den Wünschen Napoleons gegenüber nicht Order pariert hatte. Wohl machten sie zunächst alle den Forderungen des französischen Kaisers Schwierigkeiten, aber schließlich rüsteten sie alle, — weil ihnen nichts anderes übrig blieb.

Die Rüstungen und Konskriptionen fielen den armen Rheinbundfürsten weiß Gott nicht leicht. Erst vor Jahresfrist hatten sie ungeheure Opfer für den Feldzug nach Rußland bringen müssen. Der Staatssäckel war leer, die stattlichen Bataillone und Regimenter, die sie zur großen Armee gestellt hatten, waren weggeschmolzen bis auf wenige Schlacken, die verkrüppelt, krank und marode ins Vaterland zurückkehrten. Wir wollen hier einen kurzen Überblick der grauenhaften Verluste geben, welche diese deutschen Staaten anno 1812 erlitten hatten. In das Großherzogtum Baden kehrten von über 7000 Mann nur 330 zurück. Das Großherzogtum Hessen hatte für den spanischen Krieg ein Infanterieregiment in der Stärke von 1600 Mann gestellt. Fast 6000 Mann entsandte es nach Rußland, ihrer 300 kamen zurück. Von den 1800 Westfalen, die unter Vandamme und Junot fochten, sahen nur wenige die Heimat wieder. Die tapferen Sachsen waren fast 30000 Mann stark, als der russische Feldzug ausbrach; sie wurden von dem für seine Leute sehr besorgten Grafen Reynier kommandiert, dennoch retteten sich aus dem Zusammenbruch nur 74 Offiziere

Digitized by Google

und an 2000 Mann, die sich in Torgau sammelten. Das Königreich Württemberg hatte einschließlich der nachgesandten Ergänzungsbataillone rund 15000 Mann gestellt, worunter eine prächtige Kavallerie. Ungefähr 1000 Mann sammelten sich bis zum Frühjahr wieder in ihren Garnisonen. Das Königreich Bayern hatte zur großen Armee die 19. und 20. Division gestellt. Wir haben die braven Truppen an der Düna unter dem Marschall Saint-Cyr fechten sehen. Ihrer 30000 sahen die weißblauen Grenzpfähle ihres Vaterlandes nicht wieder.

In Zehntausenden von Hütten und Häusern dieser süddeutschen Lande war Trauer eingekehrt, — die Trauer um die Toten, die nagende Angst der Ungewißheit um die Verschollenen, der Gram um jäh zerstörtes junges Leben, um totes Glück, um erstorbene Hoffnung. Ja, wären diese entsetzlichen Opfer gebracht worden im Dienst des Vaterlandes, im Dienst des großen, gütigen Deutschland, das sie alle geboren und genährt hatte, dessen Sprache sie sprachen, seit ihre Zunge sich löste, — der Schmerz wäre heiliger gewesen und reiner. Aber sie alle, die Zehntausende waren gestorben für ein Nichts, für die Chimäre eines fremden Gewaltmenschen, der ihre Könige und Fürsten zwang, ihm Soldaten zu stellen „pour meubler un champ de bataille". Sie hatten gefochten gegen ihres Vaterlandes Interessen, denn mit jedem Sieg, den sie dem französischen Kaiser erfechten halfen, schmiedeten sie die Ketten ihrer Fürsten fester. —

Und jetzt forderte dieser Mann neue Opfer, forderte sie herrisch, gebieterisch, vom eignen Volke, vom eignen Senat verwöhnt, jedem Widerspruch ein hartes „Entweder — Oder" entgegensetzend. Das Schlimmste aber, das Unnatürlichste war, daß der Korse jetzt die Deutschen aufrief gegen Deutsche. Unter dem Befehl seiner Marschälle und Divisionäre sollten diese deutschen Rheinbundtruppen ihre Gewehre schultern und gegen Norden ziehen, um die große preußische Bewegung niederwerfen zu helfen. Sie sollten an der Seite von Welschen fechten, ihre Flinten gegen Deutsche anschlagen, ihr Schwert gegen den Sohn derselben mütterlichen Erde ziehen. Von neuem einte sich der Willkür der Fluch des Bruderkrieges, die Zeiten von 1806 und 1809 kehrten wieder.

Das Großherzogtum Baden und das Königreich Württemberg und die kleineren Rheinbundstaaten waren dem Kaiser Napoleon von vornherein verfallen. Was da an diplomatischem Hin- und Hergerede geleistet wurde, ist nicht hoch einzuschätzen. Bis Anfang April stellte Württemberg 12 Bataillone Infanterie in der Stärke von 8500 Mann, 2 reitende Batterien und 1 Fußbatterie, sowie 2300 Mann Kavallerie auf. Besonders gierig war der Kaiser und seine Marschälle auf die Kavallerie. Hier gab es ein stetes Drängen und Treiben, denn der Mangel an Reiterei erwies sich bei der großen Armee als höchst empfindlich. Die 12000 Gewehre für die Infanterie hatte Frankreich geliefert. Auch das neugebildete badische Kontingent von 3 Bataillonen und 5 Schwadronen stieß Anfang April zur 39. Division Marchand. — Zu dieser Division stellte auch der Großherzog von Frankfurt, Fürst-Primas Dalberg, 2 Bataillone in der Stärke von zusammen 1700 Mann. Was dieser unentwegte Bewunderer Napoleons an Truppen nach Rußland geschickt hatte, war im letzten Akt des großen Trauerspiels mit der Division Loison östlich Wilna aufgerieben. So sammelten sie alle, diese kleinen vom Stirnrunzeln des Imperators abhängigen Bundesfürsten, was sie an Menschen und Waffen noch zusammenbringen konnten und stellten es den Marschällen der großen Armee zur Verfügung, — Kanonenfutter für die neuen Schlachtfelder des Kaisers.

Der Offizier sowohl wie der gemeine Mann im Gliede mochten wohl empfinden, welch traurige Rolle allmählich die deutschen Truppen in den Kriegen des Kaisers spielten. General von Franquemont, der Kommandierende des württembergischen Kontingents, berichtet in jenen Tagen an seinen König höchst eigentümliche Tatsachen, die auf das Verhältnis der rheinbündischen Truppen zu ihren Treibern und Führern und auf ihre Gesinnungen überhaupt scharfe Schlaglichter werfen:

„Der Geist, der in mehreren Truppen des Rheinbundes herrscht, wird von den Einwohnern der Ortschaften, durch welche wir passiert sind, eben nicht sehr günstig für Frankreich geschildert, denn ein frankfurtisches Regiment hat sich auf dem Marsche von Frankfurt nach Würzburg fast ganz aufgelöst. Die Hessen desertieren gleichfalls stark und halten selbst an öffentlichen Orten Reden, die ihnen wahrlich zur Schande gereichen, z. B.: „Wir warten nur auf den Augenblick, den Feind zu sehen, um unsere Gewehre wegzuwerfen." Die hessischen Offiziere sagen, es wäre ihnen lieb, wenn ihre Leute desertierten. — Der Prinz Emil von Hessen erzählte mir, der französische Kaiser habe an Baden und Hessen außer dem Kontingent noch eine beträchtliche Forderung an Kavallerie gemacht. — Ein herzoglich-sächsisches Bataillon wurde vor kurzem, man sagt, von nur 20 preußischen Husaren gefangen genommen. Ein Mann aus hiesiger Gegend versicherte mich, er habe dieses Bataillon durch 20 Husaren eskortieren gesehen; die Gefangenen hätten Säbel und Tornister behalten, auch seien die Gewehre nachgefahren worden. — Das Mißtrauen der Franzosen fängt schon an, sich zu zeigen. Am 21. früh kam, noch in Würzburg, ein Adjutant des Fürsten von Neufchâtel zu mir, wahrscheinlich um sich von der Ankunft des Korps zu vergewissern; zum Schein begehrte er für den Fürsten die entworfene Marschroute bis Hildburghausen. Wenige Stunden darauf ließ sich ein Adjutant des Kaisers melden. Er fing damit an, einen sogenannten état de situation zu begehren

Digitized by Google

über die Stärke der Truppen, fragte, wie lange die Truppen dienten und dergleichen mehr. Die Frage kam auch vor, welcher General die Kavallerie kommandiere. Überhaupt konnte er das Verlangen nach mehr Kavallerie nicht bergen. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich angebe, es sei unter anderem auch darauf abgesehen gewesen, mich auszuholen. — Schon mehrere Tage sehe ich einzelne Kompagnien Franzosen marschieren, lauter elendes Volk. — Da nach der Aussage großherzoglicher Beamten in Würzburg es wirklich an dem ist, daß der Marschall Augereau Generalgouverneur mehrerer Großherzogtümer in Deutschland geworden ist, so halte ich den Weg, Eurer königlichen Majestät meine Berichte per Estafette zu schicken, nicht mehr für sicher genug und werde daher den anderen Befehl befolgen, die Kuriere bis Mergentheim zu schicken."

Ja, selbst der Fürst von Neufchâtel mußte sich dazu bequemen, an den Kriegsminister Clarke zu melden: „Die Desertation der Truppen des Großherzogtums Berg ist sehr stark. Der Kaiser hat befohlen, daß die beiden Eskadrons auf dem linken Rheinufer nach Mainz abrücken, und daß das Regiment nach Paris marschiert, von wo es der Kaiser nach Cherbourg schicken wird." Was denn auch geschah.

Während die zur Heeresfolge gezwungenen Truppen der kleineren Staaten zu solcher Form der Selbsthilfe griffen, wurden in Bayern und Sachsen, die sich ihrer politischen Lage zufolge leichter an Österreich und Preußen anlehnen konnten, diplomatische Verhandlungen gepflogen, die allen Ernstes auf einen Anschluß an die Verbündeten hinzielten. Der preußische Vertrag von Breslau und Kalisch, die sehr zweifelhafte Haltung Österreichs hatte auf die Haltung des Münchener Kabinetts doch einen merkbaren Einfluß geübt. Der preußische Gesandte Graf von der Goltz hatte schon seit Wochen bemerkt, daß ein entschiedener Umschwung in der Meinung der maßgebenden Kreise stattgefunden hatte. Zwar König Maximilian I. Joseph war fast ebenso wortkarg wie der dritte Friedrich Wilhelm von Preußen. Aber die Königin hatte schon Anfang Januar zu Goltz gesagt: „Man kann nicht ohne Beben an den Tod so vieler Tausende von Menschen denken, die nicht im Interesse der Staaten, sondern lediglich dem Ehrgeize eines Einzelnen geopfert worden sind." Aber mehr noch. Der allmächtige Minister Graf Montgelas, dessen Leitsatz in der bayrischen Politik hieß: „In der Schwäche Österreichs und Preußens liegt unsere Stärke," hatte bei Eintreffen der Nachricht von der Kapitulation von Tauroggen die höchst ketzerische Ansicht geäußert, daß Yorks Übertritt vom militärischen Standpunkt aus vielleicht zu verdammen sei, vom politischen aber ganz und gar nicht. Anders wurde die Stimmung, als das erwähnte Rundschreiben des Kaisers Napoleon eintraf und später im März Louis Narbonne, der politische Odysseus des Kaiserreichs, mit einem Sack voll Aufschneiderei und Lügen durch München reiste. Dennoch hatte der Kronprinz Ludwig, dessen deutsches Herz über die neuen Zumutungen des Kaisers Napoleon empört war, bei seinem Vater das Versprechen durchgesetzt, daß kein Mann der bayrischen Truppen unter keinen Umständen außer Landes marschieren sollte. — Der preußische Geschäftsträger Jouffroy, welcher den Grafen Goltz abgelöst hatte, hielt den Augenblick für geeignet, dem bayrischen Kabinett Vorschläge zur Allianz mit Preußen zu machen. Aber Graf Montgelas hatte Furcht, daß Preußen die Absicht hegte, die fränkischen Gebiete Ansbach und Bayreuth, welche im Frieden von 1807 an Bayern gekommen waren, als Sündenlohn für die Heeresfolge, wieder zurückzunehmen. „Quand on a été grand, on n'aime pas à devenir petit." „Wenn man groß gewesen ist, möchte man nicht gern wieder klein werden!" Dies sagte Graf Montgelas wiederholt. — Dennoch gewann im Lauf der Zeit der preußische Geschäftsträger Boden. Er konnte mit Vorschlägen kommen, er wurde von Montgelas empfangen und gehört. Aber plötzlich wendete sich das Blatt von neuem. Eine Anzahl bayrischer Offiziere, aus der russischen Gefangenschaft entlassen, hatten in einem Aufruf ihre bayrischen Waffenbrüder im Namen der Ehre und Rettung Deutschlands zum Übertritt ins Lager der Verbündeten aufgefordert. Dieser Aufruf war in Berliner Blättern erschienen. Der König Maximilian Joseph war außer sich, Graf Montgelas zitterte, daß im Heer und im Lande eine Meuterei gegen den König ausbrechen möchte. Gleichzeitig kam eine Note des Herzogs von Bassano aus Paris, daß der Kaiser eine sofortige Kriegserklärung der Rheinbundstaaten an Preußen verlange, daß die Gesandten Preußens ihre Pässe erhalten sollten, sonst würden sie als Spione zu behandeln sein. Die französischen Lügen von dem „großen Sieg von Lüneburg", von der einen Million Streiter, die Napoleon marschieren lassen werde, alles das verwirrte den Kopf des armen Spießbürgers von einem König völlig, Jouffroy erhielt seine Pässe, und Bayern blieb im französischen Lager.

Weit schwieriger als die Verhandlungen mit Bayern waren diejenigen mit Sachsen. Graf Montgelas war wenigstens in einer Hinsicht zielbewußt in seiner Politik: Er gab den Anschluß an Napoleon nicht auf, bevor er von anderer Seite klare Garantien hatte. Dagegen geriet das sächsische Kabinett in solche Nervosität, daß König und Minister schließlich nicht mehr aus und ein wußten und in ein planloses Hin und Her verfielen. Es muß allerdings an dieser Stelle Verwahrung gegen die Geschichtsauffassung eingelegt werden, als sei König Friedrich August III. ein durch und durch charakterschwacher Mann gewesen, eine Null, ein Wattebausch von einem König. Gegen diese tendenziöse Auffassung spricht eine lange, gewissen-

Digitized by Google

hafte, für die ſächſiſchen Staaten geſegnete Regierung, eine haushälteriſche Sparſamkeit im Innern, eine ehrenhafte Politik nach außen. Wenn man den König einen „Vater ſeines Volkes“ nannte, ſo iſt das eine wohlverdiente Ehrung dieſes ſchlichten Mannes, der ſtets das Beſte ſeiner Untertanen wollte. Der edle Graf Loß hatte während ſeiner Kurfürſtenjahre ſeinem Landesherrn beratend zur Seite geſtanden und das politiſche Ehrenſchild Sachſens blank gehalten. Der Kurfürſt achtete ſeine Verträge hoch, und als im Jahre 1806 der unglückſelige preußiſche Krieg ausbrach, ließ er ſeine Armee Schulter an Schulter mit den Preußen fechten, während doch der Herzog von Braunſchweig, der Oberfeldherr des preußiſchen Heeres, ſein Herzogtum für neutral erklärte und der Kurfürſt von Heſſen ebenfalls im letzten Augenblick dieſen Ausweg ſuchte. Dieſen Zug des Feſthaltens an einem gegebenen Fürſtenwort, an einem bündig geſchloſſenen Vertrag können wir hernach auch beobachten im Verhältnis des ſpäteren Königs zum Kaiſer Napoleon. Daß die jähe Kataſtrophe von Jena und Auerſtädt, der Zuſammenbruch des preußiſchen Staates auch die ganze ſächſiſche Politik aus dem Geleiſe warf, iſt nur natürlich. Der Kaiſer Napoleon, klug erkennend, daß es gut ſei, an den Grenzen Preußens einen Vaſallenſtaat zu errichten, der, ähnlich wie Bayern in Süddeutſchland Öſterreich gegenüber, ein Rival der preußiſchen Monarchie würde, gefiel ſich in der Rolle eines Befreiers Sachſens vom preußiſchen Joch, und im Frieden von Poſen am 11. Dezember 1806 wurde der Kurfürſt zum König erhoben. Zugleich trat Sachſen dem Rheinbund bei und ließ ſeine Truppen ſchon im oſtpreußiſchen Feldzug 1807 unter franzöſiſchem Kommando fechten. Als Preußen am Boden lag, teilte der Kaiſer ſeinem neuen Verbündeten einen gewaltigen Fetzen der Beute zu. Der gewerbsfleißige Kreis Kottbus fiel an Sachſen, die großen polniſchen Gebietsteile unter dem Titel eines Herzogtums Warſchau wurden der Oberhoheit der ſächſiſchen Krone wieder unterſtellt. In kluger Mäßigung hatte im Jahre 1792 der Kurfürſt die polniſche Königskrone, die ſeinen Vorfahren von jeher nur eine Dornenkrone war, abgelehnt. Jetzt beglückte ihn der allgewaltige Schirmherr des Rheinbundes von neuem mit dieſem Danaergeſchenk. Man muß geſtehen, daß, von außen geſehen, der franzöſiſche Kaiſer viel für Sachſen tat. Die Herren von Braunſchweig und Heſſen, die doch neutral blieben, hatte er fortgejagt, den Herrn von Sachſen, der ſeine Truppen gegen ihn marſchieren ließ, bedachte er mit einem vorteilhaften Frieden und überhäufte ihn mit Wohltaten. Das mußte in einem ſo ſchlichten und rechtlichen Gemüt, wie es Friedrich Auguſt beſaß, ein lebhaftes Gefühl der Dankbarkeit wecken. Dazu kam der große perſönliche Einfluß des Kaiſers, dem ſchon ganz andere Männer erlegen waren als dieſer hausbackene König. So kettete ſich dies Bündnis des Franzoſenkaiſers mit dem Sachſenkönig beſonders feſt. — Aber ebenſo ſehr muß man annehmen, daß mit dieſem jähen und völlig unverdienten Aufſtieg bange Zweifel in der königlichen Bruſt wach wurden, welche die ehrenfeſte kurfürſtliche nie gekannt hatte. Die politiſche Bedeutung Sachſens war als wohlabgerundetes Kurfürſtentum größer geweſen als jetzt, wo es ein künſtlich aufgeſchwollenes Königreich war, denn dies Königreich war nichts mehr als ein Gefolgſtaat des Kaiſers Bonaparte: mit ſeinem Glück oder Unglück ſtand es oder fiel es. Mochte indes der immerhin nüchterne Sinn des alternden Königs ſeine eigenen Gedanken hegen, dem Miniſter Grafen Senfft von Pilſach war es vorbehalten, Luftſchlöſſer über eine zukünftige Größe Sachſens zu bauen, die von beſonderer Art waren. Graf Senfft hatte als ſächſiſcher Geſandter am franzöſiſchen Kaiſerhofe Pariſer Luft geatmet, war als Mitunterzeichner der Konvention von Bayonne einer der politiſchen Garanten des widerwärtigſten Banditenſtreichs, den der Korſe ſich bisher in ſeiner Karriere erlaubt hatte, der Entthronung der ſpaniſchen Bourbons, und hatte ſo die Gewaltpolitik des Kaiſers in nächſter Nähe kennen gelernt. Anno 1809 im Oktober, gleich nach dem unglückſeligen Wiener Frieden, als Miniſter des Auswärtigen nach Dresden berufen, wollte er Sachſen zu einer Zentralmacht in Europa aufrichten, welche auf der einen Seite die Übermacht der Ruſſen, auf der andern Seite die Napoleons eindämmen ſollte. In Polen ſah er den Keim großer künftiger Unternehmungen. Er nannte Polen „ein Brudervolk“ („danke, grade genug von dieſer Sorte haben,“ ſagte bekanntlich Friedrich Wilhelm von Preußen) und erblickte in dieſen beiden Völkern, in Polen und Sachſen, den Keim jenes Weltbundes, von dem er träumte. Natürlich ſollte Preußen zunächſt die Koſten bezahlen. Als Graf Metternich im Frühjahr 1810 ſich in Paris aufhielt, in der nur ihm allein bekannten Sendung: ſich von den Gründen zu überführen, die Napoleon zur Heirat mit der Erzherzogin Marie Louiſe getrieben hatten, machte ihm der naive Graf Senfft brieflich den ſeltſamen Vorſchlag, Preußen zwiſchen Öſterreich und Sachſen aufzuteilen. Er glaubte, daß man die Intereſſen und Beziehungen von 1756 jetzt wieder aufleben laſſen könne: „Was wird aus dem verfaulten Leichnam werden, der noch ſeine aufgelöſten Glieder rings um uns her ſchlottern läßt? Ich ſchmeichle mir, daß wir uns leicht darüber verſtändigen und daß dies großen Nutzen haben würde.“ Natürlich war Metternich für ſolche aberwitzigen Pläne nicht zu haben, denn er hatte ſchon längſt ein wiedererſtandenes Preußen in ſein Kalkül eingeſtellt. Bald nach ſeiner Rückkehr aus Paris knüpfte Metternich mit Preußen ganz geheime Verhandlungen an und verſicherte den König Friedrich Wilhelm der Freundſchaft des Öſterreichiſchen Kaiſers, überzeugte ihn von der Gemeinſchaftlichkeit der politiſchen Intereſſen gegenüber Napoleon. Schon damals hatte der kluge Diplomat in

Digitized by Google

Paris herausgebracht, daß spätestens im Jahre 1812 ein Krieg zwischen Rußland und Frankreich zu erwarten sei.

So mußte denn der gute Senfft von Pilsach seine hirnverbrannten Pläne in der eignen Brust begraben, mußte es erleben, daß kaum drei Jahre später dieser „verfaulte Leichnam" in unerhörter Rüstung dastand, Schulter an Schulter mit Rußland und in lebhafter Verhandlung mit Österreich wegen des Beitrittes zum Völkerbund. Das teure Herzogtum Warschau, das seinem Oberherrn Friedrich August begeistert den Titel eines „Oberfreischärlers des polnischen Landsturms" gegeben hatte, das den Polenfreund Senfft zum Ehrenbürger des Herzogtums ernannte hatte, war von den russischen Truppen überschwemmt und kein Faktor mehr in der politischen Rechnung. Bereits Ende Januar begann man in Dresden die Koffer zu packen. Man ließ in Paris anfragen, wohin sich der Hof im Falle der Not wenden sollte. Die Kosaken standen 10 Meilen von Küstrin. Unter diesem Druck der Ereignisse zerflossen die einstmaligen Großmachtspläne des Herrn von Senfft in eine armselige Politik des Zitterns und der Ratlosigkeit, die kein gutes Ende nehmen konnte. Zunächst ließ er durch den Gesandten Herrn von Watzdorf am Wiener Hof erklären, daß die Sache Sachsens untrennbar sei von der Napoleons. Man dachte in Dresden gar nicht daran, daß Metternich andere Ziele haben könne, als die Unterstützung Frankreichs. Er forderte sogar Österreich auf, gegen Preußen und Rußland eine drohende Haltung anzunehmen, um sie einzuschüchtern. Aber die Ereignisse überholten sich, und die Nachrichten, die aus Berlin und Breslau kamen, verstärkten noch die Angst des sächsischen Kabinetts. Hier schien sich ein Sturm zu erheben, der unter Umständen das sächsische Volk mit sich fortreißen konnte, mochte die Politik des Hofes sein wie sie wollte. „Der sächsische Hof," berichtet Fürst Esterhazy von Wien an Metternich, „ist voll Angst vor dem Feind und namentlich vor den Volksbewegungen, daher wünscht er sich Österreich zu nähern, um diesen Übeln zu entgegehen." Aber dann kam auf der andern Seite die Angst vor Napoleon. Was würde der sagen, wenn sich Sachsen Österreich in die Arme warf? Das Zurückziehen des österreichischen Hilfskorps (Napoleon zu Bubna: „Mein Herr, das ist ein böses Stück!") hatte deutlich gezeigt, daß der politische Einklang zwischen Wien und Paris nicht ganz rein war. Was sollte also ein armer König von Sachsen tun? Man verfiel in seiner Ratlosigkeit auf den Gedanken, daß eine Neutralität der sächsischen Truppen das beste sei. Die Angst um Land und Volk diktierte diesen Wunsch, der angesichts der schwachen Heeresmacht, welche Sachsen stellen konnte, an sich schon ein Unsinn war. Diese kleinen Staaten konnten auf der großen politischen Bühne doch nur immer Mitläufer der großen Mächte sein. Die Lage des Staates war kritisch genug. Einen abtrünnigen Rheinbundfürsten würde der Kaiser Napoleon, wenn er siegreich blieb, schwer strafen. Auf der andern Seite aber zeigte Kaiser Alexander von Rußland eine sehr drohende Haltung. Er hatte den „Oberfreischärler des polnischen Landsturms" nicht vergessen, denn dieser polnische Landsturm hatte sich in Litauen schwere Greuel zuschulden kommen lassen. Ein Aufruf, den Friedrich August als polnischer Souverän noch im Jahre 1813 erlassen hatte, goß Öl ins Feuer und verstärkte den Zorn des Zaren; dazu kam der Aufruf von Kalisch, der die unbotmäßigen deutschen Fürsten mit Verlust ihrer Lande bedrohte. Gegen Preußen, auf dessen Kosten Sachsen im Jahre 1807 hauptsächlich vergrößert worden war, und dessen „verfaulten Leichnam" Herr von Senfft noch anno 1810 mit Österreich teilen wollte, hatte man in Dresden auch kein gutes Gewissen. Das Mißtrauen des sächsischen Kabinetts gegen Rußland und Preußen war übrigens berechtigt. Weder der Zar noch der König wünschten im Grunde einen Übertritt Sachsens zu den Verbündeten. Schon hatte der Zar dem Minister Hardenberg das Königreich Sachsen als Kriegsbeute Preußens zugesichert. Es wäre ein Strich durch die Rechnung gewesen, wenn Sachsen in zwölfter Stunde noch seine Politik geändert und bedingungslos in das Lager der Verbündeten übergetreten wäre. Als deutschen Bundesgenossen hätte man ihm nichts anhaben können, als besiegten Rheinbundstaat konnte man es mit gutem Recht von der Landkarte fortwischen.

Also Neutralität möglichst unter Anschluß an Österreich, das schien in jenen Wochen das letzte Ziel dieser sächsischen Notpolitik. Die Früchte derselben haben wir hier schon erwähnt. Der König ließ seine gesamten Streitkräfte unter dem Kommando des Generals Thielmann in Torgau mit dem Befehl, daß die Festung niemand zu öffnen sei. Seine Reiterei, nach welcher die französischen Marschälle so gierig waren, führte er mit sich. Als Marschall Ney nach dieser Kavallerie verlangte, wurde ihm dieselbe unter allerlei leeren Ausflüchten verweigert. Von Plauen war der sächsische Hof nach Regensburg gegangen und hier erreichte den armen König die Nachricht, daß Blücher in Sachsen eingerückt sei und den Kreis Kottbus für seinen König wieder in Besitz genommen habe. Eine bittere Pille; aber noch längst nicht die bitterste, die im Lauf der kommenden Monate der arme Friedrich August verschlucken sollte. Das Vordringen der verbündeten Armeen, die Okkupation seiner Staaten, andrerseits das Drängen Napoleons auf eine klare Entscheidung, ließen den König sich ganz in die Arme Österreichs werfen. Am 20. April kam zwischen dem General von Watzdorf und Metternich in Wien jene Konvention zustande, nach welcher der König von Sachsen an der bewaffneten Vermittlung Österreichs zwischen den kriegführenden Mächten teilnehmen wollte und

Digitized by Google

zu dieſem Zwecke 30000 Mann, wenn notwendig, ins Feld ſtellen. Dafür wurde von Öſterreich die Unverletzlichkeit Sachſens garantiert. Der König begab ſich mit ſeiner Kavallerie ſofort über Linz nach Prag in das öſterreichiſche Aſyl. Ihm folgten zwei Briefe des kaiſerlich-franzöſiſchen Geſandten, des Baron Serra, aus Regensburg.

„Der Kaiſer," heißt es im erſten Brief, „trifft ein und der König entfernt ſich. Der Kaiſer kommt, um ſeine Verbündeten zu verteidigen, für ihre Rechte und Freiheiten zu kämpfen, — der König geht, um Schutz zu ſuchen, weil man ihm ein unnötiges Aſyl anbietet, um verteidigt zu werden, nicht durch die Waffen eines ſtets ſiegreichen Alliierten, ſondern durch Unterhandlungen mit einer neuen Stütze, mit welcher er ſeit mehr als 20 Jahren nicht verbunden war." Im zweiten Brief beſteht im Auftrage des Kaiſers der Geſandte darauf, daß die Kavallerie ſofort marſchiere: „Nachdem alle Mittel der Überredung erſchöpft worden ſind, habe ich die Ehre, Eurer Exzellenz zu erklären, daß ich den zu ſeiner Majeſtät dem Kaiſer und zu ſeiner Hoheit dem Fürſten von Neufchâtel nach Mainz zurückkehrenden Kurier mitteilen muß, ob die Befehle für die ſächſiſche Kavallerie zum Abmarſch nach den von meiner Regierung für notwendig befundenen Punkten erlaſſen worden ſind, — oui ou non?" Ein Brief jagte den andern. Man ſieht hieraus deutlich die große Verlegenheit, in welcher ſich Napoleon infolge des Kavalleriemangels befand, Baron Serra bekam einen ſcharfen Rüffel: „Ihre Trägheit iſt unbegreiflich. Verlangen Sie kategoriſch, daß man dieſe Kavallerie abmarſchieren laſſe und bejahendenfalls nach Würzburg dirigiere. Laſſen Sie durchblicken, daß ich eine Weigerung als den Anfang eines Syſtemwechſels anſehen würde. Ich hätte ein ſolches Verfahren vom König nicht erwartet nach dem allen, was ich für dieſen Hof getan habe."

Oui ou non? Noch einmal brachte es Friedrich Auguſt fertig, aus dem ſicheren Prag den Geboten ſeines Protektors ein „Non" zu ſtammeln, aber das „Oui" ſollte bald folgen.

Der Kaiſer war in Mainz.

Digitized by Google

27. Kapitel

Der Kaiser

Der Kaiser war in Mainz. Nach achtundvierzigstündiger Fahrt war er am 17. April früh um 2 Uhr aus dem Wagen gestiegen. Wie er es liebte, war er plötzlich mit einem Satz vom Zentrum seiner Herrschgewalt, Paris, mitten in das Hauptquartier seiner Armee gesprungen, — comme la foudre, wie der Blitzstrahl! Schon eine Stunde nach des Kaisers Ankunft sattelten die ersten Kuriere. Graf Caulaincourt benachrichtigte die Rheinbundfürsten, Berthier die Korpskommandeure und selbständigen Divisionsgenerale. Geheime Boten gingen in den verschiedensten Verkleidungen in das vom Feinde besetzte Gebiet hinüber, um die Kommandanten der Oder- und Weichselfestungen zu benachrichtigen. Mit der Ankunft dieses einen Mannes im grauen Paletot wurde sozusagen dem ganzen Heeresorganismus die Seele eingehaucht, das Ganze wurde zu einem lebendigen Körper erweckt, dessen Glieder sich alsbald zu regen begannen. „Vor seiner Abreise," berichtet Pasquier, „hatte Napoleon die Kaiserin zur Regentin ernannt; dies war im Grunde nichts weiter als eine Vorsichtsmaßregel gegen etwaige Verschwörungen. Verlor er in einer unglücklichen Schlacht das Leben, so erhielt Österreich ein besonders starkes Interesse daran, eine Herrschaft aufrecht zu erhalten, die sich in den Händen seiner Kaisertochter befand. Die Maßregel war vorsichtig und vernünftig: nur hatte sie das Üble an sich, daß dadurch die allgemeine Beunruhigung wesentlich vermehrt wurde. In Wirklichkeit verblieben die Geschäfte und die Verantwortlichkeit ausschließlich dem Erzkanzler. Die Regentin vermochte durch ihre Unterschrift weder die Einbringung einer Senatsvorlage noch den Erlaß eines Staatsgesetzes zu erwirken. Sie hatte den Vorsitz im Senat, im Staatsrat, im Ministerrat und im Geheimen Rat; sie beschäftigte sich hauptsächlich mit den Gnadengesuchen, worüber die Entscheidung ihr allein zustand. Diese Ehren waren indessen nichts als reine Äußerlichkeiten, wenigstens nach der Art und Weise zu urteilen, wie wir die Kaiserin im Staatsrat auftreten sahen. Wenn sie eintrat, und eine Hofdame hinter sich, den Platz des Kaisers einnahm, dann hatten wir alle ein Lächeln auf den Lippen. Der feierliche Ernst, womit der Erzkanzler sich den Anschein gab, ihre Meinung einzuholen und sie über alle Angelegenheiten zu befragen, war nicht dazu angetan, diesen Eindruck abzuschwächen." — Die pomadige Österreicherin, so sehr sie auch in der Etikette ihres Hofes erzogen sein mochte, scheint übrigens kein besonderes Gefühl für die Würde ihrer Stellung gehabt zu haben, denn der Kaiser mußte ihr einige Monate später eine eigenartige Zurechtweisung zukommen lassen:

„Ich habe den Brief erhalten," schreibt der entrüstete Gatte aus dem Hauptquartier Haynau, „in welchem Sie mir mitgeteilt haben, daß Sie den Erzkanzler im Bett empfangen haben. Ich wünsche, daß Sie unter keinen Umständen und unter keinem Vorwand irgend jemand, wer es auch sei, im Bett empfangen. Dies ist nur dann erlaubt, wenn man über dreißig Jahre alt ist."

In Mainz erwartete den Kaiser eine Unsumme von Arbeit, denn die Armee war in ihrer Gliederung und Ausrüstung, von der Ausbildung ganz zu schweigen, noch in einem argen Zustande. Seit Monaten war alles Hals über Kopf gegangen, das Herbeischaffen und Zusammentreiben des Menschenmaterials war die Hauptsache gewesen. Noch hatten die meisten der Bataillone und Regimenter große Lücken in ihren Reihen, vor allen Dingen fehlte es an Offizieren. Am 19. April lief ein dringender Brief des Marschalls Marmont bei Berthier ein, nach welchem er 60 Hauptleute, 2 Adjutanten, 67 Leutnants und einen Zahlmeister dringend gebrauchte, weil er in seinen eigenen Regimentern keine geeigneten Anwärter für diese Posten besaß. Viele dieser Stellen wurden durch die Offiziere, welche täglich mit Eilpost aus Spanien ankamen, besetzt. Die Marschälle und Divisionäre, welche solche spanischen Herren überwiesen erhielten, konnten von Glück sagen, denn alle diese Männer waren kriegserfahrene, abgehärtete Frontsoldaten. Sie waren außerdem froh, daß sie von der vertrackten pyrenäischen Halbinsel heruntergeholt wurden, um nun in Deutschland auf den alten Siegesbahnen unter dem Auge des Kaisers selbst fechten zu dürfen.

Digitized by Google

Aber ihre Anzahl genügte längst nicht. Die Korpskommandeure mußten Beförderungen vorschlagen — viele solche Vorschläge lagen schon in der Registratur des Kriegsministers und waren bei der großen Hast übersehen worden —, worauf dann ein großer Offiziers- und Unteroffiziersschub erfolgte. Soweit es irgend anging, nahm der Kaiser allen durch Mainz marschierenden Truppenteilen die Revue ab, um auch hier das bessere Material für die Chargen auszusuchen.

Ach, es mangelte in dieser hastig zusammengetrommelten Armee an so vielem. Die so wichtigen Elitekompagnien, geschaffen, um den Ehrgeiz der Soldaten aufzustacheln, geschaffen aber auch, um den Bataillonen durch diese auserlesene Schar zuverlässiger Leute einen Halt zu geben, mußten bei vielen Truppenteilen erst rangiert werden, sie mußten Säbel und besondere Epaulettes haben. Der Kaiser sorgte für alles. Den von Frankreichs Nord- und Westküsten herbeigerufenen Marineinfanterie-Bataillonen fehlte es an Sappeurabteilungen, da mußten derbe Lederschürzen und Äxte sein. Der Kaiser schaffte sie. Er führte große Geldsummen mit sich und sobald er in den Säckel griff, wurden die Lieferanten munter, was bis jetzt nicht der Fall gewesen war, da es in den Korpskassen an barem Gelde mangelte. Die Handwerker in den Städten der Maingegend, in Mainz, Frankfurt, Hanau bekamen tüchtig zu tun. Es fehlten Kochkessel, Packpferde, Verbandzeug, Medikamente, Mäntel und Kamisole, ja, der General Bertrand, welcher die italienische Armee herbeiführte, hatte in seinen Reihen sogar eine ganze Trainkompagnie, welche noch in Bauernkleidern steckte. Zwar waren von den Depots noch Tausende von Wagenladungen unterwegs, welche viele mangelnden Gegenstände nachführten, aber die schwerbeladenen Wagen kamen nur langsam vorwärts. Da wurden denn Ordonnanzoffiziere hinausgeschickt, um in den Postdörfern und Städten Vorspann an die Wagen zu legen, damit sie vorankamen.

Seit des Kaisers starker Wille in Mainz an der Arbeit war und im Verein mit ihm der allmächtige Hebel, das Geld, kam in all diese Dinge Ordnung. Der Kaiser ließ auch den Offizieren ihre rückständige Gage bis zum 1. Mai, sowie besondere Equipierungsgelder auszahlen; auch die Soldaten erhielten ihren Sold bis zu jenem Termin. Zwar pflegte er in früheren Kriegen nach seinem Grundsatz: „Der Krieg ernährt den Krieg" solche väterliche Fürsorge nicht zu treffen. Wir wissen aus diesen Blättern, daß er in den Feldzug von 1806, als er Preußen eroberte, mit einer Kriegskasse von 24000 Frcs. hineinzog. Auch hier diktierte nicht etwa Menschenfreundlichkeit die prompte Bezahlung der Truppen, sondern nur die kluge Rücksicht auf die erregte Stimmung der Bevölkerung, welche man nicht durch Plündern und Marodieren reizen wollte. Aber dies System wurde bald durchlöchert, und gerade im Anfang des Frühjahrsfeldzuges von 1813 zeichnete sich die neukonskribierte französische Soldateska durch Plündern und rauhe Behandlung der Landesbewohner besonders aus, wie das von Augenzeugen bestätigt wird. Die Offiziere sagten bei solchen Gewalttaten achselzuckend: „C'est la guerre" und gaben sich wenig Mühe, den Ausschreitungen zu steuern. Und was war zu tun? Die Marschälle hatten den ausdrücklichen, kaiserlichen Befehl, daß ihre Soldaten ständig für 4 Tage mit Brot und Mehl versehen sein sollten. Die Heerstraße aber war dieselbe für Zehntausende. Hatten die ersten Kolonnen fouragiert, so blieb für die zweiten und dritten nichts übrig, dazu kamen die hungrigen Magen dieser jungen, teilweise noch im Wachstum befindlichen Krieger, und es ist genugsam bekannt, daß ein bellender Magen nicht eben eine wohlwollende Stimmung hervorruft. Da ist es denn kein Wunder, wenn der Bedürftige den Bauer oder Bürger, von dem er annimmt, daß er noch geben kann, mit dem Gewehrkolben oder der flachen Klinge hierzu ermuntert. Wo die Bedürftigen in der Mehrzahl sind, steigert sich natürlich die Szene. Schließlich aber war die französische Soldateska seit einem halben Menschenalter in dieser Praxis erzogen. Die Befehle, die aus dem Hauptquartier des Kaisers und der Marschälle kamen und strenge Manneszucht vorschrieben, wurden in die Praxis nicht gar zu getreu übersetzt, im Gegenteil, es herrschte vom Höchsten bis zum Niedrigsten eine sehr freie Übersetzung. „Man konnte sich bald," schreibt ein zuverlässiger Beobachter, der sächsische Oberstleutnant von Odeleben, „von der Gleichgültigkeit überzeugen, mit der die Offiziere des Hauptquartiers den Ausbrüchen der Roheit und den Ausschweifungen zusahen, welche sich die Truppen bei dem Mangel an Vorsorge und Aufsicht erlaubten. Die Offiziere sahen dem Unwesen mit stoischem Gleichmute zu oder begünstigten es sogar. Ich habe weder einen General noch Offizier gesehen, die irgendeinem solchen Frevler den Prozeß gemacht oder die Sache gerügt oder untersucht hätten. Der langgenährte Anblick so vielen menschlichen Elends hatte sie ganz abgestumpft."

Die Ankunft des Kaisers beim Heere bedeutete die nahe Schlacht. Vielleicht eine Schlacht, welche die Entscheidung des ganzen Feldzuges in sich trug. Was konnte Napoleon nach den ununterbrochenen Rüstungen der letzten Monate an Truppen seinen Feinden entgegenwerfen? Der Senat hatte dem kaiserlichen Willen im ersten Vierteljahr 1813 Aushebungen von 350000 Mann gewährleistet. Das bedeutete nach der damaligen Bevölkerungsziffer des französischen Kaiserreichs auf 80 Menschen je einen Soldaten. Es ward demnach längst nicht der Verhältnissatz erreicht, der in Preußen erreicht wurde. Aber man muß bedenken, daß dieses Frankreich seit fast einem Vierteljahrhundert unaufhörlich blutete. Erst die Revolution mit ihren Schrecken und Opfern, dann seit zwei Jahrzehnten der männermordende Krieg. Es war

Digitized by Google

so weit gekommen, daß eigentliche Männer nur verhältnismäßig wenig noch zur Aushebung gelangten. Der Hauptersatz der Armee waren blutjunge Menschen. Die unter dem Drucke der Kriegserklärung Preußens mit der Phrase: „Und wenn die Preußen und Russen auf dem Montmartre ständen, würde Frankreich nicht gesonnen sein, auch nur ein Dorf von seinen Eroberungen herauszugeben" dem Senat abgepreßte und natürlich wie alles, was dieser Mann wollte, glatt bewilligte Aushebung von 180000 Mann blieb zum großen Teil wirkungslos auf dem Papier. Hier hätten schon 90000 Menschen aus dem Jahrgang 1814 herbeigeholt werden müssen. — Marschall Michael Ney charakterisierte in seiner sanguinischen, über das Ziel hinausschießenden Art die Armee mit den Worten: „Einst hatten wir alte Soldaten und junge Generale, jetzt führen Greise Kinder an." Derselbe Ney aber konnte wenige Wochen später, nach dem Treffen von Weißenfels, den Kaiser mit den Worten beruhigen: „Seine Majestät mögen sich wegen der neuen Mannschaften keine Sorgen machen; diese jungen Leute haben sich mit einer Unerschrockenheit geschlagen, die alles von ihnen erwarten läßt."

Wenngleich Preußen und Österreich diesmal in der neugebildeten großen Armee fehlten, so bestand diese doch wiederum aus den verschiedensten Nationalitäten: Holländer, Spanier, Italiener, National-franzosen und Muß-Franzosen, Westfalen, Bayern, Württemberger, Badener und Hessen, nicht auszulassen die dem Stern des Kaisers noch immer fest vertrauenden Polen. Im ganzen hatte der Kaiser Ende April, als die Entscheidung nahte, in Deutschland rund 230000 Mann und 500 Geschütze zur Verfügung. Diese Sollstärke auf dem Papier erreichte aber nur 175000 Iststärke (nach Rousset und Marmont). Davon waren dem Marschall Davout für das von ihm zu schützende Gebiet der 32. Militärdivision 25000 Mann mit 32 Geschützen zur Verfügung gestellt. Der Vizekönig hatte rund 70000 Mann mit 130 Geschützen unter seinem Befehl; die Hauptarmee, die der Kaiser selbst führte, zählte 135000 Mann und 340 Kanonen. Allerdings waren diese Truppen nicht alle schlachtbereit. Der Wert der einzelnen Korps war sehr ungleich. Der alte ehrenhafte 78jährige Marschall Kellermann mag so manches dieser Bataillone, die seiner Inspektion unterlagen, nur mit Kopfschütteln aus den Händen gelassen haben. Es war ein Vorschieben und Nachschieben und Ergänzen und Zusammenflicken der Regimenter, das an mühsame Mosaikarbeit erinnert. In den Rapporten wurden die Sollzahlen genannt, wenn aber ein Marschall so ein Regiment bekam, dann sah es um die wirkliche Stärke ganz anders aus. Alle diese jungen Soldaten kamen nach langen Märschen von ihren Heimatsorten in die Depot-Städte, blieben dort einige Tage und mußten dann wieder unaufhaltsam bis an die Grenze marschieren. Natürlich gab es bei den der Märsche völlig ungewohnten Rekruten sehr viele Marode. Das 17. Linieninfanterieregiment, das von Lille nach Erfurt marschierte, mußte gleich 92 Kranke zurücklassen. Bei anderen Regimentern war dieser Prozentsatz noch viel höher. Es gab solche, die ein Drittel, ja die Hälfte ihres Bestandes krank und marschunfähig unterwegs einbüßten. Das waren die Folgen der furchtbaren Hast, mit der die Einberufung und Ausbildung, wenn man von einer solchen reden kann, betrieben wurde, ja, bei der Lage der Dinge betrieben werden mußte. Bei der italienischen Armee, welche General Bertrand heranführte, wurden 700 Rekruten des 23. Linienregiments an einem Tage eingekleidet und ausgerüstet, um am nächsten Tage zu marschieren. Eine Stunde vor dem Abmarsch erhielten sie ihre Gewehre.

Immerhin war es ein geniales Werk (vom englischen General Wolseley verherrlicht) dieses unglaublichen Menschen, innerhalb drei Monaten ein nach Hunderttausenden zählendes Heer wieder jenseits des Rheins im Felde stehen zu haben, denn er, der Kaiser selbst, war doch die Seele der ganzen Neuschöpfung. Es hat während seiner ganzen Geschichte keine Zeit gegeben, während welcher sich sein schöpferisches Genie so sehr zeigte, als diese drei ersten Monate 1813. Was aus Rußland irgendwie felddienstfähig zurückkam, mußte in Deutschland bleiben, und er hatte an gedienten Truppen für seine Neuschöpfung so gut wie nichts in Händen. Da griff er auf die spanische Armee zurück. Sie mußte nicht nur Offiziere geben, sie mußte auch 40000 altgediente Soldaten hergeben, die als Kern, als Stämme für diese neuzubildenden Linienbataillone und Kavallerieschwadronen dienen sollten. Er bildete so 150 Bataillonstämme zu je 120 Mann und 50 Schwadronstämme zu je 50 Mann, um welche sich dann die Rekruten scharen sollten. Diese altgedienten, im Gebirgs- und Hecken-Krieg wohlerfahrenen Soldaten, die im furchtbaren Nahkampf oft genug dem Tode ins Auge gesehen hatten, gaben den frischgeschaffenen Bataillonen ihren inneren Halt. Außerdem zog der Kaiser 3000 dieser alten Veteranen zur Neubildung seiner Garde heran, dann noch einige Kavallerieregimenter, deren die Armee in Deutschland so dringend bedurfte. Selbst nach dieser starken Schwächung betrug die spanische Armee noch immer über 150000 Mann und sie hörte auch nicht auf, fortwährend Offiziere, Unteroffiziere und ganze Bataillone, namentlich aber Kavallerie, an den bedürftigen Oberfeldherrn abzugeben. — Eine sehr wertvolle Ergänzung boten dem Kaiser auch die Marineartillerieregimenter, die untätig in den Küstenplätzen lagerten. Er machte aus diesen 12000 Kanonieren, die ihr Lebtag noch keine Infanteriewaffe näher kennengelernt hatten und im Infanteriedienst ganz und gar nicht erfahren waren, 20 brauchbare Bataillone, welche sich in der blutigen Schlacht von Möckern unter

Digitized by Google

Marmont einen Namen machen sollten. „Die Armee," sagt der französische Oberst Charras, „hatte keine tüchtigere Truppe aufzuweisen."

Napoleon, der nie mit Menschenleben sparsam umgegangen war, mußte zu rechnen anfangen. Sein Instinkt sagte ihm, daß in dem Feldzug, der bevorstand, jeder Mann zählen würde. Er raffte daher zusammen, was er nur irgend vermochte. In Paris standen 2 Bataillone Munizipalgarde, ungefähr 1000 alte Soldaten, welche die italienischen Schlachten der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gesehen hatten. Er schickte sie nach Erfurt, wo sie den Stamm für das 134. Linienregiment abgaben. Aus den Hilfsgendarmen und Polizeisoldaten der Provinz, Männern, die längst Haus und Herd hatten, wurden vier Feldbataillone gebildet, das 37. leichte. Von der Gendarmerie zu Pferde wurden 3000 Mann zur Kavallerie berufen; ihre schwerfälligen Gäule waren nicht viel wert, aber sie gaben 20 Schwadronen ab.

Bedenklich sah es um die finanzielle Deckungsfrage dieser gewaltigen Rüstungen aus. Jede Patrone, jede Flinte, jeder Sattel und jedes Pferd kosteten Geld. Zum Kriegführen gehören nicht nur Menschen, sondern Geld, Geld und nochmals Geld, ein Wort, das in späteren Tagen geprägt ist. Der Staatshaushalt des Kaiserreichs Frankreich war für das Jahr 1813 mit 1270 Millionen Francs Ausgaben belastet. Von dieser Summe verschlang die Armee über zwei Drittel, fast 900 Millionen Francs. Die Jahre 1812 und 1813 schlossen mit einem Defizit von 232 Millionen ab. Im Staatsschatz lagen zur baren Verwendung nur 60 Millionen. Woher war der Rest zu nehmen? Der Kaiser, der einst mit ein paar Francs in der Tasche als geächteter Korse an Frankreichs Küste ausgestiegen war, hatte sich, seit er an der Krippe saß, ein Privatvermögen von über 200 Millionen — sagen wir: erworben. Er hütete sich, es jetzt, wo das Vaterland in Gefahr war, hinzugeben. Hätte sich ein Danton, ein Mirabeau, ein Carnot, selbst ein Capet-Bourbon geweigert? — Aber in dieser kritischen Zeit, wo die große Staatsmaschine, wenn auch exakt, so doch schwer keuchend arbeitete, ließ sich dem Volke eine neue Steuer nicht auferlegen. So half man sich mit einem Gewaltmittel, das dem Raub verteufelt ähnlich sah: man zog die sämtlichen auf 370 Millionen Wertes geschätzten Gemeindeländereien ein und trug sie mit 130 Millionen 5 prozentiger Anleihe ins Staatsschuldbuch. Die Revolution hatte dergleichen gemacht, das Kaisertum, als ihm das Atmen schwer wurde, folgte dem Beispiel der Schreckensmänner. Aber jene waren uneigennützig gewesen; das Kaisertum und die Leute am Ruder waren nichts weniger als dieses.

Graf Caulaincourt, Herzog von Vicenza
Nach einer Lithographie von Delpech

Aber mochten die Mittel an sich noch so unsittlich sein, der Zweck ward erreicht: auf Deutschlands Boden stand fast eine Viertelmillion Streiter, ungerechnet die Festungsbesatzungen der Weichsel- und Oder-Festungen.

An Zahl war demnach der Kaiser seinen Gegnern weit überlegen. Aber es sah mit der militärischen Ausbildung der französischen Infanterie doch sehr schlimm aus. Wenn die jungen Rekruten 2—3 Monate in ihren Depots ausgebildet waren, so war dies schon eine Gunst für sie gewesen, die meisten von ihnen wurden nur eingekleidet, mit den einfachsten Handgriffen am Gewehr vertraut gemacht und dann über den Rhein geschickt. Gewiß taten die Offiziere und die alten Soldaten, welche die Stämme bildeten, redlich das Ihre, um aus den jungen Rekruten Soldaten zu machen. Indes, was nur Zeit und Gewohnheit bringen kann, konnte in der Hast nicht geschaffen werden. Der Kaiser hatte ganz besonders verfügt, daß auch an Marschtagen stets exerziert, am Gewehr geübt und scharf nach der Scheibe geschossen werden sollte. Daneben sollte vor allen Dingen die Bildung von Bataillon-Karrees geübt werden als die einzige Formation, wie sich die Infanterie der Kavallerieangriffe erwehren konnte, denn der Kaiser rechnete mit der unendlichen Überlegenheit der verbündeten Truppen an Kavallerie.

Ja, die Kavallerie, das war der wundeste Punkt, den die große Armee aufzuweisen hatte. Bei den 200000 Mann, welche der Kaiser und Eugen Beauharnais gegen die Verbündeten vorführten, befanden sich im ganzen 9000—10000 Reiter. Wo waren die 89 Kavallerieregimenter geblieben, diese wundervollen

Digitized by Google

Schwadronen, welche vor 9 Monaten unter Murat, Montbrun, Latour-Maubourg den Njemen überschritten? Diese gewaltigen Reisigengeschwader, die unter ihren kühnen Führern gegen die russischen Schanzen und Batterien von Borodino angestürmt waren, konnten nicht so aus dem Stegreif neu geschaffen werden, wie es bei der Infanterie, nach außen hin wenigstens, möglich war. Die abgelebten Gendarmenpferde, die jungen ungeübten Remonten, konnten gar keinen Vergleich aushalten mit dem vorzüglichen Pferdebestand auf seiten der Verbündeten, der Russen sowohl wie der Preußen. Die Franzosen galten von jeher für schlechte Pferdewärter. Entweder tändelten sie mit ihren Tieren oder sie behandelten sie barbarisch, die goldne Mittelstraße der richtigen Erziehung ihrer vierbeinigen Kameraden kannten sie nicht. „Wer den Dienst der Kavallerie beurteilen kann," sagt Herr von Odeleben, der dies aus nächster Nähe alles mit ansah, „wird wissen, welcher große Unterschied zwischen denen ist, welche auf den Pferden hängen und denen, welche reiten können. Man konnte ein neu ankommendes Detachement auf 100 Schritte weit an dem üblen Geruch der aufgedrückten Rücken oder anderer Wunden erkennen, wenn man auch die Jammergestalten der Einzelnen nicht besonders nachfolgen sah." — Dieser Mangel an gut berittener und gutgeschulter Kavallerie hat dem Erkundungs- und Sicherheitsdienst bei der französischen Armee sehr geschadet. Der Kaiser erkannte diesen Mangel wohl, nicht umsonst drängte er auf die Rheinbundfürsten ein, ihm Kavallerie zu stellen. Wir erinnern hier an seine Korrespondenz mit dem König von Sachsen, der er zu willfahren sich weigerte. Es wurden zwar allenthalben in Frankreich förmlich mit Gewalt Remontepferde aufgetrieben, aber es konnten Wochen und Monate vergehen, bevor dies Material für die Armee selbst verfügbar war.

So versuchte der Kaiser es, den Mangel an Kavallerie durch zahlreiche Artillerie zu ersetzen. „Nous livrerons des batailles d Egypte: une bonne infanterie, soutenue par de l'artillerie doit se suffire." „Wir werden ägyptische Schlachten liefern: eine gute Infanterie, unterstützt von Artillerie, das mag auch hier genügen," pflegte der Kaiser in jenen Tagen zu sagen. Der Nachdruck, mit welchem dieser Mann seine Artillerie zu handhaben wußte, war den Gegnern nur zu gut bekannt. Nicht wenige seiner Angriffe waren durch die Wirkung von hundert brüllenden Schlünden vorbereitet und siegreich gewesen. Sie war seine Waffe, ihr dankte er vor Toulon den ersten großen Erfolg. Im Anfang dieses Feldzuges fragte er wohl Bauern und Leute aus dem Volke, die ihm begegneten: „A-t-on dit que l'Empereur a beaucoup de canons?" „Erzählt man, daß der Kaiser viele Kanonen bei sich hat?" Der Kaiser wünschte sehnlichst, daß jede Infanteriedivision 24, jede Kavalleriedivision 12 Geschütze haben sollte, außerdem aber wünschte er noch eine starke Reserveartillerie zu besitzen, aus welcher General Drouot, sein berühmter Artillerist, oder ein anderer die gefährlichen „Bouquets" zusammenstellen konnte. Der General Sorbier, derselbe, welcher bei Borodino den furchtbaren Artillerieangriff gegen die Bagration-Werke geleitet hatte, mußte die Ausbildung und Organisation der Artilleristen übernehmen. Alles, was aus Rußland zurückgekommen war, bestand in 1000 Kanonieren und einer kleinen Anzahl von Offizieren dieser Waffe. Die Marineartillerie, die Artilleriekompagnien in Spanien, die Artillerieschulen in Metz und St. Cyr, die Handwerkerbataillone mußten das Menschenmaterial für die Bedienung der Kanonen hergeben. Es blieb aber auch bei der Artillerie vieles unfertig, und der erwünschte Bestand wurde nicht erreicht. Besonders haperte es auch hier wieder mit der Bespannung, und das Fahrerpersonal war nur mangelhaft gedrillt.

So sah es also um die Stärke und die Zucht und die Machtmittel dieser neuen großen Armee aus, welche der Kaiser — im Sinne des Wortes — aus der Erde gestampft hatte. Sie hatte ihre Mängel, ihre großen Mängel; aber obgleich die Konskribierten nur mit Murren und Widerstreben dem Ruf „Zu den Waffen" gefolgt waren, sie riefen heute mit den alten Stammsoldaten, mit den Kämpfern von Austerlitz und Jena ihr brausendes „Vive l'empereur". Die Legende, daß jeder einzelne von ihnen „le bâton de maréchal" im Tornister trüge, pflanzte sich unter diesen Nachgeborenen fort, obgleich die Karriere ihrer Marschälle und Divisionäre auf ganz anderen Grundlagen ruhte als die ihrige. Solche Stimmung wurde von den alten Troupiers beim Schein der Lagerfeuer und in den Marketenderzelten natürlich eifrig gepflegt. Manche von ihnen hatten diesen oder jenen berühmten General noch als sous-lieutenant gekannt und waren jetzt auf diese Bekanntschaft stolz, nachdem der einstige Biwakskamerad zu solcher Würde und Höhe emporgestiegen war.

Auch bei den Unteroffizieren und den jüngeren Offizieren zeigte sich eine gute Stimmung. Viele von ihnen hatten durch die notwendig gewordenen schnellen Beförderungen ganz unerwartet den Fuß auf die erste Sprosse zur Ruhmesleiter gesetzt. Sie ersehnten die Schlacht, um sich hervorzutun und weiter hinaufzuklimmen. Das eine zwar muß gesagt sein: Der ungeheure Verlust an erprobten Offizieren in Rußland konnte nicht ersetzt werden. Diesen jungen Herren, die jetzt des Kaisers Befehl zu Epaulettenträgern gemacht hatte, fehlte die Erfahrung, denn das Befehlen ist schwerer als das Gehorchen. Das beste Material, wie schon gesagt, lieferte die spanische Armee. Die Marschälle und Divisionsgenerale rissen sich förmlich um diesen aus Spanien eintreffenden Offiziersersatz.

Digitized by Google

In den höheren Kommandostellen, vom Stabsoffizier aufwärts bis zum Marschall, steckte immer noch ein brillantes Material. Wenn Marschall Ney in seinem angeführten Ausspruch von „Greisen" sprach, so war das eine handgreifliche Übertreibung. Gewiß, der alte Kellermann war 78, aber er hatte trotz seiner hohen Jahre mit Feuereifer, mit einer Hingebung, die ihresgleichen sucht, seiner Aufgabe als Inspekteur der Armee genügt. Und in der Front hatte dieser Marschall ja überhaupt nichts zu tun. In der Front, bei der Operationsarmee, waren die meisten Marschälle, Generale und Stabsoffiziere noch nicht über 50 hinaus. Sie waren im Durchschnitt alle viel jünger wie die Herren drüben im preußischen Lager. Sie hatten in ihrem Leben viel mehr Schlachten gesehen als jene. Und sie alle waren, namentlich, wenn sie unter dem Auge des Kaisers fochten, tüchtige, entschlossene Generale. Als es galt, Entschuldigungen für den Verlust des Feldzuges von 1813 zu finden, später auf St. Helena, hat der Kaiser seinen Kriegsgenossen ein böses Zeugnis ausgestellt: „Ich hatte sie zu sehr mit Ansehen, Ehren und Reichtümern vollgestopft, sie hatten aus dem Becher des Genusses getrunken und verlangten nach Ruhe. Das heilige Feuer war erloschen, sie wären lieber Marschälle Ludwigs XV. gewesen. Meine Generale wurden matt, linkisch, ungeschickt und folglich unglücklich." Heiliges Feuer? Hier konnte der entthronte Bonaparte doch höchstens an die Zeiten der Revolutionskriege denken, bevor er überhaupt noch in Amt und Würden war und eine Armee kommandierte. Er war doch wahrhaftig der erste, der das „heilige Feuer" im Busen der Revolutionsgenerale erstickte. Seine ungerechten Kriege, seine Raub- und Eroberungszüge konnten doch kaum ein heiliges Feuer in der Brust seiner Helfer wecken. Seit Jahren waren diese Herren gewöhnt (mit einigen Ausnahmen, die gern zugestanden sein sollen), sich die Taschen zu füllen und Reichtümer zu sammeln. „Sehr augenscheinlich," sagt der französische Oberstleutnant Charras, „war der Luxus, dieses Übel der Heere, welchem Napoleon das Tor in unseren Armeen geöffnet, um die Offiziere Reichtümern nachjagen und um so abhängiger vom Thron zu machen." Das Urteil des Kaisers war höchst ungerecht, gewiß mochten zwei Jahrzehnte ständiger Kriegführung eine leise Sehnsucht nach Ruhe in vielen dieser Männer erweckt haben, aber ihr Interesse war viel zu sehr mit dem des Kaisers verknüpft, ihre Dotationen als Inhaber des Großkreuzes der Ehrenlegion flossen vielfach aus den eroberten Gebieten und schließlich waren sie alle nicht gewiß, was ein Wechsel in der Regierung Frankreichs ihnen bringen würde. Sie taten sicherlich in diesem Feldzuge von 1813 ebenso gut ihre Pflicht als in früheren Kriegen, aber seit dem Zusammenbruch von 1812 waren sie vorsichtiger geworden und diese erfahrenen Kriegsmänner erkannten nur zu gut, daß die Armee längst nicht den Wert hatte, als die französischen Heere, die des Kaisers Gebot bisher ins Feld gestellt. — Dann aber mußte es diese Marschälle verblüffen, daß sie urplötzlich in den Preußen Gegner fanden, wie sie ihnen während ihrer ganzen Laufbahn noch nicht gegenübergestanden hatten, denn die selbständigen Marschallsschlachten in diesem Feldzuge von 1813 waren immer Schlachten, wo die Preußen in erster Reihe standen. Mit Ausnahme von Davout und Marmont waren die Marschälle eigentlich nichts als brauchbare Divisionsgenerale. Von ihnen allen mag das Wort des Fürsten von der Moskwa gelten, der bei dem Vormarsch durch Thüringen dem weimarischen Kanzler Müller begegnete und diesem als ein Bild „unerschütterlicher Festigkeit, ganz wie aus Bronze gegossen, von trotziger Sicherheit und zuversichtlichem Glauben an Napoleon und dessen Glück" erschien. — „Je ne suis qu'un atôme devant le grande homme; je suis un fusil chargé, l'Empereur commande et le coup part" — „Ich bin nur ein Atom von diesem großen Mann. Ich bin ein geladenes Gewehr, der Kaiser befiehlt, und der Schuß geht los" (Bisweilen auch vorbei, mein Marschall, wie bei Dennewitz). Dies Wort, wie gesagt, mag von ihnen allen gelten: geladene Gewehre in der Hand des Kaisers, gehorsame Werkzeuge seines Willens, vielleicht durch diesen allmächtigen Willen zu sehr der Selbständigkeit entwöhnt. Im preußischen Lager herrschte unter den Generalen viel mehr eigner Wille, viel mehr Selbständigkeit. Der Kaiser kannte seine Leute gut, aber er konnte doch nicht allenthalben sein. Davout hatte in Norddeutschland seine selbständige Aufgabe, den Marschall Soult hatte der Kaiser aus Spanien verschrieben und an den Divisionsgeneral Vandamme dachte er lebhaft. Der letztere konnte sich überhaupt mit Davout nicht stellen, Napoleon hatte die Absicht, ihn zu sich, zur großen Armee, zu nehmen, so wenig sympathisch dieser Mann ihm persönlich war. „Il faut avoir soin de ménager Vandamme, les hommes de guerre deviennent rares" — „Man muß Sorge tragen, Vandamme richtig zu verwenden, die kriegserfahrenen Männer werden selten."

Die Zeiten allerdings, wo Kaiser und Kriegsminister alles nur so aus dem Vollen nehmen konnten, Generale, Offiziere, Soldaten und Geld, waren vorüber. Es galt, sich einzurichten und zu behelfen, denn ein willfähriger Senatsbeschluß, und wenn er noch so viel bewilligte, lief zunächst in einem sorgfältig aufgenommenen Protokoll hinaus, war noch kein fertiges Armeekorps und kein straff gefüllter Säckel. Wie aber der Kaiser diese untertänigen Senatsbeschlüsse in Wirklichkeiten zu wandeln verstand, haben wir gesehen. Der mächtige Wille dieses besonderen Mannes war nie kraftvoller und schöpferischer, nie rücksichtsloser gegen das Land, dessen Gebieter er war, als in diesem Frühjahr von 1813, denn er empfand, daß es um Kopf und Kragen ging.

Digitized by Google

So nahm sich schließlich die neue „große Armee", die gegen den Thüringer Wald vordrang, nach außen ganz stattlich aus: die inneren Schäden haben wir gezeigt. — Der Kaiser hatte schon durch eine Verfügung vom 12. März 1813 seine Armee in 12 Korps eingeteilt. Das 1. Armeekorps führte Marschall Davout. Seine Aufgabe war (wir wissen es) die Verteidigung der nordwestlichen Departements, die Rückeroberung der abtrünnigen Gebiete, Hamburg und Lübeck, im ganzen die Sicherung der linken Flanke der Kaiserlichen Operationsarmee. Der Kaiser hatte für diesen wichtigen Posten seinen besten Mann ausgesucht. Der Name Davout bedeutete für Hamburg ein dunkles Blatt in der vaterländischen Geschichte. Er wurde jahrzehntelang und wird heute noch mit Haß genannt. Aber dieser Marschall war Soldat, kannte nichts als den Befehl des Kaisers, seine Aufgabe war denkbar schwer. Dennoch muß man sagen, daß er, soweit es möglich war, mit Mäßigung auftrat. Gewiß unterschied er sich günstig von Vandamme, dessen Blutgerichte einen ungeheuren Ingrimm unter der Bevölkerung der betroffenen Gebiete erregt hatten. Vandamme war durch kaiserliche Order dem Oberkommando des Marschalls unterstellt, war indes keineswegs erfreut darüber. „Ich wünsche brennend im Dienste Seiner Majestät noch nützlich zu sein, zweifle jedoch, daß mir dies unter den Befehlen Davouts gelingen wird," schrieb in jenen Tagen Vandamme an den Major-General Berthier. — Das 2. Armeekorps kommandierte der Herzog von Belluno, Marschall Victor. Wir sind diesem Manne an der Beresina begegnet, als er auf dem östlichen Ufer mit seinen Deutschen und Polen verzweifelt den Übergang der Trümmer und Nachzügler der großen Armee deckte. Besonders die unerhörte Tapferkeit der Rheinbundtruppen war es, die unter Victors Kommando hier den heftigen Angriffen Wittgensteins widerstanden. Der Herzog von Belluno kam von der Artillerie; er war ein tüchtiger Schulsoldat, verstand es, seine Truppen in der Hand zu halten, und zeigte sich in seiner Laufbahn wiederholt als ein tüchtiger Taktiker. Sein Aufstieg begann wie der Bonapartes vor Toulon, beide damals gefördert von den rotesten Jakobinern. Dieser Victor sah mit nüchternen Augen in die Welt, Soldat der Revolution, Soldat des Kaiserreichs, Soldat der bourbonischen Reaktion, wie es gerade fiel. Aber im Rahmen seines jeweiligen Kommandos tat er seine Pflicht. Er betrieb nach der zweiten Restauration als Vertrauensmann des achtzehnten Ludwig („deux fois neuf" spotteten die Pariser) die Verfolgung der ehemaligen kaiserlichen Offiziere mit großer Härte. Der Marschall Davout dachte darin ganz anders. Als auf königlichen Befehl so viele der alten kaiserlichen Offiziere auf die Proskriptionslisten gesetzt wurden, schrieb der Herzog von Auerstädt schmerzlich bewegt an den damaligen bourbonischen Kriegsminister Saint-Cyr: „Lassen Sie mich allein auf die Listen setzen, ich bitte im Interesse des Vaterlandes und des Königs um diese Gunst."

Das 3. Armeekorps stand unter dem Befehl „des Tapfersten der Tapferen" Marschall Michael Ney, des Mannes, der „nur ein Atom des Kaisers war, ein geladenes Gewehr in seiner Hand". In diesem Truppenteil waren am meisten blutjunge Konskribierte (nur 22. Ligne alt, aus Spanien herberufen) gesammelt. Der Fürst von der Moskwa hatte, während Napoleon noch in St. Cloud residierte, mit rastlosem Eifer an der Bereitstellung seiner Bataillone gearbeitet. Dies Korps war auch bei weitem das stärkste in der Armee und zählte 71 Bataillone und 9 Schwadronen Kavallerie, im ganzen an 45000 Mann mit 84 Geschützen. Die meisten dieser Bataillone bestanden aus Nationalfranzosen. Die Divisionäre Graf Souham, Graf Brenier, Baron Girard und Baron Ricard kommandierten unter dem Marschall; als 5. Division schloß sich dann noch der Graf Marchand mit den Rheinbundkontingenten Baden, Hessen und Frankfurt a. M. an.

Der Divisionsgeneral Graf Bertrand, einer der treuesten Napoleonmänner, der ja auch später das Exil seines Kaisers teilte, brachte das 4. Korps aus Italien herbei. Graf Bertrand war ein tüchtiger Ingenieur, gehörte also einer Waffe an, die der Kaiser besonders schätzte, war jahrelang persönlicher Adjutant Napoleons, daher die Zuneigung. Aber seine Ernennung zum Korpskommandeur erregte allgemeines Staunen und Spötteln. Dieser Aufgabe war nach der Meinung aller Generale Bertrand längst nicht gewachsen. Immerhin entwickelte der Graf bei der Organisation des Korps eine beachtenswerte Energie, die aber dennoch sehr starke Desertionen unter den Konskribierten nicht verhindern konnte. In einer Nacht desertierten an 300 Mann vom 7. italienischen Linienregiment. Auch die Verluste durch Krankheit waren groß. Drei Divisionen dieses 4. Korps bestanden aus Franzosen, unter den Generalen Morand, Pacthod und Lorencez, die vierte aus Italienern unter dem General Peyri. Unter den französischen Regimentern waren neun Bataillone altgedienter Soldaten, auch die 13 Bataillone Italiener standen schon lange zu den Fahnen, wenngleich sie nicht kriegsgewohnt waren. Aber als sich diese stattlichen Kolonnen von Verona aus durch Tirol und das Donautal wälzten, machten sie doch einen eignen Eindruck auf die Bewohner der Dörfer und Städte, welche schon geglaubt hatten, daß es keine französische Armee mehr gäbe, daß die ganze Armee mit Mann und Maus in Rußland begraben sei. „Die Ankunft der alten Soldaten von der ersten Division in Augsburg hat große Sensation hervorgerufen, da man der Meinung war, daß es keine französischen Regimenter mehr gäbe; in wenigen Tagen haben sich daher die Gesichter und Gespräche sehr geändert," schrieb Bertrand stolz an seinen Kaiser. Zu Bertrand stieß auch später die württembergische Division unter General Franquemont, aber erst zwei Tage nach der Schlacht von Großgörschen-Lützen.

Digitized by Google

Wir haben bereits einige Berichte des württembergiſchen Generals mitgeteilt; man drängte ihn fortwährend ſchneller zu marſchieren, aber ſelbſt das Erſcheinen eines Adjutanten vom Major-General Berthier konnte Franquemont nicht veranlaſſen, ſeine Truppen abzuhetzen. „Der General Bertrand," ſchreibt er nach ſeiner Vereinigung mit dem 4. Korps, „ſoll ein ganz artiger Mann ſein, allein etwas konfus geht es bei ihm her, denn ich bin oft genötigt, ihn ſuchen zu laſſen, weil ich nicht weiß, wo ſein Hauptquartier iſt."

Am 19. Februar war der Marquis de Lauriſton in Magdeburg eingetroffen, um die Bildung und das Kommando des 5. Korps zu übernehmen. Er fand in der Feſtung eine entſetzliche Verwirrung. Von Weſten her marſchierten die Trupps der Neukonſkribierten in die Feſtung ein, von Oſten ſammelten ſich hinter den Feſtungsmauern die Trümmer der großen Armee. Die Begegnung dieſer Jammergeſtalten mit den jungen Rekruten war nicht dazu angetan, den letzteren Mut zu machen. Die Bildung dieſes 5. Armeekorps ging überhaupt nur ſchwer vonſtatten. Dem Kommandeur wurden fortwährend neue Erſatzbataillone angemeldet, aber ſie trafen nicht ein; die allgemeine Not, ihre Kaders vollzählig zu bekommen, veranlaßte die Marſchälle und Diviſionäre häufig Truppenteile, welche über ihre Etappen gingen, feſtzuhalten und in die Reihen der eigenen Korps zu ſtellen. Vielfach erreichten auch unterwegs noch Gegenorders des Kriegsminiſteriums die marſchierenden Abteilungen und gaben ihnen eine andere Verwendung als die zuerſt geplante. Beſonders empfindlich war für Lauriſton der Offiziersmangel. Er klagte dem Major-General, daß dieſer Mangel ihn hindere, gehörig manövrieren zu laſſen. Marquis Lauriſton war ebenſowenig ein geeigneter Korpskommandeur wie Bertrand. Er war lange Zeit Generaladjutant des Kaiſers geweſen und für diplomatiſche Miſſionen verwendet. Wir begegneten ihm noch vor wenig Monaten in jener armſeligen Bauernſtube des Dorfes Tarutino bei dem alten Kutuſow. Lauriſton kam von der Artillerie. Unter ihm kommandierten vier Diviſionäre. Baron Maiſon von der 16. Diviſion war ein ſehr tüchtiger General (wenn nur nicht einſt ein ehrſamer Ratsdiener des Senats von Lübeck es mit angeſehen hätte, wie eifrig Maiſon am 6. November Anno 1806 die ſchönen blanken Speziestaler einſäckelte). Er war der Sohn eines Tagelöhners. Als er 1791, zwanzigjährig, den Fahnen Frankreichs folgte und über die Brücke von Saint-Denis ſchritt, rief er einem Kameraden zu: „Vois-tu ce pont? Eh bien, ich werde als Marſchall über ſie zurückkehren!" Er iſt es denn auch tatſächlich geworden, allerdings erſt unter den Bourbonen, nachdem die Herrlichkeit des Kaiſerreichs zu Ende war. Man ſah ſeine alte Mutter in ihrer einfachen Landkleidung an ſeinem Tiſche ſitzen inmitten der Hochariſtokratie Frankreichs. Er protzte, wie's ſcheint, ein wenig mit ſeiner geringen Herkunft, dieſer gute Maiſon, nachdem er die Taſche und den Mantelſack voll lübeckiſcher Speziestaler hatte. Die 17. Diviſion kommandierte Vicomte Puthod, aus altem Adel, ſchon unter dem ancien régime königlicher Leutnant; die 18. Graf Lagrange; die 19. Marquis de Rochambeau, kein Graf des Kaiſerreichs, ſondern einer von Geburt, ein Sohn des alten Marſchalls Rochambeau, der zu dem freiſinnigen Adel des ancien régime gehörte und mit dieſem Sohn gemeinſam in den 80er Jahren für die Unabhängigkeit der Staaten in Nordamerika focht. Unter dem Konſulat war dieſer jüngere Rochambeau Gouverneur der Antillen, wo er mit furchtbarer Strenge und Grauſamkeit den Negeraufſtand zu bändigen geſucht hatte. Ein engliſcher Kreuzer griff ihn dann auf, und die großen Jahre des Kaiſerreichs mußte er in britiſcher Kriegsgefangenſchaft verleben. Er war ſchon ein alter Mann, 63 Jahre, einer der älteſten Generale in der franzöſiſchen Armee. Nachdem die Diviſion Puthod, 8500 Mann ſtark, zunächſt dem Kommando des Marſchalls Davout unterſtellt war, zählten die übrigen drei Diviſionen, die bei Lauriſton blieben, 32 Bataillone mit 51 Geſchützen, im ganzen 21000 Mann.

Graf Henri Gatien Bertrand
Nach einem Gemälde von Bouilly

Das 6. Armeekorps bekam der Herzog von Raguſa, Marſchall Marmont. Er trug von Salamanka her noch den zerſchmetterten Arm in der Binde, der arme Marmont. Der Kaiſer hatte ihn wegen ſeines ſpaniſchen Feldzuges nicht eben glimpflich empfangen. Eine brutale kaiſerliche Bemerkung über den zerſchmetterten Arm kränkte den General beſonders. Es lag ſeitdem eine Verſtimmung zwiſchen ihm und dem Imperator. Dennoch nahm Marmont das Kommando an, er war zu ſehr Franzoſe, um Nein zu

ſagen, zu ehrgeizig, um nicht auf die Auswetzung der ſpaniſchen Scharte zu hoffen. Was er in Frankfurt vorfand, ſah nicht viel beſſer aus wie das von Lauriſton. Die ſchon erwähnten Marinebataillone, welche der Kaiſer dem 6. Korps zuerteilt hatte, waren durch die Abgaben an andere Truppenteile ſehr geſchwächt, die neuausgehobenen Rekruten marſchierten zwar ziemlich vollzählig ein, aber ihre Ausbildung mußte ganz neu begonnen werden, denn bei den Eilmärſchen hatte es unterwegs keine Zeit dazu gegeben. Außerdem war bei den meiſten Kompagnien nur ein Offizier. Wir haben die Klage des Marſchalls hier ſchon wiedergegeben. Am 15. April ſchrieb Marmont nochmals ſeine Beſchwerden an Berthier: „Das Korps bildet einen Haufen von Menſchen, aber keine Truppe.“ Aber die Not gebot, und Marmont mußte marſchieren ſo gut wie es ging. Später widerrief er brieflich und bekundete Zufriedenheit. Kavallerie hatte er überhaupt nicht, erſt im Laufe des Mai ſtießen 2 Schwadronen heſſiſcher Chevaulegers zu ihm, im ganzen 300 Mann. Unter dem Marſchall kommandierten die Diviſionäre Graf Compans, Graf Bonet, der auch bei Salamanka mit ihm gefochten hatte und ebenfalls ſchwer verwundet war, und Baron Friederichs. Als das Korps an der Saale eintraf — die 4. Diviſion mußte wegen völliger Unfertigkeit in Gießen zurückbleiben — zählte es im ganzen ungefähr 25 000 Mann mit 62 Geſchützen.

Auguſt Friedrich Louis Vieſſe de Marmont,
Marſchall des Kaiſerreichs, Herzog von Raguſa
Nach einem zeitgenöſſiſchen Stahlſtich

Das 7. Korps, Kommandeur Graf Reynier, ſollte aus zwei ſächſiſchen Diviſionen und der Diviſion Durutte zuſammengeſetzt werden: Proſit Mahlzeit, — der eigenſinnige Sachſenkönig hatte ſeine beſte Reiterei entführt und ſeine übrigen Truppen in Torgau eingeſperrt, da war nichts zu machen. Das ganze 7. Korps beſtand alſo aus der Diviſion Durutte und hatte eine Stärke von im ganzen 1000 Mann. Die Polen unter dem Fürſten Poniatowski ſollten das 8. Korps bilden, die Bayern das 9., über ihr Oberkommando war noch nicht verfügt. Das 10. Korps unter dem General Rapp lag als Beſatzung in Danzig, verſeucht von Krankheiten, umklammert von den Ruſſen. Es war nur zu retten, wenn der Kaiſer ſchnell einige Siege erfocht und ein Entſatzheer ſenden konnte. In ſeinem Tagebuch berichtet General Rapp, daß der Typhus bis Ende Mai 12000 Soldaten und 5500 Einwohner hingerafft hatte. Es fehlte in der Feſtung außerdem an allem. Die Lebensmittel mußten durch Ausfälle in das Vorterrain erſt beſchafft werden. Die ruſſiſchen Belagerungstruppen benahmen ſich dieſen Ausfällen gegenüber nicht gerade heldenmütig, es gelang oft genug, Vieh, Korn, Stroh und was ſich ſonſt bot, in großen Quantitäten zu erbeuten und in die Feſtung zu ſchaffen, aber ihr endgültiges Schickſal hing doch von der Entſcheidung ab, die auf den Schlachtfeldern Sachſens fiel.

Aus der 31. Diviſion unter dem General Lédru, der 35. unter General Gérard und der 36. unter General Charpentier fügte der Kaiſer das 11. ſogenannte Avantgardenkorps zuſammen; hier führte das Oberkommando der uns weidlich bekannte Herzog von Tarent, Marſchall Macdonald. Seine Stärke betrug ungefähr 22000 Mann und 50 Geſchütze. Es waren zum größten Teil altgediente Truppen, die während des Untergangs in Rußland als Etappenkommandos, Feſtungsbeſatzungen, oder ſonſt irgendwie verwendet, in Deutſchland geſtanden hatten; natürlich waren auch hier viele Verſchiebungen und Ergänzungen zu verzeichnen, aber es war eine innerlich gute Truppe, auch gut mit Offizieren verſehen gegenüber den anderen neugebildeten Armeekorps. Allerdings auch hier beim 11. Korps war Mangel an Kavallerie. Eine Schwadron des 4. italieniſchen Jägerregiments und eine Schwadron würzburgiſcher Chevaulegers, — damit mußte ſich Macdonald behelfen.

Am letzten Tage ſeines Aufenthalts in Mainz befahl der Kaiſer noch die Bildung eines 12. Korps unter dem Kommando des Herzogs von Reggio, Marſchall Oudinot. Er zweigte von Bertrands Korps die 13. und 14. Diviſion ab, formte die 10 Bataillone und 6 Schwadronen Bayern unter dem General

Digitized by Google

Raglowich, die bereits schlachtfertig waren, zu einer Division zusammen und gab sie als 3. Division dem narbenbedeckten Haudegen. Dieser Mann mit dem ehrlichen beschränkten Gesicht eines kleinen französischen Weinküfers und Heringshändlers war von einer unerhörten persönlichen Tapferkeit. Er glaubte, wie im deutschen Lager drüben der alte Blücher, daß durch schrankenlose Bravour jeder Sieg zu erzwingen sei. Dieser Vergleich gilt aber nur auf dieser ganz schmalen Linie, denn in allen anderen Dingen war Gebhardt Leberecht Blücher wahrhaftig ein ganz anderer Mann als Nicolas Oudinot. Aber auch diesen französischen Troupier verehrten seine Soldaten grenzenlos, er hieß in der Armee „le maréchal avec trent-quatre blessures". Dieser Mann, der, wie alle an sich verdienstvollen, aber in ihrem Gesichtskreis beschränkten Leute sehr empfindlich war, hätte vor allen Dingen eines guten Generalstabschefs bedurft, aber bei der schnellen Zusammensetzung seines Korps fand er überhaupt keinen Generalstab und kein Kriegskommissariat vor.

Diesen zwölf Armeekorps gesellte sich, schon der glorreichen Tradition wegen unentbehrlich, die kaiserliche Garde zu. Sie neu ins Leben zu rufen, hatte der Imperator sich besondere Mühe gegeben. Hierbei gebührt dem pflichtgetreuen Eugen Beauharnais ein besonderes Verdienst. Während für den bunten König Murat Tag und Nacht 24 Postpferde bereit standen, damit er zur Stunde der Gefahr ausrücken konnte, blieb der Vizekönig Eugen, solange er sich halten konnte, in Posen, um die Truppenreste zu sammeln. Er zog aus Stettin ein Voltigeur- und Tirailleurbataillon heran, aus Warschau zwei noch intakte Elitebataillone italienischer Garden, aus Glogau zwei Kompagnien seiner eigenen Ehrengarde; um diesen Kern sammelte er dann das, was an einzelnen Trupps über die Grenze kam und noch dienstfähig war. Es war bitter wenig, was von der stolzen Kaisergarde noch in kleinen Klumpen zusammenhielt. Der Marschall Lefebvre hatte in Insterburg alles in allem 1300 Mann gesammelt, davon waren aber 800 so voll Frostbeulen und offenen Wunden, daß vielen die Finger und Zehen amputiert werden mußten. Kaum 500 dieser wetterharten Krieger waren noch in der Lage, das Gewehr zu gebrauchen. Aber alles, was noch in Reih und Glied stehen konnte, war willkommen, und gerade diese alten Soldaten, die in Ägypten, in Spanien, bei Jena und Wagram gefochten hatten, gaben dem Ganzen einen Halt. Es gelang dem Vizekönig, die Gardedivision auf einen Bestand von ungefähr 3000 Mann Infanterie und 1000 Mann Kavallerie zu bringen. Dies war die Gardedivision unter dem Befehl des Barons Roguet, die Eugen Beauharnais stets in der Nähe seines Hauptquartiers bei sich hielt. Alles, was sich außer dieser Division auf den Etappenkommandos noch meldete, wurde nach Fulda dirigiert und von dort mit Extrapost nach Paris befördert. Bei den Aushebungen wurde die Vervollständigung der Garde ganz besonders in Betracht gezogen. In der Armee bildete die alte und junge Garde zusammen ein Korps von 14 000 Mann Infanterie und annähernd 4000 Mann Kavallerie mit zusammen 60 Geschützen. Marschall Mortier kommandierte die Gardeinfanterie, Marschall Bessières die Gardekavallerie.

Wir haben gesehen, wie jammervoll es bei den einzelnen Armeekorps um die Kavallerie stand. Nur die Garde war ganz gut versorgt. Der Kaiser war es von seinen früheren Feldzügen her gewohnt, mit Kavalleriemassen zu rechnen. Der Massenverwendung hatte die napoleonische Reiterei ihre Haupterfolge zu verdanken. Auch jetzt war es wieder sein sehnsüchtiger Wunsch, größere Kavalleriekorps zur Verfügung zu haben, aber sein starker Wille begegnete hier einer Unmöglichkeit. Er befahl die Bildung dreier selbständiger Kavalleriekorps unter den Reitergeneralen Marquis Latour-Maubourg, Graf Sebastiani und dem Herzog von Padua, General Arrighi, einem seiner korsischen Vettern. Aber als die Operationen begannen, Ende April, saßen kaum mehr als 11000 Mann im Sattel. Was wollte das sagen gegen die glänzende, weit überlegene Reiterei der Verbündeten? Indes, man mußte sich behelfen, man mußte marschieren und das Glück versuchen, das den Fahnen des Kaisers so oft gelächelt hatte.

Digitized by Google

28. Kapitel

Das Hauptquartier des Kaisers

Von Tag zu Tag spannte sich im französischen Hauptquartier sowohl wie im Hauptquart'er der Verbündeten die Erwartung, was die nächsten Tage bringen würden. Da die Verbündeten den Offensivplan des Generals Scharnhorst verworfen hatten, so war von ihnen eine Initiative nicht zu erwarten und alles schien von dem Willen, von den raschen Entschlüssen des kleinen Mannes im grauen Rock abzuhängen. Der Kaiser hatte in Mainz die Festungswerke inspiziert, sich einige eintreffende Kavallerieregimenter genau angesehen und befohlen, daß die bereits in Frankfurt stehende Kaisergarde marschfertig sein solle. Schon standen an der Straße Mainz-Frankfurt seit mehreren Tagen in den Ställen der Posthäuser die Relaispferde bereit. „Il nous fera lancer comme dans les autres campagnes" — „Er wird uns ebenso springen lassen wie in den anderen Feldzügen," hieß es unter den Offizieren des Hauptquartiers. So wurde es; die Abreise geschah Hals über Kopf. Am 25. April, abends 11 Uhr, rollte der Reisewagen Napoleons über das holprige Pflaster der alten Lutherstadt Erfurt, die sein Wille in eine französische Festung gewandelt hatte. So schnell hatte niemand den Kaiser erwartet. Eiligst kamen die Sachsenherzöge von Weimar und Gotha herbei, um ihn zu begrüßen. Der Machthaber war ärgerlich, verstimmt, man merkte ihm eine sichtliche Ungeduld an. Die Audienz der Rheinbundsatrapen in Mainz war sehr dünn ausgefallen, nur das großherzogliche Paar von Baden, der Darmstädter, der Nassauer und der Napoleonschwärmer Fürst-Primas von Dalberg hatten sich eingefunden. Württemberg und Bayern fehlten, und die Haltung des Königs von Sachsen machte dem Kaiser, wie wir wissen, viel Sorge. „Es scheint, daß der sonst so ehrenwerte König zurzeit von vielen Intriganten umgeben ist," schrieb Napoleon am Tage seiner Abreise von Mainz an den König von Württemberg. Und am selben Tage ging eine sehr eigentümliche Korrespondenz an den Kriegsminister Clarke nach Paris. Er gab dem Herzog von Feltre in diesem Schreiben Anweisung, schleunigst eine Armee in Oberitalien zu bilden. „Ich habe Ursache, mit Österreich zufrieden zu sein. Ich hege auch keinen Argwohn gegen seine Maßnahmen, halte es jedoch für gut, ihm gegenüber kampfbereit zu sein. Italien ist im Hinblick auf Österreich die verwundbare Stelle. Trachten Sie darnach mit allen Mitteln, eine Armee in Italien zu bekommen."

Wie gesagt, die kaiserliche Majestät war nicht sonderlich gestimmt. In Erfurt, als ihm ehrerbietigst der herzogliche Kanzler von Müller nahte, brach eine echt bonapartische Polterei los. Er spielte dem erschrockenen Minister gegenüber den Jupiter tonans, indem er sich bitter über die politische Haltung des Herzogs Karl beschwerte: „Ich weiß wohl," zürnte der Kaiser, „daß euer Herzog mein abgesagter Feind ist und nie aufgehört hat, mit allen meinen Feinden zusammenzuhängen. Hat er nicht preußische Offiziere in seinem Solde? Hat er nicht fortwährend mit der Kaiserin von Österreich, meiner Schwiegermutter, korrespondiert, die von Wien aus giftige Netze für mich spinnt? Aber fürwahr, man betrügt mich nicht so leicht. Ich habe sie alle gelesen, diese Briefe; die Kunst zu entziffern und Briefe unmerkbar zu öffnen, ist unglaublich weit gediehen! Euer Herzog ist der unruhigste Fürst in ganz Europa (votre prince est le plus remuant de tout l'Europe). Und euer Tugendbund, die frechen und revolutionären Reden eurer jenaischen Professoren, der revolutionäre Samen, den sie überall unter die Jugend ausstreuen! Sind nicht die Vorposten des Generals Durutte zu Jena durch als Kosaken verkleidete Studenten alarmiert worden? Und was wollen denn alle diese Ideologen, diese Schwätzer? Sie wollen eine deutsche Revolution, sie wollen alle Bande zerreißen, welche Deutschland an Frankreich knüpfen. Aber ich werde ein abschreckendes Beispiel geben. Noch diesen Abend wird das 5. Armeekorps in Jena einziehen, und dort auf meinem Schreibtisch liegt die Order an den General Bertrand, die Stadt niederzubrennen. Ich bin eben im Begriff, sie zu unterzeichnen." — Es blieb aber bei diesem Zornausbruch. Als der Kaiser am nächsten Tage in das Schloß zu Weimar kam, war er gegen die Herzogin von bestrickender Liebenswürdigkeit. Er schenkte ihr die Memoiren der Prinzessin von Wales, die er unterwegs im Wagen durchblättert hatte. Für diese mutige Frau hatte er seit den Oktobertagen von 1806 sehr viel übrig. Sein Ausbruch gegen den Herzog dagegen mag echt gewesen sein; er wußte recht gut, daß der

Digitized by Google

Herzog ihm nicht grün war. Bei dem Kaiſer traten ſolche Zornausbrüche, wie ſeine nächſte Umgebung beobachten konnte, beſonders dann hervor, wenn er ſich nicht ganz ſicher fühlte. Das war in jenen Tagen der Fall. Dies Deutſchland war wie verwandelt. Es war nicht mehr das alte von 1805 und 1806, und das Heer, das er zur erneuten Unterwerfung heranführte, war auch nicht mehr das alte: Zwei Faktoren, die ſein ſcharfer Inſtinkt deutlich fühlte, wenngleich ſeine Anmaßung ſie ſich ſelbſt nicht zugeſtehen wollte. In Erfurt hatte er noch wieder Truppenbeſichtigungen vorgenommen, hatte perſönlich in den Torniſtern gekramt, ſich das Chargieren angeſehen und den Kommandeuren der Regimenter wiederholt einſchärfen laſſen, daß vor allen Dingen die Bataillonskarrees und das Scheibenſchießen täglich nach dem Marſch in den Quartieren geübt werden ſollten. Auch die Gardereiterei ging durch Erfurt; obgleich er mit Berthier in ſeinem Kabinett ſehr beſchäftigt war, trat er doch ans Fenſter und ſah ſich die Truppe an: Dragoner, Chaſſeurs, polniſche Lanzenreiter, die Grenadiergarde zu Pferde. Dieſe Truppe war in gutem Stande, ſie ſchien dem Kaiſer zu gefallen, das „Vive l'Empereur“ dröhnte tauſendſtimmig an ſeine Fenſter.

Die junge Garde
Sire, Sie können auf uns zählen, wie auf die alte Garde. Nach Raffet

Aber ein ſolcher Anblick konnte den an die Zehntauſende ſtarken, gewaltigen Reitergeſchwader ſeiner früheren Feldzüge gewöhnten Imperator nicht über den Mangel an Reiterei täuſchen, der täglich fühlbarer wurde, je näher man an den Feind kam. Der Aufklärungsdienſt lag ſehr im argen. Dort drüben verſchleierte eine ſtarke, ſeit Monaten ſchon im Felde ſtehende, wageluſtige Kavallerie die Bewegungen der Verbündeten. Die Meldungen, die vom Marſchall Ney eingingen, waren unbeſtimmt. Der Marſchall glaubte aus allem, was ihm gemeldet wurde, ſchließen zu müſſen, daß die verbündeten Armeen hinter Leipzig „zwiſchen Elbe und Oder“ ſtänden und dort eine Schlacht anbieten wollten. Der Kaiſer drängte nach beſtimmten Nachrichten, der Marſchall blieb unſicher. So trieb Napoleon ſein Hauptquartier haſtig vorwärts, um ſelbſt an die Front zu kommen und zu ſehen. In Weimar ſtieg er zu Pferde und blieb dann auch während des ganzen Frühjahrsfeldzuges im Sattel bis zum Anbruch des Waffenſtillſtandes. „Je ferai cette campagne comme le général Bonaparte et non pas en Empereur“ — „Ich werde dieſen Feldzug als General Bonaparte, nicht als Kaiſer machen,“ ſagte er in dem klaren Gefühl, daß von ihm alles abhinge. An ſeiner Seite ritt Karl Auguſt von Weimar. Seitdem der Imperator im Sattel ſaß (oder vielmehr halb nach rechts hin hing, denn er machte eine miſerable Figur beim Reiten), ſchien er beſſer geſtimmt. Er trällerte wiederholt: „Malborough s'en va-t-en guerre,“ dann kam er plötzlich auf Luther zu reden: „Karl der Fünfte würde klug gehandelt haben, wenn er ſich an die Spitze der Reformation geſtellt hätte, denn bei der damaligen Stimmung der Gemüter wäre es ihm leicht geweſen, dadurch zur unumſchränkten Herrſchaft über ganz Deutſchland zu gelangen.“

Digitized by Google

So ging es über die Siegesfelder des Jahres 1806: Weimar, Apolda, Eckartsberga, — das kleine Eckartsberga, an deſſen Mauern die Wogen der Weltgeſchichte im Laufe der Jahrhunderte wiederholt brandeten, das die beiden größten Feldherrn der Welt in ſeinen engen Gaſſen herbergte. Der Kaiſer traf am Spätabend des 28. April in Eckartsberga ein und arbeitete bis ſpät in die Nacht mit dem Fürſten von Neufchâtel. Der ganze Dienſt des Hauptquartiers lag auf der Diele und auf den Treppen; draußen auf der Straße geſattelte Kurierpferde, ſprungbereite Ordonnanzen, drinnen im matterleuchteten Zimmer der ruheloſe Schlachtenkaiſer ſeine Befehle diktierend. — Sechs Jahrzehnte früher, anno 1757, ein Oktoberabend, — indes wir wollen zitieren*): „Eines Abends um die Mitte des Oktober 1757 ſenkten ſich die Herbſtnebel über die Gaſſen der Stadt. In einem geringen Hauſe waren einige Fenſter zur ebenen Erde erleuchtet. Zwiſchen dem Kerzenlicht und den Fenſtervorhängen konnte man von der Straße aus den Schatten einer Geſtalt ſchnell auf- und abgleiten ſehen, und wenn der Mann da drinnen einmal Halt machte, ſo geſchah es wohl, daß auf dem Vorhang eine ſcharfe Silhouette entſtand, die den Mit- und Nachlebenden bekannter geworden iſt, als jedes andere Bild der Weltgeſchichte. Der einſame Mann im Zimmer ſchien lebhaft mit ſich ſelbſt zu reden, man vernahm ſelbſt auf der Straße abgebrochene Worte, und der Grenadier, der wachthaltend vor dem Hauſe ſtand, mag mehr als einmal verwundert aufgehorcht haben.

Da drinnen im erleuchteten Zimmer deklamierte Friedrich von Preußen, den wir den Zweiten und Großen nennen, den Mithridates des Racine.

Auf! Laſſet uns den Krieg auf ihren Boden ſpielen,
Den Krieg, von dem die Wut der Erde Enden fühlen!
Man greift den Sieger jetzt in ſeinen Mauern an,
Daß für den eignen Herd er ſelber zittern kann.
Es ſprach einſt Hannibal — nicht zeiht man des ihn Lügen —
Er ſprach: „Allein in Rom iſt Rom nur zu beſiegen!“

Das war vor ſechzig Jahren. Möglich, daß die Blicke mancher Soldaten, deren Kolonnen unaufhörlich mit Gejohl und Geſchrei dicht an den Fenſtern des kaiſerlichen Hauptquartiers vorbeizogen, einen Schatten erhaſcht haben, der, wie jener Friedrichs des Großen, ſeine Spuren weit über die Welt warf. Der Kaiſer diktierte Befehle an ſeine Korpskommandanten, auch an Beauharnais, der am linken Ufer der Saale flußaufwärts heranrückte. „Mein erſtes Ziel,“ ſchrieb der Kaiſer, „iſt die Beſetzung der Saale und die möglichſt baldige Wiedereinnahme von Hamburg. Meine Operation wird die Beſetzung der Elbe ſein, Sie müſſen wiſſen, daß es mein Grundſatz iſt, in Maſſe zu debouchieren, ich werde daher von der Saale aus in Maſſe debouchieren.“

Bei dem kaiſerlichen Hauptquartier befand ſich als Vertrauensperſon des Königs von Sachſen, obgleich dieſer ſich noch gar nicht für oder wider erklärt hatte, der Stabsoffizier Major von Odeleben, der ſeine Beobachtungen über den Dienſt des Hauptquartiers ſehr anſchaulich niedergeſchrieben hat und dem wir hier das Wort geben wollen, damit unſere Leſer ein Bild erhalten, wie es während des Feldzuges um Napoleon zuging:

„Die Strapazen und Anſtrengungen, welche Napoleons Umgebungen, ſeine Adjutanten, Sekretäre, Ordonnanzoffiziere, und alle Individuen, vom Großſtallmeiſter an bis auf den Geringſten ertragen mußten, waren ungeheure. Caulaincourt war immer unermüdet zu nennen, und gleich ihm ein jeder ſtündlich und augenblicklich zum Dienſt des Kaiſers, und zwar mit einer gewiſſen Eleganz im Anzuge, bereit. Da in dem Hauſe, wo Napoleon ſein Abſteigequartier nahm, immer alles gedrängt übereinander lag und außer ſeinen Wohnzimmern, dem Kabinett, dem salon de service und den Speiſezimmern für den Dienſt, auch für Berthier ein Schlaf- und ein Schreibgemach erforderlich war, ſo mußten ſich die Adjutanten öfters gar ſchlecht behelfen. Ein Mann von hoher Geburt, wie der General Narbonne, der als Geſandter in Wien eins der glänzendſten Häuſer gemacht hatte, lag in der zweiten Hälfte des Feldzuges, als dienſttuender Adjutant des Kaiſers, nicht ſelten auf einem Strohlager oder auf ein paar Stühlen in Napoleons Vorzimmer, um ihn, wenn wichtige Meldungen oder Depeſchen einliefen, vielleicht ſechs- bis achtmal in einer Nacht zu wecken. In dieſem Vorzimmer Napoleons lag der geſamte Dienſt auf einer Streu. Zwei Adjutanten, deren jeder wieder einen Adjutanten hatte, die zu Verſendungen gebraucht wurden und unter ſich wechſelten; ein Stallmeiſter, ein paar Ordonnanzoffiziere, zwei Pagen, — oft aber auch, wenn alles in geſpannter Erwartung eines ſchnellen Aufbruchs oder Gefechtes war, jeder, der nicht ſicher davor war, verlangt zu werden. Folglich ſah es in dem Vorzimmer oft aus, wie in dem Bauche des trojaniſchen Pferdes. Ruſtan, der vielberühmte Mameluk — der echte nämlich, welchen Napoleon aus Ägypten mitgebracht hatte, — ruhte jedesmal auf dem Boden zunächſt an des Kaiſers Zimmer, gemeiniglich auf einer anderen Seite des Einganges und war ihm eigentlich als Reitknecht bedient, ſo wie unſereinem der treue Sancho-Panſa überall nachtrabt, nur daß er ſein Roß nicht ſelbſt wartete und ebenſoviel Relais-Pferde hatte, als der Kaiſer.

*) Zitat aus: Leuthen. Blätter der Erinnerung an den großen König und das Jahr 1757 von Theodor Rehtwiſch. Mit 28 Porträts, 10 hiſtoriſchen Darſtellungen und 22 Terrainſtudien und einem Plan der Schlacht. G. Wigand. Gebunden Mk. 9.—.

Digitized by Google

1813
Nach einer Lithographie von Raffet

Sobald dieſer zu Pferde ſtieg, war Ruſtan hinter ihm mit Napoleons Überrock, Mantel und einem kleinen Mantelſack, auch mit einem wachstaffetnen Überzug für ſich ſelbſt bepackt. Er kleidete Napoleon an und aus, war ſtets in der Nähe und bediente ihn mitunter bei der Tafel. Man erzeigt ihm zu viel Ehre, wenn man glaubt, daß er ein beſonderes Zutrauen genoſſen oder einen gewiſſen Rang bekleidet habe. Ob Ruſtan ſchon dem Kaiſer in ſo vielen Gefechten gefolgt war, ſo hatte er doch nicht einmal das Kreuz der Ehrenlegion bekommen. Caulaincourt und die älteſten Begleiter des Kaiſers nannten ihn du, und er lebte mit den angeſehenen Bedienten des kaiſerlichen Hauſes. Dieſer Mann, der nun ganz in Frankreich eingebürgert war und eine Pariſerin heiratete, deren Bild er ſtets auf der bloßen Bruſt trug, hatte viel Empfehlendes in dem offenen Geſicht, in dem großen braunen Auge und ein ſo freies, herzliches Benehmen, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn Napoleon ſich auf ſeine Treue ganz verlaſſen zu dürfen glaubte. Und doch iſt ihm Ruſtan nicht gefolgt, als der Kaiſer vom Gipfel ſeines Ruhms nach Elba hinabſtieg. Ich glaube, daß er ſich vor der künftigen mürriſchen Gemütsſtimmung Napoleons gefürchtet und den bürgerlichen und angenehmen Aufenthalt in Paris — das er ſehr liebte — vorgezogen hat.

Außer ihm war noch ein Quaſi-Mameluk zur Bedienung des Kaiſers im Hauptquartier, ein geborener Verſailler, in Ruſtans Tracht, doch ohne deſſen Eigenheiten und gewiſſermaßen nur en reserve bei der größeren Abteilung des kaiſerlichen Dienſtes oder Hoflagers, anſtatt daß Ruſtan bloß dem Kaiſer angehörte.

Wenn ich vom Kabinett Napoleons ſpreche, ſo bedeutet dies, während des Feldzuges, das größte oder ſchicklichſte Gemach desjenigen Gebäudes, welches zum Aufenthalt und zum Scheibzimmer für ihn und ſeine Kabinettsſekretäre diente. Es ſchien wichtiger zu ſein als das Gemach, welches er ſelbſt bewohnte. Blieb Napoleon im Biwak bei den Truppen, ſo wurde, unmittelbar neben ſeinem eigenen Zelte, ein anſtoßendes für das Kabinett aufgeſchlagen und einmal wie das andere mit der größten Genauigkeit eingerichtet. In der Mitte des Zimmers ſtand eine große Tafel, auf der die beſte Karte des Kriegsſchauplatzes ausgebreitet ward. In Sachſen diente die von Petri, weil ſich Napoleon im Jahre 1806 an dieſelbe gewöhnt hatte und ſie vorzüglich ſchätzte. Es war noch dasſelbe Exemplar, gemeiniglich ſchon vor ſeinem Eintritt ins Haus gehörig orientiert und mit Stecknadeln, die bunte Köpfe hatten, überall geſpickt, um die Stellungen der verſchiedenen Armeekorps und des Feindes bemerklich zu machen. Dies Geſchäft beſorgte der Direktor ſeines bureau topographique, welcher faſt unabläſſig mit ihm arbeiten mußte und am vertrauteſten mit

Digitized by Google

den Stellungen war. Lag diese Karte nicht bereit, so mußte sie doch unmittelbar nach seiner Ankunft herbeigeschafft werden, denn sie war seine tragbare Heimat, schien ihm mehr am Herzen zu liegen als andere Bedürfnisse des Lebens und ward des Nachts mit vielleicht 20 bis 30 Lichtern besetzt, in deren Mitte der Zirkel lag. Stieg er zu Pferde, so trug der Großstallmeister Caulaincourt das nötige Blatt auf der Brust eingeknöpft, weil er Napoleon stets am nächsten war, um sie ihm darreichen zu können, wenn er sagte: la carte! Es traf sich einmal, daß der Kaiser die Karte verlangte und diese nicht gehörig in den Bruch gelegt war, welcher die Gegend anschaulich machte. Er sah sich also als ein Fremdling darauf, ärgerte sich, weil er, während er ritt, nach derselben Anordnungen erteilen wollte und versuchte sie anders zu falten; unglücklicherweise fuhr aber ein Dämon von Wind herzu und machte, daß sie flatterte. Da warf Napoleon das Blatt in seinem Unmut Sr. Exzellenz dem Herzog von Vicenza vor die Pferdefüße, welcher nun genötigt war, abzusitzen und selbige, von einem Pagen unterstützt, wieder in Ordnung zu bringen. Dem Kaiser aber mochte diese Übereilung leid tun, denn kurz darauf sagte er viel gemäßigter: „Donnez moi la carte“ und bedeutete Caulaincourt, daß er sie allemal gehörig legen solle.

In den vier Ecken dieses Heiligtums wurden, wenn sie zu haben waren, kleine Tischchen aufgestellt, an welchen seine Sekretäre arbeiteten, wohl auch er selbst und sein Direktor des bureau topographique. Gemeiniglich diktierte er jenen, indem er völlig angezogen, in seiner gewöhnlichen grünen Uniform und sehr oft mit dem Hut auf dem Kopfe, im Zimmer hin und her ging. Gewöhnt, alles, was aus seinem Kopfe strömte, mit der größten Schnelligkeit ausgeführt zu sehen, konnte ihm auch niemand schnell genug schreiben, und was er in die Feder sagte, mußte deshalb in Chiffern geschrieben werden. Es ist unglaublich, wie schnell Napoleon beim Diktieren sprach und zu welcher Fertigkeit in dieser Schrift es sonach seine Sekretäre gebracht hatten. Ein einziger, ganz junger Mann übertraf sie alle an Geschwindigkeit, was jene umsomehr verdroß, da sie fürchteten, daß man bei ihnen bald eine gleiche Gewandtheit voraussetzen werde. Natürlich waren diese Chiffern Hieroglyphen. Ein Drachenschwanz bedeutete vielleicht das ganze französische Heer — die Peitsche das Korps des Davout — ein Dorn das britische Reich — der Schwamm die Schützlinge oder die Handelsstädte usw. Man schrieb Napoleon eine ganz außerordentliche Fertigkeit in der Auflösung der Chiffre-Schrift zu, auch mußte sie ihm leicht werden, da er ihre Bedeutung wohl zuerst nach seiner Wahl geregelt hatte. Nun war aber von seiten der Sekretäre erst das Viertel der Arbeit getan; denn es lag ihnen ob, diese Krakelfüße wörtlich und dem Sinne gemäß zu entziffern. Bei langen Verhaltungsbefehlen usw. war dies gewiß keine leichte Sache und um so schwieriger, da zu allen politischen und militärischen Ausfertigungen, welche von ihm unmittelbar als Leiter des Ganzen ausgingen, immer nur vier Sekretäre gebraucht wurden, welche sich daran gewöhnen mußten, Sachen von ganz verschiedenartigen Gegenständen aus der Politik und Taktik zu bearbeiten. Soviel ich weiß, expedierten immer zwei bei ihm im Kabinett. Es kamen vielleicht Meldungen eines Marschalls aus Schlesien, währenddem ihm einfiel, die oder jene aus Spanien eingelaufene Depesche zu beantworten oder ein politische Abhandlung oder eine diplomatische Note für den oder jenen Bevollmächtigten zu entwerfen oder über Justiz- und andere Angelegenheiten zu verfügen. Da mußte denn einer der Sekretäre ebenso schnell sich bequemen, ein neues ABC-Buch für den König von Rom, als die Stellungen der verschiedenen Armeekorps, die ihm alle bekannt waren, nachzuschreiben. Für diejenigen, welchen der Zusammenhang des Ganzen — dessen Entstehen und fernere Bestimmung — weniger als dem Bildner einleuchtete, war das freilich ein schweres Geschäft, doch die Gewöhnung erleichtert das schwierigste Tagewerk; sie lebten immerfort in der Sphäre dieses hundertfache Ideen ausprühenden Geistes und waren gewissermaßen die Leit- oder Verbindungsfäden mit den Zivil- und Kriegskanzleien des Herzogs von Bassano (Maret), des Prinzen von Neufchâtel (Berthier), sowie aller der verschiedenen Behörden in Frankreich, an welche Napoleons Befehle unmittelbar ergingen.

Es ist zu verwundern, daß mit diesem geringen Personale so viel gewirkt werden konnte, ohne die Ordnung in den Geschäften zu stören. Ich rechne hier natürlicherweise nicht die Gebrechen her, welche aus Nachlässigkeit der untergeordneten Behörden, z. B. bei der so schändlichen Verwaltung der Bedürfnisse des Heeres stattfanden und ihren Grund in der Schurkerei und Roheit mancher Employés hatten, und spreche bloß von den Arbeiten, welche durch das Kabinett gehen mußten, bei dem man ein noch größeres Personal hätte voraussetzen sollen. Die Hauptursache lag wohl in der umfassenden Kürze, an welche die nächsten Umgebungen Napoleons gewöhnt waren; da durch einige Worte, ein Zeichen, einen Strich, der Stoff zu stundenlangen Ausarbeitungen an andere gegeben, und nur dasjenige ausgearbeitet ward, was ihn besonders interessierte. Hierher kann man Politik und Befestigungskunst vorzüglich rechnen. Die Stellungen der Heere, sowie die Zusammensetzung der verschiedenen Massen, ihre Verbindung und Bestimmung kannte er zwar ganz genau; allein die ins Detail gehenden Befehle waren mehr die Sache des Prinzen von Neufchâtel, welcher seinen zahlreichen Generalstab zur Vollziehung derselben benutzte.

Bei der Gedrängtheit des Stils und der Beachtung der Geschäfte konnte denn so leicht nichts liegen bleiben. Wenigstens waren die Sekretäre Napoleons an eine Schnelligkeit gewöhnt, welche sich selbst auf

Digitized by Google

unbedeutend ſcheinende Dinge, wenn ſie zu ſeiner Kenntnis gelangt waren oder gelangen mußten, erſtreckte. Sollte der Gegenſtand einmal zum Vortrag bei ihm gelangen oder hatte er etwas genehmigt, ſo konnte man nach wenigen Tagen auf die Ausfertigung des Beſchluſſes bauen.

Es ging ſo weit, daß ſich bei Geſchäften, die durch mehrere Bureaus liefen, der Tag beſtimmen ließ, an dem ſie in dieſem oder jenem vollzogen ſein mußten. Das iſt in einem Hauptquartier bei Nebenſachen, die nicht zu den ſtrategiſchen Befehlen gehören, ſehr viel, und dieſe Raſchheit war unſtreitig wohl dem heftig treibenden Ungeſtüm Napoleons zuzuſchreiben. Es gab Momente, wo alles in einer dumpfen Erwartung, in einer bedeutungsvollen Stille war, wo entweder die kaiſerliche Ungnade ſich verſinnlicht hatte oder noch ein Unwetter im Anzuge ſchien. Alle lauerten dann auf den Ausbruch und blieben vielleicht halbe Tage lang in dieſer bedrückten Lage. So wollen es aber die Franzoſen haben. Das Angenehme einer gemeſſenen Beſchäftigung kennen wenige.

Von Regiſtratoren, Archivaren, Kanzliſten, Kopiſten uſw. war bei dem Kabinett Napoleons nichts zu entdecken. Es gab einen Gardien du portefeuille (Bewahrer der Brieftaſche), wozu man wahrſcheinlich den gelaſſenſten Mann in ganz Frankrich ausgeſucht hatte. Seine Lebensweiſe war — mitten im Getümmel des Kriegs, gewiß die einfachſte, aber auch die langweiligſte im Hauptquartier, mehrjährige erprobte Treue ſicherte ihm dieſe Stelle. Er war übrigens wie ein gewöhnlicher Türſteher gekleidet, trug den geſtickten Kragen, das Kennzeichen der höheren Hofbedienten, glich den Kammerdienern, hatte aber die Aufſicht über die großen ledernen Brieftaſchen des Kabinetts und alle Verſchläge und Kiſten des Archivs, wozu das bureau topographique gehörte. Er war der Wächter dieſes Heiligtums, wie die Sphinx vor den Gärten der Ägypter, und verließ die Tür des Kabinetts nicht, wenn er nicht wegen Unpäßlichkeit abgelöſt wurde. Es gehörte ein ſtarker Körper und ein gelaſſenes Gemüt dazu, indem derſelbe auch des Nachts, wenn es Napoleon einfiel zu arbeiten, auf ſeinem Poſten ſein und ausharren mußte. Dieſes Stellchen war einfach und etwas peinlich, wenn das Hauptquartier lange an einem Orte blieb. Zog es weiter, ſo befand ſich der Herr Archivar bei den Fourgons des Kabinetts oder dem bureau topographique. Der eigentliche mobile Teil desſelben, welcher dem Hauptquartier immer folgte, beſtand nur aus zwei Wagen. Mehrere waren bei dem Vorgehen nach Sachſen an der Grenze zurückgeblieben; diesmal war überhaupt alles und ſo auch die Maſſe der Landkarten beſchränkt worden. Im Feldzuge nach Rußland hatte man den empfindlichſten Verluſt erlitten: einen Verluſt, der, nach dem eigenen Geſtändnis der Offiziere vom Hofe des Kaiſers, ganz unwiederbringlich, ganz unerſetzlich war. Von all den ſchönen Karten und Plänen, mit denen man ſich zu dieſem Zuge verſah, war nichts, auch nicht das allergeringſte Blatt gerettet worden. Die wenigen dem Untergang entronnenen Offiziere des kaiſerlichen Hauſes hatten ſich hochbeglückt gefühlt, notdürftig bekleidet zurückkehren zu können; Napoleons liebſtes Steckenpferd, ſeine Plankammer, ward der Verwüſtung Raub. Möchten dieſe ſeltenen und herrlichen Arbeiten, die als Grundlage zum Nutzen und Wohlſtand der Reiche und nicht zu ihrer Zerſtörung dienen ſollten, in die Hände der Kenner und der Mächtigen gekommen ſein!

Louis Alexandre Berthier,
Fürſt von Neuſchâtel und Wagram
Nach einer Lithographie von Delpech

Zu der Fortſchaffung der unentbehrlichſten geographiſchen Hilfsmittel waren zwei Chaſſeurs der Garde zu Pferde beſtimmt, welche „Chasseurs du portefeuille“ hießen. Sie wurden jedesmal von dem wachthabenden Offizier der Chaſſeur-Garde zu dieſem Ehrenpoſten eingeſetzt, und der Aide de camp de service übergab ihnen die ehrwürdige lederne Brieftaſche. Sie folgten unmittelbar den Adjutanten oder den nächſten Umgebungen Napoleons, er mochte zu Wagen oder zu Pferde ſein, und eingedenk ihrer hohen Beſtimmung ritten ſie ſchier alles nieder, was ſelbige nur einen Schritt von ihrem angewieſenen Punkte entfernte.

Überhaupt waren die, welche ihm folgen mußten, an die hartnäckigſte Behauptung ihres Poſtens gewöhnt, wozu die ſtrenge Aufmerkſamkeit des Großſtallmeiſters Caulaincourt — die ſich in der ganzen Verwaltung des kaiſerlichen Hauſes offenbarte — ſie gewöhnt hatte. Durch ihn ergingen, nach dem Tode

Digitized by Google

des Großmarschall Duroc, alle Befehle über Marsch- und Aufenthaltsangelegenheiten, die Besorgung des Stalles, der Relais, der Küche und Verwaltung, der Dienerschaft und vorzüglich der Kuriere und Stafetten. Zu den Felleisen, welche die Kuriere brachten, hatte Caulaincourt die Schlüssel, öffnete sie und übergab dem Kaiser, was des Kaisers war, es mochte sich nun derselbe auf dem Marsch oder im Quartier befinden. Saß er im Wagen, so ging alles im Trab und Galopp fort. Caulaincourt sprang vom Pferd, nahm den Eilboten beiseite, öffnete das Felleisen, jagte dem Wagen Napoleons nach, gab ihm die Depeschen und nun flatterten, kurz darauf, Scharen von Kuverts aus dem Wagenschlage.

Ein solcher Papierregen traf manchmal die zunächst dem Wagen folgenden Pferde, denn bei den Reisen, welche Napoleon fahrend machte, wurden die Schriften, zu deren Durchsicht er im Kabinett nicht Muße genug hatte, in die Schubfächer des Wagens gepackt. Diese durchlief er nun, ins Freie kommend, vorzüglich wenn ihm die Gegend gleichgültig oder bekannt war. Was sich von unbrauchbaren Rapports vorfand, flog zerschnitten und wie ein Bienenschwarm zum Schlage hinaus und wurde von den eilenden Rädern im Staube zermalmt. Wahrscheinlich hatte Berthier das Geschäft des Zerschneidens, denn die geopferten Gutachten schienen mit Sorgfalt zerfleischt. Vielleicht auch machte sich Napoleon selbst diesen Zeitvertreib, da er keinen Augenblick ruhen konnte. Hatte ihm Berthier und er diesem nichts mehr zu sagen, verlor selbst das Spiel mit der Quaste des Zugfensters seinen Reiz, so entschlief er. Um aber den Kaiser vor der Langenweile zu schützen, füllte man, wenn keine Rapports, Listen und dergleichen eingegangen waren, alle Seitentaschen mit Pariser Zeitungen und Tageblättern aus. Auch diese flogen, wenn er sie flüchtig durchlaufen hatte, noch leichter als der Wind, der sie trug, in das nachtrabende Gefolge und wurden von den Neuigkeitssüchtigen, wenn es ihnen anders der nachjagende Troß gestattete, gehascht und aufgehoben. Selbst mit einer kleinen Handbibliothek konnte man sich da bereichern, wenn es sonst Zeit und Umstände gestatteten; denn gab es keine neuen Zeitungen und Tageblätter mehr, so enthielten die Seitentaschen neuere in Paris erschienene Schriften, selbst Romane, ziemlich beleibt, aber bloß geheftet, und diese vergnügten dann sehr unvollständig den nach geistigem Genuß strebenden Sinn Napoleons; es wurden also auch diese Unglücklichen, wenn ihm der Inhalt der Seiten nicht zusagte, über Bord geworfen.

Aus Neugierde nahm sich manchmal einer des Gefolges der Gefallenen an; sie wurden außerdem die Beute der nachmarschierenden Soldaten. So flog einmal ein ganzes Werk von vier oder sechs Bänden zum Wagenschlage heraus, welches einen ganz unschuldigen, englischen Roman — in französischer Sprache — enthielt.

Das Streben und Arbeiten einer unruhigen Seele, die im wechselnden Ungestüm und den immerwährenden Beschäftigungen des Krieges ihren süßesten Genuß findet, verscheucht jeden Gedanken an die regelmäßige Beobachtung der Arbeitsstunden. Alles, was im Hauptquartier vorfiel, geschah überraschend, und doch mußte jeder auf der Stelle zum Dienste bereit sein. — Ungewöhnliche Ruhezeiten und nicht erwarteter Aufbruch, Abänderung der bestimmten Stunde und sehr oft auch der Wege und Quartiere. Wenn auch der Großstallmeister einen Wink erhielt, so geschah dies gemeiniglich sehr spät, und alle übrigen mußten erraten, was etwa geschehen würde. — Wer sich deshalb bei den andern Rat erholen wollte, erhielt unter Achselzucken nur ein leidiges: je ne sais pas! (ich weiß nicht!) zur Antwort. Die Geschäfte, die eingehenden Meldungen, die ankommenden Eilboten waren die Uhr, nach der Napoleon seine Zeit einteilte. Man hat ehedem, ganz zur Ungebühr, geglaubt, daß er gewisse Leute für sich arbeiten lasse. Im Gegenteil gingen die Hauptentwürfe zu allen Operationen von ihm allein aus; Berthier durfte vielmehr nur Bemerkungen hinwerfen, hatte aber die weitere Ausführung der Kommandoangelegenheiten über sich. Sehr oft verzog sich der Aufbruch um mehrere Stunden und halbe Tage und an das letzte Wort, welches Napoleon in seinem Kabinett diktierte, reihte sich der trockene Befehl: la voiture! (den Wagen!), à cheval! (zu Pferde!), und wie durch einen elektrischen Schlag setzte sich nun alles, was folgen mußte, in Bewegung. In diesem Augenblick erfuhr man erst, welcher Weg genommen werden sollte. Der Großstallmeister oder, wenn dieser fortgesandt war, ein Stallmeister, ritt zur Rechten des Wagens; der General Guyot, als Kommandant aller Eskorten, oder der ihm im Range zunächst folgende Offizier zur Linken, die diensthabenden Adjutanten, Stallmeister, Ordonnanzoffiziere, Pagen, ein paar Handpferde für Napoleon und Berthier, Ruslan, der Chasseur du portefeuille und noch ein Bereiter zu Caulaincourts Befehlen folgten unmittelbar hinter dem Wagen und diesem eine Bedeckung der Chasseurs von einem Offizier und 24 Pferden, — so war der einmal fest bestimmte Zug, der mit der größten Strenge und Pünktlichkeit jedesmal beobachtet wurde. Was von Offizieren und Pferden noch folgen mußte oder folgen wollte, durfte, dem Befehl nach, nicht vor der Bedeckung reiten, und nur Generale von höherem Range schlossen sich dann und wann hart hinter oder neben dem Wagen an. So ging es, wie ein Ungewitter dahersaust, in starkem Trab bei Tag und Nacht viele Meilen weit, und wer bei Nacht in diesem Strudel sich mit fortwälzen mußte, hatte kein angenehmes Los. Wo der Weg sich verengte, drängte sich alles im Diensteifer wild durcheinander, und das beste Los fiel noch den beiden Ordonnanzoffizieren, die in einiger Entfernung vor dem Wagen ritten, und den beiden Chasseurs, welche, noch vor diesen reitend, die Boten führten. Alle übrigen setzten Hals und Beine

Digitized by Google

aufs Spiel, denn die Dienerſchaft mit Napoleons Handpferden hielt ſich für das Haupt der Gemeinde; der Chasseur du portefeuille ebenfalls — die Ordonannzoffiziere und die Pagen ebenfalls — ſie waren es in ihrer Art auch alle in dem Augenblick, wenn der Kaiſer winkte; und ſo ſtürmte alles nebeneinander her in Hitze und im Staub, im Nebel und bei Nacht. Sobald Napoleon anhielt, mußten auch die Reitpferde daſtehen, und 4 Chaſſeurs von der Spitze der Bedeckung ſprangen ab, pflanzten die Bajonetts auf die Karabiner, ſchulterten und ſtellten ſich im Viereck um ihn her. Dasſelbe geſchah, wenn ein natürliches Bedürfnis Se. Majeſtät nötigte, ab- oder auszuſteigen, oder wenn er anhielt, um zu Fuß die Gegend und den Feind zu beobachten; dann wurde das Viereck etwas größer gebildet und ſchob ſich, nach Maßgabe ſeiner Bewegungen, doch ungezwungen, mit ihm fort, damit er jedesmal vom freien Raum aus in allen Richtungen vor- und ſeitwärts beobachten konnte. Waren die Gegenſtände entfernt, ſo trat der Page vom Dienſt herbei, der das große Fernglas führte, und dieſer oder Caulaincourt lieh ſeine Schulter zum Geſtell.

Wenn die Umſtände Napoleon nötigten, in den Morgen- und Abendſtunden oder bei kühler Witterung längere Zeit im Freien zu ſein, ſo wurde ein Wachtfeuer für ihn durch die Chaſſeurs bereitet. Aber auch dieſes war von ungewöhnlicher Größe. Die größten Stücken Holz, womöglich Balken, mußten auflodern und dann gewiſſermaßen zum Signal für Napoleons Aufenthalt dienen. Wie bei der Tafel war auch hier nur Berthier ſein Geſellſchafter, ſelten andere. Alles ſtand in einiger Entfernung ehrfurchtvoll im Halbkreiſe oder ſuchte ſich, gleich einer Marſchallstafel, ein Marſchallswachtfeuer anzuſchüren. Im tiefen Nachdenken oder mit Berthier im Zwiegeſpräch ging dann Napoleon auf und nieder und harrte auf den fernen Donner der Geſchütze oder anderer Anzeigen ſeiner Generale. Wenn ihm die Zeit lang ward, ſchnupfte er Tabak oder machte ſich mit den Füßen irgend etwas zu ſchaffen. — Er ſchnellte die nächſten Kieſelſteine von ſich oder die Holzſpäne ins Feuer. Nie konnte er untätig ſein. Es war außerordentlich, welche Beurteilung in Momenten einer gewiſſen Entſcheidung, vorzüglich durch Dampf und Kanonenfeuer, ſich der Kaiſer zu eigen gemacht hatte. Natürlich wußte nur er faſt immer allein, von woher eine Veränderung durch die Angriffe ſeiner Truppen erfolgen ſollte, und nun war er ſchon der Ausführung ſeiner Befehle gewiß.

General Duroc, Großmarſchall des Palaſtes
Nach einem Stich von Coqueret

Der Dienſt der Ordonnanzoffiziere war zum Teil beſchwerlich, aber auch ehrenvoll. Dieſe jungen Leute ſtammten aus den beſten Familien Frankreichs; ſie waren Söhne der Geſandten, Generale, Senatoren, welche ſich durch Bildung und Erziehung vorteilhaft auszeichneten, dabei aber auch mit dem dreifachen Stolze, der großen Nation, der edlen Abkunft und einer ehrenvollen Anſtellung erfüllt. Ihre glänzende Uniform, welche, wie die der höheren Ziviliſten des kaiſerlichen Hauſes, des Grandmaître der Garderobe und der Stallmeiſter, aus hellblonden, mit geſchmackvoller, reicher ſilberner Stickerei verzierten Röcken und ſchwarzen Federhüten beſtand, trug zur Befriedigung der Eitelkeit das Ihre bei. Es iſt aber nicht zu leugnen, daß ſie ſich auch durch Bildung und Kenntniſſe, durch ein angenehmes Äußere und tüchtige, zum Teil ſchöne Pferde, auszeichneten. In der Regel hatten nur zwei den Dienſt; bei Gefechten alle, die zugegen waren. — Un officier d'ordonnance! (ein Ordonnanzoffizier!) ſagte Napoleon trocken, und der, an welchem die Reihe ſtand, eilte nun mit ſeinen Aufträgen an einen Marſchall, die er beim Abreiten erſt wiederholen mußte und welche vielleicht die Szenen eines ganzen Tages enthielten, hinweg, während daß der folgende ſich nun dem Kaiſer möglichſt näherte oder aufs Pferd ſchwang, um bei dem nächſten Ruf davonzueilen. Ich ſage mit Bedacht nicht „jagen", denn ich habe in meinem ganzen Leben nicht einen einzigen franzöſiſchen Offizier eine echte Kavalleriekarriere reiten ſehen; das gewöhnliche Tempo war bei jeder Gelegenheit ein oft unregelmäßiger

Digitized by Google

Galopp und Trab. Die Ordonnanzoffiziere ritten noch am beſten. Oft wurden ſie auf längere Zeit mit Befehlen an einen Korps-Kommandanten als Kuriere geſchickt und blieben ſo lange dort, bis ein entſcheidendes Treffen vorgefallen war, wo ſie dann zu Napoleon zurückkehrten und mündlich ſowohl als ſchriftlich Rapport abſtatten mußten. Ein andermal wurden ſie zu Rekognoſzierungen und Aufnahmen à coup d'oeil der nahe liegenden Gegenden gebraucht, die wegen des Überganges über Waſſer oder der Anlegung von Verſchanzungen ein beſonderes Intereſſe für den Kaiſer hatten. Die meiſten waren aus der Artillerie und dem Geniekorps gewählt; doch hatte er auch Kavalleriſten, welche ſodann als Chef d'Escadron bei den Regimentern eintraten. So wurden zwei davon bei den neu errichteten Ehren-Garden angeſtellt. Wer ſich jedoch vorzüglich brauchbar zeigte, hatte Ausſicht, ſchon als Ordonnanzoffizier den Rang eines Chef d'Escadron zu erlangen und von da aus gleich Oberſter und Aide de Camp des Kaiſers zu werden. Ihre Anzahl war eigentlich auf zwölf beſtimmt; allein ſie waren beim Anfang des Feldzuges nicht ganz vollzählig.

Von Pagen hatte Napoleon während des Feldzuges vier bei ſich, welche den Beſchwerden gewachſen waren und im Notfalle verſchickt werden konnten; zwei Jagd-Pagen, die ſpäterhin gemeiniglich Hof- oder Zivilſtellen erhielten, zwei andere, die gewöhnlich in die Armee eintraten. Einer hatte ſtets den Dienſt, um das Pferd abzunehmen, das Fernrohr zu führen, nach den Relais verſendet zu werden uſw.

Die kaiſerliche Feldflaſche oder Schnapspulle führte Ruſtan oder einer der gedienteſten Bereiter, der immer im Gefolge blieb und ſich, ſowie jeder franzöſiſche Employé oder Diener, mit dem ihm obliegenden Berufe brüſtete. Nur ſelten, wenn vielleicht das Frühſtück übergangen worden, genoß Napoleon einen Tropfen Wein oder Likör unterwegs, außerdem vom Frühſtück bis zum Mittageſſen, d. h. von früh 9 oder 10 Uhr bis abends 6 oder 7 Uhr wenig oder nichts.

So wenig als ſich Napoleon, in Rückſicht der Arbeit, während eines Feldzuges ſchonte und ſo ſehr ſein unruhiger Charakter jeden Gedanken an eine gleichförmige Pflege verſchmähte, ſo hatte er doch im Verhältnis zu ſeinen übrigen Umgebungen und Gehilfen den großen Vorteil, daß er mehr nach Gefallen die Beſchäftigungen regeln und ſelbſt die Momente der Erholung wählen konnte, anſtatt daß dieſe, immer ſeiner Willkür preisgegeben, jede Stunde des Tages und der Nacht aufgefordert wurden und die Erholungsſtunden gewiſſermaßen nur abſtehlen konnten. Er erregte durch ſeinen Willen alle, und das einmal in Gang gebrachte Werk konnte nicht ins Stocken kommen, wenn auch hier und da manchmal ein Rad ſeines Laufes müde ward. Die raſtloſe Tätigkeit des Kaiſers ſelbſt hielt den Erſten wie den Geringſten in Atem, er allein hatte aber den Vorzug, daß die Ausführung der Dinge, welche ihm ſchlafloſe Nächte verurſachten, auch nur ſeine Glorie beſonders erhöhten und daß die Nahrung ſeiner Phantaſie, durch Darſtellung und Mitteilung, Stärkung des Körpers war. Dieſer Fall iſt vorzüglich in der Periode des Glückes anzunehmen. Denn der nämliche Körper, welcher durch den Schwung der Ideen, durch günſtige Ausſichten im Laufe glänzender Tage geſtählt wird, dürfte weniger Ausdauer haben, wenn immer wiederkehrende Hinderniſſe und Unglücksfälle die Kräfte der Seele anſtrengten und die des Körpers erſchöpften. Darin liegt aber unbezweifelt die Stärke eines kühnen Geiſtes, daß er, nicht beachtend die Zweifel und Widerwärtigkeiten, welche ſchwächeren Gemütern ein Anſtoß ſind, alles Unglück Drohende überſpringt und ſich durch Gewalt und Liſt in glückliche Lagen zu verſetzen weiß, bis endlich das Schickſal, ermüdet durch die Unerſättlichkeit, durch neu erwachende Kräfte das Ziel des Laufes beſtimmt. Napoleon arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Überſicht. Die, welche um ihn waren, ſprachen mit Erſtaunen von dem gedankenreichen ſyſtematiſchen Gang derjenigen Abhandlungen, Vorſchriften und Aufſätze, die er ſeinen Sekretären und Adjutanten oft im Zuſammenhange vieler Seiten diktierte. Sie mußten auf alle Fragen und Aufgaben gefaßt ſein, vorzüglich die erſteren, in politiſchen ſowohl als in Militärangelegenheiten. Oft, wenn Depeſchen eingegangen waren, befragte er die Offiziere, die ihm zunächſt ſtanden, um die Lage der darin genannten Orte, ehe dieſe noch wiſſen konnten, ob dieſe Orte in Schleſien, Spanien oder anderswo zu ſuchen ſeien. Erſt durch einen Blick auf die Unterſchrift des Senders konnten ſie nun enträtſeln, was er meine, und ihm den verlangten Fingerzeig auf der Karte geben. Außerſt ſelten wies er eine Arbeit von ſich; doch für den Augenblick geſchah es auch bisweilen, daß er Dinge, die ihm nicht zuſagten, bis auf die folgenden Tage ausſetzte und befahl, man ſolle ſie ihm wieder vortragen. Es geſchah, wenn ein Kurier ihn auf dem Marſche traf, daß er anhalten ließ und entweder Caulaincourt oder Berthier ſogleich ſich auf den Boden ſetzten und die Befehle niederſchreiben mußten, die er ihnen an die Korps-Kommandanten diktierte. Es wurden nun ſofort alle Offiziere entſendet, ſo daß er faſt keinen mehr bei ſich behielt. Ehe die erwarteten Nachrichten von ſeinen Generalen, vielleicht vor einem wahrſcheinlichen Gefechte eingingen, war er in einer quälenden Unruhe und ließ mitten in der Nacht einen oder mehrere ſeiner Arbeiter im Kabinett wecken. Appellez ..... Allons! Que tout le monde s'éveille! (Ruft den — oder den — alle Welt ſoll aufſtehen!) ſchrie er. Dies war immer ungefähr um 1 oder 2 Uhr nach Mitternacht; denn er pflegte während des Feldzuges ſehr zeitig, nach 8 Uhr oder um 9 Uhr, ſobald er geſpeiſt hatte, ſich niederzulegen. Sein Feldbett wurde auf Mauleſeln mitgeführt und an kleinen Orten, wo keine förmliche Einrichtung ſtattfand, aufgeſchlagen, ſobald ſein Zimmer ein-

Digitized by Google

gerichtet war. Außerſt ſelten ſchlief er am Tage eine Stunde, vielleicht dann nur, wenn er durch Biwak oder Nachtwachen erſchöpft war. Dies geſchah aber doch, wenn es ihm beliebte. Sehr oft mußte der Großſtallmeiſter den größten Teil der Nacht bei ihm arbeiten. Ein andermal, wenn er um 2 Uhr früh anfing auszufertigen, diktierte der Kaiſer bis um 4 Uhr und legte ſich dann wieder nieder. Seine Sekretäre hatten nun erſt das ermüdende Geſchäft, auszuarbeiten, was ſie in Chiffren niedergeſchrieben. Oft widmete er auch ganze Nächte der Arbeit. Ruſtan mußte dann Kaffee bringen, und er ſpazierte in dem hellerleuchteten Kabinett, in einem weißen Nachtüberrock, ein buntſeidenes Tuch, gleich einem Turban, um das Haupt gewunden, ſprechend und diktierend herum. Offiziere und Generale empfingen hier ihre Weiſungen und war die Zeit zur Ruhe verfloſſen, ſo nahm er vielleicht, gegen Morgen, zur Stärkung ein Bad. Dies waren jedoch ſeltene Fälle; gewöhnlich arbeitete er früh von 2 bis 4 Uhr und ruhte oder meditierte dann noch ein paar Stunden im Bette. Auch ſein Reiſewagen war zum Schlafen eingerichtet, ſo daß er ſich auf Matratzen ausſtrecken konnte. Zwiſchen ſeinem und Berthiers Sitze war eine Art von Unterſchied gemacht, weil der, der ihn begleitete, natürlicherweiſe ſich nicht legen durfte. Ganz in ſeiner gewöhnlichen Uniform — während der Nacht mit dem genannten bunten Tuch um den Kopf — konnte Napoleon in einem bequem gebauten Wagen ebenſo ſanft als im Bette ruhen. Dieſer hatte inwendig lauter verſchließbare Schubfächer, in welchen die Nachrichten aus Paris oder nicht geöffnete Rapporte und Bücher lagen. Napoleon gegenüber hing ein Verzeichnis der Orte, wo die Relais bereit ſtanden, und eine große Laterne, in der Mitte der hinteren Wand angebracht, erleuchtete das Innere des Wagens, ſowie vier andere an den äußeren Ecken die Spur. Die Matratzen, welche Ruſtan zurechtlegte, waren in dem Wagen ſelbſt geſchickt verpackt und unter dem Kaſten, da, wo das Magazin ſonſt befindlich iſt, einige Fackeln zum Vorrat angebracht. Ruſtan ſaß gemeiniglich allein auf dem Kutſcherſitz, und ſechs ſtarke Limoſins, von zwei Reitern gelenkt, zogen den prunkloſen, grünen, zweiſitzigen, in den ſchönſten Federn hängenden Scheibenwagen."

Aber dieſer bequeme Reiſewagen blieb während der nächſten entſcheidungsreichen Wochen unbenutzt. Der Kaiſer ſaß zu Pferde und mit ihm die Marſchälle und Generale ſeines Hauptquartiers. Da war als erſter der Marſchall Berthier, Fürſt von Neufchâtel und Wagram, dem Kaiſer unentbehrlich. Er kam aus dem ancien régime, dieſer Berthier, Sohn eines Ingenieuroffiziers, Verſailler von Geburt. Als die alten Tanten des Königs Anno 1791 am 19. Februar das Schloß Bellevue verließen, um unter dem Schutze von Louis von Narbonne und einer Reitereskorte über die Grenze zu gehen, war Berthier Kommandant der Verſailler Nationalgarde. Es lag ihm ob, das Gepäck von Mesdames fortzuſchaffen, aber jede Liſt, die er anwandte, war vergebens, ſeine eigenen Truppen revoltierten und zerſchnitten ihm die Wagenſtränge. Die von Marat aufgeſtachelten Verſailler Weiber tobten und brüllten rund um Berthier her; es hieß, daß die Koffer voll Gold ſeien. Kurz, der arme Kommandant konnte hier ganz und gar nichts ausrichten den Verſailler Weibern gegenüber. Und nun iſt er hier, ſtets an der Seite des Kaiſers, faſt zuſammengewachſen mit dieſem Napoleon ſeit einem halben Menſchenalter. Durch alle Kriege geſchleppt, durch Italien, Ägypten, Öſterreich, Preußen, Spanien, Rußland, — er ſtand vollſtändig unter dem Bann dieſes kleinen Korſen, wie unrettbar ihm verfallen, kein Gedanke einer eigenen Perſönlichkeit mehr, nur noch der unermüdliche und widerſpruchsloſe Diener dieſes Mannes, ſouveräner Fürſt von Neufchâtel, Gemahl einer bayriſchen Prinzeſſin. Er zeichnete ſich, wie die Souveräne, als „Alexandre". Ständig an der Seite des Kaiſers und vielfach ſein einziger Tafelgenoß, war Berthier in manchen Dingen verwöhnt, er hatte auch beſondere Vorrechte im Felde. Er hielt eine eigene Wache von Landeskindern ſeines Fürſtentums Neufchâtel, die er ganz beſonders eingekleidet hatte, ſie trugen nämlich knallgelbe Röcke mit roten Aufſchlägen und gaben oft eine gute Zielſcheibe für die feindlichen Schützen ab. Unter ſeinen Offizieren waren viele Polen, die übrigens kein Gehalt erhielten. Seine Adjutanten, deren er mehr beſaß als der Kaiſer ſelbſt, prunkten in ſcharlachenen Beinkleidern. Berthier war ein Mann von ſehr glatten und höflichen Formen, indes mit ſeinen ſechzig Jahren und bei der unaufhörlichen geiſtigen Anſtrengung, die ihm zugemutet wurde (denn er war das Sprachrohr für alle Befehle des Kaiſers), etwas ſchrullig und nervös geworden. Aber der Ton des Lagers, in welchen der Kaiſer und ſo viele ſeiner Generale nur allzu leicht verfielen, blieb dem Fürſten von Neufchâtel fremd, ſelbſt im eifrigſten Dienſt blieb er höflich und zuvorkommend. Der Kaiſer nannte ihn im vertraulichen Umgange wohl „Eh bien Berthier oder Alexandre", im Dienſt aber hieß es kurz „le prince de Neufchâtel". Berthier bewahrte auch dem Kaiſer gegenüber ſtets ſtreng die Formen und ritt, wenn er Befehle empfing, oft längere Zeit mit entblößtem Haupte neben dem Kaiſer her, der alte Mann.

Im unmittelbaren Gefolge Napoleons ritten außerdem der Herzog von Iſtrien, Marſchall Beſſières (nur noch kurze Zeit, wie wir hören werden), der Herzog von Dalmatien, Marſchall Nikolaus Soult, aus Spanien herübergerufen, um hier in Deutſchland ein kurzes Gaſtſpiel zu geben, der Palaſtmarſchall, Herzog von Friaul, Duroc, der Oberſtallmeiſter, Herzog von Vicenza, Graf Caulaincourt, dazu eine Menge Adjutanten, Generale und Stabsoffiziere.

Der Kaiſer pflegte ſtill und nachdenkend vor ſich hin zu reiten, — im Sattel hängend. Er hatte nur 8—9 kleine unanſehnliche Pferde, aber ſie waren bequem und ſicher, langſchweifige, ausdauernde Hengſte. Gewöhn-

Digitized by Google

lich ritt er einen Falben von arabiſcher Abkunft mit ſchwarzem Schweif und ſchwarzer Mähne, außerdem zwei Füchſe oder zwei Schimmel. Einer von dieſen Schimmeln, ein Geſchenk des Königs von Sachſen, hatte den ganzen Feldzug mitgemacht und einen beſonderen Ruhm in der Armee, wie alle jene Pferde, die den Njemen zurückpaſſiert hatten. „C'est un cheval de Moscou", — „ein Pferd von Moskau" war die größte Empfehlung für ſo einen vierbeinigen Kameraden, und dieſe Tiere hatten einen hohen, wenn auch nur relativen Wert im Handel. Es war in der Armee bekannt, daß der Kaiſer nicht feſt im Sattel ſaß; diejenigen, die ſich ihm, eine Stute reitend, näherten, mußten ſich ſehr in acht nehmen, daß Seine Majeſtät nicht durch einen plötzlichen Sprung ſeines Hengſtes aus dem Sattel geworfen wurde. Vor dem Kaiſer ritten zwei Gardechaſſeure dahin, denen das kaiſerliche Pferd, ohne viel gelenkt zu werden, folgte. So ritt der kleine graue Mann in jenen Thüringer Tagen auf ſeinem Falben dem Feldzug entgegen, der über ſein Geſchick entſcheiden ſollte.

In Naumburg grüßte ihn ein brauſendes „Vive l'Empereur" des Neyſchen Korps, von dem einige Regimenter am Tage vorher bei Weißenfels ein glückliches Vorpoſtengefecht beſtanden hatten. Hier empfing der Kaiſer auch die Meldung des Marſchall Ney, daß die jungen „cochons de lait", „die jungen Milchbärte" ſich tapfer geſchlagen hätten. — Der Kaiſer ritt neugierig in Naumburg umher, dann empfing er im Schloß eine Deputation der Behörden. „Qu'on procure du pain, de la viande et des vivres." „Man ſchaffe Brot, Fleiſch, Lebensmittel herbei." Aber das ging nicht ſo, die Gegend war ausgepowert. Die Müller hatten kein Mehl mehr, die Bauern kein Vieh mehr, es war leicht geſagt „du pain" und „de la viande", es war ſchwer getan. Duroc mußte ins Rathaus, aber er kam ohne Erfolg zurück. „Ils pilleront" — „ſo werden ſie plündern," ſagten achſelzuckend die franzöſiſchen Offiziere. Die ſtädtiſche Deputation kam ſo leichten Kaufs aus dem Schloß nicht weg, der Kaiſer fragte den guten Bürgern die Seele aus dem Leibe, wie das ſeine Art war. „Est-ce qu'on a cru, que j'arriverais si tôt?" „Glaubte man, daß ich ſo bald ankommen würde?" Er war ſehr ſtolz und befriedigt von ſeinen überraſchenden Sprüngen. Dann raſſelten eine Menge Fragen daher über Leipzig, über Torgau, über Wittenberg, Merſeburg, über die Stellungen der Verbündeten. Beſonders intereſſierte ihn Zeitz. Er wollte viel wiſſen von dieſem „Siss" (ach, die ſchwere korſiſche Zunge!). Was war dies „Siss", welche Bevölkerung, welche Geſinnung dort? Er ſprach mit den Fingern, wurde mimiſch, wie das ſeine Art war, als die armen Naumburger Bürger nicht ſo ſchnell folgten konnten. Er mochte glauben, daß von dieſem „Siss" her irgend etwas drohe. Er wußte, daß bei Altenburg Blücher ſtand, der „betrunkene Huſar", wie er ihn ſpäter nannte, einer, dem man raſche Entſchlüſſe zutrauen konnte.

Während der Kaiſer im Schloß zu Naumburg in Geſellſchaft Berthiers zu Tiſche ſaß und die Bürgerdeputierten mit Fragen drangſalierte, brachte ein Ordonnanzoffizier des Vizekönigs von Italien die Nachricht, daß ſeine Armee ſich bei Querfurt ſammele, Hauptquartier des Prinzen in Schradlau. Marſchall Macdonald war gegen Merſeburg gerückt, nachdem ein Vorſtoß auf Halle von keinem Erfolg geweſen war, er ſtieß auf Koſakenſchwärme, die zunächſt von der feindlichen Übermacht an die Stadt gedrängt wurden, dann aber unter der Führung des Majors Lobenthal antritten und die feindlichen Lanzierſchwadronen, welche die Spitze des Korps Macdonald bildeten, mit ſcharfem Stoß zurückwarfen. Macdonald nahm Kanonen vor und zog ſeine Tirailleurs auseinander. Lobenthal, dem die Verteidigung der Stadt übertragen war, ſtand mit 800 Musketieren und freiwilligen Jägern und einigen Geſchützen wohl poſtiert an den Toren. Als der Feind haſtig herandrängte, wurde er mit einem wilden Hurra und einem Bajonettangriff in Empfang genommen und zurückgeſchleudert. Man verrammelte die Tore. Der Feind drängte in ſtarken Maſſen an, „aber," heißt es in einem Bericht, „man bemerkte, daß, wenn der Feind ſich den Toren genähert hatte und die dahinter aufgeſtellten Preußen ein Hurra erhoben, er jedesmal zurückwich". Schließlich gelang es den Franzoſen durch ein kleines Mühlenpförtchen, deſſen Vorhandenſein ihnen von irgendeinem Schuft verraten war, in die Stadt zu dringen. Schon drängten ihre Kolonnen gegen den Markt heran, als den Preußen der Überfall bekannt wurde. Im harten Bajonettkampf ſtieß man den Feind wieder zur Stadt hinaus. Kapitän Reiche vom Stabe Yorks zeichnete ſich dabei beſonders aus; er war es auch, der zwei Geſchütze von der Uferſeite der Stadt unter dem dichten Feuer des Feindes zurückbrachte. Major Lobenthal hatte ſich ſchon weiter eingelaſſen, als er eigentlich durfte, die Preußen hatten 360 Mann verloren, darunter 11 Offiziere. Als Kapitän Reiche ins Hauptquartier kam und Bericht erſtattete, ließ York ihn hart an; ein ſolcher Verluſt an Leuten, meinte er, ſei unverantwortlich, der König habe Huſaren und Draufgänger genug, aber er brauche umſichtige Offiziere. Reiche war tief verletzt; er entgegnete, daß er nicht das Kommando gehabt habe, daß ſich aber Verluſte nicht vermeiden ließen, wenn man nicht die preußiſche Waffenehre kompromittieren wollte. Mit kurzem Honneur verließ er das Zimmer. „Das iſt ein mordsbraver, tüchtiger Kerl," ſagte York zu den Zurückbleibenden, „den man immer nur halten muß; ich wollte, Seine Majeſtät hätten viele ſolche Offiziere." Er wußte genau, daß dieſes ſchöne Lob ſofort an Reiche weitergegeben werden würde und ihn für den offiziellen Tadel entſchädigen. So faßte dieſer alte Iſegrimm die Erziehung ſeiner Offiziere an.

Digitized by Google

1812–1815

Geschichte der Freiheitskriege

von

Theodor Rehtwisch

Zweite Auflage

Im kriegshistorischen Teil neubearbeitet

von

Karl Bleibtreu

Mit etwa 350 Abbildungen nach zeitgenössischen Gemälden, Stichen, Lithographien, Zeichnungen und Karikaturen

Zwei Bände in einem Band

Band II

Schlesische Verlagsanstalt G. m. b. H.
Berlin W 57

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.
Jedweder Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
Übertragung in fremde Sprachen vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes

	Seite
1. Kapitel. Großgörschen	1
2. Kapitel. Dresden	21
3. Kapitel. Königswartha und Weißig	34
4. Kapitel. Bautzen	45
5. Kapitel. Hainau	66
6. Kapitel. Der Feldzug des Generals von Bülow	86
7. Kapitel. Hamburg	96
8. Kapitel. Die Lützower	107
9. Kapitel. Leipzig im Belagerungszustand	116
10. Kapitel. Scharnhorsts Ausgang	120
11. Kapitel. Landwehr und Landsturm	124
12. Kapitel. Reichenbach	131
13. Kapitel. Napoleon und Metternich	137
14. Kapitel. Vittoria	152
15. Kapitel. Trachenberg	157
16. Kapitel. Prag	163
17. Kapitel. Die Streitkräfte	173
18. Kapitel. Die strategische Lage	180
19. Kapitel. Großbeeren	184
20. Kapitel. An der Katzbach	201
21. Kapitel. Wöbbelin und Hagelberg	224
22. Kapitel. Dresden	234
23. Kapitel. Kulm	253
24. Kapitel. Dennewitz	271
25. Kapitel. Va et vient	291
26. Kapitel. Wartenburg	302
27. Kapitel. Düben	315
28. Kapitel. Leipzig	340
29. Kapitel. Bis zum Rhein	440
30. Kapitel. In Frankreich	467
31. Kapitel. Brienne und La-Rothière	472
32. Kapitel. Der Februar 1814	478
33. Kapitel. Paris	494
34. Kapitel. Zwischenspiel	539
35. Kapitel. Waterloo	566

Digitized by Google

1. Kapitel

Großgörschen

Halle, Merseburg, Weißenfels, die Gewitterkette an der Saale wurde elektrisch, gab Funken. Den Kaiser litt es nicht länger in Naumburg, er stieg in der Frühe des 30. April zu Pferde und ritt bei starkem Regenwetter in gestrecktem Galopp nach Weißenfels. Auf dem Zschirnhügel ließ er sich von dem Fürsten von der Moskwa Rapport erstatten. Hier hatte gestern der General Souham seine erste Rauferei mit dem General Lanskoi gehabt, bei der sich die jungen Linienſoldaten brav geschlagen hatten. Einige tote Soldaten und Pferde, ein explodierter Munitionswagen zeigten noch den Kampfplatz. Der Kaiser nahm sein Hauptquartier in Weißenfels und ließ den Höhenzug vor der Stadt besetzen. Ganz Weißenfels wimmelte dicht gedrängt von Infanterie, ein Kommen und Marschieren von Truppen, ein, wenn auch innerlich organisches, Durcheinander gewaltiger Streitmassen. Die ganze kaiserliche Armee war dicht aufeinander geschoben. Auf der Straße nach Leipzig über Lützen gegen Rippach vorgeschoben Marschall Ney (3. Korps), kaiserliches Hauptquartier mit den Garden in Weißenfels, Bertrand (4. Korps) in Kösen, Marmont (6. Korps) in Naumburg, der Vizekönig in Merseburg, Lauriston (5. Korps) auf der Straße Halle—Merseburg, Macdonald (11. Korps) vorwärts Merseburg gegen Zöschen, Oudinot (12. Korps) stand noch zurück in Jena. So war es dem Kaiser, ohne viel Widerstand zu finden, gelungen, seine ganze Armee zu einem Vorstoß gegen Leipzig zu versammeln. Der Kaiser war der Meinung, hinter Leipzig nur den Grafen Wittgenstein anzutreffen, den er anfallen und schlagen wollte, um sich dann auf Blücher zu werfen und diesen zu vernichten. Zwei solche schnelle Schlachten hätten ihn in wenig Tagen zum Herrn der Situation gemacht, Norddeutschland hätte ihm offen gestanden, die ganze Elblinie von Magdeburg bis Dresden wäre gewonnen gewesen und, wie er die Stimmung damals noch einschätzte, das Wiener Kabinett auf seine Seite getreten.

Er wußte nicht, daß Blücher mit seiner Armee bereits eng konzentriert bei Borna stand, daß Wittgenstein schon südlich Leipzig sein Hauptquartier in Zwenkau genommen hatte, daß York auf dem Marsch dorthin war, und daß man nur den General Kleist mit 5000 Mann vor Leipzig zurückgelassen hatte, um die Bewegungen der Verbündeten in ihrer rechten Flanke zu decken. Wittgenstein hatte seit einigen Tagen den festen Plan gefaßt, die französische Armee während ihres Vormarsches auf Leipzig in der Nähe von Lützen anzugreifen. Er hatte stets einen gewissen Wagemut, dieser Wittgenstein; dazu kam, daß der glückliche Feldzug an der Düna ihn verwöhnt hatte. Allerdings, in jenen russischen Tagen an der Düna hatte er nur den Marschall Oudinot als Gegner vor sich, der ebenso leichtsinnig war wie Wittgenstein selbst. Als infolge der Verwundung Oudinots das Kommando auf Saint Cyr überging, der ein strategischer Kopf war, wandte sich das Blatt und bei Spas ging es um Kopf und Kragen, der gute Wittgenstein mußte aus dem Fenster des Speisesaals aufs Pferd springen und sehen, daß er davonkam. Er war stets mehr Truppengeneral als Feldherr. Allerdings hatte er in dem General von Diebitsch einen ausgezeichneten Quartiermeister, der auch während des Feldzuges von 1813 bei ihm blieb.

Also Wittgenstein hatte den Angriff beschlossen und war der allerbesten Zuversicht. Am 28. April sagte er noch zu dem preußischen Staatsrat Küster: „A présent tout ira bien et je suis sûr de bien battre l'ennemi.“ „Gegenwärtig geht alles gut und ich bin sicher, den Feind gänzlich zu schlagen.“ — Sicher?

Digitized by Google

Vielleicht zu sicher, mein Graf. Zu sicher, gegenüber diesem Manne. Es ist kein Marschall Oudinot da drüben, es ist der Kaiser selbst, der Meister von dreißig Schlachten, voll Spannkraft, voll Strategeninstinkt. Es ist der „General Bonaparte". Indes Wittgenstein schien seiner Sache wirklich sehr sicher. Wir haben dafür in dem preußischen General Gneisenau einen klassischen Zeugen. „Dreimal," schrieb Gneisenau wenige Tage später an Hardenberg, — „dreimal bin ich in Borna am 1. Mai bei diesen Männern gewesen, und dreimal habe ich sie in ihren Betten gefunden: Nachmittags, abends, morgens." Das ist allerdings eine seltsame und höchst bedenkliche Art, Vorbereitungen zu treffen für einen Schlag gegen einen Feldherrn von dem Range Napoleons. Ein zweiter Zeuge, der Oberstleutnant von Plotho, dem wir ein außerordentlich fleißiges Buch über jene Jahre verdanken, schreibt unter dem 1. Mai in sein Tagebuch: „Erst nachmittags um 4 Uhr wurde beschlossen, morgen eine Schlacht zu liefern. Es wurde sogleich vom Grafen Wittgenstein als Oberbefehlshaber eine Disposition entworfen, und ohne so wenig Vorbereitungen und Terrainkenntnis oder Rekognoszierung und Studium derselben ist vielleicht noch niemals eine Schlacht geliefert worden. Diese wenigen Anstalten lagen in dem persönlichen Charakter des Befehlshabers, der, auf sein bisheriges Glück vertrauend, mit der heitersten Laune sich durch eine gewonnene Schlacht während seines interimistischen Kommandos die Feldmarschallwürde erkämpfen wollte." — So war es also.

Johann Baptiste Bessières,
Marschall des Kaiserreiches, Herzog von Istrien

Anders sah es im französischen Hauptquartier am Vortage einer vermutlichen Entscheidungsschlacht aus. Der Kaiser lag nicht in den Daunen, der arbeitete schon seit früher Morgenstunde in seinem Kabinett mit Berthier. Plötzlich hieß es ganz unerwartet: „A cheval!" Von den Höhenzügen vor Weißenfels, wo die Biwaks der kaiserlichen Kolonnen der Avantgarde waren, sah man starke feindliche Kavallerie im Vormarsch. Es war die Avantgarde der verbündeten Armeen unter dem General Wintzingerode, welche auf der Straße von Lützen anmarschierte, um den vordringenden Feind zu beschäftigen und die Bewegungen der verbündeten Armeekorps zu verschleiern. Der Kaiser, welchem daran lag, vor allen Dingen seine Verbindungen mit dem Vizekönig gänzlich herzustellen, befahl sofort den Vormarsch. Marschall Ney marschierte an der Spitze, die Division Souham vorgeschoben. Das Fußvolk bildete die brillant eingeübten Bataillon-Karrees, jedes vier Bataillone stark mit vier Kanonen. General Kellermann der Jüngere führte die acht Schwadronen Gardereiter, die der Kaiser der Spitze beigegeben hatte. Dahinter marschierten fest aufgeschlossen die übrigen Divisionen, denn der Kaiser bot sofort genügend Truppen auf, er wollte auf alle Fälle durchbrechen. Von Weißenfels senkt sich die Straße gegen Rippach in das tiefliegende Dorf und steigt jenseits etwas steiler hinan, so daß sich eine Art Defilee ergibt, welches sich von den hohen Ufern der Rippach gut verteidigen läßt. Hier hatte General Wintzingerode Posto gefaßt und Kanonen auffahren lassen, um den Übergang über die Rippach zu erschweren. Die rechts und links vom Dorf vorgehenden dichten französischen Vierecke hatten stark unter dem Geschützfeuer der Russen zu leiden. Die meisten dieser blutjungen Menschen erhielten erst hier im Engpaß von Rippach ihre Feuertaufe. Die Frontoffiziere, selbst Stabsoffiziere und Generale mußten alle das ihrige tun, um die Leute vorzureißen. Man konnte ja auch nicht wissen, was hinter den brüllenden Geschützen Wintzingerodes und hinter seinem Kavalleriegürtel noch an feindlichen Truppen steckte. Der Fürst von der Moskwa hatte mit seinem Stabe bereits Rippach passiert und sah drüben starke Kavalleriemassen, die trotz aller Vorsicht gefährlich werden konnten. Er sehnte mehr Kavallerie herbei, da sah er den Herzog von Istrien plötzlich neben sich, den Marschall Bessières. Der mußte auch überall dabei sein, wo Ehre zu holen war, das steckte ihm nun mal im Blut. Hatte er nicht anno 1796 bei Primolano, nur begleitet von einer Ordonnanz, sich gegen eine Batterie geworfen? Da drüben die russischen Batterien, die müßte man nehmen. Bessières sah sich nach einem günstigen Terrain für den Anritt seiner Kavallerie um. Schon rief auch Ney ihm zu: „Ah, da bist du ja, aber ganz allein; wenn deine Kavallerie hier wäre, das wäre gut!" „Ich habe ihren Anmarsch befohlen,"

Digitized by Google

entgegnete Bessières, „sie muß von dort kommen." — In diesem Augenblick begann die Batterie drüben heftiger zu spielen, die glänzenden Uniformen vom Stabe Neys mochten locken. Einem Quartiermeister der polnischen Garde-Chevauxlegers, der als Ordonnanz hinter dem Marschall hielt, zerschmetterte ein Granatstück den Schädel und warf ihn aus dem Sattel. Bessières kannte die Eigenheiten seines Kaisers und wußte, daß Napoleon verdrießlich sein würde, wenn er hier einen Unteroffizier seiner Garde tot liegen sähe. Er wandte sich an seinen Mameluken und einige Ordonnanzen seines Stabes und gab Befehl, den Toten schleunigst wegzuschaffen. Inzwischen hatte drüben der russische Artillerieleutnant Gorsky selbst ein Geschütz gerichtet, und sein Schuß traf. Eine Vollkugel zerschmetterte dem Marschall die Brust und riß ihm den Leib auf. In diesem Augenblick schickte sich die feindliche Reiterei drüben an, eine Attacke zu reiten. Marschall Ney rief seinem Adjutanten, dem Oberst Saint Charles, zu: „Man darf ihn hier nicht lassen." „Ich verstand, was er wollte," berichtet der Oberst, „sprang vom Pferde und schleppte die Leiche in eine Schlucht; nur mit Mühe zog und zerrte ich den Körper, den ich nicht tragen konnte, dorthin. Plötzlich von lautem Hurrahgeschrei umringt, ohne mich zurechtzufinden, riß ich den Degen aus der Scheide; in meinem linken Arm die Leiche haltend, erwartete ich den Tod, der mir bei der Verteidigung meiner teuren Bürde bevorzustehen schien. Der Marschall Ney war der erste, der sich auf einer der Höhen am Rande der Schlucht zeigte. Er fragte mich sogleich, wie es dem Verwundeten ginge." „Der ganze Körper ist zerrissen, die Augen drehen sich fortwährend, er stammelt Worte, die ich nicht verstehen kann." — Ney warf mir ein Fläschchen zu: „Hier," rief er, „versuchen Sie ihm etwas davon einzuflößen." Ich machte den Versuch, allein die Augen wurden starr, die Lider senkten sich. „Er stirbt," rief ich hinauf. „Man muß ihn fortschaffen" rief Ney zurück, „und seinen Tod verheimlichen." — „Er ist zu schwer, ich kann das nicht allein." — „Ich werde Ihnen jemand schicken."

Bald erschienen auch einige Soldaten, die mir behilflich waren, die Leiche in das nächste Haus zu tragen, dessen Besitzer ein Weber war. Wir legten sie auf ein Bett, ich nahm den Degen an mich, in seinen Taschen war nichts, als eine Uhr und ein Taschentuch. Wir deckten die Bettdecke über die Leiche, und als ich darüber nachdachte, was ich dann weiter tun könnte, trat ein Offizier ins Zimmer, dem die Tränen über die Backen liefen. Er war ein Adjutant des toten Marschalls. So übergab ich ihm Degen, Taschentuch und Uhr und kehrte auf meinen Posten zum Marschall Ney zurück. „Das ist so unser Schicksal," sagte Ney, „ein schöner Tod!" — So starb Bessières. Er war einer von denen, die unter den Pyramiden gefochten hatten. Hier im Engpaß von Rippach, im Herzen Deutschlands, fand er seine Kugel, nachdem ihn tausend andere tausendmal verschont hatten. Bei der großen Kavallerieattacke von Wagram wurde ihm ein Pferd unter dem Leib erschossen, und es hieß im Gewirr der Schlacht eine Zeitlang, Bessières sei tot. „Das war eine schöne Kugel, Bessières," rief ihm der Kaiser hernach zu, „sie hat meine Garde Tränen vergießen lassen." Der Kaiser hielt etwas von diesem Manne, wenigstens er achtete ihn. Gleichwohl ließ auch dieser Großwürdenträger sich manches in Spanien zuschulden kommen und den Kollegen Massena schadenfroh bei Fuentes im Stich, schickte ihm nur Gardereiterbrigade Lepic (den Helden von Eylau) als Staffage und verbot ihr, Montbruns und Fourniers siegreiche Attacke zu unterstützen, so daß Lepic vor Wut in seinen Schwertgriff biß. Egoistische Unkollegialität blieb bis zuletzt das Erblaster der Marschallskaste. Übrigens hatte der Marschall am Morgen dieses Tages seine Vorahnungen. Beim Frühstück äußerte er das seinem Adjutanten gegenüber, ließ sich auch die Briefe seiner Frau bringen und verbrannte sie. Indes, wenn man ein Marschall Bessières ist und überall dabei sein muß, so haben solche Ahnungen es leicht, sich zu erfüllen.

Dem Druck der französischen Massen allmählich weichend, ging General Wintzingerode mit seinen Vortruppen über Lützen auf Zwenkau zurück. Die Vereinigung mit dem Vizekönig war erreicht, das Hauptquartier des Kaisers in Lützen. Die Bewachung des Hauptquartiers übernahm die Gardedivision Roguet, in deren Reihen, wie wir wissen, noch so manche Veteranen aus dem russischen Feldzug waren. Der Kaiser ehrte seine alten Gardegrenadiere durch dieses Amt, denn welche Ehre war für diese Veteranen wohl größer, als die Person des „kleinen Korporals" zu bewachen? — Am Abend dieses 1. Mai waren die französischen Heereskolonnen noch weit auseinandergezogen. Am nördlichsten und nächsten von Leipzig in Güntherstorf an der Straße Merseburg—Leipzig stand General Lauriston, in Markranstädt Marschall Macdonald. Hier hatte auch der Vizekönig, der das Oberkommando über diese beiden Korps führte, sein Hauptquartier; dann der Kaiser in Lützen; Marschall Marmont in Weißenfels, hier standen auch noch 16 Bataillone der jungen Garde unter Mortier. Marschall Oudinot hatte Naumburg noch nicht erreicht, General Bertrand war von Kösen nach rechts gegen Stößen abmarschiert auf der Straße nach Zeitz. Dies Zeitz — Sisse! Sisse! — blieb dem Kaiser immer ein unheimlicher Punkt. So war die französische Armee, von Güntherstorf bis Naumburg gerechnet, fünf bis sechs Meilen in der Luftlinie auseinandergezogen, nicht gerechnet die Krümmungen der Landstraße, die Schwierigkeit der verschiedenen Defileen, die zu passieren waren. Bei dem Weitermarsch gegen Leipzig, der am nächsten Tage erfolgen sollte, bot das

Digitized by Google

kaiſerliche Heer alſo den Verbündeten die rechte Flanke dar. Es war ein kühnes Unternehmen des Kaiſers, mit ſeiner wenigen Reiterei und ſeiner ſchwerfälligen, kaum einexerzierten Infanterie dieſen Marſch zu wagen. Der Kaiſer fühlte dieſe Blöße in ſeiner Flanke ſelbſt, und ſo befahl er denn auch dem Marſchall Ney, ſein 3. Korps ſüdlich Lützen in die Dörfer Kleingörſchen, Großgörſchen, Eisdorf, Kitzen, Rahna und Kaja zu legen. Nach Kaja kam das Hauptquartier des Fürſten von der Moskwa.

Dieſen fünf Meilen langen welſchen Lindwurm (leider hatte er auch einige deutſche Glieder!), deſſen Kopf bereits vor Leipzig züngelte, deſſen gefräßiger, geſchwollener Bauch bei Lützen und Großgörſchen lagerte, deſſen Schwanz endlich bei Naumburg ſpielte, mit mutigem Hieb in zwei Teile zu zerſchlagen oder ihm doch ein gehöriges Stück vom Schwanz abzuhauen oder, um etwas militäriſcher zu ſprechen, „die franzöſiſche Armee zu koupieren", war die lobenswerte Abſicht des Generalkommandeurs der verbündeten Armeen, des Grafen Wittgenſtein, der hier ſeinen Feldmarſchall machen wollte. Aber der Graf, ſo kühne Pläne er zu faſſen vermochte, war ſchließlich nicht der Mann, ſie durchzuführen. Die Dispoſition zur Schlacht wurde auf die letzte Minute ausgefertigt, erſt gegen 1 Uhr nachts traf ſie in Blüchers Hauptquartier in Rötha ein. Die Berechnung von Raum und Zeit war völlig verfehlt, die Schwierigkeit, 24000 Mann bei Nacht und Nebel über unwegbare Landſtraßen tappen zu laſſen, leichtſinnig unterſchätzt. So kam es, daß die Kolonnen von Blücher und York bei Audigaſt in ein fatales Kreuzen gerieten. Der General York und ſeine Offiziere trauten dem Wittgenſtein überhaupt nicht viel zu. York hatte es noch nicht vergeſſen, daß der ruſſiſche Feldherr den Marſchall Macdonald nach Tauroggen entwiſchen ließ. Als Wittgenſtein über dieſer Kreuzung hinzukam, hielt er eine längere zuverſichtliche Rede über die Möglichkeiten, die Napoleon hätte, dem Stoß zu begegnen, und meinte ſtolz, daß der Korſe mit veränderter Front, den Rücken gegen Berlin, fechten müſſe, und ſuchte ſeine überlegene Strategie ins helle Licht zu rücken. York hörte ſchweigend zu und ſagte kein Wort; er wußte, daß es eine böſe Blutarbeit geben würde, und ſchätzte den furchtbaren Ernſt der Entſcheidung, der man entgegenging, ganz anders ein als dieſer leichtſinnige Ruſſe. Als Wittgenſtein fortritt, ſprudelten die Sarkasmen des Generals Hünerbein hinter ihm her, er rief dem Feldprediger Schultze zu: „Suchen Sie nur für morgen einen paſſenden Text zu einer Troſtpredigt aus, Hochwürden."

Die beiden Monarchen, Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm, hielten ſeit Tagesanbruch links der Straße von Pegau und erwarteten dort die anmarſchierenden Truppen. Sie mußten infolge der Kreuzerei lange warten. Der König von Preußen wurde ärgerlich und mochte in der erregten Stimmung vor der Entſcheidung wohl fürchten, daß es ſo gehen könnte wie einſt bei Auerſtädt. „Er hegte," wie der ehrliche Boyen in ſeinen Erinnerungen ſchreibt, „gegen Scharnhorſt einen inneren Groll, weil Scharnhorſt mit ſeinen Kriegsanſichten doch endlich durchgedrungen war, ſchob die ganze Schuld des Kreuzens auf den General und äußerte ſich (Scharnhorſt war aber nicht zugegen) laut und öffentlich, daß ſo etwas eigentlich mit Feſtungsarreſt beſtraft werden müßte, wobei Kneſebeck, der doch ſonſt den Freund Scharnhorſts ſpielte, zu den Äußerungen des Königs in die Hände klatſchte und einmal über das andere rief: ‚Das iſt recht, ſo kommt Dienſt in die Armee!' Selten," fügt Boyen hinzu, „hat mich ein Vorgang tiefer in meinem Innern verwundet als dieſer."

Hier an der kleinen Anhöhe bei Tornau an der Pegauer Straße wurde in der Morgenfrühe des Tages ein verhängnisvoller Entſchluß gefaßt — und zwar nach Boyens Mitteilung auf Befürwortung des Herrn von Kneſebeck. Es traf ein ganz junger Offizier ein, der die Nachricht brachte, daß ein franzöſiſches Korps durch das Saaletal gegen Zeitz heranrücke. Es war dies das Korps Bertrand, das, wie wir wiſſen, von Napoleon die Beſtimmung hatte, von Köſen auf der Straße nach Zeitz bis Stößen vorzurücken, um ſeine rechte Flanke zu decken. Die geheime Furcht des Hauptquartiers, von dem Korſen plötzlich eins ausgewiſcht zu erhalten, mochte hier mitbeſtimmend ſein, kurz, dem General Miloradowitſch, der mit ſeinen 12000 Mann bereits über Pegau gegen Stönzſch dirigiert war, wurde der Gegenbefehl geſandt, daß er bei Zeitz eine Stellung einnehmen möchte, um die verbündete Armee vor einem Rückenſtoß zu ſchützen. Bei der reichlichen Kavallerie, über welche Wittgenſtein verfügte, hätte man denn doch leicht eine forcierte Rekognoſzierung auf der Straße von Zeitz ausführen können, um feſtzuſtellen, was denn an dieſer voreiligen Meldung eigentlich ſei. So wurde das Korps Miloradowitſch bei Zeitz feſtgenagelt und fehlte in der Stunde der Entſcheidung, ſehr gegen den Willen des tapferen Mannes, der das Korps führte. Miloradowitſch war einer von denen, für die das Schlachtfeld eine magnetiſche Anziehungskraft beſitzt. „Geſtern habe ich wie ein Knabe geweint," rief der General einem Kameraden entgegen, „weil ich zum erſten Mal in meinem Leben Kanonendonner gehört habe, ohne an der Schlacht teilzunehmen. Wenn man mir denn keine Armee anvertraut, ſo mag man mir doch ein Bataillon oder eine Kompagnie geben!"

Inzwiſchen hatten, obgleich nach dem Schlachtenplan der Angriff bereits auf 7 Uhr feſtgeſetzt war, die verbündeten Monarchen noch gewünſcht, eine Revue über die in die Schlacht ziehenden Truppen abzuhalten. „Man hielt ſich," meint Gneiſenau, „mit Förmlichkeiten und Truppenentwicklungen zu lange

Digitized by Google

auf, ſtatt mit Kolonnen auf den überraſchten Feind los zu gehen.“ — Aber der Wunſch der Monarchen war für einen Mann wie Wittgenſtein natürlich Befehl. Kaiſer Alexander hatte ihn an dieſem Morgen ſo huldvoll empfangen, ihn umarmt und geküßt, daß man einem ſo gnädigen Herrn, deſſen Schwäche für die Poſe des Feldherrn man kannte, nichts verſagen konnte, namentlich wenn man nach der Feldmarſchallswürde ſchielte. So ließ der Oberkommandierende York die Meldung zukommen, daß die Monarchen auf den Vorbeimarſch ſeiner Kolonnen warteten. Die Truppen waren von den Märſchen der vorhergehenden Tage und beſonders von dem mühevollen Nachtmarſch angegriffen, aber ihre Haltung war trotzdem gut. An der Spitze des Regimentes Kolberg ritt General York, ernſt, hart wie immer. Es ſchien ihm faſt peinlich, hier vor den vielen Federhüten des kaiſerlichen und königlichen Hauptquartiers noch eine Extravorſtellung zu geben. Aber kaum war er vom Pferde geſtiegen, als auch ſchon Kaiſer Alexander in ſeiner wohltuenden Liebenswürdigkeit auf den preußiſchen General zueilte, ihm mit den Worten: „Da iſt ja mein lieber York“ die Hand ſchüttelnd, ihn umarmend und auf die Stirn küſſend. Anders war der Empfang von ſeiten Friedrich Wilhelms, kein Händedruck, keine Umarmung, nur ein dienſtliches Erheben der Hand an die Mütze, dann ein muſternder Blick über die Uniform Yorks: „Habe Ihnen doch bereits das Eiſerne Kreuz verliehen, ſehe aber, daß Sie es noch nicht tragen.“ York erwiderte ehrerbietig: So dankbar er für die Gnade Seiner Majeſtät ſei, habe er doch für ſeine Perſon das Kreuz nicht angelegt, weil ihm noch nicht Seiner Majeſtät Entſcheidung über alle diejenigen Offiziere, Unteroffiziere und Gemeinen zugegangen ſei, die er für ſolche Auszeichnung vorzuſchlagen für Pflicht gehalten habe. Er werde das Kreuz auch nicht eher anlegen, als bis Seine Majeſtät ſo gnädig geweſen ſei, es allen denen zu bewilligen, da ſie ſich ſonſt gekränkt fühlen müßten. Ein gar ſtörriſcher Mann, dieſer York, eigenſinnig wie nur einer und dann — Tauroggen war noch längſt nicht vergeſſen. Friedrich Wilhelm wurde verdrießlich, faſt ungnädig: „Kann doch unmöglich gleich allen das Eiſerne Kreuz bewilligen, haben mir überdies ſehr viele dazu vorgeſchlagen.“ Entblößten Hauptes ſtand York vor ſeinem König und entgegnete mit eiſerner Ruhe: „Ich habe Eurer Majeſtät nur ſolche Offiziere und Soldaten vorgeſchlagen, welche ſich durch die größte Tapferkeit und Todesverachtung ſolcher Auszeichnung würdig bewieſen haben. Ich habe dies für meine Pflicht gehalten, ohne zu beſorgen, daß die Zahl ſo vorzüglicher Leute zu groß erſcheinen könne.“ Bravo, du alter Eiſenbeißer! Ehrerbietig und entblößten Hauptes ſtehſt du vor deinem königlichen Herrn und dennoch die Bruſt in der preußiſchen Uniform voll jenes Männerſtolzes vor Königsthronen, der keine Phraſe iſt, ſondern echtes Gold. — Indes, es war gut, daß Kaiſer Alexander herantrat und dieſer peinlichen Unterredung damit ein Ende machte; er mahnte, daß es Zeit ſei, zu Pferd zu ſteigen.

Die Sache lag nun ſo: Der General von Kleiſt hatte, nachdem er infolge der Beſetzung Merſeburgs Halle aufgeben mußte, ſeinen Marſch gegen Leipzig gerichtet. Er hatte Befehl, das Defilee von Lindenau ſo lange als möglich zu halten, ſich dann aber über Leipzig nach Wurzen gegen Dresden zurückzuziehen, wobei er die Flußübergänge zerſtören ſollte. Das Detachement Kleiſt betrug 5000 Mann. — General Miloradowitſch war, wie wir hörten, mit 12000 Mann gegen Zeitz detachiert. Zur unmittelbaren Verwendung auf dem Schlachtfeld blieben im ganzen 70000 Mann übrig, zur Hälfte Preußen, zur Hälfte Ruſſen. Von dieſem Gewalthaufen war der vierte Teil Kavallerie, rund 17000 Mann, dazu kamen 6200 Artilleriſten, blieben alſo knapp 46000 Mann Infanterie, welche die Verbündeten einzuſetzen hatten.

Endlich nach all dem Marſchieren, Paradieren und Defilieren hatten die Kolonnen der Verbündeten bei Pegau die Elſter und weſtlich Stönzſch den Floßgraben überſchritten, um ſich jenſeits desſelben, die Front nach Norden, zum Vorſtoß gegen Lützen aufzuſtellen. Dieſer Floßgraben, von dem hier mehrfach die Rede ſein wird, iſt ein künſtlich hergeſtellter Kanal, der zum Holzflößen dient. Er iſt ſüdlich Pegau aus der Elſter abgeleitet, geht dann bei Eisdorf, Kaja und öſtlich Lützen vorüber, um in der Nähe Merſeburgs wieder in der Elſter zu verſchwinden, jedenfalls eins der harmloſeſten Gewäſſer, das jemals hiſtoriſch geworden iſt. Er iſt durchwatbar, hat aber ſteile, mit Bäumen beſetzte Ufer, die für Reiterei und Geſchütz zweifellos Hinderniſſe bieten. Aus dieſem Grunde hatte auch Scharnhorſt gegen den Plan Wittgenſteins ſeine lebhaften Bedenken. Wie wollte man in dieſem ſchwierigen Terrain die überlegene Reiterei zur Geltung bringen? Indes war ihm kein Einfluß mehr möglich, und es ging den preußiſchen Offizieren an dieſem Schlachttage, wie Clauſewitz trocken ſagt: „Da es uns nicht vergönnt war, auf die Führung des Gefechtes einen beſtimmten Einfluß zu üben, ſo blieb uns nichts übrig, als mit dem Säbel in der Fauſt zu wirken.“

Der rechte Flügel des Heeres lehnte ſich nach dem Aufmarſch in der Nähe Werbens an den Floßgraben, der linke erſtreckte ſich über die Lützener Landſtraße nach Domſen zu. Im Vordertreffen ſtand der General von Blücher, im zweiten das Korps Yorks, rechts davon die ruſſiſche Diviſion Berg, während auf dem linken Flügel die verbündete Kavallerie unter dem Oberbefehl des Grafen von Wintzingerode verſammelt war. Die geſamte preußiſche Reiterei kommandierte, allerdings unter Wintzingerodes Ober-

Digitized by Google

befehl, der General Gneisenau. Dahinter stand, aber noch östlich des Floßgrabens zwischen Pegau und Storkwitz, die russische Reservearmee unter dem General der Kavallerie von Tormassow. Hier waren die Elitetruppen des russischen Kaisers, die Garden und Grenadiere, an 10000 Mann stark, die leichte Gardekavallerie und die prachtvollen russischen Kürassierschwadronen. Hier kommandierten unter Tormassow die Generale Konowwitzin, uns schon rühmlichst bekannt, und Fürst Galitzin.

Den ermüdeten Truppen — die Preußen hatten in den letzten zwei Tagen fast unaufhörliche Märsche gemacht — wurde vor dem Angriff eine Stunde Ruhe gegönnt. Eine leichte Bodenwelle, die sich von Domsen bis Werben erstreckt, verbarg die Aufstellung der verbündeten Armee den Augen des Feindes.

Während sich in dieser Weise auf seiten der Verbündeten alles vorbereitete, um die französische Marschlinie zu durchstoßen, hatte Kaiser Napoleon seinen Marsch gegen Leipzig fortgesetzt. Er hatte gegenüber dem sächsischen Attaché von Odeleben, bevor das Hauptquartier aufbrach, ein lebhaftes Interesse für die Schlacht bei Lützen (6. November 1632) bezeigt, in welcher Schwedenkönig Gustav Adolf fiel. Die Stellung der damals kämpfenden Armeen war, wenngleich sich die ganze Schlacht mehr südlich Lützen abgespielt hatte, derjenigen, die am heutigen Tage stattfinden sollte, in großen Linien gedacht, nicht unähnlich. Der König griff von Pegau her an, während der Herzog Wallenstein Merseburg im Rücken hatte. Napoleon ließ sich auch den Punkt beschreiben, wo Gustav Adolf damals vom Pferde geschossen war. Er war nie müde in seiner Wißbegierde und zeigte stets besonderes Interesse für solche historischen Parallelen. Im übrigen dachte er gar nicht daran, daß er heute von den Verbündeten angegriffen werden könnte. Er ritt an der Spitze seiner Gardekolonne und war bereits über Markranstädt hinaus, während er mit Marschall Ney über die Aufgaben des Tages sprach. Von Lindenau her dröhnte Kanonendonner, dort waren die Vortruppen des Korps Lauriston auf den General Kleist gestoßen, der das Defilee vor Leipzig zäh verteidigte. Seit 9 Uhr früh stand er bereits gegen die starke Übermacht Lauristons im Gefecht.

Mochten von Lauriston nun Meldungen über die geringe Stärke des vor ihm stehenden Feindes eingegangen sein, mochten andere Bedenken bei dem Kaiser laut werden, er verließ plötzlich die dichtgedrängten Marschkolonnen und ritt mit seinem Stabe auf ein Ackerfeld an der Seite der Straße. Hier verweilte er nachdenklich wohl an eine halbe Stunde. War Wittgenstein mit seiner Armee wirklich hinter Leipzig oder drohte irgend etwas von Süden her, von dem vertrackten „Siss"? Wiederholt hob die kaiserliche Hand das Fernglas ans Auge und betrachtete aufmerksam die Bewegungen gegen Lindenau. Auf der Landstraße nach Leipzig zogen unaufhaltsam die dichten Kolonnen des Korps Macdonald und der Garde. Das Fernglas in der kaiserlichen Hand sank langsam nieder. Etwas seitwärts im Sattel hängend saß der Kaiser da, in dem blassen gedunsenen Imperatorenantlitz die seltsamen verträumten Augen auf die jungen Menschen gerichtet, die da schwatzend und lachend vorbeizogen.

Da, was war das? Kanonenschläge von Süden her, einer folgte dem andern. Jäh hob die Hand das Fernglas, aber nicht mehr gegen Lindenau gerichtet, sondern gegen Süden, auf Großgörschen, dort stiegen Rauchwolken auf, die Kanonenschläge mehrten sich, zweifellos ein Angriff, ein unerwarteter. Aber in diesem rätselhaften Gesicht bewegte sich keine Linie. „Le prince de la Moscwa!" Schon hielt der Marschall mit entblößtem Haupt neben dem Kaiser und empfing aufmerksam die schnell hervorgesprudelten Befehle. ‚Schnell auf Ihren Posten, Kommandant, raffen Sie an Truppen zusammen, was sich haben läßt, und halten Sie die Dörfer südlich Lützen um jeden Preis. Es scheint dort unten ernsthaft zu sein, halten Sie die Dörfer. Sie sind der Drehpunkt der großen Kneifzange, die ich jetzt mit Wucht um die Verbündeten zusammenschlagen werde', so ungefähr mögen die Befehle des Meisters gelautet haben. — Mit dem sichern Blick des großen Schlachtenkünstlers hatte der Kaiser die Lage erfaßt. Sie war zweifellos gefährlich, ja höchst gefahrvoll. Eine auf Meilen ausgedehnte Heereskolonne, plötzlich in der Flanke von einer starken feindlichen Armee angefallen, wer konnte wissen, wo das hinausging? Aber er sah nicht nur die Gefahr, in der er sich befand, er sah auch die Blöße des Gegners. Einige Stunden mußte sich ein Berserker wie dieser Ney in den Dörfern halten, bis dahin ließ sich von Norden wie von Süden eine Umgehung der feindlichen Flügel erzielen. Die Übermacht an feindlicher Kavallerie ließ sich ohnehin im Dorfkampf nicht verwenden, und an Infanterie war er denen da drüben weit überlegen. Er kam gegen seine Umgebung wieder auf Ägypten zurück: „Nous n'avons pas de cavalerie, n'importe, ce sera une bataille d'Egypte; partout l'infanterie française doit savoir se suffire. Je ne crains pas de m'abandonner à la valeur innée de nos jeunes conscrits." „Wir haben keine Reiterei, das schadet nichts, es wird eine Schlacht wie in Ägypten; französische Infanterie muß sich überall selbst zu helfen wissen. Ich verlasse mich unbesorgt auf die Tüchtigkeit unserer jungen Konskribierten." Und dann vergaß dieser kühle Rechner nie, einen Faktor in sein Kalkül einzustellen: Die sicher zu erwartenden Fehler seiner Gegner, die denn auch an diesem Tage, wie wir bald sehen werden, recht ausgiebig gemacht wurden.

Der Kaiser Napoleon, der während seiner ganzen militärischen Laufbahn eigentlich nur sein Heil in Angriffsschlachten gesucht hatte, wurde hier plötzlich zu einer Verteidigungsschlacht gezwungen, aber er

Digitized by Google

verſtand es meiſterhaft, auch dieſe an beiden Flügeln zu einer Angriffsſchlacht zu geſtalten. In wenigen Minuten war ſein Plan gefaßt, und er ſetzte denſelben mit einer Umſicht und Tatkraft ins Werk, die einfach bewundernswürdig iſt. Das Korps Lauriſton, welches bei Lindenau engagiert war, ließ er ſtehen, ſo war das dortige preußiſche Korps Kleiſt jedenfalls unſchädlich gemacht. Der Vizekönig mit dem Korps Macdonald mußte ſofort im Marſche innehalten und wurde gegen Eisdorf dirigiert. Was noch zwiſchen Lützen und Markranſtädt marſchierte, beſonders die Garden, wurden im Eilſchritt nach Kaja entſandt. Die Korps Marmont und Bertrand mußten ſofort nach rechts gegen Starſiedel in die linke Flanke der Verbündeten abmarſchieren. Es war keine Kleinigkeit, dieſe plötzliche Marſchänderung, dieſes jähe Herumwerfen großer Truppenmaſſen ohne Verwirrung fertigzubringen, aber die Befehlsführung des Kaiſers war ſo knapp und zweckentſprechend, ſeine Marſchälle waren in ſolchen ſchnellen Bewegungen ſo wohl gedrillt, daß alles glatt vor ſich ging. Die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere ſtiegen zu Dutzenden in den Sattel, ventre à terre über Stock und Stein, ſie alle begriffen die Wichtigkeit ihrer Botſchaft, die Koſtbarkeit der Minuten.

Schon hatte ſich die Truppenmaſſe, die in unmittelbarer Nähe des Kaiſers war, mit Geräuſch und Geratter gedreht, die Bataillone waren von der Straße abgetreten und trampften mit Geſchütz und Munitionswagen über die grüne Winterſaat, die Erntehoffnung des Jahres auf weiter Fläche vernichtend. Sollte ihr Marſchieren auch der jungen Hoffnungsſaat deutſcher Freiheit gelten? Wir werden ſehen.

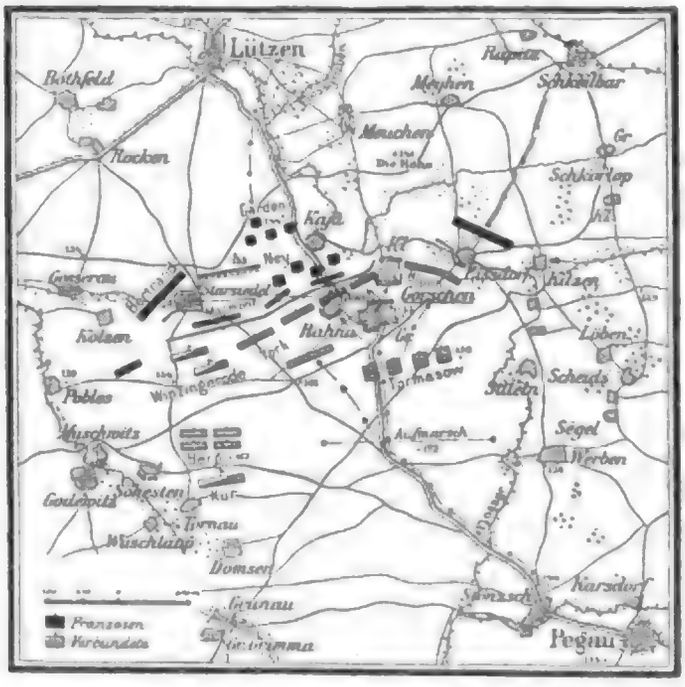
Zunächſt ſchien es, als ob die Sache für die Verbündeten gut ſtände. Fortwährend trafen in dem Uniformengewimmel des kaiſerlichen Stabes atemloſe Adjutanten vom General Souham ein, die dringend nach Verſtärkung verlangten, da das Neyſche Korps augenſcheinlich die ganze verbündete Armee vor ſich habe. Aber der Kaiſer blieb kalt. Inzwiſchen mußte der Fürſt von der Moskwa ſchon ſelbſt in Kaja ſein, und daß dieſer Mann ſich nicht ſo leicht ſchlagen laſſen würde, das wußte der Kaiſer. Dennoch drängte es ihn, ſelbſt zur Stelle zu ſein, und ſobald die letzte Ordonnanz geritten war, ſprengte der Kaiſer mit Berthier, Caulaincourt und den wenigen Offizieren, die noch bei ihm waren, gegen Kaja an, auch Odeleben war unter ihnen. „Der Kaiſer," berichtet er, „jagte unaufhaltſam nach dem Angriffspunkte, und es ſtrömten ihm die Verwundeten zwiſchen dem Dorfe Kaja und Lützen haufenweiſe entgegen. Sein Erſcheinen begeiſterte die Truppen; obſchon der größte Teil des Neyſchen Korps nur aus ganz jungen Konſkribierten beſtand, die heute zum erſtenmal im Feuer waren, ſo ging doch ſelten ein Bleſſierter vorbei, der nicht ſein ‚Vive l'Empereur' gerufen hätte. Verſtümmelte ſelbſt, die vielleicht nach wenigen Stunden eine Beute des Todes wurden, brachten ihm dieſe Huldigung. Ich habe nicht einen, ich habe den Jubelruf von vielleicht fünfzig ſolcher halbtoten Schwärmer gehört." — Je näher man dem Dorf Kaja kam, je dichter wurden die Haufen der Fliehenden, die zurückebbten. Einige Bataillone waren ganz aufgelöſt. Kein Wunder, denn wenn auch der Wille, die Begeiſterung der Einzelnen gut war, der Drill war völlig ungenügend geweſen, und der innere Halt fehlte dieſen Truppenteilen. Es war 2 Uhr, als der Kaiſer bei Kaja eintraf. Was war inzwiſchen geſchehen, ſeit wir um 12 Uhr die verbündeten Truppen nach vollendetem Aufmarſch verließen?

Gegen 12 Uhr kamen Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm auf dem Schlachtfelde an und nahmen ihre Stellung auf einer Erderhöhung bei Werben, dem ſogenannten Monarchenhügel, wie er fortan genannt wurde; es hat nämlich jedes Schlachtfeld jener Befreiungsjahre ſeinen Monarchenhügel. Es war alles bereit. Der greiſe General Blücher ritt auf den Grafen Wittgenſtein zu und bat, ſeinen Degen ſenkend, um die Erlaubnis zum Angriff. „Mit Gottes Hilfe," ſagte Wittgenſtein in deutſcher Sprache. Und der Sturm brach los. An 30 Geſchütze vor der Front, eine dichte Tirailleurkette dazu — man hatte von den Franzoſen gelernt — marſchierten die Preußen unter Blücher vor. Auf 800 Schritt Entfernung begannen die Kanonen ihr Feuer. Es galt, in raſchem Sturm die wie ein Bollwerk die rechte Flanke des Feindes ſchützenden Dörfer zu nehmen und die Schlachtlinie des Feindes zwiſchen Weißenfels und Lützen zu durchſtoßen. Die ſtarke Kavallerie der Verbündeten ſollte, ſobald die Dörfer erobert waren, zwiſchen Starſiedel und Rahna durchgehen und den Feind im Rücken faſſen. Aber ſo groß Wittgenſteins Vorſicht war, als er das Korps Miloradowitſch bei Zeitz feſtnagelte, ſo gering war ſie hier; er dachte ſich die Eroberung der Dörfer ſehr leicht, eine einzige Blücherſche Brigade würde die Sache machen und die feindliche Nachhut vertreiben. Die Rekognoſzierungen waren ſo unverantwortlich leichtſinnig betrieben worden, daß man im Hauptquartier keine Ahnung hatte, wie ſtark die Poſition Napoleons bei dieſen Dörfern eigentlich war. Man glaubte an eine ſchwache Nachhut, während das ganze Korps Ney bereit war, ſich in die Breſche zu werfen.

Dennoch ſtand die Sache zunächſt günſtig, ja ſelbſt der um 6 Stunden verſpätete Aufmarſch hatte mehr Gewinnchancen als Nachteile gebracht. Der Kaiſer und ſein Marſchall Ney waren weit vom Schlachtfeld entfernt, was ſie in der Frühſtunde nicht geweſen wären, und glaubten allen Ernſtes, daß es erſt hinter Leipzig zur Schlacht kommen würde. — In Stellvertretung des Marſchalls kommandierte der älteſte Diviſionär Graf Joſeph Souham, ein Mann aus zähem Bauernblut, der das erſte Dezennium ſeiner

Digitized by Google

Dienstzeit als gemeiner Soldat in dem berühmten Regiment Royal noch unter den Bourbonen gestanden hatte. Der Kaiser war diesem Souham nie grün, seitdem der General in den Prozeß Moreau verwickelt war und sich infolgedessen zwei Jahr das Templegefängnis von innen besehen hatte. Später wurde Souham in Spanien verwendet, bei Burgos holte er sich den „Grafen". Aber für den Kaiser blieb er immer von republikanischem Geruch umwittert, ein Mann, dem man nicht trauen durfte. Indes, hier bei Großgörschen tat der General seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit wie nur einer. — Als die ersten Kanonenkugeln in Großgörschen einschlugen, war man bei den Franzosen vollständig überrascht, alles lief bunt durcheinander. Es bedurfte aller Anstrengung der Stabsoffiziere und Kapitäne, ihre jungen Burschen zum Widerstand zu ordnen. Souham ließ zwei Batterien auffahren und die Kanonade beantworten, er schnitt schlecht ab: 3 Geschütze wurden sofort demoliert, und nun brach die Brigade des Obersten Klüx gegen Großgörschen vor. Wie ein wilder tosender Sturmwind brach sie los und fegte Großgörschen rein und hielt es. Etwas später drang Brigade Ziethen in Kleingörschen ein, wo Girard sich bitter wehrte. Sein 139. Regiment verlor den Oberst, Oberstleutnant, 58 Offiziere, 5 Obersten der Division Souham, 2 Girards bluteten, Souhams Brigadegeneral Lamour fiel, er selbst und Brigadepremier Cheminneau verwundet, Girard und sein Brigadier Goris sanken schwergetroffen, während Souhams Stabschef den Tod fand. Die fliehenden Jüngelchen der Konskribierten gerieten in Furcht, als schlesische Ulanen und Neumärker Dragoner die 10. Hussards und 5. Chasseurs umritten. Westpreußische Dragoner warfen angeblich zwei Vierecke nieder. Die abnorm hohe Ziffer französischen Generals- und Offiziersverlustes beweist den Opfermut, ihren jungen Milizen ein Beispiel zu geben. Jetzt war der Augenblick gegeben, wo ein geborener Führer alles gegen die Dörfer geworfen hätte, was er im ersten und zweiten Treffen an der Hand hatte; man durfte die Franzosen gar nicht mehr zu Atem kommen lassen. Aber Wittgenstein war dieser Mann nicht. „Die Idee zur Schlacht war gut," sagte Gneisenau später, „die Anlage war schlecht." Und Scharnhorst: „Die Sache hätte den eklatantesten Sieg gegeben, hätte Wittgenstein anders operiert."



Plan der Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai 1813

General Souham war indes so leichten Kaufs nicht zu schlagen; er ließ Stafetten zum Kaiser reiten und tat inzwischen, was er konnte, schon spieen von Kaja und Rahna her französische Kartätschenbatterien ihre tödlichen Geschosse. Der General nahm die Divisionen Brenier und Ricard aus Kaja vor und stürmte gegen Großgörschen und Rahna, um das eine zurückzuerobern, das andere zu halten. Diese vier Dörfer, Klein- und Großgörschen, Rahna und Kaja, bilden (unsere Leser wollen freundlichst auf den Plan sehen) eine natürliche Festung, und eins der Dörfer hilft immer das andere verteidigen. Der Dorfkampf wurde mit furchtbarer Erbitterung geführt, aber je länger die Franzosen ihren Gegnern den Besitz der Dörfer streitig machten, je günstiger wurden für sie die Aussichten, denn schon gab Napoleon auf dem Acker bei Markranstädt seine raschen Befehle, schon war Marschall Ney in wildem Galopp unterwegs. Nur wenn Wittgenstein jetzt alles einsetzte, war Aussicht, das Korps Ney zu vernichten, die Dörfer und die Straße von Lützen zu gewinnen und damit die Schlacht.

Ja, was tat Wittgenstein eigentlich? Er hatte in dieser bedeutsamen Schlacht seine ganz besondere Aufgabe. Der Zar machte sich ein Vergnügen daraus, fortwährend ins Feuer zu reiten, bei Batterien zu halten und sich den Flintenschüssen des Feindes ohne Not auszusetzen; wenn dann jemand aus seiner Umgebung besorgt wurde, so sagte Alexander, als ob er ein gehörnter Siegfried sei: „Für mich gibt es hier keine Kugel." — „Dem Kaiser Alexander," sagt sein Adjutant von Wolzogen, „war es darum zu tun, seinen Mut zu zeigen, weil er seit Austerlitz nicht mehr vor dem Feinde gewesen und damals durch die Flucht der Seinen mit fortgerissen war. Er begab sich daher ohne alle Not plötzlich in das heftigste Feuer,

Digitized by Google

so daß Wittgenstein immer nur damit beschäftigt war, ihn glücklich wieder herauszubringen." (Höchst seltsame Beschäftigung eines Oberkommandierenden; aber wer sollte den Grafen zum Feldmarschall ernennen, wenn der gnädige Zar von einer französischen Flintenkugel hinweggeputzt wurde?) „Inmittelst," fährt Wolzogen fort, „kommandierte eigentlich niemand oder eigentlich jedermann: Der Kaiser, d'Auvrai, Diebitsch, Blücher, Scharnhorst (welche beide bald verwundet wurden), ja selbst der Generaladjutant des Kaisers, — am allerwenigsten aber Wittgenstein, der gar nicht einmal wußte, wo die Brigaden und Regimenter standen. So geschah es denn, daß lauter partielle Angriffe ohne Zusammenhang stattfanden, anstatt daß man alle Haubitzen aus der Armee hätte zusammenziehen und die vor der Schlachtenlinie liegenden Dörfer so rasch als möglich hätte zerstören sollen, um alsdann den Feind mit konzentrierter Kraft angreifen zu können. So aber wurde fast nur Bataillon für Bataillon gegen die Dörfer vorgeführt, welches Angriffssystem natürlich von beiden Seiten einen großen Verlust nach sich zog."

Genau so, wie Herr von Wolzogen sagt, war es. Statt mit sicherer Hand der einmal angefangenen Schlacht eine große strategische Linie zu geben, wie Napoleon es sofort tat, als er das Kanonengebrüll vernahm, wurde von seiten der Verbündeten (mag Graf Wittgenstein nun mehr oder weniger schuld haben) eine stillose Kleintaktik geübt, die zu den verderbenbringendsten Folgen hätte führen können, wenn nicht die unerhörte Bravour der preußischen Truppen alles gut gemacht hätte, was die Oberleitung verbrach. Diese Preußen fochten mit einem teutonischen Vernichtungszorn, der sich gerade in diesem Feldzuge von 1813 in den großen Preußenschlachten immer wieder zeigte. Es ist ein Jammer, wenn man bedenkt, was mit solchem Menschenmaterial erreicht werden konnte und was nicht erreicht wurde. Der kleingläubige Friedrich Wilhelm selbst wurde von seiner inneren Empfindung fortgerissen, ließ die Zügel fallen, schlug in die Hände und rief: „Nun, mag es in Gottes Namen werden wie es will, ein Auerstädt wird es nicht." Seit diesem Tage, meint Boyen, schien es so, als ob der König mit etwas weniger Besorgnis in die Zukunft blickte.

General Souham also brachte 2 frische Divisionen vor, aber die Preußen klammerten sich in Großgörschen fest und waren durch keine Übermacht hinauszuwerfen. Zietens Adjutant, Prinz Leopold von Hessen-Homburg, fiel, die Majore Bornstedt und Tuchsen bluteten, zu Tode getroffen; der Offiziersverlust war erschreckend, der Verlust an Mannschaft gab ihm nichts nach. Allmählich ließ Wittgenstein eine Brigade nach der anderen in den Kampf hineintröpfeln. Das gab für die Preußen Anlaß zu einem neuen Vorstoß, Kleingörschen ging über, Rahna wurde genommen, also drei von den vier Dörfern hatten die Preußen in Händen. Ricards Brigade Taragere (142. 144) rang weiter, bis sie fast die Hälfte der Mannschaft verlor und Oberst de Novielle die zweite schwere Wunde empfing. Girard wollte sich nicht forttragen lassen, rief den Seinen zu: „Jetzt ist der Tag, die Moskauschmach zu rächen." Doch seine hartgeprüfte Division verblutete schier, freilich drüben Westpreußen und Schlesier (123 Offiziere tot und verwundet) kaum weniger. Verlustlisten auch hier bedenklich ungleich, übrigens hatten preußische Brigaden stets Divisionsstärke.

Diese Gefechtslage fand Marschall Michael Ney vor, als er im sausenden Galopp mit seinem Stabe heransprengte, hinter sich im Laufschritt einige Bataillone der Division Marchand, 39. Division, deutsche Rheinbündler, Badener, Hessen, Frankfurter. Jean Gabriel Marchand führte sie. Bist du Graf des Kaiserreichs geworden, Marchand, der du einst die Robe des Advokaten trugst, der du einst in den Konventikeln der Revolution an der Seite des feurigen Barnave saßest, des genialen Redners, der einer schönen erlöschenden Königin aus Habsburgs Haus die Hand küssen durfte? — Grund genug, ihn unter das Beil der Guillotine zu liefern, während dein Geschick dich hierher brachte auf Lützens Ebene, um an der Spitze von Deutschen gegen eines Volkes Freiheit zu kämpfen! — Die Division Marchand deckte die Linke am Floßgraben. Jetzt hatte Marschall Ney alles in die Dörfer geworfen, was ihm zu Gebote stand. Er selbst blutete mit blutigem Degen, sein Stabschef fiel neben ihm. Er wollte wenigstens ganze Arbeit machen, dieser Mann, der einst am Njemen den letzten Schuß gegen Rußlands Grenze getan. Wenn Wittgenstein nur die Hälfte der Energie dieses Marschalls besessen hätte, so stand es um jene Zeit besser um die Schlacht!

Als Ney seine letzten Divisionen ins Feuer brachte, war die Übermacht völlig auf seiten der Franzosen, doppelte Übermacht; die preußischen Brigaden mußten zurück; mit schweren Verlusten und unter der scharfen Kanonade der französischen Artillerie gingen sie in guter Ordnung zurück, aber nur, um sich neu zu sammeln. — Aber ein Nachdringen der feindlichen Massen mußte verhindert werden. Blücher sandte seine letzte Brigade in die Schlacht, 10000 Brandenburger unter Roeder. Es war in der Tat die höchste Zeit. In unvergleichlicher Bravour und Ordnung, mit wahrer Blutgier, sagt ein Augenzeuge, stürzten sich diese preußischen Garden und Grenadiere in den Kampf. Noch drang der Feind mit vollen Bataillonen von allen Seiten heran; man spürte aus der Energie, mit welcher die Franzosen den Vorstoß führten, daß drüben an der feindlichen Front der Kaiser erschienen war.

Während Wittgenstein in seiner homöopathischen Taktik Brigade auf Brigade in den Kampf tröpfeln

Digitized by Google

ließ, sparte der Kaiser mit seinen Menschen nicht. Bei Kaja lag die Schlacht. Dieser Mann war seines Kalküls gewiß: hielt er die vier Dörfer, dieses Festungsviereck aus bäurischen Lehmhütten und Scheunen, so war seine Sache gewonnen, denn bald mußte der Vizekönig vor Eisdorf sein, bald Bertrand und Marmont über Starsiedel vordringen. Was nur irgend an Infanterie ihm noch zu Gebote stand, setzte er jetzt ein; die Schlacht, die sich Scharnhorst in so großen Zügen gedacht hatte, wurde zu einem wütenden verbissenen Dorfkampf. Auch Div. Brenier verbrannte zur Schlacke, der Divisionär, 2 Brigadiers, 5 Obersten tot und verwundet (bei 136. 138. allein 73 Off.). Ney holte seine letzte Brigade Dumoulin Ricards herbei, die sich an Kajas Ausgang den Gardefüsilieren entgegenstemmte. Es war 5 Uhr. Marchand schlich sich zeitweise in Kleingörschen ein, später von Teilen des anrückenden Russenkorps Prinz Württemberg hinausgeworfen. Der Prinz bezeugt in seinen Memoiren, daß die Hingebung der Preußen noch jede berechtigte Erwartung weit übertraf. So bunt war das Gewimmel der Regimenter, so verheddert die einzelnen Momente der Schlacht, daß es kaum für die Mitkämpfenden, weniger noch für die Nachlebenden möglich war und ist, zu sagen, wievielmal diese einzelnen armseligen Dörfer durch Entreißen und Wiedererstürmen von der einen Hand in die andere gingen. Schon lohten aus den Hütten und Scheunen die Flammen jäh empor, eine starke Artilleriekette der Verbündeten nahm an dem Abhang der Höhen zwischen Rahna und Kleingörschen Stellung, und unter ihrem Schutz gingen jetzt auch die Brigaden Yorks unter Horn und Hünerbein auf die Dörfer los. Um 4 Uhr stand die Sache für die Verbündeten sehr günstig. Jetzt die russischen Reserven herbei — und es war möglich, die feindliche Schlachtlinie zu durchbrechen und der überlegenen verbündeten Kavallerie ein Feld zum Einhauen zu schaffen. Der Sieg schwebte auf des Schwertes Spitze. — Da fiel es dem Kaiser Alexander ein, mal wieder ein bißchen dazwischen zu kommandieren. Er hatte immer eine geheime Angst, daß seine schönen Garden leiden möchten, dieser Kaiser. Mochten sich die preußischen Garden, mochte sich die Blüte deutscher Jugend in diesem Dorfkampf verbluten, wenn nur die schön montierten prachtvollen Bataillone seiner kaiserlichen Majestät geschont wurden. In dem sichern Gefühl des unzweifelhaften Sieges sandte der Zar den unerhörten Befehl an den General Konowniţyn: „er möge mit dem Vorrücken nur nicht eilen, da das Treffen sich sehr günstig gestalte." Dieser blödsinnigen kaiserlichen Taktik war es hauptsächlich zu verdanken, daß es mit der Schlacht schließlich bergab ging: man weiß eigentlich nicht recht, was man dazu sagen soll: gerade weil das Treffen günstig stand, mußte Konowniţyn mit Mann und Roß im Eilmarsch herbei, um die Gunst der Stunde auszunutzen. Die Geschicke der Schlachten hängen oft von Stunden, ja von Viertelstunden ab; der Blick des Meisters erkennt die Lage und sein schneller Verstand mißt Raum und Zeit. So war es drüben bei Napoleon, der die dringende Gefahr für sich erkannte und alles marschieren ließ, was marschieren konnte, während der Schlachtenposeur Alexander, der sein Leben lang nur ein blutiger Dilettant in der Kriegskunst blieb, zur selben Stunde diese folgenschwere Dummheit beging.

Und wie günstig lag die Sache! Noch gewannen die in den Kampf marschierenden oder vielmehr stürmenden Preußen immer wieder Boden. Hier zeigte sich der innere Wert der Truppen deutlich. Die jungen französischen „cochons de lait", von denen die wenigsten noch Pulver gerochen hatten, kämpften sicherlich tapfer für ihres Vaterlandes Waffenehre, ihr Enthusiasmus wurde durch die Anwesenheit des Kaisers entflammt. „Seit zwanzig Jahren," sagte der Kaiser zu seinem Stabe, „befehlige ich das französische Heer, aber solche Tapferkeit und Aufopferung sind mir noch nicht vorgekommen." Aber so sehr sich diese jungen Menschen auch einsetzten, die Ausdauer in diesem wahnsinnigen Kugelregen, in diesem Bajonettgemetzel, gegen diese feuerspeienden Krater der Artillerie fehlte, mußte notwendigerweise fehlen, weil der Drill fehlte. Die größere körperliche Kraft des Einzelnen, die feldmäßige Ausbildung war auf seiten der Minderheit, der Preußen. Dazu kam jener heilige Zorn, jener Wille, für Jena und Auerstädt, für Prenzlau und Lübeck, für sieben Jahre der Schmach und Unterdrückung blutige Rache zu nehmen. Hier bei Großgörschen, der ersten Preußenschlacht, kam die Vergeltung zum Ausdruck für das, was die Veteranenheere während der Jahre 1806—1812 in Preußen verbrochen hatten, wie denn auch nachher in den Schlachten des Herbstfeldzuges. Die Sünden der Väter wurden heimgesucht an diesen flaumbärtigen Burschen, die in verzweifelter Hast mit den Zähnen ihre Patronen abrissen und dem Imperator zuriefen: „Sire, Sie können auf ihre jungen Garden zählen wie auf die alte Garde."

Wie gesagt: sie taten, was sie konnten. Aber als die zähen Brandenburger andrängten, als die ganze preußische Sturmflut, Brigaden Roeder, Horn, Hünerbein die vielumstrittenen Dörfer von neuem anpackten, schien es, daß der Sieg seinen Lorbeer den Preußen zuwürfe. Stabsoffiziere stellten sich an die Spitze; General von Scharnhorst selbst war mitten im Getümmel, sein Pferd wurde erschossen, er stürzte, Karl von Schöning sprang aus dem Sattel, half dem General auf und gab ihm sein Pferd. Mitten im Kugelregen bestieg der General ruhig das neue Pferd und sagte trocken: „Es ist doch besser, im Feuer die Füße aus dem Steigbügel zu nehmen, man wird beim Sturz nicht so leicht verletzt." — Also Reitunterricht mitten im Sturm, so war er sein Lebtag. Sein zweites Pferd wird verwundet, eine Kugel durchlöchert

Digitized by Google

seinen Tschako: zwischen 6 und 7 Uhr, als die Schlacht in der Krisis liegt, zerschmettert eine Kugel seinen Fuß. Wohl mußte er das Schlachtfeld verlassen, doch deuchte ihn diese Wunde nicht gefährlich, — dennoch, sie sollte seine Todeswunde werden. Bei Auerstädt hatte er persönlich viermal Wankende vorgeführt, diesmal seufzte er zu Oberst Reiche: „Ich gab gleich anfangs die Schlacht verloren."

Auf der Höhe vor Rahna stand der Feind in dichten Karrees, seine Batterien im freien Gelände, im Schutz der Karrees; mitten im Feuer der Batterie sammelte Oberst Horn seine Brigade, 5 Bataillone. Major Carnall nahm dem Fahnenträger die Fahne aus der Hand und führte sein Bataillon gegen die Höhen, mit solcher Wucht, daß die französischen Massen wichen, ihre Artillerie abfuhr. Die Brigade stürmte Rahna, drang durch das schon brennende Dorf flankierend gegen Kaja vor, drang zugleich mit den Garden in Kaja ein, und die vier Dörfer waren in den Händen der Verbündeten. Eine halbe Stunde noch, und die Schlacht war entschieden, der Bauch des Lindwurms durchbohrt. Wo blieben die russischen Reserven? Herrgott, wo blieben die Reserven?

Da erschien der Marschall Marmont vor Starsiedel. Sein Flügeladjutant fiel neben ihm. Selbst bei seinen vier Marineregimentern befanden sich 4000 Rekruten. Daß sein Korps „die ersten Flintenschüsse abfeuerte", ist töricht, doch jedenfalls benahmen sich seine Milizen unter schwerer Kanonade „mit merkwürdigem Mute und großer Ruhe". Auch verhielten sich die Unterführer ihres Marschalls würdig: unter Bonnet zwei Pferde erschossen, Compans Uniform von Kugeln durchlöchert, Stabschef Richmonts Pferd von 11 Schüssen durchbohrt. Der Marschall wurde ängstlich. Als er in Starsiedel einbrach, sah er vor sich die starken Kavallerielinien der Verbündeten, er, der selbst kaum Kavallerie hatte. Sollte er nun noch Infanterie drangeben? Verstärkung, meinte er, sei angebrachter, und machte dem Kaiser Vorstellungen. Aber der Ordonnanzoffizier, der sie brachte, erhielt vom Korsen die kühle Antwort: „Der Marschall soll sich nicht bange machen lassen, hier, wo ich stehe, bei Kaja, liegt die Entscheidung!" Was aus dem Dorf heraustrat, wurde neu gesammelt, die Spitze der französischen Garden traf hinter Kaja ein.

Der Kaiser hatte eine schwere Stunde. Ein Vorstoß nach dem andern gegen Kaja und Rahna wurde abgeschlagen. Das in heller Lohe stehende Dorf wurde zur Hölle. Eine Brigade treibt aufgelöst aus Kaja heraus, förmlich fliehend; ein Adjutant sprengt auf den Kaiser zu, das Haupt entblößt macht er seine Meldung; der Korse hört sie, hört sie auch nicht, ein scharfes, grimmiges „Hä?" kommt rasch von seinen Lippen. Er läßt sich die Meldung wiederholen: „Die Russen haben Eisdorf besetzt." Wo bleibt Beauharnais? mag der Kaiser denken. Ein langer, ungewisser, fragender Blick gleitet über den Fürsten von Neufchâtel und den Grafen Caulaincourt, die neben ihm halten: Glaubt ihr, daß mein Stern untergeht? — „Das Wörtlein Hä", meint Odeleben, „hatte, von dem Kaiser betont, eine so vielfache Bedeutung, und er wußte es so wunderbar zu modulieren, daß man von weitem bemerken konnte, ob ihm eine Freudens- oder Hiobspost zukam. Wenn er auch den Sinn der Rede gefaßt hatte, so drückte er doch dadurch auf das bezeichnendste sein Wohlbehagen oder seinen Mißmut aus." In gestrecktem Galopp ritt er die Front ab, eine Kugel zerschlug seine Pistolenhalfter. Doch seine Linke bei Eisdorf, das Macdonalds Division Fressinet eroberte, und seine Rechte bei Starsiedel, das Brigade Jamin starrköpfig festhielt, blieben jetzt gedeckt. Dort konnten York und das frisch eingesetzte Russenkorps Berg nicht durchdringen. Neys 10. Husaren und badische Dragoner zersprengten sogar das Leibgrenadierbataillon, westpreußische Ulanen rächten dies zwar, doch Horns Leibregiment mußte wiederholt umkehren, General Steinmetz sich verbinden lassen. Achtmal versuchten westpreußische Dragoner einzuhauen, doch 2. Marine Bonnets blieb unerschüttert. Laut Macdonalds Memoiren scheint ein Reitersturm gegen seine Vorhut erfolgt zu sein, also doch wohl von russischen Gardereitern, kein diesseitiger Bericht weiß davon. Jedenfalls behauptete 4. Leichte den Floßgraben und soll das Feld mit toten Reitern besät haben.

Wohl hätte sich schon hier bei Großgörschen der Stern seines Glücks verdunkeln können, wenn ihm drüben, auf seiten der Verbündeten, ein Feldherr entgegengestanden hätte, dessen Blick die Dinge ebenso scharf und richtig maß, wie sein eigenes Genie es vermochte. Aber die Feldherren da drüben, die das vermocht hätten, waren gezwungenermaßen nicht an der richtigen Stelle. Statt daß ein Scharnhorst, wie es ihm zehnmal mehr gebührte als allen andern, die Schlacht lenkte und die Figuren auf dem blutigen Schachbrett schob, mußte der kühne Mann, um doch etwas zu tun, sich die Pferde unter dem Leib, den Tschako vom Kopf und schließlich den Fuß zerschießen lassen. Und Gneisenau? Der hatte, wie wir wissen, das Kommando der preußischen Kavallerie unter dem Oberbefehl der Schlafmütze Graf Wintzingerode. Diese gewaltige Kavalleriemasse hatte während der ersten Stunden der Schlacht nichts gegen sich als Marmonts Infanteriedivision Bonnet, die in und bei Starsiedel stand. Die Reiterei bildete den linken Flügel des verbündeten Heeres und hatte die Aufgabe, etwa heranmarschierende feindliche Kolonnen fernzuhalten. General von Gneisenau und der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm von Preußen, spähten mit scharfem Auge nach jeder Gelegenheit, die sich zum Einhauen bieten konnte. Sie bot sich. Marmonts

Digitized by Google

General Compans nahm östlich vom Dorf eine Batterie vor und brach unter deren Schutz mit 3 Bataillonskarrees und schwacher Reiterei aus Starsiedel heraus. Sofort warfen sich der Prinz und Gneisenau an der Spitze der brandenburgischen Kürassiere auf die französischen Karrees, zersprengten eins derselben (I 86) und warfen die Infanterie in das Dorf zurück. Das waren so ziemlich die einzigen Lorbeeren für die preußische Reiterei. Wintzingerode hatte seine Artillerie weit vor die Front genommen und kanonierte mit den Franzosen herum. Als die Division Compans nachmittags gegen Kaja vormarschierte und sozusagen an der Front der Reiterei vorbei mußte, geschah wenig. Ostpreußische und schlesische Kürassiere prallten an 1. und 3. Marine ab, umsonst warfen sich die Gardes du Corps in den Kampfstrudel. 18 Kürassieroffiziere bluteten, 110 Gardehünen sanken am heutigen Tage vom Sattel. Wintzingerode ließ das alles ruhig zu. Ja, als dann das Korps Bertrand, Starsiedel nach rechts überflügelnd, anmarschierte und Marmont es ermöglichte, über Starsiedel hinaus vorzudringen, endete Wintzingerode seine hervorragende Tätigkeit dadurch, daß er um eine halbe Meile zurückging und zwischen Großgörschen und Söhesten eine Stellung einnahm, die sehr wenig gedeckt war. Die Kavallerie verlor viele Menschen; eine heiße Attacke hätte nicht so viele Opfer gebracht, als dies passive Ausharren in der feindlichen Feuerlinie mit sich bringen mußte.

Kaiserlich russischer General Saint Priest
Nach einer Zeichnung von F. Ferriere gestochen von F. Bendramini

Die Preußen fochten wie Berserker. Das 1. Garderegiment hielt sich großartig, 38 Offiziere sanken, darunter 4 Majore. Die Gardejäger und die ihnen beigegebenen jugendlichen Freiwilligenkompagnien opferten sich, fast alles Studenten, mit unbeschreiblichem Heldenmut. Fünfmal scheiterten Neys Gegenstürme. Was freilich hier vom frischen Eingreifen der Division Gérard gemunkelt wird, ist irrig. Da diese Division am allermeisten litt (167 Off., 3800 Mann), so focht sie natürlich seit Anbeginn. Marchands am spätesten eingesetzte Deutsche litten daher auch unverhältnismäßig weniger. Da die Preußen etatmäßig viel weniger Offiziere hatten als die Franzosen, so sind hier normal 30—40 Mann pro Offizier zu rechnen; Gardejäger und Freiwillige verloren sogar 524 Mann auf nur 13 Offiziere.

Der General Blücher war verwundet, den Oberbefehl über die preußischen Truppen übernahm General York. Es war, als Marmont über Starsiedel vordrang und Bertrand zwischen Kölzen und diesem Dorf sich zeigte, zuerst die Karrees der Division Morand vorschiebend, als die Division Marchand mit ihren Rheinbundtruppen nördlich von Kleingörschen erschien, für den Grafen Wittgenstein eigentlich deutlich genug, daß an einen Sieg kaum noch zu denken war. Er wurde bei dem Stande der Dinge noch ängstlicher. Der größte Teil der preußischen Streitkräfte war jetzt in das Dorfgefecht hineingeworfen, das noch immer auf und ab wogte wie ein brandendes Meer. Nur 3 Bataillone der Brigade Steinmetz standen südlich Großgörschen als letzte Reserve, dabei standen die russischen Reserven noch immer da, ohne einen Schuß zu tun. Als die Brigade Marchand sich zeigte, befahl der Kaiser Alexander, daß eine Division des Korps „Prinz Eugen von Württemberg" gegen Eisdorf entsendet würde. Er tat das natürlich wieder ohne Vorwissen Wittgensteins. Sein Adjutant von Wolzogen machte hierauf gegen Seine Majestät die allerehrerbietigste Bemerkung, daß bei einer Schlacht, in der jeder und sogar Seiner Majestät Adjutanten kommandierten, unmöglich etwas Gescheites herauskommen könne, jedenfalls, meinte Wolzogen, müsse man dem Grafen Wittgenstein von der Verwendung der Division Anzeige machen (armer Wittgenstein, dem jedermann seine Figuren auf dem Schachbrett herumschob, daß er schließlich seine eigenen Züge nicht mehr kannte). Außerdem: der Prinz von Württemberg führte die Infanterie des Korps Wintzingerode und stand auf dem äußersten linken Flügel. Es wurde wieder Zeit verloren. „Sollte es nicht besser sein, Majestät, einige Regimenter der Reserve gegen Eisdorf zu senden?" fragte Wolzogen, aber er erhielt keine Antwort, der Zar war bekanntlich schwerhörig, und der Kanonendonner machte einen Höllenspektakel. Man kennt die eigentümliche pikierte Miene der Schwerhörigen, wenn man sie fragt und sie nicht verstehen, und nun gar ein allmächtiger Gossudar! Wolzogen zog es vor, nicht weiter zu fragen und zu reiten. Er

Digitized by Google

holte den Prinzen Eugen. Der junge Prinz, der, wie Plotho etwas pathetisch sagt, in seinem Leben mehr Schlachten gesehen hatte, als er Jahre zählte, war entschieden einer der fähigsten Führer des Heeres und erkannte die Lage ganz richtig. Er glaubte, daß ein Frontangriff auf die Hauptstellung, die vier Dörfer, und zugleich eine Überflügelung über Eisdorf zum Ziele führen konnte. Er entsandte eine seiner Divisionen unter dem Fürsten Schachowsky gegen Kaja und ließ die zweite unter dem General Saint-Priest auf Eisdorf vorgehen. Die aufklärende Kavallerie bei dieser Division stieß aber schon auf die Spitzen der Division Marchand und bemerkte zugleich den Vormarsch starker feindlicher Kräfte in der Richtung von Groß-Schkorlopp her. Es war das Korps Macdonalds, das, zwei starke Divisionen in der Avantgarde, mit dichten Tirailleurketten vorbrach. Als der Prinz von Württemberg diese Kunde vernahm, mußte er ohne weiteres seinen geplanten Flankenangriff auf Kaja aufgeben, und es blieb ihm nichts übrig, als sich in Eisdorf festzusetzen und den Ort, wenn möglich, zu halten. Doch ließ er sein 4. Jägerregiment in Rahna bei Brigade Horn.

Mit starken Massen drückt der Herzog von Tarent gegen Eisdorf, sein linker Flügel geht auf Kitzen vor, sein rechter wirft sich auf Kleingörschen. Prinz Eugen von Württemberg wehrt sich in den Gassen des Dorfes aufs zäheste, derselbe Dorfkampf, dasselbe mörderische Nahgefecht wie in dem Bollwerk der vier Dörfer. Der Prinz wird aus Eisdorf hinausgeworfen, dringt wieder hinein, muß wieder hinaus, und obgleich schließlich der tapfere General Konownitzin sechs Bataillone seines Grenadierkorps einsetzt, geht Eisdorf verloren, er selbst wird verwundet. Macdonald möchte über das Dorf hinaus, aber er sieht drüben die starken Kavalleriemassen, er kann ohne Kavallerie nichts tun. Der Vizekönig aber, der selbst nur wenig hat, will keine hergeben. Die Schlacht von Großgörschen blieb eine bataille d'Egypte, eine Infanterie- und Artillerieschlacht. So behauptet Macdonald, die Verlustliste sagt anders, 14 Offiziere von Latour-Maubourg und Gardereiterei bluteten, übrigens auch 3 der hessischen Chevaulegers Marmonts. Bei diesem erschienen noch 3 Bataillone der Division Friederichs, die so tüchtig aushalfen, daß sie Fahneninschrift „Lützen" erhielten. Ernstlich fochten aber nur Compans und Brigade Jamin. Marmonts Einbuße beschränkte sich auf 58 Offiziere, die Macdonalds auf 68, von denen auch nur die Hälfte ins Feuer kam. Von Bertrand nur ein paar Spitzenbataillone (6 Offiziere, 50 Mann Verlust dokumentär). Daß 4 Offiziere der Alten Garde getroffen wurden, beweist, wie weit die Kanonade der Verbündeten reichte. Im ganzen verwendete Napoleon höchstens 85000, höhere Ziffern bis zu 116000 verwechseln damit die Gesamtstärke des Anmarsches.

Als dem Kaiser Napoleon die Meldungen von seinen Flügeln kamen, als sich der Bogen seiner Schlachtlinie von Pobles über Starsiedel und Kaja bis Kitzen spannte, hielt er den Augenblick der Krisis für gekommen, der über den Gewinn und Verlust der Schlachten entscheidet. Bis gegen 6 Uhr wogte der Dorfkampf erbittert fort, „das Feld zwischen Groß- und Kleingörschen, Rahna und Kaja sah aus wie ein Biwak, wo sich ganze Bataillone gelagert hatten," — so entsetzlich hatte die Sense des Todes die Kämpfer dahingemäht. Der Kaiser hielt mit seinem Stab im dichtesten Kugelregen bei Kaja, hier lag die Schlacht. Die Fänge seiner Flügel umklammerten allmählich die Schlachtordnung der Verbündeten, langsam und stetig vordrängend; hier vom Zentrum, von Kaja, aus mußte der letzte Gewaltstoß, der Genickfang, geschehen. Hinter Kaja standen kampfbereit in dichter Kolonne die kaiserlichen Garden; die Geschosse der preußischen und russischen Batterien auf den Hängen von Großgörschen und Rahna, selbst das Kleingewehrfeuer aus Kaja schlug im Stab des Kaisers nieder. Ein Stabsoffizier verlor in unmittelbarer Nähe Napoleons einen Fuß, aber der Kaiser hatte seine ganze Ruhe wieder, aufmerksam beobachtete er den Stand der Schlacht; hier wurden keine Truppen verzettelt, keine Divisionen ohne festen Zweck aufs Spiel gesetzt, hier gab es kein Schonen von Garden und sonstigen Elitetruppen mehr, hier hatte ein klarer Kopf den einzigen Zweck der Schlacht im Auge: sie zu gewinnen, hier kommandierte nur Einer — der Kaiser.

Gegen 6 Uhr schien ihm die Stunde gekommen. Nach furchtbar zähem Kampf schienen sich die Preußen in Kaja festgesetzt zu haben, das Dorf brennt, die Gardebrigade Lanusse erhält Befehl, Kaja wiederzunehmen. Ein kurzer Gewaltstoß dieser ganz frischen Truppe drängt die Preußen aus Kaja, frisch gesammelte Truppen des 3. Korps drängen von neuem gegen die andern Dörfer vor. Brigade Lanusse bleibt in Kaja oder vielmehr bei Kaja, denn das Dorf ist ein Backofen, schwer für Menschen, sich darin aufzuhalten.

Dann, als Kaja über ist, der kurze Befehl an den General Drouot: „vingt-quatre pièces de canons! 80 Geschütze!" Generaladjutant Drouot weiß Bescheid. Die 60 Geschütze der Garde rasen heran und nehmen in den Intervallen der Artillerie des 3. Korps ihren Platz. Achtzig Geschütze im ganzen! Den Teufel auch, die Sache muß wirken. Es ist das alte kaiserliche Mittel, das von Wagram und Borodino, das auch hier bei Großgörschen zur Anwendung kommt. Südwestlich Kaja, zwischen diesem Dorf und Starsiedel, zieht sich die feuerspeiende Kette — die Hölle brüllt los. Ein Schlag folgte dem andern, diese Gardeartillerie feuerte exakt, sie genoß wegen ihres Schnellfeuers einen Ruf bei Freund und Feind.

Digitized by Google

Und drüben von Eisdorf kam das Echo; der Herzog von Tarent hatte 30 Geschütze vorgebracht, die wetteifernd mit den Gardebatterien dies furchtbare Konzert aufnahmen. Die 3 Dörfer Rahna, Groß- und Kleingörschen lagen unter einem Kreuzfeuer, was von Gebäuden und Trümmern noch stand, wurde zusammengeschossen. General von York, der drüben die Preußen kommandierte, hielt südwestlich Rahna auf einem Hügel; als der Kononendonner bei Starsiedel anhub, suchte der General auf eigene Art seiner inneren Spannung Meister zu werden: er ließ sein Pferd eine Acht gehen.

Hinter diesem Gitter von Geschützen sammelten sich zum Stoß die jungen Garden, 16 Bataillone stark. Der riesige Marschall Mortier sammelte sie, gliederte sie, in vier dichten Brigaden gingen sie vor, zwölf Glieder tief, in zwei Kolonnen wie zwei gewaltige Rammböcke gegen Rahna und Großgörschen. Die Batterien verstummten, der Infanteriesturm begann. Alles, was an zersprengten Haufen des 3. Armeekorps noch im Vorgelände stand, wurde gesammelt und vorgetrieben und ging in Tirailleurketten der Gardekolonne voran. Jeder dieser jungen Soldaten faßte neuen Mut, man sah: Der Kaiser war an der Arbeit. Und er selbst? „Der Kaiser folgte an der Spitze der Angriffskolonnen der zweiten Linie nach. Jetzt war der Augenblick, wo er sich in der heißen Begierde eines Siegers zeigte. Er flog von einem Punkt zum andern, trieb und trieb, um noch einige Vorteile des Terrains zu erlangen und den vom heftigsten Artilleriefeuer bestürmten Feind nicht zum Ausharren kommen zu lassen." — Die Division Marchand warf sich auf Kleingörschen, die rechte Gardekolonne auf Rahna, dazu die Division Ricard, die das Kajagehölz erstürmte, geführt vom Flügeladjutanten Mouton v. d. Lobau. Horn konnte Rahna nicht halten. Kaja, Rahna, Kleingörschen, das Innere des Dorfvierecks, waren wieder im Besitz der Franzosen. Die linke Gardekolonne Dumoutier, verstärkt von den starken Schützenschwärmen des 3. Korps, hatte sich gegen Großgörschen gestürzt, aber hier hielt eine kleine preußische Schar zäh und tapfer aus: Zwei Kompagnien preußischer Gardejäger bildeten den Kern, dazu in buntem Gemenge preußische Linie Zietens und Freiwillige aus allen Regimentern. York ersah den Vorteil, warf schnell zusammengeraffte Bataillone — was sich da vorfand — ins Dorf, und es gelang, die Franzosen wieder fortzutreiben; so blieb wenigstens Großgörschen in den Händen der Preußen. Das war von den vier mit Blut gedüngten Dörfern nur eins, — dazu ein verlorener Posten, denn die heiße Schlacht war zugunsten des Kaisers Napoleon entschieden.

Die junge Garde (die allgemein besonders zitierte Division Barrois focht fast gar nicht) verlor 39 Offiziere, und da 2. Voltigeurs nur 156 Mann auf 11 Offiziere verloren, so macht dies schwerlich mehr als 550. Allerdings hatte Junge Garde Mitte Mai 3000 Mann im Hospital, doch dieser Fehlbetrag stammt offenbar nur von Maroden her, was nach Gewaltmärschen bei so jungen Truppen nicht ausbleibt, ebenso ist Marmonts und Macdonalds späterer Etat nur damit zu vereinbaren. Marmont kann in der Schlacht höchstens 1300, nicht 1750 verloren haben, Macdonald höchstens 1700, obschon sein 4. Leichtes 400 Mann auf nur 11 Offiziere meldete, offenbar viele Versprengte; Roussels Ansatz 4623 ist geradezu abwegig.

Durch die Nacht leuchtete blutrot der Feuerschein von fünf brennenden Dörfern; ermattet lagerten die Bataillone von Freund und Feind so wie sie standen auf der Walstatt, um sich die starren Toten, die stöhnenden Verwundeten. Indes, das heiße Schlachtendrama sollte noch sein besonderes Finale haben. Noch dröhnte dumpf die Kanonade über das Blachfeld dahin, als auf dem Monarchenhügel die Monarchen und ihr Stab zur Beratung zusammentraten. Sollte die Schlacht am nächsten Morgen erneuert werden oder nicht? Genügten die wenigen intakten Bataillone Infanterie, die man noch zur Stelle hatte, sowie die russische Reservearmee unter General Miloradowitsch, der von Zeitz herangezogen werden konnte, um der Übermacht der Franzosen die Spitze zu bieten? Noch hatten drüben auf französischer Seite die Korps Marmont und Bertrand nicht viel gelitten. Macdonalds Truppen waren nur auf wenige Stunden stark engagiert gewesen, die Reserve des Vizekönigs fast ganz intakt. General Lauriston, der Kleist über Leipzig hinausgedrängt hatte, konnte den Verbündeten in den Rücken kommen. Man kannte zudem nicht die Stärke Lauristons. Ihren wärmsten Fürsprecher fand die Erneuerung der Schlacht in General Gneisenau, auch Kaiser Alexander wollte schlagen, nicht minder der König von Preußen. Friedrich Wilhelm war auf seinem weißen Araber bis an Kaja herangeritten, wo der Major von Block mit den Gardefüsilieren sich eine Zeitlang hielt. Erst als die Sturmkolonne der Division Ricard gegen das Dorf vorging und die Preußen sich nicht länger halten konnten, wendete der König, kaum 80 Schritt vor der feindlichen Front, sein Pferd und ritt langsam zurück zu den Brandenburger Husaren, die in einiger Entfernung hielten. Er hatte die unerschütterliche Tapferkeit seiner Truppen mit eigenen Augen gesehen und vertraute, daß die Erneuerung der Schlacht am nächsten Tage erfolgreich sein könnte. Aber es wurden auch Stimmen für den Rückzug laut, man sprach von mangelnder Munition bei der russischen Infanterie und Artillerie und was sonst noch. Der Generaladjutant des Zaren, Herr von Wolzogen, erzählt:

„Kaiser Alexander hatte große Lust, als indessen Jermolow, der Chef der russischen Artillerie, erklärte, daß er keine Munition mehr habe, so wurde der Kaiser zwar sehr ungehalten hierüber, sah indessen doch ein,

Digitized by Google

daß nun nichts anderes übrig bleibe, als den Rückzug anzutreten. Infolgedessen wurde der Befehl sogleich erteilt, daß fürs erste die schwere Artillerie und die Reserve auf Dresden zurückgehen, die Armee aber die Nacht über noch auf dem Schlachtfelde bleiben sollte.

Als dieser Entschluß gefaßt worden war, hörte ich auf einmal einen alten preußischen General, welcher den Arm in einer Binde trug, sich sehr dagegen ereifern. ‚Was! all das Blut sollte hier umsonst geflossen sein?!' — rief er aus. ‚Nie und nimmermehr gehe ich zurück, sondern noch in dieser Nacht werde ich die Franzosen zusammenhauen, daß sich diejenigen schämen sollen, die das Wort Rückzug ausgesprochen haben!' — In der Dunkelheit vermochte ich den Mann, der diese Worte ganz laut sprach, so daß die Monarchen sie recht gut hören konnten, nicht zu erkennen und erkundigte mich daher, wer er sei, worauf ich die Antwort erhielt: ‚Blücher'. — Ich erzähle diese Anekdote als einen Beweis dafür, welche ungemeine Lebenskraft dieser nun bereits 70jährige Greis noch besaß; denn auch er war schon um 2 Uhr von Rötha ausgeritten und bis jetzt — abends um 9 Uhr — größtenteils zu Pferde im heißesten Kampfe geblieben; überdies war er schon am Mittag im Arm verwundet worden."

Wittgenstein, dem alten feurigen Herrn nachgebend, gab seine Einwilligung zu einem nächtlichen Kavallerieangriff, den Oberst von Dolffs mit 9 Schwadronen (Gardes du Corps, Kürassiere, Freiwillige Kosaken) ritt. — Soeben hatte drüben im Karree seiner Garden der Kaiser einen polnischen General seiner Suite abgefertigt: „Allez à Krakovie et dites que j'ai gagné une bataille." — „Reiten Sie nach Krakau und melden Sie, daß ich eine Schlacht gewonnen hätte." Da plötzlich braust auf der rechten Flanke der französischen Stellung in tiefen Gliedern eine schwere Kavalleriemasse heran, gerade auf die Flammen von Rahna zu, über Stock und Stein braust die reisige Masse dahin, ein Hohlweg, die Pferde brechen ein, die Reiter fliegen über den Hals ihrer Tiere, ein schnelles Anreißen der Zügel, was noch im Sattel sitzt, braust weiter. Das 37. Leichte (früher Pariser Polizeigendarmen) der Division Bonet wird überritten. Der Herzog von Ragusa, welcher abgesessen ist, muß sehen, wie er zu Fuß davon kommt. „Ich glaube," schreibt Odeleben, „wenn der Reitersturm noch 200 Schritt rasch vorging, so wurde der Kaiser mit seinem ganzen Gefolge gefangen, denn der Angriff und das französische Kleingewehrfeuer waren so lebhaft und nahe, die Dunkelheit so groß, daß man nicht wußte, ob Freund oder Feind schieße, weshalb denn die ganze Suite auseinanderprallte. Der Kaiser selbst war einige Minuten lang verschwunden, und man fragte sich besorgnisvoll: ‚Où est l'Empereur?' Diese Szene machte indessen dem heutigen Riesenkampfe ein Ende. Der Angriff der Reiterei, der von einem so ruhigen Bewußtsein der Kraft zeugte, war zwar durch das französische Fußvolk abgewiesen worden, aber der Kaiser konnte doch weder wissen noch sagen, ob vielleicht größere Massen bereit wären, in seiner Flanke und seinem Rücken eine Diversion zu machen." — Die Wirkung dieser, wenn auch in ihrem unmittelbaren Erfolg mißglückten, Attacke (laut Marmont seien 300 Husaren und die Gardes du Corps ganz vernichtet worden) war von großer moralischer Bedeutung für die verbündete Armee. Der Kaiser hielt es doch für nötig, seine Front etwas zurückzunehmen, und dies erleichterte am nächsten Morgen den Rückzug der Verbündeten vom Schlachtfeld. Gneisenau setzte es durch, daß man sich nicht während der Nacht wegschlich, sondern daß man auf dem Schlachtfeld biwakierte.

Übrigens geriet Dolffs Geschwader in solche Unordnung, daß es bis zur Elbe davonstob. Verirren läßt sich eben bei Nachtangriffen schwer vermeiden. Natürlich war Korps Ney ganz erschöpft, seine Milizjungen schlugen sich aber nicht schlechter als sein altes 122., das viele Spanienkämpfe mitmachte. Rousset und Fabry verschworen sich sozusagen, von Ney in diesem Feldzug kein Bein übrig zu lassen, doch werden wir für 490 Infanterie- und Artillerie- sowie 23 Kavallerieoffiziere sicher nicht mehr als 12500 Mann rechnen dürfen. Inklusive 30 sonstiger Artillerie- und Genieoffiziere betrug also nach allem früher Gesagten Napoleons Verlust höchstens 17000, freilich auch nicht 13000, wie Berndt angibt, dafür ist wiederum der gegnerische Verlust mit 10000 viel zu niedrig bemessen. Napoleon verbrauchte 39500 Kanonenschüsse.

Der Rückzug der Armee wurde nicht, wie Wolzogen irrtümlich berichtet, in Gegenwart der Monarchen noch auf dem Schlachtfelde beschlossen, sondern erst als diese bereits nach Groitzsch abgeritten waren in der bestimmten Hoffnung, daß am nächsten Tage der Kampf wieder aufgenommen werden würde. „Mir wird," schreibt Graf Henckel, des Königs Generaladjutant, „diese Zurückbewegung in frischer Erinnerung stehen. Während des Gefechtes ist man zu sehr angespannt und mit Ausübung seiner Pflicht zu sehr beschäftigt, als daß man anderen Gefühlen Raum geben könnte. Aber nach geschehener Blutarbeit tritt der Mensch wieder in seinen natürlichen Zustand zurück. Bei einer sehr finsteren Nacht konnten wir uns nur mit Mühe durch die Blessierten, Wagenkolonnen usw. durchwinden, geführt von einem Feldjäger mit Laterne. Allen andern äußern Eindrücken enthoben, hörte man nichts als das Wimmern und Schreien der Verwundeten. Indem man seinem Schöpfer dankte, für diesmal noch nicht unter diese Zahl zu gehören, fühlte man den tiefsten Abscheu gegen den, der imstande war, ohne gegründete Ursachen Kriege ins Unendliche fortzuführen und so das menschliche Leben kalt und erbarmungslos mit Füßen zu treten. Aber nur wenige Verwundete

Digitized by Google

mußten dem Feinde überlaſſen werden, alles andere wurde zurückgeſchafft. Wir kamen ſehr ſpät in Groitzſch an und ſetzten uns ſogleich zu Tiſch.

Der König konnte nicht aufhören, die Bravheit der Truppen mit freudiger Dankbarkeit anzuerkennen. Er und wir alle gingen in der feſten Meinung ſchlafen, daß am andern Morgen das Gefecht fortgeſetzt werden würde. Ich hatte den Dienſt, lag alſo auf einem Bund Stroh, in meinen Mantel gehüllt, vor der Tür des Königs. Mitten in der Nacht wurde ich von einer ruſſiſchen Ordonnanz geweckt, um ſogleich zum Kaiſer zu kommen, der ſchrägüber in der nämlichen Straße wohnte. Ich kann hier nicht unerwähnt laſſen, daß der Kaiſer Alexander einer der ſeltenſten und vortrefflichſten Menſchen ſeines Zeitalters war, dabei ein ſehr ſchöner und wohlwollender Herr, ſtets Freund ſeiner Freunde und überaus liebenswürdig gegen Untergebene, denen er ſein Wohlwollen einmal geſchenkt hatte.

Er war ganz angezogen und ſetzte mir auseinander, daß er genötigt ſei, den Rückzug bis zur Elbe zu befehlen, indem ſein Chef der Artillerie, General Jermolow, ihm angezeigt habe, daß nur noch wenig Munition übrig ſei, die erſt an der Elbe erſetzt werden könne; ich ſolle hiervon den König in Kenntnis ſetzen. Ich geſtehe offen, daß mich der Auftrag gar nicht anſprach, da er den Hoffnungen des Königs gänzlich entgegen war. Ich erwiderte daher, daß, da ich mit der ganzen Angelegenheit zu wenig bekannt ſei, ich ihn untertänigſt bitten müſſe, dem König ſelbſt darüber Mitteilung zu machen, den ich ſogleich wecken würde. Der Kaiſer, dem König wahrhaft ergeben, war ſichtbar in Verlegenheit und erwiderte mit „Wenn und Aber", ſo daß man deutlich ſah, wie ungern er daran ging. Ich wiederholte aber meine Bitte und eilte nun, den König zu wecken, indem der Kaiſer auf dem Fuße folgte. Auf der Straße angelangt, kam mir die Sache ganz verfänglich vor, denn es zogen eine Maſſe einzelner Soldaten durch die Stadt. Als ich zum König hineintrat, frug er: „Was iſt?" — „Der Kaiſer will Ew. Majeſtät ſprechen." — „Was will er denn?" — Ich hörte denſelben ſchon auf der Treppe und erwiderte nur: „Da iſt er ſchon."

Der König hatte nicht Zeit aufzuſtehen, er blieb daher im Bette liegen, als der Kaiſer hereintrat und ſich neben demſelben niederſetzte. Ich blieb mit dem Lichte in der Hand an der Tür ſtehen. Die Konverſation wurde franzöſiſch geführt. Der Kaiſer, in ſichtbarer Beklommenheit, mußte denn mit allen ſeinen mir ſchon mitgeteilten Argumenten heraustreten, was den König ſichtbar ergriff, der mit einiger Heftigkeit erwiderte: „Das kenne ich ſchon; wenn wir erſt anfangen zu retirieren, ſo werden wir bei der Elbe nicht aufhören, ſondern auch über die Weichſel gehen, und auf dieſe Art ſehe ich mich ſchon wieder in Memel." Der Kaiſer ſetzte auseinander, daß die Armee dadurch ihren Verſtärkungen entgegengehe und was dergleichen mehr war. Der König, wirklich entrüſtet, entgegnete: „Ich mache Ihnen mein Kompliment; ich muß aufſtehen," und nötigte ſo den Kaiſer, das Zimmer zu verlaſſen. Sowie er hinaus war, ſprang der König aus dem Bette und ging ans Fenſter, ausrufend: „Das iſt ja wie bei Auerſtädt!"

Der Tag fing an zu dämmern. Sogleich wurden die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere in Bewegung geſetzt und mußten zu dem jenſeitigen Tore hinaus, um die Vorzügler zu ſtopfen und wieder zu ihren Regimentern zu befördern. Der König ſelbſt zog ſich ſogleich an, und wir ritten nach der feindlichen Seite hinaus. In Pegau lagen die Verwundeten zu beiden Seiten auf der Straße Mann an Mann. Übrigens war aber die ganze Armee noch in ihrer geſtrigen Stellung, und es fand nirgends ein Gefecht ſtatt.

Die Retraite begann in aller Ruhe und Ordnung, da der Feind uns am Morgen nicht verfolgte. Wir ritten wieder über Pegau und Groitzſch, und nachdem der König ſich überzeugt, daß wieder Ordnung in die Voraneilenden gekommen war, wurde nach Borna geritten, wohin die Wagen vorausgegangen waren. Hier befahl der König, etwas zu frühſtücken, und der Koch mußte ein paar Koteletten machen. Dieſe waren aber noch nicht fertig, als der Major von Schöning, welcher mit den Garde-Dragonern ſchon geſtern zur Beobachtung vor der Stadt aufgeſtellt war, melden ließ, er würde ſich nicht halten können, indem er Infanteriekolonnen anrücken ſähe. Der König war ſo verſtimmt, daß es ſchwer hielt, ihn zum Aufbruch zu bewegen; er wollte erſt frühſtücken, was ich möglichſt beeilte, denn nun kam der Major von Schöning ſelbſt eiligſt hereingeritten, um den König zu beſchwören, ſich zu entfernen. Der König, der Kronprinz und meine Wenigkeit ſetzten ſich in den Wagen und fuhren nach Altenburg. Der Weg von Borna nach Altenburg zieht ſich eine Strecke ſo an der Stadt fort, daß man das Gefecht von weitem ſehen konnte. Den Kutſchern, die einen tüchtigen Trab fuhren, befahl der König, langſamer zu fahren, und da ich befohlen, daß die Reitpferde dicht hinter dem Wagen uns folgen ſollten, ſo ließ mich der König darüber an, worauf ich erwiderte: „Ich habe gedacht, daß wir uns zum wenigſten nicht im Wagen kriegen laſſen wollen."

Friedrich Wilhelm beſuchte in Altenburg den verwundeten General Scharnhorſt und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Die Verſtimmung des Königs gegen den Zaren wegen des Rückzugs war groß, und Scharnhorſt mußte gut zureden, daß zwiſchen den verbündeten Monarchen kein Riß entſtand. Der Schöpfer des neuen preußiſchen Heeres lag an ſeiner Wunde darnieder, der Ausgang der Schlacht hatte ihn ſeeliſch tief niedergedrückt. „Ich habe," ſo ſchrieb er ſeiner Tochter, „einen traurigen Tag gehabt: ſchlechte Führung der Armee vom Grafen Wittgenſtein, Mangel an allen Ideen von unſrer eigentümlichen Lage und

Digitized by Google

in der Schlacht ſelbſt keine Leitung des Ganzen: Was war da Großes zu erwarten?" Aber nichtsdeſtoweniger erkannte der klare Blick Scharnhorſts, daß, wie die Sachen lagen, der Rückzug unvermeidlich war. Dies ſetzte er dem König auseinander und trug ſo dazu bei, den tiefen Unmut ſeines Monarchen gegen die ruſſiſche Heerführung zu bannen.

Er hatte viel Blut geſehen, dieſer zweite Tag des Mai, der glänzend über der Erde auf- und niederging. Beſpritzt mit dem „beſonderen Saft" war die junge grüne Saat auf den Äckern um Großgörſchen, blutroter Tau hing an den Frühlingsblumen und Gartenſträuchern von Kaja und Rahna. Viele Tauſende junger Menſchenleben waren hier dem Blei und dem Stahl zum Opfer gefallen. Die einen pour la gloire de la France, für ein Phantom, das in Italiens Gefilden einſt aufſtieg und den Hermelin des Kaiſerreichs über die Schlachtfelder durch eine See von Blut ſchleifte. Sterbend, wir haben das erlebt, jubelten ſie noch mit ihren jungen erblaſſenden Lippen ihr „Vive l'Empereur" dem Manne entgegen, wenn er, im Sattel hängend, auf ſeinem Falben übers Schlachtfeld ſprengte. Die anderen, die aus Rußlands Steppen kamen, aus dem Kleinbauernſtand, hörig von Geburt ſeit Jahrhunderten, ohne Willen und im ſtummen Gehorſam für des Zaren Majeſtät, taten ihre Pflicht, wie ſie ihnen gelehrt war, ohne alle großen Ideen. Was kannten dieſe ruſſiſchen Hörigen, dieſe Söhne und Enkel Höriger, wohl von dem leuchtenden Frühling, der durch Deutſchland brauſte? Sie verſtanden zu ſterben, ſie hatten bei Borodino geſtanden wie Granitkolonnen, ſie ſtanden bei Lützen und wehrten ſich. Ein Mann wie der Prinz Eugen von Württemberg, Männer wie Konownitzin und Miloradowitſch wußten ſie auch zu einer gewiſſen Hingebung fortzureißen für „Väterchen", den allmächtigen weißen Zaren, für das heilige Rußland, aber der tiefe Schwung, der die Herzen emporriß, er war nicht in dieſen Reihen der ruſſiſchen Kämpfer. Und dann, ſeit ſie ihres Vaterlandes Grenzen verlaſſen hatten, fochten ſie als Verbündete des Königs von Preußen, fochten in der Meinung ihres begrenzten Verſtandes nicht mehr für die ruſſiſche Sache. „Wer die Ruſſen," ſagt Wolzogen, „bei Borodino geſehen hatte, erkannte ſie kaum wieder als die ſelben an. Sie meinten: nun, da Rußland vom Feinde befreit ſei, wäre es vorzugsweiſe Sache der Preußen, auch das ihrige zu tun."

Prinz Auguſt von Preußen
Nach einem Stich von Küſſener

Mag ein Mitkämpfer der heißen Schlacht hier ſeine Erlebniſſe erzählen:

„Um 6 Uhr früh am 2. Mai brachen wir aus einem Dorfe bei Borna auf. Um 10 Uhr ſtanden wir auf dem Schlachtfelde, aber noch ließ kein Laut ſich vernehmen; nach 11 Uhr geſchah der erſte Schuß, wir ſahen unſere auf den Anhöhen ſtehenden Poſten zurückgeſprengt und nun ging das Geknatter los. Bald miſchte ſich auch der Donner der Kanonen ein. Es hieß: unſer Bataillon gehöre zum zweiten Treffen; nach kaum einer halben Stunde hieß es: vorwärts Marſch! und wir ſtanden in der Schußweite der Kanonen. Unſere flinke Marketenderin lief noch von einem zu dem andern und ſchenkte fleißig ein, — die Armſte war die erſte Verwundete, eine Kanonenkugel zerſchmetterte ihr den linken Fuß, ſie wurde fortgetragen. Nur zweihundert Schritte von uns hielten der Kaiſer und unſer König auf einem Hügel und ſahen dem Gefechte zu. Plötzlich kommt ein Adjutant von ihnen zu unſerem Kommandeur geſprengt und ‚vorwärts Marſch!' ging es mit uns in den feindlichen Kugelregen hinein. Unſere Beſtimmung war, das vom Feinde beſetzte Dorf Großgörſchen zu nehmen. Drei- bis vierhundert Schritt davon machten wir halt und es wurden Tirailleurs vorgeſchickt. Jetzt hieß es: werft euch nieder! Vor uns war ein Graben, in den ſich das ganze Bataillon warf. Ich fand keinen Platz mehr in dem Graben mit vielen anderen, erwiſchte aber eine hohle Weide, hinter welcher ich mich der Länge nach hinlegte. Die großen und kleinen Kugeln brummten und pfiffen über uns weg, ja es ſchlugen auch einige an meine hohle Weide; jetzt wieder eine — und ich empfand einen Schlag am rechten Fuß. Ich fühlte und ſah geſchwind hin, es war jedoch nur eine matte Kugel geweſen. So ganz gemütlich war mir jedoch hinter meiner hohlen Weide nicht zumute, denn es iſt eine fatale Empfindung, ohne ſich verteidigen zu können, abzuwarten, ob man nicht eins abbekommt.

Digitized by Google

Mehrere von meinen Kameraden wurden hier schon verwundet und totgeschossen. Ein neues Kommando hieß uns jetzt aufstehen und es hieß: zum Sturm! Genug, wir gingen auf das Dorf im Sturmschritt vor, welches wir auch nahmen. Der Feind retirierte teils, teils versteckte er sich in die Häuser und feuerte daraus auf uns. Der große Haufe ging die Straße durchs Dorf, zwei Abteilungen, jede zu 20 Mann, gingen rechts und links. Ich war bei der, welche sich rechts hinter einem brennenden Hause nach einem Bauerngehöfte zog, wo es Kugeln in Masse regnete, von denen jedoch keine einzige traf; endlich stürzten 9 Mann Franzosen aus diesem Hause hervor und das Handgemenge begann. Ich bekam einen unbedeutenden Bajonettstich in die linke Hand, fünf Franzosen wurden erstochen und mit den Kolben erschlagen, die anderen vier baten um Pardon und ergaben sich als Gefangene. Von hier zogen wir 20 Mann in einen Garten hinter eine Mauer, von wo aus wir auf den retirierenden Feind feuerten, bis wir unsere Kameraden auf der großen Dorfstraße sahen. Nun legten wir uns sämtlich jenseits des Dorfes hinter eine vorteilhafte Erhöhung und feuerten mit dem schönsten Effekt auf den freistehenden Feind. Wären sogleich Kanonen und Kavallerie bei der Hand gewesen, so würde dies von großem Nutzen gewesen sein. Da diese aber fehlten und der Feind Miene machte, auf uns einzudringen, so mußten wir zurückgehen. Hier erhielt einer meiner besten Freunde einen Schuß durch die Lende, doch schleppten wir ihn mit uns fort. Im Dorfe erhielten wir Verstärkung und machten wieder Front, und das Feuern ging von neuem los. Der Feind schoß mit Kartätschen, die aber glücklicherweise größtenteils über uns weg flogen. Hier war es, wo unser braver Kommandeur einen Schuß durch den Kragen erhielt, daß er sich um und um drehte, der Tschako fiel ihm vom Kopfe, er blutete stark, wir legten ihm Schwamm auf die Wunde und verbanden ihn so gut es ging. Dann stellte er sich wieder tapfer an unsere Spitze. Der Leutnant von R. bekam mehrere Wunden, wollte aber durchaus das Schlachtfeld nicht verlassen und fand hier seinen Tod. Wir avancierten jetzt wieder munter bis zu dem zweiten Dorf Kleingörschen, nahmen es mit Sturm, mußten es aber auch wieder verlassen und uns auf das erste Dorf zurückziehen. Hinter den Dörfern sammelte uns der Prinz August wieder, und nachdem wir an diesem sehr gefährlichen Platze, wo Kanonenkugeln vor und hinter uns in die Erde schlugen, eine halbe Stunde lang auf der Erde liegend ausgeruht hatten, ging es wieder ins Feuer mit Sturmschritt durch das erste in das zweite Dorf. In diesem ging es nun wieder sehr hitzig her, so mancher lieber Kamerad fiel, bis wir endlich einen Graben erreichten, der 1½ Fuß tief voll Wasser stand, von wo aus wir dem Feinde viel, er uns nur wenig schaden konnte. Bald wich der Feind, und wir eilten, ihn zu verfolgen. Wir erreichten einen zweiten Graben, hatten aber hier einen schlimmen Stand; wir verloren viel Leute, der Feind aber noch mehr. Dieser aber kam jetzt im Sturmschritt in Kolonne heran, und da wir sehr geschwächt waren, mußten wir zurück. Bei diesem Zurückgehen hatten wir eine große Gefahr zu bestehen, indem wir uns mitten durch das Kanonenfeuer der Franzosen, Preußen und Russen hindurchziehen mußten. — Es fing schon an dunkel zu werden; nach einer halben Stunde stießen wir auf einen großen Teil unserer Korps im engeren Sinne, d. h. Füsiliere und Gardejäger, welche sich hier gesammelt hatten; auch ungefähr zehn Mann von unserer Kompagnie fanden sich hier wieder ein. Der Kanonendonner währte bis elf Uhr. Die brennenden Dörfer, welche ringsum den Horizont begrenzten, leuchteten uns auf unserem stillen Wege. Die Nacht über wurde auf dem Schlachtfelde biwakiert, doch wußte keiner zu sagen, ob wir es behaupten würden. Aber geschlafen haben wir diese Nacht wie die Ratzen, früh um 4 Uhr wurde zum Aufbruch angetreten; wir erfuhren, daß wir zu einer zweiten Schlacht für einen der nächsten Tage uns bereit halten sollten. Wie's auch kommen mag, so lange unsere Herzen noch frisch und munter schlagen, wird kein Deutscher verzagen."

Wir wollen sagen: Großgörschen war eine Preußenschlacht, die erste große Preußenschlacht dieses Völkerfrühlings von 1813. Hier waren Mächte wirksam, hier war ein Geist wach geworden, dem der große Rechner, der Feldherr der Franzosen fassungslos gegenüberstand. „Ces bêtes là ont appris quelque chose." „Diese Dummköpfe haben etwas gelernt," sagte er achselzuckend, als die preußische Minderzahl seinen stürmenden Divisionen wieder und wieder das Dorf Kaja entriß. Beispiele über Beispiele für den heiligen Zorn wären hier zu registrieren. „Ein ritterlicher Geist," heißt es im Schlachtbericht des Generals von Scharnhorst, „beseelte unsre Scharen. Den schönsten Zug davon kann ich als wahrhafter Augenzeuge anführen. Als gegen Abend auf unsern rechten Flügel unerwartet eine große Übermacht eindrang und die eroberten Dörfer uns in dem Augenblick wieder nahm, als keine neuen Truppen zum Ersatz gleich da waren, versammelte sich ein Klumpen von den verschiedenen Bataillonen, welche nach und nach auf diesem Platz gefochten hatten, und vereinigte sich, ihn wieder zu erobern. Er war nur klein, niemand dachte an die Anzahl. Vorwärts, Brüder! Hurra! schrie der ganze Haufe, und so warf er sich in das Dorf, stieß alles nieder, drang durchs Dorf; hier erfolgte ein mörderisches feindliches Feuer; manche fielen — der Haufe stutzte — gleich darauf hörte man ‚Vorwärts! Hurra!', und so stürzte man sich wieder auf den Feind, verfolgte ihn bis an den Ausgang der anderen Dörfer. Indes kamen zwei, bald nachher noch zwei Kanonen zur Unterstützung an. Man sah hier russische und preußische Offiziere vom zurückstehenden Korps, auch ein paar englische Offiziere als Freiwillige fechten. Gemeine Soldaten und Offiziere waren sich gleich.

Digitized by Google

Man sah überhaupt in dieser Schlacht keinen Verwundeten, solange er noch gehen konnte, ohne Gewehr; niemand war bereit, die Verwundeten zurückzuführen, jeder wollte nur fechten. Man sah keinen Ausgezogenen (Geplünderten) der Gefallenen. Ein höheres heiliges Gefühl hatte die Streiter ergriffen. Die unerfahrenen Jünglinge von den Regimentern und den freiwilligen Jägerdetachements, welche noch nie im Feuer gewesen waren, fochten gleich den sieggewohnten russischen tapferen Soldaten. Keiner hatte hier einen Vorzug vor dem andern!" — Und dann der ehrliche Plotho, der Chronist des Feldzuges — er sagt: „Es gibt in der Geschichte der Welt unter den unzähligen Schlachten dennoch nur wenige, wo ein Kriegsheer und jeder einzelne, von so edlen Gefühlen ergriffen, für den allgemeinen Zweck so persönlich kämpfte, als die tapferen preußischen Vaterlandsverteidiger in den Ebenen von Lützen. Es kämpfte hier kein Kriegsheer gewöhnlicher Art, sondern es kämpfte die Blüte des preußischen Volkes und sein gebildeter Teil, von den Gefühlen der Liebe zum Vaterlande und für wahre Ehre begeistert. Glühende Rache entbrannte das Gemüt und der Kampf war eine Ehrensache, die jeder einzelne mit dem Feinde auszufechten hatte. Die Toten ringsumher lagen da mit verklärtem Angesicht, denn sie waren mit dem Gefühle aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und sich selbst gerächt, auch hörte man keinen Klageton der Verstümmelten, weil alle edleren Gefühle selbst den Schmerz besiegten, keine Trauer über den gefallenen Freund und Waffenbruder, denn er war ruhmvoll gefallen. Das dankbare Vaterland würde ja seinen Namen nennen als eines Helden, dem es seine Rettung verdankt. — Es war beneidenswert, in den lichten Augenblicken der dunklen Schlacht, als die Preußen den Sieg zu erkämpfen vermeinten, den ruhmvollen Tod gefunden zu haben, denn unglücklich dünkten sich jene, die, als es Abend geworden, das mit so edlem Blute so teuer erkaufte Schlachtfeld dem Feinde überlassen mußten. Als man da mit wenig Hoffnung in die Zukunft blickte, erneuerte sich in jedem das Gelübde, sein Leben freudig daran zu setzen!" — Wir wollen von dieser etwas überschwenglichen Pathetik des ehrlichen Mannes einiges abziehen. Keiner stirbt schließlich gern, und schwere Wunden pflegen zu brennen, Verwundete zu wehklagen (wie Henckel es hörte, als er mit dem König über das Schlachtfeld ritt). Aber in großen Linien trifft Plotho dennoch die Seelenstimmung, welche diese Kämpfer von Großgörschen beherrschte. Ihnen allen, die da gestürmt und gefochten hatten, denen des Feindes Blei einen guten Kameraden von der Seite gerissen, wurde es sicher bitterlich schwer, die heißumstrittenen Dörfer aufzugeben und das Schlachtfeld zu räumen. Stundenlang schien es, daß der Sieg mit seinem Lorbeer über ihnen schwebte, dann kamen plötzlich einige kluge Schachzüge des großen Feldherrn da drüben, und sie waren um alle Früchte betrogen. Man hat von dieser Schlacht gesagt, daß der taktische Sieg auf seiten der Verbündeten war, der strategische Sieg auf seiten des Kaisers Napoleon.

Genug, der Rückzug begann in der Morgenfrühe des nächsten Tages, in straffer Ordnung, sozusagen mit drohender Gebärde nach rückwärts. Der alte Gebhard Leberecht von Blücher war es, welcher das rechte Wort traf, als er an der Marschlinie der preußischen Bataillone entlang ritt und den Soldaten zurief: „Guten Morgen, Kinner, dit Mal hat et gut gegangen, die Franzosen sind et gewahr geworden, mit wem sie zu duhn haben. Der König läßt sich bei euch bedanken. (Dies letztere mit einem Schwenken der Blücherschen Feldmütze.) Die Franzosen werden sich schon besinnen, uns wieder anzugreifen, uns is dat Pulwer alle geworden, darum gehen wir zurück bis achter die Elbe. Da kommen denn mehr Kameraden und bringen uns wieder Pulwer und Blei. Und dann gehn wir wieder ruff uff die Franzosen, dat sie die schwere Not kriegen! — Wer nu seggt, dat wir retirieren, dat is een Hundsfott, een schlechten Kerl! Guten Morgen, Kinners!" Blücher war ein geborener Volksredner, und wenige Menschen besaßen so wie er die Gabe, aus dem Stegreife zu sprechen und den Gang der Rede den Vorstellungen seiner Zuhörer anzupassen. Jedenfalls waren diese Blücherworte hier am rechten Platz.

Die Opfer? In wenig Sekunden schreibt die Hand die jammervollen Zahlen nieder, aber jeder einzelne in diesen Zahlen war der Sohn einer Mutter, mit Schmerzen geboren, erzogen und gefördert in Liebe und Sorge — zu diesem Ziel? Ihrer lagen nach den Berichten tot und verwundet an 25000 auf der Walstatt. Das scheint zu wenig. Preußische Einzelangaben sind allzu widerspruchsvoll! Leibgrenadierbataillon 350 Mann Verlust auf nur 9 Offiziere, Leibregiment nur 590 auf 15, Yorks 1. Ostpreußisches gar nur 335 auf 26, 10. Reserve nur 114 auf 7, 2. Westpreußisches auf 30 Offiziere nur 638, 1. Schlesisches auf 37 nur 760, dagegen 1. Westpreußisches 875 schon auf 30, 1. Garde 1000 auf 38, Schlesische Ulanen 100, Westpreußische Ulanen 8 auf 80, Brandenburgische Kürassiere 6 auf 140. Die Unglaubwürdigkeit springt ins Auge, daß auf 303 Offiziere nur 8073 Mann verloren. Vermutlich 10500 Preußen, 3500 Russen. — „Gegenwärtig," schrieb General Franquemont, der Kommandeur der württembergischen Truppen am 3. Mai an seinen König, „stehen die Truppen Eurer Majestät auf einem Teile des Schlachtfeldes. Die Schlacht vom 2. Mai war sehr blutig, die Stadt Naumburg sowie die ganze Umgebung ist voll von blessierten Franzosen. Der Weg von Naumburg nach Weißenfels war auch damit bedeckt; man rechnet 12000 blessierte Franzosen. Auf dem Schlachtfelde mögen noch 4000—5000 Tote, meist Preußen und Russen,

Digitized by Google

unbegraben liegen. Die verwundeten Preußen und Russen ließ man ohne Verband liegen, ich ließ sie verbinden."

Das Offizierkorps hatte außerordentlich starke Verluste gehabt. Gleich im Anfang fiel der Prinz Leopold von Hessen-Homburg. Seine Todeskugel hatte den Weg gerade durch den Stern des schwarzen Adlerordens genommen. Ein Husar legte ihn vor sich auf den Sattel und brachte den Sterbenden zum Monarchenhügel, wo der Prinz alsbald verschied.

Gefangene gab es auf beiden Seiten nur wenig; es war keine Zeit gewesen, viele Gefangene zu machen. Es erhellt die Wut des Kampfes, daß fast sämtliche in die Hände der Franzosen gefallene Gefangene verwundet waren. Wer nur irgend noch einen Schuß im Lauf hatte, nur irgend die Hand an den Degengriff legen konnte, kapitulierte nicht. Die verbündete Armee selbst führte 800 (n. a. nur 4 Off. 455) gefangene Franzosen mit sich. Das entspricht nicht den Angaben der französischen Armee, daß 2500 Mann vermißt wurden. Aber die wütenden Gewaltstöße der preußischen Bataillone hatten gerade um die Mittagszeit, als der Kaiser noch nicht auf dem Schlachtfeld erschienen war, einige Tausend Flüchtlinge ins Land hineingesprengt.

Auf seiten der Verbündeten hielt man zunächst aus Rücksicht auf die Manneszucht, mehr wohl noch aus politischen Rücksichten, die Fiktion eines Sieges aufrecht. Während die Armee im vollen Rückzug gegen Dresden war, erschien an den Mauern der Elbresidenz ein Anschlag, welcher einen schönen Sieg bei Großgörschen verkündete. Die frohe Botschaft wurde sofort durch Kuriere weitergesandt. In Breslau erließ das Gouvernement die folgende Kundgebung: „Nach einer soeben aus dem Hauptquartier eingetroffenen offiziellen Nachricht ist am 2. dieses Monats zwischen Weißenfels und Leipzig eine blutige Schlacht geliefert worden, in welcher die verbündeten Truppen das Schlachtfeld behauptet haben. Man erwartet stündlich die näheren Umstände." — Ja, diese näheren Umstände sahen allerdings sehr seltsam aus. Der Siegesnachricht folgten lange Reihen von Wagen mit Verwundeten und es geschah ein eiliger Truppendurchmarsch, der nicht gerade auf eine Vorwärtsbewegung einer siegreichen Armee hindeutete. „Der Preußenkönig," erzählt ein Zeitgenosse, „kehrte nach Dresden in seine vorige Wohnung zurück, vor welcher sich eine große Menge bekümmerter Einwohner ansammelte. Die Angst wuchs, als man den König nebst seinem Sohne den Reisewagen besteigen sah, und sie gab dem Volkshaufen den Mut, den König um den Stand der Dinge zu befragen. Ich war Ohrenzeuge dieser Antwort, welche der König leutselig erteilte, und die also lautete: ‚Seid ruhig, Kinder, wir haben einen schönen Sieg erfochten, es wird noch alles gut werden.'

Die Trostworte standen aber mit der Tat nicht in Einklang, denn der König fuhr durch dasselbe Tor davon, durch welches er wenige Wochen vorher als unser freudig bewillkommter Befreier seinen Einzug gehalten hatte. (Damals, als weißgekleidete Ehrenjungfrauen ihm und dem Zar-Befreier Lorbeerkränze auf Vorschuß überreichten!) Bald schwand auch der letzte Zweifel, auf wessen Seite der Sieg gewesen sei. In drei dichten Heersäulen wälzte sich die verbündete Armee dem Elbstrome zu und ergoß sich, bunt durchmengt, in eiliger Flucht über die drei Brücken daher. Wie kontrastierten dieser Rückzug und das schmerzliche Wimmern der Schwerverwundeten bei dem Rumpeln der Bauernwagen über das harte Steinpflaster mit den schönen Maitagen, wie sehr das freudige Jubilieren der Lerche in der blauen Luft mit dem dumpfen Schweigen der Regimentsmusik! Keine Trommel, keine Trompete, kein Horn regelten mit ihren Klängen den eilenden Marsch der Krieger, die nur darauf bedacht waren, den schützenden Strom zwischen sich und den verfolgenden Feind zu bringen."

Es war nicht anders. Mochten in Dresden und Breslau siegkündende Maueranschläge erscheinen, mochte man in Berlin die Glocken läuten und in allen Kirchen Tedeums singen, — der „kleine Korporal" hatte seine Schlacht gewonnen, seine Infanterieschlacht, seine bataille d'Egypte. Die Früchte dieses ersten Siegs mit rascher Hand zu pflücken, war er der Mann.

Digitized by Google

2. Kapitel

Dresden

Der Kaiser Napoleon war am Abend der Schlacht nach Lützen zurückgeritten mit demselben Gedanken wie auch die verbündeten Monarchen, daß der nächste Tag ein erneutes Ringen brächte. Noch in der Nacht 1 Uhr empfing der Vizekönig den kaiserlichen Befehl, mit der 35. Division und den Teilen des Armeekorps Lauriston über Eisdorf hinaus vorzudringen und auf den rechten Flügel des Feindes kräftig zu drücken, um ihn von seiner natürlichen Rückzugsstraße auf Dresden abzuschneiden. Die Überbringung des Befehls an den General Lauriston war indes nicht so leicht, noch zeigten sich flinke Kosaken in starken Abteilungen bereit, jede Estafette abzufangen. Der Vizekönig ließ eine ganze Voltigeurkompagnie marschieren, um den Befehl sicher durchzubringen.

Noch in der Morgendämmerung saß der Kaiser im Sattel. Auf dem Schlachtfeld hatten sich die französischen Truppen in großen Vierecken aufgestellt und begrüßten den Imperator mit brausendem Jubel. Aus dem zusammengerafften, hastig geschaffenen Heer war in der Weißglühhitze dieses Schlachtgetümmels ein Ganzes zusammengeschweißt, war, nachdem es nur wenige Tage im Felde stand, wieder eine siegreiche Armee geworden, in welcher jeder einzelne teil hatte an den großen Traditionen des französischen Waffenruhmes. „Die militärische Haltung," sagt Odeleben, „welche in diesem neuen wie durch einen Zauberstab hervorgebrachten und versammelten Heere herrschte, war hier wirklich bewundernswert, und mußte man auch den französischen Soldaten wegen seiner Freveltaten verabscheuen, so flößten doch der militärische Geist, die Leichtigkeit im Marsche und die Tapferkeit der jungen, so schnell gebildeten Truppen, welche den geübtesten an die Seite zu stellen waren, Erstaunen ein."

In einer Proklamation hatte der Kaiser diesen Truppen seinen Dank ausgesprochen für den Sieg von Lützen. Sie ist ganz in dem Bulletinstil gehalten, der allmählich in Europa bekannt genug geworden war, aber dennoch seine Wirkung bei der Adresse, an welche sie gerichtet wurde, nie verfehlte:

Kaiserliches Hauptquartier Lützen, 3. Mai 1813.

Soldaten, ich bin mit Euch zufrieden! Ihr habt meine Erwartung erfüllt. Ihr habt durch Euren guten Willen und Eure Tapferkeit alles ersetzt. Ihr habt in der berühmten Schlacht vom 2. Mai die vom Kaiser Alexander und vom König von Preußen befehligte russische und preußische Armee geschlagen und in die Flucht gejagt. Ihr habt dem Ruhm meiner Adler einen neuen Glanz gegeben; Ihr habt gezeigt, wessen das französische Blut fähig ist. Die Schlacht bei Lützen wird höher gestellt werden als die Schlachten bei Austerlitz, Jena, Friedland und an der Moskwa. Im vorigen Feldzug hat der Feind kein anderes Heil gegen unsere Waffen gefunden, als indem er die wilde Weise der Barbaren, seiner Ahnen, befolgte. Tartarische Horden haben seine Felder, seine Städte, selbst das heilige Moskau niedergebrannt. Jetzt sind sie in unsere Gegenden gekommen, indem ihnen alle Taugenichtse und Deserteure von Deutschland, Frankreich und Italien vorangezogen, um zu Aufruhr, Anarchie, Bürgerkrieg, Mord aufzureizen; sie haben sich zu Aposteln aller Verbrechen aufgeworfen. Sie wollten einen moralischen Brand zwischen der Weichsel und dem Rhein entzünden, um nach dem Gebrauch der despotischen Regierungen Wüsten zwischen uns und sich zu setzen. Die Unsinnigen! Sie kannten die Liebe der Deutschen zu ihren Fürsten (sollte heißen „Rheinbundfürsten"), ihre Klugheit, ihren ordnungsliebenden Geist und ihr gesundes Urteil nicht. Sie kannten die Macht und die Tapferkeit der Franzosen nicht.

In einer einzigen Schlacht habt Ihr alle diese vatermörderischen Komplotte vereitelt. Wir werden diese Tartaren in ihre fürchterlichen Himmelsstriche, die sie nicht überschreiten sollen, zurückjagen. Sie sollen in ihren eisigen Wüsten bleiben, dem Aufenthalt der Sklaverei, der Barbarei und der Bestechlichkeit, wo der Mensch zum Tier herabgewürdigt ist.

Digitized by Google

Ihr habt Euch um das ziviliſierte Europa verdient gemacht. Soldaten! Italien, Frankreich, Deutſchland danken Euch!

Der Kaiſer ritt an verſchiedene Stellen des geſtrigen Schlachtfeldes heran, muſterte die einzelnen Brigaden und prüfte auch vielfach das Detail am einzelnen Mann; dann ſaß er mehrere Stunden an dem großen lodernden Wachtfeuer, das inmitten eines Vierecks der alten Kaiſergarde bei Großgörſchen angezündet war. Als dann gegen $^1/_2$10 Uhr dem Kaiſer die Gewißheit wurde, daß die verbündeten Heere im Rückzug ſeien, gab er ſeine Befehle zur Verfolgung. Die ruſſiſche Artillerie hatte auf den Abhängen von Pegau Stellung genommen und donnerte noch einige Abſchiedsgrüße hinüber. Der Herzog Eugen von Württemberg kommandierte die ruſſiſche Arrièregarde, der Oberſtleutnant von Steinmetz das Regiment Kolberg zur Deckung des Rückzugs. Später, auf dem linken Elbufer, übernahm Miloradowitſch mit ſeiner Reſervearmee die Deckung. Im übrigen hatte auch bei dieſem Rückzug, ähnlich wie in der Schlacht, jeder Unterführer für ſich und ſeine Truppen ſelbſt zu ſorgen, die Einheit des Kommandos mangelte völlig. Es war ein Glück, daß die Franzoſen keine genügende Kavallerie hatten und daß die wütende Tapferkeit der Preußen die franzöſiſchen Führer vorſichtig machte; zudem mußte das 3. Armeekorps des Marſchalls Ney auf dem Schlachtfelde zurückbleiben, um ſich einigermaßen zu ſammeln, ſo ſehr waren die Verbände auseinandergekommen. Mit klarem Blick dirigierte der Kaiſer ſeine Korps zur Verfolgung des Feindes. Wenn er nur Kavallerie gehabt hätte! Was war das für eine glänzende Verfolgung geweſen nach Jena und Auerſtädt! Wie biſſige Jagdhunde hingen ſich damals ſeine Marſchälle an die flüchtigen und zerſprengten Heeresteile der Preußen. Wie war doch ſo manches anders geworden ſeitdem. Der zerfetzte Körper von Johann Lannes lag im Panthéon zu Paris; Bernadotte, der Blücher bei Lübeck ſtellte, war Kronprinz von Schweden geworden und ſtand im Lager der Verbündeten da drüben, ſein Schwager Joachim Murat zettelte an einem Bündnis mit England und war ſchon halbwegs auf der Seite ſeiner Gegner. Jedenfalls das Schlachtfeld von Lützen ſah ihn nicht; Napoleon mußte Gewalt gebrauchen, um den guten Schwager endlich zur Armee zu bringen. Erſt als die zwei Siege von Lützen und Bautzen zu verzeichnen waren, gefiel es dem König von Neapel wieder, ſein Kommando anzutreten. Der Kaiſer wollte durch verdoppelte Tätigkeit (wenn er jemals ſeine Tätigkeit überhaupt verdoppeln konnte) alles antreiben, anfeuern, im Zug halten. „Zum Teufel, Sie kriechen ja," ſchrie er einen General an, deſſen Kolonne nicht raſch genug vorankam. Aber trotz alles Treibens gelang es ihm nicht, das verbündete Heer zu ſtellen, es blieb bei kleinen Nachhutgefechten. Der Kaiſer trieb und trieb. Bei Colditz an der Zwickauer Mulde gelang es dem Vizekönig faſt, den preußiſchen Oberſtleutnant Steinmetz abzuſchneiden. Miloradowitſch mußte unter dem Grafen Saint-Prieſt Verſtärkung ſchicken, um die Preußen zu unterſtützen. Das Gefecht war verluſtreich für die Verbündeten, es blieben an 500 Mann tot und verwundet auf dem Platze, dazu fielen einige Hunderte Gefange in die Hände des Vizekönigs. Dennoch war der Kaiſer unwirſch: „Sie hätten mir 3000 Gefangene einbringen ſollen," ſchrieb er dem Vizekönig. Bei Roſſen machte Miloradowitſch von neuem Front gegen den andrängenden Vizekönig, — mit Glück. Dieſer Miloradowitſch war überhaupt ein findiger Kopf, ein origineller Kauz, wir kennen ihn vom ruſſiſchen Feldzug her. Er war furchtbar ehrgeizig und eiferſüchtig auf Wittgenſtein. Als er während dieſes letzten Gefechtes vom Oberkommando widerſprechende Befehle bekam, nahm er Gelegenheit, ſeinem Rivalen einen Nadelſtich zu verſetzen. „Vermelden Sie Ihrem Chef," ſagte er dem Adjutanten, „daß ich, als er noch unter meinem Kommando ſtand, ihm niemals widerſprechende Befehle gegeben habe." — „C'était là toute ma vengeance," wandte er ſich dann lächelnd an ſeinen Begleiter Danilewsky.

So trieb der Kaiſer die verbündeten Armeen vor ſich her gegen Dresden. Er verfolgte in zwei Kolonnen, denn er glaubte (und konnte wohl in einigen ihm zugegangenen Nachrichten die Beſtätigung finden), daß ſich die Ruſſen auf ihrer natürlichen Rückzugsſtraße weiter bewegen würden, während die preußiſche Armee nach Norden marſchierte, um vor allen Dingen die Hauptſtadt Berlin zu decken. Der Marſchall Ney erhielt ſchon am 4. Mai ſeine beſondere Miſſion. Er ſollte einige Verſtärkungen an ſich ziehen, das Korps Victor, das Korps Reynier, zunächſt allerdings nur aus der Diviſion Durutte beſtehend, die Kavalleriediviſion Sebaſtiani, und dann mit dieſer Nebenarmee über Torgau nach Berlin vorſtoßen. In Torgau war, wie wir wiſſen, das ganze ſächſiſche Militär interniert, tapfere Truppen, für den Kaiſer eine nicht zu unterſchätzende Verſtärkung. Der Fürſt von der Moskwa traf noch am Spätnachmittag des 4. Mai in Leipzig ein. Eine demütige Bürgerdeputation empfing ihn und mußte alsbald eine lange Rede des franzöſiſchen Statthalters ertragen, in welcher er ganz im Stile ſeines Oberherrn den Stadtvätern von Klein-Paris den eigentlichen Zweck des ganzen Krieges eröffnete. Es handle ſich, rief der Marſchall pathetiſch aus, darum, ob die Ziviliſation von Europa den Koſaken preisgegeben werden ſollte oder nicht.

Der Marſchall hielt am 5. Mai eine Revue über ſein Korps und die herbeigezogenen Verſtärkungen. „Die Truppe iſt ſchön und zahlreicher, als ich erwartete," meldete er ins Hauptquartier. Aber als der Vor-

Digitized by Google

marsch über Torgau vor sich gehen sollte, stieß der Graf Reynier auf einen höchst widerspenstigen General von Thielmann, der die Franzosen nicht in die Festung einlassen wollte: Befehl Seiner Majestät des Königs Friedrich August, der zitternd und bebend in Prag saß, daß weder Franzosen noch Preußen noch Russen in die Festung sollten. Was war zu machen? Reynier mit seiner Division Durutte machte auf den Süptitzer Höhen halt und mußte notgedrungen der Dinge warten, die da kommen sollten. Selbst der Marschall, der noch am 8. Mai vor Torgau erschien, immer hübsch in Kanonenschußweite, wie General Thielmann das forderte, konnte dem halsstarrigen Manne keine Festungsschlüssel abgewinnen. Er mußte sich einrichten, bei Wittenberg über die Elbe zu gehen. So wurde der Vormarsch auf Berlin sehr wider den Willen des Kaisers verzögert.

Aber schon wünschte in Prag ein schwankender König, daß er nie und nimmer einen so renitenten Befehl in bezug auf Torgau gegeben hätte. Schon waren durch einen Augenzeugen die Nachrichten über Napoleons Sieg bei Großgörschen nach Prag gelangt und hatten eine unglaubliche Bestürzung hervorgerufen, eine zerknirschte Stimmung, die kaum noch einer Steigerung fähig war, als der französische Gesandte Baron de Serra am 9. Mai erschien und das letzte Ultimatum überreichte. Der siegreiche Kaiser führte eine andere Sprache als die verbündeten Monarchen, da sie um den Beitritt des Königs warben: Entweder Mitglied des Rheinbundes und Kronenträger von Sachsen oder — beides nicht mehr. Sechs Stunden Bedenkzeit. Draußen in den Vorzimmern wartete der französische Geschäftsträger Baron Montesquiou in dieser besonderen Sendung. Dieser Montesquiou pflegte in solchen entscheidenden Augenblicken aufzutauchen. So war er im Hauptquartier des Prinzen Hohenlohe vor der Schlacht von Jena aufgetaucht, wo ihn einige klare Augen für einen Spion hielten, während der gute Fürst Hohenlohe ihn zur Tafel zog und allzu höflich behandelte. Dieser Franzose also war da. Was sollte wohl in solcher Lage ein armer König von Sachsen tun? Er und sein Minister fanden in dieser Entscheidungsstunde nichts als unbedingte Unterwerfung; ein gnadeflehender Brief der sächsischen Majestät an den großen Protektor des Rheinbundes: hier ist alles, großer Kaiser, was du verlangst, die Schlüssel der Festung Torgau, meine Kanonen, meine Fußsoldaten, meine schöne, so sorgsam gehegte Reiterei, — alles, alles, mein Kaiser, was du verlangst! So fiel der arme Friedrich August um, ließ Österreich und den ganzen Neutralitätsvertrag im Stich, erklärte ausdrücklich auf den Wunsch Napoleons: Er betrachte sich noch als Mitglied des Rheinbundes, sei gewillt, die ihm obliegenden Verpflichtungen zu erfüllen, und habe mit keiner Macht einen Vertrag geschlossen (Oh, oh!), der den Grundlagen des Rheinbundes zuwider sei. Am selben Tage noch sattelten Kuriere, brachten königlichen Befehl nach Torgau, daß die Festung dem Marschall Ney zu übergeben sei. Major von Watzdorf brachte den Befehl. Der König schrieb:

„Mein lieber General Freiherr von Thielmann, ich finde mich bewogen auf das neuerliche Anliegen Seiner Majestät des Kaisers von Frankreich Torgau und deren Besatzung den Befehlen des anderweitig zum Kommandanten des 7. Armeekorps bestimmten Generals Grafen Reynier zu untergeben. Sie haben sich hiernach zu achten und werden sich mit dem General Grafen Reynier insonderheit darüber, welcher Teil der Garnison zum Dienst der Festung verbleiben und welcher dagegen zur Formierung des 7. Armeekorps herausgezogen werden soll, gehörig zu vernehmen wissen.

Friedrich August."

General Thielmann saß eben beim Diner, als er diesen Brief erhielt. Er las, behielt seine Haltung, aß ohne eine Miene zu verziehen weiter und führte das Gespräch fort. Nachmittags 5 Uhr rief er die Generale und Stabsoffiziere zu sich, übergab dem General Steindel das Kommando der Festung und den Befehl des Königs. Von Oberstleutnant Aster begleitet, begab er sich dann in das russische Hauptquartier nach Wurschen bei Bautzen, wo der Kaiser Alexander ihn mit offenen Armen aufnahm und zum russischen Generalleutnant ernannte. „Die Festung Torgau," schrieb er seinem König, „ist übergeben, und ich lege Eurer königlichen Majestät meine 32 jährigen Dienste alleruntertänigst zu Füßen." Das war der Schluß der Tragikomödie von Torgau. Ein unentschlossener General, „kein York", wie er selbst sagte. Aber der Fall von Torgau war für die Verbündeten ein schwerer Schlag, wie er ein großer Gewinn für den Kaiser Napoleon war. Eine starke dominierende Elbfestung und fast 12000 Mann frischer Bundestruppen, um die dezimierten Reihen von Lützen auszufüllen; eine der willkommenen Früchte des Sieges von Großgörschen.

Inzwischen hatten sich die französischen Kolonnen an Dresden herangeschoben. Der Kaiser brannte darauf, den Elbübergang schleunigst zu erzwingen, um der verbündeten Armee an den Fersen zu bleiben. Am 8. Mai sollte das kaiserliche Hauptquartier in Wilsdruff bleiben, aber sobald der Kaiser erfuhr, daß die Avantgarde des Vizekönigs schon in Dresden eingerückt sei, litt es ihn nicht länger. Er wandte sein Pferd und rief den nächsten Ordonnanzoffizier: „Allez à Dresde, amenez la députation chez moi. J'ai nommé le Général Durosnel Commandant de Dresde. Allez au galop!" „Reiten Sie nach Dresden,

Digitized by Google

führen Sie mir die Deputation vor. Ich habe den General Durosnel zum Kommandanten von Dresden ernannt. Reiten Sie rasch!"

Während der Ordonnanzoffizier im Galopp nach Dresden hineinsprengte und die Deputation zusammentrommelte, ritt Napoleon an der Spitze seines Stabes auf der Chaussee vorwärts. Eine halbe Stunde vor der Stadt, unweit des Chausseehauses, an der Freiberger Straße kam ihm die Deputation der Stadtväter von Dresden entgegen und bat in untertäniger Rede um Schonung der Stadt. „Qui êtes-vous?" entgegnete barsch der Kaiser. — „Mitglieder der Munizipalität, Euer Majestät." „Avez-vous du pain?", und ohne eine Antwort abzuwarten der Befehl: „Qu'ils fournissent du pain, de la viande, du vin." „Es muß Brot, Fleisch, Wein herbeigeschafft werden." Ja, um Gottes willen, woher nehmen? Eben hatte sich die verbündete Armee, oder doch große Teile derselben, durch das unglückliche Dresden gewälzt, jetzt folgten die großen französischen Heeresmassen; den Mitgliedern der Munizipalität mochte bei der kaiserlichen Forderung angst und bange werden. Aber jetzt ging's erst los, jetzt sprudelte die korsische Zunge Vorwurf über Vorwurf gegen die bestürzten de- und wehmütig mit dem Hut in der Hand dastehenden Dresdner Bürger hervor: „Sie hätten verdient, daß ich Ihre Stadt als eine eroberte behandelte, ich weiß alles, was Sie während der Anwesenheit der alliierten Monarchen hier getrieben haben, ich habe die Liste der Freiwilligen in meinen Händen, die Sie gegen mich mit einer Großmut und Freiwilligkeit einkleideten und ausrüsteten, welche selbst die Feinde überraschte. Ich kenne die Lästerungen und den Spott, den Sie gegen mich und Frankreich ausgestoßen haben, und die niederträchtigen Schmähschriften, die Sie jetzt verbergen und verbrennen möchten. Das friedliche Entzücken, dem Sie sich beim Einzuge des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen überließen, ist mir nicht unbekannt geblieben. Noch hängen an Ihren Häusern die Fetzen der Girlanden und noch liegt der Mist der Blumen auf den Straßen, die die Töchter Ihrer Stadt meinen Feinden gestreut haben." Je heftiger der Kaiser sprach, um so krummer wurden die Rücken der Dresdener Stadtväter. Sein Zorn schien sich zu sänftigen. — „Aber ich will Ihnen dieses alles verzeihen. Danken Sie es Ihrem Könige, er ist Ihr Schutzgeist. Senden Sie sofort eine Deputation ab, die ihn bittet, Ihnen bald seine Gegenwart zu schenken. Nur aus Liebe zu Ihrem König verzeihe ich Ihnen. Übrigens sind Sie ja schon bestraft genug durch die Administration des Barons vom Stein, den Ihnen Kutusow geschickt hat. Sie wissen ja nun, was Sie von den guten Gesinnungen der Alliierten zu halten haben. Ich verlange für meine Truppen nichts, als was Sie den Russen und Preußen bewilligt haben, und ich werde selbst darüber wachen, daß Ihnen der Krieg so wenig als möglich Lasten aufbürdet. Ich werde Ihnen gleich dadurch ein Zeichen meiner Gnade geben, daß ich den General Durosnel, meinen Adjutanten, Ihnen als Gouverneur gebe. Selbst Ihr König würde keinen Besseren gewählt haben. Jetzt gehen Sie Ihrer Wege!" Damit konnte sich die arme Deputation trollen. Welche Seufzer der Erleichterung mögen aus ihrer Brust aufgestiegen sein, als der böse Anfang ein so verhältnismäßig gutes Ende nahm.

Was nun du pain, de la viande und du vin betrifft, diese seit sieben Jahren im Deutschen Reich stets in allen Tonarten laut werdende Forderung der französischen Soldateska, so tat der Rat der Stadt, was er nur konnte, um den Sonnenstrahl der Gnade, der eben am Freiberger Chausseehaus geleuchtet hatte, nicht wieder zu verdunkeln. Man hatte übrigens schon in Erwartung der ungebetenen Gäste auf dem Lande requiriert, und auch von Pirna kam ein gewaltiger Elbkahn mit Fleisch, Brot und Branntwein, über welchen aber in Blasewitz, wo er vor den Kanonen der Russen Schutz gesucht hatte, holländische Lanciers und französische Infanteristen herfielen, um ihn auszuplündern; die Blasewitzer Einwohner wurden gezwungen, die Waren abzuladen. Aber während der Löschung traf ein wohlgezielter russischer Kanonenschuß den Kahn und brachte ihn zum Sinken.

Der Kaiser wandte sein Pferd zur Pirnaischen Vorstadt, ritt um die äußeren Schlagbäume bis auf die nach Pillnitz führende Straße, stieg hier ab und ging zu Fuß, nur von Caulaincourt und einem Leibpagen begleitet, quer über die Felder nach dem Punkte, wo die Russen ihre Schiffbrücke gehabt hatten. Hier kam ihm Eugen Beauharnais entgegen, der den Kaiser bis nahe an das Elbufer führte, von wo aus man drüben die feindlichen Vorposten deutlich sehen konnte. Die Russen sandten von drüben einige Kanonenkugeln hinüber, ließen dann aber ihr Feuer schweigen, weil sie keine Ahnung hatten, wer diese beiden einzelnen Gestalten sein mochten. Napoleon erkannte sofort, daß der Übergang bei der Pirnaischen Vorstadt zu sehr unter den Kanonen des Feindes erfolgen mußte. — Nach genauer Erkundigung des Terrains entschied sich der Kaiser dann für den Übergang weiter elbabwärts bei den sogenannten Schusterhäusern. Hier schien ihm das Schlagen einer Floßbrücke sehr wohl möglich. Außerdem lag ein großer Teil der von den Russen zum Übergang verwandten Floßbrücke jenseits am rechten Elbufer in der Nähe von Übigau. Die Brücke war nicht ordentlich geteert worden und brannte nur schwach, drüben ließ sich kein Kosak sehen, und in ihrer flinken Art stiegen sofort einige Chevaulegers in einen Kahn und holten die noch brauchbaren Teile der Brücke vom andern Ufer herüber. Inzwischen gab der Kaiser Befehl, daß alle Handwerker, Tischler, Zimmerer und Schlosser herbeigeholt würden, deren man habhaft werden konnte, dazu Balken,

Digitized by Google

Bretter und was sonst zum Brückenbau notwendig war. Napoleon selbst kümmerte sich um alles, es lag ihm daran, seine Armee ohne Aufenthalt an das rechte Elbufer zu werfen, um den Verbündeten an den Fersen zu bleiben. Das rechte Elbufer und besonders die Position von Übigau wurde von den Russen in furchtbar nachlässiger Weise bewacht. Der Kaiser ließ noch in der Nacht zum 9. Mai auf dem geretteten Floß 100 besonders ausgewählte Tirailleurs nach Schloß Übigau übersetzen, wo sie sich in aller Stille für die Verteidigung einrichteten. Als diese einmal drüben waren, folgten mehr und mehr Truppen.

Noch in der Nacht begann der Brückenschlag. Noch stand General Miloradowitsch mit einer starken Nachhut in Dresden-Neustadt. In der Nähe von Übigau, elbunterwärts der Neustadt, kommandierte General Markow. Es mußte verhindert werden, daß die Russen Zeit gewannen, Anstalten zur Störung des Brückenbaus zu treffen. Die Sache war ohnehin durch das Steigen der Elbe sehr erschwert und wurde stündlich heikler.

Schon um 3 Uhr am nächsten Morgen war der Kaiser wieder im Sattel. Von einem Adjutanten begleitet hatte er auf dem Wall des Zwingers der Altstadt einiges Geschütz auffahren lassen, um der Kanonade zu begegnen, die Miloradowitsch von drüben unterhielt und die schon einigen Einwohnern das Leben gekostet hatte. Der Kaiser war hier und dort. General Markow hatte von dem Brückenschlag bei Übigau erst verspätet Kunde erhalten, General Miloradowitsch aber hatte sich gerade wieder mit Wittgenstein derart überworfen, daß er am Morgen des 9. Mai den Oberbefehl plötzlich niederlegte und erklärte, er wollte mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun haben. Als dann bei Übigau die Franzosen plötzlich mit Erfolg — wenigstens wie es schien — den Übergang versuchten, übernahm der General auf Drängen seiner Offiziere wieder den Oberbefehl und tat nun alles mögliche, um den Posten zu halten und die bereits auf dem rechten Elbufer befindlichen französischen Truppen in den Fluß zurückzuwerfen. Aber drüben auf der Dresdner Seite spähte ein schärferes Feldherrnauge durch das Fernglas hinüber nach Übigau. Der Kaiser sah, daß eine Artilleriebewegung dort stattfand, und überzählte schnell die Stücke, die Miloradowitsch auffahren ließ. „Cent pièces de canons!" rief er seinem Generaladjutanten Drouot zu, und Drouot ließ an Geschütz heranrasseln, was er nur hatte. Er ließ an 80 Stück Geschütz auf dem buschumsäumten erhöhten Flußufer bei Briesnitz und in der Nähe der Schusterhäuser auffahren. Schon donnerten die Batterien, als Drouot zurückkommend dem Kaiser die Aufstellung meldete. Napoleon schien unzufrieden, fand nicht, daß die Kanonen nach seiner Angabe placiert seien, und kniff dem General in das Ohrläppchen, wie er es zu tun liebte. Der General blieb ruhig und erklärte, daß eine andere Aufstellung unmöglich sei, worauf Napoleon sich beruhigte und mit freundlichem Lächeln Drouot die Backen streichelte, — zornige Aufwallung und rasches sänftigendes Lob waren dem Kaiser nun einmal eigen.

Die Kanonade nahm an Heftigkeit zu. Das russische Feuer war gut geleitet. Mehrere Kugeln und Granaten schlugen in unmittelbarer Nähe des kaiserlichen Stabes ein. Ein Granatsplitter riß ein Stück von einem leeren Pulverschuppen weg und warf dem Kaiser einen Span an den Kopf. „S'il avait touché le ventre, c'était fini." „Wenn das den Leib getroffen hätte, dann wär's vorbei gewesen," sagte er ruhig, hob das Stück auf und besah es. Zwanzig Schritt hinter dem Kaiser stand in einer leichten Senkung ein Bataillon Italiener aufmarschiert, eine Kugel schlug zwischen dem Bataillon und dem Kaiser ein und wühlte sich in den Boden. Unwillkürlich duckten sich die Soldaten, um nicht getroffen zu werden. Als der Kaiser das sah, drehte er sich spöttisch lachend um und rief im Idiom seiner Heimat „Ah cujoni, non fà male." „Die tut euch nichts mehr, ihr Schelme."

General Miloradowitsch setzte nur wenige Bataillone gegen die französische Stellung bei Übigau ein. Sie konnten dem furchtbaren Feuer der französischen Batterien, welche am Elbufer in einer halbkreisförmigen Stellung aufgefahren waren und konzentrisch gegen den bedrohten Punkt wirkten, nicht standhalten. Gegen 7 Uhr zog Miloradowitsch seine Truppen aus dem Gefecht, ließ 4 demolierte Geschütze zurück und hatte einen Verlust von 400 Mann. Macdonald, dessen Korps allein anwesend, verlor nur 9 Offiziere und rühmte nach späteren Gefechten bei Kolditz und Wilsdruff seine Truppen ungemein, man könne mit ihnen „alles unternehmen". Er stellte ja nie sein Licht unter den Scheffel. Mit mehr Recht war Marmont (Rapport und Memoiren) stolz auf sein Korps. Es wäre hier am Ufer von Übigau eine gute Gelegenheit gewesen, den Franzosen eine Schlappe beizubringen. Aber Wittgenstein hatte die merkwürdige Ansicht, daß der Kaiser hier bei Dresden nur demonstriere und bei Belgern, oberhalb Torgau, den Übergang der Hauptarmee plane, glaubte das, obgleich er wußte, daß Napoleon in Dresden sei und wissen mußte, daß dort, wo der Kaiser war, auch immer die entscheidenden Taten zu geschehen pflegten. General Miloradowitsch, wiederum in steter Reibung mit dem Grafen Wittgenstein, verschmähte es, am Nachmittag des 9. Mai, während der Kanonade von Übigau, sich Unterstützung vom russischen Hauptheer zu erbitten; er wandte sich an die Preußen. Gneisenau, der bitterlich gern in den Kampf eingegriffen hätte, konnte das nicht, er stand zu weit entfernt, in Großenhain, erklärte sich aber sofort bereit, während der Nacht zu marschieren, wenn Wittgenstein am nächsten Tage die französischen Truppen, welche die

Digitized by Google

Elbe überschritten hatten, angreifen wolle. Er verlangte von dem Oberkommando die allerbestimmtesten Verhaltungsmaßregeln. Er erkannte deutlich, daß hier in der Ebene von Übigau ein Erfolg auf der Hand lag, wenn die Sache richtig angefangen wurde. Indes Wittgenstein befahl den weiteren Rückzug nach Königsbrück, Miloradowitsch gab Übigau und zugleich Dresden-Neustadt auf und Napoleon hatte freie Bahn für seinen Übergang auf das rechte Elbufer. „Wir mußten die Elbe verlassen," schreibt Gneisenau einige Tage später, „bevor uns der Feind dazu nötigte." Man war längst im preußischen Hauptquartier mit der russischen Oberleitung höchst unzufrieden, und die Stimmung gegen das Vielerlei, was um den Kaiser herumkommandierte, wurde von Tag zu Tag gereizter. „Das größte Übel, worunter wir leiden, ist die Befehlsführung der Armee" — ebenfalls Gneisenau.

Was ihm die gegnerischen Truppen nicht wehrten, das wehrten dem französischen Kaiser allerdings hier bei Übigau die Elemente. Die Arbeiten an der Brücke wurden stündlich schwieriger, die Elbe stieg, der Strom war tief und reißend, es fehlte an Tauen, Ankern und Brettern. Endlich, nachdem zwei Tage und Nächte unermüdlich gearbeitet war, gab der Kaiser den Versuch bei Übigau auf. Da die Dresdner Neustadt vom Feinde frei war, warf sich der Kaiser mit Eifer auf die Wiederherstellung der Verbindung über die von Davoust gesprengte große Elbbrücke. Es handelt sich darum, die zersprengte Stelle durch hölzerne Bohlen wiederherzustellen, der sächsische Landbaumeister Hauptmann wurde gerufen: Wie lange er brauche, fragte der Kaiser. Nach einiger Überlegung forderte der Landbaumeister mehrere Tage Zeit. Wütend klatschte der Imperator mit seiner Reitpeitsche gegen die Stiefel und rief unwillig: „Vingt-quatre heures suffiront!" „Vierundzwanzig Stunden sind genug!" Er ließ den Landbaumeister stehen und übertrug seinem Adjutanten, Oberst Bernard, die Leitung des Baues. Das heißt: der Kaiser selbst wich nicht vom Bau. Besonders große Eile hatte er, Truppen auf das andere Ufer zu bringen, um die Neustadt zu sichern. Große Feuerleitern wurden bereitgestellt, und auf ihnen eskaladierte die ganze Division Charpentier über die zertrümmerten Pfeiler hinweg auf den noch unzerstörten Teil der Brücke. Der Kaiser selbst mit seinem ganzen Generalstabe machte diese Kletterei mit. Wenn ein Kaiser klettert, kommt natürlich Zug in die Sache. In alten Fährbooten wurden Kanonen über die Elbe gesetzt, für jedes Geschütz winkte den Schiffern ein Napoleonsdor Fährlohn. Bei Fackelschein wurde die ganze Nacht gearbeitet; man hat einen alten Kupfer, auf welchem zu sehen ist, wie der Kaiser selbst Hand anlegt. Und wahrhaftig, es gebrauchte nicht 24 Stunden, schon nach 20 war die Brücke so weit, daß die Truppen anfangen konnten überzugehen. „Noch waren," schreibt ein Augenzeuge, „nicht sämtliche Holzblöcke und Stützen in der Brückenlücke aufgestellt, als bereits die französische Armee über das schwankende Bauwerk hinübereilte. Unter ihren Fußtritten, wie unter den Hufen der Rosse und dem noch ungleich stärkeren Dröhnen der Geschütze verstummte der Lärm der unter ihnen arbeitenden Zimmerleute, die oft befürchten mußten, daß ihr noch loses Machwerk über ihren Häuptern zusammenbrechen und sie begraben möchte." — Der Kaiser war über die schnelle Vollendung des Baus sehr vergnügt. Als am 11. Mai früh 10 Uhr die Armee des Vizekönigs ihren Übergang antrat, kam der „kleine Korporal" fast gar nicht von den Brückenpfeilern weg. Er saß auf einer steinernen Bank und musterte gemächlich die vorüberziehenden Kolonnen des Vizekönigs, des Generals Bertrand und des Herzogs von Ragusa. Durch die Luft ging ein brausendes „Vive l'Empereur!" Zwölf Tage hatten die Verbündeten gebraucht, um die Brücke wiederherzustellen und zu passieren, kaum 24 Stunden brauchte dieser kleine graugeröckte Mann.

Inzwischen hatten auch die französischen Marinesoldaten in emsiger Anstrengung zwei Schiffsbrücken geschlagen, eine oberhalb und eine unterhalb der steinernen Brücke. Der Kaiser hielt darauf, daß Train und Bagage und alles „was nicht schön zu sehen sei" für die Floßbrücken aufgespart wurde, denn es lag ihm daran, daß alles, was über die Hauptbrücke marschierte, sich stattlich und kriegerisch ausnahm. Er wußte recht gut, daß unter den Zuschauern Dutzende von Spionen waren, die dem Hauptquartier der Verbündeten über den Zustand der französischen Armee berichten würden; auch auf die ganze Bevölkerung sollte das Bild der über die Brücke marschierenden Massen imposant wirken. Der Kaiser hatte persönlich seine wunderbare Organisationsfähigkeit in den Dienst dieses Übergangs gestellt. An diesem einen Tage gingen an 70000 Mann über die Brücke, ein buntes Völkergemisch. Ein Augenzeuge, der sächsische Oberstleutnant Aster, hat Aufzeichnungen über die Reihenfolge der Kolonnen gemacht, die ein lebhaftes Bild der Zusammensetzung dieser kaiserlichen großen Armee geben, welche der Schlacht von Bautzen entgegenmarschierte. Es zogen der Reihe nach über die steinerne Elbbrücke:

2 französische Kürassierregimenter
2 französische Dragonerregimenter
3 französische reitende Batterien
1 badensches Regiment reitender Jäger
1 württembergisches Regiment Ulanen

Digitized by Google

1 württembergisches Regiment Dragoner
1 illyrisches Regiment Infanterie
1 neapolitanisches Regiment Infanterie
3 französische Regimenter leichter Infanterie
4 italienische Regimenter Infanterie
1 schweizerisches Regiment Infanterie zu Fuß
4 italienische Fußbatterien
2 württembergische Jägerregimenter zu Fuß
2 württembergische Regimenter Füsiliere
2 württembergische Regimenter Linieninfanterie
13 Bataillone französische Marinesoldaten
1 hessisch-darmstädtisches Regiment Infanterie
1 spanisches Regiment Infanterie
6 französische Fußbatterien
3 französische Regimenter leichter Infanterie
1 neapolitanische Fußbatterie
8 französische Linienregimenter zu Fuß
3 französische Fußbatterien
1 französisches Regiment leichter Infanterie
1 westfälisches Regiment Garde zu Fuß
1 westfälisches Regiment Jäger zu Fuß
1 westfälische Fußbatterie
1 französischer Artilleriepark
1 französische Trainkolonne.

An einem Tage, sagen wir, diese 70000 Mann mit 140 Geschützen, — 109 Bataillone, 28 Eskadrons, 3 reitende Batterien und 15 Fußbatterien.

Nach diesem Triumph durfte sich der Kaiser Napoleon noch einen zweiten gönnen, den Empfang des Königs Friedrich August in seiner Residenz. Es lag dem Korsen daran, die Rückkehr des Königs zu einer Aktion zu machen, welche ihn selbst in der Gloriole des mächtigen Beschützers der Rheinbundfürsten zeigte. Er hatte selbst alle Einzelheiten der Aufstellung angegeben. Vom Schlosse an bis vor die Stadt standen in Paradeuniform die kaiserlichen Garden und am äußeren Pirnaischen Tor an der Seite der Straße — „leider in dem hoffnungsvollen jungen Getreide, das wir in dem folgenden Hungerjahre so nötig gebraucht hätten," bemerkt Odeleben — die Gardereiterei, Chasseurs, Dragoner, polnische Lanzenreiter und die gendarmerie d'élite. Am äußersten Flügel, nach Gruna zu, hielt die reitende Artillerie der Garde. Alles Elitetruppen. Der Kaiser wollte auf den König Eindruck machen. Als der alte Friedrich August mit seinem Gefolge sich dem Kaiser näherte, stieg er ehrerbietig vom Pferde und ging dem Imperator zu Fuß entgegen. Alsbald saß auch Napoleon ab, und unter dem Kanonendonner der Gardeartillerie, unter dem Geläute der Glocken fand die bei solchen Schauspielen unentbehrliche Umarmung statt. Dem alten König standen die Tränen in den Augen, als der Kaiser ihn in seine Residenzstadt zurückführte. Übrigens gab sich Napoleon alle erdenkliche Mühe, im Verkehr mit dem König und der königlichen Familie seine bestrickende Liebenswürdigkeit spielen zu lassen. Ja, der Kaiser, der den höchsten Fürsten der katholischen Kirche, den Papst, mit beispielloser Nichtachtung behandelte, war hier in Dresden ein frommer Katholik, weil es der König war, und ließ sich getreu jeden Sonntag und jeden Festtag die Messe lesen. — Zwar: die Medaille hatte auch ihre Kehrseite. Der Minister Senfft von Pilsach mußte entlassen werden und ebenso der General von Langenau, der sich leider ins österreichische Lager verlor und zu einem bedenklichen Einfluß gelangte, auf den wir im Verlauf des Feldzuges zurückkommen werden. — Und dann, die Ironie der Tatsachen blieb nicht aus. Der Freiherr vom Stein geißelt in einem Brief an den Grafen Münster das Verhältnis des Königs zum Kaiser mit sehr scharfen Worten. „Beiliegend," heißt es da (24. Juni 1813), „schicke ich Ihnen einen Aufsatz über den König von Sachsen, dem Napoleon jede Demütigung und Kränkung widerfahren läßt. So zwingt er ihn z. B., der Aufführung unsittlicher Schauspiele der Visitandines (eine Pariser Soubrette) beizuwohnen und mitzulachen. Dann läßt der schwache Tropf von einem König noch in der Nacht seinen Beichtvater holen und sich Absolution erteilen. Und dennoch hält er Napoleon für einen Mann, von Gott gesandt."

Wohl hatte der Kaiser jetzt den König von Sachsen mit Haut und Haar im Sack, — mit Haut und Haar, mit Fußsoldaten und Reiterei, mit Kanonen und mit der schönen Festung Torgau. Aber was bedeutete schließlich eine sächsische Hilfsarmee von 12000 Mann gegen das gewaltige Heer, das sich in Böh-

Digitized by Google

men ansammelte und an die 200000 Mann stark herüberdrohte. In wessen Wagschale würde schließlich Kaiser Franz sein Schwert werfen? Der Kaiser mußte sich sagen, daß Österreich sich seit dem Zusammenbruch in Rußland nichts weniger als schön gegen ihn benommen hatte. Das Hilfskorps war, wie wir wissen, unter allerhand Vorwänden schließlich ganz vom Schauplatz verschwunden. Graf Bubna und Fürst Schwarzenberg hatten sich in Paris alle Mühe geben müssen, den offenbaren Treubruch des Wiener Kabinetts so gut es ging zu entschuldigen, und der kaiserliche Schwiegersohn hatte klug beide Augen zugedrückt, um nichts zu sehen. Jetzt in Dresden hatten seine Geheimsekretäre die zurückgelassenen Papiere des Königs von Sachsen durchschnüffelt, und das ganze österreichische Intrigenspiel mit Dresden, München, Stuttgart, Neapel lag klar vor Augen. Auch Graf Louis de Narbonne gab aus Wien allerhand Nachrichten, die den Kaiser über die Haltung Österreichs beunruhigen mußten. Als der Graf den Staatskanzler Metternich nach der Schlacht von Lützen gefragt hatte, wo ein zweiter Sieg der französischen Waffen Österreich finden werde, hatte Metternich offen erklärt, daß gerade nach einem zweiten Sieg der Platz Österreichs an der Seite der Verbündeten sein werde. Narbonne berichtete in jenen Tagen ganz klar: „Österreich erklärt uns den Krieg, sobald seine Rüstungen fertig sind, die es mit wahrer Furie betreibt. Verzweifeln wir daran, es noch zum Verbündeten zu haben." So lagen die Sachen. Der Kaiser wußte das recht wohl. Ein einziger all dieser Übergriffe des Wiener Kabinetts hätte früher dem Kaiser genügt, den Krieg zu erklären. Ja, hätte er nur gekonnt, wie er wollte, aber er fühlte, daß er sich nicht ohne äußerste Not noch einige hunderttausend Mann als Feinde auf den Hals laden durfte. Er hatte seinem Schwiegervater in herzlicher Form mitgeteilt, daß er in Lützens Ebenen einen schönen Sieg dank der Vorsehung gewonnen habe (was der armen Vorsehung nicht alles in die Schuhe geschoben wird!), daß er selbst mitten im ärgsten Kugelregen wie durch ein Wunder unversehrt geblieben sei, daß seine gute Marie Louise inzwischen die Aufgaben seines ersten Ministers zu seiner vollen Zufriedenheit erfülle. Das alles teilte er seinem lieben Schwiegervater mit, weil er wisse, wie sehr es dem Vaterherzen des Kaisers Franz wohltun werde. — Ach, das Vaterherz des Kaisers Franz begann sehr bedenklich zu klopfen, als er die Kunde von seines Schwiegersohnes Sieg erhielt. Er fing an, all die Zettelungen bitter zu bereuen, die er seit Anfang des Jahres mit den andern Höfen getrieben hatte. Schon sah der Kaiser im Geist die Heere seines Schwiegersohnes wieder an der Weichsel, sah das Bündnis Rußlands und Preußens auseinanderplatzen und sich vor den Riß gestellt, sah sich von dem zärtlichen Schwiegersohn angefallen wie von einem Straßenräuber, sah die französische Armee schon wieder im Zentrum seiner Staaten. Die habsburgische Unterlippe hing in jenen Tagen bedenklich tief. Metternich hatte es bitterlich schwer, die Politik einer bewaffneten Vermittelung aufrecht zu erhalten. Und wenn in jenen Tagen der Kaiser Napoleon, statt den liebenden Schwiegersohn zu spielen, die Rolle des drohenden Siegers gespielt hätte, so hätte man wohl von Wien aus die unbedingte Neutralität zugesagt. Zwei Geschäftsträger wurden vom Wiener Kabinett in jenen Tagen des Schwankens abgesandt: Graf Stadion ging ins Hauptquartier der verbündeten Monarchen, Graf Bubna zu Napoleon. Am 16. Mai stand der Graf wieder vor dem Kaiser. Seit jener bedeutsamen Februaraudienz war über ein Vierteljahr dahingegangen. Damals hatte Napoleon rastlos an seinem Schwert geschmiedet, jetzt hatte er es siegreich bei Lützen gebraucht. Graf Bubna überbrachte einen Brief des Kaisers Franz, der ursprünglich von Metternich und seinen Diplomaten entworfen, nachher aber vom Kaiser erheblich umgeändert war. Die Tendenz des Bubnaschen Auftrags ging dahin: „Wir kennen den Geist Napoleons und wir wünschen nicht, daß er annähme, wir wollten durch Drohungen von ihm erlangen, was wir noch immer von einer Verständigung erwarten. Aber ebensowenig wollen wir ihn darüber im Zweifel lassen, daß, wenn er wider Erwarten die Stimme der Mäßigung und der Weisheit verwerfen

Friedrich August I., König von Sachsen
Nach einem Gemälde von C. Vogel gestochen von M. Steinla

Digitized by Google

sollte, wir uns mit Bedauern gezwungen sehen würden, unsere für alle Teile heilsamen Ansichten mit Gewalt der Waffen zu behaupten." — Das Wiener Kabinett hatte ein sogenanntes ‚Minimum' seiner Forderungen aufgestellt, das drei Hauptpunkte hatte: 1. Die Aufhebung des Herzogtums Warschau und Verteilung desselben an Rußland und Preußen. 2. Rückgabe der illyrischen Provinzen an Österreich mit einer guten Grenze gegen Italien. 3. Verzicht Frankreichs auf die rechtsrheinischen Departements in Deutschland. Außerdem sollte Bubna gesprächsweise dem Kaiser die Aufgabe des Protektorats über den Rheinbund empfehlen, weil die Unabhängigkeit der zwischen Frankreich und Rußland liegenden Länder die beste Grundlage für die Ruhe der Großmächte sein würde. Gesprächsweise sollte der Geschäftsträger auch eine andere Grenzgestaltung zwischen Österreich und Bayern erwähnen. Aber wie ein roter Faden solle sich, so verfügte Kaiser Franz ausdrücklich, durch die ganze Verhandlung mit dem gefährlichen Schwiegersohn hindurchziehen: Das Gefühl der Freundschaft für den Kaiser der Franzosen und des Vertrauens auf seine Weisheit, der Wunsch, so rasch als möglich zum Frieden zu gelangen, ohne Napoleon und Österreich dem Wechsel des Kriegsglückes auszusetzen.

Auf diesen Ton war denn auch der Brief abgestimmt, den Graf Bubna dem Kaiser überreichte. Großvater Franz schrieb:

„Mein Herr Bruder und sehr werter Schwiegersohn!

Ich sende den Grafen Bubna an Ew. Kaiserliche Majestät in dem wichtigsten Augenblick, der sich für unsere Reiche darbieten möchte, und mache hierbei auf das vollkommenste Vertrauen Anspruch.

Durch ein Schreiben vom 26. April habe ich Sie, Herr Bruder, schon benachrichtigt, daß ich nächstens einen entscheidenden Schritt bei den Mächten tun würde, um sie zu endlichen Erklärungen über einen allgemeinen Vergleich zu führen. Ich habe soeben den Grafen Stadion in das russisch-preußische Hauptquartier gesendet. Ich glaubte, zu dieser Sendung den lange vorhergesehenen Augenblick erwarten zu müssen, wo eine erste Schlacht viele Leidenschaften abgekühlt und viele Chimären (preußische Volkserhebung) zerstreut haben würde. Dieser Augenblick ist da, und Ew. Majestät hat die schönste Aussicht vor sich, als Folge eines glänzenden Sieges der Welt den Frieden zu geben.

Ew. Majestät kennen meine Grundsätze, meine Art zu denken und zu handeln und wissen, daß ich keine Pflicht halb erfülle. Indem ich die ehrenvolle Rolle übernehme, einen so heiß ersehnten Zustand der Ruhe herbeizuführen, muß ich die Mittel dazu wollen; sie gründen sich auf die Mäßigung meiner Gesinnungen und den Beistand, den der Vermittler von der Gerechtigkeit und der Vernunft erwarten kann.

Ich habe das russische und preußische Kabinett um Mitteilung ihrer Ansprüche ersucht; ich werde sie ungesäumt zur Kenntnis Ew. Kaiserlichen Majestät bringen. Der Graf Bubna ist beauftragt, Ihnen einige Punkte vorzulegen, die ich für die Grundlagen eines Vergleiches am ersten für geeignet halte und über welche ich mich besonders mit Ew. Majestät verständigen möchte. Wenn Ew. Majestät meine Ideen mit der Unparteilichkeit, die jede dauerhafte Übereinkunft bieten muß, erwägen wollen, so müssen Sie die Überzeugung erhalten, daß der Vermittler der Freund Ew. Majestät ist und daß, ohne von einem zu hohen Standpunkte auszugehen, er zur Aufrechterhaltung einer Sache bereit ist, die ebensosehr eine französische genannt werden kann, als sie, durch Darbietung allgemeiner Ruhepunkte, das Recht hat, eine allgemeine zu werden.

Wenn Ew. Majestät meine Bemühungen durch jene Mäßigung unterstützt, die Ihrer Regierung eine Stelle unter den ruhmvollsten anweiset, die Ew. Kaiserlichen Majestät die glücklichste Zukunft sichern wird, indem sie die von Ihnen begründete Dynastie, deren Bestehen mit der meinigen in eins verschmolzen ist, auf unerschütterlichen Grundlagen feststellt, so werde ich mich glücklich schätzen, zu dem heilsamsten Werke mit beigetragen zu haben. Der Graf Bubna wird Ew. Majestät sagen, daß, wenn sich eine Unterhandlung unter günstigen Auspizien eröffnen sollte, ich mich sogleich an die Grenze begeben werde, um so viel als möglich die Entfernung abzukürzen und dadurch eine Schwierigkeit zu beseitigen, die einer schnellen Vereinigung zwischen den Höfen entgegenstehen könnte. Ew. Majestät sehen, daß ich Ihnen die gegenwärtigen Eröffnungen nicht durch einen Unterhändler zu wissen tue. Sie beehrten früher den Grafen Bubna mit Ihrer Güte. Es genügt mir, meine Absichten einfach unter die Augen Ew. Majestät gebracht zu haben, um jedes Zweifels überhoben zu sein, als würden Sie ihnen keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mit den Versicherungen der aufrichtigsten Anhänglichkeit und Achtung bin ich, mein Herr Bruder und sehr werter Schwiegersohn, Ew. Kaiserlichen Majestät guter Bruder und Schwiegervater

Franz."

Es wird erzählt, daß Kaiser Franz, als er diesen Brief unterschrieb, kopfschüttelnd sagte: „Wenn wir ihn halt diesmal nit weich kriegen, so geschieht's halt nimmer." — Ja, es war eine eigene Sache, mit diesem zähen Tochtersmann fertig zu werden. Franzl hatte sich da eine Verwandtschaft aufgeladen, die ihm manche

Digitized by Google

ſorgenvolle Stunde ſchon gekoſtet hatte und noch koſten ſollte. Noch während Bubna nach Dresden unterwegs war, ging in Wien eine Inſtruktion für Graf Louis de Narbonne ein, die Graf Caulaincourt im Auftrage des Kaiſers verfaßt hatte. Napoleon, hieß es darin, habe Grund, ſehr, ſehr böſe auf Öſterreich zu ſein, denn er habe all die Hinterliſt, all die Treuloſigkeit des Wiener Kabinetts nun durchſchaut. Er könne auch furchtbare Rache nehmen, wenn er wolle. Um den Preis der Abtretung ganz Polens könne er ſich den Zaren jederzeit zum Freunde machen und die Welt in einen neuen Kriegsbrand ſtürzen. Schon jetzt ſei ſeine Übermacht zermalmend, und es läge bereits ein Staatsdekret vor, das die Aushebung von neuen 200000 Mann beföhle, wenn Öſterreich ſich feindlich zeigen ſolle. Indeſſen ſei der Kaiſer großmütig bereit, alles zu verzeihen, alles zu vergeſſen und Öſterreichs Freund zu bleiben, ſolange es irgend anginge. Jedenfalls verlange er, daß Öſterreich neutral bleibe und ſofort entwaffne. — Die Sprache, die Graf Narbonne infolge dieſer Weiſungen führte, wirkte auf Kaiſer Franz ſehr entmutigend. Wie würde der zürnende Schwiegerſohn den Grafen Bubna aufnehmen, was würde Graf Stadion über den ganzen Zuſtand der verbündeten ruſſiſch-preußiſchen Armeen berichten? „Ich weiß," ſchrieb Hardenberg in jenen Tagen, „daß Graf Metternich ſehr lebhafte Auftritte mit dem Kaiſer gehabt hat, daß der Graf niemals ſo außer ſich geweſen iſt, als in den Tagen nach der Abſendung Stadions und Bubnas bis zum Einlauf ihrer erſten Berichte. Nicht *ein* Öſterreicher rührte ſich, wenn Graf Stadion die Vorſtellung beſtätigte, welche ſich der Kaiſer Franz von der Schwäche der Verbündeten gebildet hatte, und mit Angſt dachte Graf Metternich an die Möglichkeit, daß Bonaparte alle Eröffnungen des Grafen Bubna zurückwies." Schon hatte der Vizekönig von Italien das Kommando der Hauptavantgarde an den Herzog von Tarent abgetreten und war mit dem kaiſerlichen Auftrag nach Oberitalien abgereiſt, daſelbſt und in den illyriſchen Provinzen eine Obſervations-Armee gegen Öſterreich zu bilden, die ſtark genug ſei, jeden öſterreichiſchen Angriff gegen Italien zurückzuweiſen, — mit der einen Hand hielt alſo Bonaparte dem Hauſe Habsburg den Palmwedel des Friedens entgegen, mit der andern wetzte er das Schwert des Krieges.

Am 16. Mai ſtand der öſterreichiſche Geſchäftsträger 8 Uhr früh vor dem Kaiſer. Graf Bubna kam gar nicht erſt zu Worte, 5 Stunden lang ſprudelte der kaiſerliche Redefluß ohne Unterbrechung dahin. Es war, wie der Graf es nennt, eine „glühende Vehemenz" in der Art und Weiſe, wie der Kaiſer das alles vorbrachte, die verſchiedenſten Dinge durcheinanderwerfend: „Ich will nichts wiſſen von Eurer bewaffneten Vermittlung, Ihr bringt die Fragen nur in Verwirrung. Ich werde mich mit dem Kaiſer von Rußland ſchon allein verſtändigen. Ich habe Eure Intervention für den Frieden angenommen, als Ihr noch meine Bundesgenoſſen waret, von dem Augenblick an, wo Ihr Euer Hilfskorps zurückgezogen habt, hörtet Ihr auf es zu ſein. — Es iſt eine Wortklauberei, mir zu ſagen, daß das alles Euer Bündnis mit mir nichts angehe! So redet man zu Weibern, die man verführen will. Wer ſeid Ihr? Sprecht Ihr zu mir als Herzog von Lothringen? als Herzog von Mailand? von Brabant? von Florenz? Was verlangt man von mir? Ich werde *nichts* abtreten, *nicht ein Dorf* von allem, was verfaſſungsmäßig mit Frankreich vereinigt iſt! Ein Mann, der vom einfachen Bürger zum Thron aufgeſtiegen iſt und 20 Jahre unter Kartätſchenhagel verlebt hat, fürchtet keine Kugel. Ich mache mir nichts aus meinem Leben, ſo wenig als aus dem anderer. Ich ſchwanke nicht, es zu opfern, es gilt mir nicht höher als das von 100000 Menſchen. Eine Million würde ich opfern, wenn es ſein muß. Durch Gewalt werdet Ihr nichts erlangen. Vielleicht gehe ich unter und meine Dynaſtie mit mir. Mein Herr, vor allem die *Ehre*, dann die *Frau*, dann das *Kind*, dann die *Dynaſtie*! Die Beſte der Frauen wird das Opfer, ſie wird unglücklich ſein. Frankreich wird den Jakobinern überliefert werden, was ſoll aus dem Kinde werden, in deſſen Adern öſterreichiſches Blut fließt? Gewiß, Ihr ſeid eine große Nation, Eure Armee iſt tapfer, die Geiſter bei Euch ſind in Erregung, Ihr könnt mir viel Schaden tun: Aber Eure Streitkräfte fürchte ich nicht, ich habe Mittel, ihnen zu begegnen. Was mir mehr am Herzen liegt, das iſt das Schickſal des Königs von Rom. Ich will Frankreich das öſterreichiſche Blut nicht verhaßt machen. Sie wiſſen, die Kaiſerin war bei ihrer Ankunft in Frankreich als öſterreichiſche Prinzeſſin nicht beliebt. Kaum fängt ſie nun an, die öffentliche Meinung zu gewinnen durch ihre Liebenswürdigkeit, ihre Tugenden (ſie empfängt die Miniſter im Bett), ihre Talente, die ſie in den Geſchäften entwickelt (wir wiſſen, daß der Senat für dies Brimborium ein mild ironiſches Lächeln hatte), und da wollt Ihr mich zwingen, Manifeſte zu erlaſſen, welche die Nation gegen ſie empören müſſen? Gewiß wirft man mir nicht vor, daß mein Herz allzu liebevoll wäre, aber wenn ich etwas auf der Welt liebe, ſo iſt es mein Weib und mein Kind. Welchen Ausgang der Krieg auch haben mag, auf die Zukunft des Königs von Rom wird er Einfluß haben. In dieſer Beziehung iſt mir ein Krieg gegen Öſterreich verhaßt: Alles, was ich gegen Öſterreich tue, tue ich gegen mich, gegen meine Intereſſen!" Fünf Stunden lang dauerte, wie geſagt, dieſe redneriſche Jongleurübung, ſcharf geſchliffene Bowiemeſſer, Palmenſtengel, blutende Vaterherzen, Familiengefühle für das Haus Habsburg und was ihm ſonſt noch auf die Zunge kam, durcheinanderzuwirbeln. Dann erſt kam Graf Bubna dazu, den Brief ſeines Monarchen zu überreichen. Der Kaiſer überlas ihn flüchtig und ſchien von dem Inhalt ganz befriedigt.

Digitized by Google

„Sind Sie bevollmächtigt zu unterhandeln?" fragte der Kaiser. Der Graf verneinte. „Nun, so beauftrage ich Sie, amtlich zu erklären, daß ich bereit bin, für das Haus Österreich Opfer zu bringen; ich will, daß mein Schwiegervater eine schöne Rolle spiele, und selbst im Falle des Krieges werde ich um die Erlaubnis bitten, mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen zu bleiben und ihm nach jeder Schlacht von meinem Befinden Nachricht zu geben." — Am nächsten Nachmittag ließ der Kaiser den Grafen nochmals rufen. Er hatte es inzwischen überlegt, daß es geraten sei, Österreich hinzuhalten, bis sich die zweite Schlacht, die er in den nächsten Tagen erwarten durfte, zu seinen Gunsten entschieden hatte. Der Brief seines Schwiegervaters hatte ihm gezeigt, daß Kaiser Franz persönlich — selbst wenn Metternich und das Wiener Kabinett den Krieg wollten — noch lange nicht entschlossen war, das Schwert zu ziehen. Die Schlacht von Lützen-Großgörschen hatte keinen so entscheidenden Sieg gebracht, wie Napoleon ihn brauchte. Er hoffte von einer zweiten Schlacht die Zertrümmerung der verbündeten Armeen und eine Trennung der russischen von den preußischen Waffen. Es galt also, jeden entscheidenden Schritt Österreichs hinzuhalten. Graf Bubna fand den Kaiser beruhigt und erhielt von Napoleon eine Erklärung, die ihn höchlichst überraschte. „Schreiben Sie Ihrem Kabinett," sagte der Kaiser, „daß ich zum Frieden geneigt bin. Die Herren sollen Bevollmächtigte senden und hören lassen, was sie eigentlich wollen. Ich habe das erste Wort gesprochen, nun ist es an ihnen zu reden. Sagen Sie, daß ich einen Waffenstillstand annehme; macht man ihn gleich, so gehe ich hinter die Elbe zurück und die alliierte Armee hinter die Oder; Berlin kann mit 3—4000 Preußen besetzt bleiben. Wird in der Zwischenzeit eine Schlacht geliefert, sie mag glücklich oder unglücklich für mich ausfallen, so nehme ich den Waffenstillstand an, nur muß dann jede Armee aus der Stellung, in der sie sich befinden wird, einen gleichen Rückschritt machen und zwischen beiden ein neutrales Terrain lassen." Der Kaiser wußte, als er diese Erklärung gab, ganz genau, daß eine Schlacht unmittelbar bevorstände, daß sie geschlagen sein würde, bevor noch Graf Bubna seinem Kabinett in Wien die kaiserliche Willenskundgebung überbringen konnte. Gleichzeitig mit der Erklärung an den Grafen Bubna ließ der Kaiser auch einen Brief an seinen Schwiegervater gelangen, der eine starke persönliche Note verriet. „Zerstören Sie nicht die Frucht von drei Jahren der Freundschaft und erneuern Sie nicht den Haß vergangener Tage, der Europa in Zuckungen und Kriege ohne Ende stürzen würde!" lautete der Schluß dieses Briefes. Zugleich resümierte Graf Bubna seine Überzeugung dahin: „Napoleon wird Bedingungen wie die Abtretung von Provinzen, den Verzicht auf den Rheinbund als Entehrung betrachten und höchstens dann zu irgendwelchen Opfern bereit sein, wenn er den Seefrieden mit England gleichzeitig erlangt. (Woran fürs erste gar nicht zu denken war, denn das Kabinett von St. James, Lord Castlereagh und die andern waren kühl bis ans Herz hinan, waren entschlossen, die tödliche Wunde des Kaiserreichs auf der Peninsula fortbluten zu lassen bis zur Erschöpfung.) Im übrigen sei das Mißtrauen des Kaisers gegen Österreich so weit gediehen, daß dem Staate nach der nächsten Schlacht nur die Wahl bleibe zwischen vollständigem Bündnis oder vollständigem Bruch mit Napoleon. Im letzten Falle aber müsse der letzte streitbare Mann ins Feld gestellt werden, denn der Stoß der französischen Hauptmacht werde alsdann Österreich treffen. Schon um den Krieg der Armee angenehm zu machen, würde man sie gegen Österreich führen, wo das Klima milder sei, wo es gute Weine gäbe, und damit würde dieser Feldherr der Franzosen sicher rechnen." Vermutlich wird Franzl seine Unterlippe ob dieser Erklärung seines Geschäftsträgers noch etwas tiefer haben hängen lassen. „Wenn wir ihn halt diesmal nit weich kriegen, so geschieht's halt nimmer," — das schien so. —

Für den Fürsten Metternich hing so gut wie alles davon ab, welche Botschaft Graf Stadion aus dem Hauptquartier der Verbündeten sandte. Der Graf war der Vater des Krieges von 1809. Der unglückliche Ausgang hatte seinen Sturz herbeigeführt und er hatte damals Metternich Platz gemacht. Er war ein Freund Preußens, und Metternich konnte für diese Mission keinen Bessern wählen als den Grafen Stadion. Er hatte die doppelte Aufgabe: einmal, die Verbündeten über die Festigkeit der österreichischen Politik zu beruhigen, nämlich, daß das Wiener Kabinett unbedingt an der Durchführung der bewaffneten Friedensvermittlung festhielte und daß Österreich zum Schwert griffe, wenn der Kaiser Napoleon nicht mit sich reden lassen wollte; auf der andern Seite mußte Kaiser Franz über eine ebenso entschiedene Haltung der verbündeten Mächte beruhigt werden. Stadion trug einen Brief des österreichischen Kaisers bei sich, in welchem Franz dem Kaiser Alexander versicherte, daß er zu Gott bitte, daß ohne weiteres Blutvergießen eine geregelte Ordnung der Dinge in Europa erzielt werde, daß er aber sonst seine Streitkräfte mit denen der Verbündeten vereinigen werde. — Kaiser Alexander empfing den Grafen am 14. Mai im Hauptquartier zu Wurschen und stellte ihm eine Reihe von Fragen: Ist Österreich unwiderruflich entschlossen, wenn Napoleon das Minimum der ihm gestellten Friedensbedingungen ablehnt, zu marschieren? Wann kann sein Heer an der Grenze stehen? Werden auch Unglücksfälle, wie der Krieg sie mit sich bringt, keinen Einfluß auf Österreichs Entschlüsse ausüben? Wie wird das Wiener Kabinett es anfangen, bis zum 1. Juni Napoleon zu einer entscheidenden Erklärung zu bewegen? Und wenn der französische Kaiser nur

Digitized by Google

zum Schein annimmt, um die Kriegsoperationen zu lähmen und Zeit zu gewinnen, was wird dann sein? Kaiser Alexander überstürzte sich förmlich in diesen Fragen. Kein Wunder, man stand zwischen zwei Schlachten, und die erste war — verloren! Hatte der Korse, der auf sein Genie pochen konnte, schon das innerste Bewußtsein, daß von Österreichs Haltung sehr viel abhing, hier im Hauptquartier der Verbündeten sah man klar ein, daß die Entscheidung überhaupt in der Mitwirkung Österreichs lag. Besonders aus der Unterredung mit dem König Friedrich Wilhelm von Preußen konnte Graf Stadion diese Ansicht entnehmen. „Der König," berichtet er, „sprach ziemlich lange mit mir, mit weit weniger Seelenschwung als der Kaiser, aber gleichwohl mit großer Festigkeit, von dem Ergebnis seiner Betrachtungen über die verzweifelte Lage, in welcher er sich befände, wenn die Sache der beiden Verbündeten preisgegeben würde." — Friedrich Wilhelm wußte also genau, daß er in diesem Feldzug um seine Krone spielte, daß, wenn Österreich nicht beitrat und der Krieg einen unglücklichen Verlauf nahm, er es sein würde, der die Zeche bezahlen mußte — aller menschlichen Voraussicht nach mit seiner Krone. Trotzdem zeigte der einsilbige Mann hier eine schöne Festigkeit des Willens. Von dem großen Schweiger Wilhelm von Oranien, den die Geschichte Taciturnus nennt, waren etliche Tropfen Oranier-Blutes hinübergeflossen in diesen Hohenzollern, der, wortkarg und gediegen, zäh am einmal gefaßten Entschlusse haltend, sein Königszepter führte. Wer das Porträt des Oraniers von Antonis Mor in der Kasseler Galerie sieht, findet eine unverkennbare Ähnlichkeit in jenen Oranier- und diesen Hohenzollern-Zügen. Besonders um den Mund ist es, als ob er nur schwer die Worte entließe, und um die Augen, als ob sie mißtrauisch wachten, wie das entflohene Wort wohl wirken möchte.

Der österreichische Graf, da er den Ernst sah, mit welchem die verbündeten Monarchen ihre Ziele verfolgen wollten, tat sein Möglichstes, sie über die Stimmung des Wiener Kabinetts zu beruhigen. Ja, er erklärte sich bereit, obgleich er so wenig wie Graf Bubna eine Vollmacht dazu besaß, über einen gemeinsamen Feldzugsplan zu beraten und, für den Fall daß Napoleon die Friedensbedingungen Metternichs ablehnte, gleich durch einen Vertrag die offene Mitwirkung Österreichs zuzusagen. Er forderte von dem russischen Minister Nesselrode und dem preußischen Staatskanzler Hardenberg deren Bedingungen für einen Friedensschluß ein. Beide Herren stellten in Übereinstimmung ein Programm auf, das in seiner Entschiedenheit weit über das sogenannte „Minimum", zu dem der verängstigte Kaiser Franz auch noch knapp seine Zustimmung gegeben hatte, hinausging. Die Forderungen Preußens und Rußlands umfaßten folgende sieben Punkte:

1. Wiederherstellung Österreichs in dem Umfang und der Macht, die es vor 1805 besaß, sowohl in Italien wie auch in Deutschland.
2. Der Wiederaufbau Preußens in den Verhältnissen, in welchen es sich vor 1806 befand, entsprechend genau dem Vertrag und den besonderen Abmachungen, die es in dieser Hinsicht mit Rußland getroffen hat. (Die Verpflichtungen Rußlands, fügte Nesselrode hinzu, sind festgestellt, und nichts wird ihnen Abbruch tun können.)
3. Auflösung des Rheinbundes, Unabhängigkeit Deutschlands und Rückgabe der in Frankreich einverleibten norddeutschen Provinzen.
4. Das Herzogtum Warschau hört unter seinem jetzigen Namen und in seinen jetzigen politischen Formen auf zu existieren.
5. Die Trennung Hollands von Frankreich.
6. Die Wiedereinsetzung der alten (bourbonischen) Dynastie auf den spanischen Thron.
7. Befreiung Italiens in allen seinen Teilen von französischer Regierung und französischem Einfluß.

Diese Erklärung der russischen und preußischen Staatsmänner stimmte fast wörtlich überein. Am Schlusse der russischen hieß es außerdem: „Solchergestalt sind die hauptsächlichen Grundlagen, welche Seine Majestät der Kaiser aller Reußen als unveränderliche Bedingungen des mit Frankreich zu schließenden Friedens aufstellt. Werden diese Bedingungen angenommen, so muß dies umgehend auf eine unzweideutige Weise geschehen, und dem Beitritt des Kaiser Napoleons zu den Bedingungen hat sofort der Rückzug der französischen Armee zu folgen. So wird das Blutvergießen ein Ende nehmen." — Ganz ähnlich äußerte sich König Friedrich Wilhelm.

So gewann Graf Stadion die feste Überzeugung, daß die verbündeten Monarchen fest zueinander ständen, und daß selbst eine neue verlorene Schlacht sie nicht zwingen könne, die Waffen niederzulegen. Zu den Friedensbedingungen, welche Rußland und Preußen hier stellten, meinte Metternich allerdings kopfschüttelnd: Die Vorschläge seien an sich so tödlicher Natur, daß sie einen vollständig geschlagenen Napoleon voraussetzten. Glaubte der österreichische Staatskanzler doch, daß selbst sein „Minimum" von dem hochmütigen Korsen abgelehnt werden würde. Aber der Bericht Stadions über die ganze Stim-

Digitized by Google

mung im Lager der Verbündeten klang so ermutigend, daß selbst in dem ängstlichen Habsburger wieder einige Zuversicht über den Ausgang kam. Stadion meldete, daß er im Hauptquartier und bei der Armee weder Entmutigung noch Überhebung vorgefunden habe, daß die Fürsten und die Kriegsvölker, besonders die Preußen — er war immer ein Freund Preußens, dieser Stadion — ein heiliger und ernster Wille zur äußersten Gegenwehr beseele. Es war in jenen Tagen, als Theodor Körner dieser Stimmung dichterische Worte verlieh:

„Und galt es früherhin Mut und Kraft,
Jetzt alle Kräfte zusammengerafft!
Sonst scheitert das Schiff noch im Hafen.
Erhebe dich, Jugend, der Tiger dräut!
Bewaffne dich, Landsturm, jetzt kommt die Zeit!
Erwache, du Volk, das geschlafen!"

3. Kapitel

Königswartha und Weißig

Der Tiger dräute. Während der Dresdener Tage hatte die große Armee erheblichen Zuzug an Verstärkungen bekommen. Wir hörten, daß auf dem Schlachtfelde von Lützen am Tage nach der Schlacht General von Franquemont mit seinen Württembergern eingetroffen war, der Zahl nach über 6000 Mann. Die westfälische Division stieß zum Heere, 5000 Mann stark. Der Herzog von Reggio führte sein 12. Armeekorps heran, fast 24 000 Mann. Von der Rheingrenze her marschierten 12 000 Garden heran; das 2. Armeekorps unter dem Herzog von Belluno hatte sich bei Magdeburg gesammelt, ebenfalls über 12 000 Mann stark. Auch die Kavallerie fand beträchtliche Vermehrung durch das, was General Sebastiani gesammelt hatte, und durch die sächsischen Reiterregimenter, die der reuig zurückgekehrte König Friedrich August nun endlich herausgerückt hatte. Dazu kamen die sächsischen Truppen aus Torgau; nun konnte der General Graf Reynier endlich das 7. Armeekorps bilden aus seiner Division Durutte und diesen Torgauer Sachsen. Es war 11 250 Mann stark. — Nach diesem Zufluß zählte die Gesamtstärke der großen kaiserlichen Armee an 200 000 Mann. Indessen dabei das schwache einzige Reiterkorps Latour nur 5000, jedenfalls bluffte Napoleon am 24. Mai, er habe 15 500 Reiter. Unter dem unmittelbaren Befehl Napoleons stand die Hauptarmee mit fast 110 000 Mann, unter dem Marschall Ney die Nebenarmee, welche Berlin bedrohte, an Zahl über 60 000 Mann*).

Gewiß waren diese imposanten Truppenmassen eine Drohung gegen das weit schwächere Heer der Verbündeten. Aber es darf wiederum nicht verschwiegen werden, daß es bei aller Bravour und Begeisterung dieser jungen französischen Soldaten nicht besonders um die Manneszucht aussah. Seit Großgörschen und schon vor Großgörschen war der Hunger ein ständiger Begleiter der großen Armee. Die jungen, kaum ausgewachsenen Körper der in viel zu kurzer Zeit ins Feld gesandten Soldaten konnten Entbehrungen um so weniger ertragen. Der russische Feldzug von 1812 hatte auch die Begriffe über Plündern und Marodieren sehr verwirrt. Wer sich damals durchbringen wollte, war auf den Raub angewiesen. Das hatte monatelang gedauert und so leicht war das, was Gebrauch geworden war, nicht zu verwischen und wieder gutzumachen. Die Offiziere und Unteroffiziere konnten nicht viel tun, als ein achselzuckendes, gleichgültiges „ils pilleront", und damit war die Sache abgetan. Viele der Italiener und Illyrier entfernten sich vom Heere und suchten die österreichische Grenze zu gewinnen, wo sie dann die Ortsbehörden baten, in ihre Heimat zurücktransportiert zu werden. Aber auch die jungen Franzosen blieben in der Fahnenflucht nicht zurück. In Scharen strömten sie dem Rheine zu, um ihre heimatlichen Fluren wieder aufzusuchen. Der alte Herzog von Valmy, der alte Marschall Kellermann, der noch die Begeisterung der Revolutionssoldaten gekannt hatte, welche Stroh um die verfrorenen Füße gewickelt und in zerlumpte Monturen gekleidet an die Grenze geströmt waren, um Braunschweig und Coburg zurückzutreiben, Hunger und Kälte erduldend für das Vaterland, war entsetzt, als in seinem rheinischen Gouvernement truppweise diese Fahnenflüchtigen aufgegriffen wurden, völlig bekleidet und ausgerüstet, aber ohne Waffen. Die Zahl der Leichtverwundeten, welche sich im Großherzogtum Frankfurt meldeten, war unverhältnismäßig hoch, besonders die vielen Fingerverletzungen fielen auf und zeigten, daß diese jungen Milchbärte zur Selbstverstümmelung gegriffen hatten. — Sächsische Gendarmeriepatrouillen unter französischem Oberbefehl mußten die Heerstraße von Pegau bis Dresden ab-

*) „Über 80000" beruht auf Unkenntnis des wirklichen Korpsetats, als ob es keinen Strapazenabgang gebe, insbesondere trifft dies für die Stärken am 20. zu, wo Plothos und Clausewitz' 120000, 148000 zu niedrig, Roussets 165000 schon zu hoch gegriffen; denn 9 Bat. von Macdonald, Marmont und Oudinot blieben entsendet zurück, die Italiener und Sachsen fochten nicht mit, Gefechts- und Marschverluste müssen abgerechnet werden, so daß die genannten Marschälle nur mit 58500 vor Bautzen anlangten. Übrigens hatte am 21. die Hauptarmee 338 Geschütze, Ney 116, die Verbündeten 627.

Digitized by Google

ſtreifen, um alle Nachzügler und Marodeurs abzufangen; es waren über 5000 ſolcher Menſchen, die im Laufe des Mai eingebracht wurden. Aus alledem erſieht man klar, daß es innerlich mit der Armee des Kaiſers längſt nicht ſo gut ausſah, als jene glauben mochten, welche den Übergang der ſtattlichen Regimenter und Schwadronen über die Elbbrücke mit angeſehen hatten. Aber zahlenmäßig war dennoch wieder der Kaiſer den Verbündeten weit überlegen, als es zur zweiten blutigen Entſcheidung kommen ſollte.

War es wenigſtens in der Geſamtſumme ſeiner Streitkräfte, aber dieſe Maſſen waren tagelang auf weite Flächen verteilt. Der Marſchall Ney hatte bei Torgau die Elbe überſchritten und marſchierte auf Luckau; Marſchall Victor war aus Wittenberg herausgetreten und ſuchte ſeine Vereinigung mit Ney; dieſe Armee des Fürſten von der Moskwa kam alſo zur Zeit gar nicht in Betracht. Der Herzog von Tarent führte die Hauptavantgarde und rückte auf Biſchofswerda. (Eugen Beauharnais, wir wiſſen es, war nach Italien abgereiſt.) General Graf Bertrand mit dem 4. Armeekorps marſchierte auf Königsbrück. Der Herzog von Ragusa (6. Korps) ſtand am 13. früh noch in Dresden-Neuſtadt und erhielt erſt dann Befehl, dem Marſchall Macdonald auf Biſchofswerda zu folgen. Inzwiſchen war der Herzog von Reggio mit dem 12. Korps durch Dresden marſchiert und nahm die Stellung des Marſchalls Marmont in Dresden-Neuſtadt ein. Nur die ſpärlichen Nachrichten, welche dem Kaiſer über die Stellung ſeiner Gegner zuteil wurden, laſſen begreifen, daß er ſorglos genug war, die drei vorgenannten Korps vereinzelt über die Elbe zu ſchieben und ſie ſo vereinzelt ſchweren Niederlagen auszuſetzen. Viel unbegreiflicher aber iſt es noch, daß die Verbündeten, welche doch aufklärende Kavallerie im Überfluß hatten und ganz genau Beſcheid wiſſen konnten, wenn ſie wollten, ſich dieſe ausgeſuchte Gelegenheit entgehen ließen, über die einzelnen Marſchälle herzufallen und ſie zu vernichten. Indes ſchien es an ſolcher Luſt zur Offenſive im ruſſiſchen Hauptquartier, wo nun einmal das Oberkommando lag, völlig zu fehlen. Graf Wittgenſtein hatte noch immer nominell den Oberbefehl, aber er hatte ſeit Lützen ſehr beim Kaiſer Alexander an Anſehen verloren, namentlich dadurch, daß er den Rückzug befürwortet hatte. Kaiſer Alexander erklärte ſeiner Umgebung wiederholt und ſagte dies auch ganz offen dem Grafen Stadion, daß er es ſich nicht vergeben könne, am Tage nach der Lützener Schlacht Napoleon nicht wieder angegriffen zu haben. Es gab wieder ein Hin und Her und eine Unentſchloſſenheit im Hauptquartier, welche befürchten ließ, daß ſchließlich der Rückzug über die Oder hinüber unvermeidlich ſein würde. „Mit Gewißheit", ſchrieb Gneiſenau an den Staatskanzler von Hardenberg, „ſehe ich faſt voraus, daß Graf Wittgenſtein nicht, wie er vorgibt, bei Bautzen eine zweite Schlacht annehmen, ſondern ſeinen Rückzug fortſetzen wird. Er mag dies immerhin tun, wenn es nur mit Verſtand und Ruhe geſchieht. Man muß mit Ordnung zurückweichen und ſich nach und nach durch die in Schleſien befindlichen Streitkräfte verſtärken. Dort haben wir mehrere feſte Stellen. Drei derſelben, bei Silberberg, bei Glatz und Neiße ſind durch ſtarke Feſtungen geſchützt. Werden dieſe Feſtungen jede mit Lebensmitteln für 20 000 Mann auf 3 Monate verſehen, was wohl möglich iſt, wenn es ſofort geſchieht, ſo mögen Landwehren und Feldtruppen dorthin zurückweichen und der Landſturm unterdeſſen ſein Weſen treiben. Die Ruſſen gehen entweder nach Polen oder nach Coſel zurück; ſobald als dies geſchehen iſt, kommt der Krieg ins Gleichgewicht. Napoleon kann nur mit einem Teile ſeiner Armee den Ruſſen folgen, während er den anderen den ſchleſiſchen Feſtungen gegenüber laſſen muß. Wird er mit dieſem die ſtarken Bollwerke angreifen oder die feſten Läger daneben erſtürmen? Ich bezweifle es. Der zurückgelaſſene Teil wird immer ſchwächer, als unſere Lagerbeſatzungen ſein. Dieſe können daher das Entbehrliche ihrer Mannſchaft vereinen und damit offenſive Operationen unternehmen." Man ſieht, hier ſpricht der glückliche Verteidiger von Kolberg, aber es war nur ein Plan letzter Reſignation, der hier aus Gneiſenau ſprach, denn er fügt hinzu: „Im unglücklichſten Falle iſt es ehrenvoller, in den eigenen Provinzen unterzugehen, als mit einem unbedeutenden Überreſte in fremden Ländern flüchtig umherzuziehen."

Inzwiſchen war der Graf Stadion im Hauptquartier zu Wurſchen eingetroffen, hatte durch ſeine Erklärungen über Öſterreichs Willfährigkeit, auf die Seite der Verbündeten zu treten, die Zuverſicht in einen glücklichen Ausgang geſtärkt, und ſo kam es zu jenem Kriegsrat, an welchem auch Graf Stadion teilnahm und in welchem die Annahme einer Schlacht beſchloſſen wurde. General von dem Kneſebeck war in dieſem Kriegsrat der einzige, der für einen fortgeſetzten Rückzug eintrat, ſolange man nicht mit voller Sicherheit auf Öſterreich zählen könnte, und ſollte dieſer Rückzug auch bis hinter die Oder führen. „Ich glaubte", ſchrieb Stadion ſpäter, „ganz dieſelben Gründe zu hören, welche im Jahre 1809 unſere Monarchie (nach dem ſiegreichen Aſpern und dem halbwegs unentſchiedenen Wagram) an den Rand des Abgrundes geführt haben, und ich argwöhnte, was mir ſeitdem beſtätigt worden iſt, daß der Rückzug vom Schlachtfeld von Lützen bis zu den Höhen von Bautzen durch dieſelben Gründe herbeigeführt worden ſei." Indes, man mußte ſchon der Politik halber und nicht nur durch Verſicherungen zeigen, wie ernſt gemeint es mit dem dauernden Widerſtand der verbündeten Monarchen ſei. General von

Digitized by Google

Toll, General von Gneiſenau und auch Graf Wittgenſtein waren außerdem entſchieden für die Annahme einer Schlacht. Gneiſenau frohlockte. „Alles iſt wohlgemut," ſchrieb er an Hardenberg, „weil das ewige unnötige Zurückziehen endlich einmal aufgehört hat. Wir rüſten uns zur Schlacht, ich gebe mir Mühe, darauf hinzuwirken, um ſie vorteilhaft einzuleiten, daß Barclay de Tolly, der bei Spremberg ſtehen ſoll, herbeigerufen wird. Geſchieht dies und wird er da, wo es ſein muß und wir es verlangen, aufgeſtellt, ſo kann die Schlacht entſcheidend für den ganzen Krieg werden. Geſchieht das nicht, dann freilich iſt die Schlacht zweifelhaft. Wäre ſie aber auch verloren, ſo darf man dennoch nicht verzweifeln. Man muß dann die Mittel ergreifen, die ich in meinem letzten Schreiben vorgeſchlagen habe." (Den letzten Widerſtand in Schleſien ſuchen.)

Während im verbündeten Lager der Entſchluß zu einer Verteidigungsſchlacht reif wurde, war der franzöſiſche Kaiſer in Dresden noch immer unklar über das, was ihm eigentlich gegenüberſtand. War es wirklich ſo, wie ihm Kundſchafter zugetragen hatten, daß zwiſchen Ruſſen und Preußen Verſtimmungen eingetreten waren und ſich die Herren getrennt hatten? Es klingt wie ein Notſchrei, wenn der Kaiſer am 13. Mai an Marſchall Marmont ſchreibt: „Ich muß durchaus wiſſen, was aus der preußiſchen Armee geworden iſt. Der General Bertrand behauptet, daß ſie ſich auf der Straße nach Breslau zurückgezogen habe; andere ſagen dagegen, daß ſie auf der Straße nach Berlin zurückgegangen ſei. Ich muß darüber klare Meldungen haben." Noch hielt der Kaiſer an dem Plan feſt, daß der Fürſt von der Moskwa mit ſeiner Nebenarmee ſich gegen Berlin wenden ſollte, um alsdann in Norddeutſchland gemeinſam mit dem Fürſten von Eckmühl zu operieren. Der Marſchall Macdonald hatte am 12. Mai nach hartnäckigem Kampf bei Biſchofswerda den General Miloradowitſch aus der Stadt gedrängt, wobei die arme Stadt völlig zuſammenbrannte. Hinter der Stadt hatte Miloradowitſch ſich verſchanzt, und es kam zu einem zähen Nachhutgefecht, das dem ruſſiſchen General von ſeiten Kaiſer Alexanders die Grafenwürde einbrachte*). Bertrand, Marmont und Oudinot rückten jetzt nach. Endlich in der Nacht zum 14. Mai kamen beſtimmtere Botſchaften von Marmont und Bertrand an den Kaiſer. Ein Adjutant Marmonts hatte mit einem Bataillon und zwei Schwadronen Kavallerie eine Rekognoszierung ausgeführt und dabei von verſchiedenen Landleuten erfahren, daß die Preußen ſich gegen Bautzen hingezogen hätten. Noch deutlichere Aufklärungen gab jetzt Bertrand, er berichtete: „Es ſcheint außer Zweifel, daß der Feind die Straße über Kamenz und Pulsnitz eingeſchlagen hat. Dreißig Perſonen haben dasſelbe erklärt, es gibt keinen Widerſpruch zwiſchen ihnen. Deſerteure, Gefangene, Landleute, die bei den Vorpoſten angehalten worden ſind, alle machen ſie die gleiche Ausſage und bezeichnen Bautzen als den Verſammlungspunkt." Es waren nach ſeiner Erkundung an 30 000 Preußen unter den Generalen Blücher und York, ſowie eine Nachhut unter dem General Kleiſt und eine ruſſiſche Diviſion unter dem General Roth durch Königsbrück gegangen, alle gegen Bautzen. Dieſe detaillierten Erkundungen zeigten dem Kaiſer nun doch, daß ſein Kalkül: Ruſſen und Preußen hätten ſich getrennt, falſch war, und daß er vor ſeiner Front jenſeits der Spree bei Bautzen die geſamte verbündete Armee hatte. Sofort mußten Kuriere an den Marſchall Ney ſatteln. Die ſtarke Macht, die dieſer führte, war jedenfalls für die bevorſtehende Schlacht beſſer zu gebrauchen, als zu einem Vorſtoß gegen Berlin, wo ſie auf keinen Feind traf. Fiel die Schlacht glücklich aus, wurde der Feind an die Oder zurückgedrängt, ſo war Berlin nach Meinung des Kaiſers ohnehin ein verlorener Poſten. Marſchall Ney erhielt alſo den Befehl, ſeinen Marſch auf Luckau abzubrechen und ſüdlich in der Richtung vom Spremberg zu marſchieren, General Lauriſton (5. Korps) wurde von Dobrilugk auf Hoyerswerda gerichtet. Der Kaiſer konnte alſo mit ſeiner Hauptarmee zuſammen an 160 000 Mann für den Tag der Schlacht im ganzen einſetzen, wohingegen die Verbündeten, ſelbſt nach Eintreffen Barclays, kaum 100 000 Mann zur Verfügung hatten.

Allerdings erwarteten die Verbündeten nur einen Angriff von Weſten, von Dresden, her, und glaubten nicht, daß die große Nebenarmee unter Marſchall Ney, die gegen Berlin detachiert war, überhaupt noch zum Eingreifen kommen würde. Man war im Hauptquartier der Verbündeten ſehr genau über die Stärkeverhältniſſe Napoleons bei Dresden und im Vorterrain zwiſchen Dresden und Bautzen unterrichtet. Die Kräfte waren, wie wir geſehen haben, ungefähr gleich, und Marſchall Ney auf dem Weg nach Berlin. Am 16. kam Barclay de Tolly an mit einem friſchen Korps. Am 17. war es noch Zeit zu einem Angriff auf die Marſchälle und Bertrand, die auf dem linken Spreeufer ſtanden. Alles, was ſie hätten aufs Schlachtfeld bringen können, wären 55 000 und wenn Marſchall Oudinot hätte mitwirken können,

*) Er geſtand 306 Tote und Verwundete zu, tatſächlich 424, was Macdonald unverfroren auf 4000 erhöhte. Am 15. kam es zu neuem Gefecht, im ganzen verlor er ſeit Dresden 1300 (Fabry), notoriſch büßten aber die Verbündeten in gleicher Friſt 6100 mit 17 Geſchützen ein, wie der Beſtand in Bautzen zeigt, ſie müſſen alſo viel Marode und auch Gefangene eingebüßt haben. Waren die Verbündeten aber nach Zuwachs von 24 000 am 20. nur 97 100 ſtark, dazu 900 Abkommandierte, ſo büßten ſie ſeit 2. Mai jedenfalls mehr ein, als ihre offiziellen Ziffern vermuten laſſen.

Digitized by Google

80 000 Mann gewesen. Aber auch dies wurde versäumt. Wittgenstein schwankte noch immer, ob er angreifen sollte oder nicht, mochte den Befehlen seines Kaisers wiederum nicht vorgreifen, verfaßte (oder ließ verfassen) langatmige Schlachtendispositionen, die von Voraussetzungen strotzten, und inzwischen hatte der Kaiser Napoleon Zeit, seinen Aufmarsch in aller Ruhe zu vollenden, ja, er sah jetzt ganz davon ab, auch nur ein schwaches Detachement gegen Berlin stehen zu lassen, selbst die Korps Victor und Reynier erhielten Marschorder nach Bautzen. Der Kaiser plante einen seiner großen Schläge. Während er selbst in der Front angriff, sollte der Fürst von der Moskwa bei Klix über die Spree gehen und den Marsch seiner Kolonnen auf Bröfa und Gleina richtend, die feindliche Stellung mit Wucht umfassen. Das kaiserliche Heer und das Heer des Fürsten von der Moskwa sollten sich im großen strategischen Stil über die Trümmer der geschlagenen feindlichen Armee hinweg auf dem Schlachtfeld vereinen und die Reste der zersprengten verbündeten Armee sollten über die böhmische Grenze hinweg dem schwankenden Kaiser Franz vor die Füße geworfen werden, als ein drohendes Entweder—Oder! Er sah diese Schlacht in ihren großen Zügen, in ihren Entwicklungsmöglichkeiten schon vor Augen. Hier Oudinot im zähen Kampf, der nur ein Scheinkampf sein sollte, hier Macdonald, Bertrand, das feindliche Zentrum anpackend, und dann den großen bis in das Schlachtfeld hinein fortgesetzten Umklammerungsmarsch des Fürsten von der Moskwa, der die Schlacht zu einer Zweifrontenschlacht machen sollte und den Untergang der Verbündeten herbeiführen. Es ist nicht wahr, so oft es gesagt wird, daß der Kaiser in diesem Frühjahrsfeldzug nicht mehr der alte war; im Gegenteil, seine Strategie zeigte sich bei Lützen und bei Bautzen auf der Höhe seiner besten Jahre und gerade in jenen Tagen vor Bautzen war er voll Zuversicht in seinen Erfolg.

Diese Siegesgewißheit verrät sich schon in der letzten Zusammenkunft, die Graf Bubna noch am Nachmittag des 17. Mai mit Napoleon hatte. Der Graf, überrascht durch den plötzlichen Wandel in der Stimmung des Imperators, wollte noch einige Punkte schleunigst klarstellen, aber der Kaiser wich mit größter Liebenswürdigkeit im Benehmen glatt aus: „Sprechen Sie mir nicht von Ihren Vorschlägen, wenn man mir amtlich reden wird, so werde ich antworten. Die Diplomatie hat ihre ganz besondere Sprache und über den Frieden zu plaudern, führt zu keinem Ende." Er steckte schon wieder mitten im Krieg, dieser Mann, dem die Kunst des Feldherrn nun einmal Beruf war. Er erzählte dem Grafen zwei Stunden lang von seinen alten Feldzügen in Italien, zeigte ihm die Landkarten dazu, erklärte ihm genau die russisch-preußische Stellung bei Bautzen und führte eingehend aus, wie er dagegen zu manövrieren beabsichtige. Graf Bubna, um doch auch etwas zu sagen, meinte, wenn Kaiser Franz wirklich den Krieg wolle, so hätte es in seiner Macht gestanden, gleich nach dem Rückzug aus Rußland in das ungeschützte Oberitalien einzubrechen. Napoleon zupfte den Grafen lächelnd an seinem kleinen Backenbarte und sagte bedeutungsvoll: „Damals wollte Ihr Kaiser nicht, nun will er aber; die Armee in Galizien hat nicht so weit nach Italien." Graf Bubna benutzte die Stimmung zu einem allgemeinen menschlichen Appell und sagte offen, der allgemeine Wunsch sei, daß Kaiser Napoleon nun endlich einmal ein ‚Empereur' werde, ein Friedenskaiser, der seine Liebe für den imperator in castris, den Soldatenkaiser, ablege, worauf der Kaiser hell auflachte und entgegnete: „Il faillait bien se montrer à la tête de mes armées" „Es war nur zu notwendig, daß ich mich an der Spitze meiner Armeen zeigte." So endete diese Audienz. Als Graf Bubna ging, rief ihm der Kaiser nach: „Oubliez ma véhemence, je ne parle pas avec autant de franchise avec tout le monde". „Vergessen Sie meine Heftigkeit, ich spreche nicht mit jedermann so freimütig." — Dachte nicht an den Frieden, der Mann, dachte nur an die großen Infanteriemassen, die er jetzt gegen Bautzen schob, an die gewaltigen Batterien, die er auffahren lassen würde, an die Schlacht, — die Schlacht, die sein Lebenselement war, und die ihn vielleicht mit diesem einen Tage die erschütterte Bedeutung in Europa wiederbringen konnte.

Am 18. Mai ritt Kaiser Napoleon aus Dresden, umgeben von einem zahlreichen Stabe von Marschällen, Generalen, Adjutanten. Der alte König von Sachsen gab seinem mächtigen Verbündeten das Geleit bis vor die Stadt. Trotz der Hitze und des dicken Staubes ritt der alte König mit dem Kaiser. Bei Findladers Weinberg nahm Napoleon von seinem Verbündeten Abschied und ritt eine Weile nachdenkend vor seinem Stabe her. Die Unterredung mit dem General Bubna, die ganze höchst verdächtige Haltung des Wiener Hofs mochte ihm durch den Kopf gehen. Sollte er diesem Metternich und seinen Zettelungen nicht ein Paroli bieten können? Er rief seinen Oberstallmeister Caulaincourt zu sich und ließ ihn während des ganzen Marsches nicht von seiner Seite. Der Graf war während der glorreichsten Jahre des Kaisers, von 1807—1811, bis die ersten nicht mehr zu bannenden Verstimmungen zwischen Petersburg und Paris eintraten, Gesandter am Zarenhofe gewesen. Der Herzog von Vicenza hatte stets einen großen Einfluß auf Kaiser Alexander besessen, und es gab keine geeignetere Persönlichkeit, die der Kaiser Napoleon mit diesem äußerst wichtigen Auftrage in das Hauptquartier des Zaren entsenden konnte. Der Herzog erhielt also vom Kaiser eine eingehende Instruktion, wie er es am besten anfangen sollte, Alexander für die Vorschläge Napoleons zu gewinnen. Der amtliche Vorwand war der Vorschlag eines

Digitized by Google

Waffenstillstandes. Im übrigen aber war „das Wesentliche, sich auszusprechen". Dem Kaiser Alexander eine goldene Brücke zu bauen, ihm die edle Pose eines Friedensvermittlers über Österreichs Kopf hinweg zu verschaffen, kurz, ihn wieder an der Eitelkeit zu packen, wie in früherer Zeit, das war der Zweck Napoleons. Aber er täuschte sich. Der Zar war durch Schaden klug geworden. Wir gedenken des Wortes, das er einst nach dem Brande Moskaus bedeutungsvoll gesprochen: „Napoleon oder ich, — ich oder er!" Hier zeigte sich in dem weichen und bestimmbaren Charakter des russischen Kaisers jener zähe moskowitische Zug des Ausharrens bei dem einmal gefaßten Entschluß: gegen diesen Bonaparte den Vernichtungskrieg zu führen. Der Herzog von Vicenza samt seiner schönen Instruktion kam über die französischen Vorposten nicht hinaus, da der Zar sich weigerte, ihn zu empfangen. — Blieb also die Schlacht.

Während der Herzog von Vicenza sich auf seinen Weg zum Zaren gemacht hatte, ritt Napoleon weiter gegen Bautzen. Unterwegs stieß die glänzende Suite hier und da auf die Spuren stattgehabter Vorpostenscharmützel; ein schwerverwundeter russischer Soldat lag am Weg, der Kaiser hieß seinen Leibarzt absteigen und den Russen untersuchen, ob er noch zu retten sei. „S'il est sauvé, il y en aura un de moins" — „Wenn er gerettet wird, so wird's einer von wenigen sein" — von den Hunderttausenden, die sein Ehrgeiz auf unzähligen Schlachtfeldern geopfert hatte. Nicht zu bezweifeln, daß dies plötzlich sich regende Gefühl für diesen einen halbtoten Russen aufrichtig, so aufrichtig wie seine mitleidlose Kälte gegen so viele tausend andere. Wie überhaupt in diesem Menschen eigentlich alles aufrichtig war. Ein Naturprodukt von einem Menschen, welcher nun einmal so sein mußte, wie er war, wie ihn eine Laune des großen Weltenzufalls aus dem Schoß der Lätitia Ramolini an das Licht gebracht hatte — jenseits von Gut und Böse.

In der Nacht zum 19. Mai war das Hauptquartier in Harthau. Am nächsten Morgen wurde früh gesattelt. Der Kaiser ritt durch Bischofswerda und sah die grauenhafte Einäscherung dieser Stadt, die Einwohner nackt und bloß auf den Straßen, das Wenige, was sie von ihrer Habe noch gerettet hatten, war ihnen von der den Russen nachdrängenden ausgehungerten französischen Soldateska genommen worden. Der Kaiser ließ dem Magistrat 25 000 Taler zur Linderung der Not anweisen.

Napoleon ritt, das Gros seines Gefolges zurücklassend, nur von einigen Adjutanten und Stabsoffizieren begleitet, bis an die äußerste Kette seiner Vorposten. Von der Stipitzer Kuppe aus beobachtete er lange die Stellung der Verbündeten jenseits der Spree. Kaum in Büchsenschußweite hielt ein Kosakenposten; die kleinen Steppenpferde grasten; es war alles wie im Frieden, und der Maitag lag mit blitzender Sonne über all dem, während im Hirn dieses Mannes der Plan zur Schlacht sich bildete, wie der zu einer Schachpartie.

Drüben, bei den Verbündeten, war natürlich wieder kein alles beherrschender Wille. General Barclay de Tolly war angekommen und, da er im Range älter war als Graf Wittgenstein, so fragte es sich wieder, wer denn eigentlich kommandieren solle. Besonders die preußischen Generale empfanden auf das peinlichste den Mangel eines festen und entschlossenen Willens. „Leider", heißt es in einem preußischen Bericht aus jenen Tagen, „ist General Barclay de Tolly älter als General Wittgenstein, und er muß entweder das Kommando erhalten (wobei denn wohl ein Rückzug bis Moskau zum zweiten Male vorgeschlagen werden dürfte) oder aber er müßte vom Heer entfernt werden, wenn nicht die Uneinigkeiten unter den Generalen noch mehr überhand nehmen sollen, welchen wir leider schon so manches verdanken. Graf Wittgenstein hat den Kaiser Alexander heute noch auf sein Verhältnis zu dem General Barclay aufmerksam gemacht und ihm gesagt, er wolle gern unter dessen Kommando stehen, nur müsse der Kaiser Einem das ganze Kommando geben, wenn nicht Neid und Uneinigkeit unter den Generalen der allgemeinen Sache schaden sollten." — Ein sehr vernünftiger und achtungswerter Vorschlag von Wittgenstein, dem aber Kaiser Alexander mit gewohnter Unentschlossenheit begegnete. Vielleicht war auch Wittgenstein im letzten Grunde seines Herzens dieses ganzen Treibens müde. Der seit Bischofswerda in den Grafenstand erhobene Miloradowitsch (übrigens ein Prachtkerl pur sang, dieser Miloradowitsch) hatte sich längst gewöhnt, seine Meldungen direkt an den Kaiser zu senden und den Oberkommandanten einfach zu übergehen, und Kaiser Alexander stand ebenso wenig an, Miloradowitsch direkte Befehle zu geben. Selbst über die wichtigsten Dinge, klagte Gneisenau, bekomme man aus dem russischen Hauptquartier keine bestimmte Entscheidung. Leider trat König Friedrich Wilhelm in jenen Tagen mit Willensäußerungen gar nicht hervor. Er beugte sich ganz der höheren Einsicht des Zaren, obgleich er im Grunde viel praktischere militärische Anschauungen hatte als Alexander. Aber hier bei Bautzen standen 65000 Russen und nur 32 000 Preußen: es mußten alle Reibungen vermieden werden.

Gneisenau, der jetzt an Scharnhorsts Stelle getreten war, hatte an der Stellung, die man schließlich zwischen Bautzen und dem Dorfe Hochkirch gewählt, demselben Hochkirch (die schwere korsische Zunge des Kaisers Napoleon sagte „ogirrsch"), wo am 14. Oktober 1758 Fabius cunctator Daun dem König Friedrich dem Einzigen einen so argen Morgengruß bereitet hatte, viel auszusetzen. Der Generalquar-

Digitized by Google

tiermeiſter des Blücherſchen Korps ſchreibt an den General von dem Kneſebeck, der von dem König von Preußen zur ſpeziellen Überwachung des Kaiſers Alexander beſtimmt war, eine ſcharfe Kritik der vom ruſſiſchen Oberkommando beliebten Aufſtellung: „Es iſt meine Pflicht, bemerklich zu machen, daß das Yorkſche und das Kleiſtſche Korps an den Bergen hinter Kreckwitz ſehr unzweckmäßig aufgeſtellt ſind. Erſtens iſt das Korps zu einer Offenſive von dort aus viel zu ſchwach; wenn dieſe Offenſive nicht mit 40 000 Mann unternommen werden kann, ſo muß ſie lieber ganz unterbleiben. Zweitens: Selbſt wenn dieſes Korps ſtark genug wäre, ſo müßte man es nicht an den dem Feinde zugehenden Abhang, ſondern hinter dem dortigen Höhenzug aufſtellen, um ſeine Abſicht und Stärke zu verbergen. Drittens: Soll dies Korps in der Defenſive bleiben, ſo iſt es von dem Reſt der Armee zu weit getrennt, kann füglich nicht unterſtützt werden und wird bei einem feindlichen Angriff ſicherlich vernichtet. Dies geſchieht aber gleichſam wie auf einer Schaubühne vor den zuſchauenden Armeen. Welchen Eindruck dies auf jene machen wird, läßt ſich erwarten. Soviel habe ich bei meiner heutigen Rekognoszierung geſehen, und ich muß gegen eine ſolche Aufſtellung Einſpruch erheben.“ Als Kneſebeck dieſen Proteſt erhielt, war er in einer eigenen Lage. Er wollte ſich nicht gerne gegenüber dem Zaren und ſeinen Beratern die Finger verbrennen, er hatte in ſeiner Miſſion in Kaliſch ſchon Ärger genug gehabt, und die Gunſt des Zaren galt ihm viel; er riet daher Gneiſenau, die Vorſtellungen beim ruſſiſchen Hauptquartier direkt zu machen. Das ruſſiſche Oberkommando entſprach denn auch in der Änderung der Stellung den Wünſchen des preußiſchen Generalſtabschefs.

Der preußiſche General hatte überhaupt ſeinen beſonderen Plan. Er wollte hinter den Höhen von Kreckwitz, dem Feinde unſichtbar, eine Gewaltmaſſe von 40 000 Mann anhäufen. Die Dörferkette, welche unmittelbar vor der Front der Verbündeten lag, ſollte leicht beſetzt werden, durch zahlreiche Koſakenſchwärme die Stärke der Stellung dem Feinde verſchleiert werden, um ſo den Gewalthaufen des Feindes vor die Front zu locken und ihn zu engagieren, während der preußiſch-ruſſiſche Gewalthaufen von Kreckwitz aus unwiderſtehlich in ſeine linke Flanke ſtieß. Natürlich gründete ſich dieſer Plan Gneiſenaus darauf, daß nur von Weſten her ein Angriff des Kaiſers Napoleon erfolge, und daß die einmal gegen Berlin detachierte Armee ihren Marſch nach Norden fortſetzen und in der Schlacht nicht mitwirken könne.

Aber all dieſe Pläne änderten ſich mit einem Schlage, als eine Nachricht des Majors von Hellwig einging, der mit ſeinen Huſaren in den Wäldern zwiſchen der Elſter und der Spree umherſtreifte, um den linken Flügel der napoleoniſchen Armee zu beobachten. Der Major meldete, daß ein feindliches Korps, welches er auf ungefähr 16 000 Mann mit 30 Kanonen ſchätzte, von Dobrilugk her im Anmarſch ſei. Zugleich wurde ein franzöſiſcher Stabsoffizier abgefangen, welcher vom Fürſten von Neufchâtel mit Nachrichten an den General Bertrand unterwegs war. Seine Papiere meldeten dem General Bertrand, daß General Lauriſton auf Hoyerswerda marſchieren und daß eine Diviſion vorzuſchieben ſei, um die Verbindung mit dem anmarſchierenden Korps herzuſtellen. Die Meldungen häuften ſich; es wurde auch bekannt, daß der Fürſt von der Moskwa mit ſtarken Kolonnen dem General Lauriſton folgte. Aus all dieſen Meldungen ging aber klar hervor, daß der franzöſiſche Kaiſer ſeinen Plan auf Berlin aufgegeben hatte und alle ſeine Kräfte zu einem großen Schlage heranzog.

Im Grafen Wittgenſtein erwachte jetzt wieder eine gewiſſe Tatkraft, die ihn den Plan faſſen ließ, die anmarſchierenden feindlichen Abteilungen einzeln zu packen und zu vernichten oder doch ihren Anmarſch erfolgreich zu ſtören. Andere ſagen, daß Kaiſer Alexander der Vater dieſer Idee war und daß Wittgenſtein nur ungern ſich dem kaiſerlichen Willen fügte. Wenn von Norden her die ganze Neyſche Armee anrückte, ſo war es gar nicht möglich, ohne dringende Gefahr für die Hauptſtellung der Verbündeten ein größeres Truppenkorps zu detachieren, um Ney die Spitze zu bieten. Aber man glaubte wohl, den General Lauriſton allein treffen zu können. Seine Straße mußte ihn über Hoyerswerda und Königswartha führen, und es ließ ſich berechnen, daß die feindlichen Heerhaufen ungefähr in der Höhe von Königswartha aufeinanderſtoßen mußten. War der Fürſt von der Moskwa noch um einen Tagmarſch zurück, ſo ließ ſich allerdings gegen Lauriſton mit Glück operieren. Aus dem Briefwechſel, den Wittgenſtein im Namen des Kaiſers in der Nacht zum 19. Mai mit Barclay führte, läßt ſich entnehmen, daß gleichzeitig mit dem Vorſtoß des Generals Barclay gegen Lauriſton und Ney ein ſolcher Wittgenſteins mit der Hauptarmee gegen den linken Flügel der franzöſiſchen Hauptarmee, gegen das Korps des Generals Bertrand im Plan war. „Ich werde mich bemühen,“ ſchrieb Wittgenſtein, „mit allen Streitkräften den linken Flügel des Feindes, der bei Bautzen ſteht, zu umgehen und, Ihnen die linke Flanke ſichernd, den Feind vollſtändig in zwei Teile zu teilen.“ Glückauf, Graf Wittgenſtein, aber Großgörſchen hat gezeigt, daß dies ein Feind iſt, der ſich nicht ſo leicht in zwei Teile teilen läßt!

General Barclay de Tolly alſo, der ruſſiſche Cunctator, der Napoleon klug in die ruſſiſchen Weiten gelockt hatte, dann aber dem alten Fürſten Kutuſow Platz machen mußte, war jetzt beſtimmt, ſich gegen die anmarſchierende franzöſiſche Nebenarmee zu werfen. Zu ſeinem eigenen Korps wurde ihm noch das

Digitized by Google

des Generals York und das russische Grenadierkorps unterstellt. So verfügte er für sein Unternehmen über rund 24 000 Mann. Nachts um 1 Uhr (zum 19. Mai) ließ Barclay seine Kolonnen antreten. Seine Avantgarde führte General Tschaplitz, das Gros der russischen Truppen als erstes Treffen Marquis de Langeron, ein Emigrant des ancien régime, der bei Kaiser Alexander in Gnaden aufgenommen war. Im zweiten Treffen folgte General York mit seinen Preußen. Das Grenadierkorps unter dem General Rajewski, uns von Borodino her wohlbekannt, bildete die Reserve.

Die gegen Norden detachierten Truppen brachen noch um Mitternacht aus ihren Quartieren auf, tappten im Dunkel der Nacht ihres Weges dahin, passierten bei Klix und Gutta die Spreebrücken und marschierten dann nach Tagesanbruch endlose Stunden durch Kiefernwaldungen und den tiefen Sand der fast ungangbaren Wege. Voran war die Vorhut unter dem General Tschaplitz, die über Johnsdorf und Neudörfel gegen Königswartha vorrückte, hinter ihr marschierte Marquis de Langeron und General Rajewski. York hatte die nördlichere Marschrichtung über Hermsdorf nach Weißig zugewiesen bekommen. Es war, wie gesagt, ein endloser Marsch, und erst gegen 1 Uhr mittags traf General Tschaplitz in Johnsdorf ein. Seine Patrouillen hatten jenseits des Waldes von Neudörfel feindliche Vorposten gemeldet, die ahnungslos im Gelände standen und weder Augen noch Ohren zu haben schienen. Es waren die Feldwachen der italienischen Division des Generals Peyri, — jener Division, die Graf Bertrand auf Befehl des Major-Generals Berthier nach Königswartha gesandt hatte, um die Verbindung mit den Korps von Lauriston und Ney herzustellen. General Barclay de Tolly, die Gunst der Stunde nutzend, befahl sofort den Angriff. Die russische Vorhut warf die französischen Feldwachen auf das Gros bei Königswartha zurück, während gleichzeitig Langeron in der rechten Flanke angriff. Die Division Peyri ward völlig überrascht; ihre Brigade Andréa lagerte ganz gemächlich im Schloßhof und dachte in aller Welt nicht an Überfälle. Im Nu waren die Russen im Orte Königswartha und ließen Geschütz auffahren. Zwei Schwadronen württembergischer Reiter kamen mit genauer Not davon, Division Peyri wurde vollständig zersprengt, verlor viel; 4 Generale fielen verwundet in die Gefangenschaft, 5 Geschütze wurden erbeutet. Es war ein schneller und ihn selbst höchst überraschender Erfolg, der dem General Barclay hier bei Königswartha in den Schoß fiel. Man stand dem Gegner so plötzlich gegenüber, daß man zunächst glaubte, es seien Preußen und nicht wagte, die Geschütze abzufeuern. Die Italiener fingen den Überfall der Übermacht übrigens tapfer auf, 1600 tot und verwundet, bei angeblich 1280 (n. a. nur 715) Gefangenen befanden sich viele Blessierte. Barclay verlor 1250 (nicht 900), sein Vorstoß glückte also nicht leichten Kaufs. Die russische Reiterei verfolgte den flüchtigen Feind nördlich gegen Wartha hin. Hier nahm die Avantgarde des Marschalls Ney die Zersprengten auf, und General Barclay hielt es nun für das beste, zurückzugehen.

Durch diesen Beschluß des russischen Führers kam York in eine eigentümliche Lage. Der preußische General war mit seinen Truppen etwa um 2 Uhr bei Hermsdorf eingetroffen, wo er seine Soldaten, die gar keine Nachtruhe gehabt hatten, ein wenig ausruhen lassen wollte. Da kam von Barclay der bestimmte Befehl, die Richtung auf Wartha zu nehmen und alles anzugreifen, was er auf der durch diesen Ort führenden Straße von Hoyerswerda vorfinden werde. York ließ sofort antreten: 30 Husaren die Spitze, der General selbst mit seinem Stab vor der Brigade Steinmetz, dann Reservekavallerie unter Corswandt, zum Schluß Brigade Horn. Das Korps führte 36 Geschütze mit sich. So ging es voran. Plötzlich, nahe vor Weißig, fielen aus dem Walde Schüsse. Die Adjutanten Graf Brandenburg und Schack sprengten vor und brachten alsbald ihre Meldungen zurück: in dem Wald stecken feindliche Tirailleure. Auf der Straße von Spremberg her seien starke feindliche Kolonnen im Anmarsch. York ritt mit seinem Stabe alsbald auf einen Hügel nahe der Straße Hermsdorf—Weißig, der niedrigen Eichenbusch trug und eine freie Umschau über die Gegend gewährte. Man sah deutlich das etwa 2000 Schritt von der Yorkschen Front liegende Dorf Steinitz, aus welchem bereits die feindlichen Marschkolonnen hervorbrachen. Vom Eichberg aus beherrschte man die Straße und von hier aus ließ sich das Vorgehen des Feindes auf der Bautzener Heerstraße hindern. — General York ließ sofort die reitende Batterie Borowsky, gedeckt von zwei Bataillonen westpreußischer Dragoner, auffahren, richten und, sobald die Spitze der feindlichen Kolonnen in den Schußbereich kam, ein heftiges Feuer eröffnen. — Schon war das Füsilierbataillon der ersten Brigade mit den Voltigeurs des Feindes im lebhaften Gefechte. Preußische Füsiliere und französische Voltigeurs hatten sich bereits arg verbissen. Die Batterien spielten, die feindlichen Bataillone des heranrückenden Gros suchten sich vor dem Feuer zu schützen und wichen westlich auf das Vorwerk Neu-Steinitz aus, um die Querstraße auf Hermsdorf durch den Wald zu gewinnen. Der General York sah wohl ein, daß es ein heißer Tag werden würde, aber bei seiner guten Stellung fürchtete er nichts. — Da kam plötzlich ein Ordonnanzoffizier Barclays und brachte Konterorder: York erhielt den Befehl, sofort auf Johnsdorf abzumarschieren und sich dort als Reserve für die Russen aufzustellen. General York war schon wütend über das Hin- und Hergezerre während der Nacht, das seine Leute um ihren Schlaf gebracht hatte; jetzt in rascher Folge zwei sich direkt widersprechende Befehle, es kochte in ihm. Schon hatte er selbst an den Oberkommandierenden die Mel-

Digitized by Google

dung gesandt, daß er westlich Hermsdorf auf den Feind gestoßen sei. Nun ist es erstens immer mißlich, ein vorteilhaft begonnenes Gefecht abzubrechen, und dann entsprach es auch gar nicht Yorks Charakter, der gar zu gerne anbiß. Aber er gehorchte. Es wurde diesem Preußen immer leichter, dem russischen Oberkommando zu gehorchen als preußischen Generalen, die ihm vorgesetzt waren, eine Eigentümlichkeit, die wir hier gleich registrieren wollen, denn wir werden ihr in Zukunft noch öfter begegnen. York gab also zur Antwort: Er werde sofort gehorchen, müsse aber bemerken, daß der Feind, der in bedeutender Macht gegen ihn stehe, jedenfalls folgen und die russische Flanke bedrohen werde; hier in der vorteilhaften Position könne er die Russen viel wirksamer unterstützen als bei Johnsdorf, besonders wenn er rechtzeitig Verstärkungen erhalte.

Inzwischen gehorchte er. Brigade Horn marschierte auf Johnsdorf, Oberst Steinmetz erhielt den Befehl, den Rückzug zu decken und die im Walde kämpfenden Füsiliere allmählich zurückzuziehen. Natürlich drängte der Feind sofort nach, trat aus dem Wald heraus und besetzte den von der Batterie verlassenen Eichberg. Bereits standen gegen die 4 Bataillone, die Oberstleutnant von Steinmetz zur Verfügung hatte, an 15 französische Linienbataillone im Treffen. Steinmetz mußte sehr geschickt manövrieren, um sich zu halten und nicht vorzeitig von Division Lagrange überrannt zu werden.

Inzwischen wurde es dem braven Barclay de Tolly klar, daß er überhaupt außer der zersprengten Division Peyri nichts gegen sich gehabt hatte und daß nicht von Königswartha, sondern von Weißig her, von Korps Lauriston, Gefahr drohte. Er glaubte daher, man müsse das Defilee über die Sümpfe zwischen Weißig und Johnsdorf auf jeden Fall halten, um sich unter dem Schutze der Nacht zurückziehen zu können, und gab die dritte Order: die eben aufgegebene Stellung wieder zu nehmen und bis zur einbrechenden Nacht zu behaupten. Unverdrossen, wenn auch vielleicht innerlich knurrend, folgte York diesem neuen Befehl seines Oberkommandierenden. Er führte die Brigade Horn, die eben erst bei Johnsdorf eingetroffen war, persönlich wieder über das Defilee, verstärkt durch 1600 russische Grenadiere. Ordonnanzen sprengten im hastigen Ritt zu Steinmetz: ‚wieder Front machen, Herr Oberstleutnant, das aufgegebene Terrain wieder nehmen, festhalten, behaupten.' Ja, das war leichter befohlen wie getan. General Lauriston hatte inzwischen seine 3. Division Maison herangezogen und stand mit ungefähr 8000 Mann gegen ihrer 1300 Preußen. Den Eichberg hatte er mit einer Batterie besetzt und nahm die wieder vordringenden Preußen unter ein empfindliches Feuer. Da traf um 6 Uhr General York mit Brigade Horn und den russischen Verstärkungen ein, die preußischen Batterien fuhren wieder auf, schlesisches Regiment Nr. 6 von Horns Brigade warf sich, souteniert von 400 russischen Grenadieren, in den Kiefernwald. Südwestlich des Eichbergs drangen die Musketiere des Leibregiments vor; mit Tirailleurketten vor der Front führte York persönlich die zwei andern Bataillone des Leibregiments heran. Plötzlich empfangen sie von einer versteckten französischen Schützenkette aus dem Unterholz lebhaftes Feuer. Der Regimentskommandeur Major Zepelin fällt, beide Bataillonskommandeure fallen, die vorantürmenden Offiziere werden heruntergeschossen, in den Gliedern klaffen breite Lücken, da ertönt Yorks Befehl: Kolonne formiert, Bajonett gefällt. Mit verbissener Wut wird der Wald gesäubert. „Eins der mörderischsten Nahgefechte, welches die Geschichte aufzuweisen haben mag," nennt ein Augenzeuge dieses Waldgefecht bei Weißig. Ein Teil verfolgt den Feind mit zäher Entschlossenheit und prallt bis an Weißig heran, — das Dorf ist bis oben mit Franzosen vollgestopft. Ein Teil der Stürmenden wendet sich zur Unterstützung den Kämpfern um den Eichberg zu, — der Eichberg wird genommen.

Aber General Lauriston will die Schlacht zwingen. Er setzt noch ein Regiment seiner Division Rochambeau ein. Fichtst du jetzt hier im Kiefergestrüpp und zwischen dem Nachwuchs deutscher Eichen, Rochambeau, der du einst auf Haiti in der üppigen Vegetation des Südens fochtest? Ist sie dir schon gegenübergetreten, die Druide mit dem Schicksalsblick, den Tod dir kündend auf deutscher Erde? Sei ruhig, alter grauhaariger Mann, gib deine Befehle, laß deine Bataillone vordringen, heute erfüllt sich dein Schicksal noch nicht, — aber es wird erfüllt sein, wenn die Donner der Leipziger Schlacht schweigen. Rochambeaus Bataillone stürmen gegen den Eichberg, nehmen ihn und er ist nicht mehr zurückzuerobern. Er hat in seiner zähen Eroberung und Wiedereroberung die Kräfte der Streitenden verzehrt; York hat nicht mehr viel einzusetzen. Aus dem Walde dringt eine neue 6 Bataillone starke französische Angriffskolonne vor. Aus Weißig kommen 3 Bataillone, einige 100 Tirailleurs vor der Front. Die Tirailleurs kriechen sacht an die preußische Artillerie heran, die südwestlich vom Eichberg die zum Defilee führende Straße schützt, aber Oberst Wuthenow an der Spitze seiner westpreußischen Dragoner hält Wacht. In dem Augenblick, wo die französischen Tirailleurs sich wie Katzen zum Sprung ducken, ist er da wie der Blitz und seine Säbel sausen. Die meisten werden zusammengehauen, der Rest flüchtet sich auf die Bataillonskolonne zurück.

Der Abend senkt sich. York sieht ein, daß keine Vorteile mehr zu erfechten sind. Die Übermacht auf seiten des Marquis Lauriston ist zu groß. „Der General," schreibt ein Adjutant, „war sehr übler Laune,

Digitized by Google

teils über die ihm gegebene Nebenrolle unter General Barclay, teils über die vielen Abänderungen in den Marsch- und Gefechtsdispositionen (wozu York allerdings die allergrößte Ursache hatte), namentlich aber über die bedeutenden Opfer, welche in dem ritterlich geführten Kampfe vergeblich gebracht waren. Man hörte und empfing aus seinem Munde nur barsche Befehle. Er extemporierte und hielt es für Ehrensache, sich nicht davon zu machen, ohne sich vorher tüchtig gebissen zu haben." — „Bei den sozusagen aus dem Stegreif entstandenen Verhältnissen konnte auch nur aus dem Stegreif gehandelt werden," sagt Fransecky in seiner Monographie über Königswartha, — auch so eine Yorknatur, dieser Fransecky, der aus dem Stegreif zu handeln verstand, wie er am 3. Juli 1866 im Swiepwalde bei Königgrätz bewiesen hat.

Aus dem Waldstück fluteten immer mehr Verwundete zurück, prallten auch Trupps von geworfenen Jägern und Tirailleurs heraus, die York aber sofort wieder sammeln und ins Gefecht bringen ließ. Er sah ein, daß er sich in seiner Stellung halten mußte, bis die Nacht einbrach; er durfte um keinen Preis dem Feinde die ganze Schwäche seiner Kräfte verraten. Wo der Feind durchzubrechen drohte, wo er irgend Gefahr bringende Vorteile zu gewinnen schien, traf ihn ein erneuter Offenstoß. Als das Leibregiment in Bedrängnis geriet, schickte York den Major Rudolphi mit seinen Füsilieren über die Waldblöße vor, tambour battant, dicht aufgeschlossen marschierte das Bataillon an. Mörderisches Rottenfeuer der französischen Tirailleurs, die hinter den Stämmen hervor gedeckt schießen, wirft ein Dutzend Leute zu Boden, Major Rudolphi fällt; Hauptmann Jaski übernimmt den Befehl; er läßt das Bajonett aufsetzen und stürmt, die Franzosen vor sich herjagend, durch den Wald. An der Lisière kommandiert er kaltblütig mitten im feindlichen Feuer: Gewehr ab. — „Man hätte glauben können," sagt ein Augenzeuge, „er würde auch noch ‚Ladestock in den Lauf' hinzufügen, um zu revidieren, wer nicht geladen hätte." Durch überlegene Massen mußte sich das mutige Bataillon den Rückweg mit dem Bajonett bahnen.

Die Preußen hielten jetzt nur noch einen letzten Waldfetzen und die am Sumpfdefilee zusammenlaufenden Straßen auf Weißig und Steinitz, eine Art Dreieck. York ließ aus Vorsicht schon jetzt einige Batterien zurückgehen, da es ihm an Raum fehlte, sie zur Wirkung zu bringen. Die Schlacht stand sehr auf der Kippe, „brach der Feind jetzt durch", berichtet York, „so war die doppelte Gefahr, den rechten Flügel unter Oberst Horn von der Mitte getrennt und zugleich die im Defilieren über den Niederungsstrich am Teich begriffene Artillerie bedroht zu sehen." Ein Vorstoß, den der General jetzt vier russischen Grenadierbataillonen befahl, mißglückte, der letzte Fetzen Wald ging verloren, nur ein Stück Acker blieb in den Händen der Preußen. Die Dunkelheit nahm zu, aus dem Walde trat eine Kolonne, vielleicht 1000 Mann stark, heraus, ihr Trommeln klang wie der russische Geschwindmarsch. Waren es Russen, waren es Franzosen? Erst als die Kolonne so nahe heran war, daß man erkennen konnte, es seien Franzosen, begann der noch sehr junge Artillerieleutnant Lange sein Feuer. Prachtvolles kaltes Blut, das dieser Mann hatte; er kommandierte jedes Geschütz selbst, wies die Richtkanoniere an, — zweilötige Kartätschen, das wirkte. Die vordersten Glieder der französischen Kolonne zeigten alsbald Lücken, man sah deutlich, wie die Offiziere sich mühten, neue Leute in die Lücken hineinzuschieben, denen nicht nach einem Stück preußischen Blei lüstern war. Indes „Vive l'Empereur!", — die Kolonne avancierte.

Rechts und links von der preußischen Batterie hielten westpreußische und litauische Dragoner. York hielt mit seinem Stabe hinter der Batterie, er hing nachlässig auf seinem Pferde, die Tabaksdose in der Hand, das Auge fest auf den anrückenden Feind gerichtet. Vor der Schlacht war dieser York erregt, aber sobald der erste Kanonenschuß fiel, kehrte ihm ein kaltes Blut zurück, das bewundernswert war. Als die Kolonne auf 250 Schritt heran war, wandte der General kurz den Kopf und sagte: „Einhauen". Ein Adjutant flog um den rechten Flügel des litauischen Regiments herum und brachte dem Major von Platen, dem „tollen Platen", den Befehl. Ein kurzes Kommando: „— Halt! — Marsch! Marsch! Mit Zügen rechts schwenkt! Marsch!" und schon brauste Platen mit seinen Schwadronen an der Batterie und an York vorüber auf den Feind zu. „Die schenke ich Ihnen," rief York auf die Franzosen deutend, Platen nach. Als die letzten Schwadronen und die Westpreußen ansetzten, war der Major mit seinen ersten Zügen schon mitten im französischen Knäuel, aber sie alle fanden noch Arbeit, als sie lachend und das blanke Eisen in kräftiger Faust schwingend, dahersprengten. „Was nicht niedergehauen ward," sagte York trocken in seinem Schlachtbericht, „lief in totaler Unordnung und Auflösung in den Wald und wurde von der Kavallerie und den Tirailleurs verfolgt."

So gelang es der vereinigten Wirkung von Artillerie und Kavallerie, den Feind innerhalb des Waldbezirks in Schach zu halten und sein Vorbrechen gegen das offene Ackerland zu verhindern. Nun war es fast dunkel geworden, nur vereinzelt noch knatterte ein bald wieder erlöschendes Gewehrfeuer. Der General befahl, daß die Truppen zum Biwak zusammenrücken sollten. Das Geschütz fuhr ab, nur die Batterie des Leutnants Stern blieb in ihrer Stellung, um die große Straße zu sperren. Bald loderten die Biwakfeuer auf, und York, dessen Feuer besonders hell lohte, sammelte seine Offiziere, um ihnen

Digitized by Google

die Abmarschbefehle zu erteilen. Da ging die Meldung ein, daß es versäumt sei, Vorposten auszusetzen. Gleichzeitig kam die Nachricht, daß der Feind dicht an das Biwak herangerückt sei. Die von York geplante „Bravade", bei lodernden Biwakfeuern unmittelbar vor der Front des Feindes zu lagern, mochte denn doch zu verlockend gewesen sein, hier einen nächtlichen Überfall in Szene zu setzen.

Der Hauptmann von Rohr erbot sich, Patrouille zu reiten, und es war in der Tat die höchste Zeit, daß hier Aufklärung geschafft wurde. Der Hauptmann fand vor der Front des Biwaks das 6. russische Grenadierregiment unter dem Gewehr und eine Abteilung Husaren aufgesessen. Er nahm sich zwei Infanteristen und einen Husaren mit, die in einem gewissen Abstand von ihm bleiben mußten, und ritt langsam der Stelle zu, wo die Litauer Dragoner zuletzt die feindliche Kolonne attackiert hatten. Sein Tier vorsichtig über die vielen Toten hinweglenkend, kam er an eine Kieferngruppe nahe dem Walde. Plötzlich sah er vor sich, gegen den Horizont sich abhebend, auf ungefähr 30 Schritt eine Bajonettmasse, die von rückwärts immer mehr Aufschluß erhielt, und schon flüsterte eine hastige Stimme durch das Dunkel: „De quel régiment êtes-vous?" So unauffallend wie möglich wandte Rohr schnell sein Pferd, eilte zu den Regimentern, die an der Front standen, zurück, brachte ihnen die Nachricht, daß sofort ein Überfall stattfinden würde, und gab im Namen des Generals den Befehl, daß die Infanterie auf 50 Schritte feuern, die Kavallerie sofort anreiten und alles angreifen solle, was sie vor sich habe. Kaum war der Hauptmann zum General zurück, als der Angriff auch schon losbrach: Einige Schüsse Haubitzenfeuer, und dann in der Front von rechts und von links der französische Sturmmarsch und das Geschrei: „En avant, en avant!" Mit fester, weithintönender Stimme rief York augenblicklich: „Feuer aus! Infanterie Gewehr in die Hand! Kavallerie aufkandart!" Das Wachtfeuer des Hauptquartiers loderte noch, York hielt, vom Schein hell beleuchtet, etwa 20 Schritt hinter dem Feuer und erteilte seine Befehle. Plötzlich kam aus dem Gehölz heftiges Geknatter, der Feldjäger Brehme, der unmittelbar neben York hielt, brach durch den Kopf getroffen zusammen, einige Ordonnanzen wurden verwundet, alles schwang sich schnell aufs Pferd, nur der General blieb regungslos halten und wandte den Kopf in die Richtung der Schüsse: „Es soll ein Bataillon in den Busch gehen und die Hundsfötter hinausjagen." Das war alles, dann wandte er sein Pferd langsam und überwachte den Antritt des Rückzugs aus dem gestörten Biwak. In diesem Augenblick fiel noch ein Schuß und — Geschick des Kriegs — gerade der Mann, der das Biwak vor einem verderblichen Überfall bewahrt hatte, Hauptmann von Rohr, fiel schwerverwundet.

Yorks Adjutant, Graf Brandenburg, war beim Einrücken in die Biwaks abgeritten, um dem General Barclay Mitteilung von dem Stand der Dinge zu machen, aber er fand bei Johnsdorf keinen Hosenknopf von einem Russen mehr, die Herren waren ganz getrost abgezogen und hatten York und seine Preußen ihrem Schicksal überlassen. Als der Graf, noch eine ganze Strecke weitersprengend, schließlich auf den Marquis de Langeron stieß, der im vollen Rückzuge war, und ihn bat wieder umzukehren oder doch wenigstens haltzumachen, um für alle Fälle zur Stelle zu sein, war Langeron höchst erstaunt über ein solches Anliegen. So verflackerte dieses Unternehmen gegen die Vortruppen der französischen Nebenarmee ohne jedes greifbare Resultat für die bevorstehende große Schlacht. Dagegen ist das Gefecht von Weißig wiederum ein glänzendes Zeugnis, wenn auch ein teuer bezahltes, für die preußische Tapferkeit vom General hinunter bis zum letzten Füsilier. Es zeigt, was eine, vom rechten Geist getragene und von rechter Führung geleitete Truppe vermag. Marquis de Lauriston hatte 13 000 und darüber Mann eingesetzt und glaubte allen Ernstes, daß er gegen ihrer 33 000 Mann gefochten habe. Von seinen 12 Regimentern waren nachweislich 5 in schwerem Kampfe, 4 erhielten die Inschrift „Weißig", nicht Rochambeaus 135., das sechsmal angriff, wohl deshalb nicht, weil es sich am 2. bei Halle hatte schlagen lassen; siehe später. Lauriston verlor nach Foucart 300 tot, 1400 verwundet, 200 gefangen, York 77 Offiziere, 1806 Mann, wovon 19, 482 aufs Brandenburger Leibregiment entfielen; auch die Füsiliere des 1. Ostpreußischen schrumpften auf die Hälfte ein. Der Kampf gereichte York zur größten Ehre, nicht aber, daß er nur 917 Verluste auf 52 Offiziere eingestand, was schon die hohe Offiziersziffer unmöglich macht. Auch bezieht sich seine angebliche Stärke von nur 5600 augenscheinlich auf seinen Restbestand *nach* dem Kampfe. Das alles war nur für die Öffentlichkeit bestimmt, um Eindruck zu machen, den Mut zu heben und den Rückzug geschmackvoll mit Girlanden zu umweben. Jedenfalls rang man gegen doppelte Übermacht und hatte es nicht nötig, die Heldentat noch auszuschmücken als gelehrige Schüler der Franzosen im Legendenfach, wie es die Verbündeten schon lange lernten. So scheinen laut Macdonalds Memoiren die Klagen über völlige Untätigkeit der verbündeten Reiterei bei Lützen zumeist Legende, vielleicht auch bei Bautzen. Die alte Geschichte: scheitern Attacken, schweigt man sie tot, lieber bürdet man den Generälen die Schuld auf. Man soll in allem der Wahrheit die Ehre geben, auch Napoleon darf man bemängeln, aber den Hut in der Hand. Ihm z. B. die Verantwortung für Neys Fehler bei Bautzen aufzuhalsen, weil er diesen nicht zur Selbständigkeit erzog, ist leere Quengelei. Seine Order war klar und bestimmt, der für Ungehorsam berüchtigte Ney sündigte ja gerade durch so selbstherrlichen Eigensinn, daß er sogar mit Mißbrauch der

Digitized by Google

souveränen Autorität „im Namen des Kaisers“ Lauriston aus der richtigen Bahn ablenkte. General Barclay sparte dem König von Preußen gegenüber nicht mit seinem Lobe Yorks: General York sei au dessus de tout éloge, erhaben über jedes Lob, und er müsse seine Bewunderung ausdrücken über die wahrhaft heroische Art, mit welcher der General und sein Korps gefochten hätten. So wird dies Gefecht von Weißig oder Königswartha ein Ehrenblatt in der preußischen Geschichte bleiben, denn diese Preußen hatten fast zweimal 24 Stunden lang marschiert, gehungert, gefochten, — und wie gefochten! — wieder marschiert und standen am Nachmittag um 5 Uhr am 20. Mai auf ihrem Posten in der Schlachtlinie der Verbündeten bei Bautzen, um — abermals zu fechten.

Digitized by Google

4. Kapitel

Bautzen

Der Kaiser Napoleon hatte während des 19. Mai, wie es seine Art war, genaue Rekognoszierungen über das vor ihm ausgebreitete Schlachtfeld vorgenommen. Schon während des ganzen Nachmittags hatte man von Norden her, aus der Richtung der Straße, auf welcher der Fürst von der Moskwa anmarschieren mußte, dumpfen Geschützdonner vernommen. Es war gerade, als wenn vor einer großen tragischen Oper, über deren Szene der Vorhang noch herunterhängt, im Orchester die Instrumente gestimmt werden, — noch keine Ouvertüre, nur Instrumentestimmen. Die Töne dringen an das Ohr unvermittelt, abgerissen, man kann sie nicht deuten und fügen. Auch dieser Kanonendonner mochte dem Kaiser nicht verständlich sein. Der Abmarsch der Truppen Barclays und Yorks war im französischen Hauptquartier unbemerkt geblieben, konnte nicht bemerkt werden, weil der dichte Schleier der Kosakenschwärme das Rekognoszieren im Vorterrain für die französischen Generale sehr erschwerte. Noch vor wenig Tagen war eine zwei Kompagnien und 30 Reiter starke Patrouille des Generals Bertrand von Kosaken abgefangen. Auch der Hauptmann Faucigny wurde sogar hinter der Front auf dem Rückwege von Dresden aufgehoben. Er hatte an den Fürsten von Neufchâtel eine Meldung des Generals Franquemont gemacht und ritt nun mit 10 württembergischen Chevaulegers und 20 französischen Nachzüglern, die er zur Verstärkung um sich sammelte, zurück, fortwährend von Kosaken belästigt. Plötzlich fielen 300 dieser Steppenreiter über die kleine Schar her. Entschlossen warf sich Faucigny auf das schnellste Chevaulegerpferd, brach durch und kam in ein kleines sächsisches Dorf, wo er sich mit Bauernkleidern versah. So gelang es ihm, seine Depeschen zu retten und auf Nebenwegen zwei Tage später noch ins Lager zu kommen. Diese fortwährenden Belästigungen, dies Abfangen von Kurieren, Wagenzügen, die vielen Nadelstiche dieses Kleinkriegs wurden im französischen Hauptquartier sehr bitter empfunden. Man war den großen Schwärmen dieser nach Tausenden zählenden russischen Kavallerie gegenüber einfach machtlos, und so war denn auch der Abmarsch des starken preußischen Detachements unter Barclay gegen Königswartha im Hauptquartier des Kaisers gar nicht bekannt. Waren Ney und Lauriston unversehens von einer starken Truppenmacht angefallen? Napoleon hatte um 7 Uhr sein Hauptquartier in Klein-Förstchen aufgesucht, aber der immer heftiger werdende Kanonendonner — es war um die Zeit, wo York mit Lauriston am Beißen war — machte den Kaiser unruhig. Um 8 Uhr befahl er nochmals die Pferde. Er ritt über die große Heerstraße Bautzen—Dresden nördlich nach Klein-Welka; von da bis Weißig sind es ungefähr 2 Meilen. Wie es Sitte war, wurde sofort ein großes Biwachtfeuer angemacht, und der Kaiser blieb bis gegen Mitternacht am Feuer, bis von dort oben kein Schall mehr durch die Luft drang.

So lagerten auf beiden Ufern der Spree die feindlichen Heere sich gegenüber in schweigender Nacht. Für viele der müden Schläfer, die da auf dem Biwakstroh oder auf der bloßen Erde lagen, sollte dies der letzte irdische Schlaf sein. Schon stand zur Ablösung bereit der große, ernste Bruder, um sie für alle Ewigkeit in seinen Arm zu nehmen. Wenn morgen der Hörnerschall sie emporrief, wenn sie mit geübter Hand die Kugel in den Lauf stießen, um den tödlichen Gruß in die feindlichen Reihen zu senden, so mochten sie ahnen, daß auch drüben ein Arm die Flinte lud mit *ihrer* Kugel. Ein kleines Stück Blei, dem der Zufall seine schnöde Bahn wies, konnte dem Jugendmut und der Männerkraft, die jetzt noch in der Brust dieser Schläfer ruhig atmete, das jähe Ziel setzen — einige Schaufeln Erde dieses großen Blachfelds, um das morgen gerungen werden sollte. Hatten sie alle nicht Väter und Mütter, harrten ihrer Rückkehr aus dem großen Männerstreit nicht süße Kinderlippen, nicht sehnende Frauenarme? Und dennoch, hier „Bautzen, verscharrt im Sand", ein unbekanntes Grab mit Tausend andern.

Und drüben auf seinem Feldbett in irgendeiner Bauernstube des Dorfes Klein-Förstchen schlief der Schicksalsmann mit dem wächsernen Cäsarenantlitz, der Dienst in den Nebenzimmern auf Stroh,

Digitized by Google

vor der Tür Ruſtan, der Mameluck, und wachthaltend zwei Bärenmützen von der alten Garde. Wie, wenn die Pulſe dieſes Mannes jetzt geſtockt hätten? — Sie ſtockten nicht. Mit Tagesanbruch war ſchon alles lebendig, und der Kaiſer diktierte eifrig dem Fürſten von Neufchâtel die Korpsbefehle. Die Beſorgnis über den Kanonendonner vom geſtrigen Abend hatte ſich gelegt. Wie konnten auch die Verbündeten ein ſo ſtarkes Korps detachieren, das den Marſchall mit ſeinen Sechzigtauſend hätte aufhalten können. Er rechnete beſtimmt auf Neys rechtzeitigen Abmarſch. Um 6 Uhr früh ſchon ritten die Ordonnanzen vom Hauptquartier ab, um den Korpsführern die kaiſerlichen Befehle zu überbringen. Der Herzog von Reggio ſollte flußoberwärts von Bautzen, bei Groß-Poſtwitz übergehen, um den im Gebirg ſtehenden linken Flügel des Feindes anzupacken, der alte narbenbedeckte Kettenhund mit dem Krämergeſicht (man durfte ihm die Kette nur nicht zu locker laſſen, damit er keine Dummheiten mache), der Herzog von Tarent Macdonald ſollte gemeinſam mit dem Herzog von Raguſa, Marmont, zu beiden Seiten der Stadt Bautzen übergehen und ſeine Maſſen gegen das Zentrum des Feindes vorſchieben. General Bertrand behielt die Aufgabe, mit ſeinem linken Flügelkorps den Anmarſch des Fürſten von der Moskwa zu ſichern. Als Reſerve hielt der Kaiſer zu ſeiner unmittelbaren Verfügung wieder die Garden und das Kavalleriekorps zurück. — Mit dieſen Befehlen ritten die Stabsoffiziere. Die große Mauer war im Begriff, ſich vorzuſchieben. Die Lager wurden lebendig, die Hörner gellten und miſchten ſich mit dem Trommelwirbel des Aufbruchs.

Da plötzlich gegen 8 Uhr früh tauchten im Hauptquartier Nachrichten über die Sprengung der italieniſchen Diviſion Peyri auf. Verſprengte hatten ſich bei ihrem Korps eingefunden und gaben Kunde. Der Kaiſer ſtutzte, der Angriff wurde aufgeſchoben. Sollte den Marſchall Ney dennoch ein Unglück betroffen haben? Das hätte den ganzen ſtrategiſchen Aufmarſch geſtört. Vorteile, welche die Verbündeten in ſeiner linken Flanke gewannen, konnten gefährlich werden. Napoleon beſchloß, durch den Herzog von Dalmatien einen Vorſtoß gegen die Straßen von Königswartha zu machen, um ſich Gewißheit zu ſchaffen, wie es um Ney ſtand. Das 4. Korps des Generals Bertrand mußte antreten, die Gardekavallerie ſatteln. Schnelles Handeln konnte vielleicht das Loch, welches der große ſtrategiſche Plan durch eine Schlappe Neys erlitten hätte, noch wieder zuſtopfen. Hier war der Herzog von Dalmatien der richtige Mann. Wir wiſſen, daß Jean-de-Dieu Soult nach langen ſpaniſchen Jahren auf einer Gaſtrolle in Deutſchland war. Hier war Verwendung für ihn. Er galt als der beſte Taktiker unter den Marſchällen des Kaiſerreichs. Nach Auſterlitz rief ihm Napoleon begeiſtert zu: „Marſchall, Sie ſind der größte Manövrierer Europas!“ Seither erwarb er ſich das höhere Lob, er ſei „mein einziger militäriſcher Kopf“ als ſelbſtändiger Feldherr in Spanien. Ein Soldat des Glücks, wie ſo viele von ihnen, dieſer Südfranzoſe aus Languedoc. Mit 16 Jahren Rekrut im Regiment Royal, mit 30 Jahren General. Hier taucht er alſo vor uns auf. „Wir ſtanden noch nicht lange,“ ſagt General Franquemont, „als der Marſchall Soult ankam. Er behandelte den General Bertrand eigentlich recht grob. Ich erfuhr zufällig, daß dieſer Mann die Armeekorps auf dem rechten Flügel kommandieren ſollte. Jetzt ging es los bei Soult. Man konnte nicht genug Adjutanten auftreiben, ſo viel wurde nach allen Seiten hin gemeldet. Die Kolonne, die man hatte marſchieren ſehen und die alle dieſe Unruhen veranlaßt hatte, war unſere eigene italieniſche Diviſion, welche durch eigene Schuld in Königswartha eine Schlappe erlitten hatte und ſich jetzt an uns heranzog.“ Alſo Diviſion Peyri war wieder da, wenn auch arg zerzauſt, 11 Kanonen und an 2000 Mann waren zum Teufel. Aber daß ſie kam, zeigte an, daß eine Durchbrechung der franzöſiſchen Stellung nicht erfolgt war.

Auch von Marſchall Ney kam inzwiſchen Nachricht. Er berichtete über die Affäre von Weißig und erklärte es nicht für unmöglich, daß der Feind ihn am 20. wiederholt angreifen werde. Der Kaiſer aber fürchtete das nicht. Gegen Mittag ließ er ſeine Truppen von neuem antreten, und die große Vorwärtsbewegung begann. Ney bekam die kurze Weiſung: Der Kaiſer befiehlt, daß Sie nach Bröſa marſchieren und den Feind aus ſeiner Stellung vertreiben; daß Sie Verbindung mit uns halten und Ihre Richtung auf Weißenburg nehmen, um den Feind zu umgehen. — So hielt Napoleon den urſprünglichen Plan feſt, die verbündete Armee zu einem Kampf nach zwei Fronten zu zwingen und ſie durch ſeine Übermacht zu erdrücken.

Es iſt an der Zeit, die Stellung zu ſchildern, welche die Verbündeten für dieſe Defenſivſchlacht gewählt hatten. Wir können uns da auch an Carl von Clauſewitz halten, der in ſeiner klaren und überaus anſchaulichen Schilderungsweiſe ein Bild des Gefechtsfeldes und der Stellungen der einzelnen Korps gibt:

„Der linke Flügel ſtand auf einem Hügel hinter Klein-Jenkwitz. Die Frontlinie lief über die Dörfer Groß-Jenkwitz und Baſchütz auf Kreckwitz und von da bis gegen Nieder-Gurkau an die Spree, wo ſich die rechte Flanke etwas zurückbog und, die Spree vor ſich, bis auf den Windmühlenberg von Gleina ging, wo ſie endigte.

Klein-Jenkwitz liegt an einem Bach, der von dem hohen Bergrücken kommt, auf welchem Hochkirch liegt. Dieſer Bergrücken ſtrich alſo an der linken Flanke der Stellung vorbei. Der Bach geht von Klein-

Digitized by Google

Jenkwitz über Nadelwitz, Nieder-Kaina und Baſankwitz auf Kreckwitz, wo er ſich etwas rechts wendet und über Klein-Bautzen und Preititz nach Gleina geht. Dieſer Bach machte alſo vor der Front einen Bogen, welcher ſich im Zentrum auf 1500 Schritt davon entfernte und einen völlig ebenen Kreisabſchnitt bildete. Bei Kreckwitz durchſchnitt der Bach die Stellung, indem der rechte Flügel den Terrainabſchnitt zwiſchen dem Bach und der Spree innehatte. Dieſer Fluß nämlich läuft $^1/_4$ Meile weit völlig parallel mit dieſem Bach. Bei Gleina berührte der Bach wieder die äußerſte rechte Flanke der Stellung von hinten, weil dieſe Flanke (potence) von Nieder-Gurkau diagonal zwiſchen der Spree und dem Bach nach Gleina lief. So wie der Bach die Frontlinie bis Kreckwitz deckte, ſo deckte die Spree die Flankenlinie von Nieder-Gurkau bis Gleina. Der Raum zwiſchen Kreckwitz und Nieder-Gurkau iſt etwa 1500 Schritt breit und offen. Vor ihm liegen Höhen, die bei dem Dorfe Burk den Spreetalrand bilden. Das ganze Terrain von Klein-Jenkwitz bis Kreckwitz läßt ſich als völlige Ebene betrachten, obgleich der linke Flügel etwas höher ſtand. Hinter der Stellung aber ſteigt das Terrain gegen Hochkirch hin. Zwiſchen Kreckwitz und Nieder-Gurkau war die ſchon bemerkte Hügelgruppe, auf der die Hauptſtellung des Korps des Generals von Blücher genommen wurde. Die Dörfer vor dieſer Stellung näher an der Spree wurden durch leichte Truppen beſetzt. Der äußerſte rechte Flügel unter dem General Barclay de Tolly ſtand bei Gleina und auf dem dort liegenden ſehr vorteilhaften Windmühlenberg und hatte das Defilee von Klix über die Spree in Kanonenſchußweite vor ſich, und man mußte alſo ſeine Verteidigung an der Spree einrichten, das heißt hinter den Dörfern Nieder-Gurkau, Doberſchütz, Plieskowitz und Malſchwitz. Der Windmühlenberg bei Gleina aber bot einen ſehr vorteilhaften Punkt, um die Übergänge der Spree unterhalb Malſchwitz aus der Entfernung eines Kanonenſchuſſes zu verteidigen. In dieſer Stellung waren die Truppen am 20. folgendermaßen verteilt.

Jean de Dieu Soult,
Marſchall des Kaiſerreichs, Herzog von Dalmatien
Nach einem Stich von Boſſelmann

Generalleutnant von Berg mit einem Korps, etwa 4000 Mann ſtark, ſtand auf dem linken Flügel hinter Jenkwitz; rechts von ihnen Generalleutnant von York mit ſeinem Korps, etwa 5000 Mann ſtark, bis hinter Baſchütz. Von Baſchütz bis Kreckwitz war ein Raum von etwa 2000 Schritten, völlige Ebene, in welchem ſich in erſter Linie keine Truppen befanden. Die Küraſſierreſerven, welche dahinter ſtanden, deckten ihn.

Von Kreckwitz bis Nieder-Gurkau und von da über Doberſchütz bis Plieskowitz lief die Front des Blücherſchen Korps, welches ohne die Küraſſierreſerven zu 18000 Mann gerechnet werden kann.

Bei Gleina ſtand General Barclay mit 14000 Mann.

Der General von Blücher war vom General Barclay übrigens durch eine Linie von zuſammenhängenden Teichen mit wenig Durchgängen getrennt, die bei Plieskowitz an der Spree anfängt und bei Preititz am Bach endigt.

Vor dieſer Front ſtand in und bei Bautzen General Miloradowitſch mit 10000 und auf den Höhen bei Burk General von Kleiſt mit 5000 Mann. Hinter der Front ſtanden die kaiſerlich ruſſiſchen Garden und die übrige ruſſiſche Infanterie, etwa 16000 Mann ſtark, als Reſerve hinter dem linken Flügel und dem Zentrum. Zum Teil hinter ihnen, zum Teil rechts von ihnen ſtanden die ruſſiſchen Kavallerieреſerven, im ganzen etwa 8000 Mann ſtark, meiſt Küraſſiere.

Die Frontlinie von Klein-Jenkwitz bis Kreckwitz über Nieder-Gurkau nach Gleina beträgt über eine deutſche Meile. Die Stellung war alſo, durch die Natur der Gegend veranlaßt, ſchon ſehr ausgedehnt. Allein der hohe Bergrücken, welcher an dem linken Flügel vorbei nach Hochkirch ſich zieht, mußte, ſobald der Feind bedeutende Truppenmaſſen hineinſchickte, gleichfalls beſetzt werden. Dies geſchah in der Folge wirklich, indem ein Teil der Reſerven, nämlich die Diviſion des Prinzen von Württemberg und ein Teil des Korps von Miloradowitſch dahin rückte. Dadurch wurde die Frontlinie noch um eine halbe Meile verlängert. Auf dem linken Flügel im Gebirge hatte der Verteidigende natürlich viel Vorteil. In der Ebene von Klein-Jenkwitz bis Kreckwitz hatte der Feind gleichfalls wenig Ausſicht durchzubrechen, denn der Übergang über den ſumpfigen Bach mußte unter dem Feuer einer ungeheuren Artillerie geſchehen, die hinter Einſchnitten verdeckt ſtand und alſo vorher ſchwerlich zum Schweigen gebracht werden konnte. Die Dörfer Groß-Jenkwitz und Baſchütz waren zur Verteidigung eingerichtet, viel Kavallerie war in der Nähe,

Digitized by Google

endlich wurde der Teil der Ebene von Baschütz bis Kreckwitz durch die gegen die Stellung etwas vorspringende Höhe von Kreckwitz, worauf der Blücherſche linke Flügel ſtand, ſo ſtark flankiert, daß der Feind hier nicht einen Schritt vorwärts tun konnte, ehe er die Gegend von Kreckwitz innehatte.

Auch die Stellung des Generals von Blücher war bei Kreckwitz und Nieder-Gurkau auf vorteilhaften Höhen und hatte von da an das flache, wieſenreiche Tal der Spree vor ſich. Die Front war ſo allerdings vorteilhaft. Allein teils war die Ausdehnung von Kreckwitz über Nieder-Gurkau nach Malſchwitz von einer halben Meile ſchon an ſich für 18000 Mann viel zu groß, teils konnte der General von Blücher, da er faſt eine Viertelmeile von der Armee entfernt war, und im Fall er geworfen wurde, ſich durch zwei Defileen über den ſumpfigen Bach zur Armee zurückziehen mußte, eine bedeutende Reſerve gar nicht entbehren. Er konnte daher höchſtens 12000 Mann in der Front aufſtellen."

Man muß ſagen, daß die Stellung unter möglichſter Ausnutzung aller Vorteile des Terrains vorſichtig und gut gewählt war. Konnte man in die einzelnen Punkte der Schlachtlinie genügende Truppen ſtellen, hatte man reichliche Reſerven zur Hand, welche beim Schwanken der Vordertreffen durch Gegenſtöße erfolgreich zu wirken vermochten, ſo war es immerhin eine Defenſivſtellung, deren Überrennung dem Gegner nur ſehr ſchwer gelingen konnte, die ihm vielleicht unmöglich war. Aber dieſe Reſerven hatte man nicht. Das Verhältnis der verbündeten Armee zu der des Kaiſers blieb ein ſolches: Drei Fünftel zu fünf Fünftel und — Friedrich der Große hat es geſagt — „der liebe Gott iſt immer mit den ſtärkſten Bataillonen." Wir wollen dies Wort nicht ſo unumſchränkt in den Kauf nehmen: Die Geſchichte der Welt hat kleine Heldenſcharen gegen eine gewaltige Mehrzahl ſiegen ſehen. Begeiſterung und das Vertrauen auf einen höchſten Lenker menſchlicher Geſchicke ſind zweifellos Imponderabilien erſten Ranges. Aber die Praxis der Kriegsgeſchichte lieſt vieles dennoch anders. Man könnte entgegnen, um König Friedrich ſelbſt zu widerlegen: „Leuthen, Roßbach!" Mit Unrecht. Bei Leuthen war der König zwar mehr als die Hälfte ſchwächer als der Feind, aber er verſtand es, mit ſeinem Feldherrnauge den Schlüſſelpunkt der Stellung zu erkennen, und gegen dieſen warf er eine ſtarke und entſchloſſene Übermacht. Und Roßbach? Auf die anmarſchierende Tete der feindlichen Kolonnen fiel eine entſchloſſen geführte Übermacht an Kavallerie, Artillerie und Infanterie. Das iſt die Kunſt des Feldherrn: dahin, wo die Entſcheidung einer Schlacht liegt, die Übermacht zu werfen. Das liegt in dem Wort von „dem lieben Gott und den ſtärkſten Bataillonen", das der große König ſprach.

Das Bedenklichſte an der ganzen Sache war aber, daß dieſe ſtarke Übermacht am Tage von Bautzen von einem überragenden Feldherrn befehligt wurde. Der war ſeiner Schachzüge ſicher. Er ſah ſchon genau voraus, wie die Sache kommen würde: Stieß der Anmarſch des Fürſten von der Moskwa bis zum Schlachtfelde auf keinen unerwarteten Widerſtand, ſo mußte ſich die ganze Linie der Verbündeten notwendigerweiſe verſchieben. Sie mußten ihren rechten Flügel unbedingt mehr ausdehnen, als ſie es ihrer Truppenſtärke entſprechend konnten. Wie bei Großgörſchen am Dorfe Kaja, ſo lag hier am rechten Flügel der verbündeten Armee die Entſcheidung der Schlacht.

Wohl war im Lager der Verbündeten ein General, der die ganze Sache mit demſelben klaren Auge überſah wie Kaiſer Napoleon: dieſer General war Stabschef im Hauptquartier Blüchers und hieß Reithardt von Gneiſenau. Die Nachrichten über den Anmarſch des Korps Lauriſton, die ihm im Laufe des 19. Mai zugingen, bevor noch das Gefecht Yorks bei Weißig zur Kunde des Hauptquartiers kommen konnte, beſagten, daß die Straße Hoyerswerda—Königswartha—Bautzen frei von feindlichen Kolonnen ſei. (Es waren die Truppen Lauriſtons, die ſich gezeigt hatten, und die bei Weißig auf York ſtießen). Demnach ſchien das im Anmarſch befindliche Korps nicht zur Verſtärkung der franzöſiſchen Front beſtimmt zu ſein, ſondern einen andern Weg gewählt zu haben. Gneiſenau argwöhnte richtig eine Umgehung nach Südoſten zu. Er ſchrieb an den Rand der Meldung, die ſofort in das Hauptquartier weiterging: „Es ſcheint faſt, als ob der Feind von Hoyerswerda aus gegen Klix oder einen anderen Spreeübergang vorgehen wolle, um uns in unſerer rechten Flanke zu umgehen." Von dieſem General Gneiſenau kam alſo der erſte Wink, daß hier Gefahr im Verzuge ſei. Das Treffen von Weißig beſtätigte die Anſicht des Blücherſchen Stabschefs. Graf Wittgenſtein zeigte ſich in dieſer Lage überaus einſichtsvoll. Die ganze Stellung wurde demnach nach rechts verſchoben und bekam die Form und Gliederung, wie Clauſewitz ſie uns vorſtehend geſchildert hat. Ganz ſo, wie der Graf Wittgenſtein noch gegen Mittag die Stellung zu verſchieben gedachte, war es nicht möglich, aus dem einfachen Grunde, weil nicht genügend Truppenſtärke vorhanden war. General von Blücher mußte bei der exponierten Stellung, die ihm zugewieſen war, eine Reſerve bilden. Er behielt die Brigaden Klüx und Röder, ſowie die Kavalleriereſerve unter Dolffs an den Kreckwitzer Höhen zurück. Die Brigade Ziethen hatte er auf der Linie Kreckwitz—Doberſchütz entwickelt. Sich bis Bröſa hinauf zu erſtrecken, war ihm ganz unmöglich. Dies mußte dem General Barclay überlaſſen bleiben, aber als man Barclay das Yorkſche Korps wieder abforderte, welches er als Reſerve hinter ſich aufgeſtellt hatte, erklärte er es für unmöglich, die Defileen von Klix und Bröſa zu halten, und beſetzte nur die Linie auf Malſchwitz bis Gleina.

Digitized by Google

General York rückte in seine Stellung am Fuße der Kreckwitzer Berge zurück, vor der Front das Dorf Basankwitz.

Die Disposition zur Schlacht, die Graf Wittgenstein ausgegeben hatte, war sehr verworren. Sie war bereits am 18. Mai im Hauptquartier Steindörfel erlassen und schrieb den Führern allerlei Einzelheiten vor, die doch wiederum in jedem besonderen Fall von Wenn und Aber eingeschränkt wurden. Überhaupt hatten sich durch die Ereignisse vom 19. Mai, die deutlich auf eine Umgehung der rechten Flanke hinwiesen, die ganzen Bedingungen der Schlacht wesentlich verschoben. Man hatte es nicht mehr mit einem reinen Frontangriff zu tun, wie die Disposition angenommen hatte. „Da man die Überlegenheit des feindlichen Heeres genau kannte," sagt Plotho ganz richtig, „so erscheinen die Anordnungen zur Schlacht weder ganz zweckmäßig noch genügend, und die gegebene höchst schwierige Disposition, obwohl zur strengen Beobachtung empfohlen, wurde bis auf wenige Punkte gänzlich unausführbar. Die Disposition selbst verriet das Gefühl des Feldherrn, daß man überall an Streitkräften zu schwach sein werde. Überall hielt der Feldherr für einen entscheidenden Augenblick Hilfe für nötig, aber das Mittel dazu sind überall die beiden Kürassierdivisionen (die zwischen Baschütz und Kreckwitz standen, wie Clausewitz angibt) oder die gegenseitige Unterstützung, zu welcher die einzelnen Heeresteile angewiesen wurden; jene Kürassiere, wenn sie auf allen Punkten helfen sollten, eine auch für die Hoffnung einer Hilfe zu geringe Truppenzahl, diese aber, die gegenseitige Unterstützung durch die nächsten Heerteile, doch davon abhängig, ob sie nicht selbst der Hilfe bedürften, da schon jedes Korps eine schwere Aufgabe löste, wenn es sich selbst behauptete." — Herr von Plotho hat sehr recht, sich über diesen Wittgensteinschen Schlachtplan etwas ironisch zu äußern, denn diese beiden wundertätigen Kürassierdivisionen werden nicht weniger als sechsmal als Retter in der Not empfohlen. Die ganze Schlachtdisposition kommt einem vor wie ein großes Sieb, durch welches das Wasser in ein zweites, drittes, viertes Sieb läuft und beim besten Bemühen nichts davon aufgefangen werden kann. — Indes, dieser Plan wurde, wie gesagt, noch wiederholt geändert und machte am 19. Mai einer übersichtlicheren Fassung Platz, die aber auch noch viel voraussetzte, obgleich, wie Herr von Cämmerer in seiner Feldzugsgeschichte ausführt, es im ganzen genügt haben würde, wenn das Oberkommando sich selbst klar gemacht hätte, wie der Kampf zu gestalten sei. — Ja, steckte in diesen langen, wohl zu Papier gebrachten Dispositionen wirklich der Kern eines Planes, von welchem je nach dem Gange der Schlacht solche Einzelbefehle ausstrahlen konnten? Der Verlauf der Schlacht wird uns zeigen, ob Graf Wittgenstein und die anderen, die sich mit ihm in den Oberbefehl teilten, verstanden, die rechten Augenblicke recht zu erfassen.

Der 20. des Mai 1813 war über der Welt aufgestiegen. Es war ein selten schöner Maimorgen, der seine Sonne leuchten ließ. An der grün emporsprossenden Saat fleißig bestellter Felder, an den Sträuchen und Frühlingsblumen armer Bauerngärten hing noch der glitzernde Morgentau, als vom Kirchturm der Stadt Bautzen eine Gruppe preußischer Generalstabsoffiziere das erwachende Leben im französischen Lager beobachtete. Es war um dieselbe Stunde, als der Kaiser dem Marschall Soult die große Rekognoszierung gegen Königswartha befohlen hatte. Man sah vom Kirchturm aus starke Kolonnen auf Klein-Welka vorrücken, eilfertig im Geschwindschritt, als sei Gefahr im Verzug. Man wußte sich diese Bewegung nicht zu deuten. Galt dies schon dem linken Flügel? Aber noch war ja das Zentrum nicht engagiert. Das wäre eine starke Abweichung von der gewohnten Taktik des Schlachtenkaisers gewesen; man kannte doch ungefähr seine Schachzüge. — Dann wurde drüben wieder alles still, die Stille vor dem Orkan.

Der Kaiser Napoleon hatte seinen Schlachtplan diktiert. Der war nicht so langatmig und vielgliedrig wie der von Wittgenstein. Hier ist er: „Marschall Oudinot geht oberhalb Bautzen über die Spree und greift die Berge an, worauf der linke Flügel der Russen steht. Marschall Macdonald legt bei Bautzen eine Brücke und greift Bautzen an. Marschall Marmont schlägt spreeunterhalb Bautzen eine Brücke. Marschall Soult erhält den Oberbefehl über das Zentrum, und unter ihm stehen Macdonald, Marmont und Bertrand. Dieser letztere soll gleichzeitig den rechten russischen Flügel beunruhigen. Marschall Ney, unter dessen Befehl auch General Lauriston gestellt wird, soll den rechten Flügel über Gleina und Preititz umgehen." — Knapp, klar, schlagend. Diese Disposition barg den Sieg in sich, wenn sie von den Marschällen entschlossen durchgeführt wurde.

Seit 9 Uhr hielt Napoleon auf der Schmochtitzer Höhe und beobachtete die Marschbewegungen seiner Truppen. Schon begann hier und da das leichte Knattern des Vorpostengeplänkels. In dem Vormarsch selbst allerdings war eine leichte Stockung eingetreten wegen der Nachrichten, die von Königswartha eingegangen waren. Aber dann verstärkte sich das Gewehrfeuer, im Vorgelände gingen muntere Tirailleurketten plänkelnd gegen die Spree vor, und bald lösten sich auch die ersten Schüsse aus den Batterien. — Es mochte gegen 1 Uhr sein, als die ersten Ordonnanzreiter nach Wurschen hineinsprengten und dem Hauptquartier des Königs von Preußen das Vorbrechen starker französischer Kolonnen meldeten. Friedrich Wilhelm saß gerade bei Tisch. „Wer weiß, wem dies die Henkersmahlzeit ist?" sagte er zum Grafen Henckel

von Donnersmarck. Der König befahl sofort die Pferde zu satteln und ritt mit seinem Stabe auf das Schlachtfeld. Schon war auf der ganzen Linie der Zweikampf der Geschütze entbrannt. Die französischen Batterien mußten den Übergang ihrer Kolonnen vorbereiten und decken, und die Batterien der Verbündeten versuchten den Vormarsch zu hindern. Als der Stab sich den Anhöhen von Burk näherte, sah man den General von Kleist, der diesen wichtigen Punkt halten sollte, im heftigsten Geschützfeuer. Der General stand ganz vorn von Granatstücken förmlich umspien, aus dem Tal rückten starke französische Kolonnen gegen die Höhen vor. General Bertrand wollte den Übergang forcieren. Der König schickte seinen Adjutanten Graf Henckel sofort ab, um dem General Verstärkung anzubieten. Kleist meinte, etwas Infanterie sei ihm noch erwünscht, im übrigen: „Sagen Sie Seiner Majestät, ich werde mich hier schon halten." Der Generaladjutant des Königs hatte eben den Kapitän von Hugo, einen alten Bekannten aus dem russischen Feldzug, ein paar grüßende Worte zugeworfen, als schon ein Granatsplitter den Kapitän tot zu Boden streckte. Bei Kleist traf Graf Henckel auch den Major von Schön, der damals erster Adjutant bei Kleist war: „Haben Sie meine neueste militärische Abhandlung schon erhalten?" fragte Schön den Grafen. Als Henckel verneinte, suchte der Major ganz gemächlich und umständlich, als säße er an seinem Schreibtisch, aus seiner Aktenmappe einige Exemplare heraus, während rings die Granatsplitter stoben. Allerdings einer konnte nur töten! — Also Kleist wollte sich halten, hielt sich auch, wie wir sehen werden, ein tüchtiger Mann, dieser Kleist, ein Mann, dem Ehre alles war. —

Hier im Kugelregen bei Bautzen an den Burkschen Höhen taucht plötzlich eine recht interessante Figur vor uns auf: Der russische Gesandte großbritannischer Majestät Lord William Shaw Cathcart. Er machte im Hauptquartier des Kaisers Alexander den Feldzug mit, ritt hier bei Bautzen mit seinen 58 Jahren einen etwas bequemen großen Braunen, der vor breiten Gräben stutzte. Graf Henckel sprengte vorbei und sah die Verlegenheit des Lords. Der Graf setzte mit einem „Suivez-moi" zum Sprung an und nun nahm auch der Braune den Graben, wofür Lord Cathcart sich höflichst bedankte. Dies hier ist sein erstes Erscheinen, wir werden ihm aber noch wieder begegnen. —

So fanden also der König und sein Stab den General von Kleist auf den Anhöhen von Burk, entschlossen, sich aufs äußerste zu verteidigen. Wir müssen ihn mit seinem guten Willen und seinen 5000 Preußen und Russen dort lassen und sehen, was vom linken Ufer der Spree gegen die preußische Front vorbrach.

Der Herzog von Dalmatien marschierte mit dem 4. Armeekorps des Generals Bertrand und dem ersten Kavalleriekorps auf das Dorf Quatitz und stieß hier zunächst auf die Reiterei des Generals von Kleist, die auf Verlangen Wittgensteins über die Spree vorgeschoben war; eine russische Batterie stützte die Stellung, die General von Rüdiger befehligte. Der Druck der französischen Massen nötigte trotz eines glänzenden Reitermanövers der russisch-preußischen Kavallerie den vorgeschobenen Posten zum Rückzug. General von Rüdiger zog sich auf Nieder-Guhrig zurück, überschritt dort die Spree, während der General von Zieten aus dem Dorfe Doberschütz 2 Bataillone des 1. schlesischen Infanterieregiments nach Nieder-Guhrig hineinwarf. Die Brücke blieb leider unzerstört, das Füsilierbataillon des 2. ostpreußischen Infanterieregiments wurde zur Verteidigung des Defilees auf dem rechten Spreeufer zurückgelassen. — Der Herzog von Dalmatien befahl jetzt der Division Morand, in drei Kolonnen gegen den Gottlobsberg, Nieder-Guhrig und Briesing vorzubrechen. Als zweite Staffel folgten die Württemberger, während die bei Königswartha stark dezimierte italienische Division Peyri vor dem Dorfe Jeschütz als Reserve zurückblieb. Von drüben, vom Böhlau-, Kiefern- und Weißensteinberg brüllten die russischen und preußischen Batterien. Die Division Morand, selbst die Württemberger hatten bei ihrem Vormarsch empfindliche Verluste, aber sobald Soult den Gottlobsberg in seiner Gewalt hatte, brachte er einige schwere Batterien herauf und nahm den Böhlau-Berg unter Feuer. Im Schutze dieser schweren Geschütze drang jetzt General Morand gegen den Spreeübergang flußaufwärts von Nieder-Guhrig vor. Nach heftiger Gegenwehr erzwang er das Defilee. Tirailleurketten vor der Front, warfen sich nun die Franzosen gegen den Kiefernberg, aber eine gut geführte Attacke russisch-preußischer Geschwader stieß sie zurück. Inzwischen wurden auch die zwei Bataillone in Nieder-Guhrig heftig angegriffen. Hier mußte Soult 3 französische und schließlich noch ein württembergisches Bataillon einsetzen, um das Dorf zu gewinnen. Erst nach einem drei Stunden währenden Dorfkampf zogen sich die Preußen in guter Ordnung in ihre Stellung östlich Doberschütz zurück. Kleist sah, als die Franzosen über die Spree vorbrachen, seine rechte Flanke hart bedroht.

Gefährlicher wurde ihm der Marschall Marmont. Der alte Zeltkamerad Napoleons von Toulon erprobte gleich von vornherein die Gewaltwirkung der Artillerie. Sechzig Geschütze, gut postiert, warfen ihre verderbenbringenden Geschosse auf das rechte Spreeufer und vertrieben die russischen Jäger, die sich dort am Rande des Wassers eingenistet hatten, aus ihren Stellungen. Als die Kanonen vorgearbeitet hatten, ließ der Herzog von Ragusa flinke Tirailleurs durch den Fluß gehen, um den Brückenschlag zu sichern. Dröhnende Kanonenschläge, das Hämmern der Brückenpioniere, das Gewehrgeknatter der Tirailleurs, all das ein Akkord in dieser großen Ouvertüre zur Schlacht von Bautzen. Der Marschall war ein flinker

Digitized by Google

Mann. Um 3 Uhr nachmittags ſchon konnte die Diviſion Bonnet übergehen und von Nordweſten her die Stadt Bautzen bedrohen. Brigade Jamin erkletterte ſofort den Mauerrand der hochgelegenen Wendenvorſtadt und eroberte am Schießhaus vier Geſchütze.

Inzwiſchen hatte Marſchall Macdonald, der die ſteinerne Brücke bei Bautzen unverſehrt fand, ſeine Diviſion Charpentier vorgeſchickt. Sie umging die Stadt von Süden. Die Tore waren verrammelt, von der Stadtmauer aus flatterte lebhaftes Gewehrfeuer in die Reihen der vordringenden Diviſion. Die Stadt Bautzen war für die ganze Stellung der Verbündeten wie eine ſtarke vorgeſchobene Baſtion. Sie hätte um vieles teurer verkauft werden müſſen, als ſie es ſchließlich wurde. — General Miloradowitſch befehligte den linken Flügel der Schlachtſtellung. Es war beſonderer Befehl Wittgenſteins, in den Vorpoſitionen der Hauptſtellung keinen hartnäckigen Widerſtand zu leiſten. Als nun Macdonald ſüdlich, Marmont nordweſtlich Bautzen umfaßten, als tollkühne franzöſiſche Voltigeurs in die wendiſche Spreevorſtadt eindrangen, die ſteilen Abhänge erklommen und nach Eroberung einer ſchlecht poſtierten ruſſiſchen Batterie in die Stadt ſelbſt vorrückten, hielt der Oberſtleutnant von Wolff, der in Bautzen kommandierte, den Rückzug für unvermeidlich. Als Bautzen ſo leichten Kaufs aufgegeben war, brach die franzöſiſche Flut verſtärkt vor. Zwei Diviſionen des Marſchalls Macdonald waren bei Grubſchütz übergegangen und gegen Preiſchwitz vorgedrungen. General Miloradowitſch mußte den Rückzugsbefehl erteilen, denn er mußte fürchten, daß ſonſt die Franzoſen früher in ſeiner Hauptſtellung ankamen, als er ſelbſt. Er führte das nun ſich entſpinnende Rückzugsgefecht mit äußerſter Bravour und Zähigkeit durch. Eugen von Württemberg, der gegenüber Bautzen kommandierte, wurde vom Marſchall Marmont hart gedrängt, aber dieſer außerordentliche deutſche Prinz hatte ſeine Truppen, wie immer, vorzüglich in der Hand. Er hatte ſchon, wie wir wiſſen, 1812 auf der großen Jagd hinter den Trümmern der flüchtigen Armee unter Miloradowitſchs Befehl geſtanden, immer der beſte Gehilfe dieſes Generals. Jetzt drängte der Herzog von Ragusa gegen Nadelwitz vor. Die Anhöhe hinter Nieder-Kaina, wo die Monarchen ſeit einigen Stunden hielten, wurde von dem franzöſiſchen Feuer immer ſtärker beſtrichen. Miloradowitſch im Federhut mit ſeinem Stabe ritt kaltblütig im Schritt durch den Hagel der Kartätſchen und Kugeln. „Iſt der Kaiſer ſchon fort?“ rief er einem Ordonnanzoffizier zu und dann den Truppen: „Steht feſt, Kinder, der Kaiſer ſieht auf euch!“ Ein Mann, dieſer Miloradowitſch, der mit einer gewiſſen Genialität immer die Situation zu erfaſſen wußte. Hier umzischten ihn Hunderte von feindlichen Kugeln, trafen ihn nicht, trotz ſeines hochbefederten Generalshutes. Zwölf Jahre ſpäter, im Dekabriſtenaufſtand am 14. Dezember 1825, fiel er auf dem Senatsplatz in Petersburg, als er die Meuterer des Leibgardegrenadierregiments zu ihrer Pflicht gegen den Kaiſer zurückführen wollte. Er ritt unerſchrocken nahe an die meuternden Kompagnien heran. Drei ruſſiſche Kugeln waren es, die den Tapferen zu Boden warfen, — jeder hat ſein Geſchick.

Viscount William Shaw Cathcart
Nach einem Gemälde von J. Hoppner

Während der Marſchall Soult in Nieder-Guhrig und am Spreedefilee dortſelbſt auf zähen Widerſtand ſtieß und, ſtark beſchoſſen vom Kreuzfeuer der ruſſiſch-preußiſchen Batterien, auch gehindert durch das ſehr von Teichen kupierte Terrain, nur mühſam vorwärtsdringen konnte, während Marſchall Marmont und Marſchall Macdonald das ruſſiſche Zentrum unter Württemberg zurückdrängten, hatte der Marſchall Oudinot, der bei Sinkwitz die Spree überſchritt, bereits ſtarke Vorteile gegen den linken Flügel der ruſſiſchen Stellung erfochten. Der Marſchall hatte drei ſtarke Diviſionen in ſeinem 12. Korps vereinigt und war an 23000 Mann mit 56 Geſchützen ſtark. Er drang in tiefen Kolonnen auf einer Brücke und durch zwei Furten über die Spree. Das rechte Ufer war ſo ſchwach beſetzt, daß der Marſchall kaum ein Hindernis fand und infolgedeſſen ſeine 1. Diviſion unter dem Baron Pacthod ungehindert entwickeln konnte. Der ruſſiſche General Saint-Prieſt, der hier auf Seite der Verbündeten das Kommando hatte, kam zu ſpät an und wurde gegen Bobliz zurückgeworfen. Inzwiſchen war auch Baron Lorencez mit ſeiner Diviſion herüber-

Digitized by Google

gekommen und umfaßte Boblitz von rechts. Die Russen kamen in schwere Bedrängnis, es blieb dem General Saint-Priest nichts übrig, als gegen Falkenberg zurückzugehen in die Linie der russischen Hauptstellung. Hätte der Marschall jetzt gehörig starke Kavallerie gehabt, so wäre es Saint Priest vermutlich schlecht ergangen, aber Oudinot hatte nur 700 Mann Reiter (Brigade Reiset von Latour-Maubourg) bei sich, während ihm am äußersten linken Flügel der Russen das Kavalleriedetachement des Generalmajors Emanuel mit 6 Dragoner- und Kosaken-Regimentern entgegenstand. Die drohende Stellung, welche diese russische Reiterei einnahm, zwang den Marschall zur Karreeformation und verlangsamte sein Vorgehen bedeutend. Immerhin gewann Oudinot infolge seiner stark überlegenen Infanterie glatt Terrain. Division Pacthod stieß den General Saint-Priest vor sich her in der Richtung auf Falkenberg, Division Lorencez zweigte sich hinter Boblitz ab und drängte die beiden Infanteriebataillone des Generals Lukow und die Kavallerie unter Emanuel in das Gebirge zurück; Lorencez drang über Ebendörfel und Binnewitz vor, erklomm die Höhen von Mehlteuer und warf die Russen den Berg hinunter bis nach Pielitz hinein, ja, die Division drang selbst in dieses Dorf ein. Diese starken Fortschritte des rechten französischen Flügels, die dem Marschall Oudinot sehr leicht gemacht wurden, weil er nicht viel Widerstand fand, jagten dem Kaiser Alexander die Furcht ein, Napoleon wolle das verbündete Heer von der Grenze Österreichs abdrängen und so einen Keil in das im Entstehen begriffene Bündnis treiben. Wer in seiner Umgebung diese Besorgnis genährt haben mag, — vielleicht um Wittgenstein zu ärgern oder aus sonst einem Grunde, denn die Intrigen im russischen Hauptquartier schwiegen nie — mag dahingestellt sein. Sie setzte sich im Kopfe Alexanders so fest, daß er nicht davon abzubringen war, obgleich Graf Wittgenstein alles mögliche tat, den Kaiser davon zu überzeugen, daß die Gefahr von Norden drohe. Der Kaiser befahl, daß dem Führer des zweiten Treffens, dem Fürsten Gortschakow, von den geliebten Garden 4 Bataillone und 3 leichte Kavallerieregimenter zur Verfügung gestellt würden, die er mit einer Infanteriebrigade und einer Kavalleriebrigade seines eigenen Korps verstärken sollte, um den Gegenstoß zu führen. Der Generalquartiermeister Wittgensteins, Diebitsch, führte in eigener Person die frischen Kolonnen. (Der Diebitsch, den wir in der Mühle von Tauroggen sahen, als General York das Wort sprach: „Ihr habt mich!“ —, der Sohn von dem alten Hans Ehrenfried von Diebitsch, dessen Hand einst eiskalt und feucht und krampfhaft zitternd um die eines gewissen jungen Württemberg lag, als der Wagen, der ihn und seinen Zögling in das Zarenpalais zum Onkel Paul führen sollte, in das finstere Burgtor hineinrollte. Auch diesen jungen Württemberg haben wir soeben gesehen, wie er langsam fechtend vor Marmont zurückwich, — der fähigste Mann im Heere des Zaren, dieser Württemberg, aber von seinem Vetter Alexander stets mit tiefem Mißtrauen angesehen, seit jenen Stunden, als der kranke Zar gerade *diesen* als Thronfolger einsetzen wollte ... Noch hielt der Zar auf den Krecwitzer Höhen in seiner stattlichen Uniform, hoch zu Roß, sich selbst ein Kriegsgott dünkend. Im Wirbel dieses großen Ringens mochten jene Schatten zurücktreten, aber nur um einst mächtiger aufzusteigen als alte Blutschuld. Sammelte nicht ein Graf Bennigsen in Polen eine Armee, ein Graf Bennigsen, der in einer gewissen Todesnacht, die Hände blutbefleckt, den Sohn Alexander als den neuen Kaiser grüßte?) — Genug, Diebitsch führte den Stoß gegen die Division Lorencez, führte ihn mit frischen Truppen, mit starker Übermacht und warf die Franzosen aus Pielitz, aus Mehlteuer wieder in die Ebene hinunter. — Zugleich hatte auch General Saint-Priest, von Eugen von Württemberg, der niemand im Stich ließ, mit einer frischen Brigade unterstützt (3 russische Jägerregimenter, die Oberst Michaud führte, des Zaren Generaladjutant, derselbe Michaud, der dem Kaiser einst die Kunde von Moskaus Brand brachte), die französische Division Pacthod wieder aus dem Gutshof von Falkenberg hinausgeworfen, General Pacthod zog sich auf Grubditz zurück. Der russische Vorstoß, der Lorencez zurückwarf, reichte bis an Ebendörfel hinan, aber hier stand, zur Aufnahme der französischen Waffenbrüder bereit, die Division Raglowich, Bayern, die, wie einst an der Düna auch hier an der Spree angeblich die Situation für die Franzosen retteten. Diese berichten anders, die Verluste der Bayern sehen nicht danach aus, als ob sie sich sehr bereiferten (nur 409 an beiden Schlachttagen, wovon 183 „vermißt“, d. h. versprengt und weggelaufen). Oudinots Verluste waren übrigens sehr ungleich, so beim belobten 156. nur 37 tot, 80 verwundet, 33 vermißt. Seine französische und bayrische Reiterei tat nichts zur Deckung des Fußvolks. Der energische Pacthod, der sich vor Madrid und bei Wagram auszeichnete, erhielt später zum Lohn für sein heutiges Verdienst eine Gardedivision.

Der Herzog von Reggio war über dies plötzliche Erscheinen starker Massen vor seiner Front sehr erschrocken. Erst der glückliche Vorstoß, nun plötzlich dies Zurückfluten, schon fürchtete Marschall Oudinot gegen die Spree zurückgeworfen zu werden. Er ließ Ordonnanzen reiten und bat den Kaiser um Verstärkungen. Keine Idee! Die hereinbrechende Nacht war sehr sorgenvoll für Oudinot, aber der Kaiser hütete sich, irgendwelche Verstärkung marschieren zu lassen. Mochte der alte benarbte Haudegen da am rechten Flügel sehen, wie er mit den Russen fertig wurde. Die Not des Marschalls zeigte dem Kaiser, daß das Oberkommando der Verbündeten auf die Leimrute gegangen war und aus der Front Verstärkungen an den

Digitized by Google

linken Flügel geschickt hatte — eine Wirkung, die in seinem Plan lag. Der Marschall erhielt den kühlen Bescheid, er solle sich in seiner Stellung aufs äußerste verteidigen und den Feind am nächsten Morgen, es koste, was es wolle, von neuem angreifen, um Mehlteuer und Pielitz zurückzugewinnen.

Aber während am linken Flügel der Angriff der Russen die Franzosen zurücktrieb, rang General von Kleist auf seinen Höhen von Burk mit einer Übermacht, der er auf die Dauer nicht standhalten konnte. Als der Herzog Eugen von Württemberg, vom Marschall Marmont mit Übermacht gedrängt, zurückgehen mußte, wurde die linke Flanke des Generals von Kleist entblößt. Der Herzog von Ragusa erspähte diese Blöße und warf geschickt die Division Compans gegen die Höhen von Nieder-Kaina, um Kleist mit seinem Detachement abzuschneiden. (Es war dies um jene Zeit, als Miloradowitsch mit dem befiederten Generalshut auf dem Kopfe im Schritt durch den Kugelregen ritt und die Truppen apostrophierte: „Steht fest, der Kaiser sieht auf Euch!“ Also um diese Zeit, die Abendschatten fielen schon länger.) Aber der preußische General bildete schleunigst eine neue Front gegen Süden. Schon hatte er, als der Übergang bei Nieder-Guhrig hart bedrängt wurde, an Blücher um Unterstützung gesandt. Er hatte seine letzte Reserve, das Regiment Kolberg, eingesetzt, um das Dorf Burk zurückzuerobern. Sofort sandte Blücher 3 Bataillone der Brigade Zieten vorwärts, die aber trotz Eilmarsches nicht rechtzeitig mehr ankamen. Das Dorf Burk wurde von den Franzosen von neuem genommen und der General sah eine zweite französische Division über Nadelwitz am Blösaer Wasser entlang umfassend gegen Nieder-Kaina vorgehen, es war die 22. Division unter Baron Friederichs. Kleist erkannte, daß seine Stellung unhaltbar geworden war. Er hatte seinen Posten gegen eine starke Übermacht zäh gehalten, — jetzt wurde der Rückzug zur Pflicht. Als der General die Burkschen Höhen und das Dorf Nieder-Kaina räumte, drängte der Feind sofort mit Energie nach, aber die Kavalleriebrigade unter Oberst von Dolffs ritt an und hielt die französische Infanterie zurück. Kleist konnte unbehelligt und in guter Ordnung in die ihm angewiesene Stellung bei Litten zurückgehen, um sich dem General York anzuschließen. Am Engpaß von Nieder-Guhrig blieb ein Bataillon zurück, und General von Zieten schob seine Brigade bis an den Kiefernberg. Hier standen die Preußen kaum 300 Schritt vor der Front des Feindes, ihm das Vordringen während der Nacht zu wehren*).

Man kann nicht sagen, daß die Erfolge des Kaisers Napoleon gegen die Front und den linken Flügel der verbündeten Armee an diesem ersten Schlachttage von Bautzen, dem 20. Mai, bedrohlich waren. Man hatte nach zähem Kampf (die Stadt Bautzen war allerdings nach Gneisenaus Meinung viel zu früh aufgegeben) die Stellungen im Vorterrain verlassen, um sich in die Hauptpositionen zurückzuziehen, wie das in der Absicht der Oberleitung lag oder vielmehr gelegen haben soll. Aber diese Hauptposition war bedenklich geschwächt durch den Befehl Kaiser Alexanders, gegen Marschall Oudinot so starke Kräfte einzusetzen. Wittgenstein selbst war völlig zu einer Nebenfigur herabgesunken, vergeblich sein Einspruch gegen diese Verschiebung der Kräfte auf dem linken Flügel, der Zar beriet über seinen Kopf hinweg mit anderen. — Und ein großer, günstiger Augenblick war durch das Hin und Her der Ansichten und Meinungen wieder einmal versäumt worden. Man war in der Lage, an diesem Nachmittag, als die französischen Kolonnen über die Spree brachen, sich mit großer Übermacht auf sie zu stürzen und sie in die Spree zu werfen. Hier hätte der Gegenangriff, an den Gneisenau dachte, mit sicherem Erfolg einsetzen können. Noch war Ney nicht heran, und bevor die Garden zu Hilfe kamen und über die Spree defilierten, konnte längst die Entscheidung am rechten Ufer gefallen sein. Aber solch ein rascher Entschluß, wie ihn der Kaiser Napoleon wohl fassen und in wenig Minuten in die Tat umsetzen konnte, war im verbündeten Hauptquartier nicht zu finden. Bei den preußischen Generalen herrschte tiefe Erbitterung. Der alte Gebhard Leberecht von Blücher, dem stets das Herz leicht auf die Lippen trat, soll fluchend ausgerufen haben: „Da gibt nun der Hundsfott, der Wittgenstein, dem Bonaparte hübsch Zeit und Gelegenheit, uns ganz nach seiner Bequemlichkeit anzugreifen!“ Er tat mit dem Ausruf dem armen Schattenfeldherrn eigentlich unrecht. Kaiser Alexander kommandierte und folgte seinen sprungweisen Eingebungen, und als Bevollmächtigter des Königs von Preußen kommandierte General von dem Knesebeck, der am liebsten einer Schlacht überhaupt aus dem Wege gegangen wäre. Wo waren die Entschlüsse? Aber, wie gesagt, noch lagen die Dinge nicht bedrohlich. Die halbe Meile Terrain, welche die Franzosen gegen die Front und den rechten Flügel gewonnen hatten, bedeutete schließlich nicht viel. Der Kaiser empfand selbst mit dem feinen Gefühl seines Feldherrninstinktes, daß seine Stellung so unmittelbar vor der Front des Feindes sehr gefährdet war. Er gab den Divisionären Befehl, während der Nacht genügende Sicherung vorzunehmen und vor allen

*) Die drei Marschälle verloren nur 60 Offiziere, mit Bertrand etwa 2000, welche Ziffer die Verbündeten umgekehrt für sich angeben, in Wahrheit anscheinend 3200. Eine Spezialstudie von Osten-Sacken im Militär-Wochenblatt 1905 rechnet aus freier Hand 100 französische Offiziere und dazu 5800!! Seine Verlust- oder Stärkeziffern sind fast alle über- oder untertrieben. Unsere abweichende Kriegsgliederung untersucht auch sehr kritisch Foucart und Fabry. Foucart erzählt auch, daß Ney „mit leichter Mühe“ über die Spree ging. Da er dabei „600“ verloren hatte, war wohl viel Mühe dabei, doch laut Martinien bluteten dort nur 13 Offiziere, höchstens 300 Mann.

Digitized by Google

Dingen große Vierecke zu bilden für den Fall, daß noch in der Morgendämmerung ein allgemeiner Angriff seitens der Verbündeten erfolge. Ja, er befahl das Vorrücken seiner Garden und ihrer Reiterei über die Spree, um sie für den Fall der Not sofort zur Hand zu haben. Sein Hauptquartier nahm er in Bautzen.

Also nicht von der sich dicht an ihre Front heranschiebenden Wolkenwand brauchten die Verbündeten eine unmittelbare Gefahr für sich zu erwarten. Viel drohender war ein kleines blauschwarzes flatterndes Wölkchen, das gegen Abend sich im Norden nahe dem Spreedefilee von Klix zeigte: Die Vorhut des 3. Korps unter Marschall Ney; Graf Souham mit seiner 8. Division und der Graf von Valmy, der jüngere Kellermann, mit seiner Kavalleriebrigade. Der Fürst von der Moskwa ritt selbst mit seiner Vorhut. Von einer Anhöhe bei dem Dorfe Brehmen übersah er das Schlachtfeld. Das hitzige Geknatter bei Nieder-Guhrig ließ ihn um seine Flanke besorgt sein. Erst als das 10. leichte Infanterie-Regiment der Württembergischen Brigade die Verbindung herstellte, ließ der Marschall den General Souham angreifen. General Tschaplitz von den Russen wich langsam fechtend über die Brücke von Klix zurück und hatte noch Zeit, die Brücke zu zerstören. Er verlor 325. Eine kleine blauschwarze Wolke erst, die sich aber dann mehr und mehr verdichtete und zusammenballte. Die fünf Divisionen des 3. Korps lagerten spreelinks nahe dem Schlachtfeld. Marquis de Lauriston rückte am Abend noch bei Särchen auf. Seine 17. Division unter dem Baron Puthod kam im Eilmarsch heran, kam bis Steinitz an diesem Abend. Hier waren annähernd 50000 Mann bereit, am nächsten Tage frisch einzugreifen. Als der Kaiser am Spätabend noch in der Richtung des Dorfes Lomske Flammen aufleuchten sah, war er gewiß, daß Ney zur Stelle sein würde, daß sein Kalkül stimmte. Er war während des ganzen Tages, wie Odeleben berichtet, sehr heiter gestimmt. Erst mit dem Hereinbrechen der Nacht schwieg endlich der Lärm der Schlacht, die Schatten der warmen Maiennacht senkten sich über Freund und Feind.

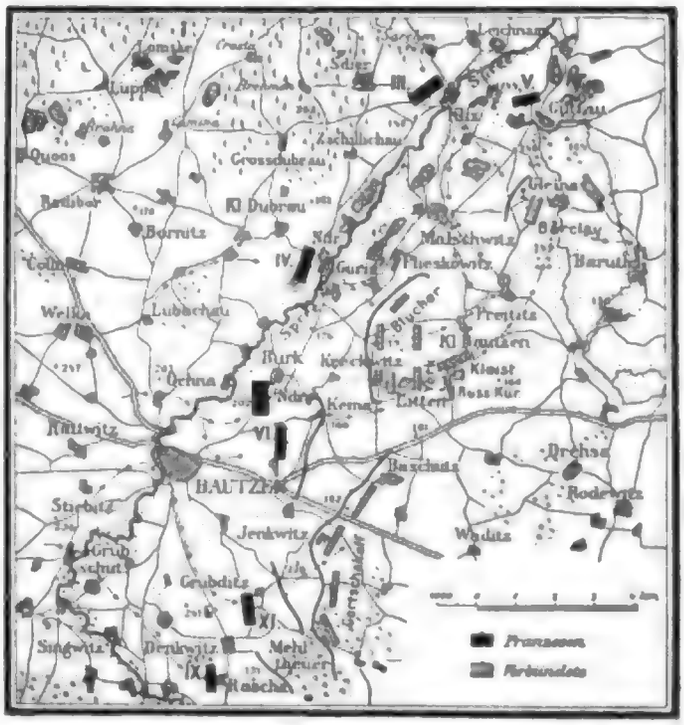
Aber nur kurz war diese Nacht. Als im Osten das Frührot anbrach, konnte man auf dem Wege von Wurschen her schon eine stattliche Reiterschar erblicken: Der König Friedrich Wilhelm von Preußen mit seiner Suite. Kaiser Alexander, der sich ganz in die Rolle eines kongenialen Gegners des korsischen Kaisers hineingelebt hatte, war nahe den Stellungen in einem Bauernhause in Purschwitz geblieben. Die Monarchen begegneten sich unterwegs und nahmen ihre Stellung auf einer hinter Baschütz emporspringenden Bergkuppe. Etwa 3000 Meter von ihnen entfernt, gegenüber auf den Kainaschen Anhöhen hielt ihr großer Gegner: der Kaiser Napoleon. Hinter ihm seine Reserven, alte und junge Gardereiterei. Der englische Lord Cathcart lieh sein gutes Fernrohr her. So konnte man den Kaiser deutlich sehen. Er hatte ein gewaltiges Viereck bilden lassen, das nach vorne offen war, und es schien, daß er Ehrenlegionskreuze austeilte, sein immer beliebtes Mittel, die Truppen anzuspornen. Später sah man ihn zu Fuß mit einer Reitpeitsche in der Hand. Er stand in ziemlicher Entfernung von seinen Adjutanten und betrachtete die Stellung der Verbündeten ebenfalls durch ein Fernglas. Sein rasches Auge erkannte bald, daß da drüben inmitten der vielen Federbüsche jedenfalls die Monarchen halten müßten, ein kurzer Befehl, eine Batterie fuhr auf und nahm den Hügel unter Feuer. Nach einigen zu kurz ausgefallenen Versuchen wurde der Berg gefaßt. Das Gefolge erhielt den Befehl, den Abhang hinunter zu reiten, die Monarchen und ihre persönlichen Adjutanten blieben oben. „Es ist Zeit zum Frühstücken," sagte Kaiser Alexander und befahl etwas zu bringen. Mein Gott, warum sollte dieser Holstein-Gottorp mit dem Tropfen alten Romanowblutes in den Adern nicht den Mut haben, in der Nähe krepierender Granaten zu frühstücken? Aber es war sicher auch etwas Pose dabei; er hatte es ja gar nicht nötig. „Ihr Kaiser ist nicht zum Kriegführen da, sondern nur zum Regieren. Ich bin für den Krieg da, er ist mein Handwerk, ich bin daran gewöhnt," hatte Napoleon einst vor neun Monaten zum General Balaschef gesagt, als dieser ihm in Warschau begegnete.

Seit $^1/_2$5 Uhr in der Frühe schallte durch die Täler des Gebirgslandes am linken russischen Flügel schon das Echo des Geschützdonners. Die Russen wollten die Vorteile, die sie am Abend des ersten Schlachttages noch erkämpft hatten, energisch weiterverfolgen. Marschall Oudinot sah seine Vortruppen schon in dieser Morgenfrühe angegriffen, aber es gelang ihm, den Angriff abzuschlagen. Statt der Verstärkungen, die er vom Kaiser erbeten hatte, war ihm nur der Befehl geworden, mit aller Macht die Russen von neuem anzugreifen und Mehlteuer und Pielitz zurückzugewinnen. Der Marschall Macdonald sollte ihn mit einer Division unterstützen. Macdonald ließ seine Division Gérard antreten, teils französische, teils italienische Regimenter. Sie stellte sich auf den linken Flügel Oudinots, der seinerseits die beiden am vorherigen Tage im Gefecht gewesenen Divisionen Pacthod und Lorencez von neuem einsetzte. Die russische schwere Artillerie war der französischen stark überlegen, wohingegen die Marschälle eine starke Übermacht an Infanterie besaßen. Die russischen Reiterregimenter aber konnten das Stärkeverhältnis nicht ausgleichen, weil sie hier im Gebirgsterrain schwer zu verwenden waren. Die Dörfer Daranitz, Rieschen und Mehlteuer, Pielitz, Döhlen wurden von Russen nach zäher Gegenwehr entrissen. Marschall Macdonald überwachte persönlich den Artilleriedienst, er unterstützte den Angriff der Kolonnen mit einer starken Batterie, die er nahe

Digitized by Google

an die ruſſiſche Front heranbrachte. — Ja, die Fortſchritte der Franzoſen waren derart, daß nach der Einnahme von Rieſchen durch die Diviſion Pacthod eine ſtarke Batterie von 24 ruſſiſchen Zwölfpfündern voreilig abfuhr und die ſchwache Infanterie ganz ohne Deckung ließ. Sofort ließ General Pacthod einige Geſchütze auffahren, um die Stellung des Prinzen von Württemberg ſüdlich von Klein-Jenkwitz in die Flanke zu nehmen. Eugen von Württemberg aber, ſo jung er war, zeigte auch hier ſeine bewährte raſche Entſchlußkraft und ſtopfte das Loch ſo gut es gehen wollte, — friſche Geſchütze heran und an Infanterie heran, was ſich in der ſchwachen Front entbehren ließ, um Rieſchen zurückzuerobern.

Es mochte gegen 1/2 10 Uhr ſein, als beim Kaiſer Alexander die erſten Ordonnanzreiter anlangten und die Fortſchritte der Franzoſen meldeten. Natürlich beſtärkte dieſer neue heftige Angriff des Marſchalls Oudinot auf das Gebirgsland den ruſſiſchen Kaiſer nur in der Meinung, daß Napoleon die verbündeten Armeen durchaus von der öſterreichiſchen Grenze abdrängen wolle. Wittgenſtein hatte eigentlich gar nichts mehr zu ſagen. General von dem Kneſebeck machte die Schlacht. Dennoch ließ Graf Wittgenſtein es ſich nicht nehmen, noch einmal ſeine Meinung zu ſagen. „Ich bürge mit meinem Kopf dafür, Ew. Majeſtät, daß dieſer Angriff auf unſern linken Flügel nur ein Scheinangriff iſt und daß der Kaiſer Napoleon durchaus nicht die Abſicht hat, uns von Böhmen abzudrängen, ſondern er will uns rechts umgehen und zertrümmert nach Böhmen hineinwerfen!“ Aber Kaiſer Alexander blieb taub, und Wittgenſtein, ob dieſer völligen Ausſchaltung ſeines Einfluſſes erregt, ſoll ſich nach dem Berichte eines Augenzeugen ſchlafen gelegt haben. Vermutlich das Beſte, was ſo ein ausgeſchalteter Obergeneral tun konnte. — Von ſeiner beſſeren Einſicht völlig überzeugt, beſchloß nun Alexander den franzöſiſchen Angriff auf ſeinem linken Flügel, koſte es was es wolle, abzuweiſen und zur Unterſtützung marſchieren zu laſſen, was irgend entbehrlich war. Die Hälfte der ganzen Reſerve: 12 ruſſiſche Grenadierbataillone 4500 Mann ſtark mußten im Eilmarſch nach Süden rücken, und ſobald ſie eintrafen, führte Miloradowitſch ſie zum Sturm. Die ſchwache Diviſion Lorencez wurde über das Gebirge zurückgeworfen, Rieſchen zurückerobert, und wenn Macdonald nicht nochmals ſeine Diviſion Gérard eingeſetzt hätte, ſo wäre eine Deroute der beiden engagierten Diviſionen Oudinots kaum zu vermeiden geweſen. Der arme Herzog von Reggio, der ſich ſo hart bedrängt ſah — faſt alle ſeine Offiziere waren abgeſchoſſen und ganze Bataillone wurden nur noch durch Feldwebel und Sergeanten geführt — ſandte in ſeiner Not Ordonnanz über Ordonnanz an den Kaiſer Napoleon und ließ um Unterſtützung bitten. Aber der Kaiſer blieb ungerührt. Mochte dies ganze 12. Armeekorps in Atome zerrieben werden, er brauchte ſeine Reſerven vielleicht an anderer, wichtigerer Stelle. So mußte der arme Herzog von Reggio ſich weiter quälen. Der Marſchall löſte ganze Regimenter in Schützenſchwärme auf, um ſich vor den wütenden Bajonettvorſtößen der Ruſſen zu decken, denn in dieſem Schützengefecht im offenen Gelände waren die franzöſiſchen Tirailleurs und Voltigeurs den an den Drill in geſchloſſener Formation mehr gewohnten Ruſſen weſentlich über. Je mehr aber die Franzoſen aus dem Gebirgsgelände hinausgedrängt und der Ebene zugetrieben wurden, um ſo mehr wuchs für Oudinot die Gefahr, da ſich in der Ebene der ſtarken ruſſiſchen Reiterei, der er nur einige bayriſche Chevaulegers-Schwadronen entgegenſetzen konnte, zum Angreifen günſtiges Gelände bot. Der Marſchall hatte zweimal vom Kaiſer überhaupt keine Antwort bekommen. Das war ſo Napoleons Art gegenüber läſtigen Bitten ſeiner Marſchälle. Er ſandte das dritte Mal. Um 2 Uhr kam der Beſcheid vom Kaiſer: „Der Herzog von Reggio ſoll ſich halten, ſo gut er es vermag, — um 3 Uhr iſt die Schlacht gewonnen.“ — Der Korſe wußte wohl, wen er da hingeſtellt hatte. Der Mann ſtand den Ruſſen nicht zum erſtenmal gegenüber. Hielt er nicht bei Friedland anno 1807 mit ſeiner Diviſion ſtundenlang den Anſturm ſechsfacher Übermacht aus? Als ihn der



Situationsplan der Schlacht von Bautzen am 21. Mai 1813

Digitized by Google

Kaiser an jenem Tage sah, die Uniform voll Staub und Blut, rief er kopfschüttelnd aus: „General, Sie haben sich heute selbst übertroffen! Wo Sie sind, ist nichts zu befürchten außer für Ihre Person.“ Hielt sich also, dieser Oudinot. Die Bayern, die unter ihm fochten und noch nicht so hart im Feuer gewesen waren, bildeten den letzten Damm gegen die russische Flut. Sein einsichtiger Kollege Macdonald, kein solcher Neidhammel wie die meisten andern, sondern immer hilfsbereit, ließ im Augenblick höchster Bedrängnis Division Gérard nochmals in die russische Flanke stoßen. So konnte der Marschall seine zertrümmerten Divisionen Pacthod und Lorencez so gut es anging wieder sammeln. Oudinot mußte sich, fortwährend bedrängt, noch zwei Stunden halten, dann flauten die russischen Angriffe ab. Hatte sein Kaiser richtig prophezeit?

Fortwährend fürchtete er, „20000“ feindliche Reiter würden ihn in die Ebene versprengen. Sein begabter Schwiegersohn Lorencez lag tödlich verwundet, die Bayern blieben verhalten, ihre Reiterbrigade riß angeblich aus. Die aktivierten Nationalgardenkohorten aus Holland und Belgien oder wie Pacthods 137. aus Departement Arno und Apennin stritten hier ebenso brav wie Gérards 6. und besonders 112. Belgisches unter dem jungen Oberst Lebedoyère. Drüben war Korps Gortschakoff erschüttert, Graf Ostermann verwundet, Prinz Württembergs Artillerie ihres Obristen Siewers und fast aller Offiziere beraubt. Der später berüchtigte General Bourmont leistete hier gute Dienste.

Es war dem Kaiser Napoleon genug, zunächst den linken Flügel der Verbündeten, die russische Stellung dauernd zu beschäftigen, um möglichst viele Reserven dorthin zu ziehen. Wir haben gesehen, daß ihm dies gelang. Im Zentrum hielt er den Angriff vollständig zurück. Selbst Marschall Macdonald hatte den ausdrücklichen Befehl, nichts Ernsthaftes zu unternehmen, ließ sich aber doch nicht hindern, wie wir sahen, Oudinot in der Bedrängnis zu unterstützen. — Dicht geballt und drohend standen die drei Divisionen des Marschalls Marmont auf den Höhen von Burk, die gestern Kleist noch behauptete. In den unmittelbar vor der Front der Verbündeten liegenden Dörfern Nadelwitz, Nieder-Kaina und Basankwitz steckte Infanterie des Korps Marmont; die Garden, die Gardekavallerie, das erste Kavalleriekorps unter dem Grafen Latour-Maubourg standen dicht aufgeschlossen auf den Höhen vor Bautzen, bereit zum Gewaltstoß, wenn der Kaiser es befahl, diese 48000 Mann.

Der wartete, — wartete bis Marschall Ney so weit war, daß er angreifen konnte. Bis auf eine verhältnismäßig schwache Kanonade ruhte hier im Zentrum die Schlacht. Man konnte vom Standort der verbündeten Monarchen den Kaiser erkennen durch das Fernrohr Lord Cathcarts, wie wir wissen, oder durch ein anderes. Er sprach viel mit einem gelben Manne, das war Berthier, dessen eidottergelbe Uniform seines Neufchäteler Bataillons in der Maisonne gewiß sehr eigenartig leuchtete. Neben ihm war, wie Odeleben erzählt, ein Teppich ausgebreitet, eine Landkarte darauf, die der Kaiser von Zeit zu Zeit liegend studierte. Man sagt auch, daß er eine ganze Zeit geschlafen habe, mitten unter dem Donner der Geschütze. Er konnte den Schlaf zwingen, wie er so vieles zwang. Dann setzte er sich auf den Teppich und ließ sich sein Frühstück geben. Er aß es mit gutem Appetit. Einige Granaten, die in seiner unmittelbaren Nähe krepierten, störten ihn nicht. Dann schritt er wieder, erwartungsvoll wie es schien, auf und ab, der kleine beleibte Mann in seinem grünen Jägerfrack, der Zentrums- und zugleich Angelpunkt dieser ganzen großen tobenden Schlacht. Wieviel Köpfe unter seinen Marschällen und in seinem eignen Hauptquartier, wieviel Köpfe da drüben auf den Höhen von Kubschütz im Stabe der verbündeten Monarchen, für die es nur die eine Frage gab: „Was wird Er jetzt tun?“ — War einer unter ihnen drüben auf dem Hügel von Kubschütz, ein guter Beobachter, ein Mann mit etwas finstern Zügen, ein englischer Oberst und Kriegskommissar, Hudson Lowe hieß er, der sah auch durch sein Fernrohr und schrieb dann in seinem Bericht, was er sah: „Der Kaiser,“ heißt es da, „befand sich ungefähr 50 Schritte vor den andern und ging, begleitet von einem seiner Marschälle, fast eine Stunde lang auf und ab. Er trug einen schlichten mit einem Ordensstern geschmückten Uniformrock und einen Hut, der nicht, wie der der Marschälle und Generale, mit einem Federbusch geschmückt war. Zur Linken des Bergrückens, auf dem er stand, und hinter diesem befanden sich seine Reserven. Sie waren schwadronen- und bataillonsweise aufgestellt und machten den Eindruck einer einzigen großen Kolonne. Ihre Zahl muß zwischen 15- und 20000 betragen haben. Nachdem sich Bonaparte von der Anhöhe fortbegeben hatte, bemerkte man, daß mehrere Bataillone nach dem linken Flügel geschoben wurden.“ (Allerdings eine Brigade der jungen Garde, die Burk besetzen mußte. Der Kaiser traute den Kreckwitzer Bergen nicht. Er mochte fürchten, daß von dort unzeitig ihm das drohen möchte, was Gneisenau eigentlich vorhatte, ein Vorstoß mit überlegener Macht. Es waren die beiden besten strategisch taktischen Gehirne im Umkreis dieser Schlacht, das des Kaisers und das Gneisenaus. Schade, daß der eine aus dem Vollen schaffen durfte und der andere immer nur flicken und flicken.) — Jene Beobachtungen machte also Hudson Lowe und zeichnete sie gewissenhaft auf. Jetzt stehst du auf 3—4000 Meter entfernt von diesem kleinen Mann im grünen Rock, Oberst Lowe; wenige Jahre nur, und du wirst ihm auf einen Schritt Auge in Auge gegenüber stehen, auf einer einsamen Insel im Ozean, und

Digitized by Google

du wirst von diesem Manne gehaßt werden, so sehr, wie er im Laufe seines Lebens wohl sonst niemand gehaßt hat.

Indes, wir sind einstweilen noch nicht auf dem felsigen von des Ozeans blauen Wogen umspülten Sankt Helena. Wir sind bei Bautzen an der Spree und haben die Pflicht zu sehen, was der Fürst von der Moskwa tat, auf dessen Eingreifen der Kaiser sehnlichst harrte. Wir hatten den Marschall am Vorabend am linken Ufer der Spree verlassen, nahe dem Übergang von Klix; aus dem kleinen, blauschwarzen Gewitterwölkchen, das gegen Abend heranflatterte, war inzwischen eine dunkle Wand geworden, die drohend im Norden aufstieg. Sieben Infanteriedivisionen lagerten am linken Spreeufer, bereit in die Schlacht einzugreifen. Aber der Marschall wußte, als der Tag anbrach, nicht recht, woran er war. Der Kanonendonner, der von Süden herüberdrang und immer mächtiger anwuchs, störte ihn. Eine dicke Rauchsäule stieg von Burk auf und verkündete als Signal, daß man sein Eingreifen erwarte. Seine schwache Reiterei verlor gestern ihren Führer Leboissière, der an seiner Wunde später starb, und sein Nachfolger Kellermann der Jüngere, Sohn des bekannten Reitergenerals und Enkel des Marschalls, kundete persönlich aus, blieb jedoch stets eingeschüchtert von russischen Kürassierdivisionen und preußischen Gardereitern, die in der Ebene von Purschwitz auftritten. Auch er wurde verwundet. Indes beschloß Ney, auf Bröfa zu marschieren und inzwischen neue Befehle seines Kaisers einzuholen. Ein Stabsoffizier sattelte und ritt. Um 7 Uhr parierte er sein Pferd am Standort des Kaisers. Sofort mußte Berthier den Befehl für Ney ausfertigen: Vormarsch gegen den äußersten rechten Flügel des Feindes. Lauriston auf der linken Flanke, um den Feind zu umgehen, wenn er vor der Gewalt des Stoßes seine Stellung räumen solle. „Die Absicht des Kaisers ist, daß Sie heute morgen 11 Uhr im Dorfe Preititz sind. Sie werden dort auf dem äußersten rechten Flügel des Feindes sein. Sobald der Kaiser Sie bei Preititz im Kampfe sehen wird, werden wir auf allen Punkten kräftig angreifen." Napoleon machte dem Stabsoffizier genaue Mitteilungen über die Stellung des Feindes und über seinen Angriffsplan. Er zeigte ihm persönlich die mit Kupfer beschlagene, in der Sonne weithin glänzende Spitze des Kirchturms von Hochkirch als Direktionspunkt für den Vormarsch Neys. So sehr lag dem Kaiser daran, daß dieser Stoß mit aller Wucht und in gerader Linie durchgeführt würde.

Bevor wir sehen, wie der Marschall des Kaisers Befehle befolgte, wollen wir einen Augenzeugen hören, der im Zentrum auf den Kreckwitzer Höhen seinen Standort hatte, den Professor Steffens aus Breslau, den wir bereits gut kennen:

„Es war Mittag, als ich auf der Höhe ankam, wo sich Blücher aufhielt. In der Mitte des Hügels erhob sich ein kahler Granitfels. Der klare, helle Tag ließ uns das ganze weite Schlachtfeld übersehen. Bei Löbau und in der Umgegend sahen wir, obgleich in weiter Entfernung, den Kämpfen der Russen zu; Bautzen lag vor uns, aber hinter Hügeln versteckt, nur die Türme ragten hervor. Zwischen dieser Stadt und uns, an den Ufern der Spree, fanden die lebhaftesten Angriffe statt; aber diese waren uns verborgen, denn diesseits wie jenseits des Flusses erhoben sich die Hügel, nur hörten wir das Gewehrfeuer in großer Nähe. Einige Kanonenkugeln erreichten uns schon am ersten Tage (20. Mai); Berichte kamen und gingen ab. Im ganzen war man am ersten Tage mit dem Erfolge nicht unzufrieden. Unsere Truppen behaupteten fast an allen Stellen ihren Platz, unsere Position war nirgends bedeutend angegriffen. Es fing an dunkel zu werden; nach allen Gegenden hin ward es stille, nach dem lärmenden Tage mit seinen lebhaften Angriffen erfolgte eine wunderbare Ruhe; nur hier und da hörte man einzelne Schüsse. Den ganzen Tag über konnten wir, ohne bedeutend angegriffen zu werden, mit Ruhe das Schlachtfeld übersehen. Ich hatte aus Breslau einen Dollond (Fernrohr) von vorzüglicher Güte mitgenommen, der auf einem Stativ ruhte. Zwar waren die Generale mit guten Fernrohren versehen, aber an dieser Stelle, die wir so lange behaupteten, war ein stehendes Fernrohr, welches auf einer flachen Stelle des Felsens ruhte und nach den bedeutendsten Punkten hingerichtet werden konnte, dem Befehlshaber willkommen. Es ward zwar von diesem häufig benutzt; aber dennoch blieb es zuweilen uns überlassen, und ich konnte ungestört meine Aufmerksamkeit auf bestimmte Punkte richten. Ich verlor mich dann ziemlich lange in der Betrachtung einzelner Gefechte; ich sah besonders nach Löbau hin die Russen mit dem Feinde fechten; sah Kämpfende bald hier, bald da stürzen, die ringenden Massen von beiden Seiten abwechselnd vor- und zurückschreiten. Wenn ich dann das Auge erhob, das ganze Schlachtfeld übersah, wie seltsam trat es mir entgegen! Wie verhängnisvoll erscheint überhaupt eine Landschaft während einer Schlacht! — Die Gegend um Bautzen ist fruchtbar, eine Menge Dörfer umgaben uns; alle, wie wir vermuten konnten, waren von den Bewohnern verlassen, Bautzen von dem Feinde besetzt. Die Landschaft schien ihre ganze Physiognomie verändert zu haben; es ruhte ein tragischer Schleier auf allen Gegenständen, einen schicksalsschwangeren Geist sah ich über Städten und Dörfern schweben.

Der Tag war vergangen, das Hauptquartier behauptete seine Stellung auf der Höhe die Nacht über; es war beschlossen, die Schlacht am zweiten Tage zu erneuern.

Digitized by Google

Die Kreckwitzer Höhen, die wir beſetzt hielten, bildeten das Zentrum der Schlacht; um jeden Preis mußten dieſe behauptet werden; es kam alſo darauf an, den Feind in dem großen Halbkreiſe des Angriffs von dem Mittelpunkte desſelben, von uns, ſo weit wie möglich entfernt zu halten. Wer nicht verſchickt war, genoß, in die Mitte des Kampfes verſetzt, eine in Schlachten gewiß höchſt ſeltene Ruhe und Muße der Betrachtung. Selbſt gegen die einzelnen Kugeln, die den Hügel von fern her erreichten, bot der hervorragende nackte Felſen uns hinlänglichen Schutz. Ich erhielt in dieſer Schlacht keinen Auftrag und war völlig mir ſelbſt überlaſſen. Indem ich nun ſo von dem Taumel der Schlacht umgeben auf eine faſt freundliche Weiſe an die Gefahren des Krieges gewöhnt ward, indem ich heimiſch geworden war in meiner Umgebung, die mich heiter, freundlich zu den ihrigen zählte und mit ſchonender Auszeichnung behandelte, erhielt die grübelnde Betrachtung, die mir natürlich war, ein Übergewicht. Sie begleitete während des Tages die äußere mächtige Tat, in deren Mitte ich verſetzt war, und die dennoch von mir entfernt gehalten wurde und mir für das innere Grübeln Ruhe und Muße gönnte. Was am Tage helle Betrachtung war, geſtaltete ſich in der Nacht zum phantaſtiſchen Traum.

Wir durften, wie ſich von ſelbſt verſteht, um die Aufmerkſamkeit des Feindes nicht auf uns zu ziehen, kein Biwakfeuer anzünden. In der milden Mainacht warf ich mich mit den übrigen auf den von den Feinden abgewandten Abhang des Hügels, in meinen Mantel eingehüllt, auf das Gras und genoß einige Stunden hindurch eine völlig ungeſtörte Ruhe. Die Kühle beim Sonnenaufgang weckte mich. In meiner Nähe ſchlief und erwachte mit mir zugleich der Sohn des Generals Scharnhorſt. Er hatte, während ich in Halle Profeſſor war, dort ſtudiert.

Das frühe Aufwachen in der ſchönſten Jahreszeit unter ſolchen Verhältniſſen iſt mit einem ſeltſamen Gefühle verbunden und ganz verſchieden von dem, was im Hauptquartier ſich zeigt, wenn man am Tage einer bevorſtehenden Schlacht die Streu verläßt. Dann ſchlafen weite Heere ſo gut wie neben ihren Waffen ein: wenn ſie aufwachen, findet doch mancherlei ſtatt, was mit dem täglichen ruhigen Leben eine große Ähnlichkeit hat; ein jeder will ſeine Kleidung ordnen, ſich ſoviel als möglich reinigen, Frühſtück genießen, und der Kontraſt dieſer gewöhnlichen Beſchäftigung mit einer bevorſtehenden Kriegstat iſt um ſo auffallender, als wir erwachten, und das Naturgefühl, welches mit unwiderſtehlicher Lebendigkeit auf uns einen ſtarken Eindruck macht, kann man nicht abwehren. Das weite Schlachtfeld erblickten wir in dem ſchönſten Morgenglanze, wie er den friſch erwachten Sinnen ſonſt entgegenleuchtet. Scharnhorſt war am vorigen Tage durch einen Streifſchuß am Ohr leicht verwundet, dieſe Wunde hinderte ihn aber wenig, obgleich er Schmerzen fühlte, mit denen er zu kämpfen hatte; er war, ſoviel ich mich erinnere, nicht ohne Hoffnung für die Erfolge der bevorſtehenden Schlacht. Während wir ſo ruhig daſaßen, trat uns eine Bauernfamilie entgegen, Mann, Frau, irre ich nicht, auch ein Kind. Sie hatten ſich im Dorfe, welches jetzt mitten auf dem Schlachtfelde lag, verſpätet, als die übrigen Einwohner flohen; ſie waren voll Angſt, und wir konnten ihnen keinen Rat geben; ſie hatten lange nichts genoſſen und nahmen an unſerem Frühſtücke teil. Ich erhielt von Scharnhorſt eine einigermaßen klare Vorſtellung von der Stellung der Truppen und wie wir unſere Poſition am vorigen Tage in ihrem weiten Umkreiſe faſt auf allen Punkten behauptet hatten. Noch war alles ſtille, aber kaum war eine halbe Stunde verfloſſen, als wir das vereinzelte Gewehrfeuer hier und da vernahmen, wo die einander naheſtehenden Vorpoſten ſich wechſelſeitig angriffen. Einzelne Kanonenſchüſſe beider Heere brachten den ernſthaften Morgengruß; Generale und Adjutanten fanden ſich zuſammen. Die Angriffe breiteten ſich immer mehr und mehr aus, und bald waren ſie ſo allgemein, daß das Ganze nach kurzer Unterbrechung nur eine Fortſetzung des heißen Kampfes vom vorigen Tage zu ſein ſchien. Ich ſah, wie heftig die Gefechte in der Gegend von Löbau und von da herunter nach uns zu wurden; den ganzen Vormittag hindurch ſuchte man noch das Zentrum zu behaupten; die Dörfer, durch welche der Rückzug ſtattfinden ſollte, wenn er notwendig würde, waren in Gefahr; die Kanonade des Feindes ward nach den Hügeln, welche wir beſetzt hielten, immer heftiger und kam uns näher; die Richtung des Rückzuges war wieder frei, aber immer näher drängte der Feind und es war bald Nachmittag, ſoviel ich mich erinnere, als es klar ward, daß wir die lange behaupteten Kreckwitzer Höhen verlaſſen mußten, wenn wir unſern Rückzug in voller Ordnung bewerkſtelligen wollten. Hier erlebte ich nun einen Auftritt, der mir unvergeßlich geblieben iſt. Blücher, zornig und voll Ingrimms, konnte ſich nicht entſchließen, untätig das ſo lange behauptete Zentrum unſerer Poſition aufzugeben. Auf den Hügeln waren wir die ganze Zeit hindurch zu Fuß, dieſen wie den vorigen Tag; unſere Pferde ſtanden geſchützt auf dem von den Angriffen der Feinde abgewandten Abhange. Plötzlich ließ Blücher ſein Pferd bringen, feſt entſchloſſen, ſich an die Spitze eines Kavallerieangriffs zu ſtellen. Begreiflich taten die Generale alles, um ihn davon abzuhalten. Der geordnete Rückzug war völlig geſichert; wenn Blücher ſich jetzt perſönlich einer großen Gefahr ausſetzte, konnten die Folgen die entſetzlichſten ſein. Dem ganzen großen Entwurf des Feldzuges widerſprach ein ſolcher Angriff, und es gelang nur mit vieler Mühe, den greiſen Helden von ſeiner Rittertat abzuhalten."

Digitized by Google

Dies erlebte Steffens, der Breslauer Professor, innerlich und äußerlich —, sozusagen. Einige Tage vor dieser Zeit war ihm im Gebirg der König von Preußen begegnet, der König mit Graf Henckel. Steffens kam bergherunter mit einem Troßknecht. „Wo wollen Sie hin?" fragte die Majestät. — „Ich bin kommandiert, die Leineweber zu bearbeiten." (Mit seiner Redegabe, denkt man sich, die dazu sehr gut war.) — „Wer sind Sie denn?" — „Ich bin der Professor Steffens!" — Der König: „Wir werden aber diese Tage eine Bataille haben, und da wird es zu spät sein. (Etwas ironisch jedenfalls): Ich wünsche eine glückliche Reise!" — Wollte nicht gern einen einzigen Uniformenknopf in der Schlacht missen, der König. Aber Steffens war da, wie wir sehen, und hatte Empfindungen, — ein braver Mann, dieser Steffens, der aber schließlich nicht aus seiner Haut konnte.

Diese Schilderungen Steffens greifen zeitlich einige Stunden vor. Wir müssen wieder zu Ney gehen, dem Marschall, — es ist 5 Uhr früh. —

Nachdem er zur Einholung weiterer Briefe einen Stabsoffizier an den Kaiser gesandt hatte, brach der Marschall gegen Brösa vor. Die schwachen russischen Vortruppen unter dem General Tschaplitz, welche sich ihm am Spreeübergang von Klix entgegenstellten, wurden von der Übermacht zurückgedrängt. Der russische General zog sich über Brösa gegen Gutta zurück. Vor sich sah der Marschall die ihm sehr stark erscheinende Stellung des Generals Barclay de Tolly. Er entwickelte daher, sofort zum Angriff entschlossen (wo Ney auf Widerstand stößt, gibt es für ihn nur eine Lösung: den Widerstand zu brechen) — er entwickelte sofort, um die Sache mit Nachdruck zu betreiben, die Divisionen Souham und Maison gegen den Windmühlenberg von Gleina, während der Graf von Valmy mit seiner Reitereibrigade das Vorterrain säuberte. Es waren 40 Bataillone, die der Fürst von der Moskwa hier gegen den General Barclay ins Treffen führte. — Wie stand es nun mit Barclay? Er hatte zur Zeit, da bei der Armee des Marschalls Ney die Entscheidung lag, den wichtigsten Posten auf dem ganzen Schlachtfelde. Das Ringen auf dem linken Flügel der Stellung der Verbündeten da unten bei Ebendörffel zwischen dem General Miloradowitsch und dem Marschall Oudinot bedeutete zur Stunde nichts gegen diese drohende Umklammerung durch die frisch anmarschierenden französischen Korps. Also Barclay hatte den schwersten Posten zurzeit. Hier ist nun ein wunderbares Geschehnis zu verzeichnen, welches so recht zeigt, wie leichtsinnig die russische Oberleitung eigentlich verfuhr. Wir wissen, daß Gneisenau längst erkannt hatte, von wo diese Gefahr eigentlich drohte. Am Abend des 20. Mai ritt der General von Gneisenau mit dem Oberstleutnant von Müffling zusammen in das Hauptquartier des Kaisers Alexander nach Purschwitz und machte wegen der Schwäche der Stellung am rechten Flügel dringende Einwendungen. Nach Meinung der beiden preußischen Offiziere mußte gerade die Stellung des rechten Flügels verstärkt werden, während, wie wir sahen, Kaiser Alexander den linken Flügel für bedroht hielt und dorthin bereits starke Abteilungen seiner Reserven gesandt hatte. Der Graf Wittgenstein, den wir uns hier nur noch als fünftes Rad am Wagen zu denken haben, schlief gerade nicht, sondern war im Zimmer anwesend. „Wie stark ist General Barclay?" fragte der Kaiser den Pseudo-Generalissimus. Ohne sich irgendwie zu besinnen, sagte Graf Wittgenstein: „15000 Mann." Der Kaiser richtete nun die Frage an die preußischen Herren, ob diese Stärke ausreichend sei, und erhielt eine bejahende Antwort. Aber als am andern Morgen der Fürst von der Moskwa gegen Gleina vorbrach und Oberstleutnant von Müffling zu Barclay geschickt wurde, um denselben zur Verteidigung seiner Stellung, koste es, was es wolle, aufzufordern, sah die Sache auf einmal ganz anders aus.

„Barclay lud mich ein," erzählt Müffling, „mit ihm in das Haus des Windmüllers zu kommen, und riegelte mit großer Förmlichkeit die Tür zu, obgleich die Neyschen Kanonenkugeln das Häuschen bereits durchsichtig machten. Sie glauben, sagte er, daß ich 15000 Mann habe, und der Kaiser glaubt es ebenfalls. Der Augenblick ist zu wichtig, um länger zu schweigen. Ich habe 5000 Mann, und Sie mögen selbst urteilen, ob ich mich gegen die 40000 Mann halten kann, welche hier vor mir im Vorrücken begriffen sind. Ich fordere Sie auf, sich auf das schleunigste zum General Blücher zu begeben, ihm zu melden, was Sie gesehen haben, und mir Verstärkung zuzuführen." Die „5000" waren natürlich so unwahr wie die „40000". Müffling sprengte sofort ventre à terre zum General Blücher und machte Meldung von der Wendung, die die Sache auf dem Gleinaer Windmühlenberg zu nehmen drohte. Der preußische General befahl, daß die brandenburgische Brigade Roeder mit 4 Bataillonen, 4 Schwadronen und 3 Batterien gegen Preititz vorrücken sollte, befahl außerdem dem General Kleist, der sich östlich Purschwitz in Reserve befand, gegen Preititz zu marschieren. Aber schon hatte der General Barclay die Stellung am Windmühlenberg aufgegeben, hatte es nicht darauf ankommen lassen, daß die Division Souham angriff. Er zog sich auf Preititz zurück, ließ aber nur zwei russische Jägerkolonnen und etwas Kavallerie von Tschaplitz im Dorfe, und ließ in der Furcht, abgeschnitten zu werden, die übrigen Truppen den Weg nach Baruth einschlagen. Er selbst blieb im Dorf bei seinen Jägern und leitete mit dem ihm eigenen, kalten Blut die Verteidigung. Aber schon war General Graf Souham über den Windmühlenberg gegen Preititz vorgebrochen. Gegen eine ganze französische Division war der Widerstand zweier Bataillone natürlich unmöglich, und die Folge davon war, daß der preußische Offizier,

Digitized by Google

der die Meldung von den im Marsch befindlichen Verstärkungen brachte, zu spät kam. „Ich traf," berichtet dieser Offizier, „den General Barclay in dem Augenblick, als der Feind die letzten Tirailleurs seines Korps aus Preititz warf, wo er mit völliger Hingebung seiner Person die letzten davon sammelte, und erkannte daran den tapferen Mann wieder, den ich bei Eylau in ähnlichen Verhältnissen hatte kennen lernen. Ich beschwor ihn, seine Truppen aufzuhalten, indem die Verstärkung ganz nahe wäre; er wies aber auf seine fliehenden Bataillone und sagte: Sie sehen meinen guten Willen und ebenso die Unmöglichkeit für mich, Preititz wieder zu nehmen; ich begebe mich jetzt nach Baruth, um den sehr bedrohten Rückzug nach Weißenberg zu decken."

Um 11 Uhr früh, ganz programmgemäß, wie Napoleon es verlangt hatte, war Preititz in den Händen der Franzosen. „Sobald der Kaiser Sie bei Preititz im Kampfe sehen wird, werden wir auf allen Punkten angreifen," stand in dem Befehl, den Berthier für den Marschall ausgefertigt hatte. Aber obgleich Michael Ney den Befehl des Kaisers dem Buchstaben nach erfüllt hatte, dem Sinne nach hatte er seine Aufgabe nicht erfaßt. Er hatte genug Infanterie in der Hand, und 4 weitere Divisionen waren im Eilmarsch unterwegs. Ney konnte also mit ganzer Stärke sich auf Preititz werfen und sich dort so festklammern, daß er gar nicht wieder hinauszubringen war. Aber der Marschall wollte mehr. Nach Ruhm waren sie alle durstig; konnte nicht diese Schlacht von Bautzen eine Schlacht des Marschalls Ney werden? Konnte sie nicht neuen Ruhm, neue Dotationen, neue Titel bringen? „Als Ney," erzählt sein Generalstabschef, der General Jomini, „die schönen Höhen von Klein-Bautzen sah, wurde er durch den Gedanken verführt, daß diese der Schlüssel zu der Position seien." Vergeblich versuchte Jomini den Marschall zu bewegen, mit seiner ganzen Kraft auf Preititz vorzugehen, die Richtung auf den blitzenden Kirchturm von Hochkirch innezuhalten und durch einen forcierten Marsch seine frischen Truppen in den Rücken der Verbündeten zu werfen, daß deren Stellung ganz von selbst unhaltbar wurde. Aber Ney wußte es besser als sein Generalstabschef. „Marschall Ney," so sagt sein Kamerad Marmont in seinen Memoiren, „war am grünen Tisch lenkbar wie ein Kind. Aber er war ganz unzugänglich, wenn ihm in der Hitze des Kampfes sein leicht erregbares Blut zu Kopf stieg und dessen Wallungen allein, nicht aber Urteil und Vernunft seine Handlungen bestimmten." — Eigensinnig beschloß der Marschall demnach den Sturm auf die Höhe von Kreckwitz, glaubte aber, um ihn unaufhaltsam durchführen zu können, seine anderen Divisionen erst abwarten zu müssen. Dadurch verlor er kostbare Zeit. Jomini sagt, daß man um 10 Uhr schon Blücher geradezu in den Rücken sah. Ein Bleistiftzettel Napoleons habe nachträglich Wegnahme von Preititz erst auf Mittag befohlen. Da Bertrands Brückenschlag sich bis 1 Uhr verzögerte, fand Ney seine Verfrühung bedenklich ohne Anschluß dorthin, ließ daher Division Albert (früher Gérard) bei Gleina, schob erst auf Jominis Drängen Division Delmas (früher Brunier) der vierzehnten Division Souham nach.

Von den Kreckwitzer Höhen sah der alte Blücher das Gewitter herannahen. Die französischen Truppenmassen, die sich auf dem Windmühlenberg von Gleina sammelten, die Division Souham und die Avantgarde unter Kellermann dem Jüngeren in ihrem Vormarsch gegen Preititz waren deutlich sichtbar. Blücher traf seine Maßnahmen: 4 Batterien an den Nord-Ostrand der Kreckwitzer Höhen vorgeschoben und Brigade Roeder ins Treffen geschickt. — Schon trat Graf Souham mit seinen Tirailleurs aus dem Dorfe Preititz heraus, als Major von Alvensleben mit seinem Garderegiment sich Preititz näherte. Der Major beschloß sofort den Angriff. Mit derselben Wucht, wie vor wenigen Wochen bei Gorßgörschen, warf die preußische Garde die Franzosen in das Dorf zurück und nun entstand ein zäher und bitterer Dorfkampf. Das Ringen um Preititz währte fast zwei Stunden. Ney stand auf seinem Windmühlenhügel, zwei Divisionen stark, und sah der Entwicklung zu. Von seinem Standpunkt aus konnte man deutlich die langen Linien des Blücherschen Korps erkennen. Die Patronentaschen glitzerten in der Sonne, aber noch war dort kein Kampf entbrannt. Warum zögerte der Kaiser? Ney mag über dies Zögern unruhig geworden sein. Schließlich lag die Sache so: Der Kaiser wartete auf das erkennbare Eingreifen Neys, Ney wartete auf den allgemeinen Frontangriff des Kaisers. Darüber verging die Zeit. Die Division Souham, so sehr geschwächt am 2. Mai, wurde nach heißem Ringen aus Preititz wieder hinausgeworfen und flutete gegen den Windmühlenberg zurück. Es war 1 Uhr.

Als der Kaiser den Kanonendonner aus der Richtung von Preititz vernahm, stieg er in den Sattel und fertigte zu gleicher Zeit einen Kurier nach Paris ab, daß die Schlacht gewonnen sei. Er befahl jetzt den Frontangriff. Der Marschall Marmont mußte seine Massen noch weiter gegen die Stellung der Verbündeten vorschieben. Das Gardekorps unter Marschall Mortier ging von Bautzen aus nordöstlich vor und nahm auf den Höhen von Burk und Basankwitz seinen Posten ein. Die Gardeartillerie fuhr gegen die Höhe von Kreckwitz auf. Auch in das 4. Korps des General Bertrand kam Leben. Hier befahl der Herzog von Dalmatien dem württembergischen General von Franquemont den Angriff auf Kreckwitz. Der arme Franquemont! Obgleich er gewiß seine Pflicht kannte, hat er als treuer Diener seines Königs bis aufs äußerste gezögert, seine Württemberger als Kanonenfutter einzusetzen. Schließlich blieb ihm nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Er mag hier selbst erzählen:

Digitized by Google

„In aller Frühe, nachdem kaum die Schlacht in der Gegend von Bautzen wieder angefangen hatte, kam der Marschall Soult in unser Lager, ließ mich rufen und sagte, daß der Kaiser heute mit aller Anstrengung von Bautzen her angreifen werde, daß der Marschall Ney von Hoyerswerda links ebenfalls im Anrücken sei und daß, wenn diese Angriffe gut vonstatten gingen, ich mit der Division zwei Hügel, die er mir zeigte, gleichfalls angreifen solle. Mir war hierbei gar nicht wohl zumute. Denn schon aus der Stellung, welche die auf jenen Hügeln befindlichen Batterien hatten, und aus dem Laufe anderer Hügel ließ sich vermuten, daß wir durch ein mehrfach sich kreuzendes Feuer wandern müßten. Ich sagte dem Marschall Soult auch, daß ich glaubte, die Division an sich sei für ein solches Unternehmen zu schwach. Er antwortete darauf: ‚Die Württemberger sollen durch 40 Kanonen, die Division Morand und die Italiener unterstützt werden.'

Da kam der Marschall Soult zum zweitenmal zu mir und wiederholte, was ich nur zu gut verstanden hatte. Ich sprach ihm nochmals von der Schwäche unserer Division und daß ich lauter Rekruten hätte, daß zu dem mir gewordenen Auftrag gute alte Soldaten erforderlich seien.

Es mochte ungefähr 12 Uhr sein, als mir der Marschall Soult Befehl gab, die Spree zu passieren und mich mit der Division in einer Senkung aufzustellen. — Das wurde ausgeführt, und nun schickte Soult den Befehl, mit dem Angriff zu beginnen. Ohne Stocken, mit aller Ruhe, in der schönsten Haltung, Gewehr im Arm, rückten die Kolonnen 1000 Schritt weit vor bis auf 200 Schritt vom Feinde. Mit Geschrei stürzten sie sich jetzt auf diesen selbst. Er erwartete den Stoß nicht, sondern ging zurück, nachdem seine Batterien schon vorher abgefahren waren."

In tiefer Kolonne gingen die Württemberger gegen Kreckwitz vor, 52 Geschütze unterstützten vom Gottlobsberg und vom Kiefernberg aus ihren Sturm. Auf dem rechten Flügel trabte die Kavallerie Bertrands, auf dem linken in großen offenen Vierecken wälzte sich die Brigade Siccard heran. Plötzlich vollzog die Sturmkolonne eine Schwenkung und warf sich gegen den Kopatschberg. Hier hielt eine russische Batterie, welche den Württembergern wütend entgegenbrüllte, dann aber plötzlich wegen Munitionsmangels abfahren mußte. — In diesem Augenblick stieß die preußische Brigade Klüx vor, um den Sturm zu brechen. Vergeblich. Das Feuer der württembergischen Batterien war so exakt und wirkungsvoll, daß die Preußen zurückprallten und sich in den Schutz ihrer Artillerie begaben. Unter dieser Artillerie litten die Württemberger schwer. „Bei jedem Schritte ward man neue feindliche Batterien gewahr, die so heftig schossen, daß sehr viele Leute tot hingestreckt wurden." Besonders eine Batterie am Rande des Dorfes Kreckwitz hatte eine todbringende Wirkung. General von Franquemont warf sein letztes Bataillon unter dem Oberst Berndes gegen das Dorf Kreckwitz, um die Batterie zum Schweigen zu bringen. Die Batterie fuhr ab, als aber Blücher sah, daß Kreckwitz angegriffen wurde, warf er ein Bataillon hinein, und zugleich drangen einige Bataillone Yorks in das Dorf. Oberstleutnant Berndes mit seinen Württembergern kam in eine fatale Lage. Er hatte gerade noch Zeit, die Fahnen seines Bataillons einem Detachement zu übergeben, um sie zu retten. Das Dorf wurde von York umfaßt und nach verzweifelter Gegenwehr, nachdem alle Offiziere und der Führer Berndes selbst zweimal verwundet waren, wurden die letzten drei Kompagnien des Bataillons gefangen genommen. Kreckwitz blieb einstweilen in den Händen der Preußen. — Schon früher erstieg Morand den Weißen Stein, doch Brigaden Hulot und Latour wichen, Brigadier Siccard fiel. Indessen nahm Lauristons Vorhut mit 151, 152. Malschwitz, flankierte so Brigaden Pirch und Zieten. Vor Preititz reichte Delmas nicht aus, ein alter Republikaner, der sich erst jetzt in der Not des Vaterlandes zur Verfügung stellte, nachdem er schon 1796 eine Division führte. Sein Brigadegeneral Anthing, bei Kaja verwundet, blutete hier wieder. Division Albert mußte auch heran, Marchands Deutsche betraten aber nicht mal das Schlachtfeld, Riccard feierte. Eine liederliche Oberleitung, auch von Lauriston kam kaum ein Drittel ins Feuer. Inzwischen behaupteten die Württemberger den Kopatschberg. General von Franquemont war an der Spitze seiner Sturmkolonnen verwundet zusammengebrochen, General Reuffer, der den Oberbefehl übernahm, fiel einige Minuten später ebenfalls schwer verwundet, aber der Berg wurde gehalten. Von allen Seiten drängten jetzt die französischen Kolonnen gegen die Höhen von Kreckwitz vor; Lauristons Division Maison hatte Plieskowitz genommen und richtete ihre Batterien von dort gegen Blüchers Stellung. Vom Galgenberg donnerten französische Geschütze, und die Intervalle der württembergischen Stellung auf dem Kopatschberg waren mit Kanonen besetzt und warfen ihre Geschosse gegen die Kreckwitzer Höhen. Von Süden her donnerten Marmonts, des alten Artilleristen, Geschütze. Die Umklammerung von drei Seiten wurde immer bedenklicher. York sandte seine Brigade Horn zur Unterstützung, aber was sollte diese schwache Brigade, deren Leibregiment sich auszeichnete wie Regiment Kolberg bei Preititz, bedeuten gegen 5 Divisionen, von denen der letzte Sturm drohte?

Die Schlacht stand längst nicht mehr, sie war im Grunde schon verloren. Sie wäre zu einer Katastrophe geworden, wenn Michael Ney die große strategische Idee seines Kaisers richtig aufgefaßt hätte, wenn er ohne Unterbrechung mit seinen frischen Truppen über Preititz auf Hochkirch vorgestoßen wäre, wie es

Digitized by Google

der Kaiser befahl: kaum eine Rettung mehr dann für die Armee der Verbündeten, oder doch nur unter furchtbaren Verlusten. Aber der Fürst von der Moskwa wurde in dem Augenblick, als er den Gleinaer Windmühlenhügel betrat und einen momentan zu erhaschenden, schnellen Erfolg vor sich zu sehen glaubte, wieder einmal zum Divisionär, der über dem vor Augen liegenden Vorteil die großen Gesichtspunkte gänzlich verlor. Er erwachte erst, als der Kaiser erneuten Befehl schickte, jetzt ein Ende zu machen. Der Marschall selbst führte die Division Albert, — war auch nicht nötig, was hatte er an der Spitze einer Division zu suchen? Sein Standpunkt mußte auf irgendeiner Anhöhe sein, von wo er den ganzen Gang der Dinge übersehen konnte. Aber wie gesagt: plötzliche Rückentwicklung aus dem Feldherrn, dem Führer einer Armee, zum Divisionsgeneral. Das passierte Michael Ney hier nicht zum ersten- und nicht zum letztenmal, wenige Monate später bei Dennewitz war es dieselbe Geschichte. „Meine Gegenwart war nötig, wo ich siegen wollte," sagte der entthronte Kaiser später auf St. Helena, „keiner meiner Generale war für eine selbständige Führerrolle geeignet."

Als die Gewaltkanonen des Marschalls Ney gegen Preititz vorbrachen, stand in diesem Dorfe nur noch der General Kleist auf einsamer Wacht. Er war mit seinem vom gestrigen Ringen um die Burkschen Höhen schwer mitgenommenen Korps auf sich selbst angewiesen, denn als Blücher erkannte, daß man von allen Seiten auf seine Stellung zum Sturm ansetzte, nahm er die Bataillone der Brigade Roeder aus Preititz zurück, um sie als Reserve zu benutzen. Er hoffte, daß die oberste Heeresleitung sofort Sukkurs nach Preititz schicken würde, um das Dorf zu halten. Aber es gab schließlich so gut wie gar keine oberste Heeresleitung mehr. Es gab auch keine Reserven mehr, die irgendwie genügt hätten, den Gewaltkolonnen des Marschalls Ney die Spitze zu bieten. — Als nun der General von Kleist die starken französischen Divisionen anmarschieren sah, mußte er mit Grund befürchten, in kurzer Zeit im Dorfe selbst aufgerieben oder von seiner Rückzugslinie abgeschnitten zu werden. Denn inzwischen war auch der Marquis de Lauriston über Buchwalde vorgedrungen, den General Barclay vor sich her treibend, und hierin lag das Bedenkliche für Kleist. Er entschloß sich daher, vor dem Einbruch der Flut Preititz zu räumen und sich auf die Höhe von Belgern, an der Straße nach Wurschen, zurückzuziehen.

Um 3 Uhr nachmittags war der Marschall Ney von neuem im Besitz von Preititz. Trat er nun den Weitermarsch in der Richtung auf Hochkirch an, so war die Umgehung des Zentrums der Verbündeten gelungen. Selbst wenn man auf eine wütende Gegenwehr seitens der zunächst betroffenen Preußen zählen konnte, es wäre doch eine Niederlage, die sich stark zur Katastrophe neigte, kaum vermeidlich gewesen. Aber Marschall Ney war auf die „verfluchten Höhen" wie versessen. Statt die ihm vom Kaiser angegebene Richtung innezuhalten, ging er gleich hinter Preititz südwestlich, kroch über die Defileen der vielen Teiche, die sich ihm dort in den Weg legten, und brachte seine geschlossen vorgehenden Massen zunächst in Unordnung, denn sie mußten jenseits der Teiche von neuem aufmarschieren und setzten sich gleichzeitig der mörderischen Kanonade aus, welche jetzt vom Nordostrande der Blücherschen Stellung bei den Kreckwitzer Höhen losbrüllte. Ja, wäre der preußische General im Besitz der Reserven gewesen, die südlich im Gebirge Oudinot gegenüber sozusagen gegen Windmühlen kämpften, dann hätte er einen Gegenstoß führen können, der die Divisionen des Marschalls einfach in die Teiche geworfen hätte. Hier war einer jener Schlachtenmomente, wo ein entschlossener Führer mit 10000 Mann einen augenblicklich unschätzbaren Vorteil erfechten konnte. Aber Blücher hatte diese Reserven nicht, und die sogenannte Oberleitung der Schlacht hatte sie auch nicht mehr. Sie waren verzettelt.

König Friedrich Wilhelm III. war es wieder, der um diese Zeit seinen guten, militärischen Blick von neuem bewies. Er sah es, daß Blücher sich ohne Hilfe nicht länger halten könne. Er setzte es (jedenfalls durch den General von Knesebeck) bei dem Zaren durch, daß die letzten russischen Gardereserven aus dem Zentrum in die Yorksche Stellung bei Litten geschoben wurden, damit York zur Unterstützung Blüchers frei würde. Aber es war zu spät. Blücher überwand sich selbst und gab die Höhen, die nicht mehr zu halten waren, rechtzeitig auf. Gegen $^1/_2$4 Uhr nachmittags befahl er den Abmarsch. Es war nicht leicht, sich aus diesen verbissenen Kämpfen herauszuziehen. York mit seinen Brigaden Steinmetz und Horn war bereits am Fuße der Kreckwitzer Höhen aufmarschiert und deckte den Rückzug. In diesem Augenblick marschierte General Graf Jermolow mit der 2. russischen Gardedivision an, um Yorks Stellung bei Litten auszufüllen. Als er sah, daß die Preußen zurückgingen, sprach der hitzige Mann sehr heftige Worte des Mißfallens aus. Oberst von Horn hörte das, war ob dieser Beleidigung der preußischen Waffenehre wütend und rief dem Grafen zu: „Nun wohl, so wollen wir das Ding da schon wieder nehmen!" Bereits hatten die Franzosen sich der verlassenen Höhen bemächtigt und sie mit einer Batterie von 50 Geschützen gekrönt. Aber der alte Horn ließ seine Brigade antreten und Jermolow, der auf seine Weise engagiert war, konnte natürlich nicht zurück. „Ein Hundsfott, der kehrtmacht!" rief Horn. Schon ordneten die beiden ihre Bataillone, um den tollen Versuch auf die Höhen zu machen, als von dem einsichtigen General York der strenge Befehl kam, diesen Kampf auf eigene Faust gefälligst zu unterlassen und sich sofort auf den an-

Digitized by Google

gewieſenen Poſten zu verfügen. Aber wenigſtens „kehrt“ wollte der eigenſinnige Horn nicht kommandieren. Dies den Franzoſen dort oben zu Gefallen zu tun, widerſtrebte ihm. Er ließ daher in aller Ruhe, wie auf dem Paradeplatz, einige Schwenkungen ausführen und kommandierte dann ſein „In Sektionen rechts abmarſchiert, — marſch!“

Aber ſelbſt wenn die friſchen, unter Jermolow einrückenden ruſſiſchen Garden früher eingetroffen wären, hätten ſie doch dieſe Schlacht, die bereits in dem Augenblick verloren war, als der Kaiſer Napoleon den Plan zu ihr faßte, nicht wenden können. Allerdings, man hätte vielleicht den Angriff des Fürſten von der Moskwa auf ein bis zwei Stunden zurückzuhalten vermocht. Aber dennoch muß hier geſagt werden, daß die Ruſſen ihre Garden gerade ſo wie bei Großgörſchen in unglaublicher Weiſe zu ſchonen ſuchten. Yorks Stabschef Valentini fand während der Schlacht die reiſigen Geſchwader der ruſſiſchen Gardereiterei in Linien aufmarſchiert, tatenlos verharrend. Er zeigte dem Kommandeur derſelben eine Gelegenheit zum Einhauen. Aber der Ruſſe ſah den preußiſchen Offizier groß an und fragte ſo von oben herab: „Ja, glauben Sie denn, der Kaiſer Alexander hat ſeine Gardekavallerie dazu, daß ſie ſich totſchießen läßt?“

Die Sache ſtand nun gegen 4 Uhr nachmittags ſo: Am linken Flügel, dem Marſchall Oudinot gegenüber, waren die Ruſſen ſiegreich. Im Zentrum hielten ſie, „bis an die Zähne verſchanzt“, ihre Hauptſtellung ein; aber ſie waren dort auch noch nicht mit Wucht angegriffen. Blücher hatte nach wütender Gegenwehr ſeine Stellung in Kreckwitz aufgeben müſſen und befand ſich im Rückzug über Purſchwitz. Barclay war ganz vom Schauplatz verſchwunden und hatte eine verhältnismäßig gute Stellung zwiſchen Rackel und Brießnitz eingenommen, um die Rückzugſtraße über Wurſchen gegen Lauriſtons Kolonne zu decken. Marmont kam nun im Fluß, heftig ſtritten ſeine beiden blutenden Brigadiers Pelleport und Buget im Bergdorf Jenkwitz, dann drang er auf Baſchütz, Junge Garde Barrois auf Baſankwitz, wo das 12. weſtpreußiſche Bataillon Imbrecht ſich ruhmvoll wehrte. Nachdem das Brandenburger Bataillon Othegraven das brennende Kreckwitz räumte, deckten Horn und Katzelers Reiter den Abzug auf Belgern. 60 Feuerſchlünde Drouots donnerten vom Weinberg nach. Souhams 122. erſtieg die Purſchwitzer Höhe, auch Riccards 142. hatte noch ſchweren Kampf. — Kaiſer Alexander war ſehr ungehalten über die Räumung der Kreckwitzer Höhen. Stand nicht am linken Flügel die Schlacht ſehr gut? Hielt nicht das Zentrum ſeine Hauptſtellung ungeſchmälert ein? Da war es General von dem Kneſebeck, der ſeinen Einfluß, den er ſowohl bei Alexander als auch bei dem König von Preußen beſaß, in günſtiger Stunde geltend machte. „Die Stunde der Entſcheidung,“ erzählt Graf Henckel von Donnersmarck in ſeinen Erinnerungen, „war gekommen. Der General von dem Kneſebeck trat mit den beiden Monarchen beiſeite und ſtellte ihnen die hohe Wichtigkeit des Augenblicks vor. Er gab ihnen zu bedenken: „ob ſie es auf die Entſcheidung des Tages ankommen laſſen wollten, alle die ſchönen Pläne ſcheitern zu ſehen, oder lieber den günſtigen Augenblick erfaſſen, um das Gefecht abzubrechen. Es wäre aber dabei kein Augenblick zu verſäumen, wenn wir nicht in die Gebirge hineingeworfen ſein wollten. Man könne zwar noch einmal alles aufs Spiel ſetzen, aber für den zweifelhaften Erfolg könne er nicht ſtehen.“ Die Monarchen ſtimmten ſogleich ihm bei, der Rückzug wurde beſchloſſen, und Kneſebeck nahm die Ordonnanzoffiziere zuſammen und diktierte ihnen die notwendige Dispoſition. Sie beſtand in einer Rechtsrückwärtsſchiebung des Ganzen mit Feſthaltung des linken Flügels, ſo daß der Feind eine ganze Weile in der Täuſchung blieb, die Bewegungen geſchähen nur, um uns nach unſerm rechten Flügel zu konzentrieren.“ — Ein Irrtum Henckels iſt es, daß die Monarchen gleich zuſtimmten. Weder der Zar noch der König brachen dieſe Schlacht freiwillig ab. Kneſebeck hatte viel mit ihnen zu tun. Aber ſie konnten ſich doch der Einſicht nicht verſchließen, daß es eine verlorene Schlacht ſei. Überhaupt war der Ausdruck „die Schlacht abbrechen“, wie der ruſſiſche General Toll ironiſch bemerkt, ſehr geſucht und koſtbar. Der kleine Mann im grauen Rock da droben auf den Höhen von Nieder-Kaina hätte jedenfalls ein höhniſches „Hä!“ ausgeſtoßen, wenn er dieſe beſondere Redewendung gehört hätte. Als der Kaiſer Alexander ſchließlich nachgeben mußte — denn es war wirklich nichts mehr zu wollen, und jede Stunde Zögerung machte die Lage noch ſchlimmer — wandte er ſich wütend an Wittgenſtein mit den Worten, die aus ſeinem Munde ſchon unhöflich klangen: „Je ne veux pas être témoin de cette décomfiture; commandez la retraite. Ich will nicht Zeuge von dieſer Niederlage ſein, befehlen Sie den Rückzug.“ Der General von dem Kneſebeck hat jahrzehntelang an dem Ruhme gezehrt, dieſen Rückzug durchgeſetzt zu haben. Beſonders charakteriſtiſch iſt die Tatſache, daß er für ſeine Verdienſte bei Bautzen nach faſt vierzig Jahren Feldmarſchall wurde. Dieſe Ernennung kam von Friedrich Wilhelm IV. Kneſebeck war geſchmackvoll genug, die Ernennung abzulehnen; er mochte empfinden, daß in der großen, rauſchenden Zeit ganz andere Männer das Vaterland zum Siege geführt hatten als gerade er, trotz der Anerkennung des „Gekrönten Gaskogners“*).

*) Das königliche Handſchreiben Friedrich Wilhelms IV. iſt aus Sansſouci, den 7 Oktober 1847, datiert.

„Teurer, verehrter Freund!

Es iſt eine fulminante Kabinettsorder an Sie unterwegs, in welcher ich Sie wegen Ihres Betragens vor dem Feinde und im Rate Ihrer Könige mit der höchſten Würde des Heeres bekleide, d. h. Sie zum General-Feldmarſchall ernenne. Eine kühle Kabinettsorder paßt nicht zu unſerem Verhältniſſe. Ich muß was Warmes draufgießen, ein kleines

Digitized by Google

Der Rückzug der verbündeten Armee geschah in stolzer Ordnung, keine Trophäe, keine Fahne, keine Standarte blieb in den Händen des Feindes zurück. Nur wenige Gefangene waren verloren, wohl aber führten die Verbündeten an 800(600?) Gefangene mit sich, darunter 405 Württemberger, die in Kreckwitz die Waffen strecken mußten. „Auf einer Trommel seiner Garde sitzend, dirigierte der Kaiser Napoleon von der Anhöhe bei Nieder-Kaina her in dem Augenblicke, als der letzte Hügel von Klein-Bautzen ungefähr gegen 5 Uhr abends genommen worden war, die junge Garde und die Division Latour-Maubourg gegen Kreckwitz, andere Infanteriekolonnen in der Richtung von Klein-Purschwitz und trieb und trieb, um größere Resultate zu erzwingen, aber der Feind behielt die größte Fassung, und der Kaiser hatte zu wenig Reiterei, um die erlangten Vorteile umfassender zu benutzen. Es war ein, den Philanthropen zwar erschütternder, aber großer und mächtiger Anblick, als die zahlreichen Kolonnen bei Nieder-Kaina ins Tal hinunterstiegen, um dem Feinde eine noch empfindlichere Niederlage zu bereiten. Mehrere Dörfer in Flammen, Artillerie von allen Seiten, vom hohen Gebirge auf dem rechten Flügel bis zum Korps des Marschalls Ney bei Preititz und Baruth auf dem linken: ein Raum von fast drei Stunden Länge. Noch um 6 Uhr abends rückte die Reservekavallerie vor und suchte eine feindliche Abteilung bei Rieschen abzuschneiden; es gelang aber nicht, und die Franzosen konnten an diesem Tage bedeutende Trophäen nicht erlangen. Das Herumschwärmen der feindlichen leichten Truppen, welche durch mehrtägigen Aufenthalt die Gegend vollkommen kannten, schützte den Rückzug der großen Armee, und spät noch weilten Artillerie und Kavallerie auf den nach Löbau führenden Bergkanten. Erst am folgenden Morgen zogen sich die letzten Kosaken ins Gebirge zurück." So Odeleben, der dabei war.

Ob die russischen großen Reitermassen wirklich gar nicht sich rührten? Marmonts 23. L. hielt in Vierecken stürmische Attacken aus, Delmas' 138. wies solche zwei Stunden lang ab, es verlor heut am meisten (850) und erhielt 52 Ehrenkreuze. Ein Gewitter unterbrach bis 7 Uhr die Verfolgung, Reiterei kam dabei nicht zum Schlagen, denn nur 32 Mann (2 von Marmont!) lassen sich für 11 Regimenter nachweisen. Erst bei Nacht drang Reyniers weit abgeirrte Vorhut zugleich mit Barclay in Wurschen ein, und da sich in solchen Fällen Verwirrung nicht vermeiden läßt, ist nicht so unwahrscheinlich, daß die Verfolger im ganzen 3000 Gefangene machten. Vielleicht auch nicht. Mit Recht preist Lorencez „die wunderbare Tapferkeit der Preußen", während Napoleon sich hocherfreut über die Tapferkeit der Württemberger äußert, doch mit törichten Übertreibungen dient man schlecht dem „heiligen Krieg".

Die zweitägige Schlacht hatte schwere Opfer gekostet. Aber diese Opfer waren für die angreifende französische Armee naturgemäß größer als für die Verbündeten. Hier hatte das Korps von Blücher, das am zweiten Schlachttage die entscheidende Stellung gehabt hatte, viel gelitten. Man berechnet den Verlust Blüchers auf 2800 Mann. Im ganzen hatten die Verbündeten angeblich 11000 Mann Tote und Verwundete eingebüßt. Berndt sagt 13500, Clausewitz 15000, französische Autoren 18000. Daß Milorado-witsch nur 3523 auf 203 Offiziere verlor, ist um so scherzhafter, als er schon am Vortag 1700 verlor und die Preußen auf 87 Offiziere schon 3618 angeben, wobei York mit — 69 figuriert! Auf französischer Seite will man das Doppelte, es macht sich gut, 22000 Tote, Verwundete und Versprengte, verzeichnen. Besonders schwer hatten die beiden Flügelkorps gelitten, das Korps Ney an 8000 Mann, das von Oudinot ein Viertel seines Bestandes, 6000 Mann verloren. Vermißt wurden fast 4000 Mann, — ein Zeichen, wie viele Dienstunwillige in diesen französischen Korps eigentlich steckten. Auch trat wieder die Erscheinung zutage, daß sich viele dieser jungen Leute selbst verwundeten, um entlassen zu werden. Besonders bei der italienischen Division des Generals Peyri, die bei Königswartha überfallen wurde, hatten sich viele Mannschaften Finger- und Handwunden beigebracht. Und da liegt nun gerade der Haken. Auch französischerseits wurde später aus Tendenzgründen unglaublich geschwindelt. Rousset läßt Ney 7100 verlieren, wovon 1710 gefangen!! Von diesen Gefangenen, die den Verbündeten unsichtbar blieben, weiß auch Historique

---

Bächlein eigner Tinte fließen lassen. Ich muß Ihnen sagen, daß ich mich glücklich fühle, endlich zur Erfüllung eines langgehegten Wunsches zu gelangen. Es war mir eine Angelegenheit — wie soll ich sagen — der Ambition? der Dankbarkeit? der Anerkennung glorreicher Erinnerung? Nun, Sie teuerster Kneseбeck, sind ein Dichter in schönster Bedeutung des Wortes, d. h. ein Mann, der das Privilegium hat, für gute und große Dinge das schönste und richtigste Wort zu finden. Geben Sie selbst meinem Gefühle den Namen.

Zwei unauslöschliche Bilder aus Ihrem Leben, die ich mit meinen Augen schaute, zwangen mir gebieterisch das Verlangen auf, Sie einst, den Marschallstab in Ihrer Hand, zu sehen: 1. Wie Sie trotz des Dreinredens zweier Monarchen und zahlloser Unberufener das Abbrechen der Schlacht von Bautzen diktierten und den glorreichsten Rückzug, den siegesschwangersten der neueren Kriegsgeschichte, durchsetzten; 2. wie Sie siegesselig auf dem Markte von Leipzig (am 19. Oktober 1813) dem gekrönten Gascogner begegneten und derselbe mit einem Wonneruf die Wahrheit besiegelte, die Wirklichkeit aussprach, daß Ihr Feldzugsplan uns allein dahin geführt usw." — Kneseбeck lehnte ab:

„Achtzig Jahre," schrieb er zurück, „drücken mein Haupt — ich kann nicht mehr reiten und nicht mehr hundert Schritte gehen, ohne außer Atem zu sein — das wäre eine Satyre auf alle Feldmarschälle der jetzigen Zeit. Ich würde selbst über mich lachen und der Welt eine Zielscheibe des Witzes werden." Er bat um seinen Abschied und erhielt diesen mit einer Pension von 6000 Talern als — Feldmarschall.

Digitized by Google

des 142., eine andere Quelle zwar nur von 130 Gefangenen, aber über 10000 tot und verwundet! Fabry überbietet mit 10839 als nachher am Bestand fehlend, als ob Marode und Drückeberger den Schlachtverlust bedeuteten. In Wahrheit verlor Korps Souham 4800 nach Foucart, was genau zu 208 Offizieren paßt. Das 144. verlor übrigens nur 400. Rousset hat mit 6000 Oudinot nicht genug, sondern setzt ihm die Hälfte außer Gefecht. In Wahrheit verlor er 3600 inkl. Bayern, wozu unsere früheren Einzelangaben passen. „2428 Vermißte" sind sämtlich deutsche und italienische Deserteure. Bertrand verlor inkl. Korpsreiterei 2600 (Roussel 3027, Regiment Herzog Wilhelm 470), Macdonald 89 Offiziere 1800, Marmont 93 Offiziere 1900, hier Rousset ausnahmsweise zu wenig 1421, Lauriston genau 226 Infanterie, 47 Artillerie. Roussets 4434 zeigt seine gänzliche Unzuverlässigkeit. Garde 197 Infanterie 68 Artillerie. — Man konnte hier bei Bautzen wirklich sagen: „Glücklich die Toten," wenn man die Verwundeten sah. Es waren keine Wagen vorhanden, fehlte auch an Tragbahren, fehlte an so manchem, was eine geordnete und menschliche Verwundetenpflege verlangt. Die geschickten Franzosen halfen sich, so gut es ging. Es wurden in allen umliegenden Dörfern Schubkarren requiriert und dazu Bauern und Tagelöhner mit ihren Frauen aufgeboten, um die Verwundeten auf diesem besonderen Transportmittel fortzuschaffen. Man sah an einem Tage nach der Schlacht mehr als 1000 solcher Karren mit ihren Führern in Tätigkeit. Sächsische Gendarmen und Militärpatrouillen beaufsichtigten diesen Betrieb. Aber man denke sich die Qualen, welche diese schwer verwundeten Menschen auf den holprigen Wegen und den schlecht gebauten Schubkarren ausstehen mußten. Auf der Straße von Bautzen nach Dresden sah man diese Kärrner in langen Zügen dahin fahren, um die Schlachtopfer den Lazaretten zu übergeben. Hunderte von ihnen starben unterwegs, die andern wieder gingen dem Lazarettelend hoffnungslos entgegen. Natürlich waren die Lazarette überfüllt. Leicht Blessierte nahm man überhaupt nicht mehr auf; die mußten sehen, wie sie in den kleinen Städten Wilsdruff, Nossen, Waldheim oder sonstwo unterkamen, um sich zu kurieren.

Wohl konnte der Kaiser Napoleon jetzt auf eine zweite gewonnene Schlacht zurückblicken. Aber er war mit dem Siege durchaus nicht zufrieden, Ney hatte ihm die Sache verdorben. „Comment, après une telle boucherie, points de résultats! points de prisonniers? Ces gens là ne me laisseront pas un clou." „Verdammt! eine solche Metzelei ohne Erfolge, ohne Gefangene! — Es scheint, als ob mir das Volk nicht einen Radnagel zurücklassen wollte!" rief der Kaiser an diesem Abend erregt aus, als ihm Berthier die tatsächlichen Resultate der Schlacht mitteilte.

Das Ergebnis war nicht ganz so, wie es anfangs aussah. Selbst Rousset schätzte ursprünglich Napoleons Verlust nur auf 17500, er betrug indessen tatsächlich höchstens 15000 inkl. 130 Reynier (60 Offiziere). Der sonstige Abgang von Maroden und Deserteuren nach der Schlacht war erschreckend, doch man übersieht vollkommen, daß es bei den Verbündeten nicht anders stand. Miloradowitsch schmolz vom 18. bis 30. um 21631, die Verbündeten hatten nachher bei Schweidnitz nur 50000 Gesamtabgang seit 20. also 41000! Wenn wir noch soviel auf Strapazen rechnen, wäre das nicht möglich, wenn sie bei Bautzen nur 12000 (anfangs log man gar 6000) einbüßten. Tatsächlich sehen auch preußische Regimentslisten sonderbar aus. 1. Garde will im heißen Preititzkampf, wo sie dem Feind so große Verluste zufügten, nur 4 Offiziere 188, Regiment Kolberg in zweitägigem schweren Ringen nur 576 auf 21 Offiziere verloren haben, während 1. Schlesisches auf 11 schon 543, 1. Westpreußisches auf 3 gar 311 verlor, 1. Ostpreußisches bis Waffenstillstand laut Regimentsgeschichte 1600 Tote und Verwundete, wovon doch höchstens die Hälfte auf Lützen und Weißig entfielen. Somit steht untrüglich fest, daß Preußen und Russen 13—15000 bei Bautzen einbüßten, ohne etwaige Gefangene zu rechnen, während umgekehrt 18000, 20000, 25000 (Bogdanowitsch, Berndt, Osten-Sacken) für Napoleon geradeso maßlos übertrieben wie Vaudoncourts 12000 unterschätzt. Nimmermehr geht an, die Massen Desertierter, Verkrümelter, Maroder als Schlachtverlust zu rechnen, dann müßte man dies eben auch für die Verbündeten tun, bei denen der Abgang nicht kleiner war.

Das kaiserliche Hauptquartier wurde nach Neu-Purschwitz verlegt, wo das Zelt des Kaisers in der Nähe der Schenke aufgeschlagen wurde. Seine Garde nahm ihr Biwak im Dorfe. Es wurde Abendtafel gehalten, an welcher auch Berthier, Caulaincourt, der sächsische Major von Odeleben und einige Stabsoffiziere teilnahmen. Der Kaiser erblickte seinen Haushofmeister Colin, seine Mienen erhellten sich und er rief freundlich: „Ah! vous voilà monsieur le brave!" „Ah, da bist du ja, mein tapfrer Colin." Dann wandte er sich zu Berthier: „Ce diable d'homme, n'est-il pas venu ce matin me chercher au milieu du feu, pour me donner une croûte de pain et un verre de vin? La place n'était pas commode, et Colin se souviendra longtemps de ce déjeuner." „Hat mich der Teufelskerl nicht diesen Morgen mitten im Feuer aufgesucht und mir ein Stück Brot und ein Glas Wein gebracht? — Es war nicht recht geheuer dort, und Colin wird lange an das Frühstück denken." — „Oui, Sire," sprach der treue Diener in sich hinein, „surtout des obus, que crèvaient autour de Votre Majesté." „Vorzüglich wegen der Granaten, die um Ew. Majestät herum krepierten!"

Digitized by Google

5. Kapitel

Hainau

Der Kaiser arbeitete bis spät in die Nacht hinein in seinem Zelt bei der Bauernschenke zu Purschwitz. Er gab genaue Weisungen, wie die Verfolgung der Verbündeten aufzunehmen sei. Aber hier stießen sich hart im Raume die Sachen. Die einzelnen Korps der großen Armee waren von dem zweitägigen Ringen zu sehr erschüttert, besonders das von Oudinot, das von Ney, auch das von Bertrand. Dazu mußte der Kaiser als Marschformation stets geschlossene Kolonnen wählen, um die Armee für irgendwelche Zufälle in der Hand zu haben. Der Kavalleriemangel war noch immer sehr empfindlich. Außerdem: Marschall Ney mußte sein Korps erst wieder einrenken, die Verbände waren zu sehr durcheinander gekommen. Der Herzog von Reggio konnte überhaupt zunächst nicht marschieren, ihm wurde daher die Aufräumung des Schlachtfeldes übertragen. Auch sollte er das Gebirge in der rechten Flanke des Heeres von Parteigängern säubern. — Indes hoffte der Kaiser, daß er durch eine scharfe Verfolgung vielleicht die Vorteile, die ihm die Schlacht nicht gebracht hatte, noch nachholen könnte. Er setzte sich selbst an die Spitze der Vorhut und trieb mit rastlosem Ungestüm. Er hatte das 7. Korps und die Garde zur Hand. General Latour-Maubourg mit dem 1. Kavalleriekorps flankierte den Marsch. Zwei Divisionen des Marquis de Lauriston versuchten über Weißenberg eine Umgehung des rechten Flügels der Verbündeten. Bei Weißenberg kam es zum ersten Zusammenstoß. General Jermolow kommandierte die russische Nachhut und hatte hier starke Batterien auffahren lassen, die beim Vormarsch den Franzosen schwere Verluste zufügten. Er verteidigte den Boden Schritt für Schritt und nahm hintereinander 4 Stellungen ein. Als er endlich bis Reichenbach zurückgewichen war, kam es zu einem sehr hartnäckigen Gefecht. Der Kaiser schickte seine ganze Gardekavallerie und auch das 1. Kavalleriekorps, zusammen etwa 6500 Pferde, gegen die russische Stellung. Die Kavallerie litt sehr. Der Töpferberg, südlich von Ober-Reichenbach, war vom Herzog Eugen von Württemberg besetzt und entschleierte eine starke Batterie. General Graf Jermolow zog sich langsam auf diese Aufnahmestellung, die der Herzog von Württemberg ihm hier bereitet hatte, zurück. In der Stadt, im weißen Grunde südlich der Stadt, steckten russische Jäger, deren Feuerwirkung sehr empfindlich war. Der Kaiser selbst war bei der Vorhut, unmittelbar im Bereich der Geschütze. Die Granaten schlugen dicht vor ihm in die Erde, und zwei unglückliche sächsische Infanteristen wurden vor seinen Augen in Stücke gerissen. Das Gefecht wurde immer heftiger. Der Kaiser mußte nach und nach seine Infanteriemassen vorziehen, um der Sache ein Ende zu machen. Seit 5 Uhr des Morgens marschierten seine Truppen, fast 12 Stunden waren sie an diesem heißen Maitage unterwegs. Als der General Graf Reynier in seiner maßvollen Weise den Kaiser auf die außerordentliche Ermattung der Truppen aufmerksam machte, bekam er eine kurze, abweisende Antwort. Die sächsische Infanteriebrigade Mellenthin mußte durch Reichenbach gehen und den Töpferberg angreifen. Marquis de Lauriston ging links überflügelnd vor. Der Herzog von Württemberg räumte infolgedessen den Töpferberg und zog sich auf Markersdorf zurück. Neue Höhen wurden besetzt, neuer Widerstand geleistet. Die Russen ließen sich zäh aus einer Stellung in die andere drängen. Schließlich drückte die französische Übermacht die Russen doch durch das Dorf Markersdorf. Aber jenseits war sofort eine Batterie aufgefahren, und das alte Spiel begann*). Napoleon war erbittert. Es war gegen 1/17 Uhr nachmittags, als er mit seinem Gefolge auf der breiten Heerstraße in das Dorf Markersdorf

*) Doch summarische Verlustangaben führen wieder irre. Für das sächsische Fußvolk ist „636" täuschende Überlieferung, denn 428 davon kommen aufs Nachtgefecht bei Wurschen, auf 10 Offiziere verlor es bei Reichenbach höchstens 300, französische Infanterie nur 6 Offiziere, sächsische Husaren nur 18 Mann, Latour nur 7 Offiziere, also gewiß nicht 251 Reiter, polnische Gardelanciers überhaupt keinen Offizier, „5 Offiziere 175" glatt erfunden. 2. Gardelanciers (Holländer, mit Pariser Freiwilligen gemischt) wahrlich nicht 300 bei nur 7 Offizieren, die ganze Gardereiterei nur 9 Offiziere 212 (selbst 10 Offiziere 262 noch zu hoch).

Digitized by Google

einritt. Darauf ſchwieg das ruſſiſche Geſchütz faſt eine Stunde. Plötzlich fiel der erſte Kanonenſchuß. Die Kugel flog über den Kaiſer und ſein Gefolge hinweg, ſchlug 50 Schritte hinter ihm ein, riß den General Kirchner vom Ingenieurkorps tot vom Pferde, und ein Splitter traf den Großmarſchall des Palaſtes Duroc, den Herzog von Friaul, ſchwer in den Unterleib, — eine tödliche Wunde. Der Kaiſer war tief erſchüttert. Man ſchaffte den Sterbenden in das nächſte Bauernhaus und bettete ihn dort, ſo gut es ging. „Der Kaiſer, der ſeine Erſchütterung über den Verluſt eines ſeiner getreueſten Diener nicht verbergen konnte, ritt ſtumm und in ſich gekehrt ſeitwärts durch einen Bauernhof, ſtieg hinter dem hohen Korne ab und beobachtete noch eine Zeitlang den Punkt, von welchem aus ſein Liebling ihm geraubt worden war; dann begab er ſich mittels eines Umwegs um die Gärten des Dorfes zurück (diesſeits Markersdorf) auf eine freie Höhe, wo die ganze Infanterie ſeiner Garde, die Elite ſeines Heeres, ein längliches Viereck gebildet hatte, in deſſen Mitte die gewöhnlichen fünf Zelte des kaiſerlichen Hauſes aufgeſchlagen waren und ſpäterhin die Wachtfeuer aufloderten. Es war ein Abend, welcher der Phantaſie den reichhaltigſten Stoff zum Nachdenken gab. Man denke ſich den Kaiſer zwar nach einer großen, gewonnenen Schlacht, aber mit ſteter Vergeudung der außerordentlichen, ihm anvertrauten Kräfte, ohne ein entſcheidendes Reſultat, an den dunkeln Pforten einer ſchwankenden, folgereichen Periode, beraubt des liebſten Vertrauten, den dieſer ſonſt empfindungsloſe Mann vielleicht auf der Welt hatte, der zu ihm vielleicht mit der Freimütigkeit eines Jugendgefährten ſprach. Man denke ſich ihn, wie er im einfachen grauen Überrock auf einem Feldſtuhle mitten in dem ungeheueren Kreiſe ſeiner Bravſten ſaß, mit herunterhängenden Armen und geſenktem Haupte, abgeſondert von dem glänzenden Gefolge ſeines Hauſes, das ſich ehrfurchtsvoll in einzelne Gruppen zurückzog und kaum die Worte auszuſprechen wagte, des Kaiſers Freund ſei im Verſcheiden. Und neben dieſer dumpfen Stille zunächſt dem Kaiſer das Geräuſch, welches die Geſchäftigkeit der Garden, ihre Einrichtung zum Kochen und Lagern verurſachte, und zwei Chöre der Muſik der Grenadiere und Jäger, welche auf den Endpunkten des Vierecks in elegiſchen Akkorden das Bild des Tages verſinnlichten und durch eine ſeltene Auswahl ihrer Stücke vergebens ihren Gebieter zu zerſtreuen ſuchten. Unzählige Wachtfeuer ſchienen in der Gegend umher zu ſchwärmen, die Landskrone erhob ſich matt am Horizonte, und die Flammen von zwei brennenden Dörfern loderten gen Himmel zum milden Richter menſchlicher Taten empor. Dieſe Zuſammenſtellung verbunden mit den Erinnerungen eines ſo blutigen Tages, dem Nachſpiele des vorhergehenden, wo vielleicht das Leben jedes übriggebliebenen Individuums dieſer großen Maſſen öfter an einem Haare gehangen hatte, der Gedanke, daß jetzt noch Tauſende ſchwer verwundete Opfer dem nahen Ende entgegenröchelten, und daß dieſes alles nicht hinreiche, das furchtbare Schickſal zu verſöhnen, machte auf den Beobachter, der das große Rad des Schickſals nicht lenken oder hemmen, ſondern nur anſtaunen kann, den erſchütterndſten Eindruck und gab die lebhafteſte Darſtellung von der Ohnmacht und der Kraft, der Größe und der Zweckloſigkeit des menſchlichen Strebens.“ Garderittmeiſter Parquin erzählt, daß gerade Gourgaud eine ſehr wichtige Meldung brachte, Napoleon ihn aber ungehört beiſeite ſtieß und ſich ans Sterbelager ſeines Freundes begab. Übrigens ſchmerzte ihn auch der Tod des oft bewährten Reitergenerals Bruyères. Dieſer Michel Duroc, der hier an der Grenze Schleſiens ſeine Kugel gefunden hatte, ſtand dem Kaiſer von jeher ſehr nahe. Er hatte mit Napoleon im Schlitten geſeſſen, als der Kaiſer dem ruſſiſchen Untergang entrann. Es floß altadliges Blut in ſeinen Adern, ſeine Ahnen hatten in den Kreuzzügen den Wüſtenſand von Paläſtina durchquert. Auch ihn lenkte ſein Geſchick mit dem General Bonaparte ſchon in jungen Jahren nach Ägypten und in die ſyriſche Sandſteppe. Freundſchaft? „Er liebt mich wie ein Pudel ſeinen Herrn!“ Der Kaiſer war an dieſen Mann ſeit faſt zwei Jahrzehnten gewöhnt. Dieſer Duroc war ihm unter dem Konſulat jahrelang faſt unentbehrlich. Seine vornehme Offenheit wirkte für

Michel Duroc, Herzog von Friaul
Nach einer Lithographie von Delpech

Digitized by Google

Bonaparte an den Höfen von Berlin, von Petersburg, von Stockholm, Kopenhagen. Dann in rascher Folge Divisionsgeneral, Großmarschall des kaiserlichen Palastes und nach dem Frieden von Tilsit Herzog von Friaul. Duroc durfte sich wie Caulaincourt ein offeneres Wort erlauben wie mancher andere; der Kaiser hatte für den alten Adel Frankreichs manches übrig. Und nun hier auf der Höhe seiner Laufbahn, kaum einundvierzig alt, kam der Granatsplitter, der ihm den Leib aufriß. Wenige Augenblicke vorher hatte er zu dem Marschall Marmont gesagt, ganz fatalistisch, wie unter dem Banne des kleinen grauen Mannes stehend: „Mon ami, der Kaiser ist unersättlich mit seinen Kriegen. Wir alle werden darin zu Grunde gehen, das ist nun einmal unsere Bestimmung!" — was Marschall Marmont, der noch an seiner schweren, spanischen Armwunde litt, späterhin als so durchaus notwendig nicht einsehen wollte. — Kaiser Napoleon saß also im Viereck seiner Garde, in seinem grauen Rock, müde, wie es schien nachdenklich über vieles. Es war in dem rastlosen Vorwärtsdrängen dieses besonderen Lebens ein nachdenklicher Augenblick eingetreten, wie der Kaiser ihn wohl haben konnte. Wir wissen, daß er abergläubisch war, daß er an seinen Stern oder so etwas glaubte, an Vorherbestimmungen und dergleichen mehr. So mochte er auch diesem Granatsplitter, dem der Zufall seinen Weg wies und der nicht dafür konnte, daß gerade zwei napoleonische Generale in den Bereich seiner Flugbahn kamen, eine gewisse Schicksalsbedeutung beimessen. Kam ihm eine Ahnung seines eigenen, nahen Untergangs? Der Kaiser verstand, eine solche Verstimmung abzuschütteln. Er ging in Begleitung von Marschall Soult und Graf Caulaincourt in das arme Bauernhaus, wo Duroc seine letzten Atemzüge tun sollte. Nun spielte sich eine Szene ab, die von Augenzeugen berichtet wird, ähnlich wie sie sich einst zwischen Johann Lannes und dem Kaiser abgespielt hatte, als der bei Aspern seine Kugel fand. Napoleon fand Duroc bei voller Besinnung und größter Kaltblütigkeit. Der Herzog von Friaul drückte die Hand des Kaisers und zog sie an seine Lippen. „Mein ganzes Leben," sagte er, „war Ihrem Dienste geweiht, und ich bedaure den Verlust nur deswegen, weil es Ihnen noch hätte von Nutzen sein können." — „Duroc," sagte der Kaiser zu ihm, „es gibt ein anderes Leben, dahin gehen Sie jetzt, um mich zu erwarten, dort werden wir uns einst wiederfinden." — „Ja, Sire, aber erst in dreißig Jahren, wenn Sie über alle Ihre Feinde triumphiert und alle Hoffnungen unseres Vaterlandes erfüllt haben. — — Ich habe als ein rechtschaffner Mann gelebt und mir nichts vorzuwerfen, — ich hinterlasse eine Tochter, Euer Majestät werden ihr Vater sein." — Der Kaiser hielt mit der Rechten die Hand des Großmarschalls und blieb eine Viertelstunde, den Kopf auf die Linke gestützt, im tiefsten Stillschweigen. Der Großmarschall unterbrach dies zuerst: „Gehen Sie, Sire, dies Schauspiel macht Ihnen nur Kummer!" — Erschüttert stützte sich der Kaiser auf Soult und Caulaincourt und verließ das Zimmer, ohne ihm weiter etwas sagen zu können, als die Worte: „So leben Sie denn wohl, mein Freund."

Der Kaiser hatte allerdings gegründete Ursache, über den Fortgang dieses Krieges nachdenklich zu werden. Kein Zweifel, er hatte mit seiner jungen Armee zwei Schlachten gewonnen, hatte die Heere der verbündeten Monarchen von den Ufern der Saale bis an die Oder zurückgeworfen. Aber die zwei Siege waren im Grunde Pyrrhussiege, die furchtbaren Verluste waren kaum einzubringen, die zunehmende Schwächung des Heeres nicht zu hemmen, denn um dem Feind an den Fersen zu bleiben, mußte bei der Schwäche der Reiterei die Infanterie sehr viel mittun. Der württembergische General von Jett hat damals einen Bericht an seinen König geschrieben, der zeigt, wie außerordentlich die Anstrengungen waren, die der Infanterie zugemutet wurden: „Die Märsche waren nicht groß, aber die große Vorsicht, mit welcher marschiert wurde, die vielen Rekognoszierungen, die Art, stets querfeldein ohne Rücksicht auf gebahnten Weg von Höhe zu Höhe zu marschieren, die beständige Gegenwart des Feindes machten die Märsche äußerst ermüdend und verursachten, daß man, um wenige Stunden Weges zurückzulegen, den ganzen Tag vom frühen Morgen bis in den späten Abend nötig hatte, und daß immer erst um 9 oder 10 Uhr abends Position genommen wurde." Jede Viertelmeile Bodens, welche die Franzosen gegen die Verbündeten gewannen, mußte mit Opfern bezahlt werden. — Am 26. Mai ging von Marschall Macdonald die Meldung ein, „daß die große Frontausdehnung, in welcher er zu marschieren gezwungen war, eine starke Auflösung seiner Verbände zur Folge habe." Die Zahl seiner Marodeurs und Traineurs war so groß, daß er den Abmarsch um Stunden verschieben mußte, um sie erst zu sammeln, dazu fortwährende Kämpfe mit der russischen Nachhut. „Meine stark zusammengeschmolzenen Truppen sind sehr ermüdet, sie tun nichts als marschieren und kämpfen," heißt es im Bericht des Marschalls. Am 27. beschwerte er sich über die Reiterei, die dreimal ausriß, Gefecht bei Pilgramsdorf, am 30. Latour über Ungeschicklichkeit ungeübter Reiter, dazu großen Pferdemangel. Schon am 25. klagte Lauriston über sein übermütig werdendes Fußvolk, das sich im Umherschweifen auflöse. Die Strafe blieb nicht aus, sie hieß Überfall von Heinau. Und Tag für Tag entfernte sich dieses französische Heer mehr von seinen natürlichen Verbindungen, während die Preußen und die Russen sich ihren Hilfsmitteln näherten. — Dazu der starke Parteigängerkrieg im Rücken der Franzosen. Kosaken, freiwillige reitende Jäger und die Lützowsche Freischar waren es, die fortwährend die Verbindungen der französischen Armee bedrohten, und gegen diese munteren Kriegsscharen gab es infolge

Digitized by Google

des Mangels an Reiterei gar keine Gegenwehr. Besonders der Rittmeister von Colomb war einer der gefährlichsten Gegner der Franzosen in diesem kleinen Kriege im Rücken. Er hatte eine Schwadron von 220 freiwilligen Jägern gesammelt, mit welcher er sich dem 3. brandenburgischen Husarenregiment anschloß. Aber in der Schlacht von Lützen kam der tatendurstige Mann zu keinerlei Verwendung. Da saß er eines Abends am Wachtfeuer im Lager von Meißen und faßte den Plan, sich, frei von allen Fesseln, als Parteigänger zu versuchen. Rechtsseitig der Elbe schien ihm nichts zu holen, er wollte auf das linke Elbufer zurückkehren, bis ins Vogtland vordringen, dann im Rücken der französischen Armee Transporte aufheben, Verbindungen stören, Patrouillen abfangen und das ausführen, was sonst noch zum Handwerk eines freien, kleinen Krieges gehörte. Blücher war unwirsch, daß er den kühnen Mann in seinem Korps entbehren sollte. Aber Gneisenau förderte durch seine Fürsprache das Anliegen Colombs, und Blücher gab seine Erlaubnis mit dem kräftigen Husarensegen: „Wenn der von Colomb denn zum Teufel fahren

Kaiser Napoleon besucht ein Lazarett in einer Kirche

will, so fahre er meinetwegen in Gottes Namen." Allerdings wagte Colomb Kopf und Kragen. Er war ein geborener Ostfriesländer, also gesetzlicher Untertan des französischen Kaiserreichs. Im westfälischen Moniteur wurde auf ihn als einen „brigand" gefahndet, und wenn man ihn ergriff, so war ihm der Sandhaufen gewiß. Der Rittmeister wollte seine Tätigkeit als Freischärler gern mit besonders erfolgreichem Hauptstreich beginnen. Wie ein Wegelagerer der Raubritterzeit lag er an der Straße nach Dresden im Hinterhalt, um den von Prag zurückkehrenden König von Sachsen oder den Vizekönig von Italien, der damals auf Befehl des Kaisers nach Oberitalien zurückkehrte, abzufangen; dies gelang ihm nun allerdings nicht. Am Tage nach der Schlacht von Bautzen am 22. Mai überfiel er im Dorfe Züllnitz nächtlich eine französische Patrouille von 28 Mann. Der führende Offizier, ein französischer Leutnant namens Mercier, wurde aus dem Bette geholt und war so furchtbar erstaunt, hier im Schutze einer großen Armee den Preußen in die Hände zu fallen, daß er die Angreifer zuerst für Rheinbündler hielt, die sich einen fatalen Spaß mit ihm machen wollten, bis er sich eines Schlimmeren überzeugen mußte. — Aber bald ging der Rittmeister zu größeren Unternehmungen über.

„Mit einigen Worten," so erzählt es uns der tapfere Anführer selbst, „machte ich meine Jäger auf-

Digitized by Google

merksam darauf, daß wir diesmal ein ebenso ernstes als wichtiges Unternehmen auszuführen hätten, und ermahnte sie zur Ruhe und unbedingten Befolgung jeden Befehls. Die von Zwickau kommende Straße führt durch einen tiefen Hohlweg, einen Teil des Berges hinauf, sodann durch eine ziemlich ebene Gegend ungefähr 1500 Schritte immer aufsteigend bis zur Höhe, wobei sie einen Bogen rechts macht.

Den Leutnant von Katte legte ich mit 34 Pferden oben im Walde in Hinterhalt, ging mit den übrigen möglichst verdeckt den Berg hinab etwa 800 bis 900 Schritte gegen Zwickau zu und legte sie auf der Sehne, die der Bogen macht, in einen Erlenbusch in den Hinterhalt. Ich selbst schlich mich zwischen einzelnen Büschen auf einen Punkt, von wo aus ich die Straße übersehen konnte.

Die Disposition zum Angriff war folgende:

Wenn die Avantgarde von einer Stärke ist, die Katte gut überwältigen kann, dann lasse ich sie bis auf die Höhe ungestört vorrücken, worauf er ein paar Signalschüsse tut und sie stürmisch anfällt; wenn sie dagegen zu stark ist, werde ich zuerst losbrechen und das Signal geben, worauf er auch vorgeht. Vier besonders geeignete Freiwillige sind beauftragt, während der Angriff auf die Bedeckung von hinten und vorn stattfindet, gerade auf die Kolonne loszusprengen, ein paar Trainsoldaten von den Pferden zu hauen, unter die Pferde zu schießen, kurz Verwirrung anzurichten.

Um 7 Uhr früh zeigte sich die aus 47 Mann berittener Artilleristen bestehende Avantgarde, die, als sie in meine Nähe gekommen war, haltmachte, was mich für den Augenblick glauben ließ, man habe Nachricht bekommen; doch da sie absaß und keine Art von Vorsicht brauchte, überzeugte ich mich, daß sie nur den Fahrzeugen Zeit lassen wollte, den Hohlweg herauf zu kommen. Nach einer halben Stunde, die mir unter großer Ungeduld verging, saß die Avantgarde wieder auf und setzte sich in Marsch. Ihr folgten die Geschütze und Pulverwagen, zu deren Seiten die Infanterie in kleinen Trupps marschierte; den Schluß machte der Haupttrupp der Kavallerie. Ich ließ sie ruhig ziehen, und als ich siebenzig Fahrzeuge gezählt hatte, hörte ich Kattes Signal, worauf ich mich mit meinem Häuflein in den schnellsten Trab setzte. Um den hinten marschierenden Haupttrupp anzugreifen, mußte ich etwas rechts reiten, dann zu Dreien abbrechen und wieder aufmarschieren. Glücklicherweise hatte der Feind uns gar nicht bemerkt und sich eben formiert, um seiner Avantgarde zu Hilfe zu kommen, als wir herankamen.

Im Augenblick setzten wir über den Graben an der Straße und nach einem kurzen Handgemenge wurde das, was wir vor uns hatten, den Berg hinaufgetrieben, während Katte die Avantgarde herunterjagte; sie verstanden ihre Pferde nicht zu regieren, ritten sich gegenseitig um und um, und wir schonten die Klinge nicht. Bis zu diesem Augenblicke war der Kampf auf der Straße neben den Fahrzeugen gewesen, das Getümmel ging aber nun über den Graben ins Feld, und was nicht heruntergehauen oder gefangen war, wurde in den Hohlweg hineingejagt. Die feindliche Infanterie war indessen in verschiedenen Trupps ins Korn gesprungen und machte ein lebhaftes Feuer, sobald wir nicht mehr mit den Ihrigen vermengt waren.

Ohne Zeit zum Sammeln zu haben, rief ich meinen Freiwilligen zu: „Auf die Infanterie!" Und hier kann ich meine braven Jäger nicht genug loben; sie fanden sich zu sechs bis zehn zusammen, ritten die einzelnen Trupps mit der größten Entschlossenheit über und nahmen einen nach dem anderen gefangen. Einige dreißig Feinde hatten schnell ein Gebüsch und ein Gehöft in der Nähe erreicht. Da ich im Getümmel erkannt hatte, daß es Italiener waren, nahm ich den Oberjäger von Heuthausen, von dem ich wußte, daß er italienisch sprach, mit mir, ritt mit eingestecktem Säbel, das Schnupftuch in der Hand als Friedenszeichen, auf sie los. Sie ließen uns ohne zu schießen herankommen. Nun ließ ich ihnen sagen: sie könnten den Kosaken nicht entgehen, möchten sich lieber uns ergeben, wir würden sie gut behandeln, da wir nur gegen die Franzosen Krieg führten, die Italiener liebten usw.

Sie waren indessen um uns in einen Halbkreis getreten; einige zerschlugen ihre Gewehre, dann kamen sie alle mit uns und ließen sich ruhig entwaffnen.

Kaum war dies geschehen, als mir gemeldet wurde: es komme noch eine Eskadron von Zwickau herauf. Ich ließ Appell blasen, konnte aber kaum dreißig Pferde mit dem Leutnant Eckart zusammenbringen, mit denen ich dem Feinde entgegenging. Näher gekommen erkannte ich einen Offizier an der Spitze, den ich schon im Handgemenge vor der Klinge gehabt hatte, überzeugte mich also, daß ich eine bereits geworfene Truppe vor mir hatte, und kommandierte Marsch! Marsch!

Der Feind nahm die Attacke an und es entstand ein ernsthaftes Handgemenge, in welchem die über sechzig Pferde starke Abteilung geworfen und den Berg hinab bis über die Muldebrücke getrieben wurde, wobei viele stürzten, mehrere aber nebst dem sie führenden Offizier gefangen wurden. Die Verfolgung durch die Stadt überließ ich Katte und Eckart und eilte zurück, um Anstalten zur Zerstörung des Trains zu treffen, welcher, wie sich jetzt ergab, aus 18 Kanonen, 6 Haubitzen, 36 gefüllten Munitionswagen, 4 Vorratslafetten, einigen Feldschmieden und anderen Wagen, zusammen aus 72 Fahrzeugen und 398 Pferden bestand. Sämtliche Kanonen führten die Aufschrift „Straßbourg 1813", waren funkelnagelneu und hatten noch kein Pulver gerochen. Dies Vergnügen sollten sie heut genießen.

Digitized by Google

Ich ließ die gefüllten Munitionswagen und Geschütze auf dem Felde dicht zusammenschieben und einen großen Teil der Pferde in der Erwartung daran binden, daß sie bei der Explosion zerschmettert werden würden. Zu hindern war es nicht, daß Fuhrleute, Bauern, selbst kleine Burschen herbeiliefen und Beutepferde machten, sich aufsetzten und davonritten, so daß 200 Pferde dem Tode entführt wurden. Ein Verlust für mich war es nicht, da ich sie doch nicht mit mir nehmen konnte.

Die Explosion der angezündeten Munitionswagen war bedeutend. Doch sah ich, als wir herankommen konnten, mich in meinen Erwartungen getäuscht. Von den Pferden, es mochten noch immer über 200 Stück sein, waren nur wenige beschädigt, viele waren noch angebunden, die meisten liefen herum. Die Wirkung war fast durchgängig nach oben gegangen, die Deckel aufgesprungen, einige Wagen brannten, andere waren umgeworfen, kurz die Zerstörung genügte nicht. Ich ließ ein paar Fuhren Holz herbeischaffen, Feuer machen, sämtliche Fahrzeuge auseinandernehmen und verbrennen. Das Eisen gab ich dem Landvolke preis, das zu Tausenden herbeigekommen war. Nach etwa 6 Stunden lagen die 24 Geschützrohre und eine nicht unbedeutende Anzahl Pferde, die ich hatte totschießen lassen, als einzige noch übrige Spur des Parkes da. Die Röhren wurden vernagelt, die Visiere durch einen Schmied abgefeilt, Steine hineingekeilt usw. Eine kleine Anzahl Pferde, etwa 40 Stück, verkaufte ich an einen böhmischen Juden, die Offizierpferde und einige der besseren nahmen wir mit.

Die halbe Bevölkerung von Zwickau war herausgekommen und hatte Frühstück für uns mitgebracht, das in Eile verzehrt wurde. — Die gefangenen Offiziere unterschrieben den üblichen Revers und wurden auf ihr Ehrenwort entlassen. Die Unteroffiziere und Gemeinen gelobten an Eidesstatt, nicht wieder gegen uns zu fechten.

Endlich verlangte der Kapitän Bigot einen schriftlichen Ausweis, daß er nur der Übermacht gewichen sei. Er war nicht vom Gegenteil zu überzeugen und behauptete, wir wären mindestens 400 Pferde stark gewesen. Der Ausweis wurde ihm ausgestellt und zur Freude der Freiwilligen, welche in irgend einer Zeitung Napoleons Äußerung gelesen hatten: ‚er wolle die preußischen Schulbuben schon heimschicken,' lautete derselbe: ‚Der Kapitän Bigot habe sich erst dann ergeben, als er der Tapferkeit der preußischen Freiwilligen nicht habe widerstehen können.'

Dieser glänzende Sieg war von einigen achtzig Freiwilligen erfochten worden; wir hatten nur einen Toten und sieben Verwundete; der Feind hatte 32 schwer Verwundete und verlor an Gefangenen drei Offiziere und über 300 Gemeine."

Die braven Thüringer Landsleute versorgten Colomb mit allem, was er für sich und seine Mannschaft bedurfte, vornehmlich aber mit Nachrichten über die Zuzüge, welche aus Bayern und Württemberg der großen Armee nachrückten. Am 25. Mai ward Colomb in Kenntnis gesetzt, daß ein reichbeladener Wagenzug unter starker Bedeckung von Jena aufgebrochen sei, um über Roda nach Gera zu gehen. Nur mit etwa 30 Mann legte sich der unternehmende Partisan hier in ein Versteck. „Gegen 7 Uhr des Morgens zeigte sich, hinter dem Dorfe Lausdorf hervorkommend, die Avantgarde, die zwischen 2—300 Pferde stark war; dieser folgten Maultiere mit großen Decken und mehrere Mameluken, welche unsern Appetit besonders reizten. Dann folgte eine lange Reihe von Wagen, vor und neben welchen Infanterie marschierte, etwa ein Bataillon, 7—800 Mann stark. Für den Augenblick war also nichts zu machen; da aber die Chaussee nicht fern von diesem Punkte in eine tiefe Schlucht und dann in die engen Straßen des Städtchens Roda führt, so konnte angenommen werden, daß, wenn die Avantgarde und ein Teil der Wagen in den engen Gassen steckten, man von dem Ende der Kolonne etwas werde wegfischen können. Nachdem etwa sechzig Wagen vorbei waren, trennte sich die Kolonne und die, welche sich vor uns befanden, hielten, während die anderen fortfuhren und wegen der Biegung der Straße um eine Höhe bald nicht mehr gesehen werden konnten. Nun schien der rechte Augenblick gekommen. Ich schickte den Leutnant Katte mit dreißig Pferden links durch den Wald und das Dorf, wo er das Rodaflüßchen auf einer Brücke passierte, mit dem Auftrage, zu tun, was die Umstände erheischten und zuließen.

Zu gleicher Zeit eilte ich auf einem Seitenwege von der Höhe der Mühle zu, fand aber die Furt ganz anders, als ich sie erwartet hatte. Man konnte nur einzeln durchreiten und mußte auf einem Steig für das Vieh, zwischen Bäumen hindurch, das steile Ufer der Roda ersteigen. Ich ritt hinauf und befand mich kaum dreihundert Schritt von der Straße, von der mich ein schmaler Wiesenstreif und Ackerland trennten. Der Feind wurde nicht eher aufmerksam, als bis einige zwanzig Jäger herauf waren. Nun blieb nichts weiter übrig, als rasch vorzugehen; kaum aber waren wir einige Schritte in die Wiese hineingeritten, als unsere Pferde bis an die Knie einsanken und wir nur langsam vorwärts kamen. Zuerst sah uns die feindliche Infanterie verwundert an und schien ungewiß, ob wir Feind oder Freund wären, ergriff aber bald die zusammengestellten Gewehre. Schon hatten wir festen Boden gewonnen; ich kommandierte Marsch! Marsch! Mit gezogenem Säbel ging's in gestrecktem Galopp drauflos. An den Kasketts hatte ich erkannt, daß es Württemberger oder Bayern waren. Ich rief ihnen zu: „Werft die Gewehre weg, ihr sollt alle Pardon

Digitized by Google

haben!“ und wie auf ein Kommando legten 54 Mann die Gewehre nieder, ohne einen Schuß zu tun. — Leute und Beute wurden schleunigst nach dem nahen Walde in Sicherheit gebracht. Kaum war dieser erreicht, als noch ein feindliches Bataillon nachrückte, welches mir den Fang leicht wieder hätte abnehmen können, wenn es in den Wald gefolgt wäre, wo die Wagen, zum Teil mit Hilfe vorgespannter Ochsen nur langsam den Berg hinauf geschafft werden konnten.

Es ergab sich, daß wir einen württembergischen Transportzug gefaßt hatten, der aus zwölf vierspännigen und einem Marketenderwagen mit 51 Pferden bestand. Ein Offizier und 54 Unteroffiziere und Gemeine waren zu Gefangenen gemacht. Diesen wurde gesagt, daß sie als deutsche Landsleute ihr Eigentum behalten und ihnen nur das ihres Königs abgenommen werden sollte. Unter Angelobung an Eidesstatt, fernerhin nicht gegen die Alliierten zu fechten, wurden sie nach Haus geschickt. Die Untersuchung der Wagen ergab, daß 8 mit Bekleidungsstücken und Zwieback, 4 mit Reis beladen waren. Die Nacht über blieben wir im Walde, am folgenden Tage brachten wir unsere Beute nach Neustadt. Der Reis wurde teils verkauft, teils an die Armen verteilt. Wagen und Pferde wurden gleichfalls verkauft, und der Erlös unter die Jäger und Husaren verteilt. Am folgenden Tage wegelagerten wir in einem Walde bei Schleiz. Der Marketenderwagen lieferte Likör, Butter, Speck, Schinken, Wurst und zwei Kisten, welche nach Ausweis des Kontobuches 1300 Stück Eier enthielten; sie waren in Häcksel gepackt, gut erhalten. Es wurde Feuer angemacht, die von den andern Wagen mitgenommenen Feldkessel und Kasserollen benutzt, Pfannenkuchen und Rührei bereitet, dergleichen in keiner königlichen Küche besser gebacken, an keiner fürstlichen Tafel mit mehr Appetit jemals verzehrt worden sein dürften. Eine ganz hübsche, in der Nähe wohnende Scharfrichtersfrau erbot sich, für die Herren Offiziere ein ganz besonders leckeres Mahl zuzubereiten; ein Anerbieten, das ebenso dankbar angenommen als freundlich geleistet wurde. — Die Schleizer und Schleizerinnen kamen in großer Anzahl aus der Stadt heraus in unser Biwak, brachten Wein und halfen schmausen, bis alles verzehrt war, was nicht auf den Wagen mitgenommen werden konnte.“

Dies mag eine Probe der Tätigkeit der Freikorps sein und zugleich zeigen, wie sehr empfindlich sie alle auf die französischen Verbindungen wirkten. Als die Kunde zu den Ohren Napoleons kam, war der Kaiser wütend. An die Regierungen zu Dresden und München, an die Kommandanten von Magdeburg, Torgau und Erfurt wurden scharfe Befehle erlassen, diesem Unwesen im Rücken des Heeres ein Ende zu machen und mit den „brigands“ aufzuräumen. Wie sehr der Kaiser diese Männer haßte, in welchen der Geist der Zeit besonders lebendig war, werden wir noch erfahren, wenn wir zum Lützowschen Freikorps kommen, der „Schwarzen Schar“, und zu dem Tatzenschlag, mit welchem der korsische Tiger den deutschen Freiherrn und seine Leute traf.

Aber nicht nur im Rücken seines Heeres, auch an der Front in regelrechter und legaler Weise empfing Napoleon in jenen Maitagen noch eine bittere Lehre. Hier ist von einem Gefecht zu berichten, das zu den glänzendsten Waffentaten der Reiterei während des ganzen Feldzuges gehört, von dem Gefecht bei Hainau. Es fügte sich, daß der Graf Wittgenstein, des Treibens müde, fortwährend korrigiert und übersehen zu werden, es schließlich für das beste hielt, den Zaren um Entlassung aus seinem Oberkommando zu bitten. Alexander entschloß sich infolgedessen, den General Barclay de Tolly an die Spitze des Ganzen zu stellen. So rief man Barclay de Tolly in das Hauptquartier nach Jauer, um mit ihm über die Operationen zu beraten, so kam es, daß General von Blücher auf einen Tag der Oberste im Kommando wurde. Längst hatten sich die preußischen Offiziere darüber geärgert, daß man ständig zurückging, ohne dem Feinde am Queißfluß noch einmal die Zähne zu zeigen, und daß man sie überhaupt fortwährend von irgendwelchem Einfluß ausschloß. „Wir sind nur ausführende Werkzeuge,“ schrieb Gneisenau in jenen Tagen an den Fürsten Münster. Besonders die preußische Reiterei dürstete danach, sich einmal hervorzutun. Lützen und Bautzen wurden nach Kaiser Napoleons Anlage zwei Infanterieschlachten, entscheidende Taten der Reiterei waren in beiden Schlachten nicht geschehen. Nun bot sich hier in Schlesien, als das Heer der Verbündeten südöstlich abzog, um auf Schweidnitz zu marschieren, bei Hainau eine gute Gelegenheit, dem Feinde einen Hinterhalt zu stellen. Der Plan stammte von dem Major Rühle von Lilienstern. Er gewann den General Gneisenau für seine Idee, und als der alte Blücher davon hörte, war er natürlich sofort Feuer und Flamme.

Man war unterrichtet, daß die Armee des Marschalls Ney scharf nachdrängte, und baute hierauf den Plan. Es war eine alte Erfahrung, daß die Franzosen gewöhnlich sehr nachlässig in der Aussetzung von Patrouillen und Seitendeckungen waren, und dieser Umstand schien noch mehr Gewähr für das Gelingen eines gutangelegten Hinterhaltes zu bieten.

Blücher stellte unter dem Kommando des Generals von Zieten für das Unternehmen einen angemessenen Truppenteil zur Verfügung. Die Nachhut sollte der Oberst Mutius führen. Er hatte drei Bataillone, neun Schwadronen und zwei reitende Batterien bei sich. Dazu kam die oberschlesische Brigade, eben unter dem Kommando Zietens, acht Bataillone, drei Schwadronen und drei Batterien stark. Die

Digitized by Google

Hauptarbeit aber sollte der Reservereiterei unter dem Obersten von Dolffs zufallen, der den Kern der preußischen Reiterei, 25 Schwadronen, anführte. Es waren allein an 6000 Mann Infanterie und an 4000 Mann Kavallerie, 56 Geschütze, die hier aufgestellt wurden. Das Detail des Planes ging dahin: der Feind sollte durch die Nachhut auf der Straße von Hainau nach Liegnitz in die Ebene gelockt werden, sollte durch rasches Vorgehen der im Versteck liegenden Kavallerie von Hainau abgeschnitten und dann, von allen Seiten angegriffen, zur Übergabe gezwungen werden. Die Reiterei war in zwei Abteilungen südlich der Straße nach Liegnitz verdeckt aufgestellt: das Gros unter dem Obersten von Dolffs nahe Schellendorf in einer Geländesenkung, ungefähr dreiviertel Meilen von Hainau, und die drei Schwadronen schlesischer Husaren von Zietens Brigade mit acht Geschützen hinter dem Windmühlenberg von Baudmannsdorf. Sobald die Reservereiterei die Höhe von Baudmannsdorf erreicht hatte, sollte durch Ansteckung der Windmühle das Zeichen zum Vorbrechen gegeben werden.

So war alles ganz gut vorbereitet, aber der Feind ließ auf sich warten. Erst gegen Mittag sah der Oberst Mutius, daß die Avantgarde der Franzosen heranrückte. Er zog sich links durch Hainau auf Michelsdorf zurück, um den Feind nachzuziehen. Es war die Vorhut des Korps Lauriston, die in Hainau einrückte, acht Bataillone, acht Schwadronen und drei Batterien stark. General Maison kommandierte, ein vorsichtiger, tüchtiger General, von Napoleon seit Jahr und Tag verkannt und nicht entsprechend seinen Fähigkeiten befördert; derselbe Maison, der, als er aus seiner Heimat zog, ein Tagelöhnersohn, auf der Brücke von St. Denis stolz ausrief: „Siehst du die Brücke? Ich werde als Marschall über sie zurückkehren;" derselbe Maison, der sich in Lübeck anno 1806 die Tasche mit blanken Speziestalern füllte. Er hielt sich lange in Hainau auf, viel zu lange für die Ungeduld der auf ihre Erfolge wartenden Preußen. Inzwischen kam auch der Fürst von der Moskwa. General Maison trug dem Marschall seine Bedenken vor, im offenen Terrain weiter zu marschieren. Aber Michel Ney war viel zu sorglos, er lachte Maison aus: „Marschieren Sie, General, marschieren Sie, daß Sie den Preußen auf den Fersen bleiben." Maison zog infolgedessen sechs Bataillone aus der Stadt und rückte, immer vorsichtig und das Gebüsch und die Hügel rechts und links von der Landstraße scharf beobachtend, über Hainau vor, passierte gegen 5 Uhr das Dorf Michelsdorf mit der Absicht, südöstlich dieses Dorfes Biwak zu beziehen. Er gab Befehl, daß seine Artillerie an die Front kam und den anscheinend abziehenden preußischen Bataillonen einen Gruß nachsandte. Gleichzeitig schickte er seine Tirailleurs vor und ließ von der schwachen Kavallerie, die er mit sich führte, einige Schwadronen vorgehen, um das Vorterrain zu sondieren. Oberst Mutius warf nun Plänkler in die Büsche, um diese unerwünschte Aufklärung des Terrains zu verhindern. Wirklich ließen sich die Franzosen, besonders die Reiterei, bange machen. Kein Franzose wagte, auf die Windmühlenhöhe zu reiten und sich gehörig umzusehen. General von Zieten, der seine Kavallerie angriffsbereit hinter der Höhe hielt, fürchtete für Augenblicke, entdeckt zu werden. Er wollte bis zum äußersten Zeitpunkt warten, denn er hoffte, daß noch weitere französische Truppen aus Hainau vorgehen und in seine Falle geraten würden. Aber da kam Nachricht, daß von dem nahen Modelsdorf Gefahr drohe. Dort waren die Vortruppen des Grafen Reynier eingetroffen. General von Zieten mußte also vorbrechen, er mochte wollen oder nicht. Zu seinem Bedauern waren diese Franzosen heute verteufelt vorsichtig. Maison ging nur zwei Kilometer über Michelsdorf hinaus. Also was half's? Die Windmühle, gehörig geteert und darauf vorbereitet, mußte angezündet werden. Sie flammte auf, eine dichte Rauchsäule stieg empor. Aber so gut wie dies für den Angriff der preußischen Schwadronen ein Zeichen war, so gut war es für Maison eine Warnung. Der Mann hatte nicht 20 Jahre im Felde gestanden, um nicht zu wissen, was aufflammende Mühlen zu bedeuten haben. Schnell Karrees formiert! Aber schon dröhnte der Erdboden von dem Hufschlag der 22 Schwadronen, die Oberst Dolffs im scharfen Trabe heranführte. Das bißchen Reiterei, das Maison bei sich hatte, wurde weggefegt wie Staub im Wirbelsturm. Die Infanterie, die so schnell mit dem Karreebilden nicht fertig wurde, war im Nu überritten, in die Klumpen, die sich bildeten und wie Igel ihre Bajonette vorstreckten, brachen die preußischen Reiter mit blitzenden Klingen ein. Es waren dieselben Schwadronen, die am Abend der Schlacht von Lützen jene Reiterattacke gemacht hatten, welche selbst den Kaiser Napoleon in Gefahr brachte, gefangen zu werden. Damals, in nächtlicher Stunde, mißglückte der Ansturm, heute schien's zu glücken. Als Herr von Dolffs bei dem Kommando zur Attacke seinen Säbel zog, rief er aus: „Heute sollst du dein Mütchen kühlen!" Er ritt ein unbändiges Pferd, ein Tier aus Rußlands Steppen. Er war der erste im nächsten französischen Infanterieklumpen. Gardekavallerie, schlesische Kürassiere, ostpreußische Kürassiere, schlesische Husaren, — wie eine rasselnde Flut brach es von allen Seiten auf die französischen Bataillone herein. Nur zwei derselben war es geglückt, ein Karree fertig zu bekommen, aber selbst diese vielgeübte Verteidigungsform genügte der preußischen Kampfwut gegenüber nicht. Die Karrees wurden gesprengt. 151. Rgt. von den Schlesischen Kürassieren, es zählte nur noch 1000 Mann, verlor davon 700. Beim 153. widerstand nur das 3. Bataillon den Ostpreußen. Kaum 10 Minuten waren vergangen, als die ganzen sechs Bataillone aufgelöst in wilder Flucht nach Michelsdorf hineinstürmten. Die Artillerie hatte nur einmal gefeuert, dann schnitten

Digitized by Google

die Fahrer die Stränge ab und jagten davon. Der Kavalleriesturm brauste durch Michelsdorf, brauste bis an Hainau heran; aber in Michelsdorf hatten die Regimenter 147, 148, die Maison vorsichtigerweise dort gelassen hatte, sich bereits in die Häuser geworfen und schossen aus den Fenstern. Hier im Dorfkampf war die Kavallerie im Nachteil. Dolffs setzte sich an die Spitze der schlesischen Kürassiere, die bei dem Anprall am meisten geschlossen geblieben waren, und versuchte, den Rückmarsch durch das Dorf zu gewinnen. Hierbei fiel er. — Inzwischen konnte bei den französischen Bataillonen die Ordnung wiederhergestellt werden, und Maison rückte aus Hainau wieder vor. Zugleich sandte General Puthod ein Regiment mit starker Batterie über Konradsdorf vor. General Zieten ließ infolgedessen zum Sammeln blasen. Es war gegen 7 Uhr abends. Wenn auch nicht ganz in dem Umfange, wie es hätte sein können, falls ein weniger vorsichtiger Führer die französische Vorhut geleitet hätte, so war doch dieser Überfall von Hainau ein glückliches Unternehmen. Die Division Maison war gesprengt, sie verlor 1437 Mann, inkl. 144 Artilleristen, Sappeurs, Trainsoldaten nach Foucart, darunter 25 Offiziere. An Gefangenen hatte die preußische Reiterei 506 Mann eingebracht, zwei Obersten und einen Generaladjutanten. Außerdem wurden 11 Geschütze erobert, von diesen konnten leider nur fünf mitgeführt werden, weil es an Bespannung fehlte. Es war ein schöner Sieg der preußischen Kavallerie. Diese ausgezeichnete Reiterei, welche in den beiden großen Schlachten verurteilt war, sich mehr oder weniger passiv zu verhalten, hatte hier einen schnellen Erfolg, der ihr Vertrauen in sich selbst wieder heben mußte. Allerdings waren auch auf preußischer Seite bittere Opfer zu verzeichnen: 236 Mann, darunter 19 (n. a. 28) Offiziere. Den Oberst Dolffs fand man nach langem Suchen tot unter seinem toten Pferde.

Während dieses Treffens geschah es, daß, wie wohlbezeugt ist, eins der drastischen Blücherworte gesprochen wurde. Kommt da ein Ordonnanzoffizier angesprengt, mühsam herausbringend, daß er dem Obergeneral von seiten des Brigadekommandanten des rechten Flügels der großen Marschkolonne eine geheime Meldung zu machen habe. „Bah, bah, wozu die Ziererei? Heraus damit, Mann! Was ist los?" — „Exzellenz, der Feind, von Kaiser Napoleon selbst geführt, dringt mit Macht vor, hat den rechten Flügel umgangen und steht schon völlig in unserem Rücken." — „Donnerwetter! In wessen Rücken? In dem Ihres Kommandanten oder in dem meinigen?" — „Leider in dem Ihrigen, Exzellenz." — „Na, so sagen Sie man Ihrem Kommandeur, daß ich mich über diese Nachricht außerordentlich freue; denn steht mir der Kerl von Bonaparte im Rücken, so ist er ja auf dem rechten Wege, mich ... eine ganz absonderliche Ehre zu erweisen."

Der moralische Erfolg dieses Überfalles von Hainau, auf welchen Blücher all sein Leben lang sehr stolz war, ist nicht zu unterschätzen. Unmittelbar vor dem Hauptquartier des Fürsten von der Moskwa, des Marschalls Ney, der mit drei Armeekorps, mit über 60000 Mann heranrückte, war von einigen tausend Reitern die Division seiner Vorhut schwer mißhandelt. Es war eine bittere Lehre für die Franzosen: fortan marschierten sie mit der größten Vorsicht, eigentlich nur noch in Schlachtordnung. Die Verfolgung war seit Hainau so gut wie abgebrochen. Als der Kaiser Napoleon von dieser Schlappe hörte (sein Hauptquartier war in Bunzlau), setzte er sich schon bei Tagesgrauen zu Pferde und sprengte im Galopp zu dem Marschall Ney nach Hainau, um nach dem Rechten zu sehen. Er beritt mit dem Marschall bei Michelsdorf das Schlachtfeld, aber seine Generale wußten ihn zu nehmen. Diese brauchten dazu das ganz einfache Mittel, die Verluste der Verbündeten gehörig zu übertreiben. Alle französischen Toten wurden schnell eingesammelt und beiseite gebracht, während man die toten Preußen liegen ließ, so auch hier, worauf sich der Kaiser beruhigte. — Eine seltsame Stellung nahm der jetzige Oberkommandierende der Verbündeten, der General Barclay de Tolly, zu dem schönen Waffenerfolg der Preußen ein. Wohl erkannte er die Tapferkeit an, aber er befahl: „für die Zukunft Unternehmungen dieser Art zu unterlassen, durch welche die Kräfte ohne Nutzen geschwächt würden." Das diente nicht gerade dazu, die Preußen, die sich ihres Wertes bewußt waren, mit dem russischen Oberkommando auszusöhnen. „Das schlimmste Element," meinte Gneisenau in diesen Tagen, „ist der Kleinmut der leitenden Personen; gerade in dem Moment, wo Energie ihnen den größten Nutzen schaffen würde, entbehren sie derselben," eine Kritik, die sicherlich nicht unberechtigt war. Bei einer Zusammenkunft im Hauptquartier zu Jauer (eben bei der Gelegenheit der Ernennung Barclays zum Oberkommandierenden), war König Friedrich Wilhelm von Preußen recht verstimmt. „Haben all den Wirrwarr angerichtet mit Ihrer Geschichte in Ostpreußen," sagte er barsch zu York, als er dessen ansichtig wurde, worauf der General York, sich tief verbeugend, ruhig antwortete: „Ich habe nach bestem Gewissen gehandelt und meinen Kopf Ew. Majestät zur Verfügung gestellt." Auch Gneisenau bekam seinen Brocken hingeworfen: „Da haben wir nun die Poeten!" meinte Friedrich Wilhelm, und doch waren es gerade diese Männer, die sich bis heute bewährt hatten und die auch in der Folge, ohne nach rechts oder links zu sehen, ihre Pflicht erfüllten, die aufrecht waren und blieben.

Es ist gerade kein Wunder, wenn nach solchen königlichen Kaltwasserstrahlen ein Mann wie York zeitweilig in eine Stimmung geriet, die recht wenig hoffnungsvoll war. Aus jenen Tagen schreibt uns sein

Digitized by Google

Adjutant von Reiche, wie er den General höchſt verſtimmt und hoffnungslos getroffen habe. „Der General," ſchreibt Reiche, „war ſeit der Schlacht bei Bautzen ſehr verſtimmt und hatte im Grunde wenig Zuverſicht für einen glücklichen Ausgang. Ich war zugegen, wie er ſich mit der geballten Fauſt gegen die Stirn ſtieß, den Schritt verwünſchend, den er in Preußen getan hatte. Auch hörte ich im Garten zu Jordansmühle, als er zu dem General Langeron ſagte: ‚Und wenn auch die Öſterreicher hinzutreten, ſo geht die Sache dennoch ſchlecht!' Dergleichen war jedoch nur momentan in Augenblicken des Unmuts und der Verſtimmung, die ihn zuweilen anwandelten und einen Grundton ſeines Charakters ausmachten.

Auch bei Gefechten, beſonders je bedeutender ſie zu werden ſchienen, war er ein eigentümlicher Mann. Gewöhnlich ritt er dann, nachdem er alles angeordnet hatte, ernſt und in Gedanken vertieft, eine große Acht, bis der erſte Kanonenſchuß fiel, worauf ſich ſeine Geſichtszüge erheiterten und er zu ſagen pflegte: ‚Jetzt nimmt der liebe Gott ſich der Sache an.'

Wenn er gut aufgelegt war, ſo geſtattete er es auch, unſere Anſichten und Meinungen auszuſprechen, auch wohl eine Idee anzugeben und zu beſprechen. Dann ſagte er wohl: ‚Ihr habt gut reden und könnt auch wohl gute Gedanken haben, hättet ihr aber die Verantwortung und ſolltet vor dem Riß ſtehen, ſo iſt es ſehr die Frage, ob ihr ebenſo ſprechen würdet!' Bei Tiſche ſah er es gern, wenn es munter und harmlos zuging und über einen intereſſanten Gegenſtand diſputiert und Anſichten ausgetauſcht wurden, wozu er auf launige Weiſe zu animieren wußte.

Graf Barclay de Tolly

Nach einer Zeichnung von Schukofsky geſtochen von Bollinger

Wo es darauf ankam, war er ſehr ſtreng, ohne Unterſchied der Perſon. Marodeurs und Nachzügler fanden vor ihm keine Gnade, und von dem Troß, der ſich den Truppenkolonnen anzuhängen pflegte, war er ein abgeſagter Feind. Gewahrte er auf dieſe Weiſe ein Fuhrwerk, ſo mußte es augenblicklich auf die Seite geſchafft werden, und ſeine Strenge hierin ging ſo weit, daß er einſt befahl, den Wagen eines Generals zu verbrennen, den er in der Kolonne antraf. Eine komiſche Szene ereignete ſich eines Tages, als er das Korps auf dem Marſche vor ſich vorbeidefilieren ließ und mit einem Male ſolch ein unglücklicher Wagen erſchien, der ſich der Reſerveartillerie angeſchloſſen hatte. Entrüſtet darüber, daß ſeine Befehle noch immer nicht, wie er es verlangte, reſpektiert wurden, rief er dem Kutſcher, der zu Fuß nebenher ging, mit zorniger Stimme zu: ‚Wem gehört der Wagen?' worauf derſelbe, die Veranlaſſung nicht kennend, ganz unbefangen und ſelbſtzufrieden antwortete: ‚Dem General York!' Weder der General noch ſeine Umgebung konnten ſich des Lachens und Lächelns bei dieſem Auftritte erwehren, da es der eigene Wagen des Generals war, der bei dieſer Gelegenheit glücklich durchkam." — So erzählt Reiche.

Sehr viel ſchlimmer aber ſtand es um den eigentlichen „Leiter der allgemeinen Armeeangelegenheiten", General Barclay de Tolly. Über die militäriſchen Fähigkeiten dieſes Mannes herrſchte ſchon damals unter den Offizieren des Hauptquartiers, bei den Preußen ſowohl wie bei den Ruſſen die allerverſchiedenſte Meinung. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Barclay umſichtiger, ſyſtematiſcher und der Leitung eines großen Heeres mehr gewachſen war, als der Graf Wittgenſtein. Aber dafür fehlte ihm ganz der Wagemut, den Wittgenſtein bei Großgörſchen ſchließlich gezeigt hatte, den er vielleicht auch bei Bautzen gezeigt hätte, wenn man ihm ſeine Kompetenzen nicht allzuſehr beſchnitten haben würde. Barclay war an ſich zäher als Wittgenſtein. Er ließ ſich nicht ſo leicht in ſeinen Kram hineinreden. Aber er hatte nach einer anderen Seite hin die fatale Neigung, immer Anſtalten zu machen und niemals fertig zu werden.

Digitized by Google

Seine Verdienste im großen russischen Feldzug von 1812 waren durchaus passiver Natur. Ein Fabius cunctator, der den Kaiser Napoleon tief in das Zarenreich hineingelockt hatte und so den Keim zum Untergange der großen Armee gelegt hatte. Aber dies ständige Zurückgehen Barclays bis an die Tore Moskaus entsprang nicht nur strategischer Berechnung; es entsprang nicht zum geringsten Teile auch der Furcht vor der Entscheidung, die allerdings (dies wird man zugeben müssen) nach menschlichem Ermessen unglücklich für die Russen ausfallen mußte. Mögen nun die Verdienste Barclays anno 1812 gewesen sein, wie sie wollen — er hatte eine große Anzahl von Verehrern unter den Offizieren, und der gemeine Mann ging für ihn durchs Feuer —, hier auf dem Kriegsschauplatz der Freiheitskämpfe war jeder andere Mann eher geeignet als General Barclay. „Barclay," schreibt der Freiherr vom Stein in jenen Tagen, „ist tapfer, rechtlich und kriegserfahren, aber beschränkt und wenig unternehmend, daher mehr zum Frieden geneigt. Er hat einen geschickten, brauchbaren Mann von sich entfernt, den General Toll. Vielleicht wäre der beste Weg, um seinen Unvollkommenheiten abzuhelfen, wenn man ihm einen tüchtigen Generalstab beiordnete, der aus Wolkonsky, Toll und dem preußischen Oberstleutnant von Grolman bestände."

Es liegt wie ein Unstern über der ersten Hälfte des Krieges, daß die Intelligenzen im preußischen Heere, daß die Männer der Tat, in deren glühender Seele der Geist des Frühlings 1813 loderte, so vollständig ausgeschaltet wurden. Ein immer hoffender Mensch, wie Gneisenau, hielt natürlich auch königlichen Kaltwasserstrahlen gegenüber stand, und ließ sich nicht beirren wie der arme oft skeptische York. „Wir wandeln," schrieb er am 1. Juni an den Staatskanzler von Hardenberg, „mit schweren Ketten belastet und haben nur wenig Hoffnung, daß die Dinge besser werden könnten, weil niemand vorhanden ist, der der Elemente zum Siege sich bemächtigen will. Denn ich darf kühn behaupten, daß wir noch in keiner Periode des Krieges in einer so schlagfertigen Verfassung gewesen sind, als in diesem Augenblick." So dachte ein Mann, der die Kräfte Preußens genau kannte und abwog, ein Mann, der dem großen Waffenschmied David Gerhard von Scharnhorst mit am nächsten gestanden hatte, der wußte, was noch alles an Widerstandsmacht in diesem Volke steckte, — er dachte so, nach zwei verlorenen Schlachten! — Aber dem General Barclay waren die inneren Zustände Deutschlands vollkommen fremd. Er hatte keine Ahnung von der gewaltigen Erhebung, die durch Preußen brauste, und glaubte, daß dieser kleine, zerfetzte Staat nur auf die Hilfsquellen des großen Russenreiches angewiesen sei, und daß nur das russische Heer die Lage retten könnte. Er trat daher gleich nach seiner Berufung entschieden dafür ein, die russische Armee ganz vom Kriegsschauplatz zurückzuziehen, sie bis an die Weichsel nach Polen zu führen und dort durch die anmarschierenden Reserven wieder neu zu organisieren und zu verstärken. Sechs Wochen, glaubte General Barclay, müsse er dazu brauchen, um wieder eine Armee herzustellen, die feldtüchtig sei. Für diese Zeit wollte er also seine Russen ganz und gar aus dem Spiele ziehen, obgleich die Dinge der Entscheidung täglich näher rückten, obgleich die schwedische Armee unter ihrem Kronprinzen bereits an Pommerns Küste gelandet war, und Österreich nahe daran, der Koalition der Verbündeten beizutreten. Von russischer Seite waren damals 60000 Mann Reserven zu erwarten. Österreich hatte 100000 Mann schlagfertig, und der ci-devant „Bürger" Bernadotte, jetzt Kronprinz von Schweden, Königliche Hoheit, brachte über das Ostmeer 25000 Mann. Dazu das Rüsten in Preußen, von dem der scharfblickende Hudson-Lowe mit Recht sagte, daß das ganze Land ein großes Feldlager sei. — Wie standen also die Dinge? Wer nur irgend etwas politischen oder strategischen Blick besaß, sah, daß sie sich von Tag zu Tag günstiger für die Verbündeten, ungünstiger für den Kaiser Napoleon gestalteten. Daß er dies nicht erkannte, zeigte am deutlichsten, wie sehr General Barclay der Subalterne geblieben, der er im Anfang seiner Laufbahn lange Jahre gewesen war, — ein Feldherr mit dem kleinen Gesichtskreis eines ehrsamen Handwerksmeisters. Man braucht nur an Stelle der Uniform auf den Porträts Barclays sich Hausrock und Schurzfell zu denken, und der Sattlermeister oder wer sonst ist fertig. Es kam zur Zeit nicht darauf an, daß die russischen Soldaten nach Polen gebracht wurden, um dort neue Monturen, neue Stiefel und neues Lederzeug zu erhalten, sondern es kam darauf an, daß dem Kaiser Napoleon jeder Vorteil abgerungen wurde, der sich in jenen Tagen nur abringen ließ. Nicht damit, daß man im entscheidenden Moment seine Soldaten schont und hegt und pflegt, werden Schlachten gewonnen, sondern damit, daß man sie rücksichtslos einsetzt, sie marschieren und fechten läßt, mögen ihnen die Sohlen von den Stiefeln fallen, mögen die Mägen knurren und bellen. So hatte da drüben dieser kleine Mann im grauen Mantel seine Schlachten in Afrika, in Italien, in Deutschland und Österreich gewonnen: der Sieg machte nachher alles wieder gut.

Es waren unter den Preußen genug helle Köpfe, die genau sahen, wie die Sachen lagen, und die die beiden verlorenen Schlachten durchaus nicht zu hoch einschätzten. Der klassische Carl von Clausewitz hat seinen Eindrücken von damals Worte geliehen, die wir hier hören wollen: „Wenn man die einzelnen Momente der seit dem Dezember 1812 verflossenen Begebenheiten ins Auge faßt, so ist es keine Frage, daß Preußen und Österreich ihren Entschluß und ihre Rüstungen noch mehr hätten beschleunigen und schon ganz früh manche wichtigen Maßregeln hätten ergreifen können, wodurch das Werk sehr gefördert worden und

Digitized by Google

wonach der Stand der Dinge jetzt ein anderer gewesen wäre; allein es verrät wenig Geschichts- und Menschenkenntnis, wenn man in praktischen Dingen irgendwo das Vollkommene fordert. Ein jeder, der dergleichen tut, mag nur einen Blick auf seinen eigenen Haushalt, auf die Bewirtschaftung seiner Güter, auf seinen Lebensplan werfen, so wird er einsehen, wie wenig er ein Recht zu solcher Forderung hat. Diese Betrachtung sollte alle übrigen behutsam in ihrem Vertrauen gegen solche Schreier machen, damit sie nicht durch ein leeres Geschwätz in ihrem Vertrauen zur Sache gestört werden. Man muß sich also in der politischen Welt mit der Annäherung zum Vollkommenen begnügen, und gewiß kann man damit zufrieden sein, wenn mehr geschieht, als man früher gehofft hatte. Wer aber von uns hoffte im Dezember 1812, daß im Juni 1813 Rußland, Preußen und Österreich mit einer furchtbaren und überlegenen Macht an der Elbe und Oder stehen und den Kaiser von Frankreich nötigen werden, ein anderes Gesetz als das seiner unbeschränkten Willkür anzuerkennen? Der Verfasser dieser Blätter wenigstens hat damals niemand gesprochen, der an ein Vordringen der Russen bis zur Weichsel, selbst bis über den Njemen und Pregel, an eine Erklärung Preußens oder gar Österreichs gegen Frankreich geglaubt hätte. Wer hätte, wenn man ihm gesagt: Der Kaiser Napoleon wird in sechs Monaten eine Armee von mehreren Hunderttausenden in Deutschland haben, er wird mit überlegener Macht den Alliierten zwei große Schlachten geliefert haben, nicht geglaubt, daß die Auflösung und gänzliche Mutlosigkeit der Alliierten, ihr Rückzug bis tief nach Polen und Preußen, die Verstummung Österreichs die Folgen davon sein würden? Am wenigsten werden uns die überreden, daß sie anders geurteilt hätten, die noch jetzt von der Allvermögenheit des französischen Kaisers alles fürchten und damit andere mutlos machen wollen.

Das überlegene Feldherrntalent des französischen Kaisers darf man nicht mehr besonders in Anschlag bringen, es ist in der Rechnung schon inbegriffen. Er war es, der die Truppen gegen uns anführte. Wer die Schlachten von Großgörschen und Bautzen mitgemacht hat, sollte der nicht das Gefühl und die Überzeugung gehabt haben, wir würden Sieger gewesen sein, wenn wir nur von gleicher Stärke mit ihm gewesen wären?

Es gibt Verhältnisse, wo das überlegenste Talent scheitert, und Fälle, wo der geschickteste Feldherr den größten Irrtümern unterworfen ist, das haben wir an dem Feldzuge von 1812 gesehen. Es gibt in Deutschland sehr wenige Menschen, welche geglaubt haben, daß Rußland imstande sein werde, der französischen Macht zu widerstehen, und hätte man ihnen auch noch so deutlich die Größe der Dimensionen und die Natur des Landes entgegengehalten, sie würden nimmermehr die Resultate zugegeben haben, die man an der Beresina und in Wilna gesehen hat, nimmermehr zugegeben haben, daß der Kaiser Napoleon flüchtig, ohne irgendeinen Mann Truppen zurückkehren werde.

Die Pest der Hoffnungslosigkeit, die über Deutschland vorzüglich eine lange Zeit geweht hat, sollte jetzt vorüber sein, da ein solches Donnerwetter die politische Atmosphäre gereinigt hat."

Nicht daß Napoleon die ganze militärische Lage nicht ebensogut erkannt hätte wie Clausewitz, aber er, der nicht wie dieser als Beobachter mehr objektiv den Dingen gegenüber stand, sondern subjektiv als erster Führer und Feldherr einer großen Armee mitten darin steckte, konnte und wollte sich das einfach nicht gestehen. Wo er auftrat, — und er durfte nach den unerhörten Erfolgen seiner Laufbahn dies Maß getrost an sich legen — war er immer seiner Sache sicher. Seit dem Beginn des Feldzuges rechnete er immer, daß eine erste siegreiche Schlacht die Russen von den Preußen trennen würde. Er hatte dies nach Lützen gehofft, er hoffte dies nach Bautzen. Gingen die Russen an die Weichsel zurück und nach Polen hinein, so hatte er gewonnenes Spiel mit den Preußen. Gewiß, diese Preußen hätten sich gewehrt wie Leonidas und seine Spartaner, sie hätten den letzten Nagel wütend verteidigt, aber dennoch wäre das, was Gneisenau in seiner Denkschrift andeutete, vermutlich nicht abwendbar gewesen; das preußische Heer würde den Boden seiner Heimat verteidigend in den schlesischen Gebirgen mit Ehren zugrunde gegangen sein. Damit aber wurde die Freiheit Deutschlands für lange Zeit begraben, denn in diesem Preußen lag die stärkste Kraft des Widerstandes. Es gab aber noch ein anderes; der Kaiser Napoleon konnte den Preußen und Russen ein Beobachtungsheer entgegenstellen und sich mit der ganzen Hauptmacht auf Österreich werfen, denn es war Österreich, das der Korse in jenen Tagen am heißesten haßte. Die Instruktionen, die er dem Grafen Caulaincourt vor der Schlacht von Bautzen gegeben hatte (wir wissen, Caulaincourt war von Alexander nicht angenommen worden), enthielten folgenden, charakteristischen Satz: „Meine Absicht ist, dem Zaren eine goldene Brücke zu bauen. Wenn ich Opfer zu bringen habe, so will ich sie lieber zum Besten des Kaisers Alexander bringen, da er einen offenen Krieg mit mir führt, oder zum Besten des Königs von Preußen, für den sich Rußland interessiert, als zum Vorteil Österreichs, welches meine Allianz verlassen hat und unter dem Namen eines Vermittlers sich das Recht anmaßt, über alles zu verfügen, nachdem es sich seinen Teil schon vorweg genommen hat. Rußland kann den Marsch des österreichischen Kontingents in dem letzten Feldzug (1812) nicht vergessen haben, und es müßte dem Kaiser Alexander schmeicheln, einen

Digitized by Google

Frieden abschließen zu können, ohne den Beistand jener Macht, die sich so wenig als sein Freund in schwierigen Lagen gezeigt hat und nur durch ein persönliches Interesse bewogen wurde, die Reihen ihres neuen Alliierten zu verlassen. Alexander muß mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen, um sich glänzend für den törichten Einfall Österreichs in Rußland zu rächen." — Es war und blieb dies immer die alte kunstlose und doch wirkungsvolle Politik des „divide et impera!" Trenne und herrsche! die Napoleon hier wieder nach Kräften versuchte. Sie war ihm während der letzten drei Lustren so häufig geglückt, daß er an ihre Bewährtheit fest glaubte. Aber die Dummen, die er bisher immer gefunden hatte, waren allmählich durch Schaden klug geworden, und zu denen gehörte der Kaiser Alexander. Es ist das Verdienst Alexanders, daß er auch diesmal festblieb, daß er Caulaincourt vor Bautzen abwies (es geschah dies allerdings nach einer Konferenz, an der auch der österreichische Bevollmächtigte, Graf Stadion, teilnahm) und daß er jetzt dem General Barclay und den andern Russen-Generalen gegenüber, die diesen Krieg für eine Befreiung Deutschlands für eine Dummheit hielten, zäh blieb. Barclays letzter Einwand, daß es an Munition fehle, wurde durch die sofortige Erklärung Friedrich Wilhelms von Preußen unwirksam gemacht, daß er die nötige Munition aus den schlesischen Festungen hergeben wolle. So wurde denn, vor dem Überschreiten der Oder, der Rechtsmarsch angetreten, der von Hainau über Goldberg und Jauer südlich nach Schweidnitz zu führte. Man wollte, auf die Festung Schweidnitz gestützt, in der Gegend von Bunzelwitz ein großes, festes Lager beziehen und hier dem Ansturm des Kaisers Napoleon Trotz bieten. Es war etwas Romantik in der Idee, welche sich des Gehirns des Zaren bemächtigt hatte; große Vorbilder wirkten immer auf das leicht empfängliche Gemüt Alexanders. Hatte nicht Friedrich der Große von Preußen in diesem Lager von Bunzelwitz im Jahre 1761 den vereinigten Österreichern und Russen unter Daun und Buturlin Wochen hindurch gegenübergelegen, ohne angegriffen zu sein? Wäre es nicht schön, wenn die Geschichte später in ihren Blättern schreiben könnte: im Lager von Bunzelwitz behauptete sich einst der große Friedrich von Preußen, 50 Jahre später der große Alexander von Rußland? Der Oberst von Wolzogen wurde von Jauer abgeschickt, um das Lager auf seine Brauchbarkeit hin zu prüfen. Wolzogen fand es unbrauchbar; ihm schwebte ein anderes Lager bei Pilzen, südlich Schweidnitz vor, die Festung vor der Front, das er wesentlich geeigneter hielt. Wolzogen erstattete seinen Rapport an den Kaiser und reiste gleich nach Pilzen weiter. Unterwegs begegnete ihm ein sehr drolliges Abenteuer. Er fand die ihm bekannte Familie von Zedlitz auf ihrem Gute Teichenau in völliger Ratlosigkeit, wie wohl eine sichere Flucht vor den andringenden Franzosen einzurichten sei, denn die armen Landleute in Deutschland waren damals zwischen zwei Feuern: die Franzosen waren als Feinde gefürchtet, die Russen, besonders die Kosaken, plünderten als Freunde. Da nun alle nach Schlesien hineinführenden Straßen von russischer leichter Kavallerie besetzt waren, fürchtete Frau von Zedlitz, unterwegs völlig ausgeplündert zu werden. Herr von Wolzogen tat, was er konnte, und ließ der Dame als Eskorte den Baschkiren zurück, den er als Begleitung bei sich hatte. Der Mann sprach weder russisch noch deutsch, aber dieser einfache rohe Naturſohn brachte es fertig, seine Schützlinge durch all das Gewirr der Wege zu bringen. Frau von Zedlitz konnte später dem Herrn von Wolzogen gegenüber nicht genug die Sorgfalt und Ritterlichkeit rühmen, die dieser rauhe Baschkir für sie übrig gehabt habe. Selbst jedes Trinkgeld habe er abgelehnt, indem er durch seine ausdrucksvolle Gebärdensprache kundgegeben habe, daß es ihm Ehre genug sei, eine Dame geleitet zu haben. Wolzogen, neugierig geworden, wie es der Baschkir denn angefangen habe, seinen Passagieren überall Achtung zu verschaffen, befragte ihn darum. Mit gutmütiger Schlauheit erzählte darauf der Steppensohn: „er habe die Dame einfach seinen Landsleuten gegenüber als Königin von Preußen ausgegeben." Sehr einfach! Und dies drei Jahre nach dem Tode der armen Königin Luise.

Herr von Wolzogen reiste also nach Pilzen weiter. „Am 28. Mai begab ich mich," berichtet er in seinen Denkwürdigkeiten, „hinter Schweidnitz auf die Höhe von Pilzen, um daselbst eine Stellung aufzusuchen, und fand wirklich die dortige Situation, welche mir im allgemeinen auch schon aus früherer Zeit bekannt war, ganz geeignet zur Aufstellung der alliierten Armee. Hier traf ich mit Obersten Michaud zusammen, welcher zwar über die Unbrauchbarkeit der Stellung von Bunzelwitz mit mir völlig einig war, aber zugleich auch die Position hinter Schweidnitz, der ich lebhaft das Wort redete, nicht recht goutieren wollte, indem er als Ingenieur, wie er sich ausdrückte, viel tote Winkel sähe und der Meinung war, daß die Befestigung derselben nur mit Schwierigkeiten auszuführen sein würde. —

Gegen Mittag ritt ich nach der Stadt Schweidnitz zurück, um den Kaiser aufzusuchen, der eben erst von Striegau aus dort angekommen war. Als ich ihm meinen Rapport abstattete, war er sehr ungnädig gegen mich und machte mir Vorwürfe darüber, wie ich die Stellung von Bunzelwitz verwerfen könne, die ein so großer Feldherr wie Friedrich II. doch für gut befunden und dessen Schüler, General Zastrow, aufs neue in Vorschlag gebracht hätte. Ich antwortete dem Kaiser aber fest und bestimmt: ‚keine Autorität der Welt würde mich in meiner Meinung irremachen und ich müßte dabei bleiben, daß die besagte Position unter den gegenwärtigen Verhältnissen durchaus nicht passe, wogegen ich die Stellung von Pilzen für völlig

Digitized by Google

angemeſſen hielte.' Der Kaiſer erwiderte: ‚Dieſe wird aber vom Oberſt Michaud verworfen! Welcher Anſicht ſoll ich nun folgen?' — Ich antwortete: ‚Ew. Majeſtät haben dem General Barclay das Oberkommando gegeben und an ihm iſt es daher, zu beſtimmen, welche von den beiden Stellungen er für die geeignetere hält. Erlauben Ew. Majeſtät, daß ich den General in beiden herumführe.' Hiermit war der Kaiſer zufrieden. Barclay rekognoszierte darauf in meinem Beiſein die beiden Poſitionen und entſchied ſich für die bei Pilzen, die denn auch ſogleich befeſtigt wurde. Am 30. Mai hatte dieſelbe durch die angefangenen Verſchanzungen auch ſchon ein ganz gutes Anſehen gewonnen, und als ſie der Kaiſer in Begleitung ſeiner Suite, worunter ſich auch der engliſche General Cathcart befand, beſichtigte, ſo präſentierte er mich dem letzteren als denjenigen, der dieſe Stellung ausgeſucht hätte. Cathcart machte mir darauf große Elogen. Ich erzähle dieſen Umſtand als einen neuen Beweis von dem vortrefflichen Herzen Alexanders, welches jeden ungerechten Vorwurf, zu dem er ſich in der Hitze des Augenblicks hatte verleiten laſſen, ſogleich wieder auf eine liebenswürdige Art gutzumachen wußte," — durch welche Liebenswürdigkeiten der Zar ſich nach außen hin ſehr vorteilhaft von Friedrich Wilhelm III. unterſchied, obwohl dieſer ſonſt als Charakter viel ſchwerer wog als Alexander. Nach dieſem Lager von Pilzen (die ältere Schreibung lautet Pülzen oder Pültzen) wälzten ſich nun Ende Mai im langſamen, ſtets von Scharmützeln und auch lebhafteren Gefechten unterbrochenen Rückzug die verbündeten Kolonnen. Die Stellung bei Pilzen hinter der Peile war ſehr feſt. Sie lehnte ſich mit dem rechten Flügel an das Kirchdorf Pilzen, mit dem linken an das Dorf Kreiſau. (Dies iſt das Moltke-Kreiſau, wie wir unſern verehrten Leſern gleich bemerken wollen.) Die Stellung läuft auf reſpektablen Anhöhen dahin, vor der Front das Reichenbacher Waſſer, die Feſtung Schweidnitz. Bei einem Frontangriff mußte Kaiſer Napoleon zunächſt Schweidnitz, dann die Weiſtritz, ihre Höhenufer, endlich das Reichenbacher Waſſer paſſieren und endlich die von den Verbündeten beſetzten und befeſtigten Höhen im Sturmangriff erobern. In ihrer Front ſchien dieſe Stellung unüberwindlich. Aber ſie hatte, wie jede Stellung, natürlich die Achillesferſe, daß ſie von überlegenen feindlichen Maſſen umgangen werden konnte. Dieſe Gefahr lag hier vor.

Das Hauptquartier der verbündeten Monarchen zuſammen mit dem des Generals Barclay de Tolly ward hinter die Front nach Obergröditz verlegt, war alſo ganz nahe an die böhmiſche Grenze hingeſchoben. Die preußiſchen Generale hofften wohl, daß es hier doch noch zu einer Schlacht kommen würde. Noch am 31. Mai, alſo am Tage, wo das Lager bezogen wurde, ſchrieb General von Gneiſenau an den hannoverſchen Geſandten, Grafen Münſter: „In wenig Tagen haben wir wieder eine neue Schlacht zu liefern, wenn anders unſere Verbündeten (die Ruſſen nämlich) noch treu und zuverſichtlich ſind. Von dieſer Schlacht hängt das Schickſal des Kontinents ab. Öſterreich würde nach dem Verluſt derſelben lieber unterhandeln als fechten wollen! (Sehr denkbar.) Doch hoffen wir das Beſte. Wir ſind wirklich in einer weit beſſeren Verfaſſung als am Schlachttage von Lützen, und wir können mit Zuverſicht in eine neue Schlacht ebenſowohl als der Soldat gehen. Allein ich bemerke einige Zeichen, die mir nicht gefallen." Allerdings dieſe Zeichen waren ſehr bedenklicher Natur. Wir haben die Stimmung Barclays kennengelernt, und dieſer General hatte einen ſtarken Anhang unter den höheren Führern und beſaß dazu noch jene fatale Zähigkeit ſubalterner Naturen, ſich nicht überzeugen laſſen zu wollen. Eine wunderſchöne Gelegenheit, die franzöſiſchen Korps Macdonald, Bertrand und Marmont am 31. Mai mit gewaltiger Übermacht zu überfallen und aufs Haupt zu ſchlagen, ließ der ruſſiſche Obergeneral ſich natürlich entgehen. Er war förmlich von der fixen Idee beſeſſen, daß er ſeinen Ruſſen keine Strapazen mehr zumuten konnte, daß er vielmehr verpflichtet ſei, ſie möglichſt ſchleunigſt aus dem Bereich des gefährlichen Napoleon zu bringen, um ſie wieder aufzufüttern und einzukleiden, und wie Gneiſenau ſpöttiſch meinte: „ſich nicht eher zu ſchlagen, als bis er alle Verſtärkungen an ſich gezogen und dieſe wieder in die Formen des Exerzierplatzes gezwängt habe." Vergeblich war das Drängen Blüchers und ſeines Stabschefs, dem rechten franzöſiſchen Flügel (eben jene drei Korps) auf den Hals zu fallen und ſie zu vernichten. Aber inzwiſchen überholten ſich die Ereigniſſe, und Barclay kam nicht mehr zur Ausführung ſeines Entſchluſſes.

Seit einigen Tagen ſchwebten bereits, vom Grafen Stadion, der ein ſteter treuer Begleiter des Hauptquartiers der verbündeten Monarchen war, neu angeregt, Waffenſtillſtandsverhandlungen, die er als Beauftragter Öſterreichs führte. Er teilte ſeine Schritte in einem Schreiben aus Jauer am 26. Mai dem Grafen Metternich mit, und nun ging im Hauptquartier der Verbündeten eine höchſt bedeutſame Depeſche des Kaiſers Franz von Öſterreich ein: „Ich habe Ihren Bericht," ſchreibt Metternich, „dem Kaiſer unterbreitet, und Seine Majeſtät hat ſich auf der Stelle entſchloſſen, in einem Augenblick, der ihm von der größten Wichtigkeit zu ſein ſcheint, ſich dem Schauplatz des Kaiſers zu nähern. Die Richtung, welche das verbündete Heer einſchlägt, hat ſeinen ganzen Beifall und iſt gewiß dem Rückzug über die Oder vorzuziehen.

Der Kaiſer begibt ſich zunächſt nach Gitſchin, einem Schloß, das bei Jungbunzlau liegt und dem Fürſten von Trautmannsdorf gehört. Ich werde Seine (Königliche) Kaiſerliche Majeſtät begleiten und wir werden

Digitized by Google

am 3. Juni dort sein. Bei den verbündeten Höfen wollen Sie geltend machen, mit welcher Beeilung unser erhabener Herr sich dem Schauplatz der großen Ereignisse und dem Hauptquartier nähert. Diese Entschließung Seiner Kaiserlichen Majestät versetzt Sie, während Sie sich im Mittelpunkte der Ereignisse befindet, gleicherweise in den Ihres eigenen Heeres und der allgemeine Gang der Dinge kann durch die Verminderung der Entfernungen nur gewinnen."

Diese plötzliche Entschließung Kaiserlicher Majestät von Österreich war ein Symptom der bleichen Furcht, die den Habsburg-Lothringer gepackt hatte. Der gefährliche Schwiegersohn, dem Kaiser Franz trotz aller verwandtschaftlichen Beteuerungen nicht einen Schritt über den Weg traute, hatte die Verbündeten bei Bautzen zum zweiten Male geschlagen, hatte seine Armee in Schlesien einmarschieren lassen und stand in jenen Tagen bereits vor den Toren von Breslau. Die Gefahr, daß sich jetzt Russen und Preußen trennten, daß ein dritter Stoß des französischen Kaisers das Bündnis ganz zerbrechen würde, lag verzweifelt nahe, und wer wäre dann das Opfer gewesen? Die Sache ließ sich an den Fingern abzählen: kein anderer als Österreich. Die Eile, mit welcher „sich der erhabene Herr dem Kriegsschauplatz näherte", sozusagen hinter den Rücken der Verbündeten kroch, hatte also ihren guten Grund. Er gehorchte damit der Not, nicht dem eigenen Trieb.

Graf Bubna war, von Wien kommend, nach der Schlacht von Bautzen dem Hauptquartier des Kaisers Napoleon fortwährend nachgereist. Erst in Liegnitz erwischte er den Herzog von Bassano und legte ihm dar, daß Österreich noch immer seinen Standpunkt einer bewaffneten Vermittelung zwischen den kriegführenden Parteien einnehme, und daß die Bedingungen die alten, in den Grenzen des sogenannten Minimums sich bewegenden seien. Noch am 1. Juni, als schon die Waffenstillstandsverhandlungen im Gange waren, schrieb Napoleon an den Vizekönig nach Italien: „Graf Bubna ist in Liegnitz angekommen. Er hat eine Konferenz mit dem Herzog von Bassano gehabt. Österreich erscheint sehr anspruchsvoll. Man muß sich auf einen Krieg mit ihm gefaßt machen." Die Wahrscheinlichkeit, den dritten, stark gerüsteten Feind auf den Hals zu bekommen, lag demnach schon in des Kaisers Erwägung. Einstweilen aber arbeitete er auf den Waffenstillstand hin.

Der Kaiser hatte den Marschall Ney mit dem 5. Korps nach Breslau marschieren lassen, um möglichst diese zweite preußische Hauptstadt, diesen Herd der vaterländischen Erhebung, noch in Besitz zu nehmen, bevor es zur Waffenruhe kam. Eine so wichtige Stadt war jedenfalls eine schöne Kompensation. Der preußische General Schuler von Senden hatte mit einer verhältnismäßig kleinen Truppenzahl die Aufgabe, Breslau zu decken. Er zog sich vor den anziehenden französischen Massen auf Neukirch an der Lohe zurück und hier kam es zu einem hartnäckigen Gefecht. Aber die Preußen mußten natürlich dem Andringen weichen, marschierten um Breslau herum und gingen auf Schweidnitz zurück. Obschon sie keineswegs „ein ganzes Korps", sondern nur die Württemberger und Lauristons 147., 148. gegen sich hatten, ist betrübend, daß sie nur 2 Offiziere 108 Mann als Verlust angeben, denn da die Franzosen 11 Offiziere 190 Mann und einen General verloren, die Schwaben gar 371 tot und verwundet, 132 gefangen, General Stockmeyer verwundet, so muß der preußische Verlust ungleich größer gewesen sein. Doch war das Treffen ehrenvoll genug für die neuerrichtete schwache „Brigade". (Lies immer Division bei preußischen Brigaden, die oft nur von Obristen geführt wurden, weil der geldarme Staat Generalsgehälter sparen wollte.) Am 1. Juni besetzte Marquis Lauriston Breslau, aber es wurden nur wenige Truppen in die Stadt gelegt, das Gros blieb in einem Lager vor dem Nikolaitor. Eine Deputation der Breslauer Bürger begab sich alsbald nach Neumarkt, wo Napoleon sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, um die Stadt der Großmut des Kaisers zu empfehlen. Bürgermeister Kospoth und vier Magistratsmitglieder traten vor den Kaiser. Napoleon empfing sie mit großer Milde und Mäßigung. Er sagte ihnen, daß sie die Einwohner nur beruhigen möchten. Alles was geschehen sei, um den Geist der Anarchie, den die Stein und Scharnhorst geweckt hätten, zu unterstützen, solle verziehen sein, er wisse wohl, daß König Friedrich Wilhelm nur irregeleitet sei.

Aber diese Einnahme von Breslau, welche den Truppen des Kaisers den Weg über Strehlen und Nimptsch in dem Rücken der Stellung der Verbündeten öffnete, brachte den Oberfeldherrn Barclay de Tolly wieder in gewaltige Aufregung. Er glaubte, daß Napoleon die Waffenstillstandsunterhandlungen nur deshalb eingeleitet habe, um mit einigen Gewaltmärschen die Verbündeten von der Oder abzuschneiden und ihnen mit verkehrter Front eine dritte Schlacht zu liefern. Er vertrat seine Meinung mit der ihm eigenen Zähigkeit und gewann in dem Kriegsrat, der am 2. Juni stattfand, in der Tat die Zustimmung der Monarchen für den Abmarsch der Armee aus dem Lager von Pilzen gegen die Oder. Damit wäre die Fühlung mit Österreich wieder verloren gegangen, und was Kaiser Franz in seiner Angst alles getan hätte, ist gar nicht abzusehen. Die preußischen Offiziere, Blücher, Gneisenau, am 4. Juni auch der knorrige York, stemmten sich mit allen Mitteln gegen einen solchen Abmarsch.

Gneisenau führte in einer Denkschrift die Möglichkeiten aus, die zur Stunde vorlagen. Er war ent-

Digitized by Google

schieden für eine Offensive gegen den französischen rechten Flügel und schließlich dafür, daß man die Russen getrost ziehen lasse und Napoleon so in die Zwangslage bringe, seine Armee zu teilen, und einen Teil derselben den Russen, den andern den Preußen gegenüberzustellen. Nur bei einer dieser Armeen konnte der Kaiser persönlich sein und man hätte die französischen Truppen, vor jedem Angriff zurückweichend und dann, je nach der Gunst der Umstände wieder vordringend, allmählich ermüdet. Napoleon war fast 100 Meilen von seinen natürlichen Hilfsquellen entfernt. Sein, wenn auch in zwei Schlachten siegreiches Heer war stark mitgenommen, die Kavallerie in einem jämmerlichen Zustande. Gneisenau durfte mit Recht hoffen, daß: „da beide Armeen eine Zeitlang ausweichen können, keine Gefahr kommen kann, daß es sehr möglich sei, wenn General von Blücher Vorteile erringe, die Provinz Schlesien schnell ohne große Schlacht zu befreien." — „Das Vordringen der französischen Armee," so beschließt er seine Denkschrift, „trägt ganz den Charakter ihres verwegenen Führers. Die Verwegenheit besiegt man nur durch ruhige Besonnenheit. So kann man aber ein einfaches Zurückgehen nicht nennen, bei dem man alle eigentümlichen Vorteile seiner Lage aufgibt. Der besonnene Fechter benutzt die Blöße, die der Gegner sich gibt, ohne sich dadurch in Gefahr zu bringen." — Es herrschte um König Friedrich Wilhelm III. wieder ein starker Streit der Meinungen. Blücher, Gneisenau, York, diese drei wollten durchaus nicht mit den Russen über die Weichsel, wohingegen General v. dem Knesebeck den russischen Projekten schließlich geneigt war und einen solchen Rückzug nicht für nachteilig ansah. Der Waffenstillstand machte glücklicherweise den Zweifeln der königlichen Brust ein Ende.

Der Kaiser Napoleon brauchte diesen Waffenstillstand. Er hatte ihn ja schon vor der Schlacht von Bautzen anbieten lassen wollen. Dieselben jungen Rekruten, die sich wie Helden schlugen, hielten aufreibende Verfolgungsmärsche nicht aus, noch weniger den Ernährungsmangel infolge liederlicher Intendantur. Marmont und Victor machten dringende Vorstellungen über den Trübsinn der jugendlichen Soldaten, der ihre Kampffähigkeit untergrub und die Hospitäler füllte. Ney verlangte 80 Hauptleute, 100 Leutnants für Wiederaufbau seines Korps. Dies reißende Schwinden der Frontstärken spielen unbedingte Anhänger großer stehender Heere für sich aus, da Napoleons Heer zweifellos einem milizartigen Gebilde glich, doch die Drilltruppen drüben schmolzen nicht minder, das preußische Fußvolk sank auf weniger als die Hälfte. Doch die Entmutigung der Marschälle bedrückte Napoleon. Caulaincourt war abgewiesen. Ein zweiter Versuch des kaiserlichen Gesandten, der übrigens beim Kaiser Alexander sehr beliebt war, führte ebenfalls nicht zu einer persönlichen Annäherung. Der Zar hielt sich an die Vermittelung Österreichs gebunden. So hatte denn Graf Stadion es übernommen, die Parteien zu einem Waffenstillstand zusammenzubringen. — Am 29. Mai herrschte im Hauptquartier des Kaisers Napoleon zu Liegnitz eine bemerkbare Unruhe. Die Garden standen schon seit dem Morgen unter dem Gewehr. Das Hauptquartier sollte aufbrechen, aber dies verzögerte sich von Stunde zu Stunde. Gegen 1 Uhr mittags ritt der Oberstallmeister, Graf Caulaincourt, Herzog von Vicenza, in scharfem Trabe auf der Straße gegen Jauer dahin. Es war aus dem russischen Hauptquartier Botschaft gekommen, daß die Generale Graf Schuwalow und von Kleist die französischen Unterhändler an den Vorposten erwarten würden. Graf Caulaincourt ritt also. Für die weiteren Unterhandlungen gab ihm der Kaiser noch den Grafen Flahault de la Billarderie bei, den schönen Flahault, der die Königin Hortense liebte, wie wir wissen, und Vater des Grafen Morny war, der wiederum unter dem zweiten Kaiserreich seine Rolle spielte. Der Vater dieses Flahault hatte übrigens seinen Kopf unter der Guillotine gelassen, und die Mutter floh mit dem achtjährigen Knaben über den Kanal und brachte sich während des nächsten Jahrzehnts mit Schriftstellerei durch, und hat sich unter dem Namen Marquise de Souza einen gewissen Ruf geschaffen. Dieser Flahault war von altem Adel wie Caulaincourt. Auch ein General Dumoustier war bei dieser Sache beauftragt, derselbe Dumoustier, der sich am Hofe in Stuttgart so furchtbar unbeliebt gemacht hatte und von dem erzürnten König Friedrich als der größte Stänker und Wühler von ganz Frankreich gescholten war.

Der Kaiser Napoleon hatte gegenüber diesen ganzen Verhandlungen ein etwas unruhiges Gefühl. Er wollte sie, mußte sie wollen, und wollte sie auch wieder nicht. „Mangel an Kavallerie", wie er im Brief vom 2. an Kriegsminister Clarke vorschützt, kam jetzt auf schlesischem Berggelände wenig in Betracht, und er besaß wenigstens große Überlegenheit an Zahl nach Eintreffen der neuen Korps Victor und Sebastiani. Verjagung der Verbündeten in Schlesiens äußersten Winkel mußte mit Katastrophe enden, falls er ihre Rechte umfaßte und sie ans Gebirge drückte. Ausführung schwer? So was gab es für ihn kaum. Wie hieß es bei Lützen: „Der Kaiser vermutete nicht," daß der Feind so rasch die Offensive ergreife, „doch er änderte sofort seinen Plan" (Marmont, Faber). Wie schrieb er am 6. Mai an Ney? „Ich habe Pontoniere und keinen Ponton", und doch überbrückte er Elbe und Spree. „Das Vertrauen auf die Führer war aufgelöst" (Odeleben), nicht aber ihr Hoffen auf des Kaisers Stern. Er beschloß, dem Grafen Caulaincourt entgegenzureiten, um zu hören, was sei, so stark war seine Erregung.

„Nach einer sehr bemerkbaren Unentschlossenheit," erzählt Odeleben, „brach Napoleon um 3 Uhr

Digitized by Google

nachmittags von Liegnitz auf, ſtieg, eine halbe Stunde vor der Stadt, am Chauſſeehaus gegen Jauer ab und ſchien in großer Bewegung zu ſein. Er erwartete von dieſer Seite her Nachricht von Caulaincourt und ließ ſich endlich über Byas nach Wahlſtadt führen; dem nämlichen Wahlſtadt, welches drei Monate ſpäter den Namen ſeines hochberühmten Gegners, des Fürſten Blücher, verherrlichte. Ich glaube, daß Napoleon noch nicht beſtimmt auf den Fortgang der Unterhandlungen durch Caulaincourt rechnete, und daß er deswegen, vorzüglich auch um dem Feind keine Sehnſucht nach Ruhe zu verraten, die Stadt verließ. Unſchlüſſig alſo, wie weit er noch auf dem Wege nach Breslau vorwärts gehen könnte, wählte derſelbe ein ganz kleines, erbärmliches Gütchen, mit Namen Rosnig, zu ſeinem Nachtquartier; es war hier nur eine einzige Stube und Kammer für ihn vorhanden, die ſchon zerſtört und ausgeplündert worden waren, und Berthier ſelbſt mußte in einem Nebengebäude, ihm gegenüber, in einer Art von Geſindeſtube bleiben. Als man ihm ſagte, daß Se. Majeſtät ſich ſehr ſchlecht in dieſer Behauſung befinden würden, antwortete er: „Eh bien — nous serons à la Pologne! (Nun wohl, wir werden ſo wie in Polen ſein!) Seine Adjutanten und übrige Suite lag in den Scheunen und den nächſten Hütten oder Gärten umher. Caulaincourt kam in der folgenden Nacht zurück, ging aber ſogleich mit einem Portefeuille wieder fort; es ſchien alſo, daß das Parlamentieren einen ernſthafteren Charakter angenommen habe."

Die Grundlage für dieſe Verhandlungen war gewiß nicht leicht zu finden, zunächſt kam aber, am 1. Juni, ein 36ſtündiger Waffenſtillſtand zuſtande. Es wurden Inſtruktionen eingeholt aus den verſchiedenen Quartieren, die Verhandlungen waren, wie geſagt, recht ſchwierig. Die Verbündeten hatten zunächſt den lebhaften Wunſch, die ſchleſiſche Grenze ſchlechthin als Demarkationslinie für das neutrale Gebiet feſtzuhalten. Aber der Kaiſer ſtand ſchon zehn Meilen in Preußen hinein, hatte den größten Teil ſeiner Armee auf preußiſchem Gebiet, war Herr der zweiten, preußiſchen Hauptſtadt, der Stadt Breslau. Es war ſchwer, den Stolzen zu vermögen, dieſe Vorteile wieder aufzugeben, und dadurch entſtand ein langes Hin und Her. Der Herzog von Vicenza erklärte, es wäre ein Ehrenpunkt für den Kaiſer, daß die dem Kaiſerreich Frankreich politiſch angehörenden Gebietsteile, alſo das Gebiet der 32. militäriſchen Diviſion einſchließlich Hamburg und Lübeck, nicht in der Gewalt des Gegners belaſſen würden. Schließlich einigte man ſich dahin, daß für Hamburg der Zuſtand gelten ſollte, der beim Eintreffen der Kunde vom Waffenſtillſtand dort herrſchte. Napoleon wußte genau, daß die Wiedereinnahme Hamburgs durch den Marſchall Davouſt nur eine Frage der Zeit ſei, und daß ſpäteſtens am 1. Juni der Herzog von Auerſtädt Hamburg wieder in ſeiner Macht haben würde. Tatſächlich ging es ſchon am 30. Mai über. — Dann die Dauer. Der Kaiſer wünſchte volle drei Monate. Er brauchte dieſe Zeit, um die großen Verſtärkungen aus Frankreich heranzuziehen und ſeine Kavallerie wieder in einen brauchbaren Zuſtand zu verſetzen. Die Ruſſen taten ſo, als ob ihnen überhaupt an einem Waffenſtillſtand nichts läge, obgleich doch General Barclay ſechs Wochen Zeit haben wollte, um die Armee wieder feldfähig zu geſtalten. Klarer war der Standpunkt des preußiſchen Hauptquartiers. Hier wollte man nur einen möglichſt kurzen Waffenſtillſtand und nur um Öſterreich die Zeit zum Aufmarſch ſeiner Heere zu ſchaffen. Schließlich ſtellte Caulaincourt im Namen des Kaiſers eine Art Ultimatum, nach welchem die Waffenruhe wenigſtens 45 Tage dauern ſollte. Hierauf einigte man ſich, und es kam am 4. Juni im Dorfe Pläswitz zum endgültigen Abſchluß des Waffenſtillſtandes. Er wurde bis zum 20. Juli mit ſechstägiger Aufkündigung, alſo gültig bis einſchließlich des 26. Juli abgeſchloſſen. Hier ſind die Bedingungen:

Art. 1. Die Feindſeligkeiten hören bei Bekanntmachung des gegenwärtigen Waffenſtillſtandes auf.

Art. 2. Der Waffenſtillſtand dauert bis zum 20. Juli einſchließlich und noch ſechs Tage darüber bei Ablauf desſelben.

Art. 3. Die Feindſeligkeiten können demzufolge nur ſechs Tage nach Aufkündigung des Waffenſtillſtandes in den beiderſeitigen Hauptquartieren wieder anfangen.

Art. 4. Die Abgrenzungslinie zwiſchen den kriegführenden Mächten iſt folgendermaßen beſtimmt worden: (Wir wollen dieſe komplizierten Beſtimmungen nur reſümierend geben.) Die Abgrenzungslinien des neutralen Gebietes liefen von der böhmiſchen Grenze über Bober, Katzbach, Oder an der ſächſiſchen Grenze entlang, die preußiſche Grenze reſpektierend bis zur Elbe, deren Lauf ſie folgte. Das verbündete Heer konnte die Orte Landshut, Rudelſtadt, Bolkenhayn, Striegau und Kanth beſetzen, — die Franzoſen: Parchwitz, Liegnitz, Goldberg und Lähn. Breslau blieb im neutralen Gebiet. Hamburgs Geſchick hing von den Verhältniſſen ab, ob erobert, ob belagert. Das neutrale Gebiet innerhalb der Abgrenzungslinien durfte von keiner Truppe betreten werden, kein Landſturm innerhalb desſelben mobiliſiert werden.

Art. 5. Die Feſtungen Danzig, Modlin, Zamoszk, Stettin und Küſtrin ſollen alle fünf Tage, der Stärke der Garniſon angemeſſen, durch Veranſtaltung des Kommandanten der Blokadetruppen verproviantiert werden. Ein von dem Kommandanten jeder Feſtung ernannter Kommiſſär befindet ſich bei dem Kommandanten der Belagerungstruppen, um darauf zu ſehen, daß die feſtgeſetzten Lebensmittel pünktlich geliefert werden.

Digitized by Google

Art. 6. Während der Dauer des Waffenstillstandes soll jede Festung außerhalb ihres Umkreises einen Landstrich von einer französischen Meile haben, dieses Gebiet ist neutral, Magdeburg hat demnach seine Grenze, oder eine Meile auf dem rechten Ufer der Elbe.

Art. 7. Ein französischer Offizier wird in jede belagerte Festung geschickt, um den Kommandanten von dem Abschluß des Waffenstillstandes und von den Bedingungen der Verproviantierung in Kenntnis zu setzen. Ein russischer und preußischer Offizier können ihn auf dem Wege hin und zurück begleiten.

Art. 8. Von beiden Teilen ernannte Kommissarien bestimmen in jeder Festung den Preis der gelieferten Lebensmittel. Die mit Ende jeden Monats von den Kommissarien, welche über die Aufrechterhaltung des Waffenstillstandes zu wachen beauftragt sind, abgeschlossene Rechnung wird in dem Hauptquartiere von dem Zahlmeister der Armee bezahlt.

Art. 9. Es werden von beiden Teilen Offiziere vom Generalstabe ernannt, um gemeinschaftlich die allgemeine Demarkationslinie auf den Punkten zu berichtigen, welche nicht durch den Lauf eines Gewässers bestimmt werden und worüber einige Schwierigkeiten sich erheben könnten.

Art. 10. Alle Truppenbewegungen werden so eingerichtet, daß eine jede Armee ihre neue Linie am 12. Juni einnimmt. Alle Korps oder Parteien des verbündeten Heeres, welche sich jenseits der Elbe oder in Sachsen befinden könnten, sollen nach Preußen zurückkehren.

Art. 11. Offiziere von der französischen und verbündeten Armee sollen gemeinschaftlich abgefertigt werden, um den Feindseligkeiten auf allen Punkten durch Bekanntmachung des Waffenstillstandes Einhalt zu tun.

Art. 12. Man wird von beiden Teilen zwei Generale zu Kommissarien ernennen, um über die Vollziehung der Stipulationen des gegenwärtigen Waffenstillstandes zu wachen. Sie werden sich in der Neutralitätslinie zu Neumarkt aufhalten, um über vorfallende Streitigkeiten zu entscheiden.

Die Kommissarien müssen sich binnen 24 Stunden dahin begeben, um die Offiziere und Befehle zu expedieren, welche kraft des gegenwärtigen Waffenstillstandes abgeschickt werden sollen.

Gezeichnet: Caulaincourt, Herzog von Vicenza.
Graf Schuwalow.
von Kleist.

Gesehen und ratifiziert auf Befehl des Kaisers und Königs
am 4. Juni 1813
23. Mai (russ. Datum)
Der Prinz Vice-Connetable von Frankreich.
Major-General der Großen Armee
Alexandre.

Kaiser Napoleon hatte das Ergebnis dieser Verhandlungen im Städtchen Neumarkt in Schlesien nahe bei Breslau abgewartet. Um die Stadt lagerte seine Garde. Ein armes, in der Ebene gelegenes Städtchen, dieses Neumarkt, war es doch ein Punkt von großer, geschichtlicher Bedeutung. Hier, am Markt, in dürftiger, niedriger Stube, die Diele mit Sand bestreut, hatte einst Friedrich der Große die Dispositionen zum Angriff auf die Österreicher bei Lissa gegeben; hier war der Entschluß zur Schlacht von Leuthen geboren, wobei die Worte gesprochen wurden: „Der Fuchs ist aus seinem Bau gekrochen, wir werden ihm den Pelz klopfen und ihn für seinen Übermut strafen.“ Und jetzt, fünf Jahrzehnte später, weilte in den Mauern dieses kleinen, schlesischen Landstädtchens ein anderer Feldherr. Für sein Geschick wäre es besser gewesen, wenn er hier, gleich Friedrich, den Entschluß zur Schlacht gefaßt hätte, vielleicht zur letzten des Feldzugs, welche die Koalition Rußland-Preußen gesprengt, und ihm die Bahn von neuem frei gemacht hätte. Aber er wartete ungeduldig auf den Waffenstillstand, der für ihn viel Schlimmeres bedeuten sollte, als eine unglückliche Schlacht je bedeutet haben würde, der den Keim seines Falles in seinem Schoße barg. Der unermüdliche Mann gönnte sich hier in Neumarkt so eine Art von Muße. Er ritt viel spazieren, was er sonst nicht zu tun pflegte, er unterhielt sich mit den Bürgern und Bauern, fragte sie nach Stand und Gewerbe, nach ganz unbedeutenden Dingen aus dem Leben dieser Schlesier. Man sah ihn auch viel in den Lagern seiner Garden, — gönnte sich also die erste Muße nach diesem russischen Feldzug und der ungeheuren Arbeit, die er bewältigt hatte, seit er am 19. Dezember 1812 in den Tuilerien wieder auftauchte, — hier in der kleinen Landstadt. Seine Laune schien in jenen Tagen denen, die um ihn lebten, sehr gut zu sein; die Nachrichten, die von Caulaincourt eintrafen, waren wohl befriedigend. Man hörte den Kaiser sogar Arien trällern: „o page, mon beau page“ und dann, — zu Pferde steigend: — „Andiam a cavallo“ (Auf laßt uns reiten!)

So gut gestimmt erschien der Kaiser seiner Umgebung in diesen Tagen, und doch war es hier in Neumarkt, wo sich sein Glück wendete, wendete in dem Augenblick, wo Berthier in seinem Auftrag den Waffen-

Digitized by Google

ſtillſtand unterſchrieb. Nicht wenig trug dazu bei, daß der Graf Bubna am 31. Mai endlich den Herzog von Baſſano in Liegnitz aufgefunden hatte, um ihm zu eröffnen, daß auch die Schlacht von Bautzen an der Programmeinhaltung des öſterreichiſchen Kabinetts nicht das geringſte geändert habe. Der Kaiſer Napoleon wußte nunmehr, daß von Öſterreich zurzeit nichts zu erhoffen, wohl aber vieles zu fürchten ſei.

„Sie werden aus den Mitteilungen" ſchrieb der Kaiſer an den Kriegsminiſter Clarke, „des Moniteur erſehen haben, daß man über einen Waffenſtillſtand verhandelt. Es iſt möglich, daß er heute oder morgen unterzeichnet wird. Dieſer Waffenſtillſtand hält den Lauf meiner Siege auf. Ich habe mich aus zwei Gründen dazu entſchloſſen: wegen meines Mangels an Kavallerie, der mir große Schläge unmöglich macht, und wegen der feindlichen Haltung Öſterreichs. Dieſer Hof beabſichtigt unter den liebenswürdigſten, zarteſten, man möchte ſagen: ſentimentalſten Formen — nicht weniger, als mich durch die Furcht vor ſeiner bei Prag vereinigten Armee zur Rückgabe von Dalmatien und Iſtrien und ſelbſt des Gebiets jenſeits des Iſonzo zu zwingen. Er will außerdem das linke Ufer des Inn und das Salzburger Land und endlich die Hälfte des Großherzogtums Warſchau, deſſen andere Hälfte an Preußen und Rußland zu fallen hätte. Er hoffte zu allen dieſen Vorteilen durch die bloße Anweſenheit von 100000 Mann und ohne wirkliche Feindſeligkeiten zu gelangen.

Dem heuchleriſchen Doppelſpiel Öſterreichs ein Ende zu machen, ſeine ungemeſſenen Anſprüche auf Grenzerweiterungen in Italien und Deutſchland zurückzuweiſen, ſoll der Vizekönig Eugen mit 60000 Mann in Laibach lagern und ſo mit einem Angriff auf Wien drohen, während die fünf Diviſionen des Beobachtungsheeres von Mainz mit den zwei Diviſionen der jungen Garde ſich teils an der Regnitz, teils im Lager von Pirna aufſtellen; drei Armeen von zuſammen 150000 Mann in ſolcher Aufſtellung werden ausreichen, Öſterreich das Lächerliche ſeiner Forderungen klar zu machen. Dazu aber braucht es Zeit, und deshalb hemme ich den Lauf meiner Siege."

Dieſe Bedrohung Öſterreichs von ſeiten Italiens hatte aber keine Wirkung mehr. In Öſterreich waren jetzt fähigere Stabsoffiziere an der Reihe als einſt zur Zeit der italieniſchen Kriege. Die Denkſchrift, die der tüchtige und klarſehende Graf Radetzky (der ſpäterhin berühmte Feldmarſchall, der Abgott ſeiner Truppen), damals verfaßte, enthält unter anderen den entſcheidenden Satz: „Wie bekannt iſt, ſammelt und organiſiert der Vizekönig von Italien eine neue Armee, Bayern und Württemberg ſind in neuen Rüſtungen begriffen, Paſſau, Salzburg, Kufſtein werden befeſtigt, alle dieſe Rüſtungsanſtalten gelten Öſterreich. Indeſſen wäre es für uns das verderblichſte, dieſen Rüſtungen unſererſeits gar eine Armee entgegenzuſtellen, oder etwa gar eine offene Invaſion gegen Italien vornehmen zu wollen."

Der Kaiſer Napoleon wußte, daß er in dieſem Waffenſtillſtand Zugeſtändniſſe machte, die er auf der Höhe ſeiner Laufbahn *nie* gemacht haben würde. Noch während die Verhandlungen ſchwebten, bekam Caulaincourt am 3. Juni den kaiſerlichen Einwand zu hören: „Man darf ſich nicht verhehlen, daß der Waffenſtillſtand, wie ich ihn in meinem Ultimatum vorgeſchlagen habe, für mich nichts weniger als ehrenvoll iſt. In der Tat, warum für einen Waffenſtillſtand von ſechs Wochen ein Land opfern, von der Wichtigkeit Breslaus? *Ich gebe alles auf, der Feind nichts.*"

Als der Kaiſer Napoleon ſeinen Reiſewagen beſtieg, um nach Dresden zurückzufahren, ſagte er zu Caulaincourt: „Wenn die Verbündeten nicht guten Glaubens den Frieden wollen, dann kann uns dieſer Waffenſtillſtand ſehr fatal werden." Es ſchien, als ob ihn der Abſchluß des Waffenſtillſtandes ſchon in dieſem Augenblick gereute. Zwar erholte ſich ſeine Stimmung bald wieder, aber das Bewußtſein und die Erkenntnis, einen Fehler gemacht zu haben, und wie die Geſchichte heute wohl ſagen kann, *den größten Fehler während der ganzen, tollen Laufbahn dieſes Mannes*, verließ ihn nie, wurzelte ſich immer feſter ein, — trat ganz klar vor das rückſchauende Auge, als er, ein verlorener Mann, von engliſchen Schiffen ſcharf bewacht auf Helenas Felſengeſtade ſeine Tage beſchloß. Damals ſagte er zu Las Caſes: „Nie hätte ich in einen Waffenſtillſtand nach dem Siege von Bautzen willigen ſollen. Was? Ich war ja ſchon in Breslau. Hätte ich nur ohne Unterlaß gekämpft, und wäre vorwärts gedrungen, wie ich es damals mit meiner Übermacht konnte, bis die Ruſſen und Preußen an der Weichſel waren und Polen aufs neue in meine Wagſchale fiel, niemals hätte mein Schwiegervater ſich offen gegen mich erklärt!" Und zu Gourgaud, der während der ſächſiſch-ſchleſiſchen Tage ſtets um ihn war und auch das Exil von St. Helena mit ihm teilte, ſagte er bei Gelegenheit eines Geſprächs: „Ich glaube wohl, daß ich damals falſch gehandelt habe, aber ich hoffte, mich mit Öſterreich zu einigen, meine Armee war ermüdet. — Ich muß Soult die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er meinen Gedanken billigte, *den Waffenſtillſtand nicht zu unterſchreiben*. Aber Berthier mit ſeinem Geſchwätz und Caulaincourt drängten mich." — Er ging darauf ein, ging jedoch zu weit im Entgegenkommen, weil er ſich über die zum Äußerſten entſchloſſene Geſinnung ſeiner Gegner täuſchte. Daß der korſiſche Wüterich unerſättlich Krieg wollte, damit belog diplomatiſches Ränkeſpiel die Welt. Er begehrte Frieden unter annehmbaren Bedingungen. Unabläſſig geſteigerte Forderungen, die ihm ganz Deutſchland, Italien, Spanien abzwacken und ihn mit einem Federſtrich über den Rhein werfen wollten,

Digitized by Google

belehrten ihn über seinen Irrtum. Allerdings sieht sich die Weltgeschichte, rückschauend gesehen, meist ganz anders an. Hätte der Kaiser die Stimmung im Hauptquartier der Verbündeten gekannt, hätte er gewußt, daß General Barclay mit Gewalt an die Weichsel zurück wollte, es ist keine Frage, daß er alles daran gesetzt hätte, die verbündeten Armeen durch einen letzten Gewaltstoß über den Haufen zu werfen. Aber die bisherige Wucht der Gegenwehr bei Lützen und Bautzen, die zähe und ermüdende Verteidigung während des Rückzuges, die Schlappe von Hainau, der immer empfindlicher werdende Parteigängerkrieg im Rücken des Heeres täuschten ihn über das wirkliche Vorhaben des Generalkommandos der Verbündeten, und er konnte ja nicht ahnen, daß die beiden Monarchen den Rückzugsplan Barclays schon (wenn auch schweren Herzens) gebilligt hatten. Und dann hatte er auf St. Helena anscheinend vergessen, wie sehr sein eigenes Heer mitgenommen und erschüttert war, wie sehr die Marschälle klagten, wie der Hunger sich an die Fersen dieser neuen „großen Armee" heftete, wie miserabel die Kavallerie beritten war. Das alles waren doch schwere Umstände, die ihm den Waffenstillstand förmlich aufzwangen, um sein Heer zu ordnen und zu ergänzen. Gleichwohl hätte er trotz Zermürbung und Fahnenflucht sein müdes Heer vielleicht zu einem letzten Streich meistern können, deshalb möchte man Jomini und York („Napoleon als Feldherr," II, 246) beistimmen, daß er 1807 unablässig vordrang, „als ihm Österreich das gleiche Spiel bereiten konnte". Doch der Vergleich scheint nicht glücklich, damals stand er im Zenit seiner Allgewalt, das schlechtgerüstete Österreich hätte sich gehütet, mit ihm anzubinden, heute hatte er den Zusammenbruch in Rußland in den Knochen, und die Zweideutigkeit des schlagfertigen Donaustaates beunruhigte ihn so, daß er nicht wagte, die Verbündeten über die Grenze gleichsam in Kaiser Franz' Arme zu stoßen. Solche Herausforderung hätte dessen Zaudern vor bindender Entschließung zwangsläufig eine Ende gemacht.

Der Kaiser hatte beschlossen, während der Zeit der Waffenruhe in Dresden sein Hauptquartier zu nehmen. Zur Rückreise ließ er sich gehörig Zeit, einen ganzen Tag verwendete er darauf, das Schlachtfeld bei Bautzen nochmals zu besichtigen. Dies war für ihn eine Art Erholung. Er besah das Gelände mit den Augen des Schlachtenmeisters. Jede Verschanzung, jede Höhe, jede Talsenkung war ihm interessant, besonders aber die Gebirgskette, die sich von Cunewalde bis Bautzen erstreckte. Wäre hier eine andere Lösung des Bautzener Problems möglich gewesen? Dieser rastlose Mensch lernte, wo er nur konnte, für sein Handwerk, — sagen wir sein Kunsthandwerk, — welches nun einmal der Krieg war.

In Dresden stieg der Kaiser in dem gräflich Marcolinischen Palais ab, welches, inmitten von Gärten gelegen, ihm völlige Ruhe zur Arbeit bot, die während des Waffenstillstandes wieder auf ihn wartete. Täglich kam ein Auditeur des Staatsrates von Paris, der dicke Aktenmappen mit Berichten brachte: Briefe der Kaiserin, Berichte des Erzkanzlers Cambacérès, Geheimakten, politische Polizeirapporte des Präfekten von Paris, Garnisonbesatzung, Depotbestand, die Korrespondenz des Kriegsministers, ein genaues Verzeichnis von den auf den einzelnen Etappen der Zuzugsstraßen eingetroffenen Mannschaften, die Ein- und Ausfuhrberichte der vaterländischen Häfen, einen Auszug der Zeitungen, die Kurszettel von Paris und Amsterdam, einen genauen Rapport der Rheinübergänge, worin jeder Reisender, der den Rhein passierte, namentlich genannt wurde. Und dazu kamen noch die Berichte aller Gesandtschaften, die eingehenden Mitteilungen des Vizekönigs von Italien, — man kann nicht herzählen, was alles noch dazu kam. Hier in Dresden war, um es ganz kurz zu sagen, in jenen Wochen das politische Zentrum der Welt. Wir wollen es dort einstweilen lassen, verkörpert in der gedrungenen Gestalt des kleinen Korporals, wie er zwischen den Rabatten des Marcolinischen Gartens auf- und abschreitet, das blasse Cäsarenantlitz angespannt von innerer Arbeit, die tiefen, unergründlichen Augen fest vor sich hingerichtet, mit der Spitze des weichen, schmiegsamen Reiterstiefels Kies hinwegschnellend. Wir wollen ihn dort lassen und hören, was sonst noch in Deutschland vor sich ging.

6. Kapitel

Der Feldzug des Generals von Bülow

„Ja, wäre Bülow nur bei der Musik geblieben, da hätte aus ihm etwas werden können," soll einst der alte Berliner Musikdirektor Zelter ausgerufen haben, als von dem General von Bülow die Rede war. Es ist auch so etwas aus ihm geworden, aus dem jähblütigen, hitzigen Bülow, wegen dessen der knorrige York schon seine Kuchenreuter-Pistolen hatte instand setzen lassen und der neben den Registern des Wohlklangs auf Violine und Spinett auch ein ganzes Register von Flüchen zur Hand hatte, wenn sein heißes Blut es so wollte.

Wir müssen um vier Wochen zurückwandern, von Julianfang bis Maianfang, müssen uns der Stunde erinnern, als plötzlich in der Gegend von Großgörschen der Kanonendonner losbrach, der Kaiser Napoleon höchst hellhörig machte. Es war am selben Tage von Lützen, am 2. Mai, als auch der General Bülow in früher Morgenstunde schon den Franzosen zu schaffen machte. „Der Generalleutnant von Bülow," heißt es in der Instruktion, die ihm der verflossene Oberfeldherr Graf Wittgenstein am 26. April zukommen ließ, „beobachtet mit seinen Truppen die untere Saale, die Bewegungen des Vizekönigs, und deckt zugleich die Belagerung von Wittenberg. Ereignet es sich aber, daß wir bei Lützen geschlagen werden, so sammelt Bülow alle Truppen und wählt eine Stellung zwischen Brandenburg, Potsdam und Wittenberg." Es war bitter wenig, was Bülow an Truppen in Händen hatte, um einer solchen Aufgabe, die doch an ihn herantreten konnte, gerecht zu werden: Alles in allem 8000 Mann, wenn man die Brigade Thümen, die noch im Anmarsch war, mit dazu rechnet. Seine Lage wurde noch schwieriger, als der General von Kleist vor dem 5. Armeekorps des Marquis de Lauriston zurückweichen und Merseburg und Leipzig räumen mußte. Natürlich drängten die französischen Massen sofort nach, und der Brigadier Lacroix besetzte Halle. Bülow war entschlossen, diesen wichtigen Saaleübergang zurückzugewinnen. Er stand vor seinem Angriff auf Bernburg, den er vorgehabt hatte, ab und stellte sich mit seinen Truppen bei Radegast, einen Tagemarsch nördlich von Halle, auf. In der Morgenfrühe des 2. Mai ritt der General persönlich mit dem Führer seiner Kavallerie, dem General von Oppen (den wir von seinem wilden Traum her kennen), gegen Halle vor, um die Gelegenheit eines Angriffs zu erkunden. Mit ihm ritten einige schwarze Husaren. Da kommt der Leutnant von Gotzkow des Wegs daher mit einer Dragonerpatrouille. Er hat eben vorwärts Halle eine französische Reiterfeldwache beobachtet, reitet an den General heran und macht gehorsamst Meldung. „Ach was," sagt Bülow in seiner schroffen Art, „was Sie erst gesehen haben! Reiterfeldwachen? Zwei Offiziere von meinen schwarzen Husaren haben hier Patrouille geritten und nichts gesehen, und auf die Meldungen der Schwarzen kann ich mich verlassen." Leutnant von Gotzkow, über diese unverdiente Behandlung gereizt, macht seine Honneurs, winkt einen Dragoner heran und sprengt mit demselben in der Richtung davon, wo die französischen Feldwachen hinter dem Buschwerk stecken, jagt sie auf und führt so augenscheinlichst den Beweis der Wahrheit seiner Meldung. „Na," sagt Bülow, und klopft dem Leutnant freundlich auf die Schulter, „Sie haben eine ganz besondere Art, Ihren Rapport zu bestätigen. Dergleichen Beweisen muß ich wohl glauben, die springen einem ja gleich mit sechs Beinen in die Augen." Um 5 Uhr früh nahte sich die preußische Kolonne, hinter sich einen anstrengenden Nachtmarsch, den Toren Halles. General Lacroix hatte das 135. Linienregiment, vier Geschütze und eine Sappeurkompagnie bei sich, alles in allem ungefähr 2600 Mann. Er hatte drei Kompagnien an die Tore postiert und die vierte in Reserve behalten. Was Bülow heranführen konnte, waren, da Thümen noch nicht eingetroffen war, 4500 Mann mit 24 Geschützen. Bülow gönnte seinen Truppen Ruhe von einer Stunde und ließ sodann gegen 6 Uhr angreifen. Die Gärten der nördlichen Vorstadt wurden vom Feinde gesäubert und die Tore der inneren Stadt angegriffen. Der Kampf um die Tore dauerte fast zwei Stunden lang. Die Entscheidung konnte erst erfolgen,

Digitized by Google

als der französische General einen Ausfall aus dem Leipziger Tor befahl, zu welchem er sein letztes Bataillon und vier Kanonen verwendete.

Zunächst hatte er Erfolg, aber Bülow schickte sofort zwei Bataillone und zwei Schwadronen und eine Batterie vor. Diese neue Verstärkung brach den Franzosen in die Flanke, und die Artillerie fuhr vorzeitig ab. Ein Bajonettangriff der preußischen Infanterie entschied das Gefecht. Zugleich mit den fliehenden Feinden drängten sich preußische Bataillone in die Stadt ein. Gerade als das Gefecht in der Entwicklung war und einen günstigen Ausgang für die Preußen zu nehmen schien, kam ein Adjutant des Infanteriekommandeurs, Prinzen von Hessen-Homburg, mit einem Befehl zum Rückzug und rief so laut er konnte: „Zurück! Zurück!" Wütend sprengte der Hauptmann Weyrach auf ihn zu und rief: „Herr, schreien Sie doch nicht so! Sie sehen, der Feind ist geworfen und in vollem Rückzug, und unsere Soldaten dringen in die Tore. Hier kann von Zurück keine Rede sein. Reiten Sie zu Ihrem General und melden Sie, was geschehen ist und wie es hier steht." (Es war dies derselbe brave Hauptmann Weyrach, den wir am 27. April als Parlamentär Bülows Arm in Arm mit dem General von Thielmann in Torgaus Straßen sahen.)

Als die Preußen erst einmal in der Stadt waren, und die Verteidiger der Tore sich im Rücken angegriffen sahen, wurde Tor auf Tor erstürmt. Es kam in den Straßen zu einem erbitterten Einzelkampf, an dem, nach dem Bericht des französischen Generals Lacroix, auch Einwohner teilnahmen. Um 10 Uhr morgens war die „gute königlich westfälische Stadt" Halle in den Händen der Preußen. Es war ein glänzendes Bravourstück preußischer Tapferkeit, dieses Gefecht von Halle; der Feind verlor 11 Offiziere, 651 Mann, darunter 300 Gefangene. Aber leider hatte auch auf preußischer Seite das hartnäckige Gefecht viel Blut gekostet: 8 Offiziere und 240 Mann waren tot und verwundet. Sehr erfreulich war es für die schlecht ausgerüsteten Mannschaften des Bataillons Uttenhoven (vom 3. ostpreußischen Infanterieregiment), daß sich viele französische Gewehre und Ausrüstungsstücke in Halle befanden. Ja, es war während des Kampfes vorgekommen, daß sich verschiedene Füsiliere erst eines französischen Infanteriegewehres bemächtigen mußten, um gehörig schießen zu können, was ihre eigenen, schlechten Waffen nicht gestatteten. (Die preußischen Gewehre stammten zum größten Teil aus England!)

Das Bataillon Uttenhoven hatte sich an diesem Tage besonders ausgezeichnet. Es war ganz neu im Felde, erst im Januar zusammengetreten, mangelhaft bekleidet; viele von den Leuten hatten noch keine Tschakos, keine Tornister. Nun waren die den Franzosen abgenommenen Tschakos, Kalbfelltornister, Gewehre, sehr willkommene Beute. Willig gaben auch die anderen Bataillone, was sie an Waffen und Monturen erobert hatten, her, um dem Bataillon Uttenhoven zu einer kriegsmäßigen Ausrüstung zu verhelfen. — Man fand in der Stadt Halle große gefüllte Salzmagazine, die als königlich westfälisches Eigentum mit Beschlag belegt wurden. Allerdings, meinte Bülow trocken, daß er von dem Salz wenig Gebrauch machen könnte, da seine Soldaten dieses Reizmittels, um Durst zu bekommen, nicht erst bedürften!

Seit Mittag hörten die Eroberer von Halle recht deutlich den Kanonendonner vom Schlachtfelde zu Lützen herüberschallen, aber irgendeine Kunde ging dem General von Bülow nicht zu. Wohl aber kam ein Adjutant des Generals von Kleist angesprengt, der Meldung machte, daß Kleist, dem Drucke des gesamten Korps Lauriston nachgebend, Leipzig geräumt habe. Bülow sah sich also in der linken Flanke bedroht. Er gebrauchte alle Vorsichtsmaßregeln, die sich anwenden ließen, sandte Feldjäger und Ordonnanzen ab, um den Obergeneral Graf Wittgenstein aufzusuchen, sandte Patrouillen und Streifkorps in der Richtung nach Merseburg, Delitzsch und Eisleben. Einen Teil des Tages brachte General von Bülow auf der Sternwarte in Halle zu, um von dort aus durch Ferngläser die Bewegungen feindlicher Truppenkörper zu beobachten. Am 4. Mai endlich trafen ganze Trupps von Überläufern der französischen Armee ein. Es waren Hessen-Darmstädter, Badenser und andere Rheinbündler, welche bei dieser ersten passenden Gelegenheit sich aus dem Staube gemacht hatten, der französischen Heeresfolge müde. Sie erzählten von der großen Schlacht in den Lützener Ebenen, konnten aber nicht sagen, wie der Ausgang war. Erst am späten Abend desselben Tages kam einer der ausgesandten Feldjäger auf schweißbedecktem Rosse zurück und brachte die höchst seltsame Nachricht Wittgensteins, „daß er am 2. Mai bei Lützen einen glänzenden Sieg erfochten habe, infolge solches glänzenden Sieges das verbündete Heer den Rückzug nach der Elbe angetreten habe". Rätselhaft! Man kann sich denken, daß der kluge Bülow die Nachricht von einem glänzenden Siege und einem gleich darauf erfolgten Rückzug an die Elbe mit einem nachdenklichen Schütteln des Kopfes empfangen haben mag. Jedenfalls sah er ein, daß er sich jetzt bei Halle nicht länger aufhalten durfte, daß er sich den Elbübergang von Roßlau unter allen Umständen sichern müsse. Er trat daher den Rückzug auf Dessau an ohne jeden Befehl vom Hauptquartier, was er nun zu tun und zu lassen habe. Endlich schon nahe Dresden erreichte den General eine Kabinettsorder König Friedrich Wilhelms, der mit Recht besorgt war, daß Wittgenstein in dem Wirrwarr Bülow auf seinem exponierten Posten ganz ohne Befehl gelassen haben möchte. Zwar die Niederlage bei Lützen ist in dieser königlichen Kabinettsorder auch stark verschleiert, aber im übrigen enthielt sie bestimmte Weisungen. Sie lautete:

Digitized by Google

„Die gestern zwischen Lützen und Pegau gelieferte Schlacht ist äußerst hartnäckig und blutig gewesen. Durch den hohen Mut meiner und der russischen Truppen, der der Überzahl des Feindes das Gegengewicht hielt, sind die errungenen Vorteile des Tages bis zum letzten Augenblick in unseren Händen geblieben. Der Feind ist aber heute früh nach Leipzig abmarschiert und unterbricht dadurch die Verbindung zwischen Ihnen und der Hauptarmee. In dieser Erwägung weise ich Sie, wenn Sie von dem General Graf Wittgenstein keine Befehle mehr erhalten sollten, an, bei Roßlau über die Elbe zurückzugehen und, wenn der Feind sich mit Macht gegen die Marken wenden sollte, der Landwehr und dem Landsturm dieser Provinz zum Kern zu dienen und den kleinen Krieg, der sich im Lande bilden muß, kräftigst zu unterstützen. Das Gouvernement in Berlin ist angewiesen, die Landwehr, wie sie ihre Organisation vollendet, an Ihr Korps und das Detachement des Generals Borstell, welches mit Ihnen vereinigt bleibt, anzuschließen. Ihrem Eifer und Ihrem Talent vertraue ich, daß Sie unter diesen Umständen dem Staate die wichtigen Vorteile erkämpfen helfen werden, die bei Ausdauer und Energie uns einen glücklichen Ausgang des Kampfes verbürgen müssen.

Friedrich Wilhelm."

Dieser Befehl des Königs eröffnete dem General plötzlich ein ganz neues Feld der Tätigkeit, legte auf ihn ein starkes Maß von Verantwortung. Bülow beeilte sich, noch am Nachmittage des 6. Mai die Elbe bei Roßlau zu passieren; sandte an den General von Borstell, der noch immer vor Magdeburg stand, den Befehl, sich mit ihm zu vereinigen, und richtete sich ganz genau, dem königlichen Vertrauen zu entsprechen. Aber kaum war er mit Mühsal über die Elbe gesetzt, als er durch den General von Kleist den neuen Plan Wittgensteins erfuhr, daß dieser an der Mulde standhalten wolle und die neue Besetzung Halles von Wichtigkeit sei. Man dachte sich, wie wir wissen, in preußischen Offizierskreisen bereits sein Teil von der Planlosigkeit des russischen Hauptquartiers. „Der Himmel wolle sich unser annehmen, von Feldherrn und Menschen scheinen wir verlassen zu sein," fügte Kleist resigniert seiner Botschaft hinzu. Aber Bülow gehorchte, ging wieder über die Elbe zurück, nahm Stellung in der Gegend von Dessau und schickte an General Borstell Konterorder. Immerhin preßte dieses fatale Hin und Her dem preußischen General einen Seufzer aus, der bemerkenswert ist. Er richtete am 6. Mai ein Schreiben an das königliche Hauptquartier, in welchem er seinem Herzen über die grenzenlose Konfusion, die in der Heeresleitung herrschte, Luft machte und mit den Worten schloß: „Ich wünschte, man stellte den Kronprinzen von Schweden an die Spitze der Armee." — Ach, wenn Bülow gewußt hätte, was er hier für sich herbeiwünschte!

Man hielt indessen im Hauptquartier des Königs Berlin für bedroht. Der Oberst von Boyen ging am 7. Mai aus Dresden ab, um die Vorbereitungen zur Verteidigung der königlichen Hauptstadt zu treffen, und gleichzeitig zur beschleunigten Aufstellung der Landwehr und des Landsturms mitzuwirken. Gouverneur von Berlin war damals der alte General L'Estocq, der anno 1807 bei Eylau mit seinen Preußen rechtzeitig angegriffen hatte, um die Niederlage von den Russen abzuwenden. Er war schon ein hoher Siebziger, der alte Mann, seit 55 Jahren im Dienste des König, zuverlässig, zäh; aber dennoch war es gut, daß man ihm rechtzeitig einen so hervorragenden Mann wie Boyen zuerteilte. „Die Hauptzwecke," schreibt Boyen, „dieser mir mit einer großen Vollmacht aufgetragenen Sendung waren: 1. Mit allen möglichen Mitteln die Formation der Landwehr zu beschleunigen; ebenso 2. die Ausführung der Verordnung über den Landsturm zu betreiben. 3. Die angelegten oder noch notwendigen Verschanzungen zu vollenden und in einen allgemeinen Zusammenhang zu bringen, vor allem eine ernste Verteidigung von Berlin vorzubereiten. 4. Einen allgemeinen Verteidigungsplan für die Provinz, unter Mitwirkung der Landwehr und des Landsturmes, zu entwerfen. 5. Wenn es je notwendig würde, dahin zu sehen, daß die in Berlin noch anwesenden Mitglieder der königlichen Familie nebst den zu rettenden Kostbarkeiten nach Königsberg geleitet, die Kriegsvorräte aber nach Breslau oder Kolberg gebracht würden.

Am 8. Mai kam ich des Abends in Berlin in dem Augenblick an, wo, in einigem Kontrast mit meinem Auftrage, der Sieg bei Görschen auf allen Straßen mit einem in unserer gegenwärtigen ruhigen Polizeistimmung kaum begreiflichen Jubel, mit Illumination und Schwärmern, die in allen Straßen herumflogen, gefeiert wurde.

Das Gouvernement, nämlich den General L'Estocq sowie den Geheimen Staatsrat Sack, fand ich voll des besten Willens, alle Kräfte zur Ausführung meines Auftrages aufzubieten, und auch die allgemeine Volksstimme war in einer überwiegenden Mehrheit einer entschlossenen Verteidigung geneigt; nur einige zurückgebliebene Hofbediente, an ihrer Spitze der Fürst Wittgenstein, einzelne adlige Familien, etwas ängstliche oder entnervte Beamte, an die sich einige reiche Kaufleute anschlossen, waren durch diese allgemeine Aufregung erschreckt und zitterten ebenso vor der bewaffneten Volksmenge als vor der möglichen Rache Napoleons; sie fanden es unerhört, daß so vornehme oder reiche Leute, als sie selbst, auch an den Kriegshandlungen teilnehmen sollten.

Die Leute des Landsturmes waren dagegen voll entschieden guten Willens, und Männer aus allen

Digitized by Google

Ständen gaben durch ihre Teilnahme bei den täglichen Übungen sehr ermunternde Beispiele, ich nenne unter anderen nur den Geheimen Oberregierungsrat Süvern, Schleiermacher, Professor Buttmann, Niebuhr, Fichte, einen Herrn von Burgsdorff aus der Neumark, und eine Menge anderer edler, wahrhaft patriotischer Männer."

Seit Anfang Mai standen die ersten vier vollzähligen Landwehrbataillone, je 800 Mann stark, unter dem trefflichen Major von der Marwitz feldfertig bereit. Wir haben ihn kennengelernt, diesen knorrigen Herrn von der Marwitz, in Breslau. Nun war es so weit, daß er seine Landwehrbrigade übernehmen konnte. Feldfertig? Ja, so gut es eben ging. Marwitz war nicht sonderlich zufrieden mit der Ausrüstung seiner Brigade. Die Gewehre schossen nicht, ja, waren größtenteils noch in Reparaturwerkstätten. Die meisten der Landwehrleute trugen Lanzen, die auch nicht sonderlich gut geschmiedet waren. Um die Bekleidung sah es traurig aus. Es fehlte an Schuhen, an Kochgeschirren, an Tornistern. Bei einer dieser Kolonnen war nur ein einziger Offizier, der imstande war, das Exerzieren zu leiten. Reiterei war noch nicht vorhanden. Aber bei all diesen Mängeln: Der Wille war gut, war gut bei der Landwehr wie beim Landsturm: „Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glatz," sagt Ernst Moritz Arndt, „war nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe, das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Übermut einzuschränken. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen lange ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen; ja, selbst Jungfrauen unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen drängten sich zu den Waffen; alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten und sterben. Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Übungsplatz und Waffenplatz verwandelt; jede Feueresse ward eine Waffenschmiede."

Was unter Landsturm verstanden wurde, sagt uns des Königs Erlaß, der zu Breslau am 21. April gegeben worden war: Es ist der Krieg bis aufs Messer, der hier gepredigt wird. Es ist schließlich nichts so gekommen, wie es vorhergesehen war, und es ist vielleicht gut, daß es so nicht gekommen ist. Aber der Kaiser Napoleon hatte mit ganz anderen Kräften zu rechnen, als bei seinem ersten Feldzug in Preußen, mit inneren Kräften, die er von vornherein zu unterschätzen nur zu geneigt war, wenn er nichtachtend seinem Marschall gegenüber von „einem Schwarm schlechter Truppen" sprach. Dies ist der Aufruf, den Friedrich Wilhelm in Preußen erließ:

„Es soll," heißt es in demselben, „überall sofort zur Errichtung des Landsturms mit der bisherigen Tätigkeit geschritten werden, damit der Feind, wie auch die Erfolge unserer Waffen, die in Gottes Hand liegen, sein mögen, gewahr werde, daß ein Volk nicht besiegt werden kann, welches eins mit seinem Könige ist. Diese Unüberwindlichkeit hängt nicht von einer besonderen Beschaffenheit des Terrains ab. Die Sümpfe der alten Deutschen, die Gräben und Kanäle der Niederländer, die Hecken und das Buschwerk der Wenden, die Sandwüste Arabiens, die Berge der Schweizer, der wechselnde Boden der Spanier und Portugiesen haben, vom Volke verteidigt, stets ein und dieselbe Folge erzeugt. — Der Landsturm tritt überall ein, wo der Feind versucht in unser Land zu dringen.

Ist der Fall des Aufgebots eingetreten, so ist der Kampf, wozu der Landsturm berufen wird, ein Kampf der Notwehr, der alle Mittel heiligt. Die schneidendsten sind die vorzüglichsten, denn sie beenden die gerechte Sache am siegreichsten und schnellsten.

Es ist daher die Bestimmung des Landsturms, dem Feinde den Einbruch, wie den Rückzug zu versperren, ihn beständig außer Atem zu halten; seine Munition, Lebensmittel, Kuriere und Rekruten aufzufangen, seine Hospitäler aufzuheben, nächtliche Überfälle auszuführen, kurz, ihn zu beunruhigen, zu peinigen, schlaflos zu machen, einzeln und in Trupps zu vernichten, wo es nur möglich ist.

Jeder Staatsbürger, der nicht schon bei dem stehenden Heere oder der Landwehr wirklich fechtend gegen den Feind steht, ist verpflichtet, sich zum Landsturm zu stellen, wenn das Aufgebot antritt. Alle Armee- und Korpskommandanten haben das Recht, den Landsturm aufzubieten; ebenso alle Militärgouverneure, Kreis- und Bezirksvorsteher..... Bei Todesstrafe darf sich niemand, außer den gedachten Personen, anmaßen, den Landsturm aufzubieten oder nur durch Reden zum Zusammentreten zu verführen.

Nach Publikation dieser Verordnung sind die Gemeinden der verschiedenen Ortschaften und Flecken in den Kreisen zu versammeln. Die Besitzer und Inhaber von Grundstücken jeder Art wählen einen Ausschuß... Diese beratschlagen und überlegen mit Sachverständigen, wie ihre Bezirke sich am längsten und besten verteidigen lassen.... Von den Marken wird hier nur beiläufig und beispielsweise bemerkt, daß außer den Wäldern, wo sich der Durchmarsch auf mancherlei Weise durch Verhaue, Gräben, Schleppschanzen, Hinterhalte erschweren läßt, auch die vielen Seen, Teiche und Gewässer bei kluger Benutzung mancherlei Verteidigungsmittel darbieten.... Die Schutzdeputationen verfertigten genaue Listen aller zum Land-

Digitized by Google

ſturm tauglichen Männer von 15—60 Jahren. Nur Gebrechlichkeit, Kindes- und Greiſenalter ſchließen davon aus.

Es dürften ſich Fälle ereignen, wo die Gouverneure meiner Provinzen es als zweckmäßig erklären, daß ein oder der andere Bezirk oder Umkreis einer belagerten Feſtung von den Einwohnern auf eine Zeitlang geräumt und in ſolchen Zuſtand verſetzt werden, der den Aufenthalt des Feindes darin unmöglich macht und ihn des Unterhaltes beraubt; dann bedenke ein jeder, daß es kein zerſtörtes Dorf gibt, das im Verhältnis ſeiner Größe nicht weniger aufzubauen koſtete, als feindliche Einquartierung und Brandſchatzung ihm koſten würde. Die Landſturmmaſſe um eine Feſtung oder in einem bedrohten Bezirke muß daher mit Weibern, Kindern, Greiſen und der beſten Habe ſich beſtändig zum Auswandern bereit halten. . . . Unter den Vorräten iſt das Mehl zuerſt fortzuſchaffen oder zu verderben. Die Getränke: Bier, Wein, Branntwein laſſe man auslaufen. Die Mühlen werden in den zu verlaſſenden Gegenden verbrannt, die Brunnen verſchüttet. Nach Vertreibung des Feindes ſind Mühlen und Brunnen auf Koſten des Staates wiederherzuſtellen. — Es ſoll auch der Plan einer Aſſekuranz oder Entſchädigungsverpflichtung des ganzen Staates für die abſichtlich verwüſteten Diſtrikte entworfen werden, vermöge deren das ganze Land zur Unterſtützung derſelben pro rata beiſteuert. — Pferde und Rindvieh, die in die Hände des Feindes fallen, werden nie erſetzt. . . . . Obſtbäume ſind nicht umzuhauen, die zeitigenden Früchte werden abgeſchlagen. Korn und Getreide jeder Art, wenn es der Reife naht, wird in Aſche verwandelt. Grüne Saaten werden ohne ausdrücklichen Befehl des Gouverneurs der Provinz nicht abgemäht. Bis zur Ernte kann der Feind wieder verjagt ſein. . . . . Ärzte, Apotheker, Chirurgen haben ſich mit ihren Inſtrumenten jedesmal zuerſt zu entfernen. . . . . Kähne, Fähren, Brücken werden verbrannt. . . . Bei Todesſtrafe darf niemand dem Feinde freiwillig einen Eid leiſten. Wird er mit Gewalt dazu gezwungen, ſo bindet ihn kein erzwungener Eid. Wer Gelegenheit findet, nach dem Einrücken des Feindes zu entkommen, iſt ſie zu benutzen gehalten. — — Zerſtört und verwüſtet werden in der Regel die Städte nicht, wie die Dörfer; ſie müſſen dafür deſto kräftiger der Armee, Landſturm und Landwehr Lieferung an Munition und Waffen leiſten. — Alle Fleiſcher und Brauer ſind verbunden aufzuſitzen. — Die Bildung der National- oder Bürgergarde unter Einfluß und Aufſicht des Feindes iſt bei Strafe ſchimpflicher Landesverweiſung unterſagt. Dieſe ſcheinbaren Ordnungsmittel haben dem Feinde zu oft ſchon Garniſonen in eroberten Städten erſpart. Es iſt weniger ſchädlich, daß einige Ausſchweifungen zügelloſen Geſindels ſtattfinden, als daß der Feind frei im Schlachtfelde über alle ſeine Truppen gebietet. — In einer vom Feinde beſetzten Stadt wird, wie in tiefſter Trauer, verboten, irgendein Schauſpiel, Ball oder öffentliche Luſtbarkeiten zu beſuchen. Kein Geiſtlicher darf darin ohne beſondere Erlaubnis einer dem Feinde nicht unterworfenen Behörde, ein Paar ehelich einſegnen." Am Schluſſe fügt der König hinzu: „Ich erachte es für überflüſſig, Meine getreuen Untertanen beſonders zu ermuntern, gegenwärtige Verordnung unverzüglich und ſtrenge in Ausübung zu bringen. Alles, was ich um Mich her erblicke, verbürgt ihre Liebe ihrem Könige und Vaterlande, ihr Vertrauen, ihren Gehorſam. — — Was aber Notwehr gegen den Feind iſt, arte nie in verderbende Zügelloſigkeit aus. Dem biederen Sinne Meiner getreuen Untertanen vertraue Ich, ſie werden beides nie miteinander verwechſeln. Sie wiſſen und fühlen, daß jede ungewöhnliche Maßregel, wodurch das Eigentum der Einzelnen gefährdet werden könnte, Meinem väterlichen Herzen wehe tut, daß daher bloß die feſte Überzeugung, nur auf dieſem Wege ſei es möglich, die größeren Güter, Ruhe, Glückſeligkeit und Selbſtändigkeit zu erringen, Mich vermögen konnten, ſie, wo es not tut, zu gebieten. Ein ſolches Volk und ſolche Anſtrengungen ſegnet Gott!

Gegeben, Breslau, den 21. April 1813. Friedrich Wilhelm."

Man ſchätzte die Truppen, die man zum Schutze Berlins herbeiziehen konnte, im ganzen auf 50000 Mann. Man rechnete faſt 25000 Mann regulärer Feldtruppen (das Korps Bülow und einige Reſerve- und Marſchbataillone), dann 20000 Mann Landwehr und 10000 Mann Landſturm. Dieſe richtig zu verteilen, war die erſte Aufgabe Boyens. Für eine offene Feldſchlacht waren ſie nicht geeignet, wohl aber zur Bedrohung der feindlichen Flanken, zur Verteidigung der Plätze. Südlich Berlins, vom heutigen Kreuzberg ausgehend, über die Haſenheide bis zu den Rixdorfer Rollbergen wurden Schanzen angelegt. Die Männer des Landſturms wurden zur Schanzarbeit verwendet, und zahlreiche Einwohner Berlins legten mit Hand ans Werk. Mitte Mai war die Arbeit ſchon ſo weit gefördert, daß der alte L'Eſtocq ganz ſtolz an Bülow berichtete: „Läßt der Feind mir nur noch einige Tage Zeit, ſo würde es mir beinahe leid tun, wenn er nicht kommen ſollte."

Der Oberſt von Boyen bereiſte mit dem ruſſiſchen Ingenieur Major Markoff die äußeren Verteidigungslinien, die ſich von Potsdam bis Königs-Wuſterhauſen erſtreckten. Im Oſten und Weſten wurde die Hauptſtadt einigermaßen durch die Waſſerläufe der Spree und Havel gedeckt. Im Süden von Berlin bildeten die kleinen Flüſſe der Nuthe und Notte mit ihren vielen Seen, Wieſen und Sümpfen einen natürlichen Schutz. Dieſe Nuthe- und Notteübergänge zu befeſtigen und zu verteidigen, war alſo notwendig. So wurde eine,

Digitized by Google

Berlin im Umkreis von 4—5 Meilen umspannende Verteidigungslinie geschaffen und eine zweite innere, eben jene, deren Verschanzungen sich vom Kreuzberg bis zu den Rixdorfer Rollbergen erstreckten. Zugleich wurden allenthalben in den Niederungen der Nuthe und Notte die Überschwemmungsvorrichtungen in Tätigkeit gesetzt. Der Feind konnte also nur noch auf den Dämmen, welche über die kleinen Wasserläufe und durch das südliche Bruchland führten, mit seinen Reitern und seinem Train übergehen. Der Wiesen- und Bruchboden war allenthalben so sumpfig, daß selbst Infanterie ihn nur mit großer Mühe passieren konnte. — Der besondere Plan dieser inneren Verteidigungslinie um Berlin rührte von Julian von Voß her, einem früheren Leutnant, jetzt Romanschreiber und Bühnendichter, einem verkommenen Genie, der in der damaligen Arbeitervorstadt von Berlin, Neuvoigtland, eine Schlafstelle innehatte.

Die guten Bürger der Stadt Berlin waren übrigens aufs tiefste erschrocken, als plötzlich, nach dem Kanonendonner und dem Tedeum für den vermeintlichen Sieg von Lützen die Kunde kam, daß der Feind im Anmarsch sei; Grund genug anzunehmen, daß die eben so laut gefeierte Schlacht kein Sieg sondern eine Niederlage gewesen sei. — Inzwischen hatte General Bülow, solange es möglich war, die Stellung bei Dessau aufrecht erhalten. Aber nun wurde ihm bekannt, daß sich bei Torgau große französische Truppenmassen ansammelten, daß zwei Divisionen des Korps Ney bereits bei Düben eingetroffen waren. Bülow hielt daher seine linke Flanke mit Recht für bedroht, zog den General von Borstell von Magdeburg an sich heran und ging auf Belzig zurück.

Von dort nach Marzahm gegenüber Wittenberg, als der Feind von Dessau her andrängte auf Treuenbrietzen und Belitz. General von Borstell mit seiner Brigade wurde in Jüterbog aufgestellt. Bülow gedachte, sich dann in seinen Verteidigungsabschnitt zurückziehen zu wollen.

Als er aber erfuhr, daß der Feind von Wittenberg aus nicht mehr nachrückte, beschloß er, außerhalb der Überschwemmungslinie zu bleiben, und nahm das Gros nach Trebbin, den linken Flügel unter Borstell nach Luckenwalde. Es war viel Umherziehen, was Bülow (wie wir zugeben müssen: in der für ihn sehr unsicheren Zeit) fertig brachte, das war gar nicht im Sinne des alten Generals L'Estocq, war auch nicht im Sinne des Obersten von Boyen, der sonst viel auf Bülow hielt. Es kam zwischen den beiden Generalen, — Bülow war vom König zum Generalkommandeur der Marken ernannt, war aber seinem Range nach nur Generalleutnant, während L'Estocq General der Kavallerie war, — zu recht ärgerlichen Meinungsverschiedenheiten, zu einem spitzen Briefwechsel, der, wie Boyen sagt, „mir die nicht zu neidende Ehre eines Vermittlers zuteil werden ließ." Andererseits war Bülow mit dem Nachschub der Truppen und mit der Verpflegung außerordentlich unzufrieden. Die Kriegskommissare und Behörden legten in der Administration der Verpflegung eine große Ungeschicklichkeit an den Tag. Der General geriet über diesen Mangel an dem Notwendigsten in großen Zorn, denn in den ausgesogenen Dörfern war kaum noch etwas aufzutreiben. Bülow mahnte, sandte Boten; es half nichts. Besonders unzufrieden war der General mit dem Oberkriegskommissar Jacobi. Er schrieb ihm: er habe falsche Berichte gemacht und habe nicht gehorcht, er solle zur Rechenschaft gezogen werden, und fügte dann eigenhändig als Nachschrift dem Brief hinzu: „Wenn Ihnen künftig das rechte Ohr abgeschossen werden sollte, so müssen Sie mit dem linken Ohr hören, was ich Ihnen zu sagen habe."

Nun sprang die Stadt Berlin, um deren Wohl und Wehe es sich schließlich handelte, freiwillig ein. Am 22. Mai trafen reich beladene Wagen mit Proviant aus Berlin im Lager Bülows ein, und die Tausende hungernder und durstender Soldaten kamen zu ihrem Recht.

Inzwischen war es kund geworden, daß die Armee des Marschalls Ney nach Süden abgeschwenkt war, um in die Schlacht von Bautzen einzugreifen. Gleichzeitig traf ein Schreiben des Grafen Wittgenstein ein, welches in lauten Tönen die Schlacht von Königswartha pries, die Vermutung aussprach, daß der Feind nun von Berlin ablassen werde, und gleichzeitig, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, das Bündnis mit Österreich verkündete. Hätte der General von Bülow kurz entschlossen sich an die energische Verfolgung des Marschalls Ney gemacht, als dieser nach Bautzen abmarschierte, so hätte er doch vielleicht noch die Nachhut gepackt und den Marschall in irgendeiner Form zum Stehen gezwungen, und wenn dies nicht mehr möglich gewesen wäre, so hätte er doch in die Schlacht von Bautzen am zweiten Tage noch einzugreifen vermocht. Es läßt sich ja schwer sagen, wie, aber unmöglich wäre es nicht gewesen. Bülow brachte diese Entschlußkraft nicht auf. Der vorhandene Mangel an Lebensmitteln mochte bestimmend gewesen sein. Er entschuldigte sich damit, daß Ney einen zu großen Vorsprung gehabt habe, einen Vorsprung von zwei Tagen, und daß er sich zu weit von seiner Aufgabe, Berlin zu decken, entfernt hätte. Auch jetzt, wo er von Wittgenstein die Nachricht über Königswartha hatte, wandte er sich nicht nach dem Hauptkriegsschauplatz, sondern hielt es für richtiger, Torgau und Wittenberg zu beobachten, ob von dorther feindliche Kräfte nach Berlin im Anmarsch seien. Auf dem Vormarsch fing eine Streifpatrouille an der Straße von Großenhain eine sächsische Feldpost ab, bei der sich die Bekanntmachung des Magistrats von Dresden befand, die Napoleons Siege von Bautzen verkündete. Außerdem fand sich das Schreiben eines sächsischen Offiziers,

Digitized by Google

der seinem in Torgau stehenden Bruder den Ausgang der Schlacht und die Umgehung des linken Flügels der Verbündeten meldete. In der Tat entschied ja die Umgehung des rechten Flügels die Schlacht. Aber beide Nachrichten handelten erst von dem Ausgang des 20. Mai, an welchem Tage, wie wir wissen, der Marschall Oudinot zunächst mit starkem Erfolge gegen den linken im Gebirge stehenden Flügel der Verbündeten operierte. Der General von Bülow kehrte jetzt wieder um, in der Absicht, sich dem Kriegsschauplatz zu nähern. Unterwegs aber fing er Bauern ab, welche Vorspann geleistet hatten, und ihm nähere Mitteilungen über den Ausgang des zweiten Tages der Schlacht von Bautzen machen konnten. Gleichzeitig kam ein Ordonnanzoffizier aus dem Hauptquartier der Verbündeten von Görlitz zurück und brachte eine Schilderung der Schlacht von Bautzen mit. Bülow erkannte jetzt, daß sich abermals das Schlachtenglück auf die Seite Napoleons geneigt hatte. So hielt es der General für besser, beobachtend südlich von Berlin stehen zu bleiben, bis die Ereignisse sich weiter entwickelten. Es war eine verantwortungsvolle und ebenso undankbare Aufgabe, die der warmblütige General, sehr gegen seine Natur, hier in der Mark lösen mußte. Er konnte es keinem recht machen, und in Berlin sprach man in jenen Tagen sehr abfällig über die militärischen Qualitäten des Generals von Bülow.

Aber eine entschlossene Tat sollte den Soldatenruf des Generals bald wieder heben. Wir wissen, daß Kaiser Napoleon den Herzog von Reggio (Marschall Oudinot) mit seinem Armeekorps auf dem Schlachtfelde von Bautzen zurückgelassen hatte, um dasselbe aufzuräumen, die Parteigänger aus den Wäldern und Tälern des Gebirges hinauszujagen. Am 24. Mai erhielt nun dieser Marschall den weiteren Befehl, sofort von Bautzen aufzubrechen und gegen Berlin zu operieren. Sein stark mitgenommenes Korps sollte unterwegs an verschiedenen Etappen noch Verstärkungen vorfinden. Der Marschall konnte so umgehend nicht marschieren, weil er sogenannte colonnes de chasse (Jagdkolonnen) unterwegs hatte, die auf Kosaken und Streifkorps Jagd machten.

Inzwischen marschierte Bülow in der Mark hin und her, von Treuenbietzen nach Trebbin, von Jüterbog nach Luckenwalde, bald vorwärts, bald rückwärts, ständig seinen Ärger mit L'Estocq, mit Borstell, der sehr widerborstig war, mit Verpflegungskommissionen und was es sonst noch gab. Ein hitziger, brodelnder Bülow, der höchstens in Boyen eine mitfühlende Seele fand, bis endlich die Tat den Bann des wochenlangen Marschierens und Kantonnierens und Biwakierens brach.

Marschall Oudinot rückte näher mit drei Divisionen, 17000 Mann stark, und 40 Geschützen. Sein Korps hatte in den Bergen von Bautzen beträchtlich gelitten; es fehlte besonders an Pferden. Der Marschall mußte von Hoyerswerda aus 10 Geschütze mit Ochsengespannen bespannt nach Dresden zurückschicken. Bei Hoyerswerda sammelte er sich, wartete auf die Brigade Beaumont, die sich noch mit ihm vereinigen sollte.

Es war ihm gelungen, in Hoyerswerda einen Kosakenpulk zu überfallen, denselben zu sprengen und eine Anzahl Gefangene zu machen. Als diese Kunde zu Bülow drang, beschloß er, Hoyerswerda durch die Generäle Borstell und Oppen angreifen zu lassen. Diese beiden Generale führten die Avantgarden des Korps, und waren im ganzen ungefähr 8000 Mann stark. Von Drebkau und Groß-Räschen heranmarschierend, vereinigten sich Borstell und Oppen nahe Hoyerswerda. Borstell, obwohl der jüngere General, hatte das Kommando, da Oppen erst mit Beginn des Feldzuges aus dem Ruhestand wieder zur Armee geeilt war. — Borstell ließ den Oberst von Krafft mit zwei Bataillonen und zwei Schwadronen, einem Kosakenpulk und vier Geschützen auf dem rechten Ufer der Elster vorgehen und einen Scheinangriff ausführen, während er selbst mit dem Gros seiner Truppen gegen die Stadt Hoyerswerda auf dem linken Ufer des Flusses heranmarschierte, weil er hier wesentlich besseres Terrain zum Angriff hatte und, durch einen Wald gedeckt, vorgehen konnte. — Oberst von Krafft stieß plötzlich zwischen Neuwiesen und Bergen auf ein großes französisches Lager; das der Division Pacthod. Das Lager wurde sofort lebendig — Gewehr in die Hand —, Pacthod ließ sechs Geschütze auffahren, die Wasserburger Mühle besetzen, warf ein Bataillon in das Dorf Bergen und tat alles, was Beruf und Übung ihn gelehrt hatten. Oberst von Krafft griff das Dorf Bergen energisch an, warf die Franzosen auch hinaus und eroberte auch die Wasserburger Mühle. Pacthod beschloß den Rückzug. Soweit sah die Sache günstig aus. — Inzwischen war der General von Borstell mit seiner Hauptmacht auf dem rechten Elsterufer vorgegangen und suchte, gedeckt durch die Wälder, die Straße auf Dresden zu gewinnen. Aber er sah plötzlich starke, französische Kolonnen gegen Klein-Neida vorgehen, die er auf 8000 Mann und 20 Geschütze einschätzte. Es waren drei bayrische und sieben französische Bataillone, die Oudinot in das Gefecht brachte. Borstell war zu klug, um sich auf dieses ungleiche Wagen einzulassen. Nach kurzem Geplänkel trat er in fester Ordnung seinen Rückzug an, und dasselbe tat Oberst von Krafft, als General Pacthod von neuem mit Verstärkungen gegen ihn vordrängte. So kurz das Gefecht auch gewesen war, es war ziemlich verlustreich geworden. Die Preußen ließen zehn Offiziere und 350 Mann auf dem Platze. Das Gefecht wurde mit völlig unzureichenden Mitteln seitens des Generals Bülow eingegangen. Hätte er gleich seine 16000 Mann marschieren lassen, so wäre vermutlich hier bei Hoyerswerda schon ein

Digitized by Google

Sieg über Oudinot erfochten worden, der überhaupt nur 137. Italienisches ernstlich fechten ließ. Es verlor nur 7 Offiziere, also tut einem Bogdanowitsch leid, der 600 Verlust angibt. Dieser Mißerfolg hatte auf Bülow keinen guten Einfluß. Er brachte ihn wieder in ein bedenkliches Hin- und Herschwanken. Der Marschall Oudinot hatte nicht verfolgt, weil er sich selbst unsicher fühlte und die Macht Bülows weit höher einschätzte, als sie wirklich war. Einige Aufklärung über die Stimmung der Truppen, besonders der Freiwilligen, die bei Bülows Korps waren, mögen die hier folgenden zwei Episteln eines freiwilligen reitenden Jägers geben, des Neumärkers August Burckhardt, damals Wachtmeister:

„Lobach bei Kottbus, den 29. Mai 1813.

Wir haben gestern einen vergeblichen Versuch gemacht, die Franzosen aus Hoyerswerda zu vertreiben. Sie waren 14000 Mann, wir 6000 Mann stark, und dennoch würde es uns geglückt sein, wenn die Bravour unserer Truppen die Fehler des Generals Borstell hätte wieder gutmachen können. Unsere Infanterie kann kaum schöner von aus- und inwendig sein, als sie ist, und unsere Kavallerie ist auch nicht schlecht. Ihr werdet es kaum glauben, daß der letzteren ein morastiges, mit vielen Abzugsgräben durchschnittenes Terrain zum Aufstellen angewiesen worden war, und daß wir auf demselben in dem heftigsten Kanonenfeuer, das Artilleristen, Infanteristen und Husaren jemals gehört haben wollen, lange Zeit, und wir, die erste Jägereskadron und die dritte Eskadron Husaren, die wir die Avantgarde machten, drei Stunden aushalten mußten, ohne einen Hieb zu tun. Vetter Mehls, der von neuem Blankenburgs Beschwerde und seinen Ruhm teilt, war nicht bei mir. Meine Blondine, die jetzt Brünette heißen kann, ist bei der Bagage, um zu fohlen, und ich hatte daher nichts um mich, für das ich besondere Liebe empfände als den Leutnant Stranz, dem aber das Leben nur ein Mantel ist, der ihm in jeder heißen Stunde zu schwer wird. Kein Wunder also, wenn ich den Donner mit Ruhe, ja fast mit Wohlbehagen hörte. Als hier und da einige Kameraden um mich herum niedergerissen wurden und mein Pferd durch die aufprällende Erde unruhig wurde, da schlug das Herz wohl ein bißchen höher, aber ich kann dennoch sagen, daß ich auch nicht eine Anwandlung von Furcht empfunden habe; ich glaube, daß der Glaube an meine Unsterblichkeit sich auch in diesem Augenblicke regte und mich über die sterblichen Wallungen erhob. Und dennoch dachte ich Eurer in dem Augenblicke mit einer wehmütigen Empfindung, und dennoch hatte ich einen mit Bleistift geschriebenen Zettel einem Kameraden für Euch eingehändigt, und dennoch hatte ich beim Schreiben einen Platz hinter der Front suchen müssen, um meine Tränen zu verbergen. Heute stehen wir, die Jäger, auf Vorposten. . . . Der Krieg wird lange dauern, wir werden bessere Generale erziehen und bessere Zeiten. . . Wie voll Wohltaten die Natur steckt, lernt der menschliche Soldat am besten beherzigen. Die Blumen, die Nachtigallen, die schönen Aussichten, mit welcher Sehnsucht höre ich und sehe sie jetzt im Vorüberfluge, wo werde ich Sinne genug haben, um in Ruhe alles zu genießen?

Biwak vor Drebkau, den 1. Juni 1813.

Ich sende heute wieder einen Transport kranker Pferde und Menschen ins Depot, das jetzt in Berlin steht. Ich schreibe, obgleich ich so verdrießlich bin, wie ich fast noch nie gewesen. Blankenburg wird aus Mißgunst vom Regimente entsetzlich disgustiert. Er hat um Ablösung einiger kranker Leute gebeten, sie ist ihm abgeschlagen. Man will ihm die Jäger nehmen und ihm eine Eskadron Husaren als Entschädigung geben. Wie sich alles auflösen wird, weiß ich nicht. . . Der Kommandeur des Depots ist der Leutnant Knoblauch. . . Unsere beiden Kompagnien sind durch die gedrückten und kranken Pferde, durch Tod und Krankheit der Leute auf die Hälfte geschmolzen, und wir werden jetzt nur eine Kompagnie formieren von etwa 130 Mann, Blankenburg hat auf seiner Partisanexpedition keinen Mann verloren und seit mehr als drei Wochen nicht mehr als vier Mann ins Depot geschickt, und dennoch schreit der Regimentschef Major von Sandrart, daß seine Expedition zu große Opfer kostet. Wenn der Krieg nicht lange dauert und wir nicht durch Schaden klüger und besser werden, so kann uns der brillanteste Frieden nicht wesentlich nützen. Und dennoch strecke ich oft meine Hände sehnsuchtsvoll nach diesem himmlischen Fremdling aus, wenn ich mich so mit allen meinen Kräften an das unselige Eunuchenkorps des Generals v. Bülow gefesselt fühle. Die Strapazen rühren mich wahrhaftig nicht, obgleich sie beinahe unerhört sein sollen. Seit 4 Wochen, nämlich seit Halle, biwakieren wir allnächtlich, oft ohne Stroh und Lebensmittel, und fast immer ohne frisches Wasser. Ihr solltet das sehen, was wir trinken müssen, dabei täglich nicht so weite wie durch das Stillhalten und Absitzen ermüdende Märsche, aber der Himmel erhält mich gesund und frisch, und so erträgt sich das leicht. Wenn ich aber an die Planlosigkeit unserer Pläne, an die Niederträchtigkeit unserer erhabenen Bestimmung denke, wie ich meine Hoffnungen mit der Wirklichkeit zusammenhalte, dann möchte ich zerspringen wie eine Granate und alles um mich her zusammenschmeißen. Geht es, so flüchte ich mich mit meinen Gedanken zu Euch. Kann ich, so schreibe ich, und dann habe ich sichere Hilfe. Ihr und die ewig gleich erhabene Natur, gegen welche die menschlichen Händel und Sorgen in nichts zusammensinken, Ihr seid mein Trost, meine

Digitized by Google

bleibende unzerstörbare Hoffnung. Oft entferne ich mich beim Marsche und suche ein heimliches Plätzchen, wo ich unter Blüten und Nachtigallen Eurer denke, und da vergeht und schmilzt mancher Haufen von Sorgen. Ich vertraue einem unfehlbareren Wiedersehen, als das irdische ist, aber dennoch wünsche ich vorzüglich in solchen Stunden auch das letztere, um mit Euch zu teilen, was mir die Brust voll Freude und Wonne schwellt. Erhaltet Euch mir."

Der preußische General war mit seiner Hauptmacht schließlich nach Kottbus gezogen, er hatte seine Avantgarde zur Vereinigung befohlen. Oberst von Boyen stand ziemlich vereinzelt mit seiner kleinen Macht in Jüterbog, eine Reserve Bülows in Luckau. Die Mißstimmung gegen den General von Bülow war in Berlin aufs höchste gestiegen, und nun kam die bestimmte Meldung, daß Oudinot auf Sonnenwalde und Luckau marschiere, also kaum zehn Meilen von Berlin stände.

Jetzt raffte der preußische Oberfeldherr sich auf und faßte den Entschluß, sich dem französischen Marschall, koste es was es wolle, in den Weg zu legen. Aber um das zu erreichen, mußten Gewaltmärsche gemacht werden, während der Marschall bereits in Kalau angekommen war, und von dort nur noch vier Meilen bis Luckau hatte, betrug die Entfernung von Kottbus bis Luckau fast sieben Meilen, die von Guben, wo Borstell stand, fast zwölf Meilen, die von Jüterbog, wo Boyen stand, fast sechs Meilen. Aber es war wenigstens ein Entschluß des Generals, der den allgemeinen Druck löste, und die Truppen, froh, daß sie endlich Pulver riechen sollten, marschierten, was die Beine hielten. Es war eine Art Wettlauf, der hier ausgeführt wurde, denn jene Straßen auf der mit Sand bedeckten Brust der Mark gehörten in jenen Tagen zu den entsetzlichsten Sandwegen, die man sich vorstellen kann. Nun waren die marschierenden Soldaten und auch die Landwehren, wie auch die Pferde, besser an diesen Sand gewöhnt als die Franzosen. Das brachte etwas Vorteil, aber die Marschleistung, die Bülow verlangen mußte, war dennoch unerhört. Seit 5 Uhr früh befanden sich die Truppen auf dem Marsch; der Tag war heiß, die Wege, wie bemerkt, tief sandig, führten meist durch schwüle, dumpfe Kiefernschonungen. Die Erschöpfung der Truppen wurde so groß, daß fast 3000 Mann sich in Nachzügler auflösten. Die letzte Meile wurde in völliger Dunkelheit zurückgelegt — die Auflösung wurde gefahrdrohend. Aber um 11 Uhr nachts war Luckau erreicht. Bei dem vierten Reserve-Bataillon des Landwehr-Regiments unter dem Hauptmann von Herrmann herrschte großer Jubel, als endlich die Bülowschen Truppen eintrafen. Das Bataillon hatte sich schon als verlorenen Posten betrachtet.

Am andern Morgen (am 4. Juni) war Bülow schon früh zu Pferde. Er richtete die Stadt zur Verteidigung ein. Da er aber sehr gründlich war, — ein Mann der alten Schule, der alles in ein System bringen wollte, — so ging über die Geländeerkundigung sehr viel Zeit verloren. Inzwischen hatten sich alle seine Nachzügler angesammelt. In der Nacht war ein Gewitter heruntergegangen und hatte die unerträgliche Hitze beseitigt. Der Regen floß noch immer in Strömen. Die Stadt Luckau liegt in einer sumpfigen Niederung, die von dem Börstefließchen umspannt wird, ein unwegsamer Sumpf. Damals hatte die Stadt wenigstens Mauern und Tore, auch eine Art Wallgraben, der Wasser hielt. An der Ostseite der Stadt lag die Kalauer Vorstadt mit vielen Gärten und vielen Holzgebäuden. Diese Vorstadt war noch nicht genügend besetzt. General von Oppen, der sie verteidigen sollte, hatte noch keine Befehle, als schon am Morgen des 4. Juni gegen 10 Uhr die französischen Truppen nahten. Der Marschall Oudinot setzte in seiner tatkräftigen Art mit dem Angriff gleich gehörig ein; Haubitzenbatterien, flinke Tirailleurketten und das Bajonett. Oppen sah sich mit Wucht gegen das Tor zurückgeworfen, mußte in den Vorstadtgärten Sicherung suchen, und fast wäre der Feind zugleich mit der Brigade in die Stadt eingedrungen. Als General von Bülow, der den Angriff von der anderen Seite erwartet hatte, die Bedrängnis Oppens sah, sandte er sofort einige Bataillone zu Hilfe, die Vorstadt wurde zurückgewonnen, aber Oudinot ließ sofort noch mehrere Batterien auffahren und warf die ganze Division Pacthod gegen die Stadt. Die Kalauer Vorstadt wurde von neuem genommen. Die Haubitzen hatten verschiedene der Holzhäuser entzündet, und das Feuer griff rasch um sich. Es begann ein wildes Flüchten der Einwohner, das brüllende Vieh raste in den Ställen, viele Schwerverwundete kamen in den Flammen um. Hier waren plötzlich alle Greuel des Krieges in die stille, märkische Stadt hineingetragen. „Beim Durchreiten der Kalauer Vorstadt," erzählte ein Offizier als Augenzeuge, „machte der Zustand der dort liegenden verbrannten Leichen, überhaupt die ganze dort herrschende Zerstörung einen solchen Eindruck auf mein Gemüt, daß bei der Rückkehr zur Brigade alle Bekannten über mein blasses Leichengesicht erschraken. Ich habe später manches ähnliche erlebt, — das Schlachtfeld von Leipzig, die hungernden Gefangenen in dieser Stadt, das Biwak auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance, aber alles dies muß vor dem gräßlichen Anblick der Vorstadt von Luckau zurücktreten." — Sieben Stunden lang wurde hartnäckig gefochten, aber die Franzosen machten keine Fortschritte. Merkwürdigerweise setzte der Marschall nur eine seiner Divisionen ein, die Division Pacthod. Es war gegen 5 Uhr nachmittags, als die Brigade Boyen eintraf, 5000 Mann stark. Es waren ganz neue Marschbataillone,

Digitized by Google

zum Teil Rekonvaleszenten; dennoch hatten sie den strammen Marsch von sechs Meilen in bester Ordnung zurückgelegt. Der durchdringende Regen hatte die Sandwege wenigstens einigermaßen gangbar gemacht. Als diese frischen Truppen eintrafen, befahl der Marschall Oudinot den Rückzug. Er wurde nicht verfolgt, die Erschöpfung der Preußen war allzu groß. Allerdings war es auch schwer, die brennende Kalauer Vorstadt zu passieren. — Der Tag war verlustreich gewesen. Fast 800 Mann auf seiten der Preußen und Russen und eine doppelt so hohe Zahl auf seiten der Franzosen. Das ist aber wieder Gewäsch, nur 12 französische Offiziere bluteten. Daß 130 Tote mit General Bardet dort lagen, ist möglich, was einem Verlust von ungefähr 600 entspräche. Die Spitze der Division Lorencez verlor nur 28 Mann! Auch begreift man dann nicht, weshalb die Nationalgarderegimenter 137 und 156 als Ehrenpreis Adler erhielten! Wenn Bogdanowitsch den bösen Franzmännern gleich 1000 Tote zuschiebt, so zeigt das solche Zuverlässigkeit, daß wir auch bezüglich der Gefangenen vermuten, zumal Bülow selbst die „seltene Unerschrockenheit" des schwachen Gegners rühmt, es handle sich hier nur um die später eingesammelten Versprengten, d. h. Deserteure. Prahlten doch die Russen, als sie am 24. bei Könnern (Halle) die Marschreiterbrigade Poinset zersprengten, mit 26 Offizieren, 300 Gefangenen, dazu 10 Offiziere tot; tatsächlich fielen aber nur 18 Offiziere 250 in ihre Hände und davon 16 Offiziere 200 verwundet! Übrigens klagte Oudinot am 7., daß die Nachzügler ihn zur Verzweiflung brächten. Indessen verteidigten 1500 Nachzügler am 7. Leipzig gegen Überfall von 5000 Russen und Arrighi gab zu, daß seine 2000 Reiter nur an diesen Marodeuren einen Halt fanden. Trotz Bülows sehr lässig betriebener Verfolgung, — es war eigentlich keine Verfolgung, sondern ein erst am 7. Juni nach gehöriger Erholung angetretener Vormarsch, — wurden bis zum Bekanntwerden des Waffenstillstandes noch 1000 versprengte Franzosen als Gefangene eingebracht. Eine Besonderheit hatte dies Gefecht von Luckau noch: Die preußische Artillerie war kaum zur Verwendung gekommen, hatte im ganzen nur zehn Schüsse abgegeben. Immerhin, es war eine Tat, die Bülows Ruf in der öffentlichen Meinung der Berliner rehabilierte. Eigentlich hatten die Beine seiner braven Truppen diese Schlacht gewonnen. Der König kargte nicht mit Eisernen Kreuzen. Es wurden ihrer 95 verteilt. Der General erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Der französische General zog sich über Übigau und Herzberg unter die Kanonen von Torgau zurück. — Eben war Bülow im Vormarsch begriffen, als die Kunde vom Waffenstillstand eintraf. So trat der preußische Feldherr am 9. Juni seinen Rückmarsch an, um die Demarkationslinie zu gewinnen. Sein Hauptquartier war fortan in Berlin, wo man vor Freude über den guten Ausgang allen Groll vergessen hatte, zumal man jetzt Ursache zu haben glaubte, über den Waffenstillstand zu zürnen. „Der unerwartet eingetretene Waffenstillstand hat eine Menge kriegslustiger Menschen, zu denen auch ich gehöre, tief betrübt. Man fürchtet in dem Waffenstillstand den Vorläufer eines übereilten Friedens zu sehen, den die Schlauheit Napoleons sich in ähnlichen Verhältnissen schon mehrere Male zu verschaffen gewußt hatte," schrieb Boyen damals. Ja, die Offiziere, ältere wie jüngere, und die hitzköpfigen Freiwilligen des Bülowschen Korps, äußerten ihren Unwillen so heftig, daß wenige Wochen später der König Friedrich Wilhelm sehr ärgerlich darauf zurückkam. Einstweilen beruhigte der folgende Erlaß König Friedrich Wilhelms die Gemüter in Berlin so gut es ging:

„Der Feind hat einen Waffenstillstand angeboten. Ich habe ihn mit Meinem Alliierten angenommen. Dies ist geschehen, damit die Nationalkraft, die Mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Rastlose Tätigkeit und ununterbrochene Anstrengung werden uns dahin führen.

Bis jetzt war uns der Feind an Zahl überlegen und wir konnten nur den alten Waffenruhm wieder gewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen.

Beharrt in Eurem festen Willen, vertraut Eurem König, wirkt rastlos fort, und wir werden auch diesen heiligen Zweck erringen.

Friedrich Wilhelm."

Digitized by Google

7. Kapitel

Hamburg

„Meine Absicht ist, Hamburg streng zu behandeln; die verschiedenen Beschlüsse, die Sie erhalten, werden es Ihnen zeigen. Ich befehle, daß jeder schuldige Bürger verjagt werde, damit in diesem Gebiet der Besitz wechseln soll. Der Fürst von Eckmühl tut also nur, was ich ihm befehle, anstatt ihm zuwiderzuhandeln, unterstützen Sie ihn in jeder Weise. Das Geschwätz der Pariser Bankiers bekümmert mich nicht. Ich lasse Hamburg befestigen, ich lege dort ein Arsenal an. Es wird in einigen Monaten einer meiner stärksten Plätze sein. Ich lege ein Korps von 15000 Mann ständig dort hinein." Also lautet ein Schreiben des Kaisers Napoleon, das er am 18. Juni 1813 aus Dresden an den Polizeiminister Savary richtete.

Wir verließen Hamburg, als dort die Hochflut der Begeisterung brauste, verließen ein „befreites" Hamburg, in dessen Straßen die Kosaken betrunken unter ihren kleinen Pferden lagen, durch dessen Alleen Tettenborn, der Befreier, zog, umwunden von Kränzen, gefeiert wie ein Nationalheld. Die guten Hamburger, denen die jähe Freude wirklich zu gönnen war, stellten in jenen Tagen einen Wechsel auf die Zukunft aus, für dessen Deckung sie aber nicht rechtzeitig Sorge trugen. „Für Tettenborn und seine Scharen," sagt ein Geschichtsschreiber, „ward Hamburg, was Capua einst für Hannibal gewesen. Bei Austern und Champagner, Rauchfleisch und Porter, Hummersalat und Schildkrötensuppe war ihnen kannibalisch wohl. Sie kümmerten sich nur noch um den Krug und nicht um den Krieg, und anstatt die Stadt mit einer Mauerkrone von Schanzen, Wällen, Redouten zu umgeben, zog es Tettenborn vor, sich auf Redouten von anderem Kaliber mit Lorbeer und Rosenkränzen aus schönen Frauenhänden schmücken zu lassen."

Es war während der Waffenstillstandsverhandlungen den Bevollmächtigten der Verbündeten nicht gelungen, Hamburg neutral zu erhalten. Wir hörten aus den Bedingungen, daß für Hamburg der Zustand gelten sollte, der vorlag, wenn die Nachricht vom Waffenstillstand an der Elbmündung eintraf. Hierauf bestand Caulaincourt auf besonderen Wunsch des Kaisers, und Napoleon wußte, daß Hamburg eine eroberte Stadt sein würde.

Diese Leute, diese reichen Pfeffersäcke, die es gewagt hatten, wider den Stachel zu löken, und die Fesseln kaiserlich französischer Herrschaft voreilig abzustreifen, sollten gestraft werden. — Ende April brach der General Vandamme mit zwei Divisionen gegen die Unterelbe auf, am 29. April war das Schloß Harburg in den Händen der Franzosen, und am 10. Mai war Cuxhaven besetzt und der Seeverkehr mit England von neuem unterbrochen. Die Sache wurde ernst, ein Mann wie der General Vandamme verstand keinen Spaß, und schon hatte der Kaiser aus seinem Hauptquartier Waldheim in Sachsen nach der Schlacht von Lützen dem Marschall Davoust, der zum Generalkommandeur der 32. militärischen Division ausersehen war, gemessenen Befehl erteilt. „Sie werden," heißt es in diesem Erlaß des Kaisers, „auf der Stelle alle Hamburger Untertanen verhaften lassen, die unter dem Titel Senatoren Stellen angenommen; Sie lassen sie vor eine Militärkommission stellen und die fünf Schuldigsten davon erschießen. Sie schicken dann die anderen unter guter Bedeckung nach Frankreich, um sie in ein Staatsgefängnis zu sperren; ihre Güter stellen Sie unter Sequester und erklären sie für konfisziert. Sie lassen die Stadt entwaffnen, alle Offiziere der hanseatischen Legion füsilieren und alle anderen, die in der Legion gedient haben, schicken Sie nach Frankreich auf die Galeeren. — Sie stellen eine Liste der Rebellen auf und verzeichnen die 1500 reichsten Individuen der 32. Militärdivision, die sich am schlechtesten benommen haben. Sie lassen sie verhaften und ihre Güter mit Beschlag belegen. — Sie werden auf Hamburg und Lübeck eine Kriegssteuer von 50 Millionen legen. — Vergessen Sie vornehmlich alle die Hamburger Häuser nicht, die sich übel benommen haben und deren Gesinnungen schlecht sind; man muß das Eigentum wechseln, sonst wird man dieses Landes nie sicher sein. — Alle diese Maßregeln sind streng zu vollziehen; der Kaiser erlaubt Ihnen nicht, auch nur eine davon zu modifizieren."

Digitized by Google

Nun hing die Lage Hamburgs sehr viel von dem politischen Schachspiel ab, das abseits vom Kriegstheater hinter den Kulissen betrieben wurde. — Da war ein hungriger Mann aus Schweden angekommen, Karl Johann, der ci-devant-Bürger Bernadotte, jetzt Kronprinz und königliche Hoheit, der gern billige Geschäfte machen wollte. Wir werden ihn bald sichtbar auftauchen sehen. Hier ist nur sein Schatten, der allerdings ein besonders scharfes Profil an die Wand wirft. Einige sagten: „Sieht er nicht dem großen Condé gleich?" andere: „Sieht er nicht aus wie ein Raubvogel?" Mein Gott, er war ein Mann wie andere mehr, denen es daran lag, billige Geschäfte zu machen. Statt des 1809 an Rußland verlorenen Finnlands wollte er seinem schwedischen Königreich in spe Norwegen einverleiben. Aber Norwegen war damals dänisch, und damit Bernadotte es erobern konnte, mußte Dänemark es notwendigerweise hergeben, mußten sich die Signatarmächte der Koalition gegen Bonaparte damit einverstanden erklären, daß der schwedische Thronfolger den Raub an Dänemark begehen konnte.

„Ich kann freimütig mit Ihnen reden," sagte einige Wochen später Bernadotte zu Stadion. „Ich bin nicht berufen, als fahrender Ritter für die Freiheit Europas zu fechten, ohne einen handgreiflichen und unmittelbaren Vorteil für Schweden dabei zu sehen. Die Nation würde mich bei solchem Unternehmen aufgeben und das mit Recht. Um Norwegen zu haben, schließe ich mich der großen Sache an. Das habe ich in allen meinen Verträgen mit Ihnen gegen Frankreichs verbündete Mächte zur ersten Bedingung gemacht, und ich muß wissen, wie dieser Umstand von Ihrem Hof angesehen wird und welche Hoffnungen und welche Zusagen Sie mir hierüber geben können!"

So lag die Sache. Dänemark war damals durchaus nicht abgeneigt, sich den Verbündeten anzuschließen. Wir haben gelesen, daß General Carra Saint-Cyr von dem dänischen General Ewald halbwegs genötigt wurde, Hamburg zu räumen. Aber die Kopenhager Politik machte in dem Augenblick eine Schwenkung, als man erfuhr, daß es beschlossene Sache sei, Bernadotte Norwegen zuzusprechen. Entschädigungen in den Niederlanden, aus dem Gebiet der Hansestädte, in Gestalt von schwedisch Pommern lehnte Dänemark ab, man wollte Norwegen behalten.

Das Hamburger Gebiet bildete damals eine Enklave der unter dänischer Oberhoheit stehenden Provinz Holstein. Fast vor den Toren der alten Hansestadt, in Wandsbeck stand eine dänische Brigade unter dem dänischen General Wegener. Oberst Tettenborn, der, wie gesagt, die ganzen Verteidigungsanstalten, die Befestigungen, die Schulung einer gehörigen Artillerie, und was sonst noch dazu gehört, möglichst lässig betrieben hatte, wendete sich jetzt, als die Franzosen energisch auftraten, in seiner Bedrängnis an den dänischen General, und dieser gab zweitausend Mann und eine Anzahl von Geschützen her, um zunächst Hamburg zu verteidigen, bis sich die politischen Verhandlungen geklärt hatten. — Jammervoll genug sah es um die Hamburger Bürgerwehr aus, deren Bestandliste in den ersten Tagen nach der Befreiung über 6000 Namen aufgewiesen hatte. Diese braven Leute standen zwar in den Listen, aber in Wirklichkeit gingen sie ihren Geschäften nach, kaum der dritte Teil von ihnen besaß überhaupt Gewehre. Einexerziert waren sie so gut wie gar nicht, und auch dies Drittel dienstwilliger Bürgerwehrleute verflüchtete sich immer mehr und mehr. Zahlreiche Mitglieder der Bürgerwehr zogen es vor, sich und ihr Gold und Silber rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, denn sie konnten sich denken, daß es arg hergehen würde, wenn der Kaiser Napoleon Hamburg wieder in seine Gewalt bekam. Das Glück der Hansestadt schwankte einige Wochen hin und her. Die Dänen taten einstweilen auf den Wällen ihre Pflicht, und Davoust mit seinem Untergeneral Vandamme kämpfte mit wechselndem Glück. — Am 19. Mai aber verließen die Dänen Hamburg, das Bündnis mit Frankreich war seinem Abschluß nahe. Am selben Tage begann General Vandamme das Bombardement, und die Hamburger mußten ihre Schiffe im Hafen abtakeln, damit sie nicht gefährdet wurden. Leider überließ der inzwischen eingetroffene Oberkommandant der verbündeten Streitmacht an der Unterelbe, Graf von Wallmoden-Gimborn, die Verteidigung der wichtigen Hansestadt ganz und gar dem Obersten Tettenborn. Dieser Wallmoden-Gimborn, aus einem alten niedersächsischen Adelsgeschlecht, war ein außerordentlich fähiger Kopf. Er hatte nach der Reihe in österreichischen, in hannoverschen, in preußischen, in englischen und russischen Diensten gestanden. Seit der Schlacht von Wagram österreichischer Feldmarschalleutnant, und hier an der Unterelbe zugleich russischer und englischer Generalleutnant hatte er in ehrenvoller Dienstzeit zu sehr jungen Jahren (damals 44 Jahre alt) eine Zahl hoher militärischer Rangstufen der verschiedensten Staaten auf seinen Scheitel gehäuft. Man rühmte ihm einen scharfen Blick für Menschen und Verhältnisse nach, — wir werden ihm später, im Herbstfeldzug, begegnen. Besaß er jenen Blick, so bleibt es unerklärlich, daß nicht genug für Hamburg geschah.

Am 18. Mai traf ein Mann in Hamburg ein, der wohl hätte helfen können, der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, derselbe Braunschweig, der im Jahre 1809 den kühnen Zug von Böhmens Grenzen quer durch Deutschland getan hatte, und dem der Kaiser Napoleon selbst das Wort gezollt hat: „Ah, c'est un vaillant guerrier!" — Aus seinem englischen Asyl nach Deutschland zurückkehrend, war er mit wenigen Offizieren und englischen Matrosen in Brunsbüttel ans Land gestiegen. Sein Äußeres hatte sich einiger-

maßen verändert, er trug den Bart nicht mehr voll, sondern am Kinn ausrasiert. Als er sich dem ersten besten Wirtshaus näherte, sah er an der Tür einen Matrosen stehen, der aus einer Pfeife ganz gemütlich qualmte. Plötzlich fuhr der Seemann zusammen, grüßte ehrerbietig und zeigte dem Herzog, als dieser erstaunt aufblickte, seinen Pfeifenkopf, auf dem ein Bild Friedrich Wilhelms aus dem Jahre 1809 zu sehen war, mit dem starken Bart und der Feldmütze. Er war also erkannt. — Der dänische Leutnant Lüders, der in Brunsbüttel das Kommando hatte, ließ den Herzog aber ohne weiteres passieren. Mit Eilpost ging es über Itzehoe, Elmshorn, Pinneberg und Altona nach Hamburg, wo der Herzog am 18. Mai frühmorgens eintraf. Noch waren die Dänen in der Stadt. Die glücklichen Hamburger ließen sofort durch den Kommandanten ihrer Bürgergarde, Doktor Heß, dem Herzog den Oberbefehl über Hamburg antragen, und Friedrich Wilhelm, auf Tettenborns Mitwirkung rechnend, sagte zu. Selbst die dänischen Soldaten, in der Mehrzahl allerdings Schleswig-Holsteiner Landeskinder, waren für den Herzog begeistert. „Kinder," rief der Herzog, als er vor die Dänen trat, „wenn wir heute abend die Wilhelmsburg (eine Elbinsel) wieder nehmen, geht ihr mit auf die Franzosen los?" Und allgemein klang es aus den Reihen zurück: „Unter der Leitung Ew. Hoheit sicher!" So populär war dieser Herzog noch in Deutschland seit dem Jahre 1809. Aber plötzlich zog Tettenborn seine zuerst gegebene Zusage zurück. Er war zu eitel, dieser Tettenborn, um sich selbst, der guten Sache wegen, unter das Kommando des Braunschweigers zu stellen. Erzürnt reiste Friedrich Wilhelm am nächsten Tage weiter in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen. So blieb die Wilhelmsburg in den Händen der Feinde. Am nächsten Tage zogen die Dänen ab. — Und noch eine letzte Hoffnung kam den Hamburgern, als sich der General von Döbeln, der mit seiner schwedischen Avantgarde-Division bei Gadebusch und Wismar stand, bereit erklärte, die Verteidigung Hamburgs zu übernehmen. Alles wurde aufgeboten, die schwedischen Truppen schleunigst heranzuschaffen. Eine große Anzahl von Bauernwagen wurde requiriert und im Trabe ging es von Wismar nach Hamburg. General von Döbeln unternahm diese Expedition, ohne vorher bei seinem Kronprinzen, der just in Stralsund ans Land gestiegen war, um Zustimmung anzufragen. Das sollte ihm schlecht bekommen; denn kaum hörte Karl Johann von diesem eiligen Vormarsch seiner Avantgarde nach Hamburg, als er auch schon einen Adjutanten auf die Spur des Generals von Döbeln hetzte, um denselben zurückzuhalten. Der Adjutant traf gleichzeitig mit dem General in Hamburg ein. General von Döbeln sträubte sich einstweilen noch, mußte aber dann am 26. Mai dem ausdrücklichen Befehl des Kronprinzen gehorchen und wieder abziehen. Das war die erste, höchst zweideutige Handlung Bernadottes auf deutscher Erde. Statt, wie es seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit als Verbündeter Rußlands und Preußens gewesen wäre, mit allen Kräften von Stralsund abzumarschieren, — er verfügte über 18000 Mann — gab er kalten Blutes die wichtige Hansestadt den Franzosen preis, und hatte doch damals 18000 Mann Schweden, gute, ausgesuchte Truppen zu seiner Verfügung. General von Wallmoden hatte über 10000 Mann. Diese fast 30000 Mann hätten vollkommen genügt, gegen Davoust und Vandamme die Offensive zu ergreifen und Hamburg zu entsetzen. Aber der Kronprinz tat nichts. Wie richtig beurteilte ihn doch Stadion, als er nach einer Konferenz mit Bernadotte sein Urteil zusammenfaßte: „Sollte uns die militärische Hilfe Schwedens notwendig sein, so wäre es mindestens ebenso notwendig, daß dem Kronprinzen ein Mann zugeschickt würde, der umsichtig, kaltblütig und redefertig genug ist, um sich nicht blenden zu lassen durch den lebhaften Geist und die gascognische Sprechweise des Kronprinzen. Man darf nicht vergessen, daß er ein Geschöpf der Revolution ist, in dessen Denken und Tun immer revolutionäres Wesen spukt. Außerdem ist er ein unruhiger, unsteter Kopf, zu jähen Sprüngen geneigt, und vor unglücklichen Zufällen mehr in Angst, als man von einem Mann erwarten sollte, der einem glücklichen Zufall sein ganzes Heil zu danken hat."

So erfüllte sich Hamburgs Geschick. Am 29. Mai ging der Ochsenwerder verloren, zugleich begannen die Dänen in eine feindliche Haltung überzutreten. Der Oberst von Tettenborn, der den Mund früher so voll genommen, verlor vollkommen den Kopf. Ein schwacher Versuch, von Vandamme noch irgendwelche Übergabebedingungen zu erreichen, scheiterten an der kategorischen Erklärung des Generals: „Die Einwohner der kaiserlichen Stadt Hamburg müssen sich auf Gnade oder Ungnade der großen Seele des Kaisers Napoleon übergeben." So kam es denn auch am Morgen des 30. Mai. Zuerst besetzten 5000 Dänen die Stadt, verließen sie aber nach einigen Stunden wieder, um den Franzosen Platz zu machen. Am Nachmittag zog an der Spitze von 30 Bataillonen und rasselnden Batterien der Marschall des Kaiserreichs, Prinz von Eckmühl und Herzog von Auerstädt Nicolaus Davoust in die Stadt ein. Damit war Hamburgs Schicksal besiegelt, denn dieser Mann wußte wenigstens, was er wollte, und — die Befehle seines Kaisers in der Tasche — leider auch, was er sollte.

Der Marschall Davoust hat in Deutschland, besonders in Hamburg und Norddeutschland keinen guten Ruf, aber er war dennoch ein rechtlicher Mann. Streng, rauh, alles verlangend im Dienst, und bei alledem ein Mann von weichem Herzen, von dem man ganz offen sagte, daß er zu Hause gehörig unter dem Pantoffel stände. Er war besser als sein Ruf. Ein Vandamme hätte vermutlich in Hamburg schlimmer gehaust,

Digitized by Google

wenn man überhaupt von „hausen“ sprechen kann, denn dieser Davoust tut nichts als seine Soldatenpflicht. „Gewiß gibt es,“ so ruft ein Chronist jener Tage aus, „keine kriegführende Macht, die sich zu Kommandanten belagerter Plätze nicht Männer wünschte, wie Davoust. Seine harten Maßregeln waren durch die Kriegsnotwendigkeit geboten.“

Das erste Auftreten dieses Mannes mit der kahlen, gebietenden Stirn machte die Hamburger zittern, besonders die Senatoren, Magistratsmitglieder und Abgeordneten der Bürgerschaft, die vor ihn geladen wurden. Konnten sie wissen, ob sie nicht aus dem Zimmer des Marschalls direkt ins Gefängnis wanderten und von da auf den Sandhaufen? Der Kaiser hatte vorgeschrieben, die Schuldigen zu erschießen, der Marschall begnügte sich damit, ihnen eine gehörige Standpredigt zu halten, sie Rebellen zu schelten, ihnen unbedingten Gehorsam einzuschärfen, kurz, mehr zu bellen als zu beißen.

Die ganze Hanseherrlichkeit hörte natürlich umgehend auf. Französische Behörden: General Graf Hogendorp, Gouverneur der Stadt, Graf Chaban, Generalintendant der 32. Militärdivision, Baron de Betreuil Präfekt des Departements der Elbmündung, ein Herr Rüder, gebürtig aus Oldenburg, Maire der Stadt. Im allgemeinen beeilte der Marschall sich nicht, die nach dem Gesetz Schuldigen zu verhaften. Er milderte den Befehl des Kaisers dadurch, daß er den Leuten, die sich schuldig fühlten, Zeit ließ, sich aus dem Staube zu machen. Nach einigen Tagen erst besetzten französische Zollwächter die Tore, und französische Polizei trat wieder in Wirksamkeit. Am 2. Juni wurde die Stadt Lübeck besetzt, und jetzt patrouillierten wieder französische Grenzwächter am Strande der Ostsee bei Travemünde.

Indessen der Kaiser brauchte Geld, und Hamburg sollte bezahlen. Jene Stelle, die den meisten Menschen besonders empfindlich ist, wurde hier am härtesten getroffen, der Geldbeutel. Am 7. Juni verfügte der Marschall kurz und bündig, daß die Stadt eine Strafgebühr von 48 Millionen Franken, nach deutschem Gelde damals 14 Millionen Taler, zu leisten habe, in sechs Terminen zahlbar innerhalb eines Monats vom 12. Juni bis zum 12. Juli. Zu dieser Steuer sollten nur die besitzenden Klassen herangezogen werden. Nun ging das Wimmern los. Die Taler, die, als es sich um die freiwillige Verteidigung Hamburgs handelte, so spärlich geflossen waren, die wurden jetzt zwangsweise locker gemacht. Vergeblich erklärte man dem Marschall, die Zahlung wäre unmöglich, vergeblich fuhr eine Deputation nach Dresden zum Kaiser, — der Marschall bestand auf seinem Schein. Als man zu laut wurde, ließ er einfach einige der vornehmsten Handelsherren verhaften und als Geiseln nach Harburg bringen. Das wirkte! Das erste Sechstel, $2^1/_4$ Million Taler, wurde bar bezahlt. Über die weiteren fünf Sechstel ließ der Marschall dann mit sich reden. Er gestand zu, daß Waren und Lieferungen aller Art an Zahlungsstatt angenommen werden sollten.

Aber nun folgte ein Schrecken dem andern. Der Kaiser sandte aus Bunzlau am 7. Juni einen Entwurf für die Neubefestigung Hamburgs. Die alte Hansestadt sollte halb Festung, halb befestigter Platz werden. Niemals hatte der Kaiser die Seestadt gesehen. Aber sein Plan und seine Anweisungen, wie die Ausführung zu betreiben sei, zeigten, wie schnell in diesem genialen Kopfe sich ein solches Bild gestaltete. Vierundzwanzig Stunden nach Eingang des Befehls sollten 10000 Arbeiter schanzen. Alle Häuser der Vorstädte, welche den Befestigungen im Wege standen, sollten abgerissen werden. Die schwer zu erobernden Elbinseln sollten Schanzen erhalten, eingedämmt werden, die Stadt Harburg sollte verpalisadiert werden. Wie gesagt: diese kaiserlichen Unterweisungen zur Befestigung Hamburgs, die später bekannt geworden sind, verdienen die Bewunderung aller Fachmänner. — Tausende sollten schanzen, Tausende karren, und all die unerhörten Kosten, welche die gewaltigen Erdarbeiten machten, welche die Materialien verursachten, sollten von der 32. Militärdivision getragen werden. Dies norddeutsche, gewaltsam französierte Gebiet war vom Pariser Senat „außer Gesetz“ erklärt, und seine Einwohner, so beschied der Kaiser, „sollten am eigenen Leibe fühlen, was für ein Unterschied es sei, unter einer verfassungsmäßigen Regierung zu leben oder außerhalb der Konstitution.“

Der Marschall verfügte, daß alle männlichen erwachsenen Einwohner ohne Ausnahme verpflichtet seien, an den Verschanzungen zu arbeiten. Allerdings war es erlaubt, auf eigene Kosten einen Ersatzmann zu stellen. Der Taglohn war auf zehn Schillinge bemessen, ja, wenn für diesen Lohn nur Arbeiter zu haben gewesen wären! Von Mitte Juni bis tief hinein in den Winter arbeiteten täglich ununterbrochen an zehntausend Hamburger und Einwohner des Hamburger Gebietes und der 32. Militärdivision, Bauern aus den Elbinseln, aus Vierlanden, Arbeiter aus Bremen, Lübeck, Lüneburg, um diese gewaltigen Erdarbeiten zu bewältigen. Was an Gebäuden im Wege stand, wurde niedergerissen. Schöne Gärten, schattige Alleen verfielen der Axt. So wollte es der Krieg.

Bis zu Ende des Waffenstillstandes, also bis zum 20. August, sollten alle Häuser, Gärten, Alleen und was sonst bei der Annäherung des Feindes sich geeignet erwies, diesem Deckung zu bieten, bis auf eine Entfernung von 1500 Fuß von dem Befestigungsgebiet weggeräumt werden. In der Vorstadt Hamburger Berg, die damals vielleicht 5000 Einwohner beherbergte, sah man viele dieser ansässigen Arbeiter ihr Heim selbst zerstören, um wenigstens die Balken, die Fensterrahmen, die Türen und was an Eisenwerk noch da

Digitized by Google

war, zu retten. So verwandelte sich diese Handelsempore im Norden Deutschlands in eine französische Festung mit einer starken Besatzung. Einschließlich von 5000 Reitern verfügte Davoust über eine Garnison von fast 40000 Mann. Aber kaum die Hälfte dieser Truppen waren französisch. Ein großer Teil der Besatzung kam aus Deutschland, zum Teil waren es Holländer und Belgier. Die Aufrufe zur Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft waren natürlich besonders unter den Deutschen nicht ohne Einfluß geblieben. Die Desertionen oder die Versuche dazu waren hier in Hamburg ebenso häufig, wie bei der französischen Hauptarmee. Daher war die Strenge, die Davoust anwendete, vom militärischen Standpunkt durchaus gerechtfertigt. Aber ganz abgesehen davon, daß seine Aufgabe ihm gebot streng zu verfahren: dieser Nikolaus Davoust, aus dem altburgundischen Kriegsadel stammend („wenn ein Davoust geboren wird, so fährt ein Degen aus der Scheide"), hatte von der Soldatenehre einen hochgespannten Begriff. Fahnenflucht, Versuch zur Fahnenflucht, Verleitung dazu, Gewalttaten gegen die Einwohner, überhaupt Insubordination irgendwelcher Art, verdienten den Tod durch Erschießen. Dabei kannte der Marschall keinen Unterschied zwischen Deutschen, Holländern oder Franzosen. Am 27. Oktober fielen die Hamburger Bürger Brückmann und der Ratsmann Henne aus Hamburgisch Bergedorf unter französischem Blei, als man in ihren Wohnungen noch ihre Bügergardegewehre versteckt gefunden hatte, nachdem der Befehl ergangen war, alle Gewehre abzuliefern.

Hart, furchtbar hart, aber ein zwanzigjähriger Krieg hatte diese Marschälle erzogen. Sie alle waren durch die blutigen Jahre der Revolution gegangen, und dieser Davoust trat an seine Aufgabe mit dem eisernen Entschluß: „Die Sache will's!" Ein französischer Regimentsarzt wurde erschossen, weil er den auf der Krankenliste geforderten Madeirawein unterschlagen hatte. Fast an jedem Sonnabend konnte man auf den Wällen von Hamburg das Knattern von Schüssen hören, die irgendein Menschenleben auslöschten. Davoust, den die öffentliche Meinung schwer verklagte, hat sich später nach der Übergabe Hamburgs in einer Rechtfertigungsschrift, die er an den König Ludwig XVIII. richtete, von den Beschuldigungen, die ihn trafen, zu reinigen gesucht. Er erklärte, daß nur elf, der Spionage und Desertionsverleitung verdächtige Personen nach dem Kriegsrecht erschossen worden seien. Er war äußerst streng gegen seine Untergebenen, da er wußte, wie sehr die Einwohner schon unter den Schanzarbeiten, unter dem Verlust ihrer Häuser, unter der ganzen Not der Zeit zu leiden hatten. So hinderte er mit strenger Hand jede Mißhandlung und Auspressung durch seine Soldateska und hielt die Soldaten in großen Gebäuden in der Nähe der Wälle geschlossen zusammen. Nur die Kranken wurden bei den Bürgern einquartiert, und gegen diese Verordnung, eine gewisse Anzahl Kranke bei sich aufzunehmen, gab es für den keinen Einspruch, der eine eigene Wohnung hatte; selbst die französischen Generäle, Stabsoffiziere, die Militär- und Zivilbeamten wurden von dieser Maßregel nicht ausgeschlossen. Der Marschall ging mit dem besten Beispiel voran, indem er selbst vier Rekonvaleszenten ständig in seinem Hausstand unterhielt.

Sein großes Organisationstalent kam dem Fürsten von Eckmühl bei der Verproviantierung der Stadt zugute. Er verfuhr auch hierbei ohne jede Schonung. Die im weiteren Umkreis von Hamburg liegenden Ortschaften, Städte, Bauerndörfer, Höfe, besonders das reiche Vierlanden, wurden durch ein ausgezeichnet funktionierendes Requisitionssystem rein ausgesogen, um für die Garnison genügend Vorräte zu erhalten. Dieses System zog sich dann allmählich bis an Hamburg heran. Die Vorräte, die sich in der Stadt befanden, wurden durch französische Intendanturbeamte genau aufgenommen. So häufte er einen ungeheuren Vorrat von Mehl, Reis, Kaffee, Zucker, Tee und anderen Kolonialwaren an. Man sagte, daß in den unter französischer Bewachung stehenden Kellern zehn Millionen Flaschen Wein lagerten, über die der Marschall frei verfügen konnte.

Trotz dieser gewaltigen Vorräte fürchtete Davoust, daß dennoch bei einer langwierigen Belagerung Mangel eintreten könnte. Dies veranlaßte ihn zu einer Maßregel, die allerdings eine stählerne Härte des Charakters als Soldat voraussetzte. Als der Winter anbrach, ließ er Tausende von den armen Bevölkerungsklassen, welche nicht Lebensmittel genug nachweisen konnten, aus der Stadt ausweisen. Es sollen an 20—25000 Menschen gewesen sein. Familien mit Kranken, unerwachsenen Kindern, Säuglingen, — das Elend war groß und schrie zum Himmel. — Wir wollen zur Ehre des Marschalls annehmen, daß ihm diese Maßregel schwer geworden ist, und daß nur der feste Soldatenwille, dem Kaiser die Stadt zu erhalten, ihn dazu trieb. Aber sie verliert dadurch nichts an ihrer Härte im einzelnen. In der strengen Kälte des Winters sind frierend und hungernd viele dieser deutschen Mitmenschen zugrunde gegangen, elend gestorben; zu Ottensen in einem großen Grabe sind sie verscharrt. Friedrich Rückert hat ihnen einen Nachruf gewidmet.

Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht,
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

Digitized by Google

Die rufen „Weh“ zum Himmel
Aus ihrer ſtummen Gruft
Und werden's rufen zum Himmel,
Wenn die Drommet einſt ruft.

„Wir haben gewohnt im Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wütrich hat.

Er hat uns ausgeſtoßen
Im Winter zur Stadt hinaus,
Die Hungernden, Nackenden, Bloßen;
Wo finden wir Dach und Haus?

Wo finden wir Koſt und Kleider,
Wir Zwanzigtauſend an Zahl? —
Die andern ſchleppen ſich weiter,
Wir blieben hier zumal.

Die andern nahmen die Briten
Und andre die Dänen auf;
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hierher unſern Lauf.

Wir konnten nicht weiter keuchen,
Erſchöpft war unſere Kraft;
Froſt, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

Ein ungeheurer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr!
Es zieht ſich über den Greuel
Ein dünner Raſen her.

Er deckt nun unſre Blöße,
Ein Obdach er uns gab;
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab.

Nichts gegen dieſe Tat der Austreibung von 20000 Hungernden, Frierenden, will es uns erſcheinen, daß der Marſchall, während der Belagerungszeit, die Hamburger Bank ausplünderte; denn was ſollte er tun, da die Kaufmannſchaft ſich weigerte, einſtweilen das an Mitteln herzugeben, was gebraucht wurde? Er entnahm dem Treſor der altberühmten Bank an $7\frac{1}{2}$ Millionen Mark banko. Er tat dies im äußerſten Falle der Not, als er bereits von Frankreich und ſeinen Hilfsquellen abgeſchnitten war, vom November 1813 bis April 1814. Er gab aber auch die Zuſicherung, daß vom Staate Frankreich vollkommener Erſatz geleiſtet werden würde; dies iſt auch unter dem bourboniſchen Regiment geſchehen. An der Hand des Marſchalls ſelbſt iſt von dieſer Summe nichts kleben geblieben. Seine eigenen Bedürfniſſe waren von jeher einfach; er mißbrauchte ſeine Stellung niemals zum Raub für die eigene Taſche; wie die meiſten der andern Marſchälle war dieſer Mann nicht.

Übrigens hatte Davouſt viele Gegner unter den eigenen Offizieren. Es galt als eine Strafe zu ihm in ſein Armeekorps verſetzt zu werden. Über die ganzen Zuſtände, die damals im Bezirk der 32. Militärdiviſion des Kaiſerreichs Frankreich herrſchten, gibt der General Thiébault eine Schilderung, aus der uns auch der Marſchall, der Schrecken Hamburgs, plaſtiſch entgegentritt:

„Es war zehn Uhr abends, als ich in Weſel eintraf. Le Marois, Adjutant des Kaiſers, mein alter Kamerad vom Trou d'Enfer, der Armee des Innern und ſpäter der Armee von Italien, war Generalgouverneur dieſes Bezirks. Da er wußte, daß ich kommen würde, hatte er mir eine Wohnung beſorgt, und noch während mein Wagen entleert wurde, erſchien er mit einer Ordonnanz, die einen drei Fuß hohen Aktenſtoß über einen Prozeß herbeiſchleppte, der einer Erklärung bedarf.

In jener Zeit des Unglücks und des Abfalls, wo der Tugendbund die Bevölkerung gegen uns aufhetzte, brachen verſchiedene Aufſtände aus, darunter auch einer im Lande Varel, deſſen ſouveräner Herrſcher ein Graf Bentinck war, der Abkömmling einer vornehmen engliſchen Familie und ein Vetter der Kaiſerin von Rußland. Bei Ausbruch des Aufſtandes war der Graf abweſend, kehrte aber ſogleich zurück, und wenn er ſich auch an die Spitze der Aufſtändiſchen geſtellt hatte, ſo war doch alsbald wieder alles ruhig geworden. Allein die Truppen waren ausmarſchiert, der Graf war verhaftet worden und ſollte auf kaiſerlichen Befehl vor ein in Weſel zuſammentretendes Kriegsgericht geſtellt werden, das Le Marois aus ſieben Generalen bilden wollte. Da er aber nur deren ſechs zuſammenbringen konnte, nahm er an Stelle des ſiebenten einen Muſterungsinſpektor, dem er das Amt des kaiſerlichen Anwalts übertrug, was ungeſetzlich war. Den beſtimmten Befehlen des Generalgouverneurs gegenüber wagte der Inſpektor nicht, ſich zu weigern. Er übernahm das Amt, und da ihm die Zeit zu einer regelrechten Unterſuchung fehlte, begnügte er ſich mit einem oberflächlichen Verhöre und ſetzte unter dem Einfluß Le Marois' eine, vier kleine Seiten lange Anklageſchrift auf, die mit dem Antrage auf Todesſtrafe ſchloß. Das entſprach ſeiner Rolle als öffentlicher Ankläger und konnte um ſo weniger auffallen, als er dahinzielende beſtimmte und unzweideutige Aufträge von Leuten erhalten hatte, denen zu widerſtehen ſchwierig geweſen wäre.

Unter den Mitgliedern des Kriegsgerichts befanden ſich ehrenwerte und gewiſſenhafte Generale, allein Graf Bentinck hatte nicht die erforderliche Zeit, ſeine Verteidigung vorzubereiten oder auch nur einen Verteidiger anzunehmen. Die plötzlich auf ein paar Tage zuſammenberufenen Generale beſaßen nicht die Mittel, die Angelegenheit gehörig zu prüfen, und die Schuld des Grafen ſchien ihnen aus der Tatſache, daß unbeſtreitbar ein Aufſtand ſtattgefunden hatte, ſchon genügend hervorzugehen, und da ſie es eilig hatten, zu ihren Truppen zurückzukehren, lag ihnen daran, möglichſt raſch mit der Sache zu Ende zu kommen. Den Vorſitz hatte Le Marois dem General Lemoine anvertraut, demſelben Lemoine, der ſeine unglücklichen

Digitized by Google

Verwundeten in Solmona zurückgelassen, die ich nachher gerettet hatte. Auch dieser Lemoine, der zu allem Möglichen, nur nichts Gutem fähig war, hatte es nicht für der Mühe wert gehalten, sich über den Tatbestand zu unterrichten. Recht und Billigkeit waren ihm gleichgültig, er berechnete nur, was ihm diese neue Gemeinheit einbringen könne, und sprach sich schon vorher mit dem größten Eifer dahin aus, daß der Graf den Tod verdient habe, so daß diesem wenig Aussicht auf Rettung blieb.

Als ich in Wesel eintraf, war das Kriegsgericht auf den folgenden Morgen einberufen, aber der Musterungsinspektor, der ganz in Verzweiflung war, daß er seine Hand zu diesem Morde bieten sollte, hatte von meiner bevorstehenden Ankunft gehört und war zu Le Marois geeilt, um ihm zu erklären, daß er sein Amt niederlege, weil jetzt ein siebenter General anwesend sei. Le Marois' Versuche, ihn von diesem Entschluß abzubringen, waren vergeblich geblieben, und so kam es, daß er mir den furchtbaren Aktenstoß überbrachte. Da er wußte, daß ich beim Kaiser, bei Clarke und Berthier in Ungnade stand, und auch meine gespannten Beziehungen zum Marschall Davoust kannte, bildete er sich ein, ich würde diese Gelegenheit mit Freuden benutzen, mich bei diesen erhabenen Persönlichkeiten wieder in Gunst zu setzen, selbst auf Kosten eines Menschenlebens. ‚Um Himmels willen!' rief ich, als ich ihn mit seinem ungeheuren Aktenstoß eintreten sah, ‚was bringen Sie mir denn da?' — ‚Die Verhandlungen über eine sehr ernste Angelegenheit, auf deren rasche Erledigung der Kaiser den größten Wert legt, einer Angelegenheit, die die Entrüstung und den Eifer aller erregen muß, die ihm ergeben sind.' — Hierauf begann er, mir die Sache in großen Zügen auseinanderzusetzen, und zwar, wie man sich denken kann, in einer Weise, die weder an der Schuld des Grafen noch an der Notwendigkeit, ein rasches und denkwürdiges Exempel zu statuieren, den geringsten Zweifel aufkommen ließ. Das führte ihn dazu, mir den Befehl des Kaisers vorzulesen und mir meine Ernennung als kaiserlicher Anwalt mit der Mitteilung zu überbringen, daß sich das Kriegsgericht, das ich als siebenter General vervollständigte, am nächsten Tage um 10 Uhr versammeln und auf der Stelle urteilen werde. Auch könne die Sitzung nicht aufgeschoben werden, weil die kaiserlichen Befehle das nicht erlaubten und weil die das Kriegsgericht bildenden Generale nicht länger aufgehalten werden dürften.

Louis Nicolas Davoust
Marschall des Kaiserreiches, Herzog von Auerstädt, Fürst von Eckmühl
Nach einem Stahlstich

‚Glauben Sie wirklich,' erwiderte ich ihm, ‚irgendwelche Rücksichten könnten mich bewegen, mich hier, wo es sich um ein Menschenleben handelt, mit einer achtstündigen Prüfung zu begnügen?' — ‚Aber es ist ja schon alles geprüft,' versetzte er. ‚Sie brauchen sich gar nicht mit diesen Papieren zu beschäftigen. Hier ist die Anklageschrift, die derjenige abgefaßt hat, an dessen Stelle Sie als kaiserlicher Anwalt infolge Ihres Ranges treten. Sie haben weiter nichts zu tun, als sie vorzulesen.' — ‚Sie vergessen,' antwortete ich, ‚daß sich in diesem Falle in der Person des kaiserlichen Prokurators das Amt des Richters mit dem des öffentlichen Anklägers vereinigt, aber selbst wenn das nicht der Fall wäre, wie können Sie glauben, daß ich mich bei einer so ernsten Angelegenheit mit der Untersuchung eines andern begnügen könnte?' — ‚Ich führe nur die erhaltenen Befehle aus,' entgegnete er und überreichte mir zum Beweise drei Briefe. Der erste war vom Kriegsminister, Herzog von Feltre, und enthielt wörtlich folgendes: ‚Der Graf von Bentinck ist binnen 24 Stunden abzuurteilen und zu erschießen.' Dieser Brief war vom 24. Mai. Der zweite, ebenfalls vom Kriegsminister, war vom 25. und verfügte: ‚Ich habe in meinem gestrigen Briefe vergessen, von den Gütern des Grafen von Bentinck zu sprechen. Eröffnen Sie dem Kriegsgericht, daß es neben der Todesstrafe auch auf Einziehung der Güter zu erkennen hat.' Der dritte Brief war vom Marschall Davoust, Fürsten von Eckmühl, und begann so: ‚Die Herrn Generale werden sich glücklich schätzen, daß sie Gelegenheit haben, an einem Manne von der Wichtigkeit des Grafen von Bentinck ein Exempel zu statuieren. Täglich werden Unglückliche erschossen, deren Tod nicht den geringsten Eindruck macht, während der Tod dieses Mannes . . .'

Digitized by Google

Diese Henkermoral empörte mich, und ich hatte das Gefühl, als ob ich mich in den Krallen eines Fouquier-Tinville befände. Ohne imstande zu sein, meine Erregung zu bemeistern, zerknüllte ich die niederträchtigen Briefe in der Hand und schleuderte sie auf den Tisch. ‚Was für schmähliche Briefe!‘ rief ich dabei, und da diese Worte keine Beachtung fanden, fügte ich hinzu: ‚General Le Marois, ich übernehme diese Sache nur mit unsagbarem Widerwillen und nur, weil ich gehorchen muß, aber wenn Sie mir nicht wenigstens 14 Tage zur Prüfung verschaffen können, dann nehmen Sie die Papiere nur ruhig wieder mit. Ich bin bereit, die Beweggründe meiner Weigerung, mich mit dieser Angelegenheit zu befassen, schriftlich beizufügen.‘ Zwar versuchte er es, noch auf mich einzureden, allein ich blieb unerbittlich, und er mußte sich schließlich meinem Verlangen fügen.

Da er meine Ernennung und die Papiere zurückgelassen hatte, verbrachte ich den Rest der Nacht damit, sie durchzusehen und mir eine Reihe von Fragen aufzuschreiben, die ich an den Grafen richten wollte. Am andern Morgen stellte ich ein Verhör mit ihm an, und dieses führte zu weiteren Richtigstellungen, Nachforschungen und neuen Verhören, und erst nach Verlauf von zehn bis zwölf Tagen stand meine Ansicht fest, die sich auf folgende Tatsachen stützte: Es war allerdings im Lande Varel ein Aufstand ausgebrochen, aber in Abwesenheit des Grafen. Dieser war herbeigeeilt, allein er hatte sich der Leitung nur bemächtigt, um dem Aufstande rasch ein Ende zu machen. Das war ihm auch gelungen, und er hatte dabei 30 französische Soldaten gerettet, die den Aufständischen in die Hände gefallen und mit dem Tode bedroht waren. Bentinck hatte sie in Freiheit gesetzt und mit ihren Waffen entlassen.

Allerdings muß ich zugeben, daß er in der Form gefehlt, so daß er sich verdächtig gemacht und Grund zu einer falschen Auslegung seines Handelns gegeben hatte. Dadurch war seine Lage so drohend geworden, denn um hinter die Wahrheit zu kommen, mußte man die Tatsachen scharf prüfen, erklären und nebeneinanderstellen. Dazu hatte sich niemand die Zeit genommen, die bei der gebotenen Raschheit des Handelns auch nicht vorhanden gewesen war. Demnach war ich der Ansicht, daß der Graf zwar nicht den Tod verdient, daß aber sein Benehmen die Unzweideutigkeit und Entschlossenheit habe vermissen lassen, die ihm die Umstände zur Pflicht gemacht hätten. Dafür verdiente er Haft von unbestimmter Dauer. Als ich dem Grafen, der schon mit dem Leben abgeschlossen hatte, diese Ansicht mitteilte, begnügte er sich damit, mir mit Tränen in den Augen zu antworten: ‚Ihnen werde ich mein Leben verdanken.‘

Als ich Le Marois meine Auffassung eröffnete, entgegnete er: ‚Ich werde darüber höheren Orts berichten…,‘ und dabei blieb es. Der Inhalt der Briefe, die er über diese Angelegenheit mit dem Herzog von Feltre und dem Marschall Davoust wechselte, ist mir unbekannt geblieben, allein der Leser wird ihn sich schon denken können; dagegen teilte er eine Antwort des Kaisers mit, die, wie alles, was von diesem großen Manne ausging, zu denken gibt:

‚Graf Le Marois, ich schreibe an Sie, um Ihnen mitzuteilen, daß, wenn Graf Bentinck des Aufstandes schuldig ist, Sie sofort ein Kriegsgericht zusammenrufen müssen. Ist er jedoch nicht schuldig, so lassen Sie die Angelegenheit ruhen.

Möge Gott Sie in seinen heiligen Schutz nehmen. Napoleon.‘

Daraus geht hervor, daß sich der Kaiser in den ernsten Umständen, worin er war, weder schwach, noch grausam zeigen wollte. War Bentinck schuldig, so wünschte er ihn erschießen zu lassen; war er nicht schuldig, so sollte er nicht einmal abgeurteilt werden. Nach diesem Briefe und seinen Erklärungen hätte Le Marois demnach das weitere Verfahren einstellen müssen, allein er gab die Sache noch nicht auf. Der kaiserliche Brief sagte, daß der Graf nur dann vor Gericht gestellt werden sollte, wenn er schuldig war; wurde er aber vor Gericht gestellt, so sollte er auch verurteilt werden. Darauf fußte Le Marois und beschloß, das Kriegsgericht zusammentreten zu lassen. Um jedoch den Mitgliedern die Möglichkeit zu rauben, sich über den Fall zu besprechen, erließ er den Befehl spät abends und beraumte die Sitzung auf eine frühe Morgenstunde des nächsten Tages an.

Ich war entrüstet und fest entschlossen, meine Pflicht zu tun. Als das Gericht versammelt war, las ich meine Anklageschrift vor, worin ich die Sache, wie das mein Amt als öffentlicher Ankläger verlangte, in möglichst ernstem Lichte darstellte und mit dem Antrage auf Todesstrafe schloß. Hierauf sprach der Verteidiger des Grafen, der besonders die entlastenden Momente hervorhob, und da ich die für die Schuld sprechenden Schlußfolgerungen nicht weiter unterstützen wollte, als es der Form wegen erforderlich war, antwortete ich dem Verteidiger nicht, sondern begnügte mich damit, noch einmal auf meine Anklageschrift zu verweisen. Hierauf zogen wir uns ins Beratungszimmer zurück.

Sowie wir dort Platz genommen hatten, ergriff ich das Wort, noch ehe der Vorsitzende Lemoine Zeit gehabt hatte, zu sprechen. ‚Meine Herren,‘ sagte ich, ‚ich habe soeben die Angelegenheit so vorgestellt, wie es der öffentliche Ankläger tun mußte. Jetzt werde ich so zu Ihnen sprechen, wie es mein Gewissen verlangt, das heißt so, wie es derjenige tun muß, welcher mit Ihnen das Amt des Richters ausübt.‘ Hierauf stellte

Digitized by Google

ich die Tatsachen in ihrem wahren Lichte dar und begründete meine Ansicht durch unwiderlegliche Beweise. Mit Ausnahme von zwei gefügigen Werkzeugen (dem General Lemoine und einem andern) bestand das Gericht aus ehrenwerten Männern, die ihr Richteramt ebenso ernst auffaßten, als ihre Pflichten gegen den Kaiser. Sie wollten selbständig urteilen und deshalb alle Aktenstücke lesen und kennenlernen, die auf ihr Urteil von Einfluß sein konnten. Noch ehe es zur Abstimmung kam, konnte man merken, daß eine große Mehrheit gegen die Todesstrafe war, und obgleich Lemoine wiederholt ausrief: ‚Aber, meine Herren, was wird der Kaiser sagen, wenn wir den Grafen nicht zum Tode verurteilen!' wurde dieser, nachdem die Verhandlungen bis lange nach acht Uhr abends gedauert hatten, mit fünf gegen zwei Stimmen nur zu Haft bis zum Frieden ohne Einziehung der Güter verurteilt.

So war also der Graf Bentinck gerettet, aber ich, den man wohl mit Recht als den hauptsächlichsten Urheber dieser Rettung ansah, wurde der Gegenstand neuer Anfeindungen, denn es stand im Schicksalsbuche geschrieben, daß die edelsten Handlungen meines Lebens ihre Bestrafung nach sich ziehen sollten. Ich wurde unter den Befehl des Fürsten Eckmühl gestellt, die schlimmste Strafe, die man über einen General verhängen konnte, und tatsächlich wurden ihm auch nur solche unterstellt, die man strafen wollte.

Am 31. Mai erhielt ich den Befehl, mich mit der Post nach Bremen zu begeben, wo ich das Oberkommando über das ganze linke Elbufer bis zur holländischen Grenze übernehmen sollte. Am 6. Juni war ich in Bremen, wo meine Truppen schon eingetroffen waren, und von diesem Augenblick an folgten sich die Befehle mit einer Schnelligkeit, die an Verwirrung grenzte, allein die Arbeit ging mir damals so leicht von der Hand, daß Empfang, Ausführung und Bericht darüber sozusagen eins waren. Der Marschall ließ mir auch seine Zufriedenheit aussprechen, rief mich aber gleichzeitig mit allen meinen Truppen nach Hamburg, so daß mein Kommando über das linke Elbufer nur sechs Tage dauerte, während deren ich mich mit dem Marschall auf den besten Fuß gestellt zu haben glaubte. In Hamburg sollte ich bis zum Eintreffen des Divisionsgenerals Grafen Hogendorp, eines sehr angesehenen Holländers und Adjutanten des Kaisers, den Oberbefehl übernehmen. Nach einer die ganze Nacht dauernden Fahrt traf ich gegen Mittag in Hamburg ein. Da ich es dem Fürsten von Eckmühl gegenüber für angebracht hielt, Eifer zu zeigen, stieg ich vor seinem Hause aus dem Wagen, noch ehe ich daran gedacht hatte, mir eine Wohnung zu besorgen, und rechnete angesichts der Beweise der Zufriedenheit, die ich bis jetzt von ihm erhalten hatte, auf einen freundlichen Empfang. Um so größer war meine Enttäuschung, als ich sah, wie sich bei meinem Anblick seine Stirn umwölkte und wie er mich im größten Zorne mit den Worten anfuhr: ‚Sie haben also einen Verräter gerettet! Statt an dem Grafen Bentinck ein so notwendiges Beispiel zu statuieren, haben Sie es vorgezogen, seinen Prozeß zu einem Triumphe für die Feinde des Kaisers zu gestalten.' Mein Erstaunen verwandelte sich in Entrüstung, er bestand auf seiner Ansicht, ich auf der meinen, und während er bei seinen abscheulichen Behauptungen immer heftiger wurde, wiederholte ich fortwährend laut schreiend: ‚Die Tatsachen haben das Urteil zuwege gebracht, nicht ich. Vier gewissenhafte Männer rechnen es sich zur Ehre an, meine Ansicht geteilt zu haben, ebenso wie ich mich bei dem Gedanken geehrt und getröstet fühle, mich ihnen anschließen zu können. Schon vorher hatte ich mich deutlich genug ausgesprochen, so daß man wissen konnte, wie der Prozeß enden würde, und wenn ich anders gehandelt hätte, würde ich mich für einen Meuchelmörder halten.' — Im ganzen Hause und selbst auf der Straße konnte man uns schreien hören, und dieser schmähliche und unwürdige Auftritt dauerte eine halbe Stunde, ohne zu einer Verständigung zu führen, denn ich sprach mit einem Manne über Ehre und Gewissen, der nicht wußte, was diese Worte bedeuteten. Deshalb benutzte ich einen Augenblick, wo er Atem schöpfte, um ihm zu sagen: ‚Fürst, ich habe noch keine Wohnung und gehe, mir eine zu suchen.' — ‚Dafür ist gesorgt,' erwiderte er, ‚der Stadtkommandant wird Sie hinführen.' — Als ich meine Verbeugung machte, fügte er hinzu: ‚Ich erwarte Sie zum Diner, wobei ich die weiteren Befehle, die ich Ihnen zu geben habe, mit Ihnen besprechen werde.'

Eine Stunde später war ich beim General de Laville, einem in jeder Hinsicht ausgezeichneten Menschen und Offizier, den ich kennengelernt hatte, als er Chef des Stabes des Herzogs von Istrien in Salamanca gewesen war. ‚Ihr Marschall ist ja der reine Satan,' sagte ich, als wir allein waren. — ‚Ja, unter ihm zu dienen hat seine Schwierigkeiten,' erwiderte er. ‚Was der höchste Eifer leistet, ist in seinen Augen nur Pflichterfüllung, und das geringste Versehen ein Verbrechen. Er bildet sich leicht Vorurteile, die er nie wieder aufgibt; Gründe und Umstände, die das Urteil anderer Menschen beeinflussen, sind für ihn nichtig, und menschliche Rücksichten haben nicht die geringste Wirkung auf ihn. So ist er z. B. ein guter Gatte und Vater und hat in seinem Hause fast keinen eigenen Willen, aber so zärtlich er auch seine Frau und seine Kinder liebt, er würde nicht einen Augenblick zögern, sie zu opfern, wenn seine Pflicht das von ihm zu fordern schiene. Während er für die Soldaten die väterlichsten Gesinnungen hegt, und gegen die niederen Offiziere gütig ist, kennt er für höhere Offiziere nur Strenge und ist gegen Generale um so härter, je höher sie im Range stehen. Das hat ihm viele Feinde gemacht, aber es ist nichts dagegen auszurichten.'

Über den Charakter des Marschalls herrschte unter den Offizieren eine vernichtende Einstimmigkeit,

Digitized by Google

die in der Furcht und dem Hasse der Bevölkerung ihren Widerhall fand und mir die Mitteilungen ins Gedächtnis zurückrief, welche mir Morand und Gauthier im Jahre 1807 bei Tilsit gemacht hatten. Allein da ich mich dieser Macht nicht entziehen, noch gegen sie ankämpfen konnte, mußte ich mich darein finden, das hinzunehmen, was die Vorsehung über mich verhängen mochte.

Zum Diner versammelten sich etwa 20 Personen im Salon des Marschalls, er selbst trat bei meiner Ankunft grade ein, begann aber sofort auf und ab zu gehen, ohne jemand anzureden, und da er bei Tische ebenso wortkarg war, beschränkte sich die ganze Unterhaltung auf abgerissene Bemerkungen. Davoust war ein starker Esser, der etwas anderes zu tun hatte, als zu reden. Ich saß an seiner rechten Seite und war erstaunt über die Mengen, die er verschlang. Nach Tische ging ich mit ihm in sein Arbeitszimmer, wo er mir eröffnete, daß er mir neben dem Befehle über meine Division das Oberkommando in Hamburg anvertrauen werde. In Hinsicht darauf machte er mir Mitteilungen, die zum Teil wohl etwas zu kleinlich, aber immerhin wichtig waren, und wer aus diesem Schwalle von Einzelheiten den Kern herauszuschälen wußte, konnte daraus wohl eine gute Grundlage für sein weiteres Verhalten gewinnen. Die Dinge von einem höheren Standpunkt aus zu betrachten, verstand er nicht, auch waren seine Anschauungen weder tief noch umfassend, aber alles, was in seinen engen Gesichtskreis trat, kannte er mit einer Genauigkeit, die ihn über alles Notwendige wohl unterrichtet hielt. Daß alles, was sich auf die Beobachtung der Einwohner, das heißt auf die Spionage bezog, aufs beste geordnet war, versteht sich von selbst.

Nach den erhaltenen Anweisungen richtete sich meine Haupttätigkeit auf die Vervollständigung der Befestigung von Hamburg, ein ganz ungeheures Unternehmen, denn die große Stadt mußte nicht nur auf der Landseite, sondern wegen des etwa eintretenden Frostes auch an der Elbe befestigt werden. Der Befehl dazu ging vom Kaiser selbst aus, und meiner Ansicht nach war es gerade die Einrichtung so vieler Festungen, die dem Geschick Napoleons den Gnadenstoß gab. Das läßt sich nicht verkennen, wenn man bedenkt, wie er mit einer Hand voll Leute einem Löwen gleich die Hügel der Champagne gegen die ganze Koalition verteidigte, und dabei auf die Mitwirkung der in Deutschland gelassenen Besatzungen — im ganzen nahe an 150000 Mann — und die Heranziehung der 60- bis 80000 Rekruten verzichtete, die in den Provinzen versammelt waren, durch die unser Weg hätte führen mögen, wenn wir den Rückzug über Lille genommen hätten. Das waren mehr als 200000 Mann, die alle Bemühungen der Koalition zuschanden gemacht und Frankreich gerettet haben würden. Die moralische Wirkung ihrer Rückkehr hätte ihre Zahl auf 300000 Mann gesteigert, und dann wären wir in der Lage gewesen, den Frieden zu diktieren und den Rhein als Grenze zu behalten. Es schwindelt einem, wenn man den Verlauf unseres Todeskampfes verfolgt und sich sagen muß, daß solche Fehler von einem Napoleon begangen worden sind! —

Am 23. traf Graf Hogendorp in Hamburg ein, um mich abzulösen, und ich erhielt gleichzeitig die Weisung, mich am nächsten Tage nach Lübeck zu begeben, um den Oberbefehl über diese Stadt, sowie das Kommando über die Vorhut der Armee zu übernehmen.

Daß ich durch meine Entfernung von Hamburg noch nicht dem Bereiche der Krallen des ungeleckten Bären entronnen war, unter dessen Befehl mich mein Verhängnis gestellt hatte, sollte ich bald erfahren. Täglich kamen ein oder zwei Kuriere, und oft erhielt ich zehn Briefe in 24 Stunden. Diese peinliche und sich häufig um ganz geringfügige Kleinigkeiten drehende Korrespondenz würde es mir Tag und Nacht ins Gedächtnis zurückgerufen haben, wer mein Vorgesetzter war, wenn ich es je vergessen hätte. Wie sich der Leser denken kann, tat ich alles, was Eifer, dem es an Freudigkeit fehlt, und passiver Gehorsam leisten können. Zu meiner großen Überraschung erhielt ich noch am Abend meiner Ankunft um 10 Uhr den Befehl, den Bürgermeister verhaften zu lassen und ihn mit 50 Einwohnern, die aus den unruhigsten unserer Feinde ausgewählt werden sollten, nach Hamburg zu schicken. Das war ein böser Anfang für mich, denn ich konnte nicht vergessen, daß ich in Fulda, Burgos und Salamanca mit ganz andern Mitteln die besten Erfolge erzielt hatte. Ein solches Vorgehen empörte mich, da es meinem Charakter widersprach und von meiner Erfahrung verurteilt wurde. Die Stadt Lübeck hatte uns gegenüber eine drohende Haltung angenommen, was ziemlich begreiflich war, denn als Hansastadt war sie eine von den dreien, die durch unsere Anwesenheit am meisten litten. Sie war überdies der letzte von uns besetzte Punkt, ihre Einwohner standen in fortwährender Verbindung mit dem Feinde, und sie mit solcher Strenge behandeln, hieß, sie diesem nur um so mehr in die Arme treiben. Wie dem auch sein mag: der Befehl traf um 10 Uhr ein, um Mitternacht waren die Listen vom Polizeikommissar und Stadtkommandanten aufgestellt, und während der Nacht und am nächsten Morgen wurden 24 Verhaftungen vorgenommen. Die Gefangenen reisten am 26. nach Hamburg ab und die 26 noch fehlenden am 27. Natürlich brachte die Maßregel die Wirkung hervor, die solche Befehle stets zur Folge haben: sie vermehrte das Übel, statt es zu heilen. Ich erstattete darüber Bericht, aber auf einem schlechten Wege umkehren, ist gleichbedeutend mit Selbstverdammung. Der Fürst befahl 100 weitere Verhaftungen, die er jedoch auf meine Vorstellungen auf 20 bis 30 ermäßigte. Allein diese Anordnung stieß er in einem Briefe vom 6. Juli wieder um, der seine Abscheulichkeit in ihrer ganzen Nacktheit bloßstellte,

Digitized by Google

indem er den Befehl enthielt, 5—600 Männer aus der Hefe der Bevölkerung und ſogar die 13 Jahre und darüber alten Söhne dieſer Leute zu verhaften und nach Hamburg zu ſchicken. Was für ein Vorgeſetzter, der den General Laville dahin zu bringen vermochte, einen ſolchen Befehl zu unterzeichnen!

Um das Herz der Lübecker vollends zu gewinnen, wurde am 28. Juni der Belagerungszuſtand über die Stadt verhängt. Ich mußte eine neue Entwaffnung vornehmen, wobei mehr als 3000 Gewehre abgeliefert wurden, während bei einer früher von Dumonceaux angeordneten nur 700 zum Vorſchein gekommen waren.

Am 5. Juli kam es zu einem ernſten Vorfall. Die Dänen waren wütend, daß ſie auf unſerer Seite fechten ſollten, die Lübecker erbittert, ſie als unſere Bundesgenoſſen zu ſehen, und eines Abends machten ſich jütländiſche Dragoner, ein Regiment von Rieſen, über unſere kleinen Soldaten luſtig und griffen ſie mit Steinwürfen und Meſſern an, wobei ſich auch Einwohner von Lübeck beteiligten. Das führte zu zahlreichen Verhaftungen und am nächſten Morgen wurde ein Fleiſcher Namens Prahl von einem raſch zuſammenberufenen Kriegsgericht als einer der Haupträdelsführer dieſer aufſtändiſchen Bewegung verurteilt und ſofort erſchoſſen. Aber damit nicht genug, wurden auf Befehl des Marſchalls noch weitere 500 der Unruhigſten verhaftet und nach Hamburg geſchickt, wo ſie an den Befeſtigungen arbeiten mußten. Der Vorfall veranlaßte mich, die däniſchen Offiziere zuſammenzurufen und ſie in einer Weiſe zu behandeln, daß einigen von ihnen die Tränen in die Augen traten, allein meine Drohungen halfen mir nichts, denn keiner der Schuldigen wurde entdeckt, ſo daß ich mich entſchloß, die jütländiſchen Dragoner aus der Stadt zu entfernen und auf die elendeſten Dörfer zu verlegen. Wie der Leſer ſieht, wurde unſere Lage immer ſchwieriger, und hatte man uns in dieſen Gegenden auch nie geliebt, ſo hatte man uns wenigſtens gefürchtet, aber jetzt fürchtete man uns auch nicht mehr, und es blieb nur ein kaum verhüllter Haß."

Es iſt wohl nicht ſchwer zu ſagen, wer von beiden der Charaktervollere war, der eiſerne Davouſt, der im Dienſt ſeines Kaiſers und doch auch ſeines Vaterlandes Frankreich ſeine höchſte Soldatenpflicht bis zur äußerſten Grenze erfüllte, oder der Kronprinz von Schweden, ci-devant Marſchall Bernadotte, der Hamburg retten konnte, und es aus irgendwelchen Schleichgründen nicht tat.

„Der Verluſt von Hamburg," ſchreibt Stein aus Reichenbach den 29. Juni an den Grafen Münſter, „iſt ewig zu beklagen; der Kronprinz von Schweden kann ſich nie rechtfertigen, vor ſeinen Augen mit einer disponiblen Macht von 34—35000 Mann nichts zur Verteidigung von dieſem, in aller Einſicht ſo wichtigen Punkte getan zu haben. Warum hat er es aufgegeben? das läßt ſich ſelbſt nicht einmal vermuten und erraten. Militäriſche Gründe ſind keine vorhanden; wollte er vielleicht den Bruch mit Dänemark herbeiführen? Seine Handlungsweiſe hat den Verdacht der Treuloſigkeit gegen ihn beſonders in Öſterreich beſtärkt, die Vorwände zum Zaudern vermehrt. Er iſt jetzt ſehr geſchmeidig, weil er den Frieden fürchtet, er verſpricht alles, er ſchlägt eine Zuſammenkunft vor. Man wirft England vor, ihn durch große Nachgiebigkeit zu verhätſcheln; es iſt ein Franzoſe und muß mit Ernſt behandelt werden. Graf Pozzo di Borgo, der an ihn abgeſchickt wurde, hält ihn für einen charactère disparate et impur, ein Gemiſch von Gaskogner, Jakobiner, Soldaten, Prinzen, Chevalier! Hunc tu Romane caveto!"

8. Kapitel

Die Lützower

Obgleich nach den Bedingungen des Waffenstillstandes am 12. Juni Freund und Feind sich hinter ihren jeweiligen Demarkationslinien zurückgezogen haben sollten, war der Major von Lützow mit seiner „wilden, verwegenen Jagd" noch unterwegs im Reich. Auf diese schwarze Schar, oder, wie einige Phantasten die Lützower zu nennen pflegten, „die schwarze Schar der Rache" hatte man die größten Hoffnungen gesetzt. Aber es bot sich dem Freiherrn nicht recht Gelegenheit zu großen Taten. Sein Kamerad von Colomb, von dessen Streifzügen wir hier erzählten, hatte inzwischen viel mehr Glück gehabt als Lützow. Da beschloß der Freiherr auf das Drängen seiner Reitersleute, sich von seiner Infanterie zu trennen und diese unter dem Kommando des Majors von Petersdorf bei dem Kosakengeneral Tschernitscheff zu lassen, der gerade eine Unternehmung gegen Halberstadt plante, wo ein starker westfälischer Artillerietransport angelangt sein sollte. Major von Lützow selbst mit seinen 400 Reitern wollte im Rücken des Feindes operieren und namentlich Süddeutschland beunruhigen.

Die Reiter, die mit ihm ritten, bildeten sozusagen die Elite der Schar. Theodor Körner war Adjutant des Majors, eine Reihe Namen aus den besten Familien Preußens und Deutschlands befanden sich unter den Vierhundert. Es sollte so ein Heldenzug werden, wie ihn 1809 der Braunschweiger Herzog Friedrich Wilhelm getan hatte. Der Freiherr gedachte, die Militärstraßen von Erfurt nach Leipzig zu beunruhigen, Militärtransporte und Besatzungen anzugreifen, dann nach Weimar vorzudringen und die Zuzüge der südlichen Rheinbundstaaten abzufangen. Aber von vornherein schwebte über diesem ganzen Zug ein Unstern. Der Versuch, Weimar zu überrumpeln, mußte aufgegeben werden, weil in der Stadt gerade 1000 Mann feindliche Infanterie und in den umliegenden Dörfern an 1500 Mann Kavallerie eingetroffen waren. Da stieß am 4. Juni der Major mit dem Rittmeister von Colomb zusammen, der gerade von seinem erfolgreichen Zug von Zwickau herkam. In Colomb steckte eben viel mehr Parteigängerblut, mehr Stegreifrittertum als in dem etwas schwerfällig tapferen Lützow. Die beiden Kommandanten verabredeten indes, eine Kolonne sächsischer Truppen abzufangen, die gerade jetzt, mit Erlaubnis Österreichs, durch Mähren und Böhmen nach Sachsen marschierte. Die Waffen waren diesen, aus Polen kommenden sächsischen Truppen natürlich an der österreichischen Grenze abgenommen worden und wurden auf Wagen nachgefahren. Hier hofften Lützow und Colomb auf einen sicheren Erfolg. Infolgedessen marschierte Lützow in der Richtung auf Hof, während Colomb getrennt von ihm operieren sollte. Als Lützow vor dem Städtchen Roda in Altenburg ankam, wurde ihm gemeldet, daß dort soeben 400 Mann thüringischer Rheinbundtruppen zum Abmarsch in die französische Linie angetreten wären.

Sie standen unter dem Kommando von einem Hauptmann und sechs Leutnants. Aber Offiziere wie Mannschaften bezeigten keine besondere Lust, sich dem französischen Kaiser als Kanonenfutter zur Verfügung zu stellen. Der Freiherr ließ seine Kavallerie vor dem Städtchen haltmachen und sprengte, von Körner und einigen Husaren begleitet in das Städchen, vor die Front der verblüfften Rheinbündler, laut kommandierend: „Still gestanden!" Und siehe da, die Rheinbundtruppen standen mäuschenstill. Und dann: „Herr Hauptmann, befehlen Sie Ihren Leuten, das Gewehr zu strecken!" und der Hauptmann, wie ein Automat, befahl seinen Leuten: „Gewehr bei Fuß, streckt das Gewehr!" Alle Griffe wurden ganz ordnungsgemäß, wie auf dem Exerzierplatz, ausgeführt. Das war ein leichter Fang. Am nächsten Tage, als man durch Schleiz kam, gelang die Sache nochmals. Die so abgefangenen Rheinbundtruppen nahm Lützow gleich in seinen Dienst. Er hatte im Handumdrehen neben seiner Kavallerie noch etwa 400 Mann Infanterie. Aber diese Infanterie erschwerte die Bewegungsfähigkeit der Freischar wesentlich. Reiterpferde haben vier Beine, Infanteristen bekanntlich nur zwei und — was waren das für Soldaten, wenn sie auf einen kurzen Befehl, ohne mit der Wimper zu zucken, ihre Gewehre streckten! Kaum Verlaß auf sie in der Stunde der

Digitized by Google

Gefahr. Indes Lützow zog weiter. Am 8. Juni ging der Leutnant von Kropff mit der Ulanenschwadron des Korps, begleitet von dem Leutnant Reiche und 300 Mann dieser neu einverleibten Truppen gegen Hof vor. Der Überfall der Stadt Hof gelang. Leutnant von Kropff warf die Feldwachen, machte 2 Offiziere und 20 Mann zu Gefangenen und wollte im Sturmschritt in die Stadt eindringen. Da eilte der bayrische Kommandant von seinem Trompeter begleitet herbei und ließ ein weißes Tuch flattern. Schon glaubte der Leutnant, daß das ein Zeichen zur Übergabe sei, aber, siehe da, es war nur die Ankündigung des Waffenstillstandes, von dem der bayrische Führer den Preußen alsbald Mitteilung machte. Natürlich wurden die Gefangenen freigegeben, und der Major von Lützow einigte sich mit dem bayrischen Kommandanten über die Einstellung der Feindseligkeiten.

Soweit war nun alles im Lot, aber nun trat die Frage an den Major heran, wie sollte er sich bis zum 12 Juni aus dem feindlichen und neutralen Gebiet bis an seine Demarkationslinie zurückziehen? Das richtigste wäre gewesen, wenn er nach Böhmen übergetreten wäre und dort von den Österreichern die Erlaubnis zum Durchmarsch gefordert hätte. Denn es war dem Freikorps ganz unmöglich, in den drei Tagen, die ihm noch verblieben, die Strecke von Adorf bis Roßlau an der Elbe zurückzulegen, um zum Korps des Generals von Bülow zu stoßen. Ja, selbst wenn die Reiter dies vermocht hätten, das Fußvolk war dazu außerstande. Mochte der Major nun, um doch etwas Erfolg aufzuweisen, aus diesem Grunde zögern, die 500 Infanteristen zweifelhafter Sorte laufen zu lassen, mochte er andere Gründe haben, kurz, er nahm Quartier in der Stadt Plauen und richtete an den sächsischen Kriegsminister von Gersdorf die Bitte, ihm einen sächsischen Offizier als Marschkommissar über Gera und Zeitz bis zur Elbe beizugeben. Dies war — alle Achtung vor der sonstigen Tapferkeit des Majors von Lützow, — das Dümmste, was er tun konnte. Denn seit dem 10. Juni war der Korse wieder in Dresden, — zwischen den Rabatten des Marcolinischen Gartens auf und abwandernd, das Hirn voll voll Plänen, wie wir ihn dort verließen. General von Gersdorf schickte den Hauptmann von Montbé nach Plauen, um dem Major von Lützow offiziell den Waffenstillstand anzukündigen. Als Marschkommissar wurde der sächsische Leutnant von Gößnitz der Truppe beigegeben. Gleichzeitig aber teilte der General von Gersdorf dem Major mit, daß er dienstliche Meldung an den Fürsten von Neufchâtel Majorgeneral Berthier gemacht und diesen gebeten habe, Se. Majestät den Kaiser von dem Vorgang in Kenntnis zu setzen.

Man kann sich das Aufblitzen der Augen Kaiser Napoleons vorstellen, als Berthier ihm die Meldung machte, daß der Major von Lützow mit seinem Freikorps sich noch innerhalb der französischen Demarkationslinie befinde. Ständig waren während der letzten Wochen dem Kaiser Berichte zugekommen über die Tätigkeit der Parteigänger im Rücken der Armee, und es hatte sich bei ihm ein Zorn, ja, ein Haß gegen diese schwer zu fassenden flinken Korps festgesetzt. Der Kaiser hatte über die Bewegung, die in diesen Frühlingstagen durch Preußen und Deutschland ging, schließlich nur sehr unklare Vorstellungen. Er wußte wohl, oder vielmehr, er empfand es, daß die Ideologie eine bedenkliche Sache sei, das hatte ihn die französische Revolution gelehrt. Aber ihr Wesen innerhalb der deutschen Verhältnisse zu begreifen, vermochte er nicht. Er wußte, daß die deutschen Studenten von den Universitäten, die Primaner von den Gymnasien fortgelaufen waren, um sich als freiwillige Jäger einkleiden zu lassen, und er wußte, daß gerade zu dem Lützowschen Korps viele dieser begeisterten deutschen Jünglinge gegangen waren. Der Freiherr von Stein und der Major von Lützow, das waren die beiden Männer, in welchen Napoleon die äußersten Auswüchse der deutschen Bewegung zu erkennen glaubte, und nun war dieser Major in seiner Macht! Er führte keine, nach des Kaisers Meinung, reguläre Feldtruppe, er war ein Brigant, ein Räuberhauptmann, für den im Waffenstillstand keine Schonung zugesichert war, um so weniger, als er es wagte, sich nach Ablauf der Frist noch in französischem Gebiet herumzutreiben. Übrigens hatte die Erbitterung des Kaisers gegen diese Freikorps gerade in den jüngsten Tagen neue Nahrung erfahren, als die Nachricht einging, daß der russische Parteigänger Oberst Figner — wir kennen diesen Figner aus dem Krieg von 1812; er hatte einen furchtbaren Eid getan — 42 gefangene Franzosen hatte erschießen oder vielmehr zu Tode martern lassen. Hier bot sich Gelegenheit, Vergeltung zu üben. So schickte der Kaiser sofort einen geheimen Befehl an den Herzog von Padua nach Leipzig, fliegende Kolonnen zu bilden, um die Parteigänger im Rücken der Armee, „besonders einen preußischen Major von Lützow" abzufangen. Vielleicht verwechselte er ihn mit Figners Verbrecherbande. Kriegsjuristisch lag der Fall klar, das wird deutscherseits stets vertuscht. Lützow überschritt längst die Frist, bis zu der er die Demarkationslinie passieren mußte. Übrigens brachen die Verbündeten auch die Waffenstillstandsbedingung, die Festungsgarnisonen Danzig, Stettin, Küstrin, Modlin mit Proviant zu versorgen. Dieser Wortbruch und die Gemeinheit, mit der Rußland und England ihre Kriegsgefangenen behandelten, stimmen übel zum Gezeter über Bruch des Völkerrechts, weil Napoleon nach dem Buchstaben der Kriegsgesetze verfuhr. Der Herzog von Padua war ein Vetter des Kaisers, ein geborener Korse, der den Familiennamen Arrighi de Casanova führte. Seine verwandtschaftlichen Beziehungen hatten ihn als Kavallerieoffizier sehr schnell aufsteigen lassen. Er war ein junger Mann von

Digitized by Google

35 Jahren, von persönlicher Tapferkeit, aber ohne jedes Führertalent, indessen voll Ehrgeiz. Er kommandierte in Leipzig. Unter ihm stand der Divisionsgeneral Fournier, ein Schreckensmann, von der Revolution emporgeworfen. Er stammte aus Martinique, und man nannte ihn in jenen Revolutionstagen Fournier l'Américain. Er taucht vor uns auf in den furchtbaren Septembertagen des Jahres 1792. Damals wurden ihm 50 gefangene Aristokraten anvertraut, die er von Orléans holen und vor das Revolutionstribunal führen sollte. In Versailles ließ er sich vom Pöbel die Gefangenen, für die er pflichtgemäß mit seinem Leben einstehen mußte, entreißen, und sie alle wurden bis auf wenige niedergemetzelt. Dies war ein dunkles Blatt im Leben Fourniers; das andere die Girondistenverfolgung, die er als einer der Eifrigsten mit betrieb, eine Schergennatur, dieser Fournier. — Leider stand um jene Zeit in Leipzig eine württembergische Infanteriebrigade und eine württembergische Kavalleriebrigade. General Doering und General Graf Normann befehligten diese Württemberger, und gerade aus diesen deutschen Truppen bildete der Herzog von Padua die vier fliegenden Marschkolonnen, die zur Aufhebung des Lützowschen Freikorps ausgeschickt wurden. Hier ist die Instruktion an einen der Führer dieser Abteilungen, den Oberstleutnant v. Kechler, auch einen württembergischen Herrn, von geradem Sinn und einwandfreier Ehrenhaftigkeit:

„Leipzig, den 14. Juni 1813.

Der Oberstleutnant v. Kechler ist angewiesen, mit 200 Mann Infanterie und 100 Reitern von den württembergischen Truppen das Gelände in den nachbenannten Bezirken zu durchsuchen: von Leipzig nach Gotha, von da nach Schmalkaden, Hildburghausen, Saalfeld, Plauen, Zwickau und von da am linken Pleißeufer entlang bis Leipzig. — Nach allen Richtungen ist diese Landstrecke zu durchkreuzen, ohne feste Marschroute zu halten, um die Parteigänger, von welcher Nation sie auch seien, zu entdecken und festzunehmen, welche trotz des Waffenstillstandes auf eigene Rechnung den Krieg noch weiter führen oder sich verborgen halten in Wäldern, Höfen, Dörfern, mit dem Zwecke, nach dem Waffenstillstand plötzlich und unvermutet wieder aufzutauchen.

Oberstleutnant v. Kechler wird alle möglichen Nachrichten einziehen und durch Drohungen die Behörden auf dem Lande zwingen, ihm dienliche Nachrichten zu geben. Selbst den eigenen Truppen soll er seine Marschrichtung geheim halten und auch die Zeit, die er in jeder Gegend zu verweilen gedenkt.

Wenn er bewaffnete feindliche Parteien antrifft, welche sich nicht ergeben wollen, so soll er sie niedersäbeln lassen, alle anderen aber soll er entwaffnen und gefangennehmen und sie unter sicherem Geleite nach Leipzig bringen lassen. Die Begleitmannschaft ist dahin zu instruieren, daß auf die, welche zu entweichen suchen, Feuer zu geben ist. — Um die Infanterie rasch fortzubewegen, sollen im Bedarfsfall Wagen requiriert werden. Alle zwei Tage ist Meldung zu erstatten. Nach Beutepferden, nach Waffen und Ausrüstung ist zu fahnden.

Allen französischen Behörden, welche der Herr Oberstleutnant auf seinem Wege trifft, wird er von seinem Auftrag Kenntnis geben und dienliche Nachrichten von ihnen einziehen. Er wird erst dann mit seinem Detachement den Rückmarsch antreten, wenn er entweder unmittelbar von mir den Befehl dazu erhalten hat oder durch die Vermittlung des kommandierenden württembergischen Generals in meinem Auftrag.

General Herzog von Padua
J. C. Arrighi."

Inzwischen war Lützow von Plauen abmarschiert, den sächsischen Leutnant von Gößnitz als Marschkommissar bei sich, und am 16. Juni in Gera eingetroffen. Er hatte einen freiwilligen Jäger mit der Ankündigung seines Marsches hingeschickt, der Jäger aber wurde von den Franzosen festgenommen. Major von Lützow bat den kommandierenden Oberst, ihm den Mann wieder freizugeben, und dies geschah ohne weiteres, ja, der Oberst lud sogar den Freiherrn zum Mittagessen ein. Diese Gastfreundschaftlichkeit ist dem armen Oberst schlecht bekommen, denn als der Kaiser davon hörte, wurde der Offizier sofort nach Dresden gerufen und bekam von dem Imperator eine sehr heftige Szene, trotz des Ordens des Offizierkreuzes der Ehrenlegion, das er an der Brust trug. „Wie er diesen Briganten Lützow, diesen chef du corps de la vengeance an seiner Tafel bewirten könnte, anstatt ihn gefesselt einem Kriegsgericht zu überliefern, oder ohne weitere Formalitäten ihn erschießen zu lassen?" Als der Oberst sich zu rechtfertigen suchte, geriet der Kaiser in so große Wut, daß er ihm die Epauletten von den Schultern riß und ihn mit den Worten entließ: „Scheren Sie sich zum Teufel!" — Der ganze Handel war furchtbar verworren. In Gera hatte man Lützow eingeladen, hatte ihn ohne weiteres passieren lassen; in Zeitz dagegen, wo der württembergische Herr v. Kechler mit seiner Kolonne inzwischen eingetroffen war, wurde die Sache schon schwieriger. Wir sehen aus dem sehr sorgfältigen Bericht, den Oberstleutnant v. Kechler über seine Begegnung mit Lützow schrieb, am besten, wie die Sachen lagen.

Digitized by Google

„Den 15. Juni marschierte ich von Leipzig als Kommandant einer colonne mobile, bestehend aus 100 Mann vom Jägerregiment zu Pferd König, geführt von Major v. Brandenstein, und 200 Mann Infanterie vom Regiment Nr. 4. Auf einer vom Herzog von Padua schriftlichen Instruktion war hauptsächlich dieses enthalten, den mir vorgeschriebenen Distrikt zu durchkreuzen, sämtliche in den Gebirgen befindliche feindliche Parteien aufzusuchen, und wo ich solche finde, zu desarmieren.

Mit dieser Instruktion versehen marschierte ich also am 15. Juni von Leipzig ab nach Weißenfels und setzte meinen Marsch von da nach Zeitz fort. Beim Einrücken in Zeitz erfuhr ich vom Magistrat daselbst, daß sich ein preußisches Freikorps (genannt die Schwarzen) in der Gegend von Gera und Neustadt aufhalte, worunter 120 Kosaken und ungefähr 60 Mann Infanterie, das übrige in leichter preußischer Kavallerie bestehe. In dem Augenblick, als ich im Begriff war, eine Meldung über diese erhaltenen Nachrichten an den Herzog von Padua zu machen, kam ein Kurier mit Depeschen von einem französischen General in Gera an den Herzog van Padua an, der zugleich die Nachricht brachte, daß in Gera vor einigen Stunden 3000 Franzosen eingerückt seien.

Auf diese Nachricht schickte ich sogleich einen Jäger vom Regiment König als Kurier an den Kommandanten der französischen Truppen in Gera mit einem Schreiben ab, in welchem ich den Zweck meiner Sendung bekannt machte und mich offerierte, wenn er es für nötig halte, in der Nacht noch mit meiner Kolonne mich zu Gera an ihn anzuschließen und mit ihm dann gemeinschaftlich dieses Korps anzugreifen. Dieser Jäger kam aber abends 5 Uhr, ohne ein Schreiben vom Kommandanten mitzubringen, bei mir in Zeitz an, sondern brachte bloß einen Zettel vom Marschkommissar daselbst, der mich benachrichtigte, daß das feindliche Korps unter Kommando des preußischen Majors v. Lützow den Waffenstillstand anerkannt habe und im besten Einverständnis mit den Franzosen an Gera vorbeimarschiert sei, um noch in Zeitz Nachtquartier zu nehmen und sofort den nächsten Weg an die Elbe zu nehmen; auch schrieb er mir, daß der Major v. Lützow, sowie noch mehrere preußische Offiziere bei dem französischen General in Gera zu Mittag gespeist hätten. Der Jäger selbst erzählte mir, daß die Kosaken ihn hätten frei und ungehindert durchpassieren lassen.

Mit dieser unvollständigen Nachricht nicht zufrieden, schickte ich sogleich den Leutnant v. Reischach mit meiner Instruktion nach Gera ab, um Gewißheit über die Verhältnisse der Franzosen zu dem feindlichen Korps zu erhalten; habe auch dem Leutnant v. Reischach expreß aufgetragen, im Fall die Franzosen in Gemeinschaft mit mir etwas unternehmen wollten, ja auf keine mündliche Versicherung zu gehen, sondern solches schriftlich zu verlangen. — Nachts 1 Uhr kam Leutnant v. Reischach von Gera retour und meldete mir, daß der französische General wie mehrere Obersten zu Gera sehr unschlüssig in der Sache gewesen seien; der eine wollte attackieren, der andere hatte es wieder verworfen; besonders der General erklärte sich, daß, da dieses Korps den Waffenstillstand anerkannt habe, es zu spät sei, und er marschiere mit seinem Korps morgen nach Altenburg weiter. Der Leutnant v. Reischach bat wiederholt dringend um eine schriftliche Antwort; dieses war aber vergebens, und wie er sah, daß nichts zu machen war, so ging er ab.

Auf seiner Rückreise von Gera nach Zeitz mußte Leutnant v. Reischach die ganze feindliche Kolonne (Lützow) passieren, welche ihn mit aller Höflichkeit behandelte und ohne Aufenthalt passieren ließ.

In dieser meiner sonderbaren Lage gab ich meinem Vorposten den Befehl, die Preußen, wenn sie ankommen sollten, nicht passieren zu lassen, sondern solche abzuweisen und im Fall, daß sie sich nicht abhalten lassen wollten, auf sie Feuer zu geben. — Die Preußen kamen, sind aber, als man es ihnen sagte, sogleich wieder umgekehrt. Zugleich schickte ich augenblicklich meinen Adjutanten, Leutnant Bonz, an den Herzog von Padua nach Leipzig ab und meldete dem Herzog die ganze Sache, so wie ich sie eben erzählt habe. Die Preußen ließ ich bis zur Zurückkunft meines Adjutanten nicht aus dem Auge und beobachtete sie durch Patrouillen.

Am 17. Juni in der Frühe, um 6 Uhr, kam noch vor der Zurückkunft meines Adjutanten ein sächsischer Kommissar bei mir in Zeitz an und sagte, er sei von Major v. Lützow geschickt, mich zu avertieren, daß ihm aus dem französischen Hauptquartier die Gewißheit des Waffenstillstandes durch einen sächsischen Hauptmann Namens Montbé mit der Weisung zugeschickt worden sei, daß vermöge der Übereinkunft des Waffenstillstandsvertrags er unter Führung eines sächsischen Marschkommissars den nächsten Weg an die Elbe zu nehmen habe. Er werde an Zeitz vorbeimarschieren, ohne meine Vorposten zu berühren, und hoffe, daß von meiner Seite ihm nichts Feindliches zugefügt werde.

Ich antwortete dem Marschkommissar, da die Sache sich so verhalte, werde ich dieses feindliche Korps meinerseits nicht inkommodieren; er solle nur zumarschieren, machte aber sogleich durch einen Kurier die schriftliche Meldung an den Herzog von Padua hierüber, erhielt aber auf diese Meldung keine Antwort. — Gegen Mittag um 12 Uhr, am 17. April, kam mein Adjutant, ohne eine schriftliche Order mitzubringen, von Leipzig wieder in Zeitz an. Es war ihm aufgetragen, mir zu sagen, den preußischen Major v. Lützow, wo ich ihn finde, zu stellen und ihm zu sagen, daß er nicht weiter marschieren solle, sondern den Offizier,

Digitized by Google

welchen der Herzog von Padua zu seiner Führung ihm zuschicken werde, abzuwarten. Ich fragte den Adjutanten, ob sonsten ihm kein weiterer Auftrag an mich erteilt worden sei; nein, man hätte ihm sonsten nichts aufgetragen, als mir zu sagen, daß General Graf Normann mit einer Kolonne gegen Pegau aufgebrochen sei.

Den preußischen Major v. Lützow traf ich endlich bei Kitzen; der Offizier, der die Arrieregarde vom preußischen Korps führte, ließ, als ich ihm sagte, daß ich ihren Kommandeur sprechen müsse, sogleich den Major v. Lützow holen. Dieser kam auch mit noch mehreren preußischen und russischen Offizieren; ich entledigte mich bei ihm meines Auftrags in Gegenwart des Majors von Brandenstein vom Jägerregiment zu Pferd König und mußte dem Major v. Lützow zugleich noch sagen, daß, wenn er weiter marschieren würde, er sich Feindseligkeiten und Unannehmlichkeiten aussetzen würde, indem noch mehrere Kolonnen von uns in der Gegend herumschwärmen, die den Befehl haben, ihn, wo sie ihn finden, feindlich zu behandeln. Der Herzog von Padua habe zwar bereits schon Offiziere an die verschiedenen Kolonnen abgeschickt mit dem Befehl, ihn nicht feindlich zu behandeln; man könne aber nicht wissen, ob diese Offiziere die betreffenden Kolonnen zeitig genug finden würden; es sei daher zu seiner Sicherheit notwendig, den Offizier vom Herzog von Padua abzuwarten, der ihn führen werde.

Der Major v. Lützow zeigte viel Unruhe und äußerte, daß er Ursache habe, sehr mißtrauisch gegen die Franzosen zu sein, und daß er es für ein besonderes Glück halte, von Württembergern sich begleitet zu sehen. Er glaube mir auf mein Wort und werde daher sogleich mit seiner Kolonne haltmachen. Er ersuchte mich aber, ihm nur so lange einen von meinen Offizieren als Geisel zu seiner Sicherheit zu geben, bis derjenige vom Herzog von Padua ankomme. Dieses habe ich ihm aber abgeschlagen; er wiederholte mehrmals sein Begehren um einen Offizier, ich habe es ihm aber bestimmt abgeschlagen und ihm gesagt, daß, da ich hierzu keinen Auftrag hätte, ich es auch nicht tun könne. Da ich dieses ihm so bestimmt abschlug, so machte es ihn wieder aufs neue unruhig.

Ich sagte ihm: ‚Herr v. Lützow, ich habe mich bei Ihnen hiermit meines Auftrags entledigt, machen Sie jetzt, was sie wollen; wollen Sie fortmarschieren, ohne den Offizier vom Herzog abzuwarten, so halte ich Sie meinerseits gar nicht davon ab; ich werde Sie aber im Auge behalten.‘

Da fing Lützow noch einmal an, mich zu fragen: ‚Herr Oberstleutnant! Kann ich denn ganz ruhig sein, darf ich versichert sein, daß man gegen mich nichts Feindliches unternimmt; können Sie mir Ihr Ehrenwort geben?‘

Darauf erwiderte ich: ‚Herr Major, ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, daß ich von nichts Feindseligem gegen Sie weiß, sonst hätte ich ja selbsten schon Sie attackieren und feindlich behandeln müssen.‘

Dann reichte Lützow mir seine Hand und sagte: ‚Ich glaube Ihnen, ich ehre Sie als Württemberger und als Deutscher; ich werde mit meiner Kolonne in dem vor uns liegenden Dorfe Kitzen halten und den Offizier vom Herzog von Padua abwarten; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich mich ruhig in meinem Dorfe verhalten will und nichts Feindseliges gegen Sie unternehmen werde. Sie werden mir auch das Ihrige geben, daß Sie nichts Feindseliges gegen mich unternehmen.‘

Nun sagte ich: ‚Ich hänge von Umständen und Befehlen meiner Höheren ab, gebe Ihnen aber mein Ehrenwort, daß ich ebenfalls in meinem Dorfe (welches dreiviertel Stunden von dem seinigen entfernt war) keine Bewegung machen werde, ohne Sie vorher zu avertieren.‘

Nun gingen wir auseinander. Noch muß ich bemerken, daß Herr v. Lützow mit vieler Herzlichkeit, Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit gesprochen hat. Wie wir schon auseinander waren, ist er noch einmal umgekehrt, bat mich, mit ihm auf die Seite zu kommen, und sprach noch einmal folgendes zu mir, indem er mich bei der Hand nahm: ‚Lieber Herr v. Kechler, nehmen Sie es mir nicht übel; ich glaube Ihren Worten und setze in Sie, wie ich mich ja schon erklärt habe, kein Mißtrauen. Daß ich aber gegen die Franzosen mißtrauisch bin, werden Sie uns Preußen nicht übelnehmen. Ich befürchte eben immer, daß mir durch die Franzosen noch Leids zugefügt wird. Sie haben bis daher als Offizier vom Dienst mit mir gesprochen; können Sie mir auch privatim Ihr Ehrenwort geben, ob ich nichts von den Franzosen zu befürchten habe?‘

Ich antwortete ihm: ‚Herr Major, was ich mit Ihnen bis daher gesprochen, ist die reine Wahrheit; mein Adjutant hat mir keinen anderen Befehl gebracht, als wie den Auftrag an Sie. Wollte man Sie feindlich behandeln, so hätte ich ja bestimmte Order erhalten müssen, Sie zu attackieren, und ich bin meinerseits vollkommen überzeugt, daß man Sie wird ruhig passieren lassen.‘

Hierauf versetzte er wieder: ‚Herr Oberstleutnant! Einen Fehler habe ich gemacht, daß ich den sächsischen Hauptmann Montbé, welcher aus dem französischen Hauptquartier von Dresden mit der Waffenstillstandsnachricht an mich abgeschickt war, nicht bei mir behalten habe, sondern solchen wiederum abgehen ließ.‘

Wir nahmen nun voneinander Abschied, und jeder ging in seinen betreffenden Ort.

Wie ich zu meiner Kolonne mit dem Major v. Brandenstein zurückkam, erfuhr ich, daß der General Graf Normann mit seiner colonne mobile bei Lützen stehe, welches dreiviertel Stunden von meinem Ort

Digitized by Google

entfernt war. Ich ritt en carrière gleich selbsten zu ihm, um ihn von meinen Verhältnissen zu Lützow zu unterrichten. Wie ich in Lützen ankam, war General Graf Normann mit der Kolonne schon abmarschiert; ich holte ihn eine halbe Stunde von Lützen ein auf der Straße, welche gegen das Dorf Kitzen führt, wo Lützow stand.

Wie ich die Tete der Kolonne erreichte, so fand ich nebst dem General Graf Normann noch den französischen General Fournier. Wie dieser gewahr wurde, daß ich der Kommandant der Zeitzer Kolonne sei, so hat dieser Mann, der französische General, mir nicht befohlen, sondern nur geschrieen: ‚Attaquez les Prussiens! Sie sind mit Ihrem Kopf verantwortlich, daß kein Preuße durchkommt; gehen Sie, gehen Sie geschwind!'

Ich habe ihm dann ebenfalls mit lauter Stimme geantwortet: daß ich vor einer halben Stunde mit Lützow parlamentiert und mich meines erhaltenen Auftrags vom Herzog von Padua entledigt hätte.

Zuerst äußerte General Fournier seine Unzufriedenheit darüber, daß ich mit Lützow parlamentiert hätte. Ich sagte ihm, daß ich es nicht für mich, sondern auf Befehl des Herzogs von Padua getan hätte, gab meinem Pferd die Sporen und ritt meinem Ort zu. Dann ließ Fournier mich wieder rufen und sagte mir: ich hätte recht klug gehandelt und recht gut daran getan, daß ich mit Lützow parlamentiert hätte. Nun ritt ich fort meinem Ort zu, wo ich einen Weg über Gräben und Wasser von wenigstens dreiviertel Stunden zurückzulegen hatte. Ich kam in meinem Orte zwischen Licht und Dunkel, schickte sogleich einen Unteroffizier vom Jägerregiment zu Pferd König, nebst einem Trompeter und folgendem Billett an Major v. Lützow ab:

‚Herr Major v. Lützow!

Soeben erhalte ich Marschorder. Unser beiderseits gegebenes Ehrenwort ist hiermit aufgelöst.

v. Kechler.'

Leider hat dieser Unteroffizier den Major v. Lützow nicht mehr getroffen, denn Lützow war schon durch die Kolonne des Generals Fournier delogiert.

Ich rückte einstweilen mit meiner Kolonne vor und folgte nur dem in der Entfernung gehörten Lärmen und einzelnen Schüssen. So marschierte ich mehrere Stunden, bis ich endlich nachts 12 Uhr mit der Kolonne des Generals Fournier bei Rauendorf mich vereinigte, wo die ganze Geschichte vorüber war und wir bei benanntem Dorfe biwakierten.

Dieses ist die wahre Darstellung und Erzählung meiner Handlungen und meiner Lage.

Bautzen, den 5. Juli 1813. v. Kechler."

Es ist kein Zweifel, daß es die Pflicht des Oberstleutnants v. Kechler war, einen Offizier mit der Meldung nach Leipzig zu schicken, aber daß dies geschah, hat das Verderben der Lützower Schar beschleunigt, denn nun wußte Arrighi, daß er die Lützower in der Falle hatte. Der Offizier traf in der Nacht zum 17. Juni in Leipzig ein, und schon in der Frühe des Tages ging eine starke Kolonne, ein Bataillon französischer Marinesoldaten (durchaus zuverlässige französische Truppen), 200 französische Dragoner, drei Bataillone württembergische Infanterie und zwei württembergische Schwadronen, dazu eine halbe württembergische Batterie aus Leipzig ab, um die Verfolgung Lützows aufzunehmen. Das Oberkommando über diese Kolonnen hatte General Fournier mit besonderer geheimer Instruktion vom Herzog von Padua. Der General Graf Normann kommandierte die Württemberger. Der Franzose Fournier, den sein Geschick durch die dunklen Tiefen der Revolution geschleppt hatte, abgebrüht, zu allem fähig, der Graf Normann, ein junger Mann von 30 Jahren, dessen Vater als württembergischer Minister bei Gründung des Königreichs anno 1806 gegraft worden war, galt als ehrgeizig und, vom Ehrgeiz verleitet, als ein gefügiges Werkzeug. Die Schlinge zog sich um den Major Lützow und die Seinen immer mehr zusammen. Der Freiherr hatte sofort nach der Unterredung mit dem Oberstleutnant v. Kechler seinen Leutnant von Kropff nach Leipzig zum Herzog von Padua geschickt. Als der preußische Offizier in den Straßen von Leipzig erschien, gab es einen großen Zusammenlauf der Gassenjugend, ein Mützenschwenken und Vivatrufen, und von einem solchen Gefolge wurde der Leutnant an die Kommandantur geleitet, eine Tatsache, die schon allein genügte, um böses Blut bei dem Kommandanten zu machen. Er ließ ohne weiteres den Leutnant von Kropff verhaften und lehnte es ab, ihn als Parlamentär zu behandeln. Kropff kehrte also nicht zurück, und Lützow wußte nicht, woran er war. Er hatte bei Kitzen Biwak bezogen und konnte vor der Hand nichts tun, als sich abwartend verhalten. Seine Abmachung mit Herrn v. Kechler bannte ihn, und andererseits erwartete er die Rückkehr seines Leutnants von Kropff aus Leipzig. Im Laufe des Nachmittags am 17. Juni war, wie wir hören, Kechler mit Fournier zusammengetroffen und hatte gesagt: „Greifen Sie die Preußen an, Sie sind mit Ihrem Kopf verantwortlich, daß kein Preuße durchkommt. Gehen Sie geschwind." Sein Bote aber, den Kechler zur Aufkündigung des Ehrenwortes an Lützow schickte, traf den Major nicht mehr an. Warum?

Digitized by Google

Das werden wir gleich sehen. Es ging schon gegen Abend und begann zu dämmern. Als General Graf Normann mit seiner Kavallerie bei Kitzen eintraf, sah er plötzlich das Biwak der Lützower vor sich. Er hatte von Fournier den Befehl, das Dorf Kitzen zu besetzen, ohne aber den ersten Schuß zu tun. Der Major von Lützow war über diese neue Wendung der Dinge sehr erschrocken, ritt Normann entgegen und verlangte Aufklärung. Graf Normann versprach, haltzumachen und verwies den Major von Lützow an den General Fournier. In Begleitung seines Adjutanten Körner ritt jetzt Lützow zu dem Franzosen. Während dies geschah, kam plötzlich eine Ordonnanz zum Grafen Normann geritten, der von einigen preußischen Offizieren umgeben vor der Front seiner Truppen hielt und brachte folgenden, mündlichen Befehl: „Le général vous fait ordonner de faire arrêter à son retour le colonel, qui parle dans ce moment avec lui." „Der General befiehlt, den Oberst, der zur Zeit mit ihm spricht, bei seiner Rückkehr sofort zu verhaften." Graf Normann fürchtend, daß einer der Herren französisch verstehen könnte, nahm die Ordonnanz beiseite und erklärte, er könne den Major von Lützow nicht verhaften, weil er, solange er mit dem General verhandelte, für seine Sicherheit sein Ehrenwort habe. Aber die Verhandlung Lützows mit Fournier war schon zu Ende. Auf die Vorstellung Lützows, daß der General den Waffenstillstand respektieren müsse, rief Fournier wütend: „l'armistice pour tout le monde, excepté pour vous!" „Waffenstillstand für alle, nur nicht für Sie!"

Bei diesem, wie es heißt, in „kreischendem Ton" getanen Ausruf des französischen Generals mußte dem Major von Lützow der furchtbare Ernst der Situation klar werden. Er wandte umgehend sein Pferd, erreichte in scharfem Trabe seine Kolonne und gab Befehl zum Abmarsch. Graf Normann wiederum hatte den Befehl, den Feind nicht entkommen zu lassen, und versuchte nun seine Reiterei an beiden Seiten der Kolonne vorbeizuschieben, um einen Vorsprung zu gewinnen. Major von Lützow befahl seinen Reitern, den Säbel in der Scheide zu lassen, er wollte die Feindseligkeiten nicht beginnen. Aber in solchen vollkommen elektrisch gewordenen Lagen hört gewöhnlich jeder Befehl auf. Es fielen eins, zwei, drei Schüsse, und im Nu waren alle Klingen blank und das Handgemenge im Gange. Die bedenklichen unterwegs aufgesammelten Fußtruppen Lützows zerstreuten sich schnell und suchten, wie sie konnten, das Weite, denn sie wußten wohl, was ihrer als abgetretene Rheinbündler wartete. Die Lützower Reiter waren ganz auf sich angewiesen, sie wehrten sich tapfer. Schon war der Freiherr verwundet vom Pferde gesunken, als der Oberjäger Beszwarzewski mit einer schnell gesammelten Schar heransprengte und den Major aus dem feindlichen Knäuel heraushieb. Der Jäger Gebhard sprang vom Pferde, setzte den Major darauf, und Leutnant Reiche gelang es, den geliebten Führer durchzubringen. Einige zwanzig seiner Jäger hatten sich um Lützow wieder gesammelt. Sie schlugen sich nach der Gegend von Eisleben durch und fanden bei deutsch gesinnten Männern, Major von Braun, Gutsbesitzer auf Mittelhausen bei Nordhausen, und später bei dem Amtsrat Breymann in Roschwitz bei Bernburg Aufnahme und Schutz. Amtsrat Breymann brachte sie auf Schleichwegen durch die westfälische Gendarmerie und die französischen Kolonnen bis zur Elbe, und es glückte am 25. Juni, sie auf das rechte Ufer überzusetzen. Eine andere Schar von annähernd 90 Mann wurde von dem tapferen Beszwarzewski geführt und gelangte glücklich an die Elster, passierte die Mulde und war am Abend des 18. in Fockenrode. Es war mit großen Schwierigkeiten verknüpft, die hier sehr tiefe Elbe zu überschreiten, doch es gelang schließlich, und am 27. Juni traf auch diese Abteilung Geretteter in Havelberg ein.

Nach französischem Bericht verlor das Lützowsche Korps hier bei Kitzen 12 Offiziere und 100 Mann Reiter, davon 30 Tote und 70 Gefangene. Die Gefangenen waren größtenteils verwundet. In der Tat sind aber die Verluste viel größer gewesen, das Lützower Korps war zersprengt; es büßte über 300 Mann ein. Es war dem Kaiser Napoleon gelungen, gerade die Schar zu treffen, von der er glaubte, daß sie hauptsächlich den Geist der deutschen Erhebung trug. Hierin täuschte er sich, wie in der ganzen Beurteilung der Bewegung überhaupt. Die Vernichtung der Lützowschen Schar war ein beklagenswerter Unfall, an dem der Freiherr von Lützow ein gut Teil der Schuld trug; irgendeine Bedeutung für den Fortgang oder Stillstand der deutschen Sache hatte er nicht.

Schlimm stand es um die armen Verwundeten und Gefangenen. Sie wurden nach Leipzig transportiert und zunächst alle miteinander in eine Kirche eingesperrt. Sie sollten nicht als Kriegsgefangene, sondern als gefangene Briganten behandelt werden. Viele von ihnen erlangten erst nach der Eroberung von Paris ihre Freiheit wieder. Mancher aber wurde schon in Leipzig befreit. Die Einwohner Leipzigs ließen es sich nicht nehmen, ihre Landsleute mit Speise, Trank, mit Ärzten und Pflege zu versehen, und dann half weibliche List. Teils in Frauenkleidern, teils in der Uniform harmloser Stadtsoldaten wurde mancher der Gefangenen befreit und in Sicherheit gebracht.

Unter den Schwerverwundeten war auch der Dichter Theodor Körner. Er hatte einen scharfen Hieb über Stirn und Wangen erhalten und wurde am nächsten Morgen am Rande eines kleinen Baches von Waldbeeren suchenden Kindern aufgefunden. Körner gab den Kindern einen Zettel mit, der die Wohnung eines Leipziger Freundes enthielt, des Doktor Wendler. Der Vater der Kinder, ein Tagelöhner aus Klein-

Digitized by Google

Karlsbad, am 1ten Juli, 1813.

Ich lebe und bin frei, das ist das beste, was ich von mir zu sagen habe. Verwundet bin ich, gar nicht bedeutend, aber doch genug für meine Wünsche. Die Nichtswürdigkeit, das teuflische Bubenstück, dem ich dies Vergnügen verdanke, wird Ihnen bekannt sein.

Ich hoffe, Sie bei meiner Reise zum Lorgs, die ich sogleich nach meiner Heilung antrete, – Berlin zu sehen. Anfangs hatte ich Lust, die Reise nach Berlin zu wagen, ich hätte sie aber nicht vollenden können, die Schurken standen zu dick. Dann müßte Sie mich jetzt warten lassen, und Kohlrauschen hätt' ich die Mühe nicht ersparen können. Jetzt lebe ich bei der trefflichen Ost, die die zarteste Mutterliebe gegen mich äußert, und wie wie ein Engel des Himmels in meine Schmerzen hereinstrahlt.

Ich denke in 14 Tagen hergestellt zu sein, dann geht's sogleich zu meinen geliebten Sehnen.

Grüße, tausend herzliche, aus ganzem Hause, an alle Freunde. Gott sei mit und allen Glück auf.

Theodor.

Faksimile eines Briefes von Theodor Körner aus Karlsbad an Hofrat Parthey in Berlin nach seiner Verwundung bei Kitzen.

Digitized by Google

zschocher, bestellte den Zettel und nahm den Verwundeten so lange in sein Haus auf, bis sich Gelegenheit bot, ihn insgeheim nach Leipzig zu bringen.

Jenen Stunden entstammt das Gedicht:

„Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage,
Hier steh ich an den Marken meiner Tage,
Gott wie du willst, dir hab' ich mich ergeben."

Ob das Gedicht nun wirklich mit fieberzitternder Hand am Waldbach geschrieben wurde, als der Dichter aus seiner Ohnmacht erwachte, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Es ist ja nicht Aufgabe eines Dichters, in jeder Lage und unter allen Umständen Verse zu machen. Uns wird der folgende Brief mehr interessieren, den der Genesende am 18. Juli aus Gitschin an seinen Vater schrieb:

„Über die Ahnungen habe ich jetzt recht tüchtige Erfahrungen gemacht. Vor der unglücklichen Affäre bei Kitzen wies mir der Major Lützow von weitem ein Grab, deren es dort seit der Lützener Schlacht zahllose gibt. Ich sprengte darauf zu, und als ich näher heranritt, sank mein Pferd mit den Vorderfüßen hinein. Es war mir eine unangenehme Empfindung, und etwas verstimmt kam ich zum Major zurück. Ich sagte ihm, mir wäre zumute, als ging's uns heut noch schlecht, — die französischen Vorposten hatten wir schon von weitem gesehen, — er lachte mich aus und bat mich, die Poesie aus dem Leben zu verjagen. Kurz darauf, als ich mit zum Parlamentieren vorritt, stürzte sein Pferd, der beste Springer im ganzen Korps, als er über einen kleinen Graben setzte. Mühsam arbeitete sich Lützow unter ihm hervor, und ich hatte das unangenehme, peinliche Gefühl eines nahen Unglücks zum zweitenmal. Fünf Minuten darauf sank ich, von drei Hieben zerfleischt, auf den Hals meines Pferdes nieder, und nur seinem Sprunge verdanke ich mein Leben, sonst hätte mich der vierte Hieb, der mir den Mantel zerhaute, vollends abgefertigt."

Der Kaiser Napoleon war mit dem Erfolg der Affäre längst nicht zufrieden. Er ärgerte sich, daß Lützow selbst entwischt sei. Der Oberst, der in Gera nicht so gehandelt hatte, wie der Kaiser wünschte, wurde nachträglich seiner Stelle entsetzt.

Die Niedermetzelung der Lützower von Kitzen mitten im Waffenstillstand ließ die Wogen der Entrüstung in ganz Preußen und Deutschland hochgehen. Der erste, der zu Berthier vordrang und in tiefster Entrüstung Vorstellungen machte, war der Major von Schütz, aus dem Hauptquartier der Verbündeten gesandt, um dem Major von Lützow den Waffenstillstand anzukündigen. Als diesem Kommissar die Kunde von dem Überfall erhielt, verlangte er eine Audienz bei Berthier, aber Berthier redete sich heraus. „Was wollen Sie, Herr Major? Ein einfaches Mißverständnis.. mein Gott —" und nun kommt die Gemeinheit: „Les Wurttembergeois étaient les agresseurs." Diese Lesart hat sich in der Geschichte erhalten: Die Württemberger waren die Angreifer! Man hat den Grafen Normann, diesen jungen, ehrgeizigen Menschen, des Wortbruchs und Verrats beschuldigt. Das ist durchaus unbegründet. Das Versprechen nicht anzugreifen, hatte, wie aus unserer Darstellung hervorgeht, der Oberstleutnant von Kechler gegeben, Normann hatte nichts versprochen und befolgte nur die ihm bruchweise zukommenden Befehle des Generals Fournier. Gewiß, dieser Graf Normann hätte den Eifer, den er hier als Deutscher gegen Deutsche zeigte, nie haben dürfen; aber war das Vaterlandsgefühl in jenen Tagen so klar, wie es, Gott sei Dank, heute ist? Ein Württemberger war ein Württemberger, ein Preuße ein Preuße; sich in hitzigen Momenten, wo Schüsse fallen und Säbel blank werden, darauf zu besinnen, daß sie beide Deutsche seien, war vielleicht zu viel verlangt. Vieles ist und bleibt bei dieser ganzen Sache unaufgeklärt. Schuld mag auf beiden Seiten sein. Aus der großen Unsicherheit, die Lützow in seiner Unterredung mit dem Oberst von Kechler zeigte, geht schon hervor, daß der Freiherr sich nicht selbst frei davon fühlte, ein Wagnis eingegangen zu sein, das schlecht ablaufen konnte. Sicher ist, daß Kaiser Napoleon, Major-General Berthier, General Arrighi und der bedenkliche Fournier wußten, was sie tun wollten und taten. Das waren zwei Italiener und zwei Franzosen, welche öffentlich den Württembergern kaltblütig alle Schuld zuschoben.

Die Blutschuld, die General Graf Normann hier bei Kitzen (ob nun mehr oder weniger schuldig) auf sich lud, hat ihn zeitlebens verfolgt. Seine Tage waren unstet und flüchtig. Bei Leipzig trieb es ihn zur Fahnenflucht, aber mit hartem Wort scheuchte ihn der General von Gneisenau hinter die Front. „Auf dem Grafen Normann haftete der Schandfleck, daß er während des Waffenstillstandes das Lützower Korps überfallen und niederhauen ließ. Weder er noch ein einziger seiner Untergebenen soll der Ehre teilhaftig werden, in den Reihen preußischer Krieger zu fechten." Sein König Friedrich von Württemberg kassierte ihn nach dem Übertritt von Leipzig infam. Er irrte als Hauslehrer in der Welt umher, um sein Brot zu suchen, schließlich trieb es ihn, wie so viele Gestrandete, in die griechischen Freiheitskriege der zwanziger Jahre. Er starb heimatlos in Missolunghi am Typhus.

Digitized by Google

9. Kapitel

Leipzig im Belagerungszustand

Zwei Vorgänge, die sich in der Zwischenzeit abspielten, mögen zeigen, zu welcher großen Gefahr der sich immer mehr entwickelnde Parteigängerkrieg im Rücken der großen Armee wurde. Der russische General Tschernitschew — wir haben diesen Tschernitschew kennengelernt, als er mit seinen Kosaken in Berlin eindringend, dort große Verwirrung unter den Franzosen anrichtete — hatte erfahren, daß in Halberstadt ein starker, westfälisch-französischer Munitionstransport mit begleitendem Artilleriepark eingetroffen sei, daß ein zweiter, größerer, auf der Straße von Braunschweig her folge. Der flinke General beschloß, von diesen Schätzen abzufangen, was sich abfangen ließ. Die Artillerie und die Munition, die herangeführt wurde, war für Magdeburg bestimmt. In starken Tagemärschen warf sich Tschernitschew, die Elbe bei Ferchland überschreitend, teils schwimmend, teils in Fährbooten mit 1800 Mann und 4 Geschützen gegen Halberstadt. Das arme Invalidenkorps, welches in der Stadt Dienst hat, war schnell überwältigt, die Stadt genommen, und nun brach Tschernitschew mit seinen Reitern gegen die Munitionskolonne vor. Hier kommandierte der General von Ochs, ein geborener Hesse, eines Landpastors Sohn, der von der Pike auf in der verflossenen hessischen Armee gedient hatte und auch zu den, in Englands Sold nach Amerika verschacherten Soldaten gehört hatte. Ein tüchtiger Soldat, dieser Herr von Ochs, wohl der tüchtigste General, über den der König Jérôme verfügte. Als Hessen konfisziert wurde, hatte er westfälische Dienste angenommen, sehr zum Leidwesen seines Kurfürsten. Man hatte ihn dann mit seinem westfälischen Regiment nach Spanien geschickt, wo er von 1809—1811 focht und General wurde. Aus dem russischen Feldzug kam er ohne Truppen heim, krank und halb Invalide. Er hatte sich inzwischen die schlechten Manieren der französischen Herren angewöhnt und gelernt, den Krieg als ein Mittel zu betrachten, die eigene Tasche zu füllen (wie Herr von Borcke berichtet), und benutzte dies nur zu gern. Er ließ sich mit Verleugnung alles deutschen Gefühls sogar im eigenen Lande und in den deutschen Landstrichen auf Kosten der Wirte und Ortschaften verpflegen und die geringsten Bedürfnisse reichen, hatte also augenscheinlich die einst im Vaterhause gelernten zehn Gebote gründlich vergessen. Er war ein Franzos mit Franzosen, kriechend höflich gegen die Gesellschaft, aber im Grunde durchaus nicht der Freund des Kaisers. Dieser Ochs also kommandierte hier den Munitionstransport. Als ihm Gendarmerie meldete, daß Tschernitschew anrückte, ließ er seine 80 Munitionswagen schnell zu einer Wagenburg anfahren, seine Kanonen richten und tat, was er in solchen Fällen in Amerika, in Spanien, in Rußland zu tun gelernt hatte. Die Kosaken ritten an und wurden abgeschlagen. Da ließ Tschernitschew seine vier Geschütze auffahren, gut postieren und fing an, zu schießen. Ein Schuß — ein zweiter, ein dritter, — ein Pulverwagen wurde getroffen, explodierte und riß fünf andere Pulverwagen mit. Die zwei Kompagnien und die Trainsoldaten, die als Deckung aufmarschiert waren, gerieten in Verwirrung, — wer möchte denn auch ohne weiteres in die Luft fliegen! Jetzt warfen sich die Kosaken, in scharfem Galopp, die Lanzen eingestemmt, in die Lücke. Wer sich ihnen in den Weg stellte, wurde niedergestoßen. Der gesamte Transport von 80 Wagen, 12 Kanonen und 800 Trainpferden geriet in die Hände Tschernitschews. Dazu General von Ochs mit sieben Offizieren und siebenhundert Mann. Um den von Braunschweig eintreffenden Transport, der unter stärkerer Bedeckung anmarschierte, sich vom Leibe zu halten, hatte Tschernitschew ein Kosakenregiment auf die Straße nach Braunschweig gesandt. Dies traf zehn gute Meilen von der Stadt auf die Spitze des Transports. So hatte Tschernitschew Zeit, schleunigst seine Beute bespannen zu lassen, in der Stadt ein Bekleidungs- und ein Fouragemagazin anzuzünden, die Kasse mit Beschlag zu belegen und seine reiche Beute mitsamt dem stößigen General von Ochs in Sicherheit über die Elbe zu bringen.

Dieser schöne Erfolg ermunterte zu einem neuen Versuch, der sich auf Leipzig richten sollte. Diesen unternahmen Graf Woronzow und Tschernitschew gemeinsam. Graf Woronzow hatte seine Stellung vor Magdeburg, um diese starke Festung im Schach zu halten. Aber Leipzig, wo zurzeit nur ein paar Marsch-

Digitized by Google

bataillone und vielleicht zweitausend neu auszubildende Kavallerierekruten standen, lockte doch gar zu mächtig. Hier konnte die Infanterie des Lützower Korps helfen, von der wir wissen, daß Lützow sich bei Tschernitschew zurückließ. Diesen Lützower Jägern und zwei Bataillonen kurmärkischer Landwehr wurde die Beobachtung Madgeburgs anvertraut und ihnen wurden auch die bei Halberstadt erbeuteten Geschütze zurückgelassen. Graf Woronzow und General Tschernitschew zogen mit sechs russischen und zwei preußischen Bataillonen am 22. Juni von neuem über die Elbe gegen Leipzig. Die Infanterie wurde auf Wagen befördert, die Straße durch Detachements gesichert, und am frühen Morgen marschierten ihre drohenden Kolonnen bereits scharf auf Leipzig zu. In Taucha stand fleißig exerzierende französische Kavallerie. Sie stellte sich entgegen, wurde über den Haufen geritten und vierhundert Gefangene gemacht. Eine halbe Meile vor Leipzig stieß man auf einige Schwadronen französischer Reiterei, sie erlitten dasselbe Schicksal. Schon ließ Woronzow seine Batterien auffahren und formierte seine Infanterie in Angriffskolonnen, schon schien es, daß das höchst wichtige Leipzig einem Handstreich erläge, als plötzlich einige französische Stabsoffiziere in Begleitung eines Trompeters mit der weißen Parlamentärfahne heransprengten und dem überraschten Grafen Woronzow den Abschluß des Waffenstillstandes mitteilten. Der General wollte dies zunächst nicht glauben, aber dem Ehrenwort der französischen Herren und ihrem Anerbieten, sich selbst als Geiseln zur Verfügung zu stellen, mußte er schließlich trauen. Immerhin nahm er seine Gefangenen mit. In Dessau aber erfuhr er die Wahrheit der französischen Mitteilungen durch einen aus dem Hauptquartier der Verbündeten gesandten Offizier, und nun ließ er die Gefangenen natürlich sofort frei. Eine Eroberung Leipzigs hätte von den stärksten Folgen für die Entwicklung des Feldzuges werden können, denn es war eine der wichtigsten großen Etappen, einer der wichtigsten Stützpunkte für die Sicherung der Verbindung des Kaisers.

Am allerliebsten wäre jedenfalls eine solche Entwicklung der Dinge den Leipzigern selbst gewesen, denn ihnen ging es im Verlauf des Waffenstillstandes durchaus nicht gut. Der Kaiser zürnte schwer, als er erfuhr, daß man in Leipzig den Lützowern, die verwundet und gefangen eingebracht worden waren, Vorschub geleistet hatte. Wie, die Stadt eines verbündten Monarchen wagte, in dieser Weise für die Feinde des Kaisers Partei zu nehmen? Die vaterländische Bewegung, welche sich unter den Leipziger Studenten lebhaft zeigte, hatte schon längst das Mißfallen der Franzosen erregt. Die erste Maßregel war die Verhängung des Belagerungszustandes über die Stadt; eine vom Rat der Stadt Leipzig erlassene Verordnung kündigte ihn den erschrockenen Bürgern an.

„Zufolge der von Sr. Exzellenz dem Herrn Herzog von Padua erteilten, durch den Herrn General Bertrand uns bekannt gemachten Order ist die Stadt Leipzig in Belagerungszustand erkläret.

Die Polizei in der Stadt und den Vorstädten wird militärisch, und ohne Konkurrenz der Landesbehörden gehandhabt, welche nur die polizeilichen Maßregeln in Ausübung bringen können, die ihnen von dem Herrn Kommandanten anbefohlen worden.

Die Zivilautoritäten behalten fernerhin die Besorgung der Einquartierung, der Lebensmittel, der Fourage und der Hospitäler.

Die Requisitionen, welche von Sr. Exzellenz dem Herrn Herzog von Padua gemacht sind, sollen militärisch exekutiert werden, unter Besorgung des Magistrats, um allen Mißbrauch zu verhüten.

Diese Nachricht hat sofort an allen öffentlichen Plätzen in der Stadt und in den Vorstädten angeschlagen werden sollen.

Leipzig, am 20. Juni 1813. Der Rat zu Leipzig."

Der Herzog von Padua aber verschärfte diese Verordnung wesentlich: „Die Stadt Leipzig hat wegen ihres schlechten Benehmens während der politischen Ereignisse, die sich in und vor der Stadt zugetragen haben, das Mißfallen Sr. Majestät des Kaisers in hohem Grade auf sich gezogen. Deshalb soll ein jeder Bürger, welcher sich einer Abneigung gegen die Franzosen oder der mit diesen verbündeten Bundestruppen schuldig macht, auf der Stelle verhaftet und den französischen Behörden zur strengsten Bestrafung übergeben werden." Was konnte das bedeuten? Ein unvorsichtiger Mann konnte sich durch irgendeine unüberlegte Redensart Pulver und Blei verdienen! Aber die Maßregel wurde noch härter: bis zum 28. Juni abends mußten bei Todesstrafe alle Waffen abgeliefert werden. Alle Weine, Branntweine, Kolonialwaren und für die Militärbehörden wichtigen Vorräte der Stadt wurden unter französische Obhut genommen, und zunächst befohlen, aus diesen Vorräten die Festung Wittenberg zu verproviantieren. Die entsetzte Bürgerschaft versuchte den Kaiser umzustimmen und sandte eine Deputation von Senatoren, Großkaufleuten und einem Hospitalbeamten nach Dresden zum Kaiser. Diese Deputation kam erst nach langen Bemühungen vor das Auge des Gestrengen. Am 3. Juli morgens stand sie vor ihm. Zugegen war der Generaladjutant des Kaisers, Graf von Lobau, ein mürrischer Herr (der ehemalige Oberst Mouton, zu deutsch Hammel, wir kennen ihn schon), und der Kriegsminister Sachsens, Herr von Gersdorff.

Digitized by Google

Der Kaiſer wandte ſich zunächſt an den Kaufmann Dufour Feronce: „Ich habe Sie bei Lützen geſehen?“

Dufour: „Ja, Sire.“

Kaiſer: „Wer iſt Mitglied des Magiſtrats?“

Dr. Groß: „Sire, ich bin hier das einzige Mitglied des Magiſtrats zu Leipzig.“

Kaiſer: „Alſo zu Ihnen habe ich zuvörderſt zu ſprechen. Sie exerzieren gar keine Polizei in Ihrer Stadt. Ich bin unzufrieden mit Ihnen. Man beleidigt mich bei Ihnen, man beleidigt meine Soldaten; man ſieht meine Truppen mißgünſtig an. Denkt, was ihr wollt; ſagt es ganz laut, wenn der Feind dort iſt; aber jetzt, wo meine Truppen im Lande ſind, ſich ſo aufzuführen (wobei er oft Tabak nahm), das iſt zu dumm, das iſt zu dumm.“

Dr. Groß: „Sire, es iſt kein Exzeß vorgefallen, welcher zur Kenntnis der Polizei gekommen wäre. Es hat keine aufrühreriſche Bewegung ſtattgefunden, nicht einmal ein großer Zuſammenlauf. Ihre Truppen haben ſich nicht über die Einwohner zu beklagen gehabt, welche ſie im allgemeinen gewiß freundlich behandelt haben. Vielleicht haben einige Perſonen aus dem Pöbel ein unnützes Geſchrei erhoben, allein das hat kein ſolches Aufſehen gemacht, daß wir es hätten wahrnehmen können.“

Kaiſer: „Weil Sie niemals wiſſen, was ſich ereignet; weil Ihre Polizei ſchläft; Sie ſind nicht aufmerkſam, nicht wachſam, vier- oder fünfhundert Schurken regieren bei Ihnen, und Sie laſſen ſie gewähren. Man hätte Sie ergreifen ſollen, ſie auf die Galeeren ſchicken. Wenn Sie ſie geſtraft hätten, hätte ich nichts geſagt. Aber ſobald ich geſehen habe, daß Sie nichts tun, daß Sie ein ſo unwürdiges Betragen dulden, habe ich Befehl gegeben, die Stadt in Belagerungszuſtand zu ſetzen. Man wird mich mit allen dieſen Torheiten dazu zwingen, ich werde in Deutſchland ein Beiſpiel geben müſſen. Ich werde eine Stadt verbrennen müſſen, um die übrigen zu ſchrecken. Es würde mir leid tun; alſo ſorgen Sie, daß es nicht die Ihrige ſei, denn ich werde verfahren, wie ich ſage.“

General Gersdorff: „Sire, ich kann Ew. Majeſtät verſichern, daß dieſe Herren ſowohl vom Magiſtrat als von der Handlung unſchuldig ſind. Auf der Univerſität befindet ſich eine große Anzahl Studierender, junge Menſchen aus allen Ländern, welche eine große Freiheit genießen, welche dieſe oft mißbrauchen, und welche die Magiſtratsperſonen nicht arretieren laſſen können.“

Kaiſer: „Durch wen wird die Polizei bei Ihnen ausgeübt, durch Sbirren?“

Dufour: „Ja, Sire, aber dieſe Leute dürfen keine Verhaftung vornehmen, als innerhalb der Jurisdiktion des Magiſtrats, oder gegen Perſonen, welche derſelben unterworfen ſind, mit Ausnahme ſchwerer Verbrechen.“

Kaiſer: „Warum haben Sie nicht den Zeitungsſchreiber arretieren laſſen?“

Dr. Groß: „Sire, er war unſerer Jurisdiktion nicht unterworfen.“

Kaiſer: „Wieviel Gerichtsbarkeiten haben Sie alſo?“

Dufour: „Drei, das Amt, die Univerſität und den Stadtrat.“

Kaiſer: „Ah, Sie haben alſo einen Amtmann?“

Dufour: „Ja, Sire, ſeine Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich über das Amt oder den Gerichtsbezirk von Leipzig, über das Schloß, die Pleißenburg genannt, und über einen kleinen Diſtrikt der Stadt.“

Kaiſer: „Und der Rektor der Univerſität, bleibt er fortwährend im Amt?“

Dufour: „Das Amt wechſelt, und er wird alle ſechs Monate neu gewählt.“

General Gersdorff: „Vorzüglich von den jungen Studierenden gehen die meiſten unangenehmen Vorfälle aus, welche zu Leipzig ſtattgefunden haben. Dieſe Herren ſind in ihren Kontors mit ihrem Handel beſchäftigt und können dergleichen Exzeſſe nicht verhindern. Ich ſelbſt habe drei Jahre in Leipzig ſtudiert und kann Ew. Majeſtät verſichern, daß die Geſinnung der Einwohner daſelbſt ſehr gut iſt.“

Dufour: „Ich muß doch geſtehen, daß es nicht immer junge Studierende allein ſind, ſondern auch junge Leute aus den kaufmänniſchen Geſchäften, Handelslehrlinge oder Handelsdiener, welche ſich zuweilen unüberlegte Äußerungen erlauben, oft infolge des Leſens von Schriften, welche gallſüchtige Schriftſteller nur zu ſehr in Deutſchland verbreitet haben.“

Kaiſer: „Da ſehen Sie, Ihre Polizei kann dieſem allen nicht abhelfen.... Ihr habt keine Energie bei euch, ihr habt weder Polizei, noch Energie; ihr ſeid gute Leute, die Deutſchen ſind gut — eure Univerſität — die Univerſität zu Paris war ebenſo zur Zeit Karls V. Dieſe Privilegien müſſen bei euch und im ganzen Rheinbunde geändert werden. Ihr habt bei euch 500 Schurken, die eure ganze Stadt kompromittieren; der Magiſtrat mag nur ſchleunig Gericht über ſie halten, und die Ordnung wird hergeſtellt ſein. Wieviel ſind Sie Magiſtratsperſonen?“

Dr. Groß: „Dreißig.“

Kaiſer: „Nun wohl, die andern ſind ruhige Kaufleute, die ſich nur um ihre Geſchäfte kümmern, aber ihr, ihr ſeid Magiſtratsperſonen, an euch halte ich mich; ihr ſteht den Bajonetten gegenüber. Ihre und eure Familien müßt für die öffentliche Ruhe haften, bis man eine tüchtige Bürgergarde organiſiert hat, die von einem geeigneten ſächſiſchen Offizier mit Klugheit, aber auch mit Kraft kommandiert werden muß. General, bitten Sie den König, in dieſer Hinſicht ſchleunigſt Befehl zu geben. Ich werde den Be-

Digitized by Google

lagerungszuſtand aufheben, ſobald dieſe Einrichtung getroffen iſt. Ich werde nicht viel Truppen bei euch laſſen, denn ich will euch nicht beläſtigen, aber ich will, daß die Stadt ruhig ſei, daß die Leute von Vermögen, von Bildung, überhaupt ehrenwerte Perſonen, die Ruhe aufrecht erhalten und mir Sicherheit gegen den Pöbel geben, weil ſie am meiſten dabei intereſſiert ſind.

Ich ſage euch, ihr habt nicht die geringſte Energie, keine Polizei (und in den brutalen Witz des Lagers verfallend): Die Polizei in Dresden iſt ſo ſchlecht; ich glaube, man könnte euern König des Nachts ſtehlen, wenn er bei der Königin ſchläft! Ihr duldet alles, das Übelwollen, die Beleidigungen gegen meine Soldaten. Wenn meine Feinde dort ſind, ſo möge man Vivat ſchreien, ſo viel man will, aber man ſoll immer bedenken, daß ich den andern Morgen wieder als Sieger einziehen kann. Für den Einwohner iſt es das beſte, nicht zu politiſieren und ſich ſeinen Geſchäften zu widmen. Außerdem, man muß den Mut haben, auf alle Annehmlichkeiten des Lebens zu verzichten, alles entbehren zu können, was angenehm und bequem iſt, das Leben ſelbſt hinzugeben, mit einem Worte, ſeine Meinung mit ſeinem Blute beſiegeln. Die, welche nicht dieſen Mut haben, tun beſſer, ſich um nichts zu kümmern und die Welt ihren Gang gehen zu laſſen."

Dufour: „Sire, es gibt in Leipzig eine große Anzahl von Perſonen, welche ſo handeln; es iſt die große Mehrzahl der Einwohner, ehrenwerte Familienväter, betriebſame und arbeitſame Männer, welche Ew. Majeſtät eine ununterbrochene Verehrung weihen, ich erlaube mir zu ſagen, die einzige, welche Ihrer würdig iſt, die der Bewunderung (oh! oh! wie fauſtdick!). Aber dieſe Perſonen, Sire, finden ſich nicht auf den Straßen, durch welche Ihre Truppen ziehen, und bleiben unbemerkt, während eine kleine Zahl von verrückten Schreiern die Stadt kompromittiert. Demungeachtet beſteht auch dieſe Zahl hauptſächlich aus oft ſehr feigherzigen Räſonneurs, und die Räſonneurs ſind nicht gefährlich."

Kaiſer (mit Wohlwollen): „Ah, mein Lieber, was ſagen Sie mir da? Glauben Sie, daß ich, der Regent eines großen Staates, das nicht wiſſe? Aber dergleichen Schurken können gefährlich werden, wir haben das in Frankreich geſehen. Denken Sie nur an die blutigen Kämpfe vom 2. September 1792. Tauſend oder zwölfhundert Schurken ſetzten ganz Paris in Furcht."

Kaiſer (fortfahrend): „Ihr ſeid brave Leute, und ich liebe Leipzig, denn ihr ſeid die Verkäufer meiner Lyoner Seidenwaren. Auch will ich kein Geld von euch, keine Kontribution. Ich habe euern Zeitungsredakteur, welcher ein braver Menſch ſein ſoll, wieder freigelaſſen."

Dufour: „Ja, Sire, er iſt ein ſehr rechtlicher Mann."

Kaiſer: „Ich werde den Belagerungszuſtand aufheben, ſobald der König eine tüchtige, wohlorganiſierte Bürgergarde eingerichtet hat, welche die Ruhe aufrecht erhalten kann. Ich weiß, daß der Belagerungszuſtand im Auslande Schrecken erregt und eurem Kredit ſchadet. Haltet nur eure Schreier im Zaum, denn es iſt ein ſchlechter Geiſt bei euch nach dem, was der Vizekönig mir nicht verſchwiegen hat. . . .

Überhaupt bin ich mit den ſchleſiſchen Städten, namentlich mit Breslau, mehr zufrieden geweſen, als mit euch. Sie ſind gutmütig gekommen, um mir ihre Lage darzuſtellen. Wenn ich nach Berlin kommen werde, werde ich auch mit den Berlinern zufrieden ſein. Die Einwohner dienen in der Landwehr, im Landſturm, das iſt ihre Pflicht. Die Preußen ſind meine Feinde nach dem Willen ihres Souveräns. Aber ihr, euer König iſt mein Verbündeter, er iſt auf meiner Seite, und wenn ihr gegen ſein Syſtem euch auflehnt, dann ſeid ihr Rebellen. Übrigens hoffe ich, daß alles bei euch ſich ordnen wird, daß die rechtlichen und braven Leute die Oberhand behalten werden. Adieu, bringen Sie ihre Polizei in Ordnung."

Man kann nicht eben ſagen, daß ſich die Deputation dieſer Leipziger Herren beſonders aufrecht und mit Mannesſtolz vor dem Kaiſer behauptet hätte. Aber es mag ja auch ſchwer genug geweſen ſein, in ſolcher Miſſion vor dieſem Mann zu ſtehen! Reizen durften ſie ihn nicht, denn ein einziger Federſtrich von ihm konnte Leipzig noch ſchwerer ſchädigen. Vielleicht hätten ſie ſich die fauſtdicken Schmeicheleien ſparen können, aber wer will hier rechten, der nicht in derſelben Lage war, wie dieſe armen Leipziger Deputierten! Am 16. Juli, nachdem eine Bürgergarde errichtet war, die dem Kaiſer zu genügen ſchien, ja, von ihm ſelbſt ſogar inſpiziert wurde, entband er Leipzig vom Belagerungszuſtand.

Jedenfalls wirft dieſe Unterredung ein grelles Licht auf die Zuſtände, die in Deutſchland eingetreten wären, wenn der franzöſiſche Kaiſer noch einmal den Widerſtand zu Boden geworfen hätte, wenn er aus dem Kriege ſiegreich hervorgegangen wäre. Die Folge wäre ein rückſichtsloſes Feſſeln des ganzen deutſchen Geiſteslebens geweſen, eine Knechtung, gegen welche die von 1806—1812 ein Kinderſpiel war. Lahmlegung der Hochſtätten geiſtiger Bildung, der Univerſitäten, Zenſur der Zeitungen, Spionenriecherei und ein Hochdruck der Polizeiwirtſchaft, der alles in Deutſchland zu Boden gedrückt hätte. Man erkennt hier deutlich, wofür die deutſchen Männer und die deutſche Jugend ihre Schwerter erhoben hatten. Hätte der Korſe geſiegt, der letzte Keim deutſcher Freiheit wäre erſtickt worden von einem Heer von Häſchern und Spionen.

Digitized by Google

10. Kapitel

Scharnhorsts Ausgang

„Möchte sich doch der Österreicher Hof erklären und unmittelbar handeln, so wäre die Freiheit Europas gerettet. Es ist aber Zeit. — O mein Gott, wie kann man das nicht fühlen? Sollen wir denn der Übermacht erliegen?“ — Diesen Stoßseufzer sandte Herr von dem Knesebeck am Tage nach der Schlacht von Lützen nach Wien. Man erkannte im preußischen Hauptquartier die Notwendigkeit, daß Österreich so bald als möglich eingreifen müsse, und wollte einen Unterhändler nach Wien schicken; dies sollte Knesebeck sein. Er war, wie wir wissen, im Januar in geheimer Sendung nach Wien gegangen und hatte dort in Verbindung mit Wilhelm von Humboldt den Staatskanzler Metternich für den Entschluß mit den Verbindungen bearbeitet. Damals fruchtlos; was er im Februar mit nach Breslau brachte, waren ein paar Hände voll leerer Zusagen. General von dem Knesebeck war in seiner Art — wie wir das anerkannt haben — ein tüchtiger, gebildeter und höchst gewissenhafter Mann, aber durchaus keine suggestive Natur. Wir haben ihn in Kalisch gesehen, wo er über lauter Nebensachen die Hauptsache vergaß, so daß schließlich Stein und Scharnhorst sich ins Mittel legen mußten, um den Waffenbund Preußens und Rußlands fertig zu bringen. Sollte dieser Mann jetzt wieder in Wien funktieren und sich vielleicht in Verhandlungen über Fragen verlieren, die dann gelöst werden konnten, wenn Napoleon am Boden lag? Scharnhorst erbot sich zu gehen. Er getraute sich mit seiner Feuerseele und dem Gewicht, das seinem Namen anhing, die Österreicher so mit fortzureißen, daß sie lieber heute als morgen marschierten.

Die Wunde, die der General in der Schlacht bei Großgörschen erhalten hatte, schien an sich nicht gefährlich zu sein. Die Kugel konnte entfernt werden, und der Arzt versprach ihm völlige Heilung innerhalb vier Wochen, allerdings unter der Voraussetzung, daß er sich schone. Aber wie konnte sich in so kritischen Tagen ein Mann wie dieser Scharnhorst schonen! Er arbeitete, seiner Wunde nicht achtend, ja, er erbot sich, eben jene Wiener Sendung zu übernehmen, die ihm jetzt, wo Napoleon einen Sieg gewonnen hatte, besonders wichtig dünkte. Nur ein Fachmann, der die ganzen inneren Fäden der preußischen Volkserhebung kannte, der bei dem Kaiser Alexander von Rußland und seinen Ratgebern hoch angesehen war, konnte denen zu Wien klarmachen, daß der Sieg des Kaisers Napoleon im Grunde nichts bedeute, konnte denen, die sich vielleicht durch die kaiserlich französischen Bulletins täuschen ließen, die Wahrheit sagen und den Mut stärken, um auf der einmal beschrittenen Bahn fortzufahren.

Bevor Scharnhorst abreiste, wurde der Generalstabschirurgus Wiebel befragt, und dieser meinte, der General würde die Reise nach Wien machen können, wenn er die Tagesstrecken nicht allzu groß bemesse. Ein Schreiben König Friedrich Wilhelms an Kaiser Franz kündigte Scharnhorsts Reise an. Die Straße nach Wien konnte er infolge des raschen Nachdrängens der französischen Armee nicht mehr benützen, er mußte den Umweg über die Lausitz einschlagen. In Zittau, am siebenten Tage nach der Verwundung, trat natürlich das unerläßliche Wundfieber ein und nötigte ihn, haltzumachen. Aber kaum hatte er es überstanden, als er auch schon seine Reise fortsetzte. Er war genötigt, in kleinen Etappen zu reisen. Dabei beschäftigten sich seine Gedanken fortwährend nach zwei Richtungen: würde es ihm gelingen, die hohe, wichtige Aufgabe in Wien zu lösen, den Kaiser und Metternich auf die Seite der Verbündeten hinüber zu ziehen? Diesem klaren Kopf schien der schnelle Beitritt Österreichs zur Liga wichtiger als eine gewonnene Schlacht. Deshalb hatte er das Feld im Rate des Königs einstweilen Knesebeck überlassen. Dennoch quälte es ihn, was nun in seiner Abwesenheit im Hauptquartier des Königs vorgehen würde. Der gelehrte Herr, den er im Rate des Königs ließ, war noch allzusehr in der systematischen Kriegsführung befangen: Wasserläufe, Höhenzüge, strategische Punkte, das war nun einmal das Alphabet Knesebecks, an welches er fest glaubte. Reguläre, vollkommen geordnete Truppen nach bestimmten Gesetzen marschieren zu lassen, versteht sich in guter Ausrüstung und Montierung, Waffen und Tschakos, Patronentaschen, alles vorschrifts-

Digitized by Google

mäßig, das war Kneſebecks Ideal, — und Scharnhorſt? Eine Denkſchrift, die er noch am 6. Mai in Dresden aufſetzte, zeigt uns, wie er ſeinerſeits dachte. „Wegen den Einteilungen der Rekruten in den Feſtungen," heißt es da, „ſchlage ich vor, daß man ihnen, wenn es an Zeug fehlen ſollte, zuerſt eine Art Fuhrmannshemde aus Leinen mit kouleurtem Kragen und Aufſchlägen gibt, wollene Mützen und Pantalons von ungebleichtem Leinen. — Zu den Patronentaſchen nehme man Leinenbeutel, welche oben mit Leder oder Wachstuch oder geölter Leinwand bedeckt ſind. Man muß ganz beſonders darauf ſehen, daß die Leute ſich unaufhörlich im Schießen nach der Scheibe üben. Auf Märſchen nehmen ſie ſtatt der Scheiben Türen, oder was ſie ſonſt in den Marſchquartieren an den Ruhetagen vorfinden. Die ſtändigen Übungen machen ſie brauchbar und geben ihnen Zutrauen." Alſo Kleidung einerlei, vor allen Dingen marſchieren und ſchießen! Hier war der moderne Krieg, wie ihn der Korſe lehrte. Er beſchwor Kneſebeck, ſich bei dem Rückzug immer nur nach der Lage der Armee richten zu wollen und nicht nach großen, ſtrategiſchen Geſichtspunkten, deren zu ſtarke Berückſichtigung gegenüber Kaiſer Napoleon nur allzu leicht zu ſchweren Niederlagen führen konnte, wie das die Geſchichte ſeiner Kriege gelehrt hatte.

Die Wunde brannte und ſchmerzte, ſeine phyſiſchen Kräfte litten, ſeine Seele blieb ſtark. Am 14. Mai erreichte er Prag. „Meine Wunde," ſchrieb er von hier an die geliebte Frau, Friederike Henſel, „brennt, aber mein Herz und mein übriger Körper ſind geſund, es geht mit mir wieder langſam, aber ſicher vorwärts." Er hoffte in einer Woche Wien zu erreichen, aber als er am 20. Mai in Znaim ankam, fand er einen Brief Metternichs vor, der ihm einen Wink gab, nach Prag umzukehren, wohin ſich ſoeben Fürſt Schwarzenberg, der Oberbefehlshaber der öſterreichiſchen Truppen mit ſeinem Generalsſtabschef Radetzky begeben habe. Die Abneigung des glatten Grafen Metternich, gerade jetzt Scharnhorſt in Wien zu ſehen, iſt durchſichtig genug. Er gehörte in den Augen Metternichs ſo gut wie in denen des Kaiſers Napoleon zu den „preußiſchen Jakobinern", und wenn Napoleon erfuhr, daß Scharnhorſt in Wien war, ſo konnte das zurzeit einen ſtarken Verdacht beim Kaiſer hervorrufen. Noch war der Graf Bubna nicht aus Dresden zurück, noch wußte man nicht, wie der Kaiſer ſich zu deſſen Sendung geſtellt hatte. Alles mußte vermieden werden, um den Unberechenbaren zu reizen. Scharnhorſt empfand die Störung, die ſein Plan hierdurch erfuhr, ſehr ſchmerzlich, aber was ſollte er tun? Er ſchrieb einen langen Brief an Metternich und legte ihm das dar, was er zunächſt für notwendig hielt, und ſandte mit dieſem Schreiben den Leutnant Greulich, den er als Begleiter bei ſich hatte, nach Wien.

Er ſelbſt mußte in Znaim raſten, ſeine Wunde hatte ſich verſchlimmert. Er konnte auch mit Hilfe von Krücken nicht gehen und mußte aus dem Reiſewagen ins Bett getragen werden. Auf dem Krankenbett in Znaim ſind einige Briefe geſchrieben, die einen tiefen Einblick gewähren in die große Seele dieſes einzigen Mannes. Man denke ſich den, von heißer Geduld nach Heilung verzehrten, hier, einſam in irgendeinem Gaſthofsbett in Znaim liegenden Mann. Der treue Greulich war nach Wien unterwegs. — Es war, als ob in jenen Tagen der graue Bote vernehmlich winkte, als ob eine Ahnung, daß dieſe ſchmerzende Wunde ſchließlich doch zum Tode führen konnte, das tapferſte Herz umſchlich. Da ſind einige Zeilen an die geliebte Frau: — der einſame Menſch hat ſie geſchrieben: „Du biſt das einzige Weſen, das innigen Anteil an meinem Leben nimmt. Meine Söhne, welche jetzt bei der Armee ſind, denken an den Krieg und an ihre Freuden, ſie ſind von mir entwöhnt, wie dies bei allen jungen Männern der Fall iſt. Meiner Tochter ſind ihre Kinder und ihr Mann lieber, als ich es bin, das iſt ſo in der Welt! Mir bleibt alſo nichts als ein fremdes Weſen, das ich an mich kette, das ſonſt niemand hat, an welchem es beſonders hängt, das biſt Du! Könnte ich Dich doch nur eine Stunde ſehen."

Ein anderes Schreiben, der Kamerad an den Kameraden und Freund:

„Znaim, 22. Mai 1813.

Mein lieber Gneiſenau!

Ich gehe vor Ungeduld zugrunde; meine Wunde iſt ſchlimmer, als ich anfangs glaubte, was aber noch hundertmal übler iſt, beſteht darin, daß die Heilung langſamer gehet. Heute, den zwanzigſten Tag, iſt ſie noch nicht reine. Ich werde dabei vor Unruhe und Schmerz ganz elend. In dem Teil, welchen ich von Böhmen und Mähren paſſiert bin, iſt alles für uns, die Nation iſt außerordentlich gegen die Franzoſen aufgebracht, in der Armee herrſcht ein Haß gegen die Franzoſen, der allen Glauben übertrifft. Ich will gern, herzlich gern auf dem Schlachtfelde bleiben, mein größtes Glück ſuche ich darin, wenn mir die Vorſehung verſprechen wollte, daß ich nicht verwundet werden ſollte. Ein etwas krummes Bein werde ich wohl behalten, ich hoffe aber dennoch jetzt in 14 Tagen bis drei Wochen wieder dienen, nämlich reiten zu können. Jetzt muß ich mich vom Wagen ins Bett tragen laſſen und darf nur wenig Schritt vor Schritt fahren. Gott erhalte Sie, ſorgen Sie für meine Söhne, wenn ihnen etwas zuſtoßen ſollte.

Ihr Freund Scharnhorſt."

Digitized by Google

Und noch ein drittes Dokument, das uns entschleiert, mit keuscher Manneshand entschleiert, wie dieses große Herz, das hier dem Tode entgegenschlug, dachte, sehnte und hoffte, seines eigenen Wertes sich bewußt, — das sind die klassischen Zeilen, die Scharnhorst an seine Tochter, die Gräfin Julia von Dohna, richtete: „Ich will nichts von der ganzen Welt. Was mir wert ist, gibt sie mir doch nicht. Könnte ich das Ganze kommandieren, so wäre mir viel daran gelegen. Ich halte mich in aller Vergleichung für ganz dazu fähig. Da ich das aber nicht kann, so ist mir alles gleich. An Distinktion ist mir nichts gelegen, da ich die nicht erhalte, die ich verdiene, so sind mir alle anderen eine Beleidigung und ich würde mich verachten, wenn ich anders dächte. Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines einzigen Tages dahin! Daß dies, was ich schreibe, meinem ganzen Wesen zuwider ist, daß ich nichts verlange, nie mich unzufrieden äußere und jetzt so ganz anders Dir schreibe, das wird dich befremden. Es ist dies aber kein Brief, sondern eine eigentliche Nachricht für Dich, wie Dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr sein sollte."

Am 31. Mai traf der General endlich unter heftigen Schmerzen und ständigem Fieber in Prag ein, er mußte gleich von dem Reisewagen in das Bett getragen werden. Seine Sorge um den Staat und den Fortgang der kriegerischen Operationen ließ ihm indes keine Ruhe. Vom Krankenbette aus suchte er mit dem Fürsten Schwarzenberg und Herrn von Radetzky die Verhandlungen zu führen und einen gemeinsamen Kriegsplan zu verabreden. Er fand bei beiden Herren liebenswürdiges Entgegenkommen und konnte sich überzeugen, daß Radetzky, der Generalstabschef Schwarzenbergs, schon ganz den modernen Anschauungen über den Krieg huldigte, wie er selbst. Von seinem Krankenbette aus gingen auch noch stetig Weisungen und Ratschläge in das preußische Hauptquartier nach Schlesien. Da traf plötzlich die Nachricht von dem Waffenstillstand in Prag ein. Sie nahm Scharnhorsts Stimmung sehr mit. „Es kann nicht sein," schrieb er an diesem Tage an seine Tochter, „daß nicht endlich einmal Wahrheit und Recht obenauf kommen. Wenn mir jetzt hier der Tod beschieden sein sollte, so scheide ich schwer, denn ich habe nur den Untergang der edelsten Sache vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben, es wäre mein schönster Lohn."

Aber das Schicksal versagte ihm diesen Lohn. Bei Gneisenau trafen nacheinander zwei Briefe ein, von der Hand des getreuen Greulich geschrieben, die den Freunden im Hauptquartier die letzte Hoffnung nahm.

„Prag, den 9. Juni 1813.

... Die hiesigen Ärzte fanden bei Untersuchung der Wunde es für nötig, die Haut über dem Kanal der Wunde aufzuschneiden, um das Innere der Wunde genauer untersuchen zu können. Nach dieser Operation fanden sie, daß die Materie (der Eiter) Nebenkanäle gebildet hatte; sie verordneten dafür heilsame innere und äußere Mittel; und mit der Wunde hat es nun einen guten Fortgang. Wenigstens versprechen die Ärzte, daß der Herr General innerhalb drei bis vier Wochen wird herumgehen und in spätestens sechs bis sieben Wochen die Rückreise mit einem rein geheilten Fuße wird antreten können. Dem örtlichen Übel sind sie genau auf der Spur, nur scheint es mir, daß sie noch nicht so gewiß den innerlichen Zustand kennen, wenngleich gestern mehrere der geschicktesten Ärzte auf Verlangen des Herrn Patienten ein Konzilium hierüber hielten und übereinstimmten, daß auch die innerliche Krankheit nicht im mindesten bedenklich wäre, und mit einer Gewißheit darüber sprachen, die uns alle, besonders den Herrn General, sehr beruhigte. Nur verlangten sie vom Herrn Patienten, daß er sich vor jeder physischen, besonders moralischen Anstrengung hüten solle, um nicht gereizt zu werden, weil seine Gemütsbewegungen so sehr auf seine Nerven wirkten, und diese bei seiner Krankheit im Spiel wären. Der Herr General ist noch schwach, liegt immer zu Bette und den größten Teil des Tages im fieberartigen Zustande mit Nervenanfällen und ohne Appetit. Die Ärzte sind aber über seinen Zustand ganz unbesorgt und versichern, wenn auch nicht so schnell, so doch bis zu der Heilung der Wunde, ihn auch von den inneren Schwächen und Übeln vollkommen wieder hergestellt zu haben; der Fieberzustand wird auch täglich erträglicher..."

„Prag, den 14. Juni 1813.

Die Krankheit des Herrn Generals hat nicht den erwünschten Erfolg, wie ich es nach den Zeugnissen der Ärzte zu erwarten berechtigt war. Mir däucht, die Herren haben diese Krankheit zu leicht genommen!

Vor zwei oder drei Tagen zeigte sich eine Inflammation auf dem Schienbeine, wo sich Materie zu sammeln scheint und wahrscheinlich zum Ausbruch kommen wird; ferner haben die Ärzte einen neuen Nebenhohlgang entdeckt, der sich sehr lang aufwärts der Wunde nach den Schenkeln zieht und bedeutend ist, da die Ärzte beschlossen haben, auch diesen Hohlgang aufzuschneiden, um allen weiteren Übeln vorzubeugen.

Da die Wunde mit dem Fieber und darum auch mit den Nerven des Herrn Patienten in Verbindung steht, so können Euer Hochwohlgeboren sich leicht überzeugen, daß diese inneren Übel, die auch dem Patienten jeden Appetit entziehen, den Körper sehr schwächen und überhaupt nachteilig auf ihn wirken. Die

Digitized by Google

Heilung dieſer ganzen Krankheit ſcheint ſich ſehr in die Länge zu ziehen. Man darf ſich keiner frohen Hoffnungen mehr ſchmeicheln, ſie ſcheitern alle und treffen dann um ſo ſchmerzhafter."

Dennoch ſcheint nach der zweiten Operation eine Erleichterung des Leidens eingetreten zu ſein, denn am 18. Juni ſchrieb der General noch an ſeine Tochter, daß er hoffe, beim Wiederausbruch des Krieges zugegen ſein zu können. Dann aber kam das Ende. Der Oberſt von Grolman, der ihm die Nachricht brachte, daß man ſich in Gitſchin mit den öſterreichiſchen Herren über den Operationsplan der Armeen verſtändigt habe, trat an das Bett eines Sterbenden. Am 28. Juni, morgens 11 Uhr, hörte das Herz des großen Mannes auf zu ſchlagen. Hier iſt der Nachruf, den Carl von Clauſewitz dem toten Lehrer und Freunde widmete.

„Am 28. Juni ſtarb zu Prag an den Folgen ſeiner in der Schlacht bei Großgörſchen erhaltenen Wunde der Königlich Preußiſche Generalleutnant von Scharnhorſt.

Er war einer der ausgezeichnetſten Männer unſerer Zeit. Das raſtloſe, ſtetige, planvolle Wirken nach einem Ziel, die Klarheit und Feſtigkeit des Verſtandes, die umfaſſende Größe der Anſichten, die Freiheit von Vorurteilen des Herkommens, der Mut, in den unſcheinbarſten Verhältniſſen mit den ſchlichteſten Mitteln durch bloße Stärke des Geiſtes den größeſten Zwecken nachzuſtreben, jugendlicher Unternehmungsgeiſt, die höchſte Beſonnenheit, Mut und Ausdauer in der Gefahr, endlich die umfaſſendſte Kenntnis des Kriegsweſens, machen ihn zu einem der merkwürdigſten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutſchland je ſtolz ſein durfte.

Billig und gerecht im Urteil, ſanft und ruhig in allen Verhältniſſen mit andern, freundlich, herzlich im ganzen Lebensumgange, zart und edel in der Empfindungsweiſe, war er einer der liebenswürdigſten Menſchen, die den Kreis des geſelligen Lebens zieren.

Was er dem Staate geweſen iſt, und dem Volke, und der ganzen deutſchen Nation, mögen wenige oder viele erkennen, aber es wäre unwürdig, wenn einer davon gleichgültig bliebe bei dem traurigen Todesfall.

Es müßte keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menſchlichen Natur ſein, wenn dieſer Mann je von denen vergeſſen werden könnte, die ihm naheſtanden, ihn verehrt und geliebt haben."

Im Bureau des Staatskanzlers wünſchte man eine Änderung dieſes Nachrufes. Der Satz: „So groß die allgemeine Liebe und Achtung war, die er erworben, ſo haben doch ſehr wenige ihn ganz erkannt," welcher das Verſtehen der Perſönlichkeit des Mannes nur für ſeine Freunde und Schüler in Anſpruch zu nehmen ſchien, war dem Staatskanzler nicht ganz genehm. Er wollte dafür ſetzen: daß „Scharnhorſts Verdienſte allgemein gefühlt und anerkannt worden ſeien." Da wehrte Gneiſenau eine ſolche Entſtellung mit entſchiedenen Worten ab. „Allgemein gefühlt und anerkannt," ſchrieb Gneiſenau, „iſt doch Scharnhorſts Verdienſt nimmermehr. Und wenn es nicht iſt, warum es nicht ſagen? Jeder große Mann hat ſeine Freunde und Verunglimpfer, und gerade darin, daß er es nicht darauf anlegt, jedermann zu gefallen, liegt ſeine Größe. So etwas muß daher bei einem ſolchen Tode geſagt werden. Wenn daher die bezweifelte Stelle, ungeachtet deſſen, was ich hier zu ihrer Rechtfertigung anführe, nicht gedruckt werden ſoll, ſo bitte ich den ganzen Aufſatz zu unterdrücken, ſo wie es auch urſprünglich die Bedingung meines Freundes war, nichts daran zu ändern."

Es ging eine große Trauer durch den beſonderen Kreis, der ſich um Scharnhorſt geſchloſſen hatte. „Nun iſt," ſchrieb Blücher an Hippel, „den leider unſer guhter Scharnhorſt auch todt glauben ſie mich eine verlohrne Schlacht wehre kein größerer Verluſt führ uns gewehſt, nu iſt Gneiſenau noch da, geht der auch ab, ſo vollge ich lebendig oder todt, den mit H. v. Kneſebeck treffe ich in meinung nicht überein, noch weniger mit H. v. Kruſemarck. Der letzſte hat zu vihl Pariſer luft eingeſogen." An ſeine Stelle trat im Hauptquartier des alten Generals jetzt Neidhardt von Gneiſenau. Er pflegte Blücher „unſern Feldherrn" zu nennen und Scharnhorſt „unſern andern Feldherrn". Beſcheiden ſagte er von dem großen Toten: „Ich bin nur ein Pygmäe gegen dieſen Rieſen, deſſen Geiſtestiefe ich nur bewundern, niemals aber ergründen kann," und zu Clauſewitz, der die Scharnhorſtiſchen Lehren in ſeinen ſpäteren klaſſiſchen Büchern vom Kriege niederlegen ſollte, ſagte Gneiſenau einſt: „Sie waren ſein Johannes, ich nur ſein Petrus, aber ich bin ihm nie untreu geworden wie jener ſeinem Meiſter." In ſpäteren Jahren wurde die Leiche des Generals von Prag hinweggeholt und auf dem Invalidenkirchhofe in Berlin beigeſetzt. Sein Standbild, von der Hand des großen Bildhauers Rauch, ſteht vor der Hauptwache in Berlin.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher ſtand dem König keiner —
Doch dem Volke ſchlug ſein Herz.
Ewig auf den Lippen ſchweben
Wird er, wird im Volke leben,
Beſſer als in Stein und Erz.

Digitized by Google

11. Kapitel

Landwehr und Landsturm

Der Abschluß des Waffenstillstands fand, wie gesagt, zunächst keine freudige Aufnahme, weder beim Offizierkorps noch beim Heer. Durch Scharnhorsts große Schöpfung war das preußische Volk zu einem Volk in Waffen geworden. Immer und immer wieder wurde gepredigt, daß nur, wenn man den letzten Mann in die Front stellte, auf einen Sieg über Napoleon zu rechnen sei. Opferwillig hatte das Volk die Hände geöffnet und die Arme erhoben zum Dienst des Vaterlandes, und nun doch plötzlich ein Waffenstillstand, der, wie es so häufig in diesen napoleonischen Kriegen der Fall gewesen war, vermutlich einen faulen Frieden im Gefolge haben würde! Wie er auf die einzelnen wirkte, mag uns die folgende Aufzeichnung des trefflichen Fouqué zeigen, der aber glücklicherweise vor die rechte Schmiede kam und seine Verzagtheit durch Gneisenaus Zuspruch hinweggewischt sah.

„Wir kamen tief in der Nacht im Hauptquartier hinter Schweidnitz an... Am andern Morgen traf ich auf einen wackeren Gardeducorps-Offizier, mir von sonst her schon bekannt, jetzt im Gefolge Blüchers. Er sah trüb und niedergeschlagen aus, und auf meine Frage darüber entgegnete er: ‚Ja so! Sie wissen's noch nicht. Waffenstillstand!' Ich schrak zusammen. ‚Waffenstillstand!' rief ich: ‚Was soll das bedeuten!' — ‚Was es bei Napoleon immer zu bedeuten pflegt: Frieden. Und welch ein Frieden jetzt!' — Ich fühlte mich gleich dem edlen Jünglinge wie durchdonnert. Im selben Augenblick trat Blücher auf den Vorsaal heraus. Ich stattete ihm meine unbedeutende Meldung ab (über Gefangennahme zweier französischer Offiziere). ‚Gehn Sie nur dorten hinein,' sprach er, ‚und melden Sie's auch dem General Gneisenau. Der Gneisenau muß alles wissen: Großes und Geringes.' — Ich ging und ward mit der Herzlichkeit empfangen, die mir der Held von Kolberg schon bei seiner ersten Bekanntschaft in Berlin erwiesen hatte, und kräftiger Trost quoll aus der Heldenseele in die meinige. ‚Der Waffenstillstand schadet uns nicht,' sprach er in all der frischen Zuversicht, die auch unter den ungünstigen Umständen ihn belebte, und andre durch ihn mit. ‚Friede wird's nicht. Dazu ist jener nun zu hochmütig aufgeschwellt, und unser König und Kaiser Alexander sind zu groß, um sich in demütigende Bedingungen zu schmiegen. Zieht jener neue Heerscharen aus Spanien und Frankreich heran, so üben wir unsere Landwehren vollends ein, und auch Österreich gewinnt Zeit, einen bestimmten Entschluß zu fassen, ohne Zweifel einen edlen Entschluß. Im übrigen weiß ich offiziell nicht mehr als Sie, aber so zeigt sich's mir im Sinn, und ich meine, mit vollem Recht.' In dem Augenblick trat Blücher herein, und ich wollte mich zurückziehen. Gneisenau winkte mir zu bleiben. Nachdem die beiden erhabenen Genossen einiges miteinander besprochen hatten, sagte Gneisenau, mich mit Namen vorstellend: ‚Sehen Sie, Eure Exzellenz, das ist der Kriegssänger unseres Heeres.' Held Blücher sagte sehr freundlich zu mir: ‚Schön, mein Sohn, das ist mir lieb.' Gneisenau sprach, mich entlassend: ‚Halten Sie fest, was ich Ihnen mitgeteilt habe, und breiten Sie's nach Kräften aus unter den Waffenbrüdern.' Wie aus einem Stahlbad entstiegen, trabte ich wiederum frisch zum Regimente zurück."

Allerdings konnte dieser Waffenstillstand nur berechtigt sein, wenn die Zeit seiner Dauer mit unermüdlichem Eifer zu Rüstungen ausgenutzt wurde, wie dies von Kaiser Napoleon vorauszusetzen war. Die Truppenkontingente mußten verstärkt werden, die Lücken, welche die blutigen Schlachten gerissen, wieder ausgefüllt, die Landwehr, der Landsturm mußten aufgeboten und bewaffnet werden.

General von Gneisenau erhielt die Berufung zum Gouverneur der Provinz Schlesien. Er sollte hier die Landwehr organisieren, da bisher in dieser Hinsicht noch sehr wenig geschehen war. Es war vorgesehen, daß diese einzige Provinz an 50000 Mann Landwehrinfanterie und Landwehrkavallerie auf die Beine bringen sollte.

Leider war während der vorhergehenden Monate der Generalmajor Graf Götzen, der sich anno 1806/1807 durch die Verteidigung Schlesiens einen so wohlverdienten Namen erworben hatte, erkrankt, und Krank-

Digitized by Google

heit entschuldigt jeden Dienst, und während des Waffenstillstandes war es um so schwieriger in Schlesien zu wirken, da ein Teil der Provinz jetzt noch in den Händen der Franzosen war, ein Teil aber zum neutralen Gebiet gehörte, besonders erschwerend war, daß das Herz Schlesiens, die Stadt Breslau, mit ihren reichen Hilfsmitteln neutral blieb. Hier mußte ein tüchtiger Mann stehen, der Vertrauen zu der ganzen Organisation hatte, und einen bessern als Gneisenau konnte man nicht finden. Mit Feuereifer nahm er sich der Sache an und fand auch bei allen Ortsbehörden und bei der Bevölkerung den besten Willen. Immer noch mangelte es an Geld, und so wurden die Ausrüstungsgegenstände, die nicht beschafft werden konnten, von den Kommunen geliefert. Da klopften und klapperten Klempner und Schmiede, um die Kochgeschirre anzufertigen. In Österreich wurden Gewehre und Pulver angekauft, von England trafen die ersten Waffensendungen ein. Seine besondere Aufmerksamkeit wendete Gneisenau aber dem Offizierkorps zu. Hier war viel zu bessern. Man hatte, infolge des Mangels an Mannschaft, die Offiziere teils aus der Landwehr selbst genommen, und Gneisenau machte große Augen, als er bei der Inspizierung eines Bataillons zu Jauer seinen ehemaligen Schneider als Offizier vor der Front bemerkte. Solche Leute, die ihm ungeeignet erschienen, suchte er durch gütliches Zureden zum Zurücktreten von einer Stellung, der sie nicht gewachsen waren, zu bewegen. Dafür wurden freiwillige Jäger aus den gebildeten Ständen aus der Armee geholt und in die Offiziersstellen der Landwehr gesteckt. Für die Unteroffiziersstellen nahm man bereits in der Armee gediente, gut qualifizierte Soldaten. So kam allmählich alles ins Lot.

„Landwehren sie man imer druff," hatte ihm Blücher geschrieben, „ich höre vihll guhts davon, aber wen die Fehde wieder begintt, denn gesellen sie sich ia wider zu mich, es ist in aller hinsicht nohtwendig daß wihr zusamen sind, vorzüglig aber daß ich iemand habe den ich meinen kumer vertrauen kan, und der mich bey den villen krenkungen, die mich so unverschuldet treffen, ufrichtet."

Aber es war Gneisenau nicht genug, die Landwehr auf die Beine zu bringen, er forderte, daß auch der Landsturm aufgeboten würde, daß das Landsturmedikt des Königs vom 21. April 1813 nunmehr in Kraft träte.

Wir kennen dies lodernde Edikt, das zum Vernichtungskrieg rief.

Aber vor der Erfüllung dieses Edikts hatte die konservative Partei, die sich schon im Jahre 1807 den Reformideen entgegengestellt hatte, eine heilige Scheu. Es mag zugegeben werden, daß nach den Verfügungen des Landsturmedikts, die vorgesehene Verwüstung ganzer Landstrecken, die Verschüttung, Verbrennung und Zerstörung der Lebensmittel, nur um sie dem Feinde nicht nutzbar zu machen, blühende Provinzen in Wüsten verwandeln mußten. Denn wie die Landstürmer handelten, so würde auch der Feind handeln. Ein unerhörter Rachekrieg würde auflodern, Pardon auf keiner Seite mehr. Die konservativen Kreise befürchteten, daß, wenn der Landsturm einmal bewaffnet sei, wenn er in diesem furchtbaren Rachekrieg sich seiner Kraft bewußt würde, er später diese Kraft zur Auflehnung gegen die eingesetzten Behörden verwenden würde. Die besitzenden Kreise, die Grundbesitzer, die Fabrikherren fürchteten für ihren Besitz und ihre soziale Position und drangen in den König, das Edikt rückgängig zu machen. Der Rat Scharnweber, aus der Kanzlei des Staatskanzlers, arbeitete eine Denkschrift aus, welche die Gefährlichkeit des Landsturms darlegte, und daß er dem eigenen Lande ebenso schädlich sein würde, wie dem Feinde. — Auf Wunsch des Staatskanzlers von Hardenberg empfing der General von Gneisenau den Rat Scharnweber in einer Konferenz; aber die beiden konnten sich durchaus nicht einigen, und Gneisenau, heftigen Blutes, setzte den Rat einfach vor die Tür. Scharnweber forderte hierauf den General zum Duell. Gneisenau aber, erhaben über solche persönlichen Meinungsverschiedenheiten und sich bewußt, daß sein Leben dem Vaterlande mehr wert sei als sich vor den Lauf einer Pistole zu stellen, lehnte den Handel kaltblütig ab. Der Handel kam vor König Friedrich Wilhelm, und der entschied, daß sich ein Offizier, unmittelbar vor dem Ausbruch des Feldzuges, in einer Privatsache nicht schlagen dürfe.

Indes, das Landsturmedikt wurde in einem neuen Erlaß in seiner ganzen Wirkung modifiziert, fast glich diese Abänderung einer Zurücknahme. „Eine offenbar schlechte Partei," schrieb Gneisenau in jenen Tagen an Eichhorn, „hat einen kurzen Sieg errungen. Leute mit bösem Gewissen sehen Gespenster, und es ist kein Wunder, daß solche Bösewichter die Verachtung, womit rechtliche Leute sie behandeln, für revolutionäre Ansichten ausschreien. Man muß ihnen die Ruhe des guten Gewissens entgegensetzen. Die Zeit wird alles läutern. Der Staatskanzler, der sein Ohr in diesem Augenblick dieser Partei geliehen hat, wird seinen Irrtum bald erkennen und davon zurückkommen. Überhaupt ist jetzt keine Zeit, sich mit solchen häuslichen Streitigkeiten abzugeben, während der Feind noch verschiedene Zimmer des väterlichen Hauses innehat, aus denen die Familie ihn zunächst hinaustreiben muß. Haben wir das Haus, dann wollen wir das Gesindel nicht erst verfolgen, wohl aber herzlich verachten. Dieses ist ihnen empfindlicher als jenes." — Wahrhaftig, diese Männer der großen Linie wurden in jenen Tagen in der Verfolgung ihrer Ziele oft verkannt, wie dies ja das Geschick aller großen Männer zu allen Zeiten gewesen ist. Gneisenau hatte in dieser Hinsicht eine hohe Souveränität der Weltanschauung, wie man so sagt: Einen guten „Kehr' dich an nichts!"

Digitized by Google

der ihm über vieles hinweghalf. Wir wollen einen Blick auf ihn werfen, wie er bei all den Kriegsgeschäften, die er führte, doch noch Zeit fand, den Seinen ein Vater zu sein.

„Während ihrer Anwesenheit in Glatz," erzählt sein damaliger Adjutant, Hauptmann von Stosch, „mußte ich zur Abgabe einer Meldung sein Zimmer betreten, wo ich eine der lieblichsten Gruppen fand, wie ich sie nie in meinem Leben wieder gesehen habe. Mitten in der Stube auf einem Rohrstuhle sitzend, hatte er die beiden jüngern Töchter auf dem Schoße, während die beiden älteren an seinen Schultern lehnten. Vier lächelnde Engelsköpfe, und dazwischen das herrliche Gesicht des glücklichen Vaters."

Was Gneisenau in Schlesien für den Landsturm und die Landwehr wirkte, das war der Oberst von Boyen berufen, in der Mark zu wirken. Wir haben ihn dort schon auftauchen sehen mit besonderen Vollmachten für die Verteidigung Berlins. Es war noch Scharnhorst zu danken, der gleich nach der Schlacht von Lützen gerade diesen tüchtigen, aufrechten Mann ausersehen hatte für diese Aufgabe. Wir wollen auch aus seinem Bericht die geheimen Kräfte erkennen, die mit Nägeln und Zähnen gegen das Landsturmedikt kämpften, das ihnen ein Dorn im Auge war.

Bevor wir indessen den Oberst von Boyen anhören, müssen wir einen kurzen Abstecher nach Trachenberg in Schlesien machen, einem Ort, wo um die Mitte des Juli allerlei vor sich ging, also in der Zeit etwas vorgreifen. Es ist nur, um den König von Preußen zu erhaschen, den wir in Berlin nötig haben, weil er dort mit Boyen herumreiten soll, um die verschiedensten Meinungen über Landsturm und Landwehr in sich aufzunehmen. — In Trachenberg tauchte nämlich in jenen Tagen der Mann auf, der das Land der stummen Fjorde, Norwegen, um ein Butterbrot in die Tasche stecken wollte, Karl Johann, Kronprinz von Schweden, mit seiner scharfen Condénase, oder seinem Raubvogelprofil, wie man es nennen will. „Am 9. Juli," berichtete Graf Henckel, „ging der König über Strehlen, Ohlau, Oels und Trebnitz, einundzwanzig Meilen, zu einer Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden nach Trachenberg, einem fürstlich Hatzfeldschen Gute, um den Operationsplan für die künftige Kampagne festzustellen. Er begleitete den König auf dieser Reise. Die Monarchen kamen schon am 10. nachmittags daselbst an, und schienen etwas ungehalten, den Kronprinzen noch nicht da zu finden. Nach vergeblichem Warten wurde gegessen, und darauf legten sie sich nieder. Major v. Luck und ich, sowie die russischen Adjutanten, mußten bleiben. Spät abends kam der Kronprinz, der unterwegs den Wagen zerbrochen, was seine Ankunft verzögert hatte, an. Wir setzten uns nochmals mit ihm zu Tische; er war äußerst gesprächig und liebenswürdig. Er wohnte zwischen dem Kaiser und dem König. Am frühen Morgen machte er erst dem Kaiser und dann dem König seine Aufwartung, und dann schritt man zur Konferenz, der wir Adjutanten jedoch nicht beiwohnten. Der Kronprinz hatte sich in kurzem die Gunst der beiden Monarchen erworben. In einer Redefloskel hatte er behauptet, daß das Zelt Napoleons stets und allein das Augenmerk der Verbündeten sein müßte. Mein Schwager, der General von dem Knesebeck, welcher der Konferenz beiwohnte, und in ihr einen von ihm ausgearbeiteten Operationsplan vorlegte, hat mir späterhin erzählt, daß es ihm äußerst schwer geworden sei, den Kronprinzen von der Wichtigkeit desselben zu überzeugen. Mein Schwager war nämlich von dem Gesichtspunkte ausgegangen, daß, im Besitz der Festungen Torgau, Wittenberg, Magdeburg, Küstrin, Spandau und Glogau, Napoleon die Elbe halten, und hierauf gestützt, es als das zweckmäßigste betrachten würde, Dresden zu seinem Hauptstützpunkt zu wählen. Treffe dieses ein, wie es mit allem Grunde zu vermuten sei, so müsse man ihn dort wie in einer Zwickmühle festhalten, nämlich so, daß eine starke Armee bei Teplitz, die andere von Schlesien aus operiere, und sowie er die eine angreifen wolle, müsse sie nie ein Gefecht annehmen, sondern so weit als möglich zurückweichen, die jenseitige aber sogleich angreifen. Durch dieses Hin- und Herschieben müsse er am Ende mürbe gemacht werden, und wenn er zuletzt diese Stellung aufgeben müsse, so wäre vorauszusetzen, daß es in den Ebenen von Leipzig zu einer Hauptschlacht kommen werde, wo möglicherweise die Einrichtungen so getroffen werden müßten, daß alle diesseitigen Armeekorps sich versammelten.

Dem Kronprinzen von Schweden wurde die Aufgabe, mit seiner Armee und dem Korps von Bülow und Grafen von Tauentzien die Residenzstadt Berlin und, soviel es angehe, die Marken vom Feinde frei zu halten, und wenn ihm dies gelänge, zuletzt zur Belagerung von Wittenberg überzugehen.

Nach langen Debatten hatte sich denn doch der Kronprinz von Schweden bewogen gefunden, in diesen Plan einzugehen, und er wurde festgestellt.

Diese Unterhandlungen hatten den 11. und 12. stattgefunden. Kurz vor dem Essen ging der König noch einen Augenblick im Garten spazieren und sagte zum Major von Luck und mir: ‚Es ist nicht zu leugnen, daß der Kronprinz ein einnehmender und kluger Herr ist.'"

Der glatte Gaskogner mit dem außerordentlichen Redefluß hatte, wie wir aus dem Berichte sehen, die beiden Monarchen und ihr Gefolge erklecklich eingeseift. Was sonst in Trachenberg geschah, müssen wir uns vorbehalten, im nächsten Kapitel zu berichten. Wir müssen, wie gesagt, mit dem König von Preußen nach Berlin reisen, um ihm dort wieder zu begegnen.

Digitized by Google

Inzwiſchen hatte Boyen ſeine Tätigkeit dort und in der Mark mit großer Energie aufgenommen. Er berichtet in ſeinen Erinnerungen:

„Die Reiſe, welche mich in alle Kreiſe des nördlich von Berlin gelegenen Teiles der Mark führte, war eine der angenehmſten, welche ich in meinem ganzen Leben gemacht habe. Jede Muſterung der in einem Orte befindlichen Landwehr oder des Landſturmes, auf den ich auch meine Beſichtigung ausdehnte, war ein Volksfeſt, und es bedurfte keiner großen Menſchenkenntnis, um zu der Überzeugung zu kommen, daß dieſe Leute bei nur einigermaßen zweckmäßiger Führung für die Erhaltung des Thrones und des Vaterlandes ihr Leben mit Freudigkeit hingeben würden.

Die am linken Oderufer belegenen Teile von Pommern waren in Hinſicht der Landwehrformationen zu dem Gouvernement in Berlin geſchlagen worden. Dieſe Kreiſe kämpften indes mit einer Menge von Schwierigkeiten; teils war, beſonders ehe die franzöſiſche Beſatzung von Stettin durch ein hinreichendes Blockadekorps in die Wälle zurückgedrängt war, die Einbeorderung der Wehrmänner höchſt ſchwierig, der größte Teil von ihnen hatte ſich des Nachts, unvollſtändig bekleidet, durch die feindlichen Poſten durchgeſchlichen; teils hatte die Anfertigung der Wehrmänner-Einkleidung, die nach dem angenommenen Prinzip von den Kreisſtädten beſchafft wurde, unter den oben angegebenen Umſtänden ebenfalls mit einer Menge lokaler Hinderniſſe zu kämpfen. Eines der pommerſchen Bataillone, das Anklamer, war nach Zehdenick verlegt, und dieſe wackeren Leute größtenteils ohne Fußbekleidung. Aber dieſe barfüßigen Verteidiger des Vaterlandes führten die kleinen Bewegungen, die ich ſie auf ihrem Wieſentummelplatz machen ließ, mit einer Freudigkeit aus, der man nur ſeine Hochachtung zollen konnte.

Wichard Joachim Heinrich von Möllendorf
Königl. Preuß. Generalfeldmarſchall
Nach einem Gemälde von C. Gebauer

Während der eine Teil um des Vaterlandes willen freudig entbehrte, ſtrengte ſich der Zuhauſegebliebene an, um den ausgerückten Brüdern das noch Fehlende nachzuſenden, es iſt erſtaunlich, was innerhalb der Grenzen des Gouvernements nur allein zur Mobilmachung der Landwehr für Summen von dem Lande herbeigeſchafft werden mußten.

Von dem Landſturm, den ich, wo es mir die Zeit nur erlaubte, auch muſterte, und dann mit einigen Worten an ſeine Pflicht erinnerte, muß ich doch auch noch einiges erzählen. Die Kommandeure der einzelnen Abteilungen, größtenteils Gutsbeſitzer oder Beamte, hatten ſehr häufig aus eigenem Triebe ſich nicht unzweckmäßig zu einem Kampfe vorzubereiten geſucht; ſo hatte der damalige Stadtrichter in Ruppin ſeine mit Piken bewaffneten Leute in eine Kolonne vereinigt, die von allen mit eigenen Gewehren verſehenen Bürgern als Tirailleure umgeben war und führte mir dieſe recht gute Zuſammenſetzung entſchloſſen vor, denn man konnte es den Leuten anſehen, daß ihnen die Sache ernſt war.

In Havelberg lebte zurückgezogen der treffliche alte Feldmarſchall Möllendorf, der, obgleich beinahe ſchon neunzig Jahre alt, ſich doch noch ziemlich rüſtig, beſonders zu Pferde, erhalten hatte und in deſſen Kriegerſeele noch der Gedanke an die frühere Zeit glimmte; darum ſchloß er ſich mit allem Eifer, ſoviel es ihm ſein Privatverhältnis erlaubte, den vaterländiſchen Rüſtungen an. Ja, als einmal die Nachricht ankam, daß die Franzoſen in jener Gegend über die Elbe gehen wollten, umgürtete er ſich mit ſeinem alten Schwert, beſtieg ſein Schlachtroß und zog wohlgemut mit dem ihm freudig zujauchzenden Landſturm der Elbe zu. Es war, wie dies im Kriege nur zu häufig der Fall iſt, diesmal nur ein blinder Lärm geweſen, und der gute

Digitized by Google

Wille fand keine Gelegenheit, in kräftige Tat überzugehen, aber ich hätte dem alten Helden (der ein edler Mensch war) wohl die Gunst des Schicksals gewünscht, daß er in dem hier ritterlich gesuchten Kampfe entweder ein frisches Lorbeerreis oder ein Kriegergrab gefunden hätte."

Wie hoch die Wogen der vaterländischen Begeisterung (hier ist dieses Wort keine Phrase, sondern jedes Wort Gold) damals schlugen, möge der Aufruf des Rektors Graßhoff aus Prenzlau zeigen, der den Katheder verließ, um in den Reihen der Landwehr dem Vaterlande zu dienen.

„Ich verlasse für den Augenblick mein Amt, denn es ruft mich eine höhere Pflicht, und meine Gehilfen treten an meine Stelle. Ich verlasse meine Familie, denn nur ein ehrenvoller Kampf kann ihr ein glücklicheres Los für die Zukunft sichern. Ein neues, schimpflicheres Joch zu tragen, das will ich nicht; und mein Wille ist ein fester Wille; auch meine Kinder werden es nicht wollen, denn es lebt in ihnen der Geist ihres Vaters. Auch ihr dürft es nicht wollen, meine Brüder; auch über eure Kinder soll eine schönere Sonne aufgehen. —

Ich bin höheren Orts bevollmächtigt, die Freiwilligen der Provinz, welche noch vor Aushebung einer zweiten Landwehr sich stellen und sich selbst zu bekleiden und mit brauchbaren Gewehren zu versehen imstande sind, zu einer eigenen Schützenkompagnie um mich zu versammeln und dieselbe zu führen. Sollten auch ärmere unter ihnen sein, so wird es nicht an Unterstützung fehlen.

Ich fordere daher meine braven Mitbürger auf, sich oder ihre Kinder, die waffenfähig sind und den inneren Beruf zum Kampfe für König und Vaterland und eigene Freiheit in sich fühlen, meiner Leitung anzuvertrauen. Ich darf es ihnen versprechen: sie sollen in guten Händen sein. Sollte es dahin kommen, daß wir alle die Waffen ergreifen müssen, so wird die Reue zu spät uns treffen, daß wir es nicht freiwillig schon früher getan und Schande und Unglück von unsern Grenzen abgewehrt haben.

Wer nicht selbst mitgehen kann, aber brauchbare Gewehre hat, der gebe wenigstens diese zur Unterstützung der Freiwilligen, denen es daran mangelt. Wer nicht selbst für seine Familie, für sein Eigentum kämpfen kann, der gebe von dem letzteren zur Bekleidung der Freiwilligen, die sich nicht selbst vorschriftsmäßig bekleiden können. Gewissenhaft soll, was mir vertraut ward, für die heilige Sache verwandt werden; denn Fluch komme über den Ehrlosen, der von dem, was die Liebe des Volkes der guten Sache opfert, nur sich bereichern kann!"

Der vortreffliche Boyen kam, hocherfreut über seine Erlebnisse und Erfahrungen, nach Berlin zurück, um hier, gleichwie Gneisenau in Schlesien, Dinge zu erleben, die den hohen Schwung seiner Seele hätten herabstimmen können, wenn er sich hätte dämpfen lassen. „Die Landwehr," berichtet er, „hatte also hier in der Mark für den Augenblick ihren Prozeß gewonnen, aber dagegen stürmte nun fast alles auf den armen Landsturm los. L'Estocq und Bülow, beides patriotische und vorurteilsfreie Männer, konnten doch ihr an Kriegssymmetrie gewohntes Auge nicht an die minder strengen Formen des Landsturmes gewöhnen; sie sahen dies als eine nutzlose Spielerei an, während der Kommandant von Berlin, der General Brauchitsch, eine vollständige Entweihung aller Soldatenheiligtümer in diesem Landsturm erblickte, und so dachte der bei weitem größte Teil der älteren Offiziere. Im Zivilstande aber vereinigten sich mehrere furchtsame oder egoistische Ansichten, um gegen das Landsturmedikt als ein allgemeines Unglück zu Felde zu ziehen.

Der König kam am 14. Juli des Abends spät aus Schlesien, ging, ohne sich aufzuhalten, nach Charlottenburg und ließ für den andern Morgen mehrere Militärpersonen in das Palais nach Berlin bestellen. Als wir hier versammelt waren, kam der König im höchsten Grade zornig angefahren, und nachdem er durch eine Menge einzelner Ausrufe sich Luft gemacht hatte, erfuhren wir, daß ein Teil der Charlottenburger Bürgerschaft des Nachts dem König ein Vivat gebracht und dabei seine Gewehre abgefeuert habe. Dies war allerdings, wenn man will, unschicklich, aber doch auf keinen Fall eine Auflehnung oder etwas, das von böser Absicht zeugte. Nichtsdestoweniger trat der General Brauchitsch vor, ohne alle dienstliche Veranlassung, und sagte dem König, das sei allein eine Folge des verderblichen Landsturmediktes, welches alle Bande der Zucht und des Gehorsams gelöst habe, und bei dessen längerer Fortdauer die höchste Gefahr für den Staat zu besorgen sei. Dagegen mußte ich mich nun zur Steuer der Wahrheit laut erklären, und es ward mir nicht schwer, zu zeigen, daß das Schießen auf den Straßen nur durch die Schwäche der Polizei entstanden, und daß das Landsturmedikt daran ganz unschuldig sei. — Der König setzte sich nach diesem Streit, den ich mit der hochlöblichen Kommandantur hatte, zu Pferde, und wir begleiteten ihn nach dem Exerzierplatz im Tiergarten, wo er verschiedene Truppenteile besichtigte. Während einer Pause, die dabei entstand, fragte mich der König noch über Verschiedenes meiner Instruktionsreise. Ich hielt es hier für Pflicht, ihm die guten Gesinnungen, die ich unter allen Volksklassen, besonders bei den unteren Ständen, gefunden hatte, lebhaft und so, daß es alle Umstehenden hören konnten, zu schildern; da ward auf einmal das Pferd des Generals Knesebeck, der doch sonst immer ganz vernünftige Pferde zu reiten pflegte, unruhig, er traversierte zwischen dem König und mir durch, entschuldigte sich bei dem ersteren, und die Unterredung hatte ein Ende — war dies nicht ein sonderbarer Zufall? Ich konnte erst nach der königlichen Mittagstafel zum Staats-

Digitized by Google

kanzler gehen, der ebenfalls aus Schlesien nach Berlin gekommen war, und den ich womöglich noch aufgeregter als den König fand: die früher geschilderte Partei hatte ihm die Gefahren des Landsturmes so lebhaft ausgemalt, daß sein sonst freier Blick in jenem Augenblick ganz befangen war, und es zwischen uns beiden zu einem ziemlich lebhaften Streit kam. — Offenbar war die Partei, welche den Landsturm bei dem König und dem Staatskanzler damals anfeindete, die stärkere, ich in dem Augenblick vielleicht in diesem Kreise der einzige Verteidiger jener Anordnung. Da mir aber die Sache aus noch weiter zu entwickelnden Gründen zu wichtig schien, so schrieb ich noch am Abende an den König und den Staatskanzler. — Ob es mir gelungen ist, die damals beschlossene gänzliche Aufhebung des Landsturmes etwas zu hintertreiben, will ich nicht behaupten, da die Sache doch eigentlich, sobald man nur vorurteilsfreier prüfte, für sich selber sprach, genug, man begnügte sich mit einer Modifikation des ursprünglichen Ediktes, welches die Einrichtung zwar bestehen ließ, aber die frühere Teilnahme des Volkes durch das bewiesene Mißtrauen bedeutend schwächte; nur bei dem Ablauf des Waffenstillstandes erinnerte man sich wieder dieser Waffe, und das Gouvernement erließ nun eine Dienstanweisung zum Gebrauch des Landsturmes. — Wenn der Landsturm bei uns dem Anschein nach keine bedeutenden Erfolge hatte, so lag dies zum Teil darin, daß er, wie in Niederschlesien, durch verkehrte Ansicht der Behörden eigentlich gar nicht in Tätigkeit gesetzt war, und dann wiederum auch darin, daß nach dem Waffenstillstande die Siegestage bei Beeren, Hagelsberg, Katzbach und Dennewitz so schnell unsere Grenzen befreiten, daß hier außer dem Geleite der zur Armee abgehenden Transporte keine Gelegenheit für die Anwendung der Volksbewaffnung blieb. Aber auch so ist uns die Idee des Landsturmes von außerordentlichem Nutzen gewesen, indem sie die französischen Anführer so vorsichtig in ihren Operationen machte, daß uns dadurch eine weit größere Freiheit der Bewegungen zufiel. Ich für meine Person bin vollkommen überzeugt, daß wir künftig keine Verteidigungskriege ohne Anwendung des Landsturmes führen werden, und daß diejenige Regierung, die aus Soldateneinseitigkeit oder Polizeifurcht dies dennoch vermeiden wollte, gewiß den kürzeren ziehen würde. Dagegen habe ich allerdings gefunden, daß, gegen sonst gerechnet, sich ein gewisses, erhöhtes Selbstgefühl in dem Volke eingefunden hatte. Wer mit Lust die Waffen ergreift, wird schon durch diesen Gedanken gehoben, und dies gebiert männlichen Trotz oder auch ein wenig Mutwillen; ich will es wohl glauben, daß bei den ersten Landsturmversammlungen, zu denen sich geheime Räte, Kammerherren usw. einfinden mußten, hin und wieder ihnen ein derber Scherz zu Ohren gekommen sein mag, oder in Reih und Glied ihre Schultern vom Nachbar unsanft berührt sein können (was übrigens dem Offizier beim Exerzieren alle Tage begegnet), und dies war offenbar die erste Klippe, welche den Widerstand gegen den Landsturm hervorrief. Ängstliche Gutsherren und Polizeibeamte sahen einen Teil ihres bisherigen Nimbus schwinden und glaubten oder sagten es wenigstens, daß nun alle Bande des Gehorsams im Volke gelöst wären. *Dies war aber durchaus falsch, der Geist des Gehorsams war und blieb im Volke derselbe, nur die Formen, in denen man Gehorsam leistete, hatten etwas von der bisherigen äußeren Unterwürfigkeit verloren.* Der Landsturm verbreitet militärische Ordnung und das Kriegsgesetz über das ganze Volk, kann dies wohl Auflösung und Ungehorsam herbeiführen?

Aber es gab noch einen tiefer liegenden Grund der geschilderten Landsturmfeindschaft, und dies war persönliche Feigheit. Nach der ersten Abfassung des Landsturmediktes konnte ein einigermaßen gesunder Mann, wessen Standes er auch sei, sich nicht der Teilnahme entziehen, sobald der Kampf seine Heimat erreicht hatte, ohne durch die öffentliche Meinung entehrt zu werden; dies war aber dem Vornehmen oder Reichen denn doch zu viel, zu so etwas hatten ihre Nerven nicht hinreichende Spannkraft, und um diesen bitteren Kelch von sich abzuwenden, mußte jedes Mittel aufgeboten werden. — Da ich alle diese Fäden offen vor mir liegen sah, so ward es mir zur Pflicht, auch offen dagegen zu kämpfen, wogegen ich aber auch sogleich ein Gegenstand der Besorgnis dieser Partei wurde. Wenige Tage z. B. nach der Rückreise des Königs und des Staatskanzlers nach Schlesien erfuhr ich durch den Zivilgouverneur, den Geheimen Staatsrat Sack, mit dem ich in freundschaftlichen Verhältnissen lebte, daß ich durch die höhere Polizei, die damals unter Schuckmann mit Einfluß von Wittgenstein stand, beobachtet wurde. Diese Nachricht erbitterte mich im Anfang außerordentlich, und mein erstes Gefühl war, an den König zu schreiben und meinen Abschied zu fordern. Späterhin gab die Aussicht auf Wiedereröffnung der Feindseligkeiten mir eine beruhigendere oder andere Richtung, und ich hoffte, daß meine treue Anhänglichkeit an den König und das Vaterland die beste Widerlegung jedes Verdachtes sein würde, *allein dieser Glaube war ein Irrtum, denn wo Parteiansicht im Spiele ist, da hat die einfache Wahrheit keinen Einfluß.* Durch die Länge der Zeit habe ich mich endlich an diese Beobachtungen ziemlich gewöhnt; ich weiß, daß ich, so unglaublich dies auch klingt, als Minister fortdauernd beobachtet werde, und daß ich auch jetzt noch der sogenannten schon mehrmals aufgehobenen geheimen Polizei die fortdauernde Unbequemlichkeit der Beobachtung verursache. Wäre an mir wirklich etwas Verdächtiges oder dem Staate Nachteiliges, nun, dann sind die Beobachter, die in so vielen Jahren nichts entdecken konnten, doch eigentliche Gimpel; werde ich

Digitized by Google

dagegen aber nur deshalb beobachtet, um mich durch verdrehte Klatschereien immer vom König entfernt zu halten, nun, dann mag die Nachwelt das Treiben dieser geheimen Beobachtung mit dem ihr gebührenden Namen belegen."

Aber wir wollen hier sehen, welche kalten Duschen die Majestät von Preußen noch für nötig hielt, dem tapferen Offizierkorps der Bülowschen Armee zu applizieren. Graf Henckel von Donnersmarck, als Berichterstatter immer ein höchst einwandfreier, gewissenhafter Mann, fuhr mit dem König:

„Wir fuhren nach Sanssouci, um in Potsdam den anderen Teil des Bülowschen Korps, welcher im Lustgarten in der breiten Straße und auf der Plantage aufgestellt war, zu besichtigen. Der König, der vernommen, daß man in diesem Korps den von ihm eingegangenen Waffenstillstand getadelt hatte, kam sehr mißvergnügt dahin. Auf der Plantage stand das Elbbataillon unter dem Oberstleutnant von Reuß in englischen Montierungen und schlug den französischen Generalmarsch. Der König befahl mir sogleich, den Oberstleutnant zu fragen, ob sie schon alle französisch geworden wären? Ich muß es zu meiner Schande gestehen, daß ich es außer acht gelassen hatte, darauf zu merken, daß nach den Befehlen erst der preußische Grenadiermarsch und dann der russische und so abwechselnd geschlagen werden mußten. Als ich zurückkam, frug mich der König: ‚Was haben Sie befohlen, Herr Graf?' Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als daß ich erwiderte: ‚Er soll etwas anderes schlagen.' — ‚Nun, das muß ich gestehen,' entgegnete der König, ‚wissen Sie das noch nicht!' Er sagte nun, was geschlagen werden müsse, und ich mußte noch einmal hin, um es zu bestellen.

Der König nahm nun die einzelnen Regimenter vor der langen Brücke vor, unter anderen auch das siebente Infanterieregiment, welches er dem Oberstleutnant von Clausewitz gegeben hatte, den ich, da er sich in der russischen Kampagne ausgezeichnet, dem König angelegentlichst empfohlen hatte. Der Oberstleutnant war ein sehr ruhiger, gelassener Mann, den nichts aus der Fassung bringen konnte. Das Regiment hatte aber seinen unglücklichen Tag, denn es gelang nichts, keine Distanzen wurden beobachtet und nichts wollte passen, wobei der Kommandeur aber immer ruhig blieb. Ich war also abermals der Sündenbock, und der König ließ mich hart über meine Empfehlung an. Der Oberstleutnant hat es ehrenvoll die ganze Kampagne hindurch bewiesen, daß ich Recht hatte. Der König gab ein großes Diner in Sanssouci, war dabei ganz heiter und glaubte, über den Berg zu sein. Gleich nach dem Aufstehen aber rief er die ganzen Stabsoffiziere auf den Ort zusammen, auf welchem, nach dem bekannten Kupferstich, Friedrich II. kurz vor seinem Tode, gen Himmel blickend, die Worte aussprach: ‚Bald werde ich Dir näher kommen!' Hier sagte nun der König: ‚Mit wahrhafter Trauer habe ich das Armeekorps gesehen. Sie haben den Zeitpunkt des Waffenstillstandes gar nicht benutzt, und die Truppen sind in allem noch so zurück, daß, da in wenigen Tagen der Krieg wieder angeht, ich Ursache habe, alles Mögliche zu befürchten. Ich will aber den Herren sagen, woran es liegt. Anstatt sich mit ihren Bataillonen zu beschäftigen, bekümmern sie sich zuviel um die Politik und haben es getadelt, daß ich den Waffenstillstand eingegangen bin. Meine Herren! ein jeder bleibe bei seinem Leisten! Tun Sie Ihre Schuldigkeit und bekümmern Sie sich gar nicht um mich! Ich werde schon wissen, was ich zu tun und zu verantworten habe."

Digitized by Google

12. Kapitel

Reichenbach

Ein diplomatisches Kapitel. — „Wenn die Verbündeten nicht guten Glaubens den Frieden wollen, dann kann uns dieser Waffenstillstand sehr fatal werden!" Das waren Napoleons Worte, als er Neumarkt verließ. Die Verbündeten wollten im Grunde ihres Herzens den Frieden nicht, weder die Russen, denn Kaiser Alexander war noch längst nicht versöhnt und wollte den Krieg bis zum bitteren Ende durchfechten, noch die Preußen, die um ihre Existenz kämpften und sich stark genug fühlten, einen dauernden, statt eines faulen Friedens zu erstreiten, noch schließlich die Österreicher, deren Generale danach lechzten, endlich das Schwert ziehen zu dürfen, während Metternich genau wußte, es sei ein Frieden mit diesem Kaiser selbst auf den gelinden Grundbedingungen, die Österreich gestellt hatte, ganz unmöglich. Höchstens Kaiser Franz hatte schwache Hoffnung, daß sich noch einiges verkitten ließe.

Selbst bei einer großen Nachgiebigkeit des Kaisers Napoleon, die nicht vorauszusetzen war, wäre damals ein Frieden für Preußen sehr ungünstig ausgefallen. Die drei Staaten, Rußland, Preußen und Österreich wollten sich in das Herzogtum Warschau teilen, und Danzig sollte an Preußen zurückfallen, aber ein wirklicher Aufbau dieser Monarchie in größerem Maßstabe wie vor 1806 war nicht mehr conditio sine qua non, sondern unterlag nur der warmen Befürwortung Österreichs. In einer Depesche vom 6. Juni weist Metternich den Grafen Stadion an: „Suchen Sie die Preußen möglichst darauf vorzubereiten, daß sie sich an den Gedanken der Wiedererlangung ihrer Provinzen jenseits der Elbe nicht allzu fest anklammern." Demnach sollten gerade diejenigen Gebiete Preußens, die am wertvollsten für die industrielle Entwicklung der Monarchie waren, dem Staate vorenthalten werden, sollten womöglich unter dem Zepter des Königs „Morgen wieder lustik" bleiben.

Überhaupt versuchte das Wiener Kabinett ständig, sich eine Tür offen zu halten. Wohl hatte sich Kaiser Franz nach Gitschin begeben, — um in der letzten Not hinter den Rücken der Verbündeten kriechen zu können, — aber die Unterhändler dieser Verbündeten wurden im Hauptquartier von Gitschin nicht einmal gern gesehen. General von Toll, der mit Briefen und einem Feldzugsplan bewaffnet aus dem Hauptquartier Kaiser Alexanders eintraf, hatte jedenfalls keine leichte Mission. „In diesem Augenblick," schreibt Metternich an Stadion, „traf hier Herr Toll ein. Er machte seinem Namen Ehre; wir wollten eben beim Kaiser zur Tafel gehen, als man mir sagte, ein russischer Prinz frage nach mir. Ich fragte meinerseits, wer dieser Prinz sei, und man erwiderte, man wisse es nicht, ob es nicht der Großfürst Konstantin sei. Ich trete heraus und sehe einen Mann in großer Uniform, das Ordensband über dem Rock, strahlend wie die Sonne. Schwarzenberg hat sich seiner bemächtigt, und wird ihn morgen vollstopfen und noch am selben Tage zurückgehen lassen, denn sein Besuch in dieser Form ist denn doch gar zu kompromittierend am Aufenthaltsort des Kaisers. Der Kaiser, argwöhnisch wie er ist, meinte gleich, man wolle ihn bloßstellen." Schließlich fand General von Toll dennoch Gelegenheit, mit den österreichischen Herren seinen Operationsplan zu beraten. Aber, so befriedigend auch das Resultat seiner Unterredung ausfiel, es wurde nur mündlich verhandelt, und Österreich war durchaus nicht geneigt, sich schriftlich irgendwie festzulegen. Noch immer hoffte Kaiser Franz, daß Napoleon nach Lage der Dinge halbwegs „vernünftig" sein werde und den Bedingungen des Minimums, zu welchen der Frieden zu haben war, zustimmen möchte.

Die Stellung des Grafen Stadion im Hauptquartier der Verbündeten war infolgedessen sehr schwierig. Die Zeit drängte, und dennoch bekamen die verbündeten Monarchen keine bindende Erklärung aus dem Wiener Kabinett, die klipp und klar eine Zusage enthielt. Schon trug sich Stadion mit Rücktrittsgedanken und sprach dies offen gegen Hardenberg aus. Schließlich brachte der österreichische Geschäftsträger es fertig, daß Kaiser Alexander und Metternich im Schloß Opotschna in Böhmen eine Zusammenkunft hatten. Die Sache wurde den französischen Spähern gegenüber dadurch bemäntelt, daß Alexander auf diesem Schlosse seine

Digitized by Google

Schwestern, die Großfürstin von Oldenburg und die Erbgroßherzogin von Weimar, besuchte. Graf Metternich riet vor allen Dingen dazu, daß erst einmal ein Friedenskongreß tagen sollte. Er hielt es für verfrüht, dem Kaiser Napoleon jetzt schon der Verbündeten verschärfte Bedingungen mitzuteilen; denn sobald der Kaiser diese erführe, würde in Paris und ganz Frankreich Lärm geschlagen werden über die Demütigungen, die man ihm zumutet, nur um die Situation zu neuen Erhebungen und Forderungen an die französische Nation zu benutzen. „Lehnt Napoleon unsere Vermittelung ab," sagte Metternich, „so sind wir auf seiten der Verbündeten. Nimmt er sie an, so werden die Verhandlungen eines Friedenskongresses beweisen, daß er weder weise noch gerecht war, — das Ergebnis ist das gleiche."

Der Kaiser Alexander gewann aus dieser Unterredung den Eindruck, daß Graf Metternich es ehrlich meine, und das Mißtrauen, das er gegen ihn gehegt hatte, verschwand. Der Unterredung mit dem russischen Kaiser und seinem Minister folgte eine solche mit dem Kanzler Preußens und dessen Geschäftsträger Wilhelm von Humboldt. Die Russen wie die Preußen erklärten dem österreichischen Minister, daß sie sich mit dem Minimum der österreichischen Forderung gegen Napoleon nicht begnügen könnten, daß sie vielmehr auf einer Erweiterung desselben beständen und die vollkommene Wiederherstellung Preußens sowie den Verzicht Napoleons auf das Protektorat über den Rheinbund und die Auflösung desselben fordern müßten. In diesen Bedingungen, die natürlich einen Frieden so gut wie unmöglich machten, denn nie hätte der Kaiser Napoleon eingewilligt, standen Rußland und Preußen fest entschlossen Schulter an Schulter. Graf Metternich nahm die Note der leitenden russischen und preußischen Minister entgegen, um sie seinem Kaiser zu unterbreiten. Als Metternich nach Gitschin zurückkam, fand er eine Einladung Napoleons nach Dresden vor, der er Folge zu leisten beschloß, da er glaubte, daß eine persönliche Rücksprache mit dem Imperator die Entwicklung der Dinge nur beschleunigen könnte. Inzwischen traten in Reichenbach Graf Nesselrode, Staatskanzler Hardenberg und Graf Stadion zusammen, um die Vorverhandlungen von Opotschna in einem Protokoll festzulegen, der berühmten „Reichenbacher Konvention". Am 29. Juni wurde dort das Folgende beschlossen und unterzeichnet:

„Artikel I. Nachdem S. M. der Kaiser von Österreich die Höfe von Rußland und Preußen eingeladen hat, unter Ihrer Vermittelung mit Frankreich in Unterhandlung zu treten über einen vorläufigen Frieden, welcher einem allgemeinen Frieden als Grundlage dienen könnte, und nachdem S. M. die Grundlagen bestimmt hat, die Sie notwendig findet zur Wiederherstellung eines Zustandes des Gleichgewichtes und dauernder Ruhe in Europa: verpflichtet Sie sich, Frankreich den Krieg zu erklären und Ihre Waffen mit denen Rußlands und Preußens zu vereinigen, wenn bis zum 20. Juli dieses Jahres Frankreich folgende Bedingungen nicht angenommen hat.

Artikel II. Die im vorhergehenden Artikel erwähnten Bedingungen sind folgende: 1. Die Auflösung des Herzogtums Warschau und die Verteilung der Provinzen, die es bilden, unter Rußland, Preußen, Österreich, gemäß den Verfügungen, welche diese drei Mächte ohne Einmischung der französischen Regierung treffen werden. 2. Die Vergrößerung Preußens infolge dieser Teilung und durch die Abtretung der Stadt und des Gebietes von Danzig; die Räumung aller in den preußischen Staaten und im Herzogtum Warschau gelegenen Festungen, welche jetzt noch von den französischen Truppen besetzt sind. 3. Die Rückgabe der illyrischen Provinzen an Österreich. 4. Die Wiederherstellung der Hansastädte, zum mindesten Hamburgs und Lübecks, mit Einschluß ihrer alten Gebiete, als unabhängiger Städte, die keiner fremden Liga oder Konföderation angehören, und ein eventuelles, mit dem allgemeinen Frieden verknüpftes Abkommen über die Abtretung der übrigen Teile der 32. Militärdivision.

Artikel III. Rußland und Preußen fechten gemeinsam mit Österreich als dessen Verbündete gleichfalls mit Aufbietung all ihrer Macht (Art. IV); das Minimum der stets im vollen Stand zu erhaltenden Streitkräfte beträgt für Österreich 150000, für Rußland 150000, für Preußen 80000 Mann, ohne die Garnisonen, die für die Verteidigung im Innern bestimmt sind (Art. V). Sofort mit Beginn des Kriegs werden die Artikel der russischen und preußischen Noten vom 16. Mai das Programm des gemeinsam zu erstreitenden Friedens, und zwar in der weitesten Ausdehnung ihres Inhaltes (Art. VI); die drei Höfe verpflichten sich feierlich, kein Abkommen und keine Unterhandlung, sei es für den Frieden, sei es für den Krieg, außer in gemeinsamem Einverständnis, einzugehen (Art. VII). Sobald als möglich ist ein militärisches Konzert über die Feldzugsoperationen herzustellen, und die Verbündeten werden zu dem Behufe höhere Offiziere ernennen, um mit dem Chefgeneral der österreichischen Armee die nötigen Abreden zu treffen. Die verbündeten Höfe versprechen feierlichst, keinerlei Einflüsterungen oder Anträge anzuhören, welche ihnen während des Waffenstillstandes mittelbar oder unmittelbar durch das französische Kabinett gemacht werden sollten (Art. IX). Der Hof von Wien verpflichtet sich gleichermaßen, keinem Antrag seitens Frankreichs zuzustimmen, welcher den Interessen der verbündeten Höfe entgegen oder im Widerspruch mit den Grundsätzen wäre, welche die Grundlage der gegenwärtigen Übereinkunft

Digitized by Google

bilden (Art. X). Die verbündeten Höfe verpflichten sich, über das eben geschlossene Abkommen auf ewige Zeiten das strengste Geheimnis zu bewahren und es, ohne vorherige Bewilligung Österreichs selbst, keinem ihrer Verbündeten mitzuteilen (Art. XI). Schließlich wird spätestens binnen sechs Tagen beiderseitige Ratifikation ausbedungen.

So geschehen zu Reichenbach den 15. (27.) Juni 1813.

Nesselrode. Hardenberg. Stadion."

Ernst Moritz Arndt, unser alter Freund, des Freiherrn vom Stein treuer Genosse, gibt uns ein lebhaftes Bild aus den Reichenbacher Tagen:

„Hier fiel ich denn recht in wirres, dickes Gedränge hinein und hatte Not, in der Stadt noch irgendwo unterzukommen; denn alle Quartiere waren beschlagen und besetzt. Indessen, es war Sommer, und ich fand endlich bei dem Nachtwächter der Stadt Quartier in einer langen, großen Stube auf der Stadtmauer, mit einer Art Pritsche oder Bettstelle, einem halbzerbrochenen Tisch und ein paar fast durchgesessenen Rohrstühlen. Solches war damals schon Glück. Ich weiß, in welch einem elenden Stübchen in einem kleinen Gasthause Niebuhr damals mit seiner Frau saß.

Da kam ein Niebuhrsfreund, Herr von Savigny, auch nach Reichenbach, sich die Dinge da ein wenig anzusehen und Stein kennenzulernen. Er sah mich, meinte, ich müsse als ein einspänniger Junggesell ihm doch wohl in meinem Zimmer für ein paar Nächte Schlaf verschaffen können. Ich wies ihm meine Kabüse und ihr Gerät und erzählte ihm, wie ich auf meinen Fahrten durch Polen schon recht soldatisch schlafen gelernt hätte. Ich hatte doch die Morgensonne auf meinen zwei Fenstern, Finken und Sperlinge zwitscherten mir auf der Mauer das Morgenlied, und ein reiches, schönes Land lag vor mir.

Dies Quartier auf der Mauer war hier in Reichenbach der Anfang meiner ersten drei Wochen, dann ward ich in ein hübsches Grafenquartier hinübergeführt, zu Steins Freund, dem Grafen Geßler, der großes Wohlgefallen an mir gefunden hatte, welches sich in das fröhlichste Wohlwollen und in die sicherste Freundschaft verwandelt hat, so daß wir beide in meinen vier letzten Reichenbacher Wochen nicht nur in griechischen, italienischen, endlich gar in schwedischen Sprachübungen, sondern auch der Lust und Gesundheit wegen mit Stoßrapieren, die der freundliche Alte auf seinem Zimmer stehen hatte, in Fechtübungen uns miteinander versuchten und erlustigten. . . .

Es war hier das große diplomatische Hauptquartier, die Kaiser, Könige, Feldherren ringsumher in den schönen Schlössern am Fuß der karpathischen Berge. In Reichenbach sah ich die Diplomaten kommen und gehen: Stein, Hardenberg, Graf Stadion, Castlereagh, Nesselrode, Anstett, von den Unsrigen Wilhelm von Humboldt, Schön, Niebuhr, Rehdiger, Scharnweber und auch einige halbdiplomatische Rundläufer, den sogenannten dicken Müller, einen gescheiten Sachsen, der an Breite und Höhe über alle hervorragte, ein Koloß, der für zehn essen und trinken konnte, und den später berüchtigten Dorow, einen Königsberger, der sich als ein Lützower hatte einkleiden lassen, aber in allerlei geheimen Aufträgen in und um alle Feldlager und Kongresse herumgeschwänzelt hat. Für mich hatte er ein Cave hunc! auf der Stirn geschrieben; er merkte das wohl und hat mit seiner schmunzelnden und lächelnden Zudringlichkeit nach erster Erblickung mich nimmermehr angelaufen.

Scharnweber, der bei Hardenberg viel galt, ist von manchen auch so erblickt und dargestellt worden; ich mußte ihn aber mehr für einen phantastischen, aber dabei doch für einen offenen, geraden Kerl halten. Es erinnert mich, wir beide saßen einen Abend im schönsten Mondenschein im Garten des protestantischen Oberpastors Tiede in Reichenbach, bei welchem Stein sein Quartier genommen hatte; da mochten wir über politische und finanzielle Fragen sehr lebhaft aneinander geraten sein. Den andern Morgen sagte mir Stein: ‚Sie haben mir mit dem Scharnweber, dem geschwätzigen, hardenbergischen Hannoveraner, gestern abend eine böse Nacht gemacht; das war ja ein Lärm durch die Tiedeschen Lauben, daß alle Sperlinge, die hier des Morgens des Teufels sind, zu früh wach werden könnten.'

Nun unsere guten Leute: Humboldt, Niebuhr, Schön, Rehdiger. Wilhelm Humboldt, jüngst noch Gesandter in Wien, hatte durch seine einzige, seltenste Klarheit, Geistigkeit und Ruhigkeit über Stein gewonnen, daß er mit ihm wie mit einem Lamm umgehen konnte. Niebuhr und Schön alte Freunde. Schön hatte kurz vor Preußens Fall Niebuhrs Übertritt aus dänischem in preußischen Dienst veranlaßt. Die beiden trefflichen Männer hielten zusammen, der eine der Besonnene, der andere der Heftige. Es war ja hier bei den schwebenden, ungewissen Zuständen der doppelten Verhandlungen und Verhältnisse, bei all dem wirklichen oder geträumten diplomatischen Spiel ein rechtes Wespennest. Sie hielten auch oft zusammen in ihren Urteilen und Bemerkungen über Stein, die nicht immer mild ausfielen, aber die Steinschen über sie waren es auch nicht immer.

Nun begab es sich, daß die beiden wirklich frommen Männer, Stein und Geßler, ein paarmal nach dem nahen Zinzendorfischen Gnadenfrei zum Sonntagsgottesdienst zur Kirche gefahren waren. Darüber glos-

Digitized by Google

sierte Schön mit den Worten: ‚Die beiden alten Betväter meinen, die Teufel Napoleon, Metternich und Hardenberg mit Bußpsalmen niederbeten zu können.‘ Dergleichen Gespräch hörte ich und erzählte es nicht wieder, aber Stein hatte vor Freunden Niebuhrs einmal das geschwinde Wort gesagt: ‚Der Niebuhr wäre ein ganz anderer Kerl, wenn er seine Frau nicht bei sich hätte, die hält ihn bis neun, zehn Uhr im Bett und verpappelt und vertändelt ihn auf ihrem Schoß, als wenn sie ihr Enkelchen darauf wiegte.‘ Es war aber Niebuhrs Frau damals wirklich krank, und er war natürlich bei seiner großen Reizbarkeit doppelt krank an den Zuständen, woran wir alle mehr oder weniger krankten. Diese Worte Steins hat einer jener Freunde ihm zu bestellsam wiedererzählt, und sie blieben wohl lange wie Dornen in seiner Erinnerung an die Reichenbacher Tage stecken.

Der dritte Diplomat, Mitglied des Zentralausschusses, Herr von Rehdiger, war ein rüstiger, hochherziger, schlesischer Edelmann, ein Mann, offen, tapfer, treuherzig, wie es wenige gibt. Er stand, ein sicherer, klarer Geist, unter den Heftigen und Unruhigen.

Ich kleinerer Mensch, der als ein niedrigerer Strauch unter den hohen Bäumen stand, ging durch diese oft recht verletzenden Bebungen und Stöße und Gegenstöße mit leidlichem Glück unbeschädigt hindurch. Ich genoß damals stärkster Gesundheit und eines hoffnungsvollen Mutes; in die schlimmsten Zettelungen und Geheimnisse des Tages war ich Hintermann glücklicherweise selten eingeweiht und erfuhr sie meistens später erst aus den Resultaten. Man wird mächtiger bewegt, wenn man vor einer Leiche steht, als auf dem Grabe, das sie enthält und schon mit Moos und Blumen bewachsen ist.

Steins Ungestüm, zumal wenn er von seinen gichtischen und podagrischen Dornstacheln gepickelt war, zeigte sich jetzt selten hell und liebenswürdig, er brauste wirklich zuweilen wie ein Sturm auf, der alles niederwerfen wollte und der Besänftigung bedurfte, aber in der Mißstimmung vieler gegen ihn war noch etwas anderes. Stein war nicht allein ein lebhaftester, heftigster, zornigster Mann, sondern er hatte bei großer körperlicher Unscheinbarkeit doch, was die Salonleute l'air d'un baron nennen. Es war von Gottes Gnaden der unüberwindlich Mutige, er war aber durch den Stammbaum seiner Ahnen ein reichsunmittelbarer Ritter gewesen und hatte davon auch ein Etwas, das aber in seiner Treuherzigkeit und Geradheit und seinem christlichen und deutschen schönen Gemeingefühl mit allem Volk nimmer ganz unterging. Ich für mein Teil bin dadurch nie gestört worden, doch stießen die edlen Männer Schön und Niebuhr, beide homines novi oder novissimi, sich zuweilen daran und beschwerten sich oft bitter darüber.

Ich hatte vor und mit Stein jetzt ein gerades, offenes Leben gewonnen; ich empfand wohl, daß er mich liebgewonnen hatte. Trotzig genug von Natur und Gottes Gnaden war ich auch geboren, als daß ich mich leicht hätte verblüffen lassen. Stein ist gegen mich wie gegen andere zuweilen heftig gewesen, aber nur ein einziges Mal — und das war hier in Reichenbach — grob geworden. Ich kam eines Morgens früh um 6 Uhr — er stand sehr früh auf — mit einem Papier in der Hand, fand seinen Wagen mit zwei Pferden und einem Postillione vor dem Tore halten, und ging ohne Umstände wie gewöhnlich die Treppe hinauf und reichte ihm das Papier. Und da: ‚Was kommen Sie mich so früh stören? Ich habe keine Zeit, gehen Sie, der Quark kann warten.‘ Und ich ging, antwortend: ‚Eure Exzellenz haben den Quark geschwind fertig befohlen. Sie sprachen: Machen Sie geschwind! geschwind!‘ So ging ich die Treppe hinunter; Niebuhr, den ich bei ihm fand, folgte mir sogleich mit rotesten Wangen, mich mit den Worten tröstend: ‚Er ist auch gegen mich grob gewesen.‘

Stein aber war den Morgen nach Gitschin gefahren: als ich ihn nach einigen Tagen wiedersah, verlangte er jenen Quark, mit welchem er mich etwas schnöde abgewiesen hatte, sprechend: ‚Sie kennen mich, ich war vorgestern vom Podagra und von dem Übel geplagt, woran wir alle jetzt leiden. Ich sollte Kaiser und Könige und Hardenberg und Metternich sehen.‘ Dabei strich er mir freundlich über die Wangen. Das war so seine Art Liebkosung; wann die allerfreundlichste Freundlichkeit aus seinem Herzen quoll, küßte er einem, den Kopf herüberholend, auf die Stirn.

Ich lebte hier in Reichenbach nicht bloß ein unruhiges und kämpfevolles und arbeitsvolles Leben unter und zwischen den Diplomaten, sondern freute mich in freien Stunden oft mit tapfern, fröhlichen Jünglingen, die 20, 25 Jahre jünger waren als ich. Da waren manche der fröhlichen Freiwilligen, auch einige Jünglinge, welche ich von Berlin aus schon gekannt hatte, unter anderen mein tapferer, ritterlicher Freund Karl Sack, damals Offizier in der königlichen Leibwache, später an der Bonner Hochschule mein Amtsgenoß; dann erschienen an Schön eng angeschlossen zuerst Max von Schenkendorf, der Preuße, und mein Dresdner Theodor Körner mit einer fürchterlichen Narbe im Gesicht. Er war bei dem schändlichen Überfall (bei Kitzen), den die Franzosen mit dem württembergischen Reiterregiment von Normann mitten im Waffenstillstand über die Lützowsche Freischar machten, vom Pferde gehauen und als Gefangener abgeführt, hatte sich jedoch zu befreien gewußt, und kam jetzt nach Reichenbach bei seinem Paten Geßler zu wohnen und seine Wunde ganz verharschen zu lassen. Unter solchen Jünglingen und Dichtern ward auch ich wieder jung, war vielleicht damals noch etwas jung.

Digitized by Google

Napoleon hatte gottlob die Würfel des Kriegs mit seinem im Zorn entflogenen Hute dem Metternich vor die Füße geworfen: sie sollten weiter geschüttelt werden, und die Herrscher und Heere zogen nun von Osten des Weges gegen Westen. Stein folgte ihnen, ich blieb noch in Reichenbach bei meinem Grafen Geßler, mit welchem ich ein Leben wie ein freier Student leben durfte."

Bei den Verhandlungen von Opotschna hatte Friedrich Gentz das Protokoll geführt, Friedrich Gentz, der einst „aus dem Schiffbruch im Jahre 1806 vom Tod und Trümmern umringt, aller Güter kostbarstes auf Erden, einen umfassenden Geist, ein treues, lebendiges Herz, den Sinn für die Heiligtümer der Menschheit, den Mut, ihnen alles zu opfern, und den Glauben an die Zukunft gerettet hatte". Ach, wie hatte sich derselbe Friedrich Gentz, der Mann von hohen Gaben, inzwischen geändert! „Sie müssen wissen," schrieb Gentz am 23. Juni aus Ratiborzitz an Rahel Varnhagen, „daß jetzt durch eine in der Ge-

Friedrich von Gentz
Nach einer Zeichnung von Lieder

schichte wohl einzige Konstellation die vier größten Souveräne Europas mit ihren Kabinetten, Ministern, Höfen und 60- bis 80000 Mann Truppen in einem kleinen Strich Landes von einigen zwanzig Meilen in der Länge und zehn Meilen in der Breite konzentriert sind und daß in diesem Augenblick Paris, Wien, Berlin und Petersburg in Nichts versinken gegen Gitschin, Reichenbach (dem Hauptquartier der Verbündeten), Ratiborzitz und Opotschna. Ratiborzitz ist der Zentralversammlungsort. Hier sind große Dinge getrieben worden. Kein Mensch weiß von der Zeitgeschichte, was ich davon weiß; denn in so tiefer Intimität mit so viel Hauptquartieren war niemand und könnte nicht leicht ein anderer sein. Es ist nur schade, daß für die Mit- und Nachwelt alles verloren ist, denn zum Sprechen bin ich zu diplomatisch, zu faul und zu boshaft. Zum Schreiben fehlt es mir an Zeit, Mut und besonders an Jugend. Ich bin alt und schlecht geworden." — Das war er wohl. Der glänzendste Stilist jener Zeit stellte seine Feder, die einst in feuriger Schrift zur Erhebung Deutschlands gerufen hatte, in den Dienst einer faulen Friedenspolitik, welche am liebsten gesehen hätte, daß die Dinge in dem Sumpf geblieben wären, in dem sie lagen. Metternich erhielt von ihm eine derbe Strafpredigt: „Ich war in Opotschna gegenwärtig," schrieb er an Metternich, „als man sie (die eventuelle Konvention) fabrizierte, und seit langer Zeit, das muß ich bekennen, hat mich nichts dieser Art so sehr affiziert, als zu sehen, wie vier der entschiedensten Kriegsapostel, Graf Stadion, Nesselrode,

Digitized by Google

Lebzeltern und Humboldt, miteinander wetteiferten, um die Form herauszufinden, die Österreich am festesten binden und am stärksten kompromittieren könnte. Ihre eigentlichen Motive bei dieser Konvention kenne ich nicht; insofern will ich auch mein Endurteil darüber gern zurückhalten. Aber so wie mir die Sache erscheint, war dies ein Schritt, den ich an Ihrer Stelle nimmermehr getan hätte. Mit welchem Rechte können die Alliierten von Österreich schriftliche Garantien über den Beitritt zum Kriege fordern? Mit welchem Rechte Grenzen ziehen, diesseits oder jenseits welcher Österreich nicht mehr frei bleiben soll, sich für den Frieden oder Krieg zu erklären? Mit welchem Rechte gar Termine, Tage, Stunden stipulieren, über welche hinaus keine Unterhandlung sich erstrecken soll? — Alle diese Anmaßungen scheinen mir ganz unerhört. Der Beitritt Österreichs ist eine reine Wohltat für die Alliierten, ein Werk der Großmut oder ein Resultat eigenen, freien Kalküls, in jedem Fall ein Dienst ohne Gegendienst. Die Alliierten mußten überzufrieden sein, wenn wir unsere eventuelle Teilnahme am Kriege auch nie anders als mündlich, ja auch nie anders als bedingt, eventuell, immer von unserem Entschluß abhängig, angekündigt hätten, denn sie empfangen ja bloß, ohne das mindeste zu geben. Schon eine gute schriftliche Versicherung hätte ich für zu viel gehalten, aber eine Konvention, eine Konvention, durch welche festgesetzt wird, daß die Verweigerung dieses oder jenes einzelnen Artikels Österreich keine weitere Wahl lassen soll, — und nun gar, daß Krieg verhängt sein soll über Österreich, wenn dieser oder jener einzelne Artikel nicht bis zu einem bestimmten Tage bewilligt ist — das, verzeihen mir Eure Exzellenz meine Dreistigkeit, hieße die großmütige Gefälligkeit zu weit treiben."

Digitized by Google

13. Kapitel

Napoleon und Metternich

Seit dem 10. Juni, dem Tage seiner Ankunft in Dresden, führte der Kaiser Napoleon in der Elbresidenz ein für seine Verhältnisse geruhiges Leben, wenn man von einem solchen Leben überhaupt bei diesem ewig Beschäftigten sprechen kann. „Sein Kopf," sagte Louis Narbonne von ihm, „gleicht einem feuerspeienden Berge!" Ein Stilleben also inmitten dieses ungeheuren Heerlagers, welches das arme Sachsen zur Zeit darstellte. Die schmucke Elbstadt selbst bot das Bild eines geräuschvollen Kriegsplatzes; ein Kommen und Gehen, Einmarschieren und wieder Abmarschieren, klappernde Hufe und Säbelrasseln auf den Straßen, und niemand wußte, wo das nun hinaus sollte. — Zahlen? Nach einer vom Quartieramt zu Dresden aufgestellten Tabelle waren vom 15. Juni (also von Beginn des Waffenstillstandes) bis zum 15. November, in fünf Monaten, in Dresden einquartiert 650287 Menschen, über eine halbe Million hungrige, zum Teil ausgehungerte Soldaten, deren Bedürfnisse nach Speise und Trank, und auch nach den guten Dingen des Lebens, gar keine Grenzen kannten. Was sollte wohl eine noch so gewissenhafte Generalintendantur gegenüber solchen Zahlen machen? Das schlimmste aber war, daß die französische Intendantur verrottet war bis in ihre letzten Fasern. Die Employés glichen einem Heer von Taschendieben und waren bestechlich bis ins Mark. Wohl fehlte es nicht an Zufuhr aus Frankreich, und es kamen andauernd ganze Wagenreihen mit Mehl, Zwieback, Reis, Kaffee usw. Aber die Hauptlast mußte dennoch das arme Sachsen tragen. Dennoch gab es mitten in diesem Durcheinander eine ganze Reihe von Gewerbetreibenden, die gut verdienten, die so gut verdienten, daß sie aus den traurigen Zeiten noch ein Vermögen herausholten. Es war eine Menge bares Geld fortwährend im Umlauf. Wer für den Krieg zu liefern hatte, seien es Lebensmittel, Kleidungsstücke, Pferde, Fourage oder was sonst, machte gewöhnlich seinen guten Schnitt. Besonders ein Zweig blühte außerordentlich, das war der Landkartenhandel. Auch pflegten die französischen Offiziere, so wie früher die russischen und die preußischen, ihren Bedarf bar zu bezahlen, erlegten auch die hohen Preise, welche die hellen Sachsen natürlich schleunigst forderten. Die Handelsverbindungen waren fortwährend unterbrochen, die Nachfragen täglich steigend, Grund genug, denen, die etwas haben wollten, möglichst hohe Preise abzufordern. Zu einer guten Einnahmequelle hatte sich auch die Verpflegung einquartierter Mannschaften für andere entwickelt. Mancher Hausbesitzer, der die Unbequemlichkeit der Selbstversorgung gescheut hatte, kam nachher in böse Verlegenheit, wenn er die hochangelaufenen Rechnungen für die Verpflegung außerhalb des Hauses bezahlen mußte. Es lagen täglich an 40000 Mann in der Stadt, die verpflegt werden mußten, besonders die französischen Kaisergarden waren furchtbar anspruchsvoll. Sie hatten, nahe dem Kaiser, die Friedrichsstadt besetzt, wo hauptsächlich der Arbeiterstand wohnte, und nun fraßen diese Bärenmützen den armseligen Tagelöhnern das bißchen Verdienst auf. Mit den Lebensmitteln, welche ihnen aus den Vorratshäusern zustanden, waren diese verwöhnten Herren von der Kaisergarde niemals zufrieden. Der Artikel 3 der Verpflegungsordnung besagte allerdings, daß die Unteroffiziere und Soldaten von den Einwohnern und Wirten zu beanspruchen hatten: eineinhalb Pfund Brot, zum Frühstück eine halbe Portion Gemüse, zum Mittagessen ein halb Pfund Fleisch mit Gemüse und eine Flasche Bier, zum Abendbrot einen Teller voll Gemüse. Das war die Grundregel. Nach unser ergebenen Meinung für eine ausgesogene Stadt gerade üppig genug. Die Verpflegung der Russen aus dem Frühjahr war wesentlich eingeschränkter, aber daß es auch bei dieser verhältnismäßig reichlichen Verpflegung nicht blieb, dafür sorgten die Söhne der grande nation schon ganz von selbst. Waren sie nicht in allen Schikanen ausgelernt?

Aber wenn es noch bei dieser Aussaugung geblieben wäre! Die vollgestopfte Stadt erzeugte Krankheiten, der Typhus trat auf und wuchs, die Spitäler lagen bis an den Rand voll von Verwundeten und Kranken; die Bürgerhäuser mußten aushelfen und die Ansteckungsgefahr wuchs von Tag zu Tag. Und dann

Digitized by Google

wuchs die Liederlichkeit! „Es war," sagt ein Zeitgenosse, „das goldene Zeitalter der Dirnen und Kupplerinnen, und manche der letzteren gewannen so viel, daß sie Geld auf Zinsen legen oder Häuser mit Napoleondors bar bezahlen konnten. Wieviel man auch davon auf Rechnung früherer Kriegsjahre setzen mag, so verriet es sich doch immer mehr, wie hoch besonders unter den den Einwirkungen des bösen Beispiels vorzüglich ausgesetzten niederen Volksklassen die Sittenverderbnis durch den Verkehr mit den Fremdlingen gestiegen war. Die Jugend dieser Volksklassen zeigte sich seitdem weit roher und hatte eine überraschende, vertraute Bekanntschaft mit der Liederlichkeit erlangt." Wir wollen getrost annehmen, daß es in den obersten Volksklassen nicht besser aussah, denn daß die Kupplerinnen ihre Napoleondors, mit welchen sie die Häuser bezahlten, von den gemeinen Soldaten erhielten, ist wohl weniger anzunehmen, als daß die Generale und hohen Offiziere ihre besten Kunden waren. Indessen floß dieser goldene Regen nicht nur in die Tasche der braven Dresdener. Auch aus Frankreich selbst, aus Paris, war ein Zuzug von solchen, die im kaiserlichen Hauptquartier von dem Goldregen einige Tropfen auffangen wollten. Aus Paris und Straßburg kamen französische Schuster und Schneider, auch Kaufleute, die mit allem, was zur Offiziersequipage gehörte, wohl versehen waren. Französische Köche und Pastetenbäcker stellten sich ein. Ja, es kam ein Schwarm von Pariser Gamins nach Dresden, der den edlen Zweck verfolgte, an den Ufern der Elbe den Bedürftigen die Stiefel zu säubern, und das gellende: „Cirez les bottes" erschallen ließ. Daß die Halbwelt aus Paris eine Schar ihrer Dienerinnen sandte, ist ebenfalls natürlich.

„Übrigens schien Dresden," heißt es in einem Bericht, „wo sich das kaiserliche Hauptquartier befand, in eine französische Stadt verwandelt zu sein. Die sächsische Hauptstadt war — ganz abgesehen von den Kranken und Verwundeten — nicht nur überfüllt von französischen Offizieren, Soldaten, Beamten und was sich sonst noch im Gefolge einer Armee befindet, sondern es war auch alles mögliche gewinnsüchtige und abenteuernde Gesindel beiderlei Geschlechts, Dirnen und Gassenjungen, der Auswurf der Pariser Bevölkerung, der Armee dorthin gefolgt. Für die bevorzugten Truppen der Kaisergarde, welche hier und in der nächsten Umgebung lagen, drohte die Stadt ein Capua zu werden; die Soldaten derselben waren zum größten Teile mit allen nötigen Hilfsmitteln versehen, und ihre Sittenlosigkeit war schrankenlos.

Im scharfen Gegensatz zu diesem Treiben stand das Leben in den Barackenlagern, in welchen die Masse der Infanterie untergebracht war. Ununterbrochen angestrengt beschäftigt und dabei kaum notdürftig ernährt, litten die Truppen unter letzterem Umstande um so mehr, als weder Offiziere noch Soldaten Geld hatten, indem der Sold seit Monaten ausgeblieben war, so daß sie nicht einmal in der Lage waren, den nötigen Lebensunterhalt kaufen zu können. Endlich wurde der Armee unter dem 27. Juni angekündigt, daß alle noch vorhandenen Rückstände bis zum 31. März, deren Auszahlung Napoleon schon von Mainz aus in Aussicht gestellt hatte, beglichen werden sollten. (Davoust hatte nämlich inzwischen die Hamburger geschröpft!) Der Sold für Mai wurde nur für die Offiziere angewiesen, dabei aber für diejenigen, welche mehr als 1800 Franks Gehalt im Jahr bezogen, in Anweisungen auf die Tresorkasse in Paris. Die guten Tage dauerten also nicht lange, und mit dem sich bald wieder einstellenden Hunger und Elend erschien auch ein bei französischen Truppen sonst seltener Gast, eine tiefe Niedergeschlagenheit, welche sich ihrer bemächtigte.

Einem so scharfen Auge, wie dem Kaisers, konnte dies natürlich nicht verborgen bleiben, und es konnte nicht anders sein, als daß der Eindruck auf ihn ein äußerst lebhafter war. Um abzuhelfen, befahl er, daß in allen Lagern etwas für die Zerstreuung der Soldaten geschehen sollte; soldatische Spiele sollten getrieben, vor allem aber nach der Scheibe geschossen und dabei steigende Preise für die besten Schützen innerhalb der Kompagnien, Bataillone, Divisionen und Korps verteilt werden. Der hiermit verbundene Zweck war ein doppelter, einmal sollte die Ausbildung gefördert, dann aber auch Interesse und Frohsinn bei den Soldaten geweckt werden."

Auf das Leben des Kaisers selbst wollen wir hier einen Blick werfen, indem wir hören, was Odeleben von ihm erzählt:

„Der Aufenthalt Napoleons in Dresden, während des Waffenstillstandes, war so beschaffen, daß er, in der erheiternden Lage eines Gartenpalastes, seinen Geschäften ungestört leben konnte. Im ganzen war seine Lebensweise auch mehr einfach als rauschend; denn außer den Musterungen, die Napoleon fast täglich über die neuankommenden Truppen und einen Teil der Garden hielt, und außer den Theatervergnügungen gab es, während dieser ganzen Periode, keine auffallende Zerstreuung. An manchen Tagen, welche vorzüglich der Arbeit im Kabinett gewidmet sein mochten, war es so still und einsam im Palais, daß man kaum einen Privatmann da gesucht hätte, wenn nicht die Gegenwart der kaiserlichen Garde die Anwesenheit des Herrschers verriet. Seine unentbehrlichsten Arbeiter umgaben ihn zunächst. Berthier, Caulaincourt, ein paar Sekretäre und der Oberst d'Albe mit den Landkarten, hatten ihre Zimmer im Gartenpalais, und Napoleon durfte nur winken, so waren sie da. Er wohnte und arbeitete im rechten Flügel, der linke war für Berthier und die übrigen. Der Salon und ein paar Zimmer der Mitte gehörten für den Dienst und alles, was zur Cour sich einstellte.

Digitized by Google

Der gewöhnliche Lauf des Tages war folgender: Bis früh um acht Uhr blieb alles still und tot, wenn nicht vielleicht unerwartet Adjutanten gerufen wurden oder Kuriere eintrafen; um neun Uhr war Lever, bei welchem jeder, der den Rang eines Obersten hatte, erscheinen konnte. Die französischen und andere Zivil- und Militärbehörden zeigten sich hier, und Napoleons Gesicht ward als das Barometer des politischen Himmels beschaut und gedeutet. Die Brüder und Neffen des Königs von Sachsen, die Herzoge von Weimar und Anhalt-Dessau erschienen ebenfalls zuweilen dabei. Gewöhnlich frühstückte der Kaiser hierauf eine Viertelstunde lang allein, ganz allein, oder er verschob es, obgleich nur selten, bis nach der Parade. Das sogenannte Ostra-Gehege war so schön für diesen militärischen Zeitvertreib gelegen und so umfassend, daß bei der großen Parade am 10. August vielleicht 15—18000 Mann dort auftraten. Napoleon hatte nur einige hundert Schritte zu reiten, und konnte durch einen Gang und durch ein Durchhaus des gegenüberliegenden gräflich Wallwitzschen Gartens, in welchem Marschall Soult wohnte, dahin gelangen. Er stieg nach der Ankunft vom Pferde, die eingetroffenen Truppen zogen, unter dem gewöhnlichen, dreimaligen Geschrei: ‚Vive l'Empereur!' an ihm vorüber; fast täglich kamen Ergänzungsmannschaften aus dem Innern Frankreichs an. Ungeheure Trainkolonnen, Vorratswagen von neuer Bauart mit frischer Bespannung, Mannschaft, Geschirr, Bekleidung; neuformierte Abteilungen von leichter und schwerer Reiterei, größtenteils noch in sehr unvollkommenem Zustande, wenn auch an der Ausrüstung nichts geschont war; neues Geschütz und neuerstandene Infanterieregimenter folgten sich, vom 16. Juni an über einen Monat lang. Es sprang ins Auge, daß weder Kosten noch Kräfte gespart worden waren; jedoch bewies die Infanterie allein, in wie kurzer Zeit eine gewisse militärische Bildung vollendet werden könne. Man sah u. a. ein neu errichtetes Regiment mit außerordentlicher Gewandtheit und Sicherheit die Musterung passieren, welches erst seit dem 27. Mai zusammengestoßen war. Der Kommandant erhielt auf der Stelle die Ernennung zum Obersten, und der Kaiser verfügte noch neun bis zehn Beförderungen. Bei einer solchen Gelegenheit wurden ihm die Personen durch den Kommandanten vorgestellt; er befragte sie nach ihrer Dienstzeit und nach ihren Feldzügen und genehmigte sodann, zum Teil nach besonderer Auswahl, ihre Beförderung. Unmittelbar darauf hielt der Kommandant eine Anrede an sein Regiment, stellte ihm, par ordre de Sa Majesté l'Empereur et Roi, die Offiziere in ihrer neuen Würde vor, und beschloß damit, daß er diesen, vom ersten bis zum letzten, als Kameraden die Umarmung (accolade) gab, worauf sich jeder an seinen Posten verfügte, und ein nochmaliges ‚Vive l'Empereur!' erscholl. Den schönsten Anblick gewährten jedesmal die alten Garden mit ihrer vollstimmigen türkischen Musik. Ich schätze ihre Zahl (in zwei Grenadier- und zwei Chasseurregimentern bestehend) ungefähr auf 8000 Mann. Es ist zu beklagen, daß diese ausgewählte Schar so anmaßende, drückende Forderungen, vorzüglich bei Einquartierungen, machte und, unter der Firma der Garde des Kaisers, sich die unbilligsten Dinge und Erpressungen erlaubte; nichts war ihr gut genug, und sie soll sogar an vielen Orten, wo eine Untersuchung nicht zu fürchten stand, geplündert haben. Indessen ist es kaum möglich, eine Truppe zu finden, die dem Tod mit größerer Gleichgültigkeit und Ruhe entgegengegangen und bei allen Anstrengungen und Gefahren von einer heißeren Vorliebe für die Monarchen und die Dienstpflicht beseelt gewesen wäre. Ich weiß, daß während der heftigsten Beschießung einer Schanze, bei dem Angriff auf Dresden, in welcher schon der größere Teil der Besatzung geblieben oder verwundet war, sieben Gardisten, die man herbeirief, auf die Brustwehr sprangen und während des Kugelsturms auf der Brustwehr spazierten, bloß um dem Reste der Besatzung Mut einzuflößen. Es fielen auch wirklich zwei oder drei dieser ruhmwürdigen Frevler durch Kanonenkugeln getroffen, weil die Schanze selbst so bestrichen ward, daß vielleicht bereits eine Elle an der Höhe der Brustwehr fehlte. Wie viel Tausende Auserwählter dieses Gepräges gingen in den beiden letzten Feldzügen unter. — Nächstdem war diese Garde auch fast die einzige französische Truppe, welche sich durch Haltung und Pünktlichkeit in den Bewegungen und Handgriffen auszeichnete, denn wenn es auch die übrigen zu einer gewissen Fertigkeit in diesen Handgriffen gebracht hatten, so fiel, bei aller Leichtigkeit und Gewandtheit, der Marsch, die Schwenkung und jede andere Bewegung weniger regelmäßig und gemessen als bei den Rheinbundtruppen aus. Auch von den letzteren zogen einige Verstärkungen zu den Kontingenten des Rheinbundes durch Dresden und erregten Napoleons Zufriedenheit. Die Reiterei der französischen Ehrengarden kam erst ziemlich spät nach und ward dann zu den andern Garderegimentern verteilt. Den Beschluß jeder Parade machte der Vorüberzug mehrerer Gattungen der Gardereiterei, vom General Guyon, Kommandant der kaiserlichen Eskorten, im Trab oder Galopp angeführt. Auch mit diesem Geschäft konnte der Kaiser gewöhnlich nicht schnell genug fertig werden; statt das Annähern mancher Abteilungen zu erwarten, ritt er ihnen gewöhnlich entgegen. Der Graf Lobau erhielt von ihm die Befehle zu den Bewegungen der Truppen und kommandierte sie, zu Pferde sitzend.

Kaum daß die Kavallerie angefangen hatte, vorbei zu marschieren, so kehrte Napoleon gewöhnlich wieder zurück um zu arbeiten, oder ritt um die Stadt; dies hatte, wie man späterhin einsah, die Befestigung derselben und die Anlegung neuer Schanzen in der Umgebung zum Zweck. Er besuchte einigemal das Lager

Digitized by Google

der jungen Garde, welches sich eine Viertelstunde vor der Neustadt, von der Königsbrücke bis an die Bautzener Straße in einem Halbkreis erstreckte. Man hatte hier schöne, dauerhafte, regelmäßige Baracken gebaut und dabei die Waldung verwüstet. Vor der Front des Lagers war ein kleiner Obelisk errichtet, auf dem Napoleons Büste prangte. Bei solchen Überraschungen blieben die Soldaten, ohne seine Gegenwart zu beachten, bei ihren Geschäften und im gewöhnlichen Lagerkostüm. Napoleon bediente sich gewöhnlich, wenn er die Elbe passierte, der beiden ober- und unterhalb der großen Brücke, jedoch im Kreise der Vorstädte, geschlagenen Schiffsbrücken, wahrscheinlich deshalb, weil der Raum unbeengter war als auf der steinernen, und auf dem schmalen, wiederhergestellten Teile der Hauptbrücke. Nach seiner Heimkehr ins Palais blieb alles wieder still und tot, bis gegen Abend, wo er je nachdem es seine Beschäftigungen erlaubten, früher oder später ausfuhr, und zum Schauspiel oder zum Diner zurückkam. Daß dieses letztere sehr spät, gewöhnlich erst um sieben oder acht Uhr erfolgte, kann man sich denken. Sehr oft speiste er, wie auch während des Feldzuges, mit Berthier allein, wenn nicht ein Glied der königlich sächsischen Familie sein Gast war. Nach zehn Uhr kehrte die Stille zurück, und jedermann schien frei und ungebunden zu sein. Vielleicht arbeitete der Kaiser alsdann noch ein paar Stunden für sich oder mit einem seiner Sekretäre.

Man versprach sich anfangs im französischen Hauptquartier mehr Feste, aber es blieb nur bei den französischen Schauspielen, zu deren Aufführung unter anderen Herr Fleury und die Demoiselles Mars und Bourgoing aus Paris eintrafen. Sie wurden gewöhnlich auf einem kleinen Theater gegeben, welches man in dem mit dem Palais verbundenen Orangeriegebäude des Marcolinischen Gartens eiligst aufgestellt hatte, machten aber, wegen der Beschränktheit des Raumes, nicht viel Wirkung. Es konnten, wenn die Wärme nicht zu drückend werden sollte, nur etwa 100 Personen aus der Stadt geladen werden, außer diesen durfte nur das Gefolge des Kaisers (la maison de l'Empereur) und der königlichen Familie erscheinen. Späterhin wünschte Napoleon dann und wann größere Schauspiele zu sehen. Mademoiselle Geroge kam aus Rußland zurück, Talma war auch eingetroffen, und man führte einige Stücke von Racine und Voltaire in dem gewöhnlichen Opernhause in der Stadt auf, wobei die französischen Schauspieler ihr großes, aber gewöhnlich übertreibendes Talent bekundeten. Da diese Übertreibungen vorzüglich auf ein sehr weites Theater und ein großes Publikum berechnet zu sein schienen, so verloren sie auf einer kleinen Schaubühne um so mehr an Erfolg. Übrigens herrschte eine gewisse Ungleichheit im Spiel, weil die Individuen der komischen und tragischen Bühne wegen des geringen Personals in einem und demselben Stück auftreten mußten. Einige italienische kleine Opern, welche kurz nach Napoleons Ankunft auf dem kleinen Theater in der Orangerie gegeben wurden, gefielen ihm nicht und blieben beseitigt. Auch konnte weder der eng beschränkte Raum noch das Brockenwerk der Stücke, die man zur Aufführung ausgesucht hatte — noch endlich die Art und Weise der musikalischen Begleitung, indem Napoleon das volle Orchester entfernte und nur wenige (ich möchte sagen quartettartige) Instrumentalbegleitung verlangte, der Aufführung günstig sein. Demungeachtet ward dem seelenvollen Vortrag einer Sandrini, und andern ausgezeichneten Individuen, der verdiente Beifall zuteil. Die französischen Künstler aber waren einmal angelangt und spielten nun ausschließlich bald auf dem kleineren, bald auf dem größeren Theater, wozu von seiten des Grafen Turenne, als einstweiligem Directeur des Plaisirs, die Einlaßkarten erteilt wurden. Die Zuschauer auf dem ersteren bestimmte Napoleon, dem die Liste vorgelegt werden mußte, oft selbst. Zwischen den Akten wurden Erfrischungen von dem kaiserlichen Office gereicht. Überhaupt bestand die ganze Verwaltung des kaiserlichen Hauses, ohne irgendeine Vermengung mit dem königlichen Wirtschaftswesen, für sich. Napoleon hatte nur den notwendigsten Hofstaat an sächsischen Kammerherren, Kammerjunkern und Hoffourieren angenommen, die untereinander wechselten.

Jene Schauspiele waren also die einzigen Vergnügungen, welche bei Napoleons Aufenthalt stattfanden. Es hieß anfangs, er sei, vielleicht seiner Gesundheit wegen, geneigt, große Spaziergänge zu Fuß zu machen! Von dieser Idee mochte der Kaiser wohl, bei seiner Beleibtheit und den gehäuften Geschäften, in Zeiten abgekommen sein. Man sah ihn also nur in dem an seine Zimmer stoßenden Teile des Gartens. Er machte nebenbei auch Spazierfahrten, da aber alles bei ihm systematisch hergehen sollte und er gewöhnlich nie ohne Zweck ins Freie kam, so ordnete Napoleon seine Ausflüge nach einer gewissen topographisch-militärischen Reihenfolge. Die, so ihn begleiteten, konnten dies deutlich bemerken. Um die Gegend von Dresden genauer kennenzulernen, bewegte er sich auf den Radien nach allen Richtungen auslaufender Straßen, gemäß der Tatkraft und der Unermüdlichkeit, die ihn auszeichnete. Er fing zuerst mit der nach Böhmen führenden Hauptstraße an und besah sich die Gegend des in der Geschichte so berühmt gewordenen pirnaischen Lagers, welche, mit dem Lilienstein in Verbindung gesetzt, zur Vormauer gegen die böhmischen Heere, zum Drehpunkt der die östliche Spitze Sachsens deckenden Truppen werden sollte. Für diesen Zweck wurden, ober- und unterhalb des Städtchens Königstein, Schiffbrücken geschlagen und neue Wege angelegt, um die beiden Elbufer, und vorzüglich beide Straßen von Schlesien und Böhmen durch die Punkte Stolpen, Lilienstein und Königstein zu verbinden. Der letztere war durch seine natürliche Lage und durch seine schon vollendete

Digitized by Google

Befeſtigung bereits ſo ſtark, daß nur noch das im Bereich der Geſchütze ſtehende Gehölz in einen Verhau umgewandelt werden durfte. Als Napoleon ſich zum erſtenmal der Feſtung bis an die untere Zugbrücke näherte, überraſchte ihn das Impoſante des, über ſein Haupt erhabenen, ſenkrechten Felſens, von deſſen Zinnen die Beſatzung in verjüngtem Maßſtabe herabſchaute. „Ah!“ rief er lächelnd, indem er die Augen nach der ungeheuern Höhe erhob. Er mochte die Beſchwerde des Erſteigens ſcheuen und wollte umkehren. Als ihm aber geſagt ward, daß Se. Majeſtät eine ſehr merkwürdige Ausſicht von der Feſtung aus haben würden, wenn Sie ſich nur ein paar hundert Schritte weit aufwärts bemühen wollten, ſo ermutigte er ſich und beobachtete am Ziele mit dem größten Intereſſe, nach Anleitung eines Planes von der Gegend, die Umgebungen, vorzüglich jenen Unglücksplatz, auf dem im ſiebenjährigen Kriege die ſächſiſche Armee dem Hunger unterlag. Nachdem der Kaiſer die vorzüglichſten Standpunkte der Feſtung beſucht und auch den Brunnen, als das Bewunderungswürdigſte, geſehen hatte, wollte man ihn auf einem Tragſeſſel wieder herabtragen. Den ſchlug er aber lächelnd aus, nahm von dem Kommandanten und den Offizieren höchſt liebreich Abſchied und geſtand der geſamten Garniſon auf der Stelle einen dreißigtägigen Gehalt als Geſchenk zu. Ich erinnere mich nicht, ihn jemals freundlicher geſehen zu haben.

Die ferneren Ausflüge Napoleons, nach einer gewiſſen regelmäßigen Einteilung, erſtreckten ſich am rechten Elbufer aufwärts, durch die unebenen Gegenden zwiſchen der Straße von Bautzen und der Elbe, ferner nach Stolpen und Hohenſtein, nach Radeberg, Königsbrück, nach Meißen, nach Tharandt. Gewöhnlich erfolgten ſie erſt nachmittags und ohne daß jemand, außer dem Großſtallmeiſter, der die Relais beſorgte, wußte wohin. Auch dieſe gingen erſt kurz vorher ab, oder gleich mit dem Wagen, indem ſie auf halbem Wege ſtehen blieben; weil niemand die Einfälle des Kaiſers, die Zeit der Abreiſe uſw. vorher wiſſen konnte. Wenn er Geſchäfte hatte, ſo ward dieſe von Stunde zu Stunde verſchoben. So fuhr er nach Königsbrück abends halb ſechs Uhr aus ſeinem Garten weg, ſtieg gleich jenſeits des Städtchens, drei Meilen von Dresden, aus, orientierte ſich nach der Landkarte, fragte nach einigen Straßen, ließ den Wagen umkehren und war um zehn Uhr wieder zu Hauſe. In vier Stunden nach Meißen hin und her, mit Einſchluß des Aufſteigens und Umſchauens, dies war ungefähr der Maßſtab ſeiner Eile und Weile. Der gewöhnliche Zweck war, wie ſchon erwähnt iſt, topographiſch: ſehr oft aber fragte er auch nach anderen Gegenſtänden, die freilich Bezug auf ſeine Abſichten hatten, z. B. wieviel Schiffe in Schandau, Pirna uſw. jährlich erbaut werden könnten? Zu welchem Preis? Ob und wann die Elbe zufriere uſw. Berthier begleitete ihn ſtets. Einmal auch in demſelben Wagen Soult und Caulaincourt. Bei dem Eifer, die Gegend kennenzulernen, und bei dem Eigenſinn, mit welchem er, vorzüglich zu Pferde, in die Kreuz und Quere flog, konnte es nicht fehlen, daß manchmal Relais übergangen wurden oder daß man an ſchwierige Stellen kam, wo der Wagen nicht gleich umdrehen konnte, und Napoleon ſelbſt abſteigen, oder ſogar, wenn die Handpferde nicht im Augenblick bei dem Wagenſchlag waren, das Pferd eines Stallmeiſters beſteigen mußte. Die andern halfen ſich, wie ſie konnten. Caulaincourt war gewöhnlich mit dem Adjutanten vom Dienſt zu Pferde, bei großen Kreuzzügen im Wagen. So wurden im ſchlechteſten Wetter an einem Nachmittag einmal über Stolpen (Hohenſtein), Lilienſtein, Königſtein ziemlich 17 Stunden Wegs gemacht, und unterwegs alles Bemerkenswerte beſehen. Bald war der Kaiſer zu Fuß, bald zu Pferde, bald zu Wagen. Ein andermal ſtanden unterlegte Pferde bereit und wurden zurückbeordert, weil vielleicht ein Marſchall oder Geſandter Audienz hatte und den Kaiſer zu neuen Arbeiten veranlaßte.

Größere Reiſen machte Napoleon mit ähnlicher Geſchwindigkeit und ebenſo unerwartet. Zu Anfang des Monats Juli eilte derſelbe von Dresden nach Luckau, wo er über Nacht blieb, den folgenden Tag das Oudinotſche Armeekorps muſterte, ſich nach Lübben begab, dort ebenfalls Muſterung hielt und unmittelbar darauf, noch an demſelben Tag und während der Nacht, über Hoyerswerda zurückkehrte. Ein andermal ging er über Torgau nach Wittenberg, vierzehn Meilen von Dresden. An beiden Orten beſah Napoleon die Feſtungswerke, die neu angefangenen Arbeiten, und muſterte die Truppen. Den folgenden Tag fuhr er über Deſſau nach Magdeburg und kehrte erſt nach einigen Tagen über Leipzig nach Dresden zurück.

Auf dieſe Art ſetzte ſich alſo der Kaiſer über die ganze Lage und alle Eigenheiten Sachſens und ſeine Verteidigungspunkte perſönlich in Kenntnis. Er ordnete bei jedem Korps alle Veränderungen und Beförderungen an, ſo wie dies z. B. in Wittenberg geſchah, wo eine große Menge polniſcher Offiziere, die ſeit der Auflöſung im vorigen Feldzuge unangeſtellt blieben, in franzöſiſche Regimenter, die Vakanzen hatten, verſetzt wurden. Dieſe neue Anſtellung ſchien jedoch gar nicht mit ihrem Geſchmack und Wunſch übereinzuſtimmen.

Noch berühre ich hier nachtragsweiſe, daß Napoleon an jedem Sonntag, den er in Dresden zubrachte, des Morgens einen Geiſtlichen in ſein Gartenpalais entbieten ließ, welcher eine Meſſe leſen mußte. Dies geſchah dort augenſcheinlich nur, um in den Augen derer, die ihn beobachteten, oder auf deren Geſinnung er einigen Wert legte, als guter Chriſt zu erſcheinen.

Die meiſten Beſuche der Gegend um Dresden waren endlich vollzogen, und ſeine Begleiter ungewiß,

Digitized by Google

was der rastlose Mann nunmehr beginnen werde. Die ungewisse Lage, in der er sich hinsichtlich Österreichs befand, hatte ihn zu den Verteidigungsanstalten in der Umgebung von Königstein, zu der Befestigung von Dresden und der Übergänge über die Elbe vermocht. An den Tagen, wo Napoleon bloß ausritt, nahm er die inneren und äußeren Werke der Hauptstadt in Augenschein. Bekanntlich waren die alten Festungswerke derselben nach dem Wiener Frieden von 1809 größtenteils geschleift worden und sonach unmöglich, in kurzer Zeit eine regelmäßige Festung wieder herzustellen. Die mangelhaftesten Teile wurden deshalb eiligst ausgebessert, das Wasser des ziemlich verschütteten Stadtgrabens wieder aufgedämmt, und vorzüglich Palisadierungen an der Stadt, den Vorstädten und den um diese her errichteten Erdwällen angelegt. So wenig als Dresden wegen seiner tiefen Lage an beiden Seiten der Elbe, wegen der auf dem rechten Ufer dieses Flusses gelegenen Waldungen und aus andern Ursachen sich zur Festung eignet, so war es doch gegen ein mäßiges nicht mit Belagerungsgeschütz versehenes Korps, vorzüglich durch die im weiten Kreise herumliegenden Feldschanzen, welche sich gegenseitig unterstützten, auf einige Zeit haltbar gemacht worden. An jedem der aus der Stadt führenden Hauptwege, oder auf den erhöhteren Punkten erhoben sich Redouten, die nach gewöhnlicher französischer Art getauft worden waren; z. B. vor Neustadt: Redoute de Berlin, Redoute de Königsbrück, Redoute des débouchés de la Prießnitz, de Bautzen oder Marcolini, wegen der dortigen Meierei und Anpflanzungen usw. und hart am schwarzen Tor das Hauptwerk: Redoute impériale. Ebenso wie hier acht Werke zum Teil durch Verhaue und Palisaden gedeckt lagen, so befanden sich deren auch an den Hauptausgängen der Altstadt.

Napoleon gab sie alle selbst an, sowie jedes Detail der Befestigung, wo er denn in eigener Person durch jeden fast unzugänglichen Schlupfwinkel zu Pferde oder zu Fuß sich hindurchdrängte. Diese Anstalten erfüllten allerdings die armen Bewohner Dresdens mit gerechten Besorgnissen, ungeachtet man immer noch hoffte, daß durch die Unterhandlungen mit Österreich das Ungewitter werde abgewendet werden. Man versicherte allgemein im französischen Hauptquartier, daß am Frieden stark gearbeitet werde. Schon zu Ende Juni war ein Kurier nach London abgefertigt worden. Der Fürst Metternich hatte am 26. und am 30. Juni Audienzen bei Napoleon (wovon wir gleich hören werden), welche jedesmal mehrere Stunden dauerten. Sehr unterrichtete Männer von der nächsten Umgebung des Kaisers versicherten, daß Österreich bei dem glücklichen Ausgang eines Kriegs für dieses Reich nicht soviel gewinnen könne, als ihm in dem gegenwärtigen Augenblick geboten würde.

Während man also überzeugt war, daß die Friedensunterhandlungen einen ernsthaften Charakter annehmen würden, ernannte Napoleon den Großstallmeister Caulaincourt zu seinem Bevollmächtigten beim Kongreß in Prag. Die Abreise desselben ward von einem Tag zum andern verschoben, erfolgte aber endlich gegen Ende des Monats Juli. Unstreitig hatte Napoleon zu derselben Zeit, wo er alle Saiten anspannen wollte, um die friedlichen Verhältnisse mit Österreich zu erhalten, nicht allein aus persönlicher Neigung, sondern aus politischen Gründen eine Zusammenkunft mit der Kaiserin, seiner Gemahlin, in Mainz beschlossen. Seine Abreise blieb in das dichteste Dunkel gehüllt und schien, wenigstens in Rücksicht des Tages, nicht im mindesten vorbereitet. Denn in der Nacht vom 24. zum 25. Juli gingen erst ein paar Relais und Kuriere ab, welche Postpferde auf der Straße nach Leipzig bestellten, so daß, als Napoleon den 25. Juli früh morgens um 5 Uhr an die Fähre von Meißen kam, welche, der zerstörten Brücke wegen, damals das einzige Mittel zum Übersetzen war, er ziemlich eine halbe Stunde warten mußte, bis die Fähre vom andern Ufer zurückkam, wohin sie, seit 3 Uhr, seine Leute gebracht hatte. Niemand kannte bis dahin seine Absicht und niemand der Zurückgebliebenen wagte zu sagen, wohin die Reise eigentlich gegangen sei. Er hatte nur einen Wagen mit zwei Adjutanten bei sich. Ein Stallmeister, ein Sekretär, einige Ordonnanzoffiziere und Pagen begleiteten ihn. Berthier saß bei dem Kaiser, Rustan auf dem Vordersitz. Währenddem er auf der Fähre die Elbe passierte, wurden die Matratzen wieder eingepackt, auf denen Napoleon, wie gewöhnlich, sein buntes Tuch um den Kopf, geruht hatte, und darauf ging es unaufhaltsam weiter.

Napoleon blieb durch diese Reise über acht Tage entfernt, und die Zurückgebliebenen seines Gefolges atmeten etwas freier. Er kehrte über Bamberg und Plauen wieder, und hatte einige Truppenabteilungen auf dieser Linie gemustert.

Es wurde viel von einer Verlängerung des Waffenstillstandes gesprochen. Indessen, der Erfolg von Caulaincourts und des Grafen Narbonne Unterhandlungen in Prag blieben unbekannt; die Schritte zur Wiederherstellung des Friedens, an dem Napoleon in jenem kritischen Zeitpunkte gewiß viel gelegen war, schienen ungewiß zu werden. Die Ansichten von den sogenannten Aufopferungen, die er zu machen geneigt schien, waren verschieden von denen, die man berechtigt war, von ihm zu verlangen. Es kam daher zu keinen bestimmten Erörterungen, sondern man blieb während Caulaincourts Anwesenheit in Prag bei bloßen Förmlichkeiten stehen. Der Kaiser mochte ahnen, daß der 15. August, als der bisher gefeierte Napoleonstag, ihn zu wichtigeren Geschäften abrufen würde. Er verlegte also die Feier dieses Geburtstagsfestes auf den

Digitized by Google

10. desselben Monats. Alle Truppen, die in der Nähe Dresdens oder am Elbstrome hausten, größtenteils Garden, wurden zusammengezogen und hatten en grande tenue (im Prachtanzug) vor dem Kaiser auf dem großen Ostragehege Musterung. Was von fremdem und einheimischem Militär sich zu regen vermochte, war dort versammelt, und wen nicht die Sorge für die lästige Einquartierung zu Hause hielt, der suchte sich an diesem Tage wenn nicht Vergnügen, so doch Zerstreuung zu verschaffen. Waren auch die französischen Truppen nicht mehr in dem glänzenden Zustande, in dem man sie 1812 nach Rußland ziehen sah, so gewährten doch die Garden mit ihren verschiedenen Abteilungen von Kavallerie, den polnischen Lanzenreitern, den Tartaren, Mamelucken, Chasseurs, Dragonern und Grenadieren ein schönes Schauspiel, und eine vielleicht 14000 Mann starke Infanterie, aus Grenadieren, Jägern, Voltigeuren, Flankeuren usw. bestehend, mit einigen Batterien, bildeten zwei gewichtige Linien. Napoleon galoppierte, von dem König von Sachsen und allen Prinzen, sowie von einem ungeheuren Gefolge begleitet, durch die Reihen und ließ die Heerschar sodann in starken Abteilungen vorbeimarschieren. Mittags wurden die Garden in Neustadt auf der Allee an besonders dazu errichteten Tafeln gespeist, der folgende Teil des Tages verging gleichfalls im rauschenden Tumult; Napoleon aber arbeitete zu Hause und ward erst am Abend wieder sichtbar, wo derselbe mit der königlichen Familie an einer Zeremonietafel speiste und sodann von der Fassade des königlichen Schlosses, gegen die Brücke hin, ein Feuerwerk in Augenschein nahm, welches nach französischem Geschmack und ohne besonders hohen Effekt gegeben wurde. Es schien aber mehr zur Belustigung der anwesenden Soldaten und des Publikums als zur Feier des Geburtstages eines großen Monarchen geeignet zu sein. Napoleon war diesen ganzen Tag über außerordentlich ernsthaft und nachdenkend, es schien ihm alles mehr Langeweile als Vergnügen zu machen. Das wichtige Zwischenspiel der Waffenruhe näherte sich nunmehr seinem Ende. Man hörte erst in den letzten Tagen, kurz vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten, einzelne schüchterne Äußerungen über die von seiten der Verbündeten erfolgte Ankündigung des Waffenstillstandes in dem französischen Hauptquartier. Weder hochtrabende Prophezeiungen noch Anreizungen, wie sie ehedem gewöhnlich waren, ließen sich vernehmen, denn der größere Teil vermutete Österreichs Beitritt zu dem feindlichen Bunde; bis zuletzt aber schien es, als ob man noch die Hoffnung nähre, daß dem nicht also sein werde. Es war dies nicht die Wirkung der Furcht, — denn der an den Krieg gewöhnte, französische Soldat blickte mit einer gewissen Gleichgültigkeit auf seine künftigen Tage, weil er einmal sich nicht aus der Sphäre der kriegerischen Existenz entfernen konnte, die seinem unruhigen Wesen übrigens zusagte, sondern es war vielmehr eine Wirkung des Überdrusses, nach mehreren, sehr beschwerlichen Feldzügen, welche immer ärmer an Siegen und physischem Genuß wurden. Man fühlte, daß dieses große Spiel doch endlich einmal endigen müsse, und fürchtete, daß der Koloß des Nationalruhms zusammenstürzen könne, wenn Österreich mit seinen gewaltigen Massen auf den Kriegsschauplatz träte. Manche hatten ein unumstößliches Vertrauen auf den Geist Napoleons, welcher auch ferner, wie so oft geschehen, alle Schwierigkeiten besiegen und die Fehltritte seiner Feinde benutzen werde."

Inzwischen schwiegen die diplomatischen Verhandlungen nicht. Allerdings so eifrig wie seine Rüstungen betrieb der Kaiser das Verhandeln nicht. Das Ziel seiner Wünsche war, am Schluß des Waffenstillstandes ein scharf geschliffenes, schweres Schwert in die Wagschale werfen zu können. Er ließ sich also mit der Diplomatie Zeit. Eine ganz seltsame Behandlung erfuhr der Graf Bubna, der sich in Gitschin aufhielt und von dort durch ein Billett des Herzogs von Bassano nach Dresden gerufen wurde, um, eiligst dort angekommen, zunächst zu warten, bis Herr Maret — sein Diner beendigt hatte. Als Maret hiermit fertig war, forderte er den Grafen Bubna auf, sofort zum Kaiser zu gehen. Bubna beeilte sich, soviel er konnte, kam um 11 Uhr im Palais Marcolini an, aber nur um zu erfahren, daß der Kaiser zu Bett gegangen sei! Das war am 14. Juni. Bis zum 9. August, also fast zwei Monate lang, hat Napoleon dann den österreichischen Vertreter überhaupt nicht gesehen. Bubna beklagte sich am andern Tage lebhaft über die Art und Weise, wie der Kaiser ihn jetzt zu behandeln beliebte. Man hatte auch erfahren, daß Graf Caulaincourt und Graf Flahault in Neumarkt in Schlesien alle möglichen Anstrengungen machten, um direkt in Verhandlung mit dem Kaiser Alexander von Rußland zu treten. Bubna war erzürnt. Er wurde gegen den Herzog von Bassano so deutlich, wie die Höflichkeit der Form dies erlaubte. Als Bassano-Maret sagte, er begreife nicht, daß die Russen nur durch die österreichische Vermittelung mit Napoleon verhandeln wollten, entgegnete Graf Bubna ganz trocken: „Vergessen Sie einmal, Herr Herzog, daß Sie Minister des Kaisers Napoleon sind: Wenn niemand mehr mit Ihnen und den Franzosen unterhandeln will, so kommt es nur daher, daß kein Mensch mehr Vertrauen zum Kaiser Napoleon hat." Der glatte Maret, auf seinen Herrn und Meister eingeschworen, konnte vor Verlegenheit nichts tun, als in seine Schnupftabaksdose greifen und dem Grafen Bubna einen Vortrag über die Gewissenhaftigkeit seines kaiserlichen Herrn halten. Schließlich hielt der österreichische Graf, als er, eine Art Zauberlehrling, mit diesen vertrackten Franzosen nichts anfangen konnte, es für nötig, seinen Herrn und Meister aus Gitschin herüberzurufen. Speziell seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß Clemens Metternich sich entschloß, nach Dresden zu kommen. „Ihr Erscheinen allein,"

Digitized by Google

ſchrieb Graf Bubna, „kann viel Gutes wirken, insbeſondere dadurch, daß der Kaiſer Napoleon ſich überzeugen wird, daß er uns nicht einſchüchtern kann."

Graf Clemens Metternich kam am Nachmittag des 25. mit Eilpoſt in Dresden an und wurde ſchon am nächſten Morgen vom Kaiſer Napoleon empfangen. An dieſem 26. Juni 1813 hatte Clemens Wenzel Lothar Graf von Metternich-Winneburg ſeine große Stunde, wie ſie auch Leute wie Metternich irgendwann im Leben einmal zu haben pflegen. Er war damals 40 Jahre alt, dieſer Metternich, ſtand auf der Höhe ſeines Lebens, ein ſchöner Mann, von den beſten Formen, ein Mann, aus Routine, Verſchlagenheit und Geſchicklichkeit zuſammengeſetzt, ein ſprachgewandter Mann, der die Macht des Wortes kannte und ſich nicht ſo leicht aus dem Text bringen ließ. „Studiert, erlernt oder gelernt hatte Metternich eigentlich gar nichts; aber die Menſchen und die großen Begebenheiten der Zeit waren nicht ſpurlos an ihm vorübergegangen." Durch die Verſchwendung, mit der die Natur aus ihrem Füllhorn ihn vielleicht nur äußerlich ohne ſein Verdienſt und Würdigkeit überſchüttet hatte, beſaß er unter anderm das Talent der Erzählung in einem Grade, daß nicht nur ein allzeit fix und fertiger Novellenſchmierer ſein Brot dabei gefunden hätte, ſondern ſelbſt einen größeren Vorteil davon hätte ziehen können. Allerdings lief die Erzählerkunſt des Grafen immer auf bedenkliche Charaktere, Intrigen und Enthüllungen hinaus. Das lag nun einmal in ſeiner Natur. Er ging mit ſeiner Erzählerkunſt allerdings ſo ſtark hauſieren, daß er im Laufe der Jahre ausverkauft hatte und ſeinen Tiſchgäſten ſchließlich ſtets dieſelben Anekdoten erzählte. Es konnte vorkommen, daß ein und dieſelbe Perſon ein und dieſelbe Erzählung wohl zwanzigmal aus dem Munde Metternichs vernahm. Indes der Graf war nicht ohne Humor. Einſt (in ſpäteren Jahren) dinierte er in Geſellſchaft des Komponiſten Roſſini. Der Muſiker ſuchte gerade für ſeine große Oper „Semiramis" ein heroiſch-tragiſches Motiv zu einer Arie und bat den Fürſten über Tiſch, ihm doch ein paſſendes deutſches Lied vorzuſingen. Zunächſt wollte Metternich nicht. Dann aber kam ihm der Schelm, und er ſagte zu Roſſini: „Ich kenne nur ein einziges deutſches Lied, mein lieber Meiſter, aber ich glaube, Sie werden gerade davon Gebrauch machen können, es vereint den größten Schmerz und die tiefſte Verzweiflung. Nun ſang der Fürſt dem Komponiſten die Melodie vor: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht!" Roſſini, jedenfalls in der deutſchen Volksmuſik nicht genügend bewandert, griff das Thema mit Entzücken auf und bearbeitete es in der Ouverture und in der großen Arie ſeiner Semiramis. So kommt es, daß beim Tode ihres Gatten die aſſyriſche Königin die Melodie ſingt: „Freut euch des Lebens!" Eine ſchnelle Karriere eröffnete ſich dem Grafen, als es ihm gelang, die Enkelin des großen Kaunitz, des intimen Feindes Friedrichs des Zweiten, zur Frau zu bekommen. Man ſagt, daß er während ſeiner Geſandtenzeit in Paris eine Liebſchaft mit der Königin Murat, geborenen Karoline Bonaparte, hatte. Er ſtudierte, wie wir ſchon hörten, den Kaiſer Napoleon nach ſeinem eigenen Wort: wie ein Inſekt. Dabei mußte er, der Vertreter eines überwundenen Staates, von dem übermütigen Marſchallsvolk mancherlei einſtecken. Einſt, während Metternich in höflichſter Form mit dem Kaiſer verhandelte, war auch Johann Lannes zugegen, der Sohn eines Stallknechtes, dann Herzog von Montebello, und von oben bis unten betreßt. Dem war der Ton des Feldlagers beſonders eigen, ja

Clemens Wenzel Nepomuk Lothar Fürſt von Metternich
Nach einem Gemälde von Lawrence

er suchte etwas darin. Als Metternich den Audienzsaal verlassen hatte, brach Herzog Lannes (er durfte sich das erlauben) in ein wieherndes Gelächter aus. Befremdet fragte Napoleon, was er denn habe. „Ach," sagte er, „ich lache über den abscheulichen Geschmack Karolinens! Pfui Teufel über solche Kriecherei! Ich hätte dem Kerl während des Gesprächs mit dir einen Fußtritt geben können, und du würdest von vorn nicht das leiseste Zucken seines süßen Mundes gespürt haben." Das Privatleben des österreichischen Staatskanzlers war höchst anstößig, und selbst wenn man vieles den Gerüchten und Übertreibungen zuschreibt, bleibt immer noch genug an Liederlichkeit übrig. Das Geld warf Metternich mit vollen Händen hinaus. Kaiser Franz, der einen sehr sittenstrengen und ehrbaren Lebenswandel führte, sah mit Abneigung und Befremden auf das Treiben des Kanzlers, aber er brauchte ihn zu sehr, als daß er daran etwas hätte ändern mögen.

Es war überhaupt ein starker Gegensatz zwischen Metternich und seinem Kaiser. Es waren zwei sehr ungleiche Pferde an den österreichischen Staatswagen gespannt. Sein Verhältnis zum Kaiser war ganz besonders. Der Kaiser war und blieb im Grunde der Herr, und wenn Metternich Zugeständnisse haben wollte, so mußte er es stets sehr klug anfangen. Aber nichtsdestoweniger stand der Kaiser ganz und gar unter dem Einfluß Metternichs, in allen auswärtigen Angelegenheiten ging der Kaiser keinen Fuß breit vorwärts, ohne seinen Metternich befragt zu haben. Wieder gab er diesem knappe, bestimmte Wünsche kund, wie denn überhaupt eine gewisse Wortkargheit, ebenso wie dem König Friedrich Wilhelm von Preußen, dem Kaiser Franz von Österreich eigen war. Der Kaiser pflegte seinem Minister die schwierigsten Aufträge im Lapidarstil mitzuteilen, natürlich immer gut „weanerisch". Als jetzt Metternich nach Dresden fuhr, lautete der kaiserliche Auftrag ganz kurz und bündig: „I'oast will I vom Napoleon d'Allianz z'ruckhaben, — derweil kann I mi in alli Sattel richten! I'oast bringen's mi d'Allianz z'ruck!"

Im Charakter, wie gesagt, bestand der schärfste Gegensatz. Franz hegte in sittlicher Beziehung die strengsten Grundsätze; Metternich war ungeheuer liederlich. Der Kaiser, wenn er einen Entschluß gefaßt hatte, war hart bis zur Unbeugsamkeit, der Minister nachgiebig und biegsam, bis zur molluskenhaften Weichheit. „Im Verzeihen," sagte Franz, „bin ich ein schlechter Christ, das kommt mir schwer an, dem Metternich da fällt's leichter." Der Habsburg-Lothringer, in Florenz geboren, römisch erzogen, war geneigt, die strengen Formen der Kirche bis auf den I-Punkt einzuhalten, war auch den Jesuiten sehr zugetan. Metternich dagegen hatte überhaupt keine Religion, war stets mißtrauisch gegen die kirchliche Gewalt und erst recht gegen die Jesuiten. In der inneren Verwaltung des Reichs hörte Kaiser Franz auf niemand, nicht mal auf Metternich; hier war das Gebiet, auf dem er höchst eigenhändig, fleißig wie ein Bureauchef, arbeitete. „Ich hätt' schon ein brauchbarer Hofrat werden können," meinte er einst. Kaiser Franz war absoluter Herrscher, Metternich nur konservativ.

Über die staatsmännische Qualität Metternichs haben die Ansichten stets bedenklich geschwankt. „Er ist," meinte der Freiherr von Stein, „ein kalter, absichtlicher, schwacher, eitler Mann, der sich vor jeder Mühe scheut, sich das Ziel nahe steckt und sich mit künstlichem Flickwerk behilft." Ein anderer Diplomat nannte Metternich „Lackierten Staub!" und Talleyrand sagte geringschätzig: „Er ist nichts als ein Wochenpolitiker!" Aber die Gerechtigkeit will es sagen, daß dieser Mann, dessen Sturz nach vier Jahrzehnten (1848) von höchster Höhe so jäh war und dessen System als Österreichs Machthaber in Deutschland, ja in Europa verhaßt war, daß dieser Mann doch einen großen Zug hatte: in diesem ganzen politischen Feldzug gegen den Kaiser Napoleon hat sich das bewiesen, hat seinen Höhepunkt gehabt in jener achtstündigen Unterredung im Palais Marcolini zu Dresden.

Am 26. Juni, früh um elf Uhr, erhielt Graf Metternich ein Billett des Herzogs von Bassano, daß der Kaiser Napoleon ihn erwarte. Der Graf warf sich sofort in seinen Wagen und fuhr zum Palais Marcolini. Im Vorsaal zu dem Audienzzimmer des Kaisers stand ein ganzes Heer von Marschällen, Generalen und Stabsoffizieren, alle in ihren reich betreßten Uniformen, von den verschiedensten Waffengattungen. Der Graf fand, daß auf allen diesen Gesichtern eine Art ängstlicher Spannung geschrieben stand, wie wohl diese Audienz des wichtigen, österreichischen Premierministers bei dem Kaiser ausfallen möchte. Der Fürst von Neufchâtel, Majorgeneral Berthier, war es, der dem Grafen schleunigst die Worte zuflüsterte: „Vergessen Sie nicht, Europa braucht Frieden, besonders Frankreich braucht ihn, das nichts will als Frieden." Mit diesem Wink aus so berufenem Munde betrat Metternich die Schwelle zum Arbeitszimmer des Kaisers, und hinter ihm schlossen sich die Flügeltüren, er war mit dem Kaiser allein. Hier wollen wir den Grafen selbst erzählen lassen, was sich in jener achtstündigen Audienz allein mit Napoleon ereignete:

„Napoleon erwartete mich stehend in der Mitte seines Kabinetts, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arm. Er ging auf mich zu mit erkünstelter Fassung und erkundigte sich um das Befinden des Kaisers. Bald darauf verdüsterten sich seine Züge, und indem er sich vor mich hinstellte, sprach er mich folgendermaßen an: ‚Sie wollen also den Krieg, gut, Sie sollen ihn haben. Ich habe zu Lützen die preußische Armee vernichtet; ich habe die Russen bei Bautzen geschlagen; auch Sie wollen an die Reihe kommen;

Digitized by Google

es sei, in Wien geben wir uns Rendezvous. Die Menschen sind unverbesserlich, die Erfahrung ist für sie verloren. Dreimal habe ich den Kaiser Franz wieder auf den Thron gesetzt; ich habe ihm versprochen, mein Lebelang mit ihm in Frieden zu bleiben; ich habe seine Tochter geheiratet; damals sagte ich mir, du begehst eine Torheit, aber sie ist begangen, ich bereue sie heute.'

Dieser Eingang verdoppelte in mir das Gefühl der Stärke meiner Stellung, ich betrachtete mich in diesem Augenblicke der Entscheidung als den Vertreter der gesamten europäischen Gesellschaft. Soll ich es sagen — Napoleon erschien mir klein!

‚Krieg und Frieden,' erwiderte ich, ‚liegen in der Hand Eurer Majestät. Der Kaiser, mein Herr, hat Pflichten zu erfüllen, vor denen alle anderen Rücksichten in den Hintergrund treten. Das Schicksal von Europa, seine Zukunft und die Ihrige, alles das ruht in Ihrer Hand. Zwischen Europa und Ihren bisherigen Zielen besteht unlöslicher Widerspruch. Die Welt bedarf des Friedens. Um diesen Frieden zu sichern, müssen Sie in die mit der allgemeinen Ruhe vereinbarlichen Machtgrenzen zurückkehren, oder aber Sie werden in dem Kampfe unterliegen. Heute können Sie noch Frieden schließen, morgen dürfte es zu spät sein. Der Kaiser, mein Herr, läßt sich in seinem Handeln nur durch die Stimme seines Gewissens leiten; an Ihnen, Sire, ist es nun, auch das Ihrige zu Rat zu ziehen.'

‚Sie sind nun hier, Metternich,' sagte der Kaiser, ‚seien Sie willkommen! Wenn Sie aber den Frieden wollen, warum kommen Sie so spät? Wir haben schon einen Monat verloren, und Ihre Vermittelung wird beinahe schon allein dadurch feindselig, daß sie mit Gewalt untätig ist. Es scheint, Sie finden es nicht mehr passend, die Integrität des französischen Reiches zu garantieren! — Nun gut, aber warum haben Sie mir dieses nicht früher erklärt? Warum ließen Sie mir dies nicht ganz aufrichtig bei meiner Rückkehr aus Rußland durch Bubna oder jüngst noch durch Schwarzenberg sagen? Vielleicht hätte ich dann noch Zeit gehabt, meine Pläne zu modifizieren; vielleicht hätte ich sogar keinen neuen Feldzug mehr begonnen. Sie lassen mich neuerdings die größten Anstrengungen machen und rechneten ohne Zweifel nicht auf so schnelle Ereignisse. Der Sieg hat diese kühnen Anstrengungen gekrönt. Ich gewann zwei Schlachten. Meine geschwächten Feinde stehen auf dem Punkte, von ihren Täuschungen zurückzukommen; auf einmal schlüpfen Sie zwischen uns hinein. Sie sprechen mir von Waffenstillstand, und Ihnen sprechen Sie von Allianz, und alles geht in Verwicklung über. Ohne Ihre unselige Vermittelung würde jetzt der Friede zwischen mir und den Verbündeten geschlossen sein. Welche Ergebnisse hat der Waffenstillstand bis jetzt gehabt? Ich weiß von keinem andern als den beiden Traktaten von Reichenbach, welche England von Preußen und Rußland erlangt hat, man spricht auch noch von einem Vertrage einer dritten Macht. (Napoleon hatte also schon Kenntnis von dem Vertrage zwischen Österreich, Rußland und Preußen, der erst tags vorher unterzeichnet worden.) Aber Sie haben ja Herrn v. Stadion an Ort und Stelle, Metternich, und müssen in dieser Beziehung besser als ich unterrichtet sein. Gestehen Sie es mir zu: seitdem Österreich den Titel eines Vermittlers angenommen hat, ist es nicht mehr auf meiner Seite; es ist nicht mehr unparteiisch, es ist feindlich! — Sie waren im Begriff sich zu erklären, als Sie plötzlich wegen des Sieges bei Lützen doch einiges Bedenken trugen. Da Sie mich wieder so furchtbar sahen, so fühlten Sie das Bedürfnis, Ihre Macht zu vermehren und wollten Zeit gewinnen.... Jetzt stehen Ihre 200000 Mann bereit, Schwarzenberg befehligt sie; er vereinigt sie in diesem Augenblick hier in der Nähe, hinter dem Vorhang der böhmischen Gebirge. Und nun, wo Sie glauben, mir befehlen zu können, nun suchen Sie mich auf! — Befehlen! — Und warum wollen Sie denn nur mir allein befehlen? Bin ich nicht mehr derselbe, den Sie noch gestern verteidigten? Wenn Sie Vermittler sind, warum halten Sie denn nicht wenigstens gleiche Wage? — Ich habe Sie erraten, Metternich; Ihr Kabinett will Vorteil aus meiner Verlegenheit ziehen und diese soviel wie möglich vermehren, um das, was es verloren hat, entweder zum Teil oder ganz wieder zu erhalten. Die große Frage für Sie liegt nur darin, zu wissen, ob Sie das Lösegeld von mir, ohne sich zu schlagen, erhalten können, oder ob Sie sich entschieden in die Reihe meiner Feinde stellen wollen? Sie wissen selbst noch nicht recht, welche von beiden Parteien Ihnen am meisten Vorteile bieten würde, und vielleicht kommen Sie bloß hierher, um darüber besser ins klare zu kommen. Nun gut, was will man denn von mir?' fuhr Napoleon fort, ‚daß ich mich entehre? Nimmermehr. Ich werde zu sterben wissen, aber ich trete keine Hand breit Bodens ab. Eure Herrscher, geboren auf dem Thron, können sich zwanzigmal schlagen lassen und doch immer wieder in ihre Residenzen zurückkehren; das kann ich nicht, ich, der Sohn des Glücks. Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufgehört habe, stark und folglich gefürchtet zu sein. Ich habe einen großen Fehler begangen, indem ich außer acht ließ, was mir eine Armee gekostet hat, die herrlichste, die es je gegeben. Ich kann mich mit Menschen schlagen, aber nicht mit Elementen; die Kälte hat mich zugrunde gerichtet. In einer Nacht verlor ich 30000 Pferde. Alles habe ich verloren, nur nicht die Ehre und das Bewußtsein dessen, was ich einem tapferen Volke schulde, welches nach so ungeheuren Unglücksfällen mir neue Beweise der Hingebung und seiner Überzeugung gegeben hat, daß ich allein es regieren kann. Ich habe die Verluste des vergangenen Jahres ausgeglichen,

Digitized by Google

ſehen Sie einmal die Armee an nach den Schlachten, die ich ſoeben gewonnen! Ich werde vor Ihnen Heerſchau halten!'

‚Und gerade die Armee iſt es,' erwiderte ich, ‚welche den Frieden verlangt.'

‚Nicht die Armee,' unterbrach mich Napoleon mit Lebhaftigkeit, ‚nein, meine Generale wollen den Frieden. Ich habe keine Generale mehr. Die Kälte von Moskau hat ſie demoraliſiert. Ich ſah die Tapferſten weinen wie Kinder. Sie waren phyſiſch und moraliſch gebrochen. Vor vierzehn Tagen konnte ich noch Frieden ſchließen, heute kann ich es nicht mehr. Ich habe zwei Schlachten gewonnen, ich werde nicht Frieden ſchließen.'

‚In alledem, was Eure Majeſtät mir ſoeben geſagt,' bemerkte ich, ‚ſehe ich einen neuen Beweis davon, daß Europa und Eure Majeſtät zu keiner Verſtändigung kommen können. Ihre Friedensſchlüſſe waren immer nur Waffenſtillſtände. Die Mißgeſchicke wie die Erfolge treiben Sie zum Krieg. Der Augenblick iſt da, wo Sie und Europa ſich gegenſeitig den Handſchuh hinwerfen; Sie werden ihn aufheben, Sie und Europa, und nicht Europa wird es ſein, welches im Kampfe unterliegt.'

‚Wollen Sie mich etwa durch eine Koalition zugrunde richten,' verſetzte Napoleon, ‚wieviel ſeid ihr denn, ihr Alliierte? Euer vier, fünf, ſechs, zwanzig? Je mehr Ihr ſeid, deſto beſſer für mich. Ich nehme die Herausforderung an. Aber ich kann Sie verſichern, fuhr er mit erzwungenem Lachen fort, ‚im nächſten Oktober ſehen wir uns in Wien. Dann wird es ſich zeigen, was aus euren guten Freunden, den Ruſſen und Preußen, geworden iſt. Zählen Sie auf Deutſchland? Schauen Sie, was es im Jahre 1809 getan hat! Um dort die Bevölkerung im Zaum zu halten, genügen mir meine Soldaten, und für die Treue der Fürſten iſt mir die Furcht Bürge, die ſie vor euch haben. Erklären Sie Ihre Neutralität und halten Sie dieſelbe, dann gehe ich auf Unterhandlung in Prag ein. Wollen Sie eine bewaffnete Neutralität? Es ſei! Legen Sie dreimalhunderttauſend Mann nach Böhmen, das Wort des Kaiſers genügt mir, daß er mir nicht den Krieg machen wird, bevor die Unterhandlung zu Ende iſt.'

‚Der Kaiſer,' antwortete ich, ‚hat den Mächten ſeine Vermittelung, nicht ſeine Neutralität angeboten. Rußland und Preußen haben die Vermittelung angenommen, an Ihnen iſt es, ſich heute noch zu erklären. Sie werden das annehmen, was ich Ihnen ſoeben angeboten, und wir werden einen Zeitraum für die Dauer der Unterhandlungen feſtſetzen; Sie werden es verweigern, und der Kaiſer, mein allergnädigſter Herr, wird ſich als frei betrachten in ſeinen Entſchlüſſen und ſeiner Haltung. Die Lage drängt, die Armee muß leben, in kurzem ſind zweihundertfünfzigtauſend Mann in Böhmen, ſie können dort einige Wochen, nicht aber Monate lang in Quartier ſtehen.'

Hier unterbrach mich wieder Napoleon, um ſich in eine lange Abſchweifung über die mögliche Stärke unſerer Armee zu ergehen. Nach ſeiner Berechnung könnten wir höchſtens fünfundſiebzigtauſend Mann ſchlagfertig nach Böhmen ſtellen. Er gründete dieſe Berechnung auf den Normalſtand der Bevölkerung in der Monarchie, auf die Abſchätzung der Verluſte an Mannſchaft in den letzten Kriegen und auf unſer Konſkriptionsreglement uſw. Ich drückte mein Erſtaunen aus über die Unrichtigkeit der von ihm eingezogenen Erkundigungen, da es ihm doch ſo leicht geweſen wäre, ſich genauere und verläßlichere Daten zu verſchaffen.

‚Ich mache mich anheiſchig,' erklärte ich ihm, ‚Ihnen die genaue Liſte Ihrer Bataillone zu geben, und Eure Majeſtät ſollten über die öſterreichiſche Armee nicht ebenſogut informiert ſein?'

‚Ich bin es,' verſetzte Napoleon, ‚ich beſitze ganz umſtändliche Nachweiſungen über die Armee und bin ſicher, mich über ihren Effektivſtand nicht zu täuſchen. Herr von Narbonne,' fügte er bei, ‚hat eine Maſſe von Spionen ins Feld geſchickt, und ſeine Erkundigungen erſtrecken ſich bis auf die Trommelſchläger Ihrer Armee; mein Hauptquartier hat das gleiche getan; aber ich kenne beſſer als irgend jemand den Wert, den man ſolchen Auskünften beilegen darf. Meine Berechnungen ſtützen ſich auf mathematiſche Grundlagen und ſind deshalb verläßlich, niemand hat ſchließlich mehr, als er haben kann.'

Napoleon führte mich in ſein Arbeitskabinett und zeigte mir die Standesliſten unſerer Armee, wie ſie täglich zukamen. Er prüfte ſie mit eingehender Genauigkeit und beinahe Regiment für Regiment. Unſere Erörterung über dieſen Gegenſtand dauerte mehr als eine Stunde.

Zurückgekehrt in ſein Empfangszimmer, brachte er die politiſche Frage nicht mehr zur Sprache, und ich hätte glauben können, daß es ſeine Abſicht ſei, meine Aufmerkſamkeit von dem Gegenſtand meiner Sendung abzulenken, wenn nicht eine frühere Erfahrung mich gelehrt hätte, wie ſehr ihm ſolche Abſchweifungen geläufig ſeien. Er beſprach die Geſamtheit ſeiner Operationen in Rußland und verbreitete ſich in lange und kleinliche Einzelheiten über die Epoche ſeiner letzten Rückkehr nach Frankreich. Aus allem ward mir klar, wie er beſtändig darauf hinzielte, hervorzuheben, daß ſeine Niederlage von 1812 ganz auf Rechnung der Jahreszeit zu ſetzen und daß ſeine moraliſche Stellung in Frankreich nie feſter geweſen ſei als infolge dieſer nämlichen Ereigniſſe. ‚Es war eine harte Probe,' ſagte er mir, ‚aber ich habe ſie vollkommen beſtanden.'

Digitized by Google

Nachdem ich ihn über eine halbe Stunde angehört hatte, unterbrach ich ihn mit der Bemerkung, daß ich in dem, was er soeben gesagt, einen starken Beweis der Notwendigkeit erkenne, so wechselvollen Geschicken ein Ziel zu setzen. ‚Das Glück,' fügte ich bei, ‚kann Sie ein zweites Mal wie im Jahre 1812 im Stiche lassen. In gewöhnlichen Zeiten bilden die Armeen nur einen kleinen Teil der Bevölkerung, heute ist es das ganze Volk, das Sie unter die Waffen rufen. Ihre jetzige Armee, ist sie nicht eine antizipierte Generation? Ich habe Ihre Soldaten gesehen, es sind Kinder. Eure Majestät haben das Gefühl, daß Sie der Nation absolut notwendig sind, brauchen aber nicht auch Sie die Nation? Und wenn diese jugendliche Armee, die Sie heute unter die Waffen gerufen haben, dahingerafft sein wird, was dann?'

Als Napoleon diese Worte hörte, übermannte ihn der Zorn, er ward bleich, und seine Züge verzerrten sich. ‚Sie sind nicht Soldat,' fuhr er mich an, ‚und wissen nicht, was in der Seele eines Soldaten vorgeht. Ich bin im Felde aufgewachsen, und ein Mann wie ich spuckt auf das Leben einer Million Menschen.' Mit diesem Ausruf warf er den Hut, welchen er bisher in der Hand gehalten, in die Ecke des Zimmers. Ich blieb ganz ruhig, stützte mich auf die Ecke eines Konsols zwischen den zwei Fenstern und sagte, tief bewegt von dem, was ich eben gehört: ‚Warum haben Sie mich gewählt, um mir zwischen vier Wänden das zu sagen, was Sie eben ausgesprochen? Öffnen wir die Türen, und mögen Ihre Worte von einem Ende Frankreichs bis zum anderen ertönen. Nicht die Sache, die ich vor Ihnen vertrete, wird dabei verlieren.'

Napoleon faßte sich und mit ruhigerem Tone sagte er mir folgende Worte, nicht minder merkwürdig als die vorigen: ‚Die Franzosen können sich nicht über mich beklagen; um sie zu schonen, habe ich die Deutschen und die Polen geopfert. Ich habe in dem Feldzug von Moskau dreimalhunderttausend Mann verloren, es waren nicht mehr als dreißigtausend Franzosen darunter.'

‚Sie vergessen, Sire,' rief ich aus, ‚daß Sie zu einem Deutschen sprechen.'

Napoleon ging wieder mit mir im Zimmer auf und ab, beim zweiten Gange hob er den am Boden liegenden Hut auf. Sofort kam er nochmals auf seine Heirat zu sprechen. ‚So habe ich denn,' hub er an, ‚einen recht dummen Streich gemacht, eine Erzherzogin von Österreich zu heiraten.'

‚Nachdem Eure Majestät meine Meinung wissen wollen,' erwiderte ich, ‚so will ich offen und frei sagen, Napoleon der Eroberer hat einen Fehler begangen.'

‚Der Kaiser Franz will also seine Tochter entthronen.'

‚Der Kaiser,' versetzte ich, ‚kennt nur seine Pflichten und die wird er erfüllen. Was auch immer das Los seiner Tochter sein möge, Kaiser Franz ist vor allem Monarch, und das Interesse seiner Völker wird immer die erste Stelle in seinen Berechnungen einnehmen.'

‚Jawohl,' unterbrach mich Napoleon, ‚was Sie da sagen, befremdet mich nicht. Alles bestätigt meine Ansicht, daß ich da einen unverzeihlichen Fehler begangen habe. Indem ich eine Erzherzogin heiratete, habe ich das Neue mit dem Alten verschmelzen wollen, die gotischen Vorurteile mit den Institutionen meines Jahrhunderts; ich habe mich getäuscht und ich empfinde heute die ganze Größe meines Irrtums. Es kann mir den Thron kosten, aber ich werde die Welt unter seinen Trümmern begraben.'

Die Unterredung hatte sich bis 8½ Uhr abends hingezogen. Es war schon volle Nacht. Niemand hatte sich in das Kabinett hineingewagt. Nicht ein einziger Augenblick des Stillschweigens unterbrach diese lebhaften Erörterungen, in welchen ich sechs Momente zählen kann, wo meine Worte ganz das Gewicht einer förmlichen Kriegserklärung hatten. Meine Absicht kann es nicht sein, hier alles wiederzugeben, was Napoleon während dieser langen Zusammenkunft gesprochen hat. Ich habe nur bei den hervorragendsten Punkten verweilt, welche in direkter Beziehung zum Gegenstand meiner Sendung standen. Zwanzigmal hatten wir uns gar weit davon entfernt. Die, welche Napoleon gekannt und Geschäfte mit ihm verhandelt haben, werden darüber nicht erstaunt sein.

Als mich Napoleon entließ, war der Ton seiner Rede ruhig und milde geworden. Ich konnte nicht mehr die Züge seines Gesichtes unterscheiden. Er begleitete mich bis an die Tür des Dienstsalons. Die Hand auf die Klinke des Türflügels legend, sagte er mir: ‚Wir sehen uns doch wieder?'

‚Zu Befehl, Majestät,' war meine Antwort, ‚aber ich habe keine Hoffnung, den Zweck meiner Mission zu erreichen.'

‚Nun wohl,' entgegnete Napoleon, indem er mir auf die Schultern klopfte, ‚wissen Sie, was geschehen wird? Sie werden mir nicht den Krieg machen.'

‚Sie sind verloren, Sire,' rief ich lebhaft aus, ‚ich hatte ein Vorgefühl davon beim Kommen; jetzt beim Gehen habe ich die Gewißheit.'

In den Vorzimmern fand ich die nämlichen Generäle, die ich beim Eintreten gesehen hatte. Sie drängten sich um mich, um auf meinem Gesichte den Eindruck der fast neunstündigen Unterredung zu lesen. Ich hielt mich nicht auf und glaube nicht, ihre Neugierde befriedigt zu haben.

Berthier begleitete mich bis zu meinem Wagen. Er ergriff einen Augenblick, wo niemand in der

Digitized by Google

Nähe war, um mich zu fragen, ob ich mit dem Kaiser zufrieden gewesen. ‚Ja,' antwortete ich, ‚er hat mir vollen Aufschluß gewährt, mit dem Mann ist's aus.'

Ich erfuhr später, daß Napoleon noch am selben Abend beim Schlafengehen zu seiner Umgebung sich geäußert habe: ‚Ich hatte eine lange Unterredung mit Herrn von Metternich. Er hat sich wacker gehalten; dreizehnmal warf ich ihm den Handschuh hin, und dreizehnmal hat er ihn aufgehoben. Doch wird der Handschuh schließlich doch in meinen Händen bleiben.'

Die drei auf die Unterredung mit Napoleon folgenden Tage stand ich in fortwährendem Verkehre mit dem französischen Kaiser, dem Herzog von Bassano, den Marschällen und den Generälen. Napoleon ging in unseren Gesprächen auf den Gegenstand meiner Sendung nicht mehr näher ein, sondern verwies mich an den Herrn von Bassano, welcher wiederum sich ohne Instruktion erklärte und mich zum geduldigen Zuwarten aufforderte, während die Stimme der Armeehäupter sich mir gegenüber immer dringender und besorgnisvoller zugunsten des Friedens aussprach.

Am Abend des letzten Tages meines Aufenthaltes zu Dresden erhielt ich von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein schriftliches Projet d'arrangement, welches mit meiner Anforderung nichts gemein hatte, und das ich sonach ohne Zeitverlust mittels der Anzeige, daß ich meine Abreise von Dresden unverzüglich antreten werde, erwiderte. Ich bestimmte die siebente Stunde des nächsten Morgens als die meiner Abfahrt und bestellte hierzu die Postpferde. Wenige Minuten vor der von mir bezeichneten Stunde erhielt ich ein Billett des Herrn von Bassano, welches nur die Anzeige enthielt, daß der Kaiser mich vor meiner Abreise zu sprechen wünsche, und daß er mich um 8 Uhr in Reisekleidern empfangen werde.

Ich ließ den bereitstehenden Reisewagen ausspannen und die Post benachrichtigen, daß ich die Zeit meiner Abfahrt später bestimmen werde, und verfügte mich um die gegebene Stunde in den Marcolinischen Garten, wo ich Napoleon spazierengehend antraf. Hier entspann sich zwischen uns ein Gespräch, welches der Aufzeichnung kaum fähig ist. Napoleons erste Worte waren: ‚Nun, Sie spielen den Gekränkten, weshalb denn?' Ich erwiderte in kurzen Worten, daß meine Pflicht mir gebiete, einen unnützen Zeitverlust in Dresden zu vermeiden.

Napoleon ging dann in den Text des mir von seinem Minister zugesendeten Projet d'arrangement ein und schloß mit dessen Verwerfung: ‚Vielleicht verstehen wir zwei uns besser, Sie und ich; kommen Sie in mein Kabinett und verständigen wir uns.'

In dem Kabinett angelangt, stellte Napoleon die Frage an mich, ob ich wider die Gegenwart des Herrn von Bassano etwas einzuwenden hätte; zu einer Negoziation gehöre ein Protokollführer, diese Rolle wolle er seinem Minister anvertrauen. Er klingelte und ließ den Herzog von Bassano rufen, welcher alsbald erschien.

Wir setzten uns an einen kleinen Tisch, auf den der Minister die benötigten Schreibmaterialien übertrug. ‚Formulieren Sie die Artikel,' sagte mir nun Napoleon, ‚so wie Sie es meinen.'

Ich beschränkte meine Forderungen in kurzen Worten auf die folgenden Bestimmungen:

1. Der Kaiser der Franzosen nimmt die bewaffnete Mediation des Kaisers von Österreich an.

2. Die Bevollmächtigten der im Kriege stehenden Mächte werden mit dem des mediierenden Hofes am 10. Juli zu Prag in Konferenz treten.

3. Der 10. August wird als der letzte Tag der Unterhandlung festgestellt.

4. Bis zu diesem Tage bleiben alle kriegerischen Operationen eingestellt.

Nach dieser Darlegung meiner Anforderungen sagte Napoleon: ‚Werfen Sie die Artikel aufs Papier, ich werde meine Genehmigung beisetzen.'

Auf einem kürzeren Wege ist wohl ein großes Geschäft niemals abgetan worden!

Nachdem Herr von Bassano und ich den Akt unterfertigt hatten und Napoleon dessen Annahme mittels seiner Unterschrift bekräftigt hatte, sagte er mir: ‚Wer eine Sache will, muß auch die Mittel wollen. Nur in bezug auf den vierten Artikel ist noch eine kleine Schwierigkeit zu beheben. Mein Waffenstillstand mit den Russen und Preußen endigt Mitte Juli, es muß daher eine Verlängerung desselben bis zu dem folgenschweren Termine des 10. August eintreten. Können Sie es auf sich nehmen, den bestehenden Waffenstillstand zu verlängern?'

Ich erwiderte, daß mir hierzu jede Vollmacht abgehe, daß ich jedoch unter einer notgedrungenen Bedingung für die Annahme der Verlängerung des Waffenstillstandes von seiten der zwei Verbündeten Monarchen als Bürge einzustehen bereit sei. Über diese Bedingung ließ ich mich folgendermaßen vernehmen:

‚Zur Behauptung der bewaffneten Territorialneutralität hat der Kaiser Franz seit der Eröffnung des Feldzuges 1813 die Ausfuhr aller Lebensmittel aus Böhmen und Mähren über die Grenzen dieser Länder verboten. Die in Oberschlesien enge zusammengedrängten russischen und preußischen Streitkräfte können ihre dermalige Aufstellung nicht über die Frist des zur Zeit bestehenden Waffenstillstandes (20. Juli)

Digitized by Google

behaupten, wenn ihnen nicht die zu dessen Verlängerung benötigte Hilfe gewährt wird. Ich finde dieselbe in dem soeben gehörten Ausspruch Eurer Majestät — Wer eine Sache will, muß auch die Mittel wollen. Für den Kaiser von Österreich liegt das Mittel einzig und allein in der Aufhebung des Verbotes, welches auf der Ausfuhr der Lebensmittel sowohl an der schlesischen als an der sächsischen Grenze besteht. Wollen Eure Majestät mir die Versicherung erteilen, daß Sie die Aufhebung der Sperre auf der schlesisch-böhmischen und mährischen Grenze nicht als einen Bruch der österreichischen Neutralität betrachten werden?'

‚Ohne allen Anstand,' antwortete der Kaiser."

Metternich schrieb aus Dresden triumphierend an seinen Kaiser Franz, daß er nach beispiellosen Kämpfen und sehr triftig gelieferten Beweisen, daß man gegen das französische Kabinett nur mit einer eisernen Stirn aufkomme, endlich die feste Zusage bringe, daß gegen die Annahme der österreichischen bewaffneten Vermittlung nichts einzuwenden sei. — Aber Metternich hatte auch erreicht, was sein Kaiser ihm als das erste und notwendigste bezeichnet hatte, als er sagte: „I'nast bringen's mir die Allianz zuruck!" Auch das war erreicht. Am Tage seiner Abreise, am 30. Juni, wurde Metternich mit der offiziellen Erklärung der französischen Regierung bedient, daß der Bündnisvertrag vom 14. März 1812 aufgelöst sei. Auch dies Zugeständnis machte Napoleon. Was nutzte ihm denn ein durchlöchertes Bündnis, ein Vertrag, dessen Pergament nach all den Treulosigkeiten, die Österreich begangen hatte, aussah wie ein Sieb? „Se. Majestät," schrieb der Herzog von Bassano, „will nicht, daß Ihre Allianz, die Sie mit Österreich hat, Ihren Freunden lästig werde, und macht deshalb keine Schwierigkeiten dagegen, sie zu lösen, wenn das der Wunsch des Kaisers Franz ist. Die Änderung in den Verbindungen zwischen Frankreich und Österreich wird in nichts das gute Einvernehmen und die Freundschaft stören, welches aus dem Vertrauen und dem Einverständnis entspringt, welche zwischen beiden Mächten den Frieden hergestellt haben." Klirrte hinter solcher Friedens- und Freundschaftsbeteuerung nicht deutlich das Schwert? Es klirrte! Wenn Napoleon dieses Zugeständnis gemacht hatte, so hatte er es gemacht um des Praktischen willen, eine Waffenstillstandsverlängerung von drei Wochen herauszuschlagen. Er hatte sie nötig. Aber ebenso hatte Metternich eingesehen, daß Österreich sie nötig haben würde. Nun war es an Metternich, durchzusetzen, daß die verbündeten Mächte eine solche Waffenstillstandsverlängerung annahmen. Und das war nicht ganz leicht.

Am 3. Juli traten auf Schloß Ratiborschitz der Staatskanzler Hardenberg, der Graf Nesselrode und Metternich zu einer Konferenz zusammen. Auch Graf Stadion und der preußische Gesandte Wilhelm von Humboldt waren anwesend. Der österreichische Staatskanzler stieß sehr bald auf scharfen Widerspruch. Die Truppen der Verbündeten hatten sich erholt, die Rüstungen waren teils vollendet, teils im besten Gange, die russische Reservearmee war unterwegs. Man hatte keinen Grund, dem Kaiser Napoleon Zeit zu geben, auch seinerseits sich bis an die Zähne zu wappnen. Zunächst versuchte Metternich es mit militärischen Gesichtspunkten und meinte, er habe das Verlangen hauptsächlich nur um Österreich bewilligt. Das Kaiserreich sei unter den jetzigen Umständen genötigt, das letzte Pferd und den letzten Mann zu rüsten. Schon bedrohe die italienische Armee unter dem Vizekönig Eugen, 66000 Mann stark, die österreichische Grenze, und Marschall Augereau wäre im Anmarsch, um sich mit den 30000 Mann Bayern zu vereinigen. Wien sei bedroht, und für Österreich sei ein Zeitgewinn von drei Wochen ganz unerläßlich. — Aber die Minister von Rußland und Preußen bestanden zunächst auf ihrem Schein. Hatte nicht Österreich zugesagt, wenn bis zum 20. Juli die Friedenspräliminarien nicht angenommen seien, sofort loszuschlagen? Sie erklärten dem Grafen Metternich rund heraus, daß sie in seinen Vorschlägen einen Wortbruch sähen. Ebensogut, wie das österreichische Kabinett jetzt den Waffenstillstand über den 20. Juli hinaus verlängern wolle, ebensogut könne es später, wenn der 10. August herangekommen sei, neue Vorwände finden, um ihn von neuem zu verlängern. Schließlich würden die Massen, die Preußen und Rußland zusammengezogen hatten, in Hungersnot geraten, denn wo sollten die Lebensmittel herkommen? Metternich wurde in die Enge getrieben und erklärte, um sich zu retten, daß er dann nicht dafür stehen könne, daß Napoleon nicht sofort die Unterhandlungen abbrechen würde, und sein Kaiser Franz, in solche Not geraten und um die Hauptstadt Wien besorgt, zur unbedingten Neutralität zurückkehren würde. Was blieb übrig für die Herren von Preußen und von Rußland — sie mußten widerwillig die Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August anerkennen. Und in der Tat hatte Metternich, wenn er eine Abschwenkung seines Kaisers in das Treffen führte, nicht etwa gegen seine Überzeugung gesprochen. Noch immer stand Kaiser Franz auf der Kippe, ob er mit seinem Schwiegersohn Krieg führen sollte oder nicht. Metternich hielt es für gut, den Verbündeten den Teufel an die Wand zu malen, und behauptete, Napoleon hätte ihm gedroht, im September in Wien zu sein, wenn Österreich nicht seine unbedingte Neutralität erkläre. War Metternich wirklich seines Kaisers sicher? Er wußte das bei dem Charakter Kaiser Franz' eigentlich selbst nicht. Er reichte am 12. Juni in Brandeis, wo der Fürst Schwarzenberg als voraussichtlicher Führer der ganzen Armee sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, eine Denkschrift an den Kaiser ein. „Im Jahre 1809," hieß es darin, „nachdem alle Mittel der Monarchie zertrümmert zu den Füßen Ew. Majestät lagen, und das ganze Ministerium

Digitized by Google

den Untergang des Staates als unvermeidlich im Kriege oder im Frieden ersah, behielt Ew. Majestät allein noch den Mut. Sie übertrugen mir die schwere Last des Ministeriums. Durch glückliche Umstände begünstigt, voll Vertrauen auf den festen Sinn und die sichere Unterstützung meines Kaisers, habe ich getan, was mir Pflicht und Gewissen geboten. Wir haben auf diese Weise, in weniger als vier Jahren, die erste Stelle in Europa wieder errungen. (Da hatte er recht! Österreich konnte, wenn es zur Stunde sein Schwert in die Wagschale warf, eine der Schalen zum Sinken bringen.) Kann ich auf Ew. Majestät zählen, im Falle Napoleon die Friedensgrundsätze nicht annimmt? Ist Ew. Majestät dann unerschütterlich entschlossen, in diesem Falle die gerechte Sache der Entscheidung der Waffen Österreichs und des ganzen übrigen Europa anzuvertrauen? Hierin liegt meine ganze Instruktion, nach meiner Ansicht der Grundstein unseres künftigen, politischen Gebäudes. Über sie muß kein Dunkel schweben in meiner Seele, denn jeder meiner Schritte in Prag würde ohne die genaueste Bestimmtheit des Willens Ew. Majestät das Gepräge einer unverzeihlichen Zweideutigkeit tragen."

Die Antwort des Kaisers Franz auf Metternichs Flehen war weder Fisch noch Fleisch. Hier ist sie:

„Ihnen habe ich größtenteils den jetzigen ruhmvollen politischen Zustand meiner Monarchie zu verdanken, ich rechne auch auf Sie in meinem Bestreben, ihn zu erhalten: Frieden, dauerhafter Frieden ist gewiß das für jeden redlichen Mann Erwünschteste, um so mehr für mich, dem das aus einem Krieg entstehende Leiden so guter Untertanen, so schöner Länder, an denen ich mit Leib und Seele hänge, am schmerzlichsten fällt. Zu diesem Zweck zu gereichen, müssen wir trachten, hiernach haben wir bisher gehandelt, wir müssen es ferner tun; augenblickliche Vorteile, Ländervergrößerungen müssen uns hierin nicht täuschen. Was ich als die Basis eines in meinen Augen dauerhaften Friedens ausgesprochen habe, obschon es stark zu bezweifeln steht, daß es so sei, müssen wir behaupten, da er doch, wenn sie erfüllt ist, möglich sein dürfte.

So viel möglich alles zu vermeiden, was Kaiser Napoleons Ehre abträglich sein könnte, ist schon dabei berücksichtigt worden, so daß er kaum eine vernünftige Ursache haben sollte, es nicht einzugehen. Hiernach müssen Sie bei der nun beginnenden Negoziation als Minimum auf dem bestehen, was ich als solches erklärt habe, den anderen Mächten überlassen, daß sie mehr zu erhalten trachten und ihnen dabei, ohne daß es zu einem Bruche hierwegen kommen sollte, nach Kräften behilflich sein. Übrigens werden sie trachten, durch die möglichst guten Formen die Verhandlungen in das gehörige Geleise zu bringen, alle Bitterkeiten dabei zu entfernen und die Sache zu dem gewünschten Ende zu bringen. Auf dem als Minimum von mir Ausgesprochenen aber werden Sie fest beharren, ungeachtet ich wünsche, daß der Punkt wegen der Hansastädte ausgeglichen werden könnte, da ich ihn nur insoweit als wichtig ansehe, als er ein unerläßliches Bedingnis war, um des festen Beharrens Rußlands in seinem gegenwärtigen Betragen versichert zu sein. Sie werden also auch hierin Ihr möglichstes tun. Übrigens können Sie auf meine Festigkeit in Durchführung dieser Grundsätze rechnen.

Franz."

Ungefähr kann man sie so deuten: Laßt mich halt in Ruh und seht zu, wie Ihr mit mei'm Schwiegersohn fertig werdet! Also noch immer schwankte die Wage. Wir haben gesehen, daß in dem Verhältnis zwischen dem Kaiser und seinem Staatskanzler Metternich doch nur der Diener blieb. Wollte der Kaiser schließlich nicht Krieg führen, so war auch, wie die russischen und preußischen Herren ganz richtig vorausahnten, am 10. August noch keine Entscheidung zu erwarten. Die Verhandlungen von Prag, die jetzt bevorstanden, mußten den Ausschlag geben, sie mußten, wie Metternich es wünschte, dem Kaiser Franz die Unmöglichkeit eines dauerhaften Friedens bis zum handgreifenden Augenschein nachweisen. So war dies alte, hochgetürmte Prag wieder einmal die Stätte einer weltgeschichtlichen Entscheidung, diese „arge Stadt, wo Helden kranken, Heilige von den Brücken sanken", — in deren Mauern vor wenig Tagen Deutschlands bester Mann die Augen zum ewigen Schlummer schloß, die so gern noch den Sieg des Vaterlandes gesehen hätten.

Digitized by Google

14. Kapitel

Vittoria

Während der Kaiser und Metternich im Palais Marcolini ihre folgenschwere Unterredung hatten, galoppierten zwischen den Pyrenäen und dem Erzgebirge keuchende Kuriere ventre à terre, — auf den Relaisstationen ein kurzer Trunk und aus einem Sattel ging es in den anderen. „Botschaft aus Spanien, Majestät von Frankreich! Bei Vittoria sind Deine Kolonnen aufs Haupt geschlagen, Herzog Wellington steht an den Pyrenäen, bereit, sie zu überschreiten." Was war mit Vittoria? Was war mit Spanien?

Ach, in Spanien führte Scheinkönig Josef Bonaparte, den der gewalttätige Bruder in seinem Zorn zum König gemacht hatte, ein jammervolles Dasein. Er hatte gar keine Begabung für den Thron und keine Herrschergewalt in sich, dieser Josef, und hätte sich am liebsten ins Privatleben zurückgezogen, um seine Tage, ohne die Dornenkrone spanischer Majestät, in Ruhe und Frieden hinzubringen. Er war längst der Spielball der Marschälle geworden, die der Kaiser ihm schickte. Wenigstens behauptete er so, während er seinerseits dreist genug in militärische Dinge hineinpfuschte und als Genüßling im Prado wirtschaftete. Eine Zeitlang hatte Marschall Soult die spanischen Angelegenheiten gut besorgt. Aber Soult war ein stolzer, den König nicht achtender Mann, der jeden Schritt Soults in so argwöhnischer Weise überwachte, daß er seinen Bruder dringend bat, den Marschall abzuberufen. Napoleon war damals in Moskau, als diese Bitte an ihn gelangte. Er zögerte, er lehnte ab. „Soult," so schrieb er seinem Bruder, „ist der einzige militärische Kopf in Spanien." Aber dann kam der Zusammenbruch in Rußland, und der Kaiser mußte jede Fähigkeit, die er unter seinen Generälen und Marschällen hatte, ausnutzen. Er rief Soult, von dem er bei Eylau versicherte: „Ich und er verstehen uns ausgezeichnet" und den er doch nie leiden konnte, nach Deutschland, wo wir ihm wiederholt im Stabe des Kaisers begegnet sind.

Das war ein großer Fehler des Kaisers. Denn bei Josef blieb jetzt als Ratgeber nur der Marschall Jourdan, der Sieger von Fleurus. Ach, wo waren die Tage von Fleurus hin? Wo waren die Tage hin, diese hohe Zeit der Republik, als unter Jourdans Befehl unter dem Takte der Carmagnole die Angriffskolonne im Tanzschritt gegen die Österreicher anstürmte, mit ihrem „Dansons la Carmagnole! Vive le son du canon!" — Ja, es lebe das Gebrüll der Kanonen, — nur nicht unter allen Umständen. Damals ging es; damals war Frankreich das angegriffene Land, und seine Söhne stürmten „ein Volk in Waffen" an die Grenzen, sich die Feinde des Vaterlandes vom Leibe zu halten. Es galt, sich zu befreien. Aber hier in Spanien sollte ein Volk unterjocht werden, ein Volk, das sich mit Nägeln und Zähnen wehrte und nicht unterjocht werden wollte, das sich in seiner Gegenwehr auf das zähe Albion stützte. Dem Marschall Jourdan war die Sache schon über geworden. Er hatte diesen Krieg bis aufs Messer kennengelernt und war ungern in das Kommando zu Josef zurückgegangen, wo ihn einige Zeit der Generalinspekteur des ganzen Kavalleriewesens, Belliard, ersetzt hatte. Er war auch kränklich geworden, der arme Jourdan, vertrug sich mit dem Könige ebenfalls nicht gut. Im Hauptquartier Josefs herrschte fortwährend Zank und gegenseitiges Anschuldigen. Das schlimmste aber war, daß diesen beiden Nullen ein Wellington gegenüberstand!

Die Franzosen hatten ihre besten Stämme für den russischen Feldzug abgegeben, und wenn sie noch 231 500 Köpfe in den Musterrollen anführten, so war dies Schein; denn nicht nur alle Etappenposten bis Bayonne, sondern auch alle Hospitalinsassen waren dabei einbegriffen, kaum 168 000 standen unter Waffen. Das hätte freilich gegenüber 55 000 Briten, 32 000 Portugiesen, 85 000 Spaniern (in 5 Armeen) genügt unter anständiger Führung, doch Wellington, diesmal fest entschlossen, den Feind aus allen spanischen Fuchslöchern zu verjagen, umging die Dourolinie, indem er sich auf den Küstenort Santander als neue Basis stützte. Den Vormarsch trat er mit 90 000 Gewehren und Säbeln (d. h. weit über 100 000 effektiv) an, ließ aber unterwegs sehr viele Fußkranke liegen. Obschon sich Victors Fußvolk gegen deutsche und englische Geschwader noch bei Salamanka prächtig hielt, räumte Josef widerstandslos jede Stellung bis zum Ebro.

Digitized by Google

Der engliſche Feldherr hatte, unter Zurücklaſſung einer Diviſion, 83 000 Engländer, Hannoveraner, Braunſchweiger, Spanier und Portugieſen unter ſeine Fahnen geſammelt. An der Nordküſte Spaniens, im Golf von Biscaya, kreuzten drohend die Geſchwader der britiſchen Seemacht. In den Tälern von Biscaya loderte der Aufſtand, und immer drohender ſchob ſich der linke Flügel Wellingtons gegen die Rückzugsſtraße der franzöſiſchen Armee vor. Nun hätte Joſef wohl dem Herzog Wellington entgegentreten können, wenn die franzöſiſchen Generäle Clauſel und Foy, welche mit je 15000 Mann Navarra und Biscaya beſetzt hielten, rechtzeitig zu ihm geſtoßen wären. Aber es fiel dieſen Herren gar nicht ein, den dringenden Befehlen des talentloſen Königs zu gehorchen, ſie gehorchten nur den Befehlen, die ihnen der Kriegsminiſter Clarke aus Paris ſchickte, und mit Recht ihrem eigenen Gutdünken. Nichtsdeſtoweniger brach Clauſel über Logroño auf, erreichte aber zu ſpät das Becken von Vittoria. Die Douro-Ebrolinie war bereits ſtrategiſch verloren. Auch die letzte Verteidigungslinie umging Wellington in ſechstägigem, erſtaunlichem Gebirgsmarſch, man darf ſeine Operation meiſterhaft nennen. Ehre, dem Ehre gebührt! er war ein Feldherr. Dagegen ſind nie Truppen ſchimpflicher geführt worden als hier die franzöſiſchen. Man glaube nicht, daß ſie ihren Kriegsruhm vergaßen, nur die ſpaniſchen joſefiniſchen Söldner wichen ſchwach vor ihren erbitterten Landsleuten. Vom raſchen Rückzug ermüdet und nicht recht aus noch ein wiſſend, beſchloſſen Joſef und ſein Stabschef Jourdan nun ſchließlich, auf dem Hochplateau von Vittoria eine Verteidigungsſtellung einzunehmen und dort den Angriff abzuwarten. Vom Pamplona her erwartete Joſef den General Clauſel. Er hatte ihm nochmals den Befehl geſchickt, heranzumarſchieren. Aber der Befehl wurde von hannoverſchen Huſaren aufgefangen. Immerhin hatte Joſef 54000 Mann, die er Wellington entgegenſtellen konnte. Aber die Stellung war ſchlecht gewählt. Die Stadt Vittoria, durch welche die nächſte Rückzugsſtraße führte, war außerdem von Proviantwagen und Trainkolonnen vollgeſtopft, denn der König hatte beſchloſſen, den ſtarken Train vorauszuſchicken, um für alle Fälle von ſeinem perſönlichen Raubbeſitz zu retten, was ſich retten ließ. Ein mutloſer Entſchluß, der nicht viel Gutes verſprach. Der linke Flügel der Franzoſen, der ſich an die ſteilen Höhen von Puebla lehnte, war der Schlüſſel der Stellung. Nur durch ein ſchmales Defilee war an dieſe Poſition heranzukommen. Hier führte der ebenſo verdrießliche wie höfiſche Drouot d'Erlon, der ſchon bei Fuentes Maſſenas Vertrauen täuſchte, die frühere „Südarmee". Das franzöſiſche Zentrum zog ſich dann auf dem etwas niedrigeren Plateau gegen Vittoria hin, während der rechte Flügel unter General Reille die nördlich von Vittoria liegenden Brücken über den Zadorafluß decken ſollte. Dieſer rechte Flügel hatte gar keinen Zuſammenhang mehr mit der Hauptarmee.

Arthur Wellesley, Herzog von Wellington

Der Tag von Vittoria, 21. Juni 1813, brach mit unfreundlichem Wetter an. Regenwolken am Himmel, ſchwere Nebelmaſſen in der Luft, unter deren Deckung der engliſche General Hill ſeine Truppen gegen die ſteilen Anhöhen von Puebla führte. Flinke ſpaniſche Gebirgsſchützen erklommen von Südweſt her die Abhänge, die Sturmkolonnen aber wanden ſich durch das Defilee und ſtürmten das Dorf Subijana. — Wellington ſelbſt griff das Zentrum an. Hier tat ſich beſonders der ſauertöpfiſche, ewig fluchende Schotte Picton hervor, der über die liederlich unbewachte kleine Nebenbrücke Trespuentes im Laufſchritt paſſierend, vordrang und, die Abhänge emporklimmend, gegen das franzöſiſche Zentrum ſtieß. Zwei Jahre ſind noch dein, Picton!

König Joſef ſowohl wie Marſchall Jourdan hatten eigentlich keine Befehle erteilt. Jourdan hütete

Digitized by Google

verärgert und krank ſein Zimmer, und der König blieb ebenfalls lange Zeit unſichtbar. Aber jetzt, wo es galt, zeigten beide perſönlichen Mut. Sie glaubten, daß die Entſcheidung auf den Höhen von Puebla läge, rafften Truppen aus dem Zentrum zuſammen und führten ſie gegen Hill. Aber die Engländer und Spanier waren aus dem Dorf Subijana und vom Plateau nicht mehr zu vertreiben. Ein ſterbender Oberſt rief: „Laßt mich hier oben, damit ich die Schurken fliehen ſehe!" Im Zentrum koſtete es aber viel Mühe, an der Nunclarosbrücke Herr zu werden, während im Oſten Diviſion Oswald und Brigade Robinſon ſcheiterten. General Sanut fiel, doch auch die Royals (Garden) wichen.

Der rechte Flügel der franzöſiſchen Armee unter General Reille wurde dort vollſtändig überraſcht. Der Nebel und die ſpaniſchen Irregulären unter Oberſt Longa deckten den Vormarſch Grahams ſo gut, daß Reille bis zum Augenblick des Angriffs keine Ahnung von der Nähe der engliſchen Diviſionen hatte. Indeſſen hielt ſich Reille lange gut und ſchlug auch Halketts Deutſche zurück. Hier fochten die Veteranen der ehemaligen „Armee von Portugal", während Gazans „Centrumsarmee" ihren Namen in der Mitte entſprach. Bei Rückzugdeckung dienten brav die Deutſchen D'Armagnacs, die einſt bei Mezza d'Ibor ein Bravourſtück vollbrachten und ſich bei Medellin den Beinamen „Die wandelnde Zitadelle" für 2. Naſſau erwarben, ſo daß der ritterliche Latour-Maubourg hernach mit ſeinem ganzen Offizierkorps in Gala ihnen eine Ehrenviſite machte, weil es die Stürmer „zum Sieg begeiſterte".

Jean Baptiſte Jourdan, Marſchall des Kaiſerreichs
Nach einem Gemälde von Wien

Die Kataſtrophe war nicht mehr aufzuhalten. Das Zentrum wurde durchſtoßen und ſo tapfer auch die Franzoſen das Dorf Arinez verteidigten, ſie mußten weichen. Von den Höhen von Puebla flutete die Flucht auf der Straße nach Salvatierra dahin. Aber der Engländer Graham hatte die Stadt Vittoria umgehen laſſen und eine Kolonne auf die Hauptſtraße geworfen, die nach Frankreich zurückführte.

Die franzöſiſche Armee geriet in eine furchtbare Lage. Die Stadt Vittoria war der Schauplatz fürchterlicher Szenen; alles ſuchte ſich in die Stadt zu retten. Aber die in einem Talkeſſel liegende Stadt wurde alsbald dem wütenden Artilleriefeuer der engliſchen Batterien ausgeſetzt. Der einzige Ausweg war nördlich gegen Pamplona zu, von woher man ja auch den Anmarſch des Generals Clauſel erwartete. Aber ſchon bedrohten britiſche Huſaren auch dieſe Straße. Außerdem führte ſie durch Sümpfe und wurde bald verſperrt. Nun gab es nirgends ein Halten mehr. Die Artilleriſten, nachdem ſie umſonſt in der Verzweiflung ein betäubendes Feuer erhoben, durchſchnitten die Stränge und überließen die ineinander verfahrenen Geſchütze ihrem Schickſal. Marſchalls- und Generalskutſchen, zum Teil mit weiblichem Inhalt, mit Schätzen angefüllt, welche die Eindringlinge während der fünf Jahre des Krieges zuſammengeraubt hatten, Munitionskarren, Proviantwagen blieben im bunten Durcheinander ſtecken. Nur Reille erkämpfte ungeſtörten Abzug auf der Hochfläche nach Logroño, ſeine Reiterei Digeon warf die Verfolger zurück und 2. L. der Brigade Fririon verlor als Nachhut nur 7 Offiziere, Digeons Dragoner nur 12 Offiziere, 127, für vier Regimenter gewiß ſehr mäßig. Digeon blutete, doch im ganzen verlor Reille nur 47 Infanterieoffiziere. Im Zentrum litt nur 28. ligne erheblicher: 250 tot und verwundet, 200 gefangen, zur Linken nur 12. L. mit 310 Köpfen (13 Offiziere). König Joſef hatte ſich bis zuletzt auf dem Schlachtfelde aufgehalten, — wie geſagt, er ließ es an perſönlichem Mut nicht fehlen. Aber nun war ihm Rittmeiſter Wyndham der 10. Huſaren auf den Ferſen. Er ſprang aus ſeinem Wagen, warf ſich aufs Pferd und

Digitized by Google

entkam mit genauer Not. Als er die Grenze Frankreichs bei Saint Jean de Luz erreichte, hatte er in der Tasche nur noch ein 20-Frankstück, — alles andere war zum Teufel. Er traf seine schöne Königin dort, und das erste, was er sagte, war die Versicherung, daß er irgendeine Privatstellung der Großartigkeit und den Aufregungen des öffentlichen Lebens stets vorgezogen habe. Armer Mitmensch, der während einer Zeit seines Lebens absolut König sein sollte, weil der herrische Wille des Bruders es so wollte! Seltsam, daß in allen diesen Brüdern Bonaparte so wenig Willen zur Macht steckte. Ludwig lief aus Holland weg, Josef dankte augenscheinlich Gott, als er aus dem Treiben heraus war, und Jérôme amüsierte sich, solange es ging, und verzichtete ohne weiteren Kummer auf seine Champagnerbäder und Mätressen, als es nun mal nicht mehr ging. Lucien, der tüchtigste unter ihnen, wollte von vornherein von einer Krone nichts wissen.

Der arme müde Jean Baptiste Jourdan hatte auch während der Schlacht getan, was er konnte. Er büßte seinen schönen Marschallsstab ein, und der son du canon, der ihm bei Fleurus so melodisch klang, wird hier bei Vittoria für ihn einen starken Mißton gehabt haben. Geliebt hatte Napoleon diesen Jourdan nie. Er roch ihm stets zu sehr nach Jakobinismus, und militärisch: „Jourdan? Pah, der ist ein Dummkopf!"

Das französische Heer büßte nur (180 Infanterieoffiziere) 4000 Mann an Toten und Verwundeten (laut Sarrazin nur 3000) und angeblich 1800 Gefangene ein (Wellington schweigt sich aus, laut Thiers nur Train, laut Sarrazin nur Hospitalinsassen), hatte aber gewaltigen Verlust an Kriegsmaterial. 143 (nicht 151) Geschütze, über 400 Munitionswagen und 1500 Trainfuhrwerke fielen in die Hände der Engländer und ihrer Verbündeten; das ganze Gepäck des Königs, die Bagage Jourdans und der Generale und Offiziere, die Kriegskasse. Es war so viel zu plündern, daß die englischen Soldtruppen und die Spanier sich auflösten. Tragikomisch wie die Flucht des Hofhalts (viele Damen gefangen, darunter die Gattin des Armeechefs Gazan) war das Beutemachen, als die zügellose Soldateska über die Schätze der Wagenburg herfiel. Bei so einreißender Unordnung war an Verfolgung nicht zu denken. Wellington klagte, er verliere so mehr Menschen als die Verfolgten, von denen Soult noch 77 500 (10 000 in San Sebastian und Pamplona) zusammenfand, nachdem auch Foy noch ein Gefecht bei Tolosa lieferte. Übrigens verlor Wellington selber 5286 Tote und Verwundete (263 Offiziere), weit mehr als die Besiegten, von denen fast nur Trainknechte sich ergaben. 2. Reg. Nassau deckte den Rückzug im Zentrum, das sich später nebst Bataillon Frankfurt noch an der Bidassoa hervortat, ehe es in einer Regennacht zu den Braunschweigern überging.

Als die Kuriere mit ihrer Unglücksbotschaft in Dresden eintrafen, war der Kaiser wütend. Er tobte, und die Depeschen, die er in jenen Tagen diktierte, strotzten von derben Ausdrücken und Kränkungen der Personen, denen er die Schuld zuschob. Josef wurde sofort kaltgestellt und bekam den Text: „Ich ersuche Sie, sich nicht mehr in die Angelegenheiten meiner Armee zu mischen." Kriegsminister Clarke erhielt die scharfe Order: „Sprechen Sie dem Marschall Jourdan mein Mißfallen aus, entheben Sie ihn von seiner Stellung und schicken Sie ihn auf seine Güter. Er soll kein Gehalt bekommen, bevor er mir nicht Rechenschaft über den Feldzug gegeben hat. Sagen Sie dem General Reille, daß ich ihn nicht mehr kenne. Die ganze Gesellschaft hat eine weibische Furcht gezeigt." Außerhalb des Kabinetts aber nahm sich der Kaiser zusammen. Wer um die Sache wußte, mußte äußerste Zurückhaltung beobachten. Die amtlichen Journale sprachen nur von einem Kampf bei Vittoria und von dem Verlust einiger Kanonen und Wagen infolge Mangels an Vorspannpferden. Dennoch konnte er es nicht hindern, daß bald durch Europa die Kunde ging: „Spanien ist wieder frei von den Pyrenäen bis zu den Säulen des Herkules*)."

Am selben Tage noch mußte der Herzog von Dalmatien, Marschall Soult, mit Eilpost nach Spanien abreisen. Er ging über Paris mit ganz bestimmten kaiserlichen Befehlen, um sich mit dem Großkanzler Cambacérès und dem Kriegsminister Clarke zu beraten und als Generalgouverneur die Wiederherstellung der Macht in Spanien zu übernehmen. Aber selbst er vermochte den rollenden Stein nicht mehr aufzuhalten. Er schlug sich monatelang mit dem Herzog von Wellington mit wechselndem Glück herum, aber an eine Wiedereroberung Spaniens war nicht mehr zu denken. Mit bewunderswerter Kraft und Genialität ordnete Soult, dessen keifende und gegen nochmalige Verschickung ihres Gemahls remonstrierende Gattin vom Kaiser die Lektion erhielt: „Sie glauben wohl, Ihren geduldigen Eheherrn vor sich zu haben", sein Heer in drei schlagfertige Korps Clauzel, Reille, d'Erlon. 55 000 (nicht 60 000) Franzosen stürzten sich auf

*) Das war insofern unrichtig, als Suchet noch lange die Ostbucht hielt. Noch im Juli 1812 jagte eine Reitervorhut vor Alikante 12 000 Spanier in wilde Flucht, ein fast traumhafter Vorgang, da nur 2 Dragoneroffiziere dabei bluteten. Die Spanier besserten also nun ihre üble Gewohnheit panischen Schreckens. Im jetzigen Sommer erlitt ein bei Alikante gelandetes englisches Hilfskorps unter Murray und Lord Bentinck lauter Schlappen, die schlimmste zuletzt am 13. September im Ordalpaß. Erst im folgenden Frühjahr wich Suchet, der fast alle seine Kräfte nach Frankreich schickte, aus Spanien.

Digitized by Google

die Päſſe Maya und Ronzesvalles. Wellingtons Rechte (2., 3., 4. Diviſion nebſt Silveiras Portugieſen und Morillos Spaniern) wurde bis 28. zurückgedrückt und zerſchlagen. 92. Hochſchotten (keineswegs meiſt Irländer, wie Napier fabelt) ſchmolz auf ein Drittel (engliſche Angabe 300 auf 25 Offiziere iſt erfunden), 71. die Hälfte, 4 Geſchütze gingen verloren. Soult und Wellington ſtanden ſich bei dieſer „Schlächterei" perſönlich gegenüber. Am 30., 31. ſchob Soult unter Vorbeimarſch Clauzels zu Erlon hier Reille nach, doch heftiges Schlagen bei Sauroren und Lizaſſo ergab auf der ganzen Linie, daß Wellingtons Front nicht weiter durchbrechbar ſei. Alles, was Napier und Maxwell über eine Niederlage Clauzels und Reilles Diviſion Foy fabeln, zerrinnt, da dieſe Truppen nur 15 Offiziere verloren. Der Gegner litt bedeutend, allein ſchon 1200 Portugieſen, Brigade Inglis verlor ein Drittel. Am 1., 2. Auguſt beſchoß die leichte Diviſion den Abzug Reilles, doch Martiniens amtlicher Archivausweis verweiſt ein angebliches Blutbad im Paß ins Reich der Mythe. Dieſe zehn Tage koſteten Soult 378 Offiziere und angeblich 13000 Mann, wovon 4000 gefangen, der offenbarſte Schwindel, da nur 20 Offiziere gefangen wurden, auf die übrigen höchſtens 7600 zu rechnen ſind. Reilles und Erlons 34000 (nicht 43000) wurden im Beſtand um 8000 verringert, doch ſind natürlich viele im Gebirge Verſprengte dabei. Wie ſoll man dann erſt Wellingtons Verluſt berechnen, der, neben 7300 tot und verwundet, 12000 Verſprengte verlor, die nach Umherirren ſich ſpäter größtenteils zur Fahne zurückfanden! Auf 245 Offiziere am 28., 30. muß Wellington ſchon dort mindeſtens 5000 verloren haben. Der Verluſt glich ſich beiderſeits aus. Dies Ringen eines Werwolfs mit einem liſtigen Eisbären führte zu neuen Verſchlingungen bis Neujahr. Noch waren an 150000 Franzoſen und Rheinbundtruppen in Spanien, und daß dieſe dort feſtgehalten wurden, war die gute Seite des ſpaniſchen Kriegs für die Verbündeten, denn 100000 Mann aus Spanien hätten vielleicht genügt, dem Feldzug in Sachſen eine ganz andere Wendung zu geben. In Spanien fochten ſie vergeblich, in Sachſen fehlten ſie dem Kaiſer.

Digitized by Google

15. Kapitel

Trachenberg

„Mein Feuer ist, dem Himmel sei Dank, weder das Feuer der Jugend, noch das der Phantasie, sondern das des Biwaks, dem tausendfältige Erfahrungen zur Seite stehen." Dies Wort sprach zu Stralsund im Mai 1813 Kronprinz Karl Johann von Schweden, ci-devant Bernadotte, zu den preußischen Offizieren, welche ihm vom König entgegengesandt waren, um ihn zu empfangen. Warum dieses Feuer, „mit tausendfältigen Erfahrungen gespeist", den Gaskogner nicht veranlaßte, zunächst mit allen Truppen, die er hatte, gegen Hamburg zu marschieren und diese wichtige Stadt der Sache der Verbündeten zu erhalten, wäre vom militärischen Standpunkt unbegreiflich, wenn der Mann nicht seine guten politischen Gründe dazu gehabt haben muß. Es lag für ihn nicht der geringste Grund vor, den braven General von Döbeln, der bereits in Hamburg einmarschiert war und Hamburg hätte halten können, bis Bernadotte heran war, zurückzurufen. Welche Kombinationen sich in jenen Tagen dieser gaskognische Kopf machte, das ist schwer zu sagen, jedenfalls paßte es ihm in seinen Kram, Hamburg fallen zu lassen, obgleich er es retten konnte. Es war dies das erste militärische Verbrechen, das der schwedische Kronprinz als Verbündeter Rußlands, Preußens und Englands in diesem Feldzuge beging. Als Marschall Davoust in Hamburg einrückte, sagte er zu dem dänischen Kommandanten in Altona: „Ich weiß recht gut, wie ich mit dem Kronprinzen daran bin, er wird niemals gegen Frankreich fechten!" Ja, es ist viel versucht worden, aus dem Charakterbild dieses Mannes die Widersprüche fortzuwischen, aber sie lassen sich nicht wegwischen, ganz unmöglich, diesen Mann reinzuwaschen. Er stieg an Deutschlands Küste — oder vielmehr Schwedens Küste, denn leider war ja damals jener Teil von Pommern noch schwedisch — mit drei Verträgen in der Tasche; Bündnisse mit Rußland, mit Preußen und England gaben ihm dreifältige Garantie, daß er Norwegen annektieren könnte, ohne von seinen Verbündeten gehindert zu werden. Er hatte es, wie wir schon hörten, offen zu Stadion gesagt, daß dies hauptsächlich der Grund sei, aus welchem er sich den Verbündeten angeschlossen habe.

Von den vielen steilen Laufbahnen, welche jene Zeiten schufen, war, nächst der des Kaisers, seine Laufbahn die steilste. Ja, sie war, wenn man will, bedeutend erfolgreicher als die Bonapartes, denn noch heute sitzen auf Schwedens Thron die Nachkommen Bernadottes, während die Dynastie Bonaparte längst vom Sturm der Zeiten weggefegt ist. Ein Südfranzose, ein Gaskogner, der Sohn eines Advokaten oder Gemeinderats aus Pau, trat er als siebzehnjähriger Bursche in das Regiment „Royal marine" ein, Garnisonen in Korsika oder in der Provence, in kleinen Nestern und für den Ehrgeizigen im Dienst des königlichen Frankreich wenig Aussicht mehr als der Grad eines Sergeanten. Indessen auch seinem Talent öffnete die große Revolution die Bahn. Innerhalb von drei Jahren vom Unterleutnant zum Divisionsgeneral, letzteres seit Fleurus unter General Jourdan, dem wir soeben in Spanien begegnet sind. Aus jener Zeit stammt ein bemerkenswertes Führungsattest. „Glühend ehrgeizig," heißt es da, „anerkannt tapfer hat er das Talent, Offiziere und Soldaten mit sich fortzureißen. Despot innerhalb seiner Division, hält man ihn für einen niedrigen Schmeichler denen gegenüber, die er braucht. Falscher und gefährlicher Feind, raubt und plündert er wie jeder andere, ist aber im übrigen Freund der Revolution." Als er den jähen Aufstieg Napoleons sah, packten ihn Haß und Eifersucht, die ihn zeitlebens nicht verließen. Dieser Bonaparte schien ihm überall im Wege zu stehen. Als er in Italien unter ihm kommandierte, gab sich Napoleon alle Mühe, dem ehrsüchtigen Manne zu schmeicheln und ihn an sich zu ketten. Dieser kleine gelbe General Bonaparte wußte schon damals, daß er Kreaturen gebrauchen würde, aber der Gaskogner war nicht zu gewinnen. „Ich habe einen jungen Mann von 26—27 Jahren gesehen," schrieb er an seine republikanischen Freunde in Paris nach der ersten Begegnung mit Bonaparte, „der sich den Anschein gibt, 50 Jahre alt zu sein, und das weissagt mir nichts Gutes für die Republik." Aller-

Digitized by Google

dings ein anerkennenswerter Scharfblick der klugen Augen. Der immer spähende Gaskogner nutzte jede Gelegenheit, sich höher zu poussieren; er heiratete in die Familie Bonaparte hinein, indem er sich mit der Kaufmannstochter Désirée Clary vermählte, der ehemaligen Braut des Generals Bonaparte und der Schwägerin Josef Bonapartes. Dann, als er sah, daß er in der öffentlichen Meinung dem rasch aufsteigenden Bonaparte nicht den Rang ablaufen konnte, hielt er sich zur Partei Napoleons, im innersten Herzen voll Mißgunst und ständig intrigierend. Aber er war auch ein Neidling gegen seine Marschallskollegen; bei Auerstädt zur gemeinsamen Operation mit dem Marschall Davoust befohlen, ließ er diesen völlig im Stich, und nur der tödlichen Verwundung des Herzogs von Braunschweig dankte es damals Davoust, daß aus einer drohenden Niederlage ein Sieg wurde. Das Verhalten Bernadottes bei Auerstädt anno 1806 gleicht sehr seinem Verhalten anno 1813 beim Fall Hamburgs. In beiden Fällen leiteten ihn rein persönliche Absichten zu höchst bedenklichen Handlungen, die militärisch gar nicht zu rechtfertigen waren. Bei Auerstädt hätte es ihn fast den Kopf gekostet, denn die Empörung seiner Marschallskollegen war so groß, und das Dekret, das ihn vor ein Kriegsgericht stellen sollte, von Napoleon im ersten Zorn schon unterzeichnet. Aber der Kaiser kassierte es in Rücksicht auf Désirée Clary, die ihm einstmals nahegestanden.

Einen neuen Zwist zwischen dem Kaiser und seinem Marschall Bernadotte brachte die Schlacht von Wagram. Wir haben in diesen Blättern erzählt, wie der Kaiser ihn damals mit harten Worten vom Schlachtfeld jagte und nach Paris zurückschickte. Schließlich war Napoleon froh, als die Schweden ihm seinen Marschall holen wollten, um ihn zu ihrem Kronprinzen zu machen. So wurde er einen unsichern Mann los, dem er nie über den Weg traute. In den napoleonischen Kriegen hatte sich Bernadotte eigentlich nie recht ausgezeichnet. Ein Divisionsgeneral wie andere mehr, aber von weniger Entschlossenheit wie die meisten. Er war so: den Mund voll großer Worte, das Handeln zögernd und unentschlossen. Sie kannten ihn alle recht gut, seine Marschallskollegen, und man zuckte in der französischen Armee die Achseln über ihn. „Il ne fera que piaffer“ (Er wird nur große Worte machen!) Wie sollte das erst werden, wenn er jetzt selbständig gegen diesen gefürchteten Kaiser schlagen sollte. Und doch ist im Hauptquartier der Verbündeten erwogen worden, ob man nicht diesem Manne das Generalkommando über die verbündeten Armeen übertragen sollte. Man dachte an ihn, man dachte auch an den General Moreau, den der Kaiser Alexander damals aus seinem amerikanischen Landleben auf den Kriegsschauplatz gerufen hatte. Es zeigt, wie verschwommen die Begriffe über vieles waren, daß man, obgleich so viele tüchtige Führer in der preußischen Armee vorhanden waren, überhaupt Franzosen in Erwägung zog.

Der seltsame Mann mit dem Raubvogel- oder Condégesicht erzählte den beiden preußischen Abgesandten ganz merkwürdige Dinge: „Mehrere der reichen französischen Marschälle hätten ihm noch kürzlich bedeutende Summen geschickt und ihm dabei jedesmal sagen lassen, daß, wenn er diese Summen verwenden wolle, um den Kaiser Napoleon in seine natürlichen Grenzen einzuengen, oder zur Ruhe zu bringen, sie selbige für vortrefflich angewendet halten würden!“ Warum er allerdings sich von den Marschällen Geld schicken ließ (denn unaufgefordert werden diese das doch nicht getan haben), ist nicht leicht zu begreifen, weil doch England ihn generös unterstützte und ihm eine Million Pfund Hilfsgelder zugesichert hatte. Außerdem wollten Rußland sowohl wie Preußen ihn mit 60 000 Mann Hilfstruppen unterstützen (Rußland 35 000 und Preußen 27 000 Mann), zunächst ohne eine Bedingung über die Verwendung der Truppen daran zu knüpfen. Der Kronprinz Karl Johann trug sich in seinem Hirn mit ungeheuerlichen Plänen. Er wollte gegen die Dänen operieren, um auf diese Weise den Marschall Davoust und die französischen Streitkräfte Norddeutschlands auf sich zu ziehen. Er wollte Holland in Aufruhr bringen, er wollte, — ja, was wollte er nicht alles. Zunächst ließ er insgeheim anfragen, ob der König von Preußen und der Kaiser Alexander bereit seien, ihm, dem Kronprinzen, den Oberbefehl über das ganze verbündete Heer anzuvertrauen. Eine solche Torheit begingen nun gottlob die Monarchen nicht; aber Kaiser Alexander ließ durch seinen Gesandten, den Grafen Pozzo di Borgo, den Kronprinzen nach Schloß Trachenberg einladen, um mit ihm gemeinsam die Kriegspläne zu beraten. Wir wissen bereits, daß Pozzo di Borgo sehr respektwidrig über den Kronprinzen von Schweden gesprochen hat: „un caractère disparate et impur“, ein Gemisch von Gaskogner, Jakobiner, Soldat, Prinz und Chevalier. Was der Korse Pozzo, der Todfeind Napoleons, über diesen Bernadotte auch von anderer Seite erfahren hatte, war schon in das Hauptquartier der Monarchen gelangt und hatte Zweifel an dem inneren Wert dieses Verbündeten entstehen lassen. Graf Münster, der Ministerpräsident Hannovers, das damals noch zur Krone Englands gehörte, hatte den Freiherrn von Hammerstein nach Schweden gesandt, um den Kronprinzen für die Wiederherstellung und Vergrößerung Hannovers zu erwärmen. Graf Münster glaubte, daß ein großer Fischzug in Aussicht stand, wenn Napoleon zur Boden geworfen war, daß für ein künftiges Königtum Hannover nach Auflösung des Königreichs Westfalen große Gebietserweiterungen aus früheren preußischen Gebieten gewonnen werden könnten.

Zuerst war Karl Johann für diese Vergrößerungspläne Hannovers Feuer und Flamme. Schon glaubte

Digitized by Google

Herr von Hammerstein am Ziel aller seiner Wünsche zu sein, aber als dann der Vertrag zwischen Schweden und Preußen abgeschlossen worden war, stand von solchen Gebietserweiterungen Hannovers nichts darin. In Stralsund mußte der hannoversche Gesandte lange Wochen warten auf die große Tätigkeit, die der Kronprinz jetzt beginnen wollte, um Deutschland zu befreien. Hammerstein konnte nicht begreifen, warum Karl Johann mit einer Macht von 40 000 Mann sich nicht auf die 15 000 Franzosen warf, die in Nordhannover gegen ihn standen. Dann kam der Waffenstillstand und lähmte alle kriegerischen Bewegungen. Hatte Karl Johann, als er es noch konnte, in der zweiten Hälfte des Mai nichts getan, hatte er vielmehr Hamburg in die Hände der Franzosen fallen lassen, so wurde er jetzt plötzlich, als Frieden war und die Kanonen schwiegen, zu einem Aufrichter patriotischer, geknickter Herzen. Ganz begeistert schreibt Hammerstein in jenen Tagen an Münster, daß der Kronprinz von Schweden ihn und alle Verzagenden wieder aufgerichtet habe. „Unter diesen traurigen Umständen hat der Kronprinz," schrieb er, „jenen Charakter, jene Hingebung, jenes Gefühl an den Tag gelegt, das großen Männern eigen ist, und das ihn hinweghebt über die Schwäche und den Kleinmut unserer Zeit: de republica non desperavit. Er hat aus seinem Gedächtnis die Vergangenheit gestrichen und keinen andern Gedanken als den an die große Sache, die wir verteidigen. (Einen kleinen Nebengedanken an Norwegen und sonstige Fischerei im Trüben ausgenommen!) Indem er sich über die Widerwärtigkeiten erhebt, nimmt er nur Rat aus der Tiefe seines Herzens. Er hat mich beauftragt, Sie von seinen Plänen zu unterrichten, die er in der großen Krise des Augenblicks verfaßt hat."

Ja, er hatte große Pläne gefaßt, dieser Bernadotte, in Stralsund und in der Aussicht, daß er die nächsten Monate nicht gegen den Kaiser Napoleon zu marschieren brauchte. Für alle Fälle fühlte er sich berufen, die Freiheit Europas zu erkämpfen. „Er hoffe nicht," rief er aus, „daß Alexander durch einen übereilten Frieden den Leichenstein auf das Grab Europas wälzen werde." Sollte aber der Frieden doch geschlossen werden, so wolle der Kronprinz mit England allein gegen Napoleon weiterkämpfen. Er wolle für England, — ja, man denkt jetzt unwillkürlich, daß er Napoleon ins Meer werfen werde, daß er den insgeheim so lange Gehaßten in einigen Schlachten vernichten wollte. Aber nein, das wollte er nicht, er wollte — Seeland erobern! Blieb Hannover dann infolge eines Friedensschlusses der Verbündeten mit Napoleon dem französischen Kaiser verfallen, so wollte er Seeland und Fünen von Dänemark erobern, und dies Land an England abtreten, um dort eine Hochburg für den Widerstand gegen Bonaparte zu gründen. „England", sagte der Kronprinz zu Hammerstein, „wird dort einen Absatzmarkt und einen Lagerplatz für seinen Handel finden, einen Felsen, im Meer aufgerichtet, an dem alle Pläne Napoleons scheitern werden, sein Kontinentalsystem an den Ufern der Ostsee zu begründen. Mit einem Wort, Seeland wird für England ein neues Gibraltar werden. Dort wird England eine Pflanzstätte von Soldaten finden, welche ausreicht, den allgemeinen Despotismus in allen Ländern des Erdkreises zu bekämpfen, einen Punkt, von dem man eines Tages an den Küsten Deutschlands landen wird, um die Freiheit dorthin zu tragen." Das alles wollte Bernadotte mit einem Heer von 50 000 Mann machen. Hammerstein horchte hoch auf, als er diese Pläne vernahm und faßte sie im Auftrag des Kronprinzen in einer Denkschrift zusammen, die Bernadotte sich erst noch vorlegen ließ, bevor sie abging. Aber Hammerstein war vorsichtig geworden, er fügte in deutscher Sprache (Königliche Hoheit von Schweden radebrechte die deutsche Muttersprache nur ein wenig) hinzu: „Nach dem großen politischen, militärischen und moralischen Fehler, welcher dadurch begangen ist, daß man Hamburg hat fallen lassen, liegt eine Charakterschwäche zutage, eine Ungewißheit und Unentschlossenheit, über welche kaum mehr etwas zu sagen übrigbleibt. Bei vielen ausgezeichneten Eigenschaften, bei vielem Geist, fehlt es an dem wichtigsten, worauf es im entscheidenden Augenblick immer ankommt: an dem Charakter."

Dieser Meinung waren verschiedene Herren im preußischen und russischen Hauptquartier längst, als Bernadotte seine Antrittsvisite in Trachenberg bei den Monarchen machte. Wir haben ihn dort gesehen und haben vom Grafen Henckel erfahren, daß er zwischen beiden Monarchen zu Tisch saß und daß Friedrich Wilhelm lakonisierte: „Nicht zu leugnen, Kronprinz einnehmend und klug!" Allerdings, einnehmend war er, indem er die Million Pfund von England in die Tasche senkte, und im übrigen klug wie die Schlangen — aber um so weniger ohne — Falsch wie die Tauben.

Vor allen Dingen lag es dem Kronprinzen daran zu wissen, ob Österreich bereit sei, zu schlagen oder nicht. Die beiden Monarchen taten, was sie konnten, um ihn von Österreichs festem Entschluß zu überzeugen; aber das Dokument vom 27. Juni aus Reichenbach konnten sie ihm nicht vorzeigen, weil es geheimgehalten werden mußte. So blieb es hauptsächlich die Aufgabe des Grafen Stadion, dem Kronprinzen beizubringen, daß auf alle Fälle Österreich zu schlagen bereit und gerüstet sei. Der Kronprinz ging, wie wir schon wissen, gegen den Grafen Stadion sehr aus sich heraus, sagte ihm geradezu, daß er eigentlich nur: „um Norwegen zu haben, sich der großen Sache angeschlossen habe". Als er aus den Unterredungen mit Stadion die Gewißheit gewann, Österreich würde, wenn der Präliminarfriede nicht zustande käme,

Digitized by Google

angreifen, war Karl Johann sehr froh. Er sah die Entwickelung des Krieges auf einmal mit ganz andern Augen, denn er glaubte, daß Napoleon sich nun auf Wien werfen werde. „Die Hauptstadt der österreichischen Monarchie," rief er aus, „wird das Grab der Größe Napoleons und seiner maßlosen Macht außerhalb der Grenzen Frankreichs werden." — Die Russen und Preußen sollten nach seinen Vorschlägen in der Flanke des Kaisers operieren, während er sich bereitmachte, — ihm in den Rücken zu fallen. Er sähe dann nicht die Möglichkeit, wie sich die französische Armee aus einer so verzweifelten Lage wieder herausziehen könnte. Dann versicherte er wieder dem österreichischen Bevollmächtigten, daß er eigentlich Napoleon früher viel zu nahe gestanden habe, um jetzt sein persönlicher Feind zu sein. Er sei mit der Familie des Kaisers durch seine Frau verwandt, er wolle ihn auch nur in die Grenzen Frankreichs zurückdrängen und seinem Sohne den Thron erhalten. „Dann wieder," schreibt Graf Stadion an sein Kabinett, „ließ er mich mehr als einmal während seiner langen Aussprache mit mir vermuten, daß es nicht unmöglich sei, daß, wenn Napoleon durch eine innere Verwickelung den Thron verliere, er als sein Nachfolger berufen werden könnte." — Der scharf beobachtende und kühle Graf Stadion wurde aus dem ehemaligen französischen Marschall nicht recht klug, oder er wurde zu klug aus ihm; denn aus diesen Unterredungen kam er zu jenem Urteil, das wir in diesen Blättern schon mitgeteilt haben*).

In diesen Trachenberger Tagen, und besonders in der Kriegsratssitzung warf der Kronprinz wieder mit großen Worten um sich. „Das Zelt Napoleons muß stets und allein das Augenmerk der Verbündeten sein!" Zu dem Kriegsplan der Verbündeten selbst hat er nicht viel gesagt, sondern nur fortwährend mit Redensarten um sich geworfen: „Mais très bien!" — „C'est très vrai" — wenn Knesebeck und Toll ihre Ausführungen machten. Dann vollführte er, höchst eigenhändig, in dem in französischer Sprache aufgenommenen Protokoll einige Verbesserungen orthographischer Fehler. Er schlug für sich den Befehl über ein Heer von hunderttausend Mann heraus und versprach feierlichst, Berlin zu decken und die Offensive vorwärts der preußischen Hauptstadt zu ergreifen.

Das Trachenberger Protokoll vom 12. Juli 1813.

Allgemeiner Grundsatz ist, wie vereinbart, daß alle Streitkräfte der Alliierten sich nach der Seite begeben sollen, wo die feindliche Hauptmacht sich findet. Daraus folgt:

1. Daß die Korps, welche an den Flanken und im Rücken des Feindes agieren sollen, immer die Linie zu wählen haben, welche am direktesten auf die feindliche Operationslinie trifft.

2. Daß die stärkste Macht der Alliierten eine Stellung wählen muß, in der sie überall dahin Front machen kann, wohin sich der Feind begeben will. Die vorspringende Bastion Böhmens scheint diesen Vorteil zu bieten.

Nach diesen allgemeinen Regeln müssen die vereinigten Armeen vor Ablauf des Waffenstillstandes an die untengenannten Punkte gestellt werden; nämlich:

Ein Teil der vereinigten Armeen in Schlesien, 90—100000 Mann stark, begibt sich einige Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes auf den Straßen von Landeshut und Glatz nach Jung-Bunzlau und Brandeis, um sich in kürzester Frist mit der österreichischen Armee zu vereinigen und mit ihr in Böhmen ein Ganzes von 200—220000 Streitern zu bilden.

Die Armee des Kronprinzen von Schweden läßt ein Korps von 15—20000 Mann zur Beobachtung der Dänen und Franzosen gegenüber Lübeck und Hamburg, versammelt sich in einer Stärke von fast 70000 Mann in der Umgegend von Treuenbrietzen, um sich bei Ablauf des Waffenstillstandes an die Elbe zu begeben und diesen Fluß zwischen Torgau und Magdeburg zu überschreiten, und richtet sich dann gegen Leipzig.

Der Rest der alliierten Armee in Schlesien, 50000 Mann stark, folgt dem Feinde an die Elbe. Diese Armee läßt sich in keine Hauptschlacht ein, wofern sie nicht alle Chancen auf ihrer Seite hat; an der Elbe angelangt, versucht sie diesen Fluß zwischen Torgau und Dresden zu überschreiten, um sich mit der Armee des Kronprinzen von Schweden zu vereinigen, so daß diese Armee auf 120000 Streiter kommen wird. Wenn es jedoch die Umstände erfordern sollten, die alliierte Armee in Böhmen zu verstärken, bevor die schlesische Armee mit der des Kronprinzen von Schweden vereinigt ist, marschiert die schlesische Armee unverzüglich nach Böhmen.

Die mit der alliierten Armee vereinte österreichische Armee wird je nach den Umständen über Eger oder Hof, oder nach Sachsen, oder Schlesien oder nach der Donau debouchieren.

Wenn der Kaiser Napoleon der alliierten Armee in Böhmen zuvorkommen will und aufbrechen sollte, um sie zu schlagen, wird die Armee des Kronprinzen von Schweden versuchen, in forcierten Märschen möglichst schnell der feindlichen Armee in den Rücken zu kommen. Wenn dagegen der Kaiser Napo-

*) 7. Kapitel, Seite 98.

Digitized by Google

leon ſich gegen die Armee des Kronprinzen von Schweden richten ſollte, würde die alliierte Armee eine kräftige Offenſive ergreifen und gegen die Verbindungslinien des Feindes marſchieren, um ihm eine Schlacht zu liefern.

Alle koalierten Armeen werden die Offenſive ergreifen, und das feindliche Lager wird ihr Treffpunkt ſein.

Die ruſſiſche Reſervearmee unter General Bennigſen rückt von der Weichſel über Kaliſch an die Oder in der Richtung von Glogau vor, um nach den gleichen Grundſätzen handeln und ſich gegen den Feind richten zu können, wenn er in Schleſien bleibt, oder um den Verſuch eines Einfalls nach Polen hindern zu können.

Die Belagerungen der Feſtungen Danzig, Modlin, Stettin, Küſtrin, Glogau, die Beobachtung von Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden wird von der preußiſchen Landwehr und der ruſſiſchen Miliz ausgeführt.

Aber wie es wirklich mit den Verſicherungen Bernadottes ausſah, lehrt uns wenige Wochen ſpäter ſeine Unterredung mit dem aus Amerika zurückgekehrten General Moreau. Wir werden ihn auch aus dem ganzen Gang der kriegeriſchen Ereigniſſe bei der von ihm befehligten Nordarmee kennenlernen. Napoleon nannte Bernadotte einen Piaffeur (il ne fera que piaffer). Ein Pferd, das piaffiert, pflegt plötzlich hoch aufzuſteigen und ſich zu gebärden, als wolle es einen großen Sprung machen, dann aber läßt es die Vorderbeine wieder ſinken. So war dieſer Bernadotte.

Jean Victor Moreau
Nach einer Zeichnung von Maurailſe, lithographiert von Delpech

Der Kronprinz reiſte in das Gebiet ſeiner Armee zurück, übernahm am 21. Juli den Oberbefehl über die Nordarmee und zeigte ſich am 24. Juli mit großem Gefolge in Berlin, wo man ihn förmlich begeiſtert empfing, denn es war ſchon gehörig Weſens gemacht von ſeiner Kriegserfahrung und ſeiner Tüchtigkeit; er verſtand es vorzüglich (das hatte er von ſeinem Meiſter Bonaparte gelernt), die Preſſe zu inſpirieren. Aber was ſagte er zu Moreau? Der ehemalige General der franzöſiſchen Republik, Jean Viktor Moreau, war von ſeiner Farm in New Jerſey auf eine Einladung des Kaiſers Alexander, der es beſonders mit dieſen franzöſiſchen Marſchällen und Generälen hielt, herübergekommen, um ſich in das Hauptquartier der Verbündeten zu begeben. In Stralſund traf er Anfang Auguſt mit Bernadotte zuſammen. Dem „Piaffeur“, der in Trachenberg und allenthalben ſonſt das große Wort geführt hatte, war inzwiſchen, als die Dinge dem Kriege wieder zutrieben, vor ſeiner Gottähnlichkeit bange geworden. Wie, wenn der große Mann aus Dresden mit ſchnellen Sprüngen ſich nun nicht auf Wien, ſondern auf Berlin warf, ſich alſo auf die Nordarmee und ſeinen ehemaligen Marſchall ſtürzte? Schauderhaft zu denken! Er klagte dem General Moreau ſein Leid. Wie wäre denn ſeine Lage eigentlich? Sein einziger Stützpunkt ſei Stralſund, deſſen Wälle von den Franzoſen geſchleift ſeien. Auf ſeiner rechten Flanke habe er Stettin und Küſtrin, beide Feſtungen in den Händen der Franzoſen. In der Front eine ſtarke, ſiegreiche Armee. Seine Verbündeten ſeien tief in Schleſien zurückgedrängt. Davouſt und die Dänen habe er im Rücken, ſeine Stellung ſei doch eigentlich recht unerfreulich. Miſter Moreau zuckte die Achſeln und ſtimmte ihm bei.

„Wollen Sie,“ äußerte Moreau, „um eine Stadt zu verteidigen, die den Hauptkräften des Feindes viel zu nahe liegt, ſich in eine gefährliche Sackgaſſe ſtürzen? Das hieße die Armee aufs Spiel ſetzen. Napoleon könnte dann überraſchend über ſie herfallen, wie er dies auch über eine jede Armee vermag, die ſich ihm auf der Peripherie des Kreiſes nähert, von dem er das Zentrum und die Radien in ſeiner Gewalt hat.“

Der Prinz glaubte das Vorgehen bis Berlin gerechtfertigt, weil dieſe Stadt das Herz der preußi-

Digitized by Google

schen Monarchie sei, viele materielle Hilfsmittel besitze und ihr Besitz von moralischem Gewicht wäre. Auch sei er dazu von politischem Standpunkte aus verbunden.

„Aber wie wollen Sie Berlin behaupten," wandte Moreau ein, „unbefestigt, fast in der Linie der feindlichen Vorposten liegend, und sich den Anfällen Napoleons auf Ihre schlecht gestützten Flanken preisgeben? Sie müssen geschlagen werden."

„Ich nehme nie einen ungleichen Kampf an," erklärte der Kronprinz. „Ich halte unter allen Umständen, geschützt in Front und Flanken durch eine zahlreiche leichte Kavallerie, meine Rückzugslinie in der Richtung auf Stralsund fest, denn dort finde ich Dänemark, dort muß ich Norwegen suchen, dort stützt mich England. Nie werde ich meine Laufbahn in den polnischen Sümpfen oder wie Carl XII. in Bender beschließen. Meine Armee verlieren und mir den Rückzug nach Schweden verlegen, hieße die Zukunft dieses Landes zerstören. Auch meine persönliche Stellung gestattet mir nicht, sie gegen einen Feldherrn von Napoleons Größe oder selbst gegen seine erfahrenen Generale aufs Spiel zu setzen. Freilich Berlin kann ich an ihn verlieren, aber ich werde es ihm nicht billig lassen, und ich werde dafür sorgen, ihm immer einen Marsch voraus zu sein, so daß er mich nicht erreichen kann, und sollte ich mich auch bis auf die Halbinsel Dars, bis Stralsund, bis Rügen oder bis auf meine Schiffe zurückziehen müssen. Über diesen Punkt können Sie vollständig beruhigt sein. Nie werde ich mich den Keulenschlägen Napoleons, die ihm so oft gelungen sind, preisgeben. Ich werde ihm nur mit einem ermüdenden, langsamen, methodischen Kriege entgegenwirken. Ich werde einen für ihn unfaßbaren Insurrektionskrieg auf seine Flanken und gegen seine Verbindungslinien organisieren. Möge er seine Soldaten im Einzelkampfe sich aufreiben lassen. Unsere Feldarmee muß erhalten werden."

War das derselbe Mann, der mit großer Gebärde den erstaunten Monarchen vor wenigen Tagen zu Trachenberg gesagt hatte: „Das Zelt Napoleons allein muß das Ziel der Verbündeten sein"?

Dem Kronprinzen begegnete schließlich nicht nur in Deutschland offenkundiger Hohn über seine Kriegsführung, auch das befreundete England, das ihm die Taschen mit Geld gefüllt hatte, wurde inne, mit wem man es zu tun hatte. Es gibt eine beißende, englische Karikatur, die den Kronprinzen auf der Landungsbrücke von Stockholm zeigt, als er von dem Feldzug aus Deutschland zurückkehrend, mit der Hand auf seine Armee deutend, zu dem König von Schweden spricht: „Hier bin ich und die Schafe, die du mir gegeben hast, ich habe ihrer keines verloren!"

Digitized by Google

16. Kapitel

Prag

„Ich darf vermuten, und sehe es aus den Zeitungen," schreibt sarkastisch Wilhelm von Humboldt Mitte Juli aus Prag an eine befreundete Frau, die Prinzessin Radziwill, „daß man von einem Gesandtenkongreß in Prag redet. Allerdings verschwendet man an uns diesen Titel und die dazugehörigen Ehren; allein, wenn Ew. Hoheit hier wären, würden Sie nichts als zwei elende Kutschwagen, den des Herrn von Anstett und den meinigen, sehr langsam durch die Stadt fahren sehen. Der Graf Metternich scherzt oft mit mir über den Widerspruch des Anscheins und der Wirklichkeit. Wir waren am 12. Juli, dem festgesetzten Tage pünktlich hier, allein wir erwarten noch immer die Gesandten des Kaisers Napoleon."

Graf Louis Narbonne, der flinke, gewandte Mann, war allerdings in Prag angekommen, und man erfuhr so beiläufig oder nahm es an, daß er, bisher Gesandter in Wien, die Verhandlungen auf dem Kongreß wohl führen sollte. Allein, als man ihn fragte, hatte er keine Vollmacht. Ward dieser Narbonne nicht immer dann von Napoleon gesandt, wenn es galt, Phrasen zu machen, und es dem Kaiser mit wirklichen Verhandlungen nicht ernst war? Wir glauben, eine Äußerung dieser Art von Napoleon selbst gehört zu haben. Graf Louis hatte die Absicht gehabt, sich im Hoflager des Kaisers Franz in Brandeis, zugleich dem Hauptquartier der österreichischen Armee, beglaubigen zu lassen, denn er hatte dort viele Verbindungen und war überhaupt ein guter Horcher, dieser Narbonne. Aber Metternich wollte ihn dort nicht haben; der Kaiser Franz, hieß es, wolle in Brandeis nur „im strengsten Inkognito" verweilen und sich nicht mit Politik quälen. Das ärgerte den Kaiser Napoleon. Denn er nahm nun plötzlich Anstoß daran, daß Herr von Anstett zum Kongreß beglaubigt sei, denn dieser, ein geborener Straßburger, sei französischer Untertan. So verging ein Tag nach dem andern. Die beiden Gesandten Rußlands und Preußens und Metternich warteten, — die Franzosen kamen nicht. Verdrießlich schrieb Kaiser Franz, der sich über seinen Schwiegersohn und dessen bösen Willen ärgerte, an Metternich, „daß er die Komödie doch endlich möge angehen lassen." Der Herzog von Vicenza, Graf Caulaincourt, der vom Kaiser Napoleon als erster Bevollmächtigter ausersehen war, hielt sich noch immer ganz gemächlich in Dresden auf. Metternich fing an, infolge der Weisung des Kaisers, dringlich zu werden. Er beklagte sich beim französischen Kabinett über diese fortwährenden Verzögerungen, „die auf seinen Kaiser den schmerzlichsten Eindruck machten." Am 24. Juni endlich (schon waren zwölf Tage der kostbaren Zeit, die man hätte zu Friedensverhandlungen gebrauchen sollen, dahingegangen) schrieb der Herzog von Bassano zurück, daß er am selben Tage dem Grafen von Narbonne die Vollmacht nach Prag gesandt habe. Am gleichen Tage reiste der Graf Caulaincourt aus Dresden ab.

Inzwischen war in Prag ein Mann aufgetaucht von einer seltsamen Gestalt und einem seltsamen Antlitz, einer von den Menschen mit ganz nackten Gesichtern, ohne Augenbrauen, der Herzog von Otranto, ci-devant Josef Fouché. Er war, nachdem der arme Junot verrückt geworden war, zum Generalgouverneur der illyrischen Provinzen ernannt worden. Das war weit von Paris. In so eigener Lage, wie zur Zeit, konnte Napoleon einen Fouché nicht in Paris lassen. Er schleppte ihn daher mit sich herum, bestimmte ihn für Illyrien und gebrauchte ihn gleichzeitig, um auf seine Schwester, Karoline Murat, einzuwirken, damit der bunte Joachim Murat endlich zur Armee zurückkehre und seine verdammten Zetteleien mit Österreich unterlasse. Ach, wie sind doch die Wandlungen deines Lebens, Fouché! Senkten sich nicht einst die geistlichen Weihen des Priesters auf deine Stirn? Warst du nicht wohlbestallter Präzeptor an einer geistlichen Schule, bevor es dich hineinriß in den Strudel der Revolution? Und dann sah dich plötzlich die Welt in Nantes, als das Strafgericht des Konvents über die arme Stadt hereinbrach, sah dich in einem höchst seltsamen Aufzug, in einer wunderbaren Prozession, die von einem Esel angeführt wurde, dem man die Stola und den Priestermantel umgehängt hatte, und der Bibel und Meßbuch am Schwanz hinter

Digitized by Google

sich herschleifte! So bewiesest du deinen krassen Atheismus, Fouché, weil es die Sache so wollte, Höllenlärm hinter dir, patriotischer Mob rings um dich, Ausgrabung und Verbrennung der Leiche des Patrioten Chalier. Bei alledem wirktest du mit als Repräsentant des Konvents, allmächtig damals, racheschnaubend und blutdürstig, wie es schien, und dennoch rettetest du so manche, die du irgend retten konntest. Dein angeborener Schnüffel- und Spürsinn, dein unausrottbarer Hang zur Intrige machten dich dann zum Polizeiminister, bis dich der Kaiser und seine Leute selbst fürchteten. Und nun bist du hier in Dresden und hast eine Unterredung mit Metternich, — zwei Füchse, die die Köpfe zusammenstecken. Solches schreibt Metternich an seinen Kaiser Franz:

„Mit Fouché habe ich eine mehrstündige, äußerst interessante Unterredung gehabt, welche mich im Grunde in meinem Endurteil über das, was geschehen wird, nicht weiterführte, als mein Dresdner Aufenthalt, welche mir aber ebenfalls die daselbst geschöpfte Überzeugung gänzlich bestätigte, daß unmöglich bestimmt werden kann, was nicht geschehen wird. Er hat den Kaiser in einer sehr verwickelten Lage verlassen. Er bestätigte mir alle spanischen Nachrichten; den zahlreichen, aber äußerst demoralisierten Zustand der französischen Armee; vom ersten General bis zum letzten Soldaten, behauptet Fouché, ruft alles nach Frieden. ‚Sie haben', fügte er hinzu, ‚alles getan, was nötig ist, den Frieden herbeizuführen; Sie haben 200 000 Mann, und Ihre Beziehungen zu den verbündeten Mächten sind unzerstörbar, weil sie auf geheiligten Grundsätzen ruhen; vergessen Sie nie, daß Sie für Ihre Haltung der Nachwelt Rechenschaft schuldig sind; Sie stehen zwischen dem Ruhm und der Schande: den ersteren werden Sie gewinnen, wenn Sie einen guten Frieden machen oder zum Kriege schreiten — die Schande würde Ihr Teil sein, wenn Sie zurückscheuen würden vor dem Phantom der persönlichen Macht Napoleons; Frankreich gilt für nichts mehr im Kriege; eine Schlacht, die Sie gewinnen oder nur nicht verlieren, wird Ihnen den Beweis liefern. Alles, was ich Ihnen sage, habe ich dem Kaiser gesagt. Beständig hat er mir mit seinen friedlichen Gesinnungen geantwortet und er hegt solche wirklich; das beweist Ihnen die Ernennung Caulaincourts, für den ich Ihnen bürge, wie für mich selbst.' Diese und ähnliche Reden sind die ganz gewöhnlichen Worte der ganzen Partei und es ist sehr sonderbar, Männer, welche wie Fouché und Caulaincourt gestimmt sind, zu den aktiven Werkzeugen Napoleons verwendet zu sehen. ‚Napoleon kann morgen sterben', sagte mir Fouché u. a., und er behauptete ganz kürzlich das noch als ein friedliches Argument dem Kaiser selbst gesagt zu haben — ‚und er läßt in der Geschichte Frankreichs nicht eine Spur hinter sich zurück; er, seine Institutionen, seine Dynastie, alles wird ausgelöscht sein wie ein Traum, wenn er sich nicht auf seinen Thron setzt, statt sich den Kugeln auszusetzen; die Erinnerungen des Kriegs gehen unter, wenn sie nicht gestützt werden durch dauernde Schöpfungen und Einrichtungen.'"

Diese Unterredung fand am 20. Juni statt. Fouché war seit Jahren ein Gegner der Kriegs- und Gewaltpolitik des Kaisers, war, man darf es aus diesem Gespräch annehmen, im Grunde seines Herzens ein guter Franzose und ein Freund seines Vaterlandes. Allerdings hatte er seine Machtstellung benutzt, sich einen ungeheuren Reichtum aufzuspeichern. Man sprach von 16 Millionen Franks, die er im Laufe der Jahre zusammengescharrt hatte. Er hatte das System, Verschwörungen aufzudecken und Verdächtige bis in ihren äußersten Schlupfwinkel aufzuspüren, schonte sie aber nachher, ließ sie entwischen, machte sich so Freunde bei den äußersten Aristokraten und den äußersten Republikanern. Ein Mensch, der sein Schiff auf seine besondere Weise durchs Leben steuerte. Wir verlassen ihn hier, er wird nach Illyrien gehen. Später wird er Joachim Murat gegen den Kaiser aufhetzen. Seine Rolle in der Weltgeschichte ist noch nicht ausgespielt, und wir werden ihm wieder begegnen. Napoleon hat es auf St. Helena bedauert, daß er ihm nicht rechtzeitig ein Stück Blei zwischen die Rippen jagen ließ.

Die Vollmacht für Narbonne war eingetroffen, aber was für eine Vollmacht! „Ich sende Ihnen mehr Macht als Vollmacht," schrieb Minister Maret mit höhnender Leichtfertigkeit an den Grafen, „die Hände sind Ihnen gebunden, aber Ihre Beine und Ihr Mund sind frei, so daß Sie nach Belieben spazieren gehen und speisen können." Der Kaiser war nicht mehr in Dresden, als Caulaincourt nach Prag abreiste. Er war nach Mainz gereist, wo er eine Zusammenkunft mit seiner Kaiserin Marie Luise hatte. Der Herzog von Bassano, Maret, war es, der den Herzog von Vicenza in Abwesenheit des Kaisers instruierte. „Die Absicht des Kaisers Napoleon," erklärte Maret, „ist es, mit Rußland einen für seine Macht ruhmvollen Frieden zu schließen, durch welchen Österreich mit dem Verlust seines Einflusses in Europa büßen soll für seine Treulosigkeit und seine Verletzung des Bündnisses von 1812. Rußland wird seinen ruhmvollen Frieden erkauft haben durch die Verwüstung seiner Provinzen, den Verlust seiner Hauptstadt und zwei furchtbare Kriegsjahre, eine Geißel, die es noch lange empfinden wird. Österreich hat nichts geopfert und nichts verdient. Bei dem geringsten Zugeständnis würde es neue, größere Ansprüche erheben, deshalb darf es nicht ein Dorf ge-

Digitized by Google

winnen." Über dieſe Art des Auftrages war Graf Caulaincourt tief erſchrocken. Was ſollte er um alles in der Welt mit ſolchen Grundſätzen in Prag anfangen? Was ſollte dieſer Verſuch, immer wieder mit Rußland anbändeln zu wollen, wo doch die Ablehnung jeder direkten Verhandlung mit Napoleon vom Kaiſer Alexander bereits verſchiedentlich ausgeſprochen war? Wenn irgend jemand es in jenen Tagen ehrlich mit Frankreich und dem Kaiſer Napoleon meinte, ſo war es Caulaincourt. Soldat genug, um die hohe Bedenklichkeit der Weiterführung des Krieges gegen eine ſtarke Übermacht zu erkennen, Staatsmann genug, um zu wiſſen, daß er mit einer ſolchen Inſtruktion in Prag überhaupt nichts erreichen würde, hat Caulaincourt getan, was er konnte, um ſeinen Kaiſer anderer Meinung zu machen. Er ſchickte ihm einen Kurier nach und bat in einem längeren Schreiben, daß der Kaiſer eingedenk ſein möge, welch eine Waffenmacht Öſterreich in die Wagſchale zu werfen bereit ſei. Ein Heer von 150000 Mann ſei keine Kleinigkeit. Noch gefährlicher aber ſei die Erhebung, die Öſterreichs Abfall von der franzöſiſchen Sache in den Rheinbundſtaaten hervorrufen könnte. „Alle Opfer," redete Caulaincourt in ſeinem Brief den Kaiſer an, „die Sie jetzt in einem raſchen Frieden bringen, werden Sie mächtiger machen, als Ihre Siege getan haben. Sie werden der Abgott der Völker werden, deren Unzufriedenheit durch die Verlängerung des Krieges nur geſteigert würde."

Am 28. Juli endlich traf Graf Caulaincourt in Prag ein. Am ſelben Tage noch hatte er eine Unterredung mit dem Staatskanzler. Metternich hat den Inhalt derſelben ſofort an ſeinen Kaiſer berichtet:

„Prag, den 28. Juli.

Nachdem der Herzog von Vicenza heute mittag hier angekommen war, ſuchte mich der Graf Narbonne auf und teilte mir mit, daß der erſte Bevollmächtigte ſich zu mir zu begeben wünſche, ſobald er ſich etwas ausgeruht habe.

Die Herren von Vicenza, von Narbonne und ihre Sekretäre, von Rayneval, von Cabre und von Lajard, beſuchten mich in der Tat um 3 Uhr. Dieſe erſte Begegnung geſchah in den Formen eines einfachen Beſuchs; ſie legten nicht (was gegen den angenommenen Brauch iſt) die Abſchriften ihrer Vollmachten vor. Kaum hatten ſie ſich zurückgezogen, als ich den Beſuch erwiderte.

Ich fand den Herzog von Vicenza allein. Er entkleidete ſich zunächſt ſeines diplomatiſchen Charakters und fragte mich, ob ich nicht erſtaunt ſei, ihn hier zu ſehen?

Ich antwortete ihm, daß ich ſeine Ernennung als die glücklichſte aller Bürgſchaften anſähe. — Gewiß, antwortete der Herzog, wenn Sie von dem Geſichtspunkt der Geſinnungen ausgehen. Heute ſpreche ich mit Ihnen, wie ein alter Freund mit dem Manne, der die Menſchen und die Fragen ebenſo gut kennt, wie ich. Morgen werden wir uns als Bevollmächtigte unterhalten. Wohlan, was halten Sie vom Frieden?

Ich: Er hängt von einem Manne ab, und da Sie ihn verlaſſen haben, müſſen Sie über dieſe Frage mehr wiſſen als ich.

Der Herzog: Halten Sie mich nicht für kundiger, als Sie es ſelbſt ſind. Alles hängt von dem Augenblick ab, in dem der Kaiſer ſein letztes Wort wird zu ſprechen haben. Alles hängt von einer Vorfrage ab: Sind Sie entſchloſſen, keine Neutralität anzunehmen, für die man Ihnen Vorteile bieten wird, und uns den Krieg zu machen oder nicht?

Ich: Ich bin erſtaunt, Sie dieſe letztere Alternative in Zweifel ziehen zu ſehen; mir ſcheint, alles müßte die Entſchloſſenheit des Kaiſers beweiſen, die einzige einer Großmacht würdige Rolle zu ſpielen.

Der Herzog: Dann werden wir vielleicht den Frieden haben! Ich zweifle nicht an Ihrer Entſchloſſenheit, aber Sie müſſen auch Napoleon keinen Zweifel darüber laſſen. Allem Anſcheine zum Trotz iſt er überzeugt, daß Sie nichts Beſſeres wünſchen, als durch ſtarke Demonſtrationen aus einem Dilemma herauszukommen. Er glaubt, daß Sie entweder den Frieden oder in deſſen Ermangelung eine gut bezahlte Neutralität wollen.

Ich: Wohlan, ſchreiben Sie an Napoleon, daß, wenn er Luſt hat, ſich zugrunde zu richten, er nur nötig hat, im Widerſpruch mit der handgreiflichen Wirklichkeit ſeinen Ideen zu folgen; daß wir den Krieg machen, daß wir uns in dieſem Sinne Ihnen gegenüber erklärt haben, daß unſere Kriegserklärung am 11. nichts hindern kann, als die Unterzeichnung des Friedens am 10. Mit einem Wort, decken Sie Ihre eigene Verantwortlichkeit.

Der Herzog: Ich werde nicht ermangeln. Auf alle Fälle verſehen Sie ſich keiner Unterhandlung vor der Rückkehr des Kaiſers, die erſt am 5. ſtattfinden wird. Ich bin hier mit dem einzigen Auftrag, die Zeit zu vertrödeln. Man wird Ihnen mit allen Fragen der Schikane kommen. Man will nichts von Ihrer Form, von Ihren Vollmachten wiſſen. Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß ich in Verzweiflung bin, die Dinge ſo geſtaltet zu ſehen; daher habe ich auch nicht nach Prag gehen wollen, und nur der Gedanke, daß ich hier weniger Übles ſtiften werde als ein anderer, hat mich beſtimmt. Schließ-

Digitized by Google

lich, was wird der Kaiser tun, wenn er die Gewißheit hat, daß alle seine Stellungen an der Elbe umgangen, daß Sie und die Verbündeten stärker sind als er; was wird er tun, wenn er mit seinen Ministern zu Rate gegangen ist? Ich weiß das so wenig als Sie. Verlangen Sie alles, was recht ist, und namentlich, was die Vorstellung einer Grundlage wirklicher Friedensstiftung erweckt; Sie werden das leichter erlangen als wenig, weil Napoleon sich sagen wird: Österreich ist eher zum Kriege als zum Waffenstillstand entschlossen. Verlangen Sie wenig von ihm, verlangen Sie alles für sich, so wird er kein Opfer für den Frieden bringen und glauben, sich mit Ihnen auf Kosten der kriegführenden Mächte verständigen zu können.

Ich antwortete dem Herzog, er werde nach Wunsch bedient werden, und seine persönliche Überzeugung stimme mit der unserigen viel zu sehr überein, als daß wir nicht in vollkommenem Einverständnis miteinander vorgehen sollten.

Ich nahm Abschied vom Herzog, der mir vor dem Weggehen noch sagte: Sie sehen in mir nicht den Vertreter der Willkürlaunen des Kaisers, sondern den seines wahren Heils und der Interessen Frankreichs. Ich bin in den vorliegenden Fragen ebensosehr Europäer, als Sie das sein können. Führen Sie uns durch den Frieden oder durch den Krieg nach Frankreich zurück und Sie werden gesegnet werden von 30 Millionen Franzosen und von allen aufgeklärten Dienern und Freunden des Kaisers.

Der Herzog sagte mir noch, daß er Sorge tragen würde, durch Narbonne, als das minder verdächtige Organ, die Reise, welche der Kaiser gegenwärtig in Böhmen macht, in dem verabredeten Sinne darstellen zu lassen. Nachdem die beiden Bevollmächtigten bei mir gespeist hatten, hatte ich Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß der Herzog keine Zeit verloren hatte, die Reise Sr. Majestät, über die mich der letztere mit ganz verstörten Zügen interpelliert, im rechten Lichte darzustellen."

Der französische Bevollmächtigte war über die standhafte Sprache des Grafen Metternich tief erregt. Er war erzürnt, daß der Kaiser Napoleon ihn, den treuen Mann, der es im innersten Herzen so aufrichtig meinte, zu einer solchen Rolle in Prag verurteilte. Am selben Abend noch schrieb er nach Dresden an Minister Maret: „Man ist hier schon wie auf einem Vulkan. Die Augenblicke sind gezählt, unsere Zögerungen haben einen schlechten Eindruck gemacht. Alles, was ich vornehme, läßt mich doppelt bedauern, daß der Kaiser Ihnen wie mir die Hände mehr gebunden hat, als er versprochen hat."

Jedenfalls konnte Caulaincourt in eine Sonderverhandlung mit Rußland nicht eintreten, denn Rußland und Preußen hielten unbeschränkt an der Vermittelung Österreichs fest. Beiden Gesandten war es von ihren Kabinetten untersagt, sich in unmittelbare Verhandlungen mit den französischen Geschäftsträgern einzulassen, und so schlug Metternich vor, die Verhandlungen nur schriftlich durch gegenseitige Noten zu führen. Schon am Tage nach der Ankunft Caulaincourts richtete der österreichische Staatskanzler an die drei Bevollmächtigten das Ersuchen, ihm ihre Vollmachten vorzulegen. Die Gesandten der Verbündeten taten es ohne weiteres, aber die Franzosen wichen aus. Sie wären gehalten, diese Note des Grafen Metternich erst an ihr Kabinett zu Dresden zu senden. — Der Kaiser Napoleon wollte es vermeiden, dem österreichischen Kabinett eine Vermittlerrolle zuzugestehen, obgleich er dieselbe in seiner Abmachung mit Metternich bei der Dresdner Unterredung anerkannt hatte. So folgte eine Zögerung der andern. Graf Metternich sagte Herrn von Humboldt: „er kümmere sich jetzt um nichts mehr, weder um Briefe, noch Notenwechsel, noch um die vier oder sechs Friedensbedingungen. Man brauche den Krieg, und er würde nicht zögern, ihn sofort nach dem 10. August zu erklären."

Große Freude herrschte in Prag, als die günstigen Nachrichten aus Spanien eintrafen. Metternich schlug vor, einen sicheren Mann, als Händler verkleidet, zum Herzog Wellington zu schicken und ihm melden zu lassen, wie die Dinge ständen und daß das Eingreifen Österreichs und die Erneuerung des Krieges unmittelbar bevorständen. Kein Mensch glaubte mehr an ein Zustandekommen des Friedens. Die französischen Bevollmächtigten wollten sich mit dem Notenwechsel nicht einverstanden erklären, sondern wünschten persönliche Konferenzen und hatten den Befehl, ihre Vollmacht nur in der ersten Sitzung vorzulegen. Das Spiel, das Napoleon trieb, war unerhört. Er konnte es nur spielen in dem festen Glauben, daß Österreich, daß sein Schwiegervater Franz niemals das Schwert gegen ihn ziehen würde. Aber hier täuschte er sich, wie er sich vor Jahresfrist in Moskau über Alexander getäuscht hatte. — Indes, er war in Mainz. Vor dem 5. August konnte er nicht wieder in Dresden sein. War es möglich, in diesen fünf Tagen, die dann noch bis zum 10. August, dem letzten Termin des Kongresses (der kein Kongreß war), blieben, die Verhandlungen zu Ende zu führen? Nicht unmöglich, bei dem besonderen Charakter des Mannes, von dem in letzter Reihe der Frieden abhing. Es kam darauf an, welchen Eindruck die Vorstellungen Caulaincourts, der die Lage in Prag sehr ernst schilderte, auf ihn machen würden.

Der Kaiser traf erst am 6. August in Dresden wieder ein. Es waren nur noch vier Tage, bis der Waffenstillstand ablief. Am 10. August aufgekündigt, konnten die Feindseligkeiten am 17. August früh

Digitized by Google

wieder beginnen. Alles spitzte sich auf die letzte Minute zu. „Die französischen Bevollmächtigten," meinte der junge Herzog von Broglie, der als Attaché bei Caulaincourt war, „sahen deutlich ein, daß der Kaiser in keinen Frieden willigen würde, außer einen solchen, den er selbst, mit dem Fuß auf dem Nacken des Feindes, diktieren könnte. Dennoch führten sie ihre undankbare Aufgabe weiter, denn wer konnte sagen, ob nicht dem Kaiser, vorausgesetzt, daß ihm sehr vorteilhafte Bedingungen geboten wurden, die Besorgnis, es mit einer um 200000 Mann verstärkten, feindlichen Heeresmacht aufnehmen zu müssen, doch wieder schwankend mache, ob nicht ein Körnchen gesunden Menschenverstandes, ein Fünkchen Weisheit ihn schließlich zur Besinnung bringen könnte? Aber sein Geist hatte sich jedem guten Rat verschlossen, er war wie vom Teufel besessen."

Das schien in der Tat so. Napoleon stellte sich nämlich gerade so, als ob der ganze Kongreß in Prag für ihn nicht vorhanden sei. Am 5. August früh traf ein Ordonnanzoffizier des Kaisers in Prag ein, der am 30. Juli aus Mainz geritten war und Nachricht für Caulaincourt brachte. Begierig ließ Metternich sofort bei dem französischen Bevollmächtigten anfragen, ob irgendeine Antwort vom Kaiser angekommen sei. Aber es war nichts da. Mit keiner Silbe war Prag überhaupt berührt. In dem Schreiben aus Mainz gab der Kaiser in der Hauptsache nur Nachricht über die Lage in Spanien. Marschall Soult sei im Begriff, mit einer Armee von über 100000 Mann Wellington anzugreifen, und dieser zöge sich in größter Verwirrung zurück. Ferner seien 12000 Mann altgediente Kavalleristen von der spanischen Armee in Eilmärschen nach dem Rhein unterwegs. Allerdings könnten sie vor September nicht bei der Hauptarmee sein, und er würde daher seinerseits bereit sein, den Waffenstillstand zu verlängern, wenn die Verbündeten das wünschen sollten! Wenn sie das nicht wünschen sollten, so sei er auch bereit, unverzüglich zu kämpfen, selbst wenn die Österreicher sich ihnen anschlössen. Also keine Silbe von dem Kongreß. Der Kaiser schien gar nicht mehr an den Frieden zu denken. Er schrieb an den Herzog von Auerstädt nach Hamburg und an den Kriegsminister nach Paris, daß er im September einen großen Schlag gegen Rußland und Preußen zu führen gewillt sei, und weil er dies plante, so mußte es ihm daran liegen, die Verhandlungen noch einige Wochen hinzuhalten und möglichst Österreich von den Verbündeten zu trennen.

In Verfolgung dieses Planes erhielt Caulaincourt seine erneuten Instruktionen, sobald der Kaiser wieder in Dresden war. Was Caulaincourt dem Grafen Metternich nunmehr im tiefsten Geheimnis mitteilte, möge uns der Bericht Metternichs an den Grafen Stadion sagen, der die schwere Aufgabe hatte, die verbündeten Monarchen bei guter Geduld zu erhalten.

„Am Abend des 6. ist der Herzog von Vicenza zu mir gekommen, um sich auf Befehl seines Hofes einer vertraulichen Mitteilung zu entledigen, die man ihm eingeschärft hatte, selbst gegenüber Herrn von Narbonne geheimzuhalten. Die Mitteilung des Herzogs von Vicenza lautete: Der Kaiser Napoleon wünsche zu wissen, was Österreich unter dem Wort Frieden verstehe und welches die Bedingungen seien, denen es, wenn Frankreich einwillige, zustimmern werde, um sich entweder mit diesem zu vereinigen oder neutral zu bleiben. Der Herzog von Vicenza hat sich im Namen seines Hofes verpflichtet, über die Antwort, die Österreich erteilen würde, das unverbrüchlichste Geheimnis zu bewahren.

Der Anwurf des Kaisers Napoleon erscheint uns eingegeben durch die Besorgnisse, welche ihm die Haltung Österreichs und das Übergewicht an Streitkräften einflößt, das es den Verbündeten darbietet; sein Bestreben ist augenscheinlich, uns durch ein Sonderabkommen von ihnen zu trennen, und er sagt uns klar genug, daß er einen hohen Preis zahlen will für unsern Abfall vom Bündnis und den Übergang zur Neutralität, einen noch höheren für unsere aktive Mitwirkung zu seinen Gunsten.

Die Antwort, die ich auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers dem Herzog von Vicenza erteilt habe, entspringt der Absicht, welche wir als Beweggrund jener Eröffnung Napoleons annehmen mußten; je mehr er Furcht vor uns verrät, desto fester müssen wir mit ihm sprechen; je mehr er trachtet, uns von unseren Verbündeten zu trennen, desto enger müssen wir unsere Bande mit diesen knüpfen. E. E. wird in der Beilage die Weisung finden, welche S. M. mir gegeben hat.

Es ziemt unserer Stellung, wie der Loyalität, die wir gegenüber unseren Verbündeten bekennen, ihnen Mitteilung von der Eröffnung des französischen Hofes zu machen, die wir in gleicher Weise den Herren von Anstett und von Humboldt vertraulich mitgeteilt haben. Wollen Sie, Herr Graf, sie samt unserer Antwort zur Kenntnis der verbündeten Monarchen bringen. Sie kann sie nur vollständig zufrieden stellen, denn sie spricht als Bedingungen des Friedens jene sechs Artikel aus, auf deren Grund Ihre Majestäten zur Verständigung bereit wären. Für den sehr unwahrscheinlichen Fall, daß Napoleon sie annähme, hat sie den Vorteil, die Unterhandlung abzukürzen und den Abschluß möglich zu machen, für den die physische Zeit nicht mehr genügt, wenn wir uns an die bisher beobachteten Formen halten wollen; für den entgegengesetzten Fall, den wir als beinahe gewiß ansehen, wünschen wir uns Glück, daß wir den verbündeten Höfen einen neuen Beweis unserer Festigkeit und einer Loyalität haben geben können, welche sie inniger an uns knüpfen und uns ihre unerschütterliche Anhänglichkeit in allen Ereignissen sichern muß.

Digitized by Google

Wir gewinnen dabei ferner, daß Napoleon, da er die Kenntnis unserer Bedingungen nur durch eine Anvertrauung erhalten hat, über die er im voraus Geheimnis gelobt, unsere Vorschläge niemals veröffentlichen kann, die er sicherlich in seinen Zeitungen hätte abdrucken lassen, wenn sie ihm amtlich durch die Bevollmächtigten der verbündeten Höfe wären mitgeteilt worden, und daß er sie auch nicht geltend machen kann, um in den Augen Frankreichs und seiner Verbündeten die Erneuerung des Krieges zu rechtfertigen."

Diese Verfügung an den Grafen Stadion zeigt uns deutlich, daß der Graf Metternich eine spiegelblanke Politik trieb, und daß der unerhörte Antrag Kaiser Napoleons glatt unter den Tisch fiel.

Am 7. August empfing der österreichische Staatskanzler den französischen Bevollmächtigten, um ihm eine Erklärung seines Kaisers Franz vorzulesen, die ein Ultimatum bedeutete:

„Herr von Metternich wird dem Herzog von Vicenza unter Verpfändung seines Ehrenwortes die Verpflichtung abverlangen, daß seine Regierung über den fraglichen Gegenstand das unverbrüchlichste Geheimnis beobachten wird.

Aus vertraulichen Vorbesprechungen habe ich Kenntnis von den Bedingungen, an welche die Höfe von Rußland und Preußen einen friedlichen Ausgleich zu knüpfen scheinen; ich schließe mich ihren Gesichtspunkten an, weil ich diese Bedingungen als notwendig erachte für die Wohlfahrt meiner Staaten und der übrigen Mächte und als die einzigen, welche wirklich zum allgemeinen Frieden führen können; ich stehe deshalb nicht an, die Artikel auszusprechen, welche mein Ultimatum enthalten.

Ich erwarte ein Ja oder Nein im Laufe des 10. August.

Ich bin entschlossen, im Laufe des 11. zu erklären, wie das auch seitens Rußlands und Preußens geschehen wird, daß der Kongreß aufgelöst ist, und daß ich meine Streitkräfte mit den Verbündeten vereinige, um einen mit den Interessen aller Mächte verträglichen Frieden zu erkämpfen und daß ich von da ab zurücktrete von den gegenwärtigen Bedingungen, über die für die Zukunft das Los der Waffen entscheiden wird."

Die Bedingungen nun, unter welchen Österreich den Frieden als möglich betrachtet, sind nach dem durch Caulaincourt eingereichten Texte folgende:

Auflösung des Herzogtums Warschau und Verteilung desselben zwischen Österreich, Rußland und Preußen; folgeweise Danzig an Preußen.

Wiederherstellung von Hamburg und Lübeck als freie Hansestädte und über die anderen Teile der 32. Militärdivision ein eventuelles, mit dem allgemeinen Frieden verknüpftes Abkommen wie ein weiteres Abkommen über den Verzicht auf das Protektorat über den Rheinbund, damit die Unabhängigkeit aller Souveräne von Deutschland unter die Gesamtbürgschaft aller Großmächte gestellt werde.

Wiederherstellung Preußens mit einer haltbaren Grenze an der Elbe.

Abtretung der illyrischen Provinzen an Österreich.

Wechselseitige Garantie, daß der Besitzstand keiner Macht, groß oder klein, wie er im Frieden gestellt werden wird, durch irgendeine unter ihnen verändert oder verletzt werden kann.

Selbst Kaiser Franz, der bis zuletzt immer gehofft hatte, die Sache könnte sich zurecht ziehen, und er brauchte gegen seinen Schwiegersohn keinen Krieg zu führen, schlug jetzt vernehmlich an das Schwert. Zugleich mit der Drohung Österreichs, daß es, wenn am 10. August kein Ja oder Nein vom Kaiser Napoleon da sei, sofort marschieren werde, verbanden sich die von den Verbündeten gestellten Bedingungen, unter welchen Napoleon den Frieden haben konnte. Gleichzeitig aber ging an Stadion nochmals die ausdrückliche, für die verbündeten Monarchen bestimmte Zusicherung ab, daß Österreich am Morgen des 11. August Frankreich den Krieg erklären werde, unter der Ankündigung, daß die Feindseligkeiten am 17. August, in der Frühe beginnen würden, daß ferner alle Eröffnungen, die nach dem 10. August gemacht würden, sich an die Unterhandlungen in Prag nicht mehr anschließen könnten, und daß die jetzt gestellten Bedingungen nach dem 10. August keinen Wert mehr hätten. „Die Kriegserklärung," fügte Metternich bei, „ist bereits abgefaßt, das Kriegsmanifest unter der Presse."

Am Nachmittag des 9. August um 3 Uhr traf die Depesche Caulaincourts in Dresden ein, begleitet von einem fast flehenden Brief des Grafen:

„Sire, das Ultimatum des Kaisers von Österreich mutet Ihrer Eigenliebe einige Opfer zu, aber nicht Ihrem Ruhm, denn die wahre Größe Frankreichs verliert dabei nichts. Bitte, legen Sie in die Wagschale des Friedens alle Möglichkeiten des Krieges. Beachten Sie die Gärung der Geister, den Zustand, in dem Deutschland sein wird, sobald Österreich sich erklärt, die Ermüdung Frankreichs, seine edle Hingebung, seine Opfer nach den Unfällen in Rußland; erhören Sie die Friedensgebete Frankreichs, Ihrer treuen Diener, der wahren Franzosen, welche, wie ich, Ihnen sagen müssen, daß man das

Digitized by Google

europäiſche Fieber ſtillen, dieſe Koalition durch den Frieden löſen, und, welcher Art Ihre Pläne auch ſein mögen, von der Zukunft erwarten muß, was die größten Erfolge Ihnen heute nicht bieten würden. Ein ſolcher Friede, geſchloſſen, nachdem die Ehre unſerer Waffen in mehreren Schlachten wiederhergeſtellt iſt, kann nur ehrenvoll ſein."

Eine ſo entſchiedene Sprache hatte Öſterreich nie gegen den Kaiſer Napoleon geführt. Napoleon empfand deutlich, daß ſein Schwiegervater und Graf Metternich ſie jetzt nur führten, weil viermalhunderttauſend Mann hinter ihnen ſtanden, er empfand, daß die Spannung hier aufs äußerſte geſtiegen war. An dieſem Tage, am 9. Auguſt, empfing er den Grafen Bubna zuerſt, der jetzt über zwei Monate darauf gewartet hatte, eine Audienz zu erhalten. „Ich habe Sie kommen laſſen," ſagte der Kaiſer zum Grafen, „um zu hören, ob es eine Möglichkeit gibt, Frieden zu machen. Mit den Unterhandlungen der Bevollmächtigten iſt nichts zu machen. Die verbündeten Mächte haben immer nicht durch ſich ſelbſt, ſondern durch Öſterreich unterhandeln wollen, wohlan, möge Öſterreich alſo ſprechen für ſich und die Verbündeten. Was verlangt man von mir? Was mit meiner Ehre vereinbar iſt, will ich tun. Ich will vom Schauplatz abtreten mit dem Bewußtſein, nachgegeben zu haben. Der Kaiſer von Öſterreich ſoll die ſchönſte Rolle geſpielt haben, die je ein Monarch ſpielte. Preußen ſoll ihm allein ſeine Vergrößerung, der Kontinent allein ihm ſeine Ruhe verdanken." Das waren nachgerade abgedroſchene Redensarten, die der Kaiſer nun ſchon ſeit dem Januar führte, die ihn zu nichts verbanden, die ihn nicht hinderten, morgen oder übermorgen, wenn es ihm paßte, die nächſte Schlacht zu ſchlagen. Der Graf bat daher den Kaiſer, ihm ſeine Zugeſtändniſſe etwas beſtimmter auszudrücken. „Wohlan," ſagte Napoleon, „ich werde das Großherzogtum Warſchau auflöſen, ich will Danzig abgeben, ich will Illyrien mit Ausſchluß von Iſtrien abtreten, ich will dem Kaiſer Dalmatien und Ragusa geben, dem König von Sachſen aber muß irgendeine Entſchädigung ausgemittelt werden. Lübeck und Hamburg dagegen kann ich jetzt nicht hergeben, darum müßte ich Krieg führen. Sie ſehen, ich will viel für den Frieden tun, aber behandelt mich nicht, als wenn ich ſchon geſchlagen wäre, und nehmt das Gewiſſe lieber für das Ungewiſſe. Selbſt wenn ich vier Schlachten verloren hätte, könntet Ihr nicht mehr begehren."

Graf Bubna machte große Augen. Er war von der plötzlichen Nachgiebigkeit des Kaiſers Napoleon ſehr entzückt; er war es, weil er das Ultimatum Metternichs noch nicht kannte, weil er nicht wußte, welche bindende Zuſage im geheimen Vertrag von Reichenbach Öſterreich an die verbündeten Mächte, Rußland und Preußen, bereits gemacht hatte. Ihm erſchien der Ländergewinn, den Öſterreich durch dieſe Zugeſtändniſſe des Kaiſers haben würde, völlig genügend, um eine Grundlage für den Frieden darin zu finden. Er meldete die Zuſage hocherfreut an Metternich und riet ſelbſt dem Staatskanzler, das Sichere dem Unſicheren vorzuziehen. „Rußland," ſchrieb er ganz begeiſtert, „wird dem Kaiſer Franz die Ruhe und Vergrößerung, und Preußen wird ihm neues Leben verdanken, und dies alles wird ohne die Chancen des Krieges werden. Das verſetzt uns ordentlich wieder in die alten Zeiten, wo der Einfluß von Öſterreich etwas galt. Übrigens haben Ew. Exzellenz Ihre Rolle meiſterhaft geſpielt, denn Napoleon glaubte, daß Sie unbedingt Krieg haben wollen. . . ."

Wenn Napoleon das wirklich glaubte, dann glaubte er jedenfalls das Richtige: Metternich wollte den Krieg. Und Napoleon wußte recht gut, daß er den Krieg führen mußte, wußte, daß ſelbſt bei Annahme des öſterreichiſchen Ultimatums die ſich daran ſchließenden Verhandlungen nicht über einen Vorfrieden hinausgekommen wären. Denn nach dieſem Vorfrieden mit den Mächten des Feſtlandes ging doch erſt das Feilſchen über den Weltfrieden los, über den Seefrieden mit England, und hier war ſo gut wie gar keine Grundlage. Der Kaiſer ſagte: „Gebe ich hier nach, gebe ich den Mächten, die mich jetzt zum Frieden drängen wollen, nur den kleinen Finger, ſo werden ſie die ganze Hand haben wollen." Das war ja auch in der Tat ſo. Die ganzen Eroberungen mußte er ohne Zweifel herausgeben. Nie konnte ſich Deutſchland es gefallen laſſen, daß Lübeck, Hamburg, Bremen franzöſiſch blieben. Gab aber der Kaiſer ſeine Eroberungen preis, ging auch der Rheinbund in die Brüche, verlor er ſeinen ganzen Einfluß in Deutſchland, ſo war die „gloire" der franzöſiſchen Nation ſchwer erſchüttert und ſein Thron ins Wanken geraten. Daher beſchränkte ſich Napoleon während dieſes angeblichen Prager Kongreſſes darauf, alles mögliche zu verſuchen, Öſterreich von den Verbündeten zu trennen. Er hielt dem Hauſe Habsburg-Lothringen jenen fetten Köder hin, der den Grafen Bubna ſo hell entzückte.

Aber bevor dieſe Depeſchen nach Prag gelangten, bevor Caulaincourt die Antwort des Kaiſers auf das Ultimatum Öſterreichs erhielt, hatten die Ereigniſſe ihren Lauf genommen, und der Kongreß exiſtierte nicht mehr. Mit der Uhr in der Hand ſaßen die Geſandten Preußens und Rußlands, Herr von Humboldt und Herr von Anſtett, am grünen Tiſch und warteten, daß der Zeiger die Mitternacht erreichte. Sie waren erregt: noch konnte in jeder Minute ein Vorſchlag des franzöſiſchen Kaiſers kommen, der Öſterreich wankend machte, der alle Hoffnungen auf den Krieg zuſchanden machte. Aber es kam nichts.

Digitized by Google

Mit dem Schlag 12 Uhr erklärten beide Bevollmächtigten ihre Vollmachten für erloschen, sandten Herrn von Gentz mit dieser Eröffnung an Metternich, und eine Stunde später, um 1 Uhr, schickte Metternich die Noten ab, welche die Auflösung des Prager Kongresses ankündigten, fertigte zugleich die Pässe für die französische Gesandtschaft aus, — es war wieder Krieg.

Noch in derselben Nacht flammten auf den Kuppen des Erzgebirges die Feuerzeichen auf, welche den Verbündeten ankündeten, daß ihr Einmarsch in Böhmen angetreten werden könnte.

Endlich, am nächsten Morgen, kam Graf Caulaincourt mit der Antwort Napoleons, die ihm soeben ein Kurier aus Dresden gebracht hatte. Keine Rede von einem Zugeständnis, im Gegenteil! Napoleon forderte, daß das Königreich Sachsen auf Kosten Preußens am linken Oderufer vergrößert werde und die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau für sich erhalten solle. Er wollte dann wegen einer Teilung des Herzogtums Warschau, um Preußen zu entschädigen, mit sich reden lassen. Danzig sollte zur Freistadt erhoben werden, nicht an Preußen zurückgegeben werden. Seine Österreich schon gemachten Zugeständnisse wegen Illyrien wurden eingeschränkt. Von den freien Städten und dem Rheinbund war natürlich keine Rede mehr. Metternich hörte diese Bedingungen wohl an, erklärte dann aber dem Herzog von Vicenza kurz: „Gestern waren wir noch Vermittler, heute sind wir es nicht mehr. Haben Sie Anträge zu machen, so kann dies nur noch an alle drei Kabinette geschehen; wir stehen auf Seite der Verbündeten und erklären heute den Krieg."

Die Kriegserklärung Österreichs flatterte ins Land, Gentz hatte das Manifest verfaßt. Er war, wie er selbst sagte, „alt und schlecht geworden". Die großen Linien fehlten in diesem Manifest; das Feuer, das diesen Mann einst beseelte, war erloschen. Es ist eine nüchterne Begründung des Krieges, halb anklagend, halb rechtfertigend, und wir wollen es nur im Auszug wiedergeben, weil nun doch einmal dies historische Dokument in diesen Blättern nicht ganz fehlen darf:

„Das System einer wehrlosen Untätigkeit, die einzige Art von Neutralität, die der Kaiser Napoleon, seinen Erklärungen zufolge, gestattet hatte, war nach allen guten Staatsgrundsätzen unzulässig und am Ende nur ein ohnmächtiger Versuch, der schweren Aufgabe, die gelöst werden sollte, auszuweichen. Eine Macht von Österreichs Gewicht durfte der Teilnahme an den Angelegenheiten von Europa unter keiner Bedingung entsagen, noch sich in eine Lage versetzen, wo sie, gleich unwirksam für den Frieden und Krieg, ihre Stimme und ihren Einfluß in allen großen Beratschlagungen verloren hätte, ohne irgendeine Gewährleistung .... In dieser peinlichen Lage blieb Sr. Majestät kein anderer Ausweg, als 1812 auf der Seite von Frankreich den Kampfplatz zu betreten.

Der Feldzug von 1812 bewies an einem denkwürdigen Beispiele, wie ein mit Riesenkräften ausgestattetes Unternehmen in den Händen eines Feldherrn vom ersten Range scheitern kann, wenn er, im Gefühle großer militärischer Talente, den Schranken der Natur und den Vorschriften der Weisheit Trotz zu bieten gedenkt. Ein Blendwerk der Ruhmbegierde zog den Kaiser Napoleon in die Tiefen des russischen Reiches, und eine falsche politische Ansicht verleitete ihn zu glauben, daß er in Moskau den Frieden vorschreiben, die russische Macht auf ein halbes Jahrhundert lähmen, dann siegreich zurückkehren würde... Die ganze französische Armee wurde zerstreut und vernichtet. In weniger als vier Monaten sah man den Schauplatz des Krieges von dem Dnjepr und der Dwina an die Oder und Elbe versetzt. Dieser schnelle und außerordentliche Kriegswechsel war der Vorbote einer wichtigen Revolution in den gesamten politischen Verhältnissen von Europa.

Preußen, schon längst vertraut mit dem rühmlichen Entschlusse, das Äußerste zu wagen, selbst die Gefahr eines unmittelbaren politischen Todes einem langsamen Verschmachten unter auszehrenden Bedrückungen vorzuziehen, ergriff den günstigen Augenblick und warf sich dem Verbündeten in die Arme. Viele größere und kleinere Fürsten Deutschlands waren bereit, ein Gleiches zu tun. Allenthalben eilten die ungeduldigen Wünsche der Völker dem regelmäßigen Gange ihrer Regierung zuvor. Von allen Seiten schlug der Drang nach Unabhängigkeit unter eigenen Gesetzen, das Gefühl gekränkter Nationalehre, die Erbitterung gegen schwer gemißbrauchte fremde Obergewalt in hellen Flammen auf.

Durch den Rückzug der Alliierten hatte der Krieg für den Augenblick eine Gestalt gewonnen, die dem Kaiser täglich fühlbarer machte, wie unmöglich es sein würde, bei weiterem Fortgange desselben ein müßiger Zuschauer zu bleiben. Vor allem war das Schicksal der preußischen Monarchie ein Punkt, der Sr. Majestät Aufmerksamkeit lebhaft beschäftigte. Der Kaiser hielt die Wiederherstellung der preußischen Macht für den ersten Schritt zur Wiederherstellung des politischen Systems von Europa. Die Gefahr, in welcher sie jetzt schwebte, sah er ganz wie seine eigene an. Der Kaiser Napoleon hatte dem österreichischen Hofe bereits zu Anfang des Aprilmonats eröffnen lassen, daß er die Auflösung der preußischen Monarchie als eine natürliche Folge ihrer Abtrünnigkeit von Frankreich und der weiteren Fortsetzung des Krieges betrachtete und daß es jetzt nur von Österreich abhängen würde, ob es die wichtigste und schönste ihrer Provinzen (die Perle Schlesien) mit seinen Staaten vereinigen wolle; eine Eröffnung,

Digitized by Google

die deutlich genug bewies, daß kein Mittel unversucht bleiben mußte, um Preußen zu retten. Wenn dieser große Zweck durch einen billigen Frieden nicht zu erreichen war, so mußte Rußland und Preußen durch eine kräftige Mitwirkung unterstützt werden.

Nicht ohne tiefe Betrübnis und allein durch das Bewußtsein getröstet, daß alle Mittel, die Erneuerung des Kampfes zu vermeiden, erschöpft worden sind, sieht der Kaiser sich zu diesem Schritt gezwungen. Se. Majestät haben drei Jahre lang mit unermüdeter Beharrlichkeit danach gestrebt, die Grundlage der Möglichkeit eines wahren und dauerhaften Friedens für Österreich und für Europa auf milden und versöhnenden Wegen zu gewinnen. Diese Bemühungen sind vereitelt; keine Hilfsmittel, keine Zuflucht mehr als bei den Waffen. Der Kaiser ergreift sie ohne persönliche Erbitterung, aus schmerzhafter Notwendigkeit, aus unwiderstehlich gebietender Pflicht, aus Gründen, welche jeder treue Bürger seines Staates, welche die Welt, welche Napoleon selbst in einer Stunde der Ruhe und Gerechtigkeit erkennen und billigen wird. Die Rechtfertigung dieses Krieges ist in dem Herzen jedes Österreichers, wie jedes Europäers, unter wessen Herrschaft er auch lebe, mit so großen und leserlichen Zügen geschrieben, daß keine Kunst zu Hilfe genommen werden darf, um sie geltend zu machen. Die Nation und die Armee werden das ihrige tun. Ein durch gemeinschaftliche Not und durch gemeinschaftliches Interesse gestifteter Bund mit allen für ihre Unabhängigkeit bewaffneten Mächten wird unseren Anstrengungen ihr volles Gewicht geben. Der Ausgang wird unter dem Beistande des Himmels die gerechten Erwartungen aller Freunde der Ordnung und des Friedens erfüllen."

Seit dem 6. August war der Kaiser wieder in Dresden, fieberhaft in Tätigkeit, die letzten Versuche machend, Österreich zu sich heranzuziehen oder doch zu neutralisieren. Man spürte während dieser Tage an dem Kaiser eine sichtbare Aufregung. Die 200000 Mann, die hinter dem Erzgebirge drohten, waren keine Kleinigkeit. Bis zum letzten Augenblick hoffte der Kaiser immer noch, daß Österreich zu gewinnen sei, daß es wenigstens nicht angriffsweise gegen ihn vorgehe. — Anfang August erhielt er die Nachricht vom Tode des General Junot. Er empfand wirklichen Schmerz um diesen Junot. Es war nun fast zwei Jahrzehnte her, daß er vor Toulon mit dem Sergeanten Junot Zeltgemeinschaft hatte. „So sparen wir den Streusand," sagte der Sergeant kaltblütig zu dem Major Bonaparte, als die Granate sich in die Erde des Zeltbodens wühlte und Sand auf das Schriftstück warf, das ihm der Major eben diktiert hatte. Damals, vor Toulon, wand sich das erste Lorbeerblatt um Bonapartes Stirn. Jetzt war dieser Junot tot, hatte sich in seiner geistigen Zerrüttung von irgendeiner Mauer gestürzt in seiner Heimat, der Côte d'or, wo die Sonne die schweren Trauben Burgunds reift. Hier taucht wieder ein sehr sympathischer Zug der Dankbarkeit in diesem Chaos von einem Menschen auf. Die Dankbarkeit ist überhaupt ein hervorstechender Zug im Wesen Bonapartes, der Napoleons überhaupt, des dritten auch, wie Bismarck das bezeugte. Ein schöner Zug, wir wollen ihn registrieren. „Ich habe einen wirklichen Schmerz empfunden," schrieb er an den Polizeiminister Savary, „über Ihre Nachricht von dem armen Junot. Er hatte meine Achtung im letzten Feldzug verloren, aber ich war ihm trotzdem gewogen geblieben. Heut hat er diese Achtung wiedergewonnen, da ich sehe, daß sein Wankelmut schon eine Folge seiner Krankheit war. Ich billige alle Vorschläge, die Sie mir machen. Besuchen Sie den Erzkanzler, dem ich schreibe. Man kann die beiden Fräulein ohne Schwierigkeiten in Ecouen (einer Erziehungsanstalt) unterbringen. Sie teilen mir das Alter der beiden Kinder nicht mit."

Die Abreise des Kaisers zur Armee war für alle Fälle auf den 15. August bestimmt. Wieder der alte Aberglaube? Möglich, es war der Napoleonstag. Seine Geburtstagsfeier war deswegen auf den 10. August verlegt und hatte, wie wir hörten, mit viel Geräusch stattgefunden. — Aber der Kaiser wartete auf die Kunde von Prag. Alles war bereit, seit zwei Uhr mittags sein Wagen bespannt, am Tage vorher schon die Reitpferde und Relaisgespanne auf der Straße nach Schlesien vorausgegangen. Aber es verging eine Stunde nach der andern, und die Abreise erfolgte nicht. Man sah den Kaiser mit großen Schritten die Hauptwege des Marcolinischen Gartens auf und ab gehen, neben ihm ging der bunte Murat, der vor einigen Tagen endlich, jedenfalls auf Bemühungen Fouchés und auf Zuraten seiner Karoline, angekommen war. Der Kaiser Napoleon im dreieckigen Hut, im grauen Überrock, gedrungen, schon stark Embonpoint, daneben der König von Neapel, schlank, sehnig, in seinem prachtvollen Anzug. Schwarzes Kraushaar, Schnurr- und Backenbart, Kotelettes, unter den dicken Brauen zwei dunkelgraue, lüsterne Augen und furchtbar bunt angezogen, so in der Art eines Räuberhauptmanns, der gute Geschäfte gemacht hat. Der phantastische Theaterrock mit Gold bestickt, Puffärmel, der Säbel von besonderer Form mit goldenem Knopf, mit Edelsteinen besetzt; purpurrote, weite Beinkleider, gelbe Rankingstiefel, —seltsamer Gegensatz, diese beiden. Sie sprachen eifrig miteinander. Vielleicht las der Kaiser dem unzuverlässigen Schwager gehörig die Leviten, Ursache genug hatte er dazu.

Da wird plötzlich der Graf Narbonne gemeldet: „Soeben von Prag angekommen, Majestät, wünscht sogleich vorgelassen zu werden." — „Qu'il vienne!" — Das kam mit gewöhnlicher Trockenheit und Kälte

Digitized by Google

heraus. Louis von Narbonne erſcheint auf der Bildfläche, geſchmeidig, höflich, ein Hofmann des ancien régime. Neapels Herr zieht ſich zurück, braucht dies nicht zu hören nach der Meinung des Kaiſers. Aber der Herzog von Baſſano wird gerufen. Links Baſſano, rechts Narbonne, der Kaiſer in der Mitten, beginnt jetzt eine lange Unterredung. Narbonne erklärt, daß in Prag nichts mehr zu machen ſei. „Tant mieux, l'Europe se révoltera!" ſagt der Kaiſer. — Aber dennoch läßt er den Grafen Bubna rufen. Bubna kommt. Der Kaiſer geht mit ihm in das Parterrezimmer des Palaſtes und bleibt zwei Stunden mit ihm darin. Dann kommt der öſterreichiſche Graf mit ſchnellen Schritten aus dem Palais und ſucht eiligſt ſeinen Wagen zu gewinnen. Plötzlich erſcheint auch der Kaiſer und eilt dem Grafen nach. „Monsieur le comte, encore un mot!" Aber Bubna, über die Schulter, mit zurückgewandtem Geſicht, etwas kurz: „Nichts mehr, Sire!", ſpringt in ſeinen Wagen und raſſelt weg. Wenige Minuten ſpäter beſteigt auch Napoleon den Reiſewagen und rollt der Lauſitz zu, die Stirn von Gedanken geſchwellt, die Bruſt voll ſtarken Willens, neben ſich im Polſter den bunten Murat. Hatte er dieſe Verbündeten nicht in zwei Schlachten geſchlagen, und Öſterreich? — Pah! — Unter den Vertrauten des Hauptquartiers ging das Geflüſter: „Le beau-père nous payera tout!" „Er wird alles bezahlen, der Schwiegervater Franz!"

Es bedarf nicht Napoleons Auseinanderſetzung, daß er den ihm zugemuteten faulen Frieden nicht annehmen konnte. Das hieß ſein ganzes Leben verleugnen, das Andenken der alten Großen Armee verraten, auf deren Leichen ſich ſein Weltreich erbaute. Unter viel ſchlimmerem Zwang von Schickſalsſchlägen wollte einſt Friedrich der Große nicht auf Schleſien verzichten. Die Gegner ſahen pſychologiſch voraus, daß der Imperator ſolche Forderungen abſchlagen müſſe, als Deutſche freuen wir uns deſſen, aber es konnte auch anders kommen. Die Entſcheidung ſtand auf des Meſſers Schneide, Öſterreich blieb bei jedem Mißerfolg ein unſicherer Kantoniſt und die geplante Zwickmühle des Trachenberger Kriegsplans konnte durch napoleoniſche Hammerſchläge zertrümmert werden.

Digitized by Google

17. Kapitel

Die Streitkräfte

„Ich habe alles berechnet," ſagte Napoleon zu ſeinen Marſchällen, als er nach dem Abbruch der Friedensverhandlungen zur Armee abreiſen wollte, „das Übrige hängt vom Schickſal ab!", — ein Wort, das ſich ſeltſam mit dem unſeres großen Moltke deckt, nämlich: „daß über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit ſtrategiſcher Entſchlüſſe meiſtens der Erfolg entſcheidet." Man muß nicht glauben, daß dieſer Kaiſer Napoleon, wie es in manchen Geſchichtsbüchern zu leſen iſt, ſo bis an den Rand voll Hochmut und Unterſchätzung ſeiner Gegner ſteckte, daß er blind in ſeinen Untergang hineinſtolperte. Im Gegenteil: er wägte recht eingehend, ehe er wagte. „Ein jeder gut geführte Krieg muß ein methodiſch geführter ſein," — das ſind ſeine eigenen Worte. Allerdings war es ſeinem Genie vorbehalten, zuzeiten jede Methode zu überſpringen, das konnte er namentlich in jenen Jahren, wo er ſeiner Heermaſchine ganz ſicher war; aber die größte Schwäche ſeiner jetzigen Lage war eben die innere Schwäche ſeines Heeres. Von außen ſah die franzöſiſche Gewaltmacht allerdings recht vertrauenerweckend aus. Wir haben von den prächtigen Paraden in Dresden gehört, und der Kaiſer wußte es ja immer ſo einzurichten, daß diejenigen, die es ſehen ſollten, die beſten Regimenter und Brigaden zu ſehen bekamen. Weder in der Zahl der Feldarmee, noch in der numeriſchen Stärke der ganzen Macht, die er unter den Waffen hatte, ſtand Kaiſer Napoleon bei Ablauf des Waffenſtillſtandes ſeinen Gegnern allzuweit nach. Seine unmittelbar für den Krieg verwendbaren Feldtruppen waren in 14 Infanteriekorps und fünf Kavalleriekorps geteilt, dazu die Garde faſt 60000 Mann ſtark. Wie aber Napoleon mit Zahlen um ſich warf, um den Feind einzuſchüchtern und den Seinen Mut zu machen, zeigt Brief vom 14. April, wenn er die Garde auf „proviſoriſch 40000" ſchätzt, während damals nur 15000 vorhanden waren. Sein Brieſſatz „400000 kann man nicht umgehen" wird ſehr irrig als maßgebendes Beweisſtück betrachtet, denn im Brief vom 12. Auguſt heißt es 360000, wobei Davouſt uſw. einbezogen. Die Durchſchnittsſtärke der Bataillone macht höhere Ziffern unmöglich, es iſt eine Tendenzmache Marmonts, wenn er von 450000, gelegentlich ſogar 500000 fabelt, die in Deutſchland zugrunde gingen, wie er aberwitzig ſich zu 700000 verſteigt, die in Rußland zugrunde gingen, alſo ſelbſt Chambery noch weit überbietet. Im ganzen verfügte Napoleon angeblich über annähernd 450000 Mann Feldtruppen. Dazu kam die Beſatzung der Waffenplätze, die in ſeiner Hand waren, mit annähernd 30000 Mann, dazu kamen die Feſtungsbeſatzungen der belagerten Feſtungen mit 50000 Mann. Dieſe letzteren 50000 Mann waren ja allerdings nur dann zu rechnen, wenn der Kaiſer in ſchneller Folge einige Schlachten gewann und an einen Entſatz der Feſtungen denken konnte. Dieſe ſeit Bernhardi eingebürgerten Ziffern ſind jedoch ziemlich phantaſtiſch. Abgeſehen davon, daß 10. A.-K. in Danzig, 9. Augereau noch ganz felddienſtunfähig in Würzburg lagen und Milhauds Dragoner erſt im Herbſt aus Spanien heranzogen, 8. Poniatowſki von ſehr geringer Stärke war, liegt man ſich ſchon ſeit der Polemik Bernhardi-Bietzko über die Stärke der 39 franzöſiſchen Infanteriediviſionen in den Haaren. Fälſchlich wird Wrede mitgezählt und Davouſts Dänen kommen nur ſehr mittelbar in Betracht. Selbſt Rouſſels Tendenzſtatiſtik bringt es nur auf 425 inkl. alles oben Angeführten, das ſind aber einfach Sollſtärken. Vernünftige Korpsgliederung kann nur 310000 exkl. Davouſt, Wrede, Augereau, Rapp, Milhaud als Feldarmee annehmen, mit der Napoleon im Auguſt den Kampf eröffnete. Die Rheinbundſtaaten hatten im ganzen 75000 Mann deutſcher Truppen geſtellt, Bayern allein 25 000 Mann. Dieſe wollte der König aber nicht aus dem Lande laſſen, wenngleich die Verbündeten damit rechnen mußten, daß Bayern als Bundesgenoſſe Frankreichs feindlich anzuſehen ſei, und daher eine entſprechende Truppenzahl zur Bewachung der bayriſchen Grenze abgeben mußten.

Ja, dieſe Zahl an Streitern, die Napoleon am Ende des Waffenſtillſtandes zuſammenhatte, ſah ſehr drohend aus, ſie war es auch, denn ſie war geführt von dem erſten Feldherrn der Welt. Aber ihre innere

Digitized by Google

Ausbildung ließ durchaus zu wünschen übrig; wir haben das Thema in diesen Blättern schon eingehend behandelt, und es genügt wohl, darauf hinzuweisen, daß auch während des Waffenstillstandes das alte System einer übereilten Ausbildung der jungen Rekruten blieb. Dagegen war auch gar nichts zu machen. Der Kaiser brauchte die Ausgehobenen auf seinen Schlachtfeldern, alles ging in Eile. Wenige Wochen im Rekrutendepot, schnell die Griffe am Gewehr geübt, die Wendungen, die Bataillonsbewegungen, vier Platzpatronen und zwei scharfe Patronen verschossen, und dann gings in Eilmärschen über Mainz hinein ins Deutsche Reich. Was an Ausbildung noch nötig war, wurde während des Marsches mühsam nachgeholt. Morgens wurde an sechs Stunden marschiert, nachmittags drei Stunden exerziert, in Mainz sollten die Rekruten so gut wie fertig sein. Hier war der alte Marschall Kellermann und sah mit seinen scharfen Soldatenaugen, was den Truppen etwa an der Ausrüstung noch fehlte. Wir haben aus dem Munde des Herrn von Odeleben gehört, daß die Franzosen in ihren Bataillonsbewegungen und in ihrer Ausbildung doch weit hinter denen der Rheinbundstaaten zurückstanden. Eine weitere Schwäche war der Mangel an Führern und Offizieren. Man holte sich Offiziere her, wo es nur noch irgendwelche gab, selbst ausgediente und längst verabschiedete Herren wurden herbeigeholt, um ihre mehr oder weniger wertvollen Dienste dem Kaiserreich von neuem zu widmen. — Dann: die Jugend der Rekruten. Die Aushebung des Jahres 1813 stand im Lebensalter von 19—20 Jahren, die Aushebung von 1814 im Alter von 18 bis 19 Jahren. Fast zwei Drittel der Armee war unter zwanzig Jahren, und diesen jungen Menschen wurden von vornherein ganz unerhörte Strapazen zugemutet. Wenn sie dann aber vor dem Kaiser in Dresden ihre Revue hatten, wenn das Auge dieses besonderen Mannes auf ihnen ruhte, dann empfingen sie sozusagen die Weihe für den Krieg und das „Vive l'empereur!" kam aus Tausenden von Kehlen in ehrlicher Begeisterung.

Wenn Jähns behauptet, Napoleon habe wieder den Rheinbund ausgesogen und nur so den Feldzug eröffnen können, so ist dies Mythe. Beim 2. Korps eine westfälische Reiterbrigade, die sofort desertierte, beim 3. Korps Marchands Hessen und Badenser, beim 4. die Württemberger, beim 7. die Sachsen, beim 12. die Bayerndivision Raglovich, einige Reiterbrigaden anderswo bedeuten höchstens 40000. Ihnen fehlte gottlob jede Freudigkeit für Frankreich zu fechten, ebenso den Italienern Bertrands und Macdonalds. Dagegen schimpfte Napoleon ungerecht seine Rekruten „Hundsfötter" bei jedem Unfall, so wie Friedrich der Große seine von Prag bis Hochkirch hingerafften Drillsoldaten bejammerte, und doch fochten Preußen nie besser als die eingestellten Bauernjungen bei Kunersdorf und Torgau. So steckt militärisches Vorurteil selbst die größten Geister an.

Jedenfalls war es dem Kaiser Napoleon und seinen Helfern in unermüdlicher Tätigkeit gelungen, die Verluste des Frühjahrsfeldzuges, die furchtbaren Einbußen von Lützen und Bautzen wieder einzubringen. Die Kader der französischen Feldarmee waren neu gefüllt, und was der Kaiser Napoleon am 17. August 1813, als die Feindseligkeiten wieder begannen, den Verbündeten an Zahl entgegenstellen konnte, entsprach angeblich ungefähr den Stärkeverhältnissen seiner Feinde.

Wir wollen auch diese kennenlernen. Wir wollen zunächst über die preußische Armee, die in diesem ganzen Feldzug von 1813 das Rückgrat des Widerstandes bot, die von einem starken Offensivgeist beseelt war, wie weder die Russen noch die Österreicher ihn hatten, ein Urteil aus dem Munde des hierzu berufenen Oberst von Boyen hören:

„Preußen hatte die ihm durch den Waffenstillstand gegebene Frist gut benutzt: die Gesamtsumme der bewaffneten Macht bestand in 302 539 Köpfen, worunter 32659 Pferde.

Die Linieninfanterie war vollständig ergänzt und in jeder Hinsicht in einem sehr guten Zustande; ich halte sie für die beste Infanterie, die mir noch vorgekommen ist. Sie war ohne alle Kleinigkeitskrämerei gut geübt und hatte in den vorhergegangenen Gefechten Vertrauen und Erfahrung gewonnen. Die Reserveinfanterieregimenter waren aus den vor dem Kriege einexerzierten Krümpern formiert und also auch bis zu einem gewissen Grade ausgebildet, man hatte ihnen sehr gute Regiments- und Bataillonskommandeure gegeben.

Über die Ausländertruppen glaube ich folgende Erläuterungen geben zu müssen. Das Elberegiment sollte durch den Oberstleutnant Reuß nur aus den Überläufern der von Preußen im Tilsiter Frieden abgetretenen Provinzen errichtet werden, da man aber so ziemlich alles annahm, was sich meldete, die französischen Gefangenen Furcht hatten, nach Sibirien transportiert zu werden, so wurde das Ganze eine sehr lockere Komposition; nicht alle Offiziere waren glücklich gewählt, und so blieb in diesem Truppenteil sehr lange ein von der übrigen Armee verschiedener Geist, der zuweilen an die Ausländer in unserer früheren Armee erinnern konnte. Das Jägerbataillon Reiche bestand aus etwas besseren Elementen, doch blieb es in Hinsicht der Disziplin immer in einem nicht besonderen Zustande. Das thüringische Bataillon war das für Napoleon gestellte Kontingent der sächsischen Herzöge, besonders von Weimar; es hatte sich schon vor der Schlacht von Görschen mit uns nach einigen Scheindemonstrationen eigentlich freiwillig vereinigt

Digitized by Google

und diente sehr gut. Von den durch Ausländer errichteten Truppenteilen war das Lützowsche Korps wohl das beste, es hatte fast alle deutschen Stämme in sich vereinigt und bestand größtenteils aus gebildeten Menschen. Körner, der edle Kriegsdichter, zierte diese Reihen. Die Detachements freiwilliger Jäger verdienen wohl eine besondere Bemerkung. Es war dies die sehr geistreiche Einrichtung von Scharnhorst; durch diese besonders bei den Regimentern gebildeten Detachements wurde auf eine sehr geschickte Art die Abneigung, welche noch hin und wieder gegen den Eintritt in die Linie stattfinden konnte, umgangen, und die gebildeten Jünglinge, welche, auf eigene Kosten ausgerüstet, in diese kleinen Genossenschaften traten, blieben doch dem Bataillon so nahe, daß dadurch eine edle Rivalität und eine wohltätige, wohl zu beachtende Wechselwirkung entstand. Die gebildete Jugend der Nation war hier vereinigt und verdiente, vielleicht mit mehr Recht als einst jene Perser, die Benennung einer heiligen Schar. Doch nicht die Jugend allein war dem Ruf des Vaterlandes gefolgt, auch ältere Männer teilten die Gefahren, so z. B. war ein Regierungssekretär aus Marienwerder, dessen Namen ich leider vergessen habe, ich glaube, er hieß Schröner, mit seinen beiden erwachsenen Söhnen zugleich eingetreten und gab dem Detachement durch sein ganzes Benehmen ein rühmliches Beispiel. Der große Abgang an Offizieren wurde zum Teil aus diesen Jägerdetachements ersetzt, die dadurch mobile Kriegsschulen waren.

Die Linienkavallerie war in einem recht guten Zustande, einzelne Regimenter klagten zwar, daß sie viel alte Pferde hätten, was bei unseren beschränkten Finanzverhältnissen sehr natürlich war; ich habe indes auch nicht gesehen, daß diese alten Pferde in bedeutender Zahl den Kriegsbeschwerden unterlegen wären.

Der Wille unserer Kavallerie war gewiß so gut wie der des Fußvolks, dafür bürgt ebensosehr das Ehrgefühl des sie anführenden Offizierkorps, als die vaterländische Stimmung der Reiter, aber eine gleiche Entschlossenheit, wie bei dem Fußvolk, sprach sich in den Geschwadern eigentlich nicht aus, so daß am Schlusse des Feldzugs eine nicht ganz zufriedene Stimmung gegen das Benehmen der Reiterei zuweilen laut wurde. Es rührt dies hauptsächlich von der ungeschickten Verwendung der Reiterei her.

Außer dem ausgedehnten Vorpostendienst muß sie am Tage des Gefechtes hauptsächlich darauf bedacht sein, jede durch unser Geschütz und Fußvolk erzeugte Unordnung beim Feinde möglichst zu vervollständigen, dazu aber muß sie in angemessenen Abteilungen verteilt sein und nicht in vornehmer Entfernung in großen geschlossenen Haufen zusehen, bis die gebratenen Tauben geflogen kommen. Nur durch das gemeinschaftliche Zusammenwirken aller Waffen kann heutzutage im Gefecht etwas Tüchtiges geleistet werden, und weil dies größtenteils übersehen wird, macht man entweder an die Reiterei unbillige Forderungen, oder ihre Anführer stellen sich dahin, wo sie nichts leisten können. Der kleine Krieg bildet allein den Reiter, je mehr der Reiter an ein häufiges, unvorhergesehenes Zusammentreffen mit dem Feinde gewöhnt wird, je besser ist es, das sieht man an den Husaren, bei denen mehr Unternehmungsgeist ist als bei den Reiterscharen, die den Armeen in großen Reserven folgen.

Unsere Artillerie hatte ebenfalls eine bedeutende Vermehrung von 36 auf 81 Kompagnien erhalten. Die ausexerzierten Krümper, sowie auch noch unangestellte Überreste der alten Armee waren mit großer Sorgsamkeit zu dieser bedeutenden Verstärkung verwendet und hatten dieser Waffe unter der Leitung ihres mutigen Chefs, des Prinzen August, einen sehr achtenswerten Charakter gegeben.

Ein sehr bedeutender Teil unserer Rüstung bestand aus der Landwehr, welche von den Provinzen gestellt worden war. Zu den Kommandeuren der Bataillone hatte man meistenteils alte Offiziere genommen, doch gab es auch sehr viele, die vorher gar nicht gedient hatten, z. B. der Kammergerichtsrat von Grolman, Präsident Wedel, Oberlandesgerichtsrat Friccius, die Landräte Bohlschwing und Bredow usw. Die subalternen Stellen waren, soviel es anging, zwar durch frühere Offiziere besetzt, da diese indes nicht zureichten, so waren auch eine Menge achtenswerter Männer in diesen Kreis eingetreten, die vorher niemals gedient hatten: so führte der Justizrat Bardeleben die erste Kompagnie des Frankfurter Bataillons, der jetzige Präsident Keßler war ebenfalls Kapitän, und das Königsberger Bataillon, welches unter Friccius bei Leipzig so wacker focht, hatte lauter Zivilisten zu Offizieren; der Dr. med. Motherby führte den ersten Zug.

Sehr nützlich war es für die Landwehr, daß eine Menge in der Heimat lebender alter Unteroffiziere und Soldaten, die wegen ihres Alters nicht zu den Reserveregimentern genommen wurden, durch ihren erwachten Veteranenstolz getrieben, freiwillig in die Landwehr eintraten und dort die Disziplin begründen halfen. Denn wenn auch die Landwehr von ihrem Auftreten an gleich ehrenvoll in den Gefechten mitwirkte, so muß ich zur Steuer der Wahrheit und zu richtiger Beurteilung ähnlicher Verhältnisse doch bemerken, daß sie in ihrer inneren Ordnung noch eine geraume Zeit bedurfte, ehe sie mit den anderen Truppenteilen sich in dieser Hinsicht gleichstellen konnte."

Herr von Boyen schätzte also die preußische Armee auf über dreihunderttausend Mann ein, und er hatte hierin recht. Wenngleich die preußische Armee bei Ausbruch der Feindseligkeiten erst 270000 Mann

Digitized by Google

auf den Beinen hatte, so verstärkten sich diese im Laufe des Feldzuges auf über 300000 Mann; das war für Preußen eine ungeheuere Leistung. Jeder Sechzehnte der männlichen Bevölkerung des Staates stand unter den Waffen. Bei 5 Millionen Einwohnern waren es $6^1/_2$ Prozent, die im Feldheer dienten, eine überaus stattliche Zahl für die damaligen Verhältnisse.

Also zunächst im Felde 270000 Preußen, dazu 180 000 Russen, dazu 190000 Österreicher, das macht in Summa 640000 Mann. Nun muß man aber in Abzug bringen: für Preußen ungefähr 45000 Mann noch in der Ausbildung befindliche Ersatz- und Garnisonbataillone, sowie vor den Festungen liegende Belagerungskorps von rund 30000 Mann. So waren im ganzen für das Feld in Bereitschaft ungefähr 190000 Mann, die sich, da auch die Landwehren noch nicht alle im Feld standen, auf 160000 Mann ermäßigen, als der Feldzug seinen Anfang nahm. Ebenso standen von den österreichischen Streitkräften in Böhmen zunächst nur 130000 Mann, die übrigen 60000 Mann verteilten sich auf das Innere Österreichs. Verstärkt aber wurden die unmittelbar vor den Feind zu bringenden Kräfte um die schwedischen Truppen, 24000 Mann, um das englisch-deutsche Kontingent, 9000 Mann, und um das mecklenburgische Kontingent, 6000 Mann. Alles in allem konnten so die Verbündeten dem Feldheere des Kaisers Napoleon rund 500000 Mann entgegenstellen; sie waren ihm sonach vielleicht nur um 50—60000 Mann überlegen. Vielleicht, denn es bleibt ein unfruchtbares Beginnen, die gegenseitige Differenz zu bemessen. Natürlich zitiert man Marmont nie, wenn er Unliebsames sagt. Er, dem später alle Akten zu Gebote standen, griff schwerlich zu hoch, wenn er die verbündete Übermacht viel höher veranschlagt, das Buch des Wiener Kriegsarchivs gibt ihm recht. Wie unzuverlässig er arbeitet: im Text verleiht er Oudinot 80000, in der dokumentierten Anlage 60000. Seine niedrigen Verlustziffern für die Schlachten beanstanden wir nicht, dann müßte Napoleon aber im Oktober ungleich stärker gewesen sein, als er tatsächlich war, vollends wenn die imaginären Sollstärken Marmonts wahr wären. Die eigentliche Überlegenheit der verbündeten Heere lag aber in deren innern Wert. Hier waren nicht, wie bei der französischen Armee, zwei Dritteile blutjunge Menschen, sondern, abgesehen von den Studenten, Primanern und von Freiwilligen, die sich besonders in Preußen zur Armee gefunden hatten, standen alle diese Waffenträger in der Vollkraft ihrer Jahre. Knochenbau, Muskulatur, alles ausgebildet, die meisten Landwehrleute: Bauern, Bürger, Handwerker, Arbeiter, durch den Kampf um das Dasein zähe geworden, und wenn der Kaiser Napoleon diese Landwehr in ihrer Feldtüchtigkeit niedrig einschätzte, so machte er einen großen Fehler.

Für die russische Armee war außerdem ein starkes Reserveheer von über 60 000 Mann unterwegs. Seine Exzellenz, General der Kavallerie von Bennigsen führte es. Wir werden dem langen, glatten Herrn noch zur Zeit begegnen. Wir sind ihm schon begegnet an der Schwelle eines kaiserlichen Schlafzimmers, den Degen in der Hand; wir wollen hoffen, daß er ihn in diesem Feldzuge in einer besseren Sache führt, diesen russischen Degen! — Die Blokadekorps, die Rußland vor Zamosz und Danzig liegen hatte, betrugen an 40 000 Mann, im ganzen stellte Rußland 300000 Mann auf die Beine.

Wenn man alles in allem zusammenrechnet, also alle Truppen, mochten sie nun im Felde stehen, vor Festungen liegen, auf dem Marsche sein oder noch in den Depots ausgebildet werden, so standen wohl Mitte August auf der Seite der Verbündeten an 800000 Mann, auf der Seite der Franzosen 700000 Mann bereit, sich gegenseitig zu vertilgen und dazu alle Mittel anzuwenden, die der damalige Krieg zur Vernichtung bot. Von Danzig bis jenseits der Pyrenäen, von Hamburg bis Neapel rasselte es von Waffengeklirr, und der Kriegsgott, bis an die Zähne gewappnet, der falsche und wilde Mars schritt über die Gefilde, die sein Reich bildeten.

Und alle diese Menschen, deren Gewalthaufen sich in Sachsen, Schlesien, Böhmen, in der Mark und an den Ufern der Elbe sammelten, waren sich doch, was die einzelnen angeht, nicht feind. Was ging den Kleinrussen, den russischen Bauern, den man in eine grüne Jägeruniform gesteckt hatte, eigentlich der Pariser Gamin an, der seinerseits die blaue Linienuniform der Franzosen trug? Der eine hatte, bis ihn die staatliche Gewalt in den Krieg rief, den schweren Weizenboden seiner Heimat gepflügt, seine Hand hatte Saaten gestreut, seine Hütte mit dem kargen Herd war ihm Heimat. Der andere hatte vielleicht in den Gassen von Paris Stiefel gewichst oder mit gerösteten Kastanien hausiert; seine Heimat das Proletarierviertel der Seinestadt, Saint-Antoine. Was wußten sie voneinander, bis sie hier an Sachsens Grenzen sich gegenübergestellt wurden und auf Kommando aufeinander schießen mußten! Was wußte der Slowak, der sein weißes österreichisches Kollett trug und bisher in der Heimat seine Kessel geflickt hatte, von dem märkischen Landmann, der im Schweiße seines Angesichts der sandbedeckten Brust der Mark spärlichen Hafer abzuringen sich mühte? Dennoch fochten sie jetzt Schulter an Schulter, um den gefährlichen Mann im grauen Rock niederringen zu helfen, daß endlich Friede werde auf Erden.

Aber jene Bauern und Bürger, Tagelöhner und Handwerker mußten ihre Werktagsröcke ausziehen: man steckte sie in Uniform, gab ihnen ein Gewehr, ein Bajonett in die Hand, mußte sie von Kopf bis

Digitized by Google

zu Fuß für ihren militärischen Beruf neu einkleiden, mit Litzen und Paspeln, farbigem Kragen, Tschako und Mütze, — und jeder Knopf an dieser Uniform, jede Stiefelsohle, jede Patrone, die man in ihre Patronentasche steckte, kostete Geld. Womit führt man Krieg? Mit Geld, — Geld, und abermals Geld! Schon Scharnhorst hatte, als im Frühjahr 1813 die Bewegung losbrach, gesagt, daß vor allen Dingen für ausreichend Geld gesorgt werden möchte. Preußen war ausgepowert, Rußland durch das Jahr 1812 in seinem Wohlstand schwer getroffen. Der Bankier Europas war damals England, und England hatte das dringendste Bedürfnis an der Niederwerfung und Entthronung des korsischen Kaisers. Die von Napoleon seit Jahren aufrechterhaltene Kontinentalsperre hatte England im Innern doch schwer geschädigt. Es war eine starke Partei unter den Whigs, die gern schon lange mit Frankreich Frieden gemacht hätte, damit Handel und Wandel sich wieder höbe. Wohl hatte das Festland unter der durch die Kontinentalsperre hervorgerufenen Teuerung viel mehr gelitten als England selbst, aber der Zustand war doch ungesund. Auch jetzt war Hamburg und die ganze Elbmündung wieder in den Händen des französischen Kaisers. Der Kleinstand und der Mittelstand der Briteninsel litten sehr unter der Sperre und der Einschränkung des Handels; die Torys allerdings, mit ihren gewaltigen Vermögen, konnten es aushalten, und England wurde damals von den Torys regiert.

Nun hatte aber das damalige Königshaus von England, dem auch die Krone von Hannover zu eigen war, ein starkes Interesse an der Neuschöpfung und Vergrößerung eben dieses Königreichs Hannover. Wir haben hier schon die Sendung des Herrn von Hammerstein nach Schweden erwähnt, die darauf hinzielte, Bernadotte für die englischen Pläne, Hannover wieder zu errichten und möglichst zu vergrößern, zu gewinnen. Vor allen Dingen hatte es das hannoversche Kabinett, damals vertreten durch den Grafen Münster, darauf abgesehen, das Bistum Hildesheim und die altpreußischen Lande Minden und Ravensberg nach der Auflösung des Königreichs Westfalen dem Königreich Hannover einzuverleiben. Hier stieß man aber auf den entschiedensten Widerspruch des Königs von Preußen. Schließlich Hildesheim, ja, aber Minden und Ravensberg nie! „Diese Provinzen," hieß es in der Erklärung des Staatskanzlers von Hardenberg, „enthalten die ältesten und treuesten Untertanen Sr. Majestät, und wenn England seine Freigebigkeit verzehnfachen sollte, durch Austausch oder Hingabe dieser Länder hätte sie Preußen doch zu teuer erkauft." Der von England entsandte Lord Stewart feilschte wie ein Shylock. „Schritt für Schritt," sagt Heinrich von Treitschke, „mußte der Staatskanzler mit der welfischen Habgier ringen, und wenn er schließlich zur Hälfte nachgab, so befand er sich in der Lage des Bedrängten, der in höchster Geldnot einem Wucherer Wucherzinsen zahlt." Ohne die englischen Subsidien war Preußen außerstande, den Krieg weiterzuführen, das hatte Hardenberg schon erklärt. Wohl befand sich, von der englischen Regierung beauftragt, als Sachverständiger der prächtige Hudson Lowe im Lande, wohl hatte dieser, wie wir hier schon berichteten, nach England geschrieben, daß Preußen das Rückgrat und die Vormacht des ganzen Kampfes gegen Napoleon sei, daß Preußen in voller Ausdehnung unterstützt werden und jede nur mögliche Hilfe an Menschen, Geld und Talent von England erhalten müsse; aber das alles wirkte nicht auf das von hannoverschen Privatinteressen geleitete Kabinett Castlereagh. Am 14. April hatte der Staatskanzler von Hardenberg einen Notschrei an den preußischen Gesandten in England gerichtet: „Unser dringendstes Bedürfnis ist das nach Waffen und Munition. Unsere Landwehr und unser Landsturm sind in vollem Gange. Aber was vermögen wir ohne Pulver und Gewehre? Genaue Erhebungen, die jüngst gemacht sind, ergaben, daß wir noch 15000 Zentner Pulver und 150000 Flinten gebrauchen, um nicht am Nötigsten Mangel zu leiden. Setzen Sie deshalb alles in Bewegung, um uns diese Quantität zu verschaffen."

Der Freiherr vom Stein wohnte den Unterhandlungen öfters bei, aber selbst sein Feuer konnte gegenüber der feilschenden Zähigkeit nichts ausrichten. Im Laufe des Mai hatte das englische Kriegsministerium für 105000 Mann vollständige Bewaffnung nebst Schießbedarf nach dem Festland geschickt, aber davon waren für 50000 Mann an die Russen, für 30000 Mann an die Hanseaten und die Hannoveraner, die Truppen des Generals von Wallmoden, bestimmt worden, und nur für 20000 Mann blieben in Preußen, und sollten obendrein zwischen Schweden und Preußen geteilt werden. Preußen erhielt nur für 5000 Mann Armaturen und Schießpulver, und während die märkische Landwehr mit Piken bewaffnet exerzierte, warteten in Cuxhaven tausende von Gewehren auf eine „hanseatisch-hannoversche Armee", die erst noch geschaffen werden sollte. Als man dem englischen Unterhändler Stewart (übrigens ein Bruder des englischen Premierministers Lord Castlereagh, Earl of Liverpool) vorhielt, daß er von Preußen Unmögliches verlange, meinte der Engländer trocken: „Diese Provinzen wären doch schon seinerzeit an Frankreich abgetreten." „Allerdings," rief Hardenberg, „das haben wir getan, aber damals saß uns das Messer an der Kehle, und jetzt handelt es sich um ein Waffenbündnis gegen einen gemeinsamen Feind!" Schließlich mußte Preußen doch darein willigen, um nur Geld und Waffen zu bekommen, nach dem Frieden dem Kurfürstentum Hannover eine gut gelegene und angemessene Vergrößerung durch ein Gebiet bis zu 300000 Einwohnern zu verschaffen. Das Bistum Hildesheim sollte

Digitized by Google

einen Teil dieſes Gebiets bilden. Die Beſtimmung der übrigen Gebietsteile ſollte nach dem Frieden vor ſich gehen, kein Zweifel, England wünſchte hauptſächlich Oſtfriesland zu haben. König Friedrich Wilhelm war über die Verhandlungen ſehr erregt, er bezeichnete die engliſchen Forderungen als eine „unverſchämte Zumutung!“

Die erſte Konferenz zwiſchen dem engliſchen Geſandten Lord Stewart und dem hannoverſchen Geſandten Freiherrn von Ompteda einerſeits, dem Kanzler Hardenberg, dem Freiherrn vom Stein und dem Grafen Neſſelrode andererſeits, fand am 1. Mai in Dresden ſtatt, einen Tag vor der Schlacht von Lützen. „Die preußiſchen Unterhändler,“ ſchreibt der Freiherr von Ompteda nach dieſer Unterredung, „gaben geſchickt zu verſtehen, daß das Parlament und die Nation von England ſehr überraſcht ſein würden, die Unterhandlungen wegen eines ſo geringfügigen Gegenſtandes ſcheitern, und die Intereſſen Europas denen des Hauſes Braunſchweig geopfert zu ſehen. Dieſe Sache würde nicht verfehlen, das gegenwärtige Miniſterium zu ſtürzen. Der General Stewart hat mit großer Feſtigkeit geantwortet, ‚er ſei weder vom Parlament noch von der Nation, ſondern vom Prinzregenten geſchickt.‘ Jedoch habe ich bemerken können, daß dieſer Wink einen ſehr ſtarken Eindruck auf die beiden engliſchen Geſandten machte, beſonders auf den Bruder des Lord Caſtlereagh, den Lord Stewart.“

George Canning
Nach einem Gemälde von Th. Lawrence
geſtochen von W. Say

Es war in der Tat eine Drohung, die den engliſchen Geſandten verblüffen konnte; hatte doch George Canning, der Schüler Pitts, einen ſtarken Einfluß im Parlament, derſelbe Canning, der im Jahre 1809 mit dem damaligen Kriegsminiſter Lord Caſtlereagh ein Duell gehabt hatte, in welchem er eine Wunde empfing. Schon damals war Canning ein unverhüllter Gegner der Tory-Politik und ein Gegner der welfiſchen Hauspolitik, die ſich in dem Grafen Münſter ſo unverfälſcht widerſpiegelte. Als man ſeinerzeit im Jahre 1809, wo es galt, das ſich aufbäumende Öſterreich zu unterſtützen, ihm auch von ſeiten des welfiſchen Hausminiſteriums mit beſonderen Artikeln kam, verbat ſich Canning das aufs entſchiedenſte und lehnte alle dahingehenden Anträge des Grafen Münſter ab. So hatte Lord Stewart begründete Befürchtungen, daß es einen großen Skandal im engliſchen Parlament geben würde, wenn die Beſtrebungen, das Privatintereſſe des Hauſes Hannover-Braunſchweig auf Koſten der Allgemeinheit zu vertreten, ruchbar würden.

Dem Lord Stewart ſowohl wie dem Grafen Münſter ward es bei dieſer Drohung mit dem Parlament heimlich im Buſen bang. Der kluge Freiherr vom Stein war es, dem Hardenberg dieſe Waffe verdankte. Ja, hätte der Staatskanzler nur geahnt, welch eine Waffe er mit dieſer Parlamentsdrohung eigentlich in der Hand hielt! Aber es wurde von dem Premierminiſter dieſem Parlament der geheime Vertrag mit Preußen, der beabſichtigt war, ganz einfach verſchwiegen, nachdem der mit Schweden, von dem wir ſchon hörten, vom Hauſe der Gemeinen höchſt ungünſtig aufgenommen war. Man fürchtete George Canning und ſeine Anhänger in dieſer Hinſicht ſehr. Das Haus der Gemeinen wollte keine Verquickung der hannoverſchen Privatangelegenheiten des Königshauſes mit dem Staatswohl. — Das Staatswohl erforderte, daß England die mit dem Korſen ringenden Mächte mit Geld und Waffen unterſtützte und hierbei nicht knickerte und feilſchte. Die Gebrüder Caſtlereagh, Earl of Liverpool, und General Stewart trieben dieſe Geſchäfte für das Haus Hannover auf eigene Kappe.

Am 14. Juni 1813 (am ſelben Tage leugnete der Earl of Liverpool jeden derartigen Vertrag mit Preußen im engliſchen Parlament ab) wurde zu Reichenbach endlich der „Konzern- und Subſidienvertrag“ mit Preußen geſchloſſen. Alles, was Hardenberg herausſchlug, waren zwei Drittel Millionen = 666666 Pfund Sterling, aber leider „zahlbar in London“. Hildesheim und „das unbeſtimmte Gebiet mit Dreihunderttauſend Einwohnern“, welches im Grunde nichts anderes bedeutete wie Oſtfriesland, wurde England nach dem Friedensſchluß zugeſagt. Hardenberg hatte den Vertrag in ſeiner Not geſchloſſen,

Digitized by Google

von Waffenlieferungen ſtand gar nichts darin. Es lag dem Staatskanzler daran, vor allen Dingen Mittel in London flüſſig zu machen. Er war in bezug auf ſolche Verträge der leichtſinnige Mann, als welcher Herr von Marwitz ihn ſchilderte: Ein Schwimmer, der ſich erſt einmal in die Flut warf und ſich ſagte, „mein Gott, die Wellen werden mich ſchon tragen", ein Wirtſchafter, der von der Hand in den Mund lebte und ſich ſagte: „morgen muß für ſich ſelbſt ſorgen", — wie im Privatleben, ſo im Staatshaushalt. Es wirft ein helles Licht auf Hardenbergs ganze Art, wenn er auf die Gratulation des Herrn von Ompteda zu dem abgeſchloſſenen Vertrag antwortete: „mon cher ami, nous avons un peu partagé la peau de l'ours" („mein lieber Freund, wir haben ein wenig das Fell des Bären geteilt"). Das ſchien faſt ſo, als wenn der Staatskanzler nicht daran glaubte, daß Hannover und die in Frage kommenden Gebiete, welche England hier zugeſprochen wurden, überhaupt je vom Kaiſer Napoleon zurückerobert werden könnten.

Aber nicht einmal die ſofortige Auszahlung der vereinbarten Summe erreichte Hardenberg. Der preußiſche Geſandte, Herr von Jacobi in London, mußte förmlich beim engliſchen Schatzſekretär betteln gehen, um zunächſt nur 100000 Pfund herauszubekommen. Dieſe 100000 Pfund wurden zwar am 19. Juni gezahlt, aber da ſie in London zahlbar waren, brachten ſie einen Kursverluſt von nahezu 30 Prozent mit ſich. Außerdem wurde ein Teil der bereits gelieferten Waffen und Munition auf die Summe verrechnet. — Der Schwede Bernadotte, der glatt auf alle Wünſche der Welfen eingegangen war, ohne weiter an die Erfüllung ſeiner Zuſagen zu denken, bekam für ſeine 25000 Schweden, die er aufſtellte, eine Million Pfund Sterling, Preußen für die zehnfache Anzahl von Kriegern zweidrittel Millionen, Rußland, das nur halb ſoviel Truppen wie Preußen ins Feld führte, erhielt trotzdem die doppelte Summe wie Preußen, und das alles ohne Bedingung. Preußen aber mußte, obgleich es viel zu kurz kam, auch noch Länder verpfänden. Es liegt ein guter Teil Schäbigkeit in dieſer Handlungsweiſe des damals regierenden engliſchen Kabinetts. Man wußte, daß Preußen Haut und Haare zu Markte trug und bis auf den letzten Mann kämpfen mußte, und das benutzte man, um es bei den Subſidien möglichſt karg wegkommen zu laſſen und ihm noch Länderbeſitz abzuringen. Die Weltgeſchichte hat zu dieſer Vergewaltigung zwei Menſchenalter geſchwiegen. Erſt das Jahr 1866 hat die Vergeltung für die Anmaßung der Welfen gebracht: Hannover, Oſtfriesland, Hildesheim ſind an Preußen zurückgefallen.

Digitized by Google

18. Kapitel

Die strategiſche Lage

„Das geſamte verbündete Heer geht zum Angriff vor, und das Lager des Feindes wird der Sammelpunkt ſein," ſo ſtand es ſtolz in dem Trachenberger Feldzugsplan, der unter Mithilfe des Kronprinzen von Schweden im Juli ausgeheckt worden war. Kaiſer Franz von Öſterreich war beſonders froh darüber, daß dieſer Feldzugsplan in allererſter Linie beſtimmte, daß von den vereinigten ruſſiſchen und preußiſchen Truppen aus Schleſien hunderttauſend Mann nach Böhmen abrücken ſollten, um ſein eigenes Heer zu verſtärken. Als man dem Kaiſer den Feldzugsplan nach Gitſchin brachte, legte er ihn ſehr ſorgfältig in ein Schubfach ſeines Schreibſekretärs, und als der Stabsoffizier, der ihn überbracht hatte, Se. Majeſtät warnte, mit dem Plan recht vorſichtig zu ſein, meinte der Kaiſer vergnügt: „Noa, hier ſucht'n holter ſchon koaner!" Zu ſpät, mein Kaiſer, dein Schwiegerſohn, der Kaiſer Napoleon, hatte den Feldzugsplan ſchon längſt. Da war der ſächſiſche Kriegsminiſter, der einen ausgezeichneten Spionagedienſt unterhielt und das Aktenſtück bereits gegen eine Beſtechung von 250 Stück Napoleondor von einer ſeiner Kreaturen erhalten hatte. Aber was ſagte denn eigentlich dieſer Plan dem Kaiſer Napoleon neues? Man wollte ihn angreifen, das konnte er ſich in ſeiner Lage ſchon denken. Mochte man ihn angreifen, mochte ſich eine dieſer drei geteilten Armeen gegen ihn vorwagen, er würde ſchon dienen. „Ils commettront des défauts," hieß es im Hauptquartier, „nous tomberons sur eux, nous les écraserons" („Pah, ſie werden Fehler machen, unſere Gegner, und dann werden wir über ſie herfallen und ſie vernichten!).

Als die Flammenzeichen auf den Kuppen des Erzgebirges um die Mitternacht des 10. Auguſt auflohderten, hatten jene 100000 Mann Ruſſen und Preußen ihren Marſch nach Böhmen ſchon angetreten. Die ganze Maſſe der Verbündeten hatte ſich nun in drei Gewalthaufen geteilt. Die Armee in Böhmen — Öſterreicher, Ruſſen und Preußen — zählte insgeſamt an 240000 Mann mit faſt 800 Geſchützen, Oberſtkommandierender war der Feldmarſchall Fürſt Karl von Schwarzenberg. Der zweite Gewalthaufen, den der preußiſche General der Kavallerie von Blücher kommandierte, blieb in Schleſien, preußiſche und ruſſiſche Truppen: das ſchleſiſche Heer, Geſamtzahl an 100000 Mann mit 340 Geſchützen. Als dritter Faktor: die Nordarmee unter dem Oberkommando von Karl Johann, Kronprinz von Schweden, zählte 130000 Mann (nach Jomini 154000) und 300 Geſchütze. Das waren alſo die drei Armeen, mit denen Napoleon zu rechnen hatte.

Wir wollen hier über die Kriegslage den Klaſſiker Karl von Clauſewitz hören, der ein knappes, überſichtliches Bild der Lage und der Möglichkeiten, die ſich aus ihr ergaben, entwirft.

„Faſſen wir das ſtrategiſche Bild des Jahres 1813 nach dem Waffenſtillſtand zuſammen, ſo iſt ein angreifendes Heer von 300000 Mann (wir nehmen immer die geringſten der von den Schriftſtellern angegebenen Zahlen an) bis gegen die Oder, 80 Meilen von ſeinen Grenzen, vorgedrungen, wird auf beiden Seiten von feindlichen Ländermaſſen, die es nicht beſetzt hat (Böhmen und die Mark Brandenburg), überflügelt, hat in dem von ihm beſetzten Kriegstheater überall die Einwohner gegen ſich und ſoll nun in dieſer ſchwierigen Lage ſeinen Angriff fortſetzen oder ſich verteidigend in ſeiner Stellung behaupten gegen ein Heer von 400000 Mann, welches mithin ihm um ein Viertel überlegen iſt. Nicht genug an dieſen Nachteilen, hat das verbündete Heer noch in einigen Monaten eine Verſtärkung von 50000 Mann neu ankommender Truppen und vielleicht ebenſoviel von denjenigen zu erwarten, die bei Eröffnung des Feldzuges mit Belagerung der Feſtungen Stettin, Küſtrin, Glogau und Danzig beſchäftigt und in der obigen Stärke nicht mit begriffen ſind.

Die erſte Folge iſt, daß die bisherige angreifende Armee auf die Verteidigung zurückgeworfen iſt, denn:

Digitized by Google

1. iſt ein Viertel Überlegenheit, die in der Folge bis zu einem Drittel heranwächſt, ſchon ein mächtiges Hindernis für die Offenſive;

2. iſt eine 80 Meilen lange Operationslinie, umgeben von großen feindlichen Ländermaſſen, die nicht vom Angreifenden beſetzt ſind und nicht von ihm beſetzt werden können, ein ungeheueres Gegengewicht, das nur durch die entſchiedenſte Überlegenheit überwunden werden könnte;

3. fehlt es an einem nahen Gegenſtand des ſtrategiſchen Angriffs, der Gewicht genug gehabt hätte, über das Ganze zu entſcheiden. Keiner der drei Alliierten konnte durch irgendeine Unternehmung zum Separatfrieden gezwungen werden.

Bonaparte hätte ſeine Operation ausſchließlich auf Wien richten können, wenn er imſtande geweſen wäre, Sachſen unterdes zu halten; daran aber war gegen Blücher und den Kronprinzen von Schweden nicht zu denken, denn ohne eine überlegene Macht mitzunehmen, konnte aus dieſer Unternehmung nichts werden, und dann blieb zu wenig in Sachſen. Sachſen aber war ſein Kriegstheater, und es wäre ſchon eine ungeheuere ſtrategiſche Niederlage geweſen, dies aufzugeben und ſich auf den Rhein zu baſieren, wenn es überhaupt praktiſch möglich war.

In der Mitte zwiſchen ſeinen Feinden bleiben und ſie durch einzelne Siege nach und nach aufreiben, ſie entzweien, mutlos machen, war das einzige, was Bonaparte übrigblieb, wie Friedrich dem Großen im Siebenjährigen Kriege und wie jedem in einer ähnlichen Lage.

Der feindlichen Hauptmacht mußte er die ſeinige entgegenſtellen. Dieſe ſammelte ſich in Böhmen, folglich mußte Dresden der Zentralpunkt für ſeine Hauptmacht werden, weil er von Dresden ebenſogut nach der Mark und Schleſien, als nach Böhmen marſchieren konnte. Er teilte ſeine Macht ungefähr in demſelben Verhältnis, wie die Alliierten die ihrige geteilt hatten, nur die in Schleſien machte er unverhältnismäßig ſtark, ſo daß ſie ſtärker war als die Armee Blüchers, während die Hauptmacht und die in der Mark faſt um ein Drittel ſchwächer war als die feindliche; ob er ſich bloß in der Schätzung geirrt, oder von Bernadotte nicht das Schlimmſte erwartet hat, muß dahingeſtellt bleiben."

Nein, der Kaiſer erwartete von Bernadotte nicht das Schlimmſte. „Il ne fera que piaffer!" So war es denn auch die Hauptſtadt des preußiſchen Staates, Berlin, auf deren Eroberung es der Kaiſer vor allen Dingen abgeſehen hatte. Wir finden vom Beginn dieſes Frühjahr- und Sommerkriegs des Jahres 1813 an den Kaiſer immer beſtrebt, wo ſich irgendeine Gelegenheit bot, Berlin zu erobern. Berlin war ihm der Herd des preußiſchen Jakobinismus, und immer glaubte er, daß die Eroberung dieſer Stadt ihn am erſten in den Stand ſetzen würde, die Koalition der Mächte auseinanderzuſprengen. So beſtimmte er von ſeinen Feldtruppen 120000 Mann zum Vormarſch gegen den Kronprinzen von Schweden, gegen Berlin. Er ſelbſt aber behielt dreimalhunderttauſend Mann in Händen, um die Bewegungen der Verbündeten von Böhmen und Schleſien her zu bewachen. Er blieb mit dieſen dreimalhunderttauſend Mann, die er unter ſeinem eigenen Oberkommando behielt, ſowohl dem Heer Blüchers in Schleſien, wie auch dem Heer der Verbündeten in Böhmen überlegen. Die Front gegen Schleſien nahmen die Korps der Marſchälle Ney, Marmont, Macdonald, des Marquis de Lauriſton, ſowie das Kavalleriekorps Sebaſtiani, im ganzen (angeblich, in Wahrheit 100000) 130000 Mann; gegen die böhmiſche Grenze ſtellte er die Korps Poniatowſki, Victor, Vandamme und St. Cyr, die Kavalleriekorps Latour-Maubourg, Kellermann und L'Héritier auf und dazu die kaiſerlichen Garden. Er hatte alſo gegen Blücher eine Übermacht von 30 000 Mann ſtehen, gegen Schwarzenberg in Böhmen 180 000, die er aber in zwei Tagemärſchen genügend verſtärken konnte. Gegenüber einer ſolchen Heeresmacht war es der böhmiſchen Armee ſchwer, über die Päſſe des Erzgebirges zu debouchieren. Nun wußte der Kaiſer bei Anordnung dieſer Aufſtellung allerdings nicht, daß bereits in der Nacht zum 11. Auguſt 100000 Mann von der ſchleſiſchen Armee nach Böhmen aufgebrochen waren, und daß in Böhmen jetzt über 200000 Mann ſtanden. Er glaubte, er habe es in Böhmen nur mit der öſterreichiſchen Armee allein zu tun, die auf 120000 Mann geſchätzt wurde. Aber ſelbſt der Übermacht, wie ſie durch den Zumarſch der hunderttauſend Ruſſen und Preußen nach Böhmen hinein ſich ergab, konnte der Kaiſer Schach bieten. Im Norden, gegen Berlin, war er zur Offenſive entſchloſſen, im Süden, gegen Schleſien und Böhmen beobachtete er, wenn man ſo ſagen darf, „eine offenſive Defenſive"; das heißt: er konnte jeden Augenblick aus der Defenſive in die Offenſive übergehen und dieſe Offenſive mit überlegenen Kräften ausführen.

Er ſtand, ſeiner Meinung nach, gegen alle Möglichkeiten gedeckt da. Ergriff Blücher von Schleſien her wirklich die Offenſive, ſo ſtieß er auf vier ſtarke Armeekorps, rund 30 000 Mann ſtärker als er ſelbſt, und der Kaiſer konnte ihm noch die Garde und das Korps Victor entgegenwerfen. Dann hatte er aber das Doppelte an Übermacht gegen Blücher. Und die böhmiſche Armee? Sie ſtieß, wenn ſie aus dem Gebirge debouchieren wollte, auf das 14. Korps Saint-Cyr, das in einem Tagemarſch durch das erſte Korps Vandamme verſtärkt werden konnte. Brach ſie aber gegen Zittau vor, ſo konnte er ihr Poniatowſki, Victor und die Garde entgegenſtellen, das waren an 100 000 Mann. Trat aber der Fall ein, daß die Generale

Digitized by Google

Blücher und Schwarzenberg zu gleicher Zeit vorgingen, nun wohl: man stieß eine Armee von 130 000 nicht so leicht aus dem Felde. Man ließ die Deckung gegen Blücher stehen und warf sich auf Schwarzenberg, den man schlagen würde, und dann kam Blücher an die Reihe. Und vereinigte sich wirklich die ganze Armee durch den Abmarsch der Hauptarmee aus Böhmen nach Schlesien, so konnte der Kaiser den 340 000 Mann, die er dann gegen sich hatte, mit 300 000 entgegentreten. Diese 300 000 Mann waren in der Hand eines Napoleon sicher mehr, als die Übermacht in der Hand eines Schwarzenberg. Die Ziffern freilich, mit denen auch Napoleon manchmal um sich warf zum Zweck des Bluffens, schwirren frei in der Luft. Die Marschälle kannten besser die wahren Iststärken, ihnen mochte bange werden, sonst hätte Marmont nicht prophezeit: „Ich fürchte sehr, wenn Ew. Majestät glauben werden, entscheidend gesiegt zu haben, daß Sie gleichzeitig von zwei Niederlagen hören werden." Das erfüllte sich buchstäblich. St. Cyr war gleichfalls nicht durchdrungen von der Voraussetzung, „daß Dresden nicht so angegriffen wird, daß es in 24 Stunden genommen werden könnte." Gleichwohl war diese Aufstellung des kaiserlichen Gewalthaufens an den Grenzen Sachsens und Schlesiens ein Meisterstück der Kriegskunst. Er hatte stets die innere Linie für sich. Man nennt ihn ja auch den großen Strategen der inneren Linie. An der Peripherie des Kreises bewegten sich die verbündeten Armeen: er konnte sich auf den Radien fortbewegen und über sie herfallen, sobald sie sich vorwagten. Er konnte in dieser konzentrierten Stellung die Fehler, von denen er und seine Unterführer gewiß waren, daß die Verbündeten sie machen würden, abwarten.

Es waren Tage des Zweifels für den Kaiser, die Tage, an welchen er die Antworten seiner Marschälle auf die Darlegung seines Feldzugsplans erhielt. Er hatte denselben in kurzen Umrissen den Marschällen Ney, Macdonald, Marmont, Gouvion Saint-Cyr mitgeteilt und sie aufgefordert, ihm freimütig ihre Ansichten zu sagen. Von Ney und Macdonald gingen natürlich zustimmende Antworten ein, denn für sie war und blieb der Kaiser der nie irrende Schlachtenmeister. Sie fühlten sich nur als ausführende Organe seines kaiserlichen Willens. Sie lasen aus dem kaiserlichen Entschlusse nur den Erfolg, der neue Siege und neue Lorbeeren bringen würde. — Anders stand es mit dem Marschall Saint-Cyr und dem Marschall Marmont. Beide hatten ein selbständiges Urteil, konnten strategische Lagen einschätzen und beide standen auch nicht an, dem Kaiser gerade da zu widersprechen, wo er sehr empfindlich war. Sowohl Marmont als Saint-Cyr hielten den Vorstoß gegen Berlin für einen Fehler. Saint-Cyr, der mit dem Kaiser in der Frühe des 13. August eine lange Unterredung hatte, war dafür, daß 150000 Mann der französischen Armee über die Elbe zurückgingen und zwischen Magdeburg und Dresden in Verteidigungsstellung aufgestellt wurden. Mit dem Rest seiner Truppen aber — es verblieben dann noch annähernd dreihunderttausend Mann — sollte der Kaiser auf Böhmen marschieren und die Hauptarmee der Verbündeten dort angreifen. „Er schätze die Einnahme von Berlin nicht gering," sagte Saint-Cyr, „aber der Kaiser solle die neuorganisierte Landwehr und den Landsturm nicht zu niedrig einschätzen; nicht zu niedrig die große Begeisterung, die durch ganz Preußen rauschte, nicht zu niedrig die Verteidigungsfähigkeit einer Stadt wie Berlin. Außerdem sei das Truppenaufgebot, das der Kaiser gegen Berlin vorrücken lasse, längst nicht genügend. Die Streitkräfte vor Berlin seien entschieden überlegen. Der Kaiser müsse diesen Versuch aufgeben und seine Kräfte in der Art, wie Saint-Cyr es vorstellte, an der Elbe und gegen Böhmen verwenden."

Sehr ähnlich lautete der Brief, den der Herzog von Ragusa an den Kaiser schrieb. Auch er sträubte sich gegen den Vorstoß auf Berlin. „Ich begreife Ihre Ungeduld, Berlin einzunehmen," schrieb er an den Kaiser, „doch erreicht man dies, wie ich glaube, nicht dadurch, daß man schnell den Marsch in dieser Richtung nimmt. Das Schicksal des Feldzugs beruht nicht hierauf: die Einnahme von Berlin ist vielmehr die Folge von Kämpfen, die anderswo geführt werden. Wenn Sie darauf bestehen, gleich zu Anfang diese Offensive zu ergreifen, so berauben Sie sich eines Teils ihrer Streitkräfte, während doch die Gegenwart eines einzigen Armeekorps vor Torgau und neue Bewegungen von Hamburg und Magdeburg her ausreichend sind, um die preußische Armee, die Berlin deckt, zu neutralisieren. Wenn Sie an der Elbe oder der Spree eine große Schlacht gewonnen haben, so können Sie so außerordentliche Bewegungen machen, wie Sie wollen, und der Marsch auf Berlin wird sichern Erfolg haben." Der Marschall wünscht dringend, daß Napoleon seine ganze Armee in der Hand behalte und daß die Schlacht, die notwendig wird, unter seinen eigenen Augen, unter seinem unmittelbaren Oberbefehl geführt werden muß, gleichviel von welcher Seite der Feind sich zeigen mag, und dazu müssen die Armeen so schnell als möglich vereinigt werden können.

Wir sehen, daß der Rat der beiden erfahrenen Generale dahin ging, jeden Vorstoß gegen Berlin zu unterlassen und, wenn der Kaiser die Offensive ergreifen wollte, diese lieber gegen Böhmen zu richten. „Ein Sieg in Böhmen," schreibt Marschall Marmont, „wäre von unberechenbarem Erfolg und brächte Ew. Majestät in den Besitz eines Landes, das die größten Hilfsmittel böte und vielleicht von Österreich getrennt werden könnte. Dann wäre Preußen in Ihrer Hand." Vor allen Dingen aber wünschte Marmont

Digitized by Google

bei großen Entſcheidungen des Kaiſers Gegenwart auf dem Schlachtfelde! Der Marſchall ſah ein, daß von der Perſönlichkeit des Kaiſers zu viel abhing. Der Kaiſer bedeutete eine Armee: wenn ſeine feſte Hand alles zuſammenraffte, alles lenkte, dann mochte die Sache gehen. Wo aber Napoleon nicht zugegen war, da befürchtete Marmont mit Recht Niederlagen. Wie ſehr die Befürchtungen begründet waren, werden uns die Ereigniſſe lehren.

„Unter allen Projekten," ſchrieb der Marſchall an den Kaiſer, „würde ich für das beſte halten, den Feind herankommen zu laſſen, um ihm eine Schlacht zu liefern, und wenn er vernichtet iſt, je nach den Umſtänden eine allgemeine Offenſive zu ergreifen; denn es iſt wohl zu bedenken, daß alsdann die franzöſiſche Armee der feindlichen an Einheit der Bewegungen weit überlegen iſt, weil erſtere im Mittelpunkte und in einem offenen Lande ſteht, während die verſchiedenen Teile der letzteren einen ausgedehnten Kreisbogen beſchreiben und durch Gebirge getrennt ſind. Kurz, ich muß Ew. Majeſtät wiederholen, daß Sie durch die Aufſtellung von drei verſchiedenen, weit voneinander getrennten Armeen auch auf die Vorteile verzichten, welche Ihre Gegenwart auf dem Schlachtfelde Ihnen ſichert."

Es ſind prophetiſche Worte, die der Marſchall hier ſpricht. Sie zeugen von einer außerordentlichen Einſicht in die Verhältniſſe. Der Kaiſer konnte ſich aber mit den Vorſchlägen ſeiner Führer nicht einverſtanden erklären. Hinter die Elbe zurückgehen, dem Feinde das Feld räumen, bevor eine Schlacht geſchlagen ſei? Nimmermehr!

„Mit den Opfern, die Ihr mir anratet," entgegnete er, „um den Krieg beſſer zu führen, könnte ich Frieden ſchließen. Aber zehn verlorene Schlachten könnten mich kaum in eine Stellung verweiſen, die ich nach Eurer Meinung von Anfang an einnehmen ſoll. Wenn große Intereſſen auf dem Spiele ſtehen, gibt es Momente, wo man dem Siege Opfer bringen und ſich nicht ſcheuen muß, wie Cortez ſeine Schiffe zu verbrennen. Ihr beſorgt, daß ich im Herzen Deutſchlands zu ſehr in der Luft ſchwebe; aber war ich nicht auf den Schlachtfeldern von Marengo, Auſterlitz, Wagram in einer gefährlicheren Lage? Von Arcole bis zu dem heutigen Tage waren alle meine Schritte auf der Kriegslaufbahn Kühnheiten ganz derſelben Art, und hierin habe ich die berühmteſten Beiſpiele befolgt. Ich werde nicht in der Luft ſchweben ... Werden die Verbündeten es etwa wagen, zwiſchen meinen befeſtigten Linien der Elbe und des Rheins vorzudringen? Wenn ſie dieſe Verwegenheit haben ſollten, ſo rücke ich in Böhmen ein, und dann bin ich es, der ſie im Rücken nimmt. Dresden iſt der Angelpunkt, um welchen ich manövrieren werde, um allen Angriffen zu begegnen. Von Berlin bis Prag entwickelt ſich der Feind auf einem Umkreiſe, deſſen Zentrum ich innehabe. Die geringſten Kommunikationen verlängern ſich für ihn auf der Peripherie des Kreiſes, mir aber genügen einige Märſche, um mich überallhin zu verfügen, wo meine Anweſenheit und meine Reſerven notwendig ſein werden. Werden die Verbündeten lange Zeit in ihren ſo ausgedehnten Operationen Übereinſtimmung bewahren können, und muß ich nicht hoffen, ſie früher oder ſpäter auf einer falſchen Bewegung zu ertappen? Man muß den Sachſen ihr grundloſes Gerede gegen Pläne, die den Krieg in ihrem Lande verlängern können, zugute halten; aber was auch einige der unſeren, die ihnen nachſprechen, ſagen mögen, ſo ſind es doch die Ebenen von Sachſen, wo das Schickſal von Deutſchland entſchieden werden muß. Ich wiederhole es: die Stellung, welche ich einnehmen werde, iſt ſo beſchaffen und bietet mir ſo viele günſtige Wechſelfälle, daß der Feind, und ſollte er in zehn Schlachten ſiegen, mich kaum an den Rhein zurückdrängen kann, während eine einzige gewonnene Schlacht uns vor die Hauptſtädte der Feinde bringt. Ich habe alles berechnet, das Schickſal muß das übrige tun." Und ſo blieb es dabei. Die konzentrierte Stellung der Hauptarmee nahe Dresden, die Vorſchiebung eines ſtarken Korps gegen den Bober wurde beibehalten und die Eroberung Berlins beſchloſſen.

Der Kaiſer glaubte alſo, auf die Einwendungen und Ratſchläge ſeiner beiden Marſchälle nicht hören zu ſollen. „Sollte der Feind," ſchrieb er an Saint-Cyr, „wie er verbreiten läßt, in Maſſe über Böhmen nach dem ſüdlichen Deutſchland vordringen, ſo wünſche ich ihm glückliche Reiſe und lebe in der Überzeugung, daß er raſcher zurückkommen wird, als er gegangen iſt. Mir iſt es wichtig, daß er uns nicht von der Elbe und von Dresden abſchneidet, und ich kümmere mich wenig darum, ob er uns von Frankreich trennt. Vierhunderttauſend Mann umgeht man nicht, namentlich nicht, wenn ſie ſich auf eine Reihe feſter Plätze an einem Fluſſe, wie die Elbe, ſtützen, ſo daß ſie mit gleicher Freiheit aus Dresden, Torgau, Wittenberg und Magdeburg hervorzubrechen vermögen. Alle die feindlichen Streitkräfte, welche zu ſtrategiſchen Bewegungen weit ausholen ſollten, würden am Tage der Entſcheidung auf dem Schlachtfelde fehlen."

Digitized by Google

19. Kapitel

Großbeeren

„Seine Majestät nimmt an, daß Sie mit einer Armee wie die Ihrige den Feind rasch zurückwerfen, Berlin einnehmen, die Einwohner entwaffnen, die Landwehr und die ganze Masse schlechter Truppen zerstreuen werden. Sollte Berlin Widerstand leisten, so lassen Sie die Stadt durch Granaten in Brand schießen, und suchen Sie die Stadtmauer durch schwere Feldgeschosse in Trümmer zu legen. Wir haben auf diese Weise Wien und andere Hauptstädte schnell zur Übergabe gezwungen."

So lautete die Kaiserliche Order an den Herzog von Reggio, Charles Oudinot, den sein Stern hinter dem Ladentisch, wo er Rolltabak verkaufte, herausgeholt hatte, um ihn zum Marschall des Kaiserreichs zu machen. An der Beresina hatte er die zwanzigste Wunde empfangen, dieser narbenbedeckte Held, oder war es die siebenundzwanzigste? Die Geschichte ist sich hierüber nicht einig, und die Tatsache an sich geht auch lediglich die Haut Oudinots an, nicht uns. Ein Haudegen mit dem Gesicht eines Krämers —, wir sagten das schon, brauchbar als Divisionsgeneral unmittelbar unter dem Auge Napoleons, unfähig als Führer einer Armee. Als man in der Umgebung des Kaisers von der Ernennung Oudinots hörte, wurden lebhafte Zweifel laut. Warum gerade diesen Mann gegen Berlin schicken, wo doch der Kaiser über Leute wie Marmont und Saint-Cyr verfügen konnte? Oder warum erhielt Nikolaus Davoust nicht das Oberkommando? Drei Namen, die gegenüber einem Bernadotte den Erfolg verbürgt hätten. Schätzte der Kaiser den Kronprinzen von Schweden, den piaffeur, niedriger als niedrig? — „Ich weiß wohl," sagte Napoleon achselzuckend, „aber Reynier ist ja da, der wird die Sache schon machen." Graf Ségur, der die Äußerung hörte, meinte zweifelnd: „Das hieße zwei Siege vom Oberkommandierenden verlangen, einen über sich selbst, den andern über den Feind." — Nun wollen wir gerecht sein gegen diesen Marschall Oudinot: er kannte sich. Als am 14. August früh der Ordonnanzoffizier mit der kaiserlichen Botschaft bei ihm eintraf, schwankte er. Ein solches Kommando, drei oder vier ehrgeizige Generale unter sich? Er hatte im russischen Feldzug Saint-Cyr kennengelernt, hatte die Selbständigkeit des Marschalls Victor dulden müssen. „Ich will es nicht tun," dachte Oudinot, und bat den Kaiser, seine schlechte Gesundheit vorschützend, das ehrenvolle und glänzende Kommando einem andern zu übertragen. Aber Napoleon lehnte ab. Zuverlässig war dieser Oudinot, das wußte er, und im übrigen mußte das Glück helfen — das Schlachtenglück, das sie alle nach oben geworfen hatte, ihn und seine goldbetreßten Herzöge und Marschälle, seine Divisions- und Brigadegenerale —, mochte das Schlachtenglück helfen.

Zugleich mit dem Befehl an Oudinot waren auch die Befehle an die Korpskommandeure ergangen, die sich mit den Marschällen vereinigen sollten. Der Divisionsgeneral Graf Bertrand, der bei Sprottau stand, mit seinem vierten Korps, der Graf Reynier, der bei Görlitz stand, mit seinem siebenten Korps, der Herzog von Padua, der in und um Leipzig stand, mit seinem dritten Kavalleriekorps sollten sich mit dem Marschall Oudinot bei Luckau vereinigen. Alle drei waren keine Größen, der beste war noch Reynier. Aber er gehörte zu denen, welche der Kaiser seit Jahren zurücksetzte. Dieser Reynier war von Haus aus Ingenieur und Artillerist. Unter der Revolution und Republik schon mit 24 Jahren Brigadegeneral. Das Abenteuer Bonapartes nach Ägypten machte er als Divisionskommandeur mit. Er blieb unter dem General Kléber in Ägypten zurück, während Bonaparte sich nach Europa einschiffte. Dann kam er nicht recht mehr vorwärts. Er hatte sich noch vor wenigen Monaten, als der Kaiser ihn dem Kommando des Herzogs von Auerstädt unterstellte, einen schweren Verstoß gegen die Subordination zuschulden kommen lassen, als er sich Davoust nicht unterordnen wollte. Ein grundehrlicher, rechtschaffner Mann, dieser Reynier, bei den sächsischen Hilfstruppen, die er nun seit Jahr und Tag kommandierte, sehr beliebt, aber in seiner Art auch eigensinnig. Jedenfalls war er den Generalen des Oudinotschen Korps und dem Marschall

Digitized by Google

ſelbſt an militäriſchen Eigenſchaften weit überlegen. Er führte das ſiebente Armeekorps, in der Hauptſache Sachſen; zwei ſächſiſche Diviſionen, eine ſächſiſche Kavalleriebrigade und eine ſächſiſche Artilleriebrigade. Aus Frankreich war nur eine Diviſion bei ihm: die Diviſion Durutte, die keinen beſonderen Ruf hatte, weil in ihr viele Strafgefangene dienten.

Auch Graf Bertrand war Ingenieur. Er befehligte das vierte Armeekorps. Eine franzöſiſche, eine italieniſche, eine württembergiſche Diviſion unter dem General Franquemont, dazu eine württembergiſche Kavalleriebrigade. Der Graf Bertrand führte im Jahre 1813 zum erſtenmal ein Korps. Wir haben gehört, daß man erſtaunt war, als der Kaiſer Napoleon dieſem General, ſeinem Lieblinge, ein Korps anvertraute, denn Bertrand war bisher nur als Flügeladjutant in der Umgebung des Kaiſers geweſen. Viel guter Wille in dieſem Mann, aber bei der Verantwortung, die er mit dem Kommando übernahm, auch eine gewiſſe Zaghaftigkeit, die ſich oft geltend machte, ohne daß der ſonſt ſo Tatkräftige ſie zu überwinden vermochte.

Das Kavalleriekorps, welches dem Marſchall Oudinot zuerteilt war, befehligte der Herzog von Padua, General Arrighi de Caſanova. Wir haben dieſen Mann ſchon kennengelernt. Er war es, der die fatale Überrumpelung des Freikorps der Lützower in Szene ſetzen mußte. Ein Verwandter des Kaiſers, und wenn auch tapfer und draufgängeriſch, ſo doch ohne jede Führerbegabung.

Das waren die Herren, die Napoleon im Auguſt 1813 gegen Berlin ſandte. Wenn man bedenkt, wie richtig ſonſt der Kaiſer ſeine Leute einſchätzte, muß man ſich wundern, daß er ſolche große Aufgabe ſo wenig fähigen Leuten anvertraute. Aber einmal unterſchätzte der Kaiſer — vielleicht mit Recht— ſeinen ehemaligen Marſchall Bernadotte, der auf der feindlichen Seite das Oberkommando führte, zum andernmal — ſehr mit Unrecht — die preußiſchen Truppen, die zur Deckung Berlins beſtimmt waren.

Gleichzeitig mit dem Marſchall Oudinot ſollte der Marſchall Davouſt aus Hamburg vorbrechen. Er ſollte ſich über Mecklenburg gegen Berlin wenden und den Kronprinzen von Schweden nötigen, von ſeiner Armee ein entſprechendes Korps nördlich zu detachieren. „Die Umſtände ſind ernſt," ſchrieb der Kaiſer an Davouſt, „die Rolle, die Ihnen zugewieſen iſt, erfordert große Tätigkeit. Vor allen Dingen, bedrohen Sie jetzt Ihren Gegner, damit er Sie nicht unbeachtet laſſen kann und ſich nicht mit voller Kraft auf die Kolonne wirft, die nach Berlin vordringt. Brechen Sie, ſobald der Waffenſtillſtand zu Ende iſt, mit großem Aufſehen von Hamburg vor. Laſſen Sie ſich nicht durch ſchwächere Kräfte täuſchen, beſonders nicht durch die Geſindelhaufen, die nichts zu bedeuten haben. Beunruhigen Sie den Feind in der Flanke und ſuchen Sie die Vereinigung mit dem Herzog von Reggio." — Zwiſchen Davouſt, der von Hamburg vordrang, und Oudinot, der ſich bei Luckau ſammelte, hatte der Kaiſer den General Girard geſchoben. General Girard erhielt zu dieſem Zweck eine Diviſion aus Wittenberg, Polen, unter dem bewährten General Dombrowſki, um die Verbindung aufrechtzuerhalten, und eine Diviſion von der Beſatzung Magdeburgs unter dem General Lanuſſe. Die große Entfernung zwiſchen den drei Heerkörpern von Davouſt, Girard und Oudinot, ließ es natürlich von vornherein nicht zu, daß ſie ſich in einer Schlacht unterſtützen konnten. Wohl aber hoffte der Kaiſer, wie ſchon aus dem Befehl an Davouſt hervorgeht, daß der Kronprinz von Schweden, ſich von drei Richtungen bedroht ſehend, ſeine Armee teilen würde, und daß dann der Marſchall Oudinot, der zunächſt Berlin ſtand, keine überlegene Armee vor ſich haben würde. Die armée de Berlin, die der Herzog von Reggio heranführte, war insgeſamt ungefähr 65000 Mann mit über 200 Geſchützen ſtark. Sie beſtand aus einem bunten Völkergemiſch: Sachſen, Württemberger, Bayern, ſüddeutſchen Rheinbündlern aus den kleineren Staaten, Italienern, Illyriern, Polen und Franzoſen. Der Wert dieſer Truppen war ſehr ungleich. Am zuverläſſigſten unter ihnen waren angeblich noch die Sachſen, Württemberger und Bayern, die armen deutſchen Legionen, deren Landesväter es damals für wünſchenswert hielten, daß ihre löwentapfern Landeskinder den Korſen aus der Bredouille heraushauten. — Die Italiener, wenngleich ſie ganz tüchtige Soldaten waren, neigten zur Fahnenflucht. Man hatte ſie aus ihrer Lombardei und aus Süditalien heraufgeholt, über die Alpen geſchleppt, um hier im Sande der Mark zu fechten, — mein Gott, die armen Leute wußten ſelbſt nicht, wofür eigentlich! — Die Hauptmaſſe der Franzoſen beſtand aus Rekruten, auf die Stämme einiger alten Regimenter herauf gepflanzt. Unter der Diviſion Durutte befanden ſich fünf Strafregimenter, alſo Soldaten zweiter Klaſſe; ihr war das deutſche Rheinbundregiment Würzburg zuerteilt, — die Deutſchen ſchämten ſich, in ſolcher Geſellſchaft zu fechten. Da taten ſie ſehr unrecht, denn die Refraktäre fochten ſchon in Rußland recht brav. Der Kaiſer Napoleon ſelbſt hat von dieſer Armee ſeines Marſchalls Oudinot geſagt, daß ſie beaucoup de ramassis (viel Geſindel) enthielte. Der Herzog von Reggio aber ſtand zu lange im Felde, um nicht den Wert einer Truppe ermeſſen zu können. Was waren das für Kerntruppen geweſen, an deren Spitze er einſt die Wucht einer ganzen ruſſiſchen Armee bei Friedland aufgehalten hatte, welche Granitkolonnen hatte er bei Wagram zum Sturm geführt! Und hier? Der Marſchall mag ſich ſeufzend in die Aufgabe gefügt haben, die ſein Kaiſer ihm ſtellte. Darum iſt es auch zu verſtehen, daß Oudinot ſehr vorſichtig anmarſchierte,

Digitized by Google

tastend förmlich und seine drei Kolonnen immer in gleicher Höhe haltend. Am 18. August finden wir ihn im Hauptquartier Baruth, er hat seine Armee so ziemlich zusammen. Wohlan, Marschall von Frankreich, gib deine Befehle, laß deine Franzosen und Italiener, und leider Gottes auch Deutschen, gegen Berlin anrücken: Die Preußen sind bereit, dich zu empfangen.

Bereit? Ja, von den Preußen, die bei der Nordarmee standen, konnte man das wohl sagen. Ihre Flinten und ihre Schwerter brannten in ihrer Hand, sie gegen den Landesfeind aufzuheben. Aber weniger konnte man das sagen vom Oberkommandierenden, dem Kronprinzen von Schweden. Der schwebte in tausend Ängsten. Er glaubte nicht anders, als daß der Kaiser Napoleon selbst an der Spitze eines überlegenen Heeres im Anmarsch sei. Wenig Trost für Bernadotte, diese Aussicht auf einen, wie er selbst sagte, „Keulenschlag". Am liebsten wäre er vermutlich sofort hinter Berlin zurückgegangen. Aber die Blöße konnte er sich doch nicht geben, denn stand er nicht zum Schutze der preußischen Hauptstadt da? Dieser Schutz, und die Offensive in der Richtung auf Leipzig, das Vorrücken gegen die Elbe, waren eigentlich seine beiden Hauptaufgaben. Aber wie wir aus seinem eigenen Munde gehört haben, wollte er lieber gegen den Feind, als welchen er seit Wochen immer nur Napoleon persönlich ansah, einen ermüdenden Verteidigungskrieg führen, Schritt für Schritt zurückweichend. Immerhin mußte der brave Bernadotte den Schein wahren, denn er leitete diese Aktiengesellschaft von Truppen, die Nordarmee, unter den Augen eines scharfblickenden Aufsichtsrates. Militärbevollmächtigte aller Staaten waren in seinem Hauptquartier. Von den Russen waren zwei Herren, der Generalmajor Freiherr von Suchtelen und — ein Mann mit einem höchst scharfen Blick, der dem Kronprinzen nicht über den Weg traute — der Korse Pozzo di Borgo; von den Preußen waren Generalmajor von Krusemarck und Major von Kleist, von den Österreichern Feldmarschalleutnant Vincent und von den Briten der Minister Thornton und Oberstleutnant Cooke anwesend, so daß der Kronprinz sein Amt sozusagen unter *sieben* Wächtern ausführte. Hoffen wir, daß diese sieben Herren sich gegenüber dem dreimal schlauen Gaskogner nicht als Nachtwächter ausweisen.

Die Armee, die Kronprinz Bernadotte führte, setzte sich aus vier Armeekorps zusammen, zwei preußischen, einem russischen und einem schwedischen. Das 3. preußische Armeekorps kommandierte der Generalleutnant von Bülow, der leicht erregte, fluchende, musikalische, aber doch so kreuzbrave Bülow. Als sein Generalstabschef war Oberst von Boyen da. Bülow kommandierte so rund 40000 Mann und 100 Geschütze. Eine schwere russische Batterie und drei Kosakenpulks waren ihm zuerteilt, etwa an 1200 Mann Russen, sonst lauter Preußen. Ein anderes preußisches Armeekorps, das vierte, kommandierte der Generalleutnant von Tauenzien. Es zählte 33000 Mann und 42 Geschütze. Das russische Korps, einschließlich der Kosaken, ungefähr 30000 Mann stark, stand unter dem Freiherrn von Winzingerode. Das schwedische Korps endlich, kaum 24000 Mann an Zahl, befehligte der schwedische Feldmarschall Graf Stedingk. Wir zählen somit unter dem Kommando des schwedischen Kronprinzen eine Armee von 130000 Mann, worunter 74000 Preußen. Das Hauptquartier des Kronprinzen war in Charlottenburg. Wenn er nur wüßte, der Karl Johann, was da um Baruth und Luckau sich zusammenzieht, wenn er nur wüßte, ob der gefürchtete Mann im grauen Rock, mit den scharfen, schwermütigen Augen, dort in Person kommandierte! Der Vorsicht halber läßt er zwei Brücken zu Berlin und Charlottenburg schlagen, weil Brücken, besonders wenn man einen Fluß nach rückwärts passieren will, immer etwas für sich haben. Indes, wir wollen ihm dies Brückenschlagen nicht verdenken, ein Feldherr soll es an Vorsicht nicht fehlen lassen und sich auch die Rückzugstraße offen halten, namentlich, wenn er einen Napoleon vor der Front hat und sich vor dessen „Keulenschlägen" fürchtet.

Indes, messieurs, schicken Sie Ihre Kavallerie vor, schicken Sie Schwärme flinker Reiter gegen Belzig und Jüterbogk, gegen Baruth und Luckau, daß wir sehen, was da vorgeht. Es geschah. Eine Kriegskasse wurde abgefangen, einige Truppentransporte zersprengt und gefangengenommen. So das Mailänder und ein Seebataillon durch Wobesers Landwehr, wahrscheinlich schon Desertion der Italiener und Rheinbündler, die immer stärker um sich griff. Am 17. flohen hessische Dragoner und bayrische Chevaulegers vor den pommerschen Husaren. Aber ein gewisser Jemand, ein Kaiser im grauen Überrock, auf dessen Gefangennahme man eine halbe Million Rubel ausgesetzt hatte, war leider nicht darunter. Indes fing man wenigstens einen Kurier des Major-Generals Berthier ab und ersah aus dessen Papieren, daß Napoleon sich gegen Schlesien gewandt hatte, und nur der Herzog von Reggio die armée de Berlin kommandierte. Gefangene sagten aus, daß Marschall Oudinot bei Baruth und Luckau sein Heer sammle und den Befehl habe, gegen Berlin vorzurücken. Welch ein Seufzer der Erleichterung mag der Brust des Kronprinzen bei dieser Kunde entwichen sein. Also nur ein Marschallskollege und keiner von den Tüchtigsten, mit dem er zu tun hatte! Allerdings, mein Kronprinz, dieser Marschall Oudinot ist kein Mann von so glatter Beredsamkeit wie du, kein Mann der großen Geste, aber er hat sich in dreißig Schlachten für sein Vaterland und seinen Kaiser zerhacken lassen wie Beefsteak, und was die Tatkraft angeht, so wiegt die seinige dreimal so schwer wie die deine, mein Prinz.

Digitized by Google

Die Gewaltkolonnen der armée de Berlin drückten auf die preußischen Vorposten und trieben sie langsam vor sich her. Bei Luckenwalde erste Station: Sammlung und Rekognoszierung. Der Marschall tastete noch: „Wie fange ich es an, diese vertrackte Aufgabe zu lösen? Vor mir die Nutheſümpfe, die natürlich bis aufs Blut verteidigt werden, und immer in Gefahr, durch einen Flankenangriff auseinandergebracht zu werden." Aber hier in Luckenwalde erhielt der Marschall neuen kaiserlichen Befehl: „Kein Aufenthalt mehr, keine Seiten- und Umgehungsbewegungen mehr, sondern gerade auf den Feind, und den Feind in der Mitte durchbrochen. Kaiserliche Majestät wünscht, daß sobald als möglich Berlin in Ihren Händen sei." „Gut", denkt Oudinot, „es sei, — wenn es denn sein muß!" Er teilt seine Armee in drei Kolonnen: Rechter Flügel Richtung auf Mellen und Zossen: das vierte Korps unter Graf Bertrand, linker Flügel Richtung auf Trebbin: das zwölfte Korps unter dem Marschall selbst, im Zentrum aber über Gadsdorf: siebentes Korps Graf Reynier.

Am 21. August, früh in der Morgenstunde, beginnt der Vormarsch. Aber die Schwierigkeiten sind nicht so groß, wie Oudinot es dachte. In Trebbin liegen unter dem Befehl des Majors von Clausewitz nur wenige Kompagnien. Der Marschall entwickelt sofort starke Kräfte. Der Kampf zieht sich bis in den Abend hin, aber Trebbin wird geräumt. Das zwölfte französische Korps lagert in und bei der Stadt. Inzwischen hat Graf Reynier Runsdorf angegriffen. Gegen die anderthalb Bataillone unter Major Wedell schickt er die ganze Division Sahr vor, tapfere Sachsen gegen tapfere Preußen, indes die Überzahl, — die Preußen müssen zurück. Weniger Energie zeigt der Graf Bertrand bei Mellen am Clausdorfer See. Hier stehen zwei preußische Kompagnien, welche die Straße nach Zossen decken sollten. Eine Brücke führt über die Notte. Bertrand, obwohl er eine ganze Division zur Verfügung hat, schlägt sich mit diesen beiden preußischen Kompagnien bis in die Nacht herum.

Am frühen Morgen des nächsten Tages ritt der Marschall Oudinot persönlich zur Rekognoszierung aus. Er beriet sich bei Runsdorf mit seinen Generalen Reynier und Bertrand. Die französische Armee hatte vor sich die Sumpfdefileen von Wittstock und Jühnsdorf. Die Franzosen setzten sich aufs neue in Marsch, Graf Reynier um den Paß von Wittstock fortzunehmen, Bertrand marschierte auf Blankenfelde, mußte unterwegs den Paß von Jühnsdorf erzwingen. Bei seinem Vorgehen ließ Graf Reynier sich verleiten, gegen Windmühlen zu kämpfen. Da lagen vor ihm die Sandberge von Wendisch-Wilmersdorf, die Schanzen zeigten. Der französische General glaubte, daß diese Schanzen stark besetzt seien, und doch lagen nur sechs preußische Kompagnien ohne jedes Geschütz darin. Zunächst wartete Reynier ruhig ab, daß die Division Guilleminot mit ihm die gleiche Höhe hatte, dann ließ er sechzehn Geschütze auffahren und beschoß die Schanzen. Ein langsames Feuergefecht, von den preußischen Verteidigern gewissenhaft unterhalten, entspann sich. Die Sache dauerte geschlagene fünf Stunden. Geknatter von den Wilmersdorfer Höhen, Geschützgebrüll von der Seite der Franzosen. Endlich glaubte Reynier, daß er die preußische Stellung gehörig erschüttert habe, und bildete seine Sturmkolonnen. Zwei ganze Brigaden stürmten gegen die Stellung an. Lebhaftes en avant-Geschrei und „vive l'empereur", und als man oben war, — leere Schanzen. Die sechs preußischen Kompagnien, die daringelegen hatten, waren längst abgezogen und hatten schon den Nutheübergang gewonnen. Ärgerlich schleppten die Franzosen zwölf Geschütze durch den Sand und schossen den abziehenden Feinden nach.

Inzwischen hatte um 1 Uhr mittags die französische Division Durutte das Dorf Wittstock angegriffen. Der General Durutte trieb die preußischen Vortruppen über die Brücke zurück und besetzte das Dorf, die sächsische Division Sahrer von Sahr unterstützte den Angriff. Der Nuthegraben war stark angeschwollen, war nur auf der Brücke zu passieren, und dann mußte ein 800 Meter langer Damm überschritten werden, bevor das andere Ufer gewonnen werden konnte. Die französischen Schützen hatten sich auf der Seite von Wittstock am Wiesenrand festgesetzt und beschossen die jenseits liegenden Preußen. General Durutte ließ eine Batterie innerhalb des Dorfes auffahren. General von Thümen konnte aber zur Verteidigung des Passes nur zwei Bataillone und zwei Geschütze abgeben und sandte Meldungen an den General von Bülow und den General von Oppen. Der tapfere Oppen, wie immer hilfsbereit, ritt sofort mit zwei Regimentern Reservekavallerie und zwei reitenden Batterien, 14 Geschütze stark, heran und traf um zwei Uhr in der Gefechtslinie ein. Er ließ seine Batterien auffahren und beschoß Wittstock mit so viel Glück, daß es zu brennen anfing und die französischen Batterien schweigen mußten. Aber Reynier wollte um jeden Preis den Übergang erzwingen. Es war am Tage vorher durch die hartnäckigen Gefechte schon zu viel Zeit verloren worden. Er verstärkte seine Schützenlinien durch einige sächsische Bataillone, so daß die Überlegenheit im Feuergefecht zweifellos auf französischer Seite war. Als nun der Wilmersdorfer Berg erstürmt wurde — der Berg ohne Verteidiger — glaubte Graf Reynier, die Zeit zum Sturme sei gekommen. Die Franzosen deckten in Wittstock Scheunen ab, schleppten Bretter herbei, warfen Heu und Buschwerk in den Nuthegraben, und es gelang einer Anzahl von geschickten Tirailleurs, auf das jenseitige Ufer zu kommen. Unter dem Geschütz dieser Tirailleurs glaubte der General den Sturm wagen zu können.

Digitized by Google

Er warf einige Bataillone gegen die Brücke und gegen den Damm, Trommeln rasselten und „en avant“ ertönte, aber dann plötzlich ein furchtbares Kartätschenfeuer aus den ehernen Mündern der preußischen Kanonen, und die Sturmkolonne stob auseinander. Aufgelöst wichen die Bataillone der Division Durutte in das Dorf Wittstock zurück, setzten sich dort aber von neuem fest und nahmen das Feuergefecht wieder auf. Graf Reynier schickt Verstärkung und läßt nochmals zum Sturm antreten. Derselbe Erfolg! Die Franzosen dringen auf der Brücke vor, werden von dem Kartätschenhagel zurückgeschmettert. Aber inzwischen hat eine Anzahl verwegener Bursche vom 133. ligne — die Division Durutte bestand teilweise (die meisten bloß „Refraktäre“, d. h. Fahnenflüchtige) aus Strafgefangenen, denen es weder auf Tod noch Teufel ankam, Leute, die nichts mehr zu verlieren hatten, — hatten diese verwegenen Bursche also in der Flanke der preußischen Batterie, durch die Sümpfe watend, eine Stellung gewonnen, aus welcher sie die Batterie vorteilhaft beschießen konnten. General von Oppen wollte sich seine Kanoniere nicht wegputzen lassen, wollte zweitens auch Raum für einen Angriff seiner Kavallerie gewinnen und ließ die Geschütze einige hundert Schritt zurückgehen. Diesen Augenblick, wo die preußischen Batterien schwiegen, benutzte Reynier geschickt, warf seine Bataillone von neuem gegen die Brücke, und es gelang, Brücke und Damm im Laufschritt zu passieren. Drüben angekommen bildeten die französischen Bataillone sofort Karree — eine Verteidigungsart, welche, wie wir wissen, auf Befehl des Kaisers Napoleon ganz besonders geübt worden war. Da brausten auch schon die preußischen Schwadronen heran, drei Regimenter Landwehr- und Nationalkavallerie, — sie prallten an den stacheligen Vierecken der Franzosen ab. Sie ritten ein zweites, ein drittes Mal dagegen an, ohne Erfolg. 2. westpreußische und Königindragoner ließen 100 Tote auf der Strecke. Über Brücke und Damm dringen die Bataillone der sächsischen Division Sahr vor, und die französische Übermacht jenseits des Dammes wächst so an, daß den preußischen Verteidigern nur der Rückzug übrigbleibt. Der tapfere Oppen, diese Feuerseele, ruft verzweifelt: „Das ist der unglücklichste Tag meines Lebens!“ und Oberst Boyen, der zur rechten Zeit zur Stelle ist, um den Rückzug zu leiten, hat genug zu tun, den armen Oppen zu trösten. Man bauschte übrigens dies mißglückte Gefecht sehr auf, denn Durutte verlor nur 4 Offiziere, also gewiß nicht 500, nur 100!

General Graf Reynier hat sich hier bei Wittstock als ein tüchtiger Taktiker bewiesen, hat die Blöße, die sich der preußische Feind gab, geschickt ausgenützt, wird er die Zuversichtlichkeit seines Herrn und Meisters, des Kaisers Napoleon, rechtfertigen? Wird er „die Sache schon machen?“ Wir werden sehen.

So war der Damm von Wittstock gewonnen. — Zu gleicher Zeit ward um das Defilee von Jühnsdorf gekämpft. Hier kommandierte auf preußischer Seite der Major Hiller, der drei Bataillone und einige Geschütze zu seiner Verfügung hatte. Wunderbarerweise hatte General von Tauenzien die Ansicht gewonnen, daß hier bei Jühnsdorf kein Hauptangriff zu erwarten sei, er ließ daher den Posten durchaus ungenügend besetzen. Gegen vier Uhr nachmittags traf die Avantgarde des Korps Bertrand vor Jühnsdorf ein und ging nach französischer Art sofort zum Angriff über. Das war schon von den Revolutionskriegen her bei diesen Franzosen ein ständiger Brauch. Der Marsch ging bei ihnen vielfach ohne Deckung durch Dick und Dünn, mochte dann kommen, was da wollte, und fallen, was da wollte. Major Hiller hatte ein Bataillon nach Jühnsdorf hineingeworfen, und ein zweites auf den südwestlich von Jühnsdorf gelegenen Lindenberg aufmarschieren lassen. Das dritte Bataillon stand als Soutien nahe Blankenfeld. Seine zwei Geschütze wurden am Eingang des Dammes günstig postiert. Der erste Trupp der französischen Spitze marschierte getrost auf den Damm los und suchte ihn zu überschreiten. Da — zwei Blitze, ein Eisenhagel, und die Kolonne stob auseinander. Nun befahl General Bertrand, um die Sache gleich gut zu machen, zwei Brigaden, die preußische Stellung zu umfassen. Aber der Angriff auf den linken Flügel kam infolge des präzisen Geschützfeuers vom Lindenberg ins Stocken. Indessen gelang es einem Bataillon der Angreifer, an dem Rand des Rangsdorfer Sees entlangzugehen und Jühnsdorf in der Flanke zu nehmen. Major Hiller mußte zurück. Er stieß unterwegs auf den General Tauenzien, der nun, wo es zu spät war (Tauenzien hatte den Angriff von Mittenwalde aus erwartet), mit Verstärkung heraneilte. Aber, wie gesagt, er kam zu spät, Jühnsdorf war in den Händen der französischen Avantgarde, und angesichts eines ganzen Korps hätte Tauenzien mit seinen acht Bataillonen doch nichts ausrichten können. So zog er sich nach Blankenfelde zurück, den Gegner unmittelbar vor der Front. Der nächste Morgen mußte neue Kämpfe bringen. Schon desertierten viele Italiener; doch ließ sich der zweistellige Kampf preußischer Vortruppen nicht günstig an, sie verloren angeblich 334, was aber auf 22 Offiziere viel zu niedrig erscheint.

Wenngleich dieser 22. August durch den Widerstand der preußischen Vortruppen für Oudinot der Zeit nach verloren war (der Kaiser Napoleon rechnete bestimmt darauf, daß sein Marschall bereits am 21. August in Berlin stünde), so hatte er doch die sich ihm entgegenstellenden Haupthindernisse, die Ruthesümpfe, siegreich überwunden und konnte nun im Laufe des 23. August jenseits des Waldgürtels seine Armee vereinigen, um, wenn es sein mußte, vor Berlin der die Hauptstadt deckenden Armee eine Schlacht zu liefern. Zwischen ihm und Berlin lagen nur noch drei Meilen, aber zwischen ihm und Berlin stand auch

Digitized by Google

ein kampfbereites Heer: vor allem ſtanden da 70000 Preußen, die eine Entſcheidung herbeiſehnten. Es war dieſen Preußen gar nicht recht, und beſonders dem General von Bülow nicht, daß der Kronprinz von Schweden die Franzoſen überhaupt ſo dicht an Berlin herankommen ließ. Man war aber jetzt ſo weit, daß von der Entſcheidung *eines* Tages alles abhing! Fiel ſie unglücklich aus, ſo war die preußiſche Hauptſtadt von neuem in den Händen der Franzoſen, und die moraliſche Wirkung wäre unermeßlich geweſen. —

Eins iſt gewiß: Kronprinz Karl Johann hätte dem Kaiſer Napoleon, wenn dieſer das heranrückende Heer ſelbſt geführt hätte, *vor* Berlin keine Schlacht geliefert, ſondern wäre zweifellos hinter Berlin zurückgegangen. Es iſt natürlich ſchwer, nach hundert Jahren ein Urteil zu fällen über das, was Bernadotte getan hätte und was er nicht getan hätte; die Stimmung dieſes Mannes war ſo ſprunghaft, ſo vom Augenblick eingegeben, daß ebenſogut das eine wie das andere geſchehen konnte. Aber aus dem Moſaik der Berichte von Zeitgenoſſen, von Leuten, die unmittelbar die Vorgänge miterlebten, muß man doch annehmen, daß Bernadotte auch jetzt noch, wo ihm nur Oudinot gegenüberſtand, doch nach den Brücken, die er über die Spree hatte ſchlagen laſſen, ſchielte. Die neuere militäriſche Geſchichtsſchreibung vertritt die Anſicht, daß es des Kronprinzen feſter Wille geweſen ſei, die Schlacht anzunehmen, und ſtützt ſich unter anderem darauf, daß der Kronprinz am Morgen des 22. Auguſt an Blücher geſchrieben habe: „Ich bin im Begriff, dem Herzog von Reggio eine Schlacht zu liefern.“ Aber daß dieſer Brief geſchrieben worden iſt, beweiſt durchaus nichts. Wenn Bernadotte alles in ſeinem Leben getan hätte, was tun zu wollen er prahlte, dann wäre er ein Unband von Ruhm geworden, aber es wird doch von hundert Seiten beſtätigt, daß der Mann ein Schönredner und Großprahler war, das wird von ſo vielen einwandfreien preußiſchen Männern beſtätigt, daß wir feſt überzeugt ſind, die berühmte Unterredung in Philippstal hat ſich ſo zugetragen, wie ſie die alte Überlieferung uns gibt. Und ſelbſt wenn Bernadotte innerlich entſchloſſen geweſen wäre, die Schlacht unter allen Umſtänden zu wagen, ſo hätte ſich dennoch, — bei ſeiner Rednerei, die er ſtets gar heftig übertrieb, bei dem Argwohn und der Heißblütigkeit Bülows —, dennoch dieſe berühmte Szene in Philippstal zutragen können. Das eine ſchließt das andere keineswegs aus.

Demnach Szene: Hauptquartier des Kronprinzen in Philippstal. Gegenwärtig: die vier Korpsgenerale, Adjutanten und andere Stabsoffiziere. Der Kronprinz führt in franzöſiſcher Sprache zunächſt das Wort, ſpricht von dem unmittelbar Bevorſtehenden, von der Stärke des Feindes, von der Stärke der Nordarmee, von den Leiſtungen der Truppen und redet, redet, redet ſo lange, bis er die Sache ſo gedreht hat, daß es angeſichts der Unerprobtheit der preußiſchen Landwehren, der neugebildeten Truppen überhaupt vielleicht doch beſſer ſei, ein günſtigeres Schlachtfeld zu wählen, am beſten *jenſeits* Berlin; zwei Brücken ſind ja da, nichts hindert uns, jenſeits der Hauptſtadt eine Stellung zu nehmen und in aller Ruhe den Feind zu erwarten. So allerlei redet der Kronprinz. Und nun denke man ſich einen heißblütigen Bülow, dieſen Feuerkopf, der im Affekt mit Stiefelknechten wirft und in ganz ungehörigen Momenten auch den Degen zu ziehen imſtande iſt, man denke ſich dieſen Mann, das Gerede anhörend! Zunächſt iſt ſeine Antwort noch gelinde. „Die Truppen, die Eure Königliche Hoheit kommandieren,“ ſagt Bülow, „ſind die beſten Europas. Das haben die Preußen vor dem Waffenſtillſtand bewieſen, und ſie haben ſich in dieſen Tagen nicht weniger entſchloſſen geſchlagen. Bei den jüngſten wie bei den älteſten Soldaten iſt der Geiſt vortrefflich. Und was die Ruſſen angeht, die würden ſich hier nicht auf deutſchem Boden befinden, wenn ſie nicht als Sieger über die Franzoſen hierhergekommen wären. Und was die Schweden angeht,“ — Bülow wird ironiſch — „was die Schweden angeht, ſo werden Eure Königliche Hoheit für dieſe wohl ſelbſt einſtehen.“ — Solch kluge Wendung gab dieſer helle preußiſche Kopf im Handumdrehen dem Geſpräch. Graf Wintzingerode, der dabeiſtand, konnte als Vertreter ſeiner Ruſſen doch nichts anderes tun, als höchſt beifällig nicken, und dies wird er wohl auch getan haben, und der alte knorrige Stedingk, der ſchwediſche Herr, konnte der ſagen: „Meine Schweden ſind Waſchlappen?“ Indeſſen, der Kronprinz ärgerte ſich über dieſen Bülow, ärgerte ſich noch mehr über ihn, als Bülow jetzt fortfuhr: „Und wie iſt das, Königliche Hoheit, Sie wollten Berlin, die Hauptſtadt Preußens, ohne Schlacht preisgeben?“ — „Eh bien,“ ſagte Bernadotte hierauf mit der Gebärde eines großen Strategen, der das beſſer weiß: „Was iſt Berlin? *Berlin iſt eine Stadt.*“ — Mit dieſem Wort goß Karl Johann Öl ins Feuer; der heiße Bülow ziſchte förmlich auf. „Eine Stadt, Königliche Hoheit? *Die Hauptſtadt Preußens*, und ich verſichere Eure Königliche Hoheit, daß meine Truppen und ich von jenen Brücken keinen Gebrauch machen werden, ſondern daß wir *vor* Berlin mit den Waffen in der Hand fallen wollen.“ Jetzt lenkte der Gaskogner ein. Es ſind zu viel Ohren im Lager, die von dieſem Geſpräch hören können. Iſt nicht Pozzo di Borgo da, jener kluge Korſe, der beim Kaiſer Alexander ſo viel gilt? Der Kronprinz erzählte jetzt etwas ganz anderes. Er hätte nur Einwürfe machen wollen, um zur Klarheit zu kommen, die Verfügungen für die Schlacht ſeien fertig. Man würde ſich ſchlagen, — ſicher: man würde ſich ſchlagen, und ſo weiter. Aber man ging aus dieſem ſogenannten Kriegsrat von Philippstal hinweg, wie man gewöhnlich von Bernadotte hinwegzugehen pflegte: ohne zu wiſſen, woran man war. Verärgert beſtieg der General Bülow ſein Roß und ritt davon.

Digitized by Google

Dann wendete er sich unmutig zu seinem Adjutanten und sagte: „Den habe ich weg, der ist nicht der Mann, den wir brauchen, der soll mir mit seinen Moabiter Brücken vom Halse bleiben. Mich bekommt er nicht hinüber. Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts!"

Diese Worte haben Platz gefunden auf dem Denkmal von Großbeeren und sie haben diesen Platz verdient. Es sind Bülow-Worte, die dem ganzen Charakter des Generals nach gesprochen werden konnten. Warum in aller Welt sollte dieser Vorgang in Philippstal nicht stattgefunden haben? Eine Szene, die sich am nächsten Morgen zwischen dem ehrlichen Boyen und dem Kronprinzen abspielte, zeigt ja ganz dieselben Züge, und Karl Johann war während des ganzen Feldzuges immer derselbe zweideutige Mann, hier und allenthalben.

Schließlich hatte sich auf Befehl des Kronprinzen die Nordarmee so aufgestellt, daß die Russen hinter Gütergotz, die Schweden hinter Ruhlsdorf und Bülow mit seinen Preußen bei Heinersdorf lagerten. General von Tauenzien hatte sich um Blankenfelde gruppiert, vor sich bei Jühnsdorf das 4. französische Korps unter Graf Bertrand. Der Kronprinz brachte noch am Abend des 22. gegen 10 Uhr von seinem Hauptquartier in Ruhlsdorf aus einen sehr langatmigen Schlachtbefehl, indem er unter anderm aussprach, daß er „den Feind in die Seen und Moräste gegen Köpenick und Wusterhausen zu werfen beabsichtige". Aber die Grundlinien dieses Befehls waren zum Teil schon wieder umgestoßen, als spät abends die Kunde kam, daß der Paß von Jühnsdorf aufgegeben sei, und daß General von Tauenzien den Feind vor der Front habe. In der Nacht gegen 1 Uhr kam noch ein Befehl vom Kronprinzen an Bülow, daß er sich für den nächsten Morgen bereithalten sollte, starke Abteilungen des Feindes anzugreifen, wenn solcher auf Heinersdorf vordringen sollte. „Der Kronprinz erwartet," hieß es in diesem Befehl, „daß die Preußen sich des Ruhmes ihres großen Friedrich erinnern und die Beleidigungen vergelten werden, mit denen der Kaiser Napoleon sie seit zehn Jahren heimsucht." Dieser Bernadotte zeigte fortwährend eine geheime Angst, daß die Preußen sich nicht gehörig schlagen würden, — oder tat er nur so? Aber die Gelegenheit, ihm das Gegenteil zu beweisen, stand unmittelbar vor der Tür.

Im französischen Lager herrschte am Morgen des 23. August eine recht zuversichtliche Stimmung. Man hatte die Vortruppen der Nordarmee verhältnismäßig leicht zurückgedrängt, die Pässe über die Rothesümpfe mit nicht allzugroßen Anstrengungen gewonnen, und es schien, daß die Hauptstadt Preußens ebenso leichten Kaufs in die Hände des französischen Marschalls fallen sollte. Der Marschall hatte am Abend des 22. sein Hauptquartier noch in Trebbin und sandte von dort ein Schreiben an den Kaiser Napoleon, das diesem, der es in Görlitz erhielt, große Freude machte. „Soeben erhalte ich Nachricht vom Herzog von Reggio," schreibt Napoleon an jenem Tage. „Er fürchtet sich nicht länger vor den Überschwemmungen, diese Ungeheuerlichkeit hat sich beim Näherkommen aufgeklärt, ebensowenig vor den Verschanzungen, die kein Dutzend Kanonenschüsse aushielten. Er hofft, heute oder morgen in Berlin zu sein."

In dieser Hoffnung brach der Marschall am 23. August früh wiederum in drei Kolonnen vor. Er glaubte nicht, daß es an diesem Tage zu einer ernsthaften Schlacht käme. Die Stimmung seiner Truppen war gut. Trotz des dicht strömenden Regens und der schwierigen Wege hörte man überall in den Kolonnen freudige Zurufe, und zum allgemeinen Feldgeschrei wurde ein: „Rendez-vous à Berlin." Das 12. Korps marschierte gegen Sputendorf und wäre in der Verlängerung auf die russisch-schwedische Stellung gestoßen. Das 7. Korps Reynier im Zentrum marschierte auf Großbeeren, das 4. Korps Bertrand ging gegen Blankenfelde vor.

Die Entfernung zwischen Jühnsdorf und Blankenfelde beträgt nur eine halbe Meile. So kam es, daß Graf Bertrand zuerst auf den Feind stieß. Alles, was General von Tauenzien den Franzosen entgegenstellen konnte, waren 13000 Mann mit 32 Geschützen, in der Hauptsache Landwehrtruppen, die im Schützengefecht und im Dorfgefecht noch nicht geübt waren. Nur ein Linienreserveregiment stand dem General zur Verfügung, das er im Waldgefecht verwenden konnte. Im übrigen genügten seine 13000 Mann, um die sehr günstige Stellung glücklich zu verteidigen. Blankenfelde, am Rande der Jühnsdorfer Heide gelegen, zu beiden Seiten von unwegsamen Sümpfen und Niederungen eingefaßt, bot nur eine Passage von ungefähr 2000 Schritt Breite. Der General sandte die Schützen seines Reserveregiments in den Wald. Schon in der frühen Morgenstunde begann das Knattern des Vorpostengefechts. Dann schickte der französische Führer die italienische Division Fontanelli ins Gefecht. Aber gegenüber dem wohlgezielten Feuer der preußischen Schützenlinien machten die ohnehin kampfunlustigen Italiener wenig Fortschritte. Nur der Brigade Moroni, Mailänder Garde und 7. Linienregiment gelang es, den Waldrand vor Blankenfelde zu erreichen und eine Batterie gegen die Preußen vorzuschieben. Aber sie bekamen von drüben heiße Antwort, und als sie dennoch wagten, vorzubrechen, warf ein gut geführter Bajonettangriff die Italiener in den Wald zurück. Graf Bertrand machte dem General Tauenzien die Abwehr leicht. Es war kein rechter Zug in seinem Angriff. Fortwährendes Gewehrknattern und Bombardieren, aber der Nachdruck fehlte gänzlich. Traute er seinen Italienern nicht, hatte er andere Gründe, glaubte er, daß

Digitized by Google

ihm eine viel größere Macht gegenüberstände, oder erwartete er den Durchbruch des 7. Korps bei Großbeeren, — kurz und gut, es blieb bei einem Feuergefecht, das sich schließlich verlor und gegen 2 Uhr nachmittags ganz schwieg. Die italienische Division Fontanelli zog sich auf Jühnsdorf zurück, und die Preußen behaupteten in allen Punkten ihre Stellung. Dies war die matte, klanglose Ouvertüre zur Schlacht von Großbeeren, — der Regen klatschte vom Himmel nieder, der Boden war durchweicht, die Landschaft lag grau in grau.

Aber der Kanonendonner, der von Blankenfelde deutlich herüberschallte, hatte doch den General von Bülow lebhaft beunruhigt. Er hatte mit seinem Korps bei Heinersdorf die Nacht im nassen Biwak gelegen, sollte denn wirklich die ganze Tatkraft seiner Preußen in kronprinzlicher Unentschlossenheit und im Landregen ersäuft werden?

Von Blankenfelde her donnerte es immer lebhafter, General von Tauenzien stand augenscheinlich im Gefecht. Seit halb 8 Uhr früh schleppt Bülow sich durch den Regen und marschierte auf Ruhlsdorf zu, um dem Befehl des Kronprinzen gemäß dort Anschluß an den linken Flügel der schwedischen Stellung zu nehmen. Man marschierte also von dem Kanonendonner fort, anstatt auf ihn los zu marschieren! Auch der General von Borstell hatte auf den Befehl des Höchstkommandierenden seine Flankenstellung an der Notte aufgeben müssen und sich in Bewegung gegen Groß-Ziethen gesetzt. Vom Kronprinzen gingen jetzt gar keine Befehle mehr ein, und Bülow schlug das Gewissen, ob er, ein preußischer General, seinen Kameraden, der vermutlich bei Blankenfelde in Bedrängnis stand, im Stich lassen durfte? Und dann: wenn der Feind das Defilee von Blankenfelde forcierte, Tauenzien zurückwarf, und dem aus seiner Sicherungsstellung bei Groß-Ziethen abmarschierenden Borstell in die Flanke fiel, — hier konnte eine Katastrophe eintreten, die General von Bülow nicht verantworten zu können glaubte. Er beschloß daher, als der Kanonendonner immer stärker wurde, umzukehren und Tauenzien zu Hilfe zu kommen.

Der General sandte seinen Oberst von Boyen in das Hauptquartier des Kronprinzen, und wir wollen Boyen hier erzählen lassen, was er dort Seltsames erlebte:

„In der Nacht," sagt Boyen, „erhielten wir von dem Kronprinzen den Befehl, daß sich die Nordarmee bei Ruhlsdorf konzentrieren sollte. Gleich hinterher kam noch der Befehl, daß das Bülowsche Korps sich auf dem linken Flügel des schwedischen Korps an dasselbe anschließen sollte. Dies war dem General Bülow höchst unangenehm, denn nicht allein, daß er damals schon eine nicht günstige Meinung von dem Kronprinzen hegte und vermöge seiner Charakterrichtung unabhängig zu bleiben suchte, so sah er auch in dem vorliegenden Fall nicht mit Unrecht die vorgeschriebene Stellung als eine Einleitung zum weiteren Rückzuge an. Das Lager bei Ruhlsdorf ist eine Defensivstellung, man kann nur mit Schwierigkeiten aus demselben dem Feinde entgegengehen; fügt man aber noch hinzu, daß hinter dem genommenen Lager die Defileen bei Teltow liegen, daß in der Disposition bereits der Rückzug auf die Höhen von Steglitz nicht allein angedeutet war, sondern daß man sich aus dem Hauptquartier auch noch außerdem nach der Beschaffenheit des Weges und der Brücke bei Charlottenburg angelegentlich erkundigt hatte, so konnte man es dem General Bülow nicht verargen, daß er sich unabhängig zu erhalten suchte, und ich glaube, wie es auch der Erfolg zeigen wird, daß er der allgemeinen Sache einen großen Dienst durch sein Widerstreben gegen die Ruhlsdorfer Stellung leistete. Als mit Tagesanbruch das dritte Armeekorps dem erhaltenen Befehl gemäß nach Ruhlsdorf aufbrach, schickte mich Bülow mit dem Auftrag an den Kronprinzen, ihm bei demselben außerhalb des Lagers eine detachierte Stellung auszumitteln; der um diese Zeit von dem vierten französischen Korps unternommene Angriff auf die Tauenzienschen Posten bei Blankenfelde gab hierzu eine gültige Veranlassung. Ich fand Se. Königliche Hoheit auf der Windmühle bei Ruhlsdorf, wo derselbe genächtigt hatte; aus den daselbst vorrätigen gefüllten Mehlsäcken hatte man einen mit zierlichen Teppichen belegten Diwan gebildet, auf dem der Prinz sich eben ankleidete, indes seine zahlreiche Dienerschaft sehr umfassende Anstalten zum Rasieren ihres Gebieters traf. Nachdem ich dem Kronprinzen im allgemeinen meinen Auftrag und, so gut sich dies tun ließ, die Notwendigkeit vorgestellt hatte, daß Bülow zur Unterstützung von Tauenzien und zur Beobachtung des Terrains mehr vorwärts detachiert würde, erhielt ich nach einem langen, oft etwas lebhaften Gespräch die Erlaubnis, daß das dritte Armeekorps wiederum dahin zurückkehren könne, wo es die Nacht gelagert habe; jedesmal aber, wenn ich die leiterartige Treppe, welche zur Windmühle führte, mühsam herabkletterte, rief mich der Kronprinz zurück und legte mir die Frage vor: wie sich die Preußen bei dem zu erwartenden Gefecht schlagen würden, und dies wiederholte sich so oft, daß ich zuletzt durch das Auf- und Abklettern wie in einem russischen Bade von Schweiß träufte. Alle meine Redensarten über unsere innere Ordnung, über den trefflichen Volksgeist waren erschöpft, und ich sagte daher bei dem letzten Male etwas lebhaft: Eh bien, nous nous battrons comme de braves gens, et vous aurez une victoire und verließ ohne weiteres die Mühle; ob ich noch einmal gerufen wurde, weiß ich in der Tat nicht, doch war ich entschlossen, es zu überhören, indem ich, was ich konnte, nach meinem Pferde lief. Inzwischen war General von Bülow

Digitized by Google

mit seinen Truppen schon umgekehrt und befand sich im Marsch auf Lichtenrade. Von hier aus konnte er im Notfalle dem General von Tauenzien sowohl wie dem General von Borstell Hilfe bringen.

Als aber Bülow mit seiner Kolonne schon über das Vorwerk Birkholz hinaus war, schwieg plötzlich der Kanonendonner bei Blankenfelde, und zugleich erhielt Bülow vom Kronprinzen den Befehl, wieder bis Heinersdorf zurückzumarschieren. Es war ein Waten durch den aufgeweichten Boden im strömenden Regen. Mit der Verpflegung war es knapp bestellt, aber dennoch war die Stimmung bei diesen unverzagten Preußen gut. Man glaubte nun im preußischen Lager, daß für den Tag alles zu Ende sei. Bülow bezog ein Lager vor Heinersdorf, und die ermüdeten Truppen konnten sich auf dem durchweichten Boden so gut einrichten, wie es ging. Am rechten Flügel zunächst Ruhlsdorf und den Schweden stand die Brigade Hessen-Homburg, neben ihr die Brigade Krafft. Unmittelbar vor Heinersdorf lag Brigade Thümen, und den linken Flügel bildete der Generalmajor von Borstell mit seiner Brigade, die um diese Zeit anmarschierte. Vor der Front des preußischen Korps lag das Dorf Großbeeren, durch welches sich die Straße von Wittstock nach Berlin zog. Das Dorf war mit drei Bataillonen, vier Schwadronen Leibhusaren und vier Geschützen besetzt. Major von Sandrart von den Leibhusaren hatte hier das Vorpostenkommando. Östlich des Dorfes Großbeeren, zwischen diesem und dem Dorf Kleinbeeren zieht sich das aus den Ruthesümpfen gespeiste kleine Gewässer, der Lilograben, hin, inmitten einer kleinen sumpfigen Niederung. Dieser Graben mit seinen Randsümpfen war zum Ertrinken sehr geeignet. Der Besitzer des Rittergutes Großbeeren hatte über den Graben eine Brücke schlagen lassen, die aber niemals recht in Ordnung war. Man erzählt von dieser Brücke eine höchst drollige Geschichte, welche sie bereits in friedlichen Tagen eine komische Berühmtheit erlangen ließ. Der damalige Besitzer des Rittergutes, sagt unser Gewährsmann, der durch seine wunderbare Geburt von der bereits in der Familiengruft als Leiche beigesetzten Mutter und mehr noch durch seine Prozeßsucht berüchtigte Freiherr Geist von Beeren, war von dem Kammergericht in Berlin zu einer namhaften Strafe verurteilt worden, weil er der an ihn ergangenen Aufforderung, die genannte Brücke, welche für baufällig erklärt worden war, instandsetzen zu lassen, nicht nachgekommen. Wie bei jeder Verurteilung ließ es Geist von Beeren auch diesmal auf Exekution ankommen und erklärte sich erst nach einer dritten Vorladung bereit, vor Gericht zu erscheinen. Eines schönen Morgens — es war der Tag, an welchem der Verklagte erwartet wurde — fand man vor dem Eingange zu dem Kammergericht einen Aufbau von Balken und Brettern, wie es schien zur Bequemlichkeit der Präsidenten, Räte und Assessoren gelegt, zur Vermeidung des spitzen Steinpflasters vor der Tür. Wohlgemut und behaglich schritt einer nach dem andern des hohen Tribunals über den unvermeidlichen Steg des Justizpalastes, und man nahm an dem grünen Tische Platz. Der Präsident zog die Glocke, Geist von Beeren erschien, das Protokoll wurde verlesen mit dem ihn verurteilenden Gutachten der Baudeputation. „Meine Herren," entgegnete der Verklagte, „ich habe das Corpus delicti zur Stelle gebracht; draußen vor dem Eingange steht die Brücke über den Lilograben, wegen deren angeblicher Baufälligkeit ich in Strafe genommen werden soll. Nun kann ich versichern, daß noch heut morgen eine ganze Herde Ochsen und Esel über diese Brücke gegangen sind, und ersuche ich ein hohes Kollegium, den Rückweg über die noch aufgestellte Brücke zu nehmen, um sich von der Haltbarkeit derselben persönlich zu überzeugen." Man hieß Herrn Geist von Beeren seine Brücke wieder abbrechen und von der Vollstreckung einer Exekution wurde für diesmal Abstand genommen.

Man wird uns streng tadeln und vielleicht sagen: „Diese Brückengeschichte, verehrtester Autor, gehört durchaus nicht in das historische Gebiet." Wir aber möchten sagen: dennoch, denn was wäre gewesen, wenn diese Brücke gefehlt hätte oder nicht gerade jetzt eine so solide Haltbarkeit besessen hätte, wie sie tatsächlich besaß?

Indes, Brücke oder nicht Brücke, Bülow mit seinem Korps liegt bei Heinersdorf, und seine Vorposten stehen in Großbeeren. Im übrigen regnet es seit 24 Stunden; die Luft ist dick. Sorgfältig beobachtenden Augen nämlich, wenn sie mit guten Fernrohren versehen sind, zeigt sich trotz aller Schärfe der Gläser nichts. Es regnet, die Sümpfe des Elsbruches südlich und östlich von Großbeeren werden noch schlammiger und tiefer. Die Fichten der Genshagener Heide, die Laubbäume, die dazwischen gesprenkelt sind, stehen triefend und betrübt da bei diesem unaufhörlichen Regen. Das Geschützfeuer von Blankenfelde ist stumm, und der Tag, wie er ist, verheißt kein blutiges Geschäft mehr.

Und dennoch kriecht in diesen Mittagsstunden etwas durch die Genshagener Heide, das seine Bedeutung hat. Wenn das, was durch diesen Genshagener Forst zwischen triefenden Tannen und Erlen dahinkriecht, auf das stößt, was ebenso klatschnaß bei Heinersdorf und Großbeeren lagert, wird sich vermutlich etwas begeben, was aussieht wie eine Schlacht und von diesem 23. August an in der Weltgeschichte und besonders in der Geschichte Preußens eine unverlöschliche Bedeutung haben wird. Wenn man nur von weitem sieht, so scheint dieses unaufhaltsam sich vorwärtsbewegende Ding ein großer Lindwurm, der sich auf dem Bauch vorwärtsschiebt, nach oben hin stachlig. Aber sieht man näher hin, so sind das lauter einzelne Wesen, die auf ihren zwei marschierenden Beinen durch den Regen tappen. Man hört auch ganz

Digitized by Google

vergnügliches Geplauder, weiche, ſingende ſächſiſche Laute, unverfälſchtes Idiom aus der Gegend von Dresden und Leipzig, und was man für Stacheln anſah, das ſind Gewehre, läſtig genug bei dieſem Regen zu tragen, und an ſich höchſt ungefährlich, weil das Pulver durchnäßt iſt. Es ſei denn, daß jemand auf den Gedanken kommt, das Gewehr umzudrehen und in der Art eines Dreſchflegels zu gebrauchen. Auf ſolchen Gedanken könnte indes heute noch jemand kommen.

Zwiſchen den Marſchkolonnen eine Gruppe von Reitern. Regenmäntel um die Schultern gehängt, und von den Dreiſpitzen trieft es wie aus einer Traufe. Einer davon, ein franzöſiſcher General, Graf des Kaiſerreichs, der die Pyramiden ſah und in Syriens Sandwüſten focht. Einſt blickten auf ihn und ſeine Truppen, wie der Korſe emphatiſch rief, „Vier Jahrtauſende" herab, einſt focht er bei Heliopolis gegen Muſelmanen und Araber, und jetzt reitet er im Regen durch die, ach ſo proſaiſche, Heide von Genshagen! So wechſelnde Bilder ſchafft ein Soldatenleben. Und neben ihm ein robuſter ſächſiſcher Herr, den wir vor wenigen Monaten bei einer Geburtstagsfeier in der Feſtung Torgau ſehr heftig ſahen. Er iſt ſeines Königs General, wird fechten „mit den Franzoſen gegen die Ruſſen und Preußen, mit den Ruſſen und Preußen gegen die Franzoſen — wie es mein König befehlen wird"; er heißt General Sahrer von Sahr.

Etwas nach 3 Uhr nachmittags tritt die Spitze der Diviſion Sahr aus der Liſiere des Genshagener Forſtes heraus, kaum 2000 Schritt vor ſich ein Dorf.

Ein Dorf? Eh bien, jedenfalls Großbeeren, und da ſind auch ſchon die erſten feindlichen Grüße, einige Geſchützkugeln ſchlagen in den aufgeweichten Boden ein, daß es rundum klatſcht und ſpritzt. Es ſcheint, daß dort drüben auf der Windmühle bei dem Dorf Großbeeren Geſchütze aufgefahren ſind. Wohlan denn, General Sahrer von Sahr, üben Sie Ihr Handwerk aus! — Sahr übt ſein Handwerk aus, wie er es verſteht; er entwickelt ſeine Diviſionen zum Angriff, läßt vierzehn Geſchütze auffahren, die Batterie da drüben auf der Windmühlenhöhe beſchießen, die nur vier Geſchütze hat, und Granaten in das Dorf werfen.

Major von Sandrart läßt die ſüdweſtlich gelegenen Dorfeingänge beſetzen und ſchießt ſo gut er kann. Es gehen aber nur wenige Schüſſe los bei dieſem fatalen Regen. Inzwiſchen brennt das Dorf. Die vier leichten preußiſchen Geſchütze auf der Windmühlenhöhe ſind von der Übermacht der ſchweren ſächſiſchen Geſchütze zum Schweigen gebracht, und Sandrart muß zu ſeinem Bedauern ſehen, daß ſtarke Kolonnen im Sturmſchritt gegen das Dorf vorgehen. Der unparteiiſche Regen hat auch das Pulver der Sachſen naßgemacht, ſo daß an Schießen nicht zu denken iſt. Sie fällen das Gewehr und gehen zum Bajonettangriff vor. Major von Sandrart, der die Übermacht erkennt, nimmt ſeine Artillerie zurück, nimmt ſeine Huſaren zurück und zieht in geſchloſſener Ordnung ſeine Infanterie aus dem Dorfgefecht. Großbeeren iſt in den Händen der Sachſen.

Das Dorf brennt! General Reynier läßt Löſchverſuche machen, er will ſein Hauptquartier in Großbeeren nehmen. Mehr als die mit Löſcheimern und Schläuchen hantierenden Sachſen hilft der Regen das Feuer löſchen. Inzwiſchen iſt es über dem Gefecht 5 Uhr geworden, die Preußen ſind aus Geſichtsweite verſchwunden; Reynier glaubt, des Tages Arbeit ſei getan, er denkt an keinen Angriff mehr, denkt nur an Ruhe und Nachtquartier. Die Diviſion Sahrer von Sahr bezieht Biwaks zwiſchen der Windmühle und dem Dorfe auf einem Höhenrücken, wenn man dieſe leichte Bodenwelle ſo nennen darf. Auch das Dorf wird von einem ſächſiſchen Bataillon beſetzt; quer über die Straße nach Heinersdorf zu, am Kirchhofe von Großbeeren, ſucht das Bataillon königlich ſächſiſcher Garde eine Stellung; ein anderes Bataillon wird über den Lilograben, über die beſagte Brücke vorgeſchoben, zur Sicherung der rechten Flanke, die übrigens ſchon durch das Sumpfland genug geſichert erſcheint. Beſſer wäre es, die guten Sachſen hätten die Brücke überhaupt einfach abgebrochen. Deine Brücke, Geiſt von Beeren, wird alſo noch ihre Bedeutung haben, trotz des Kammergerichts und der Ochſenherde, die nach deiner Meinung darübergegangen iſt!

Inzwiſchen haben ſich die beiden andern Diviſionen und die Kavalleriediviſion von Reyniers Korps aus dem Walde herausgezogen. Die franzöſiſche Diviſion Durutte biwakiert etwas zurück, weſtlich von Sahr, und noch weiter weſtlich die ſächſiſche Diviſion Lecoq, dahinter, am Rande des Gehölzes, die Kavalleriebrigade Gablenz, ebenfalls Sachſen. Die 18000 Mann, über welche Reynier hier verfügt, beſtehen zu gut zwei Dritteln aus Sachſen. Sie ſind munter und guter Dinge, dieſe braven Sachſen, obgleich ſie naß wie die Katzen ſind und der Regen unaufhörlich herabrieſelt. Morgen wird man in Berlin ſein, da gibt es gute Quartiere und trockene Wäſche und reichliches Eſſen und ſchöne Mädchen! Der Windmüller von Großbeeren hat ſeltenen Beſuch: ſechs ſächſiſche Offiziere in ihren hechtgrauen Uniformen erklettern ſeine Windmühle, klettern bis zur oberſten Spitze hinauf und legen ihre Fernrohre an, um irgendeinen Turm von Berlin zu erkennen. Aber ſie können nichts erkennen, nicht einmal, daß da vor Heinersdorf ſich etwas ſammelt, das ihnen noch zu ſchaffen machen wird. Sie ſtecken ſchließlich in ihrem Übermut Taſchentücher auf die Degenſpitzen, winken in der Richtung nach Berlin und ſenden den ſchönen Berlinerinnen allerhand Spott- und Schelmengrüße hinüber für das morgige Nachtquartier. Nicht zu froh, ihr luſtigen

Digitized by Google

Sachſen, denn anſtatt in eines Mädchens Kammer könnte es ein Nachtquartier werden im Liloſumpf, nachdem euch preußiſche Kolben und Landwehrflüche den Abendſegen gegeben haben!

Graf Reynier reitet umher und inſpiziert die Biwaks, er kommt auch an das des Grenadierbataillons Boſe (der Oberſt Boſe führt die erſte Brigade). Oberſt von Boſe hat ſeine Gedanken über die ganze Lage. „Wir ſtehen hier drei Meilen vor Berlin", denkt Boſe, „und zwiſchen uns und dieſem Berlin muß doch irgendeine preußiſche Armee ſtecken? Wir ſtehen hier vorgeſchoben und haben unſere Flanken nach rechts und links nicht gehörig geſichert, und die preußiſchen Vorpoſten müſſen ſich doch auf irgendein Gros zurückgezogen haben." Oberſt von Boſe macht Seine Exzellenz den kommandierenden General auf ſeine Bedenken aufmerkſam, aber Reynier ſcheint ganz ſorglos. „Ils ne viendront pas!" ſagt er kopfſchüttelnd zu dem ſächſiſchen Herrn, der ihn warnt. So lagen die Sachſen und Franzoſen denn in ihren Biwaks, ſuchten in ihren Brotbeuteln nach irgendeinem Biſſen und hofften auf Berlin, das ſie für alle Entbehrungen entſchädigen ſollte.

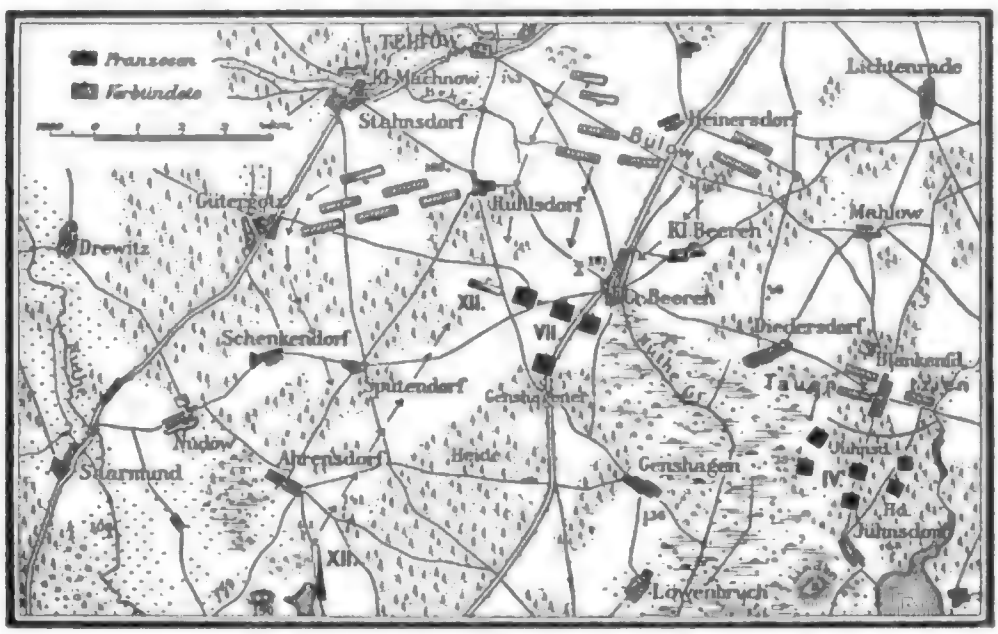
Inzwiſchen ſaßen im preußiſchen Hauptquartier die Herren vom Stab bei Tiſch, „nicht ohne Hunger", wie Boyen ſagt; man kann ſich das lebhaft vorſtellen nach dem Marſch auf den naſſen Wegen und in den durchnäßten Kleidern. Sie hatten jedenfalls ihren Löffel eben in die Suppe geſtippt, wenn es eine gab, als auch ſchon der Kanonendonner von Großbeeren herüberſcholl und eilige Stafetten meldeten, daß der Feind aus dem Genshagener Forſt vordringe und das Dorf Großbeeren zu nehmen im Begriff ſei. Der Oberſt von Boyen, Bülows Generalſtabschef, hatte die gute Gewohnheit „Tag und Nacht immer abwechſelnd ein Reitpferd geſattelt zu haben", ein flinker Mann, dieſer Boyen, ein ſtets geſatteltes Reitpferd iſt zu vielen Dingen nütze. Schleunigſt ſteht Boyen von Tiſch auf, wirft ſich auf ſein Reitpferd, ſprengt durch den Regen dahin. Bald ſtößt er auf die Nachhut der aus Großbeeren verdrängten preußiſchen Bataillone. Er hält ſich, während die Nachhut ſich langſam fechtend zurückzieht, — immer wieder Front macht und einige Kanonenſchüſſe abfeuert, — einige Zeit bei derſelben auf. Er macht ſich dabei Gedanken über das, was geſchehen könnte. Steht General Borſtell nicht trefflich da, denkt er, um das Dorf in die Flanke zu nehmen? Könnte Oberſt von Krafft es nicht in der Front angreifen? Von zwei Seiten angegriffen, mit Übermacht vermutlich, muß Großbeeren an uns zurückfallen. Und der linke Flügel ſteht auf der Windmühlenhöhe, allerdings Batterien vor der Front, aber er ſteht ſo in der Luft und ohne Anlehnung, daß hier gute Arbeit für unſere Kavallerie wäre — denkt Boyen. Aber alles muß ſchnell geſchehen, wie der Blitz, denn da drüben, hinter der Avantgarde, kommt eine neue Kolonne aus dem Forſt; wie ſtark ſie iſt, das weiß Boyen nicht, aber er weiß, daß, wenn man ſchleunigſt über das, was jetzt da iſt, herfällt, es eine Deroute geben muß, und daß eine Deroute der Avantgarde für jede Truppe bedenklich iſt. Der flinke Oberſt eilt ins Hauptquartier zurück und ſtellt dem General Bülow die Sache vor, und Bülow hat ſchon alle Diviſionskommandeure um ſich verſammelt, ſehr gewillt, etwas zu tun. Beſchluß des Generals: „Großbeeren muß um jeden Preis zurückerobert werden!" Ein eifriger Generalſtabsoffizier zieht eine Spezialkarte hervor und will ſie aufrollen. „Laſſen Sie ſtecken, wozu das? Wir ſtehen ja mitten auf dem Schlachtfeld, ich überſehe es genau. Schreiben Sie, meine Herren!" Und mit der Degenſpitze die Gegend bezeichnend, diktiert Bülow: „Es ſoll der rechte Flügel des Feindes angegriffen, das Dorf Großbeeren zurückerobert werden und, indem der Feind auf dieſe Weiſe in die Defileen zurückgeworfen wird, durch die Durchbrechung des Zentrums die beiden Flügel desſelben zum Rückzug genötigt werden. Zu dieſem Endzweck formiert die dritte Brigade des Prinzen von Heſſen-Homburg den rechten Flügel, die ſechſte Brigade des Oberſten von Krafft den linken Flügel des Treffens, die vierte Brigade des Generals von Thümen bildet die Reſerve und wird hinter dem linken Flügel folgen. Jede Brigade formiert zwei Treffen, die den Brigaden zugeteilte Kavallerie folgt dem zweiten Treffen derſelben. Die Reſervekavallerie wird hinter die Flügel der Linie geſtellt. Der General von Borſtell ſoll mit der fünften Brigade über Kleinbeeren auf Großbeeren zu marſchieren und den feindlichen rechten Flügel umgehen, insbeſondere aber die linke Flanke des vorrückenden Armeekorps decken."

Indes war General Graf Reynier doch wohl nicht ſo ſicher, wie ſein ablehnendes: „Ils ne viendront pas" ſcheinen ließ. Die Preußen ſtanden nur eine gute halbe Meile vor ſeiner Front, und bald nach 5 Uhr wurden drüben verdächtige Bewegungen bemerkbar. Man vernahm auch Trommeln und Hornſignale. Der franzöſiſche General hielt bei ſeinem linken Flügel auf der Windmühlenhöhe und ſpähte von dort aus ungeduldig nach Sputendorf hinüber, wo das Armeekorps des Marſchalls Oudinot eintreffen mußte. Er ſah wohl ein, daß ſein linker Flügel in freiem, für Reiterei ſehr geeignetem ebenen Gelände durchaus nicht die nötige Sicherung hatte. Er ließ die ſächſiſche Diviſion Lecoq Vierecke bilden und ſicherte ihre Front und ihre Flanken durch zwei halbe Batterien. Die Batterien auf der Windmühlenhöhe verſtärkte er auf 44 Geſchütze. Es war auch die höchſte Zeit, daß er ſeine Maßnahmen traf, denn ſchon rückten die Preußen in Schlachtordnung heran. General von Bülow hatte eine Geſchützreihe von 62 Stück vor die Front genommen. Unter ihrem Schutz rückte die Brigade Heſſen-Homburg gegen die Windmühlen-

Digitized by Google

höhe, und Brigade Krafft gegen Großbeeren vor. Brigade Thümen folgte als Reserve. Aber auch den alten General von Borstell hielt es jetzt nicht mehr. Er brach über Kleinbeeren vor und wandte sich gegen die Ostseite des Dorfes Großbeeren.

Um diese Zeit, als schon die Angriffsbewegung der Preußen in vollem Gange war, sandte der Kronprinz von Schweden plötzlich einen Adjutanten an Bülow, der diesem die Meldung brachte, der Kronprinz wolle sich doch lieber auf Berlin zurückziehen und eine Stellung auf den sogenannten Weinbergen daselbst einnehmen, also ungefähr die Linie Steglitz-Tempelhof verteidigen. Da rief der preußische General entrüstet: „Vor uns liegt die Entscheidung. Sagen Sie Seiner Königlichen Hoheit, daß ich mich auf dem Marsch befände, Großbeeren im Sturm zurückzuerobern." Gleichzeitig sandte der preußische General seinen Adjutanten, Major von Reiche, zum Kronprinzen. Der Major traf die Königliche Hoheit von Schweden in der Windmühle von Ruhlsdorf, in seinen Generalsmantel gehüllt und auf einer Anzahl von Mehlsäcken liegend, die man mit einem Bärenfell bedeckt hatte. Die Königliche Hoheit zeigte sich sehr ungnädig. Was fiel diesem preußischen General ein, auf eigene Hand zu handeln? Auf die Bitte Reiches, den Angriff doch durch eine tatkräftige Flankenbewegung unterstützen zu



Plan der Schlacht von Großbeeren

wollen, sagte Bernadotte ablehnend: „Ich habe den Feind vor mir, jeder verteidige seine Front!" Der preußische Major eilte mit dem Bescheide zurück, wurde aber fast noch von einem Adjutanten des Prinzen eingeholt, der jetzt den Befehl brachte, Bülow möge Großbeeren zurückerobern. Man sieht aus diesem ganzen Verhalten Bernadottes, wie er sich immer den Verhältnissen schmiegsam anzupassen wußte. Er ließ sich von den Ereignissen schaukeln, und das hat er während des ganzen Feldzuges getan.

Inzwischen war bei Großbeeren die Kanonade schon in heftigstem Gange. Die preußische Artillerie war weit überlegen. Sie konnte im ganzen an 80 Geschütze den höchstens 60 französischen gegenüberstellen. Reynier hielt sich während der Schlacht meistens am linken Flügel seiner Stellung auf, am Windmühlenberge. Seine rechte Flanke Großbeeren glaubte er durch die Sümpfe gesichert. Ja, wenn die Brücke des seligen Geist von Beeren nicht gewesen wäre!

Als das Geschütz über eine Stunde gebrüllt hatte und nun auch der General Borstell von Großbeeren her mit 12 Geschützen eingriff, begann der Widerstand der französischen Artillerie zu erlahmen. Dem General von Bülow schien der Augenblick gekommen, mit dem Sturm einzusetzen. Sein Befehl wurde von den durchnäßten und von den Märschen ermüdeten Truppen mit einem brausenden Hurra beantwortet. Mit klingendem Spiel gingen die Sturmkolonnen durch die Batterien, drangen gegen das Dorf und den Windmühlenhügel vor. Als das Infanterieregiment Colberg unter Führung des tapfern Major von Zastrow an ihm vorüberkam, das erste in der großen Sturmkolonne, rief Bülow den Truppen zu: „Schweden und Russen sehen auf euch, hinter uns liegt Berlin, vergeßt nicht, daß ihr Pommern seid!" — Sie vergaßen es nicht. — In der Front und in der rechten Flanke brach

Digitized by Google

jetzt die blaue Flut auf die armen Sachsen der Division Sahr herein. Die französischen Geschütze schwiegen fast ganz. Der platschende Regen ließ auch die Gewehre schweigen. Eine letzte Zuflucht in diesen furchtbaren Kämpfen war das Bajonett. Das traurigste aber war, daß in diesen Schlachten Deutsche gegen Deutsche standen, Sachsen gegen Preußen —, Preußen gegen Sachsen.

Mit Wucht warf sich die Division Krafft gegen das Nordende des Dorfes. Hier stand das sächsische Grenadierbataillon königliche Garde, stand da unter dem Schutz einiger Kanonen und mit gefälltem Gewehr. Ein stachlichter Block, diese Gardegrenadiere in ihren krebsroten Röcken, ihren gelben Kragen und den hohen Bärenmützen. Die märkische Landwehr, das 9. Infanterieregiment und die Colberger warfen sich auf die Sachsen, und als der feste Knäuel von Menschen nicht auseinanderzubringen war, als selbst das Bajonett nicht mehr helfen wollte, da kehrten die neumärkischen Landwehrleute ihre Gewehre um und brauchten mit sehnigen Armen die Kolben. Hier ist das rauhe Wort gefallen, gestammelt oder vielmehr geflucht von zornigen Menschenlippen: „So flutscht dat beter!"

Von Osten her kam jetzt Borstell mit seinen Scharen. Ein sächsisches Bataillon steckte im Gehölz östlich des Lilograbens. Armes sächsisches Bataillon, auch deine Gewehre versagen und es ist besser, du suchst die Brücke des seligen Geist von Beeren zu gewinnen und schleunigst über den Lilograben und durch das Dorf ins Freie zu kommen. Die zurückebbende sächsische Flut wälzt sich über die Brücke, und hinterher wälzt sich mit Sturmmarsch, Trommelschlag und Hurra die preußische Flut. Der Lilograben und der Sumpf findet seine Opfer. Das Dorf brennt, und durch das brennende Dorf wälzen sich Freund und Feind zum westlichen Ausgang.

Das Dorf Großbeeren ist leergefegt. Aber jenseits des Dorfes versuchen die tapfern Sachsen, sich zu sammeln. Vergeblich! Die Eroberer drängen nach, und inzwischen hat der preußische Sturm auch den zähen Widerstand der Division Sahr auf dem Windmühlenberg gebrochen. Die französischen Batterien jagen zurück, Division Sahr muß weichen. Mit dröhnendem Feldgeschrei drängen die Bataillone der Division Hessen-Homburg und Krafft nach. Zwei Bataillone der Reserve Thümen sind im Laufschritt in das kleine Fichtengehölz am Windmühlenberg eingedrungen und schließen sich dem Vorgehen an.

General Reynier, der jetzt einsieht, daß ihm von Sputendorf aus keine Hilfe kommt, daß er allein auf sich selbst angewiesen ist, beschließt, die Division Durutte einzusetzen. Sie war noch ganz unversehrt und hatte sich am Tage zuvor bei Wittstock gut geschlagen. General Durutte mit seinen Brigadiers Devaux und Jarry dringt vor, 6000 Mann stark. Er konnte noch manches wenden, aber gegen seine Kolonne brandet die zurückjagende sächsische Artillerie, die stark bedrängte Division Durutte stutzt. Sie löst sich angeblich im Nu auf, wirft die Gewehre weg und flieht in den Wald zurück, verschwindet früher im Wald, als die geschlagenen Sachsen. Das ist nur leider eine peinliche Ausgeburt alldeutscher Phantasie am unrechten Ort. Durutte verlor 23 Offiziere tot und verwundet, mehr als die doppelt so starken Sachsen, das Handgemenge war so heftig, daß der Oberst des 132. persönlich seinen Adler blutend rettete. Gefangene gab es hier nur bei den Würzburgern, denen 5 Offiziere gefangen wurden. Möglich, daß sie die Gewehre fortwarfen und hieraus die selbst vom ehrlichen Beitzke nachgeschriebene Sage entstand. Eine andere Anekdote berichtet übrigens, das Pommersche Grenadierbataillon habe sich anfangs schlecht aufgeführt und sei dafür von der Landwehr mit Hohngelächter empfangen worden. Tatsächlich hatte die Landwehr einen Hauptanteil am Siege, und jedenfalls wich Durutte nach scharfem Kampfe. Das war ein böser Streich für Reynier. Was soll er tun, die Flut aufzuhalten? Aber sieh da, ist da nicht der General Sahrer von Sahr? Der rafft von den zurückweichenden Sachsen noch zwei Bataillone des Regiments Low zusammen, sammelt sie, geht mit ihnen vor, geht mit ihnen so wuchtig vor, daß das zweite Bataillon des märkischen Landwehrregiments, das über die Sachsen herfällt, zurückgestoßen wird. Die Landwehr verliert in wenig Minuten 100 Mann und 9 Offiziere — das Werk dieser tapferen Bataillone vom sächsischen Regiment Low! Oder ist auch dies Legende?

General Sahr muntert seine Leute auf; seine Stentorstimme, wie die eines wütenden Stiers, dringt durch Kanonengebrüll und Schlachtenlärm. Aber plötzlich sieht sich Sahr mit seinem Regiment Low von der preußischen Sturmflut umbrandet, er wird umringt, und es entspinnt sich ein Kolben- und Bajonettkampf, der sich schwer schildern läßt. General Sahr wird schwer verwundet, ein Bajonettstich in den Unterleib, aber seine treuen Leute retteten ihn vor Gefangenschaft. Von den beiden Bataillonen entkamen mit Mühe und Not angeblich hundert Mann. Was an sächsischen und französischen Truppen noch zusammenhält, wird von den westpreußischen Ulanen, den pommerschen Husaren und den Landwehrreitern unter den Säbel genommen, in den Bruch gesprengt, in den Wald geworfen. Die preußischen Linientruppen und die Landwehr fechten mit unendlicher Erbitterung, und diese Erbitterung gilt weniger den Franzosen als den Sachsen — „den verfluchten Krebsen und Hechten", wie sie nach ihren roten und blaugrauen Uniformen höhnend genannt werden.

Ach Reynier, du bist hier nicht bei Heliopolis, und die gegen dich kämpfen, sind keine burnustragenden

Digitized by Google

Mameluken, sondern blaugerockte Preußen. Der französische General gibt die Schlacht auf. In fester Haltung deckt die sächsische Division Lecoq den Rückzug. Nach deutscher Angabe, sie verlor aber nur 6 Offiziere 178! Der Genshagener Forst verschlingt den zertrümmerten Lindwurm wieder, den wir um die Mittagszeit triefend und unheilschwanger herauskriechen sahen.

Aber diese merkwürdige Schlacht, eine Schlacht aus dem Stegreif, wenn man so will, ein Überfall großen Stils, sollte ein gespenstisches Nachtgefecht zur Folge haben. — Gegen sechs Uhr abends war das zwölfte Korps auf dem Marsche nach Gütergotz bei Ahrensdorf angelangt. Um diese Zeit aber setzte der Kanonendonner von Großbeeren lebhaft ein, und der Divisionsgeneral Fournier, der Führer der sechsten leichten Kavalleriedivision, der die Spitze hatte, beschloß zu reiten. General Graf Guilleminot mit seiner 14. Infanteriedivision folgte. Es dunkelte schon stark, als um acht Uhr Fournier mit seinen Reitern auf dem Schlachtfeld ankam und bei Neubeeren aufmarschierte. Im Vordertreffen der französischen Stellung stand die Husarenbrigade Ameil, im zweiten Treffen zwei reitende Chasseurregimenter und eine Husarenschwadron. (Das klingt großartig, tatsächlich bestand „Division" Fournier aus 6 Schwadronen, kaum Brigadestärke.) Aber trotz der Dunkelheit wurden die französischen Reiter von den Vedetten des Leibhusarenregiments bemerkt. Major von Sandrart gab den beiden Bataillonen der Brigade Hessen-Homburg, die am Waldrande standen, einen Wink, sich zu decken, und brach dann mit Wucht dem ersten Treffen der Franzosen in die Flanke. Der Angriff kam den Franzosen so überraschend, daß sie sofort auseinanderstoben, aber sie wählten die Flucht in der verkehrten Richtung, sie brausten gegen Großbeeren davon. Die französischen Chasseurschwadronen, als sie ihre Husaren angegriffen sahen, faßten nunmehr das preußische Leibhusarenregiment im Rücken. Der nächtliche Wirbelwind brauste an den westpreußischen Ulanen vorüber, und diese griffen nun auch ein. Die Jägereskadron, die Königindragoner schlossen sich an. Eine wilde Jagd brauste in nördlicher Richtung gegen Berlin davon, durch das Bülowsche Fußvolk auf Zehlendorf zu. Man erkannte in der Dunkelheit nicht Freund noch Feind: der dichte Knäuel der Reiter und wildgewordenen Pferde, vorne Franzosen, dann preußische Leibhusaren, dann französische Chasseurs, dann westpreußische Ulanen, Königindragoner, alles durcheinander. Das Bülowsche Fußvolk griff zum Gewehr. Die Kommandeure hasteten nach ihren Pferden. Der Kommandeur eines Regiments, Major von Reckow, wurde umgeworfen, stürzte vom Pferde und lag wie tot am Boden. Er krabbelt sich empor, will sich dem erstbesten Korps anschließen und kommt zum ostpreußischen Landwehrbataillon des Majors Friccius. Plötzlich schallt ihm der Ruf entgegen: „Da ist ein Franzose, schlagt ihn tot!" Herr von Reckow protestiert aus Leibeskräften und ruft fortwährend, er wäre ein preußischer Regimentskommandeur. Endlich kommt Major Friccius, schützt ihn und nimmt ihn in die Mitte des Bataillons, und so muß er zu Fuß mit nach Heinersdorf. Beim Schein des Biwakfeuers wird er rekognosziert und unter gegenseitigem Bedauern entlassen. — Der Kavallerieorkan braust weiter. Erst hinter Heinersdorf löst sich der Knäuel, und in wütendem Nahgefecht gewinnen die preußischen Reiter die Oberhand.

Hier ist der Bericht des freiwilligen Jägers Burchardt, der Mitakteur dieses tollen Nachtstücks war. „Wir machten noch spät in der Nacht einen Kavallerieangriff, der Freund und Feind wie Mäusedreck und Pfeffer untereinandermischte, und bei welchem man immer erst fragen mußte ‚wer da', ehe man zuschlagen konnte. Ich ritt zu zweien Malen ganze Strecken mit feindlicher Kavallerie, ohne von ihr erkannt zu werden und ohne es selbst recht zu wissen, ob es Freund oder Feind sei. Einmal ritt ich eine gute Strecke neben einem barköpfigen Hundsfott, den ich für einen Husaren hielt und den ich — er ritt mir rechts — längst hätte niederhauen können, und ehe ich mich's versehe, hab ich von ihm einen Hieb über den Kopf, den ich aber durch den aufgehobenen Säbel so glücklich parierte, daß er mir nur das Leder des Tschakos durchschnitt. Das ganze Regiment und mehrere andere waren zerstreut im Felde auf dem Raum von mehr als einer Meile. Es gelang mir, gegen vierzig Mann zu sammeln, und mit diesen kam ich halb gekocht und ganz durchnäßt in Heinersdorf an. Ein Beutepferd, das ich einer Ordonnanz des Majors von Sandrart, Namens Kißner, übergeben hatte, hatte mir dieser mit Sattel und Zeug wieder laufen lassen. Einen andern Reiter hatte ich beim Karabiner gefaßt, um ihn damit vom Pferde zu zerren. Ich riß mir die Hand daran durch, die Mündung des Gewehrs kam aber dabei so kitzlich in meinen Mantel, daß ich für ratsam hielt, denselben wegzuschleudern und diese Beute fahren zu lassen. Am folgenden Tage fand das ganze Regiment sich wieder zusammen."

Man fing am nächsten Tage noch manchen französischen Reiter ein, der vergeblich versucht hatte, sich zu seinem Truppenteil zurückzufinden. Die Generale Fournier und Guilleminot zogen sich, da ihre Kavallerie ihnen unter den Händen davongestiebt war, bald auf Ahrensdorf zurück. Übrigens sah Reynier die Sache anders an, sein Rapport lobt Fourniers Attacke. Daß Guilleminot bei Nacht Großbeeren zurückeroberte, ist französische Fabel, er verlor keinen einzigen Offizier, Fournier aber nur 4, so daß es mit seiner Niederlage nicht weit her war. Der Herzog von Reggio hatte in derselben Nacht in Mittstock eine Zusammenkunft. Reynier erklärte rund heraus, daß sein siebentes Korps nicht in der Lage sei, an der Angriffs-

Digitized by Google

bewegung der Armee teilzunehmen. So befahl der Marschall in derselben Nacht den Rückzug gegen Wittenberg. — Auch der zweite Angriff auf Berlin war glücklich abgeschlagen.

Die Verluste an Menschen und Material, die das Korps Reynier erlitten hatte, waren beträchtlich, besonders die Sachsen hatten gelitten. Sie hatten über 2000 Mann Tote und Verwundete und Gefangene eingebüßt, Kanonenfutter — wozu die Rheinbundstaaten in jenen unglückseligen Zeiten vielfach systematisch benutzt wurden. Doch über ihren Opfermut muß man stutzig werden, denn nur 18 Offiziere 532 (n. a. 482) waren tot und verwundet, dagegen 9 Offiziere 1564 unverwundet gefangen. Niedermachen des Regiments Low bis auf 100 Mann, des 2. Leichten in einem Sumpf, eines krebsroten Grenadierbataillons mit gelben Aufschlägen und hohen Bärenmützen entkräftet sich also. Wie Hohn auf die Legende klingt, daß Regiment Sahr 9 Tote und Verwundete, 164 Gefangene verlor. Somit hätte Bülow gar nicht 1600 Tote und Verwundete verlieren können, wenn der faule Witz über Division Durutte zuträfe. Reynier verlor also rund 1100 Tote und Verwundete und wahrscheinlich 1800 deutsche Gefangene; die böse Niederlage erklärte der den Sachsen so Wohlgeneigte keineswegs bei sächsischer Aufopferung mit feigem Verhalten Duruttes. 13 Geschütze und 60 Munitionswagen blieben in den Händen der Preußen. Außerdem sammelte man auf dem Schlachtfelde an 2000 Gewehre auf, welche aber nicht die Soldaten Duruttes fortgeworfen hatten! Das war gute Beute für die schlechtbewaffnete Landwehr. Der Verlust auf preußischer Seite war verhältnismäßig gering, man zählte angeblich 150 Tote und 900 Verwundete, was sich schon dadurch widerlegte, daß 1. neumärkisches und 3. ostpreußische Landwehr zusammen 650 verloren.

Eine Verfolgung von seiten des Bülowschen Korps konnte am Abend nicht mehr eintreten, da die Truppen zu müde waren. Es wäre entschieden Sache des Kronprinzen von Schweden gewesen, den glücklichen Erfolg der preußischen Sache auszunutzen, denn er hatte an 50000 Mann ganz frische Truppen zur Hand. Aber er tat nichts. Übrigens hätte eine Verfolgung, mit Tatkraft betrieben, selbst wenn sie erst mit Tagesanbruch am Morgen des 24. August eingesetzt hätte, zur größeren Schwächung des Feindes führen können. Hatten doch zwei kleinere Detachements, die Bülow in der Morgenfrühe zur Erkundung aussandte, allein an 300 Gefangene und eine Reihe von Trainwagen eingebracht. Es handelte sich dabei um Deserteure; 10000 Italiener und Deutsche waren fahnenflüchtig, die französische Sache schon verloren gebend. Aber Bernadotte hatte Nachricht, daß von Magdeburg eine Kolonne, vermutlich Davoust, heranrücke, und fürchtete nun dies und fürchtete das und hatte fortwährend „seine guten Gründe". Um doch etwas zu tun, besichtigte Se. Königliche Hoheit am 24. allergnädigst das Schlachtfeld, ohne Bülow dazu einzuladen, und empfing dann in seinem Hauptquartier eine Abordnung des Berliner Magistrats, der den untertänigsten Dank für die Rettung der Hauptstadt darbrachte.

„Die Stadt Berlin," erzählt Boyen, „sandte auf die Nachricht von dem bei Großbeeren erkämpften Siege eine Deputation ab, um dem Kronprinzen für diese, sie beschützende Tat zu danken. Das war gewiß in dieser Beziehung sehr richtig, aber daß diese Deputation mitten durch das Quartier von Bülow und die Biwaks seines Korps fuhr, dort ihre verwundeten Landsleute, die den Schutz eigentlich erkämpft hatten, erblickte und doch für die Vaterlandsverteidiger auf der Rückkehr kein Wort hatte, sondern vornehm vorbeifuhr, dies war, glaube ich, doch wirklich eine Ungeschicklichkeit. Es ist freilich wohl nur der Unbehilflichkeit der Deputation oder der verkehrten Absicht derer, die sie absendeten, dieser Vorgang zuzuschreiben. Es kränkte Bülow tief, daß man einem andern dasjenige zuzuschreiben schien, was er aus eigenem Antriebe und auf eigene Verantwortung unternommen und ohne weiteren Beistand ehrenvoll durchgeführt hatte."

In einem Bulletin, das die Königliche Hoheit erließ, wurde die Schlacht von Großbeeren ganz kaltblütig als ein Gefecht, eine Affäre bezeichnet. „Durch die Besetzung von Großbeeren," heißt es in diesem Bulletin, „befand sich der Feind 1000 Klafter vom Zentrum unseres Lagers entfernt. Der General von Bülow erhielt den Befehl (!), ihn anzugreifen, und führte den Befehl mit derjenigen Entschlossenheit aus, die den geschickten Feldherrn bezeichnet." Bülow war über diese Fälschung sehr entrüstet. Es war seine und seiner Preußen Schlacht, der schwedische Kronprinz hatte gar nichts mit der Sache zu tun gehabt, hatte alle Hilfe abgelehnt. „Wir gehen unseren Schneckengang," schreibt Bülow bitter an seine Frau in jenen Tagen, „und bauen dem Feinde goldene Brücken, lassen ihn entwischen und sich in aller Ruhe der Elbe nähern, statt daß wir ihn hätten vernichten können. Erbärmlicheres habe ich noch nicht erlebt! In diesem Augenblick lese ich in den Zeitungen eine Übersetzung des elenden Machwerks, welches der Kronprinz von Schweden hat drucken lassen. Es ist nicht wahr, daß er mir befohlen hat, den Feind anzugreifen. Seine Idee war nur die, daß ich den Vorposten Großbeeren wieder nehmen sollte (und selbst dieser Befehl kam, wie wir gesehen haben, erst dann, als Bülow schon Tatsachen geschaffen hatte). Ich forderte ihn mehrere Male auf, mit den Schweden vorzugehen, da er dann dem Feinde den Rückzug abschneiden konnte. Er tat nichts, aber," fügt der preußische General stolz hinzu, „es freut mich, daß wir alles allein getan haben."

Digitized by Google

Dennoch häuften sich gerade auf Bernadottes Scheitel die Ehren dieses Tages. Er hatte nun einmal das Oberkommando der Nordarmee, und er galt durchaus als der Sieger von Großbeeren. Vom König von Preußen kam das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, welches den Statuten nach nur kommandierenden Generalen für eine selbständig gewonnene Schlacht, oder für die Einnahme einer Festung mit Sturm, erteilt werden sollte. Von Alexander empfing der schwedische Kronprinz das Großkreuz des russischen Ordens von St. Georg, und der Kaiser Franz sandte das Großkreuz des Maria Theresienordens, dessen erster Ritter einst der Feldmarschall Daun geworden war, als er den großen König Friedrich II. bei Kolin geschlagen hatte. Drei Großkreuze auf einmal, und, sagen wir es getrost, im Grunde keines verdient! Aber es mag wohl politische Höflichkeit gegen den verbündeten Kronprinzen bei der Verleihung mit maßgebend gewesen sein; vielleicht sollte ihn diese Ehre anspornen, war doch sein auffälliges Zögern und sein Charakter den Monarchen längst bekannt. — General von Bülow erhielt von seinem König den Orden pour le mérite mit Eichenlaub.

Es schien, als ob man im schwedischen Lager mit dem Verhalten des Oberfeldherrn auch nicht besonders zufrieden war, das zeigen einige Zeilen, die der Generalstabschef Bernadottes, von Adlerkreutz, an Bülow schrieb. „Dieser Sieg," heißt es in diesem Brief, „war ebenso glänzend als heilsam für die Angelegenheiten im ganzen. Seien Sie überzeugt, Herr General, daß es keinen Preußen gibt, der sich aufrichtiger für den Ruhm der preußischen Waffenehre interessieren könnte, als ich es tue, und ich hoffe, daß ich imstande sein werde, offen die Aufrichtigkeit unserer Gesinnungen zu zeigen, welche die ganze schwedische Armee teilt, die eifrig wünscht, an den Bestrebungen und Erfolgen der braven preußischen Truppen teilzunehmen."

Ja, es war ein glänzender preußischer Sieg, der die preußische Hauptstadt vor dem Einbruch der Feinde geschützt hatte. Ach, die guten Berliner hatten eine so furchtbare Angst ausgestanden! Aus den Vorhutgefechten an den Nuthepässen waren einige Versprengte in die Stadt gelangt, und ein Augenzeuge gibt uns folgendes Bild der Lage:

„Den 22. (August) frühmorgens sah man in den Straßen Berlins mehrere Soldaten umhergehen, welche, wie man erfuhr, von der Vorpostenlinie gekommen und zersprengt waren, daher Berlin als ihren Sammelplatz gesucht hatten. — Jetzt hatte man die Gewißheit, daß die Franzosen heranzogen, in der Richtung auf Trebbin zu, und zwar sollten sie sehr zahlreich und der Kaiser Napoleon bei ihnen sein.

Zugleich kamen auch eine Menge Dorfbewohner hereingegangen, die ihre Betten und besten Sachen auf den Wagen geworfen und sich vor den Franzosen geflüchtet hatten. Diese erzählten mancherlei, namentlich, daß die Franzosen versicherten, Berlin würde geplündert werden; eine unzählbare Menge Wagen zur Fortschaffung der kostbarsten Sachen wäre in ihrem Gefolge, und der General, welcher zuerst einzöge, solle König von Preußen werden.

Nun hatten die Dorfbewohner zwar keinen Franzosen gesehen und gesprochen; ihre Erzählungen aber fanden dennoch Eingang, und deren Eindruck wurde gewaltig verstärkt, als gegen Mittag der Donner des Geschützes sich hören ließ und in allen Straßen gegen die Gebäude widerhallte. — Das also sollte der Erfolg unserer Anstrengungen sein, daß Berlin, dessen Tun von den Franzosen ohne allen Zweifel hart gelohnt worden sein würde, dem Anschein nach in ihre Hände fallen sollte, um sich in dieser Stadt allen Zügellosigkeiten zu überlassen!

So sprach man gegeneinander, und das Vertrauen auf die Handlungsweise des Kronprinzen von Schweden war sehr schwach; wie war es zu erklären, daß, anderthalb Meilen vor der Stadt, der größte Teil der Armee ruhig lagerte, während ein einzelnes Korps den Angriffen der Übermacht bloßgestellt und wahrscheinlich vernichtet wurde? — Der Mut der Einwohner sank allgemein und immer mehr, als die Zahl flüchtiger Dörfler zunahm, wie denn ein Beispiel hundert Nachahmer findet, und nun sogar von den Flüchtigen erzählt wurde: die preußischen Truppen hätten erklärt, bis Berlin würde langsam retiriert, dann aber mit aller Macht widerstanden werden.

Es war Sonntag, alle Einwohner auf den Füßen, und große Massen zogen aus nach dem Tempelhofer Berge, um mehr nahe zu sein, wenn die Schlacht, die man auf heute dort, und zwar auf dem alten Revueplatze, erwartete, vorfallen sollte. Auf dem Weinberge, jetzigen Kreuzberge, standen Tausende, die Augen südwestlich gerichtet, die Kanonade ward stärker, ihr Näherkommen hörbar, und schon erkannte man abwechselnd Salven aus kleinem Gewehr. Wer ein Fernglas hatte, richtete es nach dem Schalle zu, konnte aber nichts sehen, was der ungemein trüben Luft zugeschrieben wurde, indem die Vermutungen weit ängstlicher waren, als die Wirklichkeit erfordert hätte. Umsonst bemühten sich Leute, welche Erfahrung vorgaben, zu erklären, daß das Feuern zu entfernt sei, um heute schon bis in unsere Nähe zu kommen. Der große Haufen schenkte keinen Glauben und hatte sich in den Kopf gesetzt, daß die Schlacht hier, und zwar bald, stattfinden müsse. Diese Meinung stützte sich darauf, daß die Verschanzungen auf dem Berge, welche man für sehr haltbare Werke ansah, der diesseitigen Armee als Verteidigungsmittel dienen sollten.

Digitized by Google

Und dieser Glaube fand Eingang selbst bei mehr gebildeten und überlegenden Personen, weil seit einigen Stunden der Schall des Gefechts sich viel genähert hätte. Ohne Zweifel trug der Luftzug, welcher sich gerade nach der Richtung des Feuerns begeben, hierzu bei, denn, wie man nachher erfuhr, so rasch war das feindliche Vordringen gar nicht gewesen.

Mit der einbrechenden Dunkelheit verlor sich das gehörte Schießen. — Diese Nacht war mithin noch frei; wie aber wird es morgen aussehen? So fragte einer den andern, ohne genügende Antwort zu erhalten, und die Nacht vom 22. zum 23. August 1813 war vielleicht die ängstlichste, die Berlin je erlebt hat."

Auch am Tage der Schlacht klopfte den Berlinern gewaltig das Herz. Man hörte den dumpfen Kanonendonner von Großbeeren herüberdröhnen, und man wußte, es wurde da draußen um das Schicksal der Hauptstadt mit eisernem Würfel gelost. Ängstlich lauschte man, ob der Kanonendonner sich nähere, oder ob er sich entferne, und es ging ein allgemeines Aufatmen durch die Stadt, als gegen Abend die Siegeskunde bekannt wurde. Der Direktor des Schauspielhauses, Iffland, ließ von der Bühne aus dem Publikum durch einen Schauspieler die Siegesbotschaft verkündigen, und es brach ein Jubel ohnegleichen aus. In der Nacht trafen auch die ersten Verwundeten ein, und mit Tagesgrauen, am 24. August, zog eine wahre Völkerwanderung zu den Toren hinaus, mit Fuhrwerken voll Lebensmitteln, um die Sieger von Großbeeren für ihre Strapazen während des Kampfes zu entschädigen. Tausende kamen in das Lager von Heinersdorf, und man riß sich förmlich darum, einen Verwundeten in Pflege zu bekommen.

Der alte treffliche Schadow lieh seinen Stift zu zwei glänzenden satirischen Zeichnungen, deren eine, „Dat hallesche Dohr", besonders die Verdienste der Landwehr ehrt. In der Tat hatte sich die Landwehr hier bei Großbeeren und bei Blankenfelde tüchtig bewährt, und der gerechte Sinn Bülows erwähnte dies in seinem Tagesbefehl, als er sagte: „Eine rühmliche Erwähnung verdienen auch sämtliche Landwehrtruppen des Korps, die an diesem Tage zum erstenmal die Liebe für König und Vaterland bewährten, welche ihnen die Entstehung gab. Kein höheres Lob konnten sie erwerben, als es ihren älteren Kameraden gleichgetan zu haben. Und der kommandierende General sowie die älteren Regimenter haben ihnen dieses ehrenvolle Zeugnis gern gegeben."

Der Witz des Lagers aber feierte in jenen Tagen einen seiner größten Triumphe. Beschwor nicht der Bulletin-Empereur bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit im bombastischen Stil die „Sonne von Austerlitz"? In beißender Persiflage — der Spott schmeckt nach Berliner Verstand und märkischem Sand — nannte der Soldat fortan den grauen Landregen, der am Tag der Schlacht fiel: „Die Sonne von Beeren".

Digitized by Google

20. Kapitel

An der Katzbach

„Sie sind unser Anführer und Held und müßten Sie auf der Sänfte uns voran-getragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!" Der große Scharnhorst hatte diese Worte einst an Blücher gerichtet in vergangenen Tagen, als nur die Hoffnung auf bessere Zeiten keimte, und nun war die Erfüllung da. Gebhard Leberecht von Blücher stand an der Spitze der schlesischen Armee, die sich aus einem preußischen Korps und zwei russischen Korps zusammensetzte und die über hunderttausend Mann mit 340 Geschützen zählte.

Aber an dem Feldherrnstab, der dem alten Husarengeneral am 11. August zu Reichenbach in Schlesien überreicht wurde, wuchsen neben Lorbeeren auch Dornen. Der alte Feuerkopf, der vorwärtsdrängende Husarengeneral, erhielt zugleich von dem Oberbefehlshaber der russischen Truppen eine klüglich ausgeheckte „geheime Instruktion", die wohl geeignet war, ihm das stattliche Kommando in ganz anderem Licht erscheinen zu lassen. Er sollte zwar „an den Feind rücken", sollte, wenn Napoleon sich auf eine der verbündeten Armeen, also auf die große böhmische oder auf die Armee, die zum Schutze Berlins dastand, werfen würde, „ihn nie außer Augen lassen, ihm jeden möglichen Schaden zufügen, mit ihm zugleich ankommen, um bei der Entscheidungsschlacht zur Stelle zu sein," — sonst aber sich „nie in eine Schlacht mit überlegenen Kräften einlassen und persönlich jedem offensiven Vorgehen des Feindes ausweichen". Sozusagen sollte Blücher mit seiner schlesischen Armee eine Art Nothelfer spielen, der an der Spree zur Stelle war wie an der Elbe, der die linke Flanke Bernadottes und die rechte Schwarzenbergs zu sichern berufen war.

Der heißblütige alte Herr, so ehrenvoll ihm das Kommando war, empfand die große Schwierigkeit, die darin lag. Er sollte in diesem Kriege eine Rolle spielen, die ihm nicht lag, und kurz entschlossen erklärte er dem General Barclay de Tolly: „Ich finde, daß diese Aufgabe meine Kräfte übersteigt, die Künste eines Fabius cunctator sind mir von jeher fremd gewesen. Ein anderer wird sich da viel besser herausziehen. Ich verstehe nun einmal nichts anderes, als darauflos zu gehen. Bin den Souveränen dankbar für das Zutrauen, muß aber das schwere Kommando ablehnen, das mich so streng an die Defensive bindet. Mag nicht hinter die Schanzen von Neiße kriechen und jedem Vorstoß ängstlich ausweichen. Geht gegen meine Natur. — Basta!" Bei dieser Rede mag der gute Barclay de Tolly ein eigentümlich verkniffenes Kürschnergesicht gemacht haben, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn er allein mit Blücher verhandelt hätte. Aber es war auch sein Stabschef, Generalleutnant von Diebitsch zugegen. Der rettete kurzerhand die Lage. „Wenn Ew. Exzellenz eine Armee von hunderttausend Mann kommandieren, so können Sie niemals auf die unbedingte Defensive verwiesen werden. Finden Sie Gelegenheit, den Feind vorteilhaft anzugreifen, so greifen Sie ihn eben an und schlagen Sie ihn". — Der Ton war Blücher schon lieber. Zwar konnte er den Zusatz schriftlich nicht erhalten, aber im Augenblick war er dennoch entschlossen, wo sich ihm die Feder versagte, mit dem Säbel zu schreiben, wo es nur anging — eine blutrote Schrift. Er ersuchte die beiden Russen, den Monarchen die abweichende Auffassung seiner Instruktion mitzuteilen und, mag es nun geschehen sein oder nicht, er erhielt keine weitere Weisung und glaubte berechtigt zu sein, sein Kommando ganz unabhängig und völlig nach den wechselvollen Umständen des Krieges zu führen. Und hierin liegt die entschieden weltgeschichtliche Bedeutung der Unterredung von Reichenbach: die vorwärtsstürmende Tatkraft eines Blücher war entfesselt. Der heilige Zorn, der in dieser alten Husarenbrust gegen Napoleon glühte und wogte, hatte Luft zu eigenem Handeln bekommen. Das stärkste Triebrad dieses Kampfes um die Freiheit Deutschlands war über den toten Punkt der Tatenlosigkeit gelangt und rollte in nimmermüder Wucht um seine Achse.

Trotz dieser Freiheit, die er sich bei Barclay und Diebitsch erhandelt hatte, trat Blücher ein Kommando an, das wahrhaftig nicht leicht war. Seine Truppen bestanden zu fast zwei Dritteln aus Russen, nur zu

Digitized by Google

einem guten Drittel aus Preußen, und ſie wurden geführt von drei Generalen, von denen der eine noch unbotmäßiger und ſchwieriger war als der andere.

Der ſchlimmſte dieſer Führer war — es muß geſagt werden, um der hiſtoriſchen Wahrhaftigkeit willen, ſo ſchwer uns das auch wird — der prachtvolle General von York. Ein Mann von allergrößtem Verdienſt. War er es nicht, der den Stein ins Rollen gebracht hatte, nicht er es, der es ſich mit gutem Recht zuſchreiben konnte, die Flamme zu dem großen Völkerkrieg entfacht zu haben? Ein Mann von ſtarker Selbſteinſchätzung dazu, von nagendem Ehrgeiz, ohne perſönliche Anhänglichkeit an irgend jemand, „ſcharf wie gehacktes Eiſen", unſanft nach oben wie nach unten. Aus der ganzen Natur Yorks iſt es zu erklären, daß ſein Verhältnis zu Blücher von vornherein ſchlecht ſein mußte und durch die ſtändigen Reibereien, die vom erſten Tage an eintraten, ſich immer mehr verſchärfte. Als York in dem böſen Herbſt von 1806 im Korps Blücher den Rückzug auf Lübeck mitgemacht hatte, unermüdlich und zäh die Nachhut des Korps mit ſeinem Jägerregiment führend, glaubte er erkannt zu haben, daß Blücher von ſeinem Stabschef (damals noch der große Scharnhorſt) allzu abhängig ſei. Und jetzt ſah er, der verdiente Mann von Tauroggen, plötzlich dieſen „Huſarengeneral", der während der letzten Jahre, die York mit ehrlicher Arbeit und Taten gefüllt hatte, grollend und fluchend dageſeſſen, — jetzt ſah er dieſen Mann, an dem er nicht viel mehr ſchätzte als die unleugbare perſönliche Tapferkeit, ſich vorgezogen, von einer Partei patriotiſcher Schwärmer als geborenen Führer des Volks in Waffen auf den Schild gehoben. York konnte von ſeinem Standpunkt nicht anders annehmen, als daß der alte Gebhard Leberecht die ganze Führung der Armee ſeinem Stabschef überlaſſen würde, dem General von Gneiſenau. Mit dem ſtand er ſich aber wie Feuer und Waſſer. Gneiſenau galt ihm als ein grauer Theorie Verfallener, ein „Kraftgenie", dem entgegenzutreten ein Verdienſt um König und Vaterland ſei. Von dieſem Manne, mit dem er ſich längſt auf Hieb und Stich ſtand, vermochte er ſich nichts zu verſehen als unpraktiſcher Befehle und einer Unterſchätzung der Dinge, die ſich hart im Raume ſtoßen, die für ihn, York, nichts mit ſich bringen würde als Ärgerniſſe in Fülle, als Kränkungen perſönlichſter Art. Und dann dieſer Müffling! Ein Mann, infolge ſeiner weltmänniſchen Gewandtheit ſich unterordnend und ſich durchſetzend, je nachdem es ihm klug erſchien, und Blücher ſo ganz „umgarnend". „So," führt Yorks Biograph Droyſen aus, „beurteilte York in ſeiner heftigen und bitteren Art die Perſonen und die Verhältniſſe. Und demnächſt ergab ſich gar, daß nicht Kleiſt, nicht Bülow, ſondern gerade er in der Armee, die Blücher kommandierte, alſo recht eigentlich unter Gneiſenaus Leitung bleiben ſollte. Nur um ſo ſchroffer ſchloß er ſich ab. Es lag in ſeiner Perſönlichkeit zu viel Feſſelndes und Zwingendes, als daß ſich der Kreis ſeiner Umgebung nicht feſt und feſter um ihn hätte ſchließen, mehr und mehr auf ſeine Anſchauungsweiſe hätte eingehen ſollen. Es bildete ſich bald ein völliger Gegenſatz zwiſchen dem Yorkſchen und Blücherſchen Hauptquartier, ein Gegenſatz, den die verſchiedene Weiſe der Geſchäftsführung nur um ſo auffallender machte. Wenn Blücher, neidlos und voll großſinnigen Vertrauens, ſeinen Gneiſenau gewähren ließ und auch Müffling, auch die jüngeren Offiziere des Stabes ſich in wetteifernder Selbſtändigkeit bewegen durften, ſo war in Yorks Stabe die ſtrengſte Regel, die gemeſſenſte Ordnung, jeder auf ſeinen Bereich gewieſen. ‚York befahl, ordnete, leitete alles ſelbſt,' ſo ſchreibt einer ſeiner Adjutanten, ‚er verlangte von ſeinen Untergebenen nur Rapport und Gehorſam; keiner, vom erſten bis zum letzten, übte den mindeſten Einfluß auf ihn.' Suchte man dort, in dem großen Gedanken dieſes größten Krieges lebend, nur in den höchſten Zielen das Maß deſſen, was geleiſtet werden müſſe, ſo ward hier feſtgehalten, was, freilich mit höchſter Steigerung aller Kräfte, geleiſtet werden könne. Den ‚Strategen' gegenüber war man hier um ſo taktiſcher, den ‚Genialen' und Enthuſiaſten gegenüber um ſo mehr auf das Praktiſche gewandt; und wenn die kühnen Kombinationen dort nicht ſelten das Maß leiblicher Kraft, die Bedingungen von Raum und Zeit zu vergeſſen ſchienen, ſo dachte man hier an die ‚Füße und Magen, an die Flintenſteine und Hufeiſen'. Gegenſätze, über die noch immer die wundervolle Kraft und Zuverſicht des alten Feldherrn emporragte, wie denn mit Recht in ihm das Preußen jener unvergeßlichen Zeit ſeinen rechten Ausdruck gefunden und erkannt hat." „Es war," ſo ſchreibt ein anderer Offizier des Yorkſchen Stabes, „wohl eine gnädige Führung Gottes, der dieſe verſchiedenen Charaktere auf dieſe Stelle brachte; die kühnen großartigen Ideen des Blücherſchen Hauptquartiers wären wohl ſchwerlich ſo mit Erfolg gekrönt worden, wenn nicht ein Mann wie York da war, der mit gewiſſenhaftem Ernſt und eiſerner Strenge für die Verfaſſung und den Geiſt ſeines Korps ſorgte und es mit ebenſoviel Ruhe und Umſicht als Mut und Energie in den Gefechten führte."

Übrigens zeigte ſich dies gallige Mißtrauen Yorks nicht nur gegen Blücher, Gneiſenau und ihre Leute. Es zeigte ſich überall und war wohl oft berechnend und einem gewiſſen Zwecke dienend, wie denn auch Karl von Clauſewitz in ſeiner Charakteriſtik Yorks von einer „Maske von Gradheit und Derbheit" ſpricht, die eine große Verſteckheit deckte. Als der jüngſte Bruder der Königin Luiſe, Prinz Karl von Mecklenburg, eine Brigade in Yorks Korps erhielt, rief der alte Eiſenfreſſer wütend aus: „Hat mir der Teufel wieder einen Prinzen hergeführt! Da man mich nicht hat beiſeite ſchieben können, hat man mir wenigſtens den Schwager des Königs ins Korps geſetzt, damit nur ja alles brühwarm an die rechte Quelle berichtet wird." Der Name

Digitized by Google

des Prinzen hatte damals einen ärgerlichen Fleck von 1806 her. Nach der Schlacht von Jena hatte Prinz Karl sich infolge angegriffener Gesundheit mit der Erlaubnis des Fürsten Hohenlohe nach Neustrelitz zu seinem Vater begeben und sich auf eine nicht einwandfreie Weise von dem französischen Divisionsgeneral Savary auf Ehrenwort gefangennehmen lassen. Die Wiederaufnahme des Prinzen in die Armee hatte in Offizierskreisen viel Anstoß erregt, und er war sicher kein Mann nach dem Herzen Yorks. Mit jener kalten vornehmen Höflichkeit, die seine Offiziere mehr fürchteten als seinen Zorn, empfing der General den Prinzen. Der schwarze Adlerorden und die Dekorationen auf der Brust des jungen Herrn machten auf den General nicht den geringsten Eindruck. Er nahm es sich vor, auch den Prinzen zu erziehen. Wenige Wochen später war Musterungsreise, und York inspizierte in Klein-Öls die beiden ostpreußischen Regimenter der prinzlichen Brigade, die Regimenter Sjöholm und Lobenthal, die ihm besonders lieb und wert waren. Das scharfe Auge des Generals musterte alles bis ins kleinste, Mann für Mann; aber alles war tadellos, selbst die Gewehre, die der ehemalige Jägeroberst mit großer Sachkenntnis prüfte, waren ohne Makel. Endlich fand er eins, bei dem das Schloß nicht ganz in Ordnung war.

General Marquis de Langeron
Nach einer Zeichnung von P. de Rosse gestochen von F. Vendramini

Da brach es denn los. Der General wandte sich zu seiner Suite mit den Worten: „Die Herren sollten doch daran denken, daß Soldaten zum Kriege und nicht zum Spielzeug da sind! Solche Vernachlässigung der Waffen ist unverantwortlich. Durch solche Unordnung und Nachlässigkeit verliert man Bataillen und an einer verlorenen Schlacht" — mit einem sehr anzüglichen Seitenblick auf den Prinzen von Mecklenburg — „hängt vielleicht wieder das Schicksal der Monarchie." Das war ein böser Seitenhieb. Der Prinz Karl wurde bald blaß, bald rot, aber er bezwang sich und schwieg. Er lud den General und seinen Stab zum Frühstück ein, und nun war York plötzlich wie verwandelt, der vollendete Weltmann, sprühend, geistreich, der beste Gesellschafter. Als der Prinz ihn zum Wagen geleitete, wünschte er ihm „ein glückliches Wiedersehen auf dem Schlachtfelde". Der Wagen rollte davon, und York sagte diebisch vergnügt zu dem Adjutanten, den er bei sich hatte: „Da habe ich dem gnädigen Herrn einmal seine Lektion gegeben: das schreibt er nun alles gleich dem Könige — und das will ich eben." War es der Staatsminister von Schoen, war es ein Graf Dohna oder ein anderer, kurz, es hat einmal jemand gesagt, York sei der vollendetste Schauspieler gewesen, den man sich denken könnte, — in gutem Sinne verstanden natürlich, wie es das Leben und eine so öffentliche Stellung verlangt.

Bitter argwöhnisch war der General überhaupt gegen alles, was vom Hauptquartier und vom Könige kam. Der Flügeladjutant Seiner Majestät Graf Henckel von Donnersmarck hatte vom König eine Kavalleriebrigade unter York erhalten. Es kam sehr plötzlich, weder Henckel noch York vermuteten diese Wendung. „Den General von York," berichtet Graf Henckel, „fand ich eben im Lager bei den Truppen herumreitend, als ich ankam und mich bei ihm meldete. Sein erstes Wort war: ‚Davon weiß ich noch nichts, Herr Graf!', was just keine Aufmunterung enthielt. Ich zog meine Kabinettsorder hervor, um sie ihm zu überreichen. Darauf er: ‚Das geht mich gar nichts an.' (Man denke, eine Königliche Kabinettsorder!) Nachdem wir so eine ganze Weile herumgeritten waren, rief er mich auf einmal vor und sagte mir: ‚Sie können vor der Hand das Kommando übernehmen!' Da war ich nun wie hineingeschneit." Hernach haben sich sowohl der Prinz Karl von Mecklenburg als auch Graf Henckel der höchsten Gunst und Anerkennung Yorks zu erfreuen gehabt. Denn das eine muß man immerhin sagen, bei aller Schroffheit und bei aller Gallsucht des eigenen Mannes: in seiner Brust wohnte eine hohe Gerechtigkeitsliebe, die dadurch noch gestärkt wurde, daß er sich selbst ohne die allerhöchste Anerkennung fand, die er sich sicher verdiente. Er mochte wohl wissen, wie weh es tut, ein Menschenalter lang treue Dienste zu leisten, in Lagen zu kommen, wo einem der Kopf zwischen den Schultern wackelt, und dennoch mit kühlen Infinitiven, wie König Friedrich Wilhelm III. sie liebte, abgefunden zu werden.

Die großangelegte Natur des Generals von Blücher übersah mit freiem Blick, wie es um York stand. Blücher wollte keinen Streit, und mag das heiße Blut auch manchmal in ihm arg gekocht haben, wenn er

Digitized by Google

die täglichen Widerſpenſtigkeiten ſeines Korpsgenerals erfuhr, er tröſtete ſich darüber. „Das ſind wir nun ſchon gewöhnt. York brummt, aber wenn er kommt, dann beißt er auch; aber die Ruſſen, die brummen und kommen nicht, und wenn ſie kommen, dann beißen ſie noch lange nicht!“

Ja, dieſe Ruſſen! Das eine Korps kommandierte der Marquis von Langeron, ein Emigrant aus dem ancien régime, den der große Krater der Revolution mit ſo vielen anderen aus Frankreich hinausgeworfen hatte und der nun, vaterlandsflüchtig, in Rußland ſeine Zukunft gefunden. Er hatte im ruſſiſch-türkiſchen Kriege ein Oberkommando gehabt und empfand es nun mit tiefem Groll, daß er unter dem nach ſeiner Meinung ſehr viel weniger kriegserfahrenen Blücher kommandieren ſollte. Außerdem waren perſönliche Gegenſätze vorhanden. Der Marquis war ein Mann von der feinen weltmänniſchen Bildung des franzöſiſchen Hochadels, den die derbe Blücherart oft abſtieß. Langeron ſah in Blücher den an Bildung weit unter ihm ſtehenden Mann, den Draufgänger, und nannte ihn mit Vorliebe „Le beau sabreur“. Und eins noch mag die Kluft zwiſchen den beiden vertieft haben: der ausgeſprochene Widerwille, den der alte Gebhardt Leberecht nun einmal gegen die Franzoſen hatte. Er mit ſeinen ſiebzig Jahren wollte vorwärts und immer vorwärts, während Langeron, eben erſt ein Fünfziger, eine höchſt bedächtige und methodiſche Kriegsführung liebte in der Art des Generals Barclay. Das dümmſte war, daß Barclay dem Marquis de Langeron insgeheim die Mitteilung der geheimen Inſtruktion, die er Blücher überbracht, mitgeteilt hatte. Nun fühlte ſich der Marquis, ſozuſagen, als zur Überwachung Blüchers berufen. Die ganzen Generale ſeines Korps, die dem Preußen den Oberbefehl überhaupt nicht gönnten, ſtanden bald auf ſeiner Seite. Und im preußiſchen Hauptquartier begriff man dieſe Renitenz der ruſſiſchen Führer nicht, weil man die Urſache nicht wußte.

So ſtand es mit Langeron. Etwas anders mit dem zweiten Korpsführer der Ruſſen, dem General von Oſten-Sacken. Baron Sacken war im Grunde ebenſo draufgängeriſch wie Blücher, und wenn er Ungehorſam zeigte, ſo lag das nicht im Syſtem, ſondern in ſeiner leicht reizbaren Perſönlichkeit. Er war etwas krakeleriſch veranlagt und bereits wegen Inſubordination beſtraft, aber er hatte die Gunſt des Kaiſers Alexander und die wog alles auf. Blücher meinte: wenn der Sacken ein gutes Frühſtück vorfindet, dann nimmt er immer Raiſon an*).

So ſtand es mit den drei Korpsführern der ſchleſiſchen Armee. Wer war nun der Mann, der hier das Hauptkommando hatte? Einer der Stabsoffiziere des preußiſchen Hauptquartiers, der hier ſchon erwähnte General von Müffling, der in ſpäteren Jahren Chef des Generalſtabs der preußiſchen Armee wurde, ein Mann mit klarem Blick und guter Beobachtungsgabe, hat uns eine Charakteriſtik Blüchers gegeben.

„Mit einem ſcharfen, durchdringenden Verſtand,“ ſchreibt Müffling, „war er ohne alle wiſſenſchaftliche Ausbildung geblieben, allein in dem Umgang mit Menſchen ſich leicht in jedes Verhältnis findend, in jedem mit Feſtigkeit auftretend und mit großem Takt ſich bewegend, erwarb ihm ſeine unerſchöpfliche Heiterkeit und anſpruchsloſe gutmütige Haltung überall Freunde. Er verſpottete nie das Wiſſen, aber er überſchätzte es auch nie. Er ſprach ohne Rückhalt über die Vernachläſſigung ſeiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut, was er ohne dieſe Ausbildung leiſten konnte. Seine Unerſchrockenheit in gefährlichen Lagen, ſein Ausdauern im Unglück und ſein bei allen Schwierigkeiten wachſender Mut gründeten ſich auf das Bewußtſein ſeiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Überzeugung geworden: daß es keine militäriſche Verlegenheit gebe, aus welcher man ſich nicht am Ende durch einen Kampf, Mann gegen Mann, herausziehen könne.

Von einem Offizier, der nicht dieſe Anſicht teilte, hatte er keine große Meinung. Tapferkeit mußte nach ſeiner Anſicht den militäriſchen Ruf geben, und daß der Tapfere ihn verliere, ſchien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm auch nur die leiſeſte Beſorgnis ein, daß ein Rückzug oder eine verlorene Schlacht ihm den ſeinigen nehmen könnte. So war der Wunſch, große Heere zu befehligen, ihm völlig fremd; er ſetzte ſich als Feldmarſchall ebenſogut vor eine Eskadron als vor eine Armee.

Den Offizieren ſeiner Umgebung ſchenkte er ſein Zutrauen nur, wenn er ſie für unternehmend hielt, dann aber, und wenn ſie dies Zutrauen einmal hatten, war es unbedingt. Er ließ ſich ihre Entwürfe zu Märſchen, Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte alles ſchnell auf, und hatte er ſie gebilligt und die Dispoſition unterſchrieben, ſo nahm er keinen fremden Rat an, und keine geäußerten Beſorgniſſe machten den geringſten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee, welche er gutgeheißen hatte, ganz wie ſeine eigene aus.

Es iſt dagegen nicht zu leugnen, daß der Feldmarſchall, als Folge ſeines Temperaments, in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Wenn die Truppen ihre Befehle hatten, ſo konnte er die Ausführung kaum erwarten, und alle Bewegungen ſchienen ihm zu langſam. Es war nicht ratſam, ihm den Entwurf

*) Ich leſe wunderbarerweiſe in drei Werken (Beitzke, Förſter, Friederich) übereinſtimmend, daß Sacken „dreißig Jahre jünger als Blücher war“. Das iſt ein Irrtum. Sacken war damals ſechzig Jahre alt; Langeron war der jüngſte Korpsführer.

Digitized by Google

zu einer Schlacht vorzulegen, deren Dauer auf den ganzen Tag und die Entſcheidung auf den Abend berechnet war.

Sein Charakter verlangte ſchnellere Entſcheidung.

Die Kavallerie war ſeine Lieblingswaffe. Er begünſtigte ſie zwar nie auf Rechnung der übrigen, allein eine Schlacht, in welcher die Kavallerie nicht entſchieden hatte, ſchien ihm ein Vorwurf für ſie zu ſein, und er erwähnte ihrer nicht gern."

Zu dieſer Charakteriſtik Müfflings gibt uns Ernſt Moritz Arndt ein feſſelndes Porträt von Blüchers Perſönlichkeit.

„Trotz ſeines Alters trug er eine herrliche Geſtalt, groß und ſchnell, mit den ſchönſten rundeſten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, ſeine Arme, Beine und Schenkel faſt wie eines Jünglings, ſcharf und feſt gezeichnet. Am meiſten erſtaunte ſein Geſicht. Es hatte zwei verſchiedene Welten, die ſelbſt bei Scherz und Spaß, welchen er ſich ganz friſch und ſoldatiſch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechſelten; auf Stirn, Naſe und in den Augen konnten Götter wohnen, um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Weſen. Daß ich es ſage, in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, ſondern auch eine tiefe Schwermut, die ich der ſchwarzdunkeln Augen wegen, die der finſteren Meeresbläue glichen, faſt eine Meerſchwermut nennen möchte, denn wie freundlich dieſe Augen auch zu lachen und zu winken verſtanden, ſie verdunkelten ſich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernſt und Zorn. — Mund und Kinn gaben aber einen ganz anderen Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Teilen des Geſichts in Übereinſtimmung. Hier ſaß immer die Huſarenliſt geſammelt, deren Zügenſpiel bisweilen ſogar bis in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf einen Fang lauert."

General Baron von Oſten-Sacken
Nach einer Lithographie

Neidlos hatte der Alte ſtets anerkannt, daß das A und O ſeiner Kriegswiſſenſchaft nicht von ihm ſelbſt, ſondern von Gneiſenau ſtamme. „Landwehren Sie man tüchtig darauf los," hatte er ſeinem Kriegsgehilfen einſt während des Waffenſtillſtandes geſchrieben, „aber wenn die Fehde beginnt, dann geſellen Sie ſich man wieder zu mich, es iſt in aller Hinſicht notwendig, daß wir zuſammen ſind." Und ſo war es nun gekommen. Gneiſenau war wieder da, und aus ſeinem Kopf entſprangen die Pläne der Schlachten und Siege, die mit dem an der Katzbach begannen. „Gneiſenau," ſchreibt Ernſt Moritz Arndt, „war ſowohl in Charakter und Denkungsart, wie in Haltung, Schritt und Gebärde eine durchaus ritterliche Erſcheinung. Er war ein ſchöner Mann, von ſtattlichem Bau, ſeine Glieder löwenartig, Schultern und Bruſt breit, und er ſtand und ſchritt wie ein geborener Held. Es krönte ſeinen Leib ein prächtiger Kopf mit offener breiter Stirn, vollem dunklen Haupthaar und ſchönen blauen Augen, die ebenſo freundlich blicken wie trotzig blitzen konnten. Er war eine leidenſchaftliche und feurige Natur, und kühne Triebe und Gedanken fluteten in ihm hin und her und ließen auch nur ſelten ſeine Geſichtszüge ſtille ſtehen."

Der Generalmajor von Gneiſenau wußte genau, wie ſchwer ſeine Aufgabe war. „Wie ſchwierig meine Lage iſt," heißt es in einem Brief, den er damals an Clauſewitz ſchrieb, „können Sie ſich denken. Blücher will immer vorwärts und hält mich für zu behutſam, und Langeron und York zerren mich wieder zurück und halten mich für einen Verwegenen, Unbeſonnenen." In klaren Zügen gibt uns Heinrich von Treitſchke eine Schilderung des Blücherſchen Hauptquartiers, wie es in jenen Tagen des Auguſt war, wo die Schlacht an der Katzbach geſchlagen wurde. Es wird hier manches wiederholt, was wir ſchon im Detail berichteten, aber es mag ein abſchließendes Bild geben, wie lebendig es in dem Hauptquartier ausſah, welches ſo eigentlich das Herz der ganzen großen Bewegung darſtellte und welche Bedeutung Gneiſenau insbeſondere beizumeſſen iſt.

„Wer den Dingen näher ſtand," ſchreibt Treitſchke, „wußte freilich, daß die Kriegspläne des alten Helden aus Gneiſenaus Kopfe ſtammten. So war der königliche Mann nun doch der Marſchall von Schleſien ge-

Digitized by Google

worden, wie ihm Clauſewitz geweisſagt. Er hatte einſt in unheilvollen Tagen auf den Wällen Kolbergs die geſchändeten preußiſchen Fahnen zuerſt wieder zu Ehren gebracht. Jetzt wußte er die ſchleſiſche Armee ſo ganz zu durchdringen mit der feurigen Tatkraft ſeines heldenhaften Geiſtes, daß dies kleinſte Heer der Koalition bald der Schwerpunkt ihrer Streitkräfte wurde; denn das ſtand ihm außer Zweifel, daß ein Mutiger Mutige ſchaffen könne. Bald hatte ſich zwiſchen ihm und Blücher jenes menſchlich ſchöne Verhältnis unverbrüchlichen Vertrauens gebildet, das für Deutſchlands Geſchicke ebenſo ſegensreich werden ſollte wie vormals die Freundſchaft von Luther und Melanchthon, von Schiller und Goethe. Willig ging der Alte auf die Ideen ſeines Generalquartiermeiſters ein und fand ſich darin zurecht, als wären ſie ſein eigenes Werk. Der Jüngere aber wahrte mit feinem Takte das Anſehen des Kommandierenden, befahl immer nur in Blüchers Namen, hielt ſich ſo beſcheiden zurück, daß ſeine Frau ſelber lange nichts von der eigentlichen Wirkſamkeit ihres Gatten erfuhr, und ertrug es ohne Murren, daß er der Mannſchaft faſt ebenſo unbekannt blieb wie einſt P. von Weſtphalen den Soldaten Ferdinands von Braunſchweig. Beim Ausbruch des Krieges hatte er nur die Karten von Weſtdeutſchland und Frankreich mit ins Feldlager genommen — ſo beſtimmt rechnete er auf einen raſchen Siegeszug; nun warf ihn das Geſchick wieder in dieſe Oſtmark Deutſchlands, wo er einſt ſeine beſten Jahre im Einerlei ſubalternen Dienſtes verbracht hatte. Die Langeweile jener öden Zeit kam ihm jetzt zugute; er kannte Weg und Steg im Lande, er wußte, daß die heimtückiſchen kleinen Bäche des Rieſengebirges bei Unwetter raſch zu reißenden Strömen werden, und baute darauf ſeinen Plan. Nichts ſchien ihm erbärmlicher als das Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren; kaum war Schleſien befreit, ſo faßte er alsbald das Ziel der Vereinigung der drei Armeen ins Auge. Nur ſo konnte eine große Entſcheidung erzwungen werden, und dieſes letzten Erfolges fühlte ſich der Kühne ſo ſicher, daß er ſchon im September, zu einer Zeit, da die meiſten kaum auf die Eroberung von Dresden zu hoffen wagten, ſeinen Offizieren vorausſagte, ſie ſollten noch in dieſem Herbſt Trauben am Rhein pflücken. Er nannte Napoleon gern ſeinen Lehrer, denn von ihm hatte er gelernt, die Künſtelei der alten militäriſchen Schule zu verachten; erſt in der Hauptſtadt des Feindes hoffte er die Waffen niederzulegen. So ſtand er unter den Heerführern der Verbündeten als Pfadfinder des Sieges, wie ihn der Meißel Chriſtian Rauchs dargeſtellt hat, mit vorgeſtrecktem Arm hinweiſend auf des Krieges letztes Ziel, der einzige Mann, der ſich der Feldherrngröße Napoleons gewachſen fühlte. Fortiter, fideliter, feliciter — ſo lautete der hochgemute Wahlſpruch ſeines Wappens.

Die Begeiſterung der Jugend und die Gunſt der Frauen wendeten ſich der heiteren Kraft und Friſche des genialen Mannes von ſelber zu; vor den älteren Kameraden mußte er ſich erſt durch den Erfolg rechtfertigen. Die drei Korpsführer der ſchleſiſchen Armee fügten ſich ungern den Weiſungen des jungen Generalmajors; immerhin war Sackens Eigenſinn und Langerons Ungehorſam noch erträglicher als das gallige Tadeln und Klagen Yorks. Der Hochkonſervative hatte den alten Groll gegen die Reformpartei noch nicht überwunden, nannte Blücher einen rohen Huſaren, Gneiſenau ein phantaſtiſches Kraftgenie, ſchalt über die Heerverderber, die den erſchöpften Truppen unmögliche Entbehrungen und Gewaltmärſche zumuteten, forderte wiederholt ſeinen Abſchied. Blüchers Hochherzigkeit ließ ſich von alledem gar nicht anfechten; er meinte gleichmütig: „Der York iſt ein giftiger Kerl, er tut nichts als räſonieren, aber wenn es losgeht, dann beißt er an wie keiner.“

Unbeirrt von Blüchers vorwärtsdrängendem Ungeſtüm wie von den beſorgten Warnungen der Generale ſchritt Gneiſenau ſeines Weges. Durch den Sieg an der Katzbach entwaffnete er den Widerſtand. Der Tadel wagte ſich nicht mehr ſo laut hervor, obſchon er nicht gänzlich verſtummte; und als auch im weiteren Verlaufe des Krieges faſt immer die ſchönſten Kränze dieſem kleinen Heere zufielen, da galt es bald als ein Ruhm, der ſchleſiſchen Armee anzugehören. Ein frohes Selbſtgefühl verband alle ihre Glieder, ſie wußte, daß ſie wirklich, wie Clauſewitz ſagte, die ſtählerne Spitze war an dem ſchwerfälligen eiſernen Keile der Koalition. Selbſt die Ruſſen verſpürten etwas von der eigentümlichen Siegesfreudigkeit, die von Blüchers Hauptquartier ausſtrahlte. Einige ihrer Führer, wie Sacken und der tollkühne Reitergeneral Waſſiltſchikow lebten mit den Preußen in vertraulicher Kameradſchaft; die Koſaken begrüßten den greiſen Feldherrn mit endloſen Hurrarufen, wo er ſich zeigte, und erzählten einander, der Alte ſei eigentlich ein Koſakenkind, am blauen Don geboren.

Einem jungen Deutſchen mochte wohl das Herz aufgehen in dem Heldenkreiſe, der ſich um Blücher verſammelte. Da ſtanden neben York die Brigadeführer Steinmetz, jener Horn, dem die Franzoſen vorm Jahre den Namen des preußiſchen Bayard gegeben hatten, und der Bruder der Königin Luiſe, Karl von Mecklenburg; die verwegenen Reiterführer Jürgaß und Sohr, der Liebling Blüchers, Katzeler, und der tolle Platen mit ſeiner ewig brennenden Pfeife; unter den Jüngeren Schack und Graf Brandenburg, der Miniſter von 1848, jene beiden, die ſich York gern als Preußens künftige Feldherren dachte; neben Gneiſenau der ſchwunglos nüchterne Müffling, der einzige faſt, der zu dem jugendlichen Tone dieſes Kreiſes nicht paßte, dann Rühle von Lilienſtern, der Freund von Heinrich Kleiſt, ein hochgebildeter, geiſtvoller Offizier,

Digitized by Google

der immer zur Hand sein mußte, wenn es galt, durch persönliche Überredung auf die beiden anderen Hauptquartiere einzuwirken, dann Oppen, der spanische Held, dann Fehrentheil, der nachher in der demagogischen Phantasterei des Teutonentums unterging, während der junge Gerlach späterhin ein Führer der Hochkonservativen wurde; dazu die Schriftgelehrten, wie Blücher sie spottend nannte: der liebenswürdige, fromme Naturforscher Karl von Raumer, der philosophische Schwärmer Steffens, endlich Eichhorn, der die Erinnerungen dieser reichen Monate wie ein heiliges Vermächtnis im Herzen bewahrte und nachher durch den Ausbau des Zollvereins das Werk des Befreiungskrieges zu vollenden strebte. Es war wie ein Mikrokosmos des neuen Deutschlands: fast alle die Parteien der Politik und Literatur, welche in den folgenden Jahrzehnten das deutsche Leben erfüllten, fanden hier ihre Vertreter. Keine Spur mehr von dem rohen Bildungshasse der alten Armee; an müßigen Abenden lasen die Offiziere zuweilen Shakespearesche Dramen mit verteilten Rollen, oder Oppen spielte deutsche und spanische Lieder auf seiner Zither. Mit rücksichtsloser Offenheit sagte jeder seine Meinung gerade heraus wie Blücher selber; nirgends wurde die Felonie der deutschen Fürsten schärfer verurteilt, die Vernichtung der rheinbündischen Souveränität und die Verstärkung der preußischen Macht stürmischer gefordert als in der Umgebung des preußischen Feldherrn. „Geht es nach mir," sagte General Hünerbein zu dem Kurprinzen von Hessen, „so bekommt Ihr Vater nicht soviel Land zurück, als ich Schmutz unter meinen Nägeln habe!" — —

Um mit Arndt zu sprechen, „wie ein Marder, der auf seinen Fang lauert", stand Blücher fest an der Demarkationslinie, die das neutrale Gebiet, das durch den Waffenstillstand festgesetzt war, abgrenzte, bereit, vorzubrechen, sobald es sein könnte. Allerdings war mit dem 17. August der Waffenstillstand erst abgelaufen. Da hörte mit heller Freude der Alte, daß einige französische Patrouillen und Verpflegungsdetachements das neutrale Gebiet heimgesucht hätten. Das war ihm Wasser auf die Mühle; nun konnte er losbrechen, und sofort ergingen die Befehle, daß am 14. August die Korps über die Demarkationslinie marschieren sollten mit der Bestimmung: „wird der Feind innerhalb des neutralen Gebietes angetroffen, so wird er angegriffen. Steht er hinter der Demarkationslinie (der Franzosen), so ist solche nicht zu überschreiten, es sei denn, daß der Feind angriffe!" — Auf dem rechten Flügel ging Baron Sacken, im Zentrum General York und auf dem linken Flügel Marquis de Langeron vor. Gegen sich hatte man den Fürsten von der Moskwa, den Marschall Ney. Zwischen Liegnitz und Haynau und der Gegend von Steudnitz begegnete man am 18. August zuerst dem Feind, der mit Verlust von 200 Gefangenen und Toten und Verwundeten zurückgeworfen wurde. In sehr starken Märschen, die von fünf Uhr früh bis zehn oder elf Uhr morgens dauern sollten, die dann nach einer mehrstündigen Ruhepause am Nachmittag um drei Uhr wieder aufgenommen und bis sieben Uhr fortgesetzt werden sollten, ging es voran, ja um den großen Marschleistungen, die das Hauptquartier vorschrieb, nachzukommen, mußten verschiedene Truppen Nachtmärsche zu Hilfe nehmen.

Schon dieser starke Vormarsch, der tägliche Marschleistungen von zehn bis elf Stunden verlangte, paßte weder York noch den beiden russischen Feldherren. Besonders Langeron, der um die geheime Instruktion wußte, schien eine solch forcierte augenscheinliche Offensive mit dem Inhalte der Instruktion ganz unvereinbar. Dazu kam, daß nach dem ersten Stoß, den die Franzosen erhalten hatten, der Marschall Macdonald zu einem Gegenstoß ausholte und in dem Gefecht von Lähn das Korps Langeron einen empfindlichen Verlust von über 1600 Mann erlitt. Als nun am nächsten Tage, dem 19. August, Blücher und Gneisenau den kühnen Entschluß faßten, die am Gröditzberge stehenden Korps des Marschalls Ney und des Generals Sebastiani in der Front anzugreifen und durch einen kühnen Flankenmarsch von ihrer Rückzugsstraße abzuschneiden, einzukesseln und zu vernichten, versagte Langeron den Gehorsam. „Der große Verlust an Menschen," schreibt ein Stabsoffizier, der den Ereignissen nahestand, „und die drohende Gefahr, in welcher sich mehrere Stunden lang die zu weit vorgeschobene Avantgarde befunden, hatten an diesem Tage auf den General Langeron einen Eindruck gemacht, welcher nachteilig auf sein Benehmen während des ganzen Feldzuges wirkte. Er warf sich vor, die Befehle des Generals en chef zu pünktlich und mit zu großer Bereitwilligkeit ausgeführt zu haben, und wollte künftig vorsichtiger sein." Infolgedessen ließ nun Langeron dem General von Blücher melden, daß seine Munitionskolonnen nicht eingetroffen seien und daß er infolgedessen außerstande wäre, mit seinem Korps an der geplanten Schlacht teilzunehmen. Auch der General von Sacken zeigte sich widerwillig, und so ging der schöne Plan, den das Hauptquartier vorhatte, in die Brüche. Es ist ein großer Zug in Blüchers Charakter, daß er in dieser Krisis (denn schließlich lag wenigstens seitens des Generals von Langeron Gehorsamsverweigerung vor) Fünf gerade sein ließ. „Wollte der General en chef strafen," erklärt Müffling, „so konnte leicht die in der Armee vorhandene Unzufriedenheit zum Ausbruch kommen und die ganze Maschine, auf deren Mitwirkung die große Armee zählte, ins Stocken geraten. Der preußische Feldherr mußte auch an sein Vaterland denken. In dieser kritischen Lage beschloß der General, den Ungehorsam des Grafen Langeron als ein Mißverständnis zu nehmen und mit Sanftmut darüber hinzugehen. Für die Zukunft blieb ihm aber nichts anderes übrig, als bei diesem Korps zu bleiben

Digitized by Google

und zu erwarten, ob eine Widersetzlichkeit gegen persönlich gegebene Befehle, bei welchen die Entschuldigung eines Mißverstehens nicht statthaben konnte, erfolgen würde." Macdonald erwähnt in seinen Memoiren nichts vom Gefecht am 19. bei Siebeneichen, wo Lauristons Division Puthod anscheinend die Russen niederkämpfte, die aber freiwillig und widerwillig das Gefecht aufgaben. Daß sie zwei Bataillone Rochambeaus zusammenhieben, ist russische Prahlerei.

Inzwischen war der Kaiser Napoleon in Görlitz eingetroffen. Auf dem Wege dahin, in Markersdorf, ließ er seinen Wagen halten und zeigte dem König von Neapel, wo der Großmarschall des Palastes, Duroc, gefallen sei. Er ließ den Besitzer des zunächst gelegenen Bauerngutes, in dessen niederer Stube der Marschall gestorben war, zu sich rufen und setzte eine Summe von 20000 Livres aus, von denen 4000 für ein Grabmal für den Toten und 16000 für das Ehepaar bestimmt sein sollte, das ihn zuletzt gepflegt hatte. Diese Schenkung wurde noch am selben Tage in Gegenwart des Ortspredigers und des Gemeindevorstehers vollzogen, in ihrem Beisein das Geld ausgezahlt und ihnen zugleich übertragen, für die Errichtung des Denkmals zu sorgen. „Der Payeur," so erzählt Odeleben, „hat von den 4000 Livres zur Errichtung des Monuments in Gegenwart der Übernehmer des Geldes 1000 Livres in seine Tasche gesteckt mit der Bemerkung: das sei so gebräuchlich." Wahrhaftig ein Zeichen für die Frechheit und Korruption der Beamten des Heeres, und dieser monsieur Peyrouse war noch dazu der Zahlmeister der Majestät selbst!

Napoleon schwankte in seinem Entschluß, ob er zunächst sich auf die böhmische Hauptarmee oder auf das schlesische Heer werfen sollte. Er unternahm einen Abstecher nach Zittau und von dort aus persönlich eine Rekognoszierung gegen die böhmische Grenze, aber er gewann den Eindruck, daß, bevor das schlesische Hauptheer heranrückte, er noch Zeit haben würde, Blücher mit seiner schlesischen Armee abzutun. So ging er von Zittau nach Görlitz zurück. Unterwegs wurde ihm von Caulaincourt ein Zeitungsblatt überreicht, daß sein alter Widersacher, der General Viktor Moreau, sich über Berlin ins Hauptquartier des Kaisers Alexander begebe. Der Kaiser war, wie es schien, über diese Nachricht betroffen, obgleich er Moreau als General nicht schätzte, aber es kam eins zum andern. Wenige Tage vorher, gleich nach Scheiterung der Prager Verhandlungen, war der General Jomini, der lange als Generalstabschef des Marschalls Ney funktioniert hatte, zu den Verbündeten übergegangen und hatte ebenfalls im Hauptquartier des Zaren eine sehr warme Aufnahme gefunden. Jomini, ein Schweizer von Geburt, war ein höchst befähigter Offizier, der sich aber durch den Major-General Berthier seit Jahren zurückgesetzt fühlte. Überhaupt war der Kaiser auf diesem Wege nicht besonderer Laune. Als der Wagenzug infolge Irrtums der Bedeckungsmannschaften einen Umweg von einer halben Stunde machen mußte und verspätet in Bautzen ankam, tobte der Kaiser vor Wut. Er mochte fühlen, daß die Entscheidung nahte, so oder so, — mochte fühlen, daß infolge der von allen Seiten auf ihn eindringenden Heere seine Willensbestimmung unfrei wurde. Indes, er entschloß sich, Blücher, dem „versoffenen Husaren", wie er ihn zu nennen pflegte, zuerst eins auszuwischen.

Die schlesische Armee war bis an den Bober vorgedrungen, der Marschall Ney und die anderen französischen Korpsführer waren Schritt vor Schritt zurückgewichen, und nachdem Ney nun einmal den Bober überschritten hatte, gedachte er auch den Queis zu überschreiten. Die äußersten Vorposten der Preußen unter dem Oberstleutnant Lobenthal konnten das französische Lager genau beobachten. Es war drüben jenseits des Bobers sehr unruhig. Große Wagenkolonnen zogen westlich ab, und Infanteriekolonnen sah man auf der Straße nach Lauban anziehen. Es schien, als ob die Franzosen im vollen Rückzug wären. Also um diese Zeit war der Kaiser Napoleon in Lauban eingetroffen. Er war sehr ungehalten über seine Marschälle und warf ihnen vor, daß sie, wo er nicht zur Stelle sei, die Kräfte des Feindes überschätzten und keinen Entschluß zum Angriff zeigten. So wollte er denn persönlich eingreifen und dem Vordringen Blüchers nicht nur einen Riegel vorschieben, nein, er wollte daran gehen, die schlesische Armee zu vernichten.

Aber Blücher roch den Braten rechtzeitig und war keineswegs geneigt, sich gegen eine von Napoleon selbst geführte Übermacht zu schlagen. Die Korps, die ihm bisher unter den Marschällen entgegengestanden hatten, waren an sich schon 30000 Mann stärker als seine Armee, und nun hatte der Kaiser noch die gesamten Garden und das Reiterkorps des Generals Latour-Maubourg herangeführt.

In der Nacht entwarf der Kaiser die Befehle zum Angriff. Die Korps der Generale Macdonald und Lauriston sollten mittags in Löwenberg bereit stehen, über den Bober zu gehen und anzugreifen. Das Korps Macdonald sollte so früh als möglich in eine Stellung links Löwenberg einrücken, Gardereiterei, Reiterkorps Latour-Maubourg sollten als Reserve um Löwenberg aufmarschiert sein. Wie gewöhnlich wollte der Kaiser Ney den ersten Angriff übertragen. Der Marschall Ney, hieß es in der Schlachtdisposition, geht vor 10 Uhr morgens bei Bunzlau über den Bober, wirft alles über den Haufen, was er vor sich findet und richtet sich auf Alt-Giersdorf ein, während er den Feind lebhaft verfolgt. — Schon vor Tagesanbruch war der Kaiser im Sattel. Er hatte schon während der Nacht eine starke Unruhe gezeigt, die Spannung vor einer für ihn vielleicht glänzenden Entscheidung von großer Tragweite! War das schlesische Heer vernichtet, so stand er siegreich mit einer starken Armee in der rechten Flanke der böhmischen Hauptarmee der Verbündeten.

Digitized by Google

Seit dem frühen Morgen strömten die französischen Kohorten auf der Landstraße gegen Löwenberg vor. Man konnte von seiten der Verbündeten vom Luftenberge aus, wo Oberstleutnant von Lobenthal mit seiner Avantgarde stand, deutlich sehen, wie sich die Infanteriemassen gegen den Bober vorschoben. Es war augenscheinlich auf einen Brückenschlag abgesehen. Der Vorhutführer ließ drei Batterien auffahren und begann zu schießen. Der Kaiser war vor Löwenberg angekommen. Es waren einige neugebildete Regimenter darunter, denen er, wie er es vor größeren Schlachten zu tun pflegte, in feierlicher Weise die Adler verlieh. Man vernahm deutlich den dumpfen Schall des üblichen „Vive l'empereur", und nun wußte Blücher, welcher Gegner ihm gegenüberstand, wenn er es nicht schon aus dem lebhaften Vorwärtsdrängen geschlossen hatte. Gegen Mittag ritt der Kaiser durch Löwenberg zum Goldberger Tor, stieg im Gasthof zum „Weißen Roß" ab und ließ sofort mit dem Brückenschlag beginnen. Divisionsgeneral Gérard mußte genauen Bericht über die Lage der Dinge erstatten, das Korps Lauriston stand fest aufgeschlossen bei Löwenberg, bereit zum Vormarsch, Division Maison an der Spitze. Sollst du dir hier an der Bobersbrücke den Marschallstab holen, Maison, wie du es einst schworst auf der Brücke von Saint-Denis? Du hast in Spanien geblutet, Maison, bei Madrid und an der Beresina, und du wirst bei Leipzig bluten für diesen kleinen Mann im grauen Überrock, der jetzt scharfen Auges deine Truppen mustert, der deine Tüchtigkeit wohl kennt, aber keinen Marschallstab für dich hat. Erst wenn du drei Lustren später, unter dem zehnten Karl, dem letzten Bourbon auf Frankreichs Thron, den Peloponnes von den Türken befreit hast — dann, Maison, wirst du Marschall sein.

154. überschritt zuerst den Bober unter des Kaisers Augen, die Brücke ist geschlagen, Maison bricht vor, Gérard, Charpentier brechen vor, dichte Tirailleurketten vor der Front. Von Lauban her wälzen sich, an dichten Staubwolken erkennbar, die Kaisergarden heran, hinter ihnen das Reiterkorps Latour-Maubourg. Wie du fest im Sattel sitzest, du tapferer Latour, mit deinen beiden gesunden Beinen! Bald wirst du nur noch eins haben, über den Rücken deiner treuen Stute wird ein Holzbein herabhängen, — alles für diesen Kaiser. Und doch gab es einen Oktobertag, als der Weibersturm und die Pöbelflut um das Schloß von Versailles brauste, und du einer schönen Königin das Leben rettetest mit Gefahr deines eigenen. — Wo sind die Zeiten?

Es ist gegen 1 Uhr. Der Marschall Ney, der von Bunzlau aus den preußischen rechten Flügel umklammern soll, muß schon Fortschritte gemacht haben. Der Kaiser ist wieder zu Pferde gestiegen und beobachtet von den Uferhöhen die feindliche Stellung und den Vormarsch seiner Truppen. Als Oberstleutnant Lobenthal die gutangelegte Vorwärtsbewegung der französischen Tirailleurs sieht, die, bald in Schwärmerlinien aufgelöst, bald in geschlossenen Bataillonen, je nach den Terrainverhältnissen, vorrücken, ruft er bewundernd aus: „Da muß Napoleon selbst sein, und wir müssen uns zusammennehmen!" Auch York war zur Stelle. Er erkannte, daß das Dorf Plagwitz gehalten werden müsse, solange es ging. Hier bei Plagwitz kam es zum heißen Kampf. Es war das erste Mal, daß die Landwehr ins Feuer kam; und diese schlecht gekleideten und schlecht bewaffneten Truppen, vom Beruf und von Haus und Hof fortgerissen, schlugen sich wie alte Linientruppen. Als das Schweidnitzer Bataillon Landwehr, vom Hauptmann Kossecki geführt, den Feind zweimal angegriffen und mit dem Bajonett auf Plagwitz zurückgeworfen hatte, zog es sich unter dem Kartätschenfeuer des Feindes in fester Ordnung in seine Stellung zurück. York schickte einen Adjutanten an Kossecki: „Warum er nicht Tirailleurketten bilde?", worauf die fast trotzige Antwort des Hauptmanns kam: „Als alter Füsilier weiß ich wohl, was ich zu tun habe, aber das Bataillon ist heute zum erstenmal im Feuer; wenn ich es durch Tirailleurs lockere, habe ich bei dem Mangel an gedienten Offizieren es nicht mehr in der Hand, und ich will lieber hier sterben, als mein Bataillon auseinanderlaufen sehen!" York mochte bei sich brummen, aber er war zufrieden. Als das Landwehrbataillon Schweidnitz, weil es sich verschossen hatte, zurückgenommen wurde, ließ der General die Truppen, vor denen es vorübermarschierte, antreten und salutieren. So war Yorks Art. Marschall Ney mit angeblich 50000 Mann hatte gegen den kaum ein Drittel so starken General von Sacken bei Bunzlau zuerst entschiedene Fortschritte gemacht. Die Division Souham drückte die russischen Jäger aus Bunzlau hinaus, und das Überschreiten des Bober war ohne Hindernis vor sich gegangen. Aber Sacken erkannte das Mißverhältnis der Kräfte, zog seine anwesenden 16000 Mann auf dem rechten Talrand des Bober eng zusammen und behauptete seine Stellung bis 4 Uhr nachmittags. Dann trat er, den Weisungen des Hauptquartiers folgend, den Rückzug ungestört an.

Gneisenau hatte aus dem ganzen Vorgehen der französischen Armee schon früh erkannt, um was es sich handelte. Es war das alte napoleonische Rezept: Angriff mit starken Massen in der Front und Umgehung des schwächsten Flügels. Blücher war auch sofort entschlossen, dem Rate seines Stabschefs nachzugeben und rechtzeitig zurückzugehen. Der Tag hatte ohnehin Opfer genug gekostet. Die Preußen hatten 30 Offiziere, 1618 Mann verloren, die beiden russischen Korps insgesamt angeblich 500. Doch soll Sacken allein 400 Gefangene verloren haben, und da die Russen auch 21 Offiziere verloren, scheint Gesamtverlust mit 51 Offizieren 2085 viel zu niedrig angegeben. Ney verlor anscheinend 750, Maison wohl noch etwas mehr.

Digitized by Google

Beim Irischen Fremdenregiment Puthods fielen nach Fieffé 2 Bataillonschefs. Macdonald focht wenig, hauptsächlich Maison, dessen neuerrichtete 152. 153. sich der verliehenen Adler würdig erwiesen. Im ganzen dürften die Franzosen rund 2500, die Verbündeten wahrscheinlich 4000 verloren haben. Lauriston behauptet, seine Rekrutenreiterei, die kaum zu Pferde sitzen konnte, habe drei Vierecke durchbrechen und auf den Schlachtfeldern hätten 6 Russen für einen Franzosen gelegen! Natürlich grobe Übertreibung, doch sie geschah auf beiden Seiten. Blücher hielt sich beim Korps Langeron auf, um diesen unsicheren Kantonisten zu überwachen, wozu er allen Grund hatte.

Langeron erzählt, im Selbstlob seiner nicht vergessend: „Blücher, der sich während des Kampfes zu mir begeben hatte und stets bei der Nachhut blieb, war voll des Lobes über die Tapferkeit und gute Ordnung meiner Truppen, über den Mut, die Kaltblütigkeit und guten Anordnungen der Generale; er rief fortwährend: „O, wie schön!" und klatschte in die Hände. Bei der zweiten Rückzugsbewegung vergaß er sich völlig, blieb unbeweglich halten und sagte immerzu: „O, wie schön!" Ich mußte ihn aus seiner Bewunderung aufwecken und aufmerksam machen, daß, wenn er noch fünf Minuten vor der vordersten Linie stehen bliebe, er mit seiner Begeisterung beim Feinde angelangt sein würde. Dieser Vorfall kennzeichnet vortrefflich die Tapferkeit und die Liebe zum Waffenhandwerk, die Blücher in so hohem Grade auszeichneten."

Von Pilgramsdorf aus, seinem Hauptquartier, erließ Blücher noch am selben Abend den folgenden Tagesbefehl, der den Truppen die wohlerwogene Absicht des Rückzuges klarmachen sollte:

„Der Feind will uns zu einer entscheidenden Schlacht nötigen, aber unser Vorteil erheischt, daß wir solche jetzt vermeiden. Wir gehen daher zurück und tun ihm sicherlich dadurch sehr wehe, indem er Zeit verliert und die vereinigten russischen, österreichischen und preußischen Armeen Zeit gewinnen, aus Böhmen über die Elbe in seinen Rücken hervorzubrechen, sowie auch der Kronprinz von Schweden mittlerweile von der Mark aus ihn in seinem Rücken angreifen wird. Die meinem Kommando anvertraute verbündete Armee sehe daher diesen Rückzug nicht als einen abgenötigten, sondern als einen freiwilligen an, der darauf berechnet ist, ihn in sein Verderben zu führen. Mit wahrem Vergnügen habe ich gesehen und erfahren, daß die Landwehrtruppen, welche heute im Gefecht gewesen waren, sich brav geschlagen und den alten Linientruppen gleichgestellt haben. Ich werde dies rühmliche Betragen Seiner Majestät dem König anzuzeigen nicht verfehlen."

Blücher hatte die Landwehr achten gelernt und seine Achtung stieg im Laufe des Feldzugs von Schlacht zu Schlacht. „Mit die Landwehr-Patteljon's," hat er später öfter gesagt, „ging's z'erst man so so; als sie aber mal tüchtig Pulver geschmeckt hatten, ging's mit ihnen so gut wie mit die Linien-Patteljons."

Der Kaiser Napoleon war mit seinen Erfolgen sehr zufrieden, noch ahnte er nicht, daß das Zurückweichen Blüchers planvoll sei. Bei dem harten Dorfgefecht um Plagwitz waren eine Anzahl Landwehrleute gefangen genommen worden. Man hatte von diesen einige besonders ramponierte Exemplare ausgesucht und sie dem Kaiser vorgeführt, der ob des Anblicks der schlechtgekleideten und durch die Strapazen mitgenommenen und schlecht ernährten Leute einen Schluß auf die ganze Armee zu machen beliebte. „Sowie die Feinde unsere Kolonnen zum Angriff übergehen sahen," schrieb er an den Herzog von Bassano, „ergriff sie ein panischer Schrecken. Es sind mir gefangene schlesische Landwehrleute vorgeführt worden; das feindliche Fußvolk ist äußerst miserabel, dies gereicht mir zur Beruhigung."

Der Kaiser glaubte nach dem erfolgreichen Treffen von Löwenberg wuchtig nachstoßen zu sollen, während Blücher fest entschlossen war, einer Schlacht unter allen Umständen auszuweichen. Es hatte ein abscheulicher Landregen eingesetzt, schon war seit drei Marschtagen hintereinander nicht mehr abgekocht worden; als die schnelle Deichsel passiert wurde, ein lebendiges Wildwasser, schleppten die Musketiere vom brandenburgischen Infanterieregiment Bäume und Bretter herbei, um eine Brücke zu machen. Als General von Hünerbein das sah, stieg er, der Held des Salons, vom Pferde und sprang in den Wildbach: „Den Deubel auch, Musketiere, wenn's hoch kommt, läuft uns das Wasser in die Stiefeln und Hosen und dafür, daß es wieder rausläuft, ist bei uns allen gesorgt." In den Biwaks fehlte es an Holz, Stroh, und trotz des Regens an Trinkwasser. Mühselig mußte man versuchen, Feuer zu machen und abzukochen, denn der Hunger war gebieterisch, der Magen knurrte, „denn mit der Kochkunst der Kirgisen, welche ein Stück rohes Fleisch unter dem Sattel zum Beefsteak gar reiten, hatten unsere Husaren sich noch nicht vertraut gemacht."

Unter Nachhutsgefechten bei Pilgramsdorf und Lauterseiffen wichen die Preußen und Russen langsam fechtend gegen die Katzbach zurück. Zunächst bezeigte der Kaiser Napoleon, wie Odeleben erzählt, eine große Freude, daß es ihm gelang, das schlesische Heer vor sich her zu treiben. Das zeigte sich an seiner Laune. Er war während des Vormarsches sehr gesprächig, unterhielt sich mit den Bauern der Gegend über wirtschaftliche Dinge und hatte allerlei Fragen, wie sein lebhafter Geist sie spielend brachte. An einer Dorfkirche sah er ein katholisches Kreuz. Das veranlaßte ihn, nach der Kirche, der Gemeinde und anderen Dingen zu

Digitized by Google

fragen, wobei denn allerdings plötzlich eine Naivität in religiösen Dingen zutage trat, die bemerkenswert ist. „Wes Bekenntnis ist die Gemeinde? Besteht sie aus Christen oder Lutheranern?" — Der Vormarsch — er war bei dem Korps Lauriston — ging in Richtung auf Goldberg, als aber Napoleon sah, daß Blücher ständig zurückwich, verließ er das Korps Lauriston und begab sich wieder nach Löwenberg. Hier trafen Nachrichten ein, daß die Hauptarmee der Verbündeten, das böhmische Heer, sich auf Dresden in Bewegung gesetzt habe. Das erregte die Besorgnis des Kaisers. Er durfte Dresden unter keinen Umständen verlieren, ohne seine Operationsbasis schwer zu erschüttern; er wäre Gefahr gelaufen, wenn Dresden fiel, nach Norden hin aufgerollt zu werden. Und dann machte sich, nachdem die preußische Armee jedem Stoß auswich, im französischen Hauptquartier mehr und mehr die Erkenntnis geltend, daß dies Ausweichen planmäßig sein könnte. Eine weitere Verfolgung nach Schlesien hinein hätte den Kaiser zu sehr von Dresden entfernt. Es galt also für ihn umzukehren und die „Bober-Armee" einem seiner Marschälle zu überlassen. König Murat ging vorauf nach Dresden, und am 23. folgte ihm der Kaiser. Napoleon hatte, wie er sich dem um Dresden besorgten Marschall Saint-Cyr gegenüber ausdrückte, diesen Zug nach Schlesien nur als eine „Episode" aufgefaßt. Sein schwerer Irrtum war der, daß sich zwei Männer wie Blücher und Gneisenau einfach innerhalb einer „Episode" abtun ließen. Aber dieser Vorstoß gegen Schlesien, diese Operationen von drei Tagen, das Zusammenballen von fast zweimalhunderttausend Mann, das Herumwerfen dieser Massen zeigt uns deutlich, daß diejenigen im Irrtum sind, die behauptet haben, Napoleons Tatkraft während dieses Feldzuges hätte nachgelassen. Erwägt man alles richtig und sieht die ungeheure Arbeitsleistung, die dieser Mann in dem Jahre 1813 vor sich brachte, an, so will es vielmehr scheinen, daß er in diesem Jahr auf der Höhe seiner Aufgabe stand. Es waren nicht die französischen Heere, welche die Verbündeten zu fürchten brauchten. Wir haben es dargetan, daß hier vieles morsch war und vieles hastig zusammengerafft. Es war Napoleon selbst, den sie fürchteten, und wenn Saint-Cyr in jenen Tagen, wo die Operationen der böhmischen Armee gegen Dresden ihren Anfang nahmen, dem Kaiser schreibt: „Die Verbündeten haben nur den Wunsch, Ew. Majestät so weit als möglich von der Elblinie entfernt zu sehen," — so trifft er damit den Nagel auf den Kopf.

Divisionsgeneral Graf Gérard
Nach einer Zeichnung von Julien gestochen von F. Rahmann

Während Napoleon zunächst sein Hauptquartier nach Görlitz verlegte, übertrug er das Oberkommando über die Bober-Armee dem Marschall Macdonald, Herzog von Tarent. Der Herzog sollte, während Napoleon gegen die verbündete böhmische Armee operierte, ihm den Rücken decken und sich Blücher in den Weg stellen, wenn dieser aus Schlesien vorbrechen wollte. Die Bober-Armee war an 100000 Mann stark, also nach den verlustreichen Gefechten und den anstrengenden Märschen, die die schlesische Armee gehabt hatte, dieser an Zahl entschieden überlegen. Den Marschall Macdonald kennen wir bereits von den Vorgängen von Tauroggen her, da York ihn verließ. Der Schottenabkömmling war kein Feldherr von besonderen Gaben. Ein tüchtiger, pflichttreuer Mann, bei seinen Offizieren und Soldaten sehr beliebt, darf dennoch von ihm das Wort seines Herrn und Meisters gelten, das dieser im Laufe des Jahres 1813 aussprach: „Er ist gut, er ist tapfer, — aber er hat kein Glück." — Und wie schwer in einer Soldatenlaufbahn „la fortune", das Glück, wiegt, das wußte keiner besser als Kaiser Napoleon, das wußte auch keiner besser als einst Friedrich der Große. Diese großen Kriegsmänner und Feldherrngenies haben sich nie geheimnis-

Digitized by Google

voll im Dunstkreis ihrer Allmacht versteckt, sie haben immer gewußt, das Glück zu schätzen, das reine nackte Spiel des glücklichen Zufalls — oder glücklicher Zufälle.

Unter dem Marschall kommandierten als Korpsführer die Divisionsgenerale Graf Gérard, einer der fähigsten Offiziere des Kaiserreichs, Marquis de Lauriston, der uns schon seit längerem bekannt ist, der rauhe Souham, der sich bei Lützen bewährte, und Graf Sebastiani, der flotte Kavallerist, ein Korse von Geburt und Jugendfreund Bonapartes, zweifellos ein tüchtiger Reitergeneral, der aber die Mängel seines Reiterkorps zu deutlich erkannte, als daß er sich in große Wagnisse eingelassen hätte.

Der Herzog von Tarent sollte mit seiner starken Armee Blücher bis über die Bober zurücktreiben und bis gegen Jauer vordringen, um dort eine Verteidigungsstellung einzunehmen. Aber schon gleich am ersten Tage kam infolge mißverstandener Marschorders eine Stockung in den Vormarsch. Dies genügte für den alten Blücher, seinerseits wieder vorzustoßen, um das Korps Lauriston bei Goldberg anzugreifen. York, Langeron und Sacken erhielten Befehl, sofort im Rückzug einzuhalten und wieder vorzugehen. Hier war der zweite Ärger mit Langeron. Derselbe hatte sich bereits eigenmächtig auf Jauer zurückgezogen, und Blücher mußte den hochmütigen Mann selbst aufsuchen und ihm den Befehl zum Vormarsch erteilen.

Bereits stand am 23. August der Prinz Karl von Mecklenburg, der die Nachhut des Yorkschen Korps führte, bei Niederau im heißen Gefecht. Gegen ihn und seine 6400 Mann, worunter drei Landwehrbataillone waren und zwei Bataillone Ostpreußen, brachen angeblich drei französische Divisionen in der Stärke von 18000 Mann los. Das ist jedoch nicht wörtlich zu verstehen, denn Gérard, der jetzt Korps Macdonald kommandierte, setzte tatsächlich nur 7 Bataillone ein, worauf das Belgische 112., das laut Fieffé drei Hauptleute verlor. Aus welchem Grunde ein so erfahrener tatkräftiger Führer seine Übermacht nicht ausnutzte, bleibt unklar, wahrscheinlich marschierten die anderen Divisionen erst zuletzt auf, und man fürchtete plötzlichen Gegenstoß Blüchers. Nur Puthod wandte sich gegen Langeron, alle seine Regimenter erhielten Fahneninschrift „Goldberg", müssen also bravourös gefochten haben. Wahrscheinlich erhielten Maisons 153., 154., 155. die Inschrift nur für „Löwenberg", es scheint aber möglich, daß sie auch gegen Prinz Karl eingriffen. Die Wucht des französischen Angriffs — drüben kommandierte Gérard 30 Geschütze vor der Front — war derart, daß auf dem rechten Flügel die preußische Halbbatterie Huët außer Gefecht gesetzt wurde. Auf dem linken Flügel brach eine französische Infanteriekolonne gegen das dortige Barackenlager vor, das noch von der Waffenstillstandszeit her bestand. Die französischen Tirailleurs warfen sich in die fest gezimmerten, mit Fenster und Türen versehenen Hütten und beschossen von hier aus den linken preußischen Flügel. Dazu nahm die feindliche Artillerie jetzt den Geschützkampf auf. Wohl gelang es dem Leutnant Stern, einem jungen, aber entschlossenen Batterieführer, der sich schon am Tage von Weißig durch seine Kaltblütigkeit hervorgetan hatte, die feindliche Infanteriekolonne durch einige wohlgezielte Kartätschenladungen zurückzuschmettern, aber inzwischen beschoß die feindliche Artillerie das Landwehrbataillon Dobrowolski mit solchem Erfolg, daß eine Panik über die Leute kam und sie auseinanderliefen. Hauptmann von Sell, der es interimistisch führte, rief verzweifelt aus: „Ich schieße mir tot, mein Bataillon ist weggelaufen!" Aber die anderen Landwehrbataillone hielten sich, ebenso die ostpreußischen Füsiliere. Ein Angriff überlegener französischer Infanterie wurde mit dem Bajonett zurückgeworfen, mit dem Bajonett wurde das Barackenlager gesäubert. Als aber in ihrem Siegeseifer die braven Landwehrleute über das Barackenlager vordringen wollten, ritt Kavalleriebrigade Chastel an, ein Chasseurregiment an der Spitze, voran der Oberst, den Säbel schwingend und sein lautes: „En avant, chasseurs!" kommandierend. Die Bataillone haben sich im Bajonettkampf um die Baracken aufgelöst, Karree zu bilden ist bei der Plötzlichkeit des Angriffs nicht möglich, das Beispiel des einzelnen gibt die Entscheidung. Der Landwehrmann Volkmann nimmt mit beiden Händen das Gewehr, den Kolben hochhaltend, über den Kopf zurück und stößt mit fürchterlicher Wucht dem französischen Oberst das Bajonett durch die Brust, — ein hoch sich bäumendes überschlagendes Pferd, ein sinkender Führer. Leutnant Nickisch, ein flaumbärtiger Bursch von 17 Jahren, hat Teile des Schützenzugs des auseinandergelaufenen Landwehrbataillons zusammengerafft und sich dem Angriff angeschlossen. Hier steht er und wehrt sich mit seinem Preußendegen gegen drei wütend auf ihn einhauende Chasseurs. Pardon? „Ist nicht!" Nickisch haut um sich und fällt, zweimal die Hirnschale zertrümmert, die rechte Schulter aus dem Gelenk gehauen, drei Finger der linken Hand zum Teufel. Am nächsten Tage findet ihn der Prediger Postel aus Goldberg auf dem Schlachtfeld und pflegt ihn gesund, so daß er den Feldzug von 1815 wieder mitmachen konnte. Zwanzig Jahre lebt Nickisch noch, erblindet dann, stirbt an der Folge der Hirnwunden. Du hast viele Helden, o Vaterland, die ungerühmt dahingehen im Dunkel einer bescheidenen Existenz, mit karger Pension vielleicht, ungerühmte Helden wie dieser.

Indes die Kavallerie ist in der Übermacht, die Landwehr ebbt zurück, die Kavallerie brandet heran. Da springt Prinz Karl von Mecklenburg in das zweite Bataillon ostpreußischen Infanterieregiments ein, nimmt die Fahne, läßt Karree bilden und ruft gellend: „Jetzt, Ostpreußen, gilt's!" Der Sturm der fran-

Digitized by Google

zösischen Kavallerie wird abgeschlagen, Leutnant Stern eilt mit vier Geschützen herbei, zweilötige Kartätschen hinein und dann „Feuer!“ — die französischen Chasseurs wogen zurück.

In diesem Gefecht taten sich auch die mecklenburgischen Husaren hervor. Einer von ihnen, namens Hilgendorf, stellt einen französischen Dragoner, führt einen Kopfhieb, aber der Schädel des Franzmannes ist so dick, daß die Klinge des Mecklenburgers zerspringt. Hilgendorf ist im Nu aus dem Sattel, reißt den Karabiner heraus und schießt den Franzosen herunter. Dann schnallt er, um Ersatz zu haben, sich dessen Plempe um, fast das leergewordene Pferd am Zügel und reitet mit seiner Beute davon, — alles im Getümmel. Der wackere Oberstleutnant Warburg, der mit seinem Stab in einen Garten geriet und von der französischen Infanterie schlimm beschossen wurde, nahm mit einem Satz Hecke und Graben. Zu seinem Ärger blieb dabei sein Rockschoß mit einer wohlgefüllten Börse am Zaun hängen. Aber besser „la bourse“ als „la vie“, denn wenige Augenblicke später wurde einem Gefreiten an derselben Stelle der Kopf weggerissen. Bis gegen 2 Uhr zog sich das Gefecht hin, dann befahl Blücher den Rückzug. Prinz Karl hatte 28 Offiziere 1741 Mannschaften verloren, womit aber nur die Linientruppen gemeint, denn drei L.-W.-Bataillone schmolzen von 2000 auf 700, wobei 600 gefangen. Aber er hatte sich die Anerkennung des Mannes errungen, der ihm vor kurzer Zeit noch so schroff begegnet war. „Bisher,“ sagte York, „trugen Euer Durchlaucht den Schwarzen Adlerorden als Schwager des Königs; heute haben Sie sich ihn verdient!“ — Langeron hatte auf dem Wolfsberg gefochten, wo ihn ein Seitenstoß des 135. Rochambeaus hinunterwarf, Major von Goltz mit dem 2. schlesischen Regiment hielt Goldberg. Lauriston tat auch heut die Hauptarbeit und verlor 3000; Rochambeaus 150. nahm russische Geschütze, sein Kommandeur (bei den neuen Regimentern stets Majore) wurde auf dem Schlachtfeld zum Oberst ernannt. Hieraus wird klar, daß preußische Berichte mit Unrecht Langeron als untätig darstellen. Sein Gefecht war ernst genug. Hätte Blücher mehr Kräfte einsetzen wollen, so wäre es schließlich zu einer großen Schlacht gekommen, die er vermeiden wollte. Ingrimmig zwar, aber entschlossen, den Plan, Napoleon hinter sich herzulocken, zu verfolgen, gab er die Befehle zum Rückzug. Zwar drängten die Franzosen nicht nach, Macdonald war vorsichtig, aber der Rückzug brachte dennoch die größten Schwierigkeiten mit sich. Die fast verhungerten und von dem langen Gefecht ermüdeten Truppen mußten noch einen mehrstündigen Nachtmarsch antreten. Der Rückzug ging auf Striegau. Bei strömendem Regen wurde biwakiert. Die Truppenteile waren ziemlich durcheinander, York knurrte fortwährend: „Ich habe keinen Husaren mehr.“ Es wurden Offiziere abgeschickt, die zerstreuten Truppen zu sammeln. Am nächsten Morgen erst zeigte sich, wie sehr das Korps Yorks gelitten hatte: In sechs Tagen vier Nachtmärsche, vier Tagesmärsche, ohne abzukochen, Biwaks auf durchweichtem Boden. Als der Marsch durch Jauer ging, wo alle Bäcker- und Fleischerläden verrammelt waren, befahl York, der sonst so sehr auf Ordnung sah, seinen Leuten, die Türen einzuschlagen, wenn nicht geöffnet würde. Aber selbst wenn das geschah, fand man nichts, man kratzte schließlich die Brottröge aus, um von dem vertrockneten Teig dürftige Mehlsuppen zu kochen, damit nur der knurrende Magen etwas zu tun habe. Dazu kam, daß die Bekleidung, namentlich der Landwehren, in kläglichem Zustande war. Die Taschenmunition war infolge des Regens vielfach verdorben. In den Munitionswagen war kaum noch Vorrat zu einer Schlacht und auf den durchweichten Wegen mußten die Munitionskolonnen sich sechzehn Meilen weit bis Neisse schleppen, neuen Schießbedarf heranzuholen.

Prinz Karl von Mecklenburg
Bruder der Königin Luise

Vergeblich schickte York einen Stabsoffizier zu Blücher und bat um einen Ruhetag für das Korps, aber der alte Feldherr wollte davon nichts wissen. Er sowohl wie sein Stabschef Gneisenau glaubten das Höchste von der Armee verlangen zu müssen, und es blieb bei dem Befehl, daß das Korps Yorks am 25. August früh wieder antreten sollte, und zwar wieder vorwärts gegen den Feind. Als York, aus seinem klatschend nassen Biwak von Kohlhöhe kommend, vor Jauer anlangte, traf ihn die Order, im Marsche einzu-

Digitized by Google

halten. Nun ſtieg dem Mann von Tauroggen die Galle ins Blut. Dies Hin- und Hermarſchieren unter ſo ungünſtigen Verhältniſſen und immer hart am Feinde, mußte nach ſeiner Meinung zum Ruin der ganzen Armee führen. Er ſah den Plan nicht, der darin lag, er ſah nur die Eigenwilligkeit des von Gneiſenau und Müffling mißleiteten Obergenerals. Während am Mittag Blücher und ſein Stab in Jauer zu Tiſch ſaßen, ſtürmte York plötzlich in die Tür des Speiſeſaals und rief Blücher zu: „Euer Exzellenz ruinieren die Truppen, Sie laſſen Märſche ohne jeden Zweck machen!“ Da ſtieg natürlich dem alten Blücher das Blut zu Kopf. An der Tafel ſaßen ruſſiſche Offiziere, ſollten die den ganzen auflodernden Streit mit anhören? Schnell entſchloſſen führte Gneiſenau die beiden Herren in das anſtoßende Zimmer, und hier ſpielte ſich eine recht böſe Szene ab. York drohte, dem König ſeinen Bericht zu machen, und Blücher begehrte wild auf. Da nahm Gneiſenau das Wort, obwohl er als Generalmajor eine Stufe tiefer im Range ſtand als York. Er erklärte dem General, in welcher Weiſe die Operationen des Hauptquartiers geführt würden, und fügte dann hinzu: daß man beſonders bei ihm, dem preußiſchen General, eine Widerſpenſtigkeit und einen Starrſinn finde, der nicht ſelten an Ungehorſam grenze. Nach dieſer Rede trat der hochgewachſene, breitſchulterige Gneiſenau mit kühler Vornehmheit an den kleinen, zähen York heran, öffnete ihm in dienſtlicher Haltung die Tür und fragte ganz militäriſch: „Haben Eure Exzellenz ſonſt noch etwas zu befehlen?“ Worauf York mit einer kalten Verbeugung gegen Blücher davon ging. —

Das erſte, was General York hierauf tat, war die Abſendung eines Briefes an des Königs Majeſtät. In dieſem Brief ſpiegeln ſich die ganzen Befürchtungen des Generals wieder; zweifellos iſt das Schreiben nicht von blinder Rachſucht, ſondern von dem treueſten Eifer eines treuen Preußenherzens diktiert. Er lautet:

„Ew. K. M. Allerhöchſtes Intereſſe und des Staates Beſtes nach Kräften zu befördern, iſt durch 43jährige Dienſtzeit mein Beſtreben geweſen. Geruhen alſo Ew. Königliche Majeſtät es als den reinſten Ausdruck meiner Überzeugung huldreichſt entgegenzunehmen, wenn ich freimütig das Bekenntnis ablege, daß ich Ew. Königliche Majeſtät bei dem mir allergnädigſt anvertrauten Kommando des erſten Armeekorps nicht ferner nützlich ſein kann. Vielleicht iſt meine Einbildungskraft zu beſchränkt, um die genialen Abſichten, welche das Oberkommando des Generalleutnants von Blücher leiten, begreifen zu können. Der Augenſchein lehrt mich aber, daß fortwährende Märſche und Kontermärſche in den acht Tagen des wiedereröffneten Feldzuges die mir anvertrauten Truppen bereits in einen Zuſtand verſetzt haben, der bei einer kräftigen Offenſive des Feindes kein günſtiges Reſultat erwarten läßt. Daß er ſolche bisher noch nicht ergriffen hat, iſt ein Glück, das die hier vereinte Armee noch bisher vor Ereigniſſen denen von 1806 ähnlich geſchützt hat. Übereilungen und Inkonſequenzen bei den Operationen, unrichtige Nachrichten und das Greifen nach jeder Scheinbewegung des Feindes, dabei Unkunde in den praktiſchen Elementen, welche zur Führung einer großen Armee mehr als ſublime Anſichten nötig ſind, ſind die leider durch die Erfahrung bekannten Urſachen, welche eine Armee zu Grunde richten können, bevor ſie zu ihrer Hauptbeſtimmung gelangen kann, wenn es ſich gebührt, zu ſchlagen. Meine Pflicht als Untergeneral fordert von mir blinden Gehorſam. Meine Pflicht als treuer Untertan fordert mich dagegen auf, dem Übel entgegenzutreten, und dieſe Kolliſion hat die natürliche Folge, daß ich dem kommandierenden General im Wege bin und dem Ganzen mehr ſchädlich als nützlich werde. Daher wende ich mich zu Ew. Königl. Majeſtät mit der alleruntertänigſten Bitte, mich von dem Kommando des erſten Armeekorps zu entlaſſen, und mich in ein anderes, wäre es auch ein noch ſo ſubalternes Verhältnis ſetzen zu wollen, wo ich Ew. Königl. Majeſtät mit Nutzen dienen kann. Dabei wage ich es aber, Ew. Königl. Majeſtät alleruntertänigſt vorzuſtellen, daß herannahendes Alter und geſchwächte Geſundheit es mir bald ſchwer machen werden, Ew. Königl. Majeſtät mit der Kraft und Tätigkeit, die ich ſelbſt von mir fordere, dienen zu können. Ich würde daher auch das als eine beſondere Huld und Gnade von Ew. Königl. Majeſtät anſehen, wenn Allerhöchſt dieſelben beſchließen würden, mir den Ruheſtand anzuweiſen, und auch in der ſtillen Zurückgezogenheit würde ich Treue und Unterwürfigkeit gegen meinen König im Herzen bewahren, deren durch meine ganze Dienſtzeit ich mich beſtrebt habe. Tiefuntertänigſt bitte ich Ew. Königl. Majeſtät, über meine alleruntertänigſte Bitte des allerbaldigſten zu entſcheiden; das Beſte Ew. Königl. Majeſtät Dienſtes erfordert es.“

So war es zu einer tiefgehenden innerlichen Kriſis gekommen, die nur durch einen Waffenerfolg ausgeglichen werden konnte. Blücher ſowohl wie Gneiſenau waren entſchloſſen, eine Schlacht zu ſuchen, ſobald ſich ihnen die günſtigſte Gelegenheit böte. Der 26. Auguſt ſollte dieſe Entſcheidung bringen. Macdonalds Heer hatte ſeit 19. wohl 7000 Mann verloren, Blücher 9000, war aber zudem durch 10000 Verſprengte, Nachzügler, Ausreißer geſchwächt. Macdonalds Nachſtoßen über die Neiße erklärt ſich damit, daß die preußiſche Nachhut vormittags in Unordnung über den Fluß wich, ſelbſt der tüchtige Gérard glaubte an Demoraliſierung des Gegners. Bei natürlichem Strapazenabgang durch Gewaltmärſche läßt ſich Macdonalds Stärke ſchwer ermitteln, deſſen Anfangsbeſtand arg überſchätzt wird.

Digitized by

Die französische Armee befand sich seit 9 Uhr früh auf dem Vormarsch gegen Jauer. Der Marschall führte persönlich den rechten Flügel seines Anmarsches. Die Divisionen Maison, Rochambeau vom Korps Lauriston, Graf Gérard und Kavalleriekorps Sebastiani gingen über Niemberg und Kroitsch als mittlere Kolonne vor, um von hier aus die Straße auf Jauer zu gewinnen. Das III. Korps endlich unter General Souham sollte den linken Flügel bilden und sich in einem Bogen ebenfalls der Straße Liegnitz-Jauer nähern, aber Souham, der den Marschbefehl morgens 10 Uhr erhielt, marschierte wunderbarerweise nicht sofort, sondern verschob seinen Abmarsch bis in den Nachmittag. Übrigens erwartete der Herzog von Tarent an diesem Tage noch gar keinen Zusammenstoß mit der schlesischen Armee. Er glaubte, daß es frühestens am 27. August zu Gefechten kommen könnte. So marschierte die französische Bober-Armee in ihrer gewohnten Sorglosigkeit bei strömendem Regen ihre Marschstraße.

Blücher glaubte nicht anders, als daß er den Feind erst jenseits der Katzbach antreffen werde, und ahnte von diesem Vormarsch der Franzosen in den Morgenstunden noch nichts. Er hatte an seine Unterfeldherren den Befehl geschickt, über die Katzbach vorzugehen, aber er stieß bei Langeron sowohl wie bei York wiederum auf einen starken Widerstand. Langeron erklärte dem Leutnant von Gerlach, der ihm den Befehl brachte, daß er geheime Instruktionen vom Zaren habe, nach denen er sein Korps nicht aufs Spiel setzen dürfe, und das geschähe hier. „Ihr General," sagte der Franzos zu dem Leutnant, „ist ein guter Haudegen (un bon sabreur), aber das ist auch alles." Und dann, als der Leutnant darauf drängte, den Befehl des Blücherschen Hauptquartiers zu erfüllen, meinte Langeron von oben herab: „Wir brauchen bei unseren Unternehmungen besonders die richtige Einsicht, aber diese ist gerade nicht der Fehler des Generals von Blücher." Langeron hatte die Unbotmäßigkeit begangen, seine Bagage und 48 schwere Geschütze bereits auf dem Wege nach Jauer vorauszusenden, um sie auf keinen Fall zu verlieren. Das sah nicht nach Kampfesfreudigkeit aus. Obgleich er den andringenden zwei Divisionen des Korps Lauriston um wenigstens ein Drittel überlegen war, ließ er sich dennoch aus den Dörfern Seichau und Hennersdorf herausdrängen und dachte weder an einen Angriff noch an eine ernsthafte Defensive. So war schon im Beginn dieser Schlacht der linke preußische Flügel durch den bösen Willen Langerons lahm gelegt. Er ließ Blücher melden, daß er durch überlegene feindliche Kräfte bedrängt werde und sich auf Jauer und Striegau zurückzuziehen gedenke, eine Meldung, die vielleicht wissentlich falsch war, denn Langeron stand in fester Stellung, gedeckt in der rechten Flanke von der wütenden Neiße und im Vorterrain durch ein Sumpfgelände, und war außerdem so in der Überzahl, daß er jeden Angriff abzuschlagen sehr gut in der Lage war, wennschon ihm sein Charakter und übermäßige Vorsicht gebieten mochten, von einem Angriff abzusehen.

Eine noch stärkere Opposition machte York den Befehlen Blüchers. Es wird erzählt, daß der General gesagt habe, er werde eher seinen Degen zerbrechen, als über die Katzbach gehen. Trotzdem gab York, der wohl bellte, aber schließlich anbiß, Befehle zum Vormarsch. Da machte das rasche Vordringen des XI. Korps unter Gérard allen Zweifeln ein Ende, wie man die Schlacht anzupacken habe.

Die Avantgarde des Korps York, geführt vom Oberst von Katzeler, stand weit vorgeschoben in dem breit sich hinlagernden Dorf Kroitsch. Es waren zwei Kompagnien Jäger, brandenburgische Ulanen und litauische Dragoner, die das Dorf besetzt hielten. Gegen 11 Uhr, als die Avantgarde Langerons bereits im Rückzug war, brach eine starke französische Infanteriekolonne, mit Kavallerie und reitender Artillerie untermischt, gegen Kroitsch vor. Kavalleriedivision Roussel d'Hurbal (der als Emigrant tapfer 1809 in österreichischen Reihen focht, doch später in Napoleons Dienst übertrat) eilte voraus, die leichte Reiterdivision Excelmans hielt rückwärts am Uferrand, wurde aber laut Marbot gleichzeitig angefallen. Von Division Gérard waren erst 6., 112. drüben, von Charpentier 6 Bataillone, als der Reitertanz losging. Martiniens Offiziertableau bestätigt, daß wirklich nur diese schwache Vorhut die Schlacht aufnahm. Das Überschreiten der Neiße machte eben zu große Schwierigkeiten. Das Wetter war so neblig und regnerisch — es goß in Strömen —, daß man nur auf ganz kurze Entfernung sehen konnte. So durften die in Kroitsch postierten Jäger und Tirailleurs den Feind getrost auf 50 Schritte herankommen lassen, bevor sie feuerten. Die Franzosen, welche die Vedetten vor sich hergetrieben hatten, bekamen einen bösen Schreck, als sie plötzlich aus dem Dorfe, das sie frei glaubten, ein wohlgezieltes Feuer erhielten. „Ich hielt," schreibt Major Klüx, der die Infanterie der Vorhut führte, „das Dorf gleichsam als Festung so lange besetzt, wie noch ein Schuß aus der Büchse bei dem starken Regen herauswollte, und zog mich erst dann durch das Wasser quer hindurch." Nun wälzte sich das Gros der französischen Divisionen heran. In dichtem Gewirr, mitten zwischen der Infanterie des Korps Gérard, die Kavallerie des Generals Sebastiani, brachen die Franzosen über die Katzbachbrücke und die Brücke der wilden Neiße vor. Von dem starken Regen waren die Gebirgswässer hoch angeschwollen. Dann, als diese Hindernisse überwunden waren, arbeitete sich Kavallerie und Infanterie die steilen sechzig Fuß hohen Ufer der wilden Neiße hinauf. Der Aufmarsch war ziemlich regellos, da sich die Kavallerie dazu drängte, zuerst auf das Hochplateau auf dem jenseitigen Ufer zu gelangen, um den Aufmarsch der Infanterie zu decken. Es war gegen $^1/_{12}$ Uhr, als die ersten Infanteriebataillone das Plateau erreicht hatten. Sie

Digitized by Google

nahmen Schützenschwärme vor die Front, und zugleich fuhr Artillerie auf. Oberst Katzler mit seiner Avantgarde mußte gegen das Gros des Yorkschen Korps, das auf der Hälfte des Weges zwischen Bellwitzhof und Brechtelshof stand, zurückgehen.

Blücher hatte sein Hauptquartier in Brechtelshof. Gneisenau und Müffling waren vorgeritten, um bei der Avantgarde zu rekognoszieren. Zu sehen war nicht viel, aber Oberst Katzeler meldete, daß der Feind in starken Kolonnen herandringe. Nun war eigentlich die Lage gegeben. Das Korps York stand zum Anmarsch bereit, das Korps Sacken rückte von Malitsch vor und konnte innerhalb einer Stunde bei Eichholz stehen, man brauchte jetzt nur die Franzosen, die bereits auf dem Plateau waren, mit Wucht anzugreifen und über die Uferhöhen in die wütende Neiße zu werfen. Das zu tun, war Blücher sofort entschlossen und er ließ an York und Sacken die Befehle zum Vorrücken und zum Angriff ergehen. Dem Adjutanten, der zu York kam und ihm die Order brachte, er möge so viel Feinde auf das Plateau hinauflassen, als er glaube, schlagen zu können, sagte York unwirsch: „Nun, so reiten Sie hin und zählen Sie; ich kann bei dem Regen meine eigenen Finger nicht zählen." Da klang die Antwort des Baron Sacken anders: „Antworten Sie dem General: Hurra!"

General Horace François de la Porta Graf Sebastiani
Nach einer Zeichnung von C. Brandt

Der alte Blücher mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen ritt an die Front der vormarschierenden Kolonnen Yorks und feuerte die Truppen in seiner urwüchsigen Manier an. Zuerst kam die Brigade Hünerbein an den Feind, sie ging am äußersten Talrande gegen die Kuhberge vor. Sie stieß auf eine französische Infanteriemasse, die sich eben durch die Engpässe emporgewunden hatte und nun drei Vierecke bildete, vier Geschütze vor der Front. Eins war klar: der Vormarsch durfte nicht ins Stocken kommen. Major von Othegraven mit seinen Brandenburgern warf sich dem Kartätschenhagel entgegen, ließ das Bajonett fällen und stürmte das Viereck. Die Franzosen standen wie festgemauert. An Schießen war bei dem Regen nicht zu denken. Bis auf wenige Schritte, bis man das Weiße im Auge des Feindes sehen konnte, drangen die Brandenburger heran und dann ein fürchterliches: „Hurra, drauf, drauf!" Die Kolben wurden umgedreht und das Karree umzingelt und niedergedroschen. Kein Pardon mehr. Nach kaum zehn Minuten lag das Karree da, wie ein Leichenwall. Etwa 170 (nicht bloß 68) Lebende und Verwundete krabbelten sich noch heraus, sie wurden gefangengenommen. Indessen verlor das ganze 14. L. Charpentiers, um das es sich hier handelt, nur 10 Offiziere, es wird also mit dem Niederdreschen nicht so buchstäblich gewesen sein. Übrigens bluteten bei Othegraven selber 3 Offiziere 182. Das war der erste Anprall. Die beiden andern Karrees wichen. Die Batterie verlor ein Geschütz und fuhr eiligst ab.

Es gab in dieser Schlacht an der Katzbach eigentlich keine Leitung in großem Stil; es entwickelte sich eine Reihe von Einzelgefechten, die mit furchtbarer Wut seitens der Preußen geführt wurden und mit der Niederlage der Franzosen endeten.

Als durch die Hohlwege der steilen Ufer herauf scheinbar neue Infanteriekolonnen des Feindes auf das Plateau kamen, rief Blücher, an die Front des ersten Treffens reitend: „Jetzt, Kinder, habe ich genug Franzosen herauf, denen wollen wir aber die ..... umkrempeln, daß alle rückwärts koboldschießen sollen!"

So angefeuert gehen die siebente und die zweite Brigade des Yorkschen Korps zum Angriff über. Mit klingendem Spiel marschiert die Avantgarde durch die Artillerielinie, die schon trefflich vorgearbeitet hat, die Reservekavallerie unter dem Oberst Jürgaß folgt. Da sprengt der junge Graf Brandenburg heran und ruft dem ohnehin schon sehr ungeduldigen Oberst Jürgaß zu: „Der Feind ist im Weichen!" Jürgaß glaubt jetzt keinen direkten Befehl mehr abwarten zu sollen. Einige kurze Kommandoworte, und die gesamte Reservekavallerie wirft sich mit Hurra auf das, was vom Feinde vor ihr steht. Westpreußische und litauische Dragoner werfen sich auf die feindliche Artillerie, hauen die Kanoniere zusammen und reiten auf die feind-

Digitized by Google

lichen Karrees ein. Drei Schwadronen Nationalkavallerie aber brausen an der wackeren achten Brigade vorbei, die eben das französische Karree zusammendrischt, und stürzt sich in blinder Wut auf feindliche Artillerie und Infanterie, die sich den Hohlweg mühsam heraufgewunden hat und sich eben entwickeln will. Es gibt ein wildes Durcheinander. Die zwei Eskadrons französischer Chasseurs, welche den Aufmarsch zu decken suchen, werden im Nu zersprengt, wie Spreu im Winde. Batterien und Munitionswagen, mit der blanken Waffe angefallen, wollen kehrtmachen, werfen ihre Fuhrwerke um, verstopfen mit ihren Pulverwagen und Geschützen den Hohlweg derart, daß niemand mehr rück- noch vorwärts kann.

Aber bei dieser wilden Attacke ist die preußische Reservekavallerie böse durcheinandergekommen. Auf den Kuhbergen erscheinen feindliche Infanteriekolonnen, die Tirailleurs werfen sich in die Büsche und schießen

Schlacht an der Katzbach am 26. August 1813
Nach einer Zeichnung von Hertle

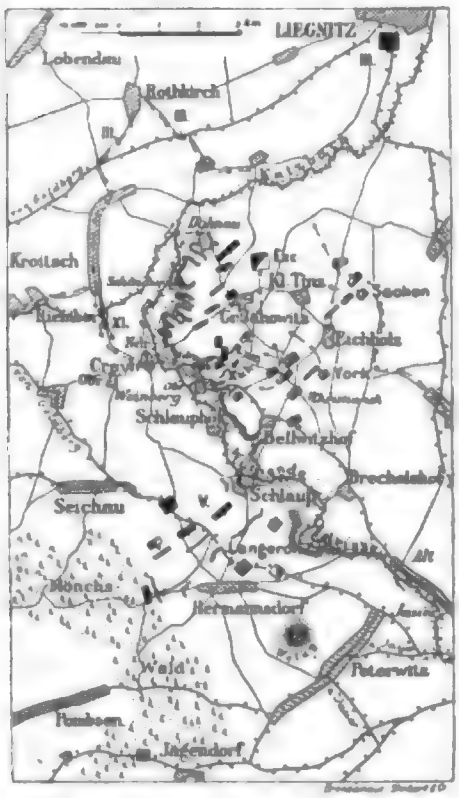
auf die Kavallerie, was das Zeug halten will. Wie diese adretten Franzosen es allerdings fertig bringen, bei dem Platschregen Feuer zu bekommen, ist bewundernswert. Überhaupt ist die Schlacht an der Katzbach nicht so aufzufassen, als ob die Franzosen vor dem Berserkerzorn Blüchers und Yorks und seiner Leute nun davongelaufen wären wie die Hasen. Sie wehrten sich tapfer und tüchtig. Auf die aufgelöste Reservekavallerie brachen feindliche gutgeschlossene Reiterregimenter Excelmans' ein, und die zehn preußischen Schwadronen mußten sich hinter ihrer Infanterielinie sammeln. Heftig nachdrängend folgten die französischen Reiter. Sie nahmen im ersten Anhieb eine preußische Batterie und brachen in eine Lücke, die sich zwischen zwei Infanteriebataillonen gebildet hatte, mit Wucht ein. Die Artillerielinie drohte vom linken Flügel her aufgerollt zu werden, und die drei Bataillone der Infanterieavantgarde, welche die Spitze hatten, liefen Gefahr, dem feindlichen Angriff zu erliegen. Kavallerie war in dem Augenblick nicht vorhanden, Jürgaß mit seinen Schwadronen sammelte sich mühsam hinter der Front. Schon hatte York den Obersten in heftiger Wut angefahren, daß er seine Kavallerie in so unvorsichtiger Weise aus der Hand gegeben habe. Und nun die Verwirrung hinter der Front! „Wenn nur," stöhnte Jürgaß, „der General die Schweinerei hier nicht noch einmal sieht und fluchen kommt. Aus all den Sch . . . kerls von Franzosen mache ich mir nichts!"

In der Tat war ein kritischer Augenblick in der Entwicklung der Schlacht eingetreten. Da nahm York vier Bataillone aus dem zweiten Treffen vor, setzte sich persönlich an die Spitze des Brandenburger Bataillons Bülow und griff die feindliche Reiterei mit dem Bajonett an. Zugleich führt Prinz Karl von Mecklen-

Digitized by Google

burg drei Bataillone ſeiner Musketiere heran. Ohne einen Schuß zu tun, mit brauſendem Hurra und unter dem Geraſſel der Trommeln gehen die Bataillone vor, dann wird mit Wucht das Bajonett gebraucht. Die franzöſiſche Reiterattacke ſtockt, ſie iſt nicht mehr kräftig genug, dieſen friſchen Bataillonen zu widerſtehen. Und ſchon kommt der flinke Oberſt Katzeler mit Ulanen und Dragonern, ſchon bricht ein ruſſiſches Huſarenregiment vom Korps Sacken in die Flanke der franzöſiſchen Reiterei. Die ſchwer attackierten Bataillone der Vorhut werden herausgehauen, die verlorene Batterie zurückgewonnen.

Während dieſer Kämpfe iſt die Infanterie des Baron Sacken bei Eichholz eingetroffen. Seine Kavallerie- und Koſakenregimenter bedrohen, auf Klein-Tinz vorgehend, die linke franzöſiſche Flanke. Schon hat ein Huſarenregiment den Angriff Katzelers unterſtützt. Nun befiehlt Blücher den Angriff auf der ganzen Linie. Jürgaß hat ſeine Kavallerie wieder geſammelt. Drei Reiterregimenter, die bisher die Verbindung mit dem Korps Sacken aufrecht erhalten haben, ſchließen ſich ihm an und vereinigen ſich mit der ruſſiſchen Kavallerie. Blücher ſetzt ſich an die Spitze der Maſſe, die ruſſiſchen Reiter grüßen den alten Haudegen mit beſonderer Begeiſterung. York zieht ſeinen Säbel und ſetzt ſich an die Spitze der ſchweren Infanteriekolonnen, die nun mit Wucht vorbrechen. General Sebaſtiani, der flinke Korſe, führt drei neue Chauſſeurregimenter heran. Für Minuten ſind ſie bei der Wucht ihres Anpralls im Vorteil. Es gibt auf dem Plateau an den Ufern der Katzbach ein hartes Reitergefecht, ein Getümmel und Schwertgeklirr, während der Regen faſt wolkenbruchartig auf Küraſſe und Helme herniederpraſſelt. Auch ſchlugen die Belgier vom 112. nochmals Grodnohuſaren und Litauer ab. Da plötzlich erſcheint die Spitze der Diviſion Souham auf dem Plateau: Brigade Beuermann, badiſche Dragoner und zehnte Huſaren, Pariſer Erſatz. Unter ihren Streichen — ſiehſt du noch in ihren Reihen, Leutnant Guindet? — fiel einſt bei Saalfeld Prinz Louis Ferdinand. Der Herzog von Tarent hat ſehnſüchtig nach Souham ausgeblickt, er zieht den Degen und ſetzt ſich an die Spitze der Zehnten, er bricht ſich Bahn durch das Gewühl der Flüchtenden. Er ſucht mit tapferem Mute herzuſtellen, was doch ſchon verloren iſt. Vergeblich, York mit ſeinen eiſernen Kolonnen iſt heran, die franzöſiſche Kavallerie wird auf ihre Infanterie zurückgeſtoßen und die ganze Maſſe gegen die Talränder geworfen. Schon hat ſich auch die Infanterievorhut Souhams über die Katzbach gearbeitet. Der Fluß iſt angeſchwollen, der wütende Strom hat die Brücke weggeriſſen, die Infanterie muß bis an die Hüften ins Waſſer hinein. Und nach all dieſer Mühſal ſieht ſie die Talränder von ruſſiſchen Truppen und Batterien in ſtarker Zahl beſetzt. Vergeblich, Souham, du kamſt zu ſpät, es iſt nichts mehr zu retten! Auf dem Plateau wird eben die letzte Arbeit des Tages getan.



Plan der Schlacht an der Katzbach

Da droben war nur noch ein erbittertes, verzweifeltes Ringen, Mann gegen Mann, und dann kam die Auflöſung, es kam der Augenblick, wo es für die Franzoſen kein Halten mehr gab. Ein bunter Knäuel von Infanterie, Kavallerie, Artillerie mit ihren Geſchützen und Packwagen wälzte ſich die ſteilen Hohlwege hinunter, die nach den Ufern der Katzbach und der wilden Neiße führten. Wagen und Geſchütze ſtürzten um und blieben ſtecken. Und in dies Getümmel der Flucht hinein ſchmetterten die preußiſchen und ruſſiſchen Geſchütze ihre Kartätſchenladungen, ſolange man eine Hand vor Augen ſehen konnte. — Waffenlos, ermüdet, verwundet ſuchte der Strom der Flüchtlinge die Furten und Brücken der von dem Platzregen angeſchwollenen Flüſſe zu gewinnen, die den Weg verſperrten. Aus den ſonſt ſo harmloſen Flüſſen waren reißende Ströme geworden, die das Joch der leichtgebauten Brücken abgeworfen hatten. Bei Nieder-Krain und Dohnau waren noch Brücken vorhanden, aber die Maſſen, die ſich hinzudrängten, verſtopften bald die Übergänge. Viele irrten am Ufer umher, viele wagten den Sprung und ertranken elendiglich, Mann und Roß. Das 11. Armeekorps, Gérard, das Kavalleriekorps Sebaſtiani und die Spitze des Korps Souham fluteten ſchwer geſchlagen, Geſchütze, Munition, Waffen, alles was die Flucht beſchweren konnte, zurücklaſſend, davon. Gérard und Rouſſel waren verwundet. Macdonald rettete ſich zu den 23. Chaſſeurs, die am anderen Ufer zugleich mit St.-Germains-Küraſſieren Luft machten. Erſt nach Zerſprengung der badiſchen Dragoner ward auch Souham Hals über Kopf in den Strom geſtürzt, 14. Proviſoriſches Regiment vom

Digitized by Google

1. oſtpreußiſchen teilweiſe niedergemetzelt, nachdem 34. ligne und 10. Huſaren noch Macdonalds Artilleriepark befreiten. Übrigens kamen vom Korps Souham nur einzelne Teile verſchiedener Diviſionen ernſtlich zum Schlagen, nämlich 139., 144., 145.

Als ſich um 6 Uhr nachmittags auf dem Plateau der Sieg auf der ganzen Linie einfand, war Blücher, ohne es zu wiſſen, auf ſeiner linken Flanke von Schlaupe her ſchwer bedroht. Marquis de Langeron hatte, wie wir wiſſen, das ſich ſchon morgens entſpinnende Gefecht nur als ein Rückzugsgefecht aufgefaßt, er hatte ſeine Geſchütze und Bagage zurückgeſchickt, ſich ſeine guten Stellungen abringen laſſen und ſtand jetzt im Begriff, ſelbſt zurückzugehen, immer in der Meinung, mit einem überlegenen Feind zu tun zu haben, obgleich er ſelbſt ſeinem Angreifer, dem General Lauriſton, um faſt 10000 Mann überlegen war. Übrigens war der Herzog von Tarent während der entſcheidenden Stunden auf dem rechten Flügel ſeiner Stellung bei Lauriſton. Hätten die Franzoſen hier ihre Vorteile energiſch ausgenutzt, ſo hätten ſie noch, bevor ſich auf dem Plateau die Sache entſchied, bedrohlich gegen den linken Flügel Yorks vordringen können.

Da, in dieſem kritiſchen Augenblick — ſchon wurde um den Schlüſſel der Stellung Langerons gefochten — kam der Oberſt von Müffling im Galopp geritten und ſtellte durch ſein Erſcheinen die faſt verlorene Sache wieder her. In Schlaupe hatten ihn ſchon Flintenkugeln der franzöſiſchen Plänkler begrüßt. Langeron hielt mit ſeinem Stabe auf dem breiten Berge und erteilte juſt die Rückzugsbefehle. — „Um Gotttes willen, General," rief Müffling, „Sie kämpfen um den Rückzug, während wir einen brillanten Sieg erfochten haben!" Die ruſſiſchen Generale, die in der Suite des Marquis waren, horchten hell auf, und Langeron ſelbſt verſtieg ſich ſo weit, den preußiſchen Herrn zu umarmen mit den Worten: „Vous êtes mon sauveur!", worauf Müffling rief: „Wohlan, ſo greifen Sie auf der Stelle an; ich werde bei Ihnen bleiben, um der Zeuge Ihres Sieges zu ſein, wie ich der Zeuge des Sieges von General Sacken war!" — Was war das? General Sacken hatte geſiegt? Ein Ruſſe hatte Lorbeeren gepflückt? Das wirkte. Die ruſſiſchen Generale waren begeiſtert, — oder wenigſtens war ihr Neid geweckt. Verzweifelt rief der preußiſche Stabsoffizier Oberſt Ende aus: „Wir haben nichts mehr hier als die Nachhut! Unſere 100 Kanonen ſind ſchon zurückgeſchickt!" — „So laßt ſofort alles zurückkommen und laßt uns mit dem, was wir haben, angreifen!" rief Müffling. Noch fragte der vorſichtige Langeron, ob denn auch General Blücher wirklich geſiegt habe und ihn und ſeine Ruſſen nicht etwa gebrauchen wolle, um den Rückzug der Preußen zu ſichern. Müffling beruhigte den Argwöhniſchen.

Nun ſprengten die Adjutanten davon, um die abmarſchierenden Regimenter zurückzurufen. Die Generale ſelbſt ſetzten ſich an die Spitze ihrer Truppen, und vom linken preußiſchen Flügel griffen die Kolonnen der Brigade Steinmetz ein. Der angreifende Feind wurde in die Defenſive gedrängt. Damit war auch auf dieſem Punkte die Schlacht zugunſten der Verbündeten entſchieden. Oberſt von Müffling ritt nach ſo gut vollbrachtem Werk in das Hauptquartier Blüchers nach Brechtelshof zurück, das Waſſer der wütenden Neiße ging ihm und ſeinen Begleitern bis an den Sattel, kaum vermochten die ermüdeten Tiere der reißenden Flut zu widerſtehen.

Es war ein ſchöner, friſcher Lorbeer, den die preußiſchen Truppen an dieſem Tage von der Katzbach unter ſtrömendem Regen, durchnäßt bis auf die Knochen und mit hungrigem Magen, gepflückt hatten. „Die Schlacht," ſchrieb Gneiſenau an Clauſewitz, „hatte ganz das Anſehen einer antiken. Das Feuer während derſelben ſchwieg gegen Ende des Tages ganz, bis wir durch den durchweichten Boden wieder Geſchütz herbeirufen konnten. Nur das Geſchrei der Streitenden erfüllte die Luft; die blanke Waffe entſchied." Beim Beginn der Schlacht hatte Gneiſenau Mühe genug gehabt, die Befehle Blüchers bei York durchzuſetzen; der alte Eiſenfreſſer wollte durchaus deployieren, während er, des geſchloſſenen Angriffs wegen, in Kolonnen vorrücken ſollte. Es kam zu einem heftigen Auftritt zwiſchen den beiden Gegnern. „Man hat mir den Sieg aus den Händen geriſſen, die Schlacht iſt verloren!" rief York wütend aus. Nun war der ſchöne Erfolg erzielt. Der neidloſe Gneiſenau traf York auf dem Schlachtfelde, ritt an ihn heran, nahm grüßend den Hut ab und ſagte verbindlich: „Exzellenz, ich gratuliere zur gewonnenen Bataille," worauf York, anmaßend und patzig: „Ja, die habe ich euch gewonnen; aber wo bleibt die Verpflegung? Die armen Soldaten ſterben Hungers!"

Gneiſenau ſah den Unverbeſſerlichen mit großen Augen an. „Brot," ſagte er kalt, „haben die Soldaten noch auf zwei Tage, Schlachtvieh auf einen, hier (auf das Kartoffelfeld deutend, worin ſie hielten) ſind Kartoffeln im Überfluß, dort Holz zum Kochen, Reis iſt in den Wagen! Wenn die Soldaten alſo hier verhungern, ſo iſt es einzig und allein ihre Schuld!" Sprach's und ſprengte davon. York und Gneiſenau blieben wie Feuer und Waſſer; ſelbſt der Sieg, der alle Gemüter froh ſtimmte, half über die tiefgehende Kluft in ihrer Auffaſſung, wie man den Krieg führen ſolle, nicht hinweg.

Im Hauptquartier von Brechtelshof trafen Blücher und Gneiſenau zuſammen. Die ganzen Räume lagen voll von Verwundeten und Sterbenden; der Stab mußte mit einem ganz kleinen Zimmer vorlieb nehmen. Da ſah man den alten Feldherrn bei flackernder Kerze an einem ſchlechten Tiſche ſitzend, neben ſich

Digitized by Google

Gneiſenau, eine Weinflaſche, ein Tintenfaß. Das erſte, was die beiden abfaßten, war der Befehl zur energiſchen Verfolgung des Feindes; ſie ſollte noch während der Nacht begonnen werden; die Infanterie ſollte in geſchloſſenen Bataillonsmaſſen über die Katzbach gehen, kein Soldat durfte rauchen, Angriff feindlicher Abteilungen nur mit dem Bajonett! — Es war ſchwer, eine Brigade zur Verfolgung zuſammenzubringen. Die erſchöpften Truppen ſtanden und lagen dort, wo ſie bei einbrechender Dunkelheit ſich gerade befanden; man biwakierte ohne Stroh, ohne Holz; dem Regen, der in Strömen niedergoß, geſellte ſich ein kalter Nordwind. Beſonders litten die Landwehrleute. Ihre Schuhe waren zum Teil im Moraſt ſteckengeblieben, ihre durchnäßten Leinenhoſen klatſchten an die Beine; Mäntel, um ſich einzuhüllen, beſaßen ſie nicht. Was Wunder, daß die Landwehren in dieſer Nacht bedenklich zuſammenſchmolzen, es gehörten ſchon Bärennaturen dazu, das alles zu ertragen. Einige Landwehrbataillone ſchmolzen bis unter die Hälfte ihres Beſtandes zuſammen. Am beſten kam das Bataillon Thiele davon, das war mit dem Bataillon Othegraven vorgegangen und hatte ſich die Mäntel und Schuhe der totgeſchlagenen und gefangenen Franzoſen genommen. Dennoch herrſchte trotz Näſſe, Kälte und Hunger eine freudige Stimmung in der ſiegreichen Armee. Der derbe Soldatenwitz ſpielte; noch im Biwak entſtand jener Refrain, der hiſtoriſch geworden iſt: „So leben wir, ſo leben wir an der Neiße, — da kamen die Franzoſen in die — —“, wir wollen es der Reimbegabung überlaſſen, dieſen Vers zu enden. — General York, wiewohl brummend und der Meinung: „daß die Herren von Gneiſenau und von Müffling keinen Begriff von der Bewegung einer Armee hätten“, ließ dennoch die Brigade Horn antreten, die am wenigſten gelitten hatte. Aber der um 2 Uhr nachts erteilte Befehl konnte erſt um 6 Uhr ausgeführt werden, denn die vollgeſtopften Hohlwege mußten erſt aufgeräumt werden. Dann ging Horn vor, nahm die Brücke von Kroitſch und trieb die feindliche Nachhut aus dem Dorfe. Die ſchwarzen Huſaren waren auf Befehl Gneiſenaus noch am Abend den Feinden auf den Ferſen geblieben und bis an die Katzbach vorgedrungen. Sie hatten reiche Beute gemacht, einige tauſend blanke Napoleonsdors und viele ſilberne und goldene Taſchenuhren. Wer fortan im Lager fragte: „was iſt die Uhr?“, bekam die Antwort: „Danach mußt du die Schwarzen fragen!“

Bei aller Freude über den Sieg wußten Blücher und Gneiſenau ihn richtig einzuſchätzen. Es war ein durch die Verkettung von Umſtänden herbeigeführter Zufallsſieg. „Die Schlacht hätten wir gewonnen,“ ſagte der alte Blücher zu ſeinem Gneiſenau, „das kann uns niemand abſtreiten; nun ſoll mich man verlangen, wie wir es anfangen werden, es den Leuten begreiflich zu machen, wie wir alles ſo klug angeſtellt haben!“ und Gneiſenau meinte: „Beſcheidenheit kleidet die ſo lange Unglücklichen wohl.“

In der Tat war ja nur ein Bruchteil der franzöſiſchen Armee geſchlagen, nur das Korps Kavallerie des Generals Sebaſtiani und mehrere Infanterieregimenter. Gebrochen war durch dieſen Sieg die Armee Macdonalds durchaus nicht. Erſt eine unermüdliche Verfolgung konnte den Schlag in eine Niederlage wandeln. Mit Gewalt drängte Blücher auf eine atemloſe Verfolgung. Aber er fand bei York einen paſſiven Widerſtand, oder glaubte einen ſolchen zu finden, der ihn tief erbitterte. Es kam zu einer ſpitzen Korreſpondenz, der Blücher in einem Briefe vom 31. Auguſt ein Ende machte. Es iſt zweifellos Gneiſenaus Geiſt und Stil, der aus dieſen Zeilen ſpricht. Gneiſenau hatte nach Müfflings Beobachtung den Grundſatz: Man muß immer mehr verlangen, als geleiſtet werden kann, denn bei der praktiſchen Ausführung geſchieht doch immer weniger, als gefordert worden iſt. Der Brief zeigt, in welchem Stile Gneiſenau die Verfolgung wünſchte. So betrieb auch der Korſe ſeine Verfolgungen, ſo wurde der Feind zermürbt, und in ſeinem hoffnungsfrohen Sinne glaubte Blücher ſchon, daß Macdonald mutterſeelenallein in Dresden ankommen würde.

„So viel Vergnügen,“ heißt es in dem Brief an York, „es mir auch jederzeit macht, mit Ew. Exzellenz einerlei Meinung zu ſein, ſo ſehe ich mich doch genötigt, denenſelben zu erklären, daß, obgleich ich mit dem guten Willen und der Art zufrieden bin, wie die Truppen die Fatiguen ertragen haben, ich keineswegs finde, daß die Anſtrengung auf das höchſte getrieben worden ſei und nicht mehr hätte geleiſtet werden können. Wo eine Brücke fehlt, muß ſie augenblicklich erbaut werden, und ſollte man in einem ſo wichtigen Augenblick Häuſer niederreißen, um Bauholz zu erlangen. Die Korps ſind deshalb auch mit dem nötigen Perſonal dazu ausgerüſtet. Bei der Verfolgung eines fliehenden Feindes, den jede Stunde durch Gefangene und Marodeurs ſchwächt, kommt es gar nicht darauf an, mit geſchloſſenen Brigaden oder mit geſchloſſenen Bataillonen und Eskadronen zu marſchieren. Was zurückbleibt, bleibt zurück und muß nachgeführt werden; ſobald die Bataillone ſich ſchwächen, kann man auch Offiziere entbehren und dazu zurücklaſſen.

An die Klagen der Kavallerie muß man ſich nicht kehren; denn wenn man ſo große Zwecke, als die Vernichtung einer ganzen feindlichen Armee, erreichen kann, kann der Staat wohl einige Hundert Pferde verlieren, die aus Müdigkeit fallen.

Eine Vernachläſſigung in Benutzung des Sieges hat zur unmittelbaren Folge, daß eine neue Schlacht

Digitized by Google

geliefert werden muß, wo mit einer einzigen die Sache abgetan werden konnte. Das gestrige Gefecht bei Bunzlau kommt auf Rechnung derjenigen, die eine Versäumnis in Verfolgung des Feindes sich haben zuschulden kommen lassen."

Wenn nicht die menschliche Leistungsfähigkeit ihre Grenzen gehabt hätte, so würde eine solche Vernichtung des Feindes wohl möglich gewesen sein. Schwer genug waren seine Verluste, und die Auflösung, besonders beim XI. Korps, sehr bedenklich. Doch kam dies nur auf Rechnung von Panik und schlechtem Wetter, denn Martinien bereitet hier die Überraschung, daß Korps Gérard nur 20, Souham 22, Sebastiani 28, Maison und Rochambeau 24 Offiziere einbüßten, was normal nur einen Blutverlust von 1600 entspricht. Wieviel Gefangene am Schlachttag verloren gingen, nämlich unverwundet, läßt sich nicht ermitteln, angeblich 1700 mit 36 Geschützen. Lauristons 154. machte beim Rückzug, den III 150 schneidig deckte, noch guten Gegenangriff, wobei sein Oberst blutete. Die Verbündeten verloren nach Berndt u. a. 3400, allerdings dürfte Yorks Verlust mit 2800 (1600 Vermißte) zu hoch bemessen sein und folgende Tage einbegreifen. Hier wuchs der Verlust bei Souham am meisten (41 Offiziere), bei Gérard wenig (17), auch bei Lauriston, wo Rochambeau fast den Abzug deckte (21). Allerdings sollen am 27. 28. 29. in Goldberg 4000 gefangen sein, doch am 30. bei Bunzlau verlor Souham nur 263, York 8 Offiziere 354.

„Wären die Befehle" — schreibt Gneisenau den 31. August an Knesebeck, der sich in Teplitz bei dem Könige befand — „welche der kommandierende General nach dem letzten Kanonenschuß am 26. gab, pünktlich befolgt worden, so wäre in diesem Augenblicke von Macdonalds Armee nichts mehr vorhanden. So aber treiben böser Wille und Widerspruchsgeist ihr Spiel. Meine Stellung ist kritisch. Der kommandierende General will mich vorwärts führen, andere drängen mich zurück, machen Schwierigkeiten, umgehen die Befehle oder führen sie nicht aus. Die Siegespalme ist den Anführenden in die Hand gezwungen worden. Mein Verdienst dabei ist gering, ich habe nur das der Entschlossenheit und des geistigen Mutes..... Das Glück hat mir abermals seine Gunst zugewendet. Die Tapferkeit der Infanterie und Artillerie hat vollendet, was wir entworfen hatten. Haß, Neid und Mißgunst sind gedemütiget, und die Verleumdung mag nun immerhin ihr Wesen treiben; der König in seinem Gerechtigkeitssinn wird mich für seinen treuen Diener erkennen. Nur die Erhaltung seines Thrones hatte ich stets im Sinne, sonst hätte ich einem Fremden dienen können. — Diesmal ist es hier gut gegangen, rechnen Sie aber nicht immer auf mein Glück, noch weniger auf mein Verdienst. Es wird mir nicht immer möglich werden, mich aus der schwierigen Lage zu ziehen, in die mich der Wille des Königs gesetzt hat."

Einem vertrauten Freunde schreibt er damals: „York und Langeron halten mich für einen ehrgeizigen Verwegenen, und mein Oberfeldherr will Angriffsdispositionen von mir haben. Da gehört wirklich Glück dazu, um aus einer so gefährlichen Lage unversehrt hervorzugehen. Bis hierher ist mir solches günstig gewesen; wird es mir immer hold sein? Wenn es mich verläßt, so fällt Vorwurf und Schande auf mich allein; bleibt es mir ferner gewogen, so teile ich nicht einmal den Ruhm des Gelingens. Immerhin!"

Man sieht aus diesen Zeilen, wie groß die Auffassung Gneisenaus vom Krieg war und wie sehr ihn der geheime Widerstand Yorks und der andern Korpsführer wurmte. Dennoch waren die Erfolge des Nachsetzens sehr groß. „Wir kamen," schreibt Macdonald in seinen Memoiren, „am 29. August nach Bunzlau, wo ich die Generale Souham und Sebastiani traf. In ihren Korps herrschte dieselbe Unordnung wie bei mir, und in dieser Verfassung lief alles weiter auf Bautzen, woselbst ich Anstalten getroffen hatte, die Truppen zu sammeln." Dagegen meldete er: „Der Feind verfolgt schwach, nur seine leichte Reiterei ist überall." Lauriston ließ hören „14 seiner Bataillone habe ein einziges Husarenregiment in Verwirrung gebracht". — Am schmerzlichsten traf den Marschall der vollständige Verlust der Division Puthod. Der Marschall hatte den Divisionsgeneral Puthod als Deckung seiner rechten Flanke gegen Schönau vorgeschickt. Der ermüdende Gebirgsmarsch hatte das Fußvolk sehr mitgenommen. Da traf Puthod die Nachricht von der verlorenen Schlacht. Der Übergang über den Bober bei Hirschberg, den er jetzt suchte, war unmöglich geworden, und seine Truppen waren in einem entsetzlichen Zustande. „Es ist schmerzlich für mich," schrieb er an diesem Abend an den Marschall, „Ihnen melden zu müssen, daß drei Viertel der Soldaten ungeachtet meiner Bemühungen und Anstrengungen und die der Chefs und Offiziere sich in die Wälder und Häuser geworfen haben, daß Güte, Drohungen und Schläge nichts über sie vermochten, daß sie antworten, es sei besser gefangen zu werden, als vor Elend umzukommen." So kam es denn auch. Die Meldung an Macdonald fiel in die Hände der Kosaken, und der tapfere Puthod (bei Wagram hervorgetreten) wurde bei Plagwitz zwischen die verfolgenden Feinde und den wildreißenden Boberfluß eingeklemmt. Vergeblich suchte er die steinerne Brücke zu gewinnen, die mitten aus dem tosenden Wasser ragte. Er ließ die Armenhäuser von Plagwitz einreißen, Bretter und Balken herbeischleppen, um den Zugang zur Brücke herzustellen. Vergeblich, die wilden Wasser rissen den Pionieren das Material unter den Händen weg, viele ertranken. Nun kam Langeron heran und kreiste die Franzosen auf dem Steinberg ein. Es kam zu erschütternden Auftritten. Oberst Falcon vom 146. fiel mit allen 60 Offizieren, der

Digitized by Google

Oberſt des 147. ertrank im Bober. Unteroffizier Joly rettete den Adler im Durchſchreiten der wilden Waſſer und legte ihn acht Tage ſpäter in Berthiers Hände nieder. Den Adler des 134. (bei Friedland „Pariſer Garde") verſchlang der Strom, die des 146. 148. trug der Feind im Triumph davon. Im ganzen fanden 170 Offiziere den Heldentod, zuletzt blieben nur noch 2000 beim verwundeten Puthod mit 13 verwundeten Offizieren. Wenn auch hier 4000 vom 27. bis 29. gefangen, ſo waren ſicher die meiſten davon verwundet, der Reſt tot. Ein ebenſo tragiſcher wie ehrenvoller Untergang! Fünf ruſſiſche Jägerbataillone gingen mit dem Bajonett vor, es war nur noch ein Kampf um die Ehre, den Puthod kämpfte. Als ruſſiſche Kavallerie anritt, wurde die Stellung der Franzoſen durchbrochen. Von der 7250 („12000" töricht, das war die Anfangsſollſtärke vom 1. Auguſt) ſtarken Diviſion entkamen nur 254 über den Bober, alles andere tot oder gefangen. Übereilt konnte Macdonald ſeinem Kaiſer melden: „Sire, votre armée de Bober n'existe plus". Marquis de Langeron, der ſich an der Katzbach ſo ſchlecht benommen hatte, durfte hier am Bober billige Lorbeeren pflücken.

Der Geſamtverluſt der Boberarmee läßt ſich hoch berechnen. Foucarts vorgefaßte Tendenz ſchwingt ſich für Souham zu 3625 tot und verwundet auf — für 63 Offiziere unmöglich, wofür eine andere Angabe 1018 angemeſſen. Statt „4000 Vermißten" hat man 41 Offiziere 1984 gefangen zu rechnen. Wenn viele Hunderte in den reißenden Flüſſen ertranken, waren auch entſprechend viele Offiziere dabei, und die früher zitierten Offiziersverluſte (145 Inf. 28 Kav.) bleiben in Kraft als Maßſtab. Nur Puthods Vernichtung kann die Zahl der Toten und Verwundeten auf etwa 7000 erhöhen, ſtatt auf 10—12000, auch Marbot ſchwatzt von 13000 „Toten". Mit „18000" Gefangenen ſteht es kaum anders. Aber die 18 Tage Feldzug hatten auch der ſchleſiſchen Armee erhebliche Verluſte gebracht. Das Yorkſche Korps allein durfte mit 12000 Mann rechnen, beſonders die Landwehrbataillone hatten unerhört gelitten. Die armen Leute waren, wenn ſie es vor Hunger nicht mehr aushalten konnten, nach Hauſe gegangen und hatten ſich gehörig ſatt gegeſſen, hatten ſich auch Wäſche und Stiefel geholt und ſich dann wieder bei ihren Truppenteilen eingefunden, ohne zu ahnen, daß ſie etwas beſonders Strafbares begangen hatten!

Natürlich darf man 23000, um welche Summe Blüchers Beſtand ſank, nicht ernſt nehmen, denn der größte Teil der Maroden ſtieß wieder zu den Fahnen. Doch was dem einen recht iſt, iſt dem andern billig. Wieder handelt es ſich wie nach Bautzen um Schwächung durch Nachzügler, von denen zunächſt 7000 umherirrten, doch meiſt zurückkehrten. Maiſon-Rochambeau, durch frühere Verluſte und 14000 an der Katzbach, ſanken auf 6000 in Reih und Glied am 30., am 1. waren es ſchon 8000, bei Leipzig fochten ſie mit 10000. Späterer Vergleich aller Stärken lehrt, daß Macdonald nicht „30000", ſondern 20000 verlor. Seine Memoiren verſichern daher, daß mit Ausnahme des Materials und Diviſion Puthod „der Verluſt nicht ſo bedeutend war, wie ich befürchtete". So ſchrieb Lauriſton, Korps Souham ſei noch „heil und ſtark", Gérard auch, weil Diviſion Ledru unberührt blieb. Er ſelbſt habe 5000 bis zur Katzbach, dort 2000 eingebüßt, ſei jetzt nur 9851 ſtark, doch werde er viele Iſolierte einſammeln. Ein Blick des Kaiſers werde alles neu elektriſieren.

Am 1. September kam der Tagesbefehl heraus: „Die Armee hat Ruhetag. Heute abend um 6 Uhr Gottesdienſt, ſowohl bei den Korps als bei den Avantgarden, und nach demſelben wird für den Sieg an der Katzbach und die Befreiung von Schleſien Viktoria geſchoſſen." Die Siegesgöttin lächelte, doch Richterin Wahrheit gießt einiges Waſſer in den hochſchäumenden Wein. Bei „18000" Gefangenen zählten die ruſſiſchen Meldungen offenbar alle Toten und Bleſſierten mit, nach gleicher Sitte des ruſſiſchen Feldzugs erfand man wohl etliche Trophäen hinzu, denn Lauriſton verlor 32 Geſchütze inkl. 16 Puthods, es ſcheint ausgeſchloſſen, daß Souham und Gérard annähernd ſo viel verloren. — Der Alte ſelbſt hatte einen Aufruf an ſeine Truppen verfaßt, den Gneiſenau dann überarbeitete:

„Schleſien iſt vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der ruſſiſchen und preußiſchen Armee unter meinem Befehl, Eurer Anſtrengung und Ausdauer, Eurer Geduld und Ertragung von Beſchwerden und Mangel verdanke ich das Glück, eine ſchöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entriſſen zu haben.

Bei der Schlacht an der Katzbach trat Euch der Feind trotzig entgegen. Mutig und mit Blitzesſchnelle brachet Ihr hinter Euren Anhöhen hervor. Ihr verſchmähtet ihn mit Flintenfeuer anzugreifen, unaufhaltſam ſchrittet Ihr vor, Eure Bajonette ſtürzten ihn den ſteilen Talrand der wütenden Neiße und Katzbach hinab.

Seitdem habt Ihr Flüſſe und angeſchwollene Regenbäche durchwatet, im Schlamm habt Ihr die Nächte zugebracht, Ihr littet zum Teil Mangel an Lebensmitteln, da die grundloſen Wege und der Mangel an Fuhrwerk deren Nachfuhr verhinderten. Mit Kälte, Näſſe, Entbehrung und zum Teil mit Mangel an Bekleidung habt Ihr gekämpft; dennoch murret Ihr nicht und Ihr verfolgtat mit Anſtrengung Euern geſchlagenen Feind. Habt Dank für ein ſo hochlobenswertes Betragen; nur derjenige, der ſolche Eigenſchaften vereinigt, iſt ein rechter Soldat!

Digitized by Google

103 Kanonen, 350 Munitionswagen, des Feindes Lazarettanſtalten, ſeine Feldſchmieden, ſeine Mehlwagen, ein Diviſionsgeneral, zwei Brigadegenerale, eine große Anzahl Oberſten, Stabs- und andere Offiziere, 18000 Gefangene, zwei Adler und andere Trophäen ſind in Euern Händen. Den Reſt derjenigen, die Euch in der Schlacht an der Katzbach gegenübergeſtanden haben, hat der Schreck vor Euern Waffen ſo ſehr ergriffen, daß ſie den Anblick Eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden. Die Straßen und Felder zwiſchen der Katzbach und dem Bober habt Ihr geſehen; ſie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung Eurer Feinde.

Laßt uns dem Herrn der Heerſcharen, durch deſſen Hilfe Ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgeſang ſingen und im öffentlichen Gottesdienſte Ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beſchließe die Stunde, die Ihr der Andacht weihet. Dann ſucht Euern Feind aufs neue auf!

Blücher."

Digitized by Google

21. Kapitel

Wöbbelin und Hagelberg

„Die Umstände sind dringend, die Rolle, die Sie zu erfüllen haben, ist eine sehr tätige. Sie müssen besonders zur rechten Zeit drohen, damit man sich nicht mit der Gesamtmasse gegen das auf Berlin rückende Korps wendet und Sie vernachlässigt. Ihre Hauptaufgabe ist, zwischen der See und Berlin vorzudringen, um sich mit dem Herzog von Reggio zu vereinigen." So heißt es in den Befehlen, die mit Ablauf des Waffenstillstandes aus dem kaiserlichem Hauptquartier zu Dresden an den Fürsten von Eckmühl ergingen. Herzog Davoust hatte eine Armee von annähernd 30000 Mann für seine Operationen zur Verfügung, zwei französische Divisionen, eine schwache Reiterbrigade und das dänische Hilfskorps. Dies bestand zum größten Teil aus Deutschen, denn den Hauptersatz der dänischen Truppen bildeten die Herzogtümer Schleswig und Holstein. Übrigens fochten weder die Holsteiner noch die Dänen gern an der Seite der Franzosen; die Riesengestalten der Zimbrischen Halbinsel, diese starkgliedrigen holsteinischen und jütischen Bauernsöhne, sahen mit Verachtung auf die kleinen, leichtgebauten Franzosen, und nicht selten kam es zu Streitigkeiten, wobei dann regelmäßig die „enfants de la patrie" den kürzeren zogen.

Es muß gesagt sein, daß der Fürst von Eckmühl sich in diesem Feldzuge an der Niederelbe durchaus nicht auf der Höhe seiner Tatkraft zeigte, die er sonst so oft bewiesen hatte. War es Mißgunst gegen seinen Marschallkollegen Oudinot, dem er einen Erfolg gegen Berlin nicht gönnte? General Thiébault hat dies in seinen Memoiren offen ausgesprochen. Nach seinem Bericht zeigte Herzog Davoust während des Vormarsches eine seltsame Unruhe; er pflegte bei der Vorhut zu reiten, und zwar in einem solchen Tempo, daß niemand ihm zu folgen vermochte. Da sich aber jeder bestrebte, dem Oberkommandierenden zu Willen zu sein, so zog dieses Jagen die vormarschierenden Kolonnen unnütz auseinander, was für die Marschdisziplin höchst gefährlich war und bei den vielen Kosaken, die umherschwärmten wie die Hornissen, flinke Handstreiche begünstigte. Erschien dann ein feindliches Reiterdetachement, so kam Davoust ganz aus dem Häuschen, er fing an wie ein Verrückter zu schreien: „Da ist der Feind! Wo ist die Infanterie? Wo bleibt die Reiterei? Wo stecken die Kanonen?" —

Möglich, daß der Sieger von Auerstädt seinen Truppen nicht recht traute. „Mit Ausnahme der Offiziere und Unteroffiziere," berichtet Thiébault, „bestanden unsere Truppen aus Rekruten, die den Krieg erst seit drei Tagen kannten. Die Infanterie war wenig ausgebildet, die Artillerie noch weniger, und die Reiterei hatte von dieser Waffe nur den Namen." — Es kam einmal vor, daß der Marschall nach einem anstrengenden Marschtage den General Thiébault nachts wecken ließ. Nachdem er eine halbe Stunde mit dem Adjutanten durch die Nacht getappt war, kam er in das Zelt des Marschalls. „Da ich annehmen mußte," schrieb Thiébault, „daß er mich nur dringender Gründe wegen habe rufen lassen, weckte ich General Laville, um ihn zu fragen, was der Marschall von mir wolle, allein dieser wußte von nichts. ‚Gut,' entgegnete ich etwas gereizt, ‚dann wecken Sie ihn.' Laville rief den Marschall wiederholt an — seine Exzellenz schnarchte wie eine gesprungene Orgelpfeife — und schüttelte ihn, bis er endlich die Augen öffnete. Bei den Worten: ‚Hier ist General Thiébault, den Sie haben rufen lassen,' richtete er sich müde auf, sah mich an und stammelte: ‚Wie ist der öffentliche Geist der Truppen?' — ‚Der öffentliche Geist,' antwortete ich, ‚Sie meinen wohl die Stimmung?' Ich wollte noch hinzufügen, daß diese den Umständen angemessen sei, allein der Marschall war schon wieder wie eine tote Masse auf sein Stroh zurückgesunken." Der General blieb dann im Zelt des Marschalls, Davoust konnte sich aber anderntags auf nichts besinnen. Möglich also, daß ihn die Sorge um den Zustand der Truppen bis auf seine Streu im Biwak verfolgte.

Der Fürst von Eckmühl hatte sich gegenüber das bunt zusammengewürfelte Truppenkorps des Generals Graf Wallmoden: Die russisch-deutsche Division, die britisch-deutsche Division, die Schweden unter Generalleutnant von Vegesack, Mecklenburger, Hannoveraner, Hanseaten und in der Avantgarde Tettenborn

Digitized by Google

mit seinen Kosaken, den freiwilligen Jägern und den Lützowern. Besonders diese Avantgarde machte Davoust den Vormarsch schwierig, wehrte den Elbübergang bei Lauenburg tapfer und führte in dem kupierten Terrain einen erfolgreichen Kleinkrieg. Gerade dieser Kleinkrieg mag es gewesen sein, der den Marschall nervös machte, ihn die Truppen, die er vor sich hatte, überschätzen ließ und ihn schließlich bestimmte, in der seenreichen Gegend von Schwerin eine feste Stellung einzunehmen, um hier die Ereignisse abzuwarten. Das war durchaus nicht im Sinne Napoleons. Man denke sich, was hätte werden können, wenn Davoust, sein Korps fest zusammenhaltend, in Gewaltmärschen gegen Berlin vorgerückt wäre und in der Entscheidungsstunde die rechte Flanke des ohnehin wackligen Bernadotte bedroht hätte? Aber während der Kanonendonner bei Großbeeren erschallte und Reyniers Truppen zertrümmert in den Genshagener Forst zurückgeschmettert wurden, am 23. August, rückte Davoust ganz bequem in Schwerin ein, wo er sein Hauptquartier nahm, um — zuzusehen. Allerdings hatte er sein Korps durch Detachierung der Division Loison und der Kavalleriebrigade Lallemand gegen Wismar und Rostock, um die Schweden in Schach zu halten, stark geschwächt. Division Thiébault und das dänische Hilfskorps unter Prinz Friedrich von Hessen blieben im Lager vor Schwerin bei Davoust. Das Hauptmißverhältnis lag in der ungleichen Kavallerie. Die Verbündeten hatten einige 20 Schwadronen und vier Kosakenregimenter; Davoust, nach Entsendung seiner leichten Reiterbrigade, mußte sich ganz auf die Dänen verlassen, deren schwere Reiterei für den Aufklärungsdienst sehr unbeholfen war.

Der Marschall litt unter einer fortwährenden Spionenfurcht. Jeder, der auf der Landstraße als Hausierer oder Handwerksbursche oder Wanderer betroffen wurde, erschien ihm als Spion und konnte von Glück sagen, wenn er mit heiler Haut davonkam. Dennoch gelang es einigen kecken Lützowern, den Marschall und seine Generale zu täuschen. Zwei von ihnen verkleideten sich als Bauern, die Speck und Eier nach Schwerin zu Markte tragen wollten. Natürlich plünderten die ausgehungerten französischen Vorposten die vermeintlichen Bauern aus. Davoust hielt streng auf Manneszucht und duldete kein Plündern, das wußten die Lützower. So schlugen sie großen Lärm und verlangten, vor den General geführt zu werden. Das geschah auch, man begütigte sie, und so erhielten sie genaue Kenntnis von der Stellung des Vorpostengros. Immerhin, es war ein Gang, der ebensoleicht mit Pulver und Blei hätte endigen können. Noch mehr wagte der junge Thaer, damals kaum 17 Jahre alt, aber ein Wagehals ersten Ranges. Er war der Sohn des berühmten Albrecht Thaer, des großen Finders der neuen Bahnen der Landwirtschaft. Thaer meldete sich bei den französischen Vorposten als reisender Studio. Natürlich roch man in ihm (diesmal zu Recht) einen Spion. Man führte ihn vor Davoust. Da, auf diesem Gang, fällt Thaer ein, daß er einige Papiere bei sich führt, die ihn auf den Sandhaufen liefern können. Leben oder Tod? Was tun? Thaer weiß Rat: Er schläft unter den Augen seiner Wache im Vorzimmer Davousts ein, den Kopf auf den linken Arm senkend. ‚Schläft tief, der junge, müde Mann,' denkt die Wache und sieht zum Fenster hinaus. Inzwischen holt Thaer, immer den Kopf auf dem Tisch, mit der rechten Hand die bedenklichen Papiere hervor und nagelt sie mit seinem Dolch in aller Gemütsruhe an die untere Seite der Tischplatte. Wenige Minuten später steht er vor dem gestrengen Marschall und weiß den Argwöhnischen so für sich einzunehmen, daß der Marschall ihm anbietet, den Franzosen als Spion zu dienen. Bereitwillig geht Thaer darauf ein, bekommt seine genaue Instruktion und ein gehöriges Handgeld in Napoleondors und tritt mit dieser besonderen Beute seinen Rückweg zu seiner Kompagnie an.

Über den Kleinkrieg kam es zwischen Davoust und seinen Gegnern nicht hinaus. Kosaken und Lützower führten denselben allerdings in einer für Davoust sehr empfindlichen Weise: die Franzosen wurden Tag und Nacht beunruhigt, ihre Verbindungen wurden häufig unterbrochen, ihre Zufuhren und Munitionstranporte belästigt und teilweise abgefangen, ihre Kuriere aus dem Sattel geworfen. Bei einem solchen Scharmützel traf Theodor Körner das französische Blei. Es war ein Transport gemeldet, den Major von Lützow abzufangen gedachte. Mit hundert seiner Husaren und zwei Sotnien Kosaken und einem Detachement freiwilliger Jäger legte sich der Freischarenführer in einen Hinterhalt an der Straße Gadebusch-Schwerin. In der ersten Morgendämmerung des 26. August, des Tages von der Katzbach, ritten die Lützower zur Erkundung auf der Straße vor. Sie stellten Vedetten aus und lagerten einstweilen in einem Tannengehölz, das sehr dichtes Unterholz hatte. Hier in kühler Rast, so erzählt man, setzte Theodor Körner das letztemal den Stift an. Tags zuvor hatten seine Kameraden ihn um ein neues Lied für ihre Feldkapelle gebeten. Nun entstand auf seiner Schreibtafel das „Schwertlied":

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?"

Ein Bauer aus Käselow, mit Namen Dühring, war aufs Feld gegangen, da sprengte plötzlich der junge Graf von Hardenberg, dem der Mann bekannt war, heran und warnte ihn: es würde wohl gleich etwas geben, es würden Kugeln pfeifen. Der gute Dühring (er hatte auf diese Weise das Glück, in die Welt-

Digitized by Google

Theodor Körner's Schwert.

Theodor Körners Schwert mit einem Gedenkliede Friedrich Förſters

geſchichte zu kommen) beeilte ſich aus dem Schußbereich zu gelangen und ſtieg einen Hügel hinan, über den ein Fußſteig führte. Aber da kam es ſchon heran: der erwartete Wagenzug erſchien auf der Höhe des Tannengehölzes, von einer ſtarken Infanterieabteilung bedeckt. Plötzlich Trompetenſignale, gellendes Hurra heranbrauſender Reiter, von vorn Koſaken, von hinten die Lützower. Die franzöſiſchen Trommeln raſſeln, Kommandoworte, die Bauern hauen wie wild auf ihre Pferde ein, die Franzoſen verſuchen ein Karree zu bilden; und dann eine dichte Wolke von Staub und Pulverdampf, die alles verhüllt. — Der Wagenzug iſt genommen, aber die Franzoſen haben ſich in das Unterholz geworfen und ſchießen tapfer darauflos. Beſonders aus dem Graben an der Liſière kommen gutgezielte Schüſſe. Der alte Rittmeiſter Fiſcher, ein Hüne, mit Muskeln von Eiſen, Adleraugen und Habichtsnaſe und mit ein paar Fäuſten wie Geierklauen und einem grauen wallenden Bart — er hat noch unter dem großen Friedrich als Trompeter bei den Totenkopfhuſaren gedient — hat einen der kleinen franzöſiſchen Tirailleure gepackt. „Pardon Monsieur!“, der Kerl wirft ſein Gewehr weg, und Fiſcher gibt Pardon, aber in demſelben Augenblick ſpringt der flinke Franzos in den Graben zurück, reißt ſein Gewehr an die Backe, drückt auf den Rittmeiſter ab und jagt ihm eine Kugel durch den Tſchako. Dieſe meuchleriſche Tat empört den Alten, mit gewaltiger Stimme ſchreit er den Schützen zu: „Nicht ſchießen, Jäger, haltet mir den Monſieur!“ Man greift den Franzoſen, und Fiſcher ſpaltet ihm mit einem einzigen Hieb den Schädel. So härtet der Krieg, denn auch dieſer Franzos war einer Mutter Sohn aus der Normandie oder Provence, und zwei Augen weinten um ihn.

Genug! Die blutige Tat findet aus dem Walde ihr Echo, die franzöſiſchen Offiziere haben ihre Leute wieder in die Hand bekommen und aus dem Unterholz knattert und blitzt es lebhafter. Theodor Körner hatte der Exekution zugeſehen und rief nun:

Digitized by Google

„Züchtigt die Halunken! Wer ein braver Kamerad iſt, folgt mir!“ Mit dieſen Worten ſprengt er in das Tannendickicht. Graf Hardenberg folgt, Friedrich Frieſen folgt, die Oberjäger Helfritz, von Herz und Fauſt folgen. Der alte Fiſcher, der einſieht, daß das Gefecht eine bedenkliche Wendung nimmt, wenn ihm die Franzoſen aus ſicherm Verſteck ſeine Reiter abſchießen, läßt Appell blaſen. In der Wut des Kampfes wird das Signal überhört, und ſchon hat das kurze Waldgefecht zwei edle Opfer gefordert. Graf Hardenberg ſinkt, durch die Schläfe geſchoſſen, und Körner trifft die Kugel unterhalb der Herzgrube in den Leib. Seine Waffenbrüder Frieſen und Helfritz tragen ihn aus dem Buſch und lehnen ihn draußen an der Landſtraße an eine Birke. Der Schwerverletzte lallt noch ein müdes: „Es ſchad't nicht!“, dann verliert er das Bewußtſein, wird auf einen erbeuteten Wagen gehoben, ſtirbt aber unterwegs. Der alte Fiſcher iſt tief ergriffen über dieſen Ausgang. Er ſucht ſeinen Schmerz durch Poltern zu erſticken, der harte, alte Mann. „Es iſt ſchon recht. Ich wollt', ihr wärt alle geblieben! Hol' der Teufel eure Bravour! Ich will lieber die feigſten Hundsfötter kommandieren, als Menſchen, die nicht aufs Appellblaſen hören!“

So ſtarb Theodor Körner. Mögen hier die Briefe eines Freundes des Toten uns einige wehmütige Erinnerungen an jene letzten Tage des Dichters wachrufen.

„Im Biwak bei Wöbbelin bei Ludwigsluſt, den 28. Auguſt 1813.

Unſer Marſch hat uns heut ſchon wieder nach dem Feldlager zurückgeführt, wo wir vor zwei Tagen unſern geliebten Theodor in die Gruft ſenkten. Die öffentlichen Blätter werden Euch von dem ſchweren Verluſte, welcher uns und das ganze Vaterland betroffen, früher in Kenntnis geſetzt haben, als ich es vermocht hätte, und wenn ich auch heut zu ſchreiben anfange, ſo weiß ich nicht, ob ich imſtande ſein werde, den Brief zu Ende zu bringen. Ihr wißt, welche innige und herzliche Freundſchaft mich mit Theodor ſeit früher Jugend verband, welche Liebe ich in ſeinem elterlichen Hauſe erfuhr, und wie er es war, der bei ſeiner Ankunft in Dresden mich ſogleich für das Lützowſche Freikorps anwarb. Was ſind doch alle Schüler- und Studentenfreundſchaften gegen die, welche ſich im Feldlager ausbilden und bewähren und hier die Feuerprobe beſtehen. Anfänglich war Theodor Fußjäger, mit mir in derſelben Kompagnie; ſeit dem Waffenſtillſtande war er Kavalleriſt geworden und Adjutant Lützows. Wir ſahen uns ſeitdem nicht mehr ſo oft, aber deſto größer war die Freude, wenn wir uns trafen, oder auch nur im Fluge grüßen konnten; er brachte mir jedesmal ſeine Lieder zuerſt, ‚warm', wie er zu ſagen pflegte, ‚wie ſie aus der Pfanne kamen'. Auch hatten wir ein Erkennungszeichen, Lockpfeifchen aus einem Gänſebein, wodurch wir auch bei ſtockfinſterer Nacht und im Biwak einander ausfindig machten.

Am 25. war ich als Oberjäger auf Pikettwache kommandiert und hatte an einem Waldrain mit meinem Kommando mein Lager aufgeſchlagen, Stroh und etwas trockenes Holz war zuſammengebracht, und bald flackerte ein luſtiges Biwakfeuer, in deſſen Kohlen wir Kartoffeln zu röſten uns anſchickten. Die Nachtpoſten waren ausgeſtellt, die Runden abgefertigt, da kündigte mir die Lockpfeife die Nähe des Freundes an, ich antwortete, und bald hatte ſich Theodor Körner zu mir gefunden. ‚Ihr habt,' ſagte er in ſcherzendem Tone, ‚in der Mühle drüben gut aufgeräumt; das Hauptquartier hat nicht einen Krumen Brot und nicht eine Feder im Hühnerſtalle gefunden. Schaff mir ein Abendeſſen, eine Flaſche beſten Portwein bring ich dazu mit.'

Ich ſchrieb Euch ſchon, daß ich für den erfindungsreichſten und geſchickteſten Koch bei der ganzen Kompagnie gelte, und Theodor wußte, daß es in meiner Küche immer etwas Apartes gab. ‚Du ſollſt,' ſagte ich ihm, ‚heut dein Leibgericht haben, backene Hähndl auf wieneriſch; gerupft ſind ſie ſchon, auch zerteilt, nun werd' ich noch ein Ei ſpendieren, ſie dann im Mehl ſich wälzen laſſen und auf den geſchürten Kohlen ſchnell röſten.' Einige Zeit verging allerdings noch während der Vor- und Zubereitung, allein ſie verging unter den angenehmſten Geſprächen; das Wiener Gericht rief die ſchönſten Erinnerungen wach und noch ſchönere Träume der Zukunft. ‚Du wirſt meine Braut kennen lernen, du wirſt mein Brautführer ſein, wir werden in Wien und Dresden herrliche Tage erleben. Meine Eltern wünſchen, daß ich ſogleich nach beendetem Kriege auf einige Zeit unſere Weinbergvilla in Loſchwitz beziehe, wo mir die Muſe ſo günſtig ſein möge wie dem, der dort Don Carlos dichtete.'

Unterdeſſen brodelte und pritzelte mein Geflügel auf den Kohlen; zwei guten Kameraden währte es zu lang, ſie hatten ſich ſchlafen gelegt mit der Verwarnung, ſie zu wecken, ſobald es zum Eſſen gehen würde. Von Schüſſel und Teller war natürlich nichts in meiner Feldwirtſchaft vorhanden; wird man doch ſogar bei Hof zu einem Gabelfrühſtück eingeladen, und wir fanden unſer Gabelnachteſſen wahrhaftig fürſtlich.

Die Kameraden in ihren ſüßen Träumen zu ſtören fand Theodor nicht ratſam; ſchon während der Zubereitung des Gebratenen war die Flaſche zur Hälfte geleert, und unſer Geſpräch war ſo traulich und gemütlich, daß wir uns vollkommen befriedigt fühlten. So ſaßen wir bis nach Mitternacht zuſammen. ‚Und bringſt du mir,' fragte ich, ‚heute kein neues Lied mit für unſere Feldkapelle?' — ‚Das Ding iſt nicht fertig zu Papier gebracht, aber ſchon zurecht gelegt; auch etwas Melodie dazu ſummt mir im Kopfe herum; ſobald

Digitized by Google

der Tag graut, werd ich's aufschreiben, dann sollst du's haben.' Jetzt mahnte er sich selbst, daß es Zeit sei, aufzubrechen, da ihm Lützow gesagt, sich in aller Frühe fertig zu halten; es wird was los sein, meinte er, und wir werden einen Hauptcoup ausführen.

Die Flasche war bis auf den letzten Tropfen geleert; ich geleitete Theodor durch das Lager zur Mühle, wo das Hauptquartier war. Beim Abschiede ergriff mich eine ganz ungewöhnliche Wehmut, ich schloß den Freund krampfhaft fest in meine Arme, als er mir gute Nacht wünschte, ich drückte ihn unter heftigem Schluchzen an mein Herz mit dem ahnenden Vorgefühl, daß dies unsere letzte Umarmung sei, was ich dem Freunde nicht verhehlte. Er verwies mir solche törichte Besorgnis; ‚seit sie mich bei Kitzen gezeichnet haben, wo ich wirklich vermeinte, daß es aus mit mir sei, kommt mir nichts mehr an; seitdem bin ich stich- und kugelfest, also nichts mehr davon; hab guten Mut und lasse uns auf dergleichen furchtsame Einbildungen nicht achten. Schlaf wohl!' So schieden wir Mitternacht am 25. August.

Nach dem Abschiede von Theodor kehrte ich auf meine Feldwache zurück, doch kam kein Schlaf in meine Augen; ich machte die Runde bei den nächsten Posten und Feldwachen, und als ich nach vollbrachtem Dienst mich zur Ruhe begeben wollte, ertönte im entfernteren Lager das Alarmsignal, und eine Ordonnanz brachte mir den Befehl, mit meinem Pikett auf der Stelle als Spitze vorzugehen auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin, über die Bewegung im feindlichen Lager Erkundigung einzuziehen und davon Meldung zu tun. Da sich mehrere Mecklenburger bei meiner Feldwache befanden, wurde Weg und Steg leicht gefunden. Wir waren etwa eine oder anderthalb Stunden marschiert, der Tag fing eben an zu grauen, als wir aus der Ferne einzelne Gewehrschüsse, Hufschlag und Wagengerassel vernahmen. Wir machten halt, um uns genauer zu unterrichten, woher der Lärm komme; die Schüsse fielen bald dort, bald da, wir waren ungewiß wo? Ich übergab einem Gefreiten das Kommando, mit der Weisung, dem Wege rechts weiter zu folgen, während ich, von einer unsäglichen Unruhe getrieben, querfeldein der Gegend zueilte, aus welcher ich mit Sicherheit glaubte, die Schüsse zu vernehmen, die ab und zu noch vereinzelt fielen. Unterdessen war es heller Tag geworden; ich sah aus einem Gehölz eine Anzahl Wagen unter Bedeckung unserer schwarzen Husaren und Kosaken kommen, dazwischen gefangene, verwundete Franzosen; kein Schuß fiel mehr, aber nicht allzufern von mir galoppierte, laut wiehernd, Theodors Schimmel in der Heide umher, ohne seinen Reiter, und nun wußte ich alles. — Sie brachten ihn aus dem Gehölz getragen nach der Landstraße, alle sprachlos, bleich vor Schmerz, uns gebrach es an Worten und an Tränen. Seine Hand war schon erkaltet, aber das Herz bewahrte noch Lebenswärme, die Augen waren geschlossen. Wir hoben den Leichnam auf einen Wagen, auf welchem man ein Strohlager bereitet hatte, ich wich nicht von seiner Seite.

Wir brachten den Leichnam in ein der Landstraße zunächst gelegenes Bauernhaus in dem Dorfe Wöbbelin. Die Ärzte untersuchten die Wunde und gaben uns den Trost wenigstens, daß die Kugel ihn auf der Stelle getötet haben müsse, da sie unter der Herzgrube bis in das Rückenmark gedrungen sei. Von seinen vertrauten Freunden und Landsleuten schlossen sich Ackermann, v. Rostitz und v. Thümmel an mich an, um eine Grabstätte auszuwählen und eine angemessene Leichenfeier anzuordnen. Zwei Schreiner von der Kompagnie, bei welcher Theodor eingetreten, gingen sogleich daran, einen Sarg für ihren Leutnant zu zimmern. Unterdessen hatten wir ganz in der Nähe auf der Feldflur zwei einzelne hohe Eichen bemerkt und unter ihren Schatten die Stätte ausgewählt für das Grab unseres geliebten Waffenbruders. Unser ehrwürdiger Feldwebel Markwort, ein fünfzigjähriger Schreiblehrer aus Berlin, übernahm die Besorgung der Gräber; denn es sollten auch die anderen Gebliebenen hier ihre Ruhestätte erhalten.

In dem Bauernhofe waren andere Freunde beschäftigt gewesen, Kränze von Eichenlaub zu winden und ein Paradebett aufzubauen, auf welches der Sarg gestellt werden sollte.

Die Freunde, die hereintraten, erinnerten daran, daß ich für die Eltern die Brieftasche aufbewahren möge. In ihr fanden wir mit Bleistift geschrieben ‚das Schwertlied', dasselbe, von welchem er mir noch bei dem letzten Nachtmahle gesprochen. Außerdem nahm ich von seinem Halse die Schnur mit einem österreichischen durchbohrten Zwanziger, welchen ihm die Braut einst als schützendes Amulett umgebunden hatte. Der getreue Helfritz, der ihm der nächste war, als er vom Pferde sank, bat als Andenken um den Siegelring Theodors; einen kleinen goldenen Reifen mit einem tränenhellen Diamant nahm ich in Verwahrung, um ihn der Braut, von der er ihn erhielt, einst wiederzubringen, wenn mich das Schicksal nicht auch ‚im Siegesheimzuge fehlen lassen sollte'.

Während wir näheren und nächsten Freunde in stummer Wehmut den geliebten Toten umgaben, trat ein Adjutant des Generals herein und erklärte, Befehl zu haben, die Leichenparade zu kommandieren, weshalb er uns auffordere, mit dem Gebliebenen auf den bereit gehaltenen Tragbahren zu folgen. Zugleich machte er uns bekannt, daß der General für das Grab des Leutnants Körner eine geeignetere Stelle, als wir sie gewählt, an der Landstraße hinter dem Meilensteine bestimmt habe, welcher durch eine passende Inschrift sehr leicht als Leichenstein zu verwenden sein würde.

Ihr könnt Euch vorstellen, mit welcher Entrüstung wir diese Mitteilung aufnahmen; mir gab sie so-

Digitized by Google

gleich meine volle Beſinnung wieder. Ich bat Ackermann und Thümmel, mich zu dem General zu begleiten; die anderen blieben als Schild- und Ehrenwache bei dem Leichnam zurück. Ich trug dem General in dienſtlicher Meldung vor, ‚daß die Beerdigung unſeres Kameraden, des Leutnant Körner ſtattfinden werde; wir erſuchten den General und ſeinen Stab, unſerm Freunde die letzte Ehre zu erweiſen und ihm zu dem Grabe, welches wir ihm unter einer Eiche auf der nahen Feldflur ausgewählt hatten, das Geleit zu geben‘.

Ich weiß nicht, ob mich der General völlig ausſprechen ließ; ich glaube aber, er unterbrach mich mit der kurzen Abfertigung: ‚er habe die Leichenparade kommandiert, für die Grabſtelle geſorgt, und die Einladung hätten wir uns erſparen können.‘ Es kam zu einem heftigen Auftritte; wir drei erklärten, daß die Lützower ſich das Recht und die Ehre, ihren Kameraden unter der deutſchen Eiche zu beerdigen, nicht verwehren und verkümmern laſſen würden. Wenn nicht unſer Major Petersdorf und Graf Dohna dazwiſchen getreten wären, würden wir wahrſcheinlich in Arreſt geſchickt worden ſein. Schließlich klopfte mich der General wohlwollend auf die Schulter und erklärte, daß er im Gefolge nicht fehlen werde.

In dem Bauernhauſe fanden wir bei der Zurückkehr Körner im Sarge, das Haupt mit einem Eichenkranze geſchmückt, ein ernſter Friede lag über die edlen Züge des Geſichts ausgebreitet, vollkräftig in jugendlicher Schöne lag er da, dem Anſcheine nach mehr noch dem Leben als dem Tode angehörig; keine Leichenbläſſe, keine blauen Lippen, keine eingefallenen Augen — je länger man ihn anſah, deſto mehr belebte er ſich, mir war's, als ob er wieder atme. — Die Maler Olivier und Schmidt haben ihn gezeichnet, der erſtere hat mir die Zeichnung geſchenkt, die ich mit anderem Nachlaß den tiefbetrübten Eltern nach Dresden ſchicken werde. — Von den andern, in dem Gefecht Gebliebenen war noch eine Anzahl, darunter auch der junge Graf Hardenberg, auf den Hausflur und den Hof herbeigetragen worden; die aus jungen Baumſtämmen und Wagenleitern bereiteten Bahren waren ſämtlich mit Eichenzweigen und Kränzen geſchmückt; auf engem Raume ein Schlachtfeld mit teuern Opfern.

Unter gedämpftem Trommelſchlag trugen wir unſern geliebten Theodor zur Ruheſtätte, die wir ihm mit eigenen Händen, von unſern Tränen benetzt, gegraben. Daneben waren größere Gruben zur Aufnahme der anderen Kameraden gegraben. Wegen der Nähe des Feindes hatte Wallmoden eine Ehrenſalve aus Geſchütz und Gewehr unterſagt; ſo ſenkten wir ihn unter Anſtimmung des Gebetes: ‚Vater, ich rufe dich‘ in die Gruft und ſchieden nach der Einſenkung mit dem Abſchiedsgruße: ‚das war Lützows wilde, verwegene Jagd!‘

Wir haben ein ovales Stück der Eichenborke ausgeſchnitten und mit glühendem Eiſen den Namen Theodor Körner, den 26. Auguſt 1813‘ in den Stamm eingebrannt.“ —

„Und ſollt' ich einſt beim Siegesheimzug fehlen:
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück . . .“

ſo hatte der Gefallene einſt geſungen. Er fehlte beim Siegeseinzug, aber über ſeinem Grabe rauſchten die Wipfel deutſcher Eichen, die der Herbſt mählich rötete. Freundeshände hatten ihm die Gruft gegraben, Freundeshände ſorgten, daß dies Grabmal von Wöbbelin dem deutſchen Volke blieb. Wie anders ging es dem edlen Friedrich Frieſen, der jetzt mit den Kameraden ergriffen an Körners Leiche ſtand. Wenige Monate ſpäter fiel er tief im Feindesland, im Ardenner Wald, unter den Händen franzöſiſcher Bauern, unter Kolbenſtößen und Axthieben, und wenn nicht Freundesauge auf dem fernen franzöſiſchen Friedhof ſein Grab entdeckt hätte, ſo wäre ſeinen Gebeinen die Erde des Vaterlandes nicht geworden. — Theodor Körner — Friedrich Frieſen und all die anderen, die ihren reichen Gaben nach berufen waren, auf dem Lehrkatheder, am Schreibtiſch, im öffentlichen Leben ihres Volkes zu wirken, — — wahrlich, die Zeit der Saat für des Reiches Einheit hat edles Blut gefordert!

Die Ehrenſalve, die General von Wallmoden dem gefallenen Sänger aus Vorſicht verſagte, wurde ihm am ſelben Tage zu Hagelberg, und hier wurde auch das teure Leben tauſendfach gerächt.

„Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört“ . . . . .

Bei Hagelberg war es, wo der wilde Ruf Heinrich von Kleiſts: „Schlagt ſie tot, das Weltgericht fragt nach euren Gründen nicht!“ dem Buchſtaben nach ſich erfüllte.

Als Zwiſchenkorps zur Verbindung zwiſchen Davouſt und Oudinot war der General Girard von Magdeburg vormarſchiert. Der Kaiſer Napoleon hatte Girard, den er ſehr gern hatte, dies wichtige Kommando anvertraut. Der General gehörte wie Gérard zu dem Nachwuchs an Führern, aus dem der Kaiſer ſich ſeine Marſchälle einſt zu ſchnitzen gedachte. Girard war ein ſchnell entſchloſſener Mann von zweifelloſer Führerbegabung, aber auch ihm war der Leichtſinn eigen, dem man bei den franzöſiſchen Generalen jener Tage

Digitized by Google

und auch im Kriege 1870/71 so häufig begegnet, keine genügende Sicherung, kein genügender Vorposten- und Patrouillendienst. In der Stunde der Entscheidung freilich waren diese Leute auf ihrem Posten, aber dann war's vielfach zu spät. — In Spanien war unser Girard, dieser „junge brillante General", bei Soult in Ungnade gefallen, nicht weil er bei Albuera sein 5. Korps zu dicht massierte, sondern weil er bei Arroyo Molino sich sträflich überfallen ließ. Trotz dieses „schändlichen Vorfalls" hielt Napoleon große Stücke auf ihn. Bei Beresina und Großgörschen schwerverwundet, stand er schon jetzt wieder trotzig im Feld. Am 21. August war er mit der Division Lanusse aus Magdeburg aufgebrochen. Die Division Dombrowski, ungefähr 4000 kriegsgewohnte, tapfere Polen unter dem ausgezeichneten General, der schon an der Beresina Wunder getan hatte, sollte von Wittenberg aus zu ihm stoßen. Es ist bemerkenswert, wie geschickt das kaiserliche Hauptquartier (Major-General Berthier war hierin groß) die Korps mischte. Hier sollten die Polen den Rückhalt bilden; aber die Vereinigung erfolgte nicht. So war Girard auf seine Division von Magdeburg, die Baron Lanusse kommandierte, angewiesen. Dieser waren beigemischt 1 Bataillon Westfalen und 2 Bataillone des Regiments der Herzöge von Sachsen. Es ist dasselbe tapfere Regiment, das anno 1809, auch an einem Augusttage, jenseits Sterzing in die „Sachsenklemme" geriet. Nun sollen sie hier für den fremden Kaiser im märkischen Sand fechten, hier sind keine Tiroler Scharfschützen, keine steilen Felswände, kein Geröll, das sich zerschmetternd auf sie niederwirft, aber es sind wütende Landwehrleute hier, die den Gewehrkolben zu gebrauchen verstehen.

Carl Friedrich von Hirschfeld
Nach einem Gemälde von Schöner. Gestochen von Bollinger

Girard hatte 7000 Mann, davon aber nur 4000 Franzosen (6 Bataillone nebst Artillerie). Seine 700 italienischen Reiter (13. ital. Husaren und Marschkarabiniers) hielten sich wacker, dagegen waren seine Deutschen und Kroaten solche „Kerntruppen", daß sie sozusagen beim ersten Kanonenschuß flohen, desertierten und in Masse überliefen.

Divisionär Girard marschiert guten Muts dahin und denkt Quartier in Berlin zu finden. Er hat tagelang nichts von Oudinot gehört, nach seiner Meinung muß der Marschall längst in Berlin sein, und baß verwundert ist der Franzos, als er plötzlich bei Brück auf Kosaken stößt. Man bringt einen sächsischen Grenadier vor ihn, einen Versprengten der Division Saar, der es bei Großbeeren so schlecht ging, — der gibt Kunde von der Schlacht vor Berlin. General Girard, der nicht Lust hat, in eine Sackgasse zu geraten, kehrt nach Belzig zurück, läßt einen Teil seiner Truppen bei Lübnitz, eine halbe Meile vor Belzig, biwakieren, legt einen andern in Belzig ins Quartier. Von Oudinot, von Dombrowski hört er nichts, eine Kosakenwolke umschwärmt ihn, während in Eilmärschen der preußische General von Hirschfeld über Brandenburg heranmarschiert.

Der tapfere Hirschfeld ist ein Mann von 70 Jahren. Er hat viele Kriege gesehen, auch noch zwei Jahre lang den Siebenjährigen. Er hat mit den Franzosen allerlei abzurechnen, der alte Mann. Bei Auerstädt nahmen sie ihn an der Spitze der Garde gefangen, das Blut seines Ältesten tränkte die spanische Erde, ein anderer Sohn ficht noch dort in Spanien. Hier sehen wir den Alten nun an der Spitze von 15 Landwehrbataillonen und dem Reserveinfanterieregiment. Die kurmärkische Landwehrkavallerie führt ein Bismarck. Hirschfeld hat von Bernadotte den Auftrag erhalten, das Korps Girard über die Elbe zu werfen und es von Magdeburg abzudrängen. Wie wird sich preußische Landwehr gegen französische Linie schlagen? Beide haben kaum das Pulver gerochen. Die jungen französischen Milchbärte sind aus allen Teilen ihres gesegneten Vaterlandes zusammengerafft, in Eilmärschen über den Rhein geworfen, schlecht ausgebildet, schlechte Schützen. Die Männer der preußischen Landwehr aber sind über die jungen Jahre weit hinaus, alles Kurmärker, aus dem Herzen des preußischen Staates, Handwerker, Bürger, Bauern, Männer vom Amboß und der Dreschtenne, die im Schießen ebenso schwach sind wie die Franzosen; ihre Kavallerie ist auch nicht viel mehr wert wie die französische, sitzt auf kleinen Pferden, die der Hunger nicht eben mutig gemacht hat. Es sind aber ein paar hundert Pferde mehr wie drüben, und ein Bismarck führt sie.

Der alte Hirschfeld, dem hier zum erstenmal im Leben die selbständige Leitung einer Schlacht in die Hände kam, wollte etwas ganz Besonderes in der Taktik leisten. Er wollte das französische Lager, das da vor ihm lag, umgehen und durch einen Flankenangriff überraschen. Es war die alte Staffeltaktik, die in

Digitized by Google

ſchräger Linie die Bataillone vordringen läßt mit genauem Abſtand wie ein Uhrwerk, die Kriegskunſt des großen Friedrich. Aber ſolcher Anmarſch ſetzt eine Beweglichkeit der Truppen voraus, welche die wenig einexerzierten Landwehrbataillone durchaus nicht beſaßen. Der Marſch, ſo hatte Hirſchfeld befohlen, ſollte in der größten und möglichſten Stille und Ruhe erfolgen und alles „Maddern" am Gewehr unterbleiben, wer ſein Gewehr losgehen ließ, ſollte 6 Wochen ſtrengen Arreſt bekommen. Ein Detachement von 3 Bataillonen, einer Schwadron und einem Geſchütz unter dem Kommando des Oberſtleutnants von Reuß ſollte, über das Vorwerk Steindorf marſchierend, das feindliche Lager bei Lübnitz in dem Rücken nehmen und zugleich mit der Hauptmacht angreifen.

Wie an den Tagen von Großbeeren und der Katzbach fiel auch an dieſem Tage ein ſtarker Regen, der die Überſicht des Terrains hinderte. Außerdem richtete ſich die Aufmerkſamkeit der Franzoſen mehr auf die Koſaken, die ſich in der Nähe von Belzig zeigten, ſo daß der erſte Angriff überraſchend gelang. Die franzöſiſche Kavallerie, plötzlich durch die 3 Regimenter Landwehrkavallerie angegriffen, warf ſich in der Beſtürzung auf das eigene Fußvolk und gab die Nordoſtſeite von Lübnitz preis. Erſt zwei franzöſiſche Bataillone, die geſchickt Karree bildeten, hielten den wuchtigen Anſturm der preußiſchen Kavallerie auf. Da bricht auch ſchon Oberſtleutnant von Reuß mit ſeinem Detachement vor. Aber er hat kaum die Höhe von Steindorf erreicht, als er von einer franzöſiſchen Batterie, die am Windmühlenhügel von Lübnitz aufgefahren iſt (Windmühlenhügel und Batterien ſind in dieſen Schlachten eigentlich immer unzertrennlich), heftiges Feuer erhält und das Unglück es will, daß eine Granate ihm auf der Stelle 10—15 Mann zu Boden reißt. Das iſt für die Landwehr eine zu ſtarke Belaſtungsprobe. Das Bataillon weicht zurück, auch die anderen beiden laſſen ſich nicht halten. Es gibt eine ſolche Panik, daß der Oberſtleutnant, der beſchwört und fleht, aus dem Sattel gehoben und zu Fuß mit in den Rückzug geriſſen wird. Aber ſchon ſind drei friſche Bataillone im Kampf um das Dorf. Flinke Koſaken miſchen ſich dazwiſchen und ſchwingen die Brandfackel, das Dorf ſteht in Flammen, die franzöſiſche Infanterie zieht ſich Hals über Kopf gegen das Dorf Hagelberg zurück. Die fatale Batterie, welche das Detachement Reuß in ſolche Verwirrung gebracht hat, muß abfahren, — Reuß und ſeine Offiziere ſammeln ihre Leute wieder. So ſteht es um das Gefecht, als plötzlich von Belzig her eine Reitergruppe im Galopp heranſprengt, hinter ſich Kavallerie und keuchende Infanterie im Laufſchritt: es iſt General Girard mit ſeinem Stabe und den Truppen, die in Belzig Quartier hatten. Der Kanonendonner hat den franzöſiſchen General und ſeine Offiziere von der Tafel aufgeſchreckt.

Es iſt die höchſte Zeit, daß Girard zur Stelle iſt. Er ſieht, wie ſeine Truppen aus Hagelberg zurückebben, wie Klein-Glien vor ſeiner Front verloren geht und tut nun alles, die Bataillone aufzunehmen, den Sukkurs aus Belzig heranzuziehen, und es gelingt ihm auch, acht Bataillone mit zwei Batterien hinter dem Triftberg zu ſammeln. Er ſchiebt eine Batterie auf den Triftberg vor und läßt das Bataillon Bornſtedt beſchießen. Major von Bornſtedt denkt: Hier iſt das Bajonett gut. Er rückt, ohne einen Schuß zu tun, vor, er läßt das Gewehr fällen, und mit Hurra ſtürmt ſein Bataillon gegen die Batterie an. Da bekommt er Flankenfeuer von rechts und links. Zwar, die Franzoſen ſchießen ſchlecht, aber ſie ſchießen. Fünf Minuten lang ſtockt der preußiſche Angriff, — fünf Minuten lang, dann verſagen die Landwehren, verſagen ohne Gnade und gehen in größter Unordnung zurück. Die Bataillone, die folgen, machen kehrt, und jetzt iſt General Girard auf dem Poſten. Mit Wucht ſtoßen ſeine Bataillone vor. Klein-Glien und Hagelberg werden zurückgewonnen. Auf dem Mühlberg, nördlich des Dorfes Hagelberg, fahren zwei franzöſiſche Batterien auf und ſpeien Tod und Verderben. Die preußiſchen Bataillone fluten unaufhaltſam zurück. Generalmajor von Putlitz, einer von den Gänſen zu Putlitz, hatte noch zwei Reſervebataillone zur Hand. Ein ſeltſamer Kauz, dieſer Putlitz. „Er hatte einiges geleſen," ſchreibt Marwitz von ihm, „und war ein großer Liebhaber von Münzen, vom Tabakrauchen und vom Eſſen. Mit dieſen drei Dingen beſchäftigte er ſich den ganzen Tag. Die Pfeife kam ihm nicht aus dem Munde, und ohne ſich jemals voll zu eſſen, ging er doch den ganzen Tag von einem Frühſtück zum andern. Seine ſogenannte Tapferkeit rührte eigentlich nur vom Eigenſinn her, da nicht fortzugehen, wo er einmal war." Hier bei Hagelberg half Putlitz aber auch ſein Eigenſinn nichts. Er wurde mit ſeinen beiden Reſervebataillonen in den allgemeinen Strudel geriſſen, fiel vom Pferde und brach das Schlüſſelbein. — Die Sache ſah böſe aus. Die franzöſiſchen Geſchütze ſchmetterten unaufhörlich ihren Hagel von Geſchoſſen den zurückweichenden Bataillonen nach. Schon formierte General Girard ſeine Angriffskolonnen und ließ die Tirailleurs in dichten Schwärmen gegen die Waldliſière vorgehen. Nur das Reſerveregiment Infanterie hielt ſich einigermaßen, die Landwehr aber war ſchwer erſchüttert. „Die übergroße Zuverſicht," heißt es in einem fachmänniſchen Bericht, „mit der die junge Landwehr zum Angriff geſchritten, war in völlige Entmutigung umgeſchlagen. Es zeigte ſich der Mangel an ſoldatiſcher Zucht und Gewöhnung, welche die das Innere bewegenden Gefühle bemeiſtern und nach einem mißglückten Verſuche zu neuer Kraftanſtrengung befähigen. Viele ſaßen in den Büſchen umher, andere zerſtreuten ſich rückwärts über das Blachfeld und ſchienen für den Augenblick unempfindlich gegen den Zuſpruch ihrer Offiziere, die zur neuen Tätigkeit aufriefen."

Digitized by Google

Da plötzlich erscheint als Helfer in der Not der knorrige Oberstleutnant von der Marwitz. Er bringt vom linken Flügel her drei Bataillone, bringt zwei Geschütze mit und läßt auch die gegen Lübnitz gerichtete Batterie, die längst schweigt, auf dem Spitzberge südlich von Lübnitz auffahren. Mit zäher Tatkraft stemmt sich dieser Altpreuße (in seiner kritischen, hitzigen Art dem eisernen York wesensverwandt) dem französischen Angriff entgegen. Die erschütterten preußischen Bataillone gewinnen Zeit, sich wieder zu sammeln. Das Ehrgefühl und der Patriotismus wacht in den Männern von Pflugschar, Amboß und Hobel wieder auf. War auch kaum einer, der dem andern einen Vorwurf machen konnte: Sie waren alle davongelaufen. Aber jetzt erwacht in ihrer Brust der Ingrimm auf die verdammten Franzosen, die sie in solche Schmach gestoßen. „Jetzt haben wir Pulver gerochen," heißt es in ihren Reihen, jetzt werden wir's besser machen." Dennoch meinte Marwitz: „Folgte der Feind, so kam von den Zurückweichenden keiner zum Stehen; ich hätte ihn schwerlich aufgehalten, wahrscheinlich hätten wir eine totale Niederlage erlebt, es hing an einem Haar!" Indes, der tüchtige Mann tat das Seine. Das Brummen der Batterie, das Rasseln der Trommeln flößt den Leuten wieder Mut ein, sie sammelten sich von neuem um ihre Fahnen. Aus dem Belziger Busch drangen die preußischen Tirailleurs und einige geschlossene Bataillone gegen den Kiehnberg vor, und zugleich erschienen 500 Kosaken unter dem flinken Tschernitscheff. Zwei französische Reservebataillone wurden umzingelt und streckten die Waffen. Zugleich drang Marwitz vor, der alte Mühlberg mit seiner Batterie wurde erstürmt; vom Rücken und in der Front gepackt, warfen sich die weichenden Franzosen in das Dorf Hagelberg. General Girard sah ein, daß dies Dorf um jeden Preis gehalten werden mußte, es war das letzte Bollwerk, um seinen Rückzug zu decken. Aber schon braust die preußische Flut heran. Bataillon Bornstedt will seine Revanche; Bataillon Schönholz, Bataillon Bönigk, Bataillon Streit, alle Bataillone dringen vor, an der Spitze aber das Bataillon Zschüschen. In all diesen Landwehrleuten ist jetzt rasende Wut entfesselt. Sie alle haben unter dieser siebenjährigen Bedrückung und Auspressung gelitten; wohl keiner unter ihnen, sei es Bürger oder Bauer oder Tagelöhner, der nicht sauer Verdientes hergeben mußte, der nicht mit ansehen mußte, wie ihm der Feind in Küche und Keller brach, um das zu verprassen, was er für des Leibes Notdurft und Nahrung zurückgelegt hatte. Ein Befehl zum Vorrücken auf Hagelberg wird nicht mehr abgewartet. Bataillon Zschüschen, Gewehr auf Schulter, stürmt ohne Hurra in schweigendem Grimm gegen Hagelberg vor, und jetzt geht durch die Landwehr eine allgemeine Bewegung. Was Staffelabmarsch, was Abstand von 150 Schritt, was halb rechts oder halb links! Das ganze Exerzierreglement versagt. Dort drüben steht der Feind in dichten Haufen am Nordrande von Hagelberg, den wollen wir totschlagen, das ist unsere Aufgabe heute am 27. August in der Vesperstunde. Hat es nicht vor 500 und etlichen Jahren eine sizilianische Vesper gegeben, in der man die Franzosen nach Tausenden totschlug wie tolle Hunde? Wohlan, wir machen eine märkische Vesper! Ach Gott, was wußten diese Männer des Pfriems und des Hobels und der Sense von sizilianischer Vesper. Aber der Instinkt, der durch die Massen geht und der seit den Tausenden von Jahren, da die Welt steht, immer durch die Massen ging, — er ist hier lebendig, so lebendig, daß er totschlägt, was ihm vor den Kolben kommt. Zwei französische Bataillone stehen am Nordrande des Dorfes, Girard und seine Offiziere sehen sie zurückweichen, suchen mit gezogenem Degen ihre Leute zum Stehen zu bringen. Da trifft den General ein Granatsplitter, schwer verwundet trägt ihn aus dem Getümmel ein italienischer Husar; ein zweiter General fällt, jede Führung hört auf. Die Landwehren stehen jetzt den Feinden gegenüber, Mann gegen Mann. Der Regen klatscht, und zugleich klatschen die Kolben der Preußen. Ein französisches Bataillon wird gegen die Ringmauer gedrängt, förmlich festgenagelt und zusammengehauen bis auf den letzten Mann. Pardon gibt es nicht. Der Einfluß der Offiziere ist der rasenden Wut gegenüber gleich Null.

„Habe ich in meinem Leben brave Kerle gesehen," erzählt ein Landwehrmann als Augenzeuge, „so waren es die vom Bataillon Zschüschen, das muß ihnen der Neid lassen. Lauter Lebuser, Oderbrücher, na, und wo die hinschlagen, wächst bekanntlich kein Gras. Die Sache fing gleich damit an, daß zwei französische Kanonen genommen wurden. Nun kam das Bataillon und wir als Schützen an das Dorf heran. Eine lange, niedrige Gartenmauer aus Feldsteinen ging hier um die Gärten des Dorfes herum. An dieser entlang zog sich ein Feldweg, auf dem die französischen Kolonnen marschierten, um rechts in die Dorfstraße hineinzukommen. Von dem Feldwege gingen die Äcker in mehreren langen Streifen in das Feld hinein und waren ebenfalls durch niedrige Feldsteinmauern voneinander getrennt. Wie die Franzosen sahen, daß wir schon bis an die Äcker heranwaren, machten sie Vierecke und standen so dicht gedrängt mit den hintersten Gliedern an der Gartenmauer des Dorfes. Das Bataillon Zschüschen stürmte, das Gewehr rechts genommen, über die Äcker. Man sagt immer: Attacke mit dem Bajonett. Doch kommt es sehr selten zum Handgemenge. Hier aber kam es dazu, denn die Feinde kehrten nicht um und liefen davon, konnten es auch nicht, die Mauer hielt sie auf, an die sie wie angekeilt und gedrängt standen. Die Franzosen feuerten so schnell sie konnten, aber der Regen hatte ihre Gewehre ebensogut wie die unseren verdorben, und so war es eine schlechte Bekanntschaft, die sie hier mit den Neumärkern und Kurmärkern machten. Ich sehe es noch,

Digitized by Google

wie ein paar stämmige Burschen auf dem linken Flügel der Angriffskolonne schon von weitem den Schießprügel umkehrten und die Kolben so hoch in der Luft schwangen, als hätten sie Dreschflegel in der Hand. Die Tschakos knickten bei den Franzosen zusammen wie Nußschalen und die Hirnkästen, die darunter saßen, blieben auch nicht ganz; es war eine greuliche Wirtschaft. Wie unsere hintersten Züge das Nußknacken hörten, liefen sie rechts und links um das Bataillon herum, den Franzosen in die Flanken, wo dann das Kolbendreschen auch sogleich losging. An dieser Gartenmauer wurde den Franzosen die Quittung für alle die Bedrückungen, Mißhandlungen und Plackereien, die wir sechs Jahre lang hatten aushalten müssen, ausgestellt. Ihr könnt es euch nicht vorstellen, was damals ein jeder von uns für eine Wut auf die Franzosen hatte! Ich habe gesehen, daß einer von uns weinte und sich vor Wut in den Arm biß, weil er vor den andern nicht mit heran zum Totschlagen kommen konnte. Es war aber auch ein fürchterliches Gedränge. In den ersten paar Minuten standen die Franzosen stramm und verteidigten sich, sogut sie konnten, bis die ersten Glieder von allen Seiten fielen und die Kolben immer weiter in die Mitte hineinreichten. Da mochten wohl die hintersten denken: Wozu abwarten, bis es an uns kommt? Die Mauer ist ja nicht hoch und also frisch hinauf und hinüber. — Kaum war der erste glücklich mit Sack und Pack oben, so kribbelte alles wie Ameisen hinterher. Als aber die vordersten sahen, daß sie an ihren Hintermännern keinen Rückhalt hatten, verloren sie sichtbar den Mut, viele sanken in die Knie und riefen: ‚pardon! pardon!' Ja, du lieber Gott! Wenn sie es eine halbe Stunde früher gerufen hätten; aber jetzt kannten weder die Kurmärker noch Neumärker ein Erbarmen; auch die auf den Knien lagen und um Gnade baten, wurden niedergeschlagen und sonderbarer Weise ganz ohne Lärm und Geschrei. Schießen hörte man gar nicht, hier und da einen Fluch, Todesgestöhn und Röcheln, sonst ging die gräßliche Blutarbeit ganz still, aber desto ingrimmiger vor sich. Der Mensch ist doch stellenweis eine recht bestialische Kreatur. Ich hatte nie einen Ochsen oder ein Schwein schlachten sehen, ohne das arme Tier zu bedauern, und hier schlug ich unbarmherzig auf die jungen, unbärtigen Rekrutengesichter los, als ob jeder mich tödlich beleidigt hätte, und unsere Bekanntschaft war doch erst von heute. Unser Leutnant Krause schonte auch nicht und stach mit seinem Degen drauflos, aber nicht bloß so oben hin wie die Köchin mit der Spicknadel. An einem französischen Offizier fand er endlich seinen Mann, der verstand sich besser auf den Stoß, wie er; wir aber uns noch besser auf den Schlag, und so ein doppelt Kurmärkischer half meinem Fechtmeister vom Brot. So einen Schlag, als ihn unser langer Berliner Meyer hier vollführte, hab ich mein Lebtag nie wieder gesehen. Er traf mit dem Schloß des Gewehres den Franzosen grad auf die Stirn, schlug ihm den Hirnkasten in Stücke und den ganzen Kopf so zu Brei, daß man gar nicht erkannte, wo das Gesicht gewesen war. Übrigens wehrten sich die, welche in der Mitte aushielten, wie Verzweifelte. Da war besonders ein alter Offizier, es schien ein Kapitän zu sein, der war so wütend, daß er den Schaum vor dem Munde stehen hatte, er knirschte mit den Zähnen, warf seinen zerbrochenen Degen uns an die Köpfe, riß sich die Uniform auf und gab zu verstehen, daß er sterben wolle. Einer von unseren Offizieren bot ihm Pardon an, der Franzose spie vor ihm aus; das war denn sein Letztes, wie ihr euch denken könnt. Aber es war doch eine unbarmherzige Metzelei! In Zeit von kaum drei Vaterunser war vor der ganzen Mauer auch nicht ein einziger Franzos mehr auf den Beinen. Alles lag tot oder schwer verwundet am Boden. In unseren Reihen war auch eine merkliche Unruhe eingerissen; erst nach und nach sammelten die Leute sich wieder. Ein Trupp von etwa 50 Landwehrmännern schlenderte ganz still für sich, die blutigen Gewehrkolben über die Schulter gelegt, zurück. Leutnant Curiol, der Adjutant des Bataillons, hielt sie an und fragte wohin? ‚Feierabend machen!' erhielt er zur Antwort, ‚es gibt nichts mehr totzuschlagen'. Und das sagten diese gutmütigen Leute mit einer Gleichgültigkeit, als ob sie vom Dreschen nach Haus gingen."

Die französische Flucht wird allgemein. Geschütze werden im Stich gelassen, die Troßknechte strängen ab und rasen davon. So behaupten deutsche Berichte, nach französischen gingen sie ehrenvoll verloren, bis zum letzten Schuß feuernd, die Kanoniere ließen sich töten. Der Kavallerist hat es gut, den trägt sein Pferd, aber der Infanterist, der muß um seines Lebens willen laufen, denn was zurückbleibt, wird totgeschlagen. So wirft der bedrängte Franzos Tornister, Seitengewehr, Flinte, kurz alles fort, was ihn beschweren kann. Man sammelte an den nächsten Tagen angeblich 6000 Gewehre auf dem Schlachtfelde. 3000 Mann, also ein Drittel, sammelten sich, meistens ohne Gewehr und Tornister, in Magdeburg, dabei noch 61 Westfalen, 205 Thüringer, 233 Italiener, mit — 15 Geschützen.

Man hat den Tag von Hagelsberg den „Ruhmestag märkischer Landwehr" genannt. Ein blutiger Ruhm zwar, „denn," so heißt es, „keiner erhielt Pardon, keiner entkam, die Toten lagen höher als die Gartenmauern übereinander, alle Torwege waren damit versperrt, der Amtshof und der Wasserteich davon angefüllt." Aber es war eine Zeit von Eisen damals, und der gewaltige Mann, der in Dresden saß, der an jenem Tage von Hagelberg bei Dresden einen glänzenden Sieg gewann, mußte um jeden Preis niedergerungen werden.

Digitized by Google

22. Kapitel

Dresden

„Geben Sie nach Paris unbestimmte Nachrichten und lassen Sie durchblicken, daß gleichzeitig ein Sieg in Schlesien, die Einnahme von Berlin und vielleicht noch wichtigere Ereignisse bekanntgemacht werden dürften." — So lautete ein Befehl, den der Kaiser am 24. August an den Herzog von Bassano, Minister Maret, nach Dresden absandte. Der Kaiser war sehr zuversichtlich in jenen Tagen. Seine gewaltige Heermaschine war durch seinen eisernen Willen in Bewegung gesetzt. Macdonald marschierte gegen Blücher, dessen Heeresmacht der Kaiser stark erschüttert glaubte. Oudinot war im Anmarsch auf Berlin und hoffte am 23. August in der Hauptstadt Preußens einzutreffen. Von der Niederlage seines Marschalls bei Großbeeren wußte Napoleon noch nichts. Davoust drang über Lauenburg vor, Girard dazwischen als bindendes Glied, und er selbst, der große Schlachtenmeister, saß geschäftig über seinen Karten in Görlitz, bereit, die große böhmische Armee anzupacken. In seinem Hirn gärten weitausgreifende Pläne. Als er die Kunde vernommen, daß die Hauptarmee der Verbündeten über das Erzgebirge vordrang und ihren Angriff augenscheinlich auf Dresden richtete, war des Kaisers Entschluß gefaßt, — ein Entschluß, so kühn, wie er solchen in seinem kühnen Leben selten gefaßt hatte. Er beschloß die Verteidigung Dresdens dem Marschall Saint-Cyr zu überlassen und, nach Süden abbiegend, unter den Kanonen des Königsteins die Elbe zu überschreiten, um der verbündeten Armee in den Rücken zu fallen. Er dachte an nichts Geringeres, als die Verbündeten von ihrer Rückzugsstraße nach Böhmen abzuschneiden, sie zwischen zwei Feuer zu bringen und in einer großen Schlacht zu zertrümmern. Dann stand ihm der Weg auf Prag und Wien offen. Das ganze kaiserliche Hauptquartier war froher Hoffnung auf Gelingen, selbst der Fürst von Neufchâtel, Berthier, schon damals meistens mürrisch und müde (die Anfänge seiner geistigen Umnachtung zeigten sich), war sehr heiter und glaubte, daß ein solcher Schachzug zur schnellen Beendigung des Krieges führen würde: „Eh bien! Nous gagnerons une belle bataille, nous marcherons sur Prague, — sur Vienne!" So ballte Napoleon in der Gegend von Stolpen an 100000 Mann zusammen, um seine Kolonnen, wie er in seinem Schreiben an Maret sagt, über Königstein einzufädeln und mit Tagesanbruch am 27. August mit dieser Gewaltmasse über Pirna in den Rücken der Verbündeten zu stoßen. Er rechnete mit der Langsamkeit der Österreicher: „Les autrichiens en général ne connaissent pas le prix de temps" pflegte er zu sagen. Eine Überrumpelung Dresdens fürchtete er daher nicht. Dennoch wurde der erste Ordonnanzoffizier des Kaisers, Oberst Gourgaud, nach Dresden entsandt, um zu sehen, wie da die Sachen ständen. Napoleon selbst begab sich, umwogt von marschierenden Kolonnen, nach Stolpen. Noch schien ihm der große Plan ein sicheres Gelingen. In der Morgenfrühe des 25. August trifft er in Stolpen ein. Er ist kaum sichtbar, die Geschäfte drängen, auch sind die ersten Nachrichten da von Oudinots Unfall vor den Toren Berlins. Wie immer mißt Napoleon dieser Affäre keine große Wichtigkeit bei. Es lag in der Natur dieses Mannes, alles auf die große Karte zu setzen, ein Hauptschlag gegen die böhmische Armee, eine Bedrohung Prags und Wiens konnte Österreich vom Bündnis absprengen, — was war da ein Gefecht von Großbeeren? Immerhin trifft er seine Sicherheitsmaßregeln für seine rechte Flanke. Es werden ein paar Bataillone und Schwadronen des Korps Marmont nach Norden vorgeschoben, das ist alles. Empfindlicher ist es dem Kaiser fast, daß 4 Schwadronen westfälischer Husaren von der Brigade Hammerstein zu den Verbündeten übergegangen sind. Das konnte bedenklichen Einfluß auf die Rheinbündler haben. Der Kaiser befiehlt sofort, daß alle westfälischen Kavallerieregimenter absitzen und ihre Pferde mit französischen Kavalleristen beritten gemacht werden.

Indes diese Nachrichten stören den Kaiser nicht in seinem großen Plan. Schon ist der tatkräftige General Vandamme, Graf von Hüningen, mit seinem ganzen Korps auf das Plateau zwischen Liliensteín und der Elbe vorgeschoben. Die Kanonen der Division Mouton Duvernet rasseln über die Brücke am Königstein, ihre 28 Bataillone Infanterie folgen. Der Graf von Hüningen hat Befehl, sich in Person noch am

Digitized by Google

ſelben Tage nach Königſtein zu begeben und das Gelände zu ſtudieren, die Genieparks und Brückentrains ſollen folgen. Die ganze Gewaltmaſſe ſteht eng aufgeſchloſſen bei Stolpen. Was ſich im Vorgelände an feindlichen Tirailleurs findet, iſt zu vertreiben und Sorge zu tragen, daß die große Bewegung dem Feinde verborgen bleibt.

Geſpannt wartet der Kaiſer auf Nachrichten aus Dresden. Was König Murat, was der Marſchall Saint-Cyr bisher berichtet haben, klingt beunruhigend. Es ſind nicht nur einzelne Korps der verbündeten Armee, es iſt nach den Berichten die ganze Armee, die vordringt. Wird Dresden ſich halten? Um 11 Uhr nachts Hufſchlag vor dem kaiſerlichen Stabsquartier: es iſt Oberſt Gourgaud. „Der Feind ſteht vor Dresden. Noch iſt ein ernſter Angriff nicht erfolgt. Aber man hofft in Dresden nur noch auf Eure Majeſtät. Morgen wird die Stadt in den Händen der Feinde ſein, wenn Sie, Sire, nicht zu Hilfe kommen."

Und in der Tat, was wollte der Marſchall Saint-Cyr mit ſeinen „20000 Mann" (ja wohl, wie ſtimmt dieſer Korpsanſatz aber zu der beliebten Hinaufſchraubung der napoleoniſchen Stärke?) gegen eine zehnfache Übermacht wohl anfangen! Es war um die Mitternachtsſtunde zum 26. Auguſt, als der Kaiſer mit ſchnellem Entſchluß ſeinen Plan änderte. Schien ihm das große Unternehmen gegen den Rücken der verbündeten Armee, ſelbſt wenn es gelang, mit dem Verluſt für Dresden zu teuer bezahlt? Wollte er die Hauptſtadt ſeines Verbündeten vor Mord und Plünderung bewahren? Kurz, der Kaiſer beſchloß, Dresden zu halten und dem General Vandamme zu überlaſſen, mit ſeinem auf über 40000 Mann verſtärkten Korps die vom Kaiſer geſchlagene Armee in dem Rücken zu faſſen.

Marſchall Gouvion Saint-Cyr
Nach einem Gemälde von Horace Vernet geſtochen von Lefèvre

Um die Wege und Stege für die Operation Vandammes genau feſtzuſtellen, hatte Napoleon den Oberförſter Granert aus Königſtein holen laſſen und ging in Anweſenheit des Ingenieurgenerals Haxo und des Oberſtleutnants von Odeleben, der dolmetſchte, auf der Landkarte den Erklärungen Granerts genau nach. Er fragte den Oberförſter auch aus. Der war in ſeinem Herzen gut deutſch und berichtete mit einer gewiſſen Genugtuung über den Anmarſch der böhmiſchen Armee: Plötzlich merkte man dem Kaiſer eine heftige Erregung an, und er ſchleuderte eine Priſe Schnupftabak, die er gerade zwiſchen den Fingern hatte, heftig fluchend und mit dem Fuße ſtampfend zu Boden. Die Anweſenden ſchraken heftig zuſammen, denn ſolche Wutausbrüche Kaiſerlicher Majeſtät hatten manchmal ſchlimme Folgen. Nur der deutſche Grünrock blieb ruhig. Er erzählte ſpäter mit Behagen von dieſer Begegnung: Er habe im ſtillen gedacht, eine Priſe Schnupftabak iſt keine Pulvertonne.

General Haxo begab ſich mit den kaiſerlichen Befehlen zum General Vandamme. — Der Graf von Hüningen ſollte nach Beſetzung Pirnas auf Berggießhübel marſchieren, die Engpäſſe des Gebirges beſetzen und auf den Höhen von Peterswalde und Rollendorf eine Stellung einnehmen, um dort den Ausgang der nahen Schlacht abzuwarten. „Ihm iſt es vorbehalten," ſagte der Kaiſer „die Degen der Geſchlagenen einzuſammeln. Aber dies erfordert kaltes Blut, vor allen Dingen darf er ſich nicht durch die tobenden Haufen der Flüchtigen imponieren laſſen. Sagen Sie ihm, was ich von ihm erwarte. Niemals wird er eine ſchönere Gelegenheit finden, ſich den Marſchallſtab zu verdienen." — Ja, mon empereur, wenn deine Marſchallſtäbe in Sibirien wachſen, wird dein General ſich dort einen ſchneiden können!

„Nehmen Sie ein friſches Pferd," ſagte der Kaiſer dem Oberſt Gourgaud, „und reiten Sie ſchleunigſt nach Dresden zurück, richten Sie die Gemüter auf und ſagen Sie, man müſſe ſich halten, ich würde kommen." — Und wieder drehte ſich die gewaltige Heermaſchine knarrend und raſſelnd in ihren Angeln. Man denke, daß all dieſe Entſchlüſſe in wenig Stunden ausgeführt wurden, und man muß ſtaunen über die glühende Tatkraft, die in dieſem einzigen Manne wohnte. Um 10 Uhr abends ſteht bei dem Kaiſer noch der Plan feſt, mit ſeiner ganzen Macht ſich der verbündeten Armee in den Rücken zu werfen. Eng aufgeſchloſſen ſtehen um Stolpen, ſein Hauptquartier, an 100000 Mann. Alle Befehle ſind gegeben, bis ins kleinſte iſt für den Morgen des 26. Auguſt über alles verfügt, da kommt um 11 Uhr Oberſt Gourgaud von Dresden, um Mitter-

Digitized by Google

nacht ſchon ſatteln die Stabsoffiziere und Stafetten und um 4 Uhr früh treten 60 Bataillone Garden ins Gewehr, ſetzen 50 Schwadronen Gardekavallerie den Fuß in den Bügel, werden unter Fluchen und Hü Hott über 200 Geſchütze beſpannt. Die Marſchbefehle für die Korps des Herzogs von Belluno, Marſchall Victor, und des Herzogs von Raguſa, Marſchall Marmont, werden geändert. Sie werden ſich ſofort nach ihrem Eintreffen in Stolpen auf Dresden wenden. Es ſind ungeheure Marſchleiſtungen, die Napoleon ſeinen Truppen in dieſen Tagen zumutete. Eine Armee von über 100000 Mann bezwingt einen Marſch von annähernd 20 Meilen in knapp 4 Tagen. Alles marſchiert nahe nebeneinander: Kanonen und Reiter auf den Landſtraßen, der Fußſoldat daneben über Saatfelder und Stoppeln, über Stock und Stein, Gräben überſpringend, Mauern überkletternd, es gibt kein Hindernis, — der Kaiſer will's. Und die Märſche gingen durch ein ausgeſogenes Land, die Nahrung dieſer jungen Soldaten Frankreichs waren Brotrinden, die Lagerſtatt vom Regen durchweichter Boden. „Wir ſehen daraus," ſagt ein Augenzeuge, „wie die angeborene Lebhaftigkeit der franzöſiſchen Nation, verbunden mit dem hohen militäriſchen Ehrgefühl und der enthuſiaſtiſchen Anhänglichkeit der alten Soldaten an ihren Kaiſer, ſowie der feſte Glaube an ſeine Unfehlbarkeit im Siegen dieſen Truppen eine Ausdauer und eine moraliſche Kraft verleihen, von der man ſelbſt Zeuge geweſen ſein muß, um ſie im höchſten Grade zu bewundern." Daß die meiſt miſerabel berittene Reiterei es fertig brachte, binnen 60 Stunden nicht abzuſatteln, grenzt ans Märchenhafte. Dies milizartige Volksaufgebot bewältigte faſt 120 km in 3 Tagen, da ſieht man, was ein ſolches in Meiſterhand vermag.

Der Marſchall Saint-Cyr hatte ſeine drei Diviſionen ſo gut es ging auf den befeſtigten Saum Dresdens verteilt und ſich hierbei als Feldherr von kluger Einſicht erwieſen. Ohne Hilfe, das ſah er ein, war die Stadt verloren. Was er zu tun vermochte, war: ſie ſo lange zu halten, bis die Hilfe da war. Darauf richtete er ſich ein. Er beſetzte die feſten Punkte im Vorgelände, die ſämtlichen einzelliegenden Gehöfte und Mühlen, belegte die Lünetten der Feſtungswerke mit je 150 Mann. An den Gartenmauern und Paliſaden wurden Tirailleurs aufgeſtellt. Es war aber ſo knapp, daß nur auf je zehn Schritt ein Mann kam. Den zwölf Bataillonen der 44. Diviſion, rein franzöſiſchen Truppen, vertraute der Marſchall die Verteidigung des Königlichen Großen Gartens an. Der Diviſionär General Berthezène hatte den Befehl, dies wichtige Terrain Schritt für Schritt zu verteidigen. Als Reſerven ſtanden in den Vorſtädten fünf Bataillone Weſtfalen und ſächſiſche Artillerie. Man traute dieſen Rheinbündlern nicht recht mehr und ließ ſie deshalb hinter der Schlachtlinie. Übrigens phantaſierten die Verbündeten gleich treuherzig, ſie hätten den Adler der 1. Polniſchen Lanciers erobert, die fern in Zittau lagerten. Freilich war das Gefecht bei Hellendorf am Vortag, ohne daß dabei ein Phantaſieadler verlorenging, doch verluſtreich für Diviſion Claparède.

Die Stimmung in Dresden war eigentlich nicht ſonderlich napoleoniſch mehr, aber jetzt, wo eine gewaltige Armee im Halbkreis auf Dresden anrückte, wo man die Plünderungswut der Koſaken, Baſchkiren und Kroaten fürchtete, wurde dennoch der Kaiſer als Freund und Erretter begrüßt. Um fünf Uhr früh hatte nach durcharbeiteter Nacht Napoleon in Stolpen ſeinen Wagen beſtiegen. Rings um ihn marſchierte und wogte ſein Heer. Am Mordgrunde, eine Stunde vor Dresden, ſtieg er zu Pferde und überſah von dort den Aufmarſch des rechten Flügels der feindlichen Armee. Starke Infanteriemaſſen mit ſtarker Artillerie rückten auf der Straße von Strieſen an. Schon wurde um den Großen Garten heftig gekämpft. Der Kaiſer beobachtete eine Zeitlang und jagte dann mit ſeinem Stabe im Galopp davon. Sein plötzliches Erſcheinen in den Straßen Dresdens erregte förmlich Jubel. „Voilà notre sauveur!" rief die geängſtigte Königin von Sachſen aus, als der von ſcharfem Ritt mit Staub und Straßenſchmutz bedeckte Imperator in den Schloßhof eintritt, um den König für einige Minuten zu ſprechen. Der arme Friedrich Auguſt hatte eine böſe Nacht hinter ſich. Seit geſtern war immer vernehmlicher der Kanonendonner des anmarſchierenden Heeres herübergeklungen und ſeit dem Nachmittage hatte man ängſtlich erwartet, daß der Sturm beginnen würde. Schon waren in der Neuſtadt Quartiere für den König und ſein Haus, den franzöſiſchen Miniſter Baſſano und das diplomatiſche Korps beſtellt, um wenigſtens aus dem Bereich der drohenden Kanonenkugeln zu gelangen. Napoleon hat tröſtende Worte für den König: Majeſtät möchte ſich beruhigen, der Wind werde umſchlagen, bald günſtig einſetzen und die Feinde nach Böhmen zurückwerfen. Es ging wie eine belebende Hoffnung durch die Stadt. „Napoleon iſt da, nun wird es bald anders werden!" ging es von Mund zu Mund.

Und ſo war es. Man ſah den Kaiſer alsbald an der katholiſchen Kirche nahe der großen Elbbrücke halten, umgeben von einem ſtarken Stabe von Stabsoffizieren und Meldereitern. Durch die Luft dröhnte tauſendſtimmiges „Vive l'empereur!". In dichten Maſſen drängten ſich die aufmarſchierenden Truppen über die Brücke. Als ſie den verſtärkten Kanonendonner vom linken Elbufer vernommen hatten, waren ſie ohne Kommando in Laufſchritt verfallen und hatten die Strecke vom Weißen Hirſch in der Hälfte der Zeit zurückgelegt. Kavallerie, Infanterie, Artillerie, alles drängte ſich, an den Feind zu kommen; ſelbſt die Verwundeten und Invaliden aus den Lazaretten waren herbeigeeilt, den Kaiſer zu ſehen, und nicht minder jubelnd wie der Ruf ihrer geſunden Kameraden klang ihr Gruß an den Kaiſer. Als das Brauſen des

Digitized by Google

„Vive l'empereur!“ emporſtieg, warfen dieſe Leute ihre Krücken, Mützen, Tſchakos, Stöcke wie toll in die Luft. Er war wie ein Heiland gekommen, der die Lahmen gehend, die Siechen geſund machte. „Wir Deutſche,“ berichtet ein Rheinbündler, der nahe dem Standort des Kaiſers ſeinen Poſten hatte, „ſahen einander voll Verwunderung an und betrachteten dieſe Menſchen, die wir ſchon dem Tode verfallen glaubten, mit Staunen, als ſie ſich dem Geſündeſten gleich herumtummelten und wie Kinder beim Chriſtbaum gebärdeten.“

Dieſer Vormittag des 26. Auguſt war wie ein letzter, großer, berauſchender Akt in dieſem Kriegsdrama erlöſchender Kaiſerherrlichkeit. Die Truppen kommen im Laufſchritt an. Man ſteckt den einzelnen, ſo gut es geht und die Haſt und Not des Augenblicks es zuläßt, Brot, Wurſt und andere Lebensmittel zu, man labt ſie durch Wein aus dem Ratskeller, den Weinhandlungen und den königlichen Hofkellereien, und nun wirft ſich für wenige Minuten alles mit den Brocken und dem Schluck ſo wie es iſt, kotbeſpritzt, todmüde aufs Pflaſter. Alles kaut und ſchlürft und parliert dazwiſchen, denn die Zunge iſt munter bei dieſem Volk, ſobald es atmen kann. — Pferdehuf. — Ein betreßter Ordonnanzoffizier des Kaiſers: „Das Bataillon ſoll antreten!“ Im Nu ſind die Torniſter abgeworfen, im Nu die kotbeſpritzten Mäntel und Hoſen ausgezogen, und man ſieht für eine Minute die Mannſchaft im Sinne des Wortes „ſansculottiſch“ daſtehen. Aber in der nächſten Minute ſchon ſind die Paradeuniformen angelegt, — blitzblank wie aus dem Ei gepellt ſtehen die Veteranen und Milchbärte da. Ein knapper Befehl und in Laufſchritt geht es dem Ziele zu, für manchen von ihnen dem letzten Ziele; der Happen Brot, der Schluck Wein, ach, ſie waren für ſo manchen das Viatikum.

Wahrlich, der Imperator kann mit ſolchen Soldaten zufrieden ſein. Das ſind die Soldaten von Marengo und Auſterlitz, von Wagram und Borodino. — Acht Bataillone der Diviſion Teſte ſind zuerſt heran. Wo iſt die nächſte Gefahr? Ein Ordonnanzoffizier ſprengt daher: Es ſteht ſchlecht um Löbtau, dem Dorfe im Vorgelände der Friedrichſtadt. Wohlan, Teſte, in die Friedrichſtadt, Latour mag mitreiten mit allem, was er zur Hand hat, Latour, der einſt für eine ſchöne Königin aus Öſterreichs Haus ſein Leben wagte, damals in Verſailles. — Die junge Garde rückt an und hat in dem Augenblicke, wo ſie vorbeimarſchiert, ſchon ihre Beſtimmung. Diviſion Claparède am Pirnaiſchen Schlage hat ihre letzten Reſerven eingeſetzt. Hier iſt Gefahr, hier dringen die Preußen und Ruſſen, die den Engliſchen Garten genommen haben, Schritt um Schritt vor, wohlan, Diviſion Roguet und Découz mögen helfen. Der Rieſe Mortier wird dort kommandieren. Die junge Garde jubelt, daß ſie zu tun bekommt: „Sie können auf uns zählen, Sire, wir werden fechten wie die alte Garde!“ Schon ſind die beiden andern Diviſionen heran, die Tirailleurs des Generals Barrois, die Voltigeurs des Generals Dumouſtier. Sie werden die Werke der Seevorſtadt beſetzen, Marſchall Ney wird ſie kommandieren. — Ein Befehl folgt dem andern, alle raſch und blitzartig, diktiert von beſonnener Entſchloſſenheit. Es iſt wie ein Bienenſchwarm um den Kaiſer. Die Stabsoffiziere reiten ſcharf an und parieren ihr Pferd vor Berthier; ein haſtiges Flüſtern und der Major-General wendet ſich, ehrfurchtsvoll den Hut lüftend, zu Napoleon; einige kurze, überhaſtete, ziſchende Worte, und Berthier hat ſeinen Beſcheid. Er verſteht alles, dieſer unentbehrliche Mann, lieſt förmlich wie ein Taubſtummer von den Lippen ſeines Meiſters.

Plötzlich dröhnt rauſchende Muſik von der Elbbrücke her, dazwiſchen das Stampfen feſter Tritte. Unter den Klängen der Marſeillaiſe rückt die alte Garde an, — „allons enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé“, — allerdings es wird noch ein ruhmvoller Tag ſein für euch, dieſe Schlacht von Dresden, aber dann — —.

General Graf Friant meldet; ein Geſicht wie Pergament, wie gegerbt, ein altes, zähes Landsknechtsgeſicht, der Treueſten einer der Treuen, dieſer Lothringer. Auch der Tapferſten einer; ſeit 20 Jahren treibt ihn ſein Geſchick durch Frankreichs Kriege, — „tapfer wie Friant“, heißt es in der Armee; er war in Ägypten und bei Borodino, ſtürmte Kairo und die Bagrationsſchanzen, ſtürmte alles, was dieſer kleine, korpulente Mann im grauen Rock ihm zu ſtürmen befahl. Er wird dem kommenden Bourbon ſeinen Eid brechen, wird bei Waterloo kämpfen, dieſer treue Mann, treu wie ein großer, ſchweigender Hund. Und die Bärenmützen, die in tiefen Kolonnen hinter ihm marſchieren, ſind ebenſo treu. Der Kaiſer behält ſie in der Altſtadt zu ſeiner unmittelbaren Verfügung; ſind Gewaltſtöße zu tun, ſo wird er ſie vorſchicken, ihrer gewiß.

Die letzten Befehle ſind gegeben. Der Kaiſer wendet ſein Roß gegen die Pirnaer Vorſtadt, der Marſchall Saint-Cyr begleitet ihn. Napoleon bereitet die Stellungen. — Um dieſe Stunde haben wir ein deutliches Bild des Kaiſers, das uns der Kapitän von Borke gibt, der bei den weſtfäliſchen Hilfstruppen ſtand:

„Ich begleitete ihn, und ſo wenig mein Herz für die Sache, für die hier gekämpft wurde, ſchlug, ſo ſehr wurde mein Geiſt durch das, was ich erlebte, angeregt. Es fügte ſich, daß mein General am Morgen des 26. ſich dem Gefolge des Kaiſers anſchloß, als dieſer während des Angriffs zu einer Rekognoſzierung ausritt, um alle getroffenen Anordnungen hinſichtlich der Beſetzung der einzelnen Verteidigungspunkte

Digitized by Google

im ganzen Umkreise in Augenschein zu nehmen. Wohl hatte ich den merkwürdigen Mann oft und nahe genug, selbst in großer Gefahr, so in dem großen Karree seiner Garde bei Krasnoi, gesehen, aber in seiner eigentlichen Tätigkeit als Feldherr, umgeben von einem glänzenden Gefolge so vieler berühmter Persönlichkeiten ihn zu beobachten, war mir bisher nicht vergönnt gewesen, und ich muß eine seltene Gunst des Zufalls darin erkennen, daß ich dazu und zur Betrachtung seines ganzen Wesens und Benehmens bis in die geringsten Einzelheiten, Gelegenheit erhielt. Der Kaiser war bekleidet mit dem wohlbekannten unscheinbaren grauen Oberrock, unter welchem er die Gardechasseuruniform und weiße Beinkleider mit hohen sogenannten Ecuyerstiefeln trug. Auf dem Kopfe hatte er den kleinen gestutzten Hut, wie bekannt nach dem Muster Friedrichs des Großen, und ritt, ebenfalls nach diesem Muster, fast immer einen Schimmel. Seitwärts hinter ihm befand sich Berthier, so daß er, leicht gewendet, mit diesem sprechen konnte. Nun folgten viele Generale und Höflinge, alle in großer Uniform, und der ganze Zug bewegte sich im abgemessenen Spazierschritt um die äußeren Feldbefestigungen. Alle deckenden Gegenstände der Umgebung waren auf Schußweite von feindlichen leichten Truppen besetzt, deren Kugeln Napoleon und seinem Gefolge um die Ohren pfiffen, wie die aus den feindlichen Batterien nach den Werken und die von diesen auf die Batterien abgefeuerten Kanonenkugeln uns über die Köpfe flogen. Einzelne aus dem Gefolge wurden getroffen, was der Kaiser gar nicht bemerkte, aber für ihn war keine Kugel da, und er schien die Gefahr nicht zu ahnen. Auf seinem Marmorgesicht lag unveränderlich Gleichmut, Ruhe und ein eigentümlicher, nur ihm eigener kalter und teilnahmloser Ernst, gleich als ob er von dem, was um ihn vorging, nichts höre und sehe; um ihn herrschte, trotz der ihn begleitenden Menschenmenge, eine so tiefe, feierliche Stille, daß, wären die Tritte der Pferde und das durch die Kugeln hervorgebrachte Geräusch nicht gewesen, man ein Blatt vom Baume hätte fallen hören können. Nur sprach er, indem er sich leicht umwandte, zuweilen einige Worte, meist zu Berthier, welcher fast ununterbrochen den Hut in der Hand hielt, oder des Kaisers Worte galten einer Bemerkung, einem Befehl für einen andern der Großen, der sich dann auf einen unmerklichen Wink, eine Bewegung, die jedem anderen entging und die nur diese Leute zu verstehen schienen, den Hut in der Hand haltend, mit Unterwürfigkeit nahte und, nachdem er abgefertigt war, entweder sein Pferd anhielt oder auf seinen Platz zurückkehrte oder zur Ausführung eines Befehls abritt und dann aus Gewohnheit und wahrem Sklavensinn oft noch minutenlang unbedeckten Hauptes blieb. Ich benutzte jeden Augenblick dieser denkwürdigen Gelegenheit mit Eifer, und da ich zwar von Bewunderung für diesen merkwürdigsten aller Menschen, aber nicht von der vergötternden Anbetung, die der größte Teil seiner Begleiter empfand, erfüllt war, ließ ich mir kein Wort, keinen Blick entgehen und vergaß mich selbst so weit, daß ich ihm und seinem Strahlenkreis zu nahe kam, wodurch ich mir die vernichtenden Blicke seiner Satrapen zuzog. Im Anschauen konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, er sei nicht Mensch, wenn meine Einbildungskraft auch keinen Gott, sondern ein anderes noch nicht dagewesenes unbegreifliches Wesen in ihm zu sehen glaubte. Denn wenn auch Sprache und Bewegung, vor allem sein Auge und der aus diesem strömende Geistesblitz die Körperlichkeit bekundeten, so zog mich jeder neue Blick, den ich in das mit eigentümlicher Färbung übergossene Gesicht tat, der Umriß des Kopfes und des ganzen fleischigen, wohlbeleibten Körpers zu dem Gedanken hin, dieses alles müsse notwendig Marmor und Napoleon, von anderem Stoff wie die übrigen Sterblichen geformt, ursprünglich Statue und von einer göttlichen Macht belebt worden sein. Es schien mir, daß der Kaiser anderen Naturgesetzen unterworfen sei, wenn ich die Gefahr erwog, in welcher er sich in diesem Augenblicke befand, wie er sich hundertmal bereits in größeren befunden hatte; nie hatte eine Kugel ihn getroffen, und wenn es Kugelfestigkeit gab, er mußte sie besitzen. So deuchte er mir ein eigentümliches Wesen, von der Vorsehung zu einem ganz besonderen Zweck geschaffen und von ihr bis zu einem gewissen Ziele erhalten."

Vor den Augen des Kaisers geht Löbtau verloren, geht das noch näher der Stadt und ihren Werken, nahe dem Falkenschlage, liegende Feldschlößchen verloren. Der Kaiser bleibt ruhig, steinern. Er wendet sich zu dem sächsischen Kriegsminister von Gersdorff: „Wahrhaftig, sie greifen uns in wenigen Stunden an, was sie doch nicht tun sollten, da sie wissen müssen, daß ich mit meiner ganzen Armee hier bin! Nun, ich gebe ihnen das Geleite!" Er ist seines Kalküls gewiß. Schon sandte er Zehntausende schlachtbegeisterter Truppen ins Gefecht, — Zehntausende (die Korps der Marschälle Victor und Marmont) marschieren auf der Straße von Bautzen her heran. — Der Kaiser wendet sich zur Stadt zurück und nimmt wieder seinen Platz an der Elbbrücke. Adjutanten steigen in den Sattel und rasen ventre à terre auf der Bautzener Landstraße dahin: il faut qu'on se depêche, vitesse, vitesse! Die vom Gewaltmarsch keuchenden Truppen setzen sich in Laufschritt. So wälzen sich die fast 50000 Mann gen Dresden und durch die Stadt. Der Kaiser läßt sie defilieren. Jedes Bataillon, jedes Regiment erhält seinen Zuruf, — freudig, ja scherzhaft schallt die Antwort aus den Reihen der Marschierenden zurück, Hunger, Durst, Müdigkeit schienen vergessen, als dieser kleine, graue Mann einige anfeuernde Worte zischte. Gegen 5 Uhr nachmittags waren alle Kolonnen in ihre Stellungen eingerückt. „Wenn sie mich jetzt angreifen," sagte er trocken, „so kann es ihnen den Feldzug kosten!"

Digitized by Google

Drüben bei der großen böhmiſchen Armee war keine Zentralgewalt, wie ſie in den Händen Napoleons ruhte. Nach langen Verhandlungen zwiſchen den verbündeten Monarchen war der Fürſt Carl zu Schwarzenberg zum Oberfeldherrn der Verbündeten ernannt. Der Bruder des Kaiſers Franz, Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, hatte abgelehnt, weil ihn politiſche Meinungsverſchiedenheiten von ſeinem Bruder trennten. Fürſt Schwarzenberg war ein Edelmann und ein edler Mann vom Scheitel bis zur Sohle; — als Feldherr war er der ungeheuren Aufgabe, die Armeen dreier Nationen zu vereinigen und gegen einen Napoleon zu führen, nicht gewachſen, aber als Menſch verſtand er es glänzend, den ſchweren Bund dreier Völker zuſammenzuhalten. Ein Mann wie Gneiſenau, ſo ſehr von dieſem öſterreichiſchen Grandſeigneur im Charakter und in der Kriegsauffaſſung verſchieden wie nur irgendeiner, hat Schwarzenbergs Verdienſte um die Koalition in klaren, knappen Worten anerkannt, wenn er ſpäter ſchrieb: „Wie ſehr Ew. Durchlaucht durch Ihr liebereiches und ſanftes Betragen die Mißgunſt, die Scheelſucht, den unruhigen Ehrgeiz, die ſtolze Unwiſſenheit, die verwegene Anmaßlichkeit beſänftigt, gebändigt und entwaffnet haben, davon wird die ſpätere Nachwelt einſt noch mit Ruhm reden, und ich werde unter den Zeitgenoſſen keiner der letzten ſein, dieſe Ew. Durchlaucht gebührende Huldigung darzubringen.“ Kaiſer Alexander, dem bei ſeinen regen Anlagen öfter ein Bonmot gelang, nannte den Fürſten: „l'homme de la coalition“. Der Fürſt war erſt 42 Jahre alt, als er das hohe Kommando übernahm. Er hatte eine überaus ſchnelle Karriere hinter ſich, war an Jahren jünger als die meiſten ſeiner Korpskommandanten und Generale. Aber, — wenngleich den tüchtigen Mann ein unermüdlicher Pflichteifer beſeelte, — die Elaſtizität ſeines Geiſtes ließ zu wünſchen übrig. Der furchtbare Brand, der am 1. Juli 1810 während eines Balles in Paris den Saal ſeines Geſandtſchaftshotels ergriff und unter vielen andern Opfern auch das Leben der Frau ſeines geliebten Bruders Joſef koſtete — ſie war Mutter von neun Kindern und trug ein zehntes unter dem Herzen — dies grauenhafte Unglück alſo hatte ſeine tiefen Spuren in dem weichen Gemüte des Fürſten hinterlaſſen. Seitdem ſchlief er ſchlecht, ſeine Nerven ließen nur einen Halbſchlaf zu, der nicht genügend erquickte. So ſenkte ſich, wie ſein Biograph meint, ein Schleier über ſeinen Geiſt, der ſeine Entſchlußkraft trübte. Mag dem ſein wie ihm will: der Fürſt war jedenfalls dem großen Gegner in keiner Beziehung gewachſen. Das wußte keiner beſſer wie Fürſt Schwarzenberg ſelbſt. Stand er nicht einſt vor dem Kaiſer und hatte eine merkwürdige Unterredung? Napoleon: „Sie tragen den Marſchallſtab, Fürſt, Stab — das bedeutet ſchlagen, den, welchen man vor ſich hat.“ — Schwarzenberg: „Jawohl, Sire, das wäre zu wünſchen, es handelt ſich nur darum, es zu können!“ Nun war die Stunde da, wo Schwarzenberg ſein Können zeigen ſollte. Ja, wenn ihm nur nicht ſo viele hineingeredet hätten; es waren gar zu viele der Köche, die in dem ſtrategiſchen und taktiſchen Brei herumrührten. Der Fürſt erkannte die Schwäche der Vielköpfigkeit wohl. Die myſtiſchen Worte, die er zu einem Freunde in jenen Tagen ſprach, ſagen viel: „Wir werden vier gegen einen ſein, rechne ich zwei weg, ſo bleiben immer noch zwei.“ — Die Übermacht war es alſo, auf welche der Fürſt ſchließlich ſeine Hoffnung ſetzte. Dennoch war dieſe Hoffnung gering. „Warum ſollte man es verſchweigen,“ ſagt ſein Biograph Prokeſch, „daß gerade des Fürſten Vertrauen auf eine glückliche Beendigung des Krieges gegen Napoleon vor dem Beginne desſelben nicht das feſteſte geweſen iſt.“

Feldmarſchall Fürſt Schwarzenberg
Nach einem Stich von J. G. Mansfeld

Vieles wäre beſſer geweſen, wenn der Fürſt ſeinem Generalsſtabschef Radetzky ſo unbedingt vertraut hätte, wie Blücher ſeinem Gneiſenau. Graf Radetzky war der fähigſte Offizier in der ganzen öſterreichiſchen Armee, deſſen hervorragende Eigenſchaften ſchon damals jedem Klarblickenden erkennbar waren. Die große Laufbahn dieſes Mannes, der erſt im Alter von 92 Jahren, mit Ehren überhäuft, aus der öſterreichiſchen Armee ſchied, ein nationaler Held des öſterreichiſchen Volkes, hat gezeigt, was in Radetzky ſteckte. Aber er kam in jenen Tagen nicht zur Anerkennung; er gab wohl Rat, aber er beſaß die vornehme Beſcheidenheit,

Digitized by Google

seine Meinung nicht um jeden Preis durchsetzen zu wollen. So segelte Schwarzenberg bald ganz im Fahrwasser des aus sächsischen Diensten gekommenen Generals von Langenau. Dieser damals erst 31jährige Mann galt wunderbarerweise für einen großen Strategen. Er wußte sich überall vorzudrängen und scheute auch Ränke nicht. Dabei hatte er trotz seiner Jugend ganz veraltete Anschauungen vom Kriege, war Anhänger jener methodischen Kriegskunst, die durch Napoleon längst überwunden war. Bei Leipzig wäre die Theorie Langenaus fast verderblich geworden. — Schlimmer war noch der Einfluß des Feldmarschallleutnants Baron Duka. Der war der intime Günstling und Jugendgespiele des Kaisers Franz. Duka war immer um den Kaiser, und da Franz von heute zu morgen, ja von Stunde zu Stunde seine Entschlüsse änderte, so war Duka geradezu gemeingefährlich. Er meinte, daß, wenn Napoleon über den Rhein zurückgejagt sei, der Krieg ein Ende haben müßte. Dieser Strom sei der alte Grenzhüter der Germanen, und was jenseits des Rheines liege, das gehe die Verbündeten nichts an. Als ob Napoleon nicht auch das, was rechts des Rheines lag, nichts angegangen hätte. Aber der hatte sich wenig darum gequält und seine Schafe geschoren, wo er sie fand, besonders die Deutschen. — So war Radetzkys Bedeutung lahmgelegt und Schwarzenberg seines besten Mannes beraubt. Möglich also, daß nicht er Schwarzenbergs Schlachtdisposition zutage förderte, über deren ergötzliche Stümperhaftigkeit Jominis Memoiren in schärfsten Ausdrücken herfallen. Der eingebildete Russe Toll, dessen Denkwürdigkeiten sich durch Bernhardis Herausgabe eines unverdienten Rufes erfreuen und der beim Zaren den Ton angab, trug seinen Namen recht bezeichnend.

Aber war im österreichischen Hauptquartier an sich schon kein Einklang, es waren noch bei der Herstellung des Einvernehmens das russische und das preußische Hauptquartier in Betracht zu ziehen. König Friedrich Wilhelm von Preußen besaß, wie wir schon sagten, ohne ein Feldherr zu sein, doch ein richtiges militärisches Urteil, aber es lag ihm fern, die Kreise um Schwarzenberg zu stören; ebensowenig lag das im Wesen des Generals von dem Knesebeck, der den König als Generaladjutant beriet, ein hochgebildeter Offizier von unzweifelhaften Verdiensten, der aber ebenfalls der methodischen Kriegsführung zuneigte. Himmelsstürmer waren weder im österreichischen noch im preußischen Hauptquartier der böhmischen Armee. Himmelweit verschieden war der Geist, der hier herrschte, von dem, der den alten Marschall Vorwärts und seine Leute ergriffen hatte. Keine Idee von dem frischen „Drauf" des alten Husaren oder den genialen, weiten Entwürfen der Feldherrnkunst seines Gneisenau. Hier bei der böhmischen Armee vor Dresden war ein unsicheres Tasten, kein Gefühl, das lebhaft zum Siege drängte, sondern mehr ein Zweifel, der sich sagte: Werden wir auch mit einem blauen Auge davonkommen?

Den größten Widerstand fand Fürst Schwarzenberg jedenfalls beim russischen Hauptquartier. Es war dem Kaiser Alexander nicht leicht geworden, für seine Person dem Oberbefehl zu entsagen. Er hielt sich dadurch schadlos, daß er seinen Generalen auf eigene Hand Befehle gab. Im Hauptquartier Alexanders sah es besonders bunt aus. Der ehrenfeste Barclay de Tolly führte die russische Armee, vorsorglich für das Wohl seiner Leute, treu dem Kaiser und seine Befehle vor allem befolgend, im übrigen aber gegen das wirkliche Oberkommando Schwarzenbergs eigensinnig wie ein Bock. Er hatte viel in seinem Wesen von York, dieser Barclay, aber ohne dessen letzte Entschlossenheit, ohne dessen Zug zur Größe. — Die eigentlichen Berater Alexanders waren zwei französische Generale: Moreau und Jomini. — Johann Victor Moreau, der einst als General der französischen Republik siegreiche Schlachten geschlagen hatte, der als starrer Republikaner seinem Hunde einst das von Napoleon, um die Eitelkeit der Franzosen zu kitzeln, gestiftete Band der Ehrenlegion umgehängt hatte (übrigens ein roher Scherz, der dem Korsen unauslöschlichen Haß einimpfte), — dieser Moreau war auf die Einladung Alexanders aus Amerika zurückgekehrt, um bei der Niederringung Napoleons Hilfe zu leisten. Wir haben ihn mit Bernadotte zusammen gesehen und haben eine sehr seltsame Unterredung gehört zwischen diesem Nordfranzosen und diesem Südfranzosen: Sie wollten sich beide die Finger nicht verbrennen im Kampfe mit dem Kaiser, der sie als Feldherr so turmhoch überragte. Jetzt sehen wir Moreau hier bei Kaiser Alexander in höchst einflußreicher Stellung; er reitet auf den Rekognoszierungen neben dem Kaiser, trägt gelbe Stulpenstiefel, einen bürgerlichen Schoßrock und einen bürgerlichen Filzhut. Als er die französischen Kolonnen jenseits der Elbe heranmarschieren sah, rief er wehmütig aus: „Das sind dieselben Truppen, die ich einst zum Siege führte!" Schlug ihm dennoch das Herz, daß er jetzt in den Reihen der Feinde Frankreichs stand?

Anders war es mit Jomini. Der war kein Sohn französischer Erde, der war ein Schweizer von Geburt. Er war ein außerordentlicher Stratege und hatte sich als Generalstabschef des Marschalls Ney sehr hervorgetan. Der Kaiser schätzte diesen Jomini wohl, aber Berthier, des Kaisers rechte Hand, stand feindlich zu dem hochbegabten Manne. Jomini, dem der Erfolg der Schlacht von Bautzen hauptsächlich zu danken war (das rechtzeitige Eingreifen des Marschalls Ney war eine Folge seiner Ratschläge), wurde, obgleich Ney selbst für ihn eintrat, auf Betreiben Berthiers kaltgestellt. Gekränkt über diesen Undank trat Jomini bei Ablauf des Waffenstillstandes zu den Verbündeten über, vom Kaiser Alexander mit offenen Armen empfangen und sofort zum Generaladjutanten befördert. Jedoch gewann er trotz der Freundschaft des

Digitized by Google

Zaren den großen Einfluß nicht, den seine Gaben rechtfertigten. Als Kaiser Franz ihm an der russischen Hoftafel begegnete, knurrte er unwirsch: „'s gefallt mer holter nimmer, mit so an Deserteur z'sammen z'sitzen!" — vermutlich von Duka oder anderen, die scheel auf den begabten Mann sahen, beeinflußt.

Jedenfalls war es dieser Jomini, der zweimal einen sehr vernünftigen Rat gab. In einem Kriegsrat am 25. August riet er zum sofortigen Angriff auf die Stadt, und der Lage der Dinge nach wäre damals ein Erfolg sicher gewesen, denn die Übermacht, welche die Verbündeten auf die drei Divisionen des Marschalls Saint-Cyr werfen konnten, war erdrückend. Selbst der sonst so bedächtige Schwarzenberg war für einen sofortigen Angriff, aber Kaiser Alexander wollte nicht. Man ging an diesem Abend auseinander, ohne daß irgendwie etwas beschlossen war. Trotzdem begann am andern Tag in der Morgenfrühe auf der ganzen Linie ein Vorrücken, das nach zähem Kämpfen die Verbündeten auf Kanonenschußweite an die Stadt heranbrachte. Das Dorf Striesen und der Windmühlenberg waren in Händen der Russen, der Große Garten wurde trotz der heldenmütigen Gegenwehr der jungen französischen Linie von den Preußen genommen; vor den Augen des Kaisers gingen das Dorf Löbtau und das Feldschlößchen an die österreichische Division Liechtenstein verloren. Die armen ausgehungerten und ermüdeten österreichischen Soldaten fielen mit Gier über die Bier- und Branntweinfässer des Gewesés her und betranken sich sinnlos. Es gab hier mehr Betrunkene als Tote und Blessierte.

Obwohl St. Cyr bis 11 Uhr allein blieb, verlief der Morgenangriff so ziemlich im Sande. Die Österreicher entrissen der wenig leidenden Division Razout nicht die große Schanze am Falkenschlag, dagegen räumte Claparède vor dem Heldenmut der Preußen Pirchs und Zietens die Hälfte des Großen Gartens; am meisten litt der junge Divisionär Berthezène (1812 noch Oberst) in der Pirnaer und Blasewitzer Vorstadt. Dann stockte der Angriff überall, und nach dieser Zwischenpause hatte Napoleon schon Garde, Teile Marmonts und Latours Reiterei zur Hand.

Gegen Mittag erschienen auf den Höhen von Räcknitz der Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm, Fürst Schwarzenberg und die große Suite von Federbüschen und Tressenträgern, die den Hauptquartieren angehörten. Mit dem Augenblicke, wo das Vive l'empereur! deutlich herüberschallte und der Kanonendonner am rechten Flügel sich verstärkte, hatte sich die bisher günstige Lage der Verbündeten sehr verändert. Jomini, der Dresden sehr genau kannte, riet jetzt entschieden von jedem weiteren Angriff ab. Alexander, Moreau, Schwarzenberg stimmten bei, — was war hier noch zu hoffen? Nur Friedrich Wilhelm von Preußen wollte nicht so ohne Schwertstreich vor dem Korsen zurückweichen, das Hohenzollernblut rührte sich in dem schweigsamen Manne: „Was, 150000 Mann und 400 Kanonen zur Stelle haben und morgen noch 50000 Mann heranziehen können und umkehren, bloß weil Napoleon da drin ist? An der Spitze einer solchen Macht vor dem bloßen Namen des Kaisers, vor der bloßen Erscheinung zurückweichen? Schimpflich das, und mehr als schimpflich — unpolitisch sein!" So unrecht hatte der gesunde Menschenverstand des Königs nicht. Aber was war zu tun? Sich den Kopf einrennen, sich Zufällen aussetzen, die unberechenbare Folgen haben konnten? Der König wurde überstimmt, der Rückzug gegen Böhmen beschlossen. Aber nun kommt das Sonderbarste in dieser an Sonderbarkeiten so reichen Schlacht: Fürst Schwarzenberg ritt fort, um seinen Generalstabschef aufzusuchen und die Rückzugsbefehle auszugeben, — dieser Rückzug aber ist niemals befohlen worden, noch heute steht die Geschichtsschreibung hier vor einem ungelösten Rätsel!

Mit dem Schlage 4 Uhr nachmittags gab die russische Batterie auf der Höhe von Zeschwitz drei Signalschüsse ab, und der gewaltige Halbkreis von Truppen und Batterien, der sich von Osten nach Westen um Dresden spannte, begann elektrisch zu werden, zu knattern, zu sprühen, — dazwischen wie Wehklagen die Glockenspiele der Dresdner Kirchen, die die vierte Stunde kündeten.

In drei Säulen bricht jetzt General Graf Wittgenstein aus den Blasewitzer Tannen und südlich Striesen vor. Es gilt dem Ziegelschlag und der Pirnaer Vorstadt. Brigade Lukow, die trefflichen Regimenter Mohilew und Perm, gehen gegen die Sandgrube vor, einer tiefen nahe vor dem Ziegelschlag liegenden Kiesabgrabung, die den Tirailleurs Berthezènes gute Deckung bietet. Zweimal treibt ihr gutgezieltes Feuer den russischen Angriff zurück. Aber als die Gehöfte Engelhardts und Lämmchen von den Russen erstürmt werden, können sich die jetzt von zwei Seiten bedrohten Franzosen nicht halten, sie müssen zurück. — Sofort wirft General Lukow zwei Bataillone in die Sandgrube, und Graf Wittgenstein selbst setzt sich an die Spitze der Reserven, das 24. Jägerregiment der Brigade Wlastow pirscht sich in der Niederung in der Richtung auf Hopfgarten vor. Jetzt scheint Wittgenstein die Stunde des Erfolges gekommen: mit Wucht läßt er seine Bataillone zu erneutem Sturm ansetzen. Luckow und Wlastow auf Landgraben und Schanze I, Brigade Roth auf Lünette II und Pirnaer Schlag. Aber schon ist's zu spät, denn die junge Garde strömt in zwei gewaltigen Kolonnen zu den Toren hinaus, — der Gegenstoß Napoleons beginnt. Als die tapferen Bataillone Lukows aus der schützenden Sandgrube vorbrechen, geraten sie in eine Hölle, in ein wütendes Kreuzfeuer der Artillerie. Die französischen Batterien von Stückgießers und Hopfgarten speien ihnen Feuer

Digitized by Google

entgegen, von drüben, jenseits der Elbe, von der Bautzener Straße donnert eine Batterie von 30 Geschützen und wirft ihre Geschosse in die russischen Reihen; dazwischen ein gutgeleitetes Infanteriefeuer. — Die Sturmkolonne stutzt — weicht — eine Panik bricht aus, aber Kosaken setzen die Lanzen ein und treiben die Flüchtigen wieder in das mörderische Feuer hinein. In wenigen Minuten sind die Bataillone aufgerieben; an jener Stelle fand man die Toten und Verwundeten in gräßlichen Haufen und Stellungen. Es waren Tote, die, an Tote gelehnt, aufrecht standen, als lebten sie noch.

Der russische Kavalleriegeneral Milessinow wurde von einer Kanonenkugel tödlich getroffen; er war ein beliebter Mann: sorgfältig führten seine Leute den Sterbenden aus der Feuerlinie. Nun klammerte Wittgenstein sich an den mit einer starken Batterie besetzten Windmühlenhügel von Striesen.

Schon brachen mit Wucht aus dem Ziegelschlage und dem Rammischen Schlage die Gardedivisionen Decouz und Roguet hervor. Hier konnte die junge Garde zeigen, daß sie hinter der alten nicht zurückstand: sie hat es mit Glanz getan. Ihr Angriff — noch vor wenigen Minuten von dem Kaiser selbst angefeuert — war unwiderstehlich. Diese jungen Menschen warfen sich mit zusammengebissenen Zähnen gegen den Feind. Zwar es gab einen Augenblick, wo auch hier eine Panik drohte, einer jener Schlachtenzufälle, die bei richtiger Benutzung ungeahnte Entscheidungen herbeiführen können. Ein Augenzeuge erzählt:

„Während durch das Hindurchmarschieren der französischen Massen aus dem Ziegelschlage die aus der Stadt dahinführenden Straßen ganz mit Soldaten, Kanonen, Pulverwagen angefüllt waren, warf eine russische Batterie eine zündende Kugel in einen mit vier Pferden bespannten Munitionswagen. Die darin befindlichen Granaten entzündeten sich, einzelne zersprangen und töteten zwei Pferde von dem Gespann, welches die Trainsoldaten verlassen hatten. Die beiden andern Pferde wurden scheu, kehrten um und jagten mit dem brennenden Wagen nach der Stadt zurück. Die eben ausmarschierenden Bataillone wichen erschrocken zurück, innerhalb und vor dem Ziegelschlage entstand die größte Verwirrung. Wäre jetzt die russische Batterie vorgerückt oder hätte ein Regiment Reiterei sich unter die verwirrte Masse geworfen, der Sturm würde dem nachrückenden Fußvolke zuverlässig gelungen sein. Selbst die den Franzosen eigene Neugier, die sie veranlaßte, dem von zwei wütend schnaubenden Rossen, unter immerwährendem Blitz und Donner davongezogenen Höllenwagen nachzusehen und von fern nachzulaufen, konnte von dem Feinde benutzt werden. Auch bot in der Tat dies Schauspiel eine jener fürchterlichsten Kriegsszenen dar, denen wir in solchen Tagen nur zu oft begegnen. Nach allen Seiten hin schleuderte die Höllenmaschine ihre verderblichen Geschosse; auch das dritte Pferd wurde zerschmettert und fortgeschleudert; nun zog in scheuer Todesangst das vierte den brennenden Wagen weiter. Einige Schützen schossen auf das unglückliche Tier, welches den brennenden Vulkan hinter sich herschleppte; man verwundete es, ohne es zu töten, wodurch es, noch rasender gemacht, wieder umkehrte und der nahen Elbwiese zurannte, wo es den Wagen nicht weiter fortbringen konnte. Einige Minuten darauf sprang der Wagen in die Luft und sendete von seiner Ladung Wurfgeschosse über die Elbe hinüber in die Neustadt. Das zerfleischte Tier sah man noch mehrere Stunden an den Trümmern des Wagens stehen, bis es gegen Abend tot umfiel."

Der französische Angriff gegen den äußersten rechten Flügel der Russen wurde gefährlich. Die massiven Vorwerke und Gehöfte, die mit Strömen Blutes erobert waren, gingen wieder verloren. Ach, auf der Kegelbahn der Sommerwirtschaft „Lämmchen", wo sonst die ehrsamen Spießbürger ihre „Neune" schoben, rollten jetzt eiserne Bälle, die Tod und Verderben brachten. Der Herzog von Treviso, der Hüne Mortier, lenkte hier die Schlacht der jungen Garde. Die Russen wurden gegen das Blasewitzer Tännigt zurückgetrieben, Brigade Lukow hielt sich zäh, indes war bei der Wut und Übermacht des französischen Angriffs schließlich der Rückzug notwendig. Luckow fiel, das ganze Korps Gortschakoff befand sich in Auflösung. Freilich litten auch 8. 9. Voltigeurs von Decouz und Roguets Flanqueurjäger, ihre Obersten bluteten, ebenso Roguet selbst und seine Brigadegenerale Dulong (aus Soults Portugalfeldzug berühmt) und Rebevel. — Graf Wittgenstein, der, wie gewöhnlich, zuerst nicht mit gehörigem Nachdruck vorgegangen war und die anfänglichen Vorteile nicht tatkräftig genug verfolgt hatte, gewann in dieser Bedrängnis seine Zähigkeit zurück und klammerte sich an den Windmühlenhügel nördlich Striesen. Hier waren in günstigeren Stellungen Batterien postiert, und Wittgenstein hatte seine letzten Reserven vorgenommen. Der Kampf um jeden Fußbreit Boden steigerte sich an diesem Windmühlenberg zur Weißglühhitze. Aber die junge Garde übertraf sich selbst. Wittgenstein mußte den Hügel räumen, räumte ihn, bereits auf beiden Flügeln bedroht, in bedenklicher Unordnung und ging auf Striesen zurück. Sofort fuhren französische Batterien in die Stellung ein und sandten den Russen ihre Abschiedsgrüße nach. Einige glückliche Schüsse warfen ein paar Pulverwagen in die Luft und die Verwirrung des Rückzuges wurde noch größer; fast aufgelöst kamen die Kolonnen Wittgensteins in Striesen an. Sie warfen sich in die Gehöfte, Scheunen, Gärten und versuchten hier einen letzten Halt zu finden. Vergeblich! Die französischen Geschütze warfen ihre Brandgranaten in das Dorf, und Feuersäulen stiegen in den dunkelnden Abend. Die junge Garde drang in Striesen ein, säuberte in furchtbarem Bajonettkampf das Dorf, und Wittgenstein mußte fürchten, daß seine Stellung durchbrochen

Digitized by Google

würde. In der höchſten Not kam die preußiſche Brigade Klüx zu Hilfe. Unter ihrem Schutz vermochte Wittgenſtein ſich einigermaßen zu ſammeln.

Die Preußen im Großen Garten hatten in ihrer Erbitterung die Signalſchüſſe nicht einmal abgewartet; ſie ließen ſich nicht nehmen, ſchon um 2 Uhr gegen das Faſanenhaus vorzudringen, in welchem ſich die Franzoſen feſtgeſetzt hatten. Hier kommandierte ein tüchtiger preußiſcher General, Hans von Zieten (er hat mit dem berühmten Zieten keine Verwandtſchaft, höchſtens durch ein Scheffel Erbſen von Adam und Eva her), war aber in manchem Zug dem alten Zieten ähnlich; etwas hohe Schulter und, wie es in der Art dieſer Menſchen liegt, eigenſinnig, wie man ſo ſagt, krötig, aber tüchtig vom Scheitel bis zur Sohle. Zieten, wie geſagt, wartet die Signale nicht ab, ſpringt wie eine biſſige Dogge den Franzoſen an den Hals. Aber er hat viel zu wenig Truppen. Seine Brigade iſt durch den langen Kampf des Vormittags erſchöpft. Brigade Pirch muß drei Bataillone zur Unterſtützung ſchicken. Es iſt unbegreiflich, wie verzettelt die preußiſchen Kräfte waren, dieſe Kräfte, die es am ernſteſten in all dieſen Schlachten meinten. Das Korps des Generals von Kleiſt war faſt 40000 Mann ſtark, und hier in den wichtigen Stunden der Entſcheidung wurden nur eine Brigade und einige Bataillone eingeſetzt. Dieſe Sparſamkeit mit Menſchen zur unrechten Zeit ſollte ſich ſchwer rächen.

General Hans von Zieten
Nach einem Gemälde im Hohenzollernmuſeum

III 1. Weſtpr. und I 6. Reſerve nehmen Gartenſchanze und Faſanenhaus, Sturmkolonnen fegen gegen die Lünette Nr. II und den Garten des Prinzen Anton. Es iſt eine Angriffsfläche von über 500 Metern zu überſchreiten. Mit wütendem Feldgeſchrei dringen die Preußen vor, dringen durch den wahnſinnigen Hagel von Geſchoſſen, den die Batterien der Lünette, das Kleingewehrfeuer der Beſatzung gegen ſie ſpeit. Über Sandſäcke und Hinderniſſe dringen ſie vor, was fällt das fällt, was leicht verwundet iſt kriecht und humpelt weiter, was heil bleibt ſtürmt unaufhaltſam gegen die Werke. Freiwillige Jäger werfen ſich in den Graben und verſuchen die Böſchung der Schanze zu erklimmen, aber Lünette II wirft Kartätſchenhagel in die Glieder der Anſtürmenden, Lünette II iſt wie ein großes, biſſiges Tier, das ſich mit Nägeln und Zähnen wehrt. Und ebenſo ſteht es am Garten des Prinzen Anton. Ein franzöſiſches Regiment, das vordringen will, wird von den ruſſiſchen Jägern der Brigade Roth in die Vorſtadt zurückgeworfen, die preußiſche Sturmkolonne nutzt den Augenblick und ſucht den Garten zu nehmen. Aber hier iſt ein Graben und dahinter eine Gartenmauer, acht Fuß hoch. Wo ſind Pioniere, Bretter, Sturmleitern, Äxte und Stricke, um da hinüber zu kommen? Nichts war vorgeſehen, die Bataillone konnten ſich den Kopf einrennen und ſich niederkartätſchen laſſen, ohne eine Ausſicht auf Erfolg, denn auch die Verſtärkungen blieben aus; die tapferen Preußen verbluteten ſich für nichts und wieder nichts. Bis 6 Uhr lag ſchon die Hälfte von III 1. Schleſ., von I 11, II 7., I 10. Reſ. blutend am Boden. Um 7 Uhr marſchierten Marmonts 1. 4., Marine I 86 vor. Und in dieſem verhängnisvollen Augenblick hört man hinter den Mauern von Dresden die rauſchenden Klänge der Marſeillaiſe, den Sturmtakt von hundert Trommeln, den Hufſchlag von Roſſen, den feſten Tritt der Bataillone 44. Diviſion und junger Garde. Während da draußen die Führung verzettelt war, während man die Braven, die mit jedem Blutstropfen nach dem Siege rangen, ſich vor den Mauern verblutet ließ, war da drinnen die Führung ſtraff und zielbewußt. Auf dem Turme der Kreuzkirche ſtanden Stabsoffiziere und beobachteten genau, wie es mit dem Angriff der Verbündeten ſtand. Jede Bewegung wurde dem Kaiſer gemeldet, und ſo konnte er ſofort jedem Zug der Gegner entgegentreten. — In drei Kolonnen brach Marmont aus dem Pirnaiſchen Schlage vor. Mit wuchtigem Stoß trieb er die Preußen gegen den Großen Garten zurück. Von drei Seiten brachen die Franzoſen in den Garten ein. Noch hielt ſich Major Schutter mit ſeinem Bataillon im Gartenpalais, aber bald drohte

Digitized by Google

es ihm, abgeschnitten zu werden. Ein Zug westpreußischer Schützen schlug sich durch ein ganzes Regiment italienischer Linieninfanterie durch, um den Kameraden zu Hilfe zu kommen. Die Italiener waren alle betrunken, so gut hatte man es in Dresden mit ihnen gemeint. Um die Zeit, als Wittgensteins Russen sich um den Besitz von Striesen schlugen, und Striesen in Flammen stand, schwieg auch im Großen Garten das Getümmel. Die Preußen waren bis Strehla zurückgeworfen. Doch hielt I 7 noch die Nacht hindurch das Palais des Großen Gartens.

Die Süd- und Westseite Dresdens berannten die Österreicher. Ihre gewaltige Artillerie, neun Batterien mit 72 Geschützen, hatte auf dem Höhenzuge zwischen Räcknitz und Plauen Aufstellung genommen und als Ziel die Lünetten III und IV, die Mauern der Seevorstadt gewählt. Das Feuer dieser Geschützmasse, so berichten Augenzeugen, erschütterte den Erdboden weit und breit, in Dresden klirrten die Fenster. Die Lünette III am Dippoldiswalder Schlag wurde stark mitgenommen, der schwere Eisenhagel riß Lücken in die Brustwehren und Böschungen, splitterte die Palisaden. Die französische Besatzung war wie in einer Hölle. Schlimmer noch stand es um Lünette IV am Falkenschlag. Hier war die halbe Mauer weggefegt, und die Geschütze des Vorwerks waren bis auf eins zertrümmert. Dazu kam das wirkungsvolle Schützenfeuer, das die Österreicher vom Feldschlößchen her gegen die Besatzung richteten. Es steckten deutsche Truppen in der Schanze, in der Hauptsache Westfalen. Schon lagen Hunderte der ihren tot und schwerverwundet am Boden. Jetzt schlug eine Granate das Palisadentor ein, und die entsetzte Mannschaft nutzte die Lücke, um durchzubrechen und zu entfliehen. In der Schanze blieben nur ein sächsischer Leutnant namens Ulrich, ein französischer Offizier und zwei Sergeantmajors. Schon nahen vom Feldschlößchen die Österreicher in hellen Haufen, um sich des Werks zu bemächtigen. Da springt der tapfere Sachse Ulrich in schnellen Sätzen zum Falkenschlag und holte eine Kompagnie alter Garde herbei. Die Ausreißer werden zwischen die Bajonette genommen und müssen mit zurück. Schon drängen sich 50 Österreicher am zersplitterten Tor, um einzudringen, aber die Bajonette der wütenden Garde werfen sie zurück. Die Lünette bleibt im Besitz der Franzosen. Drei alte Gardechasseurs — ihre Namen sind genannt, aber was sollen sie hier unter den Tausenden, die gleiches getan hätten für diesen Kaiser, — stiegen auf die Brustwehr und marschieren wie Posten geruhig auf und ab, um den Mut der Besatzung wieder zu beleben. Einer fällt, der zweite fällt, der dritte geht auf und ab.

Inzwischen sind unter dem Schutz der Artillerie vierzehn österreichische Bataillone der Divisionen Moritz Liechtenstein und Colloredo von den Räcknitzer Höhen herabgestiegen und haben sich in fünf Angriffskolonnen gegen Moszinskigarten und Dippoldiswalder Schlag und die Lünette III gewendet. Lünette III ist arg mitgenommen, ein bissiges Tier, das noch grollt und bellt und um sich beißt, aber dennoch schwer getroffen ist. Hier am Dippoldiswalder Schlag ist die schwächste Stelle in dem Panzer Dresdens, und die österreichischen Jäger und Grenzer haben sich ohne vielen Verlust herangepirscht, ihnen folgen die alten guten Bataillone Colloredos, die Säulen österreichischer Infanterie. Was will das werden? Lünette III ist zerschossen, die Besatzung nicht in bester Verfassung, wie Schiffbrüchige, auf welche von drei Seiten ein Meer heranbraust. Der Marschall Saint-Cyr sieht mit Bedenken die Lage, reitet zum Kaiser, reitet durch Straßen, in welchen Granaten explodieren. Es ist die schwerste Stunde für Dresden, diese Stunde zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags. „Die Gefahr," sagt ein Augenzeuge, „wuchs mit jedem Augenblicke. Zwischen 5 und 6 Uhr schien alles verloren. Ein Platzregen von Kugeln und Granaten ergoß sich über die unglückliche Stadt. In mehreren Gegenden der Vorstädte wirbelten Rauchwolken empor, ein Zeichen, daß die Granaten gezündet hatten. Bald waren die Straßen leer von Einwohnern, die erschrocken in die Häuser flohen. Das Zerplatzen der Granaten auf dem Steinpflaster, das Herabstürzen der Dachziegel und Fensterscheiben, das Krachen des Geschützes von den nahen Wällen, das Schlagen des Generalmarsches in allen Straßen, das Alarmblasen der Flügelhörner, das Wutgeschrei der angetrunkenen Soldaten erfüllte den an Ordnung und Ruhe gewöhnten Bürger mit Angst und Entsetzen."

Saint-Cyr pariert sein Pferd vor dem Kaiser und meldet, wie es um Lünette III steht. Zweifellos ist Gefahr vorhanden, denn es wäre von unermeßlichen Folgen gewesen, wenn die Österreicher in die Seevorstadt eingedrungen wären*). Napoleon hört den Bericht des Marschalls. „Le prince de la Moscwa!" Aus dem dichten Stab tritt die Landsknechtsgestalt des Marschalls Ney vor. Aus breitgedrücktem Gesicht blicken zwei scharfe, forschende Augen auf den Kaiser. Der Marschall lüpft ehrfurchtsvoll den Dreispitz, auf dem kahlen Scheitel werden einige sorgfältig zurechtgelegte Strähnen sichtbar. „Gibt es zu tun, Imperator?" scheinen die klugen Augen zu fragen. — „Vite à cheval!" — Aber der prince de la Moscwa hat kein Pferd, — weiß Gott, aus welchem Grunde. Graf Caulaincourt erhält Befehl abzusteigen und dem Marschall sein Pferd zu geben. Einen Augenblick zögert der Oberststallmeister, es scheint ihm schade um seinen

*) Saint-Cyr hat später in seinen Memoiren behauptet, daß der Kaiser Unruhe gezeigt habe. Der Marschall war nie ein Freund Napoleons, was auf Gegenseitigkeit beruhte. Alle anderen Zeugen des Tages haben die Marmorruhe und außerordentliche Zuversicht des Kaisers in den Sieg bestätigt.

Digitized by Google

edlen Andalusier; aber ein rasches „Descendez!“ und schon ist Caulaincourt herunter vom Gaul und Ney im Sattel. Einige kurze Worte, und der Marschall reitet. An der Spitze der Divisionen Barrois-Dumoutier soll er aus der Seevorstadt vorbrechen und die Österreicher zu Paaren treiben. Sogar zwei Brigaden der Alten Garde schlossen sich an.

Weiter westlich hielt sich Lünette V am Freiberger Schlag. Laut Thiers stand dort Division Decouz der Jungen Garde, die nach Jomini seit 3 Uhr nebst Doumercs Kürassieren entgegengesetzt auf der Pillnitzer Chaussee erschien. Wir folgen letzteren, doch bleibt unsicher, ob nicht ein Quidproquo vorliegt. Die Zusammensetzung der vier Voltigeur- und Tirailleurdivisionen läßt sich nicht richtig verteilen, weil sich Pelet und Belhomme hierin widersprechen.

Inzwischen war die Schanze III nach heftigem Kampf erstürmt, den Franzosen war die Munition ausgegangen, und diesen Augenblick ergriff der Oberstleutnant Schneider, um mit I 2. Jägern einzudringen. Da brachen um 6 Uhr aus dem Falkenschlag, aus den Gärten der Seevorstadt die Kolonnen Neys hervor. Das Feldschlößchen wurde unter den Augen des Kaisers mit Wucht angegriffen und zurückgewonnen. Im Nu war die von Österreichern besetzte Lünette III nur noch eine Insel in der heranwogenden französischen Flut. Ein Bataillon der alten Garde dringt gegen die Schanze vor, einer Schar von vielleicht 50 Franzosen gelingt es, hineinzukommen, aber die Österreicher werfen das Tor zu, drängen das nachfolgende Bataillon zurück, und die Franzosen sind gefangen. Man fordert sie auf, sich zu ergeben, da stürzt sich ein riesiger Tambourmajor vor, schwingt mit Wucht den Kommandostab und schmettert den silbernen Riesenknopf auf den Schädel des Oberst Luck, der augenblicklich zusammenbricht. Das ist das Signal zu einem erbitterten Bajonettkampf. Während dieser Szene innerhalb des engen Bezirks der Schanze sprengen französische Sappeurs das Palisadentor, und das Sturmbataillon drängt nach, I 2. Fußjäger der Alten Garde unter General Gros, der selbst einen Bajonettstich erhielt. Die Schanze ist zurückgewonnen, vierhundert Österreicher sind gefangen, — der Angriff ist abgeschlagen. Jetzt warfen Junge und Alte Garde in Gemeinschaft mit Murats Reiterei auch Division Bianchi aus Kohlgarten und Holzhof. Der Kampf war weit ernster, als man gemeinhin annimmt, der blutigste des Tages. Nicht nur Curiels Füsilierbrigade der Alten Garde, sondern sogar 2. Grenadiere beteiligten sich am Kampfe, erstere litt erheblich. General Tindall der Holländer Grenadiere sank verwundet, Oberst Deshayes der 2. Gardejäger fiel. Bei der Jungen Garde stürzten Divisionär Dumoutier und Brigadegeneral Boyeldieu schwergetroffen. Ein dritter General fiel, 4. Tirailleurs litten am meisten. Nach Martiniens Ausweis scheint sogar die Hälfte von Victors Division Teste mitgewirkt zu haben. Als sich der Abend über das Schlachtfeld senkt, sind die Franzosen auf allen Punkten Sieger. Der Halbkreis der Verbündeten ist zurückgedrängt und hat sich stark gedehnt. Die Aussichten für den nächsten Tag sind günstig für den Kaiser. Von den Wachtfeuern seiner Garde begab sich Napoleon in das Dresdener Schloß, um dem Mittelpunkt der ganzen Ereignisse möglichst nahe zu sein. Gegen 10 Uhr abends brachte ein Bataillon der jungen Garde über 700 gefangene Österreicher ein mit einer Fahne und vier bespannten Geschützen. Napoleon stieg in den Schloßhof, besah sich die Gefangenen, die sehr schlecht gekleidet waren und denen der Mangel auf dem Gesicht geschrieben stand. — Napoleon nahm an, daß die Verbündeten nach diesem verlustreichen Tage abziehen würden. „Ich werde ihnen auf dem Fuße folgen,“ sagte er zu dem sächsischen General von Gersdorff, „Vandamme muß schon die Elbe passiert haben. Ich werde früher in Böhmen ankommen, als sie.“ —

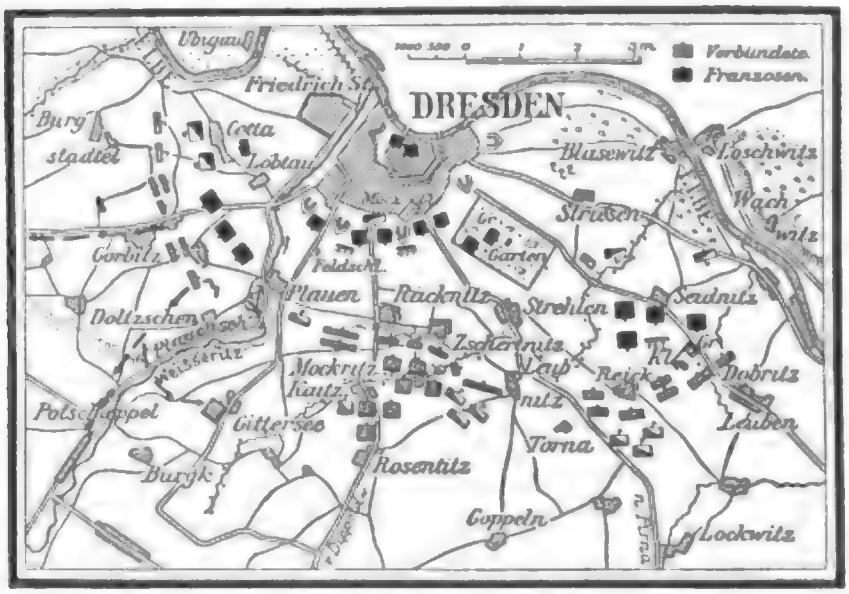
Auf dem Schlachtfelde sah es entsetzlich aus. Mit Einbruch der Nacht begann ein unaufhörlich strömender kalter Landregen, der die Biwakfeuer mitleidlos auslöschte und die armen, müden Streiter bis auf die Haut durchnäßte, dazu kam das niederdrückende Gefühl geschlagen zu sein, dazu kam der Hunger. Während die Franzosen aus Dresden doch genügend Lebensmittel ziehen konnten und sich in Schuppen, Häusern und Scheunen ein Dach vor dem Regen suchen, lagen die verbündeten Truppen in dem aufgeweichten Lehmboden der dortigen Gegend und hatten nichts zu leben, dem Buchstaben nach *nichts*. Die Leute des 8. schlesischen Landwehrregiments gehörten noch zu den Schlemmern, wenn man so sagen will, denn, so heißt es im Tagebuche dieses Regiments, „mit Tagesanbruch wurde jeder Kompagnie durch den Feldwebel ein Brot stückweis zugeschnitten“.

Inklusive der zuletzt noch eingesetzten Division Prinz August verloren die Preußen fast 5000, die Russen kaum weniger, die Österreicher wohl auch nicht. Napoleon verlor etwa 150 Offiziere (29 Kav.), wobei Clapardes Verluste am Vortag mitgerechnet, verhältnismäßig am meisten Berthezène (36 Offiziere), Marmont seltsamerweise nur 7. Inklusive Gardeartillerie und Westfalen höchstens 3500. Wir würden dies Mißverhältnis für unglaublich halten, wenn nicht Einzelangaben bestätigten, daß z. B. III 1. Schlesisches allein 14 Offiziere, 700, 11. Ref. allein 1200 verlor, die russischen und österreichischen Truppen in so bitteren Kämpfen nicht weniger verloren haben können. Offenbar wirkte das französische Geschützfeuer vernichtend.

Im Schloß zu Dresden war noch spät in der Nacht Licht, der Kaiser diktierte die Befehle für den nächsten Morgen. Durch die Straßen der Stadt hallte der Tritt der anmarschierenden Verstärkungen: des Korps

Digitized by Google

Victor, des Korps Marmont und der Gardekavalleriedivision. So häuften sich die für den 27. August verfügbaren Truppen Napoleons auf über 120000 Mann. Allerdings hatten die Verbündeten eine Übermacht von 50000 Mann, aber der Kaiser hatte den gewaltigen Vorteil der inneren Linie und den Stützpunkt einer stark befestigten Stadt, und keiner kommandierte außer ihm. Es herrschte eine ziemliche Ratlosigkeit im Hauptquartier ver verbündeten Monarchen. Die österreichischen Herren waren sehr für einen sofortigen Rückzug nach Böhmen. Das Hemd schien ihnen näher als der Rock: sie wollten ihre Hauptstadt decken. Aber der König von Preußen legte entschiedenen Protest ein. Sollte all das Blut vergebens geflossen sein? Hatte man nicht eine starke Übermacht? Der Zar stimmte schließlich dem König bei, und l'homme de la coalition Schwarzenberg gab gegen zehn Uhr abends die Schlachtbefehle aus. Noch in später Nachtstunde mußten die Truppen aus ihren feuchten Biwaks aufbrechen und in die neuen Stellungen einrücken. Schon war der Boden so durchweicht, daß die Schuhe der armen Soldaten im Lehm stecken blieben und viele von ihnen auf diese Weise barfuß oder in Socken und Fußlappen weitertappen mußten. In den steckengebliebenen Schuhen sammelte sich der Regen. Gierig griffen die fiebernden Verwundeten nach diesem seltsamen Trinkgefäß.



Plan der Schlacht von Dresden (zweiter Tag) am 27. August 1813

Die Befehle, welche der Kaiser in der Nacht diktiert hatte, sind von kristallheller Klarheit. Es ist wunderbar, wie dieser geniale Feldherrngeist die großen Linien der Schlachtanlage mit den kleinsten Details in knapper Diktion zu verbinden wußte. Die Besetzung jener Lünette wurde auf den Mann bestimmt: soundsoviel Kanoniere, Sappeurs, Infanteristen, soundsoviel Geschütze, Geschosse, Patronen. Jeder Kommandant einer Schanze soll sich auf seinem Posten töten lassen, kein Vorwand, ihn aufzugeben, gilt. „Es soll untersucht werden," heißt es, „warum der Kommandant der Lünette III dieselbe verlassen hat und wer dieser Kommandant war." — Seit 5 Uhr früh hält Napoleon in der Nähe der Lünette IV, im stärksten Regen, bis auf die Haut naß. Er hatte doch nicht geglaubt, daß Schwarzenberg standhalten würde. „Ich glaube," warf er Berthier hin, „die Alliierten haben eine Dummheit begangen, hier auszuhalten." Der Plan des Kaisers ging dahin, den weiten Bogen der verbündeten Armeen auf beiden Flügeln zu umfassen, um sie von den Rückzugsstraßen auf Freiberg und Pirna abzuschneiden und in die Pässe des Gebirges zu drängen. Aus dem Angegriffenen war der Angreifer geworden, die Verbündeten fochten nur noch für den Rückzug. Sie trennten dabei 20000 Mann (Divisionen Liechtenstein und Meszko, Brigaden Mumb und Czollich) durch den tiefen Plauenschen Grund vom linken Flügel ab, was Murat sich zunutze machte, der seit frühmorgens mit Victor und seiner gesamten Reiterei von allen Seiten drängte. Da auch Korps Klenau von Tharandt vorrückte, bildete die österreichische Masse einen dichten Block. Ihn zu zerhämmern gestattete das alle Gewehre verschlämmende Regenwetter den Pallaschen Murats. Victors wenig bekannte Divisionäre Dubreton (Verteidiger von Burgos), Vial (alter „Ägypter" im Ruhestand), Dufour brannten darauf, sich einen Namen zu machen. Drüben erinnerten nur Klenau und Bianchi noch an Aspern-Wagram.

Auf dem Hahneberge neben Lünette IV — gestern ist dort hart gekämpft worden, es liegen noch Tote und Ächzende umher, denn der Sanitätsdienst hat völlig versagt — läßt sich der Kaiser ein Zelt aufschlagen und ein starkes Feuer anzünden. Hier sieht man ihn dampfend am ganzen Leibe stehen und seine Kleider trocknen, neben sich auf einem Feldtisch die Karte der Umgegend. Seine Augen spähen in den Regen, aber sie dringen bei dem dunklen Wetter nicht weit, nach dem Kanonendonner muß er, so gut es geht, den Gang der Schlacht beurteilen. — Vom rechten französischen Flügel meldet König Murat dauernd Vorteile über die Österreicher. Er hat sie bereits von der Freiberger Straße abgedrängt. Vial und Dufour werfen Division Alois Liechtenstein, Dubreton überwältigte Giulay und Weißenwolfs Grenadiere erst nach scharfem Kampf (39 Offiziere). Der Gegner widerstand lange bei Döltzschen in der Front, doch Murats große Ge-

Digitized by Google

ſchwader umfaßten immer erdrückender. 9 ſeiner Reiterregimenter erhielten Standarteninſchrift „Dresde“, beſonders zeichneten 7. 23. Dragoner, 14. Chaſſeurs ſich aus, deren Namen der Armeebefehl hervorhob. Im Zentrum ſteht die Schlacht, ein gewaltiger Geſchützkampf tobt zwiſchen den beiden feindlichen Maſſen. Das Kanonenduell läßt die Erde ringsum erbeben. — Auf dem linken Flügel war Marſchall Mortier mit ſeiner jungen Garde vorgedrungen. Er ſäuberte das Blaſewitzer Tännicht und ging dann in ſtarker entwickelter Front gegen das Dorf Gruna vor. Hier ſtand die ruſſiſche Avantgarde unter dem Generalmajor von Roth. Der tapfere General ſtand mit ſeinen 5000 Mann in höchſt gefährdeter Stellung. Er ſollte die Straße nach Pirna decken. Als er ſich aber in der Flanke und im Rücken von Marſchall Mortier, in der Front von Marſchall Ney bedrängt ſah, mußte er ſchleunigſt zurück. Die Straße auf Pirna war von den Franzoſen gewonnen. In raſcher Folge fielen die Dörfer Gruna, Seidnitz, Groß- und Klein-Dobritz. Um dieſe Zeit erſchien der Kaiſer in der Gefechtslinie. Er war unzufrieden mit den Fortſchritten. Warum iſt das Dorf Reick noch nicht über? Brigade Pelet mag angreifen. Aber Roth wehrt ſich. Roth verteidigt jedes Haus. Erſt als das Dorf lichterloh brennt, wird es preisgegeben. Der Kaiſer reitet inzwiſchen zurück, iſt unwillig, als Saint-Cyr Leubnitz noch nicht genommen hat: ‚man nehme Leubnitz,‘ aber Leubnitz will nicht genommen ſein. Zwei preußiſche Bataillone werfen ſich mit Wut den ſtürmenden franzöſiſchen Kolonnen entgegen und retten das Dorf.

Als Napoleon in der Nähe des Dohnaſchen Schlages ankommt, wird ihm um 11 Uhr eine Batterie auf der Höhe von Räcknitz läſtig, ſie iſt gut eingeſchoſſen und ihr zu begegnen angebracht: ‚Schnell eine reitende Batterie vor!‘ Der Kaiſer bleibt halten, um ſie zu dirigieren. Der Richtoffizier brennt ab, die erſte Kugel ſchon ſcheint getroffen zu haben, eine Reitergruppe da droben auf der Räcknitzer Höhe gerät in Bewegung. Der Kaiſer reitet weiter.

Um dieſe Zeit, während Napoleon, von den Fortſchritten befriedigt, ſeinem Standort bei Lünette IV wieder zureitet, gelangt im Hauptquartier der Verbündeten ein Vorſchlag des Generals Jomini, den Moreau unterſtützt, zur Annahme. Siehſt du, o Zar, — ſo ungefähr mag Jominis Rat gelautet haben, — wie weit ſich die Franzoſen vorgewagt haben? Wohlan, laß deine Garden und die preußiſchen Garden, laß das preußiſche Korps Kleiſt, laß alles vorbrechen, was ſich hinter Leubnitz und Strehla zuſammenballt! Es ſind ihrer an 50000 Mann, zum Teil ganz friſche Truppen, feſt wie Granit, wirf ſie dem franzöſiſchen Marſchall in Front und Flanke, laß deine Panzerreiter heranraſſeln, deine ſtolzen Küraſſiere, deine Schwadronen der Regimenter „Kaiſerin“ und „Nowgorod“, deine Chevaliergarde, tu das, und Marſchall Mortier entgeht nicht dem Untergang. — Der Rat iſt gut, in dem Rat liegt faſt ein ſicheres Gelingen. Zwar weiß Fürſt Schwarzenberg von dieſen Befehlen nichts, aber Alexanders Adjutant reitet, und Barclay empfängt den Befehl des Zaren. Der bedächtige Barclay ſchüttelt den Kopf. ‚Nicht möglich, mein Kaiſer, und ſelbſt, wenn ich den Angriff vollführte, wenn ich meine Kolonnen durch den zähen Lehm vorwärts brächte, wie, wenn es mißlingt? Meine ganze Artillerie würde verlorengehen. Sie wird bei der Verfolgung im Dreck ſteckenbleiben.‘ Der bedächtige Barclay ſendet dieſen Einſpruch an ſeinen Oberherrn und wartet. Und die Stunde, da ein ſolcher Angriff möglich war, geht verloren.

Da droben auf dem Feldherrnhügel von Räcknitz hält inzwiſchen der Zar mit ſeinem Stabe. Außer ſeinem Generaladjutanten ſind die engliſchen Herren bei ihm: Lord Cathcart und Sir Robert Wilſon. Neben ihm reitet Moreau. Die Herren ſpähten ins Gelände und ritten etwas weiter vor, um die Bewegung im franzöſiſchen Zentrum zu beobachten. Sie kamen jetzt in die Nähe der öſterreichiſchen Batterie, juſt in demſelben Augenblick, wo Napoleon drüben die reitende Gardebatterie vornahm und dieſe den erſten Schuß tat. Kaiſer Alexander, in ſeiner Höflichkeit, ließ Moreau den Vortritt, als es galt, an einem Tümpel vorüberzureiten. Der General bog ſich einen Augenblick zu dem Zaren zurück und ſagte ihm einige Worte, kaum eine halbe Pferdelänge voraus, da ſchlug die Kugel ein, zerſchmetterte dem Franzoſen das linke Bein unterhalb des Knies, riß dem Pferde den Leib auf und zerfleiſchte auch noch die Wade des rechten Beins. Roß und Reiter brachen zuſammen, und der General wurde ohnmächtig unter ſeinem Pferde hervorgezogen. Um ein Haar, und der Zar aller Reußen wäre auf dieſe Weiſe den Weg alles Fleiſches gegangen, und dieſer Schuß wäre für Napoleon ein wahrer Glücksſchuß geworden. Denn alsbald wäre die altruſſiſche Partei mit dem Großfürſten Konſtantin ans Ruder gekommen, und die Kriegsluſt dieſer Leute war nicht eben groß. Als Moreau wieder zur Beſinnung kam, ſah er den Zaren um ſich bemüht. „Sire,“ ſagte er, „Sie haben von mir nichts behalten als den Rumpf, aber das Herz ſchlägt noch, und der Kopf gehört Ihnen.“ Alexander war tief ergriffen, er rief nach Ärzten, aber es waren keine da. Der Oberſt Rapatel, auch ein emigrierter Franzoſ, hielt den ſchwerverwundeten Freund in den Armen. „Ich bin verloren,“ ſagte Moreau zu ihm, „doch, mein Freund, es iſt ruhmvoll zu ſterben für einen ſo edlen Zweck, für die Sache der Freiheit und unter den Augen eines ſolchen Fürſten.“ Seltſame Worte aus dem Munde eines ſtarren Republikaners, als welcher Moreau ſich doch immer gab. Es war ein eigenes Geſchick, daß dieſer Mann, der einſt die Heere der Republik zum Siege geführt hatte, ſchließlich, gegen ſein Vaterland fechtend, von einer franzöſiſchen Kugel

Digitized by Google

fiel. Öſterreichiſche Grenadiere legten ihre Gewehre übereinander und bedeckten ſie mit ihren Mänteln. Das war die Bahre, auf welcher man Johann Victor Moreau aus dem Gefecht trug. Im Herrenhaus zu Nöthnitz nahm der Leibarzt Alexanders, Doktor Wylic, die notwendige Operation vor. Er ſägte dem General zunächſt das linke Bein unterhalb des Knies ab und dann auch noch das rechte. Der Franzoſe benahm ſich wie ein Stoiker. „Alſo auch das rechte noch?“ fragte er den Arzt „nun ſo ſchneiden Sie zu. Aber der Tod wäre mir lieber geweſen.“ Während der Operation rauchte er gelaſſen eine Zigarre nach der andern. Der General ſtarb wenige Tage ſpäter, am 2. September, zu Laun in Böhmen. Vergeblich war alle Fürſorge geweſen, die Kaiſer Alexander ihm redlich hatte angedeihen laſſen, — die Zeit für Johann Victor Moreau war erfüllt. Noch auf ſeinem Sterbebette erreichten ihn die Siegesbotſchaften von der Katzbach und Großbeeren und Kulm, es waren die Siege der Feinde Frankreichs, und man ſagt, daß Moreau auf dieſe Kunde in tiefes Schweigen verfallen ſei. Seine beiden Füße beerdigte man feierlich auf der Höhe von Räcknitz, wo er fiel, und ſetzte ihnen dort einen Denkſtein, während man den Rumpf einbalſamierte und in der katholiſchen Kirche zu Petersburg beiſetzte. Der gläubige Prediger, der den Beinen die Leichenrede hielt, ſprach die Erwartung aus, „daß ſie dereinſt beim Generalmarſch der Weltgerichtspoſaunen ſich nach Petersburg auf den Weg machen würden,“ — was denn auch wir im Intereſſe des armen Moreau hoffen wollen.

Victor Moreau
Nach einer Zeichnung von Tondli geſtochen von Clar

Grade in dem Augenblick, wo Moreau fiel und allgemeine Verwirrung im Hauptquartier des Kaiſers Alexander herrſchte, traf der Stabsoffizier ein, der Barclays Einwände gegen den ihm gegebenen Angriffsbefehl überbrachte. Niemand dachte daran, hierauf einen Beſcheid zu geben, und Barclay blieb mit ſeinen Kanonen und Gardiſten, wo er ſtand. — Gleichzeitig traf der Oberſt von Wolzogen aus Pirna ein und meldete, daß ein ſtarkes franzöſiſches Korps ſich auf Pirna geworfen habe und den Prinzen Eugen von Württemberg über die Gottleuba zurückgedrängt habe. Die Rückzugsſtraße der großen Armee auf Teplitz war alſo bedroht. — Um dieſe Zeit machten die Franzoſen auf dem rechten Flügel ihrer Stellung gegen den linken Flügel der Öſterreicher bedenkliche Fortſchritte. Das Dorf Ober-Gorbitz wurde mit Sturm genommen und die Umfaſſung des Flügels gelang ſo vollkommen, daß die Diviſion des Feldmarſchalleutnants von Meszko mitſamt ihrem Führer und die Regimenter Erzherzog Rainer und Luſignan, altberühmte Truppen der Brigade Mumb, völlig umzingelt und gefangengenommen wurden. 74 Offiziere 9643 Mann ſtreckten hier, in drangvoll fürchterlicher Enge eingeklemmt, bei Bennerich die Waffen. —

Gegen drei Uhr nachmittags war der linke öſterreichiſche Flügel entſchieden vernichtet, der rechte preußiſch-ruſſiſche ſchwer mitgenommen, und Vandamme mit ſeiner ſtarken Macht ſtand im Rücken. Die verbündete Artillerie brachte zwar jene Batterie Curiels, die den verhängnisvollen Schuß auf Moreau abfeuerte, zum Schweigen, auch erhielt der im Galopp inſpizierende Drouot eine Kontuſion (nach Rollet), doch Oberſt Griois Gardezwölfpfünder, 32 Stück, wirkten verderblich, die ruſſiſch-preußiſchen Zentrumsbatterien ſo mittelmäßig, daß Marmont nur 3 Offiziere einbüßt! Napoleon verlor an beiden Tagen 350 Infanterie-, 63 Kavallerie-, 25 Artillerie- (16 Garde-) Offiziere, wobei Berthezène genau 1:20, 1200 auf 60 Offiziere. Indeſſen verlor eine Brigade Claparèdes 600 auf 15, ein Bataillon 78. ſogar 128 auf 2, 2. G.-Voltigeurs 290 auf 5, auch 18. Dragoner 53 auf 4; wir müſſen daher für Infanterie und Kavallerie etwas höhere Mannſchaftsziffern rechnen und bekommen ſo 1000. Die Öſterreicher allein verloren 4 Generale, 174 Offiziere, 6395 tot und verwundet. Geſamtverluſt der Verbündeten wird daher mit 11000 tot und verwundet zu niedrig abgeſchätzt, 15—20000 iſt das mindeſte. — Ziemlich ratlos ſammelten ſich die Monarchen und der Fürſt Schwarzenberg mit ihrem Stabe um ein ſchlecht brennendes, ſchwelendes Wachtfeuer und berieten, was zu tun ſei. Wieder war es König Friedrich Wilhelm, der die Erneuerung der Schlacht für den nächſten Tag lebhaft wünſchte; aber er hatte alle Stabsoffiziere gegen ſich, und ſchließlich entſchied Fürſt Schwarzenberg für den Rückzug nach Böhmen. Der Mangel an Lebensmitteln, an Bekleidung, an Fourage, an Munition war zu empfindlich, als daß nicht dringend Abhilfe geſchaffen werden mußte. Der Generalſtabschef des Korps Klenau, Oberſt Rothkirch, erklärte, daß die Soldaten ſeines Korps reihenweiſe tot in den Gliedern hinfielen, völlig erſchöpft durch Hunger und Strapazen, mehr als ein Drittel der Mannſchaft ſei ohne Schuhe, ganze Bataillone ohne Mäntel und dabei der ſtändig ſtrömende Regen. Die Gewehre

Digitized by Google

gingen längſt nicht mehr los, weil die Patronentaſchen durchnäßt waren. Dieſen Truppen noch einen dritten Schlachttag zuzumuten, hieß ſie mitleidlos und zwecklos zur Opferbank führen. — Ach, wie jammervoll ſah es ſchon auf dem Rückzug aus. Es goß in Strömen, und der Dämmerung, der Nacht entgegen mußten ſich die Zehntauſende gegen die böhmiſchen Gebirgspäſſe dahinwälzen. Die Pferde, ebenſo ausgehungert wie die Menſchen, vermochten die Kanonen und Trainwagen nicht durch den tiefen Moraſt der aufgeweichten Wege zu ziehen. König Murat mit ſeinen Reitern fand ein ganzes Biwak, das aus Gewehrpyramiden und davor ſteckengebliebenen Schuhen beſtand. Die armen Soldaten, die dazu gehörten, liefen mit bloßen Füßen durch das grauenhafte Wetter. Haufen von 30 und 40 Mann ergaben ſich einzelnen Küraſſieren. Sie warfen ihre Gewehre fort, und das Einzige, was ſie kniefällig erbaten, war ein Stück Brot oder einen Schluck aus der Feldflaſche. Die Gebirgspäſſe waren ſo vollgeſtopft von Geſchützen, Munitionskarren und Gepäckwagen, daß die Überwindung dieſer einzigen Verbindung mit Böhmen für die Geſchlagenen ſowohl wie für die Sieger von größter Mühſal war. Der Rückzug koſtete den Verbündeten dasſelbe wie die zweitägige Schlacht. Faſt 40000 Mann friſcher Truppen ſtanden unter Vandamme bereit, die geſchlagene Armee anzufallen. Wurde dieſer General durch eine Verfolgung ſeitens des Kaiſers energiſch unterſtützt, ſo ſah es ſchlimm aus um die Verbündeten, vielleicht kam der Krieg, allen deutſchen Hoffnungen entgegen, zum jähen Abbruch.

Nach Odeleben waren noch Mitte September alle Päſſe mit Trümmern verſtopft. Am folgenden Abend gab es ſchon 20000 gefangene Öſterreicher, 3000 Polen-Galizier deſertierten und wurden ſofort unter die Adler eingereiht. Murats Stabschef Belliard meldete ſchon früher: „Wir machten 15000 Gefangene," nennt aber nur 12 Geſchütze, bald wurden es 22. Marmont nahm noch 12 Geſchütze weg nebſt 2500 Gefangenen, am 29. ſchrieb er aus Großenhain begeiſtert über den Eifer der Seinen.

Faſt die ganze Bagage, unzählige Munitionswagen fielen den Verfolgern zu, man darf Schwarzenbergs Einbuße ruhig auf 50000 ſchätzen, niedrigere Angaben der Verbündeten widerſprechen einfach dem ſpäteren Beſtand. Dazu eine Unmenge Kranker, Verſprengter, Nachzügler, die bei einem L.-W.-Rgt. 340 und ſogar bei der preußiſchen Garde 300 betrugen. Das war anders als bei Lützen und Bautzen, man tat dem Gegner Abbruch wie bei Auſterlitz und Jena. Wenn er dort willenlos ſich auflöſte, warum nicht hier unter viel ſchlimmeren lokalen Verhältniſſen? Die Verbündeten ſchlugen ſich durchweg ſehr tapfer, doch jetzt ſchienen ſie ſchon wehrlos in tiefſter Niedergeſchlagenheit.

Höchſt jammervoll ſah es aus um die armen Verwundeten, die auf dem weiten Blachfeld im Moraſt und in Pfützen lagen und elend zugrunde gehen mußten. Mancher mag in dieſer Verzweiflung den Römertod geſtorben ſein, mancher von Kameradenhand dieſen letzten Dienſt erbeten haben, der ihn vor jammervollem Hinſiechen in überfüllten Lazaretten ſchützte.

„Ein Braver," ſo erzählt ein Augenzeuge, „unſerer erſten Schwadron, dem beide Beine von einer Kanonenkugel fortgeriſſen waren, ſtürzte mit ſeinem durchſchoſſenen Pferde zuſammen. Noch in ſeinen letzten Zügen bewies der Unglückliche große Geiſtesgegenwart. Nachdem er ſeine Frau und Kinder daheim Gott empfohlen, wälzte er ſich in einem förmlichen Blutbade bis an ſein erſchoſſenes Pferd, zog eine Piſtole aus dem Sattel und endete ſein jammervolles Leben, indem er ſich eine Kugel durch den Kopf jagte. Ich war Augenzeuge; — Gott wird dieſen Braven unmöglich zu den Selbſtmördern zählen.

Dergleichen Szenen — und bei weitem entſetzlicheren — begegnete man an jeder Stelle des Schlachtfeldes. Im Dorfe Reick hatten die Ruſſen einen Verbandplatz für ihre Verwundeten; das Dorf wurde von den Franzoſen in Brand geſteckt, die Chirurgen liefen davon, die Verwundeten wurden zurückgelaſſen. Auf der Brandſtelle fanden wir viele ganz und halbverbrannte Leichname. Unter anderen bemerkten die zurückkehrenden Bauern einen heftig ſtöhnenden Ruſſen, welcher unter einem noch glimmenden Balken lag. Beide Beine waren ihm abgeſchoſſen und die Uniform gänzlich verbrannt, Haar und Bart verſengt, das Geſicht geſchwärzt von Rauch und Pulverdampf. Dennoch wollte keiner die Tötung des Unglücklichen übernehmen. Nach längerem Hin- und Herdisputieren legten ihn die Bauern endlich zu unterſt in eine tiefe, für einige zwanzig Tote gegrabene Grube, in der Hoffnung, daß, wenn man eine Anzahl der toten Pferde und Menſchen auf ihn würfe, er dadurch am ſchnellſten erſtickt und zur ewigen Ruhe befördert werde, ohne daß ſich das Gewiſſen eines dieſer frommen Einfältigen dadurch beſchwert fühlte."

Aus der Feder Ludwig Richters, des deutſchen Malers, haben wir die Eindrücke, die ſein Knabenherz von dieſen furchtbaren Tagen hatte, lebendig aufgezeichnet:

„Immer neues Trommelgeraſſel und Feldmuſik verkündete neue Abteilungen. Plötzlich ſah ich einen Trupp glänzender Generale und höherer Offiziere, und ihnen voran, ruhig vor ſich hinſehend, wie ein Bild von Erz — den Kaiſer, ganz ſo, wie ſein Bild typiſch geworden iſt: der kleine, dreieckige Hut, der graue Überrock, der Schimmel, den er ritt. — Ich gaffte den Gewaltigen mit großen Augen an, und obwohl ich weiter nichts begriff, als daß er der Mann ſei, um den ſich alles drehe, wie um eine bewegende Sonne, ſo habe ich doch den Ausdruck dieſes Geſichts nicht vergeſſen. Ein unbewegliches und unbewegtes Geſicht,

Digitized by Google

ernſt und feſt, in ſich geſammelt, doch ohne Spannung. Sein Ich war die Welt, die Dinge um ihn nur Zahlen, mit denen er rechnete. Schon donnerten die Kanonen; denn man ſtürmte die Schanzen vor dem Ziegelſchlage, und jetzt führte er Tauſende von Ziffern ihnen entgegen.

Ich lief nun ſchnell hinauf zum Vater, und dieſer ſtieg mit mir und anderen Hausbewohnern auf den Dachboden, wo wir durch die kleinen Fenſter die Gegend nach Blaſewitz, den großen Garten und Räcknitz überſehen konnten. Die Kanonade hatte ſchon begonnen, und es entwickelten ſich immer mehr die dunklen Linien der Infanterie, welche ſich aufſtellten. Endlich begann auch das Musketenfeuer, ein fortwährendes Knattern, unterbrochen von dem ferneren und näheren Donner des Geſchützes. Lange Streifen Pulverdampfes ſtiegen über den Linien der Infanterie auf, und dicke Wolkenmaſſen da, wo Batterien ſtanden. Der Kampf wurde heftiger und gewaltiger, es war zuletzt ein Knattern, Krachen und Toſen grauenhafter Art, ohne die geringſte Unterbrechung. Das Dorf Strehlen, welches vor uns lag, ging in Feuer auf. Es war von Ruſſen beſetzt, und die Granaten der Franzoſen ſchoſſen es in Brand.

Da aber nun einige Kanonenkugeln auch in unſere Nachbardächer einzuſchlagen begannen und Ziegel- und Sparrwerkſplitter umherflogen, ja eine Granate in eine Stube des Hinterhauſes ſchlug und zurückprallend im Hofe zerplatzte, ſo eilte alles, was Beine hatte, in den Keller, wo man vor den Kugeln geſichert war. Da ſaß denn die ganze bunte Geſellſchaft bei der höchſt ſpärlichen Beleuchtung eines Küchenlämpchens im Kreiſe herum auf Fäſſern, Kiſten und Klötzen, wie es ſich eben machen wollte, und beſprachen ihre Not und tröſteten ſich gemeinſam; es war eine kleine Rembrandtſche Szene. Beſonders erinnerlich ſind mir die Geſtalten des alten Magiſters Erbſtein, der Frau Naumann und einer luſtigen, hübſchen Bierſchrötersfrau. Dann und wann ſchlich einer der Hausväter kundſchaftend hinauf. Die Straßen waren öde und leer, wie ausgeſtorben, aber ein dumpfes, fernes Donnern, vom näheren Krachen der Geſchütze unterbrochen, rollte unaufhörlich um die geängſtigte Stadt. In dem kühlen und düſteren Kellerraum wurde es für die Länge unerträglich. Innerlich waren alle in höchſter Spannung und Erregung, äußerlich aber ſo ganz untätig, bis endlich die kleine, alte Witfrau ein verborgen gehaltenes Kleinod aus ihrem Keller herbeiholte, eine Flaſche von ihr aufgeſetzten Kirſchſchnapſes. Dieſer brachte wieder Leben in den Kreis, die Vorſtellungen, die ins Unbeſtimmte ſchweiften, wurden durch einen nahen, greif-, fühl- und ſchmeckbaren Gegenſtand gefeſſelt, und der Papa, welcher ſtets einen guten Humor hatte, brachte wieder Unterhaltung in die Geſellſchaft; ja die Leute wurden ſogar heiter und fingen an, über das Wunderliche ihres Zuſtandes zu ſcherzen und zu lachen.

Am zweiten Tage nach der Schlacht ging ich mit dem Vater zum Ziegelſchlage hinaus, das Schlachtfeld in unſerer Nähe zu beſehen. Schon am Schlage lagen mehrere Franzoſen in einem Graben, und einer derſelben fiel mir deshalb beſonders auf, weil eine Kanonenkugel ihm den Schädel in zwei Hälften zerriſſen hatte, deren eine noch am Körper hing, während die andere daneben lag. Dieſe dünne zerſprungene Schale, die mir wie ein Kürbis vorkam, machte mich ganz ängſtlich für meinen eigenen Kopf, der mir nun höchſt zerbrechlich erſchien.

Obwohl man ſchon tags vorher beſchäftigt geweſen war, die Verwundeten fortzuſchaffen — man legte ſie gewöhnlich auf ſtrohbedeckte Leiterwagen —, ſo lagen doch außer den Maſſen der Toten noch unzählige Verwundete und Sterbende umher. Wir gingen den Weg nach Blaſewitz zu, der damals öde, ſandig und unbebaut war. Auf einem Hügel lagen ganze Haufen toter und zum Teil gräßlich verſtümmelter Geſtalten. Wir gingen nicht ganz in die Nähe, denn es ſchauderte uns davor, das Gewimmer zu hören. Es war eben der Wagen da, auf welchen die Verwundeten gebracht wurden, und daß dies nicht ſacht und mit Schonung geſchah, läßt ſich bei den fortzuſchaffenden Maſſen leicht denken.

Eine Erſcheinung aber iſt mir heute noch wie ein wilder Traum lebhaft im Gedächtnis, obwohl ich ſie nicht zu erklären weiß. Einer der Verwundeten, ein ruſſiſcher Artilleriſt, ſchrie furchtbar und ſchnellte ſich dabei von dem Boden ſo weit in die Höhe, daß ich, der ich unten am Hügel ſtand, zwiſchen ihm und dem Erdboden über eine Elle den Lufthorizont ſehen konnte. Wir hörten, es ſeien ihm beide Augen ausgeſchoſſen, und dieſes In-die-Höhe-ſchnellen ſei ein Krampf infolge des Schmerzes. Wir wandten uns ſchaudernd ab und hörten bald darauf einen Schuß fallen; die Leute hatten ſich ſeiner erbarmt.

Jetzt kamen wir an eine Sandgrube, in der ebenfalls eine Menge toter Ruſſen lag. Ein altes krummes Mütterchen hatte ſich uns angeſchloſſen. Sie hatte ein ſo trauriges Geſicht, ſah wie Not und Jammer aus und trug in einem Handkorbe einen großen Topf Waſſerſuppe nebſt einem Näpfchen und altem Blechlöffel, um den verſchmachtenden Menſchen eine Erquickung zu bringen, gewiß die einzige, die ihr möglich war. Indem wir nun hinabſahen auf die Getöteten, ſchien es uns, als hörten wir ein leiſes Wimmern; wir horchten auf, und wieder war es zu hören; wir ſtiegen die Sandgrube hinab zu einem, der in einen weißen Soldatenmantel mit roten Aufſchlägen eingewickelt dalag, neben ihm war eine Blutlache. Von ihm ſchienen uns die Schmerzenstöne gekommen zu ſein; der Vater ſchlug den Mantel unten etwas zurück, weil er da Blut im Sande ſah, und ſiehe da, der Fuß war über dem Knöchel, wo die Halbſtiefel endigten, abgeſchoſſen,

Digitized by Google

hing aber noch mit einigen Fasern am Bein. Der Verwundete schlug etwas die Augen auf und brachte abermals einen leisen, wimmernden Ton hervor, indem er auf den Mund deutete. Das Mütterchen war auch sogleich bereit, den Verschmachteten, welcher nun schon den dritten Tag so gräßlich verstümmelt in kalter Nacht und im Sonnenbrand am Tage, ohne einen Tropfen Labung im Wundfieber dagelegen hatte, mit ihrer Wassersuppe zu erquicken, und flößte ihm etwas davon ein. Wir hingegen ratschlagten, wie wir ihn in eine nicht allzuweit entfernte Scheune zu bringen vermöchten, wo viele Verwundete lagen und amputiert wurden; denn wir sahen wohl, daß er hier in dieser Grube schwerlich entdeckt werden würde und verschmachten müßte. Nach einigem Umhersuchen fanden wir endlich eine Stubentür, die vielleicht zum Behuf eines Wachtfeuers aus einem Vorwerke, das Lämmchen genannt, hierher geholt sein mochte. Eine schwere Sache war es aber nun, den Armen auf die Tür zu bringen, da wir zu gleicher Zeit das an einer langen Flechse noch hängende Bein behutsam mit ihm selbst weiterheben mußten. Bei dieser Berührung wimmerte er denn kläglichst; doch gelang es unseren vereinten Kräften, ihn glücklich auf die Tür zu lagern und nach jener Scheune langsam fortzutragen.

In der Nähe derselben angelangt, mußten wir ihn niedersetzen; denn einige Männer riefen uns zu, wir sollten warten, es sei jetzt kein Platz mehr darin. Ein Blick in das offene Scheunentor überzeugte uns nur zu gut von der Wahrheit des Gesagten. Die Scheune lag gedrängt voll Verwundeter. Dort schleppte man eben einige Gestorbene nackt ausgezogen heraus und warf sie auf einen hochgetürmten Haufen ebenfalls nackter, starrer Leichen, die hinter dem zerschossenen Torflügel lagen, meist durch schreckliche Wunden gräßlich verstümmelt. Mit Grausen sahen wir, wie Mensch mit Menschen verfuhr, ja verfahren mußte. Endlich war wieder Platz gewonnen, und unser armer Russe wurde von den Gehilfen in die Scheune getragen, wo die Chirurgen in voller Tätigkeit waren, während Geschrei und Stöhnen aus diesem Ort der Qual herausdrang.

Aufs tiefste erschüttert traten wir unsern Rückzug nach Hause an." —

Gegen 5 Uhr nachmittags ritt Napoleon nach solcher Arbeit in den Dippoldiswalder Schlag ein. Sein grauer Überrock triefte, aus den Ärmeln und den aufgeklappten Schoßstücken floß das Wasser, die Hutkrempe hatte er zum Schutz des Nackens heruntergeklappt, die Stiefel und die weißen Reithosen waren über und über mit Lehm und Schmutz bedeckt. Er zog als Triumphator ein, hinter sich, an der Spitze den österreichischen Feldmarschalleutnant und seinen Generalstab zu Fuß, die österreichischen Gefangenenkolonnen barfuß und hungrig. Überall war ein lautes Vive l'empereur-Rufen und besonders überschwänglich war der Dank des armen Königspaares, das ihn als den siegreichen Cäsar feierte, der in das errettete Rom einzog.

Am Abend wünschte der sächsische Kriegsminister General von Gersdorff dem Kaiser Glück zu seinem Siege.

„Der Kaiser," erzählte Gersdorff in seinem Tagebuche, „empfing mich in seinem Ankleidezimmer. Er war ziemlich vergnügt, sprach über die Ereignisse und bedauerte den Kaiser Franz, der gleich bei dem ersten Zusammentreffen so empfindliche Verluste gehabt habe. ‚Was sagen Sie dazu, was denken Sie darüber?'

‚Ich denke,' antwortete Gersdorff, ‚daß ich hieran das Schicksal aller Allianzen erkenne. Blutig mußten sich die Preußen bei Lützen einkaufen; jetzt traf die Reihe die Österreicher. Dies Ereignis und die Schnelligkeit, mit der Ew. Majestät Ihre Siege zu verfolgen pflegen, können auch eine schnelle Reue herbeiführen.'

‚Es ist möglich,' bemerkte der Kaiser, ‚Übereinstimmung fehlt, man sieht es an allem. Heute rettete das schlimme Wetter den Feind vor völliger Vernichtung. Ich würde die Höhen im Zentrum gestürmt haben, was ich des Regens wegen nicht konnte. Aber ich denke früher in Böhmen zu sein als meine Gegner und zugleich mit meinen drei Herren Kollegen in Prag. Noch eins,' fügte er hinzu, ‚wie Sie mich hier sehen, bin ich sehr erfreut über die Resultate dieser Tage; indessen, wo ich nicht bin, geht es schlecht. Was gegen Berlin steht, ist geschlagen, und ich fürchte für Macdonald in Schlesien. Er ist brav, er ist gut, mir ergeben, — aber er ist nicht glücklich. Haben Sie keine Nachrichten aus der Oberlausitz?'

‚Ich erwarte heute abend meine éclaireurs (Spione).'

‚Sobald Sie etwas erfahren, kommen Sie zu mir, auch wenn es des Nachts ist. Zwar bin ich ermüdet, werde aber dennoch wenig schlafen. Daß die Landsleute meiner Gemahlin so sehr gelitten haben, tut mir leid. Man hat sie aber auch schlecht geführt. Ist das etwa ein Probestück von Ihrem Langenau? Dann hat er schlecht geraten.'"

Nach dieser Audienz gelangte der Feldmarschalleutnant Meszko zum Empfang beim Kaiser. Napoleon drückte dem österreichischen Herrn sein lebhaftes Bedauern aus, daß sich die Landsleute seiner kaiserlichen Gemahlin in so schlechter Verfassung befänden. Als Meszko dann am Schluß der Unterredung um die Gunst bat, auf Ehrenwort entlassen zu werden, entgegnete der Kaiser mit feinem Hohn: „Aber, mein Herr,

Digitized by Google

ich kann doch einen öſterreichiſchen General nicht der Gelegenheit berauben, der Tochter ſeines Souveräns in Paris die Hand zu küſſen."

Am nächſten Morgen finden wir den Kaiſer auf den Höhen von Räcknitz. Er ſieht mit eigenen Augen, wie die letzte Reiterei der Verbündeten in den Schluchten des Erzgebirges verſchwindet. Ein Bauer bringt einen verlaufenen Hund heran, auf deſſen Halsband der Name „Moreau" ſteht. Einige Stunden ſpäter frühſtückt Napoleon in Lünette IV, wo ein Wachtfeuer entfacht war. Der Kaiſer, ein Glas Bordeaux in der Hand, ſpricht wiederum mit Gersdorff, der viel bei ihm galt, da er im Aufklärungsweſen ſehr geſchickt war. „Vergeſſen Sie ja nicht Ihrem Könige zu berichten, daß Moreau ohne allen Zweifel gefallen iſt, ein Opfer ſeines Verrates am franzöſiſchen Vaterlande. Man hat mir ſeinen Hund gebracht. Berthier kennt ihn, auf dem Halsband ſteht ſein Name. Das iſt der Lohn, wenn man vergißt, was man ſeiner Ehre und ſeinem Vaterlande ſchuldig iſt"*). Dieſe letztere moraliſche Nutzanwendung hört ſich ſehr ſeltſam an aus dem Munde eines Mannes, unter deſſen Fahnen Deutſche gegen ihre deutſchen Brüder fochten. Wenn all die Deutſchen, die dem Rheinbund angehörten, ſich rechtzeitig darauf beſonnen hätten, was ſie ihrem Vaterlande ſchuldig wären, hätte die Macht dieſes Mannes niemals ſo hoch ſteigen können.

Um zu ſehen, was auf dem linken Flügel zu tun ſei, ritt der Kaiſer gegen den Nachmittag über Dohna nach Pirna. Unterwegs traf ihn eine Nachricht des Generals Vandamme, daß er dem ſich zurückziehenden Feinde folge, daß ſich dieſer aber durch die von Dresden zurückflutenden Maſſen zu verſtärken ſcheine. Dem Kaiſer kam die Mitteilung ſeines Generals über die Stärke des Gegners unrichtig vor. Er ließ, in Pirna angekommen, einige Einwohner vor ſich führen, die in der Gegend bekannt waren, und fragte ſie aus. Über den Kaiſer war eine Stunde gekommen, wo der Menſch in ihm ſiegte. Möglich, daß die furchtbare Anſpannung der letzten Tage jetzt eine Reaktion ſeiner Nerven mit ſich brachte, möglich, daß der Regen des zweiten Schlachttages, der ihn wiederholt durchnäßte (wir ſahen, wie er an einem Wachtfeuer ſeine Kleider am Leibe trocknete, wie er am Abend dennoch triefend in Dresden einritt), ihm eine Erkältung gebracht hatte. — Man ſagt, er fühlte ſich übel und hatte auch Leibſchmerzen, glaubte halbwegs, er ſei vergiftet — kurz, es fehlte in dieſer Stunde die Schnellkraft des Entſchluſſes. Man hatte ihm in die Feldmark von Pirna einen Stuhl gebracht, auf dem er eine Zeitlang nachdenklich ſaß. Dann wandte er ſich zu ſeinem Generaladjutanten, dem Grafen von der Lobau: „Eh bien, je ne vois plus rien, faites retourner la vieille garde à Dresde. La jeune garde restera ici au bivouac"**). Mit der Sachlage augenſcheinlich höchſt zufrieden, beſtellte er ſich dann ſeinen Wagen, ſetzte ſich „ſehr heiter und ruhig" hinein und fuhr nach Dresden zurück. Begreiflich, — der Körper mag nach dieſen vierzehn Tagen unerhörter Tätigkeit ein ſehnliches Bedürfnis nach Ruhe gehabt haben. Aber in Dresden erwartete den Kaiſer eine böſe Nachricht. In ſpäter Stunde noch brachte der General von Gersdorff die Kunde von der Niederlage Macdonalds an der Katzbach. Die Botſchaft des Marſchalls war kurz: „Ihre Bober-Armee exiſtiert nicht mehr, Sire." Der Kaiſer zeigte große Ruhe. „Sie ſehen, ſo geht es im Kriege," ſagte er zu Gersdorff, „bald oben, bald unten."

Ja, letztes Lächeln der Fortuna für ihren verwöhnten Liebling! „Denn mit des Geſchickes Mächten iſt kein ewiger Bund zu flechten."

*) Übrigens wird dieſer Vorfall mit dem Hunde Moreaus verſchiedentlich als legendär bezeichnet. Wir vermögen nicht einzuſehen, warum dies. Zwiſchen Räcknitz und Kaitz, bis wohin Napoleon ritt, liegt das Dorf Klein-Peſtitz, wo Moreau in einem Bauernhauſe den erſten Verband erhielt. Sehr wohl möglich, daß der Hund irgendwo eingeſchloſſen wurde, weil er natürlich von ſeinem verwundeten Herrn nicht wegwollte, und ſo zurückblieb. Daß Napoleon an dem Hunde Intereſſe hatte, konnte ſich der betreffende Bauer namens Pahlitz wohl ſagen. Außerdem war der Köter, wenn Berthier ihn ſo genau kannte, wenigſtens ſeit zehn Jahren im Beſitz von Moreau und infolgedeſſen alt und bequem.

**) Daß er überhaupt in Dresden blieb und die Garde dorthin berief, iſt alſo grundfalſche Angabe Marmonts, der übrigens ſelber nicht umhin kann, St. Cyr zu belaſten.

Digitized by Google

23. Kapitel

Kulm

Dominique Joseph Vandamme, Graf von Hüneburg, sollte die Degen der Geschlagenen einsammeln, sollte sich den Marschallstab verdienen, nach welchem sein Ehrgeiz seit langem trachtete. Wo sind die Zeiten hin, Vandamme, da du von den steilen Felsen deines nordfranzösischen Geburtsnestes mit trotzigem Knabenauge hinübersahst über die weite graugrün wogende Nordsee? Ein wilder Bursch jedenfalls schon als Knabe und ein Hans in allen Gassen des alten Castellum Morinorum, das einst Römerhand als Grenzfeste anlegte. Das Kalbfell lockte dich früh, und das Geschick warf den Taugenichts in ein Kolonialregiment — Galeerensträfling sagen einige —, dann brachte die Revolution dich hoch mit ihrem Wahlspruch: „Carrière ouverte aux talents" — „Offene Laufbahn den Talenten," allerdings auch den bedenklichsten, die es verstanden, das Silbergeschirr, von dem sie speisten, gleich mitzunehmen. „Vandamme," ein Name, der keinen guten Geruch in der Armee hatte, die Caulaincourt und Duroc, die Beauharnais und Macdonald stäubten sich den Ärmel, wenn sie dir zu nahe gekommen waren. Der Kaiser selbst, der große Ironiker, meinte: „Wenn ich zwei Vandammes hätte, würde ich einen hängen lassen." Aber er hatte nur einen, und dieser eine war als General und Soldat zu gebrauchen, mochte die moralische Führung des Mannes sein, wie sie wollte, er war ein tüchtiger General, der den Krieg verstand — und hier winkte der Marschallstab.

Seine Divisionäre Mouton-Duvernet, leidenschaftlicher Bonapartist, den später die Bourbons kriegsgerichtlich füsilierten, Philippon, Verteidiger von Badajoz, der 50jährige Holländer Dumonceau, schon 1792 bei Jemappes Brigadier, waren freilich Leute zweiter Garnitur im Vergleich zu den Divisionären des 3. 6. 11. 12. Marschallkorps, doch eifrig und ergeben. Sein Reiterdivisionär Corbineau galt seit dem Russenfeldzug als sehr namhaft. Er hatte 20 Schwadronen, wobei Brigadiers Heimbrodt und Gobrecht, dessen Anhaltiner Chevaulegers trefflich, Deutsche waren. Ebenso der Infanteriebrigadier Prinz Reuß, vom Korps Victor beigegeben, wie auch Brigade Quiot der Division Teste, deren andere Brigade bei Dresden außerordentlich litt (34 Offiziere). Viele ganz unausgebildete Rekruten dabei, die Anhaltiner Reiter erhielten erst am 20. Waffen. Diese 56 (nicht 52) Bataillone ergeben 32000 Infanterie, 78 (nicht 82) Geschütze, 2000 Artillerie, da 10 Schwadronen in Dresden zurückblieben, 3000 Reiter (Rousset, Aster, Fésenzac irren alle). Helldorf schätzt also richtig 37000 (Pelet 33000 zu niedrig, Fésenzac 40000 zu hoch, diesseitige Schätzung 50000 reiner Schwindel). Der vom Kaiser als Stabschef hergeschickte Ingenieurgeneral Haro erfreute sich besonders in Spanien unter Suchet eines großen Rufes.

In der Frühe des 26. August, während im Großen Garten vor Dresden die Schüsse knattern, beginnt Vandamme am Königstein die Elbe zu überschreiten. Sein Ziel ist Pirna und der Rücken der verbündeten Armee vor Dresden. Aber er stößt auf einen Gegner, der ihm gleichwertig ist: den russischen Generalleutnant Herzog Eugen von Württemberg. Wir haben diesen tapferen deutschen Prinzen bereits in den Schlachten des Jahres 1812 fechten sehen. Er hatte in seinem kleinen Finger mehr Verstand und gesunde Einsicht, als sonst ein halbes Dutzend landläufiger russischer Generale unter ihren Federbüschen. Als er die starken französischen Kolonnen von Königstein her durch die Waldungen vordringen sah, faßte er den schnellen Entschluß, ihnen gleich auf dem halben Wege nach Pirna in einer sehr günstigen Stellung bei Neu-Struppen und Kriesschwitz einen Riegel vorzuschieben. Er warf seine Infanterie in die beiden Dörfer und postierte seine Artillerie sehr günstig auf dem Höhenzuge, der dazwischen lag. Vandamme marschierte an, griff an, ohne seine Artillerie abzuwarten. Erst spät abends trafen zwei Geschütze ein.

Außerdem brachte er nur Brigade Kreuzer (Division Duvernet) und Dunesme (Dumonceau) ernstlich ins Feuer, etwa 12000, seine andere erste Staffel kam überhaupt erst allmählich an, er verlor nur 31 Infanterie-, 4 Kavallerieoffiziere, so daß es höchst unglaubhaft ist, daß er 1400 Verwundete nach Königstein

Digitized by Google

zurückschickte. Anderseits soll laut Aster Herzog Eugen seinen Verlust mit 1800 sehr übertrieben haben. Übrigens hatte er auch Gortschakoffs Division Helfreich bei sich.

Um die Dörfer entsteht ein erbitterter Kampf. Vandamme war „in zweifacher Überzahl", aber die Russen hatten Kanonen. Eugen schickt Stafetten über Stafetten ins Hauptquartier, bleibt aber ohne Unterstützung. Im Laufe des Nachmittags gelingt es ihm endlich, dem Großfürsten Konstantin ein Regiment Gardereiter, die kaiserlichen Leibkürassiere, abzudrängen. Der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, der später als Leopold I. Belgiens König wurde, führt es. Er wirft sich auf den Feind und bezahlt sein Ungestüm mit Einbuße von 100 Pferden. So behauptet sich Eugen bis zum Einbruch der Nacht. Am Spätabend traf der General Graf Ostermann-Tolstoi beim Prinzen ein. Wir sind ihm zwischen Ostrowno und Witebsk begegnet, diesem Ostermann, er gab damals den klassischen Befehl: „Stehen bleiben und sterben!" In seinen Adern floß vom Großvater her westfälisches Blut, aber ein Gemütsleiden hatte die tapfere Seele des Mannes umdüstert. Zwei Adjutanten mußten stets um ihn sein, um eine Katastrophe zu vermeiden. Diesem kranken Mann hatte der Zar auf sein Drängen aus Gutmütigkeit, um ihn zu beruhigen, das Kommando über den äußersten rechten Flügel der Armee übertragen. Der Vorgang ist bezeichnend, was bei dem vielköpfigen Kommando in der verbündeten Armee alles möglich war. Statt der Verstärkung erhielt der brave Prinz Eugen also einen kranken Oberkommandeur, der aber schließlich einsichtig genug war, das Kommando dem Prinzen zu belassen und nur als Zeuge an seiner Seite zu bleiben. Der Herzog sah ein, daß er mit den knapp 13500 Mann, über die er verfügte, nicht die Stadt Pirna und zugleich die Straße auf Teplitz halten konnte. So entschloß er sich, auf das Hochplateau südlich Zehista zurückzugehen, um der verbündeten Armee den Rücken zu decken. In der Nacht durchschritten seine Truppen den tiefen unwegsamen Grund des Flüßchens Gottleuba und erklommen die steilen Ufer der Hochebene von Zehista. Am nächsten Tag bei strömendem Regen ging der Tanz wieder los. Es wurde Vandamme schwer, seine Massen, so schnell wie er es wünschte, vorwärts zu bringen. Man sah ihn persönlich an der Brücke mit einem hastigen „Vite, vite" und der Reitpeitsche nachhelfen. Auf fortwährendes Drängen erhielt Herzog Eugen schließlich die 1. Gardedivision Rosen unter dem Generalleutnant Jermolow zur Unterstützung. Aber es war mit diesen kaiserlichen Garden eine eigene Sache: sie waren nämlich da, um — geschont zu werden. Immerhin, sie zählten und brachten Artillerie mit, so daß der Herzog nun über 21000 Streiter und 62 Geschütze verfügte. Vandamme kam an diesem Tage nicht recht vorwärts. Regen, Nebel, durchweichte Wege, dazu immer in der Flanke bedroht, — denn er schätzte infolge der klugen Aussage eines gefangenen russischen Stabsarztes seinen Gegner doppelt so hoch ein, wie er wirklich war, — das alles verstimmte den französischen Herrn bedenklich. Triefend von Regen traf er am Spätnachmittag auf dem Schlosse Sonnenstein bei Pirna ein, wo er Quartier nehmen wollte. „Was ist das für ein Haus?" fragte er den vermeintlichen Schloßbesitzer, den Arzt Dr. Schmalz. Mit ehrerbietiger Gelassenheit verbeugte sich der Gefragte und entgegnete: „Exzellenz, dies ist ein Haus für Verrückte, eine Irrenanstalt, wo diejenigen, die den Verstand verloren haben, wieder gesund gemacht werden sollen." — „Eh bien, messieurs," rief Vandamme mit wohltuender Selbstironie seinen Begleitern zu, „wir befinden uns hier, wo wir hingehören, in einem Narrenhaus!" — Es war der vierzehnte Feldzug, den dieser Mann machte. Er und die meisten, die um ihn waren, hatten dieses schönen Lebens öde Küsten nur wie ein umirrend Räubervolk befahren, das mochte er fühlen.

Corbineau und Philippon erreichten Gießhübel noch nicht, wie Napoleon am 26. früh befahl, doch ging der Tag nicht bloß „mit leichten Tiraillieren," „nichts von Belang" hin, denn 17 französische Offiziere bluteten.

General Vandamme also mit seinem Stabe befindet sich im Irrenhaus auf dem Sonnenstein, die Befehle seines Kaisers erwartend, denn er hat noch keine Wissenschaft von dem Ausgang der Schlacht bei Dresden. — Der Herzog von Württemberg und der arme kranke Ostermann, der sich in seiner Verstörung einesteils willenlos, andernteils eigensinnig erweist, stehen auf dem Höhenzuge von Zehista, entschlossen, sich ihrer Haut zu wehren und den Rücken der verbündeten Armee zu decken. Nacheinander treffen am Nachmittag des 27., während der Kampf auf beiden Seiten mehr hinhaltend geführt wird, vier Generaladjutanten des Zaren ein, die ein bißchen umhergucken, aber sonst nichts auf sich haben. Sie bringen auch Befehle. Der eine den, der andere den, der dritte den. „Es ist zum Tollwerden," ruft der junge Herzog, „alle Viertelstunden treffen neue Befehle ein, einer dem andern schnurstracks entgegen; ordre, contreordre, désordre, das ist heute die Parole." Eugen hatte seinen sehr tüchtigen Generalstabschef, den Oberst von Hofmann, zu Schwarzenberg gesandt. Schwarzenberg, denkt der Prinz, ist ja wohl so etwas wie Oberbefehlshaber und muß schließlich am besten wissen, was zu tun ist. In stockdunkler Nacht bei klatschendem Regen gegen 2 Uhr trifft der triefende Hofmann bei Schwarzenberg in Bannewitz ein und verkündet, wie schlecht es um die äußerste rechte Flanke steht. Bei dem Rathalten kommt nicht viel heraus, wenigstens weiß der Oberst nicht, woran er ist, als er sich auf den Rückweg macht. „Was sollen wir tun," fragt er den General Radetzky, der ihn aus dem Zimmer begleitet, „was sollen wir tun, wenn wir die Wahl haben, entweder die

Digitized by Google

rechte Flanke weiter zu decken oder die Straße nach Böhmen offen zu halten. Das erstere befiehlt Fürst Schwarzenberg, das letztere General Barclay. Beide befehlen beides, was also?" Darauf ruft ihm Radetzky nach: „Die Kommunikation mit Böhmen sei Ihnen heilig." Diese Kunde bringt um die Mittagszeit des 27. August Oberst von Hofmann. Ungefähr um diese Zeit trifft Oberst von Wolzogen beim Zaren ein, um dort Befehle für den Herzog zu empfangen. Aber dort ist auch nichts zu erhalten. Victor Moreau ist just aus dem Sattel gesunken und liegt blutend am Boden. Der Zar hat für nichts Gedanken als für die Rettung Moreaus. So bleibt während des 27. August Herzog Eugen ohne jeden endgültigen Befehl. Was wird der nächste Morgen bringen?

Der nächste Morgen brachte das Vorspiel zu den dreitägigen Kämpfen des 28. 29. und 30. August, die schließlich ihren für die Verbündeten günstigen Höhepunkt in der Schlacht von Kulm fanden. Dieser Knäuel von Kämpfen, Vorstößen, Überfällen, Märschen in Engpässen, löwentapferen Entschlüssen und wankelmütigen Nichtentschlüssen ist schwer zu entwirren. Wir wollen es dennoch mit Fleiß versuchen, denn gerade diese Katastrophe von Kulm ist für den ganzen Feldzug der böhmischen Armee in ihrer Art entscheidend. Ihr besonderes Charakteristikum ist, daß sie von seiten der Franzosen durch den pünktlichen militärischen Gehorsam Vandammes, von seiten der Verbündeten aber durch krassen Ungehorsam der verschiedenen Generale herbeigeführt wurde. — Wir bitten den Leser, sich den kleinen Plan der Schlacht bei Kulm etwas genauer anzusehen; auch ein Atlas wird gute Dienste tun. Es gab für die verbündete Armee drei Rückzugsstraßen nach Böhmen hinein: Diejenige über Dippoldiswalde und Altenberg, diejenige über Dohna, Maxen, Bärenstein und die dritte kürzeste und beste über Berggießhübel, Nollendorf, Kulm. Der Endpunkt aller drei ist Teplitz. Gelangten die Kolonnen der Verbündeten, die geschlagen zurückfluteten, ungehindert in das Tal von Teplitz, so war viel, ja man darf sagen unter den obliegenden Verhältnissen alles gewonnen. Gelang es aber dem Kaiser Napoleon mit starken Kräften und insbesondere dem mit der Aufgabe betrauten Vandamme *vor* den Verbündeten in Böhmen zu sein und ihre Kolonnen, wenn sie aus den Engpässen hervortraten, einzeln anzufallen, so sah es um den ganzen Krieg böse aus, denn nach diesem schweren Verlust in der Schlacht von Dresden sah Kaiser Franz schon bedenklich nach dem Ölzweig aus, den ihm sein verzeihender Schwiegersohn vielleicht reichen würde. Hatte doch bald nach dem Beginn der Feindseligkeiten am 18. August der Herzog von Bassano im Auftrage des Kaisers an Metternich geschrieben und einen neuen Kongreß vorgeschlagen, hatte doch Metternich, der immer gern einen letzten Faden festhielt, entgegnet, daß sein Herr und Kaiser in diesem Vorschlag einen Hoffnungsschimmer sähe für den allgemeinen Frieden. Der Augenblick, den Faden anzuknüpfen, schien jetzt gekommen. Der Habsburger und sein Metternich saßen in Dux in Böhmen und hörten mit Entsetzen von den schweren Verlusten, die ihr Kontingent betroffen hatten. Sofort wurde, ohne die verbündeten Monarchen auch nur zu fragen, ein österreichischer geheimer Agent an Napoleon abgesandt, um ihm den Vorschlag zu machen, Prag für neutral zu erklären und hier den Kongreß zu eröffnen. Auch Napoleon legte auf das Geheimhalten dieser Verhandlungen das größte Gewicht. Als der Herzog von Bassano den französischen Kurieroffizier über die Vorposten König Murats geschickt hatte, anstatt über die des Marschalls Marmont, war der Kaiser höchst ungehalten und machte dem Minister Maret Vorwürfe, daß er Joachim Murat, Neapels König, in seine Karten gucken lasse, denn dieser bunte Mann mit seinen klugen, suchenden Augen war für den Kaiser stets ein unsicherer Kantonist. — Übrigens hatte man im verbündeten Lager dieselbe Empfindung über Kaiser Franz. Der praktische Friedrich Wilhelm von Preußen hatte nichts Eiligeres zu tun, als sich in das Hoflager nach Dux zu begeben, um drohenden Einflüssen zu begegnen.

Durch die regnerische Nacht reitet inzwischen auch Herr von Wolzogen, tappt fast in eine französische Kolonne hinein, tappt sich aber wieder heraus und findet endlich im brennenden Dorfe Krebs in einer Bodenkammer ein Bett, nachdem er „im Vandalismus gänzlicher Erschöpfung" eine alte Großmutter daraus vertrieben hat. Am nächsten Morgen findet der Generaladjutant den Herzog von Württemberg und den General Graf Ostermann im harten Wortwechsel auf der Höhe von Zehista. Es sind Befehle eingegangen, die sich natürlich abermals widersprechen. Barclay, so wünscht Schwarzenberg, soll sich auf der direkten Straße Pirna-Teplitz zurückziehen, während die österreichische Armee über Dippoldiswalde-Altenberg marschiert. Aber Barclay ist eigensinnig, Barclay will gar kein Risiko laufen. Er beschließt, ebenfalls über Dippoldiswalde zu marschieren, sendet auch an Ostermann Befehl, sich über Maxen ihm anzuschließen. Der Herzog von Württemberg sieht mit klarem Blick, daß dieser Befehl die schlimmsten Folgen haben würde. Gibt er die kürzeste Straße auf Teplitz den Franzosen frei, so liefert er die ganze Armee ans Messer. „Unmöglich!" sagt der Prinz. „Befohlen!" sagt Ostermann-Tolstoi. General Jermolow, der Befehlshaber der Garden, steht dabei und zuckt die Achseln, möchte dies tun oder ein anderes, möchte aber vor allen Dingen keine Garden opfern. „Grade die Garden," ruft der Prinz aus, „sind am Platze, wo es auf die Rettung des ganzen Heeres ankommt." Er gerät rein in die Verzweiflung der Wut, der arme deutsche Prinz, verspricht, was er kann, will mit seinem zweiten Korps, so hart es auch mitgenommen ist, die ganze Last auf sich nehmen,

Digitized by Google

will die Garden decken, wenn sie nur dableiben und die Straße ziehen, wie er. Herr von Wolzogen, Leopold von Sachsen-Koburg, endlich auch Jermolow stellen sich auf die Seite des Prinzen, aber der eigensinnige Graf Ostermann gibt erst nach, als Wolzogen verspricht, daß er dem Kaiser auf das genaueste berichten werde, daß nicht Ostermann, sondern Württemberg es sei, der die Garden aufs Spiel setzen wolle. Wolzogen reitet wieder davon durch den grundlosen Boden nach Röthnitz. Vergeblich! Alexander ist mit seinen Kolonnen schon in den Engpässen des Gebirges verschwunden und wird endlich nach langem Suchen in Altenberg entdeckt.

Das für Vandamme unbequeme Wetter gefährdete aber erst recht den Rückzug ins Böhmerland, die kopflose Oberleitung wollte die wichtigste Teplitzer Straße preisgeben, die Vandamme schon teilweise beherrschte. Am 28. nachmittags 3 Uhr erhielt er kaiserlichen Befehl, sich bei Hellendorf zu sammeln, St. Cyr marschiere auf Dohna, Mortier folge über Pirna, beide sollen zu Vandamme hinrücken, alles so klar wie möglich. Gehorchte Eugen dem Befehl, auf Maxen abzubiegen, so war eine Katastrophe unvermeidlich. Der hochherzige deutsche Prinz machte hier Weltgeschichte.

Das Schwerste lag jetzt bei ihm. Nach den Verlusten der vorhergehenden Tage mochten ihm selbst ohne Jermolow noch 10000 Mann zur Verfügung stehen. Damit sollte er sich durch die fast vierfache Überzahl von Franzosen durchschlagen und hatte, sozusagen als Huckepack, noch 13 Gardebataillone mitzunehmen, denen um Gottes willen ja nichts geschehen durfte. Aber der junge Prinz zeigt hier, daß er nicht nur ein entschlossener und tapferer Mann, sondern auch ein Führer von bedeutenden Fähigkeiten ist. Er greift mit seiner kleinen Truppenmacht den Kohlberg gegenüber Zehista an, er greift die Dörfer Groß-Cotta und Kriezschwitz an. Der Kohlberg und die Dörfer werden genommen, und während an der Front der Kampf tobt, zieht General Jermolow mit seinen Garden ab. Eine Zeitlang glaubt Vandamme, daß er starke Kräfte gegen sich hat. Er schätzt sie auf 25000 Mann ein, wie seine Meldung an den Kaiser Napoleon, der um diese Zeit auf dem Wege nach Pirna ist, zeigt. Aber natürlich kann diese Täuschung nicht allzu lange dauern, dazu ist Vandamme doch auch erfahren genug. Als der Herzog Eugen auf dem Cottaer Spitzberg eintrifft, um die Gegend zu rekognoszieren, sieht er, daß Vandamme schon bei Bahra steht und ihm den gefürchteten Riegel vorzuschieben droht. Er sieht auch, wie General Ostermann besorgt haltmacht, sprengt zu ihm und drängt, daß er Eilschritt marschiere, um den felsigen Grund des Flüßleins Gottleuba bei Berggießhübel hinter sich zu bekommen. Dennoch stand es so: Stieß Vandamme mit seinen Brigaden unaufhaltsam vor, so mußte er den Russen den Vorsprung abgewinnen und sie abschneiden. Aber den Mutigen ist das Glück hold, so auch dem Prinzen. Ein Jäger namens Leski, der bereits beiden Parteien als Spion gedient hat, brachte dem General Vandamme die Nachricht, daß eine starke Kolonne Russen im Anmarsch sei, die von Hermsdorf aus seinen linken Flügel bedrohte. Leski war ein verschlagener Böhme und wußte dem klugen General seine erlogene Meldung so glaubhaft zu machen, daß Vandamme stracks seine schon weit vorgedrungenen Kolonnen zurückholen ließ, um sich bei Bahra zu sammeln und gegen Hermsdorf zu erkunden. Dieser Aufenthalt im Vormarsch war das Glück der Russen. — Sobald sich Vandamme überzeugt hatte, daß er getäuscht worden war, ging er mit doppelter Tatkraft vor. Es gelang der Spitze seiner Kolonnen noch, sich in der Höhe des Dürrenbergs im Waldgelände den Russen in den Weg zu stellen. Als das altberühmte Garderegiment Preobraschenski mit seiner Spitze am Dürrenberg eintraf, wurde es plötzlich von lebhaftem Tirailleurfeuer einiger Bataillone der Brigade Quiot empfangen. Graf Ostermann und der Generalmajor Baron Rosen waren persönlich zur Stelle. Hier war ein schneller Entschluß notwendig. Ostermann befahl, zum Bajonett zu greifen, und diese kaiserlichen Triarier warfen sich mit solcher Wucht auf die kleinen französischen Linienſoldaten, daß der Weg im Nu frei war. General Jermolow ließ den General Bistram mit den Gardejägern als Deckung an der Straße stehen, zog das Regiment Semonowski und die Artillerie schleunigst heran, und es gelang, die Garde ohne große Verluste bis Peterswald durchzubringen. Inzwischen hatte Herzog Eugen seine Truppen nach und nach aus dem Gefecht gezogen und suchte, hinter der Garde hermarschierend, das Städtchen Berggießhübel zu gewinnen. Die marschierende Kolonne war ziemlich lang. Während einige Regimenter schon über Berggießhübel hinaus waren, kam der Rest und vor allen Dingen die Nachhut noch durch das Bett der Gottleuba. Vandamme aber hatte im Schutz des Gehölzes und der Hügelschluchten zwischen Bahra und der Teplitzer Chaussee starke Kolonnen herangezogen, die nun plötzlich auf die Mitte der marschierenden Heeresschlange stießen und sie durchbrachen. Sofort machten die Regimenter Tobolsk und Tschernigow, welche die Tête hatten, kehrt und warfen sich auf den Feind. Vergebens! Der Stoß war zu nachdrücklich und den Russen fehlte zur Entwicklung Zeit und Terrain. Mehrere Regimenter wurden zersprengt, die Nachhut völlig abgeschnitten, so daß sie eine andere Straße suchen mußte, viele Gefangene gemacht, eine Kanone und mehrere Munitionswagen genommen. Der arme Prinz Eugen brachte nur 2000 Mann nach Hellendorf durch, konnte sich aber auch dort nicht halten, weil bereits von Markersbach her starke französische Kavallerieabteilungen nahten. So zog sich der Prinz mit seinen letzten Zweitausend auf Peterswald zurück und nahm vor dem Ort Biwak, während südlich Pe-

Digitized by Google

terswald, am andern Ausgang des Ortes, die geretteten kaiserlichen Garden lagen. — Unter den schwierigsten Verhältnissen hatte Eugen von Württemberg ein gutes Tagwerk getan: Er hatte die Straße nach Teplitz frei gehalten und sich dem Feinde vorgelegt. Nur über ihn und seine Truppen konnte der Weg Vandammes gehen, wenn er die aus den Engpässen des Gebirges hervortretenden geschlagenen Kolonnen der verbündeten Armee anfallen wollte. Die ganzen Gebirgspässe und Schluchten steckten noch voll von der böhmischen Armee, die ausgehungert, durchnäßt und niedergedrückt dahinschlich mit einem ungeheuren Troß von Wagen und Karren, mit Fuhrwerken voll Verwundeter und Siecher.

Es waren 17. 36 ligne, zwei altberühmte Regimenter (nicht 7. Leichte, wie Eugen schreibt), die hier besonders Regimentern Minsk und Murom den Garaus machten. Vandamme brachte jedoch im ganzen nur 16 Bataillone ins Feuer, die nur 10 Offiziere verloren, die romantische Förstergeschichte täuscht vielleicht wie so oft ähnliche Anekdoten, noch trieb er nicht genug Truppen durchs unwegsame Gelände vor. Er meldete nach Dresden: „Ich marschiere auf Teplitz, wenn ich nicht Gegenbefehl erhalte." Statt dessen kreuzte sich damit die abends eintreffende Order, auf Peterswald und Teplitz vorzudringen: „Se. M. denkt, daß Sie vor dem Feind dort ankommen."

Um 6 Uhr dieses Abends traf Vandamme in Hellendorf ein. Er gab noch am selben Abend Bericht an den Kaiser nach Dresden, der spät in der Nacht dort eintraf und den Kaiser die böse Nachricht von der Katzbach etwas verschmerzen lassen mochte. „Wir sind," schrieb Vandamme, „in Hellendorf eingetroffen; der Feind hat vergebliche Anstrengungen gegen unsere jungen Tapferen gemacht, er ist überall überrannt und in die Flucht geschlagen; wir haben eine Kanone mit ihren Munitionswagen genommen: die Kanoniere sind auf ihren Stücken erschlagen worden"... und so weiter. Sie hatten schon alle ein wenig gelernt von den Bulletins ihres Meisters, diese französischen Generale.

General Vandamme hatte durchaus nicht die Absicht, seinen Gegner zum Atmen kommen zu lassen. Zwar hatte der Herzog von Württemberg alles mit dem Grafen Ostermann eingehend beraten, aber der Graf, schwankend und fortwährend um seine Garden in Angst, hatte dem Fürsten Schachowskoi den Gegenbefehl gegeben, vor Peterswald stehenzubleiben und zur Deckung des Abmarsches der Garden seine Stellung zu halten, „es koste, was es wolle". So marschierte Schachowskoi nicht früh genug ab und wurde in dem langen Defilee hinter Peterswald in Flanke und Queue von der französischen Kavallerie mit Wucht angefallen. Es war kaum Tagesanbruch und ein starker Nebel. Der Prinz wußte gar nicht, woran er war, als plötzlich der Ruf laut wurde: „Wir sind alle verloren!" Reiter und Fußvolk, Fahnenträger, die ihre Fahnen zu bergen suchten, Stabsoffiziere, die nach ihren Bataillonen riefen, alles wirbelte durcheinander, und nur die Tapferkeit der schwachen Division Helfreich und ein Angriff der Tartarischen Ulanen des alten Knorring machten ihren Kameraden Luft, so daß sich die durcheinandergesprengten Truppen wieder einigermaßen sammeln konnten. Aber die Franzosen folgten auf dem Fuße. Im Dorfe Nollendorf ließ General Jermolow die Gardebrigade Krapowitzki eine Aufnahmestellung nehmen. Der junge Herzog aber war uneigennützig genug, ihn hier wiederum abzulösen, nur damit die Garden sich in Sicherheit bringen konnten. Aber obgleich der Marsch von Nollendorf nach Kulm hinunter bergabwärts ging, war das Fortkommen für die Garden nicht leicht. Große Trainkolonnen hatten am Tag vorher die Straße auf Kulm passiert und es stand und lag viel zertrümmertes Fuhrwerk, Kisten und Fässer mit Reis und Graupen und weiß Gott was alles im Wege.

Zum Glück trafen Teile der bei Berggießhübel abgesprengten Nachhut in Nollendorf bei dem Prinzen ein, Regiment Reval, 4te Jäger und die Trümmer der Regimenter Tschernigow und Tobolsk. Das war willkommene Verstärkung. Erst als die Nebel sich hoben, konnte Vandamme die Schwäche seiner Gegner erkennen, und ein umfassender Angriff auf die Höhe von Nollendorf zwang den Herzog von Württemberg zum Rückzug. Die Batterien der Franzosen spien den Abziehenden Tod und Verderben nach. Im Eilmarsch ließ Vandamme seine Infanterie und Kavallerie folgen. Es war am Sonntag früh, und die Kirchenglocken von Kulm hatten die Andächtigen ins Gotteshaus gerufen, als plötzlich die Kriegsfurie in das stille Tal brach. Alles stürzte zur Kirche hinaus, um zu retten, was zu retten war. Mit Habseligkeiten bepackte Frauen und Kinder, Bauern, die ihr Vieh vor sich hertrieben, um es in Sicherheit in die Wälder zu bringen, dazwischen ein wütender Bajonettkampf der französischen Spitze mit der Nachhut der Russen. General Helfreich verteidigte sich zäh, aber der Übermacht mußte er weichen, denn Ostermann und Jermolow mit ihren Garden machten, daß sie davonkamen, und dachten nur daran, sich hinter die Eger zu retten. Gegen zehn Uhr war General Vandamme im Besitz von Kulm. Aber so gut wie seine Feinde atemlos davonzogen, so gut war er atemlos angekommen. Vom Horkaberge aus sah er, daß die Gegner bei Priesten und Straden Stellung zu nehmen schienen. Er mußte für den Angriff noch Kräfte heranziehen. Einstweilen ließ er die Brigade des Prinzen Reuß, 7 Bataillone und 2 Batterien, gegen Straden vorgehen. Der deutsche Herr, Prinz Reuß, führte persönlich. Indes, wir wollen Vandamme auf dem Horkaberge lassen mit seinem Generalsstabschef, dem Ingenieurgeneral Haxo und seinem Fernrohr und seinen Adjutanten, wollen ihn

Digitized by Google

dort lassen mit seinem Siegerstolz und seiner Ruhmgier nach dem Marschallstab, nicht ahnend, daß er am Markstein seiner Feldherrnlaufbahn steht. Das Schicksal gebietet ihm „Halt, — bis hierher und nicht weiter," und das Schicksal bedient sich in diesem besonderen Fall eines Mannes, an dessen Dazwischentreten Vandamme und sein Kaiser Napoleon wohl am allerwenigsten gedacht hatten, — des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen. — Es haben, das ist kein Zweifel, am Sieg von Kulm die verschiedensten Männer mitgewirkt: Der junge Herzog von Württemberg durch sein tapferes Festhalten an der Parole Radetzkys: „Die Kommunikation mit Böhmen sei Ihnen heilig!", der General von Kleist durch seinen guten Entschluß, sein Stabschef von Grolman durch seine richtige Wegerkundung, — jeder einzelne Offizier und Soldat durch Opfermut und Pflichttreue, aber König Friedrich Wilhelm war es doch, der im Augenblicke der Not seiner gesunden militärischen Einsicht folgte und das Schlimmste von der in den Bergen steckenden Armee abwandte.

Vergegenwärtigen wir uns, wie der König mit bedrückter Brust in Dux in Böhmen ankam und dort seinen Mitmonarchen, den Kaiser Franz von Österreich, fand, dessen Unterlippe bedenklich herabhing. Er sah sich schon wieder, wie einst nach der Schlacht von Austerlitz, vor Napoleon stehn, um wie ein Schulknabe von dem siegreichen Eidam abgekanzelt zu werden. Von den heimlichen Verhandlungen, welche Graf Metternich schleunigst angeknüpft hatte, hörten wir schon. Es stand recht schlimm um die Koalition. Das Hemd der habsburgischen Monarchie saß dem armen Franzl näher als der großdeutsche Rock, hatte er doch die Last des Kaiserhermelins anno 1806 klaglos von seinen Schultern gleiten lassen. Wir müssen uns Friedrich Wilhelm III. vorstellen, wie er in Dux seine karge Beredsamkeit aufbietet, um den Habsburger und seine mächtigen Generaladjutanten Duka und Kutschera bei der Stange zu erhalten. Und in diese königliche Mühsal hinein platzt die Meldung des Grafen Ostermann: „Ich bin genötigt, vor dem General Vandamme das Feld zu räumen und hinter die Eger zurückzugehen." Das war eine Hiobspost, die gerade noch fehlte. Die Wirkung? Kaiser Franz reiste mit anerkennenswerter Geschwindigkeit mit Sack und Pack bei Nacht und Nebel nach Laun ab, — in König Friedrich Wilhelm aber erwachte eine schöne Tatkraft, über die sich die arme Königin Luise von Herzen gefreut haben würde. Sein Flügeladjutant, der Oberstleutnant von Natzmer, mußte sofort satteln und zu Ostermann reiten. Der König ließ den russischen General dringend auffordern, sich selbst gegen eine starke Übermacht zu halten, denn von ihm hinge das Schicksal der Armee ab, die sich, mit Not und Mangel kämpfend, durch das Gebirge schleppe. Von ihm hinge es ab, ob der Kaiser Alexander, der sich noch bei der Armee im Gebirge befände, nicht schließlich gefangengenommen würde. „Wiederholen Sie Ostermann, daß die Eger zurzeit nicht viel mehr ist als ein Rinnstein, hinter dem er keine Position nehmen kann."

Der brave Natzmer reitet auf seinem treuen Roß durch Nacht und Wind der Kolonne Ostermann entgegen. Gegen 6 Uhr früh trifft er auf die Spitzen der russischen Garden, die im Eilmarsch das Tal von Kulm zu gewinnen suchen, halbwegs zwischen Nollendorf und Kulm bei Tellnitz. Schon sind an der Nollendorfer Kapelle die Geschütze Vandammes aufgefahren und bombardieren munter darauf los. Was Natzmer da sieht, kann sein Preußenherz nicht sonderlich erfreuen, aber er richtet seine Botschaft an den Grafen aus. Das verdunkelte Gemüt des armen Ostermann verdunkelt sich noch mehr. Der geliebte Zar, des Kaisers aller Reußen gesalbte Majestät in den Pässen des Gebirges mitten im Gewühl des Rückzugs und in Gefahr, von einem verteufelten Vandamme abgeschnitten zu werden? Ostermann ist sichtlich bewegt, würde gern das bißchen melancholische Leben für den Zaren hingeben, wie er es in so mancher Schlacht für ihn aufs Spiel gesetzt hat. Aber was soll er tun mit seinen abgehetzten Kolonnen gegen eine dreifache Übermacht, die ihm auf den Fersen sitzt, gegen einen wütenden Vandamme, der hinter ihm her ist wie ein Teufel hinter einer armen Seele?

So marschiert die Garde, was sie kann, passiert Kulm, nähert sich Priesten. Was soll werden? Hier bei Priesten ist wahrhaftig die letzte Verteidigungsstellung, die man einnehmen könnte. Natzmer reitet neben Ostermann und drängt, Ostermann zweifelt, Jermolow meint, es sei ein ganz unnützes Aufopfern der Garden. So steht es. Das Zögern, die Unentschlossenheit, beides vom Teufel erfundene Eigenschaften, — wenn sie noch eine halbe Stunde währen, ist es zu spät und man ist über die Linie hinaus, die der Verteidigung gegen einen überlegenen und entschlossenen Gegner die letzten Stützpunkte bieten kann. — Da kommt des Weges daher auf trabendem Roß ein betreßter Herr mit feinem, ruhigem Gelehrtengesicht, der Generaladjutant der preußischen Majestät, General von dem Knesebeck, des Königs erster Rat. Er pariert sein Pferd vor Ostermann und überreicht ein Handschreiben des Königs, in welchem es heißt: „Halten Sie sich nach Möglichkeit, um der eben noch im Gebirge mit den größten Schwierigkeiten kämpfenden Armee den Rückzug durch die Schluchten zu sichern." Nochmals betont Knesebeck, daß Kaiser Alexander persönlich in Gefahr sei, ein glückliches Moment, das sein König mit seinem praktischen Verstande erkannt hatte, weil er wohl wußte, wie schwer sich die russischen Herren sonst guten Gründen fügten. Eine persönliche Gefahr des Kaisers rechtfertigte die Opferung der Garden bis zum letzten Mann. Man muß sagen, nach-

Digitized by Google

dem einmal der Entschluß gefaßt war, Widerstand zu leisten, ließen die russischen Herren es an Tatkraft nicht fehlen. Übrigens begnügte Friedrich Wilhelm sich nicht, Boten zu schicken. Bald erschien er selbst auf dem Kampfplatz, um die Vorgänge unter den Augen zu haben. Schon hatte er von Dux aus seine Flügeladjutanten nach allen Richtungen entsandt, um alles, was aus den Engpässen und Schluchten heraus kam, sofort auf den Kampfplatz zu ziehen.

Es war aber auch die höchste Zeit, sich ein Gefechtsfeld zu suchen. Schon ließ Vandamme auf dem Horkaberge Batterien auffahren, schon drangen die sieben Bataillone der Brigade Prinz Reuß, Geschütze vor der Front, gegen das Dorf Straden an Eugens linken Flügel vor. Zeit zur Besinnung gab es für Ostermann und seine Leute gar nicht. Vandamme trieb die heranmarschierenden Kolonnen zu höchster Eile an. 1000 Mann, 2 Geschütze schickte er nach Aussig, 6 (nicht 9) Bataillone der Division Mouton-Duvernet treffen im Laufschritt ein und verstärken den französischen Angriff. In Straden, dem Vorwerk der russischen Stellung, kommt es zu einem wütenden Bajonettkampf. Schon ist das Dorf in Gefahr verloren zu werden, da stürmt auf Befehl Ostermanns das berühmte Garderegiment Semenowski vor. Reuß weicht, doch 24 Stücke, vom Artilleriechef Balthus aufgepflanzt, donnern vom Kapellenberg. Das Dorf wird zurückgewonnen, aber die Artillerie der Franzosen schießt das Dorf in Brand. Die Garde hat schwere Verluste, die Garde muß zurück, Straden ist in Händen der Franzosen. — Bei Priesten, im Zentrum der russischen Stellung, wehrt sich der junge Württemberg. Das Dorf Priesten ist der Schlüssel seiner Stellung, es ist ein wütender, unbeschreiblicher Kampf um dieses Dorf Priesten mit seinen armen Bauernhütten und Misthaufen. Bei der sogenannten Juchtenkapelle, die einige hundert Schritt von Priesten liegt — und, wie ein Augenzeuge berichtet, „von einem Kraut so genannt, welches diesen für die Russen anziehenden Geruch verbreitet" — bei dieser Kapelle also geht es besonders heiß her. Die Russen, Garde und Linie, alles durcheinander, haben sich zu einer unentwirrbaren Masse zusammengeknäuelt, die sich mit stachlichten Bajonetten und Kolbenschlägen gegen ihre Angreifer wehrt. General Jermolow muß noch mehr Garden einsetzen, damit das Zentrum nicht durchstoßen wird. Er tut es blutenden Herzens: „Unersättlich, dieser Prinz von Württemberg," denkt er. Er hat noch zwei Regimenter zur Verfügung, sechs Bataillone stark, er entschließt sich, zwei Bataillone des Regimentes Preobraschenski einzusetzen. Preobraschenski stürmt heran, wirft sich mit unendlicher Wut in das Gemenge, es ist wie wenn Öl in das wütende Feuer des Kampfes gegossen wird, so flackert der Brand von neuem auf. Prinz Reuß fällt, fällt auf falscher Seite, der deutsche Herr. Wir hätten ihn lieber dort fallen sehen, wo sein Vaterland war, aber wußte er das selbst in jenem Tohuwabohu von Nationen und Meinungen, wo Russen über Deutsche und Deutsche über Russen, wo Franzosen über Russen und Deutsche, und Deutsche über Franzosen, kurz, wo alles durcheinanderkommandierte? Die Antwort auf die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?" war in jenen Zeiten ebenso unfruchtbar, wie der Streit um des Kaisers Bart. — Zwei „provisorische" Bataillone, die zusammen 16 Offiziere verloren, der Brigade Kreutzer dringen in Priesten ein und drängen die russischen Schützen hinaus. Als aber ihre dichten Schwärme über das Dorf vorbrechen wollen, rafft der junge Herzog nochmals alles zusammen, was er von seiner 2. Division noch hat: die Regimenter Reval, Minsk und die vierten Jäger. Der Generalmajor Fürst Iwan Schachowskoi-Leontjewitsch setzt sich an die Spitze der Sturmkolonne und läßt das Bajonett fallen. In seinen Adern floß noch ein Tropfen des Erobererbluts der alten Ruriks, der Normannenenkel. Er hatte als junger Mensch unter Suworow gedient, der im Bajonettangriff sein Heil suchte. Schachowskoi mit seinen Russen fegt das Dorf Priesten wieder leer. Württemberg sieht seinen Vorteil und bringt die Batterien, die hinter dem Dorf stehen, durch schnelle Linksschwenkung in eine bessere Lage. Die gegen den linken Flügel vordrängenden Franzosen werden erfolgreich beschossen, für Augenblicke können die russischen Führer aufatmen. — Es ist gegen 3 Uhr mittags.

Bisher hatte Vandamme nur 13 Bataillone eingesetzt. Der Schwindel mit seiner zwei- oder vierfachen Übermacht verkehrt sich ins Gegenteil. Jetzt begreift man, warum er den Angriff bis 1 Uhr verzögert: weil er zu wenig heran hatte. Brigade Reuß litt schwer in ihrer Vereinzelung, 46. Regiment verlor 26 Offiziere, 72. angeblich 610 Mann. Doch 18 frische Bataillone näherten sich, drüben nur Kavallerie. 1. 3. russische Kürassierdivision, Leichte Gardedivision. Wären nicht heute Division Dumonceau und Hälfte Duvernet ganz zurückgeblieben, so wäre man ein gut Stück weiter auf dem Weg nach Teplitz vorgeschritten. Eugen zählte am 29. nur noch 5500 bei der Fahne, wie er schreibt, verlor also 7500, davon wohl 3000 Gefangene und Versprengte, die meist wieder eingesammelt.

Was wird werden? Wie lange noch werden Ostermann und Württemberg mit ihren Russen dem Ansturm Vandammes widerstehen? Es war um diese zweite Stunde nachmittags, als Kaiser Alexander, von Altenberg kommend, auf die Höhe des Gebirges gelangte, von wo er einen schönen Fernblick über das Teplitzer Tal hatte. Aber, was er sah, verursachte ihm bösen Schreck: Aus der Gegend von Kulm her scholl Kanonendonner und stieg Rauch auf. Eine Schlacht? ‚Zweifellos das Korps Ostermann,' denkt Alexander ‚dem die Franzosen auf den Fersen sind.' Der Kaiser reitet rekognoszierend auf Graupen vor und sieht

Digitized by Google

die Bescherung, sieht ein, daß, wenn Ostermann nicht sofort Hilfe bekommt, er unterliegen muß. Auch General Jomini, der neben dem Kaiser reitet, erkennt die Lage. Aus dem Gebirgswalde defilieren just die Regimenter der Division Colloredo. Jomini sprengt zu dem Grafen Colloredo und ersucht ihn dringend namens des Zaren, sofort links abzubiegen und auf Kulm zu marschieren. „Bedaure", sagt Graf Colloredo achselzuckend, „bedaure, dem Verlangen zarischer Majestät nicht folgen zu können. Befehl des Fürsten Schwarzenberg, auf Dux zu marschieren, kann es ohne Gegenbefehl nicht wagen, meinen Marsch zu ändern." Hieronymus Colloredo kannte die Strenge der österreichischen Kriegsgesetze; sie hatten einen andern seines Geschlechts im Dreißigjährigen Krieg, da er unglücklich focht, in lange Haft geschleudert. Außerdem war eine böse Verstimmung zwischen dem österreichischen Oberkommando und den Russen vorhanden. Der schwere Ungehorsam Barclays de Tolly, der, entgegen dem ausdrücklichen Befehl Schwarzenbergs, seinen Rückzug über Dippoldiswalde genommen hatte (statt über Nollendorf, wodurch die ganzen Kämpfe vermieden wären, denn eine Kolonne von an 100000 Mann konnte Vandamme mit Erfolg nicht angreifen), — dieser schwere Ungehorsam hatte tief verstimmt. Selbst Fürst Schwarzenberg, der ewig Milde, sprach energische Worte: „Wie kommen Sie hierher, Exzellenz? Ist Ihnen nicht der Weg über Peterswalde und Nollendorf vorgeschrieben? Durch Ihren Marsch hierher steht dem Feinde die Straße über Peterswalde nach Böhmen völlig offen; geschieht ein Unglück, so werden Sie allein es zu verantworten haben." Alexander und sein Jomini setzten sich in Eiltempo und machten, daß sie, so schnell sie konnten, nach Dux kamen; aber kein Fürst Schwarzenberg war dort, nur ein sehr verzagter Metternich, der alsbald in Bearbeitung genommen wurde und der es schließlich auf sich nahm, die Verantwortung für die Veränderung der Befehle an Colloredo zu tragen. Zugleich bestimmte der Kaiser Alexander die russische Gardereiterei, einen direkten Weg auf das Schlachtfeld zu suchen. Seine Adjutanten ritten und riefen das russische Grenadierkorps Rajewski herbei, riefen herbei, was sich irgend finden ließ. Das Verdienst, an seinem Teil getan zu haben, was er konnte, kann auch dem Kaiser Alexander nicht versagt werden. Aber alles das waren Verstärkungen, die wohl für den nächsten Tag, nicht aber für den 29. August in Frage kamen. Divisionen Colloredo und Bianchi waren vor Erschöpfung zwischen Dux und Teplitz liegen geblieben, während man sie auf dem Schlachtfelde dringend erwartete. Andere Zufälle konnten eintreten, denn man war bei dem vielköpfigen Kommando nie sicher, daß nicht der eine hü!, der andere hott! sagte.

Der Kampf bei Priesten geht fort. Es ist gegen 2 Uhr. Tambour battant trifft in Kulm das Tete-Bataillon der Division Philippon ein, zehn frische Bataillone dahinter. Auch diese Division kam nicht vollzählig, und Brigade Quiot sah nur von fern zu. Das berühmte 12., das sich etwas darauf zugute tat, daß Bonaparte ihm bei Arcole die Fahne vorgetragen, ging voraus! Vandamme wirft es sofort gegen Priesten und die Juchten-Kapelle. Mit rühmlicher Tapferkeit werfen sich die jungen französischen Linien-soldaten auf ihre Feinde. Der russische Widerstand weicht. Brigade Pouchelon brachte auch die russische Geschützlinie, deren Flankenfeuer wiederholt die Sturmsäulen stocken machte, in höchste Gefahr, ihr Oberst Tscheremissow fiel. Eine Deroute auf dem äußersten linken Flügel droht, der Herzog sendet seinen Adjutanten von Helldorf zu Ostermann und bittet um zwei Gardebataillone. Ostermann und Jermolow halten zusammen bei dem Soutien. Der Stockrusse Jermolow läßt den Adjutanten gar nicht ausreden. „Der Prinz verschwendet das Blut der Garde förmlich!" ruft er entrüstet aus. Ostermann ist geneigt, die Unterstützung herzugeben, da erklärt Jermolow trotzig: „Es ist meine Pflicht, Eurer Exzellenz sagen zu müssen, daß ich es vorm Kaiser nicht verantworten kann, wenn ich zugebe, daß hier die ganze Garde vernichtet wird. Er scheint heute noch nicht genug geopfert zu haben, er weiß noch einige unversehrte Bataillone und will auch noch diese. Sind sie fort, so hat der Kaiser keine erste Gardedivision mehr." Herr von Helldorf bemerkt kühl, daß sein Auftrag an den Grafen Ostermann gehe. Aber der Deutschenhasser Jermolow konnte den Mund nicht halten: „Der Prinz ist ein Deutscher und macht sich den Teufel daraus, ob wir Russen Garden übrig behalten oder nicht." Schließlich, halb gezwungen, befahl der Graf Ostermann das Vorrücken des Regiments Ismailowo. Es war die höchste Zeit. Das Dorf Priesten war von neuem verloren gegangen. Als aber jetzt Graf Ostermann und Generalmajor Krapowitzki an der Spitze des Regiments Ismailowo vorgingen, kam neues Leben in die russischen Linien. Der Anprall war fürchterlich. General Krapowitzki sank unter den Bajonettstichen in den Tod, mit ihm Oberst Martinow, der Leibwächter des Zaren, und dem Grafen Ostermann wurde der linke Arm von einem Kanonensplitter fortgerissen. Graf Schachowskoi rafft, was er hat, zusammen und erstürmt um 5 Uhr von neuem das brennende Dorf Priesten. Das 7. Leichte sah sich umringt, aber sofort befreit durch heraneilende 36. ligne des jungen Generals Fésenzac, das „Austerlitz" „Jena" auf dem Banner trug zur Mahnung für die jungen Konskribierten. Um 1/2 7 Uhr erstürmten sie nochmals Priesten ohne Scheu vor den Riesen der russischen Leibwache. Der Oberbefehl geht infolge der Verwundung Ostermanns an Eugen Württemberg über. Jetzt muß der steifnackige Jermolow parieren. Als Vandamme seine Reserven zusammennimmt und vorschickt, um zum letzten Stoß auszuholen, setzt Herzog Eugen getrost das letzte vorhandene Bataillon Preobraschenski ein, um seine Bat-

Digitized by Google

terien zu decken. Er schickt die Gardehusaren und Gardedragoner ins Treffen, um dem Fußvolk Luft zu machen. Es hilft wenig, die französischen Bataillone sind noch zu frisch, nicht genug erschüttert. Der Prinz sprengt zu zwei Gardekürassierregimentern, die einige hundert Schritt an der Chaussee hinter Priesten halten. Er begegnet dem Generalleutnant von Diebitsch, der ihm die frohe Botschaft bringt, daß soeben Kavallerie zur Verstärkung eintrifft und daß Verstärkungen aus allen Richtungen unterwegs sind. Das ist eine Erlösung. Diebitsch selbst setzt sich an die Spitze der Kürassiere und bricht rechts von Priesten vor, das Leibgardeulanenregiment geht links von Priesten; so brechen die reisigen Schwadronen von zwei Seiten um das Dorf vor. Eine starke französische Tirailleurkette, die den Anmarsch einer neuen Sturmkolonne auf der Chaussee gegen Priesten deckt, wird überritten und zusammengehauen, ihre Trümmer weichen auf das Soutien zurück, und das Soutien selbst muß kehrt machen und bei der eigenen Kavallerie Schutz suchen*). — Dies war der letzte Vorstoß Vandammes. Er sah von seinem Horkaberge aus das Eintreffen von Kavalleriemassen beim Feinde. Wohl war soeben auch bei ihm die Division Dumonceau eingetroffen, aber er schickte sie nicht mehr vor. Seine Tirailleurs knatterten weiter bis spät in die Dunkelheit hinein, das war alles. Seine jungen Tapferen hatten seit 5 Uhr früh marschiert und gefochten, zwölf lange heiße Stunden lang, bis zur Erschöpfung. Morgen, des war er gewiß, würde von jenen Höhen von Nollendorf in seinem Rücken sein Kaiser selbst hinuntersteigen oder Marschall Mortier oder Saint-Cyr und dann würde es einen glänzenden Sieg geben hier im Tal von Kulm, und der einstige Gassenjunge von Mont-Cassel, Departement du Nord, würde Marschall des Kaiserreichs heißen und vielleicht den Herzogshut eines Herzogs von Kulm tragen. — Am Spätabend und in der Nacht sammelten sich auch seine letzten Divisionen um ihn. Im ganzen mochte Vandamme nach Verlusten und Entsendungen wohl an 32000 Mann mit etwa 70 Geschützen für den folgenden Entscheidungstag zur Hand haben.

Aber auch bei den Verbündeten trafen jetzt stündlich Verstärkungen ein, im ganzen sammelten sich 44000 oder gar 52000 Mann mit 140 Geschützen. Die Übermacht war also jetzt wesentlich auf seiten der Verbündeten. — Der König von Preußen war während des Tages auf dem Schlachtfelde geblieben. Als Graf Ostermann verwundet sank, säumte Friedrich Wilhelm nicht, dem tapferen General nahe zu sein; als Ostermann, aus einer Ohnmacht erwachend, den König erkannte, rief er besorgt aus: „Est-ce Vous, Sire?“, und dann: „L'Empereur, mon maitre est-il en sûreté?“ — Am Abend sammelten sich dann General Barclay de Tolly, Fürst Schwarzenberg und Kaiser Alexander mit seinem Stabe bei Priesten. Man freute sich wohl der „Erfolge“ des Tages, wozu durchaus kein Grund vorlag, wohl aber zur Befriedigung, daß auch noch russischerseits 2. Gardedivision Udom, eine Grenadierdivision Rajewskis, 2. Kürassierdivision, österreichischerseits 2. Infanteriedivision nebst Johanndragonern herankamen. Man beschloß, da man sich in der Übermacht wußte, auf den Rat Jominis am nächsten Tage den Feind anzugreifen und ihn gegen das Gebirge zurückzuwerfen, — wenn nicht (und dies war die Hauptsorge der verbündeten Monarchen) der Kaiser Napoleon mit starken Kräften in die Bahn, die Vandamme ihm bis Kulm gebrochen hatte, nachstieß. Dann stand allerdings alles auf dem Spiel. Der Fürst Schwarzenberg hatte das Kommando für den kommenden Schlachttag dem General Barclay abgetreten, weil in erster Linie russische Truppen zum Gefecht kamen. Der diplomatische Mann wollte damit wohl die Verstimmung beseitigen, die Barclays Ungehorsam mit sich gebracht hatte, wollte dem russischen General wohl Gelegenheit geben, einige Lorbeeren zu pflücken, wonach Barclay gierte. Im übrigen war Schwarzenberg in sehr düsterer Stimmung. Die schweren Verluste vor Dresden und der schreckliche Notstand des Rückzugs bekümmerten ihn tief. Selbst der Sieg an der Katzbach, dessen Kunde soeben in Dux eingegangen war, konnte seine trübe Stimmung nicht bannen. General von Duka, des Kaisers Intimus, war nicht ohne Einfluß auf den Fürsten. Unter seiner Mitwirkung verfaßte Schwarzenberg einen Brief an Blücher, mittels dessen er ihm 50000 Mann von seiner schlesischen Armee abzuknöpfen gedachte, die umgehend in Eilmärschen zur böhmischen Armee stoßen sollten. Wie fein Gneisenau diesem Ansuchen des Generalissimus begegnete, werden wir später noch hören.

Eine andere schwere Sorge hatte der König von Preußen: Wo blieb der General Kleist mit seinem Korps? Er war, dem Befehle Barclays folgend, als Nachhut über Dohna und Maxen abmarschiert. Am Defilee von Glashütte hatte die Avantgarde des Marschalls Saint-Cyr die Arrièregarde des Korps Kleist heftig angegriffen. Nur der Entschlossenheit des Obersten von Blücher, eines Sohnes des alten Marschall Vor-

*) Deren Gefecht (Picard) zerrinnt in nichts, nur 1. Lanciers, 16. Chasseurs anwesend, Verlust 3 Tote. Überhaupt sieht es sonderbar mit Vandammes Einbuße, die auch heute nur 62 Offiziere betrug, d. h. normal 1250! 7. L., das angeblich schon „die Waffen streckte“, verlor nur 7, 12. ligne nur 6 Offiziere. Wenn es hoch kommt, verlor Vandamme seit 20. inklusive Versprengten 3000, Eugen dagegen 6000, Jermolow 3000, Reiterei 800, sie wurde also bei ihrem Todesritt zusammengeschossen. Das sind niedrige Ziffern, Eugens Memoiren gestehen 6000 allein für 29. zu, vielleicht betrug Gesamtverlust der vier Tage 11000. Daß man angesichts eines so erschreckenden Blutbades etwas Ähnliches beim Gegner voraussetzt, ist natürlich, es war aber nicht so. Vandamme und seine Unterführer müssen trefflich disponiert, die Konskribierten mit großartiger Geschicklichkeit tirailliert haben.

Digitized by Google

wärts, war es zu danken, daß das Defilee rechtzeitig beſetzt und der Feind am Durchtritt verhindert wurde. Wenn der Marſchall Saint-Cyr dennoch tatkräftig nachgedrängt hätte, ſo wäre Kleiſt zweifellos in ſtarke Gefechte verwickelt worden, deren Ausgang bei dem Zuſtande des Korps nicht fraglich ſein konnte. Aber der franzöſiſche Diviſionär General Pajol war über die Marſchrichtung der Preußen im Irrtum, indem er glaubte, daß die preußiſche Hauptmacht ſich der Straße über Altenberg zugewandt habe. Er bog daher rechts auf Altenberg aus, und ſein Marſchall folgte ihm. Das war ein Heidenglück für Kleiſt, denn um den Rückzug der armen preußiſchen Truppen ſah es ohnehin ſchlimm genug aus. Sie mußten mit hungrigem Magen auf abſcheulichen Wegen den Kamm des Erzgebirges hinanklettern, „bis an die Knie im Moraſt, von unausgeſetzten Regengüſſen gepeinigt, ohne Mittel ſich zu ſtärken, von Holz und Stroh entblößt, zum großen Teil ohne Mäntel und in leinenen Hoſen, das größte Elend erfahrend.“ Unter der Landwehrinfanterie dienten zum Teil ſiebzehnjährige junge Leute, die noch nicht das rechte Gefühl für ihre Verantwortung hatten, ſofern nicht der Mangel ſolches Gefühl auch bei den Reiferen erſterben ließ. Sie entfernten ſich nachts vom Biwak, um in die Dörfer zu ſchleichen und ſich irgend etwas zu erbeuten. Am Morgen beim Abmarſch fehlten ſie dann. Viele mußte man auch liegen laſſen, weil ſie vor Froſt und Hunger nicht marſchfähig waren. So kroch Kleiſt mit ſeinen Diviſionen in mißmutiger Stimmung das Gebirge hinan, ſtets gewärtig, von den ſiegreichen Franzoſen im Rücken angegriffen und vernichtet zu werden. Nahe vor Fürſtenwalde, noch hatte er den Kamm des Gebirges mit ſeinen Engpäſſen vor ſich und die Dunkelheit brach ein, kam ihm der Graf Schweinitz, vom König geſendet, entgegen, mit dem Befehl, ſo ſchnell wie möglich in das Tal von Teplitz hinabzuſteigen, um den ruſſiſchen General Oſtermann-Tolſtoi in ſeiner Verteidigung gegen Vandamme zu unterſtützen. Aber hier waren, beim beſten Willen des Generals, Befehl und Ausführung zwei Dinge, die ſich nicht vereinen ließen. Die Straßen, die das Gebirge hinabführten über Graupen und den Geiersberg, waren mit Trainfuhrwerk, zerbrochenen Geſchützlafetten, umgeſtürzten Proviantwagen, kurz, Troß aller Art vollſtändig verſtopft. Graf Schweinitz hatte ſich mit ſeinem Gaul über Graupen nur mühſam durchwinden können. Sie aufzuräumen, hätte wenigſtens 24 Stunden gedauert, und Kleiſt wäre zum Gefecht auf jeden Fall zu ſpät gekommen. Außerdem war es ſehr fraglich, ob man mit dem Geſchütz den ſteilen Hang hinunterkäme. Der General trat mit ſeinem vertrauteſten Offizier, dem Oberſt von Grolman, und dem Abgeſandten des Königs zu einem Rat zuſammen. Man kam überein, daß heute nichts mehr zu tun ſei. Kleiſt ſchrieb dem König in die Schreibtafel des Grafen Schweinitz die folgenden Zeilen: „Die ununterbrochene Fortſetzung des Marſches iſt unausführbar. Meine Truppen, die auf den Gebirgswegen in einer Kolonne marſchiert ſind, ſind durch den Marſch und den Mangel an Verpflegung ſo ermattet, daß ich ihnen eine mehrſtündige Ruhe geben muß, wenn ſie nicht unbrauchbar auf dem Schlachtfelde ankommen ſollen. Ich würde, auch wenn ich den Truppen die dringend erforderliche Ruhe nicht gäbe, dennoch vor Eintritt der Dunkelheit, wo alles entſchieden ſein muß, nicht eintreffen können, wohl aber mein Korps den größten Gefahren ausſetzen, wenn ich in der Nacht auf den ſchlechten, mit Fuhrwerk aller Art verſtopften Wegen in das Tal hinabſteigen wollte.“ Graf Schweinitz ritt mit dieſer Botſchaft ab, hatte aber vorher noch die Auskunft gegeben, daß die Straße über Peterswalde und Nollendorf, auf welcher Vandamme vorgedrungen war, ſeines Wiſſens frei vom Feinde ſei. — Das war ein Wink, der einen Ausweg zeigte. Kleiſt und Grolman berieten, ob dieſe Straße wählbar ſei. War ſie tatſächlich frei, ſo konnte man auf ihr am nächſten Frühvormittag in den Rücken Vandammes gelangen. Dann galt es, ſich durch das Korps Vandamme durchzuſchlagen, um die Verbindung mit dem Grafen Oſtermann zu erzwingen. Allerdings war es möglich, ja ſogar höchſt wahrſcheinlich, daß man plötzlich zwiſchen zwei Feuer kam, daß von Dresden her bedeutende Verſtärkungen unterwegs waren und daß dieſe, während man in der Front gegen Vandamme kämpfte, dem Korps Kleiſt in den Rücken ſtießen. Ein Wagnis blieb es immerhin.

General Graf Kleiſt von Nollendorf

Digitized by Google

Aber General von Kleist und sein Oberst von Grolman beschlossen, diesen Ausweg zu wählen und das Wagnis auf sich zu nehmen. Als Kleist gegen 9 Uhr abends den im Vorzimmer seines Hauptquartiers versammelten Regimentskommandeuren seinen Entschluß mitteilte, brach ein heller Jubel los. Über sie alle kam es wie eine Befreiung, daß dieser furchtbare Rückzug mit einem ehrlichen Männerkampf auf Tod und Leben endigen sollte.

Kaum war der Jubel verhallt, als der dem Hauptquartier des Zaren attachierte Oberst von Schöler eintraf, der die Botschaft brachte, daß die verbündeten Monarchen am nächsten Tage selbst angreifen würden und der den General ersuchen sollte, wenn irgend möglich, eine Bewegung gegen den Rücken des Feindes zu unternehmen. Schöler fand das, was er anregen sollte, bereits beschlossen. Gleichzeitig aber hatte er den Auftrag, den jungen Prinzen Friedrich der Niederlande, der im Stabe Kleists den Feldzug mitmachte, sicher nach Teplitz zurückzubringen, ein Zeichen, wie gefahrvoll man die Lage Kleists im Hauptquartier zu Dux einschätzte. Und sie war in der Tat äußerst schwierig. Folgende Botschaft richtete der General an seinen König: „Die Lage, in der ich mich befinde, ist verzweiflungsvoll. Ich habe die Meldung erhalten, daß das Defilee von Geiersberg durch Bagage und stehengelassenes Fuhrwerk so verfahren ist, daß 24 Stunden zu seiner Räumung erforderlich sind. Unter diesen Umständen habe ich mich entschlossen, am morgenden Tag auf Nollendorf zu marschieren und mich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen. Indem ich Eure Majestät bitte, meine Anstrengungen durch einen gleichzeitigen Angriff zu unterstützen, bitte ich Eure Majestät, die Folgen dieses Schrittes, wenn er mißlingen sollte, nicht mir, sondern denjenigen zur Last zu legen, die mich in diese verzweiflungsvolle Lage gebracht haben."

Auf Grund dieser Nachrichten, die Oberst von Schöler um drei Uhr in der Frühe dem Hauptquartier überbrachte, beschloß man von seiten der Verbündeten den Angriff.

Vandammes Schlachtordnung ist folgende: auf dem rechten Flügel stehen Philippon und Dumonceaus Brigade Doucet, die Mitte wird von den Brigadiers Quiot und Prinz Reuß besetzt, links der Chaussee nimmt Dumonceaus Brigade Dunesme und die Reiterei Stellung. Duvernets Brigade Couture stand noch hinter Dunesme. Hiermit deckte man die linke Flanke.

Vorläufig hatte man mit keiner gegnerischen Übermacht zu rechnen, tauchte jedoch Kleist im Rücken auf, so stiegen die Verbündeten auf mindestens 80000—100000 mit 226 Geschützen. Aber bevor Barclay noch die Angriffsdisposition erlassen hatte, begann Vandamme schon mit Wucht gegen den linken an das Gebirge gelehnten Flügel der Russen vorzustoßen. Hier stand die Brigade des Oberstleutnants Mamonow, die sich mit den bei Berggießhügel abgesprengten Teilen der Division Püschnitzki wieder zum Korps gefunden hatte. Gegen sie warfen sich die Bataillone Philippons (nicht aber Duvernets, wie man immer liest, dieser stand offenbar am linken Flügel, nach Aussig zu). Es kam um die Eggenmühle zu einem furchtbaren Kampf. Schließlich geriet die Mühle in Brand, und in ihr kamen eine Menge Verwundeter um, welche dort Schutz gesucht hatten. Einige Bataillone der österreichischen Brigade Hessen-Homburg mußten eingreifen, um der Brigade Mamonow Luft zu machen, und es gelang ihnen am linken Flügel, die Franzosen zurückzudrängen. Während dieser Kämpfe gingen am rechten Flügel der Verbündetenstellung starke Kolonnen der österreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi vor, um den linken französischen Flügel zu umfassen. Es entspann sich in dem gebirgigen Terrain ein schwerer Artilleriekampf. Vandamme mußte seinem linken Flügel einen Haken geben, indem er 6 Bataillone der Brigade Quiot gegen den Striesowitzer Berg vorschickte. Es war die höchste Zeit, denn schon wichen die dort postierten Bataillone über die Hänge des Berges zurück. Wenngleich die Österreicher hier keine bedeutenden Fortschritte machten, so sah doch Vandamme, daß eine Überflügelung zu fürchten war. Er mußte von seinem Horkaberge aus nur zu deutlich erkennen, daß er es mit einer namhaften Übermacht zu tun hatte und daß er mit seinen Truppen gegen das Gebirge gedrängt zu werden Gefahr lief, wenn er sich nicht die Rückzugsstraße über Nollendorf offen hielt. Indes der General erwartete bestimmt das Eintreffen seines Kaisers oder eines Marschalls mit überlegenen Verstärkungen. Solange, bis diese da waren, wollte er die Schlacht aufrecht erhalten, wollte, wenn es irgend sein konnte, von sich aus schon große Vorteile erkämpft haben. Seine jungen Truppen hielten sich musterhaft, aber die Übermacht der Verbündeten gestattete es diesen, sich an den Flügeln immer mehr auszudehnen. Die Bataillone der Division Colloredo waren bereits bis Neudörfel vorgedrungen, starke Artillerie vor der Front und auf dem rechten Flügel Kavallerie, welche das Dorf Kulm und den Rücken der französischen Stellung bedrohte. Die Lage Vandammes wurde von halber Stunde zu halber Stunde kritischer. Im Zentrum ließ Miloradowitsch, der den Oberbefehl übernahm, seine Geschwader los, man überrumpelte ein Bataillon 13. L. und erbeutete drei Geschütze, doch wiesen Dunesmes Vierecke den Anprall ab. Heimbrodts Reiter vollzogen glückliche Flankenattacken, Gobrechts Deutsche trieben erneuten Anritt zurück. Doch während Bianchi und Brigade Abele den schwachen Dunesme in der Front festhielten, warfen Brigaden Kolbe und Chiesa die durch Kreuzers Entsendung geschwächte Division Duvernet, ein Regiment erstieg den Striesewitzer Berg, von wo Colloredos Batterien bald die französischen Reihen lichteten. Corbineaus reitende Batterie ging

Digitized by Google

verloren. Vandamme benahm sich durchweg mit ruhiger Fassung. Wohl mag der General sein Glas ungeduldig gegen die Höhen von Nollendorf gerichtet haben, wohl mag er nach seiner eigenen Art derbe Flüche ausgestoßen haben, als noch immer kein Kaiser und keine Franzosen kamen. Es war 9 Uhr morgens vorbei.

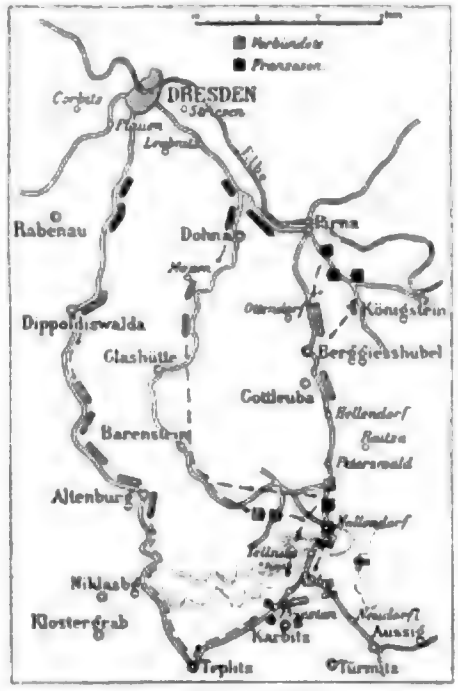
Plötzlich sieht man in wilder Flucht abgesträngte Pferde und Trainknechte einer französischen Munitionskolonne den Berg herunterrasen. Was war das? Einige Stabsoffiziere lösen sich aus Vandammes Gefolge und halten die Flüchtigen fest. „Die Preußen sind uns auf den Fersen," heißt es. Eine böse Botschaft! Wenn die Preußen von da oben heranrücken und den Kessel schließen, dann ist für Vandamme und seine Truppen der Teufel los. Der General hört die Botschaft, beißt sich auf die Lippen, denkt schließlich: „Ah bah, es wird ein Trupp versprengter Preußen sein, der sich da zeigt. Vielleicht nur flinke Husaren, das Korps selbst hat ja eine ganz andere Rückzugsstraße. Man wird ihnen einige Bataillone und Kanonen entgegenschicken, das genügt." So geschieht es: Brigade Quiot marschiert aus der Mitte ab, wodurch allein Colloredos Erfolg ermöglicht, und Gobrechts Anhaltiner. Als General von Kleist seine Leute auf den Anhöhen von Nollendorf gesammelt hat und mit drei Infanteriebrigaden, das Husarenregiment Blücher an der Spitze, in das Tal von Kulm hinabsteigen will, erblickt er vor sich eine bereits entwickelte Tirailleurkette, eine Batterie und ein Kavallerieregiment. Blücher der Jüngere stürzt sich sofort mit seinen schlesischen Husaren auf die französischen Geschütze, haut die Kanoniere und die Bedeckungsmannschaften zusammen und ist einstweilen Herr der Batterie. Sofort fahren drei preußische Geschütze, die Blücher im Galopp gefolgt sind, auf und wollen abprotzen, da wirft sich mit Wucht das deutsche Lancierregiment auf die Husaren, sprengt sie auseinander, nimmt ihnen die französischen und preußischen Geschütze ab und rast gegen die preußische Infanterie vor. Zum Glück ist Brigade Pirch zur Stelle. Brigade Pirch nimmt die flüchtigen Husaren auf, schlägt den Angriff der Lanciers, deren Oberst Friedrich verwundet gefangen wird, glänzend ab, und läßt dann, mit starken Schützenlinien vor der Front, sechs Bataillone auf der Straße nach Kulm vorgehen. Gleichzeitig fast fahren die preußischen Batterien vor und eröffnen ihr Feuer. An der Entwicklung dieser starken Kräfte erkennt Vandamme, daß er umstellt ist und daß es für ihn nur noch einen Ausweg gibt: wenn er die noch in der Entwicklung begriffenen Preußen über den Haufen rennt und sich einen Ausweg bahnt mit dem Degen in der Faust. Der Mann verliert keinen Augenblick die Geistesgegenwart; seine Ordonnanzoffiziere reiten und ermuntern die gegen Russen und Österreicher gerichtete Artillerie zu schießen, was das Zeug halten will. Zugleich aber rasseln die Trommeln und schmettern die Trompeten, und zwanzig Bataillone Infanterie machen kehrt, um sich gegen die Preußen zu wenden, Quiot, Reuß, Dunesme. Die Dörfer Ober- und Nieder-Arbesau werden von den Franzosen besetzt und, so befiehlt es Vandamme, auf Tod und Leben gehalten. Die Gewaltmasse aber prallt gegen die preußischen Brigaden, die den Berg hinuntersteigen, an. Ein wütender Zusammenstoß! Die Preußen hatten nicht Raum, sich schlachtmäßig zu entwickeln. Um diesen Raum zu gewinnen, gibt General von Kleist Befehl, die Dörfer Arbesau zu stürmen. Mit Ober-Arbesau gelingt dies den 2. Westpreußen, Nieder-Arbesau aber wird zäh festgehalten. Vandamme zieht inzwischen alles, was irgend möglich ist, aus dem Gefecht und wirft es gegen die Preußen, während seine Geschütze fortdonnern und Russen und Österreicher aufzuhalten suchen, gedeckt vom 17. Philippons und drei Kompagnien 36. Doucet besetzte Kulm. Nach kurzem Erfolg aber wendet sich das Blatt, und der Halbkreis von Russen und Österreicher drängt heftig nach. General Duvernet, der sich bisher der Übermacht erwehrt hatte, ließ seine Geschütze im Stich und warf sich mit seiner Division in den Bergwald. Die Österreicher rückten mit Macht gegen Kulm vor, wo sich Teile Philippons und Dumonceaus noch verzweifelt wehrten, um endlich, dennoch vor der Übermacht, in der Front und im Rücken von Kavallerie angegriffen, die Waffen zu strecken. 17. ligne erlag dreiseitiger Umfassung, nicht Rgt. Argenteau „eroberte" Kulm. In Arbesau, wohin erst jetzt (Aster verfrüht es, Historique des 25. ligne ist maßgebend) Dunesme abgedrängt, vereinten sich Kleist und Colloredo um 2 Uhr. So kam es zu einem großen Kesseltreiben auf die Franzosen, die sich sämtlich in wilder Jagd auf das Korps Kleist warfen. Die anmarschierende 10. und 11. preußische Brigade wurde förmlich zusammengedrückt. General von Kleist sandte nach dem Prinzen August von Preußen und seiner Brigade, um sich Luft zu machen. Aber im Zwischenraum steckte noch zuviel Geschütz und Reiterei. Es kam zu einem bösen Durcheinanderdrängen. Aus Nieder-Arbesau brachen plötzlich starke französische Sturmkolonnen gegen den linken preußischen Flügel vor, überrannten eine preußische Batterie, eroberten die Geschütze und machten eine Menge Gefangene. Natürlich ließen die Franzosen die Geschütze stehen und die Gefangenen laufen, denn es lag ihnen alles daran, die Rückzugsstraße zu gewinnen. Als diese Gruppe von Kanonen später von den Russen erobert war, sagte König Friedrich Wilhelm von Preußen mit erstauntem Kopfschütteln: „Aber meine Kanonen das doch sein!"

Heimbrodt warf sich den russischen Kürassieren entgegen, er fiel, die Italienischen Chasseurs schlugen sich nach Dorf Schande durch, von wo sich Hauptteile Philippons seitwärts retteten; es war keine Schande, die Franzosen fochten bis zur äußersten Möglichkeit. Zwischen Kulm und Schande erlag Brigade Pouchelon

Digitized by Google

heldenhaft: 7. und 12. L.-Rgt., deren Rekruten sich der großen Regimentsvergangenheit würdig zeigten. Der Oberst, 1 Major, 4 Bataillonschefs, 13 Hauptleute, 16 Leutnants des 7. L., 2 Bat.-Chefs, 17 Hauptleute, 19 Leutnants des 12. sanken getroffen. Doch die Reste brechen mit dem Bajonett durch, retten ihren verwundeten General und die Adler. Zwei Richtungsfähnlein verwandelten sich aber in Feindeshand sogleich in Adler. Brigaden Reuß und Fésenzac durchbrechen Kleists Rechte.

Endlich gelang es der Geschicklichkeit des Prinzen August, seine 12. Brigade aus dem Wirrwarr herauszuziehen, und als er sah, wie wichtig das Dorf Nieder-Arbesau, das übrigens lichterloh brannte, für die Franzosen war, beschloß er es zu nehmen. Er ließ zwei Bataillone des 10. schlesischen Landwehrregiments gegen das Dorf vorgehen. Aber in diesem schwierigen Terrain, das, hügelig und mit Büschen bestreut, den französischen Schützen vorzügliche Deckung bot, wurden die armen Landwehrleute bedenklich schnell abgeschossen. Die meisten von ihnen kamen zum erstenmal ins Feuer. Man hatte eine Schützenkette vorgenommen, aber als die französischen Kugeln auch in die Kolonne drangen und ein Kamerad neben dem andern sank, verlor die Kolonne ihre Haltung und fing an Salven abzugeben, so daß ihre Schützenlinie zwischen zwei Feuer kam. Gleichzeitig machten die Franzosen einen Vorstoß aus Nieder-Arbesau und die Landwehr wurde geworfen, ihr Kommandeur, Fürst Pleß, fiel. Der Prinz nahm das zweite schlesische Regiment vor, um die Fliehenden zum Stehen zu bringen. Vergeblich! Der mit verfolgenden Franzosen untermischte Strom der Fliehenden warf sich auf das frische Regiment und riß es mit zurück. Prinz August, tapfer wie ein junger Löwe, sprang vom Pferde, ergriff die Fahne des Regiments, sammelte mit Hilfe von Offizieren einige Hundert Landwehrleute um sich und warf sich mit dem Bajonett den Franzosen entgegen. Hier stand der Angriff für Minuten. Es war ein Tohuwabohu sondergleichen: Preußen und Franzosen bunt durcheinander, und in dies Gebrodel raste jetzt, von Kulm aus vorbrechend und auf Hieb und Stich alles aus dem Wege räumend, die Reiterdivision Corbineau hinein, an der Spitze der blutende General selbst, ein bedachter und verwegener Mann, dieser Corbineau, der den rechten Augenblick gewann, sich durchzuschlagen. 5. Lanciers warfen die 7. Landwehrreiter aus dem Weg. In gestreckter Karriere, ventre à terre, ging es auf der Chaussee bergan gegen Nollendorf. Der preußische Leutnant Maschke stand mit einem Geschütz und seinen Kanonieren mitten auf der Chaussee. Er brannte noch einen Zwölfpfünder, mit dreilötigen Kartätschen geladen, los, und die Pferde der ersten Chasseurs, die anritten, brachen zusammen und warfen ihre Reiter in weitem Bogen über die Köpfe. Dann war aber auch alles vorbei. Die Kanoniere wurden zusammengehauen, die Zugpferde erschossen und erstochen, und der wuchtige Reitersturm warf mit unwiderstehlicher Gewalt die preußische Infanterie nach rechts und links von der Chaussee hinunter in das Waldterrain. Prinz August entging mit knapper Not der Gefangenschaft, dadurch, daß er mit kühnem Satz über den Chausseegraben sprang und, von seinem Adjutanten gefolgt, den Abhang hinaufkletterte, sich zu der preußischen Reserve rettend, die zwar noch intakt am Abhange bei Liesdorf stand, aber nicht an Schießen denken konnte, weil sie sonst ihre eigenen Kameraden getroffen hätte. — Der arme General von Kleist war bis in die Front vorgeritten, um seine Leute anzufeuern. Als der wahnsinnige Reitersturm heranbrauste, geriet er schier von Besinnung. So mußte er, in des Königs Dienst ergraut, seine Waffenehre verlieren! Seine Adjutanten mußten ihm in den Zügel greifen und ihn wegziehen, damit er nicht schließlich noch gefangen wurde. Auf Umwegen durch das Waldgelände erreichte er dann den General von Zieten mit der Reserve und blieb dort. „Als ich mich," erzählt Herr von Voß, „beim General Zieten befand, und General von Kleist eben eingetroffen war, sagte er mir, mit mir beiseite reitend: ‚Sie sind bei mir so lange Adjutant und haben mir bei jeder Gelegenheit eine so treue Anhänglichkeit bewiesen, daß ich mich veranlaßt fühle, Ihnen zu eröffnen, daß der König eine Untersuchung über mich und mein Benehmen niedersetzen muß, damit ich mich rechtfertige und reinige. Sie sind von allem ziemlich genau unterrichtet, und ich fordere Sie hiermit auf, alles, was Sie wissen, nach Ihrer innigen Überzeugung und nach Ihrer Pflicht und Ihrem Gewissen treu herauszusagen." Der tapfere General, der später den Ehrennamen Kleist von Nollendorf tragen sollte, hielt sich für den schmählich Besiegten. — In der Tat konnte niemand wissen, wer besiegt oder nicht besiegt sei.



Plan der Schlacht von Kulm

Digitized by Google

Prinz August von Preußen erzählte, daß er mit mehreren Offizieren und einer Schar von Franzosen, bunt durcheinandergewürfelt, im Walde zwischen Nollendorf und Tellnitz die Nacht zubrachte. Es war ähnlich wie einst auf der Torgauer Heide. Man machte unter sich ab, daß die Besiegten sich am nächsten Tage gefangen geben sollten, was die Franzosen denn auch taten. Ein Bericht des Rittmeisters von Colomb, der von Kleist zu Zieten entsandt war, um ihn herbeizurufen, gibt ein lebhaftes Bild der ganzen Lage:

„Als das Vandammesche Korps" — berichtet Colomb — „von der großen Armee auf uns geworfen wurde und man eine feindliche Kavalleriemasse gegen uns bei Arbesau ankommen sah, sagte General Kleist zu mir: ‚Reiten Sie und schaffen sie die Zietensche Brigade heran!' Diese war als Arrièregarde zurückgeblieben und befand sich mutmaßlich bei Nollendorf. Ich nahm meinen Weg auf Tellnitz, das Posthaus von Arbesau rechts lassend, kam zwischen beiden Orten an die Chaussee, geriet aber hier in einen wilden Schwarm von zurückeilenden Reitknechten, braunen Husaren, Artilleristen, französischen Offizieren und Kavalleristen, der sich im Augenblick so zusammendrängte, daß er völlig in Stocken geriet. Die Straße läuft hier berganſteigend zwischen einer steilen Bergwand links und einer ebenso steilen rechts; ein Ausweichen oder Ausbiegen war unmöglich. Neben mir zur Rechten ritt ein französischer Chasseur, der mich mit ebenso mißtrauendem Blicke beobachtete, wie ich ihn, zur Linken der mich begleitende freiwillige Jäger Pustar, vor und hinter uns ritten französische Dragoner, preußische Artilleristen und Husaren, Leute aller Art. Langsam und schweigend schob sich dieser Knäuel fort; sobald bei einer Wendung der Straße links von der Schlucht ein Ausbiegen möglich wurde, drängten wir uns, die Sporen brauchend, rechts durch, setzten über einen Graben und jagten auf die Höhe bis zur Nollendorfer Kapelle. Hier fand ich den Major von Watzdorf, der nicht lange vor mir denselben Auftrag erhalten hatte. Wir sahen nun von oben herab das bunte Gewirre vorbeipassieren, in welchem besonders viele Offiziere und Generale bemerkbar waren, ungewiß, ob wir oder die Franzosen geschlagen seien. Nachdem wir eine Weile beobachtet hatten, und die Masse, die nun, da sie nicht mehr so eingeengt war, anfing zu eilen und sich ausbreitend zu sondern, verließen wir die Höhe in der Absicht, durch einen Bogen links das Mittelgebirge zu erreichen, und nahmen unsere Richtung auf Kienitz und Böhmisch-Kahn, stießen aber bald wieder auf Schwärme gemischter französischer Truppen. Denselben ausweichend machten wir einen größeren Bogen links, stießen aber wiederum an einem Waldrande, aus dem wir Feuer bekamen, auf den Feind. So kamen wir denn am Abend des 31. August in der Bergschenke bei Teplitz an, wo sich das Hauptquartier des Generals Kleist befand, dessen Wohlwollen gegen uns sich rührend aussprach. Er hatte uns geblieben oder gefangen geglaubt, und in seiner Freude uns wiederzusehen, herzte und küßte er uns, als wären wir seine Söhne."

So war der französische Reitersturm, gefolgt von starken Infanteriemassen, den Berg von Nollendorf hinaufgebraust, und die Generale mochten schon glauben, daß ihnen der Durchbruch gelungen sei. Da plötzlich, zwischen Nollendorf und Peterswald, wurden sie rechts und links aus dem Wald von Infanterie- und Artilleriefeuer begrüßt. General Zieten mit seiner Division, — ein wahrer Zieten aus dem Busch — hatte hier günstige Aufstellung genommen, um den Feind abzufangen. Wohl versuchte es der Brigadier General Dunesme, die Aufgelösten zu sammeln und sich auch hier den Weg zu bahnen, aber die keuchende verwirrte Masse war nicht mehr zu lenken. Der brave Dunesme fiel an der Spitze des 25. ligne, das sich zuletzt mit noch 25 Offizieren ergab, seinem 13. ligne sanken 43 Offiziere, der Oberst fiel. Drüben General Chiesa, Quiots tapferes Häuflein opferte sich als Nachhut, bis er selbst verwundet gefangen. Doch wie vertrauenswert diesseitige Berichte: sie töten alle den Marquis de Montesquieu-Fésenzac, worüber die Memoiren dieses geistreichen Edelmannes weidlich spotten. Dagegen fiel General d'Esclevin der Brigade Couture. Indessen entkam General Kreuzer ganz heil von Aussig unter Stehenlassen seiner Geschütze, mit ihm 3. Holländische Husaren, 27. Belgische Jäger, bei denen nur ein Major blutete (laut Fieffé). Auch Doucets Einzelbataillon vom 57. schlug sich durch, II. 76 entrann durchs Gebirge. Wie aus der Lage selber hervorgeht, litt Pouchelon weitaus am meisten, nächst ihm Dunesme und Fésenzac. Die Reiterei verlor 50 Offiziere. Picard läßt 9. Lanciers ganz gefangennehmen, tatsächlich rettete aber Gobrecht die Hälfte. Der General Corbineau schlug sich mit einer Hand voll Reitern durch, wir werden ihm bald vor dem Kaiser begegnen, dem er die erste Kunde der Niederlage von Kulm brachte.

Die verbündeten Monarchen hatten vom Teplitzer Schloßberge aus dem großen Schauspiel der Schlacht zugesehen. Am Nachmittage erschienen sie auf dem Schlachtfelde und erkannten nun den ganzen Umfang des außerordentlichen Sieges, der einer seltsam verwickelten Verkettung von Umständen zu danken war. Über 70 Geschütze, über 200 Trainwagen und Munitionsfahrzeuge, mehrere Fahnen und Adler waren erbeutet, „zahlreiche" Generale (nur Quiot, die Verbündeten zählten eben bei Gefangenen immer die Leichen mit!) und Stabsoffiziere und an 10000 Mann gefangen worden. Der Gesamtverlust der Franzosen betrug wenigstens 15000 Mann, die Schlacht von Dresden war moralisch wettgemacht. Fésenzac läßt seit 26. nicht weniger als 20000 verlorengehen, Berndt zählt 5000 tot und verwundet, 8000 gefangen, Jomini 6000 tot und verwundet, 7000 gefangen, Thiers ähnlich, dabei hält Jomini fälschlich Vandamme nur

Digitized by Google

für 28000 ſtark. Nun betrug der Blutverluſt, nach Offiziersmaßſtab berechnet, etwa 5800 Infanterie und Artillerie, 500 Kavallerie, tatſächlich gefangen wurden 279 Offiziere, 5728, doch aus Vergleich der Hiſtoriques wird klar, daß faſt die Hälfte davon bleſſiert, ſomit darf man annehmen, daß Vandammes Blutverluſt ſeit 26. etwa 9500. 300 Sappeurs retteten ſich vollzählig, 1000 Artillerie und Train, 1100 von 2600 des 17. ligne, das doch im Brennpunkt ſtand. Laut Rouſſet und Jomini entkamen 13—14000, Duvernet ſchreibt, daß er nur 3000 verlor. „Ich bin mehr als befriedigt von meinen jungen Truppen.“ Napoleons Korreſpondenz ſchätzt Reſt Duvernet auf 5000, vom übrigen Korps 15000, tatſächlich war das unter Lobau geſammelte Korps ſo ſtark. Viele werden ſich aber heimlich davongemacht haben. — König Friedrich Wilhelm beſchloß, dem General von Kleiſt noch auf dem Schlachtfelde den Schwarzen Adlerorden zu überreichen. Dies konnte daher erſt am nächſten Tage in Teplitz vor ſich gehen. „Eure Majeſtät,“ meinte beſcheiden der tapfere General, „glauben in mir einen Sieger zu belohnen, allein ich muß geſtehen, daß ich mehr als Beſiegter anzuſehen bin, indem ich meine ganze Artillerie verloren.“ Aber der König ſagte, daß ſchon der Entſchluß, dem Feinde in den Rücken zu marſchieren, dieſe Würdigung verdiene. Nach dem Frieden wurde der General „Graf Kleiſt von Nollendorf“ und erhielt wie die anderen erfolgreichen Heerführer eine größere Güterſchenkung.

General Fürſt Galitzin
Kommandeur der ruſſiſchen Gardekavallerie
Nach einer Zeichnung von P. de Roße geſtochen von F. Bendramini

General Vandamme hatte ſich ſo lange auf dem Horkaberge aufgehalten, als es möglich war, noch irgendwelche Befehle zu geben. Erſt als die völlige Auflöſung ſeiner Truppen vor ſeinen Augen geſchah und nichts mehr zu retten ſchien, ritt er mit ſeinem Stabschef Haxo nach Kulm und begab ſich in das dortige Schloß. Als dann die Öſterreicher in Kulm eindrangen, verließ Vandamme, durch den Park reitend, ſein Quartier und ſuchte, der überfluteten Chauſſee ausweichend, durch das Dorf Schande reitend, das Sernitztal zu gewinnen. Nahe dem Dorf Schande machte er einen Augenblick halt und verſuchte, ſich auf der Backenbergſchen Landkarte von Sachſen über die Gegend zu orientieren. Plötzlich ſah er ſich von ruſſiſchen Jägern umringt, die ihn vom Pferde zerrten, ihm die goldenen Epaulettes von den Schultern und die Landkarte aus der Hand riſſen. Den Jägern wurde er bald darauf wieder von Koſaken und Huſaren abgejagt. Als der Koſakenoffizier erfuhr, wer dieſer General ſei, bat er ihn ehrfurchtsvoll, doch ſein Pferd wieder zu beſteigen. In der Nähe von Kulm begegnete dieſer Trupp — dem General Vandamme hing der Kragen, dem General Haxo der Ärmel zerriſſen herunter, ſo unſanft hatten die ruſſiſchen Jäger zugegriffen — dem Kaiſer Alexander, der mit ſeinem Stabe dahergeritten kam. Als Vandamme den Kaiſer ſah, ſtieg er ſofort vom Pferde, umarmte und küßte das treue Tier (ein Zug, der uns ſelbſt an dieſem harten Manne ſympathiſch berühren muß) und trat dann Alexander ſehr ſtolz gegenüber. Der ruſſiſche Kaiſer, der für alle Franzoſen eine beſondere Schwäche hatte, war über die Gebühr liebenswürdig und verſprach, dem General ſein Schickſal zu erleichtern, worauf Vandamme kurz und barſch antwortete: „Vous êtes le maître, Sire.“ Dies Benehmen ärgerte den Generaladjutanten von Wolzogen derart, daß er an den Kaiſer heranritt und ſagte: „Aber Sire, erinnern Sie ſich doch, daß dieſer Menſch derſelbe iſt, der in Oldenburg ganze Bauernfamilien erſchießen ließ, weil dieſelben dem Herzog, Ihrem Schwager, treu blieben.“ — Der Kaiſer beſtimmte für Vandamme das ſibiriſche Grenzneſt Wiätka zum Aufenthalt. Am nächſten Tage in der Morgenfrühe hielt die ſehr wenig komfortable Kaleſche, die Vandamme über Breslau und Moskau an ſeinen Beſtimmungsort bringen ſollte, zu Teplitz auf der Straße, als Kaiſer Franz von Öſterreich mit ſeinem Generaladjutanten Kutſchera vorbeiging. Vandamme mochte wohl glauben, bei dem Schwiegervater ſeines Kaiſers auf mehr Nachſicht zu ſtoßen als bei dem ruſſiſchen Zaren, jedenfalls rief er die habsburgiſche Majeſtät an, und als der Kaiſer ſich umwandte, beſchwerte er ſich über den Zaren: „Man ſetzt mich da auf einen Henkerskarren, ohne Geld, ohne Diener.“ Kaiſer Franz ließ die Unterlippe hängen und meinte zu Kutſchera: „Wenn er holter kan Geld hat, muß mer ihm doch ans geben,“ — es blieb aber bei den Worten. Dagegen trat der Großfürſt Konſtantin von Rußland heran, des Zaren Bruder, und überhäufte den General mit wüſten Schimpfworten, welches Benehmen Alexander ſo empörte, daß er Vandamme

Digitized by Google

alsbald seinen Degen wieder zustellen ließ. — Vandamme, der, wie wir wissen, unter der Strenge des Kriegsrechts im Bremer und Oldenburger Land mit schwerer Härte verfahren war, hatte keine leichte Reise. Schon auf der nächsten Poststation im Städtchen Laun umdrängte ihn eine wütende Menge, die ihn schalt und höhnte. „Hast du nichts nach Hamburg zu bestellen? Oder nach Lübeck, oder nach Bremen? Tiger! Krokodil! Drache! Glückliche Reise nach Sibirien, du Bestie!" — „Vandamme," erzählt jemand, der dabeistand, „verriet während dieses Auftritts eine außerordentliche Furcht, grüßte angesichts der knirschenden Zähne und geballten Fäuste fortwährend nach allen Seiten hin, und es war lächerlich anzusehen, wie er bei den gegen ihn geschleuderten Scheltworten: Tiger, Krokodil, Bestie zaghaft und zugleich zustimmend sich verbeugte." — Man hat in der Weltgeschichte das Zittern und Erblassen sonst zweifellos mutiger Männer vor der Erregung der Massenpsyche beobachtet. Was hier an Vandamme auffiel, das ist später bei der Reise Napoleons nach Elba den Begleitern des Kaisers aufgefallen; als die wütende Menge, das Leben des gefallenen Imperators heischend, seinen Reisewagen umdrängte, soll der Kaiser bleiche Furcht gezeigt haben, — und doch hatten er sowohl wie Vandamme in dreißig Schlachten sich dem Zufallsspiel schwirrender Kugeln ausgesetzt: Die wütende Massenpsyche fürchteten sie dennoch, das ungewisse Geschick, das ihnen von diesen geballten und gekrallten Fäusten drohte, ließ sie erbeben. Anders der sechzehnte Ludwig. Der stand einst dem tobenden Pöbel im Tuilerienschloß ruhig und gefaßt gegenüber. „Fühlen Sie," sagte er zu dem nächsten Nationalgardisten und führte dessen Hand an sein Herz, „es schlägt nicht rascher." War es das Blut von dreißig Königen, das in den Adern dieses Bourbon der Massenpsyche gegenüber die Fassung zeigte, die jenen beiden Emporkömmlingen fehlte?

Während Vandamme durch die aufgeregte Menge seinem Wagen zuschritt, diktierte Victor Moreau da drin im Posthause auf seinem letzten Lager die letzten Zeilen. So kreuzten sich die Wege dieser beiden Söhne der Revolution, der eine führte nach Sibirien, der andere in die Ewigkeit.

Am Tage von Kulm waren im Hauptquartier der Verbündeten die Nachrichten der Siege von der Katzbach und von Großbeeren eingetroffen. Das waren Botschaften, die mit dem soeben unter den Augen der Monarchen erfochtenen glänzenden Siege den Mut der Verbündeten wieder hoben. Zunächst übten sie aber ein corriger la fortune in der Verlustliste, gegen die schon Aster Bedenken erhob. Hier figurieren 817 Österreicher, es waren aber 1600 (Berndt), Kleist 1500, aus Addierung der Einzelangaben werden es 4000, Artillerie allein 17 Offiziere, 565 Mann, 650 Pferde, also kann auch 1200 Russen nicht stimmen. Eine Notiz „7319" verdient einigen Glauben. Jedenfalls wog sich der beiderseitige Verlust seit 26. auf, zumal es unwahrscheinlich ist, daß die russischen Gefangenen wieder befreit wurden, die man doch wohl zum Königstein zurückschaffte. Da man keine Adler bekam — außer dem Schwarzen Adler, der dem ahnungslosen Kleist auf die Brust flog —, erfand man als Trophäe der Schlesischen Schützen eine Fahne vom 59. Linien-Rgt., das man vergeblich in Vandammes Korpsliste sucht. Jedenfalls: Ein feierliches Tedeum im offenen Felde bei Teplitz, ein knieender König von Preußen, ein knieender Kronprinz und ein ganzer knieender Stab, russische und preußische Garden, die größtenteils ohne Schuhe, also in Fußlappen, einen glänzenden Parademarsch exekutierten, — das alles sah Herr von Wolzogen. „Welch ein Anblick," ruft er aus, „der König kniend auf einer schönen grünen Wiese mitten unter seinen Kindern. Hätte Napoleon diese Szene mit angesehen, er würde gesagt haben, daß wir unüberwindlich seien!"

Napoleon würde vermutlich nichts gesagt haben. Für das spontane, tiefe Dankgefühl germanischer Menschen fehlte dem Korsen jedes Verständnis. — Nach der Schlacht von Dresden hatte Napoleon die Möglichkeit eines sofortigen Vorstoßes gegen Berlin erwogen, den er selbst leiten wollte. Er hatte sich die Möglichkeiten, die ihm nach der Dresdner Schlacht offenstanden, wie er das zu tun pflegte, in einer eigenhändigen Denkschrift klargemacht. Es gab zwei solcher Möglichkeiten: Entweder verfolgte er mit Schonungslosigkeit die durch das Gebirge ohne Schuhe und Brot sich zurückziehende böhmische Armee oder er stieß auf Berlin vor. Wie wir schon aus den anfänglichen Erfolgen des Generals Vandamme sehen, hätte eine solche Verfolgung der böhmischen Armee in dem Zustand, in welchem sie war, vermutlich die Vernichtung derselben herbeigeführt und den Krieg nach Böhmen hinübergespielt. Warum der Kaiser diesen naheliegenden Entschluß nicht gefaßt und mit der ihm eigenen wuchtigen Tatkraft durchgeführt hat, weiß man heute noch nicht. Das ganze Benehmen des Kaisers ist seinem Charakter so widersprechend, daß man unwillkürlich und wohl mit Recht annimmt, es hätten politische Erwägungen stark mitgesprochen. „Wenn ich auf Berlin marschiere," heißt es in jener Denkschrift, „habe ich sofort einen großen Erfolg; ich schütze meine Linie von Hamburg bis Dresden; ich bin in der Mitte; in fünf Tagen kann ich an den entferntesten Punkten meiner Linie sein; ich entsetze Stettin und Küstrin; ich kann den bestimmten Erfolg erreichen, die Russen von den Österreichern zu trennen.... Ich kann mich Österreich gegenüber des Dienstes rühmen, daß ich den Krieg nicht nach Böhmen trage." Es scheint uns offenkundig, daß die Politik dem Kaiser in die Strategie hineinsprach. Jedenfalls erhalten die Marschälle Mortier, Saint-Cyr und Marmont nicht die klaren Befehle, die sonst vom kaiserlichen Hauptquartier auszugehen pflegten. So kommt es,

Digitized by Google

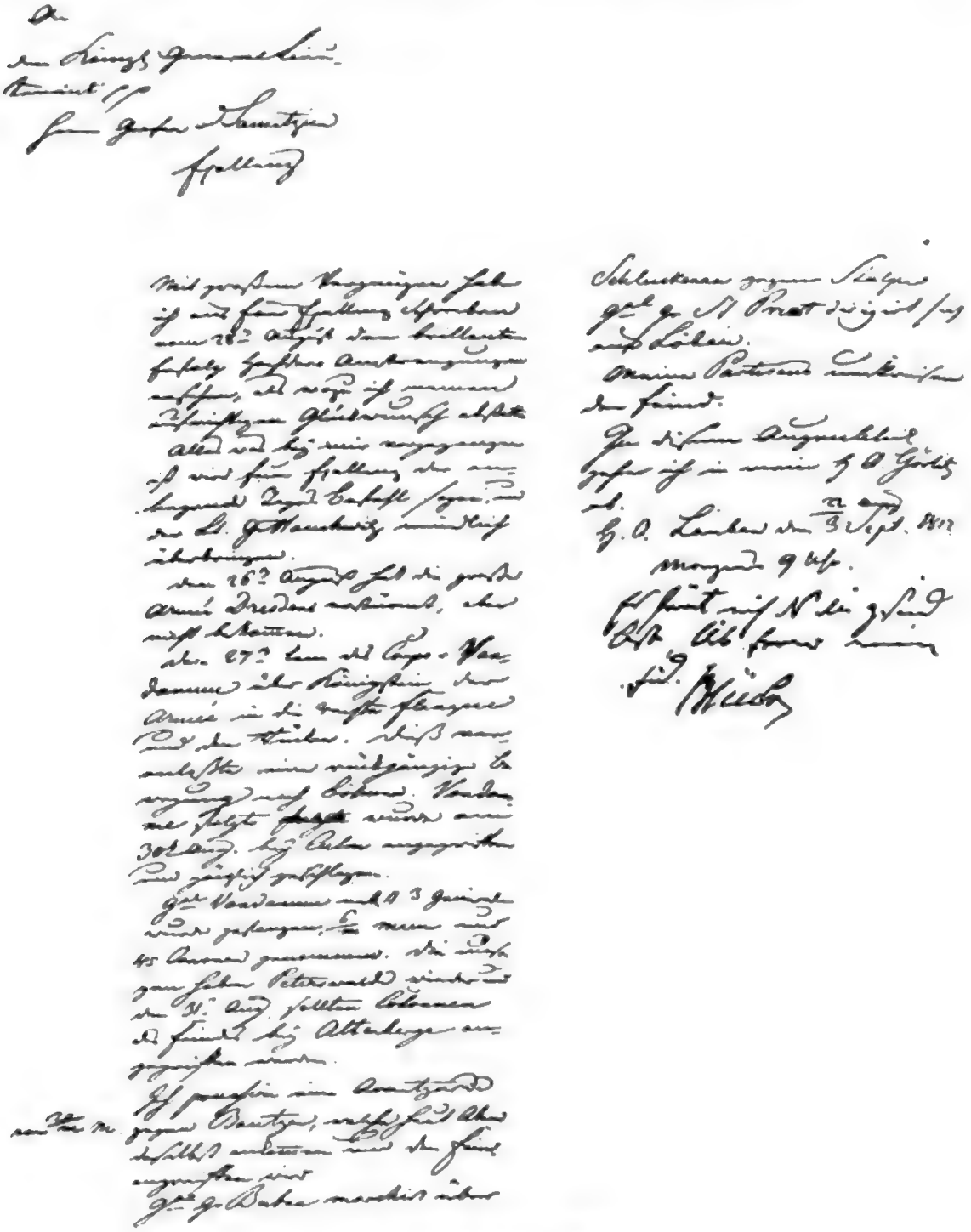
daß Saint-Cyr und sein Avantgardengeneral Pajol die Verfolgung an ihrem Teile nicht energisch betreiben, sich schließlich vom Wege verirren und, das Korps Marmont kreuzend, bei Reinhardtsgrimma haltmachen und einen Tag verlieren, um Befehl aus dem Hauptquartier einzuholen. Erst gegen 12 Uhr am 30. August, als bei Kulm schon die Katastrophe naht, erhält Saint-Cyr von Berthier die Order, zur Unterstützung Vandammes vorzugehen. Im Engpaß von Glashütte vernimmt der Marschall Kanonendonner, stößt, zur Erkundung vorreitend, bereits auf Kosaken und kann nur noch die Reste der Divisionen Mouton und Philippon, die ihm durch das Waldgelände entgegenfluten, aufnehmen.

Marbot bemerkt: „Saint-Cyr war ein so boshafter mißgünstiger Mensch, daß er sich am Unglück eines anderen erfreute." So bewog er Moreau einst, Macdonald an der Trebbia nicht zu unterstützen. Es liegt also Argwohn nahe, daß er absichtlich Vandamme im Stich ließ. Am 28. befahl Napoleon: „Saint-Cyr wird sich zu Vandamme nach Gießhübel begeben," am 29. früh, er soll „über Maxen und in jeder Richtung folgen," am 30., „einen Weg links zwischen Marmont und Vandamme einschlagen." Somit ist bewiesen, daß Saint-Cyr dreimalige genaue Order mißachtete. Ebenso hätte Mortier am 30. in Peterswald sein müssen, wenn er ausdrücklichen Befehl befolgte, aus Pirna nachzurücken. Schon am 28. schrieb Napoleon an Berthier: „Ich begebe mich selbst nach Pirna, sobald ich weiß, daß die Bewegung begann." Somit steht fest, daß er Vandamme nicht aus den Augen verlor, wovon die „Notiz über meine Angelegenheiten" am 30. betont, daß weiteres Nachdrängen in Böhmen unvorteilhaft sei.

In der Morgenfrühe des 31. August, es dämmert noch, sprengen, hastig klappernd, eilende Reiter durch Dresdens Gassen. Es ist General Corbineau, der sich mit wenigen verzweifelt durch die Brigade Zieten geschlagen hat. Verwundet, blutend und bespritzt vom Schlamm der Landstraße, steht der tapfere General vor dem Kaiser und erstattet eingehend Bericht über das, was bei Kulm geschah. „Napoleon", so erzählt Baron Fain, „empfing die Einzelheiten seiner Verluste, ohne eine innere Bewegung zu verraten. Was er nicht begreifen konnte, war, daß sich Vandamme hatte hinreißen lassen, nach Böhmen vorzudringen. ‚Einer Armee, welche flieht, muß man entweder goldene Brücken bauen oder ihr einen Schlagbaum aus Stahl und Eisen vorschieben!' Mit finsterer Stirn auf und ab gehend und sich besinnend, fragte er Berthier: ‚Haben wir denn etwas geschrieben, was ihm den unseligen Gedanken hätte einflößen können? Berthier, holen Sie die Konzepte! Fain, zeigen Sie die Meinigen! Lassen Sie uns nachlesen, was wir geschrieben haben!' Der Major-General brachte sein Orderbuch, der Kabinettsekretär zeigte seine Konzepte, man las alle Schreiben durch und fand nichts, was den unglücklichen General ermächtigen konnte, seine Stellung in Peterswald zu verlassen." Es war also nichts als eine Komödie, die Napoleon spielte, um sich selbst zu decken? Vandamme hatte seine Befehle nicht um ein Haarbreit überschritten? Eine Kette von Zufälligkeiten und der Umstand, daß der Kaiser ihn ohne jede Unterstützung ließ, führten seine Niederlage herbei? Nun, diese Auffassung hält schon deshalb nicht Stich, weil am 29. die Bergischen Lanciers von schlesischen Ulanen geworfen wurden, Marmont-Saint-Cyr also Fühlung mit Kleist hatten und ihm recht wohl an der Klinge bleiben konnten. Ferner ist merkwürdig, daß General Laffière von der Alten Gardekavallerie am 30. verwundet wurde und laut Fieffé „die Holländer der Garde" sich anstrengten, Vandamme zu befreien. Aber es lag Napoleon daran, den Glauben an seine eigene Unbesiegbarkeit und Unfehlbarkeit aufrechtzuerhalten? Er schämte sich nicht zu lügen (Major Friedrich), um Vandamme zu belasten? Es stimmt, daß er selber Vandamme anwies, auf Teplitz zu drücken, am 30. früh Saint-Cyr-Marmont anwies, auf Zinnwald vorzurücken, ohne daß dabei von Unterstützung Vandammes die Rede ist. Das war aber nicht nötig, da es, wie früher durch Zitate belegt, schon vorher betont war. Man vergißt Vandammes Rapport vom 28., ihm ständen nur 4—5000 Feinde gegenüber, welcher unbegreifliche Irrtum den Kaiser täuschte, der Feind habe die Teplitzer Straße freigegeben. Nichtsdestoweniger ließ er Mortier und leichte Gardekavallerie vorgehen, trotz Mortiers Trödelei befand sich am 30. eine Hälfte im Marsch auf Peterswald, einem Schneckenmarsch, sonst wäre sie auf Kleist gestoßen. Drouots Adjutant erzählt, daß mißverstehende Befehlsübermittlung Drouots ein „Warten" in Pirna, das sich auf Mortiers Person bezog, mit dessen Korps verwechselte und Napoleon am 29. in Pirna darüber außer sich geriet. Er erkannte wohl die Tragweite dieser bedenklichen Schlacht im Tale von Kulm. Während der Audienz, die er dem Herzog von Bassano erteilte, sagte er: „Sie sehen, so ist der Krieg: Sieger am Morgen, Besiegter am Abend. Vom Triumph zum Fall ist oft nur ein Schritt." Es war der alte Trost des großen Würfelspielers, den wir in seiner Laufbahn wiederholt aus seinem Munde hören. Indes, seine Stimmung gab seiner nächsten Umgebung doch zu denken. „Der Eindruck," notiert General von Gersdorff an diesem letzten Augusttage in sein mémoire, „den die Schlacht von Dresden, den Moreaus Tod machte, ist verwischt; alle Folgen, die sie haben konnten, sind rein vernichtet. Der Kaiser ist sehr still, ich mag nicht sagen niedergeschlagen, aber sehr nachdenkend, doch ist es sonderbar, nicht gerade mürrisch. Das Hauptquartier und seine Stimmung trägt das Gepräge der Zeit." Man sah den Kaiser eifrig über Landkarten gebeugt und hörte ihn, wie in schweren Stunden Friedrich der Große es liebte, Verse rezitieren. Wer das kaiserliche Murmeln verstand, konnte folgende Worte Vol-

Digitized by Google

taires vernehmen: „J'ai toujours reconnu qu'en chaque événement le destin des états dépendait d'un moment. Ich habe immer erkannt, daß bei jedem Ereignis das Geſchick der Staaten von einem Augenblick abhängt." — Der Augenblick, von welchem das Geſchick des gewaltigen Kaiſerreichs Frankreich abhing, war der, wo der verzweifelte Kleiſt den Entſchluß faßte, auf Nollendorf zu marſchieren.



Siegesbericht von Kulm
Text eigenhändig von Gneiſenau geſchrieben, mit Nach- und Unterſchrift von Blücher
Nach dem Original im Hiſtor. Muſeum der Völkerſchlacht. Beſitzer J. M. Bertſch in Leipzig

Digitized by Google

24. Kapitel

Dennewitz

„So, einen Ruhetag! Und Gottesdienſt, dann haben wir ſicher Schläge bekommen," ſagte knurrend York, als nach den furchtbaren Anſtrengungen der zweiten Auguſthälfte Blücher ſich dazu verſtanden hatte, der Armee am 1. September einen Ruhetag zu gewähren. In der Tat waren am 31. Auguſt die erſten Nachrichten von der Niederlage der böhmiſchen Armee vor Dresden in Blüchers Hauptquartier eingetroffen und der hinkende Bote folgte alsbald. Er hatte die Geſtalt eines öſterreichiſchen Stabsmajors und hieß Fürſt Wenzel Liechtenſtein. Er brachte den Brief des Fürſten Schwarzenberg, in welchem dieſer Blücher erſuchte, ſofort mit 50000 Mann ſeiner Armee nach Böhmen zur Unterſtützung der Hauptarmee abzurücken. Blücher, der im flotten Vormarſch vom Queis gegen die Neiße auf Macdonalds Ferſen war, die geſchlagene franzöſiſche Armee vor ſich hertreibend, war keineswegs geſonnen, ſeine Selbſtändigkeit aufzugeben. Die gleiche Geſinnung fand er bei ſeinem Gneiſenau. Die kluge Feder des letzteren übernahm es denn auch, ein Antwortſchreiben an Schwarzenberg zu verfaſſen, deſſen Wiedergabe uns am beſten zeigen wird, wie Blücher und Gneiſenau über die Lage dachten:

„Euer Durchlaucht verehrliches Schreiben vom 30. v. M. iſt mir durch den Herrn Fürſten Wenzel Liechtenſtein richtig eingehändigt worden. Euer Durchlaucht, indem Sie eine Abrückung von 50000 Mann von meiner Armee verlangen, nehmen hierbei den Fall an, daß der franzöſiſche Kaiſer mit ſeiner Hauptmacht den verbündeten Heeren nach Böhmen folge. Selbſt in dieſem noch nicht ausgemacht gewiſſen Fall dürfte eine Offenſivbewegung meiner Armee nach der Elbe auf indirektem Wege vielleicht wirkſamer ſein als eine gerade Entgegenſtellung durch einen Linksmarſch von 50000 Mann nach Böhmen, eine Zahl, die die Streitkräfte der verbündeten Armeen in Böhmen weniger wirkſam vermehrt, als es das Zuſammenhalten meiner Armee und eine Offenſivbewegung nach der Elbe ſtrategiſch und moraliſch tun würde. Man darf aber auch den Fall annehmen, daß der franzöſiſche Kaiſer abermals ſeine Hauptſtärke gegen uns hier vereinige, uns zu ſchlagen, wenigſtens zurückzudrängen trachte, dadurch die Eingänge von Schleſien nach Böhmen gewinne und den verbündeten Armeen in Böhmen in den Rücken komme. Für dieſen Fall iſt es unzubezweifelnd beſſer, daß die hieſige Armee in einem impoſanten Zuſtand erhalten werde, als daß man ſolche zerſtückele, dort nicht viel helfe, hier aber die Exiſtenz einer Armee verſchwinden laſſe; denn meine Armee iſt durch die vielen harten Gefechte bis unter 70000 Mann geſchmolzen.

Läßt man die hieſige Armee vereinigt, ſo erreicht man dadurch zwei Zwecke, vereinigt nämlich den eines unmittelbaren Schutzes für Schleſien, wenn der franzöſiſche Kaiſer in dieſem Lande vordringen wollte, und den des Vorteils einer Offenſivbewegung nach der Elbe hin, wenn ſelbiger der verbündeten Armee nach Böhmen folgen ſollte. Wir ſind überdies durch eine ſolche Bewegung imſtande, mit dem Kronprinzen von Schweden uns zu vereinigen, der, ſofern die Exiſtenz einer ſchleſiſchen Armee und ſomit die Möglichkeit einer Offenſivbewegung nach der Elbe hin aufhören ſollte, ſchwerlich zu bewegen ſein wird, gegen die Elbe vorzurücken.

Sobald ich geſtern die Unfälle der verbündeten Armee erfuhr, gab ich ſogleich meinem Generalquartiermeiſter Befehl, die ſtarke Stellung bei Frankenſtein verſchanzen und ſie mit ſchwerem Kaliber verſehen zu laſſen. In dieſe Stellung werde ich mich begeben, ſofern ich durch Übermacht gedrängt würde, und in ihr werde ich eine Schlacht annehmen, wenn auch angegriffen durch eine große Übermacht.

Um indeſſen Euer Durchlaucht meine Bereitwilligkeit, Ihr Begehren zu erfüllen, zu betätigen, habe ich ſofort an den General von Bennigſen, der mit ſeinem Armeekorps in Breslau iſt, geſchrieben und gebeten, den General Markoff, ſowie er mir zugeſagt hat, zu mir ſtoßen zu laſſen. Iſt dies geſchehen, ſo könnte ein Teil der ruſſiſchen Truppen unter meinem Befehl zu Ew. Durchlaucht ſtoßen, obgleich ich hier wiederholen muß, daß ein offenſives Wirken gegen die Elbe von hier aus weit ſicherer die verbün-

Digitized by Google

deten Armeen in Böhmen befreien wird, als ein Seitenmarsch eines Teils meiner Armee über die Gebirge und Defileen hinweg dieses zu bewirken imstande ist.

Noch gibt es psychologischen Grund für meine hier dargestellte Ansicht, nämlich den, daß es nicht gut ist, eine siegreiche Armee zu trennen, wo die Truppen wechselseitiges Vertrauen zueinander haben und bei denen das Andenken ihres Sieges noch frisch ist."

Klug fügte Gneisenau am Schluß noch hinzu: „Von Ihren Majestäten, dem Kaiser Alexander und dem König, meinem Herrn, bin ich ohne alle Nachrichten gelassen." — Die beiden Führer der schlesischen Armee nahmen mit dieser Ablehnung der Forderung Schwarzenbergs eine starke Verantwortung auf sich. Indes haben die Ereignisse den selbständigen Enschluß des schlesischen Hauptquartiers vollkommen gerechtfertigt. Es wurde auch von den Monarchen und besonders von dem General von Knesebeck, der König Friedrich Wilhelm beriet, erkannt, daß es über kurz oder lang Blüchers Aufgabe sein würde, den Kronprinzen von Schweden, dessen seltsames Benehmen längst im böhmischen Hauptquartier Befremden erregt hatte, mit sich zu reißen, um den Zauderer überhaupt vorwärts zu bringen. Wenige Tage nach seinem Entschluß hatte übrigens Blücher den Kaiser selbst gegen sich, der auf Macdonalds Verlangen herbeigeeilt war und jetzt zum zweiten Male versuchte, dem schlesischen Heer einen Stoß zu versetzten.

Schon hatte Napoleon den Bravsten der Braven, den Marschall Ney, nach Wittenberg entsandt, um das Oberkommando über die Berliner Armee zu übernehmen. Er selbst wollte mit seinen Garden und weiteren Verstärkungen über Hoyerswerda marschieren, um sich in der Gegend von Baruth mit Ney zu vereinigen und die Operationen gegen Berlin selbst zu leiten. Es ist keine Frage, daß der Kaiser in Person dies Unternehmen wohl durchgeführt und den Entsatz von Stettin, Küstrin und Danzig zuwege gebracht hätte. Aber da kam ein Notschrei von Macdonald, der nicht, wie der Kaiser es bestimmt gehofft hatte, Görlitz halten konnte, sondern sich schon auf dem Rückzuge nach Bautzen befand. Der Herzog von Tarent klagte über die zunehmende Auflösung seines Korps. „Seine Majestät," heißt es in seinem Schreiben, „muß diese Armee an sich heranziehen zu dem Zweck, ihr eine bessere Verfassung zu geben und die Geister wieder zu beleben. Ich bin entrüstet über den geringen Eifer und das geringe Interesse für den Dienst. Ich gebrauche die ganze Energie und die ganze Charakterstärke, über die ich verfüge, und sie ist nötig in der schwierigen Lage, in der ich mich befinde. Aber ich werde weder unterstützt noch nachgeahmt. Wenn in diesem Augenblicke die Armee sich einem Mißerfolg aussetzt, so wird eine vollständige Auflösung eintreten." — Dieser böse Bericht stachelte den Groll des Kaisers auf. Er war entschlossen, dem General Blücher einen Schlag zu versetzen. Eiligst werden den schon nach Norden marschierenden Garden Gegenbefehle gesandt. Alles, was der Kaiser zur Hand hat, wird auf Bautzen dirigiert. Die ganze Tatkraft, die in diesem besonderen Manne steckt, scheint durch den Widerstand, den die Dinge ihm zeigen, aufzulodern. Fürst Poniatowski, der mit 6000 tapferen Polen bei Zittau steht, soll den linken Flügel Blüchers umgehen und ihm in den Rücken kommen, während der Kaiser die Front anpackt. Er kündet Macdonald an, daß er mit seiner Garde im Anmarsch sei. „Richten Sie die schärfste Aufsicht ein, daß niemand, nicht ein Bauer passieren kann. Was Ihre Armee anbetrifft, so müssen Sie dieselbe ganz in der Hand haben, welche Stellung Sie auch einnehmen, sie muß eine geschlossene sein; ich werde meine Anordnungen auf dem Schlachtfelde treffen."

Der Unmut des Kaisers wurde durch das, was er unterwegs erblicken mußte, aufs höchste gesteigert. Ein buntes Gemisch von Truppen ohne Waffen, verhungert, abgezehrt, mutlos, strömte ihm haufenweise entgegen. Gendarmeriekolonnen unter der Führung von Stabsoffizieren mußten die Versprengten sofort anhalten und sammeln. Alsbald näherten sich mit schweren Kisten bepackte Wagen. Schon glaubten die verhungerten Menschen, daß ihnen Zwieback oder dergleichen gereicht würde, aber sie erhielten nur — Gewehre und Patronen! In Bautzen sah er die Trümmer der Armee Macdonalds. Er behandelte den General trotzdem höflich, wenigstens sagt Macdonald in seinen Memoiren, daß kein Vorwurf über die Lippen des Kaisers kam. Aber die Stimmung schlug um, als Napoleon nahe Bautzen auf die Trümmer eines großen Munitionstransportes stieß, den ein Streifkorps der schlesischen Armee abgefangen und vernichtet hatte. Als er vernimmt, daß mit dem Train des Kavalleriekorps Sebastiani eine Kanone — die letzte, die Sebastiani aus der Niederlage an der Katzbach davongebracht hatte — verlorenging, bricht das Wetter gegen diesen sonst so tapferen Reiterführer los. „Der Verlust der Artillerie," ruft Napoleon wütend, „die bis zuletzt ihre Schuldigkeit getan hat, kommt im Kriege vor. Wenn aber der Feind im Train des Heeres Geschütz erbeutet, so ist das eine Schande! Die Kanonen sind dazu da, die Truppen zu schützen, nicht aber, um von den Fuhrwerken geschützt zu werden!" Dann, sich in Wut redend, rief er dem General zu: „Vous commandez des canailles et non pas de soldats!" worauf Sebastiani, obgleich ein heißblütiger Korse wie sein Kaiser, kurz und bestimmt entgegnete: „Sire, je ne commande pas des canailles." Das alles geschah in Gegenwart subalterner Chargen, und Graf Caulaincourt, der taktvolle Mann, bemühte sich eifrig, die unberufenen Zuschauer der Szene zu entfernen. Marschall Macdonald hatte hernach Mühe, den schwerbeleidigten Sebastiani davon abzuhalten, sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen.

Digitized by Google

Laut Marbot habe Macdonald alle Herzen gewonnen durch den Freimut: „Ich allein bin schuld“, seine Memoiren besagen das Gegenteil, da überhäuft er Souham, Sebastiani und auch Lauriston, dessen Reiterei er lobt, mit Rüffeln. Er will sie dem Kaiser wieder in gutem Zustand vorgeführt haben, und es spricht dafür, daß Napoleon mit ihr sofort starken Vorstoß versuchen konnte. Übrigens nahm man später Abänderung der Kriegsgliederung vor: Souhams Divisionen Marchand und Albert wurden zu einem andern Korps versetzt, Albert später aufgelöst und verteilt.

Der Kaiser war in einer schlimmen Stimmung. Zwar gelang es seiner Autorität, der Auflösung in der Bober-Armee zu steuern, aber es bedurfte schon der strengsten Strafen. „Jeder Soldat,“ heißt es in einem Tagesbefehl, „der seine Fahne verläßt, verrät die erste seiner Pflichten. Deshalb befiehlt Seine Majestät: Jeder Soldat, der seine Fahne ohne triftigen Grund verläßt, wird dezimiert. Deshalb lassen die Korpskommandanten, wenn zehn einzeln Herumstreifende aufgegriffen sind, diese losen und einen davon erschießen.“ Der Zorn des Kaisers, genährt dadurch, daß die Verhältnisse ringsum ihm doch über den Kopf zu wachsen schienen, wollte sich Luft machen. Als er bei dem Dorfe Hochkirch (Oggirsch, wie seine Zunge es sprach, dasselbe Hochkirch, bei welchem einst Friedrich der Große den schweren Überfall erlitt), als er dort die feindlichen Vorposten erblickte, befahl er, sofort anzugreifen. Es kam zu einem heftigen Vorpostengefecht. Der Angriff des Feindes richtete sich mit Wucht gegen den Pitschenberg, den der Major Hiller mit sechs Bataillonen Preußen verteidigte. Der Feind drängte so stark nach, daß das Yorksche Korps, welches seine Vorhut aufnehmen mußte, förmlich ins Gedränge kam. „Abscheulicher Nachtmarsch,“ schreibt Yorks Adjutant Schack in sein Tagebuch, „unzähliges Wagen verstopften das Defilee von Reichenbach. Die Truppen kommen 10 Uhr morgens ins Lager.“

Der Kaiser Napoleon blieb während der Nacht im Pfarrhaus von Hochkirch. Am nächsten Morgen hoffte er, den Feind zu stellen. Aber Blücher war unter allen Umständen entschlossen, einer Schlacht auszuweichen und den Rückmarsch bis über die Neiße fortzusetzen. Der Kaiser drängte hart nach und beunruhigte mit Kanonen- und Haubitzenfeuer den Rückzug. Die Verteilung der Lebensmittel an die preußischen Truppen wurde gestört und die Trainkolonnen kamen ins Gedränge. In dem langgestreckten Städtchen Reichenbach kam es zur argen Stockung. Die Sache sah verzweifelt gefährlich aus und blieb es auch bis Görlitz. Um die Brücken zu entlasten, sprengte der alte Blücher selbst in eine Furt der Neiße und führte die Kavallerie hindurch. König Murat von Neapel mit 60 Schwadronen folgte unmittelbar, wurde aber von einer, durch Reiterei versteckten Batterie plötzlich empfangen und mußte unter empfindlichen Verlusten wieder zurück. Vier Adjutanten fielen an seiner Seite. Man sah an diesem Tag den Kaiser in einem Vorwerk nahe Hochkirch auf einer Schütte Stroh sitzen und eine Stunde lang nachdenklich vor sich hinstarren. Was war zu tun? Blücher wich aus, war durchaus nicht zu fassen, denn, wie der Kaiser sagte: „Ces animaux ont appris quelque chose.“ Dazu kamen beunruhigende Nachrichten aus Dresden über die drohende Haltung der böhmischen Armee, die seit der Schlacht von Kulm an den Pässen des Erzgebirges bereitstand, von neuem gegen Dresden vorzubrechen und jetzt, wo der Kaiser sich gegen Blücher wandte, die Gelegenheit benutzte, über den Kamm vorzudringen, um Saint-Cyr zurückzutreiben. Geschehen mußte nämlich von seiten der Alliierten etwas; wollten sie auf dem Fleck stehenbleiben und abwarten, so mußten die Truppen notwendigerweise Hungers sterben. Man denke sich im Tal von Teplitz eine Gewaltmasse von 200000 Mann angehäuft. „Schon in den ersten Tagen“, heißt es in einem zeitgenössischen Bericht, war alles aufgezehrt. Es gab keinen Grashalm, kein Bund Stroh mehr, man bezahlte den Laib Brot mit 4 Gulden. Dreißigtausend vierspännige Landwagen gingen beständig zwischen Prag und Teplitz hin und her, um Mehl und Fourage herbeizuschaffen. Die Kosaken trieben sich zwischen Prag und der Armee umher, plünderten das Landvolk und hielten die Armeefuhrwerke an. Allenthalben stieß man auf russische Abteilungen, die sich nach eigenem Gefallen einquartiert hatten und die, wenn eine Bodenstrecke „abgegessen“ war, weiterzogen, um das Spiel von neuem zu beginnen. Auf diese Weise lebten sie nach der Sitte ihrer Väter bis tief nach Böhmen hinein.“

Die böhmische Armee drang also über den Kamm des Gebirges vor und stand mit ihrer Avantgarde unter dem General von Zieten am Abend des 6. September bereits jenseits des Engpasses von Berggießhübel. An diesem Abende traf Napoleon in Dresden wieder ein. In Eilmärschen folgten seine Garden, die, schon auf dem Weg nach Berlin, in Hoyerswerda abermals zurückgeholt worden waren. Der Kaiser nahm von neuem das Schachspiel mit der böhmischen Armee auf, und der Fürst von der Moskwa auf seinem Zuge gegen Berlin blieb sich selbst überlassen.

Der Marschall war am 2. September in seinen Reisewagen gestiegen und auf rollenden Rädern gen Wittenberg geeilt, wo er die Armee von Berlin vorfand. Er sollte den Marschall Oudinot im Kommando ablösen. Der hatte schon seinen gehörigen Wischer weg. „Mit äußerstem Mißfallen,“ schrieb ihm Berthier, „hat Seine Majestät wahrgenommen, daß Sie mit Ihren drei Korps unter die Kanonen von Wittenberg zurückgegangen sind, daß Sie von Ihrer Truppenmacht gar keinen Gebrauch gemacht haben, und daß Seine Majestät daher, nachdem er die Unsicherheit Ihrer Bewegung erkannt hat, den Marschall Ney abgesandt

Digitized by Google

hat, um den Oberbefehl seiner Armee zu übernehmen." — Natürlich war der des Kommandos auf so schroffe Art entsetzte Marschall sehr verärgert, wurde es noch mehr, als Michel Ney ankam und ihm in nicht eben feiner Form die Befehle des Kaisers bekanntmachte. „Die Aushändigung der Briefe des Majorgenerals, welche offen waren, hat schon Anlaß zu Zerwürfnissen gegeben," berichtet Ney (in einem dieser Briefe stand nämlich: „Es ist schwer, weniger Kopf zu haben als Oudinot" und dergleichen Höflichkeiten mehr). „Dieser Anfang läßt mich erkennen, wie schwierig der mir gewordene Auftrag ist. Die Unternehmung, mit der Eure Majestät mich betraut haben, wird stattfinden, es müßten denn unüberwindliche Hindernisse eintreten. Ich hoffe, daß jeder seine Schuldigkeit tut, ich wenigstens werde das Beispiel dazu geben." Kein Zweifel, Marschall, daß Du das wirst, der Du Deine versprengte Kolonne durch Rußlands Schnee und Eis führtest, der Du am Njemen, wie man sagt, aus einer Jägerbüchse den letzten Schuß gen Osten tatest und dann pulvergeschwärzt, in Lumpen gehüllt, mit langem Stoppelbart wie ein Räuberhauptmann dem zu Tode erschrockenen General Dumas gegenübertratest mit dem stolzen Wort: „Ich bin die Nachhut der großen Armee." Du spielst Deine Rolle gut in dieser großen tragikomischen Maskerade des ersten Kaiserreichs. Denn ist es nicht wie eine Maskerade, wenn sich hier die beiden Waffengenossen begegnen, der eine einst Böttchergeselle, in seiner Werkstatt Fässer bindend zum Takt irgend eines fröhlichen deutschen Liedes (denn Neys Zunge war von Geburt deutsch), — und jetzt Prince de la Moscwa, Herzog von Elchingen, Pair von Frankreich! Und der andere, einst hinter dem Ladentisch Schnupftabak verkaufend, jetzt Herzog von Reggio, den Körper zerfetzt von dreißig Narben, — eine Maskerade sagen wir, ein Mummenschanz allergrößten Stils, dessen tragische Seite nur darin lag, daß unser Vaterland den Tanzplatz für diesen Hexensabbath abgeben mußte.

Der Herzog von Reggio war wütend, daß ihm sein Kollege Ney auf die Nase gesetzt wurde, sprach vom Abschied und Abreisen nach Frankreich, schalt und knurrte, aber gehorchte doch schließlich und behielt in dieser verärgerten Stimmung das Kommando des XII. Korps, entschlossen, nur noch blind zu gehorchen, mochte daraus werden, was da wollte. Sein Rapport über Großbeeren schob alles auf den Regen, „kein Gewehr ging los," als ob Regengüsse nicht beide Parteien schädigten und er deshalb gleich bis Wittenberg zurückrebsen mußte. Optimist Bertrand versicherte am 31. August, sein Korps sei besser als je, obschon Desertion seiner Italiener um sich griff. Dagegen bekannte Generaladjutant Lebrun und Flügeladjutant Duc de Plaisance, zur Einsichtnahme nach Neys Ankunft abgesendet, die Armee habe endlich einen Chef: Dies war am 4. September; „nach Tische las man's anders!"

Die Berliner Armee war in einem Halbkreis um Wittenberg aufgestellt. Die einzige Verstärkung, die ihr geworden war, bestand in einigen Bataillonen der polnischen Division des Generals Dombrowski, die aber an Zahl längst nicht die Verluste von Großbeeren und des Rückzugs ausglichen. Im ganzen standen Ney annähernd 60 000 Mann mit 200 Geschützen zur Verfügung, aber sein linker Flügel war ganz ohne Deckung. Das Korps Girard, welches bei dem ersten Vorstoß auf Berlin mitwirken sollte, war bei Hagelberg zertrümmert und Davoust hatte sich hinter die Stecknitz zurückgezogen. Nach der Order des Kaisers sollte der Marschall der verbündeten Nordarmee nach Osten ausweichen und sich am 6. September in Baruth mit den vom Kaiser geführten Garden vereinigen. Man stand dann drei Tagemärsche von Berlin und die Schlacht um die Hauptstadt oder, wenn eine solche nicht angeboten wurde, die einfache Besitznahme von Berlin konnte am 9. oder 10. September erfolgen. Napoleon hatte bei diesem Kalkül allerdings die Stärke der verbündeten Nordarmee wesentlich unterschätzt. Er glaubte, daß nur einige 70 000 Mann zum Schutze Berlins daständen, während die tatsächliche Stärke an 100 000 betrug. Marschall Ney aber war zu sorglos, um genauere Erkundigungen einzuziehen, zu sehr verwöhnt vom Schlachtenglück, als daß er nicht auch jetzt der lockeren Dirne, der Fortuna, trauen sollte, die ihm so oft hold gewesen. — Die Berliner Armee bestand, wie wir schon sagten, aus einem bunten Gemisch von Völkerschaften. Es war inzwischen System geworden, weil man doch nicht wissen konnte, wie schließlich die Sache ausginge, die deutschen Hilfstruppen immer an die gefährlichsten Stellen zu schicken und die Franzosen zu schonen. General Stockmayer berichtet darüber: „Am 3. September abends erhielt ich Befehl, die französische Brigade im Dorfe Euper durch die Brigade Stockmayer abzulösen. Aus diesem Umstand nahm ich Gelegenheit, dem General Bertrand zu sagen, daß ich äußerst unzufrieden sei, daß die königlichen Truppen jedesmal auf die gefährlichsten Punkte gestellt würden, während die Division Morand sich immer bequem in die Dörfer lagere und dem Feinde stets entzogen werde. Nach einigen Ausweichungen gestand er dann, es scheine, daß es im gegenwärtigen System sei, die französischen Truppen besonders zu schonen." So war es auch. Schon in den Schneefilden Rußlands wurden diese deutschen Rheinbundtruppen als Kanonenfutter verbraucht, um französisches Blut zu sparen. Das wurde im Feldzuge von 1813 immer mehr Sitte. Am 4. September hielt Ney über die Armee von Berlin eine Revue ab. Die Württemberger hatten eben einen Angriff der preußischen Vorhut auf das Dorf Euper abgeschlagen, als der Fürst von der Moskwa am rechten Flügel der französischen Stellung bei den Württembergern eintraf. „Marschall Ney," berichtet General Stockmayer, „kam

Digitized by Google

zu mir und bewillkommnete mich im Kleingewehrfeuer aufs herzlichſte und ſchmeichelhafteſte, da er mich ſeit dem ruſſiſchen Feldzuge nicht mehr geſehen hatte, ſprach ſeine Zufriedenheit mit meinen Anordnungen und mit der Bravheit der Truppen aus und ging mit mir allein, ſein Gefolge zurücklaſſend, vorwärts in die erſte Linie, um ſich von den Abſichten des Feindes zu überzeugen. Nach Verfluß einer Stunde, während deren er ſich meiſt dem Kleingewehrfeuer ausgeſetzt hatte, ging er wieder zurück."

Für den nächſten Tag, den 5. September, beſtimmte der Marſchall den Vormarſch der Armee über Zahna auf Jüterbogk. Er gedachte, am 6. September in den Nachmittagsſtunden in Baruth einzutreffen, dort den Kaiſer, die Garden und andere Verſtärkungen vorzufinden und konnte damit ſeine Aufgabe als gelöſt betrachten, da ja ohne Zweifel der Kaiſer alsdann ſelbſt das Kommando übernehmen würde.

In einem weiten Halbkreis umſpannte die Nordarmee unter dem Oberkommando Bernadottes die franzöſiſche Stellung. Sie deckte in dieſer Stellung die drei Hauptſtraßen über Treuenbrietzen, über Belzig und über Jüterbogk. Der Kronprinz von Schweden war aus dieſer defenſiven Poſition durchaus nicht herauszubringen, ſo ſehr die preußiſchen Herren auch zum Angriff drängen mochten. „Die fortdauernde Untätigkeit," berichtet Bülows Stabschef, Oberſt von Boyen, „erhielt Bülow in einer immerwährenden Aufregung, die er bei der Lebhaftigkeit und Offenheit ſeines Charakters oft unangemeſſen ausſprach. Ich mußte täglich ins Hauptquartier, um dort bei dem Kronprinzen ein raſcheres Verfolgen in Anregung zu bringen. Der Erfolg war gleich Null, und der Kronprinz ließ mich nur zu bald fühlen, daß das Reſultat meines peinlichen Geſchäftes dem Dreſchen von leerem Stroh wohl zu vergleichen ſei." Bernadotte hatte damals ſchon die Kunde von der für die Verbündeten ungünſtigen Dresdener Schlacht und glaubte nun feſt, daß ſich Napoleon zunächſt auf ihn ſtürzen würde. Seine ganze Strategie ging, wie immer, dahin, einem ſolchen Stoß auszuweichen, und ſo blieb er taub gegen alle Vorſchläge und Mahnungen Bülows. Kein Wunder, daß man im preußiſchen Hauptquartier die Meinung gewann, daß Bernadotte ſeine franzöſiſchen Landsleute nur ſchonen wollte. Noch am 4. September ſchickte Bülow ſeinen Stabschef mit einem Brief an Bernadotte, der dringend einen allgemeinen Angriff auf den geſchwächten und entmutigten Feind verlangte. „Wenn wir dem Feinde fortwährend Zeit laſſen, nach ſeinem Belieben zu handeln, werden wir bald ganz außerſtande ſein, ihm den Schaden zu tun, den wir ihm heute zufügen könnten." Aber nichts geſchah. Bernadotte hatte ſeit der Schlacht von Großbeeren, ſeit 12 Tagen, ganze 12 Meilen Marſchleiſtung gemacht, und man kann ſich die Wut denken, die in all den preußiſchen Herzen gärte über dieſe Art und Weiſe, die Früchte eines ſchönen Sieges ungenützt zu laſſen.

General von Tauenzien,
ſpäter Graf Tauenzien von Wittenberg

Am 5. September morgens 10 Uhr brachen die franzöſiſchen Korps aus ihren Lagern auf, an der Spitze das XII. Korps Oudinot. Es war ein wunderbarer heller Septembertag. Die Sonne brannte vom Himmel, und dichte Staubwolken zeigten bald dem General von Dobſchütz, der die ſchwache preußiſche Vorhut führte, den Anmarſch der ſtarken, feindlichen Kolonnen. Der General hatte nur Landwehren bei ſich, das Gros des Tauenzienſchen Korps ſtand bei Seyda. Der Oberkommandierende, General von Tauenzien, war in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden geritten und hatte ſeinem Stabschef, dem Major von Rottenburg, die Dispoſition für den Fall eines Angriffs überlaſſen. — Der erſte ſchwere Stoß der franzöſiſchen Übermacht trifft alſo Dobſchütz und ſeine wenigen Landwehrbataillone und wirft ſie auf Zahna zurück. Als Major von Rottenburg die Gefahr ſieht, holt er das ganze Korps Tauenzien aus Seyda heran, nimmt im Dorfe Zalmsdorf Stellung und verſucht ſich hier, nachdem er die Vorhut aufgenommen hat, zu halten. Aber ſchon zeigen ſich von Süden her dichte Staubwolken und verraten das Nahen neuer Feinde. Es iſt das Korps Reynier, die Sachſen. Die preußiſchen Herren ſehen ein, daß ihre Stellung unhaltbar iſt, und ziehen ſich langſam fechtend zurück. Indes die Landwehren ſind noch nicht feuerfeſt, und als die Franzoſen mit dichten Schützenlinien und einer ſtarken Artilleriekette nachdrängen, löſen ſich die

Landwehrbataillone auf und fluten auf Gadegaſt zurück. Hier iſt ein Defilee durch das Sumpfgelände. Der Damm iſt nicht breit genug, um das Gedränge zu faſſen, Infanterie, Artillerie, Kavallerie, alles drängt durcheinander, um Gadegaſt zu gewinnen. General von Dobſchütz und ſeine Offiziere geben ſich die erdenklichſte Mühe, die Leute im Gliede zu halten. Es kommt ſo weit, daß der Kommandeur des Reſerveregiments ſein Piſtol zieht und droht, denjenigen zu erſchießen, der das Glied verließe. Der Tag endete mit ſchweren Verluſten auf preußiſcher Seite. Das Korps verlor ein Viertel ſeiner Stärke, viele blieben ermattet im Gelände liegen und wurden von den Franzoſen gefangen; die größte Anzahl waren Verſprengte, die ſich erſt nach mehreren Tagen zu ihren Truppenteilen zurückfanden, nachdem ſie überall die Schreckenskunde einer verlorenen Schlacht verbreitet hatten. Hätte der Feind, wie dies nicht geſchah, mit voller Energie nachgedrängt, ſo wäre das ganze Korps Tauenzien vermutlich aufgerieben worden, und der 6. September, an welchem es die alten Ehren wieder erfechten durfte, hätte ein anderes Geſicht bekommen. — General Tauenzien, der ziemlich ahnungslos in der Dunkelheit aus dem Hauptquartier Bernadottes zurückkam, geriet plötzlich mitten unter die ſächſiſchen Vorpoſten, wo er noch ſein eigenes Korps vermutete. Es war ein Glück, daß der General die ihm höflich angebotene Feldequipage Bernadottes ausgeſchlagen hatte und eine einfache Kaleſche benutzt, daß ſeine Ordonnanzen und Reitpferde zurückgeblieben waren. Tauenzien warf ſeinen Mantel ſchleunigſt über die beſternte Bruſt, um ſeinen hohen Rang nicht zu verraten, als auch ſchon ein ſächſiſcher Offizier ihm zurief: „Nun, wo wollen Sie denn hin? Wiſſen Sie denn nicht, daß die Preußen retiriert ſind?“ „Nach dem Hauptquartier,“ ſagte Tauenzien gleichmütig. „Ei was, Sie ſind wohl gar Preußen,“ fragte der Sachſe zurück. „I bewahre, halten Sie mich nicht auf und laſſen Sie mich fahren.“ Die Sache glückte, und er kam aus dem feindlichen Vorpoſtenbereich wieder heraus. Tauenzien nahm ſein Korps bis an die Tore von Jüterbogk zurück, wo es ſüdlich der Stadt auf den vielen Windmühlenhügeln Aufſtellung nahm. Aber von einem ordnungsmäßigen Lager war keine Rede mehr, die armen erſchöpften Landwehrleute, ſeit 12 Stunden von überlegenen feindlichen Kräften durch den märkiſchen Sand getrieben, warfen ſich hin, wo ſie ſtanden. Koſaken übernahmen den Vorpoſtendienſt und ihr gurgelndes: „Stoi?“ (Wer da?) ſchallte hier und dort durch die ſchwere Septembernacht. — Hielt ſich die Landwehr ſo durchaus ſchlecht, wie Major Friedrich offiziell verſichert? Die Preußen büßten im Vorgefecht am 4. und im Treffen des 5. rund 3300 Mann ein, doch meiſt Verſprengte und Nachzügler, die Franzoſen aber nicht „300“, ſondern 1600, nach Martiniens Offizierstableau berechnet. Die Landwehr hatte erdrückende Übermacht und weit überlegenes Geſchütz gegen ſich, man darf dieſen Familienvätern, die hier ihre Feuertaufe erhielten, nicht verübeln, daß ihre ſchlechte Führung ihnen zuviel wurde.

General von Bülow ſaß mit ſeinen Offizieren zu Tiſch, als der Kanonendonner von Zahna herüberklang und Meldereiter die Kunde brachten, daß die Franzoſen mit Übermacht die preußiſche Vorhut bedrängten. Der General ritt alsbald mit ſeinem Stabe auf die Höhe von Rahnsdorf vor, von wo er das weite Land gut überſehen konnte. Man ſah deutlich, wie die preußiſche Vorhut kämpfend zurückwich, und es ſchien dem General, daß der Feind gegen Jüterbogk vorginge, um dort eine feſte Stellung in der linken Flanke der verbündeten Nordarmee einzunehmen. Bülow wußte, daß er, wenn er Waffenerfolge erzielen wollte, auf ſich ſelbſt angewieſen ſei und vom Kronprinzen von Schweden mehr Hinderung als Unterſtützung zu erwarten hatte. Er beſchloß daher, ſich an die Flanke der vormarſchierenden Berliner Armee anzuhängen, um ſie anzufallen, ſobald ſich eine Gelegenheit böte. Schon um 5 Uhr ließ er daher ſeine Korps aus ihren Lagern aufbrechen, um ſie möglichſt nahe an den Feind heranzubringen. So wenig klar ſich der General am 5. September nachmittags über die Ziele des franzöſiſchen Marſches ſein konnte, eins war ihm klar, er durfte den Feind keinen Augenblick aus den Augen verlieren. So gab er ſeinen Truppen die Richtung auf Kurz-Lipsdorf und brachte ſie auf nur fünf Kilometer an die feindliche Armee, das IV. Korps, das bei Raundorf lagerte, heran. — Man glaubte an große Übermacht der franzöſiſchen Armee, 80 000 Mann, während Ney doch nur „50000“ Mann hatte. So nach Quiſtorp, doch ſind dabei polniſche Ulanenbrigade Krukowiecki und eine polniſche Infanteriebrigade mitgezählt, die als „Diviſion“ Dombrowſki eintrafen, von denen aber anſcheinend nur 4 Schwadronen, 2 Bataillone anweſend, letztere als Statiſten, die nichts verloren. Da ferner Verluſt vom 4. und 5. abzuziehen, ſo ſchlug Ney mit 55000 Mann, unzweifelhaft 45 000 Preußen überlegen, zu denen aber zuletzt ruſſiſche Jäger und Reiter ſtießen, auch fremde Artillerie. Wenn nach Quiſtorp die Verbündeten mit 54000 Mann kämpften, ſo war von Übermacht Neys keine Rede. General von Bülow mußte eine tatkräftige Mitwirkung der ſchwediſchen und ruſſiſchen Truppen wünſchen. Er hatte ſchon im Laufe des Nachmittags verſchiedene Berichte an den Kronprinzen von Schweden nach Rabenſtein, deſſen Hauptquartier, entſandt, im übrigen den Vormarſch auf ſeine eigene Kappe genommen. Um perſönlich einzuwirken, ſandte Bülow in ſpäter Nachmittagsſtunde den Major von Reiche ab, der den Kronprinzen in voller Uniform auf eine Feldmatratze hingeſtreckt vorfand. Als Reiche mit ſeinen Darſtellungen zu Ende war, ſprang Bernadotte aus ſeiner halb liegenden Stellung auf und rief: „Ich kenne die Herren Preußen, ſo ſeid ihr immer, ihr wißt nichts weiter als ſchlagen und immer wieder

Digitized by Google

ſchlagen!“ Indes zeigte er ſich gutwillig, breitete die Sektion der Petriſchen Karte von Sachſen aus, ſtudierte dieſelbe eine Weile und diktierte dem dienſthabenden Generalſtäbler die Befehle für den 6. September.

Dem Kronprinzen von Schweden, ci-devant-Prinzen von Pontecorvo oder Bürger Bernadotte, hat man in vielen Geſchichtsbüchern über ſeine Feldherrnbegabung und ſeinen guten Willen das Schlimmſte nachgeſagt. In neuerer Zeit, ſeit etwa zehn Jahren, wird von militärwiſſenſchaftlicher Seite eine Ehrenrettung des Mannes verſucht, die ſich auf die Berichte der Archive ſtützt, da ſich die zeitgenöſſiſchen Berichte allzu parteiiſch über Bernadotte ausſprechen. Wir unſererſeits neigen dazu und haben das in dieſen Blättern bereits dargetan, den Mann für einen bedenklichen Charakter zu halten. Wir ſtützen uns dabei auf das Urteil des großen kalten Menſchenkenners, des Kaiſers Napoleon ſelbſt. Später, als Bernadotte am Ziele war und Schwedens Königskrone trug, mögen die Schlacken von ihm abgefallen ſein; denn es iſt nicht zu leugnen, daß ſeine Regierung für Schweden eine glückliche Zeit heraufführte. — Indes muß die hiſtoriſche Gerechtigkeit anerkennen, daß am 5. und 6. September, dem Einleitungs- und Haupttag der Schlacht von Dennewitz, der Kronprinz ſich beſſer benommen hat, als die Geſchichte im allgemeinen erzählt. Er war willens, am 6. September anzugreifen und Bülow mit den ſchwediſchen und ruſſiſchen Truppen zu unterſtützen, und die Angriffsbefehle, die er erließ, haben ſich bewährt. Bernadotte konnte an jenem Abend allerdings noch nicht wiſſen, ſo wenig wie Bülow es wußte, daß die ganze franzöſiſche Armee bereits das Lager vor Wittenberg verlaſſen hatte. Er konnte daher die Linien vor Wittenberg nicht ohne weiteres räumen, um ſich mit dem ganzen Heer zur Unterſtützung Bülows aufzumachen. Für eine ſo kühne Kriegsführung, die alles an alles ſetzte, war er nicht zu haben. Er liebte ſolche „exzentriſchen Spaziergänge“ nicht. Wenngleich nun der Kronprinz in Gegenwart von Major von Reiche die Schlachtdispoſitionen für den andern Tag ausgegeben hatte — vom Diktieren zum Marſchieren war bei Bernadotte ein großer Schritt —, und da bei der Entſcheidung von Schlachten ſo unendlich viel von Zeit und Raum abhängt, ſtand alles noch in Ungewißheit und Dunkel, als die ſchimmernden Septembernebel ſich von der ſandbedeckten Bruſt der Mark hoben.

Tauenziens ohnehin ſchwaches Korps war auch heute nicht richtig beieinander, 3000 Mann mit 12 Geſchützen blieben unter Major Kleiſt ſeitwärts und griffen erſt nachmittags ein. Wenn daher Bertrands 18000 Mann mit 48 Geſchützen auf 9000 Landwehr mit nur 19 Geſchützen losgingen, ſo ließ ſich ſelbſtverſtändlich kein langer Widerſtand erwarten. Offiziöſe Voreingenommenheit der preußiſchen Militärhiſtorie ſucht aber den braven Wehrmännern zu viel am Zeug zu flicken, als ſeien ſie nach einſtündigem Gefecht kampfunfähig geworden. Bei Bertrand muß man berückſichtigen, daß ſeine Franzoſen und Württemberger ausgezeichnet, ſeine Italiener aber unzuverläſſig, ſeine Reiter mittelmäßig waren, weshalb ihm die 4. Polenlanciers beigegeben waren.

Zuverſicht in ſeine Aufgabe wohnte indes in der Bruſt des Marſchalls Ney. Als die Truppen des IV. Korps in das Lager von Naundorf einmarſchierten, kam der Marſchall perſönlich und ſah nach dem Rechten. Er war ſehr erfreut über die Erfolge des Tages. Mit leichter Mühe hatte er die preußiſche Vorhut vor ſich hergetrieben und viele Gefangene gemacht. Faſt ſchien es ſo, wie ſein Kaiſer ihm geſchrieben, daß ein ausgeſprochener und entſchloſſener Vormarſch den ganzen Schwarm von Koſaken und die Maſſe ſchlechter Landwehrinfanterie auf Berlin zurücktreiben werde; wenn er den Feind nur dreiſt angriffe, ſo würde er ihn überall über den Haufen rennen. „Nun, meine Herren,“ ſagte der Fürſt von der Moskwa zu dem kommandierenden General und den Diviſionären, „morgen iſt es an Ihnen. Das IV. Armeekorps wird die Avantgarde machen. Ich bin überzeugt, Sie werden mich morgen ebenſo befriedigen, als heute das XII. Korps.“ — „Mein Fürſt,“ rief hierauf Graf Bertrand, „Sie werden ſehen, daß das IV. Korps dem XII. nicht nachſtehen wird. Wir erwarten ungeduldig den morgigen Tag, um Ihnen neue Beweiſe unſerer Ergebenheit und des Mutes geben zu können.“ Zuverſichtlich wie des Marſchalls Stimmung war auch ſeine knappe Marſchdispoſition: Das IV. Korps hatte die Deckung der linken Flanke und ſollte Jüterbogk ſüdlich umgehen und, wenn ſich ihm feindliche Kräfte in den Weg ſtellten, die Bahn auf Dahme freimachen. Das VII. Korps, Reynier, ſollte über Gadegaſt auf Rohrbeck marſchieren, alſo ungefähr die gleiche Wegeshöhe mit der Avantgarde gewinnen, weil der Weg etwas kürzer war. Das XII. Korps, Marſchall Oudinot, ſollte von Seyda auf Oehna vorgehen, das VII. vorbeilaſſen und dann folgen. Es blieb in der Reſerve, weil es die Arbeit des 5. getan hatte. „Die ganze Armee,“ ſchließt die kurze Disposition des Marſchalls, „verfolgt die Richtung über Dahme auf Luckau, dem Kaiſer entgegen.“ — Dem Kaiſer entgegen. Es ſind drei Worte aus einer trocknen Marſchdispoſition und doch berühren ſie uns ganz ſeltſam, wie der hoffnungsvolle Seufzer eines Mannes, der ſeine gewaltige Verantwortlichkeit kennt und die Stunde kaum erwarten kann, wo er, den Marſchallshut ehrerbietig ziehend, zu dem Herrn und Meiſter ſagen kann: „Sire, hier ſind Ihre Sechzigtauſend,“ — aufatmend, aller Verantwortung ledig, „nur noch ein geladenes Gewehr in der Hand des großen Mannes, der Kaiſer befiehlt und der Schuß geht los.“

Digitized by Google

Es kommt auch vor, daß ein „geladenes Gewehr" zu früh losgeht, und das geschah an diesem denkwürdigen 6. September des Jahres 1813, welcher in der Geschichte als der Tag der Schlacht von Dennewitz bezeichnet wird. — Der Tag begann mit Fehlern. Man muß annehmen, daß der Marschall, das Gelände selbst nicht kennend, auch keinen vernünftigen Topographen bei sich hatte, denn es gab einen viel näheren Weg nach Dahme über Linda direkt östlich führend. Statt dessen wurde den Truppen die nördliche Richtung über Dennewitz und Rohrbeck angewiesen, bei welcher sie zunächst in beiden Dörfern den sumpfigen Ahebach überschreiten mußten, der südlich Jüterbogk infolge seiner breiten sumpfigen Ufer überhaupt unwegbar ist. Die Folge wäre gewesen, daß Jüterbogk hätte genommen werden müssen, um auf die Straße nach Dahme zu gelangen, was, selbst wenn alles geglückt wäre, einen gewaltigen Umweg bedeutete. Der zweite Fehler war der, daß General Reynier nicht den Weg über Seyda und Oehna machte, sondern querfeldein marschierte, daß infolgedessen Oudinot, bei Seyda stehend, seinen Abmarsch stundenlang verzögerte, weil er auf Reynier wartete. Daher kam es, daß die französische Armee in langer, auseinandergezerrter Kolonne durch den dichten Staub der Landstraßen dahinmarschierte, und man schließlich an der Tete bei der Vorhut Bertrands von den beiden andern Korps nichts hörte und sah. Als bereits die Kanonen nördlich Dennewitz brüllten, ging der verdrossene Oudinot noch untätig auf dem Marktplatz des kleinen Städtchens Seyda hin und her und wartete auf den Vormarsch des Korps Reynier. Hatte er sich, so mochte er bei sich denken, bei Großbeeren die Nase verbrannt, so mochte Ney sie sich hier bei Dennewitz verbrennen. Wenigstens ist das Verhalten dieses sonst tapferen und zuverlässigen Mannes während des Tages derart, daß solche Schlüsse zulässig sind. So scheint es nach bisheriger Darstellung, es gibt aber eine andere Erklärung dafür, die dies Urteil wesentlich einschränkt.

Im Gelände dort südlich Jüterbogk scheidet ein Landrücken, genannt „der Fläming," von dem man sagt, daß er ein Ausläufer des Ural sein soll, die Gewässer der Elbe und Havel. Das ganze ist eine Sandbüchse mit gelinden Höhen und Senkungen. Fichtengebüsch und kleine Fichtenholzungen sind der karge Schmuck der Gegend. In den Senkungen gibt es auch Bäche mit Sumpfgelände. Bei Niedergörsdorf entstehend, zieht sich der Ahlbach über Dennewitz und Rohrbeck bis nach Jüterbogk hinauf, ein unregelmäßiges Kreissegment bildend. Seiner Ufersümpfe wegen ist dieser Bach nur auf Brücken passierbar. Solche Brücken fanden sich bei Dennewitz und Rohrbeck und einige Stege im Wiesengelände. Die Regenzeit des August hatte die Sümpfe und Wiesen gut gewässert. Sie waren also, wo keine Stege und Brücken waren, überhaupt nicht passierbar. Das Städtchen Jüterbogk liegt in einer Senkung, und wer über Dennewitz heranmarschierte, sah damals zunächst nur auf dem leichten Hügelkamm vor der Stadt einige Dutzend Windmühlen, ein ergiebiges Feld für einen Don Quixote.

Etwas von der abenteuersüchtigen Natur dieses Ritters mag in General Bertrand gelegen haben. Hatte nicht der Marschall ihm gestern die Erwartung ausgesprochen, daß das IV. Korps sich so halten möchte wie das XII.? Wenn sich nur eine Gelegenheit böte, denkt Bertrand. — Der Tag ist heiß wie gestern. Die Zehntausende von Füßen seines Korps wirbeln den Staub auf, und ein frischer Nordwest läßt ihn in dichten Wolken über das Gelände ziehen. So wälzt sich die Heereskolonne Bertrands, Italiener, Franzosen, Württemberger, polnische Reiter, auf der Straße Zahna-Jüterbogk dahin. Schon hat das leichte italische Fußvolk den Ahebach überschritten. Was sucht ihr hier, ihr Sönne italischer Sonne? Schwere Trauben reifen in lombardischer Glut, reifen in Neapels Sonne. Und hier? Auch der südliche Abhang des Fläming zeigt Weinberge, — aber die Trauben sind sauer.

Seit dem Aufbruch aus dem Lager reiten an den Rändern der Kolonne, auf Schußweite fast, vom Staub verhüllt und von den leichten Bodenwellen gedeckt, flinke preußische Offiziere, auch Herr von Boyen. Er folgt, sogut es geht, beobachtend dem Heereszug und sieht, wie plötzlich die Front eine Schwenkung zu machen scheint. Sie kommen uns auf den Leib, denkt Boyen, und auf seinen Wink marschiert General von Bülow mit seinem Korps von Kurz-Lipsdorf nach Eckmannsdorf, wo eine bessere Verteidigungsstellung ist. So kommt er auch Tauenzien entgegen, der von Jüterbogk aus zu ihm stoßen soll. Schon in der Morgenfrühe hat der tapfere Bülow eine Stafette reiten lassen mit der Botschaft an Tauenzien: „Sollte der Feind gegen Jüterbogk vordringen und Euer Exzellenz angreifen, so werde ich ihm natürlich mit allem, was ich bei mir habe, auf den Hals fallen." — Inzwischen war der General von Tauenzien seit dem frühen Morgen in den Biwaks seiner Truppen. Wir hörten, daß Tauenziens Korps sich am Spätabend völlig erschöpft und stark mitgenommen vor Jüterbogk gelagert hatte. Als der General seine Bataillone einigermaßen wieder in Ordnung hat und zur Auskundschaftung in das Gelände vorwärts reitet, stößt er auf einen Pulk Kosaken, der gegen Rohrbeck zurückgeht. Was gibt es denn? Hinter uns ist der Feind, Exzellenz, sagt der Kosakenhetman, Kavallerie, Infanterie, Artillerie, starke Massen. Tauenzien erschrickt, Tauenzien will nicht abgeschnitten werden, wofür starke Gefahr scheint. Eiligst gibt er Befehl zum Rückzug auf das Bülowsche Korps. Unmittelbar vor Jüterbogk läßt er den Major von Kleist mit vier Bataillonen und einigen Geschützen. Verteidigen Sie sich, Herr Major, sogut und solange Sie können. Dann setzt

Digitized by Google

er sich an die Spitze seiner 9000 Mann und macht sich auf den Weg nach Kaltenborn, wo er Bülow vermutet. Seine Kolonnen ziehen sich in der Geländesenkung der beiden zum Vorwerk Kappan gehörenden Weinberge hin. Die Hände der durstigen Landwehrleute raufen, wo sie können, die grasgrünen Trauben von den Stöcken, — ach, eine herbe, beißende Wegzehrung für so manche von ihnen, die auf dem Wege zu Bülow zu sein glauben, in der Tat aber auf dem zur Ewigkeit sind. Als Tauenziens Spitze aus dem Talgrund heraustritt und das Fichtengehölz nördlich Dennewitz zu gewinnen sucht, beißt Bertrand an. Gegen 10 Uhr fällt der erste Schuß, das Signal zu einer Schlacht, die vermieden werden konnte, wenn Bertrand nicht so ruhmesgierig war, die, da sie aber einmal geschlagen wurde, bestimmt war, den Bestand des Kaiserreichs ebenso zu erschüttern, wie die Schlacht von Kulm.

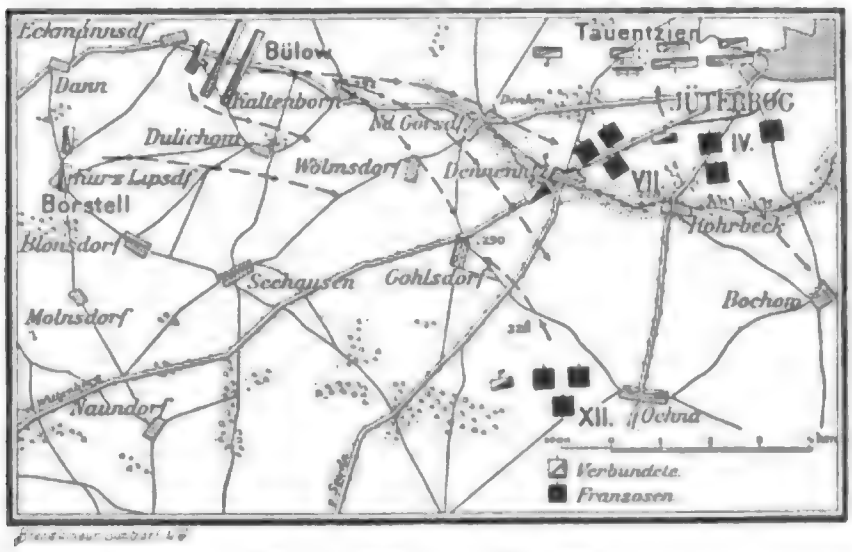
General von Tauenzien sieht sofort das Bedenkliche seiner Lage, sieht, daß er den in der Flanke von starken Massen bedrohten Marsch auf Kaltenborn unmöglich fortsetzen kann, sieht ein, daß er schlagen muß, mag er wollen oder nicht. Er läßt sofort seine 19 Geschütze auffahren und hinter der Front der Batterie seine Infanterie aufmarschieren, während Bertrands italienische Bataillone der Division Fontanelli sich in den Kiefernbusch werfen, der unmittelbar vor Tauenziens Stellung liegt. Da Bertrand alsbald starke Kräfte entwickelt und an Geschütz den Preußen doppelt überlegen war, fürchtete Tauenzien, daß seine nur aus Landwehren bestehenden Truppen den Vorstoß der Franzosen in einer Verteidigungsstellung nicht aushalten würden, und ging nun auch von seiner Seite zum Infanterieangriff über. Es war die kurmärkische Landwehr, deren Schützenketten hier den Angriff eröffneten. In geschlossener Kolonne folgten den Plänklern die Bataillone. In rauhen Gurgellauten scholl es zu den kleinen flinken Italienern hinüber: ‚Man druff, et geiht for't Vaderland!' Aber es ging wie so oft mit der Landwehr: Die Feuerdisziplin fehlte. Sobald die Wehrmänner in den Bereich der feindlichen Kugeln kamen und im Gliede neben ihnen der treue Kamerad sank, kam es über sie, nun auch sich zu wehren und zu schießen. Dazu kam ein plötzlich eintretender Munitionsmangel sowohl bei der Infanterie wie bei der Artillerie; die sehr sicher schießenden französischen Batterien demontierten einige Geschütze, warfen die Kanoniere und die Spannpferde der preußischen Artillerie nieder, und Tauenzien mußte seine Geschütze zurücknehmen. Inzwischen wich auch die von den nachdrängenden französischen Kolonnen heftig angegriffene Landwehr. Tauenzien mußte eine Deroute fürchten. Um sich Luft zu machen, blieb ihm nichts als seine Kavallerie und er setzte sie getrosten Mutes ein, denn schon war ihm Kunde geworden, daß Bülow im Eilmarsch unterwegs sei. Mit wütendem Stoß fielen 1. und 7. kur-, 4. neumärkische und besonders 3. pommersche Landwehrreiter auf die französische Infanterie*). Der dichte Staub, den der Nordwestwind vor ihren Hufen hertrieb, war ein trefflicher Schleier für ihren Angriff. Sie gingen den italienischen Bataillonen direkt in die Flanke, zersprengten zwei, warfen ein Chasseurregiment, das ihnen entgegenritt, und nahmen die Batterie, die nördlich von Dennewitz aufgefahren war. Der Pommernführer Barnekow fiel mitten im gesprengten Viereck. Da plötzlich, während die preußischen Reiter sich noch sammeln und ihre Gefangenen entwaffnen, braust ein polnisches Ulanenregiment unter dem Brigadegeneral Krukowiecki heran, unterstützt von zwei Schwadronen Chasseurs. Es ist ein harter Stoß, den die ermüdeten preußischen Reiter hier noch auszuhalten haben, aber sie halten ihn aus, sie geben ihn zurück, sie werfen Polen und Chasseurs derart durcheinander, daß alles in rasendem Tempo gegen Dennewitz flieht, verfolgt von den preußischen Schwertern. Ein Glück, daß in diesem Augenblick die Reserven der tapferen Schwaben aus Dennewitz debouchieren und die preußische Flut hier eine Mauer findet. Aber dieser wohlgelungene Reiterangriff hatte alle bisherigen Erfolge Bertrands in Frage gestellt und das Korps in seinen Fugen erschüttert. —

Und schon war General von Bülow zur Stelle. Nach zweistündigem Geschwindmarsch durch Sand und Staub und Hitze trafen die ersten Bataillone der Division Thümen in Nieder-Görsdorf ein, bereit, sofort mit aller Kraft in die Bresche zu treten, — die Rechnung stimmte. — Als Bülow, entgegen der Meldung Boyens und seiner eignen Vermutung, sah, daß die von Raundorf aufbrechenden französischen Kolonnen nicht gegen ihn vorstießen, sondern an ihm vorbei gegen Jüterbogk marschierten, war sein Entschluß gefaßt, den Franzosen in Flanke und Rücken zu fallen. Er glaubte indes, die Division des Generals von Borstell, die, an 10000 Mann stark, noch am Defilee von Kropstädt stand, erst heranziehen zu sollen. Indes, dieser General hatte seinen eigenen Kopf. Er glaubte nicht in Bülow, sondern in dem Kronprinzen von Schweden seinen obersten Befehlshaber zu haben, und wollte ohne dessen ausdrücklichen Befehl nicht marschieren. Als Bülow, der den Eigenwillen Borstells wohl kannte, diese Einrede Borstells hörte, war er außer sich, sprudelte in seiner Hitze von einem Kriegsgericht, von Gehorsamsverweigerung vor dem Feind,

*) Auch hier wieder schmälert man den Landwehrruhm, indem man die Brandenburger Liniendragoner vorschiebt. Das ist aber Verwechselung mit viel späterer Attacke auf Morands standhafte Vierecke. Tauenziens löblicher Geistesgegenwart verdankt man eine der schönsten Attacken, die je geritten wurden. Daß das ihm beigegebene Reserveregiment sich besser hielt als die Landwehrbataillone, ist auch sehr fragwürdig. Ob man Bertrands verfrühten Angriff bloß mit den Italienern tadeln soll? Er hatte es auf Überraschung abgesehen.

Digitized by Google

aber damit war Borſtell nicht zur Stelle. Bülow mußte wieder den Umweg über den Kronprinzen nehmen und dieſen erſuchen, dem General Borſtell Befehl zum Vorrücken zu geben. Gleichzeitig ließ er Bernadotte nochmals dringend um Unterſtützung durch die Ruſſen und Schweden erſuchen. Der Kronprinz gab eine ſeltſame Antwort, die von manchen Geſchichtsſchreibern als ein Hohn gegen Bülow, von manchen hingegen als eine hohe Ehrung preußiſcher Tapferkeit aufgefaßt worden iſt. „Es wundert mich nicht," ſagte er dem Abgeſandten Bülows, „daß der Feind Sie angreift, ich habe das vorausgeſehen, zeigen Sie nun, was die preußiſche Tapferkeit vermag. Es iſt nur gerecht, daß Sie in erſter Linie kämpfen, denn es gilt Ihre eigene Hauptſtadt und Ihr Vaterland zu verteidigen. Sie ſehen hier die ſchwediſche und ruſſiſche Armee anrücken. Ich kenne den großen Mut der Preußen, und er wird ſich heute nicht verleugnen. Um ihnen Gelegenheit zu geben, demſelben Betätigung zu bieten, habe ich Ihnen den Ehrenplatz angewieſen. Kehren Sie deshalb zu Ihrem General zurück und ſagen Sie ihm, daß ich zeitig genug kommen werde, um ihn zu entſetzen." Indeſſen ſanktionierte der Kronprinz durch einen beſonderen Befehl das Vorgehen Bülows und ſandte auch an Borſtell Botſchaft, daß er ſofort zur Hilfe Bülows aufzubrechen habe. Um dieſelbe Zeit, als die Bataillone Thümens bedrohlich auf der Höhe von Nieder-Görsdorf erſcheinen, trifft der Fürſt von der Moskwa auf dem Schlachtfelde nördlich Dennewitz ein. Noch iſt nichts vom VII. Korps Reynier, nichts vom XII. Korps Oudinot zu ſehen. Der Marſchall ſtößt auf die württembergiſchen Reſerven. „Mais mon dieu, mon général", ruft Michel Ney dem biederen Stockmayer zu, der mit ſeiner Brigade dort hält, „quelle cochonnerie fait ce Bertrand!" („Aber mein Gott, mein General, was für eine Schweinerei macht dieſer Bertrand!"), und nun hagelt eine Reihe von Flüchen und Scheltworten derbſter Art, wie ſie, vom Kaiſer ausgehend, längſt zum Sprachſtil auch der Marſchallsrotte geworden waren, auf Bertrands ſchuldiges Haupt. Wie kam der vom Ehrgeiz Verblendete dazu, ſich in ein ſo ſcheinbar ungleiches Gefecht einzulaſſen, bevor noch die Armee in ganzer Stärke verfügbar war? Als der Marſchall ſich ausgeſchimpft hatte, tat er das Seine, um die Sache einzurenken. Er ſteckte fünf Bataillone Württemberger mit einer Batterie von 12 Geſchützen auf den äußerſten rechten Flügel in das Tannengehölz an der Straße Jüterbogk—Kaltenborn. Sie ſollten im Verein mit den Italienern dieſes Gehölz halten. Links nach Dennewitz zu mußte General Morand mit ſeiner 12. Diviſion aufmarſchieren, dreißig Geſchütze vor der Front. Die Diviſion Morand ſtand verdeckt hinter der ſogenannten Denkmalshöhe, dem die Stellung nördlich beherrſchenden Punkt, wo ſich heute das Schlachtenmonument erhebt.



Plan der Schlacht von Dennewitz

Inzwiſchen war General von Thümen, den auf ſeinem Vormarſch ſchon fortwährend Ordonnanzoffiziere Tauenziens zur Eile antrieben, vor der Denkmalshöhe erſchienen. Ihr Beſitz ſchien ihm ſo wichtig, daß er ohne weiteres in auseinandergezogener Bataillonskolonne auf die Höhe losging. Die Stimmung der Truppen war ausgezeichnet, denn eben war ihnen die Kunde des Sieges an der Katzbach geworden, die ſie mit donnerndem Hurra begrüßt hatten. Munteren Schritts geht es die Höhe (wenn man von einer ſolchen reden kann) hinan. Schon glaubt General von Thümen die Höhe leichten Kaufs zu haben, — aber da ſtehen plötzlich wie aus der Erde gewachſen die dichten Kolonnen der Diviſion Morand vor den preußiſchen Angreifern, ihre Schützen ſchießen, was das Zeug halten will, ihre dreißig Geſchütze ſchmettern todbringende Kartätſchenladungen. Die beiden Bataillone des Elbregiments ſind im Nu zerſprengt und weichen auf das zweite Treffen zurück. Der General iſt außer ſich, er und ſeine Offiziere ſuchen mit dem Degen die Flüchtlinge zum Stehen zu bringen, und es gelingt ihnen, wenigſtens das zweite Treffen in Ordnung zu halten. „Ein Hundsfott," ruft der General, „der mir nicht folgt und nur noch einen Schritt zurückweicht!" Aber der Tod wütet ohn' Unterlaß. Major Wedell fällt, Hauptmann François ſinkt. Der Offiziersverluſt iſt furchtbar. Major von Putlitz führt das zweite Bataillon fünften Reſerveregiments. Er ſteigt vom Pferde,

Digitized by Google

läßt in Linie aufmarschieren und kommandiert abwechselnd: „Ganzes Bataillon kehrt, ganzes Bataillon Front," — wie auf dem Kasernenhof. Indes, das Übermenschliche ist nicht zu erzwingen. Die fünf Sturmbataillone Thümens fluten geschlagen zurück. Die Artillerie, die in diesem Wirrwarr gar nicht zum Schuß gekommen ist, muß zwei Geschütze in den Händen des Feindes lassen. Und zum Überfluß rasen jetzt vier polnische Schwadronen Ulanen herbei, die, durch den Tauenzienschen Kavallerieangriff abgesprengt, sich im Weg verirrt haben und nun plötzlich zwischen die preußischen Treffen geraten. Die pommerschen schwarzen Leibhusaren werfen sich auf sie und treiben sie vor sich her. Die polnische Flut voran, die preußische hinterher braust der Wirbel an der Front des zweiten Treffens vorbei, und plötzlich sieht sich der Oberfeldherr General Bülow von feindlichen Reitern umringt. Er legt gelassen die Hand an den Degen und ruft seinem Gefolge zu: „Meine Herren, ziehen Sie doch!" Die Gefahr war bald vorüber, die Polen wurden völlig zersprengt, die meisten gefangengenommen, unter ihnen auch, vom Strudel mitgerissen, der Stabschef Neys, Oberst Le Clouet. Eine Polenschwadron rettete aufopfernd den Marschall selber; 10 Offiziere, 120 Lanzenträger der Polen wurden gefangen. Ob sie ihren Adler verloren, wie man behauptet, ist äußerst zweifelhaft, anscheinend retten sie ihn. Ney schimpfte weidlich auf Bertrands „Schweinerei" in ungrammatikalischem Französisch, aber tummelte sich mit gewohnter Todesverachtung längs der Front.

General von Bülow hatte den verunglückten Angriff der Brigade Thümen beobachtet. Er erkannte den Fehler, daß nicht mit genügender Artillerie vorgearbeitet sei, denn die Geschütze Thümens waren infolge der plötzlich eingetretenen Verwirrung gar nicht in Tätigkeit getreten. Er rief die russische schwere Batterie des Oberst Dieterichs heran, die seinem Korps zugeteilt war. Dazu ging die preußische Artillerie an Seite der russischen Front, und nun nahmen die preußischen Geschütze die französische Stellung wirkungsvoll unter Feuer. Gleichzeitig setzte das 4. Reserveregiment der Division Hessen-Homburg seinen Angriff gegen die Denkmalshöhe an, während Thümen seine Bataillone sammelte und ebenfalls von der Division Hessen-Homburg Unterstützung erhielt. Mochte Morand sich noch so tapfer wehren, — die preußische Artillerie hatte sich zu gut eingeschossen, er mußte zurück. Er ging in guter Ordnung auf die Windmühlenhöhe vor Dennewitz, mit dem linken Flügel an das Dorf, mit dem rechten an die Division Fontanelli angelehnt. Alles, was die beiden Divisionen an Geschützen hatten, wurde vor die Front gebracht und geschickt postiert, während Thümen die Denkmalshöhe besetzte und dort ungefähr eine gleiche Anzahl von Kanonen auffahren ließ. Zwischen der Denkmalshöhe und dem Windmühlenberg kam es jetzt zu einem gewaltigen Duell von über 80 Geschützen. Aber Thümen, durch die Vorgänge des Morgens gewitzigt, hütete sich wohl, gegen die starke Stellung der Division Morand von neuem anzurennen. Er wählte den taktisch klügeren Weg, den von den Italienern und Württembergern besetzten Kieferbusch anzugreifen und so in die Flanke des Bertrandschen Korps zu kommen. Das führte zugleich zu einer Verbindung mit Tauenzien, so daß auch dieser, der inzwischen seine Truppen neu rangiert hatte, wieder angreifen konnte. Die Württemberger hatten bis fast 3 Uhr eigentlich nichts mehr zu tun gehabt. Es schienen ihnen, daß der Kampf sich mehr nach Dennewitz und Göhlsdorf hinzog. Aber es schien nur so, denn plötzlich drangen starke preußische Schützenschwärme in den Wald und warfen die sich ihnen zunächst entgegenstellenden Italiener auf Morand zurück. Als General Morand sah, daß seiner rechten Flanke Umgehung drohte, wich auch er, und so sahen sich die armen Württemberger plötzlich isoliert der preußischen Kampfwut ausgeliefert. Von zwei Seiten, denn auch Tauenzien ging wieder kräftig vor, wurde jetzt der Generalmajor von Spitzenberg von der preußischen Flut umringt. Er suchte das Freie zu gewinnen, aber es gelang ihm nicht mehr. Zwei Bataillone des 7. Regiments Herzog Paul wurden abgeschnitten und zugleich von Infanterie und Kavallerie attackiert. Spitzenberg selbst hat in kurzen Worten einen Bericht gegeben: „Die feindlichen Batterien," sagt er, „die uns mit Kartätschen beschossen, richteten in den Karrees mörderischen Schaden an und machten die längere Behauptung der Waldecken unmöglich. Ich gab daher Befehl, die Plänkler aus dem Walde zurückzuziehen. Der Feind besetzte den Wald mit der größten Schnelligkeit, das fürchterliche Kleingewehrfeuer, welches unsere Karrees flankierte, und die Kartätschenkugeln, welche in die Regimenter regneten, machten überall Öffnungen in die Karrees. Die feindliche Kavallerie, gegen welche wir nicht ein Pferd entgegenzustellen hatten, zeigte sich in bedeutender Anzahl. Die Karrees wurden attackiert, und die Kavallerie drängte in die Öffnungen, welche das mörderische Feuer gemacht hatte. Was nicht von den Offizieren und Soldaten, die sich als brave Württemberger verteidigten, auf dem Schlachtfelde liegen geblieben, wurde größtenteils als blessiert gefangen."

Was vom 7. Regiment dem Untergang entging, flüchtete sich in das noch geschlossene Karree des Bataillons vom 2. Regiment Herzog Wilhelm. Hier kommandierte der Oberst Baur, ein tapferer Schwabe, der „sich nit forcht'". Von einem Gewimmel von Schützen beschossen, von Landwehrreitern umschwärmt, von Kartätschenladungen bespieen hielten sich diese Schwaben bis zum äußersten. Aber schließlich muß auch diese zähe Masse nachgeben, das Karree wird auseinandergesprengt, und nun beginnt in einzelnen Knäueln, Rücken gegen Rücken gestemmt, der Rest dieser Württemberger einen Kampf mit dem Bajonett, Mann

Digitized by Google

gegen Mann. Dieſer unglaubliche Widerſtand entfacht die Wut der weſtpreußiſchen und Brandenburger Dragoner derart, daß ſie kaum noch Pardon geben wollen. Die württembergiſchen Bataillone werden völlig aufgerieben. Die Hälfte ihrer Mannſchaft deckt mit übereinandergehäuften Körpern den Kampfplatz. Oberſt Baur fiel. Von den 15 Offizieren, 586 Mann des Bataillons kamen nur 70 davon, vom 7. Regiment nur ein Offizier und 86 Mann, alles andere tot, verwundet, gefangen. „Von allen Wahlſtätten blutigen Ringens," ſagt Albert Pfiſter, „welche in den letzten beiden Jahren der Fremdherrſchaft die Heere des Rheinbundes auftrieben, iſt keine ſo feſt im Gedächtnis der Schwaben haften geblieben, als der blutige Sand von Dennewitz; noch in den Jahren 1866 und 1870 konnte man im Volke erzählen hören von den zwei braven Regimentern, welche dort ihren Untergang gefunden hatten." Doch waltet hier auch etwas Übertreibung, vom Bataillon Baur waren nur 300 tot und verwundet, Regiment Paul ergab ſich meiſt unverwundet, wie es ſcheint. Das gereicht nicht zur Unehre, weil die Schwaben iſoliert und abgeſchnitten. Vielleicht ſetzt man aber dann den Vorfall ſehr verfrüht an, denn es läßt ſich kaum glauben, daß ſchon damals Bertrand derart an ſeiner Front ſich mißhandeln ließ, ohne Gegenſtoß zu wagen.

Gegen 1/24 Uhr nachmittags ſehen wir alſo die völlig aufgelöſte Diviſion Fontanelli in fluchtähnlichem Rückzug gegen Rohrbeck, ſehen die Diviſion Morand noch in guter Ordnung zurückgehen und die Württemberger bis auf eine kleine Reſerve zertrümmert. Als ihm ſein ſchönes Korps ſo unter den Händen zerfließt, gerät General Graf Bertrand in Verzweiflung. Der tapfere Stockmayer hält noch bei Dennewitz mit zwei Bataillonen und vier Geſchützen. „In dieſem Augenblick," erzählt er ſelbſt, „ſprengte der General Bertrand wie ein Verzweifelnder auf mich zu, befehligte die bei mir ſtehende reitende Batterie, ihm nach vorwärts zu folgen, mir aber gab er den Befehl, mit dem Reſt des 9. und 10. Regiments der Batterie im Eilſchritt zu folgen. Es ſchien, als wollte Bertrand mit dieſem einzigen Trupp, der ihm noch verfügbar war, das Äußerſte wagen, die Schlacht wieder herſtellen oder aber in Verzweiflung ſelbſt den Tod ſuchen. Die Folge hiervon war mit kaltem Blute wohl zu berechnen, auch blieb ſie nicht aus. Die feindliche große Batterie richtete auf einmal ihr ganzes Feuer auf das heranrückende Trüppchen, das einzige, das noch Widerſtand leiſtete. Die reitende Batterie wurde, noch ehe ſie auffahren konnte, zur Hälfte demontiert, und in meinen zwei Bataillonskolonnen wütete der Tod, da die feindlichen Granaten, Kartätſchen und Paßkugeln in dieſelben einſchlugen, wie bei manchem Infanteriegefecht nicht einmal die Kleingewehrkugeln. Auf dieſe Art war von weiterem Vordringen keine Rede mehr, und als die reitende Batterie in Karriere zurückeilte, gab ich den Befehl, im Sprung Dennewitz wieder zu erreichen. Hinter dem Dorfe ſammelte ich meine Bataillone, brachte ſie wieder in Ordnung und trat ſodann meinen Rückzug an!"

Es iſt um die erſte Stunde nachmittags, juſt um die Zeit, als Tauenzien, um ſich Luft zu machen, ſeine Kavallerie einſetzt, wo Thümen ſeine Marſchrichtung gegen die Denkmalshöhe nimmt, als General Graf Reynier mit ſeinem VII. Korps, franzöſiſche Diviſion Durutte und Sachſen, querfeldein zwiſchen Oehna und Rohrbeck marſchiert. Der Tag iſt heiß, die Sonne brennt glutig in den märkiſchen Kiefernſand, und als nun plötzlich dicke Staubwolken vom Wind auf Reynier und ſeine Kolonnen zugewirbelt werden, mag es ihn flüchtig gemahnen an Ägypten, wo die flinken arabiſchen Reiter ſeine Flanken umſchwärmten. Dann aber bricht es aus den Wolken hervor: Ziellos dahinjagende Munitionskarren und Trainwagen aus dem aufgeſtörten Fuhrpark des Korps Bertrand und dann Haufen verſprengter Reiter, Chaſſeurs der Diviſion Lorge. Was will das werden? mag Reynier denken, wenn anders er zum Denken Zeit hat, denn ſchon iſt ein Ordonnanzoffizier des Marſchalls an ſeiner Seite: „Eure Exzellenz wollen ſofort zur Unterſtützung des linken Flügels gegen Dennewitz vorgehen." Augenblicklich läßt Reynier die Brigade Jarry, ſechs franzöſiſche Bataillone und zwei Bataillone Würzburger Rheinbundtruppen links abbrechen und im Eilſchritt vorgehen. Jarry bemächtigt ſich des Windmühlenberges ſüdlich Dennewitz. Brigade Devaux marſchiert mit ſtarken Batterien an der Straße Göhlsdorf-Bennewitz auf, daneben die ſächſiſche Brigade Brauſe, während Generalmajor von Mellenthin gegen Göhlsdorf vorgeht, dahinter die 2. Diviſion Sachſen. Es ſind an 15000 Mann friſcher Infanterie und 54 Geſchütze, die in die Schlacht eingreifen. Noch iſt die Sache des Fürſten von der Moskwa nicht verloren. Zwar, es iſt die höchſte Zeit. Schon ſind am Saum des Dorfes Göhlsdorf ſtarke Schützenſchwärme oſtpreußiſcher Füſiliere angelangt, mit feſtem Tritt folgt das Bataillon, aber Mellenthin iſt ſchon da. Mellenthin dringt mit Übermacht in das Dorf und ſäubert es. Zwiſchen Dennewitz und Göhlsdorf ſammeln ſich ſtarke Infanteriemaſſen, vor der Front eine wuchtige Geſchützkette, dahinter, elf Schwadronen ſtark, die Kavalleriediviſion Defrance, in der Hauptſache Dragoner. General Reynier hat mit dem ihm eigenen Geſchick eine glänzende Verteidigungsſtellung geſchaffen. Diviſion Heſſen-Homburg und Diviſion Krafft werden harte Arbeit haben.

Wie überhaupt wird dies enden? Südlich von Seyda her zeigen ſich dem Fernglas, von Minute zu Minute ſichtbarer werdend, die Spitzen des Korps Oudinot. Von Weſten her wirbelt ebenfalls Staub auf, das muß Borſtell ſein oder der Kronprinz, einer von beiden. — Oberſt von Boyen, der an Bülows Stelle auf dem rechten preußiſchen Flügel wirkt, zögert unter dieſen Umſtänden keinen Augenblick, ſeine

Digitized by Google

letzten Reserven einzusetzen. Drei Bataillone der Division Hessen-Homburg, unterstützt von dem Regiment Kolberg, brechen in Göhlsdorf ein. Die französischen Batterien donnern gewaltig. Aber die Preußen lassen sich nicht schrecken. Ihre Schützen werfen sich in die Gärten des Dorfs und drängen die sächsischen Tirailleurs zurück. Es kommt im Dorf zu einem wütenden Straßengefecht. Und nun geschieht etwas Seltsames. Im sausenden Galopp über Stock und Stein greift der erste schwedische Sukkurs ein, die reitende Batterie Mühlenfels. In Staubwirbel gehüllt, fährt der Kommandeur auf gut Glück auf, läßt abprotzen und schießt. Sein Kartätschenhagel geht wahrhaftig den preußischen Bataillonen, die gegen Göhlsdorf vordringen, in den Rücken. ‚Wenn wir denn durchaus erschossen sein sollen', denken die preußischen Stürmer, ‚dann wollen wir's wenigstens von vorne', und werfen sich mit Wut gegen das Dorf, um dort Schutz zu suchen. In diesem Augenblick erkennt ein Leutnant, daß es nicht Franzosen, sondern Schweden sind, sprengt todesmutig, ein weißes Tuch schwenkend, der Batterie entgegen und bringt sie zum Schweigen. — Im Dorfe aber wütet ein furchtbarer Kampf, sechs preußische Bataillone gegen fünf sächsische. Wieder bluteten diese armen Sachsen tapfer für eine ganz verlorene Sache, an der ihr Herz nicht mehr hing. Lange Zeit wogte der Kampf hin und her, aber über diese erbittert Streitenden, die sich mit Bajonett und Kolben zu Leibe gingen und denen nichts anderes am Herzen zu liegen schien, als den Nächsten, den Landsmann zu töten oder zu verwunden, kam ein anderer Sieger: der Durst. Seit dem Frühmorgen waren sie alle marschiert unter brütender Septembersonne durch Sand und Kieferngestrüpp und jetzt seit Stunden hier in Pulverrauch und Sonnenglast. Mitten auf der Dorfstraße des armen Dorfes Göhlsdorf steht ein Brunnen, aus dem man vermutlich mit Eimern das Wasser heraufwinden mußte. Und dieser Brunnen ist jetzt umlagert von Feinden und Freunden, von Sachsen und Preußen, die gierig einen Tropfen für die brennenden Lippen zu erhaschen suchen. Ganze Bataillone lösen sich auf und stürzen auf den Brunnen zu. Die Kartätschenladungen und die Gewehrkugeln schlagen in den wirren Knäuel, und mancher zahlt den letzten Trunk mit dem letzten Atemzuge. — Gegen 4 Uhr weichen die Sachsen aus Göhlsdorf.

Und um dieselbe Zeit trifft General von Borstell, seine Tete schon etliche Kilometer voraus, in Dalichow ein. Hier stößt ein Adjutant vom Kronprinzen von Schweden zu ihm: Seine Exzellenz möge sich an Eckmannsdorf heranziehen und zum Hauptheer des Kronprinzen stoßen. Der General, an das Parkett des Hofes gewöhnt, verliert auch hier, wo der Kanonendonner von Göhlsdorf mahnend herüberschallt, die Formen einer feinen Ablehnung dieser Zumutung nicht. Er erklärt, „daß er den Befehl seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen von Schweden, General en chef des Nordheeres mit untertänigstem Respekt entgegennehme, daß aber der Generalleutnant von Bülow, Exzellenz, Kommandeur en chef des III. königlich preußischen Armeekorps, zu welchem die 5. Brigade gehöre, welche er, Borstell, zu kommandieren die Ehre habe, im heftigsten Feuer stehe. Es sei seine Pflicht, zu dessen Unterstützung vorwärtszueilen, und er richte daher seinen Marsch auf des Feindes linke Flanke." Übrigens mochte dem General, der den Befehl Bülows nicht unmittelbar befolgt hatte, wohl das Gewissen schlagen. Er kam spät, es hätte schlimmer aussehen können um die preußische Sache. „Nur keine Vorwürfe," rief er dem Adjutanten von Burgsdorf zu, der ihm entgegensprengte, „ich komme, ich bin schon da!"

Aber während Bülow seinen Adjutanten der Division Borstell entgegenjagte, war auf französischer Seite nach dem Verlust von Göhlsdorf Graf Reynier persönlich dem Korps Oudinot entgegengeritten und hatte den Marschall, der anfangs gar nicht wollte, überredet, ihm Sukkurs zu senden. Der Marschall ließ sich erweichen, denn der hochgebildete und ehrenfeste Graf Reynier hatte bei Oudinot einen Stein im Brett, und wenn der Herzog von Reggio etwas unternahm, dann unternahm er es auch gründlich. Oudinot schickte sofort seine beiden Divisionen Guilleminot und Pacthod ins Feuer und ließ zur Unterstützung des Angriffs seine gesamte Artillerie auffahren. Fünf frische französische Bataillone der Brigade Gruyère griffen das Dorf Göhlsdorf an und warfen die preußischen Eroberer wieder hinaus. Auch die sächsische Brigade Mellenthin hatte sich von neuem gesammelt und in den Kampf eingegriffen. Südlich Göhlsdorf gingen starke Massen vor, die Schwadronen der Kavalleriedivision Fournier, Jäger und Husaren, zeigten sich bedrohlich in der rechten Flanke der preußischen Stellung. Gerade als Borstell seine Stellung hinter dem Dorf eingenommen hatte, wurden ihm die preußischen Verteidiger aufgelöst entgegengewirbelt, und die ehernen Schlünde von 50 Kanonen richteten sich gegen seine Reihen und rissen breite Lücken. Er mußte einige tausend Schritt zurückgehen, um aus dem fatalen Feuer zu kommen. Wenn jetzt Oudinot und Reynier von neuem nachdrückten, so lag die Gefahr nahe, daß sie die ermüdeten und infolge der Kämpfe um Göhlsdorf nicht mehr in festen Verbänden stehenden Preußen aus dem Felde schlugen.

Da kam plötzlich Hilfe in der Not, und sie kam nicht etwa vom Kronprinzen von Schweden, der mit seiner Tete noch etwa eine Wegstunde weit vom Schlachtfeld marschierte, sondern vom Marschall Ney. Der Fürst von der Moskwa hatte über dem Divisionsgeneral den Feldherrn vergessen. Er hatte sich stets während des Tages beim Korps Bertrand aufgehalten und dessen Untergang mit angesehen und sich ganz in diese Kämpfe nördlich von Dennewitz verbissen. Er verlor darüber den Blick über das Ganze, auch mochten die dicken

Digitized by Google

Staubwolken, die über dem ſüdlichen Teil des Schlachtfeldes lagen, ihm die Vorgänge hier verhüllen. Indeſſen tut die landläufige Darſtellung vielleicht Ney unrecht, und anſcheinende Kopfloſigkeit wird zu kühler Überlegung des Feldherrn, der unter keinen Umſtänden von Wittenberg oder vom Kaiſer in Dahme abgedrängt werden wollte. Nicht bei Göhlsdorf, ſondern bei Dennewitz, nach welchem Ort ja auch die Schlacht den Namen trägt und hiermit auch preußiſcherſeits die gleiche Wertung bekundet, lag die Entſcheidung ſtrategiſch und auch taktiſch, weil Verluſt von Dennewitz das Heer zu beiden Seiten des ſumpfigen Ahl-Bachs in zwei Hälften ſpaltete. Kurz, er befahl zur Wiederherſtellung der Schlacht nördlich Dennewitz das Korps Bertrand zu ſammeln und das Korps Oudinot, das ſich eben zur Unterſtützung Reyniers drohend dem rechten preußiſchen Flügel gegenüber aufgeſtellt hatte, zum Sukkurs heranzuziehen. Seine Stabsoffiziere reiten und bringen dem Herzog von Reggio den Befehl des Oberfeldherrn: „Sofort Ihre Kolonnen auf Rohrbeck vorſchieben, Monſeigneur, der Fürſt von der Moskwa will, daß Sie Bertrand bei ſeinem neuen Vorgehen unterſtützen.“ Der Graf Reynier hält juſt neben dem Herzog auf einem Hügel hinter der drohenden Batterie von 50 Geſchützen, die ihre Feuerſtröme gegen die preußiſchen Linien ergießen. Beſtürzt vernimmt er dieſen böſen Befehl. „Unmöglich, Monſeigneur, Sie dürfen mich jetzt nicht im Stich laſſen, Sie ſehen, wie die Sachen hier ſtehen.“

General von Bülow und Oberſt von Boyen in der Schlacht bei Dennewitz
Nach einer Zeichnung von G. Bleibtreu

Allerdings, Charles Oudinot ſieht das. Es iſt auch eine furchtbar einfache Geſchichte, das zu ſehen. Seine müden Krämeraugen gleiten über das Blachfeld. Seine Stirn iſt nach oben in Falten gezogen, als kalkuliere er über einen Sack Reis. Zieht er ſeine 12000 Mann und ſeine tödlichen Batterien aus dem Gefecht, ſo werden jene friſchen preußiſchen Kolonnen Borſtells vordringen, ſo wird die preußiſche Artillerie da drüben das Übergewicht bekommen. Aber der verdroſſene Mann, tief gekränkt über die kaiſerliche Rüge und das hochfahrende Benehmen des Fürſten von der Moskwa, verſteckt ſich hinter dem unbedingten ſoldatiſchen Gehorſam. Als alter ruhmgekrönter Marſchall nicht ſo unbedingt an Neys Autorität gebunden, um nicht Vorſtellungen erheben zu dürfen, teilt er aber vielleicht Neys Auffaſſung und ſchenkt ihr deshalb ſofort Gehör. Daß er „wider beſſeres Wiſſen“ (Zelle) abzog, ſetzt eine Charakterloſigkeit voraus, wie ſie höchſtens zur Schädigung eines Kollegen in jener Glanzzeit möglich, wo es auf einen Sieg mehr oder weniger nicht ankam. Leider klärt auch eine Oudinotbiographie dieſen Punkt nicht auf. Kein Bitten Reyniers hilft, nicht einmal eine Diviſion will Oudinot zurücklaſſen, nicht einmal die Bayern, die gerade im Anmarſch ſind und ihre ſächſiſchen Landesnachbarn gewiß tüchtig unterſtützt hätten. Die Befehle fliegen von Regiment zu Regiment, Trommeln raſſeln, halbrechts gegen Rohrbeck, im Rücken der Sachſen, zieht Oudinot ab. Er läßt weiter nichts ſtehen als einige Batterien, die ſeinen Rückzug decken ſollen.

In dieſem Augenblick kommt Bülow zu Borſtell, der mit ſeinen friſchen Bataillonen noch immer tatenlos daſteht. „Wenn ich vor dem Dorfe noch länger ſtehenbleibe, Exzellenz,“ ſagt Borſtell trocken, „ſo verliere ich unnütz viel brave Leute. Erlauben Sie daher, daß ich das Dorf angreife.“ Was würde ein Bülow wohl lieber erlauben! Die Lage war ja ſonſt ungünſtig, ſeine Artillerie ſchwer zuſammengeſchoſſen und faſt niedergekämpft. Kraffts Pommern vom Regiment Kolberg 9. R. und die neumärkiſche Landwehr rangen mit größter Hingebung, noch mehr Homburgs 3. Oſtpreußen, deren I. Bataillon ſogar einen Augenblick das Dorf zurückeroberte, doch ohne friſche Kräfte war nichts mehr zu machen. Bei Bertrand benahmen zwar die Italiener und Reiterdiviſion Lorge ſich ſchlecht, doch Diviſion Morand hielt unerſchütterlich ſtand, daneben aufgereiht Durutte. Um den Angriff Borſtells auf Göhlsdorf zu unterſtützen, befiehlt er, daß die ganze Linie vorgeht, und dieſer Befehl entfeſſelt einen wilden Sturm. Man hat wahrhaftig lange genug unter den Batterien und dem Kleingewehrfeuer der Sachſen und Franzoſen ausgehalten, um nun nicht durſtig auf Revanche zu ſein. So brauſt der preußiſche Sturm gegen die durch Oudinots eigenſinnigen Abmarſch geſchwächten feindlichen Linien. Wieder gibt es in den Gärten und Dorfgaſſen, in den Häuſern

Digitized by Google

und Scheunen ein wütendes Ringen, Mann gegen Mann. Die Sachsen wehren sich mit verzweifeltem Mut, und da Göhlsdorf der Stützpunkt seiner Stellung ist, bettelt Graf Reynier dem abziehenden Marschall schließlich noch ein Regiment ab. Das 156. Linienregiment, schon zum Abmarsch angetreten, wird von neuem zur Unterstützung der Sachsen in das Dorf geworfen, aber nur um die Hälfte seiner Mannschaft zu verlieren und dann gleich den Sachsen hinausgeschleudert zu werden. Der Sturm ist so wuchtig, daß er bis an den Hügel brandet, wo Graf Reynier hält. Schon ist der Graf in eine Wolke von Staub gehüllt und vom Kleingewehrfeuer aus unmittelbarer Nähe umknattert. Die ganze Linie weicht zurück, die Artillerie sucht in dieser Verwirrung ihre Pferde einzuspannen und davonzukommen. Es gelingt; nur wenige Geschütze, deren Räder zerschossen sind, bleiben stehen. Aber schon sind die stürmenden preußischen Bataillone der Division Krafft nördlich Göhlsdorf vorgebrochen und drohen, den Rückzug zu stören. General Graf Defrance muß seine Schwadronen reiten lassen, um das Äußerste abzuwenden. Und über dem allen ein furchtbarer Staub, der, in dicken Wolken von dem zunehmenden Nordwest aufgewirbelt, den armen Franzosen und Sachsen die Augen blendet. — Noch tobte der Artilleriekampf weiter, um den Rückzug der Sachsen zu decken, aber als schwedische Batterien eintrafen, wurde die französische Artillerie zum Schweigen gebracht. Gegen 5 Uhr war Reynier aus seinen Stellungen vertrieben und im vollen Rückzug gegen Oehna.

Mit Gewalt hatte inzwischen Ney die Trümmer des Korps Bertrand von neuem vorgetrieben. Der preußische General von Thümen sah sich plötzlich mit Heftigkeit von neuem angegriffen, obgleich er glaubte, daß die Schlacht zu Ende sei. Nur Homburgs 3. ostpreußische Landwehr riß die wankenden Linientruppen, wo nur III. 4. Reserve standhielt, wieder vor. Daß Duruttes Brigade Jarry „fortwährend starken Verlust" hatte (Friedrich), ist Mythe, Durutte verlor nur 22 Offiziere, dagegen Morand 56 mit genau 1200 Mann, während Thümen über 1700 einbüßte. Bei diesem „achten" Angriff Bertrands vor Dennewitz hieben sogar Teile Lorges wieder ein. Aber dann griffen plötzlich russische Batterien in das Gefecht ein. Unter ihrem Kartätschenhagel wichen die Franzosen zurück und wiederum war es den braven Bataillonen der Württemberger, die der alte General von Stockmayer noch zusammenhielt, beschieden, den Rückzug zu decken und das Dorf Rohrbeck zu halten, solange es ging. Auch hier war es Landwehr, nämlich 5. kurmärkische der Abteilung Kleist, die den Impuls gab, Rohrbeck „unter furchtbarem Gemetzel" zu erstürmen (nach Friedrich 5 Uhr, nach Friccius um 6 Uhr). Marschall Oudinot mit seinem Korps konnte nicht mehr helfen. Die fliehenden Massen, die über Rohrbeck zurückfluteten, die von dem inzwischen genommenen Göhlsdorf herbrandeten, zogen ihn mit in den Strudel hinein. So heißt es, doch die Verlustlisten strafen Lügen. Division Guilleminot verlor heute allein 82 Offiziere, focht also länger bei Göhlsdorf, als man glaubte, oder hat sich zur Rückzugdeckung der Sachsen aufgeopfert, die sich bisher brav gegen ihre deutschen Landsleute schlugen, jetzt aber 2200 Gefangene auslieferten. Auch Pacthod opferte 29 Offiziere, alle Rheinbündler zusammen nur 39. Die Kavallerieschwadronen, die man vorzog, um sich Luft zu machen, gerieten in das Artilleriefeuer und warfen sich in ihrer Auflösung auf die eigene Infanterie. Reiterkorps Arrighy, das schlechteste nach Beschaffenheit und Beritt, war auch viel zu schwach an Zahl, als Oppens Reservereiterei mit Wut vorbrach und russische Husarenbrigade Pahlen nebst zwei Jägerregimentern sich anschloß, gefolgt sogar von zwei schwedischen Schwadronen. Taten und Trophäen dieser Verbündeten zählt Friedrich auf, nicht die Oppens. Dieser fegte Arrighy weg, der alle seine Geschütze verlor, und bläute Arndts Rachevers „Wer um Schand und Gnade ficht, den hauen wir zu Scherben" den westfälischen Gardechevaulegers und hessischen Schwadronen ein, die zu Oudinot gehörten. Noch versuchte Marschall Oudinot auf den Höhen vor Oehna eine Aufnahmestellung zu bilden, aber es gab kein Halten mehr, denn jetzt wurden auch die nachdrängenden aufgelösten preußischen Scharen von den in fester Kolonne heranmarschierenden Schweden und Russen unterstützt. „Es war," schreibt ein Augenzeuge, „ein erhebender Anblick, diese Vernichtung drohenden Massen in schönster Ordnung mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel uns folgen zu sehen. Und es war zu bedauern, daß der Feind durch unaufhaltsame, schnelle Flucht sich völligem Verderben entzog." Hauptsächlich war es Artillerie und Kavallerie, welche die Verfolgung übernahm, und mit der überhandnehmenden Auflösung wuchsen auch die Früchte der Verfolgung. „Ganz kleine Reiterdetachements von 12 und 20 Mann nahmen 100 und 200 „Franzosen" gefangen. Aber waren es Franzosen? Die Bayrische Division löste sich völlig auf, ihr ganzes 9. Regiment ergab sich den Pommernhusaren, nur 5 bayrische Offiziere bluteten, Tausende von Sachsen mit 12 Offizieren gaben sich gefangen, nur 16 mit 1068 bluteten. Die Würzburger verloren 5 gefangene Offiziere bei nur 3 blessierten, die Württemberger 32 Offiziere, 1820 Mann gefangen! Auch ließen die Rheinbündler 21 Geschütze stehen, das französische Fußvolk nur 8. „Die Armee", berichtet der württembergische General von Franquemont, „war nun auf allen Punkten geschlagen und mußte den Rückzug antreten. Der linke Flügel war umgangen, mithin konnte sich die Armee nicht mehr nach Wittenberg zurückziehen. Der Feind beschoß die zurückgehenden Korps mit einem heftigen Artilleriefeuer und machte von allen Seiten Angriffe mit seiner zahlreichen Kavallerie. Ein panischer Schrecken ergriff die Truppen; der Rückzug artete in eine allgemeine Flucht aus. Die In-

Digitized by Google

fanterie lief im Trab, die Kavallerie suchte Schutz beim Fußvolk und drängte sich in seine Haufen; Equipagen, Artilleriemunitionswagen fuhren in verschiedenen Richtungen in Karriere auseinander, die Fuhrleute schnitten die Stränge ab und ließen ihre Wagen, Caissons und Kanonen stehen, alles suchte Rettung in der Flucht. Die einbrechende Nacht nahm die Fliehenden in Schutz, indem sie den Feind an der Verfolgung hinderte." Und ferner Stockmayer: „Mein Rückzug ging über die große Ebene gegen Dahme hin. Bald folgte uns die feindliche leichte Kavallerie mit reitender Artillerie, worauf ich aus den beiden Regimentern Nr. 9 und 10 ein Karree formierte. Zugleich redete ich meine Leute ermunternd an und suchte ihnen Mut einzuflößen, indem ich sie auf das ehrende Vertrauen unseres Korps- und unseres Divisionskommandanten, welche sich mit ihrem Generalstab in mein Karree flüchteten, gehörig aufmerksam machte, welch letzteres von guter Wirkung war, so daß die Mannschaft in fest aufgeschlossenen Reihen das Karree trotz mehrerer versuchten Angriffe der feindlichen Reiterei erhielt. Da kein anderer Trupp in der ganzen fliehenden Armee eine geregelte Form mehr bildete und der Feind näher und näher heranrückte, so hatten sich indessen auch der Marschall Ney mit seinem Generalstab, der Korpskommandant Graf Bertrand, der Chef vom Generalstab Graf Délord und mehrere andere französische Generale in mein Karree begeben. Als der verfolgende Feind nun sah, daß hier allein noch Widerstand stattfinde, so gab er nach vier mißlungenen Attacken gegen mein sich äußerst standhaft haltendes Karree seine weiteren Angriffe auf und wendete sich gegen andere Punkte, wo er mit leichter Mühe ganze Massen zu Gefangenen machte. Endlich brach die Nacht herein, und mit ihr hörte auch die Verfolgung des Feindes auf. Als die Gefahr vorbei war, verließen Ney und Bertrand mit ihren Generalstäben mein Karree, indem sie mir für den gewährten Schutz innigst dankten." Alles schön, doch der biedere Schwabe erzählt ja auch, daß Bertrand nachmittags „in Verzweiflung den Tod suchte", wozu damals noch keine Veranlassung vorlag, daß „in meinen zwei Bataillonskolonnen der Tod wütete", während außer den drei untergegangenen Bataillonen nur 104 Württemberger bluteten. Vor allem steht aber fest, daß Morands 13., 23., deren hervorragende Haltung sogar Friedrich anerkennt, alle Attacken der Brandenburger Dragoner abschlugen, ihr Kommandeur Blumenthal (Vater des Feldmarschalls) sank dabei schwerverletzt vom Sattel. Obwohl auch Duruttes Brigade Desvaux den Rückzug der Sachsen deckt, deren gute Reiterei heut „keinen löblichen Schlag" austeilte (Nibelungenlied), sieht Friedrich in der Fluchtüberschwemmung festgeschlossen nur „einige sächsische, bayrische, polnische Bataillone", während das in der Marschdisposition hinter Durutte marschierende 2. polnische Regiment null verlor, also gar nicht zum Schuß kam, Bayern und Sachsen aber auf dem Rückzug derart sich auflösten, daß nur ein Häuflein Bayern zur Besatzung von Torgau stieß und die Division als solche von der Bildfläche verschwand. Solche Schwächung der sich opfernden 4 französischen Divisionen (190 Offiziere tot und verwundet gegenüber nur 56 der 4 fremdländischen) macht die an sich verleumderische Legende der Franzosen, die Rheinbündler seien spornstreichs desertiert, zwar nicht entschuldbar, doch begreiflich. Wurst wider Wurst!

Diese Schlacht von Dennewitz war wieder eine rein preußische Schlacht. Kronprinz Bernadotte kam, obgleich er Eilmarsch befohlen hatte, erst auf das Schlachtfeld, als die Schlacht entschieden war. Es ist kein Zweifel, daß das Erscheinen so starker frischer Kolonnen die Flucht der französischen Armee beschleunigt und die Auflösung derselben befördert hat. Aber an dem eigentlichen Sieg haben nur einige schwedisch-russische Batterien, Bataillone und Schwadronen mitgewirkt. So kommen denn auch nur die Verluste auf preußischer Seite in Betracht, und diese waren schwer. Genau 10000 Mann der beiden Korps von Bülow und Tauenzien waren tot, verwundet, versprengt. „Über doppelt so hoch" indes war der Verlust der Franzosen: „9000 Mann tot, verwundet, an 14000 Mann gefangen," dazu zählte man 53 erbeutete Geschütze, 412 Armeefuhrwerke und vier Fahnen. Wieder Trugschluß aus Bestand acht Tage später nach massenhafter Desertion der Fremdtruppen, die in der Schlacht höchstens 2000 tot und verwundet verloren, die Franzosen 4000. Thiers' Ziffer: 6000 tot und verwundet, 6000 gefangen, ist ganz korrekt, die Gefangenen gehen alle glatt für die Fremdtruppen auf. Am Folgetag hob man den Posten Dahme auf; doch wie wenig gewissenhaft leider der diesseitige Rapport in der Hitze des Gefechts: dort will man 2813 auf nur 12 Offiziere, 1 Oberst, 1 Adler erwischt haben, es war aber nur 1 13, d. h. 585, Adler und Oberst bei Morands I II 13, der 24 Offiziere 451 laut Historique verlor, also noch nicht 1 : 20. Wenn daher 156. auf 30 Offiziere schon 1200 verloren haben soll, so sind hier Versprengte inbegriffen, in der Tat wurden 7600 nach Torgau abgedrängt. Sonst fehlten nachher am Istbestand 15642, der Überschuß kommt auf gefangene und besonders desertierte Rheinbündler und Italiener bei Verfolgung. Daß Oudinot und Morand zusammen um 7700, Brigade Jarry auf 200 schmolz, kommt lediglich auf Konto der Abgedrängten, es ist kein Reinverlust! Eine böse Schlappe, die der Kaiser Napoleon durch seinen Marschall hier im Sand von Dennewitz erlitt, denn es kam nicht nur der Verlust an Menschen und Material in Betracht, der allerdings zur Zeit für den Kaiser unersetzlich war, mehr indes bedeutete die innere Auflösung, die hoffnungslose Stimmung, die sich der Armee bemächtigte und sich hauptsächlich in den Reihen der Sachsen, Bayern und Württemberger zeigte. „Die Stimmung der französischen Armee," schreibt in jenen Tagen der bay-

Digitized by Google

rische General von Raglowich seinem König nach München, „wird immer ungünstiger. Die Sorglosigkeit, mit der sich der Gesunde und der Kranke behandelt sieht, vergleicht der gemeine Mann mit dem schwelgerischen Prunk, Wohlleben und der Ungenügsamkeit seiner Oberen und fühlt sich im höchsten Grade unglücklich und mißmutig. So viel scheint mir gewiß, daß wir nicht leicht mehr etwas Großes werden ausführen können." In jenen Tagen ging auch das Leibbataillon der sächsischen Division Lecoq unter Führung des Majors von Bünau zu den Verbündeten über. König Friedrich August war darob so entrüstet, daß er sofort die Uniform seines Regiments ablegte und in einem Erlaß die strengste Bestrafung jedes Überläufers ankündigte.

Der Marschall Ney war sich klar über die Lage. „Ich bin geschlagen," meldet er dem Kaiser am Tage nach der Schlacht, „und noch weiß ich nicht, ob mein Heer sich wieder gesammelt hat. Ihre Flanke, Sire, ist entblößt. Seien Sie deshalb auf der Hut." — Einige Tage später schreibt der Fürst von der Moskwa an Berthier die bittersten Klagen über den Geist der hohen und niederen Offiziere, die alle widerspenstig wären, und bittet Seine Majestät, ihn aus dieser Hölle zu erlösen. Auch er beschwört, wie Macdonald, die Herbeikunft des Kaisers, um Einklang und Ordnung wieder herzustellen. „Eure Hoheit," so schließt dieser an Berthier gerichtete Brief, „muß davon unterrichtet werden, daß alle fremden Truppenteile den schlechtesten Geist zeigen und daß es zweifelhaft ist, ob die Kavallerie, die ich bei mir habe, nicht schädlicher ist als nützlich. So ist auch der Geist der sächsischen Armee, und es ist nicht zweifelhaft, daß diese Truppen, namentlich die Kavallerie, bei der ersten Gelegenheit die Waffen gegen uns kehren werden." — Infolge dieses Berichtes über die bedenkliche Stimmung der Sachsen redigierte der Kaiser persönlich ein Bulletin, das den Sachsen schuld gab an dem Verlust der Schlacht, „während gerade ihre Tapferkeit und Zähigkeit in der Verteidigung von Göhlsdorf und ihre gute Haltung beim Rückzug es verhindert hatten, daß die Auflösung noch größer wurde". Sinnlose Entstellung; übrigens meinte Neys Rapport nicht die Sachsen ausdrücklich, sondern nur ihre Divisionsziffern, allerdings betrog sein Rapport vom 8., daß gleich zu Beginn des Gefechts 6000 (nicht Sachsen genannt) ihre Gewehre fortwarfen, was sich doch nur auf Italiener beziehen könnte. Gewiß, die eine Sachsendivision schlug sich brav, von der andern beim Rückzug und ihrer Reiterei kann man es nicht behaupten. Hier steht einfach Legende gegen Legende: noch heut verleumdet französische Historie, die Sachsen seien allgemein desertiert und geflohen, noch heut verleumdet die deutsche, die Rheinbündler hätten sich für die feigen Franzosen geopfert. Graf Reynier war durch diese öffentliche Beschimpfung, die den sächsischen Regimentern geschah, tief empört. Aber gegen die Tatsache an sich war nichts mehr zu machen, die Sachsen waren schwer in ihrer Soldatenehre gekränkt, und ihr Abfall von der französischen Sache wurde durch solche Handlungsweise nur gefördert. Denn die Sachsen hielten wenigstens anfangs ihre Fahnen hoch, wie die schon bei Bautzen so tapferen Schwaben bis zuletzt. Auch letztere verloren aber 1900 Gefangene, mochten auch manche davon blessiert sein. Wenn Franquemont nach Hause schrieb: „Die französischen Soldaten kann nur des Kaisers Gegenwart beleben", so betrübt solche Unwahrhaftigkeit.

Die französische armée de Berlin war von ihrer Rückzugsstraße auf Wittenberg abgedrängt. Der Marschall sandte an den Kommandanten dieser Festung einen Reitenden, der die schlimme Kunde überbringen mußte, daß keine Armee mehr zum Schutze Wittenbergs bereit war. Der Fürst von der Moskwa nahm seinen Rückzug über Dahme, wo am 7. September noch ein ziemlich lebhaftes Nachhutsgefecht stattfand, bei dem die Preußen einige tausend Mann Gefangene machten. Im übrigen betrieb Bernadotte, obgleich seine Truppen frisch waren und die Preußen den allerbesten Willen hatten, die Früchte des Sieges zu pflücken, die Verfolgung sehr nachlässig. Man hatte bei dem Generalstabschef Neys, dem Oberst Le Clouet, jenen Befehl gefunden, der da lautete: „Die Armee marschiert nach Luckau, dem Kaiser entgegen." Daraus schloß Bernadotte, daß der Kaiser mit den Reserven in starken Märschen heranrücken, mit seiner Tatkraft die geschlagene Armee wieder sammeln würde und ihm dann auf den Hals fallen. Das war dem Kronprinzen aber durchaus nicht willkommen. Besonders lästig war ihm das Drängen des Generals von Bülow, dem Feinde energisch zu folgen. Es gab zwischen dem hitzigen und dem Kronprinzen gegenüber höchst argwöhnischen preußischen General und dem schwedischen Franzosen überhaupt allerlei Zündstoff. In einem geschickten Bulletin hatte Bernadotte, wenngleich er Bülow und den Preußen durchaus hinsichtlich ihres Mutes Gerechtigkeit widerfahren ließ, die Sache so zurechtgemacht, als ob er schließlich der Sieger von Dennewitz sei. Besonders eine Stelle erregte das Lachen der preußischen Herren: „Seine Königliche Hoheit der Kronprinz," hieß es da, „war unablässig von seinem Generalstab umgeben." — Es war nur nicht gesagt wo! Natürlich bemächtigten sich die Berliner Zeitungen der Darstellung Bernadottes und gingen in Schmeicheleien und Lobeserhebungen des französischen Herrn sehr weit. Wütend über die unwahren Darstellungen faßte Bülow selbst ein Bulletin ab und sandte es zur Berichtigung an die Zeitungen. Vergeblich. Die Zensurbehörde verweigerte die Aufnahme. Nun wandte sich Bülow an den Fürsten Wittgenstein (wir kennen diesen glatten Hofmann aus Steins massiver Schilderung), aber auch Wittgenstein war nicht

Digitized by Google

bereit, dem Sieger von Großbeeren und Dennewitz Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man kann sich den erregten Mann vorstellen, dem sein gutes Recht so vorenthalten wurde. Die Sache spitzte sich noch mehr zu, als eine Deputation des Magistrats von Berlin im Hauptquartier des Kronprinzen erschien, um ihm für die zweite „Errettung Berlins" zu danken und um die Erlaubnis zu bitten, zum Andenken eine Medaille prägen zu dürfen, auf welcher sein Bildnis als Retter Berlins stehen sollte. Bernadotte, im Schatten seiner falschen Lorbeeren, war sehr gnädig und sagte der Deputation, sie möge dann jedenfalls, um Bülows Verdienste auch zu kennzeichnen, dessen und einiger anderer Generale Namen auf die Rückseite prägen. Dies erfahren, sich hinsetzen und in einem kurzen Brief dem Berliner Magistrat die Prägung *seines* Namens auf der Medaille verbieten, war natürlich bei Bülow eins. „Wenn man die Berliner Zeitungen liest," so schrieb Bülow damals, „so ekelt es einen an, die Bulletins des Kronprinzen zu lesen, die beinahe weiter nichts enthalten wie Lügen."

Major Friedrich ließ sich angelegen sein (wohl mit diplomatischer Rücksicht auf die schwedische Dynastie), „gehässige Erfindungen" von Bernadotte abzuwaschen, er überzeugt lichtvoll, daß wenigstens am 6. September der Blagueur und der schwedische Gaskogner nicht kneifen wollte. Daß er sich aber mit dem Plane trug, als Kronprätendent für Frankreich aufzutreten, steht fest, und dies erklärt sein ewiges Fabius-Cunctatorspiel viel besser als sein angebliches Befangensein in altmodischen Kriegsbegriffen, die er doch in Napoleons Schule sich längst abgewöhnt haben sollte. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob Friedrich die Mohrenwäsche nicht lieber unterlassen und seinen Forschereifer der Aufhellung gewidmet hätte, daß *nicht* „Divisionen Guilleminot, Pacthod, Durutte am schlechtesten ihre Haltung bewahrten, obwohl am Kampf am wenigsten beteiligt". Chauvinismus treibt krause Blüten. — Was Bernadotte anbetrifft, so schließt es nicht aus, selbst wenn er am Schlachttag nicht uneben verfuhr, daß sein sonstiges Verhalten zur Empörung reizen mußte. Seltsam, daß Major Friedrichs patriotisches Gefühl sich darüber ausschweigt, wie der schwedische Gaskogner das Alleinverdienst Bülows zu verkleinern suchte. (Dies tat freilich auch Tauenzien mit einigem Recht, indem er für sich den Titel „von Dennewitz" beanspruchte; die Entschlossenheit beider ist gleich rühmlich.) Als nun der Kronprinz auf keinen der Vorschläge Bülows, zur Verfolgung des Feindes energische Maßregeln zu ergreifen, eingehen wollte, vielmehr das Bülowsche Korps gegen Wittenberg detachierte und die Belagerung Wittenbergs befahl, hatten Boyen und der wohlmeinende schwedische General von Adlercreutz genug zu tun, um einen Bruch zwischen Bülow und dem Kronprinzen hintanzuhalten. Es war auch kein Belagerungsgeschütz vorhanden, es mußte erst aus Spandau und von andern Waffenplätzen etwas herbeigeschafft werden, außerdem war Mangel an Munition. Endlich widerstrebte die Beschießung Wittenbergs dem protestantischen Sinne des preußischen Generals. Oberst von Boyen mußte in das Hauptquartier des Kronprinzen, der sich in Zerbst ganz behaglich eingerichtet hatte, um Vorstellungen zu machen. Die Unterredung, welche der preußische Herr mit dem Gaskogner hatte, ist hochinteressant und zeigt, wie seltsam sich die Welt in diesem dunklen, gelben Lockenkopf spiegelte.

„So sehr ich meine Reise auch beeilte," erzählt Boyen, „so kam ich doch erst den 15. des Abends um 9 Uhr nach Zerbst. Der Kronprinz empfing mich ganz freundlich, ich stattete ihm zuerst einen Bericht über die zur Belagerung getroffenen Vorkehrungen ab und versuchte dann, meinen geplanten Elbübergang als eine notwendige Entwicklung der vorliegenden Aufgabe einzuschmuggeln; das gelang mir aber nicht, denn ohne auf weitere militärische Gründe einzugehen, sprang der Kronprinz sogleich zu der Persönlichkeit Bülows über, den er in den heftigsten Ausdrücken des offenbaren Ungehorsams und, was noch schlimmer war, einer entschiedenen Absicht, alle Pläne des Kronprinzen umzuwerfen, beschuldigte. In dieser heftigen Unterredung, die bis $^1/_2{}_3$ Uhr des Morgens dauerte, mischte der Prinz auf eine bunte Weise ganz fremde Fakta untereinander und zog aus diesen mit immer steigender Leidenschaft die sonderbarsten Folgerungen. Der Kronprinz erblickte in Bülow einen Revolutionär, den er an die Spitze des Tugendbundes stellte, und so folgerte er daraus, daß Bülow einen heimlichen, dem Königtum gefährlichen Plan verfolge, und um dieses Truggebäude zu vollenden, folgerte er aus meiner früheren Anstellung beim König, daß ich gegenwärtig als eine Art von polizeilichem Aufseher Bülow zugeordnet sei, eine Ansicht, die ich weder bejahen konnte, noch glücklicherweise zu widersprechen Zeit erhielt. Das komischste bei der Sache war, daß, wenn es ein Verbrechen gewesen wäre, ein Mitglied des Tugendbundes zu sein, dies nur mich und nicht Bülow traf, der niemals ein Mitglied dieser Verbindung war. Da der Kronprinz, wenn er einmal ins Sprechen kam, nicht so bald aufhörte, so gewann ich Zeit, meine Verteidigung Bülows etwas zu ordnen und das Grundlose der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen wenigstens der ruhigen Prüfung vorzulegen; indes alle meine Gründe halfen hier nichts, der Kronprinz fiel mir auf einmal ins Wort und fragte mich mit großer Heftigkeit: ‚Was werden Sie machen, wenn ich den General Bülow arretieren lasse?' Ich muß gestehen, daß ich nach dem Gange der Unterredung Ähnliches vorhergesehen hatte und daher ohne Überraschung antwortete: ‚Ich werde alsdann nach meinen Instruktionen handeln, und ich weiß nicht, ob dies ein Gewinn

Digitized by Google

für die Nordarmee sein wird!' In dieser peinlichen Lage hatte ich meine Antwort absichtlich etwas zweideutig gestellt und erreichte auch wirklich meinen Zweck, der Kronprinz ließ das Thema ganz fallen und benutzte den Lauf der folgenden Unterredung, mir, wenn auch immer indirekt, seinen Unwillen auszusprechen. Daß mich der Prinz als einen Teilnehmer an den Ansichten Bülows hielt, war begründet, ich war mit dem größten Teil derselben vollständig einverstanden und hatte daher auch kein Hehl, dieses bei dem Prinzen, nachdem der Gegenstand einmal in dieser heftigen Art zutage gekommen, offen auszusprechen. Da dieses lange, höchst unangenehme Gespräch eine Menge von Gegenständen umfaßte und der Kronprinz fortdauernd die grundlosesten Beschuldigungen, ohne auf irgendeinen dagegensprechenden Grund zu hören, wiederholte, so muß ich gestehen, daß ich zuweilen auch wohl zu lebendig wurde, und ich mache mir wohl den Vorwurf, nicht immer die Ruhe behalten zu haben, die bei solchen Gelegenheiten notwendig ist, wobei mich auch bei zunehmender innerer Aufregung meine nur bedingte französische Sprachfertigkeit zuweilen verließ. So hatte ich z. B., um das gänzlich zwecklose Bombardement von den Einwohnern von Wittenberg abzuwenden, nachdem alle meine militärischen und politischen Gründe erschöpft waren, dem Prinzen gesagt: ‚Votre Altesse veut ainsi que nous brûlions le berceau de votre Apôtre?' ‚Quoi?' frug er, und ich antwortete: ‚Luther!' Da der Prinz von der katholischen Kirche erst zur protestantischen übergetreten war, so lag in meiner Äußerung eine Bitterkeit, die ich hätte vermeiden sollen.

Genug, als es beinahe zu tagen anfing, entließ mich der Prinz, ohne daß ich etwas ausgerichtet hatte. Die Stellung zwischen ihm und Bülow hatte sich nicht verbessert, und mich traf noch obendrein sein gesteigerter Unwille, den er indes auf keine andere Art als bei Verleihung der schwedischen Orden aussprach; dies habe ich ihm indes gern verziehen, da so etwas, gottlob, nicht meine schwache Seite ist, auch ist mir Ähnliches mehr als einmal passiert.

Auf dem Rückwege mußte ich nun noch daran denken, wie ich diese peinliche Unterredung Bülow vortragen sollte; von der einen Seite rief mich meine Pflicht, sowie mein ganzer Charakter zur wahrhaften Schilderung, während von der anderen Seite ich daran denken mußte, daß bei der leidenschaftlichen Aufregung, in der Bülow sich befand, ich hier nur zu leicht Öl ins Feuer gießen konnte, und so mußte ich mich zu einer Dichtung bequemen, die zwar den General, jedoch in milderen Formen, auf seine gespannte Stellung gegen den Feldherrn aufmerksam machte."

Wie schwer es persönlich Bülow wurde, in die altehrwürdige Stadt Luthers Bomben hineinzuwerfen, mögen einige Zeilen an seine Gattin zeigen, die uns zugleich das tiefdeutsche Gemüt dieses hitzigen Mannes in liebenswürdiger Form entschleiern. Er bezichtigt sich „handwerksmäßiger Mordbrennerei" und fährt dann fort: „Heute nacht fange ich an, Wittenberg zu bombardieren; mit Leidwesen werde ich so viele uns ehrwürdige und wichtige Denkmäler zerstört sehen: die Zelle, wo Luther noch als Mönch gewohnt, die Kirche, in welcher er predigte, das Grab, in welchem er ruht. Alles dies wird wahrscheinlich in kurzem ein Raub der Flammen sein, und ich fürchte, daß vielleicht mehr unschuldige, unglückliche Einwohner den Tod darin finden werden, als Feinde umkommen. Das ist der Krieg, meine gute Pauline. Gestern habe ich die Vorstädte genommen und den Feind in die Festung hineinwerfen lassen. Auf einer Höhe sitzend, habe ich die ansehnliche, in der Geschichte der Reformation so denkwürdige Stadt mit Wehmut betrachtet. Aber das ist der Krieg, meine Freundin."

Die Kunde der verlorenen Schlacht von Dennewitz traf den Kaiser Napoleon am Abend des 7. September im Hauptquartier zu Dohna vor Dresden an der Abendtafel. Der junge Herzog von Plaisance, der mit Ney gewesen war, brachte sie dem Kaiser. König Murat, Alexander Berthier, Marschall Saint-Cyr waren zur Tafel gezogen. Napoleon empfing die Kunde mit einer Gleichgültigkeit, als ginge ihn die Sache gar nichts an, „als handle es sich", wie Saint-Cyr als Augenzeuge sagt, „um ein in China oder in einem vergangenen Jahrhundert geschehenes Ereignis." — „Napoleon," fährt Saint-Cyr fort, „fragte mit unerschütterlichem Gleichmut den jungen Herzog bis in die kleinsten Details nach den Bewegungen der einzelnen Korps und erörterte dann die Ursachen der Niederlage auf eine Weise, die uns ebenso klar als genau und richtig erschien, ohne den geringsten Unmut und ohne irgendeinen tadelnden oder zweideutigen Ausdruck gegen Ney oder die anderen Generale zu gebrauchen; er schob vielmehr alles auf die Schwierigkeiten der Kriegskunst, die, wie er sagte, bei weitem nicht vollständig erkannt würden. Er fügte hinzu, daß er, wenn er eines Tages die Zeit dazu hätte, ein Buch schreiben würde, in dem er die Fundamentalsätze der Kriegskunst so erschöpfend behandeln würde, daß sie für jeden Offizier verständlich seien und daß man daraus den Krieg, wie jede andere Wissenschaft, erlernen könne."

Mit so grauer Theorie redete sich der Kaiser über den empfindlichen Schlag hinweg. Er selbst mußte am besten wissen, daß der Krieg im letzten Grunde eine Kunst sei, nicht nur eine Wissenschaft. Indes ist unbegreiflich, warum er gerade den Marschall Ney, nachdem es Oudinot mißglückt war, gegen Berlin vorsandte. Gewiß, es war seine Absicht, selbst die Führung der Armee zu übernehmen, eine Absicht, die durch den Vormarsch der böhmischen Armee vereitelt wurde. Indes wäre Ney, selbst wenn der Kaiser in

Digitized by Google

Luckau gewesen wäre, ihm nur als geschlagener Feldherr entgegengekommen, denn die Katastrophe von Dennewitz erfolgte ja auf dem Wege zu Napoleon. „Die Menschen", hat der Kaiser später auf Sankt Helena gesagt, „sind wie Musiker in einem Konzert: Jeder spielt seinen Part. Ney war bewunderungswürdig in seiner Tapferkeit, in seiner Hartnäckigkeit auf Rückzügen; er war gut zur Führung von 10000 Mann, aber darüber hinaus war er erzdumm."

Am 12. schrieb Maret, Preußen sei am meisten zu fürchten, der Staatsrat beantragte Neuaushebung, doch allein im Departement Garonne gab es 3800 Refraktäre, zum neuen 123. Regiment fanden sich nur 378 Dienstfähige zusammen (Bericht der 25. Mil.-D.). Ney schimpft, jeder Korpschef treibe, was ihm beliebe, er wolle lieber ein Grenadier als solch ein Feldherr sein (Rapport vom 10., gut stilisiert). Am 15. beschwert er sich, daß man seinen Pessimismus nicht teile, doch er selbst war noch Optimist, als er bei Torgau 28600 Infanterie, 4000 Kavallerie, inkl. Train und Artillerie 36000 Mann sammelte. Allerdings verkrochen sich noch manche Versprengte in den Elbfestungen, doch von 67000, die inkl. Dombrowski seit August gegen Berlin standen, fehlten doch glatt 30000 der Front. Den Preußen kosteten die Tage vom 4.—7. September 13500, ihr Blutverlust war fast doppelt so groß, auch sie schmolzen durch Strapazenabgang, wie ihr späterer Bestand dartut.

Ein Kurier trug einen Brief nach Paris an den Kriegsminister. „Die Ereignisse", schrieb Bassano, „drängen sich, und wenn sie auch dem Kaiser noch glückliche und glänzende Chancen bieten, so mag es doch vorsichtig sein, auch das Gegenteil zu bedenken. Der Kaiser ist überall dort Sieger, wo er anwesend ist, aber er kann nicht überall sein, und die Führer, die selbständig kommandieren, entsprechen selten seinen Erwartungen. Sie wissen, was dem General Vandamme zugestoßen ist, der Herzog von Tarent hat Mißerfolge in Schlesien gehabt, und der Fürst von der Moskwa ist soeben im Vorgehen auf Berlin geschlagen worden. Zwar bei dem Genie des Kaisers kann man noch alles hoffen, aber es können auch entgegengesetzte Möglichkeiten in ungünstigerer Weise die Verhältnisse beeinflussen. Man darf dies nicht allzusehr fürchten, aber man muß es als möglich ansehen. Man darf nichts vernachlässigen, was die Vorsicht gebietet. Es wird klug von Ihnen sein, darüber zu wachen, daß die Festungen in gutem Stand sind und in ihnen viel Artillerie gesammelt wird, denn wir haben in dieser Beziehung öfters empfindliche Verluste gehabt. Sie werden sich vertraulich mit dem Generaldirektor der Verpflegung verständigen, um in den Plätzen am Rhein außerordentliche Vorräte aufzuhäufen. Ein großer Erfolg kann alles ändern und die Dinge in die günstige Lage zurückführen, in der sie sich nach dem außerordentlichen Erfolge des Kaisers bei Dresden befanden." — Das Gebäude wankte.

Digitized by Google

25. Kapitel

Va et vient

„Un jeu de va et vient, ein Spiel des Kommens und Gehens, des Hin und Her," hat Napoleon dem Marſchall Saint-Cyr gegenüber ſeine Kriegführung genannt, die er gezwungen war ſeit Anfang September zu betreiben. Die drei verlorenen Marſchallsſchlachten hatten ihm ſo ſchwere materielle Verluſte gebracht und den drei Armeen der Verbündeten ſo ſtarke Bewegungsfreiheiten geſchaffen, daß die Handlungen des Kaiſers immer gebundener wurden. Es war ein Zick-Zack-Spiel, förmlich ein Haſchen, wie es die Kinder treiben, daraus geworden. Wandte Napoleon den Rücken und zog gegen Blücher, ſo forcierte alsbald die große böhmiſche Armee die Päſſe des Erzgebirges und drang gegen Dresden vor. Wandte ſich Napoleon alsdann gegen die Fortſchritte der böhmiſchen Armee, ſo drang Blücher mit der ſchleſiſchen vor. Und jetzt, als durch die Schlacht von Dennewitz auch die Berliner Armee ſchwer aufs Haupt geſchlagen war, mußte der Kaiſer fürchten, daß auch die Nordarmee gegen ihn anrückte. Allerdings fürchtete Napoleon Bernadotte am allerwenigſten. Er kannte ihn, und die Ereigniſſe haben ihm recht gegeben. Es war ſo, wie General von Tauenzien an Blücher in jenen Tagen ſchrieb: „Aus unſeren (der Nordarmee) Operationen iſt nicht klug zu werden, wir verlieren Zeit und tuen nichts."

Dazu kam, daß die Reihe von Schlachten die franzöſiſche Armee ſchwer geſchwächt hatte. Die Verluſte an Menſchen und Material waren groß, und was ſchlimmer war: ſie waren unerſetzlich. Napoleon kam in die ſchlimme Lage, mit Menſchen haushalten zu müſſen. Seine Korps mußten fortwährend hin- und hermarſchieren. „Wenn der Kaiſer," meint ironiſch der Stabsoffizier des Blücherſchen Hauptquartiers Müffling, „noch eine Woche ſo fortfährt, ſo laufen ſich ſeine Soldaten die Beine zwiſchen Bautzen und Dresden ab."

Auch die Nachrichten aus Spanien lauteten nicht günſtig: San Sebaſtian am 9. September erſtürmt, wobei die britiſchen Bulldoggen ſich wieder als Bluthunde aufführten und alle ihre Badajoz-Greuel durch gräßliche Schandtaten gegen die wehrloſe ſpaniſche Bevölkerung in Schatten ſtellten, was Wellington nicht beſchönigte. Er ſelbſt erklärt, beim Hauptſturm ſeien 170 von 250 Offizieren gefallen, der Sturm koſtete 2672, dabei Oberingenieur Fletcher getötet. Neben den Garden und Brigade Robinſon blutete auch die deutſche Legion. Die ganze Belagerung koſtete mindeſtens 4000 (n. a. 7000) Mann, die 5000 tapferen Verteidiger unter dem alten Rey marſchierten mit allen Waffenehren ab mit 1200 Bleſſierten, 500 Kranken, ſie verlor 85 Offiziere. Umſonſt lieferte Soult zum Entſatz am 31. Auguſt die Schlacht an der Bidaſſoa, an der nur 4 ſeiner 10 Diviſionen ernſtlich teilnahmen. Hier am Grenzfluß opferten ſich Joſefs verwaiſte Garden (40 Offiziere), Soult ſelbſt rief den ſich tapfer einſetzenden Badenſern und Naſſauern zu: „Vivent les braves Allemands!" Sie verloren aber nur 3 Offiziere; Berichte, die uns aus dieſen Tagen überliefert ſind, geben nicht das Bild eines blutigen Kampfes. Nur Reilles Diviſion Lamartinière focht heftig (58 Offiziere), ihr Chef fiel, ebenſo Clauzels Diviſionär Vandermarſen an der Verabrücke. Gardebrigade Lord Aylemer und Brigade Inglis gaben den Ausſchlag, letztere will nur 270 Mann auf 22 Offiziere verloren haben, doch geſteht Wellington 2620 Mann Verluſt zu. Am 7. Oktober begann Überrumpelung der doppelreihigen Schanzwerke, die Soult über die Bayonneſtraße ſpannte, bei Vera geſchützt durch den Felskegel La Rohune, den Clauzel unſchwer behauptete. Durch Scheinangriff dort und bei Urday (Erlon) getäuſcht, erſchien Soult zu ſpät, um wiedergutzumachen, daß zwei an der unteren Bidaſſoa heimlich verſammelte Diviſionen die Furten zur Ebbezeit überſchritten und der überraſchten Diviſion Maucune 8 Geſchütze abnahmen. Deutſche Brigade Halkett und 9. Hochſchotten erſtürmten den Berg Louis XIV., Leichte Diviſion den Bajonetteberg, Diviſion Taupin wich verfrüht. Die Engländer verloren 1400, die Spanier 570, die Franzoſen „900", was zu 42 Offizieren ſtimmt. Ihnen macht dies Gefecht wenig Ehre, ſie ließen uneinnehmbare Stellungen fahren. Wenn Wellington einmal äußerte, Kriege im Bergland ſeien

leichter als in der Ebene, setzt er eben untaugliche Verteidigung voraus. Mißglückte der Anschlag gegen Reille, so wäre seine Linke durch Rückkehr der Meerflut von den Ebbefurten abgeschnitten worden. Noch ahnte Napoleon nichts davon, daß die Bidassoaschranke durchbrochen und der Feind auf französischem Boden sei. Das hochmütige Wort Louis XIV. „Es gibt keine Pyrenäen mehr" schien jetzt in anderm Sinn in Erfüllung zu gehen.

Die Verbündeten waren, während Napoleon sich Anfang September gegen Blücher gewandt hatte, wieder über das Erzgebirge unter ständigen Gefechten mit den französischen Korps, welche ihnen entgegenstanden, bis nahe an Dresden heran vorgedrungen. Schon hoffte General Barclay am 8. September, daß er an diesem Tage die Franzosen nach Dresden hineinwerfen könnte. Aber da plötzlich in der Mittagsstunde änderte sich die Lage. Es war das alte Spiel, das schon einmal vor Dresden gespielt war, wenn auch in kleinerem Maßstab. Die Gegenstöße der Franzosen wurden heftiger, und deutlich sah man von Dresden her starke Kolonnen anmarschieren, in deren Uniformen man die der Garde zu erkennen glaubte, deutlich hörte man das Vive l'empereur herüberschallen. In der Tat: Es war der Kaiser. Und sofort spürte man drüben auf seiten der Verbündeten seinen Geist. Während Napoleon am Morgen des 9. September den Kampf in der Front erneuerte, ließ er starke Kolonnen über Burkerswalde und Göppersdorf gegen Liebstadt vordringen, offenbar in der Absicht, den Verbündeten den Rückzug abzuschneiden. Prinz Eugen von Württemberg war wieder der erste, der diesen Schachzug Napoleons witterte und an Barclay und Wittgenstein rechtzeitig Stafetten schickte. So wurde der Rückzug in das Tal von Kulm beschlossen. — Der Kaiser nahm Quartier in dem alten Schlosse von Liebstadt, das an einen schroffen Felsen geklebt ist, der düster über ein enges mit kleinen Bürgerhäusern besätes Tal hinwegschaut. In den winkligen, engen Burggemächern etablierte sich das kaiserliche Hauptquartier, der Fürst von Neufchâtel und der ganze Schwarm. Die Gegend ringumher war durch die fortwährenden Truppenzüge ausgesogen bis auf das letzte Korn. Der Kaiser zeigte sich gnädig, er ließ einigen Landleuten, die ihm ihre Not klagten, ein bedeutendes Geldgeschenk reichen.

Der ganze Plan dieses Einfalls in Böhmen stammte eigentlich von dem Marschall Saint-Cyr. Die Chancen für den Erfolg waren in jenen Tagen nicht ungünstig. Man wußte, daß Fürst Schwarzenberg mit 50—60000 Mann aufgebrochen war, um in die Lausitz einzufallen und Verbindung mit Blücher zu suchen. Wenn es jetzt gelang, dem Detachement unter Barclay, das den abermaligen Vorstoß gegen Dresden unternommen hatte, den Rückweg durch die Pässe des Erzgebirges abzuschneiden, so hatte man die große böhmische Armee in drei Teile geteilt. Napoleon konnte dann über das Detachement, das aus den Gebirgspässen hervorquoll, herfallen, konnte die im Tal von Teplitz stehende Hauptmasse der Verbündeten angreifen und konnte Schwarzenberg anfallen, wenn er zurückkam. All diese Chancen boten sich, wenn Saint-Cyrs Plan mit der nötigen Wucht durchgeführt wäre. Noch lange Jahre nach all diesen Vorgängen hat der Marschall, der sich als Kriegsschriftsteller einen Namen machte, diesen Plan als die letzte Möglichkeit für Napoleon genannt, um sich Luft zu schaffen. Nach der Meinung Saint-Cyrs war die Entscheidung des Feldzugs nirgend anders zu suchen als in Böhmen. — Auch der Kaiser ist wohl zuerst der gleichen Meinung mit Saint-Cyr gewesen, aber gegenüber den Verhältnissen, die er vorfand, scheint sich sein Sinn geändert zu haben. Wohl trat seine Infanterie im Laufe des 10. September den Vormarsch an und drängte die russischen Truppen, die den Austritt des Geiersbergpasses besetzt hielten, gegen die Ebene zurück. Schon stand seine Hauptmacht in Ebersdorf und seine Vortruppen begannen sich in der Ebene des Teplitzer Tales auszubreiten. Teplitz selbst schien bedroht, denn die französischen Plänkler schwärmten bis auf eine Meile an die Stadt heran. Wären jetzt nur Kanonen den Geiersberg hinunterzubringen gewesen!

Napoleon sah von dem Kamm des Gebirges, vom Sattelberg aus, in das Teplitzer Tal hinab. Er kannte diesen höchsten Geländepunkt schon von seinem Kartenstudium her gut. „Voilà notre montagne" (Das ist ja unser Berg), sagte er sehr heiter, als man sich der Kuppe näherte. Fast 2000 Fuß unter ihm lag der Talkessel von Teplitz, und da drunten im Tal sah er ein starkes Heer in zwei Linien in Schlachtstellung aufmarschiert. Der Kaiser schien überrascht und erstaunt. Drüben von der höchsten Spitze des böhmischen Mittelgebirges, vom Milleschauer, stieg eine dicke Rauchsäule auf, ein Fanal, daß der Feind nahe. Dies war also das böse Tal, das seinem General Vandamme den Untergang gebracht hatte. — Wenn es nur möglich gewesen wäre, Geschütz hinunterzubringen. Man arbeitete an dem tief verschlammten, glitschigen Weg, der über den Geiersberg steil talabwärts führte. Marschall Saint-Cyr glaubte, daß es wohl mit Brettern und Balken gehen würde, eine Passage zu machen. Der Kaiser ließ den Artilleriekommandanten Drouot den Weg hinabsteigen, um sich von der Möglichkeit zu überzeugen. „Es ist unmöglich, Sire," sagte Drouot. Dennoch wollte Saint-Cyr das Seine tun und versuchte von seiner Korpsartillerie Geschütze hinunterbringen zu lassen. Aber sie blieben im Defilee stecken, und es mußten Pioniere und Zimmerleute aufgeboten werden, um sie wieder heraufzuschaffen, denn inzwischen hatte die russische Grenadier-

Digitized by Google

division Rajewski — der zähe, wütende Rajewski von Borodino, nach dem die blutgetränkten Schanzen hießen — es war nun gut ein Jahr her, dies blutige Borodino, und eine Bahn von Blut zog sich über die russischen Schneefelder hierher bis in das Tal von Kulm —, dieser Rajewski also mit seinen Grenadieren hatte sich auf die französische Infanterie gestürzt und sie in den Engpaß zurückgeworfen. Den Kaiser beschlichen Zweifel, daß sich dies Unternehmen durchführen lasse. Man bemerkte an ihm an diesem Tage eine gewisse Unbestimmtheit und Langsamkeit in seinen Entschlüssen, wie man sie sonst nicht kannte. Begreiflich, denn mehr und mehr zog sich das große Netz um ihn zusammen: Vor sich ein stattliches Heer, Blücher von neuem gegen Dresden vorrückend, die Nordarmee, bei Dennewitz siegreich, Wittenberg und Leipzig bedrohend, im Rücken auf seinen Verbindungslinien flinke Streifkorps, die seine Proviante abfingen, Gefangene befreiten, kleine Garnisonen überfielen. „Ich werde den Feind in dieser Stellung nicht angreifen," sagte er zu Saint-Cyr, „sondern zurückgehen; machen Sie aber alle Welt glauben, meine Absicht sei, eine Schlacht zu liefern; lassen Sie heute und morgen mit dem Ausbessern der Wege fortfahren, um den Gegner und unsere Truppen in dieser Ansicht zu bestärken." — Der Kaiser nahm sein Hauptquartier in dem Dorfe Breitenau in einem verlassenen Pfarrhaus, aus welchem der Pferdedünger erst fortgeschafft werden mußte. Die französischen Truppen mußten ohne alle Subsistenzmittel auf dem durchweichten Boden biwakieren. Von den Grenzdörfern waren nur noch Gerippe übrig, alles, was brennbar war, war an die Wachtfeuer gewandert. Die zehnmal von Freund und Feind umgewühlte Erde gab keine Erdäpfel mehr her. Der Kaiser empfand es wohl, wie sehr durch die schlechte Ernährung Mann und Tier herunterkamen. Die Artillerie war so elend bespannt, daß ihre Pferde nur durch den Morast fortkrochen, die Pferde der Kavallerie nicht weniger erschöpft. Mitleidige Reiter stiegen bei dem Gebirgsmarsch ab und führten ihre Tiere. Natürlich nahmen unter den Mannschaften die Krankheiten überhand. In den großen Lazaretten von Dresden, Leipzig und Torgau lagen Ende September zwei starke Armeekorps an Verwundeten und Kranken.

Man hatte den drohenden Anmarsch des Kaisers, zumal man seine Kräfte überschätzte, von seiten der Monarchen und des Generals Barclay de Tolly mit tiefer Besorgnis beobachtet, aber am 11. September trafen die Kolonnen Schwarzenbergs wieder ein, und nun wußte man sich dem Feind auf jeden Fall weit überlegen. Selbigen Tages traf auch die Nachricht vom Sieg bei Dennewitz ein, deren Verkündung den Mut der Truppen und der Fürsten hob. Dennoch glaubte Kaiser Alexander, es sei notwendig, daß Blücher sich mit der großen Armee vereinige, und schickte ihm einen dahingehenden Befehl. Indes war man im Hauptquartier Blüchers durchaus nicht dafür zu haben, die Selbständigkeit aufzugeben, und das war für die ganze Sache der Verbündeten ein Glück. Die Blücher und Gneisenau im schlesischen Hauptquartier hatten nicht nur gesunde Ansichten vom Krieg, nein, sie wägten auch die Stärke des Gegners viel richtiger wie die Herren in Böhmen. Gneisenau verfaßte eine Denkschrift, in welcher er dem Zaren klarmachte, wie die Streitkräfte Napoleons eigentlich verteilt seien: Der schlesischen Armee gegenüber stünden noch ungefähr 50000 Franzosen. Die Stärke des Heeres unter Ney, das bei Dennewitz geschlagen war, hatte 60000 Mann betragen. Demnach konnte die Hauptmacht Napoleons, die er selbst gegen Böhmen führte, nur kaum 100000 Mann stark sein. Die Absicht, den Rechtsabmarsch über die Elbe anzutreten und den Kronprinzen von Schweden endlich mit vorwärtszureißen, wird aufrechterhalten. Major von Rühle, der als Erzieher des Prinzen Bernhard von Weimar dem russischen Kaiser persönlich bekannt war und der, wie ihn ein Zeitgenosse schildert, „ein offener Mensch von der jugendlichsten Freundlichkeit und einer so milden, anspruchslosen und doch nicht schwachen Persönlichkeit war," bekam die schwere Mission, dem Zaren und dem böhmischen Hauptquartier wieder eine Weigerung zu überbringen. Was hätte wohl werden sollen, wenn sich die Blüchersche Armee mit der böhmischen Armee vereinigt hätte? Abgesehen davon, daß die schöne Tatkraft der Führer des schlesischen Heeres durch die allzu vielen Strategen im Hauptquartier der Monarchen lahmgelegt wäre, die Armee selbst wäre nach dem Ausspruche Radetzkys, der ebenfalls gegen eine Vereinigung war, „zu einem unbeholfenen Koloß geworden, dem nur ein Gott gleichen Willen und gleichen Gehorsam einzuflößen vermocht hätte, — zu einer Armee des Xerxes." Herr von Rühle führte außerdem noch ein persönliches Schreiben Blüchers an den Generaladjutanten von dem Knesebeck mit. So falsch auch die Orthographie dieses Blücher-Briefes sein mag, so sehr steckt eine Summe von gesundem Menschenverstand in diesen wenigen Zeilen:

„um des allgemeinen wohl und Besten, bewahren si mich vor einer Vereinigung mit der großen armeh, waß soll eine solche ungeheure masse uf einen gleichsam ausgezerrten (ausgezehrten) terrain. hir will ich wirksahm sein und kann ich nützlich werden weiche ich von einen den Kronprinzen von Schweden mitgetheilten operations Plan ab, so kriegt (kriecht) er sicher, staht daß er nu mit starken Schritt vor werts geht, solte Napoleon nach Boehmen hineingehn wollen so muß man ihm in Boehmen vernichten, ich glaube aber daß er die Elbe verläßt wenn man guht manouvirt.

Hernhuht den 13. Sept. 1813 Blücher."

Digitized by Google

Rühles Darſtellung und Blüchers und Gneiſenaus Briefe hatten den Erfolg, daß die beiden Monarchen die ſelbſtgewählte große Aufgabe der ſchleſiſchen Armee, nach rechts abzumarſchieren und ſich mit dem Kronprinzen zu vereinigen, genehmigten.

Das wäre allerdings eine günſtige Wendung für Napoleon geweſen, wenn er Blücher aus ſeiner Flanke losgeworden wäre! Dann hätte er ohne weiteres ſich auf den Kronprinzen von Schweden ſtürzen können und mit dem gehörig abrechnen. Denn ohnehin hatte der Kaiſer, nachdem er eingeſehen, daß in Böhmen nichts zu holen ſei, eine erneute Bewegung gegen Norden vor. „Teilen Sie dem Fürſten von der Moskwa mit," ſchreibt Napoleon am 12. September aus Dresden an Berthier, „daß ich mich auf eine Offenſivbewegung gegen die Nordarmee vorbereite, damit er ſich rüſte, meiner Bewegung zu folgen und mir die Stärken an Infanterie, Kavallerie und Artillerie mitteile, die er mit mir vereinigen kann." Aber die Antwort ſeines Marſchalls iſt höchſt unbefriedigend. „Sire," heißt es da, „die allgemeine Entmutigung iſt derart, daß man neue Unfälle erwarten muß, wenn man jetzt mit den Waffen in der Hand den Übergang über die Elbe erzwingen wollte."

Und ſchon regten ſich wieder die Verbündeten in Böhmen. Es lag den Führern daran, die Päſſe des Erzgebirges zurückzugewinnen und zugleich durch einen Vorſtoß gegen Dresden den geplanten Linksabmarſch der öſterreichiſchen Armee auf Leipzig zu verſchleiern. Am 14. September wurde der Graf von der Lobau, welcher mit der Diviſion Dumonceau Nollendorf beſetzt hielt, plötzlich ſehr heftig angegriffen und durch einen Umgehungsmarſch gezwungen, ſich eiligſt zurückzuziehen. Da die Diviſion Philippon, welche bei Peterswalde Aufnahmeſtellung bildete, völlig verſagte und in wilder Flucht auseinanderbarſt, ſetzte der Graf von der Lobau unter dem Schutz der Diviſion Teſte ſeinen Rückzug auf Hellendorf an. General Mouton, der einſtige ſtörriſche Republikaner, der ſich den Namen des Grafen von der Lobau mit Ehren erworben, war wütend. Er fuhr den General Philippon, der übrigens wenig Haltung gezeigt hatte, rauh an und ſammelte ſein Korps vor Hellendorf, um dort das Gefecht von neuem aufzunehmen. Aber der Prinz Eugen von Württemberg war flink dahinterher und warf auch die Diviſion Teſte. Nun gab es kein Halten mehr. Der Stoß trieb Mouton bis Berggießhübel zurück. Der Tag war für die Franzoſen teuer, koſtete ihnen an 3000 Mann (33. ligne von Lubnohuſaren gefangen). Schon waren in heller Freude über dieſen leichten Erfolg, der vermuten ließ, daß Napoleon bereits Dresden aufgegeben habe, die Dispoſitionen Schwarzenbergs für den Linksabmarſch nach Leipzig ausgegeben worden, als plötzlich der Gegenſtoß erfolgte, denn der Kaiſer hatte auf die Meldung von der Schlappe ſeines Generals ſofort beſchloſſen, noch einen Verſuch gegen Böhmen zu machen. Vielleicht gab ſich jetzt der Feind eine Blöße. Die Verbündeten mußten vor den franzöſiſchen Maſſen die am 14. gewonnenen Vorteile wieder räumen und ſich auf Kulm zurückziehen. So kam es in dieſem Tal am 17. September zu einer zweiten Schlacht von Kulm, die ſich allerdings an Heftigkeit und Bedeutung mit der erſten nicht meſſen konnte. Bis gegen Mittag lag der Nebel in ſo dichten Schwaden über dem Schlachtfeld, daß kaum eine Hand vor Augen zu ſehen war. Es war infolge der Nachrichten der vorhergehenden Tage Zeit genug geweſen, die verbündete Armee in Schlachtordnung aufzuſtellen. In einem weiten Bogen ſtanden die Maſſen da, Preußen, Ruſſen, Öſterreicher, um den Feind, ſobald er aus Nollendorf debouchieren würde, warm zu empfangen. Um die Mittagsſtunde, als ſich der Nebel hob, hielt der Kaiſer an der Kapelle des Nollendorfer Berges. Drei Stunden lang hielten zwei preußiſche Bataillone den Verhau von Vorder-Tellnitz, dann zogen ſie ſich fechtend zurück und der Feind begann ſich in den Dörfern der Ebene zu entwickeln. Die Franzoſen bemächtigten ſich der Dörfer Ober- und Nieder-Arbeſau und Auſchine und gingen mit ihrem rechten Flügel durch das Dorf Schande, um den Gegner vom Gebirge abzudrängen, dieſelbe Operation, die ſchon Vandamme verſucht hatte. Aber Prinz Eugen von Württemberg, der hier kommandierte, hatte die erſte Schlacht bei Kulm nicht ohne Lehrgeld geſchlagen. Er hatte die linke Flanke ſeiner Stellung ziemlich weit ins Gebirge geſchoben, ſo daß ein Umgehen einfach unmöglich war. Wohl donnerten die Kanonen, und die Hänge der Berge hallten wider von dem Getöſe der Schlacht, aber es war eine Schlacht, die nicht zur Entwicklung kam. Während am Morgen der Nebel die Bewegungen gehemmt hatte, brach in den Nachmittagsſtunden ein ſolcher Platzregen los, daß die Gewehre verſagten und in dem ſtrömenden Regen Freund und Feind kaum zu unterſcheiden waren. Die Vorteile, welche die Franzoſen gewonnen hatten, mußten ſie wieder hergeben, als die öſterreichiſchen Armeeabteilungen Graf Colloredo und Graf Merveldt mit ſtarken Maſſen, unterſtützt von einem großen Geſchützpark, gegen den linken Flügel drückten. Der Verluſt betrug aber beiderſeits nur 1500, es blieb alſo bei bloßem Abtaſten. Die Roten Gardelanciers, anfangs glänzend im Vorteil, bekamen ernſtliche Verluſte durch Neumärker Dragoner. Wenn Oberſt Blücher Sohn hier gefangen, ſo ergab ſich umgekehrt General Kreuzer dem Leutnant v. Grävenitz. Immerhin muß man ſtaunen, daß das ehemalige Korps Vandamme ſeit 14. ſo eifrig ſeine Scharte auswetzte. Saint-Cyrs Rekruten der Diviſion Berthezène fochten übrigens am 8. bei Dohna wieder bravourös (Verluſte 406). — Auf Seite der Verbündeten wollte der vorſichtige Schwarzenberg nicht zu viel riskieren, und anderſeits konnte Napoleon keine

Digitized by Google

großen Verluste ertragen. Er mußte sich sagen: Selbst wenn er hier einen Durchbruch mit großen Opfern erzwang, was war gewonnen? Blücher stand zwei Tagemärsche von Dresden, und die Nordarmee Bernadottes hatte nach Neys eigenem Bericht eine kaum widerstandsfähige Armee vor sich. Nicht Napoleon war mehr Herr der Verhältnisse, sondern die Verhältnisse beherrschten ihn. Schließlich aber konnte ihn auch, wenn er mit Gewalt durchbrach, das Schicksal Vandammes ereilen. Wir sehen den Kaiser nach so fruchtlosen Tagen am 18. September nochmals auf der Höhe von Rollendorf durch das Fernrohr auf den Feind vor sich spähen. Er erkannte, daß die Stellungen zu stark, die Massen, die er zu überwältigen hatte, zu groß seien. Und er entschloß sich, seine Garden und seine Kavallerie zurückzunehmen und Böhmen Böhmen sein zu lassen. Das Spiel des „Hin und Her" mußte seinen Fortgang nehmen, mochte es nun ausfallen, wie es wollte. Während dreier Tage war das Hauptquartier in Pirna. Der Kaiser arbeitete hinter dicht verhängten Fenstern, wie das seine Gewohnheit war, wenn die Arbeit drängte. Man sah sorgenvolle Gesichter überall und zusammengekniffene Lippen, da das Schweigen jetzt das beste war. Am 21. war Napoleon wieder in Dresden.

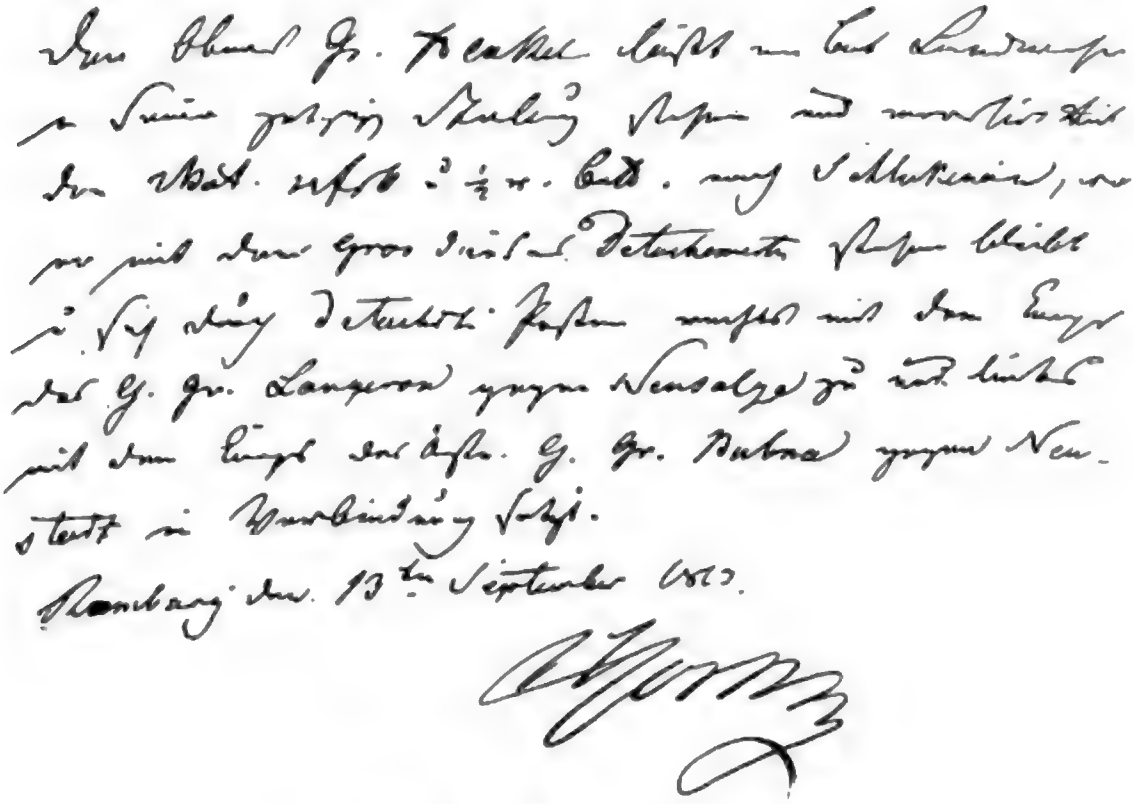
Den Verbündeten war, als Napoleon seine Hauptmacht zurückgenommen hatte, wieder ein Stein vom Herzen gefallen. Sobald der große Mann über das Erzgebirge guckte, beschlich sie bange Sorge. Und sein Erscheinen hatte auch diesmal so viel gewirkt, daß man im Kriegsrat beschloß, mit dem Linksabmarsch nach Leipzig zu warten, bis die große russische Reservearmee unter dem General von Bennigsen zur Stelle sei. Bennigsen sollte 50000 Mann frischer Truppen heranführen. Waren die erst da, so konnte man die Pässe des Erzgebirges sperren, Böhmen decken und sich getrost auf Leipzig werfen, um die Entscheidung zu suchen.

Niemand war froher als der alte Blücher, da Major Rühle von Lilienstern ihm die Genehmigung der Monarchen (über den Kopf Schwarzenbergs hinweg) ins Hauptquartier brachte, daß dem Rechtsabmarsch über die Elbe nichts im Wege stände. Nur eine Bedingung war daran geknüpft: das Erscheinen der Reservearmee unter Bennigsen abzuwarten. Aber der General von Bennigsen meldete, daß er bereits in Zittau eingetroffen sei, und so war sein Erscheinen im Tal von Teplitz nur noch eine Frage weniger Tage.

Im übrigen tat der Stillstand in den kriegerischen Bewegungen der schlesischen Armee bitter not. Seit der Eröffnung der Feindseligkeiten, also seit fast fünf Wochen, war ein Marsch durch Regen und Kot auf durchweichten Straßen dem anderen gefolgt, hatte ein Biwak auf nassem Boden in kalten Herbstnächten das andere abgelöst. Bei dem letzten Vorstoß des Kaisers Napoleon im Anfang September, der den gefährlichen nächtlichen Rückzugsmarsch zum 5. September zur Folge hatte, war es vorgekommen, daß sich einige Landwehrbataillone gänzlich aufgelöst hatten. Der Hunger hatte die armen Leute nach Hause getrieben, um sich einmal gehörig satt zu essen, denn bei dem schnellen Hin und Her in der von den Franzosen schon ausgeplünderten Gegend war es unmöglich, für die Verpflegung so zu sorgen, wie die Bestimmungen es anordneten. Man muß bedenken, daß allein das Yorksche Korps an 180 Proviantwagen hatte, die natürlich den schnellen Märschen nicht ebenso schnell folgen konnten. Der Oberst von Steinmetz, der einst bei der Verteidigung Kolbergs als Vizekommandant Gneisenau so tapfer beigestanden hatte, berichtete, es sei nicht möglich, auf einem Nachtmarsche, wo sich die Kolonnen durcheinanderdrängten, die Truppen zusammenzuhalten, die durch frühere Nachtmärsche und unregelmäßige Verpflegung geschwächt und an den Füßen leidend seien, da das Fußzeug über alle Begriffe schlecht sei. Wohl gäben sich die höheren Offiziere alle Mühe, die Ordnung aufrechtzuerhalten, aber auch sie vermöchten nichts zu erreichen bei der Schwächlichkeit, Jugend und Unerfahrenheit der gemeinen Landwehrmänner und dem Mangel an guten Frontoffizieren. „Ich kann mich dieserhalb," schließt der brave Oberst seinen Bericht, „auf keine Art dafür verbürgen, daß künftig keine Nachzügler sein werden, weil ich auch schon durch Strafen, und selbst sehr harte Strafen, dem Übel vorzubeugen bemüht gewesen bin. Die Kommandeure der Bataillone sind durch strenge Verweise bestraft, mehrere Offiziere haben Arrest gehabt und bei weitem der größere Teil der Landwehren sind in die zweite Klasse versetzt, mit verkehrten Montierungen durch die Reihen geführt, mit Hunger und Stockschlägen bestraft, und es bleibt jetzt nichts weiteres übrig als — totschießen." Ein trübes Bild, das in die hohe Zeit der Begeisterung schlecht hineinpaßt, aber was fordert Cicero von dem Geschichtsschreiber? Nam quis nescit primam esse historiae legem ne quid falsi dicere audeat? deinde ne quid veri non audeat. (Denn wer wüßte nicht, daß es das erste Gesetz der Geschichtsschreibung ist, daß der Historiker nicht wage, etwas Falsches zu sagen, sich aber auch nicht scheue, etwas Wahres zu sagen) — So mag auch dieser dunkle Schatten in dem Gemälde nicht fehlen. Auch die Landwehrleute hatten Mägen, und Mägen, die verdauen wollten, und Füße, die froren, wenn sie barfuß laufen mußten. Sie waren nicht nur Patrioten, sie waren auch Menschen. Das darf nicht vergessen werden. Und dann: die „Befreier Deutschlands", die Kosaken gingen mit dem allerschlechtesten Beispiel voran, fragten nicht danach, ob sie Freund oder Feind plünderten. „Die Unordnungen," schreibt Herr von Müffling, „durch die Kosaken sind unbeschreiblich. Nicht genug, daß sie überall verwüsten, was sie nicht mitnehmen können, so nehmen sie alle Pferde, alles Zugvieh weg,

Digitized by Google

so daß keine Transporte möglich sind. Durch die Beraubungen auf öffentlicher Landstraße, denen jeder ausgesetzt ist, der sich nicht wehrt, ist es so weit gekommen, daß aus Schlesien keine Zufuhr mehr nachkommt. Deputierte mehrerer Städte, welche aus dem Innern von Schlesien gekommen sind, um der Armee Geschenke an Lebensmitteln nachzubringen, verloren alles. Es wurden ihnen auch noch die Stiefel ausgezogen und sie mußten barfuß nach Hause gehen." Auch Müffling forderte die Durchführung des Standrechtes für solche Frevel, aber der alte Blücher und sein Hauptquartier wollten vom Erschießen nichts wissen. Sie wußten, welch guter Kern in der Landwehr steckte und daß die Disziplin gelernt sein will, wie alles. Gneisenau sorgte an seinem Teile dafür, daß das Militärgouvernement von Schlesien auf die Gemeinden einwirkte, um die Landwehrmänner, die es vorgezogen hatten, ihr sweet home aufzusuchen, gebunden an ihre Truppenteile auszuliefern. Er wollte statt des Radikalmittels, des Totschießens, das Ehrgefühl in den einzelnen wecken, und dazu sollten die Gemeinden helfen. „Die Gemeinden," heißt es in seinem Be-



Faksimile eines Befehls des Generals von York
Aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

fehl, „die solche Ausreißer dulden, sind zur Strafe zu ziehen; die Ausreißer selbst durch harte Behandlung, schlechte Kost und beschimpfende Auszeichnung zu strafen. Wenn Euer Hochwohlgeboren nicht strenge Maßregeln ergreifen, so fürchte ich, löst sich ein großer Teil der schlesischen Landwehren auf, da noch nicht Disziplin genug unter ihnen vorhanden ist, um sie auch außer dem Gefecht zusammenzuhalten, Disziplin überhaupt nur durch Strenge erzeugt werden kann, nur dadurch, daß die Soldaten es wissen, daß sie daheim nicht geduldet werden."

Indes, während sich die französische Boberarmee und das schlesische Heer zwischen Bautzen und Dresden tatenlos gegenüberstanden, besserten sich die Verhältnisse auf preußischer Seite einigermaßen. Die Meister vom Pechdraht und Pfriem hatten in ihren Werkstätten fleißig gearbeitet, und es kam eine ungeheure Menge von Schuhen an, so daß auf jede Brigade 4000 Paar verteilt werden konnten. Flinke, mobile Kolonnen sorgten im Rücken der Armee dafür, daß die Nachzügler und Marodeurs wieder zur Armee getrieben wurden. Zufuhren trafen ein, und die Ernährung der Truppen besserte sich, so daß das Heer, — abgesehen von ein paar Tausend Landwehrleuten, die immer noch fehlten und sich jedenfalls in ihre Gemeinden und Dörfer verkrochen hatten, — wieder schlagfertig wurden.

Während so das Hauptquartier und die einzelnen Korpsführer für den Mann im Gliede redlich und

Digitized by Google

nach Kräften Fürsorge trugen, war unter den hohen Herren selbst nicht alles zum besten bestellt. Der tapfere Baron von Sacken zwar, obgleich im Feldzug von 1812 vom Zaren wegen Insubordination bestraft, zeigte sich besonders seit der Schlacht an der Katzbach, da Blücher sein Lob ihm gegenüber nicht gespart hatte, als willig und zuverlässig. Dagegen hatte Marquis de Langeron wiederholt Eigenmächtigkeiten begangen und Befehle nicht befolgt. Blücher sah sich genötigt, über diesen eigenwilligen Mann eine scharfe Beschwerde an den König abgehen zu lassen. Nicht böser Wille, meinte Blücher, sei die Ursache, warum Langeron so handele, sondern er verliere einfach den Kopf und habe kein militärisches Urteil. Er bat daher um die Abberufung Langerons, die aber nicht erfolgte, und worauf Blücher in seiner Gutmütigkeit auch nicht bestand. — Am schwierigsten aber war das Verhältnis des Hauptquartiers zu York. Hier war Gneisenau der Prellbock. Blücher tat mit souveräner Handbewegung den Renitenten York ab: „Ein Kerl, der fortwährend brummt, aber auch beißt." Aber Gneisenau saß immer vorm Rest, weil er die Korrespondenz führte und die Befehle ausfertigte. Wir haben schon von der fatalen Szene am Abend der Schlacht an der Katzbach berichtet, als Gneisenau dem General York freundlich gratulierte und eine patzige Antwort erhielt. Nun gab es seitdem fast täglich Reibereien. „Auf einem guten Fuß mit ihm zu leben ist nicht möglich. Man verträgt sich mit ihm am besten, wenn man in offenbarer Feindschaft mit ihm lebt," war Gneisenaus Urteil. Selbst nachdem des Krieges Stürme schwiegen und die siegreichen Schlachten um beider Schläfen Lorbeerreiser gewunden hatten, gab es eine Aussöhnung der Gegner nicht. Es war bei einem Festmahl am Jahrestage der Schlacht an der Katzbach in späteren Jahren, als bei der Festtafel York gegenüber Gneisenau zu sitzen kam. Ein wohlmeinender Stabsoffizier gab sich erdenkliche Mühe, die beiden Widersacher in ein Gespräch miteinander zu bringen. — Es gelang nicht. — Diese widrigen Verhältnisse zu berühren, scheint uns eine Pflicht. Der eigentliche Kopf der Armee war doch Gneisenau, und es ist wohl anzuerkennen, daß er über all diese Widrigkeiten siegte in der hohen Hoffnung des glücklichen Erfolges. Zwar im Hauptquartier selbst fand er nur Förderndes, nichts Hemmendes. Blücher war mit Leib und Seele sein. Als später die Universität Oxford den alten weißbärtigen Helden zum Doktor honoris causa machte, meinte Blücher schmunzelnd: „Nun, wenn ich Doktor bin, dann muß Gneisenau wenigstens der Apotheker sein." Ein andermal, beim fröhlichen Becher in vertrauter Runde, gab der Alte ein eignes Rätsel auf: „Wer, meine Herren," sagte er, „kann seinen eignen Kopf küssen?" Hierüber allgemeines Schütteln des Kopfes, keiner konnt's. Darauf nahm der Alte den Kopf Gneisenaus zwischen seine Hände und küßte ihn: „Sehen Sie, meine Herren, so habe ich meinen eignen Kopf geküßt." — Es war ein gelehrtes Hauptquartier, das Blüchersche. Professor Steffens, der Naturphilosoph, der spätere preußische Kultusminister Eichhorn, der Justizrat von Stosch und der bedeutende Berggelehrte Karl von Raumer, sie alle fanden sich im innigen Verein. „In unserm Hauptquartier," schreibt Gneisenau, „herrscht weder Spaltung noch Intrige. Wir sind immer eins über das, was geschehen muß, und führen mit Eifer das Befohlene aus. Das ist die schöne Seite unserer Stellung." Aus jenen Tagen bei Bautzen hat uns Karl von Raumer eine hübsche Episode berichtet: „Während das Hauptquartier in der zweiten Hälfte des September in Bautzen blieb, meldete sich eines Tages, als Gneisenau bei Tafel saß, eine Harfenistin. Sie sang ein Lied zu Ehren der Kriegstaten des vorigen Jahres, unter anderem: „Alle Völker bis zu Afrikas Strand hätten vor Freuden gejauchzt über Moskaus Brand, diesen Anfang der Befreiung." Der Gesang lenkte das Gespräch auf die nahe und ferne Zukunft. Der General, dessen edlem Gemüt nichts so fern lag als Prahlen, sagte mit prophetischem Ernst: „Meine Herren, Sie sollen noch Trauben am Rhein essen!"

Der Kaiser Napoleon trug sich, wie gesagt wurde, nach seinem ersten Septembervorstoß gegen Böhmen mit der Idee, alle seine verfügbaren Kräfte herumzuwerfen und, vereinigt mit der Berliner Armee unter Ney, sich nach Norden zu werfen. Er hatte schon am 12. September verfügt, daß das Korps Marmont und die beiden Kavalleriekorps Latour-Maubourg und Milhaud sich bei Großenhain sammelten unter dem Oberbefehl König Murats. Diese Truppen sollten zugleich den Transport einer Schiffsladung von 15000 Zentnern Mehl sichern, die auf der Elbe schwamm, um dem Hunger in Dresden zu steuern. Die Kunde von dieser französischen Truppensammlung bei Großenhain gelangte durch Meldung des Barons Sacken zur Kenntnis Blüchers und flugs beschloß derselbe, in Verbindung mit dem General von Tauenzien die Franzosen bei Großenhain anzugreifen und sie von Dresden abzuschneiden. Tauenzien, der Tatenlosigkeit unter Bernadotte herzlich müde, war gern bereit, an dem frischen Unternehmen mitzuwirken. Schon hatte Blücher die ganzen Dispositionen für den 22. September zu dem Streich gegen Großenhain ausgegeben, als plötzlich am Vormittag desselben Tages seine Vortruppen von der französischen Bober-Armee heftig angegriffen wurden. Um 9 Uhr früh war aus Dresden ein Ordonnanzoffizier bei Marschall Macdonald eingetroffen mit dem Befehl, den Feind auf der ganzen Linie anzugreifen. Er sollte versuchen, Gefangene zu machen, und auch die Einwohner der Gegend ausforschen, um so viel als möglich über die Bewegungen Blüchers zu erfahren. Der Marschall zögerte. Seine Korps waren bedenk-

Digitized by Google

lich zusammengeschmolzen, und der Hunger herrschte in ihren Reihen. Er hatte starke Detachements aussenden müssen, um Lebensmittel anzuschaffen. Aber plötzlich um die Mittagszeit traf der Kaiser im Hauptquartier zu Fischbach ein. Das plötzliche Vorbrechen starker Massen, der große Aufwand an Artillerie ließ die Verbündeten alsbald erkennen, daß hier der Kaiser selbst am Werke sei. In den verschütteten Gassen des armen, niedergebrannten Bischofswerda kam es zu einem hartnäckigen Kampf zwischen den preußischen Schützen der Vorhut und den Franzosen. Der Kaiser hielt sich während des Nachmittags auf dem Kapellenberge bei Schmiedefeld auf, wo ihm ein Wachtfeuer angezündet ward.

Wohl konnte Blücher nach diesem hitzigen Angriff für den 23. September eine Fortsetzung erwarten, und abermals ward beschlossen, sich auf eine Schlacht mit Napoleon nicht einzulassen, sondern fechtend zurückzuweichen. Indes zeigte der Kaiser am nächsten Morgen keine besondere Angriffslust. Er brachte, wie Odeleben berichtet, den Vormittag in seinem Hauptquartier Hartha zögernd und unentschlossen zu. Der ganze Zustand der Bober-Armee und die Stärke der entgegenstehenden schlesischen mochten ihn von einem Angriff abhalten. Außerdem erlitt seine Kavallerie und einige Infanterieregimenter bei Roth-Nauslitz durch einen heftigen Angriff von russischer und preußischer Kavallerie eine schwere Schlappe. Die über 300 Gefangenen, welche bei dieser Gelegenheit von den Preußen gemacht wurden, waren zum größten Teil Westfalen, die schon lange unwillig den französischen Fahnen folgten. Ein anderer Abschnitt dieser Rückzugsgefechte schien den Kaiser besonders zu interessieren. Er ritt gegen 4 Uhr nachmittags mit seinem Stabe gegen Neustadt vor, bis fast in die Feuerlinie. Als die Division Rochambeau vom Korps Lauriston mit Glück vorwärtsging, dessen 149. dafür mit einem Adler beschenkt wurde, freute dies den Kaiser sichtlich. Er war bescheiden geworden und von jedem unbedeutenden Vorrücken erheitert. Er ließ sofort einen Kurier nach Dresden satteln und dem König melden: „Que nous sommes à Bohtsène (Bautzen)," was durchaus nicht der Fall war. Gerade um jene Zeit erlebte seine Vorhut die Schlappe bei Roth-Nauslitz. „Que l'ennemi se retire en Bohème par Neustadt et l'autre route — qu'il va au diable." Mit Recht mochte der Kaiser die Feinde, die ihm dort gegenüberstanden, zu allen Teufeln wünschen und besonders den kommandierenden Brigadegeneral der österreichischen Brigade, der mit seiner schwarzseidenen Augenklappe über dem rechten Auge mephistophelisch aussah. Es war der Graf Neipperg, der später im Leben der schönen Kaiserin Marie Louise eine besondere Rolle spielen sollte und in ihrem Bett eines Kaisers Nachfolger zu werden bestimmt war.

Auch am nächsten Tage, am 24. September, änderte sich die strategische Lage zugunsten Napoleons nicht. Blücher hatte seine Korps bei Bautzen zusammengezogen und stand schlachtbereit da. Er hatte außerdem den General Baron Sacken gegen Kamenz vorgehen lassen, um eine verdeckte Aufstellung in der linken Flanke der französischen Armee zu nehmen und für alle Fälle zu einem Vorstoß bereit zu sein. Aber es kam zu keiner Schlacht. Es wurde beobachtet, daß Napoleon, der sich auf den Höhen von Bischofswerda aufhielt, einen Kurier aus Dresden abfertigte, der ihn eiligst dorthin zurückrief. Der Kaiser hatte die Offensive gegen Schlesien jetzt endgültig aufgegeben und war entschlossen, das rechte Elbufer zu räumen, — ein Entschluß, den er besser vierzehn Tage früher gefaßt hätte. Während der letzten Septembertage, in welchen die Rückzugsbewegungen und Verschiebungen seiner Armee ausgeführt wurden, befand sich Napoleon wieder in Dresden. Von Marschall Ney war die Nachricht eingegangen, daß der Kronprinz von Schweden Anstalten mache, die Elbe zu überschreiten. Zwar konnte Napoleon von dem „piaffeur" mit Recht sagen: „macht immer Anstalt und wird niemals fertig," aber dennoch hielt er es für notwendig, die Berliner Armee zu reorganisieren. Ney hatte sein Korps links der Elbe in dem Elbwinkel hinter Wittenberg zusammengezogen. Das XII. Korps Oudinot wurde aufgelöst und seine verhältnismäßig noch festen Verbände (denn es hatte bei Großbeeren und Dennewitz am wenigsten gelitten) an das IV. und VII. Korps abgegeben. Der Marschall selbst bekam das Kommando über zwei Divisionen der jungen Garde. Es scheint, nach Odeleben, daß der Kaiser den Korpskommandanten die Devastierung der verlassenen rechtselbischen Lande befohlen hat: „Die unmenschlichen Befehle, welche der Kaiser dazumal an die Korpskommandanten ergehen ließ, nach welchen alles Vieh mit fortgetrieben, die Wälder verbrannt, die Fruchtbäume und andere Nahrungsquellen zerstört werden sollten, wodurch der auf dem rechten Elbufer liegende Teil Sachsens in den Zustand eines verwilderten Nomadenstaates versetzt worden wäre, blieben von den besserdenkenden Kommandanten größtenteils unbeachtet." Es war allerdings in Sachsen auch nicht viel mehr zu zerstören. Das unglückselige Land war seit einem halben Jahre der Zentralpunkt dieses fürchterlichen Krieges, und ein ausgehungerter Heuschreckenschwarm hatte den andern abgelöst. Die Flamme hatte Hütten und Häuser verzehrt, leer waren die Kornkammern und Scheuern. In einer Mühle einen Mehlsack zu entdecken, war ein Ereignis; der Rosse Huf, der Kanonen schwere Räder hatten die Saaten zerstampft, — was war in Sachsen noch zu verwüsten?

Der Kaiser war während seiner letzten Tage in Dresden in einer bitteren Stimmung. Keiner wollte ihm ernstlich ins Garn, und er konnte von den Fehlern der Verbündeten, wie er hoffte, keine Vorteile

Digitized by Google

ziehen, weil sie keine machten. Man kann sich lebhaft vorstellen, wie sehr wütend und erbost Napoleon über dieses Spiel des Hin und Her im Grunde seiner Seele war. Und dazu die fortwährenden Nachrichten aus dem Rücken und von den Rändern der Armee über die Erfolge der freien Streifkorps. Da war dieser General von Thielmann, der einst seine sächsischen Reiter so kühn in die Schanzen von Borodino hineingeführt hatte, als erster über den Graben setzend, General Thielmann von Torgau, wir kennen ihn. Seine Verwegenheit und sein Unternehmungsgeist kam jetzt den Verbündeten zustatten. In Merseburg, das er durch einen Handstreich einnahm, fing er 700 Mann und befreite einige tausend Gefangene. Bei Kösen fing er einen Transport von 200 mit Kavallerieeffekten schwerbeladenen Wagen ab und machte einige hundert Gefangene. Und so folgte von seiner Seite ein Handstreich dem andern. Die Straße von Leipzig über Erfurt nach Mainz war zu einer Straße der blassen Furcht geworden, seitdem Thielmann sie unter seine besondere Beobachtung genommen hatte. Kein Kurier konnte mehr durchkommen, kein Detachement kam ungeschoren davon. Thielmann machte so viele Gefangene, daß er sie schließlich zum großen Teil wieder laufen lassen mußte, weil er nicht genügend Begleitmannschaften hatte. Am 12. September ergab sich die Stadt Naumburg durch Kapitulation an den preußischen Rittmeister Graf Wartensleben, wo, einschließlich der Kranken, an 1000 Gefangene gemacht wurden. In der Gegend von Lützen überfiel Oberst Mensdorf einen Gefangenentransport und befreite an 600 österreichische und russische Gefangene. Der Kaiser mußte zu seinem Ärger sehr starke Detachements abgeben, und zwar besonders Kavallerie, an der er doch so großen Mangel litt. Marschall Kellermann beschuldigte schwer den General Noiret, Chef des Kavalleriedepots in Leipzig, der sich am 20. viele seiner 8000 Wagen bei Weimar abnehmen ließ. Um dem Unwesen ein Ende zu machen, befahl der Kaiser dem General Lefebvre-Desnouettes, mit seiner Gardekavallerie das Oberkommando über diese Schutztruppen zu übernehmen. Aber auch die Verbündeten, welche in einem flott geführten Parteigängerkrieg ihren Vorteil sahen, versäumten nicht, weitere Freikorps abzuordnen. Der Kosakenhetman Graf Platow wurde zur Unterstützung Thielmanns abgesandt. Am 28. September kam es südlich Altenburg zwischen Lefebvre und Platow, Thielmann und Genossen zu einem sehr heftigen Zusammenstoß, bei welchem das französische Korps völlig geworfen und Zeitz, wohin sich die Infanterie geflüchtet hatte, mit stürmender Hand genommen wurde. Als sich das französische Fußvolk in einige Gebäude warf, mußten die flinken Reiter absitzen und mit dem Karabiner in der Hand die Gebäude stürmen. Die Division Lefebvre ward völlig zersprengt. Erst in Weißenfels gelang es dem General, die aufgelösten Scharen zu sammeln. Er hatte allein an Gefangenen „über 1500 Offiziere und Mannschaften verloren, 400 Pferde, 5 Kanonen und 3 Standarten der berühmten Gardereiterei". Da sieht man wieder, wie vorzüglich sich die Verbündeten auf erfinderische Mache verstanden, denn die Gardereiter verloren nach Martiniens Archivausweis nur 2 verwundete Offiziere, auch die geringere Verlustangabe „52 Offiziere, 1344" ist glatt erfunden. Was sagt man dazu, daß man für Gefecht am 10. Oktober bei Naumburg, selbst 900 Mann verlierend, 1500 Verlust Augereaus und Milhauds erfand, während nachweislich Milhaud 6 Offiziere 128 Mann, Augereau 10 Offiziere, 150 Mann einbüßten?

Auch aus dem Norden trafen fatale Nachrichten ein. Der Marschall Davoust zeigte noch immer nicht die Tatkraft, die er in früheren Feldzügen bewiesen hatte. Ihm schien vor allen Dingen die Deckung Hamburgs am Herzen zu liegen, auch mochten die Niederlagen von Großbeeren und Hagelberg und kürzlich die von Dennewitz ihn bedenklich gemacht haben. Er hatte sich in eine sehr feste Stellung vor Ratzeburg zurückgezogen und eine Reihe von Vorwerken angelegt und wartete dort ab, was kommen würde. General Graf Wallmoden hatte sich bisher auf eine Beobachtung der Stellung Davousts beschränkt, erfuhr nun aber, daß der französische General Pécheux mit einem Detachement gegen Magdeburg marschiere, um die Verbindung zwischen Hamburg und der wichtigen Festung zu sichern. Pécheux war ein erfahrener General, der sehr bald merkte, daß die Aufgabe, die ihm übertragen war, höchst brenzlich sei, denn er erfuhr, daß in der Nähe von Dömitz stärkere feindliche Kräfte standen, und machte Davoust Vorstellungen. Aber der Fürst von Eckmühl entgegnete etwas barsch, der General möge nicht zaghaft sein, möge sich nicht einschüchtern lassen, sich aber auch keiner Schlappe aussetzen. Nach dieser Weisung war Pécheux so klug wie zuvor. Die bösartige Stimmung, die überall unter den Einwohnern herrschte, machte dem General jede Erkundung schwer. Aber Pécheux setzte seinen Vormarsch, von Kosaken umschwärmt, fort und gelangte mit seinen Truppen am 15. in das Waldgelände „die Göhrde." Hier wurde er von dem General Graf Wallmoden überraschend und mit fünffacher Übermacht angegriffen. Es kam zu einem sehr heftigen Gefecht, und Pécheux sah sich umstellt. Nur die außerordentliche Bravour seiner Truppen, obgleich es junger, nur flüchtig eingeübter Ersatz war, und seine eigene Umsicht retteten ihn vor der Kapitulation. Von den 3500 Mann, über die er verfügte, brachte er 2000 über die Elbe zurück. Aber seine sechs Geschütze, seine Munitionswagen, seine Feldschmiede, alles das blieb in den Händen seiner Gegner. Das kühne Unternehmen Wallmodens hätte besser ausfallen können, wenn der General seine Truppen so in der Hand gehabt hätte wie der französische Führer. Davoust stand nicht an, dem General Pécheux das höchste Lob zu spenden. „Bei den Kräf-

Digitized by Google

ten, die Sie zu bekämpfen hatten, waren Standhaftigkeit und Geschicklichkeit das erste Erfordernis. Ich halte es für meine Pflicht, Ihre und Ihrer Truppen Haltung unserm Souverän vor Augen zu führen." — Ein Pflaster wenigstens auf die schmerzhafte Wunde für den braven Pécheux*).

Auf seiten der Verbündeten hatten die Lützower ihren guten Anteil an dem Gefecht. In ihren Reihen fiel der freiwillige „Jäger Renz", unter welchem Namen sich die Tochter eines Unteroffiziers aus Potsdam, Eleonore Prochaska, unter die Lützower hatte aufnehmen lassen. Sie war von Beruf Köchin, 28 Jahre alt, und machte sich in mancher Beziehung infolge ihrer weiblichen Fertigkeiten im Lager beliebt, ohne jedoch erkannt zu werden**). Als die Freiwilligen gegen eine Batterie anstürmten, ergriff das Mädchen die Trommel eines erschossenen französischen Tambours und schlug den Sturmmarsch. Da prallte eine Kartätschenladung in den dichten Haufen hinein, und ein Splitter zerriß dem Mädchen den Schenkel. Bestürzt über diese Wendung, klammerte die Getroffene sich an den Rockschoß des Leutnants Förster und rief jammernd: „Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen!" Das arme Mädchen starb einige Wochen später in Dannenberg an der Elbe am Wundfieber und wurde in allen Heldenehren daselbst begraben. Zwei Denkmäler in Dannenberg und Potsdam und eine Prochaska-Stiftung zur Fürsorge für Veteranen ehren das Andenken der heldischen Köchin, die sich von einer krausen großen Zeit so in den Tod reißen ließ, anstatt einem tüchtigen Mann gesunde Kinder zu gebären, wie es wohl besser ihre Aufgabe gewesen wäre.

So ging mit empfindlichen Verlusten für Napoleon der September aus. Wie waren all die Zehntausende seiner jungen Truppen, welche die Schlachtfelder Sachsens, Schlesiens und der Mark deckten, welche verstümmelt und fiebernd in den Lazaretten lagen, welche gefangen in preußischen Festungen saßen oder auf dem Wege nach Sibirien waren, wie waren diese Verluste zu ersetzen? Einst hatte der Kaiser mit dem ehernen Imperatorenantlitz angeblich geringschätzig gesagt: „Pah, was so ein Schlachtfeld verschlingt, das bringt mir eine Pariser Nacht wieder ein!", was freilich Hintertreppenwitz in seinen Mund aus dem des Prinzen Condé im 17. Jahrhundert übertrug! — Frankreich mußte neue Söhne hergeben. Am 27. September ging ein Dekret nach Paris, das die Aushebung von 120000 Mann der Jahresklassen 1810—1812

*) Vergl. eine Studie von Schwertfeger im Mil.-W.-Bl. Major (später General) Friederich schiebt wieder alle Schuld für das Mißlingen auf Drillmangel der Freischaren, als ob Pécheux' arme kleine Französchen besser geschult gewesen wären! Die Führung, immer wieder die Führung! Beiläufig war dort Wallmodens Reitereichef Ahrendschild sehr kriegserfahren, hatte schon bei Talavera ein Husarenregiment der Deutschen Legion geführt, doch Erfahrung allein genügt nicht.

**) Zwei Briefe der Eleonore Prochaska an ihren fünfzehnjährigen Bruder:

Aus unserm ersten Biwak 1813.

Lieber Bruder!

Nun habe ich Dir noch etwas ganz Neues zu erzählen, worüber Du mir aber vorher versprechen mußt, nicht böse zu sein. Ich bin seit vier Wochen schon Soldat! Erstaune nicht, aber schelte auch nicht; Du weißt, daß der Entschluß dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, welche mir vorwarfen, ich sei feige, da alles um mich her entschlossen ist, in diesem ehrenvollen Kriege mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluß unumstößlich fest, ich war im Innern meiner Seele überzeugt, keine schlechte oder leichtsinnige Tat zu begehen; denn sieh nur Spanien und Tirol, wie da die Weiber und Mädchen handelten! Ich verkaufte also mein Zeug, um mir erst eine anständige Manneskleidung zu kaufen, bis ich Montierung erhalte; dann kaufte ich mir eine Büchse für 8 Taler, Hirschfänger und Tschako zusammen 3½ Taler. Nun ging ich unter die schwarzen Jäger; meiner Klugheit kannst Du zutrauen, daß ich unerkannt bleibe. Ich habe nur noch die große Bitte, daß Du es Vatern vorträgst, so vorteilhaft wie möglich für mich. Vater wird mir nicht böse sein, glaube ich, denn er erzählte ja selbst Skizzen von den Spanierinnen und Tirolerinnen, wobei er meinen Entschluß deutlich auf meinem Gesichte lesen konnte. Ich habe aus Vorsicht meinen Namen geändert; wenn Du mir schreibst, so unterzeichne Dich mit meinem angenommenen Namen als mein Bruder; denn Du weißt, Briefe haben mancherlei Schicksale. Wir exerzieren, tiraillieren und schießen recht fleißig, woran ich sehr viel Vergnügen finde; ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe.

II. Brief.

Das Datum weiß ich nicht, wir haben keinen Kalender und man merkt es gar nicht, wenn Sonntag ist.

Lieber guter Bruder!

Uns ist gesagt, daß wir schon in drei Tagen vor den Feind kommen; es ist also vielleicht das letzte Mal, daß ich mit Dir, geliebter Bruder, noch eine Unterhaltung habe; ich bin zwar sehr müde, wir haben in fünf Tagen wohl an dreißig Meilen zurückgelegt und morgen früh um 2 Uhr marschieren wir schon weiter; aber trotz aller Müdigkeit will ich mich diesen Abend nur mit den Meinigen beschäftigen. Es ist mir noch immer geglückt, ganz unerkannt zu bleiben; kann ich nicht ein Quartierbillet für mich allein bekommen, so ist gewöhnlich der kleine Arnold von fünfzehn Jahren mein Kamerad. Im Biwak hab' ich mein Lager immer für mich allein. Wegen meiner Stimme necken sie mich; da habe ich mich für einen Schneider ausgegeben, die können auch eine feine Stimme haben. Zu tun gibt es im Biwak auch genug, denn außer mir ist nur noch ein einziger Schneider bei der Kompagnie, ein bucklicht altes Männchen, den sie nirgends als Soldat haben annehmen wollen; aber unser Hauptmann sagte: Im Kriege sieht Gott nicht den Buckel, sondern das Herz an, wenn das nur auf dem rechten Flecke sitzt. Mit dem halt' ich zusammen und nähe und wasche fleißig, und weil ich mich auch auf die Küche verstehe, mögen sie mich alle gern.

Digitized by Google

verlangte und von 160000 Mann der Jahresklasse 1815. Der Ersatz der dazwischenliegenden Jahre 1813 und 1814 war kahlgeerntet. Der Kaiser wandte sich an den Stolz der französischen Nation, der ihm schon so oft als Sporn für deren Leistungen gedient hatte. Jetzt, wo es galt, die Feinde vom Boden des Vaterlandes fernzuhalten, glaubte er, gerechterweise dem Lande neue Opfer zumuten zu können. Hatte nicht das kleine Preußen mit seinen 5 Millionen Einwohnern weit über 200000 Mann ins Feld gestellt? Und das Kaiserreich hatte damals 60 Millionen Einwohner. Seine schöne Kaiserin mußte selbst in den Senat gehen und die Forderung des Gemahls vertreten. Die Österreicherin scheute sich nicht, von plündernden und brennenden Scharen zu sprechen, die über la belle France hereinbrechen würden, und doch waren es ihre eigenen Landsleute, welche sie so als Teufel an die Wand malte. Dabei war das gar nicht mal nötig, denn geschmeidig beugte sich der Senat, und der wohlgeölte Herr de Lacépède kleidete seine devoten Gefühle in den Satz: „Mit ewiger Dankbarkeit, mit religiöser Pietät werden wir die denkwürdigen Worte im Gedächtnis bewahren, die Eure Majestät von Ihrem Throne herab an uns gerichtet haben." — Hinter ihrem Rücken allerdings grinsten sich die Senatoren gegenseitig an. Marie Louise in ihrem kaiserlichen Hermelin war eigentlich nicht mehr als ein Geßlerhut, den der Allgewaltige auf einer Stange aufgerichtet hatte.

Digitized by Google

26. Kapitel

Wartenburg

Obgleich sein helles Urteil ihm längst sagen mußte, daß die Elblinie, daß Dresden unhaltbar geworden sei, klebte Napoleon mit fast abergläubischer Einbildung an der einmal gewählten Stellung. Es war schon bei Ablauf des Waffenstillstandes erwogen worden, ob nicht die Operationslinie an die Saale zurückzuverlegen sei. Da habe, wird erzählt, der höfische Herzog von Bassano den Kaiser auf Friedrich den Großen von Preußen aufmerksam gemacht, der mit weit geringeren Kräften den verbündeten Russen und Österreichern in derselben Stellung einen ganzen Winter standgehalten habe. Der große Name Friedrichs, mit dem er sich in mancher Beziehung wesenseins fühlte (ach, wie unendlich fern, wie weltenfern auseinander lagen diese beiden Charaktere!), übte seinen Einfluß. Als der Intendant Daru, der schon alle Befehle für den Rückzug empfangen hatte, seine Pläne vorlegen wollte, war der Kaiser anderer Meinung und schickte den Intendanten fort: „Die Sache muß noch überlegt werden!" — Und selbst in den ersten Tagen des Oktober hoffte der Kaiser noch immer, von Dresden aus einen Blitzschlag auf seine Angreifer niederzuschleudern. Aber alles Lauern half ihm nicht. Während der zweiten Hälfte des September lagen noch große Chancen in seiner Hand. Ein ernsthafter Vorstoß gegen Blücher hätte zum Entsatz von Glogau geführt, hätte die russische Reservearmee unter Bennigsen in ihrem Marsche nach Böhmen festgehalten, denn Bennigsen wäre in dem Fall der Bedrängnis der gegebene Sukkurs für Blücher gewesen. Hätte der Kaiser inzwischen die sämtlichen Korps des Marschalls Saint-Cyr, des Grafen von der Lobau und des Marschalls Victor mit dem von Ney bei Torgau vereinigt und sich dann nach Norden auf Bernadotte geworfen, so hätte er auch die Garnisonen von Stettin und Küstrin, vielleicht sogar auch die von Danzig freimachen können. Zog er dann alle seine Truppen an sich, so gebot er über ein Heer von über 300000 Mann, eine Gewaltmasse, die man nicht vom Rhein abschneiden konnte, mit der er sich auch in Deutschland halten konnte, wenn die Verpflegung geordnet wurde und die Neukonskriptionen herangezogen wurden. Es ist sehr fraglich, wie sich die Verbündeten gegenüber einer solchen Konstellation verhalten hätten. Napoleon, der große Kriegsmann, an der Spitze einer Armee von 300000, gestützt auf die Festungen Magdeburg, Wittenberg und Torgau, — möglich, daß ein Frieden billig geworden wäre. Indes, das hätte alles sein können. Militärwissenschaftliche Schriftsteller haben die Möglichkeit ausgerechnet. Es hätte aber auch anders kommen können. Denn daß dies kaiserliche Hirn nicht alle Möglichkeiten erwogen hätte, ist kaum anzunehmen. Zeit und Raum, diese beiden für die Kriegführung entscheidenden Faktoren, hatten sich gegen ihren Herrn und Meister gewendet, seitdem er sich im russischen Feldzug erhaben über sie geglaubt hatte. Wohl schien es ihm zu gelingen, diese unwägbaren Kräfte während des Frühjahrsfeldzugs noch einmal in seinen Bann zu zwingen. Aber seit Anfang September schien seine Meisterschaft vorbei. Der September, vier kostbare Wochen, waren unwiederbringlich verloren. Sie hatten nicht nur keinen Erfolg gebracht, sie hatten eine Kette von Mißerfolgen mit sich geführt. Und der Raum war dem Kaiser so eng geworden, daß er kaum noch Ellenbogenfreiheit hatte, zu einem größeren wuchtigen Schlage auszuholen. „Der Kriegsschauplatz," sagt Albert Pfister, „engte sich für ihn mit jedem Tage mehr ein. Damit standen seine Kräfte auch konzentrierter. Das brachte einen gewissen Vorteil mit sich, aber wagen durfte er nichts mehr; nach allem, was geschehen, durfte er nur einen Schlag führen, wenn ein glücklicher Ausgang gesichert war. So kam er ins Zaudern und Bedenken, er erscheint jetzt schon als in der Notwehr befindlich."

Während der Kaiser brütend und lauernd in Dresden saß und eifrigen Geistes überlegte, wie er aus der Zwickmühle herauskommen sollte, kam drüben im Lager von Bautzen der Plan des Rechtsabmarsches und des Übergangs über die Elbe zum Reifen, dessen Ausführung den Kaiser jedes weiteren Zweifels entheben sollte. Im tiefsten Geheimnis hatten Blücher und sein Gneisenau (nur einige Generalstabsoffiziere waren hineingezogen) den Plan bedacht. Es war beschlossen, Bernadotte durch dies kühne Vorgehen

Digitized by Google

mitzureißen oder, wenn der nicht wollte, wenigstens die preußischen Generale. Die, das wußte man, brannten darauf, zu handeln. Gneisenau hatte alles erwogen und auch die Frage: Wie, wenn der Kronprinz sich weigert, dem Übergang der schlesischen Armee zu folgen? Nach dem, was voraufgegangen war, war diese Frage nicht unberechtigt. „Soll man," schrieb Gneisenau, um sich den Rücken zu decken, an den Generaladjutanten von Knesebeck nach Teplitz, „soll man denn noch länger schöne Kräfte unbenützt in seiner Hand lassen? Die Pflicht gegen unsern Herrn gebietet uns, einer solchen Lähmung entgegenzuarbeiten. Und wir müssen trachten, den General von Bülow — Tauenzien ist schon in Bereitschaft, mit uns gemeinschaftlich zu wirken — mit uns zu vereinigen, damit wir imstande sind, eine Schlacht am linken Ufer der Elbe in den Ebenen Sachsens zu liefern." Den russischen General von Wintzingerode, so führt Gneisenau aus, könne man auch mitziehen, und die 25000 Schweden, mit denen der Kronprinz vielleicht aus Verdruß umkehren würde, seien zu entbehren. Übrigens würde er das letztere schon nicht tun, da ja England ihm glänzende Subsidien zahle und er dann die Aussicht auf Norwegen verliere. Aber der vorsichtige König Friedrich Wilhelm wünschte nicht, daß eine gewaltsame Aufwiegelung der preußischen Generale gegen Bernadotte erfolgen möchte, und ließ in diesem Sinne an Gneisenau schreiben. — Man hatte sich inzwischen durch den Major Rühle von Lilienstern schon der preußischen Generale versichert, und die Herren hätten, wenn Bernadotte nicht seine Mitwirkung inzwischen versprochen hätte, jedenfalls Wege gefunden, unabhängig von ihm zu handeln.

Als plötzlich am 25. September Blücher die knappen Befehle zum Abmarsch ausgeben ließ, erregte dieser Plan im Hauptquartier allgemeines Staunen. Der preußische General von Rauch, der für die schlesischen Festungen fürchtete, setzte sich hin und reichte eine Denkschrift ein, und der russische Kriegskommissar General Thuyl protestierte feierlich gegen eine so gewagte Unternehmung. Es kam zu einer sehr erregten Besprechung, in welcher noch andere Stabsoffiziere mit Bedenken auftraten, aber dem Alten stieg das Blut zu Kopf und mit einem kurzen: „Kriegsrat halte ich nicht!" schnitt er alles Reden und Widerreden ab. „Blücher," sagt Theodor von Bernhardi, „bewährte hier alle die großen Führereigenschaften, die ihn auszeichnen, den richtigen Blick für die Verhältnisse im großen, die unwandelbare Festigkeit des Charakters, die kühne und großartige Gleichgültigkeit in Beziehung auf alles, was persönliche Verantwortung und überhaupt seine persönlichen Verhältnisse betraf."

In der Morgendämmerung des 26. September marschierten die preußischen und russischen Kolonnen gegen Nordwesten ab. Ein Korps von ungefähr 10000 Mann mit guter Kavallerie unter dem Kommando des russischen Generals Kapzewitsch blieb vor Bautzen stehen, um die Bewegung zu verschleiern. Auch das Hauptquartier blieb noch in Bautzen, denn es lag dem Oberkommando viel daran, daß im Fuchsbau von Dresden nichts ruchbar wurde. Am nächsten Tage folgte Blücher dem Vormarsch. Schon in Königsbrück erhielt er das erste Echo vom General Tauenzien, der hocherfreut war, „daß ihm endlich das so lange sehnlichst gewünschte Glück beschieden sei, sich mit der Blücherschen Armee in Verbindung setzen zu können, da der ‚große Feldherr' (Bernadotte) auf dem rechten Flügel auf eine Weise operiere, daß es Gottes Wille sein müsse, daß die Sachen überhaupt noch so gut ständen." Bald ging auch ein Schreiben von Bülow ein. Auch der war entschlossen, mit oder ohne den Kronprinzen zu handeln. „Ich werde mich nicht durch die Furchtsamkeit und die egoistische Politik eines Fremdlings abhalten lassen, mit meinem Korps für das allgemeine Beste mitzuwirken, und können Eure Exzellenz auf mich und meine sehr braven Truppen rechnen." — General von Bülow hatte auch dem Major Rühle von Lilienstern dringend geraten, selbst zu Bernadotte zu fahren und dort sein Heil zu versuchen. Rühle tat dies ohne Auftrag. Er nahm einem Feldjäger den Brief Bülows ab, in welchem dieser dem Kronprinzen seinen Entschluß, Blücher zu unterstützen, mitteilte. Die Königliche Hoheit nahm den preußischen Major höchst gnädig auf, vielleicht mit einigen Windungen wie eine glatte Schlange, die man packen will und die entschlüpfen möchte. Aber er mochte wohl einsehen, daß sich den Tatsachen gegenüber nicht viel mehr ausrichten ließ, wenn er keinen Ärger haben wollte. Vermutlich floß durch diese Unterredung recht oft jene sonderbare Begrüßungsformel, die der Gaskogner sich angewöhnt hatte: „Je suis enchanté de vous voir, mon ami. Entendez-vous, mon ami? Adieu, mon ami." („Ich bin entzückt, Sie zu sehen, mein Freund. Hören Sie, mein Freund? Adjöh, mein Freund.) Rühle stellte ehrfurchtsvoll die Wünsche seines Oberkommandierenden der kronprinzlichen Erleuchtung anheim. „Mit wieviel Truppen will denn Seine Exzellenz, der General von Blücher, über die Elbe gehen? Mit 30000? Entendez-vous, mon ami?" — „Nein, mit seiner ganzen Armee, Königliche Hoheit." Gegen Rühles Erwarten versprach der Kronprinz alles Gute. Er wollte, während Blücher bei Elster überging, von Roslau und Aken her ernsthaft demonstrieren, um die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken. Auch er wolle dann mit seiner ganzen Armee den Fluß überschreiten, um jenseits desselben mit Blücher vereint zu handeln. In drei bis vier Tagen sei er bereit. — „Den Teufel halte, wer ihn hat," dachte Rühle, und bat sich um Lebens und Sterbens willen von seiner Hoheit etwas Geschriebenes aus. Der Kronprinz zögerte nicht, einen Brief an Blücher zu richten, in welchem die Vereinbarungen festgelegt waren. — „Die Bot-

Digitized by Google

ſchaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube," mag Blücher gedacht haben, als Herr von Rühle ihm den Entſchluß des Kronprinzen überbrachte. Grund genug dazu war. General von Kruſemark, preußiſcher Bevollmächtigter im Hauptquartier Bernadottes, ſchrieb gleichen Tages: „Ich ſehe kein anderes Mittel bei den Stimmungen und Anſichten des Kronprinzen, als daß die Bewegungen von Euer Exzellenz Armee es ihm nicht länger verſtatten, zurückzubleiben." Man weiß, wie wenig Freund der alte Haudegen und Vorwärtsſtürmer den Federfuchſern war. Da war auch ſo ein neues Schreiben vom Kaiſer Alexander angekommen. Man fürchtete jetzt im Hauptquartier der böhmiſchen Armee, daß man mit der Einwilligung zum Elbmarſch Blüchers zu viel gewagt habe und daß Napoleon die Gelegenheit benutzen könnte, über den General von Bennigſen und ſeine Reſervearmee herzufallen. Dieſer neue kaiſerliche Ukas fand aber wenig Anklang bei dem General. Ein kurzes „Gut zum Fidibus", an Gneiſenau gerichtet, wies dieſe Einmiſchung ſouverän zurück.

Gneiſenau und Müffling hatten den geeigneten Platz zum Brückenſchlag für den Elbübergang ausgeſucht. Er fand ſich dort, wo die Elbe, nach Aufnahme der Elſter, eine Biegung nach Nordoſten macht, nahe dem Dorfe Elſter. Die Halbinſel, die ſich hier bildet, konnte auf dieſe Weiſe von zwei Seiten vom preußiſchen Geſchütz beſtrichen werden, ſo daß unter der Deckung der Artillerie ſowohl der Brückenſchlag als auch der Übergang der Truppen vor ſich gehen konnte. Zunächſt mangelte es an Holz für den Belag der Pontonbrücken. Aber die Blücherſche Energie half: „Iſt kein Holz im Vorrat, ſo müſſen Häuſer eingeriſſen, Balken, Türen, Tonnen uſw. herbeigeholt, kurz, kein erſinnliches Mittel unverſucht gelaſſen werden, die Flöße zuſtandezubringen." York befahl, ſämtliche Pack- und Fouragewagen abzuladen, um die ſo entleerten Geſpanne zur Herbeiſchaffung der Balken und Bretter zu benutzen. Es ſtanden zunächſt nur wenige feindliche Kräfte linksſeitig der Elbe, nur der General von Franquemont mit einigen württembergiſchen Bataillonen. Erſt als die Nachricht bei Ney ankam, daß bei Elſter ein Brückenſchlag beabſichtigt ſcheine, befahl der Marſchall dem General Bertrand, mit Verſtärkung auf Wartenburg zu marſchieren und das Dorf zu beſetzen. Aber weder der Marſchall noch General Bertrand hatten eine Ahnung, daß ſie es hier mit der ganzen ſchleſiſchen Armee zu tun hatten. Sie glaubten, es ſtünden da drüben nur ein für den Brückenſchlag beſtimmtes Detachement der Nordarmee Bernadottes. Einige preußiſche Bataillone waren am rechten Ufer aufgeſtellt, um den Brückenſchlag zu decken. Auf das linke waren 100 Grenadiere vorgeſchoben, um den dortigen Brückenkopf zu verteidigen.

General Graf Bertrand
Nach einer zeitgenöſſiſchen Lithographie

Inzwiſchen war General Bertrand mit ſeinen Diviſionen Morand und Fontanelli bei Wartenburg eingetroffen. Mit dem Blicke des gewandten Ingenieuroffiziers ſchätzte er das Gelände ein und glaubte ſich und ſein Korps, 13000 Mann und 32 Geſchütze, ſtark genug, die Halbinſel gegen jeden feindlichen Angriff zu ſchützen*). Zwar war der General von Franquemont etwas anderer Meinung. Er fand das Gelände nicht ſo ſchwer paſſierbar, wie es nach den unter Waſſer befindlichen Wieſen auf den erſten Blick erſchien. Die Stellung, die er bei Bleddin eingenommen hatte, mit ſeinen 1500 Württembergern zu halten, ſchien ihm gewagt. Aber Bertrand ließ ihm ſagen, er werde ſchon dafür ſorgen, daß ſich der Feind nicht an Wartenburg vorbei auf Bleddin werfen könne. — Übrigens war auch das ſchleſiſche Hauptquartier über das Terrain jenſeits der Elbe, das nach dem Übergang genommen werden mußte, nicht gut orientiert. Aus dem vielen Gebüſch, was da drüben wuchs, auch aus den Waldbeſtänden, glaubte man, daß dort mehr feſter Boden vorhanden ſei, als es eigentlich war. Die damals ſehr gebräuchliche Petriſche Karte von Sachſen war völlig unzureichend und gab über das Gelände keinen Aufſchluß. Auch mit einigen Bauern aus der Gegend, die herbeigerufen wurden, konnte man ſich nicht verſtändigen. Sie beteuerten nur das Vorhandenſein von Sumpfſtellen und Wieſen, die aber nicht ſo überſchwemmt ſeien wie im vorigen Jahr. Man mußte es daraufhin wagen, und Gneiſenau und Blücher waren entſchloſſen, es zu wagen. Der Übergang ſelbſt konnte vom Feinde nicht verwehrt werden. Die Schwierigkeiten begannen erſt drüben im Gelände.

*) Da Oudinots Reſte aufgeteilt, zählte Morand 16 Bataillone, dagegen waren nur noch 7 italieniſche, 4 württembergiſche Bataillone vorhanden, 2 württembergiſche Schwadronen, 4 heſſiſch-weſtfäliſche. Bei Reynier 11 Bataillone, 13 Schwadronen Sachſen mit 22 Geſchützen, Durutte nur in 6 Bataillone, Guilleminot in 12 formiert.

Digitized by Google

Inzwiſchen hatte der General Bertrand ſeine Verteidigungsſtellung eingenommen. Das Dorf Wartenburg mit ſeinen feſten Mauern und Gebäuden lag wie das Fort einer Feſtung da. Hinter dem Dorf lagen die ſogenannten Sandberge mit dem Weinberg, die, etwa 30 Fuß aus der Ebene ſich erhebend, eine ſehr gute Aufſtellung für Artillerie boten. Von ihnen aus ging der kurfürſtlich-ſächſiſche Landdamm, der die in der Elbniederung liegenden Dörfer vor Überflutung ſchützen ſollte. Er bildete ſozuſagen das Vorwerk des Dorfes Wartenburg, und vor dieſem Landdamm zog ſich wiederum ein toter Elbarm hin, der Streng genannt. Der Damm endete am Dorfe Bleddin, das unmittelbar an einem Elbarm lag. Nordöſtlich dieſes Dammes war eben jenes ſchwierige Terrain von Waldparzellen, Obſtkolonien, Bruchwieſen, und alles das von Gräben und kleinen Wäſſern reichlich durchzogen. Man wird ungefähr auf dem Plan erſehen, wie ſchwierig die Paſſage für größere Truppenabteilungen ohnehin war, und wie ſchwierig und todbringend ſie werden mußte, wenn von Wartenburg, vom Elbdamm, von Bleddin aus auch noch die Batterien ihre verderblichen Grüße ſandten. — Der franzöſiſche Kommandeur hatte ſeine Diviſion Morand in Wartenburg und rechts und links von dem Dorf aufgeſtellt. Die italieniſche Diviſion Fontanelli ſtand an den Landdamm gelehnt und bildete die Mitte, während auf dem rechten Flügel General von Franquemont mit ſeinen Württembergern vorwärts Bleddin an der Stelle ſtand, die den Angriff vermutlich zuerſt auszuhalten haben würde.

Während der Nacht zum 3. Oktober waren die Brücken fertig geworden, und es waren einige Batterien des Korps Bülow, der, wie wir wiſſen, vor Wittenberg ſtand, herangezogen, um den Übergang vom rechten Elbufer aus zu decken. Das Korps des Generals York war für den Angriff beſtimmt. Man wollte durch das Vorſchieben ruſſiſcher Truppen die Franzoſen, welche bisher nur mit Preußen in dieſer Gegend gekämpft hatten, nicht etwa merken laſſen, daß hier die ſchleſiſche Armee am Werke ſei. Im Grunde ſeiner Seele war der alte Eſſigblicker York mit dem Plan des Elbübergangs ganz und gar nicht einverſtanden, wie mit allem, was von Gneiſenau kam: „Ein ſo unüberlegtes Stück dieſer großen Strategen, als es nur eins geben kann. Wird ſchlecht ausfallen.“

Noch in der tiefen Dämmerung des 3. Oktober, als es vom Kirchtum der Stadt Jeſſen Fünf ſchlug, brachen die Kolonnen des Korps York auf. Prinz Karl von Mecklenburg führte die 2. Brigade heran. Hinter ihm marſchierte Oberſt von Steinmetz mit der 1. Der Prinz war ſeinen Truppen vorangeritten und traf an der Übergangsſtelle den General von Gneiſenau. Noch waren die Brücken nicht ganz fertig. Gneiſenau erklärte, daß ſie bald paſſierbar ſein würden und daß der Prinz, um keine Zeit zu verlieren, ſofort mit den ſeit geſtern zum Schutz des Brückenſchlages bereitſtehenden drei Bataillonen und ſechs Geſchützen des Oberſtleutnant Sjöholm übergehen ſolle und ſich des Dorfes Wartenburg bemächtigen. Sobald er das Dorf in Händen habe, möge er melden. — Gegen 7 Uhr früh, von den Waſſern der Elbe und aus den Wieſen des Vorgeländes ſtiegen dichte Nebelſchwaden empor, die ſeinen Anmarſch verdeckten, paſſierte der Prinz mit ſeinen drei Bataillonen die Pontonbrücke und nahm ohne Aufenthalt ſeinen Marſch gegen Wartenburg. Die preußiſchen Bataillone marſchierten in die tiefe Stille des Sonntagsmorgens hinein. Es ſchien faſt, als ob kein Gegner ihnen wehren wollte. Aber plötzlich, als ſich die Spitze der Kolonne dem „Hohen Holz“ näherte, blitzte es aus dem Nebel auf. Es waren die franzöſiſchen Vorpoſten der Diviſion Morand, die ihre Gewehre abgeſchoſſen hatten und alsbald in dem dichten Unterholz verſchwanden. Kaum waren die Schüſſe abgegeben, als es jenſeits des Gehölzes im Dorfe Wartenburg lebendig wurde. Signale und Kommandorufe ertönten überall und zeigten an, daß das Dorf viel ſtärker beſetzt ſei, als man angenommen hatte. Von Wartenburg ſelbſt war nichts zu ſehen. Der hohe Waldbeſtand und der ſich davor hinlagernde Elbdamm verdeckten den Ort völlig. Die Bauern, welche als Führer dienten, erklärten, daß es unmöglich ſei, ſich durch das dicht verwachſene Holz zu finden, denn es ſei von Waſſerlachen durchzogen. Schon hatten ſich ſeine Bataillone in Trupps teilen, teilweiſe im Gänſemarſch marſchieren müſſen, um vorwärtszukommen. Der Prinz ſah ein, daß er mit ſeinen drei Bataillonen nicht weit kommen würde. Er ſandte zu York, der inzwiſchen an den Brücken in Elſter angekommen war, und ließ um Verſtärkung bitten. Der General ſandte drei Bataillone. Nun verſuchte der Prinz, ſich durch das Gehölz zu arbeiten. Die feindlichen Tirailleurs, die ſich verſtärkt hatten, wurden zurückgedrängt und einige Gefangene gemacht. Solange man auf dieſe Weiſe im Hohen Holz operierte, ging es. Als man aber die jenſeitige Liſiere erreicht hatte und Wartenburg etwa 1500 Schritt vor ſich liegen ſah, wurden die franzöſiſchen Batterien lebendig und nahmen die preußiſchen Bataillone in ein tödliches Kreuzfeuer. Nur ein ſchmaler Damm führte über die Bruchwieſe durch das dahinterliegende Gehölz nach Wartenburg hinein. Unmöglich, ſagte ſich Prinz Karl, hier erfolgreich zu ſein. Die Bauern rieten an, eine Umgehung nach links zu verſuchen. Da inzwiſchen noch zwei Bataillone eingetroffen waren, ſo entſchied Prinz Karl in dieſem Sinne. Er ließ Major von Sjöholm mit vier Bataillonen in der Front gegen Wartenburg ſtehen und wandte ſich mit ſeinen übrigen vier Bataillonen und ſeinen Geſchützen nach links, um das Dorf Wartenburg zu flankieren. Nördlich des kleinen Streng oder Moyenhainichtgrabens wand ſich der Prinz mühſam durch

Digitized by Google

den Eichwald gegen den Elbdamm zu, der auf Bleddin führte. Hier traten ihm plötzlich württembergische Tirailleurs der Division Franquemont entgegen. Sie wurden zurückgedrängt, und beim Heraustreten aus dem Walde sah man im Hintergrunde hinter einem offenen Gelände, dem „Schützberg," das Dorf Bleddin liegen. Der Prinz sah hier die württembergische Division aufmarschiert und wagte nicht, mit seinen wenigen Bataillonen anzugreifen, zumal er seine sechs Geschütze der Unwegsamkeit des Geländes wegen an Sjöholm abgegeben hatte. Er ließ den württembergischen Tirailleurs gegenüber zwei seiner Bataillone stehen und drang mit den andern zwei in die Obstplantagen, welche das freie Feld, „den Schützberg", begrenzten. Aber auch dies war vergeblich. Es stellte sich heraus, daß breite Wasserlachen den Weg sperrten. Nach viel vergeblicher Mühsal mußte der arme Prinz mit seinen Leuten an den Elbdamm zurück, um wenigstens das Vordringen der Württemberger zu verhindern. Der Prinz sandte an York Meldung und mußte sich einstweilen, bis Verstärkung da war, so gut einrichten, wie es ging. Diese Wartezeit benutzte der Prinz, um den fatalen Moyenhainichtgraben an einigen Stellen für Geschütze und Kavallerie wegbar zu machen. Im Feuer des Feindes mußten die tapferen Grenadiere und Landwehrleute zu Spaten und Hacke greifen. Es war das 2. Bataillon des 2. ostpreußischen Regiments, das während dieser Arbeit die Deckung gegen den Feind übernahm. Bei Löwenberg hatte dies Bataillon vor wenig Wochen gewankt, und der eiserne York hatte sich am Abend jenes Tages kalt abgewandt, als dies Bataillon an ihm verbeimarschierte. Jetzt wollten die braven Leute jene Scharte auswetzen, sich die Achtung ihres Feldherrn wieder verdienen. Sie standen zur Deckung ihrer Kameraden 30 Schritt von dem Gehölz, aus welchem der Feind unter sicherer Deckung hervor schoß, hinter Bäumen und Büschen verborgen, wie ein Jäger auf Wildbret zielt. Rechts und links fielen die Kameraden. Die übrigen standen, auch ihre Kugel erwartend.

Um jene Zeit erschien General York auf dem Schlachtfeld. Auf seinen Befehl ging die Infanterie der Brigade Steinmetz vor, und ihre Schützen drangen durch das Holz über die Bruchwiese bis an den toten Elbarm, den hintersten Streng, nördlich von Wartenburg, wo sie in den Bereich der auf den Sandbergen und dem Weinberg aufgepflanzten französischen Batterie gelangten. Seine Schützenlinien litten furchtbar, vom Feind war nichts zu sehen, nur die Wirkung seiner schweren Geschütze und des Granatenhagels kündete an, daß er wachsam sei. Um sie nicht für und wider nichts hinzuopfern, nahm Steinmetz seine Tirailleurs um eine Strecke zurück. In diesem Augenblick kam der General von York persönlich mit seinem Stabe bis fast in die Schützenlinie geritten. Er befahl, sie zu verstärken und von neuem vorzugehen. Vergeblich! An der Seite des Generals wurde der Adjutant Delius in den Mund geschossen, dem Oberstleutnant Schmidt brach das Pferd erschossen unter dem Leibe zusammen. Einige Reiter der Stabswache wurden verwundet. Der General hielt mit seiner eisernen Ruhe mitten in dem Getümmel. Er sah ein, daß er den Angriff in der Front aufgeben mußte. „Mit seinem feinen Sinn für das Terrain," sagt sein Biograph, „fand York sich zurecht. Ein toter Flußarm, wußte er, ist am Eingang seicht, am Ausgang tief; bei Bleddin wird demnach am ersten durchzukommen sein; der Elbdamm ist die natürliche Straße zum Vorrücken, freilich unter dem Feuer der feindlichen Batterien. Es galt, den Feind in Wartenburg festzuhalten und zugleich sein Feuer möglichst zum Schweigen zu bringen."

Es war gegen ½10 Uhr, als York seine Dispositionen ausgab. Oberstleutnant Schmidt mußte in der Südbiegung am andern Ufer der Elbe, von wo aus die Sandberge und der Weinberg zu bestreichen waren, drei Batterien postieren. (Ich bitte um Beachtung des Plans.) Also von jenseits der Elbe aus der Südbiegung heraus wurden über den Fluß hinweg die französischen Batterien auf den Sandbergen beschossen, was mit so gutem Erfolg geschah, daß Bertrand eine seiner Batterien kehrtmachen lassen mußte, um sich der Gegner zu erwehren. Des weiteren besagte die Yorksche Disposition: „Prinz Karl von Mecklenburg dringt rasch gegen das Dorf Bleddin vor, vertreibt den Feind und sucht ihn in seiner rechten Flanke zu umgehen. Brigade Horn bleibt verdeckt zur Unterstützung des Prinzen stehen, Brigade Steinmetz beschäftigt den Feind in der Front bei Wartenburg, die 8. Brigade, Generalmajor von Hünerbein, als Reserve, bleibt am Wege von den Schiffbrücken nach Wartenburg stehen." So brachte die sichere taktische Anordnung Yorks bald Ordnung in das bisher verwirrte Gefecht.

Inzwischen ertönte von den Brücken her fröhlicher Gesang. Unter den Augen des Marschall Vorwärts passierten die Kolonnen des Korps York die beiden Übergänge. Aus munteren Kehlen klang die Weise „Prinz Eugen der edle Ritter":

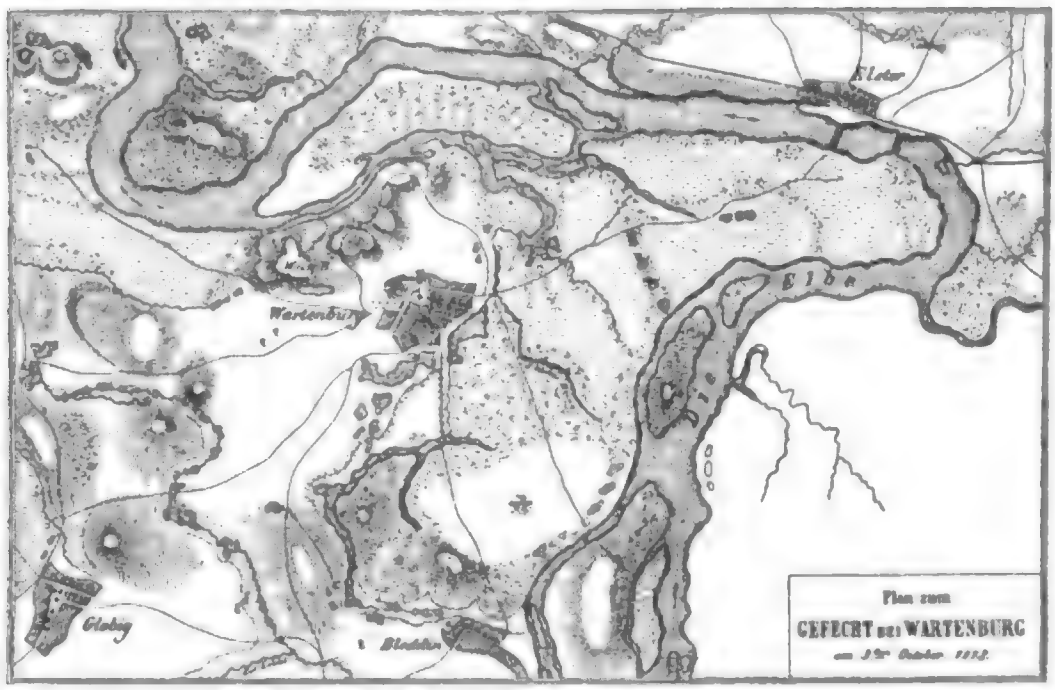
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man konnt' hinüberrucken
Mit der Armee wohl vor die Stadt!

Der alte Blücher, die kurze Pfeife im Munde, hielt am Ausgang der Brücke. Mit brausendem Hurra marschierten die Kolonnen an ihm vorüber. Die Kavallerie führte ihre Pferde am Zügel, der schwankenden Bretter wegen. „Vorwärts, Kinder," rief der General den schwarzen Husaren zu, „und gut aushalten,

Digitized by Google

wer nicht ſiegt, der muß in der Elbe erſaufen! Die Brücke laß ich hinter euch abbrennen.“ Die jungen Reiter riefen wohl ob ſolcher Anrede ein „Hurra, Vater Blücher!“, aber die alten, empfindlicheren brummten merklich. Das Abbrennen, meinten einige, ſei nicht nötig, ob die Brücke hinter ihnen ſtehe oder brenne, ſie täten doch ihre Schuldigkeit. Der Alte ſah ein, daß er vorbeigeſchoſſen hatte und einlenken mußte. „Na, Kinder,“ rief er, „ihr wißt ja, wie's gemeint iſt, nehmts man nicht übel, wir kennen uns ja ſchon. Und nun vorwärts!“

Aber während die Diviſionen ihre Aufſtellung nahmen, der Prinz von Mecklenburg den Moyenhainichtgraben wegbar machen ließ (ſo gut es ging), während er ſeinen Aufmarſch, durch das Gelände gezwungen, ſorgfältig ſtaffeln mußte, vergingen für die Brigade Steinmetz ſchwere Stunden, denn darauf, daß ſie ſich gegenüber Wartenburg und dem heftigen Gewehr- Kanonen- und Granatenfeuer hielt, beruhte der ganze Yorkſche Plan. Von den Mauern Wartenburgs, dem Landdamm, den Sandbergen ſprühte es unaufhörlich herüber. Die Tirailleurketten der Brigade Steinmetz ſchmolzen zuſammen. Bereits ſeit ſechs Stunden ſtand das 1. Bataillon des 2. oſtpreußiſchen Regiments im Feuer. Endlich wurden die Schlacken



Plan zum Gefecht bei Wartenburg

60 Mann ſtark mit der Fahne in der Mitte, durch den Leutnant von Werner zurückgeführt. Es gehörte die ganze Kaltblütigkeit des tüchtigen Oberſt von Steinmetz dazu, hier der Lage Herr zu bleiben. Sobald das Feuer der preußiſchen Tirailleurkette etwas ſchwächer wurde, verſuchten die Franzoſen, über den Wartenburger Damm vorzudringen. Es blieb dem Oberſten nichts übrig, als die drei Bataillone ſeiner Landwehren einzuſetzen. Ein um das andere Mal mußten die Schützenketten verſtärkt werden, ſchließlich waren alle drei Bataillone aufgelöſt. Und noch immer ſchwiegen nicht die Geſchütze, noch immer zeigte ſich nicht die Wirkung der Batterien, die Oberſtleutnant von Schmidt am jenſeitigen Elbufer zu placieren verſuchte. Endlich ſchien es gelungen. Man ſah deutlich, wie ſich die franzöſiſchen Geſchütze nach rückwärts wendeten, um ſich des Gegners im Rücken zu erwehren. Aber ſie dauerte nur kurze Zeit, dieſe Erleichterung, denn es gelang den Franzoſen, der preußiſchen Batterie ſo ſchwere Verluſte beizubringen, daß dieſe ſich zurückziehen mußte. Nun wandten ſich die franzöſiſchen Achtzehnpfünder mit erneuter Wut gegen Steinmetz. Seine Artilleriſten ſanken bei den Kanonen nieder, und es mußten Leute aus der Infanterie vorgenommen werden, um die Geſchütze, ſo gut es ging, zu bedienen. Es wurde die höchſte Zeit, daß der tapferen Brigade Luft gemacht wurde.

Um 1 Uhr mittags war Prinz Mecklenburg ſo weit. Sobald er fünf Geſchütze über den Moyenhainichtgraben hatte, und die ſchwarzen Huſaren drüben waren, ging er vor. Voran, zwiſchen Elbe und Elbdamm, gingen gedeckt zwei Musketierbataillone und freiwillige Jäger unter dem Oberſt von Lobenthal vor. Graf

Digitized by Google

Franquemont hatte seine Württemberger bis 1000 Schritt vor Bleddin vorgeschoben. Als er nun sah, wie die preußischen Staffeln aus dem Walde und am Damm hervorbrachen, erkannte der württembergische Herr, daß die preußische Führung hier den Schlüsselpunkt der Stellung sah, daß er die ganze Schwere des Angriffs auszuhalten haben würde. Er holte zu einem Gegenstoß aus und warf die Tirailleure Lobenthals auf die geschlossenen Bataillone zurück. Vergeblich war es, daß preußische freiwillige Jäger den Württembergern zuriefen: „Kameraden, wir sind ja Landsleute! Die Franzosen sind eure wie unsere Feinde!" Diese gutgemeinte Mahnung wurde nur mit Hohngeschrei und Flintenkugeln beantwortet. So mußte denn auch hier wieder zwischen den Söhnen der deutschen Erde die blanke Waffe entscheiden. Besonders bedenklich mochte Graf Franquemont werden, als er auch Artillerie und Kavallerie gewahr wurde, da er der Ansicht war, daß für diese Waffengattungen das Terrain unwegsam sei. Er hatte allmählich fast seine ganzen Truppen den Preußen entgegengeworfen, um ihr Vordringen gegen das Dorf aufzuhalten. Nicht ohne Erfolg, denn der Kampf war hart. Die tapferen Soldaten waren allerdings schon so weit, daß sie unliebsamen französischen Stabsoffizieren Torfsoden und Kartoffeln nachwarfen, aber wo es die Waffenehre galt, hielten sie dennoch stand. Graf Franquemont erkannte inzwischen klar die Lage. „Ich teilte," berichtet er, „alles dem General Bertrand mit und ließ sogleich um Verstärkung bitten, weil ich sonst zu schwach sei, um länger zu widerstehen. Zugleich ließ ich ihm melden, daß sich eine feindliche starke Kolonne in dem zwischen General Morand und mir liegenden Walde vorschiebe (dies war die Brigade Horn) und daß mithin zu befürchten sei, daß die beiden Flügel der diesseitigen Stellung voneinander getrennt würden." — Bertrand ließ entgegnen, daß er keine Verstärkung mehr habe, daß er aber gegen die preußische vordringende Mittelkolonne die Division Fontanelli vorgehen lassen werde. So blieben die Württemberger sich selbst überlassen. Inzwischen hatten sich gegen Bleddin so starke Kräfte gesammelt, daß Franquemont einsah, daß das Dorf nicht zu halten sei. Er beschloß den Rückzug und warf zwei schwache Kompagnien in das Dorf, die es so lange halten sollten, bis er seinen Rückzug gesichert hatte. Die schwachen Kompagnien im Dorf wehrten sich, so gut es ging, aber nach einem heftigen Dorfgefecht gelangte Bleddin gegen 2 Uhr nachmittags in die Hände der Preußen. Vergeblich versuchte Graf Franquemont hinter dem Dorf noch eine Aufstellung zu nehmen. Es war zu spät. Schon strömten die Flüchtlinge der Division Fontanelli (von deren Zusammenbruch wir gleich hören werden) scharenweise zurück, und Franquemont mußte fürchten abgeschnitten zu werden, wenn er noch länger säumte. Ich gehe nach Trebitz zurück, von dort elbaufwärts auf Torgau, denkt Franquemont. Aber Bertrand denkt anders. Bertrand, den inzwischen der wütende Sturm der Preußen aus Wartenburg hinausgeworfen hat (wie wir gleich hören werden), schickt einen Ordonnanzoffizier, daß sich Franquemont auf die Division Morand zurückziehen möchte, was weit schwieriger ist, denn die Preußen sind ihm auf den Fersen, und zwischen dem Dorf Globig, das er zuerst erreichen müßte, und ihm liegt der Sumpf des kleinen Wasserlaufes Leine. Aber was hilft es. Im Geschwindschritt und noch in sehr guter Ordnung sucht Franquemont Globig zu erreichen. Er läßt seine Infanterie durch den Sumpf gehen bis an die Knöchel oder Knie eingesunken, wie man sich denken kann, aber wenigstens scheint sie ihm hier vor den preußischen Husaren sicher. Seine Artillerie jagt im Galopp links um den Sumpf herum, und als letzte Deckung für die weichenden württembergischen Truppen hält die Reiterbrigade Beaumont: westfälische und hessische Reiter, längst höchst unsicher und bedenklich in ihrer Haltung. — Jetzt, man denke, tritt die preußische Kavallerie aus dem Dorf Bleddin heraus, schwarze Leibhusaren und mecklenburgische Husaren. Die Führer entschließen sich, nun ihrerseits ihre Lorbeeren zu pflücken, nachdem die Infanterie genug zu haben scheint, sehen, wie sich die armen württembergischen Fußtruppen durch den Sumpf winden, in diesem knietiefen Niveau allerdings nicht angreifbar, aber auch nicht gefährlich. Die preußischen und mecklenburgischen Husaren werfen sich jetzt gegen die feindliche Kavalleriebrigade Beaumont. Mag Leutnant von Bonin, der einen Zug der schwarzen Husaren führte, uns erzählen, wie es zuging:

„Es mochte wohl schon um die Nachmittagszeit (gegen 3 Uhr) sein, als der neben mir den dritten Zug führende Leutnant v. Cosel mit einigen Husaren beordert wurde, das Terrain nach dem Dorfe Bleddin zu rekognoszieren. Auf meine Frage: ‚Cosel wohin?' antwortete er im Vorüberreiten scherzend: ‚Marschall Ney in den Rücken fallen!' und trabt fort. Nach Verlauf einer halben Stunde kehrte er mit befriedigenden Nachrichten zurück, und das Regiment schwenkte sofort mit Zügen links ab, mußte jedoch sehr bald bei dem Einbiegen in einen schmalen Fahrweg in Abteilungen zu Dreien abbrechen. Hier war es auch, wo sich zwei Geschütze in die Kolonne des Regiments unmittelbar vor meinem Zuge einschoben. Wir fluchten gewaltig darüber, indem wir Stockungen und Aufenthalt befürchteten, doch fuhr die Artillerie besser, als wir ritten, denn als wir später hinter Bleddin zum Aufmarsch kamen, war selbige bereits im Feuern. In der angegebenen Marschkolonne ging es eine Weile teils in hohem Holze, teils in einer Pflaumenplantage in munterem Trabe fort, bis das Terrain mit einem Male ganz offen und wir mithin zur Zielscheibe der feindlichen Artillerie wurden, welche rechts von uns hinter dem Elbdamm stand. Wir konnten jede einzelne Kugel sehen, indem selbige in der Regel nach zwei bis drei Aufschlägen auf einem feuchten Rasengrunde, dann hell-

Digitized by Google

glänzend über uns hinweggingen. Mir begegnete bei dieser Gelegenheit einer der merkwürdigsten Schüsse, die ich überhaupt erlebt habe. An der vordersten Abteilung meines Zuges reitend, nimmt eine Kugel, welche ich ebenfalls zweimal hatte aufschlagen sehen, dem neben mir reitenden Unteroffizier Nawretzki und dem Flügelmann der Abteilung die Köpfe fort, ohne weder mich noch die beiden anderen auf dem auswendigen Flügel reitenden Husaren im mindesten zu verletzen. — Jenseit Bleddin (dies war bereits durch die preußische Infanterie unter Lobenthal vom Feinde gesäubert) in Linie formiert, gewahrten wir vor uns ein feindliches Kavallerieregiment (es war die Brigade Beaumont, Westfälinger und Württemberger), welches von unserer Artillerie beschossen wurde. Wir schlossen uns an den linken Flügel des bereits vor uns haltenden mecklenburgischen Husarenregiments an, dessen Kommandeur, Oberst von Warburg, zu unserm Kommandeur, Oberst von Rössel, mit den fröhlichen Worten gesprengt kam: ‚Herr Bruder, die Kerls sind alle unser!' und weiter zu der auf unserm linken haltenden Artillerie reitend, rief er dem dieselbe kommandierenden Leutnant Stern zu: ‚Na, schweigen Sie man jetzt 'n bisken stille und lassen Sie die Husaren auch zu Worte kommen. Trompetersignal, Trab!' So ging es vorwärts, das feindliche Kavallerieregiment schwenkte mit Zügen links ab und trabte parallel mit unserer Grundstellung ein gutes Stück fort, wahrscheinlich, um der gefürchteten Überflügelung durch die mecklenburgischen Husaren zu begegnen, dann Front und Halt. So erwartete es stehenden Fußes unseren Schock, den es gut, das heißt bis auf zehn Schritt, aushielt. Es stand mit dem Rücken gegen das Dorf Globig, vielleicht nicht 100 Schritte von demselben entfernt; von einem Abschwenken in Zügen war ebensowenig die Rede wie von einem Kehrtmachen in Abteilungen; jeder wandte sich bei unserer Annäherung, wie er konnte, und das ganze Regiment wurde im eigentlichsten Sinne des Wortes gegen das Dorf gequetscht. Der einzige Eingang in dasselbe war bald verstopft und auch die sehr geräumige Dorfstraße faßte die fliehenden Reiter nicht mehr. So kam es, daß feindliche Abteilungen von 20 und 30 Mann in die geschlossenen Bauernhöfe eintritten und hier widerstandslos gefangen wurden. Jenseits des Dorfes artete die Verfolgung förmlich in eine Art Hetze aus; jeder trachtete nur danach, Gefangene und Beutepferde zu machen, das von allen Seiten laut ertönende Signal: ‚Appell!' überhörend. Da faßte mich mein Regimentskommandeur: ‚Leutnant Bonin! Sammeln Sie die Leute!' Dem Befehle gehorchend wird pariert und das, was von den Husaren um mich ist, geordnet; doch kaum dreht Major von Stößel den Rücken, um noch andere Züge zu sammeln, als ich wieder frisch drauf los ‚Galopp! Marsch!' kommandiere, und freudigen Mutes meinen Kameraden nachstürme. Der Kommandeur bemerkt es bald, reitet mir nach und bläßt mich nicht sanft an: ‚Herr Leutnant, in Dreideibels Namen, ich haue Sie vom Pferde, ich melde Sie dem Könige!' und dergleichen schöne Redensarten sprudelten schockweis von seinen zornvollen Lippen. Ich mußte wohl oder übel meinen Zug sammeln. — — — Da gewahren wir in einiger Entfernung retirierende Infanterie und einen langen Zug feindlicher abfahrender Artillerie. ‚Jetzt holen Sie mir die Kanonen!' rief mein gestrenger Major mir zu. Die feindliche württembergische Artillerie hatte sich in eine rasche Gangart gesetzt. Ingrimm und Eifer spornten auch uns vorwärts. Ich suchte mit meinem Zuge die Spitze der abfahrenden Kolonne zu erreichen und mußte an zwei geschlossenen Abteilungen feindlicher Infanterie gewiß in nicht mehr als 50 Schritt Entfernung vorüberjagen. Das vorderste Geschütz wurde sehr bald von mir überholt. Ein mehrmaliges dem Vorreiter zugerufenes ‚Halt!' blieb ohne allen Erfolg, ich mußte ihm eins über die Nase ziehen, da kam das Geschütz zum Stehen und mit ihm die ganze feindliche Kolonne. Die Tete schwenkte nunmehr ‚Linksum kehrt' und der ganze lange Zug genommener feindlicher Fahrzeuge ihr nach. Bald begegnete ich Abteilungen meines Regiments, unter ihnen auch dem Leutnant von Reiche, welcher das erste genommene Geschütz halten hieß, abprotzen ließ und der Bedienungsmannschaft befahl, auf die abziehende Infanterie, ebenfalls Württemberger, zu feuern. ‚Wir haben keine Schlagröhren,' lautete die vorgebrachte Weigerung, doch der drohend geschwungene Säbel und einige drohende Redensarten halfen die Widersetzlichkeit beseitigen. Die erste Kugel ging weit über das feindliche Bataillon hinaus, die zweite schlug kurz vor demselben ein; mehr ist meines Wissens nicht gefeuert worden, da sich Stimmen gegen die ganze Prozedur erhoben und auch Leutnant von Reiche die Sache nicht weiter trieb."

General von York, als er diesen Streich des Leutnants von Reiche erfuhr, war äußerst aufgebracht und nannte ein solches Verfahren unsoldatisch und eine Roheit und ließ auch die Entschuldigung nicht gelten, daß sonst die Kanonen in Gefahr waren, durch die feindliche Infanterie wieder genommen zu werden.

So war die württembergische Artillerie verloren, die Brigade Beaumont zersprengt, während sich der arme Franquemont mit seiner Infanterie aus dem Sumpf herauskrabbelte. Die Haltung der württembergischen Infanterie war über alles Lob erhaben. „Ich selbst," berichtet Franquemont, „war mit meinem ganzen Generalstab an der Spitze des aus den Regimentern 9 und 10 formierten Bataillons, welches von allen Seiten von feindlicher Kavallerie angegriffen wurde und dessen Kontenance ich es allein danke, nicht in Gefangenschaft geraten zu sein. Hornisten und andere Individuen, welche nicht ganz in der geschlossenen Kolonne rangiert waren, wurden an den Rändern derselben zusammengehauen. Wir bahnten uns einen

Digitized by Google

Weg mitten durch die Schwärme der feindlichen Kavallerie und marschierten nach Schnellin, wo ich das königliche Truppenkorps wieder sammelte und aufstellte." So war die württembergische Division völlig von der französischen Hauptmasse abgedrängt. Jede Verbindung fehlte. Franquemont marschierte auf Düben und nahm neue Stellung hinter der Mulde. Das schwache Truppenkorps hatte über ein Drittel seiner Mannschaft verloren: Sieben Offiziere, 500 Mann tot, verwundet, gefangen. Es waren kaum 1000 Mann, die er aus der Schlacht zurückbrachte. Bitterlich schmerzte den General der Verlust seiner gesamten Artillerie, aber er stand nicht an, in seinem Bericht an den König gerade dieser Waffe das höchste Lob zu spenden, die sich seit der Eröffnung des Feldzugs durch Brauchbarkeit und Disziplin vor allen übrigen ausgezeichnet hat.

Es war um dieselbe Zeit zwischen 1 und 2 Uhr, da der Prinz von Mecklenburg gegen Bleddin vorrückte, als sich des Blücherschen Hauptquartiers eine merkbare Unruhe bemächtigte. Noch immer hielt die Brigade Steinmetz, schwer dezimiert, in der Front von Wartenburg den ungleichen Kampf aus. Die furchtbaren Verluste, die vielen Verwundeten, die zurückgetragen wurden, machten Blücher schwere Sorgen. Und dazu kam plötzlich die Nachricht durch einen Spion des russischen Generals Saint-Priest, daß Napoleon mit 20000 Mann Garde aus der Richtung von Torgau anrücke. Er ließ dem Prinzen von Mecklenburg sagen, daß Wartenburg jetzt um jeden Preis im Rücken genommen werden müsse. Die Entscheidung müsse so oder so fallen. Er selbst ritt dem Korps Langeron entgegen, dessen Spitze die Brücken überschritt. Er ritt an die Truppen heran und bat den General Kern, einige Worte zu verdolmetschen, dann rief der Marschall Vorwärts: „Ihr alten Moskowiter, ihr habt euren Feinden noch nie den Rücken gekehrt — ich werde mich an eure Spitze setzen — ihr sollt die Kerls, die Franzosen da angreifen. Ich weiß, ihr werdet ihnen auch heute nicht den Rücken zeigen. Paschol! Vorwärts!" Mit brausenden Hurras begegneten die rauhen Kehlen der alten Moskowiter dieser Anrede des preußischen Generals. Aber sie brauchten ihren kriegerischen Mut für diese Schlacht nicht mehr — die Preußen hatten sie bereits auf eigene Hand gewonnen.

Schon hatte York der Brigade des Generals von Hünerbein befohlen, zu Horns Unterstützung heranzurücken. Da kam es, daß der Stabsoffizier, welcher die Brigade Hünerbein heranführen sollte, sich verirrte und schließlich, statt auf dem linken Flügel Horns, zwischen Horn und Steinmetz eintraf, zu spät, um noch einzugreifen. Der alte General von Horn wurde ungeduldig, das heftige Kreuzfeuer von Wartenberg her brachte auf die Dauer ebensoviel Verluste wie ein Sturm. Mit Mühe hatte man sich näher an den Landdamm herangearbeitet. Die Schützen, die den Kolonnen tiraillierend vorangingen, sanken bis an die Knie in den Morast. „Ihr führt uns ja Mordswege," sagte General von Horn zu dem Bauern, der als Führer diente und mitten im Kugelregen ganz tapfer aushielt. „Dafor heißt et hier auch der Sauanger," entgegnete trocken der brave Landmann, worauf ein freiwilliger Jäger, eingedenk der Kellerszene aus Goethes Faust, meinte: „Es wird uns hier kaum so kannibalisch wohl werden als wie dreihundert Säuen." So ließ der Humor, ob nun Galgenhumor oder nicht, auch in dieser Lage seine Lichter spielen. Etwas schweflicht vielleicht, aber doch Lichter. Wenn es schon ein Vergnügen war, in Musketen- und Kanonenfeuer hineingeführt zu werden — unter solchen Umständen, wo die Tat alles ist, ändern manche Dinge im Nu ihr Gesicht —, so war es sicher eins, von einem Horn geführt zu werden, von einem Horn, der wirklich Hörner hatte und damit stoßen wollte. Noch hatte York gezögert, dieses große Blutopfer zu bringen. Er hatte am Morgen, als er auf das Terrain kam, kopfschüttelnd zu seinem Adjutanten gesagt: „Man will uns hier auf die Schlachtbank führen!", — ein Hieb auf Gneisenau. Und fast schien es jetzt so, als sollte überreichlich Menschenblut hier fließen. Rechts von Horn sollte der Oberst Welzien mit zwei seiner schlesischen Landwehren den vorspringenden Winkel des Dorfes angreifen, Horn mit dem Gros dagegen den Landdamm erstürmen und Wartenburg flankieren. Hinter dem Landdamm war gerade die Division Fontanelli in der Entwicklung. Schon standen die Schlesier, tapfere Leineweber, die sich hier benahmen wie altgediente Linienſoldaten [Blücher hatte sie am Morgen geärgert, er zeigte überhaupt an diesem Wartenburgtage eine merkbare innere Unruhe, die man sonst an ihm nicht gewohnt war*)], im heftigen Feuer gegen den

*) Ein Vorfall, der auf die Schlacht bei Wartenburg Bezug hat und den der nachherige Fürst und Feldmarschall selbst dem Dichter Fouqué erzählte, aus dessen Munde ihn der Verfasser hat, mag hier noch seine Stelle finden. Blücher erzählte ihn mit der Bemerkung: wie man zuweilen selbst „einen dummen Streech" (Streich) machen könne. Ein Landwehrbataillon, welches bei Elster über die Brücke gehen sollte, sehr zerlumpt vom bisherigen Feldzuge und nicht in der besten taktischen Ordnung, konnte mit dem Übergange aus Mißverständnis oder zufälligen Ursachen nicht sogleich fertig werden. Auf der Stelle fuhr nun Blücher auf dasselbe los: „Ihr Sch . . . zeug, Ihr scheint keene Lust zu haben, da drüben anzubeißen, aber Euch soll das Donnerwetter regieren; wenn ihr nicht fortmacht, laß ik Feuer uf Euch geben." Das hatte die braven Leute, arme schlesische Leineweber, bitter gekränkt. Sie gingen drüben wacker drauf los und taten vollauf ihre Schuldigkeit. Als nun am folgenden Tage der siegreiche Feldherr sich vor der Front der Truppen zeigte, jubelte ihm alles entgegen, nur dies eine Bataillon blieb stumm. Blücher fühlte, daß eine Reparation notwendig war. Er wendete wieder zu dem Bataillon um und sagte: „Aberst Kinder, seid doch keene dumme Denwels nich, un globt, dat ik dat gestern im Ernst gemeent habe; ik weeß, dat Ihr alle düchtige Kerls seid; ik habe ja man gespaßt." Ein schallendes Hurra und unmäßiger Jubel war dann die Antwort.

Digitized by Google

Damm. Aus verdeckter Stellung spien die Kanonen ihre Kartätschenladungen, knatterten die Schüsse der französischen Tirailleurs. Wohl standen die Männer von der Landwehr und knatterten, was das Zeug halten wollte, aber ihre Schüsse trafen den Damm und nicht die Franzosen, während der Tod in ihre eigenen Reihen hinabstieg und seine Sense schwang. General von Horn sah ein, daß hier ein Ende gemacht werden müsse, ein fragender Blick auf York und die knappe Antwort: „Ja, Horn, jetzt ist es Zeit," und schon hatte der Oberst seine Sturmkolonne formiert: Voran das 2. Bataillon vom Leibregiment, dahinter die Löwenberger Landwehr unter Graf Reichenbach, dahinter 1. Bataillon Leibregiment. So brach die Kolonne vor, in eine Hölle hinein. Sollte man den kurfürstlich sächsischen Landdamm mit Kugeln spicken? In diesem Augenblick bricht dem General das Pferd unter dem Leibe zusammen. „Herr Jesus," wird es laut, „da ist der General gefallen!" „Hat sich was zu herrjesussen," flucht Horn, „zum Donnerwetter, helft mir vom Gaul!" Einige Landwehrleute greifen zu, und der General krabbelt sich unter dem Pferd heraus. Wütend über den Unfall, ergreift der General die Flinte eines Toten und ruft: „Dem Ding da muß ein Ende gemacht werden! Ein Hundsfott, wer noch einen Schuß tut! Das Gewehr zur Attacke rechts! Marsch, Marsch!" So wirft sich der General allen voran in den Morast und mit tausendstimmigen Hurra watet ihm sein Leibbataillon und seine Landwehr nach. Viele von ihnen kauten noch an Pflaumen, die sie sich von den Bäumen der Obstplantage gepflückt hatten. Der Soldatenwitz nannte später die Schlacht von Wartenburg die „Pflaumenschlacht". So ging es den Damm hinauf und mit Bajonett und Kolben auf die Italiener der Division Fontanelli, die sich gerade zur Verteidigung aufstellten. Die Wucht des Angriffs warf alles vor sich nieder, was da war. Fünf Bataillone italienischer Truppen waren im Nu zersprengt. Es gelang, zwei Geschütze auf den Damm zu bringen und das, was noch standhalten wollte, mit Kartätschen zu bewerfen. Auch der Oberst von Welzien mit seinen beiden Landwehrbataillonen hatte stürmend den Damm erklommen, bis an den Leib mußten die Bataillone durch das Wasser des Schutzgrabens. So drang man in das Dorf ein, aber die Franzosen der Division Morand zeigten mehr Haltung als die Italiener. Das Hirschberger Bataillon Landwehr wurde mit Wucht wieder hinausgestoßen, und schon warf der Feind seine Tirailleurs gegen das nächste Geschütz. Aber zwei frische Bataillone drangen nach. Hauptmann von Holleben führte seine Tirailleurs vor, und nach einem heftigen Dorfgefecht, in der Front und in der Flanke angegriffen, mußte General Morand das Dorf räumen. Es war 1/4 4 Uhr nachmittags, als Wartenburg überging. General Morand suchte auf dem Höhenzuge hinter Wartenburg, unterstützt von der Artillerie, eine Aufnahmestellung zu nehmen, was auch ganz gut gelang. Die Division Fontanelli dagegen flutete in völliger Auflösung zurück. Aber schon waren zwei Bataillone des Prinzen von Mecklenburg und die halbe Batterie des Leutnants Stern in ihrem Rücken. Prinz Karl hatte alles hergegeben, was er zur Hand hatte, um den Blücherschen Befehl, Wartenburg im Rücken zu nehmen, zu erfüllen.

„Wir marschierten," so berichtet Leutnant Stern, „sofort dahin ab und erreichten, ohne auf ein Hindernis zu stoßen, und ohne in dem übrigens ganz ebenen und unbedeckten Terrain vom Feinde irgend etwas zu sehen, die beiden, etwa tausend Schritt westlich von Wartenburg am Wege nach Bidegast liegenden Windmühlen. Hier stellten wir uns, Front gegen Wartenburg, auf, die Batterie abgeprotzt, Richtung dahin, die beiden Bataillons in Kolonne rechts und links neben der Batterie. Um diese Zeit war es, wo General Horn mit seiner Brigade Wartenburg auf der Südseite angriff. Etwa eine halbe Stunde hatten wir in der Position an den Windmühlen gestanden, als man eine Menge Flüchtlinge feindlicher Infanterie von Wartenburg her ihren Rückzug geradezu auf unser Detachement nehmen sah. Ich ließ sofort mit zweilötigen Kartätschen laden, in der Absicht, den Feind nah herankommen zu lassen und ihn recht wirksam zu beschießen. Ein regelloser Haufen dieser Flüchtlinge hatte das ganze Feld bedeckt. Bis auf 400 Schritte herangekommen, erhielt der Feind den ersten Kartätschenschuß. Vier Schüsse waren hinreichend, ihn zum Umkehren zu zwingen und das Dorf noch eiliger zu erreichen, als er es verlassen hatte. Die ganze Ebene unserer Position an den Windmühlen und Wartenburg war nun wieder frei von feindlichen Truppen. Bald darauf gewahrte ich, daß zwei französische Offiziere aus der Gegend der Windmühle, welche dicht hinter Wartenburg am Wege nach Dabrun steht, geradezu auf uns losritten. In der Meinung, daß diese Offiziere zu uns überzugehen beabsichtigten, ritt ich ihnen entgegen, sie zu bewillkommnen, und traf etwa 200 Schritt von der Batterie mit ihnen zusammen. Sie schienen allerdings in friedlicher Absicht gekommen zu sein, denn sie hatten ihre Degen nicht gezogen. Für Überläufer konnte ich sie jedoch nicht mehr halten, denn der Schreck, welcher sich durch eine plötzliche Leichenblässe in ihren Gesichtern und durch gänzliche Sprachlosigkeit ausdrückte, als sie mich mit über ihrem Haupte geschwungenem Säbel vor sich sahen, hatte ihnen alle Besinnung geraubt. Dies wahrnehmend, forderte ich sie auf, sich zu ergeben. Der links von mir haltende Offizier erhielt die Sprache zuerst wieder und sagte: ‚oui, Monsieur, je me rends,' worauf ich ihm zurief: ‚donnez l'épée!' und mich in nicht geringer Verlegenheit und Gefahr befand, als er seinen entblößten Degen, die Spitze mir zugewandt, mir überreichte und, eh' ich denselben erfaßte, nur zustoßen durfte, um mich sofort zu durchbohren. Er ließ jedoch den Degen los, und ich ergriff den Zügel seiner Pferdes. Unterdessen war der

Digitized by Google

zweite Offizier zur Besinnung gekommen, hatte sein Pferd gewandt, ritt davon und schoß sein Pistol auf mich ab, ohne mich jedoch zu treffen. Den Gefangenen hieß ich absitzen und sein Pferd in die Batterie führen. Auf mein Befragen, was ihn veranlaßt habe, gerade auf unsere Batterie loszureiten, antwortete er: ‚sie seien beide Ordonnanzoffiziere des Generals Bertrand und von diesem, welcher die an den beiden Windmühlen in Position stehenden Truppen für Württemberger der Brigade Franquemont gehalten, abgeschickt worden, um den Württembergern zu sagen, daß die Batterie vorher auf französische Truppen geschossen habe, welche die Absicht gehabt, sich auf sie zurückzuziehen' ... Nachdem der eine der Ordonnanzoffiziere mit der Meldung nach Wartenburg zurückgekehrt war, daß nicht Württemberger, sondern Preußen bereits die Position an den beiden Windmühlen eingenommen, erfolgte alsbald der Rückzug der Franzosen aus Wartenburg. Man sah sowohl Infanterie als Geschütze sich nach den Höhen nördlich von Wartenburg in übereilter Flucht hinziehen. Einige feindliche Geschütze protzten, ehe sie diese Gegend erreicht hatten, in der Nähe der Windmühle bei Wartenburg noch einmal ab, taten einige Schuß gegen unsere Truppen und folgten sodann der feindlichen Infanterie. Ich folgte mit meinen vier Geschützen dem Feinde noch eine Strecke in der Richtung der Wartenburg-Dabruner Straße bis an den Schleusengraben und gab ihm nach Umständen mit Kartätschen, Kugeln und Granaten das Geleit. Die unterdessen von Globig herangekommenen Husaren attackierten auf ausdrücklichen Befehl des Prinzen Karl die längs dem Schleusengraben sich zurückziehende feindliche Infanterie und Artillerie, zerstreuten jene und eroberten fünf Geschütze und mehrere Munitionswagen."

Inzwischen hatte auch Steinmetz mit seiner dezimierten Brigade sich über den schmalen Damm gegen Wartenburg gearbeitet. Er kam zu spät, um im Dorfe selbst noch Lorbeeren zu pflücken, aber der kaltblütige Mann brachte dennoch etwas Besonderes in seiner Art fertig. Er sammelte die durcheinandergekommenen Truppen in den Scheunen von Wartenburg, und es mag für den General Morand, der gerade seine Stellung auf der Höhe jenseits Wartenburg genommen hatte, ein seltsamer Anblick gewesen sein, wie sich plötzlich die Scheunentore sperrangelweit öffneten und preußische Kolonnen Infanterie und Landwehr ausspien, die ihm alsbald auf den Leib rückten.

So brachen von allen Seiten die siegreichen Bataillone gegen den geschlagenen Feind vor. Von Globig her, wo sie, wie wir hörten, die Brigade Beaumont zertrümmerten und die württembergische Batterie nahmen, kamen jetzt auch mecklenburgische Husaren auf müden Rossen angetrabt. Sofort gab Prinz Karl den Befehl, zwei französische Vierecke jenseits des sogenannten Schleusengrabens anzugreifen. Vergeblich erlaubte sich der Oberst von Warburg, auf die Ermüdung von Roß und Mann hinzuweisen und daß die feste Haltung des Karrees große Verluste für die wenige Kavallerie, die zur Verfügung war, mit sich bringen würde. „Das Regiment," sagte Warburg, „enthält die Auslese der vaterländischen Jugend, die mir des Herzogs Durchlaucht (Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der Königin Luise und des Prinzen Vater) auf die Seele gebunden hat." Aber der Prinz entgegnete: „Es ist sehr not, und ich befehle es." „Nun denn, in Gottes Namen," rief der Oberst, Tränen in den Augen, „ein Hundsfott bin ich nicht." Es war nicht viel mehr wie eine Schwadron zusammen, denen sich eine Anzahl von Schwarzen Husaren anschloß. Der Prinz und sein Gefolge ritten die Attacke mit. An den geschlossenen Karrees der Franzosen, die den Rückzug decken sollten, ging es in sausendem Galopp vorüber, direkt in die abziehende Kolonne hinein. Plötzlich befanden sich der Prinz und seine Offiziere, rings von italienischen Infanteristen umgeben, mitten in der Kolonne. Alles zog die Degen, aber die kampfesmüden Söhne des Südens warfen auf den energischen Zuruf: „A bas les fusils!" ihre Gewehre von sich und ließen sich gefangen nehmen. Die flinken Reiter holten verschiedene Kanonen und Munitionswagen mitten aus der Kolonne heraus, wäre genügend Kavallerie zur Stelle gewesen, man hätte noch Tausende von Gefangenen machen können. So ließ das geschlagene Korps Bertrand 11 Geschütze, 70 Munitions- und Trainwagen und etwa 1000 Gefangene in den Händen der Preußen. An Toten und Verwundeten waren die Verluste der Franzosen (500) wesentlich geringer als die der Angreifer infolge der vortrefflichen gedeckten Stellungen, die sie eingenommen hatten. Am meisten hatten noch die Württemberger gelitten. General Bertrand hatte die Höflichkeit, ein Schreiben an General Graf Franquemont zu richten des Inhalts: „Gestatten Sie mir, Herr Graf, daß ich Sie beglückwünsche, daß ich mich selbst beglückwünsche zu Ihrer glücklichen Rückkehr. Niemand, das wage ich zu behaupten, hat eine so lebhafte Freude als ich bei der Nachricht, daß Sie mit Ihren Generalen und Ihren braven Truppen einer so ungeheuren Gefahr entgangen sind." Nichtsdestoweniger wurde im französischen „Spectateur militaire" die Schuld an dem Verluste der Schlacht den tapferen Schwaben aufgebürdet, wie die von Dennewitz den Sachsen. Aber die Rheinbundtruppen waren ja schon daran gewöhnt, die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen und, wenn sie sich die Finger verbrannt hatten, beleidigt zu werden.

Schwer waren die Verluste des Yorkschen Korps. Man zählte an 67 Offiziere und an „1600 Mann Tote und Verwundete." Addierung der Einzelangaben ergibt über 2032. Einzelne Bataillone schmolzen

Digitized by Google

auf 100 und gar 60 Gewehre. Das Leibregiment verlor allein über 700. Allein das Leibfüsilierbataillon, dasselbe, welches General von Horn gegen den Landdamm führte, hatte 300 Mann eingebüßt. Auch hier auf dem blutigen Felde von Wartenburg war ein rein preußischer Sieg erfochten, wie bei Großbeeren und Dennewitz. Die „alten Moskowiter", die Blücher heranführte, sahen nur das Ende der siegreichen Schlacht und kamen gar nicht zum Schuß. Und es war der Sieg Yorks. Er hatte von seinem Standpunkt aus nicht so ganz unrecht, als er am Morgen bissig meinte, dieser Übergang sei ein unüberlegter Streich und man wolle ihn und seine Soldaten zur Schlachtbank führen. Es war eine schwere Aufgabe, die das Hauptquartier dem Yorkschen Korps stellte. Er löste sie glänzend. Traurig stimmt den Patrioten, daß der Heeresbericht seinen Namen als alleinigen Sieger nicht nannte, damit russische Empfindlichkeit geschont werde. Man war ja auch vor dem Weltkrieg so zartfühlend, daß die Generalstabsserie über den Siebenjährigen Krieg möglichst russischen Behauptungen Rechnung trug. Den Franzosen gegenüber übte man nicht gleiche Schonung, es ist nicht ausgeschlossen, daß viele deutsche Werke über den Befreiungskrieg dort chauvinistische Erbitterung vermehrten.

„Das Gefecht," sagt sein Biograph Droysen, „trägt jenes eigentümliche Yorksche Gepräge der Ausdauer und bohrender Zähigkeit: es ist nicht irgendein Handstreich, eine geistreiche Wendung, ein keck gewagter Versuch auf den niedrig geschätzten Mut oder Verstand des Gegners, womit man zum Ziele gelangt, es gilt möglichst sicher zu gehen, und, wenn auch mit mehr Mühe und größerem Opfer, des Erfolges gewiß zu sein. Man geht behutsam tastend vor, dann faßt man an, beißt sich in den Feind ein, hält ihn zäh fest, drückt und zerrt und schüttelt ihn da und dort und überall, bis er mürbe ist, dann gibt man ihm den sicheren letzten Stoß. Zu dieser Art des Kampfes muß der Führer völlig kalten Blutes, eisernen Willens, zähester Spannkraft sein, muß er sich auf seine Truppen völlig verlassen können, sie müssen ganz in seiner Hand sein. Und die Truppen wissen, daß, wo der ‚alte Isegrimm' sich einmal eingelassen hat, der Ausgang, es mag biegen oder brechen, gewiß ist."

„Der Schwerenöter York," meinte Blücher damals, wie schon vorher ähnlich, „ist schwer ins Feuer zu bringen, aber habe ich ihn einmal drin, so ist keiner besser als er." König Friedrich Wilhelm verlieh dem General für diesen Sieg den Titel „Graf York von Wartenburg", ein Ehrenname, wohlerworben, wie kaum ein anderer. Der alte Eisenfresser von Tauroggen, der sonst so karg lobte, sparte diesmal sein Lob nicht, freilich in Yorkscher Art. Oberst Steinmetz, dessen 1. Brigade furchtbar gelitten hatte, hinter jedem Baum fast lag ein Toter, bekam heftige Vorwürfe, daß er nicht so drauflos hätte gehen sollen und seine Leute mehr schonen. Aber im Bericht an den König heißt es dann, daß er den schwersten Posten mit der ihm eigentümlichen Kaltblütigkeit verwaltet und durch den achtstündigen Widerstand gegen Wartenburg überhaupt den Erfolg der Schlacht ermöglicht hätte. Vom General Horn prägte York das geschichtlich gewordene Wort: „Gegen Horn ist Bayard nur ein Lump". Auch die Landwehrbataillons, mit denen der General in Schlesien so manche Not gehabt, hatten jetzt sein Herz gewonnen. Als sie am nächsten Tage vor dem General und seinem Stabe defilierten, rief er den Bataillonen zu: „Ihr habt euch wie alte Grenadierbataillons geschlagen. Nun hat die schlesische Landwehr das große Examen mit allen Ehren bestanden" *). Die Männer von Hirschberg, Löwenberg, Öls machten sich hier einen Namen. Dann traten die Trümmer des 2. Bataillons von Leibregiment an und paradierten mit festem Tritt vor dem General. Als der führende Offizier zum Gruß den Degen senkte, zog York die Feldmütze und blieb mit seinem ganzen Stabe im strömenden Regen entblößten Hauptes stehen, bis der letzte Mann vorübergezogen war.

Am Abend lagerte das Korps auf dem blutig erstrittenen Blachfeld. Durch die Abendstille schlich sich der schauerliche Klang gedämpfter Trommeln. Man begrub die Toten, an 300 allein, wo Steinmetz gefochten hatte, auf der blutgetränkten Bruchwiese.

Ernst war die Stimmung im Heer, wie ernst, zeigt uns eine schöne Szene, die sich im Dorf Wartenburg abspielte, als die letzten Franzosen hinausgeworfen waren. Es war eine Schar von Landwehrleuten in die offene Kirche eingedrungen, und der sächsische Prediger, von den verbündeten Franzosen allerlei Unfug gewöhnt, denn Grabschändung und Plünderung war nichts Neues, mochte jetzt Ähnliches von der braven preußischen Landwehr fürchten. Er eilte zum Prinzen von Mecklenburg und bat um eine Schutzwache für sein Gotteshaus. Der Prinz, um sich zu überzeugen, folgte dem geistlichen Herrn in die Kirche. Doch von Plündern und Demolieren war keine Rede. Wohl aber brauste ihnen von der Orgel und aus den Kehlen der Landwehrleute ein: „Nun danket alle Gott" entgegen.

*) Major Friedrich muß dies wohl oder übel zugeben, wie er auch Bülows Landwehr bei Dennewitz lobt, nämlich im Verband mit Kasernentruppen. Seinen Versuch, Tauenziens Landwehr herabzusetzen, betrachten wir als mißlungen. Ohne ihr Fesseln Bertrands wäre es nie zur Entscheidungsschlacht, ohne die famose Reiterattacke nicht zum Siege gekommen. Daß nachher ihr „spätes Eingreifen von keinem Einfluß auf den Ausgang der Schlacht war," wird durch Friccius' Zeugnis widerlegt, daß man bei Rohrbeck ihr Eingreifen abwarten mußte. Nachher geht Friedrich streng mit Tauenziens Oktoberflucht nach Berlin ins Gericht, vergißt nur, daß Thümens Linientruppen sich geradeso schwächlich benahmen und daß Tauenzien im Sinne Bernadottes handelte, seinem bänglichen Vorgesetzten gehorchte.

Digitized by Google

Auf dem Schloſſe des Grafen in Wartenburg hatte ſich Blücher mit ſeinem Stabe verſammelt. Die Wände des Saales, in welchem die Herren tafelten, waren von Kugeln durchlöchert, aber da drinnen war hohe Stimmung. Der volle Becher grüßte den ſchwer erkämpften glänzenden Sieg. „Der Wein," ſo erzählt Profeſſor Steffens, der mit an der Tafel ſaß, „war vortrefflich, das Geſpräch belebt. Da nahm gegen Schluß der Tafel das ganze feierliche Mahl eine bedeutende Wendung, es verwandelte ſich durch den greiſen Feldherrn in ein Trauermahl zum Andenken des verſtorbenen Scharnhorſt; Blücher ſprach zu des dahingeſchiedenen Waffenbruders Gedächtnis Worte der Freundſchaft und Anerkennung. Nie hörte ich eine ergreifendere Rede, nie eine Darſtellung der Verdienſte des großen Kriegers anſchaulicher, herrlicher, lebendiger vortragen. Der unwillkürliche Erguß von Blüchers Rede war ein wunderbares Produkt dichteriſcher Begeiſterung." Hier kam die geniale Redekunſt dieſes außerordentlichen Mannes, der ſchreibend mit Orthographie und Grammatik ſo willkürlich umſprang als einer, auf ein Ziel, das wohl würdig war, gefeiert zu werden. Im Drange ſeiner tiefen Gefühle für den Verewigten rief der General den Sohn des Toten, Leutnant von Scharnhorſt, zu ſich, der ſeine tiefe Erſchütterung kaum verbergen konnte. „Wir haben," rief Blücher zum Schluß, „gottlob heute einen guten Schritt zur Befreiung des Vaterlandes getan, aber der das Beſte getan hat, weilt nicht mehr unter uns! Ich ſelbſt bin nur ein Handlanger, der die ihm aufgetragene Arbeit geleiſtet hat." Und dann ſeine Rechte in die des jungen Scharnhorſt legend: „Blicke herab, verklärter Geiſt unſeres Scharnhorſt, und vernimm es, wie wir alle in die Hand deines Sohnes geloben, dir nachzueifern in Wort und Tat, bis wir das deutſche Vaterland von den Feinden und Unterdrückern befreit und den preußiſchen Namen wieder zu Ehren gebracht haben!" — Durch den Spalt, den ein Kanonenball auf ſeinem Wege in die Mauer geriſſen, blickten die nächtlichen Sterne auf dieſe Szene, auf eine Szene, wohl wert von Sternen beſchienen zu werden.

Digitized by Google

27. Kapitel

Düben

Es war in jenen Oktobertagen, als sich in Tagebüchern und Briefen, in Gesprächen führender Geister seltsame Stimmungen einschlichen. Selbst ein Mann wie Friedrich Wilhelm Schelling, der weltabgekehrte Religionsphiloſoph, fand Worte, die uns bemerkenswert dünken. „Alle Geister und Herzen sind jetzt voll von der großen wunderähnlichen Conversio rerum, die sich in den letzten Monaten ereignete. Es ist ein Gefühl, an das man sich noch gar nicht recht gewöhnen kann. Seit dem Unglück Deutschlands habe ich erst die Propheten recht verstehen lernen; jetzt lerne ich fühlen, was es heißt, aus der Gefangenschaft, und mehr als babylonischen Knechtschaft, erlöst zu werden. Ich glaube, daß Napoleons Ende noch nicht so nahe ist; verstehe ich etwas von dem wunderbaren Gang der Entwicklung, so wird er noch aufgespart, und wenn alle seine Helfershelfer abgefallen sind, wird er noch leben, um den Kelch der Demütigung bis auf die Hefen auszuleeren. Der gute Geist, welcher zurzeit waltet, möge er bleiben! Deutschland hat es hoch nötig. Ja, ein Gesetzgeber, der vom Himmel käme, wäre zu wünschen, um den Deutschen, da das Alte doch nicht wohl wiederkommen kann, die Verfassung zu geben, die zu ihrem dauernden Glück notwendig ist." — Allerdings machte dieser Geist, der durch Deutschland wehte und seine Vertreter hauptsächlich im Hauptquartier des Generals von Blücher fand, dieser Geist, der im Herzen der jungen freiwilligen Jäger lebte, die den Hörsaal verlassen hatten, der in den Herzen der armen Leineweber im Landwehrkittel lebte, der sie trieb, mit ein paar reifen Pflaumen im Magen sich in den Kugel- und Kartätschenregen zu werfen — dieser Geist, den Stein zur Glut entfachte, den die Besten verstanden, er machte andern Leuten schwere Sorgen. Friedrich Gentz, einst begeistert und sehnsüchtig nach Freiheit, hatte das alles hinter sich geworfen. In jenen Oktobertagen hatte er, wie er schreibt, „viele und wichtige Gespräche mit Metternich, besonders über die deutschen Angelegenheiten." Welcher Art diese waren, zeigen einige Zeilen aus seinem Tagebuch. „Der Geist," heißt es da, „der durch den allgemeinen Widerstand gegen die französische Herrschaft in Deutschland erwacht, durch die Steinschen Proklamationen mächtig gesteigert, besonders von Preußen aus dergestalt gewachsen war, daß der Befreiungskrieg einem Freiheitskriege nicht unähnlich sah, gab zu ernsten Betrachtungen und Besorgnissen über die Zukunft Anlaß." Die Staatskunst Metternichs und seiner Leute empfand also schon damals in dieser jungen, glühenden Bewegung eine Gefahr für später, der man gut tat, rechtzeitig den Zaum anzulegen. Man mußte es der Zeit überlassen, den richtigen Augenblick zu finden, um das „Besen, Besen, sei's gewesen" zu sprechen. Einstweilen aber wäre es unklug gewesen, die Kräfte, die beschworen waren, einzudämmen, denn diese Volkskräfte allein vermochten den großen Eroberer vom Boden Deutschlands hinwegzutreiben.

Schon wankte das Gebäude napoleonischer Macht in seinen Fugen. Der stärkste Staat des Rheinbundes, das Königreich Bayern, wurde abtrünnig. Der kluge Minister Graf Montgelas, der am Hofe in München bisher die bayrisch-französische Politik geleitet hatte, verlor an Einfluß, während General Graf Wrede solchen gewann. Man kann nicht sagen, daß Montgelas eigentlich Franzosenfreund war. Er war nur gut bayrisch allwege, und da Napoleon dem Königsstaat der Bajuvaren die fettesten Brocken gab: Tirol, Ansbach, Bayreuth, so hatte man zugelangt. Nun aber lagen 30000 bayrische Landessöhne da draußen in den Schneefeldern Rußlands, und die Stimmung im Volke war längst umgeschlagen. Die Berichte des bayrischen Generals von Raglowich, der die Schlacht von Dennewitz mit erlebt hatte, lauteten sehr absprechend über die Behandlung der bayrischen Hilfstruppen durch die Franzosen. Man war des Söldnertums müde. Auch Tirol war ein Pfahl im Fleisch, es loderte unter der Asche dort. Die alten Führer des Volkskrieges von 1809 zeigten sich. Wie ein drohendes Gespenst erschien hier und dort Josef Speckbacher, die alten Getreuen zu neuem Widerstand anzufachen. Griffen dann die bayrischen Gendarmen und Häscher zu, so entwich ihnen dieser gefährliche Mann unter den Händen. Sein Nachtlager fand er in

Digitized by Google

geweihten Paramentenkästen, seiner Schliche waren unzählige. — Überdies lebte in dem kunstliebenden Kronprinzen Ludwig von Bayern eine tiefe deutsche Gesinnung. Nur mit des Hasses Augen hatte er von je die Politik Montgelas' und seines königlichen Vaters betrachtet. Aber auch der gute Landesvater Bayerns, Maximilian Josef, hatte seine persönliche Stimmung gegen den Kaiser der Franzosen gewechselt. In seiner derben Art meinte er: ‚Der Kerl, der Bonaparte, sei schließlich doch nur ein Sch . . . kerl, ein Thronräuber und Parvenü.' Besser war es schon, man hielt sich an die auf Thronen geborenen Herren Brüder, namentlich, wenn sie bereit waren, dem bayrischen „Reich" seinen Bestand an Land und Leuten zu garantieren. Zwar war es dem bayrischen Herrn klar, daß Tirol, Vorarlberg, Salzburg als alte österreichische Lande an den Kaiserstaat zurückmußten, aber dann würden sich wohl andere Länderlappen finden, die man an den Staat ankleben konnte. Das war die Bedingung, und diese Bedingung wurde von Österreich und Rußland garantiert. Schon in der zweiten Hälfte des September rief Bayern seine Truppen ab und erklärte seine Neutralität. Vierzehn Tage später, am 8. Oktober, kam es im Vertrag von Ried, den der Graf Wrede abschloß, zu einem Bündnis zwischen Bayern und den übrigen Verbündeten, nach welchem 36000 Bayern die Fahne des Korsen verließen und bereits am 10. Oktober, verbunden mit österreichischen Truppen, nach dem Main abmarschierten, um sich auf die Rückzugsstraße Napoleons zu werfen. Wenngleich nun die übrigen Rheinbundstaaten einstweilen noch nicht abfielen, so konnte dennoch der Rheinbund als gesprengt gelten, denn diese bayrische Armee hatte die Macht, Württemberg, Baden und die übrigen Kleinstaaten energisch zu bedrohen.

Gewiß lebte in König Friedrich von Württemberg der Wunsch, auch seinerseits aus der emporschnellenden Wage des kaiserlichen Schlachtenglücks abzuspringen. Seine Grenzen gegen Bayern waren ohne jede Sicherung. Nur einige tausend Mann schnell zusammengeraffter Rekruten bildeten den militärischen Schutz der schwäbischen Lande. Und auch nach diesen hätte Napoleon in seiner Gier gern die Hand ausgestreckt, wenn es möglich gewesen wäre. Ein scharfes Licht auf die ganze Lage wirft eine Unterredung, die am 5. Oktober der württembergische Militärbevollmächtigte Graf Beroldingen mit dem Kaiser hatte. Der Graf erhielt schon unterwegs von Stuttgart nach Leipzig eine Reihe von Eindrücken, nicht geeignet, die Anhänger Napoleons zu ermutigen. Alle Straßen waren unsicher durch die flinke Tätigkeit der Freikorps, von denen wir berichteten. Man mußte höchst vorsichtig reisen, um nicht den preußischen Freikorps oder den Kosaken in die Hände zu fallen. Auf allen Stationen fand der Graf eine Menge von Kaufleuten, die zur Leipziger Messe wollten, aber nicht durchkommen konnten. Ihm ging es ebenso, und was er an französischen Truppen sah, ermutigte ihn nicht. Er fand eine große Demoralisation unter ihnen. Und dann die Stimmung des Volks, die war ganz böse. „Die Stimmung ist hier in Gotha wie in ganz Sachsen auf das höchste gespannt; man kann den gänzlichen Untergang der französischen Armee gar nicht abwarten. Es ist nicht zu beschreiben, welch schwieriger Geist in ganz Sachsen herrscht."

Am 5. Oktober stand Graf Beroldingen vor Napoleon. Er berichtete gleichen Tages an seinen König:

„Die Unterredung war mannigfaltig und seine Fragen sehr gehäuft, so daß ich nicht imstande bin, mich ihrer aller zu erinnern und hier nur so viel anführen kann, als meinem Gedächtnis eingeprägt geblieben ist. — Ich wurde um 10 Uhr vormittags in des Kaisers Kabinett geführt und blieb dreiviertel Stunden bei ihm allein. Ich habe meine Antworten stets so eingerichtet, wie ich solche dem Allerhöchsten Interesse angemessen zu sein geglaubt habe. Das Benehmen des Kaisers schien auf ein hohes Vertrauen in Eure Majestät zu deuten. Das mir nach Gotha nachgesandte Allerhöchste Schreiben glaubte ich um so weniger jetzt schon abgeben zu dürfen, da erstens die mir vorgeschriebene Epoque eines allgemeinen Rückzugs noch nicht eingetreten war und zweitens eine weiter unten angeführte Rede des Kaisers anzudeuten schien, als sei er von diesem zweiten Schreiben präveniert; ich wage daher die alleruntertänigste Bemerkung, daß es vielleicht nicht unzweckmäßig wäre, wenn Eure Majestät mir ein anderes, später datiertes Schreiben gleichen Inhalts zusenden wollten. Insolange aber dieses nicht anlangt, werde ich das bei mir habende zugehörige Epoque übergeben. — Als ich bei dem Kaiser eingeführt wurde, schien er ziemlich heiter und redete mich folgendermaßen an: ‚Seit wie lange sind Sie von Stuttgart abgereist?'

‚Seit ungefähr drei Wochen, Sire!'

‚Ich weiß es, die Straße ist durch den Feind beunruhigt; ist das Schreiben, das Sie mir gebracht, nach Ihrer Abreise abgesandt worden?'

‚Nein, Sire, Seine Majestät der König hat es mir selbst in Ludwigsburg eingehändigt.'

‚Es ist jedoch von altem Datum!'

‚Ich glaube vom 7. des verflossenen Monats!'

‚Ist der König Ihnen unruhig vorgekommen?'

‚Nein, Sire, aber sehr bekümmert wegen der großen Verluste, welche seine Truppen in der letzten Zeit erlitten haben.'

‚Ich glaube es wohl, ich bin darüber auch recht betrübt, aber zu einem kleinen Teil ist er selbst schuld

Digitized by Google

daran.' Nun führte Napoleon aus, wenn man seine Truppen alle auf einen Haufen haben wolle, so müsse man es eben auch hinnehmen, wenn alle zusammen derselbe Unstern treffe. Die Brigade Normann sei gut davongekommen, weil sie bei einem andern Korps stand. Er selbst nehme die Leute aus allen Departements bunt durcheinander, damit bei einer großen Bataille nicht ein einziges Departement allzusehr leide.

‚Wo ist Graf Normann heute?'

‚Ich habe ihn verlassen zwischen Borna und Grimma.' (Südlich von Leipzig).

‚Ihr König hat außerdem noch zu Hause 8000 Mann Infanterie und 2000 Reiter stehen.'

‚Sire, er hat nur 4000 bis 5000 Mann Infanterie sammeln können, lauter Rekruten oder Depotsoldaten und 800 Reiter, die Garden mit einbegriffen.'

‚Wie sind sie bewaffnet?'

‚Schlecht! Sie hatten ganz alte Gewehre aus dem Ludwigsburger Arsenal erhalten.'

‚Wird der König sein Land mit diesen Truppen schützen können?'

‚Ich glaube, daß sie hinreichen werden, um das Land zu decken nach der Seite von Tirol und Vorarlberg.'

‚Gut. So ist Ihr König also nicht in Unruhe. Sein hiesiger Gesandter schreibt ihm eine Menge dummer Geschichten, die ihn beunruhigen könnten; Ihr Gesandter scheint Angst für seine Person zu haben.'

‚Er ist nicht Soldat, Sire.'

‚Wohl, aber er sollte nicht alle umgehenden Gerüchte glauben. Haben Sie in Stuttgart schon von der Neutralität Bayerns sprechen hören?'

‚Nein, Sire; aber auf der Reise hat man davon gesprochen.'

‚Wo denn?'

‚Ich erinnere mich nicht mehr, war es in Gotha, Erfurt, Weimar oder in Leipzig?'

‚Ich versichere Sie, es ist nichts Wahres daran. Haben Sie Nachrichten von Ihrer Division?'

‚Ja, Sire. Ich habe einen Offizier in Leipzig getroffen, der mich von der Schlacht am 3. Oktober benachrichtigt hat.'

‚Wie? Sie wissen es schon? Ja, der Feind hat seinen Übergang ausgeführt. Endlich werden wir eine Schlacht haben, welche alles entscheiden wird. — Was sagt man in Gotha, in Weimar? Was sagt der Herzog von Weimar? Ist er immer noch ein wenig preußisch? Man glaubt ohne Zweifel, ich sei von Dresden abgereist und ein verlorener Mann. Eine Schlacht wird darüber entscheiden. In welchem Stand haben Sie die Festung Erfurt gefunden?'

Von nun an ließ sich der Kaiser in eine lange Unterredung über den Zustand dieser Festung mit mir ein, worauf er mich entließ und den badischen General Schäffer eintreten hieß, der nur einen Augenblick bei ihm war. — Den Kurier habe ich mit der größten Vorsicht und heimlich abgesandt mit diesem Bericht, weil man von französischer Seite äußerst attent zu sein scheint. — Die Truppen marschieren von Dresden Leipzig zu. Die Umgebungen des Kaisers wollen zwar die Abreise leugnen und sprechen von Jagden, die sie morgen und übermorgen abhalten wollen. Es geht aber nach Leipzig. — Der Herzog von Bassano (Maret, Minister der auswärtigen Angelegenheiten) ist noch hier in Dresden und führt seine gewöhnliche Sprache: alles geht gut, wir haben die besten Aussichten und so fort. Die erzwungene Heiterkeit in der Umgebung des Kaisers ist auffallend. Wenn es zu einer Schlacht auf dem linken Ufer der Elbe käme, so könnte der Augenblick einer allgemeinen Flucht sehr nahe sein, denn der Geist der Armee, höchstens die Garden ausgenommen, ist zu tief gesunken. — Soeben erzählt ein Offizier der Garde, daß die Neutralitätserklärung Bayerns dem Kaiser von Zwickau aus zugesandt worden sei."

In der Nacht vor dieser Unterredung hatte der Kaiser erst den Rechtsabmarsch der schlesischen Armee und den Übergang über die Elbe bei Wartenburg erfahren. Bis dahin glaubte er noch, daß Blücher sich gegenüber Macdonald in der Stellung von Bautzen befände. Mag der große Kriegskünstler diesen plötzlichen Schachzug Gneisenaus auch als einen Strich durch seine Rechnung empfunden haben, er mußte sich bei näherer Überlegung sagen, daß seine strategische Lage sich durch die Vereinigung Blüchers mit Bernadotte günstiger gestaltet hatte als bisher. Jetzt hatte er zwei Heere gegen sich, eins im Norden, eins im Süden und nicht mehr, wie bisher, drei. Die nächste Gegenmaßregel, die der Kaiser traf, war die Verstärkung des Marschalls Ney durch die Korps Marmont, Souham und den Reiterharst von Latour-Maubourg. Damit verstärkte er den Marschall bis auf über 80000 Mann. Stieß er nun mit dem Korps Macdonald und seinen Garden nach Norden vor und vereinigte sich persönlich mit Ney, so konnte er gegen Bernadotte und Blücher an 180000 Mann mit fast 500 Geschützen werfen, eine Waffenmacht, auf die gestützt das kaiserliche Genie wohl den Sieg erhoffen konnte. Dieselbe Waffenmacht aber konnte er mit Leichtigkeit gegen die über das Erzgebirge vordringende Hauptarmee der Verbündeten werfen. Es kam für Napoleon nur darauf an, wen er zuerst vor das Messer nehmen sollte: Blücher oder Schwarzenberg?

Digitized by Google

Es war dem Herzog von Ragusa durchaus nicht lieb, unter den Oberbefehl Neys gestellt zu sein. Er kannte die Charakterschwäche des Elsässers nur zu gut, die ihn zwischen ungeheurer Bravour und mutloser Verzagtheit hin- und herschwanken ließ. Marmont besaß jene kriegswissenschaftliche Vorbildung, die Ney völlig fehlte. Und hier begegnen wir wieder der hohen Einschätzung, der richtigen, wie wir hinzufügen wollen, welche gerade dieser Herzog von Ragusa der Person Napoleons entgegenbrachte, — er, der der erste war, welcher den Kaiser hernach verließ, um nicht zu sagen „verriet". „Ich nehme mir die Freiheit," schreibt Marmont, „im Interesse des Dienstes auszusprechen, daß es unumgänglich notwendig ist, daß Sie hierherkommen; denn wenn Sie nicht kommen, so werden wir schlechte Geschäfte machen, daran kann ich nicht zweifeln nach den Anordnungen, die ich treffen sehe. Der erste Befehl, den ich erhalte, müßte, wenn ich ihn ausführen wollte, die Armee in die übelste Lage bringen, denn er ist ohne alle Erwägung der Zeit sowohl als des Zweckes gegeben."

Als Napoleon diesen Mahnruf erhielt, befand er sich schon im Aufbruch, denn zugleich mit der Botschaft Marmonts hatte er vom König Murat, der die Wacht südlich von Leipzig hatte, erfahren, daß die böhmische Armee im Anmarsch über das Erzgebirge sei. Es war demnach Zeit, sich gegen die Nordarmee und Blücher zu wenden, wenn noch etwas erreicht werden sollte, bevor Schwarzenberg heran war. Die ganze Nacht vom 6. bis 7. Oktober arbeitete der Kaiser in seinem von 20 Wachskerzen erhellten und verqualmten Zimmer, um sich bunt bestickte Karten, Generale und Ordonnanzen. „Geben Sie dem Herzog von Reggio" (Marschall Oudinot, der die alte Garde führte), so diktierte er Berthier, „Befehl, um 6 Uhr früh abzumarschieren, um einen starken Marsch auf Wurzen ausführen zu können, den nämlichen Befehl geben Sie dem Herzog von Tarent und dem General Sebastiani. Der Herzog von Treviso (Mortier, junge Garde) folgt dem Herzog von Tarent. Der Brückentrain, der Artillerie- und Geniepark werden vereinigt und marschieren nach dem Herzog von Treviso ab. Das Hauptquartier wird heute früh 10 Uhr nach Meißen abgehen. Die Division Friant von der alten Garde marschiert früh 5 Uhr nach Meißen ab." Dann wurde bei flimmerndem Kerzenlicht der Marschall Saint-Cyr empfangen, dem, zusammen mit dem Grafen von der Lobau, die Verteidigung Dresdens übertragen werden sollte. Der Kaiser schien damals gewillt, für den Fall eine Schlacht geschlagen werden sollte, die Korps Saint-Cyr und Lobau heranzuziehen. „Ich gehe," sagte er dem Marschall, „ganz gewiß einer Schlacht entgegen, gewinne ich sie, so werde ich bedauern, nicht alle meine Truppen bei mir zu haben; verliere ich sie aber und habe Sie hier in Dresden zurückgelassen, so werden Sie mir nichts nützen, sind ohne Hilfsquellen und daher verloren. Eh bien, was ist Dresden heut? Es ist nicht mehr der Achsenpunkt der militärischen Operationen, welcher es sein würde, wenn es nicht durch die gänzliche Erschöpfung der Umgegend außerstand gesetzt wäre. Diese Stadt kann nicht einmal mehr als ein großes Dorf angesehen werden, denn Sie würden nur noch für einige Tage Lebensmittel darin finden, da ich diese samt allem Schießbedarf habe fortschaffen lassen. Fügen Sie noch hinzu, daß die Jahreszeit vorrückt und daß die Elbe, einmal gefroren, keine Stellung mehr bildet! Ich will eine andere nehmen, um den Winter darin zu verbringen. Meinen rechten Flügel werde ich versorgen, indem ich ihn an Erfurt anlehne und die Mitte der Saale entlang ausdehne, die in allen Jahreszeiten eine gute Stellung bietet, weil die linken Uferhöhen immer gut zu verteidigen sind. Meinen linken Flügel werde ich an Magdeburg lehnen, das für mich viel wichtiger sein wird als jetzt Dresden. Das ist eine große, schöne, starke Festung, die man sich selbst überlassen kann, sooft und solange es nötig ist, ohne zu befürchten, daß der Feind durch einen Handstreich sie nimmt." — Entsprechend seinem hier entwickelten Plane befahl der Kaiser dem Marschall, seine Truppen aus den Vorstellungen zurückzuziehen und sich bereitzuhalten, in der Nacht vom 8. zum 9. Dresden zu verlassen. Man liest aus den Zeilen der kaiserlichen Ausführungen, daß Napoleon vor sich selbst die Räumung Dresdens sozusagen zu rechtfertigen suchte, nachdem er es bislang allzu zäh und über das Gebot der Klugheit hinaus gehalten hatte. Und es ist merkwürdig, wie der Kaiser an diesem einen Punkte dennoch klebte. Denn wenige Stunden später, als er eben in Meißen angekommen war, kam der Befehl an Saint-Cyr, die Stellungen vor Pirna noch zwei Tage zu halten, er hoffe, die feindlichen Truppen zu einer Schlacht zu zwingen, und werde dann Dresden behaupten. Saint-Cyr kam dadurch in eine üble Lage, denn er hatte bereits die besten Stellungen räumen lassen, und sie mit den geringen Kräften, die er schließlich hatte, zurückerobern, war unmöglich.

Nach jener Unterredung mit dem Marschall nahm der Kaiser sein gewohntes Frühbad, trank einige Tassen Kaffee und stieg um 6 Uhr in den Reisewagen, um nie zurückzukehren in die schöne sächsische Elbresidenz, die einst sein kurzes Kaiserglück im Zenith gesehen hatte.

Der alternde Sachsenkönig Friedrich August folgte eine Stunde später seinem Verbündeten, wie ein Trabant dem Planeten folgt, allerdings einem Planeten, dem seine Bahn selbst einigermaßen unklar war. Man darf den armen alten König nicht schelten. Was würden wohl die meisten Menschen in seiner Lage tun? Er war nun fast 63 Jahre alt und wollte gewiß für sein Land und seine Landeskinder das Beste. Er war zeitlebens ein ehrlicher, wohlwollender, gerechter Mann, dem furchtbaren Willen des Bundesgenossen

Digitized by Google

gegenüber willenlos. „Ohne irgendein persönliches Interesse," sagt Odeleben, „ohne irgendeinen selbstischen Zweck, glaubte der Fromme dem Willen der Vorsehung folgen zu müssen, für deren aus Gutem und Bösem gewebtes Werkzeug er den Kaiser Napoleon ansah." Seine Untertanen allerdings und seine Soldaten meinten, daß Napoleon den König als Geisel mitschleppe. Das war nun nicht der Fall. Napoleon hatte dem König freigestellt, zu bleiben oder zu gehen, wie überhaupt der Korse dem alternden, verbündeten Souverän stets mit Achtung begegnete. Aber der äußere Anschein der königlichen Reise konnte allerdings dazu dienen, die Volksmeinung zu bestätigen. Der königliche Wagenzug wurde bei Wölfnitz, nahe Dresden, von einigen Regimentern der alten Garde in Empfang genommen und unter solcher Bedeckung, Bärenmützen vorn, Bärenmützen hinten, der König in der Mitten, weitertransportiert. Es ging immer im Schritt, die Wagen fuhren in tiefen Kotgleisen. Erst am dritten Tage war man in Wurzen. Hier blieben die Garderegimenter zurück, und 30 Mann sächsischer Grenadiere übernahmen die königliche Wacht. Erst am 14. gegen Mittag traf der König in Leipzig ein, — nur um das furchtbare viertägige Schauspiel der Völkerschlacht in nächster Nähe zu erleben.

Inzwischen spielte sich auf einem andern Punkt der Kriegsbühne, weitab von den großen Entscheidungen, die Tragikomödie des Westfalenkönigs ab, mit anderen Worten: Jérôme wurde besorgt und aufgehoben. „Les plaisanteries du royaume de Westfalie seront bientôt finies," soll Napoleon damals halb vorahnend gesagt haben. Der unternehmungslustige Tschernitschew hatte sich mit einigen Tausend Kosaken, einem Harst Freiwilliger und 6 Kanonen auf den Weg nach Kassel gemacht. Der gewandte Russe hatte nämlich einen Brief aufgefangen, in welchem der französische Gesandte Reinhard (bekannt durch seinen Briefwechsel mit Goethe) in Kassel dem kaiserlichen Hauptquartier seine dringenden Befürchtungen meldete, daß bei der Schwäche der Kasseler Garnison ein Überfall feindlicher Kräfte von gutem Erfolg sein dürfte. Tschernitschew ließ sich das gesagt sein und stand drei Tage später vor Kassel. Allerdings kam Jérôme nochmal zurück, aber bald nach der Leipziger Schlacht gab es doch kein Halten mehr. Der Stabskapitän Herr von Borke mag uns in seiner anschaulichen Weise als Augenzeuge erzählen, wie ruhmlos und ohne Sang und Klang das Königtum des einstigen amerikanischen Schnittwarenkommis zugrunde ging:

„In Kassel herrschte Ende September eine erwartungsvolle Stille, die nur durch das Geräusch und den erhöhten Glanz des Hofes sowie durch das militärische Treiben unterbrochen wurde. Die Polizei sorgte dafür, daß keine wahren Nachrichten über die Lage der Dinge sich verbreiteten. Alles, was zum Hof gehörte, trug eine unbefangene und sorglose Miene zur Schau, der König spielte wie im tiefsten Frieden mit seinen wenigen Truppen, hielt Paraden und Musterungen ab und verstärkte seine Gardedukorps, zu welchen die Präfekten junge Leute aus den angesehensten Familien, so gut wie gezwungen und gleichsam als Geiseln, ausheben mußten. Der äußere Glanz dieser Truppe wurde erhöht, die Spielerei ging so weit, daß sie als Pauker einen kleinen, in abenteuerliche türkische Tracht gesteckten Jungen erhielt, dessen Pferd von zwei ihm zur Seite reitenden ebenso fabelhaft aufgeputzten Männern, welche große Lanzen trugen, geführt wurde. Um den Bewohnern Sand in die Augen zu streuen und das Barometer der französischen Sache so hoch als möglich zu stellen, bemühten sich alle zum Hofe Gehörenden, die unsinnigsten Gerüchte in Umlauf zu bringen, oder sie unternahmen mit möglichst großer Öffentlichkeit irgend etwas, was die unerschüttert feste Stellung der Regierung recht deutlich beweisen sollte. So mietete z. B. General Danloup-Verdun ein Haus auf mehrere Jahre. Auch erhielt er einen zweiten Adjutanten, den Rittmeister von Steinäcker, zugeteilt, obgleich er kein Kommando hatte, es auch keine neuen Truppen mehr zu bilden gab und er größtenteils sich bei Hofe aufhielt. Da ich zur Besorgung seiner Privatgeschäfte völlig hinreichte, so hatte der zweite Adjutant gar nichts zu tun, seine Ernennung aber befriedigte den General sehr, welcher nun seinem Range als Divisionsgeneral entsprechend repräsentieren konnte. Steinäcker war übrigens ebenfalls früher preußischer Offizier und teilte mein ferneres Schicksal in westfälischen Diensten.

Am frühen Morgen des 28. September weckte mich die Alarmtrommel unsanft aus dem Schlafe. Ich glaubte zuerst, es gelte einer Truppenübung, wennschon diese Art noch nicht beliebt worden war, wurde aber durch den bei mir erscheinenden Kammerdiener des Generals bald eines anderen belehrt. Der General, welcher Dienst im Schlosse hatte, ließ mir sagen, ich sollte eiligst mit den Pferden dorthin kommen, Madame aber möchte einpacken und sich reisefertig halten, ohne sich zu beunruhigen, es wären nur einige ‚Brigands', welche sich durch die große Armee geschlichen, vor der Stadt. Auf der Straße sah ich die Leute bestürzt durcheinanderlaufen, hörte in der Entfernung schießen, und als ich im Schloß ankam, sagte mir der General in leichtem Ton, der ‚Brigand' Tschernitschew sei vor den Toren von Kassel. Mir kam dies Ereignis recht ungelegen, denn trotz meiner Begriffe von Soldatenpflicht war meine Lust, für den wankenden westfälischen Thron zu fechten, nicht groß in einer Zeit, wo jeder schon von dem Vorgefühl der nahen Erlösung erfüllt war. Im Schlosse zeigte sich Verwirrung und Bestürzung; es wurden Anstalten zur Flucht getroffen, aber, um den Schein der Furcht zu vermeiden, heimlich; die Garden und die anderen Regimenter versammelten sich auf den Alarmplätzen, und während in der Stadt Aufregung und Unruhe herrschten,

Digitized by Google

ordnete der Gouverneur, General Alix, in der Eile das zur Verteidigung Nötige an. Die Truppen nahmen ihre Stellungen zur Deckung der inneren Stadt und des Königs ein, und General Danloup erhielt den Befehl, mit drei Bataillonen, einigen Schwadronen des vortrefflichen Husarenregiments Jérôme und zwei Geschützen aus dem Leipziger Tor dem Feinde entgegenzugehen. Das Tor selbst wurde mit den nötigen Truppen und zwei anderen Geschützen besetzt, ebenso die Fuldabrücke, die auch verbarrikadiert wurde. Mehr Kanonen standen nicht zur Verfügung, und auch diese wenigen waren nur notdürftig, teilweise von Zöglingen der Artillerieschule, bedient; für einige noch im Zeughause befindliche gab es weder Bespannung noch Bedienung. Der außerhalb der Stadt auf dem Forst stehende Park von acht Stücken, den eine nur kleine Wache deckte, war Tschernitschew bereits in die Hände gefallen, und er benutzte diese Kanonen neben seinen eigenen zu noch nachdrücklicherem Angriffe, so daß wir aus westfälischen Geschützen, vielleicht sogar unter Beihilfe der gefangenen Kanoniere, beschossen wurden.

Niemand begriff, wie dieser plötzliche, mit verhältnismäßig bedeutenden Streitkräften unternommene Überfall, 40 Meilen hinter der französischen Armee, hatte gelingen können, denn durch die Aufstellung des Generals v. Bastineller bei Heiligenstadt glaubte man sich vollständig gesichert. Da Bastineller ein Deutscher war, so nahm man ohne weiteres an, er habe seine Schuldigkeit nicht getan oder sei mit Tschernitschew im Einverständnis, vielleicht sogar zu diesem übergegangen; die Franzosen überschütteten ihn deshalb mit den schönsten Ehrentiteln. Die nächsten Tage klärten zwar alles zu seinen Gunsten auf, aber Tschernitschew war einmal da, und so wurde das Dorf Bettenhausen und der dicht vor Kassel gelegene sogenannte Forst der Schauplatz des Gefechts.

Es war am Morgen des 28. September ein so dichter Nebel, daß man Stellung, Stärke und selbst die Waffengattungen des Feindes auf zwanzig Schritt kaum erkennen konnte. Seine Macht schien hauptsächlich aus Kavallerie, Kosaken, sodann aus wenig anscheinend preußischer Infanterie, welche tiraillierend in kleinen Trupps die Reiterei begleitete, zu bestehen. Das feindliche Geschütz war ziemlich zahlreich, besonders im Verhältnis zu unseren zwei Kanonen, und bewirkte vom Beginne des Gefechts an Verwirrung, Schwanken und Stocken in unseren Bewegungen. Indessen gewannen wir, nachdem die Infanterie aufmarschiert war, etwas Terrain, und es entspann sich ein ziemlich lebhaftes Gliederfeuer von unserer Seite, welches der Feind nur schwach mit Geschütz erwiderte. Das Dorf Bettenhausen, von einem unserer Bataillone besetzt, ward aber bald genommen und das Bataillon, welches sich bei dem herrschenden Geist sicherlich schlecht verteidigt hatte, zersprengt, wobei viele Leute übergingen. Nunmehr drangen stärkere Kavallerieabteilungen gegen die beiden anderen auf dem Forst sozusagen in der Luft stehenden Bataillone ein, von welchen das eine umzingelt und auseinandergetrieben wurde, während das andere, die Gardejäger, sich besser hielt und längere Zeit, zuletzt in einzelnen Kompagnien und kleinen Haufen, verteidigte, bis es schließlich der Übermacht erlag, zersprengt und nach der Stadt gejagt wurde. Die Husaren machten zwar einige ohnmächtige Attacken, die kräftigeren russischen Husaren und Kosaken deckten sie aber gut zu und ritten sie nieder, und nun eilten sie, das Stadttor zu erreichen, vor welchem sie die Verwirrung noch mehr vergrößerten. Von den beiden auf der Straße in der Nähe des großen Hospitals aufgefahrenen Geschützen wurde das eine bald demontiert, blieb liegen und fiel dem Feinde in die Hände. Als die Unordnung immer größer wurde, der Forst von unseren Truppen gesäubert war und alles in wilder Flucht durcheinander auf der Straße dem Leipziger Tor zuströmte, sah der General ein, daß an kein Halten mehr zu denken war, und zog das eine Geschütz, welches noch feuerte und die Verfolgung etwas aufhielt, einige hundert Schritte zurück. Unter dem Schutze der Gärten und Häuser gelang es, eine Handvoll Fliehender zum Stehen zu bringen, und das Geschütz gab noch einige Schüsse ab, aber bald fuhren zwei bis drei feindliche Geschütze auf, welche die Straße mit Kartätschen überschütteten. Gleichzeitig drangen mit großer Keckheit Kosakenschwärme vor, und da die Bedienungsmannschaft getötet oder geflohen war, hörte aller Widerstand auf, und der General und ich eilten mit unserer Kanone dem Tore zu, welches wir, trotz einiger mit auf den Weg erhaltenen Kartätschenladungen, glücklich erreichten.

Das Gefecht war zu Ende; ich hatte keinen anderen Ausgang desselben erwartet und begriff nicht, was Tschernitschew abhielt, gegen das Leipziger Tor vorzudringen. Denn wenn dasselbe auch besetzt war, so hätte er es, in Anbetracht der Gesinnungen der Einwohner und Soldaten, im ersten kühnen Anlauf nehmen können. Doch Ursachen, welche erst später bekannt wurden, veranlaßten Tschernitschew, seinen Sieg nicht weiter zu benutzen. So ließ er dem König und dem Hofe Zeit, mit den Garden die Stadt zu verlassen, und als eine Kavallerieabteilung über die in dieser Jahreszeit stets seichte Fulda setzte und die Rückzugsstraße nach Frankfurt erreichte, war es zu spät; die Kosaken ereilten nur noch die königliche Bagage, welche sie natürlich plünderten, und griffen einige Nachzügler auf. Der Grund zu Tschernitschews Zögern war der Anmarsch des Generals v. Bastineller, welcher keineswegs ein Verräter war.

Der König war nach Koblenz gegangen; er hatte dem General Alix die fernere Verteidigung übertragen und ihn zu seinem Lieutenant du Roi mit unbeschränkter Gewalt ernannt.

Digitized by Google

Tſchernitſchew erſchien am 30. September wieder vor Kaſſel. Während ſeiner Abweſenheit hatte Oberſt Benkendorf aus weſtfäliſchen Gefangenen und Überläufern, zu welchen ſich außer einigen Offizieren eine Menge junger Leute aus der Stadt und Umgegend geſellten, ein Bataillon gebildet. Aber auch Alix, ein Mann von anerkannter Tatkraft und eifriger Franzoſe, hatte alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel angewendet, um die Stadt zu halten. Dieſe ließ nunmehr Tſchernitſchew nachdrücklich beſchießen; an mehreren Stellen entſtand Feuer, das Leipziger Tor ward zerſtört und die Vorſtadt von den Ruſſen beſetzt. So wuchs die Aufregung unter den Einwohnern gefährlich, Alix wurde inſultiert und ſah ſich genötigt, mit einem von dem Jubel der ganzen Bevölkerung empfangenen Parlamentär in Verhandlungen einzutreten, welche zur Kapitulation führten. Den Ruſſen fielen im ganzen 32 Geſchütze und eine Kriegskaſſe mit, wie man ſagt, 120000 Franks in die Hände. General Alix zog nach Marburg ab, aber ſeine Truppen, bei denen die Deſertion bereits vor dem Abmarſch begonnen hatte, zerſtreuten ſich unterwegs zum größten Teil, ſo daß der General, nur noch von einigen Offizieren und Regierungsbeamten ſowie wenigen Soldaten begleitet, wie ein wütender Löwe in Marburg ankam. Er wollte alles totſchießen, alle traîtres hängen, maſſakrieren und pulveriſieren und ließ zunächſt ſeinen Zorn gegen den General Danloup in deſſen Zimmer und in meiner Gegenwart, ich weiß nicht mehr genau weshalb, aus, ſo daß dieſer nach ſeinen Piſtolen griff und ihn erſchießen wollte, wovon ich ihn nur mit Mühe abhalten konnte. Alix gab ihm Arreſt, aber ſie verſtändigten ſich bald, und der Arreſt wurde wieder aufgehoben.

Tſchernitſchew war unter großem Jubel der ehrlichen Heſſen, die ihre Befreiung für ausgemacht hielten, in Kaſſel eingerückt; an der Spitze ſeiner Truppen marſchierte beim Einzuge das neuerrichtete Bataillon. Er erklärte das Königreich Weſtfalen für aufgelöſt, ſetzte eine Regierungskommiſſion ein und — zog bereits am 3. Oktober wieder ab, zum Schrecken aller derer, die im Freudentaumel ſich ihm in die Arme geworfen hatten und nun ihrem Schickſal überlaſſen blieben. Sie mußten jetzt der Rache der wiederkehrenden Franzoſenherrſchaft gewärtig ſein, ſoweit ſich dieſelben nicht durch die Flucht entzogen, was mehrere Offiziere taten. Erſt die Schlacht bei Leipzig ſollte die von Tſchernitſchew erregten Hoffnungen verwirklichen, und ſeine Unternehmung, ſo glänzend ihre Ausführung war, nützte dem Lande und deſſen Bewohnern nichts, ſondern ſchadete nur. Zwar hatte er dem König und deſſen militäriſcher Macht einen empfindlichen Schlag beigebracht und den Geiſt der Einwohner für die große Sache aufgerüttelt, er hatte dem morſchen Staatsgebäude einen harten Stoß verſetzt, aber das Königreich Weſtfalen wäre auch ohne ſeinen Angriff nach der Schlacht bei Leipzig in ſich zuſammengeſtürzt oder, wenn dieſe Schlacht nicht geſchlagen worden wäre, hätte es trotzdem bis zu Napoleons Fall Beſtand gehabt; nun waren viele unglücklich gemacht, und das erſchöpfte Land wurde zu neuen unerſchwinglichen Opfern gezwungen.

Dem König Jérôme war es ſehr ſchnell gelungen, mit einem franzöſiſchen Korps von 12000 Mann ſich gegen Kaſſel vom Rhein her in Bewegung zu ſetzen. Er kam mit demſelben in Marburg an, nahm hier die wenigen noch vorhandenen eigenen Truppen auf und hielt wenige Tage nach dem Abzuge der Ruſſen ſeinen Einzug in die erſchreckte, in einen todesähnlichen Zuſtand verſetzte Hauptſtadt. Derſelbe fand zwar ohne Blutvergießen ſtatt, aber Vieler Herzen bluteten bei dieſem Trauereinzuge, und jeder dachte mit Grauen an die nächſten Folgen, denn wer konnte wohl ahnen, daß der Tag der Rettung ſo nahe ſei. Blutige Auftritte hätten ohne Zweifel ſtattgefunden, wenn nicht der König den Boden, welchen er wieder betreten, unter ſeinen Füßen wanken gefühlt und eingeſehen hätte, derſelbe könnte ihn leicht trotz der wiedererlangten ſcheinbaren Macht und der Demut des Volkes verſchlingen. Da nun auch die mitgebrachten Franzoſen bald ihren Marſch zur Armee fortſetzten, und der König ſich auf den Schutz ſeiner eigenen unzuverläſſigen Truppen, die erſt wieder zu ſammeln waren, verlaſſen mußte, zeigte die Regierung klüglich nur ſcheinbare Strenge. Der König ließ dem General Alix die volle Gewalt als ſeinem Leutnant; der gefürchtete Bongard trat wiederum ſein Amt als Chef der Gendarmerie und geheimen Polizei an, und alle übrigen Regierungszweige gelangten von neuem zu wenn auch ſchwächlicher und unvollkommener Wirkſamkeit. Die Präfekten erhielten die gemeſſenſten Befehle, die Fahnenflüchtigen mit größter Strenge einzubringen und neue Mannſchaften zu liefern; Gendarmen führten die Widerſpenſtigen in Ketten und Banden nach Kaſſel. Viele, die ſich politiſch verdächtig gemacht, kamen ins Gefängnis, darunter mehrere Mitglieder der von Tſchernitſchew ernannten Regierung. Eine Militärgerichtskommiſſion wurde eingeſetzt und ließ ſchnell einige Todesurteile an ſogenannten Verbrechern unter den Soldaten und dem Pöbel vollſtrecken, was Furcht und Schrecken verbreitete. Indeſſen hütete man ſich, angeſehenen Perſonen ans Leben zu gehen, zog vielmehr deren Prozeſſe abſichtlich in die Länge. Inmitten dieſer Trübſal ſah man den ſchwachen König mit möglichſtem Glanz, mit der Miene der Unbefangenheit und gnädiger, landesväterlicher Gerechtigkeit im Theater und ſonſt öffentlich erſcheinen. Es ſchien, als hätte er im Gefühl ſeiner Ohnmacht alles gern vergeben und vergeſſen und die Wunden gern geheilt, welche er und der Kaiſer Napoleon dem Staat vom Augenblick ſeiner Entſtehung an durch die beſtändigen Truppenaufſtellungen und Kriegsopfer wie durch die Üppigkeit des Hofes geſchlagen hatten, aber dazu war es nicht mehr an der Zeit. Alle Mittel waren erſchöpft, alle Hilfsquellen

Digitized by Google

verſiegt; die wenigen vorhandenen Truppen konnten kaum noch bezahlt werden, und den Offizieren blieb man ſchon den Sold ſchuldig; trotz der neuen Anſtrengungen gelang es nicht, die Truppen auszurüſten, denn es fehlte an Geld und Material, wenn auch die Menſchen zuſammengetrieben wurden. Die abermals vorgenommene Neuorganiſation — und in der Tat hatte man während der ganzen Zeit des Beſtehens des Königreichs nichts anderes getan, als Truppen organiſiert — erſtreckte ſich auf die wenigen Bataillone und Eskadrons der Garde. Der Staat würde ſich aus eigenen Mitteln, ſelbſt wenn das Ende der Franzoſenherrſchaft nicht vor der Tür geſtanden hätte, niemals wieder haben auf die Beine helfen können, vielmehr iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß Weſtfalen ſo gut wie Holland franzöſiſche Provinz geworden wäre, was es tatſächlich bereits lange war.

Napoleon befand ſich bereits auf dem Rückzuge, aber in Kaſſel blieb es durch die Kunſt der Polizei vorläufig ſtockdunkel. Die letzte Tat der Regierung, und man muß ſie bewundern, war die, daß es ihr gelang, die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig acht Tage zu verbergen und ihren eigenen Untergang ſo lange hinauszuſchieben. Denn erſt am 26. Oktober verließ der König ſeine Hauptſtadt zum zweitenmal, um ſie nie wiederzuſehen. Ich gehörte zu den vielen, welchen jetzt die Augen, aber auch nur halb, aufzugehen begannen, denn noch immer wurde von einer zwar ſtattgehabten aber keineswegs von einer entſcheidenden Schlacht und von ‚einer retrograden Bewegung, die der Kaiſer für gut finde, zu machen, welcher wir vorläufig folgen würden,' geſprochen. In Kaſſel herrſchte erwartungsvolle Stille. Jeder fühlte, es ſei etwas Großes, Entſcheidendes vorgegangen, aber die Regierung hatte, wie geſagt, bis zum letzten Augenblick das Dunkel zu erhalten gewußt, alle amtlichen Nachrichten fehlten, und die franzöſiſchen wie die deutſchen Zeitungen hatten die Frechheit, von Siegen Napoleons zu ſprechen. Man hörte wohl die Worte ‚Leipzig, große Schlacht,' allein bereits einmal ſo bitter enttäuſcht, war jeder auf ſeine eigene Einbildungskraft angewieſen, um ſich die Zukunft nach Gefallen, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, auszumalen.

In dieſer Lage befand ich mich, als ich vom General Befehl erhielt, ihm mit den Truppen, die er auf Befehl des Königs nach dem Rhein führte, zu folgen. Vorher aber ward mir der ſchmeichelhafte Auftrag zuteil, Madame la générale, die ſich nach dem Abzug der Ruſſen wieder in Kaſſel eingefunden hatte, auf einem anderen Wege zum Rhein, um dieſe Gute nicht zu gefährden, einige Stationen zu geleiten und dann mit dem General wieder zuſammenzutreffen. Bei beiden Aufträgen war es mir nicht beſonders wohl ums Herz, denn ich wäre gern meiner Feſſeln entledigt geweſen. Wiederholte Verſuche, die ich vor dem Abzuge machte, von meinen Pflichten entbunden zu ſein, wies der General wie früher mit Vorſtellungen, ſchönen Redensarten und, als ich dringlicher ward, mit der Drohung zurück, mich als Arreſtanten mitzunehmen. Was war zu machen? Wollte ich meinen Grundſätzen nicht untreu werden oder mich nicht der Gefahr ausſetzen, wenn ich fortging, in die Klauen der Franzoſen zu geraten, ſo mußte ich mich noch einmal beugen und mitziehen. Es erſchien mir nicht mehr zweifelhaft, daß es über den Rhein, vielleicht nach Frankreich, für mich ſo gut wie in den moraliſchen Tod ging. Welche Kämpfe ich in dieſer Zeit mit mir ſelbſt durchzumachen gehabt habe, darüber ſchweige ich; ich will niemandem Ähnliches wünſchen.

So begleitete ich als gezwungener Anhänger des Königs von Weſtfalen und des Generals, wenn auch nicht ihrer Sache, Madame, das teuere mit anvertraute Kleinod, als ſchimmernder Ritter mit zwei Küraſſieren einige Meilen weit auf der Straße nach Holland und nahm dann von der Holden zärtlichen Abſchied mit dem ſtillen Wunſche, daß dies der letzte Liebesdienſt geweſen, den ich ihr erzeigt, und daß ſie ihr ſchönes Frankreich glücklich erreichen möchte. Ich wendete mich darauf wieder der Straße nach Köln zu, erreichte den General und ſetzte mit ihm die ſogenannte ‚retrograde Bewegung' über den Rhein nach Köln fort, woſelbſt Seine Majeſtät, vorläufig ſicher, Allerhöchſt Ihr Hoflager aufſchlugen. Die mitgenommenen Truppen waren unterwegs in Scharen davongelaufen. Der Rhein übte durchaus keine Anziehung auf ſie aus, mit jedem Schritte ihm näher wurde der Haufen dünner, und am Ende waren es nur wenige hundert Offiziere, Beamte und Höflinge, mit denen der König Köln erreichte. Der beſſeren Wendung der Dinge harrend, ſetzte König Jérôme ſeine Hofhaltung wie in Kaſſel mit allen Formen der Etikette, nur mit etwas vermindertem Glanze, fort. Des Morgens ging man zum Lever; der Saal war mit Höflingen, Generalen, Offizieren, hohen und niederen Beamten und auch ſolchen gefüllt, die bis dahin nicht hoffähig geweſen waren, wozu auch ich gehörte. Hier fanden ſich zahlreiche Menſchen zuſammen, die das Geſchick mit oder wider ihren Willen hierher verſchlagen hatte, Franzoſen meiſtens, aber auch Deutſche in Zivil und Hofämtern, Männer mit den beſten Namen des Landes, die, zu ewiger Schande, vielfach ohne Beruf und Not dem Könige gedient hatten und ihm auch jetzt noch, ſei es aus wahrer oder aus geheuchelter Anhänglichkeit und aus den verſchiedenſten Beweggründen, treu blieben, ja ſpäter nach Frankreich folgten. Alle dieſe Leute, einesteils kleinmütig, niedergebeugt, von erbärmlichem und lächerlichem Ausſehen, andernteils ſtolz, dünkelhaft, von Franzoſengefühlen aufgeblaſen, fanden ſich aus Gewohnheit in dem königlichen Saal zuſammen, um ſich an den Strahlen der untergehenden Sonne zu wärmen, und blickten mit Verachtung

Digitized by Google

auf andere herab, die wie ich in dies Heiligtum eindrangen, um keine Gunst mehr, sondern ihr gutes Recht zu fordern und dann zu gehen.

Ich hatte dem General in den ersten Stunden nach der Ankunft in Köln erklärt, daß ich nunmehr um meinen Abschied bitte und ihm ans Herz lege, mir diesen sowie mein seit Monaten rückständiges Gehalt und die wenn auch kleine Ordenszulage auszuwirken. Als Franzose konnte er sich nicht anders benehmen, wie er es tat. Anfangs hielt er mich mit schönen Redensarten hin, versprach mir aber, meine Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Dabei blieb es vorläufig, während er sich bemühte, mich umzustimmen, da doch die Sache des Königs keine verlorene, und, wie es auch kommen möge, Frankreich allein das Land der Zukunft sei, es mir dort unter des Königs Befürwortung an einer glänzenden Laufbahn nicht fehlen und dieser, wenn er sein Königreich nicht wieder erhalte, entweder einen anderen Thron besteigen, schlimmstenfalls immer französischer Prinz bleiben werde, und was dergleichen Dinge mehr waren. Aber er fand taube Ohren; mir brannte der Boden des linken Rheinufers je länger je mehr unter den Füßen, deshalb reichte ich endlich mein Entlassungsgesuch unmittelbar beim Kriegsminister ein und besuchte täglich das Lever in der Erwartung, Berücksichtigung zu finden. Hier sah ich, wie die königliche Sonne immer matter und schwächer leuchtete, so daß sie selbst die Höflinge nicht mehr erwärmte, die mit sorgenvollen und verdrießlichen Gesichtern umherschlichen, wie auch die Abzeichen des Königtums eins nach dem anderen verschwanden, die vor dem Palais aufgestellte Königswache der Grenadiergarde, die Posten der Gardedukorps im Innern eingingen, und nach und nach alles das Gepräge des Vergangenen, Entschwundenen erhielt: der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen war getan, König Jérôme war nur noch ein beneidenswerter Privatmann.

Endlich erhielt ich, als einer der letzten durch die Umstände zurückgehaltenen Offiziere, meinen Bescheid, und zwar, ohne daß es mir eingefallen wäre, darauf anzutragen, als Bataillonschef. Das Papier war vom Kriegsminister Comte d'Höhne ausgefertigt und scherzhafterweise wörtlich so gestellt, daß ‚der König mir auf meine Bitte die Demission erteilt habe und mir gestatte, mich in meine Heimat zurückbegeben zu dürfen.' Über das für mich unter diesen Umständen wichtigste, meine Gehaltsforderungen, vernahm ich nichts. Wenn ich auch herzlich froh war, meiner Fesseln auf eine für mich vorwurfsfreie Art entledigt zu sein und aus dieser Atmosphäre hinauszukommen, war ich doch nicht gesonnen, mein Geld im Stiche zu lassen. Dies zu erlangen, gab es kein anderes Mittel, als mich an den Kriegsminister zu wenden, denn ich hatte weder einem Truppenteil, der eine Kasse führte, angehört, noch gab es überhaupt einen solchen mehr und ebensowenig eine Staatskasse. Die wenigen Offiziere der Garde waren allmählich, wie diese sich auflöste, aus Köln verschwunden, und nur noch wenige Deutsche, darunter mein Kollege, der Rittmeister von Steinäcker, befanden sich mit mir in gleicher Lage. Der Kriegsminister ließ sich aber persönlich nicht nahekommen, schützte vor, es wäre kein Geld da, und vertröstete auf bessere Zeiten. Deshalb entschloß ich mich, ihn im Vorzimmer des Königs, als dem einzigen Ort, wo er zu treffen war, aufzusuchen, ihm in den Weg zu treten und nicht eher zu weichen, bevor ich nicht das Meine erhalten hätte, schlimmstenfalls aber mich an den König selbst zu wenden. Der nächste Vormittag sah mich also beim Lever, wo zu erscheinen ich jetzt berechtigt war, denn Seine Majestät hatte mich als, wenn auch verabschiedeten, Bataillonschef hoffähig gemacht. Es gehörte nicht viel dazu, um unter den Anwesenden verschiedene mit den meinigen gleiche Ansprüche Erhebende an ihren unzufriedenen und unglücklichen Gesichtern zu erkennen. Mein gerade nicht blöder Gefährte Steinäcker war mit mir. Bald hatten sich alle Mißvergnügten in einer Ecke des Saales zusammengefunden und harrten des Kriegsministers. Der Unglückliche erschien und ward zugleich, wie von Stoßvögeln, von uns angefallen und derartig in die Enge getrieben, daß alle seine schönen Worte, Entschuldigungen und Versprechungen ihn nicht befreiten. Als er sich nicht mehr zu helfen wußte, setzte er sich auf das hohe Pferd und verfiel in den französischen Ton der Grobheit. Nun wurde die Szene laut und immer lauter, so daß der König, aufmerksam geworden, eintrat und sich sogleich an den Kriegsminister wandte, diesem andeutend, daß er gehört, was vorgegangen, und daß es ihm unangenehm sei. Der Minister, in sichtbar peinlicher Verlegenheit, berichtete entschuldigend das Nähere, doch der König schoß nach seiner Art mißbilligende, ungnädige Blicke, und man sah an seinen Mienen, daß wir befriedigt werden müßten. Als sich darauf der Minister aus dem Saale entfernte, sprach der König der Gewohnheit gemäß einzelne Worte und Redensarten zu diesem und jenem, und so hatte auch ich das hohe Glück, einige Worte von ‚Anerkennung, Dank, Wiedersehen und glückliche Reise' von dem guten Exkönig zu vernehmen und ihn zum letztenmal, ‚pour jamais', zu sehen. Aber, das merkwürdigste bei diesem Lebewohl war, daß der Minister mit einigen Rollen Gold wieder erschien, die er ohne Zweifel aus des Königs Schatulle geholt, und uns, einen nach dem andern, in ein Kabinett rief, wo er uns, im Hause des ehemaligen Königs von Westfalen, befriedigte. Leicht dürfte dies eine der besten Handlungen dieses Königs gewesen sein, als er, selbst den Zahlmeister machend, einigen seiner ehemaligen ‚sujets' aus Billigkeit doch noch eine Kleinigkeit von den dem Lande entführten Schätzen abgab."

Digitized by Google

Der „Morgen—wieder—luſchtik"-Spuk nahm ſo ein jammervolles Ende. Aber das Raubgeſindel hatte ſich doch in den reichen deutſchen Landen, aus denen dieſes Königtum von Napoleons Gnaden zuſammengeknetet war, in Heſſen und Hannover und dem Münſterlande und in Preußiſch-Sachſen, die Taſchen gehörig gefüllt. Wer damals die Geheimbücher der Bank von Frankreich und auch der von England hätte nachſchlagen können, hätte ſein Wunder erlebt über die ‚Erſparniſſe' dieſer Herren. Dem verfloſſenen Königtum, ſeinen Günſtlingen und franzöſiſchen und deutſchen Maitreſſen folgte der Spott. In einem zweiſprachigen Poem wurden die Sünden der Hofdamen gegeißelt*). Die entzückten, getreuen Untertanen des ehemaligen heſſiſchen Kurfürſten, leider ſehr an das Stiefellecken gewöhnt, küßten dem Befreier Tſchernitſchew Hände und Füße. Wie wenig ſie das nötig hatten, hat ſpäter die Geſchichte Heſſens gelehrt. — Es war im Yorkſchen Hauptquartier zu Mühlbeck an der Mulde am Abend des 8. Oktober, als der Kurprinz von Heſſen über dem Becher fort dem ſarkaſtiſchen General von Hünerbein die Bemerkung zuwarf, daß er ſich freue, das Land ſeiner Väter wiederzuſehen und daß ſein Vater es ſich doch Geld genug habe koſten laſſen (der Alte hatte 300000 Taler ſeufzend in die Kriegskaſſe der Verbündeten gezahlt, um Anrecht auf den ganzen Beſitz zu haben). Hünerbein antwortete kurz und grob: „Geht es nach meinem Willen, ſo bekommen Eure Hoheit nicht ſo viel zurück, als ich Schmutz unter meinem Nagel habe." Der arme Kronprinz bekam einen roten Kopf und verſuchte durch eine Frage an Yorks beſſere Einſicht die Sache in das Scherzhafte zu ziehen, worauf der Mann von Tauroggen kurz und knapp antwortete: „Ich würde Eurer Hoheit eben dasſelbe nicht ganz ſo grob geſagt haben."

Nichts war dem General von Blücher erwünſchter als gegen Leipzig vorzumarſchieren und ſich in Beſitz der Stadt zu ſetzen, bevor noch Napoleon von Dresden heran war. Aber es ſtanden zwiſchen Leipzig und Düben, wo Blücher am 7. Oktober ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, noch ſtarke franzöſiſche Korps, und außerdem war der Kaiſer mit ſeinen Garden von Dresden her zu erwarten. Ohne eine tatkräftige Mitwirkung des Kronprinzen von Schweden und der Nordarmee konnte ſich die ſchleſiſche Armee, infolge der Gewaltmärſche und des blutigen Tages von Wartenburg auf 60000 Mann zuſammengeſchmolzen, an das Wageſtück nicht begeben. Wohl hatte Bernadotte mit der Nordarmee, nach den Detachierungen für Wittenberg noch immer 70000 Mann ſtark, bei Roßlau die Elbe überſchritten und ſich dem rechten Flügel Blüchers, dem Korps York genähert. Aber dennoch lag die Mulde zwiſchen beiden Armeen. Der meiſterhaften Strategie eines Napoleon wäre es ein leichtes geweſen, über eine der Armeen mit Übermacht herzufallen und ſie zu vernichten. Wie war nun der Kronprinz am beſten mitzukriegen? Das beſte ſei, meinte Gneiſenau, eine Unterredung Blüchers mit dem Gaskogner. So kam es am 7. Oktober in den Abendſtunden zu der Zuſammenkunft dieſer beiden ſo höchſt verſchieden gearteten Männer im Dorfe Puch nahe Mühlbeck. Gneiſenau, der ſich und ſeine Hitze kannte und ſich ſchon genügend über den Kronprinzen geärgert hatte, war zurückgeblieben und überließ das Dolmetſcheramt Herrn von Müffling. Sobald Blücher in das Zimmer trat, ſtürzte der Kronprinz auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und begrüßte ihn als den „cher frère d'armes" mit der Bonhomie eines alten Waffenkameraden. Es war ja auch wie eine bunte Fügung jener bunten Jahre, daß dieſe beiden Krieger, die ſich einſt anno 1806 bei Lübeck und Ratekau aufs Blut bekämpft hatten, jetzt gemeinſame Sache machten gegen den einen großen Feind. Nun trug Müffling dem Kronprinzen die Wünſche Blüchers vor: Gemeinſam auf Leipzig zu marſchieren, jeden Widerſtand niederzuwerfen und ſich mit dem böhmiſchen Hauptheer zu vereinigen. „Er ging", berichtet Müffling, „in die Vorſchläge, die ich ihm machte, vollſtändig ein, dem General Blücher dabei immer freundlich zunickend. Hierauf nahm er das Wort und ſprach im Eingange mit den ſchönſten Redensarten in unſerem Sinne, wich aber allmählich in weſentlichen Teilen ſo bedeutend ab, daß unſer Vorſchlag gar nicht mehr derſelbe war. Er ſchloß mit den Worten: „Ainsi, nous sommes d'accord" („Wir ſind alſo einverſtanden"). Dies d'accord-ſein beſtand aber darin, daß wir eine Schlacht wollten, um der böhmiſchen Armee das Vorrücken

*) Les dames du palais.

Partons, partons en diligence,
Sauvons nos shawls, nos diamants!
Jérôme se retire en France.
Sauvons le reste, il en est temps.
Le voilà bien dans la misère
Le pauvre Sire! il y a long-temps,
Qu'il ne peut plus nous satisfaire.

Die Oberhofmeiſterin Frau von B.

Überall gibt's Grenadiere!
Dieſe tröſten mich allein;
Der Tunguſe, der Baſchkire,
Alles hat doch Fleiſch und Bein.

Die deutſchen Palaſtdamen.

Ach, was ſollen wir beginnen?
Allem, was ein König will,
Halten wir ſo gerne ſtill!
Doch hier iſt nichts zu gewinnen,
Denn Jérôme hört auf zu zahlen
Und das Königreich Weſtfalen
Holt der Teufel ganz und gar,
Jeder wird, was er einſt war.
Mögen unſre Männer brummen,
Wir verdienten große Summen.
Unſre Männer ſind nicht dumm,
Geld bringt alle doch herum.

Digitized by Google

zu erleichtern, und zwar zu einer Zeit, in welcher Napoleon sich noch nicht mit allen seinen Kräften vereint auf uns werfen konnte, während der Kronprinz dagegen keine Schlacht wollte, weder früher noch später, — aber er wollte sich das Ansehen geben, als ob er sie gewollt, ja gesucht habe und nur durch die Umstände davon abgehalten worden sei." Wenn sich nun Herr von Müffling Einspruch erlaubte, so war Bernadotte im Nu wieder ganz einig mit dem Blücherschen Plan, fortwährend die Bedenken des Preußen mit dem glatten: „Mais nous sommes d'accord" beschwichtigend. Der Schluß bestand wieder in lebhaften Liebkosungen des alten Herrn, in Umarmungen des „cher frère d'armes", und beide Parteien bestiegen ihre Reisewagen. Als Blücher mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem Bruder des Königs, und dem Oberst von Müffling wieder in seinem Wagen saß, meinte Müffling trocken: „Geben Sie acht, Exzellenz, morgen erhalten Sie Entschuldigungen." Aber der General Vorwärts konnte an solche versteckten Absichten nicht glauben: „Die Hoheit von Schweden hat doch zu viel guten Willen gezeigt," meinte er.

Aber am nächsten Morgen, am 8. Oktober, veränderten reichlich eintreffende Medlungen die Ansichten des schlesischen Hauptquartiers gründlich. Es war kein Zweifel, daß Napoleon in eigener Person mit seinen Garden herummarschierte, mit starker Macht den linken Flügel des Blücherschen Heeres bedrohte. Setzte Blücher den Vormarsch gegen Leipzig fort, so mußte es zu einem Zusammenstoß zwischen ihm und Napoleon kommen, bevor noch der Kronprinz von Schweden heran war. Major von Rühle, der schon einmal mit Bernadotte verhandelt hatte, wurde infolgedessen zum Kronprinzen gesandt, um ihn zur Mitwirkung an der bevorstehenden Schlacht aufzufordern. Herr von Rühle kam ziemlich spät im Hauptquartier der Nordarmee, dem Dorfe Zehbitz, an und traf die schwedische Hoheit bereits im Bett. Nichtsdestoweniger empfing Bernadotte den preußischen Offizier sofort und las das Schreiben Blüchers. Aber an einer Schlacht gegen Napoleon teilzunehmen, eine solche auch nur jetzt zu wagen, erschien dem Zögerer höchst bedenklich. Wir wissen schon aus diesen Blättern, wie sich der ehemalige Reichsmarschall von Frankreich vor den Keulenschlägen seines Herrn und Meisters fürchtete. Nach Meinung Gneisenaus sollte sich die schlesische Armee, für den Fall Napoleon sich zuerst auf sie stürzen sollte, in das befestigte Lager von Wartenburg zurückziehen, während Bernadotte mit der Nordarmee und dem größten Teil der Blücherschen Kavallerie dem Kaiser in den Rücken kommen sollte, griff aber Napoleon Bernadotte zuerst an, so sollte dieser in das befestigte Lager von Roßlau zurückgehen und Blücher den Flanken- und Rückenangriff übernehmen. Die letztere Rolle lag dem alten Marschall Vorwärts natürlich viel besser, denn da Bernadotte trotz der Verabredung von Puch gar keine Vorwärtsbewegung gemacht hatte, fürchtete Blücher mit Recht, daß er ihn schließlich bei einem Angriff Napoleons in Stich lassen könnte. „Man kann sich ja auf den welschen Sakramenter, von dem man nicht recht weiß, ob er ein Jud' oder ein Zigeuner ist, nicht recht verlassen. Wenn er nichts tut, so können wir in dem Dreckloch, in dem Wartenburg, mit der Elbe im Rücken und zwischen all den Sümpfen gehörig in die Bredouille kommen, denn unsere tapfere Kavallerie kann dort schon gar nicht attackieren!" sagte er knurrend zu Gneisenau. — In der Tat suchte Kronprinz Karl Johann den Blücherschen Plänen, die Rühle ihm brachte, auszuweichen. Er zeigte auf einmal wieder eine starke Vorliebe für Berlin, und seine frühere etwas spöttische Frage an Bülow: „Was ist Berlin? — Eine Stadt, nichts weiter!" schien vergessen. Man müsse, sagte Bernadotte, über die Elbe zurückgehen und die Brücken hinter sich abbrechen, um Berlin zu decken. Da erklärte aber der Major von Rühle, daß Blücher unter keinen Umständen über die Elbe zurückgehe. Wenn er auf die Hilfe des Kronprinzen nicht rechnen könne, so werde er ohne weiteres die Saale überschreiten und unter dem Schutze der Saalehöhen Verbindung mit der böhmischen Armee suchen. „Und was soll aus Berlin werden?" fragte der Kronprinz. „Ist Moskau abgebrannt, kann auch wohl Berlin brennen," meinte kurz entschlossen Rühle. Der Gaskogner machte jedenfalls große Augen, als er diese Worte des preußischen Stabsoffiziers vernahm. Und in der Tat ging Major von Rühle über seinen Auftrag hinaus. Da nun aber Bernadotte einsah, daß er Blücher unter keinen Umständen mit über die Elbe zurückbekäme, seinerseits aber entschlossen war, dem Vorstoß Napoleons auszuweichen, so machte er den Vorschlag, daß beide Armeen hinter die Saale gehen sollten, in der Voraussetzung, daß Blücher den linken Flügel übernehmen, also stets als Nächster am Feind bleiben würde. Der Kronprinz fixierte diese Vorschläge in einem Brief und ließ den Grafen Alexis Noailles mit dem Schreiben an Blücher nach Düben gehen, der allerdings den besonderen Befehl des Kronprinzen hatte, dem alten Preußengeneral und seinem Berater Gneisenau das ganze Wagnis, das in einem solchen Abmarsch über die Mulde und Saale bestand, nochmals eindrücklich vor Augen zu führen. Insgeheim mochte Bernadotte hoffen, daß Blücher ohne Genehmigung seines Königs einen solchen Schritt nicht wagen werde. Aber Herr von Rühle fand Gelegenheit, Blücher und Gneisenau zu sprechen, bevor Noailles dazu kam. So beschloß man ohne weiteres, den Vorschlag des Kronprinzen anzunehmen, und Blücher erließ noch in selber Stunde den Befehl zum Abmarsch über die Mulde.

Bei dieser Gelegenheit begab sich folgender Vorfall: Es war ausdrücklich befohlen, daß der Bewegungsleichtigkeit wegen keine Equipagen innerhalb der marschierenden Kolonnen mitgeführt werden sollten. Nun

Digitized by Google

ſah Blücher im Yorkſchen Korps eine Kutſche und befahl, über die Nichtbefolgung ſeines ausdrücklichen Befehls zornig, dieſelbe ohne weiteres zu verbrennen. Man bemerkte ihm, daß dies die Kutſche des kommandierenden Generals von York ſei. Aber mit der Eigenwilligkeit Yorks aus dem ſchleſiſchen Feldzug her nur zu gut vertraut, entfeſſelte dieſe Mitteilung den Zorn Blüchers nur um ſo mehr. Kurz, die Equipage wurde augenblicklich verbrannt. Hierfür rächte ſich York durch folgendes Schreiben voll bitterer Ironie an den Obergeneral: „Ich fühle mich Eurer Exzellenz hoch verpflichtet zum Dank für den ſo angenehmen Befehl, meinen Wagen zu verbrennen. Ich führte denſelben nur zur größeren Sicherheit zwiſchen den Kolonnen mit, weil alle meine wichtigen Papiere, alle Rechnungen aus der Campagne in Rußland darin aufbewahrt wurden. Euere Exzellenz haben dies alles vernichten laſſen, und wahrlich, ich fühle mich höchſt erleichtert, daß ich dieſe ſo widerwärtige Arbeit, welche zu beendigen mir noch oblag, jetzt durch Euer Exzellenz freundſchaftliches Benehmen als abgetan betrachten kann."

Das Korps York bildete bei dem Abmarſch über die Mulde nach der Saale die Vorhut. Blücher mit dem Korps Langeron blieb noch bei Düben ſtehen, um das Korps Sacken, das den linken Flügel nahe Eilenburg hatte, zu erwarten. Es wurde eine Marſchkolonne auf dem rechten Ufer der Mulde gemeldet, und zwar vermutete man in dieſer das Korps Sacken. Es war aber bereits die franzöſiſche Vorhut, und kaum eine Stunde, nachdem Blücher ſein Hauptquartier Düben verlaſſen hatte, ritt ſchon franzöſiſche Kavallerie in die Gaſſen der kleinen Stadt ein. Es wird erzählt, daß Gneiſenau noch mit Schreiben beſchäftigt am Tiſche ſaß, als plötzlich auf den Gaſſen der Ruf der Koſaken laut wurde, die Franzoſen ſeien in der Stadt. Glücklicherweiſe ſtanden die Pferde ſchon geſattelt im Hof, ſo daß man mit genauer Not davonkommen konnte. General von Sacken mit ſeinem Korps war zunächſt abgeſchnitten, und es gelang dem geſchickten General nur durch Umgehung Dübens in einem Nachtmarſch, die großen Waldungen jener Gegend benutzend, wieder Anſchluß an die ſchleſiſche Armee zu erhalten.

So weit war alles gut geglückt, und die ſchleſiſche Armee ſtand eng geſammelt am linken Ufer der Mulde in drei Staffeln: bei Bitterfeld, Jeßnitz und Raguhn, an der Heerſtraße Deſſau-Leipzig. Der Stoß Napoleons war an ihrer linken Flanke vorbei in die Luft gegangen. Aber nun ſchien der Kronprinz von Schweden ganz nervös zu werden. Blücher hatte ihm vorgeſchlagen, mit der Nordarmee eine Stellung bei Halle zu nehmen, während er ſelbſt bei Bernburg über die Saale gehen wollte. Indes, wie geſagt, Karl Johann zuckte zurück. „Da der Kaiſer Napoleon", ſchrieb er an Blücher, „ſich heute gegen Sie gewendet hat, ſo iſt es ganz unmöglich, unſere Bewegungen nach dem linken Saaleufer auszuführen, ohne von ihm ſelbſt lebhaft beunruhigt und bedrängt zu werden." Es lag Bernadotte daran, zwiſchen Mulde und Saale jetzt ſtehen zu bleiben, die Übergänge von Aken und Roßlau im Rücken. Blücher war über dieſe Sinnesänderung des Kronprinzen ſehr erregt. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte zu ſeiner Umgebung: „Ich will morgen dem Kerl, dem Schweden, nochmal aufs Kollett ſteigen." Und ſo geſchah es. Auf dem Marſche nach Zörbig gegen die Saale begegnete er in dem Dorfe Zehbitz am 10. Oktober zum zweiten Male dem Gaskogner. Herr von Müffling war wieder Dolmetſch. Aber diesmal zeigte Blücher ſo viel Mißtrauen und Zurückhaltung, daß die Zuſammenkunft ſehr viel kühler und weniger freundſchaftlich verlief als die erſte. Die Meinungen prallten ſcharf aufeinander. Bernadotte wollte wohl über die Saale, aber nördlich gegen die Elbe, um ſeinen Rückzug zu ſichern, während Blücher die Saale ſüdlich hinunter wollte, der großen böhmiſchen Armee entgegen. Erſt als Blücher ſich bereit erklärte, die Stellung bei Halle einzunehmen, ſo daß Bernadotte ins zweite Treffen kam, wurde der Übergang über die Saale beſchloſſen. Der alte General Vorwärts hatte aber aus dieſer Zuſammenkunft das ſchwerſte Mißtrauen mit fortgenommen. Er ſuchte den General von Bülow, der in Zörbig ſein Hauptquartier hatte, perſönlich auf, ſchilderte ihm das zweideutige Verhalten Bernadottes und forderte ihn auf, falls der Kronprinz ſeine Teilnahme an der zu erwartenden Schlacht verſage, ohne deſſen Befehle einzuholen, vereint mit Blücher zu ſchlagen. Keiner war froher als Bülow, der nun nachgerade den Karl Johann bis zum Rande ſatt hatte. Und nicht allein für ſich ſagte Bülow zu, er hoffte auch beſtimmt, den ruſſiſchen General von Winzingerode mit hinüberzuziehen. So konnte es zu der merkwürdigen Lage kommen, daß im Falle einer Schlacht der Kronprinz mit ſeinen Schweden tatenlos beiſeite ſtand, während ſeine ganze übrige Armee von ihm abfiel. Inzwiſchen verſäumte Gneiſenau nicht, die im Hauptquartier Bernadottes verſammelten Militärbevollmächtigten, beſonders den engliſchen General Sir Charles Stewart, zu bearbeiten. England war es, welches dem Kronprinzen den Säckel füllte, und ſo hatte Sir Stewart auf ſeine Hoheit ſtets den nachhaltigſten Einfluß. In der Morgenfrühe des 11. Oktober brach die ſchleſiſche Armee aus ihren Quartieren auf, um die Saale bei Wettin zu überſchreiten, woſelbſt der Kronprinz Brücken zu bauen verſprochen hatte. Aber ſchon an der Kreuzung der Straße Magdeburg-Halle-Leipzig erfuhren die vormarſchierenden Korps von Langeron und York, daß bei Wettin weder eine Brücke fertig ſtand, noch auch zu ihrem Schlagen irgendwelche Anſtalt gemacht war. Ein Verſehen des Kronprinzen, eine Vergeßlichkeit? Wenn es eine ſolche war, ſo war es jedenfalls eine ſehr grobe, angeſichts der bedenklichen Nähe des Feindes. Blücher faßte es als eine hinterliſtige Ab-

Digitized by Google

ſicht auf, die nur dazu dienen ſollte, ihn nordwärts zu ziehen, und beſchloß kurzerhand durch Halle zu marſchieren, obgleich dies ein Umweg von 5 Meilen für ſeine Truppen war. Das Korps Sacken überſchritt bei Wettin auf inzwiſchen herbeigeführten Pontons die Saale. Am 12. Oktober ſtand Blücher mit ſeinem ganzen Heere drüben bei Halle, eng konzentriert. Den General Saint-Priest hatte er auf Merſeburg vorgeſchoben und ſo die Verbindung mit den Vorpatrouillen des böhmiſchen Heeres hergeſtellt. Karl Johann hatte nun wohl oder übel folgen müſſen und hatte nördlich bei Wettin Stellung genommen.

In Halle, der alten preußiſchen Univerſitätsſtadt, in welcher das weſtfäliſche Königreich Jérômes nie Wurzel gefaßt hatte, herrſchte großer Jubel, als die Preußen einzogen und der Oberſtkommandierende General von Blücher ſein Hauptquartier in Halle nahm. Bald nach dem Sieg von Jena und Auerſtädt hatte Napoleon, den gefährlichen Geiſt der deutſchen Studentenſchaft fürchtend, auch die Univerſität Halle aufgehoben. Die Profeſſoren, unter ihnen der brave Henrich Steffens, waren faſt an den Bettelſtab gekommen, und als Jérôme hernach die Univerſität wieder erwecken wollte, waren von den ehemaligen 1200 Studenten nur 300 zurückgekehrt. Man kannte in der armen Stadt unter dem Königreich Weſtfalen nichts als Steuern und nochmals Steuern, Verfolgungen Verdächtiger, Maßregelungen, Amtsentſetzungen uſw. Aber alles Ausgeſtandene war in dieſen hellen Tagen des Oktober vergeſſen. Wie mancher von den Offizieren, Freiwilligen und Landwehrleuten des Korps hatte nicht in Halle ſtudiert! Da gab es denn Bekanntſchaften zu erneuern, die alten Profeſſoren zu begrüßen (Profeſſor Steffens und Karl von Raumer kamen mit dem Blücherſchen Hauptquartier dahin) und im Ratskeller gab es feierliche Kommerſe und des Becherns kein Ende. — Der alte Feldherr hat ſein Quartier bei dem Kanzler der Univerſität Niemeyer aufgeſchlagen, und während Gneiſenau mit den Stabsoffizieren im Nebenzimmer über den Karten ſitzt, um den Plan des Marſches auf Leipzig auszuarbeiten, qualmt der Alte, behaglich im Sofa neben Niemeyer ſitzend, ſeine gewohnte Pfeife. Nun tritt Gneiſenau in das Wohnzimmer: „Euer Exzellenz, die Dispoſition iſt fertig.“ Blücher tritt an den mit Karten bedeckten Tiſch und ſieht prüfend über die mit Fahnen beſteckten Felder: „Nun, ihr Herren Schriftgelehrten, was habt ihr denn Gutes ausgeheckt?“ Gneiſenau gibt die nötigen Erklärungen. „Na ja,“ meint der Alte, „das iſt wohl alles recht gut, aber wenn ich mit meinen blauen Jungen aufs Schlachtfeld komme, muß es ſich ja erſt zeigen, obs auch alles brauchbar iſt. Vor der Hand, Herr Kanzler, wenn ich bitten darf, noch eine Pfeife.“

Auch der Heinrich Krosigk war da, „le mauvais Krosigk“, wie die Franzoſen ihn nannten. Er beſaß das große Gut Popplitz bei Halle und hatte den weſtfäliſchen Machthabern viel zu ſchaffen gemacht. Er war Maire der Herrſchaft Popplitz geworden und wußte in dieſer eigentümlichen Stellung ſeine Bauern und Inſaſſen vor der Vergewaltigung durch die franzöſiſche Einquartierung zu ſchützen. Die franzöſiſchen Offiziere, die bei ihm zur Tafel waren, bekamen den ſchlechteſten Wein zu trinken, den er im Keller hatte, während er mit ſeinen Freunden die guten Sorten erſt ſpäter trank, wenn die franzöſiſchen Herren fort waren. Gab es dann eine Beſchwerde ſeitens der Eroberer, ſo hieß es einfach: „Sie ſind doch nicht beleidigt? Ich bin zu jeder Genugtuung bereit.“ Ein paar geladene Piſtolen lagen jederzeit auf dem Tiſch und — Krosigk ſchoß gut. Im Dezember 1811 ſchleppte man ihn nächtlicherweiſe fort mit noch anderen Verdächtigen. Als man ihn nach neun Monaten frei ließ, mußte er mit ſeinem ganzen bedeutenden Vermögen Bürgſchaft leiſten und durfte ſich auf ſeinem Gut Popplitz nur unter Aufſicht aufhalten. Aber ſobald im Frühjahr 1813 der König rief, brachte er Weib und Kind in Sicherheit, ließ ſonſt alles im Stich und ging zur Fahne nach Breslau. Nun war er wieder inmitten des Kreiſes alter Freunde in Halle. Auf ſeinem Gut ſah es böſe aus, aber ſeine Bauern und Inſten hatten doch das ihre getan. Was ſich irgend bergen ließ an Silberzeug und Hausrat, hatten ſie ihm geborgen und gerettet. Auch die große Bibliothek und den erleſenen Weinkeller hatten ſie zu bergen gewußt, und den Pachtzins, den hatten ſie ihm aufbewahrt. „Es ſtehen uns heiße Tage bevor,“ ſagte Krosigk gerührt zu ſeinen Freunden, „aber wenn Gott uns das Leben läßt, ſo wollen wir nach gewonnener Schlacht auf das Wohl meiner braven Bauern trinken.“ — Er blieb an der Spitze ſeiner Füſiliere wenige Tage ſpäter bei Möckern.

Während die Blücherſche Armee ihre drei ſchönen Ruhetage — denn abgeſehen von den ſtarken Geſchäften Gneiſenaus und ſeiner Stabsleute waren es Ruhetage — in und um Halle verbrachte und Bernadotte etwas mehr nördlich bei Wettin ſtand, ſaß der Kaiſer Napoleon auf dem alten Schloſſe zu Düben. In Wurzen, wo der Kaiſer auf ſeinem Marſche gegen den Norden am 8. Oktober eintraf, hatte er ausführliche Nachrichten über die verbündete Armee erhalten, wenigſtens der Stellung nach, wenn auch nicht der Zahl nach. Er erfuhr dort, daß Blücher mit 60000 Mann bei Düben ſtände, während der Kronprinz mit 40000 Mann bei Deſſau hielte. In der Tat hatte Blücher nicht mehr als 60000 Mann, aber Bernadotte konnte immerhin 70000 bis 80000 Mann zuſammenbringen. Die Stunde ſchien dem Kaiſer glücklich, er glaubte jetzt den alten Huſaren geſondert von der Nordarmee angreifen zu können, um ihm eine empfindliche Niederlage beizubringen, bevor der Gaskogner heran war. Wenn der überhaupt herankäme! Napoleon wußte ganz

Digitized by Google

gut, daß sein ehemaliger Marschall nicht sonderlich gern auf den Kanonendonner losmarschierte. In drei starken Kolonnen brach die französische Armee unter persönlichem Befehl des Kaisers gegen Düben vor. Marschall Ney kommandierte die Korps Souham, Bertrand und Reynier, er führte die Mitte, Marschall Macdonald führte den rechten Flügel nächst der Elbe, Marschall Marmont den linken links der Mulde. Es war alles aufs beste eingefädelt, um Blücher bei Düben anzupacken und zu zerzausen, denn Napoleon hatte ihm gegenüber hier die doppelte Übermacht.

Bei dem Dorfe Kültzschau östlich Eilenburg ward für die sämtlichen Truppen des Zentrums unter Ney ein großes Halt geboten. Sie standen in einzelnen Brigaden aufmarschiert, der Kaiser wollte sie sehen — es war wie vor einer Schlacht, wie ja eine solche auch erwartet wurde. Aus den Brigademassen brauste dem Kaiser das begeisterte „vive l'empereur!" tausendstimmig entgegen, nur die Sachsen schwiegen; lautlos empfing ihn das Korps Reynier, das bei Großbeeren und Dennewitz aufopfernd gefochten und dennoch im französischen Bulletin als Sündenbock für die Verluste der Schlachten hingestellt war. Das aufmerksame Auge des Kaisers bemerkte die schlechte Stimmung der sächsischen Regimenter, und er beschloß alsbald sein altes Zaubermittel, das bei den Franzosen stets gut verfing, jetzt auch bei den trotzigen Deutschen anzuwenden, eine persönliche Anrede aus allerhöchstem kaiserlichen Munde. Der Großstallmeister Graf Caulaincourt, von dem die Sage ging, daß er der deutschen Sprache mächtig sei, mußte den Offizieren und Unteroffizieren der sächsischen Regimenter die kaiserliche Ansprache verdeutschen:

„Braven Sexer! Ihr seind gewesen unglücklich in die letzten Affairen gegen den Feind. Der Kaiser ist gekommen, sich zu setzen auf euern Kopf (à votre tête an eure Spitze), um euch zu geben Revanche. Ick haben mit Preußen, welches ist seit langer Zeit der Erbfeind von Sachsen und mit Österreich kein Friede gemakt, weil sie die Elbe haben gewollt zur Grenze. Es ist nix Neues, die französischen Adler mit den sächsischen Fahnen zu sehen vereiniget. Seit dem siebenjährigen Kriege haben sächsische und französische Fahnen zusammen gefechtet, bei vieler Gelegenheit, bei Friedland und Wagram. Kann der Kaiser reckнen auf die braven Sexer in das erste Schlackt, auf die Treue für euern Könik?" (Diese Frage wurde durch ein lautes: „Ja! Gewiß!" beantwortet, welche Gelegenheit von sehr vielen benutzt wurde, um das mit Anstrengung zurückgehaltene Lachen über die verkauderwelschte Rede loszulassen.) Der Kaiser fuhr fort: „Einer, der im französischen Dienste erhoben worden, zeigt sich als Verräter gegen euch und sein Vaterland. (Hiermit war General von Thielmann gemeint, der aus Torgau überging.) Diejenigen von euch, die zu dem Feind sind übergelaufen, können nur gewollt haben das Unglück von euerm Lande. Sollten aber einige nicht davon sein übergezogen, der sagen es, sie können nach Aus gehen. Geht und sagt das euren Soldaten."

Mochte es an der seltsamen Übersetzung liegen oder in der ganzen Stimmung des sächsischen Korps, die Rede hatte gar keine Wirkung, auch die Ordenskreuze und Beförderungen nicht, mit welchen der Kaiser sehr bei der Hand war. Als die französischen Offiziere und Unteroffiziere, die in der sächsischen Armee standen, zum Schluß der Rede ihr „Vive l'empereur!" riefen, entfernten sich die sächsischen Herren ernst und still. Sie waren im Grunde ihres Herzens es ehrlich müde, für die verlorene Sache eines Fremdlings und gegen ihre Stammesbrüder ihr Blut zu verspritzen.

Die Hoffnung des Kaisers, welcher er durch die Meldung an König Murat: „Die Sachen stehen hier sehr gut" Ausdruck gab, erfüllte sich demnach nicht. Wir haben gehört, wie die schlesische Armee auswich und Gneisenau mit seinem Stabe vom Schreibtisch eben noch zur rechten Zeit in die Bügel steigen konnte, bevor ihn die Reiter der Division Fournier umzingelten. „Napoleon hat gestern ins Blaue gestoßen," sagte Gneisenau trocken zu dem Adjutanten Yorks, der um weitere Befehle kam, „und damit er dies morgen wieder tut, werden wir uns wieder über die Saale zurückziehen." Die schlesische Armee war dem Kaiser sozusagen unter den Händen verschwunden. Selbst das schon abgeschnittene Korps des General Sacken war ihm noch rechtzeitig entschlüpft. Noch glaubte der Kaiser, daß Blücher auf Dessau ausgewichen wäre, um dort die Elbe zu überschreiten. Er verteilte seine Korps für den 10. so, daß sie alle auf eine Art von Suche nach dem verschwundenen Gegner waren. Die ganze Situation zwischen Elbe, Mulde und Saale war geeignet für so eine Art von Vexierbild: Wo steckt Blücher?

Gegen Mittag traf der Kaiser auf dem alten Schlosse von Düben ein. Hier erwarteten ihn eine Menge von Kurieren. Von König Murat ist einer da: Seiner Majestät zu melden, daß die verbündete Hauptarmee über Altenburg und Penig in weitem Bogen gegen Leipzig sich vorschiebt. Neapels König wird zu tun haben, sie aufzuhalten. Von Saint-Cyr ist auch ein Reitender da. Fürst Schterbatow und General von Bubna haben eine gewaltsame Erkundung auf Dresden vorgenommen und sich auf diese Weise überzeugt, daß sie das Korps Macdonald nicht mehr gegen sich haben. Und dann die dritte wichtigste Nachricht: Blücher ist mit seiner Armee über die Mulde gegangen und auch der bedrängte Sacken hat sich in Sicherheit gebracht. Also links ausgewichen, denkt der Kaiser, man wird bei Roßlau die Elbe gewinnen wollen. Das kaiserliche Hirn arbeitet fieberhaft, was unter den obwaltenden Umständen zu tun sei. Er kann Murat zur Zeit nicht helfen. Murat muß in Verbindung mit dem Korps Arrighi und dem Korps Augereau, das von Süden

Digitized by Google

herangerückt ist und jetzt in der Nähe von Weißenfels steht, sich zu wehren suchen. Geht es nicht, so soll er sich auf Wittenberg zurückziehen und sich dem Kaiser anschließen, der inzwischen die schlesische Armee zur Schlacht zwingen oder sie ihren Elbbrücken entgegentreiben wird. „Mein Plan ist," schreibt er, „auf das rechte Elbufer überzugehen." Er hoffte, daß die Bedrohung der Brücken bei Roßlau, Elster und Aken die Nordarmee und die schlesische Armee zu einer Schlacht nötigen werde. Entzogen sie sich aber einer solchen, so dachte der Kaiser daran, die Armee Murats und die Korps Saint-Cyr und Graf von der Lobau an sich zu ziehen, Torgau und Wittenberg zu entsetzen und auf der Linie Magdeburg-Torgau zu operieren, mit verkehrter Front, das Antlitz gegen Frankreich, im Rücken das Königreich Preußen. Auch der alte Lieblingsgedanke eines „Besuchs in Berlin" tauchte im Geiste des Kaisers wieder auf. Aber das alles war noch nicht zu einem Plan gerundet. Es waren nur Splitter, die erst der gewaltige kaiserliche Wille zusammenschmieden sollte. Aber die Grundlagen für diesen letzten großen Entschluß zu einem festen Plane fehlten. Vergeblich wartete Napoleon, daß seine weit vorgetriebene Kavallerie zuverlässige Nachrichten bringen möge. Das Ausbleiben derselben versetzte den Kaiser in die größte Unruhe. Endlich am Nachmittage des 11. Oktober kam die Meldung, daß die verbündeten Armeen nicht mehr bei Dessau stünden. Wohin sie sich aber inzwischen gewandt, war nicht festzustellen. Kein Wunder, daß den Kaiser in Düben bange Zweifel plagten. Er wollte sich von Düben nicht lösen, um die gewichtigen Nachrichten aus Leipzig nicht zu spät zu erhalten. „Die drei Tage," sagt Odeleben, „welche Napoleon bis zu dem 14. früh hier auf dem kleinen von Gewässern umgebenen Schloß zubrachte, gehörten vielleicht zu den langweiligsten, die er seit mehreren Feldzügen erlebt hatte. Weder militärische noch geographische Gegenstände boten ihm die geringste Zerstreuung dar, und seine Umgebungen wußten in ihrer Verlegenheit nicht, was sie zur Beruhigung Seiner Majestät tun sollten. Ich sah den Kaiser damals, auf Nachrichten von der Elbe harrend, auf einem Sofa seines Zimmers ganz geschäftslos vor einem großen Tisch sitzen, auf dem ein Bogen weißes Papier lag, das er mit großen Frakturzügen, wie man sie auf Geburtstagsbriefen findet, erfüllte. Sein Geograph d'Albe und ein anderer Mitarbeiter saßen ebenso untätig seiner Befehle wartend in den Ecken des Zimmers. Solche Momente seines Lebenslaufs verdienen der Seltenheit wegen Erwähnung"*). Gewiß sind solche Augenblicke im Leben dieses Mannes selten gewesen, dieses Mannes, der wie eine große, durch ihr eigenes Schwergewicht ins Unendliche rollende Tat war. So schlimm kann es indessen auch mit der Untätigkeit Bonapartes im Wasserschloß von Düben nicht gewesen sein, denn er hat, wie nachgewiesen, in diesen drei Tagen 60 Befehle erlassen, deren jeder doch wohl überlegt sein mußte. So hat sich denn auch in diese drei Dübener Tage eine besonders starke Legende gerankt. Des Kaisers Unschlüssigkeit, heißt es da, sei durch den Abfall Bayerns hervorgerufen. Aber es ist nachgewiesen, daß der Kaiser noch gar keine Nachricht von dieser Tatsache haben konnte**). Und wenn er sie wirklich gehabt hätte, so hätte das gewiß auf seine Entschlüsse nicht einen Deut Einfluß geübt. Der Abfall von 36000 Bayern bedeutete für die nächsten 14 Tage nichts, und das wußte dieser Mann des Erfolges nur zu gut, daß ein entscheidender Sieg gegen Blücher und die Nordarmee der ganzen Lage sofort ein anderes Gesicht gegeben haben würde. Die Legende erzählt auch von einem Auftreten seiner Marschälle gegen den kaiserlichen Plan über die Elbe zu gehen und auf dem rechten Elbufer, gestützt auf Torgau, Wittenberg, Magdeburg, die Operationen fortzusetzen. In den Memoiren des Herzogs von Vicenza, die später in Frankreich erschienen sind, wird berichtet, daß die Marschälle so eine Art Gehorsamskündigung gegen den Kaiser ausgeübt hätten, betreffs seines Planes, über die Elbe zu gehen. Aber es waren in Düben überhaupt keine Marschälle von Bedeutung anwesend. Ney, Macdonald, Marmont standen bei ihren Truppen, und der hünenhafte Mortier, „un polisson", wie Napoleon von ihm sagte, war viel zu phlegmatisch, um zu widersprechen, war Wachs in der Hand dieses kleinen, gelben, fettleibigen Korsen. Der Fürst von Neufchâtel aber, Alexander Berthier, war nichts als der Griffel Napoleons, wenngleich ein sehr tüchtiger, kluger und unentbehrlicher Griffel. Von zweifellosem Wert dagegen ist eine Mitteilung in den „Betrachtungen über die Kriegskunst" des Generals Rogniat. Dieser tüchtige Mann war damals Chef des Ingenieurkorps und als solcher dem Hauptquartier Napoleons beigeordnet. Die Vorliebe des Kaisers für Ingenieure ist bekannt, und so ist es begreiflich, daß er sich mit Rogniat über seine Pläne in ein Gespräch einließ, was er sonst höchst selten zu tun pflegte: „Wir waren," berichtet Rogniat, „nur einen Marsch von Leipzig entfernt, wir hatten gerade noch Zeit, vor den Feinden einzutreffen und ihre Vereinigung zu verhindern, indem wir zwischen ihnen Stellung nahmen; oder wir konnten auch noch ein anderes Verfahren

*) Unterdes drehte jedenfalls unten in der Feldküche des Kaisers Feldkoch Guillot am Spieß das unvermeidliche Backhähndl. Es war Befehl, daß für den Kaiser Tag und Nacht innerhalb 10 Minuten ein gebratenes Huhn serviert werden konnte, und der Feldkoch hatte die Aufgabe, hierfür zu sorgen. Man denke: Tag und Nacht ein Huhn am Spieß halten. Madame George Sand, die berühmte französische Schriftstellerin, hat diesen Monsieur Guillot noch anno 1824 in Paris besucht, wo er seine wohlverdiente Rente verzehrte. Es war ihm aber nicht möglich, anders als völlig angekleidet auf einem Sessel zu schlafen, und er vermochte dabei nur ein Auge zu schließen.

**) Nicht unbedingt sicher, denn wenn der Bündnistraktat erst am 14. unterzeichnet, so war es am 8. beschlossene Sache, Napoleon konnte es durch seinen getreuen König von Württemberg erfahren.

Digitized by Google

wählen, nämlich einer Schlacht ausweichen, indem wir bei Wittenberg auf das rechte Ufer der Elbe übergingen, um bei Magdeburg auf das linke zurückzukehren. Napoleon schien zwischen diesen beiden Plänen zu schwanken; gegen seine Gewohnheit fragte er einige Generale um ihre Meinung, und ich war unter der Zahl. Wenn wir auf Leipzig marschierten, waren wir in die Notwendigkeit versetzt, den beiden feindlichen Armeen, die sich einander schon sehr genähert hatten, eine Doppelschlacht zu liefern; wir handelten den Plänen des Feindes gemäß. Wir waren bei allem unsern Vorrücken vom Schießbedarf entfernt, und im Falle eines Rückzuges wurde der Übergang über die Elster und Saale, der nicht durch Brückenköpfe gedeckt war, sehr bedenklich. Die zweite Operation ersparte uns den Übergang über jene beiden Flüsse, wir näherten uns Magdeburg, einem großen Depot, das uns reichlich mit aller nötigen Munition versorgen konnte, wir gewannen eine neue Operationslinie, die Straße nach Wesel, besser gesichert und leichter zu decken als die nach Mainz; es hing von uns ab, eine Schlacht anzunehmen oder zu vermeiden; unser Rückzug war gesichert, falls sich ein Unfall ergab, wir verstärkten uns durch das Korps von Hamburg, wir verschafften uns die nötige Zeit, die so verkehrter Weise in Dresden zurückgelassenen Truppen abzurufen, und endlich wir störten durch unsere unerwartete Operation die Pläne, deren Ausführung der Feind seit einiger Zeit betrieb. Überwiegende Gründe schienen diesen zweiten Plan zu empfehlen, — der französische Feldherr wählte den ersten." — Wer auf der Landkarte diesen Erörterungen folgt und sich klarmacht, daß der Kaiser durch einige Märsche nur eine ganz andere Front erhalten konnte, daß er sich durch die Heranziehung der Garnison Dresden und Hamburg um 50000 Mann verstärken konnte und zwei seiner tüchtigsten Feldherren zur Mitarbeit heranzuziehen vermochte, den Marschall Davoust und den Marschall Saint-Cyr, der wird die Chancen einer Entscheidungsschlacht ganz anders zugunsten des Kaisers einschätzen, mochte sie nun geschlagen werden, wo sie wollte. Denn es ist, wie wir aus der Schilderung der Schlacht von Leipzig noch ersehen werden, wohl kaum zu bezweifeln, daß 50000 Mann mehr hier die Entscheidung zugunsten Napoleons gebracht hätten. Indes der Kaiser wählte den Weg, der am schleunigsten zur Entscheidung führte. Warum? „Weil," meint Saint-Cyr, „dieser Entschluß waghalsiger und mehr seinem Genie entsprechend war, weil er mehr den Charakter der Größe und Kühnheit an sich trug, weil er in ihm sein Lieblingsspiel des ‚Alles oder nichts' spielen konnte. Er begann die Geduld zu verlieren und schien alles mit einem Schlag beendigen zu wollen."

Obiges widerlegt aber die Legende, der „Dübener Plan" sei Legende, wie es Friederich nach Bernhardis Vorgang breittritt. Wenn er Fain so wenig Vertrauen schenkt, warum nimmt er ihn als Gewährsmann für Napoleons „Verlogenheit" in der Kulm-Affäre? Auch Marmont billigt den Plan, sich mit Basiswechsel von der Saale- und Mainlinie zu entfernen. Ist denn Napoleons Augustwort in den Wind gesprochen: „Wenig kümmert mich, ob man mich von Frankreich abschneidet, wenn ich nur die Elbe behaupte"? Darauf, daß in den betreffenden Schriftstücken „der Oder mit keinem Wort gedacht wird," ist zu bemerken, daß schon früher Entsatz von Stettin durch Vorstoß bis zur Oder in Betracht gezogen war; Manövrieren mit Magdeburg als Drehpunkt bedeutete schon Schlagen mit verkehrter Front und Offensive bis zum Äußersten. Das Bulletin dieser Tage sagte offen, daß man „auf dem rechten Elbufer manövrieren, Berlin bedrohen, Magdeburg als Mittelpunkt wählen wolle". Brauchen wir weiteres Zeugnis? Es hieß zwar in gewissem Sinne die Brücken hinter sich abbrechen, war aber keineswegs „phantastisch", denn wie Napoleon manchmal sagte: „Seine Basis wechseln ist manchmal die Tat eines Genies, nicht eines Verrückten." Nun, er war eben ein Genie, und der Dübener Plan *hat* bestanden.

Einstweilen aber liegt die große Schlacht in Leipzigs Ebene noch einige Tage vor uns, und der Kaiser sitzt im Schloß zu Düben, der Meldungen seiner Truppen harrend.

Noch immer vermutete der Kaiser die Nordarmee oder einen Teil derselben bei Dessau, nicht zu unrecht, denn Tauenzien stand an der Elbe, um die Brücke von Roßlau zu decken. Marschall Ney erhielt Befehl, die feindliche Stellung anzugreifen, die Stadt Dessau zu nehmen und alsdann über die Elbe vorzudringen, während General Reynier, unterstützt von Macdonald, über Wittenberg das rechte Ufer der Elbe gewinnen sollte, um den bei Dessau angepackten Feinden in den Rücken zu kommen. Das Korps Souham, an der Spitze die Division Delmas, stieß schon bei Pötnitz auf die Vortruppen des Korps Tauenzien, die gerade im Begriff waren, nach Dessau abzumarschieren. Die beiden Kosakenregimenter, welche den Abmarsch decken sollten, wurden plötzlich von der französischen Kavallerie mit Elan angegriffen und auf die Infanterie — preußische Landwehren — zurückgeworfen. Haltlos, wie die Kosaken bei einem Angriff regulärer Truppen stets waren, stürzten sie in ihrer Flucht gerade in die Marschkolonne hinein, die den Scholitzer See auf einer Brücke passierte. Die Brücke brach, die größere Anzahl der Truppen wurde abgeschnitten, und viele ertranken im See. Gleichzeitig mit den Preußen drangen die französischen Verfolger in Dessau ein und bombardierten von der Flanke her die einzige Brücke, die mit fliehenden Landwehren angefüllt war. Gleichzeitig war die Kavalleriedivision Fournier gegen Wörlitz vorgegangen und hatte dort das russische Freikorps des Major Fiegner, genannt „Legion der Rache", angegriffen und vernichtet. Wir sind diesem Fiegner schon im ersten

Digitized by Google

Bande unſerer Geſchichte begegnet. Er hatte einen furchtbaren Eid getan, alle Franzoſen und Polen, die er gefangen nahm, zu töten. Deutſche Offiziere und Soldaten, die ihm in die Hände fielen, betrachtete er als ſeine Gefangenen. Hier ging er mit ſeiner Freiſchar zugrunde. Am Abend noch meldete der Fürſt von der Moskwa nach Düben, daß er 30 Offiziere und über 1500 Mann Gefangene gemacht habe und daß die preußiſchen Truppen aufgelöſt über die Elbe zurückfluteten.

Inzwiſchen hatte General Reynier den General von Thümen bei Coswig angegriffen. Die Übermacht, welche ſich auf ihn ſtürzte, bewog den General von Thümen, ſich zurückzuziehen, aber er kam dennoch ſo ins Gedränge, daß bei dem Durchmarſch durch Coswig ein Teil ſeiner Truppen abgeſchnitten wurde. Er verlor an 100 Mann Tote und Verwundete und 400 Gefangene. Außerdem ſcheint Tauenzien 1000, meiſt Verſprengte, verloren zu haben, im Muldetal Sackens Nachtrab viele Gefangene, 800 Mann. In dieſen Gefechten zeichneten ſich Reys 10. Huſaren unter dem bekannten Oberſt Curély beſonders aus. — Das waren an ſich empfindliche Verluſte für ſo kleine Gefechte. Aber ſchlimmer waren die Folgen. In ziemlich aufgelöſter Verfaſſung trafen Tauenzien und Thümen mit ihren Korps am folgenden Tage in Zerbſt ein, und nun wurde von Tauenzien, der völlig den Kopf verloren zu haben ſchien, ein Rückzug in Szene geſetzt, der allerdings ſeinesgleichen ſuchte. Das Korps legte in drei Tagen und einer Nacht 18 Meilen zurück unter ſtrömendem Regen und wütendem Sturm. Die Ungunſt der Witterung konnte nicht ſchlimmer ſein. Natürlich kam das ganze Korps außer Rand und Band. „Die Auflöſung," heißt es in einem militäriſchen Urteil, „war eine vollſtändige, denn von der Diviſion Thümen erreichten beiſpielsweiſe zunächſt (am 14. Oktober in Potsdam) nur 500 Mann den Lagerplatz, und am 15. Oktober, als das Korps ſchon weiter nach Berlin marſchiert war, trafen in Potsdam noch 2000 Nachzügler ein, die wegen Unfähigkeit, zu folgen, dort behalten werden mußten. Daneben her gingen die von ſolcher Löſung gewohnter Bande kaum trennbaren Übergriffe, von Plünderung und gewaltſamem Einbruch in das Eigentum der Bevölkerung. Demoraliſation herrſchte nach allen Richtungen." — Die plötzliche, überraſchende Erſcheinung dieſer abgeriſſenen Landwehrtruppen, die aus einer Niederlage zu kommen ſchienen, machte in den Straßen von Berlin nicht geringes Aufſehen und brachte furchtſame Seelen in die größte Erregung. Etliche machten auch ihre Witze über dieſen Streich: Tauenzien, hieß es, wolle ſich die Jenaiſchen Siebenmeilenſtiefel neu verſohlen laſſen. Als man in Berlin einrückte (an dieſem Tage ſchien die Sonne wieder, — es war der 15. Oktober und ſchon ſammelten ſich in Leipzig die Maſſen zum großen Völkerringen), rief der Chef des Generalſtabs, Oberſt Rothenburg, ganz laut ſeinem Bedienten zu, er möge ihm doch den Mantel bringen. Verwundert fragte Tauenzien: „Bei dieſem ſchönen Wetter?" — „Ja," ſagte Rothenburg trocken, „ich habe einen neuen Rock an, und es könnte doch kommen, daß die Straßenjungen nach uns werfen." — General von Tauenzien war ſonſt ein tüchtiger Mann, und es mag vorkommen, daß auch der Tüchtigſte entgleiſt, namentlich wenn plötzlich ein ſo mächtiger Schatten vor einem auftaucht wie der des Korſen. Überläufer und Gefangene hatten dem General erzählt, daß Napoleon ſelbſt ihm gegenüberſtände und bereits in Coswig ſei und daß er einen Streich ausführen werde, welcher ganz Europa in Erſtaunen ſetzen ſolle. Das mag auf des Generals Entſchlüſſe ſtark gewirkt haben. Später nach dem Frieden wurde Tauenzien allerdings mit dem Ehrentitel „Graf von Wittenberg" belegt, womit er aber keineswegs zufrieden war, denn er glaubte mehr Anrecht auf den „Grafen von Dennewitz" zu haben, als Bülow. Es erhellt auch nicht, was der General Tauenzien mit dieſem Rückmarſch eigentlich bezweckt hat. Seine 18000 Mann konnten den Kaiſer doch niemals von der Eroberung Berlins abhalten, wenn er über die Elbe ging, und in der Verfaſſung, in welcher ſie in Berlin ankamen, waren ſie überhaupt nicht mehr verteidigungsfähig.

General Graf Tauenzien
Nach einer Zeichnung von Dähling geſtochen von Bollinger

Indes noch jemand anderes bekam einen heidenmäßigen Schreck, als er vernahm, daß franzöſiſche Kolonnen durch Wittenberg über die Elbe vorgedrungen ſeien und daß Deſſau genommen ſei, — dieſer Zweite war Monſieur Bernadotte. Der ſonſt ſehr vorſichtige General von Kruſemarck (der frühere Geſandte in Paris) konnte ſich nicht enthalten, angeſichts des Zuſtandes, in welchen der Kronprinz von Schweden geriet, folgende Zeilen an Blücher zu richten: „Durch den General Stewart werden Euere Exzellenz erfahren, wie

Digitized by Google

sehr die Nachricht von dem Marsche eines starken französischen Korps auf Wittenberg und die feindliche Besitznahme Dessaus den Kronprinzen außer aller Fassung gebracht und wie sehnlich er wünscht, daß Ihre Armee ihm durch eine Bewegung gegen Bitterfeld zu Hilfe komme. Es wäre ein sehr verdienstliches Werk, den tief gesunkenen Mut des gnädigen Herrn zu heben, denn schon glaubt er alles verloren. Euer Exzellenz bitte ich inständigst, ihn eines Besseren zu belehren." Schon sahen Karl Johann und sein Stab Napoleon auf dem Marsche nach Magdeburg, nach Berlin oder gar nach Stralsund, sich selbst von Schweden abgeschnitten, wo dem „gnädigen Herrn" eine Königskrone winkte, kurz, es war eine Baissestimmung im schwedischen Hauptquartier, die nicht viel schlimmer sein konnte. Noch in der Nacht zum 13. Oktober gab Karl Johann die Befehle zum Aufbruch nach Köthen. Er hoffte bei Aken die Elbbrücke zu gewinnen und sich jenseits der Elbe in Sicherheit zu bringen. Auf grundlosen Wegen brachen die Truppen der Nordarmee am nächsten Tage auf. Aber die Brücke bei Aken stand nicht mehr. Der alte General von Hirschfeld hatte sie rechtzeitig abgebrochen, als der Vorstoß der Franzosen erfolgte. Das war unter diesen Umständen ein glücklicher Zufall, denn wer weiß, was geschehen wäre, wenn die Brücke von Aken noch gestanden hätte. So mußte der Kronprinz in Köthen haltmachen und sehen, was zu tun sei. Da kam ihm der preußische Generalmajor von Rauch, Chef des Ingenieurkorps bei Blücher, mit einem Brückentrain und der Reservemunitionskolonne der schlesischen Armee entgegen. Er hatte sich mit seinem schweren Wagenzuge unter Anspannung aller Kräfte der Pferde und Menschen durch den dicken Morast der Landstraße von Bensdorf her bis Köthen gearbeitet; als Bernadotte ihn dort abfing und ihm befahl, sofort nach Aken zurückzukehren und dort einen neue Brücke zu schlagen. General Rauch, der von Blücher Befehl hatte, sich eiligst mit ihm bei Halle zu vereinigen, begab sich sofort zum Kronprinzen und machte Vorstellungen, daß die Pferde und Menschen wenigstens die Nacht Ruhe haben müßten, daß er im übrigen unter dem Befehl Blüchers stehe und daß es doch nicht kriegsgemäß sei, einen Brückentrain als Avantgarde an eine bedrohte Übergangsstelle zu schicken. Aber um das Gewissen des Generals zu beschwichtigen, übernahm der Kronprinz jegliche Verantwortung. Er schrieb dem General, daß Blücher in Eilmärschen auf Aken rücke, um sich mit der Nordarmee zu vereinigen, daß Blücher überhaupt für den Fall der Notwendigkeit seitens der Monarchen seinem Oberbefehl unterstellt sei, und daß der Erfolg der Operationen der verbündeten Armeen von der Ausführung des dem General Rauch gegebenen Befehls abhängen könne. — Das waren denn genug Gründe für den General von Rauch, zu gehorchen. Er kehrte trotz der Ermüdung seiner Pferde und Leute noch am selben Abend auf dem Wege nach Aken zurück.

In der Tat hatte Bernadotte an Blücher ein Schreiben gerichtet, um ihn schleunigst an sich heranzuziehen. „Der Kaiser Alexander", heißt es darin zum Schluß, „hat mich benachrichtigt, daß Sie meine Befehle ausführen werden, wenn Sie finden, daß es nötig ist. Ich bitte Sie, das gegenwärtige Schreiben als eine Aufforderung zu betrachten, sich mit dem größten Teile Ihrer Truppen mit mir zu vereinigen. Sobald wir vereinigt sind, werden wir nichts zu fürchten haben und uns überall hinbegeben können, wohin uns die Umstände rufen." Als Blücher diesen Brief erhielt und bald darauf die Nachricht des Generals von Rauch, geriet er außer sich. „Na, der olle Schwede", soll er in seiner derben Sprechart gerufen haben, „hat woll wieder die Hosen jut voll. Der ‚gute und wohljeneigte Waffenbruder' (so pflegte Bernadotte sich zu unterzeichnen) kann meinswegen zu allen Teufeln laufen! Und der Kerl will mir Befehle schicken? Gneisenau, von meiner Armee geht auch nicht ein einziger Pferdeschwanz über die Elbe zurück!" Gneisenau mußte demnach in einem höflichen Schreiben dem schwedischen Kronprinzen seinen Standpunkt klarmachen. Es sei von seiten Blüchers und seines Heeres alles getan, um den Wünschen des Kronprinzen bisher nachzukommen, man sei ihm auf das linke Saaleufer gefolgt, man habe ihm zum Gefallen den ersten Platz in der Schlachtordnung eingenommen. „Und nunmehr benachrichtigen mich Eure Hoheit, daß Sie bei Aken über die Elbe gehen wollen. Durch diese Bewegung werde ich von der Elbe abgeschnitten, und es bleibt mir nichts übrig, als mich an die große Armee anzuschließen. Es ist mir noch nicht klar, wie Sie ihren Übergang über die Elbe zu bewirken gedenken und wie Sie nach dem Übergange sich verhalten wollen, wenn Sie zwischen dem Feinde, der Elbe, Magdeburg und der Havel eingezwängt sind." Im übrigen, so schloß der Brief, würde Blücher sich von Seiner Majestät dem Kaiser Alexander weitere Befehle erbitten.

Es war ein Glück für die ganze Sache der Verbündeten, daß sich im schlesischen Hauptquartier der kurz entschlossene praktische Sinn Blüchers mit dem klaren strategischen Blicke Gneisenaus vereinigte. Denn was hätte wohl werden sollen, wenn ein weniger entschlossener Mann sich von dem Kronprinzen mit nach Norden hätte ziehen lassen? Dann hätte der Kaiser Napoleon Zeit gehabt, zunächst die heranrückende böhmische Armee zu schlagen und sich dann auf die Heere Blüchers und Bernadottes zu stürzen.

Der General von Rauch bekam einen derben Wischer, und zwar gleich so gefaßt, daß er damit dem Kronprinzen unter die Augen treten konnte, damit, wie Blücher meinte, der Kronprinz daran riechen könne. „Seine Königliche Hoheit", hieß es, „haben sehr unrecht gehabt, Sie in den Anweisungen zu stören, die Sie von mir hatten, so wie Sie hätten bei Ihren Befehlen bleiben sollen. Ich habe keine Munition bei mir,

Digitized by Google

als die zu den Batterien gehörige, wie Euer Hochwohlgeboren sehr wohl wissen, und ich würde in der größten Verlegenheit sein, wenn ich von der Munition getrennt sein sollte, die Sie jetzt bedecken, und eine zweitägige Schlacht liefern müßte. Daß der Kaiser Alexander mich unter die Befehle Seiner Hoheit gesetzt haben sollte, ist mir ebenso unbekannt, als daß ich nach Aken marschieren wollte."

Am 14. Oktober früh in Köthen berief der ratlose Bernadotte eine Art Kriegsrat. Oberst von Boyen, der persönlich anwesend war, gibt uns folgende Schilderung dieses Hergangs, die man nicht ohne Lächeln zu lesen vermag:

„So sehr der Kronprinz auch wünschte über die Elbe zu gehen, so suchte er doch diesen Entschluß als eine allgemein gefühlte Notwendigkeit darzustellen, und veranstaltete deshalb den 14. vormittags auf dem Schlosse zu Köthen einen Kriegsrat, der aus folgenden Personen bestand: die im Hauptquartier angestellten Gesandten, nämlich die Generale Pozzo di Borgo, Krusemarck und Stewart, von schwedischer Seite der Feldmarschall Stedingk und die Generale Adlerkreutz und Tawast, von russischer Seite General Wintzingerode und der Chef seines Stabes, General Renne, und von den Preußen General Bülow und ich. Der Kronprinz eröffnete den Kriegsrat, indem er das Gefährliche unserer augenblicklichen Lage, die Notwendigkeit, Berlin zu decken, sehr ausführlich schilderte und daraus die Notwendigkeit, so eilig als möglich über die Elbe zu gehen, ableitete. Bülow trat sehr entschieden dagegen auf, er zeigte, daß, wenn der Feind wirklich mit Übermacht auf dem rechten Elbufer stehen sollte, ein versuchter Elbübergang bei der einmal abgebrochenen Brücke nur mit großen Schwierigkeiten durchzuführen sei und doch kein Resultat haben würde, als die Streitkräfte zu zersplittern, und daß es daher, da die französische Hauptmacht bei Leipzig sei, notwendig wäre, dorthin zu gehen und in Vereinigung aller Armeen eine Hauptschlacht zu liefern. Diese Ansicht erhielt die allgemeine Zustimmung, und niemand unterstützte den Vorschlag des Kronprinzen. Dieser wollte sein Spiel aber doch nicht aufgeben und fing seine Rede mit lauter sentimentalen Gründen an. ‚Also sollen wir,' sprach er, ‚alles, was dem Menschen heilig und teuer ist, aufgeben, die Verbindung mit dem Vaterlande, unseren Frauen und Kindern?', und seine Sprache ward, so unglaublich es scheinen mag, bis zum weinerlichen Ausdruck gesteigert, indem er unaufhörlich in dem Fluß seiner Rede auf jene oben angeführten Phrasen zurückkehrte, so daß endlich der alte Stedingk, um dieser Szene ein Ende zu machen, halb unwillig ausrief: ‚Man muß bei solchen Gelegenheiten doch auch etwas für die Ehre tun!' Dies war nun, da es aus dem Munde eines Schweden kam, dem Kronprinzen doppelt unangenehm, er unterbrach seinen Vortrag, zog sich zu einer besonderen Besprechung mit Adlerkreutz und Tawast in die Ecke des Saales zurück und sendete endlich den letzteren an Stedingk, um ihn wegen des Sinnes seiner Worte zu befragen; der Feldmarschall, der ein gewandter Mann war, gab eine einlenkende Erklärung, und nachdem der Kronprinz erzählt hatte, was er alles für Schweden getan habe, fand eine Versöhnungsszene statt. Der eigentliche Kriegsrat war durch dieses Hin- und Herreden bereits aufgelöst, sollte nun aber noch durch eine komische Szene geschlossen werden. Der englische General Stewart, der oft an unbegreiflichen Sonderbarkeiten litt, setzte, vermutlich aus Zerstreuung, seinen englischen Montierungshut auf den Kopf und fing im ziemlich geräumigen Saale an, für sich allein, als wäre er auf der Straße, spazieren zu gehen. Natürlich verletzte dies den Kronprinzen, und Tawast mußte wieder eine Sendung an den zerstreuten Engländer übernehmen, worauf Stewart sich ganz verwundert umsah und langsam den Hut vom Kopfe nahm, der Kronprinz aber, der seinen Kriegsrat herzlich satt haben mochte, uns schnell entließ."

Inzwischen war im Blücherschen Hauptquartier in Halle ein französischer Oberstleutnant als Gefangener eingeliefert, der, augenscheinlich ein richtiges Plappermaul, allerlei aus der Schule schwatzte. Der Kaiser, sagte er, befinde sich noch in dem Glauben, daß die preußische Armee über die Elbe zurückgegangen sei. Napoleon habe ihn als Ordonnanzoffizier an Marschall Marmont entsandt, damit dieser auf Leipzig abmarschiere. Die kaiserlichen Garden stünden noch bei Düben. Im übrigen herrsche unter der französischen Armee großer Mangel an Brot und Futter, und der Kaiser sei ein ganz anderer wie in früherer Zeit. Er schlafe viel, nähme sich mehr Bequemlichkeit als sonst und sei auch mürrischer als jemals. Wohl stünde es um die Lage der französischen Armee kritisch, aber er glaube, daß Napoleon sich schon ein Loch machen werde, denn die Armee habe noch immer eine ansehnliche Stärke, man könne sie nicht so leicht abschneiden, und unter Napoleons persönlicher Führung schlage sich auch der jüngste Soldat brav. Gleichzeitig kamen von den Vorposten Nachrichten, die auf eine ganz andere Entwicklung der Lage schließen ließen. Blücher beeilte sich, dem Kronprinzen die Veränderung mitzuteilen: „In diesem Augenblicke melden mir meine Vorposten, daß sie während der ganzen Nacht die französische Armee im Marsche von Düben nach Leipzig und Taucha begriffen gefunden haben. Ich habe meinen Chef des Generalstabs beauftragt, die Disposition, die ich soeben vom Fürsten Schwarzenberg erhalten habe, zu überbringen. Nach diesen Anordnungen bitte ich ohne Verzug alles, was sich vom Feinde noch auf dem linken Muldeufer befindet, angreifen zu lassen." Gneisenau entsandte den Leutnant von Gerlach, den späteren General und engen Vertrauten Friedrich Wilhelms IV., mit seinem Auftrag ins Hauptquartier des Kronprinzen zum General Sir Charles Stewart.

Digitized by Google

Gneisenau beschwor den Engländer, dem Kronprinzen die dringendsten Vorstellungen zu machen, daß er sofort sich an Blücher anschlösse und mit nach Leipzig marschiere. Sir Stewart, der ohnehin dem Kronprinzen schon seit Tagen scharf im Ohre lag, wollte für diesen wichtigen Augenblick seinen Einfluß verstärken und beriet vorher gemeinschaftlich mit dem General Krusemarck, dem Preußen, und dem Korsen Pozzo di Borgo, dem russischen Vertreter und Blutfeind des Kaisers Napoleon und dem österreichischen Kommissar Baron Saint-Vincent. Dann begaben sich die Herren in Begleitung von Gerlach zum Kronprinzen, und Stewart als Wortführer stellte dringend vor, den Rückmarsch zur Saale und zur Vereinigung mit Blücher ohne Aufenthalt anzutreten. Plötzlich machte der Prinz einen Seitensprung, den niemand erwartete. Er erklärte, es sei seine nächste Pflicht Berlin zu verteidigen, woran Blücher ihn durch den Übergang bei Wartenburg gehindert habe. Und dann, man habe ihm, was den Oberbefehl angehe, nicht gehalten, was man ihm versprochen habe, und darum sähe er sich jetzt auch nicht veranlaßt, mit Blücher gemeinsam nach Leipzig zu marschieren. Wenn ihm etwas am Herzen läge — man denke, diesen Seitensprung — so sei es Hamburg, und diese unglückliche Stadt zu entsetzen, daran liege ihm, denn über deren Fall blute sein Herz. Der kühle Engländer ließ sich indes durch solche Mätzchen nicht beeinflussen. Er war der Zahlungsfähige, von London aus flossen die guten Pfunde in die Tasche des Kronprinzen. „Was wird die Welt," rief Stewart, „was wird England dazu sagen?" Bernadotte nahm eine müde Ruhmesstellung ein: Er sei gleichgültig gegen militärischen Ruhm, sagte er, denn er habe 20 Jahre lang Heere befehligt, ohne Kanonen zu verlieren. „Merken Sie sich das, junger Freund," sagte er herablassend zu dem preußischen Leutnant von Gerlach, „ohne Kanonen zu verlieren!"

Indes kamen nach dieser Unterredung verschiedene Nachrichten ein, welche mit absoluter Sicherheit bekundeten, daß der Kaiser Napoleon mit seiner Gesamtmacht auf Leipzig abrücke. Daß sich dieser gefährliche Mann aus seiner Nähe fortbegab, war schließlich für den Kronprinzen ausschlaggebend. „Von dem Augenblick an," schrieb er um 7 Uhr abends, „wo ich unterrichtet gewesen bin, daß der Feind von Wittenberg und Düben auf Leipzig marschiert, habe ich den Entschluß gefaßt, mich in die Gegend von Halle zu ziehen. Je mehr man am Tag der Schlacht vereinigt ist, um so mehr läßt sich auf Erfolg hoffen. Wenn die große böhmische Armee glücklich ist, so wird sich niemand mehr freuen als ich. Gelingt es ihr aber nur, das Gleichgewicht zu halten, so werden wir es sein, die den Sieg entscheiden." Allerdings marschierte Bernadotte auch nicht den direkten Weg, sondern er bog zum Ärger des Sir Charles Stewart nach Halle ab, natürlich, um sich hinter Blücher zu setzen. Als Stewart auf eine, wie er sagt, kräftige aber ehrfurchtsvolle Weise bemerkte, daß Halle ja im Rücken von Blücher läge, sagte der Kronprinz, er würde Blücher nötigenfalls natürlich unterstützen. Aber das ganze Gebaren Bernadottes weckte in dem englischen Bevollmächtigten den Argwohn, daß der Kronprinz sich möglichst nicht in eine Schlacht mischen wolle. Das Verhalten des Kronprinzen war auch ganz konträr den Befehlen Schwarzenbergs, der ihn ausdrücklich aufgefordert hatte, den linken Flügel des Generals Blücher kräftig zu unterstützen. Ja, das Benehmen des Gaskogners wird jetzt einfach bedenklich und bleibt bedenklich, mag auch die neueste militärwissenschaftliche Kritik — sicher nur im Sinne aufklärender Forschung — sich des Mannes annehmen, soviel sie will*). Es steht doch fest, daß Bernadotte geflissentlich immer den Flügel suchte, der für ihn am ungefährlichsten war. Jetzt, am 15. Oktober, also am Tage vor dem ersten Leipziger Tag, wo Bernadotte ganz genau wissen mußte, daß jeder Mann seines Heeres auf dem Schlachtfelde würde notwendig sein, hielt er plötzlich im Marsch inne und ließ halbwegs zwischen Halle und Wettin hinter dem Petersberg haltmachen. Der Kronprinz hatte die Kühnheit, dieses plötzliche Stehenbleiben den Monarchen Rußlands und Preußens gegenüber mit der Ermüdung der Truppen zu begründen, — ein barer Unsinn, denn die Truppen hatten am vorigen Tag in Köthen Ruhetag gehabt und am 16. kaum $2^1/_2$ Meile marschiert. Als persönlicher Grund könnte für dies unerhörte Verhalten der gelten, daß der Kronprinz in Halle nicht mit Blücher zusammentreffen wollte, da er fürchten mochte, von dem alten Vorwärtsstürmer ohne Gnade in die Affäre hineingezogen zu werden. Empört war das Hauptquartier Blüchers, empört die Herren Militärbevollmächtigten der verschiedenen Mächte. Aber diese Herren faßten den glatten Gaskogner viel zu milde an. Er hatte die Herren nach Halle vorausreiten lassen, um sie vom Halse los zu sein. Nun erließen sie ein halbwegs demütiges Schreiben an den gnädigen Herrn, in dem es heißt: „Wir vereinigen uns alle, um Eure Königliche Hoheit zu bitten, sich in eine Stellung zu setzen, von wo aus Sie an einem Ereignis teilnehmen können, welches das Schicksal von Europa entscheiden soll. Ihre ausgezeichneten Fähigkeiten und die vereinten Streitkräfte, welche zu Ihrer Verfügung gestellt worden sind, können wesentlich zu einem wirksamen Erfolge beitragen. Unsere Wünsche vereinigen sich, daß Ihr Name auf immer mit diesem großen Ereignis verbunden sei." — Das letztere konnte den verehrten Herren Militärbevollmächtigten höchst gleichgültig sein. Was aber die Fähigkeiten angeht, die hier gerühmt werden, so hat der ehemalige französische Marschall sie weder bei Jena noch bei

*) Das höchst gewissenhafte Werk „Geschichte des Herbstfeldzuges 1813 von Oberstleutnant Friedrich" hat gegenüber Bernadotte eine außerordentliche Schwäche, alles zum Guten zu wenden.

Digitized by Google

Wagram bewiesen, hat als Führer der Nordarmee bei Großbeeren, bei Dennewitz und jetzt bei Möckern stets dasselbe fatale, verdächtige Spiel getrieben, nicht zur Stelle zu sein, wo er es wohl konnte und seiner Pflicht nach mußte, denn es war seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die große Armee, die man ihm anvertraut hatte, auf die Schlachtfelder zu bringen. Wir müssen den neuen milden und beschönigenden Urteilen über Bernadotte ein solches entgegenhalten aus der Feder des ehrlichen Generals von Aster, der damals als Oberst die Kampagne mitmachte und ein nüchternes Auge für die Wirklichkeit der Dinge bewiesen hat. „Mit einem Worte," schließt Aster seine Kritik an den seltsamen Befehlen des Kronprinzen, „die ganze Disposition*) besagt nichts und trägt deutlich das Gepräge des Zögerns und den Willen des Nichtstuns an sich. Der Kronprinz bezweckte nichts anderes damit, als der bevorstehenden Schlacht auszuweichen. Wehe den verbündeten Truppen, die unter einen solchen Anführer zu stehen kommen. Es bestätigt dies Verfahren des Kronprinzen den schon längst bestehenden Verdacht, daß es ihm nie ernst war, kräftigen Anteil an diesem Kampfe zu nehmen, sondern daß er nur seine schwedische Armee für künftige Ereignisse möglichst schonen, zugleich aber auch einen ansehnlichen Teil der verbündeten Streitkräfte neutralisieren wollte, damit sie seinen Landsleuten, den Franzosen, keinen Schaden zufügen könnten." Dies Schlußurteil Asters kann man ruhig akzeptieren, denn es steht fest, daß Bernadotte schon damals nach der durch Napoleons vermutlich bevorstehenden Sturz erledigten Kaiserkrone Frankreichs schielte, und daß er später mit redlichem Bemühen danach getrachtet hat. Einem Volksgenossen, der französische Truppen im Felde besiegt hatte, würde diese stolze Nation, das wußte er, die Krone niemals geben.

Sein Verhalten am 6. September stehen wir nicht an, für die einzige löbliche Handlung seiner Kriegerlaufbahn zu halten. Wenn man statt dessen bisher trotz aller vorliegenden Akten seine besondere Niedertracht dort festnagelte, so sieht man, wie vorsichtig sich vollends die Kritik bei Napoleons „Fehlern" zu verhalten hat. Ob Bernadotte mehr oder minder talentlos war, bedeutet für die Kriegsforschung nichts, doch ob der Großmeister pfuschte, darüber darf man nicht ungeniert zu Werke gehen. Wer Legenden zerstören will, hüte sich ins entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Vorgefaßte Meinung färbt auch ab, Parteilichkeit trübt unlauter die Kriegsgeschichte. Jede Überlieferung hat man genau nachzuprüfen, so allein gewinnt man Neufindungen auch über die Leipziger Schlachten. —

Während General von Blücher mit seiner Armee sich immer näher gegen Leipzig schob und, man sieht mit welch unendlicher Mühe, den Kronprinzen am langen Seile hinter sich herzog wie ein störrisches Maultier, war nach den zweifelnden Tagen im Wasserschloß zu Düben, wo Odeleben ihn sitzen sah mit seinen vier Sekretären, die Arme herabhängend, tatenlos, in dem Kaiser die alte Tatkraft wieder erwacht. Der Vorstoß gegen Blücher und die Nordarmee war in die Luft gegangen und hatte durch den starken Luftdruck nur den armen Tauenzien mit seinen abgerissenen Landwehren bis nach Berlin hineingetrieben. Aber besorgt mußten sich die Augen des Kaisers gen Süden richten, denn jenseits Leipzigs zog die große böhmische Armee heran. Am 26. September war der General von Bennigsen mit seiner Reservearmee, an 40000 Mann Infanterie und 12000 Reiter und 200 Geschütze stark, bei Leitmeritz eingetroffen. Sie war bestimmt, mit dem österreichischen Korps Colloredo die böhmischen Pässe zu schützen, und nun konnte die Hauptarmee den großen Linksabmarsch auf Leipzig antreten. Mit gehöriger Langsamkeit natürlich, bedächtig, kroch die waffenstarrende Schlange über die Gebirgskette und über Sachsens Grenze. — Zum Schutz Leipzigs hatte der Kaiser den König Joachim Murat aufgestellt. Unter seinem Kommando standen die Korps des Marschalls Victor, Herzogs von Belluno (II. Korps), des Divisionsgenerals Grafen Lauriston (V. Korps) und des Fürsten Poniatowski (VIII. Korps). Dazu kam das Kavalleriekorps L'héritier. Im ganzen hatte Murat ungefähr 40000 Mann unter seinem Kommando. Natürlich war das zu wenig, um einem solchen Gewalthaufen, wie Fürst Schwarzenberg ihn heranführte, zu widerstehen. Das war aber auch gar nicht Murats Aufgabe. „Ihr Hauptzweck," schrieb ihm der Kaiser, „soll sein, den Marsch des Feindes auf Leipzig zu verzögern, sich aber niemals von der Mulde abschneiden zu lassen, damit wir uns gleichzeitig Leipzig nähern, den Feind von Leipzig entfernt halten oder nötigenfalls ihm eine Hauptschlacht liefern können. Halten Sie die Österreicher ab, soweit Sie können, damit ich Blücher und die Schweden vor ihrer Vereinigung mit Schwarzenberg schlagen kann."

Der flinke König Joachim (obgleich er lieber im schönen Königreich Neapel gesessen hätte, ein seines glücklichen Besitzes Froher, es kamen neapolitanische Offiziere insgeheim zu ihm, was Napoleon wohl wußte), der flinke bunte König trat trotzdem, was er konnte. Er fiel bei Flöha, Schellenberg und Augustusburg, bei Borna und Frohburg über die in ziemlich loser Verbindung miteinander stehenden Vortruppen der böhmischen

*) In dieser Disposition heißt es wörtlich: „Da es möglich ist, daß es morgen in der Gegend von Leipzig zur Schlacht kommt, so muß die Armee schlagfertig sein, um entweder die Hauptarmee zu unterstützen und wenn diese siegreich ist, dem Feinde großen Schaden zuzufügen." Nichts als Phrasen, denn daß es morgen gewiß zur Schlacht kommen würde, daß wußte Bernadotte, und daß er fünf Meilen bis zum Schlachtfeld zu marschieren hatte, das wußte er auch.

Digitized by Google

Armee her und tat ihnen gewissen Abbruch, wenngleich er sich vor der Übermacht immer wieder zurückziehen mußte. „Es ist nicht zu leugnen," schrieb der preußische General von Hake an den König, „daß der König von Neapel bei Augustusburg eine Impertinenz gegen die Armee begangen hat. Ein lebhafter Mann hätte sie am folgenden Morgen bestraft und dadurch den Mut der eigenen Truppen gehoben." Aber die Klenau und Gyulai, die österreichischen Herren, waren eben keine lebhaften Männer. So hatte Murat einige Vorteile. Man war im preußischen und russischen Hauptquartier sehr verstimmt über die Langsamkeit, mit welcher Fürst Schwarzenberg vorwärts schlich. Es gab Märsche von einer — halben Meile, die für einen Tag befohlen wurden. Die Übermacht, die man schließlich Murat entgegensetzen konnte, wurde gar nicht benutzt. Am 12. Oktober trafen bei Murat bereits Verstärkungen ein, es war das Korps des Marschalls Augereau, Herzogs von Castiglione, sowie die schwere Kavalleriedivision unter General Milhaud, prachtvolle aus Spanien herangezogene Dragonerregimenter. Schon hatte der Kaiser auch dem Marschall Marmont befohlen, auf Leipzig zu rücken, um Murat zu unterstützen. Damit hatte Napoleon die Armee seines Schwagers auf annähernd 80000 Mann Stärke gebracht*). Nun richtete er an Murat die Frage, ob er Leipzig bis zum 14. früh würde behaupten können. Davon sollte es abhängen, ob der Kaiser bei Leipzig die Entscheidung suchte, oder ob er Murat an sich heranzog und sich über die Elbe warf, um auf der Linie Magdeburg-Torgau zu operieren. „Die Frage besteht also darin: Ja oder Nein? Eure Majestät fühlen, wie wichtig es ist, daß der Kaiser auf das bestimmteste von Ihnen Antwort erhält." Nach einer Beratung mit dem Marschall Victor gab Murat die Antwort, daß er sich bis zum 14. früh halten würde, und nun ist der Kaiser augenblicks entschlossen, sich sofort mit seiner ganzen Macht auf die anrückende böhmische Armee zu werfen, bevor diese noch ganz versammelt war und von der Armee Blüchers Unterstützung erhalten konnte. Im Hofe des Schlosses von Düben sattelten die Kuriere und Ordonnanzoffiziere, um rasenden Ritts des Kaisers Befehle, welche die Marschälle und Generale zurückriefen, an die Elbe und Mulde zu tragen. Alles wurde beschleunigt, alles bis zur äußersten Anspannung angetrieben. Noch dämmerte kaum der Morgen des 13., als bereits sporenklirrend die ersten Ordonnanzen das kaiserliche Vorgemach verließen. Früh 4 Uhr: „Befehlen Sie dem General Drouot, daß der Herzog von Reggio, der Herzog von Treviso, die Reserve der Garde, der General Walter und General Ornano sich unverzüglich nach Düben begeben, befehlen Sie dem General Latour-Maubourg mit Tagesanbruch abzumarschieren, um bei guter Zeit in Düben einzutreffen. Befehlen Sie diesen Generalen, mir die Stunde anzuzeigen, zu welcher sie ankommen werden." — Früh 5 Uhr: „Befehlen Sie dem General Bertrand, daß er mit seinem Armeekorps, an welchem Orte er auch sei, sich mittels Gewaltmarsches nach Düben begibt, wo heute noch seine Ankunft notwendig ist. Schicken Sie diesen Brief in verschiedenen Richtungen dem Prinzen von der Moskwa und dem Herzog von Tarent, damit sie solchen ihm zukommen lassen." — So folgte ein Befehl dem anderen, und wie eine große Saugpumpe zog dies Düben die französischen Massen wieder an sich heran, um sie auf der anderen Seite gegen Leipzig zu pressen. Alles quoll über die Muldebrücke bei Düben. Schon in der Morgenfrühe des 13. sah man die junge Garde und die Gardekavallerie sich Düben nähern. Als sie durch die Stadt rückten, übernahm der Herzog von Reggio mit seinem verdrossenen Krämergesicht die Führung seiner Division, um der, weiß Gott wievielten, Schlacht entgegenzureiten. Hast du eine solche Laufbahn geahnt, Charles Oudinot, als du noch deinen Schnupftabak einwogst und der Köchin den Sirup zumaßest? An der Muldebrücke hält Mortier, der polisson, und nimmt seine Division in Empfang. Die Monde sind zu zählen, und dieser Hüne, die Säule des Kaiserreichs, des Kaiserheeres wird Pair von Frankreich sein und Ritter des heiligen Ludwig. Sie sind alle wandlungsfähig, diese Herren in den goldstrotzenden Livreen des Kaiserreichs. Unter dem starren Republikaner Kleber ist dieser Mortier zum General emporgeklettert, unter dem Kaiser zum Marschall Frankreichs, unter den Bourbons Ritter des heiligen Ludwig, und an der Seite eines Orléans wird er durch Meuchlerhand fallen.

Während der Nacht dröhnt die Muldebrücke unter den Hufen der Kavallerie Latour-Maubourg, ihr folgte die Division Friant, alte Garde, das Korps Bertrand, das II. Kavalleriekorps, das XI. Korps Macdonald, dann Marschall Ney mit seinen Truppen. So strömte es ununterbrochen über die Brücke von Düben auf Leipzig zu. Dieses Herumwerfen einer ganzen Armee einem neuen Ziel entgegen war wieder ein Meisterstück napoleonischer Organisationskunst. Aber trotzdem gelang es nicht, die Schlacht schon am

*) Noch Friedrich scheint nicht zu wissen, daß Augereau nur Division Séméle hatte, Division Thoreau in Würzburg belassen. Nie wird berücksichtigt, daß die Frontstärken dauernd durch Strapazen und Hunger schmolzen. „Die Armee ist nicht ernährt". Je enger das Heer im Dreieck Torgau-Leipzig-Dresden eingepreßt, desto größer die Schwierigkeiten (Korrespondenz St. Cyr, Victor, Daru). Brotration auf ein Drittel herabgesetzt. Immerhin standen inklusive St. Cyr-Lobau exklusive Davoust und Thoreau noch 225000 im Feld, Einbuße also nur 125000 oder nach höchster Schätzung 150000. Die Verbündeten boten im ganzen als Feldarmee in Norddeutschland nach Einreihen vielen Ersatznachschubs rund 570000 auf, exklusive Walmoden, und behielten davon Anfang Oktober 356000 (Wiener Kriegsarchiv). Bis 14. verloren sie erheblich durch ungünstige Gefechte gegen Murat und an der Mulde, so daß sie nur noch 335000 hatten. Abgang also 235000. Napoleon verlor bis 14. durch Krankheit und Desertion 20000.

Digitized by Google

15. Oktober zu liefern, wie Napoleon es sicher geplant hatte. Noch war ein Teil seiner Truppen im Anmarsch, und er mußte den Angriff auf die böhmische Armee auf den 16. verschieben. So ging ein Tag verloren, und dieser Tag bedeutete viel.

Schon hatte der erste scharfe Schlag des großen Gewitters, das sich bei Leipzig zusammenzog, am 14. Oktober bei Liebertwolkwitz sich entladen. Der Kaiser hatte von Düben aus noch den Oberstleutnant Gourgaud an Murat abgeschickt, um dem König die genaue Order des Kaisers für die Verteidigung südlich Leipzig zu überbringen. Gourgaud hatte eine längere Unterredung mit dem König, und Murat beschloß, für den 14. eine Stellung in einem Halbkreis südlich Leipzigs, der sich von Dölitz über Markkleeberg, Wachau-Liebertwolkwitz bis an Holzhausen heran erstreckte. Bei Holzhausen war als Reserve schon eine Division der jungen Garde eingetroffen. In dieser Stellung sammelte König Murat ungefähr 30000 Mann Infanterie, 10000 Reiter und über 150 Geschütze. Es war ein sanfter Höhenzug, den Murat besetzt hatte und

Halt, König, halt!
König Murat in Gefahr, vom Leutnant von der Lippe gefangen zu werden am 14. Oktober 1813 bei Liebertwolkwitz
Nach einer Lithographie von Kirchhoff aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

die Stellung nicht ohne Geschick gewählt. Möglich, daß der Herzog von Belluno, Marschall Victor, der ein außerordentlich gewandter Taktiker war, den König hierbei beraten hatte. — Gegen diese Stellung nun unternahm der General Graf Wittgenstein auf Befehl des Fürsten Schwarzenberg einen Vorstoß oder eine Rekognoszierung, wie man es nannte. General Graf Pahlen führte die russische Kavallerievorhut, der Prinz von Württemberg die Infanterie. Dieser Prinz — toujours en vedette — war unter Bedeckung seiner Begleitschwadron seinem Korps bereits vorangeritten und hatte nördlich von Güldengossa Umschau gehalten, als er plötzlich einen französischen General mit großem Gefolge sich entgegenreiten sah. Das war der König Murat selbst. Prinz Eugen ging zurück, hatte aber im übrigen genug gesehen: nämlich, daß bei Liebertwolkwitz starke Kavalleriemassen versammelt waren. Inzwischen war auch Wittgensteins Generalstabschef Diebitsch an der Front eingetroffen. General Graf Pahlen ging ihm nicht schnell genug vor, denn Diebitsch glaubte es nur mit einer Nachhut zu tun zu haben, die man durch eigene Batterien und einen tüchtigen Kavallerieangriff schnell zum Weichen bringen würde. Pahlen dagegen wollte erst die Unterstützung durch preußische und österreichische Kavallerieregimenter abwarten. Zwar legte sich Prinz Eugen von Württemberg ins Mittel und überzeugte Diebitsch, daß keine Arrieregarde, sondern mehrere Korps da drüben ständen mit beträchtlicher Kavallerie, aber während die beiden noch miteinander sprachen, brüllten bereits vom Galgenberge die französischen Batterien los und nun, während Diebitsch zurückeilte, um Verstärkung

Digitized by Google

herbeizuholen, litt es den General Graf Pahlen nicht länger mit dem Fuß im Bügel, er ließ reiten. An der Spitze der Sumyhusaren und einer reitenden Batterie ging Pahlen vor. Schon waren auch die preußischen Reserveregimenter heran unter dem General von Roeder, acht Schwadronen Kürassiere, acht Schwadronen Landwehrkavallerie und zwei reitende Batterien. Aber plötzlich brach eine starke Kolonne französischer Reiterei mit Wucht gegen die Sumyhusaren und die Batterie vor, die russischen Reiter wichen zurück, die Batterie kam in Gefahr genommen zu werden. Da war es Pahlens neumärkisches Dragonerregiment, das sich ins Mittel legte und sich mit so hartem Stoß gegen die vom langen Ritt in Auflösung gekommenen Franzosen warf, daß sie in Unordnung gerieten und zurückwichen. Aber Murat selbst führte Verstärkung heran. Er hatte bisher nur leichte Reiterei eingesetzt, jetzt entschloß er sich, sofort ganze Arbeit zu machen und die schwere Reiterei, die General Milhaud aus Spanien herbeigeführt hatte, gegen den Feind zu werfen. Da brausten die fünf Dragonerregimenter Milhauds heran hinter den Dragonern L'héritiers und den Husaren und Jägern Subervies. Es war eine Gewaltmasse von 5000 Pferden des V. Kav.-K. Pajol, die da stampfend und rasselnd vorbrach, wie ein Orkan, der widerstandslos alles vor sich fortzureißen schien. Aber in diesem Augenblicke war auch General von Roeder mit 8 Schwadronen preußischer Reiter da: brandenburgische und schlesische Kürassiere. Herr von Roeder war ein tüchtiger Kavalleriegeneral, ein Mann des Augenblicks. Er packte die französische Masse mit Geschick in der Flanke und brachte sie in Verwirrung. Milhaud mit seinen Schwadronen flutete auf Wachau zurück. Bis in die französischen Batterien hinein gelangten die tapferen preußischen Reiter, aber nun wurden sie von französischen Husaren und Jägern umfaßt, mit dem Säbel in der Hand mußten sie sich die Bahn zurückbrechen. Allein die Schlesier verloren 14 Offiziere und 164 Mann.

Dies Kavalleriegerassel, dies Blitzen blanker Klingen wurde von dem Donner eines Duells der Artillerie begleitet, wobei sich die preußischen reitenden Batterien als überlegen zeigten. Indes König Murat wollte es durchaus mit seinen Reitern zwingen. Ein einsichtsvoller Urteiler hat den bunten Joachim einmal den Ruinierer der französischen Kavallerie genannt. Wenn man so manche Attacke, die der König Neapels in seiner Kriegerlaufbahn gemacht, richtig besieht, so könnte man solchem Urteil Boden einräumen. Seltsam ist das Urteil, das Napoleon später auf St. Helena über seinen Schwager fällt: „Wenn ich Murat befahl," so sagte der Kaiser, „4—5000 Mann in einer gegebenen Richtung über den Haufen zu werfen, so war dies ein Geschäft des Augenblicks; wenn ich ihn dagegen sich selbst überließ, so war er ein Schwächling ohne alles Urteil. Es ist mir unbegreiflich, wie ein so tapferer Mann so feig sein konnte. Er war nur vor dem Feinde brav, in diesem Falle war er vielleicht der tapferste Mensch der Welt. Sein ungestümer Mut trug ihn mitten in die Gefahr; dabei war er mit Gold und Federn bedeckt, die sich auf seinem Haupte gleich einem Turm erhoben. Nur durch ein Wunder kam er jedesmal durch, so leicht war er an seiner Kleidung zu erkennen. Er war stets die Zielscheibe der feindlichen Kugeln, aber selbst die Kosaken bewunderten ihn wegen seiner erstaunenswerten Tapferkeit. Im Felde war er ein Paladin — eh bien, schließlich ein Don Quixote."

Auch hier bei Liebertwolkwitz sollte Murat mit genauer Not der Gefangenschaft entgehen. Es war ein ewiges Hin- und Herwogen, diese Reiterschlacht vor den Toren Leipzigs, das größte Reitertreffen des Feldzuges, in welchem auf beiden Seiten ungefähr 16000 Mann die Klingen kreuzten. Schließlich waren die Pferde durch das fortwährende Durchmessen und Galoppieren auf einem aufgeweichten Boden völlig ermüdet. Man spricht von 16 einzelnen Gefechten. Es war, wie der preußische General Hake seinem König berichtete, „gleichsam ein kontinuierliches mêlée". Schließlich als die Massen mehr und mehr versagten, ritten einige Offiziere und Reiter an die Front und riefen einige Gegner zum Zweikampf auf. Empfindlich litt die Kavallerie der Verbündeten durch das treffliche Karabinerfeuer der im spanischen Gebirgskrieg so ausgezeichnet bewanderten französischen Dragoner. — Bei dieser Plänkelei wäre König Murat fast der Gefangene eines preußischen Leutnants geworden. Der Leutnant Guido von der Lippe von den neumärkischen Dragonern sah den König inmitten seines glänzenden Gefolges an der Front eines Regimentes herunterreiten, bemüht, dasselbe zu sammeln. Plötzlich wirft sich Lippe mit einem kleinen Reiterharst auf den König. Mit dem Rufe: „Halt, König, halt!" presch er mit seinen Reitern an Murat heran. Das Gefolge stiebt im Nu auseinander und der König auf einem weißen Zelter mit rotsamtner Schabracke, nur von einem Bereiter begleitet, muß sehen, wie er den Preußen aus den Fängen kommt. Schon blutet Lippe aus einer Kopfwunde, die ihm der Bereiter versetzt hatte, aber rasend in seiner Verfolgungswut ist er immer hinter dem König her: „Halt, König, halt!" Da holt der Bereiter zum zweiten Male aus und schmettert seine Klinge dem Leutnant quer durchs Gesicht. Gleichzeitig sprengen einige Franzosen vor und stechen den kühnen Verfolger vom Pferd. Damit war der König Murat diesmal gerettet. Sein Retter wurde auf der Stelle zum Stallmeister befördert und ihm eine lebenslängliche Pension des Staates Neapel ausgesetzt, die er allerdings nur wohl so lange genoß, bis die Königskrone von Murats Haupt fiel. Es sollte mit dieses Königs Leben just noch zwei Jahre dauern, fast auf den Tag, denn am 13. Oktober 1815 fiel Joachim

Digitized by Google

Murat, der einſt die Soutane des Klerikers mit dem Königsmantel vertauſcht hatte, im Schloßhof zu Pizzo in Calabrien unter dem Blei eines Pelotons.

Ein letzter großer Angriff, den Murat mit ſeiner ganzen Kavalleriemaſſe gegen 3 Uhr nachmittags unternahm, Diviſion Berkheim des I. Kav. K. im Rückhalt, ſchien zuerſt in ſeiner ganzen impoſanten Geſtalt durchſchlagenden Erfolg zu haben. Er brach plötzlich aus dem Pulverdampf, der über dem ganzen Schlachtfeld lagerte, mit Wucht hervor und warf die leichten ruſſiſchen Reiter, Huſaren und Koſaken, wie Spreu auseinander. Aber dann geriet die Tete der Angriffskolonne in ein vernichtendes Kartätſchenfeuer und gleichzeitig warfen ſich ſchleſiſche Ulanen und oſtpreußiſche Küraſſiere und ruſſiſche Huſaren, die ſich geſammelt hatten, dem Feind entgegen. Der Angriff der franzöſiſchen Schwadronen geriet ins Stocken und an den Rändern der Gewaltmaſſe kam es zu lebhaftem Handgemenge. In dieſer glücklichen Minute führte der öſterreichiſche General Graf Klenau 16 Schwadronen kaiſerlicher Kavallerie perſönlich ins Gefecht, ganz friſche Regimenter. Sein Stoß traf die linke Flanke der Diviſion Milhaud mit ſolchem Elan, daß die franzöſiſche Kavallerie in Auflöſung geriet, um ſo mehr, als eine öſterreichiſche reitende Batterie ihre Kartätſchen in die Lücken ſandte. So ſcheiterte der letzte Angriff Murats und er mußte ſich nun auf ſeine Infanterie verlaſſen, um die Dörfer ſeiner Stellung zu halten. Er brauchte aber nur Maiſon zu verwenden. (Friedrich fügt aus freier Hand Rochambeau und — Albert hinzu, dieſe von Souham zu Lauriſton verſetzte Diviſion war aber aufgelöſt, ſo daß Lauriſton nur 2 Diviſionen zählte. Dafür wurde bei ihm der Hauptteil der zwei Depoterſatzdiviſionen Lefol und Margaron eingereiht. Macdonald erhielt Souhams deutſche Diviſion Marchand). Das 139. verlor nur 96, alſo kann Maiſon höchſtens 500 verloren haben. Während des Nachmittages rangen die Öſterreicher, Grenzertruppen unter dem General von Baumgarten, um Liebertwolkwitz, das ſie bis auf die letzten Häuſer des Dorfes nahmen. Schon beſchloß Graf Wittgenſtein ein Vorgehen auf der ganzen Linie, als von dem Fürſten Schwarzenberg der Befehl eintraf, „durchaus jedes ernſtere Engagement zu vermeiden". Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, denn Maiſon warf zuletzt Klenaus Fußvolk, nachdem am Kirchhof das 153. dem Regiment Erzherzog Karl übel mitſpielte. Scheiterten auch Murats Gewaltſtöße, hatten ſie doch die verbündete Reiterei gründlich erſchüttert. Am linken Flügel plänkelten Landwehrreiter und ruſſiſche Huſaren Rüdigers erfolglos gegen 7 Poniatowſkis ſchwache Reiterbrigade Uminski. Flügeladjutant v. Hake meldete dem preußiſchen König, daß man „das Gefecht abbrach", die beliebte Phraſe ſeit Lützen, Bautzen, Dresden. Auch Übermacht ſah man, dies beliebte Geſpenſt, wenn man ſchlecht abſchneidet. Murat hatte ſeine Stellungen gehalten, auch Liebertwolkwitz wieder beſetzt, und die Verbündeten waren nicht vorwärts gekommen. Allerdings, ihre Kavallerie hatte ſich mit der franzöſiſchen erfolgreich gemeſſen und der Umſtand, daß die franzöſiſchen Reiter vor den preußiſchen, ruſſiſchen und öſterreichiſchen Reſpekt bekommen hatten, war zweifellos ein moraliſcher Erfolg. Überdies hatte Murat ſeine Kavallerie rückſichtslos eingeſetzt und die Regimenter des V. Kavalleriekorps waren ziemlich mitgenommen*). Taktiſch kein Mißerfolg, war das Treffen für ihn ſtrategiſch ein Erfolg, er hinderte Schwarzenbergs Vorgehen vor Napoleons Ankunft.

Während dieſer Ereigniſſe bei Liebertwolkwitz hielt ſich Napoleon in ſeinem Zelt auf freiem Felde links der Straße nach Eilenburg auf. Er horchte auf den Geſchützdonner und empfing die Kuriere vom Schlachtfeld. Er war früh aus Düben gefahren, jetzt frühſtückte er. Der König von Sachſen, der, an dieſem Tage von Wurzen kommend, mit ſeinem Wagenzug langſam herannahte, traf ſich hier mit dem Kaiſer. Der alte Friedrich Auguſt kletterte aufs Pferd, als er den Kaiſer ſah, während Napoleon eiligſt zu Fuß an den Wagenſchlag der Königin lief und ihr ſagte, daß von Liebertwolkwitz gute Nachrichten einträfen. Die Königin hatte perſönlich ſehr viel für den Kaiſer übrig und blieb ihm bis zuletzt ergeben. Als dann der Kanonendonner verhallt war, begab ſich Napoleon nach Reudnitz, damals noch eine Gartenſtadt, wo er im Landhauſe des Herrn Vetter abſtieg. — Sein Schlaflied war das Dröhnen der Marſchkolonnen, das Trappeln der Reiterei, das Raſſeln und Rollen der Kanonen und Trainwagen, dazwiſchen Trommeln, Hornſignale, Geſchrei und Fluchen, — der Lärm des Krieges, an den dieſer Mann nun ſeit zwei Jahrzehnten unabläſſig gewöhnt war.

*) Sie verloren 55 Offiziere, Maiſon 25 Offiziere, zuſammen alſo normal etwa 1100. Kerchnave zählt 97 Offiziere und 1800—2000 Verluſt, wobei aber mindeſtens die 800 Gefangenen einbegriffen ſein mußten, die man bei der Schlußattacke gemacht haben will. Ob 1200 verbündete Reiter gefangen, wie Napoleon offiziell angab, ſei dahingeſtellt. Pahlens Verluſt iſt unbekannt, war aber ſicher beträchtlich, mindeſtens überwog der Blutverluſt auf verbündeter Seite, zumal Murats Karabinerſalven und Batterien ſtark gewirkt haben ſollen. Beim Fußvolk war Klenaus Verluſt ſogar urkundlich viel größer: 867 tot und verwundet, 134 gefangen. 8800 verbündete Reiter fochten gegen höchſtens 7000 franzöſiſche, wo nicht weniger, denn Lauriſtons Kavalleriebrigade Darmoncourt (von Friedrich „Dumoncourt" getauft) focht überhaupt erſt am folgenden Tage, Diviſion Berkheim erſt zuletzt zum geringſten Teil, wie Martiniens Tableau ergibt, und Pajol war nie 5900 ſtark. Daß man Milhauds Dragoner vornean fechten läßt und daß ſie „vor allem" litten, iſt auch falſch.

Digitized by Google

28. Kapitel

Leipzig

Wo das Erzgebirge sich gen Norden allmählich abflacht, liegt jene große Ebene, die im Lauf der Jahrhunderte wiederholt die Walstatt für Entscheidungsschlachten der Völker gewesen ist. Hier liegt das Schlachtfeld von Breitenfeld, wo einst Gustav Adolf den kriegsgewaltigen Tilly schlug, hier liegt auch Lützen, wo der Schwedenkönig den Tod fand. — Und Roßbach liegt hier, wo Friedrich von Preußen mit rascher Hand so glänzende Lorbeeren pflückte, und Großgörschen, der Auftakt dieses Feldzuges von 1813.

Und wiederum sammelten sich hier jetzt Heere, um sich miteinander zu messen, Heere, gewaltiger in ihren Massen als je. Kaum eine Nation des alten Europa, die nicht an diesem Entscheidungskampf in Leipzigs Ebene teilnahm. Da waren Russen, Deutsch-Österreicher, Böhmen, Ungarn, Italiener, Spanier, Franzosen, Schweden, englische Generale, Preußen und Süddeutsche, — es hat einer ausgerechnet, daß auf dem Schlachtfeld von Leipzig nur die Türken gefehlt haben.

Das damalige Leipzig zählte ungefähr 35000 Einwohner und die alte Innenstadt wurde von einem Kranz stattlicher Dörfer umgeben, die jetzt zum Teil von der mächtig angewachsenen Großstadt aufgesogen worden sind. Leipzig war schon damals eine bedeutende Messestadt, eine friedliche Stadt, ein Herz des Handels. Was sollten in einer solchen Stadt Festungswerke? Sie waren denn auch längst in schöne Promenaden verwandelt, die sich um die innere Stadt zogen. Weite Privat- und öffentliche Gärten und das berühmte Rosental mit seinem frischen Holz gaben der Stadt jene Anmut, aus der heraus Arndt von „Leipzig, der freundlichen Lindenstadt" singt. Indes war auch damals schon der Stadt ihr Gürtel zu eng geworden. Die Ranstädter, die Hallische, die Grimmaische Vorstadt und die Petersvorstadt lagerten sich mit teils sehr stattlichen Gebäudereihen und breiten Straßen vor den inneren Toren. Während die Stadt nun mit ihren südlichen und östlichen Vorstädten einem offenen Gelände gegenüberliegt, ist sie nördlich durch die vom Nordwesten heranfließende Parthe und westlich durch die Elster und Pleiße und deren Sumpfgelände geschützt. Die Elster fließt, von Süden kommend, südöstlich auf die Stadt zu, bildet eine ganze Reihe von Nebengewässern, Teichen, Gräben und wendet sich dann am Ranstädter Steinweg westlich durch das Rosental, um später jenseits Gohlis die Pleiße aufzunehmen. Auch diese Pleiße fließt von Süden heran und speiste damals, ebenso wie die Elster, viele Gräben, Sümpfe und Teiche, von denen heute natürlich die meisten verschwunden sind. Die Pleiße nimmt nördlich von Leipzig am Rosental die Parthe in sich auf und wendet sich dann, mit dieser vereint, der Elster zu. So ist Leipzig gerade im Westen für einen Angriff eigentlich unzugängig. Die beiden Flüsse mit ihren Nebenwässern beherrschten ein Terrain, das durch und durch sumpfig war und mit vielem Gebüsch bewachsen. Im Sommer bei starker Hitze waren die Flußläufe fast trocken, die Knaben konnten darin ohne Gefahr waten. Im Herbst aber, wenn die Regengüsse niedergingen, schwollen Elster und Pleiße bedenklich an. Sie bekamen dann, über die Ufer tretend, eine Breite von 15—20 Metern, wurden reißend und zeigten eine gefährliche Tiefe. Dieser Zustand war jetzt eingetreten, da seit dem 10. Oktober beständig Regen niederging und das Wetter herbstliche Unbill zeigte. Besonders in der Nacht zum 15. Oktober zeigte die Natur sich aufgeregt, als ahnte sie das Ungeheuerliche, was in den nächsten Tagen geschehen sollte. Der Sturm aus Nordwesten artete zu einem fürchterlichen Orkan aus, der die Dächer abdeckte, Bäume ausriß und den Regen in wilden Strömen vor sich herpeitschte, so daß die Wachtfeuer in den Biwaks verlöschten und die armen hungernden Soldaten bitterlich frieren mußten.

Wenngleich die Stadt Leipzig bis jetzt vom Kriege einigermaßen verschont war und längst nicht so wie Dresden gelitten hatte, so hatte sie doch als eine der Hauptetappenstädte manche Beschwerden auszustehen gehabt. Wir erinnern daran, daß der Kaiser höchst ungnädig auf Anzeige des Herzogs von Padua die Stadt für eine Weile unter das Kriegsgesetz stellte, weil Studenten und Bewohner dem französischen Militär nicht botmäßig genug begegnet waren. Aber allmählich wurde die leistungsfähige Stadt zu einem großen

Digitized by Google

Lazarett, was sich namentlich dann empfindlich machte, als der Kaiser, um Dresden zu entlasten, dort Anfang September die leichter Verwundeten fortbringen ließ. Auch die Gefangenen, Österreicher, Russen, Preußen, aus der zweitägigen Schlacht von Dresden trafen in starken Zügen ein. „Das Benehmen dieser Truppen," sagte ein Augenzeuge, „die vom Gestade der Ostsee, wie von dem des Schwarzen Meeres, aus den Gebirgen der Karpathen, wie aus den Ebenen der Mark Brandenburg, den Steppen an der Wolga zusammen hier versammelt waren, gab zu den mannigfaltigsten wie zu den traurigsten Bemerkungen Anlaß. Hader und Zank tobte unter ihnen, der russische Nationalgesang, ein Lied der Banatbewohner tönten durcheinander. Am schlimmsten befanden sich die armen Preußen dabei; zum Teil aus guten Familien, gebildet, gewöhnt an bessere Tage, sahen sie sich, wenn die wohltätige Hand eines Teilnehmenden etwas spenden wollte, von mehreren zurückgedrängt, mit Faustschlägen bedroht, oft des Brotes hinter dem Rücken beraubt, das ihnen in reichlicher Menge gespendet ward. Und während nun dorten so viele Gefangene und Blessierte aus Osten zuströmten und Labung und Nahrung und bleibende Stätte finden wollten, wirbelten die Trommeln von 10000 frischen Reservetruppen, die auf der großen Heerstraße von Westen hereinkamen. Große Trains von Zwieback, Pulver, Kugeln und anderen Armeebedürfnissen folgten ihnen und kreuzten sich zum Teil mit den Wagen, welche Blessierte herbeiführten. Im raschen Schritt gingen viele Truppen auf die nächsten Dörfer, aber doch blieben genug in der Stadt, um den Markt und alle Straßen zu füllen und es kaum dem einzelnen möglich zu machen, sich durch die dichten Massen hindurchzudrängen. Es war ein Treiben und Toben und Wogen, als ob erst der Krieg, der ungeheure, beginnen sollte, und das um so größer war, als alle diese Fremdlinge in unserer kleinen Stadt mit mehr als 5000 Mann zusammentrafen, die schon hier lagen und sich täglich in den Waffen übten." — Es wurde täglich schlimmer. Die bei Dennewitz aufs Haupt geschlagene armée de Berlin warf ihre Versprengten und Verwundeten in die Stadt. Von erschöpften Gäulen gezogen, kamen Wagen voll blutiger Tornister und Mantelsäcke, vermischt mit Trainfuhrwerk, eskortiert von Chasseurs und Dragonern, in die Stadt. Die Sterblichkeit wuchs: täglich 30 Tote und in der letzten Septemberwoche sogar 354 Tote. Es war aber nur das Vorspiel, es sollte noch viel schlimmer kommen. Alles, was Geschäft heißt, lag darnieder. Die Michaelismesse, die am 27. September beginnen sollte, zeigte wenig Besuch. Kaum ein fremder Einkäufer zeigte sich. Wo sollte man die Meßbuden aufschlagen inmitten dieses Getümmels? Wie sollte man die Kaufleute vor den tausend gierigen Händen, die nach Raub langten, schützen? Und wie der Handel darniederlag, so ging es auch der Landwirtschaft. Das Jahr hatte eine gesegnete Ernte gebracht, so schön, wie seit Jahren nicht, aber wie ging der Krieg mit dem Gottessegen um? Die Garben, sowie sie unter der Sense gefallen waren, wurden unausgedroschen von den Soldaten zu Feldhütten benutzt, wurden zu Tausenden den hungrigen Pferden als Futter vorgeworfen. Von Tag zu Tag mehrte sich der Zustrom der Soldaten. Der Herzog von Ragusa mit seinem Korps zog durch Leipzig. Von Erfurt her kam der Herzog von Castiglione mit seinen Reserven, General Milhaud ritt ein mit seinen prachtvollen spanischen Regimentern. Joachim Murat zeigte sich mit seinem glänzenden Gefolge, um seinen Kollegen Augereau zu begrüßen. Mit Lust weidete sich das Auge des Reiterkönigs an den schönen Regimentern. Endlich um die Mittagszeit des 14. — von Liebertwolkwitz her dröhnte Kanonendonner — kam der Kaiser. Wir hörten bereits, wie er sich mit dem König von Sachsen traf. Neugierige drängten sich hinzu. „Der Kaiser", sagt ein Augenzeuge, „hielt unweit der Stadt, und viele hatten das gewiß einzige Schauspiel, ihn nun als Feldherrn ziemlich nahe zu schauen. Er hatte einen einfachen Feldstuhl und Tisch, worauf die Karte mit Nadeln befestigt war. Neben dem Tisch brannte ein Wachtfeuer, er selbst schürte öfters die Kohlen mit dem Fuß. Oft Tabak nehmend, ging er mit dem Prinzen von Neufchâtel auf und ab, bald setzte er sich, die Karte beschauend, bald las er die Depeschen, die die Adjutanten an die entfernter haltenden Generale brachten, bald fertigte er selbst schriftliche Befehle, bald sprach er auch wohl mit einem herbeigerufenen Adjutanten."

Während der Kaiser sozusagen auf offenem Felde den neugierigen Leipzigern eine Schaustellung bot, wie man Krieg führt, und sich dann nach Reudnitz in das Landhaus des Herrn Vetter begab, wurde drüben bei den Verbündeten im Hauptquartier zu Pegau vom Fürsten Schwarzenberg und seinem Vertrauten, dem General von Langenau, ein Schlachtplan ausgebrütet, der nur zu geeignet war, dem Kaiser Napoleon einen großen Sieg leichten Kaufs geradezu in die Hände zu spielen. Es war klar, daß Napoleon die Schlacht südöstlich Leipzigs anzunehmen gewillt war. Das zähe Festhalten der Stellung bei Wachau und Liebertwolkwitz durch Murat, das Erscheinen des Kaisers mit seinen Garden bei Leipzig, die starke Anhäufung der Truppen bewies des Kaisers Willen zur Schlacht. Der Plan des Hauptquartiers Schwarzenbergs ging nun dahin, die französische Streitmacht am linken Flügel und im Zentrum, also südöstlich Leipzigs, durch die Korps Wittgenstein, Kleist und Klenau in der Front anzugreifen und festzuhalten, während das Korps Merveldt, mit den österreichischen Reserven und den russisch-preußischen Garden über 50000 Mann stark, von Zwenkau ansetzend über Connewitz die rechte Flanke der Franzosen umgehen und sich auf deren einzige Rückzugsstraße werfen sollte. Es war so: Wenn Napoleon geschlagen wurde, so blieb ihm nur der Rückzug durch Leipzig auf Lin-

Digitized by Google

denau. Und dies Lindenau war nur durch einen Damm zu erreichen, der, vom Ranstädter Steinweg beginnend, über die Elster und deren von Sumpfland umgrenzte Nebengewässer führte. Auf diese Rückzugsstraße also konzentrierte der Kriegsplan Schwarzenbergs jene 50000 Mann. Aber nicht allein die. Von Markranstädt her sollte der Feldzeugmeister Graf Gyulai, unterstützt von den leichten Truppen des Generals von Thielmann und des Obersten von Mensdorf, anmarschieren, um sich mit ungefähr 20000 Mann wie ein Riegel dem flüchtenden Kaiser vorzuschieben. Und drittens lag es im Plan, die ganze schlesische Armee unter Blücher auf der Merseburger Straße heranzuziehen, eine Armee von annähernd 60000 Mann. Diese Seite des Planes sah glänzend aus und war theoretisch sicherlich wohl durchdacht. Wie schön, wenn man von drei Seiten mit einem Heer von 135000 Mann über den Lindenauer Damm in Leipzig eindränge und die Falle über dem Kaiser zusammenklappte. Aber so glänzend der Plan von außen erscheinen mochte, er hatte ein großes Loch, denn er setzte einen ‚geschlagenen Kaiser' voraus. Um den Kaiser zu schlagen, daß ihm nichts anderes blieb als ein Rückzug über Leipzig, hatte man aber schließlich nur knapp 75000 Mann verfügbar. Und außerdem war das Defilee von Lindenau mit ganz geringen Kräften seitens der Franzosen zu verteidigen. Das Sumpfgelände der Elster und Pleiße war derart unwegsam und durchschnitten, daß sich größere Massen dort überhaupt nicht entwickeln konnten. So schüttelten denn auch die Barclay und Diebitsch, die Toll und Jomini im Hauptquartier des Kaisers Alexander zu diesem besonderen Plan ihre Köpfe. Dem General Jomini erschien der Plan so widersinnig, daß er meinte, man könne glauben, Napoleon habe ihn persönlich diktiert, um sich einen möglichst entscheidenden Sieg zu verschaffen. Aber Fürst Schwarzenberg und sein Vertrauter, General Langenau, hielten zäh an ihrem Plane fest. „General von Langenau", schreibt Wolzogen in seinen Erinnerungen, „war bekanntlich früher in sächsischen Diensten gewesen und wurde im Anfang des Feldzuges, im Frühjahr 1813, als die Verbündeten zum erstenmal auf Dresden vorrückten, nach Prag gesendet, um bei dem österreichischen Hof die Erlaubnis zu erwirken, daß sein Souverän sich persönlich dorthin begeben dürfe. Diese Gelegenheit hatte er benutzt, um österreichische Dienste zu suchen, und wirklich war es ihm gelungen, als Generalmajor in die kaiserliche Armee aufgenommen zu werden. So kam Langenau in den Generalstab des Fürsten Schwarzenberg und wurde bald dessen vertrautester Ratgeber. Seine Kenntnis von Sachsen, die vielen Verbindungen, die er in diesem Lande hatte, und überdies seine ungemeine Geschäftsgewandtheit und sein scharfer Verstand rechtfertigten diese Auszeichnung vollkommen. Daß ihm der Fürst sonach auch die Anfertigung der Disposition der Schlacht bei Leipzig auftrug, war natürlich; konnte doch niemand im österreichischen Hauptquartier das dortige Terrain genauer kennen als Langenau, der geborene Sachse. Unglücklicherweise war er aber gar kein Stratege, und selbst wenn er in dieser Kunst Kenntnisse gehabt hätte, so würde doch sein ungemessener Ehrgeiz die Klarheit seiner Ansichten stets umschleiert haben. Unter allen Umständen strebte er, Ausgezeichnetes zu leisten, was doch nur durch Benutzung sich darbietender günstiger Gelegenheit, nicht aber mit Gewalt erzielt werden kann. Langenau wollte also auch hier die schöne Gelegenheit, die sich ihm zur Verwirklichung seiner ehrgeizigen Pläne darbot, nicht ungenutzt vorübergehen lassen. Sie sollten ihm den Weg zu höheren Stellen in der österreichischen Armee bahnen, und zu dem Zweck galt es zweierlei zu erreichen: erstens mußte der Sieg entscheidend und zweitens nur allein durch die österreichischen Truppen errungen werden. — Diese Motive haben ihn auf die monströse Idee gebracht, 40000 Mann, die Elite des österreichischen Heeres, in diesen Zwickel von Flüssen, Sümpfen und Büschen hinein zu disponieren und das übrige Heer der Alliierten so zu untermischen, daß, außer auf jenem Punkte, Österreicher, Russen und Preußen kombiniert wurden, — alles in der Absicht, damit, wenn auf irgendeinem Terrain eine eklatante Tat geschehen sollte, der Ruhm derselben sich wenigstens gleichmäßig unter die drei Nationen verteilte, der Hauptcoup aber von den Österreichern allein ausgeführt würde." — Herr von Wolzogen, der sich stets als nüchterner Beobachter erweist und in späteren Jahren als Militärkommissar am Bundestage in Frankfurt mit dem General von Langenau zusammen tagte, wird im großen ganzen die Motive des ehrgeizigen Mannes richtig gewertet haben. Im übrigen, wie gesagt, sah sich der Plan theoretisch ganz gut an. Indes wurden von Zwenkau aus nicht nur österreichische Truppen, sondern auch russische und preußische Garden eingesetzt, und hier hatte Kaiser Alexander ein Wort mitzusprechen. Von seiner Generalität bestürmt, bat er den Fürsten Schwarzenberg, der gleich ihm sein Hauptquartier in Pegau hatte, zu sich und ließ ihm in seiner Gegenwart von seinen Stabsoffizieren Vorstellungen machen. „Man bot jetzt," erzählt Jomini, „alles auf, den Kommandierenden von seiner vorgefaßten Meinung, mit einer so großen Masse von Truppen zwischen der Elster und Pleiße auf Connewitz vorzudringen, abzubringen, aber umsonst. Nachdem endlich der Kaiser selbst sich vergeblich bemüht hatte, ihn von den Nachteilen dieser Idee zu überzeugen, wurde der sonst so freundliche Monarch dergestalt verdrießlich, daß er dem Fürsten in ziemlich bitterm Tone sagte: ‚Nun, Herr Marschall, da Sie darauf bestehen, so können Sie mit der österreichischen Armee machen, was Sie wollen; was aber die russischen Truppen des Großfürsten Konstantin und die von Barclay kommandierten russischen Garden und Reserven angeht, so werden diese auf das rechte Ufer der Pleiße übergehen, wo sie sein sollen und nirgendwo anders.'„

Digitized by Google

Schon hatte Schwarzenberg nach seiner ersten Disposition die sämtlichen Befehle an die Truppenteile verschickt, nun mußte alles umgeändert werden. Dem General von Blücher wurde ein näherer Weg gegen Leipzig angewiesen, indem er nur seinen Vortruppen unter York, die bereits bei Schkeuditz standen, folgte. Graf Gyulai behielt allerdings seine Aufgabe, von Markranstädt aus gegen Leipzig vorzubrechen, und ebenso der General Graf Merveldt, dem sich die österreichischen Reserven unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg anschließen sollten. Acht prächtige Kürassierregimenter unter dem Feldmarschalleutnant Graf Nostitz bildeten die Kavallerie dieses Korps, die aber nur unter sehr bedingten Verhältnissen, nämlich wenn Connewitz genommen war, in dem verzwickten Terrain überhaupt deployieren konnte. — Dagegen wurden alle russischen Infanterie- und Kavalleriereserven sowohl wie die russischen und preußischen Garden über die Pleiße dirigiert und auf dem rechten Ufer, wie der Kaiser Alexander es wünschte, aufgestellt. Sie sollten indes je nach Bedarf die Reserve des Erbprinzen von Hessen-Homburg oder die des Generals Graf Wittgenstein bilden. — Graf Wittgenstein bekam zunächst die schwierigste Aufgabe. Er sollte mit seinem russischen Armeekorps, vereinigt mit dem preußischen unter Kleist und dem österreichischen unter Graf Klenau, die Stellungen der Franzosen angreifen und sie „gegen Leipzig drücken". Vorausgesetzt, daß sie sich drücken ließen, — denn er hatte für seinen Zweck nur einige 60000 Mann und durfte sich nach Schwarzenbergs Disposition für den Notfall das Grenadierkorps Rajewski herbeirufen, aber nur im äußersten Notfall. — Wenn Napoleon seine ganze gesammelte Kraft im Südosten Leipzigs vereinte, so wäre hier höchstwahrscheinlich ein entscheidender Sieg erfochten und Schwarzenberg hätte sehen können, wie er mit seinen Österreichern aus dem Zwickel von Sümpfen, Elster- und Pleiße-Armen wieder herauskam.

Es hat dem innerlich vornehmen Mann Sorge genug gemacht, einem solchen Schlachtenmeister in so schwerer Entscheidung gegenübertreten zu müssen. Wuchtig lastete die Verantwortung auf seinen Schultern, und rührend ist sein Brief, den er in später Nachtstunde noch an seine Frau schrieb:

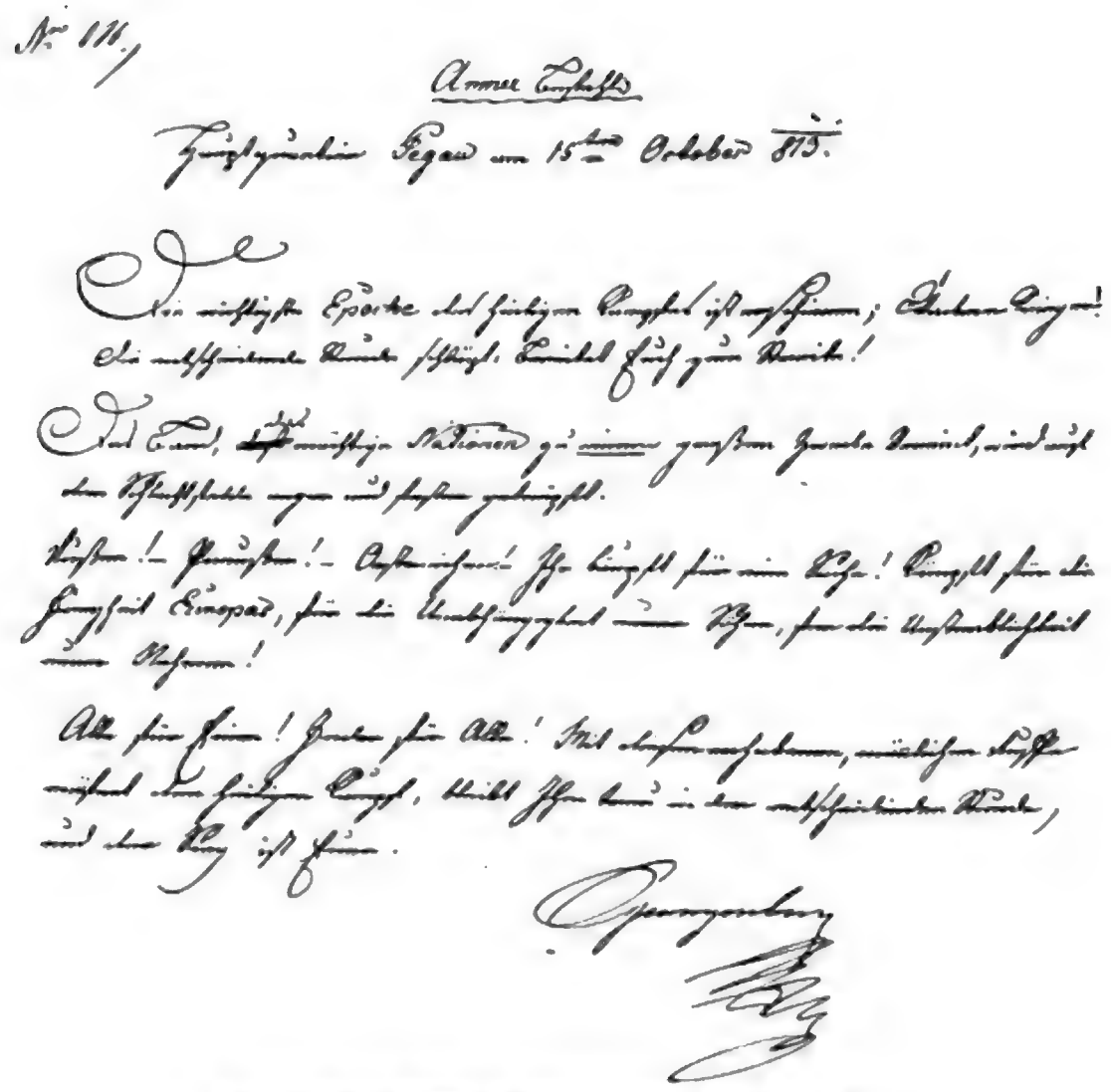
„Pegau, den 15. Oktober 1813.

Ich wollte Dir gestern noch schreiben, es trieb mich hin zu Dir, aber ich vermochte es nicht; einige Stunden Schlaf haben mich wieder ganz gestärkt; ich bedarf es, denn morgen bricht ein wichtiger Tag an, die Ebenen von Leipzig werden abermals eine fürchterliche Schlacht erleben. Ich habe mich mit Blücher verabredet, er soll morgen von Merseburg und Halle gegen Leipzig rücken, neben ihm Gyulai, der heute bei Lützen versammelt ist, Merveldt greift auf der Straße von Zwenkau gegen Connewitz an und wird durch das österreichische Reservekorps unterstützt. Die Korps von Wittgenstein, Kleist und Klenau bilden das corps de bataille zwischen der Pleiße und der Parthe und dem ihnen gegenüberstehenden Feind. Die russischen Grenadiere, die Kürassiere, die Garden zu Fuß und zu Pferde, auch das Korps von Colloredo bestimme ich zur Reserve.

Bennigsen soll mit 40000 Mann bei Grimma eintreffen, nachdem er ebensoviel zur Blockade von Dresden zurückließ. Der Kronprinz wird mitwirken oder nicht — das steht in weitem Felde. Wenn der Herr uns seinen Arm leihen wollte, nur ihm gebührt die Züchtigung; gerne will ich auf alles Verzicht leisten, das weiß mein Gott, aber ein Unglück in diesem Momente wäre schrecklich. Die Schlacht muß mehrere Tage dauern, denn die Lage ist einzig und die Entscheidung von unendlichen Folgen. Wenn ich zu meinem Fenster hinaussehe und die zahllosen Wachtfeuer zähle, die sich vor mir ausbreiten, wenn ich bedenke, daß mir gegenüber der größte Feldherr unserer Zeit, einer der größten aller Zeiten — ein wahrer Schlachtenkaiser steht, dann, meine liebe Nani, ist es mir freilich, als wären meine Schultern zu schwach und müßten unterliegen unter der Riesenaufgabe, welche auf ihnen lastet. Blicke ich aber empor zu den Sternen, so denke ich, daß der, welcher sie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat. Ist es sein Wille, daß die gerechte Sache siege, und dafür halte ich die unsrige, so wird seine Weisheit mich erleuchten und meine Kraft stärken. Ist es der Wille der Vorsehung, daß sie unterliege, so ist mein persönliches Mißgeschick die geringste der traurigen Folgen. Überlebe ich es, so werde ich in Deinen Augen, meine Nani, deshalb nicht kleiner, nicht wertloser erscheinen. Im Falle des Gelingens wie in jenem des Mißlingens habe ich im voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht das Urteil der Welt wird mich lohnen oder strafen! Geht alles gut, so will ich mich einst bei Euch an meinem Bewußtsein erfreuen und an den Kindern, und wir wollen dann wieder unsere Bäume pflanzen und pflegen.

Eben erhalte ich Deinen Brief vom 9., wenig Stunden bevor der Donner der Kanonen das Feierliche des Tages verkünden wird. Eben unterbricht mich ein Adjutant des wackern Blücher, der mir verkündet, er habe sich verabredetermaßen in Bewegung gesetzt und würde zur bestimmten Stunde erscheinen. Nun trenne ich mich von Dir, um ein paar Stunden zu ruhen; mir ist so wohl, mit Dir ein paar Stunden gelebt zu haben. Nun denn, meine Nani, an Dich will ich denken, emporblicken gegen den Himmel, um seinen mächtigen Schutz zu erbitten, und dort wird mein Gebet das Deinige finden. Wie liebt Dich
Dein Karl."

Digitized by Google



Armeebefehl des Fürsten Schwarzenberg vom 15. Oktober 1813

Karl Schwarzenberg war nicht der Mann des Lagers. Wie uns sein Brief zeigt, hielt er es mit Horaz:

„Beatus ille, qui procul negotiis . . . .
Paterna rura buobus exercet suis . . . . .
Neque excitatur classico miles truci" *)

Indes, die Stunde heischte auch von diesem gut bürgerlich gesonnenen Manne mit dem alten Fürstennamen die Herrschgebärde. „Wackre Krieger," so lautete sein Aufruf an das Heer, „die wichtigste Epoche des heiligen Kampfes ist erschienen, die entscheidende Stunde schlägt; bereitet euch zum Streite; das Band, das mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereinte, wird auf dem Schlachtfelde fester und enger geknüpft. Russen, Preußen, Österreicher! Ihr kämpft für die Freiheit Europas, für die Unabhängigkeit eurer Sache, für die Unsterblichkeit eurer Namen! Alle für Einen, Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen, mit diesem männlichen Ruf eröffnet den heiligen Kampf! Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist euer!"

Nach dem Vorspiel von Liebertwolkwitz, dem großen Reitergetümmel des 14. Oktober, war der 15. so etwas wie ein Zwischenakt, in welchem die Dekorationen zurechtgeschoben werden, die Hauptakteure und Akteure sich sammeln und die Komparserie — arme Soldaten zum Totgeschossenwerden — aufgestellt

*) Glückselig ist der Mann, der, fern von Staatsgeschäften,
Den väterlichen Acker mit eignen Rindern pflügt.
Er wird nicht als Soldat durch schrilles Kampfsignal aufgeschreckt.

Digitized by Google

wird. Einer der Heldenspieler in höchst bunter Tracht, der König Murat, erschien in der Morgenfrühe nach dieser stürmischen Oktobernacht beim Kaiser im Hauptquartier zu Reudnitz und erstattete Bericht über das Gefecht von Liebertwolkwitz. Der Feind war, seine Erfolge aufgebend, zurückgewichen. Man war im unklaren, ob es ein Rückzug war oder nur ein Zurückweichen zu neuem Anlauf. Der Kaiser konnte selbst durch ausgesandte Reiterpatrouillen nichts Rechtes erkunden. „Es ist 8 Uhr früh," schrieb er Macdonald, „und die entsendeten Erkundungspatrouillen finden nichts vom Feinde. Entweder hat derselbe eine Verteidigungsstellung bezogen, um eine Schlacht anzunehmen, oder er ist zurückgegangen, weil er sieht, daß wir imstande sind, ihn zu vernichten." — Weder über die Absichten der böhmischen Armee, noch über die der schlesischen und der Nordarmee war der Kaiser sich im klaren. Selbst von den Leipziger Kirchtürmen war von der verbündeten Armee wenig zu sehen, nur einzelne Biwakfeuer kündeten sie durch ihren Rauch an. An diesem Tage wehrte man es auch einigen neugierigen Einwohnern nicht, auf die Türme zu steigen. Denen bot sich allerdings ein seltenes Bild. Sie sahen, wie sich das französische Heer sammelte und aufstellte und wie immer neue Kolonnen heranrückten, um den gewaltigen Bogen von Paunsdorf über Probstheida bis Connewitz zu füllen. Man sah auch, wie in der Abenddämmerung gegen 8 Uhr von Pegau her drei weiße Raketen aufstiegen, denen im Norden in der Richtung von Halle drei rote antworteten, Signale, deren Deutung man nicht kannte, aber doch ahnte.

Inzwischen war der Kaiser in Begleitung Murats und eines großen Gefolges aus Reudnitz fortgeritten, um das Schlachtfeld aufzusuchen. Bei Probstheida, als man durch das Dorf ritt, sahen sich Kaiser und Gefolge plötzlich von einem so dichten Flockengestöber umgeben, daß man kaum die Hand vor Augen sehen konnte. Aber eine frische Brise klärte bald alles auf. Französische Soldaten hatten ihre Betten aufgerissen und die Federn aus den Fenstern geschüttet, um sich von den blau-weiß-rotgestreiften Inletts Hosen zu machen. Sansculottische Zustände lagen dem abgerissenen Franzosenheer nicht sehr fern mehr. Es waren an diesem Tage just zwei Monate, seit der Waffenstillstand abgelaufen und das Marschieren, Biwakieren, Marodieren, Kämpfen, Siegen und Fliehen für dies Heer wieder angefangen hatte. Kein Wunder, daß die verwilderte Soldateska zur Deckung ihrer Blöße alles nahm, was ihr in den Weg kam. — Zwischen Markkleeberg und Liebertwolkwitz stand eine Reihe von Regimentern in Paradestellung aufmarschiert. Besonders die Artillerie war stark vertreten. Allerdings machten die meisten Truppen in bezug auf das Äußere keinen glänzenden Eindruck. Aber trotz aller Abgerissenheit und Ermattung kam das Vive l'empereur begeistert von ihren Lippen, besonders bei der alten Garde, die in Holzhausen aufmarschiert stand und, wie es in allen Schlachten ihre Gewohnheit war, die neueste Montur aus dem Tornister geholt hatte, — ein Schlachttag — ein Festtag. Hier stand auch das sächsische Leibgrenadierbataillon unter dem Oberstleutnant von Dreßler in Parade. Der Kaiser ritt an der Front entlang und fragte den Kommandeur nach den Feldzügen und Verlusten seiner Truppen. Indes, der Zuruf der Sachsen klang matt. Auch der gemeine Mann hatte empfinden gelernt, daß er auf falscher Seite focht. Auf dem Galgenberg nahe Liebertwolkwitz hielt sich der Kaiser mehrere Stunden auf. Ein Wachtfeuer wurde entfacht, und der Kaiser gab Berthier die Befehle für die Aufstellung der Truppen. Noch immer wußte man auf der französischen Seite nicht, ob man wirklich der großen böhmischen Armee gegenüberstände oder nur Teilen. Man entdeckte nichts von großen Massen, so griff man zu einer Kriegslist, die allerdings nicht sehr neu war und kaum Erfolg versprechen konnte. Indes, sie wurde versucht. Zwei französische Kürassieroffiziere wurden zu den preußischen Vorposten entsandt mit dem Auftrage, einigen bei Liebertwolkwitz gefangenen Kameraden Geld zu überbringen. Aber General von Kleist, dem das Erscheinen der Parlamentäre gemeldet wurde, war klug genug, ihnen das Geld gegen Quittung abnehmen zu lassen, und die Offiziere der Feldwache waren vorsichtig genug, ihre Weisheit für sich behalten. So kamen die beiden Kürassiere unverrichteter Sache zurück. Am Nachmittage begab sich Napoleon auf seinen äußersten rechten Flügel zum Korps des Fürsten Poniatowski, der bei Connewitz, Lößnig und Dölitz seine Stellung hatte, um die Defileen der Pleiße und des dortigen Sumpfgeländes zu verteidigen. Dann ging es nach Reudnitz zurück. Einige Regimenter des Korps Lauriston erhielten neue Adler, wobei Berthier und Caulaincourt die Patenstelle vertraten. — So brachte der Kaiser den ganzen Tag auf den Linien zu, wo er die Schlacht annehmen wollte, oder vielmehr von welchen aus er das verbündete Heer anzugreifen gedachte. In seinem Hauptquartier Reudnitz wieder angekommen, traf den Kaiser eine Meldung Marmonts, daß man vom Kirchturm des Dorfes Lindenthal jenseits Schleudiz feindliche Bataillone sichten könne. Ein gegen Lösegeld entlassener Sappeur habe dieselbe Nachricht gebracht, daß bei Schleudiz eine Vorhut preußischer Truppen lagere. Als dann die Nacht herabsank, gewahrte Marmont in der Richtung von Halle viele Wachtfeuer. Auch das ließ er melden. Er fürchtete am nächsten Tage von der schlesischen Armee angegriffen zu werden. Aber der Kaiser schenkte den Mitteilungen seines Marschalls keinen Glauben. Er war überzeugt, daß Blücher nicht gegen Leipzig, sondern auf Weißenfels marschiere, um sich auf diesem Umweg mit der böhmischen Armee zu vereinigen.

In der Nacht ergingen die Befehle an die Marschälle. An Macdonald: „Befehlen Sie dem Herzog

Digitized by Google

von Tarent, morgen bei Tagesanbruch nach Holzhausen und von da nach Seifertshain zu marschieren, wo er Befehl erhalten wird, des Feindes rechten Flügel zu umgehen. In Taucha soll er zum Schutze seiner Parks, seiner Bagage und der dortigen Stellung zwei Bataillone zurücklassen. Der Kaiser wird morgen früh 6 Uhr in Liebertwolkwitz sein." An Ney: „Befehlen Sie dem Fürsten von der Moskwa, sich in der Nähe von Leipzig zur Schlacht bereitzuhalten. Er wird das VI., IV. und III. Korps und die Kavalleriedivisionen Lorge, Defrance und Fournier unter seinem Befehl haben. Wenn man diesen Morgen keine Annäherung der Armee von Halle wahrnimmt, wie es den Anschein hat, da man nichts entdeckte, was auf eine Bewegung derselben hindeutet, so wird der Marschall Marmont die Brücken bei Leipzig (über die Parthe) wieder überschreiten und seine drei Divisionen staffelförmig zwischen Leipzig und Liebertwolkwitz aufstellen. Er selbst wird für seine Person eine halbe Stunde von Leipzig an der großen Straße nach Liebertwolkwitz sein Hauptquartier in einem Hause aufschlagen. Er wird mir einen Adjutanten schicken, damit ich ihn zu finden weiß und er sich sofort in Marsch setzen kann, wenn mir solches notwendig erscheint, um entweder an der Schlacht teilzunehmen oder sich unverweilt in die Stadt zu begeben oder sonst auf jeden Fall vorbereitet zu sein. Die Division Lorge bildet die Avantgarde und besorgt die Erkundungen auf der Straße nach Halle. Der Fürst von der Moskwa wird die Infanterie durch das III. Korps ersetzen lassen. General Bertrand verbleibt in seiner Stellung als Reserve. Das III. Armeekorps wird die Stelle des Korps Marmont einnehmen. Die Divisionen Defrance und Fournier werden den ganzen Weg beobachten und erkunden. Der Fürst von der Moskwa wird durch einen Adjutanten mitteilen, wo er sich aufhält. Nach Lage der Dinge werde ich dann, wenn ich gesehen habe, was sich bei der Avantgarde zuträgt, die nötigen Befehle erteilen. Es wird notwendig sein, daß der Fürst von der Moskwa Bauern, freiwillig oder gezwungen, in verschiedene Richtungen mit Soldaten, die deutsch sprechen und ebenfalls als Bauern verkleidet sind, ausschickt. Er wird auf die Sternwarte von Leipzig, woselbst ein sächsischer Offizier als Beobachter sich befindet, jemand schicken, um alle Stunden Rapport zu erhalten, was man von dort aus wahrnimmt. Wenn man feindliche Infanterie in der Richtung auf Halle und Landsberg entdecken sollte, so muß man sie lebhaft angreifen und danach trachten, Gefangene zu machen und Nachrichten zu erlangen."

Wenngleich diese Befehle wie sonst den Stempel knapper kaiserlicher Diktion tragen, sie lassen doch den Mangel erkennen, daß man im Hauptquartier Napoleons noch nicht recht wußte, welche feindliche Kräfte man im Süden und vielleicht im Norden gegen sich haben würde. Besonders von seinem ehemaligen Marschall Bernadotte erwartete er nicht viel Schaden, sondern als neuen Beweis der Torheit dieses von ihm gering geachteten Mannes, daß Bernadotte in dem Augenblicke der Entscheidung die österreichische und Wittgensteinsche Armee ihren eigenen Kräften überlassen würde. Vielleicht war der Kaiser der Meinung, daß Blücher dem Oberbefehl des Rangerhöhten unterstellt sei oder nur im engen Verein mit Bernadotte handeln würde. So erwartete Napoleon von Norden keinen ernstlichen Angriff, trotz aller Meldungen Marmonts, denn er glaubte, daß der Herzog von Ragusa nur Kavallerie vor sich habe, die den Abmarsch der schlesischen und der Nordarmee nach Süden verschleiern sollte. In der Meinung also, daß er es am 16. Oktober lediglich mit den Streitkräften der böhmischen Armee südlich und südöstlich Leipzigs würde zu tun haben, legte der Kaiser seine Schlacht so an, wie er alle Schlachten anzulegen pflegte. Das wurde ihm infolge des Schwarzenbergschen Planes auch ziemlich leicht gemacht. — Dem linken Flügel der Verbündeten gegenüber, der, wie wir hörten, über Connewitz vordringend sich der Rückzugsstraße nach Lindenau bemächtigen sollte, stellte der Kaiser nur schwache Kräfte auf. 2500 Mann mit 16 Geschützen und eine schwache Brigadekavallerie unter dem General Margaron schienen ihm genug für das Defilee von Lindenau. Fürst Poniatowski, unterstützt von der schwachen Division Lefol und 4. Kavalleriekorps Kellermann (1600 polnische Reiter, „2850" ganz falsch), stand auf der Linie Connewitz—Markkleeberg, im ganzen knapp 12000 Mann mit 54 Geschützen. Dann, in Verfolgung des Halbbogens der Linie stand das II. Korps Victor hinter Wachau zu beiden Seiten des Dorfes; 15000 Mann mit 55 Geschützen („16700" sehr unüberlegt, viele 4. Bataillone und Division Teste in Dresden). Das V. Korps Lauriston schloß sich am Galgenberg an und zog sich über Liebertwolkwitz hinaus, 14000 Mann („53 Bat." lächerlich) mit 53 Geschützen. Und hier hinter Liebertwolkwitz sammelte der Kaiser seine Zentralgewalt: 50 Bataillone Junger Garde und 16 Bataillone Alter Garde, 27000 Mann 1., 5. Kavalleriekorps und Gardekavallerie 15000. Hier lag die Stoßkraft der kaiserlichen Stellung. Von hier aus sollte das Loch in die Linien der Verbündeten gestoßen werden, sobald Macdonald (16000 nebst 4500 des 2. Kavalleriekorps Sebastiani) und Augereau (7500, „23 Bataillone" lächerlich) auf ihrem Flankenmarsch gegen die feindliche Rechte Erfolge hatten und Fürst Schwarzenberg gezwungen war, entweder seine letzten Reserven heranzuziehen oder auch die Hauptstellung zu schwächen, um den rechten Flügel zu stützen.

Gegen Norden stand der Herzog von Ragusa bei Breitenfeld und Lindenthal mit 16000 Mann („19000" alter Irrtum, 3 Marinebataillone nach Torgau geliehen, die Bataillone im Durchschnitt nur 400 stark, 14000 Infanterie, 600 Kavallerie, 1500 Artillerie mit 84 Geschützen. Wenn Division Compans zusammen

Digitized by Google

472 Offiziere 10150 zählten, ſo iſt deren Artillerie einbegriffen), unterſtützt durch 3000 Reiter des Kavallerie-korps Arrighi. Das IV. Korps Bertrand ſtand bei Eutritzſch, 7000 Mann ſtark, Diviſion Dombrowſki 2500 Mann bei Plöſen, III. Korps Souham marſchierte von Düben heran, laut „Operationsjournal“ 14900 (II, III 75 zuſammen nur 545!) am 5. Oktober 15500 Mann ſtark mit 61 Geſchützen. Die Diviſionen Brayer und Ricard waren auf Mockau gerichtet, Diviſion Delmas folgte noch auf der Dübener Straße. 13000 Reynier fehlte heute. — Im ganzen hatte der Kaiſer für den erſten Schlachttag den verbündeten Armeen 157000 Mann und 700 Geſchütze entgegenzuſtellen, wogegen jene 211000 Mann mit über 1000 Geſchützen einſetzen konnten. Aber der ſpringende Punkt war der: Infolge des Planes Langenau-Schwarzenberg waren die verbündeten Kräfte über ein weites Terrain verzettelt und dort, wo die Entſcheidung lag, ſüdlich Leipzig, wo der Kaiſer inkluſive Marmont und Souham rund 130000 Mann mit 500 Geſchützen aufhäufen wollte, konnten die Feldherren der Verbündeten im ganzen nur über höchſtens 90000 Mann mit 400 Geſchützen verfügen, vorausgeſetzt, daß die 24000 Mann preußiſcher und ruſſiſcher Garden von Rötha her zur rechten Zeit eintrafen*). Wohl konnte unter ſolchen Umſtänden, namentlich wenn man ſein Feldherrn-genie in die Wagſchale wirft, der Kaiſer Napoleon auf einen Sieg hoffen, den der Krieg in andere Bahnen trieb, die vielen Fehlſchläge der letzten Wochen wettmachte und „dem Geſicht Europas neue Züge gab“. So mochte denn der 16. Oktober heraufſteigen, mochten die eiſernen Würfel rollen.

Marmonts ſcharfe Kritik ſoll den Tadel ſeiner eigenen heutigen Verfehlung vergelten, die den Vorwurf nahelegt, er habe ſelbſtändige Rolle ſpielen wollen, Napoleons Willen vernachläſſigend! Doch wenn er ſich darüber erboſt, daß man Saint-Cyr in Dresden beließ, ſo fragen auch wir: wer hieß den Meiſter ſolchen Schnitzer begehen in Widerſpruch mit eigener früherer Erkenntnis, daß Saint-Cyr verloren ſei, wenn man bei Leipzig nicht ſiegte? Seine Preſtigeſucht kehrte im Imperatorbegriff nur noch den Kaiſer ſtatt des Feld-herrn hervor und verlor, was er wie kein Sterblicher ſonſt beſaß, den Wirklichkeitsſinn.

Es war im Grunde keine Schlacht, es war ein Kranz von Schlachten, der am 16. Oktober rund um Leipzig tobte. Bei Wachau, bei Connewitz, bei Lindenau und bei Möckern, auf vier ganz verſchiedenen Schlachtfeldern fand dieſes Völkerringen ſtatt. — Es war gegen 9 Uhr, als der Kaiſer in ſeinem Wagen in der Nähe von Liebertwolkwitz eintraf, um ſich von dem Stand der Dinge zu überzeugen. Er trug über der grünen Garde-uniform mit den weißen Rabatten ſeinen hiſtoriſchen grauen Überrock und ſeinen Dreiſpitz. Murat beſtieg mit ihm den Galgenberg, von wo aus der Kaiſer durch einen kleinen Opernglucker den Anmarſch der feindlichen Angriffskolonnen beobachtete. Von irgendeinem Kirchturm ſchlug es neun, und in dieſem Augenblicke löſten ſich auf ſeiten der Verbündeten drei Signalſchüſſe aus ſchwerem Geſchütz, deren Eiſenbälle über das kaiſerliche Gefolge dahinflogen und die Kanonade auf dem weiten Blachfeld eröffneten. Es war in den noch lagernden Morgennebeln nicht allzuviel zu erkennen. Der Kaiſer gab daher das Beobachten bald auf, ſtieg zu Pferde und ritt hinter Wachau zurück, wo er nahe der Schäferei Meusdorf auf einem Hügel ſeinen Standpunkt nahm. Es war derſelbe Hügel, auf welchem am 18. Oktober die Monarchen ſich aufhielten und welcher ſeitdem Monarchenhügel genannt wird. Es wurde nun alles hergerichtet, wie der Kaiſer es liebte. Ein Zeitgenoſſe, dem des Augenblickes Gunſt es gewährte, den Kaiſer hier zu beobachten, gibt uns folgendes Bild:

„Auf das Stoppelfeld war ein Tiſch von mittlerer Größe aus einem Landhauſe geſtellt; ein Stuhl da-hinter, ein loderndes, ungeheures Wachtfeuer daneben. Eine Karte der Umgegend, die man — es war ſtürmiſch rauhes Wetter — auf den Tiſch genagelt, ein kleiner Tubus, meiſt in ſeiner Hand, doch nicht oft gebraucht, das war Napoleons ganzer Apparat. Die Stecknadeln auf der Karte hatten buntfarbige Köpfe, um die Stellungen der verſchiedenen Heerhaufen zu bezeichnen.

Als Napoleon zur Schlacht ritt, ſah er finſter, verſchloſſen, gewiſſermaßen ſtarr aus; ſobald aber nur erſt der Kanonendonner rollte, öffnete ſich gleichſam das verſchloſſene Geſicht. Er ward geſprächig, beweglich, ſeine Miene nur blieb herriſch ernſt, doch nicht mürriſch, und änderte ſich nun auch im Laufe des lebhaften, doch, wie es ſchien, immer nur in ganz kurzen Sätzen hingeworfenen Geſprächs, faſt ſo wenig, als die Züge einer Maske. Dies Feſtſtehende, ich möchte ſagen Gefrorene, zuſammen mit dem Unruhigen, beinahe Krampfhaften in ſeinem Greifen nach der Tabaksdoſe, dem Taſchentuche, dem Opernglas, oft nach nichts, und mit dem Haſtigen, etwas Eckigen ſeiner Bewegungen hatte etwas — ſoll ich es Über- oder Außermenſch-

*) Wir müſſen auch beim neuſten Generalſtabshiſtoriker meiſt mit ſummariſchen Phantaſieziffern fürlieb nehmen, wie ſie etwa dem uralten Schulz-Schütz entſprechen oder aus freier Hand umgedichtet werden: ſo bekommt man 190000 für Napoleon, während alle älteren Autoren 170000 ſagen inkluſive Reynier. Allerdings müſſen vielleicht noch etwa 10000 Artilleriepark, Genie, Train, Nichtſtreitbare beigezählt werden, was ſonſt die Franzoſen bei ihrem Stärkeerſatz einbeziehen, während Preußen, Ruſſen, Engländer bis zum heutigen Tag nur Gewehre und Säbel, d. h. Streitbare ohne Offiziere, Artillerie uſw. zählen. Alle Ziffern der Verbündeten ſind trügeriſch, weil man meiſtens 27000 Artilleriſten für 1302 Geſchütze und außerdem die Koſaken unterſchlug. Mit 3516 Koſaken, die Friedrich auf der einen Seite richtig zitiert, in der Stärkegliederung aber wegläßt, hatte Blücher wirklich 60000, nicht 56000, wie man verbeſſert, inkluſive Koſaken Schwarzenberg 145000, nicht 134000, wie man früher ſagte.

liches nennen? — kurz etwas, daß einem ganz unheimlich, grauenvoll dabei zumute ward. — Napoleon saß, wenn er auf der Karte etwas bemerkte, etwas unterzeichnete und dergleichen tat, nie länger als etwa zwei Minuten; dann richtete er sich hastig wieder empor und ging auf und nieder. Alexander Berthier, der Major-General, war immer an seiner Seite. Die andern Großen seines Dienstes standen im Halbkreis ehrerbietig unfern des Tisches, und ich habe in der Zeit von anderthalb Stunden ihn nur einige Male Caulaincourt und einmal Maret anreden hören. Mit kältester, erdrückender Gleichgültigkeit behandelte er diese vornehmen Herren, die in gänzlich resignierender Ehrfurcht etwas dümmlich dastanden. Adjutanten und Ordonnanzen flogen von allen Seiten herbei, alle wurden direkt an den Kaiser gewiesen. Er nahm ihre Papiere, lief sie blitzschnell durch, schrieb ein flüchtiges Wort oder gab augenblicklich mündliche Antwort; die letzte meist gegen Berthier hin, der dann, wie es schien, die kurze Entscheidung den Eilboten des näheren auseinandersetzte. Zuweilen winkte der Kaiser diese näher zu sich heran, fragte und fertigte sie selbst ab; meistenteils nickte er nur ein leichtes: ‚Gut!' oder winkte mit der Hand ‚Hinweg!' Sein Gang traf einigemal so, daß Trupps Verwundeter, zum Teil in jämmerlichem Zustande, bei ihm vorübergebracht wurden. Er wendete weder den Schritt noch den Blick um, die Sache ließ ihn völlig gleichgültig. Dies und noch tausenderlei zusammengenommen, was sich nicht wohl in Worte fassen läßt, ohne wie bei einer im einzelnen geschilderten reichen Landschaft das Gesamtbild, worauf allein es ankommt, viel eher zu zerstören als zu vollenden, dies, sage ich, bringt einem das Zauberische, Geisterbannende seiner persönlichen Nähe unwiderstehlich vor die Sinne. Dazu noch die gelbbraune Gesichtsfarbe, durch welche er sich als aus fremder Zone stammend kundgab, das schwarze glänzende Haar und die dunkelblauen Augen mit dem Feuerblick, — in allem kündigte sich der außergewöhnliche Charakter an."

Noch war es finstere Nacht, als im Biwak des Prinzen Eugen von Württemberg nahe dem Dorfe Göhren Generalmarsch geschlagen wurde. Der Prinz war selbst zur Stelle. Die Regimenter seines Korps traten unters Gewehr und tappten in das Dunkel des Morgens hinein über Güldengossa gegen Wachau. Den zwei russischen Divisionen des Prinzen hatte Wittgenstein die Brigade Klüx vom preußischen Korps Kleist zugeteilt. Er hatte überhaupt das Korps Kleist förmlich aufgeteilt. Graf Klenau, der die IV. österreichische Armeeabteilung führte, bekam die preußische Brigade Zieten, dazu noch verschiedene Kavallerieregimenter der preußischen Reservekavallerie unter Generalmajor von Röder, der Fürst Gortschakoff, der das erste russische Infanteriekorps führte, die preußische Brigade Pirch. General von Kleist mitsamt seinem Stabe war wütend über diese Zerteilung seines Armeekorps, denn er hatte schließlich nur noch die Brigade Prinz August von Preußen und einige Bataillone der Brigade Klüx. Er beschwerte sich bei seinem König über Wittgenstein, worauf Kaiser Alexander sofort die russische Brigade Helfreich und zwei Kürassierregimenter unter General Lewaschow zu ihm stoßen ließ. Dies alles mag erwähnt sein, um die seltsame Mischung der Truppen zu verstehen, die auf diese Weise stattfand.

Genug, Prinz Eugen von Württemberg brach mit seiner Kolonne gegen Wachau vor, Brigade Reibnitz als Vorhut an der Spitze. Als man sich den Anhöhen von Wachau näherte, das Dorf selbst lag noch versteckt hinter Gebüsch, sah man nur wenige Truppen und etwa sieben Geschütze vor sich. Sofort entwickelte der Herzog seine 23 Kanonen, und schon nach einigen Schüssen protzten die feindlichen Batterien ab. Das Dorf schien leichten Kaufs zu haben zu sein. Drei Bataillone der Brigade Reibnitz und zwei Bataillone der Brigade Klüx drangen ein und fanden wenig Widerstand. Das südlich Wachau liegende Gehölz und das Dorf waren alsbald in den Händen der Verbündeten. Jetzt nahm der Prinz auch die preußische Batterie vor, es schien wahrhaftig, als ob man nur mit einer Nachhut zu tun habe. Graf Wittgenstein feuerte an und schnitt dem vorsichtigen Prinzen die Bedenken, die dieser geltend machte, ab. — Schon suchte die Brigade Reibnitz über das Dorf vorzudringen, — da kam der furchtbare Rückschlag. Es war nicht, wie Wittgenstein in seinem Siegermut wähnte, eine französische Nachhut, es war der stärkste Punkt der französischen Stellung, den man hier sozusagen aus Versehen angriff. Dort drüben bei der Schäferei Meusdorf stand im grauen Überrock der kleine Korse, der *seine* Waffe kannte. Sein Artilleriegeneral Drouot war am Werk. Während die Kolonnen des Korps Victor im Laufschritt gegen Wachau vorgingen, entschleierte sich auf dem Höhenzug zwischen Liebertwolkwitz und Wachau eine gewaltige Batterie von 100 Geschützen. „Wie durch Hexenzauber", schreibt der Adjutant des Prinzen Eugen, „zeigte sich ein schauriger Wechsel von Himmel und Hölle. Die ganze Wut der Elemente schien sich in einem Augenblick über die hier aufgestellten russischen und preußischen Truppen zu entladen. Donner krachte, der Boden zitterte, Funken stoben, Späne flogen, Rauch und Flammen, Blut und Tod um uns her verkündeten, daß wir durch unser leises Auftreten den schlummernden Löwen geweckt hatten. Mehr als hundert Feuerschlünde standen mit Blitzesschnelle auf den Höhen zwischen Wachau und Liebertwolkwitz. Aus ihnen traf Vernichtung die Lebendigen, Zertrümmerung das Leblose. Siebzehn russische und fünf preußische Geschütze lagen in wenigen Minuten mit Mannschaft und Pferden zerschmettert am Boden umher, und dem aus dem Gefechte zurückgebrachten schwerverwundeten Oberst von Reibnitz folgte der Haufe seiner flüchtigen Scharen, vom siegestrunkenen Feinde hart und blutig

Digitized by Google

gedrängt." Aber man sieht in dieser Situation so recht, was ein tüchtiger Führer vermag. Der Prinz hatte in diesem Augenblick, seiner Warnung an Wittgenstein gedenkend, nur das eine Wort: „Das habe ich mir gleich gedacht," worauf der Fürst Schachowski etwas bitter antwortete: „Das kann uns jetzt nichts mehr helfen, wir gehen alle zugrunde! Die Artillerie fährt schon ab." Da wendet sich der Prinz zornig um und ruft: „Was heißt das? Alles soll stehen bleiben, nichts sich von der Stelle rühren, was noch stehen kann!" Inzwischen haben die beiden Bataillone der Brigade Klüx den über das Dorf vordringenden Franzosen die Flanke abgewonnen und mit scharfem Stoß den Feind in das Dorf zurückgeworfen, wo nach scharfem Bajonettkampf die Preußen Sieger bleiben. Indes, der Herzog von Belluno nimmt neue Bataillone vor. Das Dorf ist der Schlüsselpunkt der Stellung, und Marschall Victor, der beim Kaiser ohnehin nicht besonders beliebt ist, muß alles ansetzen, um kein Stirnrunzeln des Kaisers zu ernten. Das Gros der Brigade Klüx hat sich inzwischen auf 400 Schritt dem Dorf genähert und vor dem Artilleriefeuer in einer Terrainfalte geborgen. Die auf ein Drittel zusammengeschmolzenen Bataillone, die aus Wachau zurückebben, werden aufgenommen, und die preußischen Schützen eröffnen in liegender Stellung ein sicheres Feuer auf die nachdringenden Franzosen.

Die französischen Kolonnen, dichte Schützenschwärme vor der Front, drangen über das Dorf hinaus und versuchten hier den Keil einzutreiben. Aber die preußische Brigade Klüx liegt geruhig in ihrer Terrainfalte und sprüht Feuer. Man sieht, wie französische Offiziere ihre Leute zum Vorgehen anfeuern, sie stecken ihre Tschakos auf die Degen und tragen sie ihren Linien voran wie eine Fahne. Man sieht, wie sie sogar auf ihre Leute einhauen, um sie vorwärts zu bringen. Solche Manöver waren bei den Truppen von Austerlitz und Jena nicht nötig, aber dies junge flaumbärtige Geschlecht, das frisch vom Pflug und Handwerkstisch herbeigeholt ist, um die Gloire Frankreichs zu retten, hat noch nicht den Ehrgeiz, den jene besaßen, die bei Marengo und den Pyramiden gefochten hatten. Am Vorabend der Schlacht, so wird erzählt, empfing Bonaparte seine Marschälle in Reudnitz. Auch Augereau war darunter, der Pariser gamin, der einst als Fechtmeister sich in Neapel sein Brot und seine Prügel verdiente. Aus irgendeinem Grunde fuhr der Kaiser den Herzog von Castiglione an: „Du bist auch nicht mehr der Alte, Augereau!" — „Geben Sie mir die Soldaten von Marengo und Austerlitz wieder, Sire, so werde ich der Alte sein," sagte trocken Herzog Augereau, der das „in die Parade fahren" noch nicht verlernt hatte.

Sobald die französischen Herren, Tschako auf der Säbelspitze, ihre Leute auf 200 Schritt nahe gebracht haben, fängt es in der Schützenlinie von Klüx lebhafter zu knattern und zu sprühen an. Die Offiziere werden weggeputzt, und das empfindliche Kleingewehrfeuer, unterstützt von einer preußischen Batterie, die mit Kartätschen schießt, treibt die Franzosen in den Erlenbusch südlich Wachau zurück. Aber Marschall Victor treibt neue Truppen vor, das Spiel wiederholt sich. Mit „En avant" und „Vive l'empereur" dringen die feindlichen Tirailleurs vor, mit Sprühen und Kartätschenblitzen werden sie zurückgeworfen. Aber ununterbrochen donnert die gewaltige französische Geschützreihe. Man muß in ihrem Geschoßhagel mit dem aushalten, was man hat, wie vor sechs Wochen bei Priesten, wie am ersten Tage von Kulm. Mit Mühe wird eine neue preußische Batterie vorgebracht und gegen Wachau gerichtet. Der Prinz hält neben dem General Klüx, kaltblütig wie immer. „Dies scheint mir nötig, das scheint mir nötig, Herr General," worauf Klüx jedenfalls ebenso ruhig „Zu Befehl, Hoheit." Eine Granate schlägt ein und wirft zwei Sektionen zu Boden. Etliche stehen wieder auf und klopfen sich den Dreck von den Kleidern, andere werden von solch irdischer Eitelkeit nicht mehr geplagt und bleiben liegen bis zum jüngsten Tag. Ein neuer Treffer: Die französische Artillerie schießt gut, ein preußischer Pulverwagen fliegt in die Luft, ein Knall, als ob die Hölle spränge. Als der Qualm sich verzogen hat, hält der Prinz noch immer beim General Klüx. Da sprengt der Fürst Schachowski heran und meldet, daß die russischen Geschütze abfahren wollen. Es war ein schlechter Brauch bei der russischen Artillerie, daß sie ihre Stellung verließ, sobald sie ihre Munition verschossen hatte. Die Artilleristen knallten eifrig darauf los, um ihre Kasten leer zu bekommen und aus dem Mordfeuer hinter die Front zu gelangen. Der Prinz befiehlt seinem Adjutanten Moloſtwow, die Artillerie zurückzuhalten. „Jetzt war," erzählt der Adjutant in seinem Tagebuch, „zu meiner Rechten die Hölle in ihrer ganzen rasenden Wut entfesselt. Wahrlich, kaum glaubte man, daß es zwischen den die Luft durchheulenden und pfeifenden Kugeln noch eine freie Stelle geben könne. Ich dachte jedoch: Mit Gott vorwärts! eine Bekreuzigung für mich und den Kantschu für meinen Kalmückenschimmel — so ging es die ganze Feuerlinie herunter mit verhängtem Zügel beinah bis auf den äußersten rechten Flügel. Da jagte vor meinen Augen ein russischer Artilleriepark davon. ‚Halt!' rief ich und trieb mein Pferd aus allen Kräften an. Beinahe schon hatte ich die Flüchtigen eingeholt, als plötzlich eine Kanonenkugel meinen Schimmel tot und mich lebend zu Boden warf." — Inzwischen kommt der Artillerieoberst Galubzow auf keuchendem Roß atemlos beim Prinzen an und meldet, daß seine Batterie beinahe ganz demontiert sei, verschossen habe und abfahren müsse. „Ein Adjutant!" ruft der Prinz, er will das Abfahren so ohne weiteres nicht zugeben, denn auch eine demontierte Batterie sieht von außen wenigstens so aus wie eine Batterie, droht, wenn sie auch nicht mehr beißen kann. In diesem

Digitized by Google

Augenblick saust eine Stückkugel heran, tötet dem Prinzen das Pferd unter dem Leibe, zerschmettert das Pferd Galubzows und nimmt zugleich den Adjutanten und einen Ordonnanzhusaren mit in die Ewigkeit, — eine krepierende Granate, ein blutiger umwölkter Knäuel von Prinz, Oberst, Adjutant und Ordonnanz. Galubzow krabbelt sich ächzend unter seinem Pferde heraus und sagt schaudernd: „Ein wahres Höllenfeuer." „Nun, Sie sehen, wir wandeln hier auch nicht auf Rosen," entgegnet der Prinz trocken, und dann mit einem Blick auf den gefallenen Adjutanten und die Ordonnanz ein frisches Pferd besteigend: „Unsere toten Kameraden betrauern wir nach der Schlacht."

Der hagere Jüngling mit wildflatterndem Lockenhaar setzte sich hier selber wieder das Geschichtsdenkmal, das des Zaren neidische Mißgunst ihm bei Kulm versagte, wo die Schandsäule der Fälschung nur vom verrückten Ostermann und der Zarengarde prahlt. Und wie alt war dieser allverehrte Veteran? Zweiundzwanzig Jahre! Wahrlich, so lange solche Deutsche aus Fürstenblut wachsen, darf man Shakespeares Satz: „Diese Glieder waren in England gemacht!" zurückgeben: „Und solche Helden gebiert Deutschland!"

Als der Kanonendonner des Angriffs auf Wachau herüberschallte, brach General von Kleist aus dem Dorfe Eröbern auf. Wie wir hörten, hatte ihm Wittgenstein den größten Teil seiner schönen preußischen Truppen weggenommen, und als Kern seiner Streitmacht blieb ihm nur die Brigade Prinz August von Preußen. Kleist, der die Wichtigkeit des Dorfes Markkleeberg, das westlich der Poststraße nach Leipzig unmittelbar am Sumpfzwickel der Pleiße lag, erkannte, detachierte zwei Bataillone unter dem Oberstleutnant von Loebell, um es zu besetzen. Auf seinem rechten Flügel die Verbindung mit der Kolonne des Prinzen von Württemberg suchend, marschierte die Division Helfreich, die aber nur aus vier ganz schwachen Regimentern (eigentlich waren es Bataillone), im ganzen 1500 Mann, bestand. Der General gab daher zwölf Geschütze her, um seinen rechten Flügel zu stärken, und dirigierte außerdem das russische Husarenregiment Lubny dahin. In geschlossener Kolonne, in zwei Treffen formiert, folgte die Brigade Prinz August von Preußen und hinter ihr die zwei russischen Kürassierregimenter der Brigade Lewaschow. — Die beiden Bataillone, die auf Markkleeberg vorgingen, fanden bei den Polen, welche das Dorf besetzt hatten, wenig Widerstand, zumal zur gleichen Zeit eine österreichische Freiwilligenkolonne, ein Korporal mit 100 Mann, von jenseits der Pleiße, vom Schloß Markkleeberg aus über den Fluß setzte und von Norden her eindrang, während die Preußen von Süden kamen. Es gab ein arges Tohuwabohu in dem armen Dorfe Markkleeberg, das noch dadurch erhöht wurde, daß ein übereifriger Schullehrer mitten im Toben der Schlacht seinen Unterricht fortsetzen wollte. Als dann vom Kellerberg her die Kanonen zu brüllen begannen und ihre Geschosse in das Dorf warfen, war allerdings guter Rat teuer, und der Lehrer mit seiner Familie und seinen Schulkindern kroch unter die Bänke und Tische. Plötzlich dröhnende Kolbenstöße gegen die Tür und die Drohung eines weißröckigen Korporals, daß man das Haus anzünden werde. So gab es auf der Dorfstraße alsbald ein buntes Gedränge: Flüchtende polnische Infanterie, laut schreiende Schulkinder und wütend vordrängende Preußen und Österreicher. Indes mißglückte der Versuch der preußischen Bataillone, den Gegner über Markkleeberg hinaus in der Richtung auf Dölitz zu verfolgen. Hinter einem Eichbusch versteckte polnische Kavallerie brach mit Wucht auf die auseinandergekommenen Bataillone ein, warf sie in das Dorf zurück und nahm zwei Offiziere und über 100 Mann gefangen. (Da Kellermann, ein kleiner schmächtiger Herr, bettlägerig in Leipzig, entbehrte sein überaus schwaches polnisches Geschwader des erprobten, freilich von der Legende seines deutschen Namens wegen sehr überschätzten Führers. Da General Sokolnicki nicht ausreichte, sandte Napoleon später den Gardegeneral Letort. Doch nicht mit dessen Gardedragonern, sondern mit 800 Auserlesenen von jedem Reiterregiment der Alten Garde [Parquins Memoiren]. Doch trafen diese wohl erst spät ein, gegen Nostiz vorgeschickt. Die nirgends erwähnten Kosaken Ilowaiskis standen wohl auch hier, immerhin hatte die reguläre polnische Reiterei großes numerisches Übergewicht und es spricht nicht für ihre Vorzüglichkeit, daß sie sich so lange mit den russischen Reitern herumzausten.) Gleichzeitig den augenblicklichen Vorteil nützend, ließ Fürst Poniatowski Verstärkungen vorgehen, um das Dorf zurückzuerobern. Es kam zu einem anhaltenden Dorfkampf, den Prinz August von Preußen, der mit seiner Division inzwischen herangerückt war, aufnahm. Allen Angriffen der Franzosen zum Trotz hielten sich die preußischen Bataillone in einem Teil des Dorfes bis in den späten Nachmittag. — Ja, General von Kleist befahl sogar dem ersten Bataillon des 11. Reserveregiments, sich an dem Angriff auf Wachau zu beteiligen, was unter großen Opfern und leider ohne Erfolg geschah.

Während so der Prinz von Württemberg und General von Kleist mit stürmischem Eifer und kriegerischem Ernst ihre Aufgaben anpackten, kann man eben dasselbe von dem Fürsten Gortschakow und dem General der Kavallerie Graf Klenau, die mit ihren zwei Kolonnen gemeinsam Liebertwolkwitz angreifen sollten, nicht sagen. Gortschakow ließ sich erst in ein Artilleriegefecht ein, als er sah, wie sehr durch die schweren Verluste der Kolonne Württemberg sein eigener linker Flügel gefährdet war. Im übrigen wartete er das Eingreifen der Kolonne des Grafen Klenau ab. Es ging mit diesen Österreichern, wie immer, „langsam voran".

Digitized by Google

Schon erwartete auf dem wichtigſten Punkte dieſes Gefechtsfeldes, auf dem Kolmberg, der Generaladjutant des Zaren, Toll, ungeduldig das Herannahen der rechten Flügelkolonne. Der Zar hatte ſeinen Adjunkt aus berechtigtem Mißtrauen in die Fähigkeiten Klenaus entſandt, um hier die Dinge zu überwachen. Graf Klenau traf, von einem Reitertrupp ſeiner Vorhut begleitet, auf dem Kolmberg mit Toll zuſammen, der inzwiſchen ſchon das ganze Terrain gehörig ausgekundſchaftet hatte. Was war zu tun? Man mußte den Kolmberg mit gehörig Infanterie und Artillerie beſetzen und Liebertwolkwitz nehmen. Liebertwolkwitz? Seit dem 14. Oktober nur noch ein zuſammengeſchoſſener Trümmerhaufen, den das Korps Lauriſton ſchwach beſetzt hatte. Klenau ſchickte die Grenztruppen ſeiner Diviſion Mohr und zwei Bataillone des Infanterieregiments Erzherzog Karl gegen das Dorf vor. Es gelang, das Dorf zu nehmen, nur den Kirchhof, der eine ſtarke feſtungsähnliche Mauer hatte, hielten die Franzoſen gegen alle Angriffe feſt. Aber es war nur eine kurze Siegesfreude für die Öſterreicher, denn Graf Lauriſton warf neue Bataillone in das Dorf, welche im erbitterten Kampf die Öſterreicher Schritt vor Schritt zurückdrängten. — Von Holzhauſen her aber zeigten ſich ſtarke Infanterie- und Kavalleriemaſſen. Es war das XI. Armeekorps Macdonald und das Reiterkorps Sebaſtiani. Graf Klenau fürchtete für die rechte Flanke ſeiner vorgeſchobenen Stellung, weil er nur wenig Kavallerie zur Verfügung hatte. Er ſandte einen Ordonnanzoffizier an den Grafen Pahlen, der das Kavalleriekorps zwiſchen Kolonne 3 und 4 befehligte. Pahlen ließ vier preußiſche Kavallerieregimenter reiten, um Graf Klenau zu decken. Und während all dieſer Vorgänge auf der Schlachtenbühne brüllte fortwährend das gewaltige Kanonenorcheſter ſeine Schlachtenmuſik. „Dieſes Artilleriefeuer," ſagt der alte ſächſiſche Oberſt Eckardt, der bei den ſächſiſchen Gardereitern in der Nähe Napoleons hielt, „wurde ſo anhaltend, daß man keine Pauſe darin vernahm und einzelne Schüſſe nicht mehr unterſcheiden konnte, ſondern das Feuer ganzer Batterien ſchlug wie Bataillonsfeuer zuſammen." In der Tat erbebte nach den Berichten von Augenzeugen die Erde im buchſtäblichen Sinne des Wortes, und in Leipzig klirrten die Fenſter unaufhörlich. Die franzöſiſche Artillerie allein hat in den drei Tagen der Schlacht über 250000 Schuß getan.

Inzwiſchen war Kaiſer Alexander auf dem Schlachtfelde erſchienen, begleitet von einer großen Suite in glänzenden Uniformen. Auch der kluge Graf Miloradowitſch war um den Kaiſer. Als die erſten Kanonenſchüſſe herüberdröhnten, ſagte Miloradowitſch lächelnd: „L'ennemi salue l'arrivée de votre Majesté!" (Der Feind ſalutiert die Ankunft Eurer Majeſtät). Alexander lächelte und mit ihm ſein Stab. Indes ſollte den Herren das Lächeln bald vergehen. Man ritt aus dem Dorfe Magdeborn und nahm Stellung auf der Höhe des Wachbergs gegen Güldengoſſa zu. „Hier fielen dem Zaren," berichtet Wolzogen, „ſogleich die großen ſchwarzen Maſſen der Franzoſen auf, welche ſich auf den Höhen bei Döſen, Wachau und Liebertwolkwitz zeigten und gegen unſere zerſtreuten kleinen Haufen allerdings ſehr grell abſtachen. Er fragte mich daher in dem Tone der Beſorgnis: ‚Ob ich wohl glaubte, daß der Angriff der Unſrigen gelingen könnte,' worauf ich antworten mußte, daß ich vielmehr der Überzeugung ſei, der Feind würde bei dieſem für ihn ſo günſtigen Verhältniſſe jedenfalls ſeinerſeits die Offenſive ergreifen und unſere Kolonnen ſprengen, wenn dieſe nicht von nahen und ſtarken Reſerven unterſtützt würden. ‚Aber die Hauptarmee der Öſterreicher,' verſetzte der Kaiſer, ‚ſteht zwiſchen Pleiße und Elſter, und meine und des Königs Garden ſind noch bei Rötha!' — Da mir (Wolzogen) die Dispoſition Schwarzenbergs und die Truppenaufſtellung gar nicht bekannt war, ſo erwiderte ich: ‚In dieſem Falle werden wir ſicher aufgerieben werden! Wie iſt es aber möglich, einen ſo großen Teil der Armee in einem Zwickel zwiſchen zwei Flüſſen zu poſtieren, die mit Moräſten und hohem Buſchwerk dermaßen umgeben ſind, daß niemand frei um ſich ſehen, geſchweige denn ſich frei bewegen kann?' — Der Kaiſer verſetzte hierauf: ‚Schwarzenberg beabſichtigt über Connewitz die Franzoſen von Leipzig abzuſchneiden und ihnen ſo eine totale Niederlage beizubringen.' ‚Dies iſt von vornherein eine bare Unmöglichkeit,' entgegnete ich, ‚da Leipzig von Connewitz nur etwas über eine Stunde entfernt liegt und dieſer Raum mithin zu gering iſt, als daß eine Umgehung darin denkbar wäre. Auch würde der Feind nur weniger Bataillone bedürfen, um den vor Connewitz liegenden Damm gegen eine ganze Armee zu verteidigen; ja ſelbſt wenn es dem Fürſten gelänge, bei Connewitz durchzudringen, ſo würde er auf die dort befindliche franzöſiſche Reſervearmee ſtoßen und dieſe ihm das Debouchieren daſelbſt jedenfalls gänzlich unmöglich machen. Offenbar iſt dies alſo eine ganz fehlerhafte Dispoſition, die nur durch den ſchleunigſten Abmarſch der öſterreichiſchen Reſerven nach dem rechten Pleißenufer noch verbeſſert werden kann, wenn es dazu nicht ſchon zu ſpät iſt.' Der Kaiſer war durch dieſe Auseinanderſetzung äußerſt frappiert, befahl mir indeſſen, ſofort zum Fürſten Schwarzenberg zu reiten, ihm dies vorzuſtellen und in ſeinem Namen auf den Abmarſch der öſterreichiſchen Reſerven zu dringen. — Zugleich gab er mir ein Detachement Leibkoſaken mit und beauftragte mich, ihm durch dieſe Mannſchaften fortwährend Nachricht über den Gang der Schlacht zwiſchen Pleiße und Elſter und jenſeits des letzteren Fluſſes, ſowie auch von der Blücherſchen Armee zu ſchicken. Ich ſelbſt ſollte zwiſchen den beiden Flüſſen bleiben. — Ich ritt darauf über Eröbern nach Gaſchwitz, wo ich nur mit der größten Mühe vermittelſt der Hilfe meiner Koſaken eine Furt durch die Pleiße finden konnte, und erreichte etwa gegen $^1/_2$11 Uhr vormittags den Fürſten Schwarzenberg nebſt dem Chef ſeines General-

ſtabes, Grafen Radetzky, vorwärts von Gautzſch. Nachdem ich meinen Auftrag ausgerichtet hatte, ſagte mir der Fürſt: ‚Ich muß ſelbſt befürchten, daß wir über Connewitz nicht durchdringen; Merveldt hat dort ſchon 4000 Mann und zwei Generale verloren, und es iſt wenig Ausſicht, daß es beſſer werden wird!‘ — Radetzky ſetzte hinzu: ‚Langenau iſt der einzige, der dieſe Idee noch feſthält, welche mir ſchon im Entwurfe nicht gefallen hat. Nun aber ſollten Euer Durchlaucht auch nicht eine Minute zögern, die Reſerve abmarſchieren zu laſſen, denn ſie hat eine Stunde bis Gaſchwitz zurück, zwei Stunden dauert der Übergang über die Pleiße und eine Stunde der Marſch vorwärts nach Markkleeberg, ſo daß ſie erſt gegen 3 Uhr zur Unterſtützung des Generals Kleiſt heran ſein wird, wenn dieſer, was Gott verhüten wolle, bis dahin nicht ſchon aufgerieben iſt.‘“

Seit dem frühen Morgen hatte Fürſt Schwarzenberg vom hölzernen Kirchturm des Dorfes Gautzſch den Vormarſch der 2. öſterreichiſchen Armeeabteilung gegen den rechten franzöſiſchen Flügel beobachtet. Hier kommandierte der General der Kavallerie Graf Merveldt, ein perſönlicher Freund Schwarzenbergs, ein bewährter und tüchtiger Führer, dem man ſchon eine ſo ſchwierige Aufgabe anvertrauen konnte. Die Brigade Longueville bildete die Avantgarde und ging mit vier Bataillonen und 16 Geſchützen auf der Straße von Gautzſch gegen Connewitz vor. Da es nicht möglich war, im Sumpfgelände die Truppen zu entwickeln, war man genötigt, in ſchmaler Front, immer auf der Straße bleibend, zu avancieren. Vor Connewitz ziehen ſich zwei durch Sümpfe getrennte Pleißearme hin. Die ſogenannte „Alte Pleiße“ war durch die Regengüſſe ſehr ſtark angeſchwollen, ein Brückenſchlag — die Brücke war von den Franzoſen abgebrochen — angeſichts des ſtarken Artillerie- und Infanteriefeuers der Franzoſen unmöglich. Und ſelbſt wenn man die Pleiße hier gekreuzt hätte, wäre es unmöglich geweſen, auf dem Damm gegen Connewitz vorzudringen, denn das jenſeits des Fluſſes liegende Dorf war ſo ſtark beſetzt und die Artillerie beſtrich Damm und Flußbrücke mit ſolcher Wirkung, daß hier vergeblich Menſchenopfer gebracht worden wären. Auch weiter ſüdlich bei Lößnig konnte ein ſolches Unternehmen nicht glücken. Starke Schützenketten in ſicherer Deckung hinter Gebüſchen, Mauern und Erdwällen ſandten ihr wohlgezieltes, ununterbrochenes Feuer in die Reihen der Öſterreicher. Dieſen wiederum war es unmöglich, auf dem ſchmalen Wege ihre Geſchütze vorzubringen und ſie richtig in Stellung zu ſchaffen. Anders ſtand es bei Dölitz. Es ſchien Schwarzenberg auf ſeinem Kirchturm ſo, als ob hier ein Übergang glücken könnte. Der Fürſt verließ ſeinen Beobachtungsort und ritt an die Front und forderte Merveldt auf, mit allen Kräften den Übergang bei Dölitz zu erzwingen. Das Schloß Dölitz liegt auf dem linken Pleißeufer. Ein Damm führt auf eine kleine Flußinſel, auf welcher die Wirtſchaftsgebäude des Gutes liegen, und von dort in das Dorf führt ein Damm, der einen maſſiven Torweg trägt. So ſehr die Zeit das Gelände der Schlacht von Leipzig verändert hat, ſo weit die Stadt auch hinausgewachſen iſt mit ihren großen Vororten, dieſer alte, heißumſtrittene Torweg von Dölitz ſteht heute noch und zeigt die Spuren der Kanonenbälle, die ihn trafen. Hier ſchien alſo Ausſicht. Ein Sprung in das Schloß, das von den Franzoſen beſetzt war, ein Sprung auf die Wirtſchaftsinſel und dann durch den Torweg in das Dorf. In der Tat ſchien die Sache im Anfang zu glücken. Zwei Kompagnien des Regiments Strauch unter der Anführung des Hauptmanns Pretzler gewannen die Brücke bei Raſchwitz und drangen durch das Ratsholz plötzlich gegen Schloß Dölitz vor. Die Franzoſen wurden überrumpelt, über die Pleiße geworfen und ließen an 200 Gefangene in den Händen der Angreifer. Ein weiteres Vordringen über die Pleiße ward indes durch einen Gegenſtoß des Feindes unmöglich gemacht. Es war ſchwer genug, das Schloß zu halten, denn Fürſt Poniatowſki, die Bedeutung dieſes Punktes richtig einſchätzend, ließ fortwährend Verſuche machen, es zurückzugewinnen, — aber vergeblich. Hier zwiſchen Dölitz und Connewitz, an der Pleiße entlang, entſpann ſich über den Fluß hinweg ein hartnäckiges, lebhaftes Feuergefecht, dem Graf Merveldt mit ſeinem Korps völlig genügen konnte. Das Schlimme war nur, daß die ganze öſterreichiſche Armeereſerve, an 20000 Mann ſtark, untätig feſtgebannt links der Pleiße ſtand und dieſe 20 Bataillone

Schwarzenberg
Nach einem Gemälde von Gérard

Digitized by Google

und 28 Schwadronen, alles treffliche Kerntruppen, diese 40 Geschütze, am Punkte der Entscheidung jenseits der Pleiße fehlten.

Wir haben gehört, wie in diese Lage Wolzogen hineinkam und seine Meldung vom Kaiser Alexander machte. Aber trotz der Verluste, die er zugestanden, und der schwierigen Lage, konnte sich Fürst Schwarzenberg nicht entschließen, ohne weiteres die Reserven herzugeben. General Jomini, der dem Fürsten attachiert war, schlug nun vor, vom Kirchturm von Gautzsch aus die Gefechtslage jenseits der Pleiße zu beobachten und bestieg alsbald mit zwei Adjutanten des Fürsten den Turm. Bald kamen die drei in höchster Eile zurück und stellten dem Fürsten die wachsende Gefahr eines Durchbruchs im Zentrum dar. Jetzt erst entschloß sich der Oberfeldherr die Reserven herzugeben, und es mochte gegen 12 Uhr sein, als der Befehl zum Rechtsabmarsch über Gaschwitz und Deuben an den Erbprinzen von Hessen-Homburg erging. Die Kavallerie des Grafen Nostiz nahm den Vortrab, und die Divisionen Baron Bianchi und Graf Weißenwolf folgten im Eilmarsch, während Merveldt durch Fortsetzung seiner Angriffe die Truppen Poniatowskis festhielt. Der Fürst selbst ritt nach Güldengossa zu den Monarchen.

Die Lage der Verbündeten war inzwischen nicht besser geworden. Ihre dünne verstreute Angriffslinie war stark erschüttert und zum Teil schon recht verbogen. Wohl rang General von Kleist noch um die Grenzhäuser von Markkleeberg, wohl klebte ein Teil der Brigade Klüx in seiner Terrainfalte vor Wachau und unterhielt von dort aus ein für die Franzosen empfindliches Feuergefecht. Die Schützen hatten es besonders auf eine Linde vor dem Herrenhaus von Wachau abgesehen, zu welcher eine Holztreppe hinanführte und die in ihren Ästen eine Plattform trug. Dem mit Fernrohr bewaffneten Auge mochte auf jener Plattform eine bunte Figur auffallen, die des Königs Murat, der von dort aus mit einigen Stabsoffizieren das Schlachtfeld überblickte. Am rechten Flügel endlich hatten die Österreicher in Liebertwolkwitz noch einige Gehöfte im Besitz, die sie zäh verteidigten. Die tapferen Infanteristen des Regiments Erzherzog Karl und die gewandten Grenzer des Generalmajors von Baumgarten hatten sich in den schwelenden Trümmerhaufen festgenistet und machten der Übermacht Lauristons das Hinausdrängen so schwer wie möglich. — Den Kolmberg, diesen wichtigen Punkt, hatte Graf Klenau mit zwei Bataillonen des Regiments Kerpen und zwölf Geschützen besetzt, und schon rückte im Eilschritt, um diese Position zu verstärken, die Brigade Schäfer von der Division des Prinzen Hohenlohe an. Auf diesem Kolmberg lag eine alte Schwedenschanze, in welcher die Geschütze aufgefahren waren und gute Deckung fanden. Sie übten gegen Liebertwolkwitz bedrohliche Wirkung, und dieser Kolmberg als Stützpunkt des österreichischen rechten Flügels war es auch, auf den der Kaiser jetzt sein Augenmerk richtete. Eine lesenswerte taktische Studie des Majors Camon legt auf Macdonalds tadelnswerte Verspätung besonderen Wert, dessen Memoiren keine Auskunft geben, weshalb er Napoleons Order umging, so früh als irgendmöglich aufzubrechen. Erst mittags erschien Division Charpentier, und die Verlustlisten ergeben, daß Macdonald nur die Hälfte seines Korps bis Abend zum Kampf brachte. Der ewige Pechvogel und Unglücksmensch, der sich stets in die Brust warf und sauertöpfisch nörgelte, schädigte mal wieder seinen Gebieter aufs peinlichste, raubte ihm kostbare Stunden mit Abwarten auf seine Umgebung. Bis dahin haben nur 4000 Franzosen gegen 65000 Verbündete gerungen („56000", wie man früher die vier Kolonnen schätzte, ist absichtliche Zahlenumstellung). Dabei sind 5000 Kosaken Platows noch ungerechnet, die endlich auf Sebastiani stießen. Dieser „Neutralisierungskampf" dauerte viel zu lange und ermöglichte das Eingreifen Hessen-Homburgs, was bei früherem Beginn des Entscheidungskampfs weggefallen wäre.

Der Herzog von Tarent, der mit seinen Kolonnen des XI. Armeekorps in der Höhe von Holzhausen eingetroffen war, erhielt sofort Befehl, den Kolmberg anzugreifen. Während der Herzog die Divisionen Gérard und Ledru gegen Klein-Pösna und Seifertshain dirigierte, um die Flankierung fortzusetzen, die seine eigentliche Aufgabe war, sandte er die Division Charpentier gegen den Kolmberg. Es war von zwei Seiten ein Wettlaufen: Französische Division Charpentier vom Norden, österreichische Brigade Schäfer von Süden. Der Kaiser Napoleon sah von seinem Galgenberg aus den Gang der Dinge. Ihm ging der Angriff seiner Truppen zu langsam, sie litten unter dem Feuer der österreichischen Batterie. Da soll der Kaiser — so wird erzählt, andere sagen, es sei Legende — an die Division herangesprengt sein: „Ist denn dies das 22. Leichte, das, mit Gewehr im Arm, im feindlichen Kartätschenfeuer stehen bleibt*)?" Legende oder nicht, Division Charpentier geht jetzt mit Elan vor, vertreibt aus dem Vorgelände, aus den Büschen und Wiesen des Pößgrabens die österreichischen Tirailleurs und wirft sich dann mit Wucht, die Fahnen hoch, die Regimentsmusik den Avanciermarsch spielend, gegen die Höhe des ziemlich steilen Berges. Die beiden österreichischen Bataillone halten nicht stand, die Artillerie sendet ihre letzte Kar-

*) Irrt Thiers wirklich? Friedrich dekretiert, Napoleon habe am ganzen Tag sich nicht vom Fleck gerührt, doch Martens sah um 4 Uhr nachmittags ihn bei Pfaffendorf sich mit Ney begegnen. Die vielen Behauptungen dieses Kritikus sind nicht maßgebend. So ist es nur seine Erfindung, daß Sebastianis lebhafte Gefechte „Erfindung" seien, dieser verlor 600 Pferde und 57 Offiziere (40 Exelmans). Die Statistik spielt Friedrich auch einen bösen Streich bezüglich Murats Attacken usw.

Digitized by Google

tätſchenladung in die Reihen des Angreifers und ſucht dann abzufahren, aber der Stoß Charpentiers iſt ſo ungeſtüm, daß ſieben Geſchütze in ſeine Hände fallen. In Auflöſung weicht Infanterie und Artillerie über die Höhe zurück und flutet dem eben im Eilſchritt ankommenden Regiment Colloredo entgegen. Graf Klenau und General von Toll werfen ſich an die Spitze des 2. Bataillons und verſuchen die Geſchütze zurückzugewinnen. Vergeblich! Die franzöſiſche Flut brandet über den Berg herüber. Graf Klenau verliert ſein Pferd unter dem Leibe und entzieht ſich mit Mühe der Gefangenſchaft. Ein Glück, daß in dieſem Augenblick ſich vier Schwadronen der preußiſchen Kavallerie von der Brigade Zieten in die Breſche werfen und für einige Minuten den franzöſiſchen Anprall zum Stehen bringen. Es war überhaupt viel Glück in dieſer Gefechtslage bei den Verbündeten. General Sebaſtiani, der mit 52 Schwadronen am linken Flügel Macdonalds vorbrechen ſollte, ließ ſich von den ſoeben eintreffenden 14 Schwadronen der preußiſchen Reſervekavallerie und den Koſakenpulks des Hetmans Graf Platow, die mit wütendem Geſchrei ſeine Flanke umſchwärmten, derart imponieren, daß er ſeine große „Übermacht“ nicht ausnutzte? Angebliche Übermacht; denn die verbündeten Schriftſteller ſchienen ihm noch keinen Katzbachverluſt zu ſchenken, von dem ſie doch vorher viel Weſens machten. Klenaus eigene Reiterei und preußiſche Küraſſierbrigade Wrangel, die ſich dorthin wendete und durch Attacken Luft machte, bekamen durch Platow die Überzahl. Indeſſen ſchlug laut Marbot die Leichte Reiterei Exelmans den Gegner in die Flucht. Richtig iſt aber, daß Sebaſtiani ſeine Schwere Reiterei meiſt zurückhielt oder vielmehr zu weit ſüdöſtlich abirrte wie Diviſion Gérard, ſo daß die zu weit gedehnte Umgehung in leere Luft verpuffte. So konnte die öſterreichiſche Infanterie, die bereits in bedenklicher Auflöſung war, ſich zwiſchen Fuchshain und Groß-Pösna wieder ſammeln. Die Wirkung des franzöſiſchen Vorſtoßes auf dem rechten Flügel der Verbündeten war, daß Liebertwolkwitz jetzt von Lauriſton ganz zurückerobert wurde und daß Fürſt Gortſchakow mit ſeiner zweiten Kolonne auf das Univerſitätsholz zurückging. Auch Graf Pahlen mußte ſeine Batterien und Reiter zurücknehmen. Kanonade ſprengte ſie am Grünen Teich und Krähenwald. Lauriſtons Kavalleriebrigade Darmoncourt tummelte ſich hier weidlich, wie ihr Offiziersverluſt lehrt. Übrigens ſetzte Lauriſton bisher nur Rochambeau ein. Nur der Herzog von Württemberg hielt ſich in ſeiner Stellung gegenüber Wachau. Wohl waren ſeine Regimenter bis auf die Hälfte zuſammengeſchoſſen und ſeine meiſten Offiziere lagen tot und verwundet am Boden, aber der Herzog hielt ſich. Er hatte aus der Reſerveartillerie 24 Geſchütze vorgenommen und wehrte ſich gegen die übermächtigen Batterien der Franzoſen ſo gut es ging. Die ruſſiſche Artillerie ſchoß gut. Beſonders litt das 1. franzöſiſche Kavalleriekorps, das hinter Wachau aufmarſchiert ſtand. Schon um die Mittagszeit zählte man 200 tote Offiziere und Mannſchaften, und dieſelbe Anzahl Pferde und die Hälfte der Geſchütze waren kampfunfähig.

Es war um dieſe Zeit, gegen 12 Uhr mittags, als die Dinge für Napoleon ſehr günſtig ſtanden. Und während der nächſten Stunde entwickelten ſie ſich noch günſtiger. Wir haben geſehen, wie der Kolmberg genommen wurde, wie Liebertwolkwitz zurückerobert wurde. Schon ordnete der Kaiſer Ordonnanzoffiziere an ſeine hohen Verbündeten in Leipzig ab. Daß er durch den frühen Angriff der Verbündeten im Grunde überraſcht worden ſei, verſchwieg der Kaiſer wohlweislich. Seine erſte Meldung lautete: „Die Schlacht begann in dem Augenblick, als der Feind ſich entwickeln wollte; 2000 Gefangene ſind bereits eingebracht, die Kanonade dauert fort, die Ausſichten ſind günſtig,“ und dann, als der Kolmberg genommen war: „Alles geht gut, wir haben Anhöhen und Dörfer genommen.“ Zugleich ließ der Kaiſer Seiner Majeſtät, dem König von Sachſen, empfehlen, in der Stadt und Umgegend die Glocken läuten zu laſſen, um der Armee die Erfolge zu verkündigen; und bald lief durch Leipzig die Kunde von der ſiegreichen Wendung der Schlacht zugunſten der Franzoſen. Wie ein Keulenſchlag traf dieſe Nachricht, ſo verfrüht ſie war, manches Patriotenherz, das in der alten Pleißeſtadt bang ſchlug. „Wie auch alles Gefühl ſich dagegen ſträubte,“ ſchreibt der Schriftſteller Friedrich Rochlitz an jenem Tage, „ich mußte mir ſagen: hier wendet es ſich zum Vorteil unſerer Unterdrücker! — Adjutanten und Eilboten aller Art flogen herein in die Stadt, ſchrien unaufhörlich die Siegespoſt aus mit dem Lebehoch ihres Kaiſers, eilten zu allen Behörden, einer mit einem gewiſſen Glanze zu unſerem Könige. Alles, was Franzos war oder ſchien, ſchrie ſie nach, dieſe Siegesbotſchaft und dies Lebehoch. Von allen Kirchtürmen mußten die Glocken ertönen; wer nicht Franzos war oder ſcheinen wollte, ſtürzte von den Straßen hinweg, die Türen zuwerfend, um ſeine Gefühle unbelauert ausſtrömen zu laſſen. Für die auf dem Markte zuſammentretenden Soldaten ward Wein herbeigeſchaft; ihr Sieges- und Huldigungsgeſchrei ſchallte durchdringender ... Dieſer Moment war unter allen in den letzten Monaten erlebten der ſchrecklichſte für mich ...

Seit die Verbündeten zu weichen ſchienen, war es, als ob alle meine Lebensgeiſter, wie durch Erdbeben aufgewühlte Ströme, über ihre Ufer hinausſtiegen, nicht in Furcht, nicht in Zorn, nicht in Erbitterung, ſondern in einem neuen noch unbenannten geiſtigen Erzeugnis aus dieſen Beſtandteilen, das beim höchſt geſteigerten Affekt doch vollkommen klares Bewußtſein frei walten ließ. Ich blieb in meiner Wohnſtube; mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit folgte ich dem Halle des Geſchütz- und Gewehrfeuers. Da aber das Zu-

rückweichen der Verbündeten überhand nahm, und der Donner ſich mehr und mehr entfernte, preßte ich den Kopf an den Fenſterſtock, und die Aufmerkſamkeit auf das einzelne jener Erſcheinungen verlor ſich in ein Anſtaunen des Bildes vom jetzigen Moment und zugleich von allem, woran ich zu denken hierbei Stoff hatte. Vor mir lag in ſcharfen Umriſſen zuſammengedrängt und in einer Klarheit und Beſtimmtheit wie noch niemals, was das deutſche Vaterland in ſeiner zeitherigen Entwürdigung gelitten, was es jetzt gehofft, getan, geopfert hatte, was es, wenn nun dies, das letzte, umſonſt ſei, mit Wahrſcheinlichkeit leiden, was es werden müſſe — wobei mir am greulichſten erſchien, was der Anblick des überall ſiegenden Unrechts und ſeines Gefolges wirken werde und indem mein Herz davon durchdrungen ward, daß ich kaum Atem ſchöpfen konnte, ſtand alles vor meiner Phantaſie in ſo beſtimmten Geſtalten und Szenen, daß ich hätte glauben müſſen, es als Erſcheinung vor meinen leiblichen Augen zu haben, wäre mir nicht dabei das leichteſte Bewußtſein geblieben. —

Frau und Kinder waren mit dem Fernrohr auf dem oberſten Boden geblieben; ſie wollten die Überzeugung erzwingen, man irre ſich. Und eben jetzt, wo ich, in jene Bilder ſchrecklicher Zukunft verloren, ſtand, tönt der uns verderbende Siegesruf: Victoire, Victoire, Vive l'empereur auch zu ihnen hinauf, die Glocken fangen das Siegesgeläut an; da fliegen ſie die Treppen hinab zu mir und laut weinend, mich krampfhaft umarmend, ruft mein armes Weib: ‚So iſt alle Hoffnung, jede Rettung und alles vorbei!‘ Jenes Gefühl, das in gewaltſamem Anlauf meinen ganzen Körper durchſchüttelte und mir Tränen auspreßte, gab mir die Kraft, die Sinkende zu halten. ‚Laß uns ſterben!‘ rief ich aus, ‚ein Leben wie es uns erwartet iſt ohne Wert und würde uns auch verſchlechtern!‘ Da traten die Kinder, der Knabe laut weinend, das Mädchen verſtört, wie erſtarrend, zu uns heran; wir zogen ſie in unſere Umarmung. — Erſt als die heute ſo ſchrecklichen Glocken — ihr Siegeston war für uns ein Grabgeſang — ſchwiegen, gewannen auch wir unſere Faſſung wieder!“

Während ſo die Glocken über Leipzig dahingellen, ſammelte der Kaiſer ſeine Kraft zum letzten Stoß, um mit Wucht die dünne und ſchwer erſchütterte Angriffslinie der Verbündeten auseinander- und über den Haufen zu werfen. General Drouot muß die Reſerveartillerie in die Geſchützlinie ziehen, um das hölliſche Orcheſter zu verſtärken. Und hinter dieſem Kanonenwall häuft nun der Kaiſer ſeine Reſerven an. Da ſind die Reiſigengeſchwader des erſten Kavalleriekorps und der Gardekavallerie, die eiſerne Kerntruppe der alten Garde, 1. Diviſion, General Friant, 2. Diviſion, General Curial. Da iſt die junge Garde Pacthod und Decouz unter dem narbenbedeckten Marſchall Oudinot, die ſich unmittelbar hinter Wachau ſammelt, um den Marſchall Victor, der ſeine Kolonnen zu neuem Angriff formiert, zu unterſtützen. Da ſind die zwei anderen Diviſionen junger Garde unter Marſchall Mortier, dem Hünen, bereit, denſelben Dienſt bei Liebertwolkwitz dem General Lauriſton zu leiſten.

Seit 12 Uhr iſt der Kaiſer entſchloſſen, den großen Vorſtoß, der die Entſcheidung bringen ſoll, zu tun. Noch zeigt ſich im weiten Umkreis des Blachfeldes nichts von den Reſerven der Verbündeten. Noch ſind die im Vorgelände verzweifelt fechtenden und zum Teil ſchon zurückrollenden Kolonnen der einzige Widerſtand, den dieſer Hauptangriff finden wird. Aber ſeit der erſten Schlacht, die dieſer Korſe ſchlug, war es ſein Beginnen, in ſolchen entſcheidenden Augenblicken alles an alles zu ſetzen. Ungeduldig erwartete er das Eintreffen des Korps Marmont, denn ſeit 11 Uhr wußte er, daß er auf das Eingreifen der ganzen Streitmacht Neys nicht mehr rechnen konnte. Der Marſchall hatte gemeldet, daß er das IV. Korps Bertrand an das Defilee von Lindenau geſchickt habe, um den Herzog von Padua zu unterſtützen. Das III. Korps Souham zeige ſich noch immer nicht. Sobald ſeine Spitzen einträfen, um Marmont abzulöſen, würde er dieſen auf Liebertwolkwitz ſchicken zur Unterſtützung des Kaiſers. Bald darauf meldete der Herzog von Raguſa ſelbſt: „Sire, mir wird in dieſem Augenblicke angezeigt, daß man auf $2\frac{1}{2}$ Stunden Entfernung den Marſch von $8\frac{1}{2}$ Bataillonen auf der Straße von Halle her und von 3 Bataillonen auf der von Landsberg her bemerkt. Mich beſtimmt aber die lebhafte Kanonade bei Wachau, meine Bewegung gegen Liebertwolkwitz dennoch anzutreten.“ Indes, die Stunde rann, und wer nicht kam, war Marmont. Der Kaiſer zögert und zögert.

Schon zeigten ſich am Defilee von Eröbern die Spitzen der öſterreichiſchen Reſervereiterei, und der Kaiſer mußte befürchten, daß auch Infanteriekorps heranrückten, um die Linien der Gegner zu verſtärken. So gab er denn, ohne Marmont abzuwarten (auf den er auch, wie wir bald hören werden, ſehr vergeblich gewartet hätte), den Befehl zum Vorbruch auf der ganzen Linie. Es war gegen 2 Uhr, als die Kolonnen des Herzogs von Belluno, verſtärkt durch die des Herzogs von Reggio, in der Richtung auf die Schäferei Auenhain und das Defilee von Eröbern vorbrachen. Zugleich ging Marquis Lauriſton, an der Spitze die Diviſion des Generals Maiſon, rechts von Liebertwolkwitz auf Güldengoſſa vor. Der Herzog von Treviſo mit ſeinen zwei Diviſionen junger Garde warf ſich auf Gortſchakow und die aus Liebertwolkwitz verdrängten öſterreichiſchen Truppen, während der Herzog von Tarent ſeine Vorteile am Kolmberg gegen Seifertshain hin verfolgte. Schon vorher hatte der Kaiſer den Herzog von Caſtiglione zur Unterſtützung des Fürſten Poniatowſki abgeſchickt. Auf dem ganzen ſich vorwärtsdrängenden Halbbogen unterſtützte eine wütende

Kanonade mit Nachdruck den Angriff. General Drouot, der alte bewährte Geſchützmeiſter, hatte alles, was an Artillerie irgend zur Hand war, vorgenommen, um der Infanterie die Bahn zu brechen. So ſchleuderte der Kaiſer eine Reihe von Trümpfen entſchloſſen auf den Tiſch, — nur einen Trumpf behielt er zurück: die alte Garde, die zwiſchen Meusdorf und Wachau aufmarſchiert ſtand.

Es war ungefähr um dieſelbe Zeit, als dieſe ganze Gewaltmaſſe vorbrach, daß Graf Noſtitz, der Führer der öſterreichiſchen Kavallerie, mit dem Vortrab an dem höchſt wichtigen Defilee von Cröbern anlangte. Er ſah, wie franzöſiſche und polniſche Schwadronen ſich bereits gegen Cröbern entwickelten und wie ein Reiterharſt von vielleicht zehn Schwadronen (es waren die Chevaulegerslanciers und reitende italieniſche Jäger der Kavalleriediviſion Berkheim) ſich auf Markkleeberg zog, bereit über die langſam zurückweichenden, ſchwer erſchüttert aus dem Dorfkampf kommenden Bataillone des Generals von Kleiſt herzufallen. Graf Noſtitz erkannte ſofort die Lage: nahm der herandringende Feind Cröbern, ſo war den heranmarſchierenden öſterreichiſchen Reſerven der Weg verſperrt und ihr rechtzeitiges Eingreifen unmöglich. Schleunigſt ſandte Noſtitz ſeiner Kavallerie Adjutanten entgegen, die ſie zur Eile antrieben, ſandte Adjutanten an die Diviſionen Bianchi und Weißenwolf, ſie möchten ihren Marſch beſchleunigen. Es waren 14 Schwadronen öſterreichiſcher Küraſſiere, die zuerſt über Cröbern hinaus waren. Regimenter Lothringen und Herzog Albert warfen ſich ſofort auf die polniſche Reiterei, die eben daran war, den ruſſiſchen Lewaſchowküraſſieren den Garaus zu machen. Das war Hilfe in der Not. Die Polen wurden geworfen und an den Kolonnen der jungen Garde Oudinots entlang gejagt. So heftig war der Anprall, daß einige Bataillone franzöſiſchen Fußvolks überritten wurden, in die ſich Oudinot ſelber flüchtete. Aber die öſterreichiſchen Küraſſiere gerieten alsbald in ein ſo lebhaftes Infanteriefeuer, daß ſie weichen mußten und auf ihre Reſerven zurückgeworfen wurden. Inzwiſchen waren noch zwei Küraſſierregimenter der Diviſion bei Cröbern angekommen, und es gelang den tapfern Regimentern, obgleich ſie ganz ohne Infanterieunterſtützung waren und eine ihrer Batterien bereits zuſchanden geſchoſſen war, im ſtarken franzöſiſchen Geſchützfeuer ſtandzuhalten und das Defilee zu retten. — Gleichzeitig mit ihren Diviſionskameraden hatten ſich die Somarivakürаſſiere auf die Chevaulegerslanciers und Italiener der Diviſion Berkheim geworfen. Es entſtand ein wildes Handgemenge. Die Franzoſen weichen und brauſen gegen Probſtheida zurück. In dieſem Augenblick reitet, ſie zu degagieren, das ſächſiſche Küraſſierregiment Zaſtrow heran. Nicht ohne Genugtuung haben dieſe ſächſiſchen Reiter geſehen, wie die Franzoſen unter den Klingen der Ruſſen zuſammenbrachen. Aber noch iſt Waffenbrüderſchaft, weil der König es ſo will, und als das Angriffsſignal geblaſen wird, bricht Zaſtrow vor, — allerdings nur, um in ein Pelemele zu kommen, das ihn ſelbſt zu verſchlingen droht. Als General Berkheim die Sachſen anreiten ſieht, rafft er zuſammen, was er hat und wirft ſich von neuem gegen die Ruſſen. Wie ein Raſender, barhäuptig ſtürzt ſich der General in das dichteſte Gewühl. Jetzt iſt Zaſtrow heran, da tönt den Sachſen von den Öſterreichern der Ruf entgegen: „Wir ſind doch Deutſche! Laßt doch die Schelmfranzoſen ſich ſelbſt ihrer Haut wehren und geht zu uns über!“ Aber Zaſtrow bleibt feſt und tut ſeine Pflicht. Indes der Wirbel reißt die Sachſen mit, gegen Wachau, gegen Probſtheida. Es geht alles ſo ſchnell, daß der Kaiſer Napoleon ſich in ein Gardeviereck rettet. Da greift franzöſiſche Infanterie ein, und ihre Kugeln lichten die Reihen der Somarivakürаſſiere ſo ſehr, daß ſie hart verfolgt zurück müſſen, hinter ſich Letorts Auserwählte und Berkheim, die ihnen zum Schluß noch einige 80 Gefangene abnehmen.

Somariva verlor allein 352, Noſtitz überhaupt 800, die polniſche Reiterei 500. Übrigens erſah auch Poniatowſkis Kavalleriebrigade Uminski, wobei zwei Schwadronen Küraſſiere, wiederholt ihren Vorteil zum Einhauen längs der Pleiße. Die ruſſiſche Kavallerie war kampfunfähig, doch ſoll nach anderer Angabe Zaſtrow ſchon mittags vor „Koſaken“ umgekehrt ſein. Übrigens waren die Sachſen noch ſo franzoſentreu, daß Rittmeiſter Prinz Wittgenſtein wütend auf Gefangene einhauen wollte, was ihm ein Wachtmeiſter der alten Garde verwies. Die Meinung, Berkheim hab enicht mitgewirkt, iſt lächerlich, die Verluſtliſte überführt vom Gegenteil. Dagegen verloren Letorts Garden nur zwei Offiziere.

Während dieſer aufflackernden und abflauenden Kavallerieattacken bereitet ſich im Mittelpunkt der gewaltigen Szene hinter der brüllenden und qualmenden Geſchützlinie Drouots etwas vor, das entſcheidend wirken könnte, wenn es gelänge. Dort hält das erſte Kavalleriekorps, die Gardekavallerie und das Gros des fünften Kavalleriekorps. Und dieſe franzöſiſche Kavallerie hat um die Mittagszeit einen großen Verluſt gehabt. Dem ritterlichen Marquis Latour-Maubourg, der im Sattel frühſtückt, iſt von einem Kanonenſplitter ein Bein fortgeriſſen worden. Man hat ihn nach Leipzig hineingebracht und ſchneidet dort an ihm herum. Es glückte beſſer mit ihm als mit dem armen Moreau. Er durfte mit ſeinem einen Bein noch faſt vier Jahrzehnte leben. Es war auch an einem Oktobertage, und ſind nun 24 Jahre her, daß dieſer Latour durch ſeine Geiſtesgegenwart auf dem glatten Parkett zu Verſailles das Leben einer ſchönen Königin rettete, als der Weiberaufſtand durch die Säle tobte. Ach, was für ein Leben retteteſt du dieſer Königin, Latour! O, du pflichtgetreuer Latour! Ein Pikenſtoß ins Herz, und der namenloſe Jammer von vier furchtbaren Jahren wäre dieſem ſtolzen Herzen erſpart geblieben. Genug, Latour, der hier Tüchtiges hätte vollbringen können,

wird im entſcheidenden Augenblick aus dem Sattel geworfen. Diviſionsgeneral Doumerc übernimmt das Kommando. Er ſchiebt den General Bordeſoulle mit ſeiner 1. ſchweren Reiterdiviſion bis an die gewaltige Batterie, die zwiſchen Wachau und Liebertwolkwitz ſpielt, ſo daß der Diviſionär recht gut von der ſanften Höhe über das Gefechtsfeld ſehen kann. Monſieur Bordeſoulle iſt ein tüchtiger, kurz entſchloſſener Mann, geneigt Lorbeeren zu pflücken, wo ſie ſich bieten. Hier wachſen ſie, denkt Bordeſoulle. Er ſieht, wie zäh der Herzog von Württemberg mit ſeinen paar Mann und ſeinen Batterien noch an ſeiner Stellung klebt, zurückgedrückt zwar, aber keineswegs niedergeworfen. Die zwei Batterien Württembergs ſchießen, was ſie können, und beunruhigen die vordrängenden Truppen des Korps Lauriſton. Beſonders Diviſion Maiſon, die ſich in der Front entwickelt, leidet. Bordeſoulle, der die Zaſtrowkürraſſiere bereits dem General

König Friedrich Wilhelm III. Kaiſer Franz I. Zar Alexander I.

Die drei verbündeten Monarchen
Nach einem zeitgenöſſiſchen Stahlſtich

Berkheim zu Hilfe geſandt hat, verfügt noch über 18 Schwadronen, vielleicht 2000 Mann, franzöſiſche Küraſſiere und ſächſiſche Gardereiter. Er ſchickt die vier Schwadronen ſächſiſcher Reiter gegen die kleine Batterie, die nahe der Brigade Klüx ſteht. Er ſelbſt wirft ſich mit der Diviſion Sopranſi auf die ſchwere Batterie von 26 Geſchützen, die Württembergs letzter Stützpunkt ſcheint. Hinter ihm reitet Beſſières der Jüngere mit acht Schwadronen Soutien. Der gut geführte Stoß trifft die zuſammengeſchmolzenen ruſſiſchen Bataillone des Herzogs von Württemberg. Das Bataillon Krementſchug, deſſen Trümmer kaum noch 200 Mann ſtark ſind, wird auseinandergeſprengt, die Batterie genommen. Inzwiſchen haben ſich die Sachſen auf die andere Batterie geworfen. General von Klüx, der ſeine paar Mann feſt zuſammenzieht, ſcheint gar nicht beachtet zu werden. Er ſieht nun mitten von feindlichen Reitern und Infanterie umſchwärmt. „Die feindliche Reiterei," berichtet er trocken, „kam in Maſſe vor und ritt 3—400 Schritt um die 3. Brigade in kurzem Trabe herum, weshalb die noch vorhandenen Reſte des Bataillons mehr zuſammengezogen wurden, doch verſuchten die Franzoſen hier keinen Angriff." Die Sachſen warfen ſich auf die Batterie, die gerade im Abfahren begriffen war und verfolgten die ſich ihnen entziehenden Geſchütze. In ſeiner äußerſten Not war der Herzog Eugen perſönlich zurückgeſprengt und hatte ein ruſſiſches Küraſſierregiment herbei-

geholt. In dem Handgemenge, das ſich nun um den Beſitz der eroberten Artillerie entſpann, erlahmte der ſächſiſche Angriff.

Als General Bordeſoulle mit ſeiner 1. Brigade Sopranſi noch zwiſchen den ruſſiſchen Geſchützen herumarbeitet, die Kanoniere zuſammenhaut und vergeblich verſucht, in die Karrees der Bataillone des Fürſten Schachowſkoi einzudringen, brauſt plötzlich die leichte ruſſiſche Gardekavallerie von Güldengoſſa aus vor, Leibregimenter Seiner Majeſtät des Zaren: Huſaren, Dragoner, Ulanen, 18 Schwadronen ſtark. Sie ſind eben erſt nach ermüdendem Ritt als Vorhut der anmarſchierenden Garde auf dem Schlachtfelde eingetroffen und finden nun gleich Arbeit. General Beſſières der Jüngere mit ſeinen acht Schwadronen franzöſiſcher Küraſſiere wirft ſich den ruſſiſchen Reitern entgegen. Ein Unſtern will, daß General Schewitſch, der den Angriff führt, tödlich getroffen vom Pferde ſinkt und in demſelben Augenblick General Dawidow,

Napoleon inmitten ſeines Stabes diktiert Berthier Befehle
Nach Zeichnung und Stahlſtich von J. Fleiſchmann

der das Kommando übernehmen will, von einer explodierenden Granate zerriſſen wird, buchſtäblich zerriſſen, beide Beine und ein Arm fort. Der ruſſiſche Angriff gerät ſo ins Stocken, und der flinke Beſſières ſtürzt ſich mit Elan auf die verwirrten Gardereiter, wirft ſie, treibt ſie gegen Güldengoſſa zurück und gewinnt in der Wucht des Angriffs das Defilee zweier Teiche, weſtlich Goſſa. Es ſind aber nur Trupps, die über den Sumpf gelangen. Das Gros der Brigade muß rechts abſchwenken, um ſich gegen die Küraſſiere der Brigade Gudowitſch zu wehren. Dennoch iſt es ein Moment in der Schlacht, wo die Monarchen perſönlich bedroht ſind. Sie halten mit ihrem glänzenden Stab — alle drei verbündeten Monarchen, Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz — auf dem ſogenannten Wachtberg hinter Güldengoſſa. Man ſah den Reiterſtrom heranbrauſen und erkannte das Heikle der Lage. Alles, was an Deckung zur Hand war, waren drei Schwadronen Leibgardekoſaken, die Graf Fedorowitſch Orlow führte. Er kam aus dem alten Strelitzen-Geſchlechte der Orlow. Seine Oheime waren die Mörder Peters III. Peter der Große, als er die 4000 Strelitzen töten ließ, um vor den übermütigen Prätorianern endlich Ruhe zu haben, ſchonte einen Orlow, der der Folterung und dem Tode gegenüber beſonders kaltes Blut bewies, und machte ihn zum Offizier, — kaltes Blut, das ſich vererbt zu haben ſchien auf die Zarenmörder, ſeine Enkel und dieſen Baſtardurenkel. Der Zar befiehlt dem Grafen, mit ſeinen paar Leuten den franzöſiſchen Sturm aufzuhalten. Graf Orlow wirft ſich

auf die französischen Reitertrupps, die bereits mit verhängtem Zügel gegen die Anhöhe vorsprengen, aber deren Pferde natürlich vom raschen Ritt erschöpft sind. Er drängt sie gegen den Teich zurück, in den Teich hinein und gewinnt, seinen Kosaken voransetzend, den schmalen Damm, Mann hinter Mann reitend. Von drüben spielt Drouots Artillerie. Es kam hier vor, daß einem Kosaken der Kopf weggerissen wurde, während der tote Körper, bügelfest im Sattel, seinen Weg verfolgte. Jenseits des Teichs läßt Graf Orlow aufmarschieren und wirft sich gegen den linken Flügel der Kürassiere Bessières.

Während dieser Attacke ist Fürst Schwarzenberg auf dem Wachtberge angekommen und ermahnt und bittet die Monarchen dringend, zurückzureiten. Die Legende berichtet von einem heftigen Streit zwischen dem Zaren und dem Fürsten. Alexander habe dem Oberfeldherrn bittere Vorwürfe gemacht über seine „disposition sans rime et sans raison", worauf Schwarzenberg sich persönlich in das Getümmel geworfen habe, um das Treffen hier wieder herzustellen. Jedenfalls stiegen die Monarchen zu Pferde und ritten zurück. Da aber begegnete der Zar dem General Suchosanet, der die Reserveartillerie kommandierte. „Siehst du, Suchosanet," sagte der Zar, „jetzt ist der der Beste, welcher allen anderen zuvor hier eintrifft. Ist deine Reserveartillerie noch weit?" „Sie wird in zwei Minuten hier sein!" rief Suchosanet, der schon stark im Avancieren war. Zwei Batterien fuhren fest an die Teichufer heran und kartätschten in die französischen Reihen hinein. Zugleich griffen preußische Kavallerieregimenter: neumärkische Dragoner, schlesische Ulanen und Kürassiere in das Handgemenge ein. So wurde endlich Bordesoulle zurückgetrieben gegen die eigenen Kanonen, mit welchen General Drouot rücksichtslos auf Freund und Feind feuerte.

Es ist sehr schwer, von diesem großen französischen Kavallerieangriff um die Nachmittagsstunde des 16. Oktober das richtige Bild zu gewinnen. In den verschiedenen Geschichts- und Memoirenwerken wird die Kavalleriemasse, die zwischen Wachau und Liebertwolkwitz vorbrach, um das Zentrum der Verbündeten zu durchbrechen, unglaublich voneinander abweichend eingeschätzt. Das eine Werk spricht von 15000, das andere von 12000, das dritte von 10000, das vierte von 8000 Mann. Hier hat man sich augenscheinlich zu sehr auf die französische Geschichtsschreibung von Thiers und Pelet gestützt. Ebensowenig ist aufgeklärt, ob tatsächlich König Murat selbst den Kavallerieangriff geführt hat, ob er tatsächlich eine solche Masse vorgeführt hat (was nach dem Erfolg billig zu bezweifeln ist), oder ob er sich in seiner Kampfgier an die Spitze eines Regiments gesetzt hat, wie das nach dem Bericht des sächsischen Gardereitermajors Eckardt scheint. Dieser berichtet, daß König Murat, durch seinen Feuereifer und sein kräftiges Pferd fortgerissen, den Angriff in einem solchen Tempo ausgeführt habe, daß alles atemlos und auseinandergezogen worden sei. Karriere und selbst frühes Galoppreiten widersprach aber völlig französischer Taktik und wurde von Latour oder seinem Nachfolger Doumerc nie gebilligt. — Murat ist später von der französischen Geschichtsschreibung offenkundig des Verrates bezichtigt. „Wundern wir uns nicht über das Mißlingen des Angriffs der Reiterei," schreibt Pelet, „es ist König Joachim, welcher sie gegen diejenigen Souveräne führt, mit denen er seit dem Winter geheime Verbindungen eingegangen war. Seine glänzende Tapferkeit verdeckte noch den Verrat in dem Augenblicke, wo er eine Sache aufopferte, der er alles verdankte, um sich denjenigen zu überliefern, welche ihn am Strande von Pizzo erschießen ließen. Napoleon wußte um alles, was vorging." — Ob in Murats Brust in jener entscheidenden Stunde schon zwei Seelen gewohnt haben und ob er den Angriff Bordesoulles deshalb nicht genügend unterstützte, muß man dahingestellt sein lassen. Es wird in der Geschichte immer Lücken geben, die schwer auszufüllen sind. Wir halten die Verdächtigung für grundlos, Murat blieb immer zuerst Reiterführer, eher hätte er seine Krone geopfert, als einen Reitersieg. Eben deshalb aber mißtrauen wir Bordesoulles Darstellung im „Spectateur Militair", derlei Eitelkeiten, sich allein vorzudrängen, trifft man oft. Daß man ihm nicht widersprach, ist ein politischer Kasus, da er bei den Bourbons wegen seiner Verräterei von 1814 beliebt war und wohl sein hierdurch verfemtes Ansehen in der Armee herstellen wollte. Übrigens gesteht selbst Toll, daß 4000 bei Gossa anritten, also nicht nur Bordesoulle. Pajols Memoiren machen 10, Historique der Kürassiere 8 Kürassierregimenter namhaft, und Division Doumerc litt geradeso wie Bordesoulle. Dies Reiterkorps verlor überhaupt nicht weniger als 96 Offiziere. Bordesoulle, obgleich er sonst der Darstellung Pelets geradezu widerspricht, kann am Schlusse seines Berichtes nicht umhin, ebenfalls das Betragen Murats in Zweifel zu ziehen. „Ich setzte zuerst," berichtete er, „gegen mehr als 7—8000 Mann Infanterie und gegen 26 feindliche Geschütze, die zu dieser Zeit nicht von Kavallerie gedeckt waren, meine 1. und 2. Brigade ein. General Bessières wurde in der Reserve gelassen. Als diese beiden Brigaden in die Karrees eindrangen und sich der Geschütze bemächtigten, bermerkte ich eine sehr starke Kolonne verbündeter Reiterei, die auf meiner linken Flanke ihrer Infanterie und Artillerie zu Hilfe eilte. Ich beauftragte sogleich den Oberst Labore, dem General Bessières den Befehl zu überbringen, sich mit seiner Brigade an einen Punkt zu begeben, den ich ihm genau angab, da ich seine Brigade in Reserve behalten wollte, um sie später der feindlichen Kavallerie entgegen zu werfen. Leider aber wandte sich der unerschrockene Bessières mit seiner ganzen Brigade gegen den Feind. Er warf alles, was sich ihm entgegenstellte, über den Haufen und drang bis in die Nähe der verbündeten Herrscher. Er be-

Digitized by Google

Kämpfe bei Wartteeberg am 16. Oktober 1813: Attacke französischer Dragoner

Nach einem Bilde von C. W. Strayberger. (Original im Besitz des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig)

mächtigte ſich einer beträchtlichen Kolonne Artillerie und ließ viele in Unordnung gebrachte Infanterie hinter ſich. Aber während dieſes glänzenden Vorwärtsſtürmens hatte ſich die feindliche Kavallerie wieder geſammelt und warf ſich auf meine linke Flanke. Da trotz meines wiederholten Bittens mir keine Kavallerie zu Hilfe kam, auch nicht von einem eine Kavalleriediviſion kommandierenden General (hier iſt vermutlich General Doumerc gemeint, der zunächſt ſtand und hernach die zurückflutende Diviſion Bordeſoulle aufnahm), der ſehr wohl in der Lage geweſen wäre, mich zu unterſtützen, der aber wahrſcheinlich ‚andere Befehle' hatte, ſo war ich gezwungen, zurückzugehen, ohne meine Vorteile ausnützen zu können. Wäre ich ſo unterſtützt worden, wie es anging, ſo hätte dies wohl dazu beigetragen, das Geſchick des ganzen wichtigen Tages zu ändern. — Bei meiner rückgängigen Bewegung traf ich den General Drouot mit ſeinen Gardebatterien und ich war der erſte, welcher ihn verbindlich machte, den Feind mit Kartätſchen zu beſchießen, obgleich einige von meinen Küraſſieren, die am ſtreitluſtigſten waren und auf das Signal ‚Sammeln' nicht gehört hatten, ſich noch darunter befanden." — Es iſt kaum anzunehmen, daß Napoleon, die Vorteile eines Kavallerieangriffs überſchauend, nicht alles hätte reiten laſſen, was reiten konnte. Er muß alſo wohl einen guten Grund gehabt haben, die faſt 50 Schwadronen, die er noch zur Verfügung hatte, nicht einzuſetzen, denn Murat würde ihn nicht gehindert haben. Einen ſolchen Grund findet man nicht. Sein Bulletin zitiert, daß Murat „mit Latours Küraſſieren marſchierte," nach alter franzöſiſcher Angabe ſei übrigens Latour nicht vorher, ſondern beim Anreiten zum Krüppel geſchoſſen. Pajols Verwundung iſt keineswegs Erdichtung, wie Friedrich meint, der natürlich blindlings auf Bordeſoulle ſchwört; Thaumas „Die großen Reiter des Kaiſerreichs" ſchildert ausführlich, wie Pajols Roß von einer Bombe getötet und der ganze Reiterſturm über ihn wegging. Fünf ſeiner Dragonerregimenter ſollen Latours Vorbrechen gefolgt ſein, ſein Korps litt freilich ſehr wenig, auch Milhauds Verſchiebung nach Richtung Markkleeberg iſt irrig! Dagegen verlor Kavalleriekorps Latour 108 Offiziere, deſſen 8. Huſaren an der Spitze einhieben, wofür ihr junger Oberſt Coelosquet ſofort zum General ernannt. — Keiner war weniger dazu angetan als dieſer Kaiſer, in Augenblicken folgenſchwerer Entſcheidungen ein „laissez faire, laissez aller" gelten zu laſſen. Vielleicht wollte er die Reiſigenregimenter für einen noch günſtigeren Augenblick ſparen, vielleicht glaubte er, daß die ſtändig vordringende Infanterie die Arbeit allein beſorgen würde. Indeſſen ſcheint alles darauf hinzudeuten, daß wirklich eine Maſſenattacke erfolgte, denn wo alles täuſcht, da trügen nie die Verluſtliſten, die ſich beim 1. Kavalleriekorps keineswegs nur auf Berkheim und Bordeſoulle beziehen. Wenn Friedrich ſchreibt „die beiden ſchweren Diviſionen" Latours hätten nicht gekämpft, ſo wird dieſer Lapſus nicht richtiger dadurch, daß es die beiden leichten heißen ſoll, deren Mitwirkung er leugnet, obſchon es für Berkheim und 8. Huſaren unbedingt feſtſteht. Solcher Reiterſturm hätte gewiß Orlof und Neumärker Dragoner (Buxbaum weiß auch nichts davon) einfach fortgeblaſen, doch Küraſſierdiviſion Kretow ſoll von Drouot zurückgeſcheucht ſein, auch waren ja Schewitſch und Hälfte Duca ſchon im Gefecht, Schleſiſche Küraſſiere ſollen ſich geopfert haben. Jedenfalls erfüllte die Attacke den Zweck, „Anlauf des Fußvolks" vorzubereiten. Denn ſchon drangen Victor und Oudinot auf Auenhain vor, ſchon näherten ſich die Angriffskolonnen des Generals Maiſon dem Dorfe Güldengoſſa, und als Bordeſoulle mit ſeinen Reitern vorbrach, die Batterien übertritt und die feindliche Kavallerie vor ſich hertrieb, fiel auf dem Galgenberge das Wort des Grafen Daru: „Sire, le monde va tourner encore une fois."

Oberſt Gourgaud, der erſte Ordonnanzoffizier Napoleons
Nach einer Lithographie

Faſt ſchien es um jene Stunde ſo. Faſt ſchien es ſo, als ob die Welt ſich noch einmal drehen würde, als ob noch einmal die Siegesſonne des Korſen über dem Blachfeld von Leipzig aufgehen würde. In Leipzig gingen die Glocken und gellten den deutſchen Ohren ſo ſchmerzliche Kunde vom Sieg Napoleons durch die Luft. In Leipzig klirrten die Fenſter vom Luftdruck des Kanonenſchalls, der von Süden herdrang, aber bald im Norden ein Echo finden ſollte, — im Norden, von Möckern her. Es mochte um die dritte Nachmittags-

ſtunde ſein, juſt als Bordeſoulle mit ſeinen Tapfern gegen Güldengoſſa vorbrach, als immer deutlicher der Kanonendonner von Möckern herübertönte und auch auf dem Galgenberg an die kaiſerlichen Ohren drang. Wo bleibt Marmont? Jetzt ſeine Elitetruppen gegen Güldengoſſa nachgeſchoben, ſie wären wahrlich am Platze. Aber, mein Kaiſer, Marmont kommt nicht. Marmont iſt geſtellt, iſt angepackt, ihm iſt ein ſchwarzweißer Kettenhund an die Kehle gefahren, auf den Mann dreſſiert und beſonders auf franzöſiſche Marſchälle. Der Herzog von Raguſa ringt ſelbſt nach Luft, kann gar nicht daran denken, zu kommen, muß ſich zauſen und reißen laſſen und durchſchütteln, denn es iſt da oben bei Möckern fürchterlicher Ernſt. Gewiß „le monde va tourner encore une fois, noch einmal wird ſich die Welt drehen," aber ſie wird dir nicht die Sonnenſeite zeigen, mein Kaiſer, nur die tiefen Schatten jäh zuſammenbrechender Größe.

So ſehnſüchtig wie der Kaiſer auf Marmont und Souham, warteten auch die verbündeten Monarchen auf das Eintreffen der Reſerven. Um 4 Uhr nachmittags ſtand der Infanteriekampf verzweifelt und man konnte nicht wiſſen, daß der Kaiſer ſich bis auf ſeine Garden ausgegeben hatte. „Macdonald hatte mit großem Nachdruck, obgleich er wegen Mangels an Truppen die Flankierung nicht ausführen konnte, die ihm zugewieſene Aufgabe gelöſt. General Gérard nahm Klein-Pösna und drang alsbald über das Dorf gegen Seifertshain vor. Zwei öſterreichiſche Bataillone haben die Straße verrammelt. Gérard, mit gezogenem Degen, führt ſeine Truppen in das Dorf und wirft die Öſterreicher hinaus, da wirft ſich Generalmajor Ritter von Schäffer mit ſeinem letzten Bataillone des Regiments Zach in das Dorf, und das Bajonett ſpricht, General Gérard wird im Handgemenge verwundet. Die Italiener Gérards halten den Stoß nicht aus, die Weißröcke treiben ſie aus Gärten und Hecken, das Dorf wird leergefegt. Der Herzog von Tarent nimmt jetzt, was er zur Hand hat: Franzoſen der Brigade Freſſinet, weſtfäliſche Garde und Linie und die erſchütterten Reſte Gérards rafft er zuſammen und führt ſie gemeinſam mit dem General Ledru des Eſſarts perſönlich gegen das Dorf. Nach einem wütenden Straßenkampf gelingt es dem Marſchall das Dorf von neuem zu nehmen, — aber nicht zu halten. Von Groß-Pösna her raſt preußiſche Artillerie heran, protzt ab und donnert in das Dorf. Von Fuchshain her läßt Klenau friſche Bataillone vorgehen. Der Herzog von Tarent muß das Dorf nach ſchweren Verluſten aufgeben, Klein-Pösna und den Kolmberg hält er. Das iſt die Frucht ſeiner blutigen Tagesarbeit."

Dieſe hübſche Darſtellung begünſtigt wieder Macdonalds falſches Anſehen, denn nur er ſelbſt verſchuldete „Mangel an Truppen". Die Gérardmythe ſtammt von Thiers, er verlor aber Null, wurde erſt am 18. verwundet. Marchands Deutſche rückten erſt abends auf den Kolmberg nach. „Großer Nachdruck" lag nicht vor, da Macdonald nur — ſage und ſchreibe — 47 Offiziere verlor. Statt Gérard lies Ledru! Dagegen entſpricht den Tatſachen, daß die genannten Punkte erreicht wurden, dieſe Klafterſtellung blieb aber nutzlos, wenn Napoleon nicht am 17. die Schlacht erneuerte. Macdonalds Scheinerfolg verdankte er nur dem entſchiedenen Auftreten Lauriſtons, der Klenaus Hälfte auf ſich nahm.

Marſchall Mortier mit ſeinen jungen Garden, unterſtützt von Teilen der Diviſion Charpentier, ging gegen Gortſchakow vor. Die aus Liebertwolkwitz hinausgeworfene öſterreichiſche Brigade Mohr wurde langſam durch das Niederholz zurückgedrückt. Die franzöſiſchen Kolonnen drangen, den zähen Widerſtand der Ruſſen, Öſterreicher allmählich überwindend, gegen das Univerſitätsholz vor. Aber damit ſtockte hier der Angriff, denn die 1. Diviſion des ruſſiſchen Grenadierkorps traf, 12 Bataillone ſtark, auf dieſem Punkte des Schlachtfeldes ein und verhinderte ein weiteres Vordringen der Franzoſen. — Während hier am Univerſitätsholz das blutige Ringen um jeden Fuß breit Erde mit Zähigkeit vor ſich ging, wurde um den Schlüſſel des Zentrums, das Dorf Güldengoſſa, mit wahnſinniger Wut gerungen. Das Dorf war nur ſchwach beſetzt. Man hatte, als man die Abſicht Napoleons auf die Eroberung Güldengoſſas erkannte, ſchleunigſt 3 preußiſche Bataillone der Brigade Pirch hineingeworfen und eine ruſſiſche Batterie von 6 Geſchützen an den Eingang poſtiert. General Maiſon — wir kennen ihn ſchon, dieſen Maiſon, der den Beruf zum Marſchall in ſich fühlte und es auch in ſpäterer Zeit werden ſollte — General Maiſon führte ſelbſt ſeine Sturmkolonne. Er warf die Tirailleurs aus den Gärten und Hecken zurück, ſtürmte die Batterie, die kaum noch Zeit hatte abzufahren, und war ſchon in der Mitte des Dorfes, als Oberſt von Jagow, der die Brigade kommandierte, perſönlich noch ein Bataillon heranführte. Mit gefälltem Bajonett drangen jetzt die Weſtpreußen — auch die Weichenden hatten ſich geſammelt — auf die Franzoſen ein und ſäuberten das Dorf. Aber Maiſon ließ nicht locker. Er ließ ſeine Batterien ſpielen und unter ihrem Schutz drang die Diviſion Maiſon von neuem gegen das Dorf vor. Aber ſchon waren zwei ruſſiſche Jägerbataillone von der Garde zur Stelle. Gleichzeitig ließ Graf Pahlen ſeine reitende Batterie auffahren und nahm die franzöſiſchen Sturmkolonnen unter ein wirkungsvolles Feuer. General Maiſon wird das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen, er ſelbſt im Getümmel durch einen Bajonettſtich ſchwer verletzt. Mit Mühe gelingt es ihm, ein friſches Pferd, das ſein Reitknecht herbeigeführt hat, zu beſteigen und zu entkommen. General Danville, der den Befehl übernimmt, verſucht ſeine Leute zuſammenzuhalten und weiter zu bringen. Aber ſchon pirſcht ſich der Vortrab der preußiſchen Garden, das Gardejägerbataillon, heran. Ein guter Schütze nimmt den franzöſiſchen General aufs Korn,

Digitized by Google

und Danville ſinkt erſchoſſen aus dem Sattel. „Hätten wir Kavallerie zur Hand gehabt," ſchreibt General von Pirch, „ſo hätten wir mehrere Tauſend Gefangene machen können, da die feindlichen Maſſen ſich gänzlich auflöſten und in der größten Unordnung zurückwichen."

Inzwiſchen waren ſo ſtarke Reſerven eingetroffen, daß an einen erneuten Angriff für die Franzoſen nicht zu denken war. Der Schlüſſel des Zentrums, Güldengoſſa, blieb in den Händen der Verbündeten. Aber wie ſah es in dem heißumſtrittenen Dorfe aus! „Die Eindrücke," ſchreibt ein Augenzeuge, „welche die Umgebung von Goſſa und dieſer Ort ſelbſt boten, waren ſogar für ein abgehärtetes Soldatenherz grauenhaft. Auf allen Wegen, in allen Gärten und Häuſern lagen die Leichen niedergeſchmetterter Feinde ſowohl wie leider auch unſerer braven Kampfgenoſſen ſtellenweiſe förmlich aufgeſchichtet. Das Schloß des Dorfes, das, obwohl gänzlich ruiniert, mit Schwerverwundeten angefüllt war, und beſonders das Amputierzimmer gewährten einen entſetzlichen Anblick, zumal im letzteren alle Sorten abgenommener menſchlicher Glieder von den Opfern des geſtrigen Tages umherlagen."

Dieſe Schreckensſzenen beziehen ſich aber ſchwerlich auf Blutbad Maiſons, der nur 38 Offiziere verlor, auch Mortier litt wenig, Lauriſton verlor freilich im ganzen 100 Infanterieoffiziere, Rochambeau tat alſo die Hauptarbeit des Tages. Daß der energiſche Lauriſton ſchon hier die Hälfte und Maiſon überhaupt bei Leipzig Fünfſechſtel verlor, iſt eine Mythe. Hiſtorique des 139. zeigt, wie gering die Einzelverluſte: nur 200 dieſes Regimentes.

Als Marſchall Victor mit ſeinen Kolonnen, gefolgt von Marſchall Oudinot mit ſeiner jungen Gardedivision Decouz, während Pacthod in Reſerve blieb, aus Wachau vorbrach, mußte Brigade Klüx, die ſich umſtürmt, umtobt, umritten und furchtbar zuſammengeſchoſſen — es wird ein Abgang von 80 Offizieren und 2700 Mann verzeichnet, 7. Landwehr ſoll auf ein Zehntel geſchmolzen ſein, zwei Linienbataillone wurden gänzlich vernichtet, ihr Reſt von Latours Reiſigen gefangen — in ihrer Terrainfalte gegenüber Wachau gehalten hatte, notgedrungen zurück. Die Reſte der ruſſiſchen Diviſion Püſchnitzki ſchloſſen ſich ihr an. Zäh fechtend wichen Preußen und Ruſſen auf die Schäferei Auenhain. Die Ruſſen beſetzten die Gebäude der Schäferei, während Brigade Klüx rechts davon Aufſtellung nahm. So erwartete man von neuem das Andringen Victors. Der Herzog von Belluno entwickelte aus dem Vormarſch ſofort den Angriff und warf ſeine Spitzendiviſion Dubreton gegen die Schäferei. Es war den völlig erſchöpften, ſeit dem Frühmorgen im Feuer ſtehenden ruſſiſchen Reſten nicht möglich, das Vorwerk zu halten. Auenhain wurde genommen und Diviſion Dubreton ſetzte ſich feſt. Nach dieſem Erfolg ging die Diviſion Dufour über die Schäferei hinaus, während Oudinot mit ſeiner jungen Garde den Vormarſch auf Cröbern antrat. Aber ſchon war zum Glück die 2. ruſſiſche Grenadierdiviſion Sulima heran, von Generalleutnant Rajewſki perſönlich geführt. Wir kennen dieſen Rajewſki von Borodino her, wo die heißumſtrittene Schanze ſeinen Namen trug, jeder Zoll ein Held. Rajewſki läßt ſeine Bataillone ſofort angreifen und wirft die Diviſion Dufour mit dem Bajonett zurück, dann läßt er Auenhain angreifen. Vergeblich! General Dubreton hat die Schäferei mit Kanonen geſpickt. Er wirft den angreifenden ruſſiſchen Grenadieren einen ſolchen Kartätſchenhagel entgegen, daß der Angriff zurückgeſchmettert wird. Ein zweiter, ein dritter wird zurückgeſchmettert. Die Schäferei Auenhain iſt eine harte Nuß, an der ſich ſelbſt ein Rajewſki die Zähne ausbeißt. Eine Kugel trifft den General im Schultergelenk. Kaltblütig nimmt Rajewſki aus der ſchmerzenden Wunde das blutige Blei und zeigt es ſeinem Adjutanten mit den Worten:

„Je n'ai plus rien du sang, qui m'a donné la vie,
Ce sang s'est épuisé, versé pour la patrie".

Es war der Dichter Konſtantin Batjuſchkow, der hier als Stabskapitän und Adjutant neben Rajewſki ſtand und die eigenartige blutige Reliquie in Augenſchein nehmen durfte. Seltſames Geſchick, das dieſen Dichter, dem die ruſſiſche Literatur die Überſetzungen des Petrarca und Taſſo dankt und der einer der vornehmſten Dichter Rußlands war, berühmt durch wundervolle Elegien und ſchwermütige Lyrik, juſt durch die Schule blutiger Feldzüge führte. Dieſer Meiſter altklaſſiſcher Form verfiel zehn Jahre nach Leipzig in eine tiefe Gemütskrankheit und in eine über dreißig Jahre währende geiſtige Nacht.

Noch hielt ſich in den letzten Gehöften von Markkleeberg ein Reſt der Truppen Kleiſts, der auch nicht wich, als Marſchall Oudinot mit ſeinen Garden das Gros der Kleiſtſchen Brigade gegen Cröbern zurückdrängte. Da nahten von Cröbern her im Augenblick der Entſcheidung die öſterreichiſchen Reſerven. Es war das Verdienſt des Feldmarſchalleutnants Baron Biancht, ſeine Regimenter zur rechten Zeit noch auf das Schlachtfeld gebracht zu haben. Unter größter Mühſal hatte man bei Groß-Deuben die Pleiße und ihre Nebengewäſſer überſchritten. Sumpf, der brückenloſe angeſchwollene Fluß mit ſeinen Moraſtufern und jenſeits des Fluſſes ſumpfiges, dichtes Unterholz — es war wahrhaftig keine Kleinigkeit für die vom zweiſtündigen Marſch Ermüdeten. Wollte man nicht einen großen Umweg machen, ſo mußte man wohl oder übel durch den Fluß waten. Die Gewehre hoch, bis an den Leib im Waſſer, wurde der Fluß genommen. Dann ging

es durch das Unterholz mit seinen Tümpeln und Gestrüpp, jeder Schritt Mühsal, die Artillerie mußte weiter südlich auf einer Furt nahe Gaschwitz den Fluß überschreiten. Als die Spitzen der österreichischen Kolonnen vor Cröbern ankamen, fanden sie das Dorf von zurückebbenden Truppenmassen, von zertrümmerten Geschützen und Munitionswagen völlig verstopft. Die Generale und Stabsoffiziere, Korporale und Unteroffiziere taten alles Menschenmögliche, um ihre Truppen vorwärts zu bringen. Und es muß gesagt werden, daß auch im gemeinen Manne des österreichischen Heeres die große Verantwortung wach war, hier zur rechten Zeit zu kommen. Mühsam wandten sich die Kolonnen durch das Dorf Cröbern und Baron Bianchi führte seine Vortruppen persönlich gegen Markkleeberg. Die 2 Bataillone des Regiments Hessen-Homburg, geführt vom Grafen Haugwitz, warfen sich in die Flanke Oudinots und brachten dessen anmarschierende Kolonnen zum Weichen. Das Dorf Markkleeberg wurde von den Regimentern Colloredo und Hiller erstürmt. Der Stoß war so stark, daß die französische Division Sémélé unter schweren Verlusten aus Markkleeberg hinaus bis Dölitz zurückgeworfen wurde. Die französische Artillerie versagte hier so, daß 11 Geschütze, von den Bedienungsmannschaften verlassen, in die Hände der Österreicher fielen. Baron Bianchi gab 5 von diesen Kanonen an das Korps Kleist ab, da nach seiner Meinung nach Kleist durch den tapferen Widerstand bei Markkleeberg mehr Anrecht darauf hatte als die Österreicher. Der bescheidene General von Kleist wehrte sich vergeblich. Er mußte die Geschütze nehmen und marschierte mit ihnen und seinen zusammengeschossenen Bataillonen (die Brigade Prinz August von Preußen schien fast gänzlich aufgerieben) nach Cröbern zurück.

Noch hatte sich die französische Division Dubreton in wütender Gegenwehr im Vorwerk Schäferei Auenhain gehalten. Jetzt kam auch ihre letzte Stunde. Die Division Weißenwolf war eingetroffen und warf ihre Bataillone gegen Auenhain. Der Stoß war fürchterlich. Jede Scheune, jede Hürde, jeder Winkel mußte erobert werden. Im wütenden Bajonettkampf wurden die Franzosen aus ihrer Stellung hinausgeworfen und drei österreichische Bataillone besetzten die Schäferei und hielten sie unter starken Verlusten während der Nacht. Zuletzt brach auch noch die preußische Gardebrigade neben Bianchi vor, der jedoch keine weiteren Fortschritte machte. Ihm trat Oudinot schroff entgegen, dessen 4. Tirailleurs Mazas hier erwähnt, der aber geradesowenig litt wie Mortier. Dagegen hatte Victor den blutigsten Kampf, verlor 148 Infanterieoffiziere, was aber auch sehr hinter Korpsverlusten bei Auerstädt, Aspern, Wagram, Borodino zurückbleibt. Überhaupt litt verhältnismäßig heut die Reiterei am meisten: etwa 2600, sogar Poniatowskis Krakusen und Kürassiere verloren 230 und Macdonalds paar neapolitanische Schwadronen wurden zersprengt. Die jetzt versuchte Neuerfindung, die Schwärmereien bezüglich der großen Wachauattacke ins Gegenteil zu verkehren, erweist sich als ganz verfehlt. — Es sah nach diesen österreichischen Erfolgen auf dem rechten Flügel der Franzosen so bedenklich aus, daß Napoleon von seinem letzten Rückhalt, den Garden, die Division Curial marschieren lassen mußte. Und es war die höchste Zeit, denn jetzt machte auch General Graf Merveldt vom linken Ufer der Pleiße her erneute Anstrengungen auf Connewitz. Seit zwölf Uhr mittags, seit der Fürst Schwarzenberg, von Wolzogen und Jomini gedrängt, den Abmarsch der Reserven befohlen hatte, war General Merveldt hier bei Connewitz ganz auf sich angewiesen. Schon war der Generalmajor Longueville bei seinen Versuchen, die Brücke von Connewitz zu stürmen, zu Tode getroffen. Ein mörderisches Feuergefecht tobte hinüber und herüber. Graf Bubna, der drei Tage später diesen Teil des Schlachtfeldes passierte, gibt ein ergreifendes Bild der Szene: „Die Franzosen hatten diesen Punkt mit Traversen und Verhauen versehen. Im Schutte der zusammengeschossenen Dachungen und in den Verhauen lagen die Leichname dicht aneinander. Die Straße zwischen dem Dorf und der Brücke war von toten Kriegern, die im tiefen Morast versunken waren, so belegt, daß man sich mit deren Wegräumung nicht befassen konnte, und die ganze Kolonne über die Leichen hinwegmarschierte. Aber auch jenseits der Brücke erwartete uns ein schauderhaftes Bild. Viele, viele unserer Waffenbrüder hatten hier geblutet. Besät mit Toten war der Wald, und am Ufer der Pleiße lagen in dichten Reihen die Braven, welche auf 12 Schritt Schußweite ihren Geist aufgegeben hatten."

Als Bianchi mit wuchtigem Stoß bis gegen Dölitz vordrang, glaubte Merveldt, daß nunmehr für ihn der Augenblick gekommen sei, auch seinerseits, coûte que coûte, über die Pleiße vorzugehen. Wie wir wissen, war das Schloß Dölitz in Händen der Österreicher und trotz aller heftigen Angriffe der Polen hartnäckig behauptet worden. Nun gelang es der österreichischen Artillerie, einige Geschütze in die Nähe des Schlosses zu bringen und von hier aus wurde der Angriff der Kolonne Bianchi unterstützt. Als die Franzosen auf dem rechten Ufer zu weichen begannen, ließ Merveldt eilends einen Brückensteg schlagen und gedachte mit seinen Truppen überzugehen, denn schon glaubte er drüben die Truppen Bianchis zu erkennen. Wie sehr er sich irrte, werden wir sehen. „Gegen 5 Uhr," erzählt Generaladjutant von Wolzogen, der sich noch immer als Vertrauensmann des Zaren beim Korps Merveldt befand, „glaubte Graf Merveldt bei dem Rittergute Dölitz durch das Buschwerk hindurch auf dem jenseitigen Ufer der Pleiße die Division Bianchis zu erkennen und wollte deshalb über den Fluß setzen, um mit diesem General über dessen Mitwirkung an dem

Digitized by Google

Angriffe gegen Poniatowski zu beratschlagen. Fürst Alois Liechtenstein und ich machten ihm jedoch bemerklich, daß die dort sich zeigenden Truppen keineswegs die Ungarn mit ihren blauen Hosen, sondern vielmehr Franzosen seien; allein Merveldt bei seiner Kurzsichtigkeit und seinem Eifer blieb bei seinem Entschlusse und sprengte auf einigen von Pionieren gelegten Brettern, nur von einer einzigen Kürassierordonnanz begleitet, über die Pleiße, indem er zugleich befahl, daß niemand ihm folgen solle. Obwohl ich ihn dringend bat, die Papiere, welche er bei sich trug, vorher abzugeben, da ich wußte, daß er die Disposition für den folgenden Tag in der Tasche hatte, ging er auf meine Vorstellungen nicht ein und behielt alles bei sich, was ihm später abgenommen wurde. Fürst Liechtenstein wollte ihn nicht allein reiten lassen und versuchte, ihm zu folgen. Die Laufbrücke brach unter seinem Pferde ein und er wurde mit Mühe vom Ertrinken gerettet. Wir sahen nun den General Merveldt noch etwa 1000 Schritt im Gebüsch gegen die Anhöhe zu reiten, wo sich die vermeintlichen Ungarn gezeigt hatten, als er auf einmal eine Salve von 4000 Mann der gegenüberstehenden Linie erhielt und vom Pferde stürzte. (Es waren wohl kaum 4000 Mann, denn sonst hätten die Franzosen ja verzweifelt schlecht geschossen!) Dieses lief davon und bald sahen wir auch die mitgerittene Ordonnanz zusammenstürzen, welche sich jedoch gegen Abend, obwohl verwundet, durch den Fluß durcharbeitete und die Meldung machte: „Der General ist tot!" — Herr von Wolzogen überbrachte am nächsten Morgen persönlich diese Nachricht dem Kaiser Alexander und dem Fürsten Schwarzenberg, die beide über den Verlust des beliebten Generals tief erschüttert waren. In der Tat war Merveldt gar nicht tot, sondern verwundet und in Gefangenschaft geraten und erschien am nächsten Tage wohlgemut mit einem Auftrage Napoleons in dem Hauptquartier der Monarchen. (Andere erzählen diese Gefangennahme Merveldts etwas anders, aber bei der hereinbrechenden Dämmerung in dem stark gebüschreichen Terrain läßt sich der Hergang absolut genau wohl nicht mehr feststellen. Genug, daß Merveldt gefangen war, und zwar, wie wir sehr begrüßen, lebendig.) Der General war direkt in eine Kolonne der Brigade Rottenbourg, Sachsen und Polen der alten Garde, hineingeritten, welche in diesem Augenblicke dem Vorgehen Bianchis entgegentraten. Bis in den Spätabend und die tiefe Dunkelheit hinein währten die Kämpfe um das Schloß Dölitz. Wiederholt drangen

Plan der Umgegend Leipzigs

die Franzoſen mit Gewalt und Liſt auf der Inſel vor. Aber ſie blieb dennoch in den Händen der Öſterreicher. Gegen Abend trafen noch verſchiedene Brigaden des Korps Souham zur Unterſtützung Poniatowſkis ein und unter allgemeiner Erſchöpfung ſchlief das heiße Streiten ein.

Und ſo war es auf dem ganzen weiten Halbbogen, der ſich um den Südweſten Leipzigs ſpann. Der Mord erlahmte in ſeinem gräßlichen Geſchäft. Gewonnen war auf beiden Seiten nichts. Aber Hekatomben von Toten und Verwundeten lagerten kalt und fühllos oder in grenzenloſer Qual auf dem Blachfeld, auf welchem um die Befreiung Deutſchlands geſtritten wurde. Die Dämmerung des Oktoberabends wich der Nacht. Am Horizont lohten die Feuerbrände der Dörfer Lößnig, Eröbern, Dölitz, Markkleeberg, Wachau und Güldengoſſa. Die Annahme, Ney ſei wie Erlon bei Ligny zwecklos hin und her ſpaziert, trifft nicht zu. Napoleon ſelber holte Ricard und Brayer von Zuckelhauſen herbei, ſie ſetzten den Marſch bis ins Gefechtsfeld der Pleiße fort. Fabrys Feſtſtellung beſtätigen wir noch dadurch, daß ſchon Neys 10. Huſaren bei Dölitz neben den Polen fochten (nach Thoumas). Brayer lagerte um 9 Uhr an der Pleiße, am anderen Morgen marſchierte er mit Ricard zur Parthe zurück, nachdem I 6. Linienregiments gegen Raſchwitz bei Gautzſch tiraillierte und angeblich einen öſterreichiſchen Oberſt nebſt ein paar Hundert gefangennahm (Hiſtorique).

Die drei verbündeten Monarchen hatten ſich in ihre Hauptquartiere Röthа, Borna und Gruna begeben, entſchloſſen, am nächſten Morgen den Angriff zu erneuern. Alle ihre Reſerven waren in die Schlachtlinie eingerückt oder doch ſo nahe herangekommen, daß ſie verwendet werden konnten. Außerdem war Baron von Bennigſen mit der polniſchen Armee nur noch wenige Meilen vom Schlachtfeld. Seine Vorhut unter dem General Strogonow konnte am nächſten Morgen bereits in Fuchshain ſein. Allerdings, die Wege waren grundlos und man mußte mit Verſpätungen rechnen. Die Stärke der polniſchen Reſervearmee unter Bennigſen betrug 35000 Mann. Auch Graf Bubna mit 7500 Mann rückte heran; dazu die ganze 1. öſterreichiſche Armeeabteilung unter dem Grafen Colloredo, 20000 Mann ſtark. Man hatte von Dresden alles herangezogen, was helfen konnte. Vor der ſächſiſchen Hauptſtadt, in welche, wie wir wiſſen, Saint-Cyr eingeſchloſſen war, blieben nur 15000 Mann Miliztruppen unter dem Grafen Tolſtoi. So rückten insgeſamt von Süden her allein an 63000 Mann friſche Truppen in die Schlachtlinie, die alle ſchweren Verluſte des blutigen Tages reichlich wettmachten*). So war die Stimmung im Hauptquartier der Verbündeten zuverſichtlich, und ſie wäre gewiß noch freudiger geweſen, wenn man den ganzen Umfang des Sieges von Möckern ſchon gewußt hätte, den der alte General Vorwärts und der eiſerne York mit ihren Preußen inzwiſchen erfochten hatten.

Nicht hinter der Front wie die geſalbten Monarchen, denen er hier gegenüberſtand, ſondern im Biwak mitten in ſeiner alten Garde im Zentrum ſeiner Front nächtigte der kaiſerliche Korſe. Man hatte, wie es üblich war, nahe der alten zerſchoſſenen Ziegelſcheune von Meusdorf in einem trockengelegten Teiche die fünf Kaiſerzelte aufgeſchlagen. Man ſah den Kaiſer ſehr nachdenklich über den Karten ſitzen und mit den bunten Stecknadeln arbeiten. Ach, er konnte dieſen bunten Nadeln leider die Plätze nicht geben, die er ihnen nur zu gern gegeben hätte. Die Umgehung durch Macdonald auf dem linken Flügel der franzöſiſchen Stellung war nicht gelungen und die Vorteile, die der Herzog von Tarent dort erkämpft hatte, waren aufgewogen durch den Verluſt des Terrains auf dem rechten Flügel: die Rückeroberung von Auenhain, von Markkleeberg und das Vordringen der öſterreichiſchen Truppen bis Dölitz. Wohl hatte die Stellung der Verbündeten im Zentrum bei Güldengoſſa eine ſtarke Beule erhalten, aber durchbrochen war ſie nicht, war auch nicht mehr zu durchbrechen, nachdem ſich die ruſſiſchen, preußiſchen und öſterreichiſchen Reſerven wie eine Mauer hinter der verbogenen Linie aufgetürmt hatten. Und was konnte der Kaiſer einſetzen gegen die friſchen Truppen unter Bennigſen, Bubna und Colloredo, die jetzt von Dresden her nahten? Die beiden Diviſionen Souham waren, als die Dämmerung ſchon einbrach, auf dem Schlachtfeld erſchienen und von dem Kaiſer gleich gegen Dölitz geſandt, Marmont, wie wir ſehen werden, feſtgehalten und furchtbar zerbiſſen, — die einzige Verſtärkung, die der Kaiſer noch erwarten konnte, war das Korps Reynier mit ſeinen paar Tauſend Mann, in der Hauptzahl Sachſen, und als ſolche längſt kampfmüde und unzuverläſſig, weil das deutſche Gefühl in den meiſten von ihnen erwacht war.

So blieb eben unerſchöpfliche Überzahl, ſtetes Nachwachſen der lernäiſchen Hydra, das ausſchlaggebend Erdrückende für Napoleon. Deſſen „Glück" nannte Bourienne nur tiefe Berechnung, doch oft hatte er wirklich Glück durch Unfähigkeit der Gegner, dieſe war auch jetzt vorhanden, ſonſt aber hatte er heut arges Pech. Wer hieß Ney das ganze Korps Bertrand nach Lindenau ſchicken! Nach dieſem groben Verſtoß gegen Napoleons Abſichten verzögerte er Souhams Abmarſch nach Wachau. Da hätte er lieber kurz entſchloſſen Mar-

*) Kleiſts 23500 Streitbare verloren 7000, die Ruſſen mindeſtens 10000 (4000 Rajewſki, 3400 Eugen), die Öſterreicher ſicher auch 10000, zahlloſe Geſchütze waren demontiert. Käme es nur auf Verluſte an, ſo gewann Napoleon die Schlacht. Die Zwölfpfünder der Garde unter Griois wirkten entſetzlich, während Generaloberſt Larrey nur 7500 Verwundete nach Leipzig ſchaffte. Daß Murat bei Bereiten des Schlachtfeldes Rieſenverluſt des Feindes feſtſtellte, war wahrheitsgemäß.

mont unterstützen sollen. Napoleons Meisterschaft, selber mit Übermacht auf Schwarzenbergs Rechte zu fallen, verrechnete sich um 30000, die er mehr dort haben wollte, weil Ney und Marmont seinem bestimmten Befehl zuwiderhandelten. Selbst nur 10000 mehr, die er bis 2 Uhr hätte erwarten dürfen, hätten der Schlacht eine andere Wendung gegeben. Macdonalds abscheuliche Verspätung tat das übrige, der geniale Schlachtplan verwirrte sich. Trotzdem dürfen wir ihm nur einen Verlust von höchstens 12000 (2400 Kavallerie) zuschieben.

Zum Abendessen hatte der Kaiser den Grafen Merveldt gebeten. Der General war ihm von Campoformio her als österreichischer Unterhändler bekannt und war auch derjenige, der nach der unglücklichen Schlacht von Austerlitz im Namen des Kaisers Franz um einen Waffenstillstand gebeten hatte. Es mochte dem Kaiser als eine gute Vorbedeutung erscheinen (denn ein wenn auch durch die Schärfe des Verstandes kontrollierter Aberglaube verließ diesen Korsen nie), daß gerade dieser General gefangen eingebracht wurde*). Der Kaiser empfing den Grafen äußerst liebenswürdig, ließ ihm seinen Degen zurückstellen und unterhielt sich sehr lebhaft mit ihm. Er sprach von politischen Verbindungen zwischen dem Kaiserstaat an der Donau und Frankreich, die zwar zerrissen seien, während doch ein anderes Band ihn unauflöslich an den Kaiser bände, sprach von seinem Vertrauen, das er zu Kaiser Franz habe, von den veränderten Verhältnissen Europas, von der Russengefahr, die von Osten hereinzudringen drohte und der sich entgegenzustemmen die heiligste Aufgabe der Westmächte Österreich, Preußen und Frankreich sei. „Wenn Sie," so schloß der Kaiser nach dem Berichte seines Sekretärs Fain die Unterredung mit einem Sprung ins Ironische, „wenn Sie mit beiden Kaisern in meinem Auftrage über einen Waffenstillstand sprechen, so zweifle ich nicht, daß die Stimme, welche zu ihren Ohren dringt, schon durch die Erinnerungen, die sie erweckt, beredt sein wird," — an Austerlitz nämlich und Campoformio, die großen Niederlagen der österreichischen Monarchie. Nachdem dem armen General seine Wunden durch den kaiserlichen Leibarzt nachgesehen und verbunden waren, durfte Merveldt sich zurückziehen.

Viel Schlaf brachte die Nacht dem Auge des Korsen nicht. Sein erster Ordonnanzoffizier Gourgaud hatte die Biwaks und Stellungen der Truppen beritten. Was er sah, war nicht sehr erfreulich. „Es war das schlimmste Biwak," berichtet ein Rheinbündler der Division Marchand vom Korps Macdonald, „das die Division in diesem Feldzug erlebte; weder Lebensmittel, noch Wasser, noch Holz waren vorhanden, — zerbrochene Räder, Gewehrschäfte und Sättel dienten zur Feuerung. Das in den Pfützen stehende Regenwasser, worin Menschen und Pferde verblutet waren, mußte zum Kochen benutzt werden. Zahlreiche Patrouillen wurden ausgesandt, viele Piketts ausgestellt und die Hälfte der Mannschaft mußte abwechselnd unter dem Gewehr bleiben." — Überall wurden große Verluste gemeldet. Besonders von Poniatowski vom rechten Flügel her kam die sehr übertreibende Nachricht, daß vom VIII. Armeekorps und vom IV. Reiterkorps über ein Dritteil der Mannschaften und viele Offiziere geblieben seien. Der polnische Fürst erhielt an diesem Tage noch den Marschallstab, um fortan die Würde eines Marschalls von Frankreich zu tragen, wie es das Geschick wollte — für zwei Tage. Poniatowski meldete am Schluß seines Berichtes: „Aller Schießbedarf ist verbraucht, sämtliche Infanteriepatronen sind verschossen, die Patronentaschen und sämtliche Munitionswagen ausgeleert. Der Artilleriekommandant macht seinen Rapport an den General Sorbier. Die geringste Verzögerung, welche eine neue Versorgung mit Schießbedarf erleiden würde, könnte die Truppen einem unausbleiblichen Verluste aussetzen, indem sie nicht soviel mehr haben, um das Gefecht auch nur eine Stunde hinhalten zu können." Dieselbe Meldung kam von Lindenau her, vom General Bertrand, der das dortige Defilee mit Glück gegen den Feldzeugmeister Gyulai verteidigt hatte. Vergeblich hatte Gyulai es versucht, über Kleinzschocher**) gegen Plagwitz vorzudringen. Vergeblich hatte Prinz Philipp von Hessen-Homburg von Leutzsch aus, das im ersten Anlauf mit Sturm genommen war, gegen Lindenau zu operiert. Zweimal wurde der Versuch gemacht, daß von starken Mauern umgebene und mit Geschütz gespickte Dorf zu stürmen. Bergl irrt, daß man nur in Lindenau eindrang. Lindenau und Plagwitz blieben in Händen der Franzosen und damit das Defilee, das nach Leipzig hineinführte und zugleich den Franzosen die Rückzugsstraße offen hielt. Es ist aber grundfalsch, dort Bertrand schon vormittags fechten zu lassen. Die schwache Marschbrigade Morio de l'Isle wies lange allein die zehnfache Übermacht ab. Daß Arrighi nicht wohl zumute war, als solche Massen auf ihn zukamen, begreift man. Doch er war ja sonst kein Mann der blassen Furcht, hatte 1809 seine Kürassierdivision geschickt geführt und mußte erkennen, daß nur ein Teil Bertrands genügte, um die prachtvolle Stellung zu halten. Bertrand griff obendrein erst nachmittags ein und zwar fast

*) Im Blücherschen Hauptquartier wurde allen Ernstes das Gerücht kolportiert, daß Graf Merveldt sich allerhöchsten Auftrages hätte gefangennehmen lassen, um Verhandlungen zwischen dem Kaiser Franz und seinem Schwiegersohne anzuknüpfen.

**) Hier bei Kleinzschocher fiel ein Meisterschuß. Ein Leutnant von den Tiroler Schützen erschoß mit seinem Stutzen einen französischen Offizier auf eine Entfernung von 950 Schritt, wie als Augenzeuge der Zimmermeister Burckhardt, der diese Schritte später abmaß, berichtet.

Digitized by Google

nur mit 8. L., das allerdings allein 22 Offiziere verlor. Sogar Margaron behielt II 96 im Rückhalt, das nur 40 Köpfe verlor. Morio und Garrison verloren freilich 28 Offiziere (I 103 allein 12, 9. leichtes badisches Bataillon soll aufgerieben sein. Somit bluteten dort über 1000 Margarons und Morands. — Wie schon erwähnt, meldet auch General Bertrand, daß seine Munition verbraucht und daß es unerläßlich sei, daß er vor Tagesanbruch neue empfange. Er will auch Verstärkungen haben, da er fürchtet, am nächsten Tage umgangen zu werden. Von Leutzsch über Schönau bis Kleinzschocher und Schleußig standen im Viertelbogen die österreichischen Vorposten.

Indessen verlor Giulays tapferes Fußvolk 2000 Mann und 500 Gefangene, seine zahlreiche Reiterei war ihm hier nichts nütze. Vincent-Chevaulegers wollen durch Kanonade nur 9 Verwundete, 10 Pferde eingebüßt haben. Bertrands rücksichtslos ausgesetzter Artillerie schoß man freilich manche Stücke entzwei, doch sie wirkte mörderisch und sein Rapport übertrieb schwarzseherisch, sein Mißgeschick bei Wartenburg hatte den steten Optimisten kuriert, zumal seine Württemberger und Italiener auf schwache Häuflein schmolzen.

So drangen während der Nacht die besorgniserregenden Botschaften auf den Kaiser ein. Die schlimmste von allen aber kam von Norden, vom Marschall Ney. Das Korps Marmont, so berichtet der Herzog von der Moskwa, habe die Hälfte seiner Leute eingebüßt und mehr als 30 Geschütze verloren. Er schätze die Armee, die dem Korps Marmont gegenüberstehe, auf 60000 Mann und es sei anzunehmen, daß die schwedische Armee noch in Reserve stehe. Werde er am nächsten Tage von diesen überlegenen Kräften angegriffen, so bleibe ihm nichts übrig, als gegen Liebertwolkwitz zurückzugehen. Was besagte diese Nachricht? Nicht mehr und nicht weniger, als daß die Schlacht bei Leipzig für die Verbündeten gewonnen war, gewonnen durch Blücher und die Preußen. Als die Spitzen der preußischen Vorhut sich dem spähenden Auge des Marschalls Marmont zeigten, lag die Entscheidung nicht mehr bei Wachau und Güldengossa, sondern im Norden Leipzigs bei Möckern. Denn das ist keine Frage: Hätte der Kaiser Napoleon zur rechten Zeit das Korps Marmont südlich Leipzigs zur Stelle gehabt, so wäre, bevor noch ihre Reserven heran waren, der Ring der Verbündeten gesprengt und bei der Überspannung der Kräfte ein jähes Erlahmen erfolgt, vermutlich wie am Tage von Dresden, und das Wort der kleinen schwarzen Schmeißfliege, des Grafen Daru: „Sire, le monde va tourner encore une fois" hätte zur Wahrheit werden können. Durch die Tatkraft und Entschlossenheit Blüchers und seines Hauptquartiers wurde die Schlacht bei Leipzig schon am 16. Oktober gewonnen. Das preußische Blut, das bei Möckern in Strömen floß, schwemmte die Fremdherrschaft vom Boden Deutschlands hinweg. Ohne den Sieg von Möckern kein Sieg von Leipzig! Dieser Satz muß mit Entschiedenheit festgehalten werden, wenn man ein rechtes Bild jener dreitägigen Kämpfe gewinnen will, die wir mit dem geschichtlichen Namen der „Völkerschlacht bei Leipzig" belegen.

Dem Herzog von Ragusa, August Friedrich Louis Viesse de Marmont, war vom Kaiser befohlen, sich dem etwaigen Anmarsch der schlesischen Armee zwischen Leipzig und Halle in den Weg zu legen, Feldschanzen aufzuwerfen und sich in der gewählten Stellung 24 Stunden lang zu halten. Der Herzog kommandierte ein Korps von ungefähr 20000 Mann mit 85 Geschützen. Es waren hauptsächlich französische Truppen, unter ihnen die Kerntruppen der altgedienten Marinesoldaten, die allein 4 Regimenter und insgesamt 17 Kompagnien des Korps Marmont ausmachten. Mit diesem Korps rückte der Marschall am 14. Oktober in die Linie Wahren—Lindenthal—Breitenfeld ein. Es war eine glänzende Stellung, die Marmont sich hier ausgesucht hatte, und als alter Artillerist hatte er es auch verstanden, seine Batterien vorzüglich aufzustellen. „Je mehr ich die Stellung studiere," berichtet er am Abend dieses Tages an den Major-General Berthier, „die ich einnehme, um so mehr glaube ich mit ihr zufrieden sein zu dürfen. Aber sie ist zu ausgedehnt für die Truppenzahl, über die ich verfüge; wenn jedoch Seine Majestät mein Korps um 10000 Mann verstärkt, so glaube ich versichern zu können, daß ich in der Lage sein werde, mich hier mit der doppelten Anzahl Gegner zu schlagen. Ich lasse einige Feldbefestigungen ausführen, die mir nützlich zu sein scheinen und die morgen Vormittag fertig sein werden." — Der Marschall beobachtete abends nach 10 Uhr noch vom Kirchturm von Lindenthal aus das Vorterrain und sah, wie hier bereits berichtet ist, am Horizont in der Richtung Halle zahlreiche Wachtfeuer. Er mußte sich daher sagen, daß er vermutlich am nächsten Morgen angegriffen werden würde, berichtete demgemäß an den Kaiser. Aber Napoleon glaubte bestimmt, daß die bei Halle stehende schlesische Armee am linken Saaleufer bleiben würde und höchstens ein kleines Detachement zur Rekognoszierung direkt von Halle auf Leipzig entsenden würde. Er trog sich mit den Berichten, die ihm zukamen. Von den Leipziger Kirchtürmen konnte man gut beobachten. „Man glaubt," schreibt der Kaiser an Marmont an jenem Abend, „viele Wachtfeuer bei Markranstädt zu bemerken (von wo aus, wie wir hörten, Feldzeugmeister Gyulai vordrang), woraus ich schließen möchte, daß die feindliche Hauptmacht sich nicht auf dem Wege von Halle nach Leipzig, sondern auf demjenigen von Weißenfels nach Leipzig zeigen und sich von dort aus über Zwenkau und Pegau mit der böhmischen Armee vereinigen wird." So sehr auch diesem kaiserlichen Vermuten die Rapporte Marmonts widersprachen, der Marschall

Digitized by Google

erhielt dennoch Befehl, ſeine Stellung mit dem III. Korps zu wechſeln, durch Leipzig zurückzumarſchieren und zwiſchen Leipzig und Liebertwolkwitz eine Reſerveſtellung einzunehmen. Dieſem beſtimmten Befehl gegenüber blieb dem Herzog von Raguſa nichts übrig als zu marſchieren. Aber ſeine Lage änderte ſich doch ſehr plötzlich, denn er behielt mit ſeinen Beobachtungen recht. Schon waren ſeine Bataillone aus der Stellung zwiſchen Wahren und Lindenthal abmarſchiert, und nur noch eine Nachhut deckte dieſe Linie, als ſich auf Entfernung von nahezu zwei Meilen ſtärkere Abteilungen des Feindes zeigten. Auf der Straße von

Fürſt Blücher von Wahlſtadt, der Sieger von Möckern, 16. Okt. 1813

Nach einer Kreidezeichnung von Lüderitz (1826)
(Original im Beſitz des Stadtgeſchichtlichen Muſeums in Leipzig)

Halle her marſchierten nach Schätzung acht Bataillone, auf der Straße von Landsberg her drei Bataillone. Sollte er unter ſolchen Umſtänden in ſeine Stellung zurückkehren, ſollte er den Marſch nach des Kaiſers Willen auf Leipzig fortſetzen? Noch war der Herzog von Raguſa nicht mit ſich im reinen, als der Fürſt von der Moskwa eintraf. Die beiden Würdenträger hielten alsbald Kriegsrat. Michel Ney, der das Oberkommando nördlich Leipzig hatte, geriet in eine ſchwankende Stimmung, die man an ihm, der in einer Schlacht der Tapferſten Tapferſter war, im Rat ſo oft beobachten konnte. Ließ er Marmont marſchieren, ſo blieb ihm zunächſt nur das III. Korps Souham, und zwar nur deſſen beide Diviſionen Brayer und Ricard, kaum 12000 Mann ſtark, die zurzeit bei Mockau marſchierten, denn die Diviſion Delmas war mit dem Train

Digitized by Google

des Korps von Düben her noch im Anmarsch. Unmöglich, sagte sich Ney, daß 12000 Mann eine anmarschierende Armee festhalten können. Er faßte daher mit Marmont den Beschluß, daß dessen Korps nördlich Leipzig verbleiben sollte und eine neue Stellung einnehmen. General Souham sollte ihn unterstützen. Aber durch diese Rechnung machte der Kaiser selbst einen Strich. Mußte er schon in seiner Front das Korps Marmont entbehren, auf das er sicher gerechnet hatte, so wollte er wenigstens von Souham an sich ziehen, was zu haben war. So blieb der Marschall Marmont auf sich selbst angewiesen, und Ney konnte für ihn nichts mehr tun, als die polnische Division Dombrowski, kaum $2^1/_2$ Tausend Mann stark, sowie einige Reiterregimenter nach Kleinwiederitzsch zu senden, um die rechte Flanke Marmonts zu decken und die im Anmarsch befindliche Division Delmas mit dem Wagenpark aufzunehmen. Der Herzog von Ragusa ließ nunmehr seine Divisionen aufmarschieren. Er stützte seinen linken Flügel auf das Dorf Möckern, das zwischen der Poststraße Halle—Leipzig und der Elster liegt. Das Dorf lagert sich langgestreckt an der Absenkung der Höhe zu jener mit Busch und Wald bewachsenen Niederung der Elster; die Ufer sind steil und lehmig, und ungefähr in der Mitte führte eine Brücke über den Fluß. Östlich des Dorfes lief die Straße Halle—Leipzig, entlang den Häusern und Gartenmauern. Das Dorf hatte viele massive Gebäude. Die Front nach Norden, dem Anmarsch des Feindes zugewandt, betrug vielleicht 300 Schritt in der Breite. Der Marschall erkannte genau die Bedeutung dieses Dorfes für seine linke Flanke. Er ließ es stark besetzen, und seine drei Divisionen marschierten so auf, daß Division Lagrange den linken, Division Compans das Zentrum und Division Friedrichs den rechten an den Rietzschkebach angelehnten Flügel hatte. Dahinter Kavalleriedivision Lorge und die württembergische Kavallerie unter General Graf Normann, derselbe Normann, der sich bei dem Überfall auf die Lützowsche Freischar bei Kitzen einen so bösen Namen machte. Vor seine Front nahm der Marschall eine gewaltige Geschützreihe; wie wir wissen, hatte er 84 Kanonen. So gerüstet und an der Spitze eines Korps, das man mit Recht als Elitekorps bezeichnen kann, das auch in diesem ganzen Feldzug noch nicht zerzaust war, noch keine Schlacht verloren hatte, mochte der tüchtige General des Kaiserreichs hoffen, die schlesische Armee 24 Stunden aufzuhalten, um dem Kaiser den Sieg südlich Leipzigs ungestört zu ermöglichen. Alter Artilleur (schon bei Marengo), gewandter Taktiker, strategisch begabt, bei den Truppen wegen seiner Fürsorge beliebt (Parquin), tapfer wie Ney, doch mit klarerem Blick, spitzte er nach Gelegenheit, die Schlappe von Salamanka auszuwetzen, wozu ihn sein Ehrgeiz wie bei Znaym verführte. Der Gedankengang, Blücher nicht zu nahe an Leipzig heranzulassen, war aber falsch. Blücher hätte am 16. schwerlich schon die Parthe überschritten, und tat er es, so hätte man ihn in der starken Gohlisstellung aufgefangen. Dort sollte Bertrand stehen nach kaiserlichem Befehl, den Generaladjutant Decarre persönlich erläuterte. Marmont kehrte sich nicht daran, ließ auch bei Gohlis nicht schanzen, wo Bertrand ein Württemberger Bataillon beließ. Unter allen Umständen hätte er besser getan, zum Kaiser abzumarschieren, während Reiterei und Dombrowski Schritt für Schritt in der Linie Gohlis—Schönefeld zurückfielen, unterstützt von Delmas, der keine Gefahr lief, weil er im Notfall auf Torgau ausbiegen konnte. So sieht man wieder an diesem Beispiel, daß die Marschälle sich freie Hand bewahrten für allzu selbständige Entschlüsse, während falsche Tradition ihnen sklavische Untertänigkeit zuschiebt.

In der Frühe des 15. Oktober hatte Blücher seine Disposition zum Vormarsch aus Halle gegeben. Die Korps der Generale York und Langeron gingen auf der Straße Halle—Leipzig bis Schkeuditz vor. General Sacken folgte als Reserve. Die Biwaks wurden an diesem Abend nahe Schkeuditz aufgeschlagen in ziemlich breiter Form. Es waren die nächtlichen Wachtfeuer, die Marmont vom Lindenthaler Kirchturm aus lodern sah. Auf der linken Flanke Blüchers lag beim weiteren Vorrücken die berühmte Walstatt von Breitenfeld, über welche die Straßen von Delitzsch, Düben, Eilenburg und Wurzen führen. Man vermutete im Blücherschen Hauptquartier, daß der Kaiser diese Straßen vor allen Dingen halten werde, denn sie boten ihm schließlich Möglichkeiten des Rückzugs auf Torgau, Wittenberg oder Magdeburg. Mit Recht glaubte daher Blücher bei einem weiteren Vormarsch auf Leipzig seine linke Flanke bedroht, wenn nicht, was Blücher insgeheim noch immer hoffte, der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee auf der Delitzscher Straße vormarschierte und diese linke Flankendeckung übernahm. Der alte Feldherr, der sich einer Entscheidung nahe gegenübersah, war seit früh im Sattel. Er ritt bis an die äußersten Vorposten nach Lützschena vor, begleitet von starker Kavallerie, um zu rekognoszieren. Die preußischen Stabsoffiziere sahen alsbald die erste Stellung Marmonts zwischen Wahren und Lindenthal vor sich. Es war um dieselbe Stunde, zu welcher Marschall Marmont den Befehl seines Kaisers bekam, durch Leipzig abzurücken. Wohl war Blücher sofort entschlossen, den Feind anzugreifen, aber seine linke Flanke, wie gesagt! Nun, er sollte bald Gewißheit haben, daß von Bernadotte abermals nichts zu erwarten war. Denn der englische Kommissar Sir Charles Stewart kam just angeritten mit einer Botschaft vom Kronprinzen. Der ewige Zauderer wollte nur vom Petersberg bis Landsberg vorrücken: General Stewart möge dem cher frère d'armes nur ankünden, daß, wenn er am nächsten Tage schlagen wolle, der Kronprinz einige Tausend Mann Artillerie und Kavallerie zur Verfügung stelle. Als der Engländer nun mit eigenen Augen sah, wie weit die Verhältnisse schon gediehen waren,

Digitized by Google

als das dumpfe Echo des Kanonendonners von Wachau herüberdröhnte — es war um dieselbe Stunde, als Drouot plötzlich seine Batterie von hundert Geschützen entschleierte — glaubte der englische Kommissar doch das Seine tun zu sollen. Er setzte sich also in eine Bauernstube und verfaßte den folgenden Brief:

„Königliche Hoheit!

Nach dem Berichte des Generals Blücher hat der Feind Delitzsch verlassen. Es ist nach seiner Ansicht von der größten Wichtigkeit, daß die Armee Ew. Königl. Hoheit sich nach dem linken Flügel von Delitzsch ziehe. Die Sümpfe und die Engpässe setzen dieselbe durchaus außer Gefahr und Ew. Königl. Hoheit wird imstande sein, teil an dem Kampfe zu nehmen, welcher durch Ihre Armee und Ihre militärischen Talente ein entscheidender werden wird. Da die ganze Kriegsmacht des Feindes in der Umgegend von Leipzig ist, so erlauben mir Höchstdieselben zu bemerken, daß die Augenblicke kostbar sind. Die englische Nation richtet ihre Blicke auf Ew. Königl. Hoheit; es ist meine Pflicht, mit Ew. Königl. Hoheit offen zu sprechen. England wird nie glauben, daß, wenn nur der Feind geschlagen ist, es Höchstdenselben gleichgültig sein könnte, ob Sie teil daran genommen haben oder nicht. Ich wage es, Ew. Königl. Hoheit zu ersuchen, wenn Sie in der zweiten Linie bleiben, den General Bogue mit seiner Artilleriebrigade mit den Brandraketen zu schicken, damit er in Verbindung mit der Reiterei tätig sei.

Ich habe die Ehre Charles Stewart, General-Leutnant.

Nur achselzuckend nahm der alte Feldherr von diesem Schreiben Kenntnis, dann zur englischen Exzellenz etwas derbe: „Von dem da oben läuft alles Schriftliche ab wie Wasser von einem Pudel. Eure Exzellenz müssen ihm aufs Leder rücken und ihn beim Kragen nehmen und ihn aufs Schlachtfeld bringen. Reiten Sie hin zu ihm und sehen Sie zu, was Sie ausrichten können. Es ist die höchste Zeit." Der gute Sir ritt gehorsam nach Sülbitz in das Hauptquartier des Kronprinzen, aber Karl Johann war nicht mehr da. Karl Johann war jedenfalls mal wieder irgendwo, umgeben von seinem Generalstabe. Stewart wandte sich an den General Adlerkreutz, der sonst ein wohlwollender und einsichtiger Mann war. Adlerkreutz zuckte die Achseln: „Vielleicht sprechen Exzellenz mit dem russischen General von Wintzingerode." Englische Exzellenz sucht Herrn von Wintzingerode, findet ihn nach mehrstündigem Umherreiten, als schon längst bei Möckern der Donner kracht, was das Zeug halten will. Wintzingerode zuckt ebenfalls die Achseln: „Ohne den Befehl Seiner Majestät des Zaren unmöglich, Exzellenz. Auf eigene Verantwortung? Bedaure, darf es nicht wagen. Werde aber sogleich Befehl einholen und morgen früh 3000 Pferde reiten lassen." Es schickt der Herr den Jochen aus, — gottlob, daß Blücher kein solcher Herr war, der den ewig unsichtbaren Bernadotte wie einen Stecknadelkopf suchen ließ. Er schüttelte alle Sorge von sich ab, sah ein, daß auf eine Unterstützung der Nordarmee ganz und gar nicht zu rechnen sei, hörte den immer heftiger werdenden Kanonendonner vom Süden her und packte entschlossen das an, was vor ihm stand. Sein Generalbefehl an diesem Tage von Möckern war kurz und knapp: „Die Infanterie setzt sich sofort in Marsch. Das Korps Langeron greift Freiroda an, dann Radefeld. Das Korps Sacken folgt diesem Angriff in Reserve. Das Korps York marschiert gegen Leipzig, wendet sich bei Lützschena zum Angriff auf Lindenthal. Die Infanterie der Avantgarde von York bleibt auf der Straße nach Leipzig. General Blücher bleibt auf der Höhe zwischen Lützschena und Radefeld."

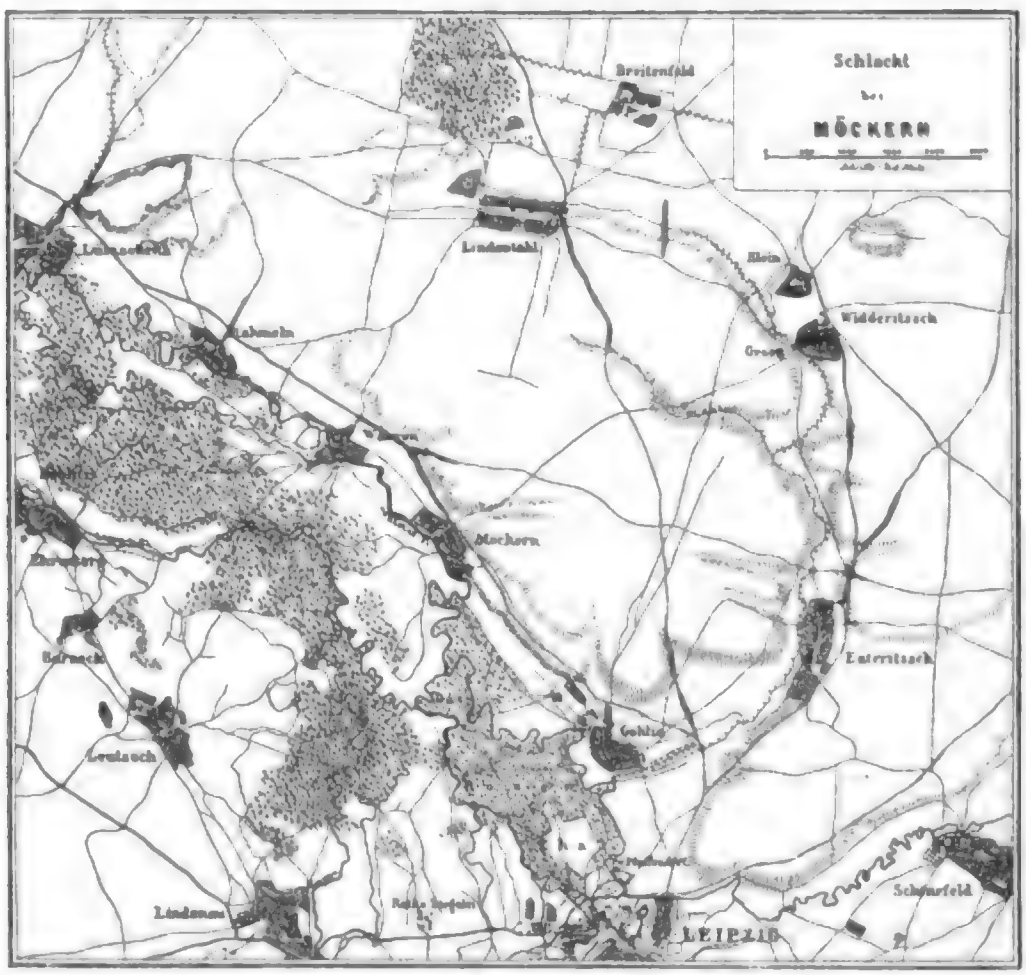
Gegen 10 Uhr gelangten die Befehle zum Vormarsch an die Truppen. Blücher selbst redete in seiner derben Weise die Reiterei an: „Kinder, heute haut mal auf altpreußische Art ein. Wer heute abend nicht entweder tot oder wonneduselig ist, der hat sich geschlagen wie ein infamer Hundsfott." —

General von York hatte sein Hauptquartier in Schkeuditz. „Er hatte," schreibt ein Offizier seines Stabes, „wie er immer für uns sorgte, uns zu einem warmen Frühstück bei sich vereinigt; die Pferde standen gesattelt vor der Tür. Da trat Graf Brandenburg herein und brachte die Befehle Blüchers. York erhob sich, sein Glas in der Hand, sagte sein Lieblingssprüchlein: ‚Anfang, Mitte und Ende Herrgott zum besten wende,' leerte das Glas und setzte es still hin. Wir taten ein gleiches. In feierlicher, ernster, erhobener Stimmung gingen wir in die Schlacht. Es galt, das fühlten wir alle, auf diesen so oft blutgetränkten Feldern den Kampf der Entscheidung für unser preußisches, unser deutsches Vaterland zu kämpfen."

Bald nach 12 Uhr mittags — zur Stunde, da der Kaiser Napoleon bei Wachau sehnsüchtig auf das Eintreffen Marmonts wartete — griff das Korps Langeron Radefeld an, ohne viel Widerstand zu finden. Es war der General Graf Normann mit seinen württembergischen Reitern, der hier stand, sich aber zum höchsten Erstaunen des Blücherschen Hauptquartiers nicht auf das die vier Straßen tragende Plateau, sondern gegen Lindenthal zurückzog. Eine Attacke, die alsbald Oberstleutnant von Katzeler mit dem ostpreußischen Nationalkavallerieregiment ritt, wurde abgewiesen. Hinter den Württembergern zeigte sich die Front eines Infanteriebataillons, das, am Waldsaume von Lindenthal gut postiert, mit Erfolg auf die preußische Kavallerie schoß. Nach einem Versuch, zwischen Lindenthal und Wahren gelegene Artillerie-

Digitized by Google

ſchanzen, die mit 16 Geſchützen beſetzt waren, noch eine Zeitlang zu halten, ging die franzöſiſche Avantgarde auf die Hauptſtellung zwiſchen Möckern und Wiederitzſch zurück. Noch immer glaubte Blücher zwar, daß von jenem Plateau, von Breitenfeld, Gefahr drohe. Er behielt daher das Korps Sacken als Reſerve zur Hand. — Aber York ſah ein, daß er bei Verfolgung der ihm gegebenen Direktion dem Feinde ſeine rechte Flanke bot. Er beſchloß daher, ohne die Befehle des Oberkommandos abzuwarten, eine Rechtsſchwenkung zu vollführen, um die richtige Angriffsfront zu haben. Ein Überblick über die feindliche Stellung zeigte ihm die große Bedeutung des Dorfes Möckern, und ſchon war man der feindlichen Stellung ſo nahe gekommen, daß gehandelt werden mußte. „Die feindliche Armee," ſagt Marmont in ſeinem Bericht, „marſchierte mit Schnelligkeit auf mich los. Ihre Kräfte ſchienen aus der Erde herauszuwachſen, ſie vergrößerten ſich im Zuſehen: Es war die ganze ſchleſiſche Armee."



Plan der Schlacht von Möckern am 16. Oktober 1813

Auch der tapfere Major von Hiller, der die Yorkſche Avantgarde führte, handelte auf eigene Fauſt. Er warf die franzöſiſchen Vortrupps aus den Dörfern Stahmeln und Wahren hinaus und marſchierte an der Elſter längs gegen Möckern. Hier ſtieß plötzlich eine halbe Kompagnie öſterreichiſche Jäger zu den Preußen. Ein brauſendes Hurra begrüßte die Streitgenoſſen, die, vom Korps Gyulai kommend, die Verbindung mit der ſchleſiſchen Armee ſuchen ſollten. Willig ſchloſſen ſie ſich der preußiſchen Avantgarde an.

So ging es auf Möckern zu, auf die Nordſeite des Dorfes, die ſich an der Straße Halle—Leipzig ungefähr 300 Schritte breit hinlagerte, jedes Haus, jede Scheune von den in der Verteidigung geſchickten Franzoſen in eine Feſtung gewandelt. Die Gartenhecken, die Mauern und Zäune ſprühten, die Büſche am Elſterabhang waren gute Verſtecke für muntere franzöſiſche Tirailleurs. Die Batterien Marmonts jenſeits des Dorfes ſehr günſtig poſtiert ſandten ihre heißen Grüße den Angreifern entgegen. — Voran Major von Klüx mit ſeinem Vortrab: Gardejäger, oſtpreußiſche Jäger, oſtpreußiſche Infanterie, ſchleſiſche Landwehr des Bezirks Neiße. Während die preußiſche Artillerie am Hohlweg der Landſtraße auffährt, ſtürmt die

Digitized by Google

Infanterie in das Dorf, dringt auf eine Strecke hinein, wird aber von den Marineſoldaten Marmonts mit ſolchem Ungeſtüm empfangen und zurückgeworfen, daß ſogar die Jäger, die in geſchloſſener Kolonne als Soutien folgen, in Unordnung kommen. Ein ſofort unternommener zweiter Angriff gelingt nicht beſſer. Im Feuer muß Major von Hiller ſeine Truppen ordnen: dann von neuem vor, zum drittenmal. Graf Wedell, einſt Kammerpräſident und nie Soldat, jetzt Führer der Neißer Landwehr, bittet um die Ehre des erſten Angriffs. Mit dem Bajonett werfen ſich ſeine Landwehrleute gegen ein großes, maſſives Gehöft, nehmen es, niſten ſich ein und decken das Vorgehen der Kameraden, der Jäger, der Oſtpreußen. Aber Marmont erkennt ſo gut wie York den Wert des Beſitzes von Möckern. Er ſendet, als er die großen Verluſte ſeiner 2. Mariner ſieht, die 4. Mariner zur Hilfe. Schon ſind die Preußen mitten im Dorf, ſchon an der Querſtraße, die zur Elſterbrücke führt, da rücken die alten Marineſoldaten an, — es entſpinnt ſich ein gräßliches Nahgefecht, franzöſiſche Marineſoldaten, preußiſche Jäger, Landwehr, Linie, alles ein Knäuel, blutig, faſt unentwirrbar. Und in dieſem Augenblick kommen die Leibgrenadiere zu Hilfe. Sie haben den ſteilen Uferhang von der Elſter her erklommen, ſie dringen ins Dorf, die franzöſiſchen Seeleute wanken! Aber in dieſem Augenblick, als ſich ſchon der Sieg in Möckern auf die Seite der Angreifer zu neigen ſcheint, eilt im Laufſchritt das 37. Leichte der Diviſion Lagrange heran, — Artillerie im Rücken und in der Front, Gewehrfeuer desgleichen, Hiller muß ſeine dezimierten Bataillone zurücknehmen, — Sterbende und Verwundete müſſen zurückbleiben, die Verluſte ſind ungeheuer. — „Nun ſchien es," ſagt Hiller, „eine Ehrenſache, das Dorf zu nehmen." Er holt alles vor, was er zur Hand hat: zwei ſchleſiſche Landwehrbataillone, das 1. Brandenburger Bataillon von Hünerbeins Rgt. Borke und die weſtpreußiſchen Grenadiere. Es iſt die höchſte Zeit; denn ſchon dringt der Feind aus dem wiedereroberten Dorfe vor und ſtürzt ſich auf eine wehrloſe Batterie und erobert eine Haubitze. Hiller läßt die Tambours ſchlagen und attackiert mit gefälltem Bajonett die Franzoſen, wirft ſie in das Dorf zurück, dringt von neuem in das brennende Dorf ein und dringt vor bis zum anderen Ende. — Major von Thiele fällt ſchwer verwundet, — Major Rekowſky bricht tot zuſammen, — Graf Wedell, ebenfalls zu Tode getroffen, ſchreit aus Leibeskräften ſeinen Landwehrmännern zu: „Kinder, rettet das Vaterland! Helf uns Gott!" Das iſt ſein letztes Wort, er ſinkt röchelnd nieder. Auch Major von Hiller fällt: „ich ſank mit dem ſeligen Gefühl, daß wir ſiegen würden, in Bewußtloſigkeit!" —

„Wir ſtanden," ſo erzählte wohl der bei einem Glaſe Wein geſprächige Hiller, „ſchon im Feuer vor Möckern, lauter vereinzelte Trupps, als der alte Blücher herangeſprengt kam und, mit dem Finger ins Blaue zeigend, mir zurief: ‚Dort, den Punkt müßt ihr halten!' So ritt er fort nach dem linken Flügel zu Langeron. Einen weiteren Befehl erhielt ich von niemand und nun führt' ich auch mein Bataillon friſch drauflos ins Blaue hinein oder vielmehr in die blauen — nähmlich Bohnen — hinein; denn ein dichter Kugelregen empfing uns von Möckern her. Bald wurde ich an der Hand verwundet. Der Chirurg wollte mich aus dem Feuer bringen, um einen kunſtgerechten Verband anzulegen. ‚Dazu,' ſagte ich ihm, ‚haben wir jetzt nicht Zeit, flicken Sie's man einſtweilen.' Und während er dabei war, mich zu verbinden, erhielt der arme Teufel eine Kugel in den Kopf, daß er auf der Stelle tot niederſank. Unverbunden ſtieg ich wieder zu Pferde und führte mein Bataillon nach Möckern glücklich hinein. Unter uns geſagt, es iſt eine Torheit, daß bei uns die Bataillonskommandeure eine Bajonettattacke immer zu Pferde mitmachen, zur Zielſcheibe für die feindlichen Schützen. Nun ging es hin und her, heraus und wieder hinein, vier- oder gar fünfmal. Zu guter Letzt bekam ich hier dies — er zeigte eine Schußſchmarre an der linken Schläfe — und ſank bewußtlos vom Pferde. Der Lärm aber war zu groß, um lange ohne Beſinnung bleiben zu können. Ich gab das Kommando an Major Wedell; aber länger als zehn Minuten hatte er 's nicht, da lag er im Sande. Als mir's gemeldet wurde, ließ ich mir Kapitän Kahlden rufen: ‚Bei Ihrem Kopfe,' befahl ich ihm, ‚halten Sie Möckern!' Er gleich wieder ins Feuer, zwei Kugeln durch die Bruſt — 's ging hart her an dem Tage, aber Möckern blieb unſer, und die Schlacht wurde dadurch entſchieden."

Während Hiller und ſeine wütenden Krieger im furchtbaren Dorfkampf rangen, wandten ſich die Brandenburger Grenadiere vom Leibregiment mit Wucht gegen die Batterie, die, ſchräg gegen Möckern gerichtet, ſo verheerend wirkte. Trotz der Kartätſchenladungen, die ihnen entgegengeſchmettert wurden, gingen die wackeren Leute vor. Aber da warf ſich ihnen plötzlich ein friſches Marinebataillon in die Flanke. Unter ſchweren Verluſten wurde das Leibgrenadierbataillon nach Möckern hineingeworfen und dort auch in den Dorfkampf verwickelt. Es blieb dem General York nichts übrig, als die 2. Brigade Prinz Karl von Mecklenburg einzuſetzen, um endlich Möckern zu nehmen. Man ſieht den Feldherrn hinter den Batterien der Avantgarde halten, mitten im Kugelregen, hinter ſich Kavallerie. Eine Kugel, eine zweite, eine dritte ſchlagen zwiſchen ihm und der Kavallerie ein. York ſieht ſich ſchweigend um, ob ſeine Reiter auch ruhig ausſehen. Er nimmt ſeine Schnupftabaksdoſe aus der Taſche, macht ſie auf und nimmt ſich eine Priſe heraus, dann verwahrt er die Doſe geruhig wieder, vergißt aber den Tabak in die Naſe zu ſtecken. Als er ſieht, daß ſeine leichten reitenden Batterien nichts gegen die ſchwere Artillerie Marmonts ausrichten, knurrt er:

„Die Kerls sollen sich doch noch wundern," und befiehlt seinem Adjutanten, sofort schwere Artillerie herbeizuholen. Und es beginnt eine Kanonade, die ihresgleichen sucht.

Und in dies Getöse hinein rauscht die Regimentsmusik der 2. Brigade, die der Prinz von Mecklenburg heranführt, an der Spitze das ostpreußische Füsilierbataillon unter Major Penzig. Aber der Herzog von Ragusa hat von seiner erhöhten Stellung wohl bemerkt, was im Werke ist. Division Compans hat halblinks gemacht und sich in Bereitschaft gesetzt, zur rechten Zeit zur Stelle zu sein. Ragusa in Person führt frische Marinesoldaten gegen Mecklenburg vor. Bis auf 50 Schritt lassen die Seeleute von Brest und Toulon die Ostpreußen herankommen, dann geben sie ein mörderisches Feuer, und zugleich sprühen die Hecken und Mauern von Möckern. Unter diesem Kreuzfeuer schmilzt das brave Bataillon Ostpreußen rasch zusammen, weicht und löst sich auf. Seine Trümmer retten sich in das Dorf hinein. Aber schon sind die Musketiere heran: die Bataillone von der Schleuse und Kurnatowski; mit Wut werfen sie sich auf die Marinesoldaten und zersprengen sie, wenden sich gegen die bitterböse Batterie von Zwölfpfündern, mag fallen, was da fallen will. Aber plötzlich taucht ein neues französisches Bataillon auf, der Angriff der Ostpreußen stutzt, Prinz Mecklenburg sprengt heran, sie fortzureißen. Da trifft eine Kugel sein Pferd, das unter ihm zusammenbricht. Mitten im Getümmel setzt der Prinz seinen Fuß in den Steigbügel eines zweiten Pferdes. Aber schon sinkt auch er schwerverwundet zu Boden. Oberst von Lobenthal übernimmt das Kommando und führt die Bataillone gegen die Batterie. Einige blind abgegebene Schüsse lassen inmitten der französischen Infanterie zwei Pulverwagen in die Luft fliegen. In dieser Verwirrung dringt Bataillon von der Schleuse auf die Batterie ein; schon sind zwei Geschütze erobert, die Bedienungsmannschaft zu Boden gestoßen. Da führt General Compans eine neue Sturmkolonne vor und wirft sich den Preußen in die linke Flanke. Das Unglück will, daß Oberst von Lobenthal verwundet vom Pferde sinkt. Der Angriff ist abgeschlagen. Die preußischen Batterien müssen zurück, der Feind drängt scharf nach. Die Trümmer der Brigade Mecklenburg fluten zurück: über 1500 Mann Verlust im Verlauf einer knappen Stunde. Alle Stabsoffiziere: von der Schleuse, Kurnatowski, Dessannières, Penzig, Fischer verwundet oder tot. Mühselig werden die Reste der Brigade hinter der Ziegelscheune und unter der Deckung der mecklenburgischen Husaren gesammelt.

Und während östlich von Möckern auf den Höhen dieser Kampf tobt, wütet ein nicht weniger mörderischer Kampf im Dorfe selbst. Es war der siebente Angriff auf Möckern. Man hatte es aufgegeben, in geschlossenen Kolonnen vorzudringen. In einzelnen Trupps von 20, 30, 40 Mann, bunt durcheinander Landwehr, Jäger, Grenadiere, Füsiliere drängte und pürschte man sich an die Gehöfte heran, um Fußbreit um Fußbreit diese kleinen Festungen zu erobern. Die französischen Marinesoldaten wehrten sich verzweifelt hartnäckig: erst mußte die Mauer genommen werden, das Tor zertrümmert, die Haustür erbrochen, während rechts und links die Kameraden und Freunde vom tückischen Blei getroffen fielen. Und drang man schließlich in das Haus ein, so waren Herz und Hand so erbittert, daß es keinen Pardon mehr gab, niedergestoßen wurde alles, was vor das Bajonett kam. Blind waltete der Gott der Rache hier über dem Leben der Feinde.

Allmählich mußte der Marschall Marmont immer mehr Teile der Division Compans einsetzen. Auf seinem rechten Flügel, gegen welchen die Brigaden Horn und Hünerbein vorgingen, langsam und sich zurückhaltend — denn York wollte erst die beiden Dörfer Klein- und Großwiederitzsch von Langeron erobern lassen, bevor er auf seinem linken Flügel Ernst machte —, auf seinem rechten Flügel also beschränkte Marschall Marmont sich auf eine schwere Kanonade. Die beiden preußischen Brigaden hatten harte Verluste durch das wohlgezielte Feuer der französischen Artillerie. Und immer noch kämpfte Langeron mit seinem stattlichen Korps von 15000 Mann gegen einen Feind, dem er viermal überlegen war an Zahl, an Infanterie noch weit mehr. Der tapfere Polengeneral Dombrowski, der uns schon aus der Beresina vorteilhaft bekannt wurde, verteidigte mit 4 Bataillonen und 14 Geschützen, sowie 14 Schwadronen Kavallerie die Dörfer Klein- und Großwiederitzsch. Zugleich mit der Avantgarde Yorks hatte auch die Avantgarde des Marquis Langeron unter dem General Kapzewitsch angegriffen. Mit Zähigkeit klammerten sich die Polen Dombrowskis in den Dörfern fest. Als aber die Kavallerie unter Fournier gegen die Russen versagte, wurden die Dörfer leergefegt. Mit Verlust mehrerer Geschütze und Munitionswagen und 500 Gefangener mußten die Polen zurück und gelangten ziemlich aufgeregt in Eutritzsch an. Aber der zähe Dombrowski sammelte alles, was er hatte, und führte seinen Gegenstoß mit so viel Geschick und Wucht, daß die Russen Hals über Kopf zum Tempel wieder hinaus mußten. Marquis Langeron selbst setzte sich an die Spitze seiner Truppen und warf dank seiner Übermacht die Polen und Franzosen wiederum auf Eutritzsch zurück. Da plötzlich erschien die ungefähr 5000 Mann starke (bei Friedrich mal 4000 mal 4800, eine Schwadron 10. Husaren blieb bei ihr) französische Division Delmas, welche den Fuhrpark und die Reserveartillerie des III. Korps nach Schönefeld führen sollte. General Delmas, der seine Aufgabe hatte und hier gerade in ein Gefecht hineinplatzte, das ihn im Grunde gar nichts angehen durfte, schob 145. und Provisorische 2. Leichte vor, um seinen Abmarsch zu decken. Sein Erscheinen war dennoch für Langeron ein Schreckschuß, da der russische General die französischen Infanteriekolonnen und den großen Wagenpark für ein anmar-

Digitized by Google

ſchierendes Korps hielt. So blieb Langeron, der nicht gern wagte, gefeſſelt in ſeiner Stellung. Ja, als Delmas jene Bataillone vorſchob, glaubte Langeron ſich angegriffen, und es kam nun zwiſchen den Ruſſen und Franzoſen zu einem erbitterten Nahkampf um das nordöſtlich von Wiederitzſch gelegene Birkholz. Die Opfer der Polen, aus deren leidlicher Leiſtung man einen großartigen Heldenkampf machte, waren recht gering, ihre Ulanenbrigade verlor nur 6 Offiziere tot und verwundet, dagegen 4 gefangen, und das Fußvolk litt (nach Soltyk, Moosbach) ſehr mäßig. Der Ruhm gebührt auch hier den Franzoſen, wie bei Connewitz, wo Lefol und nicht Poniatowſki das Beſte tat. Damals ſtrich man überall die Fremdtruppen heraus, um die Franzoſen herabzuſetzen. So ſchwadronierte Langeron, der nach Aſter 1500 verlor, von Eroberung einer Fahne von 125., das überhaupt nicht da war. Delmas verlor 11 Offiziere 200 und ein Geſchütz (Foucart). Selbſt Blücher glaubte jetzt, daß ſeine Ahnung, die Hauptmacht des Feindes käme aus jener Richtung, ſich beſtätigte, und hielt das Korps Sacken als Reſerve zurück. So kam es über

Gefecht der Vorhut Langerons mit der Infanterie des Generals Dombrowſki bei Groß- und Klein-Wiederitzſch
Nach einer Originalzeichnung von Strasberger aus dem hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

dieſen Ereigniſſen, daß York ganz ohne Hilfe und nur auf ſich angewieſen ſeinen harten Strauß mit Marmont ausfechten mußte. Nur ein ſchwaches ruſſiſches Huſarenregiment hielt die große Lücke zwiſchen der Stellung Yorks und der Stellung Langerons beſetzt.

Es ſtand ſo um die Schlacht Yorks: Brigade Horn und Hünerbein rückten unter ſchweren Verluſten in einem mörderiſchen Musketen- und Kartätſchenfeuer gegen den rechten Flügel Marmonts vor. Von ihnen war Hilfe bei Möckern nicht zu erhoffen, ſie hatten genug mit ſich ſelbſt zu tun. Wollte York noch einen entſcheidenden Erfolg erzielen, ſo mußte er ſeine letzten Reſerven, die acht Bataillone der Brigade Steinmetz einſetzen, und der entſchloſſene Mann tat es ohne Bedenken. Es waren zwei Grenadierbataillone und ſechs Landwehrbataillone, mit welchen Oberſt von Steinmetz gegen die franzöſiſche Stellung vorrückte. Zugleich ſandte York den Grafen Brandenburg zu den Generalen Horn und Hünerbein und ließ auch ihnen den allgemeinen Angriff befehlen. — Der Herzog von Raguſa hatte inzwiſchen ſeine Truppen auf die Höhe zurückgenommen, ſeine Batterien neu gerichtet und wartete den Angriff der Preußen ab. Es war ſeinem kundigen Auge nicht entgangen, daß ſein Gegner jetzt die letzten Reſerven einſetzte und daß es für ihn galt, dieſen Angriff auf Tod und Leben abzuſchlagen, ſich dann auf das Dorf Möckern zu werfen, um es zurückzuerobern, — dann war die Schlacht für ihn gewonnen.

In zwei Treffen ging Oberſt von Steinmetz vor. Drei ſeiner Bataillone warf er in das Dorf, mit den andern fünf ſuchte er im Sturmſchritt mit gefälltem Bajonett die Höhe zu gewinnen, die Marmont beſetzt

hielt. Bis auf 100 Schritt drangen die Bataillone Steinmetz' an die Front des Feindes heran. Aber dann war es, als ob die Hölle ſich öffnete. Aus Geſchützen und Gewehren ſprühte den Angreifern ein ſolcher Feuerregen entgegen, daß im Nu alle Stabsoffiziere bis auf einen hinweggefegt waren. Die Bataillone ſtutzten, wankten, wichen. Wohl drang das zweite Treffen, von Steinmetz ſelbſt geführt, über die Leichen der Waffenbrüder vor. Aber während die preußiſchen Batterien infolge Munitionsmangels ſchwiegen, ſchmetterte Marſchall Marmont aus 40 Geſchützen Tod und Verderben. Oberſt von Steinmetz fiel, die Majors, die Hauptleute ſanken tot oder verwundet; der einzige, der noch aufrecht, obwohl von zwei Kugeln getroffen, vor ſeinem Bataillon dahinſchritt, war Major Leslie. Dann brach auch er zuſammen. „Vorwärts, Kinder", war ſein letztes Wort.

„Das Schickſal des Tages hing an einem ſeidenen Faden. Alles war in ſtarrer Spannung und außer dem Geſchützdonner vernahm man keinen Laut. Der Kampf ſteigerte ſich von Moment zu Moment, bis ſeine Heftigkeit in und neben Möckern eine ſolche Höhe erreichte, daß ſogleich Hunderte von Verwundeten aus den Reihen der fechtenden Bataillone zurückkehrten und ſo eine Kriſis andeuteten, die den nahen Ausgang des blutigen Dramas zu unſerem Nachteil beſorgen ließ. In dieſem Augenblick, wo alles auf dem Spiele ſtand, ſtürzte ſich Major Sohr auf den Feind."

Graf Henkel von Donnersmarck erzählt:

„Es mochte fünf Uhr abends ſein, als man ſah, daß der Feind ſehr viel Geſchütz auf der Höhe, am Ende des Dorfes Möckern nach Leipzig zu, heranfuhr, und es währte auch nicht lange, ſo fing er an, uns aus einigen 40 Geſchützen zu beſchießen. Die Verwundeten kamen in ſolcher Menge zurück, daß man im erſten Augenblick verſucht ward zu glauben, ganze Bataillone ſeien auseinandergeſprengt worden. Nun rückte noch die letzte Brigade unter dem Oberſten Steinmetz heran, aber auch er wurde, wie ſchon geſagt, ſehr bald verwundet. Dieſen Angriff unterſtützten zwei Eskadrons brandenburgiſche Huſaren unter dem Major von Sohr, und das mecklenburgiſche Huſarenregiment. Unſere Infanterie hatte eben wieder den Feind aus dem Dorfe geworfen, als die eben genannte Kavallerie um das Dorf herum die feindlichen Batterien im Rücken nahm und zum größten Teil eroberte. Dies war das Signal des allgemeinen Vorgehens. Die Reſervekavallerie wurde herbeigerufen, Oberſt von Jürgas mit dem weſtpreußiſchen Dragonerregiment im erſten, ich mit dem litauiſchen im zweiten Treffen. Ich hatte die Ehre, daß der kommandierende General von York und der Prinz Friedrich von Preußen nebſt ſeinem Begleiter, dem Oberſten von Pirch, mit gezogenem Degen vor meinem Treffen ritten. Die Weſtpreußen nahmen einiges Geſchütz und warfen die feindliche Kavallerie und Infanterie bis nach Gohlis hinein. Ein ſolches Feuer, wie das war, als wir vorgingen, iſt mir ſelten vorgekommen; denn ſogar die Ruſſen unter Langeron, die links neben uns während des Gefechts aufmarſchiert waren, ſchoſſen in der ſchönſten Ruhe auf uns. Dieſem Irrtum wurde aber bald geſteuert. Durch das ſchnelle Vorgehen waren einige Bataillone eines franzöſiſchen Gardemarinierregiments, mit blauen Mänteln, an der Chauſſee von Schkeuditz abgeſchnitten worden. Es fing ſchon an, etwas ſchummrig zu werden; der kommandierende General gab mir den Befehl, ſie anzugreifen. Hier muß ich dem litauiſchen Dragonerregiment, einſchließlich der Jägereskadron, das hochverdiente Lob, welches es ſich in der ganzen Kampagne unter ſeinem ſtets ausgezeichneten Oberſt von Bebro erworben, ganz beſonders bezeugen; denn auf dem Exerzierplatze kann man die Bewegungen nicht ſchöner machen, als die folgenden hier ausgeführt wurden. Ich ließ mit Zügen rechtsum kehrt ſchwenken, in ganzen Eskadrons rechts ſchwenken und hieb ſo en échelon mit der fünften Eskadron voran in die Bataillone ein. Wir mußten beide Chauſſeegräben überſpringen, worin feindliche Tirailleurs lagen, die aber keinen Schuß taten. Die Franzoſen waren in der Kolonne, um nach Wiederitzſch zu eilen, und die Offiziere riefen ihren Leuten zu: ‚Serrez vos rangs!' — Das half aber alles nichts, wir kamen hinein, und es wurde ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet, ſo daß, da die Brigade von Horn auch noch hinzukam, wohl wenig von dieſen Bataillonen übrig blieb. Einem großen Offizier ſchrie ich zu: ‚rendez-vous!' aber er antwortete: ‚tuez, bougre!' und in dem Augenblick machten ihm auch die Litauer den Garaus."

Wir wollen über die Gefechtslage in jener Stunde und über dieſe berühmte Attacke des Majors von Sohr einen Augenzeugen hören:

„General York", ſo heißt es in einem Bericht, „hatte 4 Uhr nachmittags nur noch eine Brigade, die des Generals Steinmetz, als letzte Reſerve; er ließ ſie im Sturmſchritt anrücken. Blücher gab er hiervon Nachricht und bat dringend um Unterſtützung. Dieſer ließ ihn auf die Ankunft des Sackenſchen Korps vertröſten, welches jedoch nicht eintraf. Unterdeſſen drang das 1. oſtpreußiſche Grenadierbataillon mit gefälltem Bajonett in Möckern ein. Rottenweiſe ſtürzten die erſten Glieder; mit Todesverachtung ſchritten die Nachfolgenden über die gefallenen Kameraden fort und drangen die Dorfgaſſe hinab. Die in derſelben aufgeſtellte Infanterie retirierte zwar, aber die hinter den ſtarken Lehmwänden geſicherten, in den Häuſern und Gärten verſteckten franzöſiſchen Scharfſchützen feuerten um ſo verheerender auf die brave ſchleſiſche Landwehr, welche unzählige Leute verlor. Trotz des Brandes an verſchiedenen Stellen ward jedes Haus, jedes

Gehöft von den Franzosen verteidigt, aber sie verloren Terrain, trotz all ihrer Tapferkeit. Da wurde noch einmal mit erneuter Heftigkeit und neuen französischen Truppen von Gohlis her gegen die Brigade Steinmetz angerückt, der Herzog von Ragusa (Marmont) selbst an der Spitze der Kolonnen. Es war fünf Uhr des Abends geworden, der Kampf wütete am heftigsten. Die Brigade Steinmetz stürmte gegen den Kirchweg im Dorfe und versuchte, sich seiner zu bemächtigen; es gelang nicht.

Quer über die Dorfgasse hatten sich die Franzosen so aufgestellt, daß diejenigen, welche gefeuert hatten, zurücktraten und anderen Platz machten. Trotz dieses ununterbrochenen Pelotonfeuers drang das erste ostpreußische Grenadierbataillon bis auf dreißig Schritt gegen die französische Kolonne vor. Von furchtbarem Kugelregen und einem heftigen Flankenfeuer aus der Ziegelei empfangen, stutzten die Grenadiere und begannen zu feuern. Nur mit Anstrengung gelang es den Offizieren, ihre Mannschaft zu überzeugen, daß hier nicht die Kugel, sondern das Bajonett und die Kolben entscheiden müßten. Und wiederum unternahmen es zwei einzelne beherzte Füsiliere, den Kampf ganz allein gegen die anrückende Kolonne aufzunehmen. Sie vermieden das Bataillonfeuer dadurch, daß sie sich während desselben in die Vertiefungen der Haustür zurückzogen, dann aber, Hurra rufend, vorschritten und auf die Masse mit unfehlbarem Treffer schossen. Feindliche Scharfschützen nahmen sie zuletzt aufs Korn, und beide büßten ihre Kühnheit mit dem Leben. Nach beendetem Kampfe lagen die Leichen im Dorfe so hoch aufgeschichtet, daß nicht ermittelt werden konnte, wer diese tapferen Vorkämpfer gewesen.

Ein letzter Anlauf wurde genommen; die Franzosen warteten den Zusammenstoß nicht ab und räumten den Kirchberg. Um dieselbe Zeit hatte eine Schar Freiwilliger bei Wahren eine Laufbrücke über die Elster aufgefunden und war am jenseitigen Ufer hinab nach Möckern gedrungen, wo sie, was andere schon zu Anfang versucht, an den stehengebliebenen Brückenjochen hinaufkletterten und den Feinden, die im Dorfe standen, in den Rücken fielen, während die Brigaden Horn und Hünerbein von der entgegengesetzten Seite eindrangen. Da flogen plötzlich mit ungeheuerlichem Gekrach einige französische Munitionswagen in die Luft und richteten so große Verwirrung und Niederlage unter den Feinden an, daß Marmont, der hierbei selbst verwundet worden war, die Ordnung nicht sogleich wiederherzustellen vermochte. Jetzt war der Augenblick zum Einhauen für die Reiterei gekommen. Es war gegen 5 Uhr nachmittags; York erkannte, daß, wenn er die in Verwirrung geratenen Franzosen erst wieder zur Besinnung kommen lasse, Möckern und mit ihm die Schlacht für ihn verloren sei. Schon rückten neue feindliche Infanteriekolonnen heran; die preußischen Brigaden waren völlig aufgelöst, York stand kein geordnetes Bataillon mehr zur Verfügung. Da erblickte er links der Straße von Möckern drei Schwadronen Brandenburger Husaren, kaum 200 Mann, in Linie aufmarschiert. Er sprengte an den Kommandeur derselben, Major von Sohr, heran und rief ihm schon aus der Ferne zu: ‚Attackieren! Attackieren!‘ und als er näher herankam: ‚Wenn jetzt die Kavallerie nicht etwas tut, ist alles verloren! Sohr! Lassen Sie einhauen!‘“

„Wir hörten,“ erzählt von Schwanenfeld, — der kriegsgrimme Führer der 2. Schwadron — „nicht genau, was der Major von Sohr erwiderte, da er von uns abgewendet sprach, doch wir sahen, daß er, sein Pferd links wendend, mit dem Säbel auf die rückwärts stehende Kavallerie zeigte, hörten einige Donnerworte des Generals, sahen seinen Adjutanten zur Reservekavallerie reiten, um diese eiligst herbeizuholen. ‚So halten Sie,‘ rief York im Weiterreiten Sohr zu, ‚die feindliche Infanterie so lange auf, bis die Reserve heran ist!‘ Der Adjutant brachte bald darauf nochmals den Befehl zum sofortigen Einhauen. Sohr antwortete gelassen: ‚Sagen Sie dem General, ich gäbe ihm mein Ehrenwort, ich werde einhauen, nur möchte er mir erlauben, den günstigen Zeitpunkt dazu selbst zu wählen!‘ Sohr begab sich nun etwas rechts von der Mitte der in großen Intervallen aufgestellten Schwadronen. Es ist schwer, die Länge der Zeit zu ermessen, welche darüber verging; daß indes der Führer des brandenburgischen Husarenregiments sie richtig zu beurteilen wußte, zeigte der Erfolg. Es mochten etwa zehn Minuten vergangen sein, als wir den Major kommandieren hörten: ‚Trompeter, Trab!‘ Das Signal erfolgte, die Schwadronen gingen in solcher Ruhe und Ordnung zur Attacke vor, wie auf dem Exerzierplatze. Major von Sohr führte kühn sein schwaches Häuflein auf die feindlichen Infanteriemassen, die in zwanzigfach überlegener Stärke sich zu unserm Empfange bereit hielten.“

An dieser Schilderung ist wahr, daß Marmont persönlich 4 Bataillone Zwölfpfünder in den Zwischenräumen, neben dem Dorf vorführte. Er wurde aber nicht verwundet, sondern erhielt nur eine Kontusion: vielleicht gab, daß er immer noch den Arm in der Binde trug, zur Verwechslung Anlaß. Vielmehr wurde Compans verwundet. Wenn Friedrich versichert, Steinmetz' Grenadiere hätten schon die jenseitigen Dorfgräben erobert, so bezeugt Sohrs Rapport, er habe erst allerorts weichendes Fußvolk durchlassen müssen.

Major von Sohr gelang es, mit seinen tapfern Reitern zwei feindliche Vierecke zu sprengen, die französische Reiterei, die herbeieilte, zurückzuwerfen und fünfzehn Kanonen nebst fünf Munitionswagen zu erbeuten. Der Major selbst wurde durch den rechten Arm geschossen. Als er sich bei York meldete, sagte der General: „Ich habe Ihnen den Sieg des heutigen Tages zu danken, und ich werde es Ihnen und Ihrem braven Regimente nie vergessen.“

Digitized by Google

Unſtreitig machte Sohrs Attacke Luft. Als er anritt, flogen ſchon feindliche Kugeln in den Hohlweg, wo er hielt, bis wohin die Franzoſen ſchon früher einmal vordrangen und eine ſtandhafte Batterie beinahe wegnahmen. Sohr „erbeutete“ natürlich nicht 15 Kanonen, ſondern hieb nur Bemannung und Beſpannung nieder. Marmont hatte ſeinen 600 Württemberger Reitern Befehl zur ſofortigen Attacke gegeben, Graf Normann zauderte aber zum höchſten Zorn des Marſchalls, und der günſtige Augenblick verſtrich. Als dann der große Maſſenanprall der preußiſchen Reiterei erfolgte, riß Normann aus, wahrſcheinlich trug er ſich ſchon mit Übertrittsgedanken.

Auch die Mecklenburg-Strelitzſchen Huſaren hatten ſich bei dieſer Kavallerieattacke ausgezeichnet. „Wir hatten,“ erzählt einer, der dabei war, „kaum etwas links eingeſchwenkt, ſo war's, als wären alle Kugeln auf uns gerichtet. Sie ſchlugen an mehreren Stellen des Regiments ein. Der Rittmeiſter Damm, vor

Kaiſer Napoleon gibt Murat den Befehl zur großen Kavallerieattacke auf Güldengoſſa am Nachmittag des 16. Oktober 1813

Nach einem Gemälde von Karl Alex. Wilke aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

ſeiner vierten Schwadron haltend, ſtürzte ſamt ſeinem Pferde in einem Klumpen zuſammen. Kaum war der Staub des von der feindlichen Kugel aufgewühlten Erdreichs verzogen, ſo hielt zu aller Erſtaunen Damm wieder auf ſeinem Pferde und erfuhr denſelben Spaß noch einmal. Die Kanonenkugeln ſchlugen unter dem Pferde ein, welches vor Schreck zuſammenſtürzte. Roß und Reiter blieben unverletzt. Dem Pferde des Rittmeiſters von Scheve riß eine Kugel den linken Hinterſchenkel fort, an andern Stellen warfen die zwölfpfündigen Kugeln ganze Rotten und Sektionen nieder. Die Natur aber behauptete nach mehrſtündiger Unterdrückung gewohnter Gefühle ihre Rechte bei Roß und Reiter. Die Pferde zitterten wie Eſpenlaub, um die drohende Gefahr zu meiden, entſtand hier und da Drängen in den Gliedern. Die Kommandoworte: ‚Richt euch! Gewehr auf! Zügel kurz! Fauſtriemen über die Hand!‘ und das Troſtwort: ‚Bald gibt es was für uns zu tun!‘ brachten feſte Haltung in die Glieder und Gleichgewicht in manches ſchwankende Herz. Am unternehmendſten zeigten ſich die Marketenderinnen, welche, ohne auf die feindlichen Kugeln zu achten, auf Wink und Zuruf herbeigeritten kamen und zwanzigmal ihren ‚letzten Tropfen Kümmel‘ um das Doppelte verkauften, heute aber nur gegen bare Zahlung, da man nicht wiſſen konnte, ob —?

Endlich — es mochte nach 5 Uhr nachmittags ſein — ſprengte ein Generaladjutant Yorks mit dem Befehl ‚Kavallerie vor!‘ heran. Eben wollte unſer Warburg ‚Vorwärts marſch!‘ kommandieren, als der Leutnant

Digitized by Google

von Thümmel herbeigelaufen kam mit der Bitte, ihm ein Husarenpferd zu geben, da er das seine dem Prinzen Karl von Mecklenburg, dessen Pferd diesem unter dem Leibe erschossen worden sei, überlassen habe. Während unser Chef ihn auf die Handpferde in der Richtung hinter dem Regimente anwies, kam Thümmels Pferd ohne Reiter dahergaloppiert. ‚Der Prinz ist gefallen!' riefen mehrere Stimmen, als das Kommandowort ‚Marsch!' und das Trompetensignal ‚Trab!' ertönte. Da ward der schwerverwundete Prinz von einigen Musketieren an uns vorübergetragen. ‚Haltet euch nur so brav wie bei Wartenburg,' rief er uns zu, ‚mit mir wird's ja bald wieder besser werden.'

Wir erreichten jetzt eine preußische Batterie Zwölfpfünder, welche mit Geschwindfeuer uns vorarbeitete. Hier hielt, auf dem Brennpunkte der Entscheidung, General York, oft eingehüllt in den Pulverdampf der eigenen Batterie und den Qualm der brennenden Ziegelscheune in Möckern, in seiner gewohnten Ruhe den Angriff der 1. Brigade auf den von dem Feinde so hartnäckig verteidigten Punkt seiner Stellung, links hinter dem Dorfe, beobachtend. Zu ihm sprengte unser Warburg heran, seine Befehle entgegenzunehmen und ihm vorzustellen, daß unser Regiment nur mit 280 Kombattanten in das Gefecht gegangen sei. ‚Die ganze Reservekavallerie,' war Yorks Antwort, ‚ist schon beordert, und die ganze Linie des linken Flügels setzt sich in Bewegung zum Angriff auf die feindliche Stellung. Behalten Sie die feindlichen Bataillons im Auge, welche, zur Rechten der uns gegenüberstehenden feindlichen Batterie auf der Höhe, unserm Feuer bloßgestellt, schon einmal wankten. Jetzt halten sie wieder festen Stand; aber sobald sie aufs neue wanken, greifen Sie an!'

Die Augenblicke der Erwartung dieses Momentes waren grauenerregend auf diesem Punkte. Ganz in Dampf gehüllt, umtost von dem Donner und Krachen der Schlacht, war nur von Zeit zu Zeit ein etwas freierer Blick vergönnt. An der Katzbach hatte man das den Donner der Kanonen übertönende Schlachtgeschrei gehört. Heute konnte man das Kommandowort des Artilleriehauptmanns Huet hart neben uns verstehen: ‚Erste Kanone Feuer!' usw. Hier geschah es, daß Schreiber dieses von einem Stück gesprungener Granate an der Stirn verwundet, vornüber sank, worauf ihn der Husar Schaum im Sattel festhielt und aus dem Bereich des Geschützes führte."

Auch über die Einzelkämpfe, die bei dieser heißen Attacke stattfanden, besitzen wir Schilderungen eines Augenzeugen, die teilweise eines gewissen Humors nicht entbehren:

„Endlich erschien der langersehnte Moment. Der Major von Schack von Yorks Generalstabe, auf einer kleinen Anhöhe links von dem Regimente haltend, wo ihm der Pulverdampf weniger hinderlich zum Sehen war, winkte mit der Hand. Das Regiment zog sich links hinter Huets Batterie vor und setzte sich in Trab; die Kanonen folgten. Deutlich erblickte man den Feind im Abziehen begriffen, und da man das Aufblitzen von den feindlichen Geschützen zur Rechten gewahrte, schöpfte man Hoffnung, aus ihrem Bereiche zu sein. Schon faßte man ein feindliches Viereck ins Auge. Da beide Flügel des Regiments über dasselbe hinausreichten, alle aber unwillkürlich nach der Mitte hinstrebten, entstand ein solches Gedränge, daß in der zweiten Schwadron manche Pferde samt ihren Reitern auf Augenblicke in der Luft schwebend getragen wurden. Zum Glück für uns gab die dem Regimente zugekehrte Seite des feindlichen Vierecks zu früh Feuer. Der Ruf: ‚Marsch! Marsch! Hurra!' trieb Roß und Mann in beflügeltem Anlauf gegen den Feind. Auf der linken Ecke des Vierecks war ein vorgeschobener Reiterhaufen wie ein Keil eingedrungen, welcher diese Ecke von der übrigen Masse gleich beim ersten Ansturz absprengte. Warburg ließ die überragenden Flügel rechts und links einschwenken, und so ward das Viereck zugleich von vorn, von beiden Seiten und im Rücken gefaßt. Auf dem linken Flügel fiel der Leutnant Schüßler, und der Rittmeister Damm wurde an dem Arm verwundet; auf dem rechten der Leutnant von Hobe; Major von Bismarck sank schwer verwundet vom Pferde. An mehreren Punkten waren einzelne gleich beim ersten Stoß in das Viereck eingedrungen. Auf der rechten Seite unter anderen der Unteroffizier Woltersdorf, dessen Pferd mehrere Bajonettstiche in die Brust erhielt, mit seinem Reiter mitten in den Feind hineinstürzte, ihn aber glücklich wieder hinaustrug.

In der Vorderfront des Vierecks, wo der Feind die meiste Haltung zeigte, setzte der Unteroffizier Benzien von der dritten Schwadron in den dichtesten Haufen und richtete Verwirrung an; so auch der Unteroffizier Reinfeld bei der vierten Schwadron. Mehrere Husaren folgten solchem Beispiel, so daß wir 60 in der Brust durch Bajonettstiche verwundete Pferde zählten. Nur an einzelnen Punkten, wo die feindliche Mauer nicht sogleich durchbrochen wurde, entstanden bei den Unsrigen Augenblicke bänglicher Erwartung. Die Husaren, ihre Pferde linkswendend, um mit der Rechten den Säbel frei zu handhaben, drängten immer näher und näher heran und hieben nach den Vorderen, besonders nach den ihre Leute anfeuernden Offizieren, die meistenteils im Gesicht gezeichnet wurden, oft mit vielen Hieben. So, einesteils an mehreren Stellen durchbrochen und haufenweise abgesprengt, andernteils von allen Seiten immer enger zusammengekeilt, blieb dem Feinde kein Ausweg, zu entkommen. Der Zuruf: ‚Streckt's Gewehr' („Jettez les armes!" — woraus die Husaren ‚Jettken im Arm' machten) wurde entweder überhört oder die Aufmunterung

einiger feindlicher Offiziere fand mehr Anklang. Noch hielt sich die größere Masse mit den Waffen in der Hand, an mehreren Stellen aber löste sie sich zum Einzelkampfe auf. Der Rittmeister von Lüttichau, Führer der freiwilligen Jägerschwadron, sprengt vier davonellenden Offizieren nach und fordert sie auf, sich zu ergeben. Sie treten zu ihm heran, als wollten sie ihm ihre Degen überreichen, und er neigt sich mit herabhängendem Säbel, diese in Empfang zu nehmen. Plötzlich reißt einer ihm seinen Säbel von der Hand, ein weiterer greift die Zügel des Pferdes und ruft: ‚Vous êtes notre prisonnier!' (‚Sie sind unser Gefangener!'). Da hören einige Jäger den Hilferuf ihres Führers, erkennen seine Stimme und seinen Schimmel, fliegen im Galopp zu ihm, befreien ihn und bringen die vier Franzosen, gut gezeichnet, als Gefangene zurück. Einen davonsprengenden Oberst holten der Unteroffizier Lange und der Freiwillige Viktor von Oertzen ein; er überreicht ihnen seinen Degen und ergibt sich.

Sogleich beim ersten Einschwenken der Flügel des Regiments dringt der Oberstleutnant Warburg, zwischen der zweiten und dritten Schwadron reitend, bei der Richtung des feindlichen Feuers nach beiden Seiten hin, ohne besonderen Widerstand in der Mitte des Vierecks, gefolgt von dem Leutnant von Kamptz und einigen Husaren. Inmitten der Feinde treffen sie auf einen Trupp Offiziere; Warburg fordert sie auf, sich zu ergeben. Die Antwort erteilte ihm der Zunächststehende mit einem Hiebe in die Hand, welche die Zügel hält. Desto rascher ist die rechte, welche den Säbel führt, bei der Hand und zieht dem Franzosen eine Schulterquart, daß ihm die Schuppen des Epaulettes um die Ohren fliegen und er zu Boden sinkt. Da erschallt der Ruf: ‚Es zeigt sich französische Kavallerie!' Warburg befiehlt dem Leutnant von Kamptz, den Befehl an den Rittmeister Grävenitz zu bringen, daß er von der linken Seite zusammennehme, was irgend disponibel sei, er wolle von der rechten Seite nehmen, was sich sammeln lasse, um der feindlichen Reiterei entgegenzugehen. So sprangen beide nach verschiedenen Seiten aus dem feindlichen Haufen zu den ihrigen ins offene Feld. Der Husar Timm bleibt allein zurück; da bemerkt er, daß zwei der feindlichen Offiziere sich in dem allgemeinen Getümmel eiligst davonmachen. Er holt sie ein; der nächste wird niedergeritten, der andere erhält einen scharfen Hieb, und als Timm aus dem Oberrock desselben einen goldenen Adler hervorblicken sieht, ruft er: ‚Daß dich der Kuckuck!' und ein zweiter Hieb streckt den Fahnenträger zu Boden. Timm steigt ab, will dem Gefallenen den Adler entreißen, den jener krampfhaft mit beiden Händen umklammert hält. Bei dem Ringen um das Kleinod zerbricht die Stange, der Franzose läßt aber nicht eher los, als bis der Mecklenburger ihm die Hände mit einem Säbelhiebe löst. Nun ist der Adler, und zwar ein Adler der französischen Kaisergarde, sein, und mit dem freudigen Rufe: ‚Kit den Kuckuck!' bringt ihn Timm zu dem Regiment. Es war dies die kostbarste Trophäe dieses Krieges. Adler der Linienregimenter wurden viele erbeutet, der Kaisergarde nur dieser eine, und zwar mit dem Degen in der Faust abgerungen. Noch an demselben Abend wurde Timm damit zu Blücher geschickt, welcher das Kleinod am folgenden Tage durch den General von Goltz in das Hauptquartier Alexanders bringen ließ. Timm wurde mit preußischen und russischen Orden und Ehrenzeichen belohnt; als er aber sah, wie der Adler bei der hohen Generalität und den Monarchen von Hand zu Hand ging, meinte der ehrliche Husar: ‚Nun ich den Raubvogel zahm gemacht, ist's keine Kunst, ihn auf den Fingern hüpfen zu lassen; gestern hättet ihr's wohl sollen bleiben lassen, mit ihm zu spielen!'" —

Es entstand nachher ein Streit, wer eigentlich den Adler des 1. Marine eroberte, vielleicht ging die Trophäe in wildem Gemenge von Hand zu Hand. Von der Reservereiterei ritten zuerst Landwehrregimenter und westpreußische Dragoner an, letztere versagten unterm verwundeten Oberst v. Unruh, der mit dem tollen Platen der Litauer Dragoner auf gespanntem Fuße stand. Platen freute sich daher doppelt, als nun seine Leute mit besonderer Wut einhieben, zugleich mit den Leibhusaren. Die Marmont unterstellte Kavalleriedivision Lorge floh wie bei Dennewitz, wo ihre 13. Chasseurs nur 9 Mann auf 2 Offiziere verloren. Die Württemberger, ohne die Klingen zu kreuzen, ließen nur 50 Gefangene zurück, just wie bei Dennewitz ihre 3. Jäger nur 50 Gefangene abtraten.

Und wiederum zeigt sich der furchtbare Ernst des männermordenden Krieges, wie er uns in den Schilderungen zweier anderer, die hier bei Möckern für Deutschlands Freiheit stritten, entgegentritt:

„Durchbrochen," schreibt ein preußischer Dragoneroffizier, „hatten wir die Massen, ihres Eisenhagels nicht achtend. Da plötzlich, gemahnt vom alten Ehrgefühl, erwachten die Überwundenen von neuem. Alles, was Pardon erhalten hatte, kehrte schnell zurück, ergriff die schon weggeworfenen Waffen nochmals und vor und hinter uns umschwebte uns neue Gefahr. Ein grauses Blutbad war die Folge. Alle Schonung verging nun unsern Litauern, und sie stachen und schossen wie wütend um sich her. Der Anblick war schauerlich. Immer tiefer drangen sie in die nun ganz verwirrt gewordenen Massen, und was nicht durch die Waffen fiel, das trat der Huf der Pferde nieder. Zu zwanzig bis dreißig lagen diese Unglücklichen übereinandergeworfen, um sich durch sich selbst vor der Wut unserer Leute zu schützen, und gewiß würde keiner von dieser Kolonne (es waren die französischen Marinesoldaten) entkommen sein, wenn nicht wider Erwarten ein heftiges Artilleriefeuer von der linken Seite her uns in der Vollendung gestört hätte. Indessen blieb der größte

Digitized by Google

Haufen unſer, und was dieſem Gemetzel entrann, ließ wenigſtens Waffen und Torniſter in unſern Händen."

„Ich ließ," erzählt ein anderer Offizier, „meine Verwundung dem Kapitän anzeigen und entfernte mich, um ein Fuhrwerk zu erreichen, um mich verbinden zu laſſen, obſchon ich ſolches im erſten Augenblick, ſoweit ſich's tun ließ, ſelbſt vollführt hatte. Beim Durchſchreiten des Schlachtfeldes ſah ich Tote und Verwundete, Freund und Feind nicht ſelten in einer nun friedlichen Nachbarſchaft liegen. Da regten ſich überall Arme und Beine, und laute Schmerzenstöne waren von denen hörbar, welche den Wallplatz nicht mehr ſelbſtändig verlaſſen konnten. Ich befand mich auf einem großen Kohlfelde, die ſtehengebliebenen Strünke machten das Gehen ſehr beſchwerlich, und das Liegen der armen Verwundeten mochte noch weit peinlicher ſein. Im eigentlichen Sinne ſah ich hier an verſchiedenen Stellen das Blut zwiſchen den Kohlſtengeln rieſeln. Einen Oberjäger des Regiments fand ich ſchwerverwundet auf der Erde liegen. Er erkannte mich, rief mich zu ſich, umklammerte mit beiden Händen meinen Säbel und flehte mich dringend an, ihm Hilfe zu leiſten und dafür Sorge zu tragen, daß er nicht in Feindeshand falle. Ich beruhigte ihn über das letztere und ſagte ihm, daß ich, ſelbſt verwundet, augenblicklich unfähig ſei, ihm Beiſtand zu leiſten. Er ließ mich hierauf wieder los, und ich mußte ihn ſeinem Schickſal überlaſſen. Ich wendete mich der Straße nach Halle auf Schkeuditz zu, auf der ich ſchon einen langen Zug von Verwundeten zurückgehen ſah. Da die Franzoſen um dieſe Zeit noch immer im Beſitz von Möckern waren, ſo beſchoſſen ſie die zurückgehenden zahlreichen Bleſſierten ohne Unterlaß, ſo daß viele derſelben hier nochmals verwundet wurden oder den Tod fanden. Ich erhielt auf dieſem Wege ebenfalls noch einen Prellſchuß auf die Achſel, einen zweiten an den inneren linken Schenkel. Auf der endlich erreichten Landſtraße ſchlugen noch fortwährend Kanonenkugeln ein. Ich ging auf dem Fußſteig neben der Landſtraße, als mich ein Litauer Soldat meiner Kompagnie in gebrochenem Deutſch fragte: ‚O, Herr Leitmann, biſt bleſſiert?' Als ich ihm meinen ſteifgewordenen Fuß zeigte, wies er mir ſeine verwundete rechte Hand und ſagte: ‚Ick auch bleſſiert, kann nit mehr ſchießen.' Zugleich bot er mir mit gutmütiger Dienſtfertigkeit ſeine Unterſtützung an, die ich um ſo lieber annahm, als mir mein Fuß die Dienſte immer mehr verſagte. Ich ſtützte mich auf ihn. Nur wenige Schritte waren wir auf dieſe Art nebeneinander gegangen, als ich plötzlich einen dumpfen Schlag vernahm, zur Erde fiel, mich mit Blut beſpritzt fühlte, neben mir ein Bein liegen ſah und den Soldaten rufen hörte: ‚Kamerad, ſtech mi tot, ſtech mi tot!' Eine der vielen nur noch rollenden Kugeln hatte ihm von hinten das Bein dicht am Unterleib weggeriſſen. In dieſem furchtbaren Zuſtande, bei welchem er nur wenige Minuten noch gelebt haben kann, mußte ich ihn in dem Chauſſeegraben liegen laſſen. So iſt's im Kriege! Einer ſteht dem andern bei, im Nu ändert ſich die Szene und keiner kann ſich mehr um den andern kümmern, noch weniger helfen, aber auch den früheren Unterſtützer nicht von ſeinen Qualen befreien, weil eine ſolche Wohltat gegen das menſchliche Gefühl anſtrebt."

Marmont wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er ſein zuſammengequetſchtes Fußvolk dicht hintereinanderſtellte, ſo daß es der ſiegreichen Reiterei unmöglich wurde durchzudringen. Auch hätte er guten Rückzug erkämpft, wenn nicht Horn mit Trommelſchlag vordrang, deſſen 4. Landwehr zuerſt in Compans' Geſchützlinie eindrang. Diviſion Friederichs deckte jedoch den ſchachbrettförmigen Abfluß der Geſchlagenen zur Parthe. Nicht Lagrange (früherer Kriegsminiſter Jérômes), ſondern Compans litt am meiſten, der Entſcheidungskampf ſpielte ſich nicht im Dorfe, ſondern öſtlich davon ab. — —

Nicht minder kühn drang Hünerbeins Brigade vor. Wohl ſanken im Vorgehen die meiſten Stabsoffiziere, Obriſt Borcke, Major Götze, Othegraven; als man dem erſten Viereck nahte, ſtürzte ſich Krosigk, ſeinen Füſilieren voran, auf den Flügelmann, warf ihn mit mächtiger Fauſt zu Boden, da traf ihn eine Kugel und Bajonett; ſterbend winkt er mit dem Degen vorwärts; und da man ihn wegtragen will: „laßt mich, geht und ſiegt;" er ſchleppt ſich zu einem Erdhaufen, verſchied da; „wer rückwärts ſähe, den hätte die Leiche zurückgedräut!" Vordringend fand man noch mehr als einmal heftigen Widerſtand; mit dem Mut der Verzweiflung wehrte ſich der Feind an dem Bach entlang, trotz ſchwerſten Verluſtes warf man ihn. Hünerbein ſagte in ſeinem Berichte: „was die Poeſie der Geſchichte vom Spartanermut dichten, was der Pinſel der Künſtler uns von Römerkühnheit malen möge, ſo wird es doch durch das, was bei dieſer Schlacht vorging, unendlich übertroffen. Wer muß nicht von dankbarer Rührung durchdrungen werden, wenn er ſich einen Obriſten von Borcke, einen Major von Othegraven, einen Major von Krosigk, den edel gefallenen, an der Spitze ihrer Angriffskolonnen denkt, wie ſie unter dem Hagel der Kartätſchen, unter dem Mordgeſauſe der ſchweren Kugeln, unter dem erſchütternden Gekrach berſtender Granaten in die feindlichen Maſſen Tod und Vernichtung unter die ſich verzweifelt Wehrenden tragen. Gibt es ſchönere Handlungen der Unerſchrockenheit und Aufopferung, als die des Leutnants von Sellin, der mit dem Leutnant von Favrat und ſieben gemeinen Soldaten ſich in ein mit Ordnung zurückgehendes feindliches Karree hineinwürgt und eine beſpannte Kanone herausholt? — eines Leutnants von Eberhardt, der während der Attacke von einer Kartätſchkugel zu Boden geſtreckt, von ſeinem Bataillon zertreten, noch ehe ſolches den Feind erreicht, keuchend mit einer bedeutenden Kopfwunde wieder vor demſelben erſcheint und ausruft: ‚nein,

Digitized by Google

Kinder, ich muß auch mit in den Feind!' — eines Leutnants v. Arnstädt, der, als beim Verfolgen des Feindes die Bataillone in Unordnung und mit dem linken Flügel der 7. Brigade zusammengedrängt waren, sich mit dem Leutnant Hübner des Landwehrbataillons Graf Reichenbach Wort und Hand gab, im nächsten feindlichen Karree die ersten zu sein, und es auch wirklich waren? Ein Befehlshaber müßte einen Gottesblick haben, um in einer so heißen Stunde als die einer Schlacht alle Taten der einzelnen zu übersehen, und die deutsche Bescheidenheit läßt so manche unentdeckt, sonst würde man ganze Bogen damit füllen können."

Freilich auch mit dem Wirrwarr, wie die Truppen sich gegenseitig sozusagen die eroberten Geschütze aus der Hand rissen. Horn will allein 21 Geschütze erwischt haben, die Reiter reklamierten, daß sie schon vorher darauf ihre Hand legten, jedes Reiterregiment meldete für sich allein unmögliche Ziffern, die zuletzt auf 64 schwollen. Blücher gab 43 an, zählte aber die von den Polen und später am 17. erbeutete mit, tatsächlich verlor Marmont nur 27, sonst hätte er nicht am 18. so harten Artilleriekampf führen können. Das gleiche gilt für seine Einbuße an Mannschaften. Wie konnte er am 18. einen so gewaltigen Widerstand leisten, wenn er vorher so geschwächt war! Auf 184 Offiziere konnte er normal nur 3700 tot und verwundet verloren haben, 1. Marine verlor allein 33 Offiziere, schlug sich aber am 18. noch sehr kräftig. Bei der besonders heftig fechtenden Brigade Pelleport kamen nur 12 Mann Verlust auf 1 Offizier.

General York selbst fand sich mitten im Getümmel des Reitertreffens. Mit gezogenem Säbel setzte er sich an die Spitze der schwarzen Husaren und brach mit dem Ruf: „Marsch, Marsch! Es lebe der König!" in den Feind. Als der junge Graf Brandenburg vom linken Flügel, wo soeben General Horn ohne einen Schuß zu tun, mit dem Bajonett an der Seite, die Batterien gestürmt hatte, hergesprengt kam und strahlend und siegestrunken die Botschaft brachte: „Die Schlacht ist gewonnen. Die Bataillone des linken Flügels haben alle Batterien genommen. Der Feind ist total geschlagen," — fuhr es dem jungen Grafen aus Hohenzollernblut besorgt über die Lippen: „Erlauben mir Eure Exzellenz die Bemerkung, daß der kommandierende General etwas Besseres zu tun hat, als mit den Husaren einzuhauen!" York stutzte, an dergleichen Mahnungen nicht gewöhnt, und warf sich vor Erstaunen förmlich auf seinem Pferd zurück, meinte dann aber trocken und sich besinnend: „Der junge Mann kann doch recht haben." Indes vermochte er es nicht, sich dem Gefecht fernzuhalten. Er feuert an, treibt, ordnet, wo er es vermag. Als Graf Brandenburg die Nationalkavallerie heranführt, gibt York die Direktive. Ein Karree ist bereits überritten, der General zeigt auf das zweite und ruft: „Dort blüht euer Weizen!" Dann folgte er an der Seite des Prinzen Friedrich von Preußen der Attacke der westpreußischen Dragoner und der Litauer, die Graf Henckel führte. Es war jener Augenblick, wo sich ein Bataillon Marinesoldaten entschlossen dem Sturm entgegenwarf. „Drauf, drauf, ihr alten Litauer", rief der General. „Haut sie zusammen, nur die noch, und alles ist unser!"

Wenn Friedrich zugibt, daß Bülows Landwehr sich „geradezu musterhaft" schlug, so die Yorksche hier noch heldenhafter. Versagten drei ihrer Bataillone bei Goldberg, so tat dies dort auch ein ostpreußisches Elitebataillon, das bei Wartenburg seine Revanche nahm, die schlesische Landwehr aber nicht minder. Für die Katzbachverfolgung hielt sich eins ihrer Bataillone gut, weil es französische Mäntel und Gamaschen erbeutete, damalige Schlappheit hing also lediglich mit der elenden Ausrüstung zusammen. So entbehrt militärisches Kritteln jeder Grundlage und es atmete den Geist eines echten Volksheeres, als Graf Wedel seinen Reißern zurief: „Ihr Brüder, für Deutschlands Freiheit!"

Es war Yorks und seiner Preußen Schlacht, diese Schlacht von Möckern. Die mit großer Übermacht von Marquis Langeron ausgeführte Wegnahme von Groß- und Kleinwiederitzsch hatte mit dem ungeheuren Ringen um Möckern nicht das geringste zu tun. Der Obergeneral mit seinem Stabschef Gneisenau hatte sich während des ganzen Tages vorwärts Lindenthal aufgehalten, immer besorgt, daß von dem Plateau von Breitenfeld her die feindlichen Hauptmassen vorbrächen. Als es schließlich 5 Uhr war, bekam er die ungeduldig erwartete Kunde, daß dort kein Feind stünde. Sofort erhielt General Sacken die Order, zur Unterstützung Yorks vorzurücken, aber der tapfere russische General kam auf ein erobertes Schlachtfeld. Hier war der Kampf zu Ende, war gegen einen der ersten Marschälle des Kaiserreichs ein glänzender Sieg erfochten: 2000 Mann Gefangene, ein Adler, zwei Fahnen, viele Geschütze und eine Reihe von Munitionswagen. „Der Marschall Marmont selbst war verwundet, mit ihm die Generale Compans und Friederichs, viele Stabsoffiziere tot und verwundet." Das Gegenteil stimmt, ganz auffallend wenige Stabsoffiziere bluteten (Friederichs erst am 18.), was angesichts der Gepflogenheit der höheren Führer „de payer de sa personne", mit der eigenen Person zu bezahlen, andeuten würde, daß die Bedrängnis nicht gar so groß war. Der französische Feldherr gibt seinen Verlust in seinen Memoiren auf 6—7000 Mann, wobei er aber natürlich das Wiederitzsch-Treffen mitrechnet, und auch das scheint reichlich hoch. Bei den Gefangenen sind offenbar die Polen mitgerechnet und natürlich viel liegengebliebene Blessierte. Aber teuer, sehr teuer war dieser Sieg von Möckern erkauft. Von den ungefähr 21000 Streitbaren, mit welchen York in die Schlacht gegangen war, waren kaum 13000 Mann übrig. Nachher unterschlug man absichtlich Yorks wahren Verlust,

Digitized by Google

obſchon im erſten Augenblick zutreffende Berechnungen angeſtellt wurden, daß am andern Tag 7698 bei der Fahne fehlten, ſchon Einzelangaben bringen 6768 als Minimum und dieſe ſind oft verdächtig. (Leibregiment 84, Landwehrbataillon Brixen 5, Leibgrenadiere 3, 133, das doch ſo blutig focht, 2. Oſtpreußiſches 8, 314, während 1. oſtpreußiſches 29 Offiziere 983 inkluſive 79 Freiwilligen Jägern laut Regimentsgeſchichte verlor!) 353 Reiter kann auch nicht ſein, da Leibhuſaren allein 173 verloren. Da von 679 des Bataillons Kroſigk nur 100 übrigblieben, die ſpäter erneut fechtende Brigade Mecklenburg 2100 verlor, ſo können Hiller, Steinmetz, Hünerbein kaum weniger gelitten haben. Statt 176 Offiziere, wie man ſpäter fälſchte, zitiert Oberſt Zielinſkis Brief 280. Sei dem, wie ihm wolle — der Mann im Gliede hatte mit dem Offizier im edelſten Wettſtreit gekämpft. Acht Stabsoffiziere lagen tot, ſieben Brigadekommandanten, unter ihnen Prinz Karl von Mecklenburg und Steinmetz, waren ſchwerverwundet. Als am Morgen des 17. Feldgottesdienſt abgehalten wurde, marſchierten die Bataillone mit zerſchoſſenen und zerfetzten Fahnen an. Das dezimierte Korps nahm ſein Biwak auf dem eroberten Schlachtfelde, von der unſäglichen Blutarbeit dieſes Oktobertages tief erſchöpft. Durch die nächtliche Dunkelheit leuchteten Feuerzeichen. Möckern brannte noch. Und durch die Nacht erklang wie einſt am Abend der Siegesſchlacht von Leuthen ein feierliches: „Nun danket alle Gott.“ Es war wohl eine ernſte Nacht. Unter denen, die ſtumm und zerſchoſſen dalagen, hatten die Lebenden ſo manchen Freund und Bekannten. Der einzige Troſt war, daß dies edle Blut nicht umſonſt gefloſſen, daß Preußen ſiegreich geweſen war.

Bei dem brennenden Möckern blieb das Hauptquartier des Generals. Graf Henckel von Donnersmarck erhielt Befehl, die Wache zu übernehmen. „Ins Biwak eingerückt,“ erzählt Graf Henckel, „ſah ich dicht an der Ziegelei ein Feuer und da die Nacht kalt war, ſo ging ich hinzu, um mich zu wärmen. Alles ſchlief am Feuer, nur eine Figur ſah ich im Schatten auf und ab wandeln. Da es mir vorkam, als ſei es mein kommandierender General, ſo wollte ich mich ſacht wieder entfernen. Er aber rief mich an und ſprach über den heutigen Tag mit mir.“

Und was hätte dieſer glorreiche Tag von Möckern erſt bedeutet, wenn der Kronprinz von Schweden, wie es ſeine Pflicht war, zur Stelle geweſen wäre! Aber es war, wie wir hörten, dem engliſchen Militärbevollmächtigten, Sir Stewart, nicht im geringſten gelungen, den Gaskogner vorwärts zu bringen. Jetzt, wo Stewarts Augen den glänzenden Sieg ſahen und er ſich ſagen mußte, wieviel erfolgreicher der Tag geweſen wäre, wenn die Nordarmee zur Stelle war, ſchwieg der Diplomat in dem Engländer ganz und gar, und der Soldat fing an zu ſprechen. „Ich komme vom Schlachtfelde des Generals Blücher,“ ſchrieb Stewart an Karl Johann, „und habe die Ehre Höchſtihnen einen eingehenden Bericht von dieſer Schlacht zu ſenden. Ich wage es Eure Königliche Hoheit ganz gehorſamſt zu erſuchen, in dem Augenblicke, wo Höchſtdieſelben dieſen Brief empfangen, aufzubrechen und ſich nach Taucha zu begeben. Es iſt kein Augenblick zu verlieren. Ew. Königliche Hoheit haben es mir verſprochen. Dies heißt als Freund ſprechen. Ich rede jetzt als Soldat, und nur bereuen könnten es Ew. Königl. Hoheit, wenn Sie nicht jetzt Ihren Marſch begönnen.“ Der Kronprinz nahm dem Engländer dieſen Brief höchſt übel, war ſehr verletzt und bat Stewart nachher in ſeiner faſt weinerlich ſentimentalen Art, „ihm nie wieder zu ſchreiben“. Aber nichtsdeſtoweniger: er marſchierte, wenn auch langſam. Laut Holzhauſens „Bonaparte, Byron und die Briten“ ſetzte deshalb britiſcher Dünkel den Leipziger Sieg auf britiſches Konto! Jedenfalls bewog dies mit engliſchem Subſidienpfund belaſtete Drängen den Schwindler zum Kommen. — Indes hatte man auch vom Hauptquartier aus Abgeſandte an Bernadotte geſchickt. Profeſſor Steffens, den Gneiſenau gebeten, Bernadotte aufzuſuchen und anzutreiben, mag hier das Wort haben. Er erzählt:

„Am 16. Oktober, des Morgens früh, wieder bei dem ſchönſten und hellſten Wetter, befand ich mich in der Mitte des Hauptquartiers in der Nähe des Dorfes Lindenthal; hinter uns lag ein Wald, vor uns eine große Ebene, nach Möckern zu ſtanden die Feinde, gegen welche wir anrückten. Die Schlacht nahm ihren Anfang, wir waren mitten im heftigſten Gewehrfeuer, als Gneiſenau mir den Auftrag gab, den Kronprinzen von Schweden, der irgendwo in der Nähe von Halle ſich aufhielt, aufzuſuchen und ihn dringend aufzufordern, ſo ſchnell wie möglich mit ſeinen Schweden vorzurücken. Es koſtete mich viele Mühe, ihn zu finden, keiner wußte, wo er war; erſt in der Nacht fand ich ihn in Landsberg, in einem ziemlich ſchlechten Hauſe, von ſchwediſchen Offizieren umgeben, und ward zu ihm geführt. In einer wüſten, faſt leeren Stube lag er auf Matratzen, die auf den Fußboden hingelegt waren; das dunkle Geſicht des Gaskogners mit der mächtigen Naſe und das ſtark zurückgehende Kinn ſtachen ab gegen die weiße Bettwäſche und die mit Spitzen beſetzte Nachtmütze. Gneiſenau hatte mich genau von den Stellungen beider Armeen in Kenntnis geſetzt, und wie man den Feind, der ſeine beſten Truppen, unter dieſen die kaiſerliche Garde, von Napoleon ſelbſt angeführt, nach Möckern zurückdrängte, wo der Hauptangriff ſtattfinden müßte. Um in meinem Bericht vollkommen klar zu ſein, teilte ich ihn ſeinem ſchwediſchen Adjutanten in meiner Mutterſprache mit und dieſer dem Kronprinzen. Er hörte mit großer Aufmerkſamkeit zu, richtete ſich in ſeinem Bett auf und hielt einen langen lebhaften Vortrag, den ich freilich nur teilweiſe verſtand; der ſchwediſche Offizier hörte mit vieler

Digitized by Google

Aufmerksamkeit zu. Als dieser Vortrag geschlossen war, gab er mir das Versprechen, sogleich mit seinen Truppen aufzubrechen, und ich ward entlassen.

Ich hatte jetzt den mir von Gneisenau erteilten zweiten Auftrag auszuführen, ich sollte mich unter die schwedischen Truppen verfügen, er rechnete darauf, daß meine verwandte Sprache einigen Eindruck machen würde; man schien im Hauptquartier vorauszusetzen, daß der französische Feldherr, der jetzige Kronprinz, keine Neigung hatte, sich in Schlachten einzulassen, die seinen Landsleuten mit einer höchst gefährlichen Niederlage drohten. Gneisenau schien vorauszusetzen, daß es mir gelingen würde, die Truppen selbst zu begeistern; ich sollte sie an ihren großen König Adolf erinnern und an die damalige Leipziger Schlacht, die bestimmt war, jetzt ebenso durch unsern Feldherrn über Deutschlands Schicksal zu entscheiden, wie damals durch den großen schwedischen Helden.

Ich erfuhr später, daß der Major von Hedemann nach mir zum Kronprinzen geschickt ward, um das Vorrücken seiner Truppen zu beschleunigen. Ich fand aber, indem ich mich die Nacht hindurch und gegen Morgen in den verschiedenen Standquartieren der schwedischen Truppen herumtrieb, bald mit den Offizieren sprach, bald mich unter die Gemeinen mischte, daß der Befehl zum Aufbruch mir schon vorangeeilt war. Fast allenthalben waren die Truppen im Begriff, aufzubrechen, und ich konnte mich nur vorübergehend mit ihnen unterhalten; doch war dieses nicht immer der Fall. Ich fand Offiziere, die müßig dasaßen, und nachdem sie alle Vorbereitungen getroffen hatten, nur noch den letzten Befehl erwarteten. Mit diesen konnte ich mich nun in längere Gespräche einlassen, und ich entdeckte bald, daß dieser Krieg für die Schweden kein nationales Interesse hatte. Sie konnten nicht einsehen, warum sie sich in einen Kampf einlassen sollten für eine Sache, die ihr nicht gefährdetes Land so wenig anging. Für das arme Schweden wäre, meinten sie, das Opfer zu groß, und dennoch verlor sich die kleine Mannschaft, die es liefern konnte, in der großen Masse aller Völker, die jetzt gegen Napoleon bewaffnet waren. Ich suchte ihnen begreiflich zu machen, wie der Ruhm und das Talent ihres Feldherrn nicht bloß seine eigenen Truppen beherrschten, vielmehr einen bestimmten Einfluß auf die Operationen des ganzen Heeres ausübten. Ich weiß nicht, ob ich mich dieser Wendung meiner Rede rühmen darf, wenigstens war sie keineswegs aufrichtig; der deutsche Sinn sträubte sich gegen einen jeden bedeutenden Einfluß des französischen Feldherrn, und wir hielten uns für überzeugt, daß wir dem General von Bülow den Sieg bei Dennewitz allein zu verdanken hatten. Auch darf ich mich nicht rühmen, die Schweden sonderlich begeistert zu haben. Die Elemente der Begeisterung waren nicht in ihnen vorhanden, und selbst die Erinnerung an den Schauplatz der jetzigen Schlacht und die dort errungenen Siege des Gustav Adolf rührte sie wenig; denn eben damals fing der Tadel gegen diesen König an in Schweden laut zu werden und sprach sich wenigstens hier und da mehrere Jahre hindurch immer lauter aus." Das war gewiß töricht vom nationalen Standpunkt aus gesehen, da dieser gottselige Wikinger, bei dem man nach Wallensteins Wort „mehr auf die Fäuste sehen muß als auf das Maul", in erster Linie schwedische Interessen verfolgte.

Wir werden sehen, wie viel oder wie wenig der schwedische Herr schließlich am 18. Oktober auf dem Schlachtfelde von Leipzig ausrichtete.

Der 17. Oktober, ein Sonntag, zeigte dem Kaiser Napoleon kein feiertägliches Gesicht. Der große entscheidende Sieg war ausgeblieben, und wenngleich die französischen Truppen, die mit ungeheurer Bravour gefochten hatten, das Gefühl haben mochten, siegreich geblieben zu sein bei Wachau, bei Liebertwolkwitz, am Kolmberg, die Tatsachen widersprachen dem doch. Wenn schon dem Munitionsmangel, der sich allenthalben auf der französischen Linie zeigte, abzuhelfen war, die klaffenden Lücken, die der Kanonenball, die Muskete, das Reiterschwert und das Bajonett in die Reihen seiner Soldaten gerissen hatten, waren nicht wieder zu füllen. Das einzige Korps, das noch intakt war, war Reynier mit seinen Sachsen und die Division Durutte. Aber die Sachsen konnten als rocher de bronze nicht mehr gelten. — Während sich so die Reihen des Kaisers nur um wenige Tausend Mann mehrten, flossen den Verbündeten namhafte Verstärkungen zu: Bennigsen, Bubna, Colloredo und dann von Norden Blücher und — vielleicht — die Königliche Hoheit von Schweden, wenn man Höchstdieselbe munter machte. Was sollte werden? Am Morgen des 17. Oktober war ein Rückzug noch möglich, und zwar ein Rückzug, der den weitaus größten Teil des kaiserlichen Heeres in Sicherheit gebracht hätte. Aber hier spielte die Politik dem Kaiser in seine militärischen Maßnahmen hinein. Hatten nicht am Nachmittag des 16. die Glocken von Leipzigs Türmen den Sieg verkündet? Zog er sich jetzt zurück, so gestand er seine Niederlage zu, und mochte er durch die Erhaltung des größten Teils seiner Armee seine Lage auch militärisch verbessern, politisch büßte sie schwer ein. Aber selbst militärisch mußte der Rückzug hinter die Saale, denn eine andere Rückzugsstraße gab es jetzt für den Kaiser nicht mehr, auch eine unersetzliche Einbuße für ihn mit sich bringen. Die Besatzungen der Festungen in Deutschland, im ganzen an 150000 Mann zum größten Teil erprobter Truppen, waren rettungslos verloren. Und ohne sie blieben die Verbündeten dem Kaiser so gewaltig überlegen, daß er die Rheingrenze nicht zu halten vermochte.

Napoleon tat in diesem Zwiespalt seiner Lage das, was er schon manchmal in ähnlichen Lagen getan hatte. Er versuchte es, Verhandlungen mit den verbündeten Monarchen anzuknüpfen, und hierzu schien ihm der gefangene österreichische General Graf Merveldt die gegebene Person. Wir wollen aus dem Bericht des Grafen die Unterredung hören, die Napoleon am Nachmittag des 17. Oktober mit ihm hatte*).

„Am 17., um 2 Uhr nachmittags, ließ mich der Kaiser Napoleon zu sich rufen, und nachdem er mir in bezug auf die Versuche, die ich gemacht, seiner Armee in den Rücken zu fallen, einige Komplimente gesagt hatte, teilte er mir mit, daß er mich zum Beweise seiner Hochachtung auf Ehrenwort entlassen wolle.

Nach einigen Fragen über die Stärke der verbündeten Heere gestand er mir, daß er sie nicht so bedeutend geglaubt hätte; er fragte mich, ob seine Gegenwart bei der Armee bekannt gewesen wäre, was ich ihm bejahte.

‚Sie hatten also die Absicht, mir eine Schlacht zu liefern?'

‚Ja, Sire.'

‚Sie sind im Irrtum bezüglich der Streitkräfte, die ich hier vereinigt habe; für wie stark halten Sie sie?'

‚Höchstens 120000 Mann.'

‚Ich habe deren 200000 Mann. Ich glaube, daß ich Sie weniger stark geschätzt habe, als Sie sind; wie stark sind Sie?'

‚Über 350000 Mann, Sire.'

‚Werden Sie mich morgen angreifen?'

‚Ich zweifle nicht daran, Sire. Die verbündeten Armeen werden, auf die Überlegenheit ihrer Kräfte vertrauend, Eure Majestät täglich angreifen, sie hoffen dadurch eine Entscheidungsschlacht und den Rückzug der französischen Armee herbeizuführen.'

‚Wird denn dieser Krieg immer dauern? Es wäre wohl Zeit, ihn einmal zu beenden.'

‚Sire, dies ist der allgemeine Wunsch, und der Frieden liegt in den Händen Eurer Majestät; es hing von Eurer Majestät ab, auf dem Prager Kongreß Frieden zu schließen.'

‚Man war nicht ehrlich gegen mich, man hat Schliche gebraucht, man hat mir einen engbegrenzten Termin gesetzt, eine so wichtige Angelegenheit läßt sich nicht in zehn Tagen erledigen. Österreich hat die Gelegenheit versäumt, sich an die Spitze Europas zu setzen. Ich würde alles getan haben, was es gewollt hätte, und wir würden der Welt das Gesetz diktiert haben.'

‚Ich darf es Eurer Majestät nicht verhehlen, daß man in Österreich denkt, daß Sie infolge Ihrer Diktatur schließlich auch Österreich das Gesetz diktiert haben würden.'

‚Aber einer muß doch die Unterhandlungen einleiten, sei es Österreich! Was Rußland anbetrifft, so steht es unter dem Einfluß Englands, und dieses will keinen Frieden.'

‚Ich bin in keiner Weise unterrichtet über die Absichten meiner Regierung, Sire, alles, was ich die Ehre habe Euer Majestät zu sagen, bitte ich nur als meine eigenen Gedanken aufzufassen, aber ich weiß bestimmt, daß der Kaiser, mein Herr, entschlossen ist, nur im vollkommensten Einverständnis mit den verbündeten Höfen zu verhandeln, und daß er gerade in Anbetracht dieser Übereinstimmung von dem guten Stand der Angelegenheiten und von der begründeten Hoffnung auf einen dauernden Frieden überzeugt ist. Euer Majestät weiß, wie sehr die verbündeten Höfe den Wunsch teilen, diesen Frieden sobald als möglich herbeizuführen.'

‚Nun wohl, warum nimmt man meine Vorschläge, zu unterhandeln, nicht an? Sie sehen doch, daß England den Frieden nicht will.'

‚Sire, ich weiß mit Bestimmtheit, daß man täglich eine Antwort Englands, dem man die Vorschläge Eurer Majestät, Unterhandlungen zu eröffnen, übermittelt hat, erwartet, und daß man glaubt, seiner Einwilligung sicher zu sein.'

‚Sie werden sehen, daß es nicht beistimmen wird.'

‚England bedarf selber zu sehr des Friedens, Sire, um ihn nicht mit Inbrunst zu wünschen, aber es wünscht einen Frieden, keinen Waffenstillstand, einen Frieden, der in seinen Bedingungen die Bürgschaft der Dauerhaftigkeit trägt.'

‚Und worin könnte denn Ihrer Meinung nach diese Bürgschaft bestehen?'

‚In einem Gleichgewicht der europäischen Mächte, das der Vorherrschaft Frankreichs Grenzen setzen würde.'

‚Nun wohl, England soll mir meine Inseln wiedergeben und ich werde ihm Hannover zurückgeben; auch bin ich bereit, die einverleibten Departements und die Hansestädte abzutreten.'

*) Bernhardis Unterschiebung, Merveldt habe d'après-midi mit après minuit verwechselt, beweist nur seine eigene Sprachunkenntnis; in letztem Falle sagt man „2 heures matin". Dies will darauf hinaus, daß die Sendung Merveldts nur Schein war, weil Napoleon dann natürlich am 18. früh keine Antwort erwarten konnte.

Digitized by Google

‚Ich glaube, Sire, daß man die Wiederherstellung Hollands wünschen wird.‘

‚Oh! es wird nicht existieren können, man würde seine Flagge nicht anerkennen, das isolierte Holland würde in die Abhängigkeit Englands geraten.‘

‚Ich glaube, Sire, daß die von England aufgestellten maritimen Grundsätze nur durch die Verhältnisse hervorgerufen und eine Folge des Krieges sind, mit dem sie aufhören werden, alsdann würde Euer Majestät keine Gründe mehr haben, Holland für sich zu behalten.‘

‚Nun wohl, man wird über diese Unabhängigkeit verhandeln müssen, aber das wird bei den Grundsätzen Englands nicht leicht sein.‘

‚Es würde ein großmütiger Entschluß sein und ein großer Schritt zum Frieden.‘

‚Ich wünsche ihn sehnsüchtig; ich werde Opfer bringen, sogar große Opfer, aber es gibt Dinge, die eine Ehrensache für mich bilden und von denen ich besonders in meiner Lage nicht abstehen kann, z. B. das Protektorat über Deutschland.‘

‚Euer Majestät weiß zu genau, wie sehr Ihr Einfluß auf Deutschland der Wiederherstellung des Gleichgewichtes in Europa hinderlich ist und wird daher nicht voraussetzen, daß man ihn noch durch einen Frieden bekräftige. Unsere Allianz mit Bayern und mehreren anderen Staaten des Rheinbundes, die Hoffnung auf die Einnahme Sachsens beraubt Euer Majestät übrigens eines Teiles Ihrer Verbündeten, und wir rechnen darauf, daß der übrige Teil in Anbetracht des Erfolges, den unsere große Überlegenheit in Aussicht stellt, diesen folgen wird.‘

‚Oh! diejenigen, welche meinen Schutz nicht wünschen, mögen tun, was sie wollen. Sie werden es bereuen, aber meine Ehre erlaubt mir nicht, auf die Stellung eines Protektors der übrigen zu verzichten.‘

‚Ich erinnere mich, daß Euer Majestät früher selbst einmal zu mir gesagt hat, daß es für die Ruhe Europas nötig wäre, daß Frankreich durch eine Reihe kleiner, selbständiger Staaten von den Großmächten Europas getrennt sei. Möchte Euer Majestät zu diesen vernünftigen Grundsätzen, welche Sie in Ihrer Weisheit in Augenblicken ruhiger Überlegung aufgestellt haben, zurückkehren, und die Wohlfahrt Europas wird sichergestellt.‘

Der Kaiser antwortete nicht ablehnend auf diese Bemerkung, es folgte ein kurzes Stillschweigen, das er mit dem Ausruf unterbrach: ‚Gut, wir wollen sehen, aber alles das wird uns nicht zum Frieden führen. Wie kann ich mit England verhandeln, das mir die Bedingungen auferlegen will, nicht mehr als 30 Linienschiffe in meinen Häfen zu bauen. Die Engländer fühlen selbst, wie unannehmbar diese Bedingung ist, so daß sie bis jetzt nicht gewagt haben, sie auszusprechen, aber ich kenne ihre Absicht.‘

‚Sire, ich bin bei Beginn dieser Unterredung von der Voraussetzung ausgegangen, daß das Ziel dieses Krieges für die verbündeten Mächte die Wiederherstellung des Gleichgewichtes Europas wäre. England kann sich nicht verhehlen, daß bei der Ausdehnung der Küsten, die Euer Majestät vom Adriatischen Meere bis zur Nordsee beherrscht, Sie in einigen Jahren eine Flotte doppelt oder dreifach so stark wie die Großbritanniens haben würden; und mit dem Talent und der Tätigkeit Eurer Majestät würden die Folgen leicht zu berechnen sein. Wie will man dieses bevorstehende Übergewicht anders verhindern, als indem man die Zahl der Schiffe, die in den Häfen Frankreichs gebaut werden dürfen, festlegt, wofern nicht Eure Majestät auf die Abmachung zurückkommt, die Sie selbst ausgesprochen haben, als Sie sich an die Spitze der Regierung des Königsreichs Italiens stellten, d. h. diesem Lande bei einem allgemeinen Frieden die Unabhängigkeit wiedergeben zu wollen. Ich wüßte nicht, daß Eure Majestät jemals etwas veröffentlicht hätte, was dieses Gesetz widerriefe, das Sie sich selbst auferlegt haben. Es würde sehr zur Beruhigung Europas beitragen, Europa würde das als ein großmütiges Opfer betrachten; anstatt des Schimpfes, den Euer Majestät mit Recht dem Gesetz, die Zahl der Schiffe Frankreichs zu beschränken, beilegt. Sie würden den ganzen Ruhm des Friedens haben, und nachdem Sie den höchsten militärischen Ruhm erlangt haben, würde Ihnen der Frieden Zeit geben, alle die großartigen Einrichtungen, die Sie in Frankreich begonnen haben, zu Ende zu führen und das Glück Ihres Reiches zu begründen, dem Ihr Ruhm etwas teuer zu stehen kommt.‘

Der Kaiser gab zu, daß diese Bedingung annehmbar sein würde. ‚Auf alle Fälle,‘ fügte er hinzu, ‚werde ich mich nicht mit der Wiederherstellung der alten Ordnung der Zustände in Italien einverstanden erklären. Dieses Land, unter einem einzigen Herrscher vereinigt, würde einem allgemeinen System der Politik Europas entsprechen.‘

‚Was das Herzogtum Warschau anbelangt, so werden Eure Majestät, wie ich voraussetze, wohl hierauf verzichten.‘

‚Allerdings, ich habe es angeboten, aber man hat nicht für gut befunden, es anzunehmen.‘

‚Dann würde vielleicht noch Spanien einen Anlaß zur Uneinigkeit geben können.‘

‚Nein,‘ antwortete der Kaiser, ‚Spanien ist eine dynastische Angelegenheit.‘

‚Gewiß, Sire, aber ich denke, daß die kriegführenden Mächte nicht alle dasselbe Interesse für die nämliche Dynastie haben.‘

Digitized by Google

‚Ich bin genötigt gewesen, Spanien zu räumen. Diese Frage ist also dadurch entschieden.‘

‚Es scheint also,‘ erwiderte ich, ‚daß der Frieden möglich wäre.‘

‚Nun wohl, so senden Sie mir jemand, zu dem ich Vertrauen haben kann, und wir werden uns einigen. Man beschuldigt mich immer, Waffenstillstände vorzuschlagen, ich werde daher keinen vorschlagen, aber Sie müssen zugeben, daß das allgemeine Beste dabei nur gewinnen könnte. Wenn man es wünscht, werde ich hinter die Saale zurückgehen, die Russen und die Preußen hinter die Elbe, Sie nach Böhmen, und das arme Sachsen, das schon so viel gelitten hat, würde neutral bleiben.‘

‚Wegen der Verpflegung würden wir Sachsen kaum entbehren können, selbst wenn wir nicht infolge unseres Übergewichtes an Kräften hofften, Eure Majestät diesen Herbst noch den Rhein überschreiten zu sehen; die verbündeten Armeen würden niemals zugeben, glaube ich, daß Euer Majestät bei einem Waffenstillstande diesseits desselben verbliebe.‘

‚Was das betrifft, so müßte ich erst eine Schlacht verlieren, das kann geschehen, — aber noch ist es nicht.‘“

Außerdem bekam der österreichische General einen Privatbrief des Kaisers Napoleon an seinen Schwiegervater, den Kaiser Franz, mit, dessen Inhalt aber nicht bekannt geworden ist. Das ganze Manöver des Kaisers ging augenscheinlich darauf hin, den Monarchen noch schnell einen Verhandlungs- oder Waffenstillstandsknüppel zwischen die Beine zu schieben, bevor es zur Entscheidung kam, denn er hielt den General sehr lange im Gespräch auf und erst nach 10 Uhr abends ging beim Herzog von Reggio die Meldung ein, daß General Merveldt im Auftrage des Kaisers als Parlamentär die Vorposten passieren würde. Erst nach 11 Uhr rumpelte der verwundete General auf einem mit Mühe herbeigeschafften Bauernfuhrwerk durch die Vorpostenlinie. Die Ankunft im Hauptquartier der Verbündeten erfolgte erst am anderen Morgen, als bereits alles zum Aufbruch gerüstet war. Man kann sich das Erstaunen der Monarchen lebhaft vorstellen, als der totgeglaubte Graf — Herr von Wolzogen hatte seinen Tod, als vor seinen eigenen Augen erfolgt, gemeldet — plötzlich mit Botschaften des Kaisers vor ihnen stand. Aber so sehr sie sich freuen mochten, den beliebten General lebendig wiederzusehen, von den Anerbietungen des Kaisers Napoleon wollten sie nichts wissen. Man beschloß nach kurzer Beratung, dem Korsen überhaupt keine Antwort zu senden.

Wir haben eine Schilderung des Obersten von Odeleben über den Verlauf des 17. Oktober im kaiserlichen Hauptquartier, der uns über die Stimmung und Meinungen Napoleons und seiner Generale ausführlich berichtet:

‚Der Kaiser betrachtete die Schlacht vom 16. als gewonnen, und wenn es hinreichend ist, bei gleichem und wahrscheinlich noch höherem Verlust an Mannschaften und Geschütz, einen Flügel der Armee um eine halbe Stunde vorwärts zu bringen, wie hier unter Macdonald geschah, und die alte Stellung dadurch zu behaupten, so war die Schlacht auf dieser Seite gewonnen zu nennen. Allein er hatte durch Glockenklang und alle Äußerungen diesen Vorteil als so wichtig ausgesprochen, daß man berechtigt schien, die größten Resultate zu erwarten, ob es schon in der Natur der Sache, in den geographischen Verhältnissen lag, daß diese nicht daraus hervorgehen konnten. Denn selbst ein Vordringen um etliche Meilen Landes hätte die in seinem Rücken stehende Schar der Feinde immer weiter nachgelockt. Wenn der Kaiser nun am Tage nach der Schlacht den Boden seines erträumten Sieges preisgab, so mußte die ganze Welt sagen, er sei geschlagen worden. Vorwärts zu dringen, war ebenso schwierig, denn die Munition nahm ab, die Truppen hatten, außer einigen wenigen Erdbirnen, keine Lebensmittel, die ohnedies in den vom Feinde besetzten Gegenden immer seltener wurden. Ebenso hätte er bei jedem Vorschritt Leipzig aufgegeben, das ebenso leicht weggenommen und verwüstet werden konnte. Napoleon schien also (Sonntag) den 17. Oktober bloß deshalb auf jenem Punkt fest beharrt zu haben, damit es nicht das Ansehen haben sollte, als ob er geschlagen worden sei. Nur eine tagelange Behauptung des Schlachtfeldes konnte dann in den Augen seiner Nation und seiner Armee einen Rückzug rechtfertigen, dem er irgendeine Ursache würde untergelegt haben. Daß der Kaiser diesen Rückzug wirklich beabsichtigte, schien aus allen Äußerungen und Anstalten im Hauptquartier hervorzugehen. Der König von Neapel kam früh an des Kaisers Feldlager, blieb sehr lange bei ihm, versicherte, wahrscheinlich um ihn zu trösten, vielleicht auch mit Grund, daß der Feind einen ungeheuren Verlust erlitten habe. Beide waren ernst und nachdenkend, und gingen miteinander — Napoleon sehr tiefsinnig — auf den Dämmen der alten Teiche eine Stunde lang spazieren. Napoleon verkroch sich wieder in sein Zelt; der König ritt vor zu den Truppen. Gegen Abend vermehrten sich im Hauptquartier die finsteren Gesichter. Man sprach schon davon, daß der Armee ein Rückzug nicht übel gedeutet werden könne, weil das üble Wetter und so viele ungünstige Umstände den Operationen hinderlich wären. Der Regen floß auf die armen Lagernden herab; am kaiserlichen Wachtfeuer herrschte dumpfes Stillschweigen. Der Großstallmeister fragte, wann der Mond aufgehe, um die folgende Nachtpartie anzuordnen. Anderen von Napoleons Umgebung sah man die Bestürzung an. Ein Stallmeister des Königs von Neapel ward fortgeschickt, um das Hauptquartier des Königs wieder nach Zuckelhausen zurückzuführen, wo es vor zwei Tagen anwesend war.

Digitized by Google

Alle diese Umstände deuteten auf einen Abzug, und dieser erfolgte auch am 18. Oktober früh um zwei Uhr. Man rief: des chasseurs du portefeuille, und nach zehn Minuten ging es fort. Der sogenannte leichte Dienst war schon um 11 Uhr nach Stötteritz vorausgegangen. Napoleon setzte sich in den Wagen und verließ still und unmutig seine Biwacht. Es interessierte ihn, den Punkt zu wissen, wo die Straßen von Rochlitz und Grimma zusammenstießen. Er ließ einen Augenblick halten, aber die Dunkelheit der Nacht verhinderte ihn, sich umzusehen. Bis dahin wimmelte schon die Straße von zurückmarschierenden Truppen und Artillerie. Kaum konnte der Kaiser vorüberziehen. Bei Probstheida gab man ein bedeutendes Feuerwerk, denn es ward seitwärts der Straße eine Linie von vielleicht zweihundert ausgeleerten Wagen verbrannt, die sich wahrscheinlich nicht mit fortbringen ließen. Die wenige etwa darin verbliebene Munition zerstob in der Luft, so daß man sich in der Ferne das Phänomen nicht hat erklären können. Napoleon fuhr nun nach Reudnitz, wo er bei dem Marschall Ney abstieg, der dort, in dem früheren Quartier des Kaisers, samt den Seinen im tiefsten Schlaf lag. Er blieb daselbst bis ungefähr nach 5 Uhr, fuhr um die Stadt herum und nach Lindenau, wo General Bertrand stand. Er besah sich die Brücke und die Gegend, wo zwei Tage vorher der Angriff auf das Bertrandsche Korps stattgefunden hatte, und erteilte bei dieser Gelegenheit dem General Bertrand den Befehl, nach Weißenfels zu marschieren. Bald zu Pferde, bald im Wagen, kehrte er durch die Vorstädte wieder auf demselben Wege nach Stötteritz zurück. Es war gegen 8 Uhr. Die Garden waren bei Stötteritz angekommen. Der Kaiser frühstückte auf einem der dortigen Landgüter; aber der von allen Seiten mit Macht sich erhebende Kanonendonner machte wenige Minuten darauf das ganze Hauptquartier rege. Von Markkleeberg, Dölitz und Liebertwolkwitz her hallte ununterbrochen das grobe Geschütz. Die Schwedenschanze war in der vorigen Nacht von den Franzosen verlassen worden, und der König von Neapel hatte sich, mit den Armeekorps von Victor und Augereau seitwärts, vorwärts nach Probstheida aufgestellt. Er sendete gleich bei dem Anfang der Schlacht zu dem Kaiser und ließ ihn wegen der großen Übermacht, mit der man gegen ihn anrücke, um Verstärkung bitten. Die Verbündeten wollten zu gleicher Zeit den Übergang über die Pleiße bei Dölitz, Lößnig und Connewitz erzwingen. Napoleon begab sich zu Pferde auf diese Seite, und hielt neben der Tabaksmühle an. Hier begann und endigte er den großen entscheidenden Tag, der den Lorbeerkranz entblättern sollte, welchen das Glück bis jetzt um sein Haupt geflochten hatte. Eine durchlöcherte, halb zerstörte Windmühle stand als ein warnender, böser Vorbote, als ein Bild des launischen, von allen Winden abhängigen Glückes, ihm zur Seite."

Zunächst glaubte der Kaiser, die äußere Linie, die er am 16. verteidigt hatte, auch noch am 18. halten zu können. Es ging der Befehl aus, daß die Truppen in die alten Stellungen einrücken sollten, aber dann kamen nacheinander die Nachrichten von dem Anrücken der russischen Reservearmee, der Nordarmee, von der Einnahme von Gohlis durch den General von Sacken. Und so glaubte denn der Kaiser seine Truppen näher um Leipzig zusammenziehen zu müssen, innerhalb eines engeren, aber dafür um so festeren Halbkreises, der sich von Connewitz über Probstheida, Zuckelhausen, Zweinaundorf, Paunsdorf und Schönefeld erstreckte. Den rechten Flügel kommandierte der König von Neapel, das Zentrum der Herzog von Tarent und den linken Flügel der Fürst von der Moskwa. In Leipzig selbst stand General Dombrowski mit seinen Polen und einigen Abteilungen der Leipziger Garnison. Besonderen Wert legte der Kaiser darauf, sich die Rückzugsstraße über Lindenau zu decken. Noch am Abend des 17. mußte das Korps Bertrand, verstärkt durch Reyniers Division Guilleminot, Kavalleriebrigade Quinette und eine zwölfpfündige Batterie (15 Geschütze waren ihm demontiert) auf Weißenfels abmarschieren. General Rogniat, der Chef des Ingenieurwesens, auf den Napoleon sehr viel hielt, begleitete Bertrand mit einer Schar von Gardepionieren, um die Brücken wiederherzustellen, falls die Verbündeten sie abgebrochen hätten. Dafür übernahm der Marschall Mortier mit seinen 26 Tirailleurbataillonen junger Garde und 48 Geschützen die Wacht am Defilee von Lindenau.

Vaudencourt gibt die von uns für 16. errechneten 157000 fälschlich als Gesamtzahl Napoleons, die inklusive Reynier 170000 (Plotho) und inklusive überzähliger Artillerieparks, Genie, Train, Administration 180000 betrug. Zu 190000 am 16. können wir uns so wenig verstehen wie 210000 im ganzen, wie St. Hilaires „Geschichte der Garde" und Rousset rechnen, die viele Einzelheiten nicht kennen. So kann Macdonald unmöglich „20000" gehabt haben, wenn der Katzbachverlust auch nur einigermaßen zutrifft. Nun verlor Napoleon am 16. und 17. nach unserer Rechnung 27000 (wie eine Historique angibt), so daß er am 18. nur 130000 Streitbare entgegenstellte.

Im Dunkel der Nacht zum 18. Oktober um 2 Uhr marschierten die Truppen aus ihren alten Stellungen ab, um die neuen einzunehmen. Es goß in Strömen vom Himmel und viele von diesen Soldaten des Kaiserreichs, die einst in der Lombardei und in Deutschland so glänzende Tage des Überflusses gesehen hatten, besaßen jetzt kaum eine Brotrinde mehr, um daran zu beißen, kaum einen Schluck in der Feldflasche, um sich die Lippen zu netzen. Und dazu kam, daß sie siegreich behauptete, mutig erkämpfte Stellungen aufgeben mußten, was nicht dazu beitrug, ihre Stimmung zu heben. Nur unerhörte Glücksfälle konnten die

Digitized by Google

Lage des Kaisers noch ändern und es mag unter diesen Soldaten des Glücks nicht wenige gegeben haben, die auch jetzt noch unter so miserablen Umständen und umstellt von einer Welt von Feinden, auf den jähen Wechsel des Glücks hoffen mochten. Und in der Tat, es war von jeher in der ganzen Laufbahn des Korsen, als ob die große Welt der Möglichkeiten ihm, als dem Schoßkinde des Glücks, stets noch besondere Möglichkeiten offen hielt. Da erzählt der Oberst Marbot eine besondere Episode, die allerdings, wenn sie geglückt wäre, der Völkerschlacht und vermutlich dem ganzen Krieg eine besondere Wendung hätte geben können. Als der Marschall Macdonald seine Truppen in der Nacht zurückzog, ließ er den Obersten Marbot mit seinem Regiment am Fuße des Kolmbergs zurück. Marbot ist in seinen Denkwürdigkeiten ein sehr glaubhafter Mann und so mag hier Platz finden, was er über sein Abenteuer berichtet:

„Während der Nacht zog Marschall Macdonald alle Truppen, die am Kolmberg standen, nach Liebertwolkwitz zurück, nur ich erhielt Befehl, noch bis Tagesanbruch dort zu bleiben und den Berg bis dahin gegen etwaige feindliche Unternehmungen zu halten. Die Aufgabe war insofern nicht angenehm, als ich zu ihrer Ausführung bis dicht an den Fuß des Berges herangehen mußte und dadurch fast eine Stunde weit von allen andern Truppen abkam. Es war leicht möglich, daß ich im Laufe der Nacht von stärkeren feindlichen Abteilungen auf beiden Seiten umgangen und abgeschnitten wurde.

Der Himmel war klar und das Licht der Sterne ließ die Kuppe des Berges deutlich erkennen. Da man nun bei solcher Beleuchtung von unten gut wahrnehmen kann, was sich auf der Höhe zeigt, während der Blick von oben nach unten ins Finstere fällt, so suchte ich am Fuße der Höhe eine geeignete Stelle, an welcher meine Reiter vollständig im Schatten der Kuppe standen, und schärfte ihnen die Beobachtung lautloser Stille ein.

Während ich mit dem Regiment so den Anbruch des Tages abwartete, ereignete sich ein Vorfall, der, hätte mir mein Geschick nicht einen bösen Streich gespielt, den Kaiser und Frankreich gerettet und meinen Namen für ewige Zeiten berühmt gemacht haben würde.

Es war eine halbe Stunde vor Tagesgrauen, als plötzlich drei Reiter auf der Kuppe des Hügels erschienen. Wir vermochten ihre Umrisse deutlich zu erkennen und bei der herrschenden nächtlichen Stille jedes ihrer Worte zu verstehen. Sie sprachen französisch, der eine war ein Russe, die beiden andern schienen Preußen zu sein. Offenbar stand der erstere in einem Vorgesetztenverhältnis zu den beiden letzteren, denn er befahl dem einen: ‚Reiten Sie zu den Majestäten und melden Sie, daß hier alles frei wäre und daß sie heraufkommen könnten; in wenigen Minuten würde es zu einem Umblick hell genug sein, doch müßte der Augenblick wahrgenommen werden, weil gegenwärtig eine Störung durch den Feind nicht zu erwarten sei.‘

Der Offizier, an den diese Worte gerichtet waren, bemerkte, ob es sich nicht empfehlen würde, erst das Eintreffen der Leibwache abzuwarten, die noch ziemlich weit zurück wäre, worauf die Erwiderung erfolgte: ‚Wozu denn? Tun Sie nur, was ich Ihnen sagte, vorderhand ist hier gar nichts zu befürchten.‘

Wir wagten kaum zu atmen, als wir dies hörten. Man hätte ein Blatt fallen hören können, so still verhielten wir uns. Nach kurzer Zeit erschienen auf der Höhe etwa zwanzig Reiter, von denen einer abstieg.

Obgleich ich, als ich meine Aufstellung nahm, mit keinem Gedanken daran gedacht hatte, möglicherweise einen guten Fang tun zu können, so hatte ich doch für alle Fälle zwei Eskadrons bestimmt, die auf ein von mir mit dem Taschentuch gegebenes Zeichen sogleich rechts und links um den Hügel herumreiten und ihn einschließen sollten, um diejenigen abzufangen, die sich etwa auf die Höhe heraufgewagt haben würden. Ich war also voller Hoffnung und wollte eben das verabredete Zeichen geben, als in der Aufregung des Augenblicks ein Mann aus einer der beiden von mir bestimmten Schwadronen seinen Säbel fallen läßt und in der Befürchtung, daß das Geklirr bis oben gedrungen sein und mein Zeichen zu spät kommen könne, den Karabiner ergreift, sofort mitten in den Haufen auf der Höhe hineinfeuert und einen preußischen Major tötet.

Natürlich war die ganze Kavalkade in demselben Moment wie weggeblasen, und wenn ich auch mit einem Teil meiner Leute auf der Stelle hinterherjagte, so sah ich bei dem Vorsprung, den die feindlichen Reiter schon gewonnen hatten, die Nutzlosigkeit der weiteren Verfolgung bald ein und kehrte, ganz außer mir über den vereitelten Fang, um, als ich die Leibwache herankommen hörte. Später erfuhr ich von meinem Freunde, dem in der Garde des Großherzogs von Darmstadt stehenden Oberst von Stosch, daß mir der Kaiser von Rußland und der König von Preußen entgangen waren.“

Es wäre allerdings eine der eigentümlichsten Lagen in der Weltgeschichte gewesen, wenn Zar Alexander und König Friedrich Wilhelm am Morgen eben des Tages, der die Entscheidung bringen sollte, wo sie das Wild schon umstellt zu haben glaubten, plötzlich von einem französischen Chausseurregiment abgefangen und im Triumph vor den großen Feind gebracht worden wären. Es hat solche Momente in der Geschichte

Digitized by Google

der Welt gegeben, — hier kam ein solcher nicht in Erfüllung. Ein Säbel, der klirrend zu Boden fiel, durchschnitt sozusagen den Strick, der sich schon um die Monarchen und ihren betreßten Stab gezogen hatte. Welch ein Nachruhm wäre diesem Monarchenfänger, diesem Oberst Marbot geworden! Das Glück ist neidisch. Aber vielleicht ist Marbots Phantasie auch ein wenig zu erregt gewesen!

Der Oberkommandierende der Verbündeten, Fürst Schwarzenberg, hatte den allgemeinen Angriff für den 17. auf 2 Uhr nachmittags angesetzt, aber seine Erwartung, daß General von Bennigsen früh genug zur Stelle sein würde, erfüllte sich nicht. Erst gegen 4 Uhr traf dessen Vorhut unter dem General Strogonow, einige Bataillone und Schwadronen stark, bei Fuchshain am rechten Flügel des Grafen Klenau ein. Zwar, der alte schmallippige, fuchsgesichtige Hochverräter von anno 1801 selbst war schon früher zur Stelle. Er hatte bereits das Schlachtfeld, das ihm zugewiesen war, rekognosziert und seine Angriffsdispositionen alsbald dem Hauptquartier eingereicht, denn inzwischen war vom Kaiser Alexander bei Bennigsen die Meldung eingegangen, daß der ganze Angriff auf den nächsten Morgen verschoben sei. „Dieser Aufschub," so ließ Kaiser Alexander höflich melden, „erfolge dem General Bennigsen zu Ehren, da er gerade voriges Jahr am 18. Oktober durch sein glückliches Gefecht gegen den König von Neapel bei Tarutina nahe Moskau den Anfang zum Glückswechsel der russischen Waffen gemacht habe. Der Kaiser danke dem General nochmals für diesen Sieg und erwarte morgen von seinen Talenten nicht weniger als im verflossenen Jahr." — Als Fürst Schwarzenberg an der Angriffsdisposition Bennigsen etwas geändert zu haben wünschte und den Grafen Latour in dieser Angelegenheit zu ihm sandte, wies Bennigsen von oben herab jede andere Maßnahme zurück: „Es sei jetzt keine Zeit mehr, solche Hauptveränderungen vorzunehmen. Überdem habe der Kaiser, sein Herr, ihm ausdrücklich überlassen, nach seiner besten Einsicht zu handeln und dieses werde er wahrnehmen." — Der Mann kannte seinen Zaren.

Es stand überhaupt nicht glänzend um die Autorität des Fürsten Schwarzenberg. Das Hin und Her der Befehle soll auf eine Vorstellung hin dem Kaiser Franz den Seufzer entlockt haben: „No, dös glaub' i scho'; aber 's geht halter bei uns sehr konfus her!" Ein Haupttadel ist dem Fürsten dafür geworden, daß er den Franzosen die Rückzugsstraße über Lindenau nicht verstopfte. Erst wurde der Feldzeugmeister Gyulai von seiner Stellung in Lindenau nach Eröbern dirigiert und dann wieder nach Lindenau zurückgeschickt, um hier „zu demonstrieren, wenn er nicht poussieren könnte." Nach dem Hin- und Hermarschieren seiner Regimenter war es spät geworden, und es flackerte nur ein Vorpostenfeuer, das bei strömendem Regen und widrigem Wind mühsam unterhalten wurde. — Es sei hier unserer übrigen Darstellung vorausgeschickt eine Art Kritik, die der emsige Herr von Plotho, der erste und sehr schätzenswerte Historiker der Freiheitskriege, ausübt.

„Wenn der Feldzeugmeister Gyulai," schreibt Herr von Plotho, „das Dorf Lindenau zum Teil erobert hatte und die Brücke über die Luppe und Elster nicht zerstörte, wenn er auch beim spätern feindlichen Angriff diesen Punkt nicht mit der Anstrengung aller seiner Kraft verteidigte und die drei folgenden Tage sogar bloß beobachtend stehenblieb, ohne den Angriff zu erneuern, wenn man dahin weder vom schlesischen noch vom böhmischen Kriegsheere Verstärkungen sandte, dann konnte man wohl, so scheint es, die Absicht nicht haben, Lindenau zu besetzen. War es also vielleicht nur ein Versuch, den man mit der III. österreichischen Armeeabteilung machte, durch welchen man den Kaiser Napoleon auf die Gefahr, die ihm drohte, aufmerksam machen und zum Rückzug bewegen wollte? So scheint es allerdings und man hat recht getan, den Kaiser Napoleon mit 150000 Mann nicht in Verzweiflung ohne Rückzug (auf seiner bisherigen Verbindungslinie) aufs äußerste zu bringen; denn 150000 Mann tapferer Truppen unter einem entschlossenen Führer, sind die jemals abgeschnitten? Können Sie jemals eingeschlossen sein? Denn wer und welche Tapferkeit will verhindern, daß solche Streitmacht sich nicht den Weg bahne, und wollen sich 150000 Mann durchschlagen — die Weltgeschichte hat kein Beispiel —, so mußten sie alles mit sich umreißen, und nicht zu berechnen waren die Folgen, die daraus entstehen konnten. Und wenn nun der Kaiser Napoleon sich nach Magdeburg hin den Weg bahnte, so war Deutschland nicht so wie durch diese Schlacht befreit, der Krieg erhielt eine ganz andere Wendung, und es wurde der Kriegsschauplatz nach dem nördlichen Deutschland verlegt. Also man ließ ihn auf dem geraden Wege nach dem Rheine ziehen. Man hatte schon recht, daß man es tat, man wollte ihm goldene Brücken bauen, allein er sprengte die steinernen selbst in die Luft." — Inwieweit diese in jenen Tagen sehr allgemeine Auffassung, daß man aus wohlerwogenen militärischen und politischen Gründen dem gefürchteten Kaiser ein Loch gelassen habe zum Entwischen, wirklich berechtigt ist, wird unsere Schilderung der Vorgänge zeigen. Die Kriegsgeschichte der neuesten Zeit und das Kriegsschachspiel Moltkes 1870 hat es erwiesen, daß man große Armeen abschließen und zur Kapitulation zwingen kann. Allerdings stand weder bei Sedan noch bei Metz unseren Heeren ein Napoleon gegenüber. Auch war keine wirkliche Ähnlichkeit der Lage vorhanden, obschon Graf Yorcks „Napoleon als Feldherr" es vorschützt.

Der einzige, der an diesem 17. Oktober durchaus nicht schweigen wollte, war der alte Blücher. Der

Digitized by Google

dachte nicht anders, als den bei Möckern so erfolgreich geführten Kampf am 17. in der Frühe fortzusetzen. Er nahm die Korps Langeron und Sacken vor und stellte York in die Reserve*). Aus den vier Divisionen des Korps wurden zwei gemacht, so sehr war es zusammengeschmolzen. Vergeblich versuchte Blücher, den Kronprinzen von Schweden heranzuholen, denn er konnte nicht wissen, was Napoleon vorhatte und ob er sich nicht mit ganzer Macht auf die schlesische Armee werfen würde, um nach Norden durchzudringen. Aber selbst für den 17. Oktober (wenn die Schlacht fortgesetzt worden wäre), würde Bernadotte nicht zur Stelle gewesen sein. Er zog gemächlich mit seinen Truppen bis Breitenfeld und schwelgte dort auf der historischen Hochebene, wo einst Gustav Adolf gefochten hatte, in Erinnerungen an jene Schwedenzeit, die ihm ebenso fremd war, wie ihm, dem Gaskogner, jeder Tropfen des Blutes der Wasa. Der alte Blücher war voll ehrlichen Zorns gegen den unermüdlichen Zauderer und Ausflüchtemacher. Als Gneisenau, immer in der Form korrekt, seinen alten Herrn daran erinnerte, daß man dem Kronprinzen wohl eine schriftliche Anzeige des Sieges machen müsse, knurrte Blücher: „Ach was, wir wollen uns Tinte und Feder sparen. Es ist ja nicht der Mühe wert, dem Kerl von Schweden noch zu schreiben." Im Laufe des Nachmittags erschien statt eines Offiziers im Blücherschen Hauptquartier der Kammerherr von Podewils und brachte einen Glückwunschbrief. „Meine Truppen", hieß es unter anderm in demselben, „sind ermüdet von den Biwaks und den bisher erduldeten Strapazen." Allerdings, Pulver hatten Bernadottes Schweden, Russen und Preußen seit Wochen nicht mehr gerochen. Im übrigen enthält der Brief eine Menge Worte und zur Sache nur den einzigen Satz: Daß jeder bei den Operationen, welche stattfinden würden, die ihm durch die ordre de bataille angewiesene Stelle einnehmen möge. „Nun, Gneisenau," brummte der Feldherr, „riechen Sie wohl den Braten. Was will er damit sagen, mit der durch die ordre de bataille angewiesenen Stellung? Ich soll jetzt wieder mit der schlesischen Armee womöglich noch bei Nacht und Nebel an den linken Flügel der Nordarmee marschieren, weil es dort tüchtige Keile geben wird, wovon Seine Königliche Hoheit kein besonderer Freund ist. Daraus wird ein für allemal nichts, das lassen Sie ihm rund heraus sagen." Und dann mit der Sprache rein blücherisch herausgehend: „Sagt dem Hundsfott meine Empfehlung und er soll mir . . . —, na, den Buckel runter rutschen!" Als Herr von Podewils dann eine Zusammenkunft mit dem Kronprinzen in Breitenfeld vorschlug, brach der alte Husar los: „Schockschwere Brett, zum Donnerwetter, der Kerl von Zigeuner kann mich gestohlen werden. Habe in Breitenfeld nichts zu suchen."

Inzwischen — diese Verhandlungen mit dem Abgesandten Bernadottes spielten am Spätnachmittag — hatte man sich durch einen geheimen Abgesandten des Generals von Bülow versichert. Und Bülow war nicht der Mann, der zurückbleiben wollte. „Bei meinem Wort," lautete Bülows Antwort, „wo es das Wohl meines Vaterlandes gilt, werde ich nicht fehlen. Ich werde mannhaft zu meinen Landsleuten und Waffenbrüdern stehen und unbedingt mit schlagen."

So standen diese Sachen am Spätnachmittage. Während des Morgens gegen 10 Uhr hatte auf Blüchers Befehl der General von Sacken Gohlis angegriffen, während sich General von Langeron gegen Eutritzsch wandte. Als das Schießen wieder losging, kam der Fürst von der Moskwa persönlich herbei, um nach dem Rechten zu sehen. Als er sah, daß Gohlis von Württembergern besetzt war, ließ er schleunigst die Division Dombrowski vorgehen und die Schaben ablösen. Man durfte jetzt nach seiner Meinung den Rheinbundtruppen nicht allzusehr mehr trauen. Blücher hatte starke Batterien vor die Front genommen und kanonierte, was das Zeug halten wollte. Er gedachte mit dem Korps Langeron und einer Reiterdivision des Grafen Wintzingerode, die von der Nordarmee her eingetroffen war (das war alles, was Bernadotte „zur Entscheidung des Schicksals Europas" bis jetzt abgegeben hatte), die Parthe weiter östlich zu überschreiten, während Sacken und York den Feind vor Leipzig beschäftigen sollten, denn der alte Tapfere glaubte nicht anders, als das südlich von Leipzig die böhmische Armee schon wieder im Kampf stünde, und daß es seine Pflicht sei, im Norden festzuhalten, was sich festhalten ließ. Als dann die Kunde kam, daß der Angriff verschoben sei, stand er von seinem kühnen Unternehmen ab. Doch hatte Sackens Reiterei Wassiltschikoff das abziehende 3. Kavalleriekorps an der Parthe ereilt und ihm 5 Geschütze abgeknapst, prallte dann aber vor Delmas' unerschrockenen Vierecken ab. Ein württembergischer Offizier, der Leutnant Martens, mag uns hier einige Episoden aus dem Kampf bei Gohlis und in der Halleschen Vorstadt schildern: „Um 8 Uhr morgens begann ein starkes Geschützfeuer von Wiederitzsch her. Die feindlichen Batterien hatten sich so sehr der Stadt genähert, daß die Kugeln uns über die Köpfe flogen und hinter uns auf der Wiese aufschlugen,

*) Daß man ihn dorthin verwies, ist der schlagendste Beweis, wie sehr er geschwächt war. Doch erklären wir das offizielle Einschrumpfen seines Verlustes auf 5600, wie es noch Friedrich beliebt, durch die schöne Tatsache, daß alle Leichtverwundeten sich wieder zur Fahne drängten. Übrigens ist Herunterschrauben des Verlustes nichts Neues, so für Thümen bei Dennewitz nur 1200, obschon allein sein 4. Ostpreußisches 19 Offiziere 734 verlor. Selbst in den Regimentsgeschichten herrscht Unordnung, denn daß z. B. 3. Ostpreußisches viel weniger verlor als 3. Ostpreußische Landwehr, ist ganz unglaubhaft usw.

Digitized by Google

um ſich darauf im Wäldchen zu verlieren. Abteilungen der leichten Infanterie beſetzten das vor uns befindliche Dorf Gohlis, welches nur eine kleine halbe Stunde von Leipzig entfernt iſt, ſie hatten dabei einige Verwundete, wurden aber darauf auf Befehl des Marſchalls Ney durch polniſche Truppen abgelöſt.

Viele der Bewohner unſerer Vorſtadt flüchteten ſich. Ein junges Paar, ob Getraute oder Verlobte kann ich nicht ſagen, das ſich über die gefährliche Wieſe wagte, ſuchte Schutz in der Vertiefung bei der Brücke, wo ich mich mit meiner Mannſchaft dieſen Morgen noch befand. Sie waren beide leichenblaß; bei jedem Kanonenſchuß fuhr die blauäugige Blondine zuſammen und zitterte am ganzen Leibe, ſie hoffte, daß die Franzoſen bald ſiegen und vorrücken möchten, damit dieſem grenzenloſen Jammer ein Ziel geſetzt werde. Wie ganz anders fühlte die unvergleichliche Müllerstochter von Groß-Särſchen (die Quartierwirtstochter des Erzählers zur Zeit der Schlacht von Dennewitz), die da ſagte: ‚Um Gottes willen nur keinen Frieden, ſolange noch ein Franzoſe auf deutſchem Boden ſteht!‘ Wenn ich die nur hätte herzaubern können, um dieſe ſo verkehrt denkende deutſche Seele eines Beſſeren zu belehren. Sie wollten nach Lindenau; ich ſagte ihnen, daß es dort nicht ſicherer ſei als hier bei Pfaffendorf, und riet ihnen, ſich ſo ſchnell als möglich in die Stadt ſelbſt zu begeben, dort ſeien ſie noch am beſten geborgen. Bewohner von Eutritzſch und Gohlis, die noch über meine Brücke kamen, wies ich auf dieſelbe Weiſe in die Stadt. Um 9 Uhr ritt General Bertrand in dem Augenblick, als ich eine Verrammelung vornehmen wollte, mit ſeinem Gefolge über die Brücke und befahl, dieſelbe mit Brennmaterial zu umgeben, um ſie nötigenfalls gleich anzünden zu können; kaum aber hatte ich begonnen, mich meines Auftrags zu entledigen, als ein Adjutant mir den Befehl überbrachte, mich ſogleich zur Diviſion zu verfügen, welche am Gerbertor der Halleſchen Vorſtadt aufgeſtellt war. Eine polniſche Abteilung, welcher ich den ſoeben vom General Bertrand erhaltenen Auftrag, ſo gut es gehen wollte, mitteilte, löſte mich ab. Wir wurden nun zu beiden Seiten dieſes Tores, welches auf Befehl des Kaiſers bis aufs äußerſte verteidigt werden ſollte, und in den anſtoßenden Häuſern verteilt, zugleich ging die Verrammelung des Tores vor ſich. Ich hatte mit unſerer Mannſchaft eine Papierfabrik beſetzt und ſchon meine Leute an deren Fenſtern verteilt, als ich im Hofe dieſes Gebäudes einer Anzahl leerer Fäſſer anſichtig wurde, dieſe konnten nach meiner Anſicht den Dienſt als Schanzkörbe verſehen und unſerer Verrammelung ſehr dienlich ſein; als ich aber ſolche hinausrollen ließ, ſtellte ſich die energiſche Beſitzerin, die plötzlich wie eine wilde Katze aus ihrem Kellerverſtecke hervorbrach, entſchieden dagegen und ſchimpfte wie ein Rohrſpatz, wobei ihr der Geifer wie einem tollen Hunde von beiden Mundwinkeln herunterlief. Ziemlich unſanft wurde dieſe Xanthippe auf die Seite geſchoben, wobei ſie ſich noch ihrer Hände und Füße zur Abwehr bediente. Wie kleinlich kämpfte dieſe Frau auf die furchtbarſte Weiſe um ſo geringfügiges Eigentum, während vom Kanonendonner die Erde erbebte und Tauſende ihr Blut verſpritzten. Kaum hatte ich mich von dieſer biſſigen Schlange weggewandt, als ein hübſcher junger Pole herbeiſprang und um Hilfe flehte; er hatte eine tiefe Schußwunde am Halſe, aus welcher das Blut auf ſeine Hand, die er feſt an die Wunde drückte, und zwiſchen den Fingern unaufhaltſam hervorſtrömte. Sogleich langte ich die in Groß-Särſchen erhaltene Scharpie und Binde aus meinem Patronentäſchchen hervor. Es war aber ſchon zu ſpät, ſterbend ſank er, ſein ſchönes Auge noch dankbar auf mich gerichtet, zu meinen Füßen nieder und hauchte ſein junges Leben aus.

Eine merkwürdige Erſcheinung wurde mir zuteil, noch ehe ich dieſe Räume verlaſſen ſollte; eine bekannte Perſönlichkeit ſtand mit einem freundlichen Manne ganz unerwartet vor mir, es war die ehemalige ſtattliche Mätreſſe des Oberſten B..., die ich in Rußland kennenlernte und die ſich ſtets ſo teilnehmend unſerer annahm, ſo oft wir mit ihrem verhaßten Gebieter in Berührung kamen. Dieſe Perſon, der ich ſchon bei meinem erſten Aufenthalte in Leipzig einmal begegnete, iſt inzwiſchen auf ſolidere Gedanken gekommen und hat einen ehrlichen Bürger aus der Gerbervorſtadt, in welcher wir uns nun befanden, geheiratet. Sie wollte ſich, wie ſie ſagte, noch einmal ihre braven Württemberger anſehen, erkundigte ſich nach mehreren derſelben und bezeigte ungeheuchelte Teilnahme, mich hier angetroffen zu haben; dieſe braven Leute wollten mich veranlaſſen, in ihrem Hauſe eine Erquickung einzunehmen, was freilich nicht anging, indem ich keinen Augenblick meinen Poſten hätte verlaſſen können; als alles Zureden nichts half, entfernten ſie ſich, ließen mir aber durch eine dritte Perſon eine Erfriſchung zukommen. Eine echt ſächſiſche Gutmütigkeit bewährte ſich wieder bei dieſer Frau, wer aber hätte glauben können, ſie hätte den ſchauerlichen Feldzug in Rußland mitgemacht, ſo friſch und blühend ſah ſie noch aus, und es gehörte ein Soldatenmut dazu, ſich zu uns auf dieſen gefährlichen Poſten heraus zu begeben. — Indeſſen flogen Granaten über uns hinweg in die Vorſtadt hinein, ohne jedoch zu zünden, mehrere zerplatzten in unſerer Straße und zertrümmerten viele Fenſterſcheiben mit fürchterlichem Getöſe. Die Polen ſtanden vor uns im Feuer, und ihre Verwundeten liefen und krochen zwiſchen uns durch in die Vorſtadt hinein, woſelbſt ihnen keine augenblickliche Hilfe zuteil werden konnte und ſie ſich in die Nebenhäuſer verliefen. — Blücher, welcher eigenmächtig das Gefecht des heutigen Tages durch ſeinen Angriff veranlaßt hatte, begnügte ſich, die Polen hinter die Parthe zurückgedrängt zu haben, und um die Mittagsſtunde trat überall vollkommene Waffenruhe ein.

Digitized by Google

Höchſt betrübend ſah es jetzt in dieſer Vorſtadt aus, beinahe ſämtliche Türen waren verſchloſſen, auf den Straßen ſah man nur Gruppen von Kranken und Verwundeten, nach Hilfe, Obdach und Labung ſeufzend, ſelten andere Menſchen. Jene Unglücklichen wurden zwar in das große Lazarett gewieſen, welches aus dem Kornmagazin geſchaffen wurde; allein dieſes faßte nicht mehr als 6000 Mann, und viele Hunderte, die nirgends untergebracht werden konnten, blieben noch lange ihrem Schickſal überlaſſen; Hunger, Näſſe und Kälte rafften manchen hin, der von ſeinen erhaltenen Wunden hätte geheilt werden können. Ich betrat ein großes von ſeinen Bewohnern verlaſſenes Haus, das zufällig in ein Krankenhaus ſich umgeſtaltete und worin ſich beſonders viele verwundete Polen befanden, welche mit herabgeriſſenen Vorhängen ſich ſelbſt ihre Wunden verbunden hatten. So ſah es jetzt in dem armen Leipzig aus, in welchem wir im vorigen und noch in dieſem Jahre heitere Tage verlebten."

Ja, wie ſah es in dieſem armen Leipzig aus! Für die Schweſterſtadt Dresden war jetzt die alte Handelsſtadt an der Pleiße in das Zentrum der kriegeriſchen Ereigniſſe geſchoben. Um ihre alten Mauern und Gärten wogte, tobte, raſte dieſe Schlacht um Deutſchlands, um Europas Befreiung wie ein entfeſſelter Hexenſabbat.

„Der Morgen des 17. Oktober brach an," ſo erzählt ein Bürger der Stadt. „Vergebens forſchten die Bewohner Leipzigs an den Straßenecken nach einem Schlachtberichte über den Kaiſer. Die franzöſiſchen Soldaten ſchienen noch beſorgter als geſtern; die allgemeine Unruhe nahm zu. Das Hin- und Herjagen von Offizieren und Kurieren wurde häufiger, und der Gottesdienſt, ſelbſt in den noch übrigen Kirchen, die nicht zu militäriſcher Benutzung genommen waren, wurde nicht abgehalten. Aus der Betäubung, in welcher wir uns befanden, wo wir die Entſcheidung ſchon ſo nahe geglaubt hatten, ſchreckte uns plötzlich nach 9 Uhr früh eine ſtarke Kanonade vor dem Halleſchen Tore auf. Mehrere Kanonenkugeln und Granaten flogen in die Stadt und beſchädigten einige Häuſer in der Fleiſchergaſſe, Nikolaiſtraße und auf dem Brühl. Auch wurde (ſeitens der Franzoſen) auf dem Rathauſe gedroht, daß, wenn nicht ſchleunigſt Lokale für die Kranken ausgemittelt würden, ganze Straßen von ihren bürgerlichen Bewohnern geräumt und zu Militärhoſpitälern eingerichtet werden ſollten.

In Leipzig mehrten ſich an dieſem Tage die Trauerſzenen ſtündlich. Nicht genug, daß die Not hinſichtlich der Lebensbedürfniſſe immer höher ſtieg, ſondern die Maſſe der Verwundeten vergrößerte ſich mit jeder Viertelſtunde. Alle bisherigen Lazarette und dazu genommene Räume, z. B. das bisherige Magazin, die neue Kirche, die Kornböden, der Wollboden und die Säle der Funkenburg und der Blauen Mütze langten immer noch nicht zu. Während die Schwerverwundeten hilflos auf der Straße lagen, drängten ſich die Leichtbleſſierten in Menge in die Häuſer, wo die aushängenden Zeichen die Wohnungen eines Chirurgen verkündeten. Und ſelbſt auf dieſe Art konnte ihrem Elende bei weitem nicht abgeholfen werden. Der Andrang war zu groß und überſtieg die Zahl der Helfer unendlich. In die Buden, welche noch von der Meſſe her ſtanden, ſchleppten ſich viele dieſer Unglücklichen und fanden hier, ſchmachtend und von den ſchrecklichſten Schmerzen gequält, den einzigen Retter, den Tod. Auch der weichherzigſte Beobachter wurde durch die ſo oft wiederkehrenden Trauerſzenen endlich abgehärtet. Wenige Schritte, und man ſtieß auf einen noch blutenden Leichnam, etwas weiter, und man traf auf einen Unglücklichen, der aber unter der überwiegenden Qual ſeiner Schmerzen immer wieder zuſammenſank und kraftlos auf die harten Steine niederſtürzte. Hier bat ein Leichtverwundeter flehentlich, oft mit Tränen im Auge, um ein Stückchen Brot, dort verzehrte ein anderer mit haſtiger Gier die unbrauchbaren Abgänge und Überbleibſel von Speiſe, die er auf Kehrichthaufen fand, oder nagte mit ſeiner letzten Kraft an Knochen, die ſelbſt das Vieh verſchmähte.

O wahrlich, wer an dieſen Tagen noch einen Wert auf das menſchliche Leben legen konnte, der mußte entweder dieſe erſchütternden Szenen nicht geſehen haben oder eine große Kraft in ſich vereinigen, ſich über das Gemeine und Alltägliche hinwegzuſetzen und zu erheben. Die dumpfe Stille, welche aus dieſer allgemeinen Stimmung hervorging, wurde durch das unaufhörliche Heranſprengen der Kuriere nach den verſchiedenſten Richtungen, durch das Raſſeln der hin und her fahrenden Kanonen und Munitionswagen, durch das Geſchrei der Marketenderinnen, welche wegen Aufkaufs von Viktualien in die Stadt kamen, aber außer Wein nirgends etwas erhalten konnten, die einzelnen losgehenden Flintenſchüſſe und durch das beſtändige Anrufen der verdoppelten Wachen unterbrochen. Die Stimmung der franzöſiſchen Soldaten ſelbſt konnte auch dem Sorgloſeſten nicht entgehen. Alles deutete auf eine Beſorgnis und Ängſtlichkeit hin, die zu den geſtern verbreiteten Siegesnachrichten gar nicht ſtimmten. In die Torflügel der inneren Stadt wurden Schießlöcher geſchnitten, die Wachen überall verſtärkt, und in den Toren und Alleen ſchallte auch dem friedlichen Fußgänger unaufhörlich das ‚Qui vive!' der Schildwachen entgegen.

Mehrere der deutſchen, noch mit den Franzoſen verbündeten Truppen gaben laut ihr Mißvergnügen zu erkennen und harrten mit ſichtbarer Freude des Tages, von welchem ſie ſchon im voraus mit Gewißheit hofften, daß die Stunde ihrer Erlöſung ſchlagen würde. Beſonders war dieſe Sehnſucht bei einem Kommando von etwa 30 Mann badenſcher Truppen ſichtbar, welchen die Beſetzung und Verteidigung des Pförtchens

Digitized by Google

am Zucht- und Waisenhause aufgetragen war. Sie versicherten schon vorher, daß sie keinen Widerstand leisten würden, ja sie verkauften sogar schon an diesem Tage ihre Gewehre an gewinnsüchtige Menschen, in denen selbst die große Not dieser Tage die Liebe zur Spekulation und zum Handel nicht hatte unterdrücken können.

Mit Eintritt der Dunkelheit erblickten die Bewohner Leipzigs rund um ihre Stadt einen breiten Kranz von Wachtfeuern, welcher deutlich zeigte, daß der Kriegsschauplatz Leipzig nicht nur umschloß, sondern daß derselbe der Stadt auch schon bedeutend näher gerückt war. Selbst den Mutigsten überfiel jetzt Furcht, indem man dem schrecklichsten Tag entgegensah. Die meisten dachten auf Verbergung ihrer Habseligkeiten."

Aber die Kriegsgewalten, die in jenen Tagen rund um Leipzig sich sammelten wie ein dunkles unheilschwangeres Gewitter, kümmerten sich wenig darum, ob die Blitze, die sie entsandten, zündeten, ob Leipzig stehen blieb oder nicht, ob der ehrsame Bürger seine Habseligkeiten barg oder ob er nackt und bloß schließlich eine Stätte suchen mußte, wohin er sein Haupt legen konnte.

„.... Gradaus geht des Blitzes,
Geht des Kanonenballs fürchterlicher Pfad —
Schnell auf dem nächsten Wege langt er an,
Macht sich zermalmend Platz, um zu zermalmen."

Und wahrlich, es war dafür gesorgt, daß solcher zermalmenden Eisenbälle an diesem 18. Oktober Zehntausende ihr zerstörendes Spiel trieben. Solche Massen von Streitenden und Geschütz hatte die Weltgeschichte auf einem Punkt vereinigt, trotz der Ströme von Blut, durch welche sie gewatet war, bis zu jenem 18. Oktober nicht gesehen. Die Verbündeten brachten im ganzen an 300000 Mann (301500 Berndt, 306000 Aster sind irrig) mit fast 1500 Geschützen in den Kampf. Kaiser Napoleon an Menschen und Kanonen die Hälfte*). Und über diesen Massen, deren einziges Tun die gegenseitige Vernichtung sein sollte, stieg der 18. Oktober auf. Die stürmische, regnerische, kalte Nacht schied in Nebeln und bald nach 8 Uhr ging über dem weiten Blachfeld die Sonne auf, die strahlende, milde, gütige Oktobersonne. Es war derselbe Tag, an welchem vor Jahresfrist der Kaiser mit den Massen seines Heeres aus Moskau aufgebrochen war, — um 14 Tage zu spät aufgebrochen war nach hartnäckigem Zögern. Jene Versäumnis kostete ihm den Rest seines Heeres. Und auch hier bei Leipzig sollte die Nichtausnutzung des 17. Oktober ihm schwere Einbuße bringen. Entschloß er sich am Abend des 16. noch zum Rückzug, so konnte er seine ganze Armee mit Sicherheit ungeschwächt hinter die Saale bringen und konnte hier den Verbündeten von neuem entgegentreten. Was der 18. Oktober ihm an Menschen und Kriegsmaterial kosten sollte, werden wir hier zu berichten haben. Es lag ein starrer Eigensinn in dieser merkwürdigen Persönlichkeit, der sich manchmal bitter rächte, manchmal aber und überwiegend in dieser seltsamsten aller Laufbahnen bezahlt gemacht hat. Dies muß man bei der Beurteilung des Kaisers erwägen. Von irgendeiner geistigen oder körperlichen Ermüdung, von irgendeinem Nachlassen seiner Spannkraft ist in diesen Tagen und selbst während des folgenden Rückzugs nichts zu bemerken. Der Kaiser hatte am Abend sein Hauptquartier nach Stötteritz verlegt in das Zentrum der neu ausgewählten Stellung. Er war so ziemlich die ganze Nacht zu Wagen und zu Pferde. In Probstheida überwachte er selbst die Aufstellung seiner anmarschierenden Regimenter. Es war indes nicht viel zu sehen in der triefenden, stockschwarzen Nacht. Von Probstheida fuhr der Kaiser nach Reudnitz zum Marschall Ney, den er im tiefsten Schlafe antraf. Man weckte den Marschall sofort, und nun hatte der Imperator eine Stunde lang jene Unterredung mit diesem Getreuen. Der Marschall sollte die Aufgabe bekommen, mit den Korps Marmont und Reynier den linken Flügel der französischen Stellung gegen Blücher und Bernadotte zu decken. Das Korps Souham, zwischen Schönefeld und Volkmarsdorf aufgestellt, sollte soutenieren. Es galt für Ney auf jeden Fall die Verbindung mit Macdonald aufrechtzuerhalten, den inneren Ring, den so, fest zusammengezogen, die französische Armee bildete, geschlossen zu halten, um unter dessen Schutz den Rückzug antreten zu können. Es sollte dann ein Korps nach dem anderen aus der Linie gezogen werden, während sich die bleibenden enger zusammenschlossen und auf Hieb und Stoß gegen den andrängenden Feind verteidigten. Es sollte werden nicht einer jener nächtlichen Rückzüge, wie die Kriegswissenschaft solche anrät, falls ein Heer das Bedürfnis fühlt, einem überlegenen Feinde sich zu entziehen, sondern vielmehr ein Rückzug bei hellem Tage und im langsamen Schritt, ein Rückzug, der eine imposante Haltung behauptete und ohne Hindernis durch das lange Defilee von Leipzig nach Lindenau bewerkstelligt werden könnte. Und in der Tat war ja diese gewaltige Schlacht des 18. Oktober ihrem ganzen Stile nach nichts als das größte

*) Die übliche Ziffer 150000 beweist nichts weiter, als daß man die törichten höheren Stärkezahlen willkürlich erfand, denn niemand meinte ja, daß er am 16. etwa 50000 oder darüber verlor! Vielmehr beweist die zweifellose Richtigkeit unseres Ansatzes 20000 zugleich die Richtigkeit unserer Stärkeziffern. Wenn aber die Verbündeten noch „295000" (Friedrich) zählten, so beweist dies wiederum die Richtigkeit unserer Verlustrechnung für sie von gut 40000, denn sie zogen mit 336000 heran (Wiener Kriegsarchiv).

Digitized by Google

Rückzugsgefecht, das die Kriegsgeſchichte kennt. Nachdem mit dem Fürſten von der Moskwa alles Notwendige verabredet war, ritt der Kaiſer durch Leipzig gegen Lindenau zu, um auch dort die Verteidigungsanſtalten zu prüfen. Unterwegs traf er den General Graf Bertrand, den ſpäteren Getreuen von St. Helena, der ihn bis Lindenau begleitete und von hier aus gleich mit ſeinen Truppen nach der Saale abmarſchierte. Dann fuhr der Kaiſer zurück nach Stötteritz, wo er in irgendeinem Landhaus ein gehöriges Frühſtück einnahm, wohl verdient nach ſolcher nächtlichen Arbeit. Der beginnende Kanonendonner rief ihn in die Front. Er nahm auf dem Thonberg unter der Quandtſchen Tabaksmühle ſeinen Standort hinter dem Stützpunkt ſeiner Stellung, den Probſtheida bildete. Hier und bei Stötteritz waren die franzöſiſchen Reſerven aufgehäuft. Von hier aus konnten die unſicher werdenden Punkte zur rechten Zeit unterſtützt werden.

Als der Kaiſer, von ſeinem Stötteritzer Frühſtück kommend, auf dem Schlachtfelde eintraf, war der Angriff der Verbündeten ſchon in vollem Gange. Kaiſer Alexander und ſein Mitmonarch König Friedrich Wilhelm waren um die Morgendämmerung zu Pferde geſtiegen und hatten ſich der zweiten Angriffskolonne unter Barclay de Tolly angeſchloſſen. Es mag bald nach jener Stunde geweſen ſein, als Marcellin Marbot ſein Abenteuer am Kolmberg, das mit dem klirrenden Säbel und den faſt gefangenen Monarchen, erlebte. Schon in der Morgenfrühe war es bekanntgeworden, daß die Franzoſen ſich aus den vorgeſtern behaupteten Stellungen zurückgezogen hatten. Das Dorf Wachau lohte am nächtlichen Himmel auf und als ein öſterreichiſcher Oberſtleutnant von der Vorpoſtenlinie eine Patrouille hinſchickte, fand man dieſen Schlüſſelpunkt des 16. Oktober bereits verlaſſen.

Der allgemeine Angriff der verbündeten Armeen war auf 7 Uhr früh befohlen, aber die ausdrückliche Beſtimmung des Oberkommandos wünſchte ein übereinſtimmendes Handeln der einzelnen Kolonnen, um keine einer Niederlage auszuſetzen. Als aber der Erbprinz von Heſſen-Homburg bei ſeinem Vorrücken die bisherigen Stellungen der Franzoſen leer fand, ging er über Wachau und Markkleeberg vor, in welcher Linie er eigentlich warten ſollte, nahm im heftigen Vordringen die Dörfer Döſen und Dölitz und wandte ſich, unterſtützt von den links der Pleiße ſtehenden öſterreichiſchen Truppen, gegen Löſſnig. Marſchall Augereau, der hier befehligte, ſandte um Unterſtützung ins Hauptquartier und auch dem König Murat mochte die Sache bedenklich werden. Aber der Schlachtenmeiſter an der Tabaksmühle, nutzte grade dieſen Augenblick, der ſeinen Unterführern bedenklich ſchien: „Le duc de Reggio!“ ein paar kurze Worte an den Marſchall Oudinot und der alte Fechter wirft ſich mit der Diviſion Decouz, zwölf Bataillonen Junger Garde in die Breſche. Sein Angriff reißt die Truppen Augereaus und Poniatowſkis mit vor*). Löſſnig, in welches die Öſterreicher ſchon eindringen wollen, wird geſichert, Dölitz im heftigen Sturm erobert. Und ſchon bricht die Woge des Angriffs gegen Döſen. Fürſt Schwarzenberg iſt ſelbſt zur Stelle. Er ſendet nach den Grenadierkorps Rajewſkis — der arme Rajewſki kuriert jedenfalls in irgendeinem ſächſiſchen Dorf den zerſchoſſenen Arm —, ſendet an Feldzeugmeiſter Gyulai, der doch eigentlich dem umſtellten Löwen den Ausgang von Lindenau wehren ſoll, ſofort auf Eröbern zu marſchieren, um das Loch ſtopfen zu helfen. Inzwiſchen ſchnell die Diviſion Weißenwolf vor, die noch bei Markkleeberg ſteht. Im Laufſchritt, unter der Laſt der Waffen und Torniſter keuchend, eilen die Weißenwolf-Grenadiere herbei. Es iſt die höchſte Zeit, die Bataillone der Brigade Beck kommen aufgelöſt und zermürbt von dem Dorfkampf eben aus Dölitz zurück. Da wirft ſich das Bataillon Call mit Wut hinein. Die Grenadiere dringen mit gefälltem Bajonett in Dölitz ein und ſtürmen jäh bis an das andere Ende hindurch. Bataillon Fiſcher, Bataillon Portner folgen. Der Erbprinz von Heſſen-Homburg ſinkt ſchwer getroffen zuſammen, aber das Dorf wird zurückgewonnen, und keine Anſtrengung der Franzoſen vermag es wieder zu erobern. Aber inzwiſchen hat Oudinot Döſen angegriffen. Die zum Schutze des Dorfes aufgeſtellte Batterie wird von franzöſiſcher Kavallerie attackiert und zurückgetrieben. Feldmarſchalleutnant Graf Hardegg fällt im Dorfkampf, ſchwerverwundet. Aber auch hier treffen rechtzeitig Unterſtützungen ein, und es gelingt die Franzoſen zurückzudrängen und im Zaum zu halten. Vollſtändige Erſchöpfung auf beiden Seiten läßt den Kampf Mann gegen Mann ſchweigen, und die eintönige Melodie der Kanonen beherrſcht die Schlacht.

Diesmal fochten die Polen bei Löſſnig ſehr brav, der dortige Teich füllte ſich mit Leichen der Weißröcke, die kornblumenblauen Litewken betupfte mancher Blutstropfen unter hochſtämmigen Eichen, auch die Krakuſen hieben ein, neun ihrer flotten Führer bluteten. Noch rüſtiger verteidigte Lefol Connewitz,

*) Der gefeierte Poniatowſki litt zwar vorgeſtern nicht entfernt ſo, wie er Napoleon bange machte, auch Augereau mäßig, doch waren ſie erſchöpft und dem ganz friſchen Korps Colloredo nicht gewachſen. Als auch noch Diviſionen Bianchi und Liechtenſtein ſich einmiſchen, ging es ſchief. Decouz' Voltigeure müſſen mit außerordentlicher Bravour gefochten haben, für ſolche Schlachtmomente war Quidnot der rechte Mann. Auch die polniſche Reiterei verlor wieder 300 Mann. Es focht hier noch andere Kavallerie, denn die Ulanen vom Gardekorps ſollen bei Connewitz förmlich überfallen und zerſprengt worden ſein; Historique der Carabiniers verſetzt auch dieſe Elitebrigade Sebaſtianis dorthin, dieſer ſelbſt ſei ſchwerverwundet worden, was unglaublich klänge, wenn nicht der Wachtmeiſter genannt würde, der ihm vom Sattel half.

Digitized by Google

wo den Öſterreichern alles mißlang. Dieſe fochten gewiß möglichſt tapfer, doch die Großtat der Jungen Garde gegen ſo rieſige Übermacht, iſt jeglichem Lobe zu groß im ganzen etwa 16000 Franzoſen und Polen gegen 50000 Öſterreicher, bei denen die Vordertruppen, wie Regiment Haugwitz am Döſener Buſch aufgerieben wurden. Die Polen büßten nur 53 Offiziere 1300 ein, Decouz 49 Offiziere 1000, im ganzen mögen 4000 hier geblutet haben.

Inzwiſchen war auch General Barclay de Tolly mit der zweiten Angriffskolonne vorgegangen, links General von Kleiſt mit ſeinen Preußen, rechts Graf Wittgenſtein, im Rückhalt die ruſſiſch-preußiſchen Garden und Grenadierreſerven. Bei dieſer Kolonne befanden ſich, wie geſagt, die Monarchen Rußlands und Preußens. Es war ein militäriſches Schauſpiel ohnegleichen, das ſich hier den Augen bot. Die ſturmbewährten Truppen von Kulm ſollten hier eine neue Aufgabe finden. Die Fahnen ſpielten im Wind, die Feldmuſik aller Regimenter ließ ihre Weiſen ertönen, und die Trompeten der Reiterei ſchmetterten ihr helles Lied. Aber leer war das Dorf Wachau, leer das Dorf Liebertwolkwitz und nachdem man aus der Schäferei Meusdorf einige franzöſiſche Bataillone und Schwadronen vertrieben hatte, nahmen die Monarchen ihre Stellung auf demſelben Hügel, den am 16. Napoleon zur Leitung der Schlacht benutzte. Bis auf Kanonenſchußweite drang die zweite Angriffskolonne der Verbündeten gegen Probſtheida vor. Um dieſe Zeit, als die zweite Kolonne vor Probſtheida eintraf, war es, daß der Angriff der erſten Kolonne Heſſen-Homburg von den Gardebataillonen Oudinots zurückgeſchmettert wurde. Beſorgt ritt König Friedrich Wilhelm nach Dölitz hinüber, um nach dem Rechten zu ſehen. Indes fand er das Gefecht durch das perſönliche Eingreifen des Fürſten Schwarzenberg wiederhergeſtellt. Dennoch beſchloß man, vor Probſtheida zu warten, bis Heſſen-Homburg und die dritte Kolonne nach rechts, Bennigſen wieder in gleicher Höhe und im Vorrücken waren. Vor den Mauern Probſtheidas entwickelte ſich ein lebhaftes Plänklergefecht, und es fuhren Batterien ſchwerſten Kalibers auf, die begannen ihre Geſchoſſe in das Dorf zu werfen. Probſtheida war damals eins der größeren Kirchdörfer im Leipziger Sprengel, etwa eine Meile vor der Stadt. Es hatte eine Reihe maſſiv gebauter Häuſer und ſeine Gärten waren von feſten Lehmmauern eingefaßt. Die Franzoſen hatten ſich in ihrer eigentümlichen Art in den wenigen Stunden der Nacht vorzüglich auf die Verteidigung eingerichtet, und eine Zickzackkette von Batterien umkränzte das Dorf. Dahinter ſtanden die Kolonnen von Victor und Lauriſton fertig in Schlachtordnung, und die alte Garde konnte jeden Augenblick im Notfalle eingreifen. Dieſer ſpitze, ſcharf vorſpringende, todbringende Winkel war der Schlüſſelpunkt der Stellung der franzöſiſchen Linie. Dieſem Bollwerk gegenüber ſtanden alſo die Truppen der zweiten Kolonne Barclays. Wann war es ſo weit, daß der Sturm beginnen konnte? Wo blieb Bennigſen?

General Baron Bennigſen
Nach einem Gemälde von Schmeidler geſtochen von J. F. Bolt

Der Führer des ruſſiſchen Reſerveheeres und der Oberkommandierende der dritten Angriffskolonne Baron Bennigſen war zweifellos nicht nur ein kluger, entſchloſſener Mann — ach! nur zu entſchloſſen, auch in bedenklichen Augenblicken ſeines Lebens — er war von den Führern der böhmiſchen Armee wohl der Fähigſte, wußte im richtigen Augenblick immer, was er wollte, und wollte eigentlich nie mehr, als er konnte. Er hatte eine klare Angriffsdispoſition entworfen und ließ ſich in deren Durchführung, wie wir wiſſen, auch vom Hauptquartier nicht ſtören. Aber er fand wie die anderen Kolonnen das Bild vor ſeiner Front am 18. früh völlig verändert. Hätte Macdonald noch die Punkte der äußeren Linie, den Kolmberg, Klein-Pösna und die anderen eroberten Vorwerke und Dörfer gehalten, ſo wäre es bei der Übermacht Bennigſens wohl möglich geweſen, den franzöſiſchen Marſchall zu überflügeln. Aber Bennigſen fand, als er vorging, dieſe Dörfer geräumt und den franzöſiſchen Ring ſo eng an Leipzig herangezogen, daß er auf ſeinem rechten Flügel erſt Verbindung mit der Nordarmee des Kronprinzen von Schweden und der ſchleſiſchen Armee Blüchers ſuchen mußte, wenn er nicht ſelbſt Gefahr laufen wollte, plötzlich in der Flanke angegriffen zu werden. Er hatte den alten kriegstüchtigen Koſaken-Hetman Graf Platow — wir kennen ihn ſchon, dieſen klugen und gefürchteten Koſakenführer — damit beauftragt, die Verbindung mit Bernadotte und Blücher herzuſtellen. Platow umging den äußerſten linken Flügel der franzöſiſchen Stellung und ſaß plötzlich zwiſchen den im Rückzuge begriffenen Trains des Korps Macdonald. Noch ſteckte die Koſakenfurcht vom Winter 1812 her den Franzoſen in den Gliedern, und es gab eine heilloſe Verwirrung, als plötzlich in der Dämmer-

Digitized by Google

ſtunde bei ſtrömendem Regen der Ruf „Koſaken“ laut wurde. Am Vorwerk „Heiterer Blick“ öſtlich von Paunsdorf ſtieß Platow auf preußiſche Kavalleriepatrouillen der ſchleſiſchen Armee, und nun wußte man, daß man wenigſtens auf dieſe zählen konnte. — Trotz dieſer veränderten Verhältniſſe mußte General Bennigſen danach ſtreben, die gleiche Angriffshöhe mit den benachbarten Kolonnen einzuhalten. Die erſten bedeutenden Hinderniſſe, auf welche er ſtieß, lagen in den Dörfern Holzhauſen und Zuckelhauſen mit dem in ihrer Mitte dahinter liegenden ſtark befeſtigten Steinberg. Der Herzog von Tarent hatte vorzügliche Anſtalten getroffen, dieſe Dörfer zu verteidigen. In Holzhauſen ſtand die tapfere Diviſion Charpentier, dieſelbe, die am 16., Gewehr im Arm, den Kolmberg erſtürmt hatte. Zwei Stunden lang währte das blutige Ringen um Holzhauſen, und als es den Öſterreichern endlich gelungen war unter den ſchwerſten Verluſten Holzhauſen zu nehmen, warf Macdonald ſeine ganze Reiterei, die er zur Hand hatte, auf ihre Reſerven und ſtürzte ſich ſelbſt an der Spitze des Fußvolks in das Dorf, die eingedrungenen öſterreichiſchen Kolonnen vor ſich herſtoßend. Als ſich aber gegen 1 Uhr mittags die ſtarke Übermacht Bennigſens mehr und mehr entwickelte und das Dorf von drei Seiten angegriffen ward, geriet die Diviſion Charpentier in Auflöſung und flutete in Unordnung aus dem Dorf gegen den Steinberg zurück. Sobald Holzhauſen geräumt war, ließ ſich auch das Nachbardorf Zuckelhauſen nicht mehr halten. Dies Dorf war von deutſchen Bataillonen beſetzt. Es waren badiſche und heſſiſche Truppen, die hier mit ſtarker Energie und Zähigkeit gegen ihre deutſch-öſterreichiſchen und preußiſchen Landsleute kämpfen mußten.

Das ſcheint aber doch wieder mehr Legende zum Preis der Rheinbündler, denn Marchand verlor nur 16 Offiziere, die Badenſer 300, die heſſiſchen Regimentsgeſchichten melden auch nur geringe Ziffern, das Darmſtädter Garderegiment mag ſich ganz brav geſchlagen haben, aber was dem Faß den Boden ausſchlägt, iſt der minimale Verluſt Zietens. Der von Beitzke beſchriebene gräßliche Bruderkampf von Deutſchen gegen Deutſche ſchrumpft wie bei Großbeeren auf ein beſcheidenes Maß ein. Über Macdonalds Wiedereroberung von Holzhauſen wird man aus ſeinen Memoiren nicht klug. Er will ſich mit Hilfe von Gardeartillerie gehalten haben, nachdem ſein eigener Artilleriegeneral Aubry fiel.

Als die Dörfer in Bennigſens Händen waren, beſchloß er ſofort den Angriff auf den Steinberg, welcher von der Diviſion Gérard verteidigt wurde. Als Marſchall Macdonald die Angriffskolonnen aus Holzhauſen und neben Holzhauſen vorbrechen ſah, ſchickte er ſeine Kavallerie Sebaſtiani und Walther (zur Unterſtützung geſandte Gardekavallerie) entſchloſſen vor. So geſchickt die Attacke geritten wurde, ſie brach ſich an den Karrees der ruſſiſchen Regimenter Smolenſk und Narwa, und als gleichzeitig General Strogonow die Reiterei ſeiner Avantgarde eingreifen ließ, ruſſiſche Ulanen und Huſaren, wichen die franzöſiſchen Reiter zurück. Als jetzt die Diviſion Gérard auf dem Steinberg die überlegenen Kolonnen des öſterreichiſchen Fußvolks herankommen ſah, verlor ſie die Haltung und ging zurück, ohne den Angriff abzuwarten. Der tapfere Gérard, ſchwerverwundet, hatte obendrein den Schmerz, Italiener und Weſtfalen weglaufen zu ſehen, nur die Belgier des 112. wehrten ſich. In dieſem Augenblick ſetzte auf Befehl des Generals Barclay, der den Rückzug Gérards bemerkte, Graf Pahlen mit ſeiner Kavallerie ein. Er ſuchte die Diviſion Gérard vor dem Erreichen der Hauptſtellung von Probſtheida abzuſchneiden. Schon ſaß die ihm zugeteilte 3. Küraſſierdiviſion Kretow zwiſchen der Artillerie vor Probſtheida, als Graf Pahlens Pferd ihm unter dem Leibe erſchoſſen wurde und der Führer ſelbſt betäubt aus dem Sattel ſank. So konnten die Franzoſen ihre Geſchütze retten, und das alsbaldige Vordringen ihrer Infanterie wies den Kavallerieſtoß zurück. Pahlen litt bedeutend, verlor er doch am 16., 18. allein 1400, ohne Kretow zu rechnen. Übrigens ſchildert Marbot die große Attacke bei Baalsdorf weſentlich günſtiger, Bennigſens ganze Reiterei ſei zuſammengehauen, darunter Kirgiſen und Baſchkiren, was wohl glaublich, da Dragoner und Lanciers der Alten Garde gewiß dieſen ungeübten Geſchwadern überlegen. Wieder wie am 16. war Diviſion Exelmans voraus und litt relativ am meiſten. Was aber einen ſehr günſtigen Ausgang der heftigen Reiterſchlacht (die Garde verlor 20 Offiziere) beweiſt, iſt Wiedereroberung von Baalsdorf durch Diviſion Ledru, am dortigen Buſch tobte bis abend hitziges Gefecht. Ferner rückte Kavalleriekorps Sebaſtiani ſpäter bis Paunsdorf zur Unterſtützung Reyniers vor. Unter dem Eindruck dieſes Erfolges an ſeinem linken Flügel iſt nicht unmöglich, daß Macdonald abends die verlorene Stellung zurückgewann, wie er behauptet. Sei dem wie ihm wolle: Steinberg, Zuckelhauſen und Holzhauſen waren nachmittags in Händen der Verbündeten, und General von Zieten nahm ſeine Geſchütze vor die Front, die Kanonade auf Probſtheida eröffnend. — Inzwiſchen war General Graf Bubna, der den rechten Flügel der Armee Bennigſens führte, weniger glücklich geweſen. Er hatte vor ſich in Paunsdorf Reyniers Sachſen und Diviſion Durutte. Zwar drangen ſeine 6. Jäger und ſeine Grenzer wiederholt in Paunsdorf ein, und es gab einen heißen Kampf um den Beſitz des Dorfes. Aber die vereinigten Sachſen und Franzoſen warfen die Öſterreicher zweimal wieder hinaus. Die meiſten ihrer Geſchütze kollerten zerſchoſſen am Boden. General Bubna konnte nicht auf Erfolg rechnen, bevor nicht der Kronprinz von Schweden heran war, um ſich ſeinem rechten Flügel anzuſchließen, denn dieſer rechte Flügel Bubnas ſtand frei in der Luft, ſolange nicht die Nordarmee den Ring ſchloß. Graf Platow,

der wachſame Koſakenhetman, den wir am Vorwerk ‚Heiterer Blick' verließen, hielt aufmerkſam Wacht. Als Reynier plötzlich die Diviſion Durutte vorſchickte, um ſeinen Gegner von rechts zu überflügeln, gab Platow dem Grafen Bubna ſofort Nachricht, und der öſterreichiſche Graf mußte ſeine ganze Diviſion einſetzen, um ſich ſeiner Haut zu wehren. Es war in dieſer Stunde, als ſich bei energiſchem Vorſtoß gegen dieſen rechten Flügel der Verbündeten wohl ein Erfolg auf franzöſiſcher Seite hätte erzielen laſſen, aber Michel Ney zeigte ſich in dieſen Leipziger Tagen weder am 16. noch am 18. Oktober auf der Höhe ſeines Ruhmes. Er hatte beſſere Tage gehabt in ſeinem Kriegsleben, dieſer beſondere Stimmungsmenſch, der je nach ſeinen Eingebungen eine dreifache Mehrheit mit Wucht anpackte oder vor einer gleichen Minderheit ſcheu zurückzuckte. Zornig ſchrieb nachher der diesmal elementariſch gewaltige Marmont, er habe alles allein getan. Graf Reynier war auch nicht mehr der Mann, als der er ſich einſt in Ägypten gezeigt. Er war ſeit dem ruſſiſchen Feldzug leidend und hatte ſich — mochte er nun den Untergang des Kaiſerreichs wittern, mochte er ſeinen eigenen frühen Tod befürchten — auf das Stehlen gelegt. In früheren Jahren hatte dieſer Mann ſeine Hände rein gehalten. Seitdem er aber jetzt verheiratet war, gab er ſich den bedenklichſten Geſchäften hin, wenn nur etwas dabei hängen blieb. Sein eigenes ſchlechtes Gewiſſen ließ ihn natürlich den Offizieren und Beamten ſeines Korps, die es ebenſo machten, gegenüber durch die Finger ſehen. Auch im Dienſt ließ der Mann mit dem herriſchen Obergeſicht und dem widerwärtig weichlichen Mund, der gar nicht dazu paßte, vieles hingehen. Es war ihm alles läſtig, ſelbſt Ehrenbezeigungen, auf welche ſonſt die franzöſiſchen Generale ſo vieles hielten, wünſchte er nicht. Bei Großbeeren hatte ihm ſeine Sorgloſigkeit trotz der Warnungen des ſächſiſchen Oberſten von Brauſe bereits einen böſen Streich geſpielt. Aber damals, am 23. Auguſt, hatte er ſich noch herausgeriſſen, ſo daß er ſeinen Rückzug einigermaßen bewerkſtelligen konnte. Aber jetzt glaubte der franzöſiſche General gegründete Urſache zum Mißtrauen gegen die Sachſen zu haben. Er verwendete zum Vorſtoß nur ſeine franzöſiſche Diviſion, nicht die Sachſen. Vorſichtig nahm er ſeine beiden ſächſiſchen Brigaden Ryſſel und Brauſe bis Sellerhauſen zurück. Der Fürſt von der Moskwa, der die Stellung um jene Zeit inſpizierte, billigte die Anordnung Reyniers durchaus. Man kam überein, bei der Verteidigung der Vorfront nur franzöſiſche Regimenter zu verwenden. — Schon hatte die württembergiſche Reiterbrigade des Generals Graf Normann um die zehnte Stunde des Vormittags ein bedenkliches Beiſpiel gegeben. Graf Normann ſtand mit ſeiner kleinen Reiterſchar und der reitenden Batterie des Leutnants Fleiſchmann weit vorgeſchoben gegen Taucha hin. Vor ſeiner Front entwickelten ſich bereits die Kavallerievortruppen des Korps Winzingerode. In ſeinem Rücken ſtand der Hetmann Graf Platow. Graf Normann mit ſeinen Geſchwadern war dem Korps Marmont zugeteilt. Aber König Friedrich von Württemberg hatte dem Grafen empfohlen, ſeine Truppen „äußerſt zu ſchonen, platterdings nicht zu ſakrifizieren, auf ſeine Verantwortlichkeit zu menagieren" und ſich im übrigen in jedem Falle mit ſeinem Vorgeſetzten, dem Generalleutnant Graf Franquemont, in Verbindung zu ſetzen. In dieſer Lage zwiſchen zwei Feuern und bei einem Angriff von zwei Seiten ſchlechterdings verloren, wußte Normann nicht recht, wie er handeln ſollte. Sein übereiltes Vorgehen gegen die Lützower bei Kitzen hatte die Königliche Majeſtät von Württemberg übel vermerkt. Außerdem wußte der Graf, daß Bayern bereits zu den Verbündeten übergetreten ſei und daß der König ſeine Truppen im Falle eines Rückzuges nicht bei den Franzoſen laſſen, ſondern nach Württemberg zurückziehen wolle. Es war wirklich eine böſe Lage, in welcher ſich dieſer General befand. Sein Vorgeſetzter, Graf Franquemont, war bereits mit dem General Bertrand nach der Saale abmarſchiert. In Lindenau erreichte ihn ſoeben noch ein Jägeroffizier der Brigade Normann, der um Verhaltungsmaßregeln bat. Aber bevor dieſer Offizier zurück war, hatte Normann ſchon gehandelt. Bei ihm und ſeinen Offizieren ſchwieg die ſtrenge Stimme militäriſcher Pflicht. Normann führte ſeine Brigade, die übrigens nur noch 556 Mann ſtark war, und ſeine Batterie, von der nur ein Geſchütz noch brauchbar war, dem Koſakenhetman Graf Platow zu. Er erklärte zwar dem Koſakenführer, daß er nicht ohne Befehl ſeines Königs gegen die Franzoſen fechten würde, aber trotz dieſer einſchränkenden Erklärung blieb das Verhalten des Grafen eine ſchwere Fahnenflucht. König Friedrich von Württemberg wollte ſpäter auch nichts von Entſchuldigung wiſſen, obgleich Normann in ſeiner Verteidigung ausdrücklich ſagt: „Ich mußte raſch und für mich handeln und fand dies einzige Mittel, dem Vaterland 600 brave Männer zu erhalten." Nach den Kriegsgeſetzen verdiente der Graf Normann den Tod. Der König ſetzte eine Unterſuchungskommiſſion ein und beſtätigte dann ein Urteil, nach welchem der General ſeiner ſämtlichen Würden, Orden, insbeſondere der königlichen Kammerherrnwürde, verluſtig ſei und daß er alle königlichen Reſidenzen und das Auge des Königs überhaupt zu meiden habe. Nur die Fürſprache des öſterreichiſchen Kaiſers — Franzel hatte zu Normann geſagt: „No, da werd' i Sie halter vertreten müſſen" — habe den General vor der wohlverdienten Strafe des Stranges bewahrt. Der Graf wollte die Schande der öffentlichen Degradation nicht über ſich ergehen laſſen und entzog ſich dem königlichen Urteil. Er ſtarb, wie wir wiſſen, landflüchtig während der griechiſchen Freiheitskriege in Miſſolunghi. Einſtweilen wurde die Brigade zu den öſterreichiſchen Reſerven in die letzte Schlachtlinie geſandt. Stirnrunzelnd, des Überfalls von Kitzen eingedenk, hatte Gneiſenau

übrigens jede Waffenbrüderschaft der preußischen Truppen mit Graf Normann abgelehnt: Weder der General noch irgendeiner seiner Untergebenen soll der Ehre teilhaftig werden, in den preußischen Reihen zu fechten.

Inzwischen hatte es Graf Bubna nicht leicht, sich gegen die Stöße Reyniers zu behaupten. Die Division Durutte schlug sich sehr tüchtig. Aber während ihre Kolonnen gegen die rechte Flanke Bubnas operierten, trafen die ersten Bataillone der Nordarmee ein, die Ostpreußen der Division Hessen-Homburg. Noch war Paunsdorf von zwei französischen und zwei sächsischen Kompagnien besetzt. Jetzt wurde die Sache anders. Die durch preußische Batterien und eine englische ganz neuartige Raketenbatterie verstärkte Artillerielinie drang bis auf Kartätschenschußweite an die französische Stellung heran und erschütterte durch ihr Feuer die Haltung der Franzosen. Und dieser Augenblick, wo die Division Durutte zurückging und Paunsdorf mit Sturm genommen wurde, brachte eine weitere Schwächung der französischen Stellung mit sich: Das längst Gefürchtete geschah, die Sachsen gingen in Masse zu den Verbündeten über.

Graf Reynier kannte, wie gesagt, die Stimmung der Sachsen recht gut. Er hatte dem Kaiser bereits Meldung gemacht, und sein Vorschlag, die sächsischen Regimenter noch rechtzeitig vor Beginn des Tages nach Torgau abmarschieren zu lassen, fand Gehör. Aber es war zu spät: Die Straße nach Torgau war nicht mehr offen. Nun mußte Reynier sich behelfen, wie es ging. Wir hörten, daß auch der Marschall, Fürst von der Moskwa, bereits befohlen hatte, die wichtigsten Punkte durch französische Truppen zu besetzen. Indes blieb die Reiterbrigade der Sachsen im Vorterrain stehen, ungefähr in gleicher Höhe wie Graf Normann mit seinen Württembergern. Als Graf Normann überging, kam die Lust auch die Sachsen an. Man sandte den Premierleutnant von Ziegler zu der rückwärts stehenden Infanterie, um den Entschluß der Kavallerie anzuzeigen und zur Mitwirkung aufzufordern. Aber General von Zeschau erklärte bestimmt, daß er ohne den ausdrücklichen Befehl des Königs nichts tun werde, was seiner Pflicht entgegen sei. Doch kaum hatte der Leutnant diese Meldung an den Major Fabrice gemacht, als auch schon die sächsischen Reiter ihre Säbel in die Scheiden stießen und in schnellem Trab auf die Kosaken losſprengten, die ihnen entgegenstanden. Die Söhne der Steppe glaubten zuerst nichts anderes, als daß ihnen ein Angriff drohe. Als aber die Absicht der Herantrabenden bekannt wurde, entstand ein allgemeines Hurra und ein großer Jubel. Auch das Bataillon Sahr, welches an die Parthewiesen vorgeschoben war, benutzte einen günstigen Augenblick, um sich bei den Kosaken zum Übertritt zu melden. Bernadotte selbst, der soeben bei Plaußig eingetroffen war, ritt schleunigst hinzu und hielt den Sachsen (natürlich in französischer Sprache) über ihre deutschen Gesinnungen eine Rede, sie fragend, ob sie gegen den Feind fechten wollten. Die Sachsen riefen natürlich: „Hurra!" und Bernadotte sagte pathetisch: „Nun, so gönne ich euch drei Stunden Ruhezeit und dann greift zu den Waffen!" Aber der schwedische Herr kam bei den preußischen Generalen schlecht an. In erster Linie Bülow wollte durchaus nichts davon wissen, daß seine preußischen Landwehren mit denselben Sachsen jetzt Schulter an Schulter fechten sollten, die sich noch vor kurzem bei Großbeeren und Dennewitz so feindselig gezeigt hatten. Jetzt, da es mit dem großen Kaiser und Schutzherrn zur Neige ging, kamen sie endlich an, und es war sehr wahrscheinlich, daß die Landwehrleute, die mit diesen Sachsen vor kurzem noch Kolbenduelle unter den schwersten Bedingungen ausgefochten hatten, zu der neuen Waffenbrüderschaft sauer sahen. So wurden die Sachsen hinter die Front geschickt und kamen nicht zur Verwendung.

Wie stand es inzwischen mit der Hauptmacht der Sachsen? Nun, die sächsischen Männer taten in Paunsdorf und hinter Paunsdorf ihre Pflicht im Dienste der Franzosen. Ihr General von Zeschau hat das in seinem Tagebuch selbst bezeugt: „So heftig die Kanonade auch war, so viel auch die sächsische Division dadurch litt, so muß ich doch derselben das Zeugnis geben, daß die Leute viel Kaltblütigkeit und Ruhe bewiesen und auf diese Art bis zum letzten Augenblicke ausdauerten. Bei weiterem Vordringen der Division Bubna wurde die erste Brigade näher an die Gärten von Sellerhausen zurückgenommen, die reitende und die sechspfündige Fußbatterie aber neben der zwölfpfündigen aufgefahren. Nachdem dies alles geordnet war, erhielt ich die ganz unerwartete Nachricht, daß die leichte Reiterbrigade zum Feinde übergegangen sei. Von diesem Zeitpunkte an bemerkte ich bei mehreren höheren Infanterieoffizieren ungewöhnliche Spannung." Sehr begreiflich, denn welcher Offizier befindet sich in solchen Minuten nicht in einem schweren Gewissenskonflikt. Mit brennender Ungeduld erwartete man den Hauptmann von Nostitz, der vom General an den König entsandt war, um Verhaltungsbefehle einzuholen. Die Antwort Friedrich Augusts war klar und deutlich:

„Herr Generalleutnant von Zeschau! Ich habe stets Vertrauen in meine Truppen gesetzt und tue es in dem gegenwärtigen Augenblicke mehr als jemals. Die Anhänglichkeit an meine Person können mir solche nur durch Erfüllung ihrer Pflichten beweisen und ich bin von Ihnen gewärtig, daß Sie alles anwenden werden, um selbige dazu anzuhalten. Hiermit bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Leipzig, den 18. Oktober 1813. Friedrich August."

Als General von Zeschau diese königliche Botschaft erhielt, war er trotz seiner durchaus deutschen Gesinnung entschlossen, seine Pflicht zu tun. Aber er stieß bei seinen Divisionären, dem Oberst von Brause und dem General von Ryssel, auf entschiedenen Widerspruch. Besonders Ryssel, von Natur leidenschaftlich und vom Wein erhitzt, erklärte: ‚Er sei nun auf den Punkt gekommen, wo er Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen und dem Vaterlande mehr als dem Könige, zumal einem Könige, der in seinen Handlungen unfrei sei.' So war der Übergang bei den Divisionären beschlossene Sache. Ryssel ließ den Kommandanten der Artillerie, Oberst Raabe zu sich rufen und empfing ihn mit den Worten: „Die Kavallerie ist zum Teufel, die Infanterie folgt, und ich halte es für meine Schuldigkeit, Sie davon in Kenntnis zu setzen, damit Sie Ihre Maßregeln danach nehmen können." Oberstleutnant von Raabe fragte entgegen, ob Seine Majestät den Übergang befohlen habe, worauf Ryssel kurz erwiderte: Der Übergang sei beschlossene Sache und die Antwort Seiner Majestät in durchaus zweideutigen Ausdrücken abgefaßt. Es war in dem Augenblick, als die Brigade Hessen-Homburg mit ihren Vortruppen in den Kampf eingriff und die Division Durutte vollständig engagiert war, als Graf Reynier befahl, die zwölfpfündige Sachsenbatterie solle hinter Sellerhausen zurückgehen. Aber plötzlich sah man, wie die ganze Artillerie der Sachsen in Sektionskolonnen abschwenkte und in vollem Trab den Weg gegen den Feind nahm. Diese Wendung sah so sehr einem entschlossenen Angriff ähnlich, daß aus der Reiterbrigade Avice ein lebhaftes „Vive l'empereur" erscholl. Aber bald wurde den Franzosen klar, was hier vorging. Der Artillerie folgten in schnellem Tempo die erste und gleich darauf die zweite Brigade der Infanterie, während ein vorausgeschickter Adjutant die bisherigen Feinde von dem Vorhaben der Sachsen unterrichten sollte. — Zunächst glaubte General von Zeschau, daß es sich hier um einen mißverstandenen Befehl Reyniers handle, aber dann, als er sah, wie der französische General selbst der Artillerie nachsprengte und sie zurückzuhalten suchte, wurde auch dem armen Kommandierenden alles klar. „Ahnend, was vor sich gehen würde," schreibt Herr von Zeschau in seinem Tagebuch, „jagte ich auf Ryssel zu und stellte ihn seines eigenmächtigen Verfahrens wegen zur Rede. Er antwortete mit klaren Worten, daß er mit den Truppen abzugehen entschlossen sei. Nach einem kurzen, sehr lebhaften Wortwechsel, wobei ich ihm sagte, daß er zu befehlen aufgehört habe, schien mir das Wichtigste zu sein, die Bewegung der Truppen zu hemmen. Ich befahl daher dem Bataillon Prinz Friedrich haltzumachen und ohne meinen Befehl sich nicht vom Platze zu rühren. Darauf eilte ich zur zweiten Brigade, kommandierte selbst: ‚Halt! Gewehr beim Fuß!' und übergab dem Major von Holleufer das Kommando der Brigade. Eben kam General Reynier, dem ich Meldung von dem Vorfall machte. Ich erhielt von ihm, da er selbst den General von Ryssel auf dem Marsch zum Feinde erblickte, den Auftrag, schleunigst dafür zu sorgen, daß die zweite Brigade auf ihren vorigen Platz marschiere." In der Tat gelang es der Autorität Zeschaus, einen Teil der Bataillone Friedrich und Anton zum Stehen zu bringen und im ganzen ungefähr 600 Mann mit ihren Offizieren zurückzuführen, allerdings aus dem Regen in die Traufe und aus der Traufe in den Regen. Besonders das Bataillon Prinz Friedrich, das überhaupt nicht mehr wußte, was mit ihm war, wurde in der Front von der englischen Raketenbatterie beschossen und von den Franzosen von Rücken her. Dazu wurde es von russischer Reiterei attackiert, die ein Teil Gefangene machte und die auf solche Weise direkt in ihr Elend Gelaufenen unbarmherzig forttrieb. Auch Marschall Ney hatte ein wachsames Auge auf die Sachsen und befahl, als er den Vorgang sah, einer Brigade der Division Defrance einzureiten und die Sachsen zurückzutreiben. Indes, schon hatten die Kosaken und Kavallerieschwärme der Vorhut des General Strogonow sich zwischen die Sachsen und ihre Verfolger geworfen und trieben die französische Kavallerie nach kurzem Handgemenge zurück. — Die Kunde von dem plötzlichen Übertritt der Sachsen ging wie ein Lauffeuer durch die Angriffskette der verbündeten Armee. Auf dem Monarchenhügel empfingen Alexander, Friedrich Wilhelm und Kaiser Franz die sächsischen Generale. Alexander, wie immer begeistert, sagte den sächsischen Herren die größten Schmeicheleien, und Kaiser Franz meinte in seinem wienerischen Dialekt: „Haben's halt endlich a so g'scheit gemacht wie mir." Den richtigen Ton traf in seiner Trockenheit der Preußenkönig, der sagte kurz: „Haben etwas lange auf sich warten lassen," — was unsrer Meinung nach den Nagel auf den Kopf traf, wie so manches Wort Friedrich Wilhelms.

General von Zeschau hatte den schwereren Gang, seinem Könige von dem Übergange der Truppen zum Feinde die Meldung zu machen. Der König und seine Familie hatten, da die Kugeln bereits in Leipzig einschlugen, im gewölbten Keller des Königshauses Zuflucht gesucht. Mit Friedrich August waren seine Getreuesten: der Kriegsminister General von Gersdorff, der Hofmarschall Graf Vitzthum, Minister von Einsiedel und die beiden Beichtväter des Königs, Pater Schneider und Pater Priesler, die ihn in der Gewissensnot, in welcher sich der arme König befand, beraten mußten. Hier im Keller wurde das Mittagsmahl eingenommen und hier trat in schwerer Stunde General von Zeschau vor seinen König: „Zu Eurer Majestät komme ich in diesem Augenblicke zwar mit der Überzeugung, meine Pflicht erfüllt zu haben, aber von dem mir anvertrauten Korps bringe ich nur wenige zurück." Worauf der König ‚mit unbeschreiblicher Güte' entgegnete: „Desto größer ist der Wert derer, die treu blieben."

Digitized by Google

Im ganzen gingen etwa 3200 Sachsen mit 19 Geschützen und 550 Württemberger mit einem Geschütz zu den Verbündeten über. Zur Verwendung gegen die Franzosen kamen von dieser Macht nur vier sächsische Geschütze. Aus diesem Übergang von ungefähr 4000 Mann Rheinbundtruppen den Verlust der gewaltigen Schlacht abzuleiten, ist eine unerlaubte Freiheit französischer Geschichtsschreibung, deren Unwahrhaftigkeit hier festgenagelt werden mag. Man darf nicht vergessen, daß schon in der Morgenstunde Napoleon auf Vorschlag Reyniers entschlossen war, die Sachsen nach Torgau zu schicken, daß er also ohne sie fertig werden konnte. Andererseits darf nicht verkannt werden, daß der Übergang von 4000 Mann mitten im Gebrüll der Schlacht und gerade zur Zeit, als die Division Durutte aus ihrer Stellung hinter Paunsdorf zurückwich, die schlimmsten Folgen haben konnte. Namentlich dann, wenn Kronprinz Bernadotte mit seinen Massen zu rechter Zeit auf dem Plan gewesen wäre. Napoleon selbst soll, als ihm der Übergang der Sachsen gemeldet wurde, herangeritten sein, um seine Anordnungen zu treffen. Er warf Curials Brigade Christiani (nach Apel), vorübergehend noch Friants Triarier seiner Garde, die Gardekavallerie unter General Nansouty und 20 Geschütze reitender Artillerie in die Lücke. Wenn übrigens nur so wenig Sachsen übergingen, wie man aus den Akten bewiesen haben will, so müssen sie noch am 16. und 17. massenhaft desertiert sein, denn damals zählten sie bestimmt noch 5500, so chronisch ihre frühere stattliche Zahl durch dauernde Desertion schmolz. Daß die Franzosen dafür den verächtlichen Ausdruck „saxonner" = sächseln als gleichbedeutend mit Verrat prägten, kann man ihnen von *ihrem* Standpunkt aus nicht verdenken. Mitten in der Schlacht überlaufen, bleibt ein Flecken auf der militärischen Ehre, und das Lied von der deutschen Treue heißt hier: Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. — Noch waren die sächsischen Leibkürassiere und das sächsische Gardebataillon, das der Kaiser der 2. Division seiner Alten Garde zuerteilt hatte, in unmittelbarer Nähe der kaiserlichen Person. Als dem Kommandeur der Gardereiter, dem General Lessing, der Übergang der Sachsen bekannt wurde, ließ der General den König um seine Befehle bitten. Aber von Friedrich August kam nur die knappe Entscheidung: „Meine Leibkürassiere haben stets ihre Schuldigkeit zu tun gewußt." So forderte der General seine Brigade auf, „den Kaiser Napoleon in dieser dringenden Gefahr nicht zu verlassen". Am Abend des Tages bestimmte dann der Kaiser, der an alles dachte und hierdurch wieder einen großen Beweis seiner Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart gab, daß das sächsische Grenadierbataillon die Wache bei Seiner Majestät dem König in Leipzig zu übernehmen habe, womit er es zunächst für Freund und Feind unschädlich machte.

Die alten Divisionäre Lorge und Defrance und der Beresinareiter Fournier, der nachher mit lauter Stimme auf Napoleon schimpfte, wollten mit ihren schwachen Geschwadern den Sachsen nachsetzen, insbesondere Brigade Avice, deren Schwesterbrigade Quinette den sonst von aller Reiterei entblößten Bertrand begleitete. Doch Langerons Dragonerkorps Emanuel und Platows Kosaken, die begeistert den Überläufern ihre Schnapspullen darreichten, waren zuviel für diese schlappen Schwadronen, und ihre Generale mußten froh sein, daß sie ihnen nicht ganz abhanden kamen. Ihr Oberchef Arrighi di Casanova glich als Glücksritter dem gleichnamigen Abenteurer des vorigen Jahrhunderts, machte aber schließlich umsonst Karriere; denn, der sogenannte Herzog von Padua, der zum bloßen Gouverneur von Leipzig degradiert wurde, entwischte nachher — nicht eben rühmlich für den einstigen Dragoneroberſten, der sich bei Friedland ausgezeichnet — in Frauenkleidern. Bis zuletzt Maskerade!

Es hätte nun für den General Reynier noch bedenklicher ausgesehen, wenn Karl Johann von Schweden zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde gewesen wäre. Aber was hatte es wieder einmal für Mühe gekostet, diesen Mann nur vorwärts zu bringen! Die Stimmung zwischen dem Hauptquartier der schlesischen Armee, dem alten Blücher und seinen Leuten und dem Kronprinzen war fast bis zur Siedehitze gestiegen. Man fürchtete im großen Hauptquartier der böhmischen Armee seitens der Monarchen, daß der alte bärbeißige General es in seinem Zorn zu einem offenen Bruch mit Bernadotte treiben würde. Und es fehlte in der Tat nicht viel daran! Wir erinnern uns, daß der General Herr von Podewils Blücher und seinen Stab zu einer Konferenz mit Bernadotte und seinem Stabe nach Breitenfeld eingeladen hatte. „Ich geh' nicht hin," sagte der alte Blücher, „was soll das Konferieren. Hol' der Teufel den Schubiak!" (Ein Wort, das der Alte bereits aus dem Umgang mit seinen Kosaken gelernt hatte). Gneisenau, dem ohnehin der Kopf von den vielen Geschäften, die auf ihn eindrangen, brummen mochte, hatte alles Menschenmögliche zu tun, um den Alten zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Schließlich brummte Blücher: „Wenn es denn doch schon nicht mal ohne Konferenz abgehen soll, muß ich selber dabei sein." In Begleitung Gneisenaus, des Prinzen Wilhelm, des Königsbruders, und des Majors Rühle von Lilienstern, der, wie wir wissen, schon öfter mit Bernadotte unterhandelt hatte, begab sich der preußische Feldherr in der Frühstunde des 18. Oktober nach Breitenfeld. Er traf im Zimmer des Kronprinzen bereits die Kommissare der verschiedenen Staaten an, die alle auf den Gaskogner einredeten, um ihn zum Vormarsch zu bringen. Es wurde viel geredet, denn *darin* war Bernadotte bekanntlich groß. Es währte eine geraume Zeit, berichtet Herr von Rühle, bevor die Unterhandlung sich dem Ziele näherte, weil der Kronprinz ausführlich auseinandersetzte, daß er nach den Regeln der Kriegs-

Digitized by Google

kunft hinter dem linken Flügel des ſchleſiſchen Heeres als Reſerve ſtehen bleiben müſſe, damit, im Fall ſich Napoleon einen Ausweg nach der Elbe bahnen wollte, er ihm den Weg nach Berlin verlegen könne. In dieſem Verlangen des Kronprinzen mochte eine gewiſſe Ehrlichkeit liegen. Man konnte in der Tat noch nicht wiſſen, wohin Napoleon, ſcheinbar von allen Seiten umklammert — den Stand der Dinge bei Lindenau wußten weder Blücher noch Karl Johann — ſeinen Durchbruch verſuchen würde. Daß Bernadotte, dem ehemaligen Marſchall des Kaiſerreichs, nicht danach gelüſtete, von dem verwundeten Löwen angefallen zu werden, wiſſen wir längſt. Aber Blücher beſtand kurz und knapp auf ſeiner Forderung. Er verlangte: der Kronprinz ſollte mit der Nordarmee auf dem linken Flügel der ſchleſiſchen die Parthe überſchreiten und die Franzoſen angreifen. Wollte er das nicht, ſo ſollte Prinz Wilhelm, der Bruder des Königs, den Oberbefehl über das Bülowſche Korps nehmen und vereint mit der ſchleſiſchen Armee handeln. Als über das Hin- und Hergerede in Blücher der Zorn aufſtieg und er auf ein kurzes Ja oder Nein beſtand, erklärte der Kronprinz plötzlich, er würde unter dieſen Umſtänden über die Bedenken einer regelrechten Kriegskunſt ſich hinwegſetzen und ſich „mit Freuden dem Heldentode weihen," wenn ihm Blücher ſein durch den Abmarſch Tauenziens geſchwächtes Heer durch 30000 Mann verſtärke. Die Zeit verging, ſchon war es 7 Uhr, und vom Süden und Südoſten von Leipzig ſchallte der Kanonendonner herüber. Blücher war von ſeinem Stuhle aufgeſtanden und klirrte ungeduldig mit Säbel und Sporen im Zimmer umher. Als nun der Gaskogner mit den Fingern auf Karten und Plänen umherirrte und deklamierte und ſich wand und zu beweiſen ſuchte, daß Schwarz Weiß und Weiß Schwarz ſei, riß dem Alten die Geduld. Er ſagte ihm das Korps Langeron zu, mit dem Hintergedanken, daß ſchließlich eine ſolche Zuſage eine leere Formalität ſei, die ſich im Gedränge der Schlacht noch zehnmal wieder aufheben ließe. „Den Kerl mit ſeinem Schwadronieren ſoll der Teufel holen," brummte er auf gut Deutſch, und dann zu Rühle: „Bringen Sie es mir ſchriftlich von ihm. Schriftlich, unterſchrieben, verſtehen Sie? Und kommen Sie bald nach." Und den Kopf nach rückwärts über die Schulter werfend, gab er dem Kronprinzen ein kurzes: Adjes! und ging mit dem Prinzen Wilhelm davon. —

Es wurde nun zwiſchen dem Major von Rühle und dem Kronprinzen die folgende Konvention vereinbart:

„Nachdem der Feldmarſchall Fürſt Schwarzenberg durch den Rittmeiſter Grafen Széchényi die Mitteilung gemacht, daß Ihre Majeſtäten, der Kaiſer Alexander, der Kaiſer von Öſterreich und der König von Preußen die Abſicht haben, den Feind anzugreifen und daß ſie wünſchen, daß die Nord- und die ſchleſiſche Armee zu dieſer großen Unternehmung mitwirken, und nachdem ſich der General Blücher auf die an ihn ergangene Aufforderung des Kronprinzen in deſſen Hauptquartier begeben hat, iſt verabredet worden:

1. Daß General von Blücher dem Kronprinzen von Schweden 30000 Mann von ſeiner Armee an Infanterie, Kavallerie und Artillerie überläßt, daß dieſe mit der Nordarmee vereinigten Truppen unter Befehl des Kronprinzen die Armee des Kaiſers Napoleon über Taucha angreifen, daß General von Blücher mit ſeinen übrigen Truppen die Stellung vor Leipzig feſthält und ſobald der Kampf auf der ganzen Linie entbrannt iſt, auf jede Weiſe die Stadt ſelbſt zu nehmen ſucht;

2. für den Fall, daß Kaiſer Napoleon ſich mit allen ſeinen Kräften gegen die ſchleſiſche und Nordarmee wenden ſollte, iſt man übereingekommen, daß ſich beide Armeen ſo lange gemeinſchaftlich ſchlagen, bis die Hauptarmee ihnen zu Hilfe kommt. In dieſem Falle wollen der Kronprinz und General v. Blücher in Übereinſtimmung handeln und beide Obergenerale ſich über die Unternehmungen miteinander verabreden.

Breitenfeld, den 18. Oktober 1813, 8 Uhr morgens."

Mit dieſem Pakte in der Taſche eilte Major von Rühle zu Blücher. Aber ſelbſt das Geſchriebene ließ den Groll des alten Helden nicht ſchweigen. Er ſteckte das Papier ungeleſen in die Taſche und ſagte: „Und wenn wir ihn auch zehnmal in den Sack ſtechen (einſtecken), auf dem Schlachtfelde haben wir ihn deshalb noch lange nicht."

Hier mag Raum finden, was Profeſſor Steffens, vom Kronprinzen von Schweden kommend, im Hauptquartier Blüchers erlebte. Der treue Mann erzählt:

„Mir war die Gegend des Blücherſchen Hauptquartiers angezeigt, und ich ritt in der erhaltenen Richtung im Dunkeln über die Felder. Nach einiger Zeit ſträubte ſich mein Pferd, ich wußte nicht warum; ich ließ den Burſchen abſteigen, er fand eine Leiche. Ich durchkreuzte das Schlachtfeld und hatte Mühe, weiterzukommen, denn die Leichen häuften ſich. Das Pferd, gezwungen fortzuſchreiten, hörte ſchon nach kurzer Zeit auf zu ſtutzen; ich erfuhr die Gegenwart eines Toten nur dadurch, daß das Pferd dem Leichnam ruhig auszuweichen ſuchte. Mir aber war grauenhaft zumute; in immer gedrängteren Haufen umringten mich die Geiſter der Gefallenen, und unwillkürlich ſah ich ſie in der Mitte der harrenden Familien, die ängſtlich jeden ihrer

Schritte in dem großen Kampf verfolgten. Vor mir leuchteten die Biwakfeuer, aber ich hatte die Richtung verloren und blieb ungewiß, ob dort feindliche oder freundliche Truppen lagen; doch ich ritt gerade auf die Feuer los. In der nächtlichen Stimmung, die mich ergriffen hatte, in der ich wie mit Geistern kämpfte, schienen mir lebendige Menschen, mochten sie Freunde oder Feinde sein, willkommen. So erreichte ich eine breite Chaussee und erkannte die russischen Truppen, und am Biwakfeuer erblickte ich hier und da völlig nackte Männer, die in der Beleuchtung sich riesenhaft ausnahmen. Sie waren mit einem seltsamen Reinigungsprozeß beschäftigt. Die Hemden hatten sie ausgezogen, um sie über den Flammen gewaltsam zusammenzuwinden; der Druck und die Hitze sollte eine Bevölkerung vernichten, die ihnen doch trotz der Gewohnheit beschwerlich schien. Ich wandte mich an einige, um über die Gegend, wo Blücher zu finden wäre, Nachricht einzuziehen, sie verstanden mich nicht, ich ritt indessen getrost weiter. Die russischen Biwakfeuer hörten auf, ich ward von einer Wache angerufen, antwortete und ritt fort, ohne durch sie aufgehalten zu werden; da hörte ich hinter mir eine Stimme, die mich anrief. Ich kehrte um und vernahm nun die laute Frage: Wo wollen Sie hin? erfuhr jetzt, daß ich, wenn ich einige Schritte weiter ritt, das Qui vive! vernehmen würde und eben im Begriff war, in das französische Lager hineinzureiten. Es war tief in der Nacht, unsere Pferde waren völlig erschöpft, wir beide, mein Bursche wie ich selbst, ermüdet, und ich nahm den Vorschlag, die Zeit bis zum Tagesanbruch in der Gesellschaft einiger russischer Artillerieoffiziere zuzubringen, mit Freuden an. Sie umgaben eine Kanone. Der Hunger machte uns eine kleine Mahlzeit sehr willkommen. In der Nähe hörten wir das Plänkeln der äußersten Vorposten und schliefen dennoch ruhig ein. Am frühen Morgen weckten uns, als Morgengruß der Feinde, einzelne Kanonenschüsse, die Kugeln flogen in großen Bogen über uns weg. Die Trauer des Abends und die wilden Träume der Nacht verschwanden mit dem anbrechenden Tage, und die große Bedeutung desselben trat mir mächtig entgegen. Die Richtung, die ich jetzt zu nehmen hatte, war mir bekannt geworden, allenthalben sah ich die russischen Krieger, wie sie sich um die Biwakfeuer dehnten und streckten; je weiter ich fortschritt, desto mehr fand ich sie in geordneten Haufen, sich zu dem bevorstehenden Kampfe vorbereitend.

In dem Dorfe Mockau hatte das Blüchersche Hauptquartier übernachtet. Wie ich hinkam, schliefen noch alle.

Man würde sich irren, wenn man glaubte, daß in Blüchers Umgebung an diesem Morgen irgendeine Unruhe oder große Eile wahrzunehmen war. Obgleich ein so großer Kampf vor kurzem stattgefunden, obgleich man voraussah, daß dieser Tag ein entscheidender für den ganzen Krieg werden müsse, so war doch davon in der Umgebung des Feldherrn nichts zu spüren. Man stand auf, kleidete sich langsam und bedächtig an, die wenigen Gefäße, die man aufbringen konnte, wanderten nach dem Brunnen, um, von einem zur Reinigung benutzt, schnell von dem Bedienten eines anderen ergriffen zu werden; die Fenster wurden geöffnet und an die Wand gelehnt, um als Spiegel zu dienen; der Kaffee wurde in wenigen Tassen herumgereicht; einer trank aus der Unter-, der andere aus der Obertasse. Verwirrungen und Störungen, die manchmal vorkamen, wurden benutzt, um den Gesprächen eine heitere Wendung zu geben, und diese berührten fast gar nicht den großen Gegenstand, der uns so nahe lag. Man unterhielt sich mit vollkommen gleichgültigen, wohl auch lustigen Erinnerungen; ein witziger Einfall ward mit Freuden begrüßt; man konnte glauben, hier eine Anzahl Männer zu sehen, die auf einer belustigenden Reise sich an den mancherlei Verlegenheiten eines zufälligen dürftigen Nachtquartieres ergötzen.

Wir rückten an diesem Morgen nicht so ganz früh aus, Blücher hatte sich dem Korps des Generals Langeron angeschlossen, und wir fanden dieses im Begriff, über die Parthe zu setzen. Jenseits dieses Flusses erhebt sich die Gegend, und hier genossen wir ein erstaunenswertes Schauspiel. Auf dem langen Höhenzug erblickten wir in der Ferne die große Armee, die heranrückte; die Kolonnen nahmen schon den ganzen Höhenzug ein; es waren die Völker, die verbündet dem mächtigen Manne, welcher nun so lange Jahre hindurch den Kontinent beherrschte und durch Schrecken gelähmt hatte, zum Kampfe entgegenzogen. Am entferntesten östlichen Horizont tauchten die Kolonnen auf; ruhig bewegten sich alle Waffengattungen nacheinander, hier und da sah man die Waffen in der Morgenröte glänzen; die Entfernung war groß genug, um das ganze Heer als eine Erscheinung im Traume vorüberschweben zu lassen, um den ganzen endlosen Zug zu überblicken, bis er im entferntesten Westen untertauchte. Immer kamen neue Scharen im Osten zum Vorschein, immer verschwanden die vordersten im fernen Westen, während der Zug sich ununterbrochen fortbewegte. Man konnte glauben, ein auswanderndes Volk zu erblicken. So machten zur Zeit der Völkerwanderung die germanischen Stämme erschienen sein, als sie die deutschen Gaue überschwemmten. Der Anblick ergriff uns alle mit großer Gewalt. Lange blieben wir voll Erstaunen stehen, ihn zu genießen; hier war es, wo Müffling der bevorstehenden Schlacht den Namen gab, er nannte sie große Völkerschlacht; diese Benennung hat sich erhalten, ja, sie ist geschichtlich geworden.

Wir hielten auf einer Ebene viele Stunden lang. Die Truppen waren nach allen Richtungen versandt; General York kämpfte vor Leipzig mit dem Reste seiner tapferen Scharen (bei Gohlis); wir hörten rund um

uns das Getümmel heftiger Gefechte, aber wir erblickten sie nicht, hielten vielmehr hier ruhig einen großen Teil des Tages, während Adjutanten nach den verschiedenen fechtenden Korps versandt wurden und uns alle Augenblicke Nachrichten brachten von dem Stande der Schlacht auf den verschiedenen Punkten. Mehr als dreihunderttausend Männer standen hier dem Feinde gegenüber; 170000 kämpfende Feinde traten diesen entgegen. Die Gegend, die wir einnahmen, bildete eine große lichte Ebene. Vor uns lag in der Ferne Leipzig; es war für uns ein seltener Tag, während wir so mitten in die Schlacht versetzt, die größte Ruhe genossen. Aber die Stunden verflossen fast unbemerkt, die Nachrichten, die sich drängten, erhielten uns in fortdauernder Spannung.

Dieser Tag, wieder ein heller und schöner, der uns alle Wechselfälle einer welthistorischen Schlacht und zugleich die Ruhe der Betrachtung gönnte, bot uns noch ein überraschenderes Schauspiel dar. Über die Ebene, in schöner Rüstung, rückte in ruhiger Ordnung eine Schar fremder Kavallerie auf uns zu, die wir, ohne von Truppen in der Nähe umgeben zu sein, ruhig erwarteten. Ohne Zweifel war Blücher von ihrer Ankunft unterrichtet. Es war sächsische Kavallerie, die sich vom Feinde getrennt hatte und zu uns überging. Wunderbar und seltsam, echt dramatisch im höheren Sinne, war dieser Auftritt, der fast auf festliche Weise, ohne irgendeine Störung, vor uns stattfand. Die Reiter hielten ruhig, entschlossen und dennoch, wie es mir schien, niedergeschlagen in unserer Nähe still; der Anführer trennte sich von den übrigen und näherte sich unserem Feldherrn, der ihn in würdiger Haltung erwartete. Sie hätten, versicherte der sächsische Offizier, lange den Augenblick erwartet, in welchem sie sich aus der unnatürlichen Lage herausreißen könnten, die sie zwang, gegen ihr eigenes Volk zu kämpfen; jetzt erst war es ihnen gelungen. Doch baten sie um Schonung; sie wünschten nicht, in dieser Schlacht zu fechten. Ihr unglücklicher König sei in Leipzig, er bewohne ein Haus auf dem großen Markt in der Mitte der Stadt (Königshaus), die jetzt bald in unserer Gewalt sein würde. Blücher redete sie kurz aber freundlich an, gewährte ihre Bitte, und ihnen wurde ein Stellung hinter dem fechtenden Heere angewiesen. Auf ihrem Marsch verfolgte ich sie lange mit inniger Teilnahme, ich konnte mir das drückende Gefühl ihrer Lage vorstellen. Aber mir war es, wenn ich mir die Ereignisse des Tages von dem Augenblicke an, als wir den gewaltigen Zug der verbündeten Heere anrücken sahen, bis hierher überschaute, als wäre eine Szene aus einem Shakespeareschen Drama plötzlich großartig in die wirkliche Geschichte hineingedrängt, und die Größe der Erscheinung überwältigte mich.

Bisher hatte ich an den Gefahren der Schlacht keinen Anteil genommen; jetzt wandte sich Blücher an mich, denn alle seine übrigen Adjutanten waren entfernt. ‚Herr Professor,' sagte er, ‚suchen Sie eilig den General Langeron auf und bringen Sie ihm die Order, das Dorf zu stürmen; er darf keine Hilfe durch andere Truppen erwarten, aber der Feind muß hinausgeworfen werden.' Ich eilte fort; über die Richtung, die ich zu nehmen hatte, konnte ich nicht zweifelhaft sein. In Schönefeld hatte Langeron lange mit wechselndem Glücke gefochten, bald war er, bald der Feind im Besitz des Dorfes. Die Flammen des brennenden Dorfes zeigten mir den Weg. Ich fand den General Langeron zwischen den letzten Häusern des Dorfes, einen ernsthaften Mann von strengem, gebietendem Äußern. Die Feinde hatten das Dorf von neuem größtenteils in Besitz genommen; dicht vor uns fochten, von den Flammen umgeben, die Russen hartnäckig; es war ein seltsames und doch großes Schauspiel, Freunde und Feinde von dem wütenden Feuer beleuchtet, in hartnäckigem Kampfe. Ich überbrachte ihm die Order, er antwortete verdrießlich: ‚Meine Truppen haben stundenlang gekämpft, sie sind zusammengeschmolzen, ermüdet und erschöpft, ohne eine Unterstützung vermag ich den hartnäckigen Feind nicht zurückzuwerfen.' Ich mußte ihm sagen, daß er keine Unterstützung zu erwarten hätte, und daß dennoch die Order ganz bestimmt laute. Er besann sich einen Augenblick und gab Befehl zum Sturme. Von allen Seiten sammelte sich die Mannschaft, die jetzt nicht in das Gefecht verwickelt war, im Sturmschritt eilte sie vorwärts, ein lautes Geschrei begleitete den wilden Anlauf. Der Feind konnte ihn nicht aufhalten, und der Stand der Schlacht war wohl jetzt auch auf anderen Punkten so ganz zum Nachteile des Feindes, daß er sich nicht hier zu behaupten vermochte. Mit dem General nahm ich teil an diesem Gefecht, und als das Dorf in unserer Gewalt war, und wir den gänzlichen Abzug der Feinde, der keinen neuen Angriff erwarten ließ, entdeckten, eilte ich, um den Bericht zu überbringen. Hier hatte ich nun ein bedeutendes Gefecht mit allen Gefahren kennengelernt, aber mein Auftrag war so bestimmt, der Moment des Angriffs so mächtig, der Augenblick des Kampfes so entscheidend und kurz, daß das Bewußtsein der Gefahren, die ich erlebt hatte, mir erst klar ward, nachdem ich in Sicherheit war. Als ich den Bericht überbrachte, war der Erfolg dem General Blücher schon bekannt, ja, ihm klarer, als selbst dem Langeron im Anfange, weil jener von seinem Standpunkte aus den entschiedenen Rückzug bestimmter übersehen konnte.

Ich war nun wieder auf demselben ruhigen Platz, den wir den ganzen Tag hindurch behauptet hatten. Die Berichte von dem großen Erfolge des Tages wurden immer häufiger, der Abend näherte sich, und wir rückten langsam auf Leipzig zu."

Es war, wie gesagt, wohl nur die Furcht Bernadottes vor Napoleon, bei einem Ausbruch überrannt

Digitized by Google

zu werden, die ihn auch an dieſem Tage ſo zögernd handeln ließ und die ihn jetzt, nachdem die Vereinbarung geſchloſſen war, auch wieder zu verkehrten Maßregeln verleitete. Als der Kronprinz an Langeron den Befehl ſchickte, bei Taucha über die Parthe zu gehen, korrigierte Blücher ihn eigenmächtig und ließ dem Kronprinzen ſagen, der General würde ſofort die Parthe überſchreiten und in der Gegend bei Nauendorf ſeine weiteren Befehle erwarten. Er behielt es ſich vor, das Tun Bernadottes zu überwachen, und daß er das tat, war gut. Schon gegen 9 Uhr gewann General Langeron Fühlung mit dem Feinde. Seine Infanterie war zum Teil auf ſchnell geſchlagenen Brücken übergegangen, zum Teil durch den Fluß gewatet. Es gelang dem General Langeron, ſeine Artillerie auf dem Keulenberg ſo glücklich zu poſtieren, daß die Artillerie Marmonts, die ihm gegenüberſtand, zum Schweigen gebracht wurde. Endlich, denn anfangs verlief das Geſchützduell an der Thekakirche zu ſeinen Gunſten. Blücher war ſelbſt zur Stelle und überwachte den Übergang des eigenſinnigen Ruſſen, der zwar heute recht guten Willen zeigte, deſſen er aber immerhin nicht gewiß war. „Ein ganz eigentümlicher Schickſalszug," ſagt Johannes Scherr, „iſt es, daß dem Manne, welchem alle Wiſſenden und Redlichen das Hauptverdienſt des Leipziger Sieges beimeſſen, weil es ohne ihn, ohne ſein Verhalten vom Beginn des Feldzugs an zu keiner Entſcheidung bei Leipzig gekommen wäre, ja, eigentümlich ſchickſalstückiſch iſt es, daß dem Feldmarſchall Blücher am 18. Oktober eine unverhältnismäßig untergeordnete Rolle zufiel. Aber freilich, wenn man ein Blücher iſt, ſpielt man, ob zwar formell eine Nebenrolle, ſtets eine Hauptrolle. Der heldiſche Greis hatte allerdings nur die ſchwachen Harſte Yorks und Sackens unter ſich. Aber wer wollte leugnen, daß er die treibende Seele der ganzen Streitmacht auf der Nordoſtſeite von Leipzig geweſen iſt?" — Blücher war es denn auch, der General Sacken gegen Leipzig vorſchickte und York folgen ließ. Die Vorſtädte um Leipzig und das Halleſche Tor wurden um jene Zeit, nachdem die Württemberger mit Bertrand abmarſchiert waren, von den Reſten der polniſchen Diviſion Dombrowſki verteidigt. Als Oberſt Gourgaud, der erſte Ordonnanzoffizier Napoleons, die Lage nördlich Leipzig erkannte, jagte er ſpornſtreichs nach Stötteritz zurück, um dem Kaiſer Meldung von der Gefahr, die dort drohte, zu machen. Der Kaiſer ſandte die Diviſion Pacthod, angeblich 6000 Mann und 24 Geſchütze ſtark, dem Feinde entgegen. In Eilſchritt paſſierte die Garde Leipzig und warf ſich in die Breſche. Damit war dem Vordringen des Blücherſchen Korps nördlich Leipzig ein Ziel geſetzt. Ja, als Polen und Franzoſen aus Leipzig vorbrachen, gab es einen heftigen Kampf um das Dorf Gohlis. Hier kam es zu dem traurigen Schauſpiel, daß ruſſiſche Offiziere mit dem Kantſchu und franzöſiſche Offiziere mit dem Degen ihre Truppen in den Kampf treiben mußten. General von Sacken mußte ſich an York um Unterſtützung wenden, und nur dem Eingreifen des oſtpreußiſchen Füſilierbataillons und des Leibregiments gelang es, Gohlis zu behaupten und auf Pfaffendorf vorzudringen. In Pfaffendorf wurde ein Gehöft in Brand geſchoſſen, in welchem ſchwerverwundete Ruſſen, Franzoſen und Preußen lagen. Das Jammergeſchrei, heißt es in einem Bericht, der darin liegenden Schwerverwundeten war ſo fürchterlich, daß es ungeachtet der heftigen Kanonade bis zu den Bewohnern der Vorſtadt vor dem Halleſchen Tore drang. Der Anblick dieſer bei lebendigem Leibe gebratenen, verbrannten und verkohlten Leichname war das Grauenhafteſte, was das an Greuelſzenen ſo reiche Schlachtfeld bot.

Daß Pacthods Voltigeurs ſchon vormittags Dombrowſki unterſtützten, erdichtet Friedrich wohl, um Sackens ſchimpflichen Mißerfolg zu bemänteln. Tatſächlich traf Pacthod erſt um 3 Uhr bei Ney ein, „ſeine Ankunft geſtattete Verwendung der Reſerven" beim achten Gegenangriff auf Schönefeld. Bedeutungsvoller iſt, daß man Oudinot ſeiner Hälfte berauben durfte, ſo ſicher fühlte ſich Napoleon auf der Linie Dösen-Stötteritz! Pacthod focht aber gar nicht oder nur teilweiſe bei Dombrowſki (auch Canon irrt ſo), ſondern blieb bei Reudnitz als Reſerve Neys. Dieſer ſandte vielmehr Brayers Brigade d'Albe den Polen zu Hilfe.

Der Angriff Sackens auf Leipzig prallte völlig ab. „Die Attacke des Generals von Sacken auf Leipzig," berichtet York, der von ſeinem erhöhten Standpunkt auf der Bodenerhebung jenſeits Gohlis einen günſtigen Überblick über das Schlachtfeld hatte, „hat zu heftig angefangen, als daß ſie ſouteniert werden könnte. Das ruſſiſche Korps iſt auf allen Punkten zurückgedrängt; es iſt möglich, daß der Feind jetzt über Gohlis debouchiert, was dem Angriff auf dem linken Ufer der Parthe nachteilig werden würde"*). Blücher war in ſehr unmutiger Stimmung, daß er ſich durch die Abgabe des Korps Langeron zu ſehr geſchwächt hatte, um aus eigener Kraft handeln zu können. Er ritt zwiſchen Parthe und Pleiße, zwiſchen Mockau und Eutritzſch ruhelos hin und her und gab ſchließlich Langeron, der noch immer ohne Befehle vom Kronprinzen war, den Auftrag, Schönefeld zu nehmen. Und ſchon rüſtete ſich Langeron, den Angriff auf das ſtark befeſtigte Dorf auszuführen, als auch vom Kronprinzen derſelbe Befehl eintraf. Denn der Gaskogner

*) Sacken verlor 3000, York auch noch 2—300, Dombrowſki 30 Offiziere 600 (l. Morsbach nur 327 und 40 Offiziere tot und verwundet am 16., 17., 18., wonach man die apokryphe Wiederitzſch-Heldentat bemeſſen mag), er benutzte ſcharfſinnig ſeine gute Stellung. Ulanenbrigade Krukowicki läßt Friedrich zu Poniatowſki abmarſchieren, ſtellt ſie aber dann wieder bei Dombrowſki auf, ſie hat ihn nie verlaſſen.

war vor seiner Armee auf dem Schlachtfelde eingetroffen. Seine Schweden hielt er zurück. Sie standen noch eine Meile fast hinter der Front bei Plaußig. Er selbst aber zeigte sich in Begleitung des Großfürsten Konstantin, den der Zar ihm entgegengeschickt hatte, um ihn zu begrüßen, im heftigen Kugelregen vor der Front. An persönlichem Mut fehlte es diesem Manne gewiß nicht! Wie sollte auch einer dieser Söhne der Revolution des Mutes entbehrt haben, als des einzigen Kapitals, das sie zu ihrem Fortkommen mit auf die Welt brachten. Aus dem armen Vaterhause in Pau bis an die Stufen des schwedischen Thrones war schließlich ein Weg, wohl wert, von einem Sterblichen zurückgelegt zu sein.

Der Kronprinz sandte, die Wichtigkeit Schönefelds erkennend, dem Grafen Langeron den Befehl, das Dorf zu nehmen, es koste, was es wolle. Und Langeron, seine sonstige Vorsicht verleugnend, tat, was er konnte. Dreimal wurde das Dorf erstürmt und dreimal von den Franzosen zurückgewonnen. Ein furchtbarer Kampf, der hier um Schönefeld tobte! Marschall Marmont, der am 16. Möckern und seine Stellung gegen Wiederitzsch so tapfer verteidigt hatte, verteidigte heute Schönefeld. Das Dorf war durch davorliegende nasse Wiesen geschützt. Seine Eingänge waren gut verbarrikadiert. Aus allen Häusern, Höfen, Mauern, Fenstern blitzten Gewehrläufe hervor. Im Herrenhof zu Schönefeld war Brennstoff aufgehäuft, um im letzten Augenblick die Fackel hineinzuwerfen. Geschickt war das Terrain mit Geschützen gespickt. Ein friedliches Dorf war so in einen feuerspeienden stachlichten Drachen verwandelt. Die Russen schlugen sich mit einer unglaublichen Todesverachtung. „Das Dorf wurde," wie ein Chronist sagt, „von den Russen mit der Wut toller Wölfe angefallen und von den Franzosen mit der Bissigkeit von Hyänen verteidigt." Dies Gleichnis scheint wenig geschmackvoll für Marmonts Helden, die nach so schwerem Ringen von vorgestern erneut das Äußerste taten. Weshalb Napoleon aus Marmonts Rapport über Möckern herauslas, die Marine habe sich „schwach benommen" (Bulletin)? Vielleicht um Marmont seinen Unwillen spüren zu lassen. Die so ungerecht beschuldigten vier Marineregimenter verloren am 16., 18. gleichmäßig 135 Offiziere und schlugen sich bis zur Vernichtung. Wieder verteidigte Lagrange Schönefeld, wie zuvor Möckern. Im freien Feld daneben stand Friederichs, der tapfere baumlange Divisionär fiel, diesmal erhielt Marmont selber eine schmerzhafte Wunde in die Weiche, sein Stabschef und sein ganzer Stab wurden getötet, viele seiner Geschütze lagen zerschossen umher mit Ausnahme von Compans' Artillerie. Wer will es versuchen, das Hin und Her dieses wogenden Kampfes zu schildern! Ohne Rücksicht trieb Marquis Langeron seine über alles willigen Russen in das brennende Dorf hinein. An grotesk komischen Szenen fehlte es nicht.

„Der in Schönefeld immer weiter um sich greifende Brand," so lautet der Bericht, „dem nirgend Einhalt getan ward, verbunden mit der hartnäckigsten Verteidigung, nötigte die Russen, das Dorf zum zweiten Male zu räumen. Es verbrannten dabei viele Verwundete von beiden Seiten und vom Herrenhofe alles Vieh bis auf den großen schwarzen Bullen von Schweizer Rasse. Dieser, durch das Schießen, das Geschrei und durch Brandwunden wütend gemacht, hatte sich losgerissen, nahm Partei für Friedrich August und Frankreich, rannte mit Gebrüll und dem furchtbaren Ungestüm eines bei lebendigem Leibe an den Spieß gesteckten roasted-beef so unwiderstehlich gegen die anstürmenden Russen, daß er allein eine ganze Kolonne auseinandersprengte. Mit dem wütenden Bullen machte der brennende Kirchturm gemeinschaftliche Sache zum Untergange der Russen; er stürzte zusammen und begrub eine große Anzahl derselben unter seinen Trümmern. Ortsangehörige wußten davon zu erzählen: Das Toben und Schreien der Soldaten, der Lärm des Geschütz- und Gewehrfeuers, das Einschlagen und Zerspringen der Granaten, das Geheul, Gewimmer und Gebrüll von Menschen und Vieh, das Gewinsel und der Hilferuf der Verwundeten und der Halbverschütteten unter Gestein, brennenden Brettern und Balken war grausig. Der Rauch, Staub und Dampf verdunkelte den Tag dergestalt, daß niemand mehr wußte, in welcher Tageszeit er lebte."

Entscheidend für die Lage Marmonts war die Eroberung Paunsdorfs und das Zurückweichen der Division Durutte und der zugleich erfolgende Übergang der Sachsen. Es mochte gegen 5 Uhr sein, als Marschall Marmont die Trümmer seiner Divisionen aus Schönefeld zurückziehen mußte. Aber der Fürst von der Moskwa, die Bedeutung Schönefelds richtig einschätzend, greift zu seinen letzten Reserven. Er setzt die Regimenter der Division Ricard ein, an 7000 Mann und 40 Geschütze. General Souham erhält vom Marschall den Befehl, das Dorf wieder zu nehmen. Marmont ist bereits verwundet, Ney und Souham, als sie vorreiten, um die richtigen Angriffspunkte zu erkunden, werden beide getroffen. Das Kommando des III. Korps geht an den General Ricard über. Wütend bricht Ricard mit seinen Batterien von 40 Geschützen und seinen noch unversehrten Bataillonen gegen Schönefeld vor. Das Unglück will, daß Langerons Artillerie sich verschossen hat. Dem fortwährenden Geschützfeuer der französischen Batterien weichen die erschütterten Reste der russischen Truppen, das Dorf geht über. Nicht auf lange. Denn jetzt läßt Bernadotte 80 Geschütze vorgehen, alle mit frischer Munition. Unter dem Schutze dieser furchtbaren Kanonenkette bricht Langeron mit seinen Truppen von neuem vor. Vergebens wirft sich zuletzt noch General Brayer mit seiner Brigade Bong dem Feind entgegen. Er sinkt verwundet zusammen, beide Regimentskommandeure

Digitized by Google

fallen, mit ihnen angeblich 1700 von 2700, was sich wohl auf den 19. mitbezieht, trotz Foucarts Behauptung, daß Brayer 2400 verlor, also Brigade d'Albe noch 700. Gegen 6 Uhr ist es, als das III. Korps Souham zurückweicht und die Windmühlenhöhe zwischen Schönefeld und Reudnitz besetzt. Es waren an 5000 Mann und 117 Offiziere, die dieses Korps eingebüßt hatte. So behauptet Foucart, der wie neuerdings Fabry es mit wahrem Vernichtungstrieb auf Korps Souham abgesehen hat, er schlachtet es immer in Hekatomben. Da es nur 500 Gefangene verlor, so sind auf 166 Offiziere, die es im ganzen einbüßte, inklusive Delmas und Brigade d'Albe, die an anderer Stelle fochten, schwerlich mehr als 3500 Tote und Verwundete zu rechnen. Bei Marmont kam Division Compans an anderer Stelle zur Verwendung, auf 120 Offiziere verlor er vielleicht 3000, da sein Offizierkorps schon vorgestern so gelichtet. Übrigens verlor Division Ricard nur 700 und er brachte seine Artillerie abends mit Compans wieder vor. „Ich kenne kein Lob," sagt Marmont, „dessen diese braven, sich aufopfernden Truppen nicht würdig wären," wohlgemerkt von seinem eigenen Korps, wo an Stelle des gefallenen Riesen Friederichs der soeben erst zum Divisionsgeneral ernannte Holländer Cochorn trat, der einstige Erstürmer von Ebelsberg, ein kleines Männchen mit einer Feuerseele. Lange genug mußte er auf sein Divisionspatent warten, obwohl dem Kaiser „empfohlen als Mann von großem Werte", und kaum erhielt er's, da sank auch er seinem Vorgänger Friederichs nach in den Tod. So launisch spielt das Glück.

Während dieser wütenden Kämpfe um Schönefeld hatte sich das ganze Korps Bülow gegen Paunsdorf auf der Tauchaer Landstraße entwickelt. Über den Anmarsch des Korps Bülow zur Leipziger Schlacht berichtet uns ein Augenzeuge:

„Wer dabei war, gedenkt gewiß sein Leben lang des Aufmarsches des Bülowschen Korps zur Schlacht von Leipzig am 18. Oktober. Nie hat es ein imposanteres Schauspiel gegeben, und nie begann wohl ein Heer den Kampf mit heiligerer Begeisterung. Bis zum Mittage war der Himmel mit einem Nebelschleier bedeckt, der Wind jagte düstere Regenwolken vor sich her; der zusammengedrängte Heerzug quoll aus den engen Gassen des Städtchens Taucha wie ein Wildbach hervor, bereit, sich in breiterer Strömung in die Ebene zu ergießen. Eine niedere Hügelreihe zog sich vor uns hin, welche uns dem Anblick des Feindes entzog und ihm unsern Aufmarsch verbarg. Jenseits der Hügelreihe in der Ebene schlug sich leichte Artillerie und Kavallerie mit den Franzosen und sicherte unseren Aufmarsch, von allen Seiten donnerten die Kanonen und verkündeten, daß unsere Landsleute und Verbündeten schon im heftigen Kampfe begriffen sein mußten, selbst jenseits Leipzigs schien ein heftiges Gefecht zu sein, und wir sahen dort den Blitz der Kanonen durch das Donnergewölk der Geschütze leuchten. Es war Gyulai mit den Österreichern, welche bei Lindenau Napoleon den Rückzug abschneiden sollten, allein sich absichtlich zurückdrängen ließen. Diesseits der erwähnten Hügelreihe formierte sich das Bülowsche Korps, rechts die Brigade Krafft, in der Mitte Borstell, links die des Prinzen von Hessen-Homburg. Als nun alles in Schlachtordnung wie auf dem Exerzierplatz stand, erscholl das erste Kommandowort: Brigade Marsch! wie ein Echo hallte es nach: Regiment Marsch! Bataillon Marsch! Die Kolonnen setzten sich in Bewegung wie zur Parade vor dem Könige, wenngleich nicht gestriegelt und gebügelt, aber Herzen voll Mut auch unter den vom Kugel- und anderem Regenwetter zerfetzten Landwehruniformen. So ging es die Hügelreihe hinauf, ein seltenes Naturwunder, ein Strom, welcher bergan seinen ungestümen Lauf nahm; in diesem Augenblicke brach die Sonne hell durch die trüben Wolken, als wollte sie uns Glück und Sieg verkünden, und die Wellen der Bajonette funkelten und schimmerten in leuchtendem Glanze. Da stimmten die Kolberger Jäger und die vom Regiment Kronprinz voll Begeisterung das Volkslied „Heil dir im Siegerkranz!" an, alle Musikchöre stimmten ein; aus vielen tausend Kehlen ertönte der Gesang, jubelnd stiegen wir die Anhöhe hinauf. Kaum mochten die Spitzen der Bajonette darüber fortblitzen, begrüßte uns die erste feindliche Granate und platzte krachend zwischen dem ersten und zweiten Treffen. Mit Hurra! wurde dieser unfreundliche Gruß erwidert. Die Anhöhe war jetzt erstiegen, Leipzig mit seinen Türmen und hohen Giebeln in der Ferne, die Gärten der sonst so freundlichen Lindenstadt, das Getümmel der Rosse und Geschütze in der Ebene entfalteten ein an Szenen aller Art reiches Bild vor unsern Blicken. Die leichten Truppen, welche den Aufmarsch gedeckt hatten, kehrten zurück, unsere Batterien protzten ab und übertönten mit ihrem Donner unseren Gesang. Für uns war die Schlacht nun eröffnet."

Wir haben gehört, wie sich die Vortruppen der Division Hessen-Homburg in Verbindung mit den preußischen Truppen auf Paunsdorf warfen und die Division Durutte zurückwarfen. Durutte geriet so wenig in Bedrängnis, daß er nur 14 Offiziere verlor. Nun ging Krafft auf Sellerhausen los, nach französischer Angabe wurden alle Stürme abgeschlagen, erst bei Einbruch der Nacht räumte Division Delmas das Dorf, nachdem ihr 46 Offiziere bluteten und ihr Chef fiel. Es liegt in der Natur der Dinge, daß Bülow vermutlich 2000 verlor. Für Langeron wagte man 3700 Verlust zu nennen, bessere Quellen sagen 5500, ganze Regimenter waren mit Mann und Maus ausgetilgt. Als der Kampf um Schönefeld am heißesten tobte, gab der Kronprinz von Schweden dem General von Bülow den Befehl, Stünz und Sellerhausen zu nehmen. Stünz wurde nach hartnäckigem Gefecht genommen. Es folgte aber ein Schlußakt, indem Delmas und

Digitized by Google

Compans plötzlich vorbrachen; ihre aufgesparte Artillerie wirkte derart verheerend, daß diejenige Bülows kampfunfähig wurde und 500 verlor. Dieser Angriff spät abends, der durchaus nicht „im Sande verlief", setzte sich links fort, indem Pacthod von Reudnitz vorbrach (33 Offiziere) und mit Ricard die Russen erneut ins brennende Schönefeld zurückwarf. Hatte dies auch keine weiteren Folgen (Varnhagen betont diesen Stoß in seiner Blücherbiographie), so behauptete doch 17. Provisorisches die ganze Nacht die Windmühlenhöhe nahe dem Eingang des Dorfes. Gleichzeitig lief Macdonald an und scheint den Steinberg zurückgewonnen zu haben. Als nun aber die preußischen Herren an Bernadotte das Ersuchen richteten, während der späten Abendstunde gegen Leipzig vorzudringen und General Borstell dabei das gute deutsche Wort „Vorwärts" gebrauchte, wurde Bernadotte sehr bedenklich. Er entgegnete ihm in französischer Sprache, denn für gutes Deutsch war seine Zunge zu schwer: „Mein Herr General, Sie werden meine Befehle pünktlich ausführen, obschon ich weiß, daß Sie und Ihre Preußen in einem Punkte nicht willig gehorchen, nämlich wenn man kommandiert: Nix vorwärts! Maken sie alt!" Als sie aber sorglos aus dem Dorf vorbrachen, wurden sie von Kürassieren St. Germains (Sebastiani) attackiert und drei Bataillone völlig zerstört. Es kam hier noch zu längeren Reitergefechten in Gegend Mölkau, wo Bernadottes ganze Reiterei sich ansammelte. Da Friederichs Vierecke bilden mußte, wurde östlich von Schönefeld attackiert, aber fruchtlos, deshalb schweigt davon des Sängers Höflichkeit, General Manteuffel fiel, der schon bei Eylau sich durch Attacken auszeichnete. Daß eine Entladung der übergelaufenen sächsischen Artillerie ihm 30 Mann 1 Rittmeister seiner 23. Chasseurs wegriß, wollen wir für Gehässigkeit Marbots halten. Übrigens irrt Friedrich, daß nur die Schwere Gardereiterei focht, die Leichte litt mehr, obschon 1. Kaiserjäger nur 22 Mann verloren. Übrigens verloren Curials Füsiliere und Waliser 23 Offiziere; ob hier oder bei Probstheida, ist ungewiß.

So war es gelungen, die Stützpunkte des rechten Flügels, Schönefeld, Paunsdorf, Sellerhausen, Stünz zu nehmen. Verwundet hatten der Fürst von der Moskwa, der Marschall Marmont und viele andere französische Generale das Schlachtfeld verlassen. Tot lagen da Delmas, Friederichs und eine Reihe von Stabsoffizieren. Aber wie wären die Erfolge gegen den linken französischen Flügel erst gewesen, wenn der Kronprinz seine große Übermacht tatkräftig eingesetzt hätte! Es ist keine Frage, daß bei wuchtiger Durchführung des Angriffs auf den linken französischen Flügel derselbe gegen Leipzig zurückgeworfen wäre und vermutlich in die Stadt hineingedrückt worden, was von unberechenbaren Folgen für den 19. gewesen wäre. Daß all dies nicht erreicht war, war allein Bernadottes Schuld. Nur Blücher hatte man es zu verdanken — und in diesem Falle seiner Selbstüberwindung —, daß der Kronprinz überhaupt auf dem Schlachtfelde eintraf. Selbst ein so nachsichtiger Beurteiler des Kronprinzen, wie der Major Friedrich, sagt in seinem Werk „Geschichte des Herbstfeldzugs": „Die Schuld dieser schwächlichen Führung des Kampfes muß allein der Person des Kronprinzen zugeschrieben werden, der zwar für seine Person am heutigen Tage zahlreiche Proben seiner Tapferkeit an den Tag legte, in seiner Führung aber die während des ganzen Feldzugs gezeigte übertriebene Vorsicht nicht verleugnete."

Wir haben gelesen, wie sehr Bennigsen auf das Eingreifen der Nordarmee wartete und wie er erst nach dem Eintreffen der preußischen und russischen Truppen der Nordarmee gegen Mölkau und Zweinaundorf angreifend vorging. Bis dahin hatte der Infanteriekampf mehr oder weniger geschwiegen, und nur das große Artillerieduell hatte sich abgespielt. Die Dörfer Mölkau, Zweinaundorf wurden genommen, und der österreichische General Klenau wandte sich jetzt gegen Stötteritz. Aber dieses Stötteritz gehörte mit dem davorliegenden, im Winkel vorspringenden Probstheida dem Kaiser selbst. Gegen Stötteritz und Probstheida war nichts auszurichten. Das Dorf lag sehr vorteilhaft, und jede Hecke, jede zerschossene Mauer, jedes Haus und jeden Graben hatte die französische Verteidigungskunst zu einer Bastion gemacht. Klenau wurde hier von Maison schrecklich zugerichtet, auch Regiment Liechtenstein aus Zuckelhausen vertrieben. Widerspruchsvolle Eingeständnisse verbreiten hier wohltätiges Dunkel, doch scheint leicht möglich, daß im Anschluß an Maisons Erfolg Macdonald Holzhausen wiedergewann. Da er nur 56 Offiziere verlor, kann sein Gefecht nicht blutig gewesen sein. Bennigsen gesteht für sich 3100 Verlust, offenbar zu wenig angesichts Klenaus blutiger Niederlage.

Am nördlichen Eingange der Windmühle von Stötteritz fanden die Bauern am folgenden Tage die Toten haufenweise liegen, Gesicht gegen Gesicht gewendet, Mann gegen Mann, die sich gegenseitig mit dem Bajonette durchbohrt hatten, so daß man die erstarrten Körper nur mit Gewalt voneinander zu reißen imstande war. Kaiser Alexander von Rußland gab daher dem General Barclay de Tolly den Befehl, Probstheida anzugreifen, um der dritten Kolonne den Angriff auf Stötteritz zu erleichtern. Barclay ließ die 10. und 12. preußische Brigade vorgehen. Aber der Angriff war verfrüht. Die Batterien hatten noch ihre zerstörende Arbeit nicht getan, und so tapfer auch die preußischen Tirailleurs vordrangen, sie fanden im Dorfe einen zu heftigen Widerstand. Mit Todesverachtung überstiegen die braven Männer angesichts eines sicher zielenden Feindes die Lehmmauern des Dorfes. Die Geschütze hatten hier keine Bresche zu legen vermocht,

Digitized by Google

die Kugeln waren glatt durchgegangen und hatten nur Löcher hinterlassen. Als die erste Mauer überstiegen ist, findet man kaum 100 Schritt dahinter eine zweite solche Mauer oder eigentlich keine Mauer, sondern ein feuerspeiendes, todbringendes Lehmgebirge. Jedes Loch, das die preußischen Kugeln geschlagen haben, wird zur Schießscharte. Einigen gelingt es, eine Gartentür zu finden. Mit Hurra wird sie eingeschlagen, und die Angreifer kommen den Schießenden in den Rücken. Von Garten zu Garten, von Gehöft zu Gehöft treiben sie die Franzosen vor sich her. Pirchs Westpreußen hatten anfangs Erfolg. Inzwischen hat auch der Prinz August von Preußen mit seiner 12. Brigade den Sturm unternommen. Als seine Füsiliere auf Schußweite an das Dorf heran sind, entblößt sich plötzlich eine verdeckte Kartätschenbatterie, die sie zum Weichen bringt. Gleichzeitig bricht eine französische Kavalleriekolonne, das Dorf umreitend, vor. Ein russisches Reiterregiment wirft sich dem entgegen, und während des Handgemenges führt der Prinz seine Leute zurück. Prinz August von Preußen ist ein zäher Mann. Er hat bei Prenzlau, als Hohenlohe Anno 1806 kapitulierte, sein Bataillon durch die Uckersümpfe geführt und bis zur letzten Möglichkeit die preußische

Szene aus der Schlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1813: Der Kampf um Probstheida
Nach einem Gemälde von Raudet gestochen von Lebeau

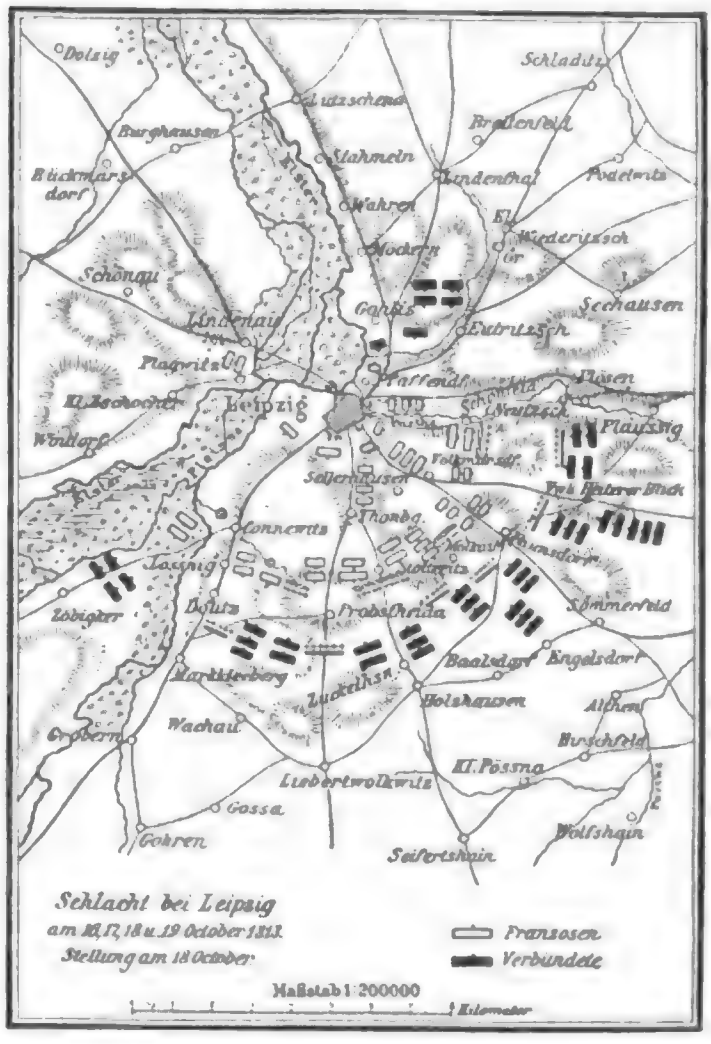
Waffenehre hochgehalten. In seinen Adern fließt auch ein starker Tropfen heldischen Blutes, wie in denen seines Bruders Louis Ferdinand. War es nicht der kleine Ferdinand von Preußen, der Liebling seines Bruders, des zweiten Friedrich, der in der Schlacht von Breslau Anno 1757 seiner Brigade die Fahne vorantrug, den Degen in der Faust? Das war der Vater des Prinzen. — Prinz August sammelt seine Bataillone von neuem und dringt gegen das heftige Kartätschenfeuer in das Dorf. Im furchtbaren Bajonettangriff wird die französische Stellung genommen. Schritt für Schritt muß der Prinz sich den Boden erkämpfen. „Der Mut der Franzosen," hat er später selbst gesagt, „sprach sich bei diesem Gefechte, obschon sie sich in der übelsten Lage befanden und im Grunde nur noch für den Rückzug schlugen, auf eine so ausgezeichnete Weise aus, daß sie dennoch überall einen bewunderungswürdigen Widerstand entgegensetzten." Zietens Angriff von Zuckelhausen her stockte. Ein nahe herangebrachter Schützenzug verlor durch eine einzige Kartätschlage 30 von 53. Zur Ehre der Russen muß man annehmen, daß auch Gortschakow teilnahm. Die am 16. so furchtbar gelichtete Brigade Klüx kam auch noch über Meusdorf heran, verlor durch Kanonade 240. Alle deutschen Autoren malen Drouots Geschützfeuer in grellen Farben, die Historiques de l'Armée (ein Sammelwerk, wohl zu unterscheiden von den Einzel-Historiques) bieten Einzelheiten. Curials Adjutant Girod de l'Ain bezeugt Drouots heroische Haltung. Unaufhaltsam drangen trotzdem die Preußen vor, schon waren sie in die Mitte des Dorfes gelangt, ziemlich aufgelöst natürlich, wie das im Dorfgefechte

nicht anders möglich ist. Da plötzlich bricht, von dem General Grafen Rochambeau geführt, eine Division des Korps Lauriston vor. Ein Mann aus Frankreichs altem Schwertadel führt sie. Er hat an der Seite Washingtons im Freiheitskampfe Amerikas gefochten, mit seinem Vater zusammen, dem alten Marschall Rochambeau. Er hat mit harter Hand die Neger von St. Domingo unterdrückt, oder doch zu unterdrücken versucht, dann jahrelang in englischer Gefangenschaft gelebt. Nun ist er hier bei Leipzig, in dem Höllenrachen von Probstheida mit seinen 63 Jahren und seinem grauen Haar. Der Vikomte führt seine Kolonne selbst, fällt, tödlich getroffen, an ihrer Spitze, aber die Wucht seines Stoßes ist so groß, daß die Preußen abermals aus dem Dorf hinaus müssen. Flinke Tirailleurs, die der aufmerksame Zieten aus Zuckelhausen schickt, kommen zu spät. Die Preußen müssen aus dem Dorf zurück, die Franzosen drängen nach. Da bricht der Herzog Eugen von Württemberg vor, um den Waffengenossen Luft zu schaffen. Mit seinen 1800 Mann, dem Rest seines Korps, stürzt er sich gegen Probstheida. Fürst Schachowskoi klettert mit seinen Russen über die erste Lehmmauer, versucht, die zweite zu gewinnen, aber der Kartätschenhagel, der ihm entgegenbricht, schmettert ihn zurück. Er bekennt „600 Tote". Indessen ist kaum glaublich, daß nur die vorgestern so bitter abgekämpften Kräfte den Kampf führten, auch war Victor Manns genug, allein diese geringen Sturmsäulen abzuschlagen. Hundert Nachschreibereien machen den weltberühmten Probstheidakampf nicht verständlicher. Rochambeau stand links von Victor in freiem Felde, sein Stoß müßte Zieten getroffen haben, der aber schon von Dronots Kanonade gefesselt blieb und gar nicht bedrohte. Nach französischen Angaben müßte Lauriston hier auch viel später angegriffen haben, zu so verfrühtem Verbrauch lag kein Anlaß vor, geschweige zu so nutzloser Verschiebung mitten ins Korps Victor hinein. Dagegen soll Curials Brigade Rottenbourg rechts von Victor nach Dösen zu vorgebrochen und gescheitert sein, wobei französische Autoren das sächsische Gardebataillon kehrtmachen lassen. Angeblich führte Napoleon auch Brigade Michel der Alten Garde heran, ehe er später mit ihr nach der Paunsdorfer Chaussee abrückte. Die Verteidigung des Dorfes und der Gegenstoß gegen den preußischen und russischen Angriff wird mit stärkster Wucht geführt, denn der Kaiser ist selbst zur Stelle. Er hat die Division Rochambeau herbeigerufen, er läßt Friant mit der Alten Garde fest hinter das Dorf rücken. Diese Division Friant ist seine letzte Trumpfkarte. Er ist bereit, sie auszuspielen, denn es gilt, Probstheida zu halten. In der Tat verlor die Alte Garde 8 Off. 118, davon gerade 1. Grenadiere, die vornehmste Truppe, 1 Offizier, 66 Mann. Das sieht aber eher nach Reserveeinstellung unter weittragender Kanonade aus, oder die Triarier mußten im Dorf im Handumdrehen kehrtgemacht haben. So genügte Victor schon allein, das Dorf zu halten, und Rochambeaus Gegenstoß links vom Dorf muß eine andere Ursache gehabt haben. Denn wie schreibt Marbot? „Abermals durchbrochen, vereinten die Verbündeten nun ganz ungeheure Streitkräfte zur Einnahme Probstheidas", also die russisch-preußischen Garden und Grenadiere? „Als der Kaiser," heißt es in einem zeitgenössischen Bericht, „mit eigenen Augen sah, wie sehr seine Truppen von den Preußen gedrängt wurden und wie die Unordnung durch den fliehenden Troß, durch die zurückgehenden Verwundeten, durch den entstandenen Nebel und dicken Pulverdampf vermehrt wurde, indem es schwer hielt, irgendwen zu erkennen, auch der Lärm, das Geschrei, das Gewehrgeknall, der Kanonendonner alles betäubte, ließ er noch einen Teil Infanterie, Reiterei und Artillerie zur Verstärkung herbeiholen. Napoleon, inmitten dieses Gewühls der größten Gefahr ausgesetzt, ritt zu den vordersten Reihen der fechtenden Truppen, um sie zu längerer Ausdauer anzufeuern. Der Kaiser traf sogleich persönlich die nötigen Maßregeln zur Ausfüllung der Lücken in den Gliedern seiner Truppen und kehrte nicht eher zur Tabaksmühle zurück, als bis er das Gefecht wiederhergestellt und Probstheida gesichert hatte. Er zeigte dabei äußerlich die größte Ruhe, doch trat auf seinem Gesichte ein Ausdruck von Unmut hervor, den er nicht zu unterdrücken vermochte." — Das 5. Reiterkorps stand östlich Probstheida unter Milhaud an Stelle Pajols (dessen schwere Verwundung hiermit erwiesen) und füllte mit die Lücke bei Mölkau, die es aber wie vorgestern nur einnimmt. Hiermit schwindet die Legende, die Reiterei habe durch Kanonade bedeutend verloren, denn wie hätte sonst dies Korps gleichem Los entgehen können! Nun stand aber 1. R.-K. hinter Probstheida, und es ist schon zweifelhaft, ob 2. und 11. Kürassiere nach Zweinaundorf abgezweigt, d. h. über Kreuz neben R.-K. Sebastiani, das allein 69 Offiziere verlor, also nebst der ganzen Gardereiterei sich aufs äußerste anstrengte, Milhaud als Reserve hatten und daher keinerlei Unterstützung bedurften. Wie hätte man also das stärkste Reiterkorps vom Entscheidungspunkt entfernen dürfen! Blieb es untätig? „Hier hängt eine Geschichte", pflegt der englische Dichter Kipling zu sagen. Besonders war es der General Vial, der mit seinem 2., 4. und 18. Linienregiment sich in der Verteidigung Probstheidas auszeichnete. Er war immer in den vordersten Reihen und führte seine Regimenter persönlich zum Bajonettangriff vor. Es war tausendfach Gelegenheit, daß ihn eine Kugel traf und jetzt, als das Schlachtgewühl vorbei war und er dem Marschall Victor seine Meldung machte, schlug eine preußische Granate in unmittelbarer Nähe ein, prallte ab, flog auf Fingerbreite an Vials Gesicht vorbei und dem Marschall Victor über den Kopf. Vial stößt ein leichtes Ächzen aus, fährt mit der Hand ans Gesicht und sinkt vom Pferde. Als der Kaiser das hörte, schickte er seinen Leibarzt, Baron Larrey, der aber keinerlei Verwundung an dem General fand und ihn

Digitized by Google

schließlich für scheintot erklärte. Aber der arme General war wirklich tot: der Luftdruck des Kanonenballs hatte ihn getötet.

Nach diesen Kämpfen um Probstheida gab man seitens der Verbündeten weitere Versuche auf das Dorf notgedrungen auf. Es war genug Blut geflossen und es war inzwischen die Nachricht eingetroffen, daß der Rückzug der französischen Armee durch Leipzig nach Lindenau in vollem Gange sei und daß demnach Napoleon entschlossen war, am nächsten Tage seine Stellungen zu räumen. So hoffte man weiteres Blutvergießen zu vermeiden. General Barclay nahm seine Truppen aus dem Kanonenbereich Probstheidas zurück und verstärkte seine Geschützlinie derart, daß ein Vorbrechen der Franzosen aus Probstheida unmöglich war. Seinerseits mußte der Kaiser Napoleon mit der Munition sparen. Es hatte sich im Laufe des Nachmittags ein bedenklicher Mangel an Munition eingestellt, und der Kaiser hat nachher im Pathos der Übertreibung ausgesprochen: „Hätt' ich damals 3000 Vollkugeln gehabt, ich wäre heute Herr der Welt gewesen!" Ein verzeihliches Pathos für diesen Menschen, dem neben einem unbestechlichen Wirklichkeitssinn die große Geste eigentümlich war.



Indessen weiß man nicht, ob er nicht besonderen Grund hatte, mit dem Zentrumskampf zufrieden zu sein; denn hier tritt nun Marbots erfreulicher Bericht in Kraft, daß sein Reiterkorps „diesen Moment ersah", als feindliche Reiterei auf der Dösener Hochfläche attackieren wollte. „Es brach hinter Probstheida vor, stürzte sich zwischen die wankenden Massen der Verbündeten, zersprengte sie und verfolgte sie bis zu ihren letzten Reserven." Nun macht Marbot manchmal Schnitzer, wo er nur vom Hörensagen urteilt, und schwafelt vielleicht, wo seine persönliche Eitelkeit ins Spiel kam. Doch kleine Unrichtigkeiten in ihm Fernliegendem ändert nicht seine Zuverlässigkeit im großen. Gibt es für obige, einzig dastehende Darstellung dokumentären Ausweis? Ja freilich! Historique der 9. Kürassiere bestätigt: „Am 18. hielt Doumerc die Verbündeten gegen Victor auf," die Regimentsgeschichte der 12. Kürassiere wird noch deutlicher: „1. Kavalleriekorps attackierte bis aufs äußerste bei Probstheida." Und siehe da, Martinien liefert abschließenden Beweis: Doumerc verlor 108 Offiziere! — Beiläufig sanken 800 sächsische Kürassiere auf 200 Mann; wie könnte dies aber geschehen sein, wenn man nicht annehmen will, daß diese Kürassiere auch am 18. Oktober heftig fochten? Ferner gesteht Sporschill, daß viele Leichen von Roß und Mann zwischen Probstheida und Wachau auf eine große Reiterschlacht schließen ließen. Somit spricht nach allem Gesagten jede Wahrscheinlichkeit dafür, daß die notorisch dorthin verschobenen russischen Kürassierdivisionen und Grenadiere nordöstlich Probstheida losgingen, dort aber von Doumerc gänzlich geschlagen wurden.

Wir müssen uns fragen: Was war in diesem Riesenkampf um Leipzig für die Verbündeten gewonnen? Die Hauptlinie seiner Verteidigung: Connewitz, Probstheida, Stötteritz, deren Eroberung seitens der Verbündeten seinen Rückzug gefährdet, ja unmöglich gemacht hätte, hatte der Kaiser gehalten. Dagegen waren die ganzen Positionen von Zuckelhausen bis Schönefeld verlorengegangen. Sein linker Flügel war bis dicht an Leipzig herangedrängt. Im Norden von Leipzig dagegen hatte das rechtzeitige Eintreffen der von Gourgaud herbeigeholten Division Junger Garde ein Vordringen des Korps Sacken aufgehalten.

Digitized by Google

So erweiſt ſich dies gewaltige Ringen des 18. Oktober, das auf beiden Seiten wohl einen Geſamtverluſt von 40000—50000 Menſchen koſtete, als ein glänzendes Rückzugsgefecht großen Stils, das der Kaiſer konſequent durchführte.

Seit 11 Uhr früh wogte und rollte der Rückzug durch Leipzig in der Richtung über den Ranſtädter Steinweg und Lindenau nach Markranſtädt. Züge von Verwundeten, ſoweit ſie transportfähig waren, und Trainkolonnen, das diplomatiſche Korps, die Employés und was ſonſt noch entbehrlich war, zog ab. Man konnte vom Standpunkt der verbündeten Monarchen aus durch das Fernrohr deutlich den ungeheuren Wagenzug ſehen, der über den Damm von Lindenau kroch. Der alte Blücher bemerkte den Rückzug am eheſten. Er machte den Monarchen brieflich den Vorſchlag, ihm ein Kavalleriekorps von 20000 Pferden anzuvertrauen, um den Feind — wie Friedrich der Große es Zieten ſo oft empfahl — „auf den Heſſen zu ſitzen". Man darf ruhig glauben, daß ein ſolches Kommando in der Hand eines Blücher den Franzoſen auf ihrem Rückzug ungeheure Verluſte gekoſtet hätte. Wer weiß, ob ſie, mit ſolchem Geleit dem General Wrede und ſeinen Bayern und Öſterreichern entgegengetrieben, nicht völlig aufgerieben worden wären. Hier war es wieder Kaiſer Alexander, der dem Blücherſchen Vorſchlag geneigt war, aber bei dem vorſichtigen Schwarzenberg herrſchte noch immer der Gedanke, daß der Kaiſer dennoch am nächſten Morgen die Schlacht fortſetzen könne. Der Vorſchlag Blüchers wurde abgelehnt und ihm nur aufgetragen, das Korps York in der Richtung auf Halle abmarſchieren zu laſſen, um dem Feinde die Saaleübergänge ſtreitig zu machen. Der alte Eiſenfreſſer, dem dieſe Aufgabe zuteil wurde, hielt noch immer auf den Hügeln nördlich Gohlis, von wo aus ſich dem Auge ein glänzendes Schlachtenpanorama bot. „Kanonenfeuer rings am Horizont, brennende Dörfer, auffliegende Pulverwagen, andauerndes Dröhnen der Luft, Zittern der Erde: man merkt, daß eine Weltſchlacht geliefert wird," ſo ein Tagebuch aus Yorks Umgebung. Mit jubelndem Hurra wurden die beiden ſächſiſchen Kavallerieregimenter begrüßt, die nach ihrem Übergang zu den Verbündeten von Blücher dem Yorkſchen Korps zugewieſen waren. Selbſt der ſcheinbar ſo harte York wurde tief ergriffen, als ein junger Holleben dem unter die deutſchen Fahnen zurückkehrenden Bruder in die Arme ſtürzte.

Auch Müffling bezeugt, daß die Diviſionäre Ricard und Pacthod die Ruſſen bis zum nächſten Morgen vor Reudnitz feſthielten. Auch Bülows keilförmiger Vorſtoß in die Wunde der franzöſiſchen Schlachtordnung blieb trotz allem Elan kurzlebig. Hier blieb man wohl eine Weile überraſcht und ehrfürchtig ſtehen, als Bärenmützen Alter Garde zwiſchen Mölkau und Paunsdorf aufleuchten. Sonſt wäre unbegreiflich, daß ein ſo entſchloſſener Waghals wie Bülow ſo wenig ausrichtete, zugleich aber wird hiermit der Andrang von Delmas und Compans bewieſen. Übrigens widerſprechen ſich Wuttke, Naumann, Apel öfters in den Zeitdaten.

Auf dem Monarchenhügel von Meusdorf — jetzt ſteht dort ein Denkmal, das aber wenig Bedeutung mehr hat, da ſich das ganze Schlachtfeld durch den Ausbau Leipzigs bis zur Unkenntlichkeit verändert hat — auf dem Monarchenhügel glaubte man noch immer nicht recht an den Sieg. Und in der Tat: War dieſer Erfolg von Leipzig eigentlich ſo recht das, was man unter einem Sieg verſteht? Zwar hatte der Kaiſer Napoleon in der Nacht zum 18. die Stellungen, die er am 16. eingenommen und im Laufe des Tages erobert hatte, ſämtlich geräumt, hatte ſeine Verteidigungslinie viel enger gezogen und auch dieſe im Laufe des 18. Oktober am linken Flügel zum Teil aufgeben müſſen. Aber die Hauptbollwerke hatte er gehalten. Barclay war ſogar allem Anſchein nach bis Wachau zurückgeworfen. Von einer Flucht, von einem Zuſammenbruch des franzöſiſchen Heeres war nichts zu bemerken. Die Truppen fochten bis zuletzt mit großer Bravheit und hätten jedenfalls auch ſo am 19. gefochten, wenn der Kaiſer die Schlacht von neuem angenommen hätte. Noch immer beteten dieſe zu Veteranen gewordenen Konſkribierten in ihm, deſſen Gegenwart ſie entflammte, ſich ſelber an, die „Garde der Großen Nation." Es lag daher auch jetzt in den Entſchlüſſen Schwarzenbergs eine gewiſſe Vorſicht. Es war gegen 6 Uhr abends, als er auf dem Monarchenhügel die Generale verſammelte und die Dispoſition für den nächſten Tag ausgab. Sie war knapp genug gefaßt: Alle Armeekolonnen ſollten beim Morgengrauen bereit ſtehen, die Schlacht von neuem aufzunehmen. Sie ſollten ſich konzentriſch gegen Leipzig vorbewegen, um die Stadt zu erſtürmen, denn erſt nach Einnahme der Stadt ſei der Sieg entſchieden. Es iſt ausgerechnet worden, daß von den verbündeten Truppen an 100000 Mann mit einem gewaltigen Geſchützpark überhaupt nicht ins Feuer kamen. Schon in dieſer großen friſchen Truppenzahl mußte der Erfolg des 19. liegen, wenn ſie richtig verwendet wurde. Der Kaiſer Napoleon ſelbſt hatte am 19. früh, wie wir noch hören werden, lebhaft gefürchtet, daß ſich ihm ſtarke Truppenkolonnen in die Flanke werfen würden. In der Tat hatte Schwarzenberg noch am Abend des 18., teils auf dem Schlachtfelde, teils in ſeinem Hauptquartier Rötha die Kolonne des Feldmarſchalleutnants Lederer, die des Grafen Bubna, ferner die öſterreichiſche Kavalleriediviſion des Grafen Noſtitz und ruſſiſche Kavalleriereſerven auf Pegau dirigiert, um von dort aus dem auf Weißenfels abmarſchierenden Kaiſer in die Flanke zu fallen. Aber noch in der Nacht wurde dieſer Befehl wieder aufgehoben. Es können lediglich politiſche Gründe geweſen ſein, die hier den Ausſchlag gaben und die wir bereits durch den Ausſpruch aus Plothos

Digitized by Google

Kriegswerk dargetan haben. Denn es war einem entſchloſſenen Feldherrn möglich, dem Kaiſer den Weg zu ſperren. Ebenſo denkbar iſt es allerdings, daß Napoleon ſich mit wuchtigem Stoß durchgeſchlagen hätte, aber doch nur unter ungeheuren Verluſten, die durch eine ſtändige Verfolgung von Tag zu Tag größer geworden wären und die die franzöſiſche Armee bis zum Main ſicher aufgerieben hätten. Es wäre dann dem Kaiſer nichts übriggeblieben, als wie einſt von der Bereſina, dem Heere vorauszueilen, um mit leeren Händen in Paris anzukommen. Kein Zweifel, daß der Empfang in der Hauptſtadt an der Seine alsdann ein bedenklich ſchlechterer geworden wäre, als er ohnehin war, und daß die Organiſation des Widerſtandes jenſeits des Rheins viel ſchwieriger geweſen wäre. Die Gründe, die für die „goldene Brücke“ ſprechen, die man dem Kaiſer baute, ſind verſchleiert geblieben. Wie ſo vieles in dieſer Völkerſchlacht. Denn am guten Willen, den Ausgang zu ſperren, fehlte es Gyulai nicht, nur ſchritten Mortier und Bertrand gleichſam über ſeinen Leib weg. Und zwar weniger der aus Lindenau vorbrechende Mortier (13 Offiziere Verluſt) als vielmehr Bertrand, der inkluſive Guilleminot 33 Offiziere opferte, indem er ſich den Weg nach Kösen bahnte. Auch dies Gefecht koſtete alſo etwa 750, den Öſterreichern erneut 2000 und viele Gefangene. Ungefähr 22000 entzog Napoleon ſo der Hauptſchlacht, um unbedingt freien Rückzug zu haben. Somit ſtand er vor Leipzig mit nur 128000 gegen 275000, eine vollendete taktiſche Meiſterſchaft, ein wahres Kunſtſtück. Später im Jahre 1820, als Fürſt Schwarzenberg aus Geſundheitsrückſichten in Leipzig weilte, iſt von einem Geſchichtsprofeſſor dem Fürſten die Frage vorgelegt worden. „Wir hatten nicht ſoviel Truppen,“ meinte der Fürſt ausweichend, „um alle Ausgänge ſtark genug zu beſetzen. Auch iſt es nicht immer ratſam, einen Feind, welcher noch Kräfte hat, zur Verzweiflung zu bringen. Übrigens kann ſich Leipzig glücklich ſchätzen, daß es nicht dahin gekommen iſt, denn die Stadt wäre wahrſcheinlich darüber zugrunde gegangen.“ Nicht nur wahrſcheinlich, ſondern ganz ſicher, denn wie es ſchon jetzt um Leipzig ausſah, mag uns eine Reihe von Augenzeugen berichten, deren Beobachtungen wir hier zuſammengeſtellt wiedergeben: „Je mehr wir uns der Stadt näherten,“ heißt es in dem Tagebuch des ſächſiſchen Gardebataillons, „um ſo mehr nahm alles das Gepräge des Rückzuges an. Viele ſtehengebliebene Munitionswagen wurden teils verbrannt, teils in die Luft geſprengt. Reiterei, Artillerie, Trains, Equipagen, Marketender, Menſchen und Vieh drängten in großer Unordnung den Toren Leipzigs zu, wo man ſich den Eingang mit Gewalt erkämpfen mußte. Mehrere Infanteriebataillons, worunter auch das der ſächſiſchen Garde, erzwangen ſelbigen und marſchierten nun nebeneinander fort, obſchon zerbrochene und am Wege liegende, umgeworfene Fuhrwerke und Geſchütze, gefallene Pferde, abgeſpannt ſtehengebliebene Equipagen den Marſch alle Augenblicke aufhielten und unterbrachen. Die Parks der Armee, welche in verſchiedenen Richtungen in die Vorſtädte einrückten, kreuzten ſich in den Gaſſen und hielten die ſie zurückdrängenden Kolonnen dergeſtalt auf, daß dieſe auseinanderkamen und getrennt wurden. Auf den Promenaden ſowie in den übrigen Gaſſen verſtopfte ſich bis an die äußeren Tore der Vorſtädte alles dergeſtalt, daß ſelbſt eine einzelne Perſon die größte Anſtrengung nötig hatte, um ſich durch dieſes Chaos von Menſchen, Pferden und Fuhrwerken hindurchzuarbeiten.“

Ein zweiter Bericht ſagt:

„Wie blutig der Tag draußen auf den Feldern war, zeigte die zu allen Toren einſtrömende Maſſe der Verwundeten, die ſich mitunter auf die herzzerreißendſte Weiſe fortſchleppten, teils hinkend, teils geführt, teils getragen in die Stadt gebracht wurden. Für einen Verband ihrer Wunden, welchen viele, ſo gut ſie gekonnt, ſich ſelbſt angelegt hatten, war für dieſe Unglücklichen nicht geſorgt worden. Alle ſuchten in den Spitälern ein Unterkommen; da es indes bei der immer zunehmenden Menge Verwundeter bald an Raum zu ihrer Unterbringung gebrach, auch für keine Transportmittel der Schwerverwundeten geſorgt war, ſo fand man noch nach fünf Tagen unverbundene, faſt verhungerte, halbverfaulte — aber noch atmende — Kadaver auf dem Schlachtfelde und in den Straßen. Gelangten die Elenden nach vielen Mühen endlich an ein Spital, ſo fanden ſie dies ſchon überfüllt und wurden zurückgewieſen. Dieſe Unglücklichen ſahen ſich daher genötigt, neben ihren Leidensgefährten auf eiskaltem Steinpflaſter ohne Stroh, ohne Decke, ohne Verband, ſelbſt ohne einen Tropfen Waſſer, um den die Mehrzahl flehentlich bat, unter freiem Himmel die rauhe Herbſtnacht zuzubringen. Viele ſchleppten ſich bis zu einem Düngerhaufen, um ſich mit Gier einiger abgenagter Knochen, Kartoffelſchalen oder anderen eklen Wegwurfs zur Stillung des Hungers zu bemächtigen. Viele ſtarben in der Nacht vor Hunger, Schmerz und Kälte. Dieſe waren die Glücklichſten, da ſie keiner menſchlichen Hilfe mehr bedurften.

Das außerordentliche Gedränge der Truppen in der Stadt und dicht um ſie herum verwehrte, den Abzug der Franzoſen zu bemerken. Der größte Teil der franzöſiſchen Armee- und Bureaubeamten nebſt allen ihren Anhängſeln hatte Leipzig bereits verlaſſen, und die noch Anweſenden trafen Anſtalten zur Abreiſe. Mehrere dieſer ‚employés‘ hatten ſchon ſeit einigen Tagen ihre Uniformen gegen Bürgerkleider vertauſcht, um den Ausgang der Ereigniſſe mit mehr Ruhe abwarten zu können.

An die Tore und Mauern der Halleſchen Vorſtadt klopften die preußiſchen Flintenkolben unſanft an, Kanonenkugeln und Granaten flogen herein und zündeten an mehreren Stellen. Die Bewohner der Gerber-

gasse und des Lohmühlengäßchens, sowie die, welche dicht neben Löhrs Garten wohnten, mußten jeden Augenblick befürchten, unter den Trümmern ihrer Häuser das Grab zu finden, vorzüglich, da die Massen von Munitionswagen bei den einschlagenden Kugeln in jedem Augenblick aufzufliegen und Tod und Verderben umher zu verbreiten drohten. Hierbei darf der von dem Schneidermeister Kleber bewiesene Heldenmut nicht unerwähnt bleiben, welcher mit mehreren Nachbarn herbeieilte und die Pulverwagen, welche die Franzosen hier hatten stehenlassen, aus der Nähe der Häuser entfernte, die verschlossenen Deckel aufschlug und die mit Munition und Pulver gefüllten Kästen ins Wasser warf, während in der Nähe einzelne Häuser schon in Flammen standen und die preußischen Kanonen ringsumher einschlugen.

Als die Dunkelheit eingetreten war, drängte und stürzte sich das ganze französische Heer durch drei Eingänge in die Vorstädte; alles lief in wildem Gedränge durcheinander, Gewehre und Patronentaschen bedeckten die Straßen; Verwundete, welche noch gehen konnten, zwängten sich zwischen Bagagewagen, Pferden und Rinderherden hindurch. Fußvolk und Reiterei schritt in summenden, tobenden, rasselnden und klirrenden Haufen durch die engen Gassen, die sich unaufhörlich wieder verstopften. Das schrecklichste Los war hierbei den armen Verstümmelten und Schwerverwundeten beschieden, die nicht untergebracht werden konnten, indem sie in den Gassen vor den Haustüren, oder unter den Wetterdächern der Gewölbe lagen, unaufhörlich nach Wasser riefen, um den Feuerbrand der Wunden und des Durstes zu löschen. Der wildverworrene Zug der aufgelösten Scharen drängte und stürzte teilnahmlos vorüber, wobei viele der Verwundeten jämmerlich zerquetscht und zertreten wurden.

Gegen Mitternacht kam ein französischer Offizier auf das Rathaus mit einer von dem französischen Kommandanten gezeichneten Requisition, in welcher eine Tonne Pech und ein Schock Reisigbündel verlangt wurden, angeblich zum Abbrennen der Brücke bei Lindenau. Die versammelten Ratsherren gerieten nicht ohne Grund in die größte Besorgnis, als ob schon ihre Perücken in Flammen aufloderten. Sie ließen bei dem General Gersdorff, der sich eben bei Napoleon befand, anfragen, und als sie von diesem die beruhigende Versicherung erhielten, daß die Pechkränze ganz gewiß nur für jene Brücke verwendet werden sollten, erteilten sie dem französischen Offizier die verlangte Anweisung. Sobald es den Franzosen durch diese List gelungen war auszukundschaften, wo sich Vorräte jenes Brennmaterials befänden, begnügten sie sich nicht mit der geringen Quantität, auf welche die Anweisung lautete, sondern ließen allein bei dem Seilermeister Leitheritz in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober 36 Zentner Pech, dazu auch was an ungesponnenem Hanf vorhanden war, aufladen. Auch für Pfannen und Kessel war gesorgt und Arbeiter zum Anfertigen von Pechgirlanden und Kränzen gepreßt worden, um damit die Häuser des Ranstädter Steinweges und des Mühlgrabens à la Rostopschin zu illuminieren. Alle Vorstellungen, Ausflüchte des Meisters und seiner Nachbarn, alles Jammern und Wehklagen der Frauen und Kinder waren vergebens; ‚ich dächte doch', rief ein witziger Schuhmacher den Franzosen zu, ‚ihr hättet schon genug Pech gehabt und wollt nun noch mit aller Gewalt drin sitzen bleiben. Na wart' nur, Bonaparte, an das Leipziger Pech wirst du dein Leben lang denken!'

Zum Glück für die Bewohner jener Vorstadt erreichte der Wagen sein Ziel nicht; vor dem Ranstädter Tor wurde das Gedränge so groß, daß die mit Pech beladenen Wagen nicht weiterkommen konnten und von den Fuhrleuten absichtlich umgeworfen wurden."

Nachdem der Kaiser Napoleon die Verteidigung von Probstheida gesichert hatte, begab er sich zu der Quandtschen Tabaksmühle zurück. Es mochte gegen 6 Uhr sein, und die Dämmerung des Oktoberabends senkte sich merkbar über das große Blachfeld. Der Kaiser erkannte natürlich, daß er den Kampf am nächsten Tage nicht mehr erneuern könnte und daß noch während der Nacht die Rückzugsbewegung seiner Massen tatkräftig eingeleitet werden müßte. So saß er nachdenklich am Feuer, welches nur noch leicht brannte. Man hatte einen Holzschemel herbeigebracht, und auf diesem sitzend, die Hände auf die Knie gelegt, schlief der Kaiser für eine kurze Weile ein. Ringsumher herrschte tiefes Schweigen. Sein Stab stand um ihn her. Berthier harrte auf die Befehle aus dem Munde des Gebieters, aber der Kaiser schlief. Schließlich mußte auch seine unmenschlich zähe Natur den schlaflosen Nächten und den furchtbaren Anstrengungen des Tages den Tribut zollen. Dann erwachte der müde Korse, sah sich erstaunt im Kreise um und diktierte seine Rückzugsbefehle an Berthier weiter. König Murat stand nahe dem Kaiser, als eine Kanonenkugel in das Wachtfeuer einschlug und die Brände umherstreute. Der Kaiser stand nachdenklich, sah die Kugel, die sich bis dicht an ihn heranwühlte, und tat keinen Schritt, um sich in Sicherheit zu bringen. Sorglich wurden die umhergestreuten Feuerbrände von einigen Gardesoldaten gesammelt und neues Holz herbeigetragen, das Feuer wieder zu entfachen. Da schlug eine zweite Kugel hinein. Der Kaiser zuckte die Achseln, wandte sich ab und befahl, das Feuer zu löschen. Dann verlangte er seine Zelte, aber verlegen mußte der Adjutant melden, daß dieselben bereits über Lindenau in Sicherheit gebracht seien. So beschloß Napoleon, in Leipzig zu übernachten. Die Pferde standen wie immer gesattelt bereit. Um 8 Uhr verließ der Kaiser das Biwak. Murat war in seiner Gefolgschaft, dazu Berthier und die anderen, und so rückte der kleine Zug über das Schlachtfeld

Digitized by Google

nach Leipzig hinein. Auf Umwegen gelangte man durch die überfüllten Straßen nach dem Roßmarkte, wo der Kaiser im Hotel de Prusse abstieg. Zufall, daß gerade in diesem Hotel, das sich nach dem Hauptfeind des Kaisers nannte, der Obdachsuchende einkehren mußte. Vor dem Hotel auf dem Roßmarkt biwakierte eine Brigade der Alten Garde, während durch die Straßen und Gassen Leipzigs der Rückzug der Zehntausende sich wälzte. Aber in dem mit kalter Eleganz, soweit in jenen Tagen von Eleganz noch die Rede sein konnte, eingerichteten Raume des Hotels de Prusse erwartete den Kaiser kein Schlummer. Er arbeitete mit seinem Major-General Berthier und dem Herzog von Bassano, sowie einigen Adjutanten, denn seine Kabinettssekretäre waren bereits mit dem Hauptquartier auf dem Rückzug in Lindenau, bis in die späte Morgendämmerung hinein und fand erst dann einen kargen Schlaf. Was war alles zu bedenken! Alles wurde klug, kalt und mit jener eisigen Überlegung angeordnet, die diesen Mann bis zuletzt, bis an die Grenzen seiner Laufbahn, ja ihn selbst in St. Helena noch auszeichnete. Es galt vor allem die französischen Truppen zu retten. Mochten die deutschen Hilfsvölker sich hier bei Leipzig in die Bresche werfen und jenen den Rückzug sichern. Die Polen unter dem Fürsten Poniatowski, dem „Reichsmarschall seit gestern" und die badenschen und deutschen Rheinbundtruppen unter Macdonald, die nichtfranzösische Brigade Rottenbourg der Alten Garde, die Division Durutte sollten Leipzig halten und während der nächsten vierundzwanzig Stunden den Rückzug decken. Bertrand und Mortier waren schon weit voraus, vier Kavalleriekorps und die Gardekavalleriedivision waren schon morgens jenseits Leipzig auf dem Marsch nach Markranstädt. Nacheinander sollten die Garden, dann II., III., V., VI., IX. Korps folgen, und mit den übrigbleibenden Truppen, nachdem diese französischen Kerntruppen herausgesucht waren, sollte Marschall Macdonald die Nachhut bilden.

Napoleon in der Schlacht bei Leipzig am Abend des 18. Oktober 1813

Nach einer zeitgenössischen Lithographie aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

In der Tat, was lag dem Kaiser an den Deutschen, den Polen, den Italienern? Er war sich klar, daß er über den Rhein zurück mußte, und Deutsche und Polen waren ohnehin für ihn verloren. Mochten sie denn hier bei Leipzig das letzte Blutopfer bringen, um ihm seinen Rückzug zu sichern. Solcher Gedankengang schwebte ihm wohl vor, doch es kam wesentlich anders, und man darf nicht vergessen, daß Korps Macdonald auch zwei rein französische Divisionen hatte und die Stadtgarnison aus Franzosen bestand. Übrigens zogen auch Dombrowskis Polen frühe ab, das polnische Reiterkorps folgte bald, und bei Bertrand befanden sich noch Württemberger und Italiener, man darf also nicht allzu wörtlich nehmen, daß Napoleon sich bloß der Fremdtruppen entledigen wollte, die als Nachhut für Leipzigs Verteidigung doch wenig Vertrauen verdienten. Jedenfalls machte ihm das Schicksal einen Strich durch die Rechnung.

Aber es waren noch weitere Maßnahmen zu treffen für die Befehlshaber, die noch in den deutschen Festungen steckten. Es gingen Kuriere ab an den Marschall Gouvion Saint-Cyr nach Dresden, an die Kommandanten von Torgau und Wittenberg. In Torgau steckte der arme Louis von Narbonne nach so viel Erlebnissen mit königlichen Tanten, Madame de Staël, Revolutionsmännern. Nach so viel vergeblicher Mühe hatte sein Lebensschiff ihn hierher verschlagen in das öde Torgau als Kommandanten einer renitenten Garnison. Hier starb er denn auch schließlich am Lazarettfieber. Es gingen Kuriere ab an den General Hogendorp in Hamburg, an den Marschall Davoust, der zurzeit noch beobachtend im lauenburgischen Lager an der Stecknitz stand, an die Kommandanten von Erfurt und Fulda, daß sie Proviant herbeischafften, an den alten Herzog Kellermann, der in Mainz kommandierte, daß er die Ersatzmannschaften, die bereits auf dem Marsch in das Innere Deutschlands waren, zurückrufen möge. Der Kaiser wollte im Innern Frankreichs eine Levée en masse in Szene setzen, wie einst der große Danton und der starre Carnot, als es galt, die Grenzen der Republik gegen Braunschweig und seine Preußen und Österreicher zu verteidigen. In diesen Nachtstunden im Salon des Hotel de Prusse wurde eine ungeheure Menge von Material verarbeitet. Die großartige Energie dieses korsischen Menschen dachte an das Größte und an das Kleinste, dachte an jeden

einzelnen Brückenschlag und jede vorzubereitende Sprengung, dachte an die großen strategischen Schachzüge, die König Murat und der Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais, gegen Österreich und Bayern machen sollten, dachte an den entferntesten Kommandanten in den abgelegenen Oder- und Weichselfestungen und baute schon, während eine Welt unter ihm zusammenbrach, eine neue auf. — Gegen Morgen, als alles einigermaßen im Lot war, streckte sich der Kaiser für eine kurze Weile aufs Lager. — Um diese Stunde begab sich der Herzog von Bassano zu dem Minister des sächsischen Hauses, Grafen von Einsiedel, und sagte ihm, daß, wenn der König Friedrich August dem Kaiser Napoleon nachher folgen wollte, er für seine Sicherheit sorgen wolle. Der arme Friedrich August hatte es indessen wohl satt, sich von Stadt zu Stadt und Land zu Land weiterschleppen zu lassen. Er erklärte, daß er lieber in Leipzig bleiben und sein Geschick dort abwarten wolle. Auch hatte ihm der Kaiser auf dem nicht offiziellen Wege durch den Kriegsminister von Gersdorff bereits sagen lassen, er möge unabhängig vom Kaiser Napoleon seinen Frieden mit den verbündeten Monarchen machen.

Wir wissen, daß Fürst Schwarzenberg am Abend des 18. Oktober auf der Höhe von Meusdorf einen konzentrischen Angriff seiner Truppen auf Leipzig befohlen hatte, und obgleich es durch die große Unruhe, die im Dunkel der Nacht sich in den Stellungen der Franzosen zeigte, und durch den ständigen Rückzug der Trains, Munitionskolonnen, Kavalleriekorps klar werden mußte, daß Napoleon an eine Erneuerung der Schlacht nicht dachte, blieb es bei den Befehlen des Oberfeldherrn. Gegen 7 Uhr früh trafen der Zar, der König von Preußen und Fürst Schwarzenberg sich auf den Höhen von Probstheida, um den letzten Kriegsrat für den beginnenden Sturm auf Leipzig zu halten. Der Zar ritt an die russische Sturmkolonne des Grafen Wittgenstein heran und redete zu seinen Soldaten: „Kinder! gekämpft habt ihr in diesen Tagen als unbesiegbare Helden, jetzt aber seid großmütig gegen die Besiegten und gegen die Bewohner der Stadt. Euer Kaiser bittet Euch darum, und wenn Ihr mich lieb habt, so werdet ihr meine Befehle getreu erfüllen." Die sich nie verleugnende großmütige Wallung im Gemüt des Zaren gab ihm diese Worte ein. Daß sie gesprochen waren, war gut, denn sie mögen in so manchem Herzen der Russen ein Echo erweckt haben und Menschlichkeit gezeitigt haben, mehr, wie man von Worten erwarten sollte. Der Nebel des Oktobers lag bis dahin über dem Schlachtfeld und jetzt, wo die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten und die Jägerhörner hell gellten, jetzt hob sich der Nebel, und die Oktobersonne stieg auf über dem bunten, mit Gequälten, Verwundeten und Trümmern bedeckten Schlachtfeld. Schwarzenberg insbesondere war froh überrascht, daß es nun doch mit dem Rückzug der Franzosen Wirklichkeit war. Noch auf dem Wege nach dem Schlachtfeld war ihm der Generaladjutant des Zaren, von Wolzogen, begegnet und hatte ihm, an die Droschke reitend, in welcher Schwarzenberg mit Radetzki saß, Glück zur gewonnenen Schlacht gewünscht, worauf Schwarzenberg kopfschüttelnd meinte: „So weit sind wir leider noch nicht, wir werden leider noch einen harten Strauß bei Probstheida zu bestehen haben." Nun war Probstheida leer, und als man durch das schwer umstrittene Dorf ritt, fand man es von dem 9. preußischen Landwehrregiment besetzt. Der König stellte seine Landwehr dem Zaren vor. Von den tausend Mann, die das Regiment am vorigen Tage gezählt hatte, standen nur noch 435 in Reih und Glied, viele von ihnen mit verbundenen Köpfen, den Arm in der Binde, zerrissene Schuhe und Kleider. Aber sie hatte gebissen, diese Landwehr, wenngleich sie in ihrem Äußern gewaltig abstach gegen die hübsch geschonten Garden der Majestäten, die in vollem Wichs nahe der Quandtschen Windmühlen, wo gestern noch Napoleon war, aufmarschiert standen.

Man begrub bei Probstheida 3000 Leichen, wovon nach Victors Verlust nur ein Drittel französische sein können. Laut einer Quelle hätten die Verbündeten dort 12000 verloren, diesseitige Berichte behaupten alle, daß die Verluste ins große gingen. Forscht man aber nach Beleg, so tappt man mit leeren Händen im Nebel.

Kleists Gesamtverlusttableau 6100 für 16. 18. hat man schon auf 7500 erhöht, aber auch das ist anscheinend zu niedrig, er mag am 18. noch 4000 (im ganzen 11000) verloren haben. Da Napoleons Verluste laut einem Historique 20000 betrugen (etwa 2700 Reiter), so haben die Angreifer schwerlich unter 30000 verloren, obschon sie es natürlich nicht Wort haben wollen.

Fürst Schwarzenbergs Anordnung hatte jeder stürmenden Kolonne eins der Leipziger Tore überwiesen. Die Kolonne Colloredo sollte auf der Bornaer Straße anrücken und das Peterstor, Barclay de Tolly das Windmühlen- und Sandtor, Bennigsen, von Stötteritz vordringend, das Spitaltor angreifen. Der Kronprinz von Schweden hatte das Grimmaische und Blücher mit seiner schlesischen Armee das Hallesche Tor zugewiesen erhalten. So rückten die Kolonnen gegen die Stadt an, die noch bis oben voll von Verteidigern und auf dem Rückzug befindlichen Franzosen steckte. Schon donnerte an der Lisiere Leipzigs das Geschütz und schon knatterte in den Gärten das Musketenfeuer und unsanft pochten die Verbündeten an die Tore der alten Handelsstadt, als der Kaiser Napoleon gegen 9 Uhr zu Pferde stieg, um nach einem Abschied von dem König von Sachsen die Stadt zu verlassen. Noch in der Morgenfrühe hatte der Kaiser, um Zeit zu gewinnen, den Magistrat veranlaßt, an alle Heerführer der Verbündeten Gesuche um Schonung

Digitized by Google

der Stadt zu richten. Die Monarchen empfingen die Deputation auf dem Thonberge vor Leipzig im Rahmen eines glänzenden Gefolges. Zugleich traf im Auftrage des Königs der Oberſt von Ryſſel ein, ein Bruder des abgegangenen Generals von Ryſſel, mit demſelben Erſuchen. Zugrunde lag dem Ganzen aber, wie wir ſahen, nur ein napoleoniſches Manöver, um Zeit zu gewinnen. Alexander entgegnete den Abgeordneten: „Gut, ich will dafür ſorgen“, und dann rief er einen Trompeter herbei, der in geſtrecktem Galopp an die Schützenlinie reiten mußte, um das Feuer zum Schweigen zu bringen. „Ich befehle,“ ſagte Alexander, „daß kein Soldat eher in ein Haus geht, als bis ich ſelbſt darin bin.“ Und dann zum Oberſt Ryſſel: „Sagen Sie dem König und den Bürgern der Stadt, daß ich das Unglück nicht vermehren will, und daß ich, ſowie die mit mir verbündeten Souveräne, nur das Glück der Leute will.“

Während dieſe Deputationen unterwegs waren, traf der Kaiſer Napoleon beim König von Sachſen ein. Vor der Wohnung ſtand das ſächſiſche Leibgrenadierbataillon aufmarſchiert. Der alte König war dem Kaiſer bis an den Fuß der Treppe entgegengekommen, in voller Uniform, der unkriegeriſche Mann! geſchmückt mit dem Großkreuz der Ehrenlegion, umgeben von Generalen, Miniſtern, Marſchällen, Kammer-

Die Flucht der Franzoſen über den Fleiſcherplatz durch den Richterſchen Garten nach Lindenau zu am 19. Oktober 1813

Nach einem kolorierten Kupferſtich von Geißler aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig. Im Augenblick der großen Begebenheit treu nach der Natur aus einem Dachfenſter aufgenommen, welches nur dadurch möglich war, daß der Künſtler ſich in Matratzen binden ließ, um gegen Kugeln geſchützt zu ſein

herren, Beichtvätern — kurz, mit großem Gefolge. Nach feierlicher etikettemäßiger Umarmung führte der König den Kaiſer zu ſeiner Frau und ſeiner Tochter. Aber Napoleon hatte diesmal, ſo ſehr zwiſchen ihm und der Königin eine Entente cordiale beſtand, kaum Zeit für die Damen. Er zog den König am Arm in eine Fenſterniſche, und wenngleich niemand die Unterredung hören konnte, denn alles ſtand in reſpektvoller Entfernung, iſt deren Inhalt dennoch dem Wichtigſten nach bekannt geworden. Es muß leider geſagt ſein, daß es eine fauſtdicke cäſariſche Lüge war, die der Kaiſer hier dem armen König zum Schluß ihres Zuſammenſeins noch aufpackte. Wir werden gleich hören, welcher Art. Nach einem Beſuch von ungefähr einer halben Stunde entfernte ſich der Kaiſer, wiederum von dem getreuen König bis an den Fuß der Treppe begleitet.

Vor dem Schloſſe ſtand in Parade aufgeſtellt das Leibgardebataillon unter dem Kommando des Majors von Dreßler. Der Kaiſer ritt die Front ab und richtete dann einige Fragen an den Kommandeur. „Verlor Ihr Bataillon viele Leute? Durch Geſchütz- oder Gewehrfeuer? War das Bataillon im Gefecht bei Stötteritz?“ Noch mehr Fragen dieſer Art, auf welche eine Antwort nicht erwartet wurde! Dann hob der Kaiſer die Hand, als ob er zum Schwur auffordern wollte, und rief dem Bataillon vernehmlich zu: „Gardez bien votre roi!“ Aber aus keinem Munde der ſo nach jahrelangem kaiſerlichen Dienſt entlaſſenen Sachſen wurde das ſonſt nie fehlende: „Vive l'empereur“ vernommen. Am unteren Ende des Marktes ſtand ein Bataillon der Diviſion Marchand, — Badenſer. Die Leute blieben mit Gewehr bei Fuß ſtehen, und der Kaiſer ritt vorüber, ohne ſich weiter um ſie zu kümmern. Da geſchah es, daß ein Vorlauter dem Imperator nachrief: „Schau, ſchau, jetzt muſcht Du auch auskratze! Glück auf die Reiſ'!“ Napoleon wandte ſich an Caulaincourt

und fragte, was das für ein Zuruf gewesen sei, worauf der Getreue ausweichend antwortete: „Ehrenbezeigung für Eure Majestät!“ Zweifelnd schüttelte der Kaiser den Kopf und sprach kein Wort. Der Führer der Reitergruppe war der Postillion Gäbler. Es war schwer, sich in dem von Truppen durchwogten alten Leipzig durchzuwinden. Da waren so viele Höfe, Quer- und Seitengäßchen, Pforten und Pförtchen, durch die wohl ein Fußgänger unbemerkt hätte entkommen können, aber kein Kaiser zu Pferde mit einer, wenn auch kleinen Suite. Der Postillion ritt voran die Hainstraße entlang dem Ranstädter Tor zu! Aber hier war das Gedränge derart, daß an ein Durchkommen nicht zu denken war. König Murat schlug vor, den Weg mit Gewalt freizumachen, aber selbst flache Säbelhiebe halfen nicht. Inmitten des Gewühls hielt der Kaiser unbeweglich, man merkte in seinen Zügen keine Erregung, sie waren marmorn wie immer. Mit seinem Dreimaster und seinem grauen Überrock sah er nach der Bemerkung eines Augenzeugen aus wie ein Jesuitenprovinzial. Der Postillion meinte nun, es sei das beste, durch das Barfüßer Pförtchen, welches zwischen dem Ranstädter und dem Barfüßer Tor lag, hinauszureiten. Langsam wandte sich der Zug, in welchem König Murat, Major-General Berthier, der Fürst von der Moskwa, Großstallmeister Caulaincourt, der Artilleriegeneral Drouot und andere Würdenträger des Kaiserreichs ritten, den vorgeschlagenen Weg entlang und man kam an das kleine Pförtchen, aber hier hielten badensche Truppen die Wache. Es wird erzählt, daß auf den Zuruf, für den Kaiser zu öffnen, die Schildwache entgegnete: „'s ischt zugesperrt, da kommt niemand heraus und wenns gleich der Kaiser selber wär', so hat der Kaiser befohle!“ Caulaincourt schaffte den Unteroffizier von der Wache herbei, aber der Mann wollte wohl aufsperren, hatte aber keinen Schlüssel. Man mußte erst zum Stadtkommandanten schicken, um den Schlüssel zu erhalten, aber es mochte schwierig sein, denn General Bertrand (dieser Bertrand ist nicht zu verwechseln mit dem bekannteren Bertrand, der bereits über Lindenau abgezogen war) mochte wohl nirgends zu finden sein. Nun führte der Postillion den Kaiser die Kloster- und Burgstraße entlang dem Peterstore zu. Hier marschierten Truppen vorbei, und der Kaiser rief ihnen zu, sich tapfer zu verteidigen. An ein Bataillon Badener ritt er heran und fragte den Offizier über die Teilnahme seiner Truppen an der Schlacht. — Schon stürmten die Kolonnen der Verbündeten an das Äußere Grimmaische Tor. In den Vorgärten der Grimmaischen Vorstadt entspann sich ein heftiger Kampf, und die Gewehr- und Kanonenkugeln prallten gegen die hohe Mauer der Bürgerschule, in deren nächster Nähe der Kaiser eine Weile hielt. Dann ritt der Zug weiter an dem rechten Pleißeufer entlang über den Fleischerplatz nach dem Ranstädter Tor. Fast eine Stunde war über dem Ritt vergangen. Eine große Viehherde wurde entgegengetrieben, um sie auf dem Fleischerplatz an Meistbietende zu versteigern. Auf beiden Seiten stockte der Zug, drüben die Rinder und hier der Kaiser mit Gefolge. „Da stehen die Ochsen am Berge,“ soll der Postillion gesagt haben, worauf der Kaiser, die deutsche Sprache bekanntlich nicht verstehend, rief: „Allez, allez!“ „Nun gut,“ sagte Gäbler, „so müssen wir durch die ‚Allee‘ zurückreiten und sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.“ Er suchte dann einen Weg über das Hahnreibrückchen, und unter Vermeidung des Inneren Ranstädter Tores wurde der Ranstädter Steinweg erreicht. Das Ganze war keine Kleinigkeit für den Postillion, denn schon hatte der Angriff auf Pfaffendorf und das Hallesche Tor an Wucht zugenommen. In Löhrs Garten, nördlich vom Ranstädter Steinweg, waren französische Batterien aufgefahren, die einen Höllenspektakel machten. Überall war Verwirrung, Unordnung, Getöse und Lärm. Ein Strom von Roß und Reitern, von Fußgängern, Wagen, Kanonen, alles durcheinander wälzte sich dem Ausweg zu, oft zehn Minuten und länger stockend. Endlich, kurz nach 11 Uhr, kam der Kaiser in Lindenau an, stieg hier vom Pferde und begab sich mit Murat und Berthier in die Lindenauer Mühle, wo er die nötigen Befehle für die Arrieregarde gab. Als die Ordonnanzen mit den Befehlen unterwegs waren, legte sich der Kaiser eine kurze Zeit schlafen, bis der Knall der gesprengten Elsterbrücke ihn weckte.

Inzwischen waren von allen Seiten die Sturmkolonnen gegen Leipzig vorgedrungen. Die Stadt Leipzig war damals mit starken Mauern umgeben und mit Wachttürmen versehen. Durch die Mauern führten vier Tore in das Innere und für Fußgänger außerdem noch vier sogenannte kleine Pförtchen, deren eines jenen ungewöhnlichen Namen trug, den wir jetzt bei dem Durchritt kennenlernten. Rund um die Mauer lief ein tiefer, aber an den meisten Stellen trockener Graben, über den breite Steinbrücken zu den Toren führten. Das Glacis jenseits des Grabens war mit schönen breiten Lindengängen bedeckt, und Glacis und Festungswall, das ehemalige Mauerunterrain, haben sich später in die wundervollen Promenaden, die sich heute um das Innere der Stadt ziehen und das moderne Leipzig so heimisch machen, verwandelt. — Schon hatten die Franzosen und Rheinbundtruppen das ganze Vorterrain aufgegeben und der Sturm drohte an die Mauern der Stadt zu branden, als Kaiser Alexander, bewogen durch die Deputationen des Magistrats und den königlichen Oberst von Ryssel, wie schon erwähnt wurde, die Feindseligkeiten einzustellen befahl. Die zarische Majestät entsandte alsbald nach einer Besprechung mit König Friedrich Wilhelm den General von Toll, seinen Flügeladjutanten, und den preußischen Oberstleutnant von Natzmer nach Leipzig hinein zum König Friedrich August. Sie hatten den Auftrag, dem sächsischen Herrn zu erklären: daß, nachdem alle früheren Anträge der Verbündeten zurückgewiesen worden seien, von Unterhandlungen zwar nicht mehr

Digitized by Google

Napoleon vor der Mühle von Lindenau auf der Flucht am 19. Oktober 1813
Nach einer Bleizeichnung von C. W. Straßberger. (Original im Besitz des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig)

Digitized by Google

die Rede sein könne, daß man aber die Stadt Leipzig gerne schonen würde, wenn der Feind sie unverzüglich räume; die sächsischen Truppen wolle man nicht als Feinde ansehen, wenn sie sich jeder Teilnahme am Kampfe enthielten und in rückwärtigen Stellungen ihre Gewehre in Pyramiden zusammensetzten. Frist eine halbe Stunde. Die Parlamentäre mußten sich in Leipzig herumdrängen und wurden zunächst zu drei der befehlshabenden Marschälle geschickt. Noch war der Kaiser selbst in der Stadt, auf dem Weg zum Ranstädter Steinweg. Aber weder der Fürst Poniatowski noch der Herzog von Castiglione, Augereau (der, nebenbei gesagt, überhaupt sehr wütend über die ihm zugewiesene Rolle der Verteidigung eines aufgegebenen Platzes war und sich in der Hauptsache mit Frühstücken beschäftigte), noch auch der Herzog von Belluno, der kühle Marschall Victor, konnten oder durften sich auf irgend etwas, was nach Kapitulation aussah, einlassen. Über diesen Umweg gelangten unter großem Zeitverlust die beiden Offiziere endlich auf den Markt zur Wohnung des sächsischen Königs. Die Majestät saß vermutlich schon wieder in den unteren Gewölben, und es war der Staatsminister von Einsiedel, der die Herren empfing, voller Würde empfing und die unglaubliche Erklärung abgab, daß Seine Majestät der König „beschäftigt sei". Entrüstet über diese Art und Weise begann General von Toll sehr deutlich zu sprechen: Er verlange auf den Befehl seines Kaisers, des Zaren, Bescheid, und seine Zeit sei so beschränkt, daß die geringste Verzögerung großes Unheil herbeiführen würde. Das hatte zur Folge, daß Friedrich August nach wenigen Minuten erschien, genau in demselben Aufzug, wie er vor einer halben Stunde sich von seinem hohen Verbündeten verabschiedet hatte: Weiße Galauniform, Ordensstern und Band, Eskarpins, seidene Strümpfe und Schuhe. Aber der König war wie verwandelt, er schien von seinem eigenen Antrag, den er durch den Oberst von Ryssel gestellt hatte, nichts mehr zu wissen. Schonung der Stadt, meine Herren? Ja, hier scheint Uns der Herzog von Padua, den Seine Majestät, der Kaiser Napoleon, Unser hoher Verbündeter, zum Gouverneur Unserer Stadt gemacht hat, die richtige Instanz. Unsere sächsischen Truppen sollen die Waffen niederlegen? Ach, wie könnten Wir etwas befehlen? Sie stehen zur Verfügung Seiner Majestät des Kaisers, Unseres hohen Verbündeten. Von ihm und seinen Marschällen hätten sie Befehle zu empfangen, nicht von der sächsischen Majestät. Und dann, als Toll, befremdet über diesen seltsamen Widerspruch mit der Entsendung Rysselś in das Hauptquartier der Verbündeten, dies kundgab, meinte der König: ja, die Sachen hätten sich geändert. Als er den Oberst von Ryssel entsandt habe, glaubte er, daß der Kaiser Napoleon die Stadt aufgegeben habe. Inzwischen aber sei Seine Majestät, sein hoher Verbündeter, bei ihm gewesen und habe ihm erklärt, daß er lediglich Leipzig verlasse, um im offenen Felde zu manövrieren und in wenigen Tagen die Stadt zu entsetzen. Nun wurde den Russen und Preußen die Blindheit des armen königlichen sächsischen Herrn klar. In Begleitung des Staatsministers und des Generals von Zeschau begaben sich die Offiziere auf die Suche nach dem Herzog von Padua. Aber Jean Toussaint Arrighi de Casanova war nirgends zu finden. Und selbst wenn man ihn gefunden hätte, es wäre mit dem Korsen von Geburt doch nur ein nutzloses Radebrechen geworden, das zu nichts geführt hätte. Dem Kaiser blutsverwandt und auf seinem Glücksschiff schwimmend, kannte Padua nichts als den Befehl des korsischen Kaisers. Seinem Befehl folgend wurde der ruchlose Überfall der Freischar Lützows von Arrighi ausgeführt und seinem Befehl folgend hätte dieser Mann auch Leipzig in die Luft gesprengt, daß kein Stein auf dem andern geblieben wäre. Das korsische Sippenblut hätte sich hier schwerlich verleugnet, verleugnete sich in diesen Arrighis nie. Sie blieben Bonapartisten bis an ihr seliges Ende. Der Mann, der hier bei Leipzig dem Onkel diente, sollte einst noch dem Neffen dienen.

Aber allem Überlegen, allem Hin und Her wurde ein rasches Ende gemacht, denn der Sturm donnerte gegen Leipzigs Tore. Die Marschälle, denen der Kaiser die letzte Verteidigung der Stadt anvertraut hatte, waren in sich uneinig über das, was zu tun sei. Herzog Ney war mit dem Kaiser abgeritten, nachdem er sich anfangs in seinen Reisewagen verkroch, und Herzog Marmont war bei Schönefeld verwundet: ein kranker Mann, ein halber Mann. Er machte aber dies Sprichwort zuschanden, denn er leitete noch persönlich die Verteidigung der Halleschen Vorstadt. Gestern vier Pferde unterm Leib erschossen, die Kleider von Kugeln durchlöchert, blieb er auch heut jeder Zoll ein Held. Herzog Macdonald versah mit der ihm eignen Gewissenhaftigkeit den schweren Dienst, sich mit seinen Truppen der Brandung entgegenzuwerfen, wohingegen Castiglione, der alte Zyniker, es für richtiger hielt zu frühstücken und sein wertes Leben, das ein jäher Glückswechsel durch Tiefen und Höhen geführt hatte, der Zukunft zu erhalten. Wir werden noch durch Macdonald aus Augereaus Munde hören, wie er über die Sachlage dachte.

In blutigem Ringen waren die Vorstädte und Gärten von den Angreifern genommen worden. Den Ruhm, das Äußere Grimmaische Tor erstürmt zu haben und mit seinen Landwehrleuten der erste in Leipzig gewesen zu sein, nimmt der spätere Generalauditeur der preußischen Armee, damalige Landwehrmajor Friccius für sich und seine Landwehrleute in Anspruch. Er hatte in vaterländischer Begeisterung die Akten verlassen und die Feder des Oberlandesgerichtsrats mit dem Schwerte vertauscht. Er berichtet:

„Unser Bataillon (das 3. Bataillon vom 3. ostpreußischen Landwehrregiment) zog sich schnell in bester Ordnung und Haltung, nah dem Hochgericht vorbei, nach der Chaussee, um an die Spitze zu kommen. Bei

Digitized by Google

dieſer Bewegung erhielten wir noch einen Kanonenſchuß, welcher dem Leutnant Stumpf durch den Luftzug, ohne ihn zu berühren, die Mütze vom Kopf nahm, ſo daß er nun die Schlacht ohne Kopfbedeckung mitmachen mußte. Kurz vorher, als wir auf dem freien Felde hielten, ſchlug eine Kanonenkugel in unſer Bataillon und riß vier Landwehrmännern die Köpfe vom Rumpfe. Faſt jeder von uns war mit Blut und Gehirn beſpritzt. Bülow, der nicht weit davon hielt, ſchickte einen Adjutanten ab und ließ dem Bataillon ſagen, es ſolle ſich niederlegen, bis er ihm weiter vorzurücken befehlen werde. Wirklich machten einige ſogleich Gebrauch von dieſer Erlaubnis; als ſich aber mehrere Stimmen vernehmen ließen: ‚Wir bücken uns nicht', erhoben ſich jene wieder, und alles warf ſich in die Bruſt, wie zum Parademarſch.

Sobald das Äußere Grimmaiſche Tor erſtürmt wäre, ſollte unſer Bataillon ſich in die nächſte Straße links, das Bataillon Müllenheim ſich in die nächſte Straße rechts werfen, das Bataillon Gleißenberg ſollte geradeaus gehen. Über das Verhalten der Truppen in der Stadt gegen die Einwohner wurde uns nichts geſagt. Ich rief dem Bataillon zu: ‚Kameraden! Wir führen nicht Krieg gegen die friedlichen Einwohner Leipzigs; nur die Franzoſen ſind unſere Feinde, welchen wir keinen Pardon geben. Was ihr mit Kolben und Bajonett erreichen könnt, ſtoßt nieder!'

Plan des alten Leipzig

Es war ungefähr 10 Uhr des Vormittags. Der Prinz von Heſſen-Homburg ſetzte ſich an unſere Spitze. Ein ſo großes Beiſpiel mußte den ungeſtümen Mut der Truppen noch erhöhen. Bewunderungswürdig war es, wie der Geiſt den Körper unterſtützte. Seit 36 Stunden faſt in beſtändiger Bewegung und Gefecht, ohne Schlaf und faſt ohne Nahrung, wurden Hunger und Erſchöpfung vergeſſen. Selbſt Verwundete boten ihre letzten Kräfte auf, um nicht zurückzubleiben.

Wir fanden das Tor ſtark verrammelt, von neuen ſtarken Planken gezimmert, oben darauf mit eiſernen Widerhaken geſpickt, die Torflügel und Mauer mit Schießlöchern verſehen. Das Wacht- und Akziſehaus, an welchem ſonſt der Torſchreiber den Fremden mit der Frage nach ‚Dero allerwerteſtem Charakter' empfing, war verlaſſen, aber die Gebäude daneben waren ſtark vom Feinde beſetzt. Die Truppen, welche gegen das Tor anrückten, erhielten von vorn und von beiden Seiten ein ſtarkes Feuer, ohne dem Feinde hinter ſeinen Bollwerken viel ſchaden zu können. Zum Sturm war nichts vorbereitet. Wir hatten keine Leitern, keine Äxte, keine Brechſtangen noch dergleichen zur Hand; kein Zimmermann, kein Pionier waren bei uns, kein Geſchütz in der Höhe, das Tor einzuſchießen. Immer ſtärker wurde aus der Stadt aus allen Fenſtern, von allen Dächern in der Höhe, ſelbſt vom Johannisturm auf uns geſchoſſen. In jeder Minute traf ein Schuß. Mein Pferd erhielt eine Kugel in die Kinnlade und war nicht mehr zu bändigen; ich mußte es verlaſſen. In ſeinem Schmerz bäumte ſich das mächtige, ſchöne Tier gewaltig, ſo daß ich genötigt war, abzuſitzen und den Dienſt zu Fuß zu verrichten.

Vorwärtszukommen war unmöglich, Stehenbleiben unfehlbares Verderben, aber dem Ziele ſo nah zog ein jeder den Tod einem Rückzuge vor. Die Not und Gefahr wuchs mit jedem Augenblicke. Endlich entdeckte ein Wehrmann eine ſchadhafte Stelle in der Mauer, rechts zwiſchen den Pfoſten des Tores und dem Armenhauſe. Ich ergriff das Gewehr des nächſten Soldaten und ſtieß mit dem Kolben die dünne Mauer ein. Sie ſtürzte bald zuſammen, da mehrere Landwehrmänner dabei halfen. Als die Öffnung groß genug war, ſprang ich durch die Breſche und rief den Meinigen zu: ‚Ihr werdet mich nicht verlaſſen!' Vor mir war ſchon ein kleiner behender Landwehrmann, Gottlieb Maluga, mir unter den Händen durchgeſchlüpft, wobei er durch einen Bajonettſtich eine heftig blutende Wunde im Geſicht erhielt.

Da wir in Kolonnen gegen das Tor vorgerückt waren, befanden sich die Offiziere der 2. Kompagnie, Hauptmann Zieten und Leutnant Klebs I, und die der 3. Kompagnie, Hauptmann Motherby und Leutnant Stumpf, vorn und in meiner Nähe. Auf meinen Zuruf sprang Motherby vor und rief, den Säbel hochhaltend: ‚Kameraden, folgt mir!' Es war dies sein letztes Wort. — Dicht neben mir wurde er, als er die Bresche besteigen wollte, in den Kopf getroffen und sank seinem Freunde Stumpf lautlos in die Arme. Er war die Zierde und der Stolz des Bataillons, niemand kam ihm an Adel und Reinheit der Gesinnung gleich. Er war das Muster eines Landwehrmanns, der friedlichste und genügsamste Bürger, der gewissenhafteste Geschäftsmann, der treueste und liebenswürdigste Kamerad, der entschlossenste Soldat.—Sein Freund küßte unter Tränen die erblaßte Wange, drückte sie an sein Herz und eilte mit den anderen mir nach, um sich an die Spitze der verwaisten Kompagnie zu stellen. Jeder wollte den geliebten Führer rächen; wer nur irgend konnte, machte sich Bahn durch alle Hindernisse, niemand wollte zurückbleiben, jeder der Vorderste sein.

Das Innere des Tores war mit Wagen, Lafetten und Palisaden verrammelt. Wenige Mann an der Bresche hätten uns mit Kolben und Bajonett längere Zeit aufhalten können; der kleine Maluga aber hatte die ganze Besatzung verscheucht, die 20 bis 30 Schritt zurücklief, von woher sie Feuer auf uns gab. Viele wurden ein Opfer ihres Mutes, und mancher mußte über den Leichnam seines Kameraden hinwegschreiten, um zu uns zu gelangen. Da für uns ein Rückzug unmöglich war, sammelten wir uns schnell in einem dichten Haufen und stürzten uns mit gefälltem Bajonett auf den Feind. Er ergriff eiligst die Flucht, und wir, die wir kaum 50 Mann stark waren, trieben viele Hunderte vor uns her. Die Flüchtigen liefen geradeaus, an der Kirche vorbei, nach der Allee vor dem Innern Grimmaischen Tore. Da aus mehreren Häusern in unserem Rücken fortwährend auf uns geschossen wurde, drangen einzelne Trupps von uns in die Häuser ein, wo sich ein furchtbarer Kampf entspann. Einige Franzosen wurden hoch aus den Fenstern herabgestürzt. — Gleichzeitig aber drang der Feind von der Esplanade mit großer Übermacht gegen uns vor und wollte uns in die Totengasse zurücktreiben, wo wir ohne Rettung verloren gewesen wären. Es entstand nun hier ein furchtbares Gemetzel, ein wahres Schlachten und Totschlagen. Wie eben das Gewehr handgerecht war, wurde es gebraucht, dem nächsten Franzosen, wenn er gegenüberstand, das Bajonett durch den Leib gejagt und einen Augenblick später dem nächsten, der seitswärts stand, der Schädel mit dem Kolben zerschmettert. Auf dem kleinen Raum des Kampfplatzes lagen an mehreren Stellen in buchstäblichem Sinne die Toten fünf bis sechs Mann hoch gehäuft. Einen der stärksten und furchtbarsten Kämpfer, den schwarzen Tiedtke, einen Grobschmied seines Zeichens, fragte ich hernach: Wieviel er wohl hier niedergemacht habe? ‚Zwölf weiß ich gewiß,' war die Antwort. Da sich wiederum Franzosen auf dem Kirchhofe zeigten, wurde ein Teil unserer Mannschaft dorthin geschickt, und es entstand ein neues blutiges Gefecht. Der Landwehrmann Schwarz von der 9. Kompagnie wurde von zahlreichen Feinden umringt, schlug aber so wütend um sich, daß sieben Feinde, von ihm kaltgemacht, rund um ihn herumlagen, so daß seine Kameraden ihm aus diesen Leichenhaufen heraushelfen mußten. Die Erbitterung und Wut unserer Leute stieg auf das äußerste, als sie einen preußischen Landwehrmann fanden, den die Franzosen mit dem Kopf in eine Mistgrube gesteckt und so getötet hatten."*)

*) Der Bericht des Majors Friccius findet sich in seiner „Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814 mit besonderer Rücksicht auf Ostpreußen und das Königsberger Landwehrbataillon". Der Bericht ist hier gekürzt wiedergegeben. Das Buch erschien im Jahre 1843. Also drei Jahrzehnte nach den großen Tagen von Leipzig. Die Friccius'sche Schilderung ist mehr als historisch, sie ist volkstümlich geworden, ist in dem großen Gemälde Bleibtreus festgehalten, das in Zehntausenden von Abzügen in Deutschland verbreitet ist. Ein von der Stadt Leipzig errichtetes Denkmal, dessen Bronzemedaillon (das Reliefporträt Friccius') von der Stadt Berlin gestiftet wurde, steht am Äußeren Grimmaischen Tor am Leipziger Johannisplatz. Auf dem alten Kirchhof dort findet sich ein Kreuz, das Motherbys Heldennamen zeigt. — Aber der Bericht des Majors Friccius hat bald nach seinem Erscheinen lebhaften Widerspruch gefunden. Ein Offizier, der damals als Leutnant beim Füsilierbataillon des 2. Reserveregiments stand, der inzwischen zum Major vorgerückte Herr von Koß, nahm für die Füsiliere des genannten Bataillons den Ruhm in Anspruch, ihrerseits die Erstürmer des Äußeren Grimmaischen Tores gewesen zu sein. Es gab über diesen Gegenstand einen Streit mit der Feder, der sich durch zwei Jahrzehnte hindurchzog. Als 1863 das 50jährige Jubelfest der Leipziger Völkerschlacht gefeiert wurde und der Name Friccius wieder in aller Munde war, tauchte auch dieser Streit um entschwundenen, aber unverwelkbaren Ruhm wieder auf. Auf die erste Anzweiflung hatte Friccius eine scharfe Erwiderung gegeben, die um so gewichtiger war, als sich der Major auf den ersten Gefechtsbericht des Generals von Bülow selbst stützen konnte. Aber auch Herr von Koß hatte seine Zeugen. Er stützt sich auf die Aussagen mehrerer Offiziere und auf eine hinterlassene Aufzeichnung des Majors von Mirbach, der damals das Füsilierbataillon geführt hatte und der nach seiner Schilderung der erste in Leipzig gewesen war. Diese Aufzeichnungen wurden erst im Jahre 1865 in der Kreuzzeitung veröffentlicht. Der Major von Mirbach war längst in einem ostpreußischen Nest als Steuerbeamter verstorben. Um jene Zeit, auch Friccius war tot und konnte nicht mehr antworten, mischte sich die Politik hinein. Der Historiker Dr. Heinrich Beitzke hatte von Friccius seine hinterlassenen Schriften erhalten und nahm sich des Verstorbenen an. Beide gehörten der fortschrittlichen Richtung im Staatsleben an, während doch damals in den Jahren des Konflikts die Militärs gut konservativ und königlich dachten. Mit außerordentlicher Klarheit führt Eduard Bachmann in den Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, 6. Band des Jahrgangs 1900, den Beweis *gegen* Friccius. Wer dies nachlesen will, mag sich in einer Biblio-

Digitized by Google

Der Streit über die Priorität, ob das 2. Reserveregiment (heutige 14. Regiment) der Brigade Borstell schon früher in den Gärten der Vorstadt war, hat seinen übeln Beigeschmack darin, daß die junkerlichen Kommißmilitärs der verhaßten Landwehr den Lorbeer nicht gönnen wollten. Daß Friccius in seinen von Beitzke herausgegebenen Erinnerungen unumwunden bescheinigt, die Landwehr werde systematisch bei Beförderungen und Quartieren verkürzt, wird durch königliche Kabinettsorder von 1815, wo für solche feudalen Umtriebe Strafe angedroht wird, amtlich bestätigt. Wo derart Allzumenschliches wuchert, wird man jeder Interessenpolemik mißtrauen. Homburg, nicht Borstell, griff die Grimmaische Vorstadt an. Warum sonst Friccius das Eiserne Kreuz I. Klasse und einen hohen schwedischen Orden erhalten haben sollte (ersteres im Besitz Karl Bleibtreus als Patengeschenk, heut im Fricciusmuseum in Freiburg), ist unerfindlich.

Mag nun Herr Friccius mit seinen Landwehren oder Herr von Mirbach mit seinen Füsilieren das Grimmaische Tor erstürmt haben, für uns ist es die Hauptsache, daß es erstürmt wurde und die Franzosen gegen die innere Stadt zurückgeworfen wurden. Und so geschah es.

Von allen Seiten fluteten die Verteidiger in die Stadt zurück, d. h. sie *wollten* zurück, aber laut kaiserlicher Order waren die Tore versperrt. Wie gewissenhaft es die braven Rheinbundtruppen mit den kaiserlichen Befehlen nahmen, mußte Napoleon selbst erleben, als ihn die badische Torwache nicht hinauslassen wollte. Wie eine Herde wurden die Trümmer der französischen Division Charpentier und der Rheinbunddivision Marchand durch die Allee auf das Innere Grimmaische Tor getrieben, von allen Seiten bedrängt, beschossen, mit dem Bajonett angegriffen, ein verlorenes Häuflein, das vergeblich an das Grimmaische Tor klopfte und von den Badensern den Zuruf erhielt: „Tor verschlossen! 's darf niemand nit 'nein noch 'naus!" Es waren schonungslos grausame Szenen, die sich hier abspielten. In das dichte Gewimmel von Franzosen und Rheinbündlern prasselte der Hagel der preußischen Schützen, die hinter Bäumen und was sich sonst an Deckung bot, sicher zielen konnten. Gleichzeitig aber drangen russische Batterien auf den Steinweg vor und kartätschten drauflos — keine Schlacht mehr, ein Schlachten. Das Geschrei der Verzweiflung gellte durch die Luft. Die eingekeilten totgeweihten Massen warfen sich mit Wut gegen das Tor. Die verbündeten Badenser, die nicht öffnen wollten, waren ihnen hier schlimmere Feinde als die Preußen und Russen, die sie beschossen. Das Tor gibt nach, bricht, und der flüchtende Knäuel wälzt sich in die Stadt. Aber noch gelingt es den Badensern, das Tor wieder zu verrammeln und den nachdringenden Verfolgern den Eingang zu wehren. Eine Zeitlang hielt sich das Grimmaische Tor noch. Aber immer mehr Verbündete stürmten heran, und plötzlich brach das Innere Tor zum zweitenmal. Damit schien der französische Widerstand an diesem Ende der Stadt erlahmt.

Ansicht des Halliſchen Tores zu Leipzig am 20. Oktober 1813
Aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

In diese Kämpfe verwickelte sich aber vorzugsweise das Korps Ricard, das marschplanmäßig längst hätte abziehen sollen, doch durch schnellen Angriff Borstells an der Milchinsel gefesselt wurde. Die gestern so hart mitgenommene Brigade Bray riß aus, doch die verwaiste Division Delmas leistete heftigen Widerstand. Hier fiel Oberst Magaud vom 29. L. Als die Preußen, voran Pommersche Jäger, deren Hörner ein Leipziger Buchhändler vom Dach seines Hauses zuerst vernahm, in die innere Stadt drangen, warfen 23 L. 142. Ricards sie zeitweilig zurück unter des hergeeilten Marmont persönlichem Kommando, der bis zuletzt in vorderster Feuerlinie auch I 70 des Majors Mouzot zum äußersten Opfermut entflammte.

Gegen das Hallesche Tor drang das Blüchersche Heer vor. Hier fochten, da York mit seinen Preußen

thek den Band beschaffen, um schließlich dennoch nicht mit Eideskraft zu wissen, wer der Erstürmer war. Denn so wenig wie, nach Bachmann, „die genannten Offiziere ihren durch ein ehrenvolles Leben erworbenen tadellosen Ruf durch ein wissentlich oder leichtsinnig abgegebenes falsches Zeugnis aufs Spiel gesetzt haben würden" — ebensowenig dürfen wir annehmen, daß Generalauditeur Friccius, ein Mann des Rechts, objektiv von der Wahrheit abgewichen ist. Der ganze Streit begann nach drei Jahrzehnten, und drei Jahrzehnte gehen nicht dahin, ohne in einem menschlichen Hirn Eindrücke zu verwischen, mögen sie auch die stärksten und erschütterndsten gewesen sein, mag nun ihr Träger vielbeschäftigter einflußreicher Generalauditeur oder Steuereinnehmer in Gollup sein.

Digitized by Google

Kämpfe um das Innere Grimmaische Tor am 19. Oktober 1813

Nach einem Gemälde von E. W. Straßberger. (Original im Besitz des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig)

Digitized by Google

bereits nach Halle abmarſchiert war, um die Verfolgung aufzunehmen, die ruſſiſchen Abteilungen des Blücherſchen Heeres unter Sacken und Langeron. Dombrowſki und Durutte unter Anführung Reyniers hatten hier die Verteidigung. Der Übermacht mußten die Verteidiger nach tapferer Gegenwehr weichen (Duruttes 133. erhielt unter allen Regimentern allein die Fahneninſchrift Leipzig, Dombrowſki rettete noch eine Menge Polen). Sie zogen ſich an das Ranſtädter Tor zurück, um dem Übergang über die Elſter näher zu ſein. Hierher zog ſich auch Fürſt Joſeph Poniatowſki, der das Peterstor gegen Bennigſen zu verteidigen hatte. Als Bennigſen die Petersvorſtadt ſo leichten Kaufs gewann, marſchierte er gegen das Glacis vor, wurde hier aber von polniſchen Geſchützſalven an der Pleißenburg empfangen. Es kam zu einem heftigen Geſchützkampf, in den dann plötzlich der furchtbare Donner hineintönte, den die vorzeitige Sprengung der Elſterbrücke verurſachte. Die Polen behielten jedoch keineswegs die Kraft der Verzweiflung, wie die Legende ihnen zuſchiebt, ſondern wichen zuerſt; an der „Waſſerkunſt" erbaten ſie ſich unwürdigerweiſe vom Sachſenkönig als ihrem einſtigen Souverän Befehle. Poniatowſki verlor nachher zuerſt den Mut und ritt mit ſchädlicher Haſt zur Elſter hinab. Dagegen iſt wahr, daß ſich am Roßmarkt ein badiſches Bataillon auf die gleichfalls faſt kampflos eingedrungenen Ruſſen Woronzoffs ſtürzte, begleitet von verſprengten Reitertrupps, nach unſerer Ermittlung den 19. und 26. Dragonern. Der Kommandierende General Winzingerode fiel hier beinahe in Gefangenſchaft. Bernadotte hatte nachher die Stirn, ſeine Ruſſen und Schweden als Haupterſtürmer zu feiern.

„Es war überhaupt in der Inneren Stadt wenig Widerſtand. Die Anordnungen zur Verteidigung ließen ſehr zu wünſchen übrig. Am 19. morgens fand ein entſetzlicher Wirrwarr ſtatt. Die Verteidigung der Leipziger Vorſtädte, welche durchaus nicht vorbereitet war, war ganz ungenügend. Sobald die Gegner auf irgendeinem Punkt durchgebrochen waren, wurde jede Verteidigungsanordnung wegen der vielen ſtattfindenden Hinderniſſe unmöglich. Alle Korps kamen durcheinander. Die Kolonnen, welche aus der Stadt rückten, vermiſchten ſich mit denjenigen, welche über die Promenaden kamen, und die ganze rückgängige Bewegung war noch überdies durch die Artillerie des III. Armeekorps gehemmt, weil dieſe die ganze Breite des Weges einnahm, welche die Truppen einſchlagen ſollten. Faſt getragen von den Flüchtigen, hatte ich eben die Torbrücke hinter mir, als ein paniſcher Schrecken den kommandierenden Offizier beſtimmte, die Brücke in die Luft zu ſprengen, was die Unordnung vollſtändig machte."

So berichtet Marſchall Marmont, den hier zwei Offiziere vom 86. ſo herausheben, wie es ſpäter vor Paris Oberſt Heneſſier tat.

Marmont fing, was er nicht erzählt, nach Duruttes und Dombrowſkis heilem Abzug mit ſeiner geſtern ſo ſchrecklich gelichteten und ihres Chefs beraubten Diviſion Friederics die Ruſſen auf, als ſie ſich endlich unter wildem Zuruf an den in ihrer Mitte reitenden Blücher in die Stadt ergoſſen. Dieſe Nachhut entkam gleichfalls mit ihrem Marſchall nach Verluſt von 20 Offizieren, die andern Polen und Franzoſen verloren 18, die Ruſſen aber mußten 1000 Tote an der Halleſchen Vorſtadt begraben, Langeron verlor 2200, Sacken 1800, ein Blutbad ſondergleichen auf ſo engem Fleck. Platzkommandant Bertrand (Bruder des Korpschefs) ſagt, der Feind ergoß ſich in die Stadt, gemiſcht mit Truppen Marmonts und Dombrowſkis, doch die Polen waren ſchon fort.

Der gewaltige Donner, mit welchem die Elſterbrücke (die Brücke an der Funkenburg), der letzte feſte Weg, den die Nachhut der geſchlagenen Armee über die Elſter hatte, in die Luft flog, war ſozuſagen das Finale dieſes furchtbaren Schlachtgetöſes von drei Tagen. Es war, als ob ſich das Echo der Hunderttauſende von Schüſſen in dieſem einen ungeheuren Knall ſammelte. „Der Schlag war ſo heftig," ſagt ein Zuſchauer, „daß wir, an 15 Perſonen, die wir etwa 100 Schritte davon in einem Garten ſtanden, betäubt zu Boden geworfen und eine ziemliche Strecke fortgekollert wurden. Große Quaderſtücke und die Bruſtlehnen der Brücke wurden zwei Stock hoch in den Saal der kleinen Funkenburg geſchleudert." Die hochgehende Brücke zerſchmetterte 24 Offiziere von Gérards 6. ligne (Italiener), während 112. vollzählig entkam, ebenſo die Diviſion Ricard, nur II 142 wurde am Ufer abgeſchnitten. Von Lauriſton nur Kompagnie Cuilhus vom 139. abgeſchnitten, das gerade die Brücke hinüber war, durch deren Sprengſtücke Ney ſchwerverwundet und fünf Offiziere verletzt wurden. Dies Korps verlor nur 14 Offiziere, Augereaus Nachhut nur 6. Daß Lauriſton und Reynier in Gefangenſchaft fielen, läßt ſich nur durch Pflichttreue erklären: daß ſie ſich ordnend und anfeuernd verſpäteten, nachdem ihre Truppen längſt in Sicherheit. Man denke ſich den Strom der Flüchtigen und Geſchlagenen, der ſich, auf Rettung aus Feindeshand und auf Schutz vor den Kugeln und Kartätſchen bedacht, dieſer letzten Rettungsſtraße näherte. Jenſeits der Brücke war man frei, geborgen, auf der Rückzugsſtraße zum ſchönen Frankreich, hinter ſich das Ringen dieſer drei Tage, vor ſich die Hoffnung auf eine beſſere Zeit. Und nun auf einmal in dieſes Gewühl hinein das entſetzliche Krachen, welches das Geſchrei des Rückzugs, das Getöſe der Wagen, das Schreien, Fluchen, Sakramentern der Drängenden und Fliehenden erſtickte. Was war geſchehen?

So wichtig wie für den Rückzug der Großen Armee, ſo wichtig mußte dieſe Elſterbrücke am Ranſtädter

Digitized by Google

Tor dem Feinde für das Nachdrängen sein. Man hatte daher von französischer Seite die Vorbereitungen getroffen, die Brücke im richtigen Augenblick, nachdem die französische Armee sie passiert hatte, in die Luft zu sprengen. Die Kompagnie der Gardesappeure wurde von dem Genieobersten Montfort zur Verfügung gestellt, um die Sprengungsarbeiten einzuleiten. Alles war vorbereitet. Unter dem westlichen Ende der Brücke war ein Pulverkahn wohlvorbereitet untergeschoben, in den nur der Funke zum Zünden geworfen zu werden brauchte. Nun war aber Oberst Montfort nicht genau über die Ordnung des Rückzugs unterrichtet. Er fragte vergeblich bei den Generalen, die vorüberritten, an, welcher Truppenteil zuletzt die Brücke passieren würde. Niemand wußte es. Montfort beschloß, sich selbst in Lindenau beim Major-General Berthier zu erkundigen, und ritt in Begleitung seiner Kompagnie, welche die Brücke bei Lindenau zur Sprengung vorbereiten sollte, nach diesem Ort. Er ließ den Korporal Lafontaine mit einigen Sappeurs zurück. Den Korporal und die Sappeurs hatte der Oberst persönlich ausgewählt, es waren die zuverlässigsten Leute. Lafontaine erhielt den gemessenen Auftrag, „die Brücke auffliegen zu lassen, sobald der Feind sich nähere, um sich ihrer zu bemächtigen". Oberst Montfort hatte zwar die beste Absicht, selbst sofort nach Erkundigung zurückzukommen, aber die Flut von Flüchtigen, die sich ihm entgegenstemmte, verhinderte ihn daran, und so blieb der Augenblick, die Brücke zu sprengen, dem Ermessen des Korporals überlassen. Eine Brücke mit einem untergeschobenen Pulverkahn und ein Korporal mit brennender Lunte sind immerhin zwei Dinge, die gut tun, möglichst lange auseinanderzubleiben. Und zum Überfluß erscheinen in diesem Augenblick einige Jägerabteilungen vom Korps Sacken vom Rosental her, die alsbald zu schießen beginnen. Sie wären leicht zu vertreiben gewesen, diese Jäger, aber in den Augen Lafontaines wurden sie zu einer großen Gefahr. Schon sah er die Brücke in Händen des Feindes. Und schon flog der Funke an die Flattermine. Dann war es geschehen. Was sich über die Brücke wälzte, flog in die Luft: Balken, Steinmassen, Menschen, Wagen, Pferde, explodierende Munitionskarren dazwischen, und dieses ganze Grausige verschlungen von einer gewaltigen Rauchwolke, die aufwirbelnd für Augenblicke den Schrecken der Zerstörung verdeckte. Entsetzt stockt der Zug der Fliehenden. Aber dann prasselt ein Regen von Steinsplittern, menschlichen Gliedmaßen, Monturfetzen, Tschakos und was sonst noch alles auf die sich Stauenden nieder und läßt sie tief erschrocken zurückweichen. Aber die Flut drängt nach, gepeitscht von den Schüssen preußischer und russischer Jäger, vor sich plötzlich den gurgelnden Schlund der Elster. Es blieb nur die Wahl, entweder in den Fluß zu springen (wenn man nicht hineingestoßen wurde) oder vor den Siegern die Waffen zu strecken. Viele suchten sich durch Schwimmen zu retten. Ganze Haufen von Monturen, Kürassen, Waffen, Stiefeln, die man am Ufer fand, zeigten das an. Aber der Fluß war reißend, und bald staute seinen Lauf ein Wehr von Leichen ertrunkener Menschen und Pferde, dazwischen die Trümmer von Kriegsgerät, ein grauenhaftes Bild der Zerstörung. Im Richterschen Garten hatten sich Tausende zusammengedrängt, die noch hofften, den Verbündeten zu entkommen und sich zum Teil in ihrer Raserei noch wütend mit dem Bajonett wehrten. Es ging ein Laufsteg vom Richterschen Garten über die Elster, der aber bald unter der Last der Menschen brach. Hier mitten im Fluchtgetümmel sah man auch einen stolzen Reiter mit gezogenem Türkensäbel, den linken Arm in der Binde, die Stirn mit einem Tuch umwunden: Fürst Joseph Poniatowski. Einige polnische Offiziere hatten sich um ihn geschart. Der Fürst harangierte die aufgelösten Truppen zum Standhalten. Dann gab er alles verloren, er warf sich mit seinem Pferd in die Elster. Das Pferd konnte im Moorgrund des Ufers nicht weiter, und der Fürst sprang ab. Es gelang, ihn an das Ufer zu ziehen, und er, obgleich von seinen Wunden erschöpft und von der Aufregung der sechstägigen Kämpfe (er stand seit Liebertwolkwitz unablässig im Kampf), kletterte auf ein anderes Pferd und sprengte von neuem in die angeschwollene Elster. Er kam nicht mehr zum Vorschein, eine preußische Kugel hatte ihm die Brust durchbohrt. Er war ein edler, reinlicher Mensch, damals 50 Jahre und voll reiner Liebe für sein zerstücktes Volk. Ein Denkmal von Thorwaldsens Meisterhand ist ihm in Warschau errichtet worden*).

Glücklicher kam der Herzog von Tarent davon. Marschall Macdonald mag uns selbst erzählen, was er am 19. erlebte. Seine Erinnerungen werfen ein scharfes Licht auf so manche Menschen und Vorgänge an diesem Tage, auch auf den Kaiser selbst. Er erzählt:

„Am 19. morgens 7 Uhr überbrachte mir ein Offizier des kaiserlichen Stabes den Befehl, mich nach Leipzig zurückzuziehen und im Verein mit dem Fürsten Poniatowski die Stadt zu verteidigen und den Rückzug zu decken. Dieser Befehl sollte schon früher an mich gelangen, der Überbringer hatte sich aber verirrt. Glücklicherweise herrschte ein so dicker Nebel, daß ich auch jetzt noch unbemerkt abziehen konnte. Ein großer

*) Seine Polen verloren nur 10 Offiziere, streckten willenlos das Gewehr, nur Reste des 12. Regiments mit den Generalen Sierawski und Malachowski retteten sich mit Dombrowski, der nachher noch 1500 um sich sammelte. Da aber später bei Sedan noch 1600 Polen sich zusammenfanden, so kann ihr Verlust nur gering gewesen sein, auch Untergang ihres 4. Kavalleriekorps bei Verteidigung Leipzigs ist reine Mythe. Dagegen fielen 200 von 4. Kürassieren, 8. Lanciers Mann für Mann am Ranstädter Tor, die sich nicht ergeben wollten; mit Resten ähnlicher Versprengter von 9 französischen Reiterregimentern fiel General Pelletier.

Digitized by Google

Teil der Armee war bereits in aller Stille im Laufe der Nacht abmarschiert. Als der Nebel sich hob und nun der Feind unsern Rückzug erkannte, begann er sofort die Verfolgung. Die Gärten der Vorstadt waren von kleinen Wällen umgeben. Diese konnten wohl zum Aufhalten der feindlichen Infanterie und Kavallerie dienen, uns aber nicht vor den Geschossen der Artillerie schützen. Wir verbarrikadierten alle Ausgänge der Stadt und richteten die Häuser in der Nähe derselben, sowie die Mauern zur Verteidigung ein; jeder Fußbreit wurde besetzt. Während ich in dieser Weise alles aufbot, standzuhalten, ließ mir der Kaiser durch den General Girardin sagen, ich solle auf der Stelle eine Division nach dem äußersten rechten Flügel dem Marschall Augereau zu Hilfe schicken. ‚Ich kann keinen Mann entbehren! Überzeugen Sie sich davon, wenn Sie wollen. Ich habe selbst Unterstützung nötig! Sagen Sie das dem Kaiser!' Der General grüßte kalt. ‚Ich habe mich meines Auftrages entledigt, das übrige ist Ihre Sache, Herr Marschall!' Damit ritt er weg. Was ich gesagt hatte, entsprach vollkommen meiner Lage, indessen überlegte ich nun doch, daß, wenn das Korps Augereau und damit auch alles, was zwischen ihm und mir stand, zurückgedrängt wurde, ich dann in die Gefahr geriet, abgeschnitten zu werden. Diese Erwägung bestimmte mich, wenigstens eine Brigade der hessischen Division abzuschicken.

Ich leistete Schritt um Schritt den äußersten Widerstand. Der Kampf in der Vorstadt wogte hin und her. Mehrmals wurde sie genommen, schließlich aber mußte ich vor dem immer verstärkten Andrang des Feindes auf die alten Bollwerke der Stadt, die Promenaden, zurückweichen.

Zu dieser Zeit erhielt ich die Meldung, daß die hessische Brigade zurückkäme, da sie an der ihr bezeichneten Stelle weder Feind noch Freund angetroffen hätte. Das befremdete mich in hohem Grade und machte mich für meinen Rückzug noch besorgter. Um denselben noch einigermaßen in Ordnung fortsetzen zu können, ließ ich den Fürsten Poniatowski bitten, mit seiner Kavallerie dem starken Drängen des Feindes wenigstens so lange Einhalt zu tun, bis meine Infanterie die Elsterbrücke erreicht haben würde.

Ich gab Befehl zum Abzuge nach derselben und bemerkte dabei zu meinem Erstaunen, daß die hessische Division unter dem General Marchand nicht die gerade Straße dorthin einschlug. Zuerst glaubte ich, der General habe dies aus irgendeinem ihm nützlich erscheinenden Grunde angeordnet, gleich darauf erlebte ich aber den zweiten schmählichen Verrat in dieser Unglücksschlacht. Die Division besetzte die alten Wälle und eröffnete ihr Feuer auf uns*). Das war zuviel für meine schon entmutigten Truppen. Alle Bande der bisher noch notdürftig erhaltenen Ordnung lösten sich. Panik und Verwirrung riß ein. Keiner Anstrengung meinerseits gelang es, diesem Durcheinander noch einen Halt zu geben. Ich wurde mit fortgerissen. In tollem Drängen wälzten sich die Massen der Brücke zu. Doch das Unglück war noch nicht voll. Wie ein Laufeuer verbreitete sich plötzlich der Ruf: ‚Die Brücke ist gesprengt!'

Diese Schreckensnachricht wirkte wahrhaft lähmend. Auf allen Gesichtern malte sich Bestürzung, Wut, Verzweiflung; ich selbst war nicht der am wenigsten Betroffene. Ich kochte vor innerem Grimm. —

Es ist unbegreiflich, bleibt aber geschichtliche Tatsache, daß weder vor, während, noch nach der Schlacht irgendwelche Maßnahmen getroffen wurden, die Elster an anderen Punkten als auf der Lindenauer Brücke überschreiten zu können, und doch wäre es ein leichtes gewesen, den schmalen Fluß nicht allein für die verschiedenen Waffen, sondern auch selbst für die einzelnen Korps in ausreichender Weise zu überbrücken. Ebensowenig war eine Truppe auf dem linken Ufer aufgestellt, um den Rückzug über die einzig vorhandene Brücke zu schützen**). Der Kaiser befand sich zur Zeit der Sprengung mit seinem gesamten Hauptquartier schon in Lindenau. Ich weiß wirklich nicht, wie ich diese verbrecherische Gleichgültigkeit bezeichnen soll, die, bar jedes Gefühls für das Wohl der Truppen, so viel Menschen auf einmal zu opfern vermochte. —

Die Brücke war schon seit einigen Stunden in die Luft geflogen, der Kanonendonner, das Gewehrfeuer, überhaupt das ganze Getöse und der Tumult der Schlacht hatten uns aber die Explosion nicht hören lassen. Man wollte einen Stabsoffizier des Geniekorps für das Unglück verantwortlich machen. Derselbe bewies aber nicht allein, daß er mit der Sprengung gar nicht beauftragt worden war, sondern klagte auch seinerseits den Generalstab an. In voller Erkenntnis der dringenden Notwendigkeit, Übergänge zu schaffen, hatte er beizeiten schon angefragt, ob er nicht solche herstellen solle. Hierauf war ihm aber der Bescheid geworden,

*) Hier läßt Macdonald seiner Einbildungskraft zu weiten Spielraum; Marbot erzählt zwar Ähnliches von den Badensern, was Major Friedrich nicht mal bestreitet. Tatsächlich desertierten zuletzt 3850 Rheinbündler, doch schlugen sich die Badenser unter ihrem tapfern Markgrafen (in deutschen Berichten immer „Graf Hochberg" genannt), bis dahin noch brav genug. Für die Hessen aber ist Macdonalds Verleumdung eine wissentliche; denn sie machten unter ihrem Prinzen Emil, einem besonderen Günstling Napoleons, in der Grimmavorstadt einen tapfern Gegenstoß, den Macdonald gesehen haben muß. Solche Infamie offenbart den wahren Charakter dieses schottischen Nörglers. Anderseits wirft die von den Hessen entrüstet verneinte Angabe des 14. Pommerschen Regiments, daß sie „zahlreiche Gefangene" verloren, ein grelles Licht auf die Zuverlässigkeit dieses Regimentsberichts, dem wir die Mirbach-Apotheose verdanken.

**) Unwahr, Marbot betont ausdrücklich, daß Division Exelmans am linken Ufer blieb und unter den hinüberkommenden Jägern Sackens ein Blutbad anrichtete. Im übrigen achselzuckte Napoleon auf St. Helena: „Sollte ich mich etwa auf die Brücke setzen, die Lunte in der Hand?"

Digitized by Google

daß damit gewartet werden müsse, bis der Kaiser es befehlen würde. Diese schwere Belastung für den Generalstab steht ebenso fest wie diejenige, daß tatsächlich niemals der an der vorzeitigen Sprengung der Brücke wirklich Schuldige hat ermittelt werden können, woraus hervorgeht, daß also auch für diesen verantwortlichen Dienst keine bestimmte Persönlichkeit mit der Beaufsichtigung beauftragt worden war. Es sind sehr verschiedene Lesarten über die Sache umgelaufen. Mir erscheint folgende am wahrscheinlichsten: die Brücke wurde miniert und dann einem einfachen Korporal nebst einigen Artilleristen oder Sappeuren mit dem Befehl übergeben, die Sprengung vorzunehmen, sobald der Feind erschien. Diese armen Menschen wußten, hörten und sahen, daß sich noch ein Teil der Armee auf dem rechten Ufer befand, sie wußten aber nicht, daß es nicht noch andere Übergänge gab. Sie bemerkten die ersten feindlichen Schützen und mehr bedurfte es nicht, um sie zu veranlassen, ihren Auftrag auszuführen. Später hat man behauptet, daß die Brücke, auch selbst, wenn sie erhalten geblieben wäre, doch nicht hätte benutzt werden können, weil sie von Artillerie und Trains vollkommen verkeilt gewesen wäre. Das mag sein, ich bin indessen der Meinung, daß Infanterie und selbst auch Reiter, unter Zurücklassung ihrer Pferde, sich immer noch durchgewunden haben würden. Auch diese Versperrung fällt dem Generalstab zur Last; sie hätte nicht entstehen können, wenn eine Truppenabteilung zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Offenhaltung der Brücke kommandiert gewesen wäre. Infolge dieses sträflichen Versäumnisses geschah es, daß die beiden rechts und links auf der Promenade und die geradeswegs durch die Stadt abfahrenden Kolonnen, als sie fast gleichzeitig in der Nähe der Brücke eintrafen, beim Anblick derselben ein unsinniges Wettfahren begannen. Jeder wollte zuerst hinüber. In wilder Jagd fuhr man auf und an der Brücke zu einem unentwirrbaren Knäuel ineinander hinein, der dann zum Teil mit in die Luft flog. —

Fürst Josef Poniatowski stürzt sich nach der Sprengung der Elsterbrücke zu Pferde in den Fluß

Stich von Debucourt nach einem Gemälde von Horace Vernet
(Original im Besitz des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig)

Auf dieses Chaos drängten die Massen jetzt hin. Ich habe schon erwähnt, daß ich mit davongetragen wurde, und zwar im wahren Sinne des Wortes, denn ich befand mich nicht zu Pferde und meine Füße berührten den Boden nicht mehr. Endlich gelangten wir auf eine große Wiese, wo die Menge sich teilte. Ich irrte umher, gefolgt und umgeben von einem wirren Haufen, der überzeugt war, daß mir ein Übergang bekannt sein würde, meine Karte enthielt aber keinen.

Während ich in diesem Menschenstrudel aufs Geratewohl der Elster zueilte, erfuhr ich, daß Fürst Poniatowski in derselben ertrunken wäre. Ich hatte ihn noch hinter mir geglaubt, weil ich annahm, daß er meinem Ersuchen gemäß sich mit seiner Reiterei dem Feinde entgegengeworfen haben würde. Er war aber, wie ich nun hörte, nicht mehr imstande gewesen, eine Attacke auszuführen, da seine Mannschaften bei der Nachricht von der Sprengung der Brücke nur die eigene Rettung gesucht hatten. Mit Tränen in den Augen erzählte mir der Adjutant, der die Meldung überbrachte, daß der Fürst zu Pferde in den Fluß gesprungen sei, dieses sich bei dem Versuch, das jenseitige steile Ufer zu erklimmen, überschlagen hätte und beide von der Flut verschlungen worden wären. Noch ganz erfüllt hiervon weiterschreitend, sprengte mein Adjutant Beurnonville mit einem Kavallerieunteroffizier heran, der trotz aller eigenen Not sich die Zeit genommen hatte, ein lediges Pferd für mich einzufangen. Kaum saß ich im Sattel, als Beurnonville, meine an den wackeren Mann gerichteten Dankesworte abschneidend, das Pferd am Zügel ergriff mit den Worten: ‚Herr Marschall, dazu ist jetzt keine Zeit, es gilt das Leben!' sich in Galopp setzte und ohne weiteres mit mir davonjagte. Dabei teilte er mir mit, daß es dem Kommandeur meiner Genietruppen, Oberst Marion, gelungen wäre, mittels zweier langer, über den Fluß geworfener und mit Türen, Brettern und Fensterläden belegter Baumstämme eine Verbindung mit dem jenseitigen Ufer herzustellen. Wir eilten dorthin, fanden aber den Platz ganz mit Truppen verstopft. Der Übergang war schon wieder vernichtet, denn trotz aller Bitten, den Belag erst befestigen zu lassen, waren Augereau und Victor doch hinübergeritten. Dadurch hatte sich

Digitized by Google

der Belag verſchoben, er war infolge der Erſchütterung allmählich ins Waſſer geglitten und trieb nun in den Fluten. Auf die allein liegengebliebenen ſchlüpfrigen beiden Baumſtämme wagte ſich aber niemand. In meiner damaligen Stimmung, in welcher ich dachte: lieber tot als gefangen, beſann ich mich nicht lange. Nachdem es mir geglückt war, in dem Gedränge vom Pferde zu kommen und mich meines langen Mantels zu entledigen, betrat ich die beiden etwa einen Schritt auseinanderliegenden Baumſtämme und ſchritt behutſam vorwärts. Schon hatte ich über die Hälfte des Weges hinter mir, als andere ſich entſchloſſen, mir zu folgen. Hierdurch entſtand ein ſtarkes Schwanken, und ich fiel ins Waſſer. Zum Glück fand ich Grund, aber das Ufer war abſchüſſig und der fette Boden ſchlüpfrig, alle meine Anſtrengungen, es zu erklimmen, blieben vergeblich. Zudem wurde ich von vorn von feindlichen Schützen beſchoſſen, die, weiß Gott wo, über den Fluß gelangt waren. Wunderbarerweiſe kam ich aus dieſer ſchrecklichen Lage heil davon, denn nachdem das Feuer eine Weile gedauert hatte, ohne mich zu treffen, wurde ich durch Leute von uns, die den Feind vertrieben, heraufgezogen.

Triefend vom Waſſer, rieſelte doch auch gleichzeitig der Schweiß an meiner Haut herunter. Die Anſtrengung war zu übermäßig geweſen, ich konnte kaum zu Atem kommen. Marmont, der Herzog von Raguſa, der ſich ſchon ſeit dem Morgen auf dem linken Ufer befand*), hatte mich bemerkt und gab mir ein Pferd. Mir wären trockene Kleider lieber geweſen.

Drüben über dem Fluß dauerte das Schießen noch fort, plötzlich aber hörte es auf. Bis an den Rand des Waſſers getrieben, ſtanden unſere ratloſen Truppen in dicht gedrängten Haufen. Zu Hunderten ſtürzten ſie ſich in die Fluten. Nur wenigen gelang es, das Ufer zu erreichen, die andern fanden in dem reißenden Gewäſſer ihren Tod. Es war ein troſtloſer, herzzerreißender Anblick, und durch all den Lärm, das Geſchrei der Maſſen und den Hilferuf der Ertrinkenden drang deutlich zu mir herüber: ‚Monsieur le maréchal, sauvez vos soldats! sauvez vos enfants!‘ (‚Herr Marſchall, retten Sie Ihre Soldaten! Retten Sie Ihre Kinder!‘) Ach Gott, ich konnte ja nicht helfen! Ich brach ſelbſt faſt zuſammen. Überwältigt von all dem, was in den letzten Stunden auf mich eingeſtürmt war, nervös, abgeſpannt, körperlich und geiſtig ganz darnieder, konnte ich mich bitterer Tränen nicht erwehren und wandte mich, dieſe Stätte des Grauens zu verlaſſen.

Von Leuten, welche mich in den Fluß hatten ſtürzen ſehen, war das Gerücht verbreitet worden, ich wäre ertrunken. Dieſes Gerücht war auch nach Markranſtädt zum Kaiſer gedrungen. Als ich nun im Orte erſchien, und meine Freunde und Bekannten mich ſahen, wurde ich aufs herzlichſte begrüßt, und jeder wollte Einzelheiten über die furchtbare Kataſtrophe und meine wunderbare Rettung hören. Man ſagte mir, der Kaiſer wünſche mich zu ſprechen, ich wollte aber davon nichts wiſſen, denn meine Stimmung war wahrlich nicht danach. Schließlich jedoch fügte ich mich, weil man mich dringlich bat und meinen Rat für nötig hielt, um weitere Tollheiten zu verhindern.

Ich traf den Kaiſer, umgeben von ſeinem geſamten Hauptquartier. Er ſaß, den Kopf auf die Hand geſtützt, vor einem Tiſch, auf dem eine große Karte ausgebreitet lag. Bei der furchtbaren Erregung, in der ich mich befand, mußte ich in meinem Bericht über das Geſchehene öfter eine kurze Weile innehalten, um meiner Bewegung Herr zu werden. Ich war noch zu ergriffen von den Ereigniſſen und Bildern der letzten Stunden und das ‚Sauvez vos enfants!‘ tönte mir noch immer in den Ohren. Der Kaiſer hörte mir ohne jede Regung ſtumm zu, die andern Anweſenden verrieten in verſchiedener Weiſe ihre Gefühle. Ich ſchloß mit den Worten: ‚Die Verluſte der Armee an Menſchen und Material ſind ſo ungeheuer, daß Eure Majeſtät, um den Reſt zu retten, keinen Augenblick verziehen laſſen ſollten, bis an den Rhein zurückzugehen!‘ Hierauf blickte der Kaiſer einen Augenblick ſtarr zu mir auf; dann ſagte er barſch und kurz: ‚Gehen Sie, ruhen Sie ſich aus!‘

Ich verließ ihn, bebend vor Entrüſtung. Eine derartige Gemütsverhärtung ſchien mir geradezu unmenſchlich und ſeine völlige Gleichgültigkeit meinem Zuſtand gegenüber erfüllte mich mit Erbitterung**). Er mußte bemerkt haben, wie erſchöpft und durchnäßt ich war, aber er bot mir weder irgendeine Stärkung

*) Wieder wiſſentliche Unwahrheit, um Marmont ſeinen Ruhm zu ſtehlen. Die von ihm geführten Teile Ricards, Friederichs und Reyniers hatten zwei ganze Korps gegen ſich, denen ſie 4000 Mann Verluſt zufügten, Macdonald nur zwei preußiſche Diviſionen. Wären preußiſche Regimentsgeſchichten nicht ſo fragwürdig (Regiment Colberg nennt für den Wutkampf bei Sellerhauſen eine Handvoll Leute), ſo wäre Macdonalds Widerſtand erbärmlich geweſen, doch verlor Borſtell tatſächlich 900, Homburg ſicher nicht weniger (Geſchichte des 3. Oſtpreußiſchen ſchweigt ſich aus). Indeſſen verlor ſein Korps nur 33 Offiziere, wenn man die 24 auf der Brücke abzieht. Von abgeſchnittenen ganzen Truppenkörpern weiß man nichts; dann müßten auch deren Generale gefangen ſein. Für Charpentier iſt's glatte Erdichtung, er kommandierte nachher bei Hanau.

**) Wie bezeichnend für Macdonalds eigene Verhärtung, daß er nicht erwähnt, wie ſein eigener Stabschef Dumouſtier in ſeiner Nähe ertrank! Dieſer iſt nicht zu verwechſeln mit dem gleichnamigen Diviſionär der Jungen Garde. Die Verbündeten kannten ſich freilich ſo wenig aus, daß ſie überall einen gefangenen General Auberg zitierten, den es gar nicht gab, und Raglowich, der in Torgau ſaß, und Pino, der weder hier noch am Mincio ſtand, wie Friedrich ſich zweimal widerſpricht. Statt des von ihm und überall zitierten Charpentier ſcheint der verwundete Ledru gefangen zu ſein.

Digitized by Google

an, noch ſonſt irgendwelchen Beiſtand; nicht das geringſte Wort der Teilnahme hatte er für mich, obwohl ich glaube, bei meinem Bericht nicht unerwähnt gelaſſen zu haben, daß ich mein ſämtliches Gepäck verlor und dabei 12—15000 Franks in Gold. Ich ſtand bis auf wenige Zwanzigfrankſtücke, die ich bei mir führte, völlig entblößt da und mußte in bezug auf trockene Wäſche und Kleidung auf die freundliche Unterſtützung anderer hoffen. Dieſe wurde mir auch, nachdem ich den Kaiſer verlaſſen hatte, ſogleich in reichem Maße zuteil. Von vielen Seiten gingen mir Anerbieten alles deſſen zu, was ich bedurfte, um mich wieder trocken und warm kleiden zu können.

Am nächſten Tage, den 20. Oktober, wurde der Rückzug fortgeſetzt. Von meinem Korps hatten ſich inzwiſchen gegen 900 Mann zuſammengefunden, an deren Spitze ich marſchierte. Artillerie und Trains anderer Korps zogen in langer Marſchkolonne vor mir her, da ich aber keinerlei Fahrzeuge mehr beſaß, kam ich ziemlich ſchnell an dieſem ſtörenden Zuge vorbei. Wir überſchritten die Saale und bezogen dann

Einzug der Verbündeten in Leipzig nach der Schlacht am 19. Oktober 1813
Nach einer Zeichnung von W. Lindemann lithographiert von Baier aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

ein Lager. Dort begegnete ich dem Marſchall Augereau, dem ich während der Verteidigung der Leipziger Vorſtadt die heſſiſche Brigade zu Hilfe ſandte. Ich fragte ihn, wie es gekommen wäre, daß dieſe ihn nicht gefunden hätte. ‚Na halten Sie mich für einen ſolchen Narren‘, erwiderte er biſſig, ‚daß ich mich einer Leipziger Vorſtadt wegen werde hinſchlachten oder gefangennehmen laſſen? Einem Wahnſinnigen zuliebe tue ich das nicht. Wie hirnverbrannt hat der Kaiſer in der letzten Zeit gehandelt! Er weiß nicht mehr, was er tut. Das muß Ihnen auch ſchon aufgefallen ſein. Zum Feigling iſt er geworden. Kalten Blutes ſtellte er uns auf einen verlorenen Poſten und verließ uns, unbekümmert, was aus uns würde. Solchem Verfahren gegenüber mochte ich mich und meine Leute nicht weiter opfern. Ich zog deshalb ab, ehe es zu ſpät war. Sie hätten es ebenſo machen ſollen.‘“

Dieſe Worte als beredtes Zeugnis bekannter häßlicher Geſinnung des brutalen Rüpels ſind gewiß echt, ſonſt aber ſtrotzt dieſer Bericht des ſtets ſittlich entrüſteten Macdonald von Parteilichkeit und üblichem Eigenlob. Nicht er, ſondern Marmont war der Held des Tages und hatte weit mehr Grund ſich zu beſchweren, daß ſein „Freund“ Napoleon ihn auch jetzt noch, ſeinen begabteſten Marſchall, dem ſauertöpfiſchen Macdonald und dem jetzt entmannten und jammernden Ney unterſtellte. Er richtete daher, als der Heeresbericht ſeinen Namen verſchwieg, einen überaus ſcharfen, gereizten Brief an den Kaiſer, der ihm offenbar nachtrug, daß er am 16. ſeinen Auftrag nicht pünktlich befolgte.

Digitized by Google

Es war gegen 1 Uhr mittags, als Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm in Begleitung des Fürsten Schwarzenberg und eines großen Gefolges in Leipzig einritten und sich durch die Grimmaische Straße nach dem Markte wandten. Es war, als ob die furchtbare Not der Lage plötzlich vergessen und verwischt sei, so brauste das Jubelgeschrei durch Leipzigs Straßen. So brauste es aus den Fenstern und selbst von den Dächern herab, ein Schwenken von Hüten und Tüchern und Fahnen, ein Regen von herbstlichen Blumen, so wurden die Monarchen empfangen. Kaum drei Stunden war es her, seit der korsische Imperator mit den ewig gleichen kalten Zügen diese Stadt verlassen hatte. Und jetzt zogen seine Besieger ein: Alexander strahlend und schwelgend in dieser Rolle, Huld und Liebenswürdigkeit nach allen Seiten spendend, Friedrich Wilhelm von Preußen seinem angeborenen Ernst so viel wohlwollende Freundlichkeit abgewinnend, als es ihm eben möglich war. Der arme Friedrich August, der von einem Fenster seines Schlosses heruntersah (er hatte Besuch von Bernadotte, dem Glatten, der überall gern gut Freund war), mochte wohl hoffen, daß auch die Monarchen ihm ihren Besuch machen würden. Aber als der Gaskogner seine Bundesgenossen heranreiten sah, machte er spornstreichs, daß er die Treppen hinunterkam, um in diesem Augenblick auf dem Markte nicht zu fehlen*).

Auf dem Marktplatz zu Leipzig am 19. Oktober 1813 (Im Vordergrunde Blücher und die Monarchen)
Aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht von J. M. Bertsch in Leipzig

Ja, es war ein erhabener, ein erhebender Augenblick in der Geschichte Deutschlands, als sich hier auf dem Marktplatz von Leipzig die Sieger trafen, umwogt von einer glücklichen Menschenmenge, als sich die Fremdesten umarmten und die Hochflut der Vaterlandsliebe durch aller Herzen rauschte. Ach, und dennoch sollte es zwei Menschenalter dauern, bis auf neuer Blutbahn über Bruderkriege hinweg ein neuer Napoleon zu Boden geworfen wurde von einem in Wehr und Waffen einigen Deutschland.

Hier auf dem Markte von Leipzig erwartete die Würdigen ihr Lohn. Mit Orden und Ehrenzeichen

*) So sehr man mit Recht jubilierte, zerriß doch der verwundete Löwe das Netz wie an der Beresina. Freilich nicht ohne nochmalige Kämpfe um die Rückzugsstraße, denn die über Weißenfels abmarschierenden Bertrand, Mortier, Victor verloren nochmals 35 Offiziere; inklusive 10 Kavallerieoffizieren von in der Stadt gebliebenen Reitertrupps bluteten heut wenig über 4000 Franzosen, mit Polen und Rheinbündlern höchstens 5000. Die Verbündeten verloren etwa 7500 inklusive Woronzoff und Schweden. Für Bülow gab man anfangs 1500, am 18. 19 an, dann 2400 (75 Offiziere, 2285 nach Friccius), dann 3000, es dürften aber je 2000 am 18. 19 gewesen sein. Die Zahl der Gefangenen ist gar nicht zu ermitteln. Inklusive 11 Offizieren 459 am 18. soll Souham 69 Offiziere 2400 Gefangene ausgeliefert haben? Man vergißt nur, daß eben auch viele Verwundete dabei inbegriffen, die nicht evakuiert werden konnten. Bei Poniatowski weiß man nicht mal, ob „600" oder „240 (!) 2350" Rest blieben, die sich ergaben; da aber von 10500 Polen, inklusive Gardelanciers, aller Waffengattungen tatsächlich nur 4000 verlorengingen, wovon mindestens 3500 Blutverlust, so kann er wirklich nur 600 Gefangene am 19. verloren haben. Bei Souham aber widerspricht gründlich, daß er am 11. November wieder 7049 Infanterie hatte, während Fabry seinen Verlust am 18. 19. auf 7750 schätzt und natürlich noch sehr viel Strapazenabgang und Verlust bei Hanau dazwischenliegt! Es ist daher wahrscheinlich, daß außer übergetretenen Rheinbündlern und Italienern nur sehr wenige unverwundete Franzosen gefangen wurden. Napoleons Blutverlust betrug also seit 16. früh 45000, während man früher 30000 sagte, „15000 Gefangene" schrumpfen hingegen auf 5500 Fremdtruppen und sonst meist Verwundete und Hospitalkranke ein.

Digitized by Google

kargten die dankbaren Monarchen nicht. Aber ein rauschender Jubelruf erhob sich allenthalben, als der alte Blücher mit seinem Stab auf dem Markte erschien. Er stieg vom Pferde und wollte die Monarchen begrüßen, aber der Zar lief ihm schon entgegen und umarmte ihn: „Mein lieber General von Blücher, Sie haben das Beste getan! Sie sind der Befreier Deutschlands!" Worauf der Alte schlicht und kurz: „Kaiserliche Majestät, Sie erlauben mich wohl, aber ich hab' bloß das getan, was meine Schuldigkeit war. Meine braven Truppen, jawoll, die haben viel mehr getan, viel mehr!" — Ein Wort, das Preußen und Deutschland diesem Manne nie vergessen darf. Der Zar nahm den Alten bei der Hand und führte ihn zum König, der dem General die Hand bot und in seinem Infinitiv bröckelte: „Wissen schon, lieber Blücher, immer große Stücke auf Sie gehalten haben. Weiß, was wir Ihnen zu danken haben. Werde es Ihnen nicht vergessen." Blücher wurde Generalfeldmarschall, der „Marschall Vorwärts", als welchen die Geschichte ihn kennt. Und auch der Kronprinz von Schweden wurde natürlich, wenn auch mehr aus politischen Gründen, von den Monarchen gefeiert. Daß er zu dem Sieg und zu den Siegen des Sommers überhaupt herzlich wenig beigetragen hatte, wußten die Herren recht gut. Aber, wie gesagt, die politische Höflichkeit. Karl Johann, der seine Schweden auch bei Leipzig wie seinen Augapfel gehütet hatte, lud die Monarchen zu einer Besichtigung seines Heeres ein. Seine Truppen zeigten eine glänzende Verfassung. Bald verkaufte man ein satirisches Bild über diese Heerschau nach der Schlacht. Darunter standen die Worte: „Er zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt!"

Und Gneisenau? wird mancher fragen, der Mann, der in stillem Wirken so viel getan hatte; merkwürdig, daß zwischen ihm und dem König niemals alles stimmte. „Der König hat mir," so schreibt er an den vertrauten Clausewitz, „als alles in Leipzig auf dem Markte versammelt war, einige kalte, doch etwas freundliche Worte der Zufriedenheit mit unserer Armee gesagt. Mir persönlich nichts. Noch habe ich kein Wort der Zufriedenheit über unseren Elbübergang und die folgenden Kriegsbegebenheiten erhalten. Dagegen sagte mir der Kaiser Alexander die schönsten Dinge. Ebenso Kaiser Franz und der Fürst Schwarzenberg. Aber Sie sehen, wie tiefgewurzelt die Abneigung des Königs gegen alle diejenigen ist, die nicht gleiche politische Gesinnung mit ihm gehabt haben. Sowie indessen dieser heilige Krieg vorüber ist, so trete ich aus seiner Armee aus und will lieber das Brot des Kummers essen, als diesem unfreundlichen Herrscher mich in seiner Armee aufdrängen." Wie ernst Gneisenau hieran dachte, geht daraus hervor, daß er wenige Tage später bei dem Staatskanzler von Hardenberg sich um die Stelle eines Generalpostmeisters bewarb! — Was der König ihm versagte, mußte Gneisenau in der eigenen Brust suchen, und ein Brief an seine Frau, an jenem Tage geschrieben, sowie einige Zeilen an die Prinzessin Luise Radziwill mögen die innersten Gedanken seiner großen Seele entschleiern:

„Leipzig, den 19. Oktober 1813. Die große Schlacht ist gewonnen; der Sieg ist entscheidend. Gestern kämpften die ungeheuren Massen gegeneinander. Ein Schauspiel, wie es seit Tausenden von Jahren nicht gegeben hat. Von einer Höhe konnte ich die jenseitige Armee übersehen; die unsrige fast diesseits. Viel Blut ist geflossen. Auf meilenlangen Strecken liegen die Toten und Verstümmelten. Wir drängten endlich die französische Armee in einem engen Raum dicht bei Leipzig zusammen. Die Nacht ließ endlich das Feuern aufhören. Heute früh griff ein Teil unserer (der schlesischen) Armee Leipzig an. Das preußische Korps unter General York war bereits in der Nacht vorausmarschiert, um dem Feind auf seinem Rückzuge zuvorzukommen. Unser Angriff auf Leipzig war sehr blutig. Nach vielen Stunden Arbeit erstürmten unsere Truppen die Stadt. Von allen Seiten begegneten sich die Truppen der verschiedenen Armeen. Der General Blücher und wir waren die ersten, die einzogen. Wir wurden von dem Freudengeschrei der Einwohner und von dem Hurrarufen der siegenden Truppen bewillkommnet. Wir fanden eine Menge Gefangene. 20000 Verwundete, noch viel mehr Kranke. Die Toten lagen überall umher. Eine Menge Geschütz ist erobert, fünfhundert Munitionswagen. Viele Generale sind in unseren Händen. Zertrümmerte Häuser, umgeworfene Bagagewagen, Truppen aller Nationen. Es ist eine Verwirrung ohnegleichen. Eine Stunde später als wir zogen der Kaiser Alexander, der Kaiser Franz, unser König, die Prinzen und die Generalität aller Nationen ein, wir hatten mehrere gefangene Generale.

Alle Anstalten sind getroffen, um den Feind aufs lebhafteste zu verfolgen. Den Rest seiner Armee wollen wir vernichten.

So weit habe ich es endlich gebracht. Vieles habe ich zu dieser Wendung der Angelegenheiten beigetragen. Ich genieße jetzt die Belohnung für langjährige Sorgen und Mühen. August ist gesund. Umarme die Kinder. Gott mit Euch. N. v. G."

Unter den edlen Frauen, die Gneisenau, seit er in die große Welt eingetreten war, kennengelernt hatte und die ihrerseits der Macht seiner Persönlichkeit huldigten, war auch die Prinzessin Radziwill, geborene Prinzessin Luise von Preußen. Ihr schrieb Gneisenau:

„Wie glücklich ich jetzt atme, lebe und webe, können Ew. Königliche Hoheit ermessen. Das höchste

Digitized by Google

Glück des Lebens ist Befriedigung der Rache an einem übermütigen Feind. Wir haben sie genommen, diese Rache, auf eine Weise, wie die Geschichte kein Beispiel kennt.

Der Staat ist gerettet, der Thron ist befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit."

Und auf dem Marktplatze zu Leipzig ist es gewesen, wo Gneisenau im Kreise von Offizieren das Wort gesprochen hat: „Der Krieg darf nur in Paris und mit dem Sturze Napoleons enden!"

Und noch ein anderer Brief ging aus vom Leipziger Schlachtfeld als ein Zeugnis edler Menschlichkeit. Das sind die rührenden Zeilen des Fürsten Schwarzenberg an seine Frau:

„Zu Deinen Füßen, meine Nani, lege ich die heiligen Lorbeeren nieder, welche mir der Allmächtige gewährte. Gott hat unsere Waffen gesegnet. Die Niederlage des Feindes ist beispiellos und nie sah ich ein schauderhafteres Schlachtfeld. Der Kaiser, mein Herr, hat mir das Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens, der russische das Großkreuz des Georgs-Ordens und der König von Preußen den schwarzen Adler verliehen. Das sage ich Dir als Neuigkeit, denn Du weißt, meine Nani, daß mich die Sache lohnt, mehr als alle Souveräne der Erde zu tun imstande sind. Nani, ich habe redlich und treu gehandelt, viel geduldet, und der Himmel hat mich gesegnet."*)

Zeitgenössisches Spottbild auf Napoleons Niederlage bei Leipzig
(Original im Besitz des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig)

Der arme königliche Wettiner hatte vergeblich gehofft, daß die Monarchen ihn aufsuchen würden. Er wurde um sein Schicksal besorgt und sandte seinen Generaladjutanten von Bose an den Kaiser Alexander, ihn um eine Unterredung bitten lassend. Alexander lehnte eine persönliche Zusammenkunft ab und schickte den Baron Anstett, der dem König sagen mußte, daß seine persönliche Sicherheit seine Abreise aus Leipzig erfordere und daß er in Berlin alles zu seinem Empfang vorbereitet finden werde. Er selbst sei beauftragt, den König, seine Gemahlin und Prinzessin Tochter nebst Suite dahin zu begleiten. Die arme Sachsenkönigin bekam einen bösen Schreck, da sie fürchtete, vielleicht nach Sibirien verbannt zu werden. Auf ihre Bitten verstand sich Alexander zu einer Zusammenkunft mit ihr. Aber sie fand dem viel umschmeichelten Zaren

*) Im Siegestaumel schnitt man aber gewaltig auf, so will 1. Pommernregiment allein 12 Generale (!), 18 Obersten, 300 Offiziere, 8063 Mann, 63 Geschütze, 2. Regiment auch 3 Generale, 47 Offiziere, 2670 Mann, 28 Geschütze eingeheimst haben. Da natürlich Rheinbündler und Italiener gemeint sind und Borstell zuerst am Ranstädter Tor die großen Waffenstücke entgegennahm, ist wenigstens die Geschützzahl noch einigermaßen vernünftig. Doch 370 Geschütze verloren? Woher denn, da nur 47 Neys verlorengingen und sogar die Polen noch Geschütz retteten? Offenbar sind alle zerschossen liegengebliebenen Stücke seit 16. gerechnet, und dazu alte Kaliber im Leipziger Arsenal, wie bei den Gefangenen augenscheinlich alle älteren Leipziger Hospitalinsassen mitgezählt wurden.

gegenüber den richtigen Ton nicht, zeigte sich auch wohl noch zu sehr napoleonisch gesinnt, so daß diese Zusammenkunft das Gegenteil des ersehnten Erfolgs bewirkte. Am 23. Oktober früh 4 Uhr verließ der König mit Familie und einem sehr großen Gefolge Leipzig, begleitet von dem zarischen Geheimrat und einem General mit 60 Kosaken. In Aken an der Elbe übernahm preußische Landwehr die Weiterführung des Zuges, der nach sehr beschwerlicher Reise auf durchweichten Straßen am nächsten Nachmittag im Königlichen Schlosse zu Berlin ankam. Die sächsischen Truppen wurden den verbündeten Armeen angegliedert und unter das Kommando des Generals von Thielmann gestellt, den wir von Torgau her kennen. Außerdem eilte ein großer Teil der sächsischen Jugend freiwillig zu den Waffen und scharte sich unter dem „Banner der freiwilligen Sachsen" zusammen. Wir geben hier ein Einschreibedokument des Studiosus Karl August Dietze wieder. Indes stellte sich die Waffenbrüderschaft zwischen Preußen und Sachsen nicht so leicht her. Wie man über das Schicksal Sachsens und seines Königs damals in den leitenden Kreisen Preußens dachte, zeigt der Glückwunsch Hardenbergs an den König, der mit den Worten schließt: „Ich begrüße Sie schon heute als König von Sachsen und Großherzog von Polen." Verfrühte Glückwünsche tragen selten etwas ein, und so sollte es auch mit diesem Hardenbergs werden.

Einschreibedokument für das Banner freiwilliger Sachsen
Aus dem Historischen Museum der Völkerschlacht und der Zeit Napoleons I. von Herm. Buhrig in Leipzig

Mit furchtbaren Verlusten war die Niederzwingung des Korsen erkauft. Die Feder zögert, die Zahlen niederzuschreiben, die so viel Elend und Grausen in sich bergen. Es ist ausgerechnet worden, daß auf der Seite der Verbündeten rund 1800 Offiziere und 52000 Soldaten tot und verwundet auf dem Platze blieben. Früher betete man die kindliche Ziffer 45000 oder 48000 nach, worin die Österreicher ergötzlich mit 7000 figurierten. Dies waren jedoch nur Gefangene und Vermißte, dagegen verloren sie, wie heut endlich feststeht, 420 Offiziere, 15600 Tote und Verwundete (Klenau allein 6000). Bennigsens Russen fehlten nachher 8000, 53000 Russen Schwarzenbergs 14000, dazu 19000 Blüchers, 1000 Bernadottes. Da dürfte 23000 wohl ein Druckfehler für 32000 sein! Wovon übrigens 27000 unmittelbar nachzuweisen. Statt 17000 sind 24000 Preußen zu rechnen. Jedenfalls ist Vaudoncourts „80000" nicht so belächelnswert. Selbst bei großen Abstrichen für Zweifelhaftes würden wohl 70000 übrig bleiben, keinesfalls ist 54000 richtig, es genügt festzustellen, daß York darin mit 57000, Bubna, dessen harte Lage Friedrich selbst betont, mit ein paar Hundert verzeichnet! Den Verlust Napoleons schätzten wir so hoch wie möglich, doch macht es stutzen, daß Maisons 139. am 14., 16., 18., 19. nur 520 verlor, davon 200 am 16. und 155 am 18., wo es doch so blutig herging! Die französische Armee erlitt angeblich einen Verlust von annähernd 40000 Mann und ließ an Gefangenen, an Kranken und Verwundeten in Leipzigs Lazaretten 30000 Mann in den Händen der Verbündeten zurück. Außerdem ist auf ihre Verlustlisten die Zahl von 7000 übergegangenen rheinbündischen Truppen zu setzen. Außerordentlich war die Zahl der Siegestrophäen, die hier bei Leipzig erbeutet wurden: nach der ersten Zählung allein 28 Fahnen und Adler, über 300 Geschütze, über 900 Munitionswagen, an 15000 Zentner Pulver und an 40000 Infanteriegewehre. In diesen Ziffern steckt viel Phantasmagorie. Der eigentliche Blutverlust war noch größer, als wir sahen. Wenn aber Historique des 142. festlegt, daß 19000 Tote, 33000 Verwundete verlorengingen, so lehrt schon dies Mißverhältnis der Toten, daß hier die Unzähligen mitgezählt, die in der Leipziger Pesthölle starben, d. h. viel Überschuß der Hospitäler aus früheren Schlachten. Die Rheinbündler sind nicht extra zu zählen, sondern gehören zur Gefangenensumme. Der wirkliche Verlust Napoleons am 16. bis 20. betrug allerhöchstens 50000 inklusive Gefangenen. So zog er, so wenig glimpflich es ablief, doch noch den Kopf aus der Schlinge. Unter den Gefangenen waren „36" französische Generale (tot 1 Marschall, 2 Stabsoffiziere, 5 Divisionäre, 8 Brigadiers, verwundet 2 Mar-

Digitized by Google

Verwundete an der Johanniskirche in Leipzig am 20. Oktober 1813
Nach einem Bild von C. W. Straßberger (Original im Besitz des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig)

ſchälle, 5 Korpschefs, 6 Diviſionäre, 30 Brigadiers, alſo 59; es iſt ganz unmöglich, daß 36 davon gefangen wurden), darunter der einſtige Botſchafter am Zarenhofe und Verhandlungsführer von Moskau, Marquis de Lauriſton. Zwiſchen jenen Tagen, wo Lauriſton mit Kutuſow die von uns erzählte Begegnung hatte, und dem Siegestage von Leipzig lagen 13 Monde. So ſchnell wandelte ſich das Glück, ſo jäh brach dieſes Gebäude napoleoniſcher Weltherrſchaft zuſammen.

Tot waren die Toten. In einer gewiſſen Sicherheit, wenn auch vielfach ſchlecht behandelt und ausgeplündert, waren die Gefangenen. Aber das ganze Elend des männermordenden Kriegs mußten die armen Verwundeten erdulden. Leipzig war bis oben vollgeſtopft von zerſchoſſenen und ſterbenden Kriegern. Die Feldlazarette waren Peſthöhlen und jene großartige wohlorganiſierte Fürſorge, wie ſie ſeit jenen Tagen Zeit und Menſchlichkeit geſchaffen haben, gab es noch nicht. Gewiß war eine ganze Reihe edler und ſich ſelbſt bis zum letzten aufopfernder Männer, Ärzte, Chirurgen, Krankenwärter und eine Schar edler Frauen um die Verwundeten tätig. Aber es waren ihrer dennoch wenige gegen die Überzahl derer, die zu verſorgen waren. Keine Zeit für den einzelnen, die notwendigen Amputationen mußten in wenigen Minuten erledigt werden. „Es wurden," ſagt ein Augenzeuge, „damals keine ſo großen Zurüſtungen gemacht, wie die Ärzte es gegenwärtig tun. Es kam ihnen auch nicht darauf an, ob einer mehr oder weniger ſtarb. Ein großes Zimmer lag gepfropft voll, faſt lauter Küraſſiere, denen die Arme oder Beine teils weggeſchoſſen, teils abgeſchlagen waren. Ich ſah lange zu. Einem Offizier wurde das Bein über dem Knie abgenommen. Er ſaß auf einer Bank, auf welcher er auch den kranken Fuß liegen hatte, mit dem andern ſtand er auf dem Boden und ſah ſcharf zu, ohne den Mund zu verziehen. Bei der Amputation wurde folgendermaßen verfahren: Über der Stelle, wo das Bein oder der Arm abgenommen werden ſollte, wurde es mit einem Tuche feſt zugebunden, natürlich um den zu ſtarken Zudrang des Blutes zu hindern. Nun wurde ein Schnitt rundum bis auf den Knochen geführt, ſofort das Fleiſch zurückgedrängt und der Knochen durchgeſägt. Dann wurden mit einer Zange die Adern hervorgezogen und unterbunden, auch etliche mit einem Eiſen zugebrannt, das Fleiſch wurde wieder hervorgezogen und Scharpie — gezupfte Leinwand, mit Kalk- oder Bleiwaſſer getränkt — daraufgelegt. Dies alles war eine Arbeit von etlichen Minuten, und die Operation war geſchehen."

Ein klaſſiſches Zeugnis über den Zuſtand in den damaligen Lazaretten gibt ein Brief des berühmten Arztes Dr. Reil an den Freiherrn vom Stein. Er lautet:

„Leipzig, den 26. Oktober 1813. Ew. Exzellenz haben mich beauftragt, Ihnen einen Bericht über meinen Befund der Lazarette der verbündeten Armeen am diesſeitigen Elbufer einzureichen. Ich tue dies um ſo williger, als in dieſer tatenreichen Zeit auch die Untaten nicht für die Geſchichte verloren gehen dürfen. Ich kam am 25. Oktober früh in Halle an, fand dieſen von allen Seiten gepreßten Ort mit mehr als 7000 Kranken überladen, und noch ſtrömten immer neue vom Schlachtfelde bei Leipzig zu. Es würde eine Unbeſonnenheit geweſen ſein, wenn ich hier zu helfen hätte anfangen wollen. Ich ordnete dieſerwegen für die Verwundeten an, was in dieſem Augenblick das dringendſte war, fand jeden Einwohner bereit, meine Vorſchläge zur Hilfe der Unglücklichen ins Werk zu richten, und eilte dann Leipzig zu, um deſſen Lazaretten, die wie ein Vulkan ihre Kranken nach allen Richtungen ausſpieen und alle guten Anordnungen in ihren Umgebungen wieder vernichteten, eine zweckmäßige Ableitung zu verſchaffen. Auf dem Wege dahin begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie die Kälber, auf Schubkarren ohne Strohpolſter, zuſammengeklumpt lagen und einzeln ihre zerſchoſſenen Glieder, die nicht Raum genug auf dieſem engen Fuhrwerk hatten, neben ſich herſchleppten. Noch an dieſem Tage, alſo ſieben Tage nach der ewig denkwürdigen Völkerſchlacht, wurden Menſchen vom Schlachtfelde eingebracht, deren unverwüſtliches Leben nicht durch Verwundungen, noch durch Nachtfröſte und Hunger zerſtörbar geweſen war. In Leipzig fand ich ungefähr 20000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügelloſeſte Phantaſie iſt nicht imſtande, ſich ein Bild des Jammers in ſo grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand. Das Panorama würde ſelbſt der kräftigſte Menſch nicht anzuſchauen vermögen; daher gebe ich Ihnen nur einzelne Züge dieſes ſchauderhaften Gemäldes, von welchem ich ſelbſt Augenzeuge war und die ich daher verbürgen kann. Man hat unſere Verwundeten an Orte niedergelegt, die ich der Kaufmännin nicht für ihren kranken Möppel anbieten möchte. Sie liegen entweder in dumpfen Spelunken, in welchen ſelbſt das Amphibienleben nicht Sauerſtoffgas genug finden würde, oder in ſcheibenleeren Schulen und wölbiſchen Kirchen, in welchen die Kälte der Atmoſphäre in dem Maße wächſt, als ihre Verderbnis abnimmt, bis endlich einzelne Franzoſen noch ganz ins Freie hinausgeſchoben ſind, wo der Himmel das Dach macht und Heulen und Zähneklappen herrſcht. An dem einen Pol der Reihe tötet die Stickluft, an dem andern reibt der Froſt die Kranken auf. An jenen Orten liegen ſie geſchichtet wie die Heringe in ihren Tonnen, alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen ſie aus der heißen Schlacht hineingetragen ſind. Unter 20000 Verwundeten hat auch nicht ein einziger ein Hemde, Bettuch, Decke, Strohſack oder Bettſtelle erhalten. Nicht allen, aber doch einzelnen hätte man geben können. Keiner Nation iſt ein Vorzug eingeräumt, alle ſind gleich elend beraten, und dies iſt das

einzige, worüber die Soldaten sich nicht zu beklagen haben. Sie haben nicht einmal Lagerstroh, sondern die Stuben sind mit Häckerling aus den Biwaks ausgestreut, das nur für den Schein gelten kann. Alle Kranke mit zerbrochenen Armen und Beinen, und deren sind viele, denen man auf der nackten Erde keine Lage hat geben können, sind für die verbündeten Armeen verloren. Ein Teil derselben ist schon tot, der andere wird noch sterben. Ihre Glieder sind, wie nach Vergiftungen, furchtbar aufgetrieben, brandig und liegen in allen Richtungen neben den Rümpfen. Daher der Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, der um so mehr wuchert, als Hunger und Kälte seiner Hauptursache zu Hilfe kommen. Unvergeßlich bleibt mir eine Szene in der Bürgerschule. ‚Ist es Ihr Geist,' so rief mir eine Stimme entgegen, als ich die Tür eines Zimmers öffnete, ‚oder sind Sie es selbst, den mir der Himmel zur Rettung gesendet?' und doppelte Tränengüsse, von Schmerz und Freuden gefordert, rollten über das krampfhafte Gesicht herab. Es war ein Kaufmannssohn aus Preußen, der in der Schlacht bei Großbeeren verwundet, von mir im Spital des Frauenvereins geheilt und hier wieder im Schenkel verwundet war. Aber deine Hoffnung, armer Jüngling, ist eine leere Fulguration; du hast einen Strohhalm in den wilden Brandungen der Zeit gehascht, der dich gegen die Wellenschläge des Todes nicht schützen wird. Das Mark deiner Knochen ist abgestorben, deine Wunden atmen nicht mehr, und der Todesengel flattert schon um deine Schläfe herum, der dich in wenigen Stunden in eine bessere Welt hinüberführen wird. — Viele sind noch gar nicht, andere werden nicht alle Tage verbunden. Die Binden sind zum Teil von grauer Leinwand, aus Dürrenberger Salzsäcken geschnitten, die die Haut mitnehmen, wo sie noch ganz ist. In einer Stube stand ein Korb mit rohen Dachschindeln zum Schienen der zerbrochenen Glieder. Viele Amputationen sind versäumt, andere werden von unberufenen Menschen gemacht, die kaum das Barbiermesser führen können und die Gelegenheit nützen, ihre ersten Ausflüge an den verwundeten Gliedern unserer Krieger zu versuchen. Einer Amputation sah ich mit zu, die mit stumpfen Messern gemacht wurde. Die braunrote Farbe der durchsägten Muskeln, die fast schon zu atmen aufgehört hatten, des Operierten nachmalige Lage und Pflege gaben mir wenig Hoffnung zu seiner Erhaltung. Doch hat er den Vorteil davon, daß er auf einem kürzeren Wege zu seinem Ziele kommt. An Wärtern fehlt es ganz. Verwundete, die nicht aufstehen können, müssen Kot und Urin unter sich gehen lassen und faulen in ihrem eigenen Unrat an. Für die Gangbaren sind zwar offene Bütten ausgesetzt, die aber nach allen Seiten überströmen, weil sie nicht ausgetragen werden. In der Petrikirche stand eine solche Bütte neben einer andern, ihr gleichen, die eben mit der Mittagssuppe hereingebracht waren. Diese Nachbarschaft der Speisen und der Ausleerungen, — — — — — muß notwendig einen Ekel erregen, den nur der grimmigste Hunger zu überwinden imstande ist. Das scheußlichste in dieser Art gab das Gewandhaus. Der Perron war mit einer Reihe solcher überströmenden Bütten besetzt, deren träger Inhalt sich langsam über die Treppen herabwälzte. Es war mir unmöglich, durch die Dünste dieser Kaskade zu dringen, die der Avernus nicht giftiger aushauchen kann, und den Eingang des Spitals von der Straße her zu forcieren. Ich fand einen andern Weg zu demselben auf dem Hofe, kam in lange finstere Galerien, die mit mehr als 2000 blessierten Franzosen garniert waren, welche durch ihr Geächze und ihre Ausflüsse die Luft für Ohr und Nase gleich unerträglich machten. Unter dieser Masse traf ich ungefähr 20 Preußen vergraben, die vor Freude außer sich waren, als sie wieder die Stimme eines Deutschen hörten, die sie nach der Schlacht nicht gehört hatten. ‚Erlösen Sie uns aus diesem Pfuhl des Verderbens!' riefen sie mir aus einem Munde entgegen, ‚wo die physischen und psychischen Eindrücke uns in kurzem töten müssen.' Ich versprach ihnen, daß ich sie noch den nämlichen Abend unter ihre Kameraden bringen würde. In der Petrikirche sah ich der Verteilung des Mittagsbrots zu. Die Fleischportion wog 2—4, das Brot für den Tag ungefähr 8—12 Lot. Die Suppe bestand aus Wasser, in welchem die Reiskörner gefischt werden mußten. Bier und Branntwein wurde hier gar nicht gegeben. An anderen Orten hatte er nur den Geruch des Fusels, enthielt kaum 10 Prozent Alkohol, der nicht einmal durch die Epidermis eines Kosakenmagens dringen kann. Bei dieser Meßdiät, die kaum einen Südländer auf den Beinen halten kann, gehen unsere nordischen Völker in kurzer Zeit verloren, verfallen in Nervenschwäche und schwinden wie die Schatten dahin. Die Diät richtet sich nach dem Mann. Der Russe speist seinen Cozuß mit Behaglichkeit; der Magen des Pommeraners findet an einem halben Dutzend Gerstenklöße seine gemessene Arbeit, wenn das Korinthenmännchen sich denselben an einem Zuckerbrote verdirbt, das er aus den Händen seiner Loris nippt. Ich schließe meinen Bericht mit dem gräßlichen Schauspiel, das mir kalt durch die Glieder fuhr und meine ganze Fassung lähmte. Nämlich auf dem offenen Hofe der Bürgerschule fand ich einen Berg, der aus Kehricht und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackend lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden, als wenn sie Missetäter und Mordbrenner gewesen wären. So entheiligt man die Überreste der Helden, die dem Vaterlande gefallen sind! Ob Schlaffheit, Indolenz oder böser Wille die Ursache des schauderhaften Loses ist, das meine Landsleute hier trifft, die für ihren König, das Vaterland und die Ehre der deutschen Nation geblutet haben, mag ich nicht beurteilen. An andern Orten

Digitized by Google

iſt ihr Schickſal günſtiger geweſen, wo jedermann ſich an ihr Lager drängte, auf welches ihr Kampf für die Unabhängigkeit ſie niederwarf, Balſam in ihre Wunden goß, ihre Schmerzen linderte und durch Mitgefühl ihren Mut ſtählte. Ich appelliere an Ew. Exzellenz Humanität, an Ihre Liebe zu meinem König und ſein Volk, helfen Sie unſern Braven, helfen Sie bald, an jeder verſäumten Minute klebt eine Blutſchuld. Legen Sie ein Schock kranker Baskiren in die Betten der Bankiersfrauen und geben Sie in jedes Krankenzimmer einen Koſaken mit, der für Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich iſt. Dieſe Maßregel, die gewiß Luſt und Liebe zum Dinge macht, ſcheint mehr hart zu ſein, als ſie es wirklich iſt. Der Kranke muß ins Bette und die Geſunden zu ſeiner Wartung vor dasſelbe kommen. Wir beſpötteln ſonſt in dem Tadel des Hottentotten, der ſich ins Bette legt, wenn die Frau geboren hat, unſere eigene Inkonſequenz. Dr. J. C. Reil."

Daß ſolchen Greueln, ſoweit es mit Aufbietung aller Kräfte möglich war, geſteuert werde, war die unabweislichſte Pflicht.

Entwurf von Friedrich Weindrenner zu einem deutſchen Nationalmonument auf dem Leipziger Schlachtfeld (1814)
(Original im Beſitz des Stadtgeſchichtlichen Muſeums in Leipzig)

Es wurden die ſchleunigſten Maßregeln getroffen, um die Lazarette zu räumen, die Kranken unterzubringen, ihnen zu helfen, und Reil betrieb die Sache, der er ſich aus reiner Menſchenliebe gewidmet hatte, mit Einſicht und glühendem Eifer. Auch die teilnehmende Geſinnung der Einwohner machte ſich Bahn; Arndt, welcher nach einigen Tagen nach Leipzig folgte, fand, ſo ſchreibt er, ein kleines Bild von Wilna, nur mit dem Unterſchiede, daß die Stadt nicht verwüſtet war und daß hier deutſche Menſchen lebten. Die Leichenwagen knarrten auch hier täglich durch die Straßen, und viele der Einwohner wurden von der Seuche fortgerafft. Doch ermüdete die Menſchlichkeit und Wohltätigkeit nimmer, und die Leipziger vergaßen die Angſte und Nöte und ſich ſelbſt, und halfen und retteten, ſoviel ſie konnten. Das war auch Deutſchland, — ſchließt Arndt — und das allerbeſte Deutſchland.

Auch Reil fiel wenige Tage nachher, ein Opfer ſeines edeln Eifers; er erlag dem furchtbaren Nervenfieber, welches den franzöſiſchen Heeren folgend durch ganz Sachſen und Thüringen und an der großen Heerſtraße bis Mainz den Winter und Frühling hindurch ein volles Drittel der Bevölkerung verpeſtend hinwegraffte.

Ein geſpenſtiſches Nachtſtück aus jenen Tagen mag hier eingefügt ſein: „Ich nahm," ſagt ein Kamerad der Königsberger Landwehr, „mit meinem Freunde Urlaub, um nach dem Johanniskirchhof zurückzukehren, wo wir Verwundete unſerer Kompagnie, denen wir Hilfe zu bringen, oder Gebliebene, denen wir das Grab

Digitized by Google

zu bereiten gedachten, aufſuchen wollten. Wir fanden den Gottesacker reichlich beſtellt, unzählige Tote lagen auf den Gräbern und Leichenſteinen umher, als hätten ſie vergebens angeklopft, hier ihre Ruheſtätte zu finden. An der Mauer entlang ſtehen einzelne Hallen und bedeckte Familiengrabſtätten. Mit Entſetzen vernehmen wir Geſtöhn und Gewimmer aus den unterirdiſchen Grüften. Wir eilen dahin und finden, daß Verwundete, Freund und Feind, ſich vor der rauhen Nachtluft und dem Regen in dieſe Grabhöhlen geſchleppt hatten. Wie erfinderiſch die Not den Menſchen, und vor allen Dingen den Franzoſen, macht, erfuhren wir an dieſer Stelle. Unheimlich überraſcht fanden wir vor einer der Familiengrüfte zwei dem Anſcheine nach erſt kürzlich hier beigeſetzte Bürgerleichen in ihren Sterbehemden. Als wir in die Halle eintreten, hören wir Geſpräch und Geräuſch in der Gruft und erblicken zu unſerem nicht geringen Erſtaunen, wie ſich einige verwundete Franzoſen mit ihren noch geſunden Kameraden hier häuslich niedergelaſſen haben. Die Verwundeten waren in die Särge, aus denen man die Leichen entfernt hatte, einquartiert worden und hatten auf den weißen Linnen und Strohkiſſen ein ganz erträgliches Lagerbett gefunden. Später erfuhren wir, daß dieſes Beiſpiel weitere Nachahmung gefunden und daß, wo geſtern noch das Leben dem Tode weichen mußte, heute die Toten, und wenn ſie ſchon im Sarge lagen, den Lebenden ihren Platz überlaſſen mußten."

Ein anderer Chroniſt, wir wollen um der Menſchlichkeit willen hoffen, daß ſeine verirrte Phantaſie ihm beiſtand, erzählt, daß beinah 14 Tage lang auf den Schlachtfeldern rund um Leipzig die Leichname toter Menſchen und Pferde verſcharrt wurden. Die Bauern, ſo heißt es, hätten ſich um die Leichname und Kadaver geſtritten, weil ſie Dung zu einer guten Ernte boten. So ſehr ſtumpfte ihr Wühlen und Scharren unter den gehäuften Bergen von Toten dieſe Männer ab, daß ſie nicht wähleriſch geweſen ſein ſollen, ſelbſt noch Atmende mit zu verſcharren. Stöhnte ein Unglücklicher, den ihre rauhen Fäuſte faßten: „Messieurs, je ne suis pas mort", ſo hieß es: „Das kann jeder ſagen", und er ging den Weg alles Fleiſches. Allerdings, was waren die Franzoſen dieſen ſächſiſchen Bauern weiter als Gewaltherren, Bedrücker und Plünderer? Der Groll ſaß abgrundtief. Flog ein Verendender mit in die Grube, ſo war es für ſie nur einer weniger von dieſem Gelichter. Das ſchäumende Zornwort Heinrich von Kleiſts fand in dieſen Tagen um Leipzig, bei Möckern und Probſtheida, bei Schönefeld und Auenhain, in Leipzigs Gaſſen und Gärten und ſelbſt auf dem Blachfeld beim Einſcharren der Leichen ſein fürchterliches Echo:

„Schlagt ſie tot, das Weltgericht
Fragt nach euren Gründen nicht!"

Als der ſcheinbar verendende Pajol, deſſen Körper „eine einzige Beule" war, an Napoleon vorübergetragen wurde, rief dieſer bewegt: „Lebewohl, mein Freund, wir ſehen uns wohl nicht wieder." Doch Pajol genas erſtaunlich raſch und ahnte nicht, daß er als Urgreis und Gouverneur von Paris an einem kalten Nebelmorgen den Sarkophag mit Napoleons Überreſten zum Invalidendom geleiten werde. So dunkel ſind des Schickſals Wege, ſo unberechenbar iſt ſein Walten.

29. Kapitel

Bis zum Rhein

Jetzt sah es wirklich schlimm um Napoleon aus, auch die Kunde aus Spanien ward immer trüber. Gegen Wellingtons 110000 konnte Soult an der Nivelle nur 66000 (56000 Streitbare) vereinen, diesmal warf sich am 10. November der Feind auf seine Linke, Erlon, bei Amotz und Serres; zwar hielt Foy die Flankenschanze, doch Hill drang allmählich vor, im Zentrum Beresford mit riesiger Übermacht, Division Woronsin ward umringt und in die Schluchten hinabgeworfen. Clauzel wehrte sich in drei Schanzen, doch Division Taupin wurde von wilder Panik ergriffen, sein 71. Rekrutenregiment floh ehrlos, dagegen wehrten sich die Rekruten des 88. lange, obschon sie zum erstenmal Pulver rochen, Napier verkündet, daß sie nur einen Toten verloren; 8 Offiziere bluteten. Die Franzosen waren moralisch erschüttert durch die schlechten Nachrichten aus Deutschland. Zur Rechten bei Reille rauften die Reste der spanischen Josefsgarde mit ihren Landsleuten, Halketts Deutsche gleichfalls gegen Landsleute an der „Nassau-Redoute." Eine böse Geschichte, 51 Geschütze blieben in den erstürmten Schanzen stehen, 1200 Gefangene trieb man fort, doch betrug der Gesamtverlust schwerlich 3000 auf nur 132 Offiziere, wovon viele gefangen. Wellington gestand 2700 tot und verwundet. Da jedoch seine 52er allein 200 Tote, 9. Regiment in 5 Minuten 80 Tote verlor, so scheint das zu wenig. Vier englische Generale wurden verwundet, bei der Schützenbrigade fiel Oberst Lloyd vom 94., Colban vom 52. blutete. Drüben fiel General Conroux. Am 9. Dezember erzwang Hill auch noch den Übergang über die Nive (Verlust laut Reynier 800, Erlon nur 11 Offiziere), doch schon am 10. fiel Soult über den Feind nördlich Nivelle und Nive her, und zwar zunächst mit starkem Scheinangriff Reilles bei Barouillet. Obwohl Brigaden Aylemer, Greville, Beresford die harte Bedrängnis der Division Oswald erleichterten, wurde Sir John Hope, der Wellingtons Linke befehligte, auch am 11. 12. geschlagen, er selbst verwundet, General Robinson getötet, Beresfords Portugiesen von Dragonern zusammengehauen, auch Division Howard geworfen. Die Franzosen verloren in den 3 Tagen 67 Offiziere 1300 Mann, Wellington nach offizieller Angabe 2500, wovon 300 gefangen, englische Spezialquelle gesteht 150 Offiziere, 2375 Tote und Verwundete, laut Offiziersmaßstab waren es sicher mehr. Reilles starker Posten vor St. Jean da Luz war frontal undurchbrechbar, Hills Niveübergang hatte aber Erlons zu ausgedehnte Stellung handlicher zusammengedrängt, jetzt fiel auf Hill, auf den Soult es vor allem absah, die ganze Wucht des Angriffs. Erlons Division Abbé warf Division Stewart, Brigade Barnes und Ashworths Portugiesen über den Haufen, ihre Brigadiers wurden schwerverwundet, mühsam hielten 12. Hochschotten und Portugiesendivision Le Coc (auch dieser schwerverwundet) den Anprall auf. Hills Schlachtfront renkte sich zuletzt wieder ein. Doch daß er allerdings nur 1500 Verlust gesteht, ist denn doch unverschämt. Man bedenke nur, daß alle seine Stabsoffiziere fielen; man darf deshalb ohne weiteres annehmen, daß er mehr als Soult, verlor, der 138 Offiziere und angeblich 3000 einbüßte.

Hiermit verglichen, hatte der Kampf in Deutschland nicht mehr so große Züge und Schläge.

„Seitdem wir unsern Feind verfolgen, ist abermals nicht alles geschehen, was hätte geschehen müssen, um ihn vollends zu vertilgen. Die Menschen verstehen wohl einen Sieg durch Tapferkeit zu erfechten, aber nicht, ihn zu benutzen. Man liebt es nur gar zu sehr, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Die Untergenerale und ihre Umgebung schreien Verwünschungen gegen uns hier im großen Hauptquartier aus; wir kehren uns aber nicht daran." Diese Worte schrieb Gneisenau in jenen Tagen an Hardenberg. In seinem Feldmarschall Blücher fand natürlich Gneisenau die beste Stütze für seinen Plan unermüdeter Verfolgung. Nichts war dem Alten so erwünscht, als Napoleon fortwährend auf den Fersen zu sitzen. Es gab für den Alten kein größeres Vergnügen, als nachmittags in das Zimmer einzuziehen, das Napoleon morgens verlassen hatte. „Vorwärts, vorwärts, vorwärts!" das war seine Losung. Man knurrte lebhaft bei York,

Digitized by Google

und der alte Eisenfreſſer nicht zum wenigſten. Der alte Eisenfreſſer fand, daß er und ſein Armeekorps „zum Spielball der Launen und Eitelkeiten des Blücherſchen Generalſtabs gemacht würden“. Und doch zeigten die Reſultate, wie wichtig eine ſolche Verfolgung war. Fing doch ſchon am 20. Oktober auf ſeinem Marſche nach Freiburg Graf Henckel von Donnersmarck, der die Vorhut Yorks führte, 4000 Gefangene ab. Er erzählt in ſeinen Erinnerungen:

„Durch Baumeroda marſchierend, fand ich im Dorfe ein verlaſſenes großes Biwak, und nach eingezogenen Erkundigungen ſagte mir der Richter des Orts, es ſei ſchade, daß ich nicht früher gekommen, indem hier eine große Menge Gefangener, von zwei polniſchen Bataillonen eskortiert, die Nacht zugebracht hätten. Ich übergab ſogleich dem älteſten Offizier nach mir, dem Major von Burghoff, den Befehl, mit den übrigen Truppen den Marſch nach Freiburg fortzuſetzen, ich aber nahm das zweite Huſarenregiment und das ſächſiſche Chevaulegerregiment, rot mit ſchwarzen Klappen, welches ein Major von Trotha kommandierte, und trabte den Gefangenen nach. Es dauerte ſehr lange, bis ich endlich die große Marſchkolonne zu ſehen bekam. Ich ließ das Huſarenregiment unter dem Oberſtleutnant von Stöſſel der ganzen langen Kolonne vorbeitraben, um ſie von vorn anzugreifen, die Sachſen aber ließ ich halten und langſam der Kolonne folgen. Da nur einzelne Kommandierte rechts und links neben der Gefangenenkolonne marſchierten, ſo waren dieſe ſogleich überwältigt und das ganze Feld mit den befreiten Gefangenen überſät, ſo daß nun von vorn und hinten die beiden eskortierenden Bataillone allein daſtanden. Bei der Attacke der Huſaren warf das vorderſte Bataillon die Gewehre weg und ergab ſich mit dem Adjutantkommandant Puthon, der das Ganze befehligte. Anders war es mit dem hinterſten Bataillon. Ich attackierte, und außer dem Major von Trotha, dem Stabstrompeter und mir und meinem Adjutanten kam keiner an das Karree heran. Das Regiment war nicht heranzubringen, und ein dicht dabei befindlicher Wald entzog dieſe paar hundert Mann, mit denen mich weitläufig zu befaſſen ich weiter keine Zeit hatte, der Gefangenſchaft. Zur Entſchuldigung der Sachſen muß ich ſagen, daß es ein polniſches, alſo gewiſſermaßen ihnen verbrüdertes Bataillon war, was ich vorher nicht bedacht hatte, ſonſt hätte ich ein anderes Regiment mitgenommen. Als dies geſchehen war, kam der Hauptmann von Lützow vom Generalſtabe, um mir die Unzufriedenheit des kommandierenden Generals zu erkennen zu geben, mich nicht mit der Avantgarde getroffen zu haben. Ich erſuchte ihn, ſogleich zurückzureiten und zu melden, was er geſehen.

Nie in meinem Leben bin ich mehr geküßt worden, als an dieſem Tage; denn jeder wollte mir ſeine Dankbarkeit bezeugen. Man riß mich beinahe vom Pferde herunter. Ich hatte 200 Offiziere von den verſchiedenen Armeen und 4000 Gefangene befreit, dem größten Teile nach Öſterreicher; unter anderen das ganze erſte Jägerbataillon unter Oberſt Lutz, wobei auch ein Leutnant von Reitzenſtein ſtand, deſſen Bekanntſchaft ich im Bade zu Teplitz gemacht hatte. Der Adjutantkommandant Baron Puthon, zwei Oberſtleutnants, mehrere Offiziere und 400 Mann wurden gefangen. Dieſe und die befreiten Gefangenen überließ ich einem Kommando der ſächſiſchen Truppen, um ſie nach Merſeburg zu führen. Die befreiten Soldaten nahmen die Waffen der Gefangenen und übernahmen den Transport derſelben mit. Einer Marketenderin, die wohl ſehr geprellt haben mochte, ging es ſehr ſchlecht; denn in wenigen Minuten ward ſie völlig in den Stand der Unſchuld geſetzt, ſo daß ich ihr einen Mantel reichen laſſen mußte.

Meine Kavallerie ließ ich langſam nachkommen, ich aber ſetzte mich nun in raſche Bewegung, um zu meinen übrigen Truppen zu gelangen. Unterwegs begegnete ich dem General von York mit ſeiner ganzen Suite, welcher in der Ungeduld mir entgegengeritten war, nun aber ganz vergnügt, da der Hauptmann von Lützow ihm ſchon die Meldung gemacht hatte, die Mütze abnahm und ſagte: ‚Meine Herren, laſſen Sie uns dem Grafen Henckel ein Vivat bringen!‘ — Dieſe Äußerung,“ ſchließt Graf Henckel ſeinen Bericht, „in dieſem Augenblicke von dieſem Manne geſchehen, war mir mehr wert, als wenn ich einen Orden bekommen hätte.“

Der Kaiſer Napoleon hatte demnach alle Urſache, um die Auflöſung ſeiner Armee auf dem Rückzuge äußerſt beſorgt zu ſein. Er hatte Markranſtädt, wo er ſein Nachtquartier genommen, zu früher Stunde verlaſſen und fuhr in einem mit acht Pferden beſpannten Wagen, neben ſich den Major-General Berthier, auf dem Bock den Mameluken Ruſtan, ſächſiſche Poſtillions auf den Pferden, den Schlachtfeldern von Lützen zu. Der Wagen fuhr inmitten einer Kolonne der Alten Garde. Eine Weile ging der Kaiſer zu Fuß, nachdenklich vor ſich hinblickend. „Voyez cet homme! Voilà de la même manière qu'il est sorti de la Russie,“ flüſterte ein General kopfſchüttelnd dem andern zu. „Als man ſich Lützen näherte,“ ſagt Odeleben, „bemerkte ich deutlich, daß in den zu beiden Seiten der Straße aufgeſchlagenen Biwachten viel Lärm gemacht wurde. Die Tambours ſchlugen Marſch, die Trompeter bliesen gewaltig, große Wachtfeuer wurden von einer geringen Anzahl Truppen unterhalten, alles, um den verfolgenden Feind über die Anzahl der Truppen zu täuſchen.“ Über Lützen und durch den engen Weg von Rippach, wo Marſchall Beſſières vor wenig Monden zu Tode getroffen ſank, ging es nach Weißenfels. Der Kaiſer nahm eine genaue Rekognoſzierung der Gegend vor, ſchlug dann ſein Hauptquartier in einem Winzerhäuschen bei Markröhlitz

auf. Aus dieſem kleinen Winzerhäuschen von Markröhlitz ergingen des Kaiſers Befehle an ſeine Marſchälle. Hier ſchob er, dem ſchon bei Leipzig beinahe Schach geſetzt war, auf dem Schachbrett des Kriegs ſeine Läufer, Springer und Bauern wieder zurecht, bemüht, ſich aus der Affäre zu ziehen, ſo gut es ging. Die Befehle ergingen von Stunde zu Stunde, ſo wie ſie ſich in ſeinem Kopfe gruppierten. Dem Herzog von Reggio ließ er die Nachhut, er mußte bei Weißenfels ſtehenbleiben und ſeine Kavallerie gegen Merſeburg vorſchieben. General Bertrand ſollte auf Eckartsberga marſchieren, zuvor aber den Feind von Köſen zurücktreiben. In ſeiner Befehlsfolge kommt unter anderm der bezeichnende Satz vor: „Empfehlen Sie ihm (dem General Lefebvre), die Amtsleute und Poſtmeiſter zu befragen, geheime Agenten auszuſchicken und überall Alarm zu wecken und zu forſchen, wer auf Verrat und Abfall ſinnt."

. . . . . komm, geh mit mir,
Ich will den Lauſcher an den Zelten ſpielen,
Ob irgend jemand von mir weichen will.

Es war eine lebhafte Unruhe in dem Kaiſer. Er ſprang in der Nacht wiederholt von ſeinem Feldlager auf. Es war einiges von ihm zu befehlen vergeſſen, was er nachholte. Der Kaiſer wußte wohl, wie ſchwierig dieſe ganze Gegend mit ihren Hügelketten und Hohlwegen und Flüſſen war. Das hatte er in den Oktobertagen 1806 kennengelernt, als er in derſelben Gegend die preußiſche Armee zu Boden warf. Die ſieben fetten Jahre ſchienen jetzt vorbei. Er war ein Mann, der um Haupt und Leben focht. Es war dem General Bertrand nicht gelungen, die Brücke von Köſen zu erobern und zu zerſtören. Der Kaiſer wich über Freiburg aus. Es war ein furchtbarer Gebirgsmarſch, der am 21. Oktober in finſterer Nacht gegen 3 Uhr angetreten wurde. Der Boden war von dem Regen aufgeweicht und klebte an den Stiefeln. Bei Freiburg war die Unſtrut ſtark angeſchwollen. Die Stadt liegt tief in der Unſtrutſchlucht, iſt von hohen, ſteilen Bergen umgeben. Von Köſen her dröhnte der Kanonendonner des Gefechtes zwiſchen General Bertrand und General Gyulai. Es war den Pionieren nur ſchwer gelungen, Brücken über die reißende Unſtrut zu ſchlagen. Sie waren leicht und mußten mit großer Vorſicht benutzt werden. Der Übergang konnte daher nur zögernd vor ſich gehen. Dazu zeigte ſich natürlich eine Auflöſung der Kriegszucht. „Jeder wollte ſein Leben zuerſt in Sicherheit bringen," ſagt Odeleben. „Es war ein verjüngtes Bild des Unſterns an der Bereſina. Erſt das Erſcheinen des Kaiſers ſelbſt brachte Ordnung in das Chaos und geregelten Abfluß." Zwiſchen 2 und 3 Uhr nachmittags griff General York von Gleina her an und ſuchte den Übergang zu ſtören. York hielt ſich aber für zu ſchwach, um, wie es ſonſt ſeine Art war, das Gefecht bis zur letzten Kraft durchzuführen. Er zog ſich am Abend nach einem für ihn ziemlich verluſtreichen Gefecht auf die Stellung bei Gleina zurück. Der alte Eiſenfreſſer hätte wohl mehr tun können, aber er war überhaupt in dieſen Tagen nicht recht bei Laune; wie wir ſchon hörten, knurrte er viel über heilloſe Konfuſion an allen Ecken und Enden, über Plackerei von Menſchen und Vieh und ſuchte ſein Korps zu ſchonen, wo er konnte. „Es gibt," ſagt Müffling in ſeiner Kriegsgeſchichte, „in einer Armee Tage oder Zeiten, wo alle Operationen in dem Augenblicke, wo ſie eingeleitet ſind, von den Truppen trefflich aufgefaßt und ausgeführt werden. Es gibt andere Tage, wo nichts ordentlich in Gang kommen will, wo in den einfachſten Dingen Stockungen entſtehen und Schwierigkeiten, auf die man nicht vorbereitet iſt. Dieſe liegen dann in der Einbildung und werden durch eine gewiſſe Lauigkeit gemehrt, welche in die Ausführung der Vorſchriften geſetzt wird. Eine ſolche Zeit war bei der ſchleſiſchen Armee gekommen, ohne daß man ſich ſagen konnte: Woher? Wodurch?"

Wir erblicken den Kaiſer hier bei Freiburg aus den Berichten verſchiedener Zeitgenoſſen, die in unmittelbare Berührung mit ihm kamen. Hier ſind ſie:

„Am 21. Oktober, $^1/_2$7 Uhr früh," ſo erzählt der Freiburger Poſtillion Vollmar, „wurden ich und der Poſtillion Werner beordert, den Kaiſer Napoleon zu führen.

Wir trafen ihn außerhalb des Eckſtädter Tors, bis wohin ihn Mehrmann und Sperber begleitet hatten. Dem Kaiſer zunächſt hielten der König Murat und Berthier. Der erſtere ſprach ſehr gut Deutſch und examinierte uns, vornehmlich mich, weil mein Kamerad ſchwerhörig war, über Weg und Gegend: über die Entfernung von Querfurt bis Artern, von Freiburg bis Artern, von Eckartsberga bis dahin und von Freiburg bis Querfurt und Eckartsberga. Als meine Antworten, die Murat dem Kaiſer in franzöſiſcher Sprache mitteilte, zu befriedigen und mit der von Berthier vorgehaltenen Karte übereinzuſtimmen ſchienen, nahm mich und den Werner ein ſächſiſcher Major (v. Odeleben) unter ſeine ſpezielle Aufſicht. Zuerſt ging es unter den Schweigenbergen weg, an der Unſtrut hinauf nach Zottenbach, wonach ſich Murat ſchon früher erkundigt hatte. Während wir vor dem Hoftore der Zottenbacher Mühle hielten, ſtieg Napoleon vom Pferde und ging mit Murat und Berthier in den inneren Mühlhof, machte allerhand Anordnungen zur Verteidigung der Brücke und betrachtete längere Zeit hier den Übergang ſeines Heeres über die Unſtrut. Nach einer Weile kam der Kaiſer zurück, beſtieg ſein Pferd und ritt durch die Eckſtädter Gärten am linken Ufer der Unſtrut abwärts nach der neben der abgebrannten Unſtrutbrücke in Freiburg erbauten Notbrücke. Hier wurde wiederum längere Zeit gehalten, während welcher Napoleon dem Übergange ſeiner Truppen zuſah, mit

Digitized by Google

seiner nächſten Umgebung ſprach, häufig Schnupftabak in die Naſe warf, Stirn und Augen zuſammenzog und ſich bald mit der rechten, bald mit der linken Hand am Backen, ganz nahe am Ohrläppchen, anfaßte und wiederholt das Fleiſch zuſammenkniff. Von hier ritt er an die unterhalb der Freiburger Mühle geſchlagene Notbrücke, welche noch nicht fertig war und die er zum Übergange der Infanterie beſtimmt haben mochte. Hier und an der oberen Notbrücke, wohin er nach ſehr kurzem Verweilen zurückkehrte, empfing er unaufhörlich Meldungen und erteilte fortwährend Befehle, wodurch aber in ſeinem ſoeben geſchilderten Benehmen keine Veränderung vorging. Schon durch ſeine bloße Gegenwart ſah man die Unordnung verſchwinden, die auch an dieſer Brücke, über welche die Reiterei zurückging, eingeriſſen war. Von hier ritt der Kaiſer an der Unſtrut entlang und durch das Eckſtädter Tor in die Stadt Freiburg hinein. Nach vielem Umherreiten in derſelben, wo er faſt alle Straßen durchzog, die Pforte paſſierte, vor derſelben ſtillhielt, dann auf dem Graben hin am Kirchtore vorbeiritt, nahm er ſeinen Weg nochmals an die obere Freiburger Notbrücke. Auf einmal ging's den Schloßberg hinauf durchs Schloß und in dem Wege nach Pödeliſt fort. An der (ſpäter ausgerodeten) Lindenallee, dem Friedentale gegenüber, wurde ſtillgehalten, die Karte entfaltet und nach genauem Befragen und Erkundigen der nordöſtlich gehende, rechts neben dem Friedentale vorbei nach dem Luftſchiff führende Fahrweg eingeſchlagen. Noch waren wir nicht am Ende des Waldes, als einzelne Gewehrſchüſſe ſich vernehmen ließen, worauf die den Kaiſer begleitende Eskorte, etwa 50 Mann zu Pferde, vorgeſchickt wurde, die aber bald das Zeichen zum Weitermarſchieren gab.

Am Ende des Holzes legte Napoleon ein ſehr großes Fernrohr auf die Schulter Berthiers und ſah lange und nach verſchiedenen Richtungen hindurch. Wir ſahen mit unbewaffnetem Auge preußiſche Kavallerie in großen Abteilungen gegen Zeugfeld und Markröhlitz vorrücken, auch ritten dem erſten Orte einige preußiſche Dragoner zu, von denen wahrſcheinlich die Gewehre aufs Geratewohl in den Wald hinein abgefeuert worden waren. Nach genauer Beſichtigung der Gegend, vielem Hin- und Herreden und Ausfragen nahm Napoleon die Richtung auf Pödeliſt, umritt dies Dorf und hielt erſt wieder an dem ſogenannten Superintendenturweinberge ſtill.

Man verlangte nun von mir einen Fahrweg auf die nördlich liegenden Höhen, und ich führte ſie den vormaligen herzoglichen Schloßweg, welchen zuvor ein Adjutant mit mir beſah und, ſobald wir oben waren, mit einem anden Degen befeſtigten weißen Tuche ein Zeichen gab, worauf ſich Napoleon ſogleich mit ſeiner Begleitung in Bewegung ſetzte, die wir beide Vorangerittenen oben erwarteten. Unmittelbar hinter den Zuletztgekommenen fuhr eine Menge Geſchütze, denen die Richtung gegen das Schloß angewieſen wurde. Eine Batterie davon ließ der Kaiſer an dem Schloſſe vorbeiführen und an dem ſogenannten Spittelholze aufſtellen, wohiner ſelbſt ritt, ſich nach allen Seiten umſah und die Bewegungen der Preußen auf den jenſeitigen nördlichen Höhen eine Zeitlang unverweilt beobachtete. Er erteilte Befehle, die Adjutanten ſprengten davon nach verſchiedenen Richtungen.

Beim Zurückreiten nach dem Schloſſe war ſchon eine zweite Batterie nach der Gegend, die wir verlaſſen hatten, in Bewegung, und bald darauf begannen beide ihr Feuer. Auf dem Wege nach der Stadt beſah der Kaiſer nochmals die beiden Notbrücken und hielt bei einer jeden ziemlich lange ſtill. Bei der unteren Brücke donnerte er gegen die alte Garde los, welche ihren Marſch durch die Abteiberge nahm, während er verlangte, daß ſie augenblicklich den Weg nach dieſer für die Infanterie beſtimmten Brücke nehmen ſollte, was auch verſucht wurde aber nicht auszuführen war, weil bei dem Durchſchneiden der Straße die rückgängige Bewegung des Ganzen auf lange Zeit gehemmt worden wäre.

Der Kaiſer ritt nun zurück, an der oberen Notbrücke vorbei, die Unſtrut hinauf, zum Eckſtädter Tore hinein und ſtieg auf der Superintendentur ab, um zu frühſtücken, während wir unſere Pferde auf dem Kirchhofe füttern mußten und ſtreng bewacht wurden."

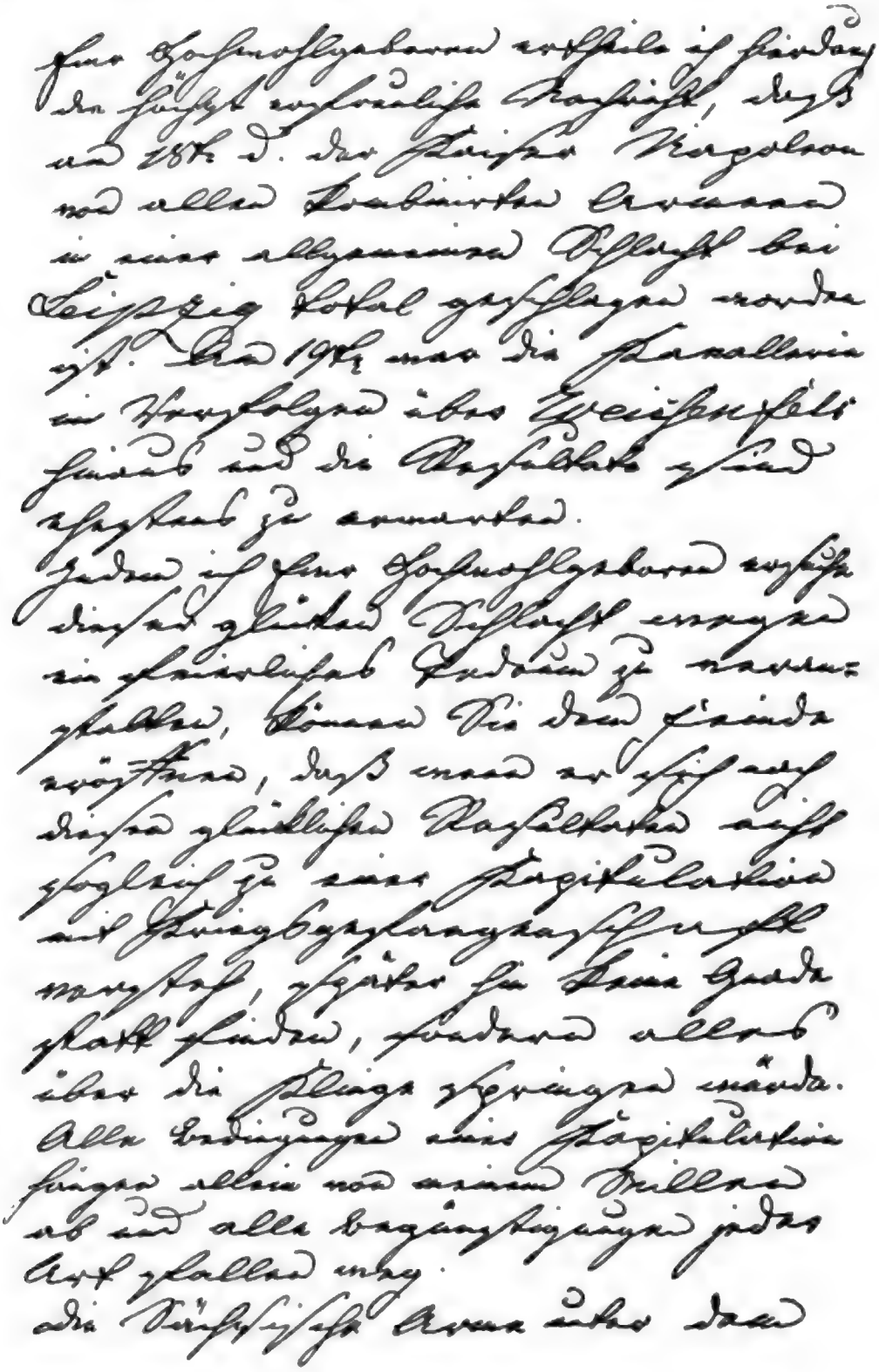
„Der Kaiſer," erzählt uns Baccalaureus Peter, damals Lehrer und Kantor zu Freiburg, „kam etwa 10 Uhr vormittags in einem einfachen grauen Oberrocke auf der Superintendentur, in welcher auch ich an dieſem Unglückstage mich aufhielt, an. Die Tafel war ſchon vor ſeiner Ankunft aus dem franzöſiſchen Küchenwagen mit kalten und warmen Fleiſchſpeiſen, Kaffee und Wein reichlich beſetzt. König Murat, der ihn begleitete, war wie ein Theaterkönig aufgeputzt, trug rote Hoſen, gelbe Stiefel mit langen goldenen Sporen, einen aufgekrämpten Federhut mit Straußenfedern wie ein Schlittenpferd; Marſchall Berthier und General Flahault, welch letzterer gut Deutſch ſprach, waren ebenfalls in ſeinem Gefolge. Die übrigen Adjutanten aßen an einer beſonderen Tafel eine Treppe höher. Der Kaiſer unterhielt ſich während des Frühſtücks mit dem Hauswirt, dem Superintendenten Dr. Keil, über die Angelegenheiten ſeines Kirchenſprengels, als ob heute Kirchweihſchmaus gehalten würde, während die mittlerweile auf dem Galgenberge aufgefahrenen Kanonen des Yorkſchen Korps und die von Gyulais Korps bei Kösen Tafelmuſik aufſpielten. Bei der Unterhaltung mit dem Superintendenten machte General Flahault den Dolmetſcher.

Nach eingenommenem Frühſtück begab ſich der Kaiſer in das Nebenzimmer, wo auf dem Tiſche eine Karte ausgebreitet lag, nahm hier eine Menge Rapports entgegen, diktierte drei Orders und verließ darauf

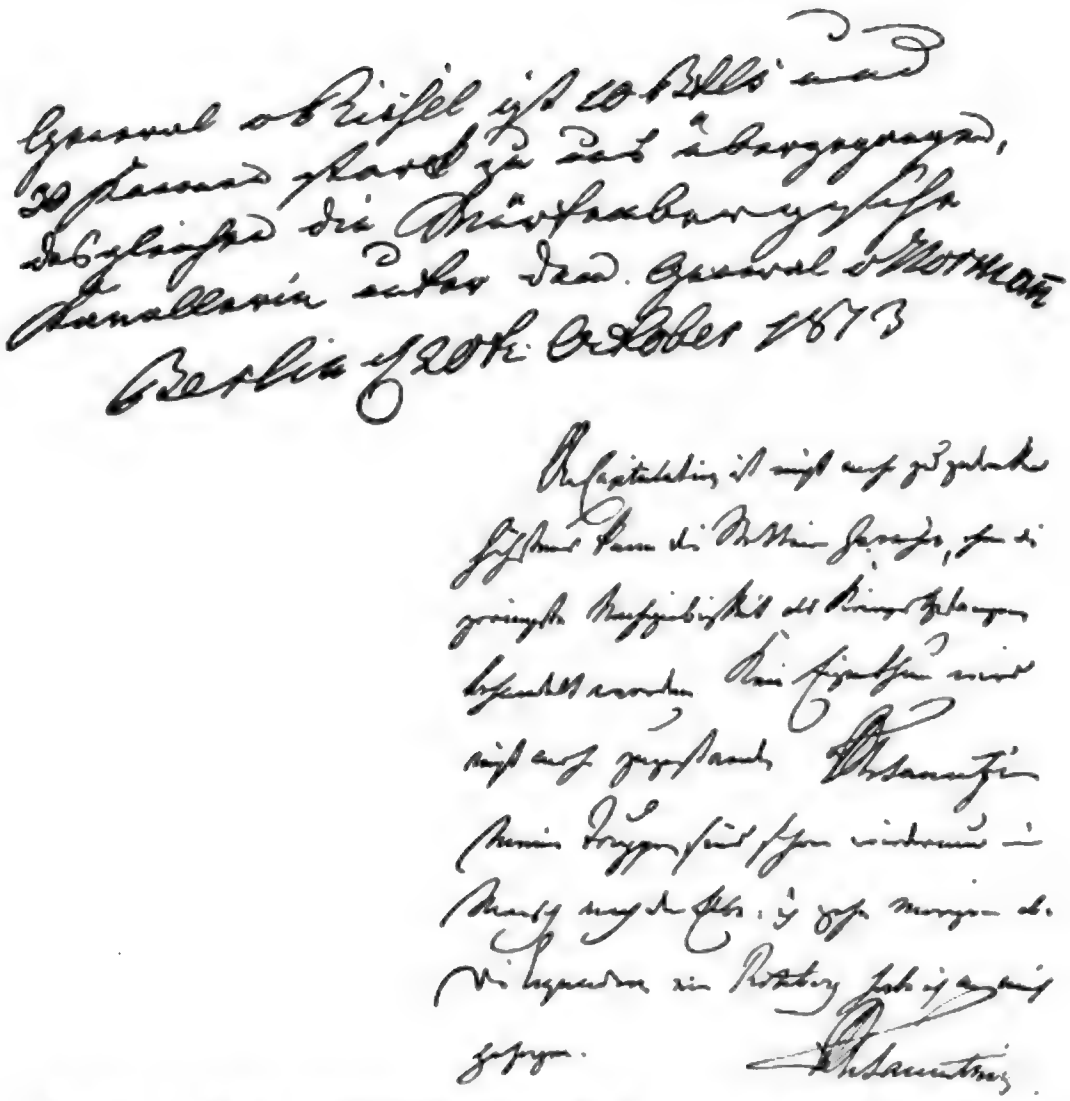
Digitized by Google

die Superintendentur, ohne sich im geringsten zu bedanken oder ein Trinkgeld zurückzulassen, was man „sich auf französisch empfehlen" zu nennen pflegt. An der Hintertür bestieg er seinen Falben. Schreiber dieses sah dies von allen Hausbewohnern allein, denn im Hause selbst merkte niemand etwas davon."

In dem Berichte des Postillions Vollmar heißt es: „Nach eingenommenem Frühstück, das wir aber unsererseits nur aus der Ferne gerochen hatten, setzte sich der Kaiser, es mochte ungefähr 12 Uhr sein, wieder zu Pferde, durchritt erst einige Straßen, nahm dann den früheren Weg zum Eckstädter Tore hinaus



Digitized by Google



Ein Brief des Berliner Gouvernements vom 26. Oktober 1813 an den General von Tauentzien betr. Kapitulation der Stettiner Festungsgarnison mit Tauentziens eigenhändiger Antwort

an beide Notbrücken. Die Meldungen kamen immer häufiger, der Kanonendonner wurde immer stärker. Hierdurch aufmerksam gemacht, ritt der Kaiser denselben Weg zurück, die Obergasse hinauf, beim Hospitale vorbei und dem Galgenberge zu.

Während wir alle auf dem Acker, das Beil genannt, stillhielten, sprengte Napoleon einer französischen Infanteriekolonne zu, von welcher ihm der Kommandeur entgegengeritten kam. Der Kaiser kommandierte nach einigen bemerkbaren Zeichen, Schütteln und Abweisen mit den Händen: ‚Avancez, avancez!' Unverzüglich setzte sich die Kolonne in Bewegung, marschierte rechts und links auf, und die vorgeschickten Tirailleurs gaben auf die preußischen Schützen Feuer. In diesem Augenblicke fuhr in der Gegend von Baumersroda zu, östlich, hart neben der alten, nach Querfurt führenden Chaussee eine preußische Batterie auf, der kurz darauf eine zweite, in der Richtung gegen Münchenrode, gerade da, wo früher der Galgen stand, nachfolgte und die beide sogleich gegen den Spittelsberg, Schweigenberg, gegen die Obertorvorstadt und namentlich gegen das Hospital ein starkes Feuer eröffneten. Nachdem der Kaiser zu uns zurückgekehrt war, ritt er wieder nach der Stadt, aus welcher mehrere Truppenabteilungen der von uns verlassenen Gegend zueilten.

Am alten Gottesacker machte der Kaiser halt und verlangte, daß ich ihm einen für Geschütze fahrbaren Weg auf den Schweigenberg zeigen solle. Ich ritt nun mit einem seiner Adjutanten die Töpfergasse hinunter, durch die Lehmgrube an das kleine Meierhölzchen, und zeigte ihm die sogenannte Hohle, durch die gewöhnlich auf den Schweigenberg gefahren wird. Mein Begleiter sagte: ‚Bon!' und wir sprengten zurück, den Kaiser

Digitized by Google

zu holen. Dieser kam uns schon entgegen; er hatte den Falben zurückgeschickt und den Schimmel bestiegen, aus welchem Umstande mehrere prophezeiten, weil dies sein gewöhnliches Schlachtroß sei, daß es nun losgehen werde. In dem Augenblicke, wo Napoleon uns erreichte, war auch schon ein Regiment Infanterie da, dem viele Geschütze folgten, die, während der Kaiser nebst Gefolge in der Lehmgrube stillhielt, vorübermarschierten und vorbeifuhren.

Der Kaiser ritt nun ganz langsam nach der Stadt zurück, hielt eine Weile da und dort an und nahm dann seinen Weg zum Kirchtore hinaus an die obere Notbrücke, wo er lange, sehr lange stillhielt. Hier war ein furchtbares Drängen, Treiben, Stoßen und Schreien. So wurde ein auf den Kaiser zusprengender Ordonnanzoffizier samt seinem Pferde über den Haufen gerannt, daß er längere Zeit das Aufstehen vergaß, worüber der Kaiser viel und heftig schimpfte. Nach und nach hörte das Lärmen etwas auf, doch blieb der Wirrwarr noch immer sehr groß.

In der Meinung, der Kaiser werde hier noch lange verweilen, sandte mich der sächsische Major in die Stadt nach seiner Bedienung, holte mich aber selbst wieder und versetzte mir, weil ich erst noch einen Schnaps getrunken, einige Hiebe mit der flachen Klinge, indem er mir sagte: der Kaiser habe keine Zeit auf mich zu warten, wogegen ich mir untertänigst zu bemerken erlaubte: der Kaiser kenne die sächsischen Postillione besser und wisse, daß unsere Pferde nicht von der Stelle zu bringen wären, wo der liebe Gott einen Arm mit der Bierkanne ausstrecke. Im Fluge sprengte ich nach über die Notbrücke, gerade aufs Brückenholz los, wo ich auch den Kaiser und sein Gefolge einholte. Nachdem der Kaiser noch eine kurze Strecke auf der Landstraße, die nach Eckartsberga führt, fortgeritten war, bog er links aus in den Fahrweg, welcher unter dem zum Rittergute Balgstädt gehörigen sogenannten Brückenholz weggeht, und hielt, Zettenbach gegenüber, längere Zeit still. Dies war aber ein gefährlicher Standpunkt, indem die von den Preußen herübergesandten Kanonenkugeln wiederholt sehr nahe bei uns niederschlugen, so daß der Kaiser von der in die Höhe fliegenden nassen Erde beschmutzt wurde.

Um sich der Gegend ganz zu vergewissern, ließ sich Napoleon den Bruder des Zettenbacher Müllers, August Zürbitz, rufen und den Schleusenzieher Hansen vorführen. Die Meldungen, welche er unaufhörlich empfing, verursachten, daß er nochmals die Entfernung der schon namhaft gemachten Örter voneinander: Querfurt, Artern, Eckartsberga, hören und die Zahl der Unstrutbrücken, namentlich in der Gegend von Artern, genannt wissen wollte.

Wir schlugen von hier die Straße nach Eckartsberga über Balgstädt, das Harthaus, Burkertsroda usw. ein. Bei jedem auf dieser Straße liegenden Dorfe verlangte Murat, daß ich sie nicht durch das Dorf, sondern dahinter weg führen möchte. Auch wollten sie in Eckartsberga nicht auf der ordentlichen Straße, sondern auf einem Fußsteige einreiten. Von Lißdorf bis nach Eckartsberga und um diese Stadt herum sah man nichts als französische Lagerungen und fortwährend erscholl, wo wir vorüberkamen, der Ruf: ‚Vive l'empereur!' Es war schon in der Dämmerung, als wir an ersterem Orte vorüberritten, und hier sahen wir, daß die Franzosen von den Österreichern nach Eckartsberga zu gedrängt wurden. Die späteren Wachtfeuer zeigten ganz deutlich die Linie der Vorrückenden und Zurückgehenden, sie war ungefähr zwischen Hassenhausen und Gernstädt; im Oktober 1806 war der Kaiser wohl in etwas besserer Laune in dieser Gegend umherflankiert.

Bei dunkler Nacht passierten wir auf einem steilen und gefährlichen, durch Gehölz über Höhen und Tiefen führenden Fußwege in Eckartsberga ein, wo zwei andere Postillione aus dieser Stadt uns ablösten. Bei unserer Entlassung erhielt ein jeder von uns beiden, Werner und ich, einen Napoleonsdor Trinkgeld. Es war freilich nicht viel dafür, daß wir dem Kaiser aus so großen Schwulitäten glücklich davongeholfen hatten, indessen nahmen die Kosaken, welche auf dem Rückwege uns ausplünderten, mit dieser Kleinigkeit vorlieb."

Über des Kaisers persönliches Wirken hier bei Freiburg schreibt Odeleben:

„Die Sonne glich am Morgen einer blutigen Kugel in Wolken gehüllt; das Toben und Treiben der Truppen und der Kanonendonner bei Kösen und Hassenhausen machte eine schauderhafte Wirkung. Nur durch Napoleons persönliche Gegenwart konnte die Ordnung einigermaßen wiederhergestellt werden. Er begab sich an die Brücke, unter der wohl schon mancher sein Grab gefunden hatte, währenddem halbverhungerte Nachzügler in den benachbarten Weinbergen herumirrten und Trauben suchten oder plünderten. Durch strenge Anordnungen wird der Knäuel möglichst entwirrt und für jede Truppengattung, Artillerie, Infanterie und Kavallerie, eine Brücke bestimmt. Nachdem Napoleon an mehreren Punkten, teils freiwillig, teils wegen des Gedränges notgedrungen, verweilt hatte, kehrte er nach kurzem Aufenthalt in der Superintendentur an die engsten Durchgänge und an eine der Brücken zurück, wo nur durch die größte Anstrengung, durch Kantschu- und Säbelhiebe, die ein paar Generale und einige Gendarmen austeilten, dem wilden Andrange gesteuert werden konnte. Die leichte Bauart und geringe Breite der Brücken nötigte die Reiterei, paarweise hinüberzuziehen, und doch drängte an der Seite alles mit vor. Endlich zwischen zwei und drei Uhr

Digitized by Google

nachmittags, als noch die ganzen Hohlwege von Freiburg vom Fuhrweſen wimmelten, und nachdem das Feuern gegen Haſſenhauſen zu, wo Bertrand Gefechte gehabt hatte, abnahm, ging der Kaiſer ſelbſt mit ſeinem Generalſtab auf das entgegengeſetzte (rechte) Ufer der Unſtrut. Es war keine Zeit mehr für ihn zu verlieren; denn kaum hatte Napoleon die Brücke paſſiert und ſich rechts, nach der kleinen Straße gegen Burg Scheidungen hin, gewendet, ſo erſchien auf einer hinter der Mühle, bei der zweiten Brücke gelegenen, von den Franzoſen unbeſetzt gelaſſenen Höhe ein Trupp feindlicher Schützen, der ſich ſogleich abwärts ausbreitete und unter die vorübergehenden Truppen ſchoß. Es gehörte zu den großen Fehlern in dieſem Krieg, daß die Franzoſen die kleinen, durch Beobachtungspoſten der Patrouillen zu erlangenden Sicherheitsmittel gänzlich vernachläſſigten; daß ſie ſich im großen auf das Genie des Kaiſers verließen, aber die Unachtſamkeiten, welche auf ſeine Rechnung zu bringen waren, nicht durch Kenntnis des Bodens und des kleinen Dienſtes gutzumachen ſuchten. Auch hier zogen alſo ganze Wagenzüge und Korps durch Hohlwege und über Ströme, ohne die nahegelegenen Berge beſetzt zu halten.

Napoleon I. im Jahre 1813
Nach einem Gemälde von David geſtochen von Bertrand

Wenige Minuten nach dieſer Begrüßung der leichten Infanterie des Feindes flogen ſchon die Kanonenkugeln um Napoleon herum, und ein paar Granaten ſchlugen nahe bei ihm in die Erde; das bunte Gefolge und der auffallende Anzug des Königs von Neapel gaben eine herrliche Zielſcheibe ab, und das Pikett von der Garde, ſowie die übrige Begleitung Napoleons mußte ſich deshalb zerſtreuen. ‚On tire sur la suite!‘ (Man zielt nach dem Gefolge!) ſagte Caulaincourt zum Kaiſer, welcher eben durchs Glas ſah. — ‚Croyez-vous?‘ (Glauben Sie?) antwortete dieſer und drehte gelaſſen ſeinen getreuen Falben herum. Der Angriff ward, durch die Lage begünſtigt, ſehr lebhaft, obſchon der Feind nicht mehr als ungefähr vier Bataillone, zwei Geſchwader und eine reitende Batterie zeigte. Zum Glück für die Franzoſen hatten jene nicht bemerkt, daß ganz hart an der Mühle noch eine kleine Bergkuppe (mit einem Weinbergshäuschen) lag, welche das ganze Tal beherrſchte und die man ebenfalls unbeſetzt ließ. Dort hinauf ſendete Napoleon ſchnell einige Stücke Geſchütze, währenddem ein paar Bataillone der auf der rechten Seite formierten Truppen wieder hinübermarſchierten und den Berg, wo die Preußen ſtanden, angreifen mußten. Es gelang dieſen Bataillonen, unter Einwirkung des Geſchützes, ſie zu verdrängen, und die Garden marſchierten indeſſen am diesſeitigen Ufer auf. Napoleon verließ, nachdem er ſich überzeugt hielt, daß die Anhöhe nun gedeckt und der weitere Rückzug geſichert ſei, dieſen gefährlichen Platz, wo ihm nach ſieben Jahren und ſieben Tagen ſeines blutigen Eintritts in das Königreich Sachſen, nahe dem Ort, wo damals Davouſt die erſte eiſerne Karte abgegeben hatte, das letzte Valet zugedonnert ward. Er ging über Kloſter Hesler, wo die Junge Garde ihm noch ein laut tönendes Lebehoch brachte, durch beſchwerliche Hohlwege bis Eckartsberga. Er und der König von Neapel waren verdrießlich über den täglich ſich mehrenden Verluſt und die durch üble, obſchon von ihnen ſelbſt gewählte Wege erwachſenden Schwierigkeiten. Doch blieb Napoleon ſich immer gleich und gelaſſen.“

Sobald Napoleon die Saale und Unſtrut paſſiert und die große Straße nach Frankfurt bei Eckartsberga wiedergewonnen hatte, befand er ſich einigermaßen in Sicherheit. Kaiſer Alexander war aufs höchſte erregt durch die ſo wenig tatkräftige Verfolgung des öſterreichiſchen Generals Gyulai (was wir nicht unterſchreiben, Moritz Liechtenſteins bei Lindenau ſchwergeprüfte Jäger und alle Heerhaufen des einſtigen Banus von Kroatien taten, was ſie konnten) und befahl dem Grafen Wittgenſtein eine neue Vorhut zu bilden, an Gyulai vorbeizumarſchieren, um dem flüchtenden Kaiſer an den Ferſen zu bleiben. So bildete Graf Wittgenſtein eine neue Avantgarde, beſtehend aus leichter ruſſiſcher Reiterei, Küraſſieren und preußiſcher Reſervekavallerie und drei reitenden Batterien. Der flinke Graf Pahlen ſollte ſie kommandieren. Auch der alte Blücher trieb vorwärts, was er konnte. Eine hübſche Epiſode wird erzählt vom Weißenfelſer Brückenbau. Der Marſchall Vorwärts wollte die Korps Sacken und Langeron, bei denen er ſich befand, über die Saale führen und ließ die Zimmerleute und einſchlägigen Handwerker von Weißenfels, die Kahnſchiffer

Digitized by Google

und andere zum Brückenbau aufbieten. Aber die Stelle, die gewählt war, schien dem Alten nicht richtig. Da trat ein alter Zimmermann vor, zog seine Lederkappe und sagte treuherzig: „Herr General, eine bessere Stelle könnten Sie gar nicht getroffen haben als diese; akkurat hier habe ich anno 1757 die Floßbrücke mit schlagen helfen, auf welcher der alte Fritz die Preußen zur Schlacht von Roßbach geführt hat.“ „Na,“ rief Blücher, „dann wollen wir es in Gottes und des alten Fritzen Namen hier versuchen!“

Was von der französischen Armee schließlich übrig geblieben wäre, wenn jeder im Heere so gedacht hätte wie der alte Blücher und sein Stab, ist leicht aus dem Zustande des flüchtigen Heeres zu ersehen. Wenn Odeleben den Übergang bei Freiburg mit einem verjüngten Beresinaübergang vergleicht, so mag man getrost (natürlich in sehr verjüngter Form) den ganzen Rückzug dem von 1812 vergleichen. „Zu beiden Seiten der Straße,“ sagte ein französischer Schriftsteller, „bildeten sich Banden, die bei der Abnahme des militärischen Ehrgefühls jeden Tag wuchsen. Die Namen ‚Nachzügler und Marodeure‘ genügten dafür nicht mehr, die ordentlichen Soldaten erfanden eine neue Bezeichnung für diese Ausreißer: sie nannten dieselben ‚Frikoteure‘.“ Der alte Troupier, der vorsorglich gegen den verfolgenden Feind und die eigene Auflösung mit seiner jungen Garde dem Heer als Nachhut folgte, Charles Oudinot, griff an einem Tage 1200 solcher Frikoteure auf. Als warnendes Beispiel ließ er einige derselben erschießen. Aber das bedeutete für so manche der armen Menschen nur einen schnelleren Tod als der, der sie sonst unter Elend und Qual erreicht hätte. „Dem Feinde auf dem Fuße und auf seiner eigenen Straße folgend,“ berichtet ein preußischer Husarenwachtmeister, „stellten sich die Spuren der Vernichtung und die Wirkungen des Elends in den gräßlichsten Szenen dar. Überall in seinen verlassenen Biwachten, die wir gewöhnlich am frühen Morgen, wenn er sie kaum verlassen hatte, erreichten, lagen Kranke, Sterbende und Tote um das glimmende Feuer in großer Anzahl; die noch Lebenden mit zerrissenen halbverbrannten Mänteln und abgehungert wie Skelette. Die Toten lagen vom Feuer zurückgeschoben, da sich die Lebenden Platz zum Wärmen gemacht hatten; oft dienten sie anderen Sterbenden zum Sterbekissen. Was wir an Lebensmitteln hatten, wurde ihnen zugeworfen und jedesmal am Abend vorher schon Bedacht darauf genommen, etwas zu erübrigen für das ‚arme welsche Teufel, das nix mehr marschieren konnt.‘ Oft wurde abgestiegen, um die Sterbenden mit einem Schnaps als letzte Ölung zu erquicken. Wir waren froh, wenn wir über die Stätten des Elends hinweg waren, die bis an den Rhein dieselben blieben.“ — Und Oberquartiermeister General Müffling: „Es konnte nichts Unangenehmeres und Ekelhafteres geben, als der französischen Armee auf dem Fuße zu folgen. Längs der ganzen Straße von Leipzig nach Erfurt und Eisenach lagen Leichen und Sterbende; die Gefangenen, die eingebracht wurden, trugen den Tod auf den Gesichtern; kurz, man konnte nicht ohne Ekel daran denken, daß man auf derselben Stelle, vielleicht auf demselben Stroh schlafen sollte, als diese Nervenfieberarmee.“

In Freiburg traf Blücher mit York zusammen und nun war die ganze schlesische Armee wieder beieinander. Der Alte war mit York durchaus nicht zufrieden. Es waren keine Brücken geschlagen, sondern York hatte den Tag benutzt, den traurigen Zustand der Armee betreffs ihrer Kleidung, ihren Monturen und ihres Schuhzeugs aufzubessern. Blücher ordnete weite Marschziele an, aber es waren zuviel Hemmnisse da, als daß diese erreicht wurden. Nur die Avantgarden kamen so weit, wie er es wünschte. Außerdem glaubte Fürst Schwarzenberg bestimmt, daß der Kaiser Napoleon bei Erfurt von neuem eine Schlacht annehmen würde, woran der Kaiser seinerseits gar nicht dachte und denken konnte. Von den 170000 Streitbaren, die er am 15. Oktober um Leipzig versammelt hatte, waren dem Kaiser kaum die Hälfte geblieben. 70 bis 80000 Mann waren bei der Fahne. Marmont spricht in seinen Erinnerungen nur von 60000*). Und wie sah das Heer aus, das der Kaiser am 24. und 25. Oktober unter den Kanonen von Erfurt sammelte? Was halfen selbst die 14000 Mann Ersatztruppen, die vom Rhein her im Anmarsch waren? Es war besser, sie zu schonen, als sie hier in diese Zerrüttung hineinzuziehen. So geschah in Erfurt nur das Notwendigste.

„Napoleon,“ heißt es in Odelebens Erinnerungen, „brachte den 23. und 24. Oktober, vollauf beschäftigt im Palais zu. Man sah ihn nur selten am Fenster; er ärgerte sich über den Zustand der vorbeimarschierenden Truppen, welche heißhungrig über die wenigen Lebensmittel herfielen, die sie aus den Magazinen empfingen. Es war ein Elend, diese Zerrissenen und Ausgehungerten ankommen zu sehen. Die Kleidungsstücke und

*) Man muß sich aber schwer hüten, Marmonts tendenziöse Rechthaberei der Selbstverteidigung wörtlich zu nehmen. Wenn sein 70 Rgt. auf 180, III 86 auf 131 schmolz, so handelt es sich eben um schwache provisorische Bataillone von nur 300 Mann. Am 4. November soll Division Lagrange 35 Offiziere, 1273, Compans dagegen auf 29 Offiziere nur 930 gezählt haben, obschon die am längsten fechtende Division Friederichs am meisten litt. Aber hier ging Verlust bei Hanau und erst recht durch Nachzügler und Marode vorher. Wir sahen, wie viele sich noch vom zerrütteten Korps Souham zusammenfanden. Sebastianis Reiterei verlor in den Schlachten 126 Offiziere, dennoch rückten in der am meisten unter allen Reiterdivisionen leidenden Division Exelmans die besonders mitgenommenen 7. und 23. Chasseurs noch mit 650 Säbeln von 1000 ab (St. Chonans' und Marbots Memoiren). Am 28. soll Napoleon noch 78000 gehabt haben, dazu mindestens 50000 Isolierte, da 35000 davon allein bei Mainz über den Rhein flüchteten. Da wir Napoleon inklusive Nichtstreitbaren auf 180000 schätzten, so ergibt dies ordnungsgemäß 52000 Abgang.

Digitized by Google

der Zwieback, den man verteilte, reichten doch nicht für alle hin, weshalb denn das Streiten, Zanken, Stoßen kein Ende nahm. Napoleon, welcher wohl seit seiner Erhöhung weder den Hunger, noch die physische Erschöpfung gefühlt hatte, in dessen Hauptquartier man die, welche ohne Waffen zurückliefen, la sacrée canaille nannte, erkannte nun den Verlust, den er beim Rückzug erleiden mußte, und entgegnete auf die Bemerkung, daß durch die gemachten Verteilungen in Erfurt die Truppen ein wenig in Ordnung kämen, voll Unmut: ‚Mais ce sont des . . . ils s'en vont au diable, je perdera jusqu'au Rhin 80000 hommes, de cette manière.' (Aber das sind H . . . sie laufen zum Teufel . . . ; ich verliere auf diese Art bis zum Rhein 80000 Mann.) Doch belebten nun schon neue Entwürfe seine kriegerische Seele. ‚Jusqu'au mois de Mai j'aurai une armée de 250 mille combattants sur le Rhin! (bis zum Mai werde ich eine Armee von 250000 Mann am Rhein haben). — Wie sehr wurden seine Projekte vereitelt! — Bei alledem war er ganz unglaublich sanft — ich möchte fast sagen, geduldig. Es schien ihm immer angenehm zu sein, andere zu hören, selbst wenn von Gegenständen des Friedens, von dessen Bedürfnis für die ganze Welt, oder von der inneren Lage und den Einrichtungen Frankreichs gesprochen wurde. Seine Arbeiten gingen ihren gewöhnlichen Gang fort."

Wir sahen, daß noch am 19. Bertrands Abzug nicht ohne hitzigen Kampf ablief, weitere Gefechte bei Naumburg und Kösen kosteten Gyulai noch viele Leute (Brigade Salins allein 800). Oudinot übernahm jetzt die Nachhut und las schon am 23. binnen 10 Minuten 1200 „Fricoteurs" (Isolierte) am Wege auf, der vorauseilende Mortier sammelte am 28. schon 5000 solcher Marodeure, die sich aber wieder verliefen, um nachher Wrede und Kosaken in die Arme zu rennen. Am 31. forderte Generalprofoß Radet drakonische Maßregeln, auch Bertrand äußerte sich schlimm noch am 6. November, indessen schleppte sich doch die Masse der Isolierten noch über den Rhein.

Auf allen Seiten von Kosaken und Streifkorps umgeben, setzte Napoleon seinen Marsch auf der Straße nach Mainz fort. Blücher hielt sich dem Feinde immer an den Fersen, soweit dies den Kräften seiner Truppen irgend möglich war. Er verlangte von seinen Preußen und Russen alles, was sie nur irgendwie hergeben konnten. „Die Märsche, teils auf sehr schlechten Gebirgswegen, teils über aufgeweichte Tonerdenäcker," heißt es im Tagebuch des Leibgrenadierbataillons, „waren mit unbeschreiblichen Mühseligkeiten verknüpft und für den Zustand der Truppen sehr nachteilig. Wo diese Hindernisse den Marsch am Tage aufhielten, da mußte derselbe, um den Feind noch zu erreichen, in der Nacht zum Verderben der Mannschaften nachgeholt werden. So ereignete es sich, daß beim besten Willen und der größten Hingebung die Biwaksplätze nur von dem kleineren Teile der Soldaten erreicht wurden, die ohne Gefühl für Nahrung auf dem kalten Boden todmüde hinsanken. Lagerbedürfnisse konnten nur durch die größte Energie der Offiziere herbeigeschafft werden. Zum Abmarsch am folgenden Tage hatte sich dann doch wieder alles gesammelt." — Wir sehen hieraus, mit welcher Aufopferung die Truppen, und hier wieder besonders die Preußen, sich dem Dienste am Vaterlande hingaben. Zwischen Eisenach und Sättelstädt, am Hörselberge, traf am 26. die preußische Reservekavallerie auf die Nachhut Oudinot. Die Franzosen hatte eine starke Tirailleurkette vorgenommen, um ihren Abmarsch zu sichern, aber es war der Kavallerie nicht möglich, in diesem bergigen Terrain auf den lehmigen, abschüssigen Wegen irgendeinen erfolgreichen Angriff zu machen. Als Blücher von dem Mißerfolg der Kavallerie hörte, trieb er die Division Hünerbein gegen Eichroda vor. Das Biwak einer Division Junger Garde wurde durch die preußischen Granaten aufgestört. Aber der französische Führer, sich bewußt, wie schwer eine Sperrung des Defilees ihm zu stehen kommen würde, trat in die hartnäckigste Gegenwehr, und das Gefecht wurde äußerst ernsthaft und blutig. Die vorgeschobene Batterie hatte so viele Verwundete, daß sie zurückgenommen werden mußte. Und General von Hünerbein mußte zum Bajonett seine Zuflucht nehmen, um die wütenden Angriffe der französischen Tirailleure zurückzuweisen. Der Tag kostete dem Yorkschen Korps 16 Offiziere und 335 Mann, ohne daß der Marsch des Feindes aufgehalten wurde. Seit Eröffnung des Feldzuges war dies Yorksche Korps, das die blutigen Schlachten an der Katzbach, bei Wartenburg und Möckern, stets auf sich allein angewiesen, geschlagen hatte, von 40000 Mann auf 10000 Mann zusammengeschmolzen. Oudinot verlor nur 8 Offiziere und recht wenige Gefangene. Die ganze Junge Garde war laut Rousset bei Leipzig 22500 stark, Pelet zählt aber richtiger 19000, sie verlor am 16.—20. wohl nahezu 4000, zählte am 28. nach Pelet noch 12000, so daß auf dem beschwerlichen Rückzug noch 3000 abgehen, die sich zumeist unter den Isolierten befanden. Das ist nicht so übermäßig.

Auch gelang es York nicht, das Korps Bertrand abzuschneiden. Der Zustand seiner Truppen war sehr traurig. Sie hatten seit Möckern an diesem Tage, also seit zehn Tagen, zum erstenmal abgekocht; York mochte ihnen dies nicht verwehren, obgleich er infolge dieser Verzögerung des Marsches einen wohldurchdachten Plan des Hauptquartiers durchkreuzte. „General York," meinte Gneisenau bitter, „verlor, unwillig über das unaufhörliche Marschieren, seine Zeit mit Fluchen gegen das Hauptquartier, und Bertrand entwischte."

Aber während es beim preußischen Korps und der schlesischen Armee schließlich daran haperte, daß die Kräfte der menschlichen Natur ihre Grenzen haben, wurde von Schwarzenberg plötzlich eine andere Dis-

Digitized by Google

position in der Verfolgung getroffen. Der Fürſt nahm an, daß Napoleon vielleicht den ſich ihm in der Gegend von Hanau entgegenſtellenden Bayern und Öſterreichern unter dem General Graf Wrede nach Norden in die Wetterau ausweichen möchte, um einen anderen Rheinübergang als bei Mainz zu gewinnen. Er verfügte daher, daß die böhmiſche Armee fortan die Verfolgung auf der direkten Straße übernähme, während die ſchleſiſche auf Gießen und Wetzlar marſchieren ſolle, um hier den Kaiſer abzufangen. Das Verfehlte bei dieſer Dispoſition Schwarzenbergs war nur das, daß Kaiſer Napoleon den ſchärfſten Jagdhund von ſeiner Spur verlor, daß die böhmiſche Armee zu weit zurück war, um ſich unmittelbar an ſeine Ferſen zu heften, und drittens, daß der Kaiſer den Verbündeten durchaus nicht den Gefallen tat, nach Norden auszuweichen, ſondern geradeswegs ſeine Straße auf Hanau verfolgte, entſchloſſen, den mit Waffengewalt beiſeite zu ſtoßen, der ſich ihm in den Weg ſtellte.

Yorks Adjutant Schack ſchrieb: „Gott und die Bravour der Truppen machen die Fehler der Leitenden einigermaßen wieder gut," doch weſſen Fehler meinte er? An der Unſtrut büßte York überraſchend viel ein, 17 Offiziere, 823, am 27. retteten dort vierzig übriggebliebene Würzburger die rheinbündleriſche Waffenehre ſo brav wie ihre Ahnen von Rot-Würzburg bei Leuthen. Durutte, Dombrowſki, Arrighi ſammelten 15000 Streiter von verſchiedenen Korps, denn ſie ſelbſt hatten zuvor am 16. nur 10000 und verloren bei Leipzig 2500, ſomit bekamen ſie je 2500 vom 5., 8., 9. Korps, ohne noch den Marſchabgang zu rechnen. Allerdings zog Napoleon auch Marſchbrigaden Grouvelle und Guérin aus Erfurt, doch auch ohne ſie blieben noch ziemlich viele von der alten Armee; von 20000 der Reiterkorps und der Garde, die reichlich 6000 bei Leipzig ließen, noch 10000.

Die franzöſiſche Armee zog allerdings nicht ungeſchoren ihre Straße. Wir ſagten ſchon, daß Koſaken und Freiſcharen ihren Weg umſäumten, und hierher gehört ein munteres Stücklein, das der Rittmeiſter von Colomb in der Gegend von Hünfeld nordweſtlich des Rhöngebirges ausführte:

„Während wir auf einer Wieſe bei der Stadt fütterten," erzählt Colomb, „wurde von den ausgeſtellten Poſten gemeldet, man ſehe auf dem Wege von Fulda Truppen kommen, die man auf 4—500 Mann Kavallerie und Infanterie ſchätze. Als wir vorritten, kam ein Offizier mit einem weißen Tuche winkend, voraus, der, bei uns angekommen, äußerte: wir möchten uns nicht beunruhigen, ſie ſeien Württemberger, die ſich von den Franzoſen getrennt hätten und ſich auf dem Rückmarſch in die Heimat befänden. Es wurde ihm erwidert, daß ſie ſich keineswegs Beſorgnis machten; die Zeiten ſeien vorüber, in welcher Württemberger unter Normann ſich hätten gebrauchen laſſen, das Lützowſche Freikorps während des Waffenſtillſtandes zu überfallen. Darauf zogen ſie ihres Weges unangefochten weiter; doch bereitete ihnen ihr König und Kriegsherr keinen ehrenvollen Empfang. (Es waren die Reiter Normanns, die von Leipzig kamen.)

Mit dem öſterreichiſchen Oberſt Scheibler, den ich in Brückenau mit einigen Schwadronen Ulanen getroffen hatte, verabredete ich nun, daß wir bei der Straße von Fulda nach Frankfurt zueilen wollten, er gegen Schlüchtern, ich gegen Saalmünſter. Darauf trennte ich mich von ihm, ſetzte meinen Weg fort und fand abends, als es ſchon dunkel war, in Alt-Gronau die freundlichſte Aufnahme bei Oberamtmann Mühlhauſen, ebenſo das ganze Korps im Orte.

Eine ganze Verſammlung von Damen kam mir im Hauſe mit dem Rufe entgegen: ‚Preußen! Preußen!' führte mich ins Zimmer an den wohlbeſetzten Tiſch, das Fragen und Erzählen nahm kein Ende. Ich wollte mich losmachen, um ein paar Stunden zu ſchlafen, denn um Mitternacht wollte ich weiter, damit ich vor Tagesanbruch die Straße von Fulda erreichen könnte. Da half aber kein Beten und Bitten; die Frau vom Hauſe, eine nicht mehr junge aber hübſche und liebenswürdige Frau, meinte: ich könne von Glück ſagen, daß ich ſo davongekommen, denn ſie habe ein Gelübde getan, den erſten Preußen, den ſie ſehen werde, zu umarmen, und wenn es ein Packknecht ſei.

Solch ein Gelübde, entgegnete ich, müſſe gehalten werden, und ich müſſe mir mein Recht als erſter Preuße, den ſie ſehe, ausbitten, was ich denn auch erhielt und auf einige junge Damen ausdehnte. Wir ſaßen bei der dampfenden Bowle und klingenden Gläſern bis nach Mitternacht. — Gegen 1 Uhr (den 29. Oktober) brach ich auf und erreichte kurz vor Tagesanbruch den Ausgang eines Waldes auf dem Talrand der Kinzig, unweit Saalmünſter. Hier erblickte ich ſeitwärts der Stadt eine Biwacht, deren Ausdehnung und Länge der Lagerfeuer auf mindeſtens 10000 Mann ſchließen ließ.

Als es Tag wurde, erkannte man die Anſtalten zum Abmarſch deutlich, und da erſchien es denn angemeſſen, ſie ruhig ziehen zu laſſen, ohne uns bemerkbar zu machen, und zu verſuchen, was am Schluſſe der Kolonne in unſere Hände falle, da jene keine Vorſichtsmaßregeln treffen werde, weil ſie als Avantgarde, für die ich ſie hielt, ſich durch die nachfolgende Armee geſichert glauben konnte. Der Abmarſch verzögerte ſich, und bevor die letzten Truppen das Lager verlaſſen hatten, kam eine Kolonne von Schlüchtern her, ſchloß ſich nach einigem Warten an, und nun war kein Ende abzuſehen.

Meine Beobachtung gab mir die Überzeugung, daß ich die franzöſiſche Hauptarmee vor mir hatte, mithin für mich mit 130 Pferden, denn ſtärker war ich nicht mehr, nicht viel zu machen ſei. Die Vorausſetzung

Digitized by Google

aber, daß das siegreiche Heer der Verbündeten dicht dahinter sei, berechtigte zu der Annahme, jeder Aufenthalt, wie kurz er auch sei, bringe Nutzen. Von dieser Ansicht geleitet, beschloß ich, auf die Kolonne drauflos zureiten, einzuhauen und dadurch Aufenthalt und Verwirrung zu veranlassen.

Zu diesem Ende ging ich in eine Schlucht nach dem Dorfe Hausen hinein, von dem ein Hohlweg bis nahe an das Tor von Saalmünster führt, wo er in die Landstraße mündet. Hier teilte ich mein kleines Korps in drei Abteilungen, wovon eine, deren Führung der Major Steinäcker übernahm, dem Hohlweg folgend, die feindliche Kolonne in der Nähe des Tores durchbrechen, sich in die Stadt werfen, Verwirrung verbreiten und sie dann gleich wieder verlassen sollte, während der Rittmeister Moritz mit der zweiten rechts über einen Hügel in der Richtung des Dorfes Ahl gegen die Straße vorgehen und der Rittmeister Zglinitzki mit der dritten Abteilung in einiger Entfernung als Reserve folgen sollte; die erste Abteilung begleitete ich selbst. Die Instruktion, die ich gab, ging dahin: man solle sich nicht mit Gefangenen aufhalten, wenn man nicht einen General nehmen oder Geschütze herausbringen könne, vielmehr alles niederhauen und stechen und nur die Unordnung fördern. Schon in ziemlicher Entfernung von der Stadt sahen wir die Kolonne in das Tor einziehen, wir nahten uns im Schritt, singend und völlig unbeachtet bis auf kaum 100 Schritt; da blieb ein französischer Offizier stehen, sah uns mit großen Augen an und seine Leute desgleichen. Ich kommandierte: ‚Marsch! Marsch!' und im Nu war das, was zunächst vor uns war, überritten; es ging in die Straßen der Stadt hinein und so groß war die Überraschung, daß ich, durchs Tor reitend, einen Offizier an die Mauer gedrückt bemerkte, der mit abgenommenem Hute dastand, uns wie versteinert ansah, und daß mindestens zehn Minuten vergingen, bevor ein Schuß fiel. Was uns vor die Klinge kam, wurde niedergehauen; alles lief in den Straßen und auf den Plätzen wie toll durcheinander, doch bald fingen die, welche sich in die Häuser und in die Gärten außerhalb gerettet hatten, an, aus den Fenstern und durch die Zäune heftig auf uns zu schießen. Ich war gleich aus der ersten Straße zurückgeritten und am Tore, damals ein alter Turm, halten geblieben, um zu sehen, welchen Gang die Sache außerhalb nehmen werde. Nicht weit von hier, an der Seite der Straße, befand sich ein mit einer Mauer umgebener Kirchhof, dessen sich eine Anzahl Infanteristen bemächtigt hatte, die ein lebhaftes Feuer auf uns machten. Obwohl ich auf der Landstraße, so weit ich sehen konnte, keinen Anzug neuer Truppen gewahrte, so machte mich doch der besetzte Kirchhof und das immer mehr zunehmende Gewehrfeuer besorgt: ich schickte deshalb meinen Trompeter hinein, um zum Rückzug zu blasen, und den Jäger Pustar, um die Reserve heranzuholen. Während ich hier allein halten blieb, ereignete sich ein komischer Zwischenfall. In einem Bäckerladen, nicht weit von mir, befanden sich auch einige Infanteristen, die nach mir schossen, während ich mich deshalb hinter eine Ecke des Tores zurückzog. Da kam ein französischer Kavallerist, dem jugendlichen Aussehen nach ein Garde d'honneur, der wie ein Fuchs durchs Treiben rückwärts Sicherheit suchte, ohne mich zu bemerken, eilig an. Ich rückte einen Schritt vor, reichte ihm einen Hieb ins Gesicht; im Augenblick war er vom Pferde und lag am Boden. Ich meinte ihn hart getroffen zu haben, aber schnell war er wieder auf den Beinen, sprang über einen Gartenzaun, und fort war er, als ob ihn der Sturmwind entführt hätte.

Bald kam meine Reserve heran, unter deren Schutz ich die Leute aus der Stadt zog, worauf ich den Rückzug antrat. Als ich die Höhe und den Wald wieder erreicht hatte, zeigte sich ein Schauspiel, welches uns ungemein belustigte. Aus der Stadt drängten sich die Schwärme Fliehender und aus der Biwacht zahllose Wagen, welche der forteilenden Kavallerie nachjagten. Vor der Stadt, auf der Chaussee nach Schlüchtern, war vom Kirchhof ab auf eine bedeutende Strecke kein Mann zu sehen, dann aber ein paar Bataillone und etwas Kavallerie, Front gegen uns aufmarschiert, und es schien, daß man einen ernsten Angriff erwartete. Endlich, nach einem mehr als zweistündigen Aufenthalt, kam der Marsch des Rückzugsheeres wieder in Gang. Leider hatten wir den Verlust des Leutnants Walter von Kroneck und zwei Mann zu beklagen, welche auf dem Platze blieben, nur vier Mann waren verwundet. Der Verlust des Feindes kann nicht angegeben werden, besonders an Verwundeten, war aber sicherlich nicht unbedeutend. Der Aufenthalt, der den Franzosen durch diese kleine Aktion verursacht wurde, blieb indessen ohne weiteren Erfolg, da sie nicht, wie ich zuversichtlich voraussetzte, direkt verfolgt wurden. Das ganze Resultat bestand in einigen zwanzig Beutepferden und einer Mappe mit wichtigen Briefschaften.

Ein Freiwilliger hatte aus der Stadt einen Reitknecht mitgebracht, der zum Dienst des Interprête du quartier général gehörte und dies Portefeuille trug. Sie enthielt, wie der Freiwillige sehr vernünftig vorausgesetzt hatte, sehr interessante Schriftstücke. Bei flüchtiger Durchsicht derselben sah ich meinen Namen; dadurch aufmerksam gemacht, las ich weiter. Es war dies die Abschrift des Schreibens eines Domherrn von der Pforten in dem (damals königlich sächsischen) Stift Merseburg an den General Berthier, worin er seine Verdienste pries: unter anderm, daß er während des Waffenstillstandes dem bei Leipzig stehenden Herzog von Padua behilflich gewesen, die ‚brigands de Lützow et Colomb' zu vernichten. Auch war in den Papieren von einer Verbindung von Spionen in Berlin, Dresden usw. die Rede. Später sagte mir General Kneſebeck, daß man in jenen Papieren, welche ich in das Hauptquartier des Königs geschickt hatte,

Digitized by Google

wichtige Aufſchlüſſe gefunden habe. Jener verräteriſche Domherr von der Pforten ſoll arretiert worden ſein, doch habe ich nichts Näheres über ſein Schickſal erfahren.

Die Aufmerkſamkeit des Feindes war nun auf dieſen Punkt gerichtet, mithin nicht zu erwarten, daß hier noch eine zweite Überraſchung möglich ſei. Um unter ſolchen Umſtänden die müden Leute und Pferde ein wenig ausruhen zu laſſen, begab ich mich nach Orb. In dieſem Orte, der zum Großherzogtum Frankfurt gehörte, befindet ſich eine Saline, deren Kaſſe um ſo lieber von uns ausgeleert wurde, als ſie Eigentum des Herrn von Dalberg, Fürſtenprimas, war, dem über ſeiner Anhänglichkeit an Napoleon das Intereſſe für ſein deutſches Vaterland abhanden gekommen war. Da der Kaſſierer von dem Fürſten fleißig zur Ablieferung getrieben worden war, befanden ſich nur gegen 500 Gulden in Kaſſa.

Auf meinem weiteren Marſche kamen wir am 2. November nach Homburg, wo ich dem Landgrafen, welcher auf Napoleons Gebot ſein Gebiet an Heſſen-Darmſtadt hatte abtreten müſſen, meine Aufwartung machte. Hier meldete ſich nun ein Darmſtädter Offizier und ſagte: er ſei zur Ehrenwache bei dem Landgrafen kommandiert und glaube daher nichts beſorgen zu dürfen. Zu beſorgen, wurde er bedeutet, habe er hier nichts weiter; ſeine Funktion werde bald beendet ſein, weil der Skandal des Rheinbundes vorbei ſei. — Der uns umſtehende Haufe der Einwohner brach darüber in ungeheuren Jubel aus, erfreut, zu vernehmen, daß ihr Landesherr nicht mehr länger Vaſall von Darmſtadt ſein werde, wie es Napoleon angeordnet hatte. — Von hier ging ich nach Neuenheim, ungewiß, wohin ich mich wenden könne, dann nach Bleidenſtadt, von wo ein unwiderſtehlicher Zug uns auf den Johannisberg führte. Es würde nicht gelingen, wenn ich die Empfindungen und den Jubel ſchildern würde, womit wir, von den Höhen des Rheingaugebirges herabſteigend, am Rande eines Waldes zuerſt den Rhein im Sonnenglanze eines ſchönen Herbſtmorgens erblickten.

Feldmarſchall Carl Philipp Fürſt von Wrede
Nach einer Zeichnung von J. Behringer

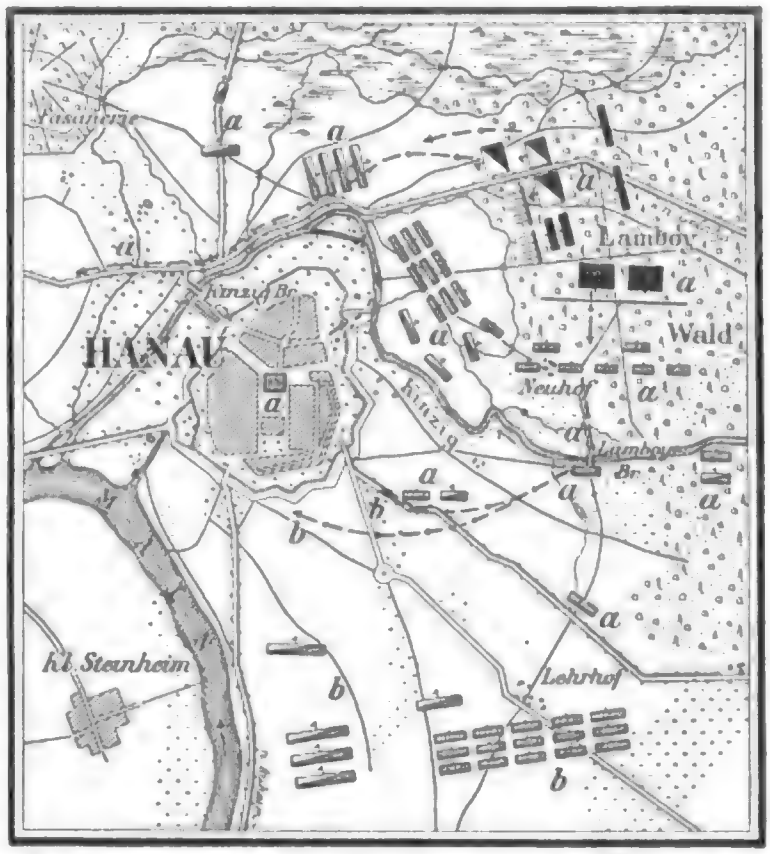
Der Johannisberg, dieſer hochberühmteſte Weinberg Deutſchlands, gehörte dem Marſchall Kellermann, dem er, zum Hohne Deutſchlands, von Napoleon geſchenkt worden war. Dieſer Umſtand ſchien es gewiſſermaßen zu rechtfertigen, für das Eigentum des Marſchalls die ſtrenge Berückſichtigung nicht eintreten zu laſſen, welche von meinem Korps ſpäter in Frankreich gewiſſenhaft befolgt wurde.

Unſere unerwünſchte Ankunft unterbrach das Einpacken der beweglichen Sachen, womit man beſchäftigt war, ſie nach Mainz zu ſchicken. Drei große Wandſpiegel mit vergoldeten Rahmen lagen noch offen in den Kiſten; ich ließ ſie ſchließen und bemerkte einem der Kammerdiener des Marſchalls zu ſeinem Entſetzen, daß drei von uns, der Major von Steinäcker, Leutnant von Hirſchfeld und ich, hübſche Frauen zu Hauſe hätten, die ſich beſſer davor ausnehmen würden, als die alte Marſchallin. Aus dem Weinkeller war der eben trinkbar gewordene Elfer leider ſchon in Sicherheit gebracht; was an anderm Gut noch vorhanden war, konnten wir bei ſonſt leidlichem Gefälle nicht bezwingen und ließ ich den Reſt zum Beſten des Kommandos verkaufen."

Aber ſolche Freiſcharenſtreiche waren ſchließlich kleine Nadelſtiche, die den Beſtand der Armee längſt nicht ſo ſchmälerten, wie das Ermattung, Hunger und Kälte taten. Ein ſchwereres Hindernis ſtellte ſich dem Kaiſer in den Weg in der Perſon des Grafen Wrede und ſeiner Bayern und Öſterreicher, etwa 52000 Mann an Zahl. Am 15. Oktober hatte Schwarzenberg von Leipzig aus dem General Wrede das Oberkommando übertragen und ihm aufgegeben, gegen die Frankfurter Straße zu manövrieren. Der bayriſche Graf iſt uns vom ruſſiſchen Feldzug her gut bekannt. Er kommandierte damals an der Düna unter Marſchall Oudinot gegen den Grafen Wittgenſtein. Wrede war erſt in reiferen Jahren zur Waffe gekommen, als es ſonſt üblich iſt. Er kam aus der Jurisprudenz, machte ſich als Oberlandeskommiſſar der Pfalz unter den öſterreichiſchen Führern ſo beliebt und zeigte bei allen Gelegenheiten eine ſo außerordentliche militäriſche Begabung, daß Erzherzog Karl auf ihn aufmerkſam wurde und ihn dem Kurfürſten Max Joſeph von Pfalz-Zweibrücken, dem ſpäteren König Maximilian von Bayern, für das neue bayriſche Heer empfahl. Mit einem

Digitized by Google

Sprung war Wrede Oberſt und zeigte nun in ſeiner militäriſchen Laufbahn ein beſonderes organiſatoriſches Talent, wozu ihm die Neuſchaffung der bayriſchen Armee reichlich Gelegenheit bot. Seit 1805 führte ihn dann ſein Geſchick durch alle Feldzüge Napoleons. Der Kaiſer ſchätzte Wrede ſehr, ernannte ihn zum Großoffizier der Ehrenlegion, zum Reichsgrafen von Frankreich, überhäufte ihn mit Orden und Ehrenzeichen. Er galt in den Augen der Armee als ausgeſprochener Liebling des Kaiſers, der, wie die franzöſiſchen Marſchälle und Generale, auf den Glücksſtern des Imperators blind vertraute, bereit mit dem Korſen durch dick und dünn zu gehen. In den Offizierskreiſen der preußiſchen Armee war man durchaus nicht gut auf Wrede zu ſprechen. Man erzählte ſich, daß er die Landsknechts- und Raubſitten der franzöſiſchen Epauletten-



Plan der Schlacht bei Hanau

träger allzu gelehrig angenommen habe. In Tirol hinterließ er durch die „Bluthochzeit von Schwaz" einen verruchten Namen. Im übrigen war Wrede ein tüchtiger und perſönlich tapferer Offizier, der auch vieles in den franzöſiſchen Feldzügen gelernt hatte. Aber hier, wo es galt, ſich ſeinem Herrn und Meiſter in den Weg zu ſtellen und einen Waffengang mit dem größten Feldherrn der Zeit zu verſuchen, ſpielte er dennoch ein gewagtes Spiel. Er war noch nicht der Mann, den Teufel feſtzuhalten! Er glaubte auch nicht, hier bei Hanau ſo ohne weiteres dem Kaiſer ſelbſt zu begegnen, denn Schwarzenberg hatte ihm mitgeteilt, daß der Kaiſer höchſtwahrſcheinlich nach Norden abgebogen ſei, wohin er Blücher zu deſſen Empfang dirigiert habe. So meinte der General Wrede es vielleicht mit einer abgezweigten Kolonne unter einem franzöſiſchen Marſchall zu tun zu haben. Als Wrede, von der Belagerung Würzburgs kommend, in Aſchaffenburg eintraf, erhielt er die Nachricht, daß bereits mehrere hohe Würdenträger der franzöſiſchen Armee: König Joachim Murat, der ſich vor dem Zuſammenbruche nach Neapel aus dem Staube machte, Marſchall Ney, der ſchwer verwundet war, und andere, ſowie Kranken- und Verwundetentransporte Hanau paſſiert hätten. Sofort ſandte er ein Regiment Chevaulegers voraus, die in Hanau eine Anzahl franzöſiſcher Gefangener machten und die kleine Beſatzung verſprengten. Aber noch am Nachmittag des 28. Oktober brachen die erſten franzöſiſchen Vortruppen aus dem Lamboywalde hervor, durch welchen die Heerſtraße ſich hinzog. Da inzwiſchen auch zwei bayriſche Brigaden eingetroffen waren, ſo kam es an dieſem Abende noch zu heftigen Gefechten, durch welche die Franzoſen aus der Stadt zurückgetrieben wurden und die Bayern Hanau jetzt beſetzten. Indeſſen brach die Kolonne Durutte-Dombrowſki-Arrighi bei Gelnhauſen durch, die öſterreichiſche Brigade Volkmann und die bayriſche Lamotte überrennend. Sie zogen nach Frankfurt weiter, wohin ſchon Pacthod (an Stelle des typhuskranken Oudinot) voraus war. Macdonald hatte wieder 5000 geſammelt (Beweis, daß er kaum Gefangene in Leipzig ließ), 2000 Victors unter Dubreton und die zwei friſchen Marſchbrigaden kamen heran, dazu die geſchonte Alte Garde nebſt Kavalleriekorps Sebaſtiani und Gardekavallerie, an die ſich auch Poniatowſkis Krakuſen anſchloſſen. Alle Truppen befanden ſich in noch recht trotziger Verfaſſung, wie Wredes peinliche Überraſchung ſpürte. Die Stadt Hanau liegt auf dem linken Ufer der Kinzig, nahe der Mündung in den Main. Einige alte Feſtungswerke und ein bei regneriſchen Zeiten von der Kinzig bewäſſerter Wallgraben führten um die Stadt. Über das Gelände um Hanau laufen die drei großen Straßen nach Frankfurt, Gießen und Aſchaffenburg. An dieſem Kreuzungspunkt ſollte es zur Schlacht kommen.

Digitized by Google

Um die Nachmittagsstunde des 29. Oktober traf Wrede, von einer starken Avantgarde gefolgt, in Hanau ein. Er wollte das, was ihm von der französischen Armee entgegenmarschierte, abfangen und ihm jeden Weg sperren. Da die alte bayrische Armee, über 30000 Mann stark, im russischen Feldzuge untergegangen war, bestand die Armee Wredes zum größten Teil aus jungen Mannschaften, wenigstens soweit es die Bayern anging. Außerdem war die Armee durch Detachierungen stark geschwächt, die Gesamtstärke, über die Wrede am 30. Oktober verfügte, mochte ungefähr 30000 Mann betragen mit 60 Geschützen. Ihnen hatten sich einige Streifscharen unter Tschernitschew, Orlow (dem Strelitzenenkel, den wir bei Leipzig kennenlernten) und Meusdorf angeschlossen. Alles in allem angeblich 35000. Es scheint aber ziemlich unglaubhaft, daß unnütze Entsendungen und nötige Gewaltmärsche Wredes Anfangsstärke schon so heruntersetzten. Da Napoleon am 29. abend den ganzen Train mit Milhaud und Lefebvre nach Koblenz

Schlacht bei Hanau
Nach einer Zeichnung von Martinet gestochen von Miet

vorausschickte, Mortier-Marmont-Doumerc noch weit zurück waren, so hatte er nur 25000 Streitbare bei sich. („60000" rechnete alles in allem das ganze Heer, diese Zahl verrät aber nicht, daß die Masse der Streitbaren noch so groß war.) Graf Wrede wählte die Stellung wunderbarerweise äußerst ungeschickt. Kaum eine Kanonenschußweite vor der Front seines Heeres lag der verschleiernde Lamboywald und im Rücken seiner Truppen die reißende, von steilen Ufern eingefaßte Kinzig. Es war eine Stellung, die, da der Feind sich im Walde ganz unbemerkt nähern konnte, nicht ohne Gefahr war. Denn: wurden die Truppen zurückgeschleudert, so war ihr Los die Kinzig. Die Fama sagte, daß Wrede die Aufstellung gewählt habe, um sich seiner jungen Truppen zu versichern, ihnen den Rückzug sozusagen abzuschneiden. Aber hier tut man dem General unrecht. Er mußte nach Schwarzenbergs Mitteilungen annehmen, daß er es nur mit einem Teile der französischen Armee zu tun haben würde, und durfte außerdem dem Worte des Oberfeldherrn wohl trauen, das ihm der Rittmeister Heideck überbrachte: „Versichern Sie Ihrem Kommandierenden, daß ich den Franzosen scharf auf dem Nacken bleiben werde!" Als dann um die Mittagsstunde des 30. Oktober Rittmeister von Heideck meldete, er habe die Uniformen der französischen Garde erkannt und deutlich das „Vive l'empereur" gehört, schien es Wrede zu spät, sich zurückzuziehen, denn es galt, den neuen Verbündeten doch den Ernst der Bayern für die allgemeine Sache zu beweisen.

Kaiser Napoleon empfing in Gelnhausen zuerst die Nachricht, daß sich Bayern und Österreicher ihm bei Hanau in den Weg stellen wollten. Es mag dem Kaiser, der sich trotz des schlechten Zustandes seiner Armee dennoch seiner Kraft bewußt war, denn die Rapporte wiesen noch immer inklusive aller schon Abgezogenen

Digitized by Google

an 80000 Mann auf, ganz willkommen gewesen sein, hier noch eine Schlacht zu schlagen und vielleicht durch einen glänzenden Sieg sich einen guten Abgang aus Deutschland zu sichern. Als die Franzosen um die Mittagsstunde, nach Zurückdrängung der bayrischen Vorposten, in starken Schützenketten unter Anführung des Generals Charpentier aus dem Walde vordrangen, empfing sie ein so wütendes Feuer, daß sie keinen Boden fassen konnten. Macdonald meldete das, und sofort sandte der Kaiser den General Drouot, den Geschützmeister, an die Front. Das kundige Auge dieses Donnerers fand denn auch bald einen Weg, auf welchem sich Kanonen heranführen ließen. Durch die Bäume sich hindurchwindend, schleppte Drouot nun 56 Geschütze herbei (nicht 50, wie es dann heißt, 12 reitende weit in der Ebene vorgefahren) und gleichzeitig ließ der Kaiser zwei Bataillone Alter Garde in die linke Flanke Wredes marschieren. Es waren die 2. Fußjäger des Oberst Cambronne. Drouots kunstvolles Manöver wird von Marion, Thoumas u. a. beschrieben. Eine erste Attacke Nansoutys scheiterte, Oberst Prinz Radziwill der 1. Gardelanciers fiel. Doch Drouots Geschütze zerstörten die verfolgenden austrobayrischen Schwadronen, und Sebastiani setzte sich in Bereitschaft. Sobald Drouot durch seine Artillerie die bayrischen Geschütze zum Schweigen gebracht hatte — die bayrische Munition hielt nur kurze Zeit vor — sammelte der Kaiser eine starke Kavalleriemasse, um den linken Flügel Wredes zu vernichten. In dem Augenblick, als sich die bayrischen Geschütze zurückzogen, brach die französische Kavallerie vor, die sich ihr entgegenwerfende Kavallerie Wredes wurde zurückgetrieben, und nun stürzten sich die französischen Geschwader auf die Infanterie des feindlichen Zentrums. Wohl wehrten sich die jungen Truppen tapfer, aber Wrede, der einsah, daß hier nicht zu helfen sei, befahl den Rückzug, der, da keine Brücke über die Kinzig führte, durch die Stadt genommen werden mußte und viele Menschen kostete. Cambronnes Fußjäger brachen durch (12 seiner Offiziere bluteten), zugleich stürmten die Marschbrigaden vor, sie litten heut am meisten (44 Offiziere), wütend drängte 22. L. Macdonalds, dessen Oberst fiel. Natürlich reibt sich dieser superkluge Marschall wieder an Nansouty, er habe wie bei Wagram saumselig Wredes große Batterie entkommen lassen. Doch verloren Gardedragoner allein 10 Offiziere freilich die andern Gardereiter nur 2, Colberts rote Lanciers warfen im ersten Anlauf die Schwarzenbergulanen, vor 3. Ehrengarden rissen Tschernitschews berühmte Kosaken wenig heldenhaft, ja schmachvoll aus. Sebastianis Linienreiterei focht freilich viel energischer, so daß vier ihrer Regimenter die Inschrift „Hanau" erhielten, St. Germains Kürassiere machten sich besonders furchtbar. Drei bayrische Bataillone wurden abgeschnitten und hart an die Kinzig gedrängt: entweder Gefangenschaft oder der Fluß. Entschlossen wählte die Mehrzahl den letzteren und suchte durch die Kinzig davonzukommen, wobei mehrere Hunderte ertranken, viele von nachsetzenden Krakusen erstochen wurden, die sogar bis ins Strombett nachritten. Die Stadtbrücke brach teilweise unter den Fliehenden. Wredes Schwiegersohn Prinz Öttingen fiel unter sieben Bajonettstichen. Spät abends langte noch die vom Brigadegeneral Charriere geführte Division Ricard an und metzelte ein ganzes Regiment an der Herrenmühle nieder. Hier erwarben sich 135. und 141. die Inschrift.

So hatte Napoleon seinen Feind auf das linke Kinzigufer zurückgeworfen und sich die Rückzugsstraße freigemacht. Er ließ seine Garden im Lamboywalde biwakieren und war während der Nacht mitten unter ihnen. Nach einigen Stunden der Ruhe mußte seine Armee den Rückzug fortsetzen, denn inzwischen hatten sich die anderen Korps seines Heeres genähert. Um seinen Rückzug ungehindert fortsetzen zu können, übertrug der Kaiser dem Marschall Marmont außer über sein eigenes noch das Kommando über die Korps Souham und Bertrand und befahl ihm, die Rückzugsstraße zu halten und die Stadt Hanau in Brand zu schießen, um sie auf diese gewaltsame Art von der österreichischen Besatzung zu befreien. Um die Stadt vor Schaden zu bewahren, zog General Wrede in der Morgenfrühe seine Truppen zurück, und die Franzosen konnten nun ungehindert Besitz von Hanau nehmen. Der Präfekt von Hanau erschien vor dem Kaiser, um Schonung für die Stadt bittend. „Ah, Sie sind der Präfekt von Hanau," schrie der Kaiser ihn an, „das ist die schlechteste Stadt in Deutschland, die Bürger haben die Österreicher und Bayern mit Hurra empfangen. Zur Strafe habe ich in vergangener Nacht die Stadt mit Granaten grüßen lassen. Haben Sie Schaden gehabt?" Der Präfekt nannte den Schaden und die Verwüstung entsetzlich. „Eh bien," sagte kaltblütig Napoleon. „Das war mein Wille. Die Behörden sind gut, aber die Bürger sind de la canaille!" Weil sie deutsch fühlten, o Kaiser? Nun, um diesen Preis hätte wohl die ganze Nation deine Schimpfrede hingenommen, wenn schon nach deiner Meinung canaille, dann wenigstens deutsche Kanaille. — Schon während der Nacht war, wie gesagt, der Rückzug fortgesetzt, und um 11 Uhr früh marschierte auch der Kaiser mit seinen Garden ab. Marmont zog allmählich seine Korps aus dem Gefecht, und nur General Bertrand blieb zur Verteidigung der Brücken (Guilleminot) und der Stadt (Fontanelli) zurück. Morand brauchte er nicht einmal einzusetzen, Ricard zog gleich ab, verlor nur 39 Köpfe heut. Nun glaubte Graf Wrede die Stunde gekommen, wo er durch einen erneuten Angriff Stadt und Brücken zurückgewinnen könne. Er setzte sich persönlich an die Spitze des Grenadierbataillons Frisch und erstürmte, den Degen in der Faust, Graben und Stadtwall. Mit einer Handvoll Leuten nur erreichte er jenseits der Stadt die Kinzigbrücke. Hier traf ihn eine Kugel in den Unterleib, und sein Nachfolger Baron Fresnel zog es vor, die Schlacht abzubrechen.

Digitized by Google

Der Kaiſer hatte einen, wenn auch blutigen, jedoch verhältnismäßig leichten Sieg in Händen, den letzten auf deutſchem Boden, und er verfehlte nach alter Gewohnheit nicht, noch ein allerletztes Bulletin aus Deutſchland loszulaſſen: „Les drapeaux pris à cette bataille et ceux qui ont été pris aux batailles de Wachau et de Leipsick sont partis pour Paris.“ Er vergaß nur, daß allein die letzten vier Tage des Rückzugs ſeiner Armee 5 Generale ‚an 300 Offiziere und faſt 10000 Mann Gefangene gekoſtet hatten. Freilich lauter Kranke, Marode, Wehrloſe, die ohnehin den Rhein nicht erreicht hätten, Verwundete der Leipziger Schlacht wie der italieniſche General André. Bertrand, deſſen Italienerreſt ſich diesmal wacker ſchlug, verlor nur 25 Offiziere, dagegen bluteten geſtern 76 Kavallerieoffiziere, nur 4 Gardeartillerie, 103 Infanterie, nach franzöſiſchen Quellen 3000. Da jedoch Ricard 374 auf nur 11 Offiziere verlor und nach ſo ungeheurem Offiziersverluſt ſeit 15. Oktober wohl wirklich oft 30—40 auf den Offizier entfielen, ſo wollen wir 4—5000 (1000 Kavalleriſten) für beide Tage annehmen. Wrede verzeichnete für ſich 1200 Verluſt, es liegt aber auf der Hand, daß er viel mehr verlor. Schwarzenbergulanen wurden zwar nicht vernichtet, verloren nur 100, doch die Regimentsgeſchichte der Liechtenſteinküraſſiere, durch fliehende Konſevichdragoner umgeritten, geſteht „bedeutende Anzahl von Toten“, wobei ihr Oberſt. Wie muß man da erſt dem Fußvolk zugeſetzt haben! Die Franzoſen hatten beſondere Wut auf die abtrünnigen Bayern, vor deren nationalem Standpunkt ſie, ſelber die ärgſten Chauviniſten, gefliſſentlich die Augen ſchließen. Jener Wachtmeiſter Quandet, jetzt Gardeoffizier, der den Prinzen Louis Ferdinand erſchlug, trat vor der Schlacht auf den Kaiſer zu, und ſchwor treuherzig, denen werde man's beſorgen! Er fiel nachher. Napoleon war übrigens auch ſo erbaut von Guilleminots Verteidigung der Lambonbrücke, daß er dem 101., 137. und 156. die Inſchrift erteilte, Major Voirol vom 156. zum Oberſt ernannte. Lächelnd ſagte der Kaiſer in Frankfurt zum Bankier Bethmann: „Monsieur Wrede, eh bien, un comte de ma façon, mais pas un général de ma façon.“ Bei richtigem Zuſammenwirken mit der verfolgenden Armee, namentlich wenn Blücher dem Kaiſer auf den Hacken ſaß, hätte der Tag von Hanau einen nicht zu berechnenden Erfolg bringen können. Auf ſolche Mitwirkung aber durfte Wrede rechnen, und daher iſt ſein Verdienſt bei Hanau trotz ſeiner Fehler anzuerkennen. „Es hat ein großes Verſehen ſtattgefunden, ſonſt wäre der große Napoleon mit dem Reſte ſeiner Armee vernichtet worden,“ ſagte Blücher mit vollem Recht, als er im Lahntal und der Wetterau vergeblich nach einem Feinde ſuchte. Aber Napoleon hatte inzwiſchen in voller Ruhe den Rhein paſſiert und nur eine Nachhut unter Bertrand am rechtsrheiniſchen Ufer zurückgelaſſen. Es waren noch immer an 60000 Mann, die der Imperator aus ſeinem zweiten Zuſammenbruch rettete, und gewiß iſt das Wort, das er, nach Odeleben, in Erfurt ſprach: „Die Sache iſt noch nicht aus, wir kommen wieder mit 250000 Mann“ bitterlich ernſt gemeint geweſen. Zwei furchtbare Unglücksjahre hatten dieſen Sohn des Lagers noch nicht gebeugt, er trug, wie wir bald hören werden, ſeinen Kopf höher als je.

Marmont, der jetzt bis zum Rhein die Hauptperſon blieb, läßt nur 60000 Mann bis Mainz, nur 40000 nach Frankreich heimkehren, doch trotz aller Typhusverwüſtung ſcheint das ſehr übertrieben, laut Brief vom 13. Januar ſtanden 100000 gegen 150000 Schwarzenberg-Blücher zu Gebote, das nachgebetete Staunen Marmonts „wir glaubten zu träumen“, daß Napoleon mit „ſo wenigen“ widerſtehen wolle, iſt nicht gut angebracht. Seine neuen Rekruten ſchmolzen freilich garſtig durch Krankheit und Fahnenflucht, und es müſſen natürlich die Kräfte in den Niederlanden gegen 50000 der Nordarmee berückſichtigt werden. Doch hatte er die Hauptarmee auf ein Drittel ihrer urſprünglichen Stärke heruntergebracht, nur neue Verſtärkungen aus Öſterreich, Rußland und ehemaligen Rheinbundſtaaten machten ſie wieder operationsfähig. Vor Hamburg, Danzig, Dresden, die nun endgültig abgeſchnitten waren, mußten erhebliche Kräfte zurückbleiben. Saint-Cyr übergab das ſchlechtverproviantierte Dresden ſehr bald auf freien Abzug, die Verbündeten brachen jedoch die Kapitulation, und 40000 inkluſive der vielen Lazarette fielen in Gefangenſchaft. Rapp mußte nach glänzender Verteidigung Danzig übergeben, Davouſt aber hielt ſich bis zum Frieden. Daß Napoleons Selbſtvertrauen wirklich zur Träumerei neigte, zeigt ſein Brief an Marmont: Verluſt Hochheims ſei hinderlich für ſein Vorrücken im nächſten Frühjahr über den Rhein!

Es war am 5. November 1813, als an der Spitze der ruſſiſchen und preußiſchen Kavallerie, die, nur damit Alexander vor dem Kaiſer von Öſterreich eintreffen könnte, an den letzten drei Tagen 15 Meilen zurückgelegt hatte, der Zar ſeinen pomphaften Einzug in die alte Reichs- und Königsſtadt hielt. Brauſend grüßte der Jubel des Volkes den ruſſiſchen Selbſtherrſcher als den Befreier Deutſchlands. Einen Tag ſpäter kam Kaiſer Franz, und noch lauter ſcholl die Begeiſterung, denn nichts anderes erwartete man, als daß der Habsburger ſich von neuem die deutſche Kaiſerkrone aufſetzen würde, mit der er vor 21 Jahren hier im Römer gekrönt worden war. Aber weder Franz noch ſein Metternich dachten an ſolche Torheiten. Ihre Ziele waren ganz andere. Am 13. November kam auch Friedrich Wilhelm von Preußen in Frankfurt an. Er hatte Berlin und das Grab ſeiner Frau beſucht und war juſt am 24. Oktober in Berlin eingeritten, an demſelben Tage, an welchem vor ſieben Jahren ſein Beſieger ſtolz durch das Brandenburger Tor ritt. Und nun begann in der alten Kaiſerſtadt ein ſeltſames Treiben, zu dem wohl mancher gute Deutſche be-

Digitized by Google

denklich den Kopf ſchütteln mochte. Was in den großen Fürſtenrevolutionen um Land und Leute gekommen war, und was heute noch mit einem ſchlechten Gewiſſen in der Bruſt darum zu kommen fürchtete, fand ſich in Frankfurt ein. „Man ſteigt vom Thron hernieder wie ins Grab," ſagt in Goethes Egmont die Herzogin-Regentin. Nun wohl, dieſe deutſchen Fürſten, die der Sturmwind am Anfang des Jahrhunderts von ihren Thronen geweht hatte, hofften wiederaufzuerſtehen. Blücher mußte drohen, er würde die entthronten Kleinfürſten Weſtfalens, die ſich unterſtünden, wieder als regierende Herren aufzutreten, einfach verhaften. Einer der noch regierenden kleinen Rheinbunddeſpoten trug, wie Profeſſor Steffens erzählt, als er Blücher empfing, einen hohen weſtfäliſchen Orden. Man hatte zufällig irgendwo eine Kiſte mit ſolchen Orden aufgefunden, und pünktlich erſchienen denn auch ſämtliche Herren des Blücherſchen Hauptquartiers mit dieſen Orden, aber nicht auf der linken Bruſt — ſondern an der Uhrkette. Als York in Wiesbaden einzog, bemerkte er aus ſeinem Fenſter naſſauiſche Wachtpoſten. „Ich kenne keine naſſauiſchen Truppen; wo ich bin, beſetzen meine Truppen die Poſten!" Ein beſtürzter Kammerherr flattert hin und her, York bleibt bei ſeinem Willen. Der Kammerherr: „Aber Exzellenz werden meinen gnädigſten Herrn doch nicht dethroniſieren wollen," worauf York trocken: „Mein Herr Kammerherr, *noch* habe ich keinen Befehl dazu."

Zu begreifen iſt die Stimmung dieſer preußiſchen Generale wohl, denn mit Gier griffen die entthronten Fürſten und Fürſtchen wieder nach Zepter und Stirnreif. „Ebenſo freudig," ſchreibt Heinrich von Treitſchke, „wie die Bewohner der altpreußiſchen Provinzen empfingen die Hannoveraner, die Braunſchweiger, die Kurheſſen ihre wiederkehrende alte Herrſchaft. Vor den Toren von Braunſchweig prangte ein feſtlich geſchmückter Tempel auf der Stelle, wo Braunſchweigs Welfe, Friedrich Wilhelm, vier Jahre zuvor mit ſeiner ſchwarzen Schar gelagert hatte. Die Hannoveraner fühlten ſich wieder ſtolz als Großbritannier und begeiſterten ſich für den geiſteskranken engliſchen König, der während einer halbhundertjährigen Regierung ihr Land niemals eines Beſuches gewürdigt hatte. In Kaſſel zog der böſe Kurfürſt Wilhelm wieder ein, nachdem König Jérôme zum zweiten Male geflohen war; die Bürger ſpannten ihm die Pferde vom Wagen ab und fuhren den Landesvater mit dem dicken Kropfe und dem langen Zopfe jauchzend vor das Schloß ſeiner Ahnen. Über ſeine Fürſtentugend täuſchte ſich freilich das getreue Völklein ſelber nicht, doch er war der angeſtammte Herr, und was fragt die Liebe nach Gründen? Treffender als die untertänigen Federn der amtlichen Blätter drückte ein alter Bauer von der Schwalm die Familiengefühle dieſer verkommenen kleinſtaatlichen Welt aus in den unwiderleglichen Worten: ‚Und ob er ſchon ein alter Eſel iſt, wir wollen ihn doch wieder haben!' Das große mit dem Blute der verkauften heſſiſchen Soldaten erworbene Vermögen des kurfürſtlichen Hauſes war während der Jahre des Exils in Frankfurt bei Amſchel Rothſchild verwahrt worden, der mit dieſen Geldern die Weltmacht ſeiner Firma begründete, und der geizige Fürſt hatte nicht das mindeſte von ſeinen Schätzen aufgeopfert für die Befreiung Deutſchlands. Trotzdem nahmen ihn die Verbündeten als einen wiedergefundenen Freund auf; die Gutmütigkeit König Friedrich Wilhelms wollte dem treuloſen Nachbarn das zweideutige Spiel von 1806 nicht nachtragen, und die Hofburg begünſtigte grundſätzlich die dynaſtiſchen Intereſſen, und ſelbſt Stein zeigte ſich hier überraſchend nachgiebig gegen die Wünſche des Partikularismus. — Alsbald nach der Wiedereinſetzung begann in Heſſen das unſinnige Regiment der ‚Siebenſchläfer': die jüngſten ſieben Jahre mit allem, was ‚mein Verwalter Jérôme' geſchaffen, ſollten ſpurlos verſchwinden. Auch über die welfiſchen Lande brach eine gehäſſige Reſtauration herein, die alle Schöpfungen der Fremdherrſchaft unbeſehen hinwegfegte, während Preußen in ſeinen wiedergewonnenen Provinzen mit verſtändiger Schonung verfuhr."

Den militäriſchen Anforderungen der Koalition kamen die wiederhergeſtellten Kleinfürſten des Nordweſtens mit der höchſten Saumſeligkeit nach. Aus Oldenburg und Hannover rückten gar keine Truppen ins Feld; die Göttinger Studenten, die ſich als Freiwillige ſtellten, wurden von der welfiſchen Adelsregierung barſch abgewieſen. Der heſſiſche Landverderber begann zwar ſogleich wieder ſeine altgewohnte Soldatenſpielerei und beglückte die Heſſen durch den Kriegsorden vom Eiſernen Helm, da ja die Preußen ihr Eiſernes Kreuz hatten; jedoch die Ausrüſtung der Landwehr ging ſehr langſam vonſtatten, unter fortwährendem gehäſſigen Zanke mit der Zentralverwaltung, alſo daß Stein entrüſtet ausrief: ‚Geben Sie mir Kanonen, mit Vernunftgründen iſt bei dem nichts anzufangen.' — Gleich nach der Schlacht bei Leipzig war die Zentralverwaltung unter dem Vorſitze Steins wieder eingeſetzt, um die inneren Kräfte Deutſchlands zur Durchführung des Feldzuges mobil zu machen und die Verwaltung der zurückeroberten Landesteile zu übernehmen. Da aber die Kleinfürſten ſich beeilten, in Frankfurt die Verträge mit der Koalition abzuſchließen, und alsdann wieder ſchleunigſt ihre Throne und Thrönchen erkletterten, ſo blieb ſchließlich nicht viel zu verwalten. Stein hatte nur Ärger von der Läſſigkeit und Widerſpenſtigkeit dieſer Herren, die in den ſieben Jahren der Verbannung nichts gelernt und nichts vergeſſen hatten. Wahrhaftig, dieſe Herren, welche die ganzen von der franzöſiſchen Herrſchaft mit eiſernen Beſen weggekehrten Mißbräuche ſchleunigſt wieder einzuführen trachteten, die ihrer Selbſtſucht und Abſonderungsluſt keine Grenzen ſetzen konnten, weckten in mancher treu deutſch denkenden Bruſt bald genug Seufzer nach dem milden Zepter Jérômes. Die Zentralkommiſſion

Digitized by Google

verordnete, daß acht Armeekorps von dem bisherigen Rheinbunde aufgestellt werden sollten in einer Stärke von 145000 Mann Linientruppen und ebensoviel Landwehr und Landsturm. Der Oberstleutnant Rühle von Lilienstern wurde dem Freiherrn vom Stein als militärischer Berater beigegeben. Aber gerade die Schaffung der Landwehr und des Landsturms, die Volksbewaffnung, die schon in Preußen im März des Jahres die Bedenken der Regierenden bis hinauf zum König geweckt hatte, ließ die Fürsten des Rheinbundes zurückbeben. Sie hatten unter der napoleonischen Herrschaft es gelernt, jede Äußerung des Volkswillens und der öffentlichen Meinung rücksichtslos zu unterdrücken, und jetzt sollten sie selbst die Hand dazu bieten, das Volk zu bewaffnen, sollten das die Schranken des Partikularismus durchbrechende Nationalgefühl wecken? Hieß das nicht die Revolution großziehen? Trotz aller Widerspenstigkeit gelang es Stein und den tüchtigen Männern seiner Verwaltung, über die Hälfte der geforderten Zahl von Bewaffneten aufzustellen.

Noch größer als die Eifersucht der ganz kleinen Fürsten war die der mittleren. Bayern hatte sich im Vertrag von Ried seine Rechte gesichert, und Wrede hatte politisch klug gehandelt, als er sich bei Hanau dem Kaiser Napoleon gegenüberstellte und so den ehrlichen Willen Bayerns bewies. — König Friedrich von Württemberg, den ein Geschichtsschreiber „einen Vitellius an Gestalt, einen Ludwig XI. an Gemüt und Gesinnung" nennt, gedachte sich auf seinen Neffen, den Kaiser von Rußland, zu stützen, um seine Selbständigkeit und Eigenwirtschaft wahren zu können und womöglich noch einen Bissen Land für seinen Anschluß an die Koalition zu erschnappen. Er erschien am 20. November mit großem Gefolge, von seinem Kronprinzen begleitet, in Frankfurt a. M., und Kaiser Alexander verzieh großmütig alles, was zwischen ihm und dem Onkel lag. Der Zar gefiel sich in den Frankfurter Tagen in der Pose des Zar-Erretters, und so ging Württemberg getröstet von dannen, um fortan, gestützt auf den allmächtigen Zaren, Stein das Leben sauer zu machen. Ach, der große Freiherr mußte in jenen Tagen so manche Hoffnung begraben. Er hatte sich der Illusion hingegeben, nach dem Zusammensturze des Rheinbundes mit dem Beistand des Zaren unter den deutschen Kleinstaaten gehörig aufzuräumen, und nun blieb alles beim alten. Wer ein Krönlein hatte, dem ließ man es: beati possidentes. Von den zahllosen Staatsgewalten des alten deutsch-römischen Reichs hatten sich etliche Dutzend durch alle Stürme der napoleonischen Zeit gerettet. Verwandtschaftliche Beziehungen, Protektion, der Zufall hatten hier gewirkt. Als Stein bei einer Unterredung mit dem Zaren seine Meinung über die Vielstaaterei offen äußerte, entgegnete Alexander achselzuckend: „Ich muß das Fortbestehen der Kleinstaaten und verschiedenen fürstlichen Dynastien in Deutschland schon deshalb wünschen, um die russischen Großfürsten und Großfürstinnen künftig mit passenden Mariagen zu versorgen," worauf Stein augenblicks explodierte und den hohen Gönner anfuhr: „Das habe ich freilich nicht gewußt, daß Eure Majestät aus Deutschland eine russische Stuterei zu machen beabsichtigten."

„Sechs Wochen nach der Entscheidungsschlacht," sagt Treitschke, „waren die Fürstenrevolutionen von 1803 und 1806 durch eine große Amnestie gesühnt, einzelne der kleinen norddeutschen Fürsten freuten sich ehrlich der Erlösung vom fremden Joche, keiner aufrichtiger als Herzog Karl August. Der weimarische Hof war auch während dieser argen Jahre eine Heimstätte deutschen Geistes geblieben; Napoleon selbst hatte die fürstliche Haltung der Herzogin bewundert, als sie ihm nach der Jenaer Schlacht stolz und würdig entgegentrat. Ihr aber blieb ein tiefer Abscheu gegen den Imperator; sie erriet, wie Luise von Preußen und Karoline von Bayern, mit dem sichern Instinkt des edlen Weibes den Zug der Gemeinheit im Wesen des großen Mannes. Wie sie, empfand ihr Gemahl. Die Franzosen wollten dem leichtlebigen, lustigen Herrn nichts Arges zutrauen und ahnten nicht, daß er jahrelang mit den preußischen Patrioten im geheimen Verkehr stand. Sobald er die Hände wieder frei hatte, trat er als russischer General in das Heer der Verbündeten ein und sagte traurig über seinen noch immer hoffnungslos verstimmten Freund Goethe: ‚Laßt ihn, er ist alt geworden!'" — Ein Wort, leicht hingesprochen, wie der Herzog es liebte, aber höchst ungerecht, denn es hat dazu beigetragen, in Goethe den devoten Bewunderer Napoleons zu sehen und ihm das nationale Gefühl abzusprechen, wie es die Überlieferung tut. Aber Deutschlands großer Dichter hat in jenen Novembertagen im Gespräch mit einem Besucher seine politischen Anschauungen festgelegt. Jedes Wort, das Goethe damals zu Luden sprach, beweist, daß der Dichter auf einer viel höheren Warte stand als auf derjenigen einer Partei. Er sah über die Zeiten und Ziele der Geschlechter weg in weite Fernen. Und der Schluß seiner Rede geißelt in bitterer Ironie das Zanken und Feilschen der Fürsten untereinander:

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein; diese Ideen sind in uns; sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören

Digitized by Google

der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht.

Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu tun, nicht mit unsern Wünschen, unsern Hoffnungen, unserm Glauben und auch nicht mit den Schicksalen, die uns und unserm Vaterlande bevorstehen mögen, sondern wir sprechen von der Gegenwart. Nun sagen Sie zwar: die Entscheidung ist gefallen. Freilich. Aber diese Entscheidung ist doch, im besten Falle, erst der Anfang vom Ende. Noch sind zwei Fälle möglich: entweder der Gewaltige besiegt seine Feinde allesamt noch einmal, oder er wird von ihnen besiegt. Ein Abkommen halte ich kaum für möglich; und wüßte man es auch zustandezubringen, so würde es nicht helfen: wir wären auf der alten Stelle. Setzen wir nun den ersten Fall: Napoleon besiegte seine Feinde: — Unmöglich sagen Sie? So sicher sind wir nicht. Indes halte ich es selbst nicht für wahrscheinlich. Wir wollen also den Fall fallen lassen und ihn für unmöglich erklären. Es bliebe mithin nur übrig, daß Napoleon besiegt würde, gänzlich besiegt. Nun? und was soll nun werden? Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, das der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stuben gescheuert sah und nun, nach dem Abzuge der Franzosen, die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen; nämlich Befreiung, nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja, ‚Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!'"

So weit Goethe. Wie sehr der nach Meinung seines Fürsten „alt gewordene" in seinem Sehergeist recht behielt, hat die Geschichte Deutschlands gezeigt. „Wenn jetzt als Preis des Sieges und für so viele Leiden," sagt Heinrich Beitzke in seiner „Geschichte der Befreiungskriege", „Land und Volk die Wiederaufrichtung eines mächtigen deutschen Reiches erlangt hätten, so wären alle unzähligen Opfer nicht zu teuer gewesen für einen so hohen Lohn. Aber leider hatte Deutschland sich nicht aus eigener Kraft erheben können, zur Hälfte hatte es sogar auf seiten der Feinde gestanden; nur mit Hilfe der Russen, der Schweden, der Ungarn, Wallachen, Kroaten und des englischen Goldes war der schwere Sieg errungen worden. Kein deutscher Fürst war so mächtig, daß er die Einheit Deutschlands hätte herstellen können. Das Volk aber war viel zu tief herabgekommen, als daß es jetzt schon einen gemeinsamen Willen gehabt und diesen hätte äußern können. Sein Los entschieden die Fürsten allein. Es war zwar das französische Joch abgeschüttelt, das Bestehen des deutschen Volkes und seine Bildung gerettet, aber die halbtausendjährige Zersplitterung war nicht so leicht zu überwinden. Der Versuch der politischen Wiedergeburt des deutschen Volkes blieb einer späteren Zeit und neuen großen Erschütterungen vorbehalten."

Digitized by Google

Für die Gegenwart war das ſchlimmſte, daß die kriegeriſchen Aktionen gänzlich ſtockten. Und doch war es gerade damals an der Zeit, ſich das Fauſtwort des Altmeiſters von Weimar auf die Fahne zu ſchreiben: „Im Anfang war die Tat!“ Frankreich lag offen vor ſeinen Bezwingern, und wenn der Kaiſer Napoleon es ſich auch nicht geſtehen wollte, es nicht für politiſch hielt, ſich das zu geſtehen, er und ſeine Marſchälle wußten es dennoch ganz genau. „Die Herren Alliierten,“ ſpottete Marſchall Ney ſpäter, „konnten Nacht für Nacht ihre Marſchquartiere auf Paris beſtimmen.“ Und der Herzog von Tarent, Macdonald, der im November mit den Trümmern ſeines XI. Korps in Cleve ſtand, empfing den Senator Beugnot, der von Napoleon entſandt war, mit den Worten: „Wollen Sie eine Beſichtigung meiner Armee vornehmen? Das wird nicht lange dauern, ſie beſteht, was das Perſönliche betrifft, aus meiner eigenen Perſon, die Sie ſchon vor Augen haben, und derjenigen meines Generalſtabschefs, des Generals Grundler, der gleich hereinkommen wird; und was das Sachliche betrifft, ſo beſteht ſie bis jetzt aus vier Strohſtühlen und einem Tiſch aus Tannenholz. Ich ſchreibe alle Tage nach Paris, daß es ein ſchlechter Spaß iſt, das, was Sie vor Augen haben, die ‚Armee des Marſchalls Macdonald‘ zu nennen; ich verlange mit lauter Stimme eine wirkliche Armee, denn ich bin weit entfernt, die allgemeine Meinung zu teilen, daß der Feind nicht über den Rhein gehen werde, und, ma foi, wenn der Kaiſer dem Feinde nur Armeen von der Stärke der meinigen entgegenzuſtellen hat, ſo brauchen unſere Gegner nicht eher als in Paris haltzumachen.“

Aber ſtatt zu marſchieren, begann man zu verhandeln. Schon hatte Feldmarſchall Blücher den feſten Entſchluß gefaßt, über den Rhein zu gehen, und ſeine Truppen in zwei Kolonnen in Bewegung geſetzt, um über Aachen und Lüttich auf Brüſſel vorzudringen. Am 15. November ſollte der Übergang bei Mülheim a. Rh. erfolgen. Er ſandte Gneiſenau mit ſeinen Plänen, an welchen natürlich ſein „Kopf Gneiſenau“ ſelbſt den meiſten Anteil hatte, nach Frankfurt, um ſie dort im Kriegsrat zu verfechten. Mit Feuer verfocht der preußiſche Stratege ſeine Anſicht, ohne Unterbrechung den Feldzug durch den Winter fortzuſetzen und in Frankreich einzumarſchieren. Die ſtachlichte Kette von Feſtungen, die Frankreichs Oſtgrenze ſchützten, man zählte über 100 Feſtungen, die Stärke des alten Frankreich, durfte die Verbündeten nicht ſchrecken, denn Napoleon war nicht imſtande, die Feſtungen zu beſetzen und zugleich eine Feldarmee aufzuſtellen. Deshalb ſchlug Gneiſenau vor, daß die ſchleſiſche Armee, unterſtützt von dem Korps des Generals Bülow, um dies rein preußiſche Korps dem Einfluß des Kronprinzen von Schweden zu entziehen, in Belgien einbrechen und Frankreichs Notgrenze bedrohen ſollte. Die böhmiſche Armee ſollte dann über Mainz, Straßburg und Metz vorbrechen. Die Nordarmee unter Bernadotte war nicht in Rechnung zu ziehen, denn der Kronenerbe Schwedens führte gegen Davouſt und Dänemark Krieg mit dem unverhohlenen Zweck, ſich Norwegen zu erobern. Über ſeine weiteren Ziele ſchwieg Gneiſenau klug, obgleich er innerlich kein Haarbreit von ſeiner Überzeugung abwich, daß dieſer Krieg nur in Paris und mit dem Sturze Napoleons enden könnte und dürfte. Anfangs zeigte man ſich geneigt, aber dann kamen die Widerſtände. Der öſterreichiſche General Duka, des Kaiſers Franz Günſtling, wollte einen ſyſtematiſchen Feſtungskrieg. Eine Feſtung nach der andern ſollte erobert werden, wie ſich das nach altem Brauch gehörte, und bei dieſem Verfahren wären die Verbündeten wohl niemals nach Paris gekommen. Die Zeiten des unglücklichen Feldzugs 1792 wären wiedergekehrt.

Auch General von dem Kneſebeck war entſchieden gegen den Plan Gneiſenaus, da er geltend machte, daß die ſchleſiſche Armee zu ſchwach ſei, um allein den Rhein zu überſchreiten, und daß es vor allen Dingen nötig ſei, die Ausrüſtung der Truppen zu erneuern. „Die Truppen,“ heißt es in einem Korpsbericht, „welche den ruſſiſchen Feldzug in Kurland mitgemacht hatten, trugen noch die Montierung, welche ſie 1811 erhielten. Die Litewken der ſchleſiſchen Landwehr aus grobem Tuch waren durch die Näſſe der Biwaks und des Regenwaſſers ſo eingelaufen, daß ſie hinten und vorn zu eng, oben und unten zu kurz waren. Man ging einem Winterfeldzug entgegen, und noch hatten die Leute keine Tuchhoſen. Die Lehre von den ‚zehn Flicken auf ein Loch‘ fand auf die knappen Röcke die ausgedehnteſte Anwendung. An Schuhzeug war großer Mangel, viele, nicht nur Landwehrmänner, auch Freiwillige Jäger gingen barfuß. An Mänteln war auch großer Mangel, hier und da hatte man ſich mit denen der Gefangenen ausgeholfen. Die Pferde der Kanonen waren arg mitgenommen, viele völlig unbrauchbar geworden; in der pferdearmen Gegend, die man von Halle her durchzogen hatte, hatte man ſich nur wenig durch Requiſition helfen können.“ In ſehr entſchiedener Weiſe trat Kneſebeck in der Kriegsratsſitzung vom 7. November gegen Gneiſenau auf. Er hatte einen ſchweren Stand, aber die Gerechtigkeit will, daß man die guten Gründe des tüchtigen Mannes ehrt. Er ſchrieb ſpäter an Gneiſenau, „wie ſehr er geduldet habe, als Kaiſer Alexander und alle andern über ihn hergefallen ſeien, ‚Könige und Miniſter, Engländer und Holländer‘.“ „Ich habe,“ ſchrieb er (22. Januar 1814) „alles über mich ergehen laſſen wie einſt beim Waffenſtillſtande und wie 1812, habe nur meinen Montecuccoli aufgeſchlagen und mich durch die Worte geſtärkt: ‚reflechissez murement en formant votre plan et quand il est formé, n'entendez personne et restez ferme‘ (Überlege reiflich bei Entwerfung deines Planes, haſt du ihn entworfen, dann bleibe feſt und höre auf niemand). Ich habe es ruhig ertragen, daß

Digitized by Google

der Marſchall Vorwärts wie einſt der ſelige Scharnhorſt mir die härteſten Dinge ſagten, weil ſie mich nicht verſtanden. Überzeugen Sie ſich, daß ich eben dahin will, wo Sie hinwollen, ja, daß dreifache Kraft dazu gehört, ſtark zu bleiben und feſt, wenn andere Männer von Kraft einen für einen Schwächling anſehen.“ Er ſei vor Ärger und Verdruß krank geworden, fügt Kneſebeck hinzu. Dasſelbe ſcheint Gneiſenau paſſiert zu ſein. Köpfe und Meinungen platzten eben hart aufeinander. „Frankfurt,“ ſchrieb er an ſeine Frau, „iſt für uns eine gefährliche Klippe. Niemand will da heraus. Vieles iſt ſchon verſäumt hier, ſo wie unterwegs, wo wir, wäre alles gehörig angeordnet und das, was angeordnet war, gehörig befolgt worden, den Feind gänzlich aufgerieben hätten. Nun müſſen wir die Entronnenen nochmals bekämpfen; das wird uns noch manchen wackeren Mann koſten. Jenſeits des Rheins iſt alles in größter Verwirrung. Die franzöſiſchen Familien flüchten nach Paris. Das Volk hat den Mut, nicht mehr zu gehorchen, und die franzöſiſchen Regierungsperſonen nicht mehr den, den Gehorſam zu gebieten. Man erwartet uns mit Ungeduld, um das verhaßte Joch abzuwerfen, und hier treibt man ſich in Feſten und Mahlzeiten herum! Ich für mein Teil lebe hier ſehr einſam und predige ſchriftlich Lehren, die unbequem ſind. Bei den Konferenzen ſchreit alles durcheinander, und da werden Dinge beſchloſſen, die ſich gut auf dem Papier ausnehmen, praktiſch aber unausführbar ſind. Durch Ärger und Stubenluft bin ich ſchon halb krank.“

Inzwiſchen hatten politiſche Anknüpfungen ſtattgefunden, die von großer Wichtigkeit waren. Preußiſche Huſaren hatten den bei den ſächſiſchen Höfen beglaubigten franzöſiſchen Geſandten Baron von Saint-Aignan — der von Napoleon baroniſierte führte eigentlich den großen bürgerlichen Namen Rouſſeau — in Gotha abgefangen und ihn als Kriegsgefangenen behandelt. Auf Saint-Aignans Beſchwerde über dieſe Verletzung des Völkerrechtes luden Schwarzenberg und Metternich ihn zu einer Konferenz in Frankfurt ein, die am 8. und 9. ſtattfand. Er wurde erſucht, dem Kaiſer Napoleon Friedensvorſchläge zu überbringen, denn trotz ihrer Siege war eine ſtarke Partei unter den Verbündeten, beſonders die öſterreichiſche und ſüddeutſche Rheinbundpartei, gewillt, am Rhein haltzumachen, um endlich den Frieden zu ſehen. Unerhört war es dennoch, daß die ſiegreiche Koalition es war, die den Beſiegten den Frieden anbot, unerhörter die Grundlagen, unter welchen dies geſchah! Unter Zuſtimmung des engliſchen Geſandten in Wien, Lord Aberdeen, des ruſſiſchen Miniſters Graf Neſſelrode, der zugleich für Hardenberg eintrat, wurden vom Grafen Metternich, der die Verhandlung führte, folgende Bedingungen aufgeſtellt:

„1. Die Verbündeten haben ſich gegeneinander verpflichtet, keinen andern als einen allgemeinen Frieden zu ſchließen, der auch England umfaßt.

2. Sie gewähren Frankreich ſeine natürlichen Grenzen: den Rhein: die Alpen und die Pyrenäen.

3. Die unbedingte Unabhängigkeit Deutſchlands und die Wiederherſtellung der alten Dynaſtie in Spanien ſind zwei Grundbedingungen.

4. Italien und Holland werden ebenfalls von jeder Großmacht unabhängig. Die Art ihrer Regierung wird Gegenſtand von Unterhandlungen ſein, ebenſo wie die Beſtimmung der Grenze, welche Öſterreich in Italien erhalten wird.

5. England iſt bereit, dem auf dieſe Baſen gegründeten Frieden große Opfer zu bringen und Freiheit der Schiffahrt und des Handels zu gewähren, welche Frankreich ein Recht hat zu verlangen.

6. Wenn dieſe allgemeinen Prinzipien vom Kaiſer Napoleon angenommen werden, kann man auf dem rechten Rheinufer einen Ort neutral erklären, wo die Bevollmächtigten aller kriegführenden Mächte ſogleich zuſammenkommen, ohne daß deshalb der Lauf der kriegeriſchen Unternehmungen unterbrochen wird.“

Dieſe glänzenden Bedingungen wurden nach ſolchen Niederlagen dem Kaiſer Napoleon geſtellt, und Kaiſer Franz ſchrieb außerdem noch einen Brief an ſeine Tochter Marie Luiſe, in dem er ihr zuredete, doch ihren Eigenſinn von Gemahl auf die eine oder die andere Weiſe zu bewegen zu ſuchen, einen billigen Frieden abzuſchließen. Allerdings, dieſer Friede war ſehr billig. Ein Menſchenalter lang war in blutigen Kämpfen um Belgien, um die öſterreichiſchen Niederlande, um die Länder des linken Rheinufers gerungen worden. Und das alles, was jetzt das Schwert unter furchtbaren Opfern zurückgewonnen hatte, wollte man, mit Millionen deutſcher Bewohner, bei Frankreich laſſen. Aber es ging nach dieſer Plage von Kriegen durch jenes Geſchlecht eine große Friedensſehnſucht, und die Diplomatie hatte eine Reihe von guten Gründen, auch den Frieden mit einem halb geſchlagenen Napoleon um jeden Preis herbeizuwünſchen. Mochte Frankreich einen Teil der Beute an Land und Leuten, die ihm die Revolutionskriege gebracht, erhalten, wenn nur irgend etwas zuſtande kam, was einem dauerhaften Frieden gleichſah. Um gleich hier über die Stellung der einzelnen Länder zur Friedensfrage zu ſprechen: Öſterreich fürchtete den großen Einfluß, den Rußland gewann und ſchon gewonnen hatte. Die habsburgiſche Monarchie hatte gegründete Ausſicht, ihre Verluſte an Land und Leuten einzubringen. Was hatte es für Kaiſer Franzel, der ruhig in Frankfurt in ſeinem Palaſte ſaß und alle Abende ſein Violinkonzert ſpielte, für Zweck, einen Krieg bis aufs Meſſer zu führen gegen den eigenen

Digitized by Google

Schwiegersohn und die mit Frankreichs Kaiserkrone bediademte Tochter? Auch die süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg und Baden hofften mehr vom Frieden wie vom Krieg. Widerwillig nur hatte Friedrich von Württemberg das Bündnis aufgegeben, schwer hatten sich Max von Bayern und sein Minister Montgelas dazu entschlossen, das Bündnis dessen zu verlassen, der sie reich an Land und Leuten gemacht hatte. Die Königskrone dankten beide Staaten dem Korsen. Deutsche Gesinnung? Sie fand sich in schönem Maße beim Kronprinzen Ludwig von Bayern, sonst war sie ein seltenes Kleinod, schwer im Boden der deutschen Südstaaten zu erschürfen. „Es ist die Pflicht eines jeden guten Dieners, nur die Sache, für welche sein Souverän sich erklärt hat, als die wahre Sache anzusehen," herrschte Friedrich von Württemberg einen sehr hohen Staatsbeamten an, der deutsche Gesinnung gezeigt hatte. Und bald, im Anfang des Jahres 1814, fingen die Kosaken jenen bedenklichen Brief auf, in welchem der König von Württemberg Napoleon zu seinen momentanen Erfolgen gratulierte und die Hoffnung aussprach, unter seine siegreichen Fahnen zurückkehren zu dürfen. Man könnte hier von Hochverrat am deutschen Vaterland sprechen, aber wo war ein deutsches Vaterland? Bunt durcheinandergewürfelt lagen noch die Mosaiksteine da, aus welchen zwei Menschenalter später des großen Staatskünstlers Hand ein einiges Deutschland fügen sollte. — Und noch stand jenseits des Rheins der Koloß in zorniger Drohgebärde. Es dauerte eine Zeit, bis die Badener Karlsruher Staatszeitung statt des gewohnten „Seine Majestät der Kaiser, unser allergnädigster Protektor" erst „Napoleon" und dann der „Feind" schrieb, so eingeschüchtert hatte durch Drohungen und Schwüre der Korse seine Leute. Sie zitterten für ihre Kronen, wenn es dennoch dem Genie des Kaisers gelang, siegreich über den Rhein zurückzukehren. „Du sollst mir's bezahlen, mein Fürst," schrie der Gesandte Vendeuil knirschend den Großherzog Ludwig von Darmstadt an, als dieser ihm demütig gezwungen das Bündnis kündigte. Also diese Rheinbündler hatten alle den Frieden, und wäre er noch so faul, lieber als den Krieg. Und Rußland? Der Zar schwelgte in der Sonne seines Ruhms. Er war es, der zuerst den Gewaltherrn aufs Haupt geschlagen. Jetzt waren die französischen Adler über den Rhein zurückgetrieben, der Rheinbund aufgelöst, das Kontinentalsystem zertrümmert, und jetzt, — jetzt konnte ein festgefügtes deutsches Staatsgebilde Rußland gefährlicher werden als ein weit von seinen Grenzen liegendes Frankreich. Alexander amüsierte sich in Frankfurt, erschien, umstrahlt von Glanz, in allen Gesellschaften, ritt auf den Straßen umher, lorgnettierte und kokettierte, spottete über die militärischen Schnitzer Napoleons und tat geradeso, als ob er allein den großen Gegner besiegt habe. Zwar war der Zar persönlich für die Fortführung des Kriegs, sein Sinn stand nach Paris. Er wollte die Einnahme von Moskau heimzahlen, aber diplomatisch fügte er sich seinem Günstling Nesselrode. — Der Preußenstaat war im Schlepptau Rußlands. Wir hörten schon, daß bei den Verhandlungen mit Saint-Aignan Hardenberg von Nesselrode vertreten wurde. Preußen war sozusagen schon jetzt das fünfte Rad am Wagen. Es hatte die großen Schlachten des Jahres 1813 ausfechten dürfen, es hatte an Blut und Geld, an unerhörten Opfern das meiste von allen leisten dürfen, jetzt war es soweit, daß man ihm eine Entschädigung hinwerfen konnte wie einem treuen Hunde, der behaglich danach schnappte und sich dann zur Ruhe gab. Damals fing das niederträchtige diplomatische Spiel mit Preußen an, das den wütenden Zorn des alten Marschall Vorwärts und aller redlich Denkenden mit vollem Recht entfachte. König Friedrich Wilhelm war zu zag. Er fürchtete auch (noch spukte der unglückselige Champagnefeldzug von 1792 als ein Gespenst in vielen preußischen Hirnen), daß die Franzosen im eigenen Lande, geführt von einem zu allem fähigen Feldherrn, einen furchtbaren Widerstand leisten würden. Wie der König hier dachte, das zeigt eine ernste Szene, die auf einem Ball im Kursaal zu Wiesbaden sich ereignete. Sie zeichnet des Königs eigene Art. Der der Rede so wenig mächtige Mann umkreiste einige Male, als wolle er ihn anreden, einen jungen Offizier des Yorkschen Korps, der mit der Binde um den Kopf erschienen war und in den letzten Monaten drei Brüder im Felde verloren hatte, während ein vierter seinen Arm einbüßte. Dies war der fünfte. „Ihre Familie hat viel verloren, brave Männer, die dem Vaterlande noch große Dienste hätten leisten können; habe großen Anteil daran genommen, hat mir sehr leid getan, sehr leid." Auf die bewegte Antwort des Überlebenden, daß seine sowie jede preußische Familie gern Blut und Leben für Seine Majestät den König gäbe, meinte Friedrich Wilhelm lebhaft abwehrend: „Nicht für mich, nicht für mich! Der Gedanke wäre nicht zu ertragen. Aber nach Gottes Willen für die gerechte Sache und für das Vaterland; — ist auch das einzige, was einen bei so großen Verlusten trösten kann." Eine Träne in dem schönen blauen Auge wandte sich der König hinweg. Er war doch von diesen Alexanders und Franzens der Echteste, dieser Friedrich Wilhelm, sein Name „Grundehrlich". Und immer ist es wieder das unmittelbar aufleuchtende Gütige, das sich nur unter allen Fällen nicht herausringen kann, welches uns über so manche Härte und Kargheit gegen verdiente Männer hinweghilft *).

Bleiben von den kriegführenden Mächten England und Schweden. Nun, Bernadottes Absicht stand einzig und allein auf Norwegen und er war nahe daran, für seinen Erbthron die gute Beute einzuheimsen.

*) Auf diesem Balle war es, wo Blücher und York, die beiden Antipoden, in einer Quadrille tanzten, was dem König, der ja das Verhältnis zwischen den beiden recht gut kannte, ein Lächeln abnötigte.

Digitized by Google

Gegen das schöne Frankreich Krieg zu führen, daran dachte er nicht, denn längst, wir wissen es, schielte der kluge Mann nach Frankreichs Kaiserkrone, bereit, sie aufzufangen wie ein Jongleur, wenn sie dem Korsen vom Scheitel rollte. Der unversöhnlichste Gegner des Korsen, England selbst, war für einen Frieden zu haben, wenn auch nicht die öffentliche Meinung, so doch die Diplomatie. Die englische Staatsschuld war zu einer immensen Höhe gestiegen. Ein halbes Menschenalter unausgesetzter Kriege, die Kontinentalsperre, die seinem Handel und Wandel tiefe Wunden schlug, hatten schließlich auch das reiche Land erschöpft. Was es billig erreichen konnte, ließ sich erreichen: die Wiedereinsetzung der Bourbons in Spanien, die Wiederherstellung von Holland, Sardinien, die Aufhebung der Kontinentalsperre. Über die vielen Kolonialstreitpunkte ließ sich reden, ebenso über die Frage der Meere. Am 4. November hatte bei der Eröffnung der englischen Parlamente der Prinzregent, spätere König Georg IV., erklärt: „Weder ich noch die Verbündeten des Königs von Großbritannien werden jemals dem Frieden dadurch ein Hindernis in den Weg legen wollen, daß von Frankreich irgendein Opfer gefordert würde, welches mit seiner Ehre oder seinen gerechten Ansprüchen als Nation unvereinbar wäre."

Somit waren die Grundlagen des Friedens vorhanden und, wie gesagt, der Baron Saint-Aignan nahm eine von dem Bevollmächtigten unterzeichnete Abschrift nach Paris mit, um sie dem Kaiser zu unterbreiten. Aber er kam nicht zu geeigneter Stunde in Paris an, denn dort waren die napoleonischen Dinge, wenigstens soweit, wie sie sich an der Oberfläche zeigten, wieder im Steigen. Der Kaiser hatte das Stück von Verfassung, welches er seinem Reich gegeben hatte, bereits virtuos behandelt. Er verstand es, auf diesem Instrument zu spielen, und rief, wo der Löwe nicht ausreichte, der in ihm steckte, den Fuchs zu Hilfe. Am 9. November war der Kaiser in Paris eingetroffen. Jetzt galt es, bevor irgendwelche Stimmen des öffentlichen Widerstandes in Frankreich laut wurden, zu handeln. Nur keine öffentliche vorlaute Schädigung des Kredites und Ansehens. Schon zwei Tage später wurden mit Umgehung des gesetzgebenden Körpers die Abgaben beträchtlich erhöht. 30 Prozent Zuschlagssteuer zu der Grund-, Tür-, Fenster-, Patentsteuer, 50 Prozent zur Personalsteuer. Der Kaiser selbst griff, was er sonst höchst ungern tat, in den Säckel und stellte dem Kriegsminister 30 Millionen, nach anderer Lesung 63 zur Verfügung. Am 12. November wurde der Senat feierlich eröffnet. Der Präsident Graf Lacépède klagte in seiner Eröffnungsrede die Verbündeten an, daß sie die Vorschläge des friedfertigsten aller Kaiser, wie großmütig sich dieser auch immer gezeigt habe, zu Prag zurückgewiesen hätten. „Die Feinde," rief er, „wollen Frankreich Bedingungen auferlegen, welche eine Art Kapitulation bedeuten! Aber die Franzosen werden durch ihre Hingebung und ihre Opfer beweisen, daß nie ein Volk seine Pflichten gegen das Vaterland, die Ehre und seinen Herrscher besser gekannt hat." Der Kaiser antwortete und sprach seinen Dank aus für die Hingebung der Nation. Kalt, keine Bewegung in den Zügen, stand der Imperator an den Stufen des Thronsessels. „Die Nachwelt," sprach er, „wird wohl sagen, daß große und bedenkliche Verhältnisse eintraten, daß sie aber Frankreich und seinem Kaiser nicht überlegen gewesen sind." Dann trat der Staatsrat Regnault de Saint d'Angely auf die Rednerbühne und begründete die Anträge wegen Vermehrung der Streitkräfte. Der Abfall der Bayern, der Sachsen und anderer Rheinbundtruppen, das waren nach der Meinung des Staatsrats die Gründe des Zusammenbruchs, „Begebenheiten", rief er aus, „wovon man nur in der Geschichte der Könige des barbarischen Asiens Beispiele finden wird!" Also diese armen Rheinbundfürsten, die noch ängstlich zwischen Skylla und Charybdis umhertrieben, waren plötzlich jetzt verräterische Barbaren ohne Gesittung und Bundestreue. Es kam, wie es sein sollte: der Senat von Frankreich küßte das Dokument des kaiserlichen Willens und dekretierte die neue Aushebung von 300000 Mann. Das hatte der Kaiser erreicht. Das Dekret des Senats mußte wie eine Drohung über den Rhein klingen, aber klug verschob der Kaiser die Einberufung der Kammer, des gesetzgebenden Körpers. Er wollte inzwischen in den Verhandlungen mit seinen Gegnern weitergekommen sein. Als Saint-Aignan ihm die Friedensbedingungen unterbreitete, gedachte der Kaiser vor allen Dingen Zeit zu gewinnen. Er ließ durch den Herzog von Bassano schreiben, daß er um Mannheim als Verhandlungsort bäte und daß er den Herzog von Vicenza, Caulaincourt, um dessen Entsendung Zar Alexander besonders hatte bitten lassen, zu seinem Bevollmächtigten bestimme. In dem geschickt abgefaßten Schreiben, in welches Bassano seine ganze Kunst, mit vielen Worten nichts zu sagen, gelegt hatte, war von vielem die Rede, von Kavalleriepiketts, von dem besten Verhandlungsweg nach England usw., nur nicht von den Grundlagen. Es war das alte Spiel von Prag, das der Kaiser beginnen wollte. Vergeblich drängte der wohlmeinende Caulaincourt den Kaiser, die Verhandlungen nicht wieder auf die lange Bank zu schieben, aber bereits war es zu spät. Am 1. Dezember erging aus Frankfurt das Kriegsmanifest, als dessen Verfasser man den Todfeind des Kaisers, den Korsen Pozzo di Borgo nennt, als dessen Stilisierer den österreichischen Staatsrat Gentz. Das Manifest unterscheidet scharf zwischen dem Kaiser und Frankreich. „Nicht gegen Frankreich," heißt sein Hauptsatz, „sondern gegen jene laut verkündete Übermacht, welche der Kaiser Napoleon zum Unglücke von Europa und von Frankreich nur allzulange außerhalb der Grenzen seines Reiches ausgeübt hat, führen

Digitized by Google

die verbündeten Mächte Krieg." Der Sieg, so wird weiter ausgeführt, habe die verbündeten Mächte nicht veranlaßt, die Friedensbedingungen, die Frankreich gestellt wurden, zu verschärfen. In ihren Zielen edel, großherzig und gerecht, wünschten die verbündeten Monarchen, daß Frankreich groß und stark und glücklich sei, aber auch die verbündeten Mächte wollten frei, glücklich und ruhig leben. Sie wollten die Waffen nicht eher aus der Hand legen, als bis nicht ein Zustand des Friedens erreicht sei, der durch eine weise Verteilung die Völker künftighin vor den zahllosen Leiden bewahre, welche seit 20 Jahren auf Europa lasteten. — Also Krieg gegen Napoleon, nicht gegen Frankreich. Eine feine Tendenz, die Pozzo di Borgo und Gentz Ehre macht. Bald drang sie über die Grenzen des Rheins nach Paris und wirkte auf die dortige Stimmung sehr ungünstig. Längst herrschte in weiten Schichten des französischen Volkes eine erklärliche Napoleonmüdigkeit. Diese fortwährenden Opfer an Gut und Blut, das ständige Emporschrauben der Steuern, das Hingeben geliebter Söhne, es wurde dem Volk zuviel. Besonders in Südfrankreich wurde das bemerkbar, was sich in Paris und dem unter dem Pariser Einfluß stehenden Norden noch dämpfen ließ. Noch überwand die kaiserliche Regierungsmaschine die kleineren Hemmungen. Aber solche waren doch da. Hinter den Kulissen arbeitete der hinkende Talleyrand, bereit, irgendeiner Staatsform seinen soundsovielten Treueid zu schwören. Der Adel von Geblüt, obgleich er sich in vielen seiner Glieder dem napoleonischen Lakaiendienste hingegeben hatte, witterte jetzt die Morgenluft eines neu erstehenden Bourbonismus, der ihm mehr Machteinfluß gewährte. Der Geldadel, der sich unter dem Kaisertum gebildet hatte, fürchtete, daß das Nationalvermögen in einen Zusammenbruch hineingerissen werde. Der Bürgerstand, soweit er nicht politisch dachte, wollte auch lieber in Frieden das Seinige verdienen und verzehren, als fortwährend dem Lotteriespiel ferner, im Grunde ihm fremder Schlachten ausgesetzt zu sein. Klug hatte der phlegmatische dicke Bourbon, der Graf von Provence, die Stunden gewählt, um nach der Schlacht von Leipzig sein Königtum der bourbonistischen Partei in Frankreich in empfehlende Erinnerung zu bringen. Denn obwohl er, ein heimatloser Bettler, verbannt von Frankreichs Boden, an den Höfen Deutschlands umherirrte, nie hatte er auf einen Haarstrich des Titels verzichtet: Ludwig der Achtzehnte, von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra. Und nah mit dem bourbonischen Adel war die katholische Geistlichkeit verbunden. Klug tat der Kaiser schon jetzt alles, um die Stimmung zu verbessern. Der Gefangene von Fontainebleau, der Papst, erhielt seine Freiheit wieder. Der Gefangene von Valencay, Kronprinz Ferdinand von Spanien, wurde als König von Spanien anerkannt und dem Fuchs, dem Talleyrand, wurde das Ministerium des Äußern angeboten, was besagter Fuchs sich aber hütete, anzunehmen, denn er wußte schon damals mathematisch genau, wie diese Sache mit dem Imperialismus verlaufen würde.

In der Tat zeigte sich in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers vom 19.—28. Dezember (bis dahin hatte der Kaiser die Sitzung klug hinausgeschoben), wie bedenklich die Lage im Innern stand. Es war während der ganzen Kaiserzeit das erstemal, daß die Deputierten nicht so zahm aus der Hand fraßen, wie Seine Majestät es gewohnt war. Als Präsidenten des gesetzgebenden Körpers hatte der Kaiser eigenmächtig den Herzog von Massa, den ehemaligen Advokaten Regnier, einen Mann in allen Sätteln gerecht, ernannt. Der Kammer sollten die sämtlichen sich auf den Frieden beziehenden Aktenstücke vorgelegt werden, natürlich mit den von dem Kaiser wie immer gewünschten Verschweigungen, besonders der Vorschläge, die Herr von Saint-Aignan gebracht hatte. Denn der Kaiser wollte sich der Kammer gegenüber nicht bloßstellen dadurch, daß er diese glänzenden Bedingungen nicht angenommen hatte. Vergeblich warnte Graf Caulaincourt, der inzwischen das Portefeuille des Äußeren übernommen hatte. Immer im tiefen Tone der Loyalität und Achtung macht Caulaincourt dem Kaiser Vorstellungen: „Der Bericht ist so abgefaßt, wie Eure Majestät ihn genehmigt haben. Bevor er überbracht wird, werden Sie mir wohl gestatten, noch einmal auf die bereits gemachten Bemerkungen zurückzukommen. Die halbe Wahrheit, auf welche Eure Majestät die Mitteilungen herabsetzen will, wird niemanden befriedigen. Ein halbes Vertrauen, bei verschlossenen Türen gezeigt in einem Augenblick, wo alles darauf ankommt, die Nation ebensosehr durch seine Hoffnungen wie durch seine Gefahren zu begeistern, scheint mir weit davon entfernt, diesen Zweck zu erreichen." Es kam ganz anders, wie der Kaiser gedacht hatte. In den Ausschuß der Kammer wurden fünf antinapoleonische Mitglieder gewählt und der von ihnen erstattete Bericht von dem Abgeordneten Raynouard energisch verfochten. Raynouard schlug einen Ton an, wie er seither in diesem Hause nicht gekannt wurde.

„Der Feind bot," so heißt es in seiner Rede, „durch den Sieg bis an die Ufer des Rheins geführt, unserem erhabenen Monarchen einen Frieden an, den ein an so viele Siege gewöhnter Held wohl befremdend finden konnte. Wenn aber auch ein edles und heldenmütiges Gefühl ihm eine verweigernde Antwort eingab, bevor man Frankreichs bedauernswerten Zustand übersah, so kann doch diese Weigerung nicht ohne Unklugheit wiederholt werden, nachdem der Feind schon die Grenzen unseres rechtmäßigen Gebietes überschritten hat. Wäre die Rede davon, über schimpfliche Behandlung so zu unterhandeln, so würde Seine Majestät auf die ihm von Herrn von Saint-Aignan aus Frankfurt überbrachten Anträge keine Antwort

Digitized by Google

gegeben, sondern die Forderungen des Auslandes Ihren Völkern bekanntgemacht haben. Allein man wollte uns nicht demütigen, sondern uns nur in unsere natürlichen Grenzen einschränken und den Ausbrüchen einer ehrgeizigen Tätigkeit, die seit 20 Jahren allen Völkern Europas so schmerzlich gefallen ist, einen Damm entgegensetzen. Dergleichen Vorschläge scheinen uns ehrenvoll für die Nation, weil sie beweisen, daß das Ausland uns fürchtet und achtet. Es ist ja nicht dieses Ausland, welches unserer Macht Schranken setzt, sondern die erschrockene Welt, welche das gemeinsame Recht aller Völker anruft. Die Pyrenäen, die Alpen, der Rhein umschließen ein weites Gebiet, von welchem mehrere Provinzen nicht zum Reiche der Lilien gehörten, und doch glänzte die französische Königskrone voll Ruhm und Majestät unter allen Diademen."

Die Erwähnung der bourbonischen Lilien und der Königskrone veranlaßten den Präsidenten, den Redner mit den Worten zu unterbrechen: „Was Sie sagen, ist verfassungswidrig!" worauf der unerschrockene Redner mit lebhafter Betonung entgegnete: „Hier ist nichts verfassungswidrig als Ihre Anwesenheit!" Ohne sich weiter beirren zu lassen, fuhr der Redner fort: „Überdies hört das Protektorat des Rheinbundes auf, ein Ehrentitel einer Krone zu sein, sobald die Völker dieses Bundes einen solchen Schutz verwerfen. Es ist klar genug, daß ohnehin dieser Titel nicht auf den Rechten des Eroberers beruhen, sondern nur die Verhältnisse einer engen, für die Volksstämme nützlichen Verbindung andeuten sollte. Eine mächtige Hand sicherte ihnen Schutz zu; sie wollen sich dieser Wohltat als einer lästigen Bürde entledigen. Es ist daher der Würde Seiner Majestät angemessen, die Völker sich selbst zu überlassen, die so eilig sich wieder unter Österreichs Oberherrschaft schmiegen wollen. Zwar bedarf es keines besonderen Mutes, um Wahrheit zum Herzen unseres Monarchen zu reden. Allein, wenn wir uns auch allen Gefahren preisgeben sollten, so ist es besser, sich seiner Ungnade auszusetzen als sein Vertrauen zu verraten; besser das Leben selbst wagen, als die Wohlfahrt der Nation, die wir repräsentieren, auf das Spiel setzen. Verhehlen wir nichts! Unser Unglück ist auf das höchste gestiegen. Auf allen Grenzen des Vaterlandes sind wir bedroht; vernichtet ist der Handel, verkümmert der Ackerbau, der Gewerbefleiß stirbt. Es gibt keinen Franzosen mehr, der nicht an seinem Vermögen, oder in seiner Familie eine schmerzhafte Wunde zu heilen hätte. Lassen Sie uns in diese Tatsachen nicht weiter eingehen! Der Ackerbauer hat seit fünf Jahren keine Lebensfreude, kaum daß er noch sein Leben zu fristen vermag; die Früchte seiner Arbeit sollen nur den Staatsschatz vermehren, der jährlich wieder durch die vielen Forderungen der aufgeriebenen und verhungerten Armeen erschöpft wird. Die Konskription ist für Frankreich eine unerträgliche Geißel geworden, weil diese Maßregel in ihrer Ausführung immer auf das äußerste getrieben wurde. Seit zwei Jahren mäht man unsere Jugend jährlich wie das Getreide. Ein grausamer und zweckloser Krieg verschlingt in angemessenen Zeiträumen unsere, der Erziehung, dem Ackerbau, dem Handel und den Künsten entrissene Jugend. Sind denn die Tränen der Mütter und der Schweiß der Völker das Erbgut der Könige? Es ist Zeit, daß die Völker wieder frei aufatmen, es ist Zeit, daß die Mächte aufhören, gegeneinanderzukämpfen und sich bis ins Innerste zu zerreiben, Zeit endlich, daß sich die Throne befestigen und daß der Vorwurf gegen Frankreich schweige, als wolle es in der ganzen Welt verheerende Brandfackeln umhertragen. Unser erhabener Monarch, welcher den Eifer teilt, der uns belebt, und der von dem Wunsche beseelt ist, das Glück der Völker zu sichern, ist einzig würdig, dieses große Werk zu vollenden. Die Liebe zu militärischer Ehre und Eroberungen kann ein großes Gemüt verblenden; allein das Genie eines wirklich großen Helden, der einen Ruhm, erkauft mit dem Blute und der Ruhe des Volkes, verachtet, wird seine wahre Größe in dem öffentlichen Glück finden, welches er als sein Werk betrachten kann. Die Monarchen Frankreichs haben sich immer gerühmt, ihre Krone komme von Gott, vom Volke und von ihren Waffen, weil der Friede, die Sittlichkeit, die Kraft und die Freiheit die mächtigsten Stützen des Reiches sind."

Mit einer Mehrheit von 223 gegen 31 wurde der Bericht des Ausschusses angenommen. Der Kaiser schäumte vor Wut. Er nannte ihn ein „Pamphlet des Aufruhrs" und rief mit kreischender Stimme: „Will man etwa die Souveränität des Volkes wiederherstellen? Wohlan, wenn das Volk souverän ist, so werde ich mich zum Volke machen, denn ich will da sein, wo die Souveränität ist!" Am nächsten Tage fanden die Deputierten die Eingänge zum corps législatif verschlossen und von Grenadieren besetzt, und ein Dekret des Kaisers im Moniteur verkündete Vertagung. Am 1. Januar brach dann über die wenigen Deputierten, welche zur Neujahrsgratulation kamen, das Gewitter los:

„Ich hatte euch," so donnerte er sie vor der ganzen Versammlung der Neujahrsgratulanten an, „einberufen, um etwas Gutes zu tun, ihr habt Böses angerichtet; ihr habt Leute unter euch, welche England, dem Auslande ergeben sind ... Elf Zwölfteile von euch sind gut, die andern sind Ränkemacher. Kehrt in eure Departements zurück, ich werde diejenigen im Auge behalten, welche böse Absichten haben. Ihr habt versucht, mich einzuschüchtern; ich bin ein Mensch, den man töten, aber niemals entehren kann. Wer von euch wär' imstande, die Last der Macht auf sich zu nehmen? ... Ihr habt es versucht, mich in den Augen Frankreichs zu besudeln. Das ist ein Attentat! Ich selbst bin ja auch aus dem Volke hervor-

Digitized by Google

gegangen und kenne die Verpflichtungen, welche ich übernommen habe. Ich weiß, daß es Mißbräuche gibt, und nie habe ich die, welche mir bekannt wurden, geduldet. Herr Raynouard hat gesagt, daß der Prinz Masséna ein Landhaus in Marseille gestohlen habe, er hat gelogen, der Marschall hat von einem leerstehenden Hause Besitz genommen, und der Minister wird den Eigentümer entschädigen. Beschimpft man auf solche Weise einen Marschall von Frankreich, welcher sein Blut vergossen hat und unter den Siegen grau geworden ist? — — Ich hatte euch ein geheimes Komitee angewiesen; hier mußtet ihr eure Beschwerden anbringen. Man hat Ironie zu den Vorwürfen hinzugefügt; bin ich dazu da, um erniedrigt zu werden? Ich weiß Unglück mit Noblesse zu ertragen. Ihr verlangt von mir Zugeständnisse, welche selbst unsere Feinde nicht verlangen würden; wenn diese die Champagne forderten, würdet ihr für sie noch la Brie obendrein verlangen... Ich wiederhole es euch, ihr habt Ränkemacher (factieux) unter euch... Weiß ich etwa nicht, wie leicht es ist, eine Versammlung aufzurühren? Einer setzt sich hierhin, der andere dorthin, und die Beratung wird durch die Aufwiegler geleitet. Anstatt uns alle zu vereinigen, habt ihr uns alle veruneinigt. Ich erwartete, ihr würdet Bereitwilligkeit und Anstrengung zeigen, um den Feind zu vertreiben; ihr habt ihn herbeigerufen. Und wenn ich drei Schlachten verloren hätte, würde dies Frankreich nicht mehr Schaden zugefügt haben. Ist es etwa eine patriotische Tat in dem Augenblicke, wo 200000 Kosaken unsere Grenze überschreiten, von Garantien der bürgerlichen Freiheit zu reden? Ihr habt mich dem auswärtigen Feinde einzeln gegenübergestellt, indem ihr sagt, daß er nur gegen mich allein Krieg führe. Ich allein aber bin der wahre Repräsentant der Nation, denn sie hat mich mit vier Millionen Stimmen gewählt. Was ist der Thron? Der Thron ist nur ein Stück Holz mit Samt überzogen. Nur der, welcher ihn innehat, gibt ihm Bedeutung. Darf ich das Reich zerstückeln lassen? Opfere ich nicht schon meinen Stolz und mein Selbstgefühl auf, um Frieden zu erlangen? Ja, ich bin stolz, weil ich Mut besitze, ich bin stolz, weil ich große Dinge für Frankreich getan habe. Frankreich bedarf meiner jetzt mehr, als ich Frankreichs."

An diesem selben Tage, dem Neujahrstage 1814, schrieb Gneisenau aus Kaub an seinen Freund Gruner:

„Hier sitze ich an meinem Fenster, unter welchem die Truppen der schlesischen Armee über den Rhein setzen. 16 Bataillone sind bereits übergeschifft. Sie wetteiferten, wer sich zuerst in die Fahrzeuge werfen wollte. Jubelnd kamen sie an den Strom und mit Hurrageschrei schifften sie über. Die ersten Preußen standen auf Frankreichs Boden."

„Wo werden wir uns wiedersehen?" hatte der Staatskanzler Hardenberg gefragt, als er in Frankfurt dem Marschall Vorwärts zum Abschied die Hand reichte. Und der mit seinem fröhlichsten Lachen und sich den Schnauzbart streichend, antwortete: „Im palais royal, Exzellenz."

Digitized by Google

30. Kapitel

In Frankreich

In sternenheller Nacht bei klarem Frost war der Übergang des Korps York über den Rhein erfolgt. Es war, als ob günstige Sterne auf dies Unternehmen herniederschienen. Drüben auf französischer Seite war nur ein Licht im Douanenhäuschen. Nichts rührte sich, kein Spannen eines Hahns, kein Schuß kam durch die hellhörige Nacht. Nur die Ruder und das Rauschen des Rheins waren hörbar. Dann aber, als die Füsiliere am linken Rheinufer aus den Kähnen sprangen und, entgegen dem strengen Verbot, ein fröhliches Hurra erschallen ließen, kam Leben in die Szene. Aus dem nahen Douanenhäuschen fielen Schüsse, ein freiwilliger Jäger war der erste, der, leicht verwundet, mit seinem Blute Frankreichs Erde tränkte. Oder nicht doch Frankreichs, — es war Deutschlands Erde, nur mit französischen Machtzeichen versehen, geraubtes Land, das man sehr gewillt war, mit Blut zurückzukaufen. Ein Postillion, den man aufgriff und dem man eine Depesche des Marschalls Marmont abnahm, sagte aus, daß ihm ein feindliches Detachement entgegengeflohen sei. Die feindlichen Posten seien überall nur sehr schwach. So war es in der Januarnacht am Rhein, als Alldeutschland — allerdings stark mit Russen, Baschkiren und Kroaten vermischt — in Frankreich hineindrang. Und ein großer Teil dieses Deutschland noch sehr unwillig. Noch immer hofften die Rheinbundfürsten auf einen Frieden, noch schielten die des Joches Gewohnten ängstlich nach dem Machthaber, an dessen Protektion und Schutz, an dessen Weise sie sich gewöhnt hatten. Aber es war doch, als ob der Rhein auf die ihn überschreitenden Truppen eine berauschende Wirkung übte. Auf Kähnen und inzwischen geschlagenen Brücken währte das Übergehen den ganzen Tag „unter dem größten Jubel der Landeseinwohner, unter beständigem Musizieren und Jauchzen zwischen den im Winterschmuck entzückend schönen Ufern". Und selbst die Kosaken und Baschkiren, die stumpfen Kleinrussen schienen angesteckt zu werden. „In unserer Armee," schreibt Müffling, „ist ein ganz herrlicher Geist; selbst in den russischen Körpern fängt so ein Ding an zu kribbeln, was am Ende Enthusiasmus, wenigstens militärischer, genannt werden könnte."

Man hoffte, den Marschall Marmont, der hier am Mittelrhein mit rund 20000 Mann, wenn auch ziemlich verstreut, stand, abzuschneiden*). „Hält sich der Feind noch einen Tag auf, so wollen wir ihn zum Maienbaum machen und einen Ringeltanz um ihn tanzen," meint Müffling sarkastisch. Aber der Verteidiger von Möckern, der Herzog von Ragusa, war zu einem Ringelreihentanz dieser Art nicht geneigt. Wohl versuchte er einige Tage Zeit zu gewinnen, um wenigstens die Aushebung zwischen der Saar und Mosel zu vollenden, die Nationalgarden zusammenzuziehen und in die Festungen zu werfen, aber es gelang ihm nicht, diese Zeit zu gewinnen, das scharfe Vortreiben Blüchers drängte ihn unter die Mauern von Metz zurück.

Während Blücher bei Koblenz, Bacharach und Mainz über den Rhein zog, das Korps York zwischen den Moselfestungen stehen ließ und sich mit seinen beiden russischen Korps gegen Nancy wandte, um sich mit der böhmischen Armee zu vereinigen, hatte diese, die böhmische Armee, bei Basel und Schaffhausen den Rhein überschritten, eigentlich mehr unter dem Kommando des Kaisers Alexander, als unter dem Schwarzenbergs. Das war an sich gut für die Sache der Verbündeten, denn Alexander gehörte zu den Vorwärtstreibern. Er wurde von Stein, dem Grafen Münster und dem Korsen Pozzo di Borgo, dem Todfeind Napoleons, unterstützt. Für den deutschen Freiherrn war das Vordringen nach Paris einfach eine

*) Bei ihm befanden sich noch Genuesen vom 31. Leichten, deren sprichwörtlich tapferer Oberst Ghenessier den gleich tapferen Marschall nachher vor Paris aus dichtem Handgemenge rettete. Die letzten Rheinbunddeutschen entließ Napoleon übrigens mit freundlichen Worten, doch befanden sich noch viele spanische Soldaten in Frankreich, die in der Jungen Garde dienten, wohl ein neuer Beweis dafür, daß auch mehr Spanier, als man glaubte, sich aus Rußland retteten.

Digitized by Google

Vergeltung für das, was Deutschland und die deutschen Hauptstädte durch die Franzosen erlitten hatten. Stein sah keine Ruhe in Europa, bevor nicht dies Paris gedemütigt war. Den Grafen Münster, der weit kühler dachte, trieben lediglich Legalitätsrücksichten, er wollte, daß die Bourbons auf den Thron Frankreichs zurückkehrten. Und den Korsen Pozzo trieb das wilde Gefühl der Familienrache, der Blutrache. Dieser Mann hätte wohl am liebsten gesehen, daß man den gefangenen Cäsaren vor ein Peloton Infanterie gestellt hätte, hinter sich die aufgeworfene Grube.

Im Hauptquartier zu Langres stießen daher die Meinungen sehr aufeinander, eine große zage Partei scheute sich, die Eroberung von Paris und die Niederwerfung des Kaisers sich zum Ziel zu setzen. „Ein Sprung," meinte Knesebeck, „bringe wohl bisweilen zum Ziel, aber nicht immer. Ähnlich werde es sein, wenn man nach Paris vordringe. Man dürfe die große Sache, für die jetzt gefochten werde, nicht einer Gloriette opfern." Wie gesagt, noch steckte den Herren die Zeit von 1792/93 und der jammervolle Rückzug aus der Champagne in den Gliedern. Damals hatte Frankreich unerwartete Kräfte gezeigt. Wer konnte wissen, ob es sie jetzt nicht wieder zeigte und der gut angefangene Feldzug mit einer Niederlage enden würde? Hatte nicht, so argumentierte Schwarzenberg, der Senat zwei Aushebungen von über einer halben Million Streitern dem Kaiser Napoleon widerstandslos bewilligt? Allerdings, bewilligt waren sie, aber sie standen zurzeit noch auf dem Papier. Indes sie schreckten zage Gemüter. Selbst der Engländer Lord Castlereagh war bedenklich. „Meines Erachtens," schrieb er am 30. Januar an den englischen Premierminister Lord Liverpool, den kalten Gegner Napoleons, „meines Erachtens besteht unsere größte Gefahr in dem chevalesken Ton, mit welchem Kaiser Alexander geneigt ist, den Krieg fortzusetzen. Er hat ein persönliches Verlangen nach Paris. Er scheint Gelegenheit zu suchen, mit seinen prachtvollen Garden in des Feindes Hauptstadt einzurücken, wahrscheinlich, um in seiner Milde und Schonung einen Kontrast gegen die Öde seiner eigenen Hauptstadt hervorzurufen. Der Gedanke, eine schnelle Unterhandlung könne diese Hoffnung vereiteln, steigert seine Ungeduld. Ich erwarte, sie werde beseitigt werden und wir von seiner Überstürzung nicht schließlich zu leiden haben." — Wie der Engländer über Alexander dachte, so ähnlich dachte Schwarzenberg in jenen Tagen über Blücher. Sie standen sich im Grunde herzlich, die beiden ehrlichen Leute, aber der Fürst Schwarzenberg glaubte, daß Gneisenaus Einfluß auf Blücher bedenkliche Folgen haben könnte. Seiner Nani schüttete der Fürst sein Herz aus: „Blücher und mehr noch Gneisenau — denn der gute Alte muß seinen Namen leihen — treiben mit einer so wahrhaft kindischen Wut nach Paris, daß sie alle Regeln des Krieges mit Füßen treten. Ohne sich um Rücken und Flanken zu kümmern, machen sie nur Entwürfe zu parties fines im Palais royal; das ist doch armselig in einem so wichtigen Moment." Möglich, daß in Blüchers Hauptquartier über der Tafel manches Scherzwort von Wiedersehen im Palais royal und andern Stätten des Pariser Lebens fiel. Der alte Marschall mit dem weißen Schnurrbart und den munteren blauen Augen liebte nun einmal die Karten und den Wein und die schönen Frauen. Im übrigen aber hatte er das eine Wort als Ziel: Der Kerl muß herunter! Und dies Wort ist das Stichwort geblieben, das schließlich zum Sturz Napoleons führte. Wie klar man in Blüchers Hauptquartier die Ziele erkannte, bekam denn auch der Gesandte, den der vorsichtige Fürst Schwarzenberg in das Blüchersche Hauptquartier schickte, zu wissen. Es war einer der begabtesten Offiziere seines Stabes, Oberst von Steigentesch, den Schwarzenberg entsandte. Der gewandte und geistreiche österreichische Herr sollte Blücher und Gneisenau überzeugen von der Vortrefflichkeit des Schwarzenbergschen Kriegsplans und des Merkworts: „Immer langsam voran", das allerdings eine schreiende Dissonanz gab zu dem Blücherschen: „Der Kerl muß herunter". Aber Steigentesch wurde aus einem Saulus zum Paulus. So belebte und erquickte ihn der kräftige kriegerische Geist im Hauptquartier der Blücher und Gneisenau. „Ihr Freunde," rief er beim Abschied, „bei euch wird es einem alten Soldaten wohl. Ihr habt das Gefühl der Kraft und die Sicherheit, die sich daraus entwickelt." Gneisenau übernahm es, dem Fürsten auf seine Darlegungen zu antworten. Er beschwört den Fürsten, die zögernde Kriegsführung aufzugeben und die Armee nicht halten und kantonieren zu lassen. „Mit Truppen von einer solchen Beschaffenheit kann Napoleon eine Offensive auf unsere Verbindungsstraßen nicht unternehmen," heißt es in Gneisenaus Darlegungen, „und täte er es dennoch, so kann uns nichts Erwünschteres begegnen, denn wir erhalten dann Paris ohne Schwertstreich. In keiner anderen Hauptstadt irgendeines Landes sind Regierung, Staat, Handel und Meinung so zentralisiert wie in Paris. Alles was bedeutend an Geburt, an Rang, an Reichtum, an Talenten ist, hat seinen eigentlichen Wohnsitz in Paris. Mit Paris hat man die Meinung von ganz Frankreich gefesselt, mit der Unterwerfung von Paris ist das ganze moralische und physische Verteidigungssystem des Feindes gelähmt. Dort mögen unsere Monarchen den Frieden gebieten, wie sie ihn zu ihrer Sicherheit bedürfen. Wird nicht ein solcher Friede geschlossen, so werden wir alle zwei Jahre einmal aus unserer Ruhe aufgeschreckt werden, — und wird man dann imstande sein, solche Kräfte wie jetzt wieder zu vereinigen?" — Der Thron Napoleons, so führt der Generalstabschef Blüchers weiter aus, müsse umgestürzt werden. Dies seien die Regenten ihren so mit schnödestem Hohn behandelten Kronen, ihren so lange gepeinigten Völkern schuldig. „Bleiben wir hinter dieser Forderung

Digitized by Google

zurück," schloß Gneisenau seine Ausführungen, „so werden uns Zeitgenossen und Nachkommen verdammen."

Diese Gneisenausche Denkschrift zeigt am besten den Geist, der im Hauptquartier der schlesischen Armee herrschte. Nur noch sechs Tagemärsche stand die Vorhut Blüchers von Paris. Aber zwei Tage nach der Abreise des Obersten von Steigentesch aus dem Hauptquartier Blüchers sollte es fast scheinen, als ob die Männer der Vorsicht recht behalten sollten. Napoleon war plötzlich auf dem Kriegsschauplatz erschienen und hatte bei Brienne seinen ersten Prankenschlag gegen die Vorhut der Blücherschen Armee geführt.

Wir haben den Kaiser zuletzt in Paris gesehen, wo er mit seinem Parlament die hitzigen Kämpfe ausfocht. Eine solche Sprache hatte man gegen seinen kaiserlichen Willen noch nie geführt. Und dennoch muß die historische Gerechtigkeit sagen, daß Napoleon in seinem Rechte war, sachlich sowohl wie ethisch. Das Vaterland als solches war in Gefahr, seine Grenzen wurden überflutet von den Armeen der Verbündeten, von Kroaten, Baschkiren und Kosaken, und in diesem Augenblick wandten sich die Vertreter des Vaterlandes gegen den Kaiser, den von der Nation erwählten. Wo waren die Zeiten hin, als die Revolution, als Danton und Carnot zu den Waffen riefen? Gewiß war allerdings das eine, Senat und Volksvertretung konnten nur wider den Stachel löcken zu einer Zeit, wo der Kaiser schwach war und des Volkes bedurfte. War er stark, gab es kein Mucken gegen diesen Mann. Der Senat hatte die Aushebung von fünfmalhundertfünfzigtausend Mann ausgeschrieben, und diese Aushebung war zu verwirklichen. Ein Land von fast 30 Millionen konnte nicht erschöpft sein. Es ist ausgerechnet worden, daß Frankreich seit dem Jahre 1812 an Toten, Invaliden, Gefangenen, zusammengezählt diejenigen in Festungen eingeschlossenen fünfhunderttausend wehrfähige Männer geopfert hatte. Aber im Maßstabe zu Preußen gemessen war das eine verhältnismäßig geringe Leistung. Bei einer gleichen Anstrengung wie Preußen konnte Frankreich noch eine Million Streiter auf die Beine bringen. Aber die gesamte Masse, über welche Napoleon in dem entscheidenden Feldzuge von 1814 gebot, in Frankreich, Italien, Spanien, Holland, in allen Festungen, war im ganzen nur kaum dreimalhunderttausend Mann. Sein Appell an die Nation war verhallt, das in Paris konzentrierte autokratische Regierungssystem mit einem Schein von Volksvertretung rächte sich jetzt. Der Kaiser war zu klug, um sich über seine Lage zu täuschen. Man sah ihn in Stimmungen, wie man sie sonst an ihm nicht gewohnt war. Er nahm wohl den Knaben, den ihm Maria Louise geboren hatte, auf den Arm und sagte wehmütig: „Dies Kind wird wohl nie über Frankreich herrschen."

Seine Rüstungen blieben zunächst nur Papier, der Moselpräfekt schrieb am 16. November über Massendesertion der Konskribierten. Victor am Oberrhein hatte 10800 Mann, wo er 33000 brauchte. Marmont schrieb am 11. Dezember, Division Compans zähle nur noch 4000, während sie drei Wochen früher noch 9000 hatte, Bertrand schmolz von 22000 auf 8000, alles durch Typhus. Am 4. schrieb Macdonald aus Cleve an Molitor „mit Tränen in den Augen", das frühere 5. Korps zähle nur noch 5000 zwischen Koblenz und Nymwegen „und nichts dahinter", am 8. deklamierte er: „O mein Vaterland, nimm all mein Blut und sei gerettet!" Sebastiani berichtete am 22. aus Köln hoffnungsvoller; „das 5. Korps sank aber damals schon auf 2700. Am 20. schrieb Major Baltazar, Deputierter des Kriegsministers, über Plünderungen der Division Molitor.

Durch einen Senatsbeschluß hatte der Kaiser seine Gemahlin zur Regentin und seinen Bruder Joseph, den ci-devant König von Spanien zum Generalleutnant des Kaiserreichs ernannt. Es war am 23. Januar, als sämtliche Chefs der Nationalgarde von Paris in den Thronsaal der Tuilerien beschieden wurden. Der Kaiser wollte einen letzten Appell an das Volk in Waffen richten, bevor er zur Armee abging. Alles ist erwartungsvoll versammelt, da tun sich die Flügeltüren auf, und unter dem Vortritt der Großmarschälle und Würdenträger des Hofes erscheint der Kaiser in einfacher Jägeruniform, auf der Brust den Stern der Ehrenlegion. An seinem Arme erscheint die Kaiserin, den kaum zwei Jahre alten König von Rom auf dem Arm. Die Szene glückt; feierliche tiefe Stille liegt über der Versammlung, selbst das vive l'empereur schweigt. Der Kaiser tritt unter den Thronhimmel, neben sich seine Frau, und spricht mit fester Stimme, welche aber dennoch eine gewisse Bewegung verrät: „Der Feind hat einen Teil des französischen Gebietes mit Krieg überzogen, ich eile, mich an die Spitze meiner Heere zu stellen, und hoffe, ihn mit der Hilfe Gottes und mit der Tapferkeit meiner Truppen über die Grenzen zurückzutreiben." Und dann mit entblößtem Haupte sich gegen die Kaiserin wendend: „Ich gehe mit Vertrauen, denn ich lasse unter der Obhut meiner getreuen Stadt Paris das teuerste, was ich auf Erden besitze: die Kaiserin und meinen Sohn!" Am 25. Januar um 3 Uhr früh bestieg der Kaiser den Eilwagen, der ihn zur Armee führte. Er sollte Frau und Kind niemals mehr wiedersehen.

Wir haben von der Stimmung im Hauptquartier des Marschall Vorwärts gehört. Auch der Alte und sein Gneisenau wußten wohl, daß Schaugepräge und wohlgesetzte Worte ihre Bedeutung haben.

„Nancy," so erzählt General Müffling, „war die erste der guten Städte Frankreichs, in welche wir

Digitized by Google

einrückten; Gneiſenau hielt es für angemeſſen, daß es mit einem gewiſſen Pomp geſchehe und daß der Feldmarſchall dieſe Gelegenheit benutze, um ſein Programm zur Kenntnis von ganz Frankreich zu bringen, wozu die Zeitung von Nancy eine gute Gelegenheit bot. Der Feldmarſchall war einverſtanden. Am 16. Januar, als die Avantgarde von Sacken eingerückt war, wurde der Oberſt Graf Noſtiz nach Nancy vorausgeſchickt, um dem Maire anzukündigen, daß er den Feldmarſchall feierlich mit einer Rede zu empfangen habe und zwar in der einſt zum Deutſchen Reiche gehörenden Hauptſtadt Lothringens, mit einer Rede in deutſcher Sprache, wovon er das Konzept einzureichen habe.

Graf Noſtiz kam in der Nacht damit zurück, Gneiſenau verfaßte eine Antwort, die der Feldmarſchall zwar genehmigte, aber behauptete, auf dem Wege nicht auswendig lernen zu können. Nun wurde ich zum Souffleur beſtellt und zu ihm in den Wagen geſetzt, um ihm die Rede einzuſtudieren. Der beängſtigte Maire hatte die Notabeln der Stadt in dem Rathausſaale verſammelt, als der Feldmarſchall, von ſeinem zahlreichen Gefolge umgeben, eintrat und die künſtlich geſchraubten Redensarten des Maire mit Huld anhörte. Man konnte auf der einen Seite die Angſt vor Napoleon nicht verkennen, auf der anderen imponierten unſere ehrwürdigen Koſaken mit ihren langen und gutgeſpitzten Stahlfedern.

‚Meine Herren,‘ hob Blücher an, ‚ich bin zufrieden mit den Geſinnungen, die Sie mir in ihrer Rede ausdrücken. Endlich hat die Gerechtigkeit der Vorſehung unſere Waffen auf Frankreichs Boden geführt. Ganz Europa iſt durch die unerſättliche Ehrſucht desjenigen, der Frankreich ſeit 14 Jahren unumſchränkt beherrſcht, endlich aus ſeiner falſchen Sicherheit geſchreckt. Die Völker der Wolga, der Donau, der Elbe, der Themſe, des Tajo ſind ausgezogen und ſtehen jetzt auf dem Gebiete des einſt ſo glücklichen Frankreichs. Viele dieſer Völker waren einſt mit Freundſchaft und Anhänglichkeit Frankreich zugetan; alle ſind nun deſſen Feinde geworden, und wodurch? durch den alles umſtürzenden Ehrgeiz eines einzigen. Durch ihn ſind ſelbſt diejenigen Völker, die nicht kriegeriſch waren, aus Not es geworden, weil ſie die Erniedrigung und die Schmach, worunter ſie ſeufzten, und ſeinen und ſeiner Schildträger Hohn und Plünderung nicht länger zu ertragen vermochten. Seht jene Portugieſen, die jetzt an dem Ufer der Garonne ſtehen, ſie werden jetzt zu den beſten Truppen Europas gezählt; jene Holländer, die mit einem Male das verhaßte Joch abwerfen und zu den Waffen greifen.

Gott hat endlich ſtrenges Gericht gehalten und 600000 Franzoſen in zwei Feldzügen von der Erde vertilgt. Arme, beklagenswerte Opfer der unermeßlichen Ehrſucht eines Herrſches, verſchwenderiſch mit dem Blute eines Volkes, dem er ein Fremdling iſt!

Und was ſehe ich als Gewinn ſo vielen vergoſſenen Blutes in Frankreich? Eine ganze Generation, die jungen Männer von 20 bis 30 Jahren vertilgt. Der Krieg hat ſie verzehrt; das bare Geld iſt verſchwunden, der Handel in Feſſeln gelegt, der Ackerbau ohne Aufmunterung, die Gewerbe ſind im Verfall. Ich ſehe das Volk ſeufzend unter der Laſt der Abgaben; Gendarmen eure Kinder zu den Fahnen des Ehrgeizigen ſchleppend, der ſolche umkommen läßt aus Mangel an Fürſorge; in den Geſellſchaften bezahlte Auflaurer, einem Polizeimeiſter Savary die Klagen und Seufzer hinterbringend, die eine ſo grauſame Regierung erpreßt. Militär- und Spezialkommiſſionen, die mit ungeſetzlichen Todesurteilen, Galeeren und ewigen Gefängniſſen die Klagen der Leidenden zurückſchrecken. Iſt dies der Preis nie endender Kriege, wodurch ſo viele Völker ſo grenzenlos unglücklich geworden ſind? Alſo für Generale, für Intendanten, für Kommiſſäre, die durch Plünderung unſerer Länder und durch die ſchamloſeſten Erpreſſungen ſich bereicherten, habt ihr ſo viel erduldet? Unglückliches Volk!

Oft haben wir den Frieden angeboten, gern hätten wir ihn mit großen Opfern erkauft; übermütig wurden wir abgewieſen. Wir müſſen ihn nun mit den Waffen auf eurem Gebiet, und wenn es ſein ſoll, ſelbſt in eurer Hauptſtadt ſuchen.

Wohlan! Die erhabene Tapferkeit unſerer Truppen wird ihn zu erkämpfen wiſſen und mit ihm unſere Nationalunabhängigkeit, die Freiheit des Handels und die der Meere, denn wir ſind es, die für dieſe Meeresfreiheit kämpfen und nicht er, euer Herrſcher, der ſo gern alle Häfen verſchließen möchte, die die Vorſehung den Völkern zu ihrer Wohlfahrt geſchenkt hat.

Es tut mir leid, euch nicht alle Laſten erſparen zu können, welche der Krieg unvermeidlich mit ſich führt. Was ich zu deren Erleichterung beitragen kann, ſoll geſchehen, wir wollen euch nicht die Verheerungen entgelten laſſen, die eure Heere in unſerem Lande angerichtet haben, und nicht dafür Rache nehmen. Wir führen den Krieg nur gegen diejenigen, die ihn ſo gern verewigen möchten.

Die verhaßteſten eurer Abgaben, die droit réunis, die gabelle, die droits d'enregistrement habe ich aufgehoben. Möchte ich für euch namentlich, brave Lothringer, die alte gute Zeit zurückrufen können, womit die ſanfte Regierung eurer Herzöge euch einſt beglückte.‘“

Hier mögen zwei kleine Randbemerkungen Raum finden, deren eine zeigt, wie populär Blücher bereits war, deren andere die Aufnahme der unliebſamen Gäſte in einem franzöſiſchen Quartier ſchildert.

Digitized by Google

Ein Brief des Schornſteinfegers Keller zu Schweidnitz an Blücher. (Abgedruckt im Rheiniſchen Merkur vom 11. Juni 1815):

„Allunüberwindlichſter Feldmarſchall!
General, Herr General Vorwärts Excellenz!
Liebwertheſter Herr Blücher!

Verzeihen Sie Excellenz, liebwertheſter Herr Blücher General Vorwärts, daß ich als unzeitige Geburt es wage, an Sie zu ſchreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es iſt wegen meinem Traugott; ich bitte Sie um alles in der Welt, liebſter Herr Blücher, Excellenz General Vorwärts, was iſt das für eine infame Konfuſion mit dem Feldpoſtamt; ich habe meinen Traugott bei den Gardejägern, er kennt Ew. Excell. Vorwärts genau und gut; ſchon zweimal habe ich ihm Zulage geſchickt, aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Ew. Excell. demüthigſt, corrigiren Sie die Kerls doch einmal, aber nach alter preußiſcher Manier; Sie verſtehen ſchon, wie ich 's meyne; das wird gewiß helfen; denn es iſt zum die Schwerenoth zu kriegen, wenn man den Kindern, die für's Vaterland ſtreiten, was ſchickt, und ſie nichts bekommen. Ew. Excell. werden den Kerls doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals ſchicken; deshalb habe ich es Ihnen geſchrieben, denn ich weiß ſchon, daß mit dem Alten nicht viel zu ſpaßen iſt. Ew. Excellenz unüberwindlichſter Feldmarſchall General Vorwärts genannt, liebwertheſter Herr Blücher, ich verbleibe Ihr unterthänigſter

Schornſteinfeger Matthias Keller
zu Schweidnitz 1814.

N. B. Wenn Sie meinen Traugott ſehen, ſo bitte ich, ihn unbeſchwert zu grüßen, aber ſchenken Sie ihm nichts; doch ich habe ihm immer zur Ordnung angehalten. Na, adjeu."

In einem franzöſiſchen Quartiere zwiſchen Thionville und Metz (Hagondange):

„Unſer erſtes franzöſiſches Quartier war in Hagondange zwiſchen Thionville und Metz bei dem Schwiegervater eines franzöſiſchen Generals. Der ſehr alte Mann war ganz Franzoſe und ein echtes Original. Obgleich durch Furiere gehörig Quartier gemacht worden war, fanden wir doch bei unſerer Ankunft nichts vorbereitet, auch nicht einmal Anzeichen dafür, daß wir oder unſere Leute etwas zu eſſen bekommen würden. Auf mehrfache Anfragen hieß es jedesmal: ‚ça se trouvera,' wobei es aber blieb. Unſere Anforderungen wurden mit wachſendem Hunger dringender, und ſchließlich erklärten wir, daß wenn er nichts geben wolle, wir nehmen würden, was wir fänden, worauf der Wirt erklärte: ‚Ma foi, j'aime mieux, qu'on le prenne, que je ne le donne.'

Nun wurden Speiſekammern und Schränke geöffnet, überall fanden ſich Vorräte in Menge, und bald hatten wir ein gutes Diner, an dem der alte Herr ganz heiter und unbefangen teilnahm.

Als es zum Schlafengehen kam, war wieder für nichts geſorgt; wir Adjutanten logierten in dem großen Wohnzimmer, ließen uns auf der Erde eine Streu machen und bedeckten uns mit unſeren Mänteln. Unſer Wirt hatte in einer Niſche ein prächtiges Bett mit vier Matratzen, verzehrte, als wir uns eben niedergelegt hatten, noch behaglich einige eingemachte Früchte und begab ſich dann zur Ruhe. Aber dieſe ſollte nicht ungeſtört ſein. Herein trat mein Jean, der, nachdem er die Pferde beſorgt hatte, nach ſeinem Herrn zu ſehen kam. Er bedauerte ſehr, nicht früher gekommen zu ſein und mir ein beſſeres Lager bereitet zu haben. Mit einem Male fiel ſein Blick auf den Wirt, der in der Niſche auf ſeinem hohen Bette lag. Sofort trat er heran und forderte einige Matratzen von ſeinem ‚hohen Thron' und auf die Erwiderung: ‚je ne comprends pas,' zog er dem Alten mit einem kräftigen Ruck erſt eine, ſodann eine zweite Matratze direkt unter dem Leibe fort. Auch das brachte den Wirt nicht aus ſeiner Ruhe: ‚Est-ce un aimable jeune homme!' bemerkte er mit unerſchütterlichem Gleichmut. Wir ließen aber dem alten Mann ſeine Matratzen wiedergeben und konnten erſt nach vielem Lachen zum Schlafen kommen."

Digitized by Google

31. Kapitel

Brienne und La-Rothière

Seit dem 27. Januar befand ſich das Hauptquartier des Feldmarſchalls Blücher in Brienne auf dem alten Schloſſe daſelbſt, in der Stadt, wo einſt Napoleon auf der Kriegsſchule ſeine erſten Studien gemacht hatte, die zu einer ſo gewaltigen Laufbahn führen ſollten. Hier empfing er den Herrn von Steigentesch, von deſſen Sendung wir hörten, von hier aus ſchrieb er auch an ſeinen guten Freund, den Freiherrn von Vincke, damals Zivilgouverneur der Provinz Weſtfalen.

„Wihr guht geſinnten wollen Schlagen, aber die Diplomatiquer haben hundert andere Projekte; ſoll die Sache gut Führ die Menſchheit werden, ſo müſſen wihr nach Paris. Dohrt können unſre Monarchen einen guhten frieden ſchließen, ich darf ſagen dictiren. Der Tiran hat alle Hauptſtädte beſucht, geplündert und beſtohlen; wihr wollen uns ſo was nicht ſchuldig machen, aber unſre Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in ſeinem neſte zu beſuchen."

Mit Mißtrauen hatte der Alte die Sendung des Herrn von Steigentesch entgegengenommen, mit Mißtrauen blickte er überhaupt nach Langres und den „Diplomatikern" im Hauptquartier der böhmiſchen Armee. Aber die Dinge lagen der Entſcheidung nahe. Der Kaiſer Napoleon war noch in der Nacht in Châlons ſur Marne eingetroffen und ſchon in der Morgenfrühe des 26. Januar gingen ſeine Befehle an die Herzöge, die er in jener Gegend verſammelt hatte: Raguſa, Moskwa und Belluno. Die drei Herzöge verfügten insgeſamt über ungefähr 34000 Mann Truppen, denen der Kaiſer 7000 Mann Junger Garde zuführte. Außerdem waren der Herzog von Tarent mit 9000 Mann und der Herzog von Treviſo mit 20000 Mann unterwegs. Es waren nur noch Scheinbilder einſtiger Größe, Korps von Diviſionsſtärke, doch befanden ſich unter den 70000 noch genug Überreſte der alten Armee, von der außerdem Teile in der Feſtung Mainz ſowie in Metz unter Durutte zurückblieben. Die Umwandlung reihte auch neue Diviſionäre ein wie Molitor, von dem man ſeit Aſperns ruhmvoller Verteidigung nichts mehr vernahm. Ins Korps Victor trat der gelehrte und barſche Duhesme, einſtiger Gouverneur von Barcelona, unter Marmont waren Lagrange und Ricard vereint, Compans ging nach Paris zurück, um Depottruppen zu ſammeln. Neys Junge Garde ſank auf zwei Diviſionen Decouz und Meunier, da Roguet nach den Niederlanden ging, ebenſo Maiſon; Pacthod heilte eine auf dem Marſch nach Frankfurt erhaltene Wunde in Paris und ſammelte eine Diviſion Nationalgarde. Ein ſchwaches neues Korps unter Gérard bekam ſpäter den Gardebrigadier Rottenbourg; Curial und Michel blieben bei der Alten Garde, ſie zählte ſpäter nur noch eine Diviſion Friant; die Gardekavallerie führte zumeiſt der kühne Lefebvre-Desnouettes, einſt an der Esla von engliſchen Huſaren Franklin gefangengenommen und jetzt aus England entwiſcht. Von den früheren 5 Reiterkorps ſtanden noch Sebaſtiani und Doumerc im Felde, Milhaud und Kellermann warteten auf Herſtellung neuer Korps. Oudinot und der alte Lefebvre befanden ſich im Gefolge des Kaiſers und warteten auf eine Vakanz für Kommandos, desgleichen ſtanden für ſpäter Pajol, L'Héritier, St. Germain, Rouſſel, Bordeſoulle zur Verfügung, während der verdiente Generalgouverneur der Kolonien Decouz in Ungnade fiel, weil er an Verteidigung von Holland verzweifelte. Exelmans ſtand jetzt bei der Gardereiterei, Defrance führte die berittenen Ehrengarden, auch Milhaud machte vorerſt als Dragonerdiviſionär mit. Obige Ziffern ſind auch teilweiſe fragwürdig, laut Marmont führte man nur 36000 alles in allem auf Brienne heran, 40—45000 iſt eine maßloſe Ziffer.

Mit raſchem Blick erkannte Napoleon die Lage der Dinge und beſchloß, ſich auf Blücher, ſeinen „erbittertſten Feind", zu ſtürzen, bevor noch die böhmiſche Armee zu deſſen Unterſtützung heran war. Da Blücher bereits bei Brienne ſtand, der Kaiſer aber von Châlons und Vitry anmarſchierte, ſo konnte es gelingen, der ſchleſiſchen Armee in den Rücken zu kommen. Allerdings erwartete der Kaiſer Blücher noch bei Saint-Dizier, aber hier ſtand nur der General Lanskoy, der mit ſcharfem Stoß aus Saint-Dizier hinaus-

Digitized by Google

geworfen wurde und ganz die Verbindung mit Blücher verlor. Jetzt marschierte der Kaiser durch den Wald von Der auf Brienne zu, wo er am 29. Januar eintraf. Da der Kaiser auf die Mitwirkung Mortiers von Troyes her bestimmt rechnete, glaubte er schon den alten Marschall Vorwärts in der Mausefalle zu haben.

Die französische Kavallerie führte Emanuel Graf von Grouchy, ein Abkömmling des alten Frankreichs, aus dem Hochadel des ancien régime! Er war einst — flaumbärtig noch — Kapitän bei der Königlichen Leibgarde unter Ludwig XII., kam dann über die Revolutionsjahre weg zu den Fahnen des Kaisers, dem er bewundernd anhing. Napoleon hielt nicht viel von Grouchys militärischen Fähigkeiten, hatte ihm noch 1813 ein Korps verweigert, aber jetzt die gesamte Kavallerie anvertraut. Grouchy zeigte sich nicht entschlossen. Als er aus dem Gehölz von Ajou vorbrach, fand er die Kavallerie des russischen Generals Graf Pahlen vor Brienne aufmarschiert. Statt sie sofort anzugreifen, glaubte er seine Verstärkungen abwarten zu müssen und verlor so die Gunst des Augenblickes. — Von der Schloßterrasse zu Brienne aus beobachtete der alte Feldmarschall Vorwärts den Anmarsch der Franzosen, voll guten Humors. Der Schloßberg, der Sitz der Kriegsschule, erhebt sich 30 Meter über dem ebenen Gelände, in welchem die Stadt Brienne rechts der Aube liegt, ungefähr 2000 Schritt vom Fluß entfernt. Hinter dem Schloß lag ein Park, der in ein sich nach dem Fluß Aube senkendes Gehölz ausläuft. Ein besonderes Vergnügen machte es Blücher, als er durch sein Glas den Kaiser Napoleon und seinen Stab deutlich erkannte. „Na, der Kerl, der Bonaparte, hat ja hier auf der Kriegsschule wohl studiert, da kann er denn ja man gleich sein Examen machen und zeigen, daß er was gelernt hat. Wollen ihm aber zeigen, daß wir auch was können, — Gott straf mir!" — Man hatte den Obersten Bénard, Napoleons Depeschenreiter, gefangen eingebracht; er hatte vier gleichlautende Depeschen an Mortier und die andern Generale Bordesoulle (wir kennen ihn von Leipzig her, von Güldengossa), Colbert und Gérard bei sich, aus denen die Angriffsabsicht des Kaisers deutlich hervorging. — Indes wurde dem alten Marschall das Beobachten von der Terrasse aus langweilig. Er setzte sich im Saal mit seinen Offizieren zu Tisch und lud Oberst Bénard ein. Während die gewöhnliche Heiterkeit über der Tafel herrschte, schlugen einige Kanonenkugeln in das Schloß oder polterten auf Dach und Boden. Verbindlich entschuldigte Blücher dies bei dem französischen Herrn und befahl dem Stabswachenkommandanten, ihn an einen geschützten Ort zu bringen. Aber mit vollendeter Höflichkeit lehnte Bénard dies Anerbieten ab: er befinde sich in zu angenehmer Gesellschaft, um dieselbe zu verlassen. — Etwas unruhig wurde bei dem Gekrache indes ein als Freiwilliger anwesender Gelehrter*), der bedenklich nach der Decke guckte, ob sie wohl durchschlüge. „Ei Mann, was haben Sie denn?" rief Blücher lachend über die Tafel, „gehört das Schloß Sie? oder mich? Nee! Wir können also ganz ruhig sein. Wir haben keene Reparaturkosten nich zu bezahlen nöthig!" —

Nach dem heftigen Bombardement nahm der Kaiser die Division Duhesme gegen Brienne vor. Es gelang den Tirailleuren, sich an die Stadt heranzupirschen und einzudringen. Aber Pahlens Jäger warfen sie wieder hinaus. Nun sandte Napoleon den ortskundigen General Chataux mit einer Kolonne durch das Gehölz gegen das Schloß, den Fürsten von der Moskwa, Michel Ney, mit sechs Bataillonen der Gardedivision Decoux zur Unterstützung des erneuten Angriffs der Division Duhesme ab. Mit Entschlossenheit, unter dem Auge des Kaisers, gingen die Franzosen vor. Aber auch Blüchers Auge wachte. Schon hatte er erkannt, daß ein schneller Kavallerieangriff auf die gänzlich freie Flanke der Kolonne Duhesme lohnend sei. Graf Pahlen mußte reiten und ritt so glücklich, daß er die französische Kolonne zersprengte und in Unordnung auf die Gardebataillone Neys zurückwarf. Zehn Geschütze wurden genommen. Nur die Dunkelheit hinderte weitere Verfolgung der Vorteile.

Indessen verlor Duhesme nur 18 Offiziere, Ney 24; eine dritte neugebildete Gardedivision Rottenbourg unter Oudinot kam noch nicht heran. Dagegen irrt man allgemein, Marmont und Gérard seien noch nicht angelangt, wenigstens fochten Vorhuten von ihnen mit; auch von Doumercs Küraſſieren die Gardereiterei, von deren Attacken man überall liest, focht gar nicht, Milhauds Dragoner fast nicht. Die Hauptlast des Treffens lag auf Division Chataux (früher Dubreton, 51 Offiziere).

Inzwischen war das Korps Sacken durch die Stadt marschiert und hatte jenseits seine Biwaks bezogen. Die Stadt stand in hellen Flammen. Blücher glaubte, die Affäre sei glücklich zu Ende. Aber um ein Haar wäre es dennoch zu einer Katastrophe gekommen. Der gewandte General Chataux, der Wege und Stege kundig, hatte sich durch Gehölz und Weinberge an das Schloß von Brienne herangeschlichen.

„Bei einbrechender Nacht," erzählt Förster, „kehrte Blücher mit seinem Generalstabe nach dem Schlosse zurück; er hatte sich mit eigenen Augen von dem Rückzuge des Feindes überzeugt. ‚Lassen Sie,' sagte er zu seinem Adjutanten, Grafen Nostitz, ‚meine Pferde in die Stadt führen und für einen guten Stall sorgen, hier oben fehlt es daran und für heut brauchen wir sie nicht mehr.' Auch Gneisenau gab denselben Auftrag

*) Prof. Steffens war es nicht; der traf erst einige Tage später im Hauptquartier ein. Vielleicht war es Karl von Raumer, der in seinen Memoiren von der Affäre von Brienne spricht, oder Feldprediger Blank. Menschlich sehr begreiflich, daß man nach der Decke sieht, wenn da oben Kanonenbälle poltern.

Digitized by Google

und ſtieg mit dem Feldmarſchall in das obere Stockwerk, um von hier die Lagerfeuer des Feindes zu überſehen. Der vorſichtige Noſtitz aber ließ die Pferde nicht in die Stadt führen; um ſie dem Feldmarſchall aus den Augen zu bringen, wurden ſie außerhalb des Schloſſes angebunden, nur zum Füttern abgezäumt, nicht abgeſattelt. Noſtitz blieb mit zwei Ordonnanzoffizieren, den beiden Grafen Golz und Schwerin, auf dem freien Platze vor dem Schloſſe. Es fiel ein Schuß im Park; die Kugel ſchlug an die Mauer, man achtete nicht darauf, da nach einem Gefechte, wie nach einer Jagdpartie, einzelne Schützen, um das Gewehr zu reinigen, den alten Schuß abfeuern. Aufmerkſamer wurde man, als jetzt ein zweiter, ein dritter Schuß fielen, das Geknacker wurde lebhafter und kam immer näher; man wußte nicht woher. Ordonnanzen und Pferde wurden verwundet. ‚Der Feind iſt in dem Park! Der Feind iſt in dem Schloſſe!‘ erſcholl es von mehreren Seiten; alles lief und ſprengte davon. Noſtitz eilte die Stiegen hinauf, den Feldmarſchall und Gneiſenau zu rufen, Golz und Schwerin brachten die Pferde; der letztere hielt ſich an dem Steigbügel einer Ordonnanz feſt und galoppierte zu Fuß mit davon. Das Hauptquartier ſchlug den Weg nach der Stadt ein. Antonof, ein treuer Koſak, der Ruſtan Blüchers, ritt auf Kundſchaft vorauf und brachte die Nachricht, daß auch in der Stadt Franzusky ſeien. Bei dem Flammenſcheine der brennenden Häuſer erkannte man einen Trupp franzöſiſcher Reiter. Der Feldmarſchall zog vom Leder und machte ſich zum Einhauen fertig. Gneiſenau faßte den Zügel ſeines Pferdes und zwang ihn, in eine Seitengaſſe einzulenken. ‚Wir müſſen traben!‘ rief er dem Feldmarſchall zu; dieſer brummte in den Bart und blieb im Schritt, obſchon die feindlichen Reiter im Galopp nachſprengten. ‚Wollen Sie im Triumph in Paris eingeführt werden?‘ rief Gneiſenau mit eindringlicher Heftigkeit. Blücher ſteckte nun den Säbel ein und gab dem Pferde die Sporen; er war gerettet. Der ruſſiſche Ingenieuroberſtleutnant Graf Rochéchuart und der preußiſche Hauptmann von Heyden blieben auf dem Platze; Graf Hardenberg, Kommandant des Hauptquartiers, wurde gefangen. General Sacken wurde durch die Geiſtesgegenwart ſeines Adjutanten Venançon gerettet. Dieſer, ein Franzos, rief den ſie umringenden Feinden zu: ‚nous sommes de vous!‘“

Naiv, aber ſicherlich echt war der Zorn des greiſen Feldmarſchalls über dieſen Handſtreich Napoleons, den er als perſönliche Beleidigung auffaßte. „Der Kerl ſoll nicht in meinem Bett ſchlafen! Gott verdamme mir!“ rief er wütend aus. Noch um 10 Uhr griffen die Jäger Sackens das brennende Brienne von neuem an. Die Stadt wurde zurückgewonnen, nicht aber das Schloß. Indes, Blücher konnte ruhig ſein —, der „Kerl“ ſchlief nicht in Brienne, ſondern in Maizières.

Noch in derſelben Nacht befahl Blücher den Rückzug auf Trannes. Der Tag von Brienne ſchien ihm allerdings ebenſo ein Sieg als für Napoleon, wenngleich die Verluſte auf beiden Seiten *nicht* „gleich“ waren. Sacken und Pahlen geſtehen 4000 Verluſt zu, Napoleon verlor 100 Infanterie-, 13 Kavallerieoffiziere, alſo normal 2150, höchſtens 2500. Jedenfalls nahm er Brienne als Sieg für ſich in Anſpruch. „Seit der Schlacht von Brienne ſind unſere Armeen in großem Anſehen bei den Verbündeten. Sie glaubten nicht mehr an das Vorhandenſein unſerer Armeen,“ ſchreibt er an ſeinen Bruder Joſeph. — Seltſam nur, daß der Kaiſer ſeinen angeblichen Sieg nicht verfolgte, wie er es doch ſonſt in ſeiner Laufbahn ſtets zu tun pflegte. Aber der Kaiſer wußte wohl, daß Blücher längſt nicht geſchlagen war; er wußte, daß er ſelbſt ſich gegenüber den überlegenen Kräften der böhmiſchen Armee, die ſeine Flanke bedrohte, und der ſchleſiſchen Armee befand. Außerdem konnte das Korps York im Anmarſch ſein. — In der Tat war die Lage für die Verbündeten ſehr günſtig — ſie konnten gegen die 45000 Mann Napoleons die dreifache Übermacht vereinigen, daß bei richtiger Verwendung ihrer Streitkräfte des Kaiſers Untergang ſchon hier gewiß war. Indes man wagte mit *ganzer* Kraft nichts. Es war immer, als ob der Fürſt Schwarzenberg vor einer entſcheidenden Schlacht zurückzuckte. Mag Politik, mögen perſönliche Gründe im Spiel geweſen ſein, für ein ganzes Wagen war er nicht *).

Jedenfalls überließ Schwarzenberg an dieſem Tage Blücher das Oberkommando. Man ſagt, daß Zar Alexander hier ein Machtwort geſprochen habe, der zu Blüchers Feldherrnfähigkeiten ein größeres Zutrauen hatte als zu denen Schwarzenbergs. Das ruſſiſche Grenadierkorps unter Rajewſki, ein Teil der ruſſiſchen und preußiſchen Garden, die Armeekorps des Kronprinzen von Württemberg und des Generals Grafen Gyulai wurden Blücher zur Verfügung geſtellt. Ebenſo ſollte der bayriſche General Graf Wrede zur Unterſtützung bereitſtehen. So hatte Blücher unter ſich vereinigt eine Armee der verſchiedenſten Na-

*) Die geſchichtliche Gerechtigkeit verlangt, daß wir aus der Biographie Schwarzenbergs von Proleſch zitieren: Während der Anordnungen zur Schlacht fragte Blücher den Fürſten: „Sie wollen alſo wirklich, daß ich angreife? Ich werde es tun; allein, ich ſage, wir werden geſchlagen, der Augenblick iſt ungünſtig!“ — „Ich begreife dieſe Behauptung nicht,“ antwortete Schwarzenberg, „wir haben die Höhen, die uns eine Poſition bilden, wie man ſie in der Welt nicht ſchöner finden kann. Napoleon iſt dagegen, unbegreiflich, wie ein Anfänger, in der Ebene vor uns, einen konvexen Halbkreis bildend, und wenigſtens dreimal ſchwächer! Warum ſoll alſo der Zeitpunkt ſchlecht gewählt ſein?“ — Blücher: „Weil die Wege ſo ſchlecht ſind, daß man mit der Artillerie nicht von der Stelle kann.“ — Schwarzenberg: „Deſto beſſer, ſo werden wir die der Franzoſen nehmen.“ — Der Dialog klingt ſehr wenig blücheriſch und ebenſowenig ſchwarzenbergiſch.

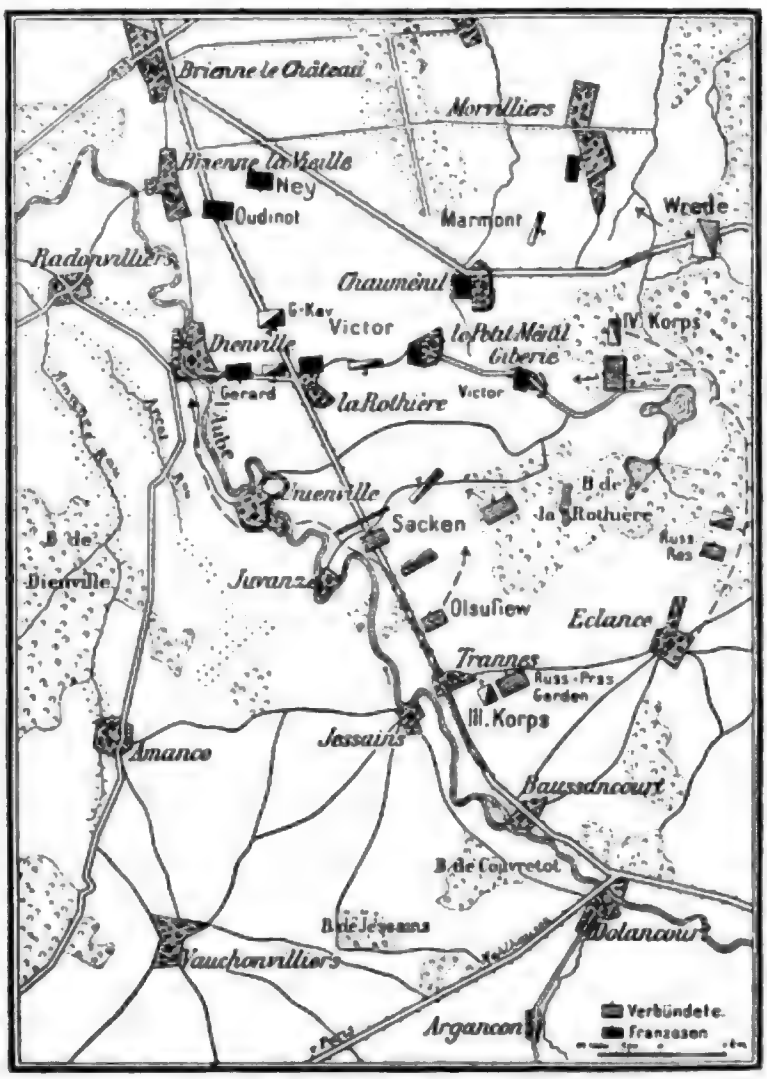
Digitized by Google

tionen. Nur die preußischen Garden, die nicht einmal ins Gefecht kamen, gehörten dieser Armee an, alles andere waren fremde Truppen. In seinem Schlachtbefehl ordnete infolgedessen der praktische Alte an, daß wegen der vielen verschiedenen Uniformen ein gemeinsames Erkennungszeichen getragen werden solle, nämlich ein grünes Feldzeichen an Tschako oder Mütze und eine Binde am linken Oberarm. Im ganzen befehligte Blücher über 80000 Mann, eine doppelte Übermacht, die in so tatkräftiger und entschlossener Hand eigentlich den Sieg schon verbürgte selbst gegen das Genie Napoleons.

Der Kaiser hatte seine Stellung in einem Halbbogen ausgespannt, der ziemlich dünn ausfallen mußte, weil er nur 33000 Mann zur Verfügung hatte, viel davon stand unter Marschall Ney und Marschall Oudinot als Reserve bei Alt-Brienne. Wohl herrschte bei den Truppen des Kaisers eine gute Stimmung. Der halbe Sieg von Brienne hatte diese jungen Menschen begeistert. Auch fehlte es nicht an Artillerie, die der alte Artillerist von Toulon sehr günstig placiert hatte. Aber dennoch mochte der Kaiser es für bedenklich halten, sich von so stark überlegenen Kräften angreifen zu lassen, denn als er gegen Mittag die Nachricht von Blüchers Anmarsch erhielt und zugleich durch einen desertierten bayrischen Trompeter von dem Flankenmarsch des Generals Wrede erfuhr, beschloß er den Rückzug und stieg zu Pferde, um selbst nach dem Rechten zu sehen. Er wurde aber, wie man erzählt, zwischen Alt-Brienne und La-Rothière von den jungen Garden mit solcher Begeisterung begrüßt, daß er sich entflammen ließ und ausrief: „En avant!" Das Dorf La-Rothière war der Schlüsselpunkt der Stellung. Dies wurde flankiert von den Dörfern Dienville und Giberie, war dann am linken Flügel bis Morvilliers zurückgebogen, wo Marmont stand. Es war nun so, daß Gyulai mit seinen Österreichern das Dorf Dienville, wo auf französischer Seite Gérard den Befehl führte, angriff, daß Blüchers Russen unter Sacken sich auf La-Rothière warfen, während der Kronprinz von Württemberg gegen Giberie und Wrede sich gegen Marmont in Morvilliers wandte. Gneisenau hatte die Disposition zum Angriff entworfen und trug sie den Monarchen, die um Mittag auf dem Schlachtfelde erschienen, persönlich vor. „Der Leser wird lachen," bemerkt Karl von Raumer, „wenn ich ihm gestehe, daß es mir fast seltsam vorkam, als ich sah, wie der königliche Mann (Gneisenau), während er dem Kaiser Bericht erstattete, den Generalshut in der Hand hielt." Es war ein so wildes Wetter an dem Tage, und ein so heftiges Schneegestöber, daß es unmöglich war, die Lage der Truppen zu übersehen. Das Gestöber war (nach Raumer) so stark, daß es selbst den Kanonendonner dämpfte. Unter diesem weißen Flockenwirbel begann nun das wilde Morden. Das Blut von fünf Nationen tränkte den weißen Schnee des Schlachtfeldes von La-Rothière. Tatsächlich wurde Napoleon halb und halb überrascht, da er in rechtzeitiger Ahnung der Gefahr nur ein scharfes Nachhutgefecht liefern wollte. Division Meunier abkommandiert in Laismont, Division Decouz so weit zurück, daß sie heut nur 2 Offiziere verlor, ebensowenig Duhesme (früher Jomini), das angeblich die Hauptrolle heut spielte! Damit wird die ganze Fabel von Zersprengung und Aufreibung Duhesmes zunichte, Korps Victor verlor überhaupt nur 41 Offiziere. Die Gardereiterei, die sich im Abzug auf Brienne befand und angeblich dabei überrannt wurde, verlor nur 3, die übrige Reiterei nur 8 Offiziere, auch die Artillerie verlor zu wenig, um an ihre angebliche Niedersäbelung zu glauben. Ungemein gewandt hielt sich Marmont mit seinen schwachen Kräften gegen Bayern und Württemberger, die ihre sechsfache Übermacht nicht auszunützen verstanden, er verlor 30 Offiziere. Erst ganz zuletzt führte Oudinot die schwache Junge Garde Rottenbourgs vor (11 Offiziere), deren überall zitierte „Brigade Trapier" nur aus 6. Tirailleurs des Obersten Trapier bestand. Auf jeden Stoß, den die Verbündeten führten, auf jedes Dorf, das sie im blutigen Kampf entrissen, führte der Kaiser geschickt den Gegenstoß, bis es in später Tagesstunde den Russen gelang, La-Rothière zu halten und damit den Sieg zu entscheiden. Sacken litt ungemein, Berndts Ziffer 4660 unterschätzt den Blutverlust der Verbündeten, Jakob Grimms Brief darüber übertreibt freilich arg, daß die Verbündeten bei Brienne und La-Rothière 15000 einbüßten, indessen wird 6000 am 2. Februar nicht weit vom Ziele sein, was man umgekehrt für Napoleon ansetzt, der nach Offiziersmaßstab höchstens 2000 tot und verwundet verlor. Wie es mit 2000 Gefangenen steht, ist ungewiß. Das Getue über Gérards glorreiche Verteidigung von Dienville wird auch zur Ruhe kommen müssen, denn er litt so gut wie gar nicht, übrigens hatte er nicht „Nationalgarden", sondern nur 8 provisorische Bataillone und 12 Depottruppen. In Auflösung wichen die Franzosen auf Brienne zurück, doch Gérard hatte Dienville bis Mitternacht gegen Gyulai gehalten, so brachte er einen geordneten Rückzug fertig. Seine Stellung war eben fast unangreifbar, wurde deshalb auch nur zaghaft anfangs angegriffen. Daß Napoleons junge Milizen zuletzt den Halt verloren, als Nacht und Schnee sich über sie senkten, ist ganz natürlich, auch daß der weitere Rückzug den moralischen Faktor niederschlug. Wieviele Geschütze man ihnen abnahm, wird aus widersprechenden Angaben nicht klar. Da Napoleon nachher noch reichlich mit Geschütz versehen war, wie Blücher noch schmecken sollte, so verlor er wohl höchstens 50 Stück. Jedenfalls belegt späterer Istbestand der an der Schlacht beteiligten Verbündeten, daß sie sehr erheblich litten. Daß sie ihre Trophäen auf 83 Geschütze erhöhten, solch aufgelegter Schwindel ist überall üblich, Napoleon machte es nicht anders. Klappern gehört zum Handwerk, unsagbar naiv sind nur die Historiker, die immer treuherzig den offiziellen Angaben

Digitized by Google

trauen, dagegen den Feind immer der Lüge bezichtigen. Chauvinistische Kriegslegende brachte schon manche Nation zu Fall, nicht nur die Franzosen. Der Kaiser selbst hatte sich, nachdem er das Unabwendliche erkannte, in das Schloß zu Brienne begeben, in dessen Räumen er einst auf den Bänken der Kriegsschule gesessen. Er zeigte starke Unruhe und Besorgnis, daß die Verbündeten noch in der Nacht mit frischen Kräften nachrücken und seine teilweise Niederlage ausnutzen möchten. Von den oberen Fenstern des Schlosses spähte er lange in die Dunkelheit hinaus, um Anzeichen dafür zu erkennen. Er verlangte fortwährend Bericht von seinen Truppenführern. Aber als allüberall durch die Nacht die Wachtfeuer seiner Feinde aufflammten, beruhigte er sich: es war für ihn zunächst nichts weiter zu fürchten. Währenddessen sammelten seine Marschälle und Generale die Truppen. Der Kaiser befahl, noch in der Nacht abzumarschieren, denn er wollte sich einem neuen Angriff nicht aussetzen. Er verließ lange vor der Morgendämmerung das Schloß und ließ nur die Reiterei unter dem General Milhaud gegen die Verbündeten stehen, um seinen Rückzug zu verschleiern.



Plan der Schlacht von La-Rothière

Blücher hatte seine Russen während des Tages mit den Worten: „Ihr nennt mich Marschall Pascholl (Vorwärts)! nun sollt ihr auch sehen, daß ich einer bin," gegen den Feind entsendet. In der Tat gebührte das Verdienst des Tages den Russen. Kaiser Alexander war überglücklich. Er umarmte den Feldmarschall auf dem Schlachtfelde.

„Der große Schlag ist geschehen," schrieb Blücher, „gestern habe ich den Kaiser Napoleon ufs haupt geschlagen, er ist in völligem Rückzug uf Pariß, wihr dürwen einen balldigen Friden entgegen sehen, den er kan uns nicht mehr die Stihrn biden. Der Kaißer von Rußland und unser König wahren zu Schauer, hatten mich aber alles übergeben. Alexander drückte mich die Hand und sagte, Blücher heütte haben sie ihren Sigen die Krone ufgesetzt, die menschheit wird ihnen Segnen."

Das ist gewiß wahr, ebenso aber dem Geiste, wenn auch nicht dem Buchstaben nach Napoleons Auffassung, es sei nur ein großes Nachhutgefecht: Die Feinde „betrachten dies als Schlacht, sie hatten nur mit 15000 der Unsern zu tun"; was wenigstens für sein Vordertreffen richtig war. Er wurde eben festgehalten, so erklärt sich vieles. Wenn man obiges als Täuschungsversuch auslegt (Janson), so sollten Kriegshistoriker doch das statistische Gerüst kennen. Marmont, der wieder eine Probe großer Geschicklichkeit gab, will nur 7 Geschütze 1000 Mann inklusive Gefangener und Doumercs Reiterei verloren haben. Auch er bestätigt, daß nur 20000 Soldaten Napoleons ins Feuer kamen.

Jetzt war es Zeit, sich unerbittlich an die Fersen des Feindes zu hängen und seine Trümmer gegen Paris zu treiben, denn es sah schlimm in den Reihen Napoleons aus; selbst die Garde, diese Elitetruppe, die unter den Pyramiden, in Rußlands Schneefeldern, in Spaniens heißer Glut ihre Festigkeit bewährt hatte, begann zu wanken. Viele gaben vor, krank zu sein, nur um das Heer verlassen zu können. Aus einem Regimente Marmonts entwichen in einer Nacht 267 Mann. Das ärgerlichste für den Kaiser aber war, daß er so nahe der Hauptstadt seines Landes die Nachricht von der Niederlage von La-Rothière nicht unter-

Digitized by Google

ſchlagen konnte, wie ihm das möglich geweſen war bei dem ruſſiſchen Zuſammenbruch. Paris ſah bedenklich aus. „Die Stimme in Frankreich iſt für den Frieden", berichtet ein Zeitgenoſſe. „Sie haſſen Napoleon, die Alliierten, die Bourbonen, den lieben Gott und den Teufel, und ſie lieben nur ihr Intereſſe, und zwar das allernächſte Intereſſe: den Frieden." So dachte man in Paris, und der Statthalter des Kaiſers, Joſeph Bonaparte, ſchrieb an ſeinen Bruder über die Abreiſe der Kaiſerin: „Männer, welche Ihnen aufrichtig ergeben ſind, fürchten, die Abreiſe der Kaiſerin werde die Bevölkerung von Paris zur Verzweiflung bringen und den Bourbonen ein Haupt und ein Reich ſchaffen." Erregt ſchrieb Napoleon wieder. „Ich wiederhole, daß Paris niemals eingenommen werden wird, ſolange ich lebe; wenn aber Talleyrand den Rat gibt, die Kaiſerin in Paris zu laſſen, im Falle der Feind der Stadt ſich nähert, ſo iſt er ein Verräter. Mißtrauen Sie dieſem Menſchen! Er iſt ſicherlich der größte Feind unſeres Hauſes. Laſſet die Kaiſerin und den König von Rom niemals den Feinden in die Hände fallen. Ich möchte meinen Sohn lieber erwürgt, als in Wien zu einem öſterreichiſchen Prinzen erzogen ſehen."

Man ſieht aus dieſen Äußerungen, daß trübe Gedanken durch die Seele des Imperators zogen. Aber wohl für Stunden nur. Wenn Blücher glaubte, daß Napoleon ihm die Stirn nicht mehr würde bieten können, ſo irrte er ſich. Der Korſe hatte ſo oft ſich die Fehler ſeiner Feinde zunutze gemacht, und er tat es auch jetzt mit jener zähen Schnellkraft, die dieſem Manne eigen war. — Am 2. Februar war in Brienne ein großer Kriegsrat der Verbündeten. Von einer energiſchen Verfolgung war bald nicht mehr die Rede. Die öſterreichiſche Partei wollte langſam nachrücken, denn ſtatt dem Kaiſer den Garaus zu machen, hoffte man auf einen Erfolg des Friedenskongreſſes von Châtillon, der am 5. Februar ſeinen Anfang nehmen ſollte. Es hieß, daß die Rückſichten auf die Verpflegung der Kriegsmaſſen eine Trennung der Heere nötig mache. Schwarzenberg, gerade wie nach der Schlacht von Leipzig, übernahm jetzt die Verfolgung der geſchlagenen franzöſiſchen Armee, während Blücher von Brienne aus zunächſt einige Märſche gegen Norden machen ſollte, um dann nach Weſten auszubiegen und ſich vor Paris mit der böhmiſchen Armee zu vereinen. Auf dieſem Wege ſollte er das Yorkſche Korps an ſich ziehen und außerdem das Korps von Kleiſt und ein ruſſiſches Korps, die aus Deutſchland nachrückten. Gleichzeitig aber verfolgte der Feldmarſchall eine andere Aufgabe: er wollte verhindern, daß Marſchall Macdonald, der in Châlons angekommen war, ſich mit dem Heere des Kaiſers vereinigte. Im ganzen konnte Blücher, der bei La-Rothière ſchwere Verluſte erlitten hatte, dann ſein Heer auf annähernd 60000 Mann verſtärken, und mit dieſer Streitmacht glaubte ſich der Mutige jedem Sturm gewachſen. — Aber während Blücher friſch und fröhlich vorwärts drang, nur immer das Ziel im Auge, dem „Kerl von Bonaparte" gehörig eins auszuwiſchen, ging es bei den Öſterreichern wie immer langſam voran. Erſt am 8. Februar beſetzte Schwarzenberg Troyes, brauchte alſo volle acht Tage, um dem feindlichen Boden ſechs Meilen Landes abzugewinnen. Mortier, der von Troyes aus nicht hatte eingreifen können, deckte jetzt mit Victor und Gérard die rechte Flanke und den Rücken Napoleons, der ſich nördlich wandte. Schwarzenbergs Verfolgung krebſte unerträglich langſam. Marmont, als Nachhutleiter ſo kühl und unerſchütterlich wie Ney in Portugal und Rußland, klopfte hierbei Wrede ſo unſanft auf die Finger, daß er bei Überſchreiten eines ſumpfigen Nebenfluſſes 3000 verloren haben ſoll. Wohl ſehr übertrieben, doch ſelbſt General von Janſon geſteht großen Verluſt zu. Hier waren es die einſtigen Strafregimenter Duruttes, die mit ſtarrem Mut ſich opferten (vgl. Tremblant de Rouil). Sie verloren freilich nur 300 Mann, doch das war gar nicht wenig, da die Regimenter oft nicht mal Kompagnieſtärke hatten, meiſt nur 3—5 Mann pro Offizier. So zählte 144. Mitte März 23 Offiziere 106 Mann, 142. Anfang Februar gar nur 40 Mann bei 20 Offizieren!! Allerdings griff auf dem Rückzug von Brienne Deſertion um ſich, wodurch ſich allein erklärt, daß 26 L. von 400 auf 160 ſchmolz, 18. ligne bei Brienne und La-Rothière auf 22 Offiziere angeblich 1100 verlor (Hiſtorique). Der franzöſiſche Soldat iſt durch Niederlagen leicht entmutigt (vgl. aber die Ruſſen nach Eylau, Friedland, Borodino, die Öſterreicher nach Wagram, die Preußen nach Jena), doch noch leichter durch Erfolge neubelebt. Es iſt nun einmal ſo: in der Hand eines Napoleon leiſtet er das Äußerſte. Marmont will zuerſt angeregt haben, ſich auf Blücher zu werfen, dazu brauchte aber den Schüler ſein Meiſter nicht, er las ſchon ſelber auf der Karte das Nötige. — Wohl hatten die Verbündeten in Brienne theoretiſch feſtgeſtellt, daß die Verbindung zwiſchen beiden Heeren durch Reiterei und das Korps Wittgenſteins ſehr gut feſtzuhalten ſei, aber eben das ungleiche Marſchtempo riß die Heere auseinander, ſo daß dieſer Umſtand einem Strategen wie Napoleon ſehr bald verlockend genug erſchien, getroſt über die getrennten Armeen ſeiner Feinde herzufallen, um ſie zu ſchlagen. Der ſpätere Grundſatz Moltkes: „Getrennt marſchieren und vereint ſchlagen," las ſich damals anders, und zwar: „Getrennt marſchieren," das galt, aber als Gegenſatz konnte es heißen: „Und ſich getrennt ſchlagen laſſen." Wir werden bald hören, wie es Napoleon anfing, aus den Fehlern ſeiner Gegner ſeinen Nutzen zu ziehen, wie ſo oft.

Digitized by Google

32. Kapitel

Der Februar 1814

Wir wollen uns jetzt dem Korps des Generals York zuwenden, der auf den Fersen seines ehemaligen Vorgesetzten, des Marschalls Macdonald, marschierte. Der Herzog von Tarent hatte sich, wie wir wissen, darüber beklagt, daß er kein Heer habe. Inzwischen hatte er so etwas gesammelt, was man ein Heer nennen kann. Einer der gewissenhaftesten Generale des Kaiserreichs, tat dieser Mann, wenngleich seit Leipzig dem Kaiser bitterlich gram, seine Pflicht, so gut er sie zu tun vermochte. Er hatte sich mit seinen 12000 Mann in Châlons eingeschlossen hinter hohen Mauern, sumpfigen Gräben und verbarrikadierten Toren. Schon war die Vorhut Yorks unter dem Oberst von Katzeler vor den Toren der Festung. Am 4. Februar, morgens 9 Uhr, ließ Katzeler die Stadt auffordern, sich zu ergeben. Als dies abgelehnt wurde, drang Katzeler mit seinen Füsilieren in die Stadt und schlug sich stundenlang mit den Franzosen herum. Nachmittags gegen 4 Uhr rückte der General selbst mit seiner Hauptmacht heran. Er sandte den Grafen Brandenburg in die Stadt und ließ den Marschall zur Übergabe auffordern, wenn er die Stadt vor einem Bombardement bewahren wolle. General Sebastiani, der Korse, war es, der den preußischen Grafen empfing. „Den Weg zum Marschall," sagte er hochtrabend, „kann ich Ihnen ersparen; unsere Batterien werden dem General York die Antwort aus achtzig Feuerschlünden geben." Nun zögerte der preußische Feldherr nicht länger, mit Brandgranaten zu werfen, und sogleich begannen seine Zwölfpfünder ihr zerstörendes Spiel. Seltsam, daß man von den berühmten achtzig Feuerschlünden der Stadt keine Antwort bekam. Aber auch das Tirailleurfeuer wurde matter und matter. Auch Sebastianis altberühmte Karabiniers und leichte Reiter wurden von preußischen Linien- und Landwehrschwadronen gesprengt. York saß abwartend mit seinen Offizieren um den Herd eines Bauernhauses, und man hatte einen Reitknecht zur Stadt gesandt, um Wein herbeizuschaffen. Stammelnd und taumelnd, aber ohne einen Tropfen Wein kam der Reitknecht zurück. „Alles tot, Exzellenz, alles tot!" Yorks Adjutant, von Valentini, warf sich aufs Pferd, um nachzusehen, und was fand er? Die tapferen Tirailleure hatten ein paar Champagnerkeller aufgefunden, den Flaschen die Hälse gebrochen und von dem schäumenden Stoff in ihrem Durst zu viel hinuntergestürzt, dann waren sie gegen die Mauer gestürmt und hatten so im Rausch den Tod gefunden. Viele lagen auch durchaus nicht tot, sondern nur total betrunken im Schnee, andere saßen, lachten und tranken, alle Gefahr und Drangsal vergessend. Diesen Bericht brachte Valentini zurück. „Eine nüchterne Brigade zur Ablösung!" war das trockene Wort, das York alsbald sprach, und nun ging die Brigade Horn um Mitternacht gegen die Stadt vor.

„Wir fanden," erzählt ein Offizier der Brigade Horn, „auf den Straßen und in den Kellern eine heillose Wirtschaft. Die Kavallerie mußte haltmachen und zuvor die Straße von den Flaschenscherben reinfegen lassen. Auch unsere Leute schlichen in der Nacht zu den Kellern, allein hier war eine solche Champagnerüberschwemmung angerichtet, daß man an manchen Stellen bis an die Knie in Wein waten mußte und die Glasscherben am Boden den Gang unsicher und gefährlich machten. Es wurden an den Kellertüren Wachen ausgestellt und streng untersagt, auch nur eine einzige Flasche zu entfernen. Die Kavalleristen holten den Wein nur in Pferdeeimern oder in dergleichen Gefäßen. Bald lag auch die siebente Brigade neben den Kameraden von der zweiten, von Wein und Schlaf bezwungen, und das bekannte Soldatenlied: ‚Schlummre sanft, du hast in Tran getreten!' wurde bei keiner Gelegenheit während der drei Feldzüge mit so gerührtem Herzen gesungen, als in der Vorstadt Saint-Meniers bei Châlons am 4. Februar 1814. Der Magistrat stellte später mit genauer Spezifizierung der verschiedenen Jahrgänge 57000 Flaschen in Rechnung."

Inzwischen hatte durch Vermittelung des Magistrats, der um Schonung der Stadt bat, der Marschall sich zu Verhandlungen bereit erklärt. Er empfing den Grafen Brandenburg persönlich. Zunächst setzte

Digitized by Google

Macdonald sich auf das hohe Pferd: wie man einem Marschall von Frankreich eine Kapitulation zumuten könnte. Graf Brandenburg bestand auf der Forderung, die Stadt am nächsten Morgen früh 7 Uhr zu verlassen und sie zu übergeben, wie sie sei. Dreimal wurden dem Grafen die Augen verbunden, um ihn nach fruchtloser Verhandlung wieder hinauszugeleiten, aber schließlich gab Macdonald nach. Es mochte ihm wohl vor allem darum zu tun sein, mit seinem Korps heil davonzukommen. Als eine Kanone in sein Quartier einschlug, rief er dem Maire zu: „Je voudrais, que cette bombe m'eût écrasé moi-même!" Dem Vertrage zuwider sprengte Macdonald am nächsten Tage die steinerne Brücke über die Marne und gewann so einen bedeutenden Vorsprung. Auch die Magazine hatte er zum großen Teil geräumt, Fourage und Lebensmittel voraufgeschickt. Zwar folgte York in starken Märschen, aber der Marschall war entkommen. Er nahm, nachdem er die Brücke bei Château-Thierry in die Luft gesprengt hatte, jenseits der Marne seine Aufstellung. — Der Kaiser hatte sich, solange es ging, in Troyes gehalten. Hier war ihm die Kunde geworden, daß die bunte Ratte, König Joachim Murat von Neapel, das sinkende Schiff verlassen und seinen Frieden mit den Verbündeten gemacht habe. König Joachim glaubte wohl, daß dies das einzige Mittel sei, den wankenden Thron Neapels für sich zu halten.

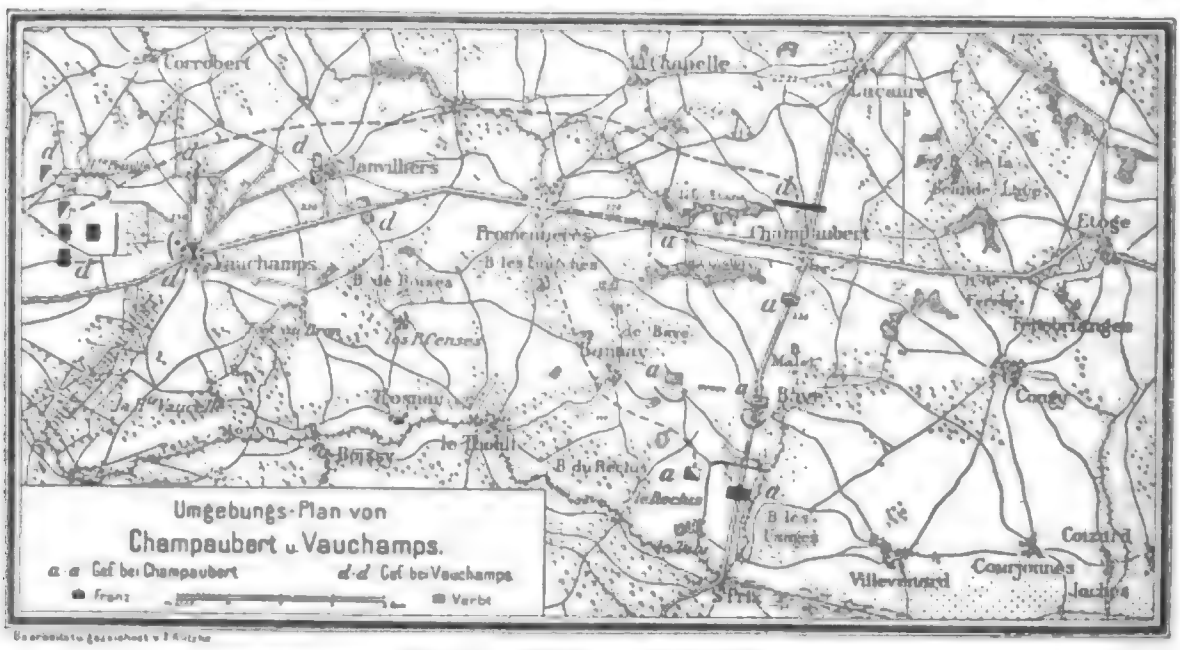
Die Nachricht verstimmte den Kaiser sehr, denn nun geriet der tapfere Vizekönig Eugen Beauharnais zwischen zwei Feuer und die kriegerische Lage in Italien wurde sehr bedenklich. Im Bunde mit Murat hätte Beauharnais wohl den Österreichern in der Lombardei zähen Widerstand leisten können. So fiel ihm jener in den Rücken, und der Ausgang konnte nicht fraglich sein. Der Kaiser marschierte also auf Nogent-sur-Seine, wo er die Nachricht erhielt, daß der Marschall Châlons geräumt habe und hinter die Marne zurückgegangen sei. In Nogent hatte sich inzwischen eine neue Armee gesammelt; die starken Desertionen der gewaltsam konskribierten jungen Truppen waren durch neue Zuzüge von Rekruten wettgemacht, und außerdem waren 15000 Mann altgedienter Truppen aus Spanien eingetroffen. So war die Macht des Kaisers wieder auf annähernd 70000 Mann angewachsen, und sein Mut hob sich. An der Spitze dieser Macht glaubte er den Anmarsch der Verbündeten abwarten zu können, zugleich eifrig nach Châtillon horchend, wo seit dem 5. Februar der Friedenskongreß eröffnet war, zu welchem er den getreuen Grafen Caulaincourt abgeordnet hatte.

Während die Armeen im Felde standen, und in weißgeschneiter Landschaft ihre Kräfte zu messen bereit waren, saßen die Herren Diplomaten in Châtillon um den grünen Tisch. Für Österreich saß Graf Stadion, der alte erklärte Feind des napoleonischen Systems. Für Rußland ein schlimmerer noch, der Korse Pozzo di Borgo, die treibende Kraft dieses Kongresses, für England Lord Castlereagh und für Preußen Wilhelm von Humboldt. Viel Wohlwollen konnte Napoleon von diesen Männern, welche sämtlich seine Gegner waren, nicht erwarten. Der arme Caulaincourt mußte einen schweren Stand halten, denn die Forderungen der Verbündeten zeigten gleich, daß man gewillt war, weit über die in Frankfurt noch gemachten milden Friedensanerbietungen hinauszugehen. Frankreich sollte auf die Grenzen von 1792 wieder beschränkt werden. Das war der Kernpunkt des Programms der Verbündeten. Metternich hatte schon im voraus den französischen Geschäftsträger von diesen Bedingungen in Kenntnis gesetzt. „Wenn eine unselige Verblendung," schrieb er an Caulaincourt, „ihn gegen die Stimmen seines Volkes und gegen die von ganz Europa taub machen soll, so wird mein Kaiser zwar das Schicksal seiner Tochter beklagen, den Marsch nach Paris aber deshalb nicht aufgeben." Graf Caulaincourt, der sich gegen Napoleon eine ganz andere Sprache erlauben durfte als mancher andere, beschwor den Imperator, nachzugeben: „Die Umstände erfordern durchaus, daß Opfer gebracht werden müssen, damit man den größten Teil des Reiches rette. Ein Tag, ja eine Stunde kann alles, was Ew. Majestät am teuersten ist, in Gefahr bringen. Dreimalhunderttausend Mann sind gegen Sie auf dem Marsche, der Einsturz droht über unseren Häuptern, alle Energie des Volkes ist erstorben, und ich fürchte daher sehr, daß selbst die überlegenen Geisteskräfte Ew. Majestät kein Mittel mehr finden werden, das widrige Geschick zu besiegen." So Caulaincourt. Am nächsten Tage schon empfing Caulaincourt die carte blanche, die unbedingte Vollmacht des Kaisers, alles, was ihm angeboten werde, anzunehmen, damit der Kaiser die Hauptstadt retten könne, ohne noch eine Schlacht zu wagen. Dem französischen Gesandten, der seinen Herrn genau kannte, war es von vornherein klar, daß Napoleon nur wieder Zeit gewinnen wollte, und so war es auch. Denn als am zweiten Tage des Kongresses die verbündeten Vertreter die Forderung der Rückkehr Frankreichs in die alten Grenzen von 1792 einstimmig stellten, und Caulaincourt dies nach Nogent berichtete, wurde der Kaiser höchst verdrießlich, schloß sich in sein Zimmer ein und beobachtete das tiefste Schweigen. Endlich gelingt es Berthier und Maret, zu dem Kaiser hineinzukommen. Der Kaiser reicht ihnen das Blatt, erklärt aber, er wolle keine Antwort geben. Aber die beiden Vertrauten der Majestät legen sich aufs Bitten. Mit tränenden Augen bitten sie nachzugeben. Nun gerät der Kaiser in Wut. „Wie," ruft er aus, „Sie wollen, daß ich einen solchen Vertrag unterschreibe und meinen Eid mit Füßen trete?*)

*) Bei seiner Krönung hatte der Kaiser den Eid geleistet: „Ich schwöre, die Unverletzlichkeit des Gebietes der Republik aufrechtzuerhalten und einzig und allein das Interesse, das Glück und den Ruhm Frankreichs zum Ziel zu haben." Die Grenzen der Republik aber gingen bekanntlich nach den Revolutionskriegen bis an den Rhein.

Digitized by Google

Was könnte ich den Republikanern im Senat antworten, wenn sie von mir ihre Rheingrenzen forderten? Schreiben Sie an Caulaincourt, daß ich solche Bedingungen verwerfe und daß ich eher die größten Gefahren des Krieges bestehen werde." Der Herzog von Bassano setzte die Antwort auf und brachte sie am Nachmittag dem Kaiser in sein Arbeitszimmer. Der Mann der Schlachten war höchst eifrig damit beschäftigt, eine Landkarte mit Nadeln zu versehen. Als Bassano endlich zu sagen wagte: „Eine für den Herzog von Vicenza bestimmte Depesche ist zu unterzeichnen," rief der Kaiser lebhaft: „Davon gar nichts mehr! Sie finden mich beschäftigt, Blücher mit den Augen zu schlagen. Er rückt auf dem Wege nach Montmirail vor. Ich breche auf und werde ihn morgen oder übermorgen schlagen. Wenn diese Bewegung den Erfolg hat, den sie haben sollte, so ändert sich der ganze Stand der Dinge, und wir werden dann weiter sehen." In der Tat waren die Dinge im Felde so günstig für Napoleon, wie sie nur sein konnten. Als man im Hauptquartier der böhmischen Armee hörte, daß der Kaiser sich bei Nogent aufgestellt habe, beschloß man nicht, wie es sein sollte, ihn direkt anzugreifen, sondern ihn durch eine Umgehung über Sens und Fontenelle aus seiner Stellung hinauszumanövrieren. Blücher glaubte, daß der österreichische Oberfeldherr auf diese Weise Napoleon



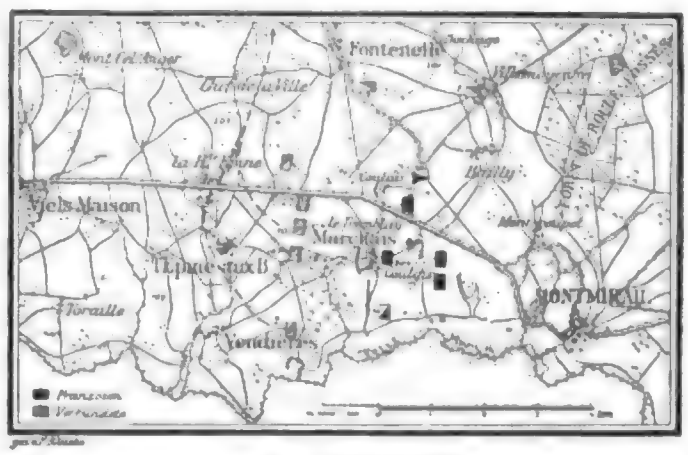
Plan der Schlacht von Champaubert

vollauf beschäftigt habe und daß er selbst es zunächst lediglich mit Macdonald zu tun haben würde. Der französische Kaiser stand mit seinen Streitkräften in Nogent, ungefähr in der Mitte zwischen beiden Heeren, sieben Meilen von Troyes und sieben Meilen von Montmirail. Er konnte beide angreifen, fühlte sich auch Schwarzenberg mit seinen Hunderttausend gewachsen, aber er sagte sich, daß Schwarzenberg vermutlich einem Stoß vorsichtig ausweichen würde und daß Blücher inzwischen seinen Marsch auf Paris vollenden könnte. Das durfte nicht sein. Blücher war recht zuversichtlich auf seinem Vormarsch. Noch am 10. Februar schrieb er getrost an seine Frau: „Nun geht es uff Paris los: es wird druff ankommen, ob Napoleon noch eine Schlacht liefern wird; ich glaube es nicht."

Am selben Tage noch sauste Donner und Blitz zugleich auf die schlesische Armee nieder. Der Kaiser hatte mit seinem Feldherrnblick die schwache Stelle am Heerkörper des Gegners richtig erkannt. Diese lag an jenem Tage bei Champaubert. Es war so: Blücher hatte aus dem großen Hauptquartier die Nachricht des Vorhabens, den Kaiser über Fontenelle zu umgehen, erhalten. Man forderte von ihm das Korps Kleist zur Unterstützung, und Blücher, wie immer hilfsbereit, sandte nicht nur dieses, sondern auch noch die Abteilungen der russischen Generale Kapzewitsch und Olsufiew. Er behielt also nur die Korps York und Sacken bei sich zurück. Kleist und Kapzewitsch waren nun auf dem Marsch nach Nogent-sur-Seine, und Olsufiew, bei dem sich am 9. Februar das Hauptquartier befand, stand in Champaubert. General Olsufiew hatte nur 4000 Mann Fußtruppen, 24 Kanonen und gar keine Kavallerie, wenn man als solche nicht die 21 berittenen Ordonnanzen des Hauptquartiers rechnen wollte. Der General war ein persönlich tapferer, aber etwas schwerfälliger Mann. Man hatte ihm schuld gegeben, daß er bei Brienne nicht aufgepaßt hatte, als der General Chataux mit seinen Tirailleuren das Schloß eroberte. Nun stand er hier vereinzelt bei Champaubert fünf Stunden Wegs vom Korps Sacken entfernt, das bereits in Montmirail eingetroffen war, und ebenso

Digitized by Google

weit von Kleiſt und Kapzewitſch. Blücher befand ſich eben beim Mittageſſen im Hauptquartier von Etoges; es mochte gegen 6 Uhr abends ſein, als man Gewehrfeuer vernahm, gleich darauf eine ſcharfe Kanonade, und ſchon ſtürzte ein ruſſiſcher Oberſt ins Zimmer, der meldete, daß Olſufiew von ſtarker Übermacht angefallen ſei und aufgerieben werden würde. Die ruſſiſchen Offiziere verſuchten nun, als ſie von ſolcher Übermacht angegriffen wurden, Olſufiew zu beſtimmen, ſich in den Wald von Etoges zurückzuziehen. Er beſtand darauf, Champaubert zu halten, weil es ihm befohlen ſei. So wurde ſein ganzes Korps zerſprengt, über 2000 Mann blieben tot, blieben in Gefangenſchaft, mit ihnen der General ſelbſt, der es vergeblich verſuchte, ſich mit dem Bajonett durchzuſchlagen. Nur Marmonts Diviſion Lagrange (28 Offiziere) und Doumercs Küraſſiere (10) fochten, Verluſt 600. — So war die Blücherſche Armee in der Mitte durchſtoßen und das nächſte Opfer, das ſich der Kaiſer für ſeinen Plan auserſah, war der General Sacken, der, bereits auf der Verfolgung Macdonalds begriffen, bei La Ferté-ſous-Jouarre ſtand. Wenngleich ſchneller als man erwartet, ſo war doch der Anmarſch Napoleons dem Blücherſchen Hauptquartier nicht unbekannt geblieben. Man hatte an York und Sacken Botſchaft geſchickt, ſich zu vereinigen und ſich auf Vertus zurückzuziehen. Sie waren aber beide ein paar harte Köpfe, Sacken ſowohl wie York. Der ruſſiſche Herr war entſchloſſen, ſich mit dem Kaiſer zu ſchlagen, und rückte, ohne nur an die Vereinigung mit York zu denken, ihm in einem Nachtmarſch bis Montmirail entgegen.

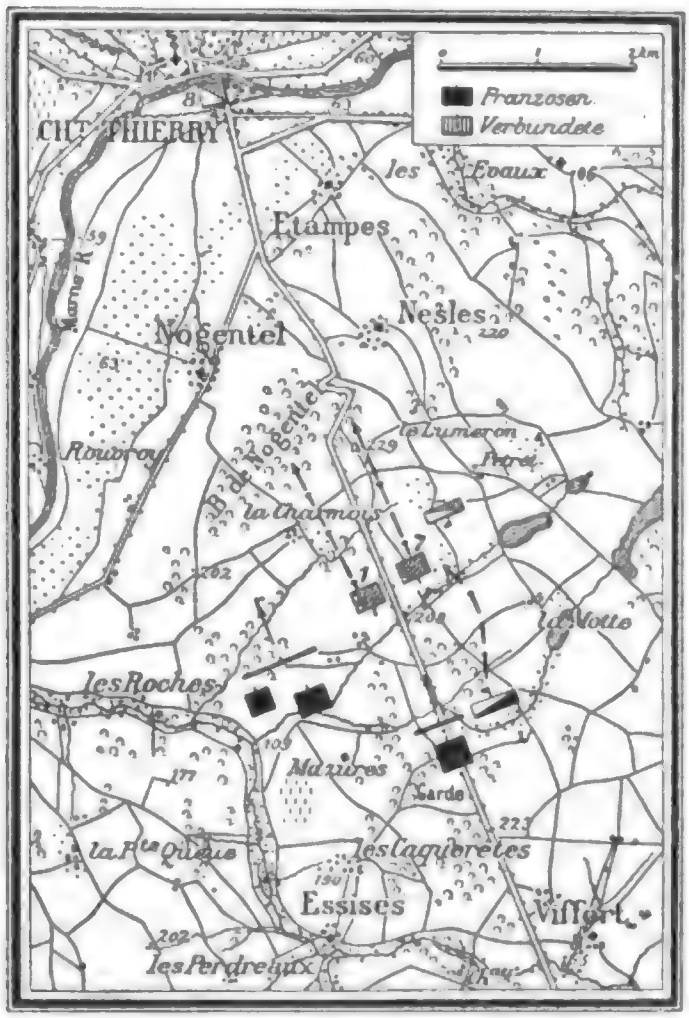


Plan von Montmirail

York, von Natur vorſichtiger, wollte den Übergang bei Château-Thierry über die Marne feſthalten und Sacken mit an das nördliche Ufer der Marne ziehen, um dem Stoß des Kaiſers auszuweichen. Er ſammelte ſein Korps bei Viffort, zwiſchen Château-Thierry und Montmirail belegen, um dort Sacken die Hand zu reichen. Aber bald hörte York, daß Montmirail ſchon von den Franzoſen beſetzt und Sacken im Kampfe ſtünde. Er war der älteſte General und verſuchte, durch ſeinen Adjutanten von Schack von dem gewagten Unternehmen abzuraten. Baron Sacken zuckte aber die Achſeln und meinte, er habe nur einen unbedeutenden Feind vor ſich. So war York moraliſch gezwungen, dem ruſſiſchen Kameraden beizuſtehen, und es war die höchſte Zeit, denn mit furchtbarer Wucht packte der Kaiſer ſeine Aufgabe an. Seine Streitmacht war freilich gering, er nahm Marmonts Diviſion Ricard an ſich, und dieſe tat faſt alles allein (60 Offiziere), da Neys Junge Garde (hier Curial an Stelle des gefallenen Decouz) nur im Rückhalt blieb (3 Offiziere), während noch Houſſaye von ihrem hitzigen Gefecht phantaſiert, ebenſo von dem der Reiterei (8 Offiziere); die vielbeſchriebene Attacke der Dienſtſchwadronen und Ehrengarden findet bei Martinien keine Stütze, nur Grenadiere zu Pferd (7) und Grenadiere zu Fuß (36) der Alten Garde entſchieden. Verluſt alſo wohl 2000, der Sackens unbekannt, denn deſſen Angabe 2000 iſt offenkundig falſch. Weder York noch Sacken hatten bisher von der Anweſenheit des Kaiſers gewußt. Ein franzöſiſcher Offizier, der gefangen eingebracht wurde, erzählte aber, daß der Kaiſer ſelbſt in Montmirail wäre und den Angriff leitete. Gleichzeitig drückte York die Beſorgnis, daß Macdonald vom Rücken her angreifen möchte. Er ſtellte den Prinzen Wilhelm von Preußen mit ſeiner Brigade bei Château-Thierry auf, um ſich den Rücken zu decken. Er ſelbſt mit den Brigaden Pirch und Horn und ſeiner geſamten Reiterei trat zur Unterſtützung Sackens an. Vorſichtig hielt ſich York in Reſerve, ſeine Kräfte ſollten unberührt bleiben für die letzten Gewaltſtöße des Kaiſers, die er nur zu gut kannte. Noch hielten die Ruſſen mit Zähigkeit das Dorf Marchais, den Schlüſſelpunkt der Stellung. Vergeblich ſchickte der Kaiſer die Diviſion Ricard und die Junge Garde, um ihm das Dorf zu entreißen. Der Kaiſer hatte keine Reſerven mehr; die Diviſion Alter Garde Michel hatte er gegen York aufgeſtellt, aber Marchais mußte über, um jeden Preis. Er nahm daher zwei Bataillone Alter Garde der Diviſion Michel und ließ die Ruſſen umgehen. Generale vom erſten Rang führten ſie. Hier trat der alte Marſchall Lefèbvre, der Herzog von Danzig, wieder in Aktion. Unter ſeiner Führung wurde das Dorf Marchais erobert. Jetzt mußte Sacken weichen, und es war ein Glück, daß York zur Stelle war. Der preußiſche General ließ die Brigade Pirch vorgehen und den Kampf beginnen, während die Ruſſen hinter ſeinem Rücken nach Château-Thierry abzogen. York ſelbſt ritt bis in das Tirailleurfeuer vor, um zum Widerſtande anzuſpornen. Umſonſt machte ihn ſein Adjutant Valentini auf die Gefahr aufmerkſam; er tat, als hörte er nichts, forderte aber die Herren vom Stabe auf, ſich zu entfernen. Er hätte den Tod

Digitized by Google

gesucht, wenn sich seine Preußen nicht behaupteten. Nun, die Preußen bestanden die Probe, aber unter schweren Verlusten! 31 Offiziere und 854 Mann von einer Brigade blieben tot und verwundet. Aber selbst, als das Gefecht am Spätabend schwieg, hieß es, auf der Hut sein gegen solchen Gegner. General Sacken, schwer ermüdet, legt sich in Château-Thierry jenseits der Marne schlafen. General York wacht. Einer von Yorks Offizieren hat an das schöne Wort Wilhelms III. von Oranien erinnert, von dem es heißt: „Er zitterte in keiner Gefahr, da er vorher gezittert hatte; keine Schwierigkeit überwältigte ihn, da er sorgend und ringend sie zuvor überwältigt hatte." So zitterte York in dieser Nacht und so rang er mit den furchtbaren Bildern, die in ihm stürmten. Vor sich mit starker Macht den Kaiser, zu allem entschlossen, hinter sich vielleicht den Marschall Macdonald, der Tauroggen heimzuzahlen hatte. So saß der preußische General in einem einzelnen Hause zwischen Fontenelle und Viffort auf der Wacht, um für die schlimmsten Fälle immer auf der Hut zu sein, saß am Feuer des Herdes unruhig, unzählige Male hinaustretend und in die dunkle Nacht spähend. Was würde der nächste Morgen bringen? Die Verluste des Tages waren stark. York konnte im Verein mit Sacken angeblich (Beitzke schätzt York-Sacken auf 36000, es müßten also viele Tausende versprengt worden sein) Napoleon höchstens noch 20000 Mann entgegenstellen, und drüben auf der Seite des Kaisers standen Kerntruppen und erste Führer. Man hatte geglaubt, die von der Sonne gebräunten Gesichter der spanischen Kohorten von den jungen Milchbärten unterscheiden zu können, doch erstere waren noch gar nicht da.



Plan von Château-Thierry

Der Bericht, den Napoleon an diesem Abend von Montmirail an seinen Bruder Joseph nach Paris sandte, steht allerdings der Behauptung, daß keine Schlacht von La-Rothière stattgefunden habe, wenig nach. „Die schlesische Armee existiert nicht mehr, die Russen haben alle Geschütze und mehr als 70000 Gefangene verloren, General Sacken ist tot." Kurz, er multiplizierte alles mit zehn, und Berthier erhielt die ausdrückliche Anweisung zur ausgiebigen Verwertung dieser Lügen für einen Aufruf zur Volkserhebung, die Napoleon anstrebte. Noch am Abend des 11. Februar hatte der Kaiser Verstärkungen von Marschall Macdonald erhalten, ein neues berittenes Kavalleriekorps von 2400 Pferden unter dem General Saint Germain.

Trotz dieser Verstärkung ließ sich der Morgen nicht so schlimm an, wie Yorks schwarzseherischer Geist es gefürchtet hatte; Napoleon drängte nur wenig vor, es war ihm wohl darum zu tun, durch Umgehung der Flügel die vor ihm stehende feindliche Truppenmacht von der Marne abzuschneiden. Übrigens konnte Yorks Absicht gar keine andere sein, als sich mit seinen Truppen so schnell als möglich über die Marne zu ziehen. Indessen kam es zwischen ihm und dem General Sacken, obgleich Sacken doch alle Ursache zu bescheidenem Dank hatte, denn ohne York wäre von ihm und seinem Korps vermutlich nichts mehr übrig gewesen, zu einem scharfen Streit.

York wollte sofort den Rückzug antreten und seine Arrieregarde unter dem Oberst von Katzeler aufnehmen. Aber Sacken protestierte in seiner eigenen heftigen Weise dagegen, weil noch zu viel Train der Russen zurück war. Das Feld sollte von York behauptet werden, bis Sacken mit seinen Russen ganz in Sicherheit war. Gegen seine Überzeugung ging York darauf ein, und infolge dieser Zögerung wäre es fast zu einer bedenklichen Katastrophe gekommen. So wie es kam, war es schon schlimm genug. Napoleon ballte eine Reitermasse

Digitized by Google

von 4000 Pferden zuſammen, und die preußiſche Kavallerie, die ſich hier entgegenwarf, von den ruſſiſchen Reitern ſchlecht unterſtützt, wurde nach heftiger Gegenwehr geworfen. York erkannte den Moment großer Gefahr, denn der Feind ſuchte jetzt auch ſeinen rechten Flügel zu umgehen und ſich des Gehölzes von Rogentel zu bemächtigen. Gelang ihm dies, ſo war York mit ſeinen Brigaden abgeſchnitten und konnte entweder kapitulieren oder fechtend fallen. Er warf drei Grenadierbataillone und die Landwehr in das Gehölz und ließ vom rechten Flügel abmarſchieren, was frei wurde. „Jetzt plötzlich," erzählt einer von der Nationalkavallerie, „zeigte ſich uns gegenüber eine ſtarke Reiterei- und Fußvolklinie. Einzelne Reiter des Feindes waren vorgeſprengt. Mit dem Rufe: Kavallerie vor! Heurigs! (dies war der Beiname der Freiwilligen) kamen unſere Tirailleure zurück. Wir gingen mit dem Säbel in der Fauſt dem Feind entgegen. Jetzt gab es einen tüchtigen Kugelregen. Im Sturmſchritt kam uns das feindliche Fußvolk entgegen, beſonders bemerkten wir die Bärenmützen der franzöſiſchen Grenadiere, deren Meſſingbleche im Sonnenſchein glänzten. Wir ſchloſſen uns dem rechten Flügel des Bataillons an und gingen mit ihm in gleichem Schritt zurück, verfolgt von ſtetem Gewehrfeuer." Inzwiſchen ſtand der General Horn, den Rückzug deckend, mit ſeinen Truppen in ſchwerer Not. Zwei kleine ruſſiſche Jägerbataillone und eine preußiſche Landwehrabteilung wurden von der franzöſiſchen Reiterei zuſammengehauen. Horn ſelbſt bildete mit ſeinen beiden Bataillonen (Leibfüſiliere und weſtpreußiſche Grenadiere) Vierecke, er ſelbſt in der Mitte des Füſilierkaders, und zog ſich langſam fechtend den Anhang herunter. Aber ſchon drohte ihm ein gleiches Schickſal wie den Ruſſen und den Landwehren. Wohl ſtürzte ſich eine halbe Schwadron brandenburgiſcher Huſaren mit lautem Hurra gegen die feindliche Reitermaſſe, aber die ſchwache Schar wurde zurückgetrieben. Schon dröhnten die Hufe der franzöſiſchen Kavallerie heran, da ließ Horn das Gewehr zur Attacke nehmen und warf ſeine beiden Bataillone mit Hurra dem Reiterſturm entgegen. Der Angriff wurde abgeſchlagen. Aber ſchon holten die franzöſiſchen Reiter zu neuem Anprall aus, da rief Major von Sohr: „Füſiliere, wir gehen mit und verlaſſen euch nicht; wir wollen doch den Kerlen zeigen, daß wir Preußen ſind!" Und ſo wurden vier Angriffe der wütenden franzöſiſchen Kavallerie abgeſchlagen. Sobald die Infanterie ihre Salve gegeben hatte, brach Sohr mit ſeinen Huſaren vor, und ſo gewann die Infanterie ſtets Zeit, eine Strecke zurückzulegen. An der Brücke der Vorſtadt hielt York. Unter deſſen Augen defilierten die beiden Brigaden vorbei. „Ihr braven Füſiliere," rief der General ihnen zu, „daß ihr die franzöſiſche Kavallerie nicht fürchtet, wußte ich ja, aber heute habt ihr ſie ſogar mit dem Bajonett angegriffen und davongejagt. Der König ſoll euch kennenlernen!" Aber es koſtete ſchwere Opfer. Das Yorkſche Korps verlor an dieſem Tage 1300 Mann, drei Geſchütze und einen Teil der Bagage, das Korps Sacken über 1500 Mann und zehn Geſchütze. Und doch focht Napoleons Fußvolk ſo gut wie nicht (3 Offiziere) und Kavallerie recht unblutig (9), Grenadiere zu Pferd wurden freilich abgeſchlagen, doch Gardedragoner und Curébys 10. Huſaren wollen ſechs Vierecke geſprengt haben. Jedenfalls verloren Preußen und Ruſſen von Champaubert bis Montmirail über 10000, wie ihr ſpäterer Etat lehrt, gegenüber höchſtens 3000 Franzoſen. „Der Tag von Montmirail," berichtet Müffling, „hatte eine Verſtimmung zwiſchen den Generalen zur Folge." Nicht unberechtigt, wie wir erkannt haben. Sacken erkannte ſpäter ſelbſt, daß er mit dem Angriff bei Montmirail einen dummen Streich gemacht habe und daß nur York ihm herausgeholfen. Natürlich hoben dieſe Erfolge das Selbſtbewußtſein Napoleons ungeheuer. „Ich bin jetzt näher an München als an Paris," ſagte er triumphierend, und ſeine Soldaten gewannen wieder Vertrauen in die Kriegskunſt ihres Meiſters und frohlockten. Natürlich wirkten dieſe ſchnellen Siege des Kaiſers aufreizend auf die Bevölkerung. Man hoffte, daß die Verbündeten einen Rückzug haben würden, wie Napoleon ihn von Moskau aus hatte. „Die ganze Gegend gegen die Marne hin," heißt es im Tagebuch des Adjutanten von Schack, „iſt in Bewegung. Einzelne Meldungen kommen nicht mehr durch. Fünf Bauern wurden heute eingebracht, die mit den Waffen in der Hand aufgefangen wurden. Drei von ihnen entkamen, und den beiden andern ſchenkte General York nur auf Fürbitten der Bürgerſchaft von Reims, die ſich friedlich und zuvorkommend zeigte, Leben und Freiheit."

Die Verfolgung der geſchlagenen Kolonnen Yorks und Sackens überließ der Kaiſer dem Marſchall Mortier und beſchloß, jetzt ſelbſt auf Blücher zu fallen. Blücher war über die Abſichten Napoleons ganz im unklaren.

„Ich habe drei saure Tage gehabt," ſchrieb er ſeiner Frau, „Napoleon hat mich 3 Mahl in die 3 Tage mit ſeine ganze Macht und alle ſeine Garden angegriffen, aber er hat ſeinen Zweck nicht erreicht und is heutte uf den Rückzug nach Paris, morgen Vollge ich ihm, dann vereinigt ſich unſere Armeh und vor Paris wird durch eine Hauptſchlagt alles entſchieden werden, fürchte unſer nicht, daß wihr geſchlagen werden, ohne daß unerhörte Fehler vor ſich gehen iſt das nicht möglich."

Aber dieſe Schlacht, von der Blücher ſchreibt, lag noch im weiten Felde. Das ſollte der alte Marſchall Vorwärts bald am eigenen Leibe empfinden. Während er glaubte, daß York und Sacken ſich auf dem linken Ufer der Marne behauptet hätten, waren dieſe in ziemlich aufgelöſtem Rückzuge auf Reims, in welcher franzöſiſchen Krönungsſtadt York den erſten Ruhetag eintreten ließ, um ſeine Truppen etwas zu ordnen.

Digitized by Google

In einer gewiſſen freudigen Zuverſicht, daß es nun geradewegs und ohne viel Widerſtand auf die franzöſiſche Hauptſtadt losgehe, marſchierte Blücher wieder gegen Etoges. Ihm gegenüber ſtand der Marſchall Marmont, der zunächſt aus guten Gründen vor der Übermacht zurückging, dann aber auf Napoleons Befehl ſich immer weiter zurückzog, um Blücher in das Netz zu locken. Außerdem erſchien am 13. Februar im Blücherſchen Hauptquartier zu Etoges ein wohlgepuderter und friſierter franzöſiſcher Emigrant mit altem Namen aus dem Feudaladel. Er führte ſich als Legitimiſt und Feind Napoleons ein und wurde von Blücher zu Tiſch geladen. Der vermeintliche legitimiſtiſche Graf (vermutlich war es ein Spion Napoleons, der ſeine Sache geſchickt machte und am ſelben Tage noch ſpurlos verſchwand) erzählte, daß Napoleon ſeinen Marſch gegen Schwarzenberg angetreten habe und daß man nur ganz ſchwache Kräfte vor ſich hätte. So drang ſchon in der Frühe des 14. Februar der Vortrab unter dem General Zieten eiligſt auf der Chauſſee gegen Montmirail weiter vor. Man hatte faſt Furcht, daß man die Franzoſen nicht mehr erwiſchen und einfangen würde. In der Tat fand der General die Gegend leer und ſtieß auf keine Feinde. So gelangte er an das Dorf Vauchamps. Aber der kleine kräkelige Zieten war doch mißtrauiſch und das war ein Glück für Blücher und ihn. Er führte ſeine Reiterpatrouillen vor, und ſiehe da, es wurden auf beiden Seiten ſeiner Stellung ſtarke Kavallerieabteilungen entdeckt, die beſtimmt ſchienen, ihn zu umgehen. Vorſichtig machte Zieten halt und beſetzte das Dorf, entſchloſſen, ſich ſo gut zu wehren, wie er konnte, bis Blücher heran war und ihm Erſatz bringen würde. Er ſelbſt hatte etwas über fünf Bataillone, im ganzen 2000 Mann und 700 Reiter zur Verfügung, dazu acht Geſchütze. Und ſchon rückte gegen 10 Uhr früh die franzöſiſche Diviſion Lagrange auf Vauchamps an, in zwei Kolonnen von der Straße und durch den Wald von Beaumont, um das Dorf zu nehmen. Beſorgt ſandte Zieten Meldereiter an den Feldmarſchall, um Soutien herbeizuſchaffen. Aber Graf Hake mit ſeiner Kavallerie mußte erſt von dem letzten Ende der Marſchkolonne Blüchers herbeigeholt werden. Inzwiſchen war zum Glück ein Soutien von 3000 Mann ruſſiſchen Fußvolks mit 12 Geſchützen eingetroffen, das, gedeckt von der Kavallerie Zietens, Aufſtellung nahm. Aber plötzlich brach Marmonts Reiterei hervor, die Landwehrkavallerie verſagte, und die Batterie ging verloren. Jetzt war Graf Hake heran und ſchickte ſeine reitende Batterie vor. Auch ſie geriet in höchſte Gefahr. Franzöſiſche Küraſſiere brachen auf ſie ein, hieben die Kanoniere zuſammen und wollten die Geſchütze hinwegführen. Da warf ſich Oberſt von Grolman an der Spitze des ſchleſiſchen Huſarenregiments auf die franzöſiſchen Küraſſiere, ſchleſiſche Küraſſiere und Landwehrreiter kamen ihm zur Hilfe. Es gelang, im blutigen Einzelkampf die Geſchütze zu befreien.

General Baron von Sacken
Nach einer Zeichnung von P. de Roſſi geſtochen von F. Vendramini

Gegen 2 Uhr kam Blücher mit dem Gros heran. Aber die gewaltigen franzöſiſchen Kavalleriemaſſen, „man ſchätzte ſie auf 12000 Mann“ (dummes Zeug, ſo vergrößert die Einbildung, höchſtens 7000 Pferde), denen man kaum 1500 Pferde entgegenſetzen konnte, zwangen das Gros, ſich ſchon bei Janvilliers zu entwickeln. So ging Vauchamps verloren, die armen fünf Bataillone Zietens wurden aus dem Dorf in die Ebene gedrängt und hier von der franzöſiſchen Reiterei mit Wucht angefallen. Hier ſah ſich der Kern der fünf Bataillone des Vortrabs vor den Augen des Gros dem völligen Untergang preisgegeben, ohne daß ihm geholfen werden konnte. Der Untergang dieſes Vortrabes vor ſeinen eigenen Augen bewegte den alten Feldmarſchall tief; gleichzeitig wurde ein franzöſiſcher Garderittmeiſter gefangen eingebracht, von welchem man erfuhr, daß man Napoleon ſelbſt mit ſeiner Hauptmacht ſich gegenüber habe, und daß York und Sacken in zwei Gefechten geſchlagen ſeien. So entſchloß ſich Blücher zum Rückzug, und dies war gegenüber der Übermacht des Kaiſers das einzige, was zu tun übrig blieb. Aber es wurde ein böſer Rückzug. Das 3. Bataillon des 7. Reſerveregiments unter dem Major von Wienskowſki, welches man in das Gehöft von Sarrechamps geworfen hatte, um den Aufmarſch der Kavallerie zu decken, konnte von dem Befehl nicht mehr erreicht werden und mußte als verlorener Poſten gelten. Der Major wehrte ſich bis zum Abend.

Digitized by Google

Die Hälfte ſeiner Leute lagen tot da, keiner der Offiziere und Mannſchaften war unverwundet, als die Alte Garde ſchließlich einbrach und das Gehöft nahm. Aber noch wollte der alte Feldmarſchall ſich nicht geben. Als der General von Kleiſt in der richtigen Berechnung, das Gehölz von Etoges vor den Franzoſen zu gewinnen, ſehr ſtark darauflosmarſchierte, brummte der Alte: „Wenn Kleiſt ſo übermäßig läuft, wird nicht alles geſchloſſen bleiben können.“ Ständig von den Kavalleriemaſſen unter Grouchy und Nanſouty angegriffen, bewegte ſich der preußiſche Heereszug dahin. Bis zum Walde von Etoges, der den nächſten Schutz verhieß, waren es zwei Meilen. Aber die eiſerne Diſziplin und die innere Zuverſicht zu ihren Führern hielt Preußen und Ruſſen zuſammen. Das Hauptquartier befand ſich im Zentrum auf der Chauſſee. „In ihm,“ ſo ſchreibt Beitzke, „ſchlug im gegenwärtigen Augenblick das Herz Deutſchlands, ja der ganzen Koalition. Wurde dieſe Kriegerſchar vernichtet, zerſtreut, ihr ruhmgekrönter Feldmarſchall und die anderen Häupter, Gneiſenau, Kleiſt, Prinz Auguſt von Preußen, Grolman, getötet und gefangen, ſo war es mit dem Kriege aus, und Napoleon hätte einen vorteilhaften Frieden erlangt.“ Ein ſeltener Zeuge ritt mit dieſem Hauptquartier, der Militärbevollmächtigte Englands, Hudſon Lowe, der ſpäter den gefährlichen Gegner, den Korſen, da drunten auf St. Helena bewachen ſollte.

„Er war mir ſchon,“ erzählte ein Augenzeuge, „als ich ihn zuerſt erblickte, durch ſeinen finſteren Unmut, durch ſein mürriſches Stillſchweigen, welches er immer behauptete, merkwürdig geworden, jetzt war er völlig wie verwandelt. Der gefährliche Kampf, die Zucht der Truppen in den drohendſten Verhältniſſen, der Mut, die Entſchloſſenheit, die alle gezeigt hatten, erſchienen dem kühnen Engländer ſo großartig, daß er immer noch von der Erinnerung ergriffen war. Die Zunge ward ihm plötzlich gelöſt; er ergoß ſich in Lobſprüchen. Der ſo gewaltſam erregte Mann erſchien mir höchſt liebenswürdig, und die Erinnerung an dieſe Stunde, ſie wird mich nie verlaſſen.“

Prinz Wilhelm von Preußen
Nach einer Lithographie von Aubin

Es war inzwiſchen dem General Grouchy gelungen, die preußiſche Spitze zu faſſen. Nun wurde fortwährend attackiert. Als die „Unverſchämtheit“ der weißmänteligen und bärenmützigen Reiter dem feurigen Huſarenſinne Blüchers denn doch zu bunt wurde, rief er plötzlich, den Degen ziehend: „Ich will den Kerls doch eins geben!“ Als der Alte ſein Roß vorpreſchte, folgte ihm natürlich der Stab und richtig: die Gardereiter wichen zurück. In der Höhe von Champaubert wurde es wieder arg. Der Alte, an ſeinem Kriegsglück ſchier verzweifelnd, ſchien den Tod zu ſuchen. Seine Kavallerie ſelbſt anfeuernd, ſetzte er ſich den Schüſſen der eigenen Infanterie aus. Eine Reiterordonnanz wurde dicht neben ihm vom Pferde geſchoſſen. Da ſagte ſein Adjutant Noſtitz, das Pferd ſeines Generals am Zügel faſſend: „Wenn Ew. Exzellenz hier, wo noch nichts verloren iſt, ſich totſchießen laſſen, ſo wird die Geſchichte auch nicht viel Rühmliches davon zu ſagen haben.“ Blücher ſah den treuen Mann ernſt an und ſagte: „Dann laſſen Sie uns weiterreiten.“ Schon kamen Gneiſenau und andere Offiziere des Hauptquartiers ihm entgegen, die ihn ſuchten. „Na, Gneiſenau,“ rief der Feldmarſchall, „wenn es heute nicht mit mir zu Ende gegangen iſt, dann hat's noch lange Zeit; es wird ſchon wieder gehen, und wir werden noch alles wiedergutmachen.“ Schließlich mußte ſich das Korps Kleiſt mit dem Bajonett Bahn brechen, ſo heftig wurden die Attacken der franzöſiſchen Gardereiter. Auf der einen Seite das wütende „En avant“ und „Vive l'empereur“ der Bärenmützen, die von drei Seiten hereinbrachen, auf der anderen 60 preußiſche Trommler, den Sturmmarſch ſchlagend, und rauſchende Feldmuſik, ſo ſuchte man den Wald von Etoges zu erreichen; dennoch wäre beim letzten Angriff vor dem Walde faſt der Feldmarſchall und ſein Hauptquartier gefangen worden. Es war nur die Entſchloſſenheit des Prinzen Auguſt, der hier rettete. Er zog den Degen und rief: „Lieber wollen wir uns alle niederhauen laſſen, als uns ergeben,“ und dann warf er ſich mit dem nächſten Bataillon der Gardereiterei, die Marſchall Ney perſönlich anführte, entgegen. So ſchlug ſich das Korps Kleiſt in den Wald hinein und war gerettet. In Etoges glaubte man Ruhe zu haben, und Blücher verſuchte hier, die Truppen zu ordnen. Aber Napoleon war hinter den Huſaren her, wie der Teufel hinter einer armen Seele. Er gönnte ſeinen Truppen nur

Digitized by Google

zwei Stunden Ruhe und ließ dann die Vorhut, stark mit Kavallerie versehen, auf Etoges vorbrechen. Gerade als sich Blüchers Truppen ausruhen wollten, fiel Marmont über sie her. Unerwartet, in der Dunkelheit, mit furchtbarem Feldgeschrei, stürzten sich einige Bataillone der Division Lagrange in das Dorf und räumten unter den Russen gehörig auf. Kein Schuß fiel, es war ein stummes Morden in der Dunkelheit. Auch hier war es Prinz August, der seine Bataillone zuerst sammelte und dem Kampf ein Ende machte.

Aber dieser unglückselige Vormarsch hatte furchtbare Opfer gekostet. 80 preußische Offiziere und angeblich 2000 Mann wurden getötet, verwundet, gefangen. Die russischen Verluste zählten über 2000 Mann. Kapzewitsch wurde ganz zersprengt, Fürst Urussof gefangen. Seinen an Marmont übergebenen Degen bat sich Grouchy aus und versicherte den Marschall „ewiger Dankbarkeit", prahlte aber dann im „Moniteur", er habe Urussof gefangen. Man soll sich das merken: solche Züge kennzeichnen den ganzen Mann. Auffälligerweise verlor Grouchy nur 20 Offiziere, das Fußvolk 26. Eigentlich focht nur Lagrange (3400), die Garde rückte nur nach, in Reserve auch ein aus Spanien gekommenes Regiment. 600 Mann Verlust (Houssaye) paßt genau zu Martiniens Verlustausweis, dagegen ist die offiziöse Angabe, daß 5000 Verbündete verlorengingen, nachweislich falsch, es waren 7000. Bei Châlons sammelte der alte Feldherr seine zerstreuten Scharen. Die Tatzenschläge des Korsen hatten ihm nach eigenem Geständnis über 16000 Mann und 30 Geschütze gekostet, das war gleich zu rechnen dem Verluste einer großen Schlacht. Selten ist ein solches Mißverhältnis der Verluste wie bei Etoges eingetreten, besonders nicht gegen so vorzügliche Truppen wie die preußischen, die sowohl der an Wellingtons spanische Feldzüge gewöhnte Oberst Oppen als der englische Kriegskommissar Hudson Lowe als „die beste Infanterie Europas" priesen. Grouchy handhabte seine Reisigen sehr gewandt, doch die Verlustliste zeigt, daß Etoges keineswegs ein Ausnahmegefecht von Reiterei gegen Fußvolk war, wie man glaubt, sondern daß Marmonts Fußvolk den Ton angab. — Trotz der kritischen Tage war und blieb Blücher der alte, der sich anno 1806, von drei Marschällen verfolgt, nach Lübeck durchgeschlagen hatte, der mit einer Handvoll Leute, rings umstellt, von Ratekau aus mit Gewalt einen Versuch, Lübeck zu entsetzen, machen wollte. „Was macht ihr denn da, meine Herren?" fragte er eines Tages in Châlons, seinen Gehilfen Gneisenau und Müffling über die Schulter blickend. — „Ich entwerfe die Disposition zum Wiedervormarsch, denn da der Feind uns nicht verfolgt, so ist es ein sicheres Zeichen, daß er sich gegen Schwarzenberg gewendet hat." — „Ja, ja, der Schwarzenberg," knurrte Blücher, „er hat uns leider schlecht geholfen, er wird sich eben wieder durch die Lumpen von Diplomatikern was haben weismachen lassen, und wir sind dadurch in die Dreckgasse gekommen. Aber wir wollen wieder raus und vorwärts, doch muß ich bitten, meine Herren, keine solche Schweinerei wie in den letzten Tagen!"

Man war im ganzen Blücherschen Hauptquartier der Meinung und der General Gneisenau gab derselben auch Ausdruck, daß man die Offensive sofort wieder aufnehmen könne: „Die große Armee ist ihrerseits stark genug," schrieb er an Hardenberg, „um alles niederzutreten, was sich ihr entgegensetzen möchte, sofern man nur Entschlossenheit genug hat, dies zu tun. Es ist also gar kein Grund vorhanden, schwach in den Unterhandlungen zu werden, sondern ich muß fortan raten, die Dinge auf das Äußerste zu treiben, damit wir künftighin dauerhafte Ruhe genießen. Jeder Friede mit Napoleon gibt nur einen Waffenstillstand!"

In der Tat war man im Hauptquartier Schwarzenbergs nur allzu geneigt, nach dieser Reihe von Niederlagen der schlesischen Armee und sich selbst bedroht wähnend, Unterhandlungen mit dem Kaiser anzuknüpfen. Schwarzenberg ging so weit, dem Kaiser einen Unterhändler ins Hauptquartier zu schicken, der ihm Vorschläge für einen Waffenstillstand machen sollte. Ja, der Oberfeldherr befahl sogar, die Feindseligkeiten gegen das französische Heer einzustellen, und hierdurch die erste Grundlage zu den Unterhandlungen für einen Waffenstillstand zu geben.

„Ew. Durchlaucht," schrieb er an den Major-General Berthier, „ist mein Adjutant der Graf Paar beauftragt, diesen Brief zu überreichen. Da mir gestern aus Chatillon die Nachricht zugegangen ist, daß die Bevollmächtigten den Frieden nach den von Herrn von Caulaincourt vorgeschlagenen und von den verbündeten Monarchen angenommenen Bedingungen unterzeichnen würden, so habe ich befohlenermaßen alle Angriffsbewegungen gegen das französische Heer eingestellt. Von Ew. Durchlaucht Seite werden dieselben jedoch, wie ich höre, fortgesetzt, und ich fordere Sie daher auf, damit dem Blutvergießen ein Ende gemacht wird, die Feindseligkeiten ebenfalls einzustellen, widrigenfalls ich auch meinerseits den in dem Glauben an den Abschluß obiger Unterhandlungen eingestellten Angriff wieder beginnen lassen müßte."

Graf Paar traf am Spätabend des 17. Februar vor den französischen Vorposten ein, aber dem Kaiser war durch einen neuen Erfolg der Kamm noch mehr geschwollen, er hatte an eben diesem Tage das Korps des Grafen Pahlen, 2000 Mann und 1500 Pferde, völlig zersprengt, so daß nur 400 Russen davonkamen. Jetzt saß er in seinem Hauptquartier in Nancy und es lag ihm gar nichts daran, Friedens- und Waffenstillstandsvorschläge zu erhalten. Der schwarzenbergische Friedensbote mußte bei den Vorposten umkehren und brachte nur einen geknickten Ölzweig heim. Inzwischen saß der Kaiser um Mitternacht über den Ent-

Digitized by Google

würfen von Bulletins. Er schrieb an Joseph: „Ich habe 30- bis 40000 Gefangene gemacht, 200 Kanonen genommen und eine große Menge Generale, mehrere Armeen, fast ohne Schwertstreich vernichtet. Gestern habe ich das Heer des Fürsten Schwarzenberg angebrochen, das ich zu vernichten hoffe, ehe es über unsere Grenzen hinaus ist. Ich habe ungeheure Vorteile über die Verbündeten davongetragen, Vorteile solcher Art, daß eine kriegerische Laufbahn von 20 Jahren und einigem Glanz keine ähnlichen aufzuweisen hat. —"

Graf Caulaincourt wurde angewiesen, bei den Verhandlungen auf die in Frankfurt angebotenen Bedingungen zu bestehen: Der Rhein als Grenze Frankreichs; gehe man hierauf ein, so werde der Kaiser die so schwer Geschlagenen unbehelligt aus seinen Grenzen entlassen.

Mit Mortier-Marmont den geschlagenen Blücher beobachtend, den er auf lange loszusein hoffte, führte Napoleon nun einen mächtigen Stoß auf Schwarzenberg, der mit methodischer Trägheit bis Provins und Nangis vortastete. Das neugeschaffene „spanische" Elitekorps Oudinot noch nicht verwendend, warf man sich mit dem neuen Reiterkorps Milhaud und Kellermann und wenig Infanterie auf Wittgenstein, der eine böse Schlappe erhielt, gleichzeitig wird Wrede am andern Seine-Übergang unsanft zurückgeschlagen. Milhaud und Kellermann umarmten sich in einem niedergebrochenen russischen Viereck.

Napoleon wollte das Eisen nicht kalt werden lassen, er warf sich auf den Kronprinzen von Württemberg, der von Schwarzenberg auf Montereau vorgeschoben war, einem kleinen Städchen beim Einfluß der Yonne in die Seine. Der Kronprinz hatte 15000 Mann bei sich und 30 Geschütze. Er wählte seine Stellung, die außerordentlich exponiert war, so gut es ging. Er hatte von Schwarzenberg die ausdrückliche Order: „Für heute muß es dabei bleiben, daß dem Feinde der Übergang bei Montereau auf jede Weise streitig gemacht wird."

Um 9 Uhr früh griffen zwei Divisionen des Korps Victor die württembergische Stellung an. Vergeblich! Die Württemberger wehrten sich gut (was man von ihren Missetaten in Sens erzählt, ist hoffentlich Fabel), bis mittags der General Gérard auf dem Schlachtfelde erschien und die Schlacht an sich riß.

Als der Kaiser eine Stunde später auf das Schlachtfeld kam, war er höchst unzufrieden. Er befahl einen allgemeinen Angriff auf die Stellung der Württemberger und ließ 60 Geschütze auffahren. Es ging ihm mit den Kanonieren zu langsam. Der Kaiser selbst sprang hinzu, richtete die Geschütze und brannte sie ab. Als die Soldaten der Garde sich besorgt zeigen um das Leben des Kaisers, ruft dieser lustig: „Munter, meine Freunde, habt keine Furcht, die Kugel, welche mich treffen soll, ist noch nicht gegossen!"

Mit Wut warfen sich die Franzosen auf die Württemberger, die einstigen Bundesgenossen, in voller Verwirrung und mit den schwersten Verlusten wird das Korps des Prinzen über die Seinebrücke zurückgeworfen, während 3300 Mann abgeschnitten und gefangen werden. Hier raste eine soeben erst geschaffene Milizbrigade, die kaum reiten konnte, unterm genesenen Pajol tollkühn voraus, die 3. Husaren empfingen die Inschrift „Montereau" auf ihre Standarte.

Der Tag ist blutig gewesen, und wenn er auch erfolgreich war, so zürnte dennoch der Kaiser. Schon während der Schlacht hatte er dem Herzog von Belluno, dem Marschall Victor, den Befehl geschickt, die Armee zu verlassen und dem General Gérard das Kommando übertragen.

Der Marschall hatte an dem Tage vorher nicht rechtzeitig die Brücke der Seine erreicht und hatte sich auch nach der Meinung des Kaisers während der Schlacht nicht tatkräftig genug gezeigt. Mit Tränen in den Augen reklamiert Victor, daß er sich nicht schuldig fühle, aber der Kaiser bleibt bei der Entscheidung.

„So werde ich ein Gewehr auf die Schulter nehmen," ruft Victor, „ich habe meine Handgriffe noch nicht vergessen, ich werde wieder in die Reihen der Garde eintreten!" Diese letzten Worte besiegen den Zorn Napoleons, und dem Marschall die Hand reichend rief der Kaiser: „Nun gut, so bleibe, Victor. Aber dein Korps gebe ich dir nicht zurück, weil ich es Gérard gab; ich will dir dafür zwei Gardedivisionen geben. Von dem, was vorgefallen ist, soll nicht mehr die Rede sein zwischen uns!" Bisher war der Kaiser nur über die Vorhut der Hauptarmee hergefallen. Das Korps des Grafen Pahlen war zersprengt, die Vortruppen Wittgensteins empfindlich getroffen, der Kronprinz von Württemberg bei Montereau aufs Haupt geschlagen. Es waren Verluste von über 7000 Mann, die Schwarzenberg so unversehens trafen und ihm so bange machten, daß er an einen allgemeinen Rückzug dachte. Kaiser Napoleon drängte stark auf Troyes vor. Jetzt bekamen auch die Österreicher ihre Schläge, der Verlust stieg sicher auf 10000, während Napoleon in allen Gefechten nur 61 Infanterie-, 19 Kavallerieoffiziere verlor, etwa 1500 Mann *). Ohne Blüchers Mithilfe glaubte Schwarzenberg nicht standhalten zu können, wie es der sehr energisch ausgesprochene Wunsch des

*) Natürlich ist für Janson alles klassisch verbürgt, wenn St. Hilaire 2170 bei Montereau rechnet (in Wahrheit 1000). Für dessen Zuverlässigkeit genügt wohl, daß er für Montmirail 800—1000 rechnet, wo doch der Verlust ungleich größer als bei Montereau. Verwechselte er vielleicht beide Namen, denn man könnte wirklich beide Ziffern genau umstellen. Ebenso absonderlich klingt, daß 46. Regiment bei Montereau 345 von 600 verloren haben will, während es im ungleich blutigeren Kampf bei Brienne nur 300 verlor.

Digitized by Google

Zaren war. Blücher antwortete sofort: „Ich werde mit 53000 Mann und 300 Kanonen am 21. Februar bei Mery zur Schlacht bereit stehen" — und er hielt sein Wort pünktlich wie immer. Dieser Feldmarschall Vorwärts hatte wahrlich bessere Gründe als Schwarzenberg, sein hart mitgenommenes Kriegsvolk einige Zeit in Kantonnements zu legen: Aber kein Gedanke daran. Hier beim schlesischen Heer hieß es: toujours en vedette. Bei bitterkaltem Winterwetter, bei Schneesturm wurde am 19. Februar auf den Feldern von Sommesous biwakiert. „In der baum- und zaunlosen Gegend fand man kein Holz zur Feuerung und zum Kochen. Um den Strohbedarf zur Lagerstatt herbeizuschaffen, verschonte man im Dorfe Sommesous selbst nicht das Haus, in welchem der kommandierende General York sein Quartier genommen hatte. Der General erstaunte, Dach und Fach um sich her verschwinden zu sehen, hinderte es jedoch nicht und opferte willig seine eigene Bequemlichkeit dem dringenden Bedürfnis seiner Truppen." —

Gneisenau war von Blücher in das große Hauptquartier nach Troyes gesandt worden, um mit Schwarzenberg die Dispositionen zur geplanten Schlacht zu vereinbaren. Sehr warm war der Empfang des preußischen Generalquartiermeisters seitens seines Königs nicht: „Passieren ja schöne Dinge bei Ihnen!" knurrte Friedrich Wilhelm. Obwohl das Oberkommando jetzt einschließlich des kampfbereiten Blüchers über 150000 Mann verfügte, also doppelt so stark war wie der Imperator, war Schwarzenberg zu einer Schlacht nicht willig. Wie innerlich schwankend der arme Oberkommandierende schon war, haben wir bereits aus der Entsendung des Grafen Paar gesehen. Napoleon kennzeichnete dies Anerbieten eines Waffenstillstandes in einem Briefe an seinen Bruder Joseph mit den Worten: „Es ist schwer, die Feigheit bis zu diesem Grade zu treiben." Der Fürst hat in einem Brief an seine Nani seinen Seelenzustand selbst sehr lebhaft geschildert:

„Kaiser Napoleon hatte alle seine Kräfte gesammelt, um uns bei Troyes eine Schlacht zu liefern. Dieser feste Wille war mir ein Beweggrund mit, sie nicht anzunehmen. Die Hauptursache aber, warum ich der Schlacht auswich, war die wichtige Bemerkung, die mir nicht entgehen durfte, daß, wenn die Schlacht unglücklich für uns ausfallen sollte, welches doch immer unter die möglichen Fälle gezählt werden muß, ein Rückzug von Troyes über den Rhein unsere Armee gänzlich würde aufgelöst haben.

Eine Hauptschlacht gegen einen Feind zu liefern, der, durch eigene vorteilhafte Gefechte aufgereizt, für seine Existenz ficht und zwar in der Mitte seines Landes, wo alle Landleute für ihn sich bewaffnen, eine Hauptstadt hinter sich, die ihm alle Hilfsmittel nachschiebt, — dies ist ein Unternehmen, zu dem einen nur die unbedingte Notwendigkeit berechtigen kann.

Wir sind aus allen Nationen zusammengesetzt, leiden an dem traurigen Übel, drei Souveräns auf den Schultern tragen zu müssen, haben, sobald die ernstlichen Operationen begannen, durch Nachzügler alle Transportmittel geplündert, denn, um bei diesen Völkern auf einer großen Linie die Exzesse zu verhindern, müßte man eine Armee im Rücken der Operierenden aufstellen; es wird daher unmöglich, die Magazine für eine so bedeutende Truppenmasse nachzuschaffen. — War ich berechtigt, in dieser Lage eine Hauptschlacht im Innersten Frankreichs zu geben, ohne auf meine Flanke und Rücken, auf den Aufstand der Bauern, auf die Anwesenheit der Souveräns zu denken?

Ich kann gar wohl dulden, daß Journalisten, Tugendbundisten und was dergleichen mehr sein mögen, vollauf schreien: ‚Ach, hätte an der Spitze dieses schönen Heeres ein anderer gestanden, was wäre da nicht Großes zu tun gewesen!' — Aber ich könnte nicht in der Heimat mit dir ruhig genießen, was uns der gütige Himmel Gutes beschert hat, wenn mein Gewissen mir sagte: Du hast nicht den Mut gehabt, das Urteil der Welt zu verachten; du hast nicht nach deiner Überzeugung gehandelt, und darum ist ein schönes Heer zum Triumphe Frankreichs zerstäubt.

Viel, sehr viel muß ich ob diesem Entschlusse, die Schlacht nicht anzunehmen, bitter leiden; denn mit stolzen, eitlen, unwissenden Soldaten spielenden Souveräns (oh! oh! was muß man hören!) geplagt zu werden, ist eine grauenvolle Marter. Ich blieb aber bei meiner Ansicht felsenfest stehen und nichts konnte mich erschüttern."

Als der Oberst von Grolman mit dem Bescheide Schwarzenbergs, daß der allgemeine Rückzug beschlossen sei, im Hauptquartier zu Merry bei Blücher eintraf, griff der Alte zu der Waffe, die er sonst nicht gerade hochschätzte und ehrte: zur Feder. Er schrieb zwei Briefe: einen an den Zaren, einen an den König, klassischen Inhalts, den Nagel auf den Kopf treffend, wenn auch im echten Blücherstil und Blücherdeutsch:

„Der obrist von Grollmann bringt mir die Nachricht, daß die Haupt Armeh eine Rückgängige Bewegung machen wird; ich halte mich verpflichtet Ewr. Kaiserliche Mageslet die unvermeidlichen nachtheiligen Folgen davon aller untänigst vorzu stellen:

1. Die gantze Französische Nation tritt unter die Waffen. Der Theil, so sich für die gute Sache geeüssert, ist unglücklig.

2. unsre sigreiche Armeh wird muhtlos.

Digitized by Google

3. wir gehen durch rückgängige Bewegungen in Gegenden, wo unsere Truppen durch Mangel leiden werden; die Einwohner werden durch den Verlust des Letzten was sie noch haben zur Verzweifflung gebracht.

4. Der Kaiser von Frankreich wird sich von seiner Bestürtzung, worin er durch unsre Vordringen, erholen, und seine Nation wider für sich gewinnen.

Ewr. Kaiserlichen Majestät danke ich aller untertänigst daß sie mir eine offensive zu beginnen erlaubt haben, ich darf mir alles Guhte davon versprechen, wenn sie gnädigst zu bestimmen geruhen, daß die Generale von Winzingrode und v. Bülow meine Anforderung genügen müssen, in dieser verbindung werde ich auf Paris vordringen; ich scheue so wenig Kaiser Napoleon wie seine Marschälle, wenn sie mir entgegentreten, Erlauben Ewr. Kaiserliche Magestät die Versicherung, daß ich mich glücklig schätzen werde, an der Spitze der mir anvertrauten Armeeh Ewr. Kaiserlichen Magestet befehle und Wünsche zu erfüllen.

Mery, den 22t. Februar 1814.

G. Blücher.

Das war der in all das Raten ohne Taten hineinplatzende Blücherbrief, der seine Wirkung nicht verfehlen konnte. Ja, der Brief war für die Kriegspartei im Hauptquartier Schwarzenbergs fast so wertvoll wie eine gewonnene Schlacht. „Diesen ganzen Vormittag" (den 25. Februar nämlich), berichtet der württembergische General Reuffer an seinen König, „sitzen die beiden Kaiser, der König von Preußen, Fürst Schwarzenberg und mehrere andere Generale beisammen. Die Zukunft wird lehren, was sie Gutes beschlossen haben; das Hauptquartier geht morgen nach Chaumont." In der Tat hatten sich an diesem Tage die Monarchen, der Fürst Schwarzenberg und der Generalstab zum Kriegsrat in der Wohnung des preußischen Generaladjutanten von dem Knesebeck, der bettlägerig war, versammelt. Hier war es König Friedrich Wilhelm, welcher ein vernünftiges Wort sprach. „Die Herren," sagte er, „werden wohl alle ebenso wie der Kaiser von Rußland und ich überzeugt sein, daß diplomatische Verhandlungen mit dem Kaiser Napoleon zu keinem Ziele führen, daß wir ihn nur in einer Schlacht besiegen und durch die Einnahme von Paris zum Frieden zwingen können." Darauf entwickelte Herr von dem Knesebeck einen Plan der Fortführung des Krieges; denn schon hatten sich der russische Zar und der preußische König entschlossen, wenn sie noch weiterhin auf diese Schwierigkeiten in der Kriegsführung stoßen würden, wie sie das österreichische Hauptquartier, geleitet von der österreichischen Diplomatie, betrieb, sich mit ihren Truppen von Österreich zu trennen und den Krieg auf eigene Hand fortzusetzen. Knesebeck hatte dem König dringend von solchen Maßnahmen abgeraten. „Das bedeutet," führte er aus, „die Trennung der Monarchen, Rückkehr des Kaisers von Österreich nach Wien und damit die Auflösung des ganzen Bündnisses und schließlich einen triumphierenden Napoleon." Wenngleich Fürst Metternich später stets betont hat, er habe seine Karten diplomatisch so gemischt, daß Napoleon in die Falle gehen mußte, er habe, den Charakter Napoleons kennend, genau gewußt, wie die Figuren auf dem diplomatischen Schachbrett zu schieben seien, so wirft es doch ein eigentümliches Licht auf die österreichische Staatskunst, wenn Metternich in jenen Tagen an den Grafen Caulaincourt in Châtillon schreibt: „Ja, ja, mein lieber Herzog, der Krieg ist eine recht ekelhafte Sache, zumal wenn man ihn in der Gesellschaft von 50000 Kosaken und Baschkiren führen muß." Man muß schließlich doch annehmen, daß Österreich wohl bereit war, wenn es sein mußte, den Krieg bis Paris zu tragen, daß man aber erleichtert gewesen wäre, wenn ein Friede zustandegekommen, der dem Schwiegersohn des Kaisers Franz Frankreichs Thron innerhalb der alten Grenzen sicherte. Kurz, die Verhandlungen in Bar-sur-Aube wurden seitens des Königs von Preußen nicht ohne Bitterkeit geführt, wozu er, dessen Volk die größten Opfer gebracht hatte und auf Deutschlands Boden die Entscheidungsschlachten geschlagen, schließlich die größte Ursache hatte. Kaiser Alexander stand auf seiner Seite. Er fühlte sich von Österreich dauernd verletzt, hatte im eigenen Hauptquartier von seinen Generalen manchen Widerspruch erfahren und war höchst reizbar. Aber schließlich entsprach das Resultat der Beratung den Wünschen des Königs, wenigstens soweit Blücher auf eigene Füße gestellt wurde. „Der Ausgang dieses Feldzuges," schrieb der König an Blücher, „liegt von nun an zunächst in Ihrer Hand. Ich und mit mir die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie durch ebenso kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen, und bei der Entschließkraft, die Ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängt." Sehr richtig sagte er damals, daß man „nicht bloß patzig reden, sondern im Handeln einig sein möge" und billigte, was Blüchers Flügeladjutant schrieb, daß „das Glück dem Kühnen hold sei". Schwarzenberg aber schimpfte im Briefwechsel mit Metternich so giftig auf den König und Blücher-Gneisenau, daß man von seinem „nobeln" Wesen gerade genug hat. Eine weitere Folge dieser Verhandlung von Bar-sur-Aube war die Erneuerung der wider-napoleonischen

Digitized by Google

Allianz zu Chaumont am 1. März. Es wurde zwischen England, Österreich, Rußland und Preußen ein Bündnis auf zwanzig Jahre hinaus geschlossen, daß bis zur Erstreitung eines sichern europäischen Friedens jede dieser Mächte eine Streitmacht von 150000 Mann unter den Waffen halten sollte, und daß das reiche England an seine Alliierten jährlich fünf Millionen Pfund Hilfsgelder bezahlen sollte. Am Whisttische wurde dieser Vertrag von Metternich, Nesselrode, Hardenberg und Castlereagh unterzeichnet. „Man war damit einverstanden," schreibt sarkastisch der Engländer, „daß die Einsätze bei keiner früheren Partie so hoch gewesen wären."

Im Grunde seines Herzens mag Napoleon gehofft haben, daß aus dem Schwarzenbergschen Angebot eines Waffenstillstandes dennoch etwas würde. Ihm mußte bei dem großen Kesseltreiben ein Waffenstillstand lieb sein. Er sandte den Grafen Flahault nach Lusigny, wo diese Waffenstillstandsverhandlungen stattfinden sollten. Allerdings gab Napoleon, als er die rückläufige Bewegung der Hauptarmee ansah, die Hoffnung nicht auf, die Frankfurter Bedingungen, also die Rheingrenzen, zu erhalten. Flahault sollte „den Mund nicht öffnen", bevor nicht diese Bedingungen zugestanden seien. Aber auch damit wäre es Napoleon nicht genug gewesen. Er verlangte, daß die Verbündeten den größten Teil des bisher besetzten Gebietes wieder räumten, und schrieb eigenmächtig eine ganz willkürliche Demarkationslinie vor. — Am 24. Februar, als die Verhandlungen zu Lusigny eröffnet wurden, standen die Dinge Napoleons sehr seltsam. Die Festungen Küstrin, Glogau, Magdeburg, Hamburg, Wesel, Antwerpen [hier saß der zähe Carnot, der alte starre Republikaner, der sich dem Kaiser jetzt, wo das geliebte Vaterland in Not war, wieder zur Verfügung gestellt hatte*)], Luxemburg, Metz, Landau, Straßburg, Schlettstadt, Breisach, Belfort, Besançon waren von den Verbündeten eingeschlossen; an eine Sprengung dieser Ringe war für die Besatzung nicht zu denken. Die Truppen, die in diesen umklammerten Festungen lagen, waren für den Kaiser ein für allemal verloren. General von Bülow hatte inzwischen Holland erobert und wurde jetzt durch Bernadotte, der die Dänen zum Frieden und zum Beitritt zur Koalition gezwungen hatte, ersetzt. Mochte der zögernde bedenkliche Mann in Holland den Festungskrieg weiterführen; man konnte ihn bei den Entscheidungen, die vor Paris lagen, doch nicht gebrauchen. Zu den vielen Hemmschuhen wäre nur noch einer mehr gekommen. —

Carnot
Nach einem Gemälde von Maugaisse lithographiert von Delpech

In Italien wurde Vizekönig Eugen Beauharnais jetzt durch den österreichischen General Bellegard am Mincio und den abtrünnigen König von Neapel, Murat, bedrängt. Das stolze Venedig, die einstige

*) Bericht einer deutschen Zeitung:

Am 2. Februar hatte Carnot, als Bauer verkleidet, durch das Tor von Flandern sich nach Antwerpen hineingeschlichen und seine Instruktionen vom Kaiser selbst mitgebracht. In der Stadt sind 10000 Mann Garnison alles zusammengerechnet, und dabei 250 Mann Reiterei von der Kaisergarde, meistens Dragoner, und 80 Lanzenträger, von denen 16 bei einem Ausfall am 25. übergingen. An Artilleristen ist besonders dort der größte Mangel, darum machte der General eine Auswahl von Konskribierten der Infanterie und ließ sie in jenem Dienste üben. Die Ausfälle, die seither die Garnison gemacht, kosteten sie jedesmal viel Volk, weswegen sie gegenwärtig sich ganz ruhig hält. Für sechs Monate haben die Soldaten Lebensmittel, die Bürger nicht einmal für zwei. Das belagernde Heer der Verbündeten besteht nur aus 15000 Mann; die Belagerung aber fordert deren 40000, um mit Ernst und Erfolg vonstatten zu gehen, weswegen sie sich denn noch sehr in die Länge ziehen kann. Übrigens läßt Carnot fortdauernd das Journal de deux Nethes dort drucken und füllt es mit Abgeschmacktheiten jeder Art. So heißt es in einem dieser Blätter: Die barbarischen Horden, die in die Niederlande eingedrungen, haben zu Brüssel 4000 Pfund Leder in Requisition gesetzt, um daraus Knuten für die Belgier zu verfertigen. Man hat in Carnot immer Ungewöhnliches vermutet, jetzt zeigt er sich eben wie der andern einer; mit scharfer Sense ist die Zeit über sie alle hergefahren und hat sie wie Gras auf der Wiese gleich gemäht. Alles ist aus den mündlichen Erzählungen zweier dortiger Kaufleute genommen, die von dannen zu entrinnen das Glück gehabt.

Digitized by Google

Königin der Meere, war von einem österreichischen Belagerungskorps eingeschlossen. In Spanien waren die Meerfestungen Barcelona, Sagunt, Peniskola eingeschlossen, noch hielt sich bei Gerona der Marschall Suchet gegen den englischen General Clinton, während Soult bereits in der Nähe von Bayonne Aug in Aug den Engländern gegenüberstand. Die Hauptflut aber der Verbündeten wogte, wenn auch zeitweilig, wie eben jetzt, zurückebbend, dennoch unwiderstehlich gegen Paris vor. Ein so guter Rechner wie Kaiser Napoleon mußte sich an den Fingern abzählen können, daß es bei diesem Stande der Machtverhältnisse für ihn keine Rettung mehr gäbe und daß selbst der billigste Friede für ihn der beste wäre. Aber das ist das seltsame bei diesem Manne: er verschloß sich jeder besseren Einsicht. Er, der wie einst Friedrich der Große die Macht der stärksten Bataillone zu schätzen wußte, glaubte dennoch mit seinem geringen Feldheere dem Ansturme der Verbündeten trotzen zu können. Er glaubte fest daran, daß es ihm möglich sei, die Weltherrschaft eines französischen Kaiserreichs aufrechtzuerhalten. Dem General Grafen Flahault war die knappe Instruktion gegeben, den Mund nicht zu öffnen, bevor die alten Grenzen zugestanden seien, und dem Grafen Caulaincourt, der in Châtillon saß, schrieb der Kaiser am 2. März: „Nichts wird Frankreich dazu bringen, etwas zu tun, was auf seinen Nationalcharakter einen Schandfleck wirft und es von der Rangstufe, die es jahrhundertelang in der Weltgeschichte eingenommen hat, heruntersetzt."*)

Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen
Nach einem Gemälde von E. Steuben

Mochte der Kaiser Napoleon in seiner derben Soldatensprache aus manches herbe Urteil über Blücher gefällt haben, mochte er den preußischen General, der immer bereit war, tollkühn vorzudringen, auch als Feldherrn bisher unterschätzt haben, eins wurde ihm nunmehr doch klar, nämlich, daß Blücher sein gefährlichster Bedränger sei. Dessen Anmarsch zur Vereinigung mit Schwarzenberg bei Mery a. d. Seine stellte zunächst die „spanische" Veteranenbrigade Peter Boyer in einem für York ziemlich nachteiligen Vorhutgefecht fest. Marmont bestätigte es, daß erstaunt. Er und Mortier sollten nun dem Abmarsch Blüchers parallel folgen, ihn möglichst westwärts locken und sich ihm nördlich von Paris vorlegen, während der Kaiser mit Ney (Reste der früheren Jungen Garde und Brigade Boyer), Friant, Victor mit neuen Divisionen Junger Garde und entsprechender Reiterei unter Grouchy und Nansouty ihn nordöstlich umgehen wollte. Sobald er daher Kunde erhielt, daß Blücher sich abermals von Schwarzenberg getrennt habe, um von Norden heranrückende Verstärkungen an sich zu ziehen und auf Paris zu marschieren, beschloß Napoleon, sich persönlich gegen Blücher zu wenden und nur die Marschälle Oudinot und Macdonald auf die Verfolgung Schwarzenbergs zu entsenden. So kam es, daß dem österreichischen Feldmarschall die Frucht eines Sieges

*) Wie sehr dem Kaiser daran lag, die Verbündeten und die eigene Nation über seine Streitkräfte zu täuschen, zeigt der folgende Brief an den Polizeiminister Savary Duc de Rovigo:

Schloß Surville, 19. Februar 1814.

Die Zeitungen werden geistlos redigiert. Ist es im gegenwärtigen Augenblick zweckmäßig, zu sagen, daß ich wenig Leute hatte, daß ich nur gesiegt habe, weil ich den Feind überfallen habe, und daß wir nur einer gegen drei waren? Sie müssen in Paris wahrlich den Kopf verloren haben, um solche Dinge zu sagen, während ich überall sage, daß ich 300000 Mann habe, der Feind es glaubt, und man es bis zum Überdruß sagen muß. Ich hatte ein Bureau errichtet, um die Zeitungen zu leiten; sieht denn dieses Bureau diese Artikel nicht? So vernichten Sie mit der Feder alles Gute, was aus dem Sieg folgt! Sie könnten wohl selbst diese Sachen lesen und wissen, daß es sich hier nicht um eine kleinliche Ruhmsucht handelt, und daß es einer der ersten Grundsätze des Krieges ist, seine Macht zu übertreiben, nicht aber sie zu klein darzustellen. Aber wie soll man dies Dichtern begreiflich machen, die mir und der Nationaleigenliebe zu schmeicheln suchen, statt vernünftig zu handeln? Es scheint mir, daß diese Gegenstände nicht unter Ihrer Würde sind, und daß, wenn Sie ihnen einige Aufmerksamkeit schenken wollten, solche Artikel, welche nicht bloß einfache Dummheiten sind, niemals gedruckt würden. Wenn man nicht sagen wollte, daß unsere Streitkräfte außerordentlich groß sind, hätte man wenigstens gar nichts sagen sollen.

Digitized by Google

in den Schoß fiel, den er mit seiner Strategie und Taktik wirklich nicht verdient hatte. Schon hatte die Hauptarmee begonnen, ihren Rückzug von Bar-sur-Aube nach Chaumont fortzusetzen. Der Herzog von Reggio mit 21000 Mann Fußvolk, 7000 Pferden und 60 Geschützen drängte nach, wie ihm befohlen war. Die beiden Kaiser hatten ihr Hauptquartier schon nach Chaumont verlegt, während der König von Preußen in banger Sorge, wie dieses ewige Zurückziehen der Hauptarmee wohl enden würde, sich noch bei dem Fürsten Schwarzenberg in Colombey les deux églises befand. Auch hier bewährte sich der sichere militärische Blick des Königs. Der französische Marschall war über die Brücke von Dolancourt vorgedrungen, hatte die Vorposten der Hauptarmee vor sich hergetrieben und sich nun in der ihm eigenen Sorglosigkeit sozusagen in dem engen Tal der Aube verfangen. Es blieb diesem Haudegen immer der glückliche Leichtsinn des Troupiers, der die Sache an sich herankommen läßt, um sich dann zu helfen, so gut es geht.

Prinz Wilhelm von Preußen
Nach einem Gemälde von C. Steuben

Hier dachte auch der Marschall daran, daß der Feind, der fortwährend retirierte, plötzlich zum Angriff ausholen würde. Seine Kavallerie blieb hinter der Aube, seine Artillerie auch, und ein unternehmender Feind hätte den tapferen Oudinot hier in dem kaum tausend Schritt breiten Tal der Aube einklemmen und abschneiden können. Aber schon hatte der General Wrede Bar-sur-Aube aufgegeben. Er erhielt daher auf Andrängen des Königs von Preußen den Befehl, sich jedem weiteren Vordringen des Feindes mit aller Kraft zu widersetzen. Hier war es also wieder, wo sich die alten Waffenbrüder Oudinot und Wrede gegenüberstanden. Der Bayer versuchte noch in der Nacht den Ort zurückzugewinnen und drang auch mit seiner Sturmkolonne bis auf den Marktplatz, wurde dann aber wieder hinausgeworfen. Der Befehl des Hauptquartiers, am nächsten Morgen einen allgemeinen Angriff gegen den Feind auszuführen, wurde von den des Rückzugs müden Truppen mit jubelndem Hurra begrüßt. Dennoch war am nächsten Morgen der Fürst Schwarzenberg wieder zweifelhaft. Da war es Friedrich Wilhelm, der ihn beschwor, um der Waffenehre willen den einmal gegebenen Befehl einzuhalten. Der 27. Februar 1814 war ein wunderschöner Vorfrühlingstag. Der König von Preußen mit seinen beiden Prinzen wich nicht von der Seite des Oberkommandierenden. Als Schwarzenberg den König auf die Gefahr aufmerksam machte, meinte Friedrich Wilhelm: „Mein lieber Feldmarschall, wo Ihr Platz ist, da ist auch der meine." Als die russische Jägerbrigade Blasdorff, stark bedrängt, plötzlich zurückwich, ritt der König persönlich hinzu, um nach dem Rechten zu sehen, und kam gerade auf dem Höhenrücken an, als die Franzosen vordrangen. Plötzlich befand er sich mit seinem Adjutanten in einem Hagel der französischen Gewehrsalven. „Kommen heiß aus der Pfanne," sagte der König trocken, „gut pusten, Junge nicht verbrennen!" Hier war es auch, wo der zweitgeborene Königssohn Prinz Wilhelm von Preußen mitten im Feuer seinen tapferen Adjutantenritt vollführte. Der spätere erste deutsche Kaiser verdiente sich als Sechzehnjähriger hier bei Bar-sur-Aube das Eiserne Kreuz und den russischen St. Georgsorden.

Pacthod blieb diesseits, erst spät gingen Milhauds Dragoner und Kellermanns Kürassiere über den Fluß, um Division Leval und Brigade Chassé zu unterstützen. Diese „spanischen" alten Soultkämpfer fochten mit ganz ausgezeichneter Tapferkeit, wie auch der Preußenkönig bezeugte, befanden sich aber von Anfang an im größten Nachteil, weil sie nur wenige Kanonen bei sich hatten und drüben das Korps Gortschakoff furchtbare Batterien auffuhr. Diesen stürzte sich zuletzt die französische Reiterei entgegen, um sie zum Schweigen zu bringen, doch der rücksichtslose Anritt scheiterte. Endlich mußten die standfesten Veteranen, die den Feind oft ins Wanken brachten, die Weinberge hinabgleiten ins Aubetal. Laut Janson fochten 52000 Verbündete mit 200 Geschützen gegen 30000 mit 90 Geschützen, während Oudinot nur 25000 mit 9 Geschützen ins Feuer brachte! Schwarzenberg schimpfte seine Unterführer „Dummköpfe", der Preußenkönig trat nach Metternichs hinterlassenen Papieren „nicht ohne Bitterkeit" auf.

Digitized by Google

Nur die außerordentlich zähe Verteidigung der Stadt Bar-sur-Aube durch Gérards General Duhesme schützte Oudinot vor einer schweren Niederlage. Bis in die Dunkelheit hinein wurde gekämpft. Die Nacht begünstigte den Rückzug der Franzosen über die Aube. Immerhin hatte der Marschall an 3000 Mann eingebüßt*). Obgleich Schwarzenberg durch eine Meldung Blüchers erfahren hatte, daß Napoleon den Spuren Blüchers folgte, und demnach ihm gegenüber nur geringe Kräfte unter Marschällen standen, nutzte er den Sieg nicht aus. Er blieb an der Aube stehen und kantonierte seine Garden und Reserven in der Gegend von Chaumont.

In der Nacht vom 23. zum 24. Februar überschritt Blücher mit seiner schlesischen Armee auf drei Pontonbrücken die Aube. Ein Leutnant mit 40 Dragonern wurde mit dem Befehl zurückgelassen, die Biwakfeuer zu unterhalten und den Feind damit so lange zu täuschen. In der Tat gelang die Täuschung völlig, Napoleon blieb drei Tage lang über den Charakter des Blücherschen Unternehmens im unklaren, er glaubte auch den Feldmarschall durch die Niederlage an der Marne noch viel zu sehr geschwächt. „Unser Zweck," so heißt Blüchers Disposition, „ist, den vor uns habenden Feind (es handelte sich nur um den Marschall Marmont, der mit 8000 Mann in Sézanne stand) über den Haufen zu werfen, damit der Kaiser Napoleon genötigt wird, von Troyes aus rückwärts zu detachieren und dadurch mit seiner Hauptarmee in die Defensive zu fallen." Vor allen Dingen aber galt es für Blücher, sich mit den Korps von Bülow und Winzingerode, die ihm zugewiesen waren, zu vereinigen. Es mußte die Stadt Soissons gewonnen werden, eine Stadt von 8000 Einwohnern mit alten verfallenen Festungswerken, die mit 1600 alten polnischen Soldaten und 20 Geschützen besetzt war unter dem Brigadegeneral Moreau. Dies Soissons also galt es zu gewinnen und zunächst den Übergang über die Marne und Aisne. Und nun ging es vorwärts. An den Grenadieren vorüberreitend, rief der alte Marschall fröhlich aus: „Frisch, Grenadiere, nun geht's nach Paris!"

*) So behauptet man, während vielmehr durch Vergleich späteren Stärkebestands feststeht, daß die Verbündeten so viel einbüßten, die Franzosen nicht, obschon auch Houssaye dem Ansatz Kochs „2600 tot und verwundet, 600 gefangen" beipflichtet. Das ist unmöglich, denn Gérard verlor nur 22 Offiziere, Leval und Chassé 53, Reiterei 20. Daß Dragonerbrigade Isnart allein 200 verlor, ist wohl Verwechslung mit Gesamtverlust der Reiterei. Auf 75 Infanterieoffiziere kann man normal nur 1500 rechnen. Einzelausweis: 3. Regiment verlor nur 80 Mann auf 2, sogar 28. nur 50 auf 10 Offiziere. Nach anderer Angabe aber verlor I 3 angeblich allein 21 Offiziere, 465; eine um so unglaubhaftere Behauptung, als es später noch nach der Arcisschlacht 8, 276 zählte. War es „800" stark, so wäre dies ein Unikum, weil die Bataillone nie entfernt so stark; war es „500" stark, dann verlor es also mehr als es je zählte! Aus so unlösbaren Widersprüchen hilft nur heraus der Normalsatz 1 und 20. de Leval und Weill sind hier ebenso unbrauchbar wie die Behauptung des mithandelnden Brigadegenerals Maulmont, Oudinot habe 3500 verloren, was sich höchstens auf Nachzügelei und Desertion auf dem Rückzug beziehen könnte. Übrigens gingen nur 2 Geschütze verloren. Die Angaben der Verbündeten für sich tragen den Stempel naiv wissentlicher Unglaubwürdigkeit beim Korps Wrede. 250 Österreicher, während diese für 26. und 27. Februar selbst 813 eingestehen? 400 Bayern, während I 7 I 9 schon 330 verloren? Wrede dürfte 1500 verloren haben, Wittgenstein 1500—2000, er selbst wurde schwer, Schwarzenberg leicht verwundet. Oudinot zeigte sich wie in Rußland unfähig zu höherem Kommando. Entweder überschreitet man einen Fluß angesichts des Feindes nicht oder mit ganzer Macht, Kavallerie voraus. Oudinot kommandierte ja bei Aspern ein Korps, solche Erfahrung hätte ihn warnen sollen.

Digitized by Google

33. Kapitel

Paris

Aber inzwiſchen hatte ſich Napoleon ſelbſt in Eilmärſchen auf den Weg gemacht. Sobald er den Abmarſch Blüchers nach Norden erfuhr, ſagte er zutreffend: „Von dieſem Heere droht Paris weit mehr Gefahr als von dem anderen.“ Vor allen Dingen aber galt es, den Marſchällen Marmont und Mortier, die allein zwiſchen Paris und Blücher noch bei Meaux ſtanden, Hilfe zu ſenden. Denn in Paris verurſachte die Nachricht vom Annahen eines feindlichen Heeres großen Schrecken. Man feierte dort auf allerhöchſte Anordnung des Kaiſers nämlich die Siegesfeſte von Château-Thierry und Montereau. Durch die Gaſſen der alten vielbewegten Stadt erſcholl Kanonendonner; Gefangene, eroberte Geſchütze und Fahnen wurden dem Volke zur Schau geſtellt. Und nun auf einmal in dieſen Jubel hinein die Nachricht, daß Blücher kaum zwei Tagemärſche von der Hauptſtadt ſtünde. Was irgend an Verſtärkung in Paris zu haben war, im ganzen ungefähr 6000 Mann und 50 Geſchütze, wurde dem Marſchall Mortier zugewieſen. Und ſchon kamen auch günſtige Nachrichten für die Marſchälle aus dem Hauptquartier des Kaiſers vom Major-General Berthier. Der Kaiſer ſelbſt ſei im Anmarſch, hieß es, um die ſchleſiſche Armee abzuſchneiden. Nun wagten Marmont und Mortier einen Vorſtoß und es gelang ihnen, am 28. Februar, am 1. und 2. März in heftigen Gefechten, dem Korps des Generals Kleiſt, das iſoliert von den andern ſtand, am Ourcq und an der Thérouanne (Klucks Schlachtfeld im Weltkrieg) empfindliche Verluſte beizubringen. Marmont hatte laut Weill anfangs nur 4300, dann verſtärkte ihn eine Kolonne aller drei Waffengattungen unter Bordeſoulle. Die Marſchälle verloren 24 Offiziere, alſo nicht „80“, wie es hieß, ſondern 480 Mann; Blücher geſtand 2000, es waren aber mehr. „Ich bekam tüchtige Schmiere,“ plauderte er kleinlaut aus, und Gneiſenau bekannte brieflich an die „liebe Exzellenz“ Radetzky: „Ein mir natürliches Mißtrauen läßt mich zu ſehr auf andere bauen, die mir an (gelehrten) Kenntniſſen überlegen ſind“ mit übergroßer Beſcheidenheit. Marmont operierte hier glänzend gegen große Übermacht. Hierbei wurde die Kriegsliſt gebraucht, daß die franzöſiſchen Soldaten beim Vordringen ein lautes Vive l'empereur ausſtießen, obgleich der Kaiſer gar nicht zur Stelle war. Nun hätte wohl Blücher mit ſeiner ganzen Armee gegen die Marſchälle vordringen können, aber die Prankenſchläge des korſiſchen Tigers aus den Februartagen hatten ihn gewitzigt. Er wollte ſich ſolchen Schlappen nicht wieder ausſetzen. Er entſchloß ſich, ſein Heer jenſeits der Marne wieder zu vereinigen. Am 3. März war das ganze Heer verſammelt und im Anmarſch auf Soiſſons, um ſich dort mit den Verſtärkungen zu vereinigen. Aber wiederum war Blücher genötigt, ſeinen Truppen ungeheure Anſtrengungen zuzumuten. Jede geregelte Verpflegung hörte auf, es gab drei Nachtmärſche hintereinander. Dabei war es ein widerwärtiges Regen- und Nebelwetter, und man mußte auf tief aufgeweichten Nebenſtraßen marſchieren. Jeder half ſich, wie er konnte. Die Häuſer waren das Brennmaterial, das, was an Lebensmitteln darin war, die Verpflegung des Soldaten. Es iſt der Mühe wert, einen Vorgang zu erzählen, der den Zuſtand der Armee ſchildert. Als York ſein Hauptquartier in Ouchy le Château hatte, ließ er ſämtliche Brigadiers und Regimentskommandeure ins Hauptquartier beordern. „Als wir verſammelt waren,“ erzählt Graf Henckel, „trat der kommandierende General unter uns und begann: ‚Meine Herren, ich habe geglaubt, die Ehre zu haben, ein preußiſches Armeekorps zu kommandieren, ich kommandiere aber eine Räuberbande; meine Herren, ich will nicht den großen Abellino ſpielen, und ich werde jeden vor ein Kriegsgericht ziehen, der mir nicht mit aller Strenge wieder Ordnung in die Truppen bringt.‘ — In dieſem Augenblick ritten zwei Marketenderinnen, die eine in einem kanariengelben, die andere in einem hellblauen ſeidenen Kleid, beide mit Hüten mit großen Federn geſchmückt, im Galopp vorbei. Der General, ſie erblickend, rief in der größten Entrüſtung: ‚Da ſehen Sie, meine Herren, ſchaffen Sie mir dieſe verfluchten Menſcher!‘ Ehe man aber die Pferde fand und ſich hinaufſchwang, waren ſie ſchon verſchwunden und nicht wiederzufinden.“ — Es war York eben unerträglich, einer Kriegsleitung folgen zu müſſen, die das ſtrenge feſte Band der Ordnung, kraft deren allein der Befehl und die Autorität

Digitized by Google

gesichert und berechtigt ist, leichtsinnig zu mißachten schien. Durch diese Gewaltmärsche und Entbehrungen seiner Truppen gelang es dem preußischen Feldmarschall, den Vorsprung vor dem Kaiser zu erhalten, und als die Vortruppen Napoleons am 1. März bei La-Ferté-sous-Jouarre und Château-Thierry an der Marne eintrafen, mußte der Kaiser erfahren, daß das ganze schlesische Heer bereits über den Fluß gegangen war, und er selbst stand vor abgebrochenen Brücken.

Es war in der Tat eine Jagd gewesen, und nach den Berichten, welche Napoleon erhielt, mochte er wohl glauben, daß er die schlesische Armee in vollständiger Auflösung vor sich her trieb.

Er bestimmte nun, daß Marschall Marmont über Soissons nach Laon vordringen solle, während er selbst über Fismes und Berry-au-Bac marschierte. Er hoffte so zwischen Blücher und die von diesem erwarteten Verstärkungen sich zu schieben, Blücher abzuschneiden und einzeln zu schlagen. Aber weder war die Auflösung des schlesischen Heeres derart, wie Napoleon es sich vorstellte, noch auch war eine Trennung der Korps von Bülow und Winzingerode mehr möglich, denn die Festung Soissons war bereits von dem General Moreau am 3. September den beiden Feldherren übergeben.

Man hatte — so wird von einem Zeitgenossen erzählt — dem armen General Moreau einen Unterhändler in Person des Barons Martens zugeschickt, eines Mannes von solcher Überredungskunst und Redseligkeit, daß der französische General nicht allein die Festung, sondern auch sich selbst gleich übergeben habe. Das stimmt freilich nicht, er kapitulierte für freien Abzug. Der Kaiser Napoleon war über diese vorzeitige Übergabe, denn schon rückte Marmont in Eilmärschen heran, derart entrüstet, daß er befahl, den General vor ein Kriegsgericht zu stellen, mit dem ausdrücklichen Befehle, ihn zum Tode zu verurteilen und auf dem Pariser Grève-Platze, dem blutigen Revolutionsplatz der Seine-Hauptstadt, mit möglichst viel Aufsehen zu erschießen.

In der Tat haben später die Lobredner Napoleons behauptet, daß ohne den Verlust von Soissons der Kaiser das Spiel gegen Blücher gewonnen haben würde. Aber selbst wenn er Blücher noch in verlustreiche Arrieregardengefechte verwickelt haben würde, an einen schließlichen Sieg Napoleons wäre doch nicht zu denken gewesen *).

Am 4. März war der Übergang Blüchers bei Soissons über die Aisne vollendet, und der alte Feldmarschall gebot jetzt über ein so ansehnliches Heer, daß er dem Kaiser getrost gegenübertreten konnte. Seine Armee umfaßte sechs Korps, die drei preußischen von Bülow, York und Kleist, und die drei russischen von Langeron, Sacken und Winzingerode: Im ganzen 110000 Mann, darunter einschließlich 8000 Kosaken, 30000 Mann Reiterei und an 5000 Geschütze**). Zwar waren die Russen stark in der Majorität, sie zählten 70000 gegen 40000 Preußen, aber diese Preußen hatten die Schlachten von Luckau, Großbeeren, Dennewitz und Wartenburg, an der Katzbach und Möckern geschlagen. Hier bei Soissons, unter dem Oberbefehl des alten Marschalls Vorwärts, war jetzt das Eliteheer der großen Koalition versammelt und, wie es dem Charakter des Feldherrn entsprach, erzbereit, die Offensive zu ergreifen. Aber welch ein Unterschied in dem Äußeren dieser Korps! Da waren die Truppen Winzingerodes, die sich in Frankreich noch gar nicht mit dem Feinde gemessen hatten, gut ausgeruhte, gut verpflegte, gut montierte Leute. Auch die von Bülow hatten sich in dem reichen, befreundeten Holland äußerst wohl befunden, waren gut verpflegt und ausgestattet, und der sorgfältige General hatte seine Leute, soweit es ging, geschont. Dafür hatten die Korps von York und Sacken Gefechte, Strapazen und Entbehrungen in Fülle durchgemacht, und das sah man ihnen an. Auf der einen Seite gute, neue Uniformen, wohlgepflegte Gesichter, ein gewisser Aufwand in der Haarfrisur, wohlgenährte Pferde bei der Reiterei und Artillerie, und auf der anderen Seite die Leute Yorks und Sackens geschwärzt vom Pulverdampf, vom Qualm der Wachtfeuer, von den Märschen und Strapazen mager, mit langen Bärten, zerfetzten Mänteln, geflickten Beinkleidern, ungeputzten Waffen, und die Reiterei auf mageren, abgetriebenen Gäulen. Es war so, wie einst Friedrich der Große sagte: „Meine Leute sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen!“ — „Den Leuten ist eine Ruhe zu gönnen,“ meinte sehr ernst der General von Bülow. — Indessen, mochten sie noch so ungleich in ihrem Äußeren erscheinen, die Waffenbrüder grüßten sich voller Kameradschaft und Herzlichkeit. — Auch Blücher, dem Napoleon im Februar den Lorbeerkranz so ärgerlich zerzaust hatte, verstand es gleich, sich mit Bülow und Winzingerode auf guten Fuß zu stellen. „Ja, ja,“ sagte er, „ich weiß wohl, wir haben die schönste Schmiere gekriegt, wenn aber drei solche Kerls wie wir zusammenhalten, da soll ja den Bonaparte das Donnerwetter regieren.“

Man muß es sagen, daß auch hier in Frankreich unter den preußischen Heerführern keine gute Harmonie herrschte. Besonders der hitzige Bülow sprach sich gegen York und Kleist, von welchen York ohnehin

*) Daß Napoleons gerechtes Gericht „jedes Maß überstieg“ (Janson), ist unrichtig, denn die spätere lange Verteidigung von Compiègne lehrte, wie gut diese kleinen Flußfestungen zu verteidigen waren. Dagegen urteilte er zu hart über Maison in Belgien als „beschränkt“.

**) „83000“ ist lächerlich; Gneisenau schrieb sogar „Unsere Armee ist 130000 stark“, welche Übertreibung wohl den vorausgegangenen Verlust bemänteln soll.

Digitized by Google

schwer zu regieren war, sehr abfällig über das Blücherſche Hauptquartier aus. Sie ſtellten nicht immer ihren Ehrgeiz zurück gegen die eine große Sache, der ſie dienten, und beſonders Bülow wollte den Fürſten Blücher nicht für den Feldherrn gelten laſſen, als welcher er galt. Es mochte ihm, dem Manne, der ſich ſeine Selbſtändigkeit unter Bernadotte zu wahren gewußt hatte und der jetzt von dem ſelbſtändigen Kommando in Holland kam, nicht leicht werden, ſich dem Feldmarſchall und „dem hirnverbrannten Gneiſenau", wie er zu ſagen liebte, unterzuordnen.

Inzwiſchen raffte ſich Napoleon zu Maßregeln auf, ſeine Kräfte zu verſtärken. Die Ardennenfeſtungen ſollten ihre Beſatzung hergeben und dafür Nationalgarden auf die Wälle nehmen. Die Beſatzungen von Metz, Longwy, Thionville und Luxemburg ſollten ſich zu dem Heere des Kaiſers verſammeln, und gleichzeitig erſchien im „Moniteur" am 7. März der Aufruf zum Volkskriege. „In Anbetracht" — lautet dieſer — „daß die Bevölkerung von Stadt und Land, empört über die an ihr ſeitens des Feindes und insbeſondere der Ruſſen und Koſaken begangenen Greueltaten, von einem gerechten Gefühl für nationale Ehre getrieben, zu den Waffen eilt, um kleine Abteilungen des Feindes aufzuhalten, ſeine Transporte fortzunehmen und ihm jedes mögliche Übel zuzufügen, da ſie indeſſen an verſchiedenen Orten durch den Maire oder durch andere Obrigkeiten davon abgehalten worden iſt, haben wir wie folgt befohlen und befehlen: alle Maires, öffentliche Beamten und Einwohner, die anſtatt den patriotiſchen Aufſchwung des Volkes anzuregen, ihn unterdrücken, oder den Bürgern von einer legitimen Verteidigung abraten, werden als Verräter angeſehen und als ſolche behandelt." — So rief der Kaiſer das Volk ſelbſt auf; er, der Sohn der Revolution, der ihre Kräfte kannte, verſuchte hier ein letztes Mittel. Es war faſt ein Mittel der Verzweiflung, und bald entfeſſelte ſich die Beſtialität. Zwei Tage nach jenem Aufruf geſchah es auf dem Schlachtfelde von Craonne, daß franzöſiſche Bauern verwundete Ruſſen ermordeten, verbrannten und ſelbſt lebendig begruben. Ein Widerſpiel ähnlicher Vorgänge, wie ſie ſeitens der deutſchen Bauern bei Leipzig geſchehen ſein ſollten. Das war der Krieg*). — — —

*) Damals fiel im Dunkel des Ardennerwaldes Friedrich Frieſen. Freundestreue ſchaffte ihm ein Grab in der Heimat auf dem Invalidenhauskirchhof zu Berlin. Hier iſt der Bericht an Friedrich Wilhelm III.:

„Alleruntertänigſter Bericht über die Todesart des Königlich Preußiſchen Leutnants der Kavallerie des Lützowſchen Korps, Friedrich Frieſen im Feldzuge 1814 und über die Auffindung ſeiner Gebeine in Frankreich im Jahre 1816 durch Unterzeichneten: Friedrich Frieſen, geboren 1785 zu Magdeburg, evangeliſcher Religion, von 1808 ab Oberlehrer an der Plamannſchen Lehr- und Erziehungsanſtalt in Berlin, 1813 Freiwilliger und nachher Leutnant der Kavallerie und Adjutant beim Chef des Königlich Preußiſchen Freikorps, Oberſtleutnant von Lützow, befand ſich im März 1814 nach dem Verluſt von Reims, in dem Augenblick im Auftrag bei der Arrieregarde, als dieſelbe bei Rethel in den Ardennen von allen Seiten angegriffen, geworfen und auseinandergeſprengt wurde, zufolgedeſſen er am 15. März 1814, nachmittags in der vierten Stunde, von Hunger, Durſt und Anſtrengung ganz erſchöpft, ſein ermüdetes Pferd am Zügel hinter ſich herleitend, in dem Walde von Huillons unweit des Dorfes la Lobbe, eine Meile von Launoy und drei Meilen von Mezières, von zwei Holzbauern und einer kleinen Abteilung franzöſiſcher Nationalgarde gefangen und bald darauf durch Kolbenſtöße, Axtſchläge und eine Flintenkugel durch die Bruſt meuchelmörderiſch getötet worden iſt. — Einer der Mörder, und namentlich der, welcher den tödlichen Schuß vollführte, war der Schäfer Bordio von der Ferme Pueſieur in Grandchamp, und der Anführer der Nationalgarde, der Maire Coche von Launoy, 1816 Notaire daſelbſt. — Den gänzlich entkleideten Leichnam ließ der Maire Deslyon von la Lobbe, als er davon Anzeige erhalten, noch am Abend des 15. März 1814 in das genannte Dorf bringen und am folgenden Tage auf dem dortigen Kirchhof feierlich begraben.

Das Benehmen des Maire Deslyon erklärt ſich nur dadurch, daß derſelbe Royaliſt war und, nach ſeiner mir gemachten Angabe, bei der Beſichtigung des ſo ausgezeichnet ſchönen Leichnams unwillkürlich hätte annehmen müſſen, daß der ermordete preußiſche Militär hohen Standes ſei, und ſich daher auch veranlaßt geſehen, über den Hergang der Todesart einen Prozeßverbal aufzunehmen.

Alle dieſe näheren Tatſachen wurden mir jedoch erſt ſpäter im Verfolg des Umſtandes bekannt, daß ich im Dezember 1816 durch einen glücklichen Zufall zu Lützows Korpsſiegel, welches Frieſen an jenem verhängnisvollen Tage bei ſich getragen und nach ſeiner Ermordung von einem der franzöſiſchen Nationalgardiſten genommen, mir aber an einem von ihm im Holzgriff desſelben angebrachten Kreuzſchnitt beſonders kenntlich war, gekommen bin. Denn als ich am 7. April 1814 in Rourion unweit Compiègne vom Leutnant Wilhelm von Lützow den Tod des Leutnants Friedrich Frieſen erfahren, ward mir nur die Gegend zwiſchen Rethel und Mezières, wo er gefallen, angedeutet und einige Tage nachher der erſte Pariſer Friedensſchluß bekannt, und ſofort der Rückmarſch nach dem Rhein angetreten; dadurch mir aber leider die Gelegenheit benommen, die Begräbnisſtätte meines Freundes Frieſen ſchon damals genauer zu ermitteln und dem Angelöbnis, welches wir uns Ende 1813 vor dem Abmarſch aus Holſtein nach Frankreich gegenſeitig gegeben, pflichtgetreu nachzukommen: wenn einer von uns beiden für König und Vaterland in Frankreich fallen ſollte, ſeine Gebeine dem welſchen Boden zu entreißen. — Um jedoch mein gegebenes Wort in dieſer Beziehung zu löſen, waren ſelbſt durch den Wiederausbruch des Krieges von 1815 mir die Umſtände nicht günſtig: indem ich, von einer am 16. Juni in der Schlacht von Ligny erhaltenen Schußwunde noch nicht völlig geheilt, kaum bei meinem Truppenteil, dem Füſilierbataillon des Königlichen 25. Infanterieregiments in Landrecy wieder eingetroffen war, trat gedachtes Regiment infolge des zweiten Pariſer Friedens den Rückmarſch in die Heimat an und rückte im Dezember 1815 als Garniſon in Erfurt ein. — Das Geſchick wollte es jedoch anders, denn ſchon im Februar 1816 wurde ich mittels Allerhöchſter Kabinettsorder zum Füſilierbataillon des Königlichen 14. Infanterieregiments, welches bei dem Königlichen Okkupationskorps des Generalleutnants Grafen von Zieten in Frankreich ſtand, verſetzt und ich dadurch imſtande, meine diesfälligen Nachforſchungen zu erneuern; zufolge derſelben mir Anfang Dezember 1816 in der Kantonierung zu Launoy, durch den Unteroffizier meiner Kompagnie, Lützows Korpsſiegel überbracht wurde, welches er von ſeinem Quartierwirt mit dem Be-

Digitized by Google

Die Wut des Kaisers, daß er trotz der entsetzlichen Anstrengungen, die er machte, nicht recht vorwärts kam, äußerte sich auch in manchen anderen Dingen. In Troyes wurde, wie der württembergische General Neuffer berichtet, ein Monsieur Guyot erschossen, weil er, mit dem Ludwigskreuz angetan, dem Kaiser von Rußland seine Aufwartung gemacht hatte. — —

Alle diese Kampfpunkte tauchten geschichtlich nach hundert Jahren wieder auf, als westfälische Landwehr, Elsässer und Dresdner Korps die blutige Septemberschlacht am „Dammweg" von Craonne lieferten. Übrigens behaupten Parquins Memoiren, daß die Kaiserjäger nördlich Berry jetzt ein Baschkirenkorps in die Pfanne hieben, dessen Führer gefangen sei. Dann muß dies aber schnell wie der Wind geschehen sein, denn Martinien verzeichnet keinen einzigen verwundeten Offizier.

Am 6. März war der Kaiser in Corbeny eingetroffen. Sein Heer zählte damals annähernd 45000 Mann, wovon er die Garden und einige alte Korps unter seinem eigenen Befehl hatte, während Mortier über 11000 Mann und Marmont über 11000 Mann verfügte*).

Blücher hatte den General Bülow nach Laon entsandt, um sich für alle Fälle dieses wichtigen Punktes zu versichern. Mit seinen übrigen Truppen war Blücher entschlossen, dem Kaiser entgegenzumarschieren und ihn anzugreifen, bevor Mortier, welcher Soissons zurückzuerobern versucht hatte, heran war. Um die Truppen zurechtzuschieben, hatte es nun auch wieder starke Märsche gegeben. Daß auf diesen Märschen beim Yorkschen Korps weder Hoch noch Gering geschont wurde, zeigt uns eine heitere Episode, die bei den Mecklenburg-Strelitzer Husaren geschah und hier erzählt sein mag.

„Am 6. März, als der Kanonendonner von Soissons her heftig erdröhnte, rückte unser Armeekorps wieder in die Aufstellung des vorigen Tages. Gegen Abend bewegte es sich in zwei Kolonnen links fort in der Richtung nach Craonne zu. Der Marsch ward fortgesetzt, als die Nacht mit schwärzester Dunkelheit über uns hereinbrach. Unser Divisionär, Prinz Wilhelm von Preußen, ritt an der Spitze. Wir hörten neben uns Geschütz fahren. Auf einmal erscholl aus der tiefen Dunkelheit heraus eine Stimme: ‚Was marschiert hier?' — Es war die Stimme Yorks. — ‚Mecklenburgische Husaren, Exzellenz!' war die Antwort. — ‚Wie kommt Ihr hierher? Wer führt Euch?' — ‚Ich!' entgegnete der Prinz. — ‚Wer ist „ich"?' — ‚Prinz Wilhelm, Bruder des Königs!' — ‚Mag's sein, wer's will; aber eine Sauerei ist's vom Teufel! Ihr seid quer durch die andere Kolonne marschiert. Bleibt halten, bis es Tag ist, daß Ihr nicht noch mehr Unordnung anrichtet.' — Dann wurde kommandiert: ‚Halt! Abgesessen!' — Der Prinz und Oberst Warburg wandten sich nach der Gegend, woher die Stimme erscholl, aber der General York war schon des Weges weiter geritten. Da hielten wir nun in stockfinsterer Nacht, keiner wußte wo? auch der Bote nicht, welcher den Prinzen geführt hatte. Rechts von uns wurde mit Geschütz- und Pulverwagen rasch gefahren; es ging querfeldein. Frostwetter und ein scharfer Wind machten die Kälte empfindlich. Unsere Husaren aber hatten suchen und finden gelernt, und bald flackerten einige Lichter längs dem Regimente. Man fand eine Kleeheumiete, andere kamen mit Holz und Stroh zurück. Unteroffizier Schmidt schlug Feuer an, ließ nur einen Moment den Zügel seines Pferdes los, als er einem Husaren den Strohwisch überreichte, — das Pferd war fort und nicht wieder zu finden. In der Nähe eines Wachtfeuers ward ein Strohlager bereitet, die Offiziere vom Stabe lagerten darauf, während die Husaren von der Wache an der Windseite einen lebendigen Schirm bildeten.

---

merken erhalten: daß dasselbe bei einem im März 1814 im Walde von Huillons erschossenen und in la Lobbe begrabenen preußischen Offizier gefunden worden sei.

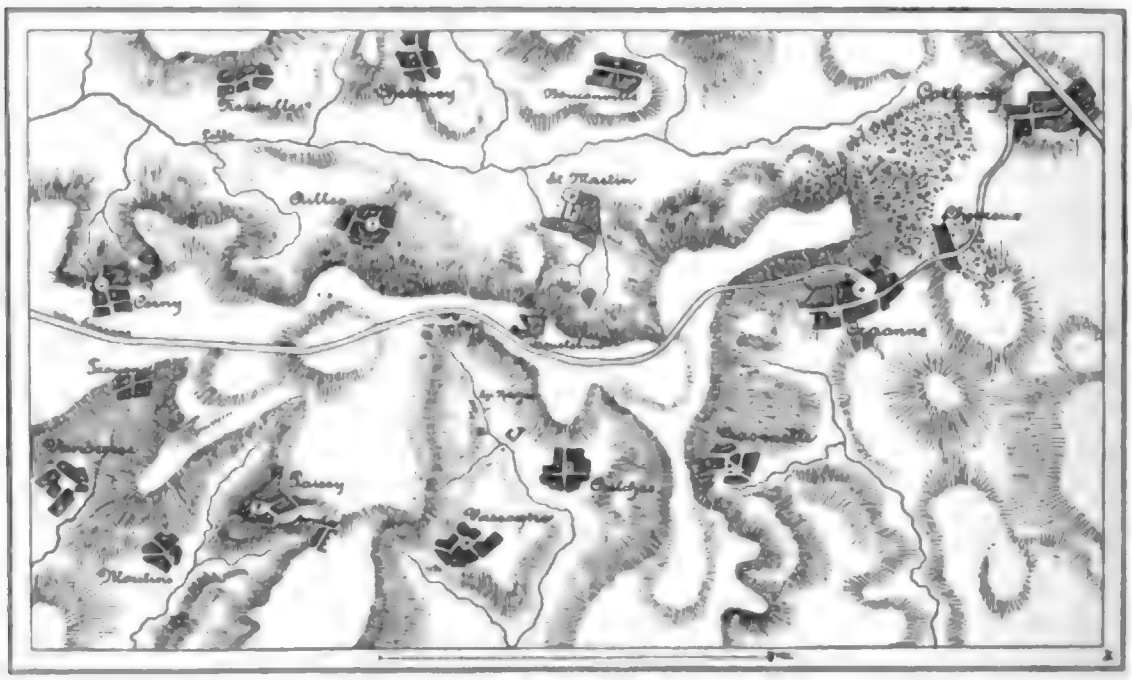
Hierauf begab ich mich am 5. Dezember 1816 in Begleitung des damaligen Leutnants Meisner, jetzt Hauptmann und Kompagniechef im Königlichen 14. Infanterieregiment, nach la Lobbe und erhielt von dem Maire Deslyon den genauesten Aufschluß über alles, wonach ich forschte, ließ hiernächst das bezeichnete Grab öffnen und fand den eingesargten Leichnam zwar schon verwest, indes den meines Freundes Friedrich Friesen an einer mir bekannten Stirnnarbe, die ihm als achtjährigen Knaben durch einen Steinwurf von einem seiner Gespielen oberhalb des rechten Auges einige Linien tief in den Schädel zugefügt, und an einem schadhaften Vorderzahn der unteren Reihe, welcher ihm 1810 hier auf dem Fechtboden durch das Zerspringen der Hieberklinge seines Gegners beschädigt worden w.." außer allem Zweifel unverkennbar vor; nahm die Gebeine mit mir und habe sie seitdem auf allen meinen Hin- und Herzügen als mein heiligstes Besitztum in der Hoffnung mit mir geführt, für sie dereinst möglichst hier in vaterländischer Erde, in welcher seine im Jahre 1813 hochbejahrt gestorbene Mutter bereits ruht, eine passende Ruhestätte nach vorher erfolgter Anzeige und Genehmigung Allerhöchsten Orts jetzt Allerhuldreichst zu erhalten: indem ich an dieser Alleruntertänigsten Bitte durch mein früheres Dienstverhältnis, ohne festen Wohnort, gewissermaßen verhindert und nur erst vor kurzem als Veteran unabänderlich hier einheimisch geworden bin. — Geschwister und nahe Verwandte des Friesen sind längst nicht mehr vorhanden, auch ist sein Vater frühzeitig in Magdeburg gestorben."

*) Höhere Ziffern sind zu dem Zweck erfunden, das Mißverhältnis zu Blüchers erdrückender Übermacht zu verwischen. Marmont erhielt neu die Milizdivision Arrighi, 4000, sein eigenes Korps und Bordesoulle zählten höchstens 7000, wahrscheinlich hatte er nur 10000, wie er selber sagt, niemals „14000". Die Stärke der von Napoleon zusammengerafften Truppen läßt sich archivmäßig feststellen. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß er mit den Marschällen nur „37000" hatte. Wir wählten die höhere Ziffer, doch liegt zutage, daß man nicht darüber hinausgeben darf, da er an der Seine nur etwas über 70000 versammelte, doch auch Verluste und Marschabgang hatte und 45000 an der Seine beließ. Dazu dann Mortier-Marmont mit rund 20000. Das sogenannte Korps Ney war nur 2000 stark, die Junge Garde bestand aus lauter ungedrillten Milizen, war also keineswegs „der Kern seines Fußvolks".

Digitized by Google

Der Leutnant Milarch war, ſeinen Mantelſack als Kopfkiſſen benutzend, feſt eingeſchlafen. Als er erwachte, vermißte er ſeinen Mantelſack, den er alsbald unter dem Kopfe eines Nebenſchläfers entdeckte. Ohne Umſtände nahm er ſein Eigentum zurück. ‚Kann man denn nicht einmal auf ein Stündchen alles Elend verſchlafen!‘ rief ſeufzend eine bekannte Stimme. Es war die unſeres hochverehrten, geliebten Prinzen Wilhelm. Leutnant Milarch hatte nichts Eiligeres zu tun, als dem Prinzen den Mantelſack wieder unter den Kopf zu ſchieben und ihn obendrein auch mit einer Pferdedecke gegen den Nachtfroſt zu ſchützen.“

Schon am Nachmittag des 6. März hatte Napoleon ſeinen Ordonnanzoffizier Capitain de Caraman (der mit zwei anderen vornehmen Refugiés 1806 aus preußiſchen Dienſten in franzöſiſche übertrat) mit zwei Gardebataillonen vorgeſchickt, um eine Erkundung der kalkbergigen Hochebene, die ſich weſtlich von Craonne ausbreitet, vorzunehmen. Gleichzeitig mußte Marſchall Ney durch den Wald von Corbeny vorbrechen, um dem General Wintzingerode, der hier die Wacht hatte, in die linke Flanke zu kommen. Zwar wurden die franzöſiſchen Bataillone von den Ruſſen zunächſt zurückgeworfen, aber das Dorf Craonne blieb doch in den Händen des Kaiſers. Der Kaiſer holte ſich den Maire von Barrieux, de Buſſy, heran,



Plan der Schlacht von Craonne

einen alten Kriegsſchul- und Regimentskameraden, der die Gegend genau kannte, ernannte ihn flugs zum Oberſten und Führer einer Angriffskolonne. Er wollte die vorgeſchobenen Truppen des Generals Woronzow umfaſſen und durch Ney der Blücherſchen Armee in den Rücken kommen.

In der Morgenfrühe des 7. März, um 7 Uhr ſchon, finden wir den Kaiſer auf den Höhen nordweſtlich von Craonne, von wo aus er die feindliche Aufſtellung beobachtete, und bald meldeten die ruſſiſchen Vorpoſten, daß ſtarke franzöſiſche Kolonnen im Vormarſch ſeien.

Feldmarſchall Blücher war nicht bange, er hatte ſchon am Abend vorher dem General Wintzingerode den Befehl erteilt, einen Umgehungsmarſch auszuführen und ſich dem Feinde in den Rücken zu werfen. Jetzt erhielten auch die Generale York und Kleiſt den Befehl, auf Fétieux vorzudringen und über Corbeny dem Feinde in Flanke und Rücken zu marſchieren. Auf dem Plateau in der Front des Angriffs befanden ſich noch die Korps von Woronzow und Sacken und als Reſerve das Korps Langeron. Der Feldmarſchall wollte ſich gerade zu Pferde ſetzen, um den Befehl der Front perſönlich zu übernehmen, als er zu ſeinem größten Erſtaunen hörte, daß Wintzingerode mit ſeiner ganzen Reitermaſſe ſich noch ganz gemächlich am Fluß Lette bei Chevrigny befand. Wintzingerode hatte ſich ſchon wiederholt läſſig benommen. Er war nicht der Mann, einen Nachtmarſch mit Kavallerie und vielen Geſchützen auszuführen, er ſchlief lieber. Müffling nennt ihn einen „Pfiffiologen ohne Energie“. Entrüſtet über die verlorene Zeit, eilte Blücher jetzt zum Korps Wintzingerode, nachdem er dem General Baron von Sacken den Oberbefehl auf dem Plateau übergeben hatte. Vergeblich ſuchte Blücher den General Wintzingerode zu faſſen. Er traf ihn endlich in der Gegend von Bruyères. Schon war es zwei Uhr. „Es war,“ meinte Müffling, „als ob ſich alles vereinigt hatte,

Digitized by Google

um die Unternehmung des Tages scheitern zu machen." Wohl hätte der General für seinen Ungehorsam, denn er hatte die Nacht geschlafen, anstatt zu marschieren, und sich dann möglichst große Umwege ausgesucht, verdient, abgesetzt zu werden, aber das verhinderte natürlich die Koalition und die Stellung, die Winzingerode beim Zaren einnahm.

Inzwischen hatte General Sacken auf dem Plateau vor Craonne einen schweren Kampf mit Napoleon. Das Plateau war an seiner breitesten Stelle ungefähr eine Meile breit, verengte sich dann aber nach der Front zu auf zirka 300 Schritt. Die Ufer des Plateaus waren sehr steil, nach Süden hin mit Wein bepflanzt. Unmittelbar vor der Front lag das Vorwerk Hurtebise, rechts davon am Abhange das Vorwerk Les Roches und am Abhange gegen die Lette zu das Dorf Ailles. Die Front der Stellung Sackens deckten 36 und jeden Flügel 12 Geschütze. Der General hatte seine Truppenmacht in drei Treffen aufgestellt, und die feste und tiefe Stellung, die er eingenommen hatte, war an der Front so gut wie unangreifbar, nur die Umgehung seiner Flügel konnte zu einem Erfolge führen.

Napoleon erkannte als den Schlüsselpunkt zu der Stellung seines Gegners das Dorf Ailles, und Ney erhielt den Auftrag, mit seinem Korps, dem Korps Victor und den Reitern Grouchys, im ganzen 13000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde, die Umgehung auszuführen.

Gegen den rechten Flügel der Russen, der sich an Les Roches anlehnte, trat der Maire Herr de Bussy in Tätigkeit. Der kannte hier Weg und Steg und führte die Reiterei der Garde, etwa 2000 Pferde, gegen das Plateau vor. Im Zentrum blieb die Alte Garde und eine starke Geschützmasse. Es wurde dem Kaiser schwer, wegen des Glatteises die Geschütze gegen die Front vorzubringen. Erst gegen 10 Uhr konnten 50 Geschütze Drouots in Aktion treten, und dies war das Signal, auf welches Ney wartete. Die Ufer des Plateaus gegen Hurtebise zu waren steil, aber Ney hatte heute seinen guten Tag und griff eine der schwierigsten und blutigsten Aufgaben seiner langen Laufbahn mit Wucht an. Das russische Geschütz- und Kleingewehrfeuer wütete in seinen Reihen. Dennoch erklomm er mit seinen Truppen den Höhenrand, wurde hinabgeworfen und nochmals hinabgeworfen. Da befahl der Kaiser dem Marschall Victor — der Herzog von Belluno hatte von Montereau her etwas gutzumachen (und der Kaiser nützte die Schwächen seiner Marschälle) —, ohne seine Division Charpentier abzuwarten, über das Vorwerk Hurtebise dem Fürsten von der Moskwa die Hand zu reichen. Victor setzte sich an die Spitze der Division Boyer und drang in geschlossener Kolonne vor. Ein kurzes Halt, um Atem zu holen in diesem Gewölk von Pulverdampf und Qualm, und schon fällt Victor, schwer in den Schenkel verwundet. General Boyer de Rebeval übernimmt das Kommando. Die russischen Batterien speien Kartätschen. Es entstehen die größten Verluste, weil man die jugendlichen Mannschaften in Kolonnen zusammenhalten muß. Die Schlacht steht, noch ist der Schlüsselpunkt, das Dorf Ailles, nicht genommen, auch die Umgehung des rechten Flügels durch die Gardereiter gelingt nicht, der gute de Bussy, der so plötzlich zum Obersten befördert worden ist, stößt auf starken Widerstand und kann sich nicht entwickeln, der Abhang nach Süden ist auch steiler, als er denkt. Inzwischen rammt Ney mit seiner schwachen Infanterie vergeblich gegen das Dorf Ailles. General Peter Boyer fällt. Der Kaiser befiehlt dem General Grouchy, die Angriffe Neys durch seine ganze Reiterei zu unterstützen. Grouchy tut, was er kann, sinkt schwer verwundet. Die „spanische Dragonerbrigade" ritt zurückprallend ihr eigenes Fußvolk nieder, die 14. Voltigeurs mußten weichen. Der auf Krücken gehende alte Russengeneral Ponset bringt mit seinen Jägern vor. Ney muß wieder in den Wald zurück, er mag wollen oder nicht. Es ist ein zähes, blutiges Kämpfen um dieses Hochplateau von Craonne. Schon ist es 3 Uhr, und die Schlacht dauert, ohne zu ermatten, bereits fünf Stunden. — Da kommt der Befehl Blüchers, der General Woronzow soll mit seinen Truppen langsam auf Laon zurückweichen. Kaum bemerkt Napoleon das erste Anzeichen einer rückgängigen Bewegung bei den Russen, als er alles in das Gefecht schickt, was er hat. Gerade sind die Division Charpentier und die ersten Spitzen vom Korps Mortier auf dem Schlachtfelde eingetroffen. Marschall Ney stürmt jetzt mit Gewalt Ailles und gewinnt es. Mortier dringt von Süden her auf das Plateau. Ein Reiterstoß Lanskois endete mit seinem Tode und einem Mißerfolg. Die Stellung der Russen wird unhaltbar. General von Sacken schickt 3000 Mann, um den Rückzug zu decken. Da läßt der Kaiser alles, was an Reserveartillerie zur Hand ist, auf das Plateau schaffen. Es sind 80 Geschütze, die jetzt gegen die sich zurückziehenden Russen losbrüllen, aber nichts verwirrt die tapfere Haltung des Generals Woronzow und seiner Leute, es ist ein Zurückgehen wie auf dem Schachbrett, keine Kanone wird ihnen abgenommen, kaum ein Gefangener gemacht.

Diese Schlacht von Craonne war für den Kaiser so gut wie ein Pyrrhussieg, die Junge Garde war schwer mitgenommen, 5000 Mann an Toten und Verwundeten ließ er auf dem Schlachtfelde*), die Russen hatten

*) Der früher eingebürgerte Verlustansatz 8000 widerlegt sich leicht durch genauen Ausweis von Generalarzt Larrey. Doch selbst 5000 läßt sich anzweifeln, da nur 114 Infanterie-, 44 Kavallerie-, 11 Artillerieoffiziere bluteten, was höchstens 3000 entspricht. Eine Gardereiterdivision verlor nur 70, angebliche Vernichtung der 14. Voltigeurs (mit 27, nicht 33 Offizieren) wird durch deren späteren Bestand Mitte März schlagend widerlegt. Die überall nachgeschriebene Ziffer „4300 Russen" beruht auf Druck- oder Schreibfehler von 3 statt einer 5, aus Danilewski nachgeschrieben.

Digitized by Google

rund 6000 (Daniloffki) verloren. Der Kaiser überschätzte diesen Sieg sehr; er war, oder gab sich vielleicht nur, überzeugt, daß Blücher nur noch eines Gnadenstoßes bedürfe, um aufgelöst über die belgische Grenze getrieben zu werden.

Doch nichts war unrichtiger als diese Hoffnung. Blücher hatte seine Armee um Laon zusammengezogen (Soissons räumend, wo Rudsewitsch' Russen beträchtlich litten) und sah der Schlacht, die kommen mußte, mit Ruhe entgegen. Ein Gutes für die Sache der Verbündeten hatte die Schlacht von Craonne, obgleich sie strategisch als verloren betrachtet werden muß: sie schwellte dem Kaiser von neuem so sehr den Kamm, daß er auf Caulaincourts Mahnungen, doch endlich nachzugeben, Krone und Reich zu retten, nicht hörte. — Der treue Graf hatte wirklich in Châtillon das Seine getan, die Bedingungen für den Kaiser, soviel es ging, günstig zu gestalten. „Opfer sind unvermeidlich," schrieb Caulaincourt, „aber sie müssen zeitig gebracht werden, ebenso wie in Prag, wo uns die Gelegenheit entschlüpfte. Hier sind die Verhandlungen im Begriffe, abgebrochen zu werden. Flehentlich bitte ich Ew. Majestät zu bedenken, welchen Eindruck das Abbrechen der Verhandlungen in Frankreich machen wird, und alle Folgen davon wohl zu erwägen." Die Antwort war von den Verbündeten bis zum 10. März gefordert, aber der Kaiser hatte nur die eine Antwort: „Wenn ich schimpflich behandelt werden soll, so ist es nicht meine Sache, mich dazu herzugeben, und zum mindesten muß man mich dazu zwingen."

Napoleon hatte das Bewußtsein, wieder einer Schlacht gegenüberzustehen, und fiel sie glücklich aus, so wußte er, daß seine Chancen steigen würden.

Die Stadt Laon, damals ungefähr 7000 Einwohner zählend, liegt auf einem sich aus weiter Ebene bis zu 350 Fuß erhebenden Kalksteinblock. Ein unregelmäßiges Dreieck in einer Ausdehnung von 4000 Schritt von Westen nach Osten und von 2400 Schritt von Norden nach Süden zu; eine Ringmauer von annähernd 8000 Fuß, langgestreckt mit einer Menge von Warttürmen, umgaben sie. Elf Tore und Pforten führten in ihr Inneres. Am südlichen Abhange lagerten sich Weingärten, zum größten Teil von Mauern und Hecken umschlossen. Ein Heer, um diese Stadt aufgestellt, ist schwer angreifbar und um so schwerer von einer Minderzahl, wie sie Napoleon doch nur heranführen konnte. Außerdem waren die Truppen, die der Kaiser jetzt heranbrachte, durch den Stoß von Craonne sehr mitgenommen. Es waren, abgesehen von der Alten Garde, hauptsächlich junge, des Krieges noch ungewohnte Truppen. Die Fahnenflüchtigen und Marodeure mehrten sich derart, daß der Kaiser befahl, von den Aufgegriffenen jeden Zehnten zu erschießen. Unter diesen Umständen glaubte der Kaiser, je frischer die Fische seien, um so besser seien sie. Noch am Abend des 8. März um neun Uhr befahl er, die Stellung der verbündeten Armee anzugreifen. Unter seinem Lieblingsadjutanten Gourgaud ließ er mit zwei Bataillonen der Alten Garde und einigen hundert reitenden Jägern nachts um 11 Uhr Chivy angreifen, während Marschall Ney ihn soutenieren sollte. Infolge eines schweren Sturmes und der dunklen Nacht kam Gourgaud nicht weit. Ney überrumpelte in Etouvelle die Vorposten und weckte sie unsanft aus dem Schlafe, aber viel gewonnen war mit dieser Überrumpelung nicht; sollte eine Entscheidung herbeigeführt werden, so mußte der nächste Tag sie bringen.

Bei Craonne fochten 600 polnische Ulanen des Grafen Pac mit. Deren alten General Zalewski, dessen Sohn als kaiserliche Ordonnanz soeben fiel, umarmte Napoleon: „Alter, wir sind beide unglücklich." Diese Gemütsaufwallung läßt nicht gerade auf freudige Stimmung schließen! Napoleon tat eben seine bittere Pflicht, wie Friedrich der Große, nicht zum Vergnügen! Les jours de fête sont passés!

Leider war der Feldmarschall Blücher in Laon krank geworden; der Ärger und Verdruß über den mißglückten Plan von Craonne und die stete Spannung, in der er lebte, hatten schließlich seine Kräfte mitgenommen; dazu gesellte sich eine Augenentzündung. Zwar hatte er es am 9. März noch gegen den Willen der Ärzte fertiggebracht, das Pferd zu besteigen, um sich die Stellung seiner Truppen von einem Hügel aus anzusehen, aber am nächsten Tage mußte er fiebernd in Abtei St. Vincent das Zimmer hüten. Der Oberbefehl war also während der Schlacht von Laon in Gefahr, vakant zu werden. Wohl war Gneisenau da, aber die sämtlichen kommandierenden Generale waren älter als er. Der im Range älteste Führer nach Blücher war Marquis de Langeron, aber das war ein russischer Franzos, und nie konnten die siegreichen Generale York, Bülow und Kleist wünschen, daß ein Russe den Oberbefehl über die preußische Armee erhielt. So blieb denn der Mittelzustand: Blücher, obwohl bedenklich krank und fiebernd, behielt den Oberbefehl, und Gneisenau leitete in Wirklichkeit die Dinge. Wie sauer Gneisenau von Beginn des Feldzuges an das Leben gemacht wurde, wissen wir.

Am Morgen des 9. März lagerte ein dichter Nebel über dem Schlachtfelde. Derselbe erleichterte zwar dem französischen Heere, in dem sumpfigen Gelände unbemerkt vorzudringen, aber zugleich verschleierte er dem Kaiser die großen Kräfte, die ihm gegenüberstanden; denn noch immer wähnte Napoleon wunderbarerweise, daß er es mit einer in der Auflösung befindlichen Armee zu tun habe, die er nur über den Haufen zu rennen brauchte. — Marschall Ney war es, der wieder die schwere Aufgabe erhielt, gegen das am Fuße der Berge liegende Dorf Semilly vorzugehen. Unter dem Schutze des Nebels gelang ihm dies auch, und

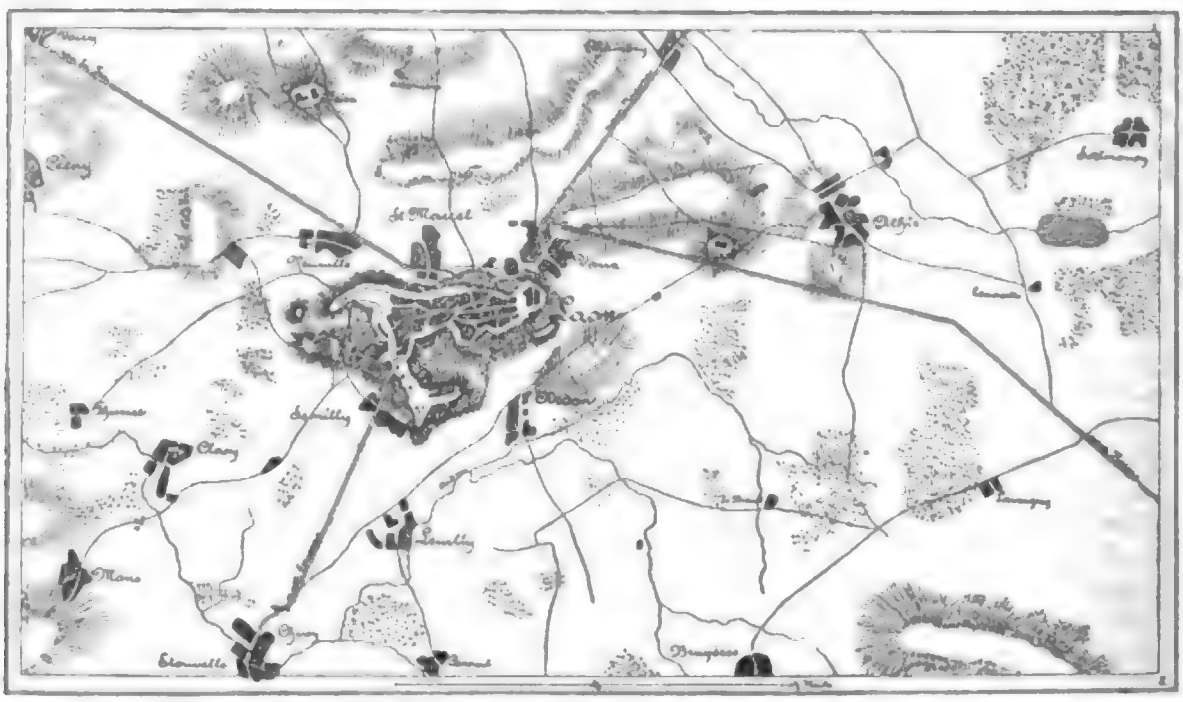
Digitized by Google

plötzlich sahen die preußischen Vorposten, Teile des Bülowschen Korps unter dem Oberstleutnant von Clausewitz, auf eine Entfernung von 50—60 Schritt zwei feindliche Kolonnen vor sich. Es war mehr eine Gewaltrekognoszierung als ein Angriff, den Ney ausführte. — Als er das Gewehrgeknatter und Kanonengebrüll hörte, hielt es den Feldmarschall nicht länger im Zimmer. Er zwang Gneisenau und Müffling, ihn nach einer hochgelegenen Stelle der Stadt zu führen, wo man die Gegend übersehen konnte. „Als der Nebel sich gegen 11 Uhr verzog," — erzählt Müffling — „stand ich mit meinem Fernrohr an eine alte Mauer des ruinierten Schlosses von Laon gelehnt, wo ich in Gemeinschaft mit dem Feldmarschall und Gneisenau die drei Zugänge beobachtete, die Napoleon zum Marsche auf Laon zu Gebote standen." Blücher saß auf einem Feldstuhl, den man ihm gebracht hatte, in seinem grauen Mantel mit rotem Kragen, einen grünen Schirm vor den Augen und den Kopf mit der blauen Feldmütze mit roten Streifen bedeckt. — Gneisenau empfing die Meldungen und erstattete dem Feldmarschall Bericht. Die Ordonnanzoffiziere und Adjutanten hielten mit ihren Pferden in der Nähe. Graf Nostitz war wie immer bei seinem alten Feldmarschall und der Feldflasche und hatte für das Frühstück Sorge getragen. So blieb der Alte, obgleich vom Fieber geschüttelt, bis zur Dämmerung auf dem Posten.

Blücher und sein Stab schätzten die Armee Napoleons auf rund 30000 und sie schätzten sie richtig. Aber andererseits schien es ihnen undenkbar, daß der Kaiser mit einer so geringen Macht diese Schlacht wagen konnte. Sie setzten daher voraus, daß noch starke Reserven im Hinterhalt seien, die der Kaiser zur gelegenen Stunde einzusetzen beabsichtigte. Bestärkt wurde Gneisenau in seiner Ansicht durch die Aussagen eines gefangenen Sekretärs Napoleons namens Palm, eines Deutschen, welcher bestimmt versicherte, daß der Kaiser über eine Heeresmacht von über 70000 geböte. Nun hatten Blücher und Gneisenau unter sich ausgemacht, daß man in diesem neuen Feldzuge nach den Erfahrungen aus dem Februar sich dem Kaiser gegenüber höchst vorsichtig und zurückhaltend benehmen wollte, ein Entschluß, der den beiden Feuerköpfen gewiß schwergefallen sein mag, der sich aber wie ein roter Faden durch diese ganzen Tage von Soissons, Craonne und Laon zieht. Sie hatten beschlossen, ihr Heer möglichst zusammenzuhalten, um nicht getrennte Abteilungen den Prankenschlägen Bonapartes aussetzen zu müssen. Während im Süden von Laon der Kampf um das Dorf Ardon tobte, das zunächst von den Franzosen erobert, dann von Bülow wiedererobert und abermals von Mortiers Divisionen Christiani und Porret de Morvan zurückgewonnen wurde, zeigten sich um 2 Uhr nachmittags auf der Reimser Straße französische Massen. Man glaubte im Blücherschen Hauptquartier nichts anderes, als daß der Kaiser Napoleon jetzt selbst heranmarschiere und den Hauptschlag wagen wollte. Der linke Flügel der Verbündeten bestand aus vier Korps, aus denen von Kleist und York, von Sacken und Langeron, und war ungefähr 60000 Mann einschließlich 12000 Mann Reiterei stark; das französische Korps aber, welches auf der Straße von Reims heranmarschierte, war das des Marschalls Marmont und kaum 11000 Mann stark. Napoleon hatte den Marschall schon den ganzen Tag mit Ungeduld erwartet. Aber Marmont hatte vom Kaiser keine Weisung empfangen, weil kein Adjutant durch das Sumpfgelände zu ihm vordringen konnte. Der Marschall ließ in der Nähe des Dorfes Athis aufmarschieren und warf Brandgranaten in das Dorf, um die feindliche Besatzung daraus zu vertreiben. Inzwischen hatte der Kaiser noch das Dorf Clacy stürmen lassen, aber gleichzeitig eroberte Bülow das Dorf Ardon zurück. Bis jetzt war auf beiden Seiten nichts Entscheidendes und Wichtiges geschehen. Da sollte die Nacht noch eine Entscheidung bringen, die, recht ausgenutzt, von größter Wirkung hätte werden können. Der Marschall Marmont hatte eine Zeitlang mit dem General York und Kleist kanoniert und sich dann bei dem Dorfe Athis ins Biwak gelegt. Die preußischen Generale verhielten sich abwartend und faßten erst am Spätabend den Entschluß, den Marschall Marmont zu überfallen. Mit der sinkenden Dämmerung verstummte ringsumher der Kanonendonner, nur etwas Knattern kam noch von Athis her. Man sah die Biwakfeuer der Franzosen aufleuchten und die brennenden Lunten der in ihrer Position vor dem Fichtengehölz von Athis gebliebenen Geschütze. York sandte an den General Sacken, um ihn zum Mittun zu veranlassen, aber Sacken war harthörig, wollte nicht. „Es wird auch wohl ohne mich gehen," meinte York trocken, und alles blieb bei der Verabredung. Zuerst kam Prinz Wilhelm von Preußen an den Feind. Er stieß in der Mitte des Dorfes Athis auf zwei feindliche Bataillone, die ohne alle Vorsichtsmaßregeln dahergezogen kamen, um Kantonnement zu suchen. Marmont legte unvorsichtig gerade Arrighis Pariser Rekruten auf Vorposten dicht an den Feind. Der italienische „Herzog" bewährte sich, seines Zeichens Kavallerist, als Infanterieführer erst recht nicht, in dieser Nacht fiel ihm der Herzogshut von Padua für immer vom Kopfe. Marmont entschuldigt sich, daß er doch nicht jede Stunde die Vorposten revidieren konnte. Prinz Wilhelm ließ mit dem Bajonett angreifen und warf die Franzosen mit scharfem Stoß gegen das Fichtengehölz zurück, und dann begann der Tanz. Plötzlich erklangen alle Flügelhörner, alle Feldmusik des Tambours schlugen den Sturmmarsch, und unter Hurra ging es auf den Feind. Zur selben Zeit ging Horns Division auf der Chaussee nach Reims vor. York war bei dem „Bayard" Horn. „Da stehen die Kanonen," sagte Horn. — „Ich sehe sie wohl," entgegnete York. — „Darf ich sie nehmen?" fragte jener. — „In Gottes Namen drauf!" war die Antwort. Nur einige

Digitized by Google

Geſchütze kamen zum Schuß, dann waren die Preußen ſchon in den Batterien drin, die Kanoniere wurden niedergeſtochen und die Kanonen erobert. Jetzt brach auch der kleine Zieten herein. „Ohne zu wiſſen wohin," berichtet ein Litauer Dragoner, „wurden wir in die finſtere Nacht geführt, lautloſe Stille herrſchte bei uns, ſo daß man nur das Klappern der Bügel und das Klirren der Säbelſcheiden hörte. Da fiel unmittelbar vor uns ein Schuß, und ſogleich darauf hörten wir das Raſſeln eines ſchweren Geſchützes, aber auch den Ruf des Generals Jürgaß: „Nun iſt es Zeit, Litauer, haut alles nieder!" Jeder Verſuch des Feindes, ſich zu ſammeln, war vergeblich. Gleich aufgeſcheuchten Vogelſchwärmen ließen ſie ſich auf ihrem eilfertigen Rückzug von Zeit zu Zeit nieder, wo ſie dann der herannahende Sturmmarſch und Hörnerſchall wieder aufſcheuchte. Die Verwirrung des Feindes wurde maßlos, ja die franzöſiſchen Küraſſiere hieben auf ihre eigene Infanterie ein, um ſie zum Stehen zu bringen. Ein paar Züge reitender Chaſſeurs ſuchten Schutz bei einem geſchloſſenen Bataillon. Als ſie nahe heran waren, bemerkten ſie, daß es ein preußiſches ſei. Ganze Maſſen der feindlichen Streitkräfte waren ſchließlich breiartig aufgelöſt und in der Flucht. Nur ein Bataillon zog ſich geſchloſſen, Sturmmarſch ſchlagend, auf der Chauſſee zurück. An der Ordnung, die dort herrſchte, ver-



Plan der Schlacht von Laon

mutete man, daß der Marſchall Marmont in dieſem Karree abgezogen ſei. Das Armeekorps des Herzogs von Raguſa war in voller Auflöſung und flutete hinter die Aisne zurück. Faſt die ganze Artillerie, 45 Geſchütze, 131 Munitionswagen hatte es verloren, dazu angeblich 2500 Gefangene und „gegen 1500 Tote und Verwundete", beides unglaublich übertrieben. Der Überfall koſtete den Preußen 33 Offiziere 820, wovon nur 7, 160 auf Kleiſt entfielen. Nachtkämpfe haben ſtets Schattenſeiten, wie ſchon Daun bei Hochkirch ſchmeckte. Laut Müffling gab es nur 1460 Gefangene, die ſpäter alle wieder entwiſcht ſeien. Auch werden nur 700 tot und verwundet angegeben — auf was? Nur 16 Infanterie-, 9 Kavallerieoffiziere, was nur 400 entſpricht. Die falſche Angabe ſtammt einfach daher, daß Marmont derart zerſprengt wurde, daß er anfangs nur 3200 ſammeln konnte. Es irrten eben lauter Verſprengte umher, darunter viele von Arrighi, die ſich angelegen ſein ließen, überhaupt nicht mehr zur Fahne zu ſtoßen. Marmont beſaß noch Ende März 4800 Infanterie, 2200 Reiter, Reinverluſt 4000 in 15 Tagen. — Als der Erfolg entſchieden war, ſandte York Graf Brandenburg nach Laon ins Hauptquartier. Blücher mit Gneiſenau, Müffling und einigen Stabsoffizieren ſaßen noch beim Abendeſſen, und die Freude war unbeſchreiblich. Dann kam Oberſt von Roeder mit der Botſchaft von der vollendeten Niederlage des Feindes. Blücher lag ſchon im Bett, ein Lämpchen brannte in ſeinem Zimmer. „Bei Gott," rief der Feldherr lebhaft, „ihr alten Yorkſchen ſeid doch ehrliche brave Kerls! Wenn man ſich auf euch nicht mehr verlaſſen könnte, dann fiele der Himmel ein!" Das Hauptquartier befahl, daß die Korps Bülow und Winzingerode Napoleon gegenüber bei Laon ſtehenbleiben ſollten, während die vier anderen Korps Kleiſt, York, Sacken und Langeron den geſchlagenen Marſchall verfolgen, zertrümmern

Digitized by Google

und dem Kaiſer in die Flanke dringen ſollten. Um 7 Uhr früh brach alles aus dem Biwak auf und es ging rüſtig voran. Da plötzlich, man war ſchon in Fétieux angelangt, traf eine Ordonnanz des Feldmarſchalls ein, die den Befehl brachte, mit allen Korps haltzumachen, da der Feind auf dem rechten Flügel unbeweglich ſtehe und nach der Ausſage von Gefangenen Napoleon für den 10. März einen allgemeinen Angriff beſtimmt habe. Es waren nun Gneiſenau in der Nacht doch Bedenken gekommen über den Befehl, welcher eine Trennung der Armee herbeiführte. Vergeblich ſandte York den Grafen Brandenburg zweimal ins Hauptquartier. Die Krankheit Blüchers war gewachſen, er lag im Fieber, und Gneiſenau war eingedenk des Verſprechens, das er dem Alten gegeben hatte, vorſichtig zu ſein. Nun ließ York ein zweites Mal vorſchlagen, daß, da man doch faſt im Rücken Napoleons ſtände, dieſe Lage auszunutzen und ihn von hinten anzufallen. „Kennen Sie das Spiel Quinze?“ fragte Gneiſenau den Grafen Brandenburg. Der Graf kannte es nicht, worauf Gneiſenau erklärte: „Wenn man in dieſem Spiel 49 hat und dann alles darauf ſetzt, um 50 zu haben, ſo iſt das eben ſo toll, wie wenn wir den vorgeſchlagenen Angriff wagen, da wir die Partie faſt gewonnen haben, und um ſie vollends zu gewinnen, nicht mehr alles aufs Spiel zu ſetzen brauchen.“ Auch als General von Kleiſt den Chef ſeines Generalſtabes, Oberſt Grolman, der mit Gneiſenau gut bekannt war, in das Hauptquartier ſchickte, wurde nichts erreicht. Zwar Gneiſenau ſah ſich ſelbſt nicht ähnlich. Der Kluge war in dieſem Falle klug genug, nicht klug zu ſein. In der Hauptſache täuſchte er ſich über die Macht, die Napoleon zu Gebote ſtand. Er ſchätzte ſie, wie ſchon geſagt, auf 40000 Mann höher ein. Hätte er gewußt, daß der Kaiſer nur 30000 Mann zur Hand hatte und daß dieſe innerhalb weniger Stunden von 100000 eingeſchloſſen ſein konnten, ſo wäre ihm wohl kein Zweifel gekommen, aber ſo blieb es bei dem Befehl, zurückzugehen. Unterſtützt wurde die Anſicht Gneiſenaus, daß Napoleon ſtärkere Kräfte zur Hand habe, durch die wütenden Angriffe, die der Kaiſer ſeit Morgen gegen den Felſen von Laon vollführen ließ. General Woronzow verlor bei Clacy viele Leute und vermochte ſich kaum zu behaupten, General von Bülow wurde ſo heftig angegriffen, daß er viel Boden verlor. Gegen 2 Uhr mittags waren die Franzoſen im entſchiedenen Vorteil. Das alles wirkte auf den Entſchluß Gneiſenaus, den Vorſtellungen der Generale gegenüber feſtzubleiben, ein.

Sein Verhalten widerſpricht ſo ſehr ſeiner früheren Hoffnung auf „die Ebenen zwiſchen Aisne und Lette“, wo er „Offenſive ergreifen“ wollte, daß politiſche Gründe mitgeſpielt haben mögen, wie Beitzke beteuert. Er verſchanzte ſich dahinter, „er müſſe das letzte, ſchon ſo ſehr zuſammengeſchrumpfte Preußenheer dem Vaterlande erhalten“. Das läßt ſich hören. Napoleon erfuhr Marmonts Niederlage frühmorgens, als er ſich gerade die Stiefel anzog. Um ſich Luft zu machen, bluffte er durch nochmaligen Angriff, das Geſcheiteſte, was er tun konnte, obſchon er ſich wohl keine Illuſionen mehr machte.

Natürlich, als die abgewieſenen Offiziere Graf Brandenburg und Oberſt Grolman nach Fétieux zurückkehrten und berichteten, wie es im Hauptquartier ſtünde und daß man rückwärts müſſe, obgleich man handgreiflich vor der ſicheren letzten Entſcheidung ſtände, kam York in eine ſchlimme Stimmung. Auch der hitzige Sacken und die anderen Führer waren außer ſich. Aber es lag in Yorks Art, ſich zurückzuhalten, wenn er innerlich am heftigſten bewegt war; er ſchien dann kalt und heiter. Als das Hauptquartier am 10. nach Athis zurückgekehrt war, ſetzte man ſich freilich zu ſehr frugaler Koſt zu Tiſch. York ließ ſich mit ſeinen Stabsoffizieren in einen kriegswiſſenſchaftlichen Disput ein, wobei es ſehr lebhaft zuging, dann klopfte er auf den Tiſch. „Meine Herren, nun habe ich auch einmal das Wort,“ und dann zu ſeinem Burſchen: „Die Herren haben keinen Wein mehr,“ und dann, als dieſer ihm etwas ins Ohr flüſterte, lachend und ſarkaſtiſch auf die Vorgänge des Morgens anſpielend: „Ich höre, meine Herren, daß ich nur noch ſechs Flaſchen Wein habe; ſind die Herren damit einverſtanden, ſo behalte ich zwei in Reſerve.“ Der Wiſſende mochte die Weinflaſchen in Armeekorps überſetzen und hatte eine ſcharfe Kritik Gneiſenaus. In der Dämmerung ſpazierte er mit ſeinem Adjutanten Schack über das Schlachtfeld der vergangenen Nacht. Dort bot ſich ein grauenhaftes Bild Toter und ſchwer mit dem Tode Ringender. Plötzlich ſah York eine weibliche Geſtalt, die ſich über einen Toten beugte und ihn zu plündern ſchien. Empört befahl er ſeinem Adjutanten, „das verfluchte Menſch fortzujagen,“ aber die Frau wandte ſich zu Schack und rief mit ſchluchzender Stimme: „Ich werde doch meinen Mann einſcharren dürfen!“ worauf York ſich abkehrte mit dem Wort: „Wie gräßlich iſt der Krieg!“ So ruhig York ſich nach außen gab, ſo ſehr kochte es innerlich in ihm. Die Hartnäckigkeit Gneiſenaus hatte ihm nach ſeiner Meinung den letzten und ſicheren Sieg über Napoleon entzogen, und, wie York meinte, nur darum, weil Gneiſenaus Neid ihm den Ruhm nicht gönnte. So war der Kaiſer nach ſeinen heftigen Angriffen vom Morgen, die Müffling zu den „unverſchämteſten“ der kriegeriſchen Laufbahn Napoleons rechnet, unbehindert auf Soiſſons abgezogen. Yorks Unwille über den ihm vermeintlich aus den Händen gerungenen Erfolg (man darf hier nicht vergeſſen, daß es dort, wo ein Napoleon kommandierte, auch anders hätte kommen können) war ſo ſtark, daß ſich über alles, was aus dem Hauptquartier kam, der Unmut in ihm häufte. Es kam zum Ausbruch, als Gneiſenau befahl, von der ohnehin ſchwachen Kavallerie des Yorkſchen Korps 100 Pferde zu einem Transport nach den Niederlanden abzugeben. Plötzlich erklärte York ſeinem

Digitized by Google

Adjutanten, daß er das Heer verlassen werde, und befahl ihm, einen Brief an Blücher aufzusetzen, daß er seiner Gesundheit wegen nach Brüssel ginge, und ein gleiches Schreiben an den Prinzen Wilhelm von Preußen, worin er diesem den Befehl über sein Korps übertrug. Vergeblich legten sich Graf Schack und Graf Brandenburg ins Mittel, der General ließ seinen Reisewagen packen und fuhr davon. Im Hauptquartier war man ganz ratlos. „Als der Wagen fortfuhr," so schreibt einer, „standen wir wie gelähmt; wir begannen zu empfinden, daß dies ein tödlicher Schlag für das Korps und für die schlesische Armee war." Graf Brandenburg, Herr von Schack und Graf Lehndorff stiegen zu Pferde und ritten nach Laon. Sie fanden General von Gneisenau krank, Müffling, mit Gneisenau veruneinigt, auch krank und den Feldmarschall recht krank. Die Stimmung war für York nicht gerade günstig. Nach Meinung des Hauptquartiers hätte es damals zu einem Kriegsgericht über York kommen können, das Blücher aber niemals zugelassen hätte. Der alte Marschall Vorwärts soll in jenen Stunden das Wort gesprochen haben: „Der York ist oft verdrießlich, aber er läßt es sich auch sauer werden, hätte ich noch so einen, so könnte man einen Bären damit fangen." Graf Nostitz, Blüchers treuer Adjutant, legte sich ins Mittel und schmeichelte dem Alten einen Brief an York ab, der also lautete:

„Alter waffengefehrte, verlassen sie die armeh nich, da wir am sihl sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so ballde der kampf vollendet ist."

Ebenso richtete des Königs Bruder, der Prinz Wilhelm von Preußen, der bereits bis Corbeny vorausmarschiert war, einen dringenden und herzlichen Brief an den General, und inzwischen mochte auch bei York die ruhige Überlegung über seine Tat gekommen sein, — der alte Eisenfresser kehrte um. Am richtigsten hat wohl Müffling diesen Streich Yorks beurteilt, wenn er sagt: „Der eigentliche Grund, weshalb York die Armee verlassen wollte, ist mir nie völlig klar geworden, auch dürfte es nicht leicht sein, durch Schlüsse die Motive eines so komplizierten Mannes herauszufinden, als er neben all seinen Verdiensten war."

Der Kaiser Napoleon war sehr ungehalten über die Niederlage Marmonts und grollte unwirsch: „Marmont hat sich benommen und schlagen lassen wie ein junger Leutnant." Er verschuldete aber den Unfall selber durch den exzentrischen Doppelanmarsch, der all seinen Grundsätzen widersprach und auch bei Bautzen nicht glückte, obwohl Moltkes Memorandum an Treitschke darin „den Gipfel der Strategie" sieht. Marmonts Isolierung verdiente Bestrafung auch ohne Überfall. Ein schwacher Zwischenposten von 400 Mann Alter Garde unter Flügeladjutant Oberst Fabrier konnte natürlich für Verbindung zum Kaiser nicht genügen. Im übrigen muß man Napoleons kalte Sicherheit nur bewundern. Mit großer Umsicht waren in der Nacht vom 10. zum 11. März die Kolonnen des großen Artillerieparks, der Train, die Verwundeten und Gefangenen (es waren bei dem wütenden Angriff auf den Kreidefelsen von Laon einige hundert Russen und Preußen gefangen) nach Soissons dirigiert. In Fismes erhielt er, bevor er am nächsten Tage sein Hauptquartier verlegte, die Meldung, daß Reims an demselben Tage von dem russischen General Saint-Priest in Verbindung mit einer Division Preußen unter dem General von Jagow erstürmt worden sei. Der alte Reitergeneral Corbineau, der früher Reims durch Handstreich nahm, wurde mit seinen Nationalgarden gefangen. Das Korps Saint-Priest umfaßte die Verstärkungskolonne, die für die Blüchersche Armee im Anmarsch war und aus 9000 Russen und 5000 Preußen bestand. Blücher erwartete diese Verstärkung sehnlichst. Denn mit dem Sieg stand es nur soso. Blüchers Gesamtverlust betrug nach Berndt 8000, wohl übertrieben, „5000" aber wohl zu wenig, da schon beim Überfall von Chivy 2000 Russen aufgerieben wurden und die Russen bei Clacy gewaltig litten. Daß Bülow für sein heißes Ringen 376 Verlust angab, erheitert. Napoleon verlor 8000, in diese falsche Craonneziffer verliebten sich die verbündeten Autoren, oder gar 12000? Inklusive Marmont, 92 Infanterie-, 28 Kavallerieoffiziere, ergibt sich normal nur 2100! Napoleon benutzte mit großem Geschick den Augenblick, wo er sich zwischen Blücher und das anmarschierende Korps Saint-Priest gesetzt hatte, um über das letztere herzufallen. Graf Saint-Priest war sehr sorglos und hatte nur ein halbes Ohr dafür, als man ihm am Vormittag des 13. März meldete, daß starke Kolonnen gegen ihn im Anmarsch seien. Er meinte, das seien höchstens Versprengte von der Niederlage des Kaisers bei Laon her. Seine Russen waren in der Stadt Reims einquartiert wie in der schönsten Friedenszeit, und die Preußen lagen umher in den Dörfern in weit auseinandergeschobenen Kantonnements. Mit einem Sprung fiel der Kaiser am 13. März in der Tagesfrühe bei Rosnay darüber her, umstellte zwei Landwehrbataillone mit Reiterei, ließ sie vom Fußvolk in der Front angreifen und nahm sie gefangen, und das alles, während General von Jagow eine für den Sieg von Laon befohlene religiöse Feier unter freiem Himmel bei dem Dorfe Bézannes hielt. Noch immer nahm Graf Saint-Priest die Sache auf die leichte Achsel. Die Vorstellung Jagows und seiner russischen Generale, die ihn auf das Gefährliche seiner Stellung aufmerksam machten, halfen nichts; er glaubte noch immer, die Sache sei eigentlich gar nicht der Mühe wert. Der Kaiser ging sehr klug vor, er zeigte nicht mit einmal seine Stärke, sondern umstellte zunächst die Aufstellung des russischen Generals. Und nun brachen gegen 4 Uhr nachmittags, unterstützt von 40 Feuerschlünden, seine

Digitized by Google

Kolonnen von allen Seiten auf die Russen und Preußen herein. In Reims tobte der Straßenkampf bis tief in die Nacht, das Korps wurde gänzlich zersprengt. General Saint-Priest, durch einen Granatsplitter tödlich verwundet, starb wenige Tage später in Laon. Napoleon nahm 22 Geschütze, 2500 Gefangene und fügte außerdem an Toten und Verwundeten den Verbündeten wohl denselben Verlust bei. Und dies alles nach dem unglücklichen Tage von Laon im Angesicht des Blücherschen Heeres von 100000 Mann!

Auf 8 Infanterie-, 25 Kavallerieoffiziere kann Napoleon nicht mit „700", sondern nur 400 den Erfolg bezahlt haben. Daß er den Schlag aber mit — Marmont ausführte, denn nur er und Séguris Ehrengarden fochten, beweist schlagend die Unwirklichkeit der Marmontschen Zerrüttung. Obwohl der Meister die Laonoperation, nachdem das Abfangen an der Aisne mißglückt, unter falscher Voraussetzung über Blüchers Stärke und Standhalten unternahm, erreichte er den strategischen Zweck, die Übermacht in den verpflegungsarmen Aisnewinkel einzuklemmen. Jede bloß taktische Kritik, als sei der Imperator starrsinnig wie ein Tollhäusler angerannt, verkennt daher theoretisch, daß auch hier die Innere Linie triumphierte.

Trotz dieses Erfolges mußte der Kaiser einsehen, daß seine Sache zu Ende ging, wenn nicht ganz unvorhergesehene Ereignisse eintraten. Die Hoffnung, Blücher zu schlagen, ihn nach Belgien zu treiben und dann mit Schwarzenberg abzurechnen, war fehlgeschlagen. Blücher stand unter dem Kreidefelsen von Laon wie eine starre, unbewegliche Masse, bereit, jeden Augenblick loszuschlagen. Napoleons Verluste waren groß; allein diese letzten acht Tage hatten dem Kaiser angeblich 17000 Mann Abgang gebracht, obwohl davon nur etwa 10000 auf Gefecht kamen. „Die Junge Garde schmilzt wie Schnee." Die dadurch überzählig gewordenen Offiziere und Korporale wurden als Ausbildungspersonal für Nachersatz nach Paris und in die Depots geschickt. Aus Spanien konnte der Kaiser jetzt nichts mehr abberufen. Suchet und Soult brauchten ihre wenigen Truppen selbst. In den Niederlanden focht der tüchtige Maison, der aus seinem Bauerndorf einst auszog mit der festen Absicht, Marschall zu werden, und der es später unter den Bourbonen auch wurde. Maison wehrte sich mit vielleicht 25000 Mann gegen eine dreifache Überzahl der Verbündeten. Er stützte sich auf Antwerpen und den Festungsgürtel des Landes und behauptete sich mit Zähigkeit bis zum Ende des Krieges. Im Süden Frankreichs dagegen stand es weniger gut. Augereau, der beauftragt war, ein Heer an der Rhone zu bilden und Lyon zu verteidigen, verfügte über 27000 Mann, von denen reichlich die Hälfte gutbewährte kriegsgeübte Truppen waren. Er sollte den Österreichern, die ihm nur mit kleiner Macht gegenüberstanden, Genf entreißen, sollte die blockierten Festungen Belfort und Besançon entsetzen und die verbündeten Heere im Rücken bedrohen. Aber Augereau war längst nicht mehr der Alte, war es, wie wir gehört haben, schon bei Leipzig nicht. Er machte Schwierigkeiten aller Art, entschuldigte sich damit, daß ein großer Teil seiner Truppen nicht vollständig ausgerüstet sei, und dergleichen mehr. Vergeblich erinnerte der Kaiser den Marschall an die Tage von Castiglione, die Glanztage der französischen Waffen: er möge sich an die Spitze seiner Truppen stellen und die alten Siege erneuern. Aber es fehlte Augereau an jedem Willen. Man beschuldigte ihn bereits, daß er sich von den Bourbons durch Bestechungen und Versprechungen habe gewinnen lassen. Obgleich das nicht erwiesen ist, so läßt es sich doch stark vermuten, wie das spätere höchst charakterlose Betragen dieses einstmaligen Günstlings des Kaisers zeigen wird. Gleichwohl tragen die 12. Husaren die Inschrift „Laon", es waren auch einige günstige Gefechte geliefert worden, woran aber Augereau selber herzlich unschuldig war, sein piemontesischer General Dessaix (bei Borodino schwerverwundet) trieb ihn an, sein Gegner Hessen-Homburg gab sich Blößen (vom 17.—20. verlor er 76 Offiziere, 2783 tot und verwundet). Doch Augereau, den sein Herr durch „König" Jérôme zu ersetzen drohte, ging nicht nur nicht vorwärts, wie der Kaiser es dringend wünschte, er ließ sich vielmehr einen Vorteil nach dem anderen entwinden. Er räumte am 20. März die Stadt Lyon ohne einen Schwertstreich, worauf die Österreicher einen Tag später einrückten.

Inzwischen wich auch Soult auf die Adour, — an dessen Taktik Lamiraux' „Soults Manöver" 1903 herumnörgelt, — dessen damaliger Platzwechsel, zuerst auf Hope und dann plötzlich mit der Hauptmacht am entgegengesetzten Flügel auf Hill zu fallen, dessen Lage zwischen Adour und Nive (Erlon brach die Nivebrücken ab, so daß Beresford und Hill nur Furten zu Gebote standen) bedenklich wurde. Nach englischer Auffassung habe Widerstand der Leichten Division gegen Clauzel den Vorteil der Überraschung vermindert, doch war bei Wellingtons gewaltiger Übermacht an Ausnutzen von Erfolgen nicht zu denken. Da die Adour bei Bayonne nicht überschreitbar war, geschah dies nahe der Küste unter Anwendung von Brandraketen und unter Beihilfe des Flottengeschwaders. Der Kommandant von Bayonne überfiel aber am 23. Februar die Garden und die Deutsche Legion, die allein 400 verlor, die Franzosen nur einen Offizier. Außer 10000 in Bayonne besaß Soult noch 35000 (da Pampeluna mit großer Garnison schon am 31. Oktober kapitulierte, Soults Feldarmee aber im Juli nur 65000 betrug, verlor er also seither nur 20000, Wellington nach jetzigem Bestand 30000). Der Kaiser erwartete, von ihm Befriedigendes zu hören.

Inzwischen, während draußen auf den Schlachtfeldern das Glück der Waffen hin und her wogte, wurde am grünen Tisch zu Châtillon von den Diplomaten weiter beraten. Wie lagen hier die Dinge? Napoleon

Digitized by Google

glaubte keinen anderen Frieden schließen zu können als den, der ihm wenigstens das Gebiet verbürgte, welches er 1799 als erster Konsul von der Republik übernahm und das er als Kaiser, wie wir schon hörten, feierlich zu erhalten gelobt hatte. Blieb ihm dies Gebiet, so blieb das Kaiserreich Frankreich mit seinen 11000 Quadratmeilen immerhin noch das mächtigste Reich des europäischen Festlandes. Allerdings die unter dem Kaiserreich mit gewaltigen Blutopfern erkauften Landgewinne gingen wieder verloren. Verloren ging das Königreich Holland, die norddeutschen Besitzungen, die Hansestädte, das eigentlich deutsche Frankreich, dann das italienische Frankreich und die von der Schweiz geraubten Kantone Wallis und Genf. Dem unmittelbaren Kaiserreich gingen somit verloren ungefähr 3200 Quadratmeilen mit 10 Millionen Einwohnern. Aber auch die unmittelbar unter dem Zepter Napoleons befindlichen Länder wurden der Machtsphäre des Kaisers entzogen: Da waren das Königreich Italien, die italienischen Provinzen, die Lehnfürstentümer der gefürsteten Marschälle Lucca, Piombino, Neuchâtel und Ponte Corvo, dann das Erfurter Gebiet und schließlich die ionischen Inseln. Im ganzen würden der Machtsphäre des Kaisers entzogen worden sein an 6000 Quadratmeilen und 18 Millionen Einwohner. Natürlich mußte der Rheinbund aufhören, die deutsche Satrapie, das Königreich Westfalen und Neapel, das Königreich Spanien, alle diese von Napoleoniden beherrschten Länder verschwanden wiederum von der Landkarte. Mit anderen Worten: alle Eroberungen seit dem Konsulat, alle mit Strömen Menschenblutes, französischen, deutschen, spanischen, italienischen Menschenblutes erkauften Eroberungen des Kaiserreichs gingen verloren. Noch war ein Friede mit der Rheingrenze für die Dynastie des Kaisers möglich, nicht aber möglich war ein Zurückweichen Napoleons in die Grenzen von 1792. Mit dem Zurückweichen in diese Grenzen wurde die Republik verletzt, die Republik, die Napoleon übernommen und aus welcher das Kaiserreich erst hervorgegangen war. Über zwanzig Jahre lang hatte dieses Kriegstreiben Napoleons gedauert. Frankreich hatte die Blüte seiner Jugend geopfert, hatte auf hundert Schlachtfeldern gerungen, war der Gebieter halb Europas gewesen, um jetzt demütig zurückzukehren in die Grenzen des bourbonischen Königreichs. Ein solcher Friede mußte entweder in kurzer Zeit zu neuen Kriegen führen oder er mußte dem Kaiser den Thron kosten. Das sah auch Napoleon klar ein, es kam dann nur darauf an, wer der Stärkere war, er, der zu neuen Eroberungen gedrängt hätte, oder die Partei im Lande, die ihn vom Thron gedrängt hätte. Aus diesem Gesichtspunkte heraus kann man sein Verhalten gegen Caulaincourt begreifen. — Auf der anderen Seite aber konnten die Verbündeten nichts Geringeres fordern als ein Zurückweichen Frankreichs in die alten Grenzen des Königreichs. Hier war der Gegensatz unvereinbar. Der Kongreß zu Châtillon mußte scheitern, weil man über diesen toten Punkt nicht hinwegkam *).

*) Im Rheinischen Merkur erschien in jenen Tagen der folgende Aufruf an die linksrheinischen Deutschen:

Das Reich des Frevels liegt vernichtet.— Furchtbar steigt aus seinen Trümmern die Dampf-Säule von dem Blute der Erschlagenen, von den Thränen der Verwaisten, Rache schreiend gen Himmel empor. Vier und zwanzig Jahre hat es auf der Erde gelastet. Selbst im Wahnwitz der Empörung gezeugt, hat es nur Wuth und Elend hervorgebracht, die Freiheit zertrümmert, den Glauben erschüttert und mit den Gräueln des Universal-Despotismus geendet.

Es gedachte das teutsche Vaterland zu vernichten. Abgerissen wurden von ihm seine theuersten, schönsten Länder — die alten ehrwürdigen Erzstifter, diese frommen Sitze würdiger Fürsten der Kirche und des Reichs — die blühenden Gefilde des Rheins, der Mosel und Saar — Deutschlands freie köstliche Gebirge und seine Bewohner, ein treues, biederes, fleißiges, herzliches Volk.

Ja, Mitbürger! Einige zwanzig Jahre lange seyd Ihr von uns getrennt gewesen, die Brüder von den Brüdern, die Kinder von dem gemeinsamen Vater! — Lange, schreckliche Jahre, in denen Ihr Alles erdulden mußtet, was der Mensch Hartes und Schlechtes erfahren kann. Unterjocht waret Ihr, und als Sklaven wurdet Ihr behandelt. Was Ihr Köstliches und Ehrwürdiges hattet, bürgerliches und moralisches, ward Euch frech und schamlos geraubt. Der eigenen Sprache mußtet Ihr entsagen, und in fremder Euch gebieten lassen, von Fremdlingen, den Unwissendsten und Schlechtesten ihres Volkes, die man höhnend Euch zusandte. Aus dem Marke Eures Landes, aus dem Schweiße Eurer Arbeiten, von dem Blute Eurer Söhne nährten sich diese Vampyre. Abgabe auf Abgabe ward gehäuft und mit Formen begleitet, welche jedes häusliche Glück, jede bürgerliche Sicherheit störten.

Euer Handel ward gehemmt — Euer Fleiß gelähmt — Euere Söhne in fremden Ländern für fremde Zwecke geschlachtet — Eure Töchter entehrt oder verhöhnt. Kein Gesetz schützte, keine Ordnung sicherte. Geheime Anklage unterstützte die offne Raubgier und zur Beute ward ihr Alles, was Einzelne oder Gemeinden besaßen, wenn es der Zweck der ehrsüchtigen Kriege erheischte.

Die Sitten wurden entnervt — der Glaube schwankte — und die Religion selbst, die Heilige, ward ein Gaukelspiel unter dem scheinbaren Schutze dessen, der in Aegypten Mahomed als Propheten anerkannte und jetzt den ehrwürdigen Pabst gefangen hielt. Alles, was Ihr Großes, Gutes und Heiliges hattet, ward absichtlich zerstört und wenig fehlte, so wäret auch Ihr selbst untergegangen.

So aber hat es der Herr gewollt, damit Ihr gerettet würdet, wie es nun geschehen und geläutert, wie es Noth gethan, der Menschheit und dem Vaterlande.

Eine schwere Zeit habt Ihr durchlebt, aber auch wir! Auch jenseits des Rheins hat Noth und Elend, Furcht und Verwirrung geherrscht.

Doch eine neues Leben ist daraus entstanden, größer, herrlicher und inniger, denn je! Ein Geist waltet in Teutschland, waltet in ganz Europa; das unglückselige Frankreich allein ausgenommen.

Dieser Geist ist erkämpft worden, und hat sich bewährt im Kampfe. Wie einst unsere Voreltern für den Glauben und das heilige Grab, haben auch wir gestritten im heiligen Kampfe für das Höchste und Theuerste, für Vaterland und

Digitized by Google

Der Gesandte des Kaisers, Caulaincourt, Herzog von Vicenza, hatte einen sehr schweren Stand. Ihm gegenüber saßen mit Ausnahme von Metternich, der sehr gewandt den Mantel auf beiden Schultern trug, die entschiedensten Gegner Napoleons und seines Systems. Und dabei erhielt er von seinem Herrn und Kaiser keine Anweisung. Wie auf dem Kongreß zu Prag war es hier Napoleons offenkundiges Bestreben, die Sachen hinzuhalten, bis er durch einige Siege das Spiel in der Hand hatte. Die Siege blieben aus, seine Situation verschlechterte sich, aber dennoch gab er nicht nach, konnte nicht nachgeben, ohne seine Dynastie zu gefährden. Am 15. März sollte die entscheidende Sitzung des Kongresses zu Châtillon stattfinden, und die Lage der Dinge zwang Caulaincourt jetzt mit einem Gegenentwurf herauszukommen. Und dieser lautete: Frankreich behält die Grenzen des Rheins und der Elbe, das Königreich Italien bleibt dem Vizekönig Eugen, das Großherzogtum Berg dem Sohne Ludwig Napoleons (dem nachmaligen Kaiser Napoleon III.), das Fürstentum Neuchâtel dem Major-General Berthier, Danzig, Hamburg, Lübeck, Bremen bleiben freie Städte Deutschlands, Ragusa eine freie Sadt Dalmatiens, der Papst erhält den Kirchenstaat zum Teil zurück, jedenfalls aber mit Ausnahme des Fürstentums Benevent (Talleyrand war Fürst von Benevent). Die ionischen Inseln mit Einschluß der Insel Elba bleiben dem Königreich Italien. Elise Bonaparte, des Kaisers Schwester, erhält die Fürstentümer Lucca und Piombino. Der König von Sachsen bleibt im vollen Besitz des Herzogtums Warschau und seiner sonstigen Staaten, und alle Könige und Fürsten Deutschlands, die durch den gegenwärtigen Krieg Einbußen erlitten haben, oder um den Besitz ihrer Länder gekommen sind, werden entschädigt. Die Feststellung aller dieser Verhältnisse wird auf einem Kongreß geordnet. — Dies war der Gegenentwurf Caulaincourts, den er, wie die Anwesenden bemerkten, mit tiefer Bewegung verlas, seine Lippen bebten, seine Hände zitterten. Mit Staunen nur konnten die Vertreter der Verbündeten diese maßlosen Ansprüche eines fast zu Boden geworfenen Kaisers anhören. Wenn er nur glatt das linke Rheinufer gefordert hätte, das wäre begreiflich gewesen, seiner Dynastie, seiner Krone wegen, aber eine Friedensgrundlage wie die vorliegende sicherte ihm zum großen Teil den alten Einfluß, ließ ihn auf einem Kongreß, der natürlich endlos werden würde, mitsprechen. Noch immer schien er nicht bereit, seine Hand aus den inneren Verhältnissen Deutschlands herauszuziehen. Wollte man wirklich solche Zugeständnisse machen, so kam man höchstens zu einem Frieden, der eine neue Reihe von Kriegen gebären mußte. Dennoch waren die Vertreter der verbündeten Mächte erstaunt über die unerhörte Kühnheit solcher Forderungen zu einer Zeit, wo es schien, als ob man Napoleon nur noch den Gnadenstoß zu geben brauchte. Man ließ dem französischen Gesandten für eine Abänderung seiner Anträge Zeit bis zum 19. März um 1 Uhr mittags. Aber obgleich Metternich, der mit Caulaincourt persönlich Befreundete, den französischen Herrn dringend mahnte, in letzter Stunde einzulenken, der Graf mußte sich weigern, der Sündenbock der Nation zu werden und einen schimpflichen Frieden zu unterzeichnen. Er nahm von seinen Forderungen nichts zurück, und mit der Stunde erklärten die Bevollmächtigten der verbündeten Monarchen ihre Vollmachten für erloschen und reisten von Châtillon ab. Der Kongreß und die Aussichten auf einen faulen Frieden, denn ein anderer wäre es doch nicht geworden, waren zu Ende.

Als der Kaiser Napoleon sich gegen Soissons und Blücher gewandt hatte, ließ er den Marschall Macdonald mit einem Heere von 30000 Mann gegenüber der Hauptarmee Schwarzenbergs zurück. Als die ungeheure Übermacht sich auf und über Troyes vorwälzte, kam es nun am 3. März zu einem Nachhutgefecht bei Guillotière, wo Gérard 900 tot und verwundet, 600 gefangen verloren haben soll, u. a. sogar 3000. Wer hat sie gezählt! Nach Martiniens Ausweis nur 22 Infanterie-, 12 Kavallerieoffiziere, also höchstens 600 tot und verwundet. Das war alles, was die Hauptarmee leistete. — Für Schwarzenberg gab es damals zwei Wege, entweder überrannte er mit seinem starken Heere, das inzwischen durch eingetroffene Ersatzmannschaften auf 120000 Mann angewachsen war, den vor ihm stehenden Marschall Macdonald und marschierte direkt auf Paris, oder er ließ dem Marschall gegenüber eine entsprechende Truppenmacht stehen und verfolgte mit seinem übrigen Heere den Kaiser. Schwarzenberg aber tat keines von beiden, sehr zum Verdrusse der verbündeten Monarchen, welche die Früchte des Sieges von Bar-sur-Aube sehr gern verfolgt hätten. In tiefster Ruhe ließ er seine Truppen Kantonierungsquartiere beziehen und schien den Verlauf der Dinge abwarten zu wollen. Diese zögernde Kriegsführung war ihm zweifellos politisch vorgeschrieben, einesteils, weil man fürchtete, durch einen plötzlichen Überfall des Kaisers eine Schlappe zu erleiden, welche dann die

---

Ehre, für Wahrheit und Recht, für Freiheit und Glauben. Nichts Geringeres ist es, was wir Euch gebracht, und was Ihr bewahren müßt mit uns.

Mitbürger! Sehet, ich komme zu Euch, aus einem teutschen Nachbarlande, welches, wie Ihr Jahre lang unter französischer Herrschaft gelegen, verarmt und schlaff geworden. Aber, als ich es aufrief im Namen der rettenden großen Fürsten, Theil zu nehmen, an dem Kampfe für Teutschlands Freiheit und Bestehen — da erstanden Tausende von Jünglingen und bildeten eine heilige Wehr. Die Schaar der Freywilligen am Rhein und der Sieg. Sie sind in's Feld gezogen, haben sich angeschlossen an die Reihen der unsterblichen Krieger und fechten jetzt mit ihnen, für uns. — Wollt Ihr weniger seyn als diese? Möget Ihr minder leisten, denn Sie? Frey seyd Ihr geworden wie sie, durch Andere; bleibet es durch Euch selbst!

Digitized by Google

politischen Aussichten sehr herabgedrückt hätte, anderenteils, weil man den Krieg überhaupt zögernd führen wollte, um die Friedensverhandlungen in Châtillon nicht abschneiden zu müssen. Österreichische Hauspolitik! „Wo ist Napoleon?", hieß es in einem Billett Metternichs an Schwarzenberg, „wendet er sich gegen Sie, gegen Ihre Verbindungen? Ist er wirklich da, wo Bassano uns glauben machen will? Seien Sie auf Ihrer Hut!"

Andererseits wirkte aber der Zar, der sich mehr und mehr als ein Treiber nach Paris erwies, auf den Oberkommandierenden ein. Am 13. März abends erhielt Schwarzenberg von Metternich die Ankündigung des Zarenbesuches, der sein Hauptquartier nach Bar-sur-Aube verlegen wollte. „Ich bitte Sie," heißt es in diesem Billett, „sehr fest zum Kaiser Alexander zu sprechen, lassen Sie sich in nichts beirren, gehen Sie Ihren geraden Weg und folgen Sie Ihren Ideen, die gewiß die besten sind."

In der Tat hatte der Zar die feste Meinung gewonnen, daß das zögernde Verhalten Schwarzenbergs nur darauf hinauslief, den Kaiser Napoleon zu schonen, wie es auch war. Es kam zwischen dem Zaren und Schwarzenberg zu lebhaften Auseinandersetzungen, und dies war für den österreichischen Feldherrn um so peinlicher, als sich die Angriffe Alexanders gleichzeitig gegen die Person seines Kaisers und Herrn richteten. In der ihm eigenen vornehmen Weise erwiderte der homme de la coalition ehrerbietig dem Zaren: „Niemals, Ew. Majestät, sind mir die Hände gebunden gewesen, ich habe immer infolge strategischer Kombinationen gehandelt, ich glaube auch gut kombiniert zu haben, wenn aber meine Kriegführung den Monarchen nicht gefällt, so liegt das ganz allein an mir."

Inzwischen lief die Nachricht von dem Blücherschen Siege bei Laon ein, gleichzeitig aber auch die Nachricht von der Niederlage des Grafen Saint Priest, und Schwarzenberg befürchtete nichts Geringeres, als daß der Kaiser jetzt umgehend auf ihn fallen würde. Das schlimmste bei der ganzen Sache war, daß die böhmische Armee stark verstreut lag und daß, wenn Napoleon plötzlich auf der Szene erschien, es ihm möglich war, einzelne Korps zu packen und zu vernichten. Es war das Verdienst des Kaisers Alexander, daß zunächst die Korps bei Troyes, Arcis sur Aube und Lesmont zusammengezogen wurden. Es war die höchste Zeit, denn schon meldete der General Kaisaroff aus Fère Champenoise am 18. März vormittags 11 Uhr: „Ich werde von einer überlegenen Reiterei und einer Menge Infanterie mit Artillerie angegriffen, die Avantgarde des Feindes ist von sechs Geschützen unterstützt, der Feind rückt auf der Straße von Epernay und auf jener von Chalons vor; wenn Ew. Durchlaucht mir keine Unterstützung senden, werde ich mich auf Arcis zurückziehen." Eine halbe Stunde später die weit bedenklichere Nachricht: „Kaiser Napoleon hat diese Nacht in Epernay zugebracht, soeben greift er mich mit seiner Garde an."

Schwarzenberg erhielt diese Nachricht, als er gerade an Podagra leidend zu Bett lag. Und doch waren es nur 20000 Mann, die Napoleon heranführte und denen Schwarzenberg die fünffache Überzahl entgegenstellen konnte. Es war die Absicht des Kaisers, womöglich den Rücken Schwarzenbergs zu fassen, allein er war noch ohne Kenntnis über die Stellung der böhmischen Armee und mußte sich erst Gewißheit verschaffen, wo sie stünde. General Sebastiani hatte den ersten Vorstoß gegen Kaisaroff ausgeführt, und dann war Napoleon gefolgt und hatte sich, die Aube bei Plancy überschreitend, gegen Méry gewandt. Hier trieb er die Vortruppen des Korps Württemberg zurück, aber der Kronprinz fand noch Zeit, die Brücke von Méry zu zerstören. Nun war zwar Napoleon im Besitz der beiden Übergänge, aber er hatte sich über die Stellung des Feindes doch gänzlich getäuscht. Nicht, wie er glaubte, war Schwarzenberg auf der Verfolgung Macdonalds gegen Paris gewesen, sondern Schwarzenberg war gerade im vollen Rückmarsch nach Troyes. So hatte Napoleon einen Stoß in die Luft geführt und einen kostbaren Tag verloren. Als der Kaiser sah, daß Schwarzenberg vor ihm zurückwich, glaubte er, es sei das beste, seine Marschälle schleunigst heranzuziehen und sich auf die Verbindungsstraßen Schwarzenbergs zu werfen. So gab er allerdings den Weg nach Paris völlig frei, aber nach Meinung des Kaisers war Blücher viel zu geschwächt, als daß er dorthin jetzt aufbrechen konnte. Wieder sollte der Stratege Marmont mit dem dummen Mortier, der sich seiner Einsicht unterwarf, im Norden beobachten. Macdonalds Memoiren bestätigen Napoleons ernste Absicht, auf Vitry in Schwarzenbergs Rücken zu marschieren, in Lothringen die Garnisonen an sich zu ziehen, den Volksaufstand zu entfesseln, die Verbindungslinien unter Wegnahme von Trains und Zufuhren zu zerschneiden. Kühn, aber groß gedacht! „Blücher müßte toll sein," schrieb er in diesen Tagen an Marmont, „wenn er unter den gegenwärtigen Umständen eine ernsthafte Bewegung versuchen wollte." Am 15. Januar schrieb Gneisenau an Radetzky (zitiert aus Schulz, Die Franzosenzeit): „Sie kennen die Gesetze der Kriegskunst besser als ich", jetzt am 16. März hieß es an Boyen: „Auf die Hauptarmee dürfen wir nicht rechnen."

Gegen 10 Uhr früh am 20. gelangte das Heer des Kaisers an die Stadt Arcis, marschierte durch und deployierte jenseits der Aube. Mit knappen 8000 Mann gingen Ney und Sebastiani gegen die Massen Schwarzenbergs zum Angriff vor. Ney hatte nicht „4800", sondern nur 2000 der herangezogenen Festungsdivision Jansons, 1000 Polen, 800 der „spanischen" Brigade Gauthier unter Brigadegeneral Rousseau. Gegen 1 Uhr langte der Kaiser selbst in Arcis an. Er ließ sogleich seine Feldherren zu sich bescheiden und er-

Digitized by Google

kundigte ſich über den Stand der Dinge. Ney erklärte beſtimmt, daß die große böhmiſche Armee in Anmarſch ſei, aber der Kaiſer wies dieſe Meinung weit von ſich, dergleichen traute er denn doch ſeinem Schwarzenberg nicht zu. Er hielt die Aufſtellungen, die ſich ihm zeigten, für eine Verſchleierung des Rückzuges, er beſchloß, in Arcis zu bleiben, die Ankunft der Gardediviſion Friant und des Korps Oudinot zu erwarten. Achſelzuckend wandte ſich Sebaſtiani, der vielmehr überzeugt war, wie die Sachen ſtanden, ab, denn der Kaiſer wurde heftig, ſobald man ihm entgegenredete. Überhaupt war Napoleon in dieſen Tagen, wo alles auf dem Spiele ſtand, beſonders reizbar; ſeine Marſchälle hatten es nicht gut.

Aber auch nicht Schwarzenbergs Korpschefs, wo Gyulais Stabschef klagte, Öſterreichs Anſehen leide durch ſolche Führung. Sein krämernder Dünkel reizte Wittgenſtein ſo, daß er ſeinen Abſchied nahm. Doch ſtellte der Fürſtdiplomatikus am 13. brieflich vor dem Zaren ſich tiefgekränkt, ihn leiteten ſtets tiefe militäriſche Motive. „Sein Heer war demoraliſiert“ (Taxis' Tagebuch), man ſagt, es lagen Kranke in ſolcher Menge darnieder und ſolche Maſſen marodierten in ausgeſogener Gegend, daß 50000 im März bei der Fahne fehlten. Bei Arcis mußte aber gepfiffen werden, ob man wollte oder nicht.

Schon der erſte Anprall der ſehr ſtarken Kavalleriemaſſen der Verbündeten warf die Reiterei Sebaſtianis über den Haufen, unter dem Fußvolk verbreitete ſich Schrecken und Beſtürzung. Napoleon erkannte die Gefahr des Augenblickes und führte perſönlich die Diviſion Friant heran, unter ihrem Schutze ſammelte ſich Sebaſtiani wieder. Die Gardebatterien wurden vorgebracht, und das Kartätſchenfeuer veranlaßte die verbündete Reiterei zurückzuweichen. Schwarzenbergs Plan war es, den linken franzöſiſchen Flügel bei Torcy-le-Grand über den Haufen zu rennen, in Arcis einzudringen, ſich der Brücke zu bemächtigen und dadurch das kleine franzöſiſche Heer abzuſchneiden. Der Plan an ſich mochte gut ſein, aber er wurde leider von vornherein nicht mit den nötigen Mitteln ins Werk geſetzt. Stundenlang wogte der Kampf um Torcy-le-Grand; der General Volkmann von den Öſterreichern hatte nur eine Brigade zur Verfügung und mußte ſich gegen die Angriffe des Marſchalls Ney wehren. Hier wurde der „alte“ Janſon (52 Jahre galt als „alt“) nicht „ſchwer“, ſondern ſehr leicht verletzt und wegen Unfähigkeit abgeſchoben. Warum Volkmann nicht genügende Unterſtützung ſeitens des Oberfeldherrn bekam, iſt unbegreiflich. Da entſchloß ſich der Feldmarſchall Wrede (nach der Schlacht von La Rothière war Wrede von ſeinem Könige zum Feldmarſchall ernannt worden, damit auch Bayern in der Armee einen Feldmarſchall hätte) dem General Volkmann einige Brigaden zu Hilfe zu ſenden, aber ſchon war es zu ſpät, denn Napoleon ſelbſt erſchien auf dem Flügel, und die große Wichtigkeit des Dorfes erkennend, warf er 2 Gendarmenbataillone (die Alte Garde blieb ſonſt unberührt) und das 4. Weichſelregiment (frühere Beſatzung von Soiſſons) gegen dasſelbe, eroberte es und behauptete es. Die Polen dienten als kaiſerliche Leibwächter in feſtem Viereck. Bei dieſer Gelegenheit platzte eine Hohlkugel unmittelbar neben dem Kaiſer. Er war mitſamt ſeinem Pferde in Rauch und Qualm gehüllt und lag, als der Dampf ſich verzog, unter ſeinem Roſſe. Er ſelbſt war aber nicht verletzt, er warf ſich auf ein anderes Pferd und ſetzte den Befehl fort.

Noch immer zögerte Schwarzenberg, ſeine Reſerven zur rechten Zeit einzuſetzen, denn er konnte ſich nicht denken, daß der Kaiſer es mit ſo geringer Macht, wie er ſie vor ſich hatte, wagte anzugreifen, und da ihm Kunde ward, daß hinter ſeinem rechten Flügel jenſeits der Aube einige Reiterregimenter und Fußvolk erſchienen wären, glaubte er, dieſes ſeien die Vortruppen eines Korps, das zu ſeiner Umgehung ausgeſandt ſei. An Janſons Stelle wiederholte hier Lefol ſeine berühmte Verteidigung von Connewitz.

Der Kampf wütete bis in die Dämmerung hinein, ja, der General Sebaſtiani, von Ehrgeiz geplagt, wollte die Scharte des Morgens auswetzen und warf ſich noch um neun Uhr abends mit ſeinen Leuten auf das Koſakenkorps Kaiſaroffs und trieb es in großer Unordnung zurück. Hierdurch ermutigt, fiel er auch noch Wrede an und nahm ihm eine Batterie weg, nur das Herbeieilen einer preußiſchen Gardeſchwadron und einer ruſſiſchen Küraſſierdiviſion rettete die Geſchütze. Jedenfalls hatte der Kaiſer Napoleon mit einem Heer von 14—16000 Mann gegen eine Armee von 60000 Mann hier ſtandgehalten. Doch Macdonalds Heer marſchierte am Norduſer heran, eine ſtarke Depotkolonne zu Fuß und zu Pferd kam unter Lefebvre-Desnouettes und Henrion, allerdings nur 6 Bataillone. Warum ſchätzt aber Janſon nur „74000“ Schwarzenbergs. Dann verlor er alſo ſchon 100000? So reibt ein Tendenzmärchen das andere auf! Im übrigen ſteht feſt, wie ſchon Houſſaye lichtvoll entwickelte, daß Napoleon nicht daran dachte, bei Arcis ernſtlich zu ſchlagen, ſondern am Süduſer nur Fühler ausſtreckte, um den Feind zu täuſchen, während ſeine Hauptmacht am Norduſer auf Vitry weiterrückte. Schwarzenberg glaubte nicht anders, als daß er am nächſten Tage mit verſtärkten Kräften von neuem angegriffen würde. In der Tat hatte Napoleon die beſte Abſicht, Arcis als Stützpunkt des Vorbeimarſches zu behalten und daher die Gefechtsdemonſtration ernergiſch zu erneuern, ſobald der Tag anbräche. Während der Nacht waren Korps Oudinot und Reiterkorps St. Germain im franzöſiſchen Lager eingetroffen. Noch immer behauptete der Kaiſer, es hätte ſich geſtern nur um ein Rückzugsgefecht Schwarzenbergs gehandelt. Wie konnte er auch ahnen, daß ihm hunderttauſend Mann ſo ſchwächlich gegenüberträten! Als indes der Marſchall Ney und General Sebaſtiani am nächſten Tage zum Angriff vorgingen,

Digitized by Google

ſahen ſie, daß man es mit der ganzen Hauptmacht Schwarzenbergs zu tun hatte. Es gelang ihnen ſchließlich, den Kaiſer von der Gefahr ſeiner Lage zu überzeugen. — Und in der Tat war die Lage des franzöſiſchen Heeres außerordentlich gefährdet. Vor ſich den weit überlegenen Feind, hinter ſich einen Fluß und nur einen Übergang, der durch die Stadt Arcis ging. Lag jetzt das Kommando ſtatt in Schwarzenbergs Händen in denen eines tatkräftigen Führers, Blüchers oder Yorks, ſo war es um des Kaiſers Macht geſchehen. Aber auch hier baute ihm der öſterreichiſche Feldherr goldene Brücken. Bei hellem Mittag ſah man eine ununterbrochene Kolonne über die Brücke der Aube bei Arcis und über die Dämme der Moräſte marſchieren. Marſchall Oudinot mit 6000 Mann erhielt den Befehl, die Zugänge zu Arcis zu verteidigen, und er führte das mit dem Geſchick und der Hartnäckigkeit aus, die dieſer Marſchall ſtets bei ſolchen Aufgaben zeigte, an der Bereſina und wo es immer ſein mochte. Erſt als Oudinot ſeine Truppen allmählich zurücknehmen mußte, nahm ein heftiges Blutbad ſeinen Anfang. Von allen Seiten brach die Flut der Verbündeten gegen die wenigen Verteidiger heran. Bei der Brücke entbrannte natürlich der Kampf am heftigſten. Dem belgiſchen General Chaſſé gelang es nochmals, den Ruſſen die Brücke wieder zu entreißen und ſeiner Brigade eine Gaſſe zu bahnen, wobei er auf einer Trommel den Sturmmarſch ſchlug. Wie lange wird's dauern, daß ſeine Trommeln bei Waterloo gegen die Alte Garde wirbeln! Der Tag koſtete dem Kaiſer Napoleon 5000 Mann und drei Kanonen. Der Verluſt der Verbündeten zählte 1757 Mann? Beides handgreiflich unwahr, ſo tiſcht man Ammenmärchen ohne Selbſtſtudium auf. Nüchterne Betrachtung ſieht jedenfalls anders aus. Napoleon verlor 74 Infanterie-, 36 Kavallerieoffiziere am Süduſer, wozu 8 am Norduſer durch Kanonade, normal 2000, ſogar Levals 28. Rgt., das beſonders ins Gedränge kam, ganz normal nur 8 Offiziere, 156 Mann, I 30 nur 5, 66 und dazu 1, 10 gefangen. „2500 Gefangene" daher reiner Schwindel. Oudinot verlor nicht mal 1276 (Houſſaye), ſondern 54 Off., 835 Mann (ſo viel Offiziere begreiflich unter den beſonderen Umſtänden), wovon 17 Off., 150 Mann gefangen. Die Mär von zahlloſen Ertrunkenen (bei Hanau in viel mißlicherer Lage, ſollen ja nur ein paar hundert Bayern ertrunken ſein!) und überhaupt „2000 Toten" (ein ſicherer Gyulai dient als Gewährsmann!) gewinnt ſchon dadurch, daß Exelmans 3. Eklaireurs, die allein 12 Offiziere verloren und am meiſten am Ufer als Nachhut wirkten, zuſammen mit Gardelanciers nur 26 Tote einbüßten! Einige Mamelucken wurden am Ufer gefangen, das Gardemarinebataillon rettete dieſe Reiternachhut. Wenn alſo ſelbſt hier weder Tote noch Gefangene in irgendwie nennenswerter Zahl nachzuweiſen ſind, wo ſollte es dann anders ſein? Daß ſo ſogar die dienſttuende Kompagnie des Hauptquartiers eingeſetzt werden mußte, zeugt von offizieller Lügenfabrik, nur die 2 Gendarmenbataillone verloren 4 Offiziere. Bei Méry ſchlugen ſich Letorts Gardedragoner und Kaiſerjäger in ſtolzer Haltung durch. Daß ſie „völlig zerſprengt" 13 Offiziere, 300 Mann verloren, iſt eitel Flunkerei, denn dieſe Veteranen verloren überhaupt nur einen Offizier. So erſcheint ſelbſt „3400" (Houſſaye) viel zu hoch, wahrſcheinlich betrug der Verluſt 2400.

War dieſer Tag von Arcis ſur Aube wieder ein Schritt näher zum Abgrund? Die Lage Napoleons war in der Tat ſo, daß nur verzweifelte und vom Glück begünſtigte ſtrategiſche Schachzüge ihn retten konnten. Nur wenn den Heeren der Koalition ein heilſamer Schrecken eingejagt wurde, konnte der Kaiſer hoffen, daß ſeine Dinge wieder ſteigen würden. Der Friedenskongreß von Châtillon war aufgelöſt, und die Verbündeten hatten ſich in einer öffentlichen Erklärung dem Lande Frankreich gegenüber als ſchuldlos an der Weiterführung des Krieges erklärt. Selbſt wenn Napoleon jetzt alles zuſammenrief, was Montur und Gewehr tragen konnte, einſchließlich ſeiner Nationalgarden, konnte er zwiſchen ſich und die 200000 Mann ſtarken Heere der Verbündeten vielleicht eine Kriegsmacht von annähernd 100000 Mann einſchieben. Mit einer ſolchen Armee ließ ſich eine zähe Verteidigung der Stadt Paris wohl ausführen. Wir haben 1870/71 erlebt, wie widerſtandsfähig die Hauptſtadt an der Seine iſt, und damals war kein Napoleon in ihren Mauern.

Blücher war recht krank, und ſelbſt bei dieſem deutſchen Marſchall Vorwärts hatten die zähen Kräfte, wie das bei ſonſt geſunden Menſchen ja häufig iſt, durch die Krankheit ſehr gelitten*). Feldmarſchall Schwar-

*) Wie ſehr den alten Marſchall Vorwärts ſeine Krankheit mitnahm, zeigt der folgende Bericht des Grafen Roſtitz: Durch die Augenentzündung an das Zimmer gefeſſelt, bei ſchmaler Diät der gewohnten Bewegung beraubt und den Ärger im Herzen, ſich gerade in einem Augenblick untätig zu wiſſen, wo der letzte entſcheidende Schlag geſchehen mußte; dies alles vereint, hatte nicht nur im allgemeinen ſeine Geſundheit erſchüttert, ſondern auch höchſt nachteilig auf ſeine Laune gewirkt und die Gemütsſtimmung hervorgebracht, welche bei ihm die ſtete Folge körperlicher Leiden war. Wenn man ihn in dieſem Zuſtande beobachtete, wie er mit fortdauernd ängſtlicher Beſorgnis an den Tod dachte, mit Kleinmut jeden Schmerz ertrug, wie er ſeine Phantaſie immer durch Auffindung neuer Krankheitsſymptome quälte und, nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt, gleichgültig gegen alles war, was außer ihm vorging, ſelbſt gegen das Größte und Wichtigſte; dann aber wieder, ſobald er geneſen, an Charakterſtärke, Ertragung jeder Beſchwerde und heldenmütiger Verachtung der größten Gefahren alles übertraf, was um und neben ihm war, ſo mußte man über die Gewalt erſtaunen, welche das phyſiſche Befinden über die geiſtigen Kräfte ausübte.

Dieſer Zuſtand moraliſcher Ermattung und gänzlicher Gleichgültigkeit gegen alle äußeren Verhältniſſe war bereits eingetreten, der Feldmarſchall dachte nur daran, das Kommando der Armee niederzulegen und dieſe zu verlaſſen;

Digitized by Google

zenberg war nicht der Mann, eine große Entscheidung um jeden Preis herbeizuführen*). Aber der Kaiser, obgleich ihm nach der Schlacht von Arcis der Weg nach Paris offen stand, faßte einen ganz anderen Plan, den er als Lieblingsidee schon lange gehätschelt hatte, abenteuerlich zwar, aber dem Genie eines Napoleon nicht unausführbar. Kurz, der Kaiser beschloß, sich in den Rücken der Verbündeten zu werfen, sich durch die Besatzungen der Maas- und Moselfestungen zu verstärken, durch eine levée en masse das Landvolk zu bewaffnen, wie in den Zeiten der Revolution, und Schwarzenberg den Rückzug zum Rhein abzuschneiden.

Tatsächlich blieb der Kaiser für zwei Tage dem Gesichtskreise der Verbündeten entschwunden. Wo war er? Daß er so etwas im Schilde führen konnte, vermochte niemand zu denken. Da fingen die Kosaken Tettenborns einen Kurier des Kaisers auf, der einen Brief Napoleons an seine Gemahlin nach Paris tragen sollte. Der Brief lautete:

„Meine Freundin!

Ich war all diese Tage zu Pferd. Am 20. habe ich Arcis an der Aube genommen. Der Feind hat mich am nämlichen Tage 8 Uhr des Abends daselbst angegriffen; ich habe ihn geschlagen und ihm 4000 Mann Tote besorgt (je lui ai fait 4000 morts, und noch obendrein Landsleute von Marie Luise!). Ich habe ihm zwei Kanonen abgenommen und außerdem noch zwei verlassene Haubitzen. Am 21. stellte sich die feindliche Armee in Schlachtordnung, um den Marsch ihrer Truppen auf Brienne und Bar sur Aube zu decken. Ich habe die Partie ergriffen mich nach der Marne zu begeben, um die Feinde von Paris weiter hinweg zu nötigen und mich meinen Festungen zu nähern. Diesen Abend werde ich in St. Dizier sein. Adieu, meine Liebe, umarme meinen Sohn. Napoleon."

Blücher ließ Abschrift von diesem Briefe nehmen und schickte das Original an die Kaiserin mit nachstehendem, zum Verständnis der Pariser in französischer Sprache abgefaßten Begleitschreiben:

„Madame!

Indem ich mich mit meiner Armee im Rücken der französischen Armee befinde, habe ich einen Kurier aufgefangen, welcher der Träger des beigefügten Briefes war. Ich beeile mich, denselben zu den Füßen der erlauchten Tochter Sr. Majestät des Kaisers von Österreich niederzulegen und Ew. Majestät zu versichern, daß ich nicht verfehlen werde, jede ähnliche Gelegenheit zu ergreifen, um Ihnen Beweise der tiefsten Hochachtung zu geben, mit welcher ich bin Blücher."

---

jede Meldung, jeder Vortrag, gleichviel über welchen Gegenstand oder von welcher Person er kam, war ihm ekelhaft und zuwider.

Nur wenige Stunden des Tages durfte ich mich aus seinem Zimmer entfernen, oft mußte ich auch die Nacht dort zubringen; es schien ihm eine Beruhigung, mich in der Nähe zu haben.

Seinem Arzt, dem Doktor Bieske, dem er stets sehr gewogen war, und in dessen Behandlung er großes Vertrauen setzte, ging es ebenso wie mir; auch er durfte nur selten das Zimmer verlassen, meist mußten wir beide, wenigstens aber einer von uns, bei ihm bleiben. Diese Aufgabe war ebenso schwierig als langweilig; in einer zur Schonung der Augen ganz finster gemachten Stube, worin sich nur im entfernten Winkel eine mattbrennende, verhangene Lampe befand, saß man oft stundenlang, während der Feldmarschall entweder schlummerte oder über seinen Zustand grübelte; kein Wort ward gesprochen, und eine wahre Totenstille herrschte, welche nur durch das Schlagen zweier darin befindlicher Uhren unterbrochen wurde.

Lesen konnte man nicht, weil es zu finster war, und miteinander sprechen, selbst wenn es ganz leise geschah, durfte man nicht, weil es dem Feldmarschall unangenehm war. Eine solche stundenlange Pause ward endlich dadurch unterbrochen, daß der Feldmarschall aus seinem Lehnstuhle aufstand, anfing in der Stube umherzugehen und die in betreff seines Befindens gemachten Beobachtungen oder gehabten Empfindungen mitteilte; bei allem, was nun geantwortet oder überhaupt gesprochen ward, mußte jedes Wort wohl erwogen werden, damit den trüben Grübeleien keine neue Nahrung und dem Argwohn keine Gelegenheit gegeben ward, zu glauben, daß wir gegen unsere Überzeugung den Krankheitszustand für völlig gefahrlos hielten. Nur die innigste, persönliche Anhänglichkeit und die Überzeugung, daß es dem Besten des Vaterlandes dargebrachtes Opfer sei, vermochten meine Lage erträglich zu machen. Mehrere Tage waren auf diese Art langsam dahingegangen; den Entschluß, das Armeekommando niederzulegen, hatte ich, sooft er zur Ausführung kommen sollte, stets glücklich bekämpft; zugleich ward meinerseits alles angewendet, dahin zu wirken, daß der eigentliche Krankheitszustand des Feldmarschalls soviel als möglich ein Geheimnis blieb. Ebenso wie man einst der Armee den Tod ihres Feldherrn Eid verschwieg, weil man den nachteiligen Eindruck fürchtete, welcher von der Gewißheit dieses großen Verlustes unzertrennbar war, ebenso waren die Folgen zu fürchten, welche die Entfernung des Feldmarschalls in diesem Augenblick notwendig haben mußte. Er nur allein war eine Bürgschaft für die Einheit im Handeln von so verschiedenartigen Bestandteilen; seine Taten und der erlangte Ruhm hatten ihn so hoch in der Meinung gestellt, daß er nie Gegenstand der Eifersucht oder der beleidigten Eigenliebe irgendeines der Unterfeldherren werden konnte.

*) Vielleicht erschreckte ihn auch der Hieb, den der verwundete Löwe noch im Abgehen austeilte. Sogar Kürassierdivision Nostitz gesteht starken Verlust für sich zu (Regimentsgeschichte der Liechtensteiner), danach „21 Mann, 49 Pferde" der Württemberger ebenso vertrauenerweckend wie 260 Russen und 40 Offiziere, 774 Wrede, obschon das österreichische Regiment Rudolf allein 500 verlor und Plotho 224 Offiziere 1974 Österreicher und Bayern, Völderndorff aber gar 284, rund 4000 Wredes anführt! Unter allen Umständen verloren die Angreifer mehr als die Verteidiger.

Digitized by Google

Durch einen Ajutanten wurden beide Briefe an den französischen Kommandanten in La-Ferté-sous-Jouarre zur Weiterbeförderung gebracht.

Das war in der Tat ein kostbarer Fund. Jetzt kannte man die Absichten des Kaisers und konnte seinem „abenteuerlichen" Plane gewappnet gegenübertreten.

Blücher meldete die Tatsache sofort an das große Hauptquartier der böhmischen Armee, wo dieses ganz unerwartete Ausbiegen Napoleons gegen Osten, sein Marsch in „der Richtung auf Moskau" zunächst große Bestürzung erregte. Aber man wurde wieder ruhig, als Blücher gleichzeitig mitteilte, daß er am 17. März von Laon aufgebrochen und auf Reims marschiert sei. — Die Marschälle Marmont und Mortier wichen, als Blücher herannahte, eiligst zurück, erhielten dann aber den Befehl des Kaisers sich auf Vitry zu konzentrieren. Der Kaiser gedachte diese Kräfte, die für ihn damals bedeutende waren, an sich zu ziehen. Auch die Generale Pacthod und Amey waren zusammen mit ungefähr 6000 Mann in Sézannes eingetroffen. Bei Montéreau standen die Generale Alix und Souham. Dazu kamen noch Etappen verschiedener Trupps und Proviantransporte, die er alle an sich zu ziehen gedachte. Während es Macdonald gelang, zu dem Kaiser durchzudringen, schob sich die Gewaltmasse des schlesischen Heeres zwischen ihn und seine Marschälle Marmont und Mortier. So stand also Napoleon jetzt mit seiner Hauptmacht im Rücken der verbündeten Armee, und jene Kriegslage war eingetreten, an welche Gneisenau einst schon gedacht hatte, als er schrieb: „Mit Truppen von einer solchen Beschaffenheit kann Napoleon eine Offensive auf unsere Verbindungsstraßen nicht unternehmen, und täte er es dennoch, so kann uns nichts Erwünschteres begegnen, denn wir erhalten dann Paris ohne Schwertstreich."

Indes, ohne Angst ging es im großen Hauptquartier nicht ab. Einen General von dem Range Napoleons, mit einem Heer von 50000 Mann auf der Rückzugsstraße zu wissen, ihm die Zufuhr, die Magazine, die Verbindungen mit dem Rhein preiszugeben, das war ein schwerer Entschluß! Aber die vom Kaiser Alexander lebhaft unterstützte Ansicht des Generals von Toll drang durch: es wurde beschlossen, Blücher die Hand zu reichen und gemeinsam gegen Paris zu marschieren.

Wredes Bagage floh bis hinter Basel! „Dadurch kann man sich einen Begriff machen vom Schrecken, der im Rücken der Armee herrschte" (Taxis). Das „extravagante Unternehmen" ist damit gerechtfertigt, obschon das Orakel Clausewitz es auch verdammt. Dies heißt post festum urteilen. Ohne Blüchers kraftvolles Ungestüm hätte Schwarzenberg nie den Marsch auf Paris gewagt. Über Blüchers Reiterei urteilt aber Yorks Reiterstabschef: „So muß Reiterei gehandhabt werden, um darzutun, daß sie nichts nütze ist." Konnte man daraus sehen, daß sie rechtzeitig Marmont von Napoleon abschneiden werde?

Ängstlich sorgte Schwarzenberg dafür, daß sein kaiserlicher Herr sich schleunigst zum Südheer nach Dijon begeben möge, und gern vermied es Kaiser Franz, dem gereizten Schwiegersohn auf dem Schlachtfelde etwa zu begegnen. — In der Morgenfrühe des 24. März klopfte man in Bar sur Aube an alle Türen, um die Herren Diplomaten und Staatsmänner zu wecken. Alle erhielten Befehl, sich in Marsch zu setzen und dem Kaiser Franz zu folgen. Um zwei Uhr morgens kam der russische Staatsrat Turgenjeff zum Freiherrn vom Stein, um ihn zu wecken, fand ihn aber schon völlig angekleidet und höchst vergnügt vor. „Das ist das Beste, was uns begegnen konnte," sagte Stein, „Alexander hat sich jetzt von Metternich und den Österreichern losgemacht und zieht nach Paris. Er wird Freiheit haben zu handeln, und alles wird bald zu Ende sein!"

Napoleon soll Mitte März mit Macdonald 58000 gehabt haben, es klingt aber manches sonderbar, so begreift man nicht, woher Decaen, Führer der Ehrengarden, bei Arcis 4500 Infanterie herbekam. Alte Garde noch 5200? Dann ist eben Kochs Angabe 3600 widerlegt, als ob auch sie bei Laon so geschmolzen sei. In obiger, entschieden zu hoher Gesamtziffer ist obendrein Macdonalds Division Pacthod inbegriffen, die nicht zum Kaiser durchkam, er hatte daher bei Vitry 48000, was wiederum seinen geringen Verlust bei Arcis beweist. Alle Vorwürfe gegen seine angebliche Verblendung bei Arcis sind kindisch, ohne Aktenkenntnis parteilich gefällt, um „Bonapartes" Ansehen zu untergraben. Zog er Marmont und Pacthod an sich, so konnte er mit 70000 derart im Rücken der Verbündeten wirtschaften, daß ihnen die Lust verging, Paris zu berennen. Napoleons Plan war kein größeres Wagnis als umgekehrt das des Gegners.

Am 25. März begann der große Vormarsch. In drei starken Säulen brach das böhmische Heer, auf der Hauptstraße über Fère Champenoise, gegen Paris vor, während das schlesische Heer über Montmirail und La Ferté-sous-Jouarre vordringen sollte. Um sich den Rücken zu sichern, und Napoleon glauben zu machen, daß man ihm jetzt folge, wurden 8000 Mann Reiterei unter dem General Wintzingerode und 46 Geschütze nach St. Dizier gesandt mit der Weisung, sehr laut zu sein und überall „Hauptquartiere für die Monarchen" zu belegen. General Tschernitschew, die Kosakenführer Tettenborn und Kaisaroff, der flinke Seslawin, der den Kaiser schon bei seiner Flucht aus Rußland fast gefangen hatte, sie alle wurden mit Wolken von Reiterei entsandt, um den großen Abmarsch auf Paris zu verhüllen.

Zwischen Paris und den Verbündeten standen jetzt nur noch die Marschälle Marmont und Mortier,

Digitized by Google

angeblich 22000 Mann, 100 Geſchütze ſtark, und der General Pacthod mit ſeinen armen 6000 Mann Nationalgarde, einen großen Transport von Munition und Proviant für das Heer des Kaiſers herbeiführend. Das iſt natürlich unmöglich, da beide Marſchälle ſelbſt Anfang März nur 24000 hatten, dann wäre alſo ihr Verluſt bei Laon minimal geweſen! So verfangen ſich Geſchichtsfälſchungen in der eigenen Schlinge. Indeſſen zählten ſie wirklich nur 19000, Pacthod höchſtens 4300 (3800). — Die franzöſiſchen Herzöge glaubten nicht anders, als daß Napoleon bereits in voller Verfolgung des Schwarzenbergiſchen Heeres ſei, und ſtießen nun zu ihrem Erſtaunen am 25. März plötzlich auf feindliche Truppen. Es waren die Vortruppen, die der Kronprinz von Württemberg führte. Der Herzog von Raguſa nahm eine Stellung und erwartete ſeinen Kollegen Mortier, der auf ſeinem linken Flügel aufmarſchierte. Als die beiden dann einſahen, daß ſie es nicht mit einer kleinen Abteilung, ſondern mit einem ganzen, im Anmarſche befindlichen Heere zu tun hatten, zogen ſie ſich eilig gegen Fère Champenoiſe zurück, nahmen ihre Batterien vor die Front und verſuchten, den Vormarſch aufzuhalten. Aber bald waren ſie auf beiden Flügeln umgangen und in der Front heftig angegriffen. Indeſſen mußte Noſtitz die ruſſiſche Reiterei heraushauen, auch ſeine Liechtenſteiner wurden von Chaſſeurs umzingelt und zurückgetrieben (Regimentsgeſchichte). Dazu kamen die Unbilden des Wetters; es trat plötzlich Regen ein, der Sturm trieb den Franzoſen die Näſſe ins Geſicht, die Lunten wollten nicht zünden, die Gewehre der Infanterie nicht ſchießen, und das ganze Gefechtsfeld war bald ſo ſehr in Dampf und Regen gehüllt, daß man kaum einige Schritte vor Augen ſah. Wiederholt mußten ſich die Marſchälle in die Vierecke retten, damit ſie nicht von den Fliehenden mitgeriſſen wurden. Die Verluſte, welche die beiden Herzöge erlitten, waren angeblich ungeheuer, 2000 Tote und Verwundete, an 4000 Gefangene (vier Regimenter der Jungen Garde waren faſt völlig aufgerieben), dazu „45" Geſchütze und 100 Munitionswagen.

Auch hier widerſprechen Martiniens Ausweiſe, Diviſion Ricard verlor 9 Offiziere, Lagrange keinen, Mortiers Diviſion Charpentier 17, Chriſtiani und Curial 14. Mit völligem Niederhauen der Brigade Jamin und der 1. Tirailleure der Brigade Lecapitaine hatte es alſo gute Wege. Kavallerie Bordeſoulle und Berkheim verloren 30, der mit Marmont abziehende Rouſſel 4 Offiziere. Macht zuſammen normal 1200 tot und verwundet. Die Gefangenenzahl läßt ſich nicht feſtſtellen, ſtatt 45 ſind nur 25 verlorene Geſchütze feſtzuſtellen. Bei Paris langten noch 14000 Streitbare an. Von 4000 Gefangenen kann alſo überhaupt keine Rede ſein, denn der Abgang von 5000 kommt zur Hälfte auf Verſprengte und Deſerteure auf der Flucht nach Paris.

Inzwiſchen rückte von Norden her der General Pacthod mit ſeinen Proviantkolonnen an. Er hatte zwei „Diviſionen" (welche pomphafte Bezeichnung ein falſches Bild gibt; Diviſion Amey zählte ganze 800 Mann!), bei ſich und führte einen Verpflegungstransport von 200000 Rationen mit 80 Munitionswagen. Er kam von ſehr anſtrengenden Märſchen und ließ in Villeneuve ſeine längerer Märſche noch ungewohnten Leute, lauter Nationalgarden, haltmachen. Mit ihm kreuzte ſich die Blücherſche Spitze, bei deren Kavallerie General Gneiſenau ritt. Auch der alte Blücher fuhr nahebei in einem Wagen. Sofort wurde der Angriff befohlen, und General Korff warf ſich mit 12 Geſchützen und 1200 Reitern auf den Feind. Als General Pacthod die Gefahr nahen ſah, ließ er Karree bilden und ſchlug die erſten Angriffe der Ruſſen ab. Er verſuchte dann, den Rückzug auf Fère Champenoiſe anzutreten, aber nun bröckelte alles. Umſchwärmt von Maſſen Kavallerie, beſchoſſen von Artillerie, von allen Seiten angegriffen, marſchierte er auf Fère Champenoiſe los, von wo er Kanonendonner hörte und glaubte, auf Hilfe zu ſtoßen.

Ein Augenzeuge berichtet: „Der von den Franzoſen durchzogene Weg war durch Leichen und Verwundete, die in großer Anzahl das Feld bedeckten, bezeichnet. Das Feuer der ruſſiſchen Artillerie, die bis auf Kartätſchenſchußweite heranfuhr, ließ vorausſehen, daß General Pacthod unrettbar dem Verderben entgegengehen werde, wenn dieſem ungleichen Kampfe nicht Einhalt geſchähe. Dies veranlaßte den König von Preußen im Einverſtändnis mit Alexander, den Oberſtleutnant von Thile I. als Parlamentär mit einem Trompeter zum General Pacthod zu ſchicken, um ihn zum Niederlegen der Waffen aufzufordern. Thile fand Pacthod mit verbundenem Arm, der ihm durch eine Kartätſchenkugel zerſchmettert worden war, bleich und erſchöpft vom Blutverluſte, aber dennoch in voller Haltung und Faſſung, unerſchüttert von dem entſetzlichen Blutbade, welches ihn umgab. Er wurde von der Abſicht der Sendung unterrichtet und ihm ſo laut, daß es die Umgebung hören konnte, auseinandergeſetzt, wie eine Rettung für ihn unmöglich ſei. — Unterdeſſen waren die vorausgeſchickten ruſſiſchen Batterien näher herangerückt und eröffneten auf den dicht zuſammengedrängten Knäuel der Franzoſen ein mörderiſches Feuer.

General Pacthod hatte den preußiſchen Oberſtleutnant ruhig angehört, da jedoch das Feuer der ruſſiſchen Kanonen, ſtatt aufzuhören, nur noch an Heftigkeit zunahm, erwiderte er ihm: ‚Während des Parlamentierens zu mitraillieren (mit Kartätſchen feuern), iſt gegen allen Kriegsgebrauch, und meine Ehre geſtattet mir nicht zu unterhandeln, ſolange noch ein Schuß fällt.'

Mit aller Höflichkeit erklärte er Thile für ſeinen Gefangenen und übergab ihn zwei Offizieren, welche, ohne auf ſeine Proteſtation Rückſicht zu nehmen, ſein Pferd zu beiden Seiten am Zügel nahmen und ab-

Digitized by Google

führten. ‚Soldaten,‘ rief Pacthod den Seinen zu, ‚Ihr habt gehört, was uns bevorsteht; es gibt einen schönen französischen Tag!‘

Unter dem verheerenden Feuer von 48 russischen Geschützen setzte die französische Kolonne, den verwundeten General auf einer Bahre von Gewehren tragend, ihren Marsch fort. Die Unordnung wurde immer größer, die Äußerungen der Mannschaften immer lauter. Es waren fast nur Konskribierte in Blusen und Nationalgarden ohne Uniform. Der Oberstleutnant Thile, welcher sich ohne sein Verschulden der größten Gefahr ausgesetzt sah, erbot sich gegen seine Führer, zurückzureiten und dem Schießen Einhalt zu tun. Die beiden Offiziere ließen ‚zufällig‘ den Zügel des Pferdes ihren Händen entgleiten, und Thile sprengte im gestreckten Galopp zu dem Könige zurück. Mittlerweile aber waren neue russische Reiterscharen herangerückt und hieben unbarmherzig auf die Unglücklichen ein, von denen eine große Anzahl schon die Gewehre weggeworfen hatte.

Von einem Gefühl edler Menschlichkeit bewegt, rief jetzt Friedrich Wilhelm seiner Umgebung zu, ihm zu folgen, um dem entsetzlichen Blutbad ein Ende zu machen. Nicht ohne Gefahr ritt er in das dichte Schlachtgewühl, auch der Kaiser Alexander ließ Appell blasen und befahl, der Metzelei Einhalt zu tun. Der verwundete General empfing von beiden Monarchen hohe Lobsprüche wegen seines tapferen Benehmens, und die Leibärzte sorgten für Verband und Pflege. Außer Pacthod wurden noch die Generale Amey, Delord, Boutè und Thevenot und gegen 4000 Mann zu Gefangenen gemacht; die Anzahl der Verwundeten und Toten wird von den Franzosen auf 3500 Mann angegeben.“

An diesem schönen Bericht fällt zunächst auf, daß Pacthod selber laut Martinien *nicht* verwundet wurde, sondern nur seine Unterführer. Gerade die von Houssaye nicht genannten Nationalgardebataillone (es waren 10, nicht 7) Cherbourg und Rochefort fochten am längsten. Das von Macdonald zugeteilte 149. ligne verlor 25 Offiziere, 700 von 1200, das ist eine ganz annehmbare Ziffer, dagegen Unsinn, daß auf 56 Infanterieoffiziere hier 2300 niedergehauen, da doch alle 10 Offiziere der beigegebenen 200 Husaren und Karabiniers fielen, also der Offiziersverlust maßgebend ist. 1500 gefangen bedeutet natürlich die Verwundeten. 500 schlugen sich glatt durch, offenbar retteten sich aber mehr, als man glaubt.

Immerhin hatte der erste Marschtag auf Paris schöne Früchte gezeitigt, und wieder bewährte sich hier das Wort Goethes: „Im Anfang war die Tat.“ 16000 Reiter, 120 Geschütze wirkten. Da Korff 400 Verlust gestand, ist für die achtmal größere Gesamtzahl „2000“ Verlust zu niedrig, die Angaben schwanken bis 4000.

Dieses Treffen bei Fère Champenoise, wo zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen wurden, war das letzte im offenen Felde vor Paris. Der Weg in die Hauptstadt war frei. Napoleon war zu weit im Osten, um irgendwie schaden zu können, Marmont und Mortier nach Süden entwichen, und schon sahen die Truppen die schöne Hauptstadt an der Seine, die so lange das Herz Europas gewesen war, mit ihren Hügeln und Türmen sich dem Auge darbieten. — Aber als man an Paris heran war, da hatte die Garde den Vortritt. Das hatte Kaiser Alexander sich nicht nehmen lassen, an der Spitze dieser gut montierten, frischen Truppen in Paris einzuziehen. Dem schlesischen Heere, das die Hauptarbeit getan hatte, wurde, laut Befehl des Blücherschen Hauptquartiers, nur die Aufgabe, darauf zu sehen, daß die sämtlichen Straßen frei seien, damit die Garden der großen Armee die Straße nach Paris ohne Hindernis nehmen könnten, und sich rechts und links von der Straße aufzustellen, den Kaiser und König an der Spitze ihrer Elitetruppen zu bewillkommnen.

York befahl noch zu dem Einmarsch nach Paris, den man ohne Widerstand erwartete, alles in propren Stand zu setzen. Das war nun leichter befohlen als ausgeführt, denn welch einen anstrengenden Winterfeldzug hatten diese Korps hinter sich. Die Leute hatten ungeschorene Haare und Bärte, scheckig geflickte Kleidung, durchgetretene mit Stroh umwickelte Stiefeln, viele hatten auch gar keine, viele liefen in französischen Hosen und Mänteln herum, die Geschütze waren mit Rädern von Bauernwagen montiert, das Riemenzeug so gut es ging mit Stricken geflickt, aber trotz dieser Mängel ließ die Hoffnung, morgen in Paris zu sein, alle Gesichter sonnig hell leuchten, und als die Monarchen vorbeiritten, gab es ein jubelndes Hurra. Das war der erste Gruß, den die Monarchen erhielten, die während des ganzen Feldzuges ihre Hauptquartiere inmitten ihrer Garden gehabt hatten. — Jetzt trat der General York an den König heran, um ihm das brave erste Armeekorps zu präsentieren. Lebte noch immer der Groll gegen den eigenmächtigen Mann von Tauroggen im Herzen des Königs? „Sehen schlecht aus, schmutzige Leute!“, bemerkte die Majestät kurz gegen York und wandte ihr Pferd. Da kommandierte York mit lauter Stimme: „Kehrt Marsch!“ und ließ seine Truppen in das Biwak einrücken.

Noch immer fürchtete Fürst Schwarzenberg, daß der Kaiser plötzlich umgekehrt sein könnte, um den verbündeten Heeren in den Rücken zu kommen. Er mochte an Dresden denken und wie blitzartig Napoleon damals zur Stelle war, um der böhmischen Armee eine empfindliche Niederlage beizubringen. Auch der Kaiser Alexander von Rußland war nicht ohne Besorgnis. Ein Rückzug nach den Niederlanden wurde jedenfalls erwogen. Fürst Wolkonski mußte an den Herzog von Weimar am 29. März schreiben: „Unsere

Digitized by Google

Armee befindet sich vor Paris, morgen greifen wir an und hoffen, uns der Hauptstadt zu bemächtigen. Da die Chausseen von Compiègne jetzt unsere Verbindungslinien ausmachen müssen, so ist es besonders wichtig, die genannten Straßen frei zu erhalten. Hierzu wird der preußische General von Bülow bestimmt. Da er jedoch den Zweck mit den Streitkräften, die ihm zu Gebote stehen, nicht zu erreichen vermag, so ist es Seiner Majestät gefällig, daß Ew. Durchlaucht ohne die geringste Zögerung den General Borstell mit allen Truppen, die zum Bülowschen Korps gehören, zu ihm stoßen lassen möchten." Im ganzen rückten 130000 Mann vor Paris. Indes wurde bestimmt, daß die Korps von Wrede und von Sacken während der Schlacht bei Meaux und Trilport stehenbleiben sollten, um die kämpfenden verbündeten Heere im Rücken gegen die Bewegungen, die Kaiser Napoleon von Vitry aus versuchen könnte, zu decken. — Damals war Paris nicht wie jetzt mit günstigen Festungswerken versehen, aber die natürlichen mangelten der Stadt nicht. Der südliche Teil von Paris von der Marne bis an den Ourcqkanal bildet ein zusammenhängendes und felsiges Hügelland, das sich zwischen dreißig und sechzig Meter über dem Spiegel der Seine erhebt, Kalkberge von mäßigen Wellungen, bedeckt mit Dörfern, Landhäusern, Parks und vielen Weinbergen. Die Häuser waren meist reine Steinbauten und dadurch zur Verteidigung sehr geeignet. Im Süden dehnte sich der große Park von Vincennes mit seinem düsteren Schloß, in dessen Graben einst der Herzog von Enghien erschossen wurde. Der nördliche Teil der Angriffsfront, der sich vom Ourcqkanal bis zur Seine erstreckte, bildete eine weite Ebene, die aber durch den über hundert Meter hohen Felsen des Montmartre ihren natürlichen Verteidigungspunkt hatte. Der Montmartre, mit Geschütz besetzt, mußte einem aus der Ebene andringenden Feind die schwersten Verluste zufügen. Aus dem Raum zwischen dem Montmartre und dem Hochplateau des Ourcqkanals quollen die beiden Vorstädte La Chapelle und La Villette hervor, starke Vorstädte mit Steinbauten, vor denen sich wiederum eine Viertelmeile vor der Barriere das Dorf Pantin vorlagerte. Konnte man diese für die Verteidigung sehr geeigneten Höhen, Plateaus und Vorstädte genügend besetzen, so war es bei der räumlichen Ausdehnung der Stadt für das Heer der Verbündeten immerhin eine starke Aufgabe, Paris im Sturm zu nehmen. Es wäre entschieden für die Verbündeten richtiger gewesen, die Stadt zu umgehen und sich nicht die Nord- und Ostseite zum Angriff auszusuchen, sondern die günstiger gelegene offene Westseite. Aber die Besorgnis, daß Napoleon inzwischen Zeit gewinnen könnte, heranzurücken, die noch unterstützt wurde von den verbürgtesten Nachrichten über das Herannahen des Kaisers, ließen Schwarzenberg sowohl wie den Zaren Alexander wünschen, daß die Eroberung ohne Zögerung schnell vonstatten gehen möchte.

Napoleon hatte es von jeher weit von sich gewiesen, die Stadt befestigen zu lassen, und sein Kriegsglück gab ihm wohl das Recht zu glauben, daß nie ein Feind sich Paris nähern würde. Ja er glaubte, es würde einen schlechten Eindruck machen, wenn er die Stadt befestigen ließe; das konnte den Glauben an sein Waffenglück erschüttern. Immerhin geschah etwas. Es wurden die Barrieren der Stadt mit Tambours versehen. Diese sogenannten Tambours hatten ihren Namen davon, daß sie die Form einer Trommel hatten. Es waren runde, auf starken Wällen aufgerichtete Türme von zehn bis zwölf Fuß Höhe, mit Rasen belegtem Dache und hoch angebrachten Schießscharten. In diesen Türmen konnte man je nach ihrer Ausdehnung zwanzig bis fünfzig Mann lassen, und sie waren hauptsächlich zur Abwehr von Reiterei bestimmt. Außerdem ließ der Kriegsminister die offenen Stellen der Stadtmauer mit Palisaden schließen und auch hier Schießscharten anbringen. Aus Havre und Cherbourg wurden achtzig Vierundzwanzigpfünder herbeigeschleppt. Aber diese kamen überhaupt nicht mehr an. Man mußte sich mit den sechzig Geschützen, die man zur Hand hatte, und von denen vierzehn Vierundzwanzigpfünder waren, behelfen.

Wir hörten, daß König Joseph, der ehemals Spaniens Thron innehatte, der Leutnant des Kaisers in Paris war. Er war ein höchst unkriegerischer Königs-Statthalter, dieser Joseph. Ja, wäre Davoust, der in Hamburg steckte, zur Stelle gewesen! Man hatte dem Kaiser den Vorschlag gemacht, die handfesten Arbeiter der Vorstädte zu bewaffnen, aber wenn auch Napoleon die Provinz aufrief und in ihrem Widerstand bestärkte, von bewaffneten Arbeitermassen in Paris selbst wollte er nichts hören. So blieb es bei den 12000 Nationalgarden, über welche der königliche Statthalter Joseph am 27. März im Hofe der Tuilerien die Heerschau hielt. Aber auch diesen fehlte es an Waffen und Munition. Nur ein Teil derselben war uniformiert und mit feldmäßigen Gewehren versehen, die anderen hatten sich aus eigenen Mitteln ihre Musketen, Jagdflinten und was sie sonst in ihren Händen hielten, zusammengekauft. Man dachte daran, den Rest mit Lanzen, an denen eine farbige Flagge war, zu bewaffnen. Aber diese Nationalgarden sträubten sich dagegen als „Pikenmänner", die seit der Revolution zu verrufen waren, herumzulaufen. Im ganzen konnte man zur Verteidigung der Barrieren ungefähr 6000 Mann hinstellen, die in letzter Stunde einigermaßen bewaffnet wurden. Der alte Marschall Moncey, Herzog von Conegliano, übernahm den Oberbefehl über diese Nationalgarden und schlug sein Hauptquartier in dem Restaurant Lathuile an der Clichy-Barriere auf. — In letzter Stunde am Abend des 29. trafen die Marschälle Marmont und Mortier mit ihren beiden Korps vor Paris ein. Seit der Schlacht von Arcis sur Aube waren sie ohne Rast hin- und hermarschiert,

Digitized by Google

waren, wie wir hörten, bei La Fère Champenoise stark mitgenommen und mußten nun ohne jede Rast sofort in den Vorpostendienst eintreten. Das Korps des Herzogs von Treviso besetzte den Montmartre, das Korps des Herzogs von Ragusa die Höhen östlich von Paris. Da sie ihre Kanonen fast alle verloren hatten, erhielten sie einige Batterien aus dem Arsenal zugewiesen.

Wenn nun auch hauptsächlich durch die Energie des alten Generals Moncey und des Marschalls Marmont die Verteidigung so gut eingerichtet wurde, wie sie konnte, so war es doch eine schwierige Frage, was mit der Kaiserin und dem König von Rom anzufangen sei. Wohl hatte Napoleon vor wenig Wochen noch jede Möglichkeit einer Eroberung von Paris abgelehnt, aber in diesen Tagen war aus Reims ein Schreiben vom Kaiser gekommen, in welchem es hieß: „Mein Bruder! Entsprechend meinen mündlichen Instruktionen, die ich Euch gegeben habe, und allen meinen Briefen, dürft Ihr unter keinen Umständen die Kaiserin und den König von Rom in die Hände der Feinde fallen lassen. Ich bin im Begriff, so zu manövrieren, daß Ihr vielleicht mehrere Tage ohne Nachrichten von mir bleibt. Wenn der Feind sich mit solchen Kräften auf Paris wirft, daß jeder Widerstand unmöglich ist, so laßt die Königin, meinen Sohn, die Großwürdenträger, die Minister, die Senatoren und den Präsidenten des Staatsrats, die Großoffiziere der Krone und den Schatz in der Richtung der Loire abreisen. Verlaßt meinen Sohn nicht und bemerkt wohl, daß ich es vorziehen würde, ihn lieber in der Seine zu wissen, als in den Händen der Feinde Frankreichs." Joseph ließ eine Sitzung des geheimen Rates einberufen, in welchem die Kaiserin-Regentin den Vorsitz führte, der Großkanzler Chambacérès aber das Wort. Eine ganze Reihe der Großwürdenträger sind der Ansicht, daß die Kaiserin in Paris bleiben solle, sich der Bürgerschaft anvertrauen und ihre Residenz im Stadthause nehmen. Aber der bestimmte Brief des Kaisers entscheidet. Talleyrand verließ diese Sitzung, wie man sagt, mit dem halblauten Ruf: „Sauve qui peut!" Viele hielten diese Abreise für einen Fehler. Auch Hortense Beauharnais, die ehemalige Königin von Holland, die Mutter Napoleons III., eilte zur Kaiserin und machte noch einen Versuch, sie zum Bleiben zu bewegen. „Wenn Sie", rief Hortense der Kaiserin Marie Luise zu, „die Tuilerien einmal verlassen haben, werden Sie dieselben nie wiedersehen!" Aber schon gegen 10 Uhr früh ließ der Kriegsminister Clarke der Kaiserin sagen, sie habe jetzt keinen Augenblick mehr zu verlieren, wenn sie nicht Gefahr laufen wolle, von den Kosaken aufgegriffen zu werden. Die Reisewagen fuhren vor. Im letzten Augenblick, als man einsteigen wollte, machte der junge Sohn Napoleons, der König von Rom, noch zu schaffen. Der Dreijährige strampelte auf den Armen des Stallmeisters Canisy, klammerte sich schließlich an den Türpfosten und das Treppengeländer fest und rief fortwährend: „Ich will nicht nach dem garstigen Rambouillet! Es ist ein schreckliches Schloß, ich bleibe hier, ich will mein Haus nicht verlassen!" Das Kind mußte mit Gewalt in den Wagen gebracht werden.

Im ganzen machte die Abreise der Kaiserin keinen guten Eindruck. 1500 Garden zu Fuß und 300 Gardereiter begleiteten sie, und diese Truppen waren zur Stunde wirklich besser in Paris zu verwenden. Um die Stadt zu beruhigen, versuchte es der König-Statthalter zunächst mit einer Proklamation.

„Bürger von Paris. Eine feindliche Kolonne ist nach Meaux vorgedrungen. Sie rückt auf der Straße von Deutschland vor, aber der Kaiser folgt ihr ganz nah an der Spitze einer siegreichen Armee. Der Verwaltungsrat hat für die Sicherheit der Kaiserin und des Königs von Rom gesorgt; Ich aber bleibe bei Euch. Bewaffnen wir uns, um diese Stadt, ihre Monumente, ihre Reichtümer, unsere Frauen, unsere Kinder, alles, was uns teuer ist, zu verteidigen. Diese große Stadt soll für Augenblicke ein Lager werden, und der Feind finde seine Schande unter ihren Mauern, durch welche er im Triumph einzuziehen hoffte. Der Kaiser naht Euch zu Hilfe; unterstützt ihn durch einen kurzen, aber kräftigen Widerstand, und erhalten wir die französische Ehre! Joseph."

Gleichzeitig wurde ein großer Sieg des Kaisers bei St. Dizier verkündet. In der Tat hatte Napoleon am 26. März den General Wintzingerode wütend angefallen und ihm starken Schaden zugefügt. Laut Berthier und Leval machte man 3000 Gefangene. Nicht Division Leval (Houssaye), sondern Lefol focht, die einen Offizier verlor; keinen verlor Macdonalds Division Albert (zur Hälfte Nationalgarden), die hier die Spitze nahm. Parquins Angabe über Verluste der Kaiserjäger ist falsch, nur die Linienreiterei verlor 13 Offiziere. Nun hoffte man zuversichtlich in Paris, daß der Kaiser hereinbrechen würde, um das verbündete Streifkorps, denn viele glaubten nur immer noch an ein solches, zu vertreiben. Aber bevor die Waffen sprachen, versuchten es auch die Verbündeten mit einer Proklamation an die Pariser, die den Franzosen wiederum zeigen sollte, daß man weniger das französische Volk als den Kaiser bekämpfe.

„Einwohner von Paris! Die verbündeten Heere stehen vor Euren Toren; der Zweck ihres Marsches gegen die Hauptstadt Frankreichs ist auf die Hoffnung gegründet, dort eine aufrichtige und dauerhafte Versöhnung mit Eurem Lande zu bewirken. Seit zwanzig Jahren wird Europa mit Blut und Tränen überschwemmt. Alle Versuche, diesem großen Unglücke ein Ziel zu setzen, sind fruchtlos geblieben; denn eben in der Gewalt der Euch unterdrückenden Regierung liegt ein unübersteigliches Hindernis des Friedens. Es gibt keinen Franzosen, der nicht von dieser Wahrheit überzeugt wäre.

Digitized by Google

Da die verbündeten Monarchen aufrichtig in Frankreich eine wohltätige Obergewalt wünschen, welche die Versöhnung aller Nationen und aller Regierungen mit demselben befestigen könne, so kann in dem gegenwärtigen und entscheidenden Augenblicke Paris dazu beitragen, den Frieden der Welt herbeizuführen. Wir erwarten den Ausdruck dieses Wunsches mit jener Teilnahme, welche ein so großes Ereignis einflößen muß. Sobald sich Paris erklärt hat, wird die vor ihren Mauern stehende Armee diese Beschlüsse unterstützen.

Pariser! Ihr kennt die Lage Eures Vaterlandes, das Benehmen von Bordeaux, die freundliche Besitznahme von Lyon, die über Frankreich herbeigerufenen Unfälle und die wahren Gesinnungen Eurer Mitbürger. In diesem Beispiele werdet Ihr die Beendigung des auswärtigen Krieges und des inneren Zwistes finden. Ihr würdet sie vergeblich auf einem anderen Wege suchen.

Die Erhaltung und die Ruhe Eurer Stadt werden der Gegenstand der Sorgfalt und Maßregeln sein, welche die Alliierten mit den Behörden und Notabeln, die in der öffentlichen Achtung am höchsten stehen, zu treffen sich erbieten. Keine militärische Einquartierung wird auf der Hauptstadt lasten.

Mit diesen Gesinnungen wendet sich das vor Euern Mauern unter den Waffen stehende Europa an Euch. Beeilt Euch, dem Zutrauen, welches Europa in Eure Vaterlandsliebe und in Eure Klugheit setzt, zu entsprechen. Schwarzenberg."

Man muß sagen, es war denn doch der höchste Grad schlaffer Nachgiebigkeit, der Hauptstadt keine Einquartierung aufbürden zu wollen. Seit zehn Jahren hatte der Kaiser Napoleon mit seiner Löffelgarde fast die sämtlichen Hauptstädte Europas heimgesucht, die Franzosen hatten vom Marschall bis zum letzten Troßknecht es sich auf Kosten der besiegten Nationen wohl sein lassen, und jetzt sollte Paris ohne Einquartierung bleiben. Es ist förmlich ein widerwärtiges Gefühl, das einen beschleicht. „Habe ich es nicht gesagt?" rief ein freiwilliger Jäger, „und wenn wir Paris dann mal nehmen, die freiwilligen Jäger kommen allemal auf die Dörfer!"

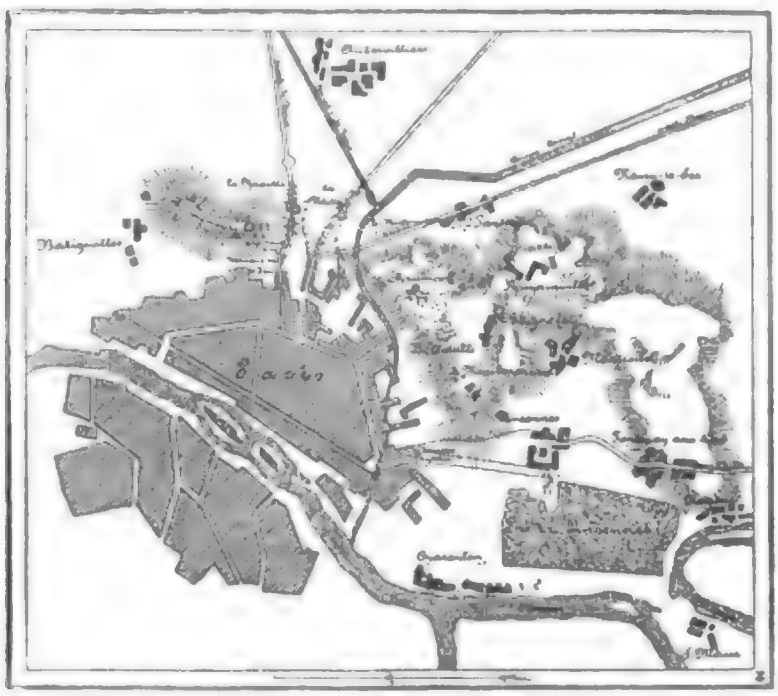
Bei dem Vordringen gegen Paris nahm das schlesische Heer den rechten Flügel ein. Es war bestimmt, den Montmartre und Paris von der Nordseite anzugreifen. Den linken Flügel bildete das Korps des Kronprinzen von Württemberg und das österreichische Korps Gyulai. Im Zentrum blieben die Grenadiere Rajewskis und die preußischen und russischen Garden unter dem General Barclay de Tolly. — Seit 5 Uhr früh waren die Verbündeten im Marsch gegen die Hauptstadt. Aber es war noch starkes Terrain zu überwinden, und der eigentliche Kampf begann erst gegen 10 Uhr morgens. Der Kampf im Zentrum hatte auf Drängen des Kaisers Alexander früher begonnen. Die Truppen standen der Stadt näher, und der Kaiser wollte nun einmal der erste sein und als Besieger von Paris gelten. Blücher wurde höchst ungeduldig, als vom Zentrum schon fortwährend der Kanonendonner herüberscholl, während die Weisungen für ihn noch immer ausblieben. Aber sobald sie da waren, bestieg der Alte, seine Krankheit zwingend, das Pferd, um den langersehnten Sturm auf das Seine-Babel selbst zu führen. Aber es half nichts, seine Krankheit zwang ihn wieder vom Gaul herunter, und dann saß er im Wagen und leitete von dort aus den Kampf, zum Schutz gegen das Licht einen grünen Damenhut auf dem Kopfe.

Als die Kanonade und das Gewehrfeuer auf der ganzen Linie im besten Gange waren, kam plötzlich eine Unterbrechung. Ein Kapitäningenieur der Pariser Spritzenmannschaft namens Peyre wurde als Gefangener eingebracht und gab sich, obgleich er keinen Trompeter bei sich hatte, als einen Parlamentär des Statthalter-Königs Joseph aus. Der Zar erkannte ihn trotzdem als Unterhändler an und gab ihm zum Geleit seinen Adjutanten, den Grafen Orloff-Denisof, mit, um in seinem Namen auf der ganzen Linie die Einstellung der Feindseligkeiten zu befehlen. Das hatte zur Folge, daß wohl die Verbündeten ihr Feuer einstellten, nicht aber die Franzosen, welche die Friedensboten mit heftigem Kugelregen begrüßten. Infolgedessen konnte Graf Orloff nicht durchkommen, aber der Pompier Peyre gelangte hinter die Linie der Franzosen und richtete an Joseph seinen Auftrag aus. Der Zar erklärte: „Wenn wir den Frieden ohne Blutvergießen erlangen können, um so besser; wenn nicht, so gehorchen wir der Notwendigkeit und schlagen uns; denn sei es gutwillig, sei es mit Gewalt, im Sturm oder im Paradeschritt, sei es auf Trümmern oder in Palästen: Europa muß noch heute in Paris schlafen." Der Kapitän Peyre erklärte, daß die ganze verbündete Armee vor Paris stünde, und jetzt kam Joseph denn doch zu der Überzeugung, daß ein Widerstand viel Blut kosten würde und schließlich vergeblich sei. Er war nie für Blutvergießen, der arme gutmütige Joseph Bonaparte; er hatte dessen genug in Spanien erlebt. Er trat in seinem Hauptquartier auf dem Montmartre zu einer Beratung mit dem Kriegsminister Clarke und dem General Hulin zusammen und schrieb dann an die Marschälle: „Wenn der Marschall Herzog von Ragusa und der Marschall Herzog von Treviso sich nicht mehr halten können, sind sie ermächtigt, in Verhandlungen mit dem Fürsten Schwarzenberg und dem Kaiser von Rußland, die sich vor ihnen befinden, einzutreten. Sie werden sich auf die Loire zurückziehen."

Digitized by Google

Dies geſchehen, verließ der König Joſeph den Montmartre und machte Anſtalten, abzureiſen und der Kaiſerin zu folgen.

Inzwiſchen tobte der Kampf in einem Halbkreis um Paris. Beſonders um die Dörfer Pantin und Romainville, das mit ſeinen Gartenmauern den Rand des Plateaus wie eine Feſtung krönte, gab es harte Kämpfe. Beide Dörfer mußten erſt beſetzt werden, da ſie am Abend vorher aus übergroßer Vorſicht wieder geräumt waren. Als der Prinz Eugen von Württemberg erkannte, daß franzöſiſche Kolonnen (es waren Truppen des Marſchalls Marmont) ſich auf Romainville ſtürzen wollten, beſchloß er, zuvorzukommen. „Romainville iſt der Schlüſſel des Geländes und muß beſetzt werden," ſchrieb er an Barclay, „das II. Korps erwartet hier ein blutiges Gefecht. Es opfert ſich hin. Es iſt nicht das erſtemal. Ich hoffe auf rechtzeitige Unterſtützung. Eugen." Die zwei Helden Marmont und Prinz Eugen gerieten furchtbar aneinander. Marmont opferte ſich perſönlich, ſeine Uniform durchlöcherten Bajonettſtiche, ſein ſchwaches Korps verlor allein 104 Offiziere, beide Gegner fochten mit verzweifelter Tapferkeit. Auf anderen Punkten taten die bei Montmirail und Craonne verwundeten Michel und Cambronne ihre Pflicht, mit ihnen blutete auch Fournier, im ganzen 255 Infanterie-, 43 Kavallerie-, 17 Artillerieoffiziere, das ſind ca. 6000 Mann. Die Verbündeten verloren 196 Offiziere 8888 (laut Eugen 10000). Man hatte auf ſeiten der Verbündeten die Zahl ſowohl wie die Energie der Verteidiger von Paris unterſchätzt. Es war nicht möglich, aus dem Dorfe Pantin weſtlich vorzudringen, ja es lag die Gefahr vor, daß Pantin wieder von den Franzoſen erobert wurde, als endlich die preußiſche Gardebrigade unter Oberſt von Alvensleben eingriff. Die preußiſchen Garden hatten ſeit Lützen überhaupt nicht gefochten. Jetzt, in der letzten Schlacht des Krieges, wollten ſie endlich die Lorbeeren pflücken, die ihre Kameraden von der Linie ſo reichlich geerntet hatten. Und es war die höchſte Zeit, daß die Garde kam. Als Oberſt von Alvensleben vorritt, um ſich vom Stande des Gefechtes zu überzeugen, begegnete ihm der verwundete ruſſiſche General Roth und rief: „Eilen Sie, beſter Oberſt, ſonſt wird Pantin ein zweites Probſtheida!" Der Oberſtleutnant von Block führte das erſte Garde-Füſilierbataillon und das erſte Bataillon vom 2. Regiment gegen die franzöſiſchen Batterien vor. Ohne einen Schuß zu tun, mit gefälltem Bajonett, ſtürmte die Garde auf den Feind los, der ſich in wilder Flucht hinter die zerſtreuten Häuſer und Gehöfte von Les Maiſonnettes verbarg. Unvorſichtig folgend, kam die Garde plötzlich von drei Seiten in einen Hagel von Geſchoſſen. Die Bataillone wurden faſt aufgerieben, und in dieſem Augenblick ſtürmte auch noch der General Curial mit der alten franzöſiſchen Garde von La Villette vor. Trotzdem zog ſich die Garde in ziemlich feſter Ordnung zurück, hatte aber faſt die Hälfte ihrer Mannſchaften verloren. Bis auf einen waren alle Offiziere des Füſilierbataillons gefallen. Gegen 2 Uhr wurde der Angriff der preußiſchen Garden erneuert. Oberſtleutnant von Müffling mit ſeinen zwei Bataillonen rückte zum Sturm mitten auf der Dorfſtraße vor. An den Ourcqkanal wurden Schützenzüge entſendet. Hier fochten die badiſchen Grenadiere zum erſten Male vor Paris Seite an Seite mit den Preußen. Das badiſche Bataillon eroberte zehn franzöſiſche ſchwere und ſechs Feldgeſchütze, die das Vordringen beſonders erſchwert hatten. Es war gegen 4 Uhr, als die preußiſche Garde vor den Toren von Paris erſchien.



Plan von Paris

Gegen 8 Uhr früh hatten York und Kleiſt, welche dem Montmartre gegenüberſtanden, ihre Dispoſitionen erhalten, daß ſie gegen das Dorf La Villette vorrücken und den Montmartre von dieſer Seite angreifen ſollten. Das ruſſiſche Korps unter Woronzoff ſollte ihnen als Reſerve folgen, während das ruſſiſche Korps unter dem Marquis de Langeron von St. Denis her operieren ſollte. Da die Generale keine genauen Karten

Digitized by Google

der Umgegend von Paris besaßen, so ritten sie mit ihrer Suite vor, um sich zu orientieren. Schon war bei Pantin der Kampf im heißen Gange. So sich umschauend, ritten die Herren am Kanal von St. Denis hinunter, als sie plötzlich aus einer französischen Batterie, die hinter einem Gehöft aufgebaut war, scharfes Feuer erhielten. Man war so nahe gekommen, daß man die Gesichtszüge der Artilleristen sehen konnte. Ein Granatsplitter traf den Jäger Yorks, der dicht hinter seinem General ritt. „Was hat er mir auch so nahe zu bleiben," knurrte York, „seht zu, ob ihm noch zu helfen ist!" Die Ordonnanz, die man hinzurief, um dem Jäger zu helfen, wurde von einer Kugel auf der Stelle getötet. Hauptmann von Voß, unmittelbar hinter dem General reitend, sank schwer verwundet vom Pferde. Die Knaben der Polytechnischen Schule bedienten hier eifrig eine große Batterie.

Gegen 2 Uhr nachmittags hatte das schlesische Heer seinen Aufmarsch und die Umgehung des Montmartre vollendet, und Marschall Mortier wurde Schritt für Schritt zurückgedrängt. Es war gegen $^1/_2 4$ Uhr, als Kleist am Fuße des Hügels Cinq-Moulins stand, während Horn die Vorstadt La Chapelle erreicht hatte und Langeron sich unmittelbar am Fuße des Montmartre befand.

Eine weitere Verteidigung der Stadt Paris gegen die andrängende Übermacht der Verbündeten wäre eine Tat der Verzweiflung gewesen. Gegen 1 Uhr hatte Marschall Marmont den Brief des Königs Joseph erhalten, der ihm freistellte, Verhandlungen mit den Verbündeten anzuknüpfen, wenn die Verteidigung aussichtslos sei. An Mortier war eine solche Depesche nicht gelangt. Er hatte den König vergeblich drei Stunden lang suchen lassen und natürlich nicht gefunden, denn Joseph war inzwischen der Kaiserin nachgereist. Als nun Marmont sich mit seinem Kollegen Mortier in Verbindung setzte, meinte Mortier, man müsse vor allem die Befehle des kaiserlichen Stellvertreters einholen. Noch überlegend, ob er dem Vorschlag Marmonts, eine Konvention mit den Verbündeten abzuschließen, zustimmen wolle, traf der General Dejean, Adjutant des Kaisers, bei Mortier ein. Er brachte eine Depesche, worin Napoleon seine baldige Ankunft anzeigte. Außerdem hatte Dejean den mündlichen Auftrag: Napoleon habe soeben dem Kaiser Franz schriftliche Vorschläge gemacht, welche unfehlbar den Frieden herbeiführen würden. Mortier solle deshalb den Kampf zur Deckung der Hauptstadt aufgeben, jedoch dieselbe vor der Besatzung bewahren dadurch, daß er den Kaiser von Rußland und den König von Preußen von der neuangeknüpften Verhandlung benachrichtige. Der Marschall Mortier sandte sofort einen Beauftragten als Parlamentär an den Fürsten Schwarzenberg und erbat unter Mitteilung dieser Nachricht seines Kaisers einen Waffenstillstand von 24 Stunden unter Einhaltung der zurzeit innehabenden Stellung. Natürlich wurde dieses Ansinnen von seiten der Monarchen glatt abgelehnt.

Inzwischen hatte auch Marschall Marmont einen Adjutanten an die Monarchen geschickt, die sich in Begleitung des Fürsten Schwarzenberg auf der Höhe von Belle Ville aufhielten. Er bot die Übergabe der Stadt nach freiem Abzug mit allen Waffen und Ehren und das Eintreten eines sofortigen Waffenstillstandes an. Eine an der Barriere von Pantin zusammentretende Kommission sollte das Weitere beraten. Sofort wurden Offiziere mit der Nachricht, die Feindseligkeiten einzustellen, an alle Korps entsendet, und allmählich schwieg der Schlachtenlärm vor Paris. Als die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes bei Blücher eintraf, kehrte er sich nicht viel daran, sondern ließ zunächst 80 Kanonen auf dem Montmartre auffahren. Der Alte traute dem Frieden noch nicht. Und als man ihn dann auf die Pracht der zu seinen Füßen sich dahinlagernden Riesenstadt aufmerksam machte, sagte er knurrend: „Gott straf mir, ich möchte lieber meine Geschütze als mein Perspektiv auf das Nest da richten." Auch der Zar, der König von Preußen und Schwarzenberg hatten sich inzwischen der Hauptstadt genähert. Auf der Höhe von Chaumont hielten sie und sahen zu ihren Füßen die unterworfene Stadt. Man konnte sehr deutlich in das belebte Straßentreiben da unten hineinsehen, und der Zar, im Hochgefühle des Siegers, machte den König auf die Gruppen der Pariserinnen aufmerksam, die sich dort unten in den Straßen ergingen. „Es war," nach einem Chronisten, „ein recht merkwürdiges Schauspiel, welches die bunt geschmückten und sorgsam gekleideten Frauen darboten. Die Unterhandlungen währten noch und konnten auch mit Unfrieden enden. Dann begann wieder das Toben des Geschützes und les cliquetis des armes blanches, wie die Franzosen sagen. So stand alles das Furchtbare bevor, was ein übermächtiger Feind bereiten konnte. Bei alledem taten die Frauen, als wenn es sie nichts anginge, ganz unbefangen und geputzt mit Fächern und Sonnenschirmen, um zu gaffen und begafft zu werden." Übrigens waren die Männer ebenso neugierig wie die Frauen. In hellen Haufen strömten die gafflustigen Scharen aus Paris und drängten sich an den Barrieren von St. Denis und St. Pantin, begierig, eine neue Art von Schauspiel, eine Schlacht, mit anzusehen. Es war gegen 5 Uhr nachmittags, als sich in einem Hause der Vorstadt La Chapelle die französischen Marschälle mit den Bevollmächtigten der Verbündeten trafen. Zunächst hatte der Zar, der jetzt die ganzen Verhandlungen einfach an sich nahm und den Oberfeldherrn Schwarzenberg ganz übersah, verlangt, daß die französischen Truppen kriegsgefangen werden sollten. Aber diese harte Bedingung wurde von den französischen Marschällen als entehrend zurückgewiesen. Bis nachts um 2 Uhr zum 31. März dauerten die

Digitized by Google

Verhandlungen. Dann wurde folgende Konvention (Kapitulation klang den Marschällen zu entehrend) unterzeichnet:

„Konvention.

Artikel 1. Die Korps der Marschälle Mortier und Marmont werden die Stadt Paris am 31. März um 7 Uhr räumen.

Artikel 2. Sie werden das Zubehör ihrer Armee mit sich nehmen.

Artikel 3. Die Feindseligkeiten können erst zwei Stunden nach der Räumung von Paris, das ist den 31. März um 9 Uhr morgens, wieder beginnen.

Artikel 4. Alle Zeughäuser, Werkstätten, Militärgebäude und Magazine werden in dem Zustande gelassen, worin sie sich vorher befanden, ehe die gegenwärtige Konvention eintrat.

Artikel 5. Die Nationalgarde ist gänzlich von den Linientruppen getrennt. Sie wird beibehalten, entwaffnet, oder verabschiedet, je nachdem es die verbündeten Mächte verfügen.

Artikel 6. Das Korps der Munizipal-Gendarmerie wird mit der Nationalgarde dasselbe Los teilen.

Artikel 7. Die nach 7 Uhr in Paris zurückgebliebenen Verwundeten und Nachzügler werden Kriegsgefangene sein.

Artikel 8. Die Stadt Paris ist der Großmut der hohen verbündeten Mächte empfohlen."

Diese Konvention war im Hotel des Marschalls Marmont geschlossen. Mortier hatte ihm die Verhandlungen überlassen und sich in die Stadt begeben. Das Hotel war von oben bis unten erleuchtet. Es drängte sich viel neugieriges Volk dort zusammen. Auch Talleyrand war dort und verweilte eine Zeit im Kabinett des Marschalls. Als er wieder herauskam, lavierte er geschickt durch die Menge und hinkte auf den in einer Ecke sitzenden Grafen Orloff zu. Mit einer gewissen Feierlichkeit sagte er zu ihm: „Monsieur, übernehmen Sie die Mühe, Ihrem Monarchen den Ausdruck der tiefsten Hochachtung des Fürsten von Benevent zu Füßen zu legen." Graf Orloff, den Sinn der Rede wohl verstehend, entgegnete höflich flüsternd: „Mein Fürst, seien Sie versichert, daß ich das Blankett unfehlbar Sr. Majestät vorlegen werde." Mit Tagesanbruch trat der Flügeladjutant in das Schlafzimmer des Zaren in Bondy. „Nun, was bringen Sie Neues?" rief lebhaft Alexander. — „Majestät, die Kapitulation von Paris!" Alexander nahm das Dokument entgegen, las es und steckte es unter sein Kopfkissen und sagte dann froh bewegt: „Umarmen Sie mich, Graf! Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie Ihren Namen an dieses große Ereignis geknüpft haben." Als Graf Orloff, den Hergang der Verhandlung erzählend, auch auf die Begegnung mit Talleyrand kam, horchte der Zar auf und sagte nachdenklich: „Jetzt ist das noch eine Anekdote, sie kann aber Geschichte werden."

Und Talleyrand war seit langem an der Arbeit. Er hatte mit seiner leisen Hand die Rückkehr des Bourbonen nach dem Sturze des Kaisers, der ihm unausbleiblich schien, vorbereitet. Auch in der Nacht noch war er, wie wir gesehen, am Werk. Der Marschall mochte empfinden, daß die Kapitulation dem Kaiser nicht genehm sei, mochte man sie auch vorsichtigerweise „Konvention" genannt haben. In seinem Hotel hatte sich in jener Nacht eine Versammlung aller möglichen einflußreichen Pariser eingefunden, natürlich auch einige Geldmänner, darunter der Bankier Lafitte, dann die beiden Präfekten von Paris und einige Maires der Stadt. Fast unkenntlich trat in der Morgenfrühe in Begleitung des Grafen Orloff der Marschall Marmont ein, mit achttägigem Bart, schwarz vom Pulverdampf und in zerfetztem Überrock. Einige seiner Äußerungen erregten die Vermutung, daß er sich wegen der Aufnahme seiner Konvention beim Kaiser lebhaften Sorgen hingab. Aber nun pries jeder, der im Saal war, diesen Weg als den einzigen, die Hauptstadt zu retten. Und dies schien Marmont wesentlich zu erleichtern. Es wurde ohne Rückhalt die Meinung laut, daß Frankreich der Herrschaft Napoleons müde sei, und die Rückberufung des Bourbonen kam zur Sprache. Als jemand seine Bedenken äußerte, sagte der Bankier Lafitte, ein Mann von großem Einfluß: „Wir hätten doch nichts dabei zu fürchten, wenn er uns eine gute Verfassung gäbe, welche für die Rechte aller Gewähr leistet." — Am Morgen des 31. März 1814 geschah der Einzug der verbündeten Monarchen in Paris. Der Zar Alexander gefiel sich in der Pose des großmütigen Friedensfürsten, und der Einzug wurde so arrangiert, daß er die französische Nationaleitelkeit aufs äußerste schonte und, wie Béranger spöttisch meint, danach aussah, als ob „unsere Feinde mit abgezogenen Hüten der Stadt Chlodwigs, des heiligen Ludwigs und Napoleons höflichst ihre Aufwartung machen wollten". Die preußischen Garden, die sich bei Paris unter dem Oberst von Alvensleben hervorgetan, erhielten den Vorrang, ihnen folgten die russischen Garden. Im ganzen zogen 30000 Mann ein, alle in glänzender Montur, um den Parisern ein Schauspiel zu geben. Die schlesische Armee unter Blücher, die sich in diesem Feldzug am meisten verdient gemacht hatte, ward vom Einzug ausgeschlossen. Niemand zweifelte, daß es geschähe, weil die Truppen zu abgerissen waren, um den eleganten Parisern vorgezeigt zu werden. Auch Blücher nahm nicht teil. Der konnte sein Pferd

Digitized by Google

nicht beſteigen. Er mußte in einem Hauſe der Vorſtadt bleiben und dort einige Tage das Bett hüten. An der Porte de Pantin erwartete die von Edelſteinen, Sternen, Ordensbändern und Federſchmuck ſchimmernde Generalität die beiden Monarchen, und bei herrlichem Frühlingshimmel ſetzte ſich alsdann der Zug in Bewegung: Ein preußiſches Regiment leichter Gardereiterei voran, dann die ruſſiſchen roten Gardekoſaken, dann auf einem Grauſchimmel der Zar, zu ſeiner Rechten der Preußenkönig, zu ſeiner Linken Schwarzenberg, der Vertreter des Kaiſers Franz, der bekanntlich zur Südarmee gegangen war. Dieſer Gruppe folgte eine Wolke von Generalen: Gneiſenau, Barclay, Eugen von Württemberg, der Kronprinz von Württemberg, York, Kleiſt, Rajewſki, Langeron, Sacken, alle die vielgenannten Führer des Krieges, und neben ihnen viele nicht genannte beſternte und verdiente Herren. Dann folgten die preußiſchen Garden, die ruſſiſchen Gardegrenadiere und zum Schluß die ſchwere preußiſche und ruſſiſche Gardekavallerie. In der Vorſtadt St. Martin empfingen ſie 100 junge Herren der Geburts- und Geldariſtokratie im ſchwarzen Frack mit weißen Binden um den Arm, die ſich unter das Gefolge der Monarchen miſchten und jeden, der es hören wollte, mit übertriebenen Schmeicheleien überhäuften, während ſie Napoleon ſchmähten. Während das eigentliche Volk des Faubourg St. Martin ſchweigend und düſter daſtand und ſeine Nationalehre ſich wahrte, konnten die Oberen ſich nicht genug tun in der Infamie, den fremden Siegern Beifall zu klatſchen. Je weiter der Zug in die Boulevards hineinkam, deſto lebhafter wurden die charakterloſen Begrüßungen der Feinde des Vaterlandes: „Vivent les alliés! Vivent nos libérateurs! Vive Alexandre!“ Aus einigen Fenſtern hingen grünweiße bourboniſche Fahnen, und verſchiedene Damen riefen dem Zaren zu: „Vive Alexandre! s'il nous rend nos Bourbons!“, worauf der Zar zur Anwort gegeben haben ſoll: „Oui, Mesdames, vous les reverrez; vive votre roi Louis XVIIIe et les jolies dames de Paris!“ Einer der Royaliſten wagte nun die Frage, ob der Zar jetzt genehmige, die weiße Fahne auf den Tuilerien aufzuſtecken. Alexander befragte den König von Preußen an ſeiner Seite, und als dieſer nur ein Achſelzucken hatte, rief der Zar: „Machen Sie, was Sie wollen!“ Bald wehte ein mächtiges, weißes Tuch von der Zinne der Tuilerien. Von den Fenſtern der Place St. Madeleine winkten neben den adligen Frauen, die aus der royaliſtiſchen Vorſtadt herübergekommen waren, die hier ſtark vertretenen Damen der Halbwelt. Sie winkten mit ihren weißen Taſchentüchern und grüßten jeden höheren Offizier mit einſchmeichelndem Zunicken, zu baldigem Beſuche einladend. Die ruſſiſchen Generale erwiderten den Gruß beſonders höflich, die Preußen aber bezeigten deutlich ihre Verachtung dieſer Art Nation. Inmitten eines ungeheuren Gedränges bewegte ſich der Zug fort. „Unbegreiflich war es,“ wie ein Augenzeuge ſagt, „daß an Alexanders roter Chevalerie-Garde-Uniform noch ein ganzer Fetzen blieb, ſo ward er bedrängt und geküßt; er ließ ſich alles gefallen. Haufenweiſe hingen die Weiber an ſeinen Stiefeln und Sporen, an dem Schweif ſeines Pferdes. Mitten in dieſem Wirrwarr gelang es aber einem marchand-tailleur, dem Kaiſer ſeine Adreſſe zu überreichen, und Seine Majeſtät nahm ſie allergnädigſt an. Als die Monarchen an den Elyſéeiſchen Feldern hielten, um die Truppen im Parademarſch vorüberziehen zu laſſen, was einige Stunden währte, drängte ſich alles hinzu, um dem Schauſpiel zuzuſehen. Auch hier waren die ſchönen Pariſerinnen beſonders zutraulich. Der Oberſt Löwenſtern ſchlug einer jungen Dame vor, ſich zu ihm auf den Sattel zu ſetzen, und dies Beiſpiel fand bald ſo ſtarke Nachahmung, daß die meiſten Reiter im Gefolge der Monarchen entweder ihre Sättel verlaſſen und den Damen dieſelben eingeräumt, oder aber auch die Schönen vertraulich zu ſich hinaufgezogen hatten. Zu dem Kronprinzen von Württemberg ſagte ein hübſches Kind, auf ſeinen prächtigen Araber zeigend: „Ah, welch ſchönes Pferd!“ — „Mademoiſelle,“ entgegenete der Kronprinz, „Sie bezeigen dem Pferd mehr Aufmerkſamkeit als dem Reiter.“ — „Ja, Monſieur,“ entgegnete ſchlagfertig das ſchöne Kind, „Sie ſind wohl ein hübſcher Mann, aber die ſchönen Männer ſind zurzeit in Paris weniger rar als die ſchönen Pferde.“ Lächelnd zeigte Alexander dem König von Preußen die Gefangennahme ſeiner Kriegsleute, und Schwarzenberg meinte: „Wenn's nur halt keinen Raub der Sabinerinnen gibt.“

Der Zar nahm in Paris ſeine Wohnung im Hotel des Fürſten Talleyrand am Platz Ludwigs XV. und hier wurde nun der Beſchluß gefaßt, den Kaiſer Napoleon zu entthronen, denn es galt ſchnell zu handeln, um allen Veranſtaltungen, die Napoleon noch machen konnte, zu begegnen. Die Grundlage des Friedens, der beſchloſſen werden ſollte, mußte die Abdankung Napoleons ſein, das war der Angelpunkt der ganzen Verhandlungen. Längſt hatte Talleyrand ſeine Netze geſponnen, ſo dicht die Maſchen, daß ſich der Raubfiſch fangen mußte. Es fand im Hotel Talleyrands eine Verſammlung ſtatt, an welcher Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm, Kleiſt, Neſſelrode, Pozzo di Borgo, Fürſt Schwarzenberg, Fürſt Primas Dalberg teilnahmen. Später wurden auch noch die Bourboniſten Abbé de Prade, der Groß-Almoſenier des Kaiſers, und Baron Louis hinzugezogen. Man war ſich innerlich völlig darüber einig, was zu geſchehen hatte. Aber dennoch warf der Zar zunächſt vier Fragen auf. In erhabener Poſe zwiſchen den Anweſenden auf- und abſchreitend, ſagte er: er habe keinen Entſchluß faſſen wollen, bevor er nicht mit Herrn von Talleyrand geſprochen habe. Es gebe da vier Fragen. Erſtens, ob Napoleon unter gewiſſen Beſchränkungen am Staatsruder bleiben könne, ob eine Regentſchaft zugunſten ſeines Sohnes einzuſetzen ſei, ob Berna-

Digitized by Google

dotte, der jetzige Kronprinz von Schweden, König von Frankreich werden solle*) oder ob die Dynastie der Bourbonen wieder herzustellen sei. Talleyrand hatte hierauf nur eine knappe, schlagende Antwort. Er erklärte: „Die Bourbonen sind ein Prinzip, alles andere ist nur Intrige." Dem setzte der Abbé de Prade hinzu: „Ganz Frankreich ist royalistisch gesinnt"**), und der Baron Louis rief spottend aus: „Napoleon ist ja schon eine Leiche, nur daß er noch nicht riecht." Vor allen Dingen galt es, dem Volke kundzugeben, daß die verbündeten Monarchen unter keinen Umständen mehr mit Napoleon direkt verhandeln wollten, daß für sie die Dynastie Bonaparte erledigt sei. Schon wartete im Vorzimmer der Buchdrucker Michaud auf das Manuskript der Proklamation, und Talleyrand reichte zuvorkommend dem Kaiser Alexander die Feder, das Dokument zu unterzeichnen. Es lautete:

„Die Armeen der verbündeten Heere haben Frankreichs Hauptstadt besetzt. Die verbündeten Herrscher genehmigen den Wunsch der französischen Nation. Sie erklären, daß, wenn die Friedensbedingungen stärkere Garantien in sich schließen mußten, solange es sich darum handelte, der Herrschaft Bonapartes Schranken zu setzen, dieselben um so günstiger ausfallen müssen, wenn durch die Rückkehr einer weisen Regierung Frankreich selbst die Gewährleistung dieser Ruhe übernehmen wird. Die verbündeten Mächte erklären demzufolge, daß sie nicht mehr mit Napoleon Bonaparte, noch mit einem Angehörigen seiner Familie verhandeln werden, daß sie die Integrität des alten Frankreich respektieren, so, wie dasselbe unter seinen gesetzmäßigen Königen bestanden hat; sie können selbst noch mehr tun, weil sie beständig sich zu dem Grundsatz bekennen, daß Frankreich zum Glück Europas groß und stark sein müsse, daß sie die Konstitution, welche sich die französische Nation geben wird, anerkennen und garantieren werden. Sie laden demnach den Senat ein, ein provisorisches Gouvernement zu ernennen, welches den Bedürfnissen der Verwaltung vorstehen und die Konstitution vorbereiten könnte, welche dem französischen Volke angemessen sein wird. Ich teile die hier zum Ausdruck kommenden Gesinnungen mit allen verbündeten Mächten.

Gegeben Paris, den 31. März 1814, um 3 Uhr nachmittags. Alexander."

Diese Erklärung war nach kaum einer Stunde schon an allen Straßenecken zu lesen, und die Geringschätzigkeit, mit der jetzt der allmächtige Kaiser in diesem Aktenstück nur Bonaparte oder Napoleon Bonaparte genannt wurde, verfehlte nicht ihre Wirkung auf das leichtblütige wankelmütige Pariser Volk. — Am 1. April war die Senatssitzung unter dem Vorsitz des „kaiserlichen" Vice-Groß-Wahlherrn Fürsten Talleyrand. Das eigene Werkzeug des Kaisers, dem er für alle Fälle das Recht gegeben hatte, eine provisorische Regierung zu bilden, wenn es nötig wurde, trat jetzt gegen ihn selbst in Tätigkeit. Indes den vom Volk gewählten, den vom Papst gesalbten Kaiser auf gute Art loszuwerden, mußte man doch Gründe anführen. Man fand solche. Aber sie sind gegenüber den großen Vorgängen jener Jahre armselig wie zusammengekehrte Spreu, denn eben dieser Senat, der jetzt mit einer Reihe armseliger fadenscheiniger Gründe die Entthronung des Korsen aussprach, hatte sich allen seinen Launen gefügt, hatte unter seinem eisernen Schenkeldruck jede Gangart eingeschlagen, hatte ihm aus der Hand gefressen wie ein gut gezähmtes Pferd. Hier ist das Aktenstück des Senats, das mit der Absetzung des Kaisers und der Entziehung des Erbfolgerechts von seiner Familie schließt.

*) Der Kronprinz von Schweden, Bernadotte, hatte sich seit langem geheime Hoffnungen auf den Thron Frankreichs gemacht. Vielleicht ist hier ein Grund für seine seltsame Kriegsführung zu suchen, die immer Entscheidungen der französischen Armee gegenüber auswich. Kaum in Paris angelangt, soll Bernadotte nach dem Bericht Varnhagen von Enses die folgende Unterredung mit dem Korsen Pozzo di Borgo gehabt haben: Er befragte diesen Todfeind des Kaisers, ob die verbündeten Monarchen in betreff der Zukunft Frankreichs bereits etwas bestimmt hätten. „Mon Dieu, Prinz" — entgegnete Pozzo — „man ist hierob in nicht geringer Verlegenheit, und ich meine, der Rat Ew. Hoheit, welche das Land so gut kennt, wird sehr willkommen sein. Was denken Sie? Was für ein Oberhaupt soll man der Nation geben, die so schwer zu regieren ist?" — „Ist denn die Wahl erst noch zu treffen?" — „Allerdings, und zwar ungeachtet der zudringlichen Bitten des Hauses Bourbon." — „Mir kommt vor, Monsieur le Comte, dieses Haus sei hierzulande ganz fremd. Was Frankreich nottut, ist ein Oberhaupt, welches der Revolution nichts vorzuwerfen hat." — „Sehr richtig." — „Der Mann muß auch sattsame militärische Kenntnisse besitzen." — „Ganz meine Meinung." — „Es muß sodann ein Mann sein, welcher sich auf die Verwaltung im großen versteht und die Interessen Europas aus praktischer Erfahrung kennt." — „Sehr gut, das ist's! Ich bitte, Prinz, fahren Sie fort." — „Mit einem Wort, ein Mann, welchen zu würdigen die verbündeten Monarchen bereits Gelegenheit hatten und dessen Charakter eine Bürgschaft seiner Redlichkeit und Mäßigung wäre." — „Wohlan, Prinz, was Sie mir da sagen, das habe ich den Monarchen ebenfalls schon gesagt und geschrieben. Noch mehr, ich wagte es, denjenigen zu bezeichnen, welcher meines Erachtens der geeignete Mann wäre, um ihm die Geschicke unseres gemeinsamen, ehemaligen Vaterlandes anzuvertrauen." Und bei diesen Worten wirft der kaustische Korse einen respektvollen Blick auf den Gaskogner, welcher mit unterdrückter Freude lächelnd sagt: „Wäre es wohl eine Indiskretion, Sie nach dem Namen dessen zu fragen, welchen Ihre Erfahrung bezeichnet hat?" — „O, Eure Hoheit kann ihn erraten, ich wette." — „Ich könnte mich doch täuschen, Herr Graf. Bitte nennen Sie ihn." — „Sie wollen es, Prinz? Nun denn, ich selber bin's. Ja, ich! Ich bin ein geborener Franzose, bin General, bin Politiker, kenne die Interessen Europas, und die Souveräne kennen mich."

**) Später hat dieser Jesuit das freche Geständnis gemacht: „Damals haben sie alle gelogen, und ich auch."

Digitized by Google

„In Betracht, daß in einer konstitutionellen Monarchie der Monarch nur kraft der Konstitution oder durch einen Gesellschaftsvertrag existiert; daß Napoleon Bonaparte während einiger Zeit fester und weiser Regierung der Nation Grund gegeben hatte, für die Zukunft auf Handlungen der Klugheit und Gerechtigkeit zählen zu dürfen, daß er jedoch später den Vertrag, welcher ihn mit dem französischen Volke vereinigte, zerrissen hat, namentlich indem er Steuern auflegte und erhob anders, als kraft eines Gesetzes, entgegen dem ausdrücklichen Wortlaut des Eides, welchen er bei seiner Thronbesteigung gemäß Artikel 53 der Konstitutionsakte vom 28. Floréal des Jahres 12 der Republik geleistet; daß er ein Attentat auf die Rechte des Volkes begangen, als er ohne Notwendigkeit die gesetzgebende Versammlung vertagte, einen Bericht dieser Körperschaft als verbrecherisch unterdrückte, indem er derselben ihren Anteil an der Repräsentation des Volkes bestritt; daß er eine Reihe von Kriegen unternommen, wodurch er Artikel 50 der Konstitution verletzte, welcher bestimmt, daß eine Kriegserklärung vorgeschlagen, verhandelt, beschlossen und bekanntgemacht werde, wie die Gesetze; daß er der Konstitution zuwider mehrere Dekrete, durch welche Todesstrafe verhängt wird, erlassen; daß er die konstitutionellen Gesetze durch seine Dekrete über die Staatsgefängnisse verletzte; daß er die Verantwortlichkeit der Minister aufhob, alle Gewalten verwirrte und die Unabhängigkeit der Gerichtshöfe vernichtete. In Betracht ferner, daß die Freiheit der Presse, aufgerichtet und geheiliget als eines der Rechte der Nation, fortwährend der willkürlichen Zensur seiner Polizei unterworfen war und er sich in derselben Zeit der Presse bediente, um Europa mit erlogenen Tatsachen, falschen Maximen und mit Lehren zu erfüllen, welche den Despotismus begünstigten und mit Beleidigungen gegen auswärtige Regierungen; angesehen, daß er, anstatt mit der einzigen Rücksicht auf den Vorteil, das Wohl und den Ruhm des französischen Volkes, nach dem Wortlaut seines Eides, zu regieren, das Unglück des Vaterlandes dadurch aufs höchste steigerte, daß er es ausschlug, auf Bedingungen den Frieden zu unterhandeln, welche anzunehmen das Nationalinteresse erheischte und welche die französische Ehre nicht bloßstellten; durch den Mißbrauch, welchen er mit allen Mitteln machte, die an Geld und an Menschen ihm zur Verfügung gestellt wurden; durch das Preisgeben der Verwundeten ohne Verband, ohne Hilfe, ohne Nahrung; durch verschiedene Maßregeln, deren Folge der Ruin der Städte, die Entvölkerung der Dörfer, Hunger und Seuchen waren.

In Betracht, daß aus allen diesen Gründen die Kaiserliche Regierung, eingesetzt durch das Senatskonsult vom 28. Floréal des Jahres 12, aufgehört hat zu existieren und daß der ausgesprochene Wunsch aller Franzosen eine Ordnung der Dinge verlangt, deren erstes Ergebnis die Wiederherstellung eines allgemeinen Friedens und eine feierliche Versöhnung unter allen Staaten der großen europäischen Familie sein möge; erklärt und beschließt der Senat wie folgt:

Artikel 1. Napoleon Bonaparte ist vom Throne entsetzt, und das Recht der Erbfolge in seiner Familie ist aufgehoben.

Artikel 2. Das französische Volk und die Armee sind von dem Eide der Treue gegen Napoleon Bonaparte entbunden.

Artikel 3. Gegenwärtiges Dekret soll durch eine Botschaft dem provisorischen Gouvernement Frankreichs überbracht, allen Departements und den Armeen zugesandt und unverzüglich in allen Vierteln der Hauptstadt proklamiert werden.

Der Präsident und die Sekretärs,
Barthélemy. Graf von Valence. Pastoret."

Am 2. April wurde dieses Dekret im Moniteur und allenthalben in Paris bekanntgemacht. Würde es die Kraft haben, sich durchzusetzen? Noch stand Napoleon an der Spitze von ungefähr 50000 Mann und er war nicht der, der sich einem Blatt Papier beugte. Was hatte der Kaiser zur Rettung seiner Hauptstadt getan? Denn eines war ihm klar, und er hat das selbst unumwunden ausgesprochen: „Wenn die Verbündeten vor Paris stehen, so gibt es kein Kaiserreich mehr." Indes, statt sich zwischen Paris und die verbündete Armee zu werfen, hatte Napoleon den letzten verzweifelten Versuch gemacht, die Verbündeten von Paris abzuziehen, dadurch, daß er sich in ihren Rücken warf.

An demselben Tage, an welchem der Weitermarsch auf Paris beschlossen wurde, traf Napoleon in Bar sur Aube ein, und seine Reiterei streifte frei in der Umgegend umher, ohne weiter angefochten zu werden. Kaiser Franz war mit den zahlreichen diplomatischen Korps seines Hauptquartiers erst am Tage zuvor aus Bar sur Aube nach Süden gegangen, und es wurden richtig von den Franzosen noch einige Diplomaten, die sich verspätet hatten, gefangengenommen.

Graf Winzingerode mit seinen 8000 Mann Reiterei und 46 Geschützen machte in der Tat so viel Lärm wie er nur konnte, um den Kaiser über den Abmarsch der großen Armee zu täuschen. Besonders wirkte die doch sehr veraltete Kriegslist auf Napoleon, daß Winzingerode überall, wo er hinkam, Quartier für die Monarchen bestellen ließ. An verschiedenen Stellen, bei Valcourt, Saint Dizier, nicht weit von Eclaron,

Digitized by Google

gab es Gefechte zwischen der französischen Nachhut und den Kosaken Winzingerodes. Dies bestärkte den Kaiser in der Meinung, daß selbst wenn die verbündete Armee den Abmarsch nach Paris angetreten hätte, sie umgekehrt wäre, als man von seinem abenteuerlichen Zuge vernahm. Aber nirgends stieß Napoleon auf größere Truppenmassen; was sich seiner Nachhut gegenüber zeigte, war immer nur leichte Reiterei. Seine Generale warnten, während der Maire von St. Dizier meldete, daß am 26. die Monarchen einrücken würden. Endlich beschloß der Kaiser, sich auf jeden Fall Aufklärung zu verschaffen, und griff den Grafen Winzingerode bei St. Dizier heftig an. Und nun kam es an den Tag: Die Aussage sämtlicher Gefangener konnte über den Marsch der Verbündeten auf Paris keinen Zweifel mehr aufkommen lassen. Das war ein harter Schlag für den Kaiser. Seine Hauptstadt war verloren. Das sah er ein: seine Kriegslist, die verbündete Armee von Paris ab und nach dem Osten zu locken, war fehlgeschlagen. Lange Zeit beobachtete man den Kaiser, wie er in tiefem Stillschweigen auf dem Schlachtfelde hin und her ritt und nach Rat zu suchen schien. Dann schloß er sich in seinem Hauptquartier in St. Dizier in sein Kabinett ein und brachte die Nacht zum 27. März bei seinen Karten zu. Am nächsten Morgen hielt er Kriegsrat, der mehrere Stunden dauerte. Er teilte seinen Marschällen und Generalen mit, daß es seine Absicht sei, sich mit dem ganzen Heere in die Vogesen zu werfen, die Festungsbesatzungen an sich zu ziehen und die Bevölkerung aufzurufen, aber die Marschälle rieten ab. Sie alle sprachen ihre Überzeugung aus, daß die Entscheidung in Paris läge und nur eine hartnäckige Verteidigung der Hauptstadt die Lage des Kaisers zum Besseren wenden könne. Schließlich pflichtete der Kaiser den Marschällen bei. Später auf St. Helena hat Napoleon bedauert, daß er seinen Plan, sich in die Vogesen zu werfen, nicht doch ausgeführt hatte. — Um nicht auf den Feind zu stoßen, beschloß der Kaiser, sein Heer auf einem Umwege nach Paris zu führen. Er wandte sich über St. Dizier, Brienne, Bar sur Aube, Troyes und von dort aus über Sens und Fontainebleau nach Paris. In unerhörtem Tempo wurde dieser Marsch angetreten und bis zur Erschöpfung durchgeführt. In Doulevant erreichte den Kaiser ein Vertrauter des Generalpostmeisters La Valette aus Paris mit einer chiffrierten Depesche: „Die Anhänger der Fremden, aufgemuntert durch den Abfall von Bordeaux (das bereits in Händen der Bourbonen war), heben die Hand empor. Geheime Kunstgriffe unterstützen sie, allein die Anwesenheit Napoleons kann es verhindern, daß die Hauptstadt dem Feinde übergeben wird, — kein Augenblick ist zu verlieren." Denn schon hatte auch Soult, der einzige, der die Waffenehre bis zuletzt aufrechthielt, nordostwärts zur Garonne ausweichen müssen.

Schon fiel Bordeaux in Wellingtons Hand, es steckte die weiße Kokarde an. Soults 6 Divisionen und einige abgetrennte Brigaden (im Dezember waren Villette und Dericau verwundet, Divisionär Boyer mit Brigade Gauthier zum Kaiser abgegangen, so daß Soult als neuen Divisionär den bisher unter Suchet tätigen Harispe anstellte) hielten am 27. Februar eine zur Rechten und in der Mitte stark von Morästen umgebene Stellung inne. Wellington waren, da 30000 vor Bayonne lagen, vieles aus Verpflegungsgründen zurückblieb und die Spanier als grausame Plünderer nach Haus geschickt und erst jetzt wieder herangezogen waren, nur 37000 verfügbar. Lange schwankte der Kampf, fünfmal wurden die Britendivisionen von Taupin und Foy gänzlich zurückgeschlagen, da brachen die 52er der Leichten Division zwischen Taupin und Foy an einem Morast durch, von Wellington persönlich geführt, der von einem alten Römerlager aus die Schlacht leitete; zuletzt vollzog Soult staffelförmigen Abmarsch in bester Ordnung wegen vielfacher Umgehung, Harispe als Nachhut litt noch unter Kavallerie Somerset ein wenig. Soult verlor 123 Offiziere, 2300 Mann. Da ein Bataillon, das am meisten ins Gedränge kam, nur 25 Offiziere verlor, so waren beim Verluste wohl viele nur Versprengte. Wellington selbst wurde leichtverwundet. —

Die Erde brannte dem Kaiser unter den Sohlen. Er sah ein, daß die letzte Kraft aufgewendet werden mußte, um das Heer nach Paris zu bringen, obgleich das schlimme Regenwetter die Wege grundlos gemacht hatte. Er setzte sich an die Spitze seiner Gardereiterei und erreichte in einem Gewaltmarsch von 14—15 Poststunden die Brücke von Doulancourt. Was nicht folgte, blieb liegen. Die Straßen waren von ermatteten Menschen und Pferden bedeckt. Die Kanonen wurden ausgespannt, die Geschütze ins Wasser geworfen, einige 60 Munitionswagen in die Luft gesprengt. Mochte man ankommen, wie man wollte, nur: nach Paris! nach Paris!

In Doulancourt kommen ihm neue Eilboten entgegen. Sein Bruder Joseph meldet: Die Armee der Alliierten ist bei Claye eingetroffen, die Marschälle Marmont und Mortier sind zur Verteidigung der Hauptstadt entschlossen, dürfen aber nicht hoffen, mit ihren geringen Streitkräften sich lange zu behaupten. — Der Kaiser ist tief erschüttert. Die unmittelbare Gefahr erscheint ihm in ihrer ganzen Größe. Von hier war es, wo er den General Dejean absandte, dem wir schon bei Mortier auf dem Montmartre begegnet sind. Gleichzeitig sandte er den in Bar sur Aube gefangenen österreichischen Gesandten Wessenberg mit einem eigenhändigen Schreiben an Kaiser Franz nach Dijon.

Am Abend des 29., also am selben Tage, wo die Verbündeten vor Paris eintrafen, gelangte der Kaiser nach Troyes. Er wollte den Truppen hier sagen, daß die Hauptstadt in Gefahr sei, um sie zu erneuten

Digitized by Google

Anſtrengungen anzufeuern. Es wurde alles Mögliche für ihre Erfriſchung und Verpflegung getan, aber Übermenſchliches zu leiſten waren dieſe abgehetzten Männer der Garde, dieſe Reiter auf ihren abgetriebenen Pferden ſchließlich nicht imſtande. Tag und Nacht ſollte marſchiert werden, aber natürlich blieb die Hälfte der Menſchen liegen. General Girardin mußte nach Paris eilen, um dort zu verkündigen, daß Napoleon in zwölf Stunden daſelbſt eintreffen würde. Dem Kriegsminiſter Clarke wurde aufgegeben, „die Stadt bis auf das Äußerſte zu verteidigen, ſich in jeder Straße, auf jedem Platze zu ſchlagen, bis der Kaiſer zur Stelle ſei“. Aber während ſchon die Sturmkolonnen der Verbündeten am 30. März in der Morgenfrühe gegen Paris vorbrachen, war der Kaiſer noch 20 Meilen von ſeiner Hauptſtadt entfernt. In der Nacht zum 30. machte der Marſchall Macdonald noch einen vortrefflichen Vorſchlag. Er ſchrieb dem General Berthier, daß Paris doch nicht zu retten ſei, und da ſei es das beſte, der Kaiſer nähme alles an ſich, was zu haben ſei, und zöge ſich auf die Südarmee unter dem Marſchall Augereau zurück, um, wenn die Truppen ausgeruht hätten, auf einem ſelbſtgewählten offenen Kampfplatze einen entſcheidende Schlacht zu ſchlagen. „Hat denn das Schickſal unſer Verderben beſchloſſen, ſo werden wir doch wenigſtens ehrenvoll unterliegen, ſtatt erbärmlich, zerſtreut, gefangen, von den Koſaken geplündert, zu enden.“ So ſchloß der Marſchall ſeinen Bericht.

Aber Napoleon nahm den Vorſchlag nicht an. Er warf ſich in der Frühe des 30. März zu Troyes aufs Pferd und jagte in geſtrecktem Galopp auf der Straße nach Paris voran, gefolgt von dem Herzog von Danzig, dem alten Lefebvre, Flahault, Caulaincourt, Gourgaud, Drouot und einigen Adjutanten und Ordonnanzoffizieren. In Villeneuve beſtieg er dann eine Poſtchaiſe und fuhr ohne Aufenthalt unter vielfachem Wechſel der Pferde nach Fontainebleau. Unterwegs begegnete ihm die Poſt, daß die Kaiſerin bereits Paris verlaſſen habe und die Schlacht vor den Toren der Stadt in vollem Gange ſei. Das bewies ihm auch der Kanonendonner, der von der Hauptſtadt herüberſcholl. Über Fontainebleau ging es in raſendem Galopp weiter nach Paris zu. Nur noch Caulaincourt und Flahault begleiteten den Kaiſer. In der Mitternachtsſtunde erreichte der Kaiſer das Poſthaus La Cour de France bei Juviſy. Nur noch 2 Meilen ſind es jetzt nach der Hauptſtadt, aber bedenklich erſcheint es, daß der Kanonendonner ſchweigt. Er läßt noch eine Strecke weiterfahren, da kommt ihm franzöſiſche Reiterei entgegen. Es iſt der General Belliard (Generalinſpekteur der Kavallerie, an Grouchys Stelle getreten, früher Stabschef Murats und König Joſephs in Spanien), der vom Montmartre heranmarſchiert. Der Kaiſer ſpringt aus dem Wagen.

General Belliard meldet ſich; der Kaiſer ruft: „Anſpannen! nach Paris!“ Der General entgegnet: „Ew. Majeſtät kommen nicht weiter, ohne den Koſaken in die Hände zu fallen; in Paris gibt es keine Truppen mehr.“ „Gleichviel!“ ruft Napoleon, „ich finde dort die Nationalgarde, die Garden werden morgen, ſpäteſtens übermorgen eintreffen, und ich werde die Angelegenheiten wiederherſtellen.“ „Ich wiederhole, daß Ew. Majeſtät nicht mehr nach Paris kann. Die Nationalgarde bewacht in Gemäßheit des Vertrages die Barrieren, und obſchon die Verbündeten erſt nach 7 Uhr Paris betreten ſollen, iſt es doch möglich, daß ſie ſich hieran nicht kehren und daß Ew. Majeſtät an den Toren oder auf den Boulevards ruſſiſchen oder preußiſchen Poſten begegnen.“

„Mir einerlei! Ich will nach Paris. Vorfahren! Folgen Sie mir mit Ihrer Kavallerie.“ — „Aber Ew. Majeſtät ſetzt ſich der Gefangennehmung und Paris der Plünderung aus, denn mehr als 120000 Mann haben alle ringsumliegenden Anhöhen beſetzt. Übrigens habe ich Paris infolge eines Vertrages verlaſſen und kann nicht mehr dahin zurück.“ — „Was für einen Vertrag? Wer hat ihn abgeſchloſſen?“ — „Ich kenne den nicht und weiß nur, daß mir der Marſchall Mortier geſagt, er beſtehe, und ich müſſe nach Fontainebleau marſchieren.“ — „Was macht Joſeph? wo iſt mein Kriegsminiſter?“ — „Ich weiß es nicht; wir haben den ganzen Tag über weder von dem einen noch von dem anderen Befehle erhalten. Jeder der Marſchälle handelte auf eigene Rechnung. Man hat weder den König Joſeph noch den Kriegsminiſter während der Schlacht geſehen.“ — „Ich muß nach Paris. Überall, wo ich nicht bin, begeht man Dummheiten.“ Dazwiſchen rief der Kaiſer öfter und immer ungeduldiger nach ſeinem Wagen; Caulaincourt verſicherte jedesmal: er wird ſogleich kommen; indes kam er nicht. Napoleon ſchritt haſtig vorwärts, als wolle er zu Fuß nach Paris laufen, ließ ſich alle Einzelheiten nochmals erzählen und brach dann in die Worte aus: „Man hätte ſich länger halten können, hätte ſich bis zur Ankunft der Armee behaupten müſſen. Man hätte Paris, welches die Ruſſen unmöglich lieben kann, in Aufruhr bringen müſſen, die Nationalgarde, welche brav iſt, in Tätigkeit ſetzen ſollen.“ — „Ich wiederhole Ew. Majeſtät, daß man faſt das Unglaubliche geleiſtet hat; die Armee, im ganzen nur 15000 bis 18000 Mann ſtark, hat mehr als 100000 Mann bis 4 Uhr des Nachmittags widerſtanden, in der Hoffnung, daß Sie von Augenblick zu Augenblick eintreffen würden. Die Nationalgarde hat ſich brav gehalten, ſowohl im Gefecht als Tirailleure, wie bei der Verteidigung der elenden Tambours, welche die Barrieren deckten.“

„Zum Erſtaunen! Wie viel Kavallerie haben Sie auf Ihrer Seite?“ — „Wohl höchſtens 1800 Pferde.“ — „Aber der Montmartre befeſtiget, mit ſchweren Geſchützen beſetzt, dieſer ſollte doch einen kräftigen

Digitized by Google

Widerſtand geleiſtet haben?" — „Auf dem Montmartre ſtanden nicht mehr als ſieben Sechspfünder." — „Was hat man denn mit meiner Artillerie angefangen? Ich mußte mehr als 200 Stücke in Paris haben mit Munition für mehr als einen Monat." — „Die Wahrheit, Ew. Majeſtät, iſt, daß wir dem Feinde nur Feldgeſchütz entgegenzuſetzen hatten und daß auch dieſes nach 2 Uhr ſein Feuer mäßigen mußte, weil der Schießbedarf zu Ende ging." — „Bah! ich ſehe, daß alles den Kopf verloren hat. Das hat man davon, Menſchen zu verwenden, die weder Verſtand noch Energie beſitzen. Joſeph bildet ſich ein, er könne eine Armee kommandieren und der Menſch des Dienſtſchlendrians General Clarke hat den ganzen Stolz eines guten Miniſters, aber der eine iſt nur ein — — (unanſtändiges Schimpfwort), und der andere ein — — (noch unanſtändiger), oder ein Verräter, denn ich fange an zu glauben, was mir Savary von ihm geſagt hat." — Im Eifer des Geſprächs ging der Kaiſer immer weiter vorwärts. Eine Kolonne Fußvolk kam entgegen. „Was ſind das für Truppen?" fragte Napoleon. „Das Korps des Marſchalls Mortier," antwortete, ſich dienſtlich meldend, General Curial. „Rufen Sie den Marſchall herbei!" — „Er iſt noch in Paris." Auf die wiederholten, dringenden Vorſtellungen Caulaincourts, Berthiers und Belliards gab der Kaiſer endlich nach und kehrte in das Poſthaus nach Cour de France zurück. In höchſter Eile von Paris kommend traf nach Mitternacht der Kommandant von Paris, General Hulin, bei dem Kaiſer ein, dem er über die Bereitwilligkeit der Pariſer, die Hauptſtadt zu verteidigen, nichts anderes melden konnte, als daß ſich die Nationalgarde in aufgelöſtem Zuſtande befinde und die waffenloſe Bevölkerung unbefähigt und ungeneigt ſei, Widerſtand zu leiſten.

Damit, daß er nachgab und in das Poſthaus La Cour de France zurückkehrte, gab Napoleon ſich auf. Inſtinktiv hatte er bisher immer gerufen: Ich will nach Paris, ich muß nach Paris! Und wenngleich den Männern um ihn die Unmöglichkeit einer Verteidigung von Paris klar geweſen zu ſein ſchien, niemand kann wiſſen, und niemand konnte damals genau ſagen, was geſchehen wäre, wenn Napoleon dennoch ſeinen Willen nicht hätte beugen laſſen, ſondern nach Paris hineingefahren wäre. Denn unwägbar war die Macht und Tatkraft, die in dieſem Manne ſteckte, was die eine Stunde nicht reifen ließ, konnte die nächſte reifen. Aus der Stadt Paris war die Sonne des Glückes dieſes Korſen jäh aufgeſtiegen, eine faſt zwanzigjährige Laufbahn hatte gezeigt, daß für ihn nichts unmöglich ſchien. Jetzt aber, da er umkehrte, da er Paris ſeinem Schickſal überließ, ſank dieſe Sonne des Glücks ebenſo jäh und erloſch.

In einem Zimmer des Poſthauſes La Cour de France ließ er ſeine Karten ausbreiten und beſteckte ſie, wie es ſeine Gewohnheit war, mit bunten Nadeln. Dann ſchickte er Caulaincourt nach Paris hinein. Derſelbe ſollte in das Hauptquartier des Kaiſers Alexander eilen und um jeden Preis irgendeinen Vergleich ſchließen. Caulaincourt traf am anderen Morgen in Bondy ein, hatte inzwiſchen aber ſchon einen Stallmeiſter an Napoleon abgeſchickt, um den Kaiſer von der Kapitulation oder Konvention ſeiner Marſchälle zu benachrichtigen. Bald darauf kam auch der General Graf Flahault mit einem Berichte Marmonts über den Stand der Dinge in Fontainebleau an.

Auf Befehl des Kaiſers nahmen die beiden Marſchälle, die Paris verteidigt hatten, eine Aufſtellung mit den Reſten ihrer Truppen hinter Eſſonne. Macdonald und Ney erhielten ebenfalls Befehl, mit ihren Truppen heranzurücken. Im ganzen konnte der Kaiſer am 2. April, einſchließlich der Nationalgarden, über 60000 Mann Truppen verfügen. Er konnte wohl auf die Erhebung der Provinzen rechnen und konnte ſchließlich auch rechnen, daß ein Aufſtand in Paris glücken könnte. Die Bezwingung eines ſolchen Aufſtandes hatte ihn einſt in die Höhe geworfen, die Schürung eines ſolchen konnte ihn vielleicht retten. Eine durchſchlafene Nacht hatte den völlig übermüdeten Kaiſer wieder friſch gemacht. Der Marſchall Macdonald erhielt den Befehl, den Marſch ſeiner Truppen zu beſchleunigen, und der Kaiſer berief ſeine Generale zu einem Kriegsrat zuſammen und erklärte ihnen, er werde gegen Paris marſchieren. Man ſah den Kaiſer in der Mittagſtunde bei der Wachtparade, wo ihn die Grenadiere und Krieger ſeiner Alten Garde mit dem gewohnten „Vive l'Empereur!" empfingen. Sein Antlitz zeigte jene Ruhe und Undurchdringlichkeit, wie es ſeine Krieger nur in den Tagen des Ruhmes zu Schönbrunn, zu Potsdam, Madrid und Moskau geſehen hatten. Im Hofe des Cheval Blanc des Schloſſes Fontainebleau war die Garde aufgeſtellt. Der Kaiſer redete ſeine Truppen an:

„Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Alten Garde! Der Feind iſt uns um drei Märſche zuvorgekommen. Er iſt in Paris eingezogen. Ich habe dem Kaiſer Alexander einen mit großen Opfern erkauften Frieden anbieten laſſen: Frankreich mit ſeinen alten Grenzen mit Verzichtleiſtung auf unſere Eroberungen und mit dem Verluſt alles deſſen, was wir ſeit der Revolution gewonnen haben. Er hat es nicht allein verweigert, er hat noch mehr getan. Infolge der verräteriſchen Einflüſterungen der Emigrierten, denen ich das Leben geſchenkt und die ich mit Wohltaten überhäuft habe, ermächtigt er ſie, die weiße Kokarde zu tragen, und bald wird er ſie an die Stelle unſerer Nationalkokarde ſetzen wollen. In wenigen Tagen will ich in Paris angreifen. Ich rechne auf euch ..... (Man bleibt ſtill, der Kaiſer fährt fort.) Habe ich recht? (Plötzlich erhebt ſich ein donnerähnlicher Ruf: ‚Es lebe der Kaiſer! Es lebe

Digitized by Google

der Kaiser! Nach Paris! nach Paris!' Man hatte stillgeschwiegen, weil man es für unnötig hielt zu antworten.) Wir wollen ihnen beweisen, daß die französische Nation in ihrem Lande Herr zu sein weiß; daß, wie wir es lange bei den andern gewesen sind, wir es immer bei uns sein werden, und daß wir mit einem Wort fähig sind, unsere Kokarde, unsere Unabhängigkeit und die Unverletzlichkeit unseres Gebietes zu verteidigen. Teilen Sie diese Gesinnungen Ihren Soldaten mit."

Begeisterter Jubel. Im Mondschein durchzog die Garde den Park von Fontainebleau, den Kaiser, den Kaiser zu schützen (Pasquins Memoiren), und „für das Pariser Volk blieb er ihr König bis zuletzt" (Talleyrands Memoiren) und bis lange darüber hinaus, er, den sein altadeliger Kämmerer den einzigen geborenen König nannte. Man darf um der Gerechtigkeit willen solche Zeugnisse nicht vergessen, wenn man nicht bloß einseitig berechtigten deutschen Rachegroll reden lassen will. Dieser Übermensch war eben aus anderem Stoff als gewöhnliche Sterbliche, und es ist vermessen, gegen ihn ein Richteramt üben zu wollen, wo doch nur Gott verstehen kann. „Ich verachtete die Menschen stets und behandelte sie, wie sie es verdienen," das klingt uns Menschen nicht angenehm, und kein Sterblicher sollte sich vermessen so zu reden. „Vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun," klingt nicht nur erhabener, sondern auch gerechter. Wenn er dem Abfall seiner Sklaven den beißenden Hohn entgegenschleuderte: „Warf man mir vor, daß ich die Menschen verachte, so gesteht man wohl jetzt, daß ich einigen Grund dazu hatte," so konnte die unveränderliche Treue seiner Soldaten ihn eines Besseren belehren.

Aber während die Truppen noch treu zum Kaiser hielten, begannen die Marschälle und Generale zu wanken. Mag der ehrenhafte und bis zuletzt seiner geschworenen Offizierspflicht treue Marschall Macdonald hier aus seinen Erinnerungen erzählen, was die nächsten Tage mit sich brachten:

„Am letzten Marschtage, kurz ehe ich zu Pferde steigen wollte, erbat sich General Gérard, begleitet von mehreren anderen Generalen, noch eine Unterredung. Der Kern derselben war, daß ich dem Kaiser sagen sollte, sie, die Generale und die Armee, seien des Kampfes müde, jeder habe es satt, sich noch weiter für eine verlorene Sache zu opfern, keiner wollte mehr seine Hand zu einem Widerstand bieten, der das ohnehin schon so große Unglück nur noch vergrößern und Paris dem Schicksal Moskaus aussetzen könnte. Ich entgegnete: ‚Da ich ganz wie Sie, meine Herren, denke, dürfen Sie sich versichert halten, daß ich zu Seiner Majestät ganz offen und rückhaltlos reden werde!' — ‚Dann, Herr Marschall,' riefen sie, ‚werden Sie sich den Dank der Armee erwerben!' —

Als wir in Fontainebleau anlangten, herrschte dort große Aufregung, besonders unter den Offizieren. In Massen kamen sie in mein Quartier, um mich zu bitten, ungesäumt zum Kaiser zu gehen und im Namen der Armee das Wort zu führen. Ich versprach das, mußte aber zu dem Gange erst meine Kleidung wechseln. Während ich dies tat, traf ein Adjutant des Marschalls Marmont aus Essonne ein, der mir ein Schreiben des Generals Beurnonville überbrachte, welches außer an den Marschall auch an mich und andere Marschälle gerichtet war.

Beurnonville teilte mit, daß sich auf Anregung der Verbündeten eine vom Senat erwählte provisorische Regierung gebildet hätte, zu deren Mitgliedern er zähle und an deren Spitze der Herzog von Talleyrand stehe. Er berührte alsdann verschiedene auf unsere Lage bezügliche Punkte, rühmte die Großmut der verbündeten Monarchen, insonderheit die des Kaisers Alexander, und schloß: ‚Die hohen Verbündeten lehnen es nach den gemachten Erfahrungen ab, noch einmal mit dem Kaiser Napoleon zu unterhandeln, haben aber erklärt, diejenige Regierungsform, welche die Nation sich geben würde, anerkennen und garantieren zu wollen. Demgemäß ist die provisorische Regierung an der Arbeit, eine neue Verfassung, ähnlich der englischen, auszuarbeiten.'

Ich ließ dieses Schreiben sogleich all den bei mir Versammelten vorlesen, steckte es dann zu mir und begab mich mit Marschall Oudinot und mehreren Generalen aufs Schloß. Ganz gegen unsern Willen folgten uns unsere gesamten Stäbe. Sie fürchteten, der Kaiser könnte uns festnehmen lassen. Das war aber, da wir die Armee, ja selbst die Garden für uns hatten, durchaus nicht zu besorgen. Obgleich ich den Herren das bedeutete, begleiteten sie uns dennoch; sie waren entschlossen, uns im Falle der Not zu verteidigen, und die gleiche Gesinnung hegten auch noch eine Menge anderer Offiziere aller Grade, die im Schloßhof ungeduldig auf die Entscheidung warteten. Es war kein Geheimnis mehr, der Kaiser hegte die Absicht, auf Paris zu marschieren.

Nach erfolgter Anmeldung wurde ich und der Marschall Oudinot sogleich vorgelassen. Wir trafen den Kaiser, umgeben vom Herzog von Bassano (Maret), dem Herzog von Vicenza (Caulaincourt), sowie den Marschällen Berthier, Ney, Lefebvre und noch einigen anderen. Bei unserem Eintritt kam er mir entgegen und begrüßte mich: ‚Guten Tag, Herzog von Tarent, wie geht's?' — ‚Sehr traurig, Majestät, bei all den unglücklichen Ereignissen und dem Bewußtsein, daß unsere trostlose Lage den Fall der Hauptstadt nicht mehr abzuwenden vermochte.' — ‚Ja, gewiß, die Kapitulation ist ein großes Unglück,' erwiderte er mit erzwungener Ruhe. ‚Was sagen die Truppen?' — ‚Sie sind tief niedergeschmettert und erwarten mit Un-

Digitized by Google

geduld den Frieden. Ich erscheine als ihr Abgesandter, um Eure Majestät zu bitten, den etwa gehegten Gedanken einer Wiedereroberung von Paris aufgeben zu wollen. Die Armee ist nicht gewillt, durch einen neuen Kampf um die Hauptstadt diese vielleicht dem Schicksal Moskaus auszusetzen. Sie ist kampfesmüde und glaubt, genug Aufopferung gezeigt und genug getan zu haben, das Heimatland vor dem Schicksal zu bewahren, welches jetzt über dasselbe hereingebrochen ist. Sie schreckt nicht vor dem ungleichen Kampf zurück, wohl aber vor der Aussicht des gänzlichen Ruins des Landes. Die unheilvollen Ereignisse der letzten Zeit, verbunden mit Hunger, Krankheit und Entbehrungen aller Art haben Entmutigung hervorgerufen. Seit der durch den Feind erfolgten Besetzung von Paris haben schon viele Mannschaften ihre Fahnen verlassen. Eine große Zuchtlosigkeit hat überhandgenommen. Sämtliche Pferde der Kavallerie und Artillerie befinden sich in einem jammervollen Zustand und können kaum mehr von der Stelle. Die Munition ist erschöpft und langt vielleicht nicht mehr für ein Gefecht. Mit solchen Truppen gegen eine so bedeutende Übermacht noch einen Verzweiflungskampf wagen zu wollen, hieße alles vernichten und Frankreich der Gnade des Siegers überliefern. Jetzt flößen wir dem Feinde, der unsere Lage nicht so kennt, noch Respekt ein, und Eure Majestät können dadurch vielleicht noch verhältnismäßig günstige Friedensbedingungen erreichen. Das, Sire, ist die Meinung Ihrer Generale, Ihrer Armee und wohl auch des ganzen Landes. Die Absicht, den Kampf trotzdem fortsetzen zu wollen, würde gleichbedeutend mit Heraufbeschwörung eines Bürgerkrieges sein. Zu einem solchen wird aber keiner von uns seinen Degen leihen!' —

‚Sie haben viel gesagt,' erwiderte der Kaiser ganz gegen meine Erwartung sanft und ruhig, ‚aber was wollen Sie? es hat niemand die Absicht, auf Paris zu marschieren. Wissen Sie, was da vorgeht? Es heißt, die verbündeten Monarchen verweigerten es, mit mir zu verhandeln!' — ‚Ist das alles, was Eure Majestät erfahren haben?' — ‚Vor der Hand, ja.' — Ich zog nun das Schreiben Beurnonvilles hervor. ‚Dann, Sire, darf ich bitten, dies lesen zu wollen.' Er reichte es dem Herzog von Bassano: ‚Lesen Sie es vor.' — Der Herzog tat das. Als er geendet hatte, sprach der Kaiser mit Würde: ‚Nun denn, meine Herren, da es so steht, werde ich abdanken. Ich habe gestrebt, Frankreich glücklich zu machen, das ist mir nicht gelungen. Mein Stern hat sich gewandt. Fern sei es von mir, das Unglück zu vermehren. Aber was werden Sie tun, wenn ich abdanke? Werden Sie meinen Sohn, den König von Rom, zu meinem Nachfolger und die Kaiserin als Regentin annehmen?' — Das sagten wir einstimmig zu. — ‚Nun gut,' fuhr er fort, ‚so ist es das erste, einen Waffenstillstand zu vereinbaren. Ich werde dazu Bevollmächtigte nach Paris schicken und ernenne als solche den Herzog von Vicenza und die Marschälle Ney und Marmont. Hat diese Wahl Ihren Beifall, meine Herren?' — Wir verbeugten uns stumm.

Soviel ich mich entsinne, schritt er nunmehr an seinen Schreibtisch und setzte eine kurze Abdankungsurkunde auf, deren Fassung er mehrmals änderte. Darauf begann er wieder: ‚Sie können sich jetzt zurückziehen, meine Herren; ich werde inzwischen die Instruktionen für die Bevollmächtigten anfertigen lassen, verbiete aber, daß irgend etwas abgemacht wird, was meine Person betrifft.' — Kaum hatte er das gesagt, da warf er sich auf ein Sofa, schlug sich mit der Hand auf den Schenkel und rief mit völlig verändertem Wesen: ‚Ah bah! meine Herren, lassen wir das alles, wir wollen morgen marschieren und sie schlagen!' Einen Augenblick waren wir ganz verblüfft von dieser plötzlichen Sinnesänderung, dann aber wiederholte ich kurz die von mir im Namen der Armee abgegebene Erklärung mit dem Hinzufügen: ‚Für uns hat jedenfalls der Krieg ein Ende, und Eure Majestät sollten eilen, die vorher ernannten Bevollmächtigten abzufertigen, denn jede Stunde der Verzögerung könnte ihren Erfolg abschwächen, wenn nicht gar in Frage stellen!'

‚Nun gut, so sei es denn!', entgegnete der Kaiser nachdenklich. ‚Mögen sich die bestimmten Herren in vier Stunden zur Abreise bereit halten.' Damit entließ er uns.

Es war kein Zweifel, er fügte sich nur dem Zwange. Der Plan, nach Paris zu marschieren, hatte bei ihm von Anfang an bestanden und war vielleicht noch immer nicht ganz aufgegeben. Wir mußten deshalb auf der Hut sein und trafen sofort eine feste Verabredung. Es wurde beschlossen, die Bevollmächtigten als eine Abordnung der Armee anzusehen und bis zum Abschluß eines Vertrages nur nach ihren Anweisungen zu handeln. Das Kommando der gesamten Armee wurde dem Chef des Generalstabs unter Abnahme seines Wortes übertragen, keinen Befehl des Kaisers mehr auszuführen, sondern uns nur diejenigen Befehle zugehen zu lassen, die er nach Maßgabe der ihm von den Bevollmächtigten zukommenden Nachrichten für notwendig erachten würde. Marschall Berthier sagte dies zu. Das Bekanntwerden dieses Abkommens fand bei allen noch im Schlosse Versammelten lebhafte Zustimmung und erregte allgemeine Freude.

Als wir im Begriff waren, das Schloß zu verlassen, wurde ich plötzlich zum Kaiser zurückgerufen. Infolgedessen blieben auch alle anderen da, um meine Rückkehr abzuwarten. Der Kaiser empfing mich: ‚Ich habe mich betreffs des Marschalls Marmont anders besonnen; es ist besser, er bleibt in Essonne bei seinen Truppen; an seiner Stelle würde ich Sie gern unter den Bevollmächtigten wissen. Nehmen Sie an?' — ‚Gewiß. Euere Majestät dürfen überzeugt sein, daß ich tun werde, was in meinen Kräften steht, das in

Digitized by Google

mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.' — ‚Ich weiß das, denn ich kenne Ihre Zuverlässigkeit und Treue. Caulaincourt wird Marmont von meiner abgeänderten Bestimmung benachrichtigen.' —

Der Herzog von Vicenza begleitete mich beim Fortgehen. ‚Wollen Sie wissen,' sagte er, ‚wie es kam, daß Sie zurückgerufen und an Stelle Marmonts zum Bevollmächtigten ernannt wurden?' — Nun? — ‚Die Sache kam so: Als Sie vorhin eben das Kabinett des Kaisers verlassen hatten, wandte dieser sich mir zu: ‚Ich möchte wohl wissen, warum Macdonald mir das Schreiben Beurnonvilles nicht durch einen Kurier sandte!' — ‚Eure Majestät', antwortete ich, ‚scheinen sich immer noch nicht ganz von dem alten Mißtrauen gegen ihn losgesagt zu haben. Ich weiß genau, daß er das Schreiben erst kurz bevor er sich hierher begab, vom Marschall Marmont zugeschickt erhielt.' — Der Kaiser murmelte hierauf wie sinnend vor sich hin: ‚So, so, das ist etwas anderes', sah dann plötzlich wieder zu mir auf und fuhr fort: ‚Wissen Sie, mir fällt da eben ein, daß es doch besser sein wird, wenn Marmont in Essonne bleibt. Lassen Sie Macdonald noch einmal zurückholen; ich will lieber den mit nach Paris schicken.' —

Auf diese Weise kam ich dazu, eine Rolle in dem großen Drama zu spielen, in welchem das Kaiserreich gestürzt und der Koloß zertrümmert wurde, der Europa lange Jahre so schwer belastet hatte.

Als ich aus dem Schloß heraustrat, fand ich noch alles versammelt wie vorher. Man hatte geglaubt, der Kaiser würde wieder andere Entschlüsse gefaßt haben, und war nun sehr befriedigt.

Nach Verlauf weniger Stunden ließ der Kaiser uns drei Bevollmächtigte wieder zu sich rufen und las uns die von ihm verfaßte Instruktion vor. Er hatte in derselben ausdrücklich befohlen, daß nicht das mindeste seine Person Betreffende festgestellt werden dürfte. Darauf übergab er das Schriftstück nebst der Abdankungsurkunde Caulaincourt, und wir reisten ab." Diese Abdankungsurkunde lautete:

„Da die verbündeten Mächte bekanntgegeben haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis zur Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon, getreu seinem Eide, daß er bereit ist, vom Throne zu steigen, Frankreich zu verlassen und selbst das Leben für das Wohl des Vaterlandes hinzugeben, unbeschadet der Rechte seines Sohnes und der der Kaiserin-Regentin und der Aufrechterhaltung der Reichsgesetze.

Gegeben im Palais zu Fontainebleau am 4. April 1814.

Napoleon."

Während so der Kaiser sich an letzte Hoffnungen klammerte, ging die Öffentlichkeit bereits über ihn zur Tagesordnung über. Ein abgetaner Mann. Zwar hatte sich der Senat von Frankreich mit seinen eigenen Waffen geschlagen, als er jene Absetzungserklärung Napoleons veranlaßte und begründete, und mit Recht konnte der Kaiser in einer Gegenerklärung sagen: „Der Senat errötet nicht, von Schmähschriften zu sprechen, welche gegen die gegenwärtige Regierung verfaßt seien, aber er vergißt, daß er sie in seinem eigenen Schoße abgefaßt hat. Solange das Glück dem Kaiser treu blieb, waren es auch diese Leute, und nie ist eine Klage über den Mißbrauch der Gewalt vernommen worden. Wenn der Kaiser, wie man ihm vorwerfen will, die Menschen verachtet hatte, mußte man jetzt erkennen, daß er dazu einige Gründe hatte." Der letzte Satz ist von bitterer Logik. Dieser Menschenverächter von Anfang hatte jetzt Gründe, Menschen zu verachten, aber an solchen gegen alles gefeite Naturen wie Talleyrand prallte jede Verachtung ab. Dem waren die Tatsachen alles. Am 7. April verkündete der Moniteur: „Louis Stanislaus Xavier von Bourbon ist dem Wunsche der Franzosen durch eine konstitutionelle Verfassung zurückgegeben, gleich vorteilhaft für das Volk wie für die erlauchte Familie, welche dasselbe zu beherrschen berufen ist." Neben einer so großen Neuigkeit erbleichen alle anderen, — erbleichte auch der Stern des Kaisers Napoleon, der seit zwei Jahrzehnten über Frankreich leuchtend hingegangen. Während seine Bevollmächtigten in Paris unterhandeln, gewinnt in dem Kaiser die alte Kampfeslust für Stunden wieder die Oberhand. Er läßt den Herzog von Bassano vor sich rufen und erklärt ihm, daß er sich in die Alpen werfen wolle, sich mit der Armee des Vizekönigs von Italien vereinigen und von dort gegen Österreich vorbrechen, Erklärungen und Pläne, von denen man vielleicht kühl sagt, es waren Unmöglichkeiten. Und doch waren es keine, keine, wenn man diesen Mann als einen Zähler in die Rechnung hineinsetzt. War nicht in den Gefilden der Lombardei sein Glück im Nu gestiegen? Man denke sich diesen Mann mit 50000 treuen Truppen in Eilmärschen nach Italien ziehen. Man denke sich ihn vereinigt mit dem Heere Beauharnais'. Man denke sich einen bunten König von Neapel umgehend zu Kreuze kriechend und die Partei des Schwagers wieder ergreifend. Wie, wenn er nun dort die Österreicher zu Paaren trieb und über Tirol gegen Wien vordrang? In seinem Rücken zunächst nichts als ein Dutzend wankelmütiger Rheinbundfürsten, zitternde Schranzen in der Hofburg zu Wien, zitternde Könige auf den Thronen in München und Stuttgart. Es war nichts Unmögliches, was dieser Napoleon sann, aber sein Werkzeug war nicht mehr scharf. Er nahm, von Tatkraft geschwellt, auf dem Schloßhof von Versailles den Soldaten des II. und III. Armeekorps die Parade ab. Noch dröhnte ihm das: „Vive l'empereur" entgegen. Nach dem Vorbeimarsch ließ der Kaiser den Marschall Oudinot in sein Zimmer rufen.

Digitized by Google

„Darf ich auf die Ergebenheit Ihres Armeekorps mit Sicherheit zählen?" — Worauf Oudinot bedächtig, aber ernst und fest die Antwort gab: „Nein, Sire, denn Eure Majestät hat abgedankt." — Der Kaiser: „Ja, aber doch nur unter gewissen Bedingungen." — Der Marschall: „Sehr wahr, Sire, allein der Soldat versteht sich nicht auf politische Klauseln."

Mit ihrem bedingten Abdankungsdokument in der Tasche unternahmen es inzwischen die abgeordneten Marschälle des Kaisers, den Zaren zu bewegen, Bonaparte auf dem Thron zu lassen oder doch wenigstens die Dynastie Bonaparte. Die Getreuen des Kaisers haben sich damals alle Mühe gegeben, selbst der Fürst von der Moskwa, sonst des Schwertes gewohnter wie des Wortes, stotterte eine Menge Gründe heraus, die für seinen Kaiser sprachen. Der Herzog von Tarent ließ es wahrlich nicht an Beredsamkeit fehlen und er konnte gut und überzeugend sprechen, dieser Macdonald. Am meisten aber wirkte der Graf Caulaincourt. Zu ihm hatte Alexander ein besonderes Vertrauen, und als Caulaincourt den Zaren an sein Versprechen erinnerte, Frankreich keine Regierung gewaltsam aufdrängen zu wollen, war der leicht Bestimmbare schon wieder halbwegs geneigt, die Herrschaft Frankreichs dem jungen König von Rom unter einer Regentschaft zu übertragen. Auf der anderen Seite standen die Mitglieder der provisorischen Regierung, an ihrer Spitze Talleyrand. Der Fürst von Benevent war viel zu klug, als daß er nicht längst die letzte Karte, den letzten Trumpf in der Hand hielt. Er kannte auf der einen Seite die Tatkraft des Kaisers, er kannte andererseits die Unentschlossenheit des Zaren. Der Todesstoß, das wußte Talleyrand, mußte den Kaiser treffen, wenn man ihm das Heer entzog. Schon war am 2. April gleichzeitig mit der Erklärung der Thronabsetzung Bonapartes von seiten der provisorischen Regierung ein Erlaß an die Truppen erfolgt.

„Soldaten! Frankreich hat soeben das Joch, unter welchem es mit Euch seit so vielen Jahren geseufzt hat, zerbrochen. Ihr habt bisher nur für das Vaterland gefochten; Ihr könnt von nun an unter den Fahnen des Mannes, welcher Euch führt, nur gegen dasselbe fechten. Bedenkt, was Ihr alles unter seiner Tyrannei erduldet habt; noch vor nicht langer Zeit waret Ihr eine Million Soldaten, fast alle sind umgekommen, man hat sie, ohne Unterhalt, ohne Spitäler, dem Eisen des Feindes überliefert, sie wurden verdammt, vor Elend und Hunger zu sterben.

Soldaten! es ist Zeit, diesem Unglücke des Vaterlandes ein Ende zu machen; der Friede liegt in Euern Händen, wollt Ihr ihn dem bejammernswerten Frankreich verweigern? Die Feinde selbst verlangen ihn von Euch, sie bedauern es, dieses schöne Land zu verwüsten und wollen sich nur gegen Euern und unsern Unterdrücker bewaffnen. Würdet Ihr wohl taub sein gegen die Stimme des Vaterlandes, welches Euch zurückruft und Euch anfleht? Es spricht zu Euch durch seinen Senat, durch seine Hauptstadt und vor allem durch sein Unglück. Ihr seid seine edelsten Kinder und könnt nicht dem angehören, welcher es verwüstet, welcher es ohne Waffen, ohne Verteidigung übergeben hat, welcher Euern Namen allen Nationen verhaßt machte, welcher vielleicht Euern Ruhm preisgegeben haben würde, wenn ein Mensch, welcher nicht einmal ein Franzose ist, jemals imstande wäre, den Edelmut unserer Waffen und den Edelmut unserer Soldaten zu verletzen. Ihr seid nicht mehr die Soldaten Napoleons, der Senat und ganz Frankreich sprechen Euch los von Euerem ihm geschworenen Eide!'

(unterzeichnet) Der Herzog von Benevent (Talleyrand); Fr. v. Montesquiou; Dalberg; Beurnonville; Jaucourt."

Wir haben in jener Nacht zum 31. März zerfetzt und bespritzt den Marschall Marmont aus der Schlacht heimkehren sehen und haben Talleyrand in seinem Vorzimmer gesehen und haben gehört, wie Talleyrand dem Grafen Orloff ein für den Zaren bestimmtes Wort zuflüsterte. Der frühere Sekretär des Kaisers Bourrien und andere (vielleicht sprach auch das Portefeuille des Bankiers Lafitte ein Wort mit) bearbeiteten den Herzog von Ragusa. Die früher kriechend byzantinische Bourgeoisie bestürmte ihn, sich dem Landesfeind zu unterwerfen, doch das Haßgemetz an der Vendômesäule beißt auf Granit, die gleichen Schieber (gemischt mit professoralen Doktrinären wie Lafayette) jubelten später wie verrückt den Gebeinen des Verhaßten zu. Diesen vorbereitenden Besprechungen, die natürlich hinter verschlossenen Türen stattfanden, folgte die Aufforderung Schwarzenbergs an Marmont, sich mit seinem Korps unter die Fahnen der guten französischen Sache zu stellen, und der Herzog von Ragusa stand nicht an, das Folgende zu antworten: „Die öffentliche Meinung war die beständige Richtschnur für mein Betragen. Da die Armee und das Volk durch ein Dekret des Senats des Eides der Treue gegen den Kaiser Napoleon entbunden sind, bin ich geneigt, zu einer Annäherung des Volkes und des Heeres beizutragen, wodurch der Bürgerkrieg und das Blutvergießen vermieden wird. Demnach bin ich entschlossen, mit meinen Truppen die Armee des Kaisers zu verlassen unter den Bedingungen, die ich hier beifüge." — Die Bedingungen, die Marmont verlangte, waren der freie Abzug des VI. Armeekorps und unbedingte Sicherheit für das Leben und die Person des Kaisers Napoleon. In einer geheimen Unterredung verständigte Marmont seine Generale von seiner

Digitized by Google

Absicht und fand deren allseitige Zustimmung. Einige Einwendungen machte der tapfere Compans. Somit war für den Übergang alles vorbereitet. Hierzwischen trat die Aktion der Marschälle, von der wir gehört haben. Sie passierten das Hauptquartier Marmonts in Essonne und nahmen den Marschall mit in das Hauptquartier der Verbündeten. Nach Macdonalds Bericht hat Marmont seinen Kollegen Andeutungen über sein Vorhaben gemacht, und sie haben es infolgedessen für notwendig gehalten, ihn für alle Fälle dem Machtbereich des Kaisers zu entziehen. „Vor meiner Abreise von Essonne (also am 4. April) machte ich die Generale, welchen ich den Befehl übergab, namentlich den General Souham, als den Ältesten, und die Generale Compans und Bordesoulle mit der Veranlassung meiner Abreise bekannt. Ich kündigte ihnen meine Rückkehr an und erteilte ihnen in Gegenwart der Bevollmächtigten des Kaisers den Befehl, während meiner Abwesenheit nicht die geringste Bewegung zu machen. Wir begaben uns zunächst in das Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg, um ungehindert nach Paris hineingelangen zu können, und in meiner Unterredung mit dem Fürsten machte ich mich von den eingeleiteten Unterhandlungen los. Ich setzte ihm die Veranlassung (nämlich die bevorstehende Abdankung Napoleons) auseinander. Er begriff mich vollkommen und stimmte meinem Entschlusse bei." Diese Unterredung mit dem Fürsten Schwarzenberg geschah insgeheim, und Macdonald will deutlich bemerkt haben, daß Marmont sehr verlegen war. Im Grunde war also der Übergang eine beschlossene Sache, und schon hatte Fürst Schwarzenberg die folgende Erklärung an den Marschall Marmont abgegeben:

„Artikel 1. Ich, Karl Fürst von Schwarzenberg, Marschall und Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen, verbürge allen französischen Truppen, welche infolge des Senatsbeschlusses vom 2. April die Fahnen Napoleon Bonapartes verlassen werden, daß sie frei und ungehindert mit Waffen, Gepäck und Munition und mit derjenigen Achtung und den militärischen Ehrenbezeugungen, welche sich die alliierten Truppen wechselseitig schuldig sind, ihren Rückzug nach der Normandie nehmen können.

Artikel 2. Ich verbürge ferner, daß, wenn infolge dieser Bewegung die Kriegsereignisse Napoleon Bonapartes Person in die Hände der Alliierten fallen ließen, ihm sein Leben und seine Freiheit in einem gewissen Terrain und in einem, nach der Wahl der alliierten Mächte und der französischen Regierung in gewisse Grenzen eingeschlossenen Lande garantiert werden solle.

In meinem Hauptquartier Chevilly, den 4. April 1814. Schwarzenberg."

Auch ein Armeebefehl des Generals Barclay de Tolly, der inzwischen an Stelle des erkrankten Blücher und auf dessen dringendes Ersuchen den Oberbefehl über die schlesische Armee übernommen hatte, zeigt deutlich, daß die Verbündeten mit einer beschlossenen Tatsache rechneten. „Da der französische Marschall Marmont," heißt dieser Befehl, „versprochen hat, mit seinem Korps von 10000 Mann zu uns überzugehen, so ist dessen Marsch über Fresnes und Versailles bestimmt. Da es jedoch auch der Fall sein könnte, daß Napoleon von dem Vorhaben des Marschalls Marmont Kenntnis bekommt und dasselbe zu einem nächtlichen Überfall unseres linken Flügels benutzen könnte, so ist es notwendig, daß sämtliche Korpskommandeure bis zur gewissen Nachricht des richtig vollzogenen Überganges des Korps Marmont in Bereitschaft sind, die Truppen in Marsch zu setzen."

Es wurde Marmonts schlimmste Strafe, daß Napoleon ihn später mit dem Schurken Augereau verglich. Wer Allzumenschliches würdigt, wird für ihn ein gewisses Mitleid empfinden. Obwohl von Uradel, verachtete er die bourbonische Feudalwirtschaft. Umtriebe wie die des mokanten Reiterchefs Champion de Nansouty, der seinem ritterlichen Beinamen „Kämpe" dadurch wenig Ehre machte und nach Craonne auf Geheimbefehl Napoleons, der dies böse Symptom nicht offenkundig machen wollte, aus dem Heer verschwand, lagen Marmont fern. Mit übernatürlicher Prophetie winkte ihm Napoleon im Vorjahr: Wenn der Feind in Paris stände und er fiele von ihm ab, „so wären Sie ein guter Franzose, doch kein Mann von Ehre". Er will nur auf nationales Interesse geachtet und sich durch „unerhörte Anstrengung" mit seinem „Wohltäter" quittgemacht haben. Doch wo lag hier nationales Interesse?

Inzwischen dauerten, wie wir hörten, die Verhandlungen mit dem Kaiser von Rußland und dem Bevollmächtigten Napoleons einerseits und andererseits die des Vertreters der provisorischen Regierung, d. h. mit Talleyrand, die ganze Nacht zum 5. April. Marschall Ney hatte seine Kollegen zu einem Frühstück geladen, und die Herren waren erst wenige Zeit versammelt, als in großer Eile der Oberst Fabvier von Essonne ankam, um den Marschall Marmont zu benachrichtigen, daß kurze Zeit nach seiner Abreise mehrere Ordonnanzoffiziere aus Fontainebleau gekommen wären, um den Marschall Marmont zum Kaiser zu rufen. Er war es auch. Der letzte und dringendste Ordonnanzoffizier war Oberst Gourgaud. Unbedingt dem Kaiser ergeben („Ich habe ihn erzogen. Er ist mein Kind," sagte Napoleon später von diesem Mann), fürchteten die Generale, daß dieser Offizier von dem geplanten Verrat Witterung haben könnte. In der Hitze des Gesprächs gesteht man ihm auch wohl zu, wie notwendig dieser ist, und Gourgaud hat nichts Eiligeres

Digitized by Google

zu tun, als sich auf sein Pferd zu werfen und zum Kaiser zurückzujagen. Die Gefahr der Stunde steigt. General Souham, ein Mann, der dem Kaiser auch sonst nicht grün ist, gibt jetzt den Befehl, sofort nach Versailles abzumarschieren und sich den Verbündeten anzuschließen. General Compans, dem Kaiser sehr ergeben, will Zeit gewinnen und empfiehlt, die Rückkehr Marmonts abzuwarten. Da ruft der General Bordesoulle: „Seht Euch vor, Ihr kennt den Tiger nicht, der ist blutdürstig und läßt uns sämtlich erschießen." — Souham gibt darauf den Marschbefehl, und die Nachricht trifft, wie wir hörten, Marmont beim Frühstück des Marschalls Ney. „Er kehrte erblaßt und zitternd zu uns ins Zimmer zurück und machte uns Mitteilung von dem Geschehenen. Wir waren alle so tief erschrocken, daß uns der Bissen im Munde stecken blieb," berichtet Macdonald. Man sagt, Marmont habe gerufen: „Lieber verlöre ich meinen Arm," und Macdonald sei hoch herab eingefallen: „Sagen Sie lieber den Kopf!" Indessen zeigte auch er eine zweideutige Haltung, und wir mißtrauen der unbedingten Wahrheitsliebe seiner Memoiren. Die Marmonts machen oft, wo er sich rechtfertigt (Znaym, Salamanka), einen guten Eindruck, und hier muß man ihm beipflichten, daß er den unmittelbaren Verrat nicht wollte. — Als der Herzog von Ragusa nach Versailles kam, wo seine Truppen inzwischen eingetroffen waren, und ihnen durch eine Proklamation ihre Bestimmung zu erkennen gab, entstand ein wilder Tumult. Die Soldaten glaubten nicht anders, als daß sie den Russen als Gefangene übergeben und nach Sibirien transportiert werden sollten. Es fielen Schüsse, und viele zerstreuten sich mit wildem Geschrei in die Stadt und in den großen Park von Versailles. Stürmisch verlangten wütende Gruppen zu ihrem Kaiser nach Fontainebleau geführt zu werden. Mit großer Mühe gelang es dem Herzog, den Aufruhr zu beschwichtigen. Seine Truppen kannten ihn als tapferen Mann, der alle Strapazen mit ihnen gern geteilt und stets für sie gesorgt hatte. Und in der Tat war dies der Marschall. Er hatte bis zuletzt im Kugelregen gestanden und nichts versäumt, Paris zu verteidigen, solange es irgend anging. Immerhin blieb es ein militärischer Verrat. Der Marschall hat ihn zu entschuldigen versucht. Napoleon, so hat er später ausgeführt, sei doch nicht zu retten gewesen und Frankreich nicht anders vor dem Untergang zu bewahren als dadurch, daß es sich dem Willen der Verbündeten unterwarf. Er habe sich für Frankreich entschieden und deshalb Napoleon verlassen müssen. In unermüdlichen und ausdauernden Anstrengungen habe er mit seinem Korps seit dem 1. Januar 1814 siebenundsechzig Gefechte bestanden. Glücklich preist er diejenigen Offiziere, die, unter einer geordneten Regierung dienend, nicht vor eine so grausame Wahl gestellt würden. Viele haben gesagt, der Herzog von Ragusa, in steter Geldnot, sei durch große Summen bestochen worden. Daß er Napoleon, sein Jugendidol, liebte, zeigen auch seine verbitterten Denkwürdigkeiten, die Botschaft von Napoleons Tod traf ihn im Innersten, wie der Dichter Lamartine berichtet. Doch was sicher nicht ohne Einfluß auf ihn blieb, waren die vielfachen ungerechten Kränkungen, die sein „Freund" ihm angedeihen ließ. Das vergaß dieser, als er rief: ‚So handelt Marmont, dieser Mensch, mit dem ich mein Brot geteilt habe, den ich aus dem Nichts hervorgezogen habe. Ohne den Verrat Ragusas waren die Verbündeten verloren. Ich stand ihnen im Rücken, sie waren abgeschnitten von ihren Hilfsquellen. Niemand wäre entkommen. Undankbarer! Er wird unglücklicher sein als ich"*). — Mit dieser Erfahrung und mit der entschiedenen Ablehnung, Napoleon oder seine Familie am Ruder zu lassen, traten die Marschälle ihre Rückreise nach Fontainebleau an.

„Man will kein Frauenregiment (die Regentschaft Marie Louisens für ihren jungen Sohn) und im vorliegenden Falle ganz besonders nicht" — hatte der Zar gesagt. — „Nicht mit Unrecht wirft man dagegen ein, daß Napoleon, der wie kein anderer die Menschen zu beherrschen versteht, von der Ferne seinen Einfluß auf seine Frau geltend machen würde. Und das nicht allein, man hegt auch die bei seinem Charakter und seiner Natur nicht unbegründete Besorgnis, daß er sich plötzlich wieder selbst der Regierung bemächtigen und aus Rachedurst neues Unheil über Europa bringen könnte. Dem muß aber vorgebeugt werden, denn die Nationen und vor allem Frankreich bedürfen endlich der Ruhe und des Friedens."

Die Marschälle mußten also nach Fontainebleau zurück und dem Kaiser erklären, daß für ihn nichts mehr zu hoffen sei. Sie hatten auch bereits mit den Verbündeten aus eigener Machtvollkommenheit einen Waffenstillstand von 48 Stunden geschlossen. Marschall Ney hatte sich schon insgeheim in den Dienst der Bourbonen gestellt, nachdem er, wie Caulaincourt entrüstet erzählt, noch vor einigen Tagen 15000 Francs von Napoleon geschenkt erhalten hatte. So mußte der Kaiser denn die von ihm verlangte unbedingte Entsagungsakte vollziehen. Dieselbe lautete:

„Fontainebleau, 11. April 1814.

Da die alliierten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis für die Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon seinem Eide treu, daß er für sich

*) Dem Herzog von Ragusa wurde nach der Juli-Revolution des Jahres 1830, die er als erster General König Karls X. vergeblich zu unterdrücken suchte, dasselbe Los wie seinem einstigen Kaiser. Über zwei Jahrzehnte irrte der aus Frankreich Vertriebene durch Europa und starb endlich im Jahre 1852 in Venedig, ohne jemals Frankreich wiederzusehen. Erst seine Gebeine fanden Ruhe in der Erde der Heimat in seinem Geburtsort Châtillon sur Seine.

Digitized by Google

und seine Erben auf die Throne von Frankreich und Italien Verzicht leistet, und daß es kein persönliches Opfer gibt, selbst das des Lebens, das er nicht dem Interesse Frankreichs zu bringen bereit wäre.

Napoleon."

Noch aber knallten Schüsse in Südfrankreich; das letzte, was man von der Trikolore hörte, waren zwei Siege. Früher nannte man die Verteidigung von Burgos „eine der schönsten Taten unserer Kriegsgeschichte", doch die von Bayonne in ihrer beweglichen Tatkraft steht noch höher. Am 14. April fügte ein Ausfall dem selber schwerverwundeten Hope schweren Verlust zu, die tapfere Garnison verlor freilich selbst 900 (47 Offiziere). Am 10. April verteidigte Soult mit 32000 gegen mindestens 50000 Wellingtons in überaus glänzender Weise, obgleich die Briten mit ungewöhnlicher Kraft fochten. Man hatte 8000 Spanier wieder an die Front gezogen, da sie, neidisch auf die hochbelobigten portugiesischen „Kampfhähne" schon vor der Bidassoa sich wacker schlugen. Diesmal aber konnten sie weder die Kanonade noch den Vorstoß Villettes vom Cabrivinathügel ertragen und gaben Fersengeld auf Nimmerwiedersehen. Aber Hill, Picton, Altens Deutsche scheiterten auch völlig gegen Marensins und Dericaus schwache Kraft auf Süd- und Westseite. Der Hauptkampf tobte auf der Nordseite. Divisionen Clinton und Cole litten schwer durch Kanonade, ihr Angriff auf Harispe scheiterte, und Soult zog Division Taupin von der Westseite herüber, sogar Teile von der Südseite, um zum Angriff überzugehen. Dieser Ausfall mißlang, Taupins Leute verließen in Panik die Schanzen. Pierre Soult, des Marschalls Bruder, attackierte umsonst, doch der Feldherr selber warf mit Darmagnacs 120. Rgt. Clinton zurück. Erst um 4 Uhr gelang es den schottischen Hochlandbrigaden Park und Douglas und der Brigade Lambert, zwischen Cabrinat und der südlichen Vorstadt einzudringen. Schon bei Orthez waren Foy und 4 Brigadiers schwer verletzt, hier traf es Harispe und drei Brigadegenerale, Taupin fiel. Soult verlor 2690 (138 Infanterieoffiziere), Wellington gestand 4651. Wahrscheinlich verlor er 6000, sein 61. Rgt. schmolz auf 50, das 42. verlor vier Fünftel. Soult schlug mit verkehrter Front und zog rechtzeitig südöstlich ab, um sich mit dem über die Ostpyrenäen entkommenen Suchet zu vereinigen. Zweifellos hätte Napoleon, wenn der Vizekönig gehorcht und ihm sein Heer über die Seealpen zugeführt hätte, Soult, Augereau, Suchet an sich ziehen und auf innerer Linie mit 150000 tüchtigen Soldaten den Verbündeten gefährlich werden können. Doch schon begaben sich die Marschälle mit der Abdankungsurkunde wieder nach Paris zurück und verhandelten dort über den Vertrag, auf Grund dessen der Kaiser dem Throne entsagte. Im wesentlichen umfaßt derselbe die folgenden Punkte:

„Der Kaiser Napoleon entsagt für sich und seine Nachkommen, wie auch für jedes Mitglied der Familie jedem Recht auf Oberherrschaft und Souveränität, sowohl auf das französische Reich als auch auf das Königreich Italien und jedes andere Land. Der Kaisertitel bleibt ihm und seiner Gemahlin lebenslänglich, und seine Mutter sowie die Brüder, Schwestern und wer sonst zu seiner Familie gehört, führt fortan die Titel Prinzen und Prinzessinnen. Ihm wird die Insel Elba als Eigentum zu seinem Aufenthalte angewiesen und ein Einkommen von 2 Millionen Francs, das er mit der Kaiserin zu teilen hat, auf das große Buch der französischen Staatsrente eingetragen. Den übrigen Mitgliedern der Familie wird ein jährliches Hilfsgeld von 2 1/2 Millionen Francs bewilligt, ebenfalls zu zahlen aus der französischen Staatskasse. Das Jahresgehalt der Kaiserin Josephine wird auf 1 Million Francs reduziert (die arme Frau starb übrigens bald nach dem Zusammenbruch). Dem Vizekönig Eugen soll außerhalb Frankreichs eine angemessene Versorgung ausfindig gemacht werden. (Derselbe, als Schwiegersohn des Königs Maximilian von Bayern, erhielt mit dem Titel eines Herzogs von Leuchtenberg eine bayrische Herrschaft.) Vierhundert Offiziere und Soldaten seiner Alten Garde dürfen als Freiwillige den Kaiser nach Elba begleiten."

Diese Punkte umfassen ungefähr das ganze, was Napoleon aus dem ungeheuren Schiffbruch rettete. Vom allmächtigen Kaiser der Franzosen, vom Weltbeherrscher hinabgedrückt zum Eigentümer der Insel Elba!

Am nächsten Tage, dem 12. April, fuhren Caulaincourt und Macdonald nach Fontainebleau. Macdonald berichtet: „In Fontainebleau angelangt, fanden wir Napoleon gefaßt und freundlich. Er hörte ruhig unserem Vortrag zu und fragte dann nach Ney. Wir antworteten mit Schweigen, und er wußte sich dies zu deuten, denn er erkundigte sich nicht weiter nach ihm. Da es 6 Uhr war, bat er uns zum Diner zu bleiben, wollte aber vorher noch die seine Person berührenden Urkunden unterzeichnen. In dem Augenblick, als es zu Tisch gehen sollte, ließ er uns aber bitten, ohne ihn zu speisen, da er sich unwohl fühle und zu Bett legen wolle. Gleichzeitig wurde mir bestellt, ich sollte am anderen Morgen um 9 Uhr kommen, die vollzogenen Urkunden in Empfang zu nehmen.

Während wir aßen, trat ein Adjutant des Zaren ein, — wenn ich nicht irre, Graf Schuwalow. Er überbrachte dem Kaiser den seitens der Verbündeten ratifizierten Waffenstillstandsvertrag. Diese Sendung

Digitized by Google

war eine Höflichkeit, welche der edlen Gesinnung Kaiser Alexanders für einen gefallenen Gegner einen neuen, beide Teile ehrenden Ausdruck gab. Der Graf wurde trotz des Übelbefindens des Kaisers sogleich vorgelassen. Was bei diesem Empfange vorging, habe ich niemals erfahren, denke aber, daß der Herzog von Vicenza, der dabei zugegen war, darüber berichten wird, falls er seine Memoiren schreiben sollte.

Alle diejenigen, welche sich noch in Fontainebleau in der Umgebung Napoleons befanden, — größtenteils nur Leute vom persönlichen oder Hausdienst des Kaisers, waren froh, ihre Rolle in dem großen Drama enden zu sehen, denn sie hatten nichts mehr zu erwarten. Nur der Anstand hielt sie noch auf ihren Posten, andere Gefühle bewegten sie nicht; sie ersehnten ihre Entlassung."

In der auf diesen Tag seines gänzlichen Zusammenbruchs folgenden Nacht zum 12. April machte der Kaiser einen Selbstmordversuch. Er hatte sich von seinem Feldchirurgen Yvan schon in Moskau ein Fläschchen mit Opium geben lassen, welches er stets bei sich trug. (Nach der Notiz des Geheimsekretärs Napoleons Baron Fain war es nicht nur Opium, sondern ein Gift, dessen Mischung der Arzt Cabanis, Mirabeaus treuer Arzt, einst erfunden hatte. Es war dieselbe Mischung, mit der sich Marquis Condorcet im Kerker der Revolution vergiftete.) Sein Kammerdiener Constant hörte den Kaiser in der Nacht aufstehen, mit einem Glase klirren, als ob er tränke, und sich dann wieder zu Bett legen. Später stellten sich heftige Schmerzen ein, und man schloß auf einen Vergiftungsversuch, dem der Arzt und der treue Caulaincourt mit schnellen Hausmitteln begegneten. Nach einem heftigen Anfall verfiel der Kaiser in tiefen Schlaf und schwitzte sich schließlich gesund. „Das Schicksal hat entschieden," rief der Kaiser aus. „Ich muß leben und abwarten, was mir noch vorbehalten sein wird."

„Pünktlich um 9 Uhr," erzählt Macdonald weiter, „des anderen Morgens, fand ich mich im Schlosse ein. Die Herzöge von Bassano und Vicenza waren beim Kaiser. Dieser saß in einen einfachen Schlafrock gehüllt, die nackten Füße in Pantoffeln, den Hals bloß, den Kopf zwischen beiden Händen, die Ellbogen auf die Knie gestützt vor einem Kamin. Er rührte sich nicht, als ich eintrat, wiewohl ich laut gemeldet worden war; tief in Gedanken versunken, schien er nicht zu bemerken, was um ihn her vorging.

Das Schweigen, welches herrschte, wurde endlich durch den Herzog von Vicenza unterbrochen. ‚Sire,' sagte er, ‚der Herzog von Tarent ist erschienen, um die vollzogenen Schriftstücke in Empfang zu nehmen, seine Rückkehr nach Paris hat Eile!' Der Kaiser hob wie schlaftrunken langsam den Kopf und sah sich einen Augenblick wirr um; dann stand er müde auf, reichte mir die Hand und entschuldigte sich, von meinem Eintritt nichts gehört zu haben. Ich war von seinem Anblick ganz betroffen. Seine quittengelbe, zum Teil olivengrüne Gesichtsfarbe gab ihm das Aussehen eines Schwerkranken. Von aufrichtigstem Mitleid erfüllt fragte ich: ‚Befinden Ew. Majestät sich unwohl?' ‚Ja,' seufzte er, ‚ich war diese Nacht recht krank.' Darauf ließ er sich matt wieder auf seinen Sitz am Kamin nieder und versank aufs neue in seinen vorherigen Zustand. Still wie in der Kirche betrachteten wir ihn mit warmer Teilnahme. Nach einer Weile hob Caulaincourt wieder an: ‚Aber Sire, der Herzog von Tarent wartet; es ist die höchste Zeit, daß er abreist, der Austausch der Ratifikationen soll innerhalb 24 Stunden stattfinden!'

Der Kaiser schüttelte sich, als wenn er sich ermuntern wollte, und stand lebhafter wie vorher auf. Sein Blick war freier, sein Gesichtsausdruck aber gramvoll und schmerzzerrissen. ‚Mir ist jetzt etwas besser,' sagte er, dann nach einem tiefen Atemzuge fuhr er fort: ‚Herzog von Tarent, ich bin in diesem Augenblicke nicht fähig, Ihnen so wie ich es möchte, meinen Dank für Ihre hingebende Treue und Aufopferung auszusprechen. Ich gestehe, daß ich Sie verkannt habe; man hatte mich gegen Sie eingenommen. Viele von denen, die ich mit Zeichen meines Wohlwollens überschüttete, haben mich jetzt im Unglück verlassen, und Sie, gerade Sie, der Sie mir keinen Dank schulden, sind mir treu geblieben! Diese Erfahrung zu spät zu machen, ist für mich ebenso beschämend als schmerzlich. Wie gern würde ich Ihnen meinen Dank noch in anderer Weise als mit bloßen Worten zu erkennen geben, ich bin aber jetzt machtlos und arm.' — ‚Ich bitte Ew. Majestät,' unterbrach ich, ‚überzeugt sein zu wollen, daß ich mich in meinem Handeln niemals von der Aussicht auf Gewinn, sondern lediglich immer nur von dem Gebot meiner Pflicht und Schuldigkeit leiten ließ, wie ich das auch fernerhin tun werde.' — ‚Oh, ich weiß das,' entgegnete er mit Wärme, ‚mir sind die Gelegenheiten gar wohl bekannt, bei denen Ihre Uneigennützigkeit es verschmähte, sich ein Vermögen zu erwerben, und Sie sogar das Ihnen Dargebotene nicht annahmen. Indessen', fügte er mir die Hand reichend hinzu, ‚ein kleines Andenken wenigstens werden Sie von mir nicht ausschlagen. Ich habe Ihnen den Säbel Murad Beys, den ich in der Schlacht am Berge Tabor trug, zugedacht. Möge er Ihnen ein bleibendes Zeichen meiner Dankbarkeit und Freundschaft sein.'

Er ließ den Säbel bringen und reichte ihn mir; infolge der Bewegung, die mich hierbei übermannte, vermochte ich nur wenige Worte des Dankes zu stammeln. Da umarmte er mich auf einmal, und gegenseitig umschlungen küßten wir uns in überströmenden Gefühlen. Dann forderte er mir noch das Versprechen ab, ihn auf Elba zu besuchen, sobald irgendeine Gelegenheit mich nach Italien führen sollte.

Digitized by Google

So trennten wir uns. Ich reiſte mit den mir übergebenen Dokumenten unverzüglich nach Paris ab und habe den Kaiſer nie wieder geſehen.

Bei meiner Ankunft in Paris und Überreichung der von Napoleon vollzogenen Urkunden wurde ich vom Fürſten Hardenberg und den Miniſtern mit großer Auszeichnung behandelt. Aus allem ſprach die Befriedigung und das Glück, endlich das Ende des Krieges von einem ſo unverhofften Erfolge gekrönt zu ſehen." Soweit Macdonald.

Seit dem 16. April weilten die von den verbündeten Mächten dem Kaiſer beigegebenen Kommiſſare in Fontainebleau: für Öſterreich der General Koller, für Preußen der Graf Truchſeß-Waldburg, für Rußland der Graf Schuwalow und für England der General Campbell. „Wir wurden", erzählt der preußiſche Kommiſſar, „ein jeder einzeln und zwar ziemlich kalt von Sr. Majeſtät empfangen. Sein Unwille und ſeine Verlegenheit ſtiegen aufs Äußerſte, als man ihm den preußiſchen Kommiſſar anmeldete. ‚Befinden ſich', fragte er, ‚auf der Straße, die wir nehmen, preußiſche Truppen?' — Als ich verneinte, entgegnete er: ‚In dieſem Falle können Sie ſich die Mühe ſparen, mich zu begleiten.' — Ich antwortete, dies ſei für mich keine Mühe, vielmehr eine Ehre, und als er bei ſeiner Anſicht verharrte, verſicherte ich ihm, es ſei mir unmöglich, mich des ehrenvollen, mir von Sr. Majeſtät dem König erteilten Auftrages zu entheben. Er ſprach kein Wort weiter mit mir und ſah mich ſehr unwillig an. Der Kaiſer hatte verſchiedene Wünſche und Einwendungen, durch welche er die Reiſe hinauszögerte. Es war gegen Mittag des 20. April, als Napoleon endlich die Marmortreppe des alten Schloſſes von Fontainebleau hinunterſtieg, wo die Alte Garde zum Abſchied in Schlachtordnung aufgeſtellt war. Die Wagen ſtanden ſchon ſeit 10 Uhr angeſchirrt, aber der Kaiſer hatte noch einmal den Baron Koller zu ſich rufen laſſen und ihm erklärt, er ſei entſchloſſen, nicht abzureiſen. Die Verbündeten erfüllten ihre Vertragsbedingungen nicht, und ſo ſei auch er der Thronentſagung ledig. Es kämen Zehntauſende von Aufforderungen an ihn, die Zügel der Regierung wieder zu ergreifen. Er müſſe mit anſehen, wie die neue Regierung falſche Wege ginge und wie man das Herz ſeiner alten Soldaten zerreiße. ‚Ich kann jetzt meinen Garden erklären, was die Gründe der Zurücknahme der Erklärung meiner Thronentſagung ſind; ich werde bald 130000 Mann um mich haben.' — Höflich entgegnete General von Koller, er wiſſe wirklich nicht, inwiefern die Verbündeten untreu gehandelt hätten. ‚Dadurch, daß man mir die Kaiſerin fernhält und ſie entführt,' rief Napoleon unwillig aus. Der öſterreichiſche Bevollmächtigte entgegnete hierauf, es ſei der freie Wille der Kaiſerin, ihren Gemahl nicht zu begleiten, worauf dieſer kurz entgegnete: ‚Nun, ſo will ich meinem Verſprechen treu bleiben, aber ſobald ich neue Gründe finde, mich zu beklagen, werde ich mich aller Verſprechungen ledig erachten.'" — Es war faſt, als zöge die Erde von Frankreich den Kaiſer unwiderſtehlich an, als klebte er an Fontainebleau, als an einer letzten Hoffnung. Es war 11 Uhr geworden, da trat der Adjutant des Kaiſers, Herr von Buſſy, herein und meldete, der Oberſtmarſchall ließe ſagen, es ſei ſchon 11 Uhr und alles zur Abfahrt bereit. Wütend fährt der Kaiſer den Adjutanten an: ‚Kennt mich denn der Großmarſchall nicht? Seit wann richte ich mich nach ſeiner Uhr? Ich reiſe ab, wann ich will, und vielleicht überhaupt nicht.' — Und nun ergoß die entthronte Majeſtät eine Flut von Klagen gegen Herrn von Koller. Er nannte ſeinen Schwiegervater, Kaiſer Franz, einen Mann ohne Religion, welcher nur auf die Scheidung ſeiner Tochter hinarbeite, anſtatt das gute Einverſtändnis der Eheleute zu fördern. Der Zar und der König von Preußen hätten die Kaiſerin in Rambouillet nur beſucht, um ihn zu verhöhnen. Beſonders gegen den König von Preußen zeigte er eine heftige Erbitterung, und den preußiſchen Oberſten fuhr er an: ‚Ich hatte die Revolution niedergeworfen, aber euer König und eure Steins und Hardenbergs haben ſie wieder aufgerichtet und gegen mich ins Feld geführt; ihr meint, ihr hättet die Völker gegen mich aufgeboten, aber ihr irrt euch, ſie haben ſich gegen euch ſelbſt erhoben."

Staatskanzler Fürſt Karl Auguſt von Hardenberg
Nach einem Gemälde von Gebauer

Digitized by Google

So wurde es 12 Uhr, als der Kaiſer in den Schloßhof hinunterſtieg. Er redete ſeine treuen Garden mit einer ſolchen Würde und Wärme an, daß alle Umſtehenden tief gerührt waren:

„Soldaten meiner Alten Garde, ich ſage euch Lebewohl! Seit zwanzig Jahren habe ich euch beſtändig auf dem Weg der Ehre und des Ruhmes gefunden. In dieſen letzten Zeiten wie in denen unſeres Glückes habt ihr nie aufgehört, Muſter der Tapferkeit und der Treue zu ſein. Mit Männern wie euch war unſere Sache nicht verloren. Aber der Krieg wäre endlos, er wäre zum Bürgerkrieg geworden und Frankreich wäre um ſo unglücklicher geworden. Ich habe daher alle meine Intereſſen denen des Vaterlandes aufgeopfert; ich reiſe ab. Ihr, meine Freunde, fahret fort, Frankreich zu dienen. Sein Glück war mein einziger Gedanke, es wird immer der Gegenſtand meiner Wünſche ſein! Beklaget mein Los nicht! Wenn ich eingewilligt habe, zu überleben, ſo geſchieht es, um auch fernerhin eurem Ruhm zu dienen; ich will die großen Dinge ſchildern, die wir zuſammen ausgeführt haben! Lebt wohl, meine Kinder! Ich möchte euch alle an mein Herz drücken, ſo laßt mich wenigſtens eure Fahne umarmen!....."

Bei dieſen Worten ergreift der General Petit den Adler und tritt vor. Napoleon umarmt den General und küßt die Fahne. Das Stillſchweigen wird nur vom Schluchzen der Soldaten unterbrochen. Napoleon, deſſen Rührung ſichtbar iſt, macht eine Anſtrengung und fährt mit feſter Stimme fort: „Adieu, mes enfants, mes vœux vous accompagneront toujours, conservez-moi votre souvenir!"

Mit dieſen Worten reichte er den umſtehenden Offizieren die Hand zum Kuß und beſtieg mit dem Oberſtmarſchall Bertrand den Reiſewagen. Ein brauſendes Vive l'empereur dröhnte dem Scheidenden nach. Es war wie eine Aufmunterung, bald wiederzukehren. Eine Abteilung Gardegrenadiere zu Pferde gab dem Zug bis zur erſten Station, Briar, das Geleit. Auf den erſten Stationen hörte man noch den Ruf: Es lebe der Kaiſer! und es geſchah, daß der Pöbel die Kommiſſare der Verbündeten mit Schimpfworten bedachte. Napoleon nahm oft Gelegenheit, mit ſeinen Begleitern über die politiſchen und militäriſchen Vorgänge zu ſprechen. Die größte Bitterkeit empfand er gegen den König von Preußen. „Ich werde es ihm niemals verzeihen, daß er der erſte war, der das Beiſpiel des Abfalls von mir gegeben hat. Wie iſt es nur möglich geweſen, dieſen Geiſt in der preußiſchen Nation zu erwecken, der ich als Nation aber alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß." — Spät kam die Erkenntnis und der Widerruf des einſt kaiſerlichen Wortes, daß Preußen keine Nation ſei.

Am 22. morgens erreichte man Villeneuve ſur Allier. Hier wurden die franzöſiſchen Garden von Koſaken und öſterreichiſcher Kavallerie abgelöſt. Napoleon wollte nicht gern von dieſen eskortiert ſein. „Sie ſehen doch, daß es nicht notwendig iſt, meine Herren." Und doch war es notwendig. In Moulins ſah man ſchon weiße Kokarden und ſtatt des: Vive l'empereur rief man „Vivent les Alliés!" Am 24. April bei Valence begegnete der Kaiſer dem Marſchall Augereau, der ihm in einem Reiſewagen entgegenkam. Beide verließen ihre Wagen, und der Kaiſer zog den Hut und reichte dem Marſchall die Hand. Augereau dagegen benahm ſich ſehr unhöflich. Napoleon fragte: „Wohin gehſt du, gehſt du an den Hof?," worauf der Marſchall entgegnete, er gehe zunächſt nach Lyon. Der Kaiſer nahm ihn unter den Arm und ging eine Weile mit ihm ſpazieren. Der alte Kriegsknecht, der nur dem Glück gedient hatte, verleugnete ſeine niedere Herkunft nicht: er machte dem Kaiſer heftige Vorwürfe. Sie nannten ſich „Du", die beiden. „Du haſt nicht als Soldat zu ſterben gewußt, ſondern dich benommen wie ein Hundsfott," ſoll der Herzog von Caſtiglione dem Entthronten geſagt haben. Der Kaiſer brach darauf das Geſpräch ab und ſtieg grüßend in ſeinen Wagen, der Marſchall aber zog nicht einmal die Mütze. Nur eine verächtliche Handbewegung: das war alles. Dafür bekamen die Kommiſſare von dem Herzog von Caſtiglione einen ſehr demütig höflichen Gruß. Das waren jetzt die Vertreter der Mächtigen, der andere dort ein gefallener Mann. Dieſe Begegnung mit dem alten Waffengefährten, der ihm ſo viel verdankte, mag dem Kaiſer beſonders bitter geweſen ſein.

In Orange, wo Napoleon am 25. übernachtete, wurde die Lage ſchon bedenklicher. Man vernahm nur den Ruf des „Vive le roi" und „Vivent les Bourbons". — „Eh bien," ſagte der Kaiſer, „am Schluſſe der Rechnung komme ich noch ganz gut davon. Ich begann das Spiel mit fünf Francs in der Taſche und ziehe mich als reicher Mann zurück." — Ein böſes Wort, wenn man bedenkt, welche Ströme von Menſchenblut, welche Summe von Elend dies Spiel, wie es der Kaiſer nannte, gekoſtet hat! — In Avignon wurde die Szene tumultuariſch. Man empfing den Kaiſer mit dem Geſchrei: Vive le roi! A bas Nicolas (ein neu aufgekommener Schimpfname für den Kaiſer), le tyran, le gueux!" — Und nun ſtieg die Wut des Pöbels gegen den Kaiſer von Ort zu Ort. In Orgon war ein Strohmann in franzöſiſcher Uniform an einen Galgen gehängt mit der Inſchrift: Dies wird früher oder ſpäter das Los des Tyrannen ſein. Da der Kaiſer die Begleitung der Koſaken und Huſaren abgelehnt hatte, konnten die Kommiſſare der Lage kaum Herr werden. Napoleon, von Angſt überwältigt, verließ ſeinen Wagen, ſetzte einen Hut mit weißer Kokarde auf, zog einen einfachen Überrock an und ritt als Kurier mit einem Diener voraus. Alle ſeine Offiziere und Leute mußten weiße Kokarden anlegen, die Adlerknöpfe abreißen und ihm in einer gewiſſen Entfernung folgen.

Digitized by Google

„In St. Cannat," berichtet ein Augenzeuge, „wurde sein Wagen mit Steinen beworfen, und sein Oberstmarschall Bertrand, den er darin zurückgelassen hatte, lief Lebensgefahr. Eine halbe Stunde von Cannat liegt eine Fuhrmannsherberge, La Calade genannt. Hier hielt der Kaiser und blieb wenigstens so lange unerkannt, bis wir ihm gefolgt waren. Bald aber kamen Neugierige in Menge von Aix an. Napoleons Besorgnis stieg jetzt wieder aufs höchste. Er hatte uns alle zur Tafel behalten, wo er aus Furcht, vergiftet zu werden, nur ein kleines Stück Brot aß. Beständig frug er einen nach dem andern um Rat, was er tun müsse, um sich zu retten, erkundigte sich nach verborgenen Schlupfwinkeln, Türen und den bequemen Fenstern, um ohne Gefahr hinausspringen zu können, und um uns von der Gefahr, in der er schwebte, zu überzeugen, erzählte er unter anderem: ‚Bei meinem Eintritt in diese Herberge fragte mich die Wirtin, ob ich dem Bonaparte begegnet sei. Ich antwortete: Nein — Ich bin neugierig, fuhr die Wirtin fort, ob er nicht durch das Volk massakriert werden wird; verdient hätte er es wohl, der Schurke; ist es denn wahr,

Napoleons Reiseabenteuer
Nach einer zeitgenössischen Zeichnung

daß man ihn einschiffen will? — Ja, sagte ich. — Hoffentlich wird man ihn ersäufen, fuhr die Wirtin fort. — Ohne Zweifel, antwortete ich, um sie zu beruhigen. Sie sehen, meine Herren, welcher Gefahr ich ausgesetzt bin."

Er wollte sich nicht ausreden lassen, daß ihm die französische Regierung eine Falle lege, und erborgte sich, um unerkannt zu bleiben, vom Baron Koller eine österreichische Generalsuniform, vom General Schuwalow einen Mantel und von Graf Truchseß eine Feldmütze. In diesem Aufzug stieg er am 26. April nach Mitternacht in General Kollers Wagen.

Indessen waren beunruhigende Nachrichten durch den Maire von Aix eingelaufen. Napoleon, oft weinend, beständig ängstlich um sich sehend, bat den General Koller, seinen Diener auf dem Bock Tabak rauchen zu lassen und selbst zu pfeifen, damit man da, wo umgespannt werde, nicht ahnen möge, daß er neben ihm sitze. Napoleon gab sich für einen österreichischen Oberst aus und setzte seine Reise dergestalt bis Luc fort. Dabei gestand er dem General Koller, von seinem sonstigen Ehrgeiz des Regierens durch die jetzigen Erfahrungen völlig geheilt zu sein. Er hätte zwar gewünscht, König von Sardinien werden zu können, um weniger eingeschränkt als auf der Insel Elba zu sein; aber jetzt erscheine ihm ein ruhiges Privatleben bei weitem vorzuziehen. — Auf einem Landgute bei Luc fand Napoleon seine Schwester Pauline, welche den Entschluß gefaßt hatte, ihm nach Elba zu folgen.

Digitized by Google

Von Luc aus wurde der Kaiſer durch zwei Schwadronen Liechtenſtein-Huſaren bis Frejus eskortiert, wo wir am 27. April gegen Mittag ankamen und den Oberſt Campbell ſamt einer engliſchen Fregatte vorfanden, auf welcher ſich Napoleon am 28. einſchiffen wird. — Am 27. mittags wurden wir von ihm zur Tafel eingeladen, und ganz unbefangen und heiter ſprach uns Napoleon von ſeinen Plänen, die er noch zur Vergrößerung Frankreichs und zur Unterjochung Englands in ſpäteſtens zwei Jahren ausgeführt haben würde, wenn ihn ſeit zwei Jahren nicht das Unglück auf dem Kontinent verfolgt hätte.

Beim Abſchied dankte er uns für die perſönlichen Dienſte, die wir ihm geleiſtet hätten, trug dem General Schuwalow auf, dem Kaiſer ſeine Ehrerbietung zu bezeugen. Graf Truchſeß aber erhielt keine Komplimente für ſeinen König."

Am 28. April begab ſich der Kaiſer an Bord der engliſchen Fregatte „Undoubted", am 2. Mai ſtieg er in Porto Ferrajo ans Land, — unbeſchränkter Herrſcher der Inſel Elba und Gebieter einer Truppenmacht von 400 Mann. Launiſches Spiel der Weltgeſchichte. —

„Der Tyrann hat geendet wie ein Feigling. Solange es nur darauf ankam, das Blut der anderen zu vergießen, war er damit verſchwenderiſch, aber er wagt nicht zu ſterben, um wenigſtens mutig zu enden; er nimmt ein Gnadengehalt an, er kehrt in das Nichts zurück. — Derſelbe Mangel an Geiſteserhebung, der ihm die Flucht aus Rußland eingab, indem er ſein Heer allen Greueln des Hungers und der Kälte überließ, macht ihm jetzt ein ſchmachvolles Daſein erträglich. — Die Erzherzogin (ſeither, als Gattin Napoleons, Kaiſerin) kehrt zu ihrem Vater zurück, Jérôme geht nach Stuttgart, Joſeph nach der Schweiz, ſo iſt alles dieſes Lumpengeſindel zu Boden." Dieſe Zeilen ſchrieb der Freiherr vom Stein ſeiner Gattin aus Paris.

Digitized by Google

34. Kapitel

Zwiſchenſpiel

So waren denn auf Beſchluß des Senates die Bourbonen als Könige von Frankreich zurückgekehrt. Sorgfältig hatten Talleyrand und ſeine Gehilfen für die Stimmung geſorgt. Wir haben das beim Einzuge der Monarchen geſehen und haben auch gehört, wie ſich im Süden Frankreichs zugunſten der Bourbonen das Volk erhob.

Gleich nach dem Einzuge der Verbündeten, als man ſich ſicher wußte vor Napoleon, hatte ein Haufen von Royaliſten es verſucht, die Triumphſäule des Kaiſers auf dem Vendômeplatz zu ſtürzen. Der Statue Napoleons auf der hohen Säule, auf die man durch eine hohe Treppe hinaufgelangen konnte, war ein ſtarker Strick um den Hals geſchlungen, der bis zur Erde reichte und an welchem Hunderte von Menſchen mit taktmäßigem Geſchrei zogen, fortwährend die Rufe ausſtoßend: Vive le Roi! A bas Napoléon! Alle Mühen waren vergeblich, die maſſive Statue herabzuziehen. Wäre ſie zu Falle gekommen, ſo hätte ſie, 15 Fuß hoch, wohl eine gute Anzahl der eifrigen Königsanhänger unter ſich begraben. Man ſorgte dafür, daß die Statue noch während der Nacht abgenommen wurde, und Kaiſer Alexander erwies den Franzoſen den Gefallen, das Erzbild nach St. Petersburg auswandern zu laſſen.

Nach ſolchen und anderen Vorſpielen zog dann am 12. April (Napoleon war, wie wir wiſſen, noch leidend in Fontainebleau, angegriffen von ſeinem Selbſtmordverſuch) der erſte Bourbon in Paris ein. Es war der Bruder des Königs, Karl Philipp Graf von Artois, damals ein Mann Mitte der Fünfziger. Er war von den drei Enkeln des fünfzehnten Ludwig der Beſchränkteſte. Als die Wogen der Revolution anfingen, gegen die Dämme des alten Königreichs zu branden, war er der erſte, der mit vielen Mitgliedern des Hochadels über die Grenzen ging und da draußen jenſeits des Rheins gegen ſein Vaterland Feinde warb. Nie hätte man geglaubt, daß der Tag käme, an welchem die Bourbonen ſich den Hermelin Frankreichs von neuem umhängen konnten. Der Weg nach Frankreich, ſo hatte der jetzt entthronte Kaiſer einſt geſagt, als er noch erſter Konſul war, für die Bourbonen gehe nur über hunderttauſend Leichen. Allerdings, dieſe Leichen waren zehnfach auf den Schlachtfeldern des Kaiſerreichs zu finden. Aber das Geſchlecht, das da kam, hatte nichts vergeſſen und nichts gelernt. Inmitten eines Gefolges von Marſchällen, Generalen, Nationalgarden, Royaliſten mit weißen Kokarden zog Graf Artois in Paris ein. Für die Vorſtädte, die noch ſtark republikaniſch waren und vor allen Dingen von einem Bourbon gar nichts wiſſen wollten, hatte man den Volksredner Tiſſot gewonnen, den alten Republikaner, der nun den Vorſtädtern Reden hielt und Geld in Hülle und Fülle unter ſie verteilte, damit ſie ihr: „Vive le roi!“ erſchallen ließen. „Nur durch das Erſcheinen Tiſſots“, ſagte Niebuhr, „bei den Vorſtädtern mit der weißen Kokarde am Hut war die Herſtellung der Bourbons möglich.“ — Ein ironiſches Wort! Und noch ein eigenes Wort wurde geſprochen. Als der neue Regent bei ſeinem Einzuge feierlich von dem Präſidenten des Senats — in dieſem Senat ſaßen nach Napoleons bitterer Bemerkung zehn Königsmörder — und dem Fürſten von Benevent als Haupt der proviſoriſchen Regierung angeredet ward und dann, des Wortes nicht mächtig, denn der Menſch war dumm, darauf nur einige Brocken erwiderte, mußte doch irgendein Bericht im Moniteur ſtehen. Man griff zu einer Erdichtung, und der glatte Staatsrat Beugnot legte in ſeiner Gegenrede dem Prinzen das Schlagwort in den Mund: „Nichts hat ſich geändert, es iſt nur ein Franzoſe mehr!“ Obgleich es der Prinz niemals geſprochen, war es ein unglückliches Wort. Ein Fremder, ein italieniſcher Condottiere ging, ein Bourbon aus dem legitimen Geſchlecht der alten franzöſiſchen Könige kam wieder. Es war nur ein Franzoſe mehr, gewiß, aber ein Franzoſe, der ſich ſo benahm, als habe es eine Revolution überhaupt nicht gegeben und als ſei dieſe ganze endloſe Reihe von Kriegen nur geführt worden, um ſchließlich ſeinen königlichen Stamm auf den Thron von Frankreich zurückzuführen.

Der Senat hatte beſchloſſen, und zwar mit ausdrücklicher Zuſtimmung des Zaren: Das franzöſiſche

Digitized by Google

Volk berufen in freier Wahl den Bruder des letzten Königs Ludwig XVIII. auf den Thron. Vor der Thronbesteigung wird der König eine von dem Senat und der provisorischen Regierung ihm vorgelegte Konstitutions-Charte beschwören. — Diese Konstitution war dem Grafen Artois höchst widerwärtig. Er sträubte sich sie anzunehmen, und schließlich mußte Talleyrand die Hilfe des Kaisers Alexander anrufen, der mit seinem Wort für eine Verfassung eingetreten war, um den sich sträubenden Bourbon zu zwingen, eine derartige Erklärung abzugeben, aber Karl Artois verstand sich nur dazu, diese Verfassung vorläufig anzunehmen. Dann kam eine zweite Schwierigkeit, die Einführung der weißen Fahne und der weißen Kokarde. Die Revolution und das Kaiserreich hatten unter dreifarbigen Trikoloren gesiegt. Die Zurückführung der weißen Fahne hieß eine ganze gewaltige Epoche vergessen und führte gewissermaßen auch die alte Legitimität der Könige zurück. Karl Artois erklärte fest, daß er die Farben der Revolution nicht annehmen könne und wolle. Es wären die Farben, unter denen sein Bruder Ludwig XVI. zum Tode geführt sei; bevor er sie annähme, ginge er lieber über den Rhein zurück. Es war, wie gesagt, eine böse Geschichte. Diese Farben waren der Nation heilig, durften ihr heilig sein. Sie wurden dieser vorangetragen, als sie Europa eroberte. Und nicht nur mit dem Bajonett eroberte, sondern mit der Idee. Wer wollte dem Franzosenheer befehlen, daß es diese Kokarde der Sieger ablege, um dafür die weiße der Bourbonen wieder anzuheften? Schließlich war es der Herzog von Ragusa, Marschall Marmont, der im Heer den Anfang machte, und dann folgten andere, und schließlich bekamen die Bourbonen wieder ihren Willen. Wie sehr dieser Wandel, daß nun doch auf die Revolution und das Kaiserreich wieder ein Bourbon folgte, in der öffentlichen Meinung Aufsehen erregte, mögen wir an einem Ausspruch Byrons, des Feuerkopfes, sehen, der am 19. April in sein Tagebuch schrieb: „Ich mag kein Tagebuch mehr führen, und damit ich nicht wie der Hund zum Gespieenen zu meinen Erinnerungen zurückkehre, reiße ich die noch vorhandenen Blätter dieses Heftes aus und schreibe: Die Bourbons sind wieder eingesetzt! An den Galgen mit der Philosophie! Fürwahr, ich habe lange mich und die Menschen verachtet, aber nie habe ich einen so lebhaften Drang verspürt, meinem eigenen Geschlecht ins Gesicht zu spucken." Und ein anderer noch, einer der besten Köpfe, wenngleich seine Feder käuflich gewesen sein mag, Gentz schrieb an Rahel Varnhagen nach Berlin: „Daß doch die sogenannten großen Sachen zuletzt ein so lächerliches Ende nehmen." — Als der Senat in feierlicher Botschaft den Prinzen bat, er möge die Gnade haben, die Stelle eines Reichsstatthalters durch die Ernennung des Senates anzunehmen, entgegnete Artois kühl, er sei seit sechzehn Jahren Generalstatthalter (Generalleutnant des Königs Ludwigs XVIII.). Vergessen war, daß die Gebrüder Bourbon heimatlos, ruhmlos, ratlos in Europa umhergeirrt waren, aus rheinischem Asyl in russisches, aus russischem in englisches geflüchtet, vergessen, daß sie, um überhaupt zu leben, von einer englischen Gnadenpension gelebt hatten, sie sahen sich als Gebieter Frankreichs an seit dem Augenblick, wo Samson auf dem Schafott das blutige Haupt des XVI. Ludwig emporhob, seit dem Augenblick, wo glühende Royalisten ihre Taschentücher in das Blut des königlichen Kapet tauchten. Der XVIII. Ludwig ging so weit, die Dekrete, die er erließ, zu unterzeichnen: im 20. Jahre meiner Regierung. Als ob man mit einem Federstrich mit einer so lächerlichen Prätension das Ungeheure wegwischen könnte, das seit fast einem Vierteljahrhundert geschehen war. Papierene Dokumente gilben im Archiv, Taten haben ihr Echo. Es war so, wie die Geschichte sagt: „Diese Leute hatten nichts vergessen und nichts gelernt."

Ludwig der XVIII.
Nach dem Leben gezeichnet von Baquet
gestochen von U. Bertrand

Aber die Verbündeten, deren Arbeit im Grunde getan war, hatten jetzt wenigstens eine Regierung, an welche sie sich halten konnten, und man beeilte sich, ohne den König selbst abzuwarten, mit seinem Bruder Artois eine Art Waffenstillstand zu schließen (23. April 1814), der zwar nur als Übereinkunft galt, aber dennoch im wesentlichen die Punkte des Friedens enthielt.

Nach diesem Dekret wurden alle Feindseligkeiten zu Lande und zu Wasser eingestellt. Die verbündeten

Digitized by Google

Mächte verpflichteten sich, sobald wie möglich ihre Truppen aus Frankreich herauszuziehen, der Generalleutnant des Königreichs Frankreich gestand zu, daß bis zum 1. Juni alle Festungen den Verbündeten übergeben werden sollten. Die Besatzungen sollten mit Wehr und Waffen abziehen, aber die ganze Ausstattung der Plätze, Artillerie, Munition, alle Vorräte an Lebensmitteln, der Inhalt der Archive, die Pläne, Karten, die Schiffe, die in den Häfen der Seestädte lagen, kurz, das ganze Festungsinventar blieb den Verbündeten. Es handelte sich um 53 Festungen an Zahl, die Frankreich noch in Deutschland, Holland, Spanien und Italien besetzt hielt. Und in diesen Festungen steckte ein Material im Werte von ungefähr 15 Millionen Francs oder 34 Millionen Talern, darunter waren 12600 Kanonen. Dieser Artikel machte in Frankreich sehr viel böses Blut. Man beschuldigte Talleyrand, daß er sich habe bestechen lassen, um den Verbündeten diesen erheblichen Vorteil zuzuwenden. Es war möglich, daß der ewig geldbedürftige Mann auch hier seinen Profit wahrnahm, wie er konnte. „Wieviel haben Sie Talleyrand zahlen müssen?" war bekanntlich eine ständige Frage Napoleons an die Diplomaten der besiegten Staaten nach den Vertragsabschlüssen. In einem geheimen Artikel verzichtete Frankreich auf die weitere Zahlung der Kriegsschuld von 1806/7, welche nach der damaligen Rechnung noch 140 Millionen betrug. Es wäre auch noch besser gewesen, wenn Preußen dieses Blutgeld an Frankreich weiter gezahlt hätte.

Karl Graf von Artois, der Bruder des Königs
Nach einem Gemälde von F. Gérard gestochen von F. Garnier

Inzwischen hatte am 18. April auch der König Ludwig XVIII., le désiré, wie ihn die Royalisten nannten, sein Asyl zu Hartwell, Buckinghamshire, verlassen. Ludwig war von den drei Brüdern der geistreichste, ein wirklich kluger und gebildeter Mann, der sich viel mit den alten Klassikern und der Philosophie beschäftigte und auch einige Bände der Gibbonschen Geschichte übersetzt hatte. Er ging ins 60. Lebensjahr, der König, war furchtbar dick, von der Gicht geplagt, hatte von der Wassersucht geschwollene Beine und ging in Filzpantoffeln oder wegen seines Podagras in Sammetstiefeln umher. Er trug die Frisur des Ancien régime und sah aus wie eine Karikatur von einem König. Nur wenn er saß und man seinen unförmlichen Körper nicht sah, gewann er, denn auf dem dicken geschwollenen Körper thronte ein fein gebauter durchgeistigter Kopf. Bevor sich Ludwig in Dover einschiffte, versäumte er nicht, dem Prinzregenten von England einen Besuch zu machen. Obgleich er wohl wußte, daß ihn preußische, russische und österreichische Truppen auf seinen Thron zurückgeführt hatten, sagte er dem Prinzregenten höflich: „Nächst der göttlichen Vorsehung verdanke ich es nur den Ratschlägen Ew. Königlichen Hoheit, dem ruhmreichen Lande und der Treue seiner Bewohner, denen ich immer dankbar bleiben werde, daß mein Haus auf den Thron seiner Vorfahren zurückgeführt wird." Mochten die beiden Kaiser und der König sich diese Worte, an die Adresse des Prinzregenten von England gerichtet, hinter die Ohren schreiben: er war nicht ohne Sarkasmus, dieser Bourbon!

Die Wiederzurückführung auf den Thron von Frankreich, mein Gott, sie war im Grunde recht demütigend für den dicken König. Er landete am 24. April in Calais. Der Divisionsgeneral Maison an der Spitze eines Regiments französischer Kavallerie nahm ihn dort in Empfang. Die Soldaten trugen noch die dreifarbige Kokarde. Dann übernahmen preußische Husaren, zwei Züge vor und zwei Züge hinter dem königlichen Wagen, das Geleit. Am 29. April kam der König auf dem Schlosse Compiègne an, durchaus nicht gewillt, irgendwelche Bedingungen vom Senat anzunehmen. Schon hatten ihn die Royalisten und früheren Emigranten mit einer dichten Mauer umgeben, um ihm für seine verfassungswidrigen Pläne den Rücken zu stärken. Er glaubte zu sein und wollte sein der König von Gottes Gnaden, und im Grunde war er noch gar kein König, denn er hatte die vom Senate verlangte Verfassung noch nicht beschworen. Einen sehr großen Eindruck auf Ludwig mußte es auch machen, daß die Marschälle des Kaiserreichs sich beeilten, ihm ihre Huldigung zu Füßen zu legen. Und wie beeilten sie sich, die Berthier, Ney, Marmont, Lefebvre und die anderen! Besonders Berthier machte in einer phrasenreichen Rede den König glauben, daß das ganze Heer ihm zu Füßen läge. Der Senat erschien allerdings nicht. Der Senat bestand zunächst darauf, daß der König die

Digitized by Google

von ihm entworfene liberale Verfassung annähme. Aber es fiel Ludwig gar nicht ein, auf Talleyrand und dessen Vorstellungen zu hören. Wieder mußte der Fürst von Benevent hinter den Kaiser Alexander kriechen. Und Alexander, der erste Mann der großen Koalition, deren Bajonette den König in sein Land zurückgebracht hatten, mußte sich wohl oder übel verstehen, nach Compiègne zu reisen, um den König zur Annahme der Verfassung zu bewegen. Der Bourbon war dem Kaiser Alexander nicht sehr zugetan. In dem Friedensschlusse von Tilsit hatte der Zar dem Verlangen Napoleons entsprechen müssen und den „König Ludwig XVIII." aus Rußland, wo er in Mitau ein Asyl hatte, ausgewiesen. Jetzt gab es eine Stunde, wo der geistreiche Mann sich rächen konnte. Als Alexander den Bourbon in Frankreich willkommen hieß, entgegnete Ludwig mit der Artigkeit des ancien régime: es sei doch seine Schuldigkeit, den Kaiser als seinen Gast in Frankreich zu empfangen und ihm alle Freundlichkeit zu erweisen, die das Gastrecht geböte. Ein Hieb, der vermutlich saß. Im übrigen wollte der eigensinnige Bourbon von irgendeiner Verfassung und sonstigen Zugeständnissen nichts wissen. In Frankreich, so sagte er dem Zaren, gälte das Wort: Der König ist tot, es lebe der König! Er persönlich regiere seit dem Tode Ludwigs XVII. (des von der Republik hingemordeten königlichen Sohnes), also seit siebzehn Jahren. Außer dem Erbrechte von Gottes Gnaden besäße er kein Recht auf den Thron, und er gestehe auch dem Volke kein Recht zu, ihn zu berufen. Finde er es für gut, so werde er eine Verfassung aus königlicher Machtvollkommenheit geben. Unverrichteter Sache mußte Alexander von Compiègne zurück. Man hatte jetzt diesen halsstarrigen Bourbon im Lande und mußte sich abfinden mit ihm, so gut es ging. Und wen in aller Welt sollte man auch anders berufen! Der Fürst von Benevent, der viel gewandte Talleyrand, war es wieder, der jetzt seine Überlegenheit geltend machte. Den König zur Annahme der entworfenen Verfassung zu nötigen, das sah man ein, ging nicht. So übernahm Talleyrand es denn, eine Reihe von Grundlinien zu entwerfen, welche die Rechte des Königs gegen die des Volkes genau abwogen. Mit dieser Erklärung machte sich der Fürst von Benevent auf den Weg zu dem König. Schon war Ludwig am 2. Mai auf dem Schlosse Saint-Ouen nahe bei St. Denis angelangt, als aber Talleyrand mit seinem Schriftstück erschien, gab es wieder bösen Lärm. Der Graf Artois und die royalistische Clique hatten sich so an den König geklettet, daß dieser gar keine Willensfreiheit mehr besaß, selbst wenn seine bessere Einsicht ihn beraten hätte. Talleyrand bestand auf einer Erklärung, der König weigerte sie. Nochmals mußte Alexander eingreifen, aber dem war nun auch die Zornesader geschwollen. Er schrieb Talleyrand sofort zurück, er möge in seinem, des Kaisers Alexanders, Namen, den übereifrigen Royalisten deutlich sagen: Wenn die Erklärung nicht diesen Abend vom Könige genehmigt und veröffentlicht werden würde, so würde Ludwig XVIII. morgen nicht in Paris einziehen. Erst auf Grund dieser kategorischen Einsprache Alexanders ging die Erklärung an den Moniteur zum Druck. Sie lautete:

„Wir Ludwig von Gottes Gnaden, König von Frankreich und Navarra, allen, die Gegenwärtiges lesen werden, Gruß!

Zurückgerufen durch die Liebe unseres Volkes auf den Thron unserer Väter, aufgeklärt durch die Unglücksfälle der Nation, zu deren Regierung wir bestimmt sind, geht unser erster Gedanke dahin, jenes wechselseitige Vertrauen, das zu unserer Ruhe und ihrem Glücke so unentbehrlich ist, anzurufen.

Nach aufmerksamer Durchlesung des vom Senate in seiner Sitzung vom 6. letztverflossenen Aprils vorgeschlagenen Konstitutionsentwurfes haben Wir uns überzeugt, daß dessen Grundlagen gut sind, daß aber eine große Menge Artikel den Stempel der Eile, womit sie abgefaßt wurden, tragen und daher in ihrer gegenwärtigen Gestalt Grundgesetze des Staats nicht werden können.

Entschlossen, eine liberale Verfassung anzunehmen, wollen Wir aber auch, daß sie mit Weisheit durchdacht sei, und da Wir eine solche, die notwendig abgeändert werden muß, nicht genehmigen können, so rufen Wir auf den 10. Juni dieses Jahres den Senat und den gesetzgebenden Körper zusammen und verpflichten uns, die Arbeit, welche Wir mit einer, aus der Mitte dieser beiden Körperschaften gewählten Kommission werden gefertigt haben, ihnen vor Augen zu legen und der Konstitution als Grundlage nachstehende Bürgschaften zu geben:

Die repräsentative Regierung wird, so wie sie jetzt besteht, d. h. in zwei Körperschaften, den Senat und die Kammer der Abgeordneten der Departements geteilt, beibehalten werden.

Die Auflagen werden frei bewilliget, die öffentliche und individuelle Freiheit gesichert, die Preßfreiheit mit Vorbehalt der für die öffentliche Ruhe notwendigen Vorsichtsmaßregeln geachtet, die Freiheit der Gottesverehrung verbürgt, das Eigentum als heilig und unverletzlich behandelt werden, mithin der Verkauf der Nationalgüter unwiderruflich bleiben.

Die Minister werden verantwortlich sein und von einer der gesetzgebenden Kammern angeklagt, von den anderen gerichtet werden können.

Die Richter werden unabsetzbar, die richterliche Gewalt wird unabhängig sein.

Die Staatsschuld wird verbürgt, die Militärpensionen, Grade und Ehren, sowie der alte und neue Adel werden beibehalten werden.

Digitized by Google

Die Ehrenlegion, deren Dekoration zu bestimmen Wir uns vorbehalten, wird gleichfalls bleiben.
Jeder Franzose wird fähig sein, alle Militär- und Zivilämter zu bekleiden.
Endlich wird kein Individuum wegen seiner Meinungen und Abstimmungen beunruhigt werden können."

Nach diesem Erlaß war endlich der Streit zwischen König und Senat so weit geschlichtet, daß der Einzug erfolgen konnte. Doch es war kein prunkvoller Einzug, kein Einzug von Begeisterung getragen, den der Bourbon in seine neu gewonnene Hauptstadt hielt. Er zog in ein Paris ein, das von preußischen und russischen Truppen besetzt war. Der einzige Glanz war, daß dem königlichen Zuge einige Marschälle des Kaiserreichs voranritten, an der Spitze der Fürst von Neuchâtel, Alexander Berthier. So kehrt alles zu seiner ersten Liebe zurück, auch Berthier. Er war es gewesen, der einst mit Mühe die Abreise der königlichen Tanten aus Paris ermöglicht hatte. Jetzt diente er wieder den Bourbonen. „Bah! Er ist ein alter

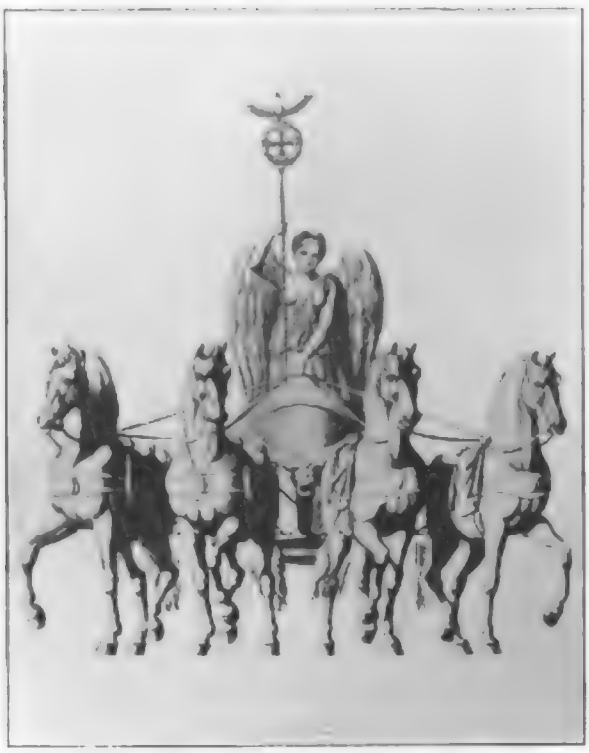
Feierlicher Einzug des Königs Ludwig XVIII. in Paris durch das Tor St. Denis am 3. Mai 1814
Nach einer Zeichnung von Pecheux gestochen von Alix

Versailler," sagte achselzuckend Napoleon, als er von Berthiers schnellem Gesinnungswechsel hörte. Übrigens war schon damals der Major-General müde und krank. Die Vorboten seines bald ausbrechenden Gehirnleidens meldeten sich. — Von einem König verlangt man, daß er seinen Einzug zu Pferde halte, in Stiefeln und Sporen, aber wie sollte das ein armer dicker Ludwig können mit seinen gichtischen Beinen. Teilweise trugen die Kutscher und Diener noch die Livree des Kaiserreichs. Es waren nun 22 Jahre her, daß die königlichen Brüder und ihr Anhang Paris in höchster Not verlassen hatten. Die Herzogin von Angoulême fiel in Ohnmacht, als sie die Gemächer der Tuilerien wieder betrat, so schmerzlich wirkte die Erinnerung. Und es war schließlich so, wie Vaulabelle treffend sagt: Innerhalb der Tuilerien herrschte jetzt eine veraltete, längst überwundene Zeit, und außerhalb derselben war ein ganz neues Frankreich. Ein Regiment vermutlich, das wohl, getragen von den Bajonetten Europas, zurückkehren konnte, dessen Dauer aber mehr als fraglich war. Und dies wußte jemand sehr genau, der am Tage vor diesem königlichen Einzuge von Paris in Elba ans Land gestiegen war *).

*) Ein preußischer Stabsoffizier erzählt: Endlich erschien der große Tag, an dem der König ankommen sollte. Vom frühen Morgen an war alles auf den Beinen und in Bewegung; les maisons étaient joliment décorées, les tapis et les draps étaient mis, alle Behörden, Unterpräfekt, Maire usw., waren in gespannter Erwartung auf dem Markt-

Digitized by Google

Indes, die Verbündeten hatten jetzt eine Regierung, mit der sie Frieden schließen konnten. Es wurde bestimmt, Frankreich tritt in seine Grenzen zurück, welche es am 1. Januar 1792 gehabt hat, mit einer Gebietsvergrößerung von 150 Geviertmeilen, bestehend in den einstmals päpstlichen Besitzungen Avignon und Venassin, sowie aus einer Abrundung der Grenze Deutschlands und der Niederlande. Das gute seit 20 Jahren ausgeplünderte Deutschland sollte nun auch Ruhe haben; seine Staaten sollten unabhängig sein und durch einen Bund vereinigt werden. Holland unter der Herrschaft des Hauses Oranien blieb ein unabhängiger Staat, der Rhein frei für die Schiffahrt bis ans Meer. Die Nordgebiete Italiens fielen an Österreich zurück, die übrigen Staaten des gesegneten Landes blieben unabhängig, desgleichen die Schweiz. Malta mit seinen Anhängseln blieb bei Großbritannien, wogegen Großbritannien an Frankreich eine Anzahl seiner überseeischen Besitzungen zurückgab. Endlich entsagten die Verbündeten allen Forderungen, welche die Regierungen infolge von Lieferungen oder Vorschüssen an Frankreich haben könnten. Keine Rede von Kriegskosten. Das arme Preußen mochte zusehen, wie es seine entsetzlichen Verluste der sieben Jahre der Knechtschaft wieder einbringen konnte. Der schmählichste Artikel war jedenfalls der, welcher die geraubten Kunstgegenstände in Händen Frankreichs ließ. Zurückgegeben sollten nur die werden, welche noch nicht ausgepackt waren, und zu diesen zählte die Siegesgöttin vom Brandenburger Tor in Berlin, welche denn auch im Triumphe in die Hauptstadt Preußens zurückgeführt wurde. Endlich wurde beschlossen, daß alle Mächte ihre Vertreter nach Wien schicken sollten, um dort auf einem allgemeinen Kongresse die Anordnungen zu treffen, welche die Bestimmungen des vorliegenden Friedens vervollständigen sollten. Diese Urkunde des ersten Pariser Friedens bestand in einer Menge von geheimen Artikeln, Zusatzartikeln und weiß Gott was sonst noch für Artikeln. „Dieser Friede", sagte bedächtig Gneisenau, „ist nichts als ein Waffenstillstand. Nur die Sache Napoleons ist abgetan: Die Nationalsache zwischen Deutschland und Frankreich ist nicht ausgefochten, und wir werden noch einmal auf den Wahlplatz zurückkehren müssen." — Das sagte Gneisenau, aber zwei Menschenalter sollten dazwischen liegen, bis diese Nationalsache von Grund aus ausgefochten wurde. Und eine Kritik, die aus dem Volk hervorging, mußte Herr von Wolzogen hören, als er aus Frankreich zurückkam. Zu Andernach am Rhein



Die Viktoria auf dem Brandenburger Tor zu Berlin

platz versammelt. Mein General und ich ritten dem Könige entgegen; auf der ersten Station erfuhren wir jedoch, daß er erst abends ankommen werde, kehrten also zur Stadt zurück. Hier wurde ich mit tausend Fragen bestürmt, Fragen, wie sie nur Franzosen und Juden tun können: le roi viendra-t-il? vous l'avez déjà vu? a-t-il bonne mine, était-il aimable? usw. In einem augenblicklichen Anfall von übermütiger Laune tat ich ganz erstaunt und sage endlich: Mais mon Dieu, il paraît que vous ne savez encore de rien? — Quoi donc, quoi donc? — Le roi ne viendra pas, c'est Napoléon qui viendra, les souverains alliés se sont réconciliés avec lui, c'est lui qui arrivera ce soir.

Bestürzt stierten mich alle an, mancher zupfte schon leise an der Schärpe und an der décoration du lis — um den Scherz nicht zu weit zu treiben, sagte ich die Wahrheit, worauf ich die mir unvergeßliche Antwort erhielt: Ah bah! c'est égal, pourvu qu'il en vient un, tout est arrangé!

Endlich erschien der König, eskortiert von polnischen Lanciers. Auch unsere Truppen standen unter den Waffen. Vor der Kathedrale stieg er aus dem Wagen; es war ein alter schöner Mann von würdigem Äußern, der aber gewaltig an Podraga litt, so daß er in des Wortes eigentlicher Bedeutung in die Kirche und vor den Altar geschleppt werden mußte. Unwillkürlich mußten Zweifel darüber aufsteigen, ob diese Persönlichkeit wohl imstande sein werde, unter den schwierigen Verhältnissen Frankreich zu regieren.

In der überfüllten Kirche herrschte keine Spur von Andacht; ein wildes Sausen und Brausen erfüllte den großen Raum, in einem Seitengange entstand sogar Streit und Prügelei. Ich eilte mit Mannschaften hinzu; von zwei eifrigen Royalisten rief der eine: vive le roi, der andere: vivent les Bourbons; sie hatten sich über ihre Ansichten nicht einigen können, und es war zu einer Schlägerei gekommen. Schnell wurden beide ergriffen und auf die Straße expediert, wo ich ihnen sagte: A présent, Messieurs, ne vous gênez pas, et tâchez de vous arranger.

Der König verließ bald die Kirche und begab sich zu dem von der Stadt angebotenen splendiden Diner. General Röder, ich als commandant de place ihm zur Seite, saß dem Könige gegenüber; freundlich unterhielt er sich mit uns, schenkte uns selbst die Gläser ein und forderte zum Trinken auf: Buvez, buvez, Messieurs, il est excellent, c'est ma bonne ville d'Abbeville qui me le donne, je ne pourrais vous en offrir de tel dans les Tuileries.

Digitized by Google

war es, wo ihm eine Tochter des Poſtmeiſters ſagte: „Ihr hättet die Franzoſen ganz anders zwiebeln ſollen und namentlich mit den verdammten Marſchällen nicht ſo viele Umſtände machen. Wir haben ſie alle nur als Lumpenhunde kennengelernt und dem Bernadotte, der nun Kronprinz tituliert wird, vor nicht langer Zeit noch die Hoſen flicken müſſen.“

Indes mochten auch kühne und klare Köpfe ſich ſagen, daß es nur ein Stück der Abrechnung mit Frankreich war, mochte das Volksempfinden fühlen, daß hier längſt nicht genug Vergeltungsrecht geübt ſei, es war dennoch ſchließlich viel mehr erlangt, als man je gehofft hatte. Wer hatte beim Abſchluß des Vertrages von Reichenbach wohl erwartet, daß das Ziel des Krieges einſt Paris ſein würde? Wer hatte in Frankfurt, als man dem noch widerſtandsfähigen Napoleon das ganze linke Rheinufer belaſſen wollte, daran gedacht, daß ſein Thron ſo bald in ſich zuſammenſtürzen würde? Daß nicht noch mehr erreicht wurde, lag weniger an den einzelnen Perſönlichkeiten als an der Macht der Verhältniſſe überhaupt. Als der Friede abgeſchloſſen war, erließ König Friedrich Wilhelm von Preußen Aufrufe an ſein Volk und Heer, die dem Weſen des Königs und ſeinem ſchlichten Charakter entſprachen. Seine Feldherren lohnte er nach ihren Verdienſten. Der alte Marſchall Vorwärts wurde zum Fürſten Blücher von Wahlſtatt ernannt, General York zum Grafen York von Wartenburg, General Bülow wurde Graf Bülow von Dennewitz und General Tauenzien Graf Tauenzien von Wittenberg, um auch dieſen doch etwas werden zu laſſen. Der Prinzregent von England lud ſeine verbündeten Monarchen zu einem Beſuche Londons ein. Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm mit ihren Marſchällen und Generalen nahmen die Einladung an. Kaiſer Franz von Öſterreich machte dagegen, daß er nach Wien zurückkam, wo es ihm allein gemütlich in der Welt zu ſein ſchien. — Beſonders der alte Blücher war es, der in London einen Sturm von Begeiſterung entfeſſelte. „In der Tat,“ ſchreibt Johannes Scherr, „niemals und nirgends iſt ein Mann in der Heimat oder Fremde mit einer ſolchen bis zur Wildheit, bis zum Fanatismus gehenden Begeiſterung empfangen und mit ſolchen Huldigungen überſchüttet, ja faſt geradezu im wörtlichen Sinne des Wortes erdrückt worden, wie es der alte Vorwärts in England ward. Vom 6. Juni, wo er zu Dover landete, bis zum 12. Juli, wo er ebendaſelbſt die Heimfahrt antrat, graſſierte ein wahres Blücherfieber im Lande, deſſen Paroxysmen nicht ſelten ins Lächerliche gingen, aber dennoch ſtets nur den vom geſunden Volksinſtinkt richtig erkannten Gedanken variierten, daß eben der alte ‚Marſhal Forwards‘ der eigentliche Antibonaparte, daß er der Beſieger des Unbeſieglichen und als ſolcher zu ehren ſei. Es hatte etwas bullenköpfig Wildes, wenn die Volksmaſſe am 7. Juni, als der Prinzregent den Alten in Carlton-Houſe empfing, Tore und Türen des Palaſtes einſtieß und Schildwachen und Torhüter über den Haufen rannte, um zum Anblick des Marſchalls Vorwärts zu gelangen. Es hatte etwas Widriges, wenn Blücher in London, Portsmouth und anderen Städten faſt nur noch mit Menſchen ſtatt mit Pferden fuhr, weil, wo er erſchien, ein ſüßer ‚Mob‘ es ſich ſchlechterdings nicht nehmen ließ, die Pferde auszuſpannen, während ein wogender, Hurra brüllender, ſtark nach Ale und Gin duftender Menſchenſtrom ſeinen Wagen unausgeſetzt umflutete. Es hatte etwas Komiſches, wenn der alte Recke vor einem Schwarm auf ihn eindringender Ladies und Miſſes, welche alle von ihm geküßt ſein und zum Andenken Locken von ſeinem Haar haben wollten, ſich nur dadurch zu retten wußte, daß er ihnen ſeinen beinahe kahlen Scheitel entgegenreckte, ſagend, ſein Kramladen enthielte, wie ſie ſähen, allzu wenig von der verlangten Ware. Es hatte etwas Hochkomiſches, wenn der unorthographiſche alte Huſar zu Oxford zum Ehrenmitglied der juriſtiſchen Fakultät, alſo zu einer Art Doktor Juris gemacht wurde — (‚Na, Gott ſtraf mir! ſoll ich Doktor werden, ſo müſſen ſie den Gneiſenau wenigſtens zu meinem Apotheker machen; denn wir Zwei gehören nun einmal zuſammen‘). Es war pöbelhaft, daß, weil die Mode wollte, daß man ſagen könnte, man hätte mit dem Marſhal Forwards ‚Hände geſchüttelt‘, Herren und Damen ‚vom feinſten Ton‘ die Türe von Blüchers Loge im Theater, ja ſogar die ſeines Schlafzimmers aufſprengten, um den Akt des Händeſchüttelns vornehmen zu können. Es war grotesk und hätte verdient, von einem Swift beſchrieben zu werden, wenn der Alte, von einem unnennbaren Bedürfnis auf der Landſtraße plötzlich überfallen, dieſem Bedürfnis um keine Welt anders genügen konnte als angeſichts von Tauſenden von Zuſchauern, worunter die ‚anſtändigen Gentlemen‘, welche die glückliche Erledigung des großen Geſchäftes mit einem jubelnden Hurra begrüßten. Aber in alledem legte die Volksſtimme, die öffentliche Meinung Englands doch immer nur wieder das großartige Zeugnis ab, der greiſe deutſche Held ſei der echte und rechte ‚conqueror of the tyrant‘.“

Wir müſſen hier auch ein Wort von York ſagen. Er war anläßlich der Überreichung des Großkreuzes des eiſernen Kreuzes in Paris vom König in Audienz empfangen worden. „Es ging,“ ſagt ein Augenzeuge, „von beiden Seiten mit einer Ökonomie von Wärme zu, die mir viel Verhängnisvolles von vorher und nachher erklärte. Der ernſte und ſtrenge York machte immer einen tiefen Eindruck. Hier ſah ich ihn zuerſt, ſah mit ſtiller Bewunderung den tatenreichen Mann, ganz ſo wie ich ihn mir gedacht. Ich glaubte ein Stück Weltgeſchichte zu leſen.“ — Und wie der Gebhard Leberecht Blücher ſich wiederfand, als er an den erzürnten York die Bitte richtete, bei der Armee zu bleiben, ſo fand auch der Hans David Ludwig York das rechte Wort

Digitized by Google

an einer Bankettafel in Paris. — „Man war," erzählt Droyſen, „zu irgendeinem großen Diner verſammelt, nur Blücher fehlte noch. Die Verſammelten, die Prinzen, Feldmarſchälle und Miniſter und ſonſtigen Standesperſonen bemerkten höflich die Verzögerung nicht. Nur ein junger Fürſt, dem der Krieg ſein Land wiedergegeben hatte, glaubte den Mund nicht halten zu können und räſonnierte darüber, daß Blücher die Geſellſchaft warten laſſe. Da erhebt ſich York, ſtreicht, wie er es zu tun pflegte, wenn er heftig wurde, ſeine Haare nach rückwärts und tritt auf den jungen Fürſten zu: ‚Ich dächte, Hoheit, es wäre beſſer, daß Eure Hoheit hier auf den Blücher, als in Petersburg auf Ihre Penſion warten.' — Und ein anderes Wort fand der alte Eſſigblicker, der während der Feldzüge, von Pflicht und Gewiſſen getrieben, dem alten Marſchall und ſeinem Generalſtab oft genug das Leben ſauer gemacht hatte, in einer Geſellſchaft in London. Blücher war gerade abweſend in Oxford zu ſeinem Doktorſchmaus, und es wurde daher nicht wie ſonſt die Geſundheit des alten Marſchalls über Tafel getrunken. ‚Na, das wundert mich,' ſagte ein anderer General zu York, vermutlich, um ein beifälliges Wort zu hören, ‚daß wir heute nicht wie ſonſt ſchon zehnmal aufgefordert ſind, des alten Blüchers Geſundheit zu trinken,' — worauf York kühl entgegnete: ‚Ja, das wundert mich auch, und es wäre wohl Ihre Schuldigkeit geweſen, dieſelbe auszubringen, denn ohne den Alten ſäßen wir beide heute nicht hier.' So eint ſchließlich doch über weite Klüfte ſich Größe der Größe. Immerhin war dieſe Tour durch England für den tapferen Marſchall ſehr ſtrapaziös geweſen. ‚Gott ſtraf mir,' ſagte er in Braunſchweig zu dem Herzog Wilhelm (dem ſchwarzen Herzog), ‚lieber noch einen Feldzug, als noch ſo 'ne Fahrt nach England.' — Aber nicht, daß es dieſem Kopf geſchwindelt hätte ob all dem Ruhm. Gewiß war Gebhard Leberecht Blücher ein Mann, der ſeinen Wert kannte, wie jeder rechte Mann, dem aber doch in tiefſter Seele die tiefſte Beſcheidenheit wohnte. Es war auf dem Begrüßungsfeſtmahl, das die Berliner Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln ihrem berühmten Bruder Blücher gab. In der Rede rühmte der Alte Gneiſenaus Tatkraft und Rat und dann gedachte er der Manen des heimgegangenen Scharnhorſt. ‚Biſt du gegenwärtig, Geiſt meines Freundes, mein Scharnhorſt, dann ſei du hier Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben."

Einer war unter den Feldherren, der ſich zu der Reiſe nach London nicht angeſchloſſen hatte, — Gneiſenau. — „Einmal war ich über den Gang der Dinge in Paris ſehr unzufrieden," ſchrieb er, „denn ich ſah, daß doch in der edlen Politik die alten Künſte einer argliſtigen Diplomatie wieder in Gang gekommen waren, und dann habe ich eine große Abneigung gegen große Feſte und ich mußte ſtädtiſche Mahlzeiten, Aſſembléen und Bälle vor meinen Augen ſehen." Der ſcharf Beobachtende hatte recht. Es war, als ob über die Welt ein gewaltiges Gewitter ſich entladen, die Erde ſeit zwei Jahrzehnten in ſtändigen Stößen erſchütternd, und daß jetzt, wo der große Korſe endlich gebändigt war, „wie Würmer nach dem Regen die kleinen Talente des Boudoirs und Antichambres aus ihren Verſtecken hervorkrochen und ſich behaglich reckten".

Nachdem die Truppen in ihre Heimat zurückgeführt waren, nachdem König Friedrich Wilhelm III. ſeinen Einzug in Berlin gehalten hatte*), und auch die anderen Monarchen ſich von den Strapazen des Krieges und den Strapazen der engliſchen Reiſe einigermaßen geſammelt hatten, begab man ſich nach Wien zum Kongreß. Der ſollte zwar ſchon zwei Monate nach dem Friedensſchluß eröffnet werden, aber es wurde doch September, bevor ſich die hohen Häupter der Staaten und ihre Diplomaten und Diplomätchen dort einfanden. Man zählte im ganzen an 500 diplomatiſche Perſönlichkeiten; alle europäiſchen Mächte, mit Ausnahme der Türkei, hatten ihre Vertreter entſandt. Auch diejenigen hochgeborenen Herren, denen die Wogen der Revolution von 1789 und der Fürſtenrevolution ihre Länder geraubt hatten, fanden ſich ein und hofften, von neuem ein Krönlein zu erhaſchen. So wimmelte es in Wien von Kaiſern und Königen, von Fürſten und Edelleuten, von ehemaligen Standesherren, Staatsmännern, Gelehrten, Offizieren und Kutten. Es war wie eine Verſammlung des ancien régime, die ſich dort einfand, um der Welt den Glanz einſtiger Herrlichkeit nochmals vorzutäuſchen, denn der Boden, auf dem ſie ſtand, war doch längſt verändert, war in dem Augenblicke verändert, als in Paris auf dem Grève-Platz das Haupt eines Königs fiel und die Revolution dieſes blutige Haupt den Monarchen Europas als Fehdehandſchuh hinwarf. Die Zeit war gänzlich vorbei, „wo der Menſch erſt beim Baron anfing". — Es mochte den hohen Herren ſchwer fallen, damit zu rechnen. Um den Koloß von Korſika zu bekämpfen, hatten die Regierungen hineingegriffen in das Zeughaus eben jener Revolution, deren großer Sohn jener Bonaparte war. In den Proklamationen der Monarchen und ihrer Miniſter hatten hohe Worte geſtanden von Vaterland und Freiheit, von Einigkeit und Größe. Man hatte die Dichter und die Preſſe gewähren laſſen, man hatte, um den Kaiſer der Franzoſen

*) Man erzählt, daß, als die Landwehr durch das Brandenburger Tor, von neuem mit der zurückgebrachten Siegesgöttin gekrönt, in feſtem Tritt durchmarſchierte, und nun jenſeits Unter den Linden die Scharen von Frauen, Eltern, Kindern ſtanden und ſehnſüchtig nach den Vätern, Brüdern und Söhnen hinſahen, daß da die Kolonnen trotz „Augen rechts" und aller Kommandos auseinanderbrachen und ſich in die Arme der Ihrigen warfen. Man ſah, wie Frauen und Kinder dem Vater das Gepäck abnahmen, die Gewehre, den Säbel trugen, und es gab für Augenblicke ein tief ergreifendes Bild des Volkes in Waffen.

Digitized by Google

vom Boden Deutſchlands zurückzutreiben, die Waffen der Revolution gebraucht, aber jetzt hätte man gern geſehen, daß die Völker dieſe Waffen ruhig wieder zurückgeſtellt hätten in die Arſenale, ruhig nach Hauſe gegangen wären, um ſich, ohne zu mucken, in die alte Hörigkeit zu begeben. Als Preußen ſich im Frühjahr 1813 erhob, hatte der Sekretär Napoleons, Baron de Fain, geſagt: „Es ſcheint, daß künftig die Herrſcher ſo tun werden, als ob ſie durch die Stimmung der Völker zum Kriege fortgeriſſen würden, aber werden die Könige auch Herren dieſer Maſchine bleiben, die ſie dem Arſenal der Revolution entlehnt haben?“ Eine Frage, die zu denken gab. Es waren auf dieſe Weiſe verteufelt viele Wechſel in Umlauf gekommen, die eingelöſt werden wollten, und hoch gingen denn auch die Hoffnungen der Beſten des Volkes. Selbſt Fremdlinge, die mit offenen Augen durch die Welt wanderten, hatten die großen Eigenſchaften, die in Deutſchland ſchlummerten, bemerkt. Es war Pozzo di Borgo, der Korſe und Todfeind des Kaiſers Napoleon, der an den Freiherrn vom Stein alſo ſchrieb: „Nach meinem Urteil iſt Deutſchland das einzige Land, deſſen Sittlichkeit, Einſicht und Charakter die größten und ſicherſten Erfolge verſpricht. Allenthalben iſt ſonſt Sand oder Fels, bei Ihnen allein iſt gut angebauter Boden.“

Die Hauptaufgabe des Kongreſſes beſtand darin: „die Verfügungen zu treffen, welche die Beſtimmungen des Pariſer Vertrages ergänzen ſollten.“ Das will ſagen, es galt vor allem das geſtörte Gleichgewicht der Staaten wiederherzuſtellen, das moſaikartige Gerümpel, das durch die Keulenſchläge Napoleons in Haufen dalag, wieder zuſammenzufügen, damit die Landkarte ein anderes Ausſehen bekäme. — Nun konnte wohl ein Napoleon mit einem mächtigen Heer hinter ſich aus eigener Machtvollkommenheit Staatengebilde ſchaffen, zertrümmern, neu ſchaffen, und mit einigen Strichen auf der Landkarte dekretieren: „So ſoll es ſein, und ſo ſoll es nicht ſein.“ Anders mußte es natürlich kommen, wenn eine Reihe von Fürſten ſich an eine ſolche Aufgabe machte, deren jeder emſig die Vergrößerung ſeines Landes anſtrebte. Ohne Verſtändnis für das Erwachen ihrer Völker und für die Macht nationaler, freiheitlicher Gedanken gab es ſchließlich nur einen Schacher um Land und Leute. Der Kongreß wurde zu einem diplomatiſchen Schlachtfelde, wo mächtige Anſprüche und Gegenſätze wie kurz vorher die Schwerter ſich kreuzten. Aber jene Großmacht, deren Söhne zu Zehntauſenden die Schlachtfelder mit ihrem Blute gedüngt hatten, das Volk Deutſchlands, hatte keine Stimme auf dieſem Kongreß. Es regte ſich auch nicht, eine ſolche Stimme zu bekommen. Wo waren ſeine Vertreter? Freiherr vom Stein, der wohl in ſeiner Bruſt die großen Ideen eines einigen Deutſchland trug, war zurückgetreten, ſein Einfluß beim Kaiſer von Rußland war ſehr gering geworden, Polen und Griechen hatten ſich dazwiſchen gedrängt, und Stein war nicht der Mann, ſich in dieſes diplomatiſche, ihm widerliche Treiben einzulaſſen. Ein anderer, der mit weitem Herzen auch wohl erkannte, wo der Schuh das Volk drückte, — der alte Blücher, — ſchrieb an ſeinen Freund Rüchel: „Der gute Wiener Kongreß gleicht einem Jahrmarkt in einer kleinen Stadt, wo jeder ſein Vieh hintreibt, es zu verkaufen oder zu vertauſchen.“ Es war, als ob Wien gerade die richtige Stadt ſei für dieſen nichtigen Kongreß.

„Über dem ganzen glitzernden und blitzenden Treiben,“ ſchreibt Treitſchke, „lag der Hauch der Gedankenloſigkeit, welche das Habsburger Regiment auf dem Wiener Boden eingebürgert hatte. Die Zeit war dahin, da das wackere Bürgertum der ehrenfeſten deutſchen Landſtadt Wien ſich ſeine herrlichen Kirchen errichtete. Was hatten dieſe langen drei Jahrhunderte, ſeit die Donauſtadt der Mittelpunkt eines großen Reiches geworden, an Schönem gebaut und gebildet? Nichts, gar nichts, kaum daß der Kuppelbau der Karlskirche und das Belvedereſchloß mindeſtens einige Eigentümlichkeit zeigten. Sonſt überall, an dem häßlichen Häuſerhaufen der Burg wie an den Paläſten des reichen Adels, dieſelbe abſchreckende Geſchmackloſigkeit. Einige Kunſtſammlungen waren wohl vorhanden, doch niemand beachtete ſie; die Schätze der Ambrater Sammlung waren vergeſſen, Karl Auguſt von Weimar entdeckte ſie erſt jetzt von neuem, denn der geiſtvolle Fürſt hielt es in der ſchalen Nichtigkeit dieſer geſelligen Freuden nicht aus und durchſtreifte die Stadt, nach feineren Genüſſen ſuchend. Es war noch ganz das von Schiller verſpottete alte Wien, die Stadt der Phäaken mit ihrem ewigen Sonntag und dem immer ſich drehenden Bratſpieß. Keine Spur von wiſſenſchaftlicher Tätigkeit: wer hatte von der altehrwürdigen Univerſität je etwas gehört, außer daß ſie ein wohleingerichtetes Hoſpital mit einigen vortrefflichen Ärzten beſaß? Dazu der dumpfe Druck der geheimen Polizei und ein allgemeiner politiſcher Stumpfſinn. Kein Menſch in dieſem luſtigen Völkchen bekümmerte ſich um die politiſche Tätigkeit des Kongreſſes; der Öſterreichiſche Beobachter brachte in neun Monaten einen einzigen Artikel über die Geſchäfte der erlauchten Verſammlung, und niemand fand das ſonderbar. Allein die Blüte des Theaters ließ erraten, daß hier noch ein reichbegabter Menſchenſchlag lebte und das verfallene geiſtige Leben dereinſt doch wieder erwachen konnte.

Die Bildung in den Kreiſen der öſterreichiſchen Magnatengeſchlechter war noch ganz franzöſiſch; nur mit den Herren aus Preußen ſprach man deutſch, um dem nordiſchen Teutonentum doch eine Liebenswürdigkeit zu erweiſen. Der Eſprit der alten bourboniſchen Ariſtokratie fehlte freilich ganz; auch die großen Judenhäuſer, welche jetzt, dank der Finanznot des Hauſes Öſterreich, zum erſten Male als eine Macht auf-

Digitized by Google

traten und in die vornehme Welt eindrangen, die Firmen Arnſtein, Eskeles, Herz waren damit nicht allzu reich geſegnet.

Unvermeidlich wirkte die geiſtige Armſeligkeit dieſer Umgebung auf den ganzen Ton des Kongreſſes zurück. Das flache Vergnügen bot hier den einzigen Schutz gegen die Langeweile. Maskenzüge und Praterfahrten, Bälle und Spielpartien, Schmauſereien und lebende Bilder drängten einander in eintönigem Wechſel, ſo daß die Arbeit der Diplomatie lange kaum beginnen konnte. Eine kauſtiſche Bemerkung des Fürſten von Ligne oder eine Skandalgeſchichte von Metternich, der niemals weniger als zwei Damen zugleich mit ſeiner Gunſt beehrte, oder eine Witzelei über die neuerfundene Draiſine des Barons Drais, deren humpelnde Bewegung dem Fortſchreiten der Kongreßverhandlungen ſo verzweifelt ähnlich ſah, oder ein Urteilsſpruch jenes hohen Gerichtshofes der Feinſchmeckerei, der an Talleyrands Tafel den Käſe von Brie feierlich zum König des Käſegeſchlechts ausrief — das waren Silberblicke in dieſer ungeheuren Fadheit. Es ſchien, als wollte der wiederhergeſtellte alte Fürſtenſtand den Völkern Europas recht gründlich zeigen, für welches Nichts ſie geblutet hatten. Man hat viel von Napoleon gelernt, ſagte Karl Auguſt bitter, unter anderem auch die Frechheit."

Die Hauptvertreter der verbündeten Hauptmächte waren Fürſt Clemens Metternich für Öſterreich, der Staatskanzler Fürſt Hardenberg und Wilhelm von Humboldt für Preußen, Graf Neſſelrode für Rußland und Lord Caſtlereagh für England. Für dieſen trat ſpäter der Herzog von Wellington ein. Wenn dieſe vier Großmächte in geſchloſſener Phalanx zuſammenſtanden, ſo konnten ſie natürlich mit dem Kongreß machen, was ſie wollten, aber ſehr bald ſollten ſich zwiſchen ihnen Streitpunkte auftun, die ſchwer zu ſchlichten waren. Jeder wollte haben, keiner geben, keiner gönnte dem anderen das Fettauge auf der Suppe *).

Am 22. September wurde beſchloſſen, daß die deutſchen Angelegenheiten von den europäiſchen überhaupt zu trennen und von einem deutſchen Fürſtenausſchuſſe zu beraten ſeien, den Öſterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Württemberg mit Geſandten beſchicken ſollten. Frankreich ſollte bei der neuen Verteilung der Länder überhaupt keine Stimme haben, denn im Grunde war ja das Fell eines beſiegten Löwen gar nicht zu verteilen. Man hatte dieſes Fell bereits gehörig beſchnitten, und der gichtbrüchige Bourbon, eine Art politiſcher Weber Zettel, hatte es um ſeine fetten Schultern gehängt. Aber dieſer Bourbon hatte einen klugen Berater, den Fürſten von Benevent. Dem hinkenden Talleyrand war das Miniſterium des Äußeren in Frankreich übergeben, und ſiehe da — der Fürſt war zwei Tage vor den Monarchen bereits in Wien. Er ſetzte ſofort ſeine große Kunſt ein, um das Spiel in die Hand zu bekommen. Man hatte dem Fürſten noch drei Herren beigegeben, den Herzog von Dalberg (einen Neffen des Großherzogs von Frankfurt, einen Sohn des Theaterintendanten, der Schillers Räuber zur erſten Aufführung gebracht hatte), ferner Herrn de la Tour-du-Pin und den Grafen de Noailles. Natürlich war Talleyrand das Haupt und die Seele der Geſandtſchaft. Es war die Aufgabe dieſes Staatsmannes, dem zu Boden geworfenen Frank-

*) „Es darf des heiteren Eindrucks nicht vergeſſen werden, welche die eigentümliche Zuſammenſtellung der Equipage, deren ſich damals der König von Württemberg bediente, im Publikum hervorbrachte. Sie beſtand aus einer muſchelförmigen, gerade nur für Ihro ſtarkbeleibte Majeſtät Raum gewährenden Chaiſe, davor vier Braune, die Stangenroſſe Langſchwänze, die Vorlegpferde engliſiert, geſpannt waren, und je zwei von Jockeis, in eine Art von ſcharlachrotem Wams mit gelben Ärmeln gekleidet, gelenkt wurden. Man konnte nicht unterlaſſen, zu bemerken, daß dieſes Fuhrwerk ſehr mit den ſtadt- und landesüblichen Kutſchen kontraſtierte. Da der König Friedrich immer finſter ausſchaute, niemals für einen Gruß dankte, ſo unterließen es die Wiener ſehr bald, ihn zu grüßen. An der kaiſerlichen Tafel und wo ſonſt König Friedrich zu Tiſch geladen wurde, war für ſeinen mehr als königlichen Bauch ein beſonderer Platz mit einem konkaven Ausſchnitte eingerichtet. — Bei dem Kongreß in Erfurt bemerkte einſt Napoleon: Seine Majeſtät von Württemberg iſt immer der Letzte bei Tiſch und kommt doch nie anders als ‚Ventre à terre' (den Bauch am Boden) — ein Ausdruck, der auf der Rennbahn von den Pferden in der Karriere gebraucht wird. Einer großen Beliebtheit erfreute ſich der König Friedrich Chriſtian von Dänemark, obſchon er für ‚einen ſonderbaren Kauz' galt. Er war von mittelgroßer ſchmaler Geſtalt, hatte ein merkwürdig gebildetes Profil mit eckiger Stirn, das Haupt nur ſpärlich mit Haar bedeckt. Wenn man ihm im dunkelgrünen Oberrock, auf ſeinen Knotenſtock geſtützt, beim ärgſten Schneewetter in den entlegenſten Vorſtädten begegnete, konnte man ihn für einen Sprachmeiſter oder Muſiklehrer halten, welcher für 24 Kreuzer die Stunde Lektion erteilt; man gab ihm den Spitznamen: König vom Dantelmarkt. Da er, ſoviel es ſeine Mittel erlaubten, mildtätig, jeden Straßenbettler beſchenkte, kein an ihn gerichtetes Geſuch unbeachtet ließ, ſeine nächſte Aufmerkſamkeit den Wohltätigkeits- und Bildungsanſtalten widmete, die intereſſanteſten Klöſter und Fabriken der Umgegend beſuchte, hatte der bis dahin gänzlich Unbekannte bald die Herzen des Volkes gewonnen, das ihn einen ſehr unterrichteten, aufgeklärten, ‚guten und braven Herrn' nannte und ihm überall mit hoher Achtung begegnete. Die armſelige Rolle, welche dieſer ‚gute und brave König von Dänemark' in dem letzten Kriege als Verbündeter Napoleons geſpielt, war freilich den guten Wienern, welche ſich damals ſehr wenig um die innere und gar nicht um die auswärtige Politik bekümmerten, gänzlich unbekannt geblieben. Trotz aller Treuloſigkeiten, welche er gegen die Verbündeten und insbeſondere gegen Preußen verübt, hatte er nicht verſäumt, bei dem diplomatiſchen ‚Allerſeelenfeſte' ſich einzufinden, um in ſeinem Portefeuille auch einige Seelen zur Entſchädigung für das ihm abgenommene Norwegen mit nach Haus zu nehmen. Der Handel gelang ihm nicht ganz nach Wunſch und er ſoll dem Kaiſer Alexander, als dieſer ihm bei dem Abſchiede mit Anſpielung auf die Liebe, welche er ſich bei den Wienern erworben, ſagte: ‚Sie nehmen alle Herzen mit ſich fort!' geantwortet haben: ‚aber leider! nicht eine einzige Seele!'"

Digitized by Google

reich wieder die Stelle im Konzert der Mächte zu schaffen, auf die es ein Recht zu haben glaubte. Das geschah am besten, wenn man sich in die Fragen mischte, die eigentlich die anderen Mächte unter sich abzumachen hatten. Frankreich hatte aus dem Zusammenbruch gerettet, was überhaupt zu retten war. Das Land war, wenn auch auf die Grenzen von 1792 (mit einigen Aufbesserungen) zurückgedrängt, dennoch im Frieden von Paris äußerst glimpflich behandelt.

„Die Rolle der französischen Minister beim Kongresse," schrieb Friedrich Gentz, „war im Grunde die schönste und einfachste von allen. Da alles, was Frankreich betraf, durch den Pariser Frieden geregelt war, so brauchten sie für sich selbst nichts zu verlangen und konnten sich darauf beschränken, das Verhalten der anderen zu überwachen, die Schwachen gegen die Starken zu verteidigen, jede Macht in ihren gerechten Grenzen zu halten und aufrichtig an der Herstellung des politischen Gleichgewichts zu arbeiten. Man muß ihnen auch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich im allgemeinen diesen Grundsätzen gemäß benahmen, daß sie keinen Antrag stellten, kein Projekt aufs Tapet brachten, welche mittelbar oder unmittelbar die leiseste Änderung in den Bestimmungen des Pariser Vertrags, die geringste Ausdehnung ihrer Grenzen oder irgendeinen mit den Rechten ihrer Nachbarn oder der allgemeinen Ruhe unvereinbaren Anspruch bezweckten. Trotz aller Lügen, die gegenwärtig im Umlauf sind, trotz aller Pläne, Schritte und Ränke, welche der eingefleischte Haß gegen Frankreich diesen Ministern fälschlich und oft lächerlicherweise zugeschrieben hat, wird die wahrheitsgetreue Geschichte ihnen dieses ehrenvolle Zeugnis nicht versagen können, und ich, der ich alles in der Nähe gesehen und besser als jeder andere diesen Teil der Geschichte einst werde schreiben können, bin der erste, welcher es ihnen ausstellt."

Charles Maurice de Talleyrand-Périgord
Nach einem Gemälde von F. Gérard gestochen von A. Roucher Desnoyers

Schon am 30. September gelang es Herrn von Talleyrand, auf eine Einladung des Fürsten Metternich (der Form wegen wurde auch der spanische Bevollmächtigte eingeladen) einer vorläufigen Beratung beizuwohnen, zu welcher sich die Minister der verbündeten Staaten bei Metternich einfanden. Talleyrand führte hier aus, daß es eine Bezeichnung „Verbündete Mächte" doch eigentlich nicht mehr geben dürfe, nachdem der Frieden von Paris geschlossen sei. Gegen wen seien denn diese Mächte jetzt verbündet? Es gäbe nur acht Unterzeichner des Vertrages von Paris, und diese acht unterzeichneten Mächte schienen ihm verbündet, jeder derselben berechtigt zu gleichen Stimmen und gleichem Einfluß. So schlich sich der Fuchs mit kluger Rede in den Bau. Es ist interessant zu lesen, wie Talleyrand es mit dem Kaiser Alexander anfing, eine Unterredung, die mit starker Kühlheit seitens des Kaisers begann und mit einer Umarmung endete. Hier ist der Bericht des französischen Gesandten an den König Ludwig XVIII.

„Als der Kaiser mich ansprach," so schreibt der Diplomat, „reichte er mir die Hand, aber seine Mienen zeigten nicht den liebenswürdigen Ausdruck, den ich früher an ihm zu sehen gewöhnt war, seine Sprechweise war kurz angebunden, seine Haltung ernst, vielleicht sogar ein wenig feierlich. Ich sah klar und deutlich, daß der Zar die Rolle, die er spielen wollte, sich vorher zurechtgelegt hatte. Er begann: ‚Vor allen Dingen — wie ist die Lage Ihres Landes?' — ‚So gut, wie Eure Majestät sie nur haben wünschen können, und besser, als man zu hoffen berechtigt war.' — ‚Die öffentliche Meinung?' — ‚Wird von Tag zu Tag besser.' — ‚Die liberalen Ideen?' — ‚Sind nirgends besser vertreten als in Frankreich.' — ‚Aber die Freiheit der Presse?' — ‚Diese besteht, mit einigen durch die Umstände gebotenen Einschränkungen; auch diese werden nach Ablauf von zwei Jahren hinfällig sein und werden kein Hindernis bieten, daß auch während dieser Frist alles, was gut und nützlich ist, veröffentlicht werden kann.' — ‚Und die Armee?' — ‚Sie ist dem König ganz und gar ergeben: hunderdreißigtausend Mann stehen unter den Fahnen, und dem ersten Ruf werden dreihunderttausend andere folgen, um sie zu verstärken.' — ‚Die Marschälle?' — ‚Welche, Sire?' —

Digitized by Google

‚Oudinot?' — ‚Er ist dem König ergeben.' — ‚Soult?' — ‚Er ist anfangs ein wenig verstimmt gewesen; man hat ihm den Oberbefehl in der Vendée gegeben; er hat sich dort ausgezeichnet benommen, hat sich dort Liebe und Achtung zu verschaffen gewußt.' — ‚Und Ney?' — ‚Er trauert ein wenig um seine verlorenen Dotationen; Eure Majestät könnten diese Trauer mildern.' — ‚Die beiden Kammern? Mir scheint, es macht sich Opposition bemerkbar.' — ‚Wie überall in beratenden Versammlungen: Die Ansichten können verschieden sein, aber in den Gefühlen sind alle einig, und wo es Meinungsverschiedenheiten gibt, hat die Meinung der Regierung stets eine große Mehrheit für sich.' — ‚Aber man ist nicht einig?' — ‚Wer hat Eurer Majestät so etwas sagen können? Wenn nach fünfundzwanzig Revolutionsjahren der Thron des Königs so feststeht, wie wenn das Haus Bourbon niemals Frankreich verlassen hätte, ist das nicht der sicherste Beweis, daß in bezug auf die anzustrebenden Ziele allgemeine Einigkeit herrscht?' — ‚Ihre persönliche Stellung?' — ‚Das Vertrauen und die Güte des Königs gehen über alle meine Hoffnungen hinaus.' — ‚Nun zu unseren Angelegenheiten; wir müssen hier damit zu Ende kommen.' — ‚Das hängt von Eurer Majestät ab: sie werden zu einem schnellen und glücklichen Abschluß gelangen, wenn Eure Majestät ihnen den gleichen Edelsinn und die gleiche Hochherzigkeit zuwenden, wie den Angelegenheiten Frankreichs.' — ‚Aber jeder muß seine Rechnung dabei finden.' — ‚Und seine Rechte.' — ‚Ich werde behalten, was ich habe.' — ‚Eure Majestät werden nur das behalten wollen, was Ihnen rechtmäßig zukommt.' — ‚Ich bin mit den Großmächten einig.' — ‚Ich weiß nicht, ob Eure Majestät Frankreich zu diesen Mächten rechnen?' — ‚Ganz gewiß; aber wenn Sie nicht wollen, daß ein jeder auf seine Rechnung kommt, was beanspruchen Sie denn?' — ‚Ich stelle das Recht in die erste Reihe und die Vorteile in die zweite.' — ‚Die Vorteile Europas sind das Recht.' — ‚Diese Sprache, Sire, ist nicht die Ihrige; sie ist Ihnen fremd, und Ihr Herz spricht eine andere Sprache.' — ‚Nein, ich wiederhole es: die Vorteile Europas sind das Recht.' — Nach diesen Worten drehte ich mich gegen das Holzgetäfel der Wand, an der ich stand, lehnte meinen Kopf dagegen, schlug mit der Faust gegen das Holz und rief: ‚Europa! Europa! Unglückliches Europa!' Dann wandte ich mich wieder zu dem Zaren und fragte:

‚So soll es also Wahrheit werden, Eure Majestät werden der Verderber Europas sein?' — Er antwortete mir: ‚Lieber Krieg, als daß ich auf das verzichte, was ich bereits habe!' — Ich ließ meine Arme herabhängen und schwieg, indem ich die Haltung eines tiefbetrübten, aber festentschlossenen Mannes annahm, die ihm deutlich zu verstehen gab: Wir werden nicht die Schuld daran tragen.

Der Kaiser schwieg ebenfalls einige Augenblicke, dann wiederholte er: ‚Ja, lieber Krieg!'

Ich blieb in derselben Haltung vor ihm stehen. Da hob er die Hände empor, gestikulierte, wie ich es noch niemals von ihm gesehen hatte, und rief mit einem Ausdruck, der mich an den Schlußsatz des Eloge de Marc-Aurèle erinnerte: ‚Es ist Zeit zum Schauspiel, ich muß es besuchen; ich habe es dem Kaiser versprochen; man erwartet mich dort.'

Dann ging er; aber als sich ihm bereits die Tür geöffnet hatte, kehrte er noch einmal um, umschlang mich mit beiden Armen, preßte mich an sich und sagte mit einer seltsam fremden Stimme: ‚Adieu, adieu, wir werden uns wiedersehen.'

Bei dieser ganzen Unterhaltung, von der ich Eurer Majestät nur die bemerkenswertesten Stellen habe wiedergeben können, wurden Polen und Sachsen nicht ein einziges Mal mit Namen genannt, sondern nur durch Umschreibungen angedeutet; so sagte z. B. der Kaiser, um Sachsen zu bezeichnen: ‚Die Verräter an der Sache Europas' — worauf ich mich veranlaßt sah, zu antworten: ‚Sire, das ist lediglich eine Frage des Datums und' — setzte ich nach einer kleinen Pause hinzu — ‚die Wirkung der Verlegenheit, in die man wohl durch die Verhältnisse geraten konnte.' — Einmal sprach der Kaiser von den ‚Verbündeten'; ich wies diesen Ausdruck zurück, wie ich's bereits bei der Konferenz getan hatte, und ich schob ihn auf Rechnung der Gewohnheit."

Herrn de Talleyrands Bericht schloß mit den folgenden Worten:

„Wie Eure Majestät sehen, befinden wir uns hier in schwieriger Lage; sie kann jeden Tag noch schwieriger werden. Der Kaiser Alexander läßt seinem Ehrgeiz rücksichtslos die Zügel schießen; er wird von Herrn de La Haye und dem Fürsten Czartoryski noch schärfer angespornt; Preußen hofft auf große Gebietserweiterungen; Österreich ist ängstlich und hat nur einen verschämten Ehrgeiz, aber es ist entgegenkommend, um Hilfe zu finden. Und dies sind noch nicht die einzigen Schwierigkeiten. Andere und größere entspringen aus den Verpflichtungen, die die früher verbündeten Mächte zu einer Zeit eingegangen sind, wo sie noch keine Hoffnungen hatten, den von ihnen Gestürzten zu Boden zu schlagen, sondern einen Frieden zu schließen gedachten, der ihnen erlauben würde, es ebenso zu machen wie er. Heute, wo gleichzeitig mit Eurer Majestät die Gerechtigkeit wieder auf Frankreichs Thron gestiegen ist, wollen die Mächte, zu deren Vorteil diese Verpflichtungen eingegangen worden sind, nicht darauf verzichten, und diejenigen, die es vielleicht bedauern, sich darauf eingelassen zu haben, wissen nicht, wie sie sich davon freimachen sollen. So steht es, wie ich glaube, mit England, dessen Minister schwankend ist. Die Gesandten Eurer Majestät könnten also vielleicht solchen

Digitized by Google

Hindernissen begegnen, daß sie nichts weiter hoffen könnten, als die Ehre zu retten; aber so weit sind wir noch nicht."

Auch die Grundsätze, nach denen der französische Bevollmächtigte handeln sollte, waren klug festgelegt, und es ist geschichtlich von hoher Bedeutung zu erfahren, daß sie sich besonders gegen Preußen richteten. So wenig Österreich eine Oberherrschaft in Italien haben sollte, so wenig sollte Preußen sie in Deutschland haben. Hier ist die sogenannte Instruktion für die französischen Minister.

„In Italien muß man Österreich verhindern, eine Oberherrschaft auszuüben, indem man seiner Machtäußerung gegensätzliche Einflüsse entgegenstemmt; in Deutschland gilt dies für Preußen. Der topographische Bau seiner Monarchie macht für Preußen aus dem Ehrgeiz eine Art Notwendigkeit. Jeder Vorwand ist ihm gut. Kein Bedenken hält es auf. Sein Vorteil ist sein Recht. So hat es im Lauf von 63 Jahren seine Bevölkerung von weniger als 4 Millionen auf 10 Millionen gesteigert und hat sich so gewissermaßen den Rahmen für eine ungeheure Monarchie geschaffen, indem es da und dort zerstreute Gebiete erwarb, die es zu vereinigen strebt, indem es einverleibt, was zwischen ihnen liegt. Der schreckliche Sturz, den es erlitten, hat es von seinem Ehrgeiz nicht geheilt. In diesem Augenblick wird Deutschland bearbeitet von seinen Sendlingen und Parteigängern, die ihm Frankreich malen, als wollte es Deutschland von neuem verschlingen, Preußen aber als die Macht hinstellen, welche allein imstande sei, Deutschland zu verteidigen. — Haben will Preußen alles, was zwischen den gegenwärtigen Grenzen Frankreichs, der Maas und dem Rhein liegt. Haben will es Luxemburg. Es behauptet: Alles ist verloren, wenn ihm Mainz nicht gegeben wird, keine Sicherheit ist vorhanden, wenn es Sachsen nicht besitzt. Die Verbündeten, sagt man, haben die Verpflichtung übernommen, Preußen in den Machtbestand wieder einzusetzen, den es vor seinem Sturz besessen hat, d. h. mit 10 Millionen Einwohnern. Wenn man Preußen machen ließe, so hätte es bald 20 Millionen Einwohner und würde sich ganz Deutschland unterwerfen. Folglich muß man seinem Ehrgeiz Zügel anlegen, indem man erstens seinen Besitzstand in Deutschland möglichst einschränkt und zweitens seinen Einfluß durch die Organisation der Bundesverfassung lahmlegt. — Die Mittel, um Preußen so dünnleibig wie möglich zu machen, sind: Erhaltung der kleinen deutschen Staaten und Vergrößerung der mittleren."

Wirklich erhoffte Preußens König mit Sicherheit, daß Sachsen als ein erobertes Land dem preußischen Staate zufallen würde. Hatte Preußen nicht in dem gewaltigen Kampfe das meiste geleistet? Und hatte sich der König von Sachsen nicht bis zuletzt gegen alle Gründe, zu den Verbündeten überzutreten, halsstarrig gezeigt, hatte er nicht bis zuletzt beim Kaiser Napoleon, seinem „hohen Verbündeten", ausgehalten? Hatte er nicht selbst am letzten Tage der Schlacht von Leipzig am 19. Oktober noch die Abgesandten des Zaren und des Königs von Preußen in höchst kühler und ablehnender Weise empfangen? Dazu kam, daß Rußland Anspruch auf das gesamte Herzogtum Warschau erhob. In diesem Herzogtum Warschau aber waren die ganzen polnischen Gebiete enthalten, die einst Preußen bei Aufteilung Polens zugefallen waren. Die Entschädigung ließ sich gar nicht anders finden als in dem Erwerbe des ganzen Königreichs Sachsen, welches damals einen Umfang von 736 Geviertmeilen mit 2¼ Millionen Einwohnern hatte und acht Millionen Taler Einkünfte eintrug. Der Anfall des ganzen Königreiches Sachsen wäre für Preußen eine ausgezeichnete Abrundung seines Gebietes gewesen. Mit einem Schlage hatte es dann eine natürliche Grenze gegen Süden durch das Lausitzer und das Erzgebirge und nach dem Thüringer Walde zu Anschluß an die sächsischen Herzöge und Fürsten, welche auf diese Weise seinem Machtbereiche sozusagen sich einfügten. Aber in diesem Kampfe um Sachsen stand auf seiten Preußens nur Rußland. Bisher war Sachsen durch einen russischen Gouverneur verwaltet worden, und der Zar war bereit, die Verwaltung an Preußen abzutreten, was denn auch geschah. Der Zar und König Friedrich Wilhelm III. taten sich eng zusammen, um ihren Willen durchzusetzen, während es Talleyrand gelang, auf der anderen Seite ein Bündnis zwischen Österreich, Frankreich und England zu bilden, als Gegengewicht gegen die beiden östlichen Staaten. Die Verhältnisse wurden immer schärfer und über all den Intrigen und Zetteleien hinter den Kulissen waren die Dinge im Dezember 1814 wirklich so weit gekommen, daß sich Napoleon von seiner Insel hätte freuen können, wie seine Feinde übereinander herfielen. Der Preußen bemächtigte sich eine Kampfesstimmung. Konnte sich nicht der Staat Friedrichs des Großen auf 260000 Bajonette stützen? Gegen Rußland und Preußen wiederum verpflichteten sich die andern Mächte, jeder 150000 Mann ins Feld zu stellen. Talleyrand war die Hauptseele dieser Verschwörung. Frankreich — so sagte er — würde im Notfalle 300000 Mann marschieren lassen. Triumphierend schrieb er an seinen König nach Paris, daß die Koalition gegen Frankreich gesprengt sei. Mit Recht konnte er sich rühmen: „Ich habe für Frankreich eine föderative Stellung geschaffen, wie sie 50 Jahre glücklicher Unterhandlungen kaum hätten erreichen können." Schon traf der General Ricard aus Paris ein, um mit Schwarzenberg und Wrede einen Feldzugsplan zu verabreden.

Auch Preußen traf seine Vorkehrungen. Schon Ende Dezember übersandte Grolman einen mit

Digitized by Google

Boyen und Gneisenau verabredeten Kriegsplan. In zwei großen Armeen wollte man gegen Sachsen und den Rhein vorbrechen, während ein Beobachtungskorps Schlesien decken sollte. Es sah ernst genug aus. Und inmitten dieser allgemeinen Verwirrung saß der schlaue Talleyrand, der vielgewandte politische Odysseus, und freute sich seines Werkes. Er hatte das Legitimitätsprinzip, das Prinzip des „unverletzlichen Königtums von Gottes Gnaden" wieder neu aufpoliert, er derselbe, der einst als Bischof von Autun die Fahnen der Revolution gesegnet hatte.

Ein Augenzeuge schreibt um diese Zeit:

„Über Deutschland und seine künftige Föderativverfassung ist noch nichts, auch gar nichts zustande gekommen. Es sind mehrere Projekte eingereicht worden, unter anderen auch von Metternich eines zu einem Bunde, welcher ziemlich bunt aussieht. Seine Grundlagen sind allgemeine Repräsentation unter der Bedingung einzelner Entsagungen von Rechten zur Gewinnung allgemeiner Kraft und ständischer Verfassung. Darauf haben Württemberg und Bayern, die nur egoistisch festhalten und gewinnen wollen, gegen die Beeinträchtigung ihrer Souveränität geschrieen ... Bayern will von allen den Bundesprojekten nichts wissen, die seine politische Existenz in einer deutschen Allgemeinheit beschränken könnten. Es strebt vielmehr durch Forderung neuer Erwerbungen nach dem Rang einer europäischen Macht und ist bereit, das Schwert zu ziehen, wenn wo ihm Widerspruch droht. In dieser Politik ist die brutalste Kampflust; sie neigt sich jetzt ganz zu Österreich. Württemberg hingegen fühlt sich aufs tiefste durch Österreich gekränkt und der Kronprinz durch seinen Mentor, den Minister Stein, von Ideen belebt, die ihn Preußen und Rußland zu eigen machen, wenn auch der starre, dicke Papa weniger zugänglich ist. Die Heirat des Kronprinzen mit der Großfürstin Katharina bringt eine kluge, einsichtige, kräftige Frau an diesen Hof.

Es haben die kleinen Mächte auch den Zutritt verlangt zu den deutschen Konferenzen, bisher ohne Erfolg! — Was sich nach dem herrschenden Zeitgeist allgemein aufdringt, wird in Deutschland nicht ausbleiben, und ordnet es sich nicht gütlich, so gestaltet es sich in Erschütterungen, denen politische Mißhelligkeiten den nächsten Funken geben.

Frankreich rennt à tête perdue gegen die deutschen Angelegenheiten, vorzüglich die sächsischen, wovon der geheime Zweck scheint, sich durch andere zugestandene Gunstbezeigungen gewinnen zu lassen. Man macht wohl nicht mit Unrecht dieser Politik den Vorwurf von seiten Rußlands und Preußens: ‚sie vergessen, daß die Verbündeten Bonaparte vom Throne gestoßen, daß also der Rheinbund aufgehört und ein Bourbon diese Fürsten nicht mehr zu vertreten habe.'

England spielt in diesen Verwickelungen eine bedeutende Rolle des Hemmens und Aufhaltens. Es entwickelt sich durch sein neues Königreich Hannover ein Kontinentalsystem, welches der Graf Münster durch den Herrn von Gagern, durch Herrn von Lübecker und den Grafen Keller an Holland, Braunschweig und Hessen reiht, wodurch in Norddeutschland ein hannöverisch-deutscher Bund entsteht. Die persönliche Abneigung, welche in England zwischen dem Kaiser Alexander und dem Prinzregenten entstanden, sowie des letzteren Widerwille gegen die ministerielle Partei, haben dem englischen Kabinette eine feindliche Stellung gegen Rußland gegeben, welche die Vergrößerungslust des letzteren nach Polen nun noch politisch bedingt, gegen Preußen aber alle die deutschen Staaten in Opposition stellt, welche der unmittelbaren Kontinentaleinwirkung Englands durch Hannover unterworfen sind. Österreich dagegen hat durch die Finessen des Fürsten Metternich eine sehr günstige Stellung in England gewonnen, wo sich der Kaiser Alexander Feinde und der König Friedrich Wilhelm keine Freunde gemacht. Dadurch entsteht im deutschen Norden ein Verein, der Preußen, als engem Verbündeten Rußlands, Gefahr droht.

Frankreich neigt sich gegen England, um vermittels des Friedens die Meere wieder befahren zu können; und so kreuzen sich hier so viele Interessen, die bei dem langersehnten Friedensbund die Völker wollen zur Sprache bringen, daß sich dieselben zu den wunderbarsten Gestaltungen zusammenfügen, so wie ein neuer Anstoß von Mißhelligkeit sie gegeneinanderwirft. In dieser Krise seltsamer politischer Verhältnisse hat Metternich neuerdings ein großes Übergewicht in den Verhandlungen sich verschafft, indem vor kurzem Lord Castlereagh unerwartet seiner Partei beigetreten ist. Eine fulminante Depesche des Prinzregenten hat den Minister bedeutet, nicht im sansculottisch-monarchischen Sinne zu verfahren, sondern das Prinzip von Erhaltung der Dynastien aufrechtzuhalten und keinen Ideen Eingang zu geben, die wie die zeitherigen revolutionärer Tendenz wären. Eine gänzliche Umstimmung des noblen Lords ist die Folge davon gewesen, welche Metternich überrascht, doch sehr vergnügt hat. Der Kaiser Alexander, der immer selbst durch persönliche Gespräche mit Metternich den Fortgang der Unterhandlungen geleitet, hatte diesen kürzlich zu sich eingeladen. Auf die Umkehr der Engländer gestützt, hat Metternich so heftig diskutiert, daß man Zank und Streit im Vorzimmer gehört. Der Kaiser hat hernach den Minister Stein, den allezeit kampffertigen, in die Unterhaltung ziehen wollen, doch Metternich sich geweigert, mit demselben in neueren Beziehungen zu traktieren. Noch lauer sind nun die letzten mündlichen Erörterungen durch den General Radetzky gegangen, bis sie ganz im Notenwechsel erstickt worden sind. Jetzt wollen Kaiser Alexander und König Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm persönlich klagend gegen Metternich ihren Bruder Franz angehen. Schon mehrere Stürme hat der gewandte Fürst gegen sie auszuhalten gehabt. Wer aber sollte ihn ersetzen!

Wo man nur hinsieht, Widerspruch und Verwirrung, ohne Aussicht, daß es anders werden könne. Täglich häufen sich die Forderungen, wie immer mehr und mehr böse Geister aufsteigen, sobald ein Zauberer die Hölle beschwört und das Losungswort vergessen hat. Wer verlangt und nichts erhält, ist unzufrieden und hetzt. Sogar die von Napoleon Dotierten haben ihre Abgesandten, und die Marschälle fordern frech ihre Güter in Deutschland zurück."

Endlich beruhigte sich auf beiden Seiten das Blut, und wie wir sehen werden, war es die höchste Zeit. Die Schwerter blieben in der Scheide für einen besseren Zweck, und die Federn endeten das Werk. Allerdings erst nach Monaten, als schon die Armeen von neuem gegen den Korsen im Felde standen. Erst am 9. Juni 1815, zehn Tage vor der Schlacht bei Waterloo, wurde die Schlußakte des Wiener Kongresses unterzeichnet. Durch sie erhielt für zwei Menschenalter die Karte Europas ihr Antlitz. Rußland erhielt das Herzogtum Warschau und trat nur den westlichen Teil von Groß-Polen an Preußen ab. Dazu behielt es Finnland, Bessarabien, und seine Stellung als europäische Großmacht war gewaltig verstärkt. — Das Inselreich Großbritannien machte die besten Geschäfte. Die Inseln Malta und Helgoland fielen damals an England, dazu Ceylon und das Kapland, das der Grundstock des großen südafrikanischen Reiches unter Englands Herrschaft wurde. Die gewaltigen Kosten und Verluste, die England während der letzten Dezennien gehabt hatte, machten sich bezahlt. Es stieg als Seemacht auf die höchste Stufe. Hannover blieb unter dem welfischen Zepter der Könige von England. — Auch das Kaiserreich der Habsburger konnte wohl mit der Entwicklung der Dinge zufrieden sein. Ostgalizien fiel ihm zu, dazu Salzburg, und Bayern mußte Tirol und Vorarlberg zurückgeben. Venetien und die Lombardei, Dalmatien und Illyrien, die Gebiete am mittelländischen Meere kamen an Österreich zurück. Damals gründete es seine große Stellung in Italien, die erst mit der Einheit Italiens erlöschen sollte. — Preußen gab in der sächsischen Frage nach und statt des ganzen Sachsens begnügte es sich mit der größeren Hälfte. Ihm fielen 466 Quadratmeilen sächsischen Landes zu. Dazu kam das Großherzogtum Posen, das sogenannte Groß-Polen, Westpreußen mit Thorn und Danzig und der Rest von schwedisch Pommern mit Rügen, außerdem am Rhein das Herzogtum Jülich-Berg und die Kurlande Köln und Trier sowie der Kanton Neuenburg. Dafür mußte es aber an Hannover, das unter welfischer Regierung zum Königtum aufstieg, das schöne Ostfriesland, die Bistümer Osnabrück, Hildesheim und Goslar abtreten, und bei Bayern blieben die fränkischen Besitzungen Ansbach und Bayreuth.

Zugleich löste dieser Wiener Kongreß die deutsche Verfassungsfrage. Wie ließen sich am besten die 39 deutschen Staaten und Stätchen unter einen Hut bringen? Österreich wollte nichts von einer Vorherrschaft Preußens, Preußen nichts von einer solchen Österreichs wissen. Man sprach von einem Erbkaisertum, einem Wahlkaiser, aber jeder der Fürsten wollte sich seine Souveränität ganz und gar bewahren. Schließlich kam es dann zu einem Staatenbunde, der richtig bezeichnet wurde als „die unwürdigste Verfassung, welche je einem Kulturvolke von den eingeborenen Herrschern auferlegt war". Die auswärtigen Mächte unterzeichneten den Bundesvertrag, als seien sie Bürgen für diese Verfassung, und Deutschland, oder vielmehr der deutsche Bund, wurde damit sozusagen unter die Vormundschaft Europas gestellt. Die Verfassung dieses Bundes gehört auf ein anderes Gebiet; es mag uns genug sein, festzustellen, daß er nach langem Leiden zu seiner Zeit im Jahre 1866 starb. Fast zwei Menschenalter noch mußte das deutsche Volk diese „unwürdigste Verfassung" ertragen, bis jener Große kam, der des Reiches Leiden durch Blut und Eisen heilte.

Zwar hatten Preußen und Rußland in der sächsischen und polnischen Frage nachgegeben, aber dennoch glomm unter der Asche die Zwietracht fort, bereit, bei der nächsten Gelegenheit wieder emporzulodern, als plötzlich eine Kunde in Wien eintraf, die ganz von selbst den Frieden stiftete. In der Nacht zum 7. März kam eine Depesche des österreichischen Konsuls von Genua in Wien an, welche meldete, daß der Kaiser Napoleon in der Nacht des 27. Februar sein Exil verlassen habe und daß man nicht wisse, wo er sei.

Metternich, der die Depesche zuerst erhielt, legte sie, da er gerade eben zu Bett gegangen war, auf seinen Nachttisch und öffnete sie erst in der Morgenstunde des 7. März. Sie enthielt in sechs Zeilen die Anzeige, daß der englische Kommissar Campbell beim Konsul in Genua erschienen sei, um zu melden, daß Napoleon von Elba verschwunden wäre. Sofort warf Metternich sich in die Kleider und war bereits um acht Uhr bei dem Kaiser Franz. Der Habsburger las den Bericht von der Rückkehr seines Schwiegersohnes nach Europa und sagte dann trocken: „Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen. Das ist seine Sache. Die unsere ist, die Ruhe der Welt zu sichern. Gehen Sie also unverzüglich zum Kaiser von Rußland und zum Könige von Preußen, und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meiner Armee sofort den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen." Metternich eilte zu den beiden Monarchen und erhielt auch ihre Zusicherung, daß der Krieg sofort wieder aufgenommen werden würde. In weniger als einer Stunde war der Krieg beschlossen. Das

Digitized by Google

iſt ſo ungefähr die einzige wirkliche Tat, die dieſer Kongreß gebar. — Bald ſammelten ſich bei Metternich die Miniſter. Als Talleyrand eintrat und der öſterreichiſche Herr ihm den Bericht gab, ſagte der Fürſt von Benevent: „Wiſſen Sie, wohin Napoleon geht?“ — Metternich: „Der Bericht ſagt hiervon nichts!“ — Talleyrand: „Er wird irgendwo in Italien landen und ſich in die Schweiz werfen.“ — Metternich: „Nein, er wird geradeaus nach Paris gehen!“

Während des Tages verbreitete ſich die Nachricht in Wien. Der Markgraf Wilhelm von Baden beobachtete die Wirkung derſelben auf die Diplomaten und Generale. Alles ſteckte die Köpfe zuſammen und tuſchelte, und man riet in fiebriger Unruhe, wohin Napoleon wohl gegangen ſei. Einer meinte erzürnt: „Man muß mit dem wortbrüchigen Deſpoten dieſesmal ohne alle Gnade und Barmherzigkeit verfahren,“ worauf König Friedrich Wilhelm, der in der Nähe ſtand, das trockene Wort ſagte: „Ja, meine Herren, erſt müſſen wir ihn haben!“

Zuerſt begegnete man von ſeiten der Monarchen der Kunde ziemlich ruhig, dann aber, als die Landung Napoleons in Frankreich und die raſchen Fortſchritte, die er gegen Paris machte, bekannt wurden, wurde man bedenklich. „Sagte ich Ihnen nicht voraus, daß Ihre Bourbonen keinen Beſtand haben würden?“, ſagte der Zar zu Talleyrand, und Kaiſer Franz wiederum zum Zaren: „Sehens wohl, das habens halt von Ihrer Vorliebe für die Jakobiner!“ — „Gut,“ ſagte Alexander, „für das nächſte Mal wollen wir uns beſſer vorſehen!“

Am 13. März erließen die Bevollmächtigten am Wiener Kongreſſe im Auftrage ihrer Monarchen eine Achtserklärung gegen Napoleon, die ihn wegen öffentlichen Friedensbruches „außer dem Geſetz und für vogelfrei erklärte“. In Berlin aber war es der alte Blücher, der das Rechte erkannte. Da er die Kunde erhielt, ging er in das Hotel des engliſchen Geſandten und fragte den aus dem Schlafe Geweckten: „Hat England eine Flotte im Mittelmeer?“, worauf der Geſandte erſtaunt: „Eine Flotte? Nun ja, ich denke doch!“ — und der alte Blücher geradeaus: „Ich will Ihnen was ſagen, was ich denke, nämlich: wir müſſen, Gott ſtraf mir, wieder von vorn anfangen und daran ſeid ihr Engländer ſchuld!“

Während in Wien der Kongreß tagte und Talleyrand mit ſeinen drei Gehilfen die Intereſſen Frankreichs ſo tüchtig vertrat, regierte in Paris der königliche Bourbon alles in Grund und Boden. Wir ſagten ſchon, daß der König kein dummer Mann war. Er war ein philoſophiſcher Kopf und mußte ſich wohl ſagen, daß ſich fünfundzwanzig Jahre Revolution nicht wegwiſchen ließen. Dieſe fünfundzwanzig Jahre waren ſo angefüllt mit Taten und Gloire, daß, mochten ſie auch viel Blut und Tränen gekoſtet haben, doch die Franzoſen ſie aus ihrer Geſchichte nicht hätten geſtrichen haben wollen. Dennoch trat das Bürgertum und ein großer Teil des Volkes, nicht ſowohl in Paris als im ländlichen und ſüdlichen Frankreich, den Bourbonen mit Hoffnungen gegenüber. Man war ſchließlich erſchöpft von all den Kriegen, und da der König eine liberale Verfaſſung verlieh, ſo ging es in den erſten Monaten ganz gut. Aber dann machte ſich allmählich der Einfluß der Emigranten geltend, und dieſen gegenüber war der König Ludwig XVIII. ſchwach. Zwar hatte der König Talleyrand, dem er viel Dank ſchuldete, und der ja auch der einzige Geeignete ſein mochte, zum Miniſter des Äußeren ernannt. Im übrigen aber führte das Portefeuille der Hausminiſter Graf Blacas. Dieſer war der Mittelpunkt der ganzen inneren Verwaltung. Er war lange Jahre mit dem Könige im Exil geweſen und ſaß als Günſtling feſt im Sattel. Er war durch und durch Royaliſt und Bourboniſt, und alles, was er ſagte, galt bei dem König. Zwar erkannte die königliche Charte constitutionelle die großen Errungenſchaften der Revolution an: das waren die Gleichheit aller Bürger vor dem Geſetz, Freiheit der Preſſe und der Religionsübungen, die Geſchworenengerichte, der Verkauf der Nationalgüter, die Verantwortlichkeit der Miniſter, aber in der Praxis begann man dennoch bald gegen dieſe, dem abſoluten Königtum abgezwungenen Volksrechte zu ſündigen. Wir erzählten ſchon, wie die ruhmvolle dreifarbige Kokarde abgeſchafft und durch die weiße der Bourbonen erſetzt wurde. Den Mitgliedern des Senates, die für den Tod Ludwigs XVI. geſtimmt hatten, verſagte man die Aufnahme in die Pairskammer, obgleich gerade zu ihnen die fähigſten Männer zählten. Man nannte ſie kurz „Königsmörder“ („régicides“) und verfolgte ſie, wo man konnte. Gegen alles, was Napoleon geſchaffen, zeigten die zurückkehrenden Emigranten lediglich Haß und Verachtung. Zwar waren die meiſten der Napoleoniſchen Marſchälle mit fliegenden Fahnen zu den Bourbonen übergegangen, aber bald konnten ſie die Wahrheit des Wortes erfahren, das Napoleon ihnen zum Abſchied ſagte: „Ach, meine Herren, Sie brauchen Ruhe! Gut, Sie ſollen ſie haben! Ach, Sie wiſſen nicht, wieviele Enttäuſchungen und Gefahren Ihrer noch auf Ihren Daunenbetten harren werden!“ Man begegnete den verdienten Marſchällen des Kaiſerreiches, den Generalen, Grafen und Baronen, die keine Ahnen hatten als ſich ſelbſt, von ſeiten des franzöſiſchen Hochadels mit ſchwerer Nichtachtung. Und kamen dann dieſe Männer von den Hofbällen und ariſtokratiſchen Geſellſchaften nach Hauſe, ſo ging das Jammern der Fürſtinnen, Herzoginnen, Gräfinnen und Baroninnen los, die ſich von den Damen der Geburtsariſtokratie beleidigt fühlten. Das mochte die Männer mehr aufreizen, als ſelbſterfahrene Kränkungen. Eine Maßregel, die notwendig war, aber dennoch in ihrer Gefolgſchaft viel böſes Blut machte, war die Beſchränkung

Digitized by Google

des Heeres. Sie brachte mit sich, daß eine Menge Offiziere, Unteroffiziere und ausgediente Soldaten auf Halbsold gesetzt wurden. Man zählte an 14000 dieser Männer, die aus dem Heere entlassen wurden. Dafür wurden Royalisten und Emigranten in das Heer eingeschoben; zum Teil waren es Männer, die nie gedient hatten; und ohne je Pulver gerochen zu haben, stiegen sie schnell von einem Grade zum anderen. Plötzlich tauchten eine Menge Generale auf, denen dieser Titel so aus dem Ärmel zugeschüttelt wurde. Der Orden der Ehrenlegion, der bisher das Porträt des Kaisers getragen hatte, erhielt fortan das Bildnis König Heinrichs IV. Er war das einzige Ehrenzeichen, welches das kaiserliche Frankreich gekannt hatte. Er war vom Kaiser damals in das Leben gerufen, um der französischen Eitelkeit zu schmeicheln, nachdem die Republik alle Orden abgeschafft hatte. Das Ritterkreuz der Ehrenlegion brachte seinem Inhaber 300 Franken Rente, das Offizierkreuz 500 Franken. Die Regierung zögerte fortan mit der Auszahlung dieser auf dem Schlachtfelde ehrenvoll erworbenen Staatsrente. Um den Orden zu entwerten, wurde er verschleudert, und die alten legitimistischen Orden galten höher als die Kreuze der Ehrenlegion. Als Lohn für kriegerische Verdienste gab es fortan nur den Orden vom Heiligen Ludwig. Da geschah es, daß bei einer Musterung in Lille ein tapferer Offizier vor die Reihen trat, wie das bei Napoleon Sitte gewesen war, und das St. Ludwigskreuz verlangte. „Auf was begründen Sie Ihren Anspruch?" fragte der Herzog von Berry, des Königs Neffe. — „Ich habe zwanzig Jahre in der französischen Armee gedient!" war die Antwort. — „Zwanzig Jahre Räuber gewesen!" rief der Prinz und drehte sich verächtlich um. Wohl hätte man von seiten des Hofes diesen brutalen Vorfall gern vertuscht, aber er war geschehen und ging wie ein Lauffeuer durch das Heer. In diese Unzufriedenheit, die unter den alten Soldaten allmählich wuchs, marschierten jene 100000 kaiserlichen Krieger hinein, die aus den Festungen Deutschlands, Rußlands, Spaniens, Italiens entlassen waren. Wahrlich, Zündstoff genug, um bei dem ersten Funken, der hineinschlug, das neugebackene Bourbonentum in die Luft zu sprengen.

Es war kein Geringerer als der große Carnot, der seine Stimme erhob und in rauher herber Sprache seine Meinung sagte. Ihm war die Verurteilung Ludwigs XVI. ein Akt höchster Gerechtigkeit. „Diejenigen," sagte er, „hätten die Schuld, welche den König verließen, davonliefen und die Waffen gegen ihr Vaterland trügen." Das aber waren die Emigranten und die jetzt zurückgekehrten Brüder des Königs. „Wenn ihr am Hofe mit Auszeichnung erscheinen wollt, so hütet euch wohl zu sagen, ihr wäret einer der 25 Millionen Bürger, welche ihr Vaterland mit einigem Mut gegen den Einfall der Feinde verteidigt haben, denn man wird euch antworten, daß diese 25 Millionen einfacher Bürger gleich 25 Millionen Revolutionären sind und daß jene vermeintlichen Feinde immer die Freunde waren. Sagt, daß ihr das Glück, Chouan oder Vendéer Überläufer oder Kosak oder Engländer zu sein, habt, sagt, daß ihr in Frankreich geblieben wäret und bei den wechselnden Regierungen, die der jetzigen Restauration vorausgingen, nur Stellen angenommen hättet, um jene besser verraten zu können, dann wird eure Treue bis in die Wolken erhoben werden und ihr werdet die Glückwünsche, Dekorationen und das Herz einnehmende Antworten der ganzen königlichen Familie empfangen." — So spitzten sich die Verhältnisse immer mehr zu, und von Tag zu Tag wuchs die Unbeliebtheit der bourbonischen Regierung. Und die Sehnsucht nach der Rückkehr des Kaisers wuchs. Im Heer war alles für den Kaiser, nur jene Marschälle und Generale, die um ihre erworbenen und geraubten Güter besorgt waren und diese lieber in Ruhe genießen als fortwährend im Felde liegen wollten, standen abseits. Der Frontoffizier aber, der Unteroffizier, der Soldat, sie bargen die kaiserlichen Adler, sie bargen die Kokarden, die Trikoloren, um sie zur Hand zu haben, wenn der Kaiser wiederkam, denn daß dieser wiederkommen mußte, war allgemeiner Glaube. Kaum saßen die Bourbonen drei Monate im Sattel, als auch schon die allgemeine Meinung war, die Regierung der Restauration sei unmöglich und es müsse eine andere an ihre Stelle kommen. Der allgemeinen Stimmung gegenüber war die Blindheit des Hofes unbegreiflich. Graf Blacas wurde vielfach gewarnt, aber dieser hörte nicht oder wollte nicht hören, und wenn Warnungen an den König kamen, so sagte Ludwig XVIII.: „Alles ist ruhig, lassen sie nur Herrn von Blacas sorgen." Immerhin bestand bei König Ludwig und seinem Emigrantenanhange ein starkes Mißtrauen gegen das Heer. Der König fühlte sich nicht sicher genug, wenn ihn Linientruppen bewachten. Wie einst vor der Revolution Schweizergarden bestanden hatten, wurde jetzt eine Truppe des königlichen Hauses, 6000 Mann stark, errichtet, Garde du Corps, Musketiere, Chevaulegers und Gendarmerie. Diese Truppen waren gegen die Linie sehr bevorzugt. Die alten Kaisergarden wurden möglichst über das ganze Reich verteilt, und es begann innerhalb des Heeres eine Vetternwirtschaft, wie sie zu Zeiten des Ancien régime nicht schlimmer war. Das gab viel böses Blut. Man dachte des großen Kaisers, der nach dem Katechismus und dem Stammbaum nicht eben fragte. Aber nicht nur das Heer, man fürchtete insgeheim auch Napoleon selbst. Die Insel Elba lag doch gar zu nah der Küste. Der intrigante Fouché hatte sich dazwischen gesteckt, um bei den Bourbonen seine Vergangenheit als „Königsmörder" vergessen zu lassen. Der einstige Polizeiminister des Kaisers hatte noch allenthalben seine Verbindungen und wußte mehr als andere Leute. Ja, er war besser bedient als Talleyrand selbst. Er riet den Bourbonen, auf die Entfernung Napoleons aus Elba zu

Digitized by Google

bringen, und Talleyrand brachte das auch im Kongreß vor, damals vergeblich, denn der Zar beſtand darauf, das zu halten, was verſprochen war.

Um den immer wachſenden ſchlechten Geiſt im Heere zu bannen, ſetzte man ſchließlich den Herzog von Dalmatien, Marſchall Soult, zum Kriegsminiſter ein. Als Soult zuerſt nach Paris kam, wurde er ſehr kalt behandelt, aber allmählich gelang es ihm, durch eine ſehr ſtarke Liebedienerei ſich bei dem Grafen Artois und dem Miniſter Blacas beliebt zu machen. Aber vergeblich bemühte ſich Soult, den Geiſt im Heere zu beſſern; er ſelbſt beging einen ſchweren Fehler, als er gegen den General Exelmans zum Denunzianten wurde. Exelmans, einer der tüchtigſten Reiterführer des Kaiſerreichs, trotzte der Diſziplinargewalt ſeines Kriegsminiſters und ging aus dem Streit glänzend gerechtfertigt hervor. Die Diſziplin in der Armee wurde noch mehr erſchüttert. Schon wollte das Heer ſich aus eigener Macht erheben. Fouché ſpann jetzt ſeine Fäden für die Orléans. Da war Louis Philipp von Orléans, der Sohn des Egalité, der eine revolutionäre Vergangenheit hatte und ſich für den Thron zu eignen ſchien. Schon war der Generalleutnant Graf Drouet d'Erlon, damals Kommandant der Militärdiviſion in Lille, bereit, ſich an die Spitze eines Zuges nach Paris zu ſetzen. Ähnliche Geſinnungen zeigten die Generale Lefebvre, der tapfere Reiterführer, und die Generale Gebrüder l'Allemand. Man wartete nur auf das Signal von Fouché. Man wollte auf Paris marſchieren und den König Ludwig zwingen, die dreifarbige Kokarde und Fahne anzunehmen und national zu regieren, oder, wenn er das nicht wollte, nicht zu regieren. Und dann ſollte der junge Herzog von Orléans an ſeine Stelle treten. So leicht ſchien es ſchon, die Bourbonen zu vertreiben. So gärte es allenthalben, und das Land war für eine Wiederkehr Napoleons übereif. Der aber ſaß in Elba und war genau unterrichtet über alles, was vorging.

Seit Napoleon auf Elba war, hatte er Muße genug, über ſeine Vergangenheit nachzudenken, und die großen Rechenfehler, die er beſonders im Jahre 1813 und 1814 gemacht hatte, tauchten vor ihm auf. Er geſtand es dem Artilleriegeneral Drouot, der unter ſeinen Getreuen war, geradezu ein, daß er unrecht getan habe, auf dem Prager Kongreß nicht Frieden geſchloſſen zu haben. Zu groß ſei ſein Vertrauen auf ſein Genie und ſeine Soldaten geweſen, aber, ſetzte er hinzu, „diejenigen, die mich deshalb tadeln, haben niemals aus Fortunas berauſchendem Becher getrunken." — Aber ſolche Stunden des Nachdenkens waren im ganzen ſelten bei ihm. Dieſer Menſch, ein lebendiges Perpetuum mobile, mußte ſtändig in Bewegung ſein. „Ich habe niemals einen Menſchen von ſolcher Arbeitskraft und ſolcher raſtloſen Ausdauer geſehen," ſagt bewundernd der Engländer Campbell, „er ſcheint an ununterbrochener Bewegung Vergnügen zu finden, während ſeine Begleiter vor Ermüdung zuſammenſinken." — Seine Mutter und ſeine Schweſter Pauline lebten mit ihm. Aber mit tiefem Haß erfuhr der Kaiſer, daß ſeine Frau Marie Louiſe mit ſeinem Sohn, dem ehemaligen König von Rom, ihm nicht folgen durfte oder wollte. Vielleicht das letztere mehr als das erſtere. Denn Marie Louiſe hatte in dem gewandten Grafen Neipperg bereits einen Tröſter gefunden. Ihre Beziehungen zu dieſem Herrn, den man ihr wohl beigegeben hatte, um ſie dem Kaiſer abſpenſtig zu machen, waren kein Geheimnis mehr. Graf Neipperg wurde ſpäter Oberhofmeiſter und Miniſter des Auswärtigen des Herzogtums Parma, welches Marie Louiſe zugefallen war. Seit 1821 war er dann mit Marie Louiſe in morganatiſcher Ehe vermählt.

Nun denke man ſich einen Adler, der mit ſtarken Schwingen die Welt umkreiſt hat, dem das alte Europa nicht groß genug war für ſeine Flüge, auf eine Herrſchaft beſchränkt, die gut ſieben Quadratmeilen umfaßte und kaum 14000 Einwohner zählte, Kaiſer von Elba! Eine weltgeſchichtliche Groteske ohnegleichen! „Evviva Napoleone! Evviva il nostro Imperatore!" riefen die Fiſcher und Schmuggler und Händler, als er einzog, denn ſie glaubten, er bringe ungeheure Schätze mit, und ihr Freudengeſchrei war ſo groß, daß es das aus zwei Violinen und zwei Mandolinen beſtehende Muſikkorps übertönte. Und dann denke man ſich die kleine Truppenmacht, über die er in Elba gebot, es waren ungefähr 1200 Mann, nachdem er ſeit zwei Jahrzehnten Hunderttauſende ins Feld geführt. Und nicht einmal dieſe Truppen dauernd zu unterhalten, geſtatteten ihm ſeine Mittel, denn ihre Unterhaltung verſchlang ungefähr das, was er von Frankreich erhalten ſollte, aber nicht erhielt. Denn während Ludwig XVIII. alles Eigentum der Familie Bonaparte in Frankreich einzog, fiel es ihm gar nicht ein, die vereinbarte Rente an Napoleon zu leiſten. Talleyrand, dem man auf dem Kongreß Vorwürfe über dieſe Ungehörigkeit machte, meinte, es ſei nicht gut, den Kaiſer mit Geldmitteln zu unterſtützen, ſolange Murat noch König von Neapel ſei und ein Sprung den Kaiſer an die Küſte bringen könne. So mußte der Kaiſer ſeinen Schatz von ungefähr drei Millionen Franks, der allein gerettet worden war, allmählich angreifen und aufzehren. Dazu kam, daß die Soldaten anfingen, ſich auf der kleinen Inſel zu langweilen. „Sire, wann gehen wir nach Frankreich zurück?" pflegten ſie zu fragen. Die Lage des Kaiſers auf Elba wurde mehr als bedenklich, ſie wurde ſchließlich unhaltbar. Talleyrand minierte auf dem Wiener Kongreß fortwährend (und ſelbſt England unterſtützte ihn darin), Napoleon von Elba fortzuſchaffen und auf eine weit entlegene Inſel im Atlantiſchen Ozean zu bringen. Man dachte auch an die Feſtung Malta, die unter engliſcher Wacht ſtand. Der Herzog von Wellington ſeinerſeits ſchlug

Digitized by Google

St. Helena vor; es war nur der Kaiſer Alexander, der immer noch ſtandhielt, der einmal erklärte, ſein Wort nicht brechen zu wollen, und dann auch wohl den gefährlichen Mann ganz gern nahe den Küſten Frankreichs und Italiens ließ, um die Mächte Öſterreich und Frankreich in Schach zu halten. Napoleon war gewarnt. Sein Stiefſohn Eugen Beauharnais, der in Wien ſehr vertraut mit dem Zaren Alexander verkehrte, ſchickte einen befreundeten ſicheren Offizier nach Elba, um den Kaiſer zu warnen. Man hatte auch, wie es heißt, von ſeiten der Bourbonen die Abſicht, einen Meuchler nach Elba zu ſenden, um den Kaiſer in jenes Land zu befördern, aus deſſen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt. Das ſchien die einfachſte Methode, ſich des gefährlichen Mannes ein für allemal zu entledigen. Die Toten kehren nicht wieder: dies revolutionäre Wort machten hier die Anhänger der Bourbonen zu dem ihrigen. Und ſchließlich, was war es denn anders als Vergeltung für den gemordeten Herzog Enghien!

Indes Napoleon wollte weder ermordet noch aufgehoben und nach St. Helena geſchleppt ſein. Hielten die Bourbonen ihren Vertrag nicht, zahlten ſie ihm die Rente nicht, wurde der Vertrag auch ſonſt in manchen Stücken von den Verbündeten verletzt, ſo galt nach ſeiner Meinung für ihn auch keine Bindung mehr. Vom Herzog von Baſſano, ſeinem langjährigen Miniſter Maret, kam ein geheimer Bote, der dem Kaiſer ſagte: So und ſo ſteht es in Frankreich. Komm zurück und ergreife das Zepter von neuem, bevor ein anderer für dich eintritt, denn die Tage der Bourbonen ſind gezählt. Als dieſer geheime Agent Marets eintraf, war des Kaiſers Plan ſchon gefaßt.

Graf Neipperg
Nach dem Leben gezeichnet von Giambolla Callegari, geſtochen von Paolo Toſchi und Antonio Iſac

Am 25. Februar abends hatte die Prinzeſſin Pauline ein Feſt, wo ſich alle Granden des Hofes von Elba verſammelten. Napoleon erſchien beſonders heiter und liebenswürdig; er zog ſich dann mit den Generalen Bertrand und Drouot zurück und kündigte ihnen an, daß er ſich am anderen Tage nach Frankreich einſchiffen werde. Sonſt wußte keiner um das Geheimnis, als dieſe beiden Getreueſten. Und ſo geſchah es. Klug wählte der Kaiſer einen Tag, wo der engliſche Kommiſſar Campbell abweſend war. Mit 400 Grenadieren und ſeiner Alten Garde, mit auf Elba und Korſika geworbenen Jägern und 100 polniſchen Chevaulegers, mit Sattel und Zaumzeug verſehen, aber ohne Pferde (dieſe wollte man in Frankreich kaufen) und ſechs Geſchützen ſchiffte man ſich ein. Der Kaiſer mit ſeinem Stab und ſeinen Garden beſtieg die Brigg l'Inconſtant. Die ganze Flotte umfaßte ſieben kleine Fahrzeuge. Gleichzeitig ſandte der Kaiſer einen Offizier an den König Murat nach Neapel, um ihm ſeine Abreiſe anzuzeigen, denn längſt hatte Murat ſeine Fäden mit dem von ihm verratenen Schwager wieder angeknüpft. Schlag acht Uhr abends, es war ſchon ringsum dunkel, am 26. Februar ertönte ein Kanonenſchuß, und die kleine Flotte ſtach mit günſtigem Winde in See. Erſt als ſie aus dem Hafen fuhren, rief der Kaiſer ſeinen Soldaten zu: „Offiziere und Soldaten meiner Garde! Wir gehen nach Frankreich! Wir gehen nach Paris!", worauf ein brauſendes „Vive la France! Vive l'Empereur!" die Antwort war. Unterwegs mußte alles, was ſchreiben konnte, auf dem Verdeck Platz nehmen an Tiſchen, Bänken, Trommeln, und Proklamationen niederſchreiben, die der Kaiſer diktierte. Dieſe Proklamationen waren ſeine Waffe, auf ſie ſtützte er ſich. Wir wiſſen, er war mit ſeinem Advokatenblut in den Adern des Wortes mächtig wie des Schwertes. Hier ſind dieſe Proklamationen an das franzöſiſche Volk und an das Heer:

„Napoleon durch die Gnade Gottes und die Verfaſſungen des Reiches Kaiſer der Franzoſen. An das franzöſiſche Volk.

Franzoſen! Der Abfall des Herzogs von Caſtiglione (Marſchall Augereau) überlieferte Lyon ohne Widerſtand dem Feinde. Die Armee, die ich ihm anvertraut hatte, war der Anzahl, der Tapferkeit und dem Patriotismus der Truppen nach gar wohl imſtande, das öſterreichiſche Korps zu ſchlagen, das vor

Digitized by Google

ihm ſtand, und dem linken Flügel der feindlichen Armee, die Paris bedrohte, in den Rücken zu marſchieren.

Die Siege von Champaubert, Montmirail, Château-Thierry, Vauchamp, Montereau, Craonne, Reims, Arcis ſur Aube, St. Dizier, der Aufſtand der braven Bauern der Champagne, Lothringens, Elſaß', der Freigrafſchaft und Burgunds und ein Zug in den Rücken der feindlichen Armee, wodurch ich ſie von ihren Magazinen, ihren Reſerveparks, ihren Zufuhren trennte, hatte ſie in die äußerſte Gefahr gebracht, die Franzoſen waren niemals größeren Erfolgen nahgekommen, die Elite der feindlichen Armee war dem Untergange anheimgefallen; bald würde ſie in dem weiten Lande, das ſie ſo ſchonungslos geplündert hatten, ihr Grab gefunden haben, als der Verrat des Herzogs von Raguſa (Marſchall Marmont) die Hauptſtadt auslieferte und der Armee ihre Haltung nahm. Das unerwartete Betragen dieſer beiden Generale, welche ihr Vaterland und ihren Kaiſer verrieten, änderte den Ausgang des Krieges. Dieſe neuen und ſchweren Erfahrungen zerriſſen mir das Herz, aber der Mut blieb ungebeugt. Ich fragte nur, was dem Vaterlande zum Heil gereiche. Ich ließ mich auf einen Felſen im Meere (Elba) verbannen; daß ich am Leben blieb, war Euch von Nutzen und ſollte es noch mehr werden. Ich gab nicht zu, daß die Bürger alle, die mich begleiten wollten, mein Los teilten; ich erkannte den Vorteil ihres Bleibens für Frankreich und nahm nur eine Anzahl der Braven meiner Garde mit.

Durch Eure Wahl wurde ich auf den Thron gehoben, und alles, was ohne Euch geſchehen, hat keine Gültigkeit. Seit fünfundzwanzig Jahren hat Frankreich neue Intereſſen, neue Einrichtungen, einen neuen Ruhm, die nur von einer nationalen Regierung und einer aus dieſer neuen Lage hervorgegangenen Dynaſtie geſchätzt werden können. Wenig hülfe es einem Fürſten, ſich durch die Gewalt fremder Heere, die unſer Gebiet verwüſtet haben, mit dem Feudalrecht zu brüſten; niemandem könnte er Ehren und Rechte verbürgen, als einem kleinen Häufchen von Feinden des Volkes, welches jene in allen unſeren Nationalverſammlungen verworfen hat. Auf immer wären Euer Friede zu Haus und Euer Anſehen vor der Welt verſcherzt.

Franzoſen! In der Verbannung habe ich Eure Klagen und Eure Wünſche vernommen. Ihr verlangtet ſie wieder, die einzig gültige Regierung Eurer Wahl. Ihr klagtet über meinen langen Schlummer, Ihr warfet mir vor, ich wolle mich in meiner Ruhe mit den großen Intereſſen des Vaterlandes nicht mehr beſchäftigen. Ich bin über das Meer geſchifft durch Gefahren jeder Art; nun nehme ich wieder Beſitz von meinen Rechten, welche die Euern ſind. Was ſeit der Einnahme von Paris die einzelnen getan, geſchrieben oder geſprochen haben, ich werde nie danach fragen, das wird mir das Andenken an die wichtigen Dienſte nicht trüben, die ſie geleiſtet haben, denn es gibt Ereigniſſe von ſolcher Natur, daß ſie die Organiſation eines Menſchen überwältigen.

Franzoſen! Es gibt keine Nation, wie klein ſie immer ſei, welche nicht das Recht hat und es nicht ausübte, ſich der Schande zu entziehen, einem Fürſten untertan zu ſein, welcher ihr durch einen für den Augenblick ſiegreichen Feind aufgedrungen wurde. Als Karl VII. nach Paris zurückkam und den Eintagthron Heinrich VI. umſtürzte, erkannte er es an, daß er ſeinen Thron der Tapferkeit ſeiner Braven und nicht dem Prinzregenten von England zu danken habe. Nur Euch allein und den Braven der Armee alles zu danken zu haben, das wird mein Ruhm ſein!

(unterzeichnet) Napoleon."

An das Heer.

„Soldaten! Wir wurden nicht beſiegt. Zwei Männer, welche unſere Reihen verließen, haben Verrat an unſeren Lorbeeren, an ihrem Lande, ihrem Fürſten, ihrem Wohltäter geübt.

Dürfen diejenigen, welche wir fünfundzwanzig Jahre ganz Europa durchlaufen ſahen, um uns Feinde zu erwecken, die ihr Leben damit verbrachten, gegen uns in den feindlichen Reihen zu kämpfen, und unſer ſchönes Frankreich verwünſchten, — dürfen ſie es wagen, unſere Adler zu führen und anzuketten, ſie, die den Blick derſelben nie zu ertragen vermochten? Sollten wir es dulden, daß ſie die Früchte unſerer ruhmvollen Arbeiten genießen? Daß ſie ſich unſerer Ehren, unſerer Güter bemächtigen, unſeren Ruhm verleumden? Hätte ihre Herrſchaft Beſtand, dann ging alles, ſelbſt das Andenken an jene denkwürdigen Tage verloren. Mit welcher Gier ſie dieſelben entſtellten! Sie ſuchen zu vergiften, was die Welt bewundert, und wenn es noch Verteidiger unſeres Ruhmes gibt, ſo ſind ſie unter denjenigen Feinden zu ſuchen, die wir auf dem Schlachtfelde bekämpft haben.

Soldaten! In meiner Verbannung habe ich Eure Stimmen vernommen; durch alle Hinderniſſe, alle Gefahren bin ich zu Euch gekommen. Euer General, durch die Wahl des Volkes auf den Thron gerufen, auf Euern Schilden erhoben, iſt wieder da; herbei, Euch mit ihm zu vereinigen.

Reißt die Farben ab, die von der Nation verworfen ſind, die ſeit fünfundzwanzig Jahren allen Feinden Frankreichs zur Fahne dienten. Pflanzt dieſe dreifarbige Kokarde auf, ihr trugt ſie in unſeren

Digitized by Google

großen Tagen. Wir dürfen vergessen, daß wir die Herren der Nationen waren, allein wir dürfen es nicht dulden, daß irgendwer sich in unsere Angelegenheiten einmische. Wer dürfte sich anmaßen, bei uns den Herrn zu spielen? Wer hätte hierzu die Macht? Nehmt die Adler wieder auf, die Ihr bei Ulm, Austerlitz, Jena, Eylau, Wagram, Friedland, Eckmühl, Eßling, Smolensk, an der Moskwa, bei Lützen, Bautzen und Montmirail getragen! Meint Ihr, diese Hand voll Franzosen, welche jetzt so anmaßend sind, könnte ihren Blick aushalten? Sie mögen gehen, woher sie gekommen, und dort nach Herzenslust regieren, wie sie seit 19 Jahren regiert zu haben versichern. Euer Vermögen, Euer Rang, Euer Ruhm, das Vermögen, der Rang, der Ruhm Eurer Kinder, sie haben keinen größeren Feind als diese Prinzen, die uns das Ausland aufgezwungen hat. Sie sind die Feinde unseres Ruhmes, weil die Erzählung so vieler Heldentaten, die das französische Volk verherrlicht haben, während es gegen sie, gegen ihre Herrschaft sich wehrte, ihnen das Urteil spricht.

Die Veteranen der Heere der Sambre und Maas, des Rheins, Italiens, Ägyptens, der Westarmee, der gesamten großen Armee müßten sich verbergen, ihre ehrenvollen Narben wären unrühmliche Male, ihre Siege Verbrechen, sie selber Rebellen, wenn, wie es die Feinde des Volkes behaupten, sich inmitten der fremden Heere legitime Fürsten befänden. Auszeichnung, Belohnung, Liebe kommen denen zu, welche jenen gegen das Vaterland und gegen uns gedient haben.

Soldaten! Schart Euch unter die Fahnen Eures Führers, seine Existenz besteht nur in der Euern, seine Rechte sind nur die des Volkes und die Euern; sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm, sie sind nur Euer Interesse, Eure Ehre, Euer Ruhm. Im Sturmschritt wird der Sieg vorwärtsschreiten, der Adler und die dreifarbige Fahne werden von Kirchturm zu Kirchturm bis zu den Türmen von Notre-Dame fliegen. Dann werdet Ihr mit Ehren Eure Wunden zeigen können, dann werdet Ihr Euch dessen, was Ihr vollbrachtet, rühmen können: dann werdet Ihr die Befreier des Vaterlandes sein. In Euern alten Tagen, umgeben und geachtet von Euren Mitbürgern, werden sie mit Achtung Euch von Euern Großtaten erzählen hören; mit Stolz werdet Ihr sagen können: auch ich gehörte zu jener großen Armee, welche zweimal in die Mauern von Wien, in die von Rom, von Berlin, von Madrid, von Moskau einzog, die Paris von dem Schimpf befreite, welche der Verrat und die Gegenwart der Feinde ihm angetan. Ehre diesen braven Soldaten, die der Ruhm des Vaterlandes sind. Ewige Schande den verbrecherischen Franzosen, gleichviel in welchem Range das Glück sie geboren werden ließ, die fünfundzwanzig Jahre lang in den Reihen der Fremden fochten, um den Busen ihres Vaterlandes zu zerfleischen."

Es waren prophetische Worte, die der Kaiser sprach, denn das Unglaubliche wurde wahr: der Kaiseradler mit den nationalen Farben flatterte von Kirchturm zu Kirchturm, und was am 28. Februar an Bord des Schiffes noch eine Proklamationsphrase war, das war am 28. März eine vollendete Tatsache.

Als sich am 1. März morgens die französische Küste zeigte, erhob die gesamte Mannschaft ein Jubelgeschrei. Hinter ihr schien die Gefahr zu liegen, mit dem Meere, das zurückwich, vor ihr der Sieg. Nachmittags 3 Uhr lief die kleine Flotte im Golf von Jouan ein. In kaum zwei Stunden war die Ausschiffung beendigt, und Napoleon betrat die Küste. Sein Leben war erfüllt von Wagnissen und Entscheidungen und doch hat er bekannt, daß er selten eine so tiefe Bewegung empfunden habe als jetzt, da er zu diesem ungeheuren Wagnis an die Küste Frankreichs stieg. Nicht die breite Straße durch die Provinzen wählte der Kaiser, sondern den steilen, über das Gebirge nach Grenoble führenden Weg, denn dort in der südfranzösischen Ebene fand er verbissene Royalisten und Priester, die das Volk gegen ihn aufgehetzt hätten.

Das Gebirge bot ihm Schutz, er fand dort auf dem Vormarsch für sich und seine Soldaten den nötigen Unterhalt. Im Eilmarsch, gleich in den beiden ersten Tagen wurden 18 deutsche Meilen unter schweren Anstrengungen zurückgelegt, ging es voran. Die Einwohner des Städchens Grasse glaubten, sie sollten von Seeräubern überfallen werden, so groß war ihr Schreck.

Die erste Festung, auf welche man während des Marsches stieß, war Grenoble. Schon hatte man dort Kunde von dem Anmarsche des Kaisers erhalten, und der General Marchand, obwohl ein Soldat der alten Armee, zeigte sich dennoch entschlossen, die Stadt dem Könige zu erhalten. Er ließ die Brücke des Isère mit einem Bataillon besetzen und zwei Kanonen vornehmen mit dem strengen Befehl, jede Annäherung von Truppen, es führe sie wer wolle, abzuweisen.

Es war ein seltsamer Zug, der sich näherte. Voran, unter dem ernsten, pflichtfesten General Cambronne das Bataillon Alter Garde mit den Bärenmützen, dahinter leichte Truppen, dann die polnischen Reiter, teils beritten auf Bauernpferden, teils noch ihre Sättel unter dem Arm tragend, und schließlich der Geschützmeister Drouot, der es gewohnt war, „Bouquets von 100 Geschützen" aufzupflanzen, mit sechs armseligen Kanonen und schlechter Bespannung.

Vergeblich versuchte der Eskadronschef Raoul, den der Kaiser voraussandte, das königliche Bataillon auf seine Seite zu ziehen. Der Kapitän, der es befehligte, drohte Feuer zu geben. — Jetzt sah der Kaiser ein,

Digitized by Google

daß ſeine Stunde da war. Wem in der nächſten Viertelſtunde die Wagſchale den Ausſchlag gab, deſſen Partei mußte ſiegen. Hier galt es, wie einſt bei der Niederzwingung des Aufſtandes in Paris, ſeine ganze Perſönlichkeit einzuſetzen. Es waren 6000 Mann, die Napoleon ſeinem kleinen Haufen gegenüber hatte, und General und Offiziere ſchienen entſchloſſen, Widerſtand zu leiſten und ihre Pflicht für den König zu tun. Schon hatten ſich zu beiden Seiten an Flanken und Queue Trupps der Landleute geſammelt, auch die Städter kamen aus den Toren. Was ſollte das werden? Napoleon zögerte keinen Augenblick, er ſtieg vom Pferde, marſchierte an der Spitze ſeiner Garde vor und befahl ſeinen Soldaten, das Gewehr im Arm mit geſenktem Bajonett zu folgen. Dann trat er bis auf zwanzig Schritt, ganz allein, er der einzelne, vor die Front des königlichen Bataillons. Der Kapitän drüben kommandierte: „Feuer!" Wohl hob der eine oder andre der Soldaten das Gewehr, doch keiner ſchlug an — und doch hätte eine einzige Kugel hier einen großen blutigen Krieg abgewendet. Aber weſſen Hand hätte nicht gezittert, auf dieſen Mann anzuſchlagen! Da ſtand er, in dem grauen Überrock, dem kleinen Dreimaſter, dieſer Schlachtenkaiſer, der Sieger von Auſterlitz und Jena, von Wagram und Borodino. „Soldaten des fünften Linienregiments, erkennt ihr mich?" „Ja, Sire!"

Oberſt de Labédoyère
Nach einem zeitgenöſſiſchen Kupferſtich

Der Kaiſer ſchlug den grauen Überrock zurück und zeigte das Kreuz der Ehrenlegion. „Erkennt ihr euren Kaiſer? Wenn mich jemand töten will, ſo mag er es tun! Hier bin ich, hier iſt meine Bruſt!" Er zerrt das Hemd von der Bruſt fort und bietet die entblößte den Schüſſen dar. — Sekunden vergehen, hüben und drüben ein Stillſchweigen. Keiner hebt das Gewehr, und dann plötzlich ein raſendes, wie von einem Banne erlöſtes „Vive l'Empereur!" Das Bataillon löſt ſich auf, ſtürzt dem Kaiſer zu Füßen, erfaßt ſeine Hände, küßt den Saum ſeines grauen Überrockes, nennt ihn Kaiſer und Vater. Flugs wird die weiße Kokarde abgeriſſen und die dreifarbige aus dem Verſteck hervorgeholt. Nur eine Gunſt will dieſes Bataillon: es will auf dem Marſche zur Hauptſtadt der Vortrab des Kaiſers ſein. Napoleon ſieht, daß er das Spiel gewonnen hat. „Alles iſt abgetan," ſagt er lächelnd zu Bertrand, „in wenigen Tagen werden wir in den Tuilerien ſein." — Aber noch war man nicht in der Feſtung Grenoble. General Marchand hatte zur Verſtärkung das ſiebente Regiment herangezogen. Der es kommandierte, Huchet de Labédoyère, ein junger Oberſt, kaum dreißig Jahre alt, aus einer alten Familie der Bretagne, ſeit acht Jahren in den Dienſten des Kaiſers und eine Zeitlang Adjutant des Vizekönigs Eugen Beauharnais, — Labédoyère ſchien nur auf die Ankunft des Kaiſers gewartet zu haben. Er ließ einen Adler, den er aus ſeiner Bruſttaſche holte, auf ſeine Fahne ſtecken und eine große Trommel mit dreifarbigen Kokarden ausſchütten, war taub gegen alle Vorſtellungen des Generals Marchand und führte ſein Regiment von den Wällen Grenobles Napoleon entgegen. Vergeblich beſtürmten die Royaliſten in der Stadt den General Marchand, die Feſtung zu verteidigen. „Einen Befehl, auf Franzoſen Feuer zu geben, kann ich als Franzoſe nicht erteilen, auch würde er nicht befolgt werden." Damit legte Marchand ſein Kommando nieder.

Mit einer Truppenmacht von 6000 Soldaten war ein Mann wie Napoleon nicht mehr totzuſchlagen. Die Sache der Bourbonen war bereits in Grenoble verloren. Die Stimmung im Volke war ſchon ganz für Napoleon. Unter Zudrang von vielen Tauſenden hielt er am 8. März eine Heerſchau über die Truppen. „Nieder mit den Bourbons," rief das Volk, „nieder mit den Volksfeinden, es lebe der Kaiſer."

So wurde der Triumphzug am Nachmittag gegen Paris fortgeſetzt. Der Kaiſer in einer Kaleſche, neben ihm der General Bertrand. Der Wagen fuhr im Schritt, von Tauſenden von Bürgern und Bauern umgeben.

Am 5. März hatte der optiſche Telegraph die erſte Meldung von Napoleons Landung nach Paris gebracht, und als der erſte Schreck über dieſe Tatſache verwunden war, glaubten die Bourbonen Oberwaſſer zu haben. Es ſchien ja ſo, als ob ihnen dieſer Bonaparte geradezu ins Garn lief. „Ein Abenteuer!", ſagte kurz der König, und Blacas meinte: „Sehr wohl, Majeſtät, nichts weiter als ein Abenteuer!" Anders

Digitized by Google

dachte Marschall Soult. Der sagte ernst: „Wenn es ein Abenteuer ist, so ist es das Abenteuer eines Tollkopfes, dem man energisch entgegentreten muß.“ Aber man glaubte mit dem Kaiser leicht fertig werden zu können. „Wahrhaftig, Sire,“ sagte der Polizeidirektor Dandré, „wenn dieser Schurke von Bonaparte wirklich sinnlos genug gewesen ist, in Frankreich zu landen, so packt man ihn und erschießt ihn und dann wird von ihm weiter gar nicht mehr die Rede sein.“ König Ludwig gab sich eine sehr gelassene Miene. Als am 7. März die Gesandten der fremden Staaten dem Könige ihre Aufwartung machten, begierig zu sehen, wie sich das bourbonische Frankreich zu der Frage stelle, sagte der König: „Schreiben Sie an Ihre Höfe, daß ich mich wohl befinde, und daß die tolle Unternehmung ‚dieses Mannes‘ die Ruhe von Europa ebensowenig stören wird, als sie die meinige gestört hat.“

Oberst Labédoyère geht bei Grenoble mit seinem Regiment zum Kaiser Napoleon über am 7. März 1815
Nach einem Kupferstich

Jetzt zeigte sich recht die Charakterlosigkeit der Kriegsknechte, die seit Jahrzehnten Marschälle des Kaiserreichs hießen. Marschall Soult, der sich nicht genug in Liebedienerei tun konnte, erließ einen Armeebefehl, der von Beleidigungen und Beschimpfungen seines früheren Kaisers strotzte. Marschall Ney schimpfte wie ein Gassenjunge auf Napoleon und verschwor sich, den Kaiser gefangenzunehmen, denselben Kaiser, von dem er noch wenige Jahre früher gesagt hatte, „er sei nichts als ein geladenes Gewehr in seiner Hand“. Das „geladene Gewehr“ verschwor sich jetzt: „Sire, wenn sich Bonaparte in ein solches Unternehmen eingelassen hat, verdient er in einen eisernen Käfig gesperrt zu werden!“ — Wenige Tage später war dieser Marschall Ney zu Napoleon übergegangen und dieser Marschall Soult zum Kaiserlichen Major-General befördert!

Der Graf von Artois hatte sich mit dem jungen Herzog von Orléans und dem Marschall Macdonald nach Lyon begeben. Der Marschall Macdonald, der sich von allen Marschällen des Kaiserreiches am anständigsten benommen hatte, benahm sich auch jetzt als ein Mann von Ehre. Er hielt bei den Bourbonen aus und tat seine Pflicht. In Lyon standen zwei Linienregimenter und ein Dragonerregiment, Truppen genug, um den Platz zu halten. Die Prinzen und der Marschall gaben sich die erdenklichste Mühe, die Truppen zu gewinnen, versprachen was sie konnten, wollten Geld austeilen, aber sosehr sich Graf Artois herabließ zu

Digitized by Google

ſchmeicheln, zu bitten, alles blieb kalt. Als er an der Front des 13. Dragonerregiments herunterritt, ſah Graf Artois einen alten Unteroffizier, vernarbt und mit dem Abzeichen langer Dienſtzeit. „Nun, Kamerad," rief er, „ſo rufe doch: es lebe der König!" Aber kopfſchüttelnd erwiderte der Sergeant: „Nein, mein Herr, kein Soldat kann gegen ſeinen Vater kämpfen! Ich kann nur rufen: Es lebe der Kaiſer!"

Als Marſchall Macdonald die Brücken abbrechen laſſen wollte, erklärten ihm die Zimmerleute und Arbeiter, daß ſie keinen Schlag tun würden. Die Haltung der Truppen war ſo, daß Macdonald dem Prinzen riet, ſchleunigſt abzureiſen. Er ſelbſt kam mit ſeinem Adjutanten kaum davon.

Mit dem Falle Lyons ſank auch den Bourbonen der Mut. Bis jetzt hatte man in Paris noch gehofft, daß die Truppen aushalten würden, und daß man ſich des Kaiſers bemächtigen könnte. Man verſuchte es mit Proklamationen an die Soldaten und an das Volk. In einer königlichen Sitzung der Kammern am 16. März gebärdete ſich der arme dicke Ludwig ſogar höchſt kriegeriſch. „Ich habe an dem Glücke meines Volkes gearbeitet," rief er, „habe die rührendſten Beweiſe ſeiner Liebe empfangen und empfange ſie täglich. Könnte ich wohl im ſechzigſten Jahre meine Laufbahn ſchöner ſchließen, als wenn ich für ſeine Verteidigung ſtürbe?"

General Graf Drouet d'Erlon
Nach einer Lithographie von Lemercier

Um noch beſſer zu wirken, hatte der König das große Band der Ehrenlegion um den dicken Körper gelegt. Ach, ein ſo höchſt unköniglicher König gegen den ſehr kaiſerlichen Kaiſer im Dreiſpitz und grauen Rock! Um Volk und Heer bei Mut zu erhalten, log der „Moniteur", daß ſich die Balken bogen, ſchlimmer als jemals zu Zeiten des Kaiſerreiches gelogen ward, und während dies in Paris geſchah, näherte ſich von Tag zu Tag der Kaiſer der Hauptſtadt.

Am 17. abends brachte ein Kurier die Schreckensnachricht, daß Marſchall Ney mit 10000 Mann zum Kaiſer übergegangen ſei, daß der Kaiſer bereits auf Auxerre marſchiere und ſeine Richtung auf Fontainebleau nehme, daß alle franzöſiſchen Soldaten ihm entgegeneilten und ſeine Ankunft kaum erwarten könnten.

Was war mit Ney? Es muß zugegeben werden, daß er am 7. März von Paris abreiſte, mit dem aufrichtigen Willen, dem Könige in ſeinen Nöten zu helfen, aber bei ſeiner Ankunft in Châlons ſur Saône waren ſchon alle weißen Kokarden abgeriſſen, und ihm brauſte der Ruf entgegen: „Vive l'empereur!" Der Fürſt von der Moskwa hielt zunächſt eine ſehr legitimiſtiſche Rede an die Truppen, aber ſie antworteten ihm kurzweg: „er ſolle ſie zum Kaiſer führen, dann wollten ſie ihm folgen". Der Marſchall ſtand da, ein einzelner, und wie er einſah, ohne Truppen, und ſchon langte ein Adjutant des Generals Bertrand mit einem Schreiben an, welches den Marſchall beſchwor, nur keine vergeblichen Schritte zu tun, der Kaiſer würde in wenigen Tagen Herr von Frankreich ſein, die Sache der Bourbonen ſei unwiderbringlich verloren, — „denn Öſterreich ſtehe auf ſeiten des Kaiſers". Daß das eine fauſtdicke Lüge war, dies einzuſehen war Ney politiſch zu beſchränkt. Es blieb dem Marſchall nichts übrig, als wie Macdonald das Heer zu verlaſſen und das Schickſal des Königs zu teilen, mit leeren Händen und ohne „Napoleon im Käfig" zu haben nach Paris zurückzukommen, — oder zum Kaiſer überzugehen. Ney wählte das letztere und erließ zugleich einen Aufruf für die kaiſerliche Sache (und dieſer Aufruf war es, der ihm ſpäter das Leben koſtete). Dennoch war dem Marſchall nicht wohl zumute, als er Napoleon gegenübertrat. Vor knappen elf Monaten war er es geweſen, der in beſonders rauher Weiſe den Kaiſer zum Verzicht auf die Krone gedrängt hatte. Und nun ſtand er vor dieſem Manne, — ein Überwundener. Napoleon kannte die Seele des guten Ney ſehr genau. Ein Lump in ſeinen Augen, aber ein tüchtiger Kriegsmann und ein beliebter Führer. Wegen dieſer beiden Eigenſchaften konnte er ihn gebrauchen.

In Paris herrſchte völlige Ratloſigkeit. Der König dachte weniger an ſeinen Thron als an die Unbequemlichkeit der Abreiſe. Man drängte den Miniſter Grafen Blacas, dem Könige zu ſagen, wie ernſt die Umſtände ſeien. „Ach," ſagte Blacas, „Sie kennen ihn nicht, er würde ſagen, ich brächte ihm nur ſchlechte Nachrichten, und ich würde acht Tage lang von ſeiner Laune zu leiden haben."

Digitized by Google

In der Nacht zum 20. März, bei schrecklichem Wetter, der Sturm heulte und es goß in Strömen, hielten die Reisewagen vor den Tuilerien und nahmen den König und die flüchtende Hofgesellschaft auf. Der König nahm 25 Millionen Franks mit und die ungefähr 14 Millionen im Werte betragenden Krondiamanten. So kam er wenigstens nicht wie einst als Bettler im Exil an.

Die Marschälle Berthier, Macdonald, Saint Cyr folgten dem König. Die Reise war heimlich vor sich gegangen: am Morgen des 20. März hatte Paris keinen König mehr. Wohl aber tönte durch seine Straßen ein immerwährendes Vive l'empereur-Geschrei. Um 2 Uhr mittags ließ der General Excelmans die weiße Fahne von den Tuilerien entfernen. Paris hatte sich im Nu aus einer königlichen Stadt wieder in eine kaiserliche gewandelt. Die Regierung der Bourbonen war weggewischt wie ein Kreidestrich auf der Tafel.

Am selben Tage um 8 Uhr abends fuhr der kaiserliche Wagenzug in Paris ein, hinter sich eine starke Suite von Generalen, Offizieren und Kavallerie. Vor den Tuilerien drängten sich die Bonapartisten. Wie in einem Rausche drückte und küßte man dem Kaiser die Hände, und jäh wurde er von tausend Armen aus dem Wagen gerissen und auf den Schultern in die Tuilerien getragen. Napoleon war innerlich so freudig und bewegt, daß man fast sagen darf, er habe nie eine reinere Freude empfunden als in diesem Augenblick. Er war fast ausgelassen, war mit seinen Liebkosungen, mit Kneifen am Ohrläppchen, mit Verteilen scherzhafter Backpfeifen und dergleichen freigebiger als je. „Es sind die uninteressierten Leute," sagte er, „die mich nach Paris zurückgeführt haben, es sind die Unterleutnants und die Soldaten, die das getan haben, dem Volke und dem Heere verdanke ich das." So war es.

Marschall Suchet, Herzog von Albufera
Nach einem Stich von Hopwood

Und wirklich, dieser Mann hatte einen Triumphzug hinter sich, wie ihn die Weltgeschichte noch nie gesehen hatte. Ohne einen Flintenschuß zu tun, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, war er von Frankreichs Küsten bis in das Herz der Hauptstadt hineingedrungen. In kaum zwanzig Tagen waren 230 Wegstunden zurückgelegt, und der kleine Schneeball von Mannschaften, mit welchen er ans Land stieg, hatte sich zur Lawine zusammengeballt. Kaum in den Tuilerien angelangt, kaum freigelassen von den begeisterten Händen seiner Getreuen, begann der Nimmermüde seine unendliche Tätigkeit.

Das eine verhehlte Napoleon sich nicht, daß er ganz Frankreich nicht nach dem Empfang in Paris beurteilen durfte. „Mon bon ami," sagte er zu einem Vertrauten, „die Leute haben mich kommen lassen, gerade wie sie die andern, die Bourbonen, haben gehen lassen!" — Zu sehr hatten ihm die Jahre der Republik gezeigt, wie leicht es ist, eine Regierung zu gründen, und wie leicht es ist, sie zu stürzen. Und ein anderes machte sich merkbar. Der Bann der Fürsten, die Acht Europas war kein machtloses Blatt Papier. Der Kaiser mußte erkennen, daß es schwer sei, unter den so jäh veränderten Verhältnissen ein Ministerium zu bilden. Ja der Kaiser stieß auf direkte Weigerungen bei seinen intimsten Anhängern. Caulaincourt zögerte, das Auswärtige Amt zu übernehmen, so gut wie der mit Würden überhäufte Cambacérès zögerte, die Justiz zu übernehmen. Endlich willigten sie ein. Der Republikaner Carnot erhielt das Innere, der Verteidiger Hamburgs, Marschall Davoust, den Krieg. Carnot wurde Graf. Lächelnd sagte er zu seinen Anhängern: „Bonaparte hat durch meine Ernennung einen Schritt zur Republik gemacht; es ist billig, daß ich einen Schritt zur Monarchie mache." — Jetzt tauchte auch der brauenlose Fouché wieder auf. Der Kaiser gab dem alten Jakobiner, dessen großen Anhang er kannte, das Polizeiministerium zurück, obwohl er genau wußte, daß ein solches Amt in solchen Händen im unglücklichen Falle für ihn bedenklich werden konnte.

Der Kaiser mußte alles daran setzen, ein in Waffen geeintes starkes Frankreich dem Bann der verbün-

Digitized by Google

deten Mächte entgegenzuwerfen. Er wolle den Frieden halten, erklärte er, wie er mit den Bourbonen geschlossen worden sei, aber er werde den heiligen Boden Frankreichs gegen jeden äußeren Feind bis auf den letzten Mann verteidigen. Es war aber so, daß Napoleon sich zwei gefährlichen Täuschungen hingab. Er hatte aus der Stimmung des französischen Volkes gegen die Bourbonen schließen zu können geglaubt, daß sich Volk und Heer wie ein Mann für ihn erheben würden. Zwar war das Heer bereit, von neuem das Schwert zu ziehen, von neuem wollten diese alten Soldaten des Kaiserreichs, von dem kleinen Korporal geführt, sich dem halben Europa entgegenstemmen, um Frankreichs Boden zu schützen. Aber anders war es schon mit dem Volk. Der Bauer, durch die Bourbonen geängstigt und in seinem aus der Revolution geretteten Besitz bedroht, stand auf des Kaisers Seite, auch die Arbeitermassen, wenngleich hier ein starker republikanischer Einschlag war. Aber der Mittelstand, die Kreise von Bildung und Besitz! Diese sahen den neuen Dingen mit Mißtrauen entgegen. Sollten nach so kurzer Pause diese unendlichen Kriege von neuem beginnen? Sollte der große Aderlaß Frankreichs und Europas kein Ende nehmen? „Es handelt sich um die Frage," sagte Crabb Robinson im englischen Unterhaus, „ob wir mit Bonaparte sofort Frieden schließen oder noch zwei Jahre in Deutschland mit ihm Krieg führen sollen." —

General Charles Matthieu Isidore Decaen
Nach einem Stich von J. B. Joly

Am 25. März erneuerten Österreich, Preußen, Rußland und England das Bündnis von Chaumont, verpflichteten sich, den Pariser Frieden aufrechtzuhalten und den Krieg zu führen bis zur Vernichtung Napoleons. Der Kaiser mußte empfinden, daß er einsam in Europa dastände. Vergeblich war es, daß er Verhandlungen mit den Mächten anzuknüpfen suchte. Seine Unterhändler wurden abgewiesen, seine diplomatischen Vertreter nirgends empfangen, während die Gesandten der Mächte in Paris, die bei den Bourbons akkreditiert waren, ihre Pässe forderten.

So stand der Krieg von neuem vor der Tür. Des Kaisers eigene Vergangenheit war sein größter Feind. Mochte er noch so sehr versichern, daß er den Frieden wolle, er mußte zum Kriege rüsten.

Denn schon flackerte in Süditalien der erste Brand empor. Kaum hatte König Murat von der Einschiffung des Kaisers nach Frankreich gehört, als er, der vom Wiener Kongreß scheel angesehene Parvenu unter den Königen, die Stunde gekommen glaubte, sich wieder auf die Seite Napoleons zu stellen, um seinen wankenden Thron zu festigen. Der unvorsichtige Murat verjagte den Papst, was weiter kein Heldenstück war, und rief die Völker Italiens zum Kampf für ihre Freiheit und Einheit auf. Aber schon rückte der General Graf Neipperg gegen ihn heran und schlug ihn am 12. April bei Ferrara und am 2. Mai bei Tolentino gänzlich aufs Haupt, so daß die schlechten neapolitanischen Truppen auseinanderstoben und Murat sehen mußte, wie er davonkam. Sein Königreich war in vollem Aufstand, und es blieb ihm nichts übrig, als sich, ein König ohne Land, nach Frankreich einzuschiffen. Der österreichische General besetzte die Hauptstadt und die Festungen und übergab das Land dem angestammten Herrscher König Ferdinand. Mit dieser Wiedereinsetzung der Bourbonen in Neapel war das ganze napoleonische Italien von der Landkarte fortgewischt, und die alten Zustände herrschten wieder.

Es ist gewiß, daß dieser vorzeitige Losbruch Murats auf die Entschlußkraft der Verbündeten wirkte. Schon hatte die napoleonische Diplomatie — hier war es Caulaincourt, der seine Karten gut mischte — ein geheimes Aktenstück aus dem bourbonischen Archiv, wodurch England, Österreich und das bourbonische Frankreich stark kompromittiert wurden, dem Kaiser Alexander übersandt, schon bemühte sich die schöne Königin Hortense für ihren Stiefvater bei dem galanten Zaren. Aber Alexander ließ entgegnen: „Keinen Frieden und keinen Waffenstillstand mit Napoleon. Alles, nur er nicht!" Er ward nach Einsichtnahme jener Urkunde, „heftig aufgereizt, rot und unwillig". Am folgenden Morgen ließ er den Freiherrn vom

Digitized by Google

Stein rufen, zeigte ihm das Dokument und sagte: „Ich habe den Metternich zu mir entbieten lassen und wünsche, daß Sie bei der bevorstehenden Unterredung als Zeuge zugegen seien." — Der Fürst kam. Alexander wies ihm den Vertrag mit der Frage: „Kennen Sie das da?" — Der Meister der Formen verzog keine Miene und schwieg eine Weile, um eine aus dieser fatalen Klemme hinauslotsende Redewendung zu suchen. Als er eine gefunden zu haben glaubte und zu reden anheben wollte, schnitt ihm der Zar das Wort ab, nachdrucksam sagend: „Metternich, solange wir leben, soll über diesen Gegenstand zwischen uns niemals wieder die Rede sein! Denn wir haben jetzt anderes zu tun. Napoleon ist wieder da, und unsere Allianz muß daher fester sein als je." — Sprach's und warf das Dokument in das flackernde Kaminfeuer. —

So rüstete sich ganz Europa gegen den Kaiser. Am Oberrhein sammelten sich 230000 Österreicher und süddeutsche Kontingente, die Russen kehrten um und marschierten gegen den Mittelrhein, 150000 Mann stark, und Feldmarschall Blücher marschierte mit 130000 Preußen und Sachsen nach Belgien hinein, um dem Herzog von Wellington, der eine 100000 Mann starke Armee von Engländern, Hannoveranern und Niederländern führte, die Hand zu reichen. Es sammelten sich Heere von über 600000 Mann gegen Napoleon. Was konnte er diesen Massen entgegensetzen? Frankreich wurde wieder zum Heerlager. Die Waffenschmiede, die Sattler, die Stellmacher, die Schuster und Schneider, sie arbeiteten Tag und Nacht. Die alten Soldaten, die aus den Festungen zurückgekehrt waren, wurden zur Fahne gerufen. Es waren ihrer über 100000. Ihnen gesellten sich 30000 schon längst pensionierte Veteranen, die noch Marengo und Ägypten gesehen hatten. Wenn alles aufgeboten wurde, so konnte einschließlich des stehenden Heeres eine Streitmacht von annähernd 400000 Mann ohne die Nationalgarden auf die Beine gebracht werden. Es kam nur darauf an, daß die Verbündeten ihm Zeit ließen, sich zu rüsten. Und das tat Schwarzenberg wirklich, dem wieder der Oberbefehl über die ganzen verbündeten Heere anvertraut war.

Der Kaiser arbeitete täglich 16 Stunden bis tief in die Nacht hinein. Es wird erzählt, daß sein Pensum ungefähr 150 Dekrete und Briefe waren. Dazu kamen die Truppenmusterungen, die vielen Unterredungen und Konferenzen. „Gewöhnlich schienen seine Züge," schreibt der Schatzmeister Mollien, „Ruhe und Nachdenken zu verraten. Er bewahrte ohne Ziererei eine ernste Würde, und man merkte ihm wenig von seiner ehemaligen Kühnheit und seinem Selbstvertrauen an, das niemals vor unübersteiglich erscheinenden Hindernissen zurückgeschreckt war. Eine gewisse Ermüdung, die ihm früher ganz unbekannt gewesen war, trat bei ihm schon nach ganz wenigen Stunden der Arbeit ein." —

In der Tat war der Kaiser von Rücksichten gefesselt. Die unbedingte Machtvollkommenheit, die ihm die Jahre des Erfolges gegeben hatten, war nicht mehr da. Seine Frau Marie Louise, die er durch zwei Abgesandte zu gewinnen und insgeheim zu entführen suchte, lehnte es ab, zu ihm zurückzukehren. Sie glaubte nicht an seinen Stern. Sie wollte Ruhe haben und wollte ihrem Sohn lieber eine gesicherte Zukunft geben, als ihn dem Auf und Ab einer auf endlose Kriege gestützten Politik aussetzen. Den Kaiser erbitterte die Haltung Marie Louises sehr. Seine Kaiserin und sein Thronerbe außerhalb des Landes in der Macht seiner Gegner, er selbst geächtet und Hunderttausende an den Grenzen bereitstehend, ihn zu vernichten! Er mochte es wohl einsehen, daß nur ein Krieg geführt werden konnte bis aufs Messer. Und das war es ja auch, was die Verbündeten wollten. Die erste Niederzwingung dieses Mannes war aus dem Freiheitskampf Preußens und Deutschlands hervorgegangen. Jetzt konnte man von einem Freiheitskampf nicht mehr sprechen. Hier war nur noch ein Kampf der Kaiser und Könige gegen den korsischen Kondottiere. Im Grunde machte sich Napoleon keine großen Hoffnungen, wenngleich sein Optimismus ihn nicht verließ. Der Krieg gab immer Chancen. „Könnte ich," sagte er, „nur ein paarmal über diese Monarchen siegen, die so demütig gegen mich waren! Dies ist es, was ich vom Schicksal und der Nation verlange."

Digitized by Google

35. Kapitel

Waterloo

Ein Echo, aber ein verneinendes, fanden diese kaiserlichen Hoffnungsworte in dem, was um jene Zeit Fouché, der Polizeiminister, zu einem Vertrauten sagte: „Dieser Mann ist zu früh gekommen. Wir hätten erst unsere Geschäfte arrangieren müssen, die dreifarbige Fahne wieder annehmen und uns mit den auswärtigen Mächten verständigen. Dann hätte er seinen Platz gefunden. Nun wird uns der Mann mit allen entzweien und alles in Verwirrung bringen. Er ist vielleicht imstande, eine oder zwei Schlachten zu gewinnen, aber die dritte wird ihm unfehlbar das Genick brechen." — So sprach Fouché. Indes, der Kaiser durfte nicht säumen. Er mußte nach seiner alten Kriegskunst sich beeilen, mit Übermacht über die einzelnen Heerkörper herzufallen und sie zu vernichten, und da waren Blücher und Wellington diejenigen, die Frankreichs Grenzen am meisten bedrohten und daher zuerst an die Reihe kommen mußten. Der Imperator hatte im ganzen an 200000 Mann feldfähig zur Stelle. 70000 mußte er zur Verteidigung der französischen Grenzen gegen die Österreicher und Russen zurücklassen. An der Südgrenze kommandierten General Decaen und Clausel, während der Marschall Suchet die Alpen beobachtete; Rapp stand im Elsaß.

Der Kaiser selbst mit dem Rest seiner Truppen, annähernd 130000 Mann stark, zog gen Norden gegen Blücher und Wellington. Er hatte zu Korpsführern die Generale Drouet Graf von Erlon, Reille, Vandamme, Gérard, Marschall Graf Grouchy und den Grafen von der Lobau ausersehen. Sehr fehlte ihm der frühere Major-General Berthier, aber bei dem Fürsten von Neuchâtel war die längst in ihm wohnende Geisteskrankheit ausgebrochen. Er hatte sich am 1. Juni in einem Anfall von Umnachtung in Bamberg vom Balkon des Schlosses seines Schwiegervaters, des Herzogs Wilhelm von Bayern, hinuntergestürzt. — Die Wahl eines Ersatzes war schwer, denn wer besaß die Fähigkeit, Napoleons Befehlen so schnell zu folgen und sie so überaus klar weiterzugeben wie Berthier? Schließlich fiel die Wahl auf den Marschall Soult, den alten Landsknecht, der seinen kaiserlichen Herrn vor wenig Wochen um ein Sonnenlächeln der Bourbonen verraten hatte, nun aber nicht anstand, die Berufung anzunehmen. Soult war als ein tüchtiger Taktiker bekannt, in den Geschäften eines Major-Generals aber durchaus nicht bewandert. Seine Befehle waren längst nicht so klar wie die Berthiers und gingen nicht mit der blitzartigen Schnelle hinaus. Immerhin, der Kaiser glaubte keinen besseren zu finden. Am 12. Juli geschah die Abreise aus Paris. „Man muß hoffen, daß wir nicht so bald Veranlassung haben werden, uns nach Elba zurückzusehnen," sagte der Kaiser zu Madame Bertrand, und dem brauenlosen Fouché, dessen Ränke er schon ahnte, rief er das drohende Wort zu: „Gehe ich zugrunde, so fallen die Patrioten mit mir, und Sie würden also Ihre Partie schlecht spielen, wenn Sie mich verrieten: Nach mir seid ihr Männer der Revolution alle verloren; ich bin euer letzter Diktator." — Sechs Tage sollte die Kaiserherrlichkeit noch dauern.

So zog der Kaiser mit seinen Heerhaufen der Entscheidung entgegen. Wir hörten schon, daß in Belgien, am nächsten der französischen Grenze, die Feldherren Wellington und Blücher ihm gegenüberstanden. Man hatte den alten Marschall Vorwärts vom Wiener Kongreß ferngehalten. So sehr er der Führer des Volkes in Waffen war, so wenig war er geeignet, am grünen Tisch mit den Diplomaten zu verhandeln. Daher blieb der Alte in Berlin, und wir haben gehört, wie er bei der Nachricht von der Flucht Napoleons von Elba zum englischen Gesandten lief und dem seine Meinung sagte. Aber gleichzeitig erkannte sein praktischer Verstand, daß dieser zweite Feldzug für Preußen von großer Bedeutung werden könnte, denn bei den diplomatischen Verhandlungen in Wien hatte Preußen schließlich ungünstig abgeschlossen, wenigstens viel ungünstiger, wie es die Männer des Schwertes wohl wünschten. Was Blücher gefürchtet, war eingetroffen. Am

Digitized by Google

grünen Tisch war so manches verdorben, was das Schwert erworben hatte. So durfte er denn jetzt mit Recht ausrufen: „Das ist das größte Glück, welches Preußen begegnen konnte! Nun wird der Krieg von neuem anfangen, und die Armee wird alle in Wien begangenen Fehler wieder gutmachen.“ — Es war im preußischen Königslager wohl der Wunsch aufgetaucht, in diesem neuen Feldzuge das Kommando einem andern zu übergeben, nicht sowohl des Königs Wunsch, als der seiner Räte. Man dachte an Bülow. Mit einer solchen Kommandoänderung hätte man auch zugleich den General Gneisenau von der Armee entfernt. Des Königs Generaladjutant von dem Knesebeck wurde an Blücher abgesandt, um ihm den Rücktritt nahezulegen. „Durchlaucht von Wahlstatt,“ sagte Knesebeck, „haben so viel Ruhm erworben, daß es nicht möglich ist, ihn durch neue Siege zu mehren. Wohl aber, was Gott verhüte, könnte es möglich sein, jetzt durch ein Mißlingen gegenüber dem Kaiser Napoleon persönlich diesen Ruhm zu schmälern.“ — Der alte Feldherr merkte wohl, worauf das hinausging. Er drehte sich kurz um und sagte nichts als: „Donnerwetter, was das für dummes Zeug ist!“

So zog denn Gebhard Leberecht mit seinem Gneisenau wieder ins Feld, nicht ohne auf dem Marsch gegen den Feind noch etwas zu erleben, was dem greisen Herrn in seiner militärischen Laufbahn füglich hätte erspart werden können. Es war die Meuterei der drei sächsischen Bataillone, welche die Besatzung der Stadt Lüttich bildete, wo Blücher sein Hauptquartier genommen hatte. Diese drei Garde- und Grenadierbataillone sollten, nachdem die größere Hälfte Sachsens an Preußen übergegangen war, zu preußischen Soldaten gemacht werden, aber noch hatte der König Friedrich August nicht in die Kongreßabschlüsse eingewilligt und seine Truppen noch nicht des Fahneneides gegen sich entbunden. Der alte Feldmarschall versuchte es auf gutem Wege, indem er sich, um den Sachsen sein Vertrauen zu zeigen, in seinem Hauptquartier nur von Sächsen bewachen ließ. Aber alles das nützte nichts. Als der Befehl des Übertritts in das preußische Heer unter den Soldaten bekannt wurde, gehorchten sie ihren Offizieren nicht mehr, rotteten sich zusammen und zogen, mit Knütteln bewaffnet, vor das Quartier des Fürsten. Alle Versuche, sie zu beschwichtigen, nützten nichts. General von Müffling wurde sogar angegriffen und ihm die Epauletten von der Schulter gerissen. Der General zog hierauf den Degen und wollte sich auf die Angreifer stürzen; nur mit Mühe hielt man ihn zurück, und der Tumult wurde so heftig, daß die wütenden Soldaten Steine aufgriffen und dem Fürsten die Fenster einwarfen. Der vorsichtige Adjutant Blüchers, Graf Nostitz, hatte indes die Pferde des Hauptquartiers im Hofe versammelt, und als die Lage zu drohend wurde, mußten Blücher und sein Stab durch eine Hintertür das Gebäude verlassen. Man kann sich den Zorn des alten Feldherrn denken. Als am folgenden Tage sich die Tumulte wiederholten und der Befehl des Hauptquartiers zu getrenntem Abmarsch der Sachsen hinter die Front nicht befolgt wurde, ging man mit äußerster Strenge vor. General von Borstell, der sich geweigert hatte, das Strafgericht (besonders die Verbrennung der Fahne) an den sächsischen Truppen zu vollziehen, wurde sofort des Kommandos enthoben und auf die Festung Magdeburg geschickt. Generalmajor von Pirch übernahm das Kommando an Borstells Stelle. Es wurden sieben Rädelsführer erschossen und die Fahne verbrannt, das ganze sächsische Korps aber hinter den Rhein zurückgeführt und der Ehre verlustig erklärt, an diesem Kriege teilzunehmen. Jedenfalls bleibt diese Meuterei der Sachsen ein dunkles Blatt in der Geschichte des Jahres 1815.

Das kombinierte britische Heer, das zum größten Teil aus deutschen Truppen bestand, kommandierte Arthur Wellesley, Herzog von Wellington. Er war ein jüngerer Sohn aus dem Hause der Viscounts von Wellesley und stand damals im Alter von 46 Jahren. Sein Bruder Richard Wellesley war der Generalgouverneur von Ostindien, ihm dankt England seine Machtstellung im Orient. Unter diesem Bruder hatte auch Sir Arthur in Ostindien gekämpft. „Wellington,“ sagt Treitschke, „zählte zu den äußerst seltenen Männern, die ohne schöpferisches Genie, fast ohne Geist, allein durch die Kraft des Charakters, durch die Macht des Willens und der Selbstbeherrschung zu den Höhen historischen Ruhms emporsteigen, streng gegen sich und andere, unverbrüchlich gehorsam und pflichttreu, gerecht und ehrenhaft, kalt, sicher und verständig in allem. Der durchbohrende Blick der kalten Augen, die stolzen Züge mit der Adlernase und dem festgeschlossenen unbeweglichen Munde, der scharfe, befehlende Klang der Stimme verboten jede vertrauliche Anrede. Aber alle gehorchten, alle fühlten sich stolz, dem schwer zu Befriedigenden genug zu tun.“ — Wie wenig dieser Herzog den Geist der preußischen Armee begriff, wie unendlich tief die Kluft war zwischen ihm und einem Blücher und Gneisenau, zeigt wohl sein Ausspruch: „Der Enthusiasmus ist in der Tat keine Hilfe, um irgendein Ding zu vollbringen und ist nur eine Entschuldigung für die Unordnung, mit der jedes Ding getan wird und für den Mangel an Manneszucht, besonders in den Heeren.“ — So wenig verstand dieser englische Herr die Begeisterung für das Vaterland und den König, welche die preußischen Freiwilligen und Landwehren, den preußischen Soldaten vom General bis zum letzten Troßknecht erfüllte. Als General Müffling sich mit einem Auftrage in das Hauptquartier des Herzogs begab, sagte Gneisenau: „Seien Sie mit Wellington sehr auf Ihrer Hut, denn dieser ausgezeichnete General ist durch seinen Aufenthalt in Indien und durch seine Verhandlungen mit den eingeborenen Fürsten so sehr an die Falschheit gewöhnt

Digitized by Google

worden und hat es darin zuletzt zu einer solchen Meisterschaft gebracht, daß selbst die Nabobs von ihm überlistet worden sind."

Seine Erfolge in Spanien gegen die französischen Marschälle und seine ganze schnell aufsteigende militärische Laufbahn überhaupt hatten den Herzog zu einem gewissen Hochmut kommen lassen, der ihn auch die nahende Gefahr von seiten Napoleons verachten ließ. Er glaubte nicht an einen Angriff des Kaisers. Seine Truppen lagen in weit zerstreuten Kantonnements, so daß es ganz unmöglich war, sie bei einem blitzartigen Vordringen Napoleons rechtzeitig zusammenzuziehen. Der Herzog selbst hatte sein Hauptquartier in Brüssel, wo ein Ball und eine Festlichkeit die andere jagte, und man lebte, als ob der tiefste Friede sei. Und doch stand Hannibal vor den Toren.

Die Armee, welche der Kaiser gegen die Verbündeten heranführte, war ihrem inneren Gefüge nach viel besser als diejenige, welche er 1813 aufstellte. Sie bestand zum größten Teil aus den alten Kerntruppen der Garde und der Linie, welche schon in einer Unzahl von Schlachten die Kugeln hatten pfeifen hören. Der Geist der Soldaten war gut. Man vertraute von neuem, daß der Stern des Kaisers wieder aufgehen würde. Aber dennoch gab es Überläufer, und zwar in ziemlicher Menge unter den Offizieren. Diese Leute, welche mehr Einsicht hatten als der gemeine Mann, mochten wohl glauben, daß das Glück vom Kaiser gewichen sei, und daß dieser Feldzug mit einem vollständigen Zusammenbruch enden würde. So wollten sie sich ihre Haut und ihre Zukunft sichern. Seit dem Verrat Marmonts und seines Stabes umwitterte überhaupt der Verrat dieses Heer. Argwöhnisch und mit bitteren Mienen blickten die Soldaten auf ihre goldbetreßten Führer. Wer würde der nächste sein? Es ging Napoleon im Grunde nicht besser. Ein Mann, der das fertig gebracht hatte wie der Marschall Ney, schien ihm zu allem fähig. Er berief den Fürsten von der Moskwa daher erst in letzter Minute. Erst am Nachmittag des 15. Juni, als die Operationen bereits begonnen hatten, traf der Held von Borodino bei der Armee ein. Der Kaiser brauchte Ersatz für den Marschall Mortier, der an die Spitze der jungen Garde treten sollte, sich aber im letzten Augenblick krank gemeldet hatte, um sich den Rückzug zu den Bourbons zu decken. Ach, es war längst nicht alles, wie es sein sollte! Bei dem 4. Korps des Grafen Gérard ging in der Nacht zum 15. Juni der Generalleutnant Graf Bourmont mit seinem ganzen Stabe zum Feinde über. Bourmont war ein entschiedener Bourbonist und hatte den Marschall Ney vergeblich zu seiner Pflicht gegen den König anzuhalten versucht, dann aber, als er hier keinen Erfolg hatte, geschwiegen. Nun schien ihm die Stunde gekommen, die Sache des Kaisers zu verlassen. Es war weiter kein Vorfall von Wichtigkeit, aber immerhin gab es eine Erschütterung im Korps Gérard. Zu oft und zu rasch hatte im letzten Jahre der gemeine Soldat seine Marschälle und Generale ihre Überzeugungen und ihre Fahnen wechseln gesehen, und wie ein Lauffeuer ging durch die Reihen der Marschierenden das Wort: „Verrat!", ein Wort, das auch der Krieg 1870/71 oft genug in den französischen Kolonnen laut werden ließ. „Bah," meinte der Kaiser wegwerfend, „ein Mensch, der weiß gewesen ist, wird nie blau werden, und ein blauer wird nie weiß werden."

Das 1. Armeekorps der preußischen Armee unter dem Generalleutnant von Zieten (vier „Brigaden", d. h. Divisionen) war am weitesten vorgeschoben, es mußte den ersten Stoß aushalten. Durch andere Nachrichten und auch durch den General Bourmont hatte man im Blücherschen Hauptquartier erfahren, daß Napoleon mit einem Heer von über 120000 Mann zum Angriff bereitstünde. Die Sammlung seiner Streitkräfte gegenüber Charleroi war ein Meisterstück des Kaisers. Sein Plan war, mit einem Gewaltstoß die beiden Heere Blüchers und Wellingtons, bevor sie sich noch vereinigen konnten, auseinanderzuwerfen und über jedes einzeln herzufallen, um es zu zertrümmern. Es war der alte Plan seiner Feldzüge, aber er selbst war nicht mehr der Alte. Es wird von verschiedenen Seiten bezeugt, daß den Kaiser, so sehr er sich dagegen wehren mochte, leicht eine Ermüdung befiel. Es ist das um so mehr begreiflich, als er, aus der Ruhe Elbas herausgerissen, mit dem Betreten Frankreichs vor die allergewaltigsten Aufgaben seines Lebens gestellt wurde, denn keiner aller seiner Feldzüge war so gewagt gewesen wie dieser. Indessen widerspricht auch Lettow-Vorbeck der besonders von Feldmarschall Wolseley, einem glühenden Napoleonbewunderer, vertretenen Meinung, Abnahme der Rüstigkeit ist für den Kenner nicht zu bemerken, vielmehr ist die Zahl schlafloser Tätigkeitsstunden vom 15. bis 19. früh fast übermenschlich. Bis zum Abbruch der Verhandlungen von Châtillon hatte der Kaiser noch immer auf festem Boden gestanden, seitdem aber schwankte dieser Boden, hatte sich geöffnet, hatte ihn verschlungen, hatte ihn sozusagen jetzt wieder ausgespieen zu neuen Taten. Aber es war ein rissiger, bedenklicher, feuerspeiender Boden, gleichzeitig unterhöhlt von den Gewalten der Revolution und denen der Reaktion. Nie in seiner Laufbahn war dem Kaiser eine Reihe von Siegen so notwendig wie jetzt um die Mitte des Juni 1815. Er spielte va banque, das wußte er. Geschah die Vereinigung Blüchers und Wellingtons, so hatte er eine Armee gegen sich, der er nicht gewachsen war. Alles mußte daran gesetzt werden, diese Vereinigung zu verhindern.

Auch ein weniger hoffnungsfreudiger Feldherr, wie es Napoleon von Natur war, hätte die Hoffnung hegen dürfen, diese Trennung der beiden feindlichen Armeen herbeizuführen. Man war sowohl im Haupt-

Digitized by Google

quartier Wellingtons wie in dem Blüchers mit Nachrichten nicht sonderlich bedient. Tatsächlich fehlte es den Preußen an barem Geld, Kundschafter und Boten zu bezahlen *). Man mußte sich hauptsächlich auf die Meldungen der Vorposten verlassen, eine mißliche Lage gegenüber einem Napoleon, der die Überraschungen liebte. Erst am 15. Juni in der Nacht erhielt Gneisenau durch zwei Deserteure die Nachricht, daß der Kaiser seine Kolonnen geschlossen und rasch heranführe. Der Feldmarschall schlief, es war ein heiliger Schlaf, der dem alten Helden nicht gestört werden durfte. Gneisenau übernahm es persönlich, die Befehle zur Konzentrierung der Truppen zu erlassen. Später wurde der General Graf Bourmont, der bourbonische Überläufer, in das Hauptquartier gebracht. — Man hätte von dem Manne wohl manches herausbringen können. Aber Blüchers ehrliche Natur sträubte sich gegen die Ausnutzung schmählichen Verrates. Die weiße Kokarde, die Bourmont aufgesteckt hatte, besänftigte den Alten nicht: „Einerlei, was so ein Kerl für eine Kokarde aufsteckt. Hundsfott bleibt Hundsfott! Gott straf mir!"

Des Kaisers Feldplan ging dahin, daß er selbst am 15. Juni sich mit ganzer Macht auf das isolierte preußische Korps Zieten werfen wollte, um es zu zertrümmern und alsdann gegen Blücher selbst vorzugehen, während sein linker Flügel unter dem Fürsten von der Moskwa den Schnittpunkt der Straßen Nivelles—Namur und Brüssel—Charleroi besetzte und sich als Riegel dem britischen Herzog bei Quatrebras vorschob. Zweifellos ein guter Plan, bei tatkräftiger Durchführung geeignet, eine Trennung der Armeen und eine mögliche Vernichtung Blüchers herbeizuführen, was dann zu unabsehbaren Folgen führen konnte. Aber trotz der guten inneren Qualität seines Heeres, die zweifellos besser war als die des mit frischen Landwehren stark durchsetzten preußischen Heeres, geschweige denn der zusammengewürfelten englischen Armee, gelangen die geplanten schnellen Bewegungen dem Kaiser am 15. Juni nicht so, wie er wünschen mußte. Teils lag das an Zufällen, teils an der nicht genügend schnellen Expedition der Marschbefehle durch den Major-General Soult. Zwar wich das Korps Zieten langsam und beharrlich fechtend über Gilly und Fleurus gegen Sombreffe zurück, aber der Fürst von der Moskwa wurde seiner wichtigen Aufgabe ganz und gar nicht gerecht. Michael Ney war erst am Nachmittage des 15. Juni nach 4 Uhr beim Kaiser eingetroffen. Am Wendepunkt der Chaussee Charleroi—Namur begegneten sich die beiden alten Feldgenossen. Zunächst konnte der Kaiser es sich nicht versagen, den Marschall zu ärgern. Nur auf Neys Bürgschaft war die Betrauung Bourmonts mit einem Kommando geschehen. „Nun, Marschall, Ihr Schützling Bourmont ist zum Feinde übergegangen!" — Michael Ney stotterte einige Entschuldigungen. „Gehen Sie," wehrt der Kaiser ab. „Die, welche blau (national) sind, sind eben blau, die, welche weiß (feudal) sind, sind eben weiß!" — Dann erteilt Napoleon dem Marschall seine Instruktion. Er soll den Oberbefehl über die Korps Graf Drouet d'Erlon und General Reille, sowie das Kavalleriekorps Kellermann erhalten und die Besitznahme von Quatrebras betreiben. Ney ist mit einem einzigen Adjutanten durch Eilpost Hals über Kopf aus Paris abgereist. Er hat erst in Beaumont zwei Reitpferde gekauft, hat keinen Stab, keine Intendantur, keine Adjutantur, alles, was er hat, ist der Name Ney, — genug, um französische Truppen zu begeistern. Gegen 5 Uhr trifft der Marschall bei Gosselies ein, wo General Reille sich noch mit der preußischen Brigade Steinmetz herumschießt. Der Marschall übersieht mit scharfem Blick die Lage, überläßt der Division Girard die Verfolgung der zurückweichenden Preußen und treibt Kavallerie und Infanterie — Division Bachelu — auf der Straße nach Quatrebras vor. Auf der Mitte des Weges bei dem Dorfe Frasnes bietet sich der erste Widerstand: dort steht der Brigadegeneral Prinz Bernhard von Weimar, des Goetheherzogs Sohn, mit 4500 Mann nassauischer Truppen vom Heere Wellingtons. Der junge deutsche Herzog ist sich über die Wichtigkeit seiner Stellung klar und entschlossen, Quatrebras zu halten, es koste was es wolle. Zwar hat jeder seiner Leute nur 10 Patronen im Sack, aber sie werden schon ausreichen. Gegenüber der Entschlossenheit des Prinzen

*) Blücher suchte sich in ähnlicher Weise aus der Not zu helfen, wie der Held der spanischen Romanze, der Cid Campeador, welcher sich aus dringender Geldverlegenheit dadurch rettete, daß er zweien Juden von Valencia zwei mit Sand gefüllte, verschlossene Truhen, unter der Versicherung, daß sie sein Gold- und Silbergerät enthielten, und dazu sein Wort verpfändete, das Pfand binnen Jahresfrist einzulösen, was er auch tat. Als der Generalintendant Ribbentrop dem Feldmarschall seine Not klagte, daß alle Kassen erschöpft seien, das Finanzministerium ihn ohne Hilfe lasse, die Armee seit zwei und einem halben Monat keinen Sold erhalten habe und in Belgien für jedes Pfund Brot und Fleisch bare Zahlung verlangt würde, entgegnete Blücher gelassen: „Ich werde Wechsel ausstellen." Ribbentrop zuckte mit den Achseln. — „Ich verstehe Ihr Achselzucken, Sie meinen, das Akzept wird fehlen; das wär' doch sonderbar. Als ich noch keinen Namen hatte, hab' ich genug Schulden auf meinen Namen gemacht, und jetzt sollte sich niemand finden, der auf meinen Namen borgt? Wieviel brauchen Sie?" „Wenn wir fürs erste nur einige hunderttausend Taler, eine halbe Million etwa, aufbringen könnten." „Na, so schreiben Sie: Gegen diesen meinen Sola-Wechsel — — zahlbar in der Bank von England — ich denke, wir nehmen eine runde Summe, etwa 100000 Pfund Sterling, die englische Regierung wird mich nicht im Stich lassen und kann sich bei den Subsidien bezahlt machen. Ihre Sorge ist, daß Sie meinen Wechsel unterbringen und bar Geld anschaffen." Die Wechsel wurden in aller Form ausgestellt; es gelang unserem Generalintendanten, dieselben bei der patriotischen Kaufmannschaft in Elberfeld unterzubringen und auf Blüchers Namen so eine ansehnliche Geldsumme zu erhalten. Die englische Regierung akzeptierte die auf sie gezogenen Wechsel, und die Elberfelder Patrioten hatten ein gutes und zugleich ehrenhaftes Geschäft gemacht.

Digitized by Google

zeigte der franzöſiſche Marſchall eine unbegreifliche Schlaffheit. Schon die Truppen der Diviſion Bachelu und die überlegene Reiterei genügten vollkommen, den Feind mit ſtarken Verluſten aus dem Felde zu ſchlagen. Ja, hätte Ney noch die Diviſionen Jérôme und Foy herangezogen, ſo wäre eine völlige Zertrümmerung und Umzingelung der Naſſauer unausbleiblich geweſen. Mochten ſeine Beweggründe immer ſein, wie ſie wollten — Übermüdung der Truppen, durch den Kanonendonner, der gegen 6 Uhr von Silly herüberdrang, erweckte Beſorgnis, im Rücken angegriffen und von dem Kaiſer getrennt zu werden, — genug, der waghalſigſte Draufgänger des kaiſerlichen Frankreich verſagte hier vollſtändig. Er nahm ſeine Truppen in die Höhe von Frasnes zurück, verlegte ſein eigenes Hauptquartier ſogar nach Goſſelies und ſchickte dem Kaiſer einen Bericht ein, der leider verloren gegangen iſt und daher einen Schluß auf Neys Abſichten nicht zuläßt. Andere ſagen, daß Ney dem Kaiſer die falſche Meldung gemacht habe: „Er halte Quatrebras durch einen vorgeſchobenen Poſten beſetzt und ſein Hauptheer ſtehe dicht dahinter". Das wäre eine grobe Täuſchung des Kaiſers geweſen, die allerdings im letzten Grunde nicht unwahrſcheinlich iſt, denn dieſe kaiſerlichen Marſchälle hatten ein viel zu weites Gewiſſen, um nicht zu ihrem Vorteil ebenſogut ſchön zu färben wie ihr Herr und Meiſter. Außerdem mochte Ney glauben, daß er das, was er am Abend nicht erreicht hatte, ſicher am nächſten Morgen erreichen würde. Wie dem immer ſein mag, dieſe Unterlaſſungsſünde Neys hatte die ſchwerſten Folgen für den ganzen Feldzug, und wenn ſpäterhin auf St. Helena Ney zum Sündenbock geſtempelt wurde, ſo iſt das nicht ganz grundlos. Bei einer Aufgabe, wie der Kaiſer ſie ihm ſtellte — und ſtellen durfte, denn Napoleon war berechtigt, auf die Entſchloſſenheit des Fürſten von der Moskwa zu zählen —, bedeutete Schwanken Mißlingen und nur der alte Wagemut, den der Marſchall in ſo vielen Schlachten gezeigt hatte, den ſicheren Erfolg.

Sir Arthur Wellesley Herzog von Wellington
Nach einem Gemälde von Lawrence geſtochen von Edw. Mc. Innes

Während Zietens Brigade Pirch ſich bei Silly hartnäckig gegen die Dragoner Exelmans wehrte (Vandammes Fußvolk kam erſt ſpät heran), ſammelte Blücher bei Sombreffe ſeine Streitkräfte. Die bereits erwähnten Befehle Gneiſenaus, die er auf die erſten ihm ſicher dünkenden Nachrichten des kaiſerlichen Angriffs erließ, hatten ihre Wirkung getan. Die in Kantonnements verſtreuten Garden und Diviſionen ſammelten ſich in Korps und marſchierten auf Sombreffe. Nur General von Bülow verſagte. Der etwas eigenſinnige General maßte ſich eine Kritik der Gneiſenauſchen Anſicht, „daß unverzüglich der Angriff von ſeiten des Feindes zu erwarten ſei", an und ſtellte die Rückſicht auf das Wohl ſeiner durch Märſche erſchöpften Truppen über die gebieteriſche Notwendigkeit, bei der Entſcheidung um jeden Preis zur Stelle zu ſein. Der Feldjäger Roth traf erſt am 16. Juni morgens gegen 5 Uhr den widerſpenſtigen General in Lüttich, zehn Meilen von Ligny, und meldete in kurzen Worten die bedenkliche Lage der Sache. „Mein Gott," rief Bülow entſetzt aus, „warum hat man mir nicht geſagt, daß der Feind ſchon die Offenſive ergriffen hat?" Wohl wirbelten nun die Trommeln durch die Straßen Lüttichs, und der überraſchte General befahl einen Gewaltmarſch: aber was verſäumt war, war nicht mehr nachzuholen. Um die Mittagszeit des 16. Juni empfing Bülow einen Zettel Gneiſenaus vom Schlachtfelde aus, der ihm befahl, ſich hinter der preußiſchen Front auf dem Plateau von Ardenelle als Reſerve aufzuſtellen, aber es gelang ihm trotz aller Mühen nicht, das Schlachtfeld vor der Kataſtrophe zu erreichen. Sein Korps, das die Schlacht von Ligny zugunſten der Preußen hätte entſcheiden können, fehlte im Augenblicke dieſer Entſcheidung.

Ebenſowenig war der Herzog Wellington in Brüſſel geneigt, die Eröffnung der Feindſeligkeiten als vor der Tür ſtehend anzuſehen. Der Herzog glaubte überhaupt nicht an einen Angriff ſeitens des Kaiſers Napoleon. „Dem Kaiſer", ſo meinte der Herzog, „böten ſich viel größere Ausſichten, wenn er ſich nur auf die Verteidigung der Landesgrenzen beſchränkte." Selbſt die Meldungen, die Zieten ſeit dem Morgen des 15. durch mehrere Eilboten an den Herzog nach Brüſſel erſtattete, ſcheuchten den Herzog nicht aus ſeiner Ruhe. Und ſelbſt als die Botſchaften gegen Abend ſehr dringend wurden, glaubte der Herzog den Schein vollſtändiger Unbeſorgtheit aufrechterhalten zu müſſen. Gegen Mitternacht trat Wellington

Digitized by Google

in das Quartier des preußiſchen Militärbevollmächtigten von Müffling. Er lud Müffling ein, mit ihm auf den Ball zur Herzogin von Richmond zu gehen, da die in Brüſſel befindlichen zahlreichen Freunde Napoleons „lange Hälſe“ machten und die Gutgeſinnten beruhigt werden müßten. Auf dieſem Ball war es, wo die Herzogin von Richmond, eine hellſehende Schottin, den Herzog von Braunſchweig-Oels dringend bat, am nächſten Tage nicht in die Schlacht zu ziehen, da ſie in ſeinen Augen ein frühes Ende las. Im übrigen war es ein glänzender Ball, obgleich man bereits am Nachmittage den Kanonendonner von Gilly in Brüſſel deutlich vernommen hatte. Tanzte man auf einem Vulkan? Schon hatte Herzog Wellington einen Eilboten an Ludwig XVIII. nach Gent entſandt mit dem Rate, ſich zur Abreiſe fertig zu halten, und ein engliſcher Hiſtoriker urteilt, „daß der Platz des engliſchen Feldherrn beſſer in der Front des Heeres geweſen wäre, als auf dem Tanzfeſte zu Brüſſel“. Kaum war es dem Abgeſandten Blüchers, dem Oberſt von Pfuel möglich, ſich durch das Bollwerk ſchöner Damen zum Herzog durchzuwinden. Unter dem atemloſen Aufhorchen der Anweſenden gab in ſchöner Poſe der engliſche Lord dem beſtaubten preußiſchen Kurieroffizier ſeine Antwort. „Ich bin von allem wohl unterrichte und habe meine Maßregeln ſo getroffen, daß ich in ſechs Stunden die Meldung von meinen Vorpoſten erhalten kann; acht Stunden genügen zur Überbringung meiner Befehle, acht Stunden zur Verſammlung meiner Truppen auf dem Schlachtfelde. Sagen Sie dem Feldmarſchall, daß ich innerhalb 22 Stunden nach dem erſten Kanonenſchuſſe meine Armee zwiſchen Quatrebras und Nivelles verſammelt haben werde.“

Graf Neidhardt von Gneiſenau
Nach der Natur gezeichnet von F. Krüger, lithographiert von Schall

Napoleon hatte am 15. Juni zwar nicht alles erreicht, was er wünſchte, aber dennoch ſo viel, daß er zufrieden ſein konnte. Er war über 18 Stunden lang nicht aus dem Sattel gekommen, völlig erſchöpft ritt er in ſein Hauptquartier Charleroi und ſchlief dort einige Stunden. Am nächſten Morgen, den 16. Juni, wollte er ſeine Vorteile mit allen Mitteln verfolgen. Von ſeinem Gegner Wellington hatte der Kaiſer eine ſehr geringe Meinung, er hielt ihn für „unfähig und unklug“. Und über den alten Blücher hatte er ſich geäußert: „der ſei beileibe kein General, aber er bewundere den Mut, mit dem ſich der ‚alte Teufel‘ nach jeder ſeiner Niederlagen immer wieder aufraffe.“ Dieſe Spannkraft Blüchers eben, dieſer ſelbſt von Napoleon bewunderte Mut ſollte in wenig Tagen die völlige Niederlage des korſiſchen Schlachtenmeiſters herbeiführen.

Wir haben aus den Vorgängen in Brüſſel und Lüttich erſehen, daß für die unvermeidliche Schlacht Blücher weder von Bülow noch von Wellington auf ſichere Unterſtützung zählen konnte. Dennoch war der alte Vorwärts entſchloſſen, ſich dem Kaiſer bei Sombreffe in den Weg zu ſtellen und ihn aufzuhalten, koſte es, was es wolle. Gneiſenau traf ſeine Verfügungen dementſprechend. Das erſte preußiſche Korps Zieten erhielt den Befehl, ſich auf die drei Dörfer Ligny, Bry und St. Amand zu ſtützen und ſich ſüdlich des Lignybaches gegen jeden Angriff zu halten. Ein Zurückgehen über den Lignybach in die Stellung von Sombreffe, wie es der Generalſtabschef Zietens, Herr von Reiche, vorſchlug, lehnte Gneiſenau rundweg ab, „indem wir ſonſt riskieren, daß die Engländer einer ſolchen Bewegung die Abſicht nach dem Rheine zurückzugehen unterſchieben und ſich nach Antwerpen zu ihren Schiffen verfügen“.

Indes wurde es ſo ſchlimm nicht, wie Gneiſenau vorausſetzte: das Korps Zieten brauchte ſich nicht zu opfern. Es hatte zwar 1200 Tote und Verwundete und 1800 Verſprengte und Gefangene verloren (2. Weſtfäliſche Landwehr lief in Panik auseinander), die am 16. an ſeiner Stärke fehlten (Napoleon verlor minimal, doch ſein Gardegeneral Letort fiel), doch Napoleon zögerte mit dem Angriff, und inzwiſchen waren hinter dem Korps Zieten die zwei anderen preußiſchen Korps in der Stellung von Sombreffe bis Tongrinelle aufmarſchiert.

Es war 12 Uhr mittags, die Sonne glühte auf die marſchierenden Truppen herab, als ſich von der Höhe von Quatrebras aus gegen Bry ein Reitertrupp in Bewegung ſetzte. Ein wildes Reiten, Staub und Hufſchlag, allen voran, die Arme vornübergebogen, den Rücken krumm wie ein Jockei auf der Renn-

Digitized by Google

bahn, im blauen Überrock, weißen Kniehosen und weißer Halsbinde der Duke of Wellington, von den preußischen Truppen mit lautem Hurra begrüßt. Er ritt zu einer Zusammenkunft mit Blücher.

„Um 12 Uhr mittags (den 16.) vor Frasnes den Feind beobachtend," — berichtet General Müffling —, „mußten wir annehmen, Napoleon hat mit der Kolonne des rechten Flügels bei Fleurus und mit der des linken in der Gegend von Gosselies die Nacht zugebracht. Er wird diese beiden Flügel zum Angriff auf Blücher vereinigen. Was sich bei Frasnes befindet, ist unbedeutend. — Diese Betrachtung drängte mir den Wunsch auf, der Herzog möchte sofort den Befehl zum Vorrücken nach Frasnes erteilen; allein die Frage, ob Blücher die Schlacht annehmen werde, war immer noch nicht gelöst, denn es hing nicht allein vom Zustande des Korps von Zieten ab, sondern auch von der Vereinigung sämtlicher vier preußischen Korps. — ‚Kommen Sie, wir reiten zu Blücher,' sagte Wellington zu mir, ‚dort gewinnen wir eine klare Ansicht.'

Blücher bei Ligny am 16. Juni 1815
Nach einem Gemälde von L. Wolf gestochen von Mayer

Wir fanden den Fürsten Blücher an der Windmühle von Bry, entschlossen, die Schlacht anzunehmen, obgleich das Korps von Bülow noch fehlte. Napoleon war bereits im Vorrücken von Fleurus begriffen. Von seinem linken Flügel, welcher die Nacht in Gosselies zugebracht haben mußte, hörte und sah man nichts. Es blieb daher völlig ungewiß, ob Napoleon sich zum Angriff des rechten Flügels, des Zentrums oder des linken Flügels der preußischen Armee konzentrieren werde ... Wie der Herzog die Sache ansah, weiß ich nicht, indes schlug er vor, mit der englischen Armee auf Frasnes vorzurücken und bei der Schlacht in der Richtung gegen die Römerstraße sich an die preußische Armee anzuschließen. Ich erwartete, daß dieser Vorschlag sofort angenommen werden würde; allein der Wortführer, General von Gneisenau, unterstützt vom General von Grolman, trat dem Herzoge mit der bestimmten Ansicht entgegen, daß Napoleon den preußischen linken Flügel angreifen werde und daß die, von ihm, dem Herzoge, vorgeschlagene Bewegung so viel Zeit erfordere, daß sie der Absicht, die preußische Armee dadurch zu unterstützen, in keiner Weise entspreche. In dem Augenblicke, als dies besprochen wurde, sah man tiefe Infanteriekolonnen aus Fleurus sich nähern, ohne eine bestimmte Richtung erkennen zu können; dagegen war von der Seite von Gosselies nichts zu gewahren.

Wellington äußerte sich nicht, sondern fragte: ‚Nun gut, was wollen Sie, daß ich tun soll?' worauf Gneisenau sagte: Alles von Quatrebras auf der Chaussee nach Sombreffe bis an die Römerstraße mar-

Digitized by Google

schieren und dort als Reserve für die preußische Armee aufstellen zu lassen. ‚Das kann,' entgegnete Wellington, ‚doch nur für den Fall eintreten, wenn ich nicht selbst bei Quatrebras angegriffen werde?' Dies wurde bejaht. Wellington stieg wieder zu Pferde und ritt nach Quatrebras zurück ... Ich verweilte," so schließt Müfflings Aufzeichnung, „noch bei Blücher, um gegen Gneisenau und Grolman meine Überzeugung auszusprechen, daß die Divisionen Picton und Herzog von Braunschweig vor abends 6 Uhr nicht bei Quatrebras eintreffen könnten; daß Wellington angegriffen werden würde und sie daher auf eine Unterstützung von der englischen Armee nicht zu rechnen hätten. Daß Bülow nicht ankommen konnte, war um diese Zeit (2 Uhr nachmittag) gewiß. Ich holte den Herzog von Wellington ein; wir fanden bei unserer Ankunft in Quatrebras den Marschall Ney bereits dergestalt im Angriff, daß ich dem Fürsten bestimmt melden konnte: Der Herzog kann keine Hilfe senden."

Soweit General von Müffling. Nach anderer Lesart hat Wellington sich viel bestimmter ausgedrückt und seine Unterstützung unbedingt zugesagt. Er erklärte Gneisenau gegenüber, daß er um 2 Uhr genügend Truppen für die Offensive zur Hand haben werde, und sagte, auf seine Karte zeigend: „Ich werde das, was ich vor mir habe, über den Haufen werfen und mich auf Gosselies dirigieren." Als Gneisenau hierauf meinte, daß ein Vorstoß gegen Bry in die linke feindliche Flanke viel aussichtsvoller sei und rascher zum Ziele führe, sagte der Herzog davonreitend: „A quatre heures je serai ici!"*) Es wäre in der Tat eine unerhörte Treulosigkeit des englischen Feldherrn gewesen, wenn er Hilfe zusagte mit dem inneren Entschluß, sie nicht zu leisten. Die angeführte Charakteristik Gneisenaus über den Herzog Wellington, daß er falscher sei als die indischen Fürsten, würde dann zutreffen. Jedenfalls ist das Benehmen Wellingtons höchst zweideutig. Als er fortritt, sagte er zu Sir Hardinge: „Wenn die Preußen in dieser Stellung fechten, werden sie verdammt geschlagen werden. Aber sie sind ja in diese Stellung vernarrt (dotted in this way). Alle ihre Truppen stehen an dem Abhang eines Hügels, so daß keine Kanonenkugel ihre Wirkung auf sie verfehlen kann."

Schon während der Unterredung Blüchers mit Wellington hatte man den Abmarsch starker französischer Kolonnen beobachtet. Allerdings wurde die Übersicht auf beiden Seiten durch das sehr hohe Korn und das von Hügelwellen durchzogene Gelände bedeutend erschwert. So glaubte der Kaiser Napoleon nicht, daß ihm das ganze Blüchersche Heer entgegenstände, sondern nur eine Streitmacht von 40000 Mann. Der Kaiser faßte seinen Plan. Der Marschall Ney, den er im Vorteil gegen Quatrebras glaubte, sollte das, was vor ihm stand, kräftig zurückwerfen und sich dann herumwenden, um den Preußen in den Rücken zu kommen. Der Marschall Graf Grouchy sollte, den linken preußischen Flügel umfassend, auf Sombreffe marschieren. Der Kaiser selbst mit dem Zentrum wollte sich gegen Fleurus wenden, um mit seinen Garden die Entscheidung herbeizuführen. Er wollte so seine Fangarme um die preußische Truppenmacht schlingen und war seines Erfolges sehr sicher. Als die französischen Truppen das Gewehr zum Angriff in die Hand nahmen, setzten die Feldmusiken ein, und ein brausendes ‚Vive l'Empereur' ging durch die vorrückenden Massen. Zwischen 2½ und 3 Uhr fielen die ersten Schüsse bei Grand St. Amand, und der Kaiser, dem die Kuriere Soults zu langsam ritten, schickte einen Stabsoffizier, den Obersten Forbin-Janson, an den Marschall Ney ab: „Sagen Sie dem Marschall, daß das Schicksal von Frankreich in seinen Händen liegt." Gleichzeitig erschien General Graf Gérard bei dem Kaiser. „In drei Stunden", sagte Napoleon, „kann das Schicksal von Frankreich entschieden sein. Wenn Ney meine Befehle gut ausführt, so wird keine Kanone der preußischen Armee davonkommen. Sie ist auf frischer Tat ertappt." Blücher hatte laut Ollech 83000, dabei sind aber 4000 Nichtstreitbare (Pioniere usw.) ungerechnet, Napoleon führte nur 64000 heran, da Korps Lobau noch in Charleroi hinten war und Ney über mindestens 45000 verfügte.

Und so begann das große blutige Ringen um die Dörfer Wagnélée, St. Amand und Ligny, welches in seiner Gesamtheit als die Schlacht von Ligny in der Geschichte bekannt ist. Dem Ungestüm der französischen Angriffe setzten die Preußen eine schweigende Ausdauer entgegen. Erst im letzten Augenblick hatte Blücher die Dörfer besetzen lassen. Bei drückender Sonnenglut mußten die preußischen Bataillone durch das mannshohe Korn vorwärts in ihre Stellungen einrücken. Es war dem Kaiser nicht gelungen, den „alten Fuchs" (‚le vieux renard', wie er sagte) so weit vorzulocken, wie er ihn haben wollte. Fünf Stunden lang unter der Glut der heißen Sonne währte das entsetzliche Ringen um die Dörfer. Gegen St. Amand und Wagnélée kommandierte der stürmische General Vandamme, unter ihm General Girard. In drei Säulen bringt die Division Lefol gegen das Dorf St. Amand vor und wirft die drei preußischen Bataillone hinaus. Aber General Steinmetz — wir haben den Mann in den Sümpfen von Wartenburg kennengelernt — stemmt sich mit Wut einem weiteren Vordringen entgegen. Er wirft sechs frische Bataillone gegen das Dorf und drängt die Franzosen wieder hinaus. Aber auch Vandamme läßt nicht nach. Er sam-

*) Der Historiker Prof. Max Lehmann hat in der Historischen Zeitschrift, Bd. 38 Jahrgang 1877, über die Frage, ob Wellington seine Hilfe zugesagt habe oder nicht, eine Abhandlung geschrieben, welche darin gipfelt, daß Wellington unter allen Umständen das unbedingte Versprechen, zu kommen, gegeben habe.

Digitized by Google

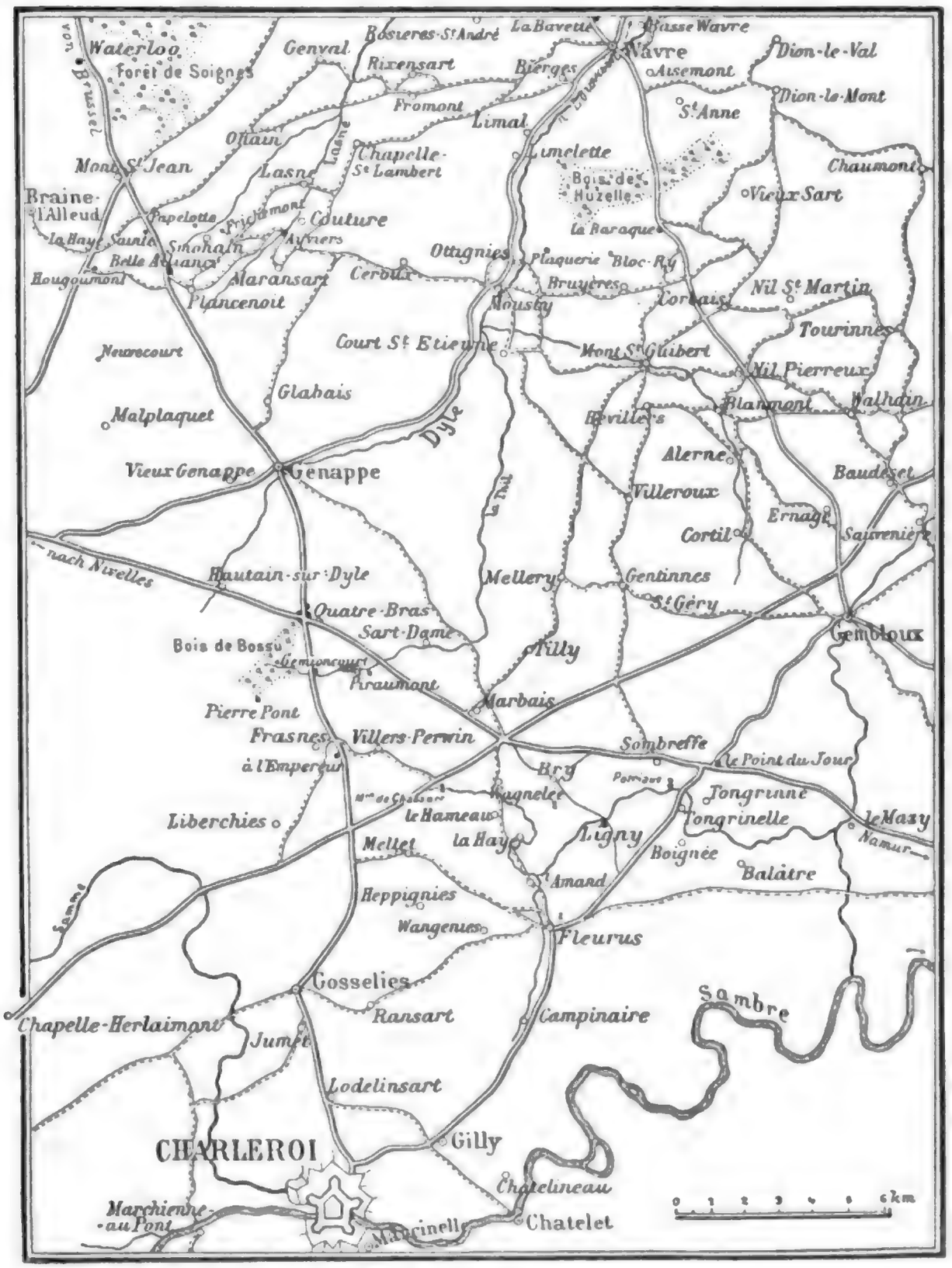
melt die zurückweichenden Truppen von neuem und führt frische Bataillone vor. Auf die Dauer, das sieht Steinmetz ein, kann er das Dorf nicht halten. Der Fürst-Feldmarschall erkennt die schwere Lage seines Generals. Er beschließt, mit Brigade Pirch und Tippelskirch über Wagnélée gegen den linken französischen Flügel vorzudringen, um so dem General Steinmetz das Festhalten von St. Amand zu erleichtern. Gegen 4 Uhr nachmittags bricht das 25. Regiment aus Wagnélée vor. Es nähert sich, durch das Korn gedeckt, den Höhen von St. Amand bis auf 100 Schritt. Plötzlich erhält es in die dichte Kolonne zwei volle Infanteriesalven von der Tirailleurkette der Division Girard. Preußen und Franzosen stehen sich so nahe gegenüber, daß sie das Weiße im Auge unterscheiden können. Dennoch ist so viel Haltung in der Truppe, obgleich sie hauptsächlich aus Rekruten und Ersatzmannschaften besteht, daß sie mitten im Feuer das Kommando: „Bataillon rechts und links deployiert!" ausführt. Erst ein wütender Bajonettangriff einer französischen Überzahl nötigt die Tapferen zum Rückzug. Hier ist der Bericht eines Mitkämpfers aus der Freiwilligenschar des Regiments:

„Wir hatten mit großen Tirailleurschwärmen die Feldgärten eines Gehöftes umstellt, welches von Wagnélée etwas entfernt lag; wie es sich nachher zeigte, was dasselbe von einer Voltigeur- und zwei Grenadierkompagnien des 70. französischen Regiments besetzt, welche als Reserve für die in den Dörfern selbst Fechtenden dienen mochten. Die äußere Umfassung der Gärten wurde von einer Hecke und einer Anzahl junger, aber hochgewachsener Pappeln gebildet. Hier standen die Unsrigen ziemlich sicher; allein sowie man durch die Einfriedigung in den Garten selbst vordrang, war das feindliche Feuer, das aus den Fenstern, Dächern und Mauerluken erfolgte, so wirksam, daß die Angreifenden reihenweise stürzten. Nachdem einige Angriffe gegen die durch die Hecken und Bäume verdeckten Häuser vergeblich gemacht worden waren, sah man ein, daß auf diesem Wege nicht einzudringen sei, aber eine Umgehung von der Feldseite her zum Ziele führen könne. Leutnant Schmied, zugleich Auditeur, forderte Freiwillige auf und ging unter dem Rufe: ‚Es lebe der König!' voran; eine Anzahl Jäger und Füsiliere folgten ihm. Zwischen den Getreidefeldern und den Hecken drang man trotz des feindlichen Feuers vor. Etwa 30 bis 40 Mann mit ihrem Führer erreichten den hinteren Ausgang des Gehöftes; die französischen Voltigeurs waren im Begriff, sich auf uns herauszustürzen; eine Salve aus unseren Büchsen auf zehn Schritt streckte eine so große Anzahl von ihnen nieder, daß der Ausgang mit Toten und Verwundeten versperrt war. Über die Leichname brach jetzt eine Anzahl beherzter Feinde hervor, von einem alten Kapitän geführt, welcher mit gezogenem Degen auf uns eindrang. Der Füsilier Alte von der 4. Kompagnie des 25. Regiments rannte ihm das Bajonett durch den Leib, und als er sich noch einmal erhob, erhielt er von dem Jäger Stosch einen Schlag mit dem Büchsenkolben gegen den Schädel, daß er tot niedersank. Alte riß dem gebliebenen Offizier die Epauletten ab, Stosch nahm den Degen und suchte nach anderer Beute. Da stürzten plötzlich aus derselben Tür die noch zurückgebliebenen französischen Grenadiere heran, den Adler und zwei dreifarbige Fahnen in ihrer Mitte. Die Unsern empfingen sie mit einem Kugelregen, einer der Fahnenträger stürzte, in den Kopf getroffen; krampfhaft hielt er die Fahnenstange fest, auf welcher, als er im Todeskampfe noch einmal aufsprang, der bisher durch das dreifarbige Fahnenblatt verdeckte Adler sichtbar wurde. Mit Hurra stürmten die Jäger darauf los; da sie aber Büchsen ohne Bajonett führten, vermochten sie nicht in die geschlossene Schar der Grenadiere, welche ihnen ihre ellenlangen Gewehrspieße entgegenhielten, einzudringen; Verstärkung kam ihnen zu Hilfe und deckte ihren Rückzug."

Brigade Tippelskirch wich mit Verlust von 1900 Mann, Steinmetz hatte 2400 verloren, Pirch litt sehr. So reihte sich auf dem weiten Schlachtfelde Blutszene an Blutszene. Das Morden bei den Bajonettangriffen war wahllos, schonungslos. Seit Beginn der Schlacht wurde weder hüben noch drüben Pardon gegeben. Obgleich Blücher über eine Übermacht von 15—20000 Mann verfügte, konnte er diese nicht zur Geltung bringen. Der alte Feldherr war kein Mann für eine Defensivschlacht, wie sie ihm hier aufgenötigt war. Statt unter möglichster Schonung der Kräfte die Schlacht bis zum Abend hinzuhalten, sandte der alte Feuerkopf Bataillon auf Bataillen ins Treffen, während Napoleon seine Reserven, hauptsächlich seine Garden, bei Fleurus klug zurückhielt, um für den letzten Stoß die nötigen Massen zur Hand zu haben. Der Kaiser bemerkte wohl diese innere Schwäche des Gegners. „Ils n'ont plus des réserves", sagte er befriedigt, während er durch das Fernrohr die Stellung der Gegner musterte. Das preußische Zentrum hatte sich im französischen Artilleriefeuer und im Ringen um das Dorf Ligny zermürbt. Brigade Jagow und viele ihr gesandte Verstärkungen schmolzen erschreckend, Gérard führte das Dorfgefecht mit nur 8000 Mann, doch sie zeigten besondere Gewandtheit der Veteranen, und die Gardeartillerie donnerte mörderisch in das Getümmel hinein. 3., 4. Westfälische und Ostfriesische Landwehr schlugen sich besonders brav. — Schon um 5 Uhr schien dem Kaiser der Zeitpunkt gekommen, seine Garden gegen das preußische Zentrum zu werfen und es zu zersprengen. Da plötzlich kommt von General Vandamme die Nachricht, daß sich in seiner linken Flanke eine feindliche Streitmacht von 20—30000 Mann zeige. Das war ein tiefer Schreck für den Kaiser. Vom Marschall Ney, der bei Quatrebras selbst in einen heftigen Kampf verwickelt schien, kam keine Nachricht,

Digitized by Google

ſchien keine Unterſtützung zu erwarten zu ſein. Es mußte ſich vielmehr nach Meinung des Kaiſers um eine feindliche Abteilung handeln, welche Ney umgangen hatte, da die Behauptung Vandammes mit aller Beſtimmtheit geſchah. So blieb dem Kaiſer nichts übrig, als abzuwarten, was dies feindliche Korps unter-



Karte zum Junifeldzug 1815

Digitized by Google

nehmen würde. Des Kaisers Lieblingsadjutant Gourgaud war es, der die Meldung brachte. Napoleon sandte ihn sofort zurück und befahl Vandamme, sich, es koste was es wolle, in seiner Stellung zu behaupten. Hier zeigt sich deutlich, wie sehr in Schlachten der Zufall spielt. Das Korps, das vermeintlich feindliche, war das des Grafen Drouet d'Erlon. Dies vom Kaiser sehnlichst erwartete Korps war von einem kaiserlichen Adjutanten auf dem Wege nach Quatrebras angetroffen und auf das Gefechtsfeld gerufen. Dieser Befehl war indes nur den Divisionären mitgeteilt. Der Graf d'Erlon war schon auf dem Wege zu Marschall Ney vorausgeeilt. Indes war die Bedrängnis des Marschalls bei Quatrebras so groß, daß er dem Generalstabschef seines Unterführers den bestimmten Befehl gab, das Korps sofort zurückzurufen. Erlons Artilleriegeneral Salles zitiert den Wortlaut des Bleistiftzettels, den Erlon selbst erhielt. Mit diesem Hin- und Hermarschieren gingen an drei Stunden verloren, so daß d'Erlon weder dem Kaiser noch auch dem Marschall helfen konnte. Wäre es geglückt, das frische und über 20000 Mann starke Korps d'Erlon bei Wagnélée den Preußen in die Flanke zu werfen, so wäre es um den rechten preußischen Flügel geschehen *).

Aber d'Erlon war nicht mehr heranzuziehen, der Rückenstoß, den Ney ausführen sollte, unmöglich geworden, dem Kaiser blieb nichts übrig, als nach Verlust von 1½ Stunden den Durchbruch bei Ligny zu erzwingen. Die Schlacht stand. Für Blücher waren im Grunde die Chancen so wie für Napoleon. Machte der Herzog von Wellington es möglich, nur 20000 Mann auf Bry marschieren zu lassen, so konnte Blücher seine ganze Stellung siegreich behaupten. Aber von seiten des englischen Herzogs geschah nichts. Er wehrte sich bei Quatrebras gegen Ney und glaubte sich selbst so bedrängt, daß er nicht wagte, etwas abzugeben. Eine Aufopferung, wie sie Blücher zwei Tage später bei Waterloo bewies, lag seiner kalten, wägenden Seele fern. Sein einzigstes Verdienst (und eigentlich ein aufgezwungenes, denn er wurde angegriffen) war, daß er die Armee des Fürsten von der Moskwa festhielt.

Die Schlacht stand. Es war gegen 7 Uhr, als der Kaiser zum letzten Stoß einsetzte. Mit dem ihm eigenen Gefühl, das er in so vielen Schlachten bewiesen hatte und das eigentlich nie versagte, fand der Kaiser für die Lage der Schlacht auch hier den richtigen Augenblick. Er erkannte, wie sehr Blücher sich auf den Besitz der Dörfer St. Amand und St. Amand la Haye versteifte, — gewiß mit Recht, denn der rechte Flügel der preußischen Stellung stand ohne den Besitz dieser Dörfer einfach in der Luft. Schon zeigten sich nahe Fleurus die Spitzen des VI. Korps unter dem Grafen von der Lobau, der bei Fleurus mit seinen 10000 Mann die Reserve bilden sollte. So im Rücken gesichert zögerte der Kaiser nicht, seine gesamten Garden einzusetzen. Er gab dem Generalleutnant**) Vandamme die zwölf Bataillone Junger Garde und Morands Division Gardechasseurs, die schon früher auf der Höhe von St. Amand aufmarschiert waren, um einzugreifen. Diese Garden kamen aber, im Gegenteil zu üblicher Darstellung, überhaupt nicht zum Kampf, verloren also null. Mit Wucht ging nun Vandamme mit seiner ganzen Masse gegen die heiß umstrittenen Dörfer vor. Der alte Feldmarschall glaubte, daß nunmehr auf seinem rechten Flügel die Krisis der Schlacht einträte und daß dort die Entscheidung läge. Er raffte an Bataillonen zusammen, was er konnte (es waren im ganzen sechs Bataillone), und eilte nach dem Weiler St. Amand, sich mit Ungestüm gegen den Feind werfend. „Haltet euch brav, Kinder," rief der alte Feldherr, als er seine Bataillone in die Dörfer führte, „laßt die Nation nicht wieder Herr werden über euch!" Wohl drängte preußische Tapferkeit noch einmal die frischen, jungen französischen Garden zurück, aber inzwischen nahte die Entscheidung im Zentrum bei Ligny.

Hier war es, wo der Kaiser den Kern seiner Armee, die Alte Garde, persönlich vorführte. Da waren die vier Grenadierregimenter unter dem General Friant („brave comme Friant" hieß es in der französischen Armee) und dem Haudegen Roguet. Dieser Roguet ließ seinen Gardegrenadieren sagen, er würde den, der ihm den ersten Preußen *gefangen* brächte, auf der Stelle füsillieren lassen. So groß war die Erbitterung gegen die Preußen. Die meisten dieser Grenadiere Alter Garde waren Männer von 35—50 Jahren mit einer Dienstzeit von im Durchschnitt zwei Jahrzehnten, viele von ihnen hatten die meisten Schlachten des Kaiserreichs gesehen, waren von der Sonne Syriens gebräunt, vom russischen Nordost durchschüttelt. Eine kriegerische Vergangenheit ohnegleichen heftete sich an ihre Adler. Hier bei Ligny galt es, von neuem zu zeigen, daß es für die Alte Garde des Kaisers keinen Widerstand gab. Den Grenadieren folgen die Grena-

*) Es ist sehr interessant, zu erfahren, daß der Oberst von Stoffel, der vor dem Krieg 1870/71 Militärbevollmächtigter an der französischen Gesandtschaft in Berlin war, über diesen Punkt mit unserem großen Moltke gesprochen hat. Stoffel beschäftigte sich mit der Geschichte von 1815 und erhielt von Moltke die Auskunft, daß nach seiner Meinung Blücher unbedingt verloren gewesen wäre, wenn d'Erlon bei Wagnélée rechtzeitig mit Wucht eingegriffen hätte. So kann der Zufall und die Säumnis von Stunden der Weltgeschichte ein anderes Gesicht geben. Denn was wäre wohl geworden, wenn die Armee Blüchers zersprengt und nach Osten abgedrängt worden wäre? Der nächste Tag hätte dann sicherlich den Untergang Wellingtons gebracht, — und dann?

**) Während der Bourbonenzeit waren aus den Divisionsgeneralen der Republik und des Kaiserreichs wieder Generalleutnants geworden, wie zu Zeiten des ancien régime. Während der hundert Tage behielt Napoleon diesen Rang bei.

Digitized by Google

diere zu Pferde und die Dragoner unter General Guyot, entſchloſſene Männer unter entſchloſſenen Führern. Auch Graf Milhauds Küraſſiere nimmt der Kaiſer mit, an 2700 Reiſige ſtark. Zehn Batterien von 80 Geſchützen unter dem alten Geſchützmeiſter Graf Drouot, der ſchon ſo manches todbringende „bouquet" blinkender Rohre in ſeiner Kriegslaufbahn geflochten hat, leiten den Angriff auf Ligny ein. Und als ob ſich die Wut der Elemente in dies Toben hineinmiſchen wollte, ſandte jetzt der Himmel ſeine Donner und Blitze. Nach dem ſchwülen Junitag hatte ſich ein Gewitter geſammelt, das ſich jetzt mit Wucht entlud. Frühe Dunkelheit ſtieg vom dichtverhangenen Himmel hernieder, während die Blitze die ſchweren Wolken zerriſſen. Dazu fiel ein praſſelnder Regen in Strömen, als wollten ſeine Waſſer die Erde rein waſchen von all dem vergoſſenen Menſchenblut. Dies plötzliche Unwetter und die Dunkelheit, die vorzeitig hereinbrach, erleichterte den franzöſiſchen Kolonnen den Angriff. Die Gewalt, mit welcher die franzöſiſchen Garden in Ligny einbrachen, mußte den Widerſtand der Preußen erlahmen laſſen. Natürlich gingen auch die Truppen des

Blüchers Heldenſchlacht bei Ligny am 16. Juni 1815
Nach einem Kupferſtich von Friedr. Campe

Korps Gérard von neuem vor, — kurz alles wandte ſich hier im Zentrum bei Ligny zuungunſten der Preußen. Und das Unglück wollte es, daß durch das Mißverſtändnis eines Adjutanten die vierte Brigade unter dem Grafen Henckel nach Sombreffe gerufen wurde, obgleich dort gar keine Gefahr vorlag. „Was wollen Sie denn hier?" rief erſtaunt General von Borcke dem Grafen Henckel entgegen, „ziehen Sie in Gottes Namen wieder ab!"

Es war gegen 8 Uhr, als der Generalmajor von Krafft melden ließ, daß er Ligny nicht länger halten könnte; der alte Feldherr ſtand noch bei la Haye im Feuer, nur Gneiſenau war auf dem Windmühlenberg von Bry und gab ſofort Befehl, das Dorf Ligny nur noch eine halbe Stunde zu halten. So klammerten ſich mit Zähigkeit die erſchöpften Verteidiger an die zerſchoſſenen Gehöfte und Mauern von Ligny feſt; dann aber war es vorbei, wie wenn ein überſpannter Bogen plötzlich erſchlafft. Der Durchbruch der franzöſiſchen Garden war nicht mehr aufzuhalten.

In dieſem Augenblicke der Entſcheidung kommt Blücher von la Haye zurück. Der Abend hat ſich wieder erhellt. Noch denkt der Alte, iſt nichts verloren; die Reſervekavallerie unter Generalleutnant von Röder bekommt Befehl zu reiten. Voran brauſen die 6. Ulanen unter dem Oberſtleutnant von Lützow, dem einſtigen Freiſcharenführer. — Hier iſt ein Bild, das Herr von Gröben gezeichnet hat, der als Major im Generalſtab dieſe Attacke mitritt:

Digitized by Google

„Als ich das 6. Ulanenregiment, dem das 4. Dragoner- und ein märkisches Landwehr-Kavallerieregiment, die einzigen noch disponiblen Truppen dieser Reiterei, folgen sollten, der soeben über den Lignebach, eine lange Strecke unterhalb Ligny an einer durch französische Pioniere abgestochenen Stelle übergehenden französischen Gardeinfanterie entgegenführte, kam Blücher, den ich kurz zuvor, angegriffen von der großen Hitze und dem langen unentschiedenen Kampfe, als Greis gesehen hatte, hochgerötet wie ein Jüngling mit gezücktem Säbel auf seinem prächtigen Schimmel in Bogensätzen herangesprengt, mit einzuhauen und den Angriff durch seine Gegenwart noch mehr zu befeuern. Da ich aber jetzt schon hinter der feindlichen Infanterie ein Kürassierregiment debouchieren sah, rief ich dem Grafen Nostitz zu, den Feldmarschall links herauszuziehen, damit er nicht ins Kavalleriegewirr hineingeriete. Nostitz tat dies, und wir blieben in frischem Galopp durch das hohe Weizenfeld, als eine Hohlung in dem Verbindungswege zwischen Ligny und Sombreffe, nicht tief, aber auch nicht zu überspringen, uns zwang, den breiten Raum im Schritt zu durchreiten. Jetzt waren wir 100 und einige Schritte vom Feinde entfernt, als eine Salve desselben sämtliche Offiziere bis auf 4, außer mir und mehreren Ulanen zu Boden streckte. Vier Offiziere waren tot, andere verwundet, anderen waren die Pferde erschossen oder verwundet. Auch Lützows (des Regimentskommandanten) Pferd war gefallen. Als erst auf die rasch darauffolgende zweite Salve das Regiment nach einigem Schwanken umkehrte und die französische Kavallerie nachhieb, ritt ich links heraus, um mich nach den folgenden Schwadronen umzusehen. Aber diese hatten sich bereits rechts gewandt, um der nun auch auf der Brücke dicht unterhalb Lignys vorbrechenden französischen Kavallerie entgegenzugehen, da inmittelst dieses Dorf von unserer Infanterie verlassen worden war. Es war Abend, eine Gewitterwolke verfrühte die Dunkelheit. Da kam das westfälische Landwehr-Ulanenregiment unter dem Major von Wulffen (nicht zur Reservekavallerie gehörig) heran und drückte das dem 6. Ulanenregiment gefolgte französische Regiment augenblicklich zurück. Hier muß es gewesen sein, wo der Unteroffizier vom 6. Ulanenregiment wieder vorgehend dem unter seinem erschossenen Pferde am Boden liegenden Feldmarschall sein Pferd gegeben hat. Die andern Regimenter der Reservekavallerie waren schon früher im Verlaufe der Schlacht nach und nach abgerufen worden und nur die genannten Truppenteile hatten es nun mit einer mehr als doppelten Anzahl französischer Kürassierregimenter zu tun, wobei das Gefecht, stellenweise von einigen aus Ligny abziehenden Infanteriebataillonen augenblicklich unterstützt, lange hin- und herwogte und die französische Kavallerie endlich doch bewog, nicht weiter als bis gegen die Chaussee von Namur nach Quatrebras vorzudringen und in der Nacht wieder bis zum Lignebach zurückzukehren .... Ein schöneres Schlachtenbild kann ich mir kaum denken, als Blücher mit der kleinen Feldmütze, geöffnetem Interims-Uniformrock, einer weißen Weste, worüber der Kordon des Schwarzen Adlerordens, mit geschwungenem Säbel vor dem 6. Ulanenregiment, welches damals noch seinen schwarzen Freikorpsanzug und den braven Lützow an der Spitze hatte, und dieser Hauptgruppe gegenüber die französische Alte Garde mit ihren Bärenmützen, in drei Vierecken, und dahinter das französische Kürassierregiment debouchierend."

So war er wieder einmal mitten im Getümmel, der alte Husar, der nur zu leicht vergaß, daß des Oberfeldherrn Platz nicht inmitten eines Reiterwirrwarrs sein darf. Fast wäre es um ihn geschehen. Eine Kugel hatte den arabischen Schimmel, den Blücher ritt, in die Weichen getroffen, und der Schmerz trieb das Tier zu wütenden Sprüngen. Vorahnend, daß das Tier in der nächsten Minute unter ihm zusammenbrechen würde, rief der Alte seinem treuen Adjutanten zu: „Nostitz, nun bin ich verloren!" Und schon stürzt das Pferd und begräbt im Fall den Feldmarschall unter sich. Blücher verliert die Besinnung, sein Schenkel ist gequetscht, er liegt betäubt und hilflos da, während der Reitersturm der französischen Milhaud-Kürassiere heranbraust. Aber Nostitz weicht nicht von seinem Feldherrn, er springt vom Pferde und schiebt sein Tier quer vor den Gefallenen. Kaltblütig spannt der Adjutant seine Pistole, bereit, jeden niederzuschießen, der sich an seinen Feldherrn machen will. Der Reitersturm braust vorüber und brandet, von preußischer Kavallerie attackiert, zurück. Schon glaubt Nostitz, die Gefahr sei vorbei, als die reisigen Geschwader der französischen Reiter nochmals vorbrechen, ahnungslos, wen sie fangen könnten. Aber in dem Trubel will es das Glück, daß die Reiterflut zum zweiten Male vorbeibraust, zum zweiten Male zurückebbt, ohne sich um den am Boden liegenden Feldmarschall und seinen braven Adjutanten zu kümmern. Sobald sich Gelegenheit bietet, ruft Nostitz einen Unteroffizier — Schneider geheißen — herbei und zieht mit dessen und einiger Ulanen Hilfe den Feldherrn unter dem Pferde hervor. Blücher erwacht aus seiner Betäubung, klagt über heftige Schmerzen in der Seite, läßt sich auf das Pferd des Unteroffiziers heben und verläßt mühsam reitend das Schlachtfeld. „Nostitz, wir haben viel Glück!" sagt er mit warmem Händedruck zu seinem Adjutanten. In der Tat viel Glück, mein Feldherr! Es hätte auch anders kommen können. Wie, wenn dich die Kürassiere Milhauds gefangen und vor Napoleon gebracht hätten! Indes es kam nicht so: Fortes fortuna adiuvat.

In dem Dorfe Tilly nördlich Ligny fand der Feldmarschall die erste Rast. Man brachte einen Schemel herbei und hob den Alten vom Pferde. Von Schmerzen geplagt brachte er die ersten Stunden der Nacht

Digitized by Google

in einer Bauernstube zu, während niemand wußte, wo der Alte geblieben war. Auch Gneisenau war, die zurückweichende preußische Kavallerie sammelnd, in das Getümmel hineingerissen. Neben ihm hielt der Major von Bardeleben, der, schwer verwundet, sich kaum noch auf dem Pferde halten konnte. Gneisenau zog den Degen und rief dem Major zu: „Halten Sie sich nur an mich! ein Hundsfott, wenn ich Sie nicht heraushaue!" Dem Reitergetümmel entronnen, senkte sich auf Gneisenaus Schultern die schwerste Verantwortung, welche die Stunde bringen konnte. Der Feldmarschall war verschwunden, wer sollte die Rückzugsbefehle geben? Schon umdrängte jenseits Bry eine Gruppe von Stabsoffizieren den einzigen Mann, der Rat wissen konnte. Die erregten Herren sollten ihren Kommandeuren über diese größte und wichtigste Frage Bescheid bringen. Gneisenau hielt zu Pferde inmitten des Kreises, die Karte in der Hand. Was mochte in diesen kurzen Minuten für ein Wirbel von Erwägungen durch sein Hirn ziehen? Und dann kam von den Lippen knapp das entscheidende Wort: „Der Rückzug der Armee geht auf Tilly an der Straße nach Wavre." Damit war das entscheidende Wort gesprochen, welches die Niederlage Napoleons in sich barg. — „Es ist der Augenblick," schreibt Gneisenaus Biograph, „der den Namen des Mannes den Heroen anreiht, deren Andenken fortlebt unter den wechselnden Geschlechtern der Menschen." — Dieser Entschluß stammte in der Tat aus einem heldischen Herzen. Bisher gab es für eine geschlagene preußische Armee nur eine Rückzugstraße: das war die nach Osten, auf welcher sie sich ihren Hilfsquellen und ihren Verstärkungen näherte. Wurde aber diese Straße gewählt, so hatte Napoleon sein Spiel gewonnen; er hatte die preußische Armee von der englischen getrennt und in jeder dieser Armeen einen schwächeren Gegner vor sich. Vermutlich hätte ohne Blücher der englische Feldherr überhaupt keine Schlacht mehr gewagt, sondern sich auf Antwerpen und seine Schiffe zurückgezogen. Anders war es jetzt. Die Preußen blieben unmittelbar an der Spitze Wellingtons, bereit, sobald dieser angegriffen wurde, zur Hilfe herbeizueilen. Allerdings bedeutete jene Linie des Rückzugs für die preußische Armee ein gänzliches Aufgeben aller Verbindungen mit dem Rhein. Man stand und fiel für die Folge mit Wellington: Eine Hochherzigkeit des Entschlusses, die um so schwerer wog, als Gneisenau gerade derjenige war, der dem englischen Lord ein starkes Mißtrauen entgegenbrachte.

Am Morgen des 17. Juni fand man endlich den alten Blücher in einer Bauernstube des Dorfes Gentinnes, wo er einkehrenden Offizieren mangels eines anderen Trinkgeschirres aus einem Pferdeeimer Warmbier kredenzen ließ. Der Alte war schon wieder obenauf. „Haben Schläge gekriegt," sagte er ganz munter zu Gneisenau, „müssen die Scharte wieder auswetzen!" Er lobte die Infanterie und Artillerie für ihre hingebende Tapferkeit, war aber sehr böse auf die Kavallerie und geriet besonders über deren Attacken bei Ligny, die ihm zu schlaff gewesen waren, in einen Berserkerzorn, den Gneisenau nur schwer beschwichtigen konnte. Aber der alte Vorwärts rief noch am Abend des Tages bei Wavre seinen Truppen zu: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen, und wir werden ihn schlagen, — denn wir müssen!" So übersetzte der alte Held den kategorischen Imperativ Immanuel Kants in seine Soldatensprache.

Wie stand es indes um Wellington und sein Heer? Der Marschall Ney war, wie wir wissen, erst in später Stunde zur Armee gekommen und hatte am 15. Juni das nicht geleistet, was Napoleon von ihm erwartete. Auch am 16. Juni, dem Tage von Quatrebras, verschob der Marschall den Angriff bis in die Nachmittagstunde. Der sonst so entschlossene Mann schien an diesem Tage nicht mehr der alte zu sein. Allerdings war das Korps d'Erlon noch weit zurück, irrte, wie wir gehört haben, bis zum Anbruch der Nacht umher und nützte niemandem. Dazu kam, daß der General Graf Reille*), der Führer des zweiten Korps, dringend zur Vorsicht riet. Reille hatte in Portugal und an den Pyrenäen bereits gegen Wellington persönlich gefochten. Er kannte die Art des eisernen Herzogs. Er riet, „es nicht zu einer spanischen Schlacht kommen zu lassen, wo die Engländer sich nur zeigten, wenn es Zeit war". Außerdem wurde die Straße nach Quatrebras, auf welcher der Vormarsch geschah, rechts und links von Wäldern flankiert, dem Bois de la Hutte und dem Bois de Bossu. (Aus dem ersteren Gehölz erschien am Nachmittage plötzlich der Vortrab des Korps d'Erlon, der Vandamme so erschreckte.) Erst als der Kanonendonner von Ligny herüberdröhnte und bald einen so gewaltigen Umfang annahm, daß Ney erkannte, der Kaiser selbst sei im heftigen Kampf mit Blücher, kam dem Marschall die alte Spannkraft wieder. Er ließ die Division Bachelu vorgehen und entwickelte seine Artillerie, die der feindlichen um 40 Geschütze überlegen war, mit großem Geschick. Im ganzen hatte Ney 16000 Mann zur Stelle und außerdem 3000 Reiter. Und schon befand sich das Reiterkorps des jungen Kellermann, über 3000 Pferde stark mit 48 Geschützen, im nahen Anmarsch. Unmittelbar gegenüber standen dem Marschall nur ungefähr 7000 Mann der Division Perponcher, welche der Prinz von Oranien persönlich kommandierte. Vor der Übermacht zurückweichend, hatte sich der Prinz in der Ferme Gemioncourt festgesetzt. Zunächst wehrte sich der Prinz hier mit großer Zähigkeit, wurde aber dann mit Ungestüm hinausgeworfen und gegen Quatrebras und die Lisiere des Bois de Bossu zurück-

*) Der Sohn von diesem General Graf Reille war im Kriege 1870 der Generaladjutant des dritten Napoleon und überreichte am Abend des 1. September bei Sedan den historischen Brief und den Degen des Kaisers an König Wilhelm von Preußen.

Digitized by Google

gedrängt, wo er sich nur mit Mühe behauptete. — Um diese Zeit kam der Herzog von Wellington auf dem Schlachtfelde an. Er sah sofort, daß er es mit einer größeren Streitmacht zu tun hatte. „Das ist keine Division, das ist ein Korps, dort kommandiert ein französischer Marschall, ich sehe es an seinem Stab. Ich kenne die Gewohnheit der Franzosen aus dem Spanischen Krieg." Wellington erkannte, daß Quatrebras der Schlüsselpunkt der Stellung sei. Indes waren die Truppen, die er heranführte, noch weit zurück, er hatte Waterloo als Sammelpunkt bezeichnet. Die ersten Bataillone, die auf dem Kampfplatze eintrafen, waren die des Generals Sir Thomas Picton, mit Ausnahme eines Regiments alter Soldaten, die seit Jahren in Spanien gefochten hatten. Man nannte sie „die Division der Fechter". Seit 12 Stunden waren sie in sengender Sonnenhitze von Brüssel her marschiert, jetzt rückten sie durch den mannshohen Roggen den Franzosen entgegen. Der General ließ knien und zum Feuern fertig machen. Schon will die Division Bachelu über den Rand des Plateaus vordringen, als ihr die Salven und die Kartätschenlagen entgegensprühen. Das an der Spitze befindliche 2. leichte Regiment wird zurückgeschleudert, und mit drohendem Geschrei vollführt die rotgeröckte Mauer der englischen Infanterie einen Bajonettangriff. Die Hochländer verfolgen sogar über den Plateaurand hinaus, müssen aber zurück, als sich der französische General Foy mit dem 100. Regiment ihnen entgegenwirft.

Inzwischen sind auf englischer Seite nach einem Marsch von sechs Meilen auch die Braunschweiger eingetroffen. Über 6000 Mann stark unter dem Befehl des Herzogs Friedrich Wilhelm, des schwarzen Herzogs. Hier steht er oder reitet er mit seinen buschigen weißen Augenbrauen in dem gebräunten Gesicht, mitten im Getümmel. Wellington schiebt den Braunschweiger und seine Leute in die Lücke, die durch die eben zurückweichenden Nassauischen Bataillone entstanden ist. Braunschweig sieht, wie eine starke Kolonne der Division Foy gegen ihn heranmarschiert. Er wirft sich mit einigen Zügen Ulanen dem vierten französischen Regiment entgegen, tapfer aber ebenso unvorsichtig. Die Franzosen bilden flugs Karree und werfen mit heftigem Gewehrfeuer die Braunschweiger auseinander. Der Herzog denkt sein Fußvolk vorzuführen, aber in diesem Augenblicke reitet französische Kavallerie, Pirés Chasseurs, an, reitet an mit so heftigem Stoß, daß die Braunschweiger weichen. Der Herzog inmitten seines Leibbataillons tut, was er kann, seine Leute zu sammeln, befiehlt, beschwört, fleht, und während er so mit lauter Stimme und hochgeschwungenem Säbel herumrast, trifft ihn die tödliche Kugel eines französischen Tirailleurs. Der Korporal Külbel vom Leibbataillon, später Tischlermeister in Braunschweig, mit zwei Kameraden schaffen den geliebten Führer auf einer Bahre von Gewehren aus dem Schlachtgetöse.

Friedrich Wilhelm lebte nur noch 20 Minuten; so starb der zweite Braunschweig, wie sein Vater vor neun Jahren bei Auerstädt im Kampf gegen den Korsen. Die Herzogin von Richmond, die Hochschottin mit der Gabe des second sight, behielt recht. — — —

Inzwischen erfolgte ein plötzlicher Anritt der Lanciers Pirés im hohen Korn auf Pictons Schotten, ein Bataillon ward mitsamt einem Obersten zusammengestochen, doch die „Schwarze Wache" hielt stand, zuletzt verschwinden die grünen Lanciers wieder unter dem mannshoch stehenden Getreide. Schon hatte der Marschall Ney der Division Bachelu den Befehl gegeben, sich halbrechts auf die Chaussee nach Namur zu wenden und den linken Flügel der Division Picton zu umfassen, als ihm gemeldet wurde, daß von Nivelles her neue Verstärkungen anmarschierten. Es waren die Brigaden Halkett und Kielmannsegge, über 5000 Mann stark mit zwölf Geschützen, die dem englischen Herzog zu Hilfe kamen. Graf Kielmannsegge mit seinen Hannoveranern marschiert ohne Aufenthalt auf die Chaussee Namur weiter, um Sir Picton zu unterstützen, während Sir Colin Halkett seine vier Bataillone — rein englischen Ursprungs — über Quatrebras hinaus führt und gegen Gemioncourt zu entwickeln versucht. — Ein gefährlicher Augenblick für den armen Ney. Denn nicht allein hat der Kaiser ihm die Division Girard zurückgehalten — der arme muntere Girard, des Kaisers Liebling, der bei Hagelberg die Landwehrschlacht verlor, ist in der Dorfgasse von La Haye tödlich getroffen zusammengebrochen — nein, der Kaiser hat auch soeben durch den Obersten Forbin-Janson dem Marschall sagen lassen, „daß das Schicksal Frankreichs in seinen Händen läge". Gleichzeitig sprengt ein Stabsoffizier heran, der atemlos meldet, daß er auf Befehl des Kaisers das Korps d'Erlon auf das Schlachtfeld Ligny gerufen habe. Das Schicksal Frankreichs in meiner Hand? denkt der Sohn des Faßbinders von Saarlouis, — will der Kaiser mich narren? Er entzieht mir von acht Divisionen fünf, — soll ich der Sündenbock für diesen Feldzug werden? Ney schäumt vor Wut. Während er mit dem Adjutanten noch zetert, schlagen einige Kanonenbälle in unmittelbarer Nähe ein. „Sehen Sie diese Kanonenkugeln," schreit emphatisch der Marschall, „ich wünschte, daß sie mir alle in den Bauch führen!" Ein Wunsch, mein Fürst, der, wenn er in Erfüllung gegangen wäre, dir viel erspart hätte. Aber die Kanonenkugeln gehen ihren Gang, ohne sich um Ney zu kümmern, und die Stunde fordert eine Tat. Stabschef Delcambre muß d'Erlon herbeirufen: „Mag der Kaiser befohlen haben, was er will, d'Erlon soll auf Quatrebras marschieren." (Daß d'Erlon dem Befehl des Marschalls zum großen Schaden des Kaisers folgte, wissen wir.) Dann reitet der Marschall auf den Grafen Kellermann zu, auf den Sohn des Siegers von Valmy. Wir sahen den

Digitized by Google

Vater Kellermann einſt auf den Höhen von Valmy, ſich gegenüber den alten Herzog von Braunſchweig; wir ſahen, wie Kellermann den Hut auf den Degen ſteckte und rief „Vive la nation!“ — ſo rettete er Frankreich vor den „kimbriſchen Horden“. Dort drüben auf engliſcher Seite iſt vor Stundenfriſt der Sohn jenes Braunſchweig gefallen und hier auf franzöſiſcher Seite ſoll der Sohn jenes Kellermann reiten. Der Fürſt von der Moskwa will Zeit gewinnen; er reicht dem Reiterführer die Hand: „Mein lieber Graf, es handelt ſich um das Wohl Frankreichs, es handelt ſich um eine außergewöhnliche Anſtrengung, nehmen Sie Ihre Kavallerie, werfen Sie ſich mitten in die engliſche Armee und zerſprengen Sie dieſelbe! Ich werde Sie durch Piré unterſtützen, das Schickſal Frankreichs liegt in Ihrer Hand. Gehen Sie ſogleich vor.“ — Der Graf von Valmy zögert nicht, allerdings das ſieht er: es iſt ein Todesritt. Dort oben auf dem Plateau von Quatrebras quer über die Kornfelder rückt die engliſche Infanterie an. Der junge Valmy — er heißt noch immer

Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig-Lüneburg-Oels, findet ſeinen ruhmvollen Heldentod in der Schlacht von Quatrebras
Nach einem Kupferſtich von Fr. Campe

„der junge“, obgleich auch er ſchon 45 Jahre iſt — wirft ſich mit 800 Küraſſieren der Brigade Guiton (die übrigen 2200 Reiter ſtanden verzettelt weit rückwärts) auf die Infanteriemaſſen mit ſolchem Ungeſtüm, daß das 69. Bataillon auseinanderbricht, zur Hälfte zuſammengehauen wird und die Fahne verliert. Einem Bataillon gelingt es, Karree zu bilden, die andern kommen nicht mehr dazu, ſie ſind durchbrochen, ehe ſie ſich's vermuten. Der Reiterſturm preſcht bis Quatrebras heran. Und darüber hinaus, denn Foy nahm den Weiler, nachdem Diviſion Jérôme die Braunſchweiger zurückwarf. Herzog Wellington hatte kaum Zeit ſich zu retten. Das Zentrum der engliſchen Stellung liegt für Minuten offen, — wenn Ney jetzt ſeine beträchtliche Reiterei, die er noch hat, in die Spalte wirft, wenn er Infanterie nachſtürmen läßt — ach hätte er nur welche! — ſo iſt es Kellermann, der die Schlacht von Quatrebras gerettet hat, wie er einſt die von Marengo rettete. Aber es kommt kein Nachſchub. Dem Comte de Valmy wird das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen; ſeine Reiter ſind auseinandergekommen, er ſelbſt inmitten der engliſchen Linien ohne Hut und Säbel, in zerfetzter Montur, ergreift ſchließlich in der Not den Steigbügel eines Pferdes und galoppiert nebenherlaufend zurück, der tapfere Mann; in dieſem Zuſtande wird er von den vorbrechenden Kolonnen der Diviſion Foy aufgenommen. — Wiederholt mühte ſich die Kavallerie des Generals Piré ver-

Digitized by Google

geblich ab, die feſten Bataillone Sir Pictons zu zerſprengen; dieſe kriegsgewohnten Männer von der Peninſula übten ihr Handwerk mit kaltem Blute; ſchließlich fluteten die Lanciers und Chaſſeurs der Brigade Piré aufgelöſt zurück. Doch hatten ſie noch ein hannoverſches Bataillon auf der Chauſſee geſprengt. Die engliſchen Linien ſchloſſen ſich wieder, und im Geſchwindmarſch nahten die engliſchen Garden unter dem Generalmajor Cooke, an 4000 friſche Streiter, während Ney ſeine letzten Trümpfe ausgeſpielt hatte. Die Truppen Wellingtons waren jetzt in bedeutender Übermacht, der Herzog befahl den Angriff auf der ganzen Linie, und die erſchütterte Truppenmacht des Marſchalls Ney wurde ſtetig zurückgedrängt. Gegen 9 Uhr ſchwieg die Schlacht. Aus Angſt vor Pirés raſtloſen Reitern ſchliefen die Engländer in Vierecken, die Vorpoſten lagen ſich nahe gegenüber. Übrigens eroberte Ney 3 Geſchütze. Über 9000 Mann an Toten und Verwundeten deckten das Feld, wohl die Hälfte auf jede Partei zu rechnen. So meint noch Charras, gibt aber zu, daß ihm Wellingtons Verluſtliſte zu niedrig ſcheine. Dies Machwerk glich vielen ähnlichen in Spanien, Wellington verlor beſtimmt 5—6000 Mann. Übrigens floh die belgiſche Reiterei bis Brüſſel, viele Verſprengte drückten ſich, nur die Naſſauer hielten ſich unerſchrocken. Reilles Rapport übertrieb abſichtlich ſeinen Verluſt, Ney desgleichen, um zu verſchleiern, wie wenig ſie ſich anſtrengten, denn mehrere Regimenter litten recht unerheblich. Doch Reilles Kraftbeſtand bei Waterloo überführt ihn, daß er nur 3000 verlor. Napoleons Angabe 3400 iſt ganz richtig, denn Brigade Guiton verlor außerdem faſt 400. — „Der Angriff Neys," ſchreibt der General Foy, der ſeine Sturmkolonnen perſönlich geführt hatte, „war übereilt und ſinnlos. Man verfährt den Engländern gegenüber nicht ſo. Wir werden den Vorgang ganz nach unſerem Willen färben können, denn wir haben dem Feinde zwei Kanonen abgenommen und er uns keine. Aber das ſind Sophiſtereien. Wir haben die Schlacht verloren, weil unſere Abſicht, Quatrebras zu nehmen, nicht gelungen iſt. Wellington hat ſein ſich geſtelltes Vorhaben, das allmähliche Ankommen ſeiner Verſtärkungen und ſeine Verbindungen mit der preußiſchen Armee zu ſichern, erreicht." Die Schlacht von Quatrebras war ſo eigentlich eine Schlacht, in welcher beide Feldherren ihre Aufgaben gründlich falſch auffaßten. Der franzöſiſche Marſchall hatte vom Kaiſer Befehl, Quatrebras zu nehmen, verſäumte es aber am Morgen, als es ihm gegen die Minderzahl ſeiner Gegner leicht geweſen wäre, und wollte es am Nachmittag erzwingen, als er es mit der Übermacht Wellingtons zu tun hatte. Der Marſchall war an dieſem Tage wiederum nur Diviſionsgeneral wie einſt in der Schlacht bei Dennewitz. Er ſah nichts, als was er vor ſich hatte. Den großen Plan des Kaiſers, in welchem der Rückenangriff auf die Blücherſche Armee das Hauptmoment darſtellte, verſtand Ney einfach nicht. Er wehrte ſich ſeiner Haut und rief eigenſinnig das Korps d'Erlon zurück, das zweifellos bei Ligny eine ſchwere Niederlage des rechten Blücherſchen Flügels herbeigeführt hätte. Aber ebenſowenig wie Ney hatte der Herzog Wellington ſeine Aufgabe gelöſt. Selbſt bei der weiten Verſtreuung ſeiner Truppen in meilenweit auseinanderliegenden Kantonnements konnte der Herzog bei gutem Willen, bei richtiger Einſchätzung der Sachlage um die Mittagszeit ſchon ſo viel Truppen auf dem Schlachtfelde haben, daß Ney vollauf beſchäftigt war und der Herzog dennoch die erſehnten 20000 Mann Blücher zur Hilfe ſenden konnte. Glaubte der Herzog, daß die ganze Wucht des kaiſerlichen Angriffs ihm gelten ſollte? Kaum glaublich, denn bei der Zuſammenkunft mit Blücher auf der Höhe von Bry hatte Wellington doch geſehen, welche Maſſen ſich gegen Blüchers Front entwickelten, hatte ſelbſt den Ausſpruch getan: „Die Preußen werden verdammt Schläge kriegen." Kurz, Wellington hat ſich hier bei Quatrebras auch nur als ein brauchbarer Frontgeneral erwieſen, oder es haben ihn Beweggründe geleitet, die das Urteil Gneiſenaus über den kalten Mann gerechtfertigt erſcheinen laſſen. — — —

Sir Thomas Picton
Nach einem zeitgenöſſiſchen Kupferſtich

Die feindlichen Armeen lagerten ſich nach dieſem blutigen Tage auf ungefähr zwei Kilometer einander

Digitized by Google

gegenüber, Ney auf den Hügeln vorwärts Frasnes, Wellington auf der südlichen Lisiere des Bois de Bossu im Bogen vorwärts der Ferme Gemioncourt bis vorwärts Piraumont. Seltsamerweise hatte der englische Herzog von dem Ausgang der Schlacht bei Ligny gar keine Nachricht. Er ahnte es nicht, daß kaum eine Meile von seinem linken Flügel die siegreiche Armee des Kaisers Napoleon stand. Ein Adjutant des preußischen Hauptquartiers, der ihm Kunde bringen sollte, war unterwegs abgeschossen und gefangen worden. Ebensowenig wußte Ney von Napoleons Sieg, und auch Napoleon wußte nichts von dem Ausgang von Quatrebras. — Aber der Kaiser zeigte viel mehr Interesse für das Verbleiben der Preußen als für den Zustand des Marschalls Ney. Gegen 4 Uhr früh traf in Fleurus die Nachricht des Kavallerieführers General Pajol ein, daß die Preußen sich auf Namur zurückzögen. Das befriedigte Napoleon sehr: die preußische Armee in aufgelöstem Zustande gegen Osten zurückflutend, abgedrängt von Wellington, das war das Resultat, das der Kaiser erwünscht hatte. Am Abend der Schlacht, als die Garden über Ligny vorbrachen, hatte der Kaiser eine Depesche nach Paris abgerichtet, natürlich übertrieben wie diese Meldungen stets. „Der Kaiser," hieß es da, „hat soeben einen vollständigen Sieg über die preußischen und englischen Armeen errungen. Er hat die feindliche Linie geteilt. Lord Wellington und Blücher haben sich kaum retten können. Es war wie ein Theatereffekt. In einem Augenblick schwieg das Feuer, und der Feind floh in Auflösung nach allen Richtungen." Wie gesagt: für Paris bestimmt. Erst um 8 Uhr früh wurde der Graf Flahault mit der Kunde des Siegs an Ney entsandt. „Der berühmte Partisan Lützow," heißt es in diesem Bericht, „der gefangen worden ist, hat ausgesagt, daß die preußische Armee zugrunde gerichtet sei und daß Blücher zum zweiten Male die Monarchie ins Verderben geführt habe." Napoleons Auffassung war übrigens nicht so selbsttäuschend, wie man nachträglich es zustutzt. Das Preußenheer war in unbeschreiblicher Verwirrung (vgl. Friccius), 8000 flohen desertierend bis zum Rhein, und es ist die Frage, ob sie bei 21000 Abgang irgendwie beizurechnen. Gneisenau gab anfangs 15000 Verlust zu, dann sank die Ziffer auf 12000, in Wahrheit ergibt Zusammenrechnung brigadeweise 18000 Verlust, ohne etwaige Gefangene zu rechnen. Napoleon und Gourgaud schwindelten zwar, die Franzosen verloren nicht 6800, aber auch nicht 12000, wie man heut ruhig glaubt, sondern kaum 10000, die Garde wirklich nur 100 Mann, was man aus Unkenntnis anzweifelte. Müffling gestand 20900, Grolman 19700 Verlust. — Es gingen noch verschiedene Meldungen ein über den Rückzug der Preußen. Alle stimmten darin überein, daß derselbe sich nach Osten richte.

Obgleich es in jenen Junitagen doch um 3 Uhr Tag ward, verließ der Kaiser erst gegen 9 Uhr morgens sein Hauptquartier Fleurus. Es schien seiner Umgebung, daß er ermüdet, ja leidend sei. Er bestieg seinen Wagen und fuhr in der Richtung St. Amand auf das Schlachtfeld. Nun der Junitag mit seinem unbestechlichen Licht über dem Blachfeld aufgegangen war, zeigte sich erst die entsetzliche Verwüstung, die da herrschte. Es war mit einer Erbitterung und Wut gekämpft worden, welche selbst kriegsgewohnte Männer im Gefolge des Kaisers mit Schaudern erfüllte. In den Dorfstraßen, an den Hecken und Mauern, in den Gärten und Höfen lagen die Toten und Verwundeten dicht gesät. Vom Lignybach bis zum Windmühlenhügel von Bry lagen Schritt für Schritt die Opfer der Schlacht. Der Kaiser mußte seinen Wagen verlassen und zu Pferde steigen, um seinen Weg zu finden. Er durchritt in Begleitung seines Stabes die Umgebung von Ligny und Saint Amand. Er sprach mit seinen Generalen über die verschiedenen Angriffe, redete auch Soldaten und Unteroffiziere an, befahl Verwundete aufzulesen und wurde überall in den Biwaks seiner Truppen mit lautem Zuruf: „Vive l'Empereur!" empfangen. Über diese Vorgänge war es 11 Uhr geworden. Der Kaiser ließ sich zu allen Dingen gehörig Zeit. Ja, er begann mit Grouchy, Girard und anderen Generalen ein Gespräch über die politischen Vorgänge in der Kammer zu Paris, die ihm wohl Sorge machen mochten. „Der Napoleon," sagte Vandamme kopfschüttelnd zu seinen Offizieren, „den wir früher kannten, ist nicht mehr da; unser gestriger Sieg wird keine Folgen haben." Vandamme, der schon 1809 heftig auf den Kaiser schimpfte und doch vor ihm kroch, redete aber ins Blaue hinein, wie die ganze übliche Kritik. Napoleon konnte nichts unternehmen, ehe er nicht über Ney Bescheid wußte. Dieser rapportierte aber erst bis 11 Uhr, unglaublich verspätet und verworren. Grouchy erhielt schon damals den ersten schriftlichen Befehl, zur Verfolgung, den zweiten hat er frech gefälscht, indem er das Stundendatum 3 Uhr darübersetzte, weil der ungeübte Bertrand, dem Napoleon in Abwesenheit Soults die Order diktierte, das Datum wegließ. Es war 12 Uhr.

Erst gegen 11 Uhr morgens, als er durch ausgesandte Patrouillen die Nachricht erhielt, daß Wellington Quatrebras noch besetzt halte, beschloß der Kaiser, ihn von dort zu vertreiben. Er ließ das Korps Lobau und einige Reiterregimenter über Marbais vorgehen und selbst die Garden bald folgen. Der Marschall Ney erhielt den Befehl: „Es ist der Wille des Kaisers, daß Sie die Feinde bei Quatrebras angreifen, um sie aus ihrer Stellung zu werfen; das Korps bei Marbais wird Ihre Operationen unterstützen; Se. Majestät wird sich nach Marbais begeben und erwartet Ihre Berichte mit Ungeduld." — Inzwischen war von General Exelmans, der auf Gembloux vormarschierte, die Nachricht eingegangen, daß der Feind sich auf dem rechten Ufer der Orneau befände und keine Bewegungen mache. — Der Kaiser beauftragte nun, wie be-

Digitized by Google

reits gesagt, den Marschall Grouchy mit der Verfolgung und Beobachtung der vermeintlich in starker Auflösung gegen Osten zurückflutenden preußischen Armee. „Klären Sie den Marsch des Feindes auf und melden Sie mir seine Bewegungen, damit ich durchschauen kann, was er eigentlich beabsichtigt; ich verlege mein Hauptquartier nach Quatrebras, wo sich diesen Morgen noch die Engländer befanden. Unsere Verbindung ist daher auf der gepflasterten Straße von Namur eine direkte. Es ist wichtig zu ergründen (pénétrer), was Blücher und Wellington machen wollen, ob sie beabsichtigen, ihre Armee zur Deckung von Brüssel und Lüttich zu vereinigen, und es auf eine Schlacht ankommen lassen wollen. Auf alle Fälle halten sie Ihre beiden Infanteriekorps auf eine Strecke von einer lieue (ungefähr eine halbe deutsche Meile) mit mehreren Rückzugswegen vereint. Stellen Sie zur Verbindung mit dem Hauptquartier Zwischenposten von Kavallerie auf." — Der Marschall Grouchy machte gegen den Befehl des Kaisers Vorstellungen. Er meinte, die Preußen hätten einen zu großen Vorsprung, um ihnen jetzt noch auf den Hacken bleiben zu können; es kann auch sein, daß der Marschall sich seiner Aufgabe nicht gewachsen fühlte*). Aber der Marschall kam schlecht an. Der Kaiser, ohnehin schon ungeduldig über die versäumte Zeit, sagte herrisch: „Es ist allein Ihre Sache, Herr Marschall, zu ermitteln, welche Straße die Preußen eingeschlagen haben." Der Kaiser stellte für seine Aufgabe dem Marschall Grouchy die Korps Vandamme und Gérard nebst 6000 Mann Reiterei und 96 Geschützen zur Verfügung, fast ein Drittel seiner gesamten Streitmacht. Es war eine Armee, die reichlich genügte, um sich im Notfall zwischen Blücher und Wellington zu schieben und die Vereinigung der beiden Heere zu verhindern. Allerdings mußte der Marschall mit schnellem Entschlusse handeln und solche Tüchtigkeit zeigen, wie sie einst nach der Katastrophe von Jena Soult, Murat und Bernadotte gezeigt hatten, als sie dem geschlagenen preußischen Heer Tag und Nacht folgten, wie Rachegötter mit dem feurigen Schwert. Aber von Anfang an ging alles lahm. Der Ort Gembloux, der nur zehn Kilometer entfernt lag, wurde erst in den Abendstunden erreicht, als dort von den Preußen keine Spur mehr zu sehen war. Allerdings trug das entsetzliche Regenwetter ebenso daran die Schuld wie Grouchys verfehlte Anordnungen. Wohl meldet Grouchy noch am Spätabend des 17. Juni, daß vermutlich ein Teil der preußischen Armee über Wavre zur Verbindung mit Wellington marschiere, daß aber die Hauptarmee Blüchers auf Lüttich zurückzugehen scheine.

Der Kaiser seinerseits, von seinem Marschall schlecht bedient, blieb bei der vorgefaßten Meinung, die Preußen gründlich aus dem Felde geschlagen und von ihnen für die nächsten Tage nichts zu befürchten zu haben. Sein Optimismus trieb den Kaiser dazu, sich auch hier wieder das herauszusuchen, was am besten in seine Pläne paßte. Er selbst wollte sich auf Wellington stürzen, um auch ihm das Schicksal der Preußen zu bereiten. Als der Kaiser auf der Höhe von Quatrebras ankam, hatte Ney überhaupt noch nichts unternommen. „Sie haben Frankreich ruiniert!" — schrie der Kaiser seinen Marschall an. Der Fürst von der Moskwa, dem ohnehin der Kopf auf den Schultern wackeln mochte, wenn es schief ging, stotterte allerlei Entschuldigungen, während der Kaiser ihm über sein Verhalten die heftigsten Vorwürfe machte. Hätte dieser Ney die Engländer nicht festhalten können, die sich jetzt ganz gemächlich zurückzogen? Der Kaiser setzte sich an die Spitze von Milhauds Reitern und trieb unaufhörlich vorwärts. Noch war es möglich, die englische Nachhut an der Brücke von Genappe zu fassen. Es war ein Glück, daß plötzlich ein heftiger Platzregen fiel, der die Straßen aufweichte und die Kornfelder so durchnäßte, daß sie für die Reiter ungangbar wurden. Zwölf englische Zeugnisse liegen vor, daß man noch nie solchen Wolkenbruch erlebte. „Munter, munter! Um Gottes willen galoppiert!" rief Lord Uxbridge seinen Reitern zu, „sonst werdet ihr noch gefaßt werden!" Jenseits Genappe kam es zu einem Scharmützel, in welchem Subervies 1. und 2. Lanciers die Husaren warfen, dann durch schwere Gardereiter in die Klemme gerieten, zuletzt aber doch die Oberhand gewannen. Man sah den Kaiser Napoleon im durchnäßten Überrock und triefenden Dreispitz bei seiner Artillerie. Der junge Offizier von Toulon mochte wieder in ihm aufwachen, der seine ersten Lorbeeren als Artillerist damals gegen die Engländer erworben hatte. „Gebt Feuer!" rief er den Kanonieren zu, „es sind Engländer!" — Es war gegen 6½ Uhr abends, als die französische Reiterei der Vorhut bei Belle-Alliance eintraf. Noch goß es in Strömen; aber es schien, als ob der Kaiser glaubte, den englischen Herzog dennoch zur Schlacht zwingen zu können. Er ließ starke Batterien und Kavallerie vorgehen, aber der strömende Regen erschwerte jede Bewegung. Der Kaiser sah das Vergebliche eines Angriffs ein. „Noch zwei Stunden länger Tag," rief er ärgerlich aus, „und ich könnte angreifen."

Wir müssen uns indes wiederum Wellington zuwenden, um zu sehen, was ihn bewog, dem Kaiser stand-

*) Grouchy hat es jahrzehntelang abgeleugnet, daß er überhaupt vom Kaiser einen schriftlichen Befehl bekommen habe. Der Kaiser habe nur mündlich und allgemein seine Befehle gegeben, und er, Grouchy, habe nicht recht gewußt, was er sollte. Später (1842) ist dann doch dieser schriftliche Befehl gefunden und veröffentlicht worden. Dies Verhalten des Marschalls deutet wohl auf ein starkes Schuldbewußtsein. Befolgte er den überaus klaren schriftlichen Befehl des Kaisers genau und gab sich der Verfolgung energisch hin, so mußte der Kaiser rechtzeitig über den Verbleib der preußischen Armee unterrichtet sein.

Digitized by Google

zuhalten. Der englische Herr hatte sich bereits in der Morgenfrühe des 17. Juni nach Quatrebras begeben, wo er die Dinge unverändert vorfand. Aber erst jetzt sollte er die für seine ferneren Entschlüsse höchst wichtige Nachricht erhalten, daß Blücher bei Ligny geschlagen war. Sein Adjutant Oberst Gordon hatte einen Erkundigungsritt gegen Tilly unternommen, war bei Marbais auf französische Vedetten gestoßen und hatte erst bei Tilly die preußische Brigade Sohr angetroffen und den Rückzug in der Richtung Wavre erfahren. Der Herzog beriet sich alsbald mit dem General Müffling, und dessen Adjutant, Leutnant Wucherer, wurde nach Wavre zu Blücher entsandt, um folgendes zu melden: Der Herzog ist bereit, in der Stellung von Quatrebras zu verbleiben und eine Schlacht anzunehmen, wenn die preußische Armee heute noch wieder vorrücken kann. Ist dies unmöglich, so wird sich der Herzog in seine Stellung von Waterloo zurückziehen und dort die Schlacht annehmen, vorausgesetzt, daß ihm ein preußisches Korps zur Unterstützung gestellt wird! — Leutnant Wucherer sprengte mit der Landkarte in der Hand querfeldein in der Richtung des etwa 2 1/2 Meilen liegende Wavre. Es mochte gegen 10 Uhr sein, als Wucherer in Wavre eintraf. General Gneisenau war den Truppen entgegengeritten, um ihnen die Marschrichtung zu geben. Blücher hatte sich hinlegen müssen, da seine Erschöpfung zu groß war. Trotz der starken Quetschung seiner rechten Seite war er nach einigen Stunden Schlaf in Tilly zu Pferde gestiegen und nach Wavre geritten, um sich den Truppen zu zeigen. Das war gut, denn es hatte sich natürlich das Gerücht verbreitet, der Alte sei schwer verwundet. Und nun saß er plötzlich ganz munter zu Pferde und grüßte seine Soldaten mit der gewohnten Bonhomie. Die Schmerzen, die der Alte litt, waren bös, aber „Eh' ich den Befehl aufgebe, will ich mich lieber auf dem Pferde festbinden lassen!" so sagte er und schrieb mehrere eigenhändige Briefe an einflußreiche Personen in Berlin, um entmutigende Eindrücke abzuschwächen. Dann legte er sich aufs Sofa — zu Bett wollte er partout nicht — und ruhte einige Zeit, bis Nostitz ihn weckte wegen der wichtigen Botschaft Wellingtons. Der Leutnant hörte durch die offene Tür, wie der Alte lebhaft entgegnete: „Ich weiß, ich weiß, lassen Sie dem Herzog sagen, heute könnte ich nicht wieder vorkommen, morgen käme ich aber mit dem frischen Korps (dem von Bülow) und den anderen." Mit dieser willkommenen Kunde sprengte Wucherer zurück, traf aber das englische Heer im vollen Rückzug. Inzwischen waren weitere Botschaften und Adjutanten eingetroffen, und der Herzog hatte seine Entschlüsse gefaßt. Hier ist der Bericht des Generals von Müffling über die inzwischen stattgehabten Vorgänge im englischen Hauptquartier:

„Leutnant v. Massow kam den 17. früh aus Wavre, um mir den Auftrag des Fürsten zu überbringen: ich solle den Herzog fragen, ob er bereit sei, Napoleon anzugreifen, wenn Blücher sich mit allem, was er habe, mit ihm vereinige.

Kurz vor Massows Ankunft war Wellingtons Stabschef Delancey zurückgekommen, der Zieten selbst gesprochen hatte. Durch Delancey erfuhren wir zuerst, daß Blücher das Schlachtfeld verlassen habe und daß er in der Nacht nach Wavre zurückgegangen sei. Ich stand neben Wellington vor dem Wirtshause bei Quatrebras, als Delancey vom Pferde herab diese Nachricht mitteilte. Wellington sah mich mit verwunderten Augen an, aus denen ich las: ‚Hast du das gewußt und mir diplomatisch verschwiegen?' Ich fand das natürlich, da wir uns noch zu wenig in wichtigen Augenblicken gesehen hatten und, während alles durch mich ging, dieser Rückzug ihm zehn Stunden lang ein Geheimnis geblieben war. Ich fragte Delancey: ‚Hat Napoleon Blücher verfolgt?' Antwort: ‚Nein, er befand sich, als ich von Zieten abritt, noch ruhig auf dem Schlachtfelde.' Hierauf sagte ich ruhig zu Wellington: ‚Ney steht hier Ihnen gegenüber. Napoleon kann sich mit ihm vereinigen oder gegen Blücher marschieren, gleichviel, Sie können nicht in dieser erbärmlichen Stellung stehen bleiben. Da Blücher, wie es scheint, nicht geschlagen, sondern nur zurückgegangen, um sich mit Bülow zu vereinigen, so kann Napoleon sich nicht mit allen seinen Kräften gegen Sie wenden.' Wellington setzte sich auf die Erde und zog seine Karte heraus. ‚Sie haben recht,' sagte er, ‚mein Verweilen hier hat keinen Zweck. Ich werde in mein gewähltes Lager nach Mont St. Jean zurückgehen.' Wir sprachen noch über den Rückzug, als Massow zu Pferde heransprengte und mir seinen Auftrag ausrichten wollte. Ich winkte ihm mit der Hand, ihn dem Herzoge auszurichten. Ich beabsichtigte, durch diese altmilitärische Dienstpflichtigkeit den Herzog daran zu erinnern, daß ich ein Soldat und kein Diplomat sei. Massow verstand mich und machte dem Herzoge Meldung. Hier erfuhr ich also selbst erst, was ich Wellington ausrichten sollte, und dieser Beweis, daß ich nichts vor ihm verheimlichen wolle, hat mir des Herzogs volles Vertrauen für das Leben gewonnen. Ich fragte hierauf Massow in Gegenwart des Herzogs über den Zustand des Heeres aus; er beruhigte uns beide.

Unter vier Augen sagte ich später dem Herzoge: ‚Sie kennen nun des Fürsten Ansichten, gegründet auf die Übersicht seiner Mittel; daß er hält, was er versprochen hat, darauf können Sie rechnen, aber verabreden läßt sich noch gar nichts, solange es ungewiß ist, was Napoleon tut. Ney allein wird Sie nach den gestern gemachten Erfahrungen schwerlich angreifen. Man übersieht von hier aus die Chaussee nach Sombreffe auf 1 1/2 Stunden. Kommt Napoleon von dort, so kann zeitig einer Schlacht durch einen Rückzug nach Mont St. Jean ausgewichen werden. Es hängt dann von Ihnen ab, sich heute zu erklären, ob Sie

Digitized by Google

für Morgen eine Defensivschlacht in jener Stellung annehmen wollen, allein oder vereint und mit welchem Beistande von Blücher. Dies ist deshalb nötig, weil dessen Anerbieten auf eine Voraussetzung gebaut ist, welche so unendlichen Wechselfällen unterliegt. Marschiert Napoleon gegen die Maas oder zu einer Schlacht gegen Blücher, so kann er nicht zu Ihnen, sondern nur Sie können zu ihm kommen.' Ich bat Wellington, er möge selbst mündlich und zwar sehr bestimmt antworten. Dies tat er, indem er erklärte: ‚Der gestrige Tag hat in meiner Ansicht zu einer vereinten Offensive nichts geändert, ich gehe in das Lager von Mont St. Jean zurück, und wenn ich dort auch nur mit einem preußischen Armeekorps (30000 Mann) unterstützt werde, so nehme ich morgen eine Defensivschlacht an und gehe am 19. in Vereinigung mit dem Fürsten zum Angriff über. Kann ich diese Unterstützung nicht erhalten, und Napoleon führt alles, was er hat, gegen mich, dann könnte ich die Schlacht nicht annehmen, sondern müßte auf Brüssel zurückgehen.'

Mit dieser Antwort ritt Massow ab. Darauf ließ mir Blücher sagen — und diese Nachricht kam in der Nacht vom 17. zum 18.: ‚er werde nicht bloß mit einem, sondern mit zwei Korps kommen.' — Als später die Verfolgung Grouchys in Wavre für nichts Bedeutendes gehalten wurde, brachte mir der Leutnant Behrend, als wir bereits in Stellung waren, am Morgen des 18. von Blücher die Nachricht: ‚Ich komme nicht mit zwei Korps, sondern mit allem, was ich habe.'" Das sagt sich so. Aber Wellington, an die Schwerfälligkeit des eigenen Heerwesens gewöhnt, konnte das unmöglich glauben. Das furchtbare Wetter mit Sturm in der Nacht hatte schon seine lagernde Armee hart mitgenommen. Wie sollten da die Preußen, die auch am 17. schrecklichen Marsch durchmachten, sich auf ungangbar gewordenen Wegen nach St. Lambert durchwinden! Ein Wunder gehörte dazu, und wir stehen nicht an, die Preußenleistung für das größte Energiewunder der Kriegsgeschichte zu erklären.

Wir haben vernommen, daß der englische Feldherr nach diesen Beschlüssen, seit der Mittagsstunde von Napoleon hart bedrängt, seine Armee in die Stellung von Mont St. Jean zurückführte und daß die Dämmerung herabsank, als beide Heere zur Ruhe kamen. Der Herzog nahm sein Hauptquartier eine Stunde hinter seiner Front im Dorfe Waterloo, entschlossen, einem französischen Angriff standzuhalten in der Erwartung auf Blüchers Hilfe. — Das französische Heer biwackierte in Staffeln zwischen Plancenoit und Genappe; der Kaiser nahm sein Hauptquartier auf der Ferme Caillou unmittelbar an der Chaussee. Es war nach erstickend heißem Tage ein wolkenbruchartiger Platzregen herniedergegangen, und während der Nacht blieben die Regengüsse mit wenigen Unterbrechungen bei. Die armen Soldaten hatten viel zu leiden, denn das Wetter kehrte sich nicht daran, ob es Engländer, Preußen oder Franzosen waren. „Meine Kompagnie," erzählt ein preußischer Offizier, „hatte ihre Lagerstätte auf einem frisch gepflügten Ackerfeld erhalten, von Stroh war nicht die Rede; ich legte mich daher in eine Furche, und bei der Ermüdung, die den vorangegangenen Anstrengungen folgen mußte, schliefen wir auch ungewiegt ein. Aber welch Erwachen! Es hatte über Nacht stark geregnet, das Wasser war in Strömen die Furchen herab und auf uns geflossen. Vor Müdigkeit hatten wir davon nichts empfunden, und als wir endlich erwachten, waren wir von dem Schmutz, der uns in den Kragen und in die Kleidung gedrungen und nun getrocknet war, wie in einem Harnisch festgebannt und konnten uns kaum rühren. Wir sahen scheußlich aus, der ganze Leib war mit einer Kruste bedeckt und der fette Boden aus den Kleidern nicht fortzuschaffen. Das Schlimmste, was uns jedoch begegnete, war, daß die Waffen fast alle unbrauchbar geworden waren und sich nirgends ein Platz fand, wo man sich setzen konnte, um die Gewehre auseinanderzunehmen. Wir halfen uns endlich mit unseren Mänteln, breiteten sie aus und nahmen die Wäsche zur Hilfe, um die Gewehre nur notdürftig in den Stand zu setzen." —

Es ist 1 Uhr in der Nacht zum 18. Juni. Im grauen Überrock und Dreispitz, nur begleitet von dem treuen Bertrand, wandert bei strömendem Regen der Kaiser Napoleon von seiner Ferme Caillou bis Belle-Alliance vor. Es ist fast eine halbe Meile, die der Kaiser in dieser unwirtlichen Nacht, dieser unheilschwangeren Nacht vor seinem Schicksalstage, zu Fuß zurücklegt. Rechts und links von der Straße schlummernde Biwaks, zusammengesetzte Gewehrpyramiden und weiter vorn an der Front bei Belle-Alliance Feldwachen und Postenketten, triefende Reiterpiketts, deren Rosse entweder geduckt oder zitternd stehen oder ungeduldig klatschend in den Boden stampfen. Die Unruhe hat den Kaiser vom Lager aufgetrieben. Nur eine oder zwei arme Stunden hatte er geschlafen, die fatalen Kammerdebatten in Paris hatten ihm während des Abends Sorge gemacht, Meldungen kamen von den verschiedenen Korps, und es galt, den Aufmarsch für den nächsten Tag anzuordnen. Arbeit über Arbeit. Jetzt trieb ihn die Sorge, daß Wellington entweichen möchte, in die Nacht hinein. Wohl schwälten und glommen durch den dichten Regen und die neblichte Nacht die Wachtfeuer in weiter Linie, die sich vom Dorfe Brain-l'Alleud bis zum Schlosse Frichermont ausdehnte, — aber waren es nicht vielleicht blinde Feuer, hinter welchen keine Truppen mehr lagerten? Das gespannte Ohr des Kaisers glaubte am rechten Flügel der englischen Stellung ein dumpfes Dröhnen zu vernehmen wie von marschierenden Kolonnen; war das der Rückzug? Indes das Getöse schwieg wieder; es war bereits gegen drei Uhr, und schon hellte sich im Nordosten in der Richtung von St. Lambert und Wavre der Tag,

Digitized by Google

im Nordoſten, wo ſich die preußiſchen Kolonnen ſammelten und von wo das Verderben drohte, ohne daß der Kaiſer es ahnte. Er kehrte mit Anbruch des Tages ſehr zufrieden in ſein Hauptquartier zurück, gewiß, daß Wellington ihm jetzt ſtandhalten müßte. — Der Kaiſer fand im Hauptquartier eine Meldung des Generals Grouchy vor, nach welcher dieſer noch nichts von dem Verbleib der Preußen wußte. Der Kaiſer hatte auch keine Sorge darum. Seine Gedanken beſchäftigten ſich lediglich mit dem Angriff auf Wellington. Je früher je beſſer.

Doch will er nacheinander zwei Bleiſtiftzettel an Grouchy geſandt haben, dieſer ſolle unter allen Umſtänden die Verbindung mit ihm aufrechterhalten und deshalb 7000 Mann Infanterie und Kavallerie nach St. Lambert ſenden. Man ging über dieſe „Erfindung" zur Tagesordnung über, weil die zwei Befehlsträger ſpurlos verſchwanden. Dies beweiſt aber nichts, denn Grouchys Stabschef Le Sénécal, den Vandamme anbrüllte: „Sie waren geſtern im Lager der Preußen", war ein notoriſcher Verräter, der zu den Preußen nachher überlief. (Ein von Vigier gegen Grouchy ſelber gelenkter Verdacht iſt nicht ſtichhaltig.) Nun erbieten ſich aber zwei Zeugen für Abſendung der Zettel; tatſächlich entſandte Napoleon die 7. Huſaren Marbots, um an der Dyle Grouchy aufzuſuchen, den er beſtimmt erwarte! Das wahre Zeugnis dafür, daß Grouchy die Zettel empfing, liegt darin, daß er tatſächlich 7000 Mann über Limbal auf St. Lambert ſandte, als es ſchon zu ſpät war.

Der Kaiſer befahl, daß die Truppen abkochen und dann ſofort in die Schlachtſtellung einrücken ſollten. Um 9 Uhr ſollte alles fertig ſtehen. Aber es war von vornherein eine Unmöglichkeit. Bevor die Biwaks aufgelöſt und die Truppen durch den aufgeweichten Moraſt des Bodens in ihre Stellungen marſchiert waren, bevor die Lebensmittel heran waren, mußten Stunden vergehen. An einen Angriff war daher erſt um die Mittagsſtunde zu denken. Ein unerſetzlicher Zeitverluſt für Napoleon, aber die Verhältniſſe bedingten ihn.

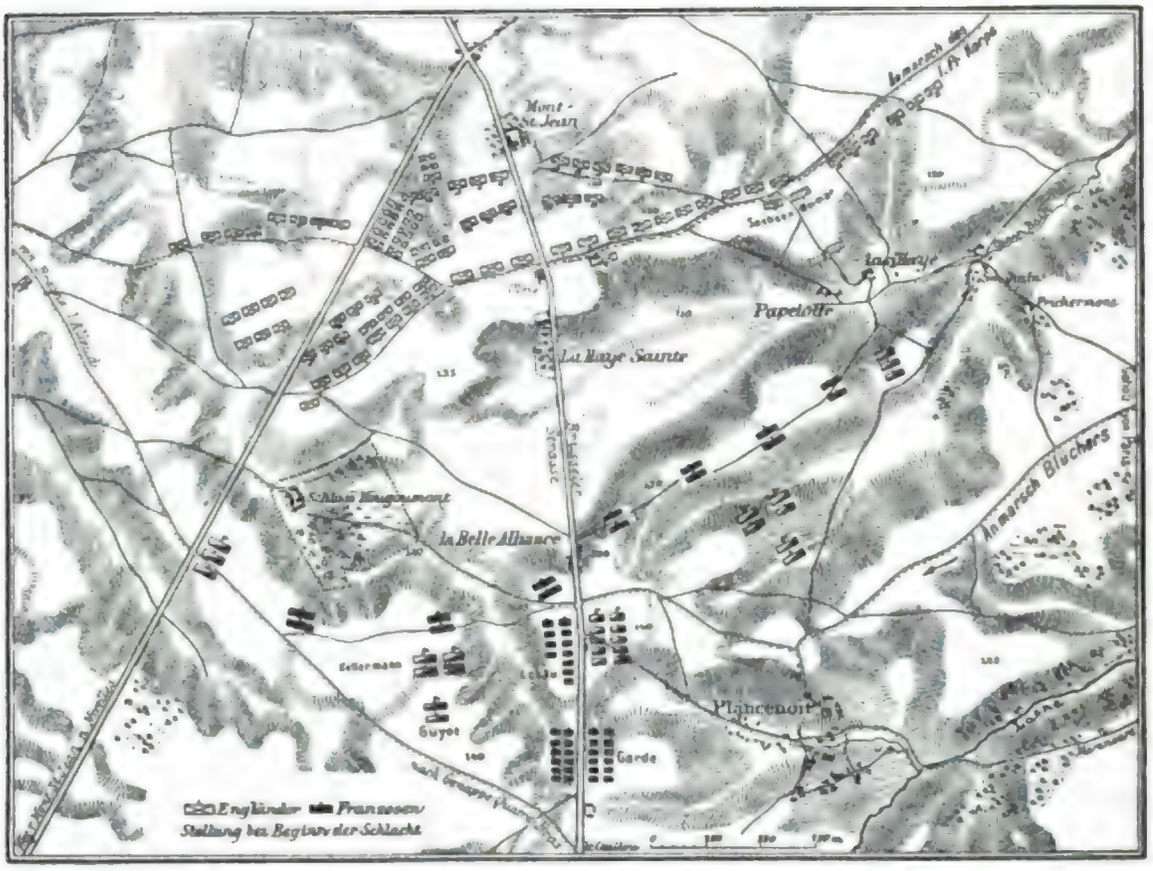
Um acht Uhr früh, nach einer ſo ſtrapaziöſen Nacht, ſetzte ſich der Kaiſer zum Frühſtück. Der Major-General Soult und die Korpsführer waren im Zimmer und nahmen am Frühſtück teil, auch Jérôme Bonaparte, der als Generalleutnant die ſechſte Diviſion kommandierte, war da. Hier kam etwas ſehr Wichtiges zur Sprache. Am Abend vorher hatte der General Foy bei der verfloſſenen Majeſtät von Weſtfalen ſoupiert. Er erzählt: „Der ſehr gewandte bei Tiſch aufwartende Kellner ſagte, Lord Wellington habe den Tag vorher dort gegeſſen und einer ſeiner Adjutanten habe bei Tiſch mitgeteilt, die engliſche Armee werde die Franzoſen am Eingange des Waldes von Soigne erwarten und dort durch die preußiſche Armee verſtärkt werden, die auf Wavre marſchiert ſei." Alſo der ganze Blücher-Wellingtonſche Schlachtplan durch den Mund eines hellhörigen Kellners verraten! Jérôme teilte dies während des Frühſtücks ſeinem Bruder mit, aber der Kaiſer wies eine ſolche Konſtellation weit von der Hand: „Ah bah! Die Vereinigung der Preußen mit den Engländern iſt vor zwei Tagen unmöglich, nach einer Schlacht wie die von Fleurus (Ligny) und verfolgt, wie ſie durch ein großes Korps ſind. Wir werden überaus glücklich ſein, wenn die Engländer ſtandhalten. Die bevorſtehende Schlacht wird Frankreich retten und in den Annalen der Geſchichte berühmt ſein." — Die Schlacht wurde berühmt, — aber in einem ganz anderen Sinne, als der Kaiſer es hoffte.

Nach beendetem Frühſtück begab ſich Napoleon auf einen Hügel an der Chauſſee und ließ die Truppen an ſich vorüberziehen. Die Stimmung ſeiner Soldaten war ausgezeichnet, das „Vive l'empereur!" zerriß donnernd die Luft, die Trommeln wirbelten, und munter ſetzten die Regimentskapellen ein mit dem „Partant pour la Syrie". — Die Begeiſterung ſeiner Truppen ſtimmte auch das Herz des Kaiſers höher. Er hatte die Aufſtellung Wellingtons durch das Fernglas beobachtet und ſagte lebhaft zu Marſchall Ney, der eben von einem Erkundigungsritt kam: „Wir haben 90 Chancen für uns und keine zehn gegen uns." — „Ohne Zweifel," antwortete Ney, „wenn Wellington einfältig genug iſt, auf Sie zu warten; aber ich komme gerade, um Sie zu benachrichtigen, daß er im Rückzug begriffen ſcheint." Worauf der Kaiſer: „Sie haben falſch geſehen, dazu iſt es jetzt zu ſpät." — Der Major-General Soult erlaubte ſich den Vorſchlag, daß Se. Majeſtät beſſer täte, doch noch einen Teil von Grouchys Truppen heranzurufen, erhielt aber die bittere Antwort: „Weil Sie von Wellington geſchlagen ſind, halten Sie ihn für einen großen General. Ich ſage Ihnen aber, Wellington iſt ein ſchlechter General, die Engländer ſind ſchlechte Soldaten, und es wird ſich hier für uns nur um ein ‚déjeuner' handeln." — Ein ſchwer verdauliches déjeuner, o Kaiſer, es möchte ſein, daß du an dieſem déjeuner erſtickſt!

Auch Herzog Wellington hatte inzwiſchen ſein Frühſtück eingenommen, ein engliſches natürlich, „a substantial breakfast", wie ein Tagebuch ſagt. Er wird es heute nötig haben, der engliſche Feldherr. Dann ſteigt er mit ſeinem Stabe zu Pferde; er trägt einen blauen Frack, weiße Halsbinde, weiße Weſte, weiße Buckskinhoſen, halbhohe Stiefeln und einen „plain low cocked hat", — einen nachenförmigen Hut. Er reitet ſein Leibpferd, den kaſtanienbraunen Hengſt „Kopenhagen", in der Rechten hält er den Dolland, damals das gebräuchlichſte Feldfernrohr. Sobald der Herzog hielt, um zu beobachten, ſtand ſein Roß baumſtill, mochten auch die Geſchütze grollen, die Gewehre knattern, das kluge Tier wußte genau, daß es

Digitized by Google

ſich nicht rühren durfte. Der Herzog war voll ruhiger Zuverſicht, er ſchrieb an dieſem Morgen an König Ludwig nach Gent: „Ich hoffe und, was mehr iſt, ich habe Grund zu glauben, daß die Sache heute gut gehen wird.“ — Wenn dem Herzog auch der weite Blick des Strategen abgehen mochte, obwohl er in Spanien zeitweilig beſſere Proben dafür gab als in dieſem letzten Feldzug, er erwies ſich hier bei Waterloo in der Wahl ſeiner Stellung als ein guter Taktiker. Er hatte ſeinen rechten Flügel nach allen Regeln der Kunſt geſichert, ſo daß Kaiſer Napoleon ſchon eine ſehr zeitraubende Umgehung ausführen mußte, um ihn von dieſer Seite zu faſſen. Wie eine Burg befeſtigt und mit den zuverläſſigſten Truppen beſetzt, lagerte ſich das Schloß Hougoumont mit ſeinem Park und ſeinem Erlenbuſch vor der Front des rechten Flügels. Mit ſeinem Zentrum beherrſchte Wellington die Straße nach Brüſſel und das dahinterliegende, die Kreuzung von vier Straßenzügen deckende Dorf Mont St. Jean. Unmittelbar vor dem Zentrum lag der Pachthof La Haye ſainte und vor dem linken Flügel die Gehöfte La Haye und Papelotte. Dieſer linke Flügel Wellingtons ſtand



Schlachtplan der Schlacht von Waterloo-Belle-Alliance am 18. Juni 1815

allerdings in der Luft, aber von hier aus durfte der engliſche Feldherr die Preußen erwarten. Vor der Front Wellingtons führte der Weg Braine-l'Alleud—Ohain entlang, der unmittelbar vor dem Zentrum, wo Wellington ſeine Gewaltmaſſen angehäuft hatte, ſo tief eingeſchnitten war und ſo ſteile Wände hatte, daß er für Kavallerie ein ſchweres Hindernis bot. Außerdem umfaßten den Weg zu beiden Seiten dichte Hecken, welche die Infanterie dem Feinde unſichtbar machten und es geſtatteten, daß die Reſerven völlig gedeckt auf bedrohte Punkte geſchoben werden konnten. Die Ausdehnung der engliſchen Stellung betrug ungefähr zweidrittel deutſche Meilen, worauf ſich angeblich 70200 Mann und 150 Geſchütze verteilten. Die Engländer ſchwindelten die Zahl auf 65000 oder gar 55000 herunter, doch aus unwillkürlichen Geſtändniſſen des Generalquartiermeiſters Kennedy und des Admirals Malcolm geht hervor, daß es 80000 waren, die Briten rechnen immer nur Gewehre und Säbel, die Franzoſen alles in allem.

Ungefähr parallel gegenüber der engliſchen Stellung in einer Entfernung von 1300 bis 1400 Metern lief die franzöſiſche Schlachtlinie. „Der Kaiſer verfügte insgeſamt über 74000 Mann und 250 Geſchütze, war in ſeiner Streitmacht alſo den Engländern um 4000 Mann und im Geſchützbeſtand um 100 Stücke überlegen.“ Die auch von Houſſaye angenommenen Ziffern laſſen ſich jedoch nicht erhärten, Napoleons Angabe bleibt für den Statiſtiker richtig, es waren 68000 inkluſive Artillerie, Genie, Train, und genau 232 Ge-

schütze. — Napoleon hielt sich vorwärts des Pachthofes Caillou auf einem Hügel zwischen Rossomme und Plancenoit auf. Das Reiten fiel ihm schwer, denn er litt an schmerzhaften Hämorrhoiden. Es wurde ein Kurieroffizier an Grouchy abgeordnet, der diesem den dringenden Befehl bringen mußte, auf Wavre zu marschieren, seine Verbindung mit dem Hauptheer zu suchen und möglichst oft zu berichten. Der Kaiser dachte noch mit keiner Ahnung seiner Seele daran, daß die Preußen ihm seine Kreise stören könnten. Sein Angriffsplan ging dahin, die englische Stellung an der Straße nach Brüssel zu durchbrechen. Er hatte es besonders auf die rein englischen Truppenteile abgesehen. Dort, wo sich auf der Bodenwelle rechts der Straße die roten Röcke der Division Picton zeigten, sollte der Durchbruch geschehen. Der Kaiser hielt die Engländer, wie wir aus seinem eigenen Munde hörten, für schlechte Soldaten. Mit Unrecht, — denn obgleich diese Rotröcke aus der Hefe des Volkes geworben waren, obgleich unter ihnen ein großer Prozentsatz Taugenichtse war, so wohnte doch auch in ihrer Brust der Stolz, ein Sohn Old-Englands zu sein, und ein gewisses Pflichtgefühl, Handgeld und Sold ehrlich zu verdienen. Außerdem herrschte eine furchtbar strenge Mannszucht in ihren Gliedern; sie wurden dreimal täglich zum Appell gerufen und jede Ausschreitung, Trunkenheit und dergleichen schwer bestraft. So waren diese schwerfälligen Leute durch den Drill zu festen Verbänden zusammengeschweißt, so daß sie im Gefecht eine bewunderungswürdige Ausdauer und Zähigkeit zeigten. Sie waren eigentlich so recht Soldaten der Verteidigung, ebenso wie ihr Feldherr hauptsächlich ein Defensiv-General war. Auch hier bei Waterloo faßte Wellington seine Aufgabe so auf: Ich habe die Stellung quer der Straße nach Brüssel zur Deckung der Hauptstadt Belgiens auf jeden Fall zu halten und ich werde sie halten. Die Lösung war für ihn das Zurückstoßen aller Angriffe Napoleons. „Unser Plan ist ganz einfach: die Preußen oder die Nacht. Aushalten bis auf den letzten Mann." Dies sind die historischen Worte.

Gegen 1/2 12 Uhr begann das Knattern und Donnern, als auf dem linken französischen Flügel die Division Jérôme gegen das Schloß Hougoumont vorging. Der scharfe Angriff auf dieses Schloß war bestimmt, Wellingtons Aufmerksamkeit nach seinem rechten Flügel zu ziehen, damit der Kaiser den gewaltigen Stoß gegen das Zentrum und den linken Flügel der englischen Stellung gehörig vorbereiten konnte. Das Schloß Hougoumont hatte hohe, mit Schießscharten versehene Mauern um seine Gärten und Gehöfte. Der Angriff, durch Artillerie nicht eingeleitet, kostete viel Blut. Ci-devant-König „Morgen-wieder-Luschtik" focht hier an der Spitze seiner Division tapfer genug und bewies, daß er, wenn es galt, mehr konnte, als schöne Frauen umwerben. Hier, vor den Mauern von Schloß Hougoumont, begann das Vorspiel zu dem gewaltigen Ringen der letzten Napoleonischen Schlacht.

Schon hatte der Kaiser von seinem Geschützmeister Drouot eine mächtige Batterie von 80 Geschützen zusammenballen lassen, um den Stoß gegen das englische Zentrum durch eine furchtbare Kanonade gehörig vorzubereiten. Schon ließ Graf d'Erlon sein Korps in Kolonnen aufmarschieren, um gegen Mont St. Jean vorzubrechen. — Auf der Höhe von Rossomme hielt ein Schwarm von Adjutanten, bereit, auf einen Wink des Kaisers davonzusprengen, um die Gewitterkette, welche den englischen Linien drohte, zu entfesseln.

Noch einmal läßt der Kaiser sein Fernrohr am Horizont entlang gleiten. Das scharfe Soldatenauge späht durch das Glas. Da — was ist das? Ein paar halbe hastige Worte an seinen Stab, und 20 Ferngläser wenden sich in der Richtung auf Saint Lambert. Der Ort liegt fast fünfviertel Meilen vom Standpunkt des Kaisers, nur ganz scharfe Augen bewaffnet mit scharfen Gläsern vermögen in solcher Ferne zu unterscheiden. Die einen sagen: es sind Bäume oder Buschwerk, was man dort sieht; andere glauben sogar zusammengesetzte Gewehre zu erkennen und eine gewisse Bewegung der Truppen. Die Erscheinung ist nur wie ein kleines Wölkchen, das aber auf Sturm deutet. Indes kann es nicht Grouchy sein? Grouchy mit seinen 35000 Mann, der sich den Preußen dort in den Weg legt? Zwar der Marschall war morgens um 6 Uhr noch in Gembloux. Er müßte bei den verschlammten Wegen unaufhörlich über Stock und Stein marschiert sein, um in sechs Stunden Saint Lambert zu gewinnen! Es war sonst nicht die Art von Grouchy, sich Siebenmeilenstiefel anzuziehen. Wenn es Grouchy aber nicht ist, dann sind es — — —. Die Bestätigung läßt nicht auf sich warten. Es wird ein freiwilliger schwarzer Husar eingebracht, der einen Brief des preußischen Generals von Bülow für Wellingtons Hauptquartier bei sich trägt. Der Husar sagt aus, daß das Korps Bülow bereits im Anmarsch sei und daß sich bei Wavre die ganze preußische Armee versammelt habe. — Es ist etwas nach 1 Uhr mittags, als sich diese drohende Gefahr in der rechten Flanke der französischen Armee zeigt. Soeben hat Soult einen dringenden Befehl an Grouchy abgefertigt, sich der im Kampfe vor Waterloo stehenden Hauptarmee zu nähern. Der Befehl erhält folgende Nachschrift: „Ein Brief, der soeben aufgefangen ist, besagt, daß der General Bülow unsere Flanke angreifen soll. Wir glauben, dieses Korps schon auf den Höhen bei Saint Lambert zu erblicken. Verlieren Sie daher keinen Augenblick, sich uns wieder zu nähern und sich mit uns zu vereinigen, um Bülow zu vernichten, den Sie auf frischer Tat ertappen werden." Indes selbst wenn Grouchy sich schon auf dem Weg von Gembloux nach Wavre befand, konnten Stunden

Digitized by Google

vergehen, bevor der Adjutant den Marschall erreichte*). Dieser hatte den Vormittagsbrief Soults „La bataille est engagée" gefälscht in „La bataille est gagnée", weil es unleserlich mit Bleistift geschrieben sei. Nachher fand sich das Original im Archiv deutlich mit Tinte geschrieben! Kommentar überflüssig.

Inzwischen mußte etwas geschehen, um den Preußen, wenn sie nahten, zunächst einen Damm vorzuschieben. Der Kaiser sandte daher den General Domont mit einer größeren Kavallerieabteilung in der Richtung nach Saint Lambert vor. Gleichzeitig befahl er dem Grafen von der Lobau, nach rechts abzuschwenken und sich den Preußen vorzulegen. So hatte schon das erste drohende Erscheinen der preußischen Kolonnen am Horizont die Wirkung, daß Napoleon seine Schlachtlinie gegen Wellington um rund 10000 Mann schwächen mußte. Auf der Höhe von Saint Lambert, wo Gneisenau mit seinem Stabe hielt, meinte ein Adjutant, der Kaiser werde die Schlacht wohl schleunigst abbrechen und sich zurückziehen. „Da kennen Sie Bonaparte schlecht," rief Gneisenau, „er wird jetzt gerade alle seine Kraft zusammennehmen, um die Engländer zu schlagen, bevor wir heran sind."

Marschall Graf Grouchy
Nach einer Lithographie von Grégoire und Deneux

So geschah es. Nachdem der Kaiser, so gut es ging, seinen rechten Flügel gesichert hatte, ließ er das Wetter gegen die Engländer losbrechen. Die 80 Kanonen brüllten, und die vier Divisionen des Korps d'Erlon sandten ihre Sturmsäulen gegen das englische Zentrum. Gleichzeitig wurde der Angriff auf Schloß Hougoumont verstärkt. Im Grunde bietet diese Schlacht von Waterloo oder Belle-Alliance wenig Interessantes. Es war eine rein strategische Schlacht, die ihre Lösung in dem Augenblicke finden mußte, wo die Preußen auf dem rechten Flügel eingriffen. Bis dahin konnte es nur ein Ringen Front gegen Front, sozusagen Brust gegen Brust geben. Wellington selbst hat den Charakter dieser Schlacht in späteren Jahren treffend festgelegt: „It was a regular bruising match, we pounded and they pounded, but we pounded hardest. Es war ein richtiges Wettdreschen, sie draschen und wir draschen, aber wir draschen am härtesten." — Der erste harte Sturm der Massen d'Erlons wurde abgewiesen: wohl warfen Donzelots Bataillone die holländisch-belgische Brigade Bylandt aufgelöst gegen die Hauptstellung zurück**), aber hier fand der französische Angriff den zähesten Widerstand in der Haltung der „Fechterdivision" Picton. Die Tapferen der Brigaden Kempt und Pack, diese Tommy Atkins von reinstem Wasser, schickten den flüchtigen Niederländern etliche derbe Flüche nach und sandten dann den andringenden Franzosen ihre rollenden Salven entgegen. Schon sammelten sich die Angreifer auf dem Höhenrücken, um gegen das zweite Treffen vorzustoßen, als General Picton sich

*) In der Tat kam der kaiserliche Befehl erst in später Nachmittagstunde in die Hände Grouchys, nach einigen um 5 Uhr, nach anderen erst um 7 Uhr. Der Kurieroffizier mußte weite Umwege machen, weil sich die Preußen bereits zwischen das Korps Grouchy und das französische Hauptheer geschoben hatten. Wohl hörte man gegen 12 Uhr bei Grouchy deutlich den Kanonendonner, und es war der General Gérard, welcher dem Marschall dringend riet, sofort mit der ganzen Armee dem Kanonendonner nachzumarschieren. Gérard hat später in seinen Memoiren behauptet, daß die Befolgung seines Vorschlags das Kaisertum gerettet haben würde. Dem widersprechen Raum und Zeit. Von Sart à Walhain, wo Grouchy gerade marschierte, bis Plancenoit, wo am Abend die Entscheidung fiel, beträgt die Entfernung drei Meilen. Grouchy hätte wenigstens 6—7 Stunden marschieren und sich durch die Preußen durchschlagen müssen, um zu helfen, — eine bare Unmöglichkeit. Grouchy blieb denn auch seinem Befehl gemäß auf dem Marsche nach Wavre, wo er die Preußen vermutete. Indessen wies eine anonyme französische Studie nach, daß man Raum und Zeit tendenziös verwirrte, Grouchys bloßes Erscheinen bei St. Lambert hätte Blücher gezwungen, das Korps Pirch, ohne dessen Eingreifen Plancenoit nie gefallen wäre, gegen Grouchy zu werfen, und Pirch war am 16. so geschwächt worden, daß er 32000 (nach Berthezène sogar 36000) Grouchys nicht lange widerstehen konnte.

**) Die Holländer und Belgier schlugen sich angeblich miserabel. Der englische Adjutant Jackson sah ganze Kompagnien Holländer und Belgier im Walde von Soigne, die schmauchend am Boden lagen und es vorzogen, gemütlich abzukochen, statt in der Front ihre Pflicht zu tun. Aber zu Anfang hielten sie, als Kugelfang weit vorn aufgestellt, eine Zeitlang gut aus.

Digitized by Google

entſchloß, mit dem Bajonett anzugreifen. Der Angriff ſcheint zu gelingen. Die Franzoſen geraten unter den Salven und Bajonettvorſtößen der Engländer in Verwirrung, aber es drängen jetzt friſche franzöſiſche Bataillone nach; die Diviſion Allix iſt links von Donzelot vorgegangen und ihre Brigade Quiot hat den Garten des Vorwerks La Haye ſainte genommen. Sir Thomas Picton fällt, durch die Schläfe getroffen, und endet ſo das Leben eines ehrenhaften Troupiers der alten Schule. Da gibt Lord Uxbridge den Befehl: „Königs-Dragoner und Inniskillings vor, Greys in Reſerve!“ Sir Ponſonby ſetzt ſich an die Spitze ſeiner Schwadronen und wirft ſich entſchloſſen auf den Feind. Die Königs-Dragoner reiten ein Bataillon der Brigade Quiot zuſammen. „Ich führte,“ erzählt uns Kapitän Clarke Kennedy von den Royals, „die Mittelſchwadron des Regiments bei dieſer Attacke; da ſah ich etwas links von mir, mitten in dem Haufen des feindlichen Fußvolks, einen franzöſiſchen Adler auf der Fahnenſtange mit der flatternden Trikolore. Sofort kommandierte ich: ‚rechte Schulter vor!‘ zeigte meinen Leuten den Adler und mit Hurra! gings darauflos. Mein gutes Pferd trug mich mitten in die dichtgedrängte Maſſe bis zu dem Fahnenträger, dem ich mein Schwert in die rechte Seite rannte (I ran my sword in his right side), er wankte, konnte jedoch nicht zu Boden fallen, ſo gedrängt ſtand die Maſſe. Der Adler ſchlug gegen den Kopf meines Pferdes; dies tat einen gewaltigen Seitenſprung, ich faßte das Fahnenblatt und rief meinen Leuten zu: ‚Bringt den Adler in Sicherheit, er gehört mir an!‘ Von dem dichteſten Gedränge der Feinde umſchloſſen, verſuchte ich den Adler von dem Stock abzubrechen, es gelang nicht. Korporal Styles, der ſich mit einigen anderen bis zu mir durchgehauen hatte, rief mir zu: ‚Sir, nicht abbrechen!‘ ‚Very well‘, ſagte ich, ‚da nimm und bring' ihn, ſo ſchnell es ſich tun läßt, in Sicherheit.‘“ — Die Inniskillings ſtürzen ſich wütend auf die erſchütterte Diviſion Donzelot, drängen ihre Reihen zu einer hilfloſen Maſſe zuſammen und hauen nieder, was ihnen vor die Klinge kommt. — Die franzöſiſchen Diviſionen Marcognet und Durutte gehen mit etwas beſſerem Erfolg vor. General Durutte wirft die Naſſauer unter Bernhard von Weimar aus Papelotte hinaus und dringt gegen den linken Flügel vor. Da plötzlich reiten die ſchottiſchen Greys (Grauröcke) mit Wucht gegen die vorderſten Kolonnen Marcognets an. „Scotland for ever!“ lautet ihr Feldgeſchrei. „Die ſchottiſchen Grauröcke,“ ſchreibt ein Augenzeuge, „ritten tatſächlich dieſe Kolonnen nieder, die in weniger als drei Minuten völlig vernichtet waren. Die Grasfläche, die noch einen Augenblick zuvor ſo grün und glatt wie der Phönixpark in London geweſen war, ſah man jetzt mit Toten und Verwundeten, Torniſtern, Waffen und Ausrüſtungen bedeckt.“ Offenbar Übertreibung, denn nur Marcognets und Donzelots Vorderbrigaden litten ſchwer. Gleichzeitig war die Gardereiterbrigade Somerſet gegen Brigade Bourgeois neben La Haye Sainte vorgebrochen und brachte ſie in Unordnung, nachdem eine mitfolgende Küraſſierbrigade am Hohlweg des Straßenkreuzes umgeritten war. Auch hierfür gibt es phantaſtiſche Berichte. — Als General Durutte die Diviſion Marcognet links von ſich weichen ſieht und ebenfalls in ſeiner rechten Flanke von den leichten Dragonern Sir Vandeleurs bedroht wird, weicht auch er zurück. Die ganze franzöſiſche Angriffsfront weicht; — die engliſche Kavallerie ſtößt mit Ungeſtüm nach, vergeblich läßt Lord Uxbridge zum Sammeln blaſen. Seine raſenden Reiter laſſen ſich nicht halten, ſie ſtürzen ſich auf die franzöſiſche Artillerie, hauen die Bedienungsmannſchaften zuſammen und kappen die Stränge. Aber ſie haben ſich zu weit vorgewagt: vom rechten Flügel her brauſt aus ihrer Deckung die Kavallerie des Generals Jacquinot hervor, Chaſſeurs und Lanciers, und gleichzeitig reiten ſechs Schwadronen Küraſſiere an, hinter Donzelot aus der Front vorbrechend. So ebbt die engliſche Reiterflut zurück, bis an die engliſche Infanterielinie heran brandet ihre Flucht. Sir Ponſonby fällt. Der plötzliche Gegenangriff hatte eine ſchwere Erſchütterung der engliſchen Reiterei zur Folge. Noch ein ſolcher Stoß, und Herzog Wellington muß für ſeinen linken Flügel fürchten; er nimmt aus ſeiner Reſerve die Brigade Lambert vor und ſchiebt ſie in die klaffenden Lücken, ganz friſche Truppen, die eben erſt aus Spanien eingetroffen ſind. Er bewahrt in jeder Minute ſein kaltes Blut, der „ferreous Duke“. Ein belgiſches Regiment treibt aufgelöſt an ihm vorbei, Ausreißer, die nicht ſchnell genug hinter die Front und in Sicherheit kommen können. Der Herzog ſtellt ſie. „Ihr müßt ein bißchen verſchnaufen, meine Jungen; ihr ſeid ja ganz außer Atem. Dann wollen wir umkehren und ſehen, ob wir unſere Sache nicht ein wenig beſſer machen können!“

Der Kaiſer Napoleon auf ſeiner Höhe von Roſſomme zeigt dagegen eine gewiſſe Nervoſität. Er nimmt Priſe auf Priſe und hantiert erregt mit ſeiner Doſe. „Eine jede große Schlacht,“ hatte er einſt geſagt, „hat gleich einer dramatiſchen Handlung eine Einleitung, eine Mitte und eine Kataſtrophe. Die Einleitung gibt Urſache zu Gegenbewegungen des Feindes, bringt Umſtände zuwege, die man überſteigen muß und die auf die letzte Bewegung, welche die Schlacht entſcheiden muß, Einfluß haben.“ Die Einleitung, der Sturm auf Hougoumont, das Rammen gegen das engliſche Zentrum, ſie war verteufelt ergebnislos geblieben. Die engliſchen Soldaten hielten doch beſſer ſtand, als der Kaiſer geglaubt hatte. Und nun von Nordoſten her die preußiſche Gefahr! „Wir hatten heute morgen 90 Chancen gegen 10. Die Ankunft Bülows läßt uns 30 verlieren; wenn aber Grouchy auf Bülow fällt, ſo iſt noch nichts verloren.“

Ja, wie ſtand es um die Preußen, was ging dort hinter den Kuliſſen des Bois de Paris vor? Wenn je

Digitized by Google

in seinem tatenreichen kriegerischen Leben, so hat sich Gebhard Leberecht Blücher den Ehrennamen eines „Marschall Vorwärts“ an diesem Tage von Waterloo verdient. Er konnte am Morgen nicht früh genug aufs Pferd kommen, der Alte. Und Schmerzen genug hatte er wahrhaftig! Doktor Bieske kommt und will ihn einreiben, vermutlich mit Kampferspiritus oder dergleichen, worauf Blücher: „Ach was, Doktor, warum noch schmieren? Lassen Sie's nur! Ob ich heute balsamiert oder unbalsamiert in die andere Welt gehe, das wird wohl auf eins herauskommen!“ — Es hatte bis in den frühen Morgen geregnet, die Wege waren durchweicht, kotig. Man sagte ihm, es schiene, daß es weiter regnen wolle, daß schwer durch die Sümpfe durchzukommen sein werde, daß die Gewehre nicht losgehen würden. Antwort: „Schadet nichts. Der Regen ist unser guter Alliierter von der Katzbach! Da sparen wir dem König wieder viel Pulver, und wenn die Gewehre nicht losgehen, dann drehen wir sie um!“ — Hauptsächlich war es der Alte heute, der mit allen Kräften danach strebte, dem englischen Heer zu Hilfe zu marschieren. Bei Gneisenau herrschte noch immer ein Mißtrauen, ob Wellington auch wirklich standhalten würde und ob die Preußen, wenn sie in guter Absicht heranmarschierten, nicht schließlich vor dem Rest sitzen würden. Dieser Gedanke quälte den preußischen Generalstabschef sehr, er empfahl noch in der Morgenstunde, im Anschluß an die unbedingte Blüchersche Zusage, dem Herrn von Müffling, genau zu erforschen, ob der Herzog wirklich den festen Vorsatz habe, sich in der Stellung zu schlagen. Er schätzte Grouchy nur auf 14000; hätte er dessen wahre Stärke gekannt, so würde er sich erst recht mit Händen und Füßen gesträubt haben. Er fürchtete von Blüchers Plan „die Vernichtung der preußischen Armee“. Wenn nachher preußische Autoren den Umfang der Ligny-niederlage verwischten, so mindern sie damit den Ruhm der Preußen, trotzdem dies unglaubliche Wagnis mit ungebrochenem Mut durchgeführt zu haben. Indes was Blücher einmal beschlossen hatte, geschah: Auch hier ist ein wundervolles Ineinandergreifen der Willenskräfte Blüchers und Gneisenaus zu beobachten. Gneisenau hatte frei den Beschluß gefaßt, den Befehl zum Rückzug auf Wavre zu geben, um so den Engländern nahe zu bleiben. Blücher setzte jetzt, wo seinem Feldgenossen Bedenken über die Zuverlässigkeit Wellingtons kamen, sein ganzes Feuer ein, um die Vereinigung mit dem Herzog durchzusetzen, koste es was es wolle. Es hatte in der Nacht noch eine lebhafte Unterredung gegeben, in welcher Gneisenau seine Zweifel nicht verhehlte. Gleich danach sagte Blücher triumphierend zu Sir Hardinge: „Gneisenau hat nachgegeben, wir werden zu dem Herzog stoßen.“ Aber der Alte wollte ganze Sache machen und mit seinem gesamten Heer kommen. In zwei Säulen wollte Blücher sich auf den Feind werfen: das IV. Korps unter Graf Bülow von Dennewitz und das II. Korps, vertretungsweise kommandiert vom General Pirch, sollten über Saint Lambert in der Niederung des Lasne-Grundes vordringen, um dem Feind in den Rücken zu kommen. Das I. Korps unter Generalleutnant von Zieten und das III. Korps unter dem ehemaligen sächsischen Generalleutnant von Thielmann sollten über Ohain vordringen, um die linke Flanke Wellingtons zu gewinnen; General Thielmann sollte bis zuletzt bei Wavre stehen bleiben, um den Abmarsch gegen etwaige französische Verfolgungstruppen zu decken.

General von Bülow marschierte zuerst ab; auf grundlosen Wegen über Stock und Stein mühten sich die preußischen Soldaten, noch zur rechten Zeit an den Feind zu kommen. Die Vorhut des Bülowschen Korps war es auch, die Napoleon durch sein Fernglas auf der Höhe von Saint Lambert erscheinen sah, — das Wölkchen, welches auf Sturm deutete —. Auch der Feldmarschall mit seinem Stabe war um jene Zeit schon zur Stelle. Hauptfrage: sind die Ortschaften Lasne, Couture, ist das Bois de Paris, welches sich zwischen uns und die feindliche Linie schiebt, besetzt? Zwei Stabsoffiziere werden zur Erkundung ausgeschickt; sie finden weder die Ortschaften noch das Gehölz besetzt. Der alte Marschall Vorwärts frohlockt. Ja, wenn ihm Napoleon die Sache so leicht machte, dann sollte es an ihm nicht fehlen. Um diese Vorwerke zu kämpfen brauchte man also nicht, man brauchte nicht abzuwarten, bis die ganze Truppenmacht heran war. Er beschloß, mit dem was er hatte loszumarschieren. Es war ein böser Marsch. In dem sumpfigen Boden, durch die Regengüsse der vergangenen Nacht noch grundloser gemacht, konnten Infanterie und Kavallerie kaum vorwärtskommen, und nun gar die Artillerie: die Räder der Geschütze sanken fußtief in den Kot; wo die Pferdekräfte versagten, mußten Menschenfäuste in die Speichen greifen, um die Kanonen durch den Morast zu winden. Bald teilten sich die Wege, und die Kolonnen mußten durch Gebüsch und Gestrüpp kriechen, sanken bis über die Knöchel in den Schlamm, — kurz, es war eine übermenschliche Anstrengung. Und an den Rändern seiner Kolonnen entlang immer der alte Feldmarschall: „Vorwärts, Kinder, vorwärts, es muß gehen.“ Er sah wohl ein, daß seine Leute das Menschenmögliche leisteten, aber es gibt Lagen, wo selbst das Menschenmögliche nicht genug ist. Die Zeit verging, der Kanonendonner vom Schlachtfelde schien immer wilder zu werden, der Alte aber wurde immer unruhiger. Es gab Momente, wo alles zu stocken schien, wo die Menschenkräfte erschöpft schienen, — ja es kam ein Murren aus den Reihen. Da ruft Blücher in tiefer Bewegung mit der ihm eigenen hinreißenden Beredsamkeit: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen, ich hab' es ja versprochen! Ich hab es versprochen, hört ihr wohl? Wollt ihr, daß ich mein Wort brechen soll?“ So redet der Alte, und die stockende Kolonne keucht

Digitized by Google

weiter: es geht. Gegen 3 Uhr wird das Bois de Paris erreicht und, Gott sei Dank, es ist von den Franzosen noch nicht besetzt, es füllt sich mit preußischen Infanteristen, Kavalleristen und Kanonen, — eine Art Trojanisches Pferd in der unmittelbaren Flanke der wütend um den Sieg ringenden Franzosen —.

Wir wollen indes das Trojanische von Preußen schwangere Pferd, will sagen das Bois de Paris, zunächst stehen lassen, wo es steht, und uns nach Kaiser Napoleon auf der Höhe von Rossomme umsehen. Wir hörten, daß er öfters in die Schnupftabaksdose griff, bei ihm ein Zeichen von Erregung. So hatte einst der hagere General der Republik, der Österreich-Sieger, mit der Dose gespielt, als er im Frieden von Campo Formio mit südlichem Ungestüm über den armen Grafen Cobenzl herfiel, am Anfang seiner unerhörten Laufbahn stehend; so spielte jetzt der fett gewordene, bleiche, kurzhaarige Cäsar auf der Höhe von Rossomme mit der Dose. Dazwischen lagen 18 Jahre, angefüllt bis an den Rand mit ungeheuren Taten, mit unglaublicher Arbeit, gesättigt mit den Ideen der Revolution, die dieser Mensch korrekt und plastisch in das Bürgerliche übersetzt hatte, aber auch durchtränkt von Blut und Tränen. — — — Der Kaiser spielte mit der Dose, vielleicht war es noch dieselbe von Campo Formio, die kleinen Dinge des Lebens sind beständiger als die großen, Schnupftabaksdosen haltbarer als Kaiserreiche. — — — Die Adjutanten sprengen davon. „Wollen die Engländer uns noch nicht den Rücken wenden?" sagt ungeduldig der Kaiser zu Soult. „Sire," entgegnete dieser, „sie werden fechten bis zum letzten Mann!" Es war wie ein Verschnaufen zweier wütender Bestien gewesen, diese Kampfpause; jetzt sollte Marschall Ney von neuem angreifen. Der Fürst von der Moskwa sollte von der Kavallerie Bresche reiten lassen und mit dem neu gesammelten Korps d'Erlon und einigen tausend Mann Garde nachstoßen. Mit dröhnender Kanonade bereitete die gesamte französische Artillerie den Stoß vor. Es waren die Kürassiere Milhauds und die leichten Gardereiter, Chasseurs und Lanciers unter Lefebvre-Desnouettes, die ritten, an 4600 Pferde stark. Mit Wucht wirft sich, Ney an der Spitze, diese Masse auf das englische Zentrum, — die englische Artillerie speit ihr entgegen, was sie nur vermag, — dann wird sie überritten. Aber die Geschütze fortzuschleppen oder nur zu vernageln ist keine Zeit. Mit „en avant!" und „Vive l'empereur!" geht es hinein in die Infanterie. Im Nu sind hohle Karrees gegliedert, Salven rollen den französischen Reitern entgegen, Bajonette starren. An der Festigkeit der Haltung des Fußvolks prallt der Reiterangriff ab. „In vielen Fällen," schreibt ein englischer Augenzeuge, „sah ich die Kürassiere bis auf 20—30 Meter kühn heransprengen, worauf sie, als sie die Standhaftigkeit unserer Leute sahen, jedesmal abschwenkten und zurückritten. Bisweilen pflegten sie haltzumachen und die dreifache Reihe von Bajonetten anzustarren; dann sprengten wohl ein paar beherzte Offiziere einige Schritte vor, um ihre Leute anzutreiben, wobei sie ihre Helme auf der Säbelspitze emporhoben. Aber alle ihre Anstrengungen, ihre Leute dahin zu bringen, daß sie sich in die furchtbaren Bajonette wagten und damit in den sicheren Tod stürzten, waren vergebens!" — Die Reitermasse wogt durch die Talmulde zurück. Jérôme Bonaparte, welcher vor Hougoumont verwundet ist, steht leichtverwundet neben seinem Bruder auf dem Hügel von Rossomme und ist Augenzeuge des abgeschlagenen Angriffs. Ney hat die Mitwirkung der Garden nicht abgewartet, hat zu früh angegriffen, kann sich nicht bändigen, die Feuerseele, wo der Erfolg sicher scheint. „Der Unglücksmensch, es ist das zweite Mal seit vorgestern, daß er das Schicksal Frankreichs gefährdet!" sagt Napoleon zu seinem Bruder. Aber was so stürmisch begonnen war, mußte zu Ende geführt werden, und so setzte der Kaiser das Korps des Grafen Kellermann und die schweren Gardereiter unter General Guyot ein. Es waren nun 9000 Reiter, welche mit Gewalt gegen die englischen Linien anstobten. Gardeinfanterie vorzubringen schien nicht mehr an der Zeit, denn schon dröhnte von Frichermont her der Kanonendonner der Preußen. Noch waren erst zwei preußische Brigaden heran. Aber von seinem Standpunkte an der Lisiere des Bois de Paris beobachtete Blücher die wütenden Stürme der französischen Reitermassen gegen das englische Zentrum. Es schien ihm Zeit einzugreifen. „Was meinen Sie, Gneisenau, wollen wir ihn loslassen?" fragte Blücher lächelnd und deutete auf den kampfbegierigen Oberst von Hiller, der die XXV. Brigade führte. Gneisenau stimmte zu, und Hiller brach gegen Plancenoit vor. Hier hatte der einst so starre Republikaner und dann glühende Bonapartist Georges Mouton Graf von der Lobau das Kommando. Er hatte eine seiner Brigaden in das Dorf Plancenoit geworfen und die anderen nördlich aufmarschieren lassen, seinen linken Flügel durch Kavallerie deckend. Es waren zwei harte Männer, die hier aufeinanderprallten: Hiller, der unermüdliche Stürmer von Möckern, und Lobau-Mouton, ein stößiger „Hammel", wie sein Name sagt. — Um diese Zeit, als Hiller auf Plancenoit losgeht, kommt ein Stabsoffizier mit Botschaft vom General von Thielmann, der bei Wavre von Grouchy angegriffen wird. Thielmann bittet dringend um Unterstützung, hat schon eigenmächtig versucht, das II. Korps Pirch zurückzurufen. Aber Gebhard Leberecht läßt sich nicht irremachen. Ob Thielmann bei Wavre von Grouchy Schläge bekommt, ist ihm zur Stunde höchst gleichgültig. „Hierher! Hierher bringen Sie das II. Armeekorps ohne Aufenthalt heran! Der Thielmann soll sich wehren, so gut er kann. Hier vor uns liegt die Entscheidung, hier müssen wir durch!" Gneisenau diktiert einen Befehl an Thielmann, „daß er sich wehren

Digitized by Google

möge und dem Feinde nach Kräften jeden Schritt ſtreitig machen, denn der größte Verluſt ſeines Korps würde durch den Sieg über Napoleon ausgeglichen werden."

Inzwiſchen ſtürmt Hiller auf Plancenoit. Seine Tapferen dringen bis an den Kirchhof, ſchon ſcheint das Dorf, der Schlüſſel der Stellung im Rücken des Kaiſers, den Preußen verfallen. Aber noch hat der Kaiſer die Bataillone ſeiner alten und jungen Garden als Reſerven. Er wirft acht Bataillone Junger Garden unter dem General Duheſme gegen Plancenoit und fegt die Preußen hinaus. Oberſt von Hiller zieht ſich in eine Sandkuhle zurück und ſammelt ſeine Leute. Unterſtützt von einigen Bataillonen der Brigade Ryſſel dringt er von neuem vor; es gelingt, das Dorf zurückzuerobern, aber der Kaiſer will Plancenoit um jeden Preis halten, muß es halten, wenn er nicht zwiſchen zwei Feuer kommen und von ſeiner Rückzugsſtraße abgeſchnitten werden will. Er opfert daher noch zwei Bataillone ſeiner koſtbaren Reſerven, — General Morand und Duheſme, der ſeine Leute geſammelt hat, erneuen wütend den Angriff. Der Stoß dieſer franzöſiſchen Kerntruppen iſt ſo unwiderſtehlich, daß die erſchöpften Preußen das Dorf räumen müſſen, und gleichzeitig bricht nördlich des Dorfes franzöſiſche Reiterei vor, um auf die in das offene Feld Weichenden einzuhauen. Die franzöſiſchen Tirailleurs wagen ſich bis nahe an die preußiſchen Batterien. Prinz Wilhelm

Waterloo, 18. Juni 1815
Nach einer Lithographie von Raffet

von Preußen läßt ſeine Reſervereiterei in der Lücke aufmarſchieren, drohend genug, um die franzöſiſchen Geſchwader in Reſpekt zu halten. Aber Plancenoit iſt von neuem verloren, die Garden und die Reſte des Korps Lobau, das ſich heroiſch opferte, niſten ſich in Häuſern, Scheunen, Gärten und auf dem feſtungsähnlichen Kirchhof ein und halten das Dorf feſt. Hier auf dem rechten Flügel ſeiner Stellung hat der Kaiſer Luft bekommen, er kann ſich mit neuer Gewalt dem Durchbruch bei Mont St. Jean zuwenden.

Mit faſt wahnſinniger Tatkraft hatte Michel Ney immer von neuem ſeine Reiterangriffe vollführt, faſt zwei Stunden ſchon tobte dieſe Reiterſchlacht. Wieviele Vierecke geſprengt oder niedergehauen wurden, iſt nicht zu ermitteln, Brigade Lambert ging zugrunde, weil in jeder Attackenpauſe Donzelots Tirailleure in ihre Vierecke hineinſchoſſen. Brigade Halkett war nur noch ein Leichenberg. Nur die Braunſchweiger wieſen die Grenadiere-zu-Pferd feſt ab. Jetzt nahm der Marſchall — in einem lichten Augenblick möchte man ſagen, denn er hätte das längſt tun ſollen — ſeine Artillerie vor und ließ die Kavallerieangriffe durch Geſchützfeuer ablöſen. Gleichzeitig raffte er die Reſte der Diviſionen Bachelu, Foy und Donzelot zuſammen, die Pioniere nahm er an die Front. Auf dem vierten Pferde — drei waren ihm unter dem Leibe erſchoſſen — führte dieſer von Pulverdampf geſchwärzte, vom Schreien heiſere Lothringer ſeine buntgewürfelte Schar gegen die Ferme La Haye ſainte. Faſt ſechs Stunden lang hatten ſich die tapferen Hannoveraner, nur 400 Mann ſtark, unter dem Major Baring in ihrem Bollwerk gehalten. Jetzt trat Mangel an Munition ein. Die 1. Sappeurs erbrachen das Tor. Noch verſuchten die Braven mit Bajonettſtößen und Steinwürfen ſich der Feinde zu erwehren. Vergeblich. Die Franzoſen drangen, die Mauern überſteigend, in die Ferme, und Baring ſuchte mit ſeinen Leuten das Freie zu gewinnen. Aber nur 40 aus der Schar retteten ſich in die Hauptſtellung;

Digitized by Google

wer nicht ſchleunigſt die Höhe gewann, wurde brutal niedergeſtoßen. „Kein Pardon den grünen Teufeln!“ riefen die erbitterten Franzoſen. Der Marſchall ließ ſofort eine Batterie vor den Pachthof auffahren und das engliſche Zentrum aus nächſter Nähe beſchießen. Gleichzeitig brachen dichte Schützenſchwärme gegen die Höhe von Mont St. Jean vor. Oberſt von Ompteda wirft ſich an die Spitze ſeines 5. Bataillons dem Anſturm entgegen, er fällt zu Tode getroffen, und ſeine Leute weichen zurück. Das engliſche Zentrum liegt ungeſchützt da. „Die Gefahr war ſehr groß,“ ſchreibt der engliſche Stabsoffizier Kennedy, „und zu keinem Zeitpunkt war das Ergebnis ſo zweifelhaft als in dieſem Augenblick. Glücklicherweiſe unterſtützte Napoleon nicht die von ſeinen Truppen an dieſem Punkte erlangten Vorteile.“ Die überall nachgeſchriebene Fabel, die engliſchen Kanoniere ſeien aus den Vierecken, wohin ſie flüchteten, nach jeder abgeſchlagenen Attacke wieder zurückgerannt, um unverdroſſen zu feuern, zerſtört Wellingtons Brief an Musgrave voll bitterer Beſchwerden über die feige Artillerie. Nur ſieben Reſervebatterien feuerten noch. Die engliſche Reiterei war wie weggeblaſen, Brigaden Somerſet und Ponſonby formierten noch 100 Säbel, die oberſten Reiterführer der Belgier und Holländer fielen. Nur Huſaren und Dragoner der Deutſchen Legion hielten noch aus, wurden aber von Kaiſerjägern und Roten Lanciers zuletzt auch zerſprengt. Michel Ney erkannte ſeinen Erfolg wohl. Flehentlich ließ er den Kaiſer um Unterſtützung bitten, aber Napoleon konnte nicht.

Sturm der franzöſiſchen Garden auf Plancenoit am Nachmittag des 18. Juni 1815
Nach einem zeitgenöſſiſchen Kupferſtich

Denn in dieſem Augenblick hatten die Preußen das Dorf Plancenoit zum zweiten Male erſtürmt; noch wußte er nicht, ob er nicht hier gegen die drohendſte Gefahr in ſeinem Rücken ſeine geſamten Reſerven einſetzen mußte. „Truppen? Woher ſoll ich die denn nehmen? Soll ich ſie aus dem Boden ſtampfen?“ — Das waren die Worte, die er Ney zur Antwort gab.

Und doch hätte der Kaiſer in jener Stunde das engliſche Zentrum durchbrechen können, wenn er ſeine Garden in die Breſche geworfen hätte. Die Stellung Wellingtons war ſchwer erſchüttert. Die Straße nach Brüſſel war bedeckt von Flüchtenden und Verwundeten. Viele machten ſich davon, unter der Vorgabe, Bleſſierte zurückzubringen. Feldſchmieden, ganze Trupps, Munitionswagen, Bagage ſuchten ihr Heil in der Flucht. Natürlich verbreiteten die Fliehenden überall Schrecken, — ja, die Kunde von einer verlorenen Schlacht eilte ihnen alsbald vorauf, denn immer iſt das Gerücht ſchneller als ſeine Urheber. Schon machte ſich der Graf von Artois mit den bourboniſchen Haustruppen nach Antwerpen davon, und König Ludwig bereitete ebenfalls ſeine Abreiſe nach Gent vor. Nach Pringle ſtanden nur noch 34000 Wellingtons bei den Fahnen. Müffling meint, daß ſchon 18000 Mann Wellingtons tot, verwundet, vermißt waren und ebenſoviele ſich in den Soignewald als Ausreißer drückten, keineswegs nur „Bundesgenoſſen“ — nur die hannoverſchen Cumberlandhuſaren flohen laut ſchreiend vom Schlachtfeld, Wellington lobte ſpäter im Parlament die hannoverſchen Milizbataillone als bewundernswert —, ſondern viele engliſche Offiziere, wie ein barſcher Tagesbefehl nach der Schlacht feſtſtellte. Das ungedruckte Manuſkript des Rittmeiſters Hamilton beſtätigt dies (Maxwells „Wellington“ 1904). — Indes mochte die Stellung Wellingtons erſchüttert ſein, die Säumnis Napoleons gab ihm Zeit, von ſeinem linken Flügel Truppen herbeizuziehen, um das Loch im Zentrum

Digitized by Google

zu ſtopfen, — und ſchon nahte das erſte preußiſche Korps unter General von Zieten, um ſich auf den linken Flügel der engliſchen Stellung zu ſetzen.

Noch immer glaubte der Kaiſer Napoleon, daß er es nur mit einem preußiſchen Korps zu tun habe. Konnte er dies bei Plancenoit feſthalten — und das ſchien ſo, denn ſeine Garden hatten das Dorf zurückerobert und ließen es nicht mehr aus den Händen — ſo konnte er mit dem Reſt ſeiner Garden, im ganzen 13 Bataillonen, den letzten Stoß gegen Wellingtons Zentrum wagen. Noch hielten die dezimierten Bataillone, die Ney zuſammengerafft hatte, die Ferme La Haye ſainte, noch klammerten ſie ſich im Zentrum an die blutig erkauften Höhen von Mont St. Jean. Und konnte nicht Grouchy näher ſein, als man erwartete? So führte der Kaiſer ſelbſt ſeine Mittlere Garde heran, ſechs Bataillone der Alten als Reſerve bei Roſſomme und gegenüber Plancenoit zurücklaſſend. Napoleon zog aus ſeinem Spiel den letzten Trumpf, um ihn dem Gegner zuzuſchleudern: verſagte dieſer, ſo verſagte alles. Bis an die Ferme La Haye ſainte folgte der Kaiſer ſelbſt; hier übernahm Ney das Kommando und an die Spitze faſt jedes Bataillons ſetzte ſich ein General: da waren der unerſchütterliche Friant, der harte Roguet, der zähe Michel, — ſie alle wußten, daß die Schlacht in dieſem Augenblick zwiſchen Sieg und furchtbarer Niederlage ſchwankte, ſie alle waren entſchloſſen, das Äußerſte zu tun. Und wie elektriſiert rafften ſich beim Anblick der gewaltigen Kolonnen von Bärenmützen die Linienſoldaten der zertrümmerten Diviſionen wieder auf. Was noch irgend innerlichen Halt hatte, brach mit vor, auch etliche hundert Reiter, Küraſſiere, Dragoner, Karabiniers bunt durcheinander, ſchloſſen ſich an. Auf dem rechten Flügel war die Diviſion Durutte ſoeben über die Pachthöfe Papelotte und La Haye vorgedrungen, die Naſſauer vor ſich hertreibend. Auf dem linken Flügel erſtickten die engliſchen Garden beinahe vor der brennenden Schloßkapelle von Hougoumont, drei Brigaden Reilles rangen hier mit höchſtem galliſchen Elan gegen kühle angelſächſiſche Eichenkraft. Drei andere Brigaden Reilles unter Foy ſtanden noch unberührt im Talgrund, von Ney vergeſſen, ſchloſſen ſich aber der Garde an, ihr etwas früherer Sturm ſcheiterte aber gegen die 2. Legionsbrigade und die hannoverſche W. Halkett. Auch hier fiel der Legionsführer, alle Oberkommandanten der Braunſchweiger lagen in ihrem Blut, der kommandierende Korpschef Prinz Oranien ſank durch Musketenſchuß vom Sattel, dem oberſten Reiterchef Uxbridge riß eine Kanonenkugel dicht neben Wellington ein Bein weg, dem General Lord Somerſet den rechten Arm. Wellingtons ganzer Stab nebſt Stabschef Delonay und Flügeladjutant Gordon war getötet, er ſelbſt blieb unverſehrt, obſchon ihm umſchwirrt von Geſchoſſen, jede Sekunde der Tod drohte. Es war ein ſtürmiſches Vorwärtsdringen auf der ganzen Linie der franzöſiſchen Schlachtſtellung, die nächſte Stunde mußte die Entſcheidung bringen. Als die Kanonen des Korps Zieten zu ſpielen begannen, ſandte der Kaiſer kurz entſchloſſen durch raſche Adjutanten die Kunde in die Reihen der Vorwärtsdringenden: „Das iſt Grouchy, der uns zu Hilfe kommt!“ Geſchloſſen wie eine Mauer, mit zuſammengebiſſenen Zähnen, wohl wiſſend, was es gilt, daß die nächſten Minuten ihre Reihe dezimieren werden, marſchieren die Garden ihres Weges, ſteigen die Anhöhe hinan. Jetzt ſpielen die engliſchen Kartätſchenbatterien, — das breite Ziel iſt nicht zu fehlen, — die Gardemauer ſchwankt unter dieſem Eiſenhagel „wie vom Winde durchwehtes Korn“, aber ſie ſchwankt vorwärts, unaufhaltſam. „Vive l'empereur!“ „En avant!“ — Einige Bataillone Braunſchweiger und die Naſſauiſchen Milizen werden überrannt, weichen, der Herzog ſelbſt eilt herzu, um die Weichenden zum Standhalten zu ermuntern. „Steht feſt, meine Jungen, wenn wir hier geſchlagen werden, was wird England ſagen!“ Sie gehen wieder vor, — der Herzog ſprengt davon. Er ſieht, wie eine Gardekolonne die Höhe erſtiegen hat und vorfluten will, der Fürſt von der Moskwa führt ſie; ihm iſt das vierte Pferd unter dem Leibe erſchoſſen, er kriecht unter dem Tier hervor und führt mit erhobenem Degen

General Graf Cambronne
Nach einer Lithographie von Delpech

Digitized by Google

ſeine Leute zu Fuß weiter. General Friant, der löwentapfere Lothringer, bricht an Neys Seite ſchwer getroffen zuſammen, aber ſein Auge umfaßt noch, wie alles vorwärts geht. Die linken Staffeln, 3. und 4. Grenadiere, waren etwas zurück, doch 3. und 4. Chaſſeurs drangen immer weiter, Chaſſés belgiſche Brigade Aubrenné wich. Die engliſchen Brigaden Adams und Mitchell an der Chauſſee waren ſchon erſchüttert, eine einzige Gardeſalve riß den 91. Argyle-Hochländern 150 Mann weg. Es ſcheint, als ſtände nichts mehr im Weg, als ob dem Herzog Ney noch einmal Fortuna den Kranz reichen wollte. Aber Herzog Wellington wacht. Plötzlich tauchen in einer Entfernung von kaum 60 Schritt engliſche Rotröcke vor den Anſtürmenden auf. Es ſind zwei Gardebataillone der Brigade Maitland, die in Deckung gelegen haben. Wellington ſelbſt kommandiert: „Garde auf und fertig machen!“ Und ſchon blitzt aus der langgezogenen Front die Salve, — bei dieſer Nähe faſt jeder Schuß ein Treffer. In dieſem Augenblick ſchwenken zwei in der linken Flanke der Franzoſen ſtehende Bataillone der Brigade Halkett nach rechts ein und ſenden gleichfalls ihre Salven in die Reihen der Feinde, und ſchon trifft Chaſſés holländiſche Brigade Detmers ein, die im Eilmarſch von Braine-l'Alleud herangerückt iſt, ſechs Bataillone ſtark. Ihre Batterie hagelt Kartätſchen. Nichtsdeſtoweniger ſind Maitlands Garden von den 4. Chaſſeurs überrannt worden. Da plötzlich donnern 24 ſchwere Geſchütze Zietens in die rechte Flanke, Brandenburger Dragoner hauen nach. Vor dieſen feuerſpeienden Linien, die alle plötzlich auf ſie einbrechen, weicht die franzöſiſche Garde. Der engliſche Herzog benutzt den Augenblick und läßt mit dem Bajonett nachſtoßen. Die Brandung, die ſo unwiderſtehlich ſchien, ebbt den Abhang zurück. Der Höhenrücken iſt wieder in Händen der Engländer. Aber ſchon ſteigt eine zweite Kolonne aus der Talſenkung auf. Sie achtet ihre zurückweichenden Kameraden nicht, ſie erſteigt den Abhang, ihre Trommeln wirbeln „Vive l'empereur!“, „En avant!“ Aber dort oben ſtehen Maitlands Leute und ſenden ihre heißen Salven, Detmers und Halketts Leute feuern, was ſie können, aus ſicherer Deckung vom Schloß Hougoumont her ſenden hannoverſche Scharfſchützen ihre tödlichen Grüße in den Rücken. Vergeblich befehlen, beſchwören, betteln die Offiziere, — die Säulen des Kaiſerreichs berſten auseinander. Von allen Seiten drängt jetzt der Gegenſtoß nach. Als die durch faſt achtſtündigen Kampf ſchwer erſchütterten Linientruppen die Garden wanken und weichen ſehen, dieſe „Unbeſiegbaren“, ergreift auch ſie der blaſſe Schrecken. Der Ruf: „Nous sommes trahis! Wir ſind verraten!“ wird laut, und die Diviſionen d'Erlons, die während des ganzen Tages gefochten haben wie Männer, löſen ſich zu wilder Flucht. Das Vorwerk La Haye ſainte wird im Nu den Franzoſen wieder entriſſen. Die Preußen auf dem linken Flügel zerſchmettern im wütenden Bombardement die Mauern von Papelotte und La Haye und werfen die Diviſion Durutte hinaus. General Graf Reille ſieht die Deroute rings um ſich. Er gibt den Park von Hougoumont preis und befiehlt den Rückzug, führt ihn auch zunächſt in guter Haltung. Auch die Garden zeigen Haltung, noch darf der Kaiſer hoffen, den gänzlichen Schiffbruch zu vermeiden. Nicht Colbornes 52er, denen eine nachgerollte und bis zuletzt ſtandhafte Gardebatterie bei La Haye blutige Furchen riß, nicht 1. Guards, die ſich nachher um den Preis zankten, verurſachten den Sturz der Garde, ſondern links das Osnabrücker Milizbataillon und rechts der Einbruch Zietens. So beſtanden vorher die „engliſchen“ Vierecke, wie auch Foy ſie nennt, zur Hälfte aus Deutſchen.

General der britiſchen Kavallerie Earl of Uxbridge, ſpäter Marquis of Angleſey
(verlor bei dem letzten Angriff ein Bein)
Nach einem Gemälde von Thomas Lawrence

Der Kaiſer hatte ſich, als der Sturm der Garden anhob, bei La Haye ſainte aufgehalten, hatte ſelbſt die einzelnen Bataillone zum Vorgehen angefeuert. Als General Friant an ihm vorbeigetragen wurde, fragte der Kaiſer haſtig, wie es ſtünde. — „Es ſteht gut, Sire!“ rief der ſchwerverwundete alte General.

Digitized by Google

Aber dann kam plötzlich die Kataſtrophe. Als der Kaiſer ſah, wie die Reihen ſeiner Veteranen zurückwichen, wurde er leichenblaß. „Wie," rief er, „ſo ſind ſie wirklich in Verwirrung geraten? Dann iſt für jetzt alles verloren!" Napoleon ritt nach Roſſomme zurück, wo noch zwei intakte Bataillone ſeiner Garden ſtanden. Hier verſuchten er und ſein Stab die aus der Schlacht fliehenden Truppenteile zu ſammeln. Wenn nur Plancenoit ſich hielte.

Aber Plancenoit konnte ſich nicht halten. Wohl fochten um den Beſitz des Dorfes zwei Bataillone der Alten Garde, die Jungen Garden und die Reſte von Lobau mit Verzweiflung, aber die preußiſche Übermacht war zu groß. Fünf preußiſche Brigaden werfen ſich wie eine Sturmflut von allen Seiten gegen das Dorf und waſchen es leer bis zum letzten Backofen. Die Generale Duheſme und Barrois fallen ſchwerverwundet. General Pelet rafft einen Trupp von 200 Chaſſeurs zuſammen, um den Kaiſeradler zu decken. Die kleine Schar iſt von preußiſchen Dragonern umringt, die auf den Adler pirſchen. General Pelet ſieht die Gefahr, in welcher dies Ehrenzeichen des kaiſerlichen Frankreichs ſchwebt. „A moi, braves chasseurs!" ruft er, „sauvons l'aigle, ou mourons autour d'elle!" „Her zu mir, brave Jäger, retten wir unſeren Adler oder

Das halbe Bataillon nach links .... legt an! ... Feuer! ... Geladen!
(Waterloo)
Nach einer Zeichnung von Raffet

ſterben wir um ihn geſchart!" Ähnlich trotzig rettete der Pfälzer Leutnant Hartmann den Adler ſeines Lobauiſchen Regiments, ohne zu ahnen, daß er 1870 als bayriſcher Korpsgeneral zuerſt den Invalidendom erblicken und Frankreichs Adler erneut ſinken ſehen werde.

Mit dem Fall von Plancenoit war der letzte Damm gebrochen. In einem zu dreiviertel geſchloſſenen Kreis umfaßten jetzt die Maſſen der Sieger das franzöſiſche Heer. Noch raſte wie ein wütender Eber, Schaum vor dem Mund, den Stumpf ſeines Degens in der Hand, in zerfetzter Montur, mit Blut und Kot bedeckt der Tapferſte der Tapferen, Marſchall Ney, auf dem Schlachtfelde umher. Er hatte noch einige Trümmer der Diviſion Durutte um ſich geſammelt. „Kommt, Kameraden," ſchrie er außer ſich, „ich will euch zeigen, wie ein Marſchall von Frankreich auf dem Schlachtfelde bleibt!" — General d'Erlon ſprengt vorbei, ſieht den Marſchall und fragt nach ſeinem Befehl. „Befehle?" ruft Ney bitter, „mon cher comte, wenn die engliſchen Kartätſchen uns verſchonen, werden wir ſicher alle beide gehängt!" — Des Marſchalls armer Haufen wurde bald durch preußiſche Kanonen auseinandergeſprengt, und der Fürſt von der Moskwa rettete ſich in ein Gardekarree, wo er ſchon eine erleſene Geſellſchaft kaiſerlicher Generale fand. Alles floh und flüchtete in wilder Unordnung gegen Genappe zurück, nur einige Gardekarrees hielten ſich bis zuletzt. Feſt um ihre Adler geſchart, ſtachlicht und trotzig wehrten ſie ſich gegen die ſie umtoſende feindliche Kavallerie und Infanterie, bis auch ſie die Flut verſchlingt *).

*) Die dem General Cambronne von der franzöſiſchen Überlieferung in den Mund gelegten ſtolzen Worte: „La garde meurt et ne se rend pas!" „Die Garde ſtirbt, ſie ergibt ſich nicht!" hat Cambronne nicht geſprochen. Daß

Digitized by Google

Der Kaiſer hatte bei Roſſomme, gedeckt vom 1. Grenadierregiment, verſucht, flüchtige Truppenkörper zu ſammeln. Soult und Drouot waren bei ihm. Als nun von Plancenoit das preußiſche ‚Hurra!‘ ſtürmiſch herüberdrang und in dem ſchrillen „Sauve qui peut!“ ein Echo fand, erkannte der Cäſar, daß alles verloren ſei. Es war, als ob ihn ein Starrkrampf gepackt hielt. Seine dunklen Augen ſahen wie verloren eine Zeitlang in die Richtung, von welcher her das tauſendſtimmige Feldgeſchrei der Preußen drang. Es ſchien, als ob jede Entſchlußkraft aus ihm gewichen ſei. Dann als die preußiſche Verfolgung nahte, griff Drouot in die Zügel des kaiſerlichen Pferdes und ſagte: „Sire, Sie ſind verloren, wenn Sie verweilen, retten Sie ſich für Frankreich!“ — Worauf der Kaiſer kurz und kalt: „C'est fini! Sauvons-nous!“ Indeſſen hielten 1. Grenadiere, alle Attacken abſchlagend, feſt zuſammen, ihr Grenadiermarſch ſcholl ununterbrochen durch die Nacht zum Sammeln, I 1. Chaſſeurs zogen gelaſſen in Sektionen ab, nachdem ſie am Maranſartwald die Brigade

Die Schlacht bei Waterloo

Nach einem Gemälde von J. A. Atkinſon, die Porträts von A. W. Devis, gezeichnet und in Kupfer geſtochen von John Burnet

Brauſe abwieſen. Bei Caillou ſammelte Milhaud eine beträchtliche Reitermaſſe, Prinz Jérôme und Pirés Lanciers deckten ungebrochen den Rückzug, die einzige noch friſche engliſche Huſarenbrigade Vivian ließ faſt all ihre Offiziere vor Cambronnes und Petit de Morvais' Vierecken. Sonſt aber — in der Tat, es war zu Ende. Kein Licht in dieſem Dunkel. Die ſtolze Armee zerſchmettert, in tauſend Stücke zerbrochen, unmöglich ſie zu ſammeln. Vergeblich ſtellten ſich die tapferſten Führer den Flüchtigen entgegen. Man ſah die Generale Petit, Graf Lobau, Pelet mit dem Degen in der Hand bei Caillou ſich den Truppen entgegenwerfen, um ſie in Reih und Glied zu bringen, aber ſobald jene den Rücken wandten, brachen die Trupps wieder auseinander. Am linken Flügel ſtießen Vandeleurs Dragoner noch auf geſchloſſene Kolonnen, dabei Küraſſier-

dieſer zu Fuß vor der Front ſeines Bataillons vom General William Halkett noch vor dem allgemeinen Zuſammenbruch gefangengenommen wurde, iſt lügenhafte Überlieferung. Cambronne fiel hoch zu Roß vom Sattel, durch Kartätſchen ſein Geſicht faſt unkenntlich zerfleiſcht. Erſt zwei Tage ſpäter wurde er vom Schlachtfeld aufgeleſen, obſchon Wellington log, er ſei ihm am Abend ſpringlebendig vorgeſtellt worden, um daran einen faulen Witz zu knüpfen. Cambronne beantwortete die Aufforderung zur Kapitulation mit dem Spottwort: „Schabt mir Rübchen!“ Dagegen iſt das berühmte Wort wirklich gefallen: von Michel im 1. Grenadierregiment; Michel fiel dort. Glaubhaft dagegen iſt — denn den rauhen Männern der Garde lag der Fluch jedenfalls näher als das Pathos —, daß die Aufforderung zur Übergabe von einem Gardekarree mit dem kurzen Worte „Merde“ beantwortet wurde, was milde überſetzt ungefähr heißt: „Wir wollen euch den Dreck!“

Digitized by Google

trupps. Neys Reiterei verlor überhaupt nicht zwei Drittel (Wood), sondern ein Drittel; die leichte Reiterei Piré-Jaquinot sowie Domon-Subervie bei Plancenoit litten ebenso, obschon sie nicht gegen Vierecke fochten. Daß Wellington später dreist behauptete, er sei mitternachts bei Genappe mit Blücher zusammengetroffen, ist eine seiner vielen Unwahrheiten, um den Hauptruhm für sich zu pflücken: kein britischer Fuß kam über Belle-Alliance hinaus, die angebliche Schlußoffensive war nur Maske, die Verfolgung besorgte Blücher allein. „Die Unordnung," hat Napoleon selbst später auf Sankt Helena geschrieben, „war entsetzlich. Die Nacht vermehrte sie und hemmte alles. Wäre es Tag gewesen und hätten die Truppen den Kaiser gesehen, sie hätten sich gesammelt." Jedenfalls sah der Kaiser ein, daß seines Bleibens bei der Armee nicht mehr war. Er eilte mit Postfuhrwerk nach Philippeville, wo er am Morgen um 9 Uhr eintraf und sich für einige Stunden auf ein Bett warf.

Als der Kaiser einige Stunden geschlafen hatte — für ihn in Verbindung mit einem heißen Bad stets das beste Heilmittel, — sah er seine Lage mit anderen Augen an. Sie erschien ihm nicht mehr so verzweifelt als am Abend der Schlacht. Er schickte dringende Befehle an die Generale Rapp, der im Elsaß, und Lamarque, der in der Vendée stand, ihre Truppen in Eilmärschen nach Paris zu führen. An alle Rückzugsstraßen sandte er Stabsoffiziere, um die Flüchtenden zu sammeln. Bei Avesnes hatte Jérôme schon 12000 Mann zusammen, auch von den Garden, dem Korps Lobau und den Kavallerieresserven fanden sich bald an 6000 Mann ein. Marschall Soult hatte bereits 6000 Mann bei Philippeville gesammelt. Wenn jetzt Grouchy durchschlüpfte, so konnte sich unter den Mauern von Laon schon wieder eine ansehnliche Truppenmacht scharen. Die Hoffnung im Herzen des Kaisers stieg wieder. „Noch ist nicht alles verloren," heißt es in einem Brief vom selben Tage an seinen Bruder Joseph, „ich nehme an, daß mir, wenn ich meine Kräfte sammle, noch 150000 Mann bleiben werden... Alles kann noch gut werden; schreibe mir, welchen Eindruck dieses schreckliche Gefecht auf die Kammern gemacht hat. Ich glaube, daß die Abgeordneten davon durchdrungen sein werden, daß es in diesem Augenblick ihre Pflicht ist, sich mit mir zu vereinigen zur Rettung Frankreichs." Und dann an den Rand mit eigner Hand: „Du courage, de la fermeté!" — Schon schnellte Napoleons Hoffnung wieder so hoch, daß er glaubte, sich noch eine Zeitlang gegen Blücher und Wellington im Felde halten zu können, bis sich neue Aushebungen und eine allgemeine Volkserhebung ins Werk gesetzt hätten. In Laon war Kriegsrat. Der Kaiser trat dafür ein, daß er bei dem Heere bleiben müsse. Aber seine Räte und Generale rieten ihm dringend, doch nach Paris zu eilen; ohne ihn sei kein widerstandsfähiges Paris denkbar, nur von Paris aus ließen sich die Kräfte der Nation erwecken. Der Kaiser gab nach, halbwegs mit dem Gefühl, daß er nicht das Richtige wähle: „Wenn Sie es für notwendig halten, meine Herren, werde ich nach Paris gehen, aber ich bin überzeugt, daß Sie mich eine Dummheit machen lassen. Mein wahrer Platz ist hier." So bestieg der geschlagene Imperator den Reisewagen und fuhr von seinen Getreusten begleitet nach Paris, — seinem letzten Schicksal entgegen. — — —

Fürst Blücher und Herzog Wellington trafen sich am Spätabend der Schlacht bei Belle-Alliance. Die beiden Feldherren umarmten sich, beglückwünschten sich, und selbst in dem Herzen des kühlen Briten mag wohl ein wärmeres Gefühl aufgewallt sein — nach solchem Tag! Indes erklärte Wellington, er könne an eine Verfolgung nicht denken, seine Truppen seien zu aufgelöst, er brauche zwei Tage Ruhe, sie zu sammeln und die Verbindung wiederherzustellen. So blieb den Preußen die Verfolgung. Gneisenau war es, der sie mit Feuereifer aufnahm. Er wollte, daß Mann und Roß ihren letzten Atem an die Verfolgung setzten. An der Spitze einer verhältnismäßig kleinen Schar Infanterie, Landwehr und einiger Reiterschwadronen jagte der Unermüdliche hinter dem Feinde her. Bei Genappe, wo die französischen Generale eine Nachhut zu bilden suchten, wurden die sich Sammelnden auseinandergetrieben. Aus sieben Biwaks wurden die Franzosen aufgescheucht; einige Tambours und Hornisten, die man zu Pferde gesetzt hatte, vollführten kriegerischen Lärm, der reichlich genügte, dem Feinde von neuem den Schrecken ins Gebein zu jagen. Im Engpaß von Genappe mußten die ineinandergefahrenen Geschütze und Munitionswagen beiseite geschoben werden, um durchzukommen. Gneisenau ließ die Musik „Nun danket alle Gott" spielen, und brausend klang das Lied über das weite Blachfeld. „Ist es nicht wie bei Leuthen?" meinte Gneisenau. Bis über Frasnes hinaus ging die Verfolgung, — über 2½ Meilen weit vom Schlachtfeld. Man war schließlich mitten unter den Franzosen. Ja, in Gneisenaus Gefolge ritt eine ganze Strecke lang ein französischer Gardekürassier, der sich angeschlossen hatte, um vorwärts zu kommen und nun plötzlich so heftig davonsprengte, daß er Gneisenau fast überritten hätte. —

Diese energische Verfolgung, welche buchstäblich „den letzten Hauch von Mann und Roß" daransetzte, hatte glänzende Resultate. Nicht nur, daß dem fliehenden Feinde keine Zeit gelassen wurde sich zu sammeln, — es fiel auch das gesamte Kriegsmaterial in die Hände der Verfolger; die Preußen allein nahmen an 200 Kanonen. Bei dieser Verfolgung erbeutete Major von Keller mit seinem Füsilierbataillon 15. Regiments den Reisewagen Napoleons mit dessen Hut, Degen, Orden. Der Wagen soll auch allerlei Kostbarkeiten enthalten haben, die nun fremde Herren fanden. Mancher soll von dieser willkommenen Beute ein Vermögen in die Tasche gesteckt haben.

Digitized by Google

Gefangen wurden von höherem Rang nur Lobau, Cambronne und im Gefolge des Kaisers Compans, gefallen waren vier Gardegenerale der Infanterie, zwei der Kavallerie. Gleichwohl verlor die Garde auf 153 Infanterieoffiziere schwerlich mehr als 3000 Mann, ihre Kavallerie auf 68 Offiziere nur 1500 und sie stand nachher im besten Zustand unter Drouot bei Paris mit 14000 Streitbaren, 72 Geschützen! Da ferner Soult bei Laon bald schon 30000 sammelte, dabei aber Unzählige die Fahne verließen, weil der Krieg nun beendet sei, war Napoleons Schlachtverlust nur relativ und prozentual groß. Bei der Reiterei ist beachtenswert, daß der Verlust sich steigert, die allerletzte Reserve, 1. Karabiniers, litt am meisten. Blücher und Wellington, die zusammen am 15. Juni 230000 hatten, langten mit nur 120000 bei Paris an, obschon Wellington 20000 am 18. nach Hal Entsendete an sich zog. Daher erweckt jede zu niedrige Verlustziffer für den 18. Juni Mißtrauen.

Zusammentreffen und Umarmung des Fürsten Blücher und Herzogs Wellington
auf dem Schlachtfelde von La Belle-Alliance am 18. Juni 1815
Gezeichnet und gestochen von C. A. Lehmann

Die Verluste dieser letzten großen Schlacht gegen Napoleon waren entsprechend dem heißen Ringen furchtbar. Insgesamt blieben auf seiten der Verbündeten wohl an 30000 Verwundete und Tote auf dem Schlachtfeld. Plotho gab ganz richtig 21000 Wellington an, was man nachher auf 17000, 15000, 12800 (Lettow) und gar 10700 (Rose) englischerseits heruntersch raubte; letztere Ziffer bedeutet offenbar allein schon den englischen Verlust, die Niederländer gestehen 4000 zu, die Deutschen verloren sicher weit mehr, Deutsche Legion sicher nicht „1800" (Omptedabiographie, Bearnish). Picton schmolz auf ein Zehntel, von 1050 Riflemen des 95. (Sandgruben) blieben 150 übrig, selbst die erst bei Nacht eingesetzten 19. Husaren verloren zwei Drittel, danach mag man sich das übrige denken. Auf zahllose Überführungen bei Einzelheiten einzugehen, hat keinen Zweck. Die Preußen gaben 7000 an *). Die Verluste der französischen Armee

*) Preußische Verlustlisten sind im einzelnen hier wieder bedenklich, besonders für Korps Pirch, 1. Pommersches schwingt sich zu — 58 auf, obschon es den Ausschlag in Plancenoit gab, andere Regimentsgeschichten schweigen sich aus. Bei Bülow verloren 8 Landwehrregimenter natürlich doppelt so viel als die 4 Linienregimenter, besonders 1. bis 4. Schlesisches bluteten sehr, beim 10. 11. 18. 19. Linie (82 Offiziere) klaffen große Widersprüche in den Mannschaftsziffern. Zieten verlor inklusive Seitengefecht gegen Grouchy 1432. Im ganzen wohl nicht 7000, sondern 9200 (Müffling).

Digitized by Google

laſſen ſich nicht beziffern, weil ſie aufgelöſt und gehetzt vom Schlachtfelde zurückflutete und ſich niemand Mühe gab, in dem großen Zuſammenbruch der hundert Tage auch noch Verluſtliſten aufzuſtellen. Den Offizierverluſt aber kennen wir genau: 439 Reiter, 32 Artillerie-, 870 Infanterieoffiziere, alſo normal 17000 Infanterie und Artillerie, 4400 Kavallerie. Da Marcinet notoriſch 2000 auf 110 Offiziere verlor, liegt kein Grund vor, den Blutverluſt zu erhöhen, zumal ſein 25. Regiment nur 205 auf 44 Offiziere verlor und zwar inkluſive Gefangener. Wir wollen ins Dickicht der Statiſtik nicht weiter untertauchen und meinen, daß Napoleon 25000 verlor inkluſive Gefangener und 300 Sappeurs (14 Offiziere). — Herzog Wellington nannte die Schlacht nach ſeinem über eine Stunde vom Schauplatz entfernten Hauptquartier „Waterloo"; Blücher taufte ſie nach dem Pachthofe „Belle-Alliance", während Napoleon ſie die Schlacht von „Mont-Saint-Jean" nannte. Der Wirklichkeit am nächſten kommt jedenfalls die letztere Bezeichnung, denn das Hauptringen des Tages war doch der ſtundenlange Kampf um die Höhe von Mont-Saint-Jean. Indes

Die Siegesnachricht von Waterloo in einem engliſchen Invalidenheim
Nach einem Gemälde von David Wilkie geſtochen von Burnet

auch Belle-Alliance hat ſeine volle Berechtigung, denn der endliche Sieg lag in der Eroberung des Dorfes Plancenoit und dem Anpacken der franzöſiſchen Rückenſtellung bei Belle-Alliance. Aber der engliſche Herzog blieb eigenſinnig bei ſeiner Benennung Waterloo. Ihm war die Hilfe der Preußen zwar dankenswert, doch den Sieg ſchrieb er ſich und ſeinen Briten zu. Nun iſt es zwar gewiß, daß ſich die Engländer und ihre Verbündeten, worunter 36000 Deutſche waren, ſehr tapfer und ausdauernd geſchlagen haben und beſonders in der Kriſis am Abend die beſte Haltung zeigten. Aber ebenſo ſicher iſt es, daß Wellington ohne die Hilfe der Preußen die Schlacht verloren und bei der ſchweren Erſchütterung ſeiner Truppen kaum einen ordentlichen Rückzug erfochten hätte. Es erhellt dies aus der einfachen Tatſache, daß Napoleon gegen die Preußen das ganze Korps Lobau, die Junge Garde zu Fuß und vier Bataillone der Alten Garde aufſtellen mußte, ungerechnet die Kavallerie. Dieſe 16000 Mann Kerntruppen fehlten dem Kaiſer bei ſeinen fortwährenden Stürmen auf das engliſche Zentrum. Hätte er ſie verfügbar gehabt, ſo wäre Wellington ohne Zweifel über den Haufen gerannt worden*). Daher: Blücher und ſeine Preußen haben die Schlacht gerettet. Und das nicht allein: Die Preußen haben auch durch ihre energiſche Verfolgung dem Feinde jede Möglichkeit zum Sammeln abgeſchnitten und die Bahn für den Vormarſch auf Paris frei gemacht. Dies muß ausdrücklich gegen eine gewiſſe Tendenz in der engliſchen Geſchichtsſchreibung, die dahin geht, den Preußen ihren Ruhm zu ſchmälern, feſtgeſtellt werden. — Was ſie ihren Leuten ſchuldig waren, das ſahen Blücher und

*) Der engliſche Feldherr hat ſelbſt am Tage nach der Schlacht bekannt, daß manche ſeiner Bataillone keine hundert Mann mehr hielten.

Digitized by Google

Gneiſenau dankbar ein. „Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten, ihr habt euch einen großen Namen gemacht. Solange es Geſchichte gibt, wird ſie euer gedenken, nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne, eure Enkel, euch gleichen." So redete Blücher durch Gneiſenaus Feder ſeine Truppen an. — Am Morgen nach der Schlacht ſchrieb Blücher eigenhändig ſeinen urwüchſigen Siegesbericht an des Königs Generaladjutanten von dem Kneſebeck: ‚mein Freind die Schönſte Schlagt iſt geſchlagen. Der herlichſte Sieg iſt er fochten. Daß Detallie wird er vollgen, ich denke die Bonaparttſche geſchichte iſt nun wohl zimlich wider zu ende. La Bellaliance den 19ten früh. ich kann nicht mehr Schreiben den ich Zittere an alle glider, die anſtrengung wahr zu groß."

„Die Armee hat Wunder getan, da faßte ſie die Panik, und alles war verloren. Ney hat wie ein Verrückter gehandelt, er hat mir meine ganze Kavallerie maſſakrieren laſſen. Dreimal hab ich den Sieg entſchlüpfen ſehen, ich kann nicht mehr, ich erſticke, ich muß einige Stunden Ruhe haben! — Ein Huhn, ein Bad, ein Bett!" So der Kaiſer, als er in der Morgenſtunde des 21. Juni im Palais Elyſée eintraf, zum Herzog von Vicenza, der ſeinen Herrn ſofort aufſuchte. Seine Getreueſten hatten den Kaiſer begleitet, Bertrand und Drouot, Gourgaud und Labédoyère, Männer bis in die letzte Faſer ihres Lebens dem Korſen ergeben, Männer, mit denen er wagen konnte, was er wagen wollte. Sie hatten ihm geraten, nach Paris zu gehen, und nun ſtanden ſie hier, dieſe Prätorianer des Kaiſerreichs, um, wenn es ſein mußte, von vorn wieder anzufangen. Der treue Caulaincourt warnt den Kaiſer dringend, ſich auf die Kammern zu verlaſſen, auch ſeine Brüder Joſeph und Lucian Bonaparte beſchwören ihn, ſofort zur Armee zurückzugehen, wo ſeine Stärke liegt. „Ich habe keine Armee mehr!" bricht Napoleon aus, „ich habe nur noch Flüchtlinge!" Und dann plötzlich wieder zur Hoffnung überſpringend: „Aber ich werde Menſchen und Gewehre wiederfinden. Alles kann noch gut werden. Die Abgeordneten werden mich unterſtützen, die Mehrzahl iſt gut franzöſiſch geſinnt." Während der Kaiſer im Bad ſitzt, kommt in höchſter Aufregung Davouſt und beſchwört den Kaiſer, die Kammer ſofort zu vertagen. Um 10 Uhr war Miniſterrat, ihm wohnte auch der Polizeiminiſter Fouché bei, der große Intrigant, der jetzt bereit war, die Bourbonen zurückzuführen. Er hatte unermüdlich wie ein Wieſel ſich durch dick und dünn windend ſchon eine ganze Anzahl von Abgeordneten bearbeitet und das Netz um den Kaiſer dicht gezogen. Allerdings verſteckte er ſich hinter dem Marquis de Lafayette, den großen Namen dieſes Mannes für ſeine kleinen Zwecke ausnutzend. Der Mann, deſſen Name aus der Revolution herüberleuchtete, der nichts war, nichts ſein wollte als Patriot, als Franzoſe, er, der ausgeſprochene Feind der Bourbonen, deckte das hinterliſtige Treiben des Erzintriganten. Dennoch gab's in dieſem Miniſterrate Augenblicke, wo Fouché für den Ausgang ſeiner Intrige fürchten mußte. „Dieſer Teufel von Menſch!" ſagte Fouché am Nachmittag zu einem befreundeten Royaliſten. „Er hat mir heute früh Furcht eingejagt; als ich ihn hörte, glaubte ich wahrhaftig, daß er von vorn anfangen würde, — glücklicherweiſe, er hat es nicht getan." Allerdings „heureusement" für Fouché und ſeinen Anhang. Schon hatte Davouſt, unterſtützt von dem entſchloſſenen Marineminiſter Décrès, von neuem den dringenden Vorſchlag gemacht, die Kammern ſofort zu vertagen. Um dies zu verhindern, riet Fouché heuchleriſch, ſich ruhig auf die Kammern zu ſtützen, die ſchon mit ſich reden laſſen würden. Wütend rief Décrès, daß Fouché den Kaiſer abſichtlich täuſchen wolle. Der Staatsrat Regnault ſagte offen heraus: „Ich zweifle, daß die Abgeordneten die Abſichten des Kaiſers unterſtützen werden, ſie glauben nicht mehr, daß er das Vaterland retten kann. Ich fürchte, es wird ein großes Opfer notwendig ſein." — Der Kaiſer fuhr auf: „Reden Sie deutlich, meine Abdankung wollen ſie?" — „Ich fürchte Sire, daß, wenn der Kaiſer ſich nicht entſchließt, aus freien Stücken ſeine Abdankung einzureichen, die Kammer ſie zu fordern wagen wird." — Jetzt ſprang Lucian Bonaparte auf, der einſt beim Staatsſtreich vom 18. Brumaire ſo entſchloſſen mitgeholfen hatte. Hier konnten nur die Bajonette helfen. Sofortige Auflöſung der widerſpenſtigen Kammer war das einzige Rettungs-

Marquis de Lafayette
Nach einem Kupferſtich von Geille

Digitized by Google

mittel. Lucian riet dringend, dies letzte äußerste Mittel zu wagen. Aber der Kaiser zögerte. Statt zu handeln redete er: „Ich fürchte sie nicht! Was sie auch tun mögen, ich bin noch immer der Abgott des Volkes und der Soldaten. Wenn ich ein Wort sagte, würden sie alle totgeschlagen.“ — Er schilderte den Ministern die großen Hilfsquellen Frankreichs, er erklärte, sofort zur Armee abreisen zu wollen, sich aber vorher von der Kammer die diktatorische Gewalt übertragen zu lassen. Des Kaisers zündende Rede riß die Minister mit. Das war der Augenblick, wo Fouché für seine Pläne zitterte. Aber er brauchte nicht zu zittern — während man im Ministerrat redete, hatte die vom Kaiser so stark unterschätzte Zweite Kammer gehandelt.

Es waren allerlei Gerüchte von Vertagung, von Auflösung, von einem Gewaltstreich, in die Kammer gedrungen. Was hatte der Kaiser vor? Was hatten seine Prätorianer vor? Die Abgeordneten flatterten unruhig umher wie eine gackernde Hühnerschar, über welcher der Habicht kreist. „Die Deputierten,“ sagt ein Augenzeuge, „schrieen alle durcheinander, die am lautesten, welche die meiste Furcht hatten.“ Was war gegen Auflösung zu tun? Wenn erst das kaiserliche Dekret da war, wenn gefällte Bajonette es unterstützten, dann war es zu spät. Das geängstigte Parlament griff jetzt zu einem Mittel aus dem Arsenal der Revolutionszeit. Der alte Lafayette, umwittert von verrauschter Popularität, von österreichischer Kerkerhaft, der Freiheitsheld zweier Welten betritt die Rednerbühne. Mit fester Stimme stellt er den Antrag: „Die Kammer erklärt die Unabhängigkeit der Nation bedroht; die Kammer erklärt sich in Permanenz; jeder Versuch sie aufzulösen ist Hochverrat; wer sich nur des Versuches schuldig macht, ist Verräter am Vaterlande und wird als solcher gerichtet; die Nationalgarde wird aufgeboten, die Sicherheit der Hauptstadt und die Unverletzlichkeit der Volksvertreter zu garantieren; die Minister des Krieges, des Auswärtigen, des Innern und der Polizei werden aufgefordert, sich augenblicks in den Schoß der Versammlung zu begeben.“ Im Nu sind diese Anträge angenommen, gedruckt, in der Stadt angeschlagen und verbreitet. Die Pairs, alles Leute in hohen Ämtern und Würden, teils senil, zur größten Anzahl satt und des Kampfes müde, stimmen den Anträgen der Zweiten Kammer bei. Als die Botschaft von diesen Beschlüssen in das Elysée gelangt, ruft der Kaiser kopfschüttelnd aus: „Ich hätte sie vor meiner Abreise nach Haus schicken sollen. Nun ist es zu spät, sie werden Frankreich aufgeben.“ — Inzwischen wird es in Paris lebendig. Die Nationalgarden scharen sich um die Kammer. Vor dem Elysée rotten sich drohend Arbeitermassen, fordern rasend Waffen und jubeln dem Kaiser mit einem „Vive l'Empereur!“ zu, sobald er sich im Garten zeigt. Der Kaiser erkennt die Lage. Wenn er die Massen entfesselt, so wird die Kammer weggefegt wie Spreu vom Sturm. Napoleon wandelt erregt mit Lucian im Garten auf und ab. Durch die Gitter strecken sich grüßend die schwieligen Fäuste der Ouvriers. Lucian sagt, fortwährend zur Gewalt treibend: „Sieh, so ist die Stimmung in ganz Frankreich, wage es daraufhin!“ Der Kaiser schüttelt den Kopf: „Ich habe schon zu viel gewagt.“ Und schon hat der Beschluß der Kammern seine Wirkung: Marschall Davoust lehnt die Verantwortung für einen verspäteten Gewaltakt gegen die Kammern ab. Die Minister mit Lucian an der Spitze begeben sich in die Kammer. Des Kaisers talentvollster Bruder tut sein möglichstes, die Sache Napoleons zu retten. Schon scheint es seiner glühenden Beredsamkeit zu gelingen, das Nationalgefühl der Deputierten aufzustacheln. „Festes Anschließen allein an diesen Mann kann Hilfe bringen!“ ruft er aus, „oder wollen Sie sich an die Feinde anschließen? Denken Sie an die Achtung und Würde Frankreichs! Nachdem Frankreich den Mann am 20. März mit Entzücken und als befreienden Heros aufgenommen hat, — wollen Sie ihn zur Abdankung zwingen? was wird die Nachwelt sagen?!“ Schon scheint die Stimmung zu schwanken. Da besteigt nochmals der alte Lafayette die Rednerbühne. „Prinz!“ ruft er, „Sie verleumden die Nation! Nicht, daß wir Napoleon verlassen haben, kann die Nachwelt sagen, sondern daß wir ihm zu viel gefolgt sind. Haben Sie vergessen, daß die Gebeine unserer Kinder auf den Schlachtfeldern von Italien, Ägypten, Spanien, Deutschland und Rußland unsere Treue bezeugen? Für ihn haben wir genug getan. Wir haben jetzt die Pflicht, das Vaterland zu retten!“ — Ebensowenig wie Lucian in der Zweiten Kammer richtete Carnot in der Pairskammer aus. Beide Kammern wählten je fünf Kommissare, welche gemeinsam mit den Ministern die Maßregeln zum Schutze des Landes beschließen sollten. Lucian konnte seinem Bruder die feindselige Stimmung der Kammern nicht verhehlen. Er traf den Kaiser mit Benjamin Constant im Garten auf und ab gehend. Die Menge vor den Toren hatte sich verzehnfacht. Es war wie das Tosen eines Meeres; der Ruf „Vive l'Empereur!“ wurde von dem Ruf „aux armes“ abgelöst. „Sie sehen,“ sagte Napoleon, „diese da draußen habe ich nicht mit Ehren und Reichtümern überhäuft. Was verdanken sie mir? Ich habe sie arm gefunden, ich habe sie arm gelassen, aber der Instinkt der Nation durchglüht sie. Die Stimme des Landes tönt aus ihnen. Wenn ich will, wird die rebellische Kammer in einer Stunde nicht mehr existieren. Aber ich bin nicht von der Insel Elba zurückgekehrt, damit Paris in Blut gebadet wird, — lieber Pflanzer in Amerika.“ — Nochmals drang Lucian in seinen Bruder, die Auflösung auszusprechen, sonst würden die Kammern seine Absetzung votieren. Gelassen, aber schon zweifelnd und müde entgegnete Napoleon: „Sie wagen es nicht!“

Sie wagten es! In der Zweiten Kammer war schon früh reges Leben. Fouché war eifrig am Werk gewesen, seine Agenten schwirrten durch ganz Paris. In der Nachtsitzung der Minister und Kommissare

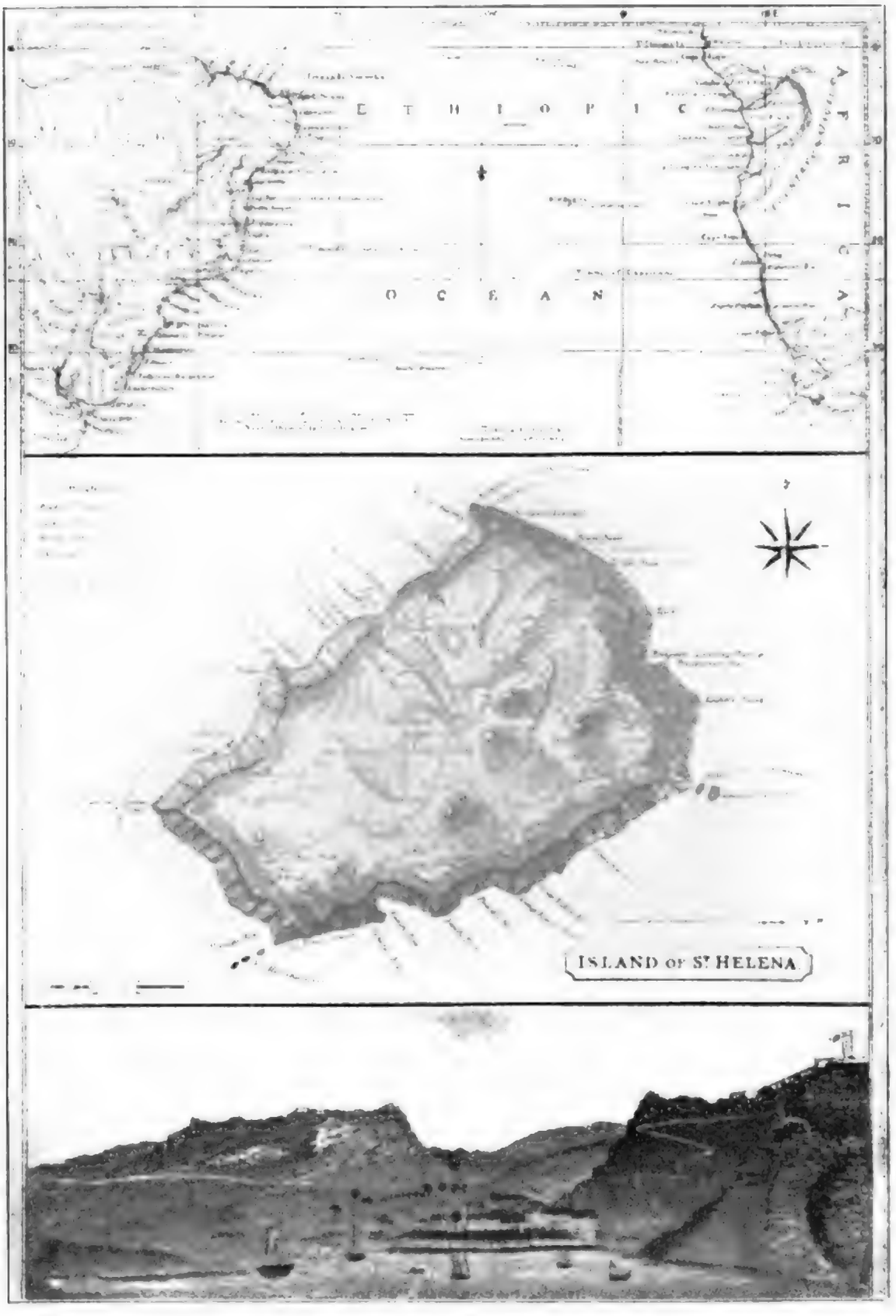
Digitized by Google

ward beſchloſſen, daß die Kammern eine Kommiſſion ernennen ſollten, um über den Kopf des Kaiſers hinweg mit den Verbündeten zu verhandeln. In den erſten Morgenſtunden kam die Nachricht, daß Marſchall Grouchy mit ſeinem Heere durchgeſchlüpft ſei und ſich im Anmarſch auf Paris befinde. Seine völlig ſchlagfertige Armee betrug 30000 Mann. Er hatte am 18. und 19. bei Wavre 2000 verloren (Thielmann 2476 und 5 Geſchütze, kein Wunder gegen ſolche Übermacht, die Kurmärkiſche Landwehr zeichnete ſich aus), marſchierte dann mit klarer Geiſtesgegenwart auf Namur ab, obſchon ihm Korps Pirch auf den Hacken ſaß. Erſt vormittags ereilte ihn die Hiobspoſt durch den Adjutanten Dumonceau, den Napoleon perſönlich aus Quatrebras abſandte. Auf dem Rückzug holte ihn zwar Pirchs und Thielmanns Reiterei ein, wobei 700 frühere ſächſiſche Reiter mit beſonderem Zorn ins 33. ligne einhieben, doch Pirch biß ſich an der von der Diviſion Teſte verteidigten Mauer die Zähne aus (1500 Mann Verluſt für 300 auf franzöſiſcher Seite?). Die Stabschefs Thielmanns und Pirchs, Clauſewitz und Aſter, waren beſſere Schriftſteller als praktiſche Truppenleiter. Gleichzeitig traf von Jérôme aus Laon die Nachricht ein, daß an 30000 Mann Verſprengte dort verſammelt wären. Es war ſo, daß der Kaiſer innerhalb weniger Tage 100000 Mann zwiſchen Paris und die Armeen Blüchers und Wellingtons ſchieben konnte. Er ſandte Davouſt in die Kammer, um dort die neue Lage darzuſtellen. Man hörte kaum hin auf das, was Davouſt zu ſagen hatte. In den Reihen der aufgeregten Deputierten wuchs nur die Furcht, daß jetzt der Staatsſtreich käme. „Iſt es wahr," ſchrie jemand Davouſt an, „daß Sie Truppen gegen die Verſammlung marſchieren laſſen wollten?" — „Auf meine Ehre," entgegnete errötend der Marſchall, „dieſe Beſchuldigung iſt falſch!" — „Wenn ſie wahr wäre, würden Sie verhaftet werden!" brüllte jemand. — „Ich bin deſſen nicht fähig!" log Davouſt, der geſtern noch auf des Kaiſers Befehl zu allem fähig geweſen wäre. Es war, als ob ſich aller Abgeordneten ein Paroxysmus bemächtigt hätte, der alle Gedanken nur dahin drängte, den einzigen Mann, der Frankreich vor der Invaſion retten konnte, vom Ruder zu ſtoßen, um ſich mit gebundenen Händen den verbündeten Armeen auszuliefern. Einen ſolchen Tiefſtand der Vertreter einer Nation hat es wohl nie gegeben. „Nicht die Freiheit iſt es, die mich abſetzt," ſagte bitter der Kaiſer, „es iſt die Furcht". —

Mochte er noch ſo recht haben: Es gab für ihn nur zwei Wege: entweder Auflöſung der Kammer und eine auf die Bajonette des Volkes geſtützte Diktatur oder — Abdankung. Man drängte. Der Kammerpräſident Lanjuinais ſandte Botſchaft: wenn der Kaiſer die Abdankung nicht in einer Stunde einreiche, werde die Kammer die Abſetzung ausſprechen und ihn ſelbſt außer dem Geſetz ſtellen, — „hors la loi", furchtbares Achtungswort der Revolution! Dieſer Schlag ins Geſicht mag Napoleon bitter genug geweſen ſein, indes was bleibt ihm übrig? Er diktiert ſeinem Bruder Lucian mit feſter Stimme ſeine Abdankung. Auf den Rat Carnots dankt er zugunſten ſeines Sohnes Napoleons II. ab. Er weiß, daß es ein leeres Wort iſt. „Mein Sohn!" ruft er, „welche Idee! ich danke ja doch zugunſten der Bourbons ab. Sie ſind jedenfalls nicht Gefangene in Wien!" — In der Kammer iſt man indes ſehr ungeduldig geworden. Etliche ziehen die Uhr, die Stunde iſt um. Es fallen Rufe: „Man muß ihn in Anklagezuſtand ſetzen! man muß ihn verhaften!" Der General Laborde eilt in guter Meinung zum Kaiſer, um nachzudrängen. Napoleon klopft ihn auf die Schulter und ſagt mit einem Anflug von Humor: „Dieſe Herren ſind ſehr eilig. Sagen Sie ihnen, daß ſie ruhig ſein möchten, vor einer Viertelſtunde habe ich meine Abdankung unterſchrieben." — Gleich nach 1 Uhr mittags wurde die Urkunde in beiden Kammern verleſen, — es war geſchehen, der gewaltige Mann war zum zweitenmal von Frankreichs Kaiſerthron geſtiegen. Seine politiſche Laufbahn war zu Ende, — am 20. März war er in die Tuilerien eingezogen, auf Händen die Freitreppen emporgetragen, am 25. Juni verließ er auf den Befehl der Regierungskommiſſion das Elyſée, — zu Fuß durch eine Hintertür, um ſich nach Malmaiſon zu begeben.

Die Kammern hatten ſofort nach der Entthronung des Imperators eine proviſoriſche Regierungskommiſſion von fünf Mitgliedern eingeſetzt, an deren Spitze Fouché trat. Man beſchloß, dem drohend heranmarſchierenden Blücher eine Abordnung entgegenzuſenden, um einen Waffenſtillſtand zu ſchließen. Blücher ſandte ſeinen Adjutanten Noſtitz nach Laon hinein und ließ den Franzoſen folgende Bedingungen ſtellen: 1. Auslieferung Napoleons. 2. Übergabe der Stadt Paris. 3. Übergabe der ſämtlichen Feſtungen an der Moſel, Maas und Sambre. 4. Auslieferung der ſämtlichen den verſchiedenen Völkern geraubten Kunſtwerke. Schon die erſte Bedingung, Übergabe Napoleons, erregte lebhaften Widerſpruch, obgleich Lafayette wohl in der Hoffnung, den Kaiſer noch zur rechten Zeit in Sicherheit bringen zu können, Noſtitz zuflüſterte: „Ecoutez, cela ne fera pas des difficultés!" Bei der zweiten Forderung: Die Übergabe von Paris, zerſchellten die Verhandlungen. Dieſe Bedingung ſchien den franzöſiſchen Herren entehrend. Sie reiſten mit freiem Geleit über Metz in das Hauptquartier der Monarchen, um hier ihr Heil zu verſuchen, allerdings erfolglos. — In der Tat war Blücher entſchloſſen, den entthronten Cäſar einfach erſchießen zu laſſen, und Gneiſenau ſtand ganz auf ſeiten ſeines Feldherrn. Sie forderten durch Müffling die Zuſtimmung Wellingtons zu dieſem Schritt. „Bonaparte," heißt es in Gneiſenaus Schreiben, „iſt durch die Erklärung der verbündeten Mächte in die Acht erklärt. Der Herzog von Wellington möchte vielleicht Bedenken tragen, den Ausſpruch

Digitized by Google



Die Insel Sankt Helena

der Mächte zu vollziehen. Sie wollen demnach die Verhandlung über diesen Gegenstand dahin richten, daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen. So will es die ewige Gerechtigkeit, so bestimmt es die Acht vom 13. März, so wird das Blut unserer getöteten und verstümmelten Soldaten gerächt." — Blücher wollte Bonaparte im Schloßgraben von Vincennes auf demselben Fleck erschießen lassen, wo der Herzog von Enghien erschossen wurde. Entsetzt erhob Wellington Einspruch gegen solches Vorhaben: das sei gegen alles Völkerrecht und eines siegreichen Feldherrn nicht würdig. Blücher entgegnete darauf: daß er dann aus Nachgiebigkeit gegen den Herzog die Hinrichtung unterlassen werde, und Gneisenau fügte persönlich hinzu, nachdem er alle Gründe für die Erschießung Bonapartes aufgeführt hatte: „Es sei indessen! Will man theatralische Großmut üben, so will ich mich dem nicht widersetzen. Es geschieht dies aus Achtung gegen den Herzog und — aus Schwäche."

Feldmarschall Blücher hatte keine Ruhe mehr, bevor er nicht in Paris war. Es lag in diesem Vorwärtstreiben eine gewisse Gefahr, denn das Blüchersche Heer war kaum noch 60000 Mann stark, während sich

Napoleon auf St. Helena
Nach einem Kupferstich von Jazet

bei Paris unter dem Oberbefehl des Marschalls Davouſt über 70000 Mann gesammelt hatten. Wellington war noch über zwei Tagemärsche zurück, an zehn deutsche Meilen von Blücher getrennt. Der gestürzte Imperator verfolgte von Malmaison aus die Bewegungen der Feinde Frankreichs und witterte ihre Schwäche, wie ein edler Jagdhund die Spur des Wildes wittert. Es schien dem Schlachtenmeister, als ob ihm hier zwei Siege förmlich auf dem Handteller dargeboten würden. Ihm mochte zumute sein, wie einem darstellenden Künstler, dessen Rolle in unfähige Hände gelegt ist. Aus Erwägungen wurde ein Entschluß: er sandte den General Becker, der mit einem Detachement Infanterie und Kavallerie zum Schutze des Kaisers (andere sagen zur Bewachung) in Malmaison eingetroffen war, nach Paris und bot der Regierungskommission an, sich als einfacher General Bonaparte an die Spitze der Truppen zu stellen, um die Feinde zurückzuschleudern. Zuerst war Fouché sehr erschrocken und glaubte schon, daß Napoleon an der Spitze einiger tausend Mann im Anmarsch sei. Dann faßte er sich, warf das Schreiben auf den Tisch und sagte kalt: „Der Mann ist toll! Er will uns alle kompromittieren, er hält uns für Dummköpfe: sagen Sie ihm, sein Antrag sei abgelehnt und er solle sofort nach Rochefort abreisen, sonst könnte er noch gefangen werden." General Becker eilte zurück und fand den Kaiser mit seinem Gefolge im Begriff, zu Pferde zu steigen. Als Becker indes Fouchés Ablehnung ankündete, rief der Kaiser in tiefer Bewegung: „Wie schmerzlich ist es

Digitized by Google

doch, verdammt zu sein, fern vom Schlachtfelde zu bleiben!" — Auch Davouſt war höchſt ärgerlich, daß Napoleon ſich nochmals dazwiſchen miſchen wollte: „Ihr Bonaparte," fuhr er den Grafen Flahault an, „ſcheint nicht abreiſen zu wollen, aber er wird wohl müſſen. Seine Gegenwart beläſtigt uns, geniert uns, ſie ſchadet dem Erfolg unſerer Verhandlungen. Wenn er hofft, daß wir ihn wieder nehmen, ſo täuſcht er ſich. Sagen Sie ihm, daß er ſofort abreiſen müßte, daß ich ihn ſonſt verhaften ließe, ja, daß ich ihn ſelbſt beim Kragen nehmen würde!" — Graf Flahault, empört über das unverſchämte Benehmen des abtrünnigen Siegers von Auerſtädt, richtete ſich ſtolz auf und ſagte: „Ich achte mich zu ſehr, Herr Marſchall, um Ihre Worte dem Kaiſer zu überbringen, gehen Sie ſelbſt hin, es ſteht Ihnen beſſer an, als mir." — „Möge er kommen," ſagte der Entthronte kalt, als er dieſen brutalen Ausfall ſeines einſtigen Feldgenoſſen hörte „möge er kommen, ich bin bereit, ihm den Hals hinzureichen."

Es war in der Tat die höchſte Zeit, daß der Kaiſer abreiſte, denn ſchon ſtreckte Blücher ſeine Fänge aus, um den Erbfeind Preußens in Malmaiſon abzufangen. Am 29. Juni in den Nachmittagsſtunden nahm der Kaiſer Abſchied von den Seinen. Beſonders zärtlich war das Adieu zwiſchen Mutter und Sohn. Lätitia Ramolino war nun 65 Jahre alt und hatte in ihrer Familie wohl das unerhörteſte Auf und Ab durchgekoſtet, was es in einem Menſchenleben überhaupt geben kann. Sie wird nach dieſem zweiten Sturz ihres Lieblingsſohnes nach Rom gehen und bei ihrem Stiefbruder, dem Kardinal Feſch, leben. Sie wird hochbetagt ſterben, nachdem ſie noch den Wandel dreier Regierungen und den ſchmählichen Zuſammenbruch der Bourbonen geſehen hat. Auch ſeine Brüder ſind in Malmaiſon, bis auf Ludwig, der ſeit Jahren tiefverwundet abſeits ſteht. Er iſt von der ſchönen Hortenſe geſchieden und will ihr wohl nicht begegnen. Jetzt wird der Strudel ſie alle auseinanderwerfen. Joſeph, einſt Spaniens König, wird ein Aſyl in Amerika ſuchen, wird ſich dort eine große Farm kaufen und das Bürgerrecht der freien Staaten erwerben. Seine letzten Jahre wird er in Florenz leben, wo ſeine Frau Marie Clary ihm eine Stätte bot. Sie war eines Seifenhändlers Tochter zu Marſeille; ihre ſchöne Schweſter Déſirée einſt die Herzliebſte des Leutnants Bonaparte und dann Königin Bernadotte von Schweden. — Bruder Lucian wird nach Rom gehen und dort leben wie ein Fürſt. Er hat vor 20 Jahren als Kriegskommiſſar in Italien gehörig zugelangt und ſeitdem eifrig Reichtümer geſammelt, hat Kronen ausgeſchlagen und iſt ſeiner Maklerswitwe Jouberthon treu geblieben; er war ſtets klug genug, nicht klug zu ſein. — Jérôme, der Jüngſte, einſt Weſtfalens König, iſt Eidam der Dynaſtie Württemberg und wird von Württembergs Gnaden Fürſt von Montfort ſein. Er wird unter dem Kaiſerreich des Neffen noch eine politiſche Zukunft haben und wird für eine Weile noch kaiſerlicher Prinz und Thronfolger des Neffen ſein. Er iſt Stammvater der Linie, welche die bonapartiſtiſchen Prätendenten ſtellt. Auch Hortenſe iſt da, die ſchöne, leidenſchaftliche Hortenſe, die einſt Michel Duroc liebte und König Ludwig heiraten mußte. Sie hat ſtets treu zu ihrem Stiefvater gehalten. Jetzt drängt ſie dem Exkaiſer ein koſtbares Diamantenhalsband auf, denn die kaiſerliche Kaſſe iſt knapp. Sie wird nach Arenenberg im Kanton Thurgau gehen und dort ihren jungen Sohn erziehen, den dritten Napoleon, der einſt nach zwei Menſchenaltern auf der Walſtatt von Sedan als Beſiegter vor Luiſens Sohn ſtehen wird.

Um fünf Uhr fuhren die Wagen von dannen. In das für den Kaiſer beſtimmte Gefährt war Gourgaud mit ſeinen Offizieren eingeſtiegen. Napoleon ſelbſt, in bürgerlichem Rock und Hut, ſtieg in eine einfache Kaleſche; man mußte vor Blüchers Huſaren auf der Hut ſein. Im Gefolge des Entthronten waren außer dem General Becker des Kaiſers Getreue: Graf Bertrand, Graf Montholon, die Generale Gourgaud, Labédoyère und Lallemand; auch der Herzog von Rovigo, Savary, hatte ſich angeſchloſſen, er fürchtete von der Ermordung Enghiens her die Rache der Bourbonen. Die Fahrt ging nach Rochefort, einer kleinen Hafenfeſtung an der Mündung der Charente. Auf der Reede von Rochefort lagen die Fregatten Méduſe und Saale, welche Bonaparte nach Amerika bringen ſollten. Aber Herzog Wellington hatte die Päſſe zur freien Ausfahrt verweigert. Fouché war zu ängſtlich, die Abreiſe ohne Päſſe zu geſtatten; es mochte auch wohl ſein, daß der Falſche den Kaiſer als eine Art Unterpfand abſichtlich in Rochefort zurückhalten wollte, denn inzwiſchen war von Lafayette die Nachricht eingegangen, daß Blücher auf der bedingungsloſen Auslieferung Napoleons beſtehe. — Der Exkaiſer zeigte ſich unentſchloſſen, obgleich die Zeit drängte. — Seine Freunde taten, was ſie konnten. Auf der Reede ankerte ein däniſches Handelsſchiff, deſſen Kapitän, geborener Franzoſe, bereit war, den Kaiſer heimlich durchzuſchmuggeln. Es waren etliche junge Marineoffiziere da, die ſich erboten, den Kaiſer in Fiſcherbooten die Küſte entlang zu fahren, um ihn an Bord eines ausſegelnden Schiffes zu ſchaffen, welches keiner Kontrolle mehr unterlag. Kaum ein Zweifel, daß die Flucht des Kaiſers geglückt wäre. Vor der Reede kreuzte nur das engliſche Linienſchiff Bellerophon mit zwei kleinen Begleitſchiffen. Dieſe hatten eine Küſtenlinie von ungefähr acht Meilen Ausdehnung zu überwachen. Aber Napoleon konnte ſich nicht entſchließen. Er mochte noch immer hoffen, daß in Paris etwas Außergewöhnliches geſchähe, daß er noch einmal der Mann der Lage werden könnte.

Vergebliches Hoffen. Seit dem 3. Juli war Paris in der Macht der Verbündeten. Nach einigen hitzigen Gefechten gegen die Truppen Davouſts wurde am 3. Juli zu St. Cloud der Vertrag unterzeichnet, welcher

Digitized by Google

Blücher die Tore der Hauptſtadt öffnete. Der alte Marſchall ſprach deutſch mit den Franzoſen. Er litt es nicht, daß aus ſeinem Hauptquartier nur eine Zeile franzöſiſch herausging. Er beſtand darauf, daß Paris Einquartierung bekäme. Als die Unterhändler Schwierigkeiten machten, von Demütigung und dergleichen ſprachen, brach es bei den Alten los: „Kreuzdonnerwetter! Was ſoll das heißen? Die Franzoſen haben ſich's jahrelang in Berlin wohl ſein laſſen, und jetzt ſoll keiner von meinen Preußen heimkehren, ohne ſagen zu können, daß die Pariſer ihn gut bedient hätten! Gott ſtraf mir!" — Als Wellington einen gelinden Einſpruch wagte, erhielt er die echt Blücher-Gneiſenauſche Antwort: „Unſer Soldat iſt nicht ein abgeſonderter Stand, ſondern der kräftigſte Teil der Nation ſelbſt, er kennt dies Abſondern von anderen Ständen nicht und hält es für die größte Beleidigung." Das mochte ſich der engliſche Herzog hinter die Ohren ſchreiben. Wie ſein alter Marſchall Vorwärts war auch Gneiſenau durchtränkt von Haß und Verachtung gegen die Franzoſen. Dieſe deutſchen Herzen hatten nicht vergeſſen, was die übermütigen Sieger dem großen deutſchen Vaterlande und beſonders Preußen zugefügt hatten. Gneiſenau wollte von dieſer Nation keine Brotkrume annehmen, er hielt ſtreng darauf, daß in ſeinen Quartieren alles auf Heller und Pfennig, ja, über jedes Maß bezahlt wurde, — alſo kein franzöſiſcher Marſchall, der dem deutſchen Wirt ſagen ließ: „Ein Marſchall von Frankreich bezahlt niemals." — Auch die Truppen, die am 7. Juli in Paris einzogen, erhielten die Weiſung, ſämtliche Franzoſen mit Ernſt und Kälte zu behandeln. Als König Ludwig XVIII. am 8. Juli ſeinen Einzug hielt — „im Gepäcke der engliſchen Armee kehrten wir nach Frankreich zurück", ſagte Talleyrand ſpöttiſch — ließen ſich die preußiſchen Kompagnien, die im Hof der Tuilerien ihr Biwak aufgeſchlagen hatten, durchaus nicht ſtören. Sie erwieſen keine Honneurs noch nahmen ſie irgendwie eine Notiz von der Anweſenheit des allerchriſtlichſten Königs. Mochten die Franzoſen ihre Privatangelegenheiten ordnen, wie ſie wollten, — Preußen lebte im Kriegszuſtand mit dieſer Nation, und das wollten Blücher und Gneiſenau die Geſamtheit und den einzelnen fühlen laſſen. Als ſich eines Morgens Fouché in St. Cloud einfand, ſagte Gneiſenau trocken zu ſeinem Adjutanten: „Laſſen Sie den Kerl warten!" — und Fouché, zur Zeit der Allmächtige in Frankreich, antichambrierte, Wut und Bosheit im brauenloſen Antlitz, eine geſchlagene halbe Stunde bei Gneiſenau. Blücher legte der Stadt Paris eine Kontribution von 100 Millionen Franken auf und verlangte außerdem zwei Monate Sold und neue Ausrüſtung der drei Armeekorps, die er in Paris hineingelegt hatte. Entſetzt erklärte der Präfekt von Paris dieſe Leiſtung für unerſchwinglich. Gneiſenau ließ ihm ſchreiben, er möge den Grafen Daru einmal fragen, was der aus der viermal ſo kleinen Stadt Berlin herausgepreßt hätte. — Blücher befahl dem General von Zieten, die Brücke von Jena als ein Schmachdenkmal für Preußen in die Luft zu ſprengen. Es war ihm und Gneiſenau durchaus Ernſt damit, und ſchon war ein Ingenieuroffizier mit ſeinen Pionieren an der Arbeit, Sprenglöcher zu bohren. Als die franzöſiſchen Behörden ſich einmiſchen wollten, entgegnete der Offizier kühl: Die Brücke iſt von preußiſchem Gelde erbaut, und es geht keinen Franzoſen etwas an, was die Preußen damit machen. Vergeblich ließ Talleyrand durch den preußiſchen Geſandten Graf Goltz Einſpruch erheben, das verſchlug bei dem Alten nicht: „Ich habe beſchloſſen," ſchrieb er in ſeinem urwüchſigen Blücherdeutſch zurück, — „das die Brücke geſprenkt werden ſoll und kann Ew. Hochgebohren nicht verhehlen, das Es mich recht lieb ſein wird, wenn Sich der Mußje Talleran vorher druffſetzt, Welches ich Ew. Hochgebohren bitte, ihn wiſſen zu laſſen!" General Zieten beſorgte, wohl mit gutem Bedacht, die Sprengung nicht ſchnell genug; er bekam daher am 10. Juli eine nachdrückliche Order des Feldmarſchalls ſich zu beeilen, „damit dieſes zu unſerer Beſchimpfung errichtete Denkmal bald vernichtet werde." König Ludwig wandte ſich jetzt in ſeiner Angſt an Wellington, der infolgedeſſen eine ſehr ſcharfe Unterredung mit Blücher und Gneiſenau hatte. Als der Herzog die beabſichtigte Sprengung eine Barbarei nannte, fragte Gneiſenau kühl entgegen: „Würden Eure Hoheit auch ſo nachſichtig denken, wenn es hier eine Brücke von Saratoga gäbe?" (Bei Saratoga wurde im nordamerikaniſchen Freiheitskriege anno 1777 ein engliſches Korps von 6000 Mann zur Übergabe gezwungen.) Der Herzog wandte ſich bei dieſer Abfertigung entrüſtet ab und es blieb ſeitdem eine Erkältung zwiſchen dem Preußen und dem Engländer, die nie nachließ. — Leider trafen am Abend des Tages die drei verbündeten Monarchen in Paris ein, und der König Friedrich Wilhelm unterſagte die Zerſtörung. Die Brücke wurde umgetauft. Auch die Eintreibung der Kontribution unterblieb: Die Diplomaten legten ſich ins Mittel, und ſtatt des Schwertes wurde der Gänſekiel in die Wagſchale geworfen. — Eins aber ſetzte Blücher durch: Die Rückgabe der Bilder, Kunſtwerke, Handſchriften und Urkunden, welche die Franzoſen während ihrer ſieben fetten Jahre geraubt und gerollt hatten.

Sobald die Monarchen mit ihren Miniſtern und Diplomaten in Paris waren, begannen die Friedensverhandlungen. Damals war es, als Gneiſenau unumwunden ganz Elſaß-Lothringen und die Feſtungen der franzöſiſchen Nordgrenze forderte. Sein klarer Kopf erkannte, daß Deutſchland es ſich ſchuldig war, ein Bollwerk gegen dieſe unruhige, händelſüchtige Nation zu ſchaffen. Hardenberg, Humboldt, Blücher, (natürlich!), Kneſebeck, Boyen, — ſie alle waren einmütig, und König Friedrich Wilhelm ſtand vollkommen auf ſeiten ſeiner Räte. Mochte die Regierung in Frankreich bourboniſch, bonapartiſtiſch, orleaniſtiſch oder

Digitized by Google

republikaniſch ſein, — das ging Preußen nichts an, das Volk jenſeits der Vogeſen blieb dasſelbe, und wahrlich, die preußiſche Monarchie hatte von den Franzoſen genug gelitten. In dieſem Zwiſchenſpiel der hundert Tage war wiederum viel koſtbares Blut gefloſſen, wo war Sicherheit? Jedes deutſchpochende Herz mußte hoffen, daß dieſes edle Blut wenigſtens das alte deutſche, ſchmählich geraubte Land zurückerwürbe, aber dieſe hoffenden Herzen ſchlugen vergebens. Der mächtige Zar, die hochmütigen Briten, der ſcheelſüchtige Habsburger, ſie ſtemmten ſich gegen die preußiſchen Wünſche, und das iſolierte Preußen mußte nachgeben. Gneiſenau hat damals allen Ernſtes erwogen, ob Preußen allein den Krieg gegen Frankreich weiterführen ſollte, denn es hatte 250000 Mann unter den Waffen. Aber angeſichts der ſchrankenloſen Parteinahme Rußlands und Englands für Frankreich mußte man den Gedanken fallen laſſen. Schon Februar 1814 zeigte ſich Wellington kühl bis ans Herz hinan in Unterredung mit Stein allen preußiſchen Anſprüchen gegenüber; bei Eröffnung des Feldzuges fingen preußiſche Vorpoſten einen Kurier ab, der einen Allianzvertrag

Napoleon Bonaparte wird als Gefangener der Engländer von der Bellerophon auf die Northumberland gebracht

Nach einer Lithographie von Fr. Campe aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

mit Öſterreich und — Frankreich gegen Preußen bei ſich trug. Jetzt aber nach ſeiner Rettung durch die Preußen benahm Wellington ſich ſo undankbar perfide, daß Gneiſenau ſeiner Entrüſtung in einem Brief an Raumer Luft machte. Übrigens ſchwärmte der alte Erotiker Wellington für abgelegte Kleider Napoleons, ſo daß er eine berühmte Pariſer Schauſpielerin eiligſt zur Mätreſſe wählte, weil ſie einſtmals die des Erſten Konſuls geweſen war. Später ſchmähte Wellington das „diſziplinloſe“ preußiſche Volksheer im Parlament, während er die „bewundernswerten hannoverſchen Milizen“ pries. Der ganz und gar von Wellington bezauberte Müffling (obſchon ihn Wellington zuweilen lügneriſch verleumdete) fabelt im Brief an den Dichter Scherenberg von Wellingtons „wahrhaft rührender Dankbarkeit“ nach Waterloo: wer's glaubt, zahlt einen Taler.

Am 20. November 1815 erſt wurde der Friedensvertrag unterzeichnet. Frankreich trat einige ſeiner Feſtungen ab, Saarlouis an Preußen, Landau an Bayern, Philippeville und Marienbourg an die Niederlande; dazu zahlte es im ganzen 700 Millionen Franken an Kriegsentſchädigungen und behielt auf die Dauer von drei Jahren ein Beſatzungsheer von 150000 Mann in ſeinen Grenzfeſtungen.

Und Napoleon? Als Ludwig XVIII. wieder im Sattel ſaß, war einer ſeiner erſten Befehle, den Exkaiſer

Digitized by Google

zu verhaften *). Aber Napoleon war schon mit dem Kommandeur des Bellerophon, Kapitän Maitland, in Verhandlungen getreten, indem er durch General Savary anfragen ließ, ob die Pässe zur freien Überfahrt nach Amerika bereits eingetroffen wären. Der Kapitän verneinte dies, erklärte aber gleichzeitig, daß er jedes auslaufende Schiff genau durchsuchen und bei Widerstand sofort in den Grund bohren lassen werde. Damit war dem Kaiser jeder Ausweg abgeschnitten. Er entschloß sich, den General Gourgaud an den Prinzregenten von England zu entsenden mit einem Brief, der also lautete:

Rochefort, den 13. Juli 1815.

Königliche Hoheit. Preisgegeben den Parteien, welche mein Land zerreißen, und der Feindschaft der größten Mächte Europas, habe ich meine politische Laufbahn beendet, und ich komme, wie Themistokles, mich am Herde des britischen Volkes niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Ew. Königlichen Hoheit, als dem mächtigsten, dem beständigsten und dem edelmütigsten meiner Feinde erbitte.

Napoleon."

Admiral Viscount Keith
Nach einem Stahlstich von Eßlinger

Kaum war Gourgaud auf einer der kleinen englischen Kriegsboote abgesegelt, als der königliche Haftbefehl aus Paris eintraf. Des Kaisers Lage war jetzt nicht mehr kritisch, sie war hoffnungslos. Hinter sich die Häscher der Bourbonen, seiner Todfeinde, vor sich die wachsamen englischen Kriegsschiffe blieb ihm keine Wahl: Am 15. Juli in der Morgenfrühe betrat der Entthronte in der Uniform der Chasseurs à cheval seiner Garde, grüner Rock mit goldenen und scharlachenen Aufschlägen, Reitbeinkleid und Reitstiefeln, das Deck der Bellerophon. Als der General Becker, der den Kaiser bisher begleitet hatte, mit in das Boot des Bellerophon steigen wollte, sagte Napoleon bewegt: „Gehen Sie nicht weiter mit, General. Ich will nicht, daß man sagen könne, Frankreich habe mich an meine Feinde überliefert!" Elf Tage später warf das Schiff vor Plymouth die Anker. Natürlich konnte keine Rede davon sein, dem gefährlichen Manne in England ein Asyl zu gewähren. Denn selbst wenn der Prinzregent es gewollt hätte — er dachte gar nicht daran —, so hätte er doch nicht ohne das Einverständnis seiner Verbündeten handeln dürfen. Im Verein mit den übrigen Mächten wurde die Verschickung des gefallenen Korsen nach der fernen, vom Atlantischen Ozean umspülten Insel Sankt Helena beschlossen. Gleichzeitig wurde ihm der Kaisertitel aberkannt; er war fortan nur noch der ‚General Bonaparte'. Alle Proteste des gefallenen Imperators, daß er der Gast Englands sei, daß er sich freiwillig unter den Schutz der Gesetze gestellt habe, daß er getäuscht sei, waren vergeblich, waren auch innerlich unwahr, denn die Bellerophon war seine letzte Zuflucht, und er betrat ihren Bord durchaus nicht freiwillig. Es wurde ihm gestattet, einige seiner Getreuen mitzunehmen: Den General Graf Bertrand mit seiner Frau, einer geborenen Irländerin, verwöhnt und verzärtelt, die sich vom ersten Tage an höchst unglücklich fühlte, den Grafen Montholon und seine Frau, liebenswürdig und anspruchslos, den General Gourgaud, den Grafen Las Cases mit seinem jungen Sohn, den Arzt O'Meara, bisher Schiffs-

*) Der König erließ gegen 19 Generale des Kaiserreichs die Verfügung, daß sie wegen des Übertritts zu Napoleon kriegsgerichtlich verfolgt werden sollten. Den meisten ließ man Zeit, zu entkommen. Nur Labédoyère, eben im Begriff, nach Amerika auszuwandern, wurde ergriffen und am 19. August kriegsrechtlich erschossen. Am selben Tage wurde Marschall Ney, der in die Schweiz entfliehen wollte, gefangen eingebracht. Sein Prozeß währte lange. Das Kriegsgericht, dem er zuerst unterstellt wurde, erklärte sich für nicht zuständig; seine alten Kriegsgenossen wollten die Blutschuld nicht auf sich laden. Man brachte dann den Prozeß vor die Pairskammer, die vollständig royalistisch zusammengesetzt war und den Marschall mit großer Stimmenmehrheit zum Tode verurteilte. So wurde der Tapferste der Tapferen am 7. Dezember 1815 im Garten des Palais Luxembourg erschossen. Als man ihm die Augen verbinden wollte, sagte Ney trocken: „Wissen Sie nicht, daß ich seit 25 Jahren die Gewohnheit habe, weder auf Flinten- noch auf Kanonenkugeln zu achten?"

Digitized by Google

arzt der Bellerophon, den Kammerdiener Marchand und etliche Diener. Ein neues Kriegsſchiff, die Northumberland, war beſtimmt, den Kaiſer nach Sankt Helena zu bringen. In ruhiger Faſſung beſtieg der gefallene Mann die Barke, die ihn von der Bellerophon hinüberführen ſollte. Er ſcherzte mit den Damen über die Seekrankheit, ſprach von ſeiner abenteuerlichen Fahrt nach Ägypten und ſchien munter und guter Dinge. In feſter Haltung ſtieg er die Fallreeptreppe hinan, entblößte vor dem greiſen Admiral Viscount Keith das Haupt und ſprach mit feſter Stimme: „Ich bin zu Ihren Befehlen, Herr General!“

In den Abendſtunden des 17. Oktober betrat der Kaiſer den Boden ſeines Verbannungsortes. Auf der Hochfläche von Longwood, 460 Meter über dem Meere, richtete man ihm eine Wohnung her, nicht eben kaiſerlich, höchſt beſcheiden, aber ſchließlich bewohnbar. Der Kaiſer ſelbſt hatte fünf Räume, ſeine Umgebung mußte

Bertrand Montholon Gourgaud Las Caſes O'Meara

Napoleon auf Sankt Helena

Nach einem Kupferſtich aus dem Hiſtoriſchen Muſeum der Völkerſchlacht von J. M. Bertſch in Leipzig

ſich ſehr behelfen. Am bitterſten empfand Napoleon die ſehr ſtrenge Überwachung. War Admiral Cockburne, ſein erſter Hüter, ſchon ſehr vorſichtig, ſo war Sir Hudſon Lowe noch ängſtlicher. Der Kaiſer warf bald ſeinen ganzen Haß auf dieſen Mann, und es iſt von franzöſiſchen Federn nichts unterlaſſen, den Kerkermeiſter des großen Kaiſers zu verunglimpfen. Aber Hudſon Lowe tat nur ſeine Pflicht gegenüber ſeinem Lande und Europa. „Hier war das ſchwerſte Amt den treueſten Händen anvertraut.“ Mit Einſchränkung zu verſtehen! Denn wenn Lowe auch nur pünktlich die Weiſungen aus London erfüllte, ſo ſcheinen ihm doch dieſe Befugniſſe eines Kerkermeiſters Freude gemacht zu haben, ſein kleinlich pedantiſcher Poliziſtengeiſt ergötzte ſich faſt am Quälen des hochmütigen Gefangenen, der ſich nicht herabließ, ihm anders als mit grimmer Verachtung zu begegnen. Die liberale Partei in England ſchuf ſozuſagen eine politiſche Leibgarde um den großen Märtyrer, die ſich um Lord und Lady Holland und Byrons Freund Hobhouſe ſcharte. Daß nur grobe Parteilichkeit von England die Schuld abwaſchen kann, Napoleon unwürdig behandelt und ſeinen frühen Tod herbeigeführt zu haben, hat des Staatsmanns Lord Roſebery Helenabuch offen zugeſtanden. So ſtarb in dem Kaiſer und ſeinen Gefährten wohl allmählich die Hoffnung auf eine mögliche Flucht. Der Gefangene richtete ſich ein, ſo gut es ging. Er ſchlief lange und kam meiſt erſt in den Mittagsſtunden zum Vorſchein. Er ging oder fuhr dann kürzere Strecken, ritt ſelten, durfte auch weitere Ausflüge nur in Be-

Digitized by Google

gleitung eines englischen Offiziers vornehmen, was er mied. Spät am Abend nahm er in Gesellschaft seiner Leute das Diner. Er aß hastig und sehr viel Fleisch; dann las er französische Schriftsteller und liebte es, selbst vorzulesen. Während des Tages diktierte er viel, oft ununterbrochen sieben bis acht Stunden lang; es war die Kriegsgeschichte seiner eigenen Periode, die er schrieb; sie ist 1867 in zwölf sehr umfangreichen Bänden veröffentlicht. Im Laufe der Zeit wurde der Kaiser fett und bequem und einer regelmäßigen Bewegung immer abgeneigter. Dann stellten sich die Zeichen seiner Todeskrankheit ein, die sich seit Anfang 1821 bedenklich mehrten. Er litt am Magenkrebs, derselben Krankheit, an welcher sein Vater in Montpellier starb und an der auch zwei Schwestern starben. Am 5. Mai 1821, während ein gewaltiger Orkan über die Insel dahinbrauste, lag er im Todeskampfe. Gegen 1/26 Uhr abends starb der Kaiser. Die Winde schwiegen, und die scheidende Sonne, so wird berichtet, sank zur selben Stunde ins Meer. An einer Quelle, nahe seinem Wohnhause, einer Stelle, wo er gern geweilt, grub man ihm das Grab. Man hatte ihm seine grüne Gardeuniform angezogen, und die englischen Rotröcke sandten ihre Gewehrsalven über seine Gruft. Im Jahre 1840, unter der Regierung Ludwig Philipps von Orleans, wurden die Reste des großen Kaisers ausgegraben und im Dom der Invaliden zu Paris beigesetzt.

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette.

Doch vielleicht gilt auch Lamartines Schlußwort seiner Napoleonsode: „Wer weiß, ob vor Gott das Genie nicht eine Tugend ist!“

Während die Northumberland, auf den Wogen des Ozeans schaukelnd, wie ein gewaltiger Sarg zertrümmerten Ruhms den gefallenen Cäsar ins Exil trug, umspannte in der Wiege des Herrenhauses zu Schönhausen eine kleine feste Hand die Kinderklapper, eine Hand, der es einst bestimmt war, ein zerrissenes Deutschland zu Schutz und Trutz zusammenzuschmieden und das zu vollenden, was den Vätern in den Freiheitstagen versagt war — die Hand Otto von Bismarcks.

Digitized by Google

Druck
der Offizin Haag-Drugulin A.-G.
in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

MICHIGAN STATE UNIV. LIBRARIES
31293006967941

Digitized by Google